Bilder und Geſchichten

aus

dem ſchwäbiſchen Leben.

Von

Ottilie Wildermuth.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1853.

Schnellpreſſendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort zur erſten Auflage.

Durch freundliches Zureden bewogen, wagen ſich dieſe Bilder, die ſeither nur unter der Aegide einer Zeitſchrift erſchienen ſind, zum erſtenmal allein in die Welt hinaus. Es ſind Geſtalten aus meiner Erinnerung, Familientraditionen, wie man ſie zunächſt gern für ſich und die Seinigen feſthält; ſie möchten da und dort ähnliche Geſtalten, verwandte Erinnerungen auffriſchen und ſo in ihrem beſcheidnen Theil dazu beitragen, das Leben auch in ſeinen einfachſten Formen zur Geltung zu bringen.

Und noch eine Bitte, zunächſt an meine lieben Landsleute: nehmt dieſe Gabe ohne Arg, wie ſie geboten wird, ohne nach Namen und Datum, nach Wohnort und Herkunft zu fragen. Es ſind Bilder, keine Steckbriefe. Laßt ſie harmlos ihres Weges ziehen, wie ſo manche Menſchenkinder, die wenigſtens ergötzen, weil ſie nicht entzücken können.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es iſt dieſen Schwabenkindern ſo gut in der Welt draußen gegangen, ſie haben ſo viel freundliche Aufnahme und nachſichtige Beurtheilung gefunden, daß ſie guten Muthes und ohne Entſchuldigung ihren Weg zum zweitenmal antreten.

Gern möchten ſie die Bitte am Schluß des erſten Vorworts wiederholen, wenn ſie nicht hoffen dürften, daß die Mehrzahl der Leſer ihren Sinn ſo aufgefaßt, um zu glauben, daß Spott und Satyre über liebe und ehrwürdige Verhältniſſe nie und nirgends in ihrer Abſicht liegen konnte.

Die Verfaſſerin bittet nicht zu vergeſſen, wie ſie ſelbſt es nicht vergeſſen wird, daß ihre Bilder von dem Standpunkt eines einfachen, eng umgränzten Lebens aus entworfen ſind; daß es ihr daher nicht einfallen kann, vielumfaſſende Verhältniſſe in ihrer ganzen Bedeutung erſchöpfend darzuſtellen.

Sie hat von ihrem Fenſter aus gezeichnet, ein Andrer ſoll's von dem ſeinigen thun, die Gegenſtände der Darſtellung können nur gewinnen, wenn es von Jedem mit derſelben Liebe und Freude von der Sache geſchieht.

So ſeien ſie denn als Gruß in die Nähe und Ferne geſandt, überall hin, wo ſo ſchlichte Erinnerungen freundlichen Anklang finden.

Tübingen, im Sommer 1853.

Inhalt.

Seite

Genrebilder aus einer kleinen Stadt 1

Eine alte Jungfer 5
Ein ausgebranntes Herz 18
Der Engländer 24
Ein ungerächtes Opfer 34
Das unterbrochene Hochzeitsfeſt 43
Der alte Frey 51

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie . . 63

Der Schmuck der Urahne 65
Der Croatenähne 77
Die drei Zöpfe 84
Die Urgroßmutter 100
Das Schlößchen in S. 118
Das Dörtchen von Rebenbach 131
  1. **Zwei Kinder** 131
  2. **Zwei Bräute** 139
  3. **Zwei Frauen** 144
Ein Stadtſchreiber 150

Seite

Die alten Häuſer von B. 159

Das Kloſter 164

Das ſtille Haus 183

Der Freihof 195

Der Herrenbau 200

Das fürſtliche Schloß 208

Schwäbiſche Pfarrhäuſer 215

Das freundliche Pfarrhaus 218

Der Haſelnußpfarrer 228

Das töchterreiche Pfarrhaus 235

Das humoriſtiſche Pfarrhaus 260

Das genügſame Pfarrhaus 273

Das gaſtfreie Pfarrhaus 289

Das geizige Pfarrhaus 296

Noch ein gaſtfreies Pfarrhaus 304

Das fromme Pfarrhaus 320

Heirathsgeſchichten 329

Der Prinz aus Mohrenland 332

Von dem Doktor und des Amtmanns Sophie 346

Das erfolgreiche Conzert 353

Auch ein altes Pärchen 364

Keine Neigungsheirath 379

Der Wittwe Töchterlein 394

Genrebilder aus einer kleinen Stadt.

Was kann aus einem Landſtädtchen Gutes kommen? Alle Bilder, die uns bis jetzt aus ſolchen Orten zugekommen ſind, waren mehr oder weniger Karrikaturen, und wer das Leben in einer kleinen Stadt nicht aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat, der bringt meiſt noch den Maßſtab dafür aus Kotzebueſchen Luſtſpielen mit. Er denkt ſich eine endloſe Folge von Kaffeeviſiten, aus Frau Baſen beſtehend, die ſich mit langen Titeln anreden und mit Klatſchereien unterhalten.

Die Sache hat aber beim Lichte betrachtet doch noch eine andere Seite. Es iſt wahr, es fand und findet ſich in ſolchen Kreiſen manches Gerümpel, das der Geiſt der Zeit nur allmählig verweht; aber Manches gibt es auch, von dem ich nicht möchte, daß er es jemals hinweg nähme. Die genaue Kunde, die Jedermann von Jedermanns Thun und Leiden hat, macht das Leben zu einem erweiterten Familienleben, und neben viel kleinlichem Aerger und Neid erwächst auch viel herzliche Theilnahme an

Anderer Geſchick, viel kräftiger Beiſtand mit Rath und That. Daneben kommt doch jede Individualität zur Geltung, weil jede wichtig und nützlich werden kann in einem Kreiſe, der nicht zu viele Kräfte in ſich enthält.

Wenn Ihr meinen Erinnerungen ein freundliches Ohr leihen wollt, ſo möcht' ich es wagen, in einigen Beiſpielen den Beweis für das eben Geſagte zu führen. Ich möchte zeigen, wie die Poeſie nicht allein in ſtrohgedeckten Hütten an murmelnden Bächen, nicht allein in glänzenden Salons und geſchmackvollen Boudoirs mit bleichen Damen wohnt, ſondern wie ſie ſich auch hie und da in den regelloſen Straßen und kunſtloſen Häuſern einer kleinen Stadt niederläßt. Ich möchte Euch einige der Geſtalten vorführen, wie ſie mir von dem einfachen Schauplatz einer kleinen Stadt im Gedächtniß geblieben ſind, lebendiger vielleicht als dies in einer glänzendern und mannigfaltigern Umgebung möglich geweſen wäre.

I.

Eine alte Jungfer.

In der Vorſtadt des Städtchens, wo ich meine Jugend verlebt, ſtand ein gar freundliches Häuschen, das aus ſeinen vier Fenſtern recht hell in die Welt hinaus ſchaute; daneben ein Garten, nicht eben kunſtvoll angelegt, noch zierlich gepflegt, ſondern zum Theil mit Küchengewächſen, zum größern aber mit luſtigem Gras und mit Obſtbäumen bepflanzt. Dicht neben dem Häuschen breitete ein ſtattlicher Nußbaum ſeine dunkelgrünen Zweige aus und warf ſeinen Schatten und zur Herbſtzeit ſeine Früchte gaſtlich weit in die Straße hinein, ein beliebter Sammelplatz für die liebe Jugend der ganzen Vorſtadt. Minder freundlich und einladend erſchien ein Paar kleiner fetter Möpſe, die ſich abwechſelnd oder gemeinſam auf der Gartenmauer präſentirten und die obbemeldete Jugend und die Vorübergehenden beharrlich anbellten, ohne jedoch die mindeſte Furcht zu erregen, da ihre beſchwerliche Leibesbeſchaffenheit ihnen nicht geſtattet hätte ihre Drohungen auszuführen.

Wer nun erwartet an den Fenſtern des Häuschens einen lockigen Mädchenkopf zu erblicken, wie das in ländlichen Novellen der Fall zu ſein pflegt, der täuſcht ſich. Nein, ſo oft an der Hausglocke gezogen wurde, und das geſchah ſehr oft, erſchien am Fenſter das allzeit freundliche, aber ſehr runzelvolle Angeſicht der Jungfer Mine, der unumſchränkten Herrin und Beſitzerin des Häuschens. Und doch wurde dieſes gealterte Antlitz von Jung und Alt ſo gern geſehen, wie nur je eine blühende Mädchenroſe, und ihre Beliebtheit ſtieg noch von Jahr zu Jahr, was bei jungen Schönheiten gar ſelten der Fall iſt.

Die Jungfer Mine war der hülfreiche Genius des Städtchens. Wie die Glocke begleitete ſie „des Lebens wechſelvolles Spiel“, aber nicht herzlos, ſondern mit dem allerherzlichſten Mitgefühl. Wo Kindtaufe war, da durfte Jungfer Mine nicht fehlen; geſchäftig und eifrig, aber leiſe, leiſe, um die Wöchnerin nicht zu ſtören, ſchaffte und waltete ſie in Küche und Vorzimmer, um alles zu beſorgen, was an Speiſe und Trank zur Erhöhung der Feſtlichkeit gehörte. In's Zimmer ging ſie nicht, auf kein Bitten: „Behüte, laßt mich gehen, Kinder, ich kann nicht, ich habe zu ſchaffen.“ Sie glich den Erdleutlein, die den Menſchenkindern mit emſigen Händen ihre Arbeit verrichten und vor Tag verſchwinden. Ein Hochzeitmahl war vollends ihr Element; da konnte man Tage lang zuvor in allen Räumen des Hauſes ihre etwas ſingende Stimme, ihr geſchäftiges Hin- und Hertrippeln hören. Sie war unentbehrlich, denn wer hätte ſolche Torten gebacken, ſolche Braten gewürzt, wer vor Allem ſolche Nudeln geſchnitten, wie die Jungfer Mine? Wo der Tod in einem Hauſe eingekehrt war, da war ſie die erſte, die mit beſcheidener, aufrichtiger Theilnahme nahte und mit geſchickter Hand den Leidtragenden die materiellen Mühen und Sorgen abzunehmen wußte, die betrübten Herzen ſo ſchwer werden.

Alle Kinder lachten ihr ſchon von weitem entgegen, denn allen hatte ſie ſchon eine Freude gemacht. Wie fröhlich ſtürmte das junge Volk zur Oſterzeit in den Garten der Jungfer Mine, wo eine lange Reihe von Neſtchen bereit ſtand, mit bunten Eiern und Backwerk gefüllt, eine zahlreichere Oſtergabe als die kinderreichſte Mutter zu ſpenden hatte! Und wie manchen Biſſen hatte ſich die gute Seele am Munde abgeſpart, bis ſie um Weihnachten die Hanne, ihre treue Dienerin, von Haus zu Haus ſenden konnte, wo befreundete Kinder waren, um Allen eine kleine Weihnachtsfreude zu ſpenden!

Eine Geſchichte hat ſie nicht gehabt, die Jungfer Mine. So mittheilend und geſprächig ſie war, ſo hat doch nie eine Seele etwas von ihr gehört über die Zeit, wo ihr Herz jung war; Niemand weiß, ob ſie auch einmal geliebt, gehofft und geträumt, ob ſie eben als ein vergeſſenes Blümchen ſtehen geblieben, oder ob Schuld eines Ungetreuen ſie betrogen um des Weibes ſchönſtes Lebensziel. Ihr einfacher Lebensgang lag offen vor aller Augen; ihr Vater war Bürgermeiſter des Städtchens geweſen, in dem ſie ihre Tage verlebte, und ſie hatte eine harmloſe fröhliche Jugendzeit unter günſtigen Verhältniſſen verbracht. Ein Paar alte Herrn der Gegend, die ſie noch fleißig heimſuchten, verſicherten, daß ſie ein recht hübſches Mädchen und eine flinke Tänzerin geweſen ſei, welche Bemerkung ſie immer recht günſtig, wenn auch mit niedergeſchlagenen Augen und vielen Verwahrungen aufnahm. Zur Zeit, wo ich ſie kannte, zeigte ihr Aeußeres nun eben keine Spuren ehemaliger Reize mehr, aber auf das eingefallene Geſicht mit den freundlichen Aeuglein hatte die Herzensgüte ihre unſichtbaren, aber fühlbaren Züge geſchrieben, ſo daß man doch gern hineinſehen mußte. Ihre ſchmale ſchmiegſame Geſtalt war in beſtändiger Bewegung, da ſie ſtets im Begriff war, irgendwo anzugreifen und beizuſpringen. Auf ihren Putz konnte ſie vollends ganz und gar nichts verwenden, dazu war ſie immer viel zu ſehr beſchäftigt, und wenn ihre Freundinnen ſie mit einem modernen Putzartikel verſahen, ſo hatte er gar bald ſeine faſhionable Form verloren; zumal die Hauben, mit denen ſie ihr ſpärliches graues Haar bedeckte, ſaßen immer ſchief, da ſie im Geſchäftseifer ſich hinter den Ohren zu kratzen pflegte.

Ihre Eltern verlor ſie ziemlich frühe, auch die einzige Schweſter, die im Orte verheirathet war. Die Hand des Wittwers derſelben wies ſie entſchieden zurück. Das Erbe der Eltern war klein; ein Hauptbeſtandtheil deſſelben war ein gelähmter, gichtkranker Bruder. Doch gelang es ihr mit großen ſonſtigen Opfern und Einſchränkungen, das höchſte Ziel ihrer Wünſche, ein eigenes kleines Häuschen nebſt Garten zu erringen. Das bezog ſie mit ihrem Bruder, mit der Hanne und den zwei Möpſen und pflegte den Bruder lange Jahre mit klageloſer Geduld, mit unermüdeter Liebe, mit unerſchütterter Freundlichkeit, bis zu ſeinem Tod.

Die Jungfer Mine ſah man allezeit zufrieden und wohlgemuth. Wie groß auch oft ihr Mangel, ihre Entbehrungen ſein mochten, Niemand hörte ſie klagen, ſie hatte immer einen Grund zu beſonderer Dankbarkeit. Sie hatte auch genug zu thun, bis ſie ſich freute mit allen Fröhlichen und weinte mit allen Traurigen; wie hätte ſie noch Zeit gefunden, an ſich zu denken? Sie war immer in Eile, ſtets raſtlos thätig für Andere, und es kann ſich Niemand denken, ſie in Ruhe geſehen zu haben.

Die Hanne war gerade durch ihre Verſchiedenheit die unentbehrliche Gehilfin der Jungfer Mine. So beſcheiden, ſchüchtern und rückſichtsvoll dieſe, ſo raſch, keck und entſchloſſen war die Hanne im Verkehr mit den Leuten. Sie vertheidigte mit Löwenmuth den Garten ihrer Jungfer gegen diebiſche Gaſſenjungen, ihren Brunnen gegen ſchmutzige Viehtreiber, ihre ſchmalen Einkünfte gegen ſäumige Zinszahler. Sie hing ihr mit unerſchütterlicher Treue an und hätte ſich eher zerreißen, als ihrer Jungfer ein Härchen krümmen laſſen. Als ganz junges Mädchen von ihr aufgenommen, diente ſie ihr ganz ohne Lohn, ſie wußte aus dem kleinen Garten einen faſt fabelhaften Gewinn zu ziehen und verwandte den Ueberſchuß ihrer rüſtigen Kräfte zum Waſchen und andern Arbeiten um Taglohn. Den Lohn lieferte ſie pflichtmäßig ihrer Jungfer ab, dieſe beſtritt dagegen ihre einfachen Bedürfniſſe.

Jungfer Mine war eine ganz beſondere Gönnerin der Jugend, vom wilden Knaben bis zum Studenten, vom ſpielenden Kinde bis zum aufgeblühten Mädchen. Deßhalb war ihr Häuschen auch gar oft der Sammelplatz der fröhlichen Jugend, und die Verſchiedenheit ihrer Beſucher gab oft zu komiſchen Scenen Anlaß. — Einmal wußte man, wie man in kleinen Städten Alles weiß, daß Jungfer Mine den Beſuch von zwei Damen des Orts erwartete, die ſich durch ſtrenge Frömmigkeit und entſchiedene Weltverachtung auszeichneten; ſogleich ward ſämmtliche anweſende männliche Jugend aufgeboten: Schreiber, Commis, Apothekergehülfen, ein langer Zug leichtfertig ausſehender Leute begab ſich vor das Haus der Jungfer Mine und ſchellte gewaltig, um ſich zum Kaffee anzuſagen. Den Schluß des Zugs bildete das Malerle, ein zwerghaftes Männlein, das eine Zeit lang im Städtchen graſſirte und die ganze Gegend abkonterfeite. Was für ein Schreck befiel die gute Jungfer, als ſie die Freiſchaar da unten erblickte und an ihr Zuſammentreffen mit den geſtrengen Damen dachte! Trotz aller Gaſtlichkeit öffnete ſie das Haus nicht, ſondern kapitulirte zum Fenſter heraus, bis auf das Verſprechen eines guten Kaffees unter dem Nußbaum für den nächſten Tag der Haufen lachend abzog.

Ein andermal ſaß ein Trupp luſtiger Studenten, die ihre Ferienzeit verjubelten, an einem Sonntag am runden Tiſch in ihrem behaglichen Stübchen und hatte ſo eben trotz der beſcheidenen Einreden der Jungfer Mine ein Kartenſpiel arrangirt, als es am Haus läutete. Siehe da, es war der Herr Diaconus, ein beſonders hochverehrter Freund der Jungfer Mine. Nun war er zwar ein ſehr freundlicher, toleranter Mann, aber der Tiſch voll rauchender Studenten, das Kartenſpiel am Sonntag — das war denn doch zu arg! „O ihr lieben Herren! ich kann euch nicht mehr brauchen, — der Herr Helfer! — Geht doch in den Garten! — Hanne, führ' ſie hinten hinaus!“ rief ſie, in großem Eifer hin und her rennend. Lachend zog die junge Schaar ab in's Nebenzimmer, die fatalen Karten aber ſchob ſie eilig unter den Tiſchteppich und empfing nun den Herrn Diaconus. Aber, o weh! während des Geſprächs zupfte dieſer unwillkührlich an dem Teppich und die Karten fielen ihm in Maſſe auf den Schooß. Daneben ſtreckte das junge Volk die Köpfe durch die Wandöffnung über dem Ofen und brachte durch komiſches Geſichterſchneiden die ehrbare Jungfrau dermaßen außer Faſſung, daß es am Ende das Beſte war, die Frevler zu verrathen, worauf die Scene mit allgemeinem Lachen ſchloß.

Sie wurde von der Jugend auch jederzeit in Ehren gehalten. Zur Zeit der Herbſtferien wurde alljährlich ein ſogenannter „allgemeiner Herbſt“ gehalten, von dem man ſingend und ſchießend im Fackelzug heimkehrte. Jungfer Mine nahm nie Antheil an ſo großartigen und geräuſchvollen Feſten, wo man ihrer Hilfe ja doch nicht bedurfte. Vor ihrem Häuschen aber hielt jedesmal der fröhliche Zug bei der Heimkehr und brachte ihr ein Ständchen, ohne beſondere Auswahl der Muſikſtücke; Jungfer Mine ſtand dann freundlich am Fenſter und dankte mit züchtigem Verneigen. Ich erinnere mich wohl, wie die Studenten ihr einmal jubelnd zuſangen:

Ach wie bald, ach wie bald,
Schwindet Schönheit und Geſtalt ꝛc.,

und wie ſie dann lächelnd mit dem Finger drohte: „ei ihr Schelmenherrn!“ Niemand hat beſſer einen Spaß verſtanden als die Jungfer Mine, ſogar über ihr Alter, und das will viel ſagen bei einem ledigen Frauenzimmer.

Ihre allerhöchſte Freude war aber, wenn ſie einem liebenden Pärchen irgendwie Vorſchub thun konnte, ihr ganzes Herz lachte, wenn ſie junge Herzen gegen einander aufgehen ſah, und manch glückliche Verbindung iſt durch ihre ſo anſpruchlos geleiſtete Beihülfe zu Stande gekommen. Wie erfinderiſch war ſie in Wendungen, mit denen ſie liebende Herzen durch das Lob des Geliebten zu erfreuen wußte, wie unermüdet, Liebende bei ungünſtigen Ausſichten zur Treue und Ausdauer zu ermahnen! „Lieb’s Kind, ich koch’ Ihnen einmal das Hochzeiteſſen!“ war ſtets der Dank, mit dem ſie jungen Mädchen kleine Aufmerkſamkeiten und Freundlichkeiten vergütete. — In einer Schublade, in der viele Briefpäckchen aus ihren vergangenen Tagen pünctlich geordnet aufbewahrt lagen, vielleicht auch ein eigenes Herzensgeheimniß der guten Jungfer darunter, bewahrte ſie mit beſonderer Sorgfalt ein Paket Briefe mit ſchwarzen Bändern umbunden. Es war die Korreſpondenz eines jungen Paares, das auch einſt unter ihrem Schutze ſich geliebt hatte und durch Elternhärte getrennt worden war, und deſſen Andenken ſie mit beſonderer

Wehmuth erfüllte. Nie aber hätte eine unerlaubte Liebe auch nur im Entfernteſten auf ihren Schutz rechnen dürfen. Behüte, die Junger Mine war eine loyale Perſon, Gott und der Obrigkeit unterthan, und ſprach trotz aller Sanftmuth eine ſehr entſchiedene Entrüſtung aus gegen Alles, was gegen göttliche Ordnung und die heilige Sitte verſtieß.

„Laß mich mit Jedermann in Fried' und Freundſchaft leben!" war ihr tägliches Gebet zu Gott, und der liebe Gott hat es gehört, indem er ihr ein fromm und freundlich Gemüth gab, das Allen diente und es mit Keinem verderben konnte. Durch alle Spaltungen, die in kleinen Städten am tiefſten eingreifen, durch alle Zänkereien und öffentliche und Privatſtreitigkeiten ging ſie unberührt und unangefochten, und wußte mit den Häuptern kriegführender Mächte Freundſchaft zu bewahren, ohne Achſelträgerei und Zweizüngigkeit. Sie that Allen zu lieb was ſie vermochte, redete keinem Anweſenden zu Gefallen, keinem Abweſenden zu Leid, und meinte es mit Jedem ſo von Herzen wohl, daß ihr Jeder gut bleiben mußte, und ſo war es ihr vergönnt, mitten in vielem Unfrieden ihre Tage in Frieden zu verleben und zu beſchließen.

Ihr Beſitzthum war beinahe Gemeingut; das Gras in ihrem Garten war immer zertreten, weil es den Kindern als Spielplatz diente, ihre Obſtbäume kamen nicht zum Gedeihen, weil die ganze Stadt Waſchſeile daran zog, um den ſonnigen Platz zum Trocknen zu benützen. Die Hanne eiferte oft gewaltig gegen dieſe Duldſamkeit, und die gute Jungfer hatte alle ihre Beredſamkeit aufzuwenden, um ſie wieder zu beſchwichtigen.

Auch der Unterſchied der Stände, der in kleinen Städten ſo ſcharf abgegrenzt iſt, war für die Jungfer Mine aufgehoben. Obgleich ſie ihrem beſcheidenen Anzug wie ihrer

Herkunft nach zum Honoratiorenſtande gehörte, war ſie doch daheim und befreundet in allen ehrbaren Bürgerhäuſern, wo man ihres Beiſtandes bedurfte, und ihre „Weiblein," wie ſie ihre Freundinnen aus dem Bürgerſtande nannte, wurden jederzeit mit derſelben Rückſicht und Freundlichkeit aufgenommen wie die erſten Frauen der Stadt. Ihr beſonders guter Freund war der Nachbar David, ein alter Hufſchmied. Er beſorgte ihre Holzeinkäufe und nahm ſich ihrer überall treulich an, wo ihre Güte und ihre Schutzloſigkeit mißbraucht werden konnte. Er war ihr Wetterprophet, deſſen Meinung immer entſchied, wenn es zweifelhaft war, ob die Wäſche in's Freie gehängt werden könne. Sobald ein Ungewitter am Himmel aufſtieg, warf der ehrliche Meiſter ſein Schurzfell ab und begab ſich zur Jungfer Mine, die große Furcht vor Gewittern hatte; ſie bewirthete ihn dann mit einem Kelche ſelbſtfabrizirten Liqueurs, und ſie tröſteten einander mit Geſprächen über die Zeitläufte und mit Vorleſungen aus Arndts wahrem Chriſtenthum und aus dem Schatzkäſtlein, bis das Gewitter vorüber war.

Das ehrwürdige Paar Möpſe ſpielte keine kleine Rolle im Hauſe, und ein guter Theil der Sorgfalt der Jungfer Mine war ihnen zugewendet. Die Katze und der Kanarienvogel waren nur untergeordnete Subjecte. Die Katze hatte zwar ein Kiſſen unter dem Ofen, die beiden Möpſe aber, Mopper und Weible genannt, nahmen ihre eigenen gepolſterten Stühle daneben ein, wenn ſie es nicht vorzogen, bei gutem Wetter im Garten zu promeniren und die Leute zu inſultiren. „Es muß das Herz an etwas hangen," ſagte ſie zur Entſchuldigung ihrer Vorliebe für die garſtigen Thiere. Der Tod der Möpſe betrübte ſie tief, doch nahm ſie mit gutem Humor den Beileidsbeſuch auf, den ihr einige Freundinnen in tiefer Trauerkleidung abſtatteten.

Mit Lectüre hat ſich die Jungfer Mine nie viel befaßt, weder mit ſentimentaler noch mit gelehrter. Ein geſcheidtes Wort konnte man aber doch mit ihr reden, und Niemand hat je Langeweile bei ihr gehabt. Deßhalb waren auch ihre Kaffeeviſiten, der einzige Luxus, den ſich die Jungfer erlaubte, ſehr gern beſucht, nicht nur weil ſie den beſten Kaffee und die gelungenſten Kuchen producirte, ſondern weil in dem kleinen Stübchen mit den geflickten Gardinen und dem verblichenen Sopha ein guter Geiſt wehte, der das Geſpräch lebendig machte und die Herzen fröhlich. In's Raiſonniren ſtimmte ſie nie mit ein; es war ihr unmöglich von einem Menſchen Böſes zu ſagen.

Auch für das mütterliche Gefühl, das in jedem weiblichen Buſen ſchlummert, ſollte es nicht an einem Gegenſtand für ſie fehlen, obgleich es ein altes Kind war, das man ihrer treuen Fürſorge übergab. Ein ehemaliger Kaufmann aus guter Familie, dem in ſeinen jungen Jahren die ſüdamerikaniſche Sonne das Gehirn ausgebrannt, lebte als harmloſer Narr in der kleinen Stadt. Er war der zufriedenſte Menſch, den man ſehen konnte, ſtets vergnügt, ſtets aufgeräumt und, obſchon bei Jahren, hüpfte und ſprang er mehr als er ging. Der Friz nun wurde in die freundliche Obhut der Jungfer Mine befohlen. Sie quartirte ihn in das Stübchen, das ſeither ihre Heiligthümer verwahrt hatte: den „Papa“ und die „Mama“ (lebensgroße Kinderbilder in hölzernen Röcklein, an denen ein Hündlein hinaufſprang, und eine ſpaniſche Wand, darauf die ſieben Bitten des Vaterunſers bildlich dargeſtellt waren), und ſie behütete und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt. In dem netten Haus und dem freundlichen Garten war der Friz ganz in ſeinem Element, er ſchenkte ſein Herz abwechslungsweiſe bald der Jungfer, die er aber daneben ſehr reſpektirte, bald der Hanne, der es zum erſtenmal in ihrem Leben paſſirte, daß Jemand ihre Reize bewunderte. „Hübſch, Hannah, hübſch!“ rief er ihr ermunternd zu, ſo oft er ſie erblickte, ſetzte auch von Zeit zu Zeit den Hochzeitstag feſt, ohne ſich zu grämen, wenn der Termin immer wieder hinausgeſchoben wurde. Ein verwandter Beamter war ſo freundlich den Friz in ſeiner Kanzlei zu beſchäftigen, obgleich ſeine ſchriftlichen Arbeiten unbrauchbar waren, da allezeit ſeine krauſen Ideen ſich darein miſchten. Aber er fühlte ſich dadurch ſo beſchäftigt, ſo wichtig! er eilte mit einer ſo glücklichen Amtsmiene auf ſein Bureau, während Jungfer Mine und die Hanne daheim ſein Stübchen ordneten und ſein Mahl bereiteten. Nur Ein Leiden hatte der arme Friz, das zugleich eine Plage für die Jungfer war: die Hexen, von denen er nach ſeiner Meinung jede Nacht heimgeſucht wurde. Er ſchnitt ſich Stöcke und Stöckchen von jeder Größe, um die Hexen damit durchzuklopfen, und das gab oft einen wahren Hexentanz in ſeiner Stube, bis ihn die ſanftmüthige Stimme der Jungfer Mine aus der andern Stube her wieder beruhigte.

Da der Friz bei der Küche der Jungfer Mine ſo wohl gedieh, ſo meldeten ſich auch vernünftige Subjecte, anſtändige junge Männer vom Schreibereifach um Koſt und Wohnung bei ihr; der Holzſtall wurde noch zu einem Stübchen eingerichtet und der Pflichten- und Geſchäftskreis der Jungfer hatte ſich bedeutend erweitert. Wie nöthig hatte ſie nun, um von ihren ſonſtigen Expeditionen rechtzeitig heimzukommen! ſogar „Offertenmacher,“ wie ſie die commis voyageur nannte, wurden nun hie und da als Kaffeegäſte zu ihr gebracht, und noch ſehe ich ſie, wie ſie einſt in höchſter Eil über die Straße rannte und allen Bekannten, die ſie zum Spaß aufzuhalten ſuchten, zurief: „Kann nicht, muß heim, hab' vier Herren und eine Gans!“

Alles geht hinieden dem Ende zu, und der guten Jungfer Mine, die in Ehren und bei guten Kräften ein ſchönes Alter erreicht hatte, wollte der liebe Gott die Leiden eines langen Lagers und die Beſchwerden des hülfloſen Alters erſparen. Sie erkrankte bei der treuen Pflege ihrer Dienerin, die ein Fieber befallen hatte; ſie mußte ſich legen, um nicht wieder aufzuſtehen. Verlaſſen war ſie nicht in ihren letzten Tagen: ſie, die ſo Vielen gedient, wurde von freundlichen Händen treulich gepflegt, und ſie entſchlief in ihrem Gott mit frohem und dankbarem Herzen, von Vielen aufrichtig betrauert, wenn auch die Trauer nicht von langer Dauer war.

Nach ihrem Tode fand ſich, daß ihr Vermögen außer dem Häuschen ſo gering war, daß Niemand begreifen konnte, wie es ihr möglich geweſen, davon zu leben. Und doch war ſie ſo reich geweſen an Freuden für Andere. Die Hanne blieb zum Lohn ihrer langen treuen Dienſte als alleinige Erbin des Häuschens und Gartens zurück; für ein armes Mädchen ihres Standes ein beneidenswerther Beſitz! Aber ſie hat ſich deſſelben nicht mehr lange gefreut, obgleich ſie von der Krankheit, in der ſie noch die letzte Pflege ihrer Herrin genoſſen hatte, wieder geneſen war. Man hörte ihre laute, ſcharfe Stimme nicht mehr, mit der ſie ſonſt ſo eifrig die Rechte ihrer Jungfer verfochten hatte, ſtill und bleich ſchlich ſie umher, es ſchien ihr Lebensnerv gebrochen, und nach einem halben Jahr folgte ſie ihrer Herrin nach zur letzten Ruheſtatt.

Wenige der alten Freunde von Jungfer Mine leben nun noch in dem Städtchen, und ſo iſt auch ihr Grab verlaſſen und vergeſſen; von den ſchönen Levkoyen und Reſeden, die wir aus ihrem Garten dorthin verpflanzt hatten, iſt nichts mehr zu ſehen, aber ein Fruchtbäumlein hat darauf Wurzel gefaßt und beſchattet es mit ſeinen grünen Zweigen. — Leicht ſey ihr die Erde, der guten Jungfer Mine, und ſanft ihre Ruhe, ihr, die ſich hienieden keine Ruhe gegönnt hat!

II.

Ein ausgebranntes Herz.

Als düſterer Gegenſatz zu der freundlichen Erſcheinung der guten Jungfer Mine drängt ſich mir das Bild einer frühgealterten Jungfrau auf, die auf demſelben Schauplatz ein verfehltes Daſein beſchloß.

Ich ſehe ſie noch vor mir, die welke Geſtalt mit der gelblichen Farbe auf dem eingefallenen Geſicht, in dem nichts mehr lebendig war als ein paar glänzend blaue Augen, in denen aber ein ſo unheimlich Feuer glühte, daß Niemand wohl dabei ward. Nach außen konnten ſie keine Flamme mehr entzünden, dieſe Augen, wie ſchön ſie geweſen ſein mochten; die Glut, die aus ihnen leuchtete, wandte ſich nach innen und verzehrte das eigene Herz der Armen, die einſt hell damit in's Leben hinaus geblickt. Und es war noch nicht zwanzig Jahre her, daß dieſes unheimliche Weſen eine vielbewunderte Schönheit geweſen war, ein blühendes Mädchen, ſtrahlend von Jugend und Lebensluſt, vor der ein langes Leben voll Freude und Glück zu liegen ſchien. Sie war eine Zeit lang das einzige junge Frauenzimmer von Stande im Städtchen, die Schönheit der ganzen Gegend, die Tochter eines angeſehenen Beamten. Was Wunder, wenn ſie von früher Jugend an von Anbetern umringt war, wenn ſie mehr und mehr Gefallen fand an all den Vergnügungen, von welchen ſie den Mittelpunkt bildete, den Feſten, deren unbeſtrittene Königin ſie war; was Wunder, wenn ihr der Sinn verſchloſſen blieb für den Ernſt und die wahre Bedeutung des Lebens! Die Mutter fand ihre Herzensluſt daran, Luiſe ſo früh bewundert zu ſehen, ſie erging ſich in lachenden Planen für ihre Zukunft, und hielt beſtändig Muſterung, wen unter den eifrigen Verehrern ſie des Glücks werth halten ſollte, ihr Töchterlein davon zu tragen.

Da ging ein glänzender Stern an Luiſens Horizont auf, die ſtattliche Geſtalt eines jungen Edelmanns, der auf dem benachbarten Schlößchen ſeinen Sitz hatte; natürlich eine äußerſt wichtige Erſcheinung in den bürgerlichen Cirkeln einer kleiner Stadt. Es wundert wohl Niemand, daß es dem Baron leicht wurde, Luiſens Herz zu gewinnen und alle Aktuare, Buchhalter und praktiſchen Aerzte, die ſeither ihren Hofſtaat gebildet hatten, tief in Schatten zu ſtellen. Uebertraf er doch alle weit an freier, gefälliger Sitte, verband er doch mit ſeinem guten Adel und ſeiner ſchönen jugendlichen Geſtalt eine gewiſſe Treuherzigkeit und paſſive Gutmüthigkeit, die den wenigen ernſten Anſprüchen genügten, deren ſich Luiſens verflachtes Herz noch bewußt war. — So zogen ſich allmählig Alle zurück, die ihr ſeither in flüchtiger Huldigung oder mit ernſtern Abſichten genaht waren; auf allen Bällen, an allen Vergnügungsorten der Gegend ſah man die ſchöne Luiſe am Arm des Barons, und recht mit vollem Herzen gab ſie ſich dem Genuß und der Freude der Gegenwart hin, ohne an eine Zukunft zu denken.

Man ſagte, der Baron ſei ehrlich mit ihr verfahren, er habe ihr frühe im Ernſt geſagt, daß er ihr nichts als ſeine

Liebe geben könne, daß die Rückſicht auf ſeinen Stand, auf ſeine Verwandten es ihm unmöglich mache, eine Bürgerliche zu freien, zumal wenn ſie den Mangel eines Stammbaums nicht mit Gold aufwiegen könne. So weit freilich ging ſeine ritterliche Ehrenhaftigkeit nicht, daß er bei Zeiten ſich entſchieden zurückgezogen hätte; oder erlaubte ihm ſeine Gutmüthigkeit nicht, dem armen Kind ſo weh zu thun, ihr mit einem kurzen, wenn auch ſchmerzlichen Herzweh die Qual langer Jahre und einen ſchaudervollen Tod zu erſparen? Ich weiß es nicht. — Genug, das Verhältniß dauerte fort und fort. Sie dachte an kein Zurücktreten; entweder trug ſie ſich mit der Hoffnung, ſeine Liebe, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit werden doch den Sieg über Standesrückſichten davon tragen, oder ließ ihr die glühende, verzehrende Leidenſchaft, die ſie befangen hatte, keine Wahl mehr. Sie hat ſelbſt einmal einer Freundin geſtanden, ſie habe nimmer beten können von der Stunde an, in der ſie den Baron kennen gelernt, weil ſein Bild ſich vor alle ihre Gedanken an Gott gedrängt habe.

Der Vater ſtarb früh, die ſchwache Mutter, ohnehin von der Tochter beherrſcht, wiegte ſich wohl auch mit der Hoffnung ein, ihre Luiſe doch noch als Baronin zu ſehen, und wagte den Beſuchen des Geliebten kein Hinderniß in den Weg zu legen. Aber Jahre um Jahre vergingen; „eine Mädchenjugend iſt — abgeblüht in kurzer Friſt“ — und die Blüthe der ſchönen Luiſe war von beſonders kurzer Dauer. Sie verwelkte an der ewig unbefriedigten Glut ihres Innern. Die Liebe des Barons ward kühler und immer kühler, ſeine Beſuche ſeltener, der Ton ſeiner Unterhaltung höflicher. Wie ſein Herz erkaltete, wurde das ihre immer heißer, ihrem ſcharfen, ihn weit überſehenden Verſtande blieb ſein

Erkalten nicht verborgen, eine quälende Furcht, ihn vollends ganz zu verlieren, eine raſtloſe Eiferſucht ergriff ſie. Einſt die Freude und die Luſt ſeiner leichten Stunden, hing ſie ſich jetzt an ihn wie ein feindlicher Dämon, der ihm jede Lebensluſt verbitterte. Wo ſie glaubte, er könnte den Blick auf eine andere geworfen haben, da ſpann ſie künſtliche Lügengewebe, ſchrieb falſche Briefe, um ihn der Nebenbuhlerin zu entleiden; ſie ſuchte ihm ſelbſt durch Intriguen bei höher Geſtellten zu ſchaden, vielleicht nur in der Hoffnung, wenn ſeine Stellung in der großen Welt Noth leide, wenn ſeine andern Plane fehlſchlagen, werde er bei ihr Troſt ſuchen und ſich nicht mehr zu hoch dünken, ſie zur Gattin zu nehmen.

Auf Todte war ſie nicht mehr eiferſüchtig. Eine leidige Epiſode (wohl nicht die einzige) in ſeinem Roman mit Luiſe war ein Liebesabenteuer mit einem ſchönen Bauernmädchen, das mit ſeinem Kinde geſtorben war. Der Baron war, wie ſchon geſagt, ein gutmüthiger Mann, er ließ das arme Geſchöpf mit möglichſten Ehren begraben und ihm einen ſchönen Denkſtein ſetzen. Auf dieſem Grabe ſah man manchmal an einem hellen Morgen oder ſtillen Abend Luiſe in tiefem ſchmerzlichem Sinnen. Was da durch ihre Seele ging, was ſie hinzog zu dieſem Grab, wer will dieß in Worten ausſprechen?

Sich gänzlich von ihr abzuziehen, wagte der Baron nicht; war es noch ein halbverkohlter Reſt alter Neigung, war es ſeine gerühmte Gutmüthigkeit oder eine gewiſſe Furcht vor ihr, genug, von Zeit zu Zeit beſuchte er ſie immer noch und ſuchte ſie durch allerlei Beweiſe von Freundſchaft zu tröſten über die entflohene Liebe. — Ihre Geſundheit wurde leidend, ſie meinte, ein Aufenthalt auf einem Dorfe und in der Waldluft würden ihr gut thun. Ach, die ſtärkende Luft wehte von dem Schlößchen, in deſſen nächſter Nähe das Dorf lag, das ſie in den Sommermonaten bezog! Das waren ihre ſonnigſten Tage; er beſuchte ſie da pflichtlich, brachte ihr Blumen oder ſonſt kleine Geſchenke, auch ſah man ſogar hie und da die welke, ſorgſam geſchmückte Geſtalt am Arm des noch immer ſchönen, ſtattlichen Mannes, und peinlich bemüht war ſie, in eifrigen Geſprächen noch einen Hauch aus alten Zeiten zurückzurufen. Sie lebte auch wunderbar auf in dieſer Landluft; Sonntags ſammelte ſich im Dörfchen oft Geſellſchaft aus benachbarten Orten, ſie miſchte ſich darunter, und manchmal erwachte wieder in ihr all die Lebendigkeit und Fröhlichkeit, die feſſelnde Unterhaltungsgabe, die einſt von den friſchen jugendlichen Lippen entzückt hatte.

Wir betrachteten ſie immer mit einer gewiſſen Scheu, als einem traurigen Geſchick verfallen, und ſie ſah die ganze nachwachſende Jugend mit Widerwillen an, als ob ſie in jeder jugendlichen Geſtalt eine Nebenbuhlerin gefürchtet hätte. Unter dieſem bittern, friedloſen Weſen litten ihre Umgebungen mehr und mehr, am meiſten die alte Mutter. Ohne Ruhe ſchweifte Luiſe oft Tage lang umher; ſie meinte noch gewaltſam erzwingen zu können, wozu längſt die Hoffnung vorüber war. Jede ſanfte weibliche Tugend, jeden Zug jungfräulicher Würde hatte nach und nach der Hauch der Leidenſchaft in ihr zerſtört. Oft wenn der Baron von einem fröhlichen Ausflug zurückkehrte, ſoll er in einem Gang ſeines Schloſſes wie ein böſes Geſpenſt die bleiche Geſtalt ſeiner ehemaligen Liebe erblickt haben, die ihm mit maßloſer Heftigkeit ſeine Treuloſigkeit vorwarf und ihr verlornes Lebensglück von ihm forderte, ſo daß er nur mit Mühe ſie bewegen konnte, ſich zu entfernen, um ihn und ſich nicht bloßzuſtellen.

Immer mehr zur Qual wurde ihm dieß Treiben, dieſe furchtbare Anhänglichkeit, und endlich beſchloß er, ſie um jeden Preis abzuſchütteln. War er doch ein ſchöner Mann, der überall zu gefallen wußte, der ſeine Augen noch auf die friſcheſten Blumen richten konnte; wie ſollte er ſich halten und ſtechen laſſen von den Dornen, die allein noch übrig waren von der Roſe, die er in leichtem Spiel an ſeine Bruſt geſteckt, bis ſie verwelkt war und die Blätter abgefallen? — So ſchrieb er ihr endlich mit Entſchiedenheit und aller daneben möglichen Schonung: „er werde immer ihr Freund bleiben, bereit zu Rath und Hülfe, aber ein zärtliches Verhältniß mit ihr fortzuſetzen, ſei ihm unmöglich. Da er aber nicht verkenne, wie ſie ihre Jugend durch ihn verloren, ſo möge ſie ihm erlauben, als Freund für ihre Zukunft zu ſorgen." Mit aller Zartheit bot er ihr dann eine ziemlich bedeutende Geldſumme zur Unterſtützung ihrer Mutter. — Mit kurzen Worten antwortete ihm Luiſe: ihre Liebe, ihre geopferte Jugend laſſe ſie ſich nicht abkaufen, doch werde er bald von ihr befreit werden.

Nach wenigen Tagen fand man ſie früh Morgens todt in einem kleinen Teich der Umgegend. Sie hatte gewaltſam den Kopf bis zum Grunde gebeugt, um den Tod zu finden in dem ſeichten Waſſer. — Der Baron begab ſich bald darauf auf Reiſen; erſt nach langen Jahren kam die Nachricht von ſeinem Tode aus dem Auslande. Er war unvermählt geblieben.

III.

Der Engländer.

Es ſind wohl je und je Geſchichten geſchrieben worden, deren Schauplatz eine kleine Stadt war. Die Pointe dabei, wenn ich mich recht erinnere, war dann allezeit ein geheimnißvoller oder wenigſtens intereſſanter Fremder, der die Zungen der Frau Baſen und die Herzen der jungen Mädchen in Bewegung ſetzte. Nun mag ich mich aber beſinnen wie ich will, ſo hat ſich in unſrer kleinen Stadt nichts der Art gezeigt. Wurde zwar eines Tages ein bleicher Jüngling mit Gensd'armen eingeliefert, der ſich als einen verkannten Edeln und Profeſſor von Lyon zu erkennen gab, aber es ſtellte ſich binnen kurzem heraus, daß beſagter Profeſſor ein Betrüger und Schelm, alſo mit vollem Recht transportirt war. Ferner erſchien einmal Abends auf der ſehr frequentirten Kegelbahn ein ältlicher, ſteifer Herr mit ganz feinen Manieren, deſſen Andeutungen ihn etwa als einen ruſſiſchen General außer Dienſt, oder als einen ditto Diplomaten erſcheinen ließen, und die Herren wußten bei ihrer Nachhauſekunft gar viel zu rühmen von ſeinem feinen adligen Benehmen und ſeiner würdevollen Zurückhaltung. Am folgenden Morgen aber war derſelbige Diplomat ſo herablaſſend, daß er von Haus zu

Haus ging mit dem Offert, die etwaigen Hühneraugen auszuſchneiden; führte auch eine grüne Kordianmappe mit ſich, voll von Zeugniſſen von hohen und höchſten Herrſchaften über ſeine Gewandtheit in dieſer edlen Kunſt. Vielleicht, das nahm man zum Troſte an, war er heimlicherweiſe doch ein Spion, der's nur nicht ſagte; er hätte auch in ſolcher Eigenſchaft ſchlechte Geſchäfte gemacht, es gab blutwenig zu ſpioniren im Städtchen R.

Einmal aber, ja einmal fuhr dennoch in einem kurios geſtalteten Einſpänner ein unbekannter Herr mit einem anſtändig ausſehenden, noch jugendlichen Frauenzimmer am erſten Gaſthof in R. vor, und erkundigte ſich alſobald nach freiſtehenden Wohnungen. Derſelbige war auffallend lang und mager, trug einen Rock, Beinkleider und Gamaſchen von Lederfarbe, einen ditto Hut und ein Geſicht von derſelben Couleur, es ſchien, er habe ſeine ganze Perſon am Stück in dieſen dauerhaften Farbeſtoff tunken laſſen. Seine lange Figur wurde durch ſeinen thurmhohen Hut noch vergrößert, ſo wie ſich ſeine fabelhaft langen Arme durch die Aermel, die um ein Viertel länger waren, als erforderlich, faſt bis zur Erde zogen.

Die Dame bei ihm ſchien nicht ſeine Frau zu ſein und ſich nicht beſonders behaglich zu fühlen. Nach genoſſenem Imbiß ſchickten ſie ſich an, die wenigen freien Wohnungen des Städtchens zu beſehen, und der lederfarbne Herr fand ſogleich, was er ſuchte, in ein paar hübſchen Zimmern im vierten Stock, mit hübſcher Ausſicht auf die Apotheke und eine neue Metzig. Er verſicherte den Hausbeſitzer, daß ihm beſonders lieb ſei, eine ſo hochgelegene Wohnung zu finden, da das Steigen ſeiner Bruſt ſehr zuſage. Der Hausknecht, der ihm als Führer vom Gaſthof mitgegeben war, bemerkte beſcheiden, daß auf dem Thurm auch noch ein Stübchen zu vermiethen wäre, womit ſogar das Benefiz des Hochwächterdienſtes verbunden. Das lehnte der Lederfarbne höflich ab, da in ſolcher Höhe die Luft nicht geſund ſei, namentlich weil ſich alle Dünſte in die Höhe ziehen.

Der Unbekannte beabſichtigte gar nicht als ſolcher fortzuexiſtiren, er war, nach ſeiner Mittheilung, ein Engländer, der ſich aber ſchon ſeit langen Jahren in Deutſchland heimiſch gemacht und der einen ſtillen, freundlich gelegenen Ort ſuchte, wo er ſeine Tage beſchließen könne. Dieſen Ort hatte er nun in dem Städtchen N. entdeckt, fragte nach dem Kirchhof, wo er ſich ein Plätzchen für ſein Grab erkieſen wolle, und beſtellte den Notar, um ſein Teſtament aufzuſetzen.

Nun ſah der Engländer aber gar nicht aus, als ob er ſeinem Ende ſo nahe wäre, er gehörte überhaupt zu der Klaſſe von Leuten, bei denen man nie beurtheilen kann, ob ſie jung oder alt ſind; er kam einem auch nicht vor, als ob er jemals klein geweſen und groß gewachſen ſei, vielmehr glich er einem Stück, das in einer Auktion nicht verkauft worden iſt und nur ſo herumfährt. Aus ſeinen Papieren aber, die er dem Notar vorwies, ergab ſich, daß er wirklich ſchon ziemlich bejahrt war. Als Zeuge zu der Teſtamentsaufſetzung wurde unter andern der Hausbeſitzer gebeten und der Ehrenmann war höchlich überraſcht und gerührt, als der Engländer nach ſo kurzer Bekanntſchaft ihm ein recht anſtändiges Legat beſtimmte, auch die Armen der Stadt waren nicht vergeſſen und ein ſchon früher beſtimmtes Legat für ſeine Haushälterin erneuert. Der Engländer verſicherte den gerührten Hausbeſitzer, daß es ja ganz natürlich ſei, daß die Familie, in deren Schooß er ſeine letzten Tage verlebe, auch ein Andenken an ihn behalte, und das Verhältniß zwiſchen

Hausherr und Miethsmann geſtaltete ſich durch dieſe freundliche Fürſorge recht gemüthlich.

Obgleich nach all dieſem es ſcheint, daß der Engländer expreß nach N. gekommen war, um daſelbſt zu ſterben, ſo vernachläſſigte er die Pflicht der Selbſterhaltung keineswegs. Sein einziges Studium, ſeine ausſchließliche Lektüre waren medicinische Werke, das Syſtem aber, nach dem er ſeine Diät einrichtete, war eigentlich aus keinem davon genommen. So bald er ſein Zimmer in Beſitz genommen, ließ er den Schreiner kommen und befahl ihm, die Füße ſeiner Bettſtelle gänzlich abzuſägen, denn da nach ſeiner Anſicht der Dampf ſich nach oben zog, ſo behauptete er in der geſundeſten Luft zu ſchlafen, wenn er möglichſt nieder gebettet war. Seine Koſt beſtand faſt ganz ausſchließlich aus Gerſtenſchleim, Kalbsbraten und gelben Rüben, welch letztere er in ſolchen Maſſen einkaufte, daß er das ganze Jahr hindurch Vorrath hatte. Der Thermometer war ſein beſter Freund, den er faſt beſtändig bei der Hand hatte, um nachzuſehen, ob das Zimmer die richtige Temperatur habe. War es zu kühl, ſo mußte augenblicklich geheizt werden und wäre es im höchſten Sommer geweſen; war es zu heiß, ſo ließ er eine große Waſſerkufe in's Zimmer tragen, um die Luft abzukühlen, und war ſehr übler Laune, wenn dieſe Maßregel keine gehörige Wirkung that. Große Fußtouren gehörten auch zu ſeiner Diät und es nahm ſich ſonderbar aus, wie er unterwegs mit eigenthümlicher Gewandtheit ſich Zuckerpaſten in den Mund warf, die er in ſeinem großen Aermel verborgen hielt: ſolches, behauptete er, ſei ganz vorzüglich für die Bruſt und den Athem, — kurz, er war unerſchöpflich an Mitteln, das menſchliche Leben zu verlängern, und konnten ſeine Erben das Glück der Hoffnung gründlich kennen lernen.

Die Kunde, daß das lederfarbne Subjekt ein Engländer ſei und bereits ein Teſtament gemacht habe, verlieh ihm im Städtchen einiges Anſehen. Man glaubte auch, ſeine lederfarbne Haut und Kleidung ſei nur ſo eine Art Reiſeüberzug zur Schonung, wie über einen Regenſchirm, und er würde eines Tags ſchön und elegant hervorgehen. Dem war aber nicht ſo, er war und blieb derſelbe, und eine vortheilhafte Farbe war's für ſeine Fußtouren: er hätte ſich im Straßenſtaube baden können, ohne ſich im Mindeſten zu verändern. Auswanderungen waren dazumal ſelten und engliſche Sprachkenntniß ſo wenig gekannt und geſucht als ſpaniſche. Als aber ein lebendiger Engländer auf dem Platze war, überkam doch einen ſtrebſamen ältlichen Herrn die Luſt, engliſch zu lernen, und er lud zu dieſem Zweck den Herrn Cramble zum Kaffee ein, der, wie aus dem ſchon Erzählten hervorgeht, des Deutſchen vollkommen mächtig war. Zuerſt wollte man die Conjugationen kennen lernen, alſo mit den Fürwörtern beginnen: „was heißt: ich?“ fragte der Deutſche. — „I“, antwortete der Engländer. — „Ei? nun das iſt ja ganz gut behalten! Du?“ — „Thou“ — „Sau“ ſprach der Deutſche nach, „thou“ berichtete der Engländer, „tſau“ verſuchte der Schüler wieder, „nicht tſau, thou!“ ſchrie der Lehrer, „ſehen Sie, ſo“ und er zeigte ihm, wie man die Zunge an die Zähne drücken muß, um den engliſchen Ziſchlaut hervorzubringen. Der Schüler wollte es noch beſſer machen und ſtreckte die Zunge heraus, da wollte aber weder thou noch Sau hervorkommen, und der indignirte Herr beſchloß, an eine ſo grobe Sprache keine Mühe mehr zu wenden.

Seine Haushälterin, ein anſtändiges Frauenzimmer von guter Herkunft, aus einer andern Stadt, in der er ſich früher etablirt gehabt hatte, um ſeine Tage zu beſchließen, hatte ſich durch ihre ſchutzloſe Lage und das bedeutende Legat beſtimmen laſſen, dieſe Stelle zu übernehmen, mußte aber die Ausſicht auf ein eigen Kapitälchen gar ſauer verdienen. Der Herr Cramble war ganz erſtaunlich ſparſam und erwartete natürlich, daß ſie durchaus in ſeine ökonomiſchen Plane einging. An engliſchen Comfort ſchien er keine Anſprüche zu machen, es wurde z. B. nie auf einem Tiſchtuch geſpeiſt aus dem einfachen Grunde, daß ein Tiſch bälder gewaſchen ſei als ein Tiſchtuch, von Kaffee war keine Rede, verdünnten Gerſtenſchleim lauwarm getrunken, erklärte er für das zweckmäßigſte Frühſtück, auch liebte er durchaus nicht, wenn ſie andern Umgang pflog, und ſomit war ihre Exiſtenz eine ziemlich freudloſe; ihr guter Ruf war übrigens nicht in der mindeſten Gefahr bei ihm. Nur die Ausſicht auf die Erbſchaft, die ihr doch mindeſtens dereinſt ein trauliches eigenes Jungfernſtübchen ſicherte, gab ihr Geduld und Ausdauer. Sehr überraſcht aber war ſie eines Morgens, folgende Zuſchrift zu bekommen:

„Liebwertheſte Jungfer Henriette Steinin!

Da ich zwar von meinem Schwager, der Gſchwiſterkind zu des Notars Schreiber in Ihne Wohnort iſt vernommen daß der engelliſche Herr Grembel bei dem ich auch ſeine Haushaltung gefirt habe, Ihne in ſeinem Teſtament ein Vermächtniß vermacht hat, ſo halte ich das übrigends für wüſt von Ihne, einer armen Perſohn das Ihrige abzunehmen, wo der Herr Grembel in ſein Teſtament hier mir auch ſo ein Legad vermacht hat und ich ihn bis zu ſeinem Tode bereits nicht verlaſſen hätte außer daß er ſagte daß ich keine Bildung genug hätte, vor was der eine Bildung braucht zu ihm ſeine Gelberüben zu ſchaben und Gerſtenſuppe zu kochen weiß ich allerdings nicht. Und laße Ihnen wißen daß ich es inſofern vor alle Gerichte bringen werde und laße es vor den König kommen ſo einer armen Perſohn ein Legad zu berauben.

Ihre dienſtwillige
Barbara Rothin.

Herr Cramble, dem die Haushälterin dieß Dokument mittheilte, kam gar nicht aus der Faſſung: er habe dieſer frühern Haushälterin allerdings ein Legat beſtimmt gehabt, aber nur auf den Fall ſie bis zu ſeinem Tode in ſeinen Dienſten bleibe, dieß frühere Legat und Teſtament hebe ſich aber von ſelbſt durch das neuere gültige auf.

Der Fräulein Henriette war die Sache dennoch bedenklich, die gelben Rüben kamen ihr immer unſchmackhafter, der Engländer immer dauerhafter vor, und ſie beſchloß irgend einen Sperling in der Hand dieſem Kraniche auf dem Dache vorzuziehen. Sobald ſie ein anderweitiges anſtändiges Unterkommen, wenn auch ohne Ausſicht auf Legat, gefunden, ſagte ſie Herrn Cramble ihre Dienſte auf. Er bedauerte ſehr, daß ſie ihr Glück ſo mit Füßen trete, tröſtete ſich aber bald über den Verluſt.

Mittlerweile hatte Herr Cramble ſich überzeugt, daß R. noch nicht die rechte Stätte für ſeinen letzten Ruheplatz ſei, er glaubte ihn aber gefunden zu haben in einem kleinen Städtchen etliche Stunden davon. Auch einer Haushälterin bedurfte er wieder; die Anſicht der gekränkten Jungfer Barbara, daß es nicht viel Bildung brauche, um ſeine gelben Rüben zu ſchaben, ſchien ihm einzuleuchten und ſo warf er dießmal ſein Auge auf die ehrbare Tochter eines kinderreichen Schreinermeiſters in R. Das Mädchen bezeugte anfangs gar wenig Luſt, Herrn Cramble aber war es Ernſt mit der

Sache, er beſchied Vater und Mutter ſammt der Tochter in ſeinen neuen Wohnort, ließ dort in ihrer Gegenwart von Notar und Zeugen ein abermaliges Teſtament in beſter Form verleſen, in welchem ihr noch ein anſehnlicheres Legat als ihren Vorgängerinnen zugeſichert war, falls ſie ihn vor ſeinem Tode nicht freiwillig verlaſſe. Das war doch gar zu lockend für fürſorgliche Aeltern und ſie ſtellten der Luiſe ihre zukünftigen Ausſichten, wenn der Engländer einmal das Zeitliche geſegnet, auf's Glänzendſte vor, ſie ſei ja jung und ſtark, und er könne doch nicht umhin, einmal zu ſterben, irgend einmal; und die Luiſe gab nach und arrangirte ſich in dem neuen Haushalt.

Der Engländer aber war nicht lange an dem neuen Aufenthaltsort, als er abermals fand, daß das noch kein geeigneter Platz zum Abſcheiden ſei, ſomit zog er ſammt der Luiſe in ein viel entlegeneres Städtchen. Da ſie in der Korreſpondenz nicht ſtark war, ſo blieben die Ihrigen Jahre lang ohne Nachricht von ihr, bis endlich wieder einmal ein Brief ankam.

Der Schreiner erbrach ihn und durchlief den Inhalt, um ihn vorzuleſen, plötzlich rief er ganz erfreut aus: „Ach denk nur, Weib, der Engländer iſt richtig geſtorben, das hätt' ich ihm doch nicht zugetraut!“ — „Iſts wahr?“ rief die Frau, aber das iſt doch ſchön von ihm, weißt man's gewiß?“ Die Geſchwiſter eilten herbei, um den Grund des älterlichen Vergnügens zu erfahren: „Ja denket, der Herr Grembel iſt geſtorben und die Luiſe bekommt jetzt ſchon das ſchöne Erb, und ſie iſt doch erſt vier Jahre bei ihm, und er iſt nicht einmal ſo gar alt geworden, erſt zweiundſiebzig, da hätt' man's ihm noch gar nicht zumuthen können, er hätt' ja auch achtzig oder gar neunzig alt werden können, wie der alte Thorwart ſelig.“ Und alles war eben voll Dank und Rührung, daß der Herr Grembel richtig geſtorben war.

Seit er R. verlaſſen, war der Engländer noch in vier bis fünf Städten und Städtchen herumgekommen, bis es mit dem Sterben Ernſt geworden war, in jedem hatte er ein Teſtament gemacht, in welchem die Ortsarmen und ſein jeweiliger Miethsherr bedacht war. All dieſe Willensmeinungen wurden nach den Landesgeſetzen von ſelbſt ungültig; die Luiſe aber war auf dem Platz geblieben als Siegerin über all die Henrietten, Barbara's, Lotten und Friederiken, die als frühere Haushälterinnen bedacht geweſen waren, ſie ſtand mit ihrem Legat noch im letzten Teſtament. Rechtsgültig waren alle geweſen. Nachdem ſie ihrem verblichenen Gebieter einen redlichen Thränenzoll geweiht, zog ſie ab mit dem Erbe, das ſie zu einer geſuchten Parthie in ihrem Stande machte, ja, das ihr noch Ausſicht gab auf irgend einen jungen Kaufmann oder Apotheker, der ein eigenes Geſchäft gründen wollte.

Wer und woher der Cramble war, hat ſich erſt in Folge ſeines Todes genau herausgeſtellt. Er war von Natur ein Handlungskommis zu Liverpool, der durch den Gewinn des großen Looſes aus einer beſcheidenen, faſt dürftigen Exiſtenz mit Einem Schlag in die Fülle des Reichthums verſetzt worden war.

Von da an hatte er das Feſtland nach Norden und Süden bereist, zuerſt um Lebensgenuß, zuletzt um eine Grabſtätte zu ſuchen. Ein großes Darlehen, das er einem ungariſchen Großen zur Herſtellung ſeiner Güter gab, und um das ihn dieſer betrogen, hatte ſeinen Reichthum bedeutend geſchmälert. Von daher ſtammte ſeine Sparſamkeit und faſt cyniſche Lebensweiſe, von daher wohl auch das Mißtrauen, das ihn bewog, jede Dienſtleiſtung durch Ausſicht eines Erbes zu erkaufen.

Das alſo iſt die Geſchichte von dem Engländer, deſſen bewundertſte That die war, daß er richtig geſtorben iſt. Ruhe ſeiner Aſche!

IV.

Ein ungerächtes Opfer.

Ich erinnere mich, daß ich hie und da in den Straßen von R. einen Mann von gedrücktem Ausſehen herumſchleichen ſah, der beſonders raſch und ſcheu auf die Seite wich, wenn ihm einer der Beamten des Städtchens begegnete. Es mochte weiter Niemand mit ihm zu thun haben, obſchon er äußerlich unbeſcholten und ein fleißiger Mann war. Was es aber war, das die Leute von ihm ſcheuchte und ſeinem Auge den ſcheuen Blick gab, das ſagten ſich nur hie und da im Vertrauen ein Paar ältere Leute, denen ſeine Geſchichte bekannt war.

Er war ein Schuſter, und vor etwa dreißig Jahren als ſchmucker Burſche von der Wanderſchaft zurückgekehrt. Das halbe Städtchen war damals zuſammengelaufen, als es hieß: „des Steiners Wilhelm iſt von der Wanderſchaft da, und hat eine Frau mitgebracht von „da drinnen 'raus“,*) und ſie hat Kleider, ſchöner als die Frau Oberrichterin, und ſchwätzt ganz wälſch.“ Wirklich hatte er ein gar hübſches, fein ausſehendes Weibchen bei ſich, das ihm aus Sachſen, wo er bei ihrem Vater in Arbeit geſtanden hatte, in's Schwabenland gefolgt war. Es gab viel Verwunderns, Redens und Fragens, ſeine „Freund'“ *) konnten ſich lange nicht darein finden, das zarte, „herrenmäßig“ ausſehende Frauenzimmer als ihres Wilhelms Weib anzuſehen; beſonders war ihr fremder Dialekt ein Gegenſtand des Erſtaunens und heimlichen Gekichers.

---

*) Aus dem fernen Ausland.

Er hatte ihr goldene Berge verſprochen, dem guten Kind, bis ſie ſich entſchloſſen hatte, ihre Heimath zu verlaſſen: wie es eine gar ſchöne und fürnehme Stadt ſei, wo er daheim, und faſt das ganze Jahr Sommer, wie er ſein eigen Haus daſtehen habe, und wie bei ihm zu Haus ein Schuhmacher noch etwas ganz anderes vorſtelle als in Sachſen. Auch ſei von R. noch Keiner ſo weit herum gekommen wie er, da könne es ihm gar nicht fehlen, die allerbeſte Kundſchaft zu bekommen, er werde Geld verdienen wie Heu. Dann laſſe er ſie alle zwei Jahre in einer Kutſche heimführen zum Beſuch bei ihren Aeltern. Was ſagt ein Menſch nicht alles, um zu ſeinem Zweck zu kommen!

Der Wilhelm mochte wohl ein gut Theil davon ſelbſt glauben und faſt eben ſo enttäuſcht werden wie ſein junges Weib, als er durch die krummen Straßen ſeiner Vaterſtadt zog und ſie in die trübe Hinterſtube eines baufälligen Hauſes führte, das ſein Antheil an dem väterlichen Nachlaß war, und zu dem er noch als Ausding den „Blde“, einen blödſinnigen Vetter, zu übernehmen hatte, der ſeither bei ſeiner Schweſter in der Koſt geweſen war.

Die junge Frau ſchickte ſich indeß ſo gut ſie konnte, auch that der Wilhelm ſein Möglichſtes, ihr doch für den Anfang einen guten Eindruck zu geben. Er veranſtaltete im

---

*) Verwandten.

Gaſthofe eine Nachfeier ſeiner Hochzeit, die in Sachſen begangen worden war, wozu er die ganze Verwandtſchaft einlud, und der Stadtzinkeniſt, ein Schulkamerad von ihm, blies dabei eine vielbekannte Weiſe, die gewöhnlich bei Hochzeiten geſpielt wird, und der der Volkswitz den traurigen Text unterlegt hat:

Du meinſt, wir blaſen dir Wecken und Wein,
Und wir blaſen dich in's Elend 'nein.

Ein Glück, daß das Weibchen nichts wußte von dem Text, ſonſt hätte ihr die Muſik wie eine böſe Mahnung an ihre traurige Zukunft klingen können. Obgleich ſie bereits eine Regung von Heimweh ſpürte, ſo ſtrengte ſie ſich doch an, freundlich zu ſein, und wenigſtens mit einem Lächeln auf die vielen Fragen zu antworten, die ſie in der breiten ſchwäbiſchen Mundart gar nicht verſtand. — So lang die Familie noch vermuthete, ſie ſei reich, wurde ſie von dieſer recht „geehrt“, auch hie und da aus Neugierde von einer der angeſehenen Bürgersfrauen zu einem Kaffee eingeladen, weil man ſie gern über ihre Heimath ausfragen und ihr „g'ſpäßiges Gewälſch“ anhören mochte.

Nun ſollte die Haushaltung der jungen Leute beginnen. Hinſichtlich des Vermögens ſeines Weibes hatte ſich Wilhelm ſehr getäuſcht, ein Paar hübſche Kleider und Häubchen bildeten den Hauptbeſtandtheil ihrer Mitgift, die nebſt ſeinen geringen Erſparniſſen eben hinreichte, um die erſten Einkäufe an Hausrath und Leder zu beſtreiten. Doch gab's in der erſten Zeit Arbeit in Hülle und Fülle; Jedermann wollte ſehen, wie's der Wilhelm nun verſtehe, ſeit er „ſo weit 'rum“ geweſen ſei und ſo fürnehm ſpreche; denn er redete eigentlich noch viel ſächſiſcher als ſeine Frau.

Ein Paar junge Herrn beſtellten ſich bei Wilhelm Stieſein, in der Hoffnung die hübſche Meiſtersfrau zu ſehen, und ſogar des Herrn Oberamtmanns Töchter ließen ſich Schuhe bei ihm machen. Leider war aber ſeine Arbeit gar nicht ſo vortrefflich, und da er, um recht ſchnell zu der gerühmten Einnahme zu kommen, die gewöhnlichen Preiſe verdoppelte, ſo verlor ſich die Kundſchaft bald und er hatte nur noch in der Verwandtſchaft zu arbeiten, wo man ihm den halben Preis abdingte und auch dieſe Hälfte kaum bezahlte.

Die Karoline, ſeine Frau, konnte ſich aber eben gar nicht zurechtfinden in dem ſchwäbiſchen Hausweſen. Schon am erſten Tag hatte ſie ihren Wilhelm gefragt, ob er denn auch ſchon ein „Mähdchen“ gemiethet habe? Der Wilhelm, um ſie noch bei guter Laune zu erhalten, vertröſtete ſie, man könne eine Magd erſt auf's Ziel dingen, ſie müſſe ſich eben indeß behelfen; Holz und Waſſer könne ihr ja der Bide tragen. Vor dem Bide und ſeinem ſimpelhaften Lachen fürchtete ſich aber Karoline entſetzlich und wagte kaum ihn anzuſehen; er hingegen ſchien großes Wohlgefallen an ihr zu finden, was er ihr durch freundliches Angrinſen und allerlei Geberden zu zeigen ſuchte. Er nannte ſie immer „Mädle“, eines der wenigen Worte, die er ausſprechen konnte und mit dem er nur junge hübſche Geſtalten bezeichnete.

So ſollte nun Karoline die Haushaltung beſorgen, daneben dem Mann im Handwerk helfen und mit ihren zarten weichen Händen aus rauhem Hanf den Schuſtersdraht ſpinnen, ſollte kochen, waſchen und putzen, alles allein. Obgleich ſelbſt eine Schuſterstochter, war ſie der harten Arbeit ungewohnt; ſie hatte ihre feinen Händchen faſt nur zum Spitzenklöppeln gebraucht, eine Arbeit, die hier Niemand ſchätzte und begehrte. In der Familie verlor ſich die Bewunderung für ſie gar bald, als ſich herausſtellte, wie ſie eben in der

Haushaltung „gar nichts“ ſei; die Schwägerin ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie nach Thee fragte, um ihn zum Abendeſſen zu bereiten: „das habe ſie ihr Lebtag nicht gehört, daß ‚ſottige‘ (ſolche) Leut’ beim g’ſunden Leib Thee trinken, das ſolle ſie den Privatleuten laſſen und Waſſerſuppe kochen und einen Hafen voll Grundbirnen.“ Als es aber gar im Städtchen bekannt wurde, daß ſie auf die ſaure Milch Zucker und Zimmt geſtreut habe, da berief man den Wilhelm wo er ging und ſtand um ſein hoffährtiges und „aushauſiges“ Weib, die ſo wunderliche Bräuch’ anfange, ſo daß er oft ganz wild heimkam.

Als nun nach und nach die Kundſchaft ausblieb und das Geld immer ſeltener wurde, als Leder bezahlt werden ſollte und nichts dazu im Hauſe war, als das Weib für die Haushaltung mehr Geld in Einem Tage verbrauchte, wie die Schweſter meinte, als ſie in acht, da wurde der Mann mehr und mehr übler Laune. Er vergaß, daß er ſelbſt wohl hätte wiſſen können, daß der Frau ein ſchwäbiſcher Haushalt fremd ſein mußte, und ließ es immer härter ſie entgelten, daß er ſie getäuſcht. Das arme Weib ſtrengte ſich nach Kräften an, ihn zufrieden zu ſtellen, aber da Niemand ſie mit Liebe zurecht wies, griff ſie’s immer ungeſchickt an. Der Bide ſtand ihr treulich bei, wo er konnte, und ſie gewöhnte ſich an ihn; ja das arme Kind wurde bald froh in dem Grinſen dieſer halbthieriſchen Züge und ſeinen unbeholfenen Hülfeleiſtungen die Beweiſe einer Zuneigung und Freundlichkeit zu ſehen, die ſie vergeblich ſuchte bei dem Manne, dem zu lieb ſie Vater und Mutter verlaſſen hatte. Sie verkaufte heimlich ihre ganze Kleiderherrlichkeit, weil ſie des Mannes Schelten und Toben über ihren Hausverbrauch fürchtete. Ihr Herz hatte an den Fähnchen gehangen, ſie waren ja noch von daheim! Es war ihr, als ſei ſie nun allein auf der Welt als ſie ihr letztes gutes Kleid um geringes Geld in die Hände einer Unterkäuferin gegeben hatte.

Um ſeine Wahl beſſer in's Licht zu ſtellen und das geringe Beibringen ſeiner Frau zu beſchönigen, hatte Steiner die Verwandten verſichert, ſein Schwiegervater ſei eigentlich reich, er habe nur nichts „von ihm geben können", weil gar viel in Geſchäft ſtecke, aber wenn's an's Erben gehe, bekomme ſein Weib noch ſchwer Geld. Da kam aber eines Tags aus Sachſen die Botſchaft, Michael Lange, der Vater der Schuſterin, ſei geſtorben, und ſein Nachlaß habe eben zugereicht die Schulden zu decken. — So war denn Beiden die letzte Hoffnung vereitelt, dem Wilhelm auf das Erbe des Schwiegervaters, das er ſich doch ſelbſt beſſer vorgeſtellt hatte, der Karoline die Ausſicht auf die Heimkehr, die noch ihr einziger Troſt geweſen war. Auf die Kutſche hatte ſie längſt verzichtet, das arme Kind, ſie wäre ja gerne mit bloßen Füßen heimgewandert, und nun erſt, da ihr die Heimath abgeſtorben war — ihre Mutter war längſt todt — bemächtigte ſich ihrer ein verzehrendes Heimweh, daß ſie immer untauglicher machte zu den Hausgeſchäften.

Zwei Kinder, die ſie geboren hatte, vermehrten nur ihr Unglück; der Mann geſtattete kein Kindsmädchen, er meinte, der Bide könne wohl die Kinder zu Zeiten hüten; auch ging der Bide wirklich mit grinſender Zärtlichkeit und möglichſter Vorſicht mit den Kleinen um. Aber der vermehrten Arbeit bei geſchwächtem Körper und immer größerer Verarmung war Karoline nicht gewachſen, und als die Kinder, ſchon ſchwächlich im Lebenskeim, im zarten Alter dahinſtarben, da bemächtigte ſich ihrer immer tiefere Schwermuth. Der Bide betrachtete ſie oft traurig, wenn er ſie ſo in ſtummem Jammer daſitzen ſah, und ſchob ihr ſein eigenes, ſparſam zugeſchnittenes Brodſtück hin: „da, Mädle, iß!“ weil er kein Leid kannte, als den Hunger.

Der Mann, um der Trübſal ſeines Hausweſens zu entfliehen, verfiel auf den gewöhnlichen Ausweg der Leute ſeines Schlages, er legte ſich auf's Trinken. Daß dieß das Schickſal des armen Weibes nicht verbeſſerte, läßt ſich denken. — Eines Abends hörte man ein wildes Geſchrei in Steiners Hauſe, man eilte herzu und fand Steiner ringend mit dem Bide, der eine bis dahin Allen unbekannte bärenmäßige Stärke zeigte; man konnte den Schuſter kaum von ihm los machen. Das Weib lag in dumpfem Schluchzen am Boden mit verhülltem Geſicht und antwortete auf keine Frage. Erſt nach und nach brachte man von Steiner ſelbſt heraus, daß er ſein Weib mit Schlägen mißhandeln wollen, der Bide aber ſich wie wüthend dazwiſchen geworfen und ihn faſt umgebracht hätte. Von da an ſprach das Weib kein Wort mehr; die Hände vor's Geſicht geſchlagen, ſaß ſie den ganzen Tag in einem Winkel der Stube, nur hie und da ſchlich ſie leis wie ein Schatten umher, um die nothdürftigſte Nahrung zu nehmen. Der Bide aber hütete ſie den ganzen Tag mit großer Sorgfalt und ließ den Schuſter ihr nicht nahe kommen; Nachts, wenn er genöthigt war, ſeine Schlafſtätte zu ſuchen, zog er langſam rücklings ab und drohte dem Mann noch mit geballter Fauſt. — Steiner mußte nothgedrungen eine Magd halten, aber das bleiche Weib ſchien die Flüche nicht mehr zu vernehmen, die er wegen dieſer vermehrten Ausgabe über ſie hindonnerte.

Eines Morgens vor Tag läutete es am Hauſe des Ortschirurgen. Er glaubte ein Geſpenſt zu ſehen, als die ſchwermüthige Schuſtersfrau unten ſtand, die von Vielen faſt vergeſſen war, weil ſie ſo lange nicht mehr an's Tageslicht gekommen. Entſetzt ſah er, als er ſie einließ, daß ihr Kleid voll Blut war. Mit leiſer Stimme, aber in ganz ruhigem Tone und mit klaren vernünftigen Worten ſagte ſie ihm, ihr Mann habe ſie in's Herz geſtochen, ſie werde nun ſterben. Sie entblößte ihre Bruſt und zeigte eine tiefe Wunde am Herzen, die augenſcheinlich mit der Ahle gemacht war. Der Chirurg verband das ohnmächtig gewordene Weib eilends und ließ ſie nach Hauſe bringen. Den Schuſter fand man hinten im Höfchen mit verſtörtem Ausſehen. Er ſagte, er ſuche ſein Weib, ſie ſei vor Tag aufgeſtanden, habe das Haus verlaſſen, er fürchte, ſie habe ſich ein Leid gethan, ſeine Ahle ſei blutig. Wirklich fand man in der Stube neben dem Bett die blutige Ahle am Boden. Das arme Weib aber erwachte nicht mehr zu Leben und Beſinnung, ſie ſtarb vor Abend.

Die Bodenkammer, wo der Bide ſchlief, war von außen feſt verriegelt; der Schuſter ſagte, das habe immer ſo ſein müſſen, damit dem unvernünftigen Menſchen kein Leid geſchehe. Der Bide polterte an der Thür, bis man öffnete. Als er in die Stube kam, wo das ſterbende Weib lag, fiel er mit einem entſetzlichen Jammergebrüll bei ihr nieder, dann ſtürzte er ſich wie wüthend auf den Schuſter und konnte kaum von ihm losgemacht werden.

Der Schuſter ward auf die Ausſage des Chirurgen vor Gericht gefordert. Er läugnete hartnäckig, ſeinem Weib ein Leid gethan zu haben. „Es wiſſe ja Jedermann, daß ſie ſchwermüthig ſei und daß ſolche Leute immer an Selbſtmord denken; ſie habe ſchon lang ſich etwas am Leben thun wollen, er habe ihr deßhalb kein Inſtrument in der Hand gelaſſen; nun habe ſie aber die Ahle erwiſcht.“ — Das arme Opfer war auf ewig verſtummt, ihr geſtörter Geiſteszuſtand war bekannt, kein Kläger konnte mehr auftreten. Der Schuſter wurde von der Inſtanz entbunden. Den Bibe konnte man nicht mehr in ſeinem Hauſe laſſen, jener wäre ſeines Lebens nicht ſicher geweſen, man brachte den Blödſinnigen im Armenhaus unter.

Aber fortan ſchlich der Schuſter faſt ſo ſtill und bleich umher wie einſt ſein armes Weib, das in der fremden Erde eine beſſere Ruhe gefunden als auf derſelben. Niemand ſprach mit ihm, und wo er von ferne den Richter ſah, vor dem er in Unterſuchung geweſen, da lenkte er weit ab, um ihm nicht zu begegnen. — Er beerbte einen entfernt wohnenden kinderloſen Bruder und wurde ein vermöglicher Mann, aber er hatte keine Freude daran. Lange Jahre ſchleppte er ein freudeloſes Leben hin, und als er ſtarb, folgten nur die nächſten Anverwandten ſeiner Bahre. Sie gruben aber ſein Grab weit ab von dem ſeines Weibes, damit das ungerächte Opfer den Todten nicht auftreiben möge aus ſeiner Ruhe.

V.

Das unterbrochene Hochzeitsfeſt.

Vor dem Thore des Städtchens ſtand ein hübſches, neues Haus, das der „neue Konditor“ erbaut hatte, der erſt kürzlich hereingezogen war. Ein Konditor war eine wichtige Erſcheinung, ſeither hatte man nur einen Zuckerbäcker gehabt, der in einem finſtern Laden hauste und von deſſen Daſein man nur zur Weihnachtszeit Kenntniß nahm, wo große Lebkuchen in Herzgeſtalt bei ihm zu haben waren.

Herr Protzel, der neue Ankömmling, war überdieß auch der erſte Gewerbsmann, der es wagte, ſich zu den Honoratioren des Städtchens zu zählen, welche Anmaßung zuerſt mit etwas ſcheelen Augen geſehen, aber am Ende doch geduldet wurde. Hatte er doch einen Sohn, der Medicin ſtudirte, wenn auch der Erfolg noch etwas zweifelhaft war, und ſeine Tochter, die rothwangige Ricke, ein gutmüthiges, etwas einfältiges Mädchen, hatte, wie man aus ſichern Quellen wußte, bereits eine Liebſchaft mit einem Juriſten gehabt und war jetzt mit einem Pfarrer verſprochen.

Eines Abends zeigte ſich eine beſonders lebendige Bewegung in und vor dem Protzelſchen Hauſe. Vor demſelben ſtand ein bereits hochbepackter Wagen, auf deſſen Gipfel immer noch neue Möbeln, mit bauſchigen Betten dazwiſchen, geladen wurden, lauter Stücke, die lange vorher ſchon auf der Straße ausgeſtellt waren und einen Kreis von Kindern und ſonſt ſchauluſtigem Volk um ſich verſammelt hatten.

Herr Protzel, der dicke Papa, ging geſchäftig umher und half dem Fuhrmann, der mit Seufzen die Laſt betrachtete, die ſeine dürren Mähren morgen zu ſchleppen hatten. Ricke bewegte ſich mit einem Kopf voll Papilloten am Fenſter hin und her und trug ihren Hochzeitsſtaat zuſammen. Der Sohn Theodor ſchaute ſehr vornehm in einer rothen Cerevismütze dem Treiben zu und half, inſoweit als er die bereits gerüſteten Speiſen reichlich koſtete. Die Frau Mama wußte vollends nicht, wo ihr der Kopf ſtand; ſie ſollte für's Einpacken ſorgen, Brezeln rüſten zum morgigen Frühſtück, einen Schinken zur heutigen Nachtkoſt, ferner etliche haltbare Speiſen, die ſie der Ricke mitgeben könnte, daneben noch den Brautſtaat beſichtigen und einen Thee bereit halten für den Bräutigam, der jeden Augenblick erwartet wurde; denn man wird aus all dieſen Anſtalten leichtlich erſehen haben, daß der Tag gekommen war, wo der Herr Pfarrer ſeine Braut heimholen wollte.

Die Eltern waren trotz aller Wehmuth des Abſchieds höchſt vergnügt, ihre Ricke nun bald als Frau Pfarrerin zu ſehen; Ricke ſelbſt aber ſchien in nicht ſehr bräutlicher Stimmung. Selbſt der Brautſtaat machte ihr wenig Freude, und ſie bemerkte gegen die Mutter einmal halblaut, ſie möchte doch wiſſen, was wohl der Ferdinand dazu ſagen würde. Von der Frau Mama ward ſie wegen dieſer unpaſſenden Reminiscenz gehörig ausgezankt. „Wenn der Ferdinand etwas von Dir gewollt hätte, ſo hätte er ſich lang zeigen können, eh der Pfarrer um Dich angehalten, und ſtatt daß Du nun Gott danken ſollteſt, daß ſich ſo ein guter Anſtand zeigt, denkſt Du noch . . .“

Der mütterliche Redefluß ward unterbrochen durch das Anraſſeln der ſtattlichen, wenn auch etwas baufälligen Kutſche, aus der der Herr Pfarrer ſchon längſt mit zarter Sehnſucht den Kopf herausſtreckte.

Die ganze Familie zog ihm zu froher Begrüßung entgegen, auch das Bräutchen faßte ſich, ließ ſich die bräutigamliche Zärtlichkeit gefallen und erfreute und verwunderte ſich gebührlich über den ſchönen Shawl, den ihr der Bräutigam verehrte.

Einige bedenkliche Omen warfen freilich ihren Schatten in die Vorfreude des Feſtes. Jungfer Mine, die uns ſchon bekannt iſt, hatte verſprochen eine Biskuittorte von ihrer eigenen Meiſterhand zu liefern, die Hanne aber war auf der Schwelle des Bäckerhauſes über einen der Möpſe geſtürzt, der ihr unberufener Weiſe nachgelaufen war, und die edle Maſſe floß ungebacken in den Staub. Das blaue Taffentkleid, das die Nätherin in tiefer Nacht noch für die Mama gefertigt, wurde aus nächtlichem Verſehen mit grünen Franſen garnirt und andere waren in N. nimmer aufzutreiben; — aber mit großer Seele ſetzte ſich die Familie Protzel über dieſe Unfälle weg und beſchloß, ſich demungeachtet zu amüſiren.

Die Geſellſchaft ſaß beim Nacheſſen und der Herr Tochtermann malte eben den glänzenden Empfang aus, den ihm wahrſcheinlich ſeine Gemeinde zugedacht. Micke ging hinaus, um ein neues Gericht aufzutragen, da ſtand auf der Treppe des Nachbar Zimmermanns Suſſiele (Sophie) und winkte ihr eifrig hinunter zu kommen: es wolle ſie unten Jemand heimlich ſprechen. Wer ſtellt ſich das Erſtaunen und den Schreck des armen Bräutchens vor, als drunten der Ferdinand ſtand, der flotte Juriſt, der ihr vor einem Jahr drei Monate lang ſo eifrig die Cour gemacht und an einem ſchönen Mondſcheinabend ihr das Verſprechen ewiger Liebe abgenommen hatte, der aber ſeither nichts mehr von ſich hören laſſen, obgleich er bereits im Merkur angezeigt, wo er ſeinen Wohnſitz als Rechtspraktikan genommen, und obgleich Ricke durch eine Freundin ihn von der Bewerbung des Pfarrers hatte in Kenntniß ſetzen laſſen.

Da ihre Unterredung ohne Zeugen war, ſo weiß Niemand, wie heftig er dem armen Kind zugeſetzt, mit was fü ſchrecklichen Dingen er gedroht, im Fall ſie ihm den Pfarrer vorzöge. Genug, Ricke kam zum Tiſch zurück mit rothgeweinten Augen, die aber auf Rechnung der bräutlichen Bewegung geſchrieben wurden. Die Mama trieb Alles bal zur Ruhe, da der Herr Helfer ſchon auf Morgens ſechs Uh zur Kopulation beſtellt war, damit das junge Ehepaar noch zu rechter Zeit in dem etwas entlegenen Wohnort des Pfarrers eintreffen könnte. Ricke aber verſah ſich in aller Still mit einem Hausſchlüſſel und legte Hut und Mantel bereit.

Am andern Morgen ward es ſchon um vier Uhr lau im Hauſe; die Mama mochte dem Töchterlein wohl noch den Schlaf gönnen, als aber der Dehmes erſchien, um die Brau zu friſiren, da mußte ſie denn doch geweckt werden. — Den Dehmes darf ich aber nicht vergeſſen, wenn ich von R. ſpreche; war er doch lange Jahre das Faktotum des Städtchens, und wenn er nicht geſtorben wäre, man hätte gar nicht geglaubt, daß es möglich ſei, ohne den Dehmes auszukommen. Er hieß eigentlich Nikodemus und war der Sohn eines getauften Juden, ſelbſt ein guter Chriſt, ein kleines wuſeliges Männchen, das mit ſeinen kurzen Füßlein in einem Tage weiter kam als Andere mit langen in zwei. Er war urſprünglich ſeines Handwerks ein Friſeur, aber er war auch ein Kürſchner, er konnte auch Hühneraugen ausſchneiden, Flecken herausmachen und Warzen vertreiben; er machte den Vorſchneider und Aufwärter bei Gaſtmählern, den Vorreiter bei Schlittenfahrten, den Expreſſeboten bei wichtigen Angelegenheiten, den Leichenbitter bei Sterbfällen, kurz, er war in Allem zu Haus der Dehmes, und ſpezieller Hausfreund in den meiſten Familien.

Trotz all ſeiner Kunſt konnte er aber dießmal die Ricke nicht friſiren, denn — die war nirgends zu finden. Mit Entſetzen kam die Mama aus ihrem leeren Schlafzimmer, wo ſie dem Anſchein nach gar nicht geruht hatte. Ein furchtbarer Tumult entſtand im Haus, das Suſſiele, die ſchon lang ſpionirt hatte, war bald bei der Hand, und berichtete, wie geſtern Abend „im Dämmer“ ein fremder Herr die Jungfer Ricke zu ſprechen begehrt habe, und wie er, ſo viel ſie von weitem habe ſehen können, ganz „zweifelhäftig“ (verzweifelt) mit ihr gethan habe. An ihrer Beſchreibung erkannte man alsbald den Ferdinand, und der Gedanke an eine Entführung verſetzte die ganze Familie in maßloſe Empörung. Der Student fluchte, daß in dem Neſt kein Reitpferd zu haben ſei, er wollte ſie bald eingeholt haben und blutig die Schmach ſeines Hauſes rächen; der Pfarrer ſprach davon, die zwei dürren Schimmel einſpannen zu laſſen, die ihm ein bußfertiges Beichtkind zur Hochzeitreiſe geliehen, und ſo den Flüchtigen nachzuſetzen; die Mama lief mit der Blondenhaube umher, die ſie verkehrt auf hatte, und berief die ganze Nachbarſchaft zu Rath und Hülfe.

Da gab der benachbarte Bäcker an, er habe vor Tag ein Frauenzimmer mit einem Herrn dem Thorthurm zulaufen ſehen. Nun ging der Mama ein Licht auf: „So ſind ſie am Ende nur bis zur Baſe Thurmbläſerin geflüchtet!“ — Die Thurmbläſerin, eine Verwandte der Frau Protzel, war eine ehrwürdige alte Frau, deren eingefallene Wangen und beſcheidene Haltung ſehr im Contraſt ſtanden mit dem Namen, den man ihr beilegte, weil ſie als Wittwe des vormaligen und Mutter des jetzigen Stadtzinkeniſten die kleine Wohnung auf dem Thurm bewohnte, von deſſen Altan alle Sonntage durch ihren Sohn und deſſen fünf muſikaliſche Sprößlinge eine volltönende Choralmuſik geblaſen wurde.

So klimmte alſo die erſchütterte Familie, mit Ausnahme des Bräutigams, die Thurmtreppen hinan. Die Frau Baſe Thurmbläſerin, eine gar rechtſchaffene Frau, war auch bereits auf und empfing ſie ſehr verlegen, ihre Tochter war gleichfalls verblüfft, ſie erwiderten aber auf die haſtigen Fragen, ſie wüßten nichts und hätten Niemand geſehen. — Die beiden Herrn begannen indeſſen ohne weitere Umſtände eine Hausdurchſuchung — kein ſehr großartiges Unternehmen in dem beſchränkten Lokal. Bald wurde denn auch die zitternde Ricke unter dem Bette der Frau Baſe hervorgezogen; ſchwieriger war es, den Rechtspraktikanten aufzufinden; endlich entdeckte man ihn in einem Möbel, deſſen Namen nicht wohl genannt werden kann und das wegen der Bauverhältniſſe des Thurms hier in ſo großartigen Dimenſionen vorhanden war, daß es ſogar dem ziemlich hochgewachſenen Juriſten zum Schlupfwinkel dienen konnte. Der Entdeckte verſuchte durch ein äußerſt martialiſches Geſicht ſeine etwas mißliche Situation zu heben, ward aber mit einem ſolchen Hagel von Vorwürfen und Lamentationen überſchüttet, daß er, davon eingeſchüchtert, endlich erklärte, wenn Ricke den Pfarrer ihm vorziehe, ſo trete er zurück. Die arme Ricke ließ ſich durch die Drohungen des Vaters und den Jammer der Mutter bald bewegen, mit in's Haus zurückzukehren. Der Bräutigam empfing ſie ohne Vorwürfe, und der Dehmes ſollte ſein Werk an dem ziemlich verſtörten Kopf der Braut beginnen; aber inmitten ſeiner Arbeit ſprang ſie immer wieder auf: „Nein, ich kann nicht, ich kann von dem Ferdinand nicht laſſen!“

Inzwiſchen hatte ſich der Herr Helfer in der Kirche eingefunden, in welcher bereits eine ziemliche Anzahl ſchauluſtiger Frauenzimmer verſammelt war, auch übte auf der Orgel der Schulmeiſter mit dem fähigern Theil der Schuljugend ein Hochzeitlied ein — aber kein Brautpaar erſchien. Endlich ward der Meßner als Bote ausgeſandt. Die Frau Mama vertröſtete ihn, ſie kommen bald. Der Bräutigam ſtürzte in Ricke's Zimmer, deren Toilette noch lange nicht vollendet war, und beſchwor ſie, nun doch ſich zu entſchließen und zu eilen — vergeblich! Der Meßner erſchien zum zweitenmal mit ziemlich brummigem Ton. Das Volk harrte auf der Straße; ich war damals noch ein Kind und war nebſt meinen Geſchwiſtern eine Stunde früher aufgeſtanden, um doch auch den Hochzeitzug zu ſehen. Wir guckten uns faſt die Augen aus — kein Brautpaar. Endlich erſcholl die Kunde, es werde nichts aus der Hochzeit, die Ricke wolle ſchlechterdings den Pfarrer nicht.

Das Volk zerſtreute ſich, der Herr Helfer ging nach Haus, die Jungfrauen und die ſingende Jugend zogen ſich zurück, im Hauſe Protzel ſtieg aber der Tumult und die Verwirrung auf den höchſten Grad. Ricke ergriff den Ausweg, beſtändig zu heulen und zu ſchreien; die Mama ſchlug ſich auf ihre Seite und ſuchte ſie in Schutz zu nehmen; der Bräutigam beſtellte ſeine Pferde, rannte indeß verzweifelt umher und ſtieß den Kopf gegen die Wand, zum Glück aber mit vorgehaltenen Händen; der Sohn putzte Piſtolen, um ſich mit dem Ferdinand zu ſchießen, welcher gefährliche Plan jedoch nicht ausgeführt wurde; Papa Protzel wetzte ein Tranſchirmeſſer und erklärte, er wolle zuerſt Frau und Tochter, dann ſich ſelbſt erſtechen; er vergaß aber wieder die blutdürſtigen Gedanken über dem Anblick des verzierten Hochzeitſchinkens, der mit den Namenszügen des Brautpaars geſchmückt war, und zu deſſen Zerlegung das geſchliffene Meſſer eben geſchickt war.

Der Bräutigam fuhr ab. Was er und ſeine Gemeinde für Geſichter gemacht, als ihm eine Deputation derſelben entgegen kam, mit der ſingenden Schuljugend und einem bekränzten Hammel, der die Inſchrift trug:

Weil unſere Frau Pfarrerin iſt ſo brav,
So bringen wir ihr ein junges Schaf!

davon ſchweigt die Geſchichte und es kam keine Kunde darüber nach R.

Die Familie Protzel verweilte nicht mehr lange in dem Städtchen; ungünſtige Vermögensverhältniſſe veranlaßten den Mann, ſein neuerbautes Haus zu verlaſſen und einen andern Wohnort zu wählen.

Die arme Ricke aber hatte ein trauriges Geſchick. Für den Rechtspraktikanten hatte, ſcheint es, nur die Aufgabe Reiz gehabt, ſie noch am Hochzeitmorgen im Sturm zu erobern; als ſie ſein unbeſtrittener Beſitz war, verlor ſie Reiz und Werth für ihn. Durch allerlei Intriguen brachte er ſie in Verdacht eines Liebesverhältniſſes mit ſeinem Bruder, und ergriff dieſen Vorwand, ſich gänzlich von ihr loszumachen. Der Bruder aber hatte auch nicht Luſt, ſie zu übernehmen, und ſo blieb das arme Kind ſitzen, verlaſſen und vergeſſen; man hat in R. nichts mehr von ihr geſehen.

Seither ging aber in R. der Geiſtliche zu einer Trauung erſt dann in die Kirche, wenn das Brautpaar bereits zur Stelle war, und noch lange war das unterbrochene Hochzeitsfeſt ein Gegenſtand gründlicher Erörterungen und Beſprechungen in allen Cirkeln des Städtchens.

VI.

Der alte Frey.

Die ſchönſte Zierde der freundlich gelegenen kleinen Stadt bildet „der ſchimmernde Gürtel des Schwabenlands", der gute, heimiſche Neckarfluß. Ich glaube kaum, daß er ſonſt irgendwo auf kurzer Strecke ſo mannichfache und reizende Anſichten bieten kann, wie hier. Einmal an einer Biegung zwiſchen dunklem Weidengehölz, wo er nach der Volksmeinung ſo tief ſein ſoll, „daß es über ein Haus hinaus ginge" (ein recht dehnbarer Begriff), gleicht er einem ſtillen, geheimnißvollen See, ſo unmerklich fließt er dahin, ſo unbewegt ſpiegelt ſich das Ufergebüſch in ſeiner lautloſen Fluth. Bald rauſcht er gar fröhlich über helle Kieſelſteinchen um die ſchattige Nachtigalleninſel, wohin im Frühling die romantiſche Jugend rudert, um Veilchen zu pflücken und dem Philomelengeſang zu lauſchen, oder die ſchöne und vornehme Welt der nahen Garniſonsſtadt auf buntbewimpelten Schiffen Luſtfahrten macht. Wieder zieht er leiſer vorüber an der grünen Blaichinſel, und gelbe Seeroſen mit ihren ſaftigen Blättern decken das ſtille Gewäſſer; dann fließt er wieder ſtolz hinaus in's offne Land und achtet nicht der ſtillen Murr, die durch eine geſpenſtige Brücke zwiſchen dunklen Weiden ſachte herbeiſchleicht, um ihr trübes Waſſer mit ſeinem klaren zu vereinen. Selbſt da noch bleibt er ſchön, wo er durch Menſchenhände für praktiſche Zwecke in Anſpruch genommen iſt, da ſtürzt er ſich ſilberſchäumend eine künſtliche Schleuſe hinab, durch die der Horkheimer Schiffer ſeinen beſcheidnen Kauffahrer, und der „Jokele“ ſein Floß ſchwellt. Und wie belebt iſt ſein Gewäſſer zur Sommerzeit! nicht nur durch die ſtattlichen Enten und Gänſeheerden des Müllers, ſondern auch durch das luſtige Völkchen der „Waſſerkinder“, die Sprößlinge der umwohnenden Fabrikarbeiter und Müller, ein fröhliches Nereidengeſchlecht, das den ganzen lieben Tag aller überflüſſigen Hülle beraubt im Waſſer plätſchert oder im Uferkies ſpielt, wenn ſie nicht als ungebetene Hülfe das raſtloſe Schiff des Fährmanns ſchieben und zum Schreck ſeiner Paſſagiere in ihrem Naturzuſtand unter die anſtändige Menſchheit hineinhüpfen.

O, ich könnte euch Tage lang erzählen von den Schönheiten meines heimathlichen Neckars, zu Nutz und Frommen all Derer, die nicht Zeit und Geld haben, eine Rheinreiſe zu unternehmen.

Das war nun aber zunächſt nicht meine Abſicht, ſintemal wir wirklich ſo reich ſind an Naturſtudien.

Wenn ihr vom Neckarſtrand aufſeht zu dem grünen Rebenhügel, von dem das Städtchen über ſeine altersgrauen Mauern hinunterblickt, ſo fällt euch wohl ein hübſches ſtattliches Haus in die Augen, das ſich außerhalb der Mauer an dieſe anlehnt und zwiſchen Traubengeländen und Obſtbäumen gar einladend ausſieht. Daneben hat es etwas Geheimnißvolles, da man nirgends einen Eingang ſieht, der erſt ſeitwärts durch einen gepflaſterten Hofraum führt, der ihm ein faſt orientaliſches Anſehen gibt.

Der Eigenthümer dieſes wohlumſchloſſenen Beſitzthums hauſte zur Zeit, als ich ihn kannte, faſt ganz abgeſchloſſen, ohne Verkehr mit der Außenwelt, in ſeinem Haus und Garten, ein rüſtiger Greis mit einem röthlichen, ſtark markirten Geſicht, der ſeine geiſtige und körperliche Friſche aus manchem Strudel gerettet, an dem minder kräftige Naturen geſcheitert wären.

Er wollte nimmer viel von der Welt hören, der alte Frey, er hatte ſie gründlich ſatt bekommen! Nur Wenigen, bei denen er noch an aufrichtiges Wohlmeinen glaubte, ſtand ſeine Pforte noch gaſtlich offen. Unter dieſe Wenigen gehörte mein Vater, und zwiſchen ihm und dem alten Frey fand ein ſteter Austauſch kleiner Aufmerkſamkeiten und Freundlichkeiten ſtatt, bei dem wir Kinder bereitwillig das Botenamt übernahmen. Bald ſchickte der alte Frey ſelbſterzogene, ſchöngefiederte Kapaunen, die mit einem Gegengeſchenk von uraltem Kirſchengeiſt vergolten wurden, dann wieder köſtliche Trauben, auf die ihm der Vater ſeltene Obſtſorten mit wunderbarlichen Namen: Götterapfel aus der Moldau, roſenfarbener Sommertaubenapfel ꝛc. als Gegengruß ſandte, oder kam zur Weihnachtszeit auserleſenes Hutzelbrod, das Herr Frey eigenhändig verfertigt hatte, und zu deſſen Erwiderung die Mutter eine Paſtete fabriciren mußte.

Für uns fiel dann ſtets ein reicher Botenlohn an Leckerbiſſen aller Art ab; namentlich erinnere ich mich eines ſchönen Morgens, an dem wir einen Tag lang faſten wollten, um uns in der Enthaltſamkeit zu üben, wie in Campe's Robinſon geſchrieben ſteht, wo aber ſelbige edle Vorſätze elendiglich untergingen an den Regensburger Strizeln und Nürnberger Kringeln, die uns der alte Frey verehrt hatte. Gar manchmal hat uns auf dem Heimweg vom Neckarbad ein freundlicher Ruf in ſeinen Garten gelockt, zur freien Weide unter den

Johannis- und Stachelbeeren; — die Kindheit, leichtherzig und vergeßlich, wie ſie ſcheint, bewahrt doch ſolche Gutthaten in treuem Gedächtniß, drum ſind die wohlfeilen Freundlichkeiten, die ein Kinderherz erfreuen, gewiß nicht in Sand geſät.

Der alte Frey hatte nicht jederzeit ſo abgeſchloſſen in ſeiner Veſte gehaust, nicht immer ſeine Freundlichkeit auf ſo Wenige beſchränkt. Es gab eine Zeit, wo die grünen Hügel um ſeinen Weinberg her wiederhallten von dem Gekrach der Herbſtſchüſſe, von dem Jubel fröhlicher Zecher, wo die Fluthen des Neckars roth erglänzten von den Raketen und Feuerkugeln, die bei ſeinen Herbſtfeſten emporſtiegen, wo man Champagner aus Schoppengläſern trank, und die Holderküchlein gebacken am Baum hingen, wo der alte Frey, damals in Fülle der Manneskraft, mit fürſtlichem Uebermuth Geldmünzen unter die balgende Straßenjugend warf.

Solche Zeiten überſprudelnder Lebensluſt und ſtürmiſcher Gaſtlichkeit pflegen wohl am leichteſten zu der Salomoniſchen Weisheit zu führen: „Alles iſt eitel", und mehr als ein Timon iſt aus ſolch theurer Schule hervorgegangen.

Wer aber war denn der alte Frey, und woher ſtammte der Reichthum, den er mit ſo vollen Händen um ſich warf? In den Augen des Volks gibt ein ſchnell erworbener Beſitz häufig ein dämoniſches Anſehen, und ſo hörte man allerlei geheimnißvolles Geflüſter über ihn, ſo lang er noch in der Fülle ſeines Wohllebens war. Unheimliche Gerüchte liefen um über die Quelle ſeines Reichthums, zumal da man behauptete, er glaube an keinen Gott und keinen Teufel, man ſehe ihn Nachts wie wüthend in ſeinem Garten umherraſen, er habe ſeine Seele den Mächten der Finſterniß verſchrieben um Geld und Gut, auch verſtehe er zu „knüpfen", d. h. den Fall der Würfel im Spiel zu lenken, ja auch das Geheimniß, das den Tod ſeiner erſten Gattin deckte, ſollte eine dunkle That verhüllen.

Wir aber wollen dieſe Geheimniſſe ruhen laſſen und uns an die Wirklichkeit halten. Der Frey war kein Engländer und kein indiſcher Nabob, er war ſo zu ſagen „nicht weit her“, ein eingebornes Stadtkind. Aber von erlauchtem Geſchlechte war er doch, wenn gleich nur eines ſchlichten Bäckers Sohn; der erſte Dichter des Schwabenlandes, der Ruhm und Glanz der kleinen Stadt, war ſein leiblicher Vetter, ja er hatte dieſelbe Muttermilch mit ihm getrunken. Und er war ſtolz auf dieſe glorreiche Verwandtſchaft; ja er rühmte ſich ſelbſt eines Funkens von dem Dichtergeiſte ſeines großen Milchbruders: Zeuge deß waren einige poetiſche Inſchriften, die da und dort an Bäumen und auf Steinen in ſeinem Garten angebracht waren; ich glaube aber ſeinem Dichterruhm mehr zu nützen, wenn ich der Phantaſie des Leſers überlaſſe, ſich dieſe Verſe ſelbſt vorzudichten, als wenn ich ſie anführe.

Alſo vor langen Jahren war der Frey als ein rüſtiger Bäckergeſell in die Welt hinausgewandert, ein raſches, heißes, junges Blut und ein heller Kopf, es ging Wien zu, dem Athen der Bäcker. Wie es ihm in der Fremde ergangen, das kann ich im Detail nicht erzählen, aus dem einfachen Grunde jenes Juden: „i weiß aa nit;“ er kam in die ſtürmiſche Periode der Kriege mit Frankreich, und wenn er ſich nicht als Krieger in's Schlachtgetümmel ſtürzte, ſo gelangte er doch dazu, ſich ſelbſt und dem Vaterlande zu dienen als Proviantkommiſſär.

Die Sage verlautet nicht, daß er jemals perſönlichen Antheil am Kampf genommen, zum Pulverriechen kam er jedenfalls. Der Glanzpunkt ſeiner Erinnerungen war wie er einmal ganz in der Nähe des General Wurmſer eine Thalſchlucht hinabgeritten, in einen Grund, wo das öſterreichiſche Heer ſich aufſtellen ſollte. Mit dem praktiſchen Scharfblick, der ihm überall eigen war, ſah er bald, wie höchſt unſicher die Poſition da unten werden würde, er theilte die Bemerkung leiſe einem Subalternoffizier mit, der hieß ihn ſchweigen; er wagte ſich an den Adjutanten: „was Donnerwetter will ſo ein Mehlwurm wiſſen!“ ſchnauzte ihn der an; da faßte er ſich ein Herz und ritt an den General hinan: „aber Herr, ſo gehn wir alle zum Teufel!“ Der ſchaute ihn mit großen Augen an, fluchte aber nicht, nach einer Weile ließ er halten und unterſuchte mit dem Fernrohr nochmals das Terrain. „Und Gott ſtraf mich, er hat's geändert!“ rief der alte Frey im höchſten Triumph, „weiß Gott, wir wären Alle zum Teufel gegangen!“

Mit einem Orden iſt trotz dieſes Verdienſtes der Frey nicht heimgekehrt, wohl aber mit Errungenſchaften von materiellerem Werthe.

Eine geraume Zeit war verſtrichen, ſeit der muntere, junge Bäckerknecht in die Fremde gezogen, als eines Tags ein ſtattlicher wohlgekleideter Gentleman in das alte Städtchen einfuhr, in dem Wenige den Frey erkannt hätten. Er zeigte ſich aber als den alten jovialen Burſchen, freundlich und treuherzig gegen alte Jugendgenoſſen, ſeine Lebhaftigkeit hatte ſich zur Heftigkeit geſteigert und eine eigenthümliche innere Unruhe ſchien ihn zu raſtloſer Beweglichkeit zu treiben. Er nahm das Erbe ſeiner Väter in Beſitz, führte einen neuen Bau dazu auf, vergrößerte Garten und Weinberg und begann nun ein Leben herrlich und in Freuden, wie das des reichen Mannes im Evangelium.

Das Gerücht von dem Bäcker, der als Millionär aus der Fremde gekommen, verbreitete ſich mit reißender Schnelle in der Gegend und der Frey durfte nicht verlegen ſein, wie er's angreifen wolle, ein Haus zu machen; Gäſte und Beſuche von nah und fern kamen dieſer Abſicht freundlichſt entgegen. Ob's juſt eine Million war, die er erworben, wollen wir nicht behaupten, doch wäre ein gewöhnlicher Wohlſtand in wenigen Wochen aufgezehrt worden von dem Leben und Treiben, wie er's daheim führte.

Zum alten Handwerk wollte er nimmer zurück, obwohl er als Ehrenbezeugung zum Obermeiſter der Zunft ernannt wurde und das Geſchäft, das er ſo gut verſtand, zum Privatvergnügen bis zu ſeinem Tod mit Luſt und Liebe getrieben hat, zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen befähigte ihn weder ſeine frühere Laufbahn und Erziehung, noch ſeine ſtürmiſche Natur, und ſo wurde er bald in Kreiſe getrieben, die ſeinen Durſt nach Lebensgenuß und ſein hingebendes offnes Weſen noch mißbrauchten und ſteigerten.

Da der Frey ſeinen Reichthum beim Militär und durch Militär erworben, ſo ſchienen die Krieger der nahen Garniſonsſtadt ſich verpflichtet, die Nemeſis zu ſpielen und ihm denſelben verjubeln zu helfen. Seit Menſchengedenken war's in keinem Hauſe zu N. ſo in Saus und Braus hergegangen, wie nun unter dem Dache des Frey. Zu Fuß, zu Roß und zu Wagen beſuchten ihn ſeine kriegeriſchen Freunde, bald mit einem Pferd, bald mit einem Hund, der zu verhandeln war, bald zu einer Spielparthie, bald zu einem Schmaus ohne Titel. In den Zwiſchenzeiten fuhr oder ritt der Frey in die Garniſonsſtadt und bewirthete ſie dort im Gaſthof. Der Dämon der Spielwuth faßte ihn mit feſten Krallen und hätte wohl ſeinem Reichthum ein ſchnelles Ende gemacht, wenn er nicht wirklich mit fabelhaftem Glück geſpielt hätte, was ihn, wie ſchon geſagt, in den Verdacht magiſcher Spielkünſte brachte und bald einmal zu einem tragiſchen Schluß geführt hätte. Ein reicher Wirth der Gegend hatte bis tief in die Nacht mit ihm geſpielt und furchtbar verloren. Wüthend über den Frey, dem er die Schuld davon beimaß, führte er auf dieſen, der arglos neben ihm ſtand, als er zum Heimritt aufſtieg, einen gewaltigen Hieb mit der Reitgerte: „da, das gehört auch noch dein!“ und ritt im Galopp davon. Der Frey aber war nicht der Mann, der ſich ſolches bieten ließ, er riß einem dabeiſtehenden Offizier den Säbel aus der Scheide und rannte dem Wirth nach, mit ſo wüthender Haſt, daß er nur mit äußerſter Mühe eingeholt und abgehalten werden konnte, ſich todt zu rennen.

In den Augen des Volkes galt er, wie ich eben erwähnte, für eine Art von Doktor Fauſt und ſein Reichthum für eine Gabe finſterer Geiſter, und gar Viele ſchüttelten bedenklich den Kopf, wenn der Jubel und Trubel aus ſeinem Haus und Weinberg herüberdrang. Minder übernatürliche Vermuthungen ſchien man in Wien über den Urſprung ſeines Beſitzes zu haben: das Militärgouvernement, das es für ein ausſchließlich ſoldatiſches Vorrecht hielt, aus Kriegszeiten Vortheil zu ziehen, beſchied ihn nebſt einigen andern ehemaligen Proviantkommiſſären vor eine Unterſuchungskommiſſion nach Wien. Sie waren aber Alle gar nicht neugierig, zu wiſſen, was man ihnen dort mitzutheilen habe, und ſind ſammt und ſonders ungehorſamlich ausgeblieben.

„Der Krug geht ſo lang zu Waſſer, bis er bricht,“ geht er zu Wein, ſo mag's wohl noch raſcher mit dem Brechen gehen. Ob dem Frey plötzlich oder allmählig die Augen darüber aufgingen, daß er auf dem Weg zu gänzlichem Ruin an Leib und Seele ſei, das iſt mir unbekannt. Aber aufgegangen ſind ſie ihm, und mit all der Energie ſeiner ſtarken Natur entſchloß er ſich, mit ſeiner bisherigen Lebensweiſe ganz und gar zu brechen, und er that es, raſch, entſchieden, ſo lange es noch Zeit war, recht anſtändige Trümmer ſeines Vermögens zu retten.

Mit den Herbſtfeſten und Champagnermahlzeiten, mit der gefüllten Spielbörſe und den durchjubelten Nächten ſchwanden auch die Tafelfreude, ſchwand ſein fröhlicher Muth und ſein Glaube an aufrichtige Freundſchaft, er zog ſich zurück in ſeine Veſte und ward nur ſelten außerhalb ſeines Gartens noch erblickt.

Einer ſprudelnden ſanguiniſchen Natur wie der ſeinen war ein verhältnißmäßig doch raſcher Glückswechſel nicht gut geweſen, er hatte ein wildes, faſt wüſtes Leben und Treiben geführt und ſein gutes Weib, die aus der Stelle einer Haushälterin zu dieſer Würde avancirt war, hatte oft ſchwer an ſeiner Heftigkeit zu leiden. Aber ein guter Grund ſeines Weſens: Offenheit, Freigebigkeit, männliche Geradheit und bürgerliche Ehrenhaftigkeit war ihm auch während des Strudels ſeiner wilden Periode eigen geblieben.

Jetzt war es ſo gar ein anderes mit ihm geworden: in Stille und Zurückgezogenzeit, in dem Einfluß der milden, ſchönen Natur, die ihn umgab, ſo oft allein mit den Gedanken, „die ſich unter einander verklagen und entſchuldigen,“ hat ſich wohl ein anderer Geiſt Bahn gebrochen in ſeinem Herzen. Im Aeußern iſt er der Alte geblieben, lebendig, auch wohl heftig, friſch und kräftig, aber dennoch war's ein anderes geworden mit ihm.

Wenn er die wenigen Freunde, für die ſeine Burg noch offen war, mit der natürlichen Herzlichkeit ſeines Weſens und der ceremoniöſen Höflichkeit der alten Zeit bewillkommte, wenn er Kinder herbeirief und beſchenkte, oder wenn er mit ſeinem noch friſchen, ausdrucksvollen Geſicht einſam in ſeinem Garten ſaß und herunterblickte auf den blauen Neckar, da ſah er aus wie Einer, dem ſeine Bürde vom Herzen genommen iſt.

Allein mit ſeinem guten Weib, die er neben ſeinen übermüthigen Freunden gar oft mit geringſchätzigem Uebermuth behandelt, wandte ſich jetzt ſein Herz wieder mehr ihr und der alten Einfachheit der Sitten zu, in der er aufgewachſen war. Ehrbar und demüthig, wie in jungen Jahren mit Vater und Mutter, beſuchte er Kirche und Abendmal mit ihr und betete regelmäßig mit lauter Stimme den Morgen- und Abendſegen.

Es war an einem ſonnigen Tag des Spätherbſtes, als der Vater einmal wieder ſeinen alljährlichen Beſuch beim alten Frey machte. Das Beſte, was ſein Haus vermochte, ſchmackhafte Fiſche und edler Wein wurden in der Rebenlaube im Garten aufgetragen und heiter wie immer, wenn auch allmählich gebeugt unter der Laſt der Jahre, ſaß der alte Mann neben ſeinem Gaſt.

„Jetzt ſitzen wir nimmer oft ſo beiſammen,“ ſagte er mit heiterer Miene. „Ei, Sie ſind ja noch rüſtig wie ein Fünfziger,“ meinte der Vater. „Herr, das iſt Ihr Ernſt nicht! aber Sie denken wohl: der alte Frey bleibt wohl noch eine Weile ſitzen, ſo ein alter halblahmer, blinder und geiſtesſchwacher Kerl taugt doch nicht in's Himmelreich. Aber ich bin gewiß,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „der allmächtige Gott kann und wird mich einſt verjüngen, und dann wird ſich's zeigen, daß in dem alten Knorren doch noch ein geſundes Mark war.“ Das war der letzte Beſuch beim alten Frey geweſen.

In ſeinen Knabenjahren hatte der Frey einmal mit ſeinem berühmten Milchbruder in Einem Kämmerlein geſchlafen. Mit lauter, herzhafter Stimme, wie er's daheim gewöhnt war, verrichtete er ſeine Abendandacht; in ſeinem ſtillen Gedanken geſtört, fuhr ihn der Andere an: „Dummer Eſel, kannſt denn Du nicht leis beten?“ — „Kann nichts leis thun!“ war die lakoniſche Antwort des Frey, und da hatte er recht; leiſe ging's nicht her bei ihm, bis in ſeinen Tod nicht. In einer Nacht, nicht lang nach jenem Beſuch des Vaters, weckte er ſeine Frau: „Alte, ich kann nicht ſchlafen, ich glaub', es iſt Matthäi am letzten mit mir.“ „Um Gottes Willen! ich will ein Licht machen, zum Doktor ſpringen!“ „Nichts, Alte, gar nichts, da bleibſt! jetzt ſitz auf, wir wollen ein Lied ſingen.“ In gewohntem Gehorſam richtete die Frau ſich auf, und mit ſeinem kräftigen Baß ſtimmte der Alte das Lied an: „O Jeruſalem, du Schöne ꝛc.“ Mit ungebrochener Stimme ſang er es durch, begleitet von den etwas zitternden Tönen der Frau, dann legte er ſich zurück; „ſo, jetzt ſchlaf wieder, ich will auch ſchlafen.“ Beruhigt durch ſeinen kräftigen Geſang, legte ſich die Frau an ſeiner Seite nieder. Als der helle Morgen anbrach, ſchlief er noch und iſt nicht wieder aufgewacht.

Das war der alte Frey.

Möge der allmächtige Gott, deſſen Auge beſſer als das unſrige das rechte Mark in dem alten Stamm erkennt, die zuverſichtliche Hoffnung ſeiner letzten Tage erfüllt haben!

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

I.

Der Schmuck der Urahne.

So ſchön iſt mir in meinem Leben nichts wieder vorgekommen, wie mir als Kind die ſogenannte Gaſtſtube meiner Großmutter erſchien. Dieſes Prunkzimmer, noch etwas feierlicher als heutzutage ein Salon, war nicht zu Beherbergung von Gäſten beſtimmt, ſondern wurde nur geöffnet, um die höchſten Familienfeſte darin zu begehen, darum lag noch ein ganz beſonders feſtlicher Hauch auf ſeiner Herrlichkeit. Es war nicht eben im Rococoſtyle möblirt, die Einrichtung war aus Stylen verſchiedener Zeitalter zuſammengeſetzt. Da war eine künſtlich angelegte Komode, die noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammte, reich beladen mit bemalten Taſſen aus neuerer Zeit, die rührende Inſchriften trugen, als: „zum Angedenken aus treuem Herzen,“ „aus Liebe und Dankbarkeit“ u. ſ. w. Da waren allerlei Stickereien von der Hand dankbarer Nichten und junger Enkeltöchter, ein Fußſchemel mit einem höchſt mißlungenen Stück, das zwiſchen Lamm und Hund in der Mitte ſtand, ein rieſiger Ofenſchirm, worauf ein winziger Pfau geſtickt war, prächtige Spiegel in alterthümlichen Goldrahmen, moderne Stühle mit geſtickten Blumenbouquets, und noch mehr ſolcher Prachtſtücke.

Das Schönſte aber, deſſen Beſchauung mir und meiner Couſine ſelbſt noch in reifern Jahren die meiſte Freude machte, waren die zahlreichen Familienbilder, mit denen die Wände geſchmückt waren, von der Zopfperiode und noch weiter zurück bis auf die neueſte Zeit: alte Herrn mit Haarbeuteln und Buckeln, denen aus jedem Zug der behagliche Wohlſtand eines Bürgers der guten alten Zeit blickte, jüngere Herrn à la Werther in blauen Fräcken und gelben Weſten. Viel vollſtändiger noch war die Frauengalerie, nur ſchien, wenn die Bilder getreu waren, Schönheit leider nicht zu den erblichen Vorrechten unſeres Stammes zu gehören. Das reizendſte Bild war immer das der Großmutter ſelbſt, ein zierliches Lockenköpfchen, mit einem ſchalkhaften Strohhütchen bedeckt.

Die Großmutter pflegte auch unſere laute Bewunderung ihrer ehemaligen Schönheit äußerſt wohlgefällig aufzunehmen, und wurde nicht böſe über unſere ungläubige Verwunderung darüber, daß ſie jemals ſo ſchlank geweſen. Sie war noch in hohem Alter eine ſchöne, ſtattliche Frau, aber von enormem Umfang.

Neben dem ihrigen hing das Bild der Urgroßmutter, ſchon in höherem Alter gemalt, aus deren Zügen der ungebeugt kräftige Geiſt ſprach, der ſie zur Heldin der Familie machte, von der ich euch ſpäter noch erzählen will.

Nach oder vielmehr vor zwei andern Ahnfrauen, von denen wenig zu ſagen war, kam das Bild einer ſtattlichen Frau Pfarrerin, ſo ziemlich in der Jugendblüthe gemalt, mit überaus ſchlanker, ſpitz zugeſchnürter Taille, ſehr rothen Wangen, lächelnder Miene und einer anſehnlichen Habbichtsnaſe; ihr Eheherr in geiſtlichem Ornat, der ausſah wie ein Oſterlamm, ſchaute mit ziemlich einfältigem Geſicht nach ſeiner Ehehälfte hinüber.

„Aber, Großmutter, wer iſt denn die alte häßliche Frau im ſchwarzen Kleid, die über dem Ofen hängt?“ fragten wir eines Tages, nachdem wir die vorſtehenden Bilder beſichtigt. „Wenn die auch zur Familie gehört, ſo iſt das Geſchlecht, wie es ſcheint, erſt ſpäter in die Schöne gewachſen. Schade für den ſchönen Schmuck, den ſie trägt! Und was ſie für einen romantiſchen Namen hat!“ Neben dem Bild ſtand mit ſehr deutlichen Buchſtaben geſchrieben: „Fraw Anna Barbara Rumpelin, geborene Krummbeinin.“

„Häßlich?“ rief die Großmutter; „o ihr einfältigen Dinger, da ſieht man den Unverſtand der Jugend! Sie war ja ſchon eine Frau bei Jahren, als ſie gemalt wurde.“ — „Aber, Großmutter, du biſt ja auch alt, und biſt doch viel ſchöner.“ — „Ei was,“ fuhr ſie etwas beſänftigt fort, „es kann nicht alle Welt ſchön ſein, und mein Mann ſeliger hat mich auch nicht wegen der Schöne genommen. Wenn ihr nur Beide zuſammen halb ſo viel Verſtand hättet als eure Urahne, die Frau Rumpelin, geborene Krummbeinin! Seht ihr denn nicht, daß das ein grundgeſcheidtes Geſicht iſt? Wenn ihr wüßtet, was dieſe Frau alles erlebt und durchgemacht hat, ihr wäret nicht ſo vorſchnell. Und was ihren Namen betrifft, der euch nicht gefällt, ſo war das ein rechtſchaffener und ehrbarer Name, und noch dazu ein recht angeſehener. Wißt ihr, daß ihr Mann Vogt war, was dazumal noch vornehmer geweſen iſt, als heutzutage ein Oberamtmann? Ich zweifle, ob es Eine von euch ſo weit bringt. Doch wartet, ich will euch etwas zeigen von der Frau Ahne, die euch ſo häßlich vorkommt.“

Die Großmutter ging und kam bald zurück mit einem uralten Holzkäſtchen von abſonderlicher Form, das die Jahrszahl 1558 trug. Auf dem Deckel war der König David abgebildet, der die Bathſeba belauſcht, aber mit dem allerhöchſten Anſtand. Die Bathſeba war ſehr ſittſam in die Tracht des ſechszehnten Jahrhunderts gekleidet, welche auch die zahlreiche Dienerſchaft trug, die auf dem Bild zu ſehen war, und tauchte bloß die Spitzen ihrer Füßchen in's Waſſer; auch der König David, mit der Krone und der obligaten Harfe verſehen, trug unter dem Königsmantel ein geſchlitztes Wamms und Pluderhoſen. Daneben war die Inſchrift angebracht:

David, ſuſt ein heilig Mann,
Böſen Luſt nit zehmen kann,
Drumb begeht er ohne Scheu
Ehbruch, Mord, Verrätherei.

Dieſes Kiſtchen öffnete die Großmutter und zog aus einem ſeiner verborgenen Schiebfächer ein Schmuckſtück, daſſelbe, das auf dem Porträt der Frau Rumpelin abgebildet war. Es war ein ſogenannter Anhänger, einen Vogel darſtellend, in überaus ſchöner, kunſtreicher Arbeit, aus weißem Schmelz mit feinen Goldadern durchzogen und mit Rubinen geſchmückt. Dieſes Kleinod hing an einem feinen, ſchweren Goldkettlein, deſſen außerordentlich feſt ineinandergefügte Glieder mit der äußerſten Gewalt auseinandergezerrt ſchienen.

„Davon gebe es nun wohl eine Geſchichte,“ ſagte die Großmutter, nachdem wir das Kleinod gehörig angeſtaunt hatten, „und wenn ihr mich nicht ärgern wollt mit euern naſeweiſen Bemerkungen, ſo dürft ihr die Schrift leſen, welche der Herr Pfarrer Schneck, ihr Tochtermann, nach Angabe der Frau Rumpelin über die Geſchichte des Schmucks aufgeſchrieben hat.“ — „Ei, warum hat ſie die Frau Rumpelin nicht ſelbſt aufgeſchrieben?“ — „Weil ſie, wie dazumal die meiſten Frauen, nur nothdürftig ſchreiben konnte.“ — „Aber, Großmutter, in den Rittergeſchichten haben es alle die Fräulein in einem Kloſter gelernt." — „Eure Urahne iſt kein Romanfräulein und in keinem Kloſter geweſen, ſie war gut evangeliſchen Glaubens." — „Aber die Geſchichte, Großmutter — nicht wahr, es iſt gewiß eine Liebesgeſchichte?"

„Was Liebesgeſchichte! Meint ihr, die Mädchen ſeien dazumal ſchon geweſen wie jetzt, wo ſie im vierzehnten Jahr ſchon groß in Verlegenheit ſind, was ſie mit ihrem vollen unverſtandenen — ja unverſtändigen — Herzen anfangen ſollen? wo ſie an ihrem ſechszehnten Geburtstag ſchon gebrochene Herzen haben und deklamiren: fahret wohl, ihr goldgewebten Träume! und dann im vierundzwanzigſten doch recht froh ſind, wenn ſich ein Angeſtellter um ſie bewirbt? Sie verſichern dann ſich ſelbſt, der ſei eigentlich ihre erſte und einzige Liebe, und ſie haben ſich vorher nur in der Perſon geirrt. Nein, Kinder, die Geſchichte von dem Schmuck unſerer Urahne iſt aus einer ernſthaften, betrübten Zeit, wo man nicht an ſolche Narrentheidungen dachte, wo man Noth hatte, ſein Leben durchzubringen, und keine Zeit zu Liebesgeſchichten."

Endlich verſtand ſich die Großmutter dazu, uns das Dokument mitzutheilen, deſſen Inhalt ich hier ſo treu als möglich wiedergebe.

Es war im Jahr 1658, als ſich Herr Balthaſar Rumpel, Vogt zu S., mit der ehrbaren Jungfrau Anna Maria, Tochter des Herrn Pfarrers Krummbein zu W., ehelich verlobte. Das Land war nach dem ſchrecklichen Krieg von Hunger, Seuchen und bitterlicher Armuth übel verheert, und vielfältig durch Marodeurs heimgeſucht, die in Stadt und Land ungeſtört ihr Weſen trieben. Obgleich Herr Krummbein ſelbſt ſchwer gelitten hatte durch ſolch böſe Zeiten, ſo thaten doch er und ſeine Tochter, was in ihren Kräften ſtand, den Bedürftigen aus ihrer Gemeinde mit Troſt und Hülfe beizuſpringen. Bei ſolcher Gelegenheit ſah der Herr Vogt Rumpel, der von Amts wegen die zumeiſt heimgeſuchten Oerter beſuchte, die Jungfer Anna, und da er bald erkannte, wie tugendſam und verſtändig ſie ſei, ſo freite er in aller Form um ſie bei ihrem Vater.

Herr Paſtor Krummbein, der ſich ſolcher Ehre nicht verſehen hatte, willigte gar freudig ein, da er ſein liebes Kind in ſo bedrängten Zeiten gern in der Obhut eines angeſehenen Mannes wußte. Nicht alſo Frau Kunigunde Rumpelin, die Mutter des Vogts, eine ſtolze, hoffärtige Frau, aus adeligem Geſchlecht geboren, die längſt bei ſich beſchloſſen hatte, daß ihr Sohn wieder ein adlig Fräulein heimführen ſolle. Sie war ſehr aufgebracht, daß derſelbe eine arme Pfarrerstochter ehelichen wollte, und verweigerte beharrlich ihre Einwilligung zu dieſer Heirath. So ſehr dieß den Herrn Rumpel betrübte, der ſein Leben lang ein gehorſamer Sohn geweſen, ſo wollte er doch nicht von ſeiner Liebſten ablaſſen, und hoffte, ihr Verſtand und ihre Tugenden werden noch das Herz der Mutter gewinnen. Solche Hoffnung erfüllte ſich aber nicht, denn am 14. November des Jahrs 1658 ſtarb Frau Rumpelin, ohne vorher ihren Sohn durch ihre mütterliche Einwilligung erfreut zu haben. Auf das Andringen ſeiner Braut ſchloß Herr Rumpel ſein Ehebündniß mit ihr erſt im Frühjahr des Jahres 1659, nachdem er ſeine Mutter gehörig betrauert hatte.

Als nun Jungfrau Anna am Morgen ihres Hochzeittags ihre Feierkleider zurichtete, überbrachte ihr der Bräutigam ein gar zierlich und köſtlich gearbeites Kleinod, ein weißes Vögelein mit goldenem Gefieder von zierlicher Schmelzarbeit, das an einem ſchweren Goldkettlein hing, welches dicht am Halſe ſchloß. Das Kettlein war ſo künſtlich und feſt geſchmiedet, daß es durch keine Kraft und Geſchicklichkeit der Welt eröffnet werden konnte, außer mit einer beſonders dazu gearbeiteten Zitternadel, die dem Schmuck beigefügt war. Dieſes Kleinod übergab er ihr mit den Worten: „Liebwertheſte Jungfer Braut, laſſet dieß köſtliche Kleinod, ſo ein Ahnherr meiner Mutter aus Welſchland gebracht zum Geſchmuck ſeiner Braut, und das derweile jedwede Braut unſeres Hauſes getragen, ein Symbolum ſein der Liebe, die unſere Herzen alſo feſt umſchlingt, daß ſie alleinig gelöst werden kann durch ein Werkzeug derſelbigen Hand, die ſie zuſammengefügt — durch den Tod, den uns dereinſt der Herr ſendet.“

Jungfrau Anna nahm ihres Liebſten Geſchenk mit freundlichem Dank, aber dennoch machte ihr der Anblick des Geſchmeides das Herz ſchwer, und ſie entſchloß ſich, nur ihm zu Liebe es anzulegen. — Herr Rumpel hatte Juliane, die ehemalige Leibmagd ſeiner verſtorbenen Mutter, gedingt. Als nun dieſe der Braut behülflich war bei ihrem Anzug, und eben das feine Kettlein feſtſchloß um den Hals, ſagte ſie mit einem Seufzer: „Gebe Gott, daß dieſes Geſchmeide mehr Segen bringe, als die geſtrenge Frau ſeliger hinein gewünſcht.“ Wie die erſchrockene Braut ſie um den Grund ſolcher Rede befragte, vertraute ihr die Magd, daß die verſtorbene Frau noch in ihrer letzten Stunde verſucht habe, den Sohn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Sie habe ihm aus ihrem Schmuck das Kettlein gereicht und ihn mit glatten Worten gebeten, daſſelbe derjenigen Jungfrau zu übergeben, welche ſie als Tochter erwählen wolle. Der Sohn aber habe ihr mit feſter Stimme erwidert: „Frau Mutter, ich werde das Geſchmeide um den Hals der tugendſamen Jungfrau legen, die ich mir erwählet, und die Eurer Liebe und Eures Segens würdig iſt.“ Als ihn die Mutter ſo ſtandhaft geſehen, habe ſie ihn in großem Zorn entlaſſen, und nachdem er ſich entfernt, mit zorniger Stimme gerufen: „So er das koſtbare Geſchmeid der Pfarrersdirn anhenket, ſo ſoll es ihr auch zum Fluch werden. Möge ſie erwürget und erſtickt werden mit dem Kettlein!“ Und auf ſolch gottloſe Rede ſei ſie unverſöhnt verſchieden.

Dieſe Mittheilung bekümmerte die Braut ſchwer; ſie wollte ihren Herrn nicht betrüben durch Verſchmähung ſeiner Gabe, und doch hatte ſie ein entſetzliches Grauen befallen vor dem verwünſchten Geſchmeide, ſo daß ſie nicht wagte, es anzulegen. Da hörte ſie das einzige Glöcklein, das der Kirche aus dem Kriege geblieben war, wie es ſie an den Altar rief, wo ihr Vater harrte, um ihr Ehebündniß einzuſegnen. Und ſie gedachte des allmächtigen Gottes, deſſen Gnade höher ſtände, denn aller Menſchen Zorn; ſie befahl ihm ihren Leib und ihre Seele, und hieß die Magd das Kettlein ſchließen in Gottes Namen.

In Betracht der ſchweren Zeiten, unter denen ihr Eheſtand begann, getröſtete ſie der Vater mit den Worten des Pſalms: „Der Herr iſt deine Zuverſicht, der Höchſte iſt deine Zuflucht. Es wird dir kein Uebles begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte ſich nahen. Denn er hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ — In der bräutlichen Kammer aber vertraute Anna ihrem Herrn die grauſige Geſchichte, die ihr Juliane berichtet, und ſie bat ihn inſtändig, er wolle mit ihr beten, daß durch Gottes Gnade der Fluch der harten Mutter von ihnen gewendet werde.

Sie erhoben ihre Herzen in brünſtigem Gebet zu dem allmächtigen und allbarmherzigen Gott, der dereinſt den Fluch gewendet von dem unſchuldigen Weibe des Tobias, der den Fluch in Bileams Munde in Segen verwandelt hatte, daß er auch von ihrem Ehebund, der begonnen hatte in ſeiner Furcht und Liebe, den Unſegen abwenden wolle, den die Mutter in verblendetem Herzen über ſie verhängt, daß er ſich ihnen ſo gnädig erweiſen wolle, daß ihnen dereinſt vergönnt ſei, der Mutter, die ſie verflucht, den Segen in die Ewigkeit zu bringen. — Als ſie nun ſo recht von Herzen gebetet hatten, da ſahen ſie einen ganz beſonders hellen und klaren Stern, der gerade in ihre Kammer herein ſchien. Da ward es ihnen leicht und getroſt um's Herz, und ſie ſahen fröhlichen Muthes ihrem Eheſtand entgegen.

Es waren wohl zwölf Jahre nach dem vergangen und ihr einzig Töchterlein Barbara ſtand ſchon im eilften Jahre, als Herr Rumpel und ſeine Frau von der Kindtaufe bei einem befreundeten Schöppen zurückkehrten. Da erſcholl urplötzlich das Geſchrei: „die Rothmäntel, die Rothmäntel!“ Herr Rumpel war kaum fortgeeilt, um Mannſchaft aufzubieten gegen dieſes wilde und grauſame Kriegsvolk, von dem nur noch verſprengte Horden im Land herum ſengten und plünderten, als ein Haufe derſelben in's Haus einfiel, die zwei Knechte niederſtieß und anfing, zu plündern. Frau Anna nahm ihr Töchterlein auf den Arm, konnte aber nicht entkommen; ſie ward mit den Mägden in eine Kammer geſtoßen, bis das übrige Haus geplündert wäre.

Da ſaß ſie nun mit ihrem Kind und den heulenden Mägden in tiefer Nacht und in großen Aengſten. Es wäre nicht ſchwer geweſen, in den Hof hinab zu ſteigen, aber da ſtand einer der Rothmäntel, um Wache zu halten. Plötzlich rief Barbara, die ihre Arme um der Mutter Hals geſchlungen hatte: „Mutter, deine Kette! thu' deine Kette herunter! man nimmt ſie dir ſonſt.“ Nun gewahrte Frau Anna, daß ſie noch in ihren Feierkleidern war und das Kettlein mit dem Kleinod am Halſe trug. Die Nadel aber, die es allein öffnen konnte, lag fern in ihrem Schmuckkäſtchen. Da gedachte ſie mit Grauſen und Entſetzen des Fluches ihrer Schwiegermutter, der ſich nun erfüllen mußte; denn bei der Art und Weiſe dieſer räuberiſchen Horden war nicht anders zu denken, als daß ſie ihr den Schmuck vom Halſe reißen und ſie, da ſie das Kettlein nicht aufbringen konnten, elend erwürgen würden.

Während draußen der wüſte Lärm tobte und ſie nicht wußte, wo ihr Gemahl ſei, während ſie jeden Augenblick erwartete, die Rothmäntel werden in ihr Gemach eindringen, verſuchten ſie und die Mägde auf alle Weiſe, das Kettlein zu öffnen, aber es ging nicht. In dieſer höchſten Todesangſt hob ſie ihre Augen gen Himmel, und ihr däuchte, ſie ſehe denſelben Stern, der vor zwölf Jahren in ihre Hochzeitkammer geſchienen. Da faßte ſie wieder Muth, und unter Anrufung des göttlichen Beiſtandes riß ſie an dem Kettlein mit aller Macht. Und ſiehe, die eiſenfeſten Fugen deſſelben gaben nach, und wunderbarerweiſe zog ſich die Kette dergeſtalt, daß ſie dieſe über den Kopf ſtreifen konnte. So war ſie von der größten Angſt erlöst, und begann zu hoffen. Da ſie die andern Geſellen ferne im Hauſe herumtoben hörte und den Hof leer ſah bis auf ihren Hüter, verſuchte ſie, dieſen mit dem Kleinod, dem die Mägde noch ihre Halsſchnüre beifügten, zu beſtechen, daß er ſie ziehen laſſe. Der Kerl, ohnehin grimmig, daß er an der Beute verkürzt werden ſollte, ließ ſich durch den Schmuck bewegen, die Frau mit Kind und Mägden durch das Fenſter in den Hof entrinnen zu laſſen. Freilich half ihm dieſe Beute nichts, denn er wurde noch in ſelbiger Nacht in einem Streit darüber von einem Geſellen erſchlagen.

Frau Anna verbarg ſich mit dem Kind in einem Keller, wo ſie in beſtändiger Todesangſt verharrten. Da, als der Morgen tagte, hörten ſie auf einmal freudiges Geſchrei und vernahmen Herrn Rumpels Stimme, der nach ihnen rief. Sie eilten aus ihrem Verſteck in ſeine Arme. Es war ihm gelungen, ordentliche Militärmannſchaft aufzutreiben, bei deren Anblick das Geſindel mit den eilig zuſammengerafften Bündeln jählings die Flucht ergriff. Als nun einer der Rothmäntel mit ſeinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief, ſah ſie der Mutter Kettlein daraus hervorhängen. Das kecke Kind riß daran und erhaſchte mit Einem Ruck die Kette mitſammt dem nun ſo wunderbaren Kleinod.

Groß war der Schaden, den die freche Streifbande der ganzen Stadt, und beſonders dem Herrn Rumpel an Haus und Eigenthum zugefügt hatte. Durch den Fleiß und die Sparſamkeit ſeiner Frau und einen faſt wunderbaren Segen wurde ihm aber Alles wieder reichlich erſetzt, und er und Frau Anna erfreuten ſich in Frieden eines hohen Alters.

Das Kleinod, das ſie in ſo große Gefahr gebracht hatte und hernach doch das Mittel zu ihrer Rettung geworden war, hat Frau Anna nie mehr getragen, nur auf ihrem Bilde ließ ſie es zum Andenken noch ſchildern, und hat es ſorgfältig aufbewahrt. Vor ihrem Tode übergab ſie es ihrer Tochter mit dem feierlichen Beding, daß es für alle Zeiten als Eigenthum der älteſten Tochter in der Familie verbleiben und heilig verwahrt werden ſolle. Und wie die Mutter ihres Mannes einen Fluch gelegt hatte auf das Geſchmeide, alſo legte ſie nun den Segen darauf: ſo lange das Kleinod im

Beſitz der Familie iſt, ſoll häuslicher Friede und Segen nicht von ihr weichen.

So lautete die Geſchichte vom Schmuck der Urahne. Sie iſt freilich nicht ſehr romantiſch, aber wahr. Die Großmutter entließ uns ziemlich ernſt geſtimmt; beim Abſchied aber wandte ich noch einmal den Kopf: „Aber, Großmutter, es iſt doch eine Liebesgeſchichte dabei; wenn der Herr Rumpel nicht in die Jungfer Krummbeinin verliebt geweſen wäre, ſo hätte es keinen Schmuck und keinen Fluch und keinen Segen gegeben.“ — „Ihr naſeweiſes Volk, ihr könnt warten, bis ich euch wieder einmal eine Geſchichte erzähle!“

II.

Der Croatenähne.

In des Vaters Familie wurde ein Bild aufbewahrt, das den Kindern immer Gegenſtand einer geheimen Scheu und reſpektvoller Bewunderung war. Es ſtach freilich gar auffallend von den zahmen Bildniſſen von Papa und Mama ab. Es ſtellte einen Kriegsmann dar aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs in der abenteuerlichen Tracht der Croaten. Unter dem breitkrempigen, herabgeſchlagenen Hut blitzte ein feuriges Paar Augen mit einem trotzigen und doch wieder treuherzigen Blick hervor; ein ſonneverbranntes Geſicht mit einem gewaltigen Schnurrbart paßte vollkommen zu der fremdartigen Soldatentracht. Das Bild ward immer als der „Croatenähne“ bezeichnet und ſelbſt von den Dienſtboten mit einiger Scheu betrachtet.

Lang erfuhren wir Kinder nicht, welche Bewandtniß es mit dieſem Ahnherrn habe, bis eines Tags der Chriſtian heulend aus der Schule kam: „Mutter, ich habe mit des Schreiners Gottlieb Händel gehabt, da ſagte er: es ſei kein Wunder, daß wir ſo wild ſeien, unſer Urgroßvater ſei ja auch ein Croat und ein Menſchenfreſſer und halb wild geweſen.“

Die Mutter nahm dieſe Beleidigung nicht hoch auf, und des Chriſtians Thränen waren bald getrocknet, als ſie ihn verſicherte: „Was aber den Croaten betrifft, ſo iſt dein Urahnherr allerdings ein croatiſcher Hauptmann geweſen, aber kein Menſchenfreſſer; er iſt als ein guter evangeliſcher Chriſt hier auf ſeinem ſchönen Hofgut geſtorben; man heißt den Platz heute noch den Croatenhof. Auf einmal den Fritz und den Heinrich und den Conrad und die drei großen Mädchen — die Kleinen brauchen's noch nicht zu wiſſen — ſo will ich euch erzählen, wie ſich's mit dem Croatenähne verhalten hat."

Das Auditorium war bald verſammelt, höchſt begierig, den langerwünſchten Aufſchluß zu erhalten, den die Mutter nun endlich folgendermaßen ertheilte.

Ihr wißt es, Kinder, von dem Vater und vom Herrn Schulmeiſter, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unſere Stadt beſonders hart mitgenommen wurde. Obſchon man eine gute Obrigkeit hatte, die es verſtand, mit den feindlichen Kriegsführern ein Wort zu reden, ſo hörten doch die Einquartierungen nicht auf, und man war beſonders vor der wilden Mannſchaft, die im Dienſte der Kaiſerlichen kam, niemals ſeines Lebens und Eigenthums ſicher; dazu wurden die Lebensmittel entſetzlich theuer. Regierender Bürgermeiſter hier war damals Herr Brenner; der hatte eine einzige Tochter, Magdalene, das ſchönſte Mädchen in der ganzen Stadt. Dazu war ſie von hohem Geiſte und ſehr verſtändig, der Liebling des Herrn Paſtors, der ſie von Jugend an unterrichtet und ſich an ihrem frühzeitigen Verſtändniß der heiligen Schrift ergötzt hatte. Man ſagt, ſie habe eine ſo ſchöne, zarte, weiße Haut gehabt, daß man den rothen Wein habe durch ihren Hals fließen ſehen, und ſo klare, blaue Augen, daß ſie einen Schein von ſich gegeben.

Die Magdalene, obwohl recht brav und ſittſam, war doch ein keckes, unerſchrockenes Mädchen. Als einſt die Nachricht kam, daß ein Regiment Croaten im Anzug ſei und in der Stadt werde einquartiert werden, da ſchloſſen die meiſten Bürger ihre Weiber und Töchter in die Keller ein, damit ihnen nichts geſchehen ſolle von den wüſten Soldaten. Aber die Magdalene wollte ſich das nicht gefallen laſſen: ſie laſſe ſich nicht einſperren wie ein Thierlein, ſie wolle ſelbſt ſehen, wie es ihrem Vater ergehe; und ſo iſt ſie im Hauſe geblieben.

Beim Bürgermeiſter wurden ein Hauptmann und zwei Gemeine einquartiert, die ſich ordentlich aufführten. Der Hauptmann iſt ein ſchöner ſtattlicher Mann geweſen, obgleich er etwas wild ausſah und einen ſchrecklichen Bart hatte. Er hat von der erſten Stunde an, da er im Hauſe war, kein Auge von der Magdalene verwendet. Als ſie das bemerkt, hat ſie ſich von ihm abgezogen und ihm immer kurzen Beſcheid gegeben. Nur als ſie am zweiten Tag von des Vaters Knecht hörte, daß einer der Soldaten ſich gegen das Kriegsgeſetz verfehlt habe und eine grauſame Strafe erhalten ſolle, da faßte ſie ſich ein Herz und ſprach den Hauptmann beweglich an, dem armen Burſchen die Strafe zu ſchenken, was er ihr im Augenblick bewilligte.

Am Abend des dritten Tages, ehe der Hauptmann abziehen mußte, ſprach er mit der Magdalene und fragte ſie, ob ſie als ſein Weib mit ihm ziehen wolle? Er ſei jetzt auf dem Heimweg begriffen; er ſei von gutem Geſchlecht und habe daheim ein ſchönes Beſitzthum. Magdalene ſagte ihm mit kurzen Worten, daß ſie keine Luſt habe, ihr Vaterland zu verlaſſen, und daß ſie nimmermehr einen Croaten und einen Katholiken heirathen werde. Mit dem Zuſprechen konnte der Croat wenig umgehen; als er fand, daß er verſchmäht ſei, ſtieß er in heftigem Zorn ſeinen ſchweren Pallaſch auf den Boden und ſprach kein einziges Wort mehr.

Am andern Morgen früh mußten die Croaten abziehen; der Hauptmann hatte ſich mit ſeinem Gaul im Stillen auf den Sammelplatz begeben und von keiner Seele Abſchied genommen. Eine Viertelſtunde darauf ritten die Croaten in hellem Galopp hinaus; man hat ſie gern gehen ſehen. Warum aber die Magdalene Brenner gemeint hat, ſie müſſe die Soldaten abziehen ſehen, das kann ich ſelbſt nicht ſagen. Als des Hauptmanns Trupp vorbeiritt, war des Bürgermeiſters Brenners Hausthür offen, und drinnen auf dem unterſten Tritt der Treppe ſtand die Jungfer Magdalene und ſchaute zu. Der Hauptmann hatte ſchon von weitem nach dem Hauſe hingeſchielt, und als er die Magdalene im Hauſe ſah, ſprang er wie der Blitz vom Gaul, hinein in das Haus, faßte ſie bei der Hand und wollte ſie fortziehen. Magdalene weigerte ſich und umſchlang mit ihrem Arm, um ſich zu halten, den großen hölzernen Knopf am Treppengeländer. Der Hauptmann, ſchnell wie das Wetter, reißt ſeinen Säbel heraus, haut den Knopf damit ab, ohne der Jungfer ein Leid zu thun, nimmt ſie mit ſammt dem Treppenknopf auf den Arm wie ein Kind, ſpringt auf ſeinen Gaul und reitet mit ihr in geſtrecktem Galopp ſeinen Kameraden nach. Die Treppe mit dem abgehauenen Knopf ſteht heute noch im Haus, wo jetzt der Färber Zoller wohnt, da könnt ihr ſie ſehen.

Der Bürgermeiſter ſah eben zum Fenſter hinaus und ſchrie jämmerlich auf, als er ſein Kind wie im Sturmwind davon fliegen ſah. Es waren eine Menge Leute auf den Straßen und an den Fenſtern, und da gab es ein entſetzliches Schreien, Laufen und Rennen. Man wollte nach, aber wie? Nachreiten war eine Kunſt, die guten Gäule hatten ſie mit fort und ihre ſchlechten dafür dagelaſſen. Alles, was Füße hatte, ſprang ihnen nach, und guckte, ſo weit man den Staub noch ſehen konnte, dann kehrten ſie um und wußten nicht was. Der Bürgermeiſter aber war wie gelähmt an Seel und Leib und mußte bald ſein Amt abgeben; er ſei nur noch wie ein Schatten herumgegangen.

Wie es der Magdalene ergangen iſt, die ſeither ihres Vaters Liebling und die vornehmſte Jungfer der Stadt geweſen, allein unter einem Haufen Croaten, auf einem wilden Pferd, durch Dick und Dünn, das kann man ſich wohl nicht arg genug vorſtellen. Das kann ich euch aber ſagen, weil man es nachher von ihr ſelbſt erfahren hat, daß es den Hauptmann ſelbſt erbarmte und gereute. Er hat ſie in Ehren gehalten wie ſeine Schweſter, ſie gehütet wie ſeinen Augapfel und für ſie geſorgt, ſo gut er nur konnte. Zurückbringen konnte er ſie nicht mehr, oder wollte er nicht, und ſo hat er ſie denn unverletzt in das Croatenland gebracht. Dort hat ſie eingewilligt, ſeine Hausfrau zu werden, und weil er ein gutes Herz hatte und die Magdalene ihm unbeſchreiblich lieb war, ſo hat ſie zufrieden mit ihm gelebt, obwohl ſie das Heimweh faſt umgebracht hat in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten mit dem fremden Glauben. Es war dort alles katholiſch, und nur in der größten Heimlichkeit durfte ſie in der Bibel und in dem ſchönen geiſtlichen Liederbuch leſen, die ſie unter ihres Mannes Kriegsbeute gefunden hatte.

Es war ihr oft, als werde ihr Mann mit jedem Tage milder und freundlicher, und ſie gewann ihn recht von Herzen lieb. — Sie gewahrte, daß er ſich oftmals in ein Kämmerlein ſchleiche, wo ſie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Einmal ging ſie ihm leiſe nach und fand ihn wie er in ihrer Bibel las und die hellen Thränen über ſein rauhes Geſicht liefen. Er ſchaute auf, blickte ſie freundlich an und ſagte: „Magdalene, ich glaube, wie es da drinnen ſteht, ſo iſt's recht.“ Da erzählte er ihr zu ihrer herzlichen Freude, wie er einmal zufällig in ihre Bibel geſchaut und ſeitdem fleißig darin geleſen, wie er daraus anders beten gelernt als an ſeinem Roſenkranz, und wie er nun von Herzen wünſche, ſeinem Gott hinfort in ihrer Weiſe zu dienen. Mit Freudenthränen dankte ſie Gott, daß er ſie darum in die Hand eines wilden Croaten hatte fallen laſſen, daß ſie ihm an ihrer Hand einen frommen, lebendig glaubenden Gatten zuführe. Als er einmal ſo weit war, fand er bald, daß er mit dem neuen Glauben in dem alten Lande nicht bleiben könne; da iſt es der Magdalene nicht mehr ſchwer geworden ihn zu bewegen, daß er mit ihr in ihre liebe Heimath ziehe.

Das geſchah etwa zehn Jahre nachdem die Magdalene war von dem Croaten fortgeführt worden. Ihr könnt euch denken, wie die Leute aufgeſchaut haben, als es einsmals hieß, die Magdalene Brenner ſei da mit dem Croaten. Es ſolle ein Laufen und Rennen der Leute geweſen ſein, faſt ſo arg, als an dem Tage, da er mit ihr fortgeritten war. Sie ſoll dazumal noch eine recht ſchöne Frau geweſen ſein, und es iſt Schade, daß von ihr kein Bildniß mehr da iſt. — Der alte Bürgermeiſter lebte noch, er ſei aber faſt vor Freude geſtorben, als er ſein einziges Kind wieder ſah, geſund und wohlbehalten, und er hat gar nichts dagegen gehabt, daß ſie Frau Hauptmännin geheißen wurde.

Der Croat hatte auch ein ſchönes Vermögen mitgebracht. Das Geld war damals rar im Lande, Güter bekam man ſpottwohlfeil, nur die Häuſer darauf waren verbrannt. Da kaufte er ſich den ſchönen Hof draußen vor der Stadt, wo es B. zugeht, und baute ein Wohnhaus darauf. Dort hat der Croat mit ſeiner Frau in Stille und Frieden noch viele Jahre gelebt. Der alte Bürgermeiſter iſt auch zu ihnen hinausgezogen.

Der Hauptmann ſoll ein ſtiller und gottesfürchtiger Mann geweſen ſein, der recht fleißig zur Kirche ging. Die Leute haben aber doch noch eine gewiſſe Scheu vor ihm behalten, und wenn er Abends durch ſeine Felder wandelte, behaupteten ſie, er mache allerhand ſeltſame Zeichen in die Luft, womit er die Wetter bannen könne. Unrechtes hat man nichts von ihm gehört, mag aber wohl ſein, daß er hier zu Lande nie ſo recht daheim wurde und oft umgetrieben ward vom Heimweh nach ſeinem entfernten Vaterlande. Die Kinder ſoll er unausſprechlich lieb gehabt haben, und die haben auch bald ſeinen großen Schnauzbart nicht mehr gefürchtet.

Sein einziger Sohn, der ihm erſt hier geboren wurde, iſt der Vater eures Urgroßvaters geweſen. Soldatenblut iſt aber, ſcheint's, keines von dem Croaten übrig geblieben, denn wir haben ſeither keine Militärperſon in der Familie gehabt. — Auf der Seite ſeines Bildes ſeht ihr unſer Familienwappen, das von ihm ſtammt; den flammenden Stern darin hat er ſeiner Frau zu Ehren aufgenommen, ſowohl wegen ihres Namens, als auch um anzudeuten, daß ſie für ihn dem Sterne Bethlehems gleich war und ihn zu ſeinem rechten Heile geführt hat. — Und ſo verhält es ſich mit unſerem Urahn dem Croaten, der ein Menſchenfreſſer und halb wild geweſen iſt.

III.

Die drei Zöpfe.

„Es gibt unterſchiedliche Zöpfe.“ Das wurde auch die ſelige Urgroßmutter mit Staunen gewahr, als ihre drei Buben, die man alleſammt bei einem auswärtigen Präzeptor untergebracht hatte, der beſonders berühmt in der Dreſſur war, in der erſten Vakanz nach Hauſe kamen. — Hatte ſie doch alle drei vor der Abreiſe eigenhändig gewaſchen und geſtrählt, eigenhändig ihre widerſpenſtigen Haare mit Puder, Talg und Wachs behandelt, bis ſie nach hinten geſtrichen und dort zu einem ſteifen Zopf vereinigt waren, mit einem nagelneuen ſchwarzen Floretband umwunden, ſo daß ſie der Garde des König Friedrich Ehre gemacht hätten, wie ſie abzogen, gleich gekleidet in glänzenden geſtreiften Eternell, und die Zöpfe auf ihren Rücken tanzten.

Ja, es gibt unterſchiedliche Zöpfe! wie verſchieden ſahen die Buben jetzt aus! Der älteſte, der Heinrich, der gar ein hübſcher Burſch war und allzeit gern den Herrn ſpielte, der hatte ſich nimmer mit dem ſimplen Zopf nach väterlicher Weiſe begnügt, ſondern er hatte extra ein paar Bukeln vorn, die gar zierlich in's Geſicht ſtanden, und an dem Zopf noch eine beſondere Schleiſe mit flatterndem Band als Zierrath, ſo hatte er's bei der Suite eines durchreiſenden Fürſten geſehen, und ſo hatte er's mit der Hülfe von Präzeptors Heinrike zu Stande gebracht. Chriſtian, der Jüngſte, machte mit ſeinem dünnen Schwänzlein keine ſolche Prätenſionen, das war nach wie vor ſäuberlich nach hinten geſtrichen, nur das floretſeidene Band hatte er an den Heinrich verhandelt, und ſtatt deſſen ein altes Sackband mit Dinte ſchwarz gefärbt und ihn damit umwickelt. Der Zweite aber, der dickbackige Gottlieb, der allzeit das Bequeme liebte, der hatte die Haare nur oben zuſammengebunden und ließ ſie nach unten frei, wie er ſolch fliegendes Haar ſchon bei Leichenbegleitungen geſehen, er meinte, ſo thue ſich's auch. Was hatte die gute Mama für eine Noth, bis ſie die drei Zöpfe wieder zurecht geſalbt und in den normalen Zuſtand gebracht hatte; auch gab man ihnen am Schluß der Ferien ein Geleitſchreiben an die Frau Präzeptorin mit, worin dieſelbe höflich erſucht wurde, doch auch auf die Zöpfe der ihr anvertrauten Jugend zu achten und ſie nimmer in ſo ſkandalöſem Zuſtand nach Haus zu ſchicken.

Ob die Zöpfe von nun an in Ordnung geblieben ſind, das weiß ich nicht; ſoviel aber weiß ich, daß jene Vakanzzöpfe bereits den künftigen Charakter der Buben vorbildlich darſtellten. Der Heinrich, der war und blieb der Elegant, der Chriſtian kümmerte ſich juſt nicht darum, ob ſein Zöpfchen dick oder dünn, in Floretſeide oder in Sackband gewickelt war, wenn er nur ſonſt ſein Schäfchen ins Trockene brachte; der Gottlieb aber, der wollte nichts als es gut haben auf der Welt, und weil's einmal ohne Zopf nicht ging, ſo wollte er ſich den ſeinen wenigſtens ſo bequem machen als möglich. Wenn der Herr Pathe jedem der Buben einen Marktgroſchen verehrte, ſo durfte man gewiß ſein, daß ſich Heinrich eine unächte Stecknadel und Gottlieb eine Wurſt kaufte, der Chriſtian hingegen ſteckte den ſeinigen in einen Sparhafen, einen irdenen vor der ſinnreichen Sorte, die nur eine Oeffnung oben hat und die man zerſchlagen muß, wenn man den Inhalt wieder haben will.

Mit ſtattlich gediehenen Zöpfen wurden die herangewachſenen Knaben zur beſtimmten Zeit nach einander auf die Univerſität ſpedirt, um allda ihre Studien zu vollenden, der Heinrich und der Chriſtian kamen ins berühmte Stift, allwo jede honette Familie wenigſtens einen Sprößling haben mußte; der Gottlieb hatte eigentlich ſeine Laufbahn durch verſchiedene Schreibſtuben gemacht, ſollte aber doch noch die gemeinen Rechte und etwas Humaniora ſtudiren, um für ein ſtädtiſches Amt tauglich zu werden.

Die Zöpfe haben ſie mitgenommen und redlich wieder heimgebracht. Keiner iſt gewichen aus dem Gleis der angeſtammten Zucht und Sitte, wenn es auch da und dort kleine Abſchweifungen gab. Der Heinrich war ein ſehr ſtrebſamer Geiſt, aber trotz ſeiner Begabung brachte er es zum Jammer von Papa und Mama niemals zum Primus. Er trieb allezeit Nebenſtudien, Italieniſch, Franzöſiſch, Heraldik und andere Allotria, und verletzte wo er konnte die heilige Stiftsordnung, um mit etlichen „Jungen von Adel“ Jagdpartien und Fechtübungen mitzumachen, und nur ſeiner Rednergabe und, wie die böſe Welt ſagt, den auserleſenen Weinproben in Fäßchen, mit denen der Papa die Herrn Profeſſoren beehrte, hatte er's zu danken, daß er noch mit Ehren ſeine theologiſchen Studien abſolvirte, und nicht mit dem Kainszeichen eines hinausgeworfenen Stiftlers durch die Welt ſchweifen mußte.

Der Gottlieb band ſich ſeinen Zopf bequem, er ſtudirte ſoviel ihm zuträglich, aß und trank ſoviel ihm ſchmeckte, ohne es in beiden Stücken zu übertreiben. So oft die regelmäßige Geldſendung vom Papa ankam (der alte Herr hielt ſtreng auf feſte Termine, obwohl er die Söhne nicht knapp hielt), ſchaffte ſich Heinrich eine brodirte Weſte, ein zierliches Cachet oder irgend ſonſt einen Artikel an, mit dem er, trotz der ſtrengen Kleiderordnung, die den Stiftlern Kutten vorſchrieb, in ſeinen adligen Zirkeln Staat machen konnte, oder reichte es die Miethe für ein Reitpferd oder ein weltliches Buch. Der Gottlieb aber, der lud ſeine Brüder zu einem Abendeſſen ein, wobei drei fette Enten verſpeiſt und in edlem Uhlbacher des Papa's Geſundheit getrunken wurde, er lachte dabei den Chriſtian herzlich aus, der ſich die Schlegel und Flügel der Ente fein ſäuberlich in ein Papier wickelte, um noch etliche Tage daran zu zehren. Sein Geld hatte der ſorgſam verwahrt zu ſpärlichſtem Gebrauch; er hatte ſeit ſeinen Knabenjahren bereits den dritten Sparhafen ſoweit gefüllt, daß nichts mehr hinunter fiel, unverſehrt ſtanden ſie mit ihren dicken Bäuchen in einem geheimen Schiebfach ſeines Pults und lachten ihn mit ihren ſchiefen Mäulern an.

Aber den Zopf behielt er bei und auch das Floretband; ſeine äußere Erſcheinung blieb jederzeit anſtändig, wenn ſie gleich immer dünner und ſpitziger wurde.

„Es gibt unterſchiedliche Zöpfe.“ Das zeigt ſich klärlich, wenn man die Bildniſſe der drei Urgroßonkel aus ihren reifen Jahren betrachtet. Da iſt zuvörderſt der Heinrich, der hübſche Mann mit den feingeſchnittenen Zügen, deſſen Zopf als zierlicher Haarbeutel ſchalkhaft zwiſchen den ſchön geordneten Buckeln hervorblickt. Der feine dunkle Rock iſt mit einem Orden geſchmückt und nur ein paar zierliche Prieſterkräglein bezeichnen noch den Theologen; mit ſpitzen Fingern nimmt er eben eine Prieſe aus der goldenen Tabatiere mit einem vornehmen Bildniß in ſeiner Hand, und ſchaut lächelnd nach dem fürſtlichen Luſtſchloß, das ſeitwärts durch ein Fenſter zu ſehen iſt.

Der Heinrich war immer ein etwas leichtes Blut; der Weſtwind, der von jeher ſo viel Unſamen von Frankreich zu uns herüberwehte, hat ihn beſonders ſtark angehaucht und gar manchmal war er nahe daran geweſen des reſpektablen Namens ſeiner Väter unwerth zu werden. Er hatte es verſchmäht als ehrbarer Vikarius unter den Fittichen des Papa ſich zum gleichen Beruf vorzubereiten; ſeine hübſche Geſtalt, ſeine feinen Manieren und die franzöſiſche Sprachkenntniß hatten ihm eine glänzende Stelle als Hofmeiſter von zwei jungen Prinzen verſchafft. Dieſer Beruf führte ihn an fremde Höfe, in Bäder mit Spielbanken, in die Salons ſchöner Damen, ebenſo viele Klippen für den welt- und lebensluſtigen jungen Mann, und gar manche Kalipſo hätte den Mentor beinahe vor ſeinen Telemachs feſtgehalten.

Aber der ſolide Geiſt des Vaterhauſes, die Zucht der geſtrengen Mutterhand, die ihm den erſten Zopf gebunden, hatte ihn nie ganz im Stich gelaſſen und er trug jetzt ſeinen Haarbeutel mit Ehren als wohlbeſtallter Oberkonſiſtorialrath. So war er nun der Stolz und der Glanz der Familie, der Herr Pathe von allen Neffen, Nichten, Großnichten und Geſchwiſterkindskindern; ſeinen Eltern wurde bei den damaligen Reiſeſchwierigkeiten nur einmal die Freude ihn zu beſuchen, aber dieſer Beſuch und die huldvolle Audienz bei den allerhöchſten Herrſchaften blieb auch der Lichtpunkt ihrer Erinnerungen.

Ich wollte Euch nun gern die Details aus dem Leben des Heinrich ſchildern, die zierlichen Unterhaltungen, die er mit der Frau Fürſtin und dero hochfriſierten Hofdamen gepflogen, die geheimen, diplomatiſchen Sendungen, mit denen ihn der durchlauchtigſte Herr beehrt hat, die franzöſiſchen Luſtſpiele, die ihm die Hofſitte, unbeſchadet ſeiner geiſtlichen Würde zu dirigiren geſtattet hatte, aber ich muß die Ausmalung ſolcher Scenen denen überlaſſen, die mehr daheim ſind auf den Parketböden der Hofſäle als ich.

Nun aber betrachtet des Onkel Gottliebs Bild und ſagt, ob Euch dabei nicht das Herz lacht, wie er da ſitzt, mit vergnüglichem Lächeln auf ſeinem wohlhäbigen breiten Geſicht, den ſchön geſchliffenen Kelch mit funkelndem Wein in der Hand, während ein Aktenſtoß zur Seite und das Rathhaus im Hintergrund ihn als ſtädtiſchen Beamten bezeichnen. Was hätte die Mama, die es nimmer erlebt hat, wie er Bürgermeiſter der guten Stadt H. wurde, was hätte ſie für eine Freude, wenn ſie ſähe, wie er jetzt ſo guten Muths den dicken ſtattlichen Zopf den Rücken hinunter hängen läßt, von dem er ſich nun nicht mehr beengt fühlt. Er hatte es auch nicht nöthig, ſich etwas beengen zu laſſen, es war ihm nach ſeines Herzens Wunſch ergangen, er konnte ſich und andern das Leben leicht machen. Wie behaglich ſchaute einem ſchon von weitem ſeine Behauſung auf dem Markt entgegen mit dem blankpolirten Thürſchloſſe, den ſpiegelhellen Scheiben, durch die man reichbefranzte Vorhänge ſah. Da war alles Fülle und Wohlbehagen, die gaſtliche Tafel des Herrn Bürgermeiſters war weit berühmt in Stadt und Land. Er ließ ſich niemals mit ausländiſchen Produkten ein: Auſtern, Kaviar und Champagner wurden in dem ſoliden ſchwäbiſchen Hauſe nicht vermißt, aber alle guten Landeskinder, delikate Spargeln, feine Pflaumen und Aprikoſen, Krebſe, Forellen und Aale, auserleſene Trauben und reine Landweine von den edelſten Jahrgängen zierten die Tafel und erfreuten der Menſchen Herz; der Hühnerhof nährte Geflügel aller Art, Kapaunen, wälſche und deutſche Hühner, Tauben und Gänſe, die jederzeit bereit waren, ihr Leben im Dienſte der Menſchheit zu verhauchen. Es war kein Wunder, wenn Angeſichts dieſer Herrlichkeit ein Bäuerlein meinte: wenn er der preußiſch' König wär', er thät' ſich nicht lang plagen mit dem Krieg, ſondern zuſehen, ob er nicht ſo ein „Deinſtle“ (Dienſt) bekommen könnte.

Auch der jüngſte, der Chriſtian, war zu Ehren und Würden gekommen, auf ſeinem Bildniß hat ihn der Maler mit großen Buchſtaben als ſeine Hochwürden den Herrn Spezial M. * * * bezeichnet. Beſagtes Bildniß wurde urſprünglich auf Koſten des Stiftungsraths für die Sakriſtei im Akkord gemalt, den Mann à 2 fl. und iſt daher kein künſtleriſches Meiſterſtück, doch ſoll es vortrefflich getroffen ſein.

Demnach iſt der Onkel Spezial juſt kein beauté geweſen, erſtaunlich lang und ſchmal, ſein Geſicht hat die gelbliche Farbe und die ſpitzen Linien, wie man ſie vorzugsweiſe bei Leuten findet, die für „ziemlich genau“ (ein milder Ausdruck für geizig) gelten, ſogar der Zopf entſpricht dem Uebrigen, er iſt auffallend lang, dünn und ſpitz.

Ich habe es noch nicht herausgebracht, ob die Leute oft reich werden, weil ſie geizig ſind, oder geizig werden, weil ſie reich ſind, es wäre eine logiſche Aufgabe fürs philologiſche Examen.

Bei dem Onkel Spezial ſchien Beides in angenehmer Wechſelwirkung zu ſtehen, reich war er unbeſtritten, und geizig eben ſo gewiß, ſoweit ſich ſolches mit Anſtand und Schicklichkeit vertrug.

Das Zehentweſen hatte er bei ſeinem Vater daheim recht gründlich ſtudirt und ſomit war er, bei ſeiner natürlichen Begabung zum Sparen, vortrefflich befähigt zum Betrieb auch der materiellen Seite des Dekanatamtes. Uebrigens ging er im Erwerben und Sparen niemals ſo weit, daß er ſeinem geiſtlichen Anſehen geſchadet hätte, „der Zopf, der hing ſtets hinten." Die große Liberalität des Bruder Gottlieb war ihm ein Gräuel, war er doch ſicher, wenigſtens zwanzigmal des Jahrs bei den jeweiligen Viſitationen einen ausgeſuchten Schmaus zu genießen, woran die Frau mit den lieben Kleinen auch Antheil nahm, und wovon jedesmal eine vollgepackte Schachtel mit Viktualien, gar oft noch ein Schinken, ein Säckchen dürres Obſt oder ein gefüllter Schmalzhafen bei der Heimfahrt in die Chaiſe gepackt wurde. Da jede Frau Pfarrerin die beſte Köchin ſein wollte, ſo waren dieſe Schmauſereien ſo reichlich, daß man gar lang aus der Erinnerung zehren und ſich daheim mit Gemüs und Kartoffeln behelfen konnte.

Ein Spezial war damals noch eine ganz andere Reſpektsperſon als heut zu Tage, den Pfarrern lag ſehr viel daran, in Gunſt bei dem hochwürdigen Herrn zu bleiben, damit ein günſtiges Zeugniß dem Bericht ans Konſiſtorium beigelegt werde, darum hatten die Bötinnen vom Dorf faſt allwöchentlich ein Küchengrüßlein für die Frau Speziälin im Korb, alſo daß dieſe unter der Hand einen Kleinhandel mit Spargeln, Tafelobſt und fettem Geflügel in die Reſidenz trieb, da ſolche Leckerbiſſen zu koſtbar für die eigene Tafel erfunden wurden. Ein Wochenbett, das ſagte der Onkel Chriſtian im Vertrauen ſeinem Bruder Gottlieb, konnte er allezeit zu dreißig Gulden Reinertrag anſchlagen.

Für Dienerſchaft brauchte der Onkel Chriſtian auch nicht viel auszugeben, der Meßner (Küſter) war ſo eine Art von Hausſklave im Spezialhaus, er trug der Frau Speziälin im Winter den Fußſack in die Kirche und erwartete ſie an der Pforte mit dem Schirm, wenns regnete, er machte den Aufwärter bei den alljährlichen Disputationseſſen, die der Dekan gegen anſtändige Vergütung zu halten genöthigt war, wobei er zum Dank für ſeine Bemühung ein paar von den Rettigen, die er ſelbſt als Beitrag zur Mahlzeit der Frau Speziälin verehrt hatte, „für ſeine Kinderlein" nach Haus mit bekam; er durfte in ſeinen Freiſtunden im Dekanatgarten arbeiten und ſogar im verſchloſſenen Stall Holz ſpalten, ſeine Frau und Töchter leiſteten Beiſtand bei Waſchen, Putz- und Näthereien, ohne daß ihnen einfiel eine andere Belohnung zu erwarten, als die drei Lebkuchen nebſt einigen aufgefärbten Bändern, die ſie zum Weihnachtsgeſchenk erhielten.

Einige Gaſtlichkeit mußte freilich das Dekanathaus nothgedrungen ausüben; es war ja bei Jahrmärkten und ſonſtigen wichtigen Veranlaſſungen die natürliche Heimath der Pfarrfrauen, auch wurde je und je ein Pfarrtöchterlein auf längern Beſuch geſchickt, um der Frau Speziälin hülfreiche Hand zu leiſten und zugleich Haushaltungskunſt und feine Manieren von ihr zu lernen. Einmal erlaubte ſich ſogar ein junger unerfahrener Pfarrer den Herrn Spezial wiederholtemal zu Gevatter zu bitten. Die Antwort, die er beim zweiten Verſuch erhielt, iſt ſo klaſſiſch, daß ich nicht umhin kann, ſie unverkürzt im Orginal mitzutheilen.

„Hochwohlehrwürdiger, Hochgelehrter, Inſonders
Hochgeehrter Herr Gevatter!

Ich geſtehe aufrichtig, daß ich einem abermaligen Anſinnen an mich und meine Frau zur Pathenſtelle von Ihrem neugebornen Söhnlein nicht entgegen geſehen habe. Meine Frau ſteht mit dem Löblichen Pfarrhaus in T. weder in einer Verbindung, noch hat eine geſucht, ich zwar befinde mich mit Euer ꝛc. in einem amtlichen Verhältniß, aber ich bin in den Jahren ſchon ſo weit vorgerückt, daß ein Taufpathe von meiner Seite für ſein geiſtig- oder leibliches Wohl wenig oder nichts erwarten kann. Als Dieſelben vor 1 Jahr dieſen Antrag an uns machten, ſo war es von Ihnen conſequent gehandelt, da Sie mir damit Anlaß gaben, mich durch das Pathengeſchenk der beſondern Verbindlichkeit zu entledigen, worin ich gegen Euer Hochehrw. ꝛc. wegen zweimaligen Neujahrs- und den meinen beiden Töchtern gemachten Hochzeitverehrungen ſtand. Nachdem Sie nun den vollen Erſatz dafür erhalten haben, ſo vermuthete ich um ſo weniger, daß Ihre Abſicht auf ein ferneres Geſchenk von meiner Seite gehe, als Dieſelben zum Hauptgrund der wiederholten Gevatterſchaft unſere ununterbrochen fortgeſetzte Gewogenheit angeben, und es ſonderbar wäre, wenn dieſe noch von mir bezahlt werden ſollte, hingegen entſage ich auch in Zukunft allen Geſchenken von Ihnen.

„Wahr iſt es, daß durch die jährliche Viſitation Ew. Hochehrw. meine Gegenwart Koſten verurſacht, allein, nicht zu gedenken, daß mir daher doppelt angenehm war, wenn ich Dieſelben mit der Frau Liebſten in meinem Hauſe wieder bewirthen konnte, ſo werde ich auch mit dem beſten Willen, wenn mein Amt mich ferner nach T. ruft, ihren l. Kindern eine angemeſſene Verehrung machen, denn um meinetwillen geſchieht doch der Aufwand nicht allein. Dieß vorausgeſetzt, ſo bezeuge ich unſere wahre Theilnahme an der abermaligen glücklichen Entbindung der Hochwerthen Frau Liebſten, und bin ich auch mit meiner Frau zur Annahme der Pathenſtelle aus chriſtlicher Geſinnung bereit, mit dem herzlichen Wunſch, daß Gott den Reichthum ſeiner Macht und Gnade an der Frau Wöchnerin wie an dem Säugling durch Leben und Wohlthat in jeder Rückſicht verherrlichen und auch das Wachsthum des l. ältern Söhnleins begleiten möge.

„Noch muß ich, theils aus Freundſchaft, theils aus Amtspflicht die Bemerkung machen, daß mir und anderwärts die über den eigentlichen Bluts- oder Seitenverwandten noch ſonſtige Anzahl von Gevatterleuten auffallen, ich habe derſelben niemals über fünf, meiſtens weniger gehabt, und ohne Tax ſind einem Privatmann von unſerer Klaſſe auch nie mehr erlaubt; dabei bedenken Sie noch den widrigen Eindruck, der einem Vorgeſetzten und religiös denkenden Manne gegeben wird, wenn ein noch junger Geiſtlicher mit einer der heiligſten Handlungen eine kaufmänniſche Spekulation treibt.

„Nach unſrer vielſeitigen Empfehlung verharre ich noch mit ſchuldiger Hochſchätzung

Euer
Hochehrwürden
gehorſamſter Diener.“

Ob der Herr Pfarrer auf dieſen Brief hin ſeinen frechen Antrag zurückgenommen, iſt mir nicht bekannt worden.

Ja, das mußte man dem Onkel Chriſtian laſſen, wenn er ſeinen Zopf auch mit gefärbtem Sackband umwand, ſo hatte er doch verſtanden, ſein Schäfchen trocken zu bringen, und wenn er ſeine Erſparniſſe noch im irdenen Spartopf hätte aufbewahren wollen, er hätte einen ſo groß wie ein Schulglobus beſtellen müſſen.

Der Herbſt iſt der eigentliche Schwabenfrühling. Das laſſe ich mir nicht nehmen, ſo abſurd es klingen mag. Es ſteht dies gewiß im Zuſammenhang mit der Sage, daß dem Schwaben der Verſtand erſt mit dem vierzigſten Jahr komme. Wir Schwaben haben zwar recht frühlingswarme Herzen und können gar ſchöne Lenzgedichte machen mit dem verpönten Reimen: ziehen, blühen, Roſe, Schoße, Mai, frei oder Treu; auch will ich dem Mai gewiß nichts Schlechtes nachreden, aber das muß ich doch im Vertrauen ſagen, daß ich im Schwabenland ſelten einen Frühling erlebt habe, in dem die Kirſchenblüthe nicht erfroren und die Aepfelblüthe nicht verregnet worden iſt.

Frühlingsluſt, rechte allgemeine volle Frühlingsluſt paßt für ein ſüdlich Volk, deſſen milder Boden ohne Müh und Arbeit ſeine Früchte ſpendet. Was aber weiß unſer Landmann von Maienwonne und Blüthenluſt, der eilen muß, ſeinen Dünger auf die Wieſe zu bringen, und deſſen Wintervorräthe zu Ende ſind. Auch die lieben Kinderlein, die man in Frühlingsbildern und Liedern im Ringeltanz auf dem Raſen abbildet, ſind des Veilchenpflückens gar bald ſatt, und ſeufzen nach der Zeit der materiellen Naturgenüſſe: der Kirſchen und Pflaumen und Birnen. Aber wie geſagt, ich bin weit entfernt, dem Frühling zu nahe zu treten, mit dem ich perſönlich ſehr intim ſtehe, nur das müßt ihr mir zugeben, daß das erſt rechte Freude iſt, an der Jung und Alt, Reich und Arm Theil nehmen kann, wo von allen Hügeln Schüſſe knallen und Schwärmer glänzen, wo der Segen vom Himmel auch die härteſten Herzen mildthätig gemacht hat, und wo der ärmſte Bettelknabe doch mit ein Paar Aepfeln im Sack an einem Raine liegen und ſich einen ſchönen Abend machen kann mit einigen halbausgebrannten Fröſchen, die er von einem Herbſtfeſte erhaſcht hat.

„Es geht in Herbſt“ iſt ein ſchwäbiſches Troſt- und Entſchuldigungswort bei kleinen Mängeln, in die man ſich mit Humor fügen muß, das ſelten ſeine Wirkung verfehlt. „Der ſieht aus, als ob ihm der Herbſt erfroren wäre,“ bezeichnet einen hohen Grad von Trübſal und Niedergeſchlagenheit; kurz, der Herbſt iſt der rothe Faden, der ſich durch's Schwabenleben zieht, darum laßt's euch nicht zu viel werden, wenn in dieſen Bildern der Herbſt eine häufige Rolle ſpielt.

Macht mir nicht den Einwurf, daß in einem großen Theil von Schwaben keine oder ſaure Trauben wachſen, Herbſt muß doch ſein! Die mit den ſauerſten Trauben jubiliren am lauteſten, und die, ſo gar keine haben, halten Kartoffelherbſte und putzen acht Tage zuvor ſchon ihre alten Piſtolen und neuen Büchſen, um ſie recht laut krachen zu laſſen.

Im Herbſt allein ſieht man keine neidiſchen und keine verhungerten Geſichter, im Herbſt braucht keine Hand müßig zu ſein, die ſich rühren kann, das kleinſte Mädchen ſchneidet ihr Kübelein mit Trauben, der kleinſte Bube arbeitet mit den Füßen und lacht ſchelmiſch hervor aus der Bütte, in der er auf und nieder tanzt. Im Herbſt zieht der fröhliche Burſche in die Ferien heim und bringt ein friſches Leben in das verroſtete Philiſterthum kleiner Städte.

Darum liegt für ein ſchwäbiſches Herz ein ſüßer, geheimnißvoller Reiz in dem Duft des feuchten Herbſtnebels, wenn er zum Erſtenmal wieder ſich in die warme Sommerluſt wagt, eine Erinnerung an fröhliche Herbſtnächte, wo auflodernde Jugendluſt und ſüße Wehmuth wie Mondſchein und Fackelglanz ihre magiſchen Lichter in junge Seelen werfen.

Auch die drei Brüder hatten ſich von ihren Knabenjahren an des Herbſtes gefreut. Sie hatten als Buben Verſteckens in den Bütten geſpielt und abwechſelnd des Vaters Trauben zu Wein getreten, von denen ſie zuvor im Geheim reichlichen Zehenten gezogen, ſie hatten als Studenten um das lodernde Fackelfeuer das Gaudeamus igitur angeſtimmt, nicht einmal den Onkel Chriſtian ausgenommen, der ſogar an einem Herbſtabend das Herz ſeiner nachmaligen „Frau Liebſten“ erobert hatte. So dachten ſie denn als Männer:

So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren.

Der Bürgermeiſter hatte ſich den beſtgelegenen Weinberg gekauft und ein ſchönes Luſthaus darin gebaut; da wurde denn der Herbſt in Vergnügen und Herrlichkeit gefeiert, daß man weit und breit davon ſprach, und von den vornehmſten „Regierungsherren“, die dazu gebeten wurden, bis zu dem niedrigſten Schützenbuben, der ſich um die Behütung des Weinbergs Verdienſte erworben, wußte Jeder zu rühmen von dem fröhlichen Abend und dem freigebigen Herrn Bürgermeiſter. Auch der Onkel Chriſtian, zu deſſen Stelle ein ſchöner Weinberg gehörte, that ein Uebriges; es wurde ein Schinken abgeſotten und Käſe angerührt zu der Weinleſe, ja, es durfte ſich jeder ſeiner Knaben ein halb Duzend Schwärmer dazu anſchaffen.

Wie aber ſollte der arme Heinrich den Herbſt feiern in ſeiner ſandigen Reſidenz, wo kaum Kartoffeln wuchſen? Wohl ſervirte man an der Hoftafel hie und da Trauben in Gewächshäuſern gezogen, aber was war das gegen eine Platte voll heimiſcher Silvaner, Rothwelſch und Muskateller? Die Schachtel voll erleſener Trauben, die ihm Bruder Gottlieb einmal geſchickt, waren auf den ſchlechten Wegen bei dem Mangel an ordentlicher Transportgelegenheit als ungenießbarer Moſt angekommen, ſein Amt aber geſtattete ihm nie, zur Herbſtzeit eine Reiſe in die alte Heimath zu machen. — Da ſprach er denn einmal ſeine Herbſtſehnſucht recht wehmüthig in einem Brief an den Bruder Bürgermeiſter aus, und der wußte Rath zu ſchaffen.

Es war in einem geſegneten Herbſtjahr, als der Oberkonſiſtorialrath eben mit ſeiner Frau beim Kaffee ſaß und ihr vom ſchwäbiſchen Herbſt erzählte, da kam ein plumper, ſchwerer Tritt die Treppe herauf, und eine derbe Stimme fragte: „Sind der Herr Konſeſtore daheim?“ Noch ehe er nachſehen konnte, wer draußen ſei, klopfte es mit der Fauſt an die Thür und herein trat ein vierſchrötiger Mann in der württembergiſchen Bauerntracht, mit einem ſogenannten Reff auf dem Rücken, das vollbepackt war mit Schachteln, und an der Seite mit kunſtreich verpfropften Krügen behängt. „Gotenobed, Herr Konſeſtore, en ſchöne Gruaß vom Herr Burgamoaſter, und do ſollet ſe au d'Trauba und da ſüaße Mohſt verſuacha.“

Nun war's eine Freude! Da lagen ſie wohlgebettet und unverſehrt im grünen Rebenlaub: Sylvaner und Rothwelſche, Gutedel, Veltliner und Muskateller, daneben ſüßer Moſt in den Krügen, der juſt den kleinen „Stich“ hatte, mit dem er am angenehmſten zu trinken iſt, über Berg und Thal, über holperige Pfade und Flußfähren ſicher getragen auf dem breiten Rücken des Matthes, des Leibweingärtners vom Bruder Gottlieb, der ſich gegen reichliche Vergütung dazu verſtanden hatte, ſeine Zöglinge ſelbſt gut an Ort und Stelle zu bringen. Der Konſiſtorialrath, der feine Hofmann, vergoß helle Freudenthränen über dieß Stückchen brüderlicher Liebe; die Frau Fürſtin ſelbſt mußte mit höchſteigenem Munde die Erſtlinge dieſer ſüßen Schwabenkinder koſten, und bei einer fröhlichen Abendgeſellſchaft wurde in altem und neuem Wein die Geſundheit des freigebigen Bruders getrunken. Der Matthes, der der Meinung war, er ſei faſt bis an's Weltende gereist, ſo daß er nächſtens hinuntergefallen wäre, der wurde ſo herrlich verpflegt und reichlich beſchenkt, daß er gern verſprach, im nächſten Jahr wieder zu kommen, als er nach drei Tagen abzog, ſeine Schachteln gefüllt mit den feinen Würſten, die das vornehmſte Produkt der neuen traubenarmen Heimath des Heinrich waren.

Seitdem zog Jahr für Jahr der ehrliche Sendbote durch drei deutſche Lande, um dem Heinrich den herbſtlichen Brudergruß zu bringen, dem auch der Chriſtian ſein Scherflein beifügte, und es hat die Herzen der Brüder warm erhalten und das Gedächtniß an die Heimath jung und grün.

Wenn die Ceres und die Proſerpina durch Samen und Blüthen ſich Grüße geſandt haben, warum ſollten ein württembergiſcher Bürgermeiſter und ein fürſtlicher Oberkonſiſtorialrath nicht durch Trauben und Würſte in Rapport mit einander treten?

Das iſt das netteſte Stücklein, das ich euch zu erzählen weiß von den drei Urgroßonkeln mit den unterſchiedlichen Zöpfen.

IV.

Die Urgroßmutter.

Es gilt bekanntlich für ein Abzeichen und Standesvorrecht altadeliger Geſchlechter, einen Hausgeiſt zu beſitzen, der in einem Gewölbe des Stammſchloſſes verborgen liegt, und bei feierlichen Gelegenheiten um Mitternacht ſeine grauſige Runde macht, um wichtige Aenderungen anzukünden. In bürgerlichen Geſchlechtern iſt man auf die Ehre eines Familiengeſpenſtes nicht ſonderlich erpicht und bildet ſich nichts darauf ein, denn während adelige Geiſter nur das Hochwild der Verbrechen: Mord, Todtſchlag, Hochverrath u. dgl. erjagt haben, ſo ſind die bürgerlichen Geſpenſter dagegen betrügeriſche Kaufleute, ungerechte Richter, wenn nicht gar gemeine Diebe, drum gilt es bis in die allerunterſten Schichten der Geſellſchaft für etwas Entſetzliches, wenn Eins aus der Familie „geiſtweis gehen" muß.

Eine andere Art von ſtillen, vergeſſenen Hausgeiſtern aber liegt faſt in jedem Hauſe in irgend einem ſtaubigen Winkel der Rumpelkammer, Geiſter, die nur erlöſt werden, wenn es eine große Kataſtrophe, einen Sterbfall, einen Auszug in der Familie gibt, und die man gar häufig unbeſehen verbrennt. Dieſe ſtillen Hausgeiſter ſind die verjährten Familienbriefe, die in alten Kiſten und Schachteln, den beſcheidenen Archiven bürgerlicher Häuſer, aus Pietät aufbewahrt werden, bis man ſie am Ende aus Desperation über den wachſenden Gruſt in's Feuer wirft.

Hinter ſolch ein Familienarchiv bin ich denn auch einmal gerathen und habe die armen Briefe vom Feuertod errettet. Und Schade wär's geweſen, wenn ſie untergegangen wären!

Freilich habe ich keine wichtigen Geheimniſſe und „dunklen Thaten“ darin entdeckt, wie ſolche in den Steingewölben altadeliger Häuſer ruhen mögen, aber viel langvergeſſene Vergißmeinnicht, getrocknete Roſen, die einen Theil ihres Dufts Jahrzehnte durch bewahrt haben, Liebesbriefe mit Zöpfchen aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, ſchöngedruckte Hochzeit- und Leichenkarmina, worin gar rührende Stellen zu finden, z. B.:

O wie ſchön war ſie an jenem Tage,
Wie erröthete ihr Angeſicht,
Als ſie auf des Freiers Frage
„Sie ſind allzugütig“ ſpricht.

Da fand ich denn auch den Lebenslauf der Urgroßmutter, von ihr ſelbſt beſchrieben. Er iſt gar ſchlicht und in kurzen Worten abgefaßt, denn der Selbſtkultus, den man heutzutage mit Tagbüchern, Selbſtſchauen und Reflexionen über ſeine eigene werthe Perſon feiert, war zu jener Zeit noch ziemlich unbekannt. Aber aus dieſen ſchlichten Andeutungen, ergänzt durch die Traditionen der Familie, weht ein ſo friſcher, kräftiger Hauch, ein Hauch von dem „Geiſt des Glaubens und der Stärke, des Gehorſams und der Zucht“, wie er unſerer Väter Eigenthum war, daß ich denke, er könnte auch in unſerer vielſeitigen Zeit da und dort noch eine Stirn erfriſchend anhauchen.

Sie war, um dießmal recht gründlich mit der Genealogie zu beginnen, eine Urenkeltochter der Frau Anna Rumpelin, von der der Familienſchmuck herkommt, recht aus altwürttembergiſchem Blut, ihre Vorfahren waren Oberamtleute, Hofgerichtsapfocaden (wie ſie ſelbſt ſchreibt), Pfarrer und abermal Pfarrer, die Mama war eine Pfarrtochter, der Papa eines Pfarrers Sohn und ſelbſt ein Pfarrer, und weil der ſo brav geweſen iſt, ſo hat die Mama nach ſeinem Tode noch einmal einen Pfarrer geheirathet. (In dieſem Pfarrconglomerat war es denn auch kein Wunder, daß einer ihrer Brüder, als ſchüchterner Student um ſeine Familie befragt, verlegen antwortete: „Bitte um Verzeihung, meine Mutter erſter Ehe war eine geborne Pfarrerswittwe.“)

So war es denn natürlich, daß auch ſie einen Pfarrer nehmen mußte. Aus ihren Jugendtagen ſind keine Briefe mehr vorhanden und ihre Herzensgeheimniſſe, wenn ſie welche gehabt, ruhen mit ihr im Grabe; ſo aber, wie ſie in ihrem Leben und aus ihren Briefen ſich darſtellt, war ſie von den klaren, lebenskräftigen Gemüthern, die in Traum und Wachen der höheren Führung nicht vorgreifen und darum auch keine ſchweren Herzenskämpfe zu beſtehen haben. Ein junger Geiſtlicher der Gegend, Herr Magiſter Trutz, hatte ſein Auge auf ſie geworfen, als ſie noch ein ſehr junges, blühendes Mädchen war, ſie aber die ihrigen juſt nicht auf ihn. Ihre ſelige Schweſter hat oft mit Lachen erzählt, wie ſie einmal zuſammen Flädlein gebacken, der Urgroßmutter war eins verbrannt, ſie hob es lachend in die Höh, „da ſieh, das iſt ſo ſchwarz wie der Magiſter Trutz!“ An ſelbigem Tage aber kam der Magiſter Trutz in einem nagelneuen ſchwarzen Rock und hielt um die Jungfer Regina feierlichſt an. Gehorſam der Eltern Willen iſt ſie ſeine Gattin geworden und hat alsbald ihre Aufgabe mit der Freudigkeit eines frommen Gemüths, mit der Kraft und Friſche ihrer klaren Seele begriffen und gelöst.

Der Pfarrer Trutz war ein frommer, friedſamer und tiefgelehrter Mann, aber gar ſtille und in ſich gekehrt, er beſchäftigte ſich mit mechaniſchen Künſten und chilialiſtiſchen Berechnungen und konnte ſich ſo darein vertiefen, daß er gar oft der praktiſchen Amtspflichten darüber vergaß; da verſtand es nun die junge Frau, zu ſorgen, daß ſeine träumeriſchen Abweſenheiten Niemand ſtörend auffielen; ſie wußte mit ihrem hellen, praktiſchen Blick ihm einen Theil der Seelſorge abzunehmen, ohne daß es ſo ausſah, ſie wußte ſein Intereſſe für's wirkliche Leben anzuregen und hielt den häuslichen Heerd warm und hell für ihn, wenn er nach langen, einſamen Stunden wieder dahin zurückkehrte.

So hat er ſie hoch und werth gehalten als den freude- und friedebringenden Engel ſeines Lebens und ſie hat aus der Tiefe ſeines Weſens den Ernſt und die Kraft des Glaubens geſchöpft, auf die ſich erſt mit Sicherheit ein friſches und fröhliches Leben und Wirken erbauen läßt.

Einmal hat ihre Faſſung eine ſchwere Probe durchgemacht. Sie war mit ihrem Mann auf eine neue Stelle gezogen und ging am erſten Sonntag nach ſeiner Antrittsrede, wie es einer chriſtlichen Pfarrfrau geziemt, in die Kirche, ehrbar und feierlich in Schwarz gekleidet.

Den Pfarrer mußte man auch auf Berufswegen ſeinen eigenen Gang gehen laſſen, oft ſaß er mit Tagesanbruch ſchon in der Sakriſtei und bereitete ſo im Stillen ſeine Predigt vor, oft kam er erſt, wenn der Geſang ſchon begonnen hatte, in die Kirche. Die neue Gemeinde wußte natürlich von dieſen

Seltſamkeiten nichts, nur dem Schullehrer, der zufällig ſchon ein alter Bekannter war, waren ſie bekannt.

Es wurde ein langes Lied vor dem Gottesdienſt geſungen; von dem vierten Vers an ſchaute die Frau Pfarrerin nach der Sakriſteithür, der Pfarrer kam nicht; man ſang das Lied zu Ende, der Schulmeiſter fügte hinten noch gar einen ſchönen Schnörkel hinzu, der Pfarrer kam nicht. Die Gemeinde wurde unruhig, die Buben hinten im Chor, die man ex officio zur Kirche getrieben und die bis jetzt mechaniſch das Lied hergebrüllt, hofften nun mit innerem Jubel auf irgend ein Ereigniß, aller Augen hefteten ſich auf den Gitterſtuhl, hinter deſſen offenen Gittern die Pfarrfrau ſaß, ruhig, anſtändig, das offene Geſangbuch in der Hand; auf welchen Nadeln, das fühlte nur ſie. Der Pfarrer kam nicht.

Sie winkte dem Schulmeiſter mit den Augen, der ging in die Sakriſtei, um nachzuſehen. Da ſtand der Pfarrer auf dem Tiſch mit gefalteten Händen, augenſcheinlich in heftiger Bewegung. „Aber um Gotteswillen, Herr Pfarrer, wo bleiben Sie? Die Gemeinde wartet!“

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtieg der Pfarrer von ſeinem Tiſch herab, dem Schulmeiſter voran in die Kirche und auf die Kanzel. Seine Predigt, die er mit zitternder Stimme begann, wurde bald ſo kräftig und ſalbungsvoll, daß die Gemeinde ſein Zögern vergaß, bis ſie auf dem Nachhauſeweg die Köpfe wieder darüber zuſammenſteckte.

Die Frau Pfarrerin ging ruhig und anſtändig wie immer nach Hauſe, ſorgte ihrem Mann für friſches Weißzeug, das er jedesmal nach der Predigt brauchte, und erſt beim Mittageſſen begann ſie mit theilnehmender Frage: „Iſt Dir unwohl geworden?“ — „Das nicht, Frau, aber ſchließ die Thür, ſo will ich Dir ſagen, was mir begegnet iſt. — Ich ſtand in der Sakriſtei und ſang der Gemeinde das Lied nach, als ich aus einer Ecke ein klägliches Weinen wie von einem kleinen Kind hörte. Ich öffnete die Thür nach der Straße, um zu ſehen, ob draußen vielleicht ein Kind allein geblieben ſei, die Straße aber war leer und ganz ſtill. Sobald ich die Thür geſchloſſen, hörte ich daſſelbe Geſchrei wieder aus derſelben Ecke, ich ſah ſcharf hin, da ſtieg aus dieſer Ecke eine lange, große Schlange und wand ſich langſam auf mich zu, ich ſtieg auf den Stuhl, ſie ſchlang ſich darum, da ſtieg ich auf den Tiſch und begann zu beten, — und ſo hat mich der Schulmeiſter gefunden."

Nun war die Urgroßmutter zwar eine ſtarke Seele, aber durchaus kein „ſtarker Geiſt" und weit entfernt, die Möglichkeit übernatürlicher Erſcheinungen zu läugnen; da ſie aber die ſeltſamen Stimmungen ihres Mannes kannte, dachte ſie doch, es könne eine ſeiner Einbildungen ſein und ſuchte ihn zu beruhigen. Am nächſten Sonntag trat er ſchon während des erſten Liederverſes haſtig auf die Kanzel und erklärte nachher ſeiner Frau, daß er dieſelbe Erſcheinung gehabt und die Sakriſtei nimmer betreten könne. Die Urgroßmutter berief am folgenden Tag einen vertrauten Maurer, mit dem ſie vor Tagesanbruch in die Sakriſtei ging; ſie ließ in der unheimlichen Ecke das Wandgetäfer abreißen und nachgraben. Da fand ſich tief im Grund ein uralter halbvermoderter Reiterſtiefel, in dem ein Kindergerippe ſtack. Die Urgroßmutter ließ den Stiefel verbrennen und das Gerippe begraben, ohne ihrem Mann eine Sylbe davon zu ſagen.

Mit großer Mühe bewog' ſie ihn doch, am nächſten Sonntag wieder in die Sakriſtei zu gehen. Dießmal aber kam er ruhig zur rechten Stunde auf die Kanzel und hat von Stunde an nichts mehr bemerkt. Welches Geheimniß aber ſich an den ſchauerlichen Fund knüpfte, hat die Urgroßmutter nie ergründen können.

Fünfzehn Jahre in Freud und Leid hat ſie mit dieſem Manne verlebt, ſein Licht in trüben, ſeine Stütze in ſchwachen Stunden und allmählig hat ihr heller Sinn die dunklen Schatten zerſtreut, die ſich ſo oft um ſeine Seele gelagert. Da ſtarb er und hinterließ ſie in tiefem Wittwenleid, ſie hatte ihn geliebt, nicht nur wie ein rechtſchaffenes Weib ihren Herrn und Gemahl liebt, nein, auch wie eine Mutter ihr Kind, um das ſie Sorge tragen muß Tag und Nacht.

Ihre Sache war es nun aber nicht, ſich mit ihrer Trauer in ein Wittwenſtübchen zu begraben und dort bei Spindel und Nadel ſtille und unbewegt ihre Tage zu verleben, noch viel weniger wäre es nach ihrem Sinn geweſen mit dem anſehnlichen Vermögen, das ihr ihr Gemahl hinterlaſſen, in einer großen Stadt die reiche Wittwe zu ſpielen und das Leben zu genießen. Arbeit war das Element ihres Lebens.

Nun iſt nicht zu fern von dem Ort, wo ihr Mann begraben liegt, ein gar freundliches Schlößchen, Hohenſtein wollen wir's nennen; es knüpfen ſich keine ritterlichen Sagen an das einfache Gemäuer, das ohne vornehme Prätenſionen von ſeiner Höhe niederſchaut auf die ſchönen Kornfelder und Wieſen, die dazu gehören. Das Schlößchen, das kurz nach ihres Mannes Tod verkauft wurde, hat ſich die Urgroßmutter zum Sitz erkoren. Das Haus war öde und unwohnlich, die Güter verwahrlost, die Ställe verdumpft, — vor dem Allem fürchtete ſie ſich nicht, das war recht das Element für ihren betriebſamen Geiſt.

Es war im Spätherbſt, als ſie Abends mit ihrem zehnjährigen Töchterlein in dem Dörflein ankam, das am Fuß des Schloßbergs liegt. Sie wollte keine Nacht unter fremdem

Dach ſchlafen, daher ließ ſie das Mädchen unten, um oben die nöthigſten Anſtalten für ihr Nachtquartier zu treffen. Als ſie ſpät vor Schlafengehn das Kind herauf holte, ſagte ihr die: „Aber Mutter, die Bauern im Wirthshaus haben recht aufgeſchaut, wie ich ihnen erzählt, daß Du einen ganzen Sack voll Geld mit haſt.“ — „Einfältiges Ding,“ rief die Mutter ärgerlich, indem ſie ihr für die unzeitige Renommage ein paar Ohrfeigen verabfolgte, „konnteſt du nichts Dummeres ſagen? es iſt ja gar kein Geld.“ Das Töchterlein ſchwieg erſchrocken und begriff nicht recht, warum ſie dieſer unerwartete Einſchlag getroffen, während ſie doch nur ihre Mama hatte in Anſehen bringen wollen.

Der Urgroßmutter war's bedenklich, ſie ſchlief dieſe erſte Nacht mit einer jungen Magd ganz allein im Schlößchen, da ſie ſich die übrige Dienerſchaft aus dem Orte ſelbſt herziehen wollte, und war ſo ganz ſchutzlos. Viel Lärm zum Voraus wollte ſie nicht machen; als die Magd und das Kind ſchon im Schlaf lagen, ſuchte ſie im Stillen nach einer Waffe, ſie fand nichts Taugliches für ihren Zweck, als das Küchenbeil, das nahm ſie denn an ihr Bett, das ſie im großen Saal des Schlößchens, der nach vorn ging, hatte aufmachen laſſen, und legte ſich angekleidet ſchlafen, nachdem ſie ſich und ihr Kind in Gottes Hut befohlen.

Nach Mitternacht erwachte ſie an einem leiſen Geräuſch, ſie ſetzte ſich auf und lauſchte. Am Fenſter wurde von außen ein Stück aus dem Laden geſchnitten, durch die Oeffnung kam eine Hand, der es gelang, das ſchlechtverwahrte Fenſter von außen ſachte aufzudrücken. Inzwiſchen hatte ſich die Urgroßmutter leiſe erhoben, ging an's Fenſter und führte mit ihrem Beil einen kräftigen Streich auf die beſagte Hand; mit einem heftigen Schrei ward die ſchnell zurückgezogen, ſie hörte einiges Geräuſch wie von einer fallenden Leiter, dann ward's ſtill. Nach einer Weile öffnete ſie das Fenſter, um hinabzuſehen, ob kein Verwundeter drunten liege. Alles war leer und blieb ſtill. So machte ſie denn Licht, ſetzte ſich auf's Bett und las in ihrer Bibel bis der Morgen anbrach.

Sie ſprach kein Wort von dem nächtlichen Abentheuer, ſchickte aber bei Zeiten die Magd zu dem Wirth im Dorf, daß er ihr einen Taglöhner ſende zum Abpacken ihrer Effekten. Die Magd brachte einen; der Thomas aber, meldete ſie, zu dem ſie der Wirth zuerſt geſchickt, der liege krank im Bett, er habe ſich beim Holzhacken geſtern Abend ſpät in die Hand gehauen.

Die Urgroßmutter wußte nun, woran ſie mit dem Thomas war, ſie ſchwieg über die Sache, der Thomas wahrſcheinlich auch; von Stund an blieb ſie aber unangefochten auf ihrer kleinen Burg. Da begann ſie nun zu ſchalten und walten recht nach ihres Herzens Luſt; ihre Aecker waren bald die ſchönſten, ihr Vieh das ſtattlichſte, ihre Dienſtboten die beſtgezogenen in der Gegend. Im Sommer hatte ſie die Hände voll zu thun, bis ſie die Runde machte auf Feld und Wieſen und ein ſcharfes Auge hielt auf Knechte und Mägde. Im Winter wurde ihr die Zeit auch nicht lang; da holte ſie nach, was die damalige überpraktiſche Zeit an ihrer Erziehung verſäumt, machte ſich Auszüge aus den beſten Schriften, ſchrieb ihre eigenen Betrachtungen über Zeit und Leben, in ſehr ungekünſtelter Sprache zwar und mit vielen Schreibfehlern, aber aus der Tiefe eines klaren, frommen Gemüths, das ſeines Weges ſicher war. Ueber alle Ereigniſſe ihrer inhaltreichen Zeit führte ſie genaue Tagebücher und es iſt ergötzlich zu ſehen, wie in ihren Hauskalendern Weltbegebenheiten und häusliche Ereigniſſe friedlich Seite an Seite ſtehen.

D. 1. Okt. Hat der eſtreichiſch General Laudon die Stadtt Schweidniz ihberfallen	Die Schweizerkuh gekalbet, es wigte 60 Pfund
28 Nov. Hat der Herzog den Genaral Rieger auf den Aſchberg geſchickt. wer da ſtehet der ſehe zu daß er nicht falle	Vier Scheffel Denkel an den Müller Schwarzen verkauft. a 6 fl.
Am 5ten Januar die Kaiſerin Elliſabeth von Rußland geſtorben	Die große Sau gemezget, hat drei und einen halben Zentner gewohgen.

Ihr Töchterlein bildete ſie mit Liebe und Fleiß heran und lehrte ſie tüchtig die Hände rühren und den Kopf brauchen.

Der Weg vom Schlößlein in das Dorf und in die Nachbarſchaft war zu Zeiten oft unzugänglich, und doch gab es für die große Oekonomie gar vieles zu beſorgen, ſo war die Urgroßmutter zu vielen Ausflügen genöthigt, ſo wenig ſie Zeit und Luſt zu Vergnügensreiſen hatte. Da ſchulte ſie ſich denn ein zahmes Ackerpferdlein ein, auf dem ſie ihre Güter bei ſchlimmem Wetter beſuchte und ihre Geſchäftsreiſen machte; und ſie hat als ſehr alte Frau noch mit einigem Vergnügen erzählt, wie ſie in ihrem Federhütchen einmal durch's Feld geritten ſei und ein Bauer ſie gefragt habe: „Wo will denn die ſchöne Jungfer hin?“ — „und meine Sophie war doch ſchon zwölf Jahr alt!“ fügte ſie bei.

So lebte ſie auf ihrem Schlößchen in großem Frieden, wenn auch nicht in Ruhe; aber zu lang ſollte die Herrlichkeit nicht dauern. Es konnte nicht fehlen, daß die ſchöne ſtattliche Frau, deren häusliche Tugenden weitum bekannt wurden, die Augen gar manchen Wittwers und Ledigen auf ſich zog; aber ſie entſchloß ſich gar ſchwer zu einer zweiten Heirath, ſei es aus Treue für den erſten Gatten, ſei es, daß ſie ſich gern der goldenen Freiheit in ihrem bewegten Wirkungskreis freute. Endlich aber gelang es doch dem Herrn Pfarrer Weddler, einem ehrbaren Wittwer, die ſchöne Wittwe von ihrem Schloß herab in ſein freundliches Dorf Rebenbach zu führen, wie in einem ſchönen Hochzeitkarmen des Langen und Breiten erzählt iſt, das alſo beginnt:

Geehrteſte Frau Braut, hier kommt ein Hochzeitsſtrauß
Vom Weilenberger Markt, aus wohlbekanntem Haus.
Ganz kürzlich war ich erſt nach Weilenberg gekommen,
Da hab' ich alſobald die Neuigkeit vernommen:
Frau Pfarrer Trutzin iſt Herrn Pfarrer Weddlers Braut
Und Dienſtag werden ſie zu Rebenbach getraut ꝛc.

Der Pfarrer Weddler war nun ein Mann ganz anderer Art, als der erſte Gemahl, groß und ſtattlich, wie er jetzt noch in der ſchön gepuderten Lockenperücke aus ſeinem Bild herabſchaut, ein Mann, der als Hofmeiſter die Welt geſehen, von friſchem, lebenskräftigem Sinn, voll Salbung und Selbſtgefühl. Da galt es nun zunächſt nicht zu tröſten und aufzuheitern, die Bürde des Mannes zu tragen, um ihn in Würde zu erhalten, es galt ſich aufzurichten in aller Kraft und Lebensfülle des Geiſtes und Körpers, um als „Gefährtin, die ihm entſprechend ſei," dem Mann zur Seite zu ſtehen.

Kinder genug kamen zuſammen, Sophie, das Töchterlein der Mutter, das dereinſt ſo zur Unzeit ihren Reichthum geprieſen, von der der Stiefvater ſelbſt rühmend erwähnt, „daß er ſie wegen bewieſener Liebe und Gehorſams als ſeine eigene Tochter allezeit geliebt," eine hübſche Tochter und drei kräftig heranwachſende Söhne des Vaters, von denen der eine allbereits Alumnus war. Die neue Mutter ward mit Freude und Liebe aufgenommen, der Alumnus, der Poet des Hauſes, verfertigte im allerhochfliegendſten Style ein Gedicht, in dem er ſie willkommen hieß, und ein Triumphzug wie der, in dem man die neue Frau Pfarrerin zu Rebenbach einholte, war ſeit Menſchengedenken nicht geſehen worden.

In dem Pfarrhaus, über dem, ſo lang die erſte Gattin, eine edle, aber leidende Seele gelebt hatte, beſtändig eine leichte Wolke gehangen, geſtaltete ſich nun in Fleiß und Frömmigkeit ein friſches, frohes und kräftiges Leben. Zwei Töchterlein entſproſſen der neuen Verbindung, das Dörtchen, des Hauſes Zier und Krone, und die muntere Wilhelmine. Unter den Geſchwiſtern war neidloſe Liebe und Eintracht, ein Segen, der ſich noch bis auf die Urenkel erſtreckt, jede Freude und Ehre, die das Eine erlebte, war ein Jubel für Alle. Die Mutter führte die Zügel des Hauſes mit kräftiger Hand und ſchadete ihren Kindern weder durch die weichliche Schonung der guten Stiefmütter, noch durch die liebloſe Härte der ſchlimmen.

Eine Hausfrau wie die Frau Pfarrerin in Rebenbach war weit und breit nicht zu finden; die Pfarrfrauen der Gegend machten förmliche Wallfahrten, um neue Vortheile im Gartenweſen und der Viehzucht von ihr zu erlernen, man ſchickte ihr junge Töchter von Bekannten aus dem halben Vaterland, um unter ihrer Zucht ſich zu guten Hausfrauen zu bilden, oder heimathloſe Mädchen, die ſonſt keine Zuflucht hatten, und die jedermann hernach gern aus ihren Händen nahm.

Auf Zucht und Sitte hat die Frau Urgroßmama ſtreng gehalten und keinen Sinn für die Licenzen der romantiſchen Poeſie gezeigt. Einmal war ein munteres leichtfertiges Bäschen aus der Reſidenz zum Beſuch da, nicht um ſich bilden zu laſſen, ſondern, wie ſie dachte, um zu bilden und um den landpomeranzigen Baſen in ihrem neuen Aufſatz mit Pumpelroſen und ihrer neumodiſchen Kontuſche zu imponiren. Das Bäschen war auch muſikaliſch und produzirte ein nagelneues Lied, das eben erſt in der Reſidenz in die Mode gekommen war, es ſing an:

Komm, Herr Heinrich, komm herein,
Komm, wir ſind alleine ꝛc.

Die Urgroßmutter hörte den erſten Vers an: „wie, Philippine, zeig mir das Lied her!“ Wohlgefällig brachte es das Bäschen, verwundert, daß die alte Tante doch noch Geſchmack an ſo was finde. Die Tante nimmt es ruhig in die Hand: „ſo, jetzt bring' ein irdenes Teller und ein Licht herein!“ Das Bäschen guckt ſie verblüfft an; man weiß aber kein Beiſpiel, daß jemand verſucht hätte zu widerſprechen, wenn die Urahne etwas ernſtlich befahl, — „ſo, und nun legſt du ſogleich den Wiſch da auf das Teller und verbrennſt ihn vor meinen Augen! meinſt du, ſo dummes Zeug dürfe vor die Ohren meiner Mädchen kommen? Schäm' du dich dein Lebtag, daß du's geſungen haſt!“

Das Bäschen hat ohne Widerſpruch das Auto-da-fé vollzogen und ſpäter keine Verſuche mehr gemacht das Pfarrhaus zu moderniſiren. Ueberhaupt hatte die Urahne, deren Herz ſelbſt ruhig geblieben oder wenigſtens gar bald ruhig geworden war, wenig Nachſicht für junge Herzensträume, und die Stieftochter, die ſonſt mit voller kindlicher Ehrfurcht an ihr hing, hat davon mit einiger Bitterkeit ein Beiſpiel erzählt.

„Unter den durchziehenden Truppen, die im Pfarrhaus Quartier genommen, iſt einmal ein Herr von Strahlenau geweſen, ſo gar ein ſchöner junger Mann! und ſo fein gebildet, ſo ernſt und ſo gefühlvoll, wie gar kein Anderer.

Er hat mit niemand im Haus ſo viel geſprochen, wie mit mir, und als er uns eines Abends ankündigte, daß er am andern Morgen abmarſchieren müſſe mit ſeinem Regiment, da war mir's wie ein Donnerſchlag; ich wußte wohl, daß ich ihn nicht mehr ſehe in dieſem Leben. Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen und bin vor Tag aufgeſtanden, daß ich den Abſchied nicht verfehlen ſoll. Der Strahlenau war noch nicht auf, aber die Eltern und die Schweſtern, und Allen that der Abſchied leid, und Jedes wußte etwas an ihm zu loben. Ich aber konnte faſt gar nichts ſagen. Da ſchaute mich die Mutter ſelig ſcharf an und ſagte: „Chriſtiane, ich glaub', du biſt ganz begeiſtert, geh nur auf den Acker die Erdbirn müſſen gefelgt ſein." Da nahm ich meinen Spaten und ging; wie mir's aber um's Herz war, das kann ich keinem Menſchen ſagen. Draußen auf dem Acker hörte ich von weitem die Trompetermuſik, mit der ſie abzogen, da hab' ich mich auf einen Stein geſetzt und geweint und geweint, — ich hätte mein ganzes Herz ausweinen mögen! den Strahlenau hab' ich nimmer geſehen. Die Mutter ſelig hat's wohl gut gemeint, aber das kann ich ihr doch in meinem Leben nicht verzeihen, daß ſie mich nicht einmal Abſchied nehmen ließ."

Auf den Wein, ſo höchſt einfach und faſt unglaublich mäßig ſie ſelbſt war, verſtand ſie ſich aus dem Grunde, und es wurde kein bedeutender Kauf in der Nachbarſchaft getroffen, ohne den Rath der Frau Pfarrerin. Ihr liebes Hohenſtein, das ſie natürlich in Pacht geben mußte, behielt ſie ſich vor, bis ſie es der älteſten Tochter bei ihrer Verheirathung übergab, da freute ſie ſich hie und da der Ruhe und Stille aus dem vielbewegten Treiben daheim, da ſchrieb ſie ihre hiſtoriſchen Notizen, ihre Bibelſtudien, ihre Auszüge nieder und ſammelte ihren Sinn aus all den Stürmen, die die Welt erſchütterten, zu tiefem innigem Verſenken in den Quell aller Ruhe, und mit beſonders klarem Auge und friſcher Seele kehrte ſie wieder in ihr unruhiges Haus zurück.

Sie bekam genug einzutragen in ihren Kalender, die gute Urahne, und die Zeit wäre ihr faſt über den Kopf gewachſen. Die franzöſiſche Revolution, Napoleon, Deutſchlands Schmach und ſeine kurze Herrlichkeit warfen ihren rothen Fackelſchein in ihren ſtillen Abendhimmel.

Kriegszüge überſchwemmten das Land, Franzoſen, gleich ungebeten als Freunde wie als Feinde; einmal war ſchon dem Dörflein, das die hohe Brandſchatzungsſumme nicht erſchwingen konnte, Plünderung gedroht, der Urgroßvater, der Dank ſeiner Hofmeiſterlaufbahn der franzöſiſchen Sprache mächtig war, errettete es durch einen Brief, worin er den Offizier „pour la gloire de la nation française“ beſchwört, des Dörfleins wegen ſeiner, eines Greiſen und ſeiner alternden Gattin zu ſchonen. Das Dorf wurde glimpflich behandelt, und das Pfarrhaus bekam eine Sicherheitswache. Das Concept dieſes Briefs wird als Andenken der Errettung noch in der Familie bewahrt.

Es wurde ihr noch die Ehre und Freude zu Theil, den Helden ſeiner Zeit, den Erzherzog Karl, auf dem Zug nach Frankreich unter ihrem Dache zu beherbergen; der Prinz ſoll herzlich gelacht haben, als ſie ihn, um ja gewiß des ſchuldigen Reſpekts nicht zu verlegen, mit Ew. Majeſtät anredete.

Eine höfliche Frau iſt die Urgroßmutter überhaupt geweſen, voller Rückſichten gegen Anweſende und Abweſende, höchlich beſorgt, jedermann ſeinen gebührenden Rang und Titel zu laſſen und niemand Anſtoß oder Aergerniß zu geben.

So führte ſie, unter äußern Stürmen und innerem

Frieden ein und dreißig Jahre lang ihre zweite Ehe; die Töchter alle waren, wie ſie rühmt, glücklich und ehrenvoll verſorgt, die Söhne in Amt und Würden, das Vermögen hatte ſich trotz der Kriegslaſten und Theurungen bedeutend vermehrt, und ſo konnte ihr Mann, als ihn ein ſchneller Tod abrief, beruhigt über ſeine irdiſchen Angelegenheiten die Augen ſchließen.

Die Urgroßmutter zog nun zu ihrer älteſten Tochter und lebte hier im Herzen des Landes: der verehrte Mittelpunkt, um den ſich Kinder und Enkel ſammelten, der Kinder höchſte Autorität in allen zeitlichen und geiſtigen Angelegenheiten.

Ein ſchwerer Fall in den Keller brachte ſie um ihre bis dahin ſo kräftige Geſundheit. Gebückt und faſt zu allen Gängen unfähig, ſaß die ſonſt ſo aufrechte und kräftige Geſtalt nun im Lehnſtuhl. Aber ihr Geiſt blieb ungebrochen in ſeiner Friſche und Kraft, und die lautere Frömmigkeit, die den Grund ihres durch und durch klaren und wahren Weſens bildete, gab allem, was ſie in ihrer einfachen natürlichen Weiſe ſagte, eine tiefere Bedeutung.

Bald nahte ihr achtzigſter Geburtstag, der als ein beſonderes Familienfeſt gefeiert werden ſollte, alle Kinder und Enkel von nah und fern ſollten da ſich um ſie ſammeln, alles, was ihr möglicherweiſe Freude machen konnte, wurde aufgeſucht und vorbereitet.

In ihr ſelbſt regte ſich immer lebendiger das Heimweh nach der Heimath, die da alles neu macht. Wie es oft bei alten Leuten zu gehen pflegt, wandte ſie ſich jetzt mit beſonderer Sehnſucht zu den Lieblingsſtellen ihrer Vergangenheit zurück. Das war vor allem ihr liebes Hohenſtein. Und nun ich ihr Bild gegeben ſo gut ich vermocht, wird es keine Entweihung ſein, wenn ich ihre eigenen Worte wiederhole, in denen ſie in ihrer ſchlichten Weiſe ihr Verlangen nach dieſem ſtillen Aufenthalt ausſpricht.

„Wie erfreulich wäre es vor mich geweſen, wenn ich mein liebes Hohenſtein noch einmal hätte ſehen können. Leider iſt es zu ſpät, ich bin zu kraftlos. Es war mein liebſter Aufenthalt in meinem Leben. Es war der Ort, wo ich allein ungeſtört die Güte und Allmacht Gottes am Beſten bewundern konnte.

„Wie vergnügt war ich in der Erndte, wann ich mit der Sonnen Aufgang bei meinen Schnittern war und ſahe den Segen Gottes. Wie vergnügt machte mich der Spruch, in dem es heißt: „„vor dir wird man ſich freuen, wie man ſich freuet in der Erndte!““ Aber wie traurig war es anzuſehen, als die ſchönen Felder ſo arg von dem vielen Gewild verwüſtet worden ſind. Der Fürſt, der ein Vater ſeiner Unterthanen ſein ſollte, nimmt ihnen das Brod von dem Munde hinweg. Wir hätten zu ſelbiger Zeit nicht ſo theure Zeit bekommen, wann der Fürſt ſich als einen Vater gezeigt. Nehmen doch alle Fürſten ein Exempel daran!

„Balſam war es in meine Wunden, wenn ich an den Sonntagen, wo ich nicht in die Kirche konnte, an meinem Saalfenſter das Geſang, das man in der Kirche im Dorf ſingte, nachſingen konnte.

„Wie freute es mich, wenn ich bei hellem Mondſchein auf den Feldern und Dörfern ſo eine Stille ſah; da fühlte ich den Werth des Geſanges: „„Nun ruhen alle Wälder.““ Bei Tag ſo viel Rennen, Laufen und Schaffen, bei Nacht lauter Stille. In meinem Bett hörte ich den Wächter im Dorf den Tag anſchreien mit dieſen Worten: „„Wach auf, o Menſch, vom Sündenſchlaf, ermuntere dich, verlornes Schaf!““ Dieſe Worte rührten mich ſehr.

„Tauſend, tauſend Dank dem heiligen, dreieinigen Gott, der mir in ſo viel Trübſal beigeſtanden, aus ſo vieler Gefahr errettet und mir mehr Gutes gethan, als ich ausſprechen kann. Dort, in jener Welt, will ich's nachholen. Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt!“

Das waren die letzten Worte ihrer Feder, es blieb das letzte Bekenntniß ihrer Lippen, bis zum letzten Hauch floß ihr Herz und ihr Mund über von Dank und Freude.

Man findet manchmal, daß ein großes Familienfeſt, eine beſondere Freudenfeier der Wendepunkt eines Glückes oder das Ziel eines Lebens wird. Es macht dies manche ängſtlich und ſcheu vor ſolchen Feſten, aber mit Unrecht. Wenn die Sonne untergehen muß, warum ſoll ſie nicht noch einmal zuvor recht hell ſcheinen, ehe ſie ſcheidet?

So ein heller Sonnenſchein vor dem Untergang war der achtzigſte Geburtstag der Urgroßmutter; Kinder, Enkel und Urenkel kamen mit Liedern und Gaben; die liebſte unter allen war ihr ein ſchönes Bild von ihrem lieben Hohenſtein, darauf ließ ſie ſo recht die alten Augen ausruhen, und indem ſie dem Kreis der Ihrigen all ihre liebſten Geſchichtchen aus der Vergangenheit erzählte, lebte ſie ihr ganzes Leben in ſeinen Lichtpunkten noch einmal durch.

Das blieb ihre letzte Geburtstagsfeier auf Erden, — nicht lange ſtand es an, ſo folgte ihr der ganze fröhliche Zug nach ihrer letzten Ruheſtatt, und ein ſeligeres Geburtsfeſt hat ihrer wohl droben geharrt.

V.

Das Schlößchen in S.

Wir mögen es uns geſtehen oder nicht, wir alle haben ein ariſtokratiſches Element in uns, wie freiſinnig wir auch von jeher geweſen oder durch die neue Zeit geworden ſein mögen. Nicht allein eine Art von Rangſtolz, der ſich auch in den allerunterſten Schichten der Geſellſchaft nicht verliert, und der durch kein Vor- und kein Nachparlament abgeſchafft werden kann, ein Rangſtolz, der den Schuſter, der neue Stiefeln macht, mit der ſouveränſten Verachtung auf den Flickſchuſter, die Stubenmagd mit gnädigſter Herablaſſung auf eine Stallmagd blicken läßt; nein, eine gewiſſe Bewunderung und Vorliebe für das Hohe und Vornehme zeigt ſich ſelbſt bei Kindern ſo frühe, daß ſie unmöglich nur eingelernt ſein kann. So hat mich als Kind das Bewußtſein ganz glücklich und ſtolz gemacht, daß ich einen Großonkel habe, der in einem Schlößchen wohne, und alſo, was ich mir unzertrennlich davon dachte, eine Art von Ritter oder Baron ſei.

Später erfuhr ich nun freilich, daß der Großonkel nur ein bürgerlicher Hofrath und Beamter der adeligen Herrſchaft war, der das Schlößchen, das er bewohnte, zugehörte. Das Schloß ſelbſt, das mir als ein Inbegriff ritterlicher Herrlichkeit erſchienen war, ſtellte ſich mir nachher als ein verrauchtes altes Gebäude dar mit engen winklichen Zimmern. Dieſe Enttäuſchung hatte jedoch wenig zu bedeuten, denn auf dem alten Schlößchen und ſeinen Erinnerungen ruht ein Zauber, den keine Zeit zerſtören kann. Was bedeutet es, ob der Großonkel ein Ritter oder Graf war, oder bürgerlich? Hatte er doch einen fürſtlichen Sinn, wo es galt, Fröhliche zu machen, und kein königliches Schloß wird ſich rühmen können, ſo viel frohe und glückliche Menſchen beherbergt zu haben, wie das unſcheinbare Schlößchen in S.

Dieſes Schlößchen ſelbſt, obgleich alt und verwahrloost und durchaus in gar keinem Styl gebaut, hat doch ſeine eigenthümlichen Reize. Gleich der plätſchernde Brunnen in dem ſtillen Hof, in dem immer zahlreiche Fiſche luſtig herumſchwammen, hat etwas höchſt Anziehendes; das mannigfaltige Geſträuch zu den Seiten des Eingangs, der Durchblick durch den Hof in einen grünen behaglichen Obſtgarten, die offene alterthümliche Treppe und der Dorfbrunnen im Vordergrund, um den ſich immer zahlreiche Ortsbewohner gruppiren, geſtalten es zu einem anſprechenden Bild niederländiſcher Schule. Die Zimmer, obſchon unregelmäßig und durchaus nicht elegant, hatten ſo trauliche Ecken und verborgene Treppen, daß man immer neue Entdeckungen darin machen konnte.

Das Leben und die Seele des Hauſes war aber der Großonkel ſelbſt. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, denen es vergönnt iſt, jung zu bleiben bis an's äußerſte Lebensziel; nicht auf die für andere ſo peinliche Weiſe, wo man das äußere Schattenbild der Jugend feſthalten will noch in grauen Haaren, und durch jugendliche Geberden, Theilnahme an jugendlichen Beluſtigungen u. ſ. w. zur lächerlichen Karrikatur wird. Nein, es war die rechte, unverwelkliche Herzensjugend, die Licht und Wärme ausgoß auf ihre ganze Umgebung. Ich ſehe ihn noch, den alten freundlichen Mann, wie er oben in der Erkerſtube ſaß, dem gewöhnlichen Wohnzimmer, zu dem der Weg durch eine ungeheure Küche führte, die nicht im Gebrauch ſtand und wohl vormals als Prunkküche gedient hatte; wie er für jeden Beſucher einen herzlichen Willkomm und einen fröhlichen Scherz hatte. Er war ein feiner Mann, der Großonkel, und hatte noch die zierlichen Formen altfränkiſcher Höflichkeit, das ſchönſte Erbtheil der Rococozeit. Aber dieſe Höflichkeit kam vom Herzen, aus einem Gemüthe, das keiner Seele wehe thun konnte; darum war es Jedermann wohl um's Herz dabei, man fühlte ſich in einer heitern Atmoſphäre, in die kein unfreundliches Element eindringen konnte.

Willkommen war im Schlößchen Jedermann und zu jeder Zeit. Es war das Paradies der Kinder, die in dem alten Haus, in den obſtreichen Gärten einen unverkümmerten Tummelplatz fanden und für welche Tante Hanne jederzeit noch Süßigkeiten in Bereitſchaft hatte. Wo hätte der Oſterhaſe reichlicher gelegt, das Chriſtkind ſchöner beſcheert als in S.? In jeder der zahlreichen Familien, die im Schlößchen ihren Mittelpunkt hatten, bewahrt man noch etwas von den Herrlichkeiten, mit denen die Kinderwelt in S. erfreut worden war, als Reliquien aus der guten alten Zeit des Schlößchens.

Es war das erſte Reiſeziel jedes neuen Brautpaares in der Familie, da man ſtolz war, dem neu aufgenommenen Glied die Freuden einer Familienheimath zu zeigen, wie wohl wenige Geſchlechter ſich einer rühmen konnten. Es war die Heimath der Jugend, wo die Studenten der Familie ſicher waren, fröhliche Ferien zu erleben, wo die jungen Mädchen ſich erholen durften von Waſchen, Gartenarbeiten und all den Geſchäften, die man dazumal noch von einer erwachſenen Tochter verlangte; es war der angenehmſte Ausflug für alte und junge Frauen, für die alten Herren und die geplagten Geſchäftsmänner, die dem Onkel verwandt oder befreundet waren, und die um den runden Tiſch bei dem vortrefflichen Wein und guten Kaffee alle Lebenslaſten vergaßen im Geſpräch mit dem immer heitern Mann, deſſen ganze Vergangenheit nur ein unerſchöpflicher Schacht ergötzlicher Bilder ſchien.

In den Zeiten ſeiner allerbeſten Laune ſtieg er immer zurück in die Erinnerung an die unſchuldigen Schelmenſtreiche ſeiner Kindheit. Er ermüdete andere nie mit dieſen Reminiscenzen, wie es wohl ſonſt bei alten Leuten der Fall iſt, denen man nur aus Gefälligkeit zuhört; er wuchs ſo hinein in jene Zeit, daß man ſelbſt mit ihm zum Kinde wurde.

Die Mutter wollte ihn einmal nicht auf die Straße gehen laſſen, bis er das Schweſterchen in Schlaf gewiegt. „Ja, wann ſchläft es denn?“ — „Wann es die Augen zu hat.“ Als nun dieſes erſehnte Reſultat nicht alsbald erzielt wurde, klebte er dem Schweſterlein mit Gummi die Aeuglein zu und ſprang mit dem beſten Gewiſſen hinunter. „Jetzt ſchläft's.“ — Ein andermal hieß ihn die Mutter daheim bleiben, um auf den Schneider, der im Hauſe damit beſchäftigt war die aufblühende Generation herauszuflicken, Acht zu haben, damit er nicht Seide ſtehle. Aber der Jubel der Kameraden drang gar zu verführeriſch herauf; da nahte er endlich dem Schneider mit der höflichen Bitte: „Nicht wahr, Herr Schneider, Er iſt ſo gütig und ſtiehlt meiner Mama keine Seide? Ich möchte ſo gern in den Hof.“ — Als das ebengenannte Schweſterlein geſtorben war, hatte er ſich unters

Haus geſetzt und ſeinen Kameraden gegen ein Honorar von ſechs Schuſſern die Erlaubniß ertheilt, das Schweſterlein auf den Kirchhof tragen zu helfen; ſeinem beſten Freund aber gab er die Erlaubniß gratis, und dieſer verhieß ihm gutmüthig: „ſei zufrieden, Gottfried, mein Luisle huſtet ſchon lang; wann die ſtirbt, darfſt Du ſie auch umſonſt tragen." — Einmal war in ſeinem elterlichen Haus ein hochangeſehener Herr Vetter auf Beſuch, den man zu beerben hoffte und mit aller nur denkbaren Ehrerbietung behandelte. Die Kinder betrachteten natürlich den gefeierten Gaſt höchſt aufmerkſam. Als die Familie ſich ſetzte nach dem Tiſchgebet, das von allen ſtehend verrichtet wurde, fing der kleine Gottfried an: „Mama warum hat denn der Herr Vetter ſo krumme Füß'?" In tödtlichſter Verlegenheit nahm ihn die Mutter bei Seite, um ihm auf höchſt fühlbare Weiſe begreiflich zu machen, wie unmanierlich er ſich gegen den Herrn Vetter benommen. Mit den beſten Vorſätzen kehrte er zurück und erwog während der Mahlzeit, wie er dem Herrn Vetter glänzende Satisfaktion geben könne. Als nach Tiſche wieder alle zum Dankgebet aufgeſtanden waren, erhob er ſeine Stimme und ſagte: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter ſo gerade Füß'?"

In ſeiner Eltern Haus lebte die uralte kindiſche Großmutter, der, wenn die Eltern ausgegangen waren, eines der Kinder Geſellſchaft leiſten mußte. Als das Loos ihn traf, fiel ihm ein, wie oft ſich die Großmutter nach einem Beſuch ihrer Juliane, einer weit entfernt wohnenden Jugendfreundin, geſehnt hatte. Um ſich nun die Langeweile zu kürzen, die ihm das Hüten der Großmutter machte, putzte er ſich mit einigen Kleidungsſtücken von ihr und der Mutter heraus und ſtellte ſich der halbblinden Frau als die Juliane vor. Die Großmutter war überglücklich und bewirthete den Schalk mit dem Beſten, was ihr Vorrathskämmerchen aufzuweiſen hatte. Als ihre Tochter nach Hauſe kam, konnte die Alte nicht genug erzählen von der großen Freude, die ihr geworden. Nur die rührende Glückſeligkeit, die der Spaß der alten Frau gemacht, rettete den leichtfertigen Burſchen von der väterlichen Züchtigung.

Der Glanzpunkt ſeiner ſpätern Jugenderinnerungen aber war ſeine Reiſe nach England. „So habe ich es in England geſehen,“ war das große Zauberwort, mit dem jeder Gebrauch geheiligt wurde. An den Tagen der froheſten Familienfeſte, für die allerwertheſten Gäſte wurde auf die Tafel ein Roaſtbeef befohlen. Wenn dieſer höchſte Triumph der Bewirthung kam, ſo durfte man gewiß ſein, daß des Onkels Laune die allerglücklichſte war; beim Roaſtbeef hat er gewiß nie eine Bitte abgeſchlagen.

Seinen königlichen Spaß hatte der Onkel mit dem Herrn Wenz, ſeinem Amtsgehülfen, einem braven und geſcheidten jungen Mann, der ganz zur Familie gehörte und nur durch ſeine Eitelkeit und ſein empfindſames Herz manche Gelegenheit zu gutmüthigen Scherzen gab. Noch mehr Stoff zu dergleichen gab aber Herr Reutter, der Leibchirurg. Der Herr Hofrath war die höchſte Autorität, das eigentliche Centrum des Herrn Reutter; die Stunde, in der er ihm den Bart abnahm, war das Ziel, auf das ſich alle Gedanken und Beſtrebungen ſeines übrigen Lebens bezogen. — Er verwendete ſeine Exiſtenz auf das Einſammeln von Neuigkeiten, aus denen er die merkwürdigſten zur Mittheilung für den Herrn Hofrath ausſichtete, die der Onkel mit dem anſcheinend größten Intereſſe anhörte. Als Napoleon unſer Ländchen beſuchte, reiſte Herr Reutter ſchnurſtracks nach der nicht allzuentfernten Hauptſtadt, nicht ſowohl um ſeine eigene Neugierde zu befriedigen, als um dem Herrn Hofrath am folgenden Morgen, während er den Seifenſchaum ſchlug und der anweſende Herr Wenz ein Geſchäftsreferat beendigte, nur ſo en passant ſagen zu können: „Ei, Herr Hofrath, geſtern habe ich auch den Napoleon geſehen.“ — „Ei ſo? Herr Reutter, das iſt mir höchſt intereſſant; was iſt es denn für ein Mann?“ — „Was ſoll ich ſagen? Es iſt ein kleines Mannche, ein geringes Mannche, ein unanſehnliches Mannche, ein Mannche wie der Herr Wenz.“

Der indignirte Herr Wenz lernte von Stund an mit Lebensgefahr ſich ſelbſt raſiren, um den unverſchämten Chirurgen entbehren zu können; der Onkel aber war höchlich ergötzt und nahm es dem Herrn Reutter nicht übel, als er einige Tage darauf, gekränkt über einen eintägigen Aufſchub des Raſirens, bemerkte: „Der Herr Hofrath haben einen Bart wie der Schultheiß von Wettersbach.“ — „So? was hat denn der für einen Bart?“ — „Einen Bart wie lauter Schweinsborſten, Herr Hofrath.“

Es ſchien eine beſtändige Feiertagsſonne über dem Schlößchen zu leuchten. Selbſt die Geſchäfte, deren es viele gab bei der ausgedehnten Oekonomie und den ſtets zahlreichen Beſuchen, wurden gemeinſchaftlich in ſo heiterer, geräuſchloſer Weiſe abgemacht, daß auch ſie das Anſehen einer neuen Ergötzlichkeit gewannen. — Das Wort Sparen war nicht in das Wörterbuch des Onkels aufgenommen, obwohl er für ſich kein üppiges, wenn gleich behagliches Leben führte und keine koſtbaren Liebhabereien hatte, außer der koſtbarſten und edelſten von allen, der ſich ſchon der gute Vikar von Wakefield rühmte — die Liebhaberei, glückliche Geſichter und frohe Herzen um ſich zu haben. Ueberall war eine behagliche Fülle, ein reichliches, fröhliches Geben, es wurde Jedermann wohl im Hauſe. Die Kutſcher fuhren noch einmal ſo gern, wenn es nach dem Schlößchen in S. ging, wo ſie einer warmen Stube, eines guten Trunks und eines Stücks Braten gewiß waren; man ſagt ſogar, die Pferde ſeien ſchneller gelaufen und die Hunde haben mit dem Schwanz gewedelt in der Nähe des Schlößchens, im Vorgeſchmack der guten Verpflegung, die ſie dort erwartete.

Als Schillers Dramen in der höchſten Blüthe ſtanden, ließ ſich der Onkel einmal von ſeinem Johann in die Reſidenz kutſchieren, um der Aufführung von Kabale und Liebe anzuwohnen. Unterwegs dauerte ihn der arme Burſch, der immer nur Andere zum Vergnügen führen und ſelbſt kein Plaiſir haben ſollte. „Beſorg' die Pferde gut, Johann, dann kannſt Du heut Abend mit mir ins Theater gehen.“ — Der Johann konnt' es faſt nicht glauben, war aber überglücklich, als ihn der Herr Hofrath in der That mit ſich nahm und ſogar an ſeine Seite in der Fremdenloge ſetzte. In hohem Erſtaunen gaffte er mit offenem Mund den weiten Raum des Hauſes, die prächtigen Kronleuchter, die fürſtliche Loge an, deren Front durch die ſtattliche Geſtalt des Regenten ausgefüllt wurde, vor allem aber den Vorhang, auf dem der Olymp in ſchreiender Farbenpracht prangte. „So, Herr Hofrath, iez hemers gnuag gſeha,“ meinte er nach einer Viertelſtunde. — „Wart nur, Johann, es kommt noch beſſer.“ Das Orcheſter begann und Johann war aufs Neue entzückt, daß man auch noch aufſpiele; als aber gar der Vorhang aufging und das Spiel begann, da ſtieg ſeine Verwunderung aufs Höchſte: „Ja wer ſind denn die Leut', Herr Hofrath?“ Der Onkel zeigte ihm den Theaterzettel und erklärte ihm die Perſonen. „'ſt ſcho recht, aber do ſtoht jo net, s'wehl der Kabale iſcht,“ — er ſchien aber doch das Stück zu begreifen, denn er folgte dem Gang der Dinge mit dem äußerſten Intereſſe und der Onkel hatte Mühe, ſeine lebhaften Aeußerungen zurückzuhalten. Als aber gegen das Ende des Stücks der Hofmarſchall in der Scene mit Ferdinand in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit daſtand, da wurde er am Ende ſo aufgebracht, daß er Ferdinand mit ſchallender Stimme zurief: „Bach'*) em oes, bach' em oes." Das ganze Haus brach in ein jubelndes Gelächter aus, die geſtörten Schauſpieler ſelbſt konnten ſich des Lachens nicht enthalten, die Polizei wollte einſchreiten und den Störer verhaften, der regierende Herr aber, der ſich vor Lachen den ſtattlichen Bauch halten mußte, befahl, ihn ruhig zu laſſen und hoffte auf weitern Spaß. Der Johann jedoch war verduzt über ſeinen unerwarteten Erfolg und verhielt ſich ſtill bis zum Schluß. Erſt bei der Heimfahrt bemerkte er gegen den Onkel, „s'iſt erſt wohr, er hätt' em ois bacha ſolla."

Einmal, als der Onkel beſonders vergnüglich ſich in Kindheitserinnerungen erging, fiel ihm auch des Nachbars Baſte wieder ein, ſein getreuer Freund, der ihm Hirſchkäfer und Eichhörnchen gefangen und ihn ſo oft auf ſeinem Bock hatte reiten laſſen. „Muß doch hören, was aus dem Baſte geworden iſt!" Mit einiger Mühe erfuhr er endlich, daß der Baſte in der Nähe ſeines Heimathorts als Drahtbinder und Korbflechter kümmerlich ſein Daſein friſte. Gut denn, der Baſte wurde mit ſeinem Handwerksgeräth zum Beſuch aufs Schlößchen beſchieden, man räumte ihm ein Schlafplätzchen ein und Tante Beate mußte alle Töpfe und Kacheln herbeiſuchen, die irgendwie des Einbands bedürftig waren. Da ſaß der alte Baſte unter dem großen Hollunderſtrauch, der den Eingang ins Schloß beſchattet, band Geſchirre ein und flickte und reparirte Körbe nach Herzensluſt und lachte hell auf vor Freude, daß man's drei Häuſer weit hörte, wenn ſich der Herr Hofrath je und je zu ihm ſetzte und ihn an ihre alten Bubenſtückchen erinnerte. Daneben wurde er unter der Direktion der Tante mit Speiſe und Trank reichlich verpflegt. Es war verwunderlich anzuſehen, wie das eingeroſtete Geſicht des Alten wieder gelind und beweglich wurde, er ſah um zehn Jahre jünger aus, als er nach vier Wochen wieder heimkehrte, ſchon beglückt durch eine Einladung aufs nächſte Jahr. Wieder daheim, meldete er ſich alsbald bei Maier, dem Stundenhalter (dem Leiter religiöſer Privatverſammlungen), und bat um Aufnahme in die Verſammlung, wie er denn auch von Stund an fleißig zur Kirche ging. „Aber Baſte," fragte ihn der Maier erſtaunt, „wie iſt das ſo ſchnell gekommen? es hat mich ſeither oft betrübt, daß Ihr ſo in den Tag hinein lebt und Euch nichts um Euer Seelenheil bekümmert." „Ihr habt Recht, Maier, es war eine Sünde, ſeht, ich bin ein armer Mann, ein Wois (Waiſe) — er war bald ſechszig! — habe ſo in der Trübſal ahne gelebt und nicht an Himmel und Hölle gedacht; ich dacht', unſer Herrgott hätt mich halt auch vergeſſen und 's könn' mer nicht viel böſer gehn in der Höll als auf der Welt. Seit ich aber beim Herr Hofrath g'weſen bin, muß ich immer denken: wenn's im Himmel nur halb ſo brav iſt wie im Schlößle, ſo möchteſt doch gern 'nein. Gucket Maier, deßwegen will ich in d'Stund."

---

*) Verſetze.

Es waren freilich auch einmal Tage des Leids über dem Schlößchen hingegangen, damals als der Onkel ſeine geliebte Hausfrau in blühendem Jugendalter zu Grab geleiten mußte. Die Geſchichte ſeiner Heirath trägt daſſelbe heitere Gepräge, das ſein ganzes Leben auszeichnet. Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit ſeinen Genoſſen über den Marktplatz der alten Reichsſtadt***, als eben ein ſtattlicher Taufzug vorüber kam. In jugendlichem Uebermuth trat er hinzu und lüftete das grünſeidene Tuch, darunter ein zierliches Kindlein ſchlummerte. „Was iſt's?“ fragte er die Trägerin deſſelben. „Ein Mägdlein.“ — „Ei, das gäbe gerade eine Frau für mich!“ rief er luſtig und zog lachend mit ſeinen Kameraden weiter. Und es fügte ſich, daß nach achtzehn Jahren daſſelbe Mägdlein, nun eine ſchöne Jungfrau und reiche Erbin, ihre Hand gerne und freudig in die des vierzigjährigen Mannes legte, zu einer Zeit, wo ſolche Altersverſchiedenheit bei Eheleuten noch viel ſeltener war als jetzt. Sie hat auch niemals den Entſchluß bereut. Unter den Vielen, die des Onkels Güte froh und glücklich machte, war ſeine geliebte Gattin gewiß nicht die am wenigſten Glückliche. Und ſo wie er ſie mit Liebe und Treue durch ſchwere lange Krankheit bis zum Tod verpflegte, ſo hat er auch ihr Andenken in Liebe und Treue bewahrt. Keine andere Gattin hat er gewählt, obwohl gewiß dem reichen, überall geliebten und geachteten Mann die Wahl unter den Töchtern des Landes offen geſtanden hätte. Aber in ſeiner unzerſtörbar heitern Seele hat auch das Andenken an Leid und Tod eine milde, verſöhnende Geſtalt angenommen, und wenn er der geſchiedenen Gattin dachte, ſo dachte er nicht an ihr Leiden, nicht an ihr frühes Sterben ſondern an ihre Liebe, an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebt, an das ſelige Wiederſehen, das ſeiner wartete. So warf der Tod der Gattin keinen Schatten, wohl aber ein Licht aus einer höhern Welt auf ſein Erdenleben.

Nach dem Tode ſeiner Gattin nahm Tante Hanne, ſeine unverheirathete Schweſter, ſeine ächte Schweſter an Herzensgüte und Freundlichkeit, ſich des Haushaltes an, deſſen Laſten ſpäter die Nichte Julie mit ihr theilte. Tante Hanne war eine ſtille Seele, ſie hatte ihr eigenes Eckchen im Wohnzimmer, wo ſie mit unveränderlicher Ruhe ſaß, mit ſtiller Herzlichkeit die Gäſte willkommen hieß und geräuſchlos ihre Anordnungen für den Haushalt traf, die von der Nichte Julie eben ſo geräuſchlos, wenn gleich raſch und eifrig vollzogen wurden. Julie war eine Art verborgener Genius im Hauſe, überall und nirgends; ſie hatte ein fabelhaftes Gedächtniß für Jedermanns Leibgericht und Jedermanns Geburtstag, ſie war überall am Platz und kam immer zur rechten Zeit, ſie arbeitete wie eine Magd und wurde vom Geſinde geehrt wie eine Königin. Ohne Baſe Julie wäre das Schlößchen in S. in dieſer Vollkommenheit gar nicht möglich geweſen.

Dem Oheim hatte ſeine Gattin einen einzigen Sohn geſchenkt, ſeines Herzens Stolz und Freude, der unter der mütterlichen Pflege der herzguten Tante Hanne in der freundlichen Geſellſchaft der Baſe Julie zu äußerſt ſtattlichem Gedeihen heranwuchs. Mit welcher Freude ſah er ſeinen Karl als flotten Studenten die Univerſität beziehen, wie herzlich waren deſſen Studiengenoſſen zur Ferienzeit im Schlößchen aufgenommen! Der Onkel hätte für die ganze Univerſität Raum zu ſchaffen gewußt. Nur Eine Klage hatte der Vater über ihn, eine Klage, wie ſie noch wenige Väter zu führen hatten: „Der Burſch braucht mir zu wenig Geld. Julie, ſchreib ihm nur wieder, er ſoll ſich nichts abgehen und ſich überall recht honorich finden laſſen.“

Zur Freude der Familie war dem guten Onkel ein hohes Alter beſtimmt, und er ſtarb ohne die Leiden, die Gebrechen, die geiſtige Abnahme ſpäterer Jahre zu erfahren. Hell und ungebrochen blieb ſein Geiſt bis zum Tode. Ich will ſein heiteres Lebensbild nicht trüben mit Schilderung des Leides, das ſein Tod gebracht. Heute wird nur in Frieden und Freude ſeiner gedacht; wo frohe Herzen ſich zuſammen finden, um die Bande des Blutes noch zu ehren; da erſteht ſein Bild in ſeiner ganzen lichten Freundlichkeit.

Noch ſteht das alte Schlößchen, noch plätſchert der Brunnen im Hof; aber keine Fiſche ſchwimmen mehr darin, zur fröhlichen Mahlzeit beſtimmt, keine leichten jungen Tritte fliegen mehr die alte Treppe herauf, kein freundlicher Willkomm ertönt mehr aus der Erkerſtube, die mit den andern Gemächern leer ſteht und nur ſelten zur Aufnahme der entfernt wohnenden Herrſchaft geöffnet wird. So iſt wohl heute manches Haus entleert, auch wo die Bewohner geblieben ſind. Der Kampf um die Exiſtenz, die Anſprüche des öffentlichen Lebens haben jene Blüthen der Familienfreude wie ein rauher Märzwind verweht.

VI.

Das Dörtchen von Rebenbach.

1.

Zwei Kinder.

Es war der 10. Oktober des Jahrs 17.. ein gar ſchöner ſonniger Herbſttag, ſo ein Tag, an dem alte Herzen wieder jung werden, und junge überfließen möchten von Lebensluſt. Die Sonne ſchien ſo voll und warm, als wollte ſie noch einen recht herzlichen Abſchied nehmen von der Erde, ehe ſie ſich in ihre Winterſchleier hülle.

In dem anmuthig gelegenen Dorfe Rebenbach war gerade die Weinleſe in vollem Gang, ein fröhliches Leben und Treiben auf all den Höhen rings umher. Am luſtigſten ging's aber zu in dem Weinberge des Pfarrers, da wurde nicht geſpart an Lohn und Koſt der „Leſer“ (wie man in Schwaben die traubenſchneidenden Winzer nennt), darum waren ſie auch ſo guter Dinge bei ihrer Arbeit, und ließen noch vor dem Feierabend aus der alten Piſtole des Huſarenmartins, eines Veteranen, hie und da einen tüchtigen Schuß los, der knallend von all den Bergen und Hügeln umher wiederhallte und von da und dorther erwiedert wurde.

Die Mägde des Hauſes ſammt einigen Weibern und Mädchen des Dorfs, die ſich's zur Ehre rechneten, heute zu helfen, ſchnitten flink die Trauben in die Kübel, wobei der Martin die Aufſicht führte, ob auch die Stöcke pünktlich abgeleſen und die abgefallenen Beeren geſammelt würden. Die vollen Kübel wurden in einen hohen Butten geleert, den ein junger Burſche den Berg hinabtrug; da ſtand eine Gelte, in der der Jakoble, ein rothbackiger Bauernbube, luſtig auf den Trauben herumtanzte, die durch den durchlöcherten Boden in die untenſtehende Kufe liefen, als eine trübe Brühe, der man's nicht anſieht, daß ſie nachher den köſtlichen ſüßen Moſt, den edlen klaren Wein gibt.

Ganz oben in dem Weinberg, wo man das ganze weite Thal überſieht, ſtand eine große Laube mit langem Tiſch, dort war Dörtchen, des Pfarrers Töchterlein, emſig beſchäftigt, den Tiſch zur Bewirthung der Herbſtgäſte zu rüſten, die heute aus der Stadt erwartet wurden. Die ſchönſten Trauben hatte ſie zierlich zwiſchen Rebenlaub in die Körbe geordnet, den weißen Herbſtkäſe mit Kümmel beſtreut in Porzellangeſchirr aufgeſtellt, den rothen Wein in helle Flaſchen gefüllt, ja die Mutter hatte ihr ſogar anvertraut, den Schinken aufzuſchneiden und auf den Teller zu legen.

Das Dörtchen war erſt dreizehn Jahre alt, und kleiner, als die meiſten Mädchen ihres Alters, aber ſie drehte ſich dreimal um, bis andere nur einmal, und ſah aus ihren hellen blauen Augen ſo freundlich in die Welt hinaus, daß Jedermann eine Freude an ihr hatte. Sie war überall am rechten Fleck und that Alles zur rechten Zeit. Heut wußte ſie ſelbſt nicht, warum ihr's doch ſo gar wohl auf der Welt war, wo ſie jetzt eben ſo viel fröhliche Leute ſah. Obgleich ſie juſt keine ſonderliche Singſtimme hatte, ſang ſie doch aus lauterer Herzensfreude mit hellem Ton: „Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen!" was damals ein nagelneues Lied war. Da erblickte ſie ein junges Mädchen ihres Alters, die höchſt mühſam die ſchmalen Weinbergſtäffelein herauf ſtieg, und mit dem Jubelruf: „Liesle, Liesle!" hätte ſie faſt das Glas fallen laſſen, das ſie eben hellreiben wollte; aber ſie beſann ſich ſchnell, ſtellte es raſch auf den Tiſch und ſprang dann mit fröhlichen Sätzen leicht wie ein junges Reh der Ankommenden entgegen. Das Liesle (die ſich aber nicht gern ſo nennen ließ, wie wir bald hören werden) vermochte mit ihrem langen himmelblauen Kleid kaum durch die enge Furche zu kommen, und Dörtchen, der ihr etwas verwachſenes kurzes Barchentkleidchen nicht hinderlich am Steigen war, konnte faſt nicht erwarten, bis ſie ſie endlich mit heiler Haut heraufgebracht hatte.

„Nun aber ſag' mir, Liesle," fing ſie an, „was fällt Dir ein, in Deinem hellblauen Levantinkleid hieher in den Herbſt zu kommen? unſern Bauern hätteſt Du in einem Merinokleid eben ſo wohl gefallen. Aber gelt, da kommſt Du Dir wie ſo ein Fräulein vor in den Romanen, die Du ſo gern lieſt?" Elischen, die gerade ſo alt wie Dörtchen, aber viel größer und ein hübſches ſchlankes Mädchen war, nahm den Empfang etwas übel, denn ſie kam ſich beſonders ſchön vor in dem himmelblauen Kleid und hatte nur ſchwer von der Mutter Erlaubniß erhalten, es anzuziehen. Da aber Dörtchen doch recht hatte, ſo fing ſie von was Anderm an: „Aber, liebes Dörtchen, könnteſt Du mich denn nicht Eliſe nennen, da Du weißt, daß ich's viel lieber habe? Lieschen klingt doch ſo gar gewöhnlich; ich werde Dich ja gern Dorette oder Doris heißen, wenn Du willſt."

„Bedanke mich dafür," meinte Dörtchen; „wenn's der

Mutter nicht zu lang wäre, ließ ich mich am liebſten Dorothea heißen, wie ich getauft bin, ſeit ich vom Vater weiß, was für eine ſchöne Bedeutung der Name hat. Dir thue ich aber gern den Gefallen, Dich Eliſe zu heißen, wenn ich's nicht hundertmal wieder vergeſſe. Nun aber komm und iß Trauben, die andern Sachen wollen wir ſtehen laſſen, bis die Eltern mit den Gäſten kommen.

Eliſe (wir wollen ihr auch den Gefallen thun) war den andern Gäſten vorangegangen, die der Pfarrer auf einem weitern Wege herführte, um ihr liebes Dörtchen früher zu ſehen, denn die zwei Mädchen hatten ſich, trotz ihrer großen Verſchiedenheit, herzlich lieb. Eliſe war die Tochter der wohlhabenden Wittwe eines niedern Hofbeamten, die in der nahen Hauptſtadt wohnte, einer Jugendfreundin der Pfarrerin; daher kannten ſich die Mädchen von früheſter Kindheit her. Eliſe war ein lebhaftes, reichbegabtes Mädchen, aber launig und flüchtig in Allem, was ſie that, und von der zu nachſichtigen Mutter verwöhnt. Ihr Hauptfehler war der, immer etwas Beſonderes ſein zu wollen, daher trieb ſie meiſt, was ſie nicht ſollte, las Romane ſtatt der Schulbücher, wollte Roſen und Vergißmeinnicht ſticken, ehe ſie recht Strümpfe ſtricken konnte, wünſchte ſich, jung zu ſterben, ſtatt daß ſie mit Gottes Hilfe geſucht hätte, recht leben zu lernen, und machte der Mutter und dem Lehrer mehr Verdruß als Freude, obgleich ſie immer und überall für äußerſt geſcheidt und talentvoll galt. Da war das Dörtchen ganz anders: was ſie gerade thun ſollte, das that ſie recht und ganz, ſei es nun Hühnerfüttern oder leſen, arbeiten oder ſpielen; ſie war mit ganzer Seele dabei, darum geſchah auch alles recht, was ſie ergriff, und ſie war ſtets fröhlich und wohlgemuth.

Da die Bewirthung für die Gäſte bereit war, und Eliſe noch müd von ihrer außerordentlichen Anſtrengung, ſetzten ſich die Mädchen einſtweilen mit einem Traubenkörbchen auf die Schwelle der Laube und ſchauten vergnüglich hinunter in das reiche geſegnete Thal, an die Höhen, die ringsum belebt waren von frohgeſchäftigen Leuten, dahinter der buntgefärbte Wald und darüber der ſchöne blaue Himmel. Es war ſo ſchön hier, daß ihnen recht das Herz aufging.

„Hör' Dörtchen,“ begann Eliſe, „möchteſt Du nicht, daß es noch Feen gäbe? daß dort hinter dem vorſtehenden Fels jetzt plötzlich ſo eine Frau in glänzenden Gewändern hervorträte und uns drei Wünſche erfüllen wollte?“

„Ja,“ ſagte Dörtchen, „als ich die Geſchichten zuerſt las, iſt mir's auch immer durch den Kopf gegangen, und ich dachte, das wäre prächtig, aber nachher iſt mir eingefallen, daß der liebe Gott doch mehr kann als alle Feen, und daß er uns noch viel lieber hat, darum wird der uns ſchon geben, was wir brauchen.“

„Wüßteſt Du denn jetzt gar keine Wünſche, Dörtchen?“

„Ich? Wart einmal, ich will mich beſinnen; ja, auf den Winter möcht' ich ein Spinnrädchen, ich ſpinne gar nicht gern an der Spindel, aber halt! das gilt nicht, das krieg' ich vielleicht zum Chriſttag; aber ich möchte, daß der Vater auch recht geſund wäre, und daß der Nachbarin ihr Fritz nicht unter die Soldaten müßt', ſie weint ſo um ihn; und ſchön ſingen können möcht' ich auch, daß der Schulmeiſter nimmer ſagte, ſeine Hühner gehen drauf von meinem Geſang, und ſo einen Beutel, der nie leer wird, ließ ich mir gern auch gefallen, aber ich weiß dann doch nicht, ob ich's auch recht austheilen könnte. — Aber was weißt denn Du Alles, Eliſe?“

„Ich,“ ſagte Eliſe mit glänzenden Augen, „ich möchte ſchön ſein, ach ſo wunderſchön! und möchte den Teppich, auf dem man durch alle Länder fliegen kann, wohin man nur will, und möchte ein Zauberſtäbchen, mit dem man Alles auf Einen Schlag fertig machen kann, daß ich mich nicht mit ſo langweiliger Arbeit plagen dürfte, und möchte prächtig ſingen und malen können, und auch ein Füllhorn, aus dem ich ſchütteln könnte, was ich nur wollte, die ſchönſten Kleider....“

„Ei und was noch mehr!“ rief das muntere Dörtchen, „Du haſt's ja wie am Schnürchen! Aber hör,“ fuhr ſie nachdenklich fort, „ich meine, darum habe uns Gott doch nicht in die Welt geſchickt, daß wir Alles mit einem Zauberſtäbchen fertig machen ſollen, und wenn man recht gethan hat, was man ſoll, ſo iſt man am Ende doch noch vergnügter, als wenn man nur hat, was man will.“

„Ach geh', ich würde ja auch aus meinem Füllhorn den armen Leuten Geld und Kleider herunterſchütteln.“ ...

„Und ich würde die faulen Mädchen heimjagen, die im Herbſt daſitzen und ſchwatzen, ſtatt zu „leſen“. Schnell hinunter in den Weinberg, wenigſtens Du, Dörtle!“ ſo rief Dörtchens Mutter, die Frau Pfarrerin, die inzwiſchen unbemerkt hinter die Mädchen getreten war. Dörtchen ſprang raſch auf, grüßte die eben nachkommenden Gäſte freundlich, wenn auch roth vor Beſchämung, nahm einen Traubenkübel und ihr Häpchen, eilte flink damit in den Weinberg, und fing an zu ſchneiden, als ob ſie heut noch allein fertig machen wolle. Elſe war empfindlich, daß man ſie ſo als Kind an die Arbeit ſchicke, während ſie ſchon in Gedanken als Feenkönigin herumgeſchwebt war; ſie wollte Dörtchen helfen, aber das Levantinkleid zerriß an den Traubenſtöcken, mit dem Häpchen ſchnitt ſie ſich in die Finger, weil ſie die Trauben verkehrt hielt, und ſtieß mit dem Fuß den Traubenkübel um, ſo daß die Winzer ein lautes Gelächter erhoben über das „Stadthettele", wie ſie ſie nannten, worüber ſie tief gekränkt ſich in die Laube zu den Erwachſenen ſetzte. Dort aber gab man zum Verwundern wenig Acht auf ſie, Niemand ſagte davon, wie gut ſie ſingen, und wie hübſch ſie deklamiren könne, und Niemand bewunderte ihr Levantinkleid. „Ach," dachte ſie im Stillen, „wenn doch die Fee käme, und mich plötzlich in ein großes, wunderſchönes Fräulein verwandelte."

Es war Abend geworden und die Leſe beendigt, da geht aber erſt noch die rechte Herbſtluſt an. Drunten, auf einer Kleewieſe hatten ſich die Leſer gelagert, und ließen ſich's herrlich ſchmecken bei Käſe, Wurſt und Wein. Oben hatte man zur Würze des Feſtmahls noch im Freien Kartoffeln geſotten, die reißend Abgang fanden. Nun ging das Schießen raſch und unaufhörlich fort. Die jungen Herren erſchreckten die Damen mit angezündeten Fröſchen und ließen Schwärmer und prächtige Raketen ſteigen, denen die Leute unten ſtets ein jubelndes „Ah!" nachriefen.

Die Mädchen ſaßen wieder beiſammen, ſeitwärts auf einem Rain, wo ſie dem Feuerwerk ſicher zuſchauen konnten. Dörtchen hatte ſich müde geſchafft, und ſah jetzt ſtill zu, wie die aufziſchenden, rothglühenden Feuerſtrahlen einen Augenblick die kleinen blaſſen Sterne all zu verdunkeln ſchienen, die nachher doch wieder ſo ſtill und klar dreinſchauten wie immer. Das Geſpräch von dem Nachmittag fiel ihr wieder ein, und Eliſens Wünſche. Da bat ſie Gott im Stillen, er möge ihr helfen, daß ſie den Menſchen lieb werden könne auch ohne große Schönheit, daß ſie ihr Tagwerk recht vollbringe auch ohne Zauberſtab, daß ſie Armen Gutes thun dürfe auch ohne ein wunderbares Füllhorn, und es wurde ihr ſo ſtill und wohl um's Herz, als ob Alles recht und gut werden müſſe.

„Siehſt Du," rief Eliſe, als eben eine prächtige Rakete ziſchend auffuhr und in funkelnden Sternlein niederfiel, „ſiehſt Du, ſo möcht' ich ein Leben, glänzend, wunderbar und herrlich, und wenn's auch kurz dauerte!"

„Die Rakete iſt aus," ſagte Dörtchen, „jetzt fällt noch ein verbranntes Holz zur Erde; da möcht' ich lieber ſo ein ſtilles Sternlein ſein, das ſeine Bahn zieht, wie ſie Gott verordnet hat, auch wenn Niemand darauf achtet, als ſo ein Ding, das brauſend hinauffährt und dann ausliſcht, ohne daß man mehr daran denkt."

„Dörtchen," fing nach einer Weile die aufgeregte Eliſe wieder an, „haſt Du auch ſchon gehört, daß ein Wunſch erfüllt wird, den man denkt im Augenblick wo ein Stern fällt?"

„Ach, kommſt Du ſchon wieder an's Wünſchen?"

„Hör', Dörtchen, wenn ich doch in die Zukunft ſehen könnte! ich möchte nur wiſſen, wo wir Beide in zehn Jahren ſein werden."

„Wo der liebe Gott will, ſagte Dörtchen ruhig.

„Dörtchen," fuhr Eliſe fort, „heute iſt der 10. Oktober, wir wollen einander verſprechen, nach zehn Jahren wieder hier zuſammenzukommen, wenn wir noch leben, mögen wir auch ſein, wo wir wollen."

„O, von Herzen gern! das iſt wohl leicht zu halten, in zehn Jahren werden wir noch nicht weit von hier ſein."

„Sei das, wie es will, verſprich mir's," rief Eliſe, und Dörtchen ſchlug lächelnd ein.

Inzwiſchen hatte man Fackeln angezündet und ſchickte ſich zum Gehen an. Dörtchen half die Reſte der Mahlzeit und das Geräth zuſammenpacken, und nahm einen vollen Korb an den Arm. Nun brannten die Fackeln, und Winzer und Gäſte ſchritten bei ihrem Glanze ſingend dem Dorfe zu, während dazwiſchen die letzten Schüſſe fielen. Leiſe ſingend ſchloßen ſich die Mädchen dem Zuge an, während ſie aufſchauten zum ſtillen Nachthimmel. Eliſe dachte an die ſchimmernde Rakete, Dörtchen an den lieblichen Stern, — da fuhr eine helle Sternſchnuppe über den Himmel und erloſch.

2.

Zwei Bräute.

Zehn Jahre waren vergangen, der 10. Oktober kam auch heute wieder, aber nicht ſo ſonnig, wie damals. Es war ein nebliger Herbſttag, die Weinleſe hatte noch nicht begonnen, aber Pfarrers Dörtchen war doch, ihrem Verſprechen treu, in den Weinberg gegangen, um Eliſe dort zu erwarten. Es war noch einſam auf den Hügeln, drunten im Thal waren die Leute mit der Kartoffelernte emſig beſchäftigt, in den Weinbergen ſchritt aber nur allein der Weinberghüter (Wingertſchütz genannt) mit ſeiner Raſſel umher, und ließ ſie hie und da warnend ertönen, obgleich in dieſem Jahr Menſchen und Vögel nicht beſonders lüſtern nach den ſauren Trauben waren. Dörtchen hatte keine große Luſt gehabt, an dem kühlen Tag in der Laube zu warten, aber Eliſe hatte ſie geſtern in einem Briefchen ſo feierlich an das alte Verſprechen gemahnt, daß ſie doch Wort halten wollte. Um ſich das Frieren und die lange Zeit des Wartens zu vertreiben, hatte ſie die Schürze voll Bohnen gepflückt, und ſaß nun in der Laube, um jene auszuhülſen, während ſie hinunterſah nach der Freundin.

Das Dörtchen war immer noch ein wenig klein, und keine Schönheit geworden. Aber ihre blauen Augen glänzten noch ſo hell und freundlich wie damals vor zehn Jahren, nur daß noch eine tiefere Seele darin aufgegangen. Sie war allenthalben rüſtig und rührig, der Mutter geheime Räthin und ihre kräftige Stütze in Haus und Hof, in Garten und Feld, des Vaters Freude und ſein Herzblatt. Dabei war ihr Herz offen für alles Schöne in der Welt, und ſie konnte ſich die ganze Woche durch heimlich freuen auf den Sonntag, wo ſie Nachmittags nach dem Gottesdienſt mit einem guten Buch in die Laube ſitzen durfte. Denn obwohl eine längſt erwachſene Jungfrau, war ſie doch in demüthigem Gehorſam der Mutter untergeben, und die konnte das Leſen an Werktagen nicht gut leiden. Fröhlichen Herzens war ſie geblieben, und das Dörtchen von Rebenbach war überall willkommen, wo es hinkam.

Dörtchen hatte damals Recht gehabt, die Mädchen waren auch heute nicht weit von einander; Eliſe wohnte noch mit ihrer Mutter in der Reſidenz, und ſo war es leicht, die heutige Zuſammenkunft auszuführen. Doch freute ſich Dörtchen heute beſonders auf ſie, denn ſie hatte ſie ſeit einigen Wochen nicht geſehen, und ihr dießmal ſo gar viel zu ſagen. Die alte Kinderfreundſchaft beſtand noch, obwohl ſich die große Verſchiedenheit der Mädchen im Laufe der Jahre noch deutlicher herausſtellte.

Eliſe war wirklich ſchön geworden, und manche ihrer Gaben hatten ſich glücklich entwickelt. Sie war die beſte Tänzerin, ſie zeichnete, malte, ſchnitt aus, ſie machte Gedichte, ſpielte Klavier, ſang und deklamirte. Kurz ſie war ein höchſt talentvolles Mädchen, der ihre gute Mutter die Strümpfe flickte und die Kleider aufräumte; ſie that eine Menge Sachen, nur ja nicht, was nöthig war, vor Allem bemüht, immer ganz anders zu ſein und zu ſcheinen, als alle andern Leute.

Endlich ſah Dörtchen ſie mühſam und langſam wie damals und ebenſo auffallend gekleidet den Weinberg heraufſteigen. Das himmelblaue Levantinkleid war zwar längſt dahin, dafür aber trug ſie an dem kühlen Herbſttag ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und ſtatt des Hutes einen Schleier auf dem Kopf. Dörtchen gab dießmal nicht darauf Acht und eilte ſo leichtfüßig wie vor zehn Jahren auf ſie zu. Eliſe aber trat ihr beſonders feierlich entgegen und rief aus: „Dörtchen, umarme mich, ich bin Braut!“ Das Dörtchen ſtellte ſich gutwillig auf die Zehen, um die hochgewachſene Eliſe zu umarmen; als dieß geſchehen war, ſtreckte ſie ihr treuherzig die Hand hin: „Lieschen, gib mir einen Patſch, ich bin auch Braut.“ —

„Du, Dörtchen, iſt's möglich,“ rief Eliſe ſehr verwundert, „ſo ſag' doch, mit wem?“

„Ei, mit dem Verwalter Schmied, den Du den Sommer ſo oft bei uns getroffen,“ ſagte Dörtchen erröthend und vergnügt.

„Wie, Dörtchen, ach nein, doch nicht der, der mit Deinem Vater Brett ſpielte und Deiner Mutter Saatkartoffel beſorgte? geh, geh, das wäre ja entſetzlich langweilig für mein munteres, nettes Dörtchen, und vollends Schmied heißen, wie das halbe Vaterland, und er iſt, glaub' ich, gar ein gelernter Schreiber!“

„Hör', Eliſe,“ ſagte Dörtchen, ernſtlich böſe, „das iſt dumm geſprochen, ſo geſcheidt Du ſonſt biſt. Der Schmied iſt ein braver und recht geſcheidter Mann, der noch mehr verſteht, als Brett ſpielen und Kartoffel ſtecken. Er hat mich von Herzen lieb und ich ihn, die Eltern haben ihre Freude daran, ſo denk' ich, wir können mit Gottes Hülfe glücklich zuſammen werden und wenn er zehnmal Schmied hieße. Nun aber ſag' mir, was Du für einen Vogel Phönix ausgeleſen haſt und wie der heißt?"

Würdevoll begann Eliſe: „In drei Tagen kommt der berühmte B., einer unſerer erſten Dichter, um mich als Gattin heimzuführen."

„Dich! der B., ach geh, das iſt unmöglich! wo hätteſt Du ihn denn kennen lernen?"

„Ja ſieh, das ging recht wunderbar. Natürlich bin ich ſchon ſeit lange entzückt von ſeinen Gedichten, wie ja ſogar Du, mein nüchternes Dörtchen, von einigen. Da ich nun wußte, daß er ſeine geliebte Frau verloren, ſprach ich meine Gefühle für ihn in einem Gedichte aus. Das fand ſeinen Weg in öffentliche Blätter, B. erwiederte es, — ſchrieb mir, — und nun bin ich ſeine Braut! — Aber, — Du ſiehſt ja ſo bedenklich aus?"

„Ja, ſiehſt Du, Eliſe, ich meinte indeß, ein Mann möge nun ein Dichter ſein oder ein anderer Menſch, ſo haben wir Mädchen in aller Stille zu warten bis er kommt und nach uns fragt. Da ſcheint mir's nun eine verkehrte Welt . . ."

„Wir verſtehen uns nicht mehr," ſagte Eliſe beleidigt, „laß uns in's Pfarrhaus zurückgehen, ich möchte von Deinen Eltern noch Abſchied nehmen."

„Nein, ſei nicht böſe," bat Dörtchen, gutmüthig ihr die Hand bietend, „Gott weiß, wie von Herzen mich's freut, wenn Du glücklich wirſt! es war mir nur ſo ungewöhnt, ich dachte bis jetzt gar nicht, daß ein Dichter auch zum Heirathen in der Welt ſei. Aber ſag', weißt Du denn gar nichts von ihm, als ſeine Gedichte? iſt er ein frommer, ein guter Mann? taugt er für Dein lebhaftes Weſen? er muß ſo viel älter ſein.“

„Ein Dichter bleibt ewig jung!“ rief die begeiſterte Eliſe. „Sieh, Dörtchen, ich habe Dir immer geſagt, ich bin kein gewöhnliches Mädchen, auch mein Schickſal muß ein ungewöhnlches ſein.“

„Gott gebe, daß es ein glückliches werde!“ ſagte Dörtchen leiſe und innig bewegt.

Die Mädchen ſchickten ſich zum Gehen an. Noch einmal ſahen ſie beide recht tief und wehmüthig auf die ſchöne Herbſtlandſchaft, die noch ein ſpät gekommener Sonnenſtrahl vergoldete, zum Letztenmale beide zuſammen, ehe ihre Lebensbahnen weit, weit auseinander liefen.

„Wann werden wir uns wiederſehen?“ fragte Eliſe im Hinabſteigen.

„Das weiß Gott,“ erwiderte Dörtchen, „wohl ſchwerlich in zehn Jahren, wenn Ihr nicht reiſeluſtiger ſeid, als mein Schmied.“

„Und ob es noch ſo lang anſtehe,“ rief Eliſe, „einmal im Leben wollen wir uns doch wieder zuſammenfinden am 10. Oktober!“

„Ja, ja,“ ſagte Dörtchen, „und kommt Ihr zu lange nicht, ſo muß Schmied mich noch zu Euch nach G. führen, wenn anders ſo alltägliche Menſchenkinder, die Schmied heißen und zum Schreiberſtande gehören, in ein ſo geiſtreiches Haus kommen dürfen.“

Bald war die Heimath erreicht, und mit dem feierlichen Verſprechen, ſich einmal am 10. Oktober wieder zu ſehen, ob früh oder ſpät, trennten ſich die Freundinnen.

3.

Zwei Frauen.

Der 10. Oktober war gar oft ſchon in's Land gekommen ſeit jenem Abſchied der zwei Bräute. In dem geſegneten Herbſt des Jahres 18 . . traf er Dörtchen in dem Städtchen N . . ., das ſo freundlich am Neckar liegt; ihr Mann begleitete dort eine angeſehene Beamtenſtelle.

Das Dörtchen war nun eine ehrbare Matrone, und doch noch das alte lebendige Dörtchen von Rebenbach mit den hellen, blauen Augen, und die blühenden Töchter und der hochaufgeſchoſſene Sohn, deren glückliche Mutter ſie war, hätten leicht für ihre jüngern Geſchwiſter gelten können.

Dörtchen ſaß eben mit ihrer ganzen Familie in der behaglichen großen Wohnſtube des alten Schloſſes, das ihnen als Amtswohnung eingeräumt war. Die Weinleſe war dießmal ungewöhnlich früh geweſen und vom großen Vorplatz des Hauſes ſchallte ein verworrenes, doch fröhliches Getümmel herauf. Dort waren die großen Weinbütten aufgeſtellt, in die der ſüße Moſt vor dem Einkeltern geſchüttet wird. Dieſer Platz war immer, beſonders aber zur Herbſtzeit, der liebſte Tummelplatz der Kinder; „die Bütten kommen 'raus!" iſt ein Loſungswort zu unendlichem Jubel, da wird Verſtecken, Viſiten, Haſchen geſpielt, alles in und um die Bütten. Nun, wo ſie mit Moſt gefüllt waren, ging das nicht mehr an, dafür ſchlichen aber genug ſchelmiſche Burſche herum, mit ausgehöhlten Holderſtäben bewaffnet, mittelſt deren ſie das ſüße Getränk aus den Bütten ſchlürften. Dazwiſchen tönte das Geläut der Schellenmänner (Taglöhner, die den Wein, der im Ort eingekeltert wird, in die Keller tragen und die bunten Bänder auf der Lederkappe und Schellenriemen an der Seite haben, um von weitem bemerkt zu werden und nicht ausweichen zu dürfen). Es war eben das Plauderſtündchen nach Tiſch, das auch in Dörtchens geſchäftiger Familie für ein trauliches Beiſammenſitzen nach dem Eſſen freigegeben war, denn der Verwalter liebte das „Tiſcheln“ ungemein. Der Papa las noch die Zeitung, Luiſe, die älteſte Tochter, ſtudirte die Verkaufsanzeigen in den Beilagen; die rothwangige Sophie, die zweite Tochter, hielt Anna, das Neſthäckchen, auf dem Schooß, um ſie beſſer in den Hof ſehen zu laſſen; Guſtav, der einzige Sohn des Hauſes, der als Student in den Ferien daheim war, hatte ſoeben der Mutter mit einiger Beſchämtheit eines ſeiner Erſtlingsgedichte hingeſchoben und beobachtete nun über ein Zeitungsblatt weg die Miene, mit der ſie es leſen würde, denn der Mutter klares Urtheil, aus dem doch ſo ein warmes Verſtändniß ihres jungen Dichters ſprach, galt ihm über Alles.

„Ei, Papa,“ rief Luiſe, „da iſt ein neues Buch angezeigt, das muß ſchön ſein, das könnten Sie uns wohl kaufen: ‚Eliſa, oder das Weib wie es ſein ſoll‘.“

„O, nicht wahr, Papa!“ rief Sophie dazwiſchen, „denken Sie nur, wie wir dann ſo erſtaunlich vorzüglich werden!“

„Will euch was ſagen, Mädchen,“ ſprach der Vater gutgelaunt, „wenn ihr drei miteinander nur halb ſo brav und ſo geſcheidt werdet, wie eure Mutter, ſo will ich zufrieden ſein und euer Mann kann's auch, ohne die Eliſa.“

Dörtchen, der ein Lob aus ihres Mannes Munde ungewöhnt klang, da er ſonſt kein Freund von vielen Worten war, ſah mit hellen Augen zu ihm herüber und gab ihm freundlich die Hand. Indem fiel ihr Blick auf die Zeitung, „ſo, heut iſt der zehnte,“ ſagte ſie langſam, und Eliſe und die Herbſttage von Rebenbach ſtanden mit Einemmale lebendig vor ihrer Seele.

Sie hatte Eliſen nicht vergeſſen, aber ſeit lange nichts mehr von ihr gehört, auch mochte ſie Niemand nach ihr fragen, weil ihr's weh that, nur harte Urtheile über ſie zu vernehmen. Das hatte ſie wohl erfahren, daß Eliſens Ehe kurz und höchſt unglücklich geweſen, daß ihr Leichtſinn, ihre Vergnügungsſucht, ihr ſchlechtes Haushalten ihren Mann nach drei Jahren ſchon zur Scheidung genöthigt hatte. Indeſſen aber, da auch Eliſens Mutter todt war, wußte ſie gar nichts mehr über ihr Leben und Treiben; heute nun mußte ſie ihrer ſo lebhaft denken, als ob ſie erſt geſtern Abſchied von ihr genommen hätte.

Da kam die Magd eiligſt hereingeſprungen: „Ach, Frau Verwalterin, eine ganz vornehme Frau iſt in einem Einſpänner angefahren, gewiß eine Gräfin, ſie kommt ſchon die Stiege herauf!“ — „Wird nicht ſo arg ſein mit der Vornehmheit,“ meinte Dörtchen, „Sophie, räume ſchnell vollends den Tiſch ab, und du, Luiſe, bleib da, bis man ſieht, ob ſie gegeſſen hat; wenn ich mit den Augen winke, ſo koche gleich eine Griesſuppe und Pfannkuchen.“

Noch ehe dieſe Anweiſungen ganz zu Ende waren, ſchritt eine große, abgemagerte Geſtalt in rothem Sammtkleid und einem vergilbten, ehemals weißen Seidenhut mit ausgebreiteten Armen auf Dörtchen zu, mit dem Ausrufe: „Dörtchen! ſo ſehen wir uns wieder!“ —

An dieſem Empfang hätte Dörtchen nun freilich Eliſe erkannt, auch wenn das verfallene, welke Geſicht keine Spur der Jugendzüge mehr gezeigt hätte. Sie ſtellte nun Frau Eliſe B., ihre Jugendfreundin, ihrer höchſt neugierigen Familie vor und bat ſie mit der alten Herzlichkeit, ſich's bequem zu machen. Während Louiſe auf den beſprochenen Wink eilte, für die Bewirthung zu ſorgen, und Guſtav, der noch im Schlafrock war, ſich durch eine Hinterthür entfernt hatte, hörte ſie an, was die arme Freundin für gut fand, ihr ſelbſt von ihrer Geſchichte zu erzählen.

Mit Schreck und tiefem Mitleid erfuhr ſie am Ende ihrer traurigen Erlebniſſe, daß Eliſe nun heimathlos als Schauſpielerin und Deklamatorin im Land herumziehe und daß ſie beabſichtige, auch hier im Orte ein Deklamatorium zu geben.

Nun hatte zwar das Dörtchen neben ihrem geſetzten Hausfrauenſinn noch ein warmes und offenes Herz für alles wirklich Schöne, was Kunſt oder Natur bot; aber — ein Deklamatorium in einer Wirthsſtube zu geben, das kam ihr doch als eine tiefe Herabwürdigung vor für eine Frau ihres Alters, für ihre ehemalige Herzensfreundin. Nur ihre Gutmüthigkeit hielt ſie ab, ihr den Plan auszureden, und es koſtete ſie große Ueberwindung, zu verſprechen, daß ſie mit ihrer Familie Theil nehmen wolle, was doch Eliſe natürlich erwartete.

Während Eliſe lang und breit ihren traurigen Lebenslauf entwickelte, an dem natürlich — laut ihrer Darſtellung — nur ihr ungewöhnlich ſchweres Schickſal die Schuld trug, ſah ſie mit heimlicher Wehmuth ſich um in der traulichen, freundlichen Heimath, die ihr Dörtchen ſich gegründet hatte, deren ganzer Reichthum ſich freilich erſt allmähliger Beobachtung enthüllte. Dieſer ſolide bürgerliche Wohlſtand, der ſich auch in den kleinſten Dingen kundgab, dieſe anſpruchsloſe, genügſame Einfachheit und vernünftige Sparſamkeit im Innern und dieſe herzliche, zwangloſe Freigebigkeit nach außen, die Liebe und Achtung des Gatten, die ſich ohne Worte doch ſo deutlich ausſprach, der friſchblühende Kreis der Kinder, die, alle glücklich begabt an Geiſt und Körper, mit der ehrfurchtsvollſten Liebe auf die Mutter ſahen — hier war Alles an ſeiner rechten Stelle, nichts Gezwungenes noch Geziertes, keine ſtarre, ängſtliche Ordnung, ſondern eine fröhlich belebte. Wie mochte es Eliſen ſein, wenn ſie in ihr verödetes Herz, auf ihr zweckloſes Daſein blickte?

Die deklamatoriſche Abendunterhaltung fand Statt. Eliſe trat im rothen Sammtkleid und ſilbergeſtickten Federbarett auf. Bei all den feierlichen, wie bei den ſcherzhaften Gedichten, die ſie vortrug, hätte Dörtchen nur bitterlich um ſie weinen mögen. Die arme Eliſe dauerte ſie viel zu ſehr, als daß ſie ſich noch an ihr geſchämt hätte, doch war ſie froh, als ſie wieder daheim mit ihr war. Sie leuchtete Eliſen in ihr Zimmer und blieb dort noch eine Weile bei ihr, da das arme Geſchöpf lange nicht zur Ruhe kommen konnte. Sie ſtanden beiſammen am Fenſter und ſahen ſchweigend in die ſternhelle Nacht; drüben auf der Höhe ließen Knaben noch vom Herbſt übrig gebliebenes Feuerwerk los; man ſah eine Rakete aufſteigen und erlöſchen. Mit ſchmerzlichem Zucken wandte Eliſe ſich ab und ſprach leiſe: „Du haſt das beſte Theil erwählt!“

Dörtchen bat Eliſe am andern Tag recht herzlich, auf längere Zeit bei ihr zu verweilen, ſie hätte ihr ſo gern etwas Gutes gethan, wenn ſie gleich heimlich fürchtete, ihr Mann werde wenig Freude haben an dem poetiſchen Gaſte, deſſen gekünſteltes, geſteigertes Weſen ihm ſo gar zuwider war. Aber Eliſen ſelbſt ſchien es fortzutreiben von dieſem gaſtlichen Dach, aus dieſer Heimath der Liebe und des Friedens, voll kräftigen, geſunden Lebens. Sie reiste ab nach einigen Tagen, nachdem Dörtchen in aller Stille den Komödienſtaat in ihrem leichten Koffer mit einem Vorrath guten Weißzeugs vermehrt hatte. Und ſo ſchieden die Freundinnen auf Nimmerwiederſehen.

Auf dem Kirchhof des Landſtädtchens N. iſt Dörtchens Grab. Auf ihrem Leichenſtein, und dießmal ſpricht ein Grabſtein Wahrheit, ſteht, daß ſie ſtarb als das Kleinod ihres Gatten, als der Schutzengel ihrer Kinder, als der Troſt der Armen, als das rechte Bild eines guten Weibes mit frommem, demüthigem Herzen und raſtlos thätiger Hand. Sie lebt noch im Andenken der Ihrigen, ein theures Vorbild für die nachwachſenden Geſchlechter.

Wo Eliſens unbeweintes Grab iſt, weiß ich nicht. Aber wo man noch ihrer gedenkt, nennt man ſie den böſen Engel ihres Gatten, deſſen letzte Lebenstage ſie vergiftet habe. Und doch war ihr Herz nicht ſchlimm, war ihr Wille einſt gut geweſen. Aber die fromme Demuth hatte ihr gefehlt, die Treue im Kleinen, der ergebene Sinn, der nichts will, als recht und mit Freudigkeit die Bahn gehen, die der Herr ihm vorgezeichnet hat.

VII.

Ein Stadtſchreiber.

Auch das war eine glorioſe Zeit, als der Herr Döte (Pathe) Stadtſchreiber noch regierte. Seit die Stadtſchreibereien eingegangen ſind, iſt kein reſpektables Haus mehr im Städtchen zu finden. Jetzt gibt es Gerichtsnotare und Amtsnotare, Stadtſchultheißen und Rathsſchreiber, Verwaltungsaktuare und Pfandkommiſſäre, die alleſammt Mühe haben, ſich nebſt Familie des Hungerſterbens zu erwehren. Alle dieſe Aemter waren dereinſt vereinigt unter dem Dache der Stadtſchreiberei, alle dieſe Würden ruhten auf dem Haupte des Herrn Stadtſchreibers, und die zahlreichen Schreiber, die ſich in die Aemter theilten, waren nur Glieder im Dienſte dieſes ehrwürdigen Hauptes.

Die Stadtſchreiberei war kein modernes Haus, es verſprach nicht viel von außen, aber von innen waren die Räume bequem und ſtattlich. Vorn heraus auf die Straße lag das Wohnzimmer, in dem geſpeiſt wurde und wo ſich die Familie des Tags über aufhielt, um am Fenſter bequem beobachten zu können, was alles im Städtchen aus und einging. Die Schreibſtube hatte nur die Ausſicht auf benachbarte Winkel und Höfe, damit das Dienſtperſonal nicht im Geſchäft geſtört würde. Auf ein eigenes Arbeitszimmer wagte keiner der Subſtituten und Schreiber Anſpruch zu machen; ſogar der Herr Prinzipal hatte in der allgemeinen Schreibſtube nur einen beſonders umzäunten Platz, wo ein bequem gepolſterter Lehnſtuhl ſtand, den er geruhte des Tags eine bis zwei Stunden lang zu beſetzen.

Das Wohnzimmer war bequem, aber durchaus nicht elegant möblirt; ein gepolſtertes Sopha mit geſchnörkelten Füßen, hochlehnige, weich gepolſterte Seſſel, nach denen ſich manchmal ſehnſüchtig die Blicke der jüngern Schreiber und des Incipienten richteten, die mit hölzernen Stühlen vorlieb nehmen mußten, eine „Driſſur,“ auf deren Gipfel blaue Meißner Taſſen und rührende Gipsfiguren prangten, eine hohe Kommode mit weitgeſchweiftem, inhaltsſchwerem Bauche, ein Nähſtock, an dem die Frau Stadtſchreiberin und ihre Töchter ihr Tagewerk vollbrachten, das bildete die ganze Zimmereinrichtung. Daneben aber war noch ein Staatszimmer, das bei außerordentlichen Gelegenheiten geheizt wurde, und Gaſtzimmer von der verſchiedenartigſten Größe und Einrichtung, je nach dem Rang der etwaigen Gäſte. Eine Stadtſchreiberei war ein gaſtfreies Haus, das ganze Jahr offen für Verwandte und Freunde, zu welch erſtern nach gut ſchwäbiſchem Brauche das halbe Vaterland gehörte. Die unheizbaren Zellen des Schreibereiperſonals lagen im obern Stock und unter dem Dach. Es ging die Sage, des Herrn Amtsſubſtituten Zimmer könne geheizt werden, ſeit Menſchengedenken hatte aber keiner von einem ſolchen Vorrechte Gebrauch gemacht.

Ein Stadtſchreiber hatte ein wahrhaft fürſtliches Einkommen, was ſich denken läßt, da in ſeine Kaſſe all die Einkünfte der zahlreichen Aemter und Aemtlein floſſen, die jetzt in ſo viele Kanäle und Bächlein vertheilt ſind, und da zudem noch das „Schmieren“ und Geſchenkenehmen in jeder Art bei Beamten eine ganz hergebrachte Sache war, die mit einer gewiſſen Würde betrieben wurde und dem amtlichen Anſehen durchaus keinen Eintrag that.

Das fürſtliche Einkommen theilte denn auch dem Herrn Stadtſchreiber eine Art fürſtlichen Bewußtſeins mit, und kaum wird ein regierendes Haupt in unſern Tagen in ſeinem Staatsrath mit der Ehrfurcht empfangen, mit der die lautloſe Schaar der Schreiber ſich erhob, wenn der Herr Prinzipal geruhte, Morgens gegen zehn Uhr ſeinen Polſterſtuhl in der Schreibſtube einzunehmen; die meiſte Zeit regierte er übrigens unſichtbar wie der Kaiſer von China.

Womit der Herr Stadtſchreiber ſeine übrige Zeit ausfüllte, da er mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſich nicht anzuſtrengen pflegte und den Genuß der ſchönen Literatur ſeinen Töchtern überließ, dürfte faſt räthſelhaft erſcheinen; wenn man aber erwägt, wie viel Zeit die Verwaltung ſeiner Privateinkünfte und der Einzug der Geſchenke in Anſpruch nahm, wovon er wenigſtens die klingenden ſelbſt in Empfang nahm, während die Frau ſich mit Annahme der Zuckerhüte und Kaffeedüten, mit Gänſen, Hühnern und ſonſtigen Viktualien befaßte, ſo dürfte man ſich nicht mehr wundern. Rechnet man dazu, daß er ſich nicht vor acht Uhr aus dem Bett erhob, und mindeſtens eine Stunde brauchte, um ſeine Morgenpfeife zu rauchen, daß er nach Tiſch eine hinreichende Sieſta hielt und ſodann wieder unter dem Fenſter lag, um ſein ehrwürdiges Haupt den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit gehöriger Ruhe der Verdauung oblag, die Tagesneuigkeiten anhörte und die Zeitung ſtudirte, ſo iſt das Räthſel vollends gelöst.

Die rechte Ueberſicht über ſämmtliches untergebenes Perſonal konnte man bei Tiſch bekommen, wo ſich auf den Schall einer Glocke oder auf den Ruf der Hausjungfer alles zu Tiſche einfand und nach abgehaltenem Tiſchgebet und einer Skala von „geſegnete Mahlzeit“ in der gehörigen Rangordnung Platz nahm. Zu oberſt natürlich thronte der Herr Stadtſchreiber, eine ſtattliche, wohlgenährte Geſtalt, zu ſeiner Rechten die Frau Stadtſchreiberin, eine äußerſt höfliche, kleine Frau, dann die jeweiligen Gäſte, von denen das Haus ſelten leer war, ſodann die Töchter des Hauſes.

Darauf begann der Reigen der Schreiber mit dem erſten, dem Amtsſubſtituten, der noch zweier Teller, ja ſogar einer Serviette mit perlengeſticktem Band gewürdigt war. (Es waltete ſtarker Verdacht ob, daß letzteres ein Geſchenk der Jungfer Karoline, der zweiten Tochter des Hauſes ſei, nach deren Beſitz er ſtrebte und Erhörung hoffen durfte, wenn erſt Mine, die älteſte, ziemlich unſchöne Tochter anderweitig verſorgt war, denn die Frau Stadtſchreiberin war entſchieden der Meinung, „man dürfte den Haber nicht vor dem Dinkel ſchneiden.“) Folgte ſodann der Subſtitut, der auch noch zwei Teller, aber keine Serviette mehr hatte, nach dieſem die übrigen Schreiber, die in Ermanglung eines Extratitels mit ihren Namen angeredet wurden, und zuunterſt auf einem ordinari Küchenſtuhl der Incipient, der allezeit zu etwaigen Handreichungen bereit ſein mußte.

Mehr noch als an Platz und Stühlen war der abſteigende Rang an den Weinflaſchen zu erkennen, mit denen jedes Couvert verſehen war. Zuoberſt vor des Herrn Platze ſtand bloß das geſchliffene Glas, die Flaſchen mit auserleſenen Weinen, mit denen er ſich und die Gäſte bediente, ſtanden etwas im Hintergrund, damit nicht ſo leicht bemerkt werden könnte, was und wie viel dem Herrn Principal zu ſich zu nehmen beliebte. — Der Herr Amtsſubſtitut ſo wie der Subſtitut waren noch je mit einer Flaſche rothen Tiſchweins verſehen, ſodann kam eine Stufenleiter immer kleinerer Bouteillen von immer zweifelhafterer ſchillernder Farbe und ſäuerlicherem Geruch, bis ſich die Reihe beim Incipienten mit einem halben Schöppchen Apfelmoſt ſchloß.

Während des Eſſens wagte ſelten einer des untern Perſonals den Mund zu öffnen, außer zu einer Antwort; nur die beiden Subſtituten führten mit Herr und Frau vom Hauſe ein Geſpräch über Stadtneuigkeiten, wagten auch hie und da einen Scherz mit den Jungfer Töchtern (von Fräulein wußte man noch nichts) und mit den Gäſten, die ſehr häufig aus jungen Damen beſtanden. Nachdem Suppe, Fleiſch und Gemüſe abgetragen waren, erhob ſich der Amtsſubſtitut mit gefülltem Glas: „Herr Stadtſchreiber, ich habe die Ehre, auf Ihre Geſundheit zu trinken;“ mit gnädiger Verbeugung antwortete das gebietende Haupt: „Ich danke Ihnen, Herr Amtsſubſtitut, wünſche gleichfalls.“ — Sodann erhob der Subſtitut den gleichen Spruch und erhielt die Antwort: „Ich danke, Herr Subſtitut.“ Wie ein Echo klang ſofort der Spruch aus einem Mund nach dem andern. Die Schreiber wurden mit einem: „danke, Herr Beutenmüller, Herr Maier u. ſ. w.“ abgefertigt; der Incipient mit ſeinem Moſtglas erhielt noch ein: „iſt recht,“ ohne weitere Zuthat. Sodann trat das Corps den Rückzug an, wenn nicht etwa noch der Amtsſubſtitut einer beſondern Einladung dazubleiben gewürdigt wurde.

Während die Schreiber in der Amtsſtube ſich mit allerlei Witzen und lautem Geplauder für das lange Schweigen entſchädigten, wurden auf der Stadtſchreiberstafel erſt noch Extraleckerbiſſen aufgetragen, Krebſe, Braten, ſüße Speiſen und

Nachtiſch. Trotz der ſtreng eingehaltenen Hausordnung und der Flaſchen in abſteigender Linie durfte aber gewiß Niemand im Hauſe Mangel leiden. In der Stadtſchreiberei war vollauf das ganze Jahr, die Frau Stadtſchreiberin ſetzte ihres Herzens Stolz, nicht wie eine Dame heutzutage, in einen offenen Schreibtiſch mit eleganten Albums, welche die Herzen der Beſucher mit geheimem Schreck erfüllen, weil ſie dieſelben mit einem erzwungenen poetiſchen, oder theuer erkauften künſtleriſchen Beitrag bereichern müſſen, auch nicht in eine Etagère mit zierlichen Kleinigkeiten, wohl aber in eine wohlgefüllte Speiſekammer, deren Anblick jedwedes Herz erfreuen mußte. Da hingen Schinken, Speckſeiten, Würſte und geräuchertes Fleiſch jeder Größe und Geſtalt; umher ſtanden Schmalzhäfen von koloſſalen Dimenſionen, Butterballen und Eier in ungezählter Menge, alles in geeigneten Gefäßen. Daher iſt in den alten Häuſern noch ſolche Rückſicht auf den Umfang der Küche und Speiſekammer genommen, während in unſern Tagen eine Küche von drei Schritten Länge und ein Speiſekaſten genügen müſſen für eine Wohnung, die Salons-, Speiſe-, Muſik- und Beſuchzimmer in Menge zählt.

An einzelnen Tagen wurden wohl auch die Schranken des Standesunterſchieds etwas bei Seite geſchoben. Auf Bällen zum Beiſpiel durfte jedweder der Schreiber auf einen Walzer, Ecoſſaiſe oder Menuet mit einer Tochter des Hauſes Anſpruch machen. Solche Attention wurde ſogar erwartet, nur mußte auch in der gebührenden Ordnung engagirt werden, alſo daß eines der titelloſen Subjekte niemals wagen durfte, vor dem Herrn Amtsſubſtituten ſich zu melden.

Eines der ſchönſten häuslichen Feſte war aber die alljährliche Metzelſuppe, die Winters abgehalten wurde. Um den Genuß des Feſtes zu erhöhen, durfte faſt das ganze Verſonal der Schreiber thätigen Antheil an der vorhergehenden Arbeit nehmen, mit Speckſchneiden u. dgl., welche Mühe aber durch die Anweſenheit und Mithülfe der Töchter und weiblichen Gäſte verſüßt wurde, mit denen bei dieſer Gelegenheit auch den Subjekten, dem Herrn Beutenmüller u. ſ. w. ein Spaß erlaubt war. Der Incipient durfte ſich noch mehr beim Geſchäft betheiligen, indem er das Schüſſelchen zum Blut unterhielt und dem Mezger durchgängig hülfreiche Hand leiſtete. Dafür aber wurde ſchon den Tag über Keſſelfleiſch in reichlichen Portionen vertheilt und Abends die Metzelſuppe mit größter Heiterkeit verſpeist, bei welcher Gelegenheit auch die feierliche Würde des Herrn Principals in gemüthlichem Humor unterging. Ganz war freilich der Standesunterſchied nicht gehoben; die Würſte des untern Perſonals zeigten mehr und mehr eine Armuth an Speck, die bloß durch reichliches Gewürz ergänzt war, die Flaſchen dagegen, mit Ausnahme der des gebietenden Herrn, waren von gleichem Inhalt und nicht gemeſſen oder gezählt, ſo daß ſämmtliche Geſellſchaft höchſt befriedigt das Mahl verließ.

Nicht minder feſtlich wurde der Herbſt (die Weinleſe) in dem Weinberg des Herrn Stadtſchreibers abgehalten, der mit einem äußerſt geſchmackvollen Gartenhaus geziert war. Außer dem Hausperſonal und den zahlreichen Gäſten nahm ſämmtliche Honoratiorenſchaft des Städtchens an der Feſtivität Antheil. Die Schreiber verſahen ſich je nach Maßgabe ihrer baaren Mittel mit Pulver und Feuerwerk, die Herrn Subſtituten brachten ſogar Raketen und Feuerräder auf den Platz, welch letztere jedoch jedesmal verunglückten, trotz dem, daß der Stadtknecht (der Amtsdiener des Stadtſchreibers) und der Incipient mit Stöcken dazu geſtellt wurden, um die widerſpenſtigen zu treiben. — Nach einer äußerſt reichlichen

Bewirthung, bei welcher die Trauben, die köſtlichſten Gaben des Herbſtes, nur Nebenſache waren, kam der Abend, an dem ſich die zunehmende Heiterkeit durch Schießen und Feuerwerk Luft machte, bis ein glorreicher Rückzug mit Fackeln erfolgte. Oft durfte der Jubel ſogar noch mit einem Tanz im großen Zimmer der Stadtſchreiberei beſchloſſen werden, wo ein etwas heiſeres Clavier ſtand, auf dem Jungfer Mine mit großem Applaus eine Ecoſſaiſe und zweierlei Walzer ſpielte, bis ſie ſelbſt vom galanten Subſtituten engagirt wurde, welcher nach der Maultrommel des Herrn Maier, wozu Herr Nüßler den Takt trat, einen Hopswalzer mühſelig mit ihr vollendete.

Noch glorreicher entfaltete ſich das Perſonal der Stadtſchreiberei während der Schlittenfahrten, die dort vom erſten befahrenen Schnee an arrangirt wurden. Der Herr Stadtſchreiber mit ſeiner Frau Liebſten fuhr mit ſtattlichem Geſpann in einem grün und roth bemalten Schlitten voraus. Sämmtliche Schreiber theilten ſich in die Ehre, die Töchter, Nichten und Bäschen der Familie führen zu dürfen, welche ſich freilich meiſt auf „Reibern“ behelfen mußten; nur der Amtsſubſtitut führte Jungfer Karoline im Triumph in dem glücklich erbeuteten Schlitten des Müllers, der die Geſtalt einer Tulipane hatte und vorne mit einer Meerfrau geſchmückt war. Der klingelnde Zug, in deſſen Nachtrab aus Mangel eines Rollengeſchirrs auch Kuhglocken ertönten, fuhr ſodann auf einen benachbarten Hof, wo die Zeit mit Tanz und Spiel bis tief in die Nacht hinein verjubelt wurde und bei der fröhlichen Heimfahrt im Dunkel der Nacht manch ſchüchterner, bis dahin verſiegelter Schreibermund ſich öffnete und ſogar wagte, die Einziehung des Schlittenrechts zu verſuchen.

Wie ſchön aber iſt vollends die letzte und glänzendſte

Feſtlichkeit in der Stadtſchreiberei ausgefallen, als der galante Subſtitut, der durch die Verwendung des Stadtſchreibers eine Extraprobatorſtelle erhalten, ſich entſchloß, um die Hand der gereiften Jungfer Mine zu werben, ſomit auch die ſtillen Wünſche des Amtsſubſtituten laut werden durften, der mit der Hand ſeiner Karoline die Ausſicht auf Amtsnachfolge erhielt, und als nun dieſe erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde! Die nähere Beſchreibung des Feſtmahls bei dieſer Veranlaſſung iſt in unſern Zeiten faſt unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Kochbuch einer Frau Stadtſchreiberin zu den Chimären gehört. — Gut aber war es, daß die Jungfer Töchter noch in den Glanzzeiten des Hauſes verſorgt wurden, denn die Hinterlaſſenſchaft zeigte ſich, wie häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermuthet hatte, da ſelbſt ein fürſtliches Einkommen zu Beſtreitung des enormen Aufwandes nicht immer hinreichen wollte.

Nun iſt all dieſe Herrlichkeit faſt ſpurlos untergegangen, vergebens ſuchen wir in groß und kleinen Städten nach einem ſo gaſtlichen Hauſe, wie einſt die Stadtſchreiberei war, nach einem ähnlichen Verhältniß zwiſchen Principal und Untergebenen, das neben aller ſteifen Förmlichkeit doch wieder etwas Patriarchaliſches hatte. Der nivellirende Geiſt der Zeit duldet keine ſo erhabenen Häupter mehr, und obſchon das Inſtitut der Stadtſchreibereien noch keiner grauen Vergangenheit gehört, ſo klingt es doch ſchon wie uralte Tradition im Munde des Volkes: „er hat einen Hochmuth wie ein Stadtſchreiber.“

Die alten Häuſer von B.

Es iſt eine ſchöne Sache um die freundlichen Vorſtädte, die ſich während der langen Friedensjahre um unſere alten Städte und Städtchen herum angeſiedelt haben, friedliche Vorpoſten, die uns ſagen, es ſei gerade nicht mehr ſchlimm gemeint mit den finſtern Reſten von hohen Stadtmauern und feſten Thürmen, die noch aus der alten Zeit herüber ſchauen. — Und doch geht mir erſt das Herz auf, wenn ich in den Kern einer alten Stadt eindringe, wo die geſchwärzten hohen Häuſer mit Reſten von abenteuerlichen Bildern und Inſchriften, mit Thürmchen und Erkern recht mährchenhaft auf die neue Welt herunter ſchauen.

So ein neues, hellangeſtrichenes Haus, mit Dutzenden nach Einem Modell gebaut, mit luſtigen, freundlichen Räumen, mit ſchmalem Flur und gewundener Treppe, in dem jedes Eckchen Raum ausgezirkelt iſt, daß ja keines müßig ſtehe, ein Haus, deſſen eigener Beſitzer ſich in die kleinſten Ecken zuſammenkauert, deſſen regelmäßige Zimmer einen Miethbewohner nach dem andern gleichgültig ſich anſiedeln und wieder ziehen ſehen, — was kann es von einem frühern Bewohner anders ſagen, als: „er lebte, nahm ein Weib und ſtarb?“

Tretet dagegen ein in den weiten, dunkeln Flur eines alten Hauſes, wo da und dort noch geſchwärzte Bilder hängen, von denen Niemand weiß, woher ſie kommen und wie lange ſie da ſind, ſchreitet die breiten Stiegen hinauf in die getäſelten Gemächer, die durch ſeltſame Treppchen und Gänge getrennt und verbunden ſind, und beſeht euch die zahlreichen Kammern und die heimlichen Dachböden, in deren Winkeln noch Trümmer aus uralten Zeiten verborgen ſtecken. Nun ſagt, ob nicht jedes ſolches Haus auch eine eigene wunderſame Geſchichte erzählt, und ob es nicht den Stempel eines beſtimmten Geſchlechts an ſich trägt? — Freilich, wenn dieſes untergegangen iſt, werden neue, gleichgültige Bewohner von den alten Räumen nur mit ſchelem Auge angeſehen, ſo daß ſich jene nie recht heimiſch darin fühlen und allerlei Spuck verſpüren: Pantoffeln, die Nachts durch die Zimmer ſchlürfen, nächtliches Thürklopfen, Kettenraſſeln, wenn nicht gar unſichtbare Ohrfeigen, und was ſonſt noch zum Treiben der Geſpenſter gehört. — Bewohnen möcht' ich deßhalb ein ſolches Haus juſt nicht, aber einſam es durchſtreifen oder darin ſpielen, wenn ich noch ein Kind wäre. Welch herrliche Tummelplätze zum Haſchen, welch köſtliche Eckchen zum Verſtecken, welch trauliche Neſtchen zum Puppenſpiel und Erzählen! Was iſt dagegen für Kinder ein modernes Logis, wo überall Parkette ſind, auf die man nicht treten, Sophas, auf die man nicht ſitzen, aufgeräumte Plätze, wo man keine Unordnung machen ſoll!

Aber Eine Gattung alter Häuſer gibt es, denen es ganz wohl und behaglich zu ſein ſcheint, daß ein neues lebendiges Menſchengeſchlecht in ſie eingezogen iſt: das ſind die ehemaligen Klöſter. Wie fröhlich ſonnen ſich die altersgrauen Mauern, von der thurmhohen Umſchließung befreit, wie luſtig wiederhallen die Wände des Refektoriums von den Tritten ſpielender Kinder, wie freundlich duften die Blumen im Kloſtergärtchen jungen, hellaugigen Mädchen entgegen. Sie möchten ihnen wohl ſagen, daß ihre Ahnfräulein (wenn Blumen Ahnen zählen) dereinſt nur von alten knöchernen Fingern gepflückt worden, oder von bleichen jungen Händen, die nun und nimmer ein leuchtender Trauring ſchmücken durfte.

Von all den Häuſern in B. iſt es nun das Kloſter, in das ich den Leſer zuerſt einführen möchte. Ich weiß keine Kloſtergeſchichte davon zu erzählen, weder à la Sigwart, noch à la Hartmann; ich möchte nur einige der Geſtalten vorüberführen, die in neuern Tagen durch das alte Gebäude gegangen ſind.

I.

Das Kloſter.

Das Kloſter in B. hat aus ſeinen alten Tagen faſt nur das Bequeme, Trauliche behalten: die weiten Räume, die bauſchigen Gitterfenſter, in die man ſich ganz hineinlegen und wie aus einem luſtigen Käfig in die ſonnenbeſchienene Welt hinausſchauen konnte. Beinahe alles Grauſige, Geſpenſterhafte wurde längſt durch das geſchäftige Treiben jüngerer Geſchlechter weggeräumt. Nur in einer ungebrauchten Bodenkammer hing noch das geſchwärzte Bild einer Nonne, deſſen Original natürlich die Volksſage eingemauert worden ſein ließ, und unten, wo es hinter der Treppe ſo dunkel iſt, befindet ſich noch eine eiſerne Thür zu einem unterirdiſchen Gange, der, ich weiß nicht wie weit, ſich erſtrecken ſoll. Mit ſchauerlicher Luſt wagten die Kinder des Hauſes ſich hie und da etwa zehn Schritte in dem Dunkel vorwärts, aber manche Tagesſtunde, ja halbe Nächte lang, unterhielten ſie ſich mit Planen, wie der Kloſterſchatz, der natürlich hier verſcharrt ſein mußte, zu heben, und vor allem, wie er zu verwenden ſei. Goldene Luftſchlöſſer erhoben ſich, wenn ſie in nächtlicher Stille ſich flüſternd im Bett darüber unterhielten. — Bis heute hat ihn aber noch keiner gehoben. Vor Zeiten waren wirklich Nachgrabungen angeſtellt worden, man war aber nur bis auf die Spur verſchütteter Stufen gekommen.— Der Sohn des Hauſes hatte in jüngern Tagen mit ſeinen Kameraden die Grabung erneuert, das einzige Reſultat aber waren beſchmutzte Wämſer und zerriſſene Hoſen, weßhalb das Geſchäft von Seiten der Eltern niedergelegt wurde. — Von Geſpenſtern hat man nie viel vernommen. Die obbemeldete eingemauerte Nonne, ein unentbehrliches Requiſit eines alten Kloſters, ſoll freilich zur Weihnachtszeit manchmal mit gerungenen Händen ſich haben blicken laſſen, geſehen hat ſie aber Niemand und gefürchtet nur ſo weit es zu einem behaglichen Grauſen gehörte.

Am Eingang des Kloſterhofs ſteht noch das kleine Thorhäuschen, vom Thorwart bewohnt, der da keine Amtsverrichtung, nur die Vergünſtigung der freien Wohnung hatte. Es war ein eisgrauer, ſteinalter Invalid, der ganze ſommerlange Tage im Sonnenſchein vor ſeinem Häuschen ſitzen konnte. Geſprächig war er gewöhnlich nicht, wenn aber einmal die Schleuſe aufging, ſo wußte er viel zu erzählen von den Kriegsthaten ſeiner jungen Jahre — er hatte noch unter Friedrich dem Großen gedient — für den geſtrigen Tag hatte er kein Gedächtniß mehr. Der Großvater verehrte ihm allmonatlich ein Paket Tabak, das ihm die Kinder überbringen durften. Herzlich leid that's ihnen, als der alte Stelzfuß begraben war und ſich nicht mehr vor dem Häuschen ſonnte.

Das Kloſter war ſeit lange zu einer Beamtenwohnung eingerichtet und der Großvater und die Großmutter wohnten darin. Ich will den Leſer nicht lange plagen mit genealogiſchen Erläuterungen über meine verſchiedenen Großeltern väterlicher und mütterlicher Seits. Iſt er doch ſelbſt wohl ſo glücklich, ſolche zu haben oder gehabt zu haben, und wenn bei dem Namen Großvater und Großmutter eine recht freundliche, trauliche Erinnerung in ihm aufwacht, eine Erinnerung aus der erſten friſchen Kindheit an einen Lehnſtuhl und eine liebe, ehrwürdige Geſtalt darin, an fröhliche Ferien, an Geburts- und Weihnachtsgeſchenke, ſo iſt das vollkommen genug.

Der Großvater war, was man einen Mann von altem Schrot und Korn nennt, ungeſchliffen im guten Sinne des Worts. Mit den Redensarten hat er's nie genau genommen, aber er war wohlmeinend in der That und Wahrheit. Die Großmutter — des Großvaters erſte Frau — war eine Frau, wie's nicht mehr viele gibt, klein, geſchäftig, beweglich, mit hellen Augen und offenem Herzen für alles, was ſchön und gut iſt in der Welt und über alle Welt hinaus. Sie konnte ihren eigenen Sinn haben, und der Bereich ihres Hausweſens war ihr unbeſchränktes Königreich, in deſſen Regierung ſie keine Eingriffe duldete. Aber blieb ſie unangefochten, ſo war ſie auch eine gnädige Herrin, und ſo klein ſie war, ſie verſtand ſich in Reſpekt zu ſetzen. Sie war nun freilich nicht in allen Stücken mit dem Zeitgeiſt fortgeſchritten. Von der Dienſtbotenemancipation wollte ſie nicht viel wiſſen: „laßt die Leute an ihrem Platz, haltet ſie ſo, wie ſie ſich's in ihrem Heimweſen dereinſt auch machen können, verwöhnt ſie nicht unnöthig.“ Auch ihr literariſcher Geſchmack war nicht auf der Höhe der Zeit, und das Lied: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille ꝛc.,“ hat ihr ihr Lebtage beſſer gefallen als das damals eben neu auftauchende Lied Goethe's: „das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,“ deſſen myſtiſche Schönheit ihr niemalen einleuchten wollte. Aber trotz alle deß war ſie das belebende Element ihres Hauſes und zum Segen geſchaffen für jede Zeit, in der ſie gelebt und gewirkt hätte.

Der Großvater war ein raſtlos betriebſamer Geiſt, der ſich immer mit einer neuen Erfindung trug, und das weitläufige Kloſtergebäude war eben recht für die zahlreichen Verſuche, die er anſtellte, ohne jemals Chemie, Phyſik oder Technologie ſtudirt zu haben. Bald erfand er neue Weinſchöne, bald entdeckte er Torflager, dann machte er Bauplane, konſtruirte Maſchinen oder ließ Stahl fabriciren; ſogar mit der Alchymie hat er's verſucht und Molche nebſt Meſſingſtücken in Schachteln geſperrt, weil er gehört hatte, daß ſie dieſes Metall verzehren und darauf als Gold von ſich geben. Letzterer Verſuch ſcheint keine glänzenden Reſultate geliefert zu haben; er wollte ſpäter nicht mehr daran erinnert ſein. — Auch als Schriftſteller verſuchte er ſich und ſchrieb zu ſeinem Privatvergnügen zahlloſe politiſche Aufſätze. Sein Styl war zu wenig gehobelt, als daß ſie zur Veröffentlichung getaugt hätten, und ſo vermoderten ſie in ſeinem Schreibtiſche. Gut, daß ſie nun dahin ſind. Obgleich er unter dem gar alten Regime und unter der Napoleoniſchen Herrſchaft ein mächtiger Oppoſitionsmann war, hatte er doch vom Freiheitsſchwindel, wie er ſich ſeit den dreißiger Jahren regte, ſo wenig eine Ahnung, daß der gute Großvater in unſern Tagen für ein Monſtrum von Geſinnungsuntüchtigkeit, für den Kaiſer aller Heuler erklärt würde.

Weil er ſich auf allen Feldern verſucht hatte, war ihm auch nichts neu auf der Welt. Nil admirari, das war, wenn auch unausgeſprochen, ſein ſteter Wahlſpruch. „Hab's ſchon lang gewußt — gerade ſo war's in den ſiebziger Jahrgängen — wird eben ſo wie ſelbiges mal“ das waren ſeine Bemerkungen über alles, gleich dem alten Rabbiner in Gutzkows Acoſta. — Sein Herz aber ſaß auf dem rechten Fleck bei all ſeinen rauhen Außenſeiten. Bei Kranken war er hülfreich wie eine barmherzige Schweſter, bei Kindern zärtlich und nachſichtig wie eine Mutter. Obgleich er auch in Anſehung des Geldes etwas konſervativer Natur war, ſo war doch für die Enkel ſeine Hand ſtets offen; eigenhändig ſpickte er um Weihnachten und Oſtern die rothen Aepfel mit neuen Sechſern, die Gratulationsgedichte zu Geburtstag und Neujahr wurden anſtändiger honorirt als die manches Hofpoeten, und ſeine ſchlichte Geſtalt mit dem ſchwarzen Käppchen auf dem kahlen Scheitel bleibt für uns der Mittelpunkt einer freudenreichen und ſonnigen Kinderzeit.

Der Charakter ſeiner Bewohner brachte es mit ſich, daß das Kloſter, wie in der baulichen Einrichtung, ſo auch in der Beſtimmung von den alten Tagen nur das beſte und freundlichſte Theil übrigbehalten hatte: das, eine Herberge der Verlaſſenen, eine Zuflucht der Heimathloſen zu ſein. Nicht daß es juſt eine verwahrloſte Kinderanſtalt geworden wäre, oder ein Blindenaſyl, oder ein Gutleuthaus; nein, es trug einen heiterern Charakter. Es gibt Verlaſſene, für die Niemand ſammelt und Feſte hält und Häuſer baut, und ſolche nahm das Kloſter auf.

Da kam das einemal die arme Frau Baſe Klenker ſammt ihrem Hündchen und ihrer Schnupftabaksdoſe und ſiedelte ſich beim Herrn Vetter an, um ein paar Monate Licht und Feuerung zu erſparen; dann kam in tiefer Nacht eine ehemalige Nachbarin, eine unglückliche Kaufmannsfrau ſammt Kind und Habe, die ihrem rauhen Mann entlaufen war. Ein andermal war's die Jungfer Hannebiene (ihr Verwandtſchaftsgrad konnte niemals ausgemittelt werden), die eben kein Unterkommen als Hausjungfer hatte und die nun mittlerweile ihre Kochkünſte im Kloſter producirte. Jetzt mußte Raum geſchafft werden für die arme Pfarrwittwe, deren Habe verbrannt war, bis ſie wieder ein Obdach hatte; dann zog ein armer Forſtwart ab, bei deſſen eilf Kindern die Großmutter Pathin war; da mußten zur Erleichterung der Eltern ſechs bis ſieben Päthchen beherbergt werden, und ſo gings fort. Dabei werde nicht gedacht der unzähligen kürzern Beſuche von beſtimmungsloſen Vettern, ehemaligen Schreibern, ausgedienten Mägden u. dgl.

Auch ergötzlichere Gäſte ſuchten das Kloſter heim. So der Onkel von K., der die Rolle des gutmüthigen Polterers übernommen hatte, fluchte wie ein Heide, daneben aber ein herzguter Mann war und alle Taſchen voll Geſchenke für die Kinder mitbrachte. Wenn man ihn und den Großvater zuſammen ſprechen hörte, ſo meinte man, die zwei Brüder haben grimmige Händel, waren aber die beſten Freunde von der Welt. Den Kindern faſt noch willkommener war's, wenn der dünne Herr Pater von N. in der ſchwarzen Kutte auf ſeinem zahmen Rößlein einhergeritten kam, gefolgt von der dicken freundlichen Marieliese, ſeiner Köchin, um ſich ſeine Renten vom Großvater ausbezahlen zu laſſen. Der Herr Pater hatte ſtets rührende Kloſterbilder für die Kleinen, worauf eine heilige Thereſia war mit Augen wie Pflugräder, die zum Himmel ſtarrten, oder ein heil. Sebaſtian, mit klafterlangen Pfeilen geſpickt. Der Herr Pater hatte keinerlei Verrichtungen in dem ganz proteſtantiſchen Dorfe N.; er lebte als der letzte Penſionär in einem alten Stifte dort und ließ ſich's unter der Pflege ſeiner Marieliese recht wohl ſein, war auch höchſt tolerant und allenthalben gern geſehen. Alljährlich hielt er ein großes Feſt, wenn der Karpfenſee abgelaſſen wurde; das war der Marieliese Ehrentag; ſie lief ganz ſtrahlend und glitzernd umher wie der fetteſte geſchmorte Karpfen. — Der Herr Pater pflegte ſie vielfach mit einem Geſchichtchen aus der Anfangszeit ihrer Küchenlaufbahn zu necken. Sie machte bei einem Prälaten zu M. ihre erſten

Studien und hatte bei einer großen Feſtlichkeit ein Spanferkel zu bereiten. Die Oberköchin ſagte ihr: „Marielieſe, wenn Du das Spanferkel aufträgſt, ſo thu' auch Lorbeerblätter hinter die Ohren und eine Citrone in's Maul.“ Welche Heiterkeit verbreitete ſich im Saal, als die gute Marielieſe mit dem Spanferkel eintrat, Lorbeerbüſchel hinter ihren Ohren und eine Citrone im weitaufgeſperrten Mund!

Einige der jeweiligen Inſaßen des Kloſters verdienen näher in's Auge gefaßt zu werden. Der erſte derſelben iſt:

Der Emigré.

Als der Großvater noch vor ſeiner Bedienſtung in B. als Beamter im kleinen Grenzſtädtchen U. wohnte, war daſelbſt bei Nacht und Nebel ein ehrbar ausſehender Franzoſe angekommen, begleitet von einer Mademoiſelle, deren eigentliche Stellung zweifelhaft war. Mit Hülfe der Mademoiſelle, die deutſch verſtand, gab ſich der Fremde als einen Monſieur Meuret zu erkennen, den die Stürme der Revolution von Haus und Amt vertrieben. Er war zwar kein Vicomte oder Marquis, aber doch der Anhängſel eines ſolchen, bei dem er als Beamter oder Verwalter angeſtellt geweſen war. Monſieur Meuret, der keine andern Schätze gerettet hatte, als die Mademoiſelle, deren wirklicher Werth ſchwer anzugeben geweſen wäre, ließ ſich in beſagtem Grenzorte als franzöſiſcher Sprachlehrer nieder, weil ihm zum Weiterkommen Rath und Mittel fehlten. Nun war aber U. eine kleine Stadt, wo außer Erbſen und Linſen wenig geleſen wurde; daher fanden ſich wenige Schüler, ſo daß der arme Emigré kaum das nothdürftigſte Auskommen fand. — Als nun der Großvater in B. eingerichtet war, glaubte er, daß hier, in einer kleinen Reſidenz, ein franzöſiſcher Maitre Bedürfniß ſei; darum verſchrieb er Herrn Meuret, deſſen traurige Lage ihm bekannt war, und bot ihm ſein Haus als Heimath an, bis er ſich eine eigene Wohnung verſchaffen könnte.

Nur Ein Anſtand war dabei. Im Hauſe der Großeltern wurde ſtreng auf Zucht und Sitte gehalten. Der Großvater hatte, als ihm während der franzöſiſchen Einquartierung die bonne amie eines Generals in's Quartier zugewieſen wurde, dieſe mit großer Energie ausgetrieben, und obgleich ihm kein Franzöſiſch zu Gebot ſtand, als der Ausruf: „Marſch, Madame!“ ſo hatte ſie's doch wohl verſtanden. Nun war zu fürchten, Monſieur Meuret möchte nicht ohne die Mademoiſelle kommen; das wollte der Großmutter gar nicht munden, und doch mochte man deßhalb nicht die Gelegenheit verſäumen, dem Heimathloſen eine Heimath zu bieten. Endlich entſchloß man ſich, Herrn Meuret ohne Bedingungen und Klauſeln einzuladen. Siehe da, es kam alsbald eine Art von Kutſchenwagen mit äußerſt wenig Gepäck; darauf thronte Monſieur Meuret, und allerdings die Mademoiſelle, die er aber ſogleich als Madame Meuret vorſtellte. In Betracht ihrer erlebten Drangſale und ihrer hülfloſen Lage drückte man ein Auge über die Vergangenheit zu, und Monſieur und Madame wurden im Kloſter untergebracht.

Monſieur Meuret eröffnete ſogleich einen Lehrkurſus, der von der aufblühenden Jugend ſowohl aus dem hohen Adel als dem verehrten Publikum recht zahlreich beſucht wurde, Madame gründete eine franzöſiſche Strickſchule, und ſo fanden ſie ſich bald, wenigſtens im Vergleich mit ihrem letzten Aufenthalt, in recht erträglichen Umſtänden. Die Kenntniſſe, die man ſich bei Madame erwarb, beſchränkten ſich freilich auf ein paar Phraſen: Madame, s'il vous plait, examinez mon ouvrage, Madame, s'il vous plait, laissez moi sortir u. dgl., aber doch war's immerhin franzöſiſch und darum ein ganz anderes Ding als eine deutſche Strickſchule.

Monſieur Meuret bewegte ſich in äußerſt gemeſſenen, zierlichen Formen und ſchien das dreifache Maß ſeines äußerlich verlorenen Ranges innerlich in ſich aufgenommen zu haben. Madame befliß ſich minderer Feinheit, und das eheliche Verhältniß des edlen Paares, das ſich ſo ſpät und nach ſo langer Bekanntſchaft verbunden, ſchien eben nicht das zärtlichſte zu ſein. Madame Meuret, eine geborene Elſäßerin, hatte als deutſches Stammgut nichts behalten als deutſche Schimpfwörter, die ſie in unglaublicher Anzahl vorräthig hatte und an ihren Eheliebſten ſo wie an ihre Zöglinge verſchwendete, über welch letztere ſie hie und da noch ein fühlbareres Regiment mit der Elle führte. Alle Thiernamen ſtanden ihr zu Gebot, und ſie ſtellte ſie auf eine Weiſe zuſammen, daß Linné und Buffon in Verlegenheit geweſen wären, die Geſchöpfe zu klaſſificiren, z. B. du Stockfiſchgans, du Kalbsluckel, du biſt mit Spühlwaſſer getauft! ꝛc. ꝛc. Die Tugend der Unpartheilichkeit mußte man ihr laſſen, da ſie die Töchterlein ihres Protektors höchſtens mit noch ſtärkeren Ehrentiteln und häufigeren Ellmeßberührungen heimſuchte.

Das liebſte Geſprächsthema des Ehepaars war wie natürlich ihre verlorene Herrlichkeit, die, wie es zu gehen pflegt, in der Erinnerung beträchtlich erhöht und verklärt wurde. Beſonders gründlich war Monſieur Meuret in der Schilderung ſeiner reichen Garderobe, die den kleinen Mädchen, denen er ſie beſchrieb, ganz fabelhaft erſchien. Er hoffte auch immer noch wieder in den Beſitz wenigſtens dieſes Theils ſeiner Habe zu kommen, den er, bereits in Kiſten gepackt, auf der Flucht irgendwo deponirt habe. Da aber eben nichts kam, ward die Geſchichte von Herrn Meurets Kleidern allmählig zum Mythus.

Welcher Triumph war es nun für den verkannten Edeln, als eines Morgens durch's Städtchen die Kunde erſcholl, Monſieur Meurets Kleider ſeien angekommen! Die Schülerinnen, wohl auch die Mütter, eilten herbei, den Schatz in Augenſchein zu nehmen. Ja, da war die ganze Herrlichkeit! der unwiderlegliche Beweis, daß Monſieur Meuret daheim ein Mann comme il faut geweſen. Da lag ein geblümtes Sammetkleid, ein rother, ein apfelgrüner Frack, ein Staatsdegen, ein galonirter dreieckiger Staatshut, kurze Inexpreſſibles mit ſilbernen Knieſchnallen, ſeidene Strümpfe, Schnallenſchuhe, und über das Alles noch ein Ludwigskreuz! Für welches Verdienſt Monſieur Meuret dieſes bekommen, da er, ſo viel bekannt, nichts gethan hatte, als daß er davon gegangen war, das wurde nie ſicher erhärtet, wie es ſo oft bei Orden der Fall iſt. Genug, der Orden war da und Monſieur Meuret trug ihn von Stunde an, zuſammt dem geblümten Sammtkleid, Degen und Staatshut, obgleich alle dieſe Kleiderpracht zehn Jahre im Dunkel gelegen und gänzlich außer Kurs gekommen war. Hat jemals das Kleid den Mann gemacht, ſo war das hier der Fall; Meuret machte, gerade wegen der Seltenheit ſeines Coſtüms, eine höchſt reſpektable Figur, und er war in den Augen des ganzen Städtchens um viele Procent geſtiegen; ja, Madame ſelbſt bekam ein Gefühl ihrer Würde, ihre Ausdrücke wurden feiner und ihr Putz, der früher keineswegs franzöſiſche Eleganz verrathen hatte, wurde gewählter.

Außer der Garderobe mußte Herr Meuret nicht viel Beſitzthümer zurückgelaſſen haben, denn auch nach der Reſtauration bezeugte er kein Verlangen nach Heimkehr; es ſcheint, der Vicomte hat ſich nicht reſtaurirt. Dagegen aber ging dem würdigen Mann noch am Lebensabend ein anderer Glücksſtern auf: er wurde durch Vermittlung eines adeligen Gönners als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an die Landesuniverſität berufen, eine Stelle, auf die er ungefähr ſo viel Anſprüche hatte, als auf den Orden. — Gleichviel, er war's einmal und trug die Bürde dieſer neuen Würde mit allerhöchſtem Anſtand. Madame ſchaffte ſich augenblicklich ein neues ſchwarzes Seidenkleid an und nannte ihn von Stund an: ‚mon cher'. Monſieur und Madame Meuret reisten ab und überließen es ihren theuern Schülerinnen, Franzöſiſch, Bildung und Franſenſtricken zu lernen wo ſie wollten. — Ob und wie weit er ſeine neue Stelle ausgefüllt, ob das geblümte Sammtkleid bis an ſein Lebensende ausgehalten, ob Madame das mon cher nicht wieder verlernt hat, darüber iſt mir nicht viel zu Ohren gekommen. Aber der Großvater dachte ſein Leben lang mit Vergnügen daran, wie er durch die Berufung des Emigré nach B. den Grund zu deſſen Glück gelegt.

– –

Der Maler.

Wie viel gebetene und ungebetene Gäſte auch das Kloſter heimſuchten, ein Zimmer wurde ſtets freigehalten und blieb ſogar bei den hohen Waſch- und Putzfeſten verſchont: des Malers Stube. — Der Maler war ſo recht der Stammgaſt des Hauſes; man wußte faſt nicht mehr, wann er zuerſt gekommen war. Seine Ankunft wurde ſtets ohne Ceremonie angekündigt durch einen großen, langen Korb, der, mit einem

Tuche bedeckt, ſein Malergeräthe enthielt. Seine übrige fahrende Habe war leicht transportabel, da ſich ſeine Garderobe mehr durch Qualität, als durch Quantität auszeichnete. — Der Maler, der in der Reſidenz eine beſcheidene Miethwohnung inne hatte, war den größten Theil des Jahres der Gaſt irgend einer befreundeten Familie, um dieſe und die ganze Umgegend mit den Produkten ſeiner Kunſt zu beglücken.

Er machte eine recht anſtändige Figur, der Maler; er war nicht groß, aber wohlgeformt und abgerundet, jeder Zeit höchſt proper und zierlich gekleidet, im Frack, Schuhen und ſeidenen Strümpfen, die er eigenhändig zu ſtopfen pflegte. Somit machte er in ſeinem Aeußern keinen Anſpruch auf Genialität. Wie würde er ſich entſetzt haben, wenn ihm ein Kunſtgenoſſe aus unſern Tagen zu Geſicht gekommen wäre, mit Waldungen von Schnurr-, Backen- und Knebelbärten, einer Haarwildniß und einem Paar düſtern, rollenden Augen, während ihn ein Stäubchen auf den blankgewichsten Schuhen unglücklich machen konnte. Nur in Einem Stück erhob ſich ſein Künſtlergeſchmack über die Herrſchaft der Mode: inmitten des Zeitalters der Zöpfe und Zöpfchen, Buckeln und Haarbeutel, Puderköpfe und Perücken trug er unverändert ſeine eigenen, halblang geſchnittenen Haare, wodurch er noch in ſpätern Jahren ein gewiſſes jugendliches Ausſehen erhielt.

Im Kloſter war er daheim wie im eigenen Hauſe. Er kommandirte die Mägde, die ſeiner unendlichen Pünktlichkeit nie Genüge thun konnten; er ſchulte die Kinder herum, ohne die Vermittlung der elterlichen Oberbehörde zu ſuchen; er kritiſirte die Speiſen und machte den Küchenzettel; denn er war ein ziemlicher Gourmand und hatte Kenntniſſe in der Kochkunſt, die die ſelige Verfaſſerin des ſchwäbiſchen Kochbuchs beſchämt hätten. Wegen all dieſer Eingriffe in ihr

Gebiet lebte er denn auch in beſtändigem kleinen Krieg mit der Großmutter, obgleich ſie es von Herzen gut mit ihm meinte und er großen Reſpekt vor ihr hatte. Deſto beſſer ſtand er mit dem Großvater, mit dem er immer zu kleinen Schutz- und Trutzbündniſſen gegen die Frauenwelt verbunden war.

Der Beginn ſeiner Laufbahn war ein ſehr vielverſprechender geweſen, weil ſie, wie die ſo vieler großer Männer, zu allerunterſt angefangen hatte. Er war der Sohn eines armen Kupferſchmieds in U. Karl, Herzog zu Württemberg, bemerkte die wunderſchöne Stimme des Buben, als er zufällig durch die Stadt ritt. Aeußerſt begierig, jedes aufkeimende Talent in ſeiner Akademie zu hegen, welches Treibhaus damals in der Blüthe ſeines Gedeihens ſtand, nahm er den Knaben alsbald in die Anſtalt auf. Die Singſtimme bildete ſich mit der Entwicklung des Knaben nicht ſo glänzend aus, als man gehofft, dagegen ſchien bei ihm Geſchmack und Talent für Malerei vorherrſchend zu ſein. Der Herzog, der ſich ſonſt faſt göttliche Rechte anmaßte und wenn nicht die Herzen, ſo doch den Willen und die Gaben der Menſchen lenken wollte wie Waſſerbäche, ließ dießmal einen Menſchen ſeinen eigenen Weg gehen. Zuviel ſcheint er ſich nie vom Maler verſprochen zu haben, denn er verlor ihn aus dem Auge und that nichts dafür, ſein Talent durch Reiſen u. dgl. zu heben. — Der Maler hat auch die Akademie keineswegs als großer Künſtler verlaſſen; er hat ſich nicht einmal in Verſuchen höher als zum Porträt aufgeſchwungen, und es ſchien auch nicht, als ob er ſeine Kunſt für etwas anderes anſehe, als für einen recht anſtändigen Nahrungszweig. Seine Bilder haben aber faſt alle den Vorzug großer Treue. Auf's Idealiſiren ließ er ſich höchſt ſelten ein; ſeine Porträts ſind keine vergeiſtigte

Wiedergeburt der Natur, wohl aber eine genaue Kopie derſelben, und die Warze auf der Naſe des Herrn Stadtſchreibers durfte ſo wenig wegbleiben, als der kleine Auswuchs am Halſe der Frau Decanin, obgleich dieſe ſolche Treue ſehr übel vermerkte. Er war unermüdet fleißig, und da er ſehr wohlfeil malte und daneben ein angenehmer Hausgenoſſe war, ſo läßt ſich erklären, wie in jener ſparſamen Zeit ganze Generationen ſich durch ſeinen Pinſel verewigen ließen. Durch ganz Schwaben, das Land auf und ab, finden ſich in Zimmern oder Rumpelkammern noch Bilder, die ohne Malerzeichen unverkennbar den Stempel ſeiner Hand tragen.

Die Familie im Kloſter malte er in allen Formaten und Lebensaltern, rothwangige Kinder, Jungfrauen mit kurzer Taille und Spickelkleidern, Papa, Mama und Großmama. Die Großmutter wollte mit ihren Bildniſſen nie zufrieden ſein, ſie wäre gern hübſcher geweſen und hätte eine kleinere Naſe gewünſcht. Doch wie geſagt, Verſchönern war nicht des Malers Sache. Er behandelte die Rockknöpfe und Halskrauſen gerade mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie das „geſegnete Menſchenantlitz", und fühlte ſich noch geſchmeichelt, als die Magd bei einem ſeiner Porträts nichts zu bewundern wußte, als: „Ach, wie ſind des Herrn Buchhalters Weſte ſo gut getroffen!" Für Schönheit hatte er aber doch ein lebendiges Auge und war ein großer Freund und platoniſcher Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Unter ſeinen zahlreichen Freundinnen hatte er immer noch beſonders bevorzugte, die er mit Auszeichnung „meine Auguſte", „meine Karoline" nannte; nie aber hörte man, daß ſeine Vorliebe auch in jungen Jahren den Grad einer ruhigen, freundſchaftlichen Zuneigung überſchritten hätte. Dieſe ſeine Erwählten pflegte er dann auch unentgeltlich und ſogar in etwas idealer Geſtalt zu malen, etwa mit einem Blumenkranz oder nach damaligem Zeitgeſchmack mit fliegenden Haaren an einem Altare ſtehend. Solche Bilder ſtehen auch wirklich in Auffaſſung und Ausführung ziemlich über ſeinen übrigen.

Ein läſtiger Gaſt wurde der Maler nie, obgleich er ein ſehr dauerhafter war. Ohne ſeiner Würde zu vergeben, machte er ſich nützlich durch allerlei kleine häusliche Dienſtleiſtungen, zu denen er eine geſchickte Hand hatte. Er malte nicht, wie ein moderner Maler, nur in einem abſonderlich zubereiteten Atelier, in dem er aufgeſucht werden muß. Was er bedurfte an Licht und Schatten, das war durch einen geſchloſſenen Fenſterladen, durch einen aufgezogenen Vorhang leicht hervorgebracht, und ſo zog er denn mit ſeiner Staffelei und ſeinem Korb in jedes Haus, wo er eben malte, und war den ganzen Tag über der Gaſt deſſelben. Dadurch trat er mit den Gegenſtänden ſeiner Darſtellung in ein recht vertrautes, gemüthliches Verhältniß, was gewiß viel zu dem natürlichen, hausbackenen Charakter ſeiner Bilder beitrug, die gar nicht expreß liebenswürdige oder ſchalkhafte Geſichter machen wie die Porträts in unſern Kunſtausſtellungen. — Alle, auch die mechaniſchen Vorrichtungen, die zu ſeiner Kunſt gehörten, vollbrachte er ſelbſt; im Hof grundirte er ſeine Leinwand, rieb ſelbſt ſeine Farben und brauchte ſo keine Art von Gehülfen.

Er war ein recht unterhaltender Geſellſchafter und widmete ſich unermüdet den Abendunterhaltungen im Familienkreis durch Vorleſen, durch Geſang — ſeine Stimme war immer noch ſchön — durch Theilnahme an dem damals im Schwange gehenden Pfänderſpiele. Hatte ihn die Karlsakademie nicht zum großen Manne gemacht, ſo hatte ſie ihm doch eine zugleich feine und gründliche Bildung mitgetheilt, ſo daß ſein Umgang wirklich von Werth für die Jugend war, zumal in einem Landſtädtchen, deſſen Schulunterricht ſich nicht weit über's Buchſtabiren und Dividiren erhob. Nur trug die gute Großmutter Sorge, ob er nicht den jungen Leuten etwas von den freigeiſtigen Anſichten mittheilte, die er, wie ſo Viele ſeiner Zeit, als nothwendiges Erforderniß ſeiner Bildung und als Zeichen eines guten Kopfes ſich angeeignet hatte. Sein im Grunde doch heimathloſes Leben, das ihm tiefere Erregungen ferne hielt, war es wohl auch, was das Glaubensbedürfniß in ſeiner Seele nicht recht zum Leben kommen ließ. — Dieſer Mangel an innerer Glaubens- und Lebenswärme ließ nun auch Raum in ſeiner Seele für einen ſtillen Trübſinn, der ihn bei der heiterſten Außenſeite mit zunehmenden Jahren beſchlich. Seine Sehkraft fing an abzunehmen, mit den Augen verfiel ſein einziges Unterhaltsmittel, und für die Zukunft hatte er nie vorgeſorgt. Er hatte kein geniales Künſtlerleben geführt, nicht in Einer tollen Champagnernacht lange Hungertage zu vergeſſen geſucht, aber ein anſtändiger Wohlſtand, ein gewiſſer Comfort in Nahrung und Kleidung war ihm Bedürfniß. Dabei hatte er eine freigebige Hand, ſowohl ein Scherflein der Armuth als auch ein Ehrengeſchenk der Freundſchaft zu bieten. Der Nothpfennig für die alten Tage fehlte ihm, und ſeinem ehrenhaften Sinn widerſtrebte es, ſich als unnützes Mitglied in der Geſellſchaft von fremder Milde erhalten zu laſſen. Ganz in Stille mochte ihn wohl auch ſchmerzlich das Bewußtſein erfüllen, daß er nur in dem Vorhof ſeiner herrlichen Kunſt ſtehen geblieben und nie in ihr Heiligthum eingedrungen war. — So ſah er bei kräftigem Körper mit den verdunkelten Augen in eine öde Zukunft. Zu der Höhe des Bewußtſeins konnte er ſich nicht erheben, ſich als Kind des großen Vaterhauſes, als Diener des unendlich reichen Hausherrn zu fühlen, in deſſen

Dienſt keine Hand müßig gehen darf, wenn wir nur zu verſtehen wiſſen, zu welchem Werke er uns wirbt.

In des Malers ſonſt ſo ruhiger Seele reifte ein Entſchluß, den Niemand bei dem heitern, gleichmüthigen Manne vermuthet hätte. Er beſchloß, ſein Leben ſelbſt zu enden. Ganz im Stillen, anſcheinend mit vollkommener Seelenruhe, bereitete er die Ausführung des dunkeln Gedankens vor und brachte alle ſeine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung mit der ſkrupulöſen Pünktlichkeit, die lebenslänglich ein Charakterzug an ihm geweſen war. — Aber nie wurde wohl der eigenmächtige Beſchluß eines Menſchenwillens in ſo wunderbarer und trauriger Weiſe verhindert und befördert zugleich, als der Vorſatz des Malers.

Er war ſchon längere Zeit vom Hauſe des Großvaters fern geweſen, als eines Tags ſtatt des erwarteten Korbs ein Brief von ihm kam nebſt ſeiner goldenen Taſchenuhr. Neben ſonſt ganz gleichgültigem Inhalt des Briefes bat er den Großvater, die Uhr als Vergütung für ein kleines Darlehen anzunehmen. Der Großvater war ärgerlich und gekränkt über dieſes Verfahren eines Freundes, den er nie gemahnt habe; noch aber ſtieg keine Ahnung des wirklichen Grundes in ihm auf. — Wenige Tage nachher kam ihm die Kunde zu, daß in B. am Neckarufer eine faſt unkenntliche Leiche gefunden worden ſei. Jetzt erſt ging ihm ein Licht auf über das Geſchick ſeines unglücklichen Freundes. Er eilte hin und erkannte die durch ſchwere Wunden und langes Liegen im Waſſer ſehr entſtellte Leiche weniger an den Zügen als an des Malers Lieblingsdoſe, die ſich noch bei ihm fand. Aber ein dunkles Räthſel ſchien auf dem Tode des Mannes zu liegen. Daß er beabſichtigt, ſich ſelbſt zu tödten, das ſtellte ſich durch tauſend kleine Umſtände ſeiner letzten Lebenstage unzweifelhaft heraus, und doch trug die Leiche Wunden, die eben ſo wenig durch ſeine eigene Hand, als durch das lange Umhertreiben des Körpers im Waſſer entſtanden ſein konnten. Woher nun dieſe? Der Maler war der friedfertigſte Menſch von der Welt geweſen; wer konnte ſeiner eigenen Hand auf ſolche Weiſe vorgegriffen haben?

Erſt einer Unterſuchung ſpäterer Jahre, die aus ganz andern Gründen geführt wurde, war es vorbehalten, dieſes Geheimniß an's Licht zu ziehen. — Es lebte in der Nähe von B. ein Wirth, der eine ſo wunderbare Aehnlichkeit mit dem Maler hatte, daß er oft mit ihm verwechſelt wurde, ſo wenig ſonſt Verwandtes war zwiſchen dem anſtändigen, geſitteten Maler und dem rohen, jähzornigen Wirth. Dieſer hatte wenige Tage vor dem Ende des Malers mit ein Paar Schiffern von H., gleichfalls rohen und wüſten Geſellen, einen heftigen Streit gehabt, der damit endete, daß er ſie zum Haus hinaus werfen ließ, worauf ſie ihm blutige Rache ſchworen. — Am Morgen des Tages, wo der Maler vor Sonnenaufgang hinaus ging, um ſich ſelbſt zu Grabe zu tragen, traf er am Neckarſtrand die Schiffer, die mit wilder Gier auf ihn, als den vermeinten Gegenſtand ihres blutigen Haſſes, losſtürzten. Ob ſie in ihrer Wuth nichts achteten, was ſie über ihren Irrthum hätte belehren können, ob der Maler, froh daß ihm die eigene That erſpart war, ſich ſelbſt enthielt ſie zu enttäuſchen, das weiß Niemand. So iſt dem friedlichen Künſtler ein dunkles und blutiges Ende geworden. Möge er einen milden Richter gefunden haben an dem, der Herzen und Nieren prüft und der nicht gewollt, daß ihn der eigene Schritt vor der Zeit zum Tode führen ſollte! — In der Familie des Kloſters ward ihm ein freundliches Andenken bewahrt, und in manchem ſchwäbiſchen Hauſe wird bei dieſem Umriß, der Wahrheit gibt, keine Dichtung, die Erinnerung an den gemüthlichen heimiſchen Künſtler wieder aufleben. Mir ſei vergönnt, mit ſeiner traurigen Geſchichte das Kloſter zu ſchließen und euch hineinſchauen zu laſſen in ein Paar andere alte Häuſer von B.

II.

Das ſtille Haus.

In einer ſtillen Seitenſtraße der ſonſt geräuſchvollen kleinen Stadt ſtand ein unſcheinbares Haus, das man für unbewohnt hätte halten können, ſo wenig Bewegung und Geräuſch wurde darin vernommen, wenn man nicht an der Hinterſeite deſſelben, welche die Ausſicht auf das weite Thal und die grüne Alb bot, helle Fenſter mit Gardinen und Blumen geſchmückt und hinter dieſen eine weibliche Geſtalt erblickt hätte.

Die anſpruchloſe Wohnung war die Heimath einer ſtillen Jungfrau, die eigentlich einem ſehr lauten Familienkreiſe angehörte. Außer dieſem Kreiſe war ſie nur Wenigen bekannt, den Armen, den Kranken und bekümmerten Herzen. In der Welt und mit der Welt lebte ſie nicht; die mancherlei kleinen Intereſſen, die Tagesneuigkeiten, welche die Bewohner kleiner und großer Städte in Bewegung erhalten, waren nicht für ſie vorhanden, aber Freude und Leid theilte ſie mit den Ihrigen herzlich und warm, und obwohl ihre Weiſe ſtill und gelaſſen war, ſo konnte ſie doch recht kindlich froh ſein mit den Jungen und Frohen.

Am liebſten war ſie freilich allein in ihren ſtillen Zimmern, durch die der Geiſt der Ordnung und des Friedens wehte, und ließ ihre müden Augen ausruhen auf dem ſchönen, friſchen Grün des Thales. Doch nahm ſie es auch freundlich auf, wenn das ſtille Jungfernſtübchen ſich belebte von kleinen und großen Nichten und Neffen, die gar zu gern den Schauplatz aller Familienfeſte hieher verlegten, zu der freundlichen Tante, die alle Jugendluſt ſo gerne gewähren ließ, und die nachher mit aller Ruhe und Heiterkeit ihr kleines Anweſen wieder in Ordnung brachte, wenn die wilde Schaar das Unterſte zu oberſt gekehrt hatte.

Im Mai war der Tante Marie Geburtstag und auf dieſen Tag wußte man ſchon, daß ſie keine Beſuche aus der Familie brauchen konnte; da kam alle Jahre ein ſtattlicher Mann am erſten Gaſthof zu B. mit Extrapoſt angefahren. Von da aus verfügte er ſich ſogleich zur Tante Marie, und brachte die wenigen Tage, die er im Städtchen verweilte, von Morgen bis Abend bei ihr zu. Sie machten große Spaziergänge, laſen zuſammen und ſchienen bis zur Abſchiedsſtunde nicht fertig werden zu können mit eifrigen Geſprächen.

Nach dieſen Beſuchen war die ſtille Marie eine Zeit lang noch ſtiller, ihre Geſchwiſter wußten wohl, daß man ſie jetzt eine Zeit lang allein laſſen mußte, bis ſie ſelbſt wieder einmal in einem der Familienkreiſe mit der alten, heitern, anſpruchsloſen Miene erſchien.

Die Beſuche des anſehnlichen fremden Herrn bei der alten Jungfer, die für eine Pietiſtin galt, obgleich ſie nicht gewöhnlich die Verſammlungen derſelben beſuchte, machten Anfangs großes Aufſehen in B., allmählig gewöhnte man ſich daran. Der Fremde war Profeſſor an der Univerſität eines Nachbarſtaates und ein gekannter Schriftſteller. Alle ſeine Werke kamen zuerſt in das ſtille Jungfernſtübchen der Tante Marie, die in ununterbrochen brieflichem Verkehr mit ihm ſtand. Die Bewohner von B. waren längſt an den räthſelhaften Gaſt gewöhnt, die jungen halberwachſenen Nichten und Neffen, hauptſächlich aber die erſtern, plagten ſich und die Eltern unabläſſig mit Fragen und Vermuthungen, ob er denn ein Verwandter von ihr ſei? — aber dann wäre er ja auch einer von ihnen? — oder ein Freund? aber ſolche Freunde hatte man doch gewöhnlich nicht? . . . die Eltern aber blieben ſtill und das Räthſel blieb ungelöst.

Ob Tante Marie einmal ſchön geweſen, war gleichfalls ein Gegenſtand häufiger Berathungen. Neben ihrem Freund, der, obwohl einige Jahre älter, doch in der Fülle und Kraft des Mannesalters ſtand, ſah ſie freilich recht verblüht aus, aber es war eine milde Anmuth über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ein Hauch des Friedens, der höher iſt als alle Vernunft, weil er über dem Wechſel der Zeit ſteht.

Marie war von äußerſt zarter Geſundheit, und lange vor der Zeit fühlte ſie ihre Lebenskraft abnehmen. Sie hatte bis jetzt meiſt eine ihrer Nichten um ſich gehabt, und dieſe hatten ihrem ſtillen Einfluß den größten Theil ihrer innern Bildung zu danken; — nun aber bat ſie ihre älteſte Schweſter, ihr Hermine, die ihr ſtets die liebſte der Nichten geweſen war, für den Reſt ihres Lebens ganz zu überlaſſen.

Sehr gern folgte die junge Hermine dem Wunſch der verehrten Tante, obgleich ſie ſie im Stillen gar nicht ſo für krank hielt. „Aber Mutter, ehe ich jetzt ganz zur Tante gehe, mußt Du mir ſagen, wie es denn iſt mit dem Profeſſor, ich weiß ja gar nicht, wie ich daran bin, wenn er kommt.“

„Nun ja, Kind,“ meinte die Mutter, „Du haſt nicht unrecht und biſt alt genug dazu; was ich weiß, will ich Dir gern ſagen, aber das iſt nicht viel; es iſt eine kurioſe Geſchichte.

„Du weißt, daß Marie das jüngſte von uns Geſchwiſtern iſt, auch war ſie daheim das Neſthäckchen und der Liebling, ſo lang unſere ſelige Mutter noch lebte; wir zwei älteren Schweſtern waren ſchon verheirathet und Marie noch nicht ganz vierzehn, als die Mutter ſtarb. Sie war eine vortreffliche, fromme Frau geweſen und ihr Tod war uns allen ein tiefes Leid, die Marie aber war ganz troſtlos. Von nun an hatte ſie wenig Freude mehr daheim, unſer Vater war ein wenig mittheilender heftiger Mann, der ihrem Herzen nie nah gekommen war, nach kurzer Zeit verheirathete er ſich wieder, und jetzt kann ich Dir's ſchon ſagen, daß wir Alle die zweite Mutter nie recht lieb gewannen. Sie war gar nicht bös, aber launig und oberflächlich; in den erſten Wochen zehrte ſie die Marie faſt auf vor Liebe, nachher ließ ſie ſie gehen, that ihr nichts zu Lieb oder zu Leid mehr, und ſo wurde das Mädchen immer ſtiller und außer ihrem Religionslehrer verkehrte ſie am liebſten mit ihren Blumen und Büchern, doch konnte ſie recht heiter ſein, und ſie war ein ſehr hübſches Mädchen, ſo wenig ſie aus ſich machte.“

„Seh ich ihr gleich, Mama?“

„Du, bewahre! Du biſt nicht halb ſo hübſch, und kannſt Dich nicht ſo nett und einfach kleiden wie Marie. Nun, der Doktor R., eben der Profeſſor, lernte die Marie kennen auf einem Ferienbeſuch, den er hier machte, ſie fanden beide Gefallen an einander, Niemand hatte etwas einzuwenden, wir hieltens alle für ein rechtes Glück, daß ſich Marie in ihrem achtzehnten Jahre mit ihm verlobte. Jetzt lebte die Marie erſt recht auf und ward eine Perſon von

Bedeutung in der Familie, dem Vater, dem Bruder und den Schwägern ſchienen erſt die Augen aufzugehen über ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verſtand und die Bildung, die ſie ſich in aller Stille erworben hatte. Die Mutter bekam einen heftigen Anfall von mütterlicher Zärtlichkeit und beſorgte mit Eifer die Ausſtattung.

„Die Marie blühte wie ein Röslein; mit ihrem Geſchmack an Büchern, und Leſen und Studiren war ſie bei dem Doktor ganz an den Rechten gekommen, die zwei wurden viel geplagt mit ihren Studien und gelehrten Geſprächen, ſie ſchrieben einander ganze Pferdslaſten von Briefen, der alte Stadtbote mußte noch einmal öfter in der Woche auf's Poſtamt fahren, — mitunter waren ſie freilich auch recht kindiſch zuſammen; es war Alles recht und gut, doch fiel mir's auf, als ich längere Zeit hier war, daß Marie gar ſelten mehr den Stadtpfarrer beſuchte und ſo äußerſt ſtill und ſchüchtern in ſeiner Gegenwart war.

„Etwa ein halb Jahr waren ſie verſprochen, als R. einen Ruf auf die Profeſſorſtelle in *** bekam, da war nun der Jubel vollkommen, und der Hochzeittag ward feſtgeſetzt. Marie freute ſich wie ein Kind auf ihr eignes neues Hausweſen, das Hochzeitkleid war fertig und das Aufgebot beſtellt.

„Da kam der Profeſſor, um vor ſeinem Abzug noch einen Beſuch bei der Braut zu machen, ehe er käme, um ſie heimzuführen. Marie war wie immer heiter und zärtlich. Der Profeſſor mußte in der Nacht mit dem Eilwagen abreiſen, und das Brautpaar machte Abends noch einen langen Spaziergang zuſammen, ich glaube, es war auf den Kirchhof, wohin ſie auch ſonſt gern gingen. Marie kam ganz lebendig und aufgeregt heim von ihrem eifrigen Geſpräch, und ſie nahmen einen ſo zärtlichen, liebevollen Abſchied wie immer.

„Am andern Morgen, ich war damals auf Beſuch beim Vater, kam die Marie ſo bleich zum Frühſtück, daß wir Alle erſchracken, obgleich wir es der Trennung zuſchrieben. Die Mutter wollte ſie aufheitern und ſagte: ‚Morgen, Marie, wollen wir nach S. fahren, um Deine Sachen vollends zu beſorgen, wir haben nur noch vier Wochen bis zur Hochzeit.‘ Da ſagte die Marie ruhig, aber mit leiſer Stimme: ‚Sie werden keine Mühe mehr haben, Mutter, ich werde gar nicht Hochzeit haben.‘

„Da ſaßen wir Alle und ſtarrten ſie an mit offenem Mund, wir hätten ſie für verrückt gehalten, wenn ſie nicht ſo gar ſanft und ruhig den ganzen Sturm von Fragen und Vorwürfen ausgehalten hätte, der über ſie losbrach. ‚Und der Ludwig?‘ fragte ich endlich. ‚Dem habe ich ſchon heut früh geſchrieben.‘ Das war ihre einzige Antwort, mehr konnten wir nicht herausbringen.

„Der Profeſſor kam ſchon am zweiten Tag in heftiger Bewegung, wir hatten ihn alle mit Schmerzen erwartet, und hofften Alles von ſeiner Gegenwart. Was es an jenem Abend zwiſchen ihnen gegeben, darüber rückte er auch nicht heraus. ‚Setzen Sie dem Mädchen den Kopf zurecht, Herr Tochtermann,‘ ſagte der Vater, ‚oder ich werde ſelbſt noch toll.‘ Marie empfing ihn ruhig, ſtill und ſchüchtern. Sie gingen in den Garten, da ſaßen ſie in der Laube, in der ſie ſich verſprochen hatten, weiß Gott wie lange, immer im eifrigſten Geſpräch. Wir waren voll der beſten Hoffnung, da kamen ſie endlich herauf, alle zwei bleich wie der Tod, der Profeſſor ſagte dem Vater, daß er ſich in Mariens Willen fügen müſſe und auf ihren Beſitz verzichte, gab uns allen die Hand, auch der Marie, küßte ſie auf die eiskalte Stirn und fuhr davon.

„So wenig ich Marie begreifen konnte, ſo dauerte ſie mich doch viel zu ſehr, als daß ich ihr hätte Vorwürfe machen können, der Vater aber, der war furchtbar böſe und bei der Stiefmutter war der Zärtlichkeitsanfall radikal vorbei. Ich nahm Marie auf eine Zeit lang mit mir, ſie war ſo angegriffen, daß ich Alles fürchtete, und ſie erholte ſich nur nach und nach in der Stille und Ruhe, die ich ihr ließ.

„Es war gar nicht wie ſonſt bei einem Brautpaar, das ſich aufgegeben, keine Briefe, keine Geſchenke und Portraits wurden zurückgegeben, im Gegentheil, die Korreſpondenz fing wieder an, wenn auch nicht ſo eifrig wie zuvor, und Marie las die Briefe mit ſo ängſtlicher Spannung, als ob ſie von jedem ihr Lebensheil erwarte. Ich konnte nicht glauben, daß es bei den Zwei aus ſein ſollte, und erſchöpfte all meine Beredſamkeit, als Marie wieder geſunder war, ihren Sinn zu ändern, oder doch zu erfahren, warum ſie es denn ſo gewollt. So ſanft und nachgiebig ſie ſonſt iſt, ſo feſt blieb ſie hier. Aber das muß ich ſagen, daß ſie noch viel lieber und beſſer wurde als vorher. Sie ſchien gar nimmer an ſich ſelbſt zu denken, ſo fromm, ſo fleißig, ſo gut gegen Arme, — wie ein wahrer Engel war ſie. Als der erſte Aerger des Vaters verraucht war, kam ſie wieder heim, man gewöhnt ſich an Alles, wo die Zeit nicht Roſen bringen kann, da nimmt ſie doch Dornen. Der Vater ſagte nichts mehr, er ſchien es doch auch zu fühlen, daß mit dem bleichen Kinde ein Engel unter ſein Dach eingezogen war.

„Von Jahr zu Jahr hofften wir, es ſolle anders werden, es blieb aber daſſelbe. Acht Jahre nach jenem Tag ſtarb der Vater, die Mutter zog zu entfernten Verwandten. Wir Alle hätten die Marie gern bei uns gehabt, da fiel uns aber um dieſe Zeit das alte Haus in B. als Erbſchaft eines Herrn Vetters zu, und Marie bat uns, da es ohnehin nicht leicht verkäuflich war, es ihr zum Wohnſitz zu überlaſſen. Das geſchah, und ſeither iſt Alles geblieben, wie es jetzt iſt, Marie und der Profeſſor ſchreiben ſich fortwährend, er beſucht ſie jeden Geburtstag, er ſchickt ihr all ſeine Bücher; — aber keines von uns hat jemals erfahren, was ſie getrennt hat." —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war Alles, was Hermine über die Lebensgeſchichte der Tante hörte, und es ſteigerte nur ihre Neugierde, das eigentliche Wort des Räthſels zu wiſſen. Dieſe Neugierde verklärte ſich zu einem Gefühl des tiefſten innigſten Antheils, als ſie in der unmittelbaren Nähe der Tante, unter dem Einfluß dieſes ruhigen, klaren, innig frommen Gemüthes ſtand; nie aber hätte ſie eine Frage gewagt.

Tante Marie hatte übrigens ihren Zuſtand richtig beurtheilt, ihre Geſundheit war gebrochen, ihr Leben einer langſamen Zehrkrankheit verfallen. Bald wurde ihre Schwäche ſo groß, daß ſie das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Hermine ließ ſich das ihr liebe und heilige Amt der Pflege nimmer abnehmen; das Verhältniß zwiſchen Tante und Nichte wurde immer inniger, das Muttergefühl, das Marien verſagt war, ſchien in ihr für dies junge Mädchen erwacht zu ſein.

Es war in der Zeit des beginnenden Herbſtes, die ſo leicht Kranke dieſer Art hinrafft; — eine recht ſtille Abendſtunde, Hermine ſaß an dem Bett der Kranken, lautlos ihre Züge beobachtend, da ſchlug Marie die halbgeſchloſſenen Augen auf: „Kind, haſt Du an den Profeſſor geſchrieben?" „Ja, Tante, gleich nachdem Sie es gewünſcht." „Es iſt gut, ich glaube, er kommt bald," ſagte ſie mit ſanftem Lächeln. Herminen ſtiegen die Thränen in's Auge, ihr Herz war zum Ueberfließen voll; zum erſten Mal wagte ſie ein weiteres

Wort: „Tante, liebe Tante, wenn Sie ſich ſo freuen auf ihn, warum? o warum? o, Sie hätten ihn gewiß recht glücklich gemacht!"

Marie legte ſanft ihre Hand auf die des weinenden Mädchens. „Liebes Kind, ich lebe nicht mehr lang, Du haſt mich ſo lieb gehabt, Du ſollſt mich nicht für launig, für ſeltſam halten, ich will Dir ſagen, was ich Niemand noch geſagt; — rück' näher, Kind, ich kann nicht lang und nicht laut reden, — ſchiebe die Lampe zurück." —

„Hermine, ich war jünger als Du, noch ein Kind, als ich ſo an meiner Mutter Sterbebett ſaß, wie Du hier an meinem. Aber mir ſtarb mit der Mutter mein Alles, ich war außer mir vor Schmerz, ich glaubte ſie dem Himmel abringen zu können mit meinem Gebet. Die Mutter allein hatte noch die Macht, mich zu beruhigen. In jener Nacht ſprach ſie recht lang und herzlich mit mir, und wies mich auf den feſten, tiefen, innigen Glauben hin, der ihres Lebens Glück und Troſt geweſen war, aber mein Schmerz brach immer wieder aus: ‚Mutter, o liebe Mutter,' rief ich, ‚wie ſoll ich fromm bleiben, wie gut werden ohne Dich, verſprich mir, daß Du wieder zu mir kommen willſt auch noch vom Himmel.' ‚Kind,' ſprach ſie ernſt, ‚Du weißt nicht, was Du bitteſt, das liegt nicht in Gottes Willen, Gott hat uns Licht genug gelaſſen für unſern Weg. Aber ich verſpreche Dir,' ſagte ſie mit wunderbar klarer, heller Stimme; ‚wenn Gott es zuläßt, ſo komme ich zu Dir, wenn Deine Seele in Gefahr iſt!' — Das waren ihre letzten Worte."

Die Kranke ruhte längere Zeit, dann begann ſie wieder in kürzern Pauſen: „Hermine, ich habe den Ludwig unbeſchreiblich lieb gehabt, — mehr als ich ſagen kann. — Ich wußte, daß er meinen Glauben nicht ganz theile; — das thut mir weh, aber ich dachte nicht daran, ihn darum aufzugeben; — er war ein edler Mann, — ich vertraute auf die Macht der Liebe, — Gott werde ihn durch mich wieder zum Glauben führen. Aber Kind, das iſt ſchwerer, als man glaubt. Ludwig iſt ein glänzender, reich gebildeter Geiſt; die Anſichten eines geliebten Mannes ſind wunderbar hinreißend; — ich vermied die Beſprechungen über dieſen heiligſten Gegenſtand nicht, ich wollte ihn ja bekehren. — Allmählig ſchlichen ſich dieſe Ideen, ‚der Geiſt des Chriſtenthums‘, wie er es nannte, in meine Seele, — ich glaubte Ludwig, ſo lang ich ihn hörte, — war ich allein, ſo fühlte ich, daß das nicht Wahrheit war, — aber den Stern, der mir ſeither geleuchtet, fand ich nimmer, — ich konnte nicht mehr aufblicken wie das Kind zum Vater; — ich war oft innerlich unglücklich, — aber ich dachte nicht daran, Ludwig aufzugeben. — An jenem Abend ſagte ich ihm Alles, was mein Herz bekümmerte und bewegte, er war dadurch nicht angefochten; er zeigte und bewies mir klar, auf welchem Standpunkt ich noch ſtehe, — das ſei nur ein Uebergang zum Wahren. Auf's Neue legte er mir das ganze glänzende Gebäude ſeiner Ideen vor Augen. — Ich weiß nicht mehr alles; ich war hingeriſſen; — überzeugt, glaubte ich; er warb mich für ein neues Leben im Dienſte des ewigen Geiſtes. Erhoben, neubelebt glaubte ich heimzukehren. In meinem ſtillen Stübchen war es noch nicht anders. — In jener Nacht; — Hermine, meine Mutter hat Wort gehalten. — Von nun an wußte ich, was ich thun mußte, als ſein Weib hätte ich ihm nicht widerſtehen können; und ich löſte das Band, — er ſagte mir viel: — nicht mit einer Sylbe wollte er meinen Glauben antaſten; ach ich wußte wohl, daß ein abſichtliches Schweigen oft mehr thut als ein Angriff, gegen den man ſich waffnet. Mein Weg war mir klar und Gott iſt ſehr gnädig gegen mich geweſen. — Von allen Bitten, die ich ſeitdem zu Gott ſchickte, iſt Eine, meine erſte und letzte, meine heißeſte noch nicht erfüllt; wir ſind noch nicht Eins in Allem, — Ludwig iſt wahr gegen mich wie gegen ſich ſelbſt, wenn ſich der Himmel mit einer Lüge erkaufen ließe, er würde es nicht thun. — Und nun, gute Nacht, Kind.“

Am folgenden Tag kam ein Brief, — Marie las ihn mit leuchtenden Augen, „er hat Deinen Brief noch nicht, Hermine, aber er kommt bald.“ Die Schweſtern kamen noch, um Marie zu beſuchen, ſie nahm herzlichen Abſchied von ihnen, wünſchte aber nicht, daß Eine bleibe. Sie lag ſtill und ruhig wie in froher Erwartung. Endlich fuhr ein Wagen vor; der Profeſſor ſtürzte heraus: „lebt ſie noch?“ rief er athemlos Herminen entgegen. „Gott ſei Dank,“ rief er auf ihre bejahende Antwort und eilte zur Kranken. Eine Vorbereitung war hier nicht nöthig. Lange, lange waren die Beiden allein beiſammen, bis Hermine wagte, wieder einzutreten. Ludwig ſaß dicht bei Marien, die, aufgerichtet im Bett, ihr Haupt an ſeine Bruſt gelehnt hatte und ihm mit ſeligen, ſtrahlenden Blicken in's Aug ſah. Beider Hände ruhten ineinandergelegt auf Mariens Bibel, dem liebſten Erbtheil von ihrer ſeligen Mutter.

Hermine wollte ſich ſchüchtern zurückziehen, Marie winkte ihr freundlich und ſagte leiſe: „Danke Gott, Kind, mein Gebet iſt erhört, mein Opfer war kein vergebliches.“ Sie ſprach nicht mehr viel, aber ſie trennte ſich nimmer von ihm, von dem ſie ſo lange getrennt geweſen war. Vereint genoſſen ſie das Abendmahl, das letzte, was über Mariens Lippen ging; — ſie ſtarb mit ſeligem Lächeln. Ihr Bild im Tode war wie verklärt, faſt ſo lieblich wie einſt das der jungen Braut, nur etwas bleicher.

Das ſtille Haus hat ſich geſchloſſen, — vielleicht um ſpäter ein lautes zu werden; nur für die Wenigen, denen ſie angehörte, iſt es geweiht durch das fromme ſanfte Bild der Tante Marie.

III.

Der Freihof.

Der Freihof war ein altes, hochgelegenes, ziemlich unanſehnliches, burgähnliches Gebäude, das nur weibliche Inſaßen hatte. Das Innere des Hauſes hatte aber für Alt und Jung einen eigenthümlichen Reiz, und beſonders für die Kinder war ein Gang zum Fräulein vom Freihof faſt ein eben ſo großes Feſt als eine Einladung zur Frau Fürſtin, von der ich ſpäter zu ſprechen habe. Eine ſeltſame, längſt verſchollene Welt ſchien ſich aufzuthun, wenn das hohe Hofthor geöffnet wurde von der uralten Dienerin, Kammerfrau, Geſellſchafterin und Haushofmeiſterin in Einer Perſon, die mit Hülfe einer jungen, ſechzigjährigen Tochter das Hausweſen beſorgte und die Perſon des Fräuleins bediente. Zwei verhältnißmäßig gleich alte Hundeveteranen folgten dieſer auf allen Schritten.

Hier ſchien wie in Dornröschens Schloſſe durch einen Zauberſchlag die Zeit feſtgebannt worden zu ſein. Die Zimmer waren zierlich eingerichtet mit prächtig bemalten Hauteliſſetapeten, Tabourets, Cauſeuſen und all den alten Herrlichkeiten, welche erſt die Mode der letzten Jahre wieder zu Ehren gebracht hat. Daneben gab es noch allerlei merkwürdige Kunſtwerke, die den Kindern wie wahre Zaubereien erſcheinen, beſonders das kleine Bergwerk in einem Glaſe mit zahlloſen arbeitenden Bergmännchen, das durch laufenden Sand in Bewegung geſetzt wurde. Herrlich war der Garten mit verſchnittenen Taxushecken, Springbrunnen mit Meerfräulein und kunſtreich verſchnörkelten Gängen und Blumenrabatten, wie ſie jetzt ein Gärtner ſchwerlich mehr zu Stande brächte. — Inmitten dieſer alten Pracht ſchaltete und waltete das Fräulein, gleich ihrer Dienerin ganz unverändert in die Tracht ihrer Jugend gekleidet, mit hochfriſirten, gepuderten Haaren, Poſchen und Kontuſchen, Schönpfläſterchen auf den geſchminkten Wangen, recht als wäre ſie leibhaftig aus dem Rahmen des lebensgroßen Bildes herausgetreten, das in ihrem Prunkzimmer hing.

Die unvergängliche Schönheit der ſchlafenden Königstochter ſchien nun freilich dem Fräulein nicht verliehen zu ſein; ſie konnte ihre neunzig Jahre nicht verleugnen. Indeſſen trug ſie die Laſt ihres Alters leicht und trippelte auf ihren hohen Abſätzen noch flinker umher als das „Mädchen," wie die ſechzigjährige Tochter der Kammerfrau von ihr und von dieſer genannt wurde.

Ihr Geſchick hatte in Wahrheit einige Aehnlichkeit mit dem des Dornröschens. Ihre Altersgenoſſin und Lebensgefährtin, die Kammerfrau, hat es der Großmutter einſtmals im Vertrauen erzählt, als dieſe das jugendliche Bild des Fräuleins betrachtete, dem dieſes jetzt noch auf ein Haar glich, die Schönheit abgerechnet. — „Sie werden ſich wundern," ſprach die Alte, „daß mein Fräulein, die noch ſchöner war als ihr Bildniß, und ſo reich dazu, ſich nicht verheirathet hat. Ich ſage Ihnen, Freier hat ſie gehabt mehr als Tage im Jahr, ſchöne darunter und vornehme und reiche, und Alle hat ſie fortgeſchickt. — Damit hat es aber ſeine eigene Bewandtniß, was Niemand weiß außer mir, und Ihnen will ich's ſagen. — Es iſt, ich weiß nicht mehr wie lang her, ich war dazumal ungefähr fünfzehn und mein Fräulein ſechzehn Jahre alt, da hab' ich ſie nach dem Befehl der hochſeligen Frau Mutter auf einer Promenade begleitet. Wir waren weit ab vom Hauſe gekommen und die Dämmerung brach ſchon herein, da begegnete uns eine alte ſchwarze Zigeunerin, die als Wahrſagerin bekannt war. Mein Fräulein bekam auf einmal Luſt, ihre Zukunft zu erfahren, und ſtreckte der Alten die Hand hin zum Wahrſagen. Obgleich ſie etwas abſeits gingen, konnte ich doch die Worte gar wohl verſtehen: „Hüt' dich wohl, ſchönes Jungfräulein, einem geringen Freier zu folgen; kein anderer als ein Kaiſer wird dich heimführen. Laß dich das Warten nicht verdrießen, kommt er auch ſpät, ſo kommt er doch gewiß.“

„Auf dem Heimweg war das Fräulein ſehr nachdenklich; ſie erzählte mir, wie dieſe Prophezeihung zuſammentreffe mit einem wunderbaren Traum, den ſie unlängſt gehabt; ſie verbot mir aber, irgend einer Seele ein Wörtlein von allem zu ſagen. Von Stund an zog ſie ſich ab von allen Mannsperſonen, die in ihres Herrn Vaters Haus kamen; keiner konnte ihr Herz bewegen, einen um den andern ließ ſie abfahren. Dabei war ſie aber nicht ſtolz und hoffärtig, ſondern freundlich und leutſelig gegen Jedermann, nur nicht gegen das Mannsvolk. Ein Jahr verging nach dem andern, ein Freier um den andern blieb weg, Papa und Mama drohten und baten, am Ende aber ſagten ſie nichts mehr. Ob das Fräulein ihnen ihr Herz geöffnet hat, weiß ich nicht. Zuletzt ſtarben Vater und Mutter und das Fräulein blieb allein mit mir und meinem ſeligen Mann, dem Hausverwalter.

Ihre ganze prächtige Ausſteuer und ein wunderſchönes Brautkleid nebſt Schmuck hat ſie verſchloſſen. Sie iſt aber allezeit getroſt geblieben, und jedes Jahr an ihrem Geburtstag ſagte ſie zu mir ganz ruhig: „Kommt er auch ſpät, ſo kommt er doch.“ Seit zwanzig Jahren aber ſagt ſie nichts mehr, und mir thut es doch oft weh, daß ſie all die ſchönen Herren ſo fortgeſchickt hat. Wenn er jetzt auch noch käme, ſo wäre es doch faſt zu ſpät; meinen Sie nicht auch?“

Das Fräulein konnte ſich in der Kunſt des Wartens gehörig üben, der Tod ſelbſt ſchien zu zögern, um dem hohen Freier Zeit zu laſſen — vergeblich. Am Ende hatten das Fräulein, ihre Kammerfrau, deren Tochter und die zwei Hunde zuſammen ein Alter von dreihundert und zwanzig Jahren erreicht; da war die Kammerfrau zum erſtenmal in ihrem Leben ſo keck, ihrer Herrin voranzugehen — in's Grab, und das Fräulein folgte ihr bald nach. — Armes Fräulein vom Freihof! Als nun die Tochter der Kammerfrau, „das Mädchen“, mit zitternden Händen die achtundneunzigjährige Braut bekleidet hatte mit dem köſtlichen Brautgeſchmeide, noch würdig einer Kaiſersbraut, ſo alt und vergilbt es war, und als nun der Leichenkutſcher Kaiſer mit ſeinem lahmen Rappen die Anhöhe herauffuhr, dich heim zu führen in die enge Klauſe, da haben deine blaſſen Lippen ſich nicht mehr bewegt, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen, du haſt den Hohn des Schickſals nicht mehr gefühlt, der jene Weiſſagung auf ſo ſchnöde Weiſe in Erfüllung gehen ließ.

Armes Fräulein vom Freihof! Hätte der Tod nur noch dreißig Jahre gezögert, wer weiß, ob ſich nicht noch der Befreier für die verzauberte Schöne gefunden hätte, wenn auch nicht ein Königsſohn, ſo doch vielleicht ein Fünftelskaiſer, der ſich der reichen Erbin erbarmt hätte, ſelbſt wenn ſie in

Poſchen und Schönpfläſterchen aufgetreten wäre und von weitem ſchon nach der alten Ariſtokratie gerochen hätte. — Gutes Fräulein vom Freihof! ob du dein Schickſal und deine Beſtimmung auch mißverſtanden, du haſt in Ehren ausgehalten. Mit demüthigem Herzen haſt du geharrt auf deine ſtolze Zukunft, kein Wort der Klage kam auf deine Lippen, kein bitterer Gedanke in deine Seele. Von den Vorrechten des Herrſcherſtandes haſt du dir keines zum voraus angemaßt, außer das ſchönſte: die Erſte zu ſein im Segnen und Wohlthun. Mögeſt du würdig erfunden worden ſein einer edleren Krone als die, auf die du hienieden vergeblich gehofft!

IV.

Der Herrenbau.

Der Herrenbau war nicht ſo wunderſam und mährchenhaft wie der Freihof, doch war wenigſtens ein Theil ſeines Innern noch viel geheimnißvoller und unergründeter.

So wie ich mir's denken kann, iſt es ein altes ſtattliches Gebäude mit eingeſchloſſenem Hofraum, auf einer Seite von hohen Bäumen beſchattet, ſo dicht, daß faſt kein Tagesſtrahl hereindringen konnte. Der untere Theil war gleichgültig, proſaiſch, der wurde vermiethet an Jedermann, oben aber da hauste der düſtre, geheimnißvolle Freiherr mit ſeinem alten Diener, und dem war es eben recht, daß kein Sonnenlicht eindrang.

Eine eigene geheimnißvolle Region begann in dem obern Stock, wo nie ein anderer Tritt als der des Freiherrn und ſeines Johann gehört wurde; Jahr aus, Jahr ein waren Tag und Nacht Fenſter, Läden und Vorhänge dicht verſchloſſen, Jahr aus, Jahr ein brannte Licht in den Zimmern des alten Herrn.

Man wußte gar wenig von dem Freiherrn, nur Ein Zug von ihm war der bekannteſte, ſeine entſchiedene Frauenfeindſchaft. Kein weiblicher Dienſtbote, keine Frauensperſon unter irgend welchem Vorwand durfte je die Treppe betreten, raſch und ſcheu ſchritt der Freiherr vorüber, wenn ihm eine der Hausbewohnerinnen vom untern Stock begegnete. Der Johann verrichtete mit ängſtlicher Genauigkeit alle Dienſte, die ſonſt von Frauenhänden geleiſtet werden, und mit ſchadenfrohem Hohnlachen ſahen die Mägde der Nachbarſchaft zu, wie die ſteife Figur in der Livree und gepuderten Haaren mühſelig, aber mit großem Anſtand, den Waſſereimer die Treppen herauf ſchleppte, den Vorplatz kehrte, oder Gemüſe für die Küche wuſch.

Als getreuer Diener ſeines Herrn hielt ſich der Johann für höchlich verpflichtet, den Frauenhaß deſſelben zu theilen, obgleich er deſſen Gründe nicht kannte, und keine eigene dafür hatte. Die Wäſche des Herrn, zu deren Reinigung er ſich doch nicht ſelbſt verſtehen konnte, ſtellte er der Wäſcherin in's Haus, wenn ſie nicht daheim war, und nahm ſie mit möglichſt gedrängter Kürze in Empfang; hatte er Einkäufe auf dem Markt oder in Läden zu machen, ſo beſprach er ſie am liebſten mit dem männlichen Perſonal. Dafür mußte er aber von dem beleidigten Frauengeſchlecht, den Mägden am Brunnen und den Marktweibern manche ſpitzige Redensart hören: „ein Wunder, Herr Johann, daß er ſeinem Herrn nicht auch Ochſenmilch und Gockelseier verſchafft!“ — „Er hätte gar nicht nöthig, ſo koſtbar zu thun, ſolche wie Ihn gibts noch genug, wenn der Markt verlaufen iſt!“ u. ſ. w. — Johann nahm alle dergleichen Sticheleien mit ruhiger Verachtung hin, er wurde ganz vergnügt, daß er nun doch einen Grund für ſeinen Weiberhaß bekam, und es that ihm nur leid, daß er ſich gegen keine gleichfühlende Seele darüber ausſprechen konnte. Denn der Freiherr war kein Freund von Worten, und als der Johann ein einzigmal unaufgefordert eine vertrauliche Bemerkung wagte, mit der er gewiß Glück zu machen hoffte, und im Ton militäriſchen Reſpekts gegen den Freiherrn äußerte: „aber, gnädiger Herr, die Weibsleut, ſind doch ganz grauſig unverſchämt!“ hatte ihn der mit ſo ſeltſamen Augen angeſchaut, daß das die letzte blieb.

Aufs tiefſte empört war der Johann, als ſich Herr Meuret in das Parterre des Bau's einquartiert hatte, und Madame Meuret ihre Strickſchule mit kleinen Mädchen da errichtete, dießmal konnte er nicht ſchweigen. „Wiſſen der gnädige Herr, daß die franzöſiſche Madame ein ganzes Rudel kleine Mädchen hereinbringt? befehlen der gnädige Herr nicht, daß man ſie fortjagt?“ Der Freiherr ſchüttelte den Kopf und begnügte ſich, dem Kinderſchwarm auszuweichen, allemal wenn er anrückte; einmal aber geſchah es, daß er eines der Mädchen, das ſich verſpätet, auf die Achſel klopfte und ihr ein uraltes Bonbon ſchenkte, eine Begebenheit, die lang Epoche machte in der Strickſchule.

Der Ton der Klingel, der Sommers und Winters früh um ſechs Uhr aus des Freiherrn Zimmer ertönte, war der einzige, der die tiefe Morgenſtille unterbrach; mit der feierlich ausgeſprochenen Frage: „Wie haben der gnädige Herr geſchlafen?“ trat der Johann mit zwei Kerzen ein und löſchte das Nachtlicht des Freiherrn. „Erträglich, Johann,“ war die ſtehende Antwort, nach welcher Johann begann, die Toilette ſeines Herrn zu machen, mit einer Zierlichkeit und Sorgfalt, als ob es auf die Eroberung von einer ganzen Damenſchaar abgeſehen geweſen wäre. Dann begab ſich, mit dem Schlag ſieben, der Freiherr in's Nebenzimmer, wo Johann das Frühſtück, hinter ſeinem Stuhl ſtehend, ſervirte. Von acht bis eilf Uhr brachte der Freiherr in ſeiner Bibliothek zu, ſchwerlich immer mit Lektüre beſchäftigt. Dieſe ganze Bibliothek beſtand aus den Werken franzöſiſcher Romandichter und Philoſophen; — den Romanen aber hatte er, zugleich mit den Frauen, Lebewohl geſagt; wenn ihm nun nichts blieb als die Philoſophen, ſo läßt ſich leicht denken, wie ſein inneres Leben, gleich ſeinem äußern, immer dürrer und verödeter wurde.

Nachmittags machte der Freiherr feierlichen Schrittes ſeine Promenade auf dem, durch eine Kaſtanienallee eingefaßten Stadtgraben, gefolgt von ſeinem Johann, bis er, nach einer Stunde, wieder in ſeiner dunklen Behauſung verſchwand.

Vor mehreren Jahren hatte er noch viel ſtiller und zurückgezogener in ſeinen verdunkelten Mauern gelebt, damals war er von auswärtigen Hofdienſten zurückgekehrt in die kleine Stadt B., zu dem alten Haus, an deſſen Bewohnung er ein Familienrecht hatte. Seit ſeinem Einzug überſchritt er aber, viele Jahre lang, die Schwelle nicht mehr, nur das Aus- und Eingehen des Johann gab den unten Wohnenden Kunde, daß der ſtille Bewohner oben noch am Leben ſei.

Eine tödtliche Krankheit, die Folge dieſer licht- und luftloſen Lebensweiſe hatte endlich einen Arzt ins Haus gerufen, der durch einen Machtſpruch die Aenderung derſelben gebot. Der Freiherr aber wollte davon nichts wiſſen, und ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Da vernahm die Frau Fürſtin von der Krankheit und dem Eigenſinn des Freiherrn, und fand ſich bewogen, bei ihm vorzufahren, und in eigener Perſon nach ſeinem Befinden zu fragen. Der angeſtammte und angewöhnte Reſpekt vor Standesperſonen überwand bei Herrn und Diener die Frauenſcheu, die Frau Fürſtin wurde eingeführt, und die ſanfte, gewinnende Perſönlichkeit der alten Dame bewirkte mehr als der Ausſpruch des Doktors.

Der Freiherr genas und machte von nun an ſeine tägliche Promenade, auch alljährlich zwei Aufwartungen im Schloß, am Neujahr und am Geburtstage der Fürſtin. Wie die Mägde und Marktweiber bei Johann, ſo hätten die paar Hofdamen gern dieſe einzige Gelegenheit benützt, ſeinen Frauenhaß durch ſüße Blicke zu brechen, oder durch ſpitze Worte zu rächen, aber alle Verſuche glitten ab an der äußerſten Gleichgültigkeit, mit der er die ſchönſte, wie die häßlichſte Geſtalt gleich entſchieden ignorirte und ſeine feierliche Höflichkeit allein der Frau Fürſtin zuwandte.

Auch die Kirche fing er ſeit jener Zeit an zu beſuchen und erregte das Erſtaunen und Ergötzen der Schuljugend durch den großen Muff, mit dem er ſich zur Winterzeit gegen die Kälte ſchützte. Niemand in der Stadt B. hatte ihn jung geſehen, er hatte ſchon das Anſehen eines bejahrten Mannes, als er ſeine Einſiedelei zum erſtenmal verlaſſen.

Nur Ein Band gab es, das den ſcheuen Freiherrn noch mit den Menſchen verband, nur Eine Freude, der er nicht entſagt hatte — die des Wohlthuns. Wo er eine bekannte oder verborgene Noth erfuhr, da war ſeine Hand ſtets offen, natürlich ſo ſtill und verborgen als möglich. Viel Freude konnte nun freilich auch nicht dabei ſein, da er faſt nie den Dank aus eines Armen Munde ſelbſt empfing, aber doch iſt wohl manch ſtilles Gebet für ihn emporgeſtiegen, und hat einen Friedenshauch in ſein verdüſtertes Daſein gebracht, ohne daß er wußte, woher er ihm gekommen.

Außer den Armen war ihm wohl Niemand ſo gewogen wie die Lichterzieher, die gern der halben Bevölkerung zu Gunſten ihres Gewerbes eine ſo miſanthropiſche Laune gewünſcht hätten; wie es denn überhaupt eine heitere, und daneben eine höchſt leidige Eigenſchaft des Menſchenlebens iſt, daß jedes Miſère des Einen für den Andern eine Lichtſeite hat. — Wir ſind ein Raubvogelgeſchlecht, wo vom Generalfeldmarſchall bis zum Todtengräber ſich jeder von einem Stückchen menſchlicher Vergänglichkeit oder menſchlichen Jammers nährt. Ich hörte eine Frau Apothekerin einſt ganz ärgerlich ſagen: „jetzt kommt d'Cholera erſt nicht!“ Hagelwetter und Katzenmuſiken ſind die Blüthezeit der Glaſer, bei der „herannahenden Saiſon der Rheumatismen“ preiſen die „wollenen Waarenhändler“ vergnügt ihre Waaren an, die zerriſſenen Stiefel, die den Jungen Schläge und Schelte eintragen, helfen den Kindern des armen Schuſters zu ihrem täglichen Brod; — und ſo war das verſtörte Gemüth des Freiherrn, das ihm das Tageslicht verhaßt machte, ein rechtes Labſal für ſeinen Nachbar Seifenſieder, der ſonſt die gutmüthigſte Seele von der Welt war.

Alle Lichter brennen aus, ſo auch das Lebenslicht des alten Freiherrn. An einem kühlen klaren Herbſtmorgen öffneten ſich zum erſtenmal die Fenſter und Läden im Herrenbau, zum erſtenmal fiel das Sonnenlicht auf das Lager des alten Herrn, als die Leichenſchau es umſtand, um ſich von ſeinem Tode durch Schlagfluß zu überzeugen. Ein entfernter Vetter wurde herbeigerufen, um des Freiherrn Erbe in Beſitz zu nehmen, das man nach ſeinen Spenden an die Armuth für viel reicher gehalten als ſich nun zeigte.

Der junge Baron hatte ſeinen Vetter im Leben nicht gekannt, aber im Tod intereſſirte er ſich ſehr für ihn, er hatte Sinn für's Romantiſche, und hätte gar zu gern gewußt, was denn den alten Herrn zu ſolch einem verfehlten Daſein voll Nacht und Trübſal gebracht. Der Freiherr aber hat ſein Geheimniß mit in das Grab genommen, den Johann hatte er erſt kurz vor ſeiner Ankunft in B. gedingt, und ſo war Niemand, der Aufſchluß geben konnte.

Nur das Bild einer wunderſchönen Dame, das ſich im verborgenſten Fach eines Schreibtiſches gefunden, ſoll Kunde gegeben haben, daß der Freiherr wohl nicht ſein Leben lang ſo tiefen Abſcheu vor Frauen gehegt. — Ein unverbürgtes Gerücht ſagt, daß der junge Erbe an dem Hofe, wo der Freiherr ſeine Jugend verlebt, einiges erfahren, was das Räthſel löſen konnte: eine alte leidige Geſchichte, wie ſie bei dem frühern Leben an Höfen wohl nicht die erſte war und nicht die letzte blieb; die Geſchichte von einem lebensfriſchen jungen Pagen, der jahrelang mit der reinen Gluth einer jungen Seele, mit ſtiller hoffnungsloſer Treue zu einer ſtolzen Schönheit aufgeſchaut, und der endlich durch ein fürſtliches Fürwort mit Einem Schlag an das Ziel ſeiner Wünſche gekommen war.

Was es aber geweſen, was die ſchöne Braut, deren Stolz ſich in demüthige Liebe verwandelt, am Hochzeitmorgen dem überſeligen Bräutigam anvertraut, das iſt nicht mehr über ſeine Lippen gekommen. Ein dunkles Geheimniß muß es geweſen ſein, daß es ihn an demſelben Tag fortgetrieben von Braut und Hochzeitfreude, fortgetrieben für all ſein Leben lang von dem klaren Sonnenlicht und dem holdſeligen Frauenantlitz, von aller Liebe und häuslichen Freude.

Des Freiherrn altes Wappenſchild iſt glänzend und flekkenlos auf ſeiner Bahre gelegen, von dem Geſchick jener ſchönen Braut aber, von ihrer Schuld und ihrem Leid hat man nichts mehr vernommen.

— — — — — — — — — — — —

Bald fünfzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit man die Leiche des Freiherrn aus dem Herrenbau getragen. Mancherlei

Bewohner ſind indeß in dem alten Gebäude aus- und eingezogen, bis es nun friſch gelüftet und gereinigt zu neuem Zwecke hergeſtellt wurde. Und zu welchem! Hat ſich der Geiſt des alten Freiherrn nicht zürnend aus ſeiner Gruft erhoben? Schreitet des Johann's Geſpenſt nicht mit würdevoller Alteration durch die entweihten Gemächer? Chaiſe an Chaiſe hält vor dem Bau und eine Frauengeſtalt um die andere tritt in die alten Räume: ernſte, ſtille Jungfrauen, heitere geſprächige darunter, und

Sie ſinnen und träumen,
Sie ordnen und räumen
Mit fleißigen Händen
An Ecken und Enden.

Sind es Nonnen? ach nein, zu mannigfach, zu modiſch dazu iſt ihre Tracht. Frauen ſind es und Jungfrauen, die ein ſtilles Aſyl hier ſuchen vor Stürmen und Unbilden des Lebens, einen Troſt für Herzenseinſamkeit in freundlichem, friedlichem Beiſammenleben; einen Wirkungskreis für eine noch rüſtige Kraft.

Nun gute Nacht, Dunkel und Schweigen! Iſt's kein roſiges Morgenlicht, ſo ſei es doch eine freundliche Abendſonne, die über dem alten Herrenbau leuchtet!

Und wenn der Geiſt des alten Freiherrn ſich's doch einfallen ließe, Umſchau zu halten in ſeiner ehemaligen Heimath, ſo möge er lernen, daß auch Herzen, denen das Leben nicht viel Roſen getragen, etwas Beſſeres thun können, als ſich in Finſterniß begraben und den Frauen davon laufen!

V.

Das fürſtliche Schloß.

Von Rechtswegen und der Rangordnung nach hätte ich unter den alten Häuſern von B. zuerſt das fürſtliche Schloß oder Schlößchen vorführen ſollen; aber die Familientraditionen des Kloſters haben gar zu heimathlich dahin gewinkt, und dann erfordert es ja bei manchem Aufzug das Ceremoniel, daß das Vornehmſte zuletzt kommt.

Von dem Schloſſe iſt in architektoniſcher Beziehung nicht viel zu berichten; es hat weder die anmuthige Eleganz neuer, noch die feierliche Pracht oder den mährchenhaften Zauber alter Schlöſſer. Nur die hohen Kaſtanien, die ſchattigen Gänge des Schloßgartens ſind von einem poetiſchen Hauch durchweht. Es zeigt ſo eine Art von Zopfſtyl, obwohl ſeine Erbauung eigentlich noch vor die Zopfperiode fällt. Auch die hiſtoriſchen Notizen über ſeine Erbauer und Bewohner will ich vaterländiſchen Chroniſten überlaſſen. Zur Zeit, aus der meine Bilder genommen ſind, war es Wittwenſitz und bewohnt von der Frau Fürſtin, dem Mittelpunkte, der Sonne des Städtchens. — Eine müde Sonne war es nun freilich, nahe am Untergehen; gerade darum aber ließ ſich's leichter hineinſchauen, und kein Auge konnte geblendet, keines verletzt werden von dem höchſt beſcheidenen Glanze, der ſie umgab.

Das Leben dieſer Frau gehört der Geſchichte Schwabens an, und ihre romantiſche Jugendgeſchichte iſt ſchon vielfach zum Thema für Dichter und Schriftſteller geworden, darum möge ſie hier ruhen. — Sie hatte den Glanz ihrer frühern Jahre theuer erkauft mit ſchweren innern Kämpfen und — mit Vaterfluch. — Ihr Vater war ein alter, ehrenfeſter Edelmann, dem in ſehr geſunkenen Verhältniſſen ſeine ritterliche Ehre der letzte Schild und Troſt war. Er hatte es für keinen Flecken dieſer Ritterehre gehalten, ſeine Tochter, als Opfer dieſer Verhältniſſe, in blühender Jugend einem rohen Gatten hinzugeben; aber daß ſie gewagt, ſelbſt ihre Bande zu löſen, daß ſie die Freundin ihres Fürſten geworden, noch ehe ſie ſeine Gemahlin ward vor Gott und der Welt — das konnte er ihr bis in ſeinen Tod nicht vergeben. Erſt nach dieſem war es ihrer Mutter vergönnt, ihr geliebtes Kind zu beſuchen, und auch ſie hatte ſolches Grauen vor dem Weg, auf dem ihre Tochter zu dieſer Höhe geſtiegen war, daß ſie nie mit den Titeln von ihr ſprach, die ihr nun mit Recht zuſtanden, nie von den Vorrechten ihres hohen Standes, der fürſtlichen Equipage u. dgl. Gebrauch machte. Sie kam nie anders als in einer einfachen Miethkutſche zu ihrer Tochter, ſo daß einmal der Kutſcher, als der Herzog mit glänzendem Gefolge vorüberritt, dieſem zutraulich zurief: „Eur' Durchlaucht, d'Schwieger hab' ich geſtern gut heimbracht.“

Doch, wie geſagt, die Jugendgeſchichte der Fürſtin mit ihren Licht- und Schattenſeiten möge hier ruhen. In B. war ſie nur die wohlthätige Fee des Städtchens, hier gedachte man ihrer nur als des guten Engels ihres Landes und ihres Gatten, der Gefährtin ſeiner beſten Lebensperiode;

hier verlebte ſie im Stillen den Reſt ihrer Tage, „eine rechte Wittwe“, in ſtetem, treuen Andenken an ihren geliebten Herrn.

So wenig ihr aber auch von dem Lärm und Pomp geblieben war, der die Tage ihres Glanzes umgeben, ein Hof mußte dennoch gehalten werden. Die ſteifen Formen ihrer Zeit waren ihr ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß ſie ſich nimmer ohne dieſelben bewegen konnte; auch mochte es ihr wohl thun, ſich bis zu ihrem Tode unverändert in der würdevollen Stellung zu erhalten, in der nicht ihr Stolz nur, nein auch ihr innerſtes weibliches Gefühl allein wieder ſeine Befriedigung gefunden hatte. So ging ſie nie zu Fuß in das Städtchen; aber ſie fuhr täglich aus, gezogen von vier Schimmeln von ſo ehrwürdigem Alter, daß ihnen die gegenſeitige Aſſiſtenz wohl zu gönnen war, und die, trotz dem, daß ihrer vier waren, ſo ſachte trabten, daß der Läufer, der ſtets dem Wagen vorausging, ſich nie außer Athem rennen durfte und ganz fett wurde bei ſeinem beweglichen Metier.

Selbſt die Ergüſſe ihrer liebſten Herzensneigungen waren in das Zwangsmieder fürſtlicher Würde eingezwängt. So war ſie eine große, herzliche Kinderfreundin; nicht aber daß ſie in ein Haus gekommen wäre, wo ſich ein munteres Völkchen tummelte, oder daß ſie auf der Straße ein hübſches Kind abgeküßt hätte; wie geſagt, ſie ging nie zu Fuß aus. Sie ließ die Kleinen zu ſich beſcheiden, und ein Feſt war es für die Kinderwelt, wenn der galonirte Hoflakai in ſämmtlichen Honoratiorenhäuſern die Runde machte, um die Söhne und Töchter in's Schloß einzuladen. Da wurde denn der beſte Putz hervorgeſucht, um die hoffnungsvolle Jugend nach Kräften hoffähig zu machen. Im Schloſſe angekommen, ſchritten ſie in regelrechtem Zug unter ehrfurchtsvollen Schauern durch den langen Corridor und die Vorzimmer bis in das innere Gemach, das ihnen als Inbegriff aller Herrlichkeit erſchien, wo die Frau Fürſtin im grauſeidenen Kleide ſaß. Sie trug ſeit ihres Gemahls Tod beſtändig Trauerkleider.

Sie war eine freundliche kleine Frau von anmuthigem Benehmen; von den Reizen ihrer Jugend zeigten ſich wenige Spuren mehr, nur die blonden Löckchen unter der Wittwenhaube trugen noch die ſchöne Farbe der reichen Flechten, die zu den Hauptzierden der jugendlichen Schönheit gehört hatten. Den Kindern war die Hofetikette ſtreng eingeſchärft worden, zuerſt nach dem Kleid der Dame zu greifen, um es zu küſſen, was dieſe dann eilig durch einen Kuß auf den Mund des kleinen Höflings verhinderte. Nun beſah ſie ſich die Kinder der Reihe nach und ſprach mit jedem ein Paar freundliche Worte, die jene auswendig wußten: „Ei, wie du gewachſen biſt!" „Iſt deine Mutter geſund?" ꝛc. Dann aber gab ſie ihrer Kammerfrau einen Wink, auf den dieſe ſich entfernte und ein Käſtchen mit vielen Fächern der durchlauchtigen Dame überbrachte. Das war der große Augenblick, auf den ſich die Kinder leiſe, mit ahnungsvollem Nicken aufmerkſam machten. Nun beſchenkte ſie die Fürſtin der Reihe nach mit allerlei zierlichen Kleinigkeiten: vergoldeten Ringlein, Herzchen zum Anhängen, Ohrglöckchen u. dgl., die mit verlegen geſtammeltem Dank angenommen wurden. Die Hand der Geberin verlieh den an ſich unbedeutenden Sachen den höchſten Werth in den Augen der Kinder, die ſich ſodann nach ehrfurchtsvoller Verbeugung wieder in Reih und Glied entfernten, und der langeingedämmten Jugendluſt in dem ſchönen ſchattigen Schloßgarten freien Lauf ließen. Solche Einladungen erfolgten mehrmals im Jahre, unfehlbar aber um Oſtern, wo die etwas reicheren Gaben im Schloßgarten verſteckt und von den Kindern aufgeſucht wurden.

Sämmtliche Frauen des Städtchens wurden von Zeit zu Zeit zur Kaffeeviſite geladen. Auch hier ging es ziemlich ceremoniös her. Die Frauen ſaßen im Kreis um den Sopha der Frau Fürſtin und tranken Kaffee aus kleinen Meißner Taſſen, und die Unterhaltung beſtand meiſt aus durchlauchtigen Fragen und unterthänigen Antworten, falls nicht hie und da die Fürſtin etwas mehr in Fluß kam, wenn ſie von ihrem ſeligen Herrn erzählte. Endlich erhob ſich die Fürſtin mit höflichen Worten zum Zeichen der Entlaſſung. So ein Galatag war aber eine große Begebenheit; die Großmutter hatte ſich expreß ein ſeidenes Band dazu mit Gold geſtickt und ſteckte den koloſſalen Ring mit des Großvaters Bildniß an, der ihre halbe Hand bedeckte.

Die Männer wurden hin und wieder zur fürſtlichen Tafel gezogen. Solche Einladungen waren dem Großvater kein abſonderliches Vergnügen. Obgleich er in angeſtammtem Reſpekt vor hohen Standesperſonen auferzogen war und es ihm nicht einfiel, der Fürſtin abſichtlich etwas von der ſchuldigen Ehrerbietung zu entziehen, ſo konnte er ſich doch ſein Lebtage in die ſteifen Hofſitten nicht finden. Seine Formloſigkeit gereichte manchmal dem Hofperſonal zu geheimem Entſetzen, der Durchlaucht aber zu herzlichem Ergötzen. Die Einladungen zum Diner kamen meiſt ſpät, und ſo traf ſich's, daß der Großvater einmal vom eigenen Mittagstiſch weg ſich in den Staatsfrack werfen müßte, um an der Tafel zu erſcheinen. Er aß wenig, da die franzöſiſche Küche ohnehin nicht nach ſeinem Geſchmack war. „Warum ſpeiſen Sie ſo wenig, Herr Kloſterhofmeiſter?“ fragte beſorgt die Fürſtin über die Tafel herüber. „Mag' nichts mehr, Ew. Durchlaucht, hab' ſchon daheim Leberknöpf' gegeſſen.“ — Ein andermal, als bei einer Morgenaufwartung wie gewöhnlich fremder Wein in kleinen Kelchen ſervirt wurde, nahm er keinen an. „Herr Kloſterhofmeiſter, warum trinken Sie nicht?“ fragte die höfliche Fürſtin. — „Ew. Durchlaucht, die Dinger da ſind ſo klein; ich fürchte, das Kelchle ſchlupfe mit nunter!“ Von nun an bekam er ein größeres Glas.

Zahlreich waren die adeligen Familien, welche dieſem Reſte eines Hofes nachzogen, von den ſtattlichen Kavalieren, den ehrwürdigen Hofdamen uralten Geſchlechts an bis hinab zu etlichen obſkuren gnädigen Frauen, die an hungrigem Vornehmthun den herabgekommenen Raubadel in Spindlers Juden noch übertrafen, die von der Wohlthätigkeit der Fürſtin lebten und vor einer Fête bei Hof acht Tage lang zu flicken hatten. — Durch dieſen Adel, hohen und niedern, bekam die ganze Geſelligkeit des Städtchens eine von andern Städten ſeiner Größe verſchiedene Tournüre. Theegeſellſchaften waren dazumal ſchon häufig, während man ſonſt im Land nur Thee trank, wenn man krank war. Die adeligen Damen erließen Einladungen zu Soiréés, deren Hauptunterhaltung im Spielen beſtand, vom l'Hombre bis hinab zu Mariage und Hopſen, alſo daß ſogar die liebe Jugend ſich mit den ausgedienten Karten und alten Spielmarken amüſirte. Dieſe Unſitte war nun freilich kein Gewinn für die bürgerlichen Tugenden der Stadt B., wurde aber doch mit Maß betrieben. Hatte etwa eine der Hausfrauen einen Gulden verſpielt, ſo war das ſchon großes Malheur und ward durch vermehrte Sparſamkeit eingebracht. Habe auch nicht vernommen, daß unter der Jugend dieſes Gift nachhaltig gewirkt hätte und daß aus den Stadtkindern von B. irgend ein raſender Spieler hervorgegangen wäre.

Glänzende Feſte, Bälle u. dgl. waren verbannt, wie ſich's am Hof einer Wittwe ziemt. Die einzige Abwechslung beſtand in einer jährlichen Reiſe auf das Schloß zu S. zum Sommeraufenthalt, in den obenerwähnten Einladungen und abendlichen Spielpartien. So brachte der Hof in recht anſtändiger Langeweile ſeine Exiſtenz hin. Winters jedoch erſchien meiſt eine Schauſpielergeſellſchaft, die durch Aufführung Kotzebue'ſcher Luſtſpiele und Iffland'ſcher Rührſtücke das Publikum von B. höchlich ergötzte. Einmal verſtiegen ſie ſich bis zum Donauweibchen, wo ein ungeheures Stück zuſammengepapptes Zuckerhutpapier, das auf der Bühne hin und her gezogen wurde, das Meer vorſtellte.

Die Fürſtin war äußerſt ſanften Charakters, freundlich und nachſichtig gegen ihre Umgebung und dankbar für jede „Attention", die ihr in ihrer einſamen Lage zu Theil wurde. Den Schauplatz ihrer glänzenden Vergangenheit hat ſie nicht wieder beſucht. — So ſchloß ſich ein reiches, vielbewegtes Leben ſtill, beinahe vergeſſen außerhalb des kleines Kreiſes, in dem ſich die gute Frau bewegte. Warum ihr nicht vergönnt war, ſich an der Seite ihres ſeligen Herrn zur letzten Ruhe zu legen, weiß ich nicht; ſie wurde mit fürſtlichem Prunk in der alten Gruft zu B. beigeſetzt, die für ſie nach langen, langen Jahren zum erſtenmal wieder eröffnet wurde. Das Schloß hat ſeine Beſtimmung beibehalten, ein Sitz für vereinſamte Frauen zu ſein, und auch die freundlichen Engel des Wohlthuns und der Milde haben fortwährend ihre Heimath dort gefunden.

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

Ein Pfarrhaus — iſt das nicht ein lieber, ſo recht ſchwäbiſcher Laut? Pfarrer gibt es zwar überall, noch weiter als „die deutſche Zunge klingt“, und ſie werden auch anderwärts nicht in Höhlen wohnen; aber ich meine doch, die rechten, ächten Pfarrhäuſer ſeien nirgends daheim als in Schwaben.

Das Wort Pfarrhaus hat einen magiſchen Reiz faſt für jedes junge Mädchenherz, ſelbſt wenn es in den eleganteſten Cirkeln ſchlägt. Das Haus braucht nicht modern, nicht großartig zu ſein (wäre auch ein vergeblicher Wunſch), nur recht behaglich, mit einem Gärtchen davor und einem Raſenplatz dahinter, über den ein ſtiller grüner Pfad zur Kirche führt, die Fenſter mit Blumenſtöcken geziert, durch die Nachts ein trauliches Lampenlicht ſchimmert, bei deſſen Schein der Pfarrer ſeiner Liebſten vorlieſt.

Nun haben freilich nicht alle Pfarrhäuſer einen ſolch romantiſchen Charakter, und wenn ich verſuche, euch in einigen einzuführen, ſo verdenkt mir's nicht, wenn zwiſchen den Lichtſeiten auch Schatten liegen. Das erſte aber, das wir betreten, ſei ein gutes und liebes, eines das mir in dankbarer Erinnerung lebt, und wenn ich mich auf eine paſſende Bezeichnung dafür beſinne, ſo nenne ich's am liebſten

Das freundliche Pfarrhaus.

Ein freundliches war es gewiß. Es iſt ſchon ſo ſchön hellgelb angeſtrichen und ſteht hoch oben im Dorf, recht ausdrücklich, damit es weithin geſehen werde, um den zahlreichen Pilgern vom nahen Städtchen eine freundliche Aufnahme zu verheißen. Und wenn man über den begrasten Kirchhof ſchreitet, der, längſt nimmer benützt, nur noch ein Tummelplatz iſt für Kinder und Hühner, wie freundlich ſteht's da im reinlichen Hofraum, mit dem Nußbaum zur Rechten, der ſich ſo dicht an's Haus anſchließt, daß man ſeine Früchte im Zimmer pflücken kann, mit dem Garten zur Linken, deſſen Büſche und Bäume neugierig über die niedrigen Nebengebäude, die Stallungen für Hühner, herausgucken! Mit fröhlichem Gebell und zutraulichem Schweifwedeln ſprang einem da Azor, der getreue Haushund, entgegen, ein wahrer Ausbund von Hund, ein garſtiges Vieh zwar, aber höchſt gaſtfreundlicher Natur, denn an jedem Gaſt hüpfte er hoch empor aus lauter Vergnügen. Als Kinder konnten wir's ihm freilich nicht verzeihen, daß er Stachelbeeren fraß wie ein Menſch, ſonſt aber war er unſer guter Freund. Armer Azor! er mußte ſein Leben laſſen bei einer Hundemuſterung, und hatte doch kein Unrecht auf ſeiner ehrlichen Hundeſeele, als daß er acht Jahr alt war! Das wäre auch nicht geſchehen, wenn wir dazumal ſchon Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gehabt hätten.

Aber wir können nicht im Hof ſtehen bleiben, treten wir in den Flur, der zum Ergötzen der Kinder mit einer Schaukel verſehen iſt. Da prangte als beſtändiger Willkomm noch ein koloſſaler, prächtig gemalter Vers, von Tannenreis umkränzt, mit dem der Pfarrer vor Jahren einſt von ſeiner Gemeinde empfangen worden war: „Noch ehe er kam — War ſein Herz voll Huld uns zugethan, — Die Vorſehung Gottes ſchenkte uns ihn, — Und wir vereinigen uns heut mit ihm.“ Nun aber die Treppe hinauf, auf deren Spitze uns ſchon der Hausfrau freundliche Stimme begrüßt hat, in die große wohnliche Stube, die vielerlei Zwecke in ſich vereint, die Salon, Studirzimmer, Speiſeſaal und Audienzgemach zugleich war. Da ſtand die ſtattliche Geſtalt des Pfarrherrn an's Fenſter gelehnt, eingehüllt in eine bläuliche Rauchwolke, die von ihm ausging und über das ganze Zimmer ein angenehmes Düſter ausgoß. Er war ein ſtandhafter Raucher (leidenſchaftlich würde zu ſeinem ſonſtigen geruhigen Weſen nicht paſſen); Prieſter und Altar zugleich dampfte er den lieben langen Tag, und nur ein einzigmal, in einer Stunde tiefſten Leides, ſah ich ſein Pfeifchen erloſchen. Jetzt aber legt er's einen Augenblick bei Seite, um mit lauter, voller Stimme ſeine Gäſte zu begrüßen.

Und nun legt man die überflüſſigen Hüllen ab und ſetzt ſich recht gemüthlich um den runden Tiſch, und ich möchte wohl wiſſen, wem's da nicht behaglich geworden wäre. Man fühlte ſich ſo recht geborgen aus allem Gewühl und Getreibe des Lebens draußen, und die einfache Bewirthung, Kaffee, Butter und Obſt, ließ man ſich jederzeit ſo trefflich ſchmecken, als ob man gerade nur zum Schmauſen gekommen wäre.

Es war kein Wunder, daß man ſich ſo wohl fühlte, denn willkommen waren alle Gäſte, junge und alte, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde, und es gibt kein angenehmer erwärmendes Gefühl als das, ein gern geſehener Gaſt zu ſein. Niemals durfte man mit der heimlichen Angſt die Glocke am Haus ziehen, daß nun droben ein Thür-Auf- und Zuſchlagen, eine gedämpfte oder laute Küchenkonferenz angehe, bis die Pforte ſich öffne. Ja ſogar der Samſtag, dieſer Tag häuslicher Plage und Unbequemlichkeit, dieſer herbe Durchgang zu der Ruhe des Sonntags, hatte im freundlichen Pfarrhaus ſeinen Stachel verloren, weßhalb auch eben an dieſem Tag die ſtärkſte Wallfahrt dahin war. Und nicht nur bei hellem Tageslicht ſuchte man das freundliche Pfarrhaus heim, nein, auch die ſchönſten Mondſcheinparthien wurden in hellen Winternächten dahin gemacht und ein warmer Thee nebſt delikaten Apfelküchlein belohnte die ſpäte Mühe.

Zu den übergeſchäftigen Hausfrauen gehörte die Pfarrfrau nicht, obgleich ſie die Finanzangelegenheiten des Hauſes in aller Stille mit ruhiger Umſicht verwaltete, auch hätte ihre zarte Geſundheit wohl kaum ein ſehr bewegliches Treiben geſtattet. Drum hatte man auch im Pfarrhaus nie den peinlichen Eindruck, als ob jetzt die Leute Leib und Leben dran ſetzten, einen Kaffee zu Stand zu bringen. Da gab's kein ſtundenlanges Verſchwinden der Hausfrau, unterbrochen durch kurzes athemloſes Auftreten mit irgend einem Erforderniß. Nein, das gab ſich alles wie von ſelbſt; noch ehe die häusliche Wirkſamkeit in die Hand der Töchterlein überging, ſaß die Frau Pfarrerin geruhig da, mit ihrem rothen Strickkorb, ein langſam vorrückendes Strickzeug in der Hand, und ließ ihr Ohr den Gäſten, während ſie mit ſtrahlenden Blicken faſt unverwandt ihren Mann betrachtete, der in ihren Augen der

Inbegriff aller männlichen Schöne und Herrlichkeit war, ſo wie er wiederum ſich gar nichts Anmuthigeres und Vollkommeneres vorſtellen konnte als eben ſeine Frau. Ob das andern Leuten auch ſo erſchien, das thut nichts zur Sache. Genug, ſie waren ſelig in dieſem Glauben, und von dieſer ſteten unverwelklichen Glückſeligkeit des Ehepaars, das ſie mit innigem Genügen erfüllte, ging auch die Athmoſphäre von Freude und Frieden aus, in der es einem ſo wohl wurde im Pfarrhauſe.

Eine Studirſtube brauchte der Pfarrer nicht. Zwei Tage lang hatte er einmal eine gehabt, da hielt er's aber nicht aus. „Warum ſoll ich wo anders ſein, wenn ich bei Dir ſein kann?“ Seitdem etablirte er ſich mit ſeinen Pfeifen und ſeinen Büchern (in welch beiden Stücken er keinen großen Luxus trieb) im einzigen Wohnzimmer bei ſeiner Frau, und weder ſein Geiſt noch ſein Amt hat darunter Noth gelitten. Ein neues philoſophiſches Syſtem hat er nun zwar nicht ausgeheckt, auch nicht chaldäiſch und Sanskrit getrieben, aber ein grundgeſcheidter Mann war er doch, der über alle Erſcheinungen im Gebiete des Lebens und Wiſſens ſein gutes geſundes Urtheil hatte.

Seine Paſſion war neben dem Rauchen noch das Schachſpiel, es war gerade recht für ſein gutes Phlegma, ſo eine halbe Stunde lang zwiſchen den Rauchwolken durch, das Schachbrett zu betrachten, ehe er ſich zu einem Zug entſchloß. Hie und da begnete es ihm, auch etwas zerſtreut zu ſein, wie er denn einmal in eine große Geſellſchaft eintrat, ſtatt des Stocks den Beſen in der Hand, an dem er vor der Thür die Schuhe gereinigt hatte, — ich ſehe noch das erſtaunte Geſicht, mit dem er ſich umſah, als ſein höflicher Gruß mit einem ſchallenden Gelächter erwiedert wurde.

Die Seelſorge, die Audienzen, die der Pfarrer ſeinen Bauern gab in ihren verſchiedenen Lebensangelegenheiten, ſie konnten nur gewinnen durch die ſtille Anweſenheit der Frau Pfarrerin, die, in alle Verhältniſſe eingeweiht, da und dort ein Wort zur rechten Zeit einſchaltete, am eifrigſten, wo es galt, einen Ehemann zu ſeiner Pflicht, eine Frau zur Geduld und Sanftmuth zu ermahnen. — Des Pfarrers Predigten, die er niemals ſtudirte, was ſeine Frau als beſondern Ruhm anführte, hatten eine einfache Kraft und Wahrheit, die ihre Wirkung nicht verfehlte und manchmal gerade am rechten Fleck einſchlug, mehr als die beſtſtudirte Rede.

Die Gemeinde lag dem Paar ſehr am Herzen, ſie betrachteten ſie faſt mit der partheiiſchen Vorliebe, mit der Eltern das eigene Kind ſammt ſeinen Tugenden und Fehlern anſehen, und konnten's nichts leiden, wenn eben ihr Dorf ſo oft zum Gegenſtand des Geſpöttes der Nachbarorte wurde.

Es iſt unverkennbar, daß, wie ganze Nationen und Provinzen, ſo auch einzelne Dörfer, und ſeien ſie noch ſo nah beiſammen, ihren eigenthümlich ausgeprägten Charakter tragen, was vielen Anlaß zu zahlreichen Neckereien und oft blutigen Händeln zwiſchen Nachbarorten gibt. So war nun eben das Dorf, wo das freundliche Pfarrhaus ſtand, Weindorf wollen wir's nennen, weit berühmt wegen beſonderer Betriebſamkeit und Sparſamkeit der Bewohner. Man hätte glauben ſollen, ſie verſtehen zwei Tage aus einem zu machen. Wenn ungünſtig Wetter in der Erndte oder zur Heuzeit einfiel und im ganzen Bezirk der Ertrag verdorben war, — die Weindörfer hatten den ihrigen immer noch bei Sonnenſchein eingebracht; wenn eine Ueberſchwemmung den Wieſen am Neckar drohte und die kaum eine Viertelſtunde entfernten Stadtbewohner ſich zur Ruh legten und ſeufzten „Schad um den ſchöna Miſt mo's Waſſer furtnemmt," waren die Weindörfer Wieſen mit Laternen beſät, bei deren Schein die Bewohner ihren Dünger bis auf's letzte Hälmchen wieder heimholten. Man ſagte ihnen freilich auch nach, daß kein Weindörfer nach Haus komme, außer er bringe etwas „Gemaustes" mit, und daß man in den Weindörfer Weinbütten Fiſche fangen könne, weil ſie ihn nämlich mit Neckarwaſſer vermehren; das aber ließ die Pfarrerin nie gelten. Sie hob dagegen mit Glanz hervor, wie fleißig ihre Weindörfer Männer ſeien und wie friedlich die Ehen; auch rühmte ſie mit Recht, daß das ganze große Dorf nur einen einzigen Bettelmann beſitze, der „umgeätzt" wurde; und das war erſt noch ein grober Bettelmann, der den Weibern, die ihn ſpeisten, den Küchenzettel kritiſirte und ſich nichts gefallen ließ. Als einſt zwei fremde Bettelkinder am Pfarrhaus ſchellten und wir ihnen im Spaß zu ihrem Almoſen zuriefen: „in Weindorf iſt's Betteln nicht Mode", da jammerte die gute Pfarrerin: „das hättet ihr nicht ſagen ſollen, die nehmen's jetzt gewiß übel und kommen nimmer." Schad, daß ſie nimmer erlebt hat, wie leicht verſöhnlich die Bettelleute unſerer Tage in dieſem Punkte ſind.

So fern ſich der Pfarrer von allem Sektenweſen hielt, ſo hielt er doch die „Stillen im Lande", die Pietiſten ſeines Orts, die er als ſeine beſten Bürger rühmte, hoch in Ehren, und vermied neben all der ſchlichten Geradheit ſeines Weſens Alles, was ihnen Anſtoß geben konnte. Es wurde einſt der Geburtstag des jüngſten Töchterleins gefeiert, ihre Freundinnen aus der Stadt hatten ein ſehr rührendes moraliſches Stück aus Weiße's Kinderfreund einſtudirt, um ſie zu überraſchen. Die Pfarrerin hörte von dem Plan und bat uns freundlich, die Aufführung in der Stadt zu veranſtalten „wißt Ihr Kinder, um des ſchwachen Bruders willen! So zogen denn die Pfarrtöchterlein zur Stadt, die Aufführung gelang vortrefflich, der edelmüthige Töffel und das beſcheidene Dortchen kamen zu Ehren, die ſtolzen Edelmannskinder wären um ein Haar ertrunken und die hochmüthige Frau von Grünthal beſſerte ſich; — hernach zogen Schauſpieler und Publikum hinüber über Neckar und Wieſen in's freundliche Pfarrhaus und verzehrten dort gemeinſam einen Keſſel voll Reißbrei nebſt Zucker und Zimmt; das Feſt war gefeiert und der „ſchwache Bruder“ blieb geſchont.

(Das Dorf hatte ſich durch ſtrenge Altgläubigkeit von jeher ausgezeichnet. Als früher längere Zeit bei Taufen die übliche Frage „widerſaget Ihr dem Teufel“ ꝛc. verbannt war, wandten ſich die Weindörfer bei jeder Taufe an's Konſiſtorium mit der Bitte, ſie nach der alten Formel vollziehen laſſen zu dürfen. Der ewigen Bittſchriften müde, ermächtigte das Konſiſtorium den betreffenden Dekan, dieſe Erlaubniß zu geben, was dieſer dem Pfarramt mit den lakoniſchen Worten mittheilte: „Einem verehrlichen Pfarramt wird kund gemacht, daß die Weindörfer den Teufel von nun an beim hieſigen Dekanatamt à 36 kr. Sportel haben können.“)

Alles Weltgeräuſch und Getümmel, alle Zänkereien und Streitigkeiten, aller kindliche Neid, die tauſenderlei Eiferſuchten, die ſonſt zumeiſt in kleinen Kreiſen das Leben bewegen und verderben, waren für unſer Pfarrhaus nicht vorhanden. An dieſer ſeligen Genügſamkeit, an dieſem herzlichen Wohlmeinen glitten alle Stacheln des Lebens unvermerkt ab und keine Sorge für die Zukunft fand Raum. Wenn auch der Pfarrer mit den Freunden die Zeitereigniſſe beſprach, zu tief konnte man nicht in Combinationen oder Befürchtungen eingehen, denn in getroſter Zuverſicht ſchaute das freundliche

Geſicht der Pfarrfrau drein: „Gebt nur acht, ich meine, es wird ſchon alles wieder recht und gut werden.“

Die Liebe des Paares erhielt ſich in immergrüner bräutlicher Friſche; ohne allen ſentimentalen Anflug hatte ſie eher etwas Kindliches. Nach dreißigjähriger Ehe betrachtete die Pfarrerin ihren Liebſten noch mit demſelben ſtrahlenden Entzücken wie an jenem Weihnachtsabend, wo er als Vikar ihr ſein werthes Selbſt zur Beſcheerung angeboten, was ſie ohne lange Bedenkzeit angenommen hatte. Wie die zärtlichſte Braut begleitete ſie ihn mit ihren Blicken, ſo lang ſie ihn vom Fenſter aus ſehen konnte, ſo oft er ohne ſie das Haus verließ, oder harrte ſeiner Rückkehr; begleitete ſie ihn auf einem Gang, wo ſie früher als er umkehrte, ſo ſuchte ſie ſorgſam ſeine Fußſtapfen auf, um in denſelben zurückzugehen. Sie war unerſchöpflich in neuen Benennungen für ihn: Du Glücklichmacherle, du Gottlobunddankmannle ꝛc. Auch hielt ſie's für gar keine Verletzung ihrer Frauenwürde, wenn ſie ihrem Mann, ſo oft ihr's einfiel, die Hand hinſtreckte: „Ich dank' Dir eben recht ſchön, daß Du mich genommen haſt.“ Auch hat ſie der Pfarrer darum gar nicht geringer geſchätzt ſondern hoch und werth gehalten als ſein Kleinod und ihre Zärtlichkeit mit reichem Maße zurückgegeben, wenn er auch, menſchlichem Anſehen nach, etwas bärenhaft drein ſchaute.

Mit Studien und Lektüre hat die gute Pfarrerin ſich nicht viel geplagt, aber ſie hatte mit ihrem hellen und harmloſen Blick in's Leben geſehen; ihr Buch war das Herz und die Gedanken ihres Mannes, und darin hatte ſie nicht vergebens geleſen; es hat Niemand klaſſiſche oder äſthetiſche Bildung bei ihr vermißt. Ihr häusliches Glück und die Vortrefflichkeit ihres Mannes bildeten ein unerſchöpfliches Geſprächsthema für ſie, mit dem ſie wunderbarerweiſe andere nie ermüdete, weil man ſich ſelbſt in das Element dieſes Glücks wie in eine warme Lebensluft verſetzt fühlte. Auch hätte ſie die Seligkeit, in deren Beſitz ſie ſich ſo reich fühlte, gern aller Welt gegönnt; nie hat der heilige Ehſtand eine feurigere Lobrednerin gehabt als ſie; ein junges Ehpaar, ein zärtliches Brautpaar zu ſehen, war ihr eine recht innerliche Herzenserquickung.

Es wachten auch in dieſem glücklichen Hauſe alte, lang eingeroſtete Herzen wieder auf, und manchem, im Alltagsſchlendrian verknöcherten Ehpaar fiel es im Bereich dieſer überſtrömenden Liebe auf einmal wieder ein, ſich auch in der Zwiſchenzeit wieder eine Hand oder Kuß zu geben, was ſonſt nur jährlich dreimal, an Weihnachten und an den beiderſeitigen Geburtstagen vorkam. Das junge leichtfertige Volk freilich, das lachte oft recht von Herzen ob dieſer alten Bräutlichkeit, that aber ganz als ob's daheim wäre, ſchlug vom Zimmer aus Nüſſe vom Baum, plünderte den Garten, ſo lange es etwas zu plündern gab, erzählte ſich Geſchichten in der Roſenlaube und zog jederzeit vergnügt und befriedigt heim, von der Pfarrfamilie und dem zuvorkommenden Azor begleitet bis an das Ufer des Fluſſes, der Stadt und Dorf trennt.

Noch ein ſtilles, freundliches Element weilte in der traulichen Hinterſtube, die ehrwürdige Mutter des Pfarrers, recht ein Bild eines frommen, friedlichen Alters, ihr zur Seite ihre vielgeſchäftige Tochter, die ſorgſame Tante Clara, der ſchaffende Genius des Hauſes, die Geheimeräthin bei allen Staats- und Hausaffairen, die Bildnerin der heranwachſenden Töchter. Denn auch ein Paar junge lebendige Blüthen waren dieſer glücklichen Verbindung entſprochen, zwei roſige Töchter, des freundlichen Hauſes lieblicher Schmuck. Die eine wuchs heran als raſtlos thätige Martha, zu beſtändigem Erſtaunen der ruhigen Mama, um dereinſt als tüchtige Pfarrfrau eine zweite, noch reichlicher illuſtrirte Auflage des elterlichen Glücks zu veranſtalten. Die zweite, ein zartes, anmuthiges Blümchen, war nicht für die Erde beſtimmt; im ſchönſten Alter jungfräulicher Blüthe ſchloſſen ſich ihre ſanften blauen Augen für die Erde. Das freundliche Kind hatte wohl nie geahnt, daß ſie den erſten ſchweren Kummer über das freudenhelle Elternhaus bringen ſollte. — Aber auch deine männliche Geſtalt, du guter Pfarrherr, lehnt nicht mehr am Fenſter, von bläulichen Wolken umwallt. — In ein freundliches Pfarrhaus wollt' ich euch führen; ſo laßt uns leiſe die Thüre ſchließen, ehe es dunkel wird darin.

Der Haſelnußpfarrer.

Das war ein ſeltſamer Kautz, und wäre es wohl in jedem Stande geweſen, darum möchte ich ihn keineswegs als Typus des ſeinigen zeichnen; weil er aber doch einmal ein Pfarrer geweſen, ſo möge er hier ſeinen Platz finden, ſchon um ſeines Hauſes willen, das gewiß der geiſtlichen Pflicht der Demuth und Niedrigkeit in reichem Maße nachgekommen. — Am beſten iſt's, wir begleiten, um Eingang in's Pfarrhaus zu erhalten, einen ſeiner Vikare, deren er gar viele gehabt, denn ſonſt iſt es äußerſt ſelten aufgeſucht worden.

Es war im Sommer 18 . ., als ein neuernannter Vikar muthigen Schrittes in das ihm noch gänzlich unbekannte Dorf einzog, deſſen Pfarrer er in Folge höherer Weiſung zum Gehülfen geſandt wurde. Das Pfarrhaus aufzufinden war aber keine leichte Sache, wenn man einem nicht zuvor geſagt hatte, es ſei das baufälligſte Haus im Ort. Unter Anleitung des Büttels, der zugleich Gänſehirt war und eben ſeine Schaar heimgetrieben hatte, kam der Vikar aber doch damit zu Stande. Klein war das Haus eben nicht, ſah aber höchſt trübſelig und wirklich lebensgefährlich aus, denn es war auf einer Seite mit Stricken an einen daneben ſtehenden ſtarken Lindenbaum gebunden.

Der Vikar fragte nach dem Herrn Pfarrer und der

Frau Pfarrerin. „Die Frau,“ hieß es, „iſt über Feld, der Herr aber ſind im Garten.“ So ging er denn ihn dort aufzuſuchen und dachte ſich einen ehrwürdigen Herrn zwiſchen Blumenbeeten und Obſtbäumen umherwandelnd. Dem war aber nicht ſo, und einen ſolchen Garten hatte er noch nie geſehen. Ein halb Viertel Morgen war mit lauter Haſelnußſtauden, hohen und niedrigen, bepflanzt, nichts dazwiſchen als ſchmale Pfade. Inmitten dieſer Haſelnußwildniß wandelte der Pfarrer, eine dürre, ſtarkknochige Geſtalt mit einer bedeutend rothen Naſe und lederbraunem Geſicht, und erſpähte prüfenden Blickes den Grad der Reife ſeiner Nüſſe. Er empfing ſeinen neuen Vikar ziemlich kühl und ſchien es mißliebig aufzunehmen, daß man ihn in dieſen Hain eingeführt habe, führte ihn auch alsbald in das Wohnzimmer.

Dort war indeß die Frau Pfarrerin von ihrem Gang auf den Markt der benachbarten Stadt angekommen, eine gleichfalls magere, höchſt ungut ausſehende Dame, die ſich, nachdem ſie einen himmelan ſtehenden Hut abgelegt hatte, in einer vergilbten Filethaube präſentirte und den Vikar fragte, ob er nicht Thee wolle, wenn es ihm nicht zu ſpät ſei vor dem Nachteſſen, worauf er natürlich refüſirte.

Sonderlich wohl ward es dem Vikar nicht dieſem Ehpaar gegenüber, zwiſchen dem ein außerordentlich kühler Ton zu herrſchen ſchien. Heiterer und gemüthlicher Natur, verſuchte er aber doch einen fröhlichen Ton anzuſchlagen und gab alte Univerſitätsſpäße zum beſten, was wirklich beim Pfarrer einen gurgelnden Ton hervorrief, der ein Lachen vorſtellen ſollte, und auch die Frau Pfarrerin, der das beſonders zu behagen ſchien, verſuchte ihre Muskeln zum Lächeln zu verziehen.

Nach dem Nachteſſen brach der Pfarrer plötzlich auf und der Vikar ſah ihn mit einem ſchweren Kruge verſehen die Treppe hinabſteigen. Auch ihm wurde nun ſein Gemach angewieſen, das im oberſten Stockwerk gelegen war und ſo unerquicklich, dürr und trocken ausſah wie das ganze Haus; er konnte ſeinen Stern nicht beſonders preiſen, der ihn unter dieſes Dach geführt. Sein Verhältniß zu der Frau Pfarrerin ſchien ſich indeß recht erträglich zu geſtalten, während der Pfarrer ſich auf den nöthigſten Verkehr beſchränkte und beſonders ängſtlich bemüht ſchien, ihn von ſeiner Studirſtube fern zu halten, in der er den Tag über und Abends faſt alle Zeit zubrächte.

Als eines Tags der Pfarrer nach dem Nachteſſen abermals verſchwunden war, begann die Pfarrerin ganz zutraulich: „Herr Vikar, ich höre, Sie verſtehen ſich auf die Phyſiognomien und ſehen den Leuten an, wie lang ſie noch leben werden.“ Der Vikar gab zu, daß er ſich hie und da damit befaßt und namentlich bei Kranken oft einen richtigen Blick gehabt habe. — „Nun, meinen Sie, daß ich oder mein Mann zuerſt ſterben werde?“ Als der Vikar, erſtaunt über eine ſo ruhig geſtellte Frage dieſer Art aus dem Munde einer Gattin, die Antwort ſchuldig blieb, fuhr ſie mit ſchauerlicher Gelaſſenheit fort: „Sehen Sie, ich und mein Mann haben gar nie zuſammen gepaßt; ich hätte ihn gar nie genommen, wenn mir's nicht um einen eigenen „Unterſchlauf“ (Obdach) zu thun geweſen wäre. Seit wir geheirathet ſind, hat er mich nur erzürnt: wenn ich fett koche, will er mager eſſen, habe ich eingeheizt, ſperrt er die Fenſter auf, will ich Bohnen pflanzen, pflanzt er Haſelnüſſe. Ich ärgere mich nun ſchon lange nicht mehr, aber ich muß oft denken, es wäre faſt am beſten, wenn der liebe Gott Eines von uns zweien zu ſich nähme, ich könnte dann nach Nürtingen ziehen.“ — Der

Vikar, der nicht wußte, ob er über dieſe gottergebene Ehfrau lachen oder weinen ſolle, zog ſich aus der Sache ſo gut er konnte, und meinte, der Herr Pfarrer ſehe noch recht robuſt aus, doch habe man freilich Exempel, daß auch die kräftigſten Leute ſchnell wegſterben u. ſ. w.

Ein Räthſel, deſſen Löſung ihn täglich beſchäftigte, war für den Vikar des Pfarrers Studirſtube, zu der Niemand Zutritt hatte; ſelbſt Bauern, die zu ihm wollten, wurden ſtets die Treppe hinaufgewieſen. Um's Leben gern hätte er gewußt, was er eigentlich dort trieb: theologiſche Studien ſchwerlich, denn ſeine Gelehrſamkeit war ziemlich verroſtet und ſeine Predigten mahnten an die Gebeträder der Buddhiſten, die dieſelbe Leier mechaniſch abrollen. Hatte er einmal gar nicht ſtudirt, ſo verkürzte er die zur Predigt beſtimmte Zeit damit, daß er nach Verleſung des Evangeliums anhub: „Dieſes Evangelium iſt ſo ſchön und ſo ſchön, daß ich's eurer Liebe noch einmal vorleſen muß,“ und ſo fort. Claſſiſche Studien trieb er wohl eben ſo wenig, denn ſeine ganze Kenntniß der alten Sprachen ſchien darauf eingeſchrumpft, daß er das Wort Vikarius durch alle Fälle deklinirte: „Das iſt des Herrn Vikarii Glas; ſchenke dem Herrn Vikario ein; Herr Vikarie, ich wollte Sie noch fragen —; hat Sie den Herrn Vikarium geſehen?“ — Was ging denn aber vor im geheimnißvollen Gemach, aus dem nur hie und da dumpfe, brummende Muſiktöne in ſtiller Nacht heraufdrangen?

Da ereignete ſich's einmal, daß das Pfarrpaar, das man faſt nie zuſammen erblickte, weil ſie ſtets daheim blieb, wenn er ausging, und fortging, wenn er dablieb, eine gemeinſame Einladung zu einem Hochzeitfeſt annahm. Zudem fügte es ſich, dem Vikar äußerſt erwünſcht, daß man am ſelben Tage eine nöthige Notiz aus einem der Kirchenbücher verlangte, die unter des Pfarrers Gewahrſam waren. Dieſer hatte zwar den Schlüſſel mitgenommen, aber Bäbel, die alte Hausmagd, erbot ſich mit dem Hauptſchlüſſel zu öffnen. Mit erwartungsvollem Schauder, faſt wie Annchen in Blaubarts Stube, trat er in das geöffnete Heiligthum.

Siehe, da ſtanden auf einem Tiſch die ſehr wenigen Bücher, deren der Pfarrer ſich bediente, zwei lange Pfeifen, ein tüchtiger Krug, daneben lehnte eine mächtige Baßgeige, und an allen Wänden der Stube lagen Säcke mit Haſelnüſſen gefüllt. — Bäbel bemerkte ſein ſtummes Erſtaunen: „Ja, der Herr Pfarrer brechen immer ſelber alle die Haſelnüſſe und eſſen ſie auch allein.“ — „So? deßhalb bleibt er ſo lange auf?“ — „Ja, und da kriegen Sie Durſt von den vielen Nuſſen, und den da,“ auf den Krug zeigend, „trinken Sie aus. — Sie überſehen ſich aber nie, Sie können's gut vertragen, man ſpürt Ihnen gar nichts an,“ fügte ſie entſchuldigend hinzu.

So war's alſo entdeckt, das dunkle Geheimniß! Jeden Abend um halb neun Uhr zog der Pfarrer ſammt ſeinem Krug, den er eigenhändig mit rothem Wein gefüllt, in die untere Stube, ſchwelgte dort in Haſelnüſſen und baßgeigte dazwiſchen bis der Krug leer war. Das alſo war's, was des Pfarrers Leben ausfüllte, was ihn ſtumpf machte für's Wiſſen, lau im Beruf, gleichgültig gegen häusliche Freudloſigkeit! — Ein ſo ſeltſames Surrogat für Glück war dem Vikar noch nie vorgekommen.

Das konnte man dem Pfarrer nicht nachſagen, daß er neuerungsſüchtig oder anſpruchsvoll in Betreff ſeiner Wohnung ſei. Seit das Pfarrhaus durch den Lindenbaum wieder geſtützt worden war, lebte er geruhig darin fort, verſunken in ſeine Haſelnüſſe, bis eines ſchönen Morgens, da die Hausbewohnerſchaft eben am Frühſtück ſaß, der Zimmerboden ohne beſondere Veranlaſſung hinunterbrach und ſämmtliche Mitglieder des Hauſes, Herrn und Frau, Vikar und Bäbel, raſch und ſicher in den darunter befindlichen Kuhſtall verſetzte. — Das war eine große Ueberraſchung; die Frau Pfarrerin richtete ſich zuerſt auf, ſie war weich gefallen, und ſah nach, ob ſie noch keine Veranlaſſung haben nach Nürtingen zu ziehen; aber auch der Herr Pfarrer waren unverletzt; nur der Vikar lag härter und wirklich gefährlich unter einer Kuh.

Sobald man ſich nothdürftig erholt hatte, ward ein Expreſſer abgeſandt mit einem Bericht dieſer merkwürdigen Begebenheit an's königliche Cameralamt. Beſagtes Amt kam Tags darauf in höchſt eigener Perſon mit einem Werkmeiſter, um den Schaden einzuſehen und aufzunehmen. Die Herſtellung des eingebrochenen Zimmerbodens ſollte unverzüglich in den Bauüberſchlag für's nächſte Jahr, die der durch den Fall zerſchmetterten Fenſter aber in den für's nachfolgende aufgenommen werden, wenn der Pfarrer den Beweis herſtellen könne, daß die Fenſter nicht noch durch Ausheben hätten gerettet werden können. Auf des Pfarrers dringende Vorſtellung, daß er ſein Zimmer nicht entbehren könne, ward ihm geſtattet, daſſelbe einſtweilen auf eigene Rechnung herſtellen zu laſſen, mit der Bedingung, daß er die Sube wieder in statum quo ſetze, falls das Haus an einen Andern übergeben würde, noch ehe die Herrſchaft den Bauüberſchlag genehmigt habe.

Der Stubenboden wurde wieder hergeſtellt; die Herzen des Ehpaars ſchienen ſich aber auch durch dieſe tragiſche Kataſtrophe nicht näher gekommen zu ſein. Dem Vikar gefiels je länger je weniger; er ward es immer mehr ſatt, die trübſelige Frau Pfarrerin zu unterhalten, während der Pfarrer ſeine Orgien in der Haſelnußkammer feierte. So zog er denn ab, ſobald es ſich thun ließ.

Sein Nachfolger, ein hagebüchener, ausgedienter Vikar, war, ſcheint es, die verwandte Seele, die dem Pfarrer lange gefehlt hatte. Er begleitete des Pfarrers Baßgeige mit dem Violoncell und ihm ward die Gunſt gewährt, deren ſich noch kein Sterblicher erfreut hatte: er durfte Theil nehmen an den Schwelgereien unter den Nußſäcken; auch mußte von nun an der Krug allabendlich noch einmal aufgefüllt werden.

Nach Jahr und Tag führte den erſten Vikar ſein Weg wieder in die Gegend. Da beſchloß er denn den Pfarrer wieder aufzuſuchen und ihn mit einem Säckchen extraſchöner Aug'ſtnüſſe zu erfreuen. In der Nähe des Orts aber traf er mit dem hagebüchenen Vikar zuſammen, der ſo eben ſeine Beſtallung als Amtsverweſer daſelbſt erhalten hatte. — Der Haſelnußpfarrer und ſeine Frau waren an einem und demſelben Tage geſtorben.

Das töchterreiche Pfarrhaus.

In einer freundlichen Gegend Schwabens hatte ein neuberufener Pfarrer ſeine junge Frau noch nicht lange in ſein Pfarrhaus eingeführt. Da träumte ihm in einer Nacht, er finde in ſeiner Stube einen verdeckten Korb, als er deſſen Deckel lüftete, da flogen zwölf Täubchen heraus, die ſetzten ſich auf den Boden und verwandelten ſich alsbald in zwölf zierliche Mädchen. Mit Lachen erzählte er ſeiner Frau dieſen Traum, und die meinte auch, das wäre der Ehre doch gar zu viel.

Als nach Jahresfriſt ein rundes Mägdlein in der Wiege lag, da hätte Vater und Mutter doch lieber einen Knaben geſehen, weil ihnen die zwölf Täublein wieder zu Sinn kamen. Aber das Töchterlein war das erſte, und darum doch wichtig und hoch willkommen. Es wurde ein großartiges Tauffeſt veranſtaltet, Gäſte geladen ſoviel das Pfarrhaus faßte, und Torten, Kuchen und Schinken in Hülle und Fülle gebacken und geſotten. Der jungen Mutter ſchien gar kein Name beſonder und ſchön genug, bis ſie ſich endlich für Alwina entſchied. „Es iſt gut, daß Du mit A anfängſt," ſagte lächelnd der Pfarrer, „ſo reichts eben das halbe Alphabeth bis alle die zwölf Täublein da ſind." Zu Pathen wußte man ſo viel Onkel und Tanten, Freunde und Freundinnen, die auf dieſe Ehre Anſpruch machten, daß die kleine Alwine am Ende ein ganzes Dutzend Pathen und Pathinnen und einen langen Nachſchweif von Namen zu Ehren derſelben erhielt, und ihr kleines Bettchen ganz bedeckt war mit ſilbernen Löffeln.

Als nun im nächſten Jahre die kleine Alwine die Wiege einem Schweſterlein räumen mußte, da wurde die Taufe ſchon ſtiller begangen, die Mutter aber wollte nicht vorrücken im Alphabeth, und nannte das zarte Weſen mit den himmelblauen Aeuglein: Angelika.

Das A wollte aber eben doch nicht ausreichen, auf die Angelika folgte eine Amalia, Agnes, Anna und Adelheid, dann kams ins B mit einer Beate und Bertha. Die ganze Familie lamentirte über den großen Mädchenſegen im Pfarrhaus, immer ſtiller und einfacher wurde das Tauffeſt begangen, immer weniger Pathen gebeten, da man die Onkel und Tanten doch nicht alle Jahre um einen Löffel bringen wollte. Bei den zwei Töchterlein, die nach der Bertha kamen, bat man nur noch einen alten ledigen Großonkel zu Gevatter, der zugleich beſtimmte, daß man ſie Lotte und Louiſe heißen ſoll, da die Mutter müde war, ſich auf romantiſche Namen zu beſinnen.

Als nun endlich am Konfirmationstage der Alwine das elfte Töchterlein getauft werden ſollte, da lebte auch der ledige Großonkel nicht mehr, und Alwine, ſtolz und glücklich über ihre neue Würde, wurde die einzige Pathin des Schweſterleins. Vom Namen war noch gar nicht die Rede geweſen, erſt als nach langem Streit um die Ehre das Kindlein zu tragen, Bertha unter Amaliens Aufſicht mit dem Täufling den anſehnlichen Kirchenzug anführte, erſt da fragte der Vater die Mutter: „nun, wie ſoll das Kindlein heißen? — „Friederike, wie meine Mutter,“ ſagte nach kurzem Beſinnen die Pfarrerin. — „Eine Friedenreiche!“ ſprach der Vater, als er

Bertha mit dem Kindlein noch an der Mutter Bett führte. „Das wird gut ſein,“ meinte die Mutter mit wehmüthigem Lächeln, indem ſie auf den großen Mädchenzug blickte, „ein anderer Reichthum wird ihr doch nicht zu Theil!“

„Einen andern braucht ſie nicht,“ ſagte der Vater freudig, küßte die verzagende Mutter ehe er mit dem weißgeſchmückten Herdlein zur Kirche ſchritt, und legte ihr die Bibel aufs Bett. War es nun Zufall, war es Abſicht des Vaters, ſie ſchlug eben die ſchönen Worte der Bergpredigt auf: Ihr ſollt nicht ſorgen und ſagen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken ꝛc. Die Worte drangen ihr bis ins innerſte Herz, es war, als ob ſie heute zum erſtenmal läſe, auch ihre Seele wurde friedereich, lächelnd ſah ſie den zwei Kleinſten zu, die noch nicht zur Kirche gelaſſen werden konnten und am Boden ſpielten; und als ihre acht weißen Täubchen, die blühende Alwine an der Spitze, mit der kleinen Friederike aus der Kirche zurück kamen, da küßte ſie das Kindlein viel inniger als zuvor, reichte ihrem Manne getroſt die Hand und ſagte leiſe: „der Herr wird's verſehen!“

Das Tauffeſt der kleinen Friederike blieb nun aber das letzte, ein zwölftes Täubchen kam nimmer auf den Pfarrhof geflogen, der Familienjammer verſtummte allmählich und man ließ des Pfarrers ſelbſt zuſehen, wie ſie mit ihren elf Mädchen zurechtkommen werden; hie und da fiel es auch einer freigebigen Frau Pathin ein, ein abgelegtes Kleid ins Pfarrhaus zu ſchicken, namentlich galt das mädchenreiche Haus für einen vortrefflichen Ableiter für alte Hüte, woran es der guten Mama faſt zu viel werden wollte.

Nun müßt ihr aber nicht glauben, der Pfarrer und ſeine Frau haben ihre Kinder geradezu für Lilien auf dem Felde angeſehen, die da nicht arbeiten und nicht ſpinnen, und der himmliſche Vater ernähret ſie doch. Sie wußten wohl, daß gerade darin die Menſchenkinder reicher als die Blumen vom himmliſchen Vater begabt worden ſind, daß er ihnen zwei Arme und zwei Füße gab, mit denen ſie ſich ordentlich regen und rühren können um ihr täglich Brod. Ihr könnt euch gar nicht vorſtellen, was für ein lebendiges Weſen und Treiben und Gewimmel in dem Pfarrhauſe war. Der Mädchenſegen des Pfarrers war weit und breit bekannt worden; ſein Landesherr ſelbſt hatte ein Einſehen gehabt und ihm eine einträgliche Pfarre mit einem recht geräumigen Hauſe gegeben, ſo daß die elf Täublein doch Brod und Dach und Fach darin fanden.

Ich denke, wenn ihr ſie alle ein wenig kennen lernen wollt, ſo iſt's am Beſten, ihr bringt einmal einen ganzen Tag mit mir im Pfarrhauſe zu, und ſehet ſelbſt, wie die elf Pfarrtöchter erzogen wurden.

* * *

Es iſt eben ein ſchöner, ſonnenklarer Septembermorgen, um halb 6 Uhr läutet der Vater das Morgenglöcklein zum erſtenmal, um 6 Uhr erſcheinen fix und fertig in reinlichem Morgenanzug Amalie und Anna. Die erſte iſt für dieſe Woche Kuchimuz, die Zweite Aſchenbrödel, — ſo heißen bei den Schweſtern allemal die Zwei, die für Küche und Hausreinigung zu ſorgen haben.

Während nun Amalie Feuer macht und das einfache Frühſtück bereitet und Anna das große Zimmer lüftet und reinigt, geht's oben in dem Stüblein der Mädchen ſchon recht lebendig her. In jedem der vier Zimmerchen, die die zehn Aeltern zuſammen bewohnen, iſt — die Kleinſte ſchläft noch in der Eltern Zimmer — immer den Großen eine Kleine beigegeben, die ſie zu beſorgen und anzukleiden haben. Alwine, der Mutter geheime Räthin, jetzt neunzehn Jahr alt, hat ſich ſchon zu dieſer begeben, um Haushaltungsangelegenheiten mit ihr zu beſprechen, denn die gute Mutter iſt nun, wie's die Mädchen nennen, penſionirt, ſie ſelbſt darf ſich nimmer mit mühſamer Arbeit anſtrengen, was ihre zarte Geſundheit auch nicht ertrüge, ſie hat aber genug zu thun, bis ſie denkt und ſorgt für alle. Die kleine ſanfte Beate, die in aller Stille zuerſt aufgeſtanden iſt, hat ſich ſchon zu Angelika geſchlichen, die wegen ihres beſonders zarten und feinen Ausſehens und ihres etwas vornehmen Weſens die Prinzeſſin im Hauſe genannt wurde. Angelika war keine Freundin vom Frühaufſtehen, und wenn Alwine, ihre Schlafgenoſſin, ſie zweimal geweckt hatte, ſo legte ſie erſt noch zum drittenmal das Köpfchen hin. So kam ſie oft zu ſpät, was ihr vom Vater, der wollte, daß die älteren Schweſtern mit gutem Beiſpiel vorangehen ſollten, ſchon manchen Verweis zugezogen hatte. Drum ſchlüpfte die freundliche Beate, wenn ſie konnte, in ihr Zimmer, half ihr beim Anzug und Aufräumen, daß ſie doch noch mit den andern zum Frühſtück kam. Dafür war aber auch die kleine Beate der ſchönen begabten Angelika beſonders lieb, und erhielt manch liebliches Bildchen von ihrer kunſtfertigen Hand, denn Angelika war eine geſchickte Zeichnerin.

Um halb ſieben tönte des Vaters Glocke zum zweitenmal, und nun eilte Groß und Klein die Treppe hinab. Gefehlt aber war's, wenn oben nicht alles in Ordnung verlaſſen wurde, Kuchimuz und Aſchenbrödel hatten auch das Amt, die obern Stüblein zu unterſuchen, und waren Betten und Zimmer nicht im Reinen, ſo traf die Schuldige zwei Tage lang das höchſt unbeliebte Geſchäft, die Schuhe zu putzen, das ſonſt nach Tagen abwechſelte.

Nun verſammelte ſich alles in der großen hellen Wohnſtube, da ſaß ſchon die Mutter mit dem Neſthäkchen Friederike; da gab's einen Jubel und Trubel bis „das Kind, das Kleinſele, das Goldkäferlein“ und wie alle ſeine Beinamen hießen, jeder Schweſter den Morgengruß und Kuß gegeben hatte.

Jetzt rief der Vater: ſtill! und nahm die Bibel aus Beatens Händen, um daraus eine ſchöne kraftvolle Stelle zu leſen und mit einem kurzen herzlichen Gebete den Tag zu beginnen. Da war's ſo ſtill und feierlich im Zimmer, ſelbſt die Kleinſte ſtand mäuschenſtill neben der Mutter, die großen Augen unverwandt auf den Vater gerichtet.

Nach geendetem Gebet geht Amalie mit ihrer Gehülfin Anna ab, ſie kommen zurück, jede mit einer dampfenden Schüſſel Milchſuppe, die mit beſtem Appetit von der Geſellſchaft verzehrt wird, obgleich Bertha und die Prinzeſſin Angelika mit einiger Sehnſucht an den Kaffee denken, der an Sonntagen und Geburtsfeſten aufgetiſcht wird. Vater und Mutter eſſen aber die Milchſuppe zufrieden mit, obgleich ſie nicht wie dieſe von jung auf daran gewöhnt waren, darum findet es Groß und Klein natürlich. Der Vikar, ſeit drei Jahren der treue Gehülfe des Vaters im Amt und Unterricht der Kinder, der bekam freilich Kaffee, er wurde ihm aber auf's Zimmer gebracht. Während die Geſellſchaft frühſtückt, wollen wir ſie etwas näher in's Auge faſſen.

Oben neben der rüſtigen kräftigen Geſtalt des Vaters ſitzt die Mutter, ein wenig bleich, ein wenig müde, aber mit liebevollem Lächeln den blühenden Kreis überſchauend, ihr zur Seite das Neſthäkchen, d'rum müſſen wir mit dieſem anfangen. Das iſt eben, wie alle zehn Schweſtern verſichern: das Kleinſte, das Schönſte, das Liebſte, das Kind, das Allernettſte, und es iſt wahr, es iſt ein herziges Dinglein, und hat ſich wunderbarer Weiſe nicht verwöhnen laſſen durch all die viele Liebe, mit der es überſtrömt wird.

Neben ihr ſitzt Alwina, die Aelteſte, ein recht blühendes ſtattliches Mädchen mit hellen ſchwarzen Augen; ſie iſt, wie ſchon geſagt, der Mutter rechte Hand und ſteht ſehr in Reſpekt bei den Geſchwiſtern. Sie iſt überall gewandt, die Küche aber iſt nicht ihre Liebhaberei, darum vertauſcht ſie gern die Rolle des Kuchimuz mit Amalien, der das Kochen ihr Leben iſt, und präſidirt dafür in der Nähſtube.

Auch Angelika wird von der Küche häufig diſpenſirt, ſeit unter der Leitung des Vikars ihr Zeichentalent ſich ſo ausgebildet, daß ihre Arbeiten von Kennern bewundert werden. Angelika iſt wohl die Schönſte der Schweſtern, obwohl faſt etwas zu zart, der Glanz ihrer himmelblauen Augen, das durchleuchtende Roth ihrer Wangen flößen Sorge für ihre Geſundheit ein; ſie iſt ſo bewundert und geliebt von den jüngern Schweſtern, daß keine eiferſüchtig wird, wenn bei Angelika die Mutter oft ein Auge zudrückt und von der ſtrengen Geſchäftsordnung etwas nachläßt.

Nun folgt der Kuchimuz Amalie, die Wangen ſtark geröthet vom Kochfeuer, eine etwas gedrungene Geſtalt und ganz und gar keine Schönheit, aber ſo flink und rührig, daß es eine Freude iſt, ſie anzuſehen. Amalie iſt ein Küchengenie erſten Ranges, ſo jung ſie iſt, und von der Waſſerſuppe bis zur Mandeltorte geräth alles unter ihrer Hand. Mehr als einmal ſchon iſt des Herrn Doktors Equipage aus der Stadt vorgefahren, in der Amalie im Triumph abfuhr, umringt von Tortenmödeln und Bratpfannen, um bei einer

Taufe oder ſonſtigem Familienfeſt die Direktion der Küche zu übernehmen. Dabei iſt ſie entſchloſſenen Charakters, und obgleich das Studiren nicht ihre Sache iſt, führt ſie doch eine gute Feder zu Familien- und Geſchäftskorreſpondenzen.

Auf Amalie folgt Agnes, groß und ſchlank, mit ziemlich dunklem Teint, von ihr wäre nicht viel zu ſagen, da ſie ſelbſt nicht viel ſagte, wenn ſie nicht eine Stimme wie eine Nachtigall gehabt hätte. Niemand würde dieſem etwas unbeholfenen Weſen, dieſem ſchüchternen Mund anſehen, welche Fülle herrlicher Töne ihm entquellen können. Die Agnes iſt ſehr ruhigen Gemüthes, „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen", ſingt ihr die luſtige Alwina zu; ſie kommt nur aus der Faſſung, wenn Lottchen und Luiſe Privatſtudien auf dem ohnehin geringen Piano treiben, oder wenn Anna, die eine äußerſt unverdroßne Sängerin iſt, gar zu falſch ſingt. Ihr höchſter Wunſch, ihre liebſte Hoffnung geht dahin, daß der Vater ein neues Klavier anſchaffe, eine That, die aber noch auf's große Loos ausgeſetzt iſt. Bis jetzt hat ſie ihre Studien nur beim Vater und Dorfſchulmeiſter gemacht, nächſten Frühling aber darf ſie zur Tante in die Reſidenz, um dort Stunden zu nehmen.

Die Anna, gegenwärtig Aſchenbrödel, ſieht gar nicht wie ein ſolches aus, ſie iſt ein äußerſt appetitlich kleines Perſönchen, ihre Schürze, die ſie zu Ehren ihres Amtes trägt, iſt wie friſch gefallener Schnee und einen ſtaubigen Fleck auf einer Kommode ſieht ſie auf vierzig Schritte. Den Schweſtern allen iſt bang, wenn an Anna die Reihe der Zimmerviſitation iſt. Daneben iſt ſie Garteninſpektorin, und obgleich jeder der größern Mädchen ihr Theil Arbeit im Garten angewieſen iſt, ſo iſt ſie es doch vor allen, die lebt und webt unter den Blumen, Stauden und Gemüſen, beim erſten Sonnenblick im Februar zieht ſie's ſchon hinaus in den Garten, ob noch nichts zu machen ſei; die junge Anna verkehrt ſchon faſt mit allen Pfarrfrauen der Nachbarſchaft und iſt in einem beſtändigen Austauſch von Roſenablegern und Nelkenſtöckchen begriffen.

Die vierzehnjährige Adelheid, Fräulein Allwiſſend, auch Büchergeyer genannt, verſpräche ein nettes Geſichtchen zu werden, wenn ſie nicht ihr aufgeworfenes Näschen gar zu keck in die Welt hinaus ſtreckte. Adelheid hat nur eine Leidenſchaft auf der Welt, leſen und immer leſen. Sie liest ſitzend, ſtehend und gehend; in's Bett, zur Arbeit und auf Spaziergänge verſucht ſie Bücher zu ſchmuggeln, ſie liest Kinderbücher, Romane und Weltgeſchichte, Gutes und Schlechtes; nur an einer Abhandlung über das Pfandrecht, die ihr einmal in die Hände gefallen war, iſt ſie unterlegen. Der Mutter macht dieſe blinde Leſewuth viel Kummer; der Vater aber und der Vikar, deren talentvollſte Schülerin ſie iſt, hoffen mit Gottes Hülfe dieſe Leſegier in Lernbegier umzuwandeln, und dann könnte noch etwas Rechtes aus der Adelheid werden.

Die ſtille unſcheinbare Beate wird wohl ganz überſehen im Kreis der Schweſtern, und doch vermißt man das Kind überall, wo es nicht iſt. Nicht talentvoll, nicht in Geſchäften gewandt, wie die Schweſtern, iſt dieß ſtille Kind doch der Segen des Hauſes; ſie hat ihr Herz früh zu der ewigen Heimath wenden lernen, darum iſt ſie auch ein guter Engel für ihre Heimath auf Erden. Adelheid und Beate ſind die Lieblinge der kleinen Geſchwiſter, wohl vor allem weil ſie ſo ſchön zu erzählen wiſſen; aber wenn Adelheid alle Wunder der Tauſend und Einen Nacht vor ihrem ſtaunenden Ohr vorüber geführt hat, ſo lauſchen ſie doch noch lieber den ſchönen einfachen Bibelgeſchichten, die Beate ſo lieblich, ſo anſprechend, ſo lebendig wieder gibt, als ob ſie ſelbſt ſie mit erlebt hätte.

Die zwölfjährige Bertha iſt ein zierliches gewandtes Mädchen und hat ſchon eine fleißige und geſchickte Hand, nur putzt ſie ſich gar zu gern und ſieht ſo ſehr oft in den Spiegel, daß zu fürchten iſt, die leidige Eitelkeit werde ihre ſonſtigen guten Eigenſchaften erſticken.

Lottchen und Luiſe, neun und acht Jahre alt, „die Unmüße“ genannt, ſind ein paar wilde Dinger, etwas träg zum Lernen und zur Arbeit, ſtets bereit, wo es gilt, einen Unfug anzuſtellen, ſo daß die ältern Schweſtern genug zu tadeln und zu klagen haben; gutmüthige Kinder übrigens, noch höchlich vergnügt mit den dreimal gewendeten alten Kleidern, die die ganze Skala der Schweſtern durchlaufen haben, und die ihnen Alwina noch mit rothen Litzen aufputzt.

Und nun wir die Schweſtern kennen, ſo laßt uns vollends zuſehen, wie ſie ihr Tagewerk vollbringen. Wenn gefrühſtückt iſt, geht der Vater mit ein paar freundlich ermunternden Worten in ſein Zimmer, Anna nimmt das Frühſtücksgeräth zum Reinigen fort, Alwine und die Mutter gehen in die Arbeitsſtube, wo große Schneiderei begonnen iſt, um Arbeit für Alle zuzurüſten, Amalie ſorgt für die Küche und hilft Anna ſpäter im Garten, für die andern aber beginnen die Lehrſtunden beim Vater und Vikar.

Der Vikar, ein ſehr geſchickter, talentvoller, junger Mann, war der ſehr verehrte Lehrer der Mädchen, und ein Lob und Tadel vom Herrn Vikar wog noch ſchwerer als ſelbſt das vom Vater. Die Mädchen durften und ſollten alles lernen, was den Kopf aufhellt und was für's Leben tauglich macht, wenn ſie irgendwie Luſt und Fähigkeit dazu hatten. Den Religionsunterricht, dem die Mutter und alle Mädchen beiwohnten, hatte ſich der Vater allein vorbehalten, ſonſt theilten ſich die Lehrſtunden je nach den übrigen häuslichen Geſchäften der Mädchen.

Die drei älteſten, von den jüngern die heiligen drei Könige genannt (Agnes war der Mohrenkönig), hatten nur noch franzöſiſch, engliſch und Geſchichtsſtunde; Anna war ſtets vergnügt, wenn ſie durch Geſchäfte an den Lehrſtunden abgehalten war, ſie blamirte ſich gar zu oft vor den Kleinen, ſie hatte einmal in der Geographieſtunde den Rigi für den höchſten Berg in Europa erklärt und Galizien als die Hauptſtadt von Ungarn angegeben. (Die Schweſtern gaben ihr Schuld, daß ſie drei Stunden buchſtabiren müſſe, bis ſie einen Brief zu Stande bringe, in ihrem Hausrechenbuch ſtehe Michl ſtatt Milch, auch habe ſie auf ein Geburtstagsgeſchenk für den Vater einmal geſchrieben: von mir gans allein gemacht; — ſo ſchlimm war's aber doch nicht.)

Angelika hat ihren Zeichenlehrer ſchon weit überholt, und während die Mutter oft darüber ſeufzt, daß ſie ſtundenlang in ihrem verſchloſſenen Stübchen ſitzt und zeichnet ſtatt zu nähen, malt ſie ganz im Stillen die niedlichſten Sachen auf Holz, die ſie durch des Vikars Vermittlung ſehr gut in der Stadt verkauft. Wie herzlich freut ſie ſich auf alle die Weihnachtsfreuden, die ſie mit ihrem geſammelten Sümmchen den Eltern und Schweſtern wird machen können!

Alle aber, groß und klein, gelehrt und ungelehrt, freuen ſich, wenn um zwölf Uhr das Tiſchglöcklein tönt, beſonders heut, wo Amalie die Kochwoche hat. Da iſt's eine Herzensluſt, das muntere Völkchen ſich um die lange Tafel ſchaaren zu ſehen; und wenn der Mutter Auge oft etwas bänglich die endloſe Mädchenreihe überläuft, ſo begegnet es wohl dem getroſten Blick des Vaters, der mit inniger Freude auf ſeinen muntern Töchterlein ruht und der ihr zuverſichtlich zu ſagen ſcheint: Was unſer Gott erſchaffen hat, das wird er auch erhalten. Wenn die einfache Tafel aufgehoben iſt, geht's dem ſchönen Sonnenſchein zu lieb in den Garten, da iſt ein halb Stündchen der Erholung gegönnt und jedes unterhält ſich, wie es ihm am beſten dünkt.

Vater und Mutter ſitzen behaglich in der Laube; der Herr Vikar hat ſeine Lehrerwürde abgelegt und bemüht ſich ein Sträußchen zu pflücken, das er aber, wie Adelheid meint, ganz gegen Recht und Gerechtigkeit der Alwina überreicht, während ſie doch das erſte Recht auf eine Belohnung hätte, Angelika ſitzt an ihrem Lieblingsplätzchen, einer Raſenbank im Geſträuch, und iſt „verzückt“, wie es die Schweſtern nennen, wenn ſie ſo in ſich verſunken daſitzt und in die Wolken ſieht. Anna und Amalie erſcheinen erſt, nachdem Zimmer und Küche in Ordnung ſind und ſehen zu ihrem Schrecken, wie Lottchen und Luiſe eben in höchſtem Dienſteifer eine Katze aus den Gemüsländern jagen und ſie ärger zuſammentreten, als zehn Katzen hätten thun können; Anna, außer aller Faſſung gebracht, greift nach dem Rechen, um das ungebetene Hülfskorps in die Flucht zu ſchlagen. Bertha hat ſich eine Epheuguirlande um den Kopf gewunden, und bemüht ſich ſehr, das einzige Fenſter des alten Gartenhauſes als Spiegel zu benützen, um zu ſehen, wie ihr der Schmuck ſteht. Agnes hat ſich zwiſchen die grünen Aeſte eines leicht erſteigbaren Nußbaums zurückgezogen und ſingt mit heller Stimme, während ſie Nachleſe hält, Ingeborgs Klage nach eigener Compoſition:

Aus iſt des Sommers Luſt,
Stürme durchwehen des Meeres Bruſt,
Ach und wie gerne da draußen
Hört' ich es brauſen!

Adelheid ſitzt auf dem Boden hinter der Laube mit dem Lichtenſtein, den ihr des Försters Tochter geliehen, allzeit in ſtiller Sorge. die Mutter möchte ſie urplötzlich aus dieſer neuen Welt aufjagen; Beate aber ſpielt mit dem Kleinſele, das vor Luſt aufjubelt, daß es die große Schweſter haſchen kann.

So beluſtigt ſich jedes in ſeiner Weiſe bis halb zwei Uhr, wo der Rückzug in's Haus beginnt, und nun geht's mit Ernſt an die Arbeit. Die Schneiderei iſt kein Spaß, aus ſieben alten Kleidern müſſen ſechs neue gemacht werden, nur die vier Großen und Kleinſele bekommen ganz neue. Alwina ſchneidet zu und probirt an; die andern nähen um die Wette, ſogar die „Unmüße“ werden angehalten zu zertrennen und Fädchen auszuzupfen, und das Neſthäkchen will auch ein Puppenkleidchen machen, wobei es Nadeln verliert und ſich in's Fingerchen ſticht. Dazwiſchen ſtimmt Agnes ein Lied an, in das all die Stimmchen zart und grob, falſch und richtig, einfallen, oder erzählt Adelheid, wobei ſie die Kleinen als aufmerkſame Zuhörer hat.

So geht es recht fleißig zu bis zum Schlag vier Uhr, für den die Kleinen ein äußerſt ſcharfes Ohr haben; dann verſchwindet Alwina und kommt zurück mit dem Brodlaib und Obſtkorb; das Vesper wird vertheilt und mit allgemeiner Zufriedenheit verzehrt.

Nach dem Vesper werden die Unmüße entlaſſen, ſie dürfen die Kleine mitnehmen und ſich in Garten und Hof umtreiben, bis ſie unter Adelheids Aufſicht ihre Lektion lernen müſſen.

Die andern aber bleiben fleißig beiſammen bis zur Dämmerung, wo noch ein kurzer Spaziergang gemacht wird. An ſchönen Sonntagen werden immer ſchöne und weite Gänge unternommen, Werktags reicht die Zeit nicht dazu.

Mit einbrechendem Dunkel ſammelt ſich alles in der Wohnſtube, Beate bringt die Kleine zu Bett, der Vater nimmt ſeinen Ehrenplatz am Ovaltiſche ein, Amalie und Anna bringen das Theegeräth und den duftenden Thee mit neugebacknem Brod. Da gehts nun heiter und lebendig her, die heiligen drei König haben genug zu thun, bis ſie die Geſellſchaft verſorgen und den Unmüſſen betrüglicher Weiſe lau Waſſer ſtatt des erhitzenden Thee's unter die Milch miſchen (erſt die confirmirten Töchter ſind zum Thee avancirt); der galante Vikar nimmt aber der Alwina für eine Weile das Geſchäft ab.

Nun der Thee getrunken iſt, marſchiren die Unmüße in ihre Betten ab, das Geräth wird auf dem Seitentiſch flink und in aller Stille gereinigt, die große Lampe wird angezündet, die Schweſtern ſitzen mit dem Strickzeug um den Tiſch, und nun erſt wirds recht ſtill und recht behaglich, der gute Engel der friedlichen Häuslichkeit zieht durch's Zimmer.

Adelheid, der die Abendſtunde ihr Höchſtes iſt, bringt jetzt das Buch, und der Vikar beginnt die allabendliche Vorleſung. Der Vater iſt ſehr ſorgſam in Auswahl der Bücher für ſeinen gemiſchten Zuhörerkreis, bald ſind es Reiſeſchilderungen, die den kleinen Cirkel in ferne, fremde Regionen tragen, bald ſind es geſchichtliche Bilder, die ſie in vergangene Zeiten zurückverſetzen, bald merkwürdige Erlebniſſe und wunderbare Führungen aus dem Leben frommer Menſchen, oder eine ſchöne herzerhebende Dichtung. Fragen und Bemerkungen dazwiſchen ſind erlaubt, und würden all die Zwiſchengeſpräche mit den Büchern wieder abgedruckt, ſo würden ſie noch viel dicker, als Campe's Robinſon. In der Regel iſt das Publikum äußerſt aufmerkſam, wer aber ſchläft, und doch noch nicht zu Bette gehen will, der wird verurtheilt, ohne Licht etwas aus des Vaters oberem Zimmer zu holen.

* * *

So wäre nun demnächſt der Tag zu Ende, und ihr meint wohl, er gehe eben aus wie alle andern Tage, damit, daß die Leute zu Bett gehen und ſchlafen? Ja, nur Geduld, heute geſchieht noch etwas ganz Beſonderes. Man las heute Abend in Mungo Parks Reiſen, und während dieſer unermüdliche Forſcher nach der Nilquelle ſpürte, war Alwina ſanft eingeſchlafen. Der Vater, der gerade las, ſah auf, weil er an ein unaufgeſchnittenes Blatt kam, und bemerkte die Schlafende. „Alwina,“ rief er, „geh' einmal auf mein Zimmer, und hol mir mein beinernes Papiermeſſer auf meinem Pult!“ Hocherröthend fuhr Alwina auf, „ich habe nicht geſchlafen, gar nicht,“ und wurde faſt böſe über dem herzlichen Gelächter der andern. Doch machte ſie ſich ſogleich auf, um das Meſſer zu holen, ſchon hört man ſie draußen im Gang nach dem Weg krabbeln, noch ehe ſie aber ganz oben ſein kann, fällt's plötzlich dem Vikar ein: „ach Herr Pfarrer, ich habe mir heute erlaubt, Ihr Papiermeſſer zu nehmen, Fräulein Alwina kann es im Dunkeln nicht finden, erlauben Sie, daß ich ihr leuchte,“ und raſch hatte der galante Vikar ein Licht angezündet, und flog die Treppe hinauf; aber es dauerte unendliche Zeit, der Mungo Park ſtand immer am Nilufer, kein Vikar, keine Alwina, kein Papiermeſſer kam. „Angelika, nimm den Wachsſtock und ſiehe, wo ſie bleiben,“ ſagte die Mutter; Angelika ging, aber ſie kam auch nicht mehr; da wurde der Vater ganz ungeduldig: „Anna, geh Du, Du findeſt im Dunkeln den Weg.“ So ging auch noch die Anna, und ſchon glaubten die Kinder, es gehe wie in dem Märchen von der klugen Elſe, und ſie alle, nebſt Vater und Mutter, werden noch nach müſſen; ſiehe, da geht die Thüre auf, Angelika und Anna ſchreiten voran mit Kerze und Wachsſtock und mit dem Jubelruf: „Vater, Mutter, ein Brautpaar!“ hinter ihnen führt der Vikar Alwina an der Hand, die glüht wie eine Purpurroſe, und er fragte ſchüchtern: „Lieber Herr Pfarrer, wollen Sie mir nicht Eine ihrer Töchter anvertrauen?“

Das war ein Erſtaunen! Die Schweſtern hielten vor Verwunderung den Athem an, jetzt ging erſt der Adelheid ein Licht auf, warum Alwina ein Sträußchen bekommen, und nicht ſie, obgleich die das franzöſiſche Gedicht heute viel ſchlechter rezitirt hatte.

Die Mutter hatte wohl ſchon ſo etwas geahnt, der Vater aber nicht; der Vikar war der einzige Sohn reicher Eltern, und hatte die Zuſicherung, eine gute Pfarre zu bekommen, dem ſtand die Wahl unter den Töchtern des Landes offen, wie würde er wohl eine von ſeinen armen elf Mädchen wählen? Dem Vikar aber dünkte die friſche fleißige und frohherzige Alwina reicher als alle Prinzeſſinnen der Welt.

Nun, zu bedenken war da wenig; mit Freudethränen nahm die Mutter, mit Lächeln der Vater die Hände der Beiden, „Gott ſegne euch, meine Kinder,“ ſprach der Vater, „mit Frieden und Freude, wie er uns geſegnet hat.“ „Und mit weniger Mädchen,“ flüſterte ihm doch die Mutter in's Ohr.

„Aber werden auch Ihre Eltern einverſtanden ſein?“ fragte beſorgt die Mutter; der Vikar verſicherte, er habe längſt die freudige Zuſtimmung der Seinen, da er dieſen

Entſchluß ſchon lange im Herzen trage, aber bis jetzt noch nicht Gelegenheit gefunden, ſein Wort anzubringen.

Wie es gekommen, daß über des Vaters Falzbein die Beiden ſich ſo ſchnell gefunden, das blieb noch ein Räthſel. Jetzt aber war der Damm des Schweigens bei den Mädchen gebrochen, lächelnd, jubelnd, erröthend grüßten ſie den neuen Schwager. Anna und Adelheid ſchlichen ſich bei Seite, um zu ſehen, ob es nicht möglich wäre, noch einen Punſch zu fabriziren; der Vater aber ſchlug endlich, um den fröhlichen Lärm zu bewältigen, einen Choralgeſang vor; der neue Bräutigam mußte ſich an's Klavier ſetzen, Agnes, deren Stimme heut wie eine Engelſtimme klang, ſtimmte den ſchönen Choral an:

„So führſt Du doch recht ſelig, Herr, die Deinen.“

Und ſo ſchloß dieſer wichtige Tag im Pfarrhaus mit Dank und Freude.

* * *

Nicht alle Tage hatte bisher ſo ein Jubel geſchloſſen, das ſagt auch das verbleichte Geſicht und die matte Geſtalt der Mutter, die etwas gefurchte Stirn des Vaters. Viel mühvolle Tage, viel ſchlafloſe Nächte hatte es gekoſtet, bis dieſe blühende Töchterſchaar auf eignen Füßen ſtehen, mit eignen Händen ſich regen konnte, bis ſie fröhlich und friſch wie Oelzweige den Tiſch umgaben. Aber auch dieſe Tage und Nächte waren vorübergegangen, Geduld, Gottvertrauen und Liebe waren als köſtliche Saaten unter Sturm, Froſt und Regen aufgekeimt. Und wie die junge Schaar wuchs und ſich mehrte, da wuchſen der Mutter auch die Gehülfinnen mit heran. Nicht einer Fürſtin Wochenbett kann ſorgſamer behütet, liebevoller bedient ſein, als es das letzte der Mutter war, wo die vier größern Mädchen, deren junge Kräfte früh geübt worden waren, ſich in ihre Pflege theilten.

Nicht jeder Tag war ſo wie dieſer in vollkommenem Frieden verlebt worden. In den eilf Köpfchen und Köpfen wohnten eilf Sinne, von denen oft jeder Recht haben wollte, in den eilf Herzen keimte neben der guten Saat auch viel Unkraut, ſo war der Friede gar vielfach gefährdet, ſo daß die ſanfte Mutter nicht immer mehr im Stande war zu ſchlichten, und der Vater ein kräftiges Schiedsrichteramt üben mußte.

Aber jeder Morgen war begonnen worden mit herzlichem Gebet, und der Nachklang davon ließ nicht ſo bald ſchlimme Geiſter aufkommen.

Jeder Abend war mit Gebet und Geſang beſchloſſen worden, und eins der Kinder hatte am Schluß das Gebet des Herrn geſprochen, und wer vom Herzen gebetet: Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben, über deſſen Groll wird keine Sonne untergehen.

Und wißt ihr, welcher Segen für eine ganze Heerde ein einziges Schäflein werden kann, das ganz dem Hirten eigen iſt?

Ein ſolches war Beate, die ſtillſte, die ſchwächſte, die unſcheinbarſte, die unbegabteſte der Schweſtern. Sie war der Friedensengel, ſie die ſüße Quelle, die nichts Trübes und Bitteres in ſich aufkommen ließ, die es leiſe wegſpülte, wo es bei Andern ſich angeſetzt. Wenn es unter den Kleinen einen Streit gab um Spielzeug und Obſt, da war es Beate, die mit lächelndem Geſicht ihren Antheil zum Opfer brachte, oder das von allen Verſchmähte für ſich nahm; wo die Mädchen ſich zankten um das Recht mitzudürfen, da war ſie ſtets bereit, dazubleiben und hatte immer einen Grund, warum ſie beſonders gern daheim war; bei den gemeinſamen Spielen hatte ſie nie einen Willen als den, der zum Frieden führte; das abgetragenſte Kleid fand ſie noch recht nett, den angebrannten Brei allzeit noch gut, nichts war für ſie gleichgültig, was andern unangenehm war, nichts vergaß ſie, was andern Freude machte.

Sie ſelbſt wußte es nicht, und die andern ahnten es nicht, welches Kleinod dies ſtille Kind für ſie Alle war. Die Mutter aber wußte es und dankte Gott mit Freudenthränen für dieſe Perle.

* * *

Was aus den eilf Schweſtern geworden iſt, iſt nun freilich die wichtigſte Frage, und da wir nicht dem Lebensgang jeder Einzelnen folgen können, ſo erfahren wir es wohl am ſicherſten aus einem Briefe, den zehn Jahre nach jenem Verlobungstag Alwina's, Amalie den Schweſtern aus — Amerika ſchrieb.

Vier Jahre waren ſchon vergangen, ſeit die eilf Schweſtern als Waiſen das geliebte Vaterhaus verlaſſen hatten, ohne andern Reichthum, als der Eltern Segen, Gottes Schutz, genügſame Herzen und fleißige Hände. Vater und Mutter ruhten im Grabe. Den kräftigen Vater hatte ein Nervenfieber weggerafft, das ihn an einem Sterbebette ergriffen, dieſelbe Krankheit riß der Mutter zarten Lebensfaden ab, eh' ſie das Weh faſſen konnte, das ihr mit dem Tode des geliebten Gatten geſchehen war. Sie ſtarb mit Bewußtſein, aber ein troſtreicher Engel ſchien ihr ſonſt ſo verzagtes Herz geſtärkt zu haben. Denn als ihr brechendes Auge auf die weinende Töchterſchaar um ihr Lager fiel, da ſchaute es mit zuverſichtlichem, ſtrahlendem Blicke nach oben, ſegnend breitete ſie die Hände über ihre Kinder und von den erblaßten Lippen klangen die troſtvollen Worte: Gott wird Euch nicht verlaſſen.

Und nun zu Adelheid's Brief, der an Alwina, als an die Familien-Aelteſte geſandt wurde.

„Geliebte Schweſtern!

„Gott wird Euch nicht verlaſſen, war das ſegnende Abſchiedswort unſrer lieben Mutter, und es iſt bis dieſen Tag in Erfüllung gegangen. Dich, liebe Alwina, hat er an den eignen glücklichen Heerd geführt, und Dein Haus geſegnet, daß es noch Zuflucht und Heimath für die Schweſtern werden kann.

„Friederike, das Neſthäkchen, der Mutter und unſer Liebling iſt unter Eurer Obhut geborgen, Louiſe, der Unmuß, findet bei Deinen Mädchen und Bübchen genug zu thun für ihre flinke Hand und noch flinkere Zunge, und Lottchen, der Unmuß Nr. 1, kommt nun ſogar als glückliche Braut unter Dein Dach, um bei Dir für den Ausbau ihres Neſtchens zu ſorgen, um von Dir einſt zum Altar geleitet zu werden.

„Sage ihr, der lieben Braut, jetzt die Hauptperſon, vor allem unſre herzlichſten Glückwünſche. Nach der herben Dienſtzeit unter der geſtrengen Frau Geheimeräthin, wird ihr der Aufenthalt bei Dir und dereinſt unter dem eignen Dach beſonders wohl thun. Wir freuen uns, ihr hier einen Beitrag zur Beſtreitung ihrer Ausſtattung ſenden zu können, geben ihr aber den freundſchaftlichen Rath, allen Luxus zu vermeiden, da ihr Zukünftiger dem Lehrſtande angehört, der ja jederzeit reicher an geiſtigem als leiblichem Beſitz iſt. (Wir wünſchen zu wiſſen, ob die Verlobung auch über einem alten Falzbein geſchloſſen wurde?) Das glückliche Brautpaar ſoll ſich das Warten nicht verdrießen laſſen, Lottchen iſt ja noch erſtaunlich jung.

„Gott hat uns nicht verlaſſen, möchte ich auf's Neue beginnen. Er hat Agnes und mich glücklich über's Meer geführt, als wir vor vier Jahren anfingen einzuſehen, daß übergenug Mädchen im Vaterland ſind, und auszogen, unſer Heil in der neuen Welt zu ſuchen. Er hat uns guten menſchlichen Schutz zugewendet, und hat unſern Fleiß geſegnet, ſo daß wir noch zwei von Euch ein Aſyl bei uns anbieten konnten, und die Mittel, es zu erreichen.

„Anna und Bertha ſind wohlbehalten hier angekommen, wir wollten Euch nicht ſchreiben, bis wir unſern vierfachen Lebensplan für die Zukunft feſtgeſtellt hatten. Nun aber wollte ich, Ihr könntet unſere neue kleine Reſidenz ſehen, wir haben nun ein kleines, ſehr freundliches Haus in einer Vorſtadt Boſtons gemiethet, der hübſche Garten daran geſtaltet ſich bereits prächtig unter Anna's Hand, die von Sonnenaufgang bis Abend darin ſteckt. Mit den Blumen und Gemüspflanzungen, zu denen ſie Samen gebracht, hoffen wir ſeiner Zeit glänzende Geſchäfte zu machen, unſere heimathlichen Roſen und Nelken ſollen Aufſehen machen in der neuen Welt.

„Bertha ſitzt bereits in einem Meer von Hüten, Hauben und Viſites, ich hatte ſie zuvor ſchon ſo gut empfohlen, und ihre Geſchicklichkeit macht meiner Empfehlung ſolche Ehre, daß ſie ſich ein dienſtbares Geiſtlein zur Hilfe wird beilegen müſſen, das ſchon in dem Töchterlein einer armen eingewanderten Familie gefunden iſt.

„Agnes wird um mehr Muſikſtunden gebeten, als ſie annehmen kann; Ihr würdet ſtaunen, wenn Ihr hören könntet, wie herrlich ihre Stimme ſich erhalten und ausgebildet hat. Das letzte Concert allein hat ihr reichliche Erndte gebracht, mehr als unſer vereinter Beitrag für Lottchens Ausſteuer beträgt, ſie liebt aber das öffentliche Auftreten und die geräuſchvollen Demonſtrationen des hieſigen Publikums nicht, und zieht ihren viel mühſameren aber ſtillern Wirkungskreis vor. Darum hat ſie auch mit unſrer vollen Beiſtimmung einen neuen, ſehr glänzenden Antrag auf die Bühne entſchieden ein für allemal abgelehnt.

„Meine Kunſtbäckerei, um meine eigne werthe Perſon nicht zu vergeſſen, geht ganz ſplendid, unſere vaterländiſchen Zuckerbrezeln, Gugelhopfen und Fleiſchpaſtetchen ſind hier meiſt gerner geſehen, als leider unſere lebendigen Landsleute. Hie und da geruhe ich auch noch, wie vor Zeiten daheim, mich im Wagen holen zu laſſen, um das Arrangement großer Diners zu übernehmen, ziehe aber gleich unſrer Agnes die Thätigkeit daheim vor.

Ein jeder treib' es, wie er's kann,
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.

„Wie unausſprechlich wohl es uns iſt, ſeit wir nun ein vierblättriges Kleeblatt bilden, das könntet Ihr Euch erſt recht vorſtellen, wenn's Euch möglich wäre, am Abend einen Blick in unſer drawing room zu werfen, wo wir nach abgethaner Tagesarbeit uns um unſern Theetiſch ſetzen, der ſtets mit einem Abfall meiner Kunſtprodukte reichlich verſorgt iſt. Wir haben uns wohl immer lieb gehabt, liebe Schweſtern, aber ich meine den ganzen herrlichen Segen der Familienbande lernt man doch erſt in der Fremde kennen.

„Ich muß manchmal an die Tante Commerzienräthin denken. Als ich ſie vor vier Jahren um einen Vorſchuß zu unſerer Auswanderung bat, da ſchob ſie ihre Brille hinauf, und ſah mich verwundert und geringſchätzig an: ‚Hm, hm, iſt meiner Zeit nicht der Brauch geweſen, daß Mädchen auswandern, wer ſchaffen will, findet im Vaterland ſein Fortkommen.' Nun, die Tante kann recht haben, doch zweifle ich, ob mein Hausjungferngehalt und der Agnes Muſikſtunden uns je im Vaterland zu einer ſo unabhängigen und ſorgenfreien Exiſtenz geholfen hätte.

„Bei allem verhehle ich Euch nicht, liebe Schweſtern, wir haben eine Heimath hier, aber kein Vaterland. Es kommt kein Sonntag, wo nicht eine recht innige Sehnſucht in uns erwacht nach deutſchem Glockenklang, nach einem deutſchen Kirchenlied und einem deutſchen Familienkreis. Und im Stillen ſei's geſagt, ſo oft wir uns am Wachſen unſrer Erſparniſſe erfreuen, ſo wächst die Hoffnung, daß wir dereinſt früher oder ſpäter die Früchte unſeres Fleißes in der lieben Heimath mit Euch genießen können.

„Mehr und mehr überzeuge ich mich, daß Angelika's Talent ihr hier weniger als im Vaterland Früchte tragen würde, ſelbſt wenn ihre zarte Geſundheit die Seereiſe ertragen könnte. In dieſem Land der Bewegung und des Wechſels nimmt man ſich kaum Zeit zu einem Bilde zu ſitzen: Daguerreotype, die in drei Minuten fertig ſind, das iſt amerikaniſcher Geſchmack. So iſt es viel beſſer, ſie lebt wie bisher ihrer Kunſt und pflegt ihre Geſundheit, was ihr ja um ſo viel leichter wird, ſeit ſie im Haus der edlen kunſtſinnigen Gräfin eine Heimath gefunden. Ihre lieben ſeelenvollen Bildchen haben auch hier ſchon manches Auge und manches Herz erfreut, ihr theures Abſchiedsgeſchenk, Eure und der Eltern Bilder, ſind und bleiben die ſchönſte und liebſte Zierde unſres ſchönſten Zimmers.

„Aber, wird die Welt umgekehrt, daß unſre beſcheidne Schweſter Beate zu ſo hohen Ehren kommt? von Königin und Prinzeſſinnen umarmt und beſchenkt, und zur Vorſteherin weiß nicht wie vieler wohlthätiger Anſtalten ernannt wird? Iſt ſie denn nicht vor Demuth in die Erde verſunken ob ſolchen

Ehren, und wie nimmt ſich denn die diamantenbeſetzte Uhr auf dem unſterblichen dunklen Merinokleid unſrer lieben soeur grise aus? Wir könnten hier wohl auch ſolche Engel brauchen, liebe Beate, aber ihrer ſind auch in der Heimath nie zu viel. Gehe Du fortan als Engel des Troſtes durch die Reihen der Leidenden, in die Kämmerlein der Bedrängten; — ich freue mich von Herzen, daß Du in der Familie des würdigen Dekans auch die Freuden des eignen Hauſes nicht vermiſſen darfſt.

„Adelheid wird, wie ich denke, nicht zögern, den ehrenvollen Ruf an die Erziehungsanſtalt der Hauptſtadt ihrer Gouvernantenſtelle vorzuziehen, die, ſo einträglich ſie war, doch eine freudloſe und undankbare geblieben iſt. Wir freuen uns herzlich dieſer Wendung, die zwei unſrer lieben Schweſtern wieder zuſammenführt. Auch Adelheid thut beſſer im Vaterlande zu bleiben, Erzieherinnen dieſer Art werden hier weder geſucht noch geſchätzt; die jungen Damen aus höhern Kreiſen werden in Penſionen ‚ſchnellgebleicht‘.

„Noch eins ſei Euch im Vertrauen geſagt: wenn wir dereinſt den ſchönen Plan ausführen, ins Vaterland zurückzukehren, ſo wäre möglich, daß wir nimmer vollzählig kommen. Ein Sohn des Doktor M., der unſer treuer Schutz auf der Ueberfahrt war, ſpricht beſonders häufig bei uns ein, ſeit die Schweſtern hier ſind, und er gibt Anna nicht undeutlich zu verſtehen, wie gut eine ſo rüſtige gewandte Frau für ſeine Farm paſſen würde. Was ſoll aber aus unſrem Garten werden, wenn Anna ſich dereinſt entſcheidet, auf die Farm zu ziehen!

„Auch mit Bertha weiß man nicht, wie es werden wird. Ein längſt hier angeſiedelter Landsmann, der in unſrer Nachbarſchaft wohnt, hat immer etwas zu fragen und zu ſagen bei uns, und unterhält ſich überaus gut mit der fleißigen Putzmacherin. Er treibt ein ſehr blühendes Gewerbe, welcher Art, ſchreibe ich aber noch nicht, Eure verwöhnten Näschen könnten ſich noch in angebornem Vorurtheil rümpfen, hier denkt man darüber anders. Einſtweilen nur ſo viel, daß er ein ſehr gebildeter und ſehr frommer Mann iſt, er ſcheint faſt zu ernſt für unſre heitre flüchtige Bertha, und doch findet er großes Gefallen an ihr, und ſcheint zu glauben, daß oft auch in glatter zierlicher Schale ein guter Kern ſtecken kann.

„So habe ich nun, wie die Mutter pflegte, uns alle an den Fingern zuſammengezählt, und wenn ich ſo unſern Lebensgang bis hieher überdenke, ſo bleibt mir nichts zu ſagen übrig, als das freudige Wort: der Herr hat's wohl mit uns gemacht! Wir haben frühe daheim gelernt uns fügen und uns rühren; das Brod, das für ſechs verwöhnte Kinder nicht ausgereicht hätte, hat eilf genügſame groß gezogen. Wir haben, Dank ſei es unſern frommen Eltern, frühe gelernt, ein Bürgerrecht droben zu ſuchen, ſo waren wir nie heimathlos, noch ehe wir ein Plätzchen auf Erden gefunden, wo wir unſer Haupt niederlegen konnten; wir haben frühe gelernt, mit unſrem Pfunde wuchern und unſre Kraft brauchen, ſo daß die vielbejammerten eilf Mädchen nun beſſer geborgen ſind, als manches einzige Töchterlein reicher Eltern.

„Ob uns Allen zuſammen noch ein Wiederſehen auf Erden beſtimmt iſt? — ich wage es kaum zu hoffen, es liegt in Gottes Hand. Wir Alle aber haben die Hoffnung auf ein noch ſeligeres Wiederſehen, wo unſrem treuen Vater das ſchöne Wort vergönnt ſein wird: Ich habe der Keines verloren, die du mir gegeben haſt.“

Das humoriſtiſche Pfarrhaus.

In einer der anmuthigſten, am tiefſten ans Herz ſprechenden Gegenden des lieben Schwabenlandes liegt ein nettes Dorf und darin ein Pfarrhaus, das man lange Jahre durch ein götterbegünſtigtes, glückliches Haus nennen konnte, nicht allein weil tüchtige Söhne und blühende Töchter dort aufwuchſen, weil Friede und behaglicher Wohlſtand darin wohnten, ſondern zumeiſt weil der Herr, das Haupt und die Sonne des Hauſes, zu dem geſegneten Geſchlechte der Immergrünen gehörte, über deren Wiege ſchon ein beſonders heller Stern geſchienen; weil er einen unverſieglichen Quell friſchen Lebens, heiterer Laune in ſich trug, der erquicklich und labend das ganze Haus durchſtrömte. — Eine wunderſame Gabe hatte der Pfarrer, allen Dingen des gewöhnlichen Lebens einen anmuthigen, poetiſchen, faſt mährchenhaften Anſtrich zu geben; durch alle Spiele ſeiner Kinder, durch alle anſcheinende Tändeleien mit denen er ſich beſchäftigte, durch alle Unterhaltungen mit ſeinen Freunden und Gäſten zog ſich dieſer zauberiſche Hauch.

Wie lockend klang ſchon am Morgen die Einladung zum Frühſtück in der „Aurorahalle!“ Und doch war das nur des Pfarrers Studirſtube, gegen Morgen gelegen, nichts darin zu ſchauen von einer Halle, wohl aber Pfeifen, Bücher und

Papiere ſammt dem wunderlichen Hermeshausrath, den ſeine zahlloſen Lieblingsbeſchäftigungen nöthig machten; alles gefällig geordnet von der Hand der ſorgſamen Hausfrau, eine heitere Mannigfaltigkeit, keine ſtudirte Unordnung, wie ſie heutzutage Mode iſt, ſondern eine unſtudirte Ordnung. Aber das Hauptſtück war am Mittelfenſter des Zimmers ein koloſſales Vogelkäfig, Alhambra genannt, deſſen Styl, wenn auch juſt nicht mauriſch, doch gewiß ein anmuthiger war mit ſeinen Kuppeln und Thürmen. Die gefiederten Gäſte dieſes luſtigen Palaſtes waren auch ſo ſtolz auf ihren ſchönen Kerker, daß ſie luſtig, wie im Freien, umherflatterten, piepten und ſangen, aus den kleinen Baſins der Springbrunnen nippten und auf den grünen Tannenbäumchen umherhüpften. Es waren auch keine vornehmen Ausländer, keine Kanarienvögel oder Papagaien, nein, Landeskinder, die auch einen Puff, d. h. einen guten ſchwäbiſchen Winter aushalten konnten, Maiſen, Amſeln, Finken, Emmerlinge. — Das Allerbeſte aber in der Aurorahalle war die freundliche Geſtalt des Pfarrherrn ſelbſt, ſtattlich und ungebeugt, ſein friſches, faſt noch jugendliches Geſicht, der Mund, den ſtets der gutmüthige Humor umſchwebte, dem man aber nicht ſo recht getraut hätte, wenn nicht ſo ein paar klare, treuherzige Augen darauf herunter geſchaut hätten.

Die Fenſter des heitern Gemachs gingen in den „Park“; ſo hieß der kunſtreich angelegte Pfarrgarten, der in einem etwa achtzig Schritt breiten Raume die mannigfachſten Anlagen, Blumenbeete, ein Wäldchen, ein Labyrinth und was alles noch enthielt. In der Mitte ſtand die Laube, wo Sonntags Nachmittags die Familie ſich ſammelte, um in recht gemüthlicher Ruhe zu „ſchwelgen“, d. h. Brod, Käſe und Butter zu genießen.

Wie das ſchlichte Zimmer und der kleine Garten, ſo trug alles im Pfarrhauſe ein feſtliches Gewand, und dieſer farbige Lebenshauch mußte ſich zuerſt über die Kinderjahre der heranwachſenden Jugend des glücklichen Hauſes ausgießen. Die einfachſten Spiele wußte des Vaters poetiſcher Sinn zu färben und zu ſchmücken. Mit ſilbernen und goldenen Pfeilen ſchoßen die Knaben aus ihren kleinen Armbrüſten, daß die hochfliegenden wie Sterne in der blauen Luft ausſahen, und des Vaters geſchäftige Hand hatte ſtets neue vergoldet, wenn ſich die alten verflogen. Für die windigen Herbſt- und Frühlingstage lagen ſechs große Papierdrachen bereit, ſo daß, wenn ſie über das Dorf flogen, das Geflügel ſich ängſtlich verkroch vor dieſen Ungeheuern. — Einmal wurde über Berg und Thal eine „Sternenfahrt“ angeſtellt zu einem unweit wohnenden Oheim, wobei man um Mitternacht ausfuhr, nur um die geheimnißvolle Zeit der ſchönen lauen Sommernacht zur Reiſe zu benutzen. Ein andermal wurde an der grünen Waldecke ein fröhliches Bankettt mit den Freunden aus der Stadt begangen, um die Sonnenfinſterniß zu beobachten, oder es zog die ganze Familie in den duftigen ſchönen Wald hinaus auf Abenteuer, wie es hieß, und ſie zerſtreuten ſich und zogen durch Hecken und Gebüſche, um ſich am Ende nach langer Verirrung wieder zu finden. Da galt's, wer die merkwürdigſten Abenteuer zu erzählen wußte! eins hatte faſt gar ein Eichhörnchen geſehen und das andere wirklich einen Haſen, das dritte eine Quelle entdeckt und das vierte einen Schmetterling gefangen, dem Vater aber, dem waren die allermerkwürdigſten Abenteuer aufgeſtoßen, Rieſen und Drachen, verzauberte Fräulein und Zwerge — die Kinder waren die Miſchungen aus Wahrheit und Dichtung in ſeinen Geſchichten ſo gewöhnt, daß ſie nicht dadurch verwirrt wurden.

Dann wurden die Zigeunerfamilien heimgeſucht, die häufig draußen an der grünen Waldecke lagerten und der Pfarrer ließ die Kinder einen Blick in ihr abenteuerliches Treiben thun, auch nahm er manchmal ein Paar der braunen Geſellen noch in der Nacht mit nach Hauſe, um ſeine Frau mit einem Ständchen zu überraſchen, obgleich ſie ſich vor den ſchwarzen Burſchen entſetzlich fürchtete.

Und die Winterabende, die köſtlichen Winterabende! wo draußen der Schnee fiel und in der warmen Stube der Vater mit Mutter und Kindern um den Tiſch ſaß und die Spinnrädchen ſchnurrten und dazwiſchen die ſchönen Geſchichten vom Vater vorgeleſen und mit ſeinen eigenthümlichen Bemerkungen gewürzt, eine eigene Wunderwelt in die einfache Pfarrſtube zauberten.

In alle Kinderphantaſien und Spiele, die ſonſt von den Eltern allerhöchſtens geduldet und belächelt werden, ging er mit vollem Ernſt und dem angelegenſten Intereſſe ein, und das vor allem machte dieſe Kinderzeit ſo reich und ſchön. Und dann noch die Familienfeſte! dieſe Sonnenblicke der nüchternen Häuslichkeit, die für das äußere Leben ſind, was der Sonntag für das geiſtige, — Tage, wo die Kinder von ſelbſt brav ſind und die Eltern nicht zanken; wie reich an Feſten war das Pfarrhaus! Geburtstage des Vaters, der Mutter, der verſtorbenen Großeltern ſogar, der Eltern Verlobungs- und ihr Hochzeittag, — die alle ſtanden wie helle farbige Blumen unter Küchengewächs in der Reihe der gewöhnlichen Tage und erhielten die Herzen friſch.

In all dieſem Wechſel von Freuden und Genüſſen ſtand dem heitern Spender dieſer Luſt die gute Pfarrfrau zur Seite, ein wahres Wunder einer nachgiebigen Ehfrau, die alle die bunten, oft ſeltſamen Einfälle des Gatten nicht nur geduldig gewähren ließ, ſondern auch mit der beſten, freundlichſten Laune in ſie einging. Mochte der Pfarrer ihre Waſchkammer zum Vogelhaus und zur Kaninchenhöhle einrichten; mochte er lebendige Maiſen in der Stube halten, die zwar die Mücken fingen, aber die weißen Vorhänge jämmerlich beſchmutzten; mochte er mit ſeinen Erfindungen und Beſchäftigungen ihre netten Zimmer mit unermeßlichem „Gruſt“ (laßt das unüberſetzbare ſchwäbiſche Wort paſſiren!) erfüllen, ſie keifte und klagte niemals, ſie freute ſich jedes Gelingens, tröſtete über jedes Mißlingen und wußte mit leiſer, nie ſtörender Hand immer wieder Licht in das Chaos zu bringen.

Stets hatte der Pfarrer ein freundliches Wort, einen harmloſen Scherz auf der Lippe; nur wenn er ernſthaft wurde, mußte man auf der Hut ſein, denn ſein größtes Gaudium war, in ernſtem, trockenem Tone irgend eine fabelhafte Neuigkeit, eine merkwürdige Reiſenotiz mitzutheilen. Gelang es dann den Gaſt zu geſpanntem Aufmerken, zu einem Ausruf der Verwunderung zu bringen, dann brach die ganze mitverſchworne Familie, Söhne und Töchter, in den ſchallenden Ruf aus: „bemorſcht, bemorſcht!“ und der „Bemorſchte“ brauchte eine gute Weile, um ſich wieder in eine höfliche und reſpektirte Verfaſſung zu bringen.

Mit jungen Neffen und ſonſtigen Kindern, die gar häufig die Ferien im allzeit fröhlichen Pfarrhauſe zubrachten, ging er in dieſer Beziehung faſt grauſam um. Er erzählte ihnen ſo wunderliche Dinge, daß die Burſche oft nicht mehr wußten, was wahr und falſch ſei in der Welt. Einer lief einmal zwei Stunden weit nach einem Bergkirchlein, um zu ſehen, ob es wirklich, wie der Oheim geſagt, ein mächtiger Dom ſei, über den man ein Verkleinerungsglas geſtürzt.

Der tiefe feſte Grund im Weſen des Pfarrers war aber eine innige, warme Seelengüte, ein Bedürfniß glücklich zu ſein und glücklich zu machen, das auch ſeinem Humor jeden Stachel brach, der hätte verletzen können, das ihm die heitere, lebensvolle Färbung gab. Zeuge dieſes warmen Herzensgrundes war auch die Liebe, mit der ihm faſt ohne Ausnahme das ganze Dorf anhänglich war, denn für den puren Humor an ſich haben unſere Bauern bekanntlich wenig Sinn. Er gehörte nicht zu den ſchreibeluſtigen Pfarrern, die um jeden kleinen Dorfzwiſt, um jeden fehlenden Ziegel auf einer Armenhütte mit Pontius und Pilatus korreſpondiren; aber eine offene Hand iſt beſſer als eine fertige Feder, und viel tauſend Zwiſtigkeiten, deren Grund ſein helles Auge durchſchaute, hat ſein freundlich verſtändiges Wort geſchlichtet, ehe ſie vor den Gerichten zum unheilbaren Schaden wurden. Jedem Fragenden, jedem Bedrängten, ſtand ſein Ohr offen, und aus dem zutraulichen, herzlichen Gruß der Leute, wenn er durch's Dorf ging, ließ ſich leicht hören, daß er war, was ein rechter Pfarrer ſein ſoll, Freund und Vater ſeiner Gemeinde.

Neben dieſem guten und feſten Grunde ſeines Weſens mahnte ſein Thun und Treiben oft an ein Kaleideskop, das ſtets wieder neue und überraſchende Bilder hervorbringt. Mochte er auch immerhin ſeiner aufblühenden Jugend hie und da geſchenktes Confekt confiſciren und es ſelbſt verzehren mit der Verſicherung: „Seht, das iſt mir geſund, weil ich der Vater bin, Euch wäre es ſchädlich" — ſie haben darum nur um ſo beſſere Zähne behalten — oder den Neffen Studenten ihre patenten Stöcke dabehalten und ſich ſchönſtens für das Geſchenk bedanken: ſie hatten junge Füße, um darauf heimzulaufen, und ſind doch gern wiedergekommen. Ich glaube, es hat ihm nie Jemand etwas nachgetragen, nicht einmal ſeine Braut die Verlegenheit, in die er ſie brachte, als ſie mit einem gleichfalls verlobten Vetter gemeinſame Brautviſiten machten und dann die beiden Bräutigame beim feierlichen Abſchied an der Treppe, Angeſichts der begleitenden Damen vom Haus, rittlings das Treppengeländer hinabrutſchten und den verſteinerten Bräuten überließen zu Fuß nachzukommen.

Nicht zu zählen waren die Erfindungen und Beſchäftigungen, bei denen die raſtlos thätige Phantaſie des Pfarrers oft hohen Sinn in kindiſches Spiel legte. Sein erſtes und letztes Steckenpferd, dem er treu blieb bis zum Tode, waren die Vögel, die er bald frei im Zimmer, bald in einer eigens zum Vogelwald geſchmückten Kammer hegte, bis er ſpäter viele ſchöne Stunden auf den Bau ihrer Paläſte verwendete, die bald in gothiſchem, bald in byzantiniſchem, bald in mauriſchem (ſtets ſelbſt erfundenem) Style aufgeführt wurden. Dieſe Vogelhäuſer, die den Raum eines ganzen Fenſters einnahmen und ins Freie gingen, waren wahre Vogelparadieſe, mit grünen Bäumlein und lebendigen Springbrünnlein, er hegte darin nur vaterländiſche Vogelarten, die unſern Sommer und Winter im Freien ertragen können, und ſie wiegten ſich fröhlich auf den Stänglein ihres luftigen Palaſtes und ſchauten verwundert in die Spiegelgläſer, die oben in der gewölbten Kuppel angebracht waren. Gewiß haben auch dieſe Vögelein ein mährchenhaftes Traumleben geführt und die goldene Freiheit nicht beklagt.

Dann tauchte eine minder lebendige Leidenſchaft auf, die doch auch ihren Grund in der innerlichen Luſt hatte, den geheimen Gängen der Natur zu lauſchen: es wurden Thermometer verfertigt, ganz kunſtvolle und nie dageweſene. Man wußte wirklich nicht, war mehr die namenloſe Geduld des Pfarrers zu bewundern bei ihrer Ausführung, oder die der guten Hausfrau, welche die tauſend Gegenſtände reſpektiren mußte, die zu dieſem Werk nöthig waren und ihre Tiſche bedeckten. Endlich ſchloß er dieſe mühevollen Werke ab mit einem Hauptſtück, an deſſen Spitze als Vignette die Hand der Ehefrau auf die Thermometer einen Bannſtrahl ſchleudert.

Drauf wurden transparente Lichtſchirme verfertigt, die Uhren vorſtellten, in deren Mitte das Werk einer alten Taſchenuhr geſetzt wurde; ob ſie aber ſpäter noch gegangen ſind, weiß ich nicht. — Dann machte er Zauberſpiegel, zuſammengeſetzt aus tauſend verſchieden geſtalteten Spiegelgläſern, in der Mitte eine camera lucida, ſo daß dem Hineinſchauenden ſein Bild in den wunderlichſten Formen entgegenblickte. — Und nun kam es an eine kunſtvolle Ausarbeitung ſeines Familienſtammbaums, auf deſſen in bürgerlicher Ehrenhaftigkeit fleckenloſe Mitglieder er ſo ſtolz ſein durfte als irgend eine Erlaucht. Der wurde auf's zierlichſte geſchrieben und dann in ſieben ſchön gearbeitete Kapſeln gelegt, die er Särge nannte und denen er die mannigfaltigſten Formen gab, der äußerſte war ſchlicht, dann wurden ſie immer ſchöner bis zum innerſten der mit goldſchimmernden Blumen, Sternen und Vögeln auf's wunderſamſte beſetzt und geſchmückt war.

Während ſeine farbenreiche Phantaſie ſich ſo in den Werken ſeiner Hand ſpiegelte, ging eben ſo raſtlos die Thätigkeit ſeines gebildeten, immer jungen Geiſtes fort. In ſeiner Jugend hatte er begeiſterte Vaterlandslieder gedichtet, hatte auch die Fackel ſeines gutmüthigen Humors geſchwungen und ſich durch Satiren auf die Weiber das ganze Geſchlecht zum Feinde gemacht, während keine Einzelne ihm je feind geworden war. — Das erſte Werk ſeiner reifern Jahre war eine metriſche Ueberſetzung ſeines deutſchen Lieblingsdichters in's Lateiniſche. Die langen Nächte, die dieſe mühſame Arbeit verſchlang, hat Niemand gezählt als die treue Hausfrau, die es manchen Seufzer koſtete, wenn ſein Licht eben gar nicht erlöſchen wollte.

Das geiſtige Leben im Pfarrhaus geſtaltete ſich natürlich immer bewegter, jemehr die Jugend heranwuchs und ihre eigenen Elemente hinein trug. Da wurden in den Ferien Trauerſpiele verfertigt, zu denen jedes eine Scene beitrug, herzerſchütternde Trauerſpiele, rührend komiſche Stücke. Das liebſte Spiel aber war ihm, Räthſel aufzugeben, eines der letzten Steckenpferde dieſes räthſelloſen Gemüthes, Räthſel von ſo eigenthümlicher, humoriſtiſcher Art, daß der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Weſen dazu gehörte, um ſie zu errathen; Verirräthſel mitunter, mit denen man ſich wochenlang abquälen konnte, während die Löſung unmöglich war, da er ſich ſelbſt gar nichts darunter gedacht.

Wie ſich ſelbſt, verſtand er auch andern Freude zu machen, große Luſt mit kleinen Mitteln hervorzurufen, und zeigte dabei einen bei Männern ſeltenen Zartſinn, eine unvergängliche Herzensjugend.

Nur in gewöhnlicher Weiſe durfte nichts geſchehen, und die Formen, unter denen er ſeine Ueberraſchungen bereitete, waren manchmal mehr als ſonderbar. Vor allem ergötzte es ihn, ſeine gute Hausfrau immer wieder in neuer Weiſe mit einem Geburtstagsgeſchenk zu überraſchen.

Einſtmals, als die Kinder zum großen Theil ſchon nicht mehr im Vaterhauſe waren, dagegen aber die Tochter mit den Enkeln zum Beſuch es belebte, war ſtreng verboten worden, des Geburtstags zu erwähnen. Erſt nach Tiſch ſagte er, „ja ſo, heut iſt der Mutter Geburtstag, ſchad', daß Ihr nicht auch was Beſonders aufgetiſcht habt, eine Chokoladetorte wäre zum Beiſpiel nicht übel.“ Und ehe er noch das Wort geſprochen, trat die Magd ein, eine herrlich duftende Chokoladetorte präſentirend. Natürlich verwunderte ſich die gute Mutter gehörig und freute ſich dieſer gemeinnützigen Ueberraſchung. Am zweiten Tag ſprach man nach Tiſch von dem geſtrigen Präſent, „Mandeltorte, Frau, magſt Du aber, glaub' ich, doch noch lieber?“ fragte der Pfarrer. „Das iſt natürlich,“ ſagte die Frau, „die iſt aber auch noch viel koſtbarer,“ und in dem Augenblick ſchwebte eine Mandeltorte über ihrem Haupt, mit der die Tochter leis hinter ſie getreten war. Nach gehörigem Jammer über den großen Luxus wurde die zweite Torte zu unbeſchreiblichem Jubel der Kleinen vertheilt. Am dritten Tag lenkte der Pfarrer wieder das Geſpräch auf die Torten. „Ja höre,“ meinte die Frau, „ſo üppig darfſt Du meinen Geburtstag nicht mehr feiern, wenn ich aber noch einen erlebe, ſo kannſt Du eine Merenkentorte beſtellen, das iſt doch das beſte.“ Siehe da, wie auf einen Zauberſchlag erſchien unter der Pforte ein weißgekleideter Konditorjunge mit einer hochgethürmten Merenkentorte.

Es hatte den Pfarrer nicht geringe Mühe gekoſtet, dieſe Ueberraſchungen einzuleiten und koſtete ihn noch größere, die Frau mit dieſem unerhörten Luxus zu verſöhnen.

Er hatte entdeckt, daß in das Fenſter eines ſeiner obern Dachkämmerlein ſtets der erſte Strahl der aufgehenden Sonne ſiel, ſogleich beſchloß er, daß daſelbſt eine neue Aurorahalle erbaut werden ſolle.

Bei der Herrſchaft kam man um Herſtellung einer Vikariatsſtube ein, was dem nun gealterten Pfarrer, der ſich bisher ſehr anſpruchslos erwieſen, gerne geſtattet wurde. Die Frau war ſehr dagegen: „wir brauchen ja die Stube nicht, und haben keine Meubel dazu.“ — „Ach, das gibt ſich, wir haben ſchon noch ſo was Altes zum Hinaufſtellen.“ — „Nein, das verſtehſt du nicht, wir haben kein entbehrliches Stückchen.“ Trotz dieſer Einreden ſchritt der Bau voran, war aber der Frau dermaßen ein Stein des Anſtoßes, daß ſie nicht zu bewegen war, darnach zu ſehen. Als ihr Geburtstag wieder kam, ſagte ihr der Pfarrer zum Morgengruß ſeinen freundlichen Glückwunſch; „ſonſt hab' ich dießmal nichts für Dich, ich werde zu alt, um für Ueberraſchungen zu ſorgen.“ — „Thut nichts,“ ſagte die freundliche Hausfrau, „ich bin ja auch zu alt, um noch auf Ueberraſchungen zu warten.“ Nach dem Frühſtück ſagte er im Geſchäftston: „hör', einmal mußt Du nun doch mit mir hinauf und ſehen, was man für Meubel in die neue Stube braucht.“ — „Ich meine, an meinem Geburtstag hätteſt Du mir den Verdruß erſparen können,“ ſagte die Frau verſtimmt und ſchickte ſich langſam an, ihm zu folgen. Der Pfarrer mit der langweiligſten Eheherrnmiene, die er auftreiben kann, ſchreitet voran und öffnet die Thür. Da war nun die Aurorahalle im ſchönſten Glanz der Morgenſonne, die ſich an den ſchneeweißen Wänden ſpiegelte, mit einfachem geſchmackvollem Geräth vollſtändig eingerichtet, alles neu, friſch und blank, wie eine junge Braut.

Auf einem wunderſam zuſammengeſetzten Spiegeltiſchchen von eigener Fabrikation hatte das alte Kind ſich ſelbſt Weihnachten beſcheert, da ſtanden die ſeltſamſten groteskeſten Figuren in Porzellan, Dragée und Gutta-Percha, die er nur hatte auffinden können. Alle Repräſentanten ſeiner Kunſterzeugniſſe ſchmückten das niedliche Gemach: Thermometer, Lichtſchirm, Zauberſpiegel und die ſieben Särge, in denen der Stammbaum verwahrt lag. — „Alſo darum mußt' ich geſtern drei Stunden lang ſpazieren fahren!“ rief die gerührte Frau,

„und darum war die Sophie hier und ging wieder, ehe wir heimkamen!“ Ja, Sophie, die älteſte verheirathete Tochter hatte alles nach des Vaters Angabe beſorgt und eingerichtet. Die vielverſchmähte neue Aurorahalle wurde nun der liebſte Aufenthalt der Pfarrfrau, ein freundliches Aſyl, wo das alte Pärchen wieder zu den lieben Erinnerungen der Brautzeit und der Honigmonde zurückkehrte.

Abermals kam ein Geburtstag. Es war jetzt gar ſtille im Haus, weder Kinder noch Enkel darin. Dießmal glaubte die ſelbſtvergeſſene Hausfrau in allem Ernſt, daß Niemand ihres Geburtstags denken werde. Früh, als ſie noch im Bett lag, bringt ihr der Mann ein Büſchelchen Spargeln. „Liebe Alte, nimm verlieb, ſonſt habe ich nichts zu Deinem Geburtstag.“ — „Iſt genug, ich hätte gar nicht geglaubt, daß Du daran denkeſt, dank' Dir herzlich.“

Später ſchickte ſie ſich an, in die Waſchküche zu gehen. „Wohin willſt Du?“ fragte der Mann. — „Nur in die Waſchküche, ich laſſe heute einſeifen.“ — „Ei, warum fängſt Du ein ſolches Geſchäft an am Geburtstag.“ — „Nun, es muß eben ſein, ich bin ja kein Kind mehr.“ Sie geht zur Waſchküche und öffnet die Thür, verwundert, daß ſich Magd und Wäſcherin noch nicht dort eingefunden; der lieblichſte Blumenduft ſtrömt ihr entgegen, ſtatt Seifengeruch und Waſchdampf. In allen Waſchzübern ſtehen die ſchönſten Blumentöpfe, Oleander, Kamelien, Rotodendrum, die hohe Ariſtokratie der Blumenwelt, an die ſich indeß kaum ihre beſcheidenen Wünſche von Ferne gewagt, auf dem Deckel des Waſchkeſſels ſtand die herrlichſte Theeroſe mit ihren feinduftenden Blüthen.

„Der Herr Pfarrer haben die Wäſcherin auf übermorgen beſtellt und der Keuerleber (des Pfarrers Leibkutſcher) ſteht mit dem Chaischen drunten.“ Wohl oder übel, mußte die überraſchte Frau ſich vom Wäſchgedanken trennen und zu einer Luſtfahrt zu der Tochter entſchließen.

Manche ſolcher Ueberraſchungen könnten nun freilich dem wohlhabenden Pfarrer doch als Luxus verübelt werden, wenn nicht ſeine Hand ſich ebenſo bereitwillig geöffnet hätte, wo es nicht ein eigenes Vergnügen galt. Der arme Taglöhner, deſſen Kinder der Pfarrer im Vorübergehen hatte um Brod weinen hören, fand bei ſeiner Nachhauſekunft einen gutgemeſſenen Scheffel Korn in ſeinem Häuschen. Der dürftige Proviſor ſah mit Schrecken, als er aus der Schule kam, ſeine Zimmerthür offen, ſeinen Kaſten erbrochen, ſein einziges ärmliches, geflicktes Sonntagsröckchen geſtohlen, und erſt Abends ſtillte ſich ſein Jammer, als er beim Zubettegehen einen vollſtändigen nagelneuen, ſoliden Anzug unter ſeiner Decke fand.

Nicht für Alle iſt es möglich, nicht für Alle iſt es rathſam, ſo mit vollen Händen zu geben, wer es kann und darf, dem iſt es zu gönnen, und verarmt iſt der Pfarrherr nicht dabei.

Daß ſein fröhliches Leben auch ein gutes Leben geweſen, daß auf dem Grunde ſeines klaren Gemüths nicht nur der Erde helle Seiten, ſondern auch der ewige Himmel ſich ſpiegelte, davon hat er die letzte, die ſchönſte Probe gegeben durch ein ſchönes friedevolles Ende, dem er feſten Blickes entgegen ſah. Am ſelben ſchöngelegenen Orte, wo er ſeine junge Frau eingeführt, wo die Wiege all ſeiner Kinder ſtand, blieb er bis zum letzten Tag, wo man ihn an ſeiner Gattin Seite niederlegte zur tiefſten, letzten Ruhe.

Du zürnſt mir wohl nicht, du freundlicher Pfarrherr, daß ich dein lebenswarmes Bild noch einmal heraufbeſchworen. Möge ihm im Tod noch gelingen, was ihm im Leben ſo oft gelang, freundliche Geſichter und frohe Herzen zu machen!

Das genügſame Pfarrhaus.

Das genügſame Pfarrhaus iſt eigentlich gar kein Pfarrhaus, wenn man nämlich darunter ein ordentliches, zu dieſem Zweck beſtimmtes herrſchaftliches Gebäude verſteht, das von der Finanzkammer unterhalten, vom Kameralamt beſichtigt und vom Bauinſpektor revidirt wird. Gerade deswegen iſt es ſo genügſam, weil es keines iſt, und doch an Friede, Freude und Wohlbehagen ſo reich, als das beſte Pfarrhaus im ganzen Schwabenland. Um das zu zeigen, möchte ich euch nur ein Paar Tage in dem Pfarrhaus mitleben laſſen.

So laßt Euch denn an einem Samſtag Abend einführen, wo durch alle Pfarrhäuſer ein feſtlicher Vorhauch des Sonntags weht oder doch wehen ſollte.

Eben werden die ſchmutzigen Straßen des kleinen Dorfes, das zu arm iſt, um ein Pfarrhaus zu bauen, von einigen fleißigen Weibern in erträglichen Stand geſetzt; in der Reihe der Bauernhäuſer ſteht ein etwas größeres, das ſich durch nichts auszeichnet, als daß zwiſchen einer tiefen Gülle und einer Dunglege von maſſiverem Gehalt ein recht reinlicher Weg zu der getheilten Hausthür führt. Das Parterre, durch deſſen geöffnete Fenſter die Hühner freien Aus- und Eintritt haben, ſieht eben nicht beſonders einladend aus, im obern Stock dagegen ſind die Fenſter ſo ſpiegelhell, als es ihre theilweiſe

Altersblindheit nur immer zuläßt, ſchneeweiße Gardinen, von der Art, die man ſonſt Neidhämmel nennt (ein Name, der aber bei unſrem genügſamen Pfarrhaus ſchlechterdings nicht angewandt werden darf), und ein Blumenbret, ziemlich roh gezimmert, auf dem Levkoy, Goldlack und Nelkenſtöcke ſo zierlich geordnet ſtehen, daß kein Menſch ahnt, daß ſie eigentlich in zerbrochenen Milchtöpfen blühen, geben dem Ganzen ein ſo freundliches Anſehen, daß wir nicht fehlgehen, wenn wir in dieſem beſcheidenen Lokal das Surrogat für's Pfarrhaus vermuthen. Wir behalten uns die Einſicht in die Zimmer für ſpäter vor, da ſie wirklich geſchloſſen ſind, um ihren Sonntagsputz nicht zu verderben, und gehen in das Gärtchen hinter dem Haus. Ein kleines Stückchen Land, aber hübſch in Ordnung, und prangend in all dem Glanz einer ländlichen Flora mit Pechnelken, Sonnenblumen und Gretchen im Buſch. In der Ecke iſt ein Holderbaum zu einer Art von Laube gezogen; auf der ſchmalen Bank vor dem höchſt ungekünſtelten Tiſch darin, ſitzt ein junges Frauenzimmer ruhig mit einer Handarbeit beſchäftigt, von der ſie gar oft auf den Feldweg hinausblickt, der ſich am Gärtchen hin dem Walde zuzieht. Das runde anſpruchsloſe Geſichtchen ſieht noch gar zu jung und mädchenhaft aus den blauen Augen, um ſchon einer Pfarrfrau zu gehören, wäre ich aber Pfarrer, ich dächte, ein ſolches Geſichtchen mit dem unnachahmlichen Ausdruck des Frohſinns und innerlicher Zufriedenheit müßte eine Zierde für das ſchönſte Pfarrhaus im ganzen Schwabenland ſein, auch wenn es von keinem ſchönern Schmuck als dem verſchoſſenen blauen Kattunkleidchen und der ſchwarzen Schürze gehoben wäre, das „Jungfer Klara“, ſo iſt ſie im Dorf genannt, heute trägt.

Außer dem Erſehnten, den ſie von dem Feldweg her zu erwarten ſcheint, muß ſie neben ſich auf der Bank noch einen beſonders anziehenden Gegenſtand auf einem Teller haben, denn ſie guckt hie und da mit ſtillem Vergnügen unter die grünen Blätter, mit denen es bedeckt iſt, wie um ſich zu verſichern, ob es auch gewiß noch vorhanden ſei. Jetzt aber erſcheint auf dem Fußweg eine lange, ſchmale, ſchwarzgekleidete Geſtalt, die gar niemand anders gehören kann, als dem Pfarrverweſer, der als Surrogat für den Pfarrer dies Pfarrhausſurrogat bewohnt.

Klara will ihm freudig entgegen ſpringen, aber mit Rückſicht auf den verborgenen Schatz in der Ecke, der dann entdeckt werden könnte, beſinnt ſie ſich und näht eifrig an den Ueberſchlägen fort, die ſie eben aus dem einzigen Battiſtſacktuch verfertigt, das ſie von der Konfirmation her noch beſitzt. „Ei, ei, Klärchen, immer ſitzen an dem ſchönen Abend,“ ſagt der eintretende Bruder, „und Du haſt mir doch von einer Menge wichtiger Gänge geſagt, die Du zu machen hätteſt; ....“ — „O, ich ſitze kaum ſeit zehn Minuten,“ rief Klara, ihm freundlich die Hand bietend. „Aber warum biſt Du nicht mit mir gegangen? es war ſogar ſchön draußen.“ „Herr Bruder, Herr Bruder!“ ſagt Klärchen lächelnd mit dem Finger drohend, „das iſt die pure Heuchelei; meinſt Du, ich habe neulich nicht gehört, wie Du zum alten Pfarrer von N. ſagteſt: ſo lieb Dir ſonſt Geſellſchaft zum Spazierengehen ſei, ſo ſehr ziehſt Du's vor, am Samſtag Abend allein zu gehen, weil unter freiem Himmel die ſchönſte Studierſtube ſei. Und das iſt ja ſo ganz natürlich,“ fügte ſie begütigend hinzu; „jetzt aber ſetz Dich nur zum Eſſen, Du wirſt hungrig ſein, Du biſt gar lang gegangen, unſere Milch iſt ſchon ſeit einer Stunde angerührt, thut aber nichts, ſie wird immer beſſer durch's Stehen; nicht wahr, wie lauter Rahm?“ meinte ſie, indem ſie die grüne irdene Schüſſel aufdeckte und die Teller und zinnernen Löffel zurecht legte. Der Bruder nahm Platz auf der Bank ſo gut es ging, ſprach das Tiſchgebet und die Geſchwiſter ſchickten ſich zur Mahlzeit an, unbeirrt von jeweiligen Vorübergehenden, deren Neid durch das frugale Mal keinesfalls geweckt werden konnte, wenn auch hie und da ein Blick in den grünen Verſteck fiel. „Wie froh ich war,“ hub Klara unter dem Eſſen an, „daß ich nicht mit Dir ausgegangen bin, ich hab' Dir eine ſolche Freude gehabt!“ „Das wäre!“ lächelte der Bruder, ſchon bekannt mit der Beſchaffenheit der „großen Freuden“ ſeines Schweſterleins, „hat etwa die alte Henne wieder ein Ei gelegt?“ „Ei, lach mich nur aus,“ ſagte Klärchen ernſthaft, „das iſt doch gewiß ein Glück, daß die alte Henne, die ich ſo wohlfeil gekauft, nur um Dir eine recht gute Suppe zu kochen, nun erſt wieder anfängt zu legen, ſo daß ich ſchon das ſechste Ei von ihr habe! es iſt aber erſt was anderes diesmal. Zuerſt kam des Müllers Hannchen und brachte mir den ſchönſten Blumenſtrauß; ſo ſchön! Du wirſt Dich wundern, wenn Du hinauf kommſt, und ich fragte ſie, ob ihr auch daheim erlaubt ſei, die ſchönen Blumen zu brechen, da ſagte ſie, ſie hab's ihrem Vater ſelbſt geſagt und dem ſei's ganz recht, und Du weißt doch, wie Dir der Müller feind war wegen des Mehls, das Du für die Armen kommen ließeſt, da hat mich's nun ſo gefreut, gelt, jetzt kann er doch nichts mehr gegen uns haben? — und dann noch was, aber Du lachſt mich aus?“ — „Behüte,“ ſagte der Bruder mit ſeinem ernſthafteſten Geſicht. — „Da iſt die kleine Marie der Hausfrau, die wollt' ich ſchon ſeit drei Tagen eine Schleife knüpfen lehren, das Kind wollte aber durchaus nicht, und wurde ganz unartig, ſo daß ich ſie gehen ließ und ſelbſt ärgerlich über ſie war; nun ſagt mir die Hausfrau, ſie ſitze ſchon drei Stunden in einer Ecke und knuppere an einem alten Band, auf einmal kommt ſie zu mir herauf geſprungen, „guk, Jungfer Klara, des geb' i dir“, und hat eine ganz rechte Schleife geknüpft, — iſt das nicht nett?“ „Herzig,“ meinte der Bruder, „aber Du vergißt ja ganz Milch zu eſſen, und läßt ſie mir allein.“ „Nein, ſo iſt's nicht gemeint,“ rief Klärchen und aß jetzt eifrig, um die Milchſchüſſel zu expediren, und man konnte aus dem ſchlauen Ausdruck ihres Geſichtchens wohl vermuthen, daß ſie nachher noch einen wichtigen Staatscoup im Sinn habe.

Richtig, ſie ſtellte die Milchſchüſſel ſammt Löffeln und Tellern vor die Laube und ließ nur das ſchwarze Brod auf dem Tiſch; „hör' Guſtav,“ fing ſie nun an, „findeſt Du nicht, daß die Milch wirklich immer recht gut iſt?“ „Gewiß, gewiß, wie alles, was meine vortreffliche Mamſell Soeur bereitet.“ — „Ach nein, im Ernſt, ſchmeckt ſie nicht ganz wie Rahm?“ „Ja delikat, im Ernſt.“ „Und nun ſieh!“ und mit ſtrahlendem Geſicht ſtellte Klara das verdeckte Gericht aus der Ecke auf den Tiſch und enthüllte unter den grünen Blättern ein goldgelbes Bällchen friſche Butter. Der Bruder wußte noch nicht recht, was das bedeuten ſollte; „ja ſieh, das iſt lauter Profit,“ rief ſie, fröhlich in die Hände klatſchend, „und Du haſt's gar nicht gemerkt! ich habe gefunden, daß auch die abgerahmte Milch delikat wird, wenn man ſie gehörig lang rührt, da habe ich ſie ſchon ſeit 8 Tagen abgerahmt und in einem irdenen Topf die Butter ausgerührt, und die koſtet jetzt keinen Kreuzer!“ „Das iſt aber ein enormer Luxus, noch nach der Milch,“ lächelte der Bruder, der ein großer Freund von friſcher Butter war. „Ei, das iſt auch nur für Dich, eine kleine Vorſpeiſe auf den Sonntag, mein Magen ertrüge das gar nicht, aber Morgen Abend ſiede ich dann von den köſtlichen Kartoffeln dazu, weißt, von den blauen, dann haben wir gleich ein Sonntagseſſen;" und mit leuchtenden Augen ſah Klärchen zu, wie der Bruder bedeutende Breſchen in die ungehoffte neue Eroberung machte, ſo daß ſie faſt vergeſſen hätte, die Ueberſchläge wieder vorzunehmen, die doch auch „lauter Profit" waren. Endlich fiel dem Bruder ein, daß die Butter auch noch eine Sonntagsmahlzeit geben müſſe; es wurde kühl im Gärtchen und Klara packte eilig das Geräth zuſammen, hätte ſie doch dem Bruder gern bei Tag gezeigt, wie ſchön jetzt das Zimmer mit Hannchens Blumen geſchmückt war.

Das Wohnzimmer, zugleich des Bruders Schlaf- und Studierzimmer, war wirklich intereſſant durch ſeine Einrichtung, die, aus keiner Mode- oder Muſterzeitung entlehnt, als ganz ſelbſtſtändige Thatſache daſtand. Der große, weit vorſpringende Kachelofen bildete zugleich eine Art Alkoven, in dem des Bruders Bett ein geſichertes Plätzchen hatte, was jetzt im Sommer ſehr angenehm war, und auch im Winter nicht ſo beſchwerlich als man hätte denken ſollen, da man zur Holzerſparniß das Feuer bald ausgehen ließ; der Amtsverweſer machte dann ſeine Studien im Bett und Klara war in der Stube der Hausfrau ein hochwillkommener Gaſt, wo ſie allzeit etwas Hübſches vorzuleſen oder zu erzählen hatte und damit einen Kreis junger Mädchen um ſich verſammelte. An dem einen Fenſter, das in's Freie ging, ſtand ein ſehr baufälliges Pult, das aber mit einer großen Konkordanz ſo wirkſam unterſtützt war, daß man ſeinen defekten Zuſtand kaum bemerkte; — äußerſt ſymetriſch waren in beiden Ecken des Zimmers zwei Koffer auf hochbeinigen Gerüſten aufgeſtellt, die der geſchickte Knecht des Hausherrn nach Klara's

Angabe konſtruirt hatte; dieſe Koffer vertraten die Stelle von Weißzeugſchränken, für die Kleider war „zum größten Glück“ in der Kammer ein geräumiger Wandſchrank vorhanden. Die Stube hatte noch zwei Fenſter an der Vorderſeite, die auf die Straße gingen, zwiſchen dieſen ſtand ein rechtes wirkliches Tiſchchen, das zugleich zur Speiſetafel und zum Arbeitstiſch für Klara diente, als Sonntagsputz aber mit einem alten rothen Shwal von Klärchen bedeckt war, der ſich geberdete, wie ein eleganter Tiſchteppich (für feſtliche Gelegenheiten, Beſuch aus der Nachbarſchaft ꝛc., hatte Klärchen auf dem Boden eine alte Fallthür entdeckt, die ſich mit gutem Erfolg als Tiſchplatte verwenden ließ). Ueber dem Tiſchchen hing ein Spiegel, deſſen ſchiefziehendes Glas als ein gutes Präſervativ gegen die Eitelkeit dienen konnte, der aber mit einer Epheuguirlande ſo hübſch dekorirt war, daß er in der That viel größer erſchien, als er eigentlich war; auf dem Tiſchchen nun ſtanden in einem Milchtopf geſchmackvoll geordnet die ſchönen Blumen aus Müllers Garten. Denkt nun von dieſem Ameublement wie ihr wollt, ich verſichere euch, mit den weißen Vorhängen, dem reingeſcheuerten Boden und den hellen Fenſtern nahm ſich's ſo freundlich aus, als nur irgend ein eleganter Salon, beſonders wenn ein Paar helle blaue Augen, wie Klärchens, es ſo ſeelenvergnügt betrachteten. Der Bruder bewunderte die Blumen gehörig und rühmte beſonders den herrlichen Geruch als wirkſames Gegenmittel gegen den Duft vom Kuhſtall, der ſich gegenwärtig ſehr unangenehm bemerkbar mache.

„Nein, wie Du undankbar biſt,“ ſagte Klärchen vorwurfsvoll, „biſt Du denn nicht wirklich geſunder, als je in Deinem Leben, und glaubſt Du nicht, daß Du das dem Kuhſtall verdankſt, deſſen Ausdünſtung ſo bruſtſtärkend iſt?

Andre Leute ſuchen mit Mühe und Koſten Wohnungen über Kuhſtällen auf, und wir haben's von ſelbſt! und noch dazu kommt der Geruch blos durch die vordern Fenſter, wenn man die ſchließt und das andere öffnet, ſo kommt von weitem der herrlichſte Waldgeruch herein!“

Nun mußte Klara das Geſchirr reinigen und ein wenig nachſehen, wie Katharina, die große Tochter der Hausfrau, die erſt ſeit Kurzem angefangen, unter ihrer Anleitung Samstags die Stube hübſch herzurichten für den Sonntag, ihre Sachen angriff, dann brachte ſie die angezündete Lampe dem Bruder auf's Pult und ſetzte ſich mäuschenſtill zur Seite mit ihrem Strickzeug, um ſeine Studien nicht zu ſtören, bis die Stunde ſchlug, wo ſie ſich in die anſtoßende Kammer, die an allerhöchſter Einfachheit noch den Preis über die Wohnſtube davon trug, zur Ruhe begab.

Der Sonntag Morgen war angebrochen, ſo hell und ſchön wie man ſich nur einen Sonntag Morgen denkt. Obgleich Klärchen bereits in ihrem beſcheidenen Sonntagsputz waltete, ſo war der Sonntag Morgen doch noch kein Ruhetag für ſie. Zuerſt hatte ſie im Haus alles auf's ſorgfältigſte zu beſchicken, dann half ſie der Hausfrau ihre kleinen Mädchen ſtrählen und zöpfen und eilte damit, um dem Bruder beizeit in ſeinen prieſterlichen Ornat zu helfen, eh ſie, ein Weilchen vor ihm, zur Kirche ging, denn aus Ehrfurcht vor der geiſtlichen Würde wollte ſie nie zugleich mit ihm gehen.

Jetzt aber war alles bereinigt, die Stube ſah ſo sonntäglich und ſtill aus, wie ein Hauskirchlein. Der Bruder war ſchon gerüſtet, und ſo ſtanden die Geſchwiſter, eh das Läuten begann, noch ſtill beiſammen und ſahen zu, wie die Dorfbewohner ſich in kleinen Truppen zum Kirchgang anſchickten, — da fühlte der Bruder einen Tropfen auf ſeiner Hand und ſah erſtaunt aufblickend Klara's Augen in hellen Thränen ſtehen. „Du weinſt, Klärchen, was haſt Du?“ Die ſah aus ihren Thränen ſo freundlich wie ein Mairöslein, „ach laß mich, es iſt ja aus lauter Freude und Dank, daß mir's ſo gut geht; ja, und ich ſchäme mich auch, daß ich oft ſo verzagt und unmuthig habe ſein können. Weißt, nach der Mutter Tod, wie ich bei der Frau Baſe war, wo wir den Kaufladen hatten, und dazu den Weinſchank, da gab's eben gar keinen Sonntag; wenn ich zehnmal *mein Buch zur* Hand nahm, mußte ich's zehnmal wieder weglegen, an die Kirche war oft in ſechs Wochen nicht zu denken, da war ich manchmal recht troſtlos; die ganze Woche kam mir ohne Segen vor. Da ſchickteſt Du mir einmal den Spitta, wo ich in dem ſchönen Morgengebet die Strophe fand:

Ich bitte nicht: gib mir viel äußere Stille,
Nein Herr, auch hier geſchehe ganz dein Wille,
Doch gib du mir ein kindlich ſtilles Herz.

Das tröſtete mich ein wenig und ich verſuchte im Herzen den Sonntag zu feiern, aber es wollte doch nicht recht gehen und ich meinte oft, ich werde in meinem Leben keinen Sonntag mehr haben. Und nun habe ich ſo ſchöne, ſtille Sonntage und darf das Gotteswort unverkümmert hören und von Dir!“ — Der Bruder ſah ſie an, auch mit feuchtem Auge; was ſie ihm geweſen, wie ſie, ohne es zu ahnen, in ſein durch Zweifel und lange Herzenseinſamkeit verſtörtes Gemüth Licht und Frieden, Glauben und Lebensmuth gebracht, das konnte er ihr nicht mit Worten ſagen, darum behielt er's lieber im Herzen.

Das Glöcklein von dem alten baufälligen Kirchlein unterbrach Klärchens Freudenpſalm, — freundlich grüßend ſchloß ſie ſich dem Zug der Dorfweiber an, um ſo die Feier ihres Sonntags zu beginnen, der vom Kirchgang bis zum Abendſpaziergang eine ununterbrochene Kette von Freuden für ſie iſt.

So freudenreich ſind aber nicht nur Klärchens Sonntage, nicht nur die Abende, wo ſie einen ſo unerhörten Profit gemacht hat, wie den mit der friſchen Butter, — ſie hat für jeden Tag ein beſonderes Vergnügen, und das größte darunter iſt ihre Induſtrieſchule, in die wir ſie am folgenden Nachmittag begleiten.

Die Induſtrieſchule iſt keine neue Stiftung von Klärchen, ſie hat ſie ſchon vorgefunden, als ſie vor einem halben Jahr des Bruders „ſtändige Amtsverweſerei“ mit ihm bezog, aber wie? — Unter der Leitung einer halb blinden Nätherin kamen vielleicht ſechs oder acht der vielen Mädchen im Dorf mit einer verwahrlosten Arbeit, freudloſe verdrießliche Geſchöpfe, die durch das Keiſen der Nätherin, durch das Geſchrei kleiner ſchmutziger Geſchwiſter, die ihnen nachgelaufen kamen, eben nicht aufgeheitert wurden. Schläfrig rückte das Geſchäft vor, trotzig und mißvergnügt bei jedem Tadel der alten Lehrfrau liefen die Mädchen heim, wenn es ihnen einfiel; den Müttern war der Wunſch der jeweiligen Pfarrverweſer, die Kinder in die Induſtrieſchule zu ſchicken, höchſt ungelegen, „geht ſchon viel Zeit mit der Schule drauf und die Mädchen lernen doch nichts.“ Das Dorf war arm und der trübſelige zänkiſche Geiſt, der ſich leider ſo oft in die vielgeprieſenen „friedlichen Hütten der Armuth“ niederläßt, hatte ſchon die Seelen der Kinder vergiftet.

Nun ſah's anders aus, ſeit Klärchen waltete. Eine große Anzahl ſaubergewachſener Mädchen (es blieb keine gern zurück) ſaß ſchon vor dem beſtimmten Stundenſchlag in der Schulſtube mit den unerläßlichen kleinen Geſchwiſtern; die

Vorpoſten, die von dem Schulhaus bis an Klärchens Hausthür aufgeplanzt waren, um ſie „auszupaſſen“, melden ihre Ankunft, die Kinder rüſten ſich zum Empfang und ein Chorruf von „guten Morgen, Jungfer Klara!“ ſchallt ihr entgegen, alle Hände ſtrecken ſich aus, um den erſten Patſch zu bekommen; „wer hat die ſauberſten Hände?“ fragt Klärchen ſcherzend, „ich, ich!“ und jedes beſieht die ſeinigen wieder und ſucht etwaigen Schmutz mit dem Mund oder den Kleidern zu reinigen, während Klärchen allen nach und nach die Hand gibt.

Eh ſich nun aber die Lehrſtunde ordnet, haben Alle der Jungfer Klara etwas zu bringen oder mitzutheilen. Das eine hat ein neues Verschen gelernt, das andere ein Lob vom Schulmeiſter, eins kommt mit einem Sträußchen, das andere mit etwas Obſt, — alle wiſſen etwas zu erzählen, bei dem Kätherle iſt ſeine Dote geweſen, in des Ameiles Garten ſind die Nägelein aufgegangen und das Agnesle hat geſtern Nacht den Sternwagen am Himmel geſehen, gerad ſo wie's ihr die Jungfer Klara gezeigt hat. Ein kleines Mädchen ſitzt ganz ſtill und hat nichts zu geben und zu erzählen: „Aber Bärbele,“ fragt Klara, „Du haſt ja heut Nacht ein Schweſterlein bekommen?“ — „Jo.“ — „Habt ihr eine rechte Freude?“ — „Noa. Der Vater ſait, er häb' Mädla gnuag.“ — „Ach das iſt ein Spaß vom Vater, gib acht, wenn Du recht fleißig wirſt und ihm helfen kannſt, ſo ſagt er: wenn ich nur noch mehr ſo brave Mädchen hätte, wie mein Bärbele!“ Das Bärbele verzieht doch den Mund ein wenig zum Lächeln. „Und haſt Du ſchon geſehen, was das Schweſterlein für nette Händlein hat?“ „Noa.“ — „Und für herzige Aeuglein, wo aus jedem ein ganz kleines Bärbele 'raus guckt?“ Das Bärbele ſchaute groß auf, daheim hatte niemand von des

Kinds Aeuglein geſagt. „Jetzt gib nur Acht, wie nett das iſt, wenn es die Aeuglein aufmacht, und hüt' es recht fleißig, dann lacht's Dich einmal zuerſt an.“ Dem Bärbele war das Schweſterlein jetzt doch wichtig, und ſie konnte kaum erwarten bis ſie heim durfte.

Jungfer Jakobine, die alte Nätherin, die Klärchen in ihrer Würde belaſſen und beſtärkt hatte, kam jetzt an, die Mädchen gingen auf ihre Sitze und an die Arbeit, Klärchen ſammelte die Kleinen, die ſeither auf dem Boden herumgekrabbelt, und ſagte: „So, jetzt mach ich eine große Reiſe, wenn ich wieder komme und ihr bekommt ein gutes Zeugniß von Jungfer Jakobine, ſo erzähle ich eine ſchöne Geſchichte und dann ſingen wir.“ Das war nun ein Eifer unter den Mädchen!

Nun ging Klärchen mit den Kleinen in den Hof, wo ſie ſtatt allen koſtbaren Spielzeugs einen Karren Sand hatte aufſchütten laſſen, eine unerſchöpfte Quelle der Beluſtigung, da machte ſie ihnen Gärtchen, Berge und Thäler in dem Sand, bis es Zeit war zu den Großen zurückzukehren, das ältere Mädchen, die nun an ihrer ſtatt die Kleinen hüten mußte, durfte dafür morgen zu ihr kommen und die verſäumte Geſchichte hören.

So verging der Nachmittag, und glücklich wie immer kam Klärchen heim. So hatte ſie verſtanden, leiſe und allmählich der Kinder Herzen aufzuthauen und ihren Blick hell zu machen für die kleinen Freuden des Lebens, die jedem offen ſtehn, dem Reichen wie dem Armen: Blumen und Bäume, Kinder und Vögelein, alles wurde jetzt den Kindern zu einer Quelle der Luſt, und in ſo vielen jungen Augen darf ſie jetzt den Abglanz ihrer Herzensfreundlichkeit ſehen.

Es war bald Abend als ſie nach Haus kam, da kommt ihr der Bruder eilig und ſorgenvoll entgegen; „Klärchen, was anfangen, wir bekommen einen Gaſt!“ — „Iſt das ſo arg?“ fragt Klara lächelnd, „wir haben ja ſchon mehr gehabt.“ „Ja, aber nicht zum Uebernachten; mein Univerſitätsfreund, der Erne, den Du auch einmal als Student geſehen haſt, iſt hier, er hat beim Schultheißen, zu dem er eben gegangen iſt, ein Geſchäft wegen eines Schuldners und will bei uns übernachten, wo nehmen wir Platz her, wo ein Bett? und das Eſſen? Erne iſt verwöhnt, ſo ein reiches Mutterſöhnchen!“ Klärchen aber hatte mit der Geiſtesgegenwart einer ächten Hausfrau bereits ihre Vorräthe in Gedanken überſchlagen (war freilich bald geſchehen) und war ſchon beruhigt. Das Eſſen machte ihr gar keine Sorge: „weißt Du nicht, daß wir noch grünen Thee in der Büchſe haben? Thee iſt ein recht anſtändiges Abendeſſen; nur ſchad, daß unſre eigne Butter zu End iſt, aber ich weiß ein Weib, die heute ausgerührt hat; freilich gehört zu einem eleganten Thee nachher Schinken oder kalter Braten, das gibts hier nicht, aber halt! weichgeſottene Eier gibt man ja in England dazu und ich habe ganz friſche, weißt, von unſern eigenen,“ und Klärchen begann ihre Tafel zu rüſten und Anſtalten zu treffen, ganz glücklich, daß ſie ſo ein Haus mache.

Der Gaſt kam viel bälder als ſie erwartet hatten, und Klärchen hatte noch gar nicht an's Nachtlager für ihn gedacht! Gar gern hätte ſie die Herrn ein wenig ſpazieren geſchickt, um das große Problem zu löſen, wie man drei Betten aus zwei macht, aber es begann eben zu regnen und der Gaſt war ſo gut aufgelegt und unterhielt das Geſchwiſterpaar ſo lebendig, daß ſie eine Weile ihrer Sorgen vergaß. Mit dem Schuldner, da war's freilich eine verdrüßliche Geſchichte, er hatte wenig Ausſicht auf Bezahlung. „Das iſt nun das dritte Kapital von meines Vaters Erbe, mit dem ich in Gant gerathe," ſagte er verdrüßlich zu dem Pfarrverweſer, „wie geht denn Dir's?" „Ich bin noch mit keinem Kreuzer in Gant gekommen," verſicherte der treuherzig, „mit keinem Pfenning," beſtätigte Klärchen fröhlich lachend, indem ſie aufſtand, um ihren Thee zu ſerviren. Das Theegeräthe war etwas mangelhaft: ein irdener Kochtopf vertrat die Stelle der Theekanne, und um die Blätter abzuhalten mußte der Thee durch den eiſernen Schaumlöffel gegoſſen werden; Milch, Brod und Butter war aber vortrefflich und der Gaſt zeigte ſich nicht als verwöhntes Mutterſöhnchen, er that der Bewirthung alle Ehre an. Aber inmitten der fröhlichen Unterhaltung und ihres wirthlichen Waltens fiel dem Klärchen die Beherbergung des Gaſtes wieder ſchwer auf's Herz. —

Die Bäuerin hatte wohl drunten in dem Kämmerlein, das zugleich Klärchens Vorrathskammer war, eine leere Bettſtelle, in der vor Zeiten der Aehne geſchlafen hatte, aber das Bett darin war längſt vertheilt; nun hatte ſie gedacht aus Bettſtücken von ihrem und des Bruders Bett ein drittes zu komponiren, aber der Gaſt ſaß juſt in der Stube, wo das des Bruders ſtand, und ihr Kämmerlein hatte auch keinen andern Ausgang; dies Kämmerlein für den Gaſt zu räumen ging auch nimmer an, da es der unbedachte Bruder bereits als ſeiner Schweſter Zimmer genannt hatte.

Nun kam aber dem Klärchen eine geſcheidte Idee, — ſie ging hinunter und hieß nun in der Dämmerung der Hausfrau Mädchen ſich im Gärtchen aufſtellen, das unter ihrem Kammerfenſter war, dann ging ſie oben in ihr Kämmerlein und warf dem Mädchen das Bett hinunter; einen Strohſack gab ihr die Bäuerin dazu und ſie und die Kathrine räumten und kehrten und putzten die alte Milchkammer dergeſtalt her, daß ſie einem ganz reſpektablen Gaſtſtüblein, — wenigſtens einem Bruderloch, wie man Gaſtſtübchen zweiten Rangs betitelt, — ähnlich ſah. Denn das Klärchen war ganz blutdürſtig geworden und hatte jeden brauchbaren Artikel ihres Gemachs nach und nach hinunter geworfen; den netten in Papier gefaßten Spiegel, den ihr der Bruder auf den letzten Jahrmarkt gekauft, praktizirte ſie unter der Schürze hinunter, Blumen ſchaffte Kathrine herbei, kurz, es machte ſich höchſt anſtändig und ſie ſetzte ſich wieder ganz unbefangen, als ob nichts geſchehen wäre, zu den Herrn. Der Bruder war indeß wie auf Nadeln geſeſſen mit der heimlichen Frage

Kann ich denn Betten aus der Erde ſtampfen,
Wächſt mir ein Zimmer auf der flachen Hand?

Das Klärchen aber verſicherte nur ſo en paſſant, das Gaſtzimmer ſei längſt gerüſtet, wie? war dem Bruder ein Räthſel, und höchlich erſtaunte er, als er ziemlich ſpät, dem Gaſt hinunter leuchtete, die alte Rumpelkammer ſo gar nett zugeſtutzt zu finden.

Aber, Klärchen, wie haſt Du's denn gemacht?" „Ging alles ganz gut, leg Dich nur ſchlafen!" rief Klärchen und ging eilig in ihr Stübchen, damit er nicht ſehen ſollte, wie ſie es zu Gunſten des Gaſtes geplündert hatte.

Das Klärchen war früh am Morgen wieder wach und munter, um neue Anſtalten zur Bewirthung des Gaſtes zu machen, der noch tief in den Federn ſteckte, ohne Ahnung, daß ſeine freundliche Wirthin dafür ſich mit dem Strohſack begnügt hatte. Nach langem Kampf, ob ſie nicht ſogar der profitabeln Henne an's Leben ſoll, entſchied ſie ſich aber doch für eine andere Mahlzeit, die wie das Abendeſſen unter Luſt und Scherzen verzehrt wurde.

Viel ſo luxuriöſe Gäſte hätte freilich das genügſame

Pfarrhaus nicht brauchen können, mit dem Quantum Kaffee, das Klärchen heut zum Frühſtück verwendete, hätte ſie den Bruder wohl eine Woche lang erquickt, denn ſie ſelbſt trank keinen und behauptete, Milch ſei ihr viel geſunder. Als ſie gar noch des Nachbars Michele in die Stadt ſandte, um Fleiſch zu holen, und abermal einen Griff in des Bruders Pult machte, der die Kaſſe enthielt, da fragte der leiſe ganz ängſtlich: „wirſt doch den Kronenthaler nicht mithaben?“ was den Gaſt, der's zufällig hörte, zu herzlichem Lachen brachte.

Nein, der Kronenthaler war's nicht geweſen, und die glücklich einfallende Taufe aus dem Haus eines Dorfhonoratioren hätte das Geſchwiſterpaar in Stand geſetzt, dieſe üppige Lebensweiſe noch länger fortzuſetzen, wenn nicht der Gaſt wieder abgereist wäre.

Dieſer Beſuch und die äußerſt honette Weiſe, mit der man ihn bewirthet habe, füllte wieder ein neues roſenfarbenes Blatt in Klärchens Erinnerungen. Ob die holdſelige Wirthin auch bei dem Gaſt einen ſo freundlichen Eindruck hinterlaſſen, ſo daß er noch den Verſuch wagen wird für ſein ſchön ausgeſtattetes Pfarrhaus dieſen Edelſtein zu gewinnen, oder ob das Klärchen noch das Glück erlebt, den Bruder in ein rechtes wirkliches Pfarrhaus zu begleiten, das bleibe der Zeit und der Phantaſie meiner Leſer überlaſſen.

Das gaſtfreie Pfarrhaus.

„Iſt das grünliche Haus dort ein Gaſthof?“ hätte in N. wohl jeder Fremde gefragt, wenn nach N. andere Fremde gekommen wären, als eben in das grünliche Haus. Wer aber in das ſanfte, faſt ſchüchterne Geſicht der Hausfrau ſah und die abziehenden Gäſte beobachtete, die niemals mit langem Geſicht und leerem Geldbeutel, ſondern ſtets mit heitrer Miene und vollgepfropften Taſchen abzogen, der konnte allmählig errathen, daß das kein Wirthshaus ſei, ſondern das Pfarrhaus des Orts.

In der That, es würden viele Gaſthäuſer für eine Frequenz dankbar ſein wie die, mit der das Pfarrhaus zu N. geſegnet war. Selten verging ein Tag, wo nicht zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen Gäſte eingeſprochen hätten, höchſt mannigfaltige Gäſte: flüchtig einkehrende aus der nächſten Umgegend, „nur ſo auf einem Spaziergang“, die man dann mit einiger Mühe zum Längerbleiben nöthigen mußte; Gäſte über Mittag, Gäſte über Nacht; recht dauerhafte, ſolide Gäſte, um Luftkuren, Waſſerkuren, Traubenkuren zu brauchen; perennirende Gäſte ſogar, die das Landleben recht aus dem Grunde kennen lernen wollten, die ſich beim Buttern betheiligten, indem ſie friſches Butterbrod in Menge verſchlangen, beim Melken, indem ſie kuhwarme Milch tranken; die ſich beim Grasmähen in das duftende Heu legten, mit einem Buch in der Hand, wenn es eben zuſammengerecht war, die in der Ernte die erſten Ernteküchlein aßen und im Herbſt Trauben verzehrten, als müßten ſie ſich vorſehen bis an ihr Lebensende.

Da waren frühaufſtehende Gäſte, die den guten Pfarrer um ſeinen Morgenſchlaf brachten: langſchlafende Gäſte, denen man den Kaffee bis neun Uhr warm halten mußte; trübſelige Gäſte, die man aufheitern und ſchonend behandeln ſollte; luſtige Gäſte, deren Gelächter den Trübſeligen die Nerven angriff; Kindergäſte, die das Obſt unreif abriſſen, des Pfarrers Lieblingskatze in den Schwanz kneipten und das Schwein in den Garten ließen; alte Gäſte, die keinen Kinderlärm ertragen konnten; kurz Gäſte von allen Arten und Sorten, die ſich aber zuletzt unter dem gaſtlichen Dache des Pfarrhauſes ſo friedlich vertragen lernten, als ob ſie bei jenem Künſtler in die Schule gegangen wären, der Katzen und Ratten, Tauben und Marder aus Einer Schüſſel ſpeiſen ließ.

Aber warum dieſer erſtaunliche Zulauf zu dem Pfarrhauſe? War es ein Muſter von Eleganz und comfortabler Einrichtung? war es ein Palaſt an Umfang? war es ein Sitz beſondern Geiſtesreichthums? oder blühten liebliche Töchter darin? Nichts von alle dem. Der Pfarrer ſpielte zwar Violine, war aber kein Paganini, noch Ole Bull; die Pfarrerin war ein guter, aber kein ſchöner Geiſt; das Pfarrhaus war ein alter Rumpelkaſten, Kinder hatten ſie keine, als eben die, die ihrer gerade bedurften. Wo alſo ſtak der Zauber? Das iſt ſchwer zu ſagen, wenn er nicht in der lautern Güte, der ſelbſtvergeſſenden Liebe und ungeſchminkten Herzlichkeit beſtand, mit der hier alle Gäſte aufgenommen und beherbergt wurden.

Hier waren Alle willkommen, nicht die zumeiſt, die ihnen Vergnügen und Unterhaltung brachten, nein, die, denen ſie etwas geben, etwas helfen und nützen konnten, und für die Freude, die ſie andern bereiten durften, waren ſie ſo kindlich dankbar, als hätte man ihnen das Größte gegeben. Was ihnen ſelbſt angenehm und behaglich war, das hatten ſie lange vergeſſen; daß ſie nie mehr ruhig und in gewohnter Weiſe leben konnten, daran dachten ſie nicht, ſie hatten keine gewohnte Weiſe mehr. Wenn es regnete, fiel ihnen nie ein, daß ſie nun doch vielleicht einmal in Ruhe bleiben könnten, nein, ſie beklagten nur die etwaigen Gäſte, die bei ſolchem Wetter unterwegs ſein könnten. Hatten ſie an einem ſchönen Tage ſich gerüſtet, auch einmal einen Beſuch zu machen, und wurden vor dem Hauſe von einem Gegenzug beſuchender Nachbarn abgeſchnitten, ach, da war's noch das größte Glück, daß ſie nicht ſchon früher ausgegangen waren.

Eben dieſer ſelbſtvergeſſenden Güte wegen wurden ſie auch nicht bloß heimgeſucht von Freunden und Verwandten, vom Herrn Dekan auf der Viſitation, vom Herrn Oberamtmann, wenn er Ruggericht, vom Notariatsaſſiſtenten, wenn er eine Theilung im Ort hatte. Nein, ſogar ambulirende Krämer, geiſtliche Colporteurs und dergleichen Leute ſuchten ein Obdach in dem mildthätigen Hauſe; ſelbſt für auswärtige Maurergeſellen, die im Orte arbeiteten, fand ſich noch ein Dachſtübchen, und für die armen fremden Weiber, die im nahen Wald Erdbeeren und Himbeeren ſammelten, wie für unzählige Handwerksburſche wenigſtens ein Freitiſch.

Auf Eleganz und Comfort konnte dabei natürlich nicht immer Rückſicht genommen werden. Der Sopha des Wohnzimmers hatte ſchon ſeinen ſiebten Ueberzug zerriſſen, da mußte man auf's Dauerhafte ſehen. Der Raum des Pfarrhauſes war für eine gewöhnliche Menſchenfamilie berechnet, nicht für ein Weltbürgerobdach. Darum ging es hie und da eng genug zu, und die Betten, ſo reichlich ſie auch vorhanden waren, mußten oft getheilt werden. Aber es hätten ſteinerne Herzen ſein müſſen, die nicht aus dieſer warmen Liebesquelle ein Tröpfchen Genügſamkeit in ſich aufgenommen hätten. Unter allen Mühen und Verlegenheiten, die aus dem Conflikt verſchiedenartiger Gäſte hervorgingen, wandelte die Pfarrfrau mit demſelben ſanften freundlichen Geſicht, überall aufmerkſam, wo ſie einen Wunſch erſpähen, einem Mangel abhelfen könne. Selbſt der Garten ſchien etwas von der Gabe überkommen zu haben, immer geben zu können, ohne arm zu werden, denn kein Gaſt wurde ohne einen duftigen Blumenſtrauß oder ſüße Früchte entlaſſen, und doch blühte und duftete es drunten unermüdet fort.

Die Pfarrmagd war immer in Eile, ſtets im Amtseifer, ſelten ward ihr's ſo gut, ſich in behaglichem Geplauder wo verweilen zu können, und eine Pfarrmagd plaudert doch ſo gern! Sie iſt ſo eine Art von Standesperſon und ſich ihrer Würde ſtets bewußt; ein Abglanz vom Nimbus des Pfarrhauſes umfließt auch ihr Haupt, und wenn der Pfarrer Sonntags recht erwecklich predigt, ſo ſchaut ſie triumphirend in der Kirche herum: „Nicht wahr, mein Herr ſagt's euch!“ Die Pfarrmagd in N. aber konnte nicht oft ſich in Ruhe dem Bewußtſein ihrer Würde hingeben; ſie hatte nicht nur für die Gäſte des Hauſes zu ſorgen, ihr ward auch das angenehme Amt, im ganzen Dorfe die Freude- und Hülfebringende zu ſein.

Ihr müßt nämlich nicht glauben, über den Fremden ſeien die eigenen Ortskinder vergeſſen worden; gewiß nicht. Da war heute eine Wöchnerin, die eine kräftige Suppe brauchte, dort eine andere, der eine ſüße Weinſpeiſe wohlgethan hätte, morgen eine Frau in geſegneten Umſtänden, die beſonderes Gelüſten nach einem gebratenen Huhn verſpürte, oder ein altes Weib, das nichts mehr als Kaffee vertragen konnte; drüben lag der Nachbarin krankes Mädchen, die nur gekochtes Obſt genoß, unten im Dorf der geneſende Michele, der alles aß und nie genug hatte. Für ſie alle reichte die Küche des Pfarrhauſes, auf der der Segen jenes geweihten Oelkrügleins ruhte.

Ein Hauptreiz des Aufenthalts im Pfarrhauſe war auch, daß Jedermann alles treiben durfte, was ihm zuſagte, und in dieſem Punkte vereinte es die ſchwäbiſche Gaſtlichkeit mit der freieren engliſchen Sitte. Man gab, was man hatte und konnte, man verlangte und erwartete nichts, als daß die Gäſte vergnügt ſeien. Die Pfarrerin hätte wo möglich noch einen Fiſchteich angelegt und eine Jagd gepachtet, um etwaige Jagd- und Fiſchliebhaber zu befriedigen. Die Gäſte benutzten auch ſolche Freiheit zur Genüge und trieben was ihr Herz begehrte. Nicht nur, daß ſie ſpazieren gingen, ſpielten, ſangen, ja ſogar tanzten, wenn es ihnen einfiel (wobei die Frau Pfarrerin ſorgſam die Läden ſchloß, um keinen Anſtoß zu geben): die Kinder warfen Scheiben ein, fielen Löcher in den Kopf und brachen Arme und Beine, Jünglinge und Jungfrauen fingen glückliche und unglückliche Liebſchaften an, eine beſuchende Frau kam in die Wochen, um dem kinderloſen Ehepaar auch den Genuß von ganz kleinem Kindergeſchrei zu verſchaffen, und ein langweiliger alter Herr ſtarb ſogar zu Gaſt, nachdem er ſich zuvor wochenlang hatte verpflegen laſſen.

Die Pfarrmagd hatte natürlich auch ihre Gäſte auf eigene Hand, Brüder, Baſen, Pathen und ſonſtigen Anhang, und es war reſpektabel vom Hofhund, daß er nicht auch größere Zuſammenkünfte mit befreundeten Hunden veranſtaltete.

Schon beim Beginn ſeines jungen Eheſtandes hätte der Pfarrer ſeine Gaſtfreundſchaft beinahe theuer bezahlen müſſen. Es kam eines Tages ein ſeltſam und düſter ausſehender Mann in ſein Dorf, der ſich als Miſſionär zu erkennen gab und den Wunſch ausſprach, hier eine Miſſionsſtunde zu halten. Der Pfarrer räumte ihm bereitwillig die Kirche ein, obwohl ihm der Mann mit ſeiner düſtern, heftigen Frömmigkeit nicht gefiel. Da das Wirthshaus des Ortes ſchlecht war, ſo boten ihm die guten Pfarrleute die Wohnung im Pfarrhaus an, obwohl ſie auf dieſer ihrer erſten Stelle ſo beſchränkt im Raume waren, daß die Frau in's Zimmer ihrer Mutter ziehen mußte, um dem Gaſte im Schlafzimmer bei ihrem Manne Platz zu machen.

Inmitten der Nacht wacht die Mutter an einem ängſtlichen Traume auf; jetzt erſt beunruhigt ſie's, daß man den Pfarrer ſo ganz allein mit dem ſeltſamen Fremden gelaſſen. Sie ſteht endlich auf, um hinabzugehen und an der Thüre zu lauſchen; da alles ſtill iſt, geht ſie wieder hinauf und legt ſich zu Bette. Am frühen Morgen trafen ſie den Miſſionär nicht mehr, der vor Tag abgereist war, der Pfarrer aber beklagte ſich, daß ihn der unruhige Gaſt beinahe ganz um den Schlaf gebracht habe, da er die halbe Nacht im Zimmer auf und ab gegangen.

Nach langen Jahren, als der ſonderbare Gaſt faſt ganz vergeſſen war, kam ihnen in einem Miſſionsblatt der Bericht eines fremden Miſſionärs zu. Er erzählte darin, daß er ſich vor Jahren auf einer Reiſe durch Deutſchland in einer beſonders trüben, heftig aufgeregten Gemüthsſtimmung befunden habe. Einmal ſei er in einem Pfarrhauſe mit ungemeiner

Güte aufgenommen und in des Pfarrers eigenem Schlafzimmer beherbergt worden. Da, in ſtiller, ſchlafloſer Nacht, ſei ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht am beſten thäte, den Pfarrer ſo in all ſeiner Herzensgüte, in der Fülle ſeines Glücks aus der Welt zu ſchaffen, ehe ihn der Hauch dieſer böſen Welt vergifte. Er habe die ganze Nacht mit dieſem Gedanken gerungen, ihn aber doch noch niedergekämpft und ſich vor Tage entfernt, um ihn nicht am Ende doch noch auszuführen. Die guten Pfarrleute überlief's kalt, wenn ſie an die ſchauerliche Liebeserweiſung dachten, die ihnen zugedacht geweſen war; ihr gütiges Herz ward aber dadurch nicht abgeſchreckt.

Ein ſo unheimlicher Gaſt hat nie mehr die gaſtliche Schwelle überſchritten, und die Hand des ſtillen Gottesboten, der ſtets zur rechten Stunde kommt, hat den unſichtbaren Schild eingezogen, der das Pfarrhaus zu einem ſo geſuchten Gaſthofe machte: eine offene Hand und ein liebevolles Herz.

Das geizige Pfarrhaus.

War ein recht ſauberes geräumiges Haus, ſah aber dem ungeachtet nicht erſtaunlich einladend aus; ein gewiſſer froſtiger Hauch ſchien es zu umwehen, ſelbſt in warmer Sommerzeit. Jahr aus Jahr ein waren Fenſter und Läden nach vorne geſchloſſen, als ob keine Seele drin wohnte; ein dürrer knurriger Spitz, der Jedermann mit biſſigem Ton anbellte, war das einzige Lebenszeichen, das man in der Nähe des Hauſes verſpürte.

Es wurde von Gäſten auch nicht ſtark heimgeſucht; das zeigte der graſige Vorhof, die grünangelaufene Steintreppe, die zum Hauſe führte. Anfangs war das anders geweſen; da der Pfarrer einen gaſtfreien Vorgänger gehabt hatte und das Dorf unweit einer kleinen Stadt liegt, ſo machten die Stadtbewohner aus alter Gewohnheit zahlreiche Viſiten und der Pfarrer krazte ſich täglich im Kopf und ſprach von Wegmelden, auf die rauhe Alb, in ein Schwarzwaldthal, überall hin, nur nicht mehr ſo nahe zu einer Stadt.

Die Frau Pfarrerin that ihr Möglichſtes, die Gäſte wenigſtens ſo unſchädlich zu machen, als ſich mit einigem Schein der Ehrenhaftigkeit vertrug. Sie reiste in eigener Perſon in eine Glashütte, um daſelbſt auserleſen dünne Bouteillen mit langen Hälſen auszuſuchen, die mit dem Neuſern einer Halbmaßflaſche den Gehalt eines Schoppens vereinigten. Sie kaufte ausgeſchoſſene Taſſen aus einer Porzellanfabrik, recht anſtändige Taſſen, nur daß ſie erſtaunlich klein waren und nie eine obere zur untern paßte. Das Brod im Hauſe war von höchſt ehrwürdigem Alter, man konnte ſich faſt nicht erinnern, wenn es gebacken worden; ſie hätte es für Schiffszwieback verkaufen können. Wäre die Frau Pfarrerin ehrgeizig geweſen, ſo hätte ſie auf ein Erfindungspatent für ihren Kaffee Anſpruch machen können, denn der war aus Roggen und gelben Rüben mit einem ſolchen Minimum ächten Kaffees bereitet, wie gewiß nie erhört worden. Von Backwerk war natürlich ohnehin keine Rede; nur einmal, als die Frau Dekanin da war, hatte man glücklicherweiſe Reisbrei gekocht und konnte deſſen Scharre, mit Zucker und Zimmt beſtreut, als Deſſert aufſtellen.

Trotz dieſer umſichtigen Anſtalten wurde aber eben dennoch Einiges, wenn auch noch ſo wenig, durch die Gäſte verzehrt; ſiehe da kam der Pfarrer auf den edlen Gedanken, daß jedesmal, nachdem Beſuch dageweſen war, im Hauſe gefaſtet, wenigſtens kein Wein und Kaffee genoſſen werden ſolle, bis der verurſachte Unkoſten wieder gedeckt ſei. Wer hat je die Gaſtfreundſchaft mit ſo theurem Opfer ausgeübt! Auch mochte wohl das Ehepaar nicht Viele dieſes ſchweren Opfers werth halten; ſie waren bald ſehr ſelten zu Hauſe zu finden, und man munkelte ſtark davon, daß ein ankommender Beſuch, der alle Zimmer leer traf, den Schlafrockzipfel des Herrn Pfarrers habe zum Ofenloch herausgucken ſehen. Dieſe Kunde ſchreckte nun auch die unverdroſſenſten Gäſte ab, und von nun an durften ſie ihren Roggenkaffee und ihren kunſtreich mit Waſſer verſetzten Wein ungeſtört allein genießen.

Ein ſchwerer Schlag war es für ſie, als die immer mehr ſinkende Geſundheit des Pfarrers (er litt in Folge der ſpärlich geheizten Zimmer an Rheumatismen) einen Vikar nöthig machte, und lange Nachforſchungen und Berathungen es brauchte, ein Individuum aufzufinden, das gehörig genügſam und beſcheiden erſchien. Es ſollte kein Reicher ſein, „die ſind ſo verwöhnt und anſpruchsvoll“, kein Armer, „denn die wollen ſich in einem ordentlichen Hauſe erſt herausеſſen“, keiner Wittwe Sohn, „der könnte der Mutter etwas zuſtecken wollen“ (wäre eine Kunſt geweſen), keiner aus der Nachbarſchaft, „der könnte zu viel Anhang nach ſich ziehen“. Endlich war der Glückliche erkoren, den das Schickſal einer ſolchen Schule der Genügſamkeit für würdig hielt. Der hat gewiß ſeiner Zeit einen vortrefflichen Ehemann abgegeben und das „Verwöhntſein“ iſt ihm bei keiner ſpätern Verſorgung mehr im Wege geſtanden. Er hat mehr geleiſtet als der Gaul jenes Edelmannes, der da hätte lernen ſollen nichts zu freſſen, und leider krepirte, als er's konnte; dieſer Vikar aber lernte das Nichtseſſen und lebte doch fort.

Am Abend ſeiner Ankunft an einem kühlen Novembertag ſah er ſich in dem ſpärlich möblirten Stüblein, das ihm der Pfarrer anwies, vergeblich nach einem Ofen um; da ſchob der Pfarrer triumphirend einen Schieber am Fußboden zurück, ſo daß eine ziemlich weite Oeffnung in die Wohnſtube unten entſtand, und machte ihn mit dieſer ſeiner eigenen ſinnigen Erfindung bekannt. „Sehen Sie: bekanntlich ſteigt die Wärme nach oben; nun erhalten Sie alle die Wärme, die ſonſt nutzlos an unſerer Zimmerdecke verloren geht, und ſind ſo offenbar gegen uns im Vortheil.“ Das war nun freilich ein unlösbares phyſikaliſches Räthſel, wie das bischen Wärme in der Pfarrſtube ſich auch noch hinaufziehen und vertheilen ſollte. Der Pfarrer lebte aber dieſes feſten Glaubens und war höchſt indignirt, als der Vikar einſt an einem ſehr kalten Wintertag die Frechheit hatte, beide Beine durch die Oeffnung hinabzuhängen.

Der Pfarrer ermahnte den Vikar ſtets, Nachts das Loch ſorgfältig zu verſchließen, „weil das Warmſchlafen ſo ungeſund für junge Leute ſei". Das Schlafen war aber immerhin noch das Beſte, und das Bett, das äußerſt melancholiſch ausſah, weil es mit Trauerkattun bezogen war, den die Pfarrerin als Ladenhüter beſonders billig erhandelt hatte, war der einzige Ort, wo er einigermaßen erwarmen konnte. Deßhalb war der Vikar ſtets getroſt, wenn ihm die Frau Pfarrerin ſein fabelhaft dünnes Licht zum Schlafengehen anzündete.

Als beim erſten Frühſtück der junge Mann unbefangen nach einem Wecken griff, mit deſſen Hülfe er hoffte, den Roggenkaffee bewältigen zu können, fragte der Pfarrer erſtaunt: „Können Sie einen ganzen Wecken eſſen? das habe ich in meinem Leben nicht gekonnt." Der verblüffte Vikar verſicherte, er ſei eben im Begriff ihn zu halbiren. „Gut, dann rathe ich Ihnen aber, Ihre Hälfte in Schnitten zu ſchneiden; dann läßt ſich das Uebrige leichter verwenden." — Mit dieſer Einen Scene ging dem vielgeprüften Jüngling eine Ahnung ſeiner Zukunft in dieſem Hauſe auf: der Groſchenwürſte, aus denen die Frau Pfarrerin je achtundzwanzig Rädlein zu ſchneiden verſtand, der hoffnungsvollen Gänſe, die er vergebens mit froher Erwartung hatte ſchnattern hören, die aber ja nicht gebraten, ſondern abgezogen und geſotten wurden, um ihnen jede Idee von Fett auszuziehen, und des Kalbsbratens, der viermal zum Nachteſſen hinreichte, weil er gleich nach dem erſten dünnen Schnittchen gefragt wurde: „Begehren Sie noch mehr?" Als er nicht wagte, dieß zu bejahen, trug ihn die Frau Pfarrerin eilig hinaus mit dem Schluß: „Ich eſſe nichts mehr, der Papa mag nichts mehr, der Herr Vikar begehren nichts, der Hermännchen kriegt nichts und die Magd braucht nichts mehr.“

In ſeinem Amt war der Pfarrer eifrig, wenigſtens was den lukrativen Theil deſſelben anbelangt. Der Geldwerth jeder Amtshandlung ſtand ſtets unverrückt vor ſeiner Seele. Als er einſt den großen Entſchluß gefaßt hatte, einem Pfarrkränzchen beizuwohnen, und dort von verſchiedenen geiſtlichen Verrichtungen, unter andern auch von einer Parentation die Rede war, fragte ein zufällig anweſender Fremder: „Was iſt eine Parentation?“ — „Ein Gulden,“ rief unſer Pfarrer ſehr beſtimmt über den Tiſch herüber. Mit dem Ausdruck großer Zufriedenheit ſagte er eines Tags zum Vikar: „Sehen Sie, hier iſt mir Eine Leiche lieber als in meinem frühern Dorf zwei Hochzeiten.“

Auch die Frau Pfarrerin verſtand es, die lieben Beichtkinder gehörig auszubeuten, und wußte ihnen recht eindringlich an's Herz zu legen, wie es ihre Pflicht ſei, ihren geiſtlichen Hirten mit leiblicher Proviſion zu verſorgen. Als einſt ein armes Weib mit leeren Händen zur Anmeldung kam und auf die ſaure Miene der Frau Pfarrerin entſchuldigend erwiederte: „Wir Leute haben eben ſo gar nichts, was wir mittheilen könnten,“ meinte jene: „Nun, einen Korb Dünger könntet Ihr immer auftreiben; Ihr wißt ja, daß wir viele Felder haben.“ Ob es wahr iſt, daß der Ehemann des Weibes ſo boshaft war, dem Herrn Pfarrer eine Bütte, gefüllt mit dieſer Seele der Landwirthſchaft, in's Studirzimmer zu tragen, das weiß ich nicht beſtimmt.

Der Pfarrer hatte durchzuſetzen gewußt, daß das zur Amtskleidung gehörige Barett aus dem „Heiligen“ (Kirchenkaſſe) angeſchafft werden mußte; von der Stunde an, wo dieſer Antrag durchgegangen war, ſah man ihn auf ſeinen täglichen Spaziergängen ſtets mit dem Barett ſtatt eines Hutes auf dem Kopf, was ihm ein gar ehrwürdiges Anſehen gab. Dem Vikar rieth er übrigens dringend von dem vielen Spazierengehen ab, da es bei jungen Leuten den Appetit unnatürlich reize, was dann eine ſchädliche Ueberfüllung des Magens zur Folge habe.

Ein einziger Sohn, Herrmann, war dieſer harmoniſchen Verbindung zweier ſparſamen Seelen entſproſſen, und ein Glück war es, daß ſie nicht mit mehr Kindern geſegnet war; ein Glück nicht nur für dieſe etwaigen Kinder ſelbſt, da doch vielleicht nicht bei allen die Hungerkur ſo gut angeſchlagen hätte, ſondern auch für die Pfarrleute, die ſich gewiß vor der Zeit zu Tode geſorgt hätten; denn ſchon die Erwägung, wie dieſer einzige Sprößling auf möglichſt wohlfeile Weiſe genährt, gekleidet und unterrichtet werden könne, brachte ihnen ſo viel ſorgenvolle Tage und ſchlafloſe Nächte, daß minder gedörrte Naturen unterlegen wären.

Herrmännchen zeigte frühe ſchon einen ſehr bedenklichen Appetit, der nur mühſam in Schranken zu halten war. Der freche Burſche hätte wohl ſchwerlich je gelernt, ſich in die ſchmale Koſt des Vaterhauſes zu ſchicken, wenn er ſich nicht in den Obſtgärten und an den Brodlaiben ſeiner Dorfkameraden hätte erholen können. Unterrichten wollte ihn anfangs der Pfarrer ſelbſt; ſolcher häusliche Unterricht iſt aber für Väter und Söhne jedes Schlags jederzeit eine harte Nuß, und aller Liebesſchmerz in der Welt iſt nicht zu vergleichen mit dem Drangſal, das amo und amavi in väterlichen Schulſtuben hervorgerufen. Der Pfarrer hatte zwar Niemeyers und Salzmanns Erziehungsſchriften zuvor entlehnt und geleſen; dem ungeachtet endeten aber all ſeine Unterrichtsſtunden mit jämmerlichem Geſchrei von Seiten des Söhnleins und heftigem Zorne des Papa, ſo daß oft das halbe Dorf zuſammenlief. Auf die beſorgliche Frage der Leute: „Warum ſchreit denn der Herrmännle ſo?“ erwiederte dann die Pfarrmagd geruhig: „Der Herr Papa thut ihn wieder unterrichten.“ — Zu großer Erleichterung der Mama übertrug man ſpäter dieſen Unterricht dem Vikar, bei dem es friedlicher zuging. Aber in die Länge ging es doch nicht mit dem Buben; er ſchleppte oft ganze Schaaren von Kameraden mit in's Haus, verlangte Brod für ſie und plünderte mit denſelben den Apfelbaum, deſſen Vorrath für Monate hätte ausreichen ſollen; er fuhr, als Soldaten durch's Dorf ritten, mit dem Kopf durch die Scheiben, kurz er beging zahlloſe Unthaten. Als er nun eines Tags für das Geld, das er dem Schuhmacher hätte bringen ſollen, von Jägers Ludwig einen Fuchs erhandelte und dieſen heimlich über Nacht in Papa's Studirſtube ſperrte, wo er ſaubere Arbeit machte, da war ſein Maß voll und man beſchloß ihn fortzuſchaffen.

Der Pfarrer erinnerte ſich, daß ein Gymnaſialprofeſſor in *** ihm von den Studienjahren her noch eine ziemliche Summe ſchuldete, und beſchloß, dieſem nun ſeinen Herrmann anzuvertrauen, damit er das Geld an demſelben abverdiene. Aber wie wenig hatte Herrmännchen in dem Elternhaus, dieſer Schule der Genügſamkeit, profitirt, wie wenig von den ſchönen Exempeln, die ihm die Mama erzählt von jungen Leuten, welche auf Schulen äußerſt wenig, ja gar nichts gebraucht und mit Stundengeben noch arme Eltern unterſtützt haben! Schon nach acht Tagen ſchickte er den Mantelkragen zurück, den ihm der Papa doch von ſeinem eigenen Mantel hatte abtrennen laſſen, mit der Bemerkung, er wolle lieber gar keinen Mantel als ſo einen. Nicht genug, wenige Tage ſpäter ſchrieb er, die Beinkleider, die man ihm aus Papa's alten hatte fertigen laſſen, fangen ſämmtlich an zu brechen und zu reißen. Was nun thun? Kurz zuvor war Herrmännchens Jugendgeſpiele, der ſchwarze Ziegenbock, krepirt; der wurde nun abgezogen und ſein Fell dem Sohne zugeſchickt mit der Weiſung, ſich daraus Hoſen machen zu laſſen, die gewiß dauerhaft ausfallen würden. Aber ſiehe da, der undankbare Sohn verſchmähte das Bocksfell und verſchaffte ſich mit Hülfe der Frau Profeſſorin neue Tuchhoſen, welche die ſeufzenden Eltern bezahlen mußten.

Aber ganz hatte der Geiſt des Vaterhauſes Herrmännchen nicht verlaſſen. Er entlehnte ohne des Profeſſors Wiſſen eines ſeiner Raſirmeſſer und ſchnitt damit aus dem verachteten Bocksleder Hoſenſtege, die er zu billigen Preiſen an ſeine Schulkameraden abſetzte. Dieſer ſchöne Zug verſöhnte auch die Eltern einigermaßen mit ſeiner ſonſtigen Ueppigkeit.

Was aus Herrmännchen ſpäter geworden, weiß ich nicht; die Pfarrleute aber haben, ſo viel ich weiß, allmählig die Scheu vor den großen Leichenkoſten überwunden, ſind zur Ruhe eingegangen und haben Herrmännchen als gefaßten Erben ihrer zuſammengeſparten Schätze hinterlaſſen.

Noch ein gaſtfreies Pfarrhaus.

Zwar iſt ſchon ſo viel Liebes und Schönes von den Pfarrhäuſern gerühmt worden, daß man ſich neben ſo viel Licht billig auch etwas Schatten gefallen laſſen ſollte; doch wäre es aber möglich, daß die ehrwürdige Geiſtlichkeit das geizige Pfarrhaus etwas übel genommen hätte. Darum ſoll es denn zwiſchen zwei gaſtfreie, wie ein Hering zwiſchen zwei fette Butterſchnitten gepackt werden, als klarer Beweis, wie überwiegend in Pfarrhäuſern das gute Element iſt. Wer dann in dem geizigen hungrig geworden iſt, der kann ſich im gaſtfreien, Nummer zwei, wieder gehörig erholen.

Da zu einem Pfarrhaus gewöhnlichem Begriff nach zunächſt Mann und Frau gehören, ſo will ich für diesmal etwas weit ausholen und erwähnen, wie ſie zuſammengekommen ſind.

Wer hat nicht in ſeiner Kindheit in der tauſend und einen Nacht das ſchöne Märchen vom Prinzen Kameralgaman und der Prinzeſſin Badure geleſen? Ein Prinz und eine Prinzeſſin von gleich wunderbarer Schönheit, in gleich üppiger Umgebung, ſind aus verſchiedenen Gründen der Ehe abgeneigt, bis ſie einander geſehen haben und dann durch den Beiſtand etlicher guter Genien den Böſen zum Trotz zuſammenkommen. In ähnlicher Weiſe hat dereinſt der gaſtfreie Pfarrherr ſeine Hälfte (es waren eigentlich zwei Drittheile) gefunden, nur mit weniger Schwierigkeiten, denn ſonſt hätt' er's bleiben laſſen.

Bevor er zur geiſtlichen Würde gelangte, war er „des Oberamtmanns Ferdinand", die gute Stunde ſelber, wie ſeine Mama meinte: „ich ſag' Ihnen, der Ferdinand hat Ihnen ein Herz, ſo findet man keins mehr, alles läßt er ſich gefallen." Ja wohl, alles; der gute Ferdinand! Er hat ſich's gefallen laſſen, daß man ihm bis in's vierzehnte Jahr die Strümpfe und Stiefeln anzog, daß man ihm ein Chaischen anſchaffte, darin ihn des Vaters Johann zur Schule fahren mußte, wenn es ſchmutzig zu gehen war, er hatte ſich's gefallen laſſen, daß beim Eſſen, wenn ihm die Suppe zu heiß war, der Johann kommandirt wurde „Johann verkuhl' Er dem Herr Ferdinand ſeine Suppe!" und als er durch kein ärztliches Zeugniß vom Beſuch der Kinderlehre im Winter befreit werden konnte, da ließ er ſich's auch gefallen, daß der Johann zuvor ein Bärenfell auf dem Platz ausbreitete, wo er ſtehen mußte. Das Inſtitut der Prügelknaben beſtand nicht mehr, ſonſt hätte ſeine Mama gewiß auch einen Stellvertreter beſoldet, der die Tatzen des Präzeptors für ihn ausgehalten hätte. Da nun dieſe aber unter die Sachen gehörten, die er ſich nicht gern gefallen ließ, ſo entſchloß ſich der Ferdinand ordentlich zu lernen, was auch gelang, da er einen guten Kopf hatte. Als die Mama für gut hielt ihn zum Theologen zu beſtimmen, ließ er ſich's auch gefallen, „was ſollſt Du Dich im Staatsdienſt plagen, Ferdinandle, wir haben's Gottlob! Mit Deinem Vermögen kannſt Du einen guten Vikar halten, und dann hat ein Pfarrer das beſte Leben auf der Welt!" In's Landexamen durfte der Ferdinand natürlich nicht, aber es reichte glücklich zum

Studium in der Stadt; und als er nahe an der Bedienſtung war, da hielt es die Mama für Zeit, ſich nach einer Frau umzuſehen, die da würdig wäre, das ausgezeichnete Herz ihres Ferdinandles zu theilen.

Da ging juſt um dieſe Zeit ein Geſtirn erſter Größe auf in der Gegend, eine Pfarrtochter, aber was für Eine! Von einer Gouvernante erzogen, in einer franzöſiſchen Penſion polirt, ein Wunder von Geiſt und Schönheit, die Klavier und Harpe ſpielte und drei lebendige Sprachen ſprach! Da ſie daneben noch reich war, ſo konnte es nicht fehlen, daß dies Phänomen von allen heirathsfähigen Jünglingen weit und breit geſucht und geſtürmt wurde. Gleich jener Prinzeſſin Badure war's ihr aber zu wohl daheim, als daß ſie viel Luſt zur Ehe gehabt hätte. Pfarrer hatten noch gar nicht gewagt, um die ſtolze Schöne zu freien, die Mama des Ferdinand aber, die gar viel von ihr reden hörte, ſetzte ſich in Kopf, die Leonore müſſe ihr Ferdinand haben, obgleich er ſelbſt gar nicht geneigt war, ſeine goldne Freiheit und die gute Pflege der Mama aufzugeben. Eine Gelegenheit zum Zuſammentreffen gab ſich leicht und der Ferdinand, als er die ſchöne Leonore geſehen, ließ ſich's in der That gefallen, die nöthigen Schritte zu thun, um ſie zu erlangen. Es war der Mama eben gelungen, eine ſehr anmuthig gelegene Pfarrei für den Ferdinand zu erringen, da war's denn die beſte Zeit für ſeine Bewerbungen, und es gelang ihm, was ſo Vielen mißglückt, die Feſtung ergab ſich, ſo wenig er ſich auf's Stürmen verſtand. Vielleicht gewann eben ſeine außerordentliche Ruhe Leonorens bewegliche Natur, und da keine Lebensſtellung in unſern hausbackenen Verhältniſſen ihrem Geſchmack entſprach, ſo wählte ſie wohl am liebſten eine ſolche, die ihr am meiſten Freiheit ließ, ihr Haus nach eigenem Sinn zu geſtalten.

Das Hochzeitfeſt wurde ſehr glänzend gefeiert, keine Zimmtſternhochzeit, wo man die Gäſte mit einem Kelch Malaga und einem Stückchen Backwerk wieder heimziehen läßt, ein recht ſolid ſchwäbiſches Mittageſſen, das von Morgens elf Uhr bis Nachts elf Uhr dauerte; — nach Tiſch aber, beim Deſſert, war der vielbeneidete Bräutigam von der Seite der ſchönen Braut verſchwunden. Man vermißte ihn längere Zeit, endlich wurde man unruhig, war es Unwohlſein? war es das Uebermaß ſeines Glücks, das ihn in die Einſamkeit trieb, um ſich zu faſſen? Die Braut ſelbſt entſchloß ſich zuletzt ihn ſuchen zu helfen, dunkle Ahnungen beſchlichen ihr Herz, ſchaurige Geſchichten tauchten in ihr auf, von Verlobten, die am Hochzeittag jählings geſtorben, — ſie fürchtete zu kühl gegen ihn geweſen zu ſein; ſollte ſeine äußere Ruhe ein inneres Feuer gedeckt und Zweifel an ihrer Liebe ihn am Ende fortgetrieben haben, jetzt, an der Schwelle des Glücks? — immer ſchwärzer wurden ihre Phantaſien, als ſie ihn im Garten vergeblich ſuchte, bis ſie in die dunkle Laube am äußerſten Ende kam. — Da lag der Ferdinand, behaglich ausgeſtreckt, in ſo tiefem, feſtem, geſundem Schlaf, wie nur je ein Menſchenkind einen geſchlafen. Ein Schrei entfuhr der Braut, der ihn erweckte. Mit langem Dehnen richtete er ſich auf: „So, Du biſt's, Liebe?“ — „Und Du haſt geſchlafen?“ — „Ja, Liebe, ſiehſt Du, wenn ich mehr eſſe als gewöhnlich, da ſchläfert mich's ungeheuer, und ich habe heut ſo viel gegeſſen, der Aal war delikat, iſt der Kaffee ſchon getrunken?“ — Da läßt ſich nicht rechten, und die Braut ergab ſich in ihr Geſchick, als ſie an ſeiner Seite zurückkehrte.

Da ſomit wenig Ausſicht auf idylliſche Honigmonde war, ſo fand es die Braut für's Beſte, einige ihrer Brautjungfern zum Beſuch in ihr neues Pfarrhaus einzuladen, das an Eleganz und Komfort es mit jedem Freiherrnſitz aufnehmen konnte. Dem Pfarrer war das eine rechte Erleichterung, da er ſich nicht ſo ganz auf die ausſchließliche Hingebung verſtand, die von einem jungen Ehmann billig erwartet wird, und nicht recht wußte, wie er's anzugreifen hätte, um wie ſein unglücklicher Namensbruder „in einem Lächeln ſeiner Luiſe Stoff für Jahrtauſende“ zu finden. Mit dieſer erſten Einladung war denn das Signal zu Eröffnung einer ſo großartigen Gaſtfreundſchaft gegeben, wie wohl kaum eine je ein Pfarrhaus belebte.

Um der Frau die häuslichen Sorgen und Mühen zu erſparen, zu denen ſie weder Luſt noch Zeit hatte, wurde eine gute unverheirathete Tante eingethan, die denn ihre Miſſion vollkommen begriff und täglich nur für wenige Stunden aus dem Küchendampf und Rauch auftauchte. So konnte ſich nun die ſchöne Frau Pfarrerin recht mit Muße ihren Gäſten widmen, die ſich auch einſtellten in allen Altern und Geſchlechtern, von jedem Rang und Stand, zu jeder Zeit und Stund.

Das Pfarrhaus gewährte auch alle erdenkliche Annehmlichkeit, die ſich Gäſte nur wünſchen können, einen hübſchen Salon, eine reiche Bibliothek, einen ſchönen Garten, eine vortreffliche Küche. Es war der Stolz der Tante, dieſe jederzeit ſo gut auf dem Laufenden zu erhalten als die beſte Küche der Stadt. „Aber wie machen Sie's nur, Jungfer Chriſtiane, wenn Sie ſo unvermuthet Gäſte bekommen,“ fragte eine verwittwete Frau Hofräthin, die allemal einen Tag in's Bett liegen mußte, nachdem ſie einen Gaſt gehabt hatte, „wenn man im Ort gar nichts haben kann?“ „O, das macht nichts,“ verſetzte Jungfer Chriſtiane mit würdevoller Ruhe, „man hat 'was im Rauch, man hat 'was im Salz, man hat 'was eingemacht, man hat 'was im Keller, man hat 'was in der Speiskammer." Das war gerade ein Triumphtag für ſie, wenn unvorhergeſehen eine Kutſche voll Gäſte vorfuhr und es wollte ſich nimmer erſchöpfen und leeren beim Ausſteigen; zwar lamentirte ſie gehörig in der Küche herum, aber es war nicht ſo ſchlimm gemeint, ein wahrer Schlachtenmuth wachte in ihr auf und ſie ſetzte ſich nur hie und da mit zu Tiſche, um ſich am Anblick ihrer gelungenen Werke und am Appetit der Gäſte zu freuen. Es iſt eine alte Wahrnehmung, nemlich, daß Gäſte in Pfarrhäuſern den allerbeſten Appetit haben, hauptſächlich für Kinder ſind ſie wahre Eß-Eldorados, oder waren es wenigſtens, ſolang die Zehnten noch nicht abgelöst waren.

Die Frau Pfarrerin ſaß indeß ſchön geſchmückt in ihrem Salon und empfing die Gäſte und wußte die unbedeutenden zuſammenzuſchieben, während ſie die geiſtvollen um ſich verſammelte. Auf ihrem Tiſch lagen ſtets die neuſten Werke, auf ihrem Klavier die neuſten Muſikalien, in ihrem Kopf die neuſten Ideen. Sie ließ ſich nicht nur ihre Gäſte gefallen, ſie wollte *ihnen* gefallen, und als Firſtern, der ſich um ſeine eigene Axe drehte, in ſeinem eignen Glanze ſonnte, konnte ſie auch immer gleich liebenswürdig, gleich anmuthig ſein. Die Frauen waren ihr gerade nicht ſehr hold und wurden zu Zeiten ganz grimmig, wenn die Männer ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit prieſen: „Ja, da iſt's keine Kunſt liebenswürdig ſein, wenn man am Werktag weiße Kleider trägt und Klavier ſpielt, ſolang die Magd Wäſche aufhängt, ich will's auch einmal ſo anfangen und auf den Sopha ſitzen und Gedichter machen, dann kannſt Du zuſehen, wer Deine Socken flickt und für's Mittageſſen ſorgt! Ja wohl liebenswürdig!"

Die Pfarrerin ſelbſt zog auch männlichen Umgang weit vor und hatte ſtets einen Kreis von Verehrern (natürlich in allen Ehren). Am ſtärkſten war ſie in der Heranbildung ſtrebſamer Jünglinge, mit denen ſie geiſtvolle Korreſpondenzen anfing, ſie in den Ferien beherbergte, in der Kunſt des Umgangs unterrichtete und ihre Gefühle regulirte. Sie war wohl auch großmüthig genug, ihnen mit reellen Mitteln zu Fortſetzung ihrer Studien unter die Arme zu greifen, was ihr dadurch erleichtert war, daß ihr die freie Verfügung über ihr bedeutendes Vermögen zuſtand.

Aber der Herr des Hauſes, der Ferdinand, der ſich alles gefallen ließ, wie ſtand ſich der dabei? O vortrefflich, er ließ ſich auch das gefallen; es war ihm ſogar ſehr angenehm. Für die Unterhaltung ſeiner Gäſte ſorgte die Frau, für ihre Bewirthung die Tante, die Ausgaben bekümmerten ihn nicht; mit Galanterie gegen die Frau durfte er ſich nicht anſtrengen, ſo konnte es ihn nur freuen, wenn er jeder Zeit einer Geſellſchaft zum Tarok oder zum Schach oder Bretſpiel im eignen Hauſe gewiß war, und es kam ihm eine wahre Aengſtlichkeit an, wenn er einmal den Salon leer fand.

Es konnte ſich nämlich bei anhaltend ſchlimmem Wetter je und je ereignen, daß das Pfarrhaus leer von Gäſten war, da nicht alle Bekannten des Hauſes über Equipage verfügen konnten. Um dieſem Uebelſtand abzuhelfen wurde im Pfarrhaus beſchloſſen, ein Roß einzuſtellen, das im Nothfall die Gäſte herbeiholen konnte. So wurde denn ein ausgedienter Schimmel vom Militair angeſchafft, der hier ſein kriegeriſches Feuer ablegen konnte, und ſobald die Gaſtzimmer leer wurden und keine neuen Beſuche in Ausſicht ſtanden, wurde die Pfarrkaleſche hervorgeſchoben, der Schimmel daran geſpannt und Jakob, der Knecht des Hauſes, ausgeſandt, um friſche Zufuhr zu bringen.

Nun ſagt mir einmal, wo iſt die Gaſtfreundſchaft je ſo weit gegangen? Die alten Erzväter waren gewiß reſpektabel wegen ihrer Gaſtlichkeit, ſo auch die Araber und unterſchiedliche orientaliſche Völker, aber nirgends habe ich von denen geleſen, daß ſie einen Gaul angeſchafft haben, nur um Gäſte herholen zu laſſen.

Der Jakob bereitete der Jungfer Chriſtiane einmal eine ſchöne Ueberraſchung: er hatte eben ein Paar Gäſte fortgeführt und ſollte auf dem Heimweg in etlichen befreundeten Häuſern der Stadt und Umgegend kleine Botſchaften beſorgen. Zuerſt mußte er bei der Frau Oberamtmännin Levkoypflanzen mitnehmen; — da er nun gewöhnt war, daß in ſein Pfarrhaus jedermann und zu jeder Zeit eingeladen wurde, ſo hielt er's für ſeine Pflicht auch in dieſem Genre das Seinige zu thun.

„Sie kommen ja als gar nimmer in's Pfarrhaus," begann er, als ihm die Frau Oberamtmännin einen Schoppen vorſetzte, „die Frau Pfarrin haben geſagt, Sie ſollen nur auch einmal wieder kommen." — „Ach, Herr Pfarrers haben immer ſo gar viel Beſuche, da bin ich ſchüchtern." — „Ei das macht gar nichts, das iſt ihnen ihre Freud', und am nächſten Mittwoch iſt kein Menſch mehr da, da wäre es recht angelegt." — „Nun, ich will mit meinem Mann ſprechen." — „Aber nehmen Sie nur auch die Kinderlein mit, und der Herr Schreiber ſoll auch noch nachkommen im Feierabend, kommen Sie nur g'wiß am Mittwoch!"

Von da mußte Johann zum Doktor, um eine Anweiſung zum Rattengift, auch im Auftrag der Tante; beim Gehen ſagte er: „ei, des Herrn Oberamtmanns kommen am

Mittwoch, Sie werden doch auch kommen." – „Ja, ja, kann ſchon ſein." — Den Dekan, an den er ein Schreiben vom Pfarrer hatte, köderte er mit dem Doktor, und ſo warb er auf dem ganzen Heimweg überall, wo er zu thun hatte, neue Gäſte, alles auf den Mittwoch, ohne zu zählen und zu bedenken, zu welcher Lawine ſeine Einladungen geworden. Als er wieder in's Pfarrhaus einrückte, ward's im doch ſelbſt bedenklich, ob er denn zu ſolcher Liberalität ermächtigt geweſen, und er hielts für's Klügſte inzwiſchen zu ſchweigen, er wußte ja, daß die Tante ſich allzeit zu helfen wußte.

Die Tante aber, die hatte ihre eignen Plane auf den Mittwoch, an dem allerdings eine Pauſe in dem Strudel von Gäſten zu erwarten ſtand; ſie hatte große Thaten im Sinn, furchtbare Schlachtpläne: in der Küche mußte ein neuer Heerd geſetzt, im Wohnzimmer Sopha und Seſſel friſch gepolſtert und in den andern Stuben geweißt werden, ſie beſchloß, lieber alles zugleich vornehmen zu laſſen, da ſo äußerſt ſelten Ruhe im Haus war zu ſolchen Geſchäften. Die Tante hatte Löwenmuth zu dergleichen Unternehmungen. So wurde denn der Jakob abermal ausgeſandt mit Einladungen andrer Art, an Sattler, Maurer, Schreiner ꝛc. Nun erſt war er mäuschenſtill über ſeine Generoſität und tröſtete ſich in der Stille mit der Hoffnung: hat's ja Keins gewiß verſprochen, vielleicht kommen ſie auch nicht! Doch fand er's gerathen ſich an dem verhängnißvollen Tag aus dem Staub zu machen: er mußte nothwendig mit dem Schimmel in die Stadt, um ihn beſchlagen zu laſſen.

Der Tag brach an, der Sturm ging los.
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?

Die Tante war ſchon vor der Sonne auf, überall und allenthalben auf dem Platz, räumte aus, gab und half an allen Ecken und Enden, die Mägde nebſt einem Halbdutzend Gehilfinnen vom Dorf waren auf den Beinen, putzten und wuſchen, die Frau Pfarrerin wollte auch nicht unthätig ſein, ſie machte ſich d'ran die Bibliothek auszuräumen, die heut noch gereinigt werden ſollte. Der Pfarrer flüchtete ſich in's Schlafzimmer, das allein noch einigermaßen verſchont blieb, denn ſelbſt die Studierſtube war mit Gerümpel angefüllt, das man aus andern Zimmern hergeſchafft, — kurz, man meinte, das Weltende oder eine neue Schöpfung ſei nahe.

Siehe, da gewahrte Lisbeth, die Küchenmagd, von der Höhe eines Fenſterſims aus zwei Kutſchen: „Gäſt', Jungfer Tante, Gäſt'!“ ſchrie ſie aus Leibeskräften. „Biſt nicht geſcheidt, das ginge mir ab!“ „Gäſt', zwei Kutſchen voll!“ ſchrie vom Hof die Hausmagd, und langſam, langſam, unaufhaltſam, unerbittlich wie das Schickſal, rollten die zwei Chaiſen den Hügel heran, ſie hielten im Pfarrhof, und mit etwas bedenklichem Geſicht ſchaute der Kopf der Frau Oberamtmännin aus der einen auf den Hof voll Geräthe, auf die ausgehobenen Fenſter, an denen wie maſſive Geſpenſter die Maurer mit Pinſeln ſich hin und her bewegten.

Mit der Faſſung der Jungfer Chriſtiane war's diesmal zu Ende, mit zuſammengeſchlagenen Händen ſank ſie auf einen Küchenſtuhl, nur dämmernde Gedanken „nichts im Haus, nichts am Feuer, blos Reis und Fleiſch zu Mittag!“ zogen ſchwarz durch ihre Seele. Die Pfarrerin aber zeigte, was Seelengröße iſt: ſchön geputzt, anmuthig lächelnd wie immer, gegen Frauen gnädig, duldſam, gegen Männer verbindlich, ſtand ſie unter der Hausthür, die Wagenthüren gingen auf:

> Da ſpeit das doppelt geöffnete Thor
> Zwei ganze Geſchlechter auf einmal hervor.

Oberamtmanns mit Familie, Herr und Frau Dekan nebſt zwei

Gäſten, denen man auf dieſe Weiſe eine wohlfeile Ehre anthun konnte, kamen zum Vorſchein. „So Frau Pfarrerin, diesmal werden Sie zufrieden ſein, daß wir auch einmal zum Eſſen kommen!“ rief ganz beglückend die Frau Oberamtmännin. „Ja, wenn Sie's nicht geweſen wären,“ meinte der Herr Dekan, „ſo hätt' ich heute meine Frau nicht fortgebracht, ſie hat große Wäſche,“ mit bitterſüßem Lächeln drückte die Frau Pfarrerin ihre Dankbarkeit aus und führte ſie in's Haus; ſie meinte, es müſſe derweil irgend ein Wunder geſchehen ſein, um es produzibel zu machen. Dem war aber nicht ſo, — im Salon klopfte der Sattler, im Speiszimmer hauste der Maurer, im Kabinet polirte der Schreiner, in der Bibliothek war der Boden mit Büchern bedeckt, in den Gaſtzimmern putzten die Mägde; — ſo blieb nur eine Zuflucht, die Schlafſtube, das Aſyl des Pfarrers, der denn auch aufgeſcheucht wurde aus ſeiner Höhle und nolens volens den Angenehmen ſpielen mußte. Während Jungfer Chriſtiane in Desperation in der Waſchküche ſtand, wo ſie heute kochen mußte, und die totale Unmöglichkeit einſah, noch ein andres Diner herzuſtellen, that die Frau Pfarrerin ihr Möglichſtes liebenswürdig zu ſein: ſie ſprach mit dem Herrn Dekan über Schleiermachers Monologen, mit der Frau Oberamtmännin über Erziehung, mit dem eingeführten Vetter über die Katalani, — ſie ſuchte großmüthigſt den Gäſten zu verbergen, wie entſetzlich ungeſchickt ſie gekommen waren, und begriff die ſeltſamen Blicke nicht, die die Frauen wechſelten, während es doch an ihnen geweſen wäre, ſich höchlich zu entſchuldigen.

Es wurde Mittag, man deckte ſo gut es ging, Jungfer Chriſtiane verbarg ſich in den unterſten Winkel der Waſchküche, als ſie Liesbeth mit der Reisſuppe, die erſt noch angebrannt war, und dem zähen Fleiſch, das auf die guten Zähne der Maurer und Dorfweiber berechnet war, hinauf ſandte; — ihr Schlachtenmuth war gebrochen, ſie hatte nichts mehr erſinnen können; und auch der Jakob fort, der noch auf dem Schimmel hätte etwas herbeiſchaffen können! Immer bedenklicher wurden die Blicke der Gäſte, als ſie allmählich merkten, daß dies der ganze Umfang der Mahlzeit ſei; die Frau Dekan hatte ihre Gäſte nach der delikaten Küche der Jungfer Chriſtiane lüſtern gemacht, der Herr Oberamtmann aß ſelbſt gern was Gutes, — vergebens, vergebens; Reis und Kuhfleiſch, hernach etliche Rettige, dabei bliebs, — dazu war der Schlüſſel zum Speiskammerſchrank verlegt und konnte nicht einmal Eingemachtes herbei geſchafft werden; — mühſelig würgten ſie die einfache Koſt hinunter, mühſelig erhielt die Frau Pfarrerin die Unterhaltung im Gang; — es iſt nun einmal ſo, man kann am eignen Heerd nach Umſtänden bei einem Waſſerſüppchen vergnügt ſein, wo aber mehrere beiſammen ſind, da braucht es auch ein Uebriges an Speis und Trank, um die Unterhaltung zu erwärmen und zu beleben, und die reichſten Geiſter ſind davon nicht ausgenommen.

Eben hatte man abgetragen und Jungfer Chriſtiane war bemüht den Reis aufzufüllen, damit er noch ausreiche für Handwerker und Dienerſchaft, da erſcholl der Schreckensruf: „Jungfer Tante, noch eine Kutſch!“ — Diesmal trat Jungfer Chriſtiane ihrem Schickſal ſelbſt entgegen; da ſprang eben der Doktor von ſeinem Einſpänner und half ſeinem Töchterlein und halberwachſenen Filius herab. „Nicht wahr, wir kriegen ſchon noch was?“ rief er ganz erwartungsvoll, „habe da noch einen Krankenbeſuch gemacht, nun meinte Mathilde, zum Eſſen kommen wir zu ſpät, ich aber ſagte: das müßte gar nicht mehr die Tante ſein, wenn ſie nicht noch ein Stückchen Braten für uns übrig hätte!“

Mit ſäuerlichem Lächeln nahm die Tante dieſe Vertrauensadreſſe auf, doch hob ſich dadurch ihre Kraft ein wenig; ſie ſchickte zur Schulmeiſterin um Geräth und brachte endlich noch Pfannkuchen zu Stand. Kaum fand der Doktor und ſeine Jugend noch Platz in der vollgepfropften Schlafſtube und genoß den nachgebrachten Imbis, um den ſie von den früher angekommenen Gäſten ſehr beneidet wurden.

Sie hatten abgeſpeist und die Hoffnung auf Braten und Nachtiſch zu Grabe gelegt, man ſtellte ſich in Ermanglung andrer Unterhaltung an die Fenſter, — ſiehe, da pilgerte der dicke Pfarrer von Grüpdorf nebſt ſeinem langgelockten Vikar und rothbackigen Töchterlein auf das Pfarrhaus zu. — Mit ſtummer Faſſung trat ihnen die Tante entgegen, — „ja, das kann doch nur die Jungfer Tante,“ rief bewundernd der Pfarrer, „zu Maurer und Schreinern noch Gäſte einladen, das wäre ein Exempel für meine Frau, die heut nur wegen des Bettenſonnens daheim geblieben iſt!“ — „Einladen?“ frug unwillkürlich die Tante. — „Nun ja, der Jakob hat's doch recht ausgerichtet? auf Mittwoch? Pfarrers von Wend und der gelehrte Herr Magiſter, der wirklich in Feldberg wohnt, haben's auch ſo verſtanden und kommen gleich nach, ſie haben nur noch im Amthauſe zu Heimſtett angerufen.“ Jetzt begann das Räthſel ſich zu löſen; Jungfer Chriſtiane, obwohl ſie noch nicht an die grenzenloſe Frechheit des Jakob glauben konnte, war doch nimmer ſo innerlich ergrimmt über die Gäſte, von denen es ihr zuvor pure Bosheit geſchienen, daß ſie heut gekommen. Richtig kam noch die Pfarrfamilie von Wend und der intereſſante Privatgelehrte, ein ſpezieller Verehrer und platoniſcher Anbeter der Frau Pfarrerin, noch verſtärkt durch die Amtmannsfamilie, die ſich als ungebetene Gäſte angeſchloſſen hatte, Alle in der angenehmen Gewißheit, höchſt willkommen im Pfarrhauſe zu ſein.

Als die droben noch die neue Zufuhr anrücken ſahen, da begannen doch Alle mehr und mehr etwas Ungewöhnliches zu ahnen, das konnte nicht purer Zufall ſein. Da ohnedieß die Maſſe Leute in dem engen Schlafzimmer noch wunderbarer geweſen wäre als ein Haspel in einem Glasfläſchchen, ſo beſchloſſen ſie herabzukommen, um unten das Nähere zu vernehmen; der Pfarrer benützte dieſe kurze Erlöſung, um ſein Mittagſchläfchen nachzuholen. So ſtand nun im Hof die ganze Schaar der Gäſte ſammt Pfarrerin und Tante, und lachte und verſtändigte ſich und erzählte einander gegenſeitig den dringenden Zuſpruch des Jakob. Da kam eben dieſer Verräther mit ſeinem neubeſchlagnen Schimmel den Hügel heraufgetrollt und überſah mit einem Blick ſein Werk. Hat er aus dem Monolog der Jungfrau von Orleans deklamirt:

Und mich, der all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück
. . . .
Und aus der Freunde Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

ſo weiß ich's nicht, davonſtehlen galt aber nicht; die Tante mit ihrer durchdringenden Stimme rief ihn alsbald herbei: „aber, Jakob, was denkt denn Er?“ „Ha, i hab' halt denkt,“ ſagte der Jakob, verlegen im Kopf kratzend, „ſe werde net glei alle ſo komma.“

Nun, geſchehen war's, und Alle machten gute Miene zum böſen Spiel, Jungfer Chriſtiane ließ die große Laube ausräumen, die heut der Zimmermann hatte repariren ſollen; wer darin nicht Platz fand, der mußte ſich außen placiren;

und ſie feuerte abermals unter ihrem Waſchkeſſel, um Kaffee zu kochen. Liesbeth und Margreth wurden in's Dorf geſchickt, um Milch beizuſchaffen und Jakob, der einladende Böſewicht, wurde verurtheilt wieder zur Stadt zu reiten und einen Korb voll Wecken aufzutreiben. Das that er denn auch und galoppirte dergeſtalt, daß der Thurmwächter in der Stadt ihn für einen Feuerreuter anſah und die Sturmglocke anzog, worauf die Feuermannſchaft zuſammenlief und alles ſchrie, lärmte und fragte, „was gibts, wo brennts," bis endlich aus dem Bäckerhauſe eine Stimme brüllte: „'s Pfarrers Knecht von Aichelhauſen hat Weka g'holt." Und der Jakob, hoch zu Roß, ſprengte mit einem gewaltigen Tragkorb donnernd über das Pflaſter und ſuchte das Weite, da er groß in Gefahr war, daß die Städtler ihre Feuerſpritze auf ihn gerichtet hätten.

Das Einladen auf eigne Hand hat der Jakob von nun an unterlaſſen, auch hatte dieſer Sturmtag zur Folge, daß das Pfarrhaus eine Zeit lang von Gäſten aus der Nachbarſchaft wenig heimgeſucht wurde.

Jungfer Chriſtiane ließ ſich's übrigens nicht nehmen, daß, um die Ehre des Hauſes zu retten, ſpäter die ſämmtlichen Theilhaber dieſer verfehlten Parthie eingeladen, und ſo reichlich und köſtlich bewirthet wurden, daß das Andenken an den angebrannten Reis und das Kuhfleiſch gänzlich auslöſchen mußte.

Schöne Zeit, wo biſt du? kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!

Suchet nicht mehr nach Ur- und Nachbildern ſolcher Pfarrhäuſer, das alles iſt dahin, ein Pfarrer hat kein Vorrecht mehr als das, der erſte Bettler ſeiner Gemeinde zu ſein, der für Alle bettelt und von Allen angebettelt wird, und er muß fürchten, daß auch ſeine harmloſeſten Gäſte mit ſcheelen Augen angeſehn werden. Während alle Welt bis zum Schulknaben hinab, wenigſtens eine Weile ſich ſchmeicheln konnte, Märzerrungenſchaften gewonnen zu haben, kann der arme Pfarrer nur von Märzverluſten ſprechen, und die ſind viel dauerhafter, als die Errungenſchaften geweſen ſind.

Das fromme Pfarrhaus.

Damit ſoll nun abermals nicht geſagt ſein, daß dieſes das einzige ſeiner Art geweſen ſei. Gewiß aber trug es vor vielen den Stempel des Geiſtes, der überall und zumeiſt in einem Pfarrhauſe regieren ſoll; und ſcheint auch die Art und Weiſe, wie ſich dieſe Frömmigkeit kund gab, etwas ſchwärmeriſch, ſo hat ſie ſich doch als probehaltig bewährt.

Es waren nun mehr als fünfzig Jahre ſeit der Pfarrer zu P. ſein Amt begonnen und ſeine junge Frau in ſein Haus eingeführt hatte. Kein ſonnenheller Tag war es geweſen, und kein fröhliches Geleite hatte das junge Paar zur eigenen Wohnung geführt. Aus dem Wagen hoben ſie ſorgſam die gichtkranke Mutter des Pfarrers, die, nachdem ſie lange ein bitteres Gnadenbrod am Tiſche übelwollender Verwandten genoſſen, nun im Hauſe ihrer Kinder wieder eine Heimath finden ſollte, und am Fenſter des Hinterſtübchens ſtand eine düſtere bleiche Geſtalt, die ſtieren Blickes den Ankommenden entgegen ſah. Es war die geiſteskranke Schweſter der jungen Frau, die bereits mit ihrer Wärterin aus der Irrenanſtalt angekommen war. Die Schweſter wollte ſie von nun an zu ſich nehmen und die Wirkung ihrer liebevollen Pflege auf die Schwermüthige verſuchen, da das Koſtgeld im Irrenhauſe bereits das kleine Vermögen der Kranken aufgezehrt hatte. „Das iſt meine einzige Mitgabe,“ ſagte die Frau in wehmüthigem Tone zum Gatten, als ihre Augen auf das Jammerbild fielen. „Du haſt noch einen reichen, reichen Vater,“ antwortete dieſer getroſten Muthes.

Und als die Mutter bequem in einen Seſſel gebettet, auch die Schweſter geholt und an's freundlichſte Plätzchen geſetzt worden war, da kniete das Ehepaar nieder, der Pfarrer ſprach ein feuriges, glaubensvolles Gebet, darauf erhob ſich die volle, glockenreine Stimme der Pfarrfrau zu dem ſchönen Choral: „Nun danket alle Gott“, und als ſie die Worte ſang:

Der ewig reiche Gott woll' uns in dieſem Leben
Ein fromm und fröhlich Herz und edlen Frieden geben,

da klangen die Töne ſo troſtvoll, ſo innig zuverſichtlich hinauf zum ſtillen Abendhimmel, daß wer es hörte, denken mußte, dieſem Hauſe ſei ein wunderbares Heil widerfahren.

Die Pfarrerin, eine edle, aber ſchon etwas verblühte Geſtalt, war wenig jünger als ihr Mann, der doch bereits die vollkommene Reife erreicht hatte, zu der bei uns die Diener der Kirche kommen, ehe ſie Amt und Beruf erlangen. Vor vierzehn Jahren hatte ſie der ſchüchterne Jüngling zuerſt geſehen, die jugendlich blühende Tochter eines verehrten Lehrers, und damals kaum gewagt, ſeine Augen zu dem ſchönen Mädchen zu erheben. Aber im Herzen trug er ſie als unerreichbarer Stern, und als er ſeine Studien vollendet hatte, ſchied er von ihr, ohne ſeine Liebe zu geſtehen. Vier Jahre nachher traf er mit ihr im Poſtwagen zuſammen. Sie hatte den Vater verloren und war auf dem Weg in die Fremde, um in der entſagungsreichen Stelle einer Gouvernante die Mittel zum Unterhalt ihrer Mutter zu ſuchen. Hier erſt lernten ſie ſich kennen, hier erſt ahnten ſie beide den tiefern Zuſammenklang ihrer Seelen. Aber was konnte ein armer

Vikar einem mittelloſen Mädchen bieten? So ſah er denn ſchweren Herzens die Geliebte ziehen, in der ſichern Meinung, ſie ſei ihm nun verloren, denn er hielt es für unmöglich, daß ſolch ein Kleinod nicht viel begehrt ſein ſollte. Habe nicht bang, mein guter Vikar! ein armes Mädchen kann beim allerhöchſten Werth geruhig in ungeſtörter Einſamkeit verbleiben.

Acht Jahre verfloſſen wieder und der dreiunddreißigjährige Vikar hatte endlich ein Amt errungen. Da war Marie ſein erſter Gedanke, Marie, die auch ſeiner armen kranken Mutter gewiß eine gute Tochter ſein würde, und er begann nach ihr zu forſchen.

Sie hatte noch nicht lang der Mutter die Augen zugedrückt und war im Begriff, auf's Neue den Wanderſtab zu ergreifen, da es nun galt, für die Erhaltung der ſchwermüthigen Schweſter zu ſorgen. So durfte er ſchon wagen, der ganz Einſamen ſeine Hand, ſeine beſcheidene Heimath anzubieten. Daß die Zeit, daß Mühe und Leid indeß ihre Blüthe verzehrt, das machte ihn nicht irre; er hatte „in ihrem Auge den Strahl des ewigen Frühlings geſehen“, und der war noch nicht erloſchen. Selig empfing er ihr Jawort und führte ſie mit der kranken Mutter und der unglücklichen Schweſter an den eigenen Heerd.

So umwölkt war der Himmel am Beginn ihrer Ehe, aber der ſiegende Strahl eines mächtigen Gottvertrauens brach durch. Dieſes Gottvertrauen war nicht von der Art, wie das ſo vieler leichtherzigen und ſorgloſen Gemüther, die da unter ihrem täglichen Brod nicht nur, wie der alte Luther, „Eſſen, Trinken, Kleider, Schuh“ ꝛc. verſtehen, ſondern auch gut Eſſen und Trinken, ſchöne Kleider und weiche Schuh, und die der guten Zuverſicht ſind, der liebe Gott ſei dazu da, ihnen all dieß anzuſchaffen und daneben überhaupt alles wieder gut zu machen, was ſie dumm und leichtſinnig gemacht; die wie der heilige Criſpin den Armen ſpenden, was ſie, nicht ihrem eigenen Munde, ſondern andern Leuten in irgend einer Weiſe abgenommen, die im Stand ſind, das Tuch vom Halſe zu verſchenken, und ſich morgen ein hübſches neues dafür kaufen. Nein, des Paares Gottvertrauen war mit der äußerſten Genügſamkeit, mit der ſtrengſten Selbſtverläugnung gepaart, und darum hat es ſie nie getäuſcht.

Ihre Hausordnung war einfach und wechſellos. Jeder Morgen, jeder Nachmittag wurde von ſämmtlichen Hausgenoſſen mit einem gemeinſamen Gebet auf den Knien begonnen, jeder Abend damit geendet. Hie und da mochte wohl ein alter Univerſitätsgenoſſe, der den Pfarrer heimſuchte, etwas ſtutzig werden, wenn er eben nach Tiſch ſeine Pfeife anzünden wollte, um mit dem Pfarrer zu rauchen, und nun ſtatt deſſen dieſer niederkniete zum Gebet und die klare Stimme der Pfarrfrau ein geiſtliches Lied anſtimmte. Und doch trug dieſe bei uns etwas ungewohnte Andacht ſo ſehr das Gepräge der Innigkeit und Wahrheit, daß Jeder, mochte er nun geſinnt ſein wie er wollte, herzlich oder doch ehrfurchtsvoll mit einſtimmte.

Raſtlos thätig war der Pfarrer in den Arbeiten ſeines Berufs, und es ſchien unbegreiflich, wo er Zeit und Kraft hernahm, neben den regelmäßigen Gottesdienſten noch Erbauungsſtunden für Junge und Alte, Bibelerklärungen und häusliche Andachten zu halten, wie er ſtundenlang ſein Ohr jedem beſondern Gewiſſensanliegen leihen konnte, das ihm vorgetragen wurde, und wieder Nächte durchwachte am Bette todesbanger Kranken, in der Hoffnung, vor dem Erlöſchen noch Einen Troſtesſtrahl in ihre Seele fallen zu laſſen. Und eben ſo wunderbar dehnbar ſchien die Zeit und die Kraft der Pfarrfrau, die mit einem zarten Körper die kranke Mutter pflegte, in evangeliſcher Demuth die mühſamſten Arbeiten mit der Magd theilte, eine Kleinkinderſchule beaufſichtigte, zu der ſie ihren untern Hausraum hergegeben hatte, daneben dem Manne beiſtand, wo es galt, zu helfen und zu tröſten, und doch noch Stunden dem hoffnungsloſen Beſtreben widmen konnte, die verdunkelte Seele der Schweſter aufzuhellen. Und doch war ſie dabei ſtets heitern Muthes, mit leichtem, leiſem Tritt wandelte ſie von einem zum andern, und keines ſchien ſich verkürzt.

Daß in ſolcher Weiſe das Pfarrhaus auch zu einer Herberge der Verlaſſenen, zur Vorrathskammer der Hungrigen wurde, läßt ſich leicht denken; hier jedoch war es nicht ganz vom Vorwurf einer gewiſſen Parteilichkeit frei zu ſprechen. Mit einer frommen Miene, mit ein paar bibliſchen Sprüchen, mit gewiſſen geiſtlichen Schlagwörtern von „Erweckten und Bekehrten“ u. dgl. konnten auch unwürdige Heuchler ſich vom Pfarrer leichter Aufnahme und Hülfe verſchaffen als andere einfache Leute, die ihm noch „unerweckt“ ſchienen. — Da war es gut, daß die Pfarrfrau hierin etwas ſchärfer ſah, und hie und da die Uebergüte ihres Mannes ein wenig eindämmen konnte. Sie war's, die dem wandernden Bruder Jeremias die Branntweinflaſche aus der Taſche zog und ſchweigend vorhielt, als er eben erzählte, wie er ſeinen Leib kaſteie und ſtatt Wein zu trinken das Geld dafür der Miſſion bringe. Sie hatte den neuerweckten Juden durchſchaut, der nach einer Weihnachtspredigt des Pfarrers ſich dieſem vorſtellte als dürſtend nach dem Licht des Evangeliums, welcher Durſt ihn ſchon zuvor bei ſieben verſchiedenen Pfarrern angewandelt hatte, von denen er ſich allemal während der Zeit des Unterrichts freihalten ließ. Sie hatte die fromme Bärbel, die zu ihr kam und verkündete, der Geiſt habe ihr geoffenbart, daß die Frau Pfarrerin ſie acht Tage lang ſpeiſen werde, tüchtig Holz tragen laſſen, alſo daß ihr der Geiſt ſchon am dritten Tage offenbarte, ſie ſolle wieder heimgehen; und als der krumme Schuſter, der alle Verſammlungen beſuchte und ſein Handwerk liegen ließ, ihrem Mann einen gepolſterten Seſſel aus dem Wohnzimmer abgebettelt hatte, „weil ſeine armen Kindlein nichts hätten, um darauf zu ſitzen“, hatte ſie ihm denſelben auf der Treppe abgenommen und ihm dafür einen hölzernen Stuhl verehrt mit dem Bemerken: darauf laſſe ſich viel beſſer arbeiten.

Wovon die Pfarrleute lebten, das ſchien auch räthſelhaft. Das Einkommen war klein und der Veranlaſſungen zur Mildthätigkeit ſo viele, und doch ſah man keinen Mangel und hörte keine Klage. Aber die Pfarrerin legte auch niemals die Hände in den Schooß und öffnete nie den Mund, auf daß ihr Gott gebratene Tauben hineinfliegen laſſe; nein, ſie rührte die Hand und ſchloß den Mund lieber, als daß ſie ihn zu überflüſſigem Begehren aufgethan hätte.

Die kranke Mutter ging bald zur Ruhe, mit mehr als Kindestreue gepflegt, die Schweſter aber lebte noch lange Jahre fort, trübſinnig und ſtill; nur ſelten konnte ihr das unermüdet liebevolle Bemühen der Schweſter einen hellen Funken entlocken; nur beim Geſang wurde oft ihr Blick klarer.

Sechs Kinder hatte die Pfarrerin geboren, wie es ſchien mehr zur Prüfung ihrer Geduld, als zur Luſt und Freude. Faſt alle waren zarte, ſchwächliche Geſchöpfe. Drei Jahre nacheinander trug man jeden Frühling eine kleine Leiche aus dem Pfarrhaus. Keine Klage ging über die blaſſen Lippen der Mutter; ſie ſelbſt ſchmückte die Lieblinge für den Sarg, ſie ſelbſt ging feſten und ſtillen Trittes hinter der Bahre her und ihre Stimme tönte vernehmlich im Grabgeſang. — Drei Kinder blieben ihnen, Samuel, ihr erſter und einziger Sohn, Maria, ein ſchönes blühendes Mädchen, und die bleiche kränkliche Dorothea, ein kümmerliches Geſchöpf, verkürzt an Leib und Seele, deren Daſein ein beſtändiges Hinwelken ſchien.

Dem Samuel hatte die ernſte Zucht des Vaterhauſes ſchlecht zugeſagt, und als er in die Welt hinaus kam, ſchien er zwiefältig einholen zu wollen, was er daheim verſäumt an Lebensluſt. Aus dem Seminar ſchon entwich er, um ſich einer herumziehenden Schauſpielerbande anzuſchließen, und es läßt ſich denken, welche Freude der Vater hatte, als man ihm ſeinen Samuel im Coſtüm des Karl Moor bei Nacht und Nebel daher brachte. Doch das wurde vergeben und vergeſſen, und mit Mühe und Noth gelang es, den Samuel in's berühmte theologiſche Stift zu Tübingen zu bringen. Aber nicht zu ſagen iſt es, wie viel Unfug er hier verübte, bis er zuletzt, nach Karzer und Ultimatum, inmitten der Nacht abgefaßt wurde, als er dem Stift entſteigen wollte, um einem Commers anzuwohnen.

So brachte man den erſchütterten Eltern die hoffnungsloſe Frucht nach Haus, und nun entſtand die große Frage: was ſoll aus ihm werden? Alles Mögliche wollte man aus dem Sumuel machen: er ſollte Kaufmann werden, Apotheker, Schreiber, Buchbinder — es ging alles nicht, er war zu keiner geordneten Thätigkeit zu bringen. So blieb am Ende nichts übrig als Amerika, dieſer große Abzugskanal verdorbener Menſchenkräfte. Der Pfarrer that ſein Aeußerſtes, um die nöthige Summe zur Ueberfahrt aufzubringen, und begleitete ihn ſelbſt aus dem Lande. Bei dieſem Abſchied war es zum erſtenmal, daß man die Pfarrerin weinen ſah, als ob das

Herz ihr brechen wollte; zum erſtenmal verſagte ihr die Stimme, als ſie an dieſem Tage das Abendlied anſtimmte. Aber kein Morgen und kein Abend verging ſeitdem, ohne daß der Pfarrer ein beſonderes Gebet für den verlorenen Sohn zum Himmel geſchickt hätte, ein Gebet, ſo feurig und kräftig, daß man glauben mußte, es vermöge die Wolken zu zerreißen. Und es iſt nicht unerhört geblieben.

Jahre vergingen ohne Nachricht von Samuel; vergeſſen war er nicht, aber Niemand wagte mehr etwas von ihm und für ihn zu hoffen, als die Mutter allein. Nach langen Jahren kam endlich ein Brief von ihm, eine Freudenbotſchaft, wie noch keine im Pfarrhaus eingekehrt war. Der Samuel hatte nicht, wie man zu ſagen pflegt, „ſein Glück gemacht“; der Goldſand Californiens war noch nicht bekannt; er war jetzt Pfarrer, und ſeine Mittel zu beſcheiden, als daß er nur an einen Beſuch im Elternhaus hätte denken können; aber ſich ſelbſt hatte er wieder gefunden, ſein Kindesherz und ſeinen Gott. Er hatte wunderliche Schickſale gehabt, der Samuel, er hatte ſein Brod geſucht als Steinklopfer, als Hausknecht, als Laufburſche, bis er einmal im Dienſt eines Bilderhändlers zu einer alten Frau kam. Das Mütterchen betrachtete ihn mit wehmüthiger Freundlichkeit, und beim Abſchied fragte ſie ihn ernſt, ob er nie was Beſſeres geweſen? Da brach die Rinde, die ſein rohes, ſelbſtſüchtiges Jugendleben um ſein Herz gelegt und die von der bittern Noth und Verlaſſenheit wohl ſchon lange war gelockert worden. Und der Sorge dieſes ehrwürdigen Mütterleins war es gelungen, ihn für ein neues Leben zu gewinnen. Das war ein freudeheller Tag im Pfarrhaus, und „Nun danket alle Gott“ klang am Abend von den Lippen der Mutter faſt ſo hell wie vor dreißig Jahren.

Die blühende Maria faßte mit Zuſtimmung der Eltern den Entſchluß, einem Miſſionär nach Afrika zu folgen, und von dem fröhlichen Kinderkreis war allein die blöde, unſchöne Dorothea übrig. Alle Kraft der Liebe, eine Treue und Geduld, die kein Menſchenauge erkennen kann, wandte die Mutter auf die Entfaltung dieſer wenig verſprechenden Blüthe, und die Mühe war nicht verloren. Als die Mutter, wenige Jahre nach dem Freudentage, den ihr Samuels Brief gebracht, die Augen ſchloß zur ewigen Ruhe, da konnte ſie das ſonſt ſo ſcheue, ungenießbare Geſchöpf zurück laſſen als einen ſtillen freundlichen Hausgeiſt, der allen diente und von keinem etwas begehrte. Und ob ſie auch nur leiſe und ſchüchternen Tones das Abendlied anſtimmte, des Vaters ungebrochene Stimme fiel ein, und es iſt doch zum Himmel gedrungen.

Gar ſtill war es freilich im Pfarrhauſe geworden; aber in ungebeugter Kraft verſah noch immer der Pfarrer ſein Amt, unermüdet war er an den Betten der Sterbenden zu beten, an die Herzen der Lebenden zu pochen. — Mehr als fünfzig Jahre hatte er ſein Amt geführt. „Sie ſollten einen Gehülfen nehmen, Herr Pfarrer,“ meinte der Dekan, der mit Bewunderung die Leiſtungen des mehr als achtzigjährigen Mannes prüfte. — „Ich will ſelbſt wirken, ſo lange es Tag iſt,“ war die Antwort; „wenn es Nacht wird, ſo wird der Herr mich heimrufen.“

Am folgenden Sonntag Nachmittag ſchritt er aufrecht und freundlich, wie immer, in die Kirche unter den Kindern umher, da auf einmal wankten ſeine Schritte, kaum erreichte er noch den Altar, und mit dem Rufe: „Amen!“ ſank er zuſammen. — Der Herr hatte ihn heimgerufen, ehe die Nacht einbrach.

* * *

Heirathsgeſchichten.

Dem wächst ein geſchickter Sohn,
Dem ein' edle Tochter zu,
Eines iſt des andern Kron',
Eines iſt des andern Ruh,
Eines iſt des andern Licht,
Wiſſens aber Beide nicht.

Bis, ſobald es dem beliebt,
Der die Welt im Schooße hält,
Daß er jedem Zeugniß gibt,
Wann und wie es ihm gefällt,
Da erſcheint in Werk und That,
Der ſo tief verborg'ne Rath.

Der Prinz aus Mohrenland.

In der obern Stube des Pfarrhauſes zu Nebenbach ſaß der Maler, der eingebürgerte Freund des Hauſes, vor ſeiner Staffelei, emſig beſchäftigt mit einem Mädchenbilde, deſſen Original in der muntern Wilhelmine, der jüngſten Tochter des Hauſes, vor ihm ſaß. Das Bild der ältern Schweſter, ein blühender Blondkopf, ſah recht hübſch unter einem aufgeſchlagenen Federhut vor; mit der nußbraunen Wilhelmine aber, der man durchaus nicht nachſagen konnte, daß ihr „der Schönheit eitles Gut zu Theil geworden," wollte es nicht ſo recht gelingen.

„Ei, ſo ſitze Sie doch gerade, bleib' Sie ruhig und ſeh' Sie mich an, wenn noch etwas aus Ihr werden ſoll!" rief der Maler ärgerlich. — „Ja, das meine ich, daß etwas aus mir werden ſoll," ſagte Wilhelmine luſtig. „Ich ſag' Ihnen, Sie müſſen mich ähnlich malen, aber doch viel, viel hübſcher als ich bin. Bei Dörtchen, da war's überflüſſig, die kommt ihrem Bräutigam allzeit noch ſchöner vor als ihr Bild, aber ich, das wiſſen Sie wohl, ich muß mein Glück noch machen." — „Ja, ein ſchönes Glück wird Sie machen, ſo eine unruhige Wachtel! Laß Sie ſich nur noch ein Paar Sommer auf die Bleiche legen, daß ſie weiß wird wie andere Menſchenkinder, wenn Sie nicht einen Mohrenprinzen will. Will

Sie nur recht ſchön malen, daß Sie wenigſtens einmal etwas vorſtellt.“ -- „Ja, ja, das thun Sie, dann ſchicken wir das Bild in's Mohrenland, wo mein brauner Teint und mein Kartoffelnäschen Mode ſind, dann merkt auf, was noch aus mir wird.

Da ertönte von unten herauf eine vielſtimmige Küchenmuſik, Feuerkniſtern, Kaffeemahlen, Mörſerſtoßen, und außer Athem rannte die Magd die Treppe herauf: „Geſchwind, kommen Sie, Jungfer Wilhelmine, der Herr Steuerrath aus L. ſind drunten, und ein ganz fremder, fürnehmer junger Herr dabei, ein Kronprinz oder ſo etwas.“ — „Das wird der Prinz aus Mohrenland ſein, der mich heimführt,“ rief Wilhelmine mit fröhlichem Lachen; „jetzt malen Sie mich nur aus dem Herzen, und das recht ſchön, ich muß hinunter!“

Flink hüpfte ſie die Treppe hinab und überließ den brummenden Künſtler ſeinem Schickſal. Drunten ging's hoch her, zwei Feuer loderten in der Küche, über einem brodelte die Kaffeepfanne, auf dem andern glühte das Waffeleiſen. „Geſchwind, Wilhelmine!“ rief Dörtchen; „Du biſt angezogen, trage die blauen Taſſen hinein und lege den rothen Teppich auf den Tiſch.“ — „Und was gibt's denn? wer iſt's? iſt's richtig der Mohrenprinz?“ — „Ach, Unſinn, der Steuerrath iſt's und ſein Sohn aus Holland.“ — „Wie, der aus dem Kloſter durchgegangen iſt? Gib nur die Taſſen, Dörtchen, mach nur den Kaffee gut, und die Waffeln gerathen Dir ja auch am beſten, ich will alles drinnen beſorgen.“

Drinnen ſaß denn der Herr Steuerrath und neben ihm ein junger Mann in fremder Offizierstracht, den der alte Herr mit väterlicher Freude als ſeinen lang verlorenen, nun glücklich wieder gefundenen Sohn vorſtellte. Dem jungen Mann ſchien's noch nicht recht wohl in fremder Geſellſchaft, er ſaß etwas beklommen und ſchweigſam da, während der Vater ſein glückliches Herz in Worten überfließen ließ. Auch der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin waren etwas verlegen und waren nicht ſchlüſſig, welchen Ton ſie anſchlagen ſollten mit dem wiedergekehrten Flüchtling, deſſen freventliche Flucht ſchon ſo oft und ſcharf getadelt worden war, und deſſen ſtattliches Aeußeres ihnen nun doch ſo imponirte. So begnügten ſie ſich denn mit fleißigem Einſchenken und dringendem Zureden. Die lebhafte Wilhelmine aber war nie in Verlegenheit; ſie nahm den leeren Platz neben dem jungen Herrn ein, verſorgte ihn gehörig mit den Tafelvorräthen, die das arme Dörtchen draußen im Schweiße ihres Angeſichts bereitete, und wußte ihn bald ſo aufgeweckt und geſprächig zu machen, wie der Vater ſelbſt ihn noch nie geſehen hatte.

Acht Jahre waren es, ſeit der junge Lindner in übermüthiger Knabenlaune die Kloſtermauern verlaſſen hatte, hinter denen, wie heutzutage, nur in viel ſtrengerer Zucht als jetzt, die evangeliſche Jugend für den geiſtlichen Stand herangebildet wurde. Daheim, bei einem vielbeſchäftigten Vater und einer liebloſen Stiefmutter war das Gefühl kindlicher Pietät und willigen Gehorſams nicht gepflegt worden, der Zwang und die Beſchränkung widerſtrebte ſeinem lebendigen Geiſt, für die Eltern war ſein Herz verſchloſſen, und ſtatt daß ein freundliches, vernünftiges Wort von daheim ihn hätte zurechtweiſen können, reizten unzufriedene Knaben, ſeine einzigen Vertrauten, ſeinen Unmuth immer mehr. Der feurigſte, der talentvollſte unter den Knaben, wurde er von dieſen vorgeſchoben, wo es galt, eine vorlaute Aeußerung zu thun, einen Fehler auszubaden, bis er am Ende das Stichblatt aller Verweiſe und Strafen war, mit denen man das junge Volk unter dem Daumen zu halten gedachte. Der bloſse Gedanke, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen, wäre vom Vater als ein Sacrilegium angeſehen worden; ſo beſchloß er denn mit mehreren ſeiner Genoſſen, die verhaßte Kutte abzuwerfen und zu entfliehen. Wie das aber zu gehen pflegt, als der Entſchluß zur Ausführung kommen ſollte, ließen ihn Alle im Stich, er allein wollte nicht mehr zurück, und ſo halfen ſie ihm denn ſich mit Lebensgefahr am Leintuch vom Fenſter hinab zu laſſen; drauf legten ſie ſich geruhig zu Bett.

Der Flüchtling eilte durch Nacht und Nebel mit ſcheuen Schritten vorwärts, voll Angſt vor Verfolgung, neben der das Gefühl der Freiheit, der freudigen Begierde nach der „weiten Welt", die einſt ſo lockend vor ihm gelegen, kaum Raum gewinnen konnte, fort und immer fort, bis er endlich todtmüde in einer offenen Scheune ſich zur Ruhe legte, um Gegenwart und Zukunft in tiefem Schlaf zu vergeſſen. — Er hatte ſich die Freiheit, die weite Welt etwas anders gedacht, als er ſie nun am andern Morgen fand, wie er mit wunden Füßen und hungrigem Magen — ſeinem ſchmalen Beutelein konnte er nicht viel zumuthen — auf Seitenwegen fortſchlich und ängſtlich jedem Vorübergehenden auswich, aus Furcht, angehalten und erkannt zu werden.

Der junge Lindner war froh, am zweiten Abend ſeiner Flucht in einer überfüllten Schenke unterzukommen, wo er unter der lärmenden Menge ſich unbemerkt glaubte. Wie verwundert und geſchmeichelt war er aber, als er von zwei ſtattlichen Kriegsleuten in fremder Uniform ſich angeredet, mit großer Freundlichkeit behandelt und ſogar bewirthet ſah! Wie leicht ward es dieſen, die kurze Geſchichte des ſechzehnjährigen Knaben zu erfahren, wie entſetzlich ſchilderten ſie ihm ſein Loos, wenn er, wie ja wahrſcheinlich war, erkannt und zurückgebracht wurde! Dagegen wußten ſie ihm das

Soldatenleben in ihrem Heere in glänzenden Farben zu ſchildern und namentlich die Ausſichten für ſo geſchickte junge Leute wie er. Da könne eine Offiziersſtelle ja gar nicht fehlen, wenn er nicht nur lateiniſch und franzöſiſch, ſondern ſogar griechiſch und hebräiſch verſtehe; das könne in Holland nicht einmal der König. Ein altes leidiges Spiel wiederholte ſich, der verlaufene Knabe war eine leichte Beute und der Nimbus verſchwand nach kurzer Friſt, als der zuvor ſo Geſchmeichelte mit Härte zum Dienſt angewieſen, und ſtatt die verheißene Offiziersſtelle zu bekommen, wegen ſeiner noch kleinen Geſtalt mit Hohn als Tambour eingekleidet wurde.

Eine lange, bittere, ſchwere Zeit erwartete den armen Karl, der ſich der Kloſterzucht nicht hatte fügen können. Nun lernte er erſt, was gehorchen ſei, die verſchmähte Wiſſenſchaft ſtand jetzt als ein unerreichbares, ewig verſcherztes herrliches Ziel vor ſeinen Augen, die einſt verworfenen Bücher wurden nun, wo er eines erhaſchen konnte, ſeines Herzens Troſt und Balſam, die einzige Luſt ſeines freudeloſen Lebens. In dieſer harten Schule kam er zu früher Reife, er lernte, daß der Menſch ein Muß braucht, und daß zu frühe Freiheit auf einem oder dem andern Weg zu härterem Zwang führt; aber er lernte auch ſein eigen Herz kennen, er lernte Gott ſuchen und finden. In die Heimath ſchreiben aus ſeinem jetzigen kläglichen Zuſtand, das wollte er nicht, ſei es ein Reſt von Stolz gegenüber der Stiefmutter, ſei es eine ſelbſtauferlegte Buße; er wollte liegen, wie er ſich gebettet, bis Gottes Finger ihm einen lichtern Weg zeigen würde.

Ein Offizier, der ihn einſt überraſchte, wie er, über die Trommel gebeugt, in einem defekten Exemplar des Plutarch las, das er in einem Käsladen erbeutet hatte, befreite ihn von der läſtigen Tambourſtelle und hätte ſich ſeiner wohl auch ſonſt angenommen, wenn er nicht ſchnell verſetzt worden wäre. So war ſein Schickſal wenig erleichtert, bis es ihm endlich gelang, dem König ein lateiniſches Gedicht zur Feier ſeines Geburtstags zukommen zu laſſen. Ueberraſcht forſchte dieſer nach dem gelehrten Soldaten, erfuhr von ihm ſeine Geſchichte und machte gut, was ihm in ſeinem Dienſte Unrecht geſchehen war. In einer Militärbildungsanſtalt fand Karl Gelegenheit, ſeinen nun ſo mächtig erwachten Wiſſensdurſt in geordnete Bahnen zu leiten, und obgleich ihm der König die Rückkehr freiſtellte, ſo zog er es vor im Soldatenſtand zu bleiben, der ihm mit der Beigabe der Wiſſenſchaft nun lieb und werth wurde. Die Kriegszeiten waren freilich für den Augenblick vorüber und mit ihnen die Ausſichten auf baldige Beförderung in der Welt, oder aus der Welt. So hatte es der junge Mann trotz ſeltener Kenntniſſe noch nicht höher als zum Fähndrich gebracht. Das war indeſſen immerhin eine Stellung, in der er ſich in der Heimath zeigen wollte und konnte, um ſo lieber, als er in einem Zeitungsblatt von daheim den Tod der Stiefmutter geleſen; und ſo ſtellte ſich denn der langbeweinte, todtgeglaubte Sohn dem alten Vater zu deſſen unausſprechlichem Jubel vor.

Das alles erfuhr die theilnehmende Wilhelmine, die mit ihren lebhaften Augen, ihren erſtaunten Ausrufen gewiß eine gute Zuhörerin war, nicht an dem Einen Nachmittag, wohl aber nach und nach an den vielen, die der Fähndrich von nun an im Pfarrhauſe zubrachte und an denen das gegenſeitige gute Einverſtändniß der jungen Leute immer mehr zunahm. Wilhelmine war ſehr ſtrebſamer Natur, alles Können und Wiſſen, bei dem ſie einen praktiſchen Zweck ſah, zog ſie an. Muſik hatte ſie nie gelernt, auch nicht Zeichnen und Malen, dagegen erlernte ſie vom Proviſor franzöſiſch, der gewiß ein guter Lehrer geweſen wäre, wenn er es nur ſelbſt verſtanden hätte und nicht die Ausſprache ſo mühſam aus der Grammatik hätte klauben müſſen. Seither hatte ſie jede Gelegenheit zum Parliren mit dem Maler, ja ſelbſt mit reiſenden Hühneraugenoperateurs, Firnißhändlern ꝛc. fleißig benutzt und war jetzt höchlich erfreut über die Entdeckung, daß der Fähndrich vortrefflich franzöſiſch ſprach und ſchrieb. Da wurde nun ſtudirt und parlirt, daß das Dörtchen ſtets davon lief und der Maler oft warnend den Finger aufhob: „Hör' Sie, Wilhelmine, ich brauche Ihr Bild nicht fertig zu machen, der Mohrenprinz nimmt Sie vorher in orginali fort!“ Vater und Mutter waren über des Fähndrichs Zuſpruch nicht ſehr erbaut, bei Wilhelminens paraktiſcher, thätiger Natur hatte aber das Beiſammenſein durchaus keinen ſentimentalen Charakter; ſie ſelbſt ſchlugen auch die fremde Offizierswürde ſo niedrig an, daß ihnen kein Gedanke an die Möglichkeit kam, die reelle Wilhelmine könnte hier an etwas Ernſtliches denken, zumal des Fähndrichs Urlaub demnächſt zu Ende ging.

Der Urlaub ging nun freilich zu Ende und der Fähndrich war eine Zeit lang nicht im Pfarrhaus erſchienen, als eines Tags der Dorfbote mit der Zeitung noch einen ſehr ſchön überſchriebenen Brief an den Pfarrer brachte, bei deſſen Anblick Wilhelmine über und über erröthete und in lauterer Verlegenheit den eben gedeckten Frühſtückstiſch wieder abräumte, während der Vater den Brief langſam durchlas. Der Vater aber legte ihn wieder zuſammen, ſteckte ihn ein und frühſtückte, ohne ein Wort zu ſprechen, dann ging er auf ſeine Stube, nachdem er Wilhelminen mit großem Nachdruck geſagt hatte: „Daraus wird nichts!“ Da ſetzte die raſche Wilhelmine ſich nieder, als ob ſie gelähmt und gebrochen wäre an allen Gliedern. Alſo das war das Ende!"

Ja, leider, das war's! Der Brief war eine Werbung in ſchönſter Form geweſen. Der Fähndrich wollte Wilhelminen in ſein neues Vaterland führen, wenn ſie ſich entſchloß, dort ſein beſcheidenes Loos zu theilen; konnten aber die Eltern ſich nicht von ihr trennen, ſo erbot er ſich gern, „die Kugelbüchſe mit der Feder" zu vertauſchen und in der alten Heimath eine Stelle zu ſuchen, die er bei ſeinen Kenntniſſen wohl zu finden hoffte. — Wilhelmine hätte nach keiner Seite hin eine Einwendung gehabt, ihr bangte nicht vor dem fernen Land und vor dem ſchmalen Fähndrichsgehalt; ihres kräftigen Sinnes, ihrer fleißigen Hand und ihres in der Familie wohlbekannten und vielfach belächelten Talents zum Sparen ſich bewußt, hätte ſie daheim oder draußen jedes Loos mit dem geliebten Manne getheilt. Aber Vater und Mutter waren ganz anderer Meinung. Seit Menſchengedenken hatten in der Familie nur ganz ſolide, ſichere Heirathen ſtattgefunden: Pfarrer, Stadtſchreiber, Doktoren ꝛc.; ein Fähndrich in Holland, oder gar ein ausſichtsloſer Stellenjäger im Vaterlande, das war undenkbar! Dafür hatte die Mama nicht ſeit Jahren Tiſchzeug und Bettbarchet gewoben und der Papa ſeine Kapitälchen verwaltet und vermehrt. Nein, da waren ſie ihrem Kind eine beſſere Verſorgung ſchuldig. Der arme Fähndrich erhielt ohne Gnade einen Korb mit allerlei Achtungsverſicherungen u. dgl., ſchon um des Papa willen; aber Korb bleibt Korb.

Wilhelmine weinte bitterlich; das war nun das erſtemal in ihrem ganzen Leben, daß ſie auch gehofft und geträumt hatte, und ſo war's zu nichte geworden! Damals waren noch die alten Zeiten unbedingten kindlichen Gehorſams, und es fiel ihr nicht ein, mit Thränen und Ohnmachten einen Sturm auf das ſtrenge Vaterwort zu verſuchen, um ſo weniger, als weder Mutter noch Schweſter auf ihrer Seite waren. Der Fähndrich fügte ſich nicht ſo geduldig; es war diesmal keine verſagte Knabenlaune, es war der tiefgegründete Wille eines Mannesherzen, der hier gebrochen werden ſollte. Die alte Abenteuerluſt ſeiner jungen Jahre kehrte wieder; er vermochte mit vieler Mühe Wilhelmine zu einer Zuſammenkunft im Schulhaus und theilte ihr hier einen keck entworfenen Entführungsplan mit. Damit kam er aber übel an bei einem Mädchen von ſo klarer Einſicht in die Lebensverhältniſſe, die in die ſtrenge Zucht und Sitte des Elternhauſes nicht hineingebunden, ſondern hineingewachſen war. Das Vaterhaus verlaſſen ohne Elternſegen, ohne Hochzeitfeier und bräutliches Geleite, und, ſei's geſtanden, auch ohne Ausſteuer — nein, nein, davon konnte die Rede nicht ſein! „So geht's nicht, lieber Karl," ſagte ſie traurig; „was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl; iſt's Gottes Wille, daß wir zuſammenkommen ſollen, ſo wird's wohl auf rechtem Wege geſchehen." — So ſchied denn der Fähndrich nach kurzem ſchmerzlichem Abſchied, viel trauriger und hoffnungsloſer als vor Jahren der flüchtige Kloſterſchüler. Das eine Verſprechen hatte er noch von Wilhelminen erlangt, daß ſie ihm durch ſeinen Vater hie und da einen Gruß oder ein Briefchen ſchicken wolle.

Wilhelmine war keine ſentimentale Natur, ſie ſtarb nicht am gebrochenen Herzen, ſie verhauchte ſich nicht in Seufzern, ſie war nach wie vor früh und ſpät im Hauſe flink und rüſtig an der Arbeit, aber ihre alte Fröhlichkeit kehrte doch nicht wieder, und die franzöſiſchen Studien lagen gänzlich darnieder. Daß ſie bei Niemand daheim Anklang fand für das was ihr Herz bewegte, das entfremdete ſie etwas von

Mutter und Schweſter, und als ein verwittweter Bruder eine der Schweſtern zur Leitung ſeines Haushalts verlangte, da erbot ſie ſich raſch dazu; es war ihr jetzt recht lieb, ſo viel allein zu ſein, und ſie konnte hier leichter ihre freilich höchſt ſparſam unterhaltene Verbindung mit Karl fortſetzen.

Eins war's, was ihr bisher immer ein unerfüllter Wunſch geblieben: ſie hätte Karl ſo gern ein Zeichen ihrer Liebe geſandt. Eine Haarlocke hatte er freilich, aber ſie hätte ihm ſo gern auch etwas Rechtes zu Liebe gethan; hatte er doch keine Mutter, die für ihn ſorgte. Mit Malen konnte ſie nicht umgehen, ihr Bild, das der Maler nun recht ähnlich und doch hübſch vollendet hatte, konnte ſie ihm leider nicht wohl ſchicken, maßen es zwei Schuh groß war und nicht ohne Willen der Eltern hätte verſandt werden können. Da kam ihr in der größern Freiheit, die ihr beim Bruder blieb, ein anderer Gedanke. Sie holte ihre ſorgfältigſt verwahrte Sparbüchſe hervor, in der ſich noch jeder Kreuzer befand, den ſie als Kind zu Aepfeln oder Bretzeln bekommen hatte, und ob der ſie ſchon oft geneckt worden war. Nun aber dauerte ſie's nicht, für einen großen Theil ihres Schatzes zehn Pfund des auserleſenſten Flachſes zu kaufen. Den Tag über beſorgte ſie emſig den Haushalt des Bruders, hütete die Kinder, ſtrickte und flickte unverdroſſen; bei Nacht aber, wenn die Kinder zu Bette waren und der Bruder in Geſellſchaft, da holte ſie Rocken und Rädchen und ſpann bis tief nach Mitternacht ſo feine ſilberweiße Fädchen, daß Königin Bertha ſich nicht hätte dran ſchämen dürfen. Wie viel liebe trauliche Gedanken hat ſie da hineingeſponnen, bis ſie im Frühling den reichen Schatz von ſeidefeinem Garn dem bewundernden Weber übergeben konnte! Der Sommer ging ihr hin ohne Wechſel, ohne Freude, ohne Hoffnung. Es war ihre erſte

Freude nach langer Zeit, als ſie die ſchöne feine Leinwand blendend weiß von der Bleiche erhielt und nun wieder ihre Nächte dazu verwenden konnte, mit den allerfeinſten Stichen Karl ſechs Hemden, Meiſterwerke der Nätherei, zu verfertigen. Ihr jungen Damen von heutzutage, was iſt ein gemaltes Albumblatt, ein perlengeſticktes Cigarrenetui, eine gehäkelte Börſe gegen die liebevolle Treue und Fürſorge, gegen die geduldige Ausdauer, die in ſolch einer Arbeit liegt!

Die Hemden waren abgeſandt und mit Freuden aufgenommen worden, der Bruder hatte eine Haushälterin und Wilhelmine ward heimberufen, weil Dörtchen nunmehr als wohlbeſtallte Frau Amtmännin das Elternhaus verließ. Da war es aus mit der Freiheit, auch merkte der Vater bald die geheime Korreſpondenz, die wieder eifriger denn zuvor betrieben wurde. Das war äußerſt fatal, daß das Mädchen um ſo eine ausſichtsloſe Geſchichte ſich jede Möglichkeit einer ſoliden Partie verderben ſollte. Der Fähndrich war zwar Lieutenant geworden und Wilhelmine hatte ſtolze Hoffnungen auf dieſes Avancement gebaut, aber der Vater fand das immer noch keine Verſorgung; ſo ſprach er denn noch einmal ein ernſtes Wort mit Wilhelmine und dieſe brachte das letzte Opfer kindlichen Gehorſams. Sie ſchrieb Karl den letzten Brief, feſt, klar und entſchieden. Sie gab ihm ſein Wort zurück und bat ihn, nicht in trübſeliger Einſamkeit in der Fremde zu bleiben; ſie ſei feſt entſchloſſen ſich dem Willen ihrer Eltern zu fügen, und wünſche ihm Gottes Segen zu jeder andern Verbindung, die er ſchließen werde.

So war's zum zweitenmal aus, und dieſer zweite Abſchied fiel Wilhelminen viel ſchwerer als der erſte: die Hoffnung iſt ſolch ein Gut! Der Spruch: „was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl,“ den ſie ſo oft im Munde geführt, wurde nicht mehr vernommen, und langſam und trübſelig verfloſſen Tage und Wochen.

Da kam eines Abends der Steuerrath, der lange nicht mehr im Pfarrhaus eingeſprochen hatte, auf einem ſteifen Rappen angeritten. Verwundert über den ſpäten Gaſt, eilt der Pfarrer hinaus und wollte ihm vom Pferd helfen. Der alte Freund ſah ſehr bekümmert aus, reichte vom Pferd herab dem Pfarrer einen Brief, ſagte mit gedämpfter Stimme: „Da leſen Sie!“ und ritt davon, ehe der erſtaunte Pfarrer zu Wort kommen konnte, obgleich's auf dem Rappen nicht zu ſchnell ging. Wilhelmine hatte alles geſehen, ſah den Vater mit dem verhängnißvollen Brief ins Zimmer kommen, hörte wie er Licht verlangte und ſchweigend damit auf ſeine Stube ging, und durfte gar nichts ſagen und nichts fragen. Ob ſie die Nacht geſchlafen, das weiß ich nicht.

Jede Prüfung aber gewinnt ein Ende. Nach dem Frühſtück wurden Wilhelmine und die Mutter auf des Vaters Zimmer berufen und ihnen der Inhalt des Briefs mitgetheilt. Er war von einem holländiſchen Offizier, einem Freunde Karls, der dem Vater ſchrieb, daß der junge Mann ſchon einige Wochen, ſeit Empfang des letzten Briefs aus der Heimath, leidend und in gedrückter Stimmung geweſen ſei, nun aber an einem hitzigen Fieber ſchwer krank darnieder liege. All ſeine Fieberreden und Phantaſien drehen ſich um eine Wilhelmine, ſo daß er und der Arzt vermuthen, daß ein Herzenskummer der Hauptgrund ſeiner Krankheit ſei. Da ihnen nun in ſeinem Bekanntſchaftskreiſe in Holland keine Wilhelmine bekannt ſei (wie er denn überhaupt nie weibliche Bekanntſchaft geſucht), ſo denke er, die Betreffende werde wohl in ſeiner Heimath zu finden ſein. Er bat nun den Vater, nachzuforſchen, ob und wo eine ſolche Wilhelmine exiſtire und dieſelbe nicht vielleicht für ſeinen armen Sohn zu gewinnen ſei, da darauf der Arzt die letzte Hoffnung für ſeine Geneſung baue.

Ein ſteinern Herz und nicht ein chriſtlicher Pfarrherr hätte man ſein müſſen, um hier widerſtehen zu können. Wilhelmine zerfloß faſt in Thränen. „Hör', Wilhelmine," begann der Vater, „der Lieutenant hat nichts, und er bekommt nichts, den Steuerrath haben ſeine Stiefkinder um alles gebracht; Du bekommſt eine Ausſteuer, ſonſt aber keinen Heller, da ich mein redlich Erſpartes nicht unter ſolch fremd Volk geben werde; merke das wohl! Willſt Du den Lieutenant?" — „Freilich, Papa, freilich!" rief Wilhelmine eifrig mit getrockneten Augen. — „Wenn Du im Lande heiratheſt, ſo bekommſt Du viertauſend Gulden Heirathgut und kannſt eine anſehnliche Frau werden; beſinne Dich wohl, das war Dir ſonſt nicht gleichgültig." — „Papa, ich habe ſchon lange Zeit zum Beſinnen gehabt und ich denke, wenn mich der liebe Gott ſparſam werden ließ, ſo war das, weil er wohl wußte, daß ich's noch brauchen könne. Ich habe ſchon alles bedacht, Papa, ich brauche keine Magd, ich kann für zwei arbeiten und will nebenher noch ein ſchön Stück Geld mit Feinnähen verdienen, wenn es ſein muß. Man braucht ja nicht zu wiſſen, daß ich's bin, und wenn ich rechne, was Karl an Wäſche und Kleidern erſparen wird, wenn ich für ihn ſorgen kann —." — „Schon gut, ſchon gut," unterbrach ſie der Vater lachend; „ich glaube wohl, daß Du nicht verdirbſt; wenn's der Mama recht iſt, ſo ſag' dem Matthes, daß er den Braunen einſpannt, ſo können wir's ſelbſt dem Steuerrath ausrichten."

So flink war noch nie ein Fuhrwerk bereit geweſen, Papa Steuerrath fertigte auch alsbald einen Kurier ab, um den Brief mit der Freudenbotſchaft auf's nächſte Poſtamt zu bringen; etwas gekränkt blieb er aber dennoch über die Härte des Pfarrers, die ſeinen Sohn in ſolche Lebensgefahr gebracht, bis nach vierzehn Tagen die troſtvolle Kunde kam, daß die Heilsbotſchaft ſich als ſolche erwieſen habe, und Karl auf dem beſten Wege zur Geneſung ſei.

Da war nun das Schuldbuch vernichtet, ausgeſöhnt die ganze Welt. Wilhelmine nahm ſich nicht Zeit in ſüßen Gefühlen zu ſchwelgen, es ſchien als ob mit ihrem Brautglück ein paar hundert Ameiſen und Bienen in ſie gefahren wären, ſo emſig und unverdroſſen war ſie in Ausrüſtung und Vermehrung ihrer Vorräthe; alles erſchien ihr brauchbar für ihr künftiges Vaterland, das ſie ſich wie am Ende der Welt liegend und als halbes Sibirien vorſtellte. „Die verdirbt nicht!“ war die ſtehende Redensart in der Familie, wenn man ſie ſo eintragen ſah.

Der Lieutenant kam, geneſen und ſtark, in ſchönſter Uniform, um ſeine theuer errungene Braut heimzuführen. Was ſein ſoll, hat ſich wohl geſchickt. Wenn ich einmal Eheſtands- und nicht Heirathsgeſchichten erzähle, ſo wüßte ich allerlei Schönes von dem Eheſtand der Wilhelmine zu berichten, wie ſie beſcheiden anfing und wie ſie ein emſiges, ſparſames Hausmütterchen blieb, auch als Ehre und Wohlſtand mehr und mehr in ihr Haus einzogen, wie ſie als glückliche Mutter an der Seite des ſtattlich dekorirten Obriſten die Jugendheimath wieder beſuchte und wie dieſes treuverdiente Glück ſich als ein probehaltiges erwieſen. Nun ſchläft ſie an des Gatten Seite, den ſie treulich und rüſtig verpflegt, nachdem ihr noch vergönnt geweſen, ihr goldenes Hochzeitfeſt mit ihm zu feiern. Gott ſchenke ihnen fröhliche Urſtänd!

Von dem Doktor und des Amtmanns Sophie.

Es war ein ſchönes, ſtattliches Dorf des ſchwäbiſchen Unterlandes, wo der Amtmann ſeit Jahren ſeinen Ruheſitz genommen hatte und der Landwirthſchaft oblag. Er war ein Studirter, ſogar ein ſchöner Geiſt, machte Verſe und ſchrieb leitende Artikel in's Wochenblatt und war, nicht „weil," ſondern „obgleich" er dieß that, ein grundgeſcheidter Mann, der mit dem Zeitgeiſt rüſtig Schritt hielt, ohne ſich von ihm in irgend einer Weiſe fortreißen zu laſſen. Es war wohl zumeiſt ſeiner Frau zulieb geſchehen, daß er ſo frühe ſchon ſein Amt aufgegeben und ſich im Dorf niedergelaſſen hatte, auf den väterlichen Gütern, auf denen ſie großgewachſen war. Obwohl ſie ſich längſt zu ihm herangebildet, lebte und webte ſie doch mit ganzer Seele in ihren Hanf- und Kartoffelpflanzungen, ihrem ſtattlichen Hühnerhof und ihren Gärten, wo ſie die ſchönſten Gemüſe zog, den meiſten Kopfſalat überwinterte und jederzeit vierzehn Tage vor der Frau Pfarrerin Lattich producirte.

Sophie war ihr einziges Töchterlein, ein junges Blut von ſiebzehn Jahren, leichtfüßig und leichten Herzens, hie und da ein wenig verlegen und unbeholfen; doch ſchaute eine ſo friſche, lebendige Seele aus ihren ſchwarzen Augen, daß man das gern überſah. Das war freilich fatal, und Herrn Oberamtmanns Mathilde und Dekans Pauline aus der benachbarten Stadt äußerten ſich oft recht bedenklich darüber, daß Sophie eben noch ſo gar ungebildet war. Sie hatte noch nichts von Schiller geleſen und von Goethe kaum gehört, obwohl ſie in des Vaters Bibliothek ſtanden, und als ihr die Mathilde das „Haus“ von Friederike Bremer leihen wollte, da meinte ſie: „Ja, ſiehſt Du, ich habe eben den Tag über ſo viel zu thun, da mag ich Abends nicht auch noch leſen.“ Die Mutter ſelbſt, obgleich ſie ſich keiner klaſſiſchen Bildung rühmen konnte, war über dieſen Mangel an Strebſamkeit angefochten, durch den ihre Sophie ſo ſehr zurückblieb hinter den Forderungen der Zeit, und meinte, man ſollte das Mädchen doch auf ein Jahr nach Stuttgart thun; der Vater aber ſah mit unbegreiflichem Gleichmuth zu, wie dieſe wilde Roſe ſich zwanglos am Vaterhaus hinaufrankte, und hatte ſeine Herzensfreude an der kindlichen Friſche des Mädchens, das daneben ein folgſames und fleißiges Kind war, wie ſie Vögel fütterte oder ſchreiende Nachbarskinder herumſchleppte, deren Mütter auf dem Feld waren, während Couſine Clara mit dem Proviſor höchſt mühſelige vierhändige Sonaten einſtudirte oder mit etlichem Gähnen den Bulwer las.

Clara, eine früh verwaisꞇe Nichte des Amtmanns, war ſeit langen Jahren im Amthaus daheim, eine volle ſchöne Geſtalt, blond und weiß und roth, wenige Jahre älter und viel kultivirter als Sophie. Sie war faſt zwei Jahre in Stuttgart geweſen, hatte daſelbſt Tanzen und Sticken, Kleider- und Putzmachen gelernt, auch einen Curs Literaturgeſchichte gehört, von dem ihr etliche unklare Erinnerungen zurückgeblieben waren. Sie verſtand ſich prächtig zu kleiden, machte ſeine Arbeiten, und wenn ſie in Geſellſchaft juſt nicht mitzuſprechen wußte, ſo machte ſie doch wenigſtens ein Geſicht, als ob ſie das alles beſſer verſtände und nur mit dem beſten Urtheil nicht herausrücken wollte.

Da fand es denn alle Welt natürlich, daß der junge Praktikus, der ſich im nächſten Marktflecken geſetzt hatte und vom Amtmann als Hausarzt angenommen war, ſeine Huldigung alsbald Clara zuwandte, zumal ſie auch für eine Erbin galt. Man bemerkte zwar nicht, daß er ihr ausdrücklich den Hof gemacht hätte, aber im Amthauſe war er den lieben langen Tag zu finden. Niemals noch war jedes flüchtige Unwohlſein der Inſaßen ſo überaus gründlich mit Vor- und Nachkuren behandelt worden als zu jener Zeit. Ein Splitter, den ſich Clara im kleinen Finger gefangen hatte, bedurfte einer achttägigen Behandlung; die gute Mama ſollte eine Warze an der Naſe, deren Daſein ſie ſelbſt ganz vergeſſen hatte und die ihrer Schönheit längſt keinen Abbruch mehr that, mit Aetzen und Unterbinden vertilgen laſſen; ſelbſt Käthchen, die alte Hausmagd, kam einſt mit hellem Lachen: jetzt meine der Doktor gar noch, ſie habe einen Reformatismus, weil ſie ſich eben den Fuß ein wenig übertreten habe.

Es war in der Gegend ein ſolcher Reichthum an Aerzten, daß es nicht zu verwundern war, wenn der Doktor, trotz ſeiner anerkannten Geſchicklichkeit, ſo viel Zeit und Mühe auf dieſes Eine Kundenhaus verwenden konnte. Er war es müde geworden, mit ſeinem Apotheker halbe Tage lang Schach zu ſpielen und über die robuſte Bevölkerung zu lamentiren, und dieſe noch ſchwache Praxis war wohl auch der Grund, warum er mit ſeinen Abſichten auf Clara ſo lange hinter dem Berge hielt. Dieſe, die ein äußerſt ruhiges Herz beſaß (um nicht zu ſagen gar keines), ließ ſich's in allem Gleichmuth gefallen, für die Angebetete des Doktors zu gelten, und that nichts dazu und nichts davon. Der Doktor, ein heiterer und angenehmer Geſellſchafter, war im Amthaus von Alt und Jung jederzeit gern geſehen; ſogar Sophie, die ſonſt ſelten dazu zu bringen war, zahm und geſittet an gebildeter Geſellſchaft Theil zu nehmen, ließ ſich herbei, wenn er da war, und brachte manchmal Einfälle zu Tage, die noch geſcheidter waren als die Geſichter der Couſine Clara, ſo daß die Mutter dachte, wenn's mit dem Doktor und der Clara einmal Ernſt geworden ſei, ſo müſſe man die Sophie auf einige Zeit hinüber thun zu ihnen; der Doktor bringe noch am eheſten etwas an ſie hin.

Recht verwunderlich war's, daß auch Sophie, ſonſt ein Bild der Geſundheit und des Lebens, doch eines Tags nach einer Schlittenfahrt, wo der Doktor Clara geführt hatte, die auf des Vaters Wurſtſchlitten nicht mehr Platz gefunden, bleich ausſah und Kopfweh klagte. Trotz ihres Sträubens ſchickte die Mutter nach dem Doktor, der, wie billig, dieſen Fall nicht leichter nahm als die früheren im Hauſe. Er dachte an allerlei bedenkliche Wendungen, die die Krankheit möglicherweiſe nehmen könnte, und verordnete das Gehörige. Die Mutter ließ ſich's nicht nehmen, bei Sophie zu wachen, die jedoch die ganze Nacht ſteinfeſt ſchlief und friſch und rothwangig erwachte. Die Mutter aber erlaubte ihr durchaus nicht aufzuſtehen, bis der Doktor dageweſen. Der kam auch in aller Frühe angeritten und fand trotz ſorgfältigſten Forſchens wenig Krankheitsſpuren mehr. „Nur noch ein etwas raſcher Puls und dieſe dunkelrothe Geſichtsfarbe, die ſich geſtern ſchon zeigte, iſt mir bedenklich; wir wollen doch einmal ſechs Blutegel anſetzen.“ Mußte alſo die arme Sophie ihr tiefes Erröthen beim Eintritt des jungen Doktors mit dem Biß von ſechs Blutegeln büßen.

Nicht lange nach dieſer glücklich überſtandenen Lebensgefahr der Sophie kam eines Abends der Doktor in beſonders fröhlicher Laune in's Amthaus, um den Freunden zu verkünden, daß er endlich eine langerſehnte Anſtellung mit Wartgeld (die Mediciner ſind doch die einzigen Leute in der Welt, die für das Warten noch bezahlt werden) erhalten habe. Sie freuten ſich herzlich über ſein Glück, obſchon's dem Vater leid that, den geſelligen Nachbar zu verlieren. Die Mutter dachte bei ſich: „Wie ärgerlich, daß die Clara gerade heut nach B. in's Caſino gehen mußte! der Doktor hätte gewiß gern ſein Wort angebracht," und beſann ſich, ob ſie zur Ausſteuer den Sattler in's Haus nehmen oder alles auswärts machen laſſen wolle. Die Sophie aber war unvermerkt abhanden gekommen, wahrſcheinlich weil ſie dachte, es wäre ſchicklich dem Doktor zu gratuliren, und doch nicht wußte wie. Erſt als der Doktor nach ungebührlich langem Verweilen ſich zum Gehen anſchickte, tauchte ſie im Hintergrund auf. Sie leuchtete ihm auf der Treppe, da bat ſie der ſtets noch zögernde Doktor, ihm doch ihre jungen Seidenhaſen zu zeigen (Sophie hielt ſtets eine kleine Menagerie). Obgleich es ziemlich ſpät war, zeigte ſich das allzeit gefällige Mädchen doch bereit, und ging mit ihm in das untere Stübchen, das ihr dazu eingeräumt war. Die Mutter meinte, es ſchicke ſich doch nicht ſo recht, der Vater aber ſagte lachend: „Laß ſie nur machen!"

Nicht lang ſtand's an, ſo hörte man den Doktor die Hausthür zuſchlagen, und obgleich er dießmal zu Fuß gekommen war, in hellem Galopp davoneilen. Sophie aber ſtürzte mit glühendem Geſicht die Treppe herauf und in's Zimmer. — „Was iſt's? was gibt's? was iſt Dir begegnet?"

fragte der Vater. — „Ach, ſo etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet!“ rief Sophie. — „Ja was denn?“ fragte die Mutter. — „Der Doktor will mich heirathen!“ ſtieß Sophie heraus, und hob an zu weinen, weil ſie im Augenblick ſchlechterdings nichts anderes zu thun wußte. — „Das iſt mir ein ſaubrer Patron!“ fuhr der Vater mit gut geſpieltem Zorn auf; „ſpricht dem umſchuldigen Kind da vom Heirathen, und bringt mir's zu bittern Thränen! Dem will ich meine Meinung ſagen, und das ſogleich, dem werde ich einen Brief ſchreiben, den er nicht an den Spiegel ſteckt!“ Und höchſt aufgebracht ging er auf ſeine Stube.

Noch war er nicht lange dort, als Sophie eintrat; ihre Augen waren ſchon getrocknet. „Vater,“ fing ſie ſchüchtern an, „ich meine, Du ſollteſt doch nicht gerade einen Boten fortſchicken mit dem Brief an den Doktor; es — es —“ — „Ei, warum nicht, Du armes, gekränktes Kind?“ — — „Es — es koſtet ſo viel Porto,“ ſagte Sophie in größter Verlegenheit. — „O Du ſparſames Kind!“ lachte der Amtmann in höchſtem Vergnügen; „was für eine gute Hausfrau wirſt Du werden! Ja, ja, ſo laſſen wir's denn einſtweilen gehen, weil es ſo viel Porto koſtet, bis wir's dem Doktor mündlich ſagen können, daß man mit ſiebzehnjährigen Kindern noch nicht vom Heirathen ſpricht.“ — „Ja, aber die Großmutter war erſt ſechszehn,“ meinte Sophie und ergriff eiligſt die Flucht.

Nun, der Doktor iſt wieder gekommen und ſie haben ſich alle zuſammen mündlich verſtändigt, auch hat er der Sophie keine Blutegel mehr geſetzt, obgleich ihr Geſicht noch dunkler glühte als dazumal. — Die Hochzeit wurde, wie billig, noch etwas verſchoben, aber es gab ein fröhliches Verlobungsmal, ehe der Doktor abzog. Clara war freilich auf's Höchſte überraſcht durch die Neuigkeit, doch ſchickte ſie ſich mit gutem Anſtand in dem Verluſt ihres Anbeters; ſie gab ſeiner Zeit eine hübſche Brautjungfer und tröſtete ſich binnen kurzem an der Seite eines langbeinigen Gerichtsaktuars.

Ob der Doktor der Sophie Schiller und Goethe noch beigebracht hat, iſt mir nicht bekannt, aber ſoviel weiß ich, daß ſie nie das unerhörte Ereigniß beklagt hat, das ihr damals zugeſtoßen, und daß ſie nie bereute, jenen Botenlohn erſpart zu haben.

Das erfolgreiche Conzert.

Ein lebensluſtigeres Städtchen als St. fand ſich gewiß weit und breit nicht. Man konnte gar nicht ſagen, wann der Kreis geſelliger Vergnügungen anfing und wann er ſchloß, ob mit dem Schmaus nebſt Punſch in der Neujahrsnacht, mit den Winterbällen und Caſino's mit Sprüchwörterſpiel nebſt den prachtvollen Schlittenfahrten, oder ob mit den Waſſerfahrten und Landpartien im Frühling, mit den Waldſpaziergängen zur Sommerszeit in den Eichenhain, wozu der Schwanenwirth einen Wagen mit Bierfäſſern nachführte, oder mit den Kirchweihſamstagen, die man in allen Dörfern des ganzen Amts beſuchte, bis der Herbſt erſchien mit dem Hauptfeſt, der Weinleſe, nebſt Herbſtball und Feuerwerk, und bis eine gemeinſame großartige Metzelſuppe für den Eintritt der ſchlimmen Jahreszeit tröſten mußte.

Eine Hauptrolle bei all dieſen Herrlichkeiten ſpielten die vier ſtattlichen Töchter des Herrn Stadtpflegers, auch Salzfaktors. Es war wirklich eine Luſt, dieſes anſehnliche Contingent zu ſehen, mit dem der glückliche Vater bei jeder Gelegenheit ausrückte. Ganz vollſtändige Frauenzimmer waren es, die Auguſte wie die Thereſe, die Karoline wie die Lotte, und that einem die Wahl weh, welche die andere übertraf an ſtarkem Gliederbau, vollen Wangen und kräftigen Geberden.

Dazu hatte jede noch ein beſonderes Talent. Auguſte war eine Köchin aus dem Fundament und wurde bei allen Familienfeſten gebeten, hülfreiche Hand zu leiſten. Thereſe ſchlug das Clavier, daß die Fenſter in der Nachbarſchaft davon erzitterten, ſang auch mit heller Stimme: „Einſam bin ich nicht alleine“, „Weit in nebelgrauer Ferne“, und ſchlug dazu die Augen gen Himmel, alſo daß nur noch das Weiße davon zu ſehen war. Karoline hatte ſich hauptſächlich auf feine Arbeiten gelegt, häkelte Hauben und Halskrägen, ſtickte Schemel, Pantoffeln und Serviettenbänder zu allſeitiger Verwunderung; der Triumph ihrer Kunſt, ein Glockenzug mit einer ganzen Chineſenfamilie, hing inmitten der Wand des väterlichen Staatszimmers, ohne die Möglichkeit einer Glocke daran. Die Lotte aber hatte zeichnen und malen gelernt und alle Wände des Vaterhauſes waren behängt mit etwas räthſelhaften gemalten Naturanſichten: Schweizergegenden, wo die Schneeberge wie entkleidete Zuckerhüte und die Seen wie das davon abgefallene Papier anzuſchauen waren, auch Blumenkörbe mit umhergeſtreuten Blümchen davor, Urnen mit trauernden Jungfrauen ꝛc., darunter allerhand rührende Inſchriften, als: „Lotte M. ihrem theuren Vater aus Hochachtung“, „ihrer geliebten Schweſter aus Liebe“ ꝛc. Neben dieſen ſchönen Talenten waren ſämmtliche vier Paläſte, wie der Papa ſie in zärtlichen Stunden nannte, zu allen häuslichen Geſchäften angehalten; das hätte ſchon Tante Juliane nicht anders gethan, die ſeit der Mutter Tod die Haushaltung und die Erziehung der Töchter leitete. Wenn ſie denn nun des Tages Laſt und Hitze redlich getragen hatten, ſo war es nicht mehr als billig, daß ſie unter der Obhut des Papa ausziehen durften zu allen Caſino's und Landpartien, daß ſie allenthalben zu ſehen waren:

„An aller Tempel und Paläſte Pforten,
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo ſich die ſchöne Unſchuld zeigen kann.“

Daheim bei der Tante blieb dann „die Kleine“, das Nanettle, des Hauſes jüngſter Sproß, von den Schweſtern mit großer Zärtlichkeit behandelt, ſo lang ſie ſich's nicht einfallen ließ, groß ſein zu wollen. Sie war fünf Jahre jünger als die Lotte und darum verurtheilt, das Kind zu bleiben; wollte ſie einmal daran denken, daß ſie achtzehn Jahr alt ſei und doch auch mitmachen wolle, dann war's rein aus mit der ſchweſterlichen Zärtlichkeit: „Das naſeweiſe Ding! wirſt bald genug alt werden! In Deinem Alter haben wir noch gar nicht gewußt, daß es Partien gibt!“ Und ſie hätten ſie doch unbeſorgt mitnehmen dürfen, das ſchmale Geſichtchen und ſchlanke Figürchen wäre neben ihren gewaltigen Geſtalten faſt verſchwunden. Das Nanettle ſchickte ſich gern darein und war glücklich, wenn ſie in Abweſenheit der Schweſtern deren leeren Arbeitsplatz am Fenſter einnehmen durfte, denn waren ſie daheim, ſo war ihr ihr Plätzchen im Hintergrund am Nähſtock der Tante angewieſen.

Eine hochwichtige Perſon für ſämmtliche Schweſtern war der Herr Beutter, ein junger Kaufmann, Beſitzer eines ſehr gemiſchten Detailgeſchäfts gerade gegenüber; ein überaus ſtiller Mann, der aber im Ruf vorzüglicher Solidität ſtand und deſſen eheliche Verſorgung Gegenſtand der Beſprechung und Fürſorge der ganzen Stadt war. Die Schweſtern ſchienen wirklich rührenden Antheil an ihm zu nehmen. Frühe vor Tag, wenn er unter der Thüre ſeines Ladens erſchien, um das Täfelchen mit „neue holländiſche Häringe“ und die Ankündigung der beſten Fettglanzwichſe herauszuhängen, ſaßen ſtets etliche der Schweſtern bereits in voller Arbeit am Fenſter. Auguſte verlegte ſogar manche Küchengeſchäfte, als da ſind Zwiebelſchneiden, Schaumſchlagen, Butterrühren, unter großem Proteſt der Schweſtern, in's Zimmer; Thereſe ſang und ſchlug den Pantalon, daß es einen Stein hätte erbarmen können; Karoline war glücklich im Bewußtſein, daß ſie am Stickrahmen doch die beſte Figur mache, während Lotte neben ihrem Zeichenbrett noch ein Vogelkäfig vor dem Fenſter hielt, in dem ein Stieglitz das üppigſte Leben von der Welt führte, denn er wurde des Tags wohl ſechsmal mit friſchem Grün und Waſſer verſorgt. In Folge dieſes Stieglitzen ſtellte Thereſe ein Blumenbrett und Auguſte etliche Kiſten mit Schnittlauch und Peterſilie vor's Fenſter, und Karoline, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte allzeit ſeine Wäſche an Schnüren draußen hängen.

Nanettle hatte bisher alle Einkäufe für's Haus beſorgen müſſen, in neuerer Zeit aber fand Auguſte, daß ſie Reis und Gerſte, Kaffee und Farinzucker am allerbeſten bekomme, wenn ſie ſelbſt darnach gehe; Thereſe war ſehr vergnügt, zu entdecken, daß der Herr Nachbar auch Notenpapier führe: da konnte Karoline nicht umhin, ſelbſt auch Stickgarn und Faden bei ihm zu ſehen, und bei Lotte vollends war es natürlich, daß ſie ihren Farbenvorrath in eigener Perſon auswählte.

Herr Beutter hätte viel zu thun gehabt, wenn er auf all dieſe Zeichen ſtummer Liebe hätte Antworten bereit halten wollen; darum unterließ er es gänzlich, war allezeit dienſtbereit, wenn er auch außer einigen allgemeinen Bemerkungen, als: „a biſſele friſch, Fräulein Auguſte, a biſſele kühl heut,“ — „immer fleißig, Fräulein Karoline?“ u. dgl. wenig Geſprächſamkeit zeigte. Er machte von Zeit zu Zeit eine Viſite beim Herrn Stadtpfleger und erſchien auf den Caſino's, wo er nach der Altersreihe mit jeder der vier Schweſtern tanzte, wenn's keine Polka war, als welche er nicht gelernt hatte, aber zu welcher der vier ſich ſein Herz neigte, wenn es ſich überhaupt neigte, das blieb ungewiß.

Da erſchien einſt ein glorreicher Tag für die Familie. Ein höchſt muſikaliſcher Proviſor, der ſeit kurzem im Städtchen war, veranſtaltete ein Privatconzert, ein bis dahin in St. ganz neuer Gedanke, und Thereſe ſollte darin in einem Duo mit ihm auftreten. Tagelang erſchallte die ganze Straße von den ſchmelzenden Tönen, in denen ſie ſich einübte, und glänzend waren die Vorbereitungen, die auf dieſes Ereigniß getroffen wurden. Der Papa mußte den Beutel ziehen und vier neue Foulardkleider anſchaffen, ein unerhörter Luxus in St. Selbſt die Tante und Nanettle ſollten dießmal mitgehen. Karoline putzte der erſtern eine äußerſt faſhionable Haube heraus und für die Kleine wurde ein roſenrothes Jaconnetkleid, ein Erbſtück von Auguſte, zurecht gemacht.

Der große Tag brach an. Sämmtliche vier Paläſte liefen vom frühen Morgen an mit aufgewickelten Haaren herum, ſo daß heute das Nanettle, deren geſcheiteltes Haar keine ſo mühſame Vorſchule brauchte, Schnittlauch, Blumen und Stieglitz allein verſorgen mußte. Die Stube dampfte vor Wärme, weil den ganzen Tag Biegelſtähle glühend gemacht wurden, um die Kleider und Chemiſetten auszubiegeln. Lotte mußte all ihr Gummielaſticum aufopfern zur Reinigung der hellen Glacéhandſchuhe; kurz es war ein Leben und Treiben, wie wohl ſchwerlich je in einem Palais vor einem Hoffeſte. Endlich dämmerte der Abend, der Putz war beendet, die als Wache aufgeſtellte Magd kam mit der Kunde, daß die Familie des Apothekers und des Gerichtsnotars bereits hineingezogen ſeien (Niemand wollte zuerſt kommen), der galante Proviſor erſchien, um ſeine Sängerin zu geleiten —

ſein Muſiktalent hatte ihn um eine Rangſtufe erhoben — und der Zug ſetzte ſich in Bewegung; der Papa mit den vier Paläſten voraus, daneben als Zugabe der Proviſor; dann mit hochklopfendem Herzen Nanettle, das ſeinen erſten Ausflug in die Welt machte, an der Seite der Tante, die zu großem Entſetzen der Schweſtern noch weite Aermel an ihrem Tibetkleid hatte, weßhalb ſie ſich etwas von ihr weg machten, denn man konnte nicht wiſſen, was für Fremde, durch das Conzert angelockt, heute erſcheinen würden.

Der Saal war glänzend hergeſtellt, zum wenigſten ſechs Talglichter brannten an den Seitenwänden in blechernen Wandleuchtern und ein Transparent mit einer Leier und der Inſchrift: Willkommen! von Tannenzweigen umgeben, prangte in der Mitte, das Anzünden der Lämpchen hinter demſelben wurde aber von dem Herrn Oberamtmann für feuergefährlich erklärt und unterblieb.

Nach einer Art Overtüre und einem Quartett von ausgezeichneten Mitgliedern des Liederkranzes, wobei nur leider Tenor und Baß in einigen Zwieſpalt kamen, trat der Proviſor auf, Fräulein Thereſe zierlich an der Hand führend, die zur Auszeichnung vor den Schweſtern ihr Haupt mehrfach mit rothen Chenillen umwunden hatte. Mit hohem Erröthen arrangirte dieſe ihre Stellung und überſchaute das verſammelte Publikum, da gewahrte ſie den eben angekommenen Herrn Beutter, höchſt elegant, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weſte und blaugeſtreiftem Atlasſlip, und, o Freude! er unterhielt ſich mit keiner der Schweſtern, bloß mit der Tante und Nanettle. Dieſer tröſtliche Anblick ſtärkte ihren Muth und mit gewaltiger Stimme hob ſie, gegen die Gruppe gewendet, zu ſingen an:

Wenn mir dein Auge ſtrahlet,
Iſt mir ſo wohl, ſo gut,
Und meine Wange malet
Die nie gefühlte Glut.

Beſcheidentlich ſang der Proviſor dagegen:

Ach dämpfen Sie dieſes Feuer,
Uns trennen fordert Pflicht;
Dem Freunde ſind Sie theuer,
Doch fordern Sie Liebe nicht!

Obgleich durch die höfliche Aenderung des Du in Sie von Seiten des Proviſors der Rhythmus hie und da Noth litt, ſo wurde doch das Duett glücklich unter rauſchendem Applaus zu Ende geſungen, und in ſtolzer Beſcheidenheit begab ſich Thereſe an den Tiſch, wo die Familie bereits bei Bratwürſten verſammelt ſaß.

Nach einem Solo des Proviſors und einem Chor mit Echo, vorgetragen vom Liederkranz, wobei die Sänger, die das Echo vorſtellten, ſich unter das Bett im anſtoßenden Schlafkabinet legten, was eine überraſchende Wirkung hervorbrachte, war der Ohrenſchmaus vorüber und die Sänger ſchauten nach dem Speiszettel, um zu ſehen, was das gerührte Publikum für ſie übrig gelaſſen hatte.

Herr Beutter war heute ungemein geſprächig und brachte ſogar einige Späße zu Tage, ſo daß der beleſenen Thereſe die Fabel vom Orpheus einfiel. Die Tante gefiel ſich auch ungemein, zumal da Niemand an ihren Blouſeärmeln Anſtoß zu nehmen ſchien und ihr im Gegentheil der Herr Kameralverwalter einmal um's andere ſeine ſilberne Doſe präſentirte. Die Kleine aber war ganz in ſich hinein vergnügt, glückſelig, auch einmal in der großen Welt zu ſein, und antwortete auf Herrn Beutters freundliche Redensarten, ohne aufzuſehen, faſt nur mit Lächeln.

Eilf Uhr ſchlug's. Das war die Zeit zum Aufbruch, obgleich der Buchhalter noch etwas von einem Tänzchen geſprochen hatte. Die Kerzen waren herabgebrannt und der Schwanenwirth bezeugte keine Luſt, neue aufzuſtecken, die Papas waren ſchläfrig, das Orcheſter müde, ſo wurden denn die Shawls und Mäntel angezogen, die Laternchen angezündet und Jedermann zog ſeine Straße, unſere Familie zuletzt; es dauerte ſo gar lange, bis alle equipirt waren und der Papa ſich mit dem Schwanenwirth über die eigentliche Anzahl der genoſſenen Würſte und Brode verſtändigt hatte. Endlich waren ſie auf der Straße, da entdeckte Thereſe mit großem Wehklagen, daß ſie ihre Taſche vergeſſen habe. „Die läßt man morgen im Schwanen holen,“ meinte der Vater; „nein, ach nein!“ rief Thereſe ängſtlich, „um keinen Preis!“ und geſtand zuletzt, daß ihr Stammbuch in beſagter Taſche ſtecke, das ſie bei ſolchen Gelegenheiten immer bei ſich führe, „da man ja nicht wiſſen könne, wo man eine intereſſante Bekanntſchaft mache,“ und das wolle ſie um keine Welt über Nacht in der Gewalt der naſeweiſen Schwanenwirthstöchter laſſen. — „Ich laufe geſchwind zurück und hole dir's,“ erbot ſich das gefällige Nanettle. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten; gebt mir nur das Laternchen und geht langſam voraus.“

Unbeſorgt ließ man die Kleine laufen, die nach langem Suchen endlich die Taſche ſammt Stammbuch fand, und ſich auf den Rückweg machte. „Erlauben Sie, daß ich Sie heimbegleite, Fräulein Nanette?“ fragte unter der Hausthür des Gaſthofs eine bekannte Stimme. Erſtaunt erhob Nanettle ihr Laternchen und erkannte den Herrn Beutter, den ſie längſt mit den Schweſtern voraus geglaubt hatte und der nun in artiger Stellung mit zierlich gekrümmtem Arm daſtand, um ſie heimzuführen. — Das war dem guten Nanettle noch nicht vorgekommen. Den Fauſt hatte ſie nicht geleſen, ſomit fiel ihr keine Entgegnung ein, und hocherröthend, mit frohem Zittern legte ſie die Fingerſpitzen auf Herrn Beutters Arm und ließ ſich heimführen. Herr Beutter aber fühlte heute Löwenmuth und wollte die Stunde nicht ungenützt verſtreichen laſſen. „Fräulein,“ hob er an, „Sie ſind aber ſo grauſam!“ — „Grauſam, warum?“ fragte das Nanettle in höchſtem Erſtaunen. Seit ſie in der Schule das ſchöne Sprüchlein gelernt:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz,

hatte ſie nie mehr etwas über Grauſamkeit gehört und wußte gar nicht, warum man ſie eines ſolchen Laſters beſchuldige. — „Ja, weil Sie mich gar nicht mögen und nicht merken wollen, wie ich Sie ſo lieb habe,“ platzte Herr Beutter heraus, ließ aber, erſchreckt über ſeine eigene Keckheit, ihren Arm los, und ſprang davon aus Leibeskräften.

„Warten Sie doch, Herr Beutter!“ rief das alterirte Nanettle, „ich bin ja nicht grauſam!“ und lief ihm eiligſt nach in lauterer Seelengüte, Herr Beutter davon in vollem Galopp, bis der ſeltſame Wettlauf an ſeiner Ladenthür ein Ende nahm, wo ſie beiderſeits zur Beſinnung kamen und Nanettle ſich tief beſchämt dem eigenen Hauſe zuwandte. „Ja, mögen Sie mich denn?“ flüſterte eiligſt noch Herr Beutter. — „Ich glaube, aber ich weiß nicht,“ war ihre Antwort, und im Nu war ſie an der Thür, die von der beſorgten Tante aufgezogen wurde.

Der Tante wurde noch in der Nacht unter vielen Thränen und heißem Erröthen die Geſchichte der ganzen großen Begebenheit anvertraut. Sie legte keinen großen Werth darauf und demüthigte das arme Kind tief durch die Vermuthung, Herr Beutter werde etwas im Kopf gehabt und gar nicht gewußt haben, was er ſage, was ſie ſo wahrſcheinlich darſtellte, daß das arme Kind in noch größern Jammer kam, da ſie ſich ihres eigenen unbedachten Benehmens jetzt bitterlich ſchämte. Zuletzt ſchlief ſie unter bittern Thränen ein, indem ſie rechtes Mitleid mit ſich ſelbſt hatte, daß ſie noch ſo jung ſei und eben ganz unglücklich.

Aber am Morgen kommt die Freude; und ſie kam zuerſt in Geſtalt von Herrn Beutters dickköpfigem Ladenbuben, der ein ſchön gefaltetes Schreiben auf Poſtvelin Nr. 1. an den Papa überbrachte. Dieſes Schreiben fiel nun wie eine Bombe in das friedliche Haus, denn es enthielt eine Werbung in beſter Form „um dero jüngſte Tochter Fräulein Chriſtiana.“ Das fuhr wie ein Schlag aus heiterem Himmel in den Schweſternkreis, das war nicht möglich, das mußte ein Irrthum ſein, ſo dumm konnte doch der Beutter nicht ſein! Das durfte der Papa nicht zugeben, wäre ja eine Sünde! Ein ſolches Kind, und heirathen!

Da fing das Nanettle an herzlich zu weinen und ſagte, es wiſſe wohl, daß ihm nichts Gutes beſchieden ſei, es wolle ſich in alles ſchicken, vielleicht ſterbe es bald, das ſei am beſten. Nun ward die Tante weichherzig und ſprach für ihren Liebling, der Vater ſah gar kein Hinderniß und die Schweſtern begannen ſich zu faſſen. Sie waren gutmüthige Mädchen, und geſcheidte dazu, denn jede erklärte jetzt, ſie ſei recht froh, daß der Beutter ſie nicht gewollt, für keine hätte er getaugt, und keine hätte ihn genommen. Der Auguſte war er viel zu ſtill, zu wenig alert, Thereſe erklärte, ſie nehme keinen, der nicht muſikaliſch ſei, der Karoline wäre es viel zu langweilig geweſen, ihr Leben lang in der nämlichen Gaſſe wohnen zu müſſen, und die Lotte, die konnte gar nicht daran denken, in ein offenes Geſchäft zu gehen, wo man Oel und Eſſig, Käſe und Schnupftabak verkaufe, und in der Ladenſtube wohne. Ja, ja, es war recht gut ſo gegangen, und einen Korb theilte man doch nicht gern aus. Mit der Kleinen, die noch gar nichts ſei, ſei der Mann freilich angeführt, aber man könne ſie ja noch anleiten u. ſ. w.

So wurde dem Papa geſtattet, ein Jawort unter der Bedingung gehörigen Aufſchubs der Hochzeit zu ſchreiben. Herr Beutter kam im ſchönſten Staat und ward vom Vater mit Anſtand, von der Tante mit Freudenthränen, von den Schwägerinnen mit kühler Freundlichkeit und von dem Bräutchen mit höchſter Verlegenheit empfangen. Es brauchte recht lange, bis die beiden ſich in die Rolle eines Brautpaars finden konnten, hat ſich aber alles gegeben, und wer die hübſche, gewandte Frau jetzt hinter ihrem Ladentiſch ſieht, glaubt gar nicht mehr, daß ſie einſt das ſchüchterne Nanettle war, das dem Herrn Beutter bis an ſeine Ladenthür nachgelaufen.

Auch ein altes Pärchen.

Der verwittweten Frau Stadtſchreiber Krollin mußte es in ihrem Ehſtand recht gut ergangen ſein; denn es gab Niemand, der ſo aufgelegt geweſen wäre, Heirathen zu ſtiften, als ſie. Wo ſie einen „Angeſtellten“ wußte, der noch nicht ſo glücklich war, verlobt oder vermählt zu ſein, da ſchwebte ihr gleich eine ganze Liſte heirathsfähiger Frauenzimmer (Damen war damals noch keine übliche Bezeichnung) vor Augen, und ſie war unerſchöpflich in Entdeckung neuer Kanäle, durch die ſie an verhärtete Hageſtolzenherzen zu gelangen wußte. Man mußte ſie ſehen, wenn ſie mit ihrer Doſe neben ſich und einer Kaffeetaſſe vor ſich bei irgend einer Frau Baſe oder gar bei der Mama eines Eheſtandskandidaten ſaß, mit welch' ſtrahlendem Geſicht ſie die Töchter des Landes die Muſterung paſſiren ließ, und nicht nur von Jeder wußte, wie viel ſie beſaß, ſondern auch die Quellen davon. „Ich ſage Ihnen, jedes der Mädchen bekommt dreitauſend Gulden gleich mit, außer der achtzehnfachen Ausſteuer! Die Mutter hab' ich noch ledig gekannt, die iſt eine geborne Bernerin, und der alte Berner hat einen ledigen Bruder geerbt mit wenigſtens achtzigtauſend Gulden.“ — Und nicht nur reiche Erbinnen hatten ſich ihrer Fürſorge zu erfreuen, ſie hatte auch Herzen zu herabgeſetztem Preis in Petto, geſetzte Frauenzimmer für Wittwer mit drei, fünf, ſieben bis neun Kindern, reſolute Perſonen, die in ein ſtrenges Geſchäft taugten, kurz: „der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder ging beſchenkt nach Haus." — Waren dann die Leute verſorgt, ſo ließ ſie ſie ruhig ihrer Wege ziehen, ohne ihre Verdienſte geltend zu machen, wenn es gut, oder ſich verantwortlich zu fühlen, wenn es ſchlimm ging; erſt wenn ſie verwittwet wurden, gewannen ſie wieder Intereſſe für ſie.

Die Lebenszeit ihres ſeligen Mannes, wo ſie als Genoſſin ſeiner Würde an ſeiner Seite regiert hatte über die Schaar der Schreiber und Subſtituten, hatte ſie redlich benützt. Sie ſelbſt war leider weder mit Töchtern noch mit Söhnen geſegnet, aber ſieben Nichten und drei Pathen waren nach und nach glücklich an Pfarrer, Schreiber und anderweitige Subjekte untergebracht worden und konnten in verſchiedenen Theilen des Landes die fürſorgliche Güte ihrer Tante rühmen. Für den Augenblick aber ſchien die Frau Stadtſchreiberin genöthigt zu ſein, auf ihren Loorbeeren auszuruhen. Alle Wittwer nah und fern in der Runde waren verſorgt, alle Aktuare und Vikare verſprochen, einen hartnäckigen Amtspfleger, der, recht ihr zum Trotze, gerade gegenüber mit einer uralten Haushälterin ſeine ledige Wirthſchaft führte, hatte ſie als hoffnungslos längſt aufgegeben. So ſaß ſie denn eines Morgens in unfreiwilliger Ruhe, wie ein thatendurſtiger Krieger zur Friedenszeit, in ihrem wohlgewärmten Stübchen beim Kaffee, als ihr der Hausherr wie gewöhnlich die Zeitung heraufſchickte.

Den politiſchen Theil des Blattes ließ ſie ſtets unberührt; ob's Krieg oder Frieden in der Welt geben werde, das konnte ſie doch nicht herausbringen, und von der Zollvereinsfrage wollte ſie nichts mehr hören, ſeit ſie fand, daß Zucker und Kaffee doch nicht wohlfeiler wurden. Ihr Lebenselement waren erſt die Traueranzeigen, die Beförderungen. Ueber die Heirathsanträge entſetzte ſie ſich ſehr, ſie fand das einen höchſt unſchicklichen Weg und konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer ſich entſchließen möge, ſo einen „Zeitungsmann“ zu nehmen.

So durchlief ſie denn wieder begierig die Reihe der Traueranzeigen. Das war aber magere Ausbeute, kein bekannter Name. „Gegenwärtig ſtirbt doch auch gar Niemand Rechtes,“ ſagte ſie verdrießlich, ohne zu ahnen, welche Grauſamkeit in dieſem Verdruß liege. Bald aber traf ſie auf ein erfreulicheres Feld: „Seine königliche Majeſtät haben geruht: Zuerſt Hauptleute, Ober- und Unterlieutenants ꝛc.; das war ihr gleichgültig, um Militärperſonen hatte ſie ſich noch nie bekümmert; gleich darauf aber kam's beſſer: „die evangeliſche Pfarrei Schniezingen dem Pfarrer Brommeler von Bergmühl.“ Das fiel wie Thau auf trocken Land und eine Welt von Gedanken quoll aus dieſen dürren Worten. War nicht Schniezingen in der nächſten Nähe, kaum eine Stunde entfernt von ihrem Wohnſitz? und war's nicht gut, daß der langweilige Amtsverweſer von dort wegkam, der ſo frech geweſen, ſich eine Braut auf eigene Hand auszuwählen, eine Ausländerin aus dem Badiſchen, von der kein Menſch wußte, wem ſie gehörte? War nicht der Pfarrer Brommeler ein naher Vetter, das heißt ein Schwager von einem Drittekind ihres ſeligen Mannes, und ſeit drei Jahren Wittwer? Welche Ausſicht! welche Reihe von Planen! Das einfältige Bergmühl lag faſt am Ende des Landes, da hatte man dem Brommeler mit keinem vernünftigen Vorſchlag beikommen können; nun war's recht gut, daß er noch nirgends unvorſichtig „hineingetappt“ war, daß man noch für ihn ſorgen konnte.

Flugs ſetzte ſie ſich hin, um dem Herrn Vetter die Verwandtſchaft in's Gedächtniß zu rufen, zu der guten Pfarrei zu gratuliren und ihre Dienſte zu etwaigen Anordnungen wegen Hausputzen, Kunſtherdsübernahme, Gartenbeſorgung ꝛc. anzubieten. Nachdem ſie mit vieler Anſtrengung dieſe Epiſtel zu Stande gebracht, konnte ſie ſich getroſt weitern Operationsplanen überlaſſen. Ein Wittwer ohne Kinder auf einer ſo guten Pfarrei! ſie wußte noch gar nicht, wem ſie dieſen leckern Biſſen zuwenden ſollte. Dazu mußte der Brommeler noch ein ganz ſtattlicher Mann ſein in ſeinen beſten Jahren. Das brauchte reifliche Erwägung. Aber war ſie denn auch gewiß, daß er noch Wittwer war? Vor zwei Jahren war er's noch geweſen, aber ſie hatte damals ſchon gehört, daß ſeine Haushälterin ſich ſcharf um ihn bemühe; konnte es nicht ſein, daß die Bemühungen dieſer ſchlechten Perſon — jede Heirath war unſtatthaft, die nicht durch ihre Vermittlung zu Stande kam — indeß gelungen waren? Das mußte ermittelt werden.

Glücklicherweiſe fiel ihr ein, daß in der fünf Stunden entfernten größern Stadt die Frau Kammerdiener Rutſcher wohne, ein leiblich Geſchwiſterkind des Brommeler, und ihr durch dieſe Verwandtſchaft von lange her bekannt. Sie hätte ſchon lange in die Stadt ſollen, um ſich dunkeln Kattun zu einem Ueberrock zu kaufen, da ſie durch die fünf Muſterpäcke, die ihr zugeſandt worden waren, noch nicht zur Entſcheidung hatte kommen können. Da war's denn am beſten, ſie faßte den Entſchluß, ſelbſt auszuwählen und zugleich bei der Frau Rutſcher Erkundigungen einzuziehen. Demzufolge wurde ein Platz im Deckelwagen des Stadtboten beſtellt. Damals gab es weder Eiſenbahnen noch Omnibuſſe, und man traf Anſtalten, als gälte es eine Reiſe um die Welt.

Eine Reiſe mit dem Stadtboten hatte die Unannehmlichkeit, daß man ſchon Morgens um vier Uhr bereit ſein mußte, für eine alte Frau eine harte Zumuthung. Salome, die alte Magd, hatte den ganzen vorhergehenden Tag zu laufen, bis alles gehörig beſorgt war. Da mußte ein halb Pfund Kaffee geholt werden, um nach alter guter Sitte der Frau Rutſcherin eine kleine Verehrung mitzubringen, ferner Milchbrod gebäht zum morgigen Frühſtück, da ſo früh noch nichts beim Bäcker zu haben war, ſodann der Bäckerjunge beſtellt, daß er eine Stunde vor der Aufbruchszeit am Hauſe ſchelle, um zu wecken; auch mußte die Staatshaube noch zur Putzmacherin und das feine Merinokleid gehörig gebürſtet werden. Endlich legten ſich Frau und Magd um ſieben Uhr Abends zur Ruhe, um gewiß Morgens zur Zeit wach zu ſein.

Nach einer endloſen Fahrt, eingezwängt mit dem Nachbar Kupferſchmied, zwei Mägden, die Dienſte ſuchten, und der Familie des Boten, zwiſchen Kiſten, Schachteln und Koffern, kam die Frau Stadtſchreiberin matt und müde, wie gerädert in der kleinen Reſidenz an. Sie hätte gern unterwegs den verſäumten Morgenſchlaf nachgeholt, aber bei jedem Nicken war ihr Kopf in bedrohliche Berührung mit dem Keſſel gekommen, den der Kupferſchmied in die Reſidenz lieferte und der hinten aufgepackt war. Es war nahe an zehn Uhr, als ſie ausſtieg, um ſich zu Frau Rutſcher zu begeben, die ſie, wie ſie hoffte, in Kaufläden begleiten ſolle, um den Kattun auszuwählen.

Ein Regenguß drohte, als ſie eben die Pforte der Rutſcher'ſchen Wohnung erreichte, ſehr verlangend nach einem guten Kaffee und einer warmen Stube. Siehe, da ſtand Thür und Thor weit offen, die hochaufgeſchürzte Magd war zwiſchen Kübeln und Sandſcherben in vollſter Putzarbeit und gab kurzen Beſcheid. Der Herr Rutſcher war [illegible] und kam heute nicht heim, die Frau war über Land bei ihrer Tochter, der ſie im Wochenbett wartete. Die Magd traf nicht die mindeſte Anſtalt zur Aufnahme und Bewirthung der Frau Stadtſchreiberin. Seufzend ſchickte ſich dieſe an, ihren Stab weiter zu ſetzen, ohne zunächſt zu wiſſen wohin. Da kam eine ſehr ſorgfältig gekleidete ältliche Frau ſo eben mit naſſem Regenſchirm zur Hausthüre herein und hörte noch das Geſpräch. „Ach, das wird der Frau Rutſcher gar leid ſeyn, ſo einen raren Beſuch zu verſäumen! Sie hat mir ſchon manchmal von Ihnen erzählt. Aber Sie werden doch nicht in dem Wetter fort wollen? Bemühen Sie ſich in mein Stübchen.“ So nöthigte die Frau, die, wie die Magd der Frau Stadtſchreiberin bei Seite ſagte, Frau Pfarrer Senner, die Hausfrau im obern Stock, war.

Nach unzähligen Complimenten ließ ſich die Frau Stadtſchreiberin bewegen, mit der Frau Pfarrerin in ihr recht nett gehaltenes Manſardenſtübchen zu gehen und dort ein Täßchen Chokolade zu trinken, das dieſe in Ermanglung einer Magd unter unendlichen Entſchuldigungen wegen ihres öftern Ab- und Zugehens ſelbſt bereitete. Zuletzt ließ ſich die Frau Stadtſchreiberin ſogar noch nöthigen, zum Eſſen zu bleiben, wobei es freilich etwas knapp zuging, da ſich die Frau Pfarrerin aus einer Menage ſpeiſen ließ: aber dafür beſſerte ſie mit einem guten Kaffee nach, ſo daß die beiderſeitigen Herzen vollſtändig aufgingen. Es ergab ſich, daß der Vater der Frau Pfarrerin Diaconus im Ort geweſen, wo der Vater der Frau Stadtſchreiberin als Dekan gelebt; ſomit war es eine alte Bekanntſchaft.

Die Frau Pfarrerin war überaus ſorgfältig, wenn auch in billige Stoffe gekleidet, hatte ſogar etliche Blümlein in ihrer Haube und ein himmelblaues Band darauf, zum Zeichen, daß ſie noch für jung gelten wollte, was ihr aus einiger Entfernung auch gelingen konnte, wenn man ihre falſchen Haare und ihren zahnloſen Mund überſah. Sie hatte der Frau Stadtſchreiberin viel zu klagen über ihre bedrängte Lage, in der ſie ſich ſeit ihres Mannes Tode befinde. Bisher habe ſie zwei Söhne eines wohlhabenden Vetters bei ſich gehabt und mit deren Koſtgeld ihre Haushaltung beſtritten; jetzt aber habe dieſer ſie heimgenommen und halte ihnen einen Hofmeiſter, und ihr bleibe keine Wahl, als zu einem Stiefſohn ziehen, was ſie bitter ungern thue.

Die Frau Stadtſchreiberin hatte großes Mitleid mit ihrer Wirthin, und als dieſe Nachmittags mit ihr in ſechs Kaufläden herumzog, wo ſie das halbe Waarenlager herabreißen ließen, bis ſie im letzten endlich über den dunkeln Kattun einig wurden, da war die neue Bekanntſchaft bei ihr auf den Gipfel der Gunſt geſtiegen. Es war ein vortrefflicher Einkauf, dieſer dunkle Kattun, ſo fein im Boden, ſo ächt in der Farbe, ſo modeſt und doch freundlich, ſo einfach und doch ſimpel. Ueber dieſem gelungenen Handel und einem vortheilhaften Einkauf in Reis, den ſie um einen halben Kreuzer wohlfeiler bekam, als daheim, und von dem ſie daher einen Achtelscentner aufpackte, vergaß ſie faſt ganz den eigentlichen Zweck ihres Beſuchs, und nachdem ſie noch den Stadtboten dreiviertel Stunden hatte warten laſſen, weil der Metzger die guten und billigen Würſte, die ihr die Frau Pfarrerin verrathen, noch nicht fertig hatte, fuhr ſie ganz befriedigt ab und berechnete unterwegs, wie viel ſie auf dieſer Reiſe profitirt habe.

Die Frau Stadtſchreiberin hatte nun freilich nichts

Näheres über den Pfarrer Brommeler erkundet; das war aber auch nicht nöthig, denn nach vier Tagen erhielt ſie bereits einen Brief von ihm ſelbſt, in dem er ſich ſchönſtens bedankte für ihr freundliches Zuvorkommen, ſeiner einſamen Lage erwähnte und meldete, daß ſeine Haushälterin den Kunſtherd übernehmen wolle, wenn auch ein Backöfele dabei ſey und die Häfen alle in gutem Zuſtand. Alſo war er noch Wittwer! Das war das große Fundament, auf das ſich weiter bauen ließ, und jetzt erſt kam ihr eine lichte Idee: die Frau Pfarrerin, das war ja die allerbeſte Frau für den Brommeler, und ſie brauchte dann nicht zu ihrem Stiefſohn zu ziehen, und beide hatten keine Kinder; das paßte alles vortrefflich. Ein bischen alt war ſie freilich, aber ſie ſtellte doch noch etwas vor. Ja, es geſtaltete ſich immer feſter in ihrem Kopf, ſo mußte es werden!

Als nach ſechs Wochen der Herr Vetter Brommeler kam, um ſeinen neuen Dienſt anzutreten, ward er von der Frau Baſe zuvor mit Kaffee bewirthet, ehe ihn eine Deputation der Gemeinde in ſein vollkommen gerüſtetes und bereitetes Pfarrhaus einführte, und mit dieſer Stunde begann die Frau Stadtſchreiberin die Ausführung ihres Operationsplans. Jungfer Philippine, die Haushälterin, die ſtets höchſt beſorgt um ihren Gebieter herumſcherwenzelte, hatte nicht ſo ganz Unrecht mit dem inſtinktartigen Widerwillen, den ſie bald unverkennbar gegen die Frau Stadtſchreiberin an Tag legte; denn allerdings mußte dieſe ihr Werk damit beginnen, daß ſie die Herrſchaft der Philippine untergrub und dem Pfarrer die Nothwendigkeit einer Frau recht zum Bewußtſein brachte. Zu dem Ende wunderte ſie ſich gewaltig über den Holz-, Zucker- und Kaffeeverbrauch des Herrn Vetters, fand ſeine Hemden etwas vergilbt, das Tiſchzeug nicht ſchön gewaſchen, und der Schlußſeufzer bei allem war ſtets: „freilich, wo eben keine Frau iſt!"

Der Pfarrer ließ hie und da ein Wörtchen fallen von einer geſetzten Pfarrtochter der Gegend, von der und jener jungen Wittwe, von Jungfer Philippine ſelbſt; da wußte aber die Frau Stadtſchreiberin ſo gegründete Einwürfe, ſo wichtige Gegengründe, daß er an keine mehr zu denken wagte. Endlich nach wochen- und mondenlangem Streben hatte ſie's zum großen Ziel gebracht, daß der Herr Vetter ſagte: „Ja, wenn Sie mir eine taugliche Perſon wüßten, Frau Baſe!" Nun war der Damm gebrochen: „Ja, denken Sie, Herr Vetter, ich wüßte Jemand, der ganz für Sie geſchaffen wäre." — „Doch nicht zu jung?" — „Bewahre, was denken Sie! Ein recht geſtandenes Frauenzimmer, eine Wittfrau." — „So? — aber wiſſen Sie, Frau Baſe, aber — ich ſehe zwar nicht auf's Aeußerliche — aber ſo eine ältere Perſon hat oft ſchon allerlei an ſich; ich ſollte Jemand haben, der mich aufheitert; auch eine Perſon, die noch ſauber iſt, wiſſen Sie, ſchon wegen der Gemeinde." — „Ja, das wäre es gerade: eine ſo lebhafte Perſon, ſie weiß von allem zu ſprechen, und noch ſo gar wohl erhalten, weiß ſich ſo nett zu kleiden; ich glaube, ſie wird kaum etwas über vierzig ſeyn." Die Frau Stadtſchreiberin beruhigte ihr Gewiſſen in der Stille mit dem Gedanken, daß nirgends beſtimmt ſey, wie viel etwas ſey. „Und dann," meinte der Herr Pfarrer, „werde ich doch allmählig auch älter (er war in den Sechzigen); da ſollte ſie mich auch in kranken Tagen wohl verpflegen können; es kann an den kräftigſten Mann etwas kommen." — „Ach, das wäre da gerade die Hauptſache: ihr erſter Mann iſt zehn Jahre kontrakt geweſen und hatte die Kopfgicht." Kurz, die Frau Stadtſchreiberin kam ſo in

Eifer, daß die Frau Pfarrer Senner ſich am Ende zu einer Perle ſonder Preis verklärte und der Pfarrer kaum erwarten konnte, bis er dieſes Kleinod zu Geſicht bekommen konnte.

Nun war die gute Frau in ihrem Element; ſchon auf kommenden Montag verſprach ſie eine Zuſammenkunft einzuleiten und zog glorios ab, indem ſie den ſchnippiſchen Abſchiedsknix der Jungfer Philippine mit einem Blick voll triumphirenden Hohns erwiderte. Rüſtig, als ginge ſie ſelbſt auf Freiers Füßen, wandelte die ſiebenundſechzigjährige Frau heim.

Viel flinker als das letztemal rüſtete ſie ſich jetzt zur Reiſe in die Stadt und der dunkle Kattun wurde dabei in die Welt eingeführt. Frau Rutſcher war dießmal daheim, aber die Frau Stadtſchreiberin hörte nur mit halbem Ohr den ſonſt ſo intereſſanten Bericht von ihrer Tochter Wochenbett und dem Gedeihen des Säuglings, obgleich die Heirath dieſer Tochter auch eine ihrer wohlthätigen Stiftungen geweſen war. Sie ſuchte ſobald als möglich zur Frau Pfarrerin hinauf zu kommen, die ſchon nach vier Wochen den ſauren Zug zu ihrem Stiefſohn antreten wollte. Als die begleitende Frau Rutſcher abgerufen war, konnte die Frau Stadtſchreiberin endlich herausrücken mit ihrem Projekt, obgleich ſie in der Stille denken mußte, Frau Senner könne eben ſo gut etwas über fünfzig ſein. So ganz mit offenen Armen, wie ſie erwartet, eilte ihre Protegée dem verheißenen Eheſtandshimmel nicht entgegen. „Wenn es eben ein zu alter Mann ſei und kränklich, ſo wiſſe ſie wirklich nicht — Sie ſei der Ruhe ſo bedürftig, leide ſo viel im Magen, daß ſie ſelbſt Pflege brauche; wenn ſie wüßte, daß ſie in große Unruhe käme — u. ſ. w.“ — „Bewahre! das ruhigſte Leben von der Welt, ein ganz rüſtiger Mann und ein ſchönes

Vermögen! Da könne ſie ſich die beſten Tage machen; jeden Winter werden acht Gänſe geſtopft, und eine ſo ſchöne Haushaltung!“ Kurz der Frau Pfarrerin wäſſerte am Ende der Mund nach der geſchilderten Herrlichkeit, und ſie verſprach, ſich am Montag einzufinden, obwohl ſehr verſchämt und verlegen. Die Frau Stadtſchreiberin kaufte noch ein Viertelpfund Anisbrod auf dieſen großen Tag und fuhr in Triumph nach Hauſe.

Der Montag kam. Salome und die Frau Stadtſchreiberin waren eine Stunde früher als ſonſt aufgeſtanden, hatten friſchen Kaffee geröſtet, Gugelhopfen gebacken und die Stube auf's ſchönſte gerüſtet. Um eilf Uhr kam die Frau Pfarrerin, die auf dem Fuhrwerk eines Briefpoſtillons bis eine halbe Stunde vor dem Städtchen hatte fahren können, auf's ſchönſte geputzt, im ſchwarzſeidenen Kleide und der Haube mit himmelblauem Band. Von der großen Frage des Tages ward gar nichts geſprochen, dazu waren ſie zu diplomatiſch; ſie verzehrten in Eintracht einen Kalbsbraten unter neutralen Geſprächen. Salome, die natürlich im Geheimniß war, muſterte die Kandidatin ſcharf, ſchien aber nach ihren halblauten Monologen in der Küche nicht ſehr erbaut. „Hm, hm, da hat meine Frau nichts Beſonderes herausgeleſen: ſteinalt, und hat erſt nichts; da hätt' ihn meine Frau faſt ſelber nehmen können.“

Um zwei Uhr hielt die Kaleſche des Herrn Pfarrers, für eine Pfarrkutſche noch ein ganz reſpektables Möbel. Die Frau Stadtſchreiberin ſtieß ihre Schützlingin bedeutſam an, und dieſe verſpürte faſt etwas wie Herzklopfen, obgleich ihr Herz ein wenig eingeroſtet war für derartige Bewegungen. Der Herr Pfarrer, der die Damen am Fenſter bemerkt hatte, wollte ſich ganz jugendlich aus dem Wagen ſchwingen, welcher

Verſuch aber ohne die Beihülfe ſeines alten Mathes, des Pfarrkutſchers, faſt ſchwer mißlungen wäre. Er war etwas ſteif auf den Beinen, ſonſt noch ein ſauberer Mann, und hatte eine kurze Uhrkette mit einer Menge goldener Cachets auf ſeiner ſchwarzſeidenen Weſte hängen.

Oben begrüßte er die Damen mit der zierlich ſteifen Galanterie ſeiner Jugend, war aber etwas betroffen beim Anblick des alternden Weibes, das den ihm beſchiedenen Engel vorſtellen ſollte, und flüſterte der Frau Stadtſchreiberin bedenklich zu: „Aber hören Sie, mit den vierzig Jahren —“ „Nun ja, vielleicht kann ſie auch fünfzig ſein,“ meinte die Frau Baſe begütigend und ordnete ihren Kaffeetiſch. Sehr belebt wurde die Unterhaltung nicht, da die Frau Pfarrerin, um ihren gänzlichen Zahnmangel nicht zu offenbaren, meiſt etwas undeutlich ſprach, und der Herr Pfarrer, um ſein übles Gehör zu verbergen, nur mit: „Ja, ja, o freilich u. dgl. antwortete.

Nachdem die Frau Stadtſchreiberin ihre ganze Unterhaltungskunſt erſchöpft, in verſchiedenen gewandten Wendungen die Geſchicklichkeiten der Frau Pfarrerin ſo wie die Vorzüge der Pfarrei Schniezingen in's Licht geſtellt hatte, beſchloß ſie, als letztes probates Mittel, das Paar allein zu laſſen. — Da ward die ſtille Unterhaltung noch ſtiller, bis aus purer Verlegenheit der Herr Pfarrer ſich an's Fenſter ſtellte mit der Bemerkung: „Eine recht freundliche Ausſicht.“ Die Frau Pfarrerin geſellte ſich zu ihm und ſtimmte höflich bei, wodurch beide einen ſehr beſcheidenen Geſchmack an Tag legten, denn man ſah in der engen Gaſſe nichts als die gegenüberliegende Schmiede mit einem ſtruppigen, verwahrlosten Gärtlein. Die ungeduldige Frau Stadtſchreiberin ſchaute nach einer Weile zur Thür herein, und als ſie die beiden ſo ſchweigſam beiſammen ſtehen ſah, konnte ſie nicht anders denken, als es ſei nun auf dem Punkt der Erklärung, und um den glücklichen Augenblick zur Reiſe zu bringen, rief ſie mit heller Stimme: „Aber, Herr Vetter, geben Sie doch Ihren Gefühlen auch Worte!“ und verſchwand wieder.

Das war eine harte Zumuthung, und der Herr Vetter wäre gern in ein Mausloch geſchlüpft, wenn's angegangen wäre, da ſeine Gefühle dermalen in nichts als in einer gewiſſen Unbehaglichkeit und in dem Wunſch beſtanden: „Wenn ich nur mit heiler Haut draußen wäre!“ Der Zuruf der Frau Baſe gab aber der Sache eine bedenkliche Wendung. Die Frau Pfarrerin ſchien es anders aufzunehmen, denn ſie hob mit ſittſam niedergeſchlagenen Augen an: „Es hat mich freilich viel Ueberlegung gekoſtet — — Wenn man einen ſo rechtſchaffenen Mann gehabt hat. — Aber es iſt freilich eine einſame Lage.“ Was wollte der gute Pfarrer machen? Er hatte noch zu viel chevalereske Geſinnung aus der guten alten Zeit, um unter ſolchen Umſtänden eine Dame im Stich zu laſſen; ſo ergänzte er denn die halben Worte der Frau Pfarrerin, und als die Frau Stadtſchreiberin wieder eintrat, ſtellte er ihr ſeine Frau Braut vor, deren Hand er zierlich an die Lippen führte.

Die Eheſtifterin war überglücklich und konnte nicht müde werden, jedem der beiden zu Gemüth zu führen, wie vortrefflich ſie gewählt hätten. Ja ſie holte eigenhändig ein paar Flaſchen vom langgeſparten köſtlichen Elfer, den ſie noch aus ihres Mannes Glanzzeiten beſaß, um des Bräutigams Feuer zu beleben und um ſeinen Muth zu ſtählen für den kritiſchen Augenblick, wo er der Jungfer Philippine die Neuigkeit mitzutheilen hatte.

Die Frau Pfarrerin war eine äußerſt glückliche Braut und dankte Gott für das gute Plätzchen, das er ihr für ihre alten Tage beſcheert hatte. Der Herr Bräutigam erlaubte ſich während der Brauttage noch einmal die Bemerkung gegen die Frau Stadtſchreiberin: „Frau Baſe, ich meine, ſie müßte auch über fünfzig ſein.“ — „Nun, und was iſt's denn, wenn ſie auch fünfundfünfzig iſt?“ — So dachte am Ende der Herr Pfarrer auch und wurde noch ſo zärtlich wie nur irgend ein getröſteter Wittwer, als welche Zärtlichkeit mich ſtets an aufgegoſſenen Thee mahnt, den man recht ſüß einſchenkt, um das mangelnde Aroma des erſten Guſſes zu erſetzen.

Die Hochzeit ward nicht lange verzögert; da ſich aus dem Taufſchein ergab, daß die Frau Braut bereits an den Sechzigen war, ſo hatte das Pärchen allerdings nicht viel Zeit zu verlieren. Jungfer Philippine zog mit ſtillbeleidigter Würde und allerlei dunkeln Prophezeiungen ab, und die Frau Braut mit ihrem beſcheidenen Hausrath ein. Die Pfarrkaleſche wurde neu lakirt und der Herr Pfarrer führte ſeine junge Frau darin zu allen Pfarrkränzen und ſonſtigen anſtändigen Gelegenheiten, ſorgte auch ſtets dafür, ſie mit modernem Putz zu verſehen, wie er ſich mit ihren Jahren vertrug.

Mit der Verpflegung wurde es nun freilich nicht viel; hatte der Mann einen Rheumatismus im Rücken, ſo hatte die Frau das Reißen in den Gliedern, klagte er Ohrenſauſen, ſo klagte ſie Magenweh, ſo daß ſich am Ende die Rolle umkehrte und der Pfarrer als rüſtiger Greis einherſchritt, während ſie als zitternde Alte an ſeinem Arm hing. Das ließ er ſie aber nicht entgelten, und er nahm ein armes demüthiges Bäschen in's Haus, das mit dankbarer Geduld ſich den beiderſeitigen Launen des alten Paares fügte.

So lebten ſie neben all' ihren Klagen über ſchlechten

Magen und ſchlechte Zeiten in groſſer Eintracht zuſammen, und es war der Mühe, die ſich die Frau Stadtſchreiberin gegeben, die Verbindung zu Stande zu bringen, immerhin noch werth geweſen. Sie feierten noch die ſilberne Hochzeit zuſammen, und als der Pfarrer, geſättigt von langem Leben, in ſeinem neunundachtzigſten Jahre entſchlief, drückte ihm das Mütterchen in gewiſſer Ausſicht baldiger Nachfolge getroſt die Augen zu.

Keine Neigungsheirath.

Adelheid war ein junges Mädchen, wie es wohl viele gibt, wie aber gerade nicht alle ſind. Schön war ſie eben nicht, aber wohlgebildet und blühend, fröhlich und lebensluſtig, trug lieber ein neues Kleid als ein altes, und ein altes, das ihr gut zu Geſicht ſtand, noch lieber als das allerneuſte, ſang und tanzte gern, verſtand eine ordentliche Mahlzeit zu kochen und eine Wäſche zu beſorgen. Daneben aber hatte ſie im ſteten Umgang mit einer ledigen alten Baſe, der Fräulein Heinerike, bekommen, was man einen romantiſchen Schwung heißt, und wenn ſie ſo recht behaglich in einer Mädchenviſite ſitzen und über neue Kleider, Hüte und Stickereien plaudern konnte, ſah ihr's kein Menſch an, welche Welt von ſüßen Träumen und traulichen Gedanken hinter dieſen hellen blauen Augen lag.

Die gute Heinerike hatte ſie auferzogen in allerlei Ideen von chevaleresker Verehrung der Frauen, wie ſie in ihrer Jugendzeit Mode geweſen waren, und hatte ihr ſo viel anvertraut von Freiern und Anbetern, die ſie ihrer Zeit gehabt, daß Adelheid in vollſter Erwartung von allerlei wunderſamen Begebenheiten die Schwelle des Kindesalters überſchritt. Auf ihren erſten Ball, den ſie mit einer Tante in der Reſidenz beſuchte, wo ſie in weiß und himmelblau recht hübſch ausſah, ging ſie ganz kampfgerüſtet, in Erwartung einer Menge von Stürmen auf ihr junges Herz, die ſie feſt entſchloſſen war, vor der Hand alle abzuſchlagen. Aber ſiehe da, alles verlief in größter Ruhe; kein ſüßes Flüſtern, kein verſtohlener Händedruck, keine leidenſchaftliche Erklärung. Sie konnte auch nicht eine einzige der ſchönen Phraſen voll jungfräulichen Stolzes anbringen, die ſie ſich in ſtillen Stunden ausgedacht; in aller Ruhe engagirten ſie die Tänzer, ſprachen von der Hitze im Saal, von der ſchlechten Beleuchtung und mangelhaften Muſik, mitunter blieb ſie auch ſitzen — kurz, ſie durfte ihr ſiebzehnjähriges Herz ganz ungefährdet wieder nach Hauſe tragen. Und in ſolcher Weiſe ging es Jahre lang fort; ſie begriff gar nicht, warum es ſeit den Tagen der Couſine Heinrike ſo ganz anders geworden; dieſe hatte vor Freiern ja nicht ſtehen und gehen können, und die Couſine konnte unmöglich hübſch geweſen ſein, ſie mochte ihr Geſicht noch ſo aufmerkſam ſtudiren, und ſich ſelbſt fand ſie doch gar nicht häßlich. Wie es ſich mit dieſen Freiern und Verehrern der Heinrike verhalten, ob ſie, gleich den ſteifledernen Kerls des Falſtaff, in der Erinnerung ſich multiplicirt hatten, ich weiß es nicht; genug, die gute Jungfer ging zu Grabe, glücklich, im Bewußtſein, daß ſie die beſten „Anſtände“, geiſtliche und weltliche, hätte haben können, und Adelheid blieb daheim beim Vater, ungeſucht und unbegehrt.

Sie war darüber ganz und gar nicht bekümmert und freute ſich ihrer Jugend, die ſie als das einzige Kind ihres guten Vaters, der ein geſchätzter Geiſtlicher war, harmlos und fröhlich genießen konnte. Der Vater war freilich viel zu wohlthätig und ein zu ſorgloſer Haushalter, als daß er reich, oder auch nur vermöglich hätte ſein können, doch konnte er dem einzigen Töchterlein jeden billigen Wunſch erfüllen. So hatte Adelheid Bücher, Muſikalien, Blumen und Vögel, Freundinnen und freie Zeit nach Herzenswunſch, vor allem Freundinnen, da ſie ſehr mittheilſam und leicht erregbar war. Wie die alten Römerinnen für jedes Schmuck- und Putzſtück eine eigene Bewahrerin, ſo hatte ſie für jede Seite ihres Weſens eine eigene Vertraute, und neben den ordentlichen ſtets noch ein paar außerordentliche und mehrere korreſpondirende Mitglieder in ihrem Freundſchaftskreiſe.

Sie theilte mit Leib und Seele die Luſt und das Leid, das die Freundinnen ihr anvertrauten, tröſtete ſie treulich mit guten Worten und rührenden Verſen, half ihnen ihre gebrochenen Herzen herſtellen und geleitete ſie ſpäter mit dieſen reſtaurirten Herzen an der Seite irgend eines andern reſpektablen Bräutigams zum Altar. Eine neidloſe Brautjungfer war die Adelheid gewiß; weder der kleine Pfarrer, der die Pauline, noch der Kameralamtsbuchhalter, der die Amalie, noch der Gutsbeſitzer, der das Lottchen heimführte, entſprach nur von weitem dem Ideal ihrer Träume; aber wenn ſie wieder einen Myrthenkranz gebunden hatte, ſo mußte ſie doch auch an die Stunde denken, wo er einſt ihre Locken ſchmücken würde, und nicht wunderbar genug konnte ſie ſich die Wege denken, auf denen das beſagte Ideal ihr zugeführt werden würde.

Wie eigentlich dieſes Ideal beſchaffen ſein ſollte, darüber war ſie noch nicht im Reinen; meiſt nahm es in etwas die Farbe ihrer jeweiligen Lektüre an, die ernſten männlichen Geſtalten trugen aber in der Regel den Sieg davon über die jugendlich glänzenden. Dazwiſchen war auch jeder junge Dichter, natürlich ohne daß ſie ihn je geſehen, eine Weile der „König im Reich ihrer Träume", und da ſie ſo oft gehört, daß gute Dichter ſelten gute Ehemänner werden, ſo konnte ſie ſich manchmal in ſo ſchönes herzbrechendes Unglück hineinträumen, daß ſie faſt aus Mitleid mit ſich ſelbſt geweint hätte.

Vor dem Fenſter ihres zierlich geſchmückten Stübchens ſah man auf einen ſchmalen Pfad, der zwiſchen Wieſen hinlief und ſich im Gebüſche verlor. Gar zu gern ſog ſie in hellen Mondnächten den geheimnißvollen Reiz ein, der auf ſolchen Pfaden liegt, und träumte ſich, daher müſſe dereinſt ihr Glück kommen.

Dieſen ſelben Pfad wandelte Adelheid auch eines Abends, in allerlei Gedanken verloren. Sie hatte eben eine hübſche Novelle von Eichendorff geleſen und ſang mit heller Stimme ein Reimlein daraus nach eigener Compoſition:

„Und wollte mich Einer erwerben,
Ein Jäger müßt's ſein zu Roß,
Der müßt' mich auf Leben und Sterben
Entführen auf ſein Schloß!“

Da ertönte eine ſüßliche, etwas näſelnde Stimme hinter ihr: „Ach, guten Abend, Fräulein Adelheid, thun Sie auch Ihre Gefühle amüſiren im ſchönen Abendroth?“ Wie mit kaltem Waſſer begoſſen ſah ſich Adelheid um, und da ſtand, nicht ein Jäger zu Roß, wohl aber die Jungfer Eliſabeth Maierin, ehrſame Vorſteherin der Strickſchule, die Weisheitslieſe genannt wegen der abſonderlichen Weisheit und Sentimentalität ihrer Reden und Bemerkungen, der Adelheid ſo erſtaunlich zuwider, daß kaum ihre Gutmüthigkeit ſie abhalten konnte, ihrer alten Lehrerin ſtracks den Rücken zu wenden. „Ach ja,“ fuhr die geſprächſame Jungfer fort, „da ſind Sie eben gerade wie ich, immer gefühlvoll, immer ſchwärmeriſch; ſo bin ich mein Lebtage geweſen. Wenn ich nur ein ſchönes Buch und eine ſchöne Naturgegend habe, ſo komme ich ganz außerhalb mir ſelbſt. Ach, was habe ich erſt heut noch weinen müſſen über ſo eine ſchöne Geſchichte von Clauren: ‚Des Lebens Höchſtes iſt die Liebe‘. Ja Liebe und Tugend, das iſt die Hauptſache in dieſem Thränenthal.“

„Gewiß, gewiß," meinte Adelheid und wollte weiter. — „Ach, warten Sie doch, Fräulein Adelheid, wir haben ja einander ſo lange nicht mehr genoſſen, ſeit ich Ihre Jugendlehrerin geweſen bin, und ich habe doch ſchon ſo lange gewünſcht, Ihnen mein Herz auszuſchütten. Ach, wenn Sie erſt wüßten, wie ein gewiſſer Anderer glücklich ſein würde, ein ſolches Abendroth mit Ihnen zu verleben!" — „Ei, iſt's wahr?" lachte Adelheid übermüthig, hielt aber doch wieder gleichen Schritt mit Jungfer Eliſe. — „Ja, und wenn Sie wüßten, was für ein vorzüglicher Menſch Ihnen ſein Herz zugeeignet hat, und Sie lieber hat als die ganze Welt!" Adelheid wußte gar nicht, wie ſie ſich bei dieſer unvorhergeſehenen Erklärung verhalten ſolle, ſie ſah die Lieſe ungläubig an und fand es unbeſchreiblich keck, daß die es wage, mit ihr von ſolchen Dingen zu ſprechen; indeſſen machte ſie keine Miene davonzulaufen, ſo daß die Lieſe ganz beherzt fortfuhr: „Denken Sie denn gar nicht mehr an den Sebaſtian, meiner Schwägerin, der Sonnenwirthin, Brudersſohn, der ja hier aufgewachſen iſt, an den Sebaſtian, der ſchon einmal vom Gemnaſium aus mich beſucht hat, da Sie noch in die Strickſtunde zu mir kamen, an den Sebaſtian Mezger?"

Nein, Adelheid hatte nicht an den Sebaſtian Mezger gedacht, ganz und gar nicht. — „Aber er hat ja ſchon dreimal einen Beſuch in Ihres Herrn Papas Hauſe gemacht," fuhr die Lieſe fort, „und ſeit er Sie das letztemal geſehen, kann er eben gar nicht mehr anders und meint, es müſſe ſein." — „Aber er kennt mich ja gar nicht!" ſagte in höchſter Verlegenheit Adelheid, der das Ding nachgerade zu ernſthaft wurde. — „Das meinen nur Sie, Sie wiſſen nicht, wie viele lange Jahre der Sebaſtian ſeine Gemüthsbewegung auf Sie gerichtet hat, wie er Tag und Nacht nichts anderes ſinnt. Sie wiſſen ja, wie geſchickt er iſt und im Examen über alle hinaufgekommen, ſo daß ihn ſein Pfleger hat ſtudiren laſſen, und daß er jetzt ein Doktor iſt, ein rechter Menſchendoktor in Dachshauſen. Schon da Sie noch als kleines Mädchen bei mir in der Strickſchule ſaßen, waren Sie ihm ſo wichtig. Er ging damals auf die Univerſität und nahm Abſchied von mir, und ‚Eliſe Baſe‘, ſprach er, ‚was iſt doch die Adelheid für ein nettes Mädchen‘! Und was er derweil für ſchöne Reiſen gemacht hat! und wie gebildet er iſt! und er hat einen ganz neuen prächtigen Paletot.“

„Aber er hat mich ja nie geſprochen,“ warf Adelheid wieder ein. — „Aber ſprechen hören! Wenn Sie nur wüßten, wie intereſſant er nach Ihnen iſt! Und als er Sie das letztemal in Ihrem himmelblauen Tibetkleid geſehen hatte, da war er vollends ganz dahingeriſſen. Er hätte ſo oft ſchon heirathen ſollen, aber er will von keiner andern hören. ‚Eliſe Baſe‘, ſagte er, als ihm die Sonnenwirthin des Schultheißen Tochter in Wendlingen kuppeln wollte, die dreißigtauſend Gulden bekommt und eine vierzehnfache Ausſteuer, ‚Eliſe Baſe, wenn ich meine Einzige und Auserkorne nicht bekomme, ſo gehe ich nach Amerika‘. — Ach, ich muß oft bitterlich weinen, wenn ich denke, daß ein ſo rechtſchaffener Menſch aus unglücklicher Liebe nach Amerika ſoll, ‚in's heiße Afrika‘! wie in dem ſchönen Liede ſteht. So etwas möcht' ich nicht auf meiner Seele haben, Fräulein Adelheid!“

„Aber ich weiß ja kaum wie er ausſieht!“ rief Adelheid in höchſter Beklommenheit. — „Ei, das thäte ſich bald finden, ſchöne Seelen begegnen ſich, ſagt Schiller, und wenn Sie ihn einmal recht kennten, ſo könnten Sie ſich gar nicht mehr beſinnen. Wenn Sie jetzt nur erlauben wollten, daß er den Herrn Papa beſucht, da würde ſich alles finden; nicht wahr?" — „Den Vater wird's immer freuen, wenn ihn Herr Doktor Mezger beſucht," ſagte kaum hörbar Adelheid, mit deren Faſſung es ganz zu Ende war und die gar nicht mehr wußte, was ſie ſagen ſollte. Zu ihrer größten Erleichterung ſah ſie in dieſem Augenblick ihre Freundin Amalie am Arme ihres Gatten herankommen und konnte ſich von der Jungfer Eliſe losmachen.

Adelheid kam in tiefen Gedanken heim, und wie oft ſie ſich auch ſagte, welcher Unſinn es ſei, an die Geſchichte nur zu denken, dennoch kehrte das Geſpräch mit der Lieſe wieder und wieder in ihre Erinnerung zurück. Nein, daran war nicht zu denken: einer, der die Weisheitslieſe zur Vertrauten gemacht, der Sebaſtian Mezger hieß und Doktor war in Dachshauſen! War ihr's auch mit dem Jäger zu Roß nicht ſo ernſt geweſen, ſo hatte ſie ſich dafür andere ſchöne, romantiſche Situationen gedacht, gegen die all dieß ein zu greller Kontraſt war. Dann aber trat wieder die lange, ſtille, treue Liebe des ihr faſt Unbekannten vor ihre Seele, ſein verwaistes Leben, das hoffnungsloſe Leid um ſie, das ihn weit über's Meer in ferne Lande treiben wollte, und das trieb ihr beinahe Thränen in's Auge. Dann aber fiel ihr mit heißem Erröthen wieder ein, wie ſie durch ihre unbedachte Aeußerung gegen die Lieſe ihn gleichſam ſelbſt eingeladen habe, und beim Gedanken, daß das für Zuvorkommenheit gelten könnte, empörte ſich ihr ganzer Mädchenſtolz.

Weil ſie aber dennoch Tag und Nacht an die tragiſche Geſchichte denken mußte, ſo war's am Ende eine Wohlthat, daß der gefürchtete Doktor wirklich erſchien. Eines Tags rief die Magd: „Fräulein Adelheid, ein Herr ſind da und wollen den Herrn Dekan ſprechen." Mit ahnendem Herzen trat ſie in's Zimmer und erinnerte ſich nun wohl, dieſen ernſten, einfach gekleideten Mann dereinſt beim Vater geſehen zu haben, aber er hatte ſo wenig Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie ihn indeß gänzlich vergeſſen hatte, und auch jetzt rief keine einzige Stimme in ihrem Herzen: der iſt's! — keine einzige. — Nein, der konnte es nicht ſein!

Der Doktor ließ ſich keine Beklommenheit anmerken, er hielt die Unterhaltung unter ſo kritiſchen Umſtänden möglichſt aufrecht und zeigte ſich als einen lebenserfahrenen, ernſten, gebildeten Mann, aber jeder verſtohlene Blick, den ſie auf ihn warf, kehrte mit der leidigen Botſchaft zum Herzen zurück: „Der iſt's nicht! nein, der iſt's nicht!“

Endlich machte der ahnungsloſe Vater durch ſeine Ankunft dieſem doch etwas peinlichen tête à tête ein Ende; der Adelheid fiel ein Stein vom Herzen, ſie ließ den Gaſt dem Vater, und wie lange auch noch Herr Mezger verweilen mochte, ſie ließ ſich nicht mehr blicken, für ihn ein recht ſchlimmes Zeichen, und er mußte ſich verabſchieden, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben.

Während die Adelheid daheim ſaß in einer Wahl und Qual, als ob ſie ſeit der Erſchaffung der Welt das erſte Mädchen wäre, das in den tragiſchen Fall kommt, einen Mann nehmen zu müſſen, war der Sebaſtian in tiefe Gedanken verſunken auf ſeinem einſamen Heimweg. Wie es gekommen, daß eine ſo zarte Angelegenheit zuerſt in die ungeſchickten Hände der Jungfer Lieſe gekommen, davon ſpäter; jetzt handelte ſich's bei ihm nur darum, ob er einen direkten Sturm auf die Feſtung wagen ſollte, die ſo wenig geneigt ſchien, ſich zu ergeben, und da zogen gar viele Gedanken für und wider durch ſeine Seele. Er gehörte nicht zu den ſtürmiſchen Naturen, und zu einem Entführen auf Leben und Sterben ſchien er vor der Hand nicht geneigt. Er ſchloß all ſeine ſtreitenden

Gedanken mit einem Gebete, daß Gott ihm zeigen möge, wo der rechte Weg für ihn liege, und daß er ihm dieſen Weg bahnen möge; er fand Ruhe und Frieden darin, daß er ſeine Sache in ſo gute Hände gelegt, und ging getroſt nach Hauſe.

In einem kinderreichen Hauſe gibt's ſtets Arbeit für Aerzte und Schuhmacher. So wurde um dieſe Zeit unſer Doktor in ein Pfarrhaus gerufen, wo mehrere Kinder an Maſern erkrankt waren. Die bleiche Hausfrau, die demnächſt Ausſicht hatte, ihren Kinderkreis um das achte Mitglied zu vermehren, konnte ſich ſelbſt kaum aufrecht halten, und ſollte noch von einem Bettchen zum andern eilen. „Sie ſollten nothwendig Hülfe haben,“ meinte der Doktor, „die zwei Mägde genügen nicht.“ — „Höre, ſoll ich nicht der Adelheid ſchreiben?“ fragte der Pfarrer und ſetzte, zum Doktor gewendet, erklärend hinzu: „unſere Couſine von St., ein gar liebes, geſcheidtes Mädchen.“ — „Ach ja,“ rief der kranke Heinrich, „die kann ſo ſchön erzählen,“ „und ſo hübſche Puppenkleider machen,“ rief das kranke Minchen. — „Ihr guter Muth thäte mir freilich wohl,“ ſagte die Pfarrerin, „aber ich möchte dem Vater ſein Herzblatt nicht wegnehmen.“ Kurz, jeder Mund pries die Adelheid, und dem Doktor ward's recht wunderbar zu Muth, hier den Fingerzeig zu erhalten, um den er gebetet, denn daß dieſe vielgeliebte Adelheid die ſeinige ſei, da war kein Zweifel. Er ſprach der Pfarrerin dringend zu, um die Couſine zu bitten, es ſei höchſt nöthig, und er konnte dießmal kaum erwarten, bis er nach Hauſe kam und allein ſein konnte. Noch in derſelben Nacht ging ein Brief an Adelheid und ihren Vater ab, nicht die glühende Bitte eines herzerſtürmenden Jünglings, wohl aber die ernſte, innige Frage eines Mannes.

Der Adelheid war's indeß ſeltſam gegangen, wie einer

Feſtung, auf den Sturm gerüſtet, die auch an die Möglichkeit einer Uebergabe denkt, die aber gänzlich unangefochten bleibt. Seit dem Beſuch des Doktors ſtand ſie jeden Morgen auf und legte ſich jeden Abend nieder mit der Frage: will ich? — „Nein, ich will nicht!“ rief ihr Herz, aber kein Menſch fragte ſie: willſt du? Mit Herzklopfen ſah ſie den Briefträger kommen, mit einem erleichternden Seufzer ſah ſie, daß er nichts brachte als Briefe einiger Herzensfreundinnen, die über ihr Stillſchweigen klagten, aber nachher war's doch eine gewiſſe Leere. Sie hatte in Gedanken die ſchönſten Abſagebriefe an den Doktor aufgeſetzt, voll Achtung, Bedauern und Dankbarkeit, aber es kam keine Gelegenheit einen zu ſchreiben. Die Lieſe ließ ſich nirgends blicken. Schon glaubte ſie mit einiger Beſchämung, das Ganze ſei am Ende ein Märchen geweſen oder der arme Doktor ſei, bekümmert über ihre Sprödigkeit, bereits in Verzweiflung nach Amerika abgeſegelt, da kam eines Tags ein großer, gefährlich ausſehender Brief an den Vater. Nun war's gekommen, das war die Werbung des Doktors. Der erſtaunte Vater gab Adelheid ihren Brief, beſprach die Sache mit ihr und ließ ihr gänzlich freie Hand; ihm eilte es nicht, ſich von dem Töchterlein zu trennen. Da ſaß Adelheid in ihrem Stübchen, die Feder in der Hand und vor ſich das Poſtpapier. Der Abſagebrief, wie ſie ihn gedacht, paßte nicht mehr, des Doktors Brief war gar nicht ſo herzbrechend; aber ein Nein, motivirt oder nicht, wollte nimmermehr heraus, und doch zum Ja — da war's noch himmelweit, das war ganz undenkbar. So ließ ſie ſich denn in Kapitulationen ein, ſandte einen Brief ab mit einer ziemlich offenen Erklärung über ihren Herzenszuſtand, bat um Aufſchub, wollte ihr Herz prüfen, nähere Bekanntſchaft u. ſ. w. Eine gefährliche Sache für eine Feſtung!

Am andern Tag kam der Brief mit der Bitte des Vetter Pfarrers um Unterſtützung ſeiner Frau. In ihrer Bedrängniß war Adelheid recht froh der Ausſicht auf angeſtrengte Thätigkeit, erſtürmte die Erlaubniß des Vaters und rüſtete ſich zur Reiſe, nicht ohne gebeten zu haben, daß man ihr alle einlaufenden Briefe nach Bernheim nachſchicken ſolle.

Da Adelheid in der vaterländiſchen Geographie nicht ſtark war, wußte ſie gar nicht, daß Bernheim in der Gegend von Dachshauſen lag, und war daher höchlich erſtaunt, den Doktor, mit dem ſie in ſo gefährliche Unterhandlungen getreten war, gleich am erſten Abend im Pfarrhaus zu finden. Dieſes unerwartete Zuſammentreffen gab nun der Sache eine andere Geſtalt; aber „der Zug des Herzens, der des Schickſals Stimme,“ wollte immer und immer noch nicht kommen, und ungewiſſer, unglücklicher als je, durchwachte Adelheid die nächſte Nacht am Bette der kranken Kinder, während die Mutter ruhig ſchlief, wie ſeit lange nicht. Immer noch ſchien ihr dieſe neue Begebenheit ein Querſtrich durch den blumigen Pfad ihrer Phantaſiewelt. Anders, ach ſo ganz anders hätte es eben kommen ſollen!

Aber die ſtille Nacht iſt eine gute Zeit zur Selbſtprüfung und in dem trotzigen und verzagten Mädchenherzen ſtieg die ernſte Frage auf: „Haſt du ein Recht die Wege zu wählen, die Gott dich führen ſoll?“ Und ſie betete ernſt und innig wie nie, Gott möge ihr klar machen nicht ihren, ſondern ſeinen Willen, und wenn ſie ihn erkannt, ſo möge er ihr auch die Freudigkeit in ihr Herz geben, den Weg zu gehen, den er ſie führen wolle.

Friſcher und getroſter als ſeit lange begann ſie den Morgen und ihr Tagwerk, obwohl die Kinder klagten, daß ſie nicht ſo viel und ſchöne Geſchichten erzähle wie ſonſt. Der

Abend kam, und nachdem ſie den Tag über in geheimer Angſt den Doktor erwartet hatte, ward allmählig aus dem ſtillen Gedanken: „er wird doch nicht kommen!“ der Wunſch: „wenn er lieber heut käme!“

Nun, er kam und blieb zum Abendeſſen, und es traf ſich wunderlich, daß das Geſpräch allmählich allein von den beiden geführt wurde. Sie ſprachen von Kindheitserinnerungen, Jugendeindrücken, von allem möglichen; es ging Schlag auf Schlag, ein Wort in's andere, es war als ſei eine verborgene Thüre aufgegangen an den zwei Herzen, aus der die innerſten Gedanken hervorkamen. Die Zeit verging, man wußte nicht wie; der Doktor mußte ſichs gefallen laſſen im Pfarrhaus zu übernachten, den Pfarrleuten ging ein Licht auf, und die Ausſicht auf eine Brautſchaft unter ihrem Dache richtete die Pfarrfrau zuſehends auf, mehr als die beſte Arznei des Doktors. Als in dieſer Nacht Adelheid in ihr Stüblein kam, da war es hell vor ihr, ſie wußte nun, was Gottes Wille ſei, und die Herzensfreudigkeit war ihr nicht ausgeblieben.

Am andern Tag war die Pfarrerin ſchon ſo gefällig und fürſorglich, den Beiden Gelegenheit zu einem ruhigen Stündchen in der Laube zu geben. Da wagte der Doktor auf's neue ſeine Frage, und ſiehe da, ihm ward eine gute Antwort, und als das Pfarrpaar endlich herab kam, nach ihnen zu ſchauen, da trat ihnen ein fröhliches Brautpaar entgegen. — Die Pfarrerin verjüngte ſich ſelbſt wieder an dieſem jungen Glück, auch die Kranken waren beſſer, und ſo konnte Adelheid ſich dem ihr ſo neuen und wunderbaren Gefühl, glücklich zu ſein, indem ſie glücklich machte, von ganzer Seele hingeben.

Es war Sonntag Abend; alles war Friede und Freude, die zwei ſaßen in der Laube und vor ihnen lag ein Brief mit des Vaters freudigem Segen, nachdem Adelheid ihm ihr Herz geöffnet hatte; alle Wahl und Qual war vorüber, und wenn ſie nun in die treuen, tiefen Augen ihres Erwählten ſah, ſo beſann ſie ſich nicht mehr, ob er Sebaſtian oder Oskar hieß, und hatte vergeſſen, wie alle ihre Ideale ausgeſehen hatten.

„Nun wirſt Du nicht mehr nach Amerika wollen?“ fragte ſie ſchmeichelnd. — „Gewiß nicht, Herz, auch dachte ich daran in Jahren nicht mehr.“ Dieß verblüffte Adelheid etwas, und ſchüchtern fragte ſie weiter: „Aber ſage mir, warum haſt Du denn die Lieſe zu Deiner Vertrauten gemacht?“ — „Die Weisheitslieſe? Ja, liebes Kind, daran bin ich unſchuldig; ſie hat eigentlich mich zu ihrem Vertrauten gemacht.“ — „Wie ſo?“ fragte Adelheid mit weitoffenen Augen. — „Nun, ſieh nicht böſe aus, wir ſind ja glücklich im Hafen; ich konnte freilich noch nicht wiſſen, welch Kleinod mir die Lieſe zudachte, als ſie mich nöthigte Deinen Vater zu beſuchen.“

Welch ein Aufſchluß für Adelheid! Der Doktor ſah nun erſt, wie neu ihr das alles war; er konnte nicht mehr zurück, er mußte beichten. Da ergab ſich denn, daß der Doktor nimmermehr an die Adelheid gedacht hätte; nichts war es geweſen mit der jahrelangen ſtillen Liebe, nichts mit dem Vorhaben nach Amerika zu gehen, rein aus mit der Romantik! In der Lieſe Kopf, nicht in des Doktors Herzen war der Plan zu dieſer Verbindung gereiſt. So wenig er ſich von jeher um Lieſe bekümmert, eine ſo große Zuneigung hatte ſie ſtets zu ihm, dem einzigen Familienglied von geiſtiger Bedeutung, gefaßt und frühe den Wunſch genährt, ihn mit Dekans Adelheid, ihrem höchſten Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit, zu verbinden. Der Doktor, mißtrauiſch in eine Empfehlung aus ſolchem Munde, war nur mühſam zu bewegen geweſen, bei ſeinen ſehr ſeltenen Beſuchen in der Vaterſtadt einen förmlichen Beſuch beim Dekan zu machen. Da er nun kurzſichtig war und Adelheid nur von weitem erblickte, ſo wußte er kaum wie ſie ausſah, und ſtimmte nur ſo pro forma in die Lobpreiſungen der Lieſe ein. Höchlich erſtaunte er daher, als dieſe ihm eines ſchönen Morgens ſchrieb, ſie ſei Fräulein Adelheid ſo geſchickt begegnet, daß ſie nicht umhin gekonnt dieſer ſeine Gefühle mitzutheilen; es ſei nun alles auf's Schönſte eingeleitet, Fräulein Adelheid und der Herr Dekan erwarten täglich ſeinen Beſuch.

Welche Ueberraſchung! Der Doktor war zuerſt gar nicht geneigt dieſen Wechſel auf ein ihm ſo unbekanntes Herz zu erheben, auch betroffen über eine ſo ſeltene Zuvorkommenheit. Doch hielt er's für der Mühe werth zur Lieſe zu reiſen, und entnahm bald ihrem Geſpräch, daß Adelheid ſo unſchuldig ſei wie er, und noch viel unwiſſender. So wollte er doch nun hingehen. Dießmal that er ſeine Augen auf, und bedurfte nun des Zuſpruchs der Lieſe nicht mehr, um von Herzen zu wünſchen, daß ihr Plan Wirklichkeit würde. Da war es aber das ſo zurückhaltende Benehmen Adelheids, was ihn zögern machte, bis er im Pfarrhaus zum erſtenmal gültige Bürgen für den Werth des Gutes erhielt, deſſen Beſitz er ſchon wünſchen gelernt hatte.

Ja, ſo verhielt ſich die Sache, und die arme Adelheid war um das letzte Tröpfchen Poeſie betrogen, mußte Frau Doktor Mezgerin in Dachshauſen werden, und hatte nicht einmal den Troſt, daß ſie ſo lange und ſo ſtill geliebt worden ſei, daß ihr Erkorner nach Amerika gewollt um ihretwillen! Noch einmal wollte der jungfräuliche Stolz aufwallen, und ſie hätte gern ihr Herz zurückgenommen, nur um noch einmal auf Leben und Tod darum werben zu laſſen. Aber ein Herz nimmt ſich nicht ſo leicht zurück; der Stolz ging unter in dem ſüßen, demüthigen weiblichen Gefühl, ſich in Liebe hinzugeben, und Adelheid hat ſich mit freudigſter Reſignation in das herbe Schickſal gefunden, das ſie auf ſo proſaiſchem Weg an das poetiſche Ziel führte, eine frohe Braut und eine glückliche Frau zu werden.

Der Weisheitsliese nicht zu vergeſſen, ſo war dieſe freilich glückſelig, daß ihr Plan ſo herrlich gelungen war, wurde aber durch des Doktors entſchiedenen Zuſpruch vermocht, ihre Verdienſte nicht unbeſcheiden geltend zu machen. Sie begnügte ſich alljährlich mit einem vierzehntägigen Beſuch, wobei ſie Adelheid unter ihren vier Söhnen mit den allerweiſeſten Erziehungsrathſchlägen unterſtützte.

Der Wittwe Töchterlein.

„Und ſie war eine Wittwe.“ Wie manchem ſtillen Geſicht ſind in wehmütigen Zügen dieſe inhaltſchweren Worte eingeſchrieben! Wie tiefe Geltung das Wittwenleid hat, zeigt die Sitte faſt aller Zeiten und aller Völker, bei denen ein Funke geiſtigen Lebens ſchimmert, die Sitte, die den Wittwenſtand als einen eigenen, durch die Weihe des Schmerzens geheiligten achtet. Wie viele der ſchönſten Frauentugenden ſind nicht erſt in der Prüfungsglut des Wittwenſtandes zu reinem Gold geläutert worden! Welche Schule für junge und alte Frauen könnten die Wände eines Wittwenſtübchens werden, wenn ſie reden könnten von den innigen Abbitten, von den leiſen Seufzern ſühnender Reue, von den frommen Gebeten voll Liebe und Vergebung, die an ihnen verhallten! Wie viel Entſchuldigungsgründe für ſo manche oft ſchwer gerügte Fehler der Wittwen, ihr zu zaghaftes Sorgen, zu ängſtliches Sparen, ihr zu häufiges Klagen, zu reizbare Empfindlichkeit liegen nicht in den kleinen Steinen und unſichtbaren Dornen, die den einſamen Pfad der Wittwe erſchweren! Wie verzeihlich iſt ihre allzunachſichtige Mutterliebe! Lacht nicht, wenn eine Wittwe ein recht ordinäres Söhnchen als einen Inbegriff der Vortrefflichkeit, als den Sproß einer reichen Zukunft anſieht, wenn ſie ſelbſt über ſeine Fehler noch mit geheimem

Stolz klagt, ihr Unentbehrliches opfert, um ſeine oft unnöthigen Wünſche zu befriedigen, wenn kein Mädchen ihr erleſen und würdig genug ſcheint, ihren Liebling zu beglücken! Lacht nicht und denkt, wie viel begrabene Liebe und Treue, wie viel Sühne für Verſäumniſſe, deren nur ſie ſich bewußt iſt, nun zu verſchwenderiſcher Güte wird gegen dieſes Abbild des Verlornen. Spottet nicht, wenn eine Wittwe mit dem Munde ſich glücklich preiſt ihr Töchterlein noch um ſich zu haben, während ihr Herz ſich ſehnt nach dem Augenblick, wo ſie ſie an der Seite eines guten Mannes aus dem Wittwenſtübchen entlaſſen könnte, oder wenn ſie nicht müde wird, durch allerlei beſcheidene Wendungen die Tugenden dieſes Töchterleins in's Licht zu ſtellen; ſpottet nicht, ſondern bedenkt, in wie roſigem Licht ihr ſelbſt das nun verſunkene Glück der Ehe erſcheint, wie ſchmerzlich ſie ſelbſt empfinden gelernt hat, was es heißt, allein und ſchutzlos zu ſein.

Eine Wittwe war es denn auch, die alle Liebesfülle eines einſt ſchlecht belohnten Herzens, alle noch übrige Kraft eines durch langes klagloſes Leid geknickten Geiſtes auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendete. In Anna hoffte ſie all die Blüthen aufgehen zu ſehen, die ihr ſelbſt in der Knoſpe gewelkt waren, in ihrer Zukunft wollte ſie das Glück finden, das ſie ſelbſt nur in Jugendträumen genoſſen hatte. Nie iſt ein Pflänzchen zärtlicher gepflegt, ſorgſamer von Unkraut gereinigt, liebevoller an Licht und Luft getragen worden, als dieſes ſchwarzäugige Annchen. Auch war der Mutter Pflege nicht vergeblich; ein ſo unruhiges und vorlautes Kind das Annchen war, ein ſo hübſches, geſcheidtes und anſtelliges Mädchen wurde die Anna. Es war der Mutter gar nicht übel zu nehmen, wenn ſie mit ſtillem Entzücken ihr rühriges Walten ſah, ihren muntern Einfällen lauſchte, und wenn ſie bei ſich dachte, der ſei unter einem glücklichen Stern geboren, der einmal dieſes Kleinod davontrage.

Aber das Kleinod war nicht in Gold gefaßt, nicht einmal in Silber, und die Welt wird ſo reel; die Männer ſind ſo zartfühlend und rückſichtsvoll: ehe ſie ein edles Weſen der Möglichkeit ausſetzen, einſt im Alter darben zu müſſen, heirathen ſie lieber gar nicht, oder eben eine Reiche. So ſchaute denn mancher gern in die hellen ſchwarzen Augen Annas, aber einer um den andern ging an der Wittwe Thür vorüber, den ſtattlichen Portalen reicher Häuſer zu. Das Myrthenbäumchen das ſeit Annas ſechzehntem Geburtstag ihr Fenſter ſchmückte, und das die Mutter ganz heimlicherweiſe viel ſorgſamer pflegte als das Töchterlein, grünte und ſproßte; Anna hatte ſchon manchen Zweig davon zum Brautkranz einer Freundin geſchnitten, aber blühen wollte es nicht. Die Mutter war zu feinfühlend und zu ſtolz, um irgendwelche der geſchickten Veranſtaltungen zu treffen, durch die gewandte Mütter blöde junge Leute mit ſanfter Gewalt ihrem Glück entgegenführen. So ergab ſie ſich allmählig darein, ihr Röslein ungepflückt daheim verblühen zu ſehen, und tröſtete ſich mit dem Gedanken, wenn ihr nun auch das Glück verſagt bleibe, das ſie für ſie geträumt, ſo werde ſie doch mit den Dornen verſchont bleiben, die ihr ſelbſt ſo bald aus den Knoſpen des bräutlichen Glücks erwachſen waren, und ſie lernte ohne Sorgen und Fragen ihres Kindes Zukunft in die Hand legen, die die Vögel unter dem Himmel verſorgt.

Anna war ein Mädchen, ein ächtes und ein ſtolzes Mädchen, und alle ſolche Plane, Wünſche und Hoffnungen lagen bei ihr noch viel viel tiefer im Grund ihres Herzens. Wenn ſie auch da und dort ein leiſes Gefühl von Kränkung und Zurückſetzung nicht unterdrücken konnte, ſo trug ſie doch ihr

Mädchenſtolz und guter Jugendmuth darüber weg. Es gibt ſehr ſtille Erlebniſſe, ſo ſtill, daß zwei Menſchen, die auf's innigſte vereint ſind, ſie zuſammen erfahren, zuſammen tragen und zuſammen überwinden können, ohne daß ein Wort darüber auf ihre Lippen tritt. Erlebniſſe der Art waren vielleicht auch ſchon an Mutter und Tochter vorübergegangen; Anna hatte ſich in ihren ſtillen Thränen die Augen hell gewaſchen und ſah die Mutter friſch und freundlich an; auch fehlte ihr's zu keiner Zeit an muntern Einfällen und witzigen Ausfällen; es ſind nicht immer dornenloſe Roſen, die der Thränenthau befeuchtet.

Es gibt ein Alter, wo man eine wahre Paſſion hat zu reſigniren, wo Ergebung und Entſagung die großen Schlagwörter ſind; unſere ganze große Literatur hat dieſe Krankheit durchgemacht, da iſt ſie an einem einzelnen Menſchenkind gar nicht verwunderlich. Solche junge Entſagungen gemahnen mich an jenes Trauerſpiel, wo im dritten Akt alle Perſonen erſchlagen ſind und in den zwei letzten nur noch ihre Geiſter ſpielen ſollen. Anna war dreiundzwanzig Jahre alt und ganz und gar reſignirt, ergeben in den Gedanken, der Mutter Stütze zu ſein bis an ihren Tod, rein fertig und abgefunden mit allen Jugendhoffnungen und Wünſchen, und kam ſich ſo ruhig vor wie gefrorenes Waſſer.

Aber langweilig ſchien's Anna doch manchmal, gewaltig langweilig, ſie konnte nichts dafür; wenn ſo ein Tag um den andern aufmarſchirte und wieder abzog und jeder auf's Haar ſeinem Vorgänger glich, wenn ſie alle Morgen Punkt ſieben Uhr mit der Mutter am Nähtiſch ſaß und ihre Augen, ſo oft ſie ſie erhob, auf nichts fielen als auf die Inſchrift an der Tafel des Nachbarhauſes: „Seifen- und Lichterverkauf von J. J. Schnazkobel," falls ſie nicht etwa ein Stockwerk höher ſchaute, wo ein gemalter Stiefel und grasgrüner Schuh die

Werkſtätte eines Schuhmachers bezeichneten; wenn ſie Tag für Tag nach Tiſch einen Spaziergang mit der Mutter machte, einmal zum obern Thore hinaus durch die Krautäcker, das anderemal durch das untere über die Gemeindewieſe. Freilich wurde dieſe Einförmigkeit hie und da durch eine Viſite oder eine Landpartie unterbrochen, auch fand alljährlich ein Faſtnachtsball ſtatt, auf dem ſich fünf Muſikanten, ſieben Tänzer und fünfzehn tanzluſtige Damen einfanden, und Anna konnte accurat ausrechnen, welcher der ſieben ſie nach einigen unfreiwilligen Sitzungen zum Tanze führen werde. Aber das waren doch nur magere Freudenblümchen für ein junges, lebenswarmes Herz. Einmal, nur einmal, meinte ſie, ſollte doch auch etwas Beſonderes geſchehen.

Nun ja, einmal kam denn auch der Poſtbote und brachte einen Brief vom Herrn Onkel Schneck; das war doch ſo eine Art von Begebenheit. Der Herr Onkel war eigentlich ein Stiefonkel von Anna; er und ſeine Frau hatten, da ſie kinderlos waren, nach dem frühen Tode von Annas Vater der Wittwe das großmüthige Anerbieten gemacht, die Kleine zu ſich zu nehmen. Daß die Wittwe ſich dazu nicht entſchließen konnte und lieber ihr ſchmales Brod mit dem Kinde theilen wollte, das hatten ſie ihr ſchwer verübelt und ſeither den Verkehr faſt ganz abgebrochen. Jetzt aber war der Onkel übel von der Gicht geplagt und die Tante hatte ſich den Fuß verſtaucht, ſo daß ſie für Wochen an's Bett gebannt war und ihrer Magd die Schlüſſel laſſen mußte. Da erinnerten ſie ſich denn gnädigſt der Nichte und baten die Mutter, ſie auf einige Wochen zur Hülfe zu ſenden; „viel ſei freilich nicht geholfen mit ſo jungen Mädchen, aber es ſei dann doch eine eigene Perſon.“

Die Mutter, die die Herrlichkeit in Onkel Schnecks Hauſe wohl kannte, und der es ſo ſchwer wurde ſich von ihrem Kleinod zu trennen, hatte wenig Luſt der Einladung Folge zu leiſten. Anna aber bewies ihr eifrigſt, wie empfindlich die Leute über eine abſchlägige Antwort ſein würden, und wie nützlich es für ſie wäre, ſich auch in einer andern Haushaltung umzuſehen. Dießmal täuſchte ſich die gute Mutter ein wenig, wenn ſie dieſe Bereitwilligkeit für lautern Edelmuth und Lerneifer hielt. Sie nahm es faſt übel, daß Anna die Trennung nicht ſchwerer wurde und ſie mit ſo glänzenden Augen in die Welt hinaus fuhr in dem beſcheidenen Einſpänner, der ſie auf die nächſte Poſtſtation bringen ſollte, die reſignirte, kühle Anna! Wie kurz war ihr der lange Weg durch dieſe neue Welt, mit wie hübſchen Bildern malte ſie ſich die neuen Verhältniſſe aus, und wie kläglich wurde ſie getäuſcht!

Der erſte Eindruck, Onkel Schneck in ſeiner Zipfelmütze und einem Schlafrock, der ein wahres Kaleidoskop von verſchiedenen Flecken war, und die Tante in kattunener Nachtjacke und ſtahlgrünem Rock, hatte noch etwas von einem niederländiſchen Stillleben; aber es ward gar bald laut, und der Reiz der Neuheit verflog außerordentlich ſchnell.

Gern hätte ſich Anna in das Amt einer barmherzigen Schweſter gefunden, des Onkels Fontanelle und der Tante Fuß verbunden, gern dem Harthörigen die Zeitung vorgeſchrieen und daneben Küche und Keller beſorgt, wenn nicht ein Geiſt zänkiſchen Unfriedens, erbärmlicher Klatſcherei, ruheloſen Mißtrauens und fabelhaften Geizes im Hauſe gewaltet hätte, der alles verſäuerte. Es war nicht eben ſo ſchlimm gemeint, aber es konnte doch keiner Seele wohl werden in dieſer Atmoſphäre, und recht ſehnſüchtig verlangte Anna zurück an der Mutter Arbeitstiſch, wo ihr Myrthenbäumchen vor dem Fenſter ſtand und Luft und Sonne herein durften, wenn ſie in der dumpfen, nie gelüfteten Stube die wenig anziehenden Strümpfe der Tante flicken mußte. Wie viel lieber hätte ſie des Herrn Schnazkobels zierlich gemalte Seifenpyramide geſehen, als auf der Tante Befehl aufgelauert, ob die Nachbarin wieder Kaffee mache, wenn ihr Mann fort war! Welch' ein Vergnügen ſchien ihr jetzt der Spaziergang durch die Krautäcker an der Mutter Seite, hier, wo ſie nicht weiter kam, als in den ſchmutzigen Hof, um die Hühnerneſter auszunehmen! Und vollends die traulichen Leſeabende mit der Mutter, während ſie jetzt jeden Abend mit dem Onkel Brett ſpielen mußte, und wohl aufpaſſen, um nicht dumm zu ſpielen und doch zu verlieren! Sie kam ſich oft vor, wie auf eine wüſte Inſel verbannt, und fürchtete, ihr Lebtag nicht mehr von da wegzukommen. Ihr einziger Troſt war Frau Fiſcher, eine freundliche junge Frau, ehemalige Hausgenoſſin der Tante, die bei dieſer wohl gelitten war und manchmal einſprach. Aber dieſe kam in die Wochen, und ſo war's aus mit den Beſuchen.

Nach drei langen Wochen ward es mit dem Fuß der Tante beſſer und Anna ſah ihrer Erlöſung entgegen. Zunächſt ſollte nun eine große Wäſche angeſtellt werden, bei der man ſie noch verwenden wollte, und dieſes daheim ſonſt gefürchtete Ereigniß war ihr eine wahre Freude, da es doch einigen Wechſel in das trübſelige Einerlei brachte.

Zwar weckte die Tante Anna ſchon Morgens um drei Uhr, aus Angſt, die Wäſcherinnen möchten allerlei Unterſchleif treiben, zwar lief dieſelbige Tante den ganzen Tag mit ungeheuern Salbandſchuhen in ſchlimmſter Laune im Haus herum und folgte der Anna auf jedem Schritt und Tritt, zwar ſteigerte ſich dieſe üble Laune zu einer wahrhaft gefährlichen

Höhe, als am zweiten Tag Regenwetter drohte; aber das ging vorüber, die Sonne drang ſiegreich durch und Anna bekam den erfreulichen Befehl, auf dem Raſen vor dem Stadtthor die Wäſche aufzuhängen, wozu ſie ſich fröhlichen Herzens anſchickte.

Die dem weiblichen Geſchlecht zugewieſenen Arbeiten ſind, abgeſehen von Nutzen und Nothwendigkeit, gar nicht ſo läſtig und nicht ſo verflachend, wie die emancipirte Frauenwelt ſie darſtellt, und wer ſie um irgend eines Zweckes willen gänzlich aufgeben wollte oder müßte, würde einen weſentlichen Reiz des weiblichen Lebens verlieren. Es läßt ſich ſo lieblich träumen, ſo behaglich plaudern beim Näh- oder Strickzeug, ſo liebe Gedanken laſſen ſich in eine zierliche Arbeit verweben, die zu einem Geſchenk beſtimmt iſt, und die ächte Luſt des Schaffens liegt darin, ein gutes Gericht zu bereiten und ſeiner guten Aufnahme bei Tiſche ſich zu erfreuen. Unter die angenehmſten dieſer Geſchäfte gehört denn auch das Trocknen des Leinenzeugs, ſei es nun auf einem Dachboden, deſſen geheimnißvollen Reiz Juſtinus Kerner ſo anmuthig beſchreibt, oder im Freien, wo es die liebe Sonne gar nicht übel nimmt, daß man ſie zu ſo proſaiſchen Zwecken benützt, wo die friſchen kühlen Lüfte gern in des Menſchen Dienſt treten und einen luſtigen Tanz mit den weißen Flaggen beginnen.

Wie ein Vogel aus dem Käfig flog Anna in's Freie, ſog in vollen Zügen die friſche Frühlingsluft ein, ſchickte Magd und Wäſcherin heim und machte ſich mit rüſtigem Muthe an ihr Tagwerk. All' ihre Lieder, die ſchon lang verſtummt waren, kamen ihr wieder zu Sinn, und während ſie die vielfach geflickten Tiſch- und Leintücher der Tante als Gardinen um ſich zog, ſang ſie mit heller Stimme: „Mein Herz iſt im Hochland!“

„Nun, wo ſingt man denn?“ fragte auf einmal eine ſonore, etwas fremd klingende männliche Stimme, und aufblickend ſah Anna ein landfremdes Geſicht über die volle Leine hereinſchauen. Erröthend, erſtaunt, befangen ſchlüpfte ſie durch die Wäſche hervor und ſtand vor einer ſchlanken, hochgewachſenen Männergeſtalt, blondhaarig und blauäugig, aber ſo kraftvoll und männlich, wie ſie einmal auf einem ſchönen Bilde den blondlockigen Gott Odin geſehen hatte.

„Mein liebes Fräulein,“ ſagte der Fremde nun etwas ſchüchtern mit fremdlautendem Accent, „können Sie mir nicht ſagen, ob ich da auf dem Weg zur Stadt bin und wo der Kaufmann Fiſcher wohnt?“ Anna ſchüttelte die Waſchklammern aus der Schürze und begleitete den Fremden ein paar Schritte, ſo weit es nöthig war, um ihm den Weg zu zeigen. Der Fremde ſprach nicht mehr, ſchien aber die hübſche Schaffnerin recht mit Intereſſe zu betrachten, und nachdem er mit höflichem Gruße von ihr geſchieden war, traf ſich's ſeltſam, daß juſt ſo oft Anna beim Rückkehren den Kopf drehte, ſie allemal gerade ſeinem Blick begegnen mußte, ſo daß ſie ſich zuletzt eiligſt hinter ihre Waſchgardinen zurückzog. Geſungen hatte ſie aber an dem Tage nicht mehr.

Das war nun etwas anderes! und gar zu gern hätte ſie etwas über die wunderſame Erſcheinung gewußt, die ihr mehr Denkſtoff gab, als in der Zoller'ſchen Handfibel enthalten iſt, aber mit der Tante hätte ſie um keinen Preis davon ſprechen mögen. Am zweiten Tag aber war großer Bügeltag. Die Büglerin, die ſtets die eine Hälfte des Tags dazu verwendete, Neuigkeiten auszukramen, und die andere, wieder neue einzuſammeln, erzählte mit großer Wichtigkeit, daß nun bald bei Fiſchers Taufe ſei, und daß ein landfremder Vetter der Frau aus Preußen oder England dazu gekommen, der zu Gevatter ſtehen werde. „Behüte!“ rief die Tante, welche die Fiſcher'ſchen Familienverhältniſſe auf's genaueſte kannte, „das iſt der Sohn einer Mutterſchweſter der Fiſcherin, die in jungen Jahren einen Kaufmann in Schweden oder ſonſt ſo geheirathet hat; es hat ſchon lang Eines von ihnen kommen wollen, aber der Fiſcher hat geſchrieben, ſie ſollen noch ein wenig warten. So, ſo, der iſt gekommen? Ja, man hört doch auch gar nichts, wenn man eine Wäſche hat.“ Die Erörterungen über die Anzahl der Biscuittorten und Butterkuchen, die wahrſcheinlich gebacken würden, wurde durch Herrn Fiſchers Erſcheinung ſelbſt unterbrochen, der in Frack und Glacéehandſchuhen erſchien, um die Tante als Pathin, den Herrn Schneck nebſt Fräulein Anna als Privatgäſte auf folgenden Sonntag zur Taufe zu laden. Der gute Herr Fiſcher hätte dieſen Gang gewiß viel lieber gethan, wenn er hätte ahnen können, in welch' freudige Bewegung er durch ſeine Einladung Anna's reſignirtes Herz verſetzte.

Nun war ſie nicht mehr auf einer wüſten Inſel! Trällernd und ſingend ging ſie ihren Arbeiten nach, pflegte den Onkel und beſorgte die Tante ſo pünktlich und treulich, damit ſie doch ja gewiß am Tauftag ausgehen könnten. Als der Sonntag Morgen ſelbſt erſchien, fand ſie das Wetter ſo prächtig, und als ſich der Himmel verdüſterte, ſchien ihr's erſt recht angenehm zum Ausgehen. Sie legte den Staat für Onkel und Tante zurecht, flog Treppen hinauf und hinunter, räumte auf und rüſtete, daß nirgends ein Hinderniß im Wege ſtehe; es war, als ob ſie zehn Hände hätte, der Onkel ſelbſt ſah ihr wohlgefällig zu und die Tante meinte mürriſch, es werde nicht ſo preſſiren. Daß ſie ſich dergeſtalt rühre und rege und freue wegen einer landfremden Mannsperſon, die ſie kaum drei Minuten geſehen, davon wußte natürlich Anna ſelbſt kein Sterbenswort und hätte es hoch übel genommen, wenn ihr Jemand das zugetraut hätte; ſie lebte eben glückſelig in den Tag hinein.

Ein rechtes Glück war's, daß die Mutter Anna doch ihren einzigen Staat, das ſchwarzſeidene Kleid, mitgegeben hatte. Sonſt ſtand ihr nicht viel zu Gebot, um elegante Toilette zu machen, aber mit ihrem ſammtglatten geſcheitelten Haar, dem kleidſamen ſchwarzen Kleid und der lichten Pelerine mit einer roſenrothen Schleife nahm ſie ſich wirklich recht hübſch aus, wenn ſie auch zur Roſe zu blaß und zur Lilie zu brünett war.

Mit faſt hörbarem Herzklopfen trat ſie hinter Onkel und Tante in's Fiſcher'ſche Haus, wo die Elemente des Feſtes noch in ziemlich geſtaltloſem Chaos umherſtanden und lagen. Frau Fiſcher, ſchon ziemlich erholt, bewegte ſich in einem gar nicht eleganten Morgenmantel, Chokolade ſervirend, wobei ſie Herr Fiſcher unterſtützte und ſich etwas ungeſchickt zeigte. Im Nebenzimmer beſorgte die Wärterin die Toilette des Täuflings unter höchſt unziemlichem Geſchrei deſſelben. Der Fremde, der, wie ſich ſpäter ergab, ein Norweger, Sohn eines Kaufmanns in Bergen und Geiſtlicher war, erſchien erſt, als der ſchon geordnete Zug ſich zur Kirche bewegte, und begrüßte mit freudigem Erſtaunen ſeine Wegweiſerin, die er auch in ihrer vortheilhaften Umgeſtaltung ſogleich erkannte.

Still wallte der kleine Zug in die Kirche; neben dem vergilbten Antlitz der Tante ſtand die männlich ſchöne Geſtalt des Norwegers, fromm und andächtig wie eine der Rittergeſtalten auf alten Kirchenbildern, mit dem Kindlein auf den Armen. Der feierliche Hauch der heiligen Handlung verwandelte auch Anna's auf und ab wogende Gedanken in ſtille Gebete und ſelige Ahnungen. Das Kindlein war getauft, Chriſtian, weil die Tante Chriſtiane hieß; Knud, der Name des Pathen, war dem Vater gar zu heidniſch vorgekommen.

Daheim hatte ſich indeß das Chaos gelichtet; die Wöchnerin lag nun in ſchneeweißem Ornat hinter den Gardinen und empfing mit Freudenthränen ihr geſegnetes Kindlein. Die Tafel war zierlich geordnet, ſogar mit Blumenvaſen geſchmückt. Es traf ſich ganz von ſelbſt, daß der Norweger neben Anna zu ſitzen kam, und die zwei hatten keine Langeweile. Wie von friſcher reiner Bergluft fühlte Anna ſich angeweht von der lebendigen geſunden Seele, die aus des Norwegers einfachen Worten ſprach; ein ganz anderes, tiefes Verſtändniß über den Sinn des Lebens ging ihr auf, als er ihr von einer ſeiner Schweſtern erzählte, die als Pfarrfrau in tiefſter Einſamkeit reich und glücklich in ihrem häuslichen Frieden und frommen Wohlthun lebte, und ſie ſchämte ſich, wenn ſie bedachte, wie manchmal ſie den Werth und Reiz ihrer Jugend in dem geſucht hatte, was man Jugendgenuß nennt, ſo wenig ſie auch je davon befriedigt worden war. „Das iſt Leben!“ rief's in ihrer tiefſten Seele, und der Nachmittag an der Seite des Norwegers ſchien ihr wie eine Stunde im Vorhof des Himmels. So war ſie wie aus den Wolken gefallen, als Onkel und Tante zum Aufbruch trieben; Widerſpruch hätte nichts geholfen, ſie war auch viel zu glücklich dazu, und der Norweger begleitete ſie ja heim!

Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den Abend nicht vor dem Morgen. Als Anna am andern Morgen leichten Trittes, ein Liedchen ſummend, die Treppe herab kam, brachte man ihr einen Brief von daheim, nicht von der Mutter, ſondern von dem Doktor, ihrem Hausarzt und Hausfreund, der ihr ſchrieb, daß ihre Mutter erkrankt ſei und ſie zu ſchleuniger Rückkehr aufforderte. Das war ein kalter Guß auf das junge Freudenlicht! „Eine Mutter hat man einmal nur.“ Unter heißen Thränen packte Anna ihre Sachen und nahm Abſchied von Onkel und Tante, deren lederne Herzen durch dieſes lebensvolle Element in der That etwas geſchmeidiger worden waren, und die ſie mit aufrichtigem Bedauern ſcheiden ſahen. Erſt als Anna am Fiſcher'ſchen Hauſe vorüber fuhr, kam ihr der Norweger und ihre kurze Seligkeit zu Sinne und machte ihr das Herz noch ſchwerer.

Die Mutter traf ſie recht krank, doch nicht ſo hoffnungslos, wie ihre Aengſtlichkeit ſich vorgeſtellt hatte. Nach langen ſorgenvollen Tagen und endloſen Nächten kam es beſſer, und endlich konnte ſie Anna mit Freudenthränen wieder auf den einſt ſo verſchmähten Spaziergang durch's Wieſenthal führen, und das Leben kam wieder in's alte Geleiſe.

Der Aufenthalt beim Onkel und der Lichtpunkt deſſelben, das Fiſcher'ſche Tauffeſt, waren natürlich häufiger Gegenſtand der Geſpräche von Mutter und Tochter. Welche Bedeutung der nordiſche Gaſt für das Herz der Tochter gewonnen, davon war nie die Rede, aber es müßte ein blödes Mutterauge ſein, das nicht zwiſchen den Zeilen leſen könnte.

Anna hatte, ſobald es der Mutter Befinden erlaubte, pflichtſchuldigſt an Onkel und Tante geſchrieben, am Schluß eine Empfehlung an Frau Fiſcher beigefügt und die beiläufige Bemerkung eingeſchoben, der fremde Gaſt werde wohl abgereist ſein. Auch hatte der Onkel wieder geſchrieben (die Tante war des Schreibens unerfahren), hatte der Anna zum Präſent für ihre Bemühungen ein hübſches Kleid geſchickt und ſich nach dem Befinden der Frau Schwägerin erkundigt, vom Norweger aber kam kein Wort; das war vergeſſen worden, da die Tante, die nicht viel auf's Sammeln der Korreſpondenzen hielt, mit Anna's Brief alsbald ein widerſpenſtiges Feuer angezündet hatte.

So blieb es ſtill vom Norweger, und ſtill ward's in Anna's Herzen; mit dem Reſigniren ſollte es nun Ernſt werden. Anna verlangte aber nach nichts Neuem mehr; ſie hatte genug an ihrer Gedankenwelt, und vergeblich wollte ſie den Norweger nicht gekannt haben; er hatte ein Licht in ihr angezündet, das nicht erlöſchen ſollte, wie das Flämmchen ihrer Hoffnungen; wenn ſie ihn auch nie wieder ſah, ſo wollte ſie ſeiner doch werth werden.

Bald ein Jahr war vergangen ſeit jener Reiſe zum Onkel Schneck, da fand in der Reſidenz eine große Einzugsfeierlichkeit ſtatt. Der freundliche Doktor lud Anna, deren abnehmende Munterkeit er ſchon lang bemerkt hatte, ein, mit ihm hinzugehen. Anna hatte wenig Luſt, nur der Mutter dringendes Zureden bewog ſie dazu. Nun, da war's eben wie bei all ſolchen Herrlichkeiten: bekränzte Häuſer, Soldatenſpaliere, überfüllte Gaſthöfe, ein gräßliches Gedränge, das ein rechtes Drangſal wäre, wenn nicht ein warmer Hauch wirklicher Feſtfreude, lebendigen Antheils erquicklich durch alles wehte, und wenn nicht nachher jeder behauptete alles am beſten geſehen zu haben.

Anna hatte ſich auf eine Haustreppe retirirt, wo ſie zwiſchen zwei Soldatenmützen durch hoffen konnte den Zug zu ſehen; da rief eine helle Stimme: „Ei, ſind Sie's, Fräulein Anna?“ — „Nein, ich bin's nicht,“ ſagte Anna, ärgerlich über die Störung. — „Ei, freilich ſind Sie's!“ rief wieder eine freundliche Frau. Jetzt kannte ſie Anna und grüßte ſie und machte ihr Platz und vergaß Feſt- und Hofwagen über der angelegentlichen Unterhaltung mit ihr: es war ja Frau Fiſcher! „Denken Sie nur, der Herr Onkel haben einen ganz erträglichen Sommer, die Frau Gevatterin ſind aber immer recht übel auf und haben jetzt eine Hausjungfer, und der Chriſtian, bei deſſen Taufe Sie waren, ſteht ſchon auf die Füße und hat vier Zähne, kann auch ſchon Papa ſagen.“ Anna verwunderte ſich gehörig, hätte aber gar gerne noch mehr gewußt; Frau Fiſcher war jedoch nicht geſonnen den Anblick des herannahenden Wagenzugs zu verſäumen, aber ſie beſtellte Anna nachher in einen Kaufladen, wo ſie Einkäufe zu machen hatte.

Da konnte ſie ſich recht nach Herzensluſt mit der Frau ausplaudern, und endlich kam auch das erſehnte Thema. „Ja, denken Sie, ich habe erſt in den letzten Tagen an Sie gedacht. Der Knud aus Norwegen, wiſſen Sie, der Vetter, der damals auch bei meines Chriſtians Taufe war —“ — Ja, ja, Anna wußte. — „Warten Sie, ich habe vielleicht den Brief noch bei mir — er ſchreibt ſo ſchöne Briefe; er iſt vielleicht in meiner Kleidertaſche.“ Richtig, da war er, und mit einigem Buchſtabiren las Frau Fiſcher der Anna vor: „Wißt ihr denn gar nichts mehr von meiner liebenswürdigen Tiſchnachbarin? Iſt ſie wieder bei ihrer Mutter? iſt ſie noch bei ihrer Mutter? Nie werde ich den frohen Tag vergeſſen, den ich an ihrer Seite verlebt.“ — „Ich auch nicht!“ rief Anna mit glühenden Wangen; und ſo aus ihrem innerſten Herzen kam das Wort, daß Frau Fiſcher ſie erſtaunt anſah und das verrathene Mädchen alle Diplomatie aufbot, um mit kühlen Redensarten den Eindruck dieſer Worte zu ſchwächen.

So viel hatte aber Frau Fiſcher ſich, ſcheint es, doch gemerkt, daß ſie ein geneigtes Ohr finden würde, wenn ſie der Anna noch ein Weiteres vom Vetter Knud und ſeinen Vorzügen erzählte, wie er die Handlung ſeines wohlhabenden Vaters hätte übernehmen ſollen, aber aus innerem Herzenszug Pfarrer geworden, wie es gekommen, daß ſeine Mutter, ihre Tante, ſich ſo weit weg verheirathet u. ſ. w. Anna hätte ihr zugehört bis Mitternacht, und viel zu früh kam ihr der Doktor, der ſie abrief. „Ich ſchreibe dem Knud bald einmal, darf ich einen Gruß von Ihnen ſchreiben?" fragte leiſe, in ſchalkhaftem Tone Frau Fiſcher beim Abſchied. „Eine Empfehlung," ſtotterte Anna in großer Verlegenheit, machte ſich aber nachher ſelbſt große Complimente über ihr kluges zurückhaltendes Benehmen. Verliebte Herzen ſind wie der Vogel Strauß, der den Kopf in einen Buſch ſteckt und dann meint, man ſehe ihn nicht.

In tiefen Gedanken fuhr Anna durch die ſternhelle Nacht mit ihrem alten Freunde heim. Wie viel hatte ſie nun der Mutter zu ſagen! Die Mutter wußte aber auch eine Neuigkeit: „Weißt Du, Anna, daß Dein Myrthenbäumchen Knospen hat?" — „Hat es Knoſpen?" rief Anna fröhlich und verſteckte ihr glühendes Geſicht an der Mutter Bruſt. In dieſer Nacht hatten Mutter und Tochter ſo viel zu beſprechen, daß der Morgen dämmerte, bis ſie zum Schlummern kamen.

Ja, die Myrthe knoſpete und mit ſtiller Freude belauſchte Anna ihr Entfalten. Noch ehe die Blüthen aufgegangen waren, ſaß an einem ſonnenhellen Morgen Anna an ihrem Fenſter und hielt in zitternder Hand einen Brief und las ihn mit glühenden Wangen und gab ihn der Mutter und eilte in ihr Stübchen und kniete nieder und drückte ihre überſtrömenden Augen in die gefalteten Hände. Was dieſer Brief enthielt und was ihre Antwort war, das wird nicht ſchwer zu errathen ſein: es war eine neue Variation auf das alte, ewig ſchöne Thema, das in tauſend jungen Herzen wiedergeklungen hat und wiederklingen wird.

Der Norweger hatte ſie nicht vergeſſen gehabt, und doch hätte er vielleicht nicht verſucht, die flüchtige Erſcheinung, die doch ſo oft wieder vor ſeiner Seele trat, feſt zu halten für's Leben, wenn nicht die freundliche Couſine ihm einen ſo lieblichen Bericht von ihrem Zuſammentreffen mit Anna geſendet hätte, durch den ihm erſt ſo recht klar wurde, wie lieb ihm das deutſche Mädchen ſei. Da ſaßen nun die Wittwe und ihre Tochter im alten Stübchen, das jetzt für Anna ein ſo ganz anderes war. Und Anna ſah die Mutter an mit glückſeligen Augen, und die Mutter lächelte unter Thränen und ſaugte den Freudeſtrahl aus der Tochter Blicken ein, um ſich zu ſtärken gegen den Gedanken an die Trennung.

Anna vergaß, daß ſie einſt ſo reſignirt geweſen; was Ergebung, was ein ſeliges Selbſtvergeſſen iſt, das weiß nur ein Mutterherz. Und der Norweger iſt gekommen und hat ſein glückliches Bräutchen heimgeführt. Seine warme Liebe hat ſie vergeſſen gemacht, daß ſie den ſonnenhellen Neckarſtrand mit dem kalten Norden vertauſcht. Der Zug des Herzens, der ſchon ſo manche junge Seele irre geführt, hat hier ſich als eine gütige Schickſalſtimme bewieſen.

Die

Heimath der Frau.

Von

Ottilie Wildermuth.

[illegible]
Bibliothek

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Die Heimath der Frau.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

Es iſt eine gar einfache, ſelbſtverſtändliche Wahrheit, die mir bei der Ueberſchrift für die nachſtehenden drei Erzählungen zu Grunde lag: die Heimath der Frau iſt an der Seite des Mannes, dem ſie mit Gottes Segen angetraut iſt. Weniger verſtanden und beachtet iſt vielleicht die natürliche Folgerung dieſer unbeſtrittenen Wahrheit: wo unſre Heimath iſt oder werden ſoll, da muß auch der Mittelpunkt unſres Liebens, unſres Strebens und Wirkens ſein. Die Löſung dieſer Aufgabe mag leichter oder ſchwerer ſein, je nachdem die Wahl der Frau im rechten Sinne getroffen wurde; aber ſie iſt und bleibt die einzige Bedingung ihres Friedens, und das iſt es, was ich in dieſen Bildern darzuſtellen wünſche.

Nicht Ausnahmsfälle ſind es, nicht gewaltige Konflikte, herbeigeführt durch ungewöhnliche Schickſale und Charaktere; es ſind die Klippen und Kämpfe, wie ſie ein einfaches Leben mit ſich bringen kann, die den Gegenſtand dieſer Darſtellungen bilden. Daher muß ich vielleicht um freundliche Nachſicht bitten für die große, geſchwiſterliche Aehnlichkeit, wenigſtens zu Anfang der drei Geſchichten, die, zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, ſich hier erſt zuſammengefunden haben.

Ich hoffe und wünſche, daß unter den Kreiſen, in denen das Buch heimiſch wird, recht viele ſein mögen, die ſeine Lehre entbehren können, weil in ihnen die Frau bereits ihre glückliche Heimath gefunden und feſtgegründet hat.

Tübingen im Sommer 1859.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Seite

Heimkehr 1

Verfehlte Wahl 121

Daheim 257

Heimkehr.

250
-80
60
40
20
20
6

Der alte Kirchhof, auf dem die kleine Kirche des Dorfes Eichbronnen liegt, wird lange nicht mehr gebraucht, nur die leichten Wellen des grünen Grundes zeigen noch, daß hier einſt viel Lieb' und Leid, viel Gram und Haß eingeſenkt wurden. Der gleiche grüne Raſen überzieht die Gräber alle, hie und da ſteht noch ein eingeſunkenes ſchwarzes Kreuz, an der Kirchhofmauer der bemooste Grabſtein eines verſchollenen Pfarrherrn. Die Jugend des Dorfes treibt ihre fröhlichſten Spiele auf dieſem neutralen Grund, achtlos ſeiner tiefernſten Bedeutung.

Das Kirchlein ſteht ſo recht friedlich inmitten des grünen Raſens, durch das niedere Fenſter der Sakriſtei kann man in dem offenen Geſangbuch des Pfarrers das Lied nachleſen, das vergangenen Sonntag geſungen wurde, ſchöne Bäume, das Eigenthum des Schulmeiſters — weil die Frau Pfarrerin kein Kirchhofobſt eſſen wollte, — ſchauen durch die Kirchenfenſter; es ſind gut vaterländiſche Obſtbäume, aber manch müdes Auge hat ſchon auf ihnen ausgeruht, manch bekümmerte Seele bei ihrem Wehen und Säuſeln an die Palmen des Paradieſes gedacht. — Der alte Kirchhof verbindet das obere und untere Dorf und hat zwei Pforten; die eine iſt ein enges Thörlein, ganz mit Reben umwachſen, von dem ein ſchmaler Weg nach dem andern Ausgang mit hohem Thorbogen führt, deſſen Gitterthor längſt der Zeit anheimgefallen iſt, von da leiten breite Stufen gerade zu dem Pfarrhaus, das, von einer rieſigen Akazie beſchattet, dem Beſucher recht freundlich und einladend entgegen winkt.

Zur Seite der rebenumrankten Pforte ſteht ein kleines Haus, das ſich nur durch die ſorgſam gepflegten ſchönen Blumen vor dem Fenſter, und mehr noch durch die weißen Gardinen, von den Bauernhäuſern unterſcheidet. Hinter dieſen Gardinen hauste mit ihrem einzigen Töchterlein Lina, die alte Frau Pfarrerin, ſo genannt als die Wittwe des verſtorbenen Pfarrers, obgleich es keine junge Frau Pfarrerin im Ort gab.

Die Frau Pfarrerin hatte nie eine andere Heimath gekannt als Eichbronnen, ſie hatte kaum eine Vorſtellung, wie ſich's nur an andern Orten leben laſſe. Nur einmal in ihrem Leben, wie ſie als Braut den Hochzeitſtaat eingekauft, hatte ſie in der Reſidenz übernachtet, damals aber hatte ſie ein ſolches Heimweh überfallen, daß ſie am frühen Morgen zu Fuß den weiten Weg nach Hauſe wanderte, ohne den Bräutigam abzuwarten, der ſie in der gelben Staatskaleſche in heller Glorie hatte abholen wollen.

Pauline, ihre ältere Schweſter, Linas Pathin, hatte dagegen, wie die Frau Pfarrerin meinte, immer einen leichtfertigen Sinn gehabt, die hatte erzwungen, daß man ſie in der Reſidenz Kleidernähen und Putzmachen lernen ließ, hatte ſpäter mit dem ausländiſchen Bauführer der neuen Kirche in Reichenhall drüben eine „Amour" angefangen, noch eh Papa und Mama davon wußten, und zog nun als Frau Baurätin mit ihrem Gatten faſt in allen deutſchen Landen umher; man hatte ſeit Linas Taufe nichts mehr von ihr geſehen. — Marie nun, unſere Frau Pfarrerin, hatte ſich an dieſem kecken Schritt, über den ſie ſich heute noch nicht vor Erſtaunen erholen konnte, ein abſchreckendes Beiſpiel genommen, war daheim geblieben bei Papa und Mama, hatte ſich mit Leib und Seele eingelebt in dem Dorf, mit deſſen Bäumen und Kindern ſie groß geworden war; auch ihre Augen und ihr Herz hatte ſie hübſch daheim behalten, in der guten Zuverſicht, daß ſie ihre Beſtimmung nach Gottes Willen auch daheim finden werde.

Sie war nicht mehr jung, als der Vater genöthigt war, einen Vikar zu nehmen, der von Anfang an nichts anderes wußte, als daß die Pfarrtochter ſeine Zukünftige ſei. Zu rechter Zeit und Stunde hatte er ſich erklärt, und ſie hatten einen gar friedſamen Brautſtand zuſammen gehabt. — Man zeigte ſich halsbrechende Stellen an Steinbrüchen, verborgene Waldplätzchen und romantiſche Thäler der Gegend, wo voreinſt der Architekt mit ſeiner Braut herumgeſtiegen war. Marie und der Vikar fanden in der Gartenlaube oder ſelbſt am runden Tiſch neben den Eltern Raum zum Austauſch ihrer Gefühle, Geheimniſſe hatten ſie nicht, aber ſie blickten ſich vergnüglich und herzinnig in die Augen, und als nach achtjährigem Brautſtand der Vater ſtarb und der Vikar aus beſonderer Vergunſt den Dienſt erhielt, da reichten ſie ſich die Hand am Altare gerade mit demſelben Gefühl, wie ſie ſich vor acht Jahren die Verlobungsringe an den Finger geſteckt.

Die Mutter zog in das Oberſtübchen, das ſeither der Vikar bewohnt; im Wohnzimmer, wo ihr braunes Kanapee geſtanden, da ſtand nun das neue grüne Sopha der jungen Leute, und der Lehnſeſſel des Vaters war ihr Ehrenplatz. Marie ordnete die Zimmer und bepflanzte den Garten gerade wie ihre Mutter gethan, der Herr Sohn hielt die Frau

Mama in allen Ehren, in der er nicht nur die Mutter ſeiner Frau, ſondern auch ſeine ehemalige Frau Pfarrerin verehrte, und dieſe ſah in gutem Frieden ihre alten Tage verrinnen.

So hatte das Ehepaar zehn Jahre in Eintracht und Genüge gelebt, ſie hatten zwei Söhnchen begraben und faſt auf Kinderſegen verzichtet, bis ihnen in der kleinen Lina, einem beſonders kräftigen, aufgeweckten Kinde, noch eine ungehoffte Freude erwuchs. Lina war ſechs Jahre alt, als der Sonnenſchein ſich wendete: nach langem ſchwerem Siechthum ſtarb der Pfarrer, und die alte Mutter folgte ihm, noch eh ſie genöthigt war, ihr liebes Pfarrhaus zu verlaſſen.

Gewiß konnte kein Wittwenleid tiefer und aufrichtiger ſein als das Mariens; aber der Tag, an dem ſie aus dem Hauſe ſcheiden mußte, das ihre erſte und einzige Heimath geweſen, dünkte ihr doch noch ſchwerer als der, an dem man die Leiche ihres Gatten hinausgetragen. Jedes Stückchen Hausgeräth, das ſie vor der Schwelle des kleinen Wittwenhauſes zurücklaſſen mußte, ging ihr von Herzen, ſie glaubte nicht, daß ſie auch nur ein Jahr außerhalb ihres lieben Pfarrhauſes leben könne.

Die kleine Lina nahm den Wechſel nicht ſchwer, ſie machte luſtige Entdeckungsreiſen in den geleerten Zimmern, jubelte über verſchollenes Spielzeug, das unverſehens hinter irgend einer Kommode zum Vorſchein kam, ſpielte Viſiten mit den Bauernkindern auf den Stühlen, die man auf die Straße geſtellt, hielt es aber doch für nöthig, ſie zu verſichern, daß ſie deßhalb noch kein Bauernmädchen werde, weil ſie nun in ein ſo kleines Haus ziehe. Kein Menſch glaube, daß Pfarrkinder, in ländlicher Unſchuld erwachſen, nicht ariſtokratiſch ſeien, im Gegentheil, Niemand iſt es mehr als ſie, die wie der König nicht alle Tage ihres Gleichen ſehen.

Die Frau Pfarrerin lernte ſich auch ſchicken in ihr Wittwenſtübchen und lernte ihr Herz ſtillen. Zur Zeit, wo wir einen Blick in ihr Haus werfen, war ihrer Trauer längſt der Stachel genommen, ja ſie hatte das Schwerſte überwunden, ſie konnte allſonntäglich wieder in die Kirche gehen und konnte mit Andacht und Erbauung auf die Predigten des neuen Pfarrers hören, und konnte zu friedlichem, freundlichem Verkehr das Pfarrhaus betreten, an das ſie kein Anrecht mehr hatte.

Es iſt ein ſehr menſchliches, wenn auch eben nicht ſehr edles Gefühl um die ſogenannte „Nachfolgerspique:“ die geheime Antipathie zwiſchen Vorgängern und Nachfolgern in einem Amt, ſei es nun die Königswürde oder das Aemtchen eines Bettelvogts. Der feinſtfühlenden Hausfrau thut insgeheim jeder Schmutzfleck wohl, den ihre Vorgängerin hinterlaſſen hat, und dem edelſten, ſelbſtloſeſten Geiſtlichen gibt es doch einen geheimen Stich ins Herz, wenn ihm eine dienſtfertige Seele erzählt, wie die Kirche nicht Raum mehr habe für die Zuhörer ſeines Nachfolgers. Liebe und Selbſtverläugnung erweiſen ſich als kräftigere Waffen gegen dieſen Stachel, als Grundſätze und Philoſophie.

Für unſere Frau Pfarrerin war zunächſt die kleine Lina die Brücke geworden, die ſie ohne Neid und Klage die Stätte ihres früheren Glücks wieder beſuchen ließ. Jungfer Chriſtiane, die Schweſter des unverheiratheten Pfarrers, hatte die Kleine ſo freundlich angelockt, ſo reich gemacht mit tauſend kleinen Herrlichkeiten, die ſie aus ihrer eigenen Kinderzeit geſpart hatte. Und als das Eis gebrochen war, da holte ſie vor jedem wichtigen häuslichen Unternehmen den Rath der Frau Pfarrerin ein, ſie nahm ihre Waſchfrau, ihren Taglöhner und hielt bei den Leuten das Gedächtniß des ſeligen Pfarrherrn in Ehren. Und ſie war ſo höflich, ſo voll Reſpekt, keine Spur von Uebermuth des Beſitzes! Allſonntäglich führten die Damen zur Erbauung der Gemeinde einen höflichen Wettſtreit aus um den Ehrenplatz im Pfarrſtuhl, den Mittelſitz, wo das verquollene Gitter geöffnet war und den Blick auf die Kanzel frei ließ. „Bitte recht ſehr, Jungfer Chriſtiane, es iſt doch angenehmer, wenn Sie den Herrn Bruder ſehen.“ — „Ach, nein, bitte gehorſam, Frau Pfarrerin, ich ſehe ihn ja alle Tage.“ — Lina ſtand mit unterdrücktem Lächeln daneben, bis nach beendetem edlem Wettſtreit die Damen einrückten, ſie ſchlug ihnen das Lied auf, und die Andacht wurde nicht weiter geſtört.

Der Pfarrer war ein ältlicher Herr, älter noch als Linas Vater, den die ſtille, abgelegene Lage des Orts angezogen hatte, ein Gelehrter, wenn auch ſeine Gelehrſamkeit keine Früchte für Mit- und Nachwelt trug, ein Schüler Bengels und Hahns, der ſich vertiefte in chilialiſtiſche Studien und geheimnißvolle Berechnungen, in Erforſchung wunderbarer und geheimer Naturkräfte, dem die ſichtbare Welt mit ihren Erſcheinungen nur Symbol der unſichtbaren, geiſtigen war. Die Stille war ſo recht eigentlich ſein Element, und wenn er auch recht wohlhäbig und behaglich in einem lauten und fröhlichen Kreiſe ſitzen, oder freundlich ſeiner geſprächigen Schweſter zuhören konnte, ſo war das aus lauter Vergnügen, daß er dazu ſo ſtill ſein durfte, und er unterhielt ſich auf dieſe Weiſe vortrefflich. Als Theologe war er ein Kind geblieben, eine Mariaſeele, die zu den Füßen des Meiſters verweilen und ohne Mühe und Sorge das gute Theil erlangen durfte. In ſeinen Predigten lag eine kindliche Kraft, die nicht gewaltig ergriff, aber wohl that durch die ruhige Wärme zweifelloſer Ueberzeugung; er hatte wenig

Worte für Kranke und Sterbende, aber ſein klares Auge blickte ſie an wie ein Friedenslicht aus dem ſicheren Port.

Mit den andern Zweigen der Paſtoraltheologie, mit der perſönlichen Sorge und Theilnahme an den Angelegenheiten ſeiner Gemeinde kam er nicht recht zu Stande. Es war ein ſchweres Opfer, wenn er die tiefe Stille ſeines Studierzimmers mußte unterbrechen laſſen durch ſtreitende Nachbarn oder Eheleute oder einen alten ausgedingten Vater, der ſeine pflichtvergeſſenen Kinder verklagte. So etwas konnte er nun einmal nicht begreifen, und ſeine einfachen Argumente wollten wiederum den Leuten nicht immer einleuchten. „Aber warum lebt ihr denn nicht im Frieden zuſammen, ihr Leute? Das iſt ja ſo viel angenehmer. Seht ihr denn nicht, wie die Blumen in eurem Garten ſo einträchtig beiſammen ſtehn und haben alle Luſt und Licht genug von oben?“ — „Mir hent koen Garta und koene Sträuß', Herr Pfarrer.“ — „Nun, auch auf eurer Wieſe ſtehn die tauſenderlei Pflanzen, die Niemand pflegt, und ſie ſtehn neidlos in ſtillem Frieden, ſo gut wie die prächtigen Gartenblumen.“ — „Ha, wann ſe ananders verſchlah könntet, ſe thätet's kahſoe au.“ — Das war dem Pfarrer noch nie eingefallen; am Ende war es aber auch nicht groß gefehlt, wenn er hier unpraktiſch war. Jungfer Chriſtiane, die beſſer als er in die Details des Dorflebens eingeweiht war, konnte ihn da und dort mit einem treffenden Worte oder mit einem praktiſchen Rath ergänzen.

Lina war eben ſowohl als das Kind des Pfarrhauſes wie des Wittwenhäuschens aufgewachſen, das belebende Element, die kleine Königin dieſes engen Kreiſes, ohne daß die

Alten es ahnten. Sie hatte nie ihr Dörfchen verlaſſen, aber eine freie, fröhliche, farbenhelle Kinderzeit verlebt. Auch in der Schule war ſie die kleine Herrſcherin, unbeſtritten die Begabteſte und unangefochten die Erſte, der Liebling des Lehrers; ſo eine Art weiblicher Premierminiſter, hatte ſie überall ein Wort drein zu reden und wurde von den Dorfkindern mit guten Worten und ländlichen Gaben ſo vielfach zu beſtechen geſucht, wie nur je der Günſtling eines Machthabers mit goldenen Doſen. In den Freiſtunden leitete ſie die Spiele, und glücklich und beneidet waren die erkorenen Gefährten, die ihre oft recht phantaſtiſchen Ideen mit durchführen durften. Die Gärten des ganzen Dorfes ſtanden ihr offen, zur Obſtzeit durfte ſie nie ohne eine Schürze voll ſüßer Gaben heimkehren und zur Zeit der Weinleſe konnte ſie gar nie all die Einladungen annehmen.

Die Mutter legte ihrem freien, frohen Herumſtreifen wenig in Weg, wenn ſie auch oft ſchalt über die zerriſſenen Kleider und Schürzen, über die Maſſen von Blumen und Waldbeeren, aus denen Lina ſich allerlei Geſchmeide fertigen wollte, und mit denen ſie die tadelloſe Ordnung ihres Stübchens ſtörte. Hausbeſuche waren ihr aber nur bei Schulmeiſters geſtattet, ſo lockend oft die Lichter der Spinnſtuben ſchienen, in denen Geiſter- und Hexengeſchichten erzählt wurden. Aber auch bei Schulmeiſters war's ſchön. Man ſaß um einen großen runden Tiſch mit einer Schieferplatte, eine unerſchöpfliche Unterhaltungsquelle für Lina. Der Proviſor las den vier Töchtern vom Hauſe den alten Ueberall und Nirgends vor und die rührende Kloſtergeſchichte von Siegwart. Athemlos lauſchte Lina dieſen ſchönen Geſchichten, die nur um ſo mehr Reiz für ſie hatten, weil ſie blos Bruchſtücke daraus hörte, und während eine der ältern

Töchter ihr gefällig die unerläßliche Strickaufgabe vollendete, zeichnete ſie Illuſtrationen zu dem Geleſenen: den unglücklichen Siegwart im Kloſtergarten, die verklungene Sophie auf der Todtenbahre.

Die Mutter meinte freilich kopfſchüttelnd, das Mädchen habe zu viel von der Schweſter Pauline, ihr ſei ein ſolches Herumziehen ihr Lebtag nie eingefallen. Eine Berathung mit Pfarrers brachte ſie zu dem Reſultat, daß das Kind nicht genug beſchäftigt ſei, und zu ihrem und der Jungfer Chriſtiane Erſtaunen erbot ſich der Pfarrherr ſelbſt, Lina in höhern Wiſſenſchaften zu unterrichten. Dieſe Lehrſtunden waren eine neue Quelle des Glücks für Lina, ſie hatte den guten Pfarrer unbeſchreiblich lieb und hätte ſchon ihm zu Liebe gelernt, wenn nicht das Lernen ſelbſt Reiz für ſie gehabt hätte. Die franzöſiſche Ausſprache zwar, die ihr der alte Herr beibrachte, war etwas veraltet, aber die Novellen Florians, die er dem Unterrichte zu Grund legte, hatten ſo viel Anziehendes, daß ſie ihnen zu lieb die Schwierigkeiten des Diktionnaire und der Grammatik leicht überwand, um ſich in die ſchönen Schäfergeſchichten vertiefen zu können.

Die Geographie belebte ihr der Lehrer mit einem ungeheuren uralten Atlas, in dem die Namen der Länder mit wunderbarlichen Bildern und Schnörkeln umgeben waren, unter denen die Flüſſe als ſchöne Frauen mit langen Haaren oder als alte bärtige Männer ſaßen, den Geſchichtsunterricht mit vergilbten Chroniken, von denen er eine große Sammlung hatte und in denen viel merkwürdigere Geſchichten ſtanden als in dem ordentlichen Lehrbuch. Die Naturwiſſenſchaften ſtudirte ſie aufs Eifrigſte mit ihm und war mit ihrem jungen ſcharfen Auge eine unermüdete Sammlerin für ſeine Vorräthe.

Wie das Kind Licht und Leben in ſein ſtilles, einſames

Daſein brachte, deſſen ward ſich der Pfarrer nicht eben bewußt, und Jungfer Chriſtiane, ſo lieb ihr die Kleine auch war, hätte es doch für eine vermeſſene Idee gehalten, daß ſo ein Gelbſchnabel von Bedeutung für ihren gelehrten Herrn Bruder ſein könnte. Aber ſie hätte ſehen können, wie er ſich von Tag zu Tag verjüngte und eigentlich jetzt friſcher ausſah als in ſeinen Studentenjahren, wo man ihn ſchon den Urgreis genannt hatte, wie er zu der Stunde, wo ſeine junge Schülerin zu erwarten war, ohne auf die Uhr zu ſehen, mit dem Stuhl rückte und ſeine Arbeit ruhen ließ, wie man ihn ſogar manchmal laut lachen hörte, wenn Lina die botaniſchen und mineralogiſchen Schätze eintrug, die ſie auf eigene Hand geſammelt hatte, und darunter oft höchſt Gemeines als wichtige Entdeckung auskramte.

Lina wurde durch den Unterricht im Pfarrhaus ihren Schulgefährten etwas entfremdet, ſie zeigte ſich ſeltener auf den Spielplätzen, ſeit ſie mit dem Pfarrer Spaziergänge machte, nur wenige ihrer erwählten Trabanten nahm ſie auf ihre botaniſchen Wanderungen mit und verſuchte ihnen ihre neue Weisheit zu doziren, aber leider mit wenig Erfolg. Eine ſtille und heilige Zeit war ihr die der Vorbereitung auf die Konfirmation, und der Tag, an dem ſie ihr väterlicher Freund einſegnete zum Eintritt ins irdiſche Leben, zur Hoffnung aufs ewige, ſchien ihr die Pforte des Himmels. Mit getroſter Zuverſicht nahm der gute Pfarrer die Gelübde ſeines Zöglings an; eine der wenigen bevorzugten Naturen, denen vergönnt iſt, ohne Kampf und Zweifel auf Einem Wege vom Beginn bis zum Ziele zu gehn, ahnte er keine Gefahr für dies offene Herz, dieſen feurigen lebensvollen Geiſt, ſie feierten das Feſt zuſammen, in der kindlichen Täuſchung:

qui chante la victoire sans prévoir les combats.

Lina's Leben wurde durch ihren Austritt aus der Schule wenig geändert. Mit den alten Freundinnen zwar konnte ſie ſich allmählig nicht mehr ſo recht verſtehen, nur mit Luiſen, des Schulmeiſters Jüngſten, die den Siegwart und den alten Ueberall und Nirgends vollſtändig in ſich aufgenommen hatte, mochte ſie gar zu gern ein Dämmerſtündchen vor der Hausthür verplaudern. Den Familienkreis bei Schulmeiſters ſuchte ſie ſeltener auf, ihre Unterhaltungen mit Luiſen wurden meiſt flüſternd geführt, weil die Mädchen, die in ihren Träumen und Zukunftsplanen der Zeit etwas vorgriffen, den Spott der älteren Schweſtern fürchteten, und die Mutter, ach, die Mutter, hätte es gar nicht hören dürfen, obgleich alles gewiß höchſt unſchuldig war. Was hätte ſie gedacht, wenn ſie gewußt hätte, daß ihr fünfzehnjähriges Töchterlein ſchon von Verlieben und Verloben plauderte, nicht in Beziehung auf ſich ſelbſt, behüte! aber doch im Allgemeinen.

Das Pfarrhaus aber war und blieb ihre liebſte Heimath, da wurde ſie noch ordentlich als Kind angeſehen und behandelt, und befand ſich wohl dabei. Im Winter, wenn das Waſſerſüppchen mit Kartoffeln verſpeist war, wurde allabendlich im Haus der Wittwe das Laternchen angezündet und das Licht gelöſcht, die Mutter nahm die Kunkel und die Tochter das Strickzeug, und ſo wandelten ſie über den Kirchhofpfad ins Pfarrhaus, etwas dicht aneinander, denn es war doch ein bischen gruslich ſo allein bei Nacht über die Gräber. Wenn aber der helle Mond ins Sakriſteifenſter fiel, wo wie zu ihres Herrn Zeiten das offene Geſangbuch lag, da verging der Wittwe das Grauen, ſie faltete die Hände und dachte des Geſchiedenen.

Auf der Steintreppe ſahen ſie ſchon das gaſtliche Licht des Pfarrhauſes durch die Fenſter ſchimmern, und droben war's gar warm und behaglich. Das Sopha, mit dem runden Tiſch davor, ſtand in einer Ecke hinter dem großen Kachelofen, den Jungfer Chriſtiane, zu der unendlichen Genugthuung der Frau Pfarrerin, ſo wenig wie dieſe durch irgend einen modernen Säulen-, Oval- oder Kachelofen hatte verdrängen laſſen. Zwar war die Einfahrt in dieſen Ofen unermeßlich tief, und es war tägliche Gefahr, daß Jungfer Chriſtiane, wenn ſie nach ihren Töpfen ſchaute, eines Tags darin bleiben würde, wie die Hexe in Hanſel und Grethel, aber ein reſpektabler Ofen war es doch mit ſeiner weiten Bratkachel und dem breiten Kranz, auf dem eine ganze Haushaltung Platz hatte, mit den Abbildungen aus dem Evangelium vom reichen Mann, wo der Lazarus etwas unbequem in Abrahams Schooße ſaß, mit dem tiefen Ofenhafen auf ſeinem Gipfel, der ſtets warmes Waſſer bereit hielt. Die Vortrefflichkeit dieſes Ofens im Gegenſatz zu der oberflächlichen Eleganz moderner Geſchwiſter bildete ein unerſchöpfliches Geſprächsthema für die zwei alten Damen.

In der einen Ecke des Sophas ſaß der Pfarrer mit einem Buch in der Hand und ſtreckte den ſtets willkommenen Gäſten die Hand zum Gruß entgegen, die andere Ecke mußte Lina einnehmen: das warme Ofenplätzchen nahm die Mama mit ihrem Spinnrad ein, Jungfer Chriſtiane brauchte weiten Raum, um ihre Spindel gehörig tanzen zu laſſen. Es war ein kleiner Differenzpunkt zwiſchen den Damen, ob das Handgeſpinnſt oder das vom Rädchen das beſſere ſei, aber er ſtörte ihren Frieden nicht, und jede bewunderte pflichtſchuldig das Werk der Andern.

Man konnte keine einträchtigere Geſellſchaft beiſammen ſehen, als dieſe kleine Tafelrunde. Die graue Katze lag behaglich in ſich geſchmiegt unter dem Ofen, und nach vollendeter Hausarbeit erſchien auch Suſanne, die alte Magd, entweder mit ihrem ſchwerfälligen Spinnrad oder mit einer Schüſſel Erbſen oder Linſen, die ſie an einem Seitentiſchchen las, wozu ſie bald Schlafkomplimente nach allen Seiten hin machte, bis ſie in ein herzliches Schnarchen in verſchiedenen Tonarten ausbrach, aus dem ſie nur manchmal Lina's helles Lachen erweckte. Der nahm ſie aber nichts übel, ſie ſagte nur gutmüthig brummend: „Die hat gut lachen, wenn man den ganzen Tag im Kalten geweſen, dann kommt's einen in der warmen Stube faſt gar an wie ein biſſel Schlaf." — „Schlaf du nur, Suſanne," ſagte der gutherzige Pfarrer. — „Der Bruder verzieht die Leute entſetzlich," flüſterte Jungfer Chriſtiane der Pfarrerin zu, die beifällig nickte.

Für eine kleine Erquickung, „etwas zum Netzen," wie ſie's nannte, hatte Jungfer Chriſtiane ſtets geſorgt: ſchöne rothe Aepfel, davon etliche für leckere Mäuler in der Bratkachel ziſchten, oder getrocknete Pflaumen, Butter und Honig, Pflaumenmuß, ſchöne Nüſſe, denen Lina und der Pfarrer mehr Ehre anthaten, als die zwei älteren Damen, die behaupteten, ſie fragen den Nüſſen nichts mehr nach, weil ſie nicht zugeben wollten, daß ſie keine mehr beißen konnten, — zu feſtlichen Zeiten ſogar Aepfelküchlein, oder ſonſtige Delikateſſen, die in unſerem mageren Zeitalter unterzugehen drohen. Freilich proteſtirte die Frau Pfarrerin höflichſt dagegen und entſetzte ſich über ihr keckes Töchterlein, das getroſt ſagte: „ei, das iſt herrlich, Jungfer Chriſtiane, machen Sie's nur noch mehr ſo!"

Die Unterhaltung ging dem kleinen Kreiſe nie aus: Erfahrungen über die Dorfbewohner, Kochrezepte und Gartengeheimniſſe, Erinnerungen von den ſeligen Eltern her bildeten das Thema der ältern Damen; wohl auch, während der Pfarrer und Lina zuſammen in ein Buch ſchauten, Erörterungen über eine höchſt geheimnißvolle und merkwürdige Geſchichte, von der das junge Ding, die Lina, beileibe noch nichts erfahren durfte, eine Geſchichte von einem Stadtſchultheißen, der einmal beinahe der Bräutigam der Jungfer Chriſtiane geworden wäre, aber durch die Ränke einer neidiſchen Baſe abſpenſtig gemacht worden war. — Lina und der Pfarrer waren dabei meiſt bloß Zuhörer, wenn ſie nicht eine gelehrte Unterhaltung zuſammen führten, jedes hing ſeinen eigenen Gedanken nach, die freilich bei Lina wohl buntfarbiger waren, als bei dem ehrwürdigen Herrn. Hie und da las auch Lina vor, wobei es den ältern Damen jezuweilen ging wie der Suſanne. Immer aber trennte man ſich mit dem Schlage zehn Uhr, gegenſeitig vollkommen befriedigt, mit herzlicher Gutenacht, und der Wächterruf: „Zehn Fromme waren nicht dort bei Sodoms Strafgericht“ — begleitete die Wittwe und ihre Tochter in das erkaltete Stübchen heim.

Am Sonntag Abend aber war es Sitte, daß der Pfarrer und Jungfer Chriſtiane die Viſite heimgaben. Da war Lina unermüdlich, das allzeit hübſche Zimmer noch hübſcher herzurichten, des Vaters Lehnſtuhl recht bequem zu ſtellen und ihren ehrwürdigen Freund nach ſeinem Geſchmack zu bewirthen. An dieſen Sonntagabenden war der Pfarrer immer am beſten aufgelegt. Zu Ehren des Sabbaths mußte Lina, die beim Schulmeiſter recht braven Muſikunterricht genoß, einen Choral ſpielen und ſingen, wobei ihre Mutter noch mit klarer und ſicherer Stimme, Jungfer Chriſtiane etwas ſchätterich, wie der Volksausdruck ſagt, mit einfiel. Am Sonntag Abend wurde Thee getrunken, eine Neuerung, die der Pfarrer aus England gebracht. Dabei wurde der alte Herr warm, er erzählte aus ſeiner Jugend, deren einzige Begebenheit eine Hofmeiſterſtelle bei einem Baron geweſen war, mit dem er eine Reiſe nach England gemacht. Er ſprach auch von den Reſultaten ſeiner geheimnißvollen Studien, von den alten Männern des Glaubens, die ähnliche Forſchungen gemacht, von Oetinger, der den Geiſtern gepredigt und der in wunderbarem Zuſammenhang mit ihnen gelebt; er ſprach von den herrlichen Tagen des tauſendjährigen Reichs, wo Gerechtigkeit und Friede herrſchen würden auf Erden, wo die Löwen mit den Lämmern weiden, und vor ſeinem verklärten Auge öffneten ſich ſchon die Thore der goldenen Stadt. In ſtiller Andacht lauſchten ihm die älteren Frauen, Lina's ſtrahlende Blicke hingen an den ſeinen, die Erde mit all ihren Hoffnungen verſank ihr in fahles Grau. Wenn man ihr in ſolchen Augenblicken die Herrlichkeit der Welt zu Füßen gelegt, ſie hätte es nicht der Mühe werth gefunden, die Hand darnach auszuſtrecken. Wer es verſtünde, ſolch goldene Sonntagslichter feſtzuhalten im Alltagsleben!

Obwohl Lina den Frieden und die Freuden ihrer ſtillen Heimath in unbewußtem Wohlſein empfand, ſo wäre ſie ihr doch wohl gar zu ſtill und einförmig geweſen, wenn ihr nicht eine neue goldene Welt darin aufgegangen wäre, eine gar gefährliche — die Bücherwelt! —

Sie war längſt vom Pfarrer zu ſeinem Bibliothekar ernannt worden und hatte endlich hinter den endloſen Reihen theologiſcher Bücher und alter Klaſſiker vergeſſene, beſtaubte Bände hervorgezogen, die ihr werther waren, als all die andern geiſtigen Schätze des alten Herrn. Das war die ſchöne Literatur aus ſeiner Jugendzeit: Grandiſon und Klariſſa,

les enfants de l'Abbaye, Siegfried von Lindenberg und die Herren von Waldheim, Vater Emmerich, eine komiſche Geſchichte, die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, der „Hör Sie“ zu ſeiner Geliebten ſagt, Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, ein Buch, das ſelbſt Jungfer Chriſtiane alljährlich noch einmal las. — Das war ein Fund! Mit unbewußtem, ſchlauem Inſtinkt zeigte ſie dem Pfarrer zunächſt nur den Grandiſon, den ſie ihn ſelbſt ſchon hatte rühmen hören, und bat um Erlaubniß, es leſen zu dürfen. „Immerhin, mein Kind, es iſt ein ſchönes und tugendhaftes Buch, aber zu viel von ſolchen Sachen mußt du nicht leſen, man ſagt, es ſei ſchädlich für junge Leute; mir hat es zwar nicht geſchadet,“ fügte er unſchuldig hinzu.

Dieß eine Buch nahm Lina mit obrigkeitlicher Bewilligung, bei den ſpätern aber dispenſirte ſie ſich davon. Früher hatte Mutter und Tochter das kleine Schlafzimmer unten getheilt, ſeit lange aber lüſtete es Lina nach einem eigenen Zimmer, und ſie hatte mit unglaublichen Anſtrengungen ein Dachkämmerchen zu einem recht hübſchen Mädchenſtübchen hergerichtet, dahin trug ſie nun ihre Schätze, von denen die ſchönſten mit Schulmeiſters Luiſe geleſen wurden. Die humoriſtiſchen Geſchichten ſagten ihr nicht ſehr zu und Klariſſa fand ſie doch etwas gar zu lang, auch der Siegwart war nicht mehr ſo ſchön wie damals, wo ihn der Proviſor vorgeleſen, aber Sophiens Reiſen, das war erſtaunlich ſchön! Die Helden zwar wurden von den zwei Mädchen ſcharf kritiſirt; den edlen Herrn Leß fanden ſie unerträglich hochmüthig und den gutmüthigen Puff etwas altbacken.

Schulmeiſters Luiſe, die in mehr Verbindung mit der Außenwelt ſtand, brachte auch den Zauberring, einige Bände von Schiller und noch eine Maſſe kunterbunten Zeugs. Wenn aber auch Lina's Geſchmack ſich allmählig bildete, ſo war nun doch ihr Heißhunger nach Unterhaltungslekture zu groß, als daß ſie nicht ohne Wahl alles verſchlungen hätte, was ſich ihr bot. Nun war ſie eine geſunde Natur, umgeben von der warmen, wohlthätigen Atmoſphäre häuslicher Liebe, darum wurde ihr das Alltagsleben mit ſeinen kleinen Freuden nicht eben entleidet durch dieſe Welt der Phantaſie, und wenn ihr auch in unbeſtimmten Umriſſen goldene Bilder einer traumhaften Zukunft vorſchwebten, ſo war doch ihr Sinn zu jungfräulich, ihr Ideal zu hoch, als daß ſie auch nur entfernt geſucht hatte, dieſen Bildern beſtimmte Geſtalt geben zu wollen.

Was ihr verloren ging, das war der Sinn für die kleinen Opfer und Pflichten, die der Tag fordert, die ſtille Arbeit an ſich ſelbſt, und während ſie ſchwelgte in edlen Gefühlen, verlernte ſie doch allein zu ſein mit ihrem eigenen Herzen.

Der Verkehr mit Nachbarorten, der ſonſt ſo heitern Wechſel in das Landleben bringt, war den Pfarrfamilien in Eichbronnen kaum möglich, die naheliegenden Orte waren katholiſch, der Verkehr der beiderſeitigen Pfarrherren blieb ein friedlicher und höflicher, mehr nicht. War der Pfarrer krank, ſo kam der Amtsverweſer eines ziemlich entlegenen evangeliſchen Dorfes, um ſeine Amtsgeſchäfte zu verſehen. Es war ein noch junger Mann, von ernſtem, faſt düſterem Ausſehen, der wenig ſprach, deſſen Predigten in ihrem gewaltigen Ernſt etwas tief Ergreifendes für die Zuhörer hatten. Die Kirche war übervoll, wenn man wußte, daß Herr Arnold predigen würde, und ein Bauer ſagte mit naiver

Entſchuldigung zu dem Pfarrer: „wiſſet Se, Herr Pfarrer, äll Sonntag wär's Eim' z'viel ſo, aber manchsmal thut's Eim' gut, wenn mer au recht ahg'rumpelt wird.“ —

Jungfer Chriſtiane ließ ſich's nicht nehmen, den gefälligen Nachbar jedesmal auf's Beſte zu bewirthen, ſo wenig Werth er auch auf die Genüſſe der Tafel zu legen ſchien. Das Kochbuch wurde aufgeſchlagen und allerlei Delikateſſen hervorgeſucht, die ſie ſeit ihrer Jugend nicht mehr bereitet hatte. Lina war bei allen Nothfällen die Gehülfin im Pfarrhaus und mußte dann auch an der Mahlzeit Theil nehmen. Die tiefen dunklen Augen des jungen Geiſtlichen, die Gewalt ſeiner Rede, die unverkennbar aus der Fülle innerſten Ernſtes ſtrömte, übten auch auf ſie einen mächtigen Zauber; ihr ſonſt ſo heiteres, lebendiges Weſen war wie gefeſſelt in ſeiner Nähe, ſie ſaß meiſt ſchweigend, faſt ängſtlich, keines ſeiner Worte aus der Unterhaltung mit dem Pfarrer zu verlieren, ſo daß Jungfer Chriſtiane nicht mit ihr zufrieden war. Die zwei Geiſtlichen verſtanden ſich nicht ſo recht. Die kindliche Natur des alten Herrn, der ohne Forſchen und Zweifel ſich aus der Offenbarung alles zu eigen genommen, was ihm Troſt und Frieden gab, begriff das mächtige Ringen einer ſtarken Seele nicht, der in der Dämmerung der Herr erſcheint wie ein Feind, bis ſie ſiegt mit dem gewaltigen Rufe: „ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn.“ Noch weniger begriff er die Heftigkeit, mit der Arnold jeden Schatten einer abweichenden Glaubensanſicht angriff, er ahnte nicht, daß dieſer Eifer meiſtens das Gefühl eigener Schwäche iſt, die ſich ſelbſt das Kleinod des Glaubens noch nicht geborgen hat, und deßhalb ergrimmt über Zweifel, die ſie noch nicht gehörig überwunden. — Wer ſicher ruht am Vaterherzen, der kann über irrende Brüder trauern, aber erbittert wird er nicht. — Ein anderes iſt freilich der heilige Ernſt der Wächter, die der Herr zum Schutze ſeines Heiligthums berufen, aber der hat nicht die düſtere Farbe der Intoleranz.

Arnold ſelbſt ſchien die friſche Blume, die das altväteriſche Pfarrhaus belebte, wenig oder gar nicht zu beachten; er ſah ſie nie an, wenn ſie ihm bei Tiſche etwas anbot, und wenn ſie je einen ſchüchternen Einwurf in ſein Geſpräch mit dem Pfarrer wagte, ſo fertigte er ſie mit einer kurzen Schärfe ab, die ihr wenig Muth zu weiterem Einmiſchen gab. Lina war an Nichtbeachtung am allerwenigſten gewöhnt, ſie, die unbewußt doch der Mittelpunkt ihres kleinen Kreiſes war, und ſie hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn es ſie nicht bitter gekränkt hätte, ſolche Vernachläſſigung gerade von dem erſten und einzigen jungen Mann zu erfahren, der in ihren Weg geführt wurde.

So gern ſonſt gutmüthige alte Jungfern Heirathen ſtiften, ſo hatte doch Jungfer Chriſtiane für das Kind, die Lina, noch keinen ſolchen Plan, und fand es nicht verwunderlich, daß der ernſte ſchweigſame Mann wenig Notiz von dem fröhlichen Kinde nahm; auch begriff ſie nicht, warum Lina oft ſo böſe über ihn zu ſprechen war. „Lina, Kind, bring doch dem Herrn Amtsverweſer etwas Bouillon vor der Predigt.“ — „Schicken Sie Suſanne,“ erwiderte Lina kurz. — „Hat er wieder recht ſchön gepredigt, Lina? Es that mir ſo leid, daß ich wegen des Puddings nicht gehen konnte.“ — „Ich kann das große Aufheben von neuen Geiſtlichen nie leiden, wenn man lange im Beſitz der alten glücklich war,“ bemerkte Lina verſtändig, und Jungfer Chriſtiane dachte gutmüthig: nun, dem jungen, heitern Blut gefällt eben der ernſthafte Mann nicht und ſie iſt gar blind für ihren alten Lehrer, das iſt auch ſchön. Sie war nicht ſtark in der Herzenskenntniß, die gute Jungfer Chriſtiane!

Trotz ihrer Geringſchätzung des Neuen konnte Lina doch nie über ſich gewinnen eine Predigt des Amtsverweſers zu verſäumen, der in letzter Zeit öfter veranlaßt wurde, herüber zu kommen; auch konnte ſie der Jungfer Chriſtiane ihre Hülfe im Pfarrhaus nicht verſagen, wenn ſie gleich oft meinte, ſie möchte lieber mit dem unfreundlichen Menſchen gar nicht mehr zuſammentreffen.

Nur von der Kinderlehre, in der ſie mit den „ledigen Töchtern“ unter achtzehn hätte vorſtehen müſſen, dispenſirte ſie ſich, und zog es vor, ſich in die Laube des Pfarrgärtchens zu ſetzen, wo man den Geſang und ſelbſt noch etwas von der Stimme des Geiſtlichen vernahm. — Einmal, es war ein goldener Frühlingsnachmittag, ſaß ſie auch ſo da, der Choral war verſtummt, aber um ſie her ſang und ſummte und blühte es von Bäumen und Büſchen, und das volle, unbewußte, köſtliche Gefühl jungen Lebens ſchwellte ihr Herz. Sie hatte die Jungfrau von Orleans erbeutet, und verſunken in den Zauber der Dichtung vergaß ſie alles, ſelbſt den unfreundlichen Vikar und ſeine tiefe Stimme, als ſie plötzlich dieſe Stimme in unmittelbarer Nähe fragen hörte: „Was leſen Sie?“ Inmitten des Schreckens, mit dem ſie ſo unerwartet die hohe dunkle Geſtalt vor ſich ſah, bemerkte doch das ſcharfe Mädchenauge in dem Ausdruck ſeiner Züge etwas mehr als die kalte Gleichgültigkeit, die ſie bisher ſo verletzt hatte.

Sie reichte ihm ſchweigend das Buch. „Das iſt Ihre Sonntagslekture?“ fragte er mit nachdrücklichem Ton. — „Eine ſo reine und herrliche Poeſie kann das Sonntagsgefühl nur erhöhen,“ ſagte Lina, die auf einmal Muth bekam, mit großem Feuer, „und,“ ſetzte ſie etwas ſchüchterner und proſaiſcher hinzu, „ich habe Werktags keine Zeit zum Leſen.“ — „Das nennen Sie rein und herrlich?“ fuhr Arnold mit gleicher Schärfe fort, „das ſoll Ihr Sonntagsgefühl erhöhen, um ſolch ein Linſengericht laſſen Sie ſich Ihr unvergängliches Erbe abkaufen, während Sie den friſchen, kräftigen Lebensborn, das Wort des Herrn, daheim im Staube liegen laſſen?“ — „Was können Sie aber in dieſer reinen und ſchönen Dichtung Sündliches finden?“ fragte Lina mit glühendem Geſicht. — „Was nicht aus dem Glauben geht, das iſt Sünde,“ ſagte Arnold mit ſcharfem Ernſt, „ſündlos iſt nichts, was uns vom ſchmalen Pfade abzieht, und dann — gleich auf den erſten Blättern dieſer reinen Dichtung finden Sie ein Weib, die mit dem Manne, dem ſie nach Gottes Ordnung nicht angehört, in ſündlicher Verbindung lebt, die vom Dichter als ein Urbild ſchöner Weiblichkeit dargeſtellt iſt, das nennen Sie rein?“ Lina ſchwieg erröthend und tief verletzt. Sie hatte ſich harmlos dem Eindruck der Dichtung hingegeben, ſich an Agnes ſelbſtloſer Liebe erfreut, ohne an einen Flecken auf dem ſchönen Bild zu denken, ſie fühlte, daß ihr unrecht geſchah und erhob ſich mit Thränen im Auge: „ich habe es arglos geleſen,“ ſagte ſie mit einem Muth, den ſie früher nie gehabt hätte, „Sie haben nun freilich das Verdienſt, mir meine reine Freude für immer getrübt zu haben.“

Arnold hielt ſie ſanft zurück. „Sie müſſen nicht zürnen,“ ſagte er in milderem Tone als zuvor, „wenn mir Ihr Heil am Herzen liegt, unſre Friſt iſt wahrhaftig zu kurz, als daß uns Zeit zum Vertändeln übrig bliebe, zumal am Tage des Herrn.“ Lina ſchwieg, im Herzen war ſie ſchon verſöhnt, und ſchweigend ſtanden ſie noch eine Weile beiſammen.

Sie ſtanden an dem Gartenpförtchen, das in den Hof führte, die kleine alte Kirche von den grünen Bäumen umgeben, bildete hier, eingerahmt von dem zerfallenen Thorbogen, ein wunderbar friedliches Gemälde. „Ein liebliches Bild,“ ſagte Arnold, „eine Vorahnung der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt, ich möchte die Anſicht immer vor mir haben.“ Lina durchzuckte ein Gedanke. Sie hatte ſeit jenen erſten Uebungen auf Schulmeiſters Schiefertiſch die Zeichenverſuche nie ganz aufgegeben, wenn ſie auch nur mangelhafte Anleitung gefunden, hatte wohl auch ſchon verſucht, Landſchaften aufzunehmen, — nun wollte ſie's mit der Kirche wagen. Es kam ihr ſo leicht vor, wie ſie das ruhige Bild mit den Augen maß, — ſie meinte es im Fluge hinwerfen zu können, ſchade, daß ſie kein Zeichengeräthe hatte.

Aber Arnold zögerte noch unter der Gartenpforte, und Lina fühlte, wenn auch mit einiger Demüthigung, daß er nicht gerade an ihrer Seite über den Hof und ins Haus gehen wollte. Mit den Worten: „ich habe etwas vergeſſen,“ eilte ſie in die Laube zurück und ſah Arnold erſt ſpäter wieder, als er ſich oben ſchon reiſefertig machte. Er nahm nicht beſonders Abſchied von ihr, doch ſah er ſie an, als er beim Gehen grüßte, und das war zuvor noch nie geſchehen.

Es war Lina, als hätte ſie ein unendlich wichtiges Geheimniß auf dem Herzen, als hätte ſich dieſen Nachmittag etwas Unerhörtes begeben. Sie trug doch ſonſt ihr Köpfchen ſo hoch; konnten ein paar Worte ſtrengen Tadels, der zum Theil wenigſtens noch ungerecht war, ſolchen Eindruck auf ſie machen? — O, ein Mann hat noch nie bei einem Mädchen verloren, beim ſtolzeſten nicht, wenn er ſich als Mann ihr gegenüber, ja, über ſie ſtellt. Selbſt wo ſie ſich gereizt fühlt, fühlt ſie noch einen Reiz, und ein paar milde Worte aus einem ſonſt ernſten Mund üben einen gewaltigen Zauber.

Schulmeiſters Luiſe ſaß wie ſonſt am Abend auf dem Plauderbänkchen, Lina brachte ihr die Jungfrau von Orleans zurück, Luiſe wollte ihr wieder ein Buch zuſtecken, Lina lehnte es ab, ſie habe nicht Zeit zum Leſen, — zum erſtenmal. Es war ihr, als hätte ſie Luiſen unendlich viel mitzutheilen, zu vertrauen, — aber nein, es ſollte nicht über ihre Lippen, in Ewigkeit nicht! Was denn? Ja, das wußte ſie ſelbſt nicht, aber ein Geheimniß war's, ein tiefes und wunderbares. Sie ſagte Luiſen bald gute Nacht, ſie ſetzte ſich zur Mutter und las ihr eine Predigt, ſie nahm in ihr Kämmerlein kein Buch als die Bibel, und las eifrig darin, dazwiſchen ſchlug ſie Sprüche auf, um ein Orakel für ihre Zukunft darin zu finden. — Kind, thörichtes Kind, was ſuchſt du in den heiligen Blättern? Suchſt du den Herrn und ſein Licht, oder ſuchſt du dein eigen kindiſch Herz und ſeine Wünſche und Träume? Hüte dich! des Menſchen Herz iſt ein trügeriſch Ding.

Sie legte ſich zur Ruhe, nicht zum Schlaf; wache Träume ſind oft ſo viel lieblicher als die Kinder des Schlummers. Es mußte doch ſchön ſein, ſein Lebenlang zu den Füßen eines ſo hohen und edlen Geiſtes zu ſitzen, dieſes ernſte, tiefe Auge in Liebe auf ſich geheftet zu ſehen, die Wolken auf dieſer düſtern Stirn zu zerſtreuen, und dieſem ſtrengen Munde ein Lächeln abzugewinnen! Und die wachen Träume wiegten ſie ein, und der erſte Sonnenſtrahl weckte ſie, und das Leben ſah ſo golden und roſig aus, ſie griff es ſo friſch und freudig an, was hätte ſie nicht heute alles der Mutter zu lieb gethan! O, es war ein Kinderſpiel, gut zu ſein und glücklich!

„Was treibt denn die Lina, daß ſie den ganzen Tag unter der Gartenthür ſitzt?“ fragte der Pfarrer. Ja, Lina machte Zeichenſtudien. Es war eine wahre Sünde, daß ſie das Zeichnen ſo lange vernachläſſigt hatte, und der Proviſor hatte doch ſchon geſagt, ſie habe Talent. Mit den langweiligen Vorlagen, die ihr der Pfarrer einmal angeſchafft, wollte ſie ſich nicht mehr placken, mit den Altären und ſteifen Blumenkörben, nein, die Natur war gewiß die beſte Meiſterin, und da wollte ſie eben mit der Kirche anfangen. Der Pfarrer bemerkte dieſen Eifer recht beifällig, Jungfer Chriſtianen aber ſchien es etwas unnöthig. So leicht fand Lina die Aufnahme nun nicht, wie ſie ſich's vorgeſtellt, und unzählige Blättchen wurden zerriſſen, bis ſie endlich eins ihrem väterlichen Freunde vorlegte, der es ſehr gelungen fand. Ein anderes Blättchen vom feinſten Papier, noch viel ſorgſamer ausgeführt, bekam niemand zu ſehen, das hatte Lina zurückgelegt, — für Arnold? — O behüte, wie konnte ihr ſo etwas auch nur einfallen, um keinen Preis! Vielleicht daß er es einmal ſehen durfte, weil ihn doch die Anſicht ſo intereſſirt hatte, aber behalten? O, da hätte er erſt recht ſchön darum bitten müſſen! Auch ihren Namen wollte ſie nicht darunter ſchreiben, zuletzt kam er aber doch in eine kleine, ganz kleine Ecke unter ein Roſenbüſchchen, das ſie an der Seite gezeichnet hatte.

Der Pfarrer hatte diesmal einen ganz guten Frühling, ſein Geſundheitszuſtand war beſſer als je; Lina konnte ſich nicht genug freuen und verwundern darüber, ſie war noch nie ſo beſorgt um ihn geweſen, hatte noch nie ſo oft gefragt, ob er ſich ganz wohl fühle und ob das Predigen ihn gar nicht anſtrenge. „Durchaus nicht, ich bin recht froh, daß ich den Arnold nicht ſo bald wieder in Anſpruch nehmen darf.“

Es kam aber doch wieder ein ganz ſchlimmer Katarrh, und Lina ſtimmte der Jungfer Chriſtiane vollkommen bei, daß es gar zu gefährlich wäre, wenn er gerade bei dem warmen Wetter in der kühlen Kirche predigte. „Aber er wird nicht wollen, daß man den Arnold herbemüht,“ meinte die Schweſter. — „So ſchreiben Sie ihm,“ ſagte Lina. — „Weißt was, Kind, ich bin nicht ſehr gelehrt in der Feder, ſetze du's auf, du ſchreibſt ſo ſchön.“ — Lina ließ ſich willig finden, aber als ſie das Papier bereit gelegt hatte und die Feder eingetaucht, da fand ſie's doch unmöglich, ſie ſtand erröthend auf: „es geht nicht wohl, der Herr Pfarrer könnte böſe werden, wir müſſen ihn fragen.“ So geſchah's denn, der Pfarrer willigte mit Widerſtreben ein, er ſchrieb ſelbſt und Arnold kam.

Lina war, wie ſonſt auch, im Pfarrhaus, das Herz ſtand ihr ſtill, als er ſie nach der Rückkehr von der Kirche grüßte: ein ſtummer Gruß. Das Blättchen mit der Zeichnung hatte ſie in der Taſche, warum ſollte ſie es ihm nicht gelegentlich zeigen, weil er ja doch von der Anſicht geſprochen? Aber ſie fand keinen rechten Augenblick und keinen Muth dazu; endlich legte ſie es — gewiß zufällig — auf die kleine Kommode, wo Arnolds Agendenbuch lag, — er brachte immer ſein eigenes mit, darin ſelbſtgeſchriebene Gebete waren, — ſie hätte es ja in der Taſche ganz zerknittern können!

Er brach heute früher als gewöhnlich auf; er hatte ſie nicht angeredet, aber einmal hatte er ihr auf eine Frage geantwortet, die ſie an den Pfarrer gerichtet hatte. Man kannte die Lina gar nicht mehr, wenn Arnold da war, ſo ſtill, ſo ſchüchtern, als ob ſie nicht fünfe zählen könnte. Als Arnold ſein Buch zur Hand nahm, ſtand ſie an der andern

Ecke des Zimmers, man hätte ihr Herz klopfen hören können, als ſie ſah, daß er das Blättchen in die Hand nahm, es beſah, einen flüchtigen Blick nach der Seite warf, wo ſie ſtand, und es dann langſam zwiſchen die Blätter ſeines Buches legte und dies einſteckte. Er gab beim Abſchied wie gewöhnlich dem Pfarrer und Chriſtianen die Hand, diesmal bot er ſie auch Lina; hatte er gefühlt, wie ſie zitterte in der ſeinen?

Lina ging heim wie eine Träumende, ſie las der Mutter, ſie wußte nicht was, ſie ging in ihr Stübchen, ſie ſtützte ihr glühendes Geſicht in die Hand, ſie weinte und ſie lächelte. Er hatte ihr die Hand gegeben, er hatte das Blättchen mitgenommen. Aber, — o das Blättchen! mußte er nicht glauben, daß ſie es für ihn hingelegt, und war das nicht unzart und unweiblich? Was mußte er von ihr denken? Alle ihre Gedanken gingen unter in dieſem Einen, den ſie nicht abſchütteln konnte, es war die erſte ſchlafloſe Nacht ihres Lebens.

Die Tage kamen und gingen in ihrem gewohnten Gleis; Schulmeiſters Luiſe hatte gar viel zu berichten von dem jungen Unterlehrer, der ein Aug auf ſie habe, Lina hatte ihr nichts dagegen zu vertrauen, es wollte nicht über ihre Lippen; ſie ſaß jetzt mehr als ſonſt bei der Mutter und ließ ſich erzählen von ihrer Jugend und von der Tante Pauline, die faſt verſchollen war; ihre Skrupel wegen des Blättchens hatten ſich gelegt, hatte er ihr doch nachher die Hand gegeben. Jeden Morgen erwachte ſie mit dem unbeſtimmten Gefühl, heute müſſe ſich etwas Beſonderes ereignen, jeden Abend ſchlief ſie ein mit dem Gedanken: es kann ja morgen kommen.

Sie kam einmal wieder zur Lektion ins Pfarrhaus.

„Weißt du auch,“ ſagte Jungfer Chriſtiane, „daß der Arnold jetzt einen Dienſt hat? Es war ein trutziger Ding und gab nicht viel gute Worte um einen Kreuzer, aber doch gefällig. Wer weiß, was jetzt für Einer nach Sternfels kommt.“ — „Wohin kommt er denn?“ fragte Lina. — „Nach Winterzell, an der Grenze, eine blutarme, ſchrecklich verwahrloste Gemeinde; ich glaube, er hat ſie ſich mit Fleiß ausgeſucht. Das iſt freilich ſo gut als ob er unter die Heiden ginge.“ — „Hat er ſelbſt geſchrieben?“ — „Ja, er hat ſich ſchriftlich vom Bruder verabſchiedet, weil er ſo bald aufziehen muß, ich glaubte, der Bruder habe dir's geſagt, aber der vergißt alles!“ — „Schreibt er vergnügt?“ fragte Lina, die doch gern den Brief geſehen hätte. — „Vergnügt? Der und vergnügt!“ lachte Jungfer Chriſtiane; „nun wart', der Brief muß irgendwo liegen, ach ja, da iſt ja das Blättchen dabei, wo du einmal die Kirche hingemalt haſt, wie iſt denn das wohl in ſein Buch gekommen? Das ſieht ſeiner Gewiſſenhaftigkeit gleich, daß er den kleinen Wiſch zurückſchickt; heb's nur auf, 's iſt doch nett.“ — Da lag das Blättchen und der Brief daneben, Lina konnte nur die Nachſchrift leſen: „Beiliegendes Blättchen kam aus Verſehen in mein Buch; ich vermuthe, daß es in Ihr Haus gehört.“ Sie las noch den Gruß an Jungfer Chriſtiane in dem Brief, — an ſie ſtand keiner dabei. — Auf der Rückſeite des Blättchens fand ſie in kleinen, ganz kleinen Ziffern die Schriftſtelle Matth. 5, 29 bezeichnet, ſie ſuchte ſie auf in dem kleinen Teſtament, das ſtets da lag, — das alſo war ſein letztes Wort!

Die Augen vergingen ihr darauf, mechaniſch ſtrich ſie das Blättchen glatt und ſteckte es ein, mechaniſch räumte ſie die längſt aufgeräumte Kommode auf, wo es gelegen, ſie hätte ſo gern vermieden, Chriſtianen ins Geſicht zu ſehen, Endlich konnte ſie glücklich an ihr vorüber kommen und ein Adieu über die Lippen bringen. Wäre es nicht ſo gar lange her geweſen, daß der treuloſe Stadtſchultheiß davon gezogen, wer weiß, ob Jungfer Chriſtiane nicht aus ihrer tonloſen Stimme ein ſchmerzlicheres Adieu herausgehört hätte; ſo aber ſagte ſie nur: „Adieu Kind, kommt auch auf den Abend.“ Es war ſchon herbſtlich und ein bewegtes Leben draußen, die Sonne ſchien wunderbar hell, als Lina über den grünen Kirchhofweg zwiſchen den ſpielenden Kinderſchaaren durch nach der Mutter Häuschen ging, — ſie ſah alles wie durch einen Nebel. Das war nicht die alte Sonne mehr.

Am Abend mußte die Mutter allein ins Pfarrhaus, Lina bat ſie darum, ſie hatte Kopfweh und wollte bald zu Bett, die Mutter traf ſie aber doch noch auf im Zimmer und ſchalt darüber; zwar hatte ſie nicht geleſen, auch nicht in der Bibel, — die hatte ſie weit weg geſchoben, — ſie blätterte nur in den Liedern ihres Notenbuchs und wandte ſich ab, als die Mutter eintrat, um ihr Nachtlämpchen anzuzünden. „Und du haſt mir ja gar nicht geſagt, daß der Amtsverweſer von Sternfels angeſtellt iſt,“ ſagte die Mutter; da wird's unſrem Herrn Pfarrer fehlen.“ — „Ich hatte es nur vergeſſen,“ ſagte Lina tonlos, „gute Nacht.“

Sie hatte ſchon ihr Lämpchen gelöſcht, als ein leiſer Schritt durch ihr Stübchen kam, es beugte ſich über ihr Bett und ſie fühlte eine warme Thräne auf ihrem Geſicht. „Gute Nacht, Kind!“ Und Lina richtete ſich auf und umfaßte die Mutter und weinte ſich recht von Herzen aus.

Geſprochen wurde nichts mehr darüber, weder von Mutter, noch Tochter.

Wenige Wochen nach dem Tage, wo Lina das Bildchen mit der Kirche in ihre Bibel zurückgelegt hatte, war große Bewegung in dem ſonſt ſo ſtillen Wittwenhäuschen, und rühriger Verkehr zwiſchen ihm und dem Pfarrhaus. In der kleinen Küche waltete Lina, Jungfer Chriſtiane mit der Schaumgabel und der Schüſſel mit Eiweiß hatte ſich auf die Hausſchwelle geflüchtet, weil innen der Raum ſo eng war, die Pfarrerin lüftete und putzte und bürſtete in der Stube, um ihr altes Ameublement wieder anſtändig in Stand zu ſetzen, Schulmeiſters Luiſe rannte zum Bäcker mit Kuchenblechen, Nachbars Hansjakoble wurde ſehnſüchtig aus der Stadt zurückerwartet mit Kalbfleiſch, — Tante Pauline, die Frau Oberbaurath Holzen wurde heute erwartet.

Bei der Pfarrerin war vor lauter Geſchäft und Sorgen noch kein Raum für Gemüthsbewegung über das nahe Wiederſehn ihrer einzigen Schweſter. „Welcher Unſinn!“ ſagte ſie, „iſt ſiebzehn Jahre fortgeblieben und jetzt kommt ſie auf einmal wie vom Himmel heruntergeſchneit! Hätte ſie nicht acht Tage vorher ſchreiben können? — Lina dagegen konnte vor freudiger Bewegung gar nicht zum Sorgen kommen, die unbekannte Tante, ihre Pathin, deren Bild ſie nur mit ein paar koſtbaren Geſchenken verband, welche die Mutter wie Heiligthümer aufbewahrte, — das war doch eine Erſcheinung, die die unendliche Leere in ihrem Herzen etwas ausfüllen konnte.

Die Kuchen waren glücklich beim Bäcker, der Braten beim Feuer, die Veredlung der Stube beinahe vollendet, da rannten die Dorfkinder, die man als Wachpoſten ausgeſtellt hatte, athemlos herbei: „ſie kommen, ſie kommen!“ und unmittelbar hinter ihnen, mit einem großen Gefolge von Dorfjungen, rollte ein eleganter Wagen den holprigen Feldweg daher, Ihr kleines Häuschen hatte die Pfarrerin nie gedrückt, jetzt erſt kam es ihr wie eine Nußſchale vor, als der Wagen in der nöthigen Entfernung hielt, als eine Dame in glänzend ſeidenem Kleid abſtieg und mit der Lorgnette die Häuſer muſterte, bis ſie der Schweſter anſichtig wurde. „Du biſt's, Marie! ich hätte dich wahrhaftig nimmer gekannt!“ — Die Pfarrerin hätte ihr das Kompliment zurückgeben können, ſchöner war Pauline gewiß nicht geworden in den ſiebzehn Jahren, trotz der prachtvollen Toilette. „Und das iſt die Lina?“ ſagte ſie, als ſie auf der Schwelle des Hauſes ankam, „nun, die läßt ſich ſehen! Kopf in die Höh, mein Kind! Na, das iſt ja ganz hübſch aufgeblüht! Und hier wohnſt du wirklich, Marie?“ — „Du haſt ja das Häuschen früher ſchon geſehen,“ verſetzte dieſe, etwas gekränkt. — „Wohl, aber ich wußte nimmer, daß es ſo klein iſt; thut aber nichts, ich ſage dir, ich habe genug durchgemacht mit großen Logis, ich wäre oft lieber eine Schnecke geweſen, die ihr Haus auf dem Rücken trägt. Stoß den Kopf nicht an, Holzen!“ rief ſie dem Gemahl zu, der, ängſtlich bemüht, der Oeffentlichkeit der Scene ein Ende zu machen, den Damen ins Haus folgte. „Wirklich, ich finde es ganz nett bei dir,“ verſicherte Pauline gnädig, „ganz paſſend für deine Verhältniſſe; Linchen, Kind, ſetz' dich zu uns!“ Es brauchte lange, bis Linchen ſich ſetzen konnte, obgleich Jungfer Chriſtiane ſich nicht nehmen ließ, die Direktion der Küche zu beſorgen und dort in beſcheidenem Dunkel zu verbleiben.

Die zwei Schweſtern konnten ſich nicht ſo recht mehr zuſammen finden, Pauline war in der langen Zeit, wo ſie ſich nicht geſehen, ſo gar weit herumgekommen; zumeiſt war der Oberbaurath in der Schweiz feſtgehalten worden, aber auch eine längere Reiſe nach England und Frankreich hatten ſie zuſammen gemacht. „Es war ihm gewaltig ungeſchickt, mich mitzunehmen,“ ſagte ſie lachend, „er ſtellte mir ganz rührend vor, wie ich nun auch einmal wieder meine Jugendheimath beſuchen, bei meiner Schweſter verweilen könne. Aber, du nimmſt mir's nicht übel, Marie, bei dir wär' ich vor Langerweile vergangen, und ich ſagte: ‚gilt's dir, ſo gilt's auch mir, mußt du die Häuſer ſtudiren und die Kirchen, ſo ſtudir' ich die Moden,‘ und wohl oder übel, er hat mich haben müſſen.“

„Mein Beutel hat's empfunden,“ bemerkte der Oberbaurath, der nach der Mahlzeit das Stübchen nach der Länge und Breite durchmeſſen, alle Bilder an den Wänden betrachtet, alle Bücher auf der Kommode geöffnet und wieder zugemacht und ſich endlich ans Fenſter geſtellt hatte. „Da ſehn Sie gerade den großen Nußbaum auf dem Steinberg, Herr Schwager,“ ſagte die Pfarrwittwe, „auf den Sie vor Zeiten geſtiegen ſind, um nach dem Pfarrhaus herüber zu ſehen, wo Pauline vom Taubenſchlag aus mit dem Tüchlein herüberwinkte.“ — „Na, man thut viel Dummes, wenn man jung iſt,“ ſprach gähnend der Herr Schwager, „ich hätt's auf ebenem Boden verſehen können, aber zu geſchehenen Dingen —“. — „Ja,“ erwiderte lachend Frau Pauline, „hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte lieber den Taubenſchlag vernageln laſſen, ſtatt meine Kleider darin zu verderben.“

Lina hörte dieſen Neckereien, in die im Verlauf der Rede manch bitteres Wörtchen fiel, erſtaunt zu. War das die romantiſche Tante mit der poetiſchen Jugendliebe? dies das Ergebniß einer Liebesheirath? — Die Tante ſchien aber eine große Zuneigung zu ihr zu faſſen, ſie ließ ihre Hand nicht mehr los, fand ihre Antworten allerliebſt, und wunderte ſich fortwährend, wie ſie ſich doch auf dieſer Einöde ſo ordentlich gemacht habe. „Abzuſchleifen gibt's freilich noch genug, aber wenn wir ſie ein bischen herbilden, kann ſie's mit jeder aufnehmen.“

Der Pfarrer oder vielmehr Jungfer Chriſtiane hatte die Geſellſchaft zum Thee geladen, man ging zuſammen über den graſigen Kirchhofweg, der Baumeiſter lorgnettirte die Kirche ein wenig, Paulinens Blick ſtreifte ſie gleichgültig. „Schade, daß nicht Sonntag iſt,“ meinte die Pfarrerin, „daß wir hätten zuſammen in die Kirche können, es hätte dir gewiß wohl gethan, Pauline, nach ſo langer Zeit, und der Herr Schwager war ja auch vor Zeiten ein fleißiger Zuhörer des Papa ſelig.“ — „Ach ja, was thut man nicht, wenn man jung und dumm iſt,“ ſagte gedankenlos der Baurath. — „Ein großes Kompliment für die Predigten des Papa,“ lachte Pauline, „ja, ich wäre gern 'mal wieder in das Kirchlein gegangen, ich muß ſagen, ich bin, ſeit ich fort bin, dem lieben Gott nicht viel beſchwerlich gefallen, ich glaube, Pfarrkinder bekommen das Kirchengehn in der Jugend ſatt.“ — „Ich baue die Kirchen,“ ſprach der Baurath, „den Beſuch überlaſſe ich Andern.“ Frau Marie ſeufzte tief, zur Entgegnung fand ſie keine Worte. Auf Linas junge Seele fielen dieſe frivolen Reden wie erkältender Mehlthau, vor wenig Wochen noch hätte ſie ſich faſt mit Grauen von der Tante abgewandt, damals als ihr Herz glühte, ſich dem Herrn zu ergeben und — ihr irdiſches Glück zu finden. — Nicht die Vöglein unter dem Himmel hatten die edlen Saatkörner von ihrer Seele weggepickt, Dornen und Diſteln des erſten Herzeleids hatten ſie erſtickt.

Im Pfarrhaus hatte Jungfer Chriſtiane Wunder gethan nach all ihren Leiſtungen im Wittwenhäuschen, der ehrwürdige alte Herr mit ſeinem ſchwarzen Sammtkäppchen empfing die Gäſte oben an der Treppe, Jungfer Chriſtiane im höchſten Staat erwartete ſie im Zimmer. Der Pfarrer, der ſich ſehr für Kirchenbaukunſt intereſſirte, auch noch einige rare alte Kupferwerke mit Abbildungen alter Kirchen beſaß, war bald im eifrigen Geſpräch mit dem Baurath. Frau Pauline rückte hier mit ihrem Plan heraus, das liebe Kind, die Lina, ſogleich mit ſich zu nehmen und für längere Zeit zu behalten, um ihre Bildung zu vollenden. „Es iſt die höchſte Zeit, daß etwas für das Kind geſchieht,“ ſagte ſie, „mein Mann hat jetzt die bleibende Anſtellung in der Reſidenz, ich bin gar nicht gewöhnt, lang an einem Orte zu ſein, da iſt mir's wohlthätig, etwas Junges um mich zu haben.“

Die Pfarrerin hatte, nach dem Geſpräch auf dem Kirchhof, ihre ernſten Bedenken, ihr Kind, mit dem ſie das Licht ihrer Augen, den Troſt ihrer Tage dahingab, in Paulinens Händen zu laſſen, aber — lernen ſollte ſie freilich noch manches, und gerade jetzt würde dem armen Kinde eine Zerſtreuung gut thun, ſie war ſo gar ſtill geweſen in den letzten Wochen. Jungfer Chriſtiane und der Pfarrer ſahen in ihrer Argloſigkeit nur ein großes Glück für Lina darin, ſo ſchmerzlich ihnen auch die Trennung fiel. Lina ſelbſt hatte in letzter Zeit die Einförmigkeit ihres Lebens zu drückend gefunden, die freundliche Umgebung ſchien ihr öde, die gewohnten Studien waren ihr entleidet, — wie einen Wink des Himmels ergriff ſie die Ausſicht, die ihr die Tante eröffnete, — ſie hatte keinen Einwand, wenn auch Tante und Onkel lange nicht ihrem Ideal entſprachen. Als aber die Tante gar davon ſprach, ſie noch denſelben Abend mitzunehmen, da erhob ſich von allen Seiten ſtürmiſcher Widerſpruch, es war aber eben das Element der Frau Pauline, durch Wiverſpruch ihren Willen durchzuſetzen, ſie widerlegte ſiegreich alle Einwürfe und die Andern wurden überſtimmt.

Der Wagen ſollte am Pfarrhaus vorfahren, die Pfarrerin und Lina gingen nach Hauſe, um wenigſtens das Nöthigſte zu packen, — ſo kam es doch auch für Lina gar zu ſchnell. Mit zitternder Hand legte die Mutter die Sachen zuſammen, die ihr Lina aus den Schränken bot, und ſah dazwiſchen ängſtlich auf, ob das Kind doch noch da ſei, — das Herz war ihr unbeſchreiblich ſchwer, ſie konnte den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihr Kind dahingebe für immer.

Der Wagen war vorgefahren, die Effekten der Tante und Linas ins Pfarrhaus geſchafft. „Gut, daß wir mit dem Hut nicht bei Tag einfahren,“ meinte die Tante, als Lina ſich zur Reiſe gerüſtet hatte. Lina hatte den Abſchied leicht genommen und mit innerem Vorwurf gefühlt, daß ſie mit trockenen Augen dem naſſen Blick der Mutter begegne; von Schulmeiſters Luiſe war ſie mit ziemlich leichtem Herzen geſchieden und hatte ihr zu ſchreiben verſprochen. Als aber Chriſtiane ihr noch ein Sträußchen ihrer auserleſenſten Blümchen bot und vergeblich verſuchte, ihre guten Abſchiedswünſche auszuſprechen, die in Thränen erſtickten, als der Pfarrer ihr ſeinen Segen zum Scheiden gab und mit bebender Stimme ſagte: „Der Herr geleite dich, mein Kind, er behüte deine Seele und führe uns droben wieder zuſammen!“ — als die Mutter ſie in die Arme ſchloß und kein Wort reden konnte vor heißem Weinen, als die alte Suſanne ihr noch ſchluchzend die Hand hinſtreckte, — da fühlte ſie, was Scheiden heißt, und es war ihr als ziehe man ihr das Herz aus der Bruſt.

Onkel und Tante hatten ſich, um der Abſchiedsſcene zu entgehen, in den Wagen geſetzt und erwarteten Lina mit einiger Ungeduld. „Komm nur, Kind, ſei nicht ſo troſtlos, das gibt ſich bald; adieu, Marie, wir laſſen ihr nichts geſchehen.“

Der Wagen fuhr ab, Lina hob ihre naſſen Augen aus dem Tuch, um die Kirche und das Dörfchen noch zu ſehen. Da ſah ſie die Pfarrſuſanne dem Wagen nachrennen und mit allerlei telegraphiſchen Zeichen Stillſtand bedeuten; man hielt, und athemlos rannte die gute Perſon herbei, ein Buch in der Hand haltend. „Was gibt's, Suſanne?“ fragte Lina erſchreckt. — „Die Frau Mama ſchickt mich,“ keuchte Suſanne, „Sie haben Ihre Bibel vergeſſen!“ Und ſie bot ſie in den Wagen. „Welcher Unſinn!“ murmelte der Baurath, „hätte ſie ſie nicht nachſchicken können!“ Es war die Bibel des Vaters, die die Mutter Lina an ihrem Confirmationstage übergeben hatte, Lina nahm ſie mit tiefer Rührung in die Hand, da fiel ein Blättchen heraus, — es war ihre Zeichnung; ein tiefes Gefühl der Bitterkeit verdrängte die Wehmuth, ſie legte das Blättchen mit der Bibel zur Seite und reichte Suſannen die Hand ohne ein Wort.

Der Wagen fuhr weiter, Dorf und Kirche verſchwamm im Abenddunkel, die Töne der Betglocke klangen ihnen nach, die Mutter hatte nach der Sitte des Dorfes immer das Betglockengebet laut geſprochen, und Lina, die ſich müde von all der Erregung in die Ecke gelehnt hatte, tönten wie im Traum noch deſſen Schlußworte durch den Sinn:

In dieſer letzten böſen Zeit
Verleih uns, Herr, Beſtändigkeit.
Laß uns in guter ſtiller Ruh
Das zeitlich Leben bringen zu.
Und wenn das Leben neiget ſich,
Laß uns einſchlafen ſeliglich.

Der Winter war eingebrochen und der Kirchhof verſchneit, Suſanne mußte den Pfad abkehren, damit die Frau Pfarrerin zu den Spinnabenden ins Pfarrhaus kommen konnte. Es war wie in andern Wintern auch, nur ſtiller war alles geworden, viel ſtiller, vor allem der Pfarrherr, deſſen Stimme man oft den ganzen langen Abend nur hörte, wenn er die Freundin grüßte, oder gute Nacht ſagte, oder vor Allem, wenn er fragte: „Nichts Neues von unſerer Kleinen?“ Bei der Frau Pfarrerin und Jungfer Chriſtiane ging das Geſpräch nicht aus, und die Kleine ſelbſt lieferte reichlichen Stoff dazu, aber es fehlte doch überall, und daheim bei der Mutter war es gar zu ſtill; Schulmeiſters Luiſe kam bisweilen herüber, aber ſie war empfindlich über Linas ſeltenes Schreiben und meinte, ſie werde eben ſtolz und treulos in der Stadt. Die Bauernweiber beriefen die Frau Pfarrerin oft in der naiven Weiſe des Dorfes: „Ei du lieber Gott, wie werden Sie nicht ſo alt!“ Ihr ſelbſt dünkte es, als ob mit Lina der letzte Funken ihrer Jugend dahin ſei. Chriſtiane vertröſtete ſie aufs Wiederſehn, die Mutter ſchüttelte wehmüthig den Kopf: „wieder ſehen werde ich ſie ſchon, wieder haben nicht mehr.“

Linas Briefe brachten die einzige farbenhelle Abwechslung in das Stillleben, und zu Zeiten ſchrieb ſie recht liebe herzliche Briefe, wo zum Schluß noch Grüße an die alte Suſanne und Erkundigungen nach der Katze ſtanden; in allen rühmte ſie die Güte der Tante und die vielen Freuden ihres neuen Aufenthalts, anfangs berichtete ſie über ihre Lektionen und rühmte, wie viel ſie ihrem gütigen Lehrer, dem Pfarrer, danke, der ihr ſo gute Grundlagen gegeben. Dieſe Berichte hörten allmählig auf und die Briefe wurden immer flüchtiger, „in Eile“ ſtand faſt unter jedem und er hätte auch ohne den ausdrücklichen Beiſatz den Stempel dieſer Eile getragen. Vor dem Neujahr hatte die Mutter ſie freundlich erinnert, wie ſie den erſten Jahrestag immer mit dem heil. Abendmahl gefeiert, und ſie gebeten, dieſe Sitte nicht zu unterlaſſen, ſie wollten dann im Geiſte zuſammen ſein. Lina ſchrieb: die Tante meine, ſie ſolle das lieber im Frühling verſehen, wenn ſie auf Beſuch zur Mutter komme, es ſei in der Stadt zu unruhig dazu. „Das wird wohl wahr ſein!“ ſagte die Mutter mit einem Seufzer. Die Ausſicht auf das Wiederſehen im Frühling war doch ein lichter Punkt, der ſie viele Sorgen vergeſſen ließ.

Ja, Lina, die hatte freilich nicht viel freie Zeit und noch weniger freie Gedanken zum Briefſchreiben, und es war verwunderlich, daß ſie nur ſo viel geſchrieben. Die Tante war ein ganz raſtlos betriebſamer Geiſt, neben dem nicht viel Raum zur Ruhe blieb, und eine lebendige Puppe, wie Lina, um Verſuche mit ihr zu machen, hatte ſie bisher noch nie gehabt. Es hatte eine Weile gebraucht, um Lina „herzubilden,“ wie ſie's nannte, zunächſt ihre Garderobe. Die Tante bildete ſich viel auf ihre Sparſamkeit ein und fand es ſehr ökonomiſch, Linas Garderobe aus ihrer eigenen herzuſtellen und ſich dagegen neues anzuſchaffen. „Weißt du, Kind, ſo kann auch mein Mann nichts drein reden, denn das weiß er längſt, daß meine Garderobe meine Sache iſt, wenn er ſie auch bezahlen darf.“ — Lina fühlte ſich verletzt, daß ſie Veranlaſſung zu einer Täuſchung geben ſollte, wie ſie denn überhaupt hier zum erſtenmal die Armuth als einen Druck empfand und den Reichthum als wünſchenswerthes Gut erkannte.

Nun ſie „hergebildet“ war, wurden Beſuche gemacht. „Meine Nichte, Lina Merbach — Fräulein Klotilde Berner, Fräulein Emma von Sternberg, Fräulein Natalie ſo und ſo," — ging's halbe Vormittage nach einander, Lina hatte zu thun, bis ſie die verſchiedenen Geſichter und Namen nach und nach wieder auseinanderwickelte, und machte manchen Mißgriff. — Lehrer wurden beſtellt, man fand zum Theil Lina viel gebildeter, als man ihr zugetraut, die franzöſiſche Konverſationsmademoiſelle fand, daß ſich ihr altmodiſcher Accent wunderbar bald verbeſſere, nur der Tanzmeiſter meinte, es ſei unmöglich, dieſem Gang, dieſen Bewegungen noch den Schmelz, die Harmonie, die Grazie zu verleihen, die nur durch frühеſte Uebung zu erlangen ſei. Lina aber ging gerade zu und lachte den Tanzmeiſter aus. Auch in der Muſik ſchien es unmöglich, daß ſie es je bis zum Brillantſpiel bringen könnte. Die andern Lektionen ließ die Tante baldigſt fallen, ſobald ſie ſah, daß ihre Nichte dennoch präſentabel ſei, auch koſteten ſie Geld, und Geld war bei der Tante Oberbauräthin oft ein gar ſeltener Artikel, Geld war der Dämon ihres Lebens, der allein ihre meiſt heitere Laune trübte und Zwiſt in ihre für gewöhnlich ſo verträgliche Ehe warf, in der ſonſt jedes das Andere unbekümmert ſeiner Wege gehen ließ. Es ſtand ein hübſches Maſerkäſtchen auf einer Kommode des Speiſezimmers, deſſen bloße Berührung die Tante ſorgfältig vermied, in dieß Käſtchen wurden die unbezahlten Rechnungen geworfen, und erſt wenn es zum Ueberlaufen voll war, ſandte man es dem Herrn auf ſein Zimmer, was dann nicht verfehlte, einen häuslichen Sturm hervorzurufen, bei dem ſich Lina wieder mit Schaudern fragte: „und das war eine Liebesheirath?"

Der Sturm ging freilich vorüber und nach dem Schmollen einiger Tage war alles wieder auf dem alten Fuß. „Früher haben wir allemal noch Verſöhnungsſcenen aufgeführt," ſagte lachend die Tante zu Lina, „jetzt geht's auch ohne das. Was will man machen? Haben muß man ja einander doch! Das verwünſchte Geld! und ich ſpare doch ſo unmenſchlich, trage denſelben Ueberwurf ſchon den zweiten Sommer, nur mit andern Garnituren, und habe die letzte Theeviſite nur mit Eingemachtem und Theekuchen beſtritten! Ja, wer Geld genug hätte!“

„Ja, wer Geld genug hätte!“ ſeufzte Lina der Tante nach, ſie, die ſonſt in Jahren kaum daran gedacht hatte, ob ſie arm ſei oder reich, ſo einfach geregelt waren daheim bei der Mutter Einnahmen und Ausgaben. Aber der Sparpfennig, den dieſe ſenden konnte, war ſo gar beſcheiden, und die Abhängigkeit von der Tante neben dem beſtändigen Geldjammer ſo gar drückend. Es gibt wohl kaum ein noch ſo einfaches Weſen, das nicht zwei Seelen hätte, und während Linas eine Seele ſich noch eine Liebe träumen konnte, wo „ein Herz nur, ach, und eine Hütte!“ die ganze Seligkeit ausmachte, ſo erging ſich die andere in Bildern eines angenehmen behaglichen Lebens, wo der Dämon Geld ein allzeit bereiter Diener ſei, der zu jedem Genuß helfen, jede Noth erleichtern könne.

Aber es gab Zeiten, wo Herzensträume und Geldwünſche in den Hintergrund traten vor der heitern Gegenwart, der ſie ſich mit friſcher Jugendluſt hingab. Sie hatte zuerſt für „ein liebes, ſchüchternes, beſcheidenes Kind“ gegolten, weil die Tante ſie bei den erſten Beſuchen nicht zu Worte kommen ließ, bald aber errang ſie trotz der ländlichen Erziehung ein gewiſſes Uebergewicht über die jungen Mädchen ihres Alters durch ihren lebhaften und raſchen Verſtand und die Wärme und das Intereſſe, mit dem ſie alles ergriff. Sie wurde bald die Angeberin der Geſellſchaftsſpiele, die Directrice bei

Sprichwörteraufführungen, die Hauptfigur bei lebenden Bildern, wozu ſich auch ihre ſchlanke blühende Geſtalt eignete, ſelbſt ohne den unerſetzbaren Schmelz des Tanzmeiſters. Sie fühlte ſich wunderbar bald daheim in dem bewegten Treiben, überall voll Luſt und Leben. Daß ihr junges Herz ſchon eine Welt begraben, hätte gewiß Niemand dieſen hellen braunen Augen angeſehen. Sie ſelbſt ſchob jenen verſunkenen Traum in den tiefſten Hintergrund ihrer Seele. So gerne ſonſt Frauen vergangenes Leid hegen und hüten, ein verſchmähtes Herz bleibt ein wunder Fleck, den man nicht gern berührt, es trägt ſich noch leichter verlaſſen zu ſein, als verſchmäht.

Bälle waren nicht der Glanzpunkt ihres nun ſo bewegten Jugendlebens, ſie fühlte wohl, daß ſie hier nur eine zweite Rolle ſpiele, ſchon weil ihre Toilette es nicht mit der Anderer aufnehmen konnte. Auch bei Muſikabenden war ſie lieber Zuhörerin, aber jeux d'ésprit, Sprichwörter, improviſirte Theater, vor allem aber Leſeabende, bei denen man Dramas in Rollen vertheilte, — das war ihr Leben, darin verſenkte ſie ſich mit ganzer Seele, und ſie war wohl nicht ganz von Betrug freizuſprechen, wenn die Rollen zu Zeiten verloost wurden und ſie eine ihrer Lieblingsheldinnen, eine Leonore oder Thekla, eben nicht in fremde Hände laſſen wollte. Die Geſellſchaft verlor nicht dabei, denn war ihr Accent auch noch etwas breit, ſo las doch Keine mit ſo viel Seele und natürlichem Ausdruck, wie ſie.

Mit einem Jüngling mit ſchwarzen Haaren und dunklen Augen traf ſie gegen Ende des Winters in vielen Geſellſchaften zuſammen, und es fand ſich ſeltſam, daß ſie Beide meiſt die Hauptrollen bekamen, und der Jüngling las ſo ausdrucksvoll, ſein Ton wurde ſo innig, ſo durchdringend, daß Lina nicht mehr wagte, die Augen zu ihm zu erheben. Man machte gerade nicht viel aus ihm, obgleich die jungen Mädchen fanden, daß er „ungeheuer intereſſant“ ausſehe. Es war ein junger Literat ohne Namen, der eben die Erſtlinge ſeiner Muſe einem Buchhändler anzuvertrauen verſuchte, was ihm durch die merkantiliſche Vorſicht dieſer Spediteure im Reiche des Geiſtes bedeutend erſchwert wurde. Seine dunklen Augen mahnten ſie zu Zeiten an die, die ihr einſt ſo wohl und ſo weh gethan, obwohl eine andere, ſo viel andere Gluth in ihnen flammte, und als beim nächſten Leſeabend Frau Doktor Martens, die Beſchützerin aller ſchönen Künſte, verkündete, daß Herr Leon abgereist ſei, da durchzuckte ſie ein Gefühl von Bedauern. Sie las die Elvira in Müllners Schuld nicht mit dem Ausdruck und Feuer, wie früher, und der Hugo, den doch ein Aſſeſſor aufs Schönſte vortrug, kam ihr etwas matt und hölzern vor; — aber es war nicht tief gegangen.

In Eichbronnen wurden feſtliche Anſtalten getroffen für den Empfang des „Kindes,“ das zu Oſtern kommen ſollte. Die Mutter hatte ihr Stübchen von einem aus der Fremde heimgekehrten Dorfkünſtler malen laſſen, roſenroth mit einer Guirlande von recht handfeſten Maiblumen, es war das erſte gemalte Zimmer im Ort, das Wunder des ganzen Dorfes. Früher hatte Jungfer Chriſtiane wohl ihren Liebling zu Zeiten ein bischen geſcholten, wenn ſie die rarſten Blümchen ihres Gärtchens, mit deſſen Pflege ſich das flüchtige Mädchen ſelbſt nie viel befaſſen mochte, nur ſo geſchwind zum Vergnügen gepflückt hatte und nachher verwelken ließ, — nun aber hegte ſie die ſeltenſten Frühblümchen, die ſchönſten Hyazinthen, um einen recht ſchönen Strauß zu Linas Begrüßung binden zu können. Der alte Herr hatte ſich Schillers Werke angeſchafft, um welche ihn Lina früher oft vergeblich gequält hatte, er ſtellte die Bücher mit ihren glänzenden Rücken recht in die Vorderreihe ſeiner Bibliothek und rieb ſich in ſtiller Freude die Hände, wenn er an ihre Ueberraſchung dachte. Ueber die verſchiedenen Leibgerichte, mit denen man das Kind regaliren wollte, wechſelten die Frau Pfarrerin und Jungfer Chriſtiane zahlreiche Complimente: „Bitte, Jungfer Chriſtiane, Sie werden ſich mit dem Mädchen doch nicht verunköſten?“ — „Bitte, Frau Pfarrerin, das iſt ja nur mein Vergnügen.“ — Zuletzt verſtändigten ſie ſich dahin, daß Jungfer Chriſtiane Aepfelküchlein backen, die Mutter aber die Dampfnudeln übernehmen wollte, von denen Lina zu Anfang geſchrieben, daß ſie bei der Tante gar nicht ſo gut ſeien, wie bei der Mutter daheim. Auch ein Programm für die Vergnügungen der Feſttage wurde gemacht: — ein ſolennes Frühſtück im Pfarrgarten, ein Spaziergang auf Linas Lieblingsplatz, einen nahgelegenen Hügel mit Wäldchen, wo ein Vespermahl im Freien genommen werden ſollte, — lauter unerhörte Dinge für die ſtillen, alten Leutchen; aber was thut man nicht einem Kinde zu lieb?

Die Mutter wünſchte ſehr, Lina wieder ganz bei ſich zu behalten, ſie fühlte ſich früh gealtert und meinte nicht lange mehr zu leben, auch war ihr das Stadtleben ganz unheimlich, ſeit ſie die zerrüttete Oekonomie ihrer Schweſter ahnte, ſie hatte auf die wohlverſorgte, gutmüthige Schweſter ſtille Hoffnungen für Linas ſpätere Verſorgung gebaut, — jetzt laſtete des Kindes Zukunft doch manchmal ſchwer auf ihrer Seele; zunächſt aber fühlte ſie nur die reine Freude, ſie wiederzuſehen.

Wenige Tage vor Oſtern kam ein Brief von der Schweſter, eine unerhörte Sache, ſie hatte ſonſt nie Zeit zu ſchreiben; ein ganz kleiner von Lina war dabei. Paulinens Brief lautete:

„Dießmal iſt's der Mühe werth, liebe Marie, Dir zu ſchreiben, ich komme mit einer Neuigkeit, wie man ſie nicht alle Tage hört. Deine Lina wird zu Dir kommen, wie verabredet, aber — als Braut. Ja, wundere Dich nur, es iſt nichts ſo gewöhnliches, daß ein ſo junges, ein ſo vermögensloſes Mädchen ohne beſondere Schönheit und die Bildung, die man heutzutage erwartet, eine Parthie macht, und eine ſolche!! Der Banquier Dörner, einer unſerer angeſehenſten Kaufleute, deſſen Reichthum ſich ſchwer berechnen läßt, ein ganz ſtattlicher Mann, wenn auch nicht mehr in erſter Jugend, ein ſehr rechtſchaffener Mann, der in allgemeiner Achtung ſteht, ein Mann, dem hier keine Thür verſchloſſen geweſen wäre, keine, bis zum höchſten Adel nicht, — der wirbt um deine Lina!! —

Es iſt wirklich ungeheuer und obgleich ich mir einiges Verdienſt dabei zuſchreiben darf, ſo habe ich doch Mühe, es ſelbſt zu glauben. Es iſt mir in der That eine Verlegenheit, wenn ich an die Verwunderung und den Neid denke, die dieſe Neuigkeit hier hervorrufen wird. — Man wird Wunder meinen, was ich dazu gethan, und ich habe eigentlich kaum an einen ſo vermeſſenen Plan für das Kind gedacht, der Zufall führte ihn bei einem Souper an ihre Seite, und erſt als ich ſah, daß der ſonſt ſtille Mann an dem Geplauder und dem lebhaften Weſen des Mädchens Gefallen fand, trug ich Sorge, daß er ſie öfter ſehen konnte. — Es iſt wirklich reine Glücksſache, oder wenn Du willſt, eine Fügung des Himmels, daß dem Mädchen ein ſolches Loos zufällt. —

Du weißt gar nicht, wie gut ſie's bekommt: ein Landhaus, Equipage, hier in der Stadt einen wahren Palaſt, ich kann gar nicht Alles ſo auf einmal ſagen. — Wenn das unſere Mutter ſelig erlebt hätte, die ſolchen Reſpekt hatte vor reichen Leuten! — Ich ſage Dir, wenn man ſich durch die Welt behelfen muß, wie ich, in einer Stellung, die viele Forderungen macht, mit einem Mann, der zwar ein großes Einkommen hat, aber ſonſt nichts, da lernt man den Reichthum ſchätzen. —

Das einfältige Kind will noch Umſtände machen, ſich nicht als Braut betrachten, ohne Deine Einwilligung, als ob daran ein Zweifel wäre! — Hat auch vielleicht noch romantiſche Ideen im Kopf von Zuſammenklang der Seelen, von dem vielen Theaterleſen her, — was dabei heraus kommt, darüber könnt' ich ſie vollſtändig aufklären, aber ich bin jetzt ſchon ſo zufrieden; — das wird ſich alles bald geben, ſie bekommt's wie eine Fürſtin!

Ich bitte dich, ſchreib' umgehend, ein ſolcher Mann läßt ſich nicht lang hinhalten. Als Gegenantwort kommt dann das Brautpaar, brauchſt Dich nicht mit Küchenſorgen zu plagen, wir bringen unſer Diner mit. Von Ausſteuer iſt natürlich keine Rede. — Nein, es iſt fabelhaft, dieſes Glück! — Leb wohl und ſchreib' bald.

N. S.

Dörner iſt auch religiös, was Dir doch auch lieb ſein wird.“ —

Lina ſchrieb:

„Ach, liebe Mutter, ich weiß noch nicht recht, wo mir der Kopf ſteht, es iſt gar zu raſch gegangen, ich habe nie an eine ſolche Möglichkeit gedacht, und weil es ein älterer Mann iſt, ganz unbefangen mit ihm geſprochen. Er iſt ein ganz würdiger Mann und wird Dir gewiß gefallen, aber er iſt vierzig und ich achtzehn. Ich habe gar nichts gegen ihn, aber ich kann mich doch noch nicht entſchließen.

Du weißt, ich habe nie Werth auf den Reichthum gelegt, aber es muß doch ſchön ſein, ohne Sorgen zu leben und ſo viel Gutes thun zu können. Auf ein anderes Glück, — auf eine Seligkeit, die kein Gold aufwiegt, — Mutter, da habe ich längſt verzichtet, es iſt mir lieber, einen ruhigen Bund zu ſchließen, als einen, der Herzensanſprüche an mich machte. Aber ich komme doch nicht zum Entſchluß.

Frage auch den Herrn Pfarrer und ſchreib mir Eure Meinung. Wenn ich nicht ja ſagte, ſo könnte ich keine Stunde mehr bei der Tante bleiben, ſie iſt ganz elektriſirt, man meint, ſie ſei die Braut. Ich könnte es kaum über's Herz bringen, ihre Freude zu vernichten.

Liebe Mutter, ſtehe bald mit Deinem Rathe bei
Deinem Kinde."

Die Mutter an Lina.

Liebes Kind!

Der Herr ſegne Dich und den Mann Deiner Wahl und laſſe euchs wohl gehen auf Erden. Der Reichthum würde mich nicht beſtechen, obſchon er auch ein Segen von oben iſt, aber ich höre überall, daß der Herr Dörner ein ſo rechtſchaffener Mann ſei. Denke, er hat vor Jahren einmal für Pfarrers eine kleine Erbſchaft vom Ausland beſorgt und ſich dabei ſehr redlich und uneigennützig gezeigt. Wie wunderbar, daß die ihn ſchon kennen!

Du ſchreibſt, daß Du Achtung und Wohlgefallen an ihm findeſt, das iſt genug, liebes Kind. Mir iſt's mit Deinem Vater ſelig auch nicht anders zu Muth geweſen; bei uns ging's nie ſo hitzig zu und wir haben dann ſo vergnügt zuſammen gelebt! Du ſiehſt's ja ſelbſt bei der Tante, was bei der Verliebniß heraus kommt, und da iſt's erſt noch beſſer als an andern Orten. Jungfer Chriſtiane ſagt's auch, wenn ſie nach ihrer Eltern Wunſch dazumal einen Apotheker genommen hätte, ſtatt auf den Stadtſchultheiß zu warten, es wäre beſſer gegangen; wiewohl ſie jetzt auch zufrieden iſt.

Daß Du Dich nicht ſo geſchwind entſchließen kannſt, iſt ganz natürlich; meine Mutter ſelig ſagte mir oft, zu ihrer Zeit wär's recht unanſtändig geweſen, wenn ſich ein Frauenzimmer nicht wenigſtens vier Wochen Bedenkzeit ausgebeten hätte. Ich habe mich freilich nicht ſo lange beſonnen, aber ich weiß doch auch, daß ich lang vor der Thüre ſtand und mich nicht überwinden konnte hineinzugehn, während mein Liebſter mit dem Papa geſprochen hatte.

Berathe es mit Gott, liebe Lina, in ihm iſt Weisheit und er wird Dir Freudigkeit ins Herz geben. Ich ſehe dies Glück als eine Fügung von ihm an, und ſo glauben auch Pfarrers. Nochmals, der Herr ſegne Dich, liebes Kind. Das iſt das beſtändige Gebet

Deiner treuen Mutter."

N. S.

„Wenn Ihr kommt, ſo iſt mir's doch faſt eine Verlegenheit mit meiner kleinen Stube, aber der reiche Boas hat wohl auch die niedere Hütte der Naemi nicht verſchmäht.

Die Tante ſchreibt: Ihr bringt das Eſſen mit, aber eine gute Nudelſuppe will ich doch auf allen Fall richten.'"

Das Wittwenhaus war mit feſtlichen Guirlanden umhangen, Schulmeiſters Töchter hatten dazu den jungen Wald geplündert und alle Narziſſen und Syringen der Dorfgärten herbeigebracht. Mit klopfendem Herzen ſaß die Matrone am Fenſter in dem ſchwarzſeidenen Kleid und der Spitzenhaube, die ſie ſonſt nur an Abendmahlstagen ſchmückten; heute konnte ſie nicht wie ſonſt geſchäftig herumtrippeln in ihren Vorbereitungen, ſie war zu bewegt dazu; ſie hatte Arndts Paradiesgärtlein vor ſich gelegt, aber ſie konnte auch nicht leſen, ſie konnte nur die Hände falten.

Endlich fuhr der Wagen an, — ein ganz anderer noch als der, in dem einſt Tante Pauline gekommen war. Auf dem Rückſitz ſaß neben dem Oberbaurath ein ſtattlicher Herr von etwas gerundeter Geſtalt, mit verſtändigen, gutmüthigen Zügen; neben Tante Pauline ſaß Lina, im glänzenden blauſeidenen Kleide, im weißen Atlashut mit Roſen, geſchmückt mit Ketten und Spangen, — war das die alte Lina noch? Der Bräutigam hob ſie ſorgſam herunter und führte ſie vorſichtig über die Schwelle, über die ſie doch ſo viel tauſendmal gehüpft. Die Mutter konnte nur weinen, aber der Bräutigam hatte mit dem erſten Händedruck ihr ganzes Herz gewonnen.

Tante Pauline rannte wie ein Lauffeuer vom Haus zum Wagen, vom Wagen zum Haus, packte aus und legte aus, Geſchenke für die Mutter, für Pfarrers, Torten, Paſteten, kaltes Geflügel, mit ſo beglückendem und Verwunderung forderndem Geſicht, als ob das alles ihre Spende wäre. Sie arrangirte die Tafel und machte dazwiſchen die Mutter auf Linas prachtvolle Toilette aufmerkſam. „Und daheim hat ſie noch ein graues Atlaskleid, und *den* Blondenſchleier ſollteſt du ſehen, und die Sammtmantille! Nein, er verwöhnt die Kleine wahrhaftig! Und wenn ihr geſehen hättet, als wir herausfuhren, wie Geheimeraths die Fenſter aufriſſen! ja ich möchte an manchen Thüren horchen können, bis die Neuigkeit überall bekannt iſt!" — Die Mutter allein empfand peinlich Paulinens Indelikateſſe. Lina war ihres Weſens ſchon gewohnt, ſie ſaß wie im Traum und ließ ihre Hand willenlos dem Bräutigam, der ſie mit ſtrahlendem Vergnügen betrachtete und daneben mit der Mutter ganz gemüthlich plauderte.

Die Mutter war glückſelig; ſo hatte ſie ſich den reichen Herrn Tochtermann nicht gedacht, ſo einfach, ſo gar nicht hochmüthig. Wie er ihr erzählte von ſeinem Vater, der einſt ein armer Kaufmann in einer kleinen Stadt geweſen, von ſeiner eigenen entbehrungsvollen Jugend, bis eine glückliche Spekulation mit ſeinen erſten Erſparniſſen ihm den Weg zum Reichthum geöffnet habe, wie er ſo lang allein geblieben, weil er gar nie Zeit gehabt habe, nur ans Heirathen zu denken, und weil er nie ein Mädchen geſehen, wie er es jetzt in Lina gefunden: einfach erzogen, natürlich und doch gebildet, und wie es ihn nun glücklich machen werde, Linas Jugend und der Mutter Alter zu verſchönen, — da hörte ſie in ſtummem Glück zu, ſie konnte kaum erwarten, bis ſie Lina auch recht eindringlich ermahnen konnte, ſich dieſes Segens würdig zu machen, und begriff nicht recht, warum ſie ſo ſtill ſei und ſich all die Herrlichkeit ſo ruhig gefallen ließ, als müſſe das ſo ſein. Aber das Mädchen hatte immer einen hohen Geiſt gehabt.

Im Pfarrhaus wurde das Brautpaar mit Freude und tiefer Rührung aufgenommen. Suſanne konnte ſich nicht halten, ſie ſprang mit lautem Jubel und Verwunderungsrufen im Kreis herum, um ihre ſchöngeſchmückte Jungfer Lina von allen Seiten zu betrachten, und ließ ſich's nicht nehmen, den Bräutigam „gnädiger Exlenz“ zu tituliren. „Wie eine Königin!“ rief ſie immer wieder triumphirend, wenn ſie die jugendliche Geſtalt in dem ſchimmernden Gewand gehn ſah.

Den Pfarrer blendete der Schimmer nicht, er legte ſegnend ſeine Hand auf ihre Stirn. „Gott ſegne dich, Kind, und mache dich zum Segen! Vergiß den edelſten Schmuck nicht, den ſanften und ſtillen Geiſt, der köſtlich iſt vor Gott.“ Jungfer Chriſtiane zerfloß in Thränen, konnte ſich aber dazwiſchen nicht enthalten, der Mutter beifällig zuzunicken im Blick auf die Beiden.

Frau Pauline und der Oberbaurath machten aus lauter Langerweile einen ſentimentalen Spaziergang ins Weidenthälchen, was ihnen ſchon gar lange nicht mehr begegnet war.

Mit den Ueberraſchungen war's nun freilich nichts. Wozu ihr den neuen Schiller zeigen, da bereits, wie ihnen Frau Pauline vertraut, ein höchſt eleganter Bücherſchrank mit allen möglichen Klaſſikern gefüllt für Lina beſtellt war. Was war für ſie jetzt das gemalte Zimmer mit den Maiblumen und gar die Aepfelküchlein der Jungfer Chriſtiane!

Auch im Pfarrhaus gefiel der Bräutigam außerordentlich wohl, und während ſie dort in behaglichem Geſpräch ſaßen, flüſterte ihm Lina ins Ohr, ſie wolle ihre Freundin Luiſe beſuchen, die ſich mit beſcheidenem Stolze bis dahin der glänzenden Jugendgeſpielin fern gehalten hatte. Gern hätte er ſie begleitet, er ließ gar ungern und zögernd ihre Hand aus der ſeinen, aber das unvermeidliche Gefolge der gaffenden Dorfkinder war ihm läſtig, ſo ging ſie allein.

Allein, wieder einmal, ganz allein ging ſie den altbekannten grünen Kirchhofpfad, das ſeidene Gewand umrauſchte ſie, die Spangen an den Armen blitzten ihr entgegen, wenn ihr Blick ſich ſenkte, — ſie kam ſich wie ausgetauſcht vor. Leiſe, langſam, immer noch wie träumend, ging ſie den Weg, den ſie ſo oft leichten Trittes gehüpft war, und leiſe ſtieg ſie hinunter bis zum Schulhauſe, wo ſie verwunderter Jubelruf empfing.

Sie kam lange nicht mehr zurück. Dörner wurde unruhig und hätte gern nach ihr geſehen, aber der alte Herr hatte ein Geſpräch über England mit ihm angeknüpft, er konnte ſich nicht losreißen. Die Mutter ſtand auf und flüſterte ihm gutmüthig zu: „ich will ſie ſchon bringen.“

Lina war nicht mehr im Schulhaus, aber das Wittwenhäuschen ſtand offen. Das Wohnzimmer war leer, die Mutter ſtieg hinauf in Linas neugeſchmücktes Gemach, das ſie ihr noch nicht einmal zu zeigen gewagt hatte. Da kniete Lina vor dem Bette und hatte das Geſicht in die Kiſſen gedrückt und ſchluchzte und weinte bitterlich. „Um Gotteswillen, Kind, was iſt's mit dir? Steht es ſo? Ach, Kind, wir haben uns wohl zu leicht von dem äußern Glück blenden laſſen! Es muß ja nicht ſein, du biſt ja noch nicht gebunden.“ Lina richtete ſich auf und trocknete die Augen. „Sei ruhig, Mütterchen,“ ſagte ſie, indem ſie ihr die Hand gab, „es kam mir nur alles ſo plötzlich, ich bin gewiß zufrieden und werde auch glücklich werden.“ — „Kind,“ ſprach die Mutter kopfſchüttelnd, „ſo weint keine glückliche Braut. Komm, Lina,“ fuhr ſie mit tiefem Ernſt fort, „beſinn dich noch, ſo lang es Zeit iſt; es wäre freilich arg, wenn alles wieder nichts würde, aber lang nicht ſo ſchlimm, als wenn du deinem Mann kein treues, liebevolles Herz zubrächteſt. Du wirſt doch nicht,“ ſagte ſie leiſe und zögernd, „das heilige

Ja ausſprechen wollen mit einem Andern im Herzen? — Der Arnold?“ — Ein glühendes Roth, mehr des Unwillens, als eines Herzens, das ſich getroffen fühlt, flog über Linas Züge. „Nein, o nein, Mutter,“ rief ſie entſchieden aus, „und wenn der käme mit all ſeinem Geiſt und ſeiner Frömmigkeit und ſeinem Stolz und fiele mir zu Füßen, ich ſtieße ihn weg. So bin ich nicht geſunken, daß ich mein Herz einem nachwürfe, der es in den Staub geſtoßen! Nein, Mutter,“ fuhr ſie ruhiger fort, „du darfſt keine Sorge haben, aber es kam ſo ſchnell, man ſetzte alles ſo gewiß voraus, ich hatte noch keinen Augenblick in Ruhe, die Thränen haben nur den alten Mädchentagen gegolten, die nun enden ſollen, eh ſie recht angefangen. Sei ruhig, Mütterchen, ich werde gewiß ein glückliches Weib.“ — „Und ein gutes, Lina, und ein treues, treu mit deinem innerſten Herzen, nicht wahr?“ — „Gewiß!“ rief Lina wieder heiter und ſchlug ihre Hand in die dargebotene der Mutter, „darauf freue ich mich ja gerade, den guten Dörner ſo recht glücklich zu machen, der mit all ſeinem Geld indeß ein ſo langweiliges Leben geführt.“

Drunten wurde es laut. Tante Pauline kam lachend mit dem Bräutigam, um die Verlorene zu ſuchen. Es ſollten noch ernſte Berathungen gepflogen werden wegen der Hochzeit. Ueber die Zeit waren die Anſichten getheilt. Lina meinte in einem Jahr, die Mutter milderte es zu einem halben, Dörner aber wollte höchſtens drei Monate warten, und mit Hülfe der unwiderſtehlichen Tante Pauline ſetzte er ſeinen Antrag durch. „Aber die Ausſteuer!“ meinte bedenklich die Mutter; „ich habe zwei Jahre an der meinigen genäht.“ — „Das iſt meine Sache,“ ſagte der Bräutigam, „durch die Hand unſrer allmächtigen Tante kommt wohl alles zu Stande.“ — „Gewiß, verlaßt euch darauf!“ rief die Tante, deren Augen funkelten beim Gedanken, ſolch großen Umtrieb für ihre Raſtloſigkeit zu haben und ſo recht mit vollen Händen in eine Börſe greifen zu dürfen, ohne einen ſcheltenden Gemahl zu fürchten. „Hände gibt's genug; Möbel, Garderobe, Küchengeräthe und Weißzeug, alles ſoll aufs Schönſte bereit ſein, und eine Reiſe macht ihr doch? Der Rhein und die Schweiz ſind nimmer neu, Paris iſt moderner, oder Italien? Bis ihr da zurück ſeid, trefft ihr Alles im beſten Stand, wenn mir der Herr Neveu Carte blanche gibt.“ — „Gewiß, gewiß!“ — „Der Herr Tochtermann ſind allzugütig,“ ſagte die Wittwe, mehr beſchämt und verwirrt als vergnügt, „aber — die feine Leinwand, das ſchöne Tiſchzeug, das ich mit eigener Hand für meine Lina geſponnen, das iſt nun wohl auch zu gering?“ — „Das nehmen wir recht mit Dank an,“ ſprach der Banquier, „es ſoll unſrem Hauſe Segen bringen und wir wollen es in Ehren halten.“ Nun war die Mutter wieder heiter.

Lina beſtand darauf, in der Mutter Heimath von ihrem alten Freunde getraut zu werden, für ſo unſinnig es auch die Tante erklärte. Die Mutter freute ſich darüber, nur meinte ſie bedenklich: die vielen Gäſte —. „Was Gäſte!“ rief die Tante, „welcher Unſinn! da komme höchſtens ich mit, ſie laſſen ſich in der Stille trauen, trinken eine Taſſe Chokolade und fahren in die weite Welt. Das thäte uns noth, ein ſo ſolennes Hochzeitsfeſt, wie vor Zeiten das meine, wo ſieben Pfarrer der Umgegend Feſtreden hielten und der Schulmeiſter und zwei Proviſoren zuletzt dazu heulten!“ — „Aber bis zur Hochzeit laſſen Sie Lina noch hier?“ fragte die Mutter. Der gutmüthige Dörner ſagte nicht gern Nein, aber die Tante drang ſiegreich mit ihrer Meinung durch, indem ſie bewies, wie nun Lina Kleider probiren, Hüte beſtellen und Viſiten machen müſſe. — Höchſtens ein paar Tage vor der Hochzeit wurden zugeſtanden. Die Stunde der Trennung ſchlug und ſie fuhren dahin, Lina winkte nicht mehr ſo oft zurück, wie jenes erſtemal, nur Tante Pauline richtete ſich noch einmal auf und blickte triumphirend nach dem kleinen Dörfchen zurück, und fühlte ſich ſtolz und siegesfroh als die Beglückerin der Familie.

Sechs Jahre ſind verfloſſen, ſeit Lina zum erſtenmal als Frau die kleine Dorfkirche verlaſſen, ſeit ſie das ſchimmernde Atlaskleid, den duftigen Schleier und den blühenden Mirthenkranz abgelegt hatte und an der Seite ihres hochentzückten Gatten hinausgefahren war in die weite, neue Welt.

Sie iſt nun lange wieder daheim, daheim auch in ihrer neuen behaglichen Lage, in der Eleganz und dem Reichthum ihrer Umgebungen. Sie hört nicht mehr mit Verwunderung ihre ſeidenen Gewänder rauſchen oder blickt erſtaunt auf ihre funkelnden Armbänder. Sie trägt und gebraucht das alles mit Anſtand und Sicherheit, mit Takt und Geſchmack, als ob ſie es nie anders gewöhnt geweſen wäre. Man fand früher, daß ſie ein hübſches Mädchen ſei, jetzt gilt ſie für eine ſchöne Frau, ihr Salon iſt der geſuchteſte, ſie ſelbſt mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrem leichten, raſchen Urtheil die Zierde jeder Geſellſchaft.

Auch der Armen hat ſie nicht vergeſſen in ihrem Glück, ſie ſpendet gerne und mit vollen Händen und iſt die Protektorin zahlloſer wohlthätiger Vereine.

Sie hat drei Kinder, die niedlichſt gekleideten der ganzen Stadt, ſie freut ſich von Herzen ihres Heranwachſens und ihrer kindlichen Lieblichkeit, ſie ſpielt und tändelt gern mit ihnen, zumal im Sommer, wenn ſie zuſammen auf dem Landgut ſind; Winters in der Stadt iſt es zu unruhig, da findet ſie wenig Zeit dazu.

Ihr Mann iſt unverändert geblieben in ſeiner Güte; er freut ſich, wenn die Frucht ſeiner angeſtrengten Arbeit für ſie zu heiterem Genuſſe wird, er freut ſich, ſie ſchön geſchmückt und lebensvoll in Geſellſchaften zu ſehen, er begleitet ſie dahin, ſo oft ſie es wünſcht, geht ſie gerne allein, ſo findet er's auch behaglich, ſeinen Club zu beſuchen. Die Mutter hält er hoch in Ehren, und da ſie nicht zu bewegen war, ihren Wittwenſitz und ihre alten Freunde zu Eichbronnen zu verlaſſen und ſich in der glänzenden Stadtwohnung auch nicht behaglich fühlt, ſo muß ſie wenigſtens jeden Sommer einige Wochen auf Roſenau, ſo heißt der Landſitz, zubringen.

Es fehlte Lina an nichts, jeden Drang nach geiſtiger Weiterbildung, jede Freude an Kunſtgenuß konnte ſie befriedigen; Bücher und Lehrer, Künſtler und Dichter, Muſik und Bilder ſtanden ihr zu Gebot, und doch fühlte ſie eine Leere im innerſten Grund ihres Weſens, doch ſchien ihr oft, ihr Leben ſei ein Traum und ſie möchte erſt wieder neu beginnen von der Zeit, wo ſie ihre ſtille Jugendheimath verlaſſen hatte, doch war es ihr, als ſei ſie um ein unendliches, unausſprechliches Glück betrogen, und die heitere Zierde geiſtvoller Cirkel war daheim oft eine verſtimmte, reizbare Hausfrau. Warum das?

Lina nennt es, aber nur im tiefſten Grund ihrer Seele, ein unausgefülltes Herz, und ſie denkt, es ſei recht viel, daß ſie mit ſo heiterem Muth ein Leben trage, dem eine ſo unendliche Lücke geblieben. Die Mutter, die mit ihren ſtillen

Augen, ihrem weltunerfahrenen Sinn nun ſeit Jahren in der Tochter Hausſtand blickt, die denkt: wenn ſie nur ihr Herz in ihre Pflichten legen möchte, ſo wäre die Lücke nicht ſo tief, — aber ſie weiß es nicht recht zu ſagen, ſie wird immer ſtiller, der beredten, glänzenden Tochter gegenüber.

Mutter und Tochter ſitzen auf der Terraſſe zu Roſenau, wo ſich der ſchön angelegte engliſche Garten vor dem Blick ausbreitet, — reizende kleine Gebüſche, weiche, grüne Raſen mit bunten Blumenparthieen dazwiſchen, im Hintergrund maleriſche Baumgruppen, alle Proſa der Pflanzenwelt, Gemüſe und Küchenkräuter verbannt in den Küchengarten hinter dem Hauſe. Die Roſen auf Roſenau ſind verblüht, nur an hohen Noiſettebäumen hängen noch die dornloſen Blüthenbüſchel, aber das iſt nicht die friſche naturwüchſige Roſe. Die vermeſſene Kunſt des Menſchen, der den Schöpfer ſpielt, kann den urſprünglichen Zauber der unmittelbaren Schöpfung nicht wiedergeben. Doch Malven blühen und Dahlien in buntfarbiger Pracht, Reſeden haben halbe Beete überwuchert und überduften den leiſen Moderhauch, der auch die klarſte Herbſtluft durchzieht.

„Wie ſtill und behaglich iſt's heut, noch gar kein fremder Menſch gekommen," ſagte die Mutter. — „Ja, ſchon ſeit drei Tagen nicht," verſetzte Lina mit unterdrücktem Gähnen, „ich glaube, wir müſſen an den Umzug denken." — „Freilich, deinem Mann wird's auch jetzt einſam werden, an den kurzen Tagen kann er Abends nicht ſo oft mehr herauskommen." — „Nun, es geht ihm nichts ab, ich habe ihm ja dießmal die Köchin drin gelaſſen und behelfe mich mit den beiden andern Mägden." — „Heute aber kommt er gewiß, es iſt ja Samſtag; ſollteſt du nicht ſein Zimmer ein wenig heizen laſſen, Linchen?" — „Weiß nicht; wenn er warm will, wird er's ſchon ſagen, er bringt ja den Friedrich mit.“ — „Und ſollteſt du nicht ein anderes Abendeſſen beſtellen? Du weißt, er klagte das letztemal, daß er auf den Thee ſchlecht geſchlafen, ein gutes Süppchen —?“ — „Das kann er ja noch beſtellen, wenn er kommt,“ lachte Lina, „ſo keck iſt er ſchon, ich bin den Thee gewöhnt.“ —

„Nun ich dachte nur, ein gemeinſames Abendeſſen ſei ihm behaglicher. Ich weiß ja wohl,“ fuhr ſie etwas ſchüchtern fort, „daß es bei euch an gar nichts fehlt, was zur Bequemlichkeit gehört, aber ich meine doch, die Hand der Frau läßt ſich dem Manne mit nichts erſetzen. Darum hat mich eine Königin immer ſo gedauert, weil ſie ihrem Mann ſo wenig zu liebe thun darf. Dein Vater ſelig hätte gar nicht geglaubt, daß das ein Heimkommen ſei, wenn ich ihm nicht Schlafrock und Pantoffeln bereitgeſtellt hätte; ich hatte ja auch meine Magd, aber er konnte eben nicht ſchlafen, wenn ich ſeine Kiſſen nicht geſchüttelt, du lieber Gott! Und wie hätte er Kaffee trinken können, wenn ich ihn nicht eingeſchenkt! Und das war ein Fragen und ein Gucken nach mir, wenn ich nur vor der Thür war! Und in ſeiner letzten Krankheit, wie ihn der Doktor noch ſo geplagt hatte mit Blaſen und Schröpfen, wie ich dann an ſein Bett kam und ihn verband, da hat er meine Hand gefaßt und lächelnd geſagt: ‚da kamen die Engel zu ihm und dienten ihm.‘ Siehſt du, das thut mir doch noch wohl!“ Und ihre naſſen Augen glänzten in der Abendſonne.

Lina war eine Weile ſtill. „Das iſt nun in unſern Verhältniſſen anders, Mutter, und darin beſteht auch die Liebe und Treue nicht; mein Mann hat vorher ſchon lange allein gelebt und ſich ſelbſt helfen lernen. Auch mache ich an ihn gar nicht die Anſprüche, die andere Frauen machen,“

ſagte ſie leichthin; „als jung denkt man ſich einen Mann, der Gedichte an uns macht und uns Abends vorlieſt.“ — „Nun, das iſt freilich nicht jedem gegeben,“ meinte die Mutter, „der Vater ſelig las auch nicht beſonders gern vor, und wollt ich ihm leſen aus ſeinen Büchern, ſo brachte ich die fremden Wörter nicht recht heraus. Aber du kannſt ſo ſchön vorleſen, Lina!“ — „Unſer Geſchmack iſt verſchieden, die Zeitung und der Walter Scott, was meines Mannes Lieblingslekture iſt, wird mir langweilig, ich glaube, er hat ſich zum Zeitungsvorleſen wenigſtens den Friedrich dreſſirt.“

„Wo bleiben denn die kleinen Herzchen?“ fragte die Großmutter, die das Geſpräch nicht mehr fortſetzen mochte. „Sie ſind noch fort mit der Franzöſin.“ — „Meinſt du nicht, es werde zu kühl für ſie?“ — „Man muß die Kinder auch abhärten, die Margot kommt ſchon zur Zeit.“ — Eben kamen die Kleinen den Gang herauf mit Margot, die einen Roman in die Taſche ſchob, der ſchwarzaugige Otto, der kleine Eugen, der noch nicht recht gehen konnte, und Amelie, die zu der Mutter Bedauern mehr ein häßliches, als ein ſchönes Kind war. Der Kleine wurde geherzt, Otto erzählte die Abenteuer des Spaziergangs und Amelie ſchmiegte ſich in der Großmutter Schooß, die Mutter hatte ſie auch lieb, aber ſie wußte nicht viel mit ihr anzufangen, ſie hatte noch nie verſucht, in das ſtille Weſen des Kindes einzugehen.

Da fuhr vorn am Hauſe ein Wagen an, ein im Augenblick unerwartetes Ereigniß, denn der Vater pflegte an ſchönen Abenden zu Fuß zu kommen. Man hörte, noch eh man vor die Hausthür kam, die laute Stimme der Tante Pauline: „Friedrich, Sie nehmen meine Schachtel; wo iſt Babette? ſie ſoll mir Hut und Schirmchen heraustragen. Du, Junge da, nimm den Joli, das arme Thier. Entſchuldigen

Sie, Herr Neveu, in der Taſche ſtecken die Törtchen!" — „Das iſt Tante Pauline!" riefen die Kinder, Großtante zu ſagen war ſtreng unterſagt. — „Grüß dich Gott, Lina, grüß Gott, Schweſter!" rief Pauline, indem ſie mit viel Geräuſch und Umſtand endlich den Wagen verließ, „immer glücklich auf eurem Feenſitz? Nun, ich hoffe auch noch zu kommen, meines Mannes langweiliger Fuß iſt jetzt ſo weit, daß ich nicht immer auf dem Platze ſein muß, er iſt ohnedieß ſo wunderlich, ſoll's nun auch ohne mich verſuchen."

Dörner begrüßte herzlich ſeine Frau und ſtellte ihr einen Herrn vor, der jetzt erſt aus den Schachteln, Hauben- und Hundekörbchen der Tante ſich herausarbeiten konnte: „Herr Leon —," er wandte ſich um nähere Bezeichnung verlegen zu der Tante. — „Dichter der Frühlingsſtürme, der —," ergänzte dieſe, die auch in den Titeln der neueſten literariſchen Erzeugniſſe nicht ſehr bewandert war, „Lina braucht keine nähere Vorſtellung." — „Gewiß nicht," ſagte dieſe erfreut und doch mit einem leichten Anflug von Verlegenheit, „Sie haben uns manch ſchöne Stunde gemacht und wir uns mit Vergnügen der Zeit erinnert —." — „Wo ich, ein ſchüchterner Fremdling, in Ihren Kreis eingeführt war," ſprach Leon, der ſich nur dunkel erinnerte, die ſchöne Frau einmal geſehen zu haben. — „Und nun ziehen Sie wie ein Sieger in lauter eroberte Lande ein," bemerkte Lina. Ein ſtolzes Lächeln flog über Leons Geſicht. Das Blatt hatte ſich gewendet, das Glück, das Geiſtesgaben und Erfolg nicht weniger launig vertheilt, als materielle Güter, hatte ihm plötzlich die volle Gunſt des Publikums zugewandt, dem die Kritik nur langſam und zögernd das Recht zugeſtand, ſich für ſeine Werke zu begeiſtern. Der junge Dichter, der mit ſeinen Manuſcripten im Comptoir der Buchhändler geſtanden, die ihn achſelzuckend verſicherten, wie wirklich eben gar kein Boden ſei für epiſche Dichtungen und wie die bedrohlichen Zeiten das kleinſte Unternehmen mißlich machten, war nun der Löwe des Tages geworden, ſeine Gedankenſpäne wurden mit Gold aufgewogen, und Damen feinſten Tons ſchätzten ſich glücklich, ihn in ihre Salons zu gewinnen.

Tante Pauline, die ein großes Talent hatte, das Neueſte auf jedem Gebiet zu entdecken, hatte ſeine Ankunft in der Reſidenz erfahren und Alles daran geſetzt, ihn Geheimeraths abzuſpannen, die bereits eine Fahrt nach der Lindenhöhe mit ihm beabſichtigten. Dörner, dem ſie vorſtellte, wie ſehr es Lina freuen und intereſſiren würde, den Dichter bei ſich zu ſehen, ließ ſich gern bereit finden, ihn einzuladen, ein glücklicher Zufall führte Leon in einer Geldangelegenheit zu dem Banquier, er nahm die Einladung nach Roſenau an, und in hellem Triumph fuhr die Oberbauräthin mit ihrer Beute zum Thor hinaus. „Geheimeraths hatten ſchon den Wagen beſtellt, da haben ſie noch den Dichter Braun eingeladen, deſſen Verſe Niemand lieſt, als er ſelber, und die Seger, die kleine Kindergeſchichten ſchreibt, helf was helfen mag,“ erzählte ſie, ſtolz auf ihre Eroberung, lachend ihrer Nichte, während Dörner Leon den Garten zeigte; dann rannte ſie wieder zum Wagen und ins Haus, um die kleine Kollation herzudirigiren. Die Pfarrerin war immer halb entſetzt über die Keckheit ihrer Schweſter, ſie ſchaltete nach ſechs Jahren noch nicht ſo ungenirt im Haushalt ihres eigenen Kindes, wie Pauline in den erſten Tagen.

Man mußte ſich bald von der kühlen Terraſſe in den Gartenſaal zurückziehen, Pauline arrangirte einen Punſch, der Dichter wurde ſehr liebenswürdig, man verſtändigte ſich jetzt erſt über die frühere Bekanntſchaft: es war für Lina eine kleine Demüthigung, daß er ſie nicht gleich wieder erkannt. Zuerſt war die Unterhaltung eine allgemeine über große Städte, wo ſich der Dichter zuletzt aufgehalten, mit denen auch die Andern bekannt waren, allmählig ſprach nur noch Lina und der Gaſt, und mit ſtillem Vergnügen hörte der Banquier die lebhafte, feurige Beredtſamkeit ſeiner Frau, wie ſie über Dichterwerke und ihren Eindruck, über Kindheitserinnerungen, über den Zauber der Natur und den geheimnißvollen Reiz ihrer einfachſten Erſcheinungen ſprach. „Kein Menſch merkt's ihr an, daß ſie nicht in Salons erzogen iſt,“ flüſterte er der Tante zu, „aber ich habe ihr auch alles leicht gemacht, dem lieben Kind, was ſie zu ihrer Bildung bedurfte.“ — „Sie könnte heut ſelbſt Geſchichten ſchreiben,“ ſtimmte dieſe flüſternd bei, „es iſt das aber doch nicht beſonders nobel; man reißt ſich wohl um die Dichter in Geſellſchaften, aber im Ganzen gelten ſie eben ungefähr eine Klaſſe höher als Schauſpieler erſten Rangs; in England iſt das wieder anders.“

Aber das bloße Zuhören macht müde. Dörner und die Mutter zogen ſich allmählig zurück, nur Tante Pauline hielt als Ehrendame aus bei den Beiden, die ſo ins Geſpräch vertieft waren, daß ſie noch kein Ende finden konnten. Sie ſprachen über Leons letzte Dichtung. „Der Schluß hat mich überraſcht,“ ſagte Lina, „ich hatte mir ihn viel anders gedacht.“ — „Mein eigener Plan war ein ganz anderer,“ entgegnete Leon, „aber die innere Entwicklung des Werks zog mich faſt wider Willen auf dieſe Bahn: das iſt die eigene, lebendige Seele eines Werkes unſerer Hand, unſeres Geiſtes, von der die Morgenländer fabeln, der geheimnißvolle Zauber des Werdens, der uns aus unſerer eigenen Schöpfung entgegen weht —.“ — „Des Herrn Lavoir iſt zerbrochen," meldete der eben eintretende Friedrich, „und Madame müſſen den Schlüſſel zum obern Zimmer verlegt haben, wo das Porzellan ſteht." — „Es iſt morgen noch Zeit," beſchied ihn unwillig Lina, „Sie haben's gehört." Der Diener entfernte ſich zögernd. Aber der Faden war abgeriſſen, man ſtand auf, und Leon rezitirte halblaut Pfizers Worte:

„O habt ihr es auch ſchon empfunden,
Wie Unmuth faſt die Bruſt zerſprengt,
Wenn in den Kreis geweihter Stunden
Ein ungeweihter Gaſt ſich drängt?"

Ueber dem ungeweihten Gaſt fiel der Tante der mitgebrachte Gaſt ein, und ob die Nichte in ihrem poetiſchen Glück auch Sorge für ihn getragen habe. Das hatte aber ſchon die Mutter gethan.

Angenehm aufgeregt, wie lange nicht mehr, ging Lina auf ihr Zimmer, und der gute Dörner ſchüttete am andern Morgen Waſſer aus der Flaſche auf ſein Handtuch, weil er die Frau nicht noch einmal um ſein Lavoir bemühen wollte.

Das Landhaus war geſchloſſen, die Mutter ſpann wieder daheim in der Geſellſchaft der Jungfer Chriſtiane, die dieſen Winter viele Sorge um des Bruders Geſundheit hatte, und Lina hatte ſich in der Stadt eingerichtet. Die geſelligen Kreiſe waren dieſen Winter beſonders belebt durch die intereſſante Perſönlichkeit Leons, und Dörners wurden vielfach beneidet, da er ſich doch am liebſten in ihrem Hauſe aufhielt. Tanzunterhaltungen und Kartenſpiel wurden weit in den Hintergrund gedrängt durch Vorleſungen, freie Vorträge, Beſprechungen über neue literariſche Erſcheinungen, die ſich unter Leons Leitung zu einem förmlichen Gerichte in der Form der alten cours d'amour bildeten, nur daß die ſchuldig Befundenen meiſt in contumaciam verurtheilt wurden.

Lina lebte und webte in all dieſem, das war eben die Saite ihres Weſens, die bis jetzt nur flüchtig angeklungen hatte. Gerade ihre einfache Erziehung, die doch ihrem Geiſt volle Freiheit gelaſſen hatte, ſich zu entwickeln, gab ihrem Urtheil eine Friſche und Originalität, die, zumal bei einer Dame leicht den Mangel gründlicher Bildung bedeckt. Ueberall, ohne daß es darauf angelegt war, ſpielten ſie und Leon die Hauptrollen, und nur ihre Unbefangenheit und das ehrende Vertrauen, das ihr ihr Gatte zeigte, und — die allgemeine Leidenſchaft der Damen für den intereſſanten Dichter ließ die lauten und leiſen Bemerkungen darüber nicht zu ſchlimmer Nachrede werden.

Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht,

und dieſe Mauer ſchützt nicht nur nach innen, auch nach außen.

Der Gerichtshof war wieder einmal verſammelt, es lag ein neues Werk über weibliche Beſtimmung vor. „Nun, ich muß ſagen, unſere Schriftſteller ſind nicht ſchuldig, wenn unſere Frauen noch nicht wiſſen, wie ſie mit ſich ſelber dran ſind,“ meinte ein älterer Herr; „von allen Seiten her, Männer und Weiber, Pfarrer und Dichter, alles predigt ſie an über ihren Beruf und ihren Werth und ihren Lebenszweck.“ — „Und immer praktiſcher werden die Rathſchläge,“ lachte Lina; „ein Buch über weibliche Beſtimmung muß künftig als Anhang ein Kochbuch haben, nebſt einer Anweiſung zum Beſtreichen der Betten; die Männer müſſen ſich ungeheuer gut ſtehen, wenn einmal das ſo gebildete Geſchlecht heranwächst."

„Mir kommen all dieſe Werke und Anleitungen unendlich unſinnig vor," ſagte Leon. „Während man im Reich der Natur, in jedem einzelnen Gebiet die unendlichſte Mannigfaltigkeit der Erſcheinung und der Beſtimmung ſieht, während man bei dem Manne die vollſte Entwicklung ſeiner eigenſten Individualität nicht nur geſtattet, ſondern fordert, ſie als Bedingung ſeiner geſunden Exiſtenz anſieht, will man die Frau, dieſes individuellſte Weſen, für das ſchon Göthe auch in Aeußerlichkeiten volle Freiheit zur eigenen thunlichen Entfaltung in Anſpruch nimmt, will man ſie, wie ihr zu ſagen pflegt, über Einen Kamm ſcheeren. Freilich iſt die Frau zur Hausfrau geſchaffen, zur Köchin, zur Nähterin, zur Erzieherin, aber nicht jede Frau. Während die eine unübertrefflich iſt in ihrer Küche, die andere vortrefflich in ihrer Kinderzucht, iſt jenes zarte, liebliche Weſen offenbar nur eine Blume zur Zier des Gartens, und ſie hat ihre Miſſion erfüllt durch die Anmuth ihrer Erſcheinung." — „Aber wenn ſie einen Mann hat und Kinder und die wollen eſſen?" warf der proſaiſche Herr dazwiſchen.

Ohne dieſen Einwurf zu beachten, fuhr Leon mit Feuer fort: „Selten ſind wohl die Erkorenen im Frauengeſchlecht, denen beſchieden iſt, im Gebiete der Kunſt, der Literatur ſelbſt ſchaffend aufzutreten und eine neue Bahn zu brechen, aber auch die ſind auf dieſem Felde berechtigt, die in weichern Schwingungen als anmuthiger Nachhall die Saiten ausklingen laſſen, die die ſtärkere und rauhere Männerhand angeſchlagen hat. Und wenn die Nachtigall mit ihren ſüßen Tönen eine Welt in eurer Seele weckt, wenn der Nachklang dieſer Töne, die für das Entzücken eines Augenblicks geſchaffen ſcheinen, weit, weit und lange in die Welt des Geiſtes hinauswirkt, wollt ihr dann beklagen, daß ſie kein nützliches Hofhuhn geworden? Die höchſte, die ſchönſte, die naturgemäßeſte Miſſion aber für eine begabte Frau ſcheint mir die, als Muſe den Geiſtern zur Seite zu ſtehen, die da berufen ſind, ihrem Geſchlecht als Sterne voranzuleuchten, das heilige Feuer des Genius, das in der Seele des Mannes ſchlummert, zu wecken, anzufachen und zu erhalten, ſei es mit ſüßem Geſang, mit dem Zauber der Schönheit, ſei es mit der bloßen Einwirkung ihres weichern, biegſamern, leichter faſſenden Weſens. Warum klagt ihr, daß unſere Zeit arm ſei an großen Erſcheinungen? Seht auf die Dichterheroen unſrer nächſten Vergangenheit, welch mächtigen, belebenden Einfluß haben Frauen auf ihre Entfaltung, auf ihre Schöpfungen gehabt! Ihr wollt das Schönſte, das geſchaffen wurde, die Krone der Schöpfung herabziehen zum bloß Nützlichen, es iſt eure Schuld, wenn euch Beides verloren geht.“

„Aber ich muß nochmal ſagen,“ begann der beharrliche Herr, „nicht alle Männer ſind eben in der Lage, eine Frau als Muſe zu erhalten, da müßte man gleich eine Hausjungfer daneben einthun.“ — „Nicht alle Männer brauchen eine Muſe,“ brach Leon los, gereizt durch das Lachen, das den ganzen Eindruck ſeiner Rede zu zerſtören drohte, „ihr Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähndriche, Sekretärs oder Huſarenmajors, ſucht ihr euch immerhin Hausfrauen nach Herzensluſt, die Schinken einſalzen und wollene Wämmſer ſtricken, aber daß es auch ſolchen, die den wahren Werth einer ächten Frau verſtehen, die eine edle Blume hegen möchten und pflegen, damit ſie ihr ſüßer Duft erquicke und belebe ein ganzes Leben durch, daß es dieſen ſo ſelten beſchieden iſt, die Seele zu finden, die ſie ergänzt, daß ſie die Blume müſſen welken ſehen im Gemüſegarten, —.“ Seine Bewegung übermannte ihn, er ſchwieg, während einige Damen ſich bedeutſame Blicke zuwarfen. „Na, ich glaub', er ißt doch auch gern Schinken und lebt überhaupt nicht von der Luft und vom Duft,“ murmelte der Proſaiſche.

Frau von Leiningen, eine ältere Dame, kein regelmäßiges Mitglied des Gerichtshofs, die durch die Lebhaftigkeit der Beſprechung herbeigezogen worden war, ſagte begütigend: „Sie nehmen's zu tragiſch, lieber Leon. Wir alle, die wir hier ſind, können eben nicht klagen, daß wir für Nützlichkeitszwecke mißbraucht werden, auch unſern jungen Mädchen macht man nicht den Vorwurf übergroßer Brauchbarkeit. Ich denke, das alte Segenswort: ‚Dein Weib wird in deinem Hauſe ſein wie eine Rebe,‘ ſcheint mir ein ſchönes Bild weiblicher Beſtimmung. Die Rebe iſt eine Zier des Hauſes, und während ſie tief und feſt an ihm wurzelt, umrankt ſie es leicht und anmuthig mit friſchem Grün und füllt es mit lieblichem Duft zur Zeit der Blüthe; daß ſie im Herbſt die köſtliche Frucht bringt und für den Winter den edlen Wein, das werden unſere Männer ihr nicht zum Vorwurf machen,“ ſchloß ſie lächelnd gegen Leon gewendet. — „Gnädige Frau ſind ja ſehr bibelfeſt,“ meinte ein junger Mann etwas ſpöttiſch; auch einige Damen fanden das Citat „ein bischen geſchmacklos.“ Lina hatte wenig davon gehört, ihre Seele lag noch in Leons Worten, ſie ſah aber nur flüchtig nach ihm hin und ging nach Hauſe, ohne ihm beſonders gute Nacht zu ſagen.

Die Bewegung von dem Geſpräche des Abends klang in Lina noch am folgenden Morgen nach, als ſie, in tiefe Gedanken verſunken, auf dem weichen Divan ihres Zimmers lehnte. Leons Worte hatten den Schleier von den ſtillen

Wünſchen ihres Herzens weggezogen. Das war ja ſtets ihr Ideal der Ehe geweſen, ein Ineinanderfließen der Seelen, eine gegenſeitige geiſtige Anregung, ein Verſtehen ohne Worte, das die edelſten Blüthen des Geiſtes weckt. „O was hätte da aus mir werden können! ſagte ihr Seufzer ohne Worte, und was iſt meine Ehe?

Ihr Mann trat ein, den ſie lange auf dem Comptoir geglaubt hatte. Es war dieß eine ganz ungewöhnliche Stunde, auch ſchien er ſelbſt etwas verlegen. „Liebes Kind,“ begann er zögernd, „ich hätte ſchon lang gern mit dir geſprochen, aber wir ſind ſo ſelten allein.“ — „Was wollteſt du denn?“ fragte Lina zweifelnd und befangen. — „Liebes Kind,“ begann er wieder, ſich ein Herz faſſend, „ich muß mit dir über unſere Verhältniſſe reden. Du weißt, ich habe dir nie etwas erſchwert und es freut mich, wenn du unſer Leben mit den Mitteln, die uns gegeben, ſo freundlich wie möglich geſtalteſt, aber — unſer Verbrauch iſt wirklich ohne alles Verhältniß mit unſerer Stellung, mit unſern Mitteln ſelbſt, wenn ich an die Zukunft unſerer Kinder denke.“ — „Du darfſt nur gebieten, wo abgebrochen werden ſoll,“ ſagte Lina im Ton einer gekränkten Unſchuld, „verkaufe Pferde und Wagen, ich bin lange zu Fuß gegangen, ich kann es wieder, verabſchiede von den Dienſtboten, wenn du willſt, es ſteht ganz zu dir, ich habe hier nichts zu ſagen.“ —

„Ich bitte dich, Kind,“ ſprach er faſt ängſtlich, „nimm es nicht ſo; das alles verträgt ſich ganz wohl mit unſern Mitteln. Nur wenn du hie und da ein Auge haben wollteſt auf das Treiben der Dienſtboten, genaue Rechnung führen, die Noten der Kaufleute durchſehen. Ich glaube, daß du die ganze Garderobe deiner Dienerſchaft mit bezahlen mußt und die häuslichen Vorräthe, ich verſichere dich, es geht ins Unendliche, was die Köchin verrechnet." — „Rechentalent habe ich nie viel gehabt," erwiederte Lina mit einiger Ironie, „ich glaube, wenn du die Küchenrechnung durchſehen wollteſt und der Köchin Zucker und Schmalz nachwiegen, es käme viel mehr dabei heraus." — Gereizt durch ihren Ton fuhr er etwas entſchiedener fort: „und dann wollte ich dich auch bitten, dich mehr der Kinder anzunehmen. Frau Oeſter, die nahe dem Schloßgarten wohnt, ſagte mir, daß ſie ſtundenlang dort ohne Aufſicht ſind, da die Franzöſin liest oder mit Freunden promenirt. Und dann," fügte er wieder milder bei, „ich will dir den Genuß deiner Abende gewiß nicht verkümmern, — aber wenn du die Kleine wenigſtens bei dir haben wollteſt bis zur Stunde, wo du ausgehſt —."

„Das fehlte noch," rief Lina in heftige Thränen ausbrechend, „daß du mich eine gewiſſenloſe Mutter nennſt, und ich habe mir die unendlichſte Mühe gegeben, eine taugliche Perſon zu finden, und ich opfere ihnen jeden freien Augenblick! Daß ich freilich nicht viel freie Augenblicke habe, daran ſind die Verhältniſſe ſchuld, in die mich meine Stellung als deine Frau geführt, — aber ich kann abbrechen, ich kann alle die geiſtigen und die Kunſtgenüſſe aufgeben, die ich mir zum Theil nur eben um der Kinder willen geſtattete, um ihre ſpätere Entwicklung beſſer leiten zu können, — du darfſt nur befehlen." — „Ich will nicht befehlen, das weißt du wohl," ſagte er nun auch gekränkt, und verlegen, wie er wieder einleiten ſollte, „aber wenn du mich abſichtlich ſo mißverſtehen willſt, ſo bleibt mir nichts mehr zu ſagen."

Er ging, und neben dem Gefühl der Kränkung, in das ſich Lina gewaltſam hinein geſteigert hatte, tauchte eine Regung von Reue in ihr auf, die Stimme des unbeſtechlichen

Richters, die ihr ſagte, daß ihr Mann recht gehabt. Aber bei erregbaren, ſtolzen Naturen braucht es Zeit, bis es ſtill genug geworden, daß dieſe Stimme ſich geltend machen kann; und eh ſie dieſe Stille gefunden, kam ihr Mädchen und brachte ihr ein Büchlein in feinſter Enveloppe: einen kleinen Band in Goldſchnitt. Er enthält Leons neueſte Dichtungen, die er faſt alle ihr zuvor vorgetragen, ihr Urtheil darüber gehört hatte. Sie blätterte darin, da und dort fand ſie ihre eigenen Gedanken wieder, in die edlen ſchönen Formen ſeiner Poeſie gegoſſen. Ein Widmung fand ſich auf dem erſten Blatt, „der Ungenannten," und es ſtanden Uhlands Worte darunter:

In meiner Seele Tiefen,
O ſähſt du da hinab,
Wo alle Lieder ſchliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdeſt du erkennen,
Wenn Aechtes ich erſtrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch iſt's von dir belebt.

Sie verſtand die Meinung dieſer Worte an dieſer Stelle und ſie durchbebten ihre tiefſte Seele. — Hier dieſe reine ſtille Huldigung, — dort kalter Tadel, Unzufriedenheit, ſchulmeiſterliche Vorſchriften! — „Oh, er hat recht!" ſeufzte ſie, „ich habe meine Beſtimmung verfehlt!"

Es war Frühling, das Landhaus war wieder geöffnet, die Kinder tummelten ſich glückſelig in den Gärten: Crocus, Schneeglöckchen und Leberblümchen belebten die Gartenbeete und ein Theil der Gewächshauspflanzen zierte die Gänge.

Die Mutter war krank und hatte dießmal der Einladung nach Roſenau nicht folgen können, ſie hatte aber dieß ſelbſt an Lina geſchrieben und hinzugefügt:

„Die Pauline ſchreibt mir vielerlei durcheinander von ſelbigem jungen Menſchen, den ſie uns dazumal herausbrachte, und ich ſollte dich verwarnen wegen der Leute. Liebes Kind! Du kennſt ja die Welt beſſer, als Deine alte Mutter, und weißt, wie nöthig es iſt für eine Frau, auch allen böſen Schein zu meiden. Du biſt die Ehre Deines Mannes und Deines Hauſes; die darfſt Du wohl in Acht nehmen. Es iſt wieder etwas ganz andres, aber ich habe als Braut meinen Liebſten nie vor den Leuten am Arm geführt, geſchweige denn geküßt, weil ich wußte, daß die Bauersleute daran Anſtoß nehmen.

„Das darf ich dich nicht erſt bitten, Dein eigen Herz zu hüten. Ich denke, mit dem heiligen Eid vor dem Altar gibt der liebe Gott uns ſelbſt eine Schutzwache ins Herz, und der heiligt eine vermählte Frau auch vor den Augen der Männer, wenn ſie nicht ganz gottvergeſſen ſind; darum ſorge ich nicht für Dich.

„Aber Du ſchreibſt ſo verdroſſen, liebe Lina, und das dünkt mich nicht recht, da Dich der Herr ſo reich geſegnet. Mich dünkt, nimm's Deiner Mutter nicht übel, Du ſollteſt lernen mehr Freude zu finden an Deiner Pflicht, an dem, was Gott Dir gegeben, ich ſage nicht von zeitlichem Glück und Gut, aber einen ſo braven Mann und ſo liebe Kinder.

„Was Du von Deinem Herzen und Deinen geiſtigen Bedürfniſſen ſchreibſt, verſtehe ich nicht ganz, aber weißt Du, alles kann man nicht nach Wunſch haben. Ich meine, das geiſtvolle Weſen und die Verſe, woran Du jetzt ſo Deine Freude haſt, gehe auch mit der Jugend vorüber, und die Bibel und der Paul Gerhard bleibt zuletzt wieder das Schönſte; das Andere hilft doch nicht zu einer ſanften Todesſtunde.

„Und ſo wird auch eine Zeit kommen, wo Dir's wohler thut, wenn Du ein Segen geweſen biſt für Deinen Mann und Deine Kinder, als wenn alle Dichter von der Welt Dich geprieſen hätten in den ſchönſten Verſen.

„Nimm mirs nicht übel, Kind, ich ſchreibe, wie ich's verſtehe, und der Herr hat mich ebene Wege geführt, wenn auch durch's Dunkel. Da muß ich Dich ſeinem Schutz befehlen, wo ich nicht recht hineinſehe. Aber ich möchte gern einmal ſterben mit dem Troſte, daß Du glücklich biſt und Deines Hauſes Zier und Krone.“

Lina las den Brief der Mutter und ſenkte wehmüthig das Haupt. „Ja wohl iſt ſie ebene Wege geführt worden, die gute Mutter, ſie kann die Stürme nicht verſtehen, die meinen Frieden bedrohen,“ ſeufzte ſie, und faltete den Brief zuſammen. „Kann ich denn beglücken, wo ich ſelbſt nicht glücklich bin?“

Sie fühlte ſich unbeſchreiblich allein, aber ſie blieb es nicht lange. Leon ſprach ein auf Roſenau, bald flüchtig auf einem Spazierritt, bald in Geſellſchaft eines Freundes, bald Sonnabends mit dem Herrn des Hauſes. Allein oder nicht, der Verkehr hier auf dem Lande war freier und ungezwungener, es gab ſtille Morgenſtunden, es gab einſame Spaziergänge, die zufällig zuſammenführten, und die herrliche, weiche, friſche Luft, die goldene Vorahnung des Frühlings lockte auch die Blüthen des Geiſtes reicher, üppiger ins Leben. Die Beiden hatten kein Geheimniß zu beſprechen, man hätte ihre Geſpräche drucken dürfen, es war die Welt der Poeſie und ihre Quelle, das Menſchenherz, ſeine unergründlichen Tiefen und ſeine ſeltſamen Geſchicke, was den Stoff ihrer Geſpräche gab, die Lina in beſtändiger angenehmer Spannung und Aufregung erhielten, ſo daß ſie einſchlief zu bunten, reichen Träumen und erwachte mit unbeſtimmten, angenehmen Erwartungen. Aber es kann dies Thema gefährlich werden in ſo weicher Frühlingsluft, ſo dunkeln Augen gegenüber, für ein Herz, das nicht gehütet iſt von dem heiligen Engel der Pflichttreue.

Daß in dieſem Frühling weniger Beſuche aus der Stadt nach Roſenau kamen, fand Lina ganz angenehm, ſie vermißte ſie nicht; der Sonnabend brachte meiſt Tante Pauline und ihren Gatten, wohl auch einen kleinen Kreis ihrer erwählten Freunde. Auf der Terraſſe im goldnen Abendlicht las und plauderte ſich's noch viel hübſcher als bei Lampenlicht um den Theetiſch. Dörner war vielfach verſtimmt, er hatte Mißgeſchick und Verluſte im Geſchäftsleben erfahren. Wenn Lina, die in dieſem Frühling meiſt heiter, in gehobener Stimmung war, ihm fröhlich entgegen kam mit dem guten Willen, den uns manchmal das leiſe Bewußtſein eines geheimen Unrechts gibt, ſo fühlte ſie ſich durch ſein verſtimmtes Ausſehen, ſeine kurzen, zerſtreuten Antworten bald wieder abgekühlt. Zu Vorſtellungen, wie im vergangenen Winter, war es nicht mehr gekommen, aber er ſprach ſeine Unzufriedenheit manchmal in kurz ausgeſtoßenen Bemerkungen aus, die ſie noch mehr reizten und verletzten als offener Tadel.

Dagegen Leon, — dieſe immer wache Aufmerkſamkeit auf ihre leiſeſten Wünſche, dies Eingehen in jede unausgeſprochene Stimmung, dieſe tiefe Verehrung, die ſich nicht in Worten kund gab, — ſie wollte nicht vergleichen, aber ſie mußte es unwillkürlich.

Sie kam von einem kurzen Beſuche zurück, den ſie bei ihrer immer noch kranken Mutter gemacht hatte, da fand ſie einen Brief von Tante Pauline.

„Ich darf nicht länger ſchweigen, liebe Lina, und da ich alle perſönlichen Aufregungen fürchte, ſo ziehe ich vor Dir zu ſchreiben, daß es nun höchſte Zeit iſt, Dich entſchieden von Leon zu trennen. Du haſt nicht gemerkt, oder wollteſt nicht merken, daß man ſich allmählig von Dir zurückzieht. Die Geſellſchaft, die ſich jetzt noch bei Dir einfindet, gehört nur zu denen, die man in der Maſſe mit ankommen läßt, weil ſie geſellige Talente haben, die aber als ausſchließlicher Umgang nicht guter Ton ſind. Ich ſagte lange nichts gegen Leons Courmachen, ein Dichter hat ſo ein bischen Narrenfreiheit, und es ſchadet keiner Dame von Ton, wenn poetiſche Huldigungen in ihrem Album ſtehen, die ihr allein gelten. Aber eine Paſſion mit tragiſchem Ausgang, — in Paris gilt das vielleicht noch, bei uns nicht, und für Dich ſteht eine ganze Exiſtenz auf dem Spiel. Gott ſegne das unſchuldige Herz Deines Mannes! Der träumt von nichts, ſteckt auch gegenwärtig ſo tief in Geſchäften; aber trau' nicht: wenn's bei ſo ſtillen Männern losbricht, ſo wird's furchtbar, weil ſie ſich dann ärgern über ihre eigene Dummheit. Mein Mann kam heute furios über Dich aus ſeinem Club, und wenn der einmal was merkt, ſo iſt's hohe Zeit.

„Leon kommt heute noch hinaus, mache alſo, daß er ſo ſchnell wie möglich abreist und nicht ſo bald wieder zurückkommt. Das Uebrige laß mich arrangiren. Zunächſt muß alles geſchehen, um Dein gutes Einvernehmen mit Deinem Mann zu zeigen; ſpäter gibſt Du etwa ein ſplendides Erntefeſt mit ländlichem Ball, wozu man die ganze Elite ladet, — ſie kommen ſchon; und nächſten Winter iſt Gras darüber gewachſen. Folge meinem Rath ungeſäumt.

Deine treue Tante Pauline."

„Verſteht ſich von ſelbſt, daß du die ganze Sache in aller Ruhe, ohne Scene, ohne Thränenſtröme und dergleichen abmachſt, die Wände haben Ohren bei ſolchen Geſchichten.“

Am Abend dieſes Tages kam Leon. Lina ſaß auf der Terraſſe und blieb unbeweglich ſitzen, als das Mädchen ſeine Ankunft meldete; er kam mit raſchen, elaſtiſchen Schritten, ſie blickte auf mit matten Augen, ſie ſah ſeine ſchöne, leichte, ritterliche Geſtalt, ſeine leuchtenden Blicke, den geiſtigen Ausdruck ſeiner Züge, und ſie ſenkte den Blick mit einem nie empfundenen Weh.

„Die Tante hat Ihnen geſchrieben?“ fragte er in heftiger Bewegung. — Lina nickte mit dem Kopf, ein glühendes Roth zog über ihr verblaßtes Geſicht: „ich ſoll Sie bitten abzureiſen,“ ſagte ſie leiſe. — „Ich habe ſie auch geſprochen,“ ſprach er, mit raſchen Schritten auf und ab gehend, „und ich reiſe nicht ab.“ — „Haben Sie nicht ſo viele Rückſicht für mich?“ fragte Lina mit bebender Stimme; es war ja das erſtemal, daß ein Wort ſolcher Art zwiſchen ihnen gewechſelt wurde. — „Rückſicht auf die Welt und auf die Klatſchmäuler und auf elende, erbärmliche Verhältniſſe, — nein, die habe ich nicht! Ich reiſe nicht ab, aber ich will dich auch nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen in dieſer Weiſe! Ich bin geſonnen, mein heiliges Recht anzuſprechen.“ — Erſchreckt ſah Lina zu ihm auf, zum erſtenmal war ihr bange vor ihm. „Erſchrick nicht, meine Blume,“ fuhr er weicher fort, „und zürne nicht, wenn ich ausſpreche, was du als Wahrheit empfinden mußt, auch wenn ich es noch nicht von deinen Lippen gehört. Du gehörſt mir, Lina, mir allein und keinem Andern, und mein mußt du werden!“

„Ich bin das Weib eines Andern,“ ſagte Lina zitternd, aber beſtimmt. — „Eines Andern!“ rief Leon mit zornigem

Lachen, „eines Andern, dem man dich hingab als Kind, das ſein Herz und die Welt nicht kannte, der dich in ſeinem ſchönen Hauſe hielt und kleidete wie ein hübſches Stück Hausgeräth, der deinen wahren Werth nie verſtanden hat, keinen Augenblick, dem eine gute Kindsmagd und Haushälterin reichlich, überreichlich erſetzen kann, was du ihm geweſen! Iſt das nicht wahr?“ — Lina konnte dem nicht widerſprechen, ſie ſelbſt hatte es in der letzten Zeit oft gedacht; doch raffte ſie ſich auf. „Ich bin ein Weib, erzogen in Zucht und Sitte, nimmermehr werde ich auch das höchſte Glück mit Schuld und Schmach erkaufen.“ — „Das ſollſt du auch nicht, meine ſchöne Blume,“ ſprach Leon, „ich will dich nicht gewaltſam losreißen vom Stamme; ausgraben will ich dich mit all deinen Wurzeln und hegen und pflegen in dem rechten Grunde, wo du erſt all die herrlichen Keime deines innerſten Seins entfalten ſollſt. Wir löſen dieſe Ehe, die, ohne Liebe geſchloſſen, zur Sünde wird,“ fuhr er fort, als ſie ihn immer noch zweifelnd anblickte, „zur Verſündigung an dir ſelbſt und deiner herrlichen Beſtimmung. Du wirſt mein, ganz mein; wenn du ſo willſt, nach allen Geſetzen, die mir auch vor der Welt ein heiliges Recht an dich geben, und dann ſoll ein neues Leben beginnen, ein volles, reiches, ein Leben der Liebe und Treue —.“ — „Treue?“ wiederholte Lina unwillkürlich leiſe. — „Ja, Treue gegen das heilige Ideal deines Herzens, die ächte wahre Treue, die einzig mögliche, weil ſie allein auch Treue gegen dich ſelbſt iſt!“ — „Und meine Kinder?“ — „Sind ſie deine Kinder? Findeſt du dein eigenes Weſen in ihnen, ſo daß nur du im Stande wärſt, ſie zu verſtehen und ihre Entfaltung zu leiten? Sind nicht fremde Elemente in ihnen, die gar nicht zu dir gehören, die einer Entwicklung durch deine Hand gar nicht bedürfen, gar nicht fähig ſind? Was kannſt du deinen Kindern ſein mit getheiltem Herzen, mit gebrochener Kraft? Was trägt zu ihrer Entfaltung eine Ehe bei, die keine Ehe iſt, keine Verſchmelzung verwandter Geiſter? Sage aufrichtig, Lina, glaubſt du, daß du deinen Kindern unentbehrlich biſt?" Mit leiſem Stich ins Gewiſſen fühlte Lina, daß ſie ihr Möglichſtes gethan habe, ſich ihren Kindern entbehrlich zu machen.

„Und mein Gatte, der alles für mich gethan, dem ich alles verdanke?" — „Alles?" rief Leon, „ſteht denn dies Alles, das er dir gegeben, im Vergleich zu dem Opfer, das er gefordert, eh du ſeine Bedeutung erkannt? Biſt du, ich wiederhole es, biſt du die Frau nach ſeinem Herzen, haſt du die Eigenſchaften, die er am höchſten ſchätzt, die ihn, gerade ihn glücklich machen?" — Lina dachte an die Vorſtellungen, die ihr ihr Gatte gemacht, an ſeine Verſtimmung in der letzten Zeit, und ſie wußte nichts zu entgegnen. „Aber meine Mutter?" rief ſie, in Angſt vor ſich ſelbſt und griff nach dem letzten Halm, um ſich vor ihrem eigenen Herzen zu retten, „meiner Mutter würde es das Herz brechen."

Dagegen wußte ſelbſt Leon nichts einzureden. „So folge denn deiner Mutter, daß dir's wohl gehe und du gemächlich lebeſt!" rief er mit Bitterkeit; „mich ſtoße hinaus in die Welt, nachdem ich die einzige Seele erkannt, an deren Seite ich den Himmel hienieden gefunden hätte, die einem zerriſſenen, umnachteten Leben der leuchtende Stern, der rettende Engel hätte ſein können. Und wenn du hörſt, daß ich untergegangen bin in Einſamkeit und Verzweiflung, daß die Blüthen abgefallen, die du hätteſt zur Reiſe bringen können, — dann ſetze dich bequem auf den Sopha zur Frau Mama und zum Herrn Banquier und ſage: es geht doch nichts über eine gute Verſorgung."

„O Leon,“ ſagte Lina weinend, „Sie thun mir unrecht! Suchen Sie ſich ein junges, friſches Herz, das Sie mehr beglücken kann als ich, — ein Mädchenherz.“ — „Ein Mädchenherz!“ rief er beinahe höhniſch, „ach ja, ſo ein Täubchen, das nicht weiß, was es will, und dem die erſte Huldigung gefällt, weil's eben die erſte iſt, das doch einmal gern Frau werden möchte, und eine ungewiſſe Verſorgung beſſer findet als gar keine, und einen Dichter ein bischen intereſſanter als einen Regiſtrator! — Ich habe einſt von einer andern Liebe geträumt,“ fuhr er weicher fort, „von einer Liebe ohne Preis, die alles um das Eine hingeben könnte, ohne zu fragen: was wird mir dafür? einer Liebe, ſich bewußt und ſtark und doch blind in ſüßer Hingebung — einer Liebe, ach, wie ſie die Erde nicht bietet! — Gute Nacht, Madame Dörner!“ Er fuhr mit dieſen Worten haſtig auf und ging auf ſein Zimmer.

Lina ſaß allein auf der Terraſſe, lange, lange, bis in die tiefe Nacht hinein. — Im zauberhaften Mondlicht, wie ein Feengarten lagen die Büſche und Blumen vor ihr, die Saiten klangen in ihr nach, die Leon mit ſo gewaltiger Hand angeſchlagen, und ſie tönten fort ſüß und tief und mächtig, wie die Muſik, die bethörte Menſchenkinder hineinlockt in die Zauber des Venusbergs, ſie weckten wieder alle Träume ihrer jungen Tage, die geheimnißvollen Stimmen längſt vergangener Mondnächte, ſie gaben Sprache den Lauten, die ihre Seele bewegt im lauen Frühlingswehen, im melancholiſchen Rauſchen des Herbſtwinds. — Ihr Herz pochte mit Macht und forderte ſeinen Antheil am Lebensglück, eine unausſprechbare Glückſeligkeit, um die ſie betrogen worden. — Der Mond ging unter, ſie erwachte aus dem goldenen Traum und ging ins Haus, um eine ſchlafloſe Nacht zu verweinen.

Leon kehrte früh am andern Morgen in die Stadt zurück, ohne Lina Lebewohl zu ſagen. Sie war voll Angſt vor einem verzweifelten Schritt von ſeiner Seite und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er im Groll von ihr geſchieden. So ſchrieb ſie ihm ein paar Worte, die ihn beruhigen ſollten und verſöhnen, er ſchrieb eine glühende Erwiderung, und ehe ſie es wußte und wollte, fand ſie ſich in eine geheime Korreſpondenz verwickelt, faſt noch gefährlicher als die mündliche Beſprechung. Ihr letzter ſchwacher Stab war und blieb das Wort: meine Mutter würde es nicht überleben.

Eine Stütze, ſtärker und gewaltiger als dieſer Reſt von Kindesliebe oder Kindesfurcht, hatte ſie lange fallen laſſen. Sie war einſt fromm geweſen, wie es junge Herzen ſind, die den Glockenklang aus der Heimath hören und die glauben, der rechte Weg dahin verſtehe ſich von ſelbſt. Das erſte halb träumeriſche Erwachen ihres Mädchenherzens hatte zugleich eine Mahnung an den Ernſt des Lebens und ihrer Beſtimmung in ihr geweckt. Aber indem ſie glaubte, Gott zu ſuchen, hatte ſie ihren Herzenstraum geſucht. Getäuſcht, verſchmäht, verworfen, wie ſie ſich glaubte, hatte ſie ſich faſt mit Widerwillen von allem abgewandt, was ſich ihr in Eins mit dieſem Traum verſchmolzen hatte; als Preis für ihr Glück hatte ſie dem Himmel ein frommes Herz bieten wollen, nun er ihr die Gabe entzog, zog ſie auch ihr Opfer zurück. Der Glockenton aus der Heimath war ihr verhallt in einem Leben voll Wechſel und Bewegung. Sie hatte indeß hingelebt, wie andre auch; ſie hatte die Kirchen beſucht, die Taufe ihrer Kinder war wohl auch als Mahnung an ihr Herz getreten, aber ſie hatte ſonſt ſo viel zu thun und zu leſen, und der Kultus des Genius war der einzige, den ihr Herz noch kannte.

Jetzt freilich, in dem peinlichen Kampf ihres Herzens, griff ſie wieder einmal nach ihrer Bibel, — aber was ſollte ſie damit machen? Sie fand keine Antwort auf ihre Fragen, keine Löſung für ihre Kämpfe, und ſtieß ſie auf die Ausſprüche des heiligen Buchs über die Ehe, die ihr wie Schwerter ins Herz drangen, nun ſo dachte ſie, das ſei doch für andere Zeiten und Verhältniſſe geſchrieben.

Ihr Mann kam wie gewöhnlich am Sonnabend, argloſ, freundlich wie immer, aber daneben zerſtreut, verſtimmt, von Geſchäftsſorgen umgetrieben, die ſie langweilten, wenn er davon ſprach, und ihr unendlich kleinlich dünkten. Er **kann** mich nicht verſtehen, ich kann ihn nicht beglücken, ſagte ſie ſich aufs neue, — aber nicht mehr mit Bedauern. Sie verſuchte ſich mehr mit ihren Kindern zu beſchäftigen, aber — auch das natürlichſte, ſchönſte Verhältniß bedarf einer gewiſſen Herzenspflege, um zum Genuß zu werden, ſie hatte nie ſo mit ihren Kindern fortgelebt, um daheim zu ſein in der Welt ihrer kindlichen Anſchauungen. Müde von ihren eigenen Gedanken, befangenen Herzens, wie ſie jetzt war, verſtand ſie nicht, Ameliens verſchloſſenes Weſen zu beleben oder die lebendigen Knaben zu unterhalten, ſie wurden ihr läſtig und ermüdend, und wenn ſie die Kleinen wieder fröhlich von der verſtimmten Mama zu den alten Spielſachen und zu der muntern Franzöſin hüpfen ſah, dachte ſie mit bitterem Gefühl: auch meinen Kindern bin ich entbehrlich.

Eine Botſchaft rief ſie zu der Mutter, deren Krankheit ſich ſchnell verſchlimmert hatte. Sie traf ſie nicht mehr lebend, die gute Chriſtiane hatte ſie gepflegt und den letzten Segensgruß an ihr Kind von ihren Lippen genommen. Der tiefe Frieden dieſes Todtenbetts wiegte zum erſtenmal die Kämpfe ihres Herzens auf eine Weile zur Ruhe, und wenn ſie dieſen ſtillen, einfachen Lebensgang überblickte, ſo ergriff ſie eine ſchmerzliche Sehnſucht, zurückkehren zu können in den ſtillen Kreis, in dem ihre Jugend ſo friedevoll verfloſſen, der lange, lange verſunkene Traum aus jener Zeit tauchte wieder auf, und faſt mit Bitterkeit gegen die Vorſehung dachte ſie: es hat ja nicht ſein ſollen. —

Dörner riß ſich trotz einer kritiſchen Geſchäftskriſis los, um ſeiner hochverehrten Schwiegermutter das letzte Geleite zu geben. Lina hielt ſich wieder feſt an ihn, ſie wünſchte in dieſem Augenblick, es möchte alles ein Traum geweſen ſein, was ſie in der letzten Zeit ſo heftig bewegt, — aber ſie mußte doch wieder zurück. Im Pfarrhaus hatte ſie nicht mehr ſo recht anwachſen können. Der alte Herr war ſchwerhörig und dadurch noch ſtiller als zuvor, er hatte ſeine alte Lina nie ganz wiedergefunden in der ſtattlichen, eleganten Dame; Jungfer Chriſtiane war freilich die Alte geblieben, aber Lina ſelbſt war ſo anders geworden.

Und doch riß ſie ſich ſchwer und langſam los von der Mutter ſtillem Grab, das an des Vaters Seite neben den Gräbern der Großeltern bereitet war, ſie fühlte wohl, daß dieſe tiefernſte Pauſe in ihrem Leben die aufgeregte Leidenſchaft nur in kurzen Schlummer gewiegt, nicht geſtillt hatte. Leon war abgereiſt, aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr ſchrieb er und forderte ihre Einwilligung als ein Recht, da nun der einzige Grund, der ihre Verbindung gehindert, weggefallen ſei. Er ſah ſie ſchon als ſein eigen an und legte ſeine ganze wilde Seele, ſeine Zukunft, ſeinen Dichterruhm in ihre Hand, er wollte ſehen, ob Eine treue Frau auf Erden ſei, Eine, die da fähig ſei, alles um Liebe zu geben. — Lina ſchwindelte, ſie wußte ſelbſt nimmer, auf welcher Seite das Recht ſei, und die Bücher, die ſie las, um ſich zu zerſtreuen, das neue Evangelium ihrer Zeit, die glühenden Bilder von einer Liebe, reiner und heiliger als die der Ehe, von einer Ehe, der allein wahren und ächten, auf glühende Herzenswahl gegründeten, — ſie alle verwirrten ihre Begriffe von Recht und Unrecht, ſie alle machten ihr ein Leben der Pflicht ſchal und grau, — und lockender und lockender klangen die Töne aus dem Venusberge, die ein Echo finden in jedem Menſchenherzen, und immer weniger hörte ſie auf die Warnungsſtimme des treuen Ekhard, die jeder Bruſt beigegeben iſt.

Vielleicht hätte ſie länger widerſtanden, wenn ſie ſchwere Noth oder Krankheit mit dem Gatten zu theilen gehabt hätte. Aber ein Leben des Reichthums und des Behagens hinzugeben, freiwillig wegzuwerfen für ein Leben der Beſchränkung, der Entbehrung, und nichts dafür begehren als Liebe um Liebe, — das hatte einen wunderbaren Reiz für ihr Gemüth, — und ſie hatte Ja geſagt, eh der Kampf in ihrem Innern ganz entſchieden war.

Sie erhielt nur wenige, jubelathmende Zeilen von Leon. Was nun geſchehen ſollte, wußte ſie nicht, ihr war bange davor. Indeß hielt ſie ſich ruhig auf dem Landgut, froh, daß ihr die Trauer Vorwand gab, alle Beſuche abzuweiſen. Dörner kam; gegen ſeine Gewohnheit ging er auf ſein Zimmer, ohne wie ſonſt ſie im Gartenſaal oder auf der Terraſſe aufzuſuchen, und ließ ſie bitten zu ihm zu kommen. Sie ſtieg hinauf mit bebendem Schritt, ſie wußte nicht, wie ſie die nächſte Stunde überleben ſollte. Sie erſchrack vor dem Ausſehen ihres Gatten, er ſaß da und ſchien unfähig ihr entgegen zu gehen, er winkte ihr zu ſitzen und reichte ihr den Brief, den er in der Hand hielt. „Den Brief erhielt ich dieſen Morgen von Leon, ſag' mir, ob er wahnſinnig iſt, oder was er will?“ Lina las, obwohl ihr die Augen vergingen auf dem Papier, das in ihrer Hand zitterte. Leon legte ihrem Gatten darin mit feurigen und beredten Worten dar, wie ſeine Ehe ein Irrthum ſei, wie er und nur er ein heiliges Recht auf Linas Beſitz habe, wie ihre Herzen darüber einverſtanden ſeien, und bat ihn, auf die möglichſt ſchonende Weiſe das Band zu löſen, das für Alle nur eine Feſſel ſein könne. Lina ſchwieg und ließ den Brief auf ihren Schooß ſinken.

„Wußteſt du darum?“ fragte Dörner mit durch unterdrückte Bewegung gedämpfter Stimme. — Lina nickte bejahend, ihn anzuſehen wagte ſie nicht. — „Und du biſt einverſtanden?“ — „Ja,“ ſagte ſie leiſe, „ich glaube, es iſt beſſer für uns alle.“ — „Und das iſt wahr, und das iſt auch nur möglich?“ rief der ſonſt ſo ruhige Mann heftig aus, indem er raſch im Zimmer auf und ab ſchritt, „du, mein angetrautes Weib, die mit dem Segen der Kirche und deiner Mutter mein iſt, du, die Mutter meiner drei Kinder, die du in ſieben Jahren nicht Ein hartes Wort von mir gehört haſt, du willſt mit Einem Riß ein ſo heiliges Band trennen, um dich einem Fremden, einem hergelaufenen Dichter an den Hals zu werfen, der —.“ — Der Zorn gab Lina wieder Sprache. „Ich werfe mich niemand an den Hals,“ ſagte ſie hoch aufgerichtet, „ich will ein Band trennen, das keinen von uns beglückt hat, und will mich einem Manne zu eigen geben, dem ich nöthig bin zu ſeinem innerſten Sein, wie Licht und Himmelsluft, der meine tiefſte Seele verſteht, während ich dir nicht einmal nöthig bin.“

„Alſo das iſt's!“ ſprach Dörner ruhiger, mit tiefem, bitterem Weh, „ich genüge dir nicht. Es hat mir wohl oft leid gethan, als ich ſah, woran dein junges Herz ſich erfreute, daß ich in einem Leben voll harter Arbeit und Mühe nicht die Bildung mir hatte erwerben können, wie ſie dich angeſprochen hätte. Aber ich hoffte, durch dich ſollte mein trockenes Daſein ſich beleben, in dir ſollte mir zu eigen werden, was ich in meiner freudloſen Jugend hatte entbehren müſſen; ich ſuchte dir all die Freuden und Genüſſe zu gewähren, für die ich ſelbſt den Sinn nicht hatte nähren können.“ — „Ja, du gingſt deinen Weg und ließeſt mich den meimen gehen,“ ſagte Lina, froh an einem Grund, die Laſt von ihrem Gewiſſen zu wälzen. — „Gott ſoll richten,“ ſagte er, „ob ich dieſen Vorwurf verdiene. Ich ſuchte bei dir, und bei dir allein, Erheiterung, Leben und Friſche, bei dir wollt ich mich von des Tages Arbeit erholen. Liebes Kind,“ fuhr er immer milder fort, „ich mußte bald fühlen, daß meine Geſellſchaft dir langweilig ſei; der geſellige Kreis, in dem ich mich zumeiſt bewegt hatte, meine Freunde, waren dir's noch mehr, und in der Geſellſchaft, die du vorzogſt, war ich über die Achſel angeſehen, galt ich für den guten Papa, der das Geld verdienen darf. Das fühlte ich, obgleich mir's heute erſt klar wird. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiter und glücklich ſehn, mir ſelbſt war Erholung Bedürfniß, und ſo ließ ich dich freilich in deinem Element. Es hätte nicht ſo ſein ſollen,“ ſetzte er mit traurigem Ton hinzu und ließ den Kopf auf die Hand ſinken. Auch Lina ſchwieg und ſuchte die Stimme ihres innern Richters niederzukämpfen mit all den ſchönen Worten und Gedanken von dem Ideal des Herzens.

„Lina,“ unterbrach Dörner das lange, trübe Schweigen,

„ich bin nicht beredt genug, um dir alles vorſtellen zu können, wie ich wollte. Ich habe am Altar verſprochen, dich zu ſchützen und zu tragen, ich darf dich nicht ſo leichtſinnig aufgeben, wenn ich auch wollte und könnte. Berathe dich mit deinem Herzen, mit redlichen Freunden. Willſt du in Liebe und Treue mein Weib bleiben und die gute Mutter meiner Kinder, ſo will ich dir vertrauen und alles ſoll vergeben und vergeſſen ſein, wir Beide wollen einander treulich helfen gut zu machen, was wir Beide verfehlt. Kannſt und willſt du das nicht, kannſt du kein Herz mehr für mich finden, ſo will ich dich nicht zwingen, mein Weib zu ſein, aber der Schutz meines Namens und meines Daches, das volle Mutterrecht an deine Kinder ſoll dir bleiben, ich will dich ſchützen als dein treueſter Freund, aber brechen mußt du ganz und für immer mit dieſem Menſchen, jetzt von dieſer Stunde an. Willſt und kannſt du das alles nicht, bleibſt du bei deinem Willen —“ und er ſtand wieder auf in heftiger Bewegung, „ſo vergebe dir Gott; ich will dir keinen Fluch mitgeben auf deinen ſelbſtgewählten Pfad.“

Er verließ raſch das Zimmer, und Lina hörte, wie er noch in der Nacht abfuhr. Sie blieb zurück in ſchmerzlichen Kämpfen, rathlos hin und her gezogen von der Stimme der Pflicht und des eigenen Willens. So tief aber hatte ſie ſich von frühe auf in die Welt ihrer Romane eingelebt, daß ſie inmitten der Qualen dieſes Zwieſpalts geheimen Genuß empfand im Gefühl, daß ſie ſelbſt nun eingetreten ſei in dieſe Welt wunderbarer Erlebniſſe und gewaltiger Herzenskämpfe.

Nicht leichten Kaufs gab Dörner ſein Anrecht und ſeine Pflicht für ſeine Gattin auf. Er ſandte ihr Tante Pauline zu, die ihr mit ſtürmiſcher Beredtſamkeit die äußern

Folgen des unſinnigen Schrittes darſtellte und eben darum der ſchlechteſte Advokat war, weil Lina darin die Größe ihres Schrittes ſuchte, daß ſie dieſen trotzte. Er ſandte ihr den erſten Geiſtlichen der Stadt, der den Namen ihres Beichtvaters trug, weil ſie zu ihm alle Jahre oder alle zwei Jahre einmal eine Magd ſandten mit der Anmeldung zum Abendmahl. Dieſer hatte ſich mit Lina, als Dame des Hauſes bei förmlichen Einladungen recht gut unterhalten, nun fand er es nicht leicht, kraft ſeines Amtes im Ernſt und Weihe zu der Dame zu reden, die ihn, etwas frappirt über ſeinen Beſuch, im eleganten Boudoir empfing und mit Erfriſchungen bedienen ließ und die ihm mit vieler Sicherheit die Unvereinbarkeit der Charaktere in ihrer Ehe bewies. Seine Vorſtellungen prallten machtlos ab. Dörner rief ihren väterlichen Freund, den Pfarrer von Eichbronnen, auf, ſie an das heilige Gelübde zu mahnen, das ſie vor ihm abgelegt, aber Jungfer Chriſtiane ſchrieb tief betrübt, daß in Folge eines Schlaganfalls der liebe Bruder in einen träumeriſch brütenden Zuſtand verſunken ſei, in dem er für die Außenwelt ganz verſchloſſen bleibe; ihre eigenen rührenden Bitten an ihr liebes Kind machten nur vorübergehenden Eindruck, ſie konnte ſie nicht verſtehen.

Dörner willigte endlich in die Scheidung. Das reiche Jahrgeld, das er Lina ausſetzte, wies ſie nach Leons Willen entſchieden ab, ebenſo das Landgut, das er ihr zum Eigenthum gegeben hatte. Auf einem aber beſtand der ſonſt ſo weiche, nachgiebige Mann feſt: für ihre Kinder müſſe ſie todt ſein. Nicht eine Ahnung, daß ihre Mutter als das Weib eines Andern lebe, durfte in ihre Seele kommen. Wenn nach Jahren ihr Bild ſich bei ihnen verwiſcht habe, wollte er ihr ein Wiederſehen möglich machen, aber nie als ihre Mutter, nur indem ſie ihrer als einer Todten gedächten, könne ihnen ihr Gedächtniß fleckenlos erhalten werden.

Es war eine ſchwere, lange, trübe Nacht, als Lina noch einmal mit dem Licht an die Betten ihrer Kinder trat, von denen ſie nicht Abſchied nehmen ſollte. Sie lagen in tiefem Schlaf, — Otto, ein ſchöner trotziger Junge, den kleinen Krauskopf zurückgeworfen, ſein kleines Schwert neben ſich; der kleine Eugen hatte die Decke über ſein Köpfchen gezogen, in ſich zuſammengeſchmiegt, wie ein Täubchen mit dem Kopf unter den Flügeln; Amelie ſah auch im Schlaf nicht blühend und freundlich aus. Sie war nie der Mutter Liebling geweſen; in dieſem Augenblick aber kam Lina ein tiefes Erbarmen an gerade mit dieſem Kind, das ſo wenig Herzgewinnendes hatte. Ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen; jetzt erſt fühlte ſie, was es iſt, von Kindern ſcheiden. Für immer! klang es ihr, wie ein Verdammungsurtheil, ſie brach in heiße Thränen aus und konnte ſich nicht losreißen. Amelie huſtete, ſie klagte über Durſt, die Bonne ſchlief, Lina brachte ihr Waſſer, halb im Schlaf ſah ſie das Kind verwundert an und ließ dann das Köpfchen wieder aufs Kiſſen ſinken. Lina ſetzte ſich ans Bettchen, ſie hielt die heiße, dünne Hand des Kindes in der ihren und blieb ſo ſitzen, lange, lange. Müde von Gedanken legte ſie den Kopf auf die Arme auf der Ecke des Bettchens und ſchlummerte ſo ein wenig, ihr war, als möchte ſie nie wieder erwachen.

Der grauende Tag weckte ſie, früh am Morgen wollte ſie mit dem Eilwagen abreiſen nach einer Stadt im nahen Ausland, wo ſie bei einer Freundin Leons, einer ältern Dame, ihren Aufenthalt nehmen ſollte, bis der Scheidungsprozeß vorüber und die Wege zur Verbindung geebnet wären. Dörner hatte eine kleine Reiſe gemacht; ſie wollten ſich nicht mehr ſehen. Mit mattem Tritt, als ginge es in ihr Grab, ſtieg ſie die Treppe hinab; ein Frühſtück ſtand in ihrem Zimmer bereit, die Dienſtboten, halb ahnend, was dieſe Reiſe zu bedeuten habe, ohne die Sache zu begreifen, hielten ſich in ſcheuer Ferne. „Darf ich Sie begleiten, Madame?“ fragte ihr Mädchen; Lina ſchüttelte den Kopf, hüllte ſich in ihre Tücher und Mäntel und ging, ohne ſich umzuſehen, aus dem Zimmer und aus dem Haus.

Unten blieb ſie noch einen Augenblick ſtehen und ſah noch einmal auf das hohe ſtattliche Haus, in das ſie vor ſieben Jahren eingezogen, und das ihr ſeither zwar nicht ein Himmel des Glücks geweſen war, wohl aber eine ſichere, ſchirmende Heimath. Welcher Zukunft ging ſie nun entgegen? Sie fand ja nun alles, was ſie je geträumt, eine wilde, heiße Liebe, die ihr alles ſein, alles erſetzen wollte — und doch zog eine bange Ahnung durch ihr Herz, und ihr war einen Augenblick, als zöge ſie in eine Wüſte hinaus.

Allein, ganz allein ging ſie durch die ſtillen Straßen, in denen ſich kaum da und dort ein Zeichen von Leben regte. Sie war ſo reich an Freunden geweſen. Aber nicht Einen, nicht Eine hätte ſie bitten mögen, ſie zu begleiten. Tante Pauline hatte ſich erbittert von ihr losgeſagt; andere Bekannte, die ſich zum Theil ſchon früher zurückgezogen hatten, wurden vollends ſcheu, als das Gerücht von einer baldigen Scheidung umging. Obwohl Dörner mit äußerſter Rückſicht für ſeine Frau zu Werke gehen wollte, mußte man doch den Ausgang der Sache abwarten, bevor man ſich auf irgend einen Fuß mit ihr ſetzte.

Sie ſtieg in den Wagen und grub ſich tief in die Ecke, ach, die Geſtalten konnte ſie nicht verhüllen, die vor ihrem innern Auge aufſtiegen: ihre Kinder daheim, die erwachten und keine Mutter mehr fanden, — das Grab ihrer Mutter, — das Bild ihres Gatten, wie er ſie zum letztenmal ſo herzlich, ſo kummervoll angeſehen; — o fort, fort! Sie wünſchte dem Wagen Flügel, daß er ſie ihren ſchweren Gedanken entführe.

Nach einem langen Tag und einer endloſen Nacht war ſie am Ziele; am Wagen ſtand Leon, hob ſie heraus und ſchlang den Arm um ihre bebende Geſtalt und führte ſie nach der freundlichen Wohnung, die zunächſt ihre Zuflucht war. Da entledigte er ſie der läſtigen Hüllen; er bedeckte ihre Hand mit Küſſen und trocknete die Thränen von ihren Augen; er ergoß ſich in glühenden Worten des Dankes für ihr Opfer und pries ſie als eine Perle ihres Geſchlechts, die da vermöge alles zu geben um Liebe.

Und die mahnenden Stimmen ſchwiegen; zum erſtenmal vermochte Lina ſich ganz und voll der Zukunft in die Arme zu werfen und ihr Auge zu ſchließen vor der Vergangenheit, zum erſtenmal wagte ſie an das Glück ihrer Zukunft zu glauben.

Frau von Nolten, ihre neue Beſchützerin, war einſt, obwohl mehrere Jahre älter als Leon, der Gegenſtand ſeiner leidenſchaftlichen Knabenliebe geweſen und ſeine treue Freundin geblieben. Sie war eine Art von Tante Pauline, nur um eine Oktave höher, in einer etwas andern Tonart, wie ſie immer unbeſchäftigt und immer geſchäftig. Wo aber Tante Pauline Geſchäfte machte im Arrangiren von Landpartieen, von Soirees und Salons, oder wenn's gut ging und hoch kam, in Heirath ſtiften ohne Rückſicht auf Herzensmotive, die ſie nicht hoch anſchlug, da intereſſirte ſich Laura von Rollen nur für tragiſche Liebesgeſchichten, gebrochene Herzen, Mißverſtändniſſe zwiſchen Liebenden und unlösbare Konflikte. Ihr eigenes Leben war äußerlich zu ihrem Leidweſen in ſehr geregeltem Gang verlaufen, es war ihr nichts geblieben als auf eigene Hand unglücklich zu lieben und ſich mühſam ſchmerzliche Kämpfe zu bereiten, aus denen aber ihr äußerer Menſch ganz wohl konſervirt hervorgegangen war, auch zu ihrem Leidweſen. Ihr Name, Dank ihrem weiblichen Gefühl und ihrem ebenen Schickſalsweg, war durchaus fleckenlos geblieben, und die Mehrzahl ihrer Bekannten beehrten ſie nur mit dem Namen einer Phantaſtin.

Sie redete viel von ihrem unendlich tragiſchen Geſchick, während Niemand recht begriff, wo die tragiſche Pointe eigentlich liege. Seit ſie älter geworden, liebte ſie mehr in Andern die Kämpfe und Leiden ihrer Jugend wieder durchzuleben, als der Lampe ihrer eigenen Schmerzen neues Oel zuzugießen. Ihr Freund Leon mit ſeiner wilden Natur, mit dem Mißgeſchick, das ſeine Jugend begleitet, bis ihn raſcher Erfolg in den Augen der Menſchen auf eine glänzende Höhe gehoben, war ein unerſchöpflicher, unſchätzbarer Stoff innerer Bewegung für ſie, und mit dem tiefſten Intereſſe hatte ſie all ſeine mannigfachen Herzensgeſchichten getheilt. Aber auf eine ſo wirkliche, ſo großartige, ſo tief tragiſche Begebenheit, wie ſein Verhältniß zu Lina, in der ſie ſelbſt eine ſo bedeutende Rolle übernehmen ſollte, hatte ſie nie zu hoffen gewagt, und ſie ging mit ſolchem Feuer darauf ein, daß es Leon nicht mehr möglich geweſen wäre zurückzukehren, ſelbſt wenn ihm gebangt hätte vor den Folgen des kühnen Schritts. Daß ſie ſelbſt noch ein tieferes Intereſſe als das einer mütterlichen Freundin an ihm nahm, daß der Traum ihrer eigenen Jugend in dieſem Paare verwirklicht wurde, nun, da ihre Blüthen verwelkt waren, — das eben verlieh der Sache noch einen beſonders pikanten Reiz für ſie. Sie überhäufte Lina mit Liebe und Wohlwollen, ſie pries ihre Opferfähigkeit und das ſeltene Loos, das ihr beſchieden, ſie ſtellte Leon ins höchſte und ſchönſte Licht in ihren Augen. Aber ſie ging auch bereitwillig in all ihre Zweifel und Kämpfe ein; es wäre ja nicht tragiſch und nicht intereſſant geweſen, wenn alles ſo eben verlaufen wäre.

Frau Laura bewohnte ſeit dem Tode ihres Mannes ein kleines hübſches Haus in einem Garten der Vorſtadt. Lina fand bei ihr Pflege, Liebe, leidenſchaftliche Theilnahme, aber Frieden fand ſie nicht. Wie hätte ihr ihn auch dieſe friedeloſe Natur geben können, die im Leben nur Rechte, keine Pflichten zu haben glaubte und darum ewig getäuſcht und mit dem Geſchick zerfallen war. — Leon beſuchte ſie auf ihren Wunſch nur ſelten; ſeine Ankunft brachte ihr Freude, Aufregung, die Abende, in denen er ihr all die Schätze ſeiner Poeſie aufthat, ſeine Liebe, ſeine wilde Sehnſucht ausſprach, brachten ihr reichen und tiefen Genuß, — aber Frieden brachten ſie ihr nicht.

Frau Laura ſorgte mit mütterlicher Güte für ihren Freund; ſie ſah das Paar beiſammen in ſeinem ſchmerzlichen Glück, ſie ſah ihre Hände in einander ruhen und Leons Augen in ihrer dunklen Gluth in die Linas geheftet, — dann ſchritt ſie ernſt und dunkel wie Melpomene in ein Zimmer, das ſie immer geheizt hielt, um ihren Gefühlen nachhängen zu können, und ſchwelgte in dem Schmerz ihrer begrabenen Hoffnungen.

Endlich und endlich waren die Wege geebnet, die Scheidung ausgeſprochen und die Erlaubniß des geſchiedenen Gatten zu einer neuen Heirath gegeben. Leon, aller Schritte im bürgerlichen Leben, aller Mühen und proſaiſchen Hinderniſſe ungewohnt, ertrug all dies mit knirſchender Ungeduld, tauſendmal lieber wollte er mit der Geliebten wegziehen, fern dieſen ſchnöden Verhältniſſen, auf eine blühende Inſel der Südſee, — aber, wenn auch nicht die goldenen Schwingen zu ſo weitem Fluge gefehlt hätten, hier blieb Lina feſt; ohne den Segen der Kirche wollte ſie nun und nimmer die Seine werden.

Endlich war denn alles im Reinen, mit ſchweren Koſten das Aufgebot abgekauft, alle Papiere geordnet, und Leon kam glühend und freudig, um ſeine Braut heimzuholen.

Frau von Nolten hatte ſich lange ſchon auf die Hochzeit gefreut, heldenmüthig, wie ein todesmuthiger Indianer auf ſeinen Kampf am Marterpfahl. Da wollte ſie recht auskoſten die Tiefen des Seelenſchmerzes. Ob ſie wohl in Ohnmacht fallen würde? Sie hoffte es faſt, obwohl ihr dieſer Genuß in ihrem vielbewegten Leben noch nie zu Theil geworden war, aber ſie würde jedenfalls noch Kraft finden zu den ſchönen, entſagungsvollen Worten, mit denen ſie Lina entlaſſen wollte und die ſie ſich in manch ſchlafloſer Nacht ſchon ausgedacht hatte. Lina machte einen Strich durch dieſe Rechnung, ſie wollte um keinen Preis hier getraut werden, ihre Verhältniſſe waren allmählig bekannt geworden, die Stadt war gerade klein und groß genug, um ein Klatſchneſt in erweitertem Maße zu ſein, und ſtand mit der Reſidenz ihres eigenen kleinen Heimathlandes in Verbindung.

Ein kleiner Grenzort obſkuren Namens wurde auserſehen. In der Frühe eines nebligen Märzmorgens fuhren Leon und Lina aus, allein miteinander, ſo recht allein zum erſtenmal, und ſie verſenkte gewaltſam, was Trübes in ihr aufſteigen wollte, und gab ſich voll und ganz dem Zauber der Gegenwart hin und der ſüßen Ahnung goldener Tage der Erfüllung.

Sie hielten in dem kleinen Gaſthof des Orts und gingen zuſammen zum Geiſtlichen, um die Trauung zu beſtellen.

Das ſchöne Paar wurde von der verwunderten Magd, die wohl ſelten ſolche Beſuche geſehen, in des Herrn Zimmer gewieſen. Es war ſeit lange zum erſtenmal, daß Lina wieder die Studierſtube eines Geiſtlichen betrat, und wunderbar fühlte ſie ſich angeſprochen von dem einfachen Geräth: die Bibel auf dem Tiſch, umgeben von alten Folianten ehrwürdigen Gepräges, die überfüllten Bücherſchränke, die ſchlichte Lampe, die wohl ſchon ernſte Stunden voll tiefen Sinnens erhellt hatte, — es wehte ſie hier an wie Heimathluft, und ſie vergaß einen Augenblick, warum ſie da war.

Der Pfarrer trat ein, eine hohe, magere Geſtalt, Spuren ernſter Kämpfe und tiefer Gedanken auf dem noch nicht gealterten Geſicht. Lina ſah ihn an und fuhr zuſammen, eine dunkle Röthe bedeckte ihr Geſicht, — ſie ſah ihn nicht zum erſtenmal. Er betrachtete ſie einen Augenblick zweifelnd und ſchien ſie nicht zu erkennen und wandte ſich zu Leon, der ihm in bündiger Weiſe mit der Art eines Herrſchers ſein Anliegen auseinander ſetzte und bat, die Ceremonie ſo kurz und ſo einfach wie möglich zu machen. Nachdem er ihm die Papiere vorgelegt, ſtellte er ſich ans Fenſter, um ſich den Blicken zu entziehen, die nach der Einſicht in dieſe der Pfarrer unzweifelhaft auf ihn richten würde. Lina hatte ſich niedergeſetzt.

Der Pfarrer durchſah die Papiere, bei Leſung der Namen fuhr er plötzlich auf und ſah raſch nach Lina hin, ihre

Blicke begegneten ſich einen Augenblick, dann ſenkte ſie den Kopf und barg ihr Geſicht in die Hände. Arnold, denn er war es, wollte ſprechen, aber er ſchwieg wieder und fuhr fort in aufmerkſamer Prüfung der Papiere. Endlich legte er ſie ſorgſam zuſammen und ſagte mit ruhigem, beſtimmtem Ton zu Leon: „es thut mir leid, ich kann Sie nicht trauen.“ — „Warum nicht, ſind die Papiere nicht in Ordnung?“ fragte Leon mit unterdrückter Heftigkeit. — „Sie ſind's und nach den Rechten weltlicher Obrigkeit können Sie getraut werden, aber mein Gewiſſen ſtellt mich unter das Wort eines höhern Richters, das da ſagt: wer eine Abgeſchiedene freiet, der bricht die Ehe.“ — „Als Diener Ihres Staates ſind Sie gezwungen es zu thun,“ fuhr Leon auf.

„Ich weiß, daß ich mein Amt verlieren kann, wenn Sie auf Ihrer Forderung beſtehen,“ ſagte Arnold gelaſſen, „aber ich kann nicht anders.“ — „Und wie wollen Sie es über Ihr prieſterliches Gewiſſen bringen, einer Verbindung, die den Segen der Kirche ſucht, dieſen zu verſagen?“ ſtürmte Leon, „laden Sie nicht dadurch den Fluch auf ſich, der nach Ihrer Anſicht auf einem ungeſegneten Bunde liegt?“ — „Das Wort Gottes iſt lebendig und kräftig und ein zweiſchneidig Schwert, nicht ein Rohr, das ſich im Winde biegt,“ ſprach der Pfarrer. „Wer ſich davon richten läßt, den weist es weiter, die gerade Straße zum Leben, wer es verwirft, dem wird es zum Tode. Nicht hinausſtoßen in eine ſegensloſe Verbindung will ich Sie,“ fuhr er mit weicherer, tiefeindringender Stimme fort, mehr zu Lina gewendet, „zurückſchrecken möcht' ich Sie von dem Pfade des Fluchs, auf den Weg der Verläugnung, der im Lichte endet.“

Lina ſaß in ſich zuſammengeſunken, wie vernichtet, ohne aufzublicken, nur als Leon fortfahren wollte, faßte ſie ſeine

Hand und ſagte leiſe: „beſteh' nicht darauf!“ Leon raffte die Papiere zuſammen, richtete Lina auf und ſtützte ſie mit ſeinem Arm. „Wir hoffen, Herr Pfarrer, bei einem Ihrer Amtsbrüder weniger prieſterliche Härte zu finden,“ bemerkte er; „inzwiſchen haben Sie die Beruhigung, mit Ihrem zelotiſchen Eifer eine wehrloſe Frau niedergedonnert zu haben.“ Und raſch zog er Lina fort, ohne dem Pfarrer, der noch zu ihr ſprechen wollte, Zeit zu einem Worte zu laſſen.

Ohne ſich im Dorfe aufzuhalten, hob er Lina in den Wagen und fuhr dem nächſten Dorfe zu, zu dem er ſich den Weg bezeichnen ließ. Schweigend, bleich und geknickt lehnte Lina in der Ecke und hörte Leons donnernde Tiraden über finſtere Pfaffen und prieſterlichen Zelotismus an; willenlos ließ ſie ſich am Ziel der Fahrt herausheben und wartete im Gaſthof, bis Leon zu dem Geiſtlichen ging. Dieſer war ein junger Mann, der Sinn für's Romantiſche hatte und Leons Gedichte kannte. Die Geſchichte, die er aus den trockenen Papieren herauslas, war ihm viel zu wunderbar und anziehend, als daß ihm die Einſegnung des Paares Skrupel gemacht hätte, der ja auch kein geſetzliches Hinderniß im Wege ſtand.

Leon eilte zurück, beruhigte und tröſtete Lina mit ſüßen Worten und führte ſie zu der Kirche, die inmitten der Häuſer und nicht ſo anmuthig im Grünen lag, wie das Kirchlein zu Eichbronnen.

Und Lina ſtand an der Seite des Geliebten, dem ſie nun der Segen der Kirche zu eigen geben ſollte, des Einen, der die ſchlummernden Accorde ihres tiefſten Seelenlebens geweckt, des Mannes, wie ihn ihr Mädchenherz in ſeinen ſtolzeſten Träumen ſich gedacht. Warum durchdrang nicht ihre Seele das Gefühl unendlichen Glücks, das die Krönung der höchſten Wünſche begleiten ſollte? Warum glitt das Ja ſo ſcheu von ihren Lippen, warum vergaß ſie des Geliebten an ihrer Seite und hörte nicht die poetiſchen Worte, mit denen der junge Geiſtliche die vorgeſchriebene Formel ſchmückte, und ſah im Geiſt nur jenes Kirchlein, in das die grünen Bäume hereinnickten, und blickte in der Mutter frommes Auge und in das verklärte Antlitz ihres alten Freundes, und hörte wieder die Worte der Weihe, die er ſprach, nicht für ein Leben voll irdiſchen Glücks, aber für ein Leben treuer Hingabe an heilige Pflichten? — Und als ſie die Kirche verlaſſen hatten, als ihr Blick auf den kleinen Spiegel des Dorfwirthshauſes fiel und darin eine ſchöne bleiche Frau ſah, im grauen Seidenkleid, da tauchte ihr Bild als jungfräuliche Braut vor ihr auf im Kranz und Schleier, die friſche Mädchenblüthe auf den Wangen, heilige Vorſätze im Herzen, wie der Engel ihrer beſſern Tage, — und es entſchwand.

Ein anmuthiges Aſyl hatte Leon für ſein junges Glück gegründet, ein niedliches Landhaus, das verlaſſene Eigenthum eines Fabrikanten in einem der grünen Thäler ſeines Vaterlandes. Eine ſehr anſehnliche Summe, die Dörner ſeiner Frau als das Erbe ihrer Mutter überſandt hatte, beſtritt reichlich die Koſten der erſten Einrichtung, deren graziöſe Einfachheit ziemlich koſtbar wurde.

Ein goldenes Frühlingsleben war es, das ſie hier führten, und ein ſchönerer Mai hatte in ihren Augen nie die Erde gegrüßt. Der Tag theilte ſich in die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, in Streifzüge und Entdeckungsreiſen in die Gegend, die, ſo einfach ſie war, doch ſtets neue, ver-

MÜNCHEN

borgene Reize enthüllte, und in die ſtillen Stunden am häuslichen Herd, die der Lektüre und der Muſik geweiht waren. Leon begleitete Linas Klavierſpiel mit der Flöte, auf der er Meiſter war, Lina aber war keine Meiſterin und wollte nie Takt halten, ſie blieben zuſammen ſtecken, und mit Lachen wurden die Variationen meiſt in der Mitte geſchloſſen.

Man hatte ein einziges Dienſtmädchen, ein Kind vom Lande, genug für das zufriedene Paar, Leon trug Lina ſelbſt unter Lachen und Scherzen Holz zu in die Küche; ſie nahm ſich ſo allerliebſt aus am Kochherd, wo ſie die lang vernachläſſigte Kunſt ihrer Jugend wieder übte. Auf ein mißlungenes Gericht mußte ſie zur Strafe einen Punſch brauen, wenn nicht ein Kuß hinreichte es zu verſüßen. Sie dünkte ſich wieder zum Kinde geworden zu ſein. Leon genoß dies einfache Leben, das Element ihrer Jugend, zum erſtenmal, für Beide hatte es einen köſtlichen Reiz. Die Erinnerung an die Vergangenheit trat zurück, die Bilder ihrer Kinder wurden ihr wie ein Traum, die qualvolle Scene des Hochzeitmorgens erblaßte, ſie fühlte ſich ſchuldlos, weil ſie glücklich war.

Und Leon war ſo glückſelig! Auch er fühlte ſich entſündigt, verſöhnt, wie er ſagte, in dieſer Lebensluft des Glücks, und wenn ihn Lina mahnen wollte, auch ſeine Feder wieder aufzunehmen, ſo ſagte er ſcherzend:

„Frühling iſt ein hohes Feſt,
Laß mich ruhn und beten!“

„Du beteſt ja nie,“ ſprach auch ſie halb ſcherzend, halb ernſt. — „Glück iſt Gebet!“ rief er, ſie feurig umarmend, „wir beten wie die Blumen und wie die Lerchen!“

Aber der milde Frühling ſchwand, die Roſen des kleinen Gartens welkten, und ein ſchwüler Sommer ſenkte ſich mit faſt unerträglicher Hitze auf das enge Thal. Die Frühſtückſtunde unter der Veranda war immer noch reizend und die klaren Sternennächte, aber die Tage waren unendlich lang. Arbeiten erklärte Leon für rein unmöglich, Lina war ſeit lange des Arbeitens zu beſtimmtem Zweck entwöhnt, Vergnügen macht es ihr jetzt nicht, und ohne Arbeit wollte der Tag doch auch kein Ende nehmen. Beim Leſen Abends ſchliefen ſie ein, auch die Muſik wollte nicht mehr recht gehen, Linas Klavierſpiel wurde immer nachläſſiger, harmonirte immer weniger mit der Flöte, zuletzt wurde Leon ungeduldig und warf dieſe weg, Lina ſchmollte, und die dritte und vierte Verſöhnungsſcene war ſchon nicht mehr ſo reizend wie die erſte.

„Was ſagſt du zu Ems?“ unterbrach Leon einmal die ſchläfrige Stille eines Nachmittags. Lina erſchrack faſt über der Frage; hatte ſie auch in der letzten Zeit manchmal einen Wechſel herbeigeſehnt, vor einem Eintritt in die große Welt bangte ihr doch. „Nun?“ fragte Leon etwas ungeduldig, „oder ziehſt du Karlsbad vor, oder irgend ein kleineres Bad?“ — „Ach nein, in kleinern Bädern iſt man viel mehr gekannt und beobachtet.“ — „So, das iſts!“ rief Leon heftig, „du ſchämſt dich meiner, du willſt nicht als meine Frau auftreten, meine Frau!“ und die gebrochenen Herzen ſtanden vor ſeiner Seele, die er hätte beſeligen können mit der bloßen Hoffnung auf dieſen Titel, die ſchwärmeriſchen Jungfrauen, die ſich glücklich geprieſen, ein Blättchen von ſeiner Hand zu beſitzen, die nicht zu denken gewagt an eine Locke von ſeinen dunklen Haaren. — Und ſeine Frau, der er ſeine goldene Freiheit dahingegeben, um die er Kämpfe und Mühen beſtanden, wo ihm andere Früchte mühelos in den

Schooß gefallen wären, ſeine Frau wollte ſich dieſes Namens ſchämen!

„Bitte, mißverſtehe mich nicht," bat Lina ängſtlich, „aber wir müſſen auch bedenken, ob unſre Mittel —." — „Oh, die ſorgſame Kaufmannsfrau, natürlich ob habet und debet ſich gleich gegenüber ſteht. Freilich!" — Durch dieſe Anſpielung fühlte ſich nun Lina tief verletzt und das Begütigen war wieder an Leon. „Siehſt du, Kind, Dichter können nicht rechnen; du weißt ja, unſer Goldquell muß meine Feder ſein. Was nun meine Lebensgeiſter auffriſcht, mir neue Geſtalten zur Anſchauung bringt, das iſt für die Zukunft geſorgt, ich bin nun einmal kein Hamſter, der im Boden wühlt und Schätze aufſpeichert, ich bin eine Lerche, die Morgenluft trinken muß und Blüthenduft genießen, dann fällt ihr die Nahrung wie im Traume zu. Ein Dichterlieb muß das Rechnen verlernen," ſchloß er, ſie auf den Mund küſſend, „Sorgloſigkeit iſt die beſte Sorge eines Dichters!" — Lina ſchwieg, ſie fragte auch nicht: alſo bedarfſt du der Welt und des Wechſels? Sollte denn nicht ich deine Muſe ſein, der Sieg und Sang bringende Genius deiner Zukunft? — Ob ſie es dachte, — wir wiſſen es nicht; ſie bereitete ſich für die Badereiſe.

Sie wagte nicht zu geſtehen, mit welch innerer Pein ſie ſich das erſtemal an Leons Arm auf der Promenade, in den Konverſationsſälen ſehen ließ; wohl waren Viele, die ihr Loos beneideten, Viele, denen ſie unendlich intereſſant wurde durch ihre Geſchichte, die bald von allen Lippen geſagt und geflüſtert wurde. Sie aber fühlte die neugierigen Blicke wie glühende Kohlen, und alle Huldigungen junger Künſtler, berühmter Schauſpieler und emanzipirter Frauen, die ſich bald um das anziehende Paar ſammelten, wogen ihr nicht die kühle, ablehnende Verbeugung auf, mit der Bekannte aus früherer Zeit ſie begrüßten. Leon litt darunter nicht; ob er einem rechtlichen Manne das Weib ſeines Herzens, den Kindern ihre Mutter entführt hatte — er konnte durch all das nur intereſſanter werden, ihm ſtand nach wie vor jeder Salon offen, nur von ſeiner Frau rückte man etwas auf die Seite. Auch fand er ſeine ganz wilde, luſtige, ſchwermüthige, dämoniſche Stimmung wieder, die ſich in dem idylliſchen Frühlingsleben verklärt, im ſchwülen Sommer verdumpft hatte, er ſprudelte über von geiſtreichen Einfällen, er warf Abends flüchtige Zeilen aufs Papier, reich und tief wie die Lieder, die ihm ſchon ſo viele Herzen gewonnen. Lina ſah mit Freude ſeinen Dichtergeiſt wieder erwachen, ſie fühlte manchmal mit Stolz, daß dieſer gefeierte Name der Ihre war, aber ſie empfand mit tiefem Weh, daß ſie ihm dazu nicht nöthig ſei, — ſie hatte ihn glücklich gemacht für eine Weile, — zum Dichter machte ſie ihn nicht.

Jemehr das gehobene Gefühl des eigenen wiederkehrenden Genius, die Bewunderung und Huldigung der Menge Leons Lebensgeiſter ſteigerten, deſto peinlicher empfand er, daß Lina nicht freier, nicht ſtolzer und glücklicher in dem neuen Element ſich bewege. Die Verläugnung hatte er nicht, um ihretwillen die Geſellſchaften ganz zu meiden, in denen ſie nicht anerkannt wurde, obgleich ihm ſelbſt eigentlich wohler war in dem zwangloſern Kreiſe der Künſtler und Schöngeiſter, wo ſie als Königin verehrt war.

Eines Abends war in dieſem Kreiſe von einer neuen literariſchen Erſcheinung die Rede, die von den Männern bewundert, von den Frauen abſolut mit großem Eifer verworfen wurde. „Nun, geſegnet ſeien die Damen,“ rief ein junger Mann mit Dickens Worten, „ſie thun nichts halb!“

— „Umgekehrt, junger Mann,“ fiel Leon ein, „ſie thun alles halb und ſind alles halb, darin beſteht vielleicht ihr Reiz, es iſt aber auch ihr Unglück. Sie ſind halb ideal, halb praktiſch, halb ſentimental, halb ſchalkhaft, halb edel und fromm und tugendhaft, und laſſen ſie ſich die ſchöne Sünde locken, ſo tauchen ſie auch nur halb unter die verführeriſche Flut; ſie kommen nicht zur Tiefe, wo die wunderbaren Korallenhaine ſind und die Muſchelgrotten und der ſüße Geſang der Seejungfrauen ſie in Schlummer wiegt, und doch bringen ſie den Kopf nimmer heraus aus Himmelslicht. Da zappeln ſie denn zwiſchen Erd' und Himmel, immer am Erſticken und doch nicht erſtickt.“ Er ſprach dieſe Worte faſt höhniſch und ſein Blick, der Lina ſtreifte, traf ſie wie ein Dolch. Hatte er ſie gemeint? Er ſelbſt nannte Sünde, um was ſie alles darangegeben? Nun erſt fühlte ſie mit unſagbarem Weh, was ihr gefehlt hatte, ſelbſt in den Stunden des Glücks und mehr noch hier unter der Menge, und was ihr nichts auf Erden erſetzen konnte, ſelbſt die Liebe nicht, — es war die Achtung ihres Gatten. Sie konnte ſeine Worte nie wieder vergeſſen.

Die Badeſaiſon ging vorüber. Leon hatte, wie er es gewöhnt war, auf ſehr behaglichem Fuße hier gelebt, ſeit er Lina die Kaufmannsfrau vorgeworfen, hatte ſie nie mehr nach den Mitteln gefragt, mit denen ihr Aufwand beſtritten wurde, obwohl ſie ſich ſtiller Sorge darüber nicht erwehren konnte.

Nun theilte er ihr den Plan mit, die ſchönen Septembertage zu einer Reiſe nach Oberitalien zu benützen. „Du begleiteſt mich, Kind?“ fragte er, „oder ziehſt du vielleicht vor, in unſer kleines Aſyl zurückzukehren und es wohnlich zu bereiten?“ — „Ich kann ſchon morgen früh nach Erlenthal abgehen," ſagte ſie, tief verletzt darüber, daß er auch nur an die Möglichkeit einer Trennung denken konnte.

„Nu, nu, Närrchen, ſei nicht böſe, ſo war es ja gar nicht gemeint. Mir iſt ja das Reiſen mit dir natürlich viel genußreicher, aber du haſt ſelbſt in den letzten Tagen ſo oft die Sehnſucht nach ländlicher Ruhe ausgeſprochen, und dann — das Reiſen mit einer Frau iſt allerliebſt, aber ſehr koſtbar. — Doch die nächſte Zeit muß goldene Früchte bringen, da können wir ſchon was wagen, und — weißt du was? Wir reiſen nur nach Tirol, das iſt minder koſtſpielig; ſiehſt du, ich kann auch rechnen." — Freilich, murmelte er für ſich weiter, einen ſüdlichen Hintergrund hätte ich zu meinen neuen Bildern haben ſollen. — Es war das erſte Opfer, das ihm der Eheſtand auflegte, und er fand nicht ſehr ſüß, es zu bringen; Lina ließ ſich gern zu dem neuen Plane bewegen und ſie zogen wieder heiter mit einander in die Welt hinaus.

Im Spätherbſt kehrten ſie in ihr Aſyl zurück, aber zur Regenzeit war das Thal noch trübſeliger als in der Sommerglut, auch beabſichtigte Leon ſeine neuen Dichtungen herauszugeben, dazu war der Aufenthalt in einer Stadt zweckmäßiger, Lina willigte gern ein, nur erklärte ſie für unmöglich in die Reſidenz ihres Vaterlandes zurückzukehren, wozu Leon die meiſte Luſt gehabt hätte. Er gab ihr mit einiger Verſtimmung nach und ſie mietheten ein beſcheidenes Quartier in einer andern großen Stadt, Leons früherer Heimath.

Der Geldpunkt, der leidige, proſaiſche Geldpunkt, mußte, nun endlich doch zwiſchen den Gatten beſprochen werden. In dem langen peinlichen Jahre des Scheidungsprozeſſes und den Monaten heftiger Aufregung, die ihm vorangegangen, war Leons Muſe ganz verſtummt geblieben, auch während der roſigen Flitterwochen war nichts geſchehen; die Nachernte früherer Werke war zum Voraus eingenommen und der Reſt ſeines eigenen Vermögens ſehr gering. Die bedeutende Summe, die Lina als Muttererbe empfangen hatte, war bis jetzt ihre einzige Reſſource geweſen und auch dieſe ging auf die Neige, ohne daß irgend wie für die Zukunft geſorgt worden wäre. Leon ſchien der Reſt noch eine recht bedeutende Summe, als er mit Lina überzählte. „Nun theilen wir redlich, Weibchen," rief er, „die Hälfte iſt mein, darein muß ich mich mit meinen perſönlichen Bedürfniſſen ſchicken, wie ich kann; die andre ſteht zu deiner Verfügung, damit beſorgſt du den Haushalt für den Winter." — „Für den ganzen Winter?" fragte Lina zweifelhaft, die ſelbſt nicht ſtark war in Haushaltungsberechnung, aber die ſich der Summen wohl erinnerte, die früher ihr Mann in ihre Hand gegeben. „Freilich, Liebſte! Das iſt ja eben die reizendſte Eigenſchaft der Hausfrauen, aus Wenigem viel zu machen, wie oft haben mich früher meine Freundinnen verſichert, wenn ſie gegen meine Verſchwendung predigten: geben Sie acht, Sie brauchen nicht die Hälfte, wenn Sie eine gute Hausfrau haben! — Und wer ſollte eine beſſere Hausfrau ſein als meine Lina, die als Pfarrtöchterlein Einfachheit, als Banquiersfrau Rechnen gelernt hat! Im Frühling nehme ich mein Honorar ein, ſpäter gründen wir ein Journal, ohnehin braucht man im Sommer faſt nichts, wo das verwünſchte Brennholz nicht iſt, alſo nur hübſch geſpart über den Winter, ich denke mir das allerliebſt."

Ach, es war nicht ſo allerliebſt, wenn die Gerichte für ſeinen verwöhnten Gaumen immer einfacher wurden, wenn Lina theure Lehrgelder in der Haushaltungskunſt bezahlen mußte und mit Schrecken ihren kleinen Schatz mehr und mehr ſchwinden ſah; und doch wollten und ſollten ſie Geſellſchaft ſehen. Leon ſollte außerordentliche Zuſchüſſe aus ſeinem Reſervefonds geben, aber der war ihm eben jetzt ſo nöthig, um ſich je und je für die einfachen Mahlzeiten daheim zu entſchädigen. Eine Beſprechung darüber begann oft im Scherz und endete von Linas Seite in Thränen, von ſeiner in bittrem Unmuth, daß er ſich von dieſen Erbärmlichkeiten ſolle knechten laſſen.

Er war ein verwöhntes Kind geweſen ſein Leben lang und hatte ſich jeder unſanften Berührung mit der Außenwelt entzogen. Ungeduldig, mürriſch, wie ein verwöhntes Kind, nahm er nun auch dieſen Kampf mit den Drangſalen des Alltagslebens auf. Es war freilich nicht ſeine erſte Geldverlegenheit, für den jungen Mann war das aber ein Spaß geweſen, er hatte nach wie vor an der Table d'hote geſpeist, bei einem Freunde geborgt, ſicher daß es bald wieder anders kommen müſſe; die Geldverlegenheit eines Hausvaters aber hat ein viel ernſthafteres Geſicht.

Mit dem Frühling hob ſich die Ebbe etwas, und wie in ein verlornes Paradies ſehnte ſich Lina zurück nach dem Landaufenthalt, der ihr ſo ſelige Tage gewährt hatte. Das Haus im Erlenthal war wieder zu miethen und Lina glaubte gewiß, mit den alten Räumen müſſe das alte Glück wiederkehren.

Es war noch die Veranda mit ihrer Ausſicht ins grüne Thal hinauf, und der rebenumrankte Balkon und die freundlichen kleinen Zimmer, — es war Leon, der ſie darin einführte und freundlich auf die Stirn küßte, auf der ſich dieſen Winter die erſten Falten gebildet hatten, und mit leidenſchaftlicher Bewegung ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ſagte: „o, nun wird alles, alles wieder gut!“

Und doch wollte es nicht wieder ganz ſo werden wie es geweſen. Lina fühlte ſich nicht geſund und friſch wie im vergangenen Frühling, ſie vermißte jetzt manche kleine Bequemlichkeit, an die ſie damals nicht gedacht, die kleinen Sorgen des Haushalts wurden ihr, die nie gelernt, ſich Zwang anzuthun, läſtig und ermüdend. Oft hatte ſie früher an Dörner das Talent pour les petits soins vermißt, er hatte es gewöhnlich ungeſchickt angegriffen, wenn er ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit erweiſen wollte, aber es war ihm doch eine Herzensangelegenheit geweſen, daß ſie nichts vermiſſen ſollte. Leon war es noch gar nie eingefallen, für andre zu ſorgen, — er war gewöhnt, daß aufmerkſame Freundinnen die Wünſche aus ſeinen Augen laſen, daß er als werther Gaſt verhätſchelt und an kleine Bedürfniſſe gewöhnt wurde, die ihm ſelbſt kaum eingefallen wären, nun fand er es höchſt unbequem, beſondere Rückſichten auf ſeine Gattin nehmen zu ſollen.

Wohl gab es noch ſchöne Abende in Erlenthal, wo ſeine Flöte wieder die alten Zauberklänge hören ließ, wo Lina ihr müdes Haupt an ihn lehnte und mit ihm hinausblickte in die klare Mondnacht, aber ſie dachte in ſolchen Augenblicken nicht mehr an ein langes ſeliges Leben an ſeiner Seite, — ſie dachte nur, es müßte ſchön ſein, ſo zu ſterben.

Fleißig war er diesmal, viel fleißiger als ſonſt, er hatte gelernt, an den Silberwerth der Talente zu denken. Lina freute ſich deſſen, doch war ſie ſehr viel allein. Als der Sommer kam, war er dringend einer Erholung bedürftig, die Kaſſe war wieder flott, Lina konnte nicht reiſen, Leon wollte ihr Frau von Nolten zur Pflege und Geſellſchaft verſchreiben, aber Lina graute vor dieſer ruheloſen Natur. Leon machte unerhörte Anſtrengungen, eine reſpektable, erfahrene Wittwe aus dem Bürgerſtande für ſie zu gewinnen und kam ſich ſelbſt ein Wunder eines beſorgten Gatten und Hausvaters vor, daß er erſt zu einer Erholungstour abreiſte, als er Lina in guten Händen wußte.

Er kehrte im Herbſt zurück, raſch, in ungeduldiger Freude, ſeinen Sohn zu umarmen, — er traf das Kind nicht mehr lebend und konnte nur die ſchmerzgebeugte Mutter tröſten. Er theilte Linas Leid; er war ſo froh und ſtolz im Gedanken an einen Sohn, den Erben ſeines Namens, geweſen, und nun tief betrübt über die Vernichtung dieſer Freude. Daß man aber ein Kindlein, in dem man doch nichts als eine Hoffnung verloren, ſo tief und ſo lange betrauern könne, war ihm unbegreiflich, er fand es nicht einmal mehr poetiſch, er glaubte nicht an die Wahrheit dieſes Gefühls.

Lina dagegen glaubte Anſpruch zu haben auf ein doppelt reiches Maß von Liebe und Zärtlichkeit von dem Mann, mit dem ſie allein ſtand auf der weiten Welt, er aber grollte dem eigenſinnigen Schmerz, der ihm die Sorgfalt, die Aufmerkſamkeit ſeiner Gattin entzog. Er wich jeder Erwähnung des Kindleins aus und ſchob alles bei Seite, was daran erinnern konnte, weil er das Leid ſeiner Gattin nicht nähren wollte. Dichter und Herzenskenner, wie er war, überſah er doch, daß man die Wunden des Herzens, wenigſtens des Frauenherzens, ausbluten laſſen muß, um ſie zu heilen; das erſte Leid, das Gattenherzen am innigſten verbinden ſoll, wurde zwiſchen dieſen zur erſten Scheidewand.

Seit ſie ihr Kind verloren, fühlte Lina ein unausſprechliches Verlangen, von ihren lebenden Kindern zu hören. Sie ſchrieb an Tante Pauline, die ihr, wie es ſchien, noch unverſöhnlich grollte, natürlich äußerte ſie nicht die leiſeſte Klage über ihre gegenwärtige Lage, aber demüthig, faſt ſchüchtern, bat ſie um Nachricht. Die Tante war viel zu gutmüthig, um unerbittlich zu bleiben, ſie machte Lina keine Vorwürfe, ſchonte ſie aber auch nicht. Sie ſchilderte ihr das freudloſe Leben ihres erſten Gatten, wie er, faſt ganz von aller Geſellſchaft abgezogen, einſam lebe inmitten der großen Stadt und wie ſehr leidend ſeine ſonſt ſo feſte Geſundheit ſei. Roſenau ſei verkauft, die Knaben wüchſen fröhlich heran, Amelie habe eine Gouvernante, die ſich aber nicht recht mit dem Kind ſtellen könne. Sie ſelbſt ſtehe in wenig Verkehr mehr mit dem Banquier, nur einmal ſei er bei ihr geweſen und habe ſie dringend gebeten, ihm doch mitzutheilen, wenn Lina in Noth ſein ſollte. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen,“ ſchloß die Tante, „ich will nur wünſchen, daß Du nie bereuen dürfeſt,“ ein ſolches Herz von Dir geſtoßen zu haben, ganz zu ſchweigen von dieſer prächtigen Lage.“ Lina verheimlichte dieſen Briefwechſel vor Leon, — eine weitere Schranke.

Die Jahre kamen und gingen. Sie brachten keinen Lenz mehr wie jenen erſten in Erlenthal; noch zwei Kinder durfte Lina ans Herz drücken, um ſie ins Grab zu legen. Auch ihre Mutter hatte Kinder in zartem Alter verloren und ſie hatte als alte Frau noch mit hellen Thränen im Auge von ihnen reden können, wie lieblich ſie unter den Blumen im kleinen Sarg gelegen ſeien: „jedes dieſer Engelein war mir wie ein Bote vom Himmel, der mir nur geſandt worden, um mein Herz hinaufzuziehen,“ ſagte ſie oft. Ach, für Lina war jedes todte Kind eine ſchwere, dunkle Mahnung an die lebenden, die ſie verlaſſen, ſie hatte keine Thränen mehr, ihr Schmerz ward zur dumpfen Ergebung.

Sie wurde äußerlich ruhiger, geduldiger, jemehr ſie in jedem Leid, das ſie betraf, eine gerechte Nemeſis erkannte. Es kam nie mehr zu heftigen Scenen, wie es wohl in den erſten Jahren gegeben, wo Eines dem Andern, wenn auch nicht mit klaren Worten die Größe der gebrachten Opfer vorwarf. Aber die Kluft zwiſchen den Gatten wurde immer größer, ſeit Leon ſelbſt in ihrem ſchwermüthigen Hinbrüten, in der tonloſen Gelaſſenheit ihres Weſens gewaltigere Vorwürfe las, als je ihre Lippen hätten ausſprechen können. — Es iſt mein alter Unſtern, ſagte er ſich mit bitterer Genugthuung; ich Thor, der ich geglaubt, daß mir noch ein Glück beſchieden ſei! — Es iſt kein Segen in dieſem Bund, es kann kein Segen ſein, ſagte ſie ſich, und damit war es für Beide vorüber mit jeder Anſtrengung, den Fluch zu ſühnen, die Kluft auszufüllen.

Die Geldverlegenheit war oft zu bitterer Noth geworden, Lina hatte Summen von unbekannter Hand erhalten und — behalten, Leon wußte darum und fragte nicht, woher ſie kämen. Wenn es ihm möglich war, ſuchte er ſich auf Reiſen zu zerſtreuen, Lina behalf ſich daheim ſo gut es gehen wollte. Sie hatte Umgang gefunden, aber ſie ſuchte ihn nicht, denn klagen wollte ſie niemand. Sie wollte beten, aber ein Bann lag auf ihrer Seele, ſie dachte nur an den ſtarken, eifrigen Gott, der die Sünde heimſucht bis ins dritte und vierte Glied.

Frau von Nolten kam einigemal auf Beſuch, voll Theilnahme an dem innern Weh, das an dieſem Hauſe nagte. Sie hatte einen tragiſchen Ausgang vorhergeſehen, wie ſie ſagte, ſie ſchwelgte in dem Unglück ihrer Freunde, wie ſie früher in ihrem eigenen geſchwelgt hatte, und wußte Lina ihr unheilbares Unglück ſo meiſterhaft zu zergliedern, daß dieſe bald in völlige Schwermuth verſunken wäre. Ihr Beſuch hatte den Vortheil, daß Beide ſich erleichtert fühlten, wenn ſie wieder abgeſchwebt war.

Noch kamen immer Lichtblicke des alten Glücks. Wenn Leon ſchied oder wenn er heimkehrte, und die verblühte, früh gealterte Frau, neben der er in all ſeiner Bläſſe faſt noch in romantiſcher Jünglingsſchönheit ſtand, wehmüthig in die Arme ſchloß, wenn ſie ſeine Lieder las oder den Tönen ſeiner Flöte lauſchte, die er ſelten mehr berührte, — da tauchte noch ein Gefühl ſchmerzlicher Seligkeit in ihr auf, etwas von dem Glück jener Verdammten Dantes, die durch die Hölle ziehen, aber vereint.

Oefter aber wurde die Liebe, die noch in ihr lebte, zur Qual. Wenn ſie Leon ſah oder ſich vorſtellte im Kreiſe der Damen, geſchmeichelt, gefeiert bedauert nun, bedauert, weil er an ſie gebunden war, da verzehrte ſie eine wilde Eiferſucht, um ſo qualvoller, weil ſie ſie ſtrenge verſchloß in ihr tiefſtes Herz. Sie wußte nicht, ob ſie mehr litt, wenn ſie ihn je und je noch begleitete, oder wenn ſie allein blieb; allein war ſie ja doch.

Einmal wieder war Leon von ihr geſchieden und ſein Abſchied war inniger, zärtlicher geweſen als ſonſt. „Arme Blume!“ hatte er geſagt und ſie auf die eingeſunkenen Augen geküßt. Und es regte ſich in ihrer Seele wie leiſe Hoffnung, ob ſie nicht auf dem Acker des Fluchs unter Dorn und Diſteln doch noch ein Blümchen pflegen könne. Sie wollte ſich mehr ſelbſt vergeſſen, heiterer ſein, wieder ſuchen mehr Intereſſe zu gewinnen an dem, was ihn noch freute, ſich wieder hübſcher und jugendlicher kleiden — ſie trat vor den Spiegel, um zu ſehen, ob ihrer verfallenen Geſtalt noch etwas abzugewinnen ſei. Da brachte man ihr einen Brief von Leon, auch eine ſeltene Erſcheinung. Sie erbrach ihn mit bebender Hand, ſie las ihn, dann faltete ſie ihn zuſammen und ſagte mit leiſer, brechender Stimme: „So mußte es kommen, es iſt gut ſo.“

Ihre Aufwärterin fand ſie am andern Morgen noch wie erſtarrt auf dem Sopha mit dem Brief in der Hand.

Der Brief lautete:

„Meine arme Blume!

Wir haben uns glücklich machen wollen und haben uns grenzenlos unglücklich gemacht. Einen kurzen Frühling des Glücks haben wir mit zwölf Jahren des Unglücks erkauft und gebüßt. Es iſt mein altes finſteres Geſchick, mein böſer Dämon, der mir den Wahn zuflüſterte, ich könne glücklich werden und beglücken. Mein Glück darf ich nur ſchlürfen wie den flüchtigen Schaum eines Bechers, ich wollte mich ſetzen und trinken in Ruhe, nur zu bald iſt die bittere Hefe gekommen. Und auch Du haſt dich wohl getäuſcht, Du Kind des ſtillen Dorfes, der ein nüchternes Glück im Behagen des ebenen Thales gegönnt war, daß Du es von dir warfſt, um dem wilden Jäger zu folgen auf ſteile Klippen an den Rand des Abgrunds.

Wir haben Beide unſern Irrthum ſchwer gebüßt und wollen uns keine Vorwürfe machen. Ich thue, was ich längſt hätte thun ſollen, ich gebe dich frei und folge dem Zuge meines dunklen Geſchicks. Nach Amerika, dem Lande der Verheißung, zieht mich's, nicht um dort glücklich zu werden, nur um zu vergeſſen.

Vergiß auch Du, Du wirſt mich nie wieder ſehen, und mein Verlaſſen macht Dich ſo frei, als Dich mein Tod gemacht hätte.

Kannſt Du zurückkehren in die alten Verhältniſſe, ſo ſei gewiß, daß ich Dir darob nicht grolle.

Wir werden nie mehr von einander hören; meinen Namen will ich verſenken in die Tiefen des Weltmeers.

Denke meiner als eines Geſtorbenen. Lebe wohl auf ewig.“

Am Fuß des Hügels, auf dem das Dörfchen Eichbronnen liegt, ſtrömt ein luſtiger, waſſerreicher Bach. Die Frau Müllerin, eine wohlerhaltene, behagliche Frau in den beſten Jahren, ſitzt auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe, einen Augenblick verſchnaufend von der heißen Küchenarbeit, es iſt heut Erntetag und die Schnitter erwarten ein reichliches Abendeſſen. Die Scheune ſteht weit offen, um den Segen aufzunehmen, die Mühle klappert luſtig mit dem Korn der Armen, für die der ſpärliche Ernteſegen von der Hand in den Mund geht, im Hofe tummelt ſich ein kleiner Junge unter den ſchnatternden Geflügelſchaaren, die größeren Kinder hüten die Schätze von Kuchen in der Küche, gefährliche Hüter!

Da kommt von der Landſtraße her eine hagere, bleiche Frau, anſtändig, aber höchſt einfach in Trauer gekleidet, mit müden Schritten. Die Müllerin ſteht auf und geht einem ſo unbekannten Gaſt entgegen: „Erlauben Sie, daß ich ein wenig hier bei Ihnen ausruhe?“ fragte die Unbekannte. — „Freilich, wollen Sie aber nicht lieber in die Stube ſpazieren?“ ſagt die Müllerin, die Lebensart hat, „und mit was kann ich aufwarten?“ — „Ich bitte Sie um ein Glas Milch, und will hier bleiben, wenn Sie erlauben.“ — Allem gaſtlichen Drängen zu weitern Genüſſen widerſtehend, ſetzt ſich die Dame zu der neugierigen Müllerin, die endlich fragt

„wohin geht denn noch der Weg, wenn man fragen darf?“ — „Ich habe Verwandte in der Gegend und wollte nur einen kleinen Spaziergang hieher machen, das Dorf iſt ſo freundlich gelegen.“ — „Ja, das iſt wahr,“ meint die Müllerin mit Stolz, „nur zu weit von der Stadt.“

„Sie ſind von hier?“ fragte die Dame, die das Geſicht im Augenblick erkannt hatte. — „Freilich, ich bin des penſionirten Schulmeiſters Tochter; früher einmal meinte ich wohl, ich möchte weiter in die Welt, aber es iſt jetzt gut, daß es ſo gekommen.“ — „Ihr Vater lebt noch?“ — „Ja wohl, bei uns hier, er hat das ſchönſte Stübchen im Haus und ein heiteres Alter. Ich hatte einmal anders gemeint,“ fuhr die mittheilſame Frau fort, „ich habe ſo gern in den Büchern geleſen, wie ich noch jung war, und unſer Proviſor, der war wie ich, und wenn's nach uns gegangen wäre, ſo wäre ich nicht Müllerin hier. Der Vater wollt's aber nicht leiden. Der Unterlehrer war arm, und wir waren arm, und der Vater wußte beſſer als wir, was es iſt um ein Leben der Sorge. Wenn mein Heinzelmann, Heinzelmann hieß er, weil Sie doch ſchon alles wiſſen, dann fragte: ſollen ſo elende äußere Umſtände zwei liebende Herzen trennen? ſo ſagte der Vater: „Umſtände ſind Gottes Boten.“ Der Heinzelmann kam fort, aber wir verſprachen einander die Treu, ganz im Stillen, und es dauerte ſo Jahre lang, er bekam keinen Dienſt, der Vater ward kränklich und das Amt geſchah ihm ſauer. Da hat der Müller hier um mich geworben, das war recht eine Gelegenheit, wo ich meine Treu zeigen konnte, und ich wollte ums Leben nicht. Der Vater aber ſchrieb an den Heinzelmann, der kam ſelbſt und ſagte mir, er wolle mir mein Wort wiedergeben, er könne mich doch nicht glücklich machen. Und ich ſagte: ſoll ich meines

Herzens Wunſch geben um elend Geld und Gut? Er ſagte: „nein, aber um des Vaters Segen.“ Da gingen wir von einander, und ich habe geweint, es hätte unſern Mühlteich gefüllt. Aber es iſt mir gut gegangen; ich habe einen braven Mann, und mein Vater hat ein gutes Alter; und dem Heinzelmann gehts jetzt auch gut, er iſt in Eſtelfingen drüben Schulmeiſter, ſie beſuchen uns alle Kirchweih. Aber,“ ſetzte ſie plötzlich erröthend hinzu, „ich weiß nicht, warum ich Ihnen ſo viel von mir vorplaudere, es muß nur ſein, weil Sie mir ſo bekannt vorkommen.“

„Ich war früher ſchon einmal im Ort,“ ſagte die Dame, etwas verlegen. — „Sind Sie vielleicht mit dem ſeligen Herrn Pfarrer Günther verwandt geweſen?“ — „Nein, nur etwas bekannt, iſt der geſtorben?“ — „Ja wohl, voriges Jahr, am Schlagfluß, ſeine Schweſter iſt weit weg gezogen zu einem Vetter, auch ſo einem alten Herrn. Oder ſind Sie —?“ — „Mein Name iſt Ritter,“ ſprach raſch die Unbekannte, „ich war nur einmal kurz hier.“ — „Hollah, aufg'ſperrt!“ tönte des Müllers Stimme, der mit glühendem, ſchweißtriefendem Geſicht neben einem hochbeladenen Erntewagen her ging, „jetzt gilt's, Weib!“ — Erſchrocken über ihre lange Vergeßlichkeit ſprang die Müllerin in die Scheune, in die Küche, an drei Orte zugleich. Die Unbekannte entfernte ſich unbeachtet und ging das Dorf hinauf, dem Kirchlein zu. Es war ganz ſtill, wie ausgeſtorben im Dorf, nur kleine Mädchen ſaßen vor den Thüren, die noch kleinere Kinder hüteten, da und dort auch eine alte Ahne mit den Enkelchen.

Die Dame ging leiſe und langſam zwiſchen den wohlbekannten Häuſern durch, das kleine Häuschen am Kirchhofeingang ſchien leer zu ſtehen; die Laden hingen herab, vor den Fenſtern ſtanden noch leere Scherben mit längſt abgeſtorbenen Pflanzen. Sie ſetzte ſich einen Augenblick auf die Thürſchwelle, aber ſie fürchtete aufzufallen und ging weiter, leiſe, langſam über den grünen Kirchhofpfad, ſie kam ſich wie ein ruheloſer Geiſt vor, der die Stätten ſeines Erdenlebens durchwandelt, ſie ging ohne Ziel, ohne Zweck, von einem dunkeln Inſtinkt gezogen, der ſie trieb, noch einmal die Heimath ihrer ſchuldloſen Jugend zu ſehen.

Sie ſtieg die Treppen am Kirchhof hinunter, da lag noch das alte Pfarrhaus freundlich wie immer, die Laden waren geſchloſſen, vielleicht vor der Sommerſonne; Lina dachte, es ſei unbewohnt. Das Gartenpförtlein in den Hof war offen, und von einem unwiderſtehlichen Zug getrieben, trat ſie ein.

Es waren noch die Länder und Beete, zwiſchen denen ſie als Kind ſich getummelt, wo Jungfer Chriſtiane ihr Anleitung in der Gartenkunſt gegeben hatte. Die alte Laube ſtand leer, ſie ſetzte ſich, und nun zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit löste ſich das Band, das ihr Herz zuſammengeſchnürt hatte, ſie legte den Kopf auf die Arme und weinte, weinte lange und bitterlich; ihr war, als möchte ſie ihre müde Seele auflöſen in Thränen.

Endlich erhob ſie das Haupt, ihr Blick fiel auf die hohe Geſtalt eines Mannes, der mit verſchränkten Armen vor der Laube ſtand. Nicht zum erſtenmal ſah ſie in dieſe ernſten Augen, nie aber waren ſie mit einem ſolchen Ausdruck des tiefſten innigſten Erbarmens auf ſie geheftet geweſen.

Sie war unerkannt durch das Dorf gegangen, alte Leute, unter denen ſie aufgewachſen war, hatten fremd ihrem Gruße genickt, die Geſpielin ihrer Kindheit und Jugend hatte lange mit ihr geſprochen, ohne ſie zu kennen, Arnold aber hatte ſie auf den erſten Blick erkannt. „So ſind Sie hieher zurückgekommen?“ fragte er mit weicher Stimme. — „Ich mußte meine Jugendheimath noch einmal beſuchen,“ ſagte Lina tonlos, und meiner Mutter Grab ſehen und dann —“.— „Und dann?“ — „Ich weiß nicht,“ murmelte ſie, „ſterben vielleicht, wenn ich den Muth habe.“ — „Und dann?“ — Sie verſtummte.

„Wir begegnen uns nicht zum erſtenmal,“ begann Arnold wieder, „ich glaube, ich habe eine alte Schuld bei Ihnen zu ſühnen.“ — „Wer weiß?“ ſprach Lina bitter, „ich zweifle, ob Ihr Segen kräftiger über unſre Ehe geweſen wäre.“ — „Nicht darum; ich könnte heute noch nicht anders handeln als damals. Aber ich glaube,“ fuhr er leiſer, faſt demüthig fort, „daß eine Zeit war, wo Gott Ihre junge Seele in meine Hände gelegt hatte. Daß ich ſie von mir wies, rechnete ich mir damals an als ein hohes Opfer, das ich dem Herrn dargebracht, — ich fürchte, es war geiſtlicher Dünkel dabei. Ich habe den Irrthum durch lange Jahre tiefer Herzenseinſamkeit gebüßt, in bitterer Reue, als ich ſpäter ſah, auf welche Irrpfade Sie gekommen. Nun iſt meine Seele geneſen und mein Lebensweg klar, wo Ihre einſtige Heimath war, habe ich nun meinen Wirkungskreis gefunden, — wollen Sie die treue Hand eines Bruders annehmen, ſo ſei ſie Ihnen von Herzen geboten.“

Keine Seele auf Gottes weiter Erde war ſo einſam, ſo rath- und troſtlos, ſo ganz verlaſſen, wie Lina in dieſer Stunde, und ſie ergriff die Hand, die ſich ihr bot, wie der Ertrinkende das Rettungsſeil.

Da begann ſie und ſchüttete ihre ganze leidensmüde

Seele vor ihm aus, den ganzen Gang ihres innern und äußern Lebens. Eine wunderbare Gewalt aber hatten dieſe ernſten, ruhigen Augen, die er fortwährend auf ſie heftete. — Sie hatte ſich entſchuldigen wollen, ihr Unglück, nicht ihre Schuld wollte ſie ihm zunächſt darlegen, aber indem ſie ſprach, wurde ihr, ohne daß er ein Wort einwarf, erſt dieſe ganze Schuld klar: wie ſie früh in kindiſchem Trotze die Leuchte von ſich geſtoßen, die ihr den Lebensweg hätte klar machen können, wie es an ihr geweſen wäre, das Haus, in das ſie nicht die Wahl des Herzens geführt, dennoch zu einem Haus des Segens zu machen, wie nicht ein dunkles Verhängniß, nicht fremde Schuld, ſondern ein eigenwilliges und unerzogenes Herz ſie an den Abgrund geführt hatte, an dem ſie jetzt ſchaudernd ſtand. Ihre Erzählung ward zur Beichte, und wie vernichtet von bitterer Selbſtanklage, verhüllte ſie ihr Geſicht, als ſie zu Ende war.

„Das zerſtoßene Rohr wird Er nicht zerbrechen,“ ſagte Arnold mit milder Stimme als einzige Antwort, „werfen Sie die Hoffnung nicht weg.“ — „Mein Leben iſt gebrochen, meine Zukunft vernichtet, was bleibt mir als die Hoffnung auf den Tod?“ — „Zunächſt brauchen Sie Ruhe und die finden Sie, wenn Sie mein Haus nicht verſchmähen. Ich glaube, daß Gott einen weitern Weg für Sie ſchon gezeigt hat.“

Eine junge, blühende Frau mit ſanften blauen Augen kam, um zu ſehen, wo ihr Mann ſo lange bleibe. Arnold ſtellte ihr die fremde Dame noch ohne Namen als eine frühere Bewohnerin des Pfarrhauſes vor und übergab ſie ihrer Sorgfalt. In keine beſſern und ſanftern Hände hätte die wege- und thränenmüde Lina fallen können, geſtärkt und erquickt legte ſie ſich zur Ruh in dem ehemaligen Kämmerlein der Jungfer Chriſtiane, zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit zu einem ſüßen, tiefen, erquickenden Schlaf.

Wie in einem Traum, aber in einem freundlichen, fand ſie ſich bei Tage in dieſen alten, wohlbekannten Räumen, die durch ein paar fröhliche Kinder belebt waren. Es wehte ein anderer Lebenshauch hier, als zu den Zeiten des alten Herrn Pfarrers, lebenskräftiger, bedeutender. Aber der Ernſt des Hausvaters war gemildert durch die ſanfte Heiterkeit der Frau, die alles zum Beſten kehrte und allezeit guten Muthes war. Was ihr der Mann von Linas Vergangenheit enthüllt, wußte dieſe nicht, aber ſie fand ſich gepflegt und geehrt, wie ein werther Gaſt, nur die Kinder waren etwas ſcheu vor ihr. Von den Dorfbewohnern, die im Pfarrhaus aus- und eingingen, erkannte ſie niemand, und das war nicht zu wundern, die lichtbraunen Haare waren ergraut, die Stirn von tiefen Furchen durchzogen, die einſt ſo ſchlanke, kräftige Geſtalt abgemagert und gebückt. Sie fühlte ſich geborgen in dieſem Hauſe des Friedens, und doch empfand ſie, daß in die Länge hier ihres Bleibens nicht ſei.

Arnold zögerte nicht zu lange, ihr den angedeuteten Ausweg zu zeigen. „Haben Sie Nachrichten aus S., Ihrem ehemaligen Wohnort?“ — „Seit mehr als einem Monat lebe ich ohne allen Verkehr mit der Welt. — „So wiſſen Sie nicht,“ ſagte er zögernd, „daß der Banquier Dörner geſtorben iſt?“ — „Auch das noch!“ ſprach Lina ſchmerzlich, „ich hätte ſo gern um ſeine Verzeihung gebeten. Oh, ich weiß, was ihn getödtet,“ rief ſie plötzlich in Thränen ausbrechend.

„Ein Geiſtlicher der Reſidenz, mein Jugendfreund, der ihn viel beſucht, ſchreibt mir, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens ſehr ſtill, zurückgezogen, aber in friedlichem Genuſſe reichen Wohlthuns und der Freude am Gedeihen ſeiner Söhne gelebt habe, daß er mit friedevollem, völlig verſöhntem Herzen geſtorben iſt, und daß nach Ihrem Aufenthalt geforſcht wird, weil er Ihnen ein bedeutendes Legat beſtimmt hat.“ — „Und ſeine Kinder?“ fragte Lina athemlos, meine wagte ſie nicht zu ſagen. — „Die Knaben, wohlgebildet und begabt, ſind gut untergebracht in Erziehungsanſtalten, aber ein Mädchen iſt da, ein verwaistes Geſchöpf, arm in ſeinem Reichthum, weil ſie niemand lieb hat, nicht ſchön und wenig begabt. Und doch glaubt mein Freund, daß in ſtiller, einfacher Umgebung, unter liebevoller Leitung das Daſein des armen Kindes ſich noch harmoniſch entwickeln könnte, dem bisher glänzende Fertigkeiten und Kenntniſſe aufgedrungen werden ſollten, für die es nicht geſchaffen iſt. Wollen Sie nun die Waiſe an Ihr Herz nehmen und ihr die Liebe und Sorgfalt weihen, die ſie bisher bei Gouvernanten und Inſtitutsdirektricen nicht gefunden?“ — „O gerne!“ rief Lina mit thränenvollen Augen, aber wie ſoll ich, deren Kraft gebrochen, deren Seele müde iſt bis zum Tode, wie ſoll ich ein verkümmertes Daſein aufrichten und beleben?“ — „Im Vertrauen auf den, deſſen Kraft mächtig iſt in den Schwachen.“

Nur zaghaft, mehr als eine Buße, denn als ein Glück nahm Lina die neue Aufgabe über ſich, aber als ſie zum erſtenmal das Kind wieder ſah, an deſſen Bettchen ſie in jener furchtbaren Nacht geruht, bleich, farblos neben den blühenden Brüdern, den ſcheuen Blick fragend auf die neue Erzieherin geheftet, da erfaßte ſie ein unendliches Mitleid, und eine Kraft kehrte ihr wieder, — die Kraft einer reichen, innigen Mutterliebe.

Und wieder iſt das Wittwenhäuschen bewohnt, etwas verſchönert und zierlicher ausgebaut, ſtille Blumen, Reſeda und Rosmarin duften vor dem Fenſter und eine Mutter und Tochter weilen wieder darin in friedevollem Walten. Und wieder gehen ſie Abends den ſchmalen Kirchhofspfad, wo ihnen das Licht vom Pfarrhaus entgegenſchimmert; aber der Tochter Blick ſchweift nicht hinaus in die blaue Ferne, um dort ein fabelhaftes Glück zu ſuchen. Mit geduldiger, freudiger Sehnſucht ſchaut ſie wohl auf zu den Sternen; auf Erden ſucht ſie keine andere Heimath als die ſtille, die ſie am Mutterherzen gefunden. Sie hat ihr Geſchick begriffen, das ſie nicht zur Freude und Zier der Glücklichen, ſondern zum Engel der Leidenden, zum Troſt der bekümmerten Herzen beſtimmt hat, und neidlos ſieht ſie die Schönen und die Fröhlichen. Ihr iſt nicht beſchieden, mit vollen Segeln ins blaue Meer hinauszufahren, aber ſie hat auch nicht zu fürchten, auf zertrümmertem Fahrzeug durch Sturm und Wellen den Hafen ſuchen zu müſſen.

Für die Tochter iſt es längſt kein Geheimniß mehr, daß es das Mutterherz war, das ſich ihrer annahm mit einer Liebe, einer Treue und Geduld, in der ihre verkümmerte Seele zum Licht erwachte, aber die Brüder, deren fröhliche, ſtürmiſche Gegenwart wohl je und je das kleine Dorf belebt, ſollen erſt ſpäter erfahren, wer die Frau Ritter iſt, die ſich ſo mütterlich ihrer annimmt, die aus der trübſeligen Amelie eine ſo liebe, freundliche Schweſter gemacht hat. Das Legat ſteht noch in Verwaltung, man glaubt, die unglückliche Gattin des Dichter Leon ſei ihrem Mann in die neue Welt gefolgt.

Von dieſem ſelbſt hat man nichts mehr vernommen; man vermuthet, daß ein Schiff verunglückt iſt, auf dem er vom Lande der Verheißung in das alte Europa zurückkehren wollte. Und Lina hat gefunden, was ſie nicht mehr auf Erden zu finden gehofft: ein Herz, das ihr angehörte in tiefer, inniger, hingebender Liebe; ſie hat gelernt ſtille zu halten dem ſchweren Gericht, das in dunklen Stunden über ihre Seele erging, und ſie hat Frieden gefunden und Vergebung.

Verfehlte Wahl.

Sie war ſechszehn Jahr alt, eben heute ſechszehn geworden und ſechszehn iſt ein wunderſchönes Alter, was eine ziemlich alte Wahrheit iſt und doch ſelten von denen gehörig anerkannt, die inmitten dieſes goldnen Alters ſtehen. Mit ſechszehn weiß man noch nicht ſo recht, wie man mit ſich ſelbſt daran iſt: mit den Puppen und Kinderſpielen iſt's vorbei, in Geſellſchaft zählt man noch nicht mit, leſen darf man auch noch nicht alles, was man gern möchte, und hat den Muth nicht, an allerlei ſchöne Sachen zu denken, die ſich ſpäter ereignen könnten. Achtzehn denkt man, ja achtzehn! Das muß ein ſchönes Alter ſein, da ſind die Roſen aufgegangen, die jetzt noch ſo in grüner Knoſpe liegen, da darf das Myrthenbäumchen knoſpen, das man jetzt noch in aller Stille hinter die Gardine ſtellt! Mag ſein, und doch iſt ſechszehn eine ſchöne goldne Zeit, lieblich wie die erſten ſonnigen Märztage, und Veilchen und Schneeglöckchen ſind nicht zu verachten, wenn es auch gleich keine Roſen ſind.

Daß der Reiz dieſes Alters ein unbewußter iſt, thut nichts, das meiſte Glück auf Erden iſt unbewußt. Bewußtes Glück iſt faſt ſchon fliehendes Glück, nicht umſonſt hat man von uralten Zeiten her eine Scheu, ſein Glück zu berufen.

Es gibt im Frauenleben, nicht in jedem Frauenleben, nur zwei Augenblicke vollen, bewußten, ſüßen Erdenglücks, der eine iſt nach dem Ja einer glücklichen Braut, der andre tagt für die Mutter, die ein liebes Kindlein eigen nennen darf. Jede andre Lebensperiode, jede andre Lage kann Frieden bieten und Freuden, Ruhe und Behagen, Glück, volles ſeliges Glück, kennt ſie nur noch in Stunden, in Vorahnungen, die nicht mehr der Erde gehören.

Lucie alſo war ſechszehn, eine recht friſche Knoſpe, die eine blühende, wenn auch keine wunderbare Roſe verhieß, ein helles und fröhliches Herz, ein gutes und unverbildetes Kind. Sie hatte den Morgen ihres Wiegenfeſtes nicht mit begehrlichen Wünſchen und Träumen begonnen, die guten heiligen Vorſätze von der Konfirmation her waren noch nicht in ihrer Seele verklungen; ach dieſe Vorſätze! dieſe hellen Blüthen am jungen Lebensbaum, wie viele davon werden verweht, wie viel taube Blüthen ſind darunter, bis das Herz lernt, auf eigne Kraft verzichten und ſich ſtille ins Licht der ewigen Sonne ſtellen, damit ſie zur Reife bringe, was noch geblieben iſt.

Heute, am Geburtstage, war es nicht ſchwer, dieſe Vorſätze zu halten, es lag ein Feſthauch über dem ganzen Hauſe. Die Mutter ließ einmal wieder ihrer Liebe den freien Lauf und drückte das Töchterlein recht innig ans Herz, was im Alltagsleben, wo es oft ſo viel zu zanken und zu ermahnen gab, gar ſelten vorkam, der Vater, der gern allen Rührungsanſtalten aus dem Weg ging, hatte ihr doch die Hand gegeben und mit unterdrückter Bewegung geſagt: „ja, ja, du wirſt groß und alt, bleib nur brav;“ die Geſchwiſter waren in feſtlichem Zug in ihr Stübchen gekommen, um ihr allerlei werthvolle und nützliche Geſchenke, als da ſind: Nadelbüchſen, farbiges Poſtpapier, eine blaue Kaffeetaſſe ꝛc. zu verehren; Jedes wollte das Beſte und Willkommenſte gebracht haben: „gelt, Lucie, Nadeln braucht man immer?“ rief die kleine Luiſe, „und du läßt Dampfnudeln kochen?“ Der jeweilige Feſtkönig oder die Königin hatte nämlich nach den beſtehenden Hausgeſetzen das Recht, das Mittageſſen zu beſtimmen. „Nein, Lucie, Pfannkuchen!“ rief Heinrich, „Nadeln ſtechen und man verliert ſie auch, da ſieh meine Kaffetaſſe, was für ein ſchöner blauer Vogel darauf iſt.“ „Aber ſo blaue Vögel gibt's nicht,“ bemerkte Franz ſehr weiſe, „und die Taſſe zerbricht, da ſieh das ſchöne Papier und auf dem weißen ſind Blümchen, und Zwetſchgen und Schwedenklöſe ſind viel beſſer, als Pfannkuchen.“

Lucie küßte die Geſchwiſter der Reihe nach, nicht beachtend, daß die ungalanten Buben ſorgfältig wieder die Wange abwiſchten, ſie zeigte ſich gehörig überraſcht und erfreut über jedes der Geſchenke und entſchied die große Frage wegen des Mittageſſens für ſüßen Pudding, welche kühne Idee von den Kindern mit bewunderndem Staunen aufgenommen wurde. So hoch hätte ſich keines der Kleinen verſtiegen, aber freilich die große Schweſter, die der Mutter ſchon helfen konnte, die durfte ſchon einen ſo verfeinerten Geſchmack zeigen. „Und heut Nachmittag nach der Schule ſpielſt du mit uns!“ jubelte Heinrich, „Glock und Hammer oder Lotto.“

„Und beim Licht erzählſt du, gelt Lucie?“ fragte Luischen, „Du kannſt's ſo ſchön!“

„Alles, alles,“ verſprach die gefeierte Schweſter, glücklich im Gefühl der häuslichen Liebe und ging mit der kleinen Schaar hinüber zum Frühſtück. Neben der Geburtstagschokolade, zu der Heinrich eifrig die Feſttaſſe mit den blauen Paradiesvögeln aufſtellte, prangte eine rieſige Brezel, eine

Gabe von Rike, der alten Magd, dem Schatz und zugleich der Tyrannin des Hauſes, die ſich auch mit ihrem Glückwunſch einſtellte: „grat'lir Ihne, Fräle Luce (ſie hatte ſich etwas ſchwer zu Sie und Fräulein entſchloſſen, was ihr doch jetzt erforderlich ſchien), „werdet Sie nur ſo brav, wie Ihne ihr Frau Mama, daß Sie auch ſo einen braven Herrn bekommen, wie Ihne ihr'n Herrn Papa.“ Lucie dankte freundlich für den Glückwunſch, über den ſie im Stillen lächeln mußte, — allen Reſpekt vor dem Papa und vor dem häuslichen Glück der Eltern, aber bei ihr mußte es doch einmal noch ſchöner kommen, noch viel ſchöner. Ein zierlicher Arbeitstiſch, das Feſtgeſchenk der Eltern, krönte Luciens Wünſche. Wie hübſch war es, nun ein eigen Plätzchen zum Arbeiten zu haben, nicht mehr die langweilige Ecke am großen Eßtiſch. Von der Fenſterniſche, wo es ſtand, ſah man weit über die Häuſer weg auf den Waldhügel, wo ſich die alte Burgruine aus Tannen hob, ein trauliches Plätzchen für junge Gedanken!

Während Lucie alte und neue Schätze an Seidenſternen, Fadenröllchen, Scheeren und Nadeln in die Fächer ordnete, lauſchte ſie dazwiſchen, ob ſie nicht den ſchweren Tritt der Sondelsberger Bötin vernehme, denn Lucie erwartete noch einen Feſtgruß. Einen unverfänglichen, — das Pfarrtöchterlein in Sondelsberg war ihre intimſte Herzensfreundin, mit der ſie einen höchſt wichtigen, ununterbrochnen Briefwechſel führte. Der Doktor, Luciens Vater, meinte zwar, ſie könnten's mündlich verſehen, da Sondelsberg nur zwei Stunden von Feldſtadt entlegen war, die Mädchen aber dachten nicht ſo, ſie hatten nicht nur Briefe auszutauſchen, ſondern auch noch alles Neue und Schöne, was ſie von Literatur habhaft werden konnten, entlehnt natürlich, denn zum

Bücherkaufen ſind die Papa's in der Regel nicht ſehr aufgelegt, ſo lang es noch redliche Seelen gibt, von denen man entlehnen kann.

Die Botin hatte bis jetzt ſämmtliche Kommiſſionen für das Pfarrhaus gegen ein jährliches Honorar von einem Kronenthaler beſorgt, wozu noch je und je ein Kelchlein Schnaps nebſt einem halben Pfund Kaffee vom billigſten zu Weihnachten kam. In Anbetracht der wachſenden Korreſpondenz aber hatte ſie wahrhaftig eine Zulage von einem Gulden erlangt; dazu kam noch gratis das Hochgefühl, eine ſtets willkommene Erſcheinung zu ſein.

Um zehn Uhr wirklich erſchien ihr breites, wettergebräuntes Geſicht auf der Schwelle. „Hat Sie Bücher, Kellenbienzin?“ rief ihr Lucie entgegen. „Ei, was Bücher!“ war die ſtehende Antwort der Bötin, „leſet in der Bibel!“ Aber mit beglückender Miene zog ſie aus ihrem Tragkorb ein ſchönes junges Myrthenbäumchen, ſorgſam mit einer Papierkappe verwahrt. „So, das ſchickt Ihnen die Jungfer Julie, hab's zulieb von einem Stuttgarter Gärtner holen müſſen; um ein Heidengeld, gern einen halben Gulden,“ ſagte ſie, um den Werth der Gabe zu erhöhen, während Lucie mit freudigem Erröthen ein Roſablättchen aus den grünen Blättern löste, und eilig der Bötin ein Stück Geburtstagsbrezel nebſt einem Glaſe Wein auftrug, um ungeſtört in einem ſichern Eckchen das wichtige Blatt zu leſen.

Herzensgeheimniſſe tauſchten die Mädchen noch nicht aus, obgleich Julie, die zwei Jahre älter war, öfter bedeutſame Anſpielungen auf einen jungen Praktikus machte, der ſich zu Sondelsberg niedergelaſſen, — Gedichte waren es, die erſten Ergüſſe ihrer jungen Muſe, die ſie ſich zuſandten und dann wieder, ſo oft ſie zuſammenkamen, mit hohem Genuß einander vorlaſen; ein Genuß, bei dem meiſt Geben ſeliger iſt, als Nehmen. Ein Gedichtchen war denn auch auf dem Roſapapier enthalten, eine Zugabe zu dem Myrthenbäumchen, in etwas mangelhaften Diſtichen, die jedoch Lucie mit hoher Befriedigung las bis zu dem Schluß, der ein tiefes Erröthen hervorrief.

Wenn denn die Myrthe dereinſt die glückliche Braut wird bekrönen,
O ſo gedenke auch mein, die ſie voll Liebe Dir weiht.

Die Mutter hatte ihr über die Achſeln geſehen und fuhr lächelnd mit der Hand über das roſige Geſicht: „nun bis dahin hat's noch gute Wege.“ Das dachte Lucie auch, doch ſtellte ſie das Myrthenbäumchen recht ſorgſam in die ſonnige Fenſterecke bei ihrem Arbeitstiſchchen, neben die knoſpende Monatroſe und verſuchte, ſich ruhig an die Arbeit zu ſetzen, denn die Bereitung des Feſtmahls hatte diesmal die Mutter übernommen.

Mit dem ruhig Arbeiten wollte es aber nicht ſo recht gehen; ein Lebensabſchnitt iſt noch ſo wichtig für a lady in hertens, wie der Engländer ſagt, und neben den frommen Vorſätzen, mit denen ſie den Morgen begonnen, wogten und webten allerlei ſüße, unbeſtimmte Träume und Bilder durch ihre Seele. Nach dem alten Volksbrauch, den ſie der Rike abgelernt, griff ſie nach dem Geſangbuch, um einen bedeutſamen Vers für den Tag aufzuſchlagen. Es war ein Vers des altbekannten ſchönen Liedes: „Du biſt ein Menſch, das weißt du wohl.“

Wie oft biſt du in große Noth
Durch eignen Willen kommen,
Da dein verblend'ter Sinn den Tod
Für's Leben angenommen,

Und hätte Gott dein Werk und That
Ergehen laſſen nach dem Rath,
In dem du's angefangen,
Du wärſt zu Grund gegangen.

Das ſchien ihr nun nichts beſondres Schönes und Glückverheißendes, wie ſich's für heute geſchickt hätte, es paßte eigentlich auch ganz und gar nicht für ſie; ſie legte das fromme Buch unbefriedigt bei Seite und ſah träumend hinaus in die winterliche Landſchaft. Etwas Beſonders meinte ſie, ſollte ſich doch an dieſem denkwürdigen Tag noch ereignen; mit dem ſüßen Pudding war das häusliche Feſtprogramm erſchöpft, und der hatte nun eben nicht mehr den Werth wie vor acht Jahren.

Da läutete es am Haus und Emilie, die Tochter der verwittweten Frau Amtspfleger gegenüber, ſprang athemlos, mit fliegenden Locken, die Treppe herauf. „Eine Schlittenfahrt, Lucie, eine Schlittenfahrt!“ rief ſie ihr von weitem zu. „Kameralverwalters haben ſie veranſtaltet, rüſte dich nur!“ Lucie ward roth vor Freude und Ueberraſchung, verſetzte aber gleich wieder kleinlaut: „Du weißt, der Vater fährt nicht mit, er ſagt, er habe ſein Pferd um zu Patienten zu fahren, nicht für's Plaiſir.“ „Aber ich ſoll dich ja einladen!“ rief Emilie triumphirend, „Frau Kameralverwalter ſchickt mich, wir Mädchen werden vertheilt, weißt ja wohl, wir haben auch keinen Schlitten daheim als meines Bruders Bergſchlitten, und ich fahre doch mit!“ „Ja du,“ meinte Lucie, „das iſt ein andres, dich braucht man überall.“ „Nun ja, wenn auch,“ lächelte Emilie ſelbſtgefällig, „diesmal will man eben dich dazu; Frau Kameralverwalter hat mich beauſtragt, rüſte dich nur.“ „Ich weiß aber nicht,“ ſagte die Mutter, der die wichtige Neuigkeit von Lucie mit freudeglühendem Antlitz mitgetheilt wurde, „Lucie iſt ja noch nie ohne mich fortgeweſen, und ſie iſt noch zu jung.“ „O, Frau Doktorin, wie lang wollen Sie ſie noch in der Kinderſtube behalten!“ rief die erfahrne Emilie, „wie würde das die Frau Kameralverwalter übel nehmen!“ „Es iſt wahr, ſie will nun der Kleinen die Ehre anthun, ſie würde es ſehr übel nehmen,“ entſchied die Mutter bei ſich, mit dieſem triftigen Grund jedes Bedenken niederſchlagend, und ſie ſicherte zu, daß Lucie um ein Uhr bereit ſein werde.

O junge Lucie! wo ſind all die ſchönen Plane und Gedanken vom Morgen geblieben: wie du deine Freude und dein Glück allein im Kreis der Deinen ſuchen wollteſt, der Mutter eine treue Tochter, den Geſchwiſtern die liebende hingebende Schweſter ſein? Etwas wie Reue zog durch ihr Herz als die Geſchwiſter, die von der Schule heimtobten, ſie an all die Verſprechungen vom Morgen mahnten. „Ich gehe zu einer Schlittenfahrt, aber ich bringe Euch etwas Gutes mit,“ ſagte ſie beſchwichtigend, und ſchenkte noch zur Beruhigung ihres ſchweſterlichen Gewiſſens den Brüdern lang geſparte Bildchen und Louischen ein koſtbares, oft begehrtes Püppchen, das ſie noch aufbewahrt und nicht lange zuvor neu gekleidet hatte. Der Vater, der gewöhnlich ſehr müde und erſchöpft nach Hauſe kam, wollte ſo wenig wie möglich mit häuslichen Anfragen und Angelegenheiten behelligt ſein; hatte die Mutter Erlaubniß zu etwas gegeben, ſo wurde die ſeinige gewöhnlich ſtillſchweigend vorausgeſetzt, wenn er dann freilich einmal ein Veto einlegte, ſo war es ein ſehr entſcheidendes. Lucie war nur noch mit halbem Herzen bei dem leckern Feſtmahl, das von den Brüdern gehörig gewürdigt wurde, ihre Gedanken waren bei der Garderobe, die noch herzuſtellen war, bei der Geſellſchaft und der Fahrt, — nicht eben mit ungetheilter Luſt und Verlangen, es war ein gewiſſes Bangen dabei, aber die Mutter fühlte mit ſtillem Leid, wenn ſie nach dem Kind hinüber ſah, daß nun ihr Leben, ihre Freuden, ihre Intereſſen ſich zu trennen begannen vom Leben des Vaterhauſes.

Muß das ſo ſein, oder läßt es ſich ändern? wer will ein Arges finden an der harmloſen Jugendluſt, die ihr eignes Anrecht an eigne Lebensfreude zu fühlen beginnt? muß nicht das flügge Vöglein ſeine Schwingen proben, eh es ſich das eigne Neſtchen baut? Wer will den Stab brechen über Spiel und Scherz und Tanz, die natürlichen Aeußerungen der Lebenskraft und Lebensfreude. Liegt doch in ſchuldloſer Jugendluſt ein unbewußtes Lob des Schöpfers wie im fröhlichen Gezwitſcher der Vögel und im neckiſchen Spiel der Lämmer.

Wer aber will die Grenze ziehen, wo die Luſt aufhört ſchuldlos zu ſein, wo ſie eine Scheidewand bildet zwiſchen dem Herzen und ſeinem Gott, wo die Herrſchaft der Welt beginnt und das ſtille Reich des ewigen Geiſtes zur Seite drängt? Das iſt die Frage an jedes einzelne Herz, denn die Welt und ihre Gefahr liegt für jedes Herz nach einer andern Seite. Du kannſt dein Kind ausſchließen von Bällen und weltlichen Geſellſchaften, du kannſt vielleicht ſelbſt die Luſt dazu in ihm ertödten, aber kannſt du ſeine Seele mild erhalten und demüthig, liebevoll und hingebend, heiter und harmlos mit den Fröhlichen? Es gibt prieſterliche Seelen, die unberührt von Welt und Weltluſt durch's Leben gehen können, aber ſie ſind nicht das Werk eines menſchlichen Er=

ziehers, und wer die Seele ſeines Kindes offen erhalten kann in Luſt oder Leid, für die Stimme des Herrn, die an jedes Herz zu ſeiner Stunde beſonders tönt, der hat gethan was er konnte.

Durch der Mutter Seele mochten ſolche Gedanken ziehen, Lucie hatte dazu nicht Zeit. Das Mahl war geendet, der Doktor, der ſonſt ein behagliches „Tiſcheln“ liebte, ſah mit ärgerlichem Brummen, wie die ganze Tiſchgeſellſchaft auseinanderſtäubte, um zu dem großen Werk von Luciens Toilette beizutragen, die noch nicht auf ſolche Ereigniſſe wie eine Schlittenfahrt eingerichtet war. „Heinrich, bitte, hol' meine Stiefelchen! Louischen, bring auch meinen Hut! Mutter, nicht wahr, du borgſt mir deine Pelzmanſchetten!“

Mit ſechzehn Jahren iſt übrigens die Toilette noch keine ſchwierige Sache; eben griff Lucie nach dem alten Muff der Großmutter ſelig, von ächtem Marderpelz, ein Familieneigenthum, das ſie ſich bisher noch nie angemaßt, da läutete es an der Hausthür; „iſt's ſchon Emilie?“ Nein, es war nur das Laufmägdlein der Fräulein Berg im Hinterhaus: „Fräulein Lucie ſollen doch geſchwind noch zum Jungfer Lieschen kommen.“ „Unmöglich!“ rief Lucie, „auf den Abend!“

„Lucie, Kind! du mußt einen Augenblick hingehen!“ bat die Mutter, „das gute Lieschen arbeitet ſchon ſeit Wochen an einer Ueberraſchung für dich und freut ſich darauf wie ein Kind!“ Wie hatte ſich Lucie ſelbſt gefreut auf dies verheißne Geſchenk Lieschens, das dieſe ſorgſam vor ihr verſteckte, und auf das ſie nur geheimnißvolle Anſpielungen machte, und wie war es ihr jetzt ſo läſtig! „Meinetwegen! ich komme geſchwind! adieu, lebt wohl!“ Mit dieſem flüchtigen Abſchied flog ſie aus dem Haus und die ſteile Treppe des Hinterhauſes hinauf in das Stübchen der zwei Schweſtern, das in ſeinem ungebrochenen Frieden und ſeiner tadelloſen Ordnung einen Gegenſatz zu aller Unruhe der Welt bildete.

Da ſaßen ſie, wie ſie ſeit zwanzig Jahren an jedem Wochentag geſeſſen waren, denn ihre Tafel war längſt aufgehoben. In dem hübſch meublirten Zimmer, in das man zuerſt eintrat, war Mathilde, die jüngere Schweſter, von der die Sage ging, daß ſie einmal ſchön geweſen ſei; Mathilde war tiefſinnig, junge Mädchen betrachteten ſie mit Scheu und Intereſſe, weil es hieß, ſie ſei durch unglückliche Liebe ſo geworden, darum ſaß ſie immer allein hinter herabgelaſſenen grünen Vorhängen und ſtickte in Seide und Perlen, in prächtigen bunten Farben, Blumen, Vögel, Schmetterlinge — ihr eignes Leben ſo dunkel, ſo farblos!

Im innern Stübchen, wo das große Himmelbett der ſeligen Eltern ſteht, das nun der Schweſtern Ruheſtätte iſt, da iſt der helle liebe Sonnenſchein, da leuchten Lieschens klare braune Augen aus dem apfelrunden alten Geſicht, dem man gewiß anſieht, daß es all ſein Lebenlang keine Anſprüche auf Schönheit gemacht hat, — auch gar keine. Da ſitzt Lieschen auf dem Fußtritt am Fenſter mit ihrer ewigen Weißſtickerei, die nicht ſtirbt wie der König, weil ſtets ein Nachfolger bereit iſt, ihr zur Seite das Schüſſelchen mit Hollunderthee, mit dem ſie hie und da die müden Augen ſtärkt, vor ihr der Stuhl, auf dem das neue Teſtament, der Pſalter und noch ein kleines Gebirge religiöſer Brochüren aufgethürmt iſt, aus denen ſie ihre Seele erquickt. All ihre Freunde ſchenken ihr fromme Bücher und Traktätchen, und da ſie aus Pietät keins davon aus ihrer Nähe verbannen will, ſo würde das Gebirg anwachſen, bis es über ihrem Kopf zuſammenſtürzte, wenn nicht immer wieder andre Bekannte, zumal die Armen und Kranken, die Vergeſſnen und Betrübten, von den Büchern entlehnen würden. Denen allen leiht ſie Lieschen gern und fordert ſie nicht wieder. „Man muß ein frommes Buch nie zurückverlangen,“ meinte ſie, „man weiß nicht, wo der liebe Gott ſein Werk damit treibt.“

Lieschen war lahm, durch einen Unglücksfall von früher Kindheit auf; ihr zur Seite lehnen die Krücken, mit deren Hilfe ſie allein ſich bewegen kann, darum konnte ſie auch der jungen Lucie, die in ihrem Winterſtaat eilig mit glühendem Geſicht hereinſtürmte, nicht entgegengehen, ſie grüßte ſie nur freundlich aus ihren guten braunen Augen: „ei, ei Kind wie eilig! was iſt denn los in der Welt? zu uns haſt du dich nicht ſo prachtsmäßig herausgeputzt und nicht ſo warm eingemukelt!“ „Ach nein,“ rief immer in höchſter Eile Lucie, „es iſt eine Schlittenfahrt, alles wartet auf mich, nur weil Sie geſagt haben .....“ „Ja, ja freilich, da hat's Eile,“ ſagte in gutmüthiger Ruhe Lieschen, während ſie aus ihrem großen Arbeitskorb mit ſtrahlendem Geſicht ein leichtes Päckchen zog, „ſo warm eingehüllt und nicht einmal einen Schleier über das liebe Geſichtchen! da werden die Roſen ja blau, wie wäre ein ſchwarzer Schleier ſo nett auf dem himmelblauen Hütchen!“ „Ach freilich,“ ſeufzte Lucie, indem ſie das roſa Seidenpapier des Päckchens, das Lieschen ihr überreichte, ſchüchtern öffnete, „ah!“ rief ſie überraſcht; der feinſte ſchwarze Spitzenſchleier, wie von Feenhänden geſtickt, fiel ihr in die Hand, „ach wie ſchön! und wie gut von Ihnen, die feine Arbeit mit Ihren müden Augen!“ „Ei, ich mußte doch auch eine kleine Abwechslung haben von dem ewigen Weiß! Bück dich, Kind, daß ich Dir den

Schleier feſtbinde. So, nun, Vöglein, flieg aus, daß Dir Deine Schlitten nicht davon fahren!“ Und dahin flog Lucie nach einigen eilig geſtammelten gerührten Dankſagungen; mit düſtrem Blick ſah Mathilde ihr nach, mit hellem und zufriednem das arme Lieschen, die nie des Lebens Herrlichkeiten gekoſtet. Nun hatte ſie ſchon wieder einen vergnügten Menſchen gemacht!

Die Schlitten waren ſchon auf dem Marktplatz verſammelt und klingelten mit ihren Schellen zuſammen, einige Damen in Mantel, Muff und Schleier trippelten hin und her, um ſich zu erwärmen. Emilie, die allenthalben der ordnende Genius ſein wollte, rannte hin und her, als Adjutantin der Frau Kameralverwalter. „So, kommſt du endlich, Lucie! bald wären wir ohne Dich fort gefahren, nur her, es iſt ſchon arrangirt, wir kommen in Kameralverwalters Schlitten. Da iſt ein warmer Schafpelz auf dem Boden, und ſo ein netter Vetter fährt mit!“ flüſterte ſie Lucien äußerſt profitabel zu.

Nun arrangirte ſich die Fahrt, die vorhandnen Damen wurden von artigen Herrn in die Schlitten vertheilt und abgeführt; etlich Bejahrtere und minder Schöne, die im Reſt geblieben waren, wurden ohne weiteres dem Herrn Rechtskonſulent Haderer, einem Junggeſellen und Weiberfeind, zugeſchoben. Emilie, die ſich ſelbſt mit ihren ſchwarzen Locken unter einem roſa Hut bezaubernd vorkam, hatte ſich mit ſchlauer Beſcheidenheit auf den Rückſitz von dem ſehr eleganten Schlitten Kameralverwalters geſetzt, ſo kam ſie neben den Neffen, Robert Volkmann, ein bald ausſtudirter Student, wie der Kameralverwalter ihn vorſtellte, die arme Lucie aber wurde im Fond zwiſchen den Kameralverwalter in der Wildſchur und ſeine Frau im wattirten Mantel einquartirt, wo ſie zwar nicht frieren, aber auch kaum athmen konnte. Der mitleidige Neffe erbot ſich zwar mit Freuden, den Platz zu räumen und zu kutſchiren, dem Onkel aber waren, wie er ſagte, ſeine Knochen zu lieb, um ſie ſo einer leichtſinnigen Studentenhaut anzuvertrauen. „Es iſt nur, bis man eine Weile fährt,“ meinte er, indem er ſich gehörig ausdehnte, „dann ſitzt man herrlich, nicht wahr, Fräulein Lucie?“ „O gewiß, ich ſitze ganz bequem,“ verſicherte dieſe, obgleich ſie ſich nicht rühren konnte, und in der That, ihr junges Köpfchen ſah zwiſchen den zwei alten ganz vergnügt in die Welt hinaus. „Raum iſt in der kleinſten Hütte,“ hub der Neffe luſtig an zu deklamiren; der alte Trompetenmelcher, ein ehemaliger Militair, der zum Vorreiter zugeſtutzt war, ſtieß ſchmetternd in ſeine Trompete, und mit luſtigem Geklingel flog der Zug hinaus an der gaffenden Volksmenge vorüber.

Hinaus, hinaus aus den winklichen Gaſſen, hinaus auf die ſchneehelle ſonnenbeſchienene Fläche an den eingeſchneiten Bäumen und ſchimmernden Hecken vorüber, hinaus in die weite, weite Welt, die ſich ſo endlos vor den Blicken dehnte, hinaus in lauter, heller, lichter Jugendluſt! Robert unterhielt die Mädchen mit allerlei luſtigen Studentengeſchichten, daß ſie gar nicht aus dem Lachen kamen, ſie hätten auch nicht anders können als lachen; alles war unwiderſtehlich luſtig: der alte krumme Wegweiſer an der Straße, der dem langen Rechtskonſulenten ähnlich ſah, die Bauernbuben, die mit ihren Bergſchlitten und weit aufgeſperrten Mäulern am Wege ſtanden, die Hunde aus dem Dörfchen, die ſich kläffend und bellend dem Zug auf eigne Rechnung anſchloßen; — Geburtstag und Vorſätze, Eltern und Geſchwiſter glitten nur ſo raſch wie im Schlittenflug durch Luciens Sinn, und hätte ſie nicht mit ſtillem Vergnügen den zarten ſchwarzen Schleier im Winde wehen ſehen, das arme lahme Lieschen wäre nicht einmal im Flug in ihren Gedanken aufgetaucht. Emilie mit ihrer oft bewunderten Unterhaltungsgabe ſuchte jede etwaige Lücke des Geſprächs auszufüllen, Robert aber wandte ſich viel mehr dem einfachen blauen Hut zu, als Emiliens roſenrothem Prachtſtück, das ihr die Mutter, wie ſo viel andern unnöthigen Putz, alles aus Mitleid gekauft hatte, weil ſie eben ein armes Waislein ſei. Das arme Waislein ließ ſich's nicht lange verdrießen, daß ſie diesmal neben dem Backfiſch die zweite Rolle ſpielte, ſie ſah mehr auf großes Salair als auf gute Behandlung, d. h. mehr auf eine ſolide Parthie als auf einen angenehmen Courmacher und war gutmüthig genug, der Lucie, dem Kind, auch ein Vergnügen zu gönnen, die ja ohnehin in der That gar keine Schönheit war: das Bischen rothe Wangen und blaue Augen und blondes Haar!

Der Trompetenmelcher blies einen ſchmetternden Tuſch, der Zug war angelangt vor der Krone in Jugelsberg, einem der Phönixe von guten Gaſthöfen, wie ſie hie und da in den obſkurſten Orten auftauchen. Doch veranlaßte die Anfahrt einigen Schreck, einiges Hin- und Herrennen in der Krone, die Schlittenfahrt war etwas zu ſpät angeſagt worden.

Man ſtrömte in den äußerſt kunſtloſen obern Saal, wo der eilig geheizte Ofen Glutſtröme ausgoß, während der übrige Theil des Zimmers noch unheimlich kalt war, — allmälig gruppirte ſich die Geſellſchaft auf den hölzernen Stühlen um die langen, ſchmalen Tafeln mit roth und blau gewürfelten Teppichen bedeckt; ungeheure irdene Kaffeetöpfe erſchienen, der berühmt gute Kaffee der Kronenwirthin erwärmte die Herzen von innen, und die heiterſte Laune belebte bald die bunte Geſellſchaft. Lucien hatte die Frau Kameralverwalter unter ihre Fittiche genommen, zu ihrer linken Seite ſetzte ſich der Neffe Robert, — es war ihr zu Muthe wie in einem Traum; dieſe erſte größere Geſellſchaft wirkte in der That berauſchend auf ſie, — ſie hörte das Geſumm und Getöſe fröhlicher Stimmen, fühlte, wie die Hand der alten Frau liebkoſend über die glatten glänzenden Scheitel ihrer blonden Haare ſtrich, ſie lauſchte dem heitern Geplauder Roberts und gab lachende Antworten, ſie ſtimmte mit ein in die Lieder aus alter und neuer Zeit, die von alten und jungen Herrn angeſtimmt wurden, — alles halb träumend; was Andern die liebe, lichte Proſa war, das geſtaltete ſich ihr zum bunten Mährchen voll Licht und Glanz.

„Du biſt ja ganz verzückt!“ rief Emilie ſchelmiſch zu ihr hinüber, die ihre charmante Unterhaltung zwiſchen dem verwittweten Poſthalter und Herrn Haderer theilte, obgleich ſie keineswegs geſonnen war, „ihr Herz, ihr liebenswürdig Selbſt“ zu ſo herabgeſetztem Preis abzugeben. — Lucie nickte ihr lächelnd zu, ſie war zu innerlich fröhlich, um viel reden zu können.

Der Kaffee war längſt getrunken, der dunkelrothe Wein, auch einer der Magnete des Gaſthofs zur Krone, ſteigerte die allgemeine Heiterkeit auf einen ſehr hohen Grad. Lucien ſtörte das nicht in ihrem glückſeligen Traum, lächelnd ſtieß ſie mit ihrem Nachbar, deſſen Fröhlichkeit nicht die Grenzen des Anſtands überſchritt, auf die zahlloſen Toaſte an, die immer witziger, immer ſchallender belacht wurden. „Unſre Zukunft!“ trank ihr Robert zu. „Ach wäre doch die Zeit ſchon da,“ hub ſehr apropos der Kameralverwalter an und jubelnd ſtimmten Alle ein:

Ach wäre doch die Zeit ſchon da,
Die noch ſo ferne ſcheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf immer uns vereint!

Hinter der Bretterwand, die den großen Saal in zwei Hälften ſchied, hatte man längſt allerlei verdächtiges Geräuſch und Gerumpel gehört. „Die Honoratioren von Backenheim haben heut auch eine Schlittenfahrt hieher gemacht,“ ſagte auf Befragen der Wirth mit einiger Verlegenheit. Backenheim und Feldſtädt nämlich, ſonſt zwei ſehr befreundete Städte, lebten ſeit längerer Zeit geſpannt mit einander, weil die Feldſtädter widerrechtlich das letzte Liederfeſt an ſich geriſſen hatten.

Eine Zeitlang hörten auch die Feldſtädter mit dumpfem Groll, wie die Backenheimer hinter dem Bretterverſchlag auf eigne Hand jubilirten und anſtießen, als aber die Heiterkeit immer höher ſtieg, da erhob ſich ein großherziger Verwaltungsaktuar mit dem Rufe:

Groll und Rache ſei vergeſſen,
Auch dem Todtfeind ſei verziehn!

und riß mit Bärenſtärke ein Stück des trennenden Verſchlags weg. Mit lautem Beifallsjubel wurde dieſe Großthat von drüben aufgenommen, Stück für Stück der trennenden Wand wurde entfernt und hinter jedem gelöſten Brett kamen ein paar neue freudeglitzernde Backenheimer Köpfe zum Vorſchein, allgemeine Verſöhnung! Rund- und Chorgeſänge, Verſuche zu tanzen, die aber aus Mangel an Raum und Muſik ſcheiterten, denn das Klavier, das oben im Saale ſtand, erwies ſich ſo gänzlich heiſer und unbrauchbar, obwohl es der Unterlehrer mit Fäuſten und Füßen grauſam behandelte, ſo daß man von dieſem Wunſch abſtehen mußte und ſich mit neckiſchen Geſellſchaftsſpielen behalf.

„Meine Herrſchaften, es iſt eingeſpannt,“ meldete der Wirth, bei dem einige ſolide und nüchterne Mitglieder der Geſellſchaft längſt die Zeche berichtigt hatten, und nun zum Aufbruch trieben. Neues Getümmel! furchtbare Verwirrung, bis all die Mäntel und Ueberzieher, Hüte, Schleier, Muſſe, Boas, Pelzmanſchetten und Fußſäcke von den verſchiedenen Eigenthümern auseinandergeleſen waren. Lucie ſelbſt konnte es nicht mehr poetiſch finden. In dem Fußſack der Frau Oberamtmännin hatte ſich eine Katze eingeniſtet, an der Boa der Frau Salzfactor zerrten bellend und knurrend ein paar Hunde. Ledige Mitglieder, die nichts zu verlieren hatten, ſangen dazwiſchen aus allen Tonarten: „Nun ſchwingen wir den Hut, der Wein, der Wein war gut.“ Lucie mit all der mädchenhaften Pietät für ihre hübſchen Sachen war ſehr bekümmert, ſie aus dem Chaos herauszufinden, Robert aber zeigte ſich als hilfreicher Kavalier und half ihr und der Tante zu ihrer Garderobe und in den Schlitten. Vor dem Haus war das Getümmel aufs Höchſte geſtiegen, der Trompetermelcher, zum Reiten nicht mehr geeignet, wurde einem Schlitten hintenauf gepackt, und endlich nach unſäglichen Schwierigkeiten und Verwirrungen ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, und die Glöckchen klangen hinaus in die ſtille Nacht.

Lucie war durch das Getöſe und Treiben und Lärmen etwas ängſtlich und betäubt geworden, jetzt aber beim Hinfliegen über die ſtille, ſchneeweiße Fläche, darüber den ſternhellen Himmel und das klare Mondlicht, ſog ſie wieder den ganzen Zauber der wundervollen Nacht in ſich, es ſtörte ſie nicht, daß Robert ein humoriſtiſches Mondlied anſtimmte, ſie lachte herzlich dazu, noch mit Thränen in den Augen. „O, wären wir doch daheim!“ ſeufzte die Kameralverwalterin, „ich habe ſo kalte Füße.“ „O kämen wir doch nie heim!“ dachte Lucie, ſie hätte fort und fort ohne Ende ſo hinfliegen mögen.

Es nimmt alles ein Ende. „Alles geht vorüber, Alle Töne verhallen, und die ſchönſten Stunden ſchlagen aus,“ wie uns eine äußerſt wahre, ganz unbeſtreitbare Stammbuchſentenz verkündigt, und ſo hielten auch in dieſer denkwürdigen Nacht die Schlitten Nachts um zehn Uhr auf dem Marktplatz, — die Leute waren meiſt etwas verkühlt und ziemlich ſtill; außer der tragiſchen Entdeckung, daß Herr Buchhalter Müller, der auf dem letzten Reiber fuhr, ſeine Dame, die ledige Schwägerin des Apothekers, unbemerkter Weiſe verloren hatte, waren alle glücklich angelangt.

In größter Verlegenheit bot der Buchhalter Freiwillige zu einem Streifzug nach der Verlornen auf, die ihnen auch bereits vor dem Stadtthor auf eignen Füßen entgegen kam; ſie war, wie ihre Schweſter die Apothekerin, ein Weib aus dem Volke, und ſchnitt die ſchüchterne Entſchuldigung des Buchhalters damit ab, daß ſie ihm höchſt unumwunden ihre Meinung über ſeine Nachläßigkeit und Ungalanterie ſagte und ihn nach dem Volksausdruck ‚keinen Regierungsrath‘ hieß.

Inzwiſchen hatte Robert Lucien heimbegleitet, auch ein unerhörtes Ereigniß in ihrem jungen Leben; ſie wagte nicht den Arm abzulehnen, den er ihr bot, obgleich es zum erſtenmal geſchah, daß ſie am Arm eines Herrn ging; ſie legte nur ganz leicht und loſe ihren Arm in den ſeinigen und ſo fröhlich ſie unterwegs mit ihm gelacht und geplaudert hatte, ſo antwortete ſie ihm jetzt nur halblaut und ſchüchtern. Sie war froh, als ſie glücklich unbemerkt an der Hausthür angelangt waren, und doch hätte es ihr ein wenig wohl gethan, wenn Rike, die ſie ſo oft noch als Kind behandelte, geſehen hätte, wie ſie nun als großes Fräulein nach Hauſe geführt werde. Es war aber beſſer, daß Rike es nicht geſehen, die entſchiednen Anſtoß an allem Führen von Herrn und Dame nahm und der Meinung war: „Blinde und Rauſchige ſollen ſich führen laſſen, junge, geſunde Leute können allein laufen.“

Daheim war alles in der Ruhe, nur die Mutter erwartete ſie noch. „Ei, Mädchen, wie ſpät! ich hoffe, das iſt dieſen Winter das letzte Mal.“ „Spät, Mutter? das kann faſt nicht ſein, es war ſo gar ſchön!“ „Freut mich, jetzt aber trink warmen Thee und mach' daß du zu Bette kommſt!“

Lucie legte ſich nieder und ließ mit geſchloſſenen Augen alle die Bilder des Tages noch einmal an ſich vorüber gleiten: Schellengeklingel, helles Lachen, fröhliches Singen und das letzte „Gute Nacht,“ bis ſie entſchlief den tiefen, feſten, ſüßen Schlaf der Jugend; ob ſie träumte? ſie wußte es nachher nicht, ſie ſchlief zu gut, aber wenn ſie träumte, ſo mußten es ſüße Träume ſein, ihr Mund lächelte im Schlaf und ihre Wangen glühten wie von heller Freude.

‚Der andre Morgen,‘ nach wie mancher Luſt iſt das ein fataler Nachklang, der aus matten Augen, aus bleichen Wangen und aus verdroßner Stimme ſpricht; für Lucien war es nicht ſo, ſie wachte hell und fröhlich auf wie ein Vögelein, ihr war, als ſei ſie unendlich reicher geworden durch dieſen einzigen Tag; die leiſe Reue über ihren ſelbſtſüchtigen Genuß machte ſie nur freundlicher, dienſtwilliger gegen Alle, ſie holte in aller Eile um ihr Taſchengeld noch Bonbons, um ſie den Geſchwiſtern zu vertheilen und erzählte ihnen von der Schlittenfahrt, was nur immer zu erzählen war, daneben mußte ſie ſtets vor ſich hin lächeln, als wüßte ſie noch wunder was Herrliches und Schönes, das ſich gar nicht ſagen ließe. Aber das Plaudern mit den Kindern, die ſie ja doch nicht recht verſtanden, genügte ihr nicht, das Stillſitzen an dem hübſchen neuen Arbeitstiſch wollte heute wieder nicht gehen. „Mutter, ich habe mein Taſchentuch mit Emiliens verwechſelt,“ ſagte ſie, „und Lieschen habe ich noch gar nicht genug für den Schleier gedankt, ich ſollte nothwendig zu ihnen.“

„Höchſt nothwendig,“ lächelte die nachſichtige Mutter, „weiß wohl, nach ſolchen Geſchichten müßt ihr Mädchen geplaudert haben, ſo ſchwatz dich aus, aber dann laß ein Ende ſein und komm beizeiten wieder wegen der Küche.“

„Gewiß, gewiß!“ verſicherte Lucie und hüllte ſich in ein warmes Tuch. Zuerſt zu Lieschen, bei der in der wandelloſen Ordnung des Stübchens, das doch ſo unzählige Gegenſtände enthielt, die Zeit ſtill zu ſtehen ſchien.

An der trüben Mathilde vorüber, die mit ihrem düſterſten Angeſicht einen farbenhellen Blumenteppich ſtickte, eilte ſie zu Lieschen, die ihr freundlich zunickte: „Guten Morgen, Kind! gut geſchlafen? ſchöne Bahn gehabt? wo gings denn hin?“

„In die Krone nach Ingelsberg, und es ging wie geflogen, o es war ſo herrlich!“ rief Lucie und bereute faſt wieder ihren Enthuſiasmus, der der alten Jungfer ja doch nur das Herz ſchwer machen mußte, die ſo ganz ausgeſchloſſen war von aller Luſt und Freude der Welt. Lieschen aber verſetzte mit ihrer herzlichen Freude an allem Fröhlichen: „Bis Ingelsberg! Du lieber Gott, wie müßt Ihr's Euch ſauer werden laſſen um Euer Plaiſir, wie hat's dagegen unſer ein's ſo gut, das im warmen Stübchen ſitzen bleiben darf; aber ich weiß auch noch," ſetzte ſie ſtolz hinzu, „daß es etwas recht nettes um das Schlittenfahren iſt: meiner Mutter Bruder auf dem Roggenhof hatte einen Schlitten, ſie hießen ihn den Badzuber, war aber ein netter Schlitten, grün angemalt, da bin ich manch liebes Mal darin gefahren. Mit wem fuhrſt du denn, Lucie?" „Mit Emilie und Kameralverwalters, und es fuhr auch ein Student mit, ein Vetter von ihnen."

„So, ein Student? iſt aber nicht Vakanz gegenwärtig?" „O, ich glaube er hat bald ausſtudirt, und er iſt recht brav und geſcheidt, und ſo luſtig, ich habe mich ſo gut mit ihm unterhalten!" „So? was habt ihr denn Schönes zuſammen geredt? ſo ein Student muß doch allerlei Geſcheidtes wiſſen." „Ja, das kann ich nicht mehr ſagen," lachte Lucie, „es war eben recht nett und luſtig; wiſſen Sie, Lieschen, auf einer Schlittenfahrt hält man keine geſetzten Geſpräche wie Sie und der Herr Stadtpfarrer miteinander." „Ach ja, der Herr Stadtpfarrer," ſagte Lieschen, und die friedlichen Lichter ihrer Augen leuchteten in hellem Glanz, „wie gut von ihm, daß er mich einfältiges altes Ding ſo oft beſucht; denk' nur, geſtern Abend war er eine volle halbe Stunde da und hat mir vorgeleſen; dann kommt auch Mathilde herein," flüſterte ſie bedeutſam und ſetzte mit dem Ausdruck freudigſten Danks hinzu: „Du lieber Gott, wie hab' ich's doch verdient, daß mir's ſo gut geht, ſag' nur ſelbſt, Kind, wer wird ſich ſonſt um eine lahme alte Jungfer kümmern!" „Ei, Sie habens den ältern Herrn eben angethan," ſagte fröhlich Lucie, „Papa bleibt auch bei Ihnen länger, als bei all ſeinen andern Patienten zuſammen, wenn Ihnen was fehlt." „Ja dein guter Vater, der ſo viel für uns thut! und ſo uneigennützig! was ſind wir für Glückskinder, einen ſolchen Arzt!"

„Aber ich muß noch zu Emilie,“ ſagte Lucie geſchäftig, „guten Tag, Lieschen, ich habe Ihnen nur noch danken wollen für den herzigen Schleier!“

Bei Emiliens Mutter war man allezeit gewiß, alles hübſch aufgeräumt und im Stande zu treffen, ſauber abgeſtäubt, die neuſilbernen Leuchter auf den Kommoden glänzend, im Glaskaſten das übrige Silbergeräth des Hauſes, plattirt oder nicht, — allenthalben einen ſoliden Wohlſtand zur Schau getragen.

Es wollten Leute zwar behaupten, es werde, wenn man Beſuch wittere, alles, was die Ordnung des Zimmers ſtöre, eilig ins Schlafzimmer geſchoben, von dem man ſagen könne: „da drinnen aber iſts fürchterlich,“ ſowie ſie auch in der Küche nur blankes Geſchirr zur Schau ſtelle und das rußige, in dem gekocht werde, ins Ofenloch verſtecke, — das war aber theilweiſe Verläumdung. Frau Bartenbach war in Wahrheit eine ordnungsliebende Frau, nur ging ihr ein anſtändiges Aeußere über alles.

So hielt ſie auch für Pflicht, ſich durchaus das Anſehen des Wohlſtandes zu geben; mit welchen Opfern ſie insgeheim dieſen äußern Anſtand erkaufte, ob ſie Brei zu Mittag ſpeiste und Waſſerſuppe zu Nacht, um dafür Mandeltorte zu einer Geſellſchaft zu haben, — ob ſie das Pferdehaar aus Sopha und Stühlen verkaufte und ſie mit Seegras füllte, um dafür moderne Ueberzüge anzuſchaffen, — das war ihre eigene Sache. Emilie war immer modiſch und elegant gekleidet, trug eine ſilberne Damenuhr mit vergoldetem Rand und eine Broche, die möglicherweiſe ächt ſein konnte, und trat durchaus als die beſcheidene Erbin eines honetten Vermögens auf.

Frau Bartenbach gehörte nicht zu den allezeit ſeufzenden und klagenden Wittwen, ſie beſprach ſich gern mit Herrn Haderer über die zweckmäßigſte Art, Geld anzulegen, — die vier Coupons, die ſie abzuſchneiden hatte, waren übrigens allezeit einen Monat vor der Zeit verwerthet.

In tiefem Mitleid mit ihrer Emilie, ‚daß ſie eine Waiſe ſei,‘ hielt ſie für Mutterpflicht, ihr das doppelte Maß von Putz und Vergnügen zu verſchaffen als andre Mädchen hatten: „kommſt ja doch nirgends hin, weil du eben ein Waislein biſt.“

Gut erzogen war Emilie, obgleich ſie ein Waislein war; ſie war frühzeitig zu allen häuslichen Geſchäften angehalten, in allen Handarbeiten unterrichtet, flink und gewandt und hatte ein großes Talent, allenthalben am rechten Fleck anzugreifen. Muſiktalent hatte ſie nicht, aber ſie war unbezahlbar beim Arrangiren eines Muſikkränzchens. Frau Bartenbach wußte wohl, daß nichts umſonſt iſt auf dieſer böſen Welt, darum mußte ihre Emilie Zutritt zu Geſellſchaften, Landpartien, Schlittenfahrten erkaufen durch die allezeit willige und geſchickte Hand, die ſie bei Wäſchen, Schneidereien, beim Wurſtmachen und Kuchenbacken, bei Trauer- und Freudenfeſten zur Hilfe lieh; da ſie daneben hübſch geſcheidt und ziemlich gutmüthig war, in allen Häuſern daheim und mit allen Verhältniſſen bekannt, ſo war ſie allenthalben gern geſehen und wurde von vielen Müttern ihren Töchtern als Beiſpiel vorgeſtellt.

Unterricht in Muſik, Zeichnen, Sprachen, Geſchichte und was ſonſt über die Fächer der Landſchule hinaus geht, hatte die umſichtige Mama für überflüſſig gehalten. „Siehſt du,“ ſagte ſie im Vertrauen ihrer Herzensfreundin, der verwittweten Frau Stadtpfarrer, „das iſt alles Luxus für reiche Mädchen, eine Zugabe, die niemand verlangt. Der Männer wegen? bah, unter zwanzig Männern nicht zwei, die nach dem Zeug fragen, im Gegentheil, es wird ihnen ganz bange vor einer Frau, die engliſch lernt.“ „Aber um im Nothfall ſelbſt ihr Fortkommen zu finden?“ warf beſcheiden die Frau Stadtpfarrer ein. „Gerade darum ſieht's gleich verdächtig aus, wenn ein Mädchen in mittleren Verhältniſſen ſich auf Sprachen, Muſik und Bildung verlegt,“ „die will Gouvernante werden,“ denkt man und Keiner denkt daran, daß ſie auch zum Heirathen da ſei. Nein, du kennſt die Männer ſchlecht, wenn du meinſt, der Verſtand bei einer Frau ſei ihnen ſo wichtig, im Gegentheil, Verſtand denkt Jeder, habe er genug für zwei. Wenn je ſo ein armer Tropf von Gouvernante einmal einen Mann kriegt, ſo iſt's höchſtens ein Pfarrer mit Nichts. Nein, wenn alle Stränge brechen, ſo kann man eine gute Hausjungfer allenthalben brauchen.“

Daß ſo viel Abſicht und Berechnung ihrem Verfahren zu Grunde liege, daß bei allem Thun und Treiben, Helfen und Schaffen Emiliens, in Ernſt und Scherz, nur Ein Gedanke im Hintergrund ſtand: — eine gute Verſorgung, das geſtand die Frau Amtspflegerin weder der Freundin noch ſich ſelbſt, es war zwiſchen ihr und Emilie über dieſen zarten Punkt ein ſchweigendes Einverſtändniß ſchöner Seelen, ein wortloſes Zuſammenwirken zu gemeinſamem Zweck.

Zwiſchen Lucien und Emilien beſtand kein Seelenbund wie der mit Julie, wohl aber die Freundſchaft der Gewohnheit, wie ſie ſich leicht bei Mädchen bildet, die zuſammen aufwachſen, zumal wenn die Eltern befreundet ſind.

Doktor Weybeldt, Luciens Vater, war ſeit vierzehn Jahren Hausarzt bei Frau Bartenbach und wurde dieſe vierzehn

Jahre her mit einer und derſelben Dukate honorirt, — Emiliens Pathenpfennig, — die an jedem Neujahr eingeſiegelt zu ihm wanderte und eben ſo zurückgeſandt wurde. Die Doktorin, ſonſt eine gute Frau, meinte: „Nun, die Amtspflegerin, die ſo flott thut, möchte immerhin bezahlen.“ „Laß gut ſein!“ ſagte der Doktor, „mag leicht, ſo hängt ein ſtiller Seufzer an Wittwengeld, auch wenn's nicht den Anſchein hat. So lang ich lebe, ſoll ſie für mich mit dem Einen Dukaten reichen.“

Dabei blieb's und Frau Bartenbach zeigte ſich erkenntlich mit einer Torte an Doktors Geburtstag, oder mit einer Börſe, einem Serviettenring, einem Tabacksbeutel von Emiliens Arbeit, welche Herrlichkeit ungebraucht liegen blieb, bis ſie etwa von der Frau Doktorin zu irgend einer wohlthätigen Lotterie verwendet wurde.

Zugleich war Emilie der hülfreiche Genius in Doktors Haus bei Bügeltagen, Schneidereien, protegirte überhaupt Lucien auf jede Art und war ihr an praktiſchem Geſchick und savoir faire weit überlegen. Lucie fühlte ſich geſchmeichelt von dem Entgegenkommen der gewandten, beliebten Emilie und ſchloß ſich mit der leichten Beweglichkeit eines Freundſchaft dürſtenden jungen Herzens an ſie an. Doch blieb Emilie nur im Vorhof, im innerſten Heiligthum ihres Herzens bewegte ſich eine ſüße, wunderbare Welt von Ahnungen und Träumen, für die Emilie, die Klare, Verſtändige, Praktiſche, kein Auge und keinen Sinn hatte. Zu dieſem Kämmerchen hatte Julie den Schlüſſel, Julie, in der Lucie allein die verwandte Seele, das Echo der ihrigen fand. Wenn ſie einmal, im überfließenden Herzensdrang, Emilien eins ihrer Gedichte vorlas, ſo bewunderte es dieſe zwar aufrichtig und bereitwillig, es war das ein Feld, auf dem ſie nicht concurrirte, ſo recht verſtehen konnte ſie nur Julie, die an begeiſtertem Schwung allezeit noch über ihr war.

Heute freilich verlangte ſie mehr nach Emilien, die die geſtrige Freude getheilt; dieſe ſaß ſchon im kleidſamen Morgenröckchen am Fenſter, über die Papilloten, die vor Mittag nicht aufgewickelt werden durften, waren künſtliche Locken geheftet. „Nun, Lucie, wie geſchlafen?“ rief ſie ihr entgegen. „O herrlich! und ich habe ſo ſchön geträumt, weiß nur nicht mehr von was.“ „So, ſo? aber ich weiß, du kleiner Schelm...“ „Ei, ei, Lucie, was machen Sie für Sachen!“ ſagte Frau Bartenbach, die eben das Zimmer verließ, ſchalkhaft den Finger erhebend, „erſt ſechzehn Jahr und laſſen ſich ſchon die Cour machen!“

„Aber ich bitte dich,“ ſagte Lucie, mit dunkelglühendem Geſicht, „was meint deine Mutter?“

„O, etwas Schreckliches!“ ſagte lachend Emilie, „heißt du das keinen Courmacher, wenn einer ſich faſt den ganzen Tag mit dir unterhält und dich zuletzt noch heimführt?“

Lucie lauſchte gern Emiliens Geplauder, mit dem ſie was flüchtig, wie ein ſüßer Traum durch ihre Seele zog, zu einem farbenhellen Bild ausmalte, und doch fühlte ſie ſich wieder verletzt durch dies materielle Anfaſſen.

Ach, dies harmloſe Geplauder über zarte Angelegenheiten! wie oft gleicht es dem Hauch eines Kindes, ſchwach an ſich, und doch fähig eine zerſtörende Flamme anzufachen! Wenn man bedächte, wie viel Unheil unnöthige Worte ſtiften können, man würde den Spruch nicht mehr zu hart finden: ihr ſollt Rechenſchaft geben von jedem unnützen Worte, das ihr geredet habt.

Lucie, die ſeither noch ſo wenig Sehnſucht nach aller Herrlichkeit des geſelligen Lebens empfunden, die einen ſtillen

Leſeabend allen lauten Vergnügen vorgezogen, vertiefte ſich recht mit Luſt mit Emilien in jenes harmloſe, unwichtige Plaudern, mit dem junge Mädchen verſtehen, ein genoſſenes Vergnügen ſechsfach wiederzukäuen, und aber ihr war, als ſie von Emilien ſchied, nicht mehr ſo innerlich froh um's Herz, ſie fühlte, wenn ſie es auch nicht wußte, daß ihr Heiligthum von profaner Hand angefaßt worden war. Dennoch ließ ſie ſich nach Tiſch von Emilien zum Spaziergang abholen, obgleich das Wetter nicht beſonders verlockend war, und ſie begegneten Kameralverwalters, die ihren Neffen zur Poſt begleiteten; er grüßte ſehr höflich, was ein höchſt glückliches Ereigniß geweſen wäre, wenn nicht der Gedanke, er könnte dieſe Begegnung für keine rein zufällige halten, Lucien nachher wieder lange unglücklich gemacht hätte.

Der Schnee ſchmolz, ein rauher, ſonnenloſer und ſchneeloſer Winter herrſchte und der Neffe war abgereist, das Leben kehrte in ſein alltägliches Geleiſe zurück, Lucie machte noch ihre Studien in der Küche und ging Nachmittags zu Lieschen, um ſein Nähen und Sticken zu lernen. Lieschens ſtille Friedensaugen, ihre beſtändige herzliche Genügſamkeit wirkten beruhigend auf alle Wellen, die ſich in ihrer jungen Seele erhoben und ſie begriff nicht, wie Mathilde ſo dunkel und trübſelig bleiben konnte im beſtändigen Umgang mit dieſem friedevollen Gemüth.

Vergeſſen hatte ſie freilich jene Schlittenfahrt nicht und ihren fröhlichen Nachbar; aber trotz Emiliens Anſpielungen hatte ſie ja ſo gar kein Zeichen, daß auch Er ihrer gedachte, und eh ſie deſſen gewiß, ganz gewiß war, wollte ſie eigentlich gar nicht an ihn denken. Nur ſo ganz leiſe, leiſe Nachts vor dem Entſchlummern, oder wenn ſie ganz allein war, tauchte das heitre Bild bei ihr auf. Gegen Emilien erwähnte ſie ſeiner nie mehr, wenn ſie auch ihre Anſpielungen nicht ſo ganz ungern hörte, ſelbſt Julie ſollte nichts erfahren, und gut wäre es für den Frieden und die Jungfräulichkeit eines jungen Herzens, wenn es vermöchte, ſolch ein knoſpendes Geheimniß allein, ganz allein in tiefſter Stille zu wahren und ſtill zu ſehen, ob es zu Licht und Luft beſtimmt iſt. Aber neben der tief zarten, poetiſchen, jungfräulichen Seele, die wie die Muſchel ſich feſt verſchließen möchte mit der keimenden Perle, wohnt der leicht bewegliche, leicht überfließende Mädchenmund, in vertrauter Plauderſtunde holſt du allmälig deine geheimſten Schätze hervor, und willſt du ſie nachher wieder verſchließen, ſiehe, ſo iſt's nicht das alte Heiligthum mehr.

In ihren Briefen an Julie hatte Lucie wirklich nur flüchtig „des wunderſchönen Tages und der Begegnung mit dem heitern, liebenswürdigen Studenten“ erwähnt, aber im März kam dieſe auf einige Wochen zu Beſuch, und welches Mädchenherz vermöchte in ſo trautem Beiſammenleben ein Geheimniß zu bewahren! Auf einſamen Spaziergängen in der erſten goldnen Frühſonne, im Wehen der herrlichen linden Lüſtchen, wo „die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,“ oder vollends Nachts, wenn es draußen ſo ſtill iſt, die Gardinen herabgelaſſen und das Licht gelöſcht ...... Und als Julie im allertiefſten Vertrauen immer intereſſantere Sachen von dem jungen Praktikus wußte, wie er ihrer Mama eine blühende Kamelia geſandt, die eigentlich ihr gegolten, und wie er dem Papa jeden Sonntag in die Kirche gehe, ſogar in die Kinderlehren, und äußerſt geſchickt und vorzüglich ſei, nur leider keine Patienten habe, — ach, da mußte Lucie doch ahnen laſſen, daß auch ſie vielleicht, möglicherweiſe, mit der Zeit ein kleines Herzensgeheimniß haben könnte.

Julie faßte Alles zarter und poetiſcher auf als Emilie, ſie beantwortete das erſte Geſtändniß nur mit einem Kuß und einer Umarmung, aber ſie theilte Lucien ſo viel ſchöne Poeſien mit über erſte Liebe, und ‚heimliche, ſtille Liebe, die Niemand nicht weiß,‘ daß der Traum immer ſchöner und bunter wurde, und Lucie vor ſtillem Glück ſich oft nicht zu helfen wußte. Sprechen mochte ſie aber doch nicht gern viel davon, ſelbſt mit Julie nicht, — denken und träumen viel lieber und vor dem Entſchlummern legte ſie jedesmal recht von Herzen ihr Geſchick in Gottes Hand; ach freilich, bei ſo viel jungen und alten Herzen klingt durch die Bitte: dein Wille geſchehe, leiſe und uns ſelbſt unbewußt: mein Wille geſchehe. Wir wollen nicht eben Gottes Wege geführt ſein, nur unſern eignen Weg ſoll der liebe Gott uns leicht und bequem machen.

Zur Mutter kam Lucie nicht mit ihrem Vertrauen, obgleich ſie gut und liebevoll und einſichtsvoll genug geweſen wäre. Wie denn überhaupt gar ſelten die Jugend da Rath ſucht, wo ſie ihn am Beſten finden könnte. Da ſteht das reife Alter mit ſeiner theuer erkauften Erfahrung, die es ſo herzlich gern der thörichten Jugend zu Nutz geben möchte, und die thörichte Jugend geht daran vorbei und zahlt ihren eignen theuren Preis um dieſelbe Erfahrung, die ihr ſo willig umſonſt geboten wurde. — Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu.

Glücklich die Tochter, die zu allen Zeiten, für alle Gefühle die erſte und liebſte Vertraute in der Mutter findet! Gewiß wird auch jedes reine Mädchenherz, das ſo glücklich iſt, eine gute Mutter zu haben, auch noch ſo glücklich werden, in ihr die erſte und liebſte Freundin zu ſehen; aber ſelten entfaltet ſich das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern ſo glücklich und harmoniſch, daß es nicht eine Uebergangsperiode gäbe, in der nicht durch all' das unerläßliche Tadeln und Ermahnen nicht die Liebe, wohl aber das volle, offene Vertrauen etwas zurückgehalten würde. Die Jugend fürchtet die kühle Einſicht des reiferen Alters, ſie fühlt, daß ſie bei Denen, die des Lebens Mittagshöhe erſtiegen, nicht die volle Sympathie für Herzensangelegenheiten finden kann, wie bei Denen, die noch im Thal mit ſeinen Dämmerungen und wechſelnden Lichtern weilen: es iſt das halbbewußte Abwenden des Schläfers, der fortträumen will, wenn auch das Erwachen und Aufſtehen noch ſo gut und zweckmäßig wäre.

Es kam der Frühling, der volle, helle, goldene Frühling, und mit ihm wurde der Neffe erwartet, der als Volontair beim Oberamtsgericht arbeiten ſollte. Ein ſolenner Ball, mit dem der Pflugwirth ſeinen neuerbauten Saal einweihen wollte, war auf Anſtiften der Frau Kameralverwalter noch bis zur Ankunft Roberts verſchoben worden, da ohnedieß nie Ueberfluß an Tänzern vorhanden war. Es war Luciens erſter Ball; Emilie hatte ſiegreich die Bedenken der Mutter überwunden und das erſte Ballkleid wurde mit ihrer Beihülfe gefertigt.

Der große Tag brach an und er ſchien Lucien erſtaunlich lang, bis endlich die Zeit kam, ſich zum Balle zu rüſten; mit dem beſten Willen war ſie zerſtreut bei all' ihren Geſchäften, und die Mutter drückte ein Auge zu; „geh' ein Bischen zu Lieschen hinüber, ſie hat nach dir geſchickt,“ rieth ſie dem unruhigen Töchterlein, und Lucie that das ſo gern, nirgends konnte man beſſer Geduld lernen als bei Lieschen. Und wirklich leuchtete ihr auch das runde Angeſicht mit ganz beſondrer Freude und Freundlichkeit entgegen. „So, das iſt ſchön, daß du heute auch noch Zeit für uns haſt,“ rief ſie ihr entgegen, „ei, ei, das iſt nun auch ſchon eine Balldame geworden!“ und ſie betrachtete die noch ſehr ungeſchmückte Lucie mit freundlicher Neugier. „Du biſt wohl recht vergnügt, Kind?“ fragte ſie, als Lucie, wie ſie gern that, auf dem Schemel zu ihren Füßen ſich niedergeſetzt, „nimm mir's nur nicht übel, daß ich das nicht ſo recht verſtehe, ich gönne dir's doch von Herzen, weißt du, ich bin eine gar bequeme Perſon, ich habe mich immer glücklich gefühlt, daß ich hübſch daheim bleiben durfte und mich nicht ſo anſtrengen mußte. Halte mich deßhalb nicht für egoiſtiſch.“ „Gewiß nicht,“ verſicherte lächelnd Lucie. „Siehſt du, meine arme Mathilde, die war einmal ſchön, recht wie eine Königin auf den Bällen, und es wurde nachher ſo traurig. — Aber dir, Kind, will ich ja nicht das Herz ſchwer machen, komm einmal, da habe ich etwas für dich.“ „O, wie hübſche Spitzen zur Garnitur!“ rief überraſcht Lucie, „wie gut ſind Sie immer!“ „Dießmal war mir's eine wahre Erholung, den Tüll auszunähen,“ verſicherte Lieschen; „ich hatte ſo eine entſetzlich mühſelige Arbeit, ſechs Linontaſchentücher, da ſoll ich **E. v. W.** hineinſticken für eine Dame, die in der Fabrik draußen zu Beſuch iſt; ſo verzweifelte gothiſche Buchſtaben mit viel hundert Schnörkeln. Weiß nicht, was die Leute für eine Freude haben an Namen, die kein Menſch leſen kann! ich denke oft, dieſe gothiſchen Buchſtaben habe der Herr mir zur Geduldsprobe erſchaffen," und ſie netzte die Augen wieder mit Hollunderthee.

„Armes Lieschen!" ſagte Lucie mitleidig und betrachtete einen der wunderlich verſchlungenen Namen; „wie viel haben Sie noch zu machen?" „Keinen mehr, Kind!" rief Lieschen triumphirend, „weißt du, daß ich fertig bin, vollkommen fertig mit allen ſechs; werden noch heute Abend abgeſchickt, ſobald unſer Laufmädchen kommt, und weil es ſo eine beſonders große Mühe war, werde ich mir auch eine beſondere Güte darum anthun, weiß nur noch nicht, was? Auf allen Fall wird morgen Nachmittag ein friſcher Kaffee gemacht und den mußt du mit trinken; weiß wohl, du Leckermäulchen, daß du nach unſrem gewärmten wenig fragſt, am Ende laß ich noch Bretzeln dazu holen, ich üppige Perſon; iſt ja morgen zugleich mein Namenstag." Lucie verſprach dem Schmauſe beizuwohnen und ging vergnügt und ruhigeren Herzens mit ihren Spitzen von dannen.

Die große Balltoilette ſollte bei Emilien gemacht werden. „Du verſtehſt dich doch nicht darauf," ſagte ſie mitleidig zu Lucien.

Auch betrachtete dieſe wirklich mit unverhehltem Erſtaunen die unendlichen Umſtände, die Emilie mit ihrer eignen werthen Perſon machte, wie ſie Hals und Nacken mit feinem Puder rieb, um ihn weißer erſcheinen zu laſſen, die Lippen mit Citronenſaft beſtrich, damit ſie röther wurden und alle Spiegel des Hauſes auf dem Boden, an der Wand, auf Stühlen aufhängte und aufſtellte, um ſich von allen Seiten betrachten zu können. Lucie mußte endlich laut auflachen über dieſe Anſtalt, obwohl ihr Herzchen immer banger klopfte, je näher die große Stunde kam, wo der Ball beginnen ſollte. Was kümmerte ſie ihre Toilette viel, war ſie ſelbſt ja doch die Nämliche, die ſie im Winter geweſen, Er würde ſie wohl ſchon wieder kennen!

Endlich war das große Werk vollbracht. „Kinder, wollt ihr noch eine Taſſe Thee?“ fragte Emiliens Mutter. „Behüte, Mutter, was denkſt du?“ rief Emilie, „das würde einen abſcheulich echauffirten Teint geben, gib mir nur kalte Milch; Lucie, du wirſt doch nicht mehr ſitzen, wenn du dein Ballkleid anhaſt!“ „Warum nicht? das Sitzen wird ohnehin noch an mich kommen,“ lachte Lucie gleichmüthig und ließ ſich den Thee wohl ſchmecken, obſchon Emilie Recht hatte, ihr ohnehin glühendes Geſicht wurde noch erglühter davon.

Frau Doktorin kam, um die Mädchen abzuholen, ſie hatte wirklich ihren Mann bewogen, auch mitzugehen; Ballwagen waren noch nicht gebräuchlich in der guten Stadt Feldſtädt, und unter dem ſtaunenden Gaffen der lieben Straßenjugend, die Spaliere bildete, zog allmälig das Publikum ein.

Lucie konnte kaum athmen vor Herzklopfen, als ſie die Schwelle des Ballſaals überſchritt, während Emilie, das arme Waislein, ſiegesſicher, nach allen Seiten hin huldreich grüßend, den Saal durchſegelte. Wir könnten nun nicht eben rühmen, daß ihnen „feenhafter Glanz entgegengeſtrömt wäre, daß ſüß berauſchender Blumenduft ihre Sinne gefangen genommen,“ wie man ſonſt in Ballbeſchreibungen lieſt, o nein, es hing auch kein kryſtallener Kronleuchter von der Decke, die mäßige Höhe des Saales hätte ſolches nicht erlaubt, das Licht entſtrömte einer Reihe von Talgkerzen, die in blechernen Leuchtern längs der Wände angebracht waren, der Plafond aber war himmelblau mit ſehr ſichtbaren Sternen bemalt, „perſpektiviſch,“ damit es höher ausſieht, wie der Pflugwirth verſicherte, der, ſich wohlgefällig die Hände reibend, in dem Saal auf und ab ſpazierte und ſeine Gäſte begrüßte.

Deſto glänzender war der Damenflor, der die Wände des Saales garnirte; jetzt erſt fühlte ſich die unſchuldige Lucie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle,“ wer hätte in dieſem weltverborgenen oberſchwäbiſchen Städtchen ſolche Eleganz geſucht! Da waren Oberförſterstöchter aus dem benachbarten W. in farbigen Ballgewändern mit Gold- und Silberlaub in den Locken, da war die junge Frau des Fabrikanten Bocksfuß, die ein ganzes Kornfeld, Haber, Dinkel und Gerſte, nebſt Kornblumen und Ackerſchnallen in den künſtlich friſirten Haaren trug, da waren vier Kaufmannstöchter aus Backenheim mit weißen und blauen und roſenrothen Schleifen, die vom Gürtel, von den Haaren, von den Aermeln nach allen Seiten hinaus und hernieder flatterten, — die arme Lucie verſchwand ganz in dieſer Herrlichkeit.

Die Gentlemen dagegen, die noch in den Nebenkabineten verweilten, und nur hie und da auf der Schwelle erſchienen, um prüfende Blicke auf das bunte Blumenbeet zu werfen, hatten ſich gar nicht ſo übermäßig mit ihrer Toilette angeſtrengt, ſie wußten aus Erfahrung, daß allhier im Orte Tänzer in jeder Tracht geſchätzt waren. In tadelloſem Ballkoſtüm, ein leuchtendes, unerreichtes Vorbild für die Andern, erſchien allein der Gerichtsverweſer, der Löwe des Ortes, den ein unglücklich Geſchick aus der Reſidenz in dieß Städtchen verſchlagen, wo er, wenn er den Geſchmack des Cäſar hatte, wenigſtens die Befriedigung genoß, der Erſte zu ſein. Er glänzte in einem feinen Frack von neueſtem

Schnitt, in weißer Weſte und Halsbinde, weißen Glacées und trug einen Claquehut unter dem Arm, eine zu Feldſtädt noch nie geſehene Erſcheinung; dieſer äußere Schmuck war noch das Wenigſte, verglichen mit der ſchönen Geſtalt, die Natur ihm verliehen, und vor Allem mit ſeinem ſchwarzen Backenbart, deſſen Schönheit und Vollkommenheit ihn ſelbſt zu täglicher Bewunderung hinriß. Er führte auch einen eignen kleinen Handſpiegel bei ſich, in dem er dieſes Kleinod von Zeit zu Zeit beſchaute, und eine beſonders künſtliche Scheere nebſt Kämmchen, um ihn in Ordnung zu halten. Die übrigen Herren verzichteten auf ſolchen Glanz, ihre Fräcke ſtammten noch aus den Tagen des erſten Examens, wenn nicht gar von der Konfirmation her; baumwollene, waſchlederne und allerhand mißfarbene Handſchuhe, Weſten und Halsbinden in beliebigen Couleuren ließen ſich ſehen; Einige hatten ganz auf den Frack verzichtet, nicht zu ihrem Nachtheil, und unter dieſen erſchien eine leichte, gefällige Geſtalt in kurzem Studentenröckchen, Lucie ſah dieſen allein, ihre Wangen färbten ſich mit dunkler Gluth, — es war Robert.

Die Muſik, dießmal ungewöhnlich vollzählig, begann; Geigen, Klarinetten und Baßgeige; der Gerichtsverweſer eröffnete den Ball mit der ſtattlichen Fabrikantenfrau, ein ſchönes Paar, das prächtig tanzte; während das Ackerfeld auf dem Haupt der Dame wogte und ſchwankte, folgte ein adliger Forſtaſſiſtent mit der roſenrothen Tochter des Oberförſters mit Silberlaub, nach ihr die himmelblaue mit Gold, im Arme des jungen Fabrikanten, nicht erſtaunlich befriedigt; war noch eine feuerfarbene übrig, die der Kameralamtsbuchhalter erbeutete, ſtaunend über ſeine Keckheit und ſein Glück; nach dieſen wurde Emilie, die eine vortreffliche Tänzerin war, von dem Oberamtsaktuar entführt und warf im Scheiden noch einen mitleidigen Blick auf Lucie zurück, die nur hie und da die geſenkten Augen erhob und beruhigt eine glänzende Dame um die Andere dahinbrauſen ſah. Die zahlreichen noch ſitzenden Mädchen fingen an, eifrig flüſternd die Köpfe zuſammenzuſtecken, um ja nicht als Wartende zu erſcheinen; Lucie plauderte nicht mit, es fiel ihr gar nichts ein, was ſie jetzt hätte ſagen können und ihr Herz klopfte ſo laut, denn jetzt, eben jetzt trat der ſchwarze Sammtrock unter die Thür. Ohne lange Wahl ging er auf die Reihe der Damen zu und wählte unweit von ihr Anna, die Tochter des Oberamtmanns, die mit einem Diadem von weißen Roſen ſich wirklich hübſch und ſtattlich ausnahm, ohne einen Blick auf Lucien zu werfen. Die vier Damen aus Backenheim mit den langen Schleifen ſagten beruhigt: „wir haben Gottlob unſre eignen Herren mitgebracht;“ auch erſchienen wirklich drei Kommis und ein Apothekergehülfe aus beſagtem Ort, die ſich in die Viere redlich theilten, Lucie aber, die arme Lucie blieb ſitzen, mit etlichen Andern, man konnte ſie auch gar nicht mehr ſehen, weil der alte Apotheker in ſeiner Gutmüthigkeit ſie unterhalten wollte, und mit ſeiner breiten Geſtalt ſie vollſtändig zudeckte. Sie beachtete das kaum, mechaniſch antwortete ſie auf die Fragen des alten Herrn, es lag ihr gar nicht mehr daran zu tanzen, — war Er doch an ihr vorübergegangen.

Die Kolonne der pauſirenden Paare kam vor ſie zu ſtehen, da ſtand auch Anna im blauen Kleid mit den weißen Roſen, ſie hatte das lachende Geſicht ihr zugewandt, ihr Tänzer Robert ſtand ſo, daß er ihr den Rücken wandte, ſo nahe, ſo nahe dem Herzen, das ſo lange von ihm geträumt, ſo ſtill, ſo innig, ſo treu ſeiner gedacht hatte, und er ahnte es nicht, er dachte gar nicht, gar nicht an ſie; er lachte und ſcherzte mit ſeiner Dame, wie er mit ihr gethan, an jenem Einen ſchönen Tage. Luciens Mutter, die oben bei den nicht tanzenden Damen ſaß, ſchlüpfte hinter der Kolonne zu ihr hin, ſetzte ſich neben ſie und flüſterte ihr lächelnd zu: „Mußt kein ſo trübſeliges Geſicht machen, wenn du einmal ſitzen bleibſt, Lucie, das kann dir noch manchmal begegnen.“ Ach, daran hatte ſie nicht gedacht, daß ihr Geſicht traurig ausſah, ihr Mädchenſtolz regte ſich, ſie lächelte der Mutter zu, ſie flüſterte eine heitere Bemerkung über eins der Paare, — und die Mutter ſelbſt ahnte nicht, welch lichter Stern leiſer goldner Träume ihrem Kinde in dieſem Augenblick unterging.

Wie ſo ganz anders hatte es Lucie ſich gedacht! Sie hatte Romane geleſen, und nach dieſen war es ja ganz natürlich, daß Robert zuerſt auf ſie zuflog und den ganzen Abend mit ihr, nur mit ihr tanzte. Sie hatte ſich darüber ſchon zum Voraus ein Bischen verlegen gefühlt, was würde die Mutter, was Emilie, und was würden die Leute dazu ſagen! Vielleicht auch war er vorſichtiger, tanzte nur hie und da mit ihr, dann konnten ſie um ſo beſſer ungeſtört und unbeobachtet zuſammen reden, reden und was? — Daß ſie all das wirklich gedacht und geglaubt, ward ihr jetzt erſt klar, wo alles vorüber war, — alles.

Der Fortgang war beſſer als der Anfang, neue Touren kamen, und auch Lucie wurde aufgefordert: der Praktikus engagirte ſie, um mit ihr von Julien ſprechen zu können, der ihr ſtrenger Vater den Ballbeſuch nicht geſtattete; ſelbſt der Löwe mit dem Backenbart ohne Gleichen beehrte ſie mit einem Walzer. — Er allein kam nicht. Sie machte wohl keine Eroberung an dieſem Abend und errang nicht den

Ruhm einer flinken Tänzerin, wenn ſie ſich auch auf die Bemerkung der Mutter hin etwas zuſammen nahm, mit andern Mädchen auf und ab ging und ſcherzte:

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer

klang ihr als Text aus all den fröhlichen Walzermelodien.

Das bitterſte von allem war ihr Emiliens Theilnahme. „Ich begreife es nicht," ſagte dieſe empört, „wäre doch ſeine Tante da! ich muß ihm doch eine Andeutung geben." „Ich beſchwöre dich," flüſterte Lucie, krampfhaft ihre Hand faſſend, „laß ihn nichts ahnen; lieber ſterben, als daß er auf Anweiſung mit mir tanzt!" „Nun, wie du willſt," meinte Emilie, die heute viel zu thun hatte, ſich die Freundſchaft der Oberförſterstöchter zu erwerben; „man muß ſich überall wohl dran machen!" war die Maxime der Mutter, und Emilie ſteckte der Einen ihre abgeriſſene Garnitur feſt, vertraute der Andern ein Geheimniß aufgelöſte Locken wieder kraus zu machen, und nähte der Dritten das Schuhband an, und bald war die werthvolle Freundſchaft in ſchönſtem Flor. Lucie war froh, ihrer Protektion enthoben zu ſein.

Die Mutter, in der Stille ſelbſt gekränkt über den geringen Erfolg ihres Töchterleins, dem ſie ihre Niedergeſchlagenheit zuſchrieb, nahm ſich in der Stille vor, doch ein andermal mehr für ihre Toilette zu thun und ſchlug ihr vor, bälder nach Hauſe zu gehen; „ich bin zum Cotillon engagirt," ſagte Lucie. Nicht nur die Freude, auch das Leid wollen junge Herzen gern auskoſten bis zum Grunde. „Nun gut, jetzt holſt du ihn im Cotillon," flüſterte tröſtend Emilie, aber Lucie holte ihn nicht, ja ſie verſchmähte ihn ſogar, als er ihr mit andern Cavalieren zur Auswahl vorgeführt wurde, und dieſer kleine Sieg des jungfräulichen Gefühls über das ſchwache Mädchenherz half ihr das Köpfchen aufrecht tragen bis an's Ende.

Mit leiſem langſamem Schritt und ſchwerem Herzen ging ſie an der Seite der Mutter nach Hauſe. Sollte ſie ihr um den Hals fallen und ihr Alles, Alles ſagen, als ſie ihr gute Nacht bot? Aber was ſagen? es war ja vorüber, ehe es angefangen, und die Mutter würde vielleicht nur lachen, daß ſie, ſo jung ſchon, ſich ſo etwas in den Kopf geſetzt.

Mit dem Morgen, dem klaren, lichten Morgen, kam freilich auch das bittere Herzweh der frühen Enttäuſchung zurück und mit dieſem Leid auch etwas von dem Segen der erſten Heimſuchung, der in großem und gewaltigem Schmerz ſo gut als in dem grundloſen Kummer des Kindes ſeine läuternde Kraft üben kann. Allem Leid iſt der Stachel gebrochen, das wir vor Gottes Auge legen können, und auch Lucie konnte all' ihre wehmüthigen Betrachtungen ſchließen mit den Worten:

Dein' ewig' Treu und Gnade
O Vater ſiehet recht,
Was gut ſei oder Schade
Dem ſterblichen Geſchlecht.

Und ſie konnte mit ruhiger und heiterer Miene zum Frühſtück kommen, wo der Vater lobte, daß ſie doch geſund und friſch ausſehe, „nicht wie ſo ein bleichſüchtiger Dürſtel;“ ſie konnte ſogar dem neugierigen Louischen einen Ballbericht geben, von dem ſich die Brüder mit ſtolzer Verachtung abwandten.

Sie räumte ihr Stübchen auf, ſie verrichtete all ihre kleinen Tagesarbeiten, — wie mit heller Stimme hatte ſie geſtern dazu geſungen:

Frühlingsluſt und Glückesſchein
Kehren manchmal bei uns ein,

nun klang es leiſe, leiſe:

Haben wir auch ſchön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo ſich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden.

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke,
Träume müſſen ja verblühen.

In dieſe ſanfte, wehmüthig ergebene Stimmung kam Emilie faſt wie ein Mißlaut. Sie ſah nicht ſehr liebreizend aus, etwas gelblich mit aufgewickelten Haaren; ſie bewunderte Luciens blühendes Ausſehen, bedauerte ſie äußerſt liebevoll wegen des geringen Ballglücks von geſtern, und Mitleiden iſt zu Zeiten die ſchlechteſte Ehre, die man uns anthun kann. Das gänzliche Ignoriren von Seiten Roberts konnte ſie nicht begreifen und witterte irgend eine geheimnißvolle Intrigue darunter. „Du warſt auch in Wahrheit etwas zu einfach,“ bemerkte ſie, „bedenke die Eleganz der Andern! Du biſt ja gewiß hübſch, aber es war möglich, dich geſtern zu überſehen.“ „Mag ſein,“ ſagte Lucie kurz, „wer wehender Fahnen und goldner Kränze bedarf, um mich zu finden, mag wegbleiben.“ „Nun, nun, nicht gar ſo koſtbar!“ ſagte Emilie, „weißt du, wenn man Jemand ſchon ſicher hat, ſo kann man's etwa riskiren mit der Einfachheit, aber zum Anfang ...“ Lucie war aber nicht zu Mittheilungen und Herzensergießungen zu bewegen, ein erkühlender Hauch der Welt wehte ſie aus Emiliens Worten an, der ihren kaum erkämpften Frieden wieder zerſtörte, ſie ſehnte ſich ſo, weinen zu können, und Emilie entfernte ſich etwas beleidigt.

Die Einladung zu Lieschen hätte ſie vergeſſen, wäre nicht das kleine Laufmädchen erſchienen, um ſie daran zu mahnen. Sie ging gar gern; Arbeiten und Stillſitzen wollte nicht recht gehen, reden und erzählen mochte ſie auch nicht; ſie meinte, daheim müſſe Jedermann ihre Herzensgeſchichte auf ihrem Geſicht leſen; mit wahrer Sehnſucht dachte ſie an die friedliche Atmoſphäre von Lieschens Stübchen.

Friedlich und zierlich wie immer war das Stübchen der Schweſtern bereitet, Lieschen hatte den Arbeitskorb bei Seite geſtellt und ſich heute zur Erholung für ihre Augen ein Strickzeug vergönnt, die ſchöne gemalte Taſſe von ihrer Mutter ſelig und das hübſche Rokokkokaffeezeug, mit Bocksfüßchen unten und mit rothen Aepfelchen auf dem Deckel, ſchmückte den Tiſch und ſogar ein Körbchen mit Backwerk. Es war Mathildens Amt, den Kaffee zu bereiten und ihr trübſeliges Geſicht hatte ſich bei der Beſchäftigung ein wenig aufgeklärt.

„So, Kind, mach' dir's bequem,“ ſagte Lieschen, glücklich, daß ſie auch einmal Wirthin und Gaſtgeberin ſein ſollte; Lucie ſah ſich mit ſtiller Wehmuth in dem Stübchen um, das ſie geſtern mit ſo ganz andern Augen angeſehen hatte, es war derſelbe trauliche Raum, und doch alles, alles ſo anders!

„Eigentlich verkaufe ich dießmal die Haut, eh' ich den

Bären habe," ſagte Lieschen, indem ſie die Honneurs machte; „weißt du, daß ich das Geld für meine ſchönen Linonſacktücher noch nicht bekommen habe, aber es kommt heute Nachmittag um ſo gewiſſer; die Dame war geſtern nicht zu Hauſe, da hab' ich mir indeſſen das Geld zu den Bretzeln vorgeſtreckt."

Es klopfte, ein elegantes Stubenmädchen trat ein, ein gut Theil eleganter als das gute Lieschen, in der Hand hielt ſie — nicht das Geldpäckchen, nein, o Schreck! dieſelben feinen Linontaſchentücher. „Gnädige Frau laſſen ſehr bedauern," meldete ſie in etwas ſchnippiſchem Ton, „die Namen ſind falſch, L. v. M. ſollte es ſein, Louiſe v. Mühlen heißen die gnädige Frau, ſie können alſo die Taſchentücher ſo nicht brauchen, und da die Namen wahrſcheinlich nicht gut mehr ausgetrennt werden können, ohne die Tücher zu beſchädigen; ſo bedauern die gnädige Frau, aber die Jungfer Berg müßten dann für neue beſorgt ſein und die alten ſonſt verwerthen, meine gnädige Frau können natürlich den Schaden nicht tragen."

Lucie hatte bei dieſer Schreckensbotſchaft nach Lieschen hinüber geſehen, das gute, zufriedene, runde Geſicht war etwas bleich geworden, ſie hatte unwillkürlich im Schreck die Hände zuſammengelegt. „Es iſt gut, Jungfer," ſagte ſie mit ſanfter Stimme, „ich will Alles beſorgen." Als die Jungfer, die ſich ſchon auf heftige Remonſtrationen gefaßt gemacht hatte, etwas verblüfft abgezogen war, ſagte Lieschen mit einem leiſen Seufzer: „o Mathilde, du haſt mir die Namen falſch geſagt!" „Iſt mir leid," ſagte dieſe in ihrem alten trübſeligen Gleichmuth. „Aber, armes Lieschen!" rief Lucie im höchſten Mitleid, „was thun Sie jetzt? es iſt unmöglich, dieſe Namen auszutrennen." „Muß es doch verſuchen,“ ſagte Lieschen ruhig, nur etwas müde und erſchöpft; „laß dich das nicht kümmern, liebes Kind, und laß dir's ſchmecken, ‚der Unkoſten iſt ſchon aufgewandt,‘ wie man in Schwaben ſagt.“ Und bald kam ſie wieder in ihr altes harmloſes Geplauder, das vereint mit dem Beiſpiel dieſer Geduld das junge Herz in Ruhe wiegte, ſo daß ſie ſich auf ihr Leid faſt beſinnen mußte, und ſich ihres Herzwehs beinahe geſchämt hätte im Anblick der heiteren Gelaſſenheit des armen Lieschens, dieſes Stiefkinds des Glückes. ‚Und doch,‘ dachte ſie wieder, ‚Lieschen iſt das nun ſchon ſo gewöhnt, ſie hat auch gar kein Herz mit Anſprüchen, und was iſt am Ende eine vergebliche Stickerei gegen ein gebrochenes Herz!‘

Und Stunde für Stunde, Tag für Tag ſaß Lieschen mit einer feinen Nadel und grub leiſe, langſam, ſorgfältig Fädchen um Fädchen der künſtlichen Stickerei aus, mit unermüdeter Geduld. Mit unermüdeter? ach nein, ſie war oft herz[illegible] müde, aber doch mit klagloſer. Wenn ſie gar zu erſchöpft war, wenn Unmuth in ihr aufſteigen wollte, ſo erholte ſie ſich einen Augenblick mit einem Blick in eins ihrer Traktätlein oder in ihr Teſtament; „es iſt wunderbar,“ verſicherte ſie Lucien, „ich finde jedesmal eine paſſende Stelle, Alles iſt wie für mich gemacht.“ Und nach wenigen Wochen zeigte ſie Lucien triumphirend die Taſchentücher, ſchneeweiß gewaſchen und gebügelt, fein geſtickt L. v. M. in den kunſtvollſten Schnörkeln.

„Jetzt ſag' mir, Kind,“ fragte ſie frohlockend, „wo findeſt du eine Spur der alten Namen, wo ein einziges zerriſſenes Fädlein an den Tüchern?“

„O, welche Geduld, welche wunderbare Geduld!“ rief Lucie bewundernd und gerührt aus. „Na, Kind, das iſt die Tugend, auf die ich juſt angewieſen bin, kein Wunder, wenn ich ſie nach und nach lerne, der liebe Gott gibt mir Zeit dazu.“

Luciens Blicke hingen nachdenklich an dem friedlichen Geſicht, ſo ſchön in all' ſeiner Unſchönheit, eine Frage bewegte ihr Herz: hatte dieſe Geduld ſich auch ſchon an größern Verläugnungen üben müſſen? oder war ſie, die keinen Anſpruch auf des Lebens und Liebens Freude und Herrlichkeit hatte, auch allem Kampf des Herzens und Lebens fern geblieben? Endlich konnte ſie nicht mehr ſchweigen, mochte es auch unbeſcheiden ſein, ſie fragte halblaut: „Lieschen, liebes Lieschen, nicht wahr, Sie haben nie, — Jemand lieb gehabt?“

„Ich, Kind?“ fragte faſt erſchrocken das gute Lieschen; „o lieber Gott, was hätt' ich denn vom Leben, wenn ich die Leute nicht lieb haben dürfte; nein, Gott ſei Dank! dich hab' ich lieb, du böſes Kind, wenn ich dir's auch nicht zumuthen kann, daß dir's auch ſo geht, und meine arme Mathilde und Deinen Vater, und, — o, ich kann Gottlob die Leute nicht alle zählen, die ich lieb habe!“

„Ach, das weiß ich wohl,“ ſagte Lucie, noch mehr roth und verlegen, „ſo meinte ich's nicht, ich meinte, ob — ob — Sie, was man ſo heißt — geliebt haben?“ Da Lieschen ſchwieg, ſah das Mädchen auf, ängſtlich, ob ſie ſie nicht beleidigt habe, o Wunder; ein tiefer Purpur bedeckte das unſchöne Geſicht der guten alten Jungfer.

„O Kind,“ ſagte ſie, nicht in ihrem gewöhnlichen, etwas breiten, behäbigen Tone, „es wird dir lächerlich vorkommen, nur ſo etwas zu fragen, wo ſo gar keine Rede davon ſein kann, daß ich Jemand hätte gefallen können. Aber du ſollſt jetzt doch hören, was außer dem lieben Gott noch kein

Menſch gehört; damit du mich nicht für dümmer und nicht für geſcheidter hältſt als ich geweſen bin. Nur thu' mir den Gefallen und ſetz' dich ein Bischen auf die Seite, ſo, daß du mir nicht gerade in's Geſicht ſiehſt."

Mathilde ſaß im äußern Zimmer und ſtickte Roſen und Maiblumen in einen Klingelzug, ſie hörte nie, was um ſie geſprochen wurde.

„Siehſt du, liebe Lucie, ich war zwölf Jahre alt, als ich den unglücklichen Sturz that und mußte viele, viele Wochen und Monate liegen und unendlich viel Kuren durchmachen, bis endlich meine liebe Mutter ſelig einſehen lernte, daß ich nicht mehr hergeſtellt werden könne zum rechten Gebrauch meiner Glieder. Sie nahm's damals viel ſchwerer als ich; ich war durch das lange Liegen und die vielen Kuren ſo herunter gekommen, daß ich dachte: wenn ich nur einmal frei werde von den Aerzten, ſo ſei mir alles Andre gleich.

„Als endlich meine Krücken ankamen, die mir allein noch das Gehen möglich machten, da weinte die Mutter bitterlich, ich aber lachte und freute mich, wie ich nun unter den Andern herumgehen konnte. Ich hatte nichts mehr zu klagen, Alle waren gut und liebevoll gegen mich, man trug mich oder führte mich in einem Wägelchen in die Schule, an das Gaffen der Gaſſenbuben war ich bald gewöhnt. Der Lehrer begegnete mir freundlich, die Nählehrerin lobte meine Geſchicklichkeit; wenn die Mädchen in der Erholungsſtunde im Hof ſpielten, ſo ſetzte man mich auf ein weiches Plätzchen unter dem großen Nußbaum, bei mir war Freiſtätte, wohin man ſich flüchten durfte, ich bewahrte ihnen Bälle oder Puppen auf, ich mußte Schiedsrichterin ſein in jedem Streit, — ja, ich ſag' dir, Kleine, ich war eine

Art Reſpektsperſon, ich fühlte mich vollkommen zufrieden, und ganz vergnügt, wenn man mir höhere Krücken machen mußte, als Zeichen, daß ich doch immer noch größer wurde.

„Die Zufriedenheit blieb ſich freilich nicht gleich; ich kam aus der Schule, ich wurde ſiebzehn Jahre alt, meine Freundinnen mit mir, meine Schweſter Mathilde wuchs neben mir heran, ſchön, ſchlank und blühend, die Mädchen ſchmückten ſich und freuten ſich ihres jungen Lebens; ſie erzählten mir von Bällen und Luſtfahrten, von allerlei lieben Worten, die ſie gehört, von jungen friſchen Hoffnungen und Träumen, — ich hörte ihnen zu und lächelte ſie an, aber mein Herz war nicht ſo ſtill. Oft und oft zog es ſich ſchmerzhaft zuſammen und die bittere Frage: warum, Herr, o warum? ſtieg mir auf und ich konnte keine Antwort finden. Aber ich ſagte es Niemand, und ſie merkten es nicht.

„Ich ging immer gern in die Kirche, da wurde mein Herz ſtiller, wenn auch die Stille nicht lange anhielt. So ging ich denn auch an einem prächtigen Sommernachmittag der Kirche zu, alles blühte und duftete draußen, zu allen Thoren ſtrömte es hinaus, eine kleine Schaar junger Leute kam mir entgegen, die Mädchen, meine Schulfreundinnen, in roſenrothen, weißen und himmelblauen Kleidern und blumengeſchmückten Sommerhüten: ſie zogen zu einer fröhlichen Waſſerfahrt, lachend und plaudernd, ich daneben an meinen Krücken. „Grüß Gott, Lieschen,“ riefen ſie in heiterſter Laune, „in die Kirche? o du edelmüthige Seele, dich ſollten die Pfarrer in Gold faſſen, daß du die leeren Nachmittagskirchen füllſt, ſitz' nur recht in die Mitte, damit man dich auch ſieht! Adieu, bet auch für uns!“ Sie meinten nichts Böſes und zogen fröhlich weiter. Ich aber, Kind, Gott ſei Dank, daß ich jetzt nicht einmal mehr recht ſagen könnte, was damals mein Herz bewegte; all die bittern Fragen und Klagen, die durch meine Seele zogen!

Die Kirche war in der That wie ausgeſtorben; mechaniſch ſuchte ich mein Lied und ſang nach, ohne viel auf die Worte zu hören, ich achtete auch nicht auf die tiefe, ernſte Stimme des Predigers, als er das Gebet ſprach; ich hatte nicht die Gewohnheit, den Geiſtlichen anzuſehen.

Da klangen mir aber beſonders ernſt und bedeutſam geſprochen die Worte ins Ohr: „Laſſet uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet iſt, und aufſehen auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens.“ — Iſt dir's noch nie ſo gegangen, Kind, daß ein Wort, vor Jahrtauſenden geſprochen und Allen verkündet, ein Wort, das du ſelbſt vielleicht ſchon tauſendmal gehört und geleſen, in deiner Seele mit Einemmal lebendig wurde, als wäre es für dich, für dich allein und zum erſtenmal geſprochen? Sieh, ſo gieng mir's mit jenem Spruch, und jedes der Worte, die der Prediger aus der Fülle eines überfließenden Herzens beifügte, ſenkte tiefer und tiefer den ſeligen Glaubensmuth in mein Herz, aus dem ſie geſprochen waren.

Jetzt blickte ich auf, ein junger, ſchöner Mann, ernſten, etwas bleichen Angeſichts, ſtand auf der Kanzel. Ich hatte ihn nie zuvor geſehen, ich wußte nichts von ihm, aber es ward mir klar beim Blick in ſein edles Angeſicht, daß er aus der Tiefe eigener Ueberzeugung redete, daß auch ihm, jung, ſchön, reichbegabt mit kraftvollem Geiſt und Körper, wie er vor mir ſtand, ſein Kampf verordnet war, den er gelernt mit Geduld zu durchlaufen.

Ich hätte ewig, ewig zuhören mögen, all die Pforten und Pförtlein der Welt, aus denen mir bis jetzt nur Leid und Unfrieden zugefloſſen, ſchloßen ſich zu, und die eine, ſelige Pforte des Himmelfriedens that ſich auf.

Auf dem Heimweg hörte ich, wie im Traum, die paar alten Weiber, die mit mir in der Kirche geweſen waren, bewundernd reden über die gar ſchöne Predigt des neuen Vikarius; ich konnte mit niemand davon ſprechen; ich ſchloß mich daheim in mein Kämmerlein, ſo reich, ſo ſelig, ſo voll vom tröſtlichen Gedanken, daß ich kaum hörte, wie am Abend Mathilde in dem Zug der jungen Leute mit fröhlichem Lärm nach Hauſe kam, — ich beneidete niemand mehr.

Von da zählte ich mein Leben nur nach den Tagen, an denen der neue Vikar predigte, — ich konnte mich wochenlang im Voraus freuen darauf. Abends ſchrieb ich mir ſeine Predigten aus dem Gedächtniß, und hatte daran ins Reine zu ſchreiben und darüber zu denken die ganze Woche.

Was ich von ihm erfuhr, das ſagte mir, daß er in Wahrheit ſchon einen ſchweren Lebenskampf geſtritten hatte. Er war Hofmeiſter in dem Hauſe eines ſehr reichen Kaufmanns in der Schweiz geweſen, die einzige ſchöne und junge Tochter des Hauſes hatte eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt, die er erwiedert; die Eltern hatten nach langem Kampf dem Wunſche des Kindes nachgegeben und ihm ſelbſt ihre Hand angeboten; aber dem geiſtlichen Stand ſollte er entſagen, denn zu einer Frau Pfarrerin paßte das, in fürſtlichem Reichthum mit fürſtlichen Anſprüchen erzogene Mädchen einmal nicht. Als Raymund fand, daß ſeine Geliebte ſelbſt zu ſehr an der Welt und ihrer Herrlichkeit hänge, um eine Pfarrfrau nach ſeinem Sinn zu werden, entſagte er ſeiner Liebe und allem Glanz, um als Diener des Worts wieder an die beſcheidene Stelle zu treten, die er jetzt einnahm. Sein Ruf als Prediger, wohl auch die Geſchichte dieſer Entſagung verbreitete ſich, und bald waren es nicht nur die paar alten Weiber und das lahme Lieschen, die die Nachmittagskirche füllten. Mich freute das nicht ſo recht; in der ſtillen, leeren Kirche war mir geweſen, als ob ſeine Worte mir allein gälten. Ich beſann mich aber darüber nicht und lebte in ſtiller Freude von einer Predigt zur andern.

An einem Wochentag, bei ſehr ſchmutzigem, kaltem Wetter hatte ich mich auch, gegen den Rath meiner Mutter, zur Kirche gerüſtet, eine alte, fromme Baſe ſprach bei uns ein, „der Diakonus predigt heute, der Vikar iſt unwohl,“ ſagte ſie beiläufig. „Da will ich doch lieber bei dem Wetter daheim bleiben,“ meinte ich. „Ei, ei, Lieschen,“ ſagte die Alte und hob den Finger auf, „der Diakonus predigt auch Gottes Wort und der Segen iſt nicht an Menſchenmund gebunden.“ Ich ging ſchweigend zur Kirche, das Wort war wie ein Blitz in mich gefahren; hatte ich wirklich aus aufrichtigem Herzen Gottes Wort geſucht, oder den Menſchen, der es verkündete?

Ich bat den Herrn von Herzen, er möge meine Andacht ſegnen, auch unter der etwas langweiligen Predigt des Diakonus, und wenn ich gerade nicht alles hörte, was er ſagte, ſo iſt dafür der Herr ſelbſt mit ſeinem Troſt zu meiner Seele gekommen.

So ganz auf's Klare konnte ich mit meinem Herzen nicht kommen, inzwiſchen aber beſchloß ich zum Opfer zu bringen, was mir das Liebſte war, bis mir gewiß ſei, daß ich den Herrn, und den Herrn allein mit lauterem Sinne ſuche. So ging ich nicht mehr in die Kirche, wenn Raymund predigte, wenn mir's auch war, als ziehe es mich mit tauſend Seilen, ſo oft ich die Kirchenglocken läuten hörte, wenn mir auch mein Herz einreden wollte, es ſei nur heilige

Pflicht zu dem Prediger zu gehen, bei dem man die meiſte Erbauung finden könne. Ich traute einmal dieſem Herzen nicht mehr und betete: wenn ich auch hier im Irrthum ſei, ſo ſoll mich Gott darum nicht verlaſſen.

„Und er hat mich auch nicht verlaſſen,“ ſchloß Lieschen, die eine Weile ſtill vor ſich hingeblickt hatte und ſchaute das junge Mädchen mit einem gar getroſten Lächeln an, „was ich dahingegeben, das hat er mir reichlich vergolten an Frieden und Herzenstroſt, ich habe nie ~~keinen~~ Mangel gehabt. Nicht einmal Raymund's letzte Predigt hörte ich mehr, als er von hier fort kam, aber ich habe ihm tauſendmal Gottes Segen gewünſcht für das, was ich ihm doch verdanke. — Nun, liebes Kind, für dich liegen wohl andere Prüfungen bereit, aber früher oder ſpäter klopft der Herr auch an deinem Herzen an und will ein Opfer, da wollt' ich dir nur ſagen, daß du davor nicht erſchrecken ſollſt; ſei gewiß, was du Ihm darbringſt, das vergilt er dir tauſendfältig.“

Das war die Herzensgeſchichte des armen Lieschens. Lucie war ſehr ſtill geworden, endlich ſtand ſie auf, nahm Lieschens Hand, küßte ſie, eh die beſcheidene Seele es ändern konnte, mit einiger Ehrfurcht und Zärtlichkeit und flog hinaus.

Wäre der junge Volkmann nicht in Luciens Nähe geblieben, ſo hätte ſie wohl einen leichtern Kampf gehabt, als dereinſt das arme Lieschen ihren Traum zu begraben; hätte ſie ihr Herzchen hübſch in der Stille gehütet und ihre Lebensaufgabe friſch angefaßt, das alles wäre ſtill vorüber gegangen, das Leben iſt reich, und das Herz hat eine wunderbare Erneuerungskraft. So aber blieb Robert in Feldſtädt, ſie ſahen ſich wieder und traten in die leichten, unbefangenen Beziehungen, die das geſellige Leben einer kleinen Stadt mit ſich bringt; da war Emilie, mit ihrer beſtändigen Beobachtung, mit ihren Neckereien und Anſpielungen, da war Julie, die Herzensvertraute, mit ihrer innigen Theilnahme, mit dem reichen Vorrath von Poeſie, der ihr zu Gebot ſtand, und da war Luciens eigenes, phantaſiereiches, warmes Herz, das wiegte ſich tiefer und tiefer auf's Neue in den Traum ein, aus dem ſie doch ſchon ziemlich nüchtern geweckt worden war.

Dem friſchen, geſunden Herzen, das ſeither in einer friedlichen Alltäglichkeit geſchlummert, war dies ſtille Liebesleid ein liebes, ſorgſam gehegtes Schooßkind, gepflegt mit leiſem, leiſem Hoffen und ſüßen Thränen. Ihrer jungfräulichen Würde wollte ſie nichts vergeben, ja nicht, — mehr an ihrer Zurückhaltung, als an ihrem Entgegenkommen hätte Robert errathen können, wie wichtig er ihr ſei, wenn er ſich überhaupt die Mühe gab zu rathen.

Dieſe Zurückhaltung wurde Lucien nicht einmal ſchwer, — es war ſeltſam, daß in ſeiner Nähe, in dem unbefangenen, leichten, geſelligen Verkehr mit ihm, ihr Gefühl mehr zurücktrat, ſo daß ſie es faſt ſelbſt vergeſſen hätte. Erſt in der Einſamkeit ſtellte ſie ſich wieder ſein Bild in idealem Glanze auf, ſann jedem ſeiner Worte nach, und legte ihm tiefen, bedeutſamen Sinn unter, ſaugte ſüße Hoffnung oder bitteres Herzweh daraus. Sie betete nicht um Erfüllung ihrer Wünſche, um ſeine Liebe, — das ſchon wäre ihr unweiblich vorgekommen, ſie betete nur um ſein Glück. So mädchenhaft war ihr Gefühl, ſo ohne Verlangen, ſo ſelig in ſich ihre Liebe, daß ſie kein Arg darin finden konnte, ſie zu nähren.

‚Vielleicht er liebt mich im Stillen und will mich nur prüfen, ob ich ſeiner Liebe werth bin,‘ dachte ſie wieder in ſtiller Demuth und ſuchte alle Tugenden zu erringen, die ihr noch fehlten, um ihm einſt wirklich ein Kleinod bringen zu können, wenn ſeine verhüllte Liebe leuchtend hervortreten würde. Und all die unbewußte Poeſie ihres Herzens floß nun über in Worten, die niemand zu ſehen bekam, niemand als Julie, die Vertraute ihrer geheimſten Gedanken.

Und er, der ſie heraufbeſchworen
Zu dieſes Glückes Wunderland?

Ach, er hatte ſo gar keine Ahnung von all dieſen Wundern, die er hervorgebracht! Eitelkeit gehörte nicht zu den Fehlern von Robert Volkmann, es fiel ihm nicht ein, daß das hübſche Backfiſchlein, mit dem er ſich bei der Schlittenfahrt ſo gut unterhalten und das er beim Balle ganz überſehen, mehr für ihn empfinden ſolle, als er für ſie. Er machte gern einen Spaß mit dem fröhlichen, jungen Weſen, eingehende, längere Unterhaltungen, Geſpräche über Literatur waren nicht ſein Geſchmack, und Lucie ſuchte oft ſolche Geſpräche herbeizuführen; ſo gern hätte ſie aus dem Mund, der ihr der wichtigſte war, ein Urtheil gehört über ihre Lieblingsdichter, Aufſchluß über Fragen, die ihre Seele bewegten, denn daß ſie das alles bei ihm finden könne, bei dieſem Urbild aller Vollkommenheit, daran zweifelte ſie keinen Augenblick.

„Hör, er kann recht angenehm ſein, aber er kommt mir nicht ſehr bedeutend vor,“ meinte etwas bedenklich Julie, als ſie wieder einmal Gaſt bei Lucien war. „O,“ ſagte dieſe mit ſicherem, ſtolzem Lächeln, „Du kennſt ihn nicht! Du weißt nicht welch’ reicher Geiſt, welch’ tiefes Gemüth ſich unter dieſer leichten, heitern Außenſeite birgt!“ „Wirklich?“ fragte Julie, noch ein wenig ungläubig, „was haſt du denn dafür für Beweiſe?“ „Beweiſe! o, ich könnte dir genug geben! aber das iſt nicht nöthig,“ ſchloß Lucie, ſelig lächelnd, „ſiehſt du, ich glaube an ihn,“ und die enthuſiaſtiſche Julie ließ ſich auch hinreißen von dem Glauben der Freundin, nur konnte ſie viel, viel weniger als dieſe verwinden, daß dieſer Phönix kein Auge haben ſolle für die Blume, die ihm, und nur ihm erblühte.

Emilie, die, ſobald ſie keine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, die gefälligſte und aufopferndſte Freundin war, konnte das noch weniger ertragen; obgleich ſie nicht eigentlich in Luciens Vertrauen eingeweiht war, ſo ahnte ſie doch die Wahrheit, hatte aber durchaus keinen Begriff von einer ſolchen ſtillen Blumenliebe. „Die Sache iſt ſehr einfach,“ ſtellte ſie Lucien vor, „entweder du willſt ihn, oder du willſt ihn nicht. Willſt du ihn, nun, ſo könnte man ja ganz leicht, ohne daß du compromittirt wärſt, indirekt einen kleinen Wink geben, es iſt oft nur bis man den Leuten den Verſtand macht; willſt du das nicht, oder geht es wirklich nicht, — die Männer ſind oft merkwürdig dumm, — nun ſo ſchlägſt du dir ihn aus dem Sinn, aber auch ganz; du biſt noch ſo jung, kannſt lange noch einen Mann bekommen, und ſo ein Verplempern vorher thut nicht gut, die Männer können das nicht leiden, ſie wollen mit Gewalt die erſte Liebe ihrer Frau ſein, auch wenn die Frau ihre zwölfte iſt; darum beſinn dich nicht zu lang und mach' der Sache ein Ende. So unverſtanden wie Lucie ſich hier ſah, konnte ſie nur Emilien verſichern, daß wirklich gar nichts daran ſei, und ſie beſchwören zu ſchweigen. „Lieber tauſendmal ſterben, als um eines Mannes Liebe werben!“

Robert indeß, dies Ideal, das ſeine außerordentlichen Vorzüge ſo tief verbarg, daß nur Ein Auge ſie ahnen konnte, ſchien in der That weder von hoffnungsvoller, noch hoffnungsloſer Liebe erfüllt zu ſein, er nahm die Pflichten des neuen Amtes nicht zu ſchwer, er fand Zeit zu Ausflügen aller Art und freute ſich höchſt unbefangen ſeines jungen Lebens. Er war ein gerngeſehener Geſellſchafter; männliche Koketterie, ein Spielen mit Mädchenherzen kannte er nicht, er wäre auch etwas zu bequem dazu geweſen, aber er ließ ſich gern necken mit dem Glück, das er bei Damen machte.

Obwohl Luciens Mutter nicht die Vertraute der Tochter war, ſo hätte ſie doch immerhin gern geſehen, wenn der gefährliche Neffe wo anders ſein Fortkommen geſucht hätte, aber damit ſchien's ihm nicht zu eilen, er gefiel ſich ganz wohl hier. So dachte die Mutter, die nicht ganz beruhigt über Lucien war, auf's Neue an einen Plan, der ſchon einigemal bei dem Doktor durchgefallen war: Lucien noch auf einige Monate zu weiterer Ausbildung in die Reſidenz zu ſenden, eine Maßregel, die der Mutter um ſo nöthiger ſchien, als ſie mit jedem Jahr gewiſſer auf die Ankunft des Onkels aus Berlin wartete.

Dieſer Onkel aus Berlin war eine ziemlich unbekannte Größe, aber doch eine Größe. Doktor Springer, ein Halbbruder von Luciens Mutter, hatte daheim zuerſt für ein Genie, dann für einen Thunichtgut gegolten, weil's ihm mit einem ordentlichen Brodſtudium nicht glücken wollte. Nach dem Tode ſeiner Eltern war er als Privatgelehrter nach Berlin gegangen, nach vielen Verſuchen auf allerlei Gebieten der Wiſſenſchaft war er ſo glücklich geweſen, die Eroberung einer reichen, jungen Wittwe zu machen, die nach ſeiner

Schilderung der Inbegriff aller Vorzüge, nur leider ſehr angegriffen war.

Ob dies Glück, das er ſeiner Schweſter mit ſehr glänzenden Farben ſchilderte, ein eben ſo wahres, als brillantes war, ließ ſich ſchwer beſtimmen, da das glückliche Paar ziemlich zurückgezogen lebte; ſie reiſten zuſammen in Bäder, ſie hatten geiſtvolle kleine Theezirkel zu Haus, erſchienen zuſammen im Theater, — Doktor Springer ſchien ein ſehr aufmerkſamer Ehemann zu ſein, allein ward er ſelten mehr geſehen.

Seiner Schweſter, der Doktorin, hatte er von Jahr zu Jahr verſprochen, ſie zu beſuchen und eins ihrer Kinder als Gaſt mitzunehmen, wenn ſeine geliebte Louiſe weniger angegriffen ſei; die geliebte Louiſe aber blieb angegriffen, und der Beſuch des Onkels von Berlin wurde mehr und mehr zum Mythus, nur noch bei jeder etwaigen Unſitte der Kinder hörte man: „Aber, Lucie, wenn ſo etwas die Tante in Berlin ſähe!“ „Was meinſt du, Franz, beim Onkel in Berlin dürfteſt du auch ſo mit den Füßen gambeln? Nein, Heinrich, wie du dich ſchmutzig machſt! Dich müßte man ja verſtecken, wenn der Onkel aus Berlin einmal käme.“

Der Onkel aus Berlin kam nicht, aber er mußte als Hintergrund doch wieder auftauchen, als Frau Doktor Weybold ihrem Mann vorſtellte: „ſiehſt du, es muß noch etwas für Luciens Ausbildung geſchehen, wenn ſie ja einmal der Bruder in Berlin haben wollte.“ „Was, Bruder in Berlin!“ meinte ärgerlich der Doktor, „ſeit zehn Jahren ſoll man die Kinder herausputzen und herſtutzen, alles auf den Onkel in Berlin, der ſein Lebtag nicht kommt.“ „Nun aber,“ meinte die Frau bedächtig, „es liegt gewiß nicht an ihm, man weiß ja nicht, was Gott beſchließt, ſeine Frau iſt immer krank, und kinderlos ſind ſie auch, wenn er nun eins unſrer Kinder zu ſich nehmen wollte und ſie wären nicht vorbereitet?“ „Na, laß mich in Ruhe und thu meinetwegen mit dem Mädchen, was du willſt, obſchon ich nicht weiß, was noch für extra Bildung nöthig ſei. Nähen kann ſie und ſtricken auch, Klavierſpielen lernt ſie ja ſchon ſeit ſechs Jahren...“

„Aber bei einem Schulmeiſter...“

„Nun, wer ſoll denn Klavierſpielen können, wenn's nicht ein Schulmeiſter iſt?“

Am Ende aber drang doch die Mutter durch und Lucie kam auf ein paar Monate in die Reſidenz.

Lucie nahm die Trennung von der Heimath, von dem Orte, wo Er war und weilte, gar nicht ſo ſchwer. Sie war ſo reich in ihren Gedanken und Träumen, und Gedanken ſind zollfrei auch in der Reſidenz. Die flogen denn heimwärts, ein gut Theil während ſie Stickſtunden, Nähſtunden, franzöſiſche Stunden und Muſikſtunden fleißig beſuchte; ſie plauderte und lachte mit den vielen Mädchen, ſie that gerade wie andere Menſchenkinder, und je ferner ihr die wirkliche Geſtalt Roberts rückte, deſto ſchöner und lichter ſtand das ideale Bild ihres Geliebten vor ihrer Seele, des hohen Sterns der Herrlichkeit, zu dem ſie aufſah wie zu des Himmels Sternen.

Die Correſpondenz mit Julien war ein großer Troſt für die Trennung, zu ihr konnte ſie von ihm reden, von dem „Namenloſen,“ wie er in ihren Briefen hieß, und Julie konnte durch den Praktikus immer Kunde von ihm erlangen. Sie war viel zu gefühlvoll und freundſchaftlich, als daß ſie nicht Luciens Glauben an den unendlichen Werth des ſtill Geliebten getheilt hätte, und ſo oft ſie ſeufzte: ach, wenn doch Karls Praxis beſſer würde, daß er wagen dürfte, ſich an den Vater zu wenden, floß immer der Wunſch mit ein: „o Theuerſte, wenn doch unſre ſtillen Wünſche an Einem Tage gekrönt würden!“

Und einmal ſah Lucie den Namenloſen leibhaftig und wahrhaftig auf der Meſſe, eben als ſie mit ſchwer beladener Taſche herumzog, um Commiſſionen zu beſorgen, o welch' wunderbares Ereigniß! Er begrüßte ſie freundlich und fröhlich, wie Landsleute ſich in der Ferne grüßen, er ging ein paar Gänge weit mit ihr und kaufte ihr an einer Spielſachenbude ein ſcherzhaftes Marktgeſchenk; eine hölzerne Frauensperſon, die Butter ausrührte, mit angeſetzter Naſe und ſchönen rothen Backen, „als Vorbild der Häuslichkeit,“ wie er ſagte. Wie gern, wie gern hätte ſie den Scherz erwiedert, aber ſie wagte das nicht, ſie wagte nicht, länger mit ihm zu gehen, ſo verabſchiedete ſie ſich und ging heim, in glückſeliger Betäubung, immer das butternde Weib in der Hand haltend. „Sie habe es für ihr kleines Schweſterchen gekauft,“ ſagte ſie bei Frau Pfarrer Lindner, der ehrſamen Verwandten, bei der ſie in Koſt und Wohnung war und gewiß argwohnte niemand ein Liebespfand, unter dieſer intereſſanten Phyſiognomie, Lucie aber mußte hell auflachen, ſo oft ſie das Stück anſah.

„Tröſte Dich, Liebe,“ ſchrieb Julie, „Du wirſt Robert nicht mehr finden, wenn Du zurückkehrſt, er iſt als Aſſiſtent an das Oberamtsgericht von L. verſetzt. Denke, der hieſige Oberamtsrichter ſagt, er ſei zwar ein jovialer und herzguter Menſch, aber ein fleißiger Arbeiter ſei er keineswegs geweſen; ich mußte lächeln, als ich das hörte. Glaubſt Du nicht, Lucie, daß er vielleicht ein wenig zu viel an eine Freundin von mir gedacht, und deshalb zu wenig gearbeitet hat? Auch uns, Theuerſte, dämmert ein Hoffnungsſtern: der Oberamtsarzt zu Berlingen iſt krank, der Wundarzt dort hat ſelbſt den Fuß gebrochen und es bricht dort ſo eben eine Scharlachfieberepidemie aus. Ahnſt Du, Liebe, welch' ſüße Hoffnungen mir daraus erblühen? Wie günſtig ſind dieſe Umſtände für einen jungen Praktikus, und dann, dann — krönt bald ſelige Erfüllung unſer geduldiges Warten. Glaube nicht, daß wir unſer Glück auf das Unglück Anderer gründen wollen, ach nein, der alte Doktor wird wieder geſund und wenn er ſich zur Ruhe ſetzen muß, iſt das nur gut für ihn, des Wundarzts Fuß wächst wieder gerade, und die Epidemie geht vorbei, es heißt da auch wie in jenem Gedicht:

Voran, voran ihr Bittern,
In ſengenden Gewittern.
Wir ziehen heilend, ſegnend nach,
Mit klar geſtimmten Zithern.

Lucie nahm die Nachricht, daß ſie ihn nicht wieder ſehen ſollte, mit Faſſung auf, wenn es auch ſtille Thränen koſtete, nur reicher als zuvor ergoß ſich der Quell der Poeſie; vielleicht, wie Göthe durch den Werther ſich befreit von einer kranken Leidenſchaft, ſollte auch ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine Liebe ohne rechte Wurzel und Lebenskraft ausgießen in Dichtungen, um dann mit klar gewaſchenen Augen im Leben weiter zu gehen?

Der Kurſus der Reſidenzſtudien war beendet, Lucie kehrte nach Haus zurück, ſie kam heiter und fröhlich, wie ein geliebtes Kind in die Heimath kehrt. Sie hatte ein geſundes Kindesherz neben all dem krankhaften Wähnen und Sehnen; den Geſchwiſtern hatte ſie mitgebracht, was nur ihr Herz erfreuen konnte und tummelte ſich luſtig in ihrer Fröhlichkeit; das ſchöne hölzerne Butterweib aber bekam Louischen nicht, es wurde ſorgſam eingeſchloſſen und nur hie und da hervorgeholt, um die goldene Stunde jener wunderbaren Begegnung zurückzurufen.

Emilie war verreist, die Frau Amtspflegerin ſchickte ſie gern auf Reiſen, „um ſich überall nützlich zu machen,“ wie ſie ſagte, und weil man nicht weiß, ob ſich nicht draußen ein guter Anſtand findet, wie ſie der Stadtpfarrerin anvertraute; ſo war niemand, der Lucien merkwürdige Nachrichten zutragen konnte, niemand, bei dem ſie wagte ſeinen Namen zu nennen. Nur ſelten hörte ſie ihn zufällig erwähnen, eine Muſik, die dann freilich wieder lange in ihrem Herzen nachtönte. Die Mutter war zufrieden, ihr Töchterlein wieder zu haben, ſie hatte alle Sorge vergeſſen, die ihr der luſtige Neffe eingeflößt; Lucie begann erſt wieder recht für die Ihrigen zu leben, ſie arbeitete emſig den Tag über, ſie ſprach in Lieschens ſtillem Stübchen ein und theilte ihr die neuerlernten Künſte mit, ſie ſang und ſpielte am Abend, nur tief in der Nacht, wenn alle andern Lichter erloſchen waren, brannte das ihre noch in dem traulichen Mädchenſtübchen: da ſchwelgte ſie in ihren lieben Dichtern, in denen ſie immer ſo wunderbare Beziehungen fand, auf ihren eigenen Herzenstraum, der immer traumartiger, luſtiger und duftiger wurde; — gut vielleicht, wenn er auch ſo allmählig zerronnen wäre! Julie kam als glückliche Braut, bereits mit einem neuen weißen Shawl, dem Haftgeld der Bräute, bekleidet, den der glückliche Doktor in Hoffnung auf den Ertrag der Epidemie, die noch in ſchönſtem Gange war, angeſchafft hatte. Wie viel, wie unendlich viel hatte ſie der Freundin zu erzählen: wunderbare und nie erhörte Geſchichten, wie ſo ſchön ſich alles vollends geſtaltet habe, wie ſie im Garten ſpaziert ſei, ſo lange Karl oben beim Vater geweſen, und wie ihr dann der Vater gerufen und geſagt: „Der Herr Doktor hier thut dir die Ehre an, um dich zu werben, ich fürchte, daß du dich nicht wirſt entſchließen können,“ und wie ſie dann Karl angeblickt und Karl ſie, wie Karl ſie ohne Weiteres geküßt und zu der Mutter geführt habe. „Und den Gutsbeſitzer Kraus hat er jetzt auch noch, der das ganze Jahr die Gicht hat!“ verkündete ſie frohlockend, „auch drei Judenfamilien, und Juden ſind eine ſehr gute Kundſchaft für einen Arzt, ſie ſterben ſo ungern.“ Es dauerte viel Abende lang, bis Julie ihr glückliches Herz ausgeſchüttet hatte und bis endlich Raum wurde für Lucien, ihr hoffnungsloſes zu öffnen.

Ach es hatte ſich gar wenig begeben in der Geſchichte ihrer Liebe, das große Ereigniß mit der hölzernen Butterfrau war das einzige, aber das himmelblaue Heft mit Gedichten wurde geholt, „Dornröschen“ überſchrieben, weil ſeine Roſen aus den Dornen ſtillen Herzeleides erblüht waren; vorleſen konnte ſie Lucie nicht, Julie ſah über ihre Schulter und las:

Schwanenlied.

Bald iſt mein irdiſch Weh und Glück verſchwunden,
Denn ſtille naht die letzte meiner Stunden,
Des neuen Morgens Röthe ſteigt herauf,
Vollendet iſt des heißen Tages Lauf.
Bald wird dies Herz, das einſt ſo heiß geſchlagen,
Im Grabe liegen, frei von Schmerz und Klagen.

„Biſt das du?“ fragte Julie, mit faſt komiſchem Ausdruck die blühende, hellaugige Freundin betrachtend. „Ach ja,“ ſagte Lucie erröthend; „ich weiß ja wohl, daß ich nicht ſterbe,“ fügte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu, „ich dachte nur es müßte ſo ſchön ſein.“ Julie las fort:

Da möcht' ich an des Grabes dunklen Pforten
Mit lang verſchwiegner, treuer Liebe Worten
Nur einmal, o mein Leben, dich begrüßen,
Nur einmal möchte liebend ſich ergießen
Dies arme, bange, vielgequälte Herz,
Dir nennen all ſein Glück und ſeinen Schmerz.

Und warum ſollte ich dir jetzt nicht ſagen,
Daß ich geliebt dich in der Jugend Tagen,
Daß mir dein Bild mit wunderbarer Macht
Das erſte Glück, das erſte Weh gebracht?
Der ſtrengen Sitte eiſern Machtgebot
Verſtummet wohl, wenn naht der ernſte Tod,
Und einem Herzen, das in Lieb gebrochen,
Dem wird ein mildes Urtheil wohl geſprochen.

Mit bewegtem Herzen las Julie weiter in der Dichtung die ganze kurze Geſchichte dieſer jungen Liebe, das ſelige Begegnen, — die Zeit der goldnen Träume, — die bittere Enttäuſchung. Es war lang, dieſes Schwanenlied, es ſchien, daß das brechende Herz noch leidliche Kraft hatte, es fuhr fort:

Und dennoch mußte ich dich ferner lieben,
Auch ohne Hoffnung bin ich treu geblieben.
Du zogeſt froh des jungen Lebens Bahnen,
Du mochteſt nicht in leichtem Muthe ahnen,

Wie oft in heißem, innigem Gebet
Ich zu dem Höchſten um dein Glück gefleht;
Wie ich ihn bat, dir jedes Glück zu ſenden,
Das mir wollt ſeine Vatergüte ſpenden. —
Nun hat er dir ein fröhlich Erdenleben,
Mir hat er mild den ſtillen Tod gegeben.

Vergib mir, wenn in deines Glückes Schein
Ich einen trüben Schatten warf hinein;
Des ſchönſten Erdenlebens reichſte Blüthen,
Sie ſollen dir das leiſe Weh vergüten,
Und wenn du weilſt im Arm der holden Braut,
Die ihres Lebens Glück dir hat vertraut,
So ſende freundlich einen ſtillen Blick
Auf unſrer Jugend gold'ne Zeit zurück:
So denke derer, deren einzig Lieben
Im Leben wie im Tode du geblieben.

Dein Schutzgeiſt werde ich hernieder ſeh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höhn

. . . .

Weiter konnte Julie nicht mehr leſen, Lucie hatte ihren Kopf tief, zu tief auf das Blatt gebeugt, um die Thränen zu verhüllen, die heiß, unwiderſtehlich aus ihren Augen quollen.

„O du thörichtes Kind!“ rief Julie, indem ſie ſie in die Arme nahm, „was für edle Perlen ſchütteſt du da aus für Einen, der ihren Werth nicht verſteht, da ſollte mir Karl kommen und ſo achtlos an mir vorüber gehen! Liebes Herz, ſo kann es nicht fortgehen!“ Lächelnd deutete Lucie auf eine andere Stelle ihrer Gedichte, eine Vertheidigung ihrer Liebe:

Iſt auch die Lieb' nur leichter Schaum,
So iſt ſie doch ein ſüßer Traum.
Muß ſie ſich auch verſchließen ſtille,
So quillt in ihr doch ſel'ge Fülle.
Sie iſt ſich ſelbſt ein klares Licht,
Sie braucht der Gegenliebe nicht.

„O du Einfältiges!“ wiederholte Julie, „komm, laß mich nur die Verſe ein Bischen mitnehmen, damit ich ſie daheim in Ruhe durchleſen kann, du bekommſt ſie bald wieder.“ „Aber, Julie, Julie, ſei vorſichtig damit! es iſt mein innerſtes Lebensblut, das ich in deine Hand gebe.“ „Ja, ja, ſei nur ruhig, ich will's erleben, daß ich dich doch noch glücklich ſehe.“ Lucie ſchüttelte wehmüthig das Haupt.

Jahre gingen vorüber mit allerlei Luſt und Leid; ein Jahr iſt eine inhaltreiche Zeit in einem jungen Leben, jedes hat ein ganz eignes Geſicht, es geſchieht noch ſo viel in einem Jahr, wenn man jung iſt, darum iſt auch ein Geburtstag, ein Jahreswechſel für die Jugend ein ſo wichtiges Ereigniß und man behält alle Daten in treueſtem Gedächtniß. Später iſt das nicht mehr ſo, obgleich man in der Regel in reiferen Jahren mehr erlebt als in jungen, die Jahre gleichen ſich da mehr, ſie ſind nicht mehr ſo farbenhell, nicht mehr roſenroth, himmelblau, golden oder tief ſchwarz; es ſind bräunliche, wenn nicht gar graue Schattirungen und geräuſchlos und unmerklich ſchließt ſich eins an das andere an.

Die Farbe dieſer Jahre hätte nun Lucie ſchwer zu beſtimmen gewußt: roſenrothe waren es eben nicht, auch nicht hoffnungsgrüne; himmelblau etwa, die Farbe der Treue, denn kein andrer Herrſcher hatte das Eine Bild im tiefen Grunde ihres Herzens verdrängt; auf dem Blumenbrett vor ihrem Fenſter ſtand zwiſchen Roſen und Myrthenbäumchen ein ſchöner Epheu, um deſſen Stamm in Blätter verſteckt, ein Papier mit der Inſchrift gewunden war: Ewig halt' ich das einmal Erwählte. Ein ganz paſſendes Symbol war zwar der Epheu nicht, er hatte zuerſt einen einfachen Stab umſchlungen und jetzt umſchlang er ein künſtlich geflochtenes Gitterwerk, — that aber nichts, es war doch ein Epheu und an den Epheu knüpft ſich nun einmal die ſchöne Tradition von ewiger Treue.

Sie hatte Julien zum Altar geleitet, die durch Epidemien und allerlei ſonſtige Drangſale ihrer Mitmenſchen glücklich an's Ziel ihrer Wünſche gelangt war; in Weiß und Himmelblau, mit weißen Roſen im Haar (ſie verſchmähte ganz helle Farben und heitere Symbole), ein Bild blühenden Lebens, ging ſie der überglücklichen Braut zur Seite. „Wer ſetzt denn dir den Myrthenkranz auf?“ flüſterte die Braut. „Niemand,“ ſagte Lucie mit ſtiller Ergebung.

Doch war ſie heiter genug bei dem Feſt, das ein paar muntere Freunde des Bräutigams belebten. „Und wie freue ich mich, bis du uns beſuchſt! wir haben ein herziges Gaſtſtübchen, das mußt du einweihen,“ rief Julie vor dem Abſchied lächelnd unter Thränen. „Ach in der erſten Zeit kann man doch nicht zu euch kommen,“ meinte Lucie. „Aber in der zweiten!“ verſicherte Julie und der Bräutigam, der es hörte, war ſehr begierig, zu erfahren, welches denn die zweite Zeit ſei.

Nach drei Monaten, hatte Lucie angenommen, werde etwa die zweite Zeit eingetreten ſein und hatte die erſte Reiſe unter das eigene Dach der Freundin gewagt. Sie ward mit Jubel aufgenommen und in das neue Stübchen geführt, das mit nöthigen und unnöthigen Gegenſtänden: gläſernen Lavoirs, geſtickten Kalendern, Handſchuh- und Taſchentuchkiſtchen, gehäkelten, filetgeſtrickten und geflochtenen Hängkörbchen, perlengeſtrickten, lederblumengarnirten Etagèren, geſtickten Stiefelziehern, Etuis zu Zahnbürſtchen und andern ſchönen Sachen zum Ueberfließen voll war.

Ob Lucie trotz der liebevollen Aufnahme bei dieſem Beſuch Alles fand, was ſie ſich verſprochen, kann uns vielleicht ein Blick in ihr Tagebuch zeigen, das ſie mit großer Genauigkeit führte.

„So bin ich nun unter Juliens Dach, ach, wie ſchön habe ich mir das nicht gedacht! Sie ſind gewiß auch recht glücklich, und ſehr liebevoll und freundlich gegen mich, aber — es iſt, ſcheint's, noch nicht die zweite Zeit, und ich hätte vielleicht beſſer gethan, erſt ſpäter zu kommen. Lieber Gott! iſt dieß kindiſche Weſen und Thun mit einander die Seligkeit, die ich mir gedacht, wenn zwei Weſen, die ſich gehören, ganz, ganz vereinigt ſind? Iſt dieß das tiefe, innige Verſtehen, der Zuſammenfluß der Seelen, der Austauſch der höchſten, heiligſten Gedanken und Gefühle? Habe ich auch nur zwei geſcheidte Worte von ihnen gehört? Da ſitzen ſie in der Sophaecke und küſſen ſich und geben ſich die einfältigſten Namen und ſchieben einander das Eſſen in den Mund und verſtecken ſich, und Alles läuft dann wieder auf's Küſſen hinaus; verhüte Gott, daß ich einmal ſo lieben ſollte! Ich habe einen neuen Band Gedichte mitgebracht und dachte, Julie werde entzückt davon ſein, behüte: ſo lang der Doktor da iſt, iſt ſie rein ungenießbar; wenn ich vorleſe, ſo ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und flüſtern dumme Sachen; ich kenne Julie nicht mehr. Ich ſagte ihnen offen, daß ich das nicht begreife. „Das glaub' ich, liebe Lucie,“ ſagte der Doktor, „um das zu begreifen, muß man ſelbſt den Raptus haben.“ Vor dieſem Raptus bewahre mich der Himmel! Wenn Julie allein iſt, iſt ſie noch ziemlich genießbar, bis die Stunde kommt, wo ſie ihren Mann erwartet. „Laß mich, Lucie, ich kann nicht mehr leſen, mein Männchen kommt, mein Alterle, mein Mäuschen (das Mäuschen iſt ſechs Fuß hoch), ich muß ihm ſeine Pantöffelchen rüſten (ſie ſind ſo groß wie Schifferboote), und ſein Schlafröcklein und ſein Käpplein, es wird ſo erfroren ſein, das arme Männlein.“ „Es iſt ja gar nicht kalt!“ werfe ich ein. „Ach, er iſt doch erfroren, der arme, gute Hammel!“ verſichert ſie. Dann kommt der gute Hammel, dann geht das Küſſen wieder an; „o armes Männlein, biſt du recht erfroren?“ „Du armes, liebes, junges, kleines Fraulein, biſt du recht müde? o, es wird ſich ſo müde geſchafft haben, ſo müde, das Weiblein.“ „Bewahre, ſie iſt den ganzen Mittag bei mir auf dem Sopha geſeſſen,“ ſage ich. „O nein, es iſt erſchrecklich müde,“ ſagt er, „weil es eben auch noch ſo gar jung iſt, ſo ganz jung und klein“ (ſie iſt doch bald zweiundzwanzig), und ſo geht's mit Weiblein und Männlein, bis mir ganz ſchwach um's Herz iſt. Die lieben Leute ſehen mich an und beklagen mich im Stillen, daß ich nicht auch ſchon in dieß Himmelreich eingegangen ſei; — ſie ahnen nicht, wie ich mich ſtolz und frei und glücklich fühle gegenüber dieſer Kinderei. „Du hängſt an einem Schatten,“ ſagt Jul mag ſein.

Aber frei und ohne Wanken,
Unſichtbar und zeitenlos
Steht das Reich mir der Gedanken
Unerreichbar, ſchrankenlos.

„Sei es, daß mein Herz nicht mehr mein eigen iſt, mein Fühlen und Denken und Träumen iſt mein, mein Leid ſelbſt iſt mein Königreich und die Perlen meiner ſtillen Thränen wollt' ich nicht geben um eine Hand voll Bohnen, wie die arme Julie.“

Die arme Julie! Mitleiden iſt eine ſchöne Tugend, aber es wird oft gar unnöthig verſchwendet. „Die arme Lucie!“ ſeufzte Julie und der Doktor, „wie wird ihr junges Herz oft ſo voll ſein von Sehnſucht nach einem ſolchen Paradies!“ „Wenn wir ihr nur dazu helfen könnten,“ meinte der mitleidige Doktor, „ſie iſt ein nettes Mädchen und geſcheidt ....“ „Ich wüßte wohl ein Mittel,“ meinte Julie mit feinem Lächeln.“ „Du? goldnes Weiblein, Herzblättchen, Zuckerkind, laß hören!“ „Das behalt' ich einſtweilen für mich.“

Zu den Ereigniſſen dieſer Jahre gehörte auch, daß der Onkel aus Berlin auftrat, nicht in eigener Perſon, wohl aber in Geſtalt einer goldenen Armſpange, die er ſeinem älteſten Pathchen Lucie zum Gruß ſandte. Seine liebe Louiſe war immer noch angegriffen, aber er hoffte doch, in einem oder zwei Jahren die Seinigen begrüßen zu können. Die Mutter freute ſich ſehr dieſer Hoffnung, auch Lucie dachte ſich eine ſchöne poetiſche Geſchichte aus, wie der Onkel ſie nach Berlin führen werde, das ſie ſich nach allgemeinen romantiſchen Vorſtellungen als glänzende Hauptſtadt, voll eines Wirbels rauſchender Vergnügungen vorſtellte, ſich dann umworben von allerlei edlen und vornehmen Jünglingen, die ſie alle abweiſen würde, um dem einfachen Referendär ihr Herz zu bewahren. Vor der Hand wurde ſie noch nicht in Verſuchung geführt, der Onkel kam nicht, und verſank nach der Armſpange wieder in Nacht und Schweigen.

Der Verkehr mit Emilien, ſo angenehm er war, ließ ſtets einen Mißlaut in Luciens Seele zurück; ſie fand ſich nicht mehr ſtill, heiter, ergeben. Die Welt mit ihren Anſprüchen, ihren Freuden, ihrer Eitelkeit ſchlich mit Emiliens beredten Worten in ihr Herz, ſie ſchaute gern in den Spiegel und ſetzte ſich Schönheitsmilch an, wenn ſie lang und oft mit ihr beiſammen geweſen; ſie fand es ſchrecklich langweilig in dem kleinen Neſt und las Romane an den Abenden, wo ſie ſonſt mit den Geſchwiſtern geſpielt.

Um das Gleichgewicht ihrer Seele wiederzufinden, durfte ſie nur zu Lieschen gehen, die ſie mit der gleichen Liebe und Freundlichkeit empfing, ob ſie nach zwei Tagen oder nach zwei Wochen wieder bei ihr einſprach. Lieschen hatte immer gerade etwas beſonders Angenehmes erlebt, ſo oft ſie zu ihr kam; einmal war eine neue Mode- und Muſterzeitung angekommen, einer der beſondern Lichtpunkte ihres Lebens, und ſie ſchwelgte in neuen Zeichnungen und ſchönen Namen zu Stickereien; oder hatte ſie eine recht erquickliche Betrachtung geleſen, wieder gerade, wie für ſie allein geſchrieben; oder war ihr gelungen, aus einem alten Halstuch ihrer Mama ſelig einen Vorhang an einen Toilettentiſch zu fabriciren, — Niemand kam ſo wie ſie dem Gebot des Apoſtels nach: „ſeid allezeit fröhlich.“ Lucie wußte nicht, ob ſie ihr Herzensgeheimniß ahnte, ſie ſelbſt vergaß alles „Hangen und Bangen“ am Geſtade dieſes wellenloſen Sees.

„Aber es geſchieht doch auch gar nichts in dieſer Geſchichte!“ klagt vielleicht eine ungeduldige Leſerin. Gewiß, ſie hat Recht, das iſt ja im Leben ſo oft das Leiden, daß nichts geſchieht. — Bekanntlich iſt eine lange Windſtille ſchwerer zu ertragen als ein Sturm, da aber dieſe Geſchichte ein treues Lebensbild ſein ſoll, ſo müßt ihr euch auch die Windſtille gefallen laſſen. Einmal geſchieht doch etwas.

Es war etwas geſchehen: das größte Ereigniß, das ein Mädchenleben kennt: das ſagt uns ein Blick in Luciens Stübchen, wo ſie inmitten reicher Gaben, ſelbſt in feſtlichem Schmucke ſteht: eine glückliche Braut. Eine glückliche? — nun ja, das ſind ja Worte, die ſo zuſammengehören, daß ſie faſt Eines bilden, wie ſollte ſie nicht glücklich ſein? War ſie doch am Ziel ſo lang gehegter ſtiller Wünſche, war doch der blühende Myrthenkranz auf ihrem blonden Scheitel die Krone jahrelanger ſtiller Treue, es war Alles wahr geworden, was ſie kaum mehr zu hoffen gewagt. Gewiß, gewiß, ſie war glücklich, unausſprechlich glücklich! das verſicherte ſie ſich ſelbſt tauſendmal, wie kam's, daß ſie nur für nöthig hielt, dieß ſelbſt zu ſagen?

Es war ſo gar ſchnell, ſo unvermittelt gekommen, dieß wunderbare Glück, auch ſo auf ganz andre Weiſe als ſie gedacht. Wenn ſie je noch für möglich gehalten, daß ihre ſtillen Wünſche gekrönt würden, ſo hatte ſie ſich ausgedacht, wie ein freundliches Geſchick Robert wieder in ihre Nähe führen müſſe, wie ſie dann in allerlei bedeutenden Situationen zuſammentreffen würden, bis endlich, endlich die Knoſpe der Liebe aufſpringen müſſe.

Während ſie ſo ihrem Herzenskultus lebte, war ihr Roberts Bild ein immer idealeres geworden, ſeine wirkliche Geſtalt ihr immer ferner gerückt, ſie hegte und pflegte mit Träumen und Liedern ihren Liebesſchmerz wie ein geliebtes Kind; daneben verkehrte ſie neckiſch und fröhlich nach außen, faſt ſchien es, als ob ſie die demüthige Liebe ihres innerſten Herzens zu Einem durch ſorgloſen Uebermuth gegen das ganze Geſchlecht rächen wollte; nur dieſe Unbekümmertheit um alle Männer hätte vielleicht ahnen laſſen, daß ihr Herz Einem gehöre.

„Hör', das iſt eine gewagte Sache," warnte ſie Emilie; „willſt du denn wirklich gar keinen Andern nehmen?" „Hat mich ja noch Keiner in Verſuchung geführt," lächelte Lucie. „Je nun, ja, das glaub' ich, wenn man ſo wie du Alle auslacht und ſich um Keinen kümmert. Weißt du, das kann ſich nur eine Schönheit erſten Rangs herausnehmen, oder eine Erbin. Daß man ihnen zu viel entgegenkommt, mögen die Männer nicht, aber das gefällt ihnen, wenn ſie ahnen können, daß man in der Stille ungeheuer viel von ihnen hält." An Lucien waren dieſe weiſen Lehren verloren, Emilie aber nahm ſich vor, ihr wider Willen zu dienen.

„So, nun iſt ja Kameralverwalters Neffe als Aktuar angeſtellt," ſagte eines Morgens der Vater, ohne die tiefe Röthe zu beachten, die dieſe Neuigkeit auf Luciens Wangen hervorrief. „Gib Acht, was geſchieht!" ſagte Emilie. „O, gar nichts," verſicherte Lucie; „was ſollte auch geſchehen?"

Da war plötzlich, unvorbereitet, unvermittelt, ein Brief an den Vater gekommen mit einem Einſchluß an ſie — eine Werbung. Und der erſte Eindruck war nicht jubelndes, überwältigendes Glück, es war faſt Beſtürzung, wie kam das ſo ſchnell? Auch die Worte dieſer Werbung, dieſe wunderbaren Worte, die ſie ſich ſo ſüß und ſchön geträumt, ſie lauteten ſo ganz anders, ſo viel nüchterner! Erſt als der Vater ſich nicht beſonders eingenommen zeigte für die Wahl, als die Mutter bedenklich meinte: „Aber wir kennen ihn doch zu wenig, ich meine faſt, Lucie, du mit deinen Talenten könnteſt andere Anſprüche machen, ich habe wenig mehr als Späſſe von ihm gehört, meinſt du, daß er dir genüge?“

Da erſt erwachte wieder mächtig der Herzensglaube der langgehegten Liebe: „O Mutter! du kennſt ihn nicht! du weißt nicht, wie viel Geiſt und Tiefe hinter ſeiner leichten Außenſeite verborgen liegt, wie edel und rein ſein Herz iſt und — wie ſtill und treu er mich geliebt hat.“ „Nun, es iſt wahr,“ gab die Mutter zu, „daß er dich ſo lang im Herzen getragen, ſpricht ſchon für ihn, ich glaubte gar nicht, daß er überhaupt an dich denke.“

„Er ſchwieg,“ rief Lucie mit der begeiſterten Ueberzeugung eines liebenden Herzens, „er ſchwieg, weil er noch nicht wagte, um mich zu werben, ehe ſeine Zukunft ſicher war, weil er ohne den vollen Segen meiner Eltern auch nicht mit einem leiſen Wort mein Herz feſſeln wollte, und doch iſt er ſo treu geblieben ohne Worte, ohne Bürgſchaft! o, ich wußte das wohl!“ Der Widerſpruch erſt hatte ſie erweckt zum vollen Gefühl ihres Glückes.

„Na, wenn die Sachen ſo ſtehen,“ ſagte der Vater, „ſo nimm ihn in Gottesnamen, Geſchichten aufführen kann ich nicht; ich habe nichts gegen ihn, obgleich ich meine, ſo hätteſt du's noch bekommen können, wenn der Markt verlaufen iſt. Schreib' du auch in meinem Namen — ich bin kein Briefſchreiber — er ſoll kommen, wenn er will, nur

Ungeduld entgegenſah, kamen ſo ſelten, ſo kurz! „Schätzchen, du weißt, das Briefſchreiben war nie eine Männertugend; ſchon der Apoſtel Paulus hätte den Brief an die Römer nicht geſchrieben, wenn er's ihnen hätte mündlich ſagen können, deine Brieflein freuen mich ungeheuer, ſei nur fernerhin ſo großmüthig, was ſollte ich dir ſchreiben? daß ich dich lieb habe, weißt du ſchon, und ein Aktuar erlebt keine ſo allerliebſte Sachen mit Blumen und Träumen und Poeſien, wie ein junges Fräulein."

Zu Lieschen kam ſie immer noch gar oft und gern, ihr ſchüttete ſie das Herz aus, wenn ſie das Heimweh des Abſchieds quälte, bei ihr fand ſie ein allezeit freundliches Ohr, wenn ſie ihr die ſichtbaren und unſichtbaren Vorzüge ihres Bräutigams ſchilderte, und Lieschen half ihr ihre goldnen Zukunftsplane ausmalen, während ſie ſeine Ueberzüge für ſie ſtickte. Luciens glückliches Verhältniß mit Lieschen war zu Anfang in großer Gefahr geſtanden. „Zu Lieschen müſſen wir zuerſt," hatte ſie bei Roberts erſtem Beſuche geſagt, „das iſt meine treueſte Freundin, keine freut ſich ſo herzlich wie die über unſer Glück." „Ja, Kind," begann Robert zögernd, „da bin ich in einiger Verlegenheit; ich kann faſt nicht mit dir gehen." „Wie? doch nicht, weil ſie alt und lahm iſt und nicht ſchön?" fragte Lucie erſchrocken. „Keineswegs, Beſte; vorausgeſetzt, daß meine Braut hübſch iſt, ſtelle ich der übrigen Menſchheit frei, ſo häßlich zu ſein als ihr beliebt, aber ich fürchte, dieſe reſpektable Perſon könnte ſchwer beleidigt ſein." „Durch dich?" „Nicht gerade, aber, um das Verbrechen zu geſtehen: ich fuhr ſchon vor Jahren, als ich hier war, mit dem Aſſiſtent Balzig in einem Einſpänner hinaus, als gerade die beſagte ehrenwerthe Perſon an Krücken, wie das ſo ihre Eigenſchaft iſt, vor uns herging und nicht ſchnell ausweichen konnte, ſo daß ich kaum das Pferd zurückzuhalten vermochte. Balzig aber rief ärgerlich laut genug: „Na, die alte Schachtel ſollte nicht auf Fahrwegen gehen!“ die Jungfrau wandte ihr rundes Angeſicht und hatte ſcheint's Alles gehört. Nun that mir's gleich ungeheuer leid, und genirt mich wirklich, zu ihr zu gehen; kann ſie ja nicht wiſſen, von welchem von uns jener ungalante Ausruf kam.“ „O, da muß ich freilich erſt zu ihr und ihr ſagen, wie unſchuldig du biſt!“ rief Lucie und eilte zu Lieschen, um ihr ſo ſchonend als möglich beizubringen, warum Robert ſich ſcheute, ſie zu beſuchen. „Und das iſt Alles?“ fragte Lieschen lachend, „daß ſein Freund mich eine alte Schachtel geheißen? Und wenn er's ſelbſt gethan hätte, meinſt du, ich habe das zum Erſtenmal gehört? Ich will dir ſagen, Kind, eine Schachtel iſt gar nichts ſo ſchlimmes, zumal eine alte. Siehſt du je einen Boten mit einer Schachtel, ohne daß ſie dich ſo recht lockend und verheißungsvoll anſieht? eine Erinnerung an Traubenſchachteln, Weihnachtsſchachteln und an allerlei gute Dinge? Haſt du je etwas Unangenehmes in einer Schachtel erhalten? und die vielerlei Reſte von Siegeln auf alten, vielgewanderten Schachteln, erzählen ſie nicht ganze Geſchichten von ihren weiten Reiſen, von Freuden, die ſie gemacht, von fröhlichen Ueberraſchungen und milden Spenden? Wollte Gott, ich wäre ſo eine alte Schachtel, die ſchon recht viel Vergnügen in der Welt herum getragen! Das Schlimmſte, was man einer Schachtel nachſagen kann, iſt, daß ſie leer ſei; davor muß ich mich denn eben ſchön hüten. Nein, Kind, komm' du nur mit deinem Liebſten, wenn er die alte Schachtel nicht fürchtet.“ Robert kam, und kam wieder, er fand ſich ganz behaglich bei der alten Jungfer, bei ihrem friedlichen

Lächeln und guten Humor. Auch Lieschen gewann ihn lieb und hatte gern ihren Spaß mit ihm, doch betrachtete ſie oft nachdenklich das junge Pärchen und wenn Lucie ihr glückliches Herz bei ihr ausſchüttete, ſagte ſie freundlich nickend: „Ja, es iſt ein guter Kern in ihm, Gott helfe dir, daß du ihn zu Tage bringſt!“

Heute alſo ging die Brautzeit zu Ende und während wir ſie durchflogen, hat die Braut die Grüße und Glückwünſche all der Gäſte empfangen und tritt an der Hand der tiefbewegten Mutter dem Bräutigam entgegen, mit ahnungsvollem Schauer, mit dem ſtolzen Gefühl, das in dieſem Augenblick auch die demüthigſte Seele überſchleichen kann, dem Gefühl, daß ſie ihm eine königliche Gabe gibt: all ihr Sein und Fühlen und Wollen, ein volles, reines Mädchenherz.

Und wenn ſie in dieſem Augenblick dem Mann, ihrem künftigen Herrn, mit jungfräulichem Stolze nahte, ſo beugte ſie ſich um ſo tiefer in kindlicher Demuth vor den Eltern, im leiſen, reuevollen Gefühl verſäumter Pflichten; zumal vor dem Vater, bei deſſen tiefer Rührung ihr jetzt erſt klar wurde, wie es an ihr geweſen wäre, ſeine Liebe zu ſuchen, ihr zuvorzukommen, ſtatt daß ſie bei ſeiner trocknen Außenſeite ſich gewöhnt hatte, trocken neben ihm her zu gehen; ſie meinte, ihm all ihre Liebe nun auf einmal zeigen zu müſſen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung; Emilie, des bezaubernden Eindrucks gewiß, den ſie machen mußte, Granatblüthen in den ſchwarzen Locken, die den blendend weißen, blühenden Teint, ein Meiſterſtück der Kunſt und Natur hervorhoben, nahm den Arm des erſten Brautführers, ein ſchüchternes, blondes Bäschen des Bräutigams folgte mit ihrem Kavalier, Louischen als heranblühendes Fräulein zum Erſtenmal in ihrem Leben mit Roſen im Haar, durfte die Braut begleiten, dann kamen die Brüder, in ſchwarzen Sammtjacken und neuen Mützen möglichſt kultivirt, die Mutter und Julie im Blondenhäubchen und der ganze Zug der andern theilnehmenden Freunde.

Luciens ganze Seele war verſenkt in die heilige Handlung, ſie wagte nicht, die Augen zu erheben zu dem, der ihr zur Seite ſtand, jetzt ihres Lebens Hort und Halt, mit demüthiger Seele nahm ſie alle Ermahnungen des Geiſtlichen in ihr Herz auf und fühlte ſich faſt verlegen, wenn ſie dieſer auch an Robert richtete, und doch iſt die Hochzeitrede faſt die einzige Gelegenheit, wo auch den Ehemännern, in ihrer Eigenſchaft als ſolche, gepredigt wird. Den guten Frauen predigt man das ganze Leben durch, als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe; wir haben eine ganze Literatur von Ermahnungen an Frauen und während man ihnen aufs Dringendſte empfiehlt, in tiefſter Demuth zu verharren, legt man das ganze Gewicht der Verantwortung für das Wohlſein des Hauſes, das Gedeihen der Kinder, für das zeitliche und ewige Glück des Gatten auf ihre ſchwachen Schultern. Das alles iſt recht ſchön und gut, auch wahr, und die Frauen dürfen ſich's gerne geſagt ſein laſſen, die Wenigſten unter uns haben auch nur die Hälfte davon erfüllt. Aber ich wünſchte doch, daß auch Jemand ſich die Mühe nähme, den Männern zu predigen, ihnen zu ſagen, daß da nicht nur ihre Frau iſt, die ſie zu ernähren und anſtändig zu behandeln haben, ſondern eine unſterbliche Seele, die in ihre Hand gelegt iſt, der ſie zum Licht und Führer oder zum Verderben werden können; eine Blume, die nicht nur ein anſtändiges Plätzchen im Garten braucht, wo man ſie unbehindert ſtehen läßt, ſondern auch milde Luft und Sonnenſchein, wenn ſie dem Hauſe blühen und duften ſoll.

Glücklich die Frau, die aufſehen darf mit voller Liebe und unbeſchränktem Vertrauen zu dem Herrn und Haupt ihres Hauſes, der ihr mehr gibt als den frommen Wunſch: ſo ihr aber Nahrung und Kleider habt, ſo laßt euch genügen. Glücklich das ganze Frauengeſchlecht, wenn die Männer zeigen, daß ſie der Ermahnung nicht bedürfen, daß ſie aus freiem Triebe die Frau in Liebe reich machen wollen aus der Fülle eines ſtärkeren Geiſtes, um, was ſie hingeben, nur reicher und ſchöner von ihr zurückzuerhalten.

Die Handlung war vorüber. Lucie konnte all die theilnehmenden Glückwünſche nur mit einem ſtillen Händedruck erwiedern; es verlangte ſie nach der Hand deſſen, dem ſie nun eigen war; ihr war, als ſei ihr jede Brücke weggezogen und ſie ſtehe mit ihm auf einer Inſel allein, ganz allein über der Welt; er ſtand noch unter ſeinen Freunden, jetzt wendete er ſich zu ihr, ihr Auge erhob ſich in tiefer Liebe zu ihm. „Nicht wahr, ich darf den Frack jetzt ausziehen?“ waren die erſten Worte, die ſie von ſeinen Lippen vernahm, ſeit er ihr angetraut worden für das Leben. Ein kalter Stich fuhr durch ihr Herz, aber er ſah ſie mit ſeinem alten gewinnenden Lächeln an und wiſchte ihr die Thränen ab und ſagte auf ihren fragenden Blick halblaut: „Weißt, Schatz, das Beſte behält man für ſich!“ daß ſchnell wieder der Glaube an den tiefen Werth ſeines Innern wuchs, den die leichte Außenſeite nur verhüllte und bald war ſie die heitere Königin des fröhlichen Hochzeittiſches, nur ſtill, viel ſtiller als ſonſt, das war ja natürlich.

Lucie war eine junge Frau. Gewiß auch ein fröhlicher Zeitpunkt im Leben des Weibes. Das erſte Gefühl der Selbſtſtändigkeit, das Schalten und Walten in dem neuen, hübſch eingerichteten Beſitzthum, — das Gefühl, der Mittelpunkt viel freundlicher Aufmerkſamkeit zu ſein, — die Welt iſt nicht halb ſo böswillig und klatſchſüchtig, wie man ihr nachſagt, — eine junge Frau an einem neuen Ort wird meiſt mit wohlwollenden, freundlichen Augen angeſehen, junge Mädchen fühlen ſich geehrt durch ihr Zuvorkommen, ältere Frauen protegiren ſie gern und geben ihr häusliche Rathſchläge. — Und die eigene Heimath! das trauliche Beiſammenſitzen an dem kleinen Tiſchchen, der zärtliche Abſchied am Morgen, die fröhliche Begrüßung am Mittag, einſame Streifzüge und Entdeckungsreiſen in der Gegend, die erſten lieben Gäſte, die man ſelbſt bewirthet, — kein Wunder, daß junge Frauen ſelten viel arbeiten, — das Glück iſt ihr Beruf. Auch Lucie koſtete all dies Glück und war jung und lebensfroh genug, um ſich der goldenen Tage zu freuen, auch nicht mehr ſo vernünftig wie damals, als ſie Juliens Thorheit beſeufzt hatte. Sie räumte ihre Zimmer ein und aus wie ein Puppenhaus, errichtete heute den Salon, wo geſtern das Schlafzimmer geweſen war, ſie ließ ſich in Kaffeeviſiten einladen, um mit „ſchrecklichem Heimweh“ zu ihrem Liebſten zurückzukehren, ſie kochte eigenhändig ſeine Leibgerichte und erzählte ihm von den wunderſamen Erſparniſſen, die ſie machte. Allmählig hörten die einſamen Spaziergänge auf, die Abende waren warm und ſchön, man ging in einen Geſellſchaftsgarten, und machte Sonntags einen Ausflug an benachbarte Orte. „Schätzchen, nur nicht ſentimental!“ bat Robert, ſo oft ſie der ſchönen ſtillen Gänge der erſten Wochen gedachte, ſie lachte und ging willig mit ihm in den Biergarten. War das die ‚zweite Zeit?‘ Es war eine heitere, luſtige, abwechslungsreiche, Lucie ließ ſie ſich gefallen, und doch dünkte ſie ihr oft wie ein proviſoriſcher Zuſtand, das rechte, eigentliche Leben meinte ſie, müſſe erſt kommen.

Lucie hatte vor der Hochzeit die ſchönſten Plane für Lektüre und Studien gemacht, ſie wollten zuſammen Franzöſiſch treiben, Engliſch und Italieniſch lernen, das Leben dünkte ihr viel zu kurz, um nur zur Hälfte mit dieſen Planen fertig zu werden.

„Was leſen wir zuerſt?“ war die große Frage. „Nun, was wir haben,“ meinte Robert phlegmatiſch, par exemple den Schiller, der nebſt dem Korpus Juris und einem alten Kommersbuch derzeit meine Bibliothek bildet. „Gern!“ rief Lucie, „wenn ich ihn auch auswendig weiß, zuſammen haben wir ihn noch nicht geleſen. „Aber Vorleſen iſt nicht meine Paſſion, ich muß genug ſchreien in der Amtsſtube, lies du, Schätzchen.“ „Herzlich gern.“ „Die warme Luft macht müde,“ ſagte der Zuhörer und arrangirte ſich in der Sophaecke. Lucie begann, die Braut von Meſſina, wie lange waren ihre geliebten Dichter, die Freunde und Gefährten ihrer goldenen Jugend vergeſſen gelegen, ſie las ſich ins Feuer, all dieſe ſchönen Klänge waren ja ganz ihr eigen, ihre eigene junge Seele hatte ſie darin niedergelegt, ſie fand wieder all ihre erſten roſigen Träume, ſelbſt nach ihrem Robert ſah ſie lange nicht, bis ſie endlich bei den Worten: „das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,“ nach ihm hinüber blickte, „hier gilt kein Widerſtand und keine Wahl!“ Ein lautes Schnarchen vom Sopha her tönte, Lucie war ſtill und las für ſich, — es war alles nicht mehr ſo herrlich, doch las ſie weiter, bis ſie tief in der Nacht ſich erhob und Robert weckte. „Ja, ſiehſt Du, Schätzchen, drum war ich gar müde, ſchade, daß ich es verſäumt, du haſt gewiß prächtig geleſen!“

Am nächſten Abend wurde wieder der Verſuch gemacht vorzuleſen, wieder mit demſelben Reſultat, bis Robert endlich vorſchlug: „weißt was, Schätzchen, das gar zu ſolide Leben bin ich nicht mehr gewöhnt, wie wär's, wenn ich zur Abwechslung wieder einmal einen Abend in's Adlerkränzchen ginge? Du könnteſt ſonſt in Gefahr kommen, für eine kleine Haustyrannin zu gelten.“

Lucie gab es lächelnd zu und fand zu ihrem Erſtaunen, daß ihr der einſame Abend zu Haus auch behaglich war. Aus dem einen Ausgangabend wurden allmählig ſechs, am Sonntag blieb Robert zu Hauſe und — ſchlief. „Sonntag iſt ja der Ruhetag.“ Lucie las für ſich Schiller und Göthe, ſie las und las, was ſie habhaft werden konnte, ſie abonnirte ſich auf eine Leihbibliothek und erhielt da langes und kurzes Futter für ihren Leſehunger, die langen Abende wurden ihr oft ſehr kurz. „Kommſt du ſchon?“ fragte ſie meiſt, wenn Robert, der ziemlich regelmäßige Stunden hielt, gegen elf Uhr nach Hauſe kam. „Schon?“ ein charmantes Weibchen! Das werde ich den Neidern ſagen, die dich für eine Haustyrannin gehalten; es iſt eigentlich nicht mehr ‚ſchon‘ Schätzchen, es iſt ‚erſt,‘ ſchließ eiligſt dein Buch und laß uns zur Ruhe gehen. Lucie gehorchte. Auf ihrem Nachttiſch lag die Bibel und das Gebetbuch, aus denen ſie in den Mädchenzeiten jeden Abend unverbrüchlich ihre Andacht gehalten hotte. „Noch leſen, Theuerſte?“ proteſtirte der Gatte, „unmöglich, du haſt geleſen genug, jetzt muß das Licht alſobald gelöſcht werden, das iſt meine Bedingung.“

„Nur noch,“ entſchuldigte ſich Lucie, halb verlegen, „ein Kapitel in meiner Bibel, ich war das immer ſo gewöhnt.“ „Habe gar nichts dagegen, Schatz, du hätteſt lang Zeit gehabt zum Bibelleſen, jetzt aber bitt' ich dich, löſche das Licht, kannſt ja heute Abend aus dem Herzen beten.“ Gewiß konnte ſie das, auch lagen ihr ja ſchöne Bibelſtellen genug im Gedächtniß, an denen ſie ſich erbauen konnte, ‚das bloſe Leſen thut's nicht,‘ ſagte ſie ſich, das wäre eine Art Aberglauben, „es iſt die Herzensſtimmung, die die Andacht macht.“

Dieſe kleine Scene wiederholte ſich faſt jeden Abend. Lucie nahm, wenn Robert ausgegangen war, Bibel und Gebetbuch mit ins Wohnzimmer, um vorher ihre Andacht zu halten, aber, — der Roman war ſo gar ſpannend, ſie wollte nicht ohne Noth vorher aufhören, nach der Bibel konnte ſie doch nicht mehr Romane leſen, und — eh ſie ſich's verſah, kam Robert nach Hauſe, das Licht mußte gelöſcht werden und ſie verſuchte aus dem Herzen zu beten. Aus einem immer zerſtreutern und unruhigern Herzen kam dies Gebet, immer fremder wurde ihr ihre Bibel, ſie ſchlug ſich hie und da noch einzelne Stellen darin auf, aber ſonſt wußte ſie nicht viel mehr damit anzufangen. „Bibelleſen thuts nicht,“ „Kirchgehen thuts nicht.“ Ach, freilich, es gibt noch eine Menge ſolcher, anſcheinend äußerlicher Dinge, die alle thun es nicht. Ein Schritt vom Weg ab, thut es auch nicht, auch nicht zwei, auch nicht zehn, du haſt den rechten Weg ja immer noch im Auge, du kannſt darauf zurückkehren, ſobald du nur willſt; aber, — ein Schritt um den andern führt dich allmählig ab, weiter, weiter, unverſehens kommt eine Wendung und der rechte Weg iſt deinen Augen entſchwunden. Möge dir möglich ſein ihn wieder zu ſuchen und zu finden!

Es gibt eine Freiheit, die zum Zwang führen muß, es gibt auch einen Zwang, der zur Freiheit führt.

Freier Gehorſam, freie Liebe iſt freilich erſt das Rechte und Wahre, aber wir dürfen auch im Gebiete des geiſtigen und geiſtlichen Lebens nicht immer auf die freien Regungen warten, wir müſſen unſer Herz dazu erziehen. Es iſt freilich die ſchönſte Freude der Mutter, wenn das Kind in ihre Arme eilt mit dem Ruf: „ich will bei dir bleiben, weil mir da am wohlſten iſt,“ aber auch ehe es ſo weit kommt, iſt es ſchön, wenn das Kind die verlangenden Augen abwendet von dem luſtigen Treiben der Geſpielen und ſich zur Mutter wendet: ich will bei dir bleiben, weil du es willſt.

„Aber Glauben und Liebe iſt ja Gnade, und nicht unſer eigen Thun,“ wirft man ein. Gewiß! Gnade iſt es, unausſprechliche Gnade, wenn ſich den harrenden Jungfrauen die Thüre öffnet, aus der das wunderbare Licht der Herrlichkeit ſtrahlt, aber doch ſind ſie angewieſen, ihre Lampen brennend zu erhalten, doch ſchließt ſich die Thüre vor denen, die ſie, nicht einmal in bedachter Schuld und Sünde, nur in ſorgloſem Leichtſinn erlöſchen ließen.

Die himmliſche, wie die irdiſche Liebe bedarf der Pflege; Lucie verſäumte ſie bei beiden.

Sie hatte ſich das alles freilich einſt anders geträumt in ihren Mädchentagen: einen ſtarken, ernſten, treuen Führer, ein leuchtendes Vorbild auf dem Weg zur Höhe. Und auch als dies Ideal ſich aufgelöst hatte in ein harmloſes fröhliches Menſchenkind, hatte ſie ſich's wieder ſchön gedacht, gemeinſam nach Einem Ziel zu ringen und zu ſtreben, gemeinſam die Eine köſtliche Perle zu ſuchen. Sie hatte Beides nicht gefunden, ſie fand auch keinen Unglauben, keine Feindſchaft gegen ihren Glauben, o bewahre, Robert fand das alles recht ſchön und gut, er hatte gar nichts dagegen, er war nur gegen Alles, was er pietiſtiſches Kopfhängen und Eifern nannte, er wollte, wie der große König Friedrich, jeden nach ſeiner Façon ſelig werden laſſen.

Und mehr und mehr gewöhnte ſich Lucie an dieſe gemächliche Straße, ſie gingen friedlich, ohne Streit darauf zuſammen, es ließ ſich gut leben mit Robert, aber wohl, recht innerlich von Herzen wohl, ward ihr nicht dabei.

Drei Jahre waren vorübergegangen und wieder einmal war der Abend von Luciens Geburtstag, ſie war allein; — ſehr allein fühlte ſie ſich, und es iſt ein andres um die Einſamkeit einer Frau und um die eines Mädchens, wenn nicht das Alleinſein das nothwendig in den Verhältniſſen bedingt iſt. Die Mädcheneinſamkeit iſt eine ſelbſtgewählte, eine reiche, lebensvolle, die der Frau hat ein Gefühl des Verlaſſenſeins in ſich, wenn ſie nicht mehr traurig iſt, ſo iſt ſie öde oder gefährlich.

Luciens Vater war geſtorben, ſchnell und unerwartet, das Opfer einer Seuche, die er Jahre lang ſchon ungefährdet behandelt hatte, ihr älteſter Bruder war Landwirth und die rüſtige, thätige Mutter war mit Luischen zu ihm gezogen auf einen entlegenen Hof, ſo war ihr die Jugendheimath, auf die ſie ſich ſo ſehr gefreut hatte, ſchon jetzt faſt ausgeſtorben.

Lucie war durchaus keine unglückliche Frau, auch die heutige Einſamkeit war eine zufällige, der Poſtmeiſter, der die Jagd gepachtet, hatte einen fetten Rehbock geſchoſſen, mit dem er dieſen Abend die Herrn des Städtchens regaliren wollte, Robert würde da geblieben ſein, wenn ſie ihn darum gebeten hätte; warum aber hätte ſie ihn bitten ſollen?

Lucie hatte kein Kind, und viel von der unbefriedigten Sehnſucht ihres Herzens ſchob ſie auf Rechnung dieſes unerfüllten Wunſches, ſie glaubte ſich berechtigt, zu ſtundenlangem Hinbrüten über dies verſagte Glück und mußte wieder und wieder denken: ach, alles wäre eben anders und alles ſchöner, wenn wir Kinder hätten!

Sie war lange ihres Weges gegangen, ohne einen Haltpunkt zu machen, und ſie wäre vielleicht auch heute nicht dazu gekommen, wenn nicht eben ihr Leſevorrath erſchöpft geweſen wäre, ſie war ſelten ganz allein mit ihren Gedanken, diesmal aber rief ihr die Stille, die ſie umgab, einmal wieder die vergangenen Tage zurück, jenen Geburtstag mit der Schlittenfahrt, den Ball mit der bittern Herzenstäuſchung, ihr langes, ſtilles Leben und Hoffen, den Tag, der ihre leiſen Wünſche gekrönt, — aber ſie liebte nicht, ſich in dieſen Bildern zu ergehen, was ſie ſich früher ſo ſchön gedacht; es lag etwas Unklares dazwiſchen, ſie hatte ſich nie mit Robert recht verſtändigt über den innern Gang ihrer beiderſeitigen Herzensgeſchichte, ſie hatte eine geheime Scheu, es zu thun und jetzt, ohne Streit, ohne Schuld, wenigſtens ohne ihre Schuld, wie ſie dachte, kam gar nie mehr eine Zeit, wo eine innere Verſtändigung möglich geweſen wäre, ihre Wege liefen nicht auseinander, aber ſie liefen getrennt nebeneinander her. Ein Weg war es nicht mehr.

Ihre Schuld war es nicht, daß es ſo gekommen, das ſagte ſich Lucie immer wieder, ſo oft das Bild der Ehe, wie ſie es ſich einſt gedacht, und der, wie ſie jetzt war, vor ihre Seele trat; ſie hätte es ja nicht beſſer verlangt, als ſich immer tiefer, immer inniger mit ihrem Gatten einzuleben, ſie wußte nicht, wie es gekommen, aber es war ſo, und ſie befand ſich im Ganzen nicht ſchlimm dabei. Robert war eine ganz verträgliche, bequeme Natur, er hatte wenig Eigenheiten, machte nicht viel Anſprüche und gewöhnte ſich anſcheinend leicht auch an das, was ihm nicht lieb war.

Luciens Leſeluſt war ihm Anfangs bequem, ſie war ſo wohl verſorgt, wenn ſie daſaß in ihr Buch vertieft, und er war ſo frei, die Garconspartieen mitzumachen, bei denen er ſich denn doch am behaglichſten fühlte; er fühlte ſich auch erleichtert, wenn ſie eingeladen war: ſo hatte ſie ihren Antheil an Vergnügen und er konnte ohne Gewiſſensbiſſe das ſeinige ſuchen. Als ihre Leſeleidenſchaft um ſich griff, als ſie mit einer neugewonnenen Freundin romantiſche Spaziergänge machte mit Büchern in der Taſche und im Mondenlicht zurückkehrte, als es Nachmittags zu den Seltenheiten gehörte, wenn er ſeine Frau daheim traf, — da wurde ihm das allerdings oft unbequem und er konnte hie und da darüber brummen, was Lucie mit der duldenden Sanftmuth einer großen Seele ertrug, ohne weitere Notiz davon zu nehmen.

In Lucien aber wachten in dieſer gänzlichen Freiheit, die ſie ſich nahm, in dem reichen, faſt überreichen Verkehr mit allen dichteriſchen Erzeugniſſen, die immer in das abgelegene Städtchen drangen, die eingeſchlafenen Accorde aus jungen Tagen wieder auf. Lieder über ‚das welke Antlitz, das aus des Lebens buntem Schleier blickt,‘ Variationen nach dem

Grundton der großartigen Diſſonanzen, die George Sand angeſchlagen, wurden zu Papier gebracht; ſie hatte ihre erſten Verſuche Robert vorgeleſen. „Schätzchen, wirſt doch kein ſolches Kameel ſein und Verſe machen?“ hatte der gefragt, „das iſt etwas für ſehnſüchtige Jungferlein, jetzt, wo du mit Glück einen Mann haſt, kannſt du das aufſtecken.“ Tief verletzt zog ſich Lucie zurück; die Korreſpondenz mit Julien war lange eingeſchlafen, wenn nicht ein jeweiliger Gevatterbrief des Doktors mit der Zuſicherung, daß dies nun ſicher der jüngſte und letzte Sproß ihrer Ehe ſei, die Stille unterbrach; aber mit Frau von Sommer, einer jungen, ſchwärmeriſchen Offizierswittwe, ſchloß ſie eine neue Freundſchaft und fand bei ihr ſo reiche Bewunderung für ihr Talent, daß ſie wohl ein ganzes Publikum aufwiegen konnte.

Vielleicht daß an dieſem Abend ſtiller Einkehr doch auch die Frage an Luciens Herz klopfte: ‚haſt denn du gethan, was du konnteſt, um das Glück zu erhalten, das du verloren, du weißt nicht wie?‘ Lucie aber war nicht mehr gewöhnt, ihrem eigenen Herzen ſtille zu halten, darum ſchob ſie auch jetzt all dieſe Gedanken bei Seite und blätterte in ihren Poeſien „dem königlichen Trauergewand um geſtorbenes Glück,“ wie es eine engliſche Dichterin nennt.

Sie hatten ihr im Augenblick des Entſtehens nie ganz genügt dieſe Dichtungen, aber jetzt, wo die gehobene Stimmung, die ſie hervorgerufen, erblaßt war, erfreute ſie ſich doch daran, ſie ſich ſelbſt vorzuleſen:

Eine Sonne glühet ſtill verborgen
Die der ſel'gen Heimath iſt entflammt.

Begann ſie eben wieder, als Robert eintrat und aus dem Stegreif deklamirte:

Was, eine Dichterin wohnt hier in Stockheims Mauern?
Wie, ſollt es möglich ſein? ja geh, du darfſt nur lauern
Wie ſie bei Tag und Nacht Gedichte beklamirt
Und ſie zum Zeitvertreib auf ein Papierblatt ſchmiert.

„Aber, Robert, du kommſt heute ſpät,“ ſagte Lucie indem ſie ihr himmelblaues Heft ſchloß, lächelnd über die Improviſation, „ich habe ſchon ſo lang gewacht.“

„Dein Schutzgeiſt werde ich hernieder ſeh'n
Und für dich wachen in des Himmels Höh'n“

citirte Robert etwas ungeſchickt, doppelt ungeſchickt, denn Luciens Seele durchzuckte dies Citat wie ein ſcharfes Schwert; „wo haſt du das her?“ frug ſie auffahrend mit glühendem Geſicht. „Nu, nu, Schätzchen, ja nicht ſo hitzig,“ bat Robert lachend in etwas gehobener Weinlaune, „freut dich's nicht, wenn ich auch einmal poetiſch werde? daß ich dieſe ſchöne Poeſie auswendig behalten, hätt' ich ſelbſt nicht geglaubt:

So höre mich denn, ſchön und frei von Sorgen,
Erblühte mir dereinſt des Lebens Morgen“

hub er wieder an zu deklamiren. „Ich bitte dich, woher haſt du das,“ rief Lucie wieder; das war ja aus ihrem Schwanengeſang, ſie hatte als Mädchen noch das Manuſcript vermißt, und war nie dazu gekommen, ihn wieder niederzuſchreiben; nie, nie hatte ſie Robert davon geſagt, weil es ja nie zur Verſtändigung über frühere Zeiten gekommen war, wie konnte er davon wiſſen? Ergötzt von ihrem Eifer und ihrer Indignation begann er:

„So trat ich ſorglos in das Weltgedränge,
Da — ſah ich dich im weiten Kreis der Menge,

Zu tief ſchaut ich in deinen klaren Blick,
In ihm verſank die Ruh und all mein Glück.“

„Das heißt man, glaub' ich, falſche Reime, Kind, aber wir Schwaben nehmen das nicht ſo genau.“ „Nein, ich bitte dich,“ rief Lucie weinend in Aerger und Scham, als er fortfahren wollte, „wie kamſt du dazu, ich wollte das ins Grab nehmen! wer hat mir das entwendet?“

„Von entwenden iſt keine Rede,“ ſagte Robert etwas abgekühlt, „wenn du es ins Grab nehmen wollteſt, hätteſt du jedenfalls vorſichtiger damit ſein ſollen, mir wurde dies Gedicht vor Zeiten zugeſandt, mit den Anfangsbuchſtaben deines Namens darunter, ob mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung weiß ich freilich nicht...“

„Iſt's möglich? Kann das ſein?“ rief mit immer heißer ausbrechenden Thränen Lucie; „wer konnte mich ſo verrathen?“ „Aber ſei doch nur ruhig,“ bat Robert, deſſen Gutmüthigkeit dieſer Jammer ſelbſt leid that, „iſt's ja doch dein eigener, eheleiblicher Mann, dem dieſe ſchönen Worte gelten; ich war freilich ſelbſt verwundert genug über dieſe ſentimentale Poeſie, die meiner Wenigkeit gelten ſollte, wie wenige beigelegte Zeilen von einer unbekannten Damenhand andeuteten. Unter uns, ich glaube, dieſe Zeilen waren von deiner Herzensfreundin Julie, die Ueberſchrift aber war offenbar von Emilien; ſo haben die Beiden ſcheint's ein Freundſchaftsſtückchen thun wollen und ich meine, das Reſultat braucheſt du nicht gar ſo bitterlich zu beweinen....“

„Und das war der Grund, warum du kamſt?....“ fragte halblaut Lucie, das Geſicht mit beiden Händen verhüllt, in einem Gefühl tiefer, bitterer Demüthigung. „Na, wie man's nimmt,“ geſtand offenherzig Robert, „zuerſt frappirte mich das Ding mehr als mich's freute; weißt, gewöhnlich iſt das doch nicht, und ich wußte nicht gleich, daß du gar nichts von der Sache weißt, und hatte, aufrichtig geſtanden, nicht ſo viel an dich gedacht, obgleich wir uns ja immer gut unterhalten haben.“ „Aber der Ball nach jener erſten Schlittenfahrt, dein ſo ganz verändertes Benehmen?“ fragte Lucie, deren Thränen für den Augenblick getrocknet waren, in einiger Spannung. „Welcher Ball, Kind? ich kann unmöglich alle Bälle auswendig behalten.“ „Ach, den Ball, wo wir uns zum erſtenmal wieder ſahen, wo du gar nicht mit mir getanzt ....“ „Ja ſo,“ citirte Robert wieder aus dem unglücklichen Schwanengeſang:

Ich ſah dich wieder, — anders als ich glaubte,
Die lang und heißerſehnte Stunde raubte
Mit Einemmale mein erträumtes Glück
Und nur der Roſe Dorn blieb mir zurück.

„Na, ſiehſt du, Kind, bei der Schlittenfahrt hatteſt du mir ganz wohl gefallen, ich war auch ein wenig weinwarm und fürchtete faſt aus den ſpätern Neckereien meiner Tante, ich ſei zu weit gegangen, was für einen Studenten doch der baare Unſinn geweſen wäre. In der Zeit bis zum Ball hatte ich in Wahrheit viel anderes dazwiſchen gedacht, ich bemerkte dich auch nicht gleich und dann, — tanzen iſt meine ſtarke Seite nicht, und ich bemerkte, wenn du mir's nicht übel nimmſt, daß du auch keine ſplendide Tänzerin ſeieſt; da hielt ich's für gerathener, mich an gewandte Damen zu halten und kam nicht einmal mehr dazu, mich mit dir zu unterhalten ...“ Zehn Jahre waren für einen Augenblick von Lucien vergeſſen, ſie fühlte noch einmal das tiefe, tiefe Weh ihres jungen Herzens, zum erſtenmal getäuſcht, und Er, —

war nur nicht dazu gekommen. „Nun,“ fuhr Robert in ſeiner Erklärung fort, „frappirte mich wie geſagt die Zuſendung ſo aus blauem Himmel, und wenn mir's auch ſchmeichelte, der Gegenſtand ſo zarter und hoher Gefühle zu ſein, ſo war mir's wieder etwas bang vor einer ſo feurigen Dichternatur. Du weißt, die Sentimentalität iſt juſt nicht meine Sache. Wie ich mir aber alles näher überlegte, fand ich doch, daß du daneben ein ganz gutes, luſtiges und natürliches Kind geweſen ſeieſt und ich ſah mehr und mehr keinen Grund, warum ich ſo koſtbar thun und die Perle nicht aufheben ſollte. Siehſt du, ſo kam es, daß wir zuſammen gekommen ſind,“ ſchloß er mit gutmüthigem Humor, „ich hab's gern gethan und iſt jetzt weiter nichts zu machen, ich denke du haſt's nicht zu bereuen, und wenn du vielleicht ein klein wenig weniger Romane leſen wollteſt und ein bischen lieber daheim bleiben, ſo können wir in allwege zufrieden miteinander ſein.“ „Ja, es iſt ſo und nicht mehr zu ändern,“ ſagte Lucie, indem ſie aufſtand und das Licht nahm, „wir wollen alles Geſchehene ruhen laſſen, das aber kann ich vor Gott betheuern, daß ich keine Ahnung von dem Gebrauch hatte, den die Beiden von dieſem Gedicht gemacht.“ „Nu, aber das Unglück iſt doch nicht ſo groß?“ fragte Robert, etwas verblüfft durch Luciens tragiſche Haltung. „Gewiß nicht,“ ſagte dieſe, ohne heitere, oder traurige Bewegung zu zeigen, „gute Nacht.“

Lucie brauchte Stille und Ruhe um den unendlich peinlichen Eindruck dieſer Entdeckung zu verwinden, ſie fühlte tief die Wahrheit jener Dichterworte:

Auch unverſchuldetes Weh iſt ein Raub
An zarter Sittſamkeit Ruhme,

Nicht fehlen darf der geringſte Staub
Der duftig ätheriſchen Blume.

Es war eine Demüthigung, wie unverſchuldet ſie auch war; aber es wäre auch die Stunde zur klaren Verſtändigung geweſen, die ihr ſo lange gefehlt hatte, die Stunde, wo ſie eben in der vollen, freien, demüthigen Hingebung der Gattin die Höhe hätte wieder gewinnen können, von der man ohne ihr Wiſſen die Jungfrau gezogen: ſie ließ dieſe Stunde unbenützt verſtreichen und was die Herzen hätte erſt recht in Wahrheit und Liebe vereinen können, führte ſie zum erſtenmal wirklich auseinander.

Lucie konnte nicht verſchmerzen, daß ihr innerſtes Heiligthum ſo profanirt worden war, es war ein ſchneidender Mißlaut durch die Vergangenheit, und ſie glaubte durch ein kühles, etwas hochfahrendes Weſen jetzt noch ihre beleidigte Mädchenwürde rächen zu müſſen; ſie bedachte nicht, daß Roberts bisheriges Schweigen bei ſeinem ſonſt ſorgloſen, unbedachten Weſen immerhin ein Beweis von Delikateſſe war, ſie konnte nicht verwinden, daß man ihre Liebe angetragen und einem Weſen, das minder hoch ſtand als ſie; es kam ihr all ihre Vergangenheit wie ein weſenloſes Schattenbild vor, ihre Ehe ein Haus auf Sand gebaut, — und es war ſo. Welch' andern, feſten, ewigen Grund für ihr Glück hatte ſie denn geſucht, als die Wünſche und Träume ihres kindiſchen Herzens? Sie hatte Gottes Segen erbeten für ihre Ehe als eine angenehme Zugabe, aber ſie hatte dieſen Segen nie geſucht als die einzige Bedingung ihres Glücks.

Robert war anfangs verlegen, dann verdrießlich über die unerwarteten Folgen ſeiner unbedachten Eröffnung, er beobachtete mehr als zuvor die einfache Politik des Gehenlaſſens.

Gelegen und ungelegen kam eben zu dieſer Zeit Emilie, die in der Regel alle Jahre einmal einen ziemlich dauerhaften Beſuch bei Lucien machte. Emilie kam wie immer, „ewig jung und ewig grün,“ wie Robert ſie mit etwas zweideutiger Artigkeit verſicherte; ſie brauchte noch länger wie ſonſt zu ihrer Toilette, hielt auch ihr Zimmer während des Ankleidens ſorgfältig verſchloſſen, es ſchien, daß da allerlei künſtliche Anſtalten getroffen wurden, um die „ewige Jugend“ zu erhalten, die durch bedenkliche Fältchen in den Mundwinkeln etwas in Zweifel geſtellt wurde.

Emilie war munter, geſchäftig und nützlich, wie ſie ſtets geweſen; Robert hatte gern ſeinen Spaß mit ihr, ſie beſſerte ſeine Handſchuh aus und verfertigte ihm neue Cravatten aus alten Slips, ſie moderniſirte Luciens Chemiſetten und Kleider, wußte überall das Allerneueſte und zugleich Nützlichſte, was mit den wenigſten Koſten am meiſten vorſtellte; ſie brachte allerlei angenehme, kleine Vergnügungspartieen in Anregung, wußte in geſchickter Weiſe die Geſelligkeit des Hauſes mehr zu beleben, was im jetzigen Augenblick bei der tiefen, innern Verſtimmung beider Eheleute wohlthätig war; aber es iſt ein trauriges Zeichen, wenn in einer Ehe ein fremdes Element erwünſcht iſt.

Und Emilie war kein verſöhnendes, wohlthuendes Element, um eine Spaltung zu löſen: dazu beſaß ſie nicht Liebe und Selbſtloſigkeit genug. Es war gewiß nicht ihre Abſicht, Unfrieden zu ſtiften, aber ſie hatte nichts dagegen, dem Mann den bedauernden Gedanken zu erregen: ‚nein, was hätte die Emilie eine gute Frau für mich gegeben!‘

Auch in den Zeiten des erſten Glückes war Lucie mehr eine zärtliche, als eine aufmerkſame Frau für ihren Mann geweſen, es iſt das ſo bequemer; mit der abnehmenden Zärtlichkeit hatte die Aufmerkſamkeit nicht zugenommen, zumal jetzt, wo ſie die, für eine liebende Frau ſo ſeltſame fixe Idee hatte, ſich ihrem Manne gegenüber ja nichts zu vergeben. Emilie übernahm all' die kleinen Dienſte für ihren Mann, die eine Frau ſich nie ſollte abnehmen laſſen. „Geh' du immerhin in dein Kränzchen zu Frau von Sommer,“ ermuthigte ſie ſie, „mir liegt daran nichts, ich will ſchon für deinen Mann ſorgen.“ Und ſie arrangirte auf's Appetitlichſte das kleine Gouté, wie er es liebte, und unterhielt ihn ganz charmant, und ſprach ſo verſtändig, zwar in liebevoll entſchuldigendem Tone, über Luciens unbegreifliche Leſeleidenſchaft, daß Robert bei Luciens Heimkunſt verſtimmter, und dieſe kühler und würdevoller war, als je zuvor.

Lucie konnte nicht lange zurückhalten mit dem ſchweren Vorwurf gegen Emilie, der ihr auf der Seele lag. Emilie geſtand den gemeinſamen Verrath ohne Schwierigkeit ein. „Aber ich bitte dich, Emilie, wie konntet ihr mir, wie konntet ihr unſrem ganzen Geſchlecht das zu Leide thun!“

„Was machſt du jetzt für ein Aufheben von der alten Geſchichte?“ ſagte Emilie gleichmüthig. „Julie und ich ſprachen manchmal darüber, wie die Männer gar dumm ſeien und ihr Glück nicht ſehen, wenn es vor ihren Füßen liege, wir ſahen es eigentlich nur als Spaß an, wußten wir doch nicht, ob er nur die Verfaſſerin errathe. Hoffentlich biſt du uns nicht böſe, daß es zu dieſem Ziele geführt?“ ſetzte ſie mit einem fragenden Blick hinzu.

„Nein, o nein,“ betheuerte Lucie, aber ſie ſchloß mit einem tiefen Seufzer: „ich wollte es wäre anders gegangen!“

Emilie gelobte tiefes Stillſchweigen, es war nie mehr zwiſchen den Freundinnen davon die Rede, aber Lucie ſelbſt konnte es nicht mehr vergeſſen, und — ſeltſam, das leiſe

Gefühl, als ob ſie ſich etwas vergeben, verkühlte, erbitterte ſie faſt gegen den Gatten, der doch daran wahrhaftig unſchuldig war.

In die farbloſe Zeit eines innern Ueberdruſſes, wo ihr die Erfüllung ihrer Pflichten werthlos ſchien, das Leben langweilig und wo ſie nicht einmal gern zu ihren geliebten Büchern und Dichtern zurückkehrte, weil ihr der Kontraſt mit der ſchalen Wirklichkeit zu grell erſchien, kam als plötzlicher Lichtpunkt der mythiſche Onkel aus Berlin. Der Tod hatte die geliebte, angegriffene Louiſe endlich ernſtlich angegriffen, und dem troſtloſen Gatten entführt, der jetzt, um ſich von ihrem Tod, und von ihrem Leben zu erholen, ſein Vaterland wieder beſuchen und eine Rundreiſe zu Verwandten machen wollte.

Luciens Mutter war überglücklich, daß die ſo lang gehegte Hoffnung doch endlich in Erfüllung gehen ſolle; „wenn's nur der Papa ſelig auch noch erlebt hätte!“ ſeufzte ſie wiederholt, nicht bedenkend, daß der Papa ſelig nie mit großem Enthuſiasmus vom Onkel aus Berlin geſprochen hatte.

Da der Onkel zuerſt in Pfaffenhofen, Heinrich's Gut, erwartet wurde, ſo ließ ſie hier anhaltend und energiſch ſcheuern und putzen, anſtreichen und verſchönern, durch alle Gemächer, Kammern, Speicher und ſonſtige Lokale, von denen kaum wahrſcheinlich war, daß er ſie je betreten würde, und reiste nachher noch zu Lucien, um auch dieſer bei dem großen Werk der Hausreinigung beizuſtehen. Wie man vor Zeiten einmal in Frankreich dem durchreiſenden König zu

Ehren einem Wegweiſer einen weißen Handſchuh angezogen und den Gehenkten am Galgen raſirt hatte, ſo wurde zu Ehren Onkel Wilhelms die Waſſertonne vor dem Haus mit neuen Reifen verſehen und der Hühnerſtall grün angeſtrichen.

So ganz fand ſich freilich die zärtliche Schweſter bei dem Wiederſehen nicht befriedigt. Onkel Wilhelm war ein ſchmaler, dünner, eleganter, ältlicher Herr, in ſeiner leichten, gewandten, ſehr wortreichen Unterhaltung ſchien das ſchwäbiſche Element ſo ziemlich ganz verſchwunden zu ſein. Er fand alles ſo gar fremd und ſonderbar; als er auf Heinrich's Wieſen ſpazieren ging, wo die Mähder eben ihre Senſen dengelten, hielt er dies für eine ländliche Freudenmuſik zu ſeinen Ehren und winkte gnädig mit der Hand: „ſchon gut, lieben Leute, ſchon gut, ich danke euch.“

Sein feines, weltgewandtes Weſen, eine gewiſſe chevalereske Aufmerkſamkeit, durch die ſchwäbiſche Frauen in der Regel nicht verwöhnt ſind, that ihr ſehr wohl, und ſie freute ſich ſehr, bis ſie den Onkel Lucien zuführen könne. Heinrich war weniger erbaut von dem Onkel und ſeinem herablaſſenden Ton; er ſprach ſo oft zu ihm von dem beſcheidenen Kreis, den ihm das Schickſal angewieſen, er beleidigte ſeinen Herzensfreund, den Revierförſter, tödtlich, indem er ihn „lieber Mann“ anredete, kurz, Heinrich war nicht untröſtlich, daß der Onkel, nachdem er ſüße Sahne und friſche Butter in reichlichem Maß genoſſen, ſich zur Weiterreiſe anſchickte.

Wechſel war dem Onkel Wilhelm Bedürfniß, Einſamkeit durchaus nicht ſein Geſchmack, er mußte einen Gegenſtand haben, an den er ſeinen Geiſt ergoß, und Lucie war ihm immer als das Genie der Familie geſchildert worden.

Natürlich begleitete ihn die Mutter, wie hätte ſie Lucien allein laſſen können bei einem Gaſt mit Umſtänden, wo mindeſtens dreimal mehr gekocht und gebacken werden mußte, als ein normaler Menſch mit dem beſten Willen zu ſich nehmen konnte.

Lucie fühlte ſich mit der Ankunft des Onkels neu belebt, hingeriſſen von ſeinem feinen Benehmen, beſtochen von der Leichtigkeit, mit der er verſtand alles, und noch mehr zu ſagen als er wußte, überſchätzte ſie ſeinen Geiſt weit, und hielt für lauter eignes Licht, was er nur gelegentlich eingeſogen hatte, um es in Bälde wieder ausſtrahlen zu können.

Robert war etwas geärgert durch den ungeheuren Umſtand, der mit dem Onkel gemacht wurde. „Nicht wahr, lieber Robert, ihr räumt dem Onkel euer Schlafzimmer?“ fragte die Mutter, und „du wirſt dein Fauteuil nicht vermiſſen? — und etwas beſſern Wein müßt ihr doch holen laſſen, dem Onkel ſagt der Landwein nicht zu ...“ „Na,“ meinte er, „man wird dem Großmogul zulieb ein neues Haus miethen müſſen!“ Doch war er gaſtlicher Natur und nahm den ſo viel beſprochenen Onkel mit der alten, jovialen Heiterkeit auf, die man in letzter Zeit ſelten mehr an ihm bemerkte; er ſchenkte ihm von dem theuren rothen Wein ein, bis er auf's Tiſchtuch überfloß, er machte Ausflüge mit ihm in die Gegend, er nahm ihn mit ſich in den Abendklubb auf die Poſt und in den Adler.

Onkel Wilhelm aber langweilte ſich auf der Poſt und im Adler, er war nicht mehr an ausſchließliche Männergeſellſchaft gewöhnt; Lucie arrangirte literariſche Thee's, denen Frau von Sommer und hie und da der Redakteur des Wochenblatts, ein verunglücktes Genie, beigezogen wurde.

Robert verſuchte einigemal, dieſe äſthetiſche Häuslichkeit zu theilen; er hatte über Geleſenes hie und da ein gutes, treffendes Urtheil, ohne eben in die Tiefe zu gehen, aber er gefiel ſich in derben Witzen und etwas rohen Formen: das wurde dann vom Onkel mit einem vornehm abwehrenden Lächeln aufgenommen. Ueberhaupt nahm dieſer einen Ton mitleidiger Protektion gegen ihn an, der Robert, bei dem ſich das Selbſtgefühl des Beamten einer Provinzialſtadt reichlich ausgebildet hatte, mit innerer Wuth erfüllte, um ſo größer, als es nicht möglich war, ſie irgend wie auszulaſſen.

„Heute haben wir nicht das Vergnügen der Geſellſchaft des Herrn Aſſeſſors!“ bemerkte eines Abends Frau von Sommer. „Er wird den Adlerflug genommen haben,“ bemerkte ſpöttiſch lächelnd der Onkel; „eine ökonomiſche Geſellſchaft dort, Ein Gedanke reicht für mindeſtens eine Woche aus.“ Lucie wußte nicht, wie viel ſich eine Frau vergibt, in deren Gegenwart man ſpöttiſche Bemerkungen über ihren Mann wagen darf.

Die Mutter fühlte manchmal mit einer gewiſſen Unbehaglichkeit, daß der ihr unerklärliche Riß zwiſchen den Ehegatten tiefer wurde durch des Onkels Anweſenheit, aber der Bruder war ihr ein ſolcher Gegenſtand des Kultus, daß ſie jede Kälte gegen ihn als Majeſtätsverbrechen anſah, hatte er doch dem Robert ein chemiſches Feuerzeug verehrt und der Lucie ein ſeidenes Kleid, und war ein ſo charmanter Mann, der jedem Haus als Gaſt zur Ehre gereichte!

Der Onkel war ſtolz auf das poetiſche Talent ſeiner Nichte; „welche Schätze müſſen hier noch ſchlummern,“ meinte er, „wenn unter aller Ungunſt der Verhältniſſe ihre Gabe ſich ſo ſchön entwickeln konnte.“ „O gewiß, ſie iſt eine zweite Sappho!“ ſeufzte Frau von Sommer; „wenn dieß Gemüth eine gleichgeſtimmte Seele gefunden hätte, oder wenn ſie frei wäre von dieſen kleinlichen, drückenden Umgebungen, — hier würde man Wunder ſehen!“ Und der Onkel beſchloß, dieß Wunder zu vollbringen.

„Ich werde nun bald an die Heimreiſe denken müſſen, Herr Reveu,“ begann der Onkel eines Morgens. „Glück auf den Weg!“ dachte Robert erleichtert, „ſo hört's doch mit dem äſthetiſchen Unfug auf,“ ſagte aber artig: „ſo bald ſchon? ich dachte, Sie würden ſich ganz in dem alten Vaterland anſiedeln.“ „Das geht nicht, mein Lieber,“ ſagte herablaſſend der Onkel; „die Jugenderinnerungen haben ihre gewiſſen Rechte, allerdings, aber Berlin iſt meine geiſtige Geburtsſtätte, und ſo hat es mehr Recht an mich, ich muß dahin zurück, wie, — wie . . . . .“

„Wie Schillers Denkmal auf den alten Schloßplatz in Stuttgart,“ ergänzte Robert trocken.

„Gewiß, ja, in manchem Betracht,“ ſagte der Onkel etwas verwirrt; „auch habe ich in Berlin noch meine eigene hübſche Wohnung; öde freilich wird es ſein, ſehr öde, wo ſonſt meine geliebte Louiſe waltete.“

„Müſſen ſich eben nach einem Erſatz umſehen,“ meinte Robert ziemlich kühl.

„Erſatz! ja, mein lieber Herr Reveu, Sie mit Ihrer glücklichen Nonchalance der Gefühle können ſich freilich nicht vorſtellen, was ein tiefer beſaitetes Gemüth empfindet; auch werde ich als Uebergang von der alten zur neuen Heimath noch eine Tour durch die Schweiz machen, einſam, ſehr einſam. Wie wär's, Lucie, mein Kind, wenn du mich begleiten würdeſt?“ wandte er ſich plötzlich an dieſe. Eine helle Freudenröthe flog über Luciens Wangen, Reiſen! hinaus aus all dieſen kleinlichen Verhältniſſen in die weite, freie Welt! Das war's, was ſie ſchon lange geträumt; Roberts gedehntes Geſicht, mit dem er den Vorſchlag aufnahm, kühlte ſie etwas ab. „Das müßte denn doch noch beſprochen werden,“ meinte dieſer, „ich habe Lucien lange ſchon verſprochen, ſie einmal nach Berlin zu führen, wenn ich Urlaub bekommen kann.“ „Um ſo ſchöner, dann können Sie ſpäter die Gemahlin abholen, aber dieſer Reiſe dürfen Sie ſich nicht widerſetzen, es wäre ein Seelenmord an Luciens Genius; Sie wiſſen nicht, was ſich unter glücklichen Umſtänden noch aus ihrer ſeltenen Begabung entwickeln kann.“ „Habe dieſen Genius immer für eine Art von Luxusgegenſtand gehalten,“ ſagte Robert aufſtehend, „wir können ja immer noch davon ſprechen.“

„Du mußt mit!“ ſagte der Onkel, als Robert das Zimmer verlaſſen hatte, „du biſt zu Beſſerem berufen als hier zu verkümmern.“ „Du mußt mit, er kann dich wohl mit laſſen,“ ſagte die Mutter, tief gerührt über ihres Wilhelms Güte und über die Freude, die ihrer Lucie zugedacht war, „wir wollen ihm ſchon für eine paſſende Perſon ſorgen.“ „Ich muß mit,“ ſagte ſich Lucie ſelbſt, berauſcht von der Ausſicht auf ein freies, glänzendes, wechſelvolles Reiſeleben, alle leiſen Bedenken niederkämpfend; „Robert wird mich nicht einmal viel vermiſſen!“

Lucie war auf Reiſen. Sie fühlte das ganze friſche, fröhliche, bezaubernde Gefühl, hinauszuziehen in die Welt, ſie zu genießen, ohne Fuß auf ihr zu faſſen, das Gefühl, das in gewiſſem Sinn den Traum vom Fliegen verwirk=

licht. Los und frei von allen kleinlichen Alltagsſorgen; keine Magd mit der peinlichen Frage: „was kocht man heute, Frau Aſſeſſor?“ oder „der Salat ſchießt, man ſollte das Beet leeren,“ — nichts von all dem; Reiſeſorgen hatte ſie keine; der Onkel, der mit der angegriffenen Louiſe früher alljährlich ein anderes Bad beſucht hatte, war ein vortrefflicher Reiſemarſchall: er gefiel ſich in der ihm neuen Rolle eines Protektors und zeigte der bewundernden Nichte die Schönheiten des Schweizerlandes mit ſo viel Selbſtgefühl, als ob er ſie perſönlich verfertigt hätte. So neu war Lucien das Reiſen, daß ihr ſchon die bloße Exiſtenz in einem Gaſthof, das Bedientwerden, das Sichgehenlaſſen, ein Genuß war. Die feinen Anſtandsregeln des Reiſens, die der Onkel ihr empfahl, eignete ſie ſich bald an, obwohl es ihr ſchwer fiel, ſo fremd und ſtumm neben Mitreiſenden hinzugehen, wo der Onkel nicht eine Annäherung für paſſend hielt.

Der Onkel, deſſen großes Ziel war, ſeine Nichte zur berühmten Frau zu bilden, ermunterte ſie eifrig, ein Reiſetagebuch zu führen; ſie that es anfangs pünktlich und mit Luſt, allmälig kam die Trägheit über ſie, die faſt Jeden beſchleicht in einem Leben, das keine beſtimmten Pflichten mit ſich bringt; nur auserwählte Geiſter ſind es, die kein muß brauchen, um ihr Leben harmoniſch auszufüllen; die Alltagspflicht iſt der Reſonanzboden, auf dem erſt die Saiten höherer Genüſſe, poeſiereichen Schaffens recht ertönen können.

Zu geiſtiger Arbeit kam nun Lucie zunächſt nicht, aber es kehrten ihr Augenblicke faſt ungetrübten vollen Genuſſes wieder, wie ſie ſie ſeit Jahren nicht gekannt, Augenblicke voll unbeſtimmten Dichtens und Trachtens, wie in der goldenen Mädchenzeit, unter dem wunderbar klaren Himmel, auf den tiefblauen Seen und inmitten der geheimnißvollen, mährchenhaften Berge; ſie träumte ſich wieder als Mädchen ſie ſah wieder hinaus in eine dämmernde Zukunft voll wunderſamen Glücks, — da fuhr es wie eine kalte Hand dazwiſchen; die Wirklichkeit, kühl, unſchön, leer und bedeutungslos ſtand vor ihr, all ihr Lieben und Leben und Träumen kam ihr ein verlornes vor. Sie riß ſich los von dieſem Brüten, ſie ſuchte Bekanntſchaften anzuknüpfen mit der bunten Reiſegeſellſchaft, ſie liebte Bergtouren zu machen und ſich als kühne Reiterin bewundern zu laſſen, ſich zu bewegen in den ſchimmernden Sälen beſuchter Bäder, mit Einem Wort, ſich zu „zerſtreuen“ in der ganzen Bedeutung dieſes unſäglich traurigen Wortes, das meiſt ſo gedankenlos in heitrem Sinne gebraucht wird. Wohl hat nach dem Prediger Salomo alles Ding ſeine Zeit, auch Sammeln und Zerſtreuen; aber wer kennt die Grenze des Zerſtreuens und weiß, ob noch etwas zu ſammeln darnach übrig bleiben wird?

Lucie hatte ſich nicht im Unfrieden von ihrem Mann getrennt, obgleich ſie ſich nicht verbergen konnte, daß er in tiefer Verſtimmung ſich die Einwilligung zu ihrer Reiſe hatte abdringen laſſen, — ſie ſchrieb ihm anfangs fleißig, ſeine Antworten aber waren ſelten, kurz und trocken; es ging ihm ganz gut, verſicherte er ſie, er ſpeiste im Gaſthof, Jungfer Baſe Knapp, welche Luciens Mutter zur Oberaufſicht ſeines kleinen Haushalts beſtellt, verſorge ihn gehörig mit reiner Wäſch und gutem Kaffee und genire ihn im Uebrigen in keiner Weiſe. Lucie überſah, oder wollte überſehen, daß ſich ein Gefühl von Verlaſſenheit, von Kränkung zwiſchen dieſen Zeilen leſen ließ, ſie fühlte ſich wenig angeregt zu neuen Briefen, die Korreſpondenz erlahmte allmälig.

Aber inmitten aller Reiſeherrlichkeit überſchlich ſie mitunter ein Gefühl von Heimweh, ein Ueberdruß an all dieſem Gehen ohne Abſchied, dieſem Ankommen ohne Gruß; ein Heimweh? — nach was? nach ihrem Gatten? ach, das wußte ſie kaum! keine Erinnerung aus der letzten Zeit lockte ſie zurück. Verlangte ſie nach den engen Gaſſen, nach den geiſtloſen Geſellſchaften der kleinen Stadt, nach den Abenden, wo Robert Vergnügen und Unterhaltung außer dem Hauſe ſuchte, oder wo er gelangweilt und langweilend an ihrer Seite ſaß, wo er die Späſſe und Witze längſt erſchöpft hatte, mit denen er draußen die Geſellſchaft amüſirte, oder nach ihrem Hausweſen, deſſen kleine Sorgen ihr nur läſtig waren? — Ach, ſie wußte nicht, nach was ſie ſich ſehnte, aber reiſemüde war ſie am Ende, recht von Herzen reiſemüde. Der Onkel war es im Stillen längſt geweſen, als bloße Unterhaltung iſt man des Reiſens bald ſatt, Strapazen waren nicht ſeine Leidenſchaft. „Reiſen iſt nicht das Wahre für dich, mein Kind,“ verſicherte er Lucien, „du mußt mit mir nach Berlin, von den Bergen haben wir jetzt ſchon einen Begriff, und in meinem Salon hängt ein Alpenglühen, das ruft dir die ſchönſten Schweizerabende zurück.“

An einen Aufenthalt in Berlin hatte Lucie noch nicht gedacht, obwohl keine Sehnſucht ſie nach Haus und zu ihrem Manne zurücktrieb. Der Onkel aber hatte ſich feſt in den Kopf geſetzt, nicht ohne ſie abzureiſen, er mochte nicht allein bleiben, er konnte ſich daheim keinen Abend ohne Theetiſch, keinen Theetiſch ohne eine präſidirende Dame denken.

Wieder heirathen, ein Unternehmen, das faſt in jedem

Alter noch gewagt wird, war ihm zu umſtändlich, wenn er an all die Schritte dachte, die zwiſchen dem Entſchluß und ſeiner vollendeten Ausführung liegen; eine Haushälterin war ihm auch unbequem und er hielt viel auf ſeinen unbefleckten Ruf; die Nichte aber, die hübſche, junge, begabte Frau, das machte ſich ſo natürlich, was ihr an geſelliger Tournüre abging, das erſetzte ihr poetiſches Talent. Ein etwaiger Widerſpruch ihres Mannes beirrte ihn nicht, er ſah ihre Verbindung für eine geiſtige Meſſaliance an; ſelbſt wenn es zur Trennung dieſer Ehe käme, — eine ſolche Trennung hatte in Berlins Glanzzeiten zum guten Ton in geiſtvollen Kreiſen gehört, er ſuchte ſie nicht herbeizuführen, aber er hielt ſie durchaus für kein Unglück.

So wandten ſie ſich denn dem Rückwege zu. Lucie nahm Abſchied von der ſchönen Schweiz, einſt dem Ziel ihrer Sehnſucht; ſie hatte alles ſo ſchön und ſchöner gefunden als ſie ſich gedacht: Berge und tiefblaue Seen, leuchtende Gletſcher und ſmaragdgrüne Thäler mit den raſchen, wilden, ſilberhellen Gießbächen, — und doch ſchied ſie mit einem leiſen Gefühl der Täuſchung, der Heimathloſigkeit.

Lucie und der Onkel ſaßen in dem eleganten Zimmer eines Hotels in Straßburg, das bei aller Eleganz den unwohnlichen Charakter trug, der von einem Gaſthofzimmer faſt untrennbar iſt. Der Onkel lag auf dem Divan, Lucie ſaß mit einem Journal am Fenſter; ſie gähnten, zu Zeiten auch eine unvermeidliche Sache, zumal für berufsloſe Leute; Lucie war lebhaft, liebenswürdig, talentvoll, der Onkel gebildet, ſogar geiſtreich zu Zeiten, aber man kann unmöglich in Einem Zug fort geiſtreich ſein, und den Onkel plagte die peinliche Angſt, der Geiſt ſeiner Nichte, den er gern wohl konſervirt, ſchwäbiſch-originell nach Berlin gebracht hätte, könnte vorher auf der Reiſe noch ſich abſtumpfen.

„Du beſtehſt darauf, mein Kind, den Münſterthurm zu beſteigen?“ fragte er.

„Ich will Sie nicht derangiren, Onkel; ich kann wohl allein gehen, aber ich geſtehe, ich möchte gern ſteigen, ſteigen, ſo hoch es nur geht!“

„Ein löblicher Wunſch, aber ich verſichere dich, für poetiſche Anregung gewinnſt du nichts dabei; ich hörte oft von Dichtern, eine ausgebreitete Fernſicht ſei weit nicht ſo begeiſternd als zum Beiſpiel irgend ein romantiſches Thal, ein See, — das Münſter ſelbſt als Gebäude hat ſeine Poeſie, Neues jedoch läßt ſich darüber kaum mehr ſagen…“

„Aber, Onkel, wir reiſen ja zu unſrem Genuß, nicht eine poetiſche Handwerksreiſe!“

Ein Kellner trat ein und präſentirte eine Karte. „Doktor Weker!“ rief der Onkel, erfreut aufſpringend, „welcher gute Stern führt Den her! Nun gib Acht, Lucie, das iſt ein geiſtvoller Mann, der ſteigt auch mit dir auf den Münſterthurm!“

Der Onkel eilte, Doktor Weker zu holen, ſein vertrauter Hausfreund von Berlin, den ein günſtiger Zufall auf der Rückreiſe von Paris gerade in dieſen Gaſthof geführt, wo er Springers Namen im Fremdenbuch geleſen. Doktor Weker war Literat, in verſchiedenen Branchen daheim; er ſchrieb Reiſeſkizzen, Korreſpondenzartikel, vor allem Recenſionen; er wußte ſo treffend zu tadeln, ſo vortrefflich zu charakteriſiren, kleine Blößen und Mängel aufzudecken, ſo total in mitleidig ſchonendem Ton ein junges Werk auf ſeinem erſten Ausflug todtzuſchlagen, daß man unwillkürlich denken mußte, wenn er ſich einmal herbeiließe, ſelbſt Romane oder Poeſien zu ſchreiben, was das für Meiſterwerke ſein müßten! Vor der Hand aber begnügte er ſich mit Feuilletonartikeln.

Doktor Weker war ziemlich jünger als der Onkel, ein hübſcher Mann, äußerſt wohlerhalten und ſorgfältig gekleidet, lebhaft und mittheilend. Er begegnete Lucien mit feinſter Artigkeit und wußte eine Menge hübſcher, pikanter Dinge von Paris zu erzählen; er begleitete ſie auf den Münſterthurm, verwickelte ſie in anziehende Geſpräche über Heine und Lenau, noch ehe ſie den erſten Kaffee getrunken hatte, kurz, die Reiſe bekam friſches Leben und Intereſſe, ſeit ſich der neu erbeutete Freund ihr anſchloß.

Der Onkel war in beſtändigem Entzücken über dieſen Glücksfall, er war ſo lange gewöhnt, ſeinen Geiſt von außen ernähren zu laſſen; er hatte ihn in der letzten Zeit Lucien zu lieb ungewöhnlich angeſtrengt, nun konnte er ihn eine Weile ausruhen und verlüften laſſen. Weker las Abends ſeine neuen Reiſeſkizzen vor, die ſehr witzig und ergötzlich waren; Lucie wurde mit Einemmal eifrig, die ihrigen, die ſie unterwegs bald vernachläſſigt hatte, auszuführen, um ſie an den nächſten Abenden vorleſen zu können; es entſtand eine Art von geiſtvollem Wettſtreit, der den Onkel höchlich amüſirte. Der Doktor kritiſirte Luciens Gedichte, die der Onkel und ihre Freundin Sommer nur bewundert hatten; eben ſeine kritiſche, ſcharfe Natur wirkte angenehm aufregend auf ſie; er erſt verſtand, ihr das geiſtig bewegte Leben einer Weltſtadt anziehend zu ſchildern und charakteriſirte dagegen die lächerlichen Beſtrebungen einer halbgroßen Provinzialſtadt ſo komiſch, daß Lucie nicht ohne Grauen an ihre Rückkehr in dieſe Verhältniſſe denken konnte.

Nun der Zeitpunkt zu Luciens Heimkehr dageweſen wäre, ſprach der Onkel ganz entſchieden den Wunſch aus, daß Lucie noch einige Zeit in Berlin bei ihm bleibe, um den einſamen Herd ihres alten Onkels zu verſchönen, — er nannte ſich ſehr ſelten alt. — „Aber es wird nicht angehen, Onkel, und mein Mann iſt auch einſam,“ warf Lucie ein, obwohl ſie in der geiſtigen Aufregung der letzten Tage wieder viel weniger an ihren Mann gedacht hatte als zuvor.

„Glaubſt du, daß er ſeine Einſamkeit ſo bitter empfindet?“ fragte ſpöttiſch der Onkel; „werden nicht Adler und Poſt, Schwan und Bär, Muſeumsgarten und Trompetergarten, oder wie die anziehenden Reunionsplätze alle heißen, ihm die einſamen Abende verſüßen? Und die ſonntäglichen Ausflüge nach Steinach und Berrach und andere intereſſante Achs? Lucie, nicht in meinem Intereſſe, im Intereſſe deines Geiſtes, für den du auch heilige Pflichten haſt, bitte ich dich, laß dein Pfund nicht verkommen in einer elenden, geiſtloſen Umgebung. Doktor, habe ich nicht Recht? Iſt es nicht Pflicht, ſie in einen geiſtig belebendern Boden zu verſetzen?“

„Gewiß, gewiß! eine Pflicht der höchſten und heiligſten Art,“ fiel dieſer ein; „eine Pflicht, wenn Sie mir erlauben wollen, ganz offen zu reden, für Ihr eheliches Verhältniß ſelbſt, Madame Volkmann.“ Der Onkel hatte Doktor Weker längſt von ſeinem Geſichtspunkt aus über Luciens häusliche Verhältniſſe unterrichtet. „An der Seite eines Gatten, der Sie nicht verſtehen kann — verzeihen Sie meine Offenheit — mit einer ſtrebſamen, dürſtenden Seele, der ewig die

Schwingen gebunden ſind, die immer wieder in den Staub des Alltagslebens herabgezogen wird, muß Ihr beiderſeitiges Verhältniß ein unklares, unbeſtimmtes bleiben. Nun aber weilen Sie eine Zeit lang bei uns, wo Sie geiſtige Reſſourcen die Fülle finden, Sie erwerben ſich eine klare, beſtimmte Lebensanſicht, innere Freiheit und Selbſtſtändigkeit, Ihr Talent findet Raum zur Entfaltung und Anerkennung; wenn Sie ſo wieder zu Ihrem Gatten zurückkehren wollen, ſo werden Sie frei und ſicher Ihren Platz an ſeiner Seite einnehmen, ihm geben aus Ihrem Reichthum, was er bedarf und im Uebrigen ein freies, volles Daſein leben, ſogar in der ſelbſtgewählten Beſchränkung einer kleinlichen Umgebung; ſo wie es jetzt iſt, können Ihre Seelen nicht zuſammenſtimmen: retten Sie ſich die Harmonie der Ihrigen!“

Lucie hatte kein Recht mehr, empfindlich zu ſein über die Einmiſchung eines Fremden in das zarteſte, innigſte Verhältniß des Lebens, das, ob freudenhell oder trübe, als geſchloſſenes Heiligthum nach außen daſtehen ſollte, zu dem dem Herrn allein der Zutritt geöffnet iſt. Sie ſelbſt hatte unbedacht, in geſteigerter Laune, oft Schwächen ihres Mannes humoriſtiſch dargeſtellt, hatte durchblicken laſſen, wie ſie ſich einſt getäuſcht und ihre Feuerſeele an einen Erdenkloß gebunden; auch fühlte ſie nur dunkel, wie viel ſie ſich vergeben und war überzeugt, hingeriſſen von Wekers Worten.

Sie ſchrieb ihrem Manne, ausführlicher, herzlicher als ſeit lange, ſie ſtellte ihm den dringenden Wunſch des Onkels vor, ſie einige Zeit bei ſich in Berlin zu haben, allen geiſtigen Genuß und Gewinn, den ſie ſich von der Hauptſtadt verſpreche, ſie hoffte, daß er vor der Hand gut verſorgt ſei, daß auch die Mutter ſich gewiß ſeines einſamen Haushalts daheim annehmen werde; „noch immer hoffe ich, daß Du mich ſpäter in Berlin abholen wirſt. Gewiß, es iſt mir ſelbſt leid, Dich ſo lange allein zu laſſen, aber, Du ſiehſt gewiß ein, daß wir dem Onkel, der es ſo gut meint, ſeine Bitte nicht abſchlagen können" ꝛc. Im Ganzen theilte ſie Robert den Entſchluß ſchon als fertig mit, doch beſtand ſie darauf, nicht weiter zu reiſen, bis ſeine Antwort eingelaufen ſei, was der Onkel für höchſt überflüſſig hielt.

Sie wünſchte Roberts Zuſage, weil ihr heimlich graute vor dem Rücktritt in all' die alten kleinlichen Verhältniſſe und das Leben in Berlin in neuem Glanz vor ihren Augen ſtand, und doch regte ſich auch wieder die Sehnſucht nach daheim, — wenn nur Robert ſo recht verlangend, recht liebevoll und ſehnſüchtig ſchreiben wollte, — ſie ließe am Ende Geiſt und Freiheit im Stich und wollte verſuchen, die erſtorbenen Blüthen ihres häuslichen Glücks wieder zu beleben.

Roberts Brief kam, als ſie mit den beiden Herren am Frühſtückstiſch ſaß; zum Erſtenmal auf der Reiſe machte ein Brief ihres Mannes ſie blaß und roth und verurſachte ihr Herzklopfen.

Doktor Weker beobachtete ſie aufmerkſam, die erglühte Wange wurde blaß, ihre Züge kälter und ſchärfer, während ſie für ſich las:

„Dein Brief, liebe Lucie, hat mich äußerſt befremdet; ich glaube in der That, daß das höchſte Maß von Geduld eines Ehemannes erſchöpft iſt, wenn die Frau vier Wochen in der Schweiz herumzieht. Deine Verpflichtungen für den Onkel gehen keinesfalls den Verpflichtungen eines Weibes vor; wenn es ihm in Berlin nicht gefällt, ſo ſoll er hier im Lande bleiben; wenn er ſich zu einſam fühlt, ſo ſoll er ein Weib nehmen, Du gehörſt nun einmal hieher.

Was den Kultus Deines Geiſtes betrifft, ſo denke ich, wenn Du mir geiſtvoll genug biſt, ſo biſt Du's für Jedermann. Kurz, ich erwarte Dich auf dem nächſten Wege, mit oder ohne Onkel.

„Dein treuer Mann
Robert V.“

Lucie ließ den Brief ſinken; ſie geſtattete, daß ihn der Onkel aus ihrer Hand nahm, daß er und Weker ihn zuſammen laſen mit allen Zeichen und Ausrufungen tiefen Abſcheus. „Nein, ſolche Roheit! Iſt das denn nur möglich? Wenn das nicht ein Scheidungsbrief iſt!“

Lucie brach endlich in Thränen aus. Ein Wort der Liebe und Güte, Eine Berufung auf ihr Gefühl, Eine Klage über ſeine Einſamkeit und Verlaſſenheit hätte genügt, ſie zu ihm zurückzuführen. Dieſer Brief aber ſchloß ihr das Herz zu. Bleich, verweint, ſtumm, im vollſten Gefühl, das beklagenswertheſte Schlachtopfer zu ſein, erhob ſie ſich.

„Wohin willſt du, meine arme Lucie?“ fragte der Onkel. „Einpacken, nach Hauſe reiſen,“ erwiderte Lucie troſtlos; „was bleibt mir ſonſt übrig?“

„Nimmermehr!“ rief der Onkel, der entſchiedenen Auftretens ungewohnt, ſich ſehr gefiel in der Rolle eines ritterlichen Schirmherrn; „glaubſt du, dieſe Kälte, Härte und Roheit, dieß Pochen auf die materielle Macht des Beſitzes genüge, um ein edles, zartfühlendes Weſen in ſeine Gewalt zurückzuführen?“ „Verehrte Frau, Lucie,“ bat Weker, „vergeſſen Sie nicht, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind!“

„Laß mich ihm ſchreiben!“ bat der Onkel; „ich, dein älteſter Verwandter, ſtehe hier an Vaters Stelle und habe ein Recht, mich deiner anzunehmen.“

„Wohl, aber ich bitte, Onkel, ſagen Sie nichts, was den Riß größer machen könnte,“ bat Lucie. „Sei ruhig, Kind, ich verſpreche dir, daß ich alles thun werde, um ihm ein vernünftiges Einlenken auf die rechte Bahn zu erleichtern.“

Roberts Antwort auf des Onkels Brief war noch kürzer als ſeine erſte: „In drei Tagen, von heute an, kann meine Frau, Lucie Volkmann, bequem hieher reiſen, ſo lange ſteht ihr mein Haus offen; kommt ſie bis dahin nicht, ſo bleibt ſie draußen.“

Lucie war von innerem Kampf während der letzten Tage ganz aufgerieben; ihre Mutter, an die ſich der Onkel gewendet, ſchrieb: „Dein Mann iſt ſehr aufgebracht, liebe Lucie, er nimmt gar keine Vernunft an, unbegreiflich, daß er die große Güte des Onkels gegen dich nicht mehr erkennt, daß er nicht einſieht, wie wir auch um der Zukunft willen Rückſicht auf den Onkel nehmen müſſen. Komm einſtweilen zu mir, mein armes, liebes Kind, wir wollen dich tröſten und deinen Mann zu beruhigen ſuchen, ſo wird ſich nach und nach alles machen.“

Der Onkel gab nicht zu, daß Lucie dieſen Vorſchlag annahm. „Nach dieſer rohen, rückſichtsloſen Behandlung darfſt du nicht Einen Schritt entgegen thun,“ entſchied er; „du gehſt mit mir und bleibſt unter meinem Schutz, bis er ſein Unrecht einſieht.“

Lucie ließ ſich überſtimmen, die Abreiſe wurde auf den andern Morgen feſtgeſetzt; vorüber an der Heimath ihrer Jugend, vorüber an dem Mutterhauſe, vorüber an dem Hauſe des Gatten, — ſie legte, wie träumend, die Hand an die Stirn und fragte ſich, wie denn alles ſo gekommen? Aber zurück wollte ſie nicht, ſich demüthigen vor ihm, ſie, die längſt gelernt hatte, ſich als ein Weſen höherer Ordnung zu betrachten? Nein, ſie wollte einmal vielleicht zurückkehren, milde, verzeihend, wie eine Göttin zu dem irrenden Sterblichen, aber nicht jetzt.

Sie war wirklich angegriffen, aufrichtig betrübt und bekümmert, und doch gefiel ſie ſich unbewußt in dieſer Niedergeſchlagenheit, beſonders vor dem Doktor, der auf die feinſte Weiſe ihr ſeine ſtille Bewunderung, ſeine tiefe Theilnahme zu erkennen gab; ſie lebte ſich ganz in die Rolle eines duldenden Engels hinein.

Lucie war in Berlin in der eleganten Wohnung des Onkels als Dame des Hauſes inſtallirt. Herr Springer hatte von jeher viel auf einen geachteten Namen gehalten, ſeine Nichte fand volle Geltung in den angeſehenen Kreiſen, wo er ſie präſentirte. Doktor Weker trug dazu bei, die hübſche Frau mit einem anziehenden Nimbus zu umgeben; einzelne ihrer Gedichte erſchienen in Tagblättern; die Geſchichte einer unglücklichen Ehe, einer verfehlten Liebesheirath machte ſie noch intereſſanter; ihr Mann erſchien in allen Schilderungen als ein wahrer Oger und Blaubart, der all' die zarten geiſtigen Eigenſchaften ſeiner begabten Frau in roher Weiſe unterdrückt hatte. Zuerſt ſchüchtern mit bebender Stimme, allmälig muthiger, las ſie ihre Gedichte bei ſtrahlendem Lampenlicht vor; der berauſchende Zauber literariſchen Erfolgs kam über ſie und ſteigerte ſie zu neuen Leiſtungen; junge Künſtler baten ſie um Texte für Kompoſitionen, die ſchüchternen Träume ihres Mädchenherzens hörte ſie in langgetragenen Tönen durch die Salons erklingen, hochgeſtellte Damen warben um ihre Beiträge für Albums; die Schüchternheit und Unbeholfenheit einer beſchränkten Erziehung verlor ſich allmälig, das volle ſtolze Gefühl der königlichen Berechtigung des Genius kam über ſie.

Die Brücke zur Heimath war abgebrochen, ſie erfuhr aus der Zeitung und aus der Mutter Briefen, daß Robert zum Landrichter befördert ſei, — von ihm ſelbſt hörte ſie nichts. Die Mutter fühlte mit peinlicher Reue, daß ſie, ſo viel wenigſtens an ihr geweſen, die Tochter auf andere Bahn hätte leiten ſollen; aber ſie fand nicht den Muth, dem Bruder entſchieden entgegen zu treten, der ihr ſo entzückt die Erfolge ihrer Tochter rühmte und ihr verkündete, wie nun bald Lucie durch eine größere Dichtung ihren Ruhm in weitern Kreiſen begründen werde, und wie dann auch der rechte Zeitpunkt ſei, den Reſt eines unpaſſenden Bandes zu löſen, um ſo mehr, als faſt alle berühmten Frauen geſchiedene Ehefrauen geweſen ſeien. Von dieſer Berühmtheit wollte die bekümmerte Mutter aber nichts wiſſen.

Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug. Wer hätte Lucien einſt geſagt, als ſie daheim verſtohlen Romane las, mit Julien Gedichte austauſchte und für Dichter ſchwärmte, als ſie ſich einen Dichter kaum als einen lebendigen Menſchen vorſtellen konnte, daß ſie ſelbſt noch zu dieſer glorreichen Schaar gezählt werden würde? Was damals ein mühſam erhaſchtes Deſſert geweſen, das war jetzt Alltagskoſt; ihre eleganten Tiſchchen waren bedeckt mit dem Neueſten der ſchönen Literatur, geiſtvolle Geſpräche, witzige Scherze, ſchalkhafte Correſpondenzen würzten ihre Stunden und doch — wenn die Aufregung des Augenblicks vorüber war, wenn ſie allein war in ihrem Zimmer, ſo kam ein Gefühl von Oede und Leere über ſie, daß ſie ſich manchmal zur Ruhe legte mit dem Gedanken, es ſei nicht der Mühe werth, wieder zu erwachen.

Der Quell der Poeſie floß ihr nicht mehr ungeſucht und mühelos wie in jungen Tagen, wo ſie an der Ecke eines alten Tiſchchens in ihrem Mädchenſtübchen verſtohlen mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen ihre erſten Dichtungen niedergeſchrieben; — jetzt hatte ſie das eleganteſte Kabinet, das der Onkel ſelbſt mit vielem Geſchmack zu einem Muſentempel eingerichtet hatte; auf dem ſanft blauen Grund der Wände hoben ſich die anmuthigen Formen feiner Gypsabgüſſe, eine auserwählte, kleine Bibliothek ſtand auf feingearbeiteten Büchergeſtellen, der eleganteſte Schreibtiſch mit perlmutternem Schreibzeug und bemalten Federn, mit einer Mappe in goldgepreßtem Leder, mit allem denkbaren, zierlichen Schreibgeräth ſtand bereit, ihre geiſtigen Ergüſſe aufzunehmen; aber, — ſie ſaß oft verdrießlich an der Feder kauend in dem weichen Fauteuil von blauem Sammt, — durch immer neue Aufregung mußte ſie ſich zu neuer Begeiſterung ſteigern. Sie fühlte wohl, daß ihre Geltung in dieſen Kreiſen, daß die theilweiſe Unabhängigkeit neben dem Onkel, auf die ſie Werth legte, von ihren Erfolgen abhing, und die geſpannte Aengſtlichkeit, mit der ſie nach neuen Gedanken, nach poetiſcher Einkleidung der alten haſchte, dünkte ihr jetzt oft eine peinlichere Sklaverei, als wenn ſie früher die Mutter von einem lieben Buch weg in die Küche, oder auf den Trockenboden gerufen hatte. Dort waren ihre Gedanken luſtig in heller, goldener Freiheit hinausgeflogen in alle Lande, jetzt kamen ihr all ihre Ideen und Phantaſieen wie verdingte Knechte vor, die um Lohn arbeiten, aber — zurück konnte und wollte ſie nicht, die Brücke war abgebrochen;

ihr Mann rief ſie nicht mit einem Worte zurück, ſollte ſie als demüthig Bittende zurückkehren, gewärtig, daß er ſie verſtoße? nimmermehr!

Es war Abend, kein offener Abend; der Onkel, gegenwärtig hie und da von Gichtſchmerzen geplagt, hatte ſich früh zurückgezogen. Lucie aber und Doktor Weker ſaßen bei dem hellen Licht der Kugellampe am Theetiſch, der belegt war mit einer Maſſe zierlich und elegant gebundener Bücher; es war eine heitere Arbeit, wie ſie ſie ſchon manchmal gemeinſam vorgenommen hatten: Doktor Weker hatte Lucien lange ſchon zur Mitarbeiterin bei der Recenſion neuer Gedichte geworben. Jedes von Beiden las die zum Gericht vorliegenden Werke zuvor flüchtig durch, dann wurden die Urtheilsſprüche in gemeinſamer Sitzung abwechſelnd oder gemeinſam verfaßt und ſogleich niedergeſchrieben. Seit Lucie die erſte Aengſtlichkeit überwunden hatte, fand ſie ſehr ergötzlich, ſo hoch herab günſtige, ermunternde, abſprechende oder gänzlich vernichtende Urtheile zu fällen, abweichende Anſichten gegen einander zu verfechten und im Nothfall mit Stellen aus den Werken zu belegen.

Sie kamen an einen Band Gedichte, den der Doktor als „Philiſterweisheit“ kurz abfertigen wollte, Lucie meinte manches Schöne darin gefunden zu haben, ſie ſchlug auf Gerathewohl auf und las:

Es iſt ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir ſpricht:
Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.

Das halte feſt dein Wille
Wie gleicher Pendelſchlag,
Der nur, wenn er hält ſtille
Dein Wohlſein ſtören mag.

„Das ſcheint mir eher ein Beleg als eine Widerlegung meiner Anſicht,“ meinte der Doktor, Lucie aber hörte ihn kaum, ſie las trotz ſeiner ſichtlichen Ungeduld das Gedicht durch mit leiſem, faſt traurigem Ton, bis zum Ende:

O halte ſie in Ehren,
Die fromme Schaffnerin,
Sie bringt noch im Entbehren
Dir köſtlichen Gewinn,
Und rettet dir aus trüber
Bedrängniß dieſer Welt,
Was über's Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Der Doktor durfte ganz allein den Urtheilsſpruch abfaſſen; Lucie war in tiefe Gedanken verſunken und hörte nicht einmal ſeine ſpitzen Bemerkungen, es war als ob ihr die einfachen Worte der Dichtung mit Einemmale die rechte Löſung des Lebensräthſels gebracht, wo ſie ſich mit einer falſchen gequält.

„Schöne Frau,“ begann endlich Weker, die Bücher zurückſchiebend, „ich habe Ihnen heute, wo wir glücklicherweiſe ungeſtört ſind, einen Vorſchlag zur Güte zu machen.“ Erſtaunt und geſpannt erhob Lucie den geſenkten Blick zu ihm. „Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß ihr Herr Onkel nächſten Monat genöthigt iſt, für längere Zeit nach Liverpool zu reiſen, um den Prozeß mit den Erben ſeiner verſtorbenen Frau zu betreiben, wenn Sie ihn dahin begleiten, ſo ſehen

Sie jedenfalls einen höchſt langweiligen Aufenthalt voraus, da Ihr Onkel viel in Anſpruch genommen und muthmaßlich oft verſtimmt ſein wird, hier bleiben werden Sie doch auch nicht wollen; nun ſchlage ich Ihnen vor, mich zu einem Sommeraufenthalt nach Rügen zu begleiten, Sie ſind hier durch den Onkel immer noch an viel zu viele Rückſichten und Konvenienzen gebunden, Sie werden ſehen, wie in voller Freiheit erſt die reichſten, üppigſten Blüthen der Poeſie ſproſſen; ich habe göttliche Plane zu gemeinſamen Arbeiten, bitte, entſchließen Sie ſich raſch, ich muß die Beſtellungen bald treffen....“

Erſtaunt, betroffen von dieſem ſeltſamen Vorſchlag blickte Lucie ihn an, „ich, — wirklich.... davon kann ja wohl keine Rede ſein,“ ſagte ſie. „Nun warum nicht?“ fragte Weker verwundert, etwas gereizt, „ſehen Sie nicht ſelbſt, daß Sie aus der Sklaverei Ihres Mannes nur in eine Sklaverei andrer Art gekommen ſind? Ihr Mann war ein roher Vandale, der alle Blüthen Ihres Geiſtes in plumper Proſa zertrat, Ihr Onkel iſt, verzeihen Sie, ein Kind, das in kindiſcher Ungeduld die Blumenblätter auseinander legt, ſtatt ihr Erblühen abzuwarten; er will Sie mit Gewalt als berühmte Frau ſehen, ängſtlich haſcht er nach jedem Funken esprit, der etwa von Ihren Lippen fällt, um ihn ſogleich in Geſellſchaft zu produziren; er hält den Tag für verloren, an dem Sie kein Gedicht geſchrieben, ich ſehe, daß dies Treiben, dies ungeduldige Warten Sie peinigt, Ihre geiſtige Thätigkeit hemmt. Geben Sie Ihren Geiſt in meine Pflege, in dem Gaſthofleben zu Liverpool wird der Onkel Sie nicht vermiſſen; ich weiß das rechte Maß von Ruhe, von ſtillem Einſaugen, von harmloſem Genießen, von flüchtigem Nippen, das der Seele Noth thut, und das ſeiner Zeit goldene Früchte trägt.“ ‚Der Seele, das Wort fiel ſeltſam in Luciens Ohr, ſie hatte ſonſt einen andern Begriff damit verbunden, hatte ſie ſeit lange auch ihrer Seele gedacht? Aber Weker wartete auf Antwort: „In der That … es geht gewiß nicht an …“ ſagte ſie in peinlicher Verlegenheit. „Und warum nicht?“ wiederholte der Doktor lachend, „Sie laſſen ſich doch nicht von kleinlichen Schicklichkeitsrückſichten halten? Da kann ich Ihnen genug Beiſpiele geiſtvoller Frauen anführen, die höher ſtanden als die Zungen der Frau Baſen. Ich dächte,“ fuhr er fort, mehr gereizt durch ihr ſtummes Kopfſchütteln, „eine Frau, die ohne beſondern Grund Jahre lang getrennt von ihrem Manne lebt, im Hauſe eines unverheiratheten Onkels, der im Nothfall auch einen Verehrer vorſtellen kann, hätte hinlänglich bewieſen, daß ſie nicht an ſittlichen Vorurtheilen hängt …“

Todtenbleich erhob ſich Lucie; Weker, der ſich im Aerger vergeſſen hatte, fuhr zuſammen über den Ausdruck ihres Geſichts. „Sie haben Recht,“ ſagte ſie mit tonloſer Stimme, ergriff ein Licht vom Seitentiſchchen und verließ das Zimmer. „Aber, beſte Madame Volkmann, Lucie, Sie mißverſtehen mich!“ rief der Doktor und wollte ihr nacheilen. „Madame Volkmann ſind nicht ganz wohl, Sie laſſen ſich entſchuldigen,“ ſagte das Dienſtmädchen, die ihm aus ihrem Zimmer entgegenkam. Etwas verblüfft entfernte ſich der Doktor, der wohl fühlte, daß er diesmal zu weit gegangen und murmelte zu ſeinem Troſt etwas von: „Frauengunſt, Aprilenwetter“ vor ſich hin. Es war ihm in Wahrheit nicht in den Sinn gekommen, ein Verhältniß tieferer Art mit der jungen Frau zu ſuchen, er intereſſirte ſich für ihre geiſtige Entwicklung, er dachte ſich das Zuſammenleben im Bade mit ihr pikant und angenehm, und eben weil ihm ſeine Abſichten ſo ganz harmlos ſchienen, hatte es ihn aufgebracht, daß ſie die Sache ſo ernſt nahm.

Lucie lag in der Ecke ihres Sophas, das Geſicht in die Hände begraben, zu tief gedemüthigt, um nur weinen zu können, — das war der Lohn der Welt! mit welchen Augen mußten ſie Fremde anſehen, wenn ſo das Urtheil deſſen war, den ſie für ihren Freund gehalten, der ihre innerſten Beweggründe durchſchaut hatte. Wer konnte ihr den guten Namen wieder geben, der gewiſſer bleibt denn große Schätze Goldes? Jetzt, mit Einemmale, erſchien ihr die geſicherte, friedliche Heimath in kleinem Kreiſe an der Seite ihres Gatten, die ſie ſo oft gering geſchätzt hatte, wie ein verlorenes Paradies, — freilich, wenn ſie wahr ſein wollte, es war kein Paradies geweſen und eben die Sehnſucht nach einer harmoniſchen Geſtaltung des Lebens hatte ſie ja fortgetrieben vom eigenen Herd.

Müde von trüben Gedanken erhob ſie endlich das Haupt beim Eintreten des Dienſtmädchens. „Entſchuldigen Sie, Madame Volkmann, da iſt ein Brief, der ſchon vor ein paar Stunden gekommen iſt, ich wollte nicht ſtören, ſo lange der Herr Doktor da waren.“ Das etwas pfiffige Lächeln des Mädchens bei dieſen Worten ſchnitt Lucien auf's Neue in's Herz, ſie nahm den Brief, froh mit irgend etwas ſich ihren Gedanken entziehen zu können; dieſe breiten, deutlichen, etwas altmodiſchen Schriftzüge ſchienen ihr bekannt, ſie hatten ſo gar keine Aehnlichkeit mit ihren neuern Korreſpondenten. „Lieschen!“ rief ſie, als ſie den Brief öffnete und mit einemmale das gute, runde Geſicht mit den klaren Augen, die gebrechliche Geſtalt ihrer alten Freundin vor ihrer Seele ſtand. Lieschen hatte ihr nie geſchrieben, auch gehörte ſie zu den Leuten, nach denen man nie fragt, weil ſie und ihr Schickſal einem ſo ganz fertig vorkommen, daß da nie mehr etwas anders werden könne, — was konnte ſie wollen?

„Meine liebe Lucie,“ lautete der Brief, „ich weiß zwar nicht, ob ich Dich noch ſo anreden darf, aber vor meiner Seele ſehe ich Dich niemals anders, als wie Du als ein fröhliches Mädchen ſo freundlich und gern in das alte Jungfernſtübchen gekommen biſt. Ich habe eine ſolche Liebe zu Dir bewahrt, wie Du es wohl nicht weißt, muthe Dir's auch nicht zu: weißt Du, bei mir geſchieht nicht viel, da habe ich keine Zeit zum Vergeſſen und kein ſo freundliches Geſicht wie das Deine hat mehr unſer Stübchen aufgehellt. Mit mir aber, meine liebe Lucie, hat es der Herr über all mein Erwarten ſchön und gut gefügt, was ich Dir doch zuerſt erzählen muß, damit Du ſiehſt, wie wir zu keiner Zeit unſer Vertrauen wegwerfen ſollen und wie wunderbar der Herr die Seinen führt.

„Daß meine arme, liebe Mathilde geſtorben iſt, hat Dir wohl Deine liebe Mutter geſchrieben, ich konnte nicht wagen, ſie zurückzuhalten, nicht einmal mit meinen Thränen, ſie hatte ſo wenig Freude vom Leben.

„So wohl ich ihr aber die Ruhe gönnte, ich war doch ſo ſehr allein und mußte gar viel weinen, ſo daß meine Augen den Dienſt nicht mehr thun wollten. Das ſah nun ſehr troſtlos aus, Du weißt wohl, daß ich ſonſt mit nichts mein Brod verdienen könnte, und meine arme Mathilde hatte alle häuslichen Dienſte gethan, die ich nicht verſehen konnte.

„Da fragte mich unſere Frau Stadtpfarrer, die es immer gut mit mir gemeint, ob ich mich nicht entſchließen könnte, zu einem Pfarrer zu ziehen, einem älteren Mann, der ſeine

Frau verloren und ſeine einzige Tochter weit weg verheirathet habe. Alle Hausgeſchäfte werden da von einer braven Magd beſorgt, nur wünſche er eine ſtille, fromme Perſon, die um ihn ſei, daß er ſich nicht gar einſam fühle. Das war nun freilich für mich wie gemacht, aber ich konnte nicht glauben, daß man mich gebrechliche, einfältige Perſon zu etwas brauchen könne.

„Und doch war es ſo, und da bin ich jetzt in einem netten, ſtillen Pfarrhaus und führe im Frieden den Haushalt mit einer braven Chriſtine. Meine Augen reichen noch, daß ich meinem geiſtlichen Herrn das Weißzeug hübſch in Ordnung halten kann, zu ſticken brauche ich nicht mehr. Auch den Leuten vom Dorf kann ich hübſch Red' und Antwort geben, was meinem Herrn gar geſchickt iſt. Und alle Abende liest er mir vor, und hat ſo ſchöne Predigtbücher; er iſt gar ernſthaft und oft traurig, aber alles im Frieden des Herrn. O, liebes Kind, ich muß immer und immer wiederholen: Herr, ich bin nicht werth der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan! Und weißt Du, wie mein Herr Pfarrer heißt: Raymund; aber lächeln mußt Du nicht; Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn liebe und verehre, wie ich ihn als einen ſeligen Engel lieben und verehren dürfte.

„Aber eigentlich habe ich Dir auch nicht deswegen ſchreiben wollen, mein liebes Kind; weiß ich doch gar nicht, ob Du nur noch an das arme, lahme Lieschen denkſt; Du ſeieſt ja ſo geiſtreich worden und berühmt? wer hätte das vor Zeiten gedacht!

„Aber von Deinem Mann wollte ich Dir ſchreiben, liebe Lucie; denn Du weißt vielleicht noch nicht, daß Herr Pfarrer Raymund in Eidelfingen iſt, nur eine kleine halbe Stunde von dem Ort, wo Herr Volkmann jetzt angeſtellt iſt.

„Ich kann ja nicht recht wiſſen, was Dich ſo lange, lange forthält, liebe gute Lucie; was die Leute alles ſagen, glaube ich nicht, und was deine Mutter mir ſagte, verſtehe ich nicht ſo recht, ich kann nicht glauben, daß einem Onkel, oder ihrem Geiſt, oder ihrer Berühmtheit zulieb eine Frau ihren Mann verlaſſen könnte und ihr Haus; das würde man ja einem Manne übel nehmen, wo es erſt noch ein anderes wäre. Ich will aber darein nicht reden, ich wollte nur ſagen: daß ich meine, Du ſollteſt zu Deinem Mann kommen, es mag nun ſtehen zwiſchen Euch wie es will. Er kommt manchmal zu meinem Herrn Pfarrer hieher in die Kirche, Du mußt wiſſen, es kommen Leute aus der ganzen Gegend, und ſpricht auch oft im Pfarrhaus ein (denk, er hat mich wieder gekannt), da ſehe ich wohl, daß er nicht geſund iſt, ſie ſagen er leidet an der Leber, und er iſt ſo gar allein.

„So habe ich mir denn ein Herz gefaßt und bitte Dich, liebe Lucie, komm, wenn Du kannſt; was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden, ich will ſonſt nicht viel ſagen. Man erkennt ſein altes, heiteres Weſen nicht mehr, aber es wird nicht zu Deinem und ſeinem Schaden ſein. Es iſt eine gar ſtille Sache, wenn der Herr einzieht in eine Menſchenſeele, und laſſen ſich nicht viel Worte darüber machen. Weißt Du noch, wie er mich einmal eine alte Schachtel geheißen hat? es fällt mir oft noch ein; wenn ſo eine alte Schachtel genug in der Welt herumgerumpelt iſt und wird breſthaft, ſo ſtellt man ſie am Ende an ein ruhiges Eckchen und bewahrt etwa noch etwas darin auf; ſo bin ich jetzt auch eine zur Ruh geſetzte alte Schachtel, werde, will's Gott, keine neue Adreſſe mehr bekommen, als meine letzte.

„So, nun behüte Dich Gott. Sagſt natürlich nichts, daß ich Dir geſchrieben, das könnte ihn geniren, nämlich Deinen Mann.

In der ſtillen Hoffnung Dich bald zu ſehen

Dein altes Lieschen.“

Gott ſei Dank! war Luciens Seufzer aus tiefſter Seele, es war keine Freudenbotſchaft, aber ſie ſah einen Weg vor ſich, einen klaren Weg, aus aller Unruhe, allem Treiben und Grübeln der letzten Zeit, ſtanden mit Einemmale wie ein klarer Stern vor ihr die Worte:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.

Nun ſie ſich Robert müde, leidend, troſtbedürftig dachte, — denn warum hätte er ſonſt den fremden Pfarrer geſucht? — ſank all die Zeit dazwiſchen, all ihr Ungenügen, ihre lange, tiefe Verſtimmung wie ein Nebel zuſammen, ihre Stelle war bei ihm, ſie wollte heim; heim, in dem Worte lag mit Einemmal ein eigenthümlicher Zauberklang für ſie, heim! Sie legte ſich kaum mehr zur Ruhe in dieſer Nacht, ſie packte und räumte und ordnete, um den Onkel am Morgen ſchon mit einem fertigen Entſchluß überraſchen zu können.

In dem Lehnſtuhl eines hübſchen, geräumigen Zimmers ſaß Landrichter Volkmann, vor ſich, auf dem Tiſch, die Zeitung, Cigarren, ein Bierglas, den ganzen Apparat eines Junggeſellengoutés. Die Kanzlei war geſchloſſen, es war die Abendſtunde, die ihn ſonſt in ſeine Geſellſchaft rief, aber er ſchien keine Luſt dazu zu haben, obwohl das ſtaubige Zimmer wenig wohnlichen Reiz bot. Wer hätte in dieſem düſtern, verdrießlichen Geſicht den allezeit aufgelegten, heitern Robert erkannt, den fröhlichen Geſellſchafter, der mit ſeinen trockenen Späßen die ganze Wirthstafel in Luſt und Lachen erhalten hatte. Er war noch jung, und doch lag ein tiefer Ueberdruß, eine Lebensſattheit in den gezogenen Falten am Mund, in dem matten Blick der Augen.

Volkmann war krank, das war unverkennbar, aber es war nicht die Körperkrankheit allein: eine tiefe, innerliche Bitterkeit nagte an ſeinem Herzen, die nur in ſeinen beſten Stunden einer wirklichen Trauer, einer ernſten Einkehr in ſich ſelbſt Platz machte.

Er war zu ſtolz geweſen zuzugeben, daß ihm die freiwillige Trennung ſeiner Frau, ihre gänzliche Nichtachtung ſeines Wortes, ins innerſte Herz getroffen. Erbittert und aufgebracht hätte er vielleicht Schritte zur wirklichen Scheidung gethan, aber ſein natürliches Phlegma und die Scheu, in ſeiner Stellung als Beamter Aergerniß zu geben, hatten ihn abgehalten. So lebte er äußerlich ein ganz angenehmes Junggeſellenleben, hielt ſich ein Reitpferd, machte Ausflüge, kleine Badereiſen und war das pünktlichſte und heiterſte Mitglied aller Klubbs, faſt ängſtlich bemüht, daß Niemand ahnen ſolle, welch' tiefe Bitterkeit ihm am Herzen nagte, wie öde ihm ſein Haus erſchien, wenn niemand als die alte Baſe ihn darin empfing.

Lucie hatte ſich nicht ganz getäuſcht, wenn ſie einſt im Enthuſiasmus eines lebenden Mädchenherzens verborgene Goldkörner unter den leichten Wellen von Roberts jugendlichem Uebermuth geahnt; er war von Natur reich und glücklich begabt, aber eine ſchlaffe Erziehung hatte ihn von jeder ernſten Anſtrengung ſeiner Fähigkeiten fern gehalten, er hatte ſein geiſtiges Pfund brach liegen laſſen. Als fidele Haut mit einem guten Theilchen Mutterwitz hatte er Geltung in der Geſellſchaft gewonnen und ſich von allem Streben nach tieferer Bildung dispenſirt, mit ein paar guten oder ſchlechten Witzen zog er ſich aus der Schlinge jedes wiſſenſchaftlichen Geſprächs. Als ihn ſpäter das Gefühl der Nothwendigkeit, ein gewiſſer praktiſcher Takt zu ernſtlicherem Fachſtudium trieb, blieb um ſo mehr jeder Zweig allgemeiner Bildung unkultivirt; er machte Glück in der Welt, er fühlte keine Leere, — warum ſollt' er ſich mit den Geſchichten plagen? Das eine bedeutendſte, mächtigſte Seelenorgan, das Glaubensbedürfniß, von deſſen geſunder Ausbildung Wärme und Lebenskraft durch alle Adern des Geiſtes ſtrömt, blieb bei ihm wie bei ſo Vielen unausgebildet liegen, früh verwaist, hatte er keine häusliche Pflege dafür gefunden und die Seele kann ſo leicht ihres tiefſten, innerlichſten Durſtes vergeſſen, wenn ihm nie Stillung geboten wird, vergeſſen, bis er wieder aufwacht, um ewig ungeſtillt an der Seele zu zehren.

Daß er einer Frau nicht genügen könne, war ihm nicht im Traum als Möglichkeit erſchienen, um ſo weniger, als Lucien gegenüber Er ſich als der Beglückende erſchien, der großmüthig das ſchüchtern liebende Kind zu ſich heranzog. Als er ſpäter fühlte, daß dem doch ſo war, daß ſie innerlich darbte an ſeiner Seite, daß ſie begann, ein Leben für ſich zu leben, an dem er keinen Theil hatte, da hatte ihn dies nur erbittert, er ſuchte ſich mehr als er es war gleichgültig zu zeigen und zu machen gegen alles, was für ſie Werth hatte; er ſuchte ſie zu demüthigen, wo er fühlte, daß er die natürliche Stellung des Mannes verlor. So waren ſie auseinander gewachſen, ſo war es zu der Trennung gekommen, die er zu Anfang ſchon viel bitterer empfand, als er je ſehen ließ.

Vielleicht hätte er ſich verhärtet gegen das Gefühl der Herzenseinſamkeit, und wäre vollends verflacht in einer flachen Umgebung, wenn nicht Krankheit, eine ernſte Lehrerin, ſeinem beſſern Genius zu Hülfe gekommen wäre. Sein Uebelbefinden war von jener unbeſtimmten quälenden Art, deſſen eigentlicher Sitz ſchwer zu finden iſt. Es entleidete ihm die Geſellſchaft, es entleideten ihm die Genüſſe der Tafel, die nie überwiegenden Werth für ihn gehabt, es führte ihn in die Stille und in ſein eigen Herz.

Der Arzt hatte ihm Ruhe, Fernhalten jeder Aufregung, Bewegung im Freien verordnet; ein Spaziergang in der Sonntagfrüh führte ihn in das Dörfchen, wo Pfarrer Raymund ſeit einiger Zeit als ſehr beliebter Prediger wohnte; der Merkwürdigkeit halber konnte er ſchon einmal in die Dorfkirche gehen, die Stadtkirche beſuchte er regelmäßig am Neujahr und am Geburtstag des Königs, — was er da hörte, feſſelte ſeine Seele in ernſterer und tieferer Weiſe. „Thue Rechnung von deinem Haushalten,“ tönte ihm hier, nicht wie aus Menſchenmund, entgegen und er konnte den Stachel, der hier in ſeine Seele gedrungen war, nicht wieder los werden. Falſche Scham hielt ihn freilich noch zurück, ſich vor einem Menſchen als eine müde, heilsbedürftige Seele zu bekennen, doch ſuchte er die Bekanntſchaft des Predigers, und Raymund gehörte zu den glücklichen, harmoniſchen Naturen, bei welchen das religiöſe Leben ſo ganz zur lebendigen Wahrheit geworden, daß man nicht mit gewiſſer

Verlegenheit den Uebergang vom Menſchen zum Geiſtlichen ſuchen muß.

Und wie er nun ſo da ſaß, einſam, freundlos und freudlos, da ſtieg die vergangene Zeit vor ſeinem Blicke herauf. Er ſah Lucien wieder, nicht die unbefriedigte, zerſtreute Gattin, nicht die Pflichtvergeſſene, die ihn verlaſſen hatte, — er ſah ſie, ein blühendes, harmloſes Mädchen, die ihm ein volles, warmes Herz voll bewundernder Liebe zugebracht. Wie hatte er dies Herz gehütet, das ſich ihm ſo innig, ſo vertrauensvoll zu eigen gegeben? Was hatte er gethan, um ſeinen Glauben an ihn zu rechtfertigen, ſeine edelſten Keime zu pflegen, damit ſie ihm zur Freude und zum Segen aufgeblüht wären? Er hatte in gedankenloſem Scherz den Ernſt des Lebens abgeſchüttelt, ſie um die Tiefe ihrer frommen Gefühle betrogen. Wie ſchal und elend erſchien ihm in dieſem Augenblick alles, was er indeß Freude genannt, gegen den Segen einer glücklichen Häuslichkeit; — wie hätte er das Leben neu beginnen mögen, aber es war zu ſpät, — zu ſpät. Er konnte ſie mit Gewalt zurückfordern, aber konnte er todte Liebe neu beleben?

— — — — — — — — — — — —

Da öffnete ſich leiſe, leiſe die Thür; eine Frau ſtand auf der Schwelle, es war Lucie. Sie hatte auf der Reiſe lange mit ſich gekämpft, wie ſie eine Annäherung an ihren Gatten einleiten wolle? einer Demüthigung wollte ſie ſich nicht gern ausſetzen. Die Stimme der Pflicht, die Stimme des Herzens hatte ſie geradezu hieher geführt, ſie wollte über ſich nehmen, ſie wollte tragen in Geduld, was da kommen könne. — Wie ſie ihn nun wieder ſah, müde, krank, frühgealtert, da waren Plane und Ueberlegungen vergeſſen. „Robert, lieber Robert, verzeih mir! da bin ich wieder,“ rief ſie weinend, ſank zu ſeinen Füßen nieder und legte ihr Haupt auf ſeine Knie.

Robert ſah ſie ſtill an mit ſeinen müden Augen, „du kommſt wieder, du kommſt ſelbſt?“ ſagte er endlich mit innigem Ton und zog ſie an ſein Herz; zum erſtenmal weinten die Gatten zuſammen, lange, lange.

Es gibt Augenblicke, wo das Herz mit Einemmal in ſeine Rechte tritt, ſie ſind fliegende Brücken, die raſchen Zugs über eine tiefe Kluft führen; aber ausgefüllt muß die Kluft dennoch werden, denn ſolche erhobene Augenblicke ſind ſelten, und dieſes Ausfüllen iſt ein ernſtes Stück Arbeit. Werft gute Vorſätze hinein, ſo viel ihr wollt, ſie thun's nicht; es geht allein mit Gott und einem demüthigen Herzen.

Eine mächtige, wenn auch traurige Gehilfin für die Beiden war Roberts Krankheit, die, vielleicht durch die Erſchütterung des Wiederſehens zu heftigem Ausbruch kam. Es muß keine weibliche Ader in der Frau ſein, in der nicht alle Liebeskraft erwacht, wo ſie zu helfen, zu pflegen, zu tröſten hat, und Robert war ſo rührend glücklich in Luciens Pflege nach der langen Einſamkeit, und ſie ſo froh, ſo befriedigt im Gefühl eines Berufs. Die Krankheit ſchied die Gatten von aller Neugier und Zudringlichkeit der Außenwelt, nur der liebe, wohlthuende Beſuch Pfarrer Raymunds, nur Lieschens glückſeliges, gutes Geſicht belebten das ſtille Krankenzimmer. Es kamen die beſſern Tage, ruhige Stunden für gemeinſame Lektüre, die Tage tiefer Ruhe, wo das bloße Daſein Genuß iſt, die köſtliche Zeit der Geneſung, wo das Herz ſo weich und offen iſt für jeden guten Eindruck, wo es nicht ſchwer ſcheint, ein neues Leben neu zu beginnen.

Selbſt die Welt, die man überhaupt für ungerechter hält als ſie iſt, erzeigte ſich nicht zu ſchlimm. Was man auch in der Stadt zuvor von der abweſenden Gemahlin des neuen Landrichters geſagt und geflüſtert hatte; — nun man zuerſt von ihr hörte, als der treuen, aufopfernden Pflegerin ihres Gatten, ſie allmälig kennen lernte, freundlich, natürlich und anſpruchslos, da fand ſie willige Anerkennung, und hätte bereitwillige Aufnahme in alle Kreiſe gefunden, mehr als in ihrem neuen Lebensplane lag.

Was Gott zuſammengefügt, das hatte er wieder zuſammengeführt.

Robert ſaß in dem Lehnſtuhl, in dem Lucie ihn zuerſt wiedergeſehen; nicht mehr trübe und grämlich, ein befriedigtes, heiteres Lächeln ſpielte um ſein noch bleiches Geſicht; durch die offnen Fenſter wehte die köſtliche Herbſtluft den feinen Duft der Reſeda vom Gärtchen, ſein Auge aber ſah nicht nach Bäumen und Blumen, es ruhte auf Lucien, ſeinem Weibe, die auf einem niedrigen Tabouret neben ihm ſaß und ihm vorlas; ſie fürchtete nicht mehr, der Hoheit des Weibes etwas zu vergeben, ſie hatte in freiwilliger Demuth dieſe Hoheit erſt recht gefunden.

Sie las ihm aus dem Leben eines berühmten Mannes, eines ächten Mannes vor, wie ſie, Gott ſei Dank, jede Zeit noch bringt; und wie man ſagt, die Luft unter Bäumen ſtärke die Geſundheit, ſo wirkte auch hier der geiſtige

Lebensodem eines in Gott ſtarken und reichen Geiſtes kräftigend und belebend auf Roberts Seele.

Noch eine Zuhörerin war die dritte in dem kleinen Kreis, die aber, als noch viel glücklichere Zuſchauerin, mit leuchtenden Augen das wiedererſtandene Glück ihrer Kinder betrachtete. Es war die Mutter, die lange bei ihren andern Kindern zurückgehalten, endlich zu ihrer Lucie hatte eilen können, die ſelbſt in der erſten Zeit lieber allein mit Robert ſein wollte.

Roberts freundliche Augen begegneten denen der Mutter. „Ach Gott Lob und Dank, Kinder," ſagte ſie endlich freudeweinend; „aber," fügte ſie etwas naiv in plötzlicher Beſorgniß hinzu: „Kinder, hält's denn auch?"

Robert mußte lachen, trotz aller Bewegung; einmal wieder ſein altes Lachen, ja, „hält's auch?" hatte er ſich freilich ſchon manchmal in der Stille gefragt, wenn er mit wahrer Scheu wieder an die Rückkehr in's Alltagsleben gedacht hatte; „hält's auch?" Das war wohl auch Luciens leiſe Beſorgniß, wenn ſie an ihr eigen trotzig und verzagtes Herz, an die tauſend Störungen gedacht, die das Erſtemal ihr Glück untergraben; aber ſie baute nicht mehr auf dieß eigne Herz und auf ihre jungen Träume von Glück, und wenn ſie ſich als Wahlſpruch die Worte nahm:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht,

ſo wußte ſie wohl, weſſen Hilfe ſie bedurfte, um nach dieſem Wahlſpruch leben zu können. Darum, als Robert ihr lächelnd die Hand entgegenſtreckte mit der Frage: „hält's auch?" ſchlug ſie freudig ein und ſagte zuverſichtlich: „es hält!"

Und es hat gehalten. Nicht in einem Zuſtande ungetrübter Seligkeit und idylliſchen Glückes, aber in dem treuen, ernſten, geſunden Streben von zwei Herzen, die den rechten Urgrund alles Glückes erkannt haben. Der unendliche Reichthum der ewigen Liebe zeigt ſich am ſchönſten im Vergeben; ſollte irdiſche Liebe glauben, daß eine Zeit für ſie kommt, wo nichts mehr zu vergeben wäre? Aber zwei Herzen, die jeden Abend das innige Bedürfniß fühlen, ihren Frieden mit Gott zu erneuen, können ſich von einander auch nie zu weit entfernen.

Lucie hatte in der letzten Zeit den Geiſt, ſo zu ſagen, ſo mit Löffeln gegeſſen, daß ſie ihrem Mann leicht verzeihen konnte, daß er nicht geiſtvoll war; ſchwer aber wäre ihr geworden in dem, den ſie jetzt von Herzen gern als ihren Herrn lieben und verehren wollte, die alte Flachheit und Leere wieder zu finden. Aber auch Robert hatte die Träber eines geiſt- und gemüthloſen Alltagstreibens ſatt bekommen, ſein eigenes Bedürfniß und ſein männliches Selbſtgefühl trieb ihn, ſeiner Frau etwas von dem daheim bieten zu können, was ſie in der Fremde geſucht. Und zu ſeinem Erſtaunen fand er, daß es mit dem Wiſſen einer Frau ſelten ſo gefährlich ſteht als es ausſieht, daß Lucie immerhin noch von ihm lernen könne; dieſe Erfahrung half viel, ſehr viel dazu, die Beiden vollends in's rechte Verhältniß zu einander zu bringen.

Luciens etwas künſtlich geſteigerter Erfolg in der Welt war nun freilich von kurzer Blüthe und ging bald zu Grabe, das aber kümmerte ſie beide nicht ſchwer.

Wie Robert ſich entſchloſſen hatte, trotz ſeiner angebornen Bequemlichkeit aufwärts zu ſteigen, über das Gebiet des Alltagsverkehrs, ſo hatte Lucie ſich gern entſchloſſen herabzugehen, und ſiehe, — die Arbeiten und Sorgen des Alltagslebens, die anſpruchsloſen Werke der Küche und Nadel, die ſie in reſignirtem Pflichtgefühl wieder auf ſich nahm, gaben ihr eine niegeahnte Friſche und Befriedigung, ein wahres Gefühl der Erlöſung von der ſchweren Verpflichtung, den ganzen Tag geiſtreich zu ſein. Wenn ſie ſo am Nähtiſch ſaß, da kamen ihr erſt wieder junge, friſche Mädchengedanken und Poeſie, wenn ſie auch nicht in Maß und Form gegoſſen war; und wenn ſie nach der ſchöpferiſchen Thätigkeit der Küche mit erglühten Wangen in's Zimmer kam und den Mann mit einer Leibſpeiſe überraſcht hatte, ſo ſaß ſie mit einem Behagen an ſeiner Seite, das ſie ſeit lange nicht empfunden, und ſchaute mit wahrem Genuß, faſt mit einer Art von Dankbarkeit ſeinem ſehr proſaiſchen Appetit zu. Die Abende, die der Lektüre in zwangloſen Heften, und gemeinſamen Studien gewidmet waren, hatten nun erſt einen beſondern Reiz.

Freilich erlitten Studien und Spaziergänge einige Unterbrechung, und Luciens Poeſie nahm einen neuen Aufſchwung, als ihr noch das ungehoffte Glück ward, einem unmüßigen kleinen Buben Wiegenliedchen ſingen zu dürfen, und ihr Gatte verſöhnte ſich nun erſt ganz und vollſtändig mit ihrer Poeſie.

Die Mutter erlebte noch den großen Troſt einer Ausſöhnung mit Onkel Wilhelm. Er kam einmal zu Beſuch, und läßt ſich heute noch nicht nehmen, daß er eigentlich das eheliche Verhältniß ſeiner Nichte ſo glücklich hergeſtellt habe. „Ich allein habe ſie gelehrt, ihre Stellung beſſer zu behaupten und ihrem Mann gehörig zu imponiren.“

Doktor Weker war noch ſo glücklich, eine Begleiterin nach Rügen zu finden; ſie haben ſich für literariſche

Berichte in die Gäſte und Bewohner getheilt, und ſchreiben ziemlich biſſige Skizzen von da.

Emilie, das Waislein, lebt trotz ihrer eignen und der Mutter Bemühungen, noch in jungfräulicher Einſamkeit und entflieht eilig, wenn ſie die alte Magd beſucht, die immer mit dem Gruß eintritt: „Guten Tag, Fräulein Emilie, — immer noch ledig?“

Dank den Fortſchritten der zahnärztlichen und Friſeur-Kunſt in unſern vorgeſchrittenen Zeiten hat ſich ihr äußerer Menſch bewundernswerth erhalten, und der Onkel fürchtete faſt, ſie ſei zu jung, als er ſich auf Luciens Empfehlung entſchloß, ſie zur Haushälterin zu nehmen. Emiliens ſchmiegſames Weſen und ihre allſeitige Brauchbarkeit ſagen ihm übrigens vortrefflich zu. Auch iſt Emilie, in der ſtillen Hoffnung, dereinſt noch Frau Hofräthin zu werden, die aufmerkſamſte aller Haushälterinnen, und wird ganz ſentimental, wenn ſie davon ſpricht, wie ſchön es ſei, einen Lebensabend zu erheitern. Wir wollen ihr dieſe Hoffnung nicht zerſtören; wer weiß, was noch geſchieht.

Das gute Lieschen ruht im Frieden. Im Tode noch hätte es ihr wohlgethan, die ſchöne Leichenrede zu hören, die Pfarrer Raymund ſeiner treuen Freundin hielt über den Text: „Du biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über Vieles ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Daheim.

Die Schwarzwälder Uhr ſchlug eben zehn; ſie erhob dabei einen ſchrecklichen Lärm und konnte ſich lange nicht zufrieden geben. Die Urſula, gemeinhin Urſchele genannt, hinter dem Ofen, deren junge Augen trotz aller Anſtrengung immer wieder zufielen, während die alten der Frau Verwalterin noch hell und wach waren, erhob ſich bei dem Schlag, holte das ſchwarz gebundene Abendſegenbuch und legte es auf den Tiſch vor ihre Herrin; die kurze Brille, Naſenklemmer genannt, bezeichnete den Tag, an dem man heute war. Die alte Frau aber ſchaute durch den einzigen halben Laden, der an dem wohlverwahrten Stübchen offen geblieben war, hinüber nach den noch hellen Fenſtern eines Nachbarhauſes. „Wir können noch nicht beten, Urſula,“ ſagte ſie; „zünd' dein Laternchen an und warte bei Frau Hofräthin, bis Martha kommt.“ — „Es wird nicht nöthig ſein,“ ſtellte die ſchlaftrunkene Urſula vor, die gar nicht mehr verlangend war, die ſchöne Sternennacht zu genießen; „die Frau Hofräthin haben neulich geſagt, das Fräulein finde ſchon Begleitung auf dem kurzen Weg.“ — „Thu' was ich ſag',“ ſagte die alte Frau; „du kannſt noch ſchlafen genug, die Nacht iſt lang; ſchwatz drüben mit der Line, dann vergeht dir der Schlaf. Und hörſt du!“ rief ſie der verdrießlich

Abtrollenden nach; „du brauchſt nicht zu treiben, du warteſt nur, bis die Andern auch gehen und Martha von ſelbſt kommt.“

Die alte Frau ſetzte ſich wieder an's Rädchen und murmelte in halblautem Selbſtgeſpräch, das ſie ſich in den vielen einſamen Stunden ihres langen Wittwenſtandes angewöhnt hatte: „Brauch keine galante Heimbegleitung für ſie! — Einfältiges Kind, da fliegt ſie jetzt herum und verbrennt ſich die Flügel! Kann's nicht aufhalten, wird nicht daran ſterben!“ Und emſig ſchnurrte das Rädchen fort.

Ein ſteter, kräftiger Schritt ließ ſich auf d[illegible] Treppe hören, und unangeklopft nach alter Sitte, weil es Nacht war, trat ein Mann mittlerer Größe ein, in einen Biberüberrock eingeknöpft. — „Sie ſind's, Herr Doktor? Woher ſo ſpät?“ — „Von Thorwarts, ihr Kind liegt an der Bruſtentzündung,“ ſagte der Doktor nach freundlichem Gruß; „will mein Licht anzünden, wenn Sie gütigſt erlauben.“ Seit Herr Doktor Enchelmaier vor zehn Jahren als junger Unteramtsarzt hier im Hauſe eingezogen war, hatte er jeden Abend ſein Licht bei der Frau Verwalterin angezündet, da die edle Erfindung der Zündhölzer noch nicht in's Leben getreten war, und jeder Abend hatte ein neues Siegel auf ihre Freundſchaft gedrückt und ihren Reſpekt vor einander befeſtigt, mochte nun der Doktor nur flüchtig gute Nacht ſagen, oder einen Stuhl nehmen und noch ein Viertelſtündchen mit der alten heitern Frau verplaudern.

„Sie ſind allein, Frau Verwalterin?“ fragte er, indem er ſich im Zimmer umſah; „die Jugend ſchon zur Ruh?“ — „Ach nein, meine Kleine iſt noch drüben bei der Hofräthin. Dort ſind ſie ja gegenwärtig wie von der Kette mit Plaiſir, ſeit der fremde Menſch hier iſt. Urſula iſt hinüber, ſie zu holen. Brauchen Sie nichts für das kranke Kind? etwas Saft?“ — „Vielleicht bitt' ich morgen darum, dieſe Nacht wird's ruhig bleiben. Gute Nacht, Frau Verwalterin.“ — „Gute Nacht, Herr Doktor.“

„Ein charmanter Mann der Doktor, immer auf dem Platz!“ Das war das einzige Selbſtgeſpräch der alten Frau, während das Rädchen einförmig weiter ſchnurrte. Endlich hörte ſie drüben die Hausthüre klinken und vernahm durch die ſtille Nacht die heiter plaudernde Stimme der Kleinen. Sollte ſie mit Urſula ſo eifrig reden? Unten ging die Hausthür, und während Urſula noch am Schloß drehte, flog ſchon Martha die Treppe herauf, warf den warmen Shawl und das wollene Häubchen ab, und mit einem muntern: „Grüß Gott, Großmutter! Gelt, ich komm' ſpät?“ bot ſie der alten Frau die blühenden Wangen zum Kuß, die, köſtlich angehaucht von der friſchen Winterluft, wie Sammtroſen glühten.

„Nun, nun, nicht ſo raſch!“ meinte die alte Frau mit geheimem Wohlgefallen an dem friſchen Kinde, „fein ſachte! Haſt mit deinem Tuch Urſulas Kunkel umgeworfen. Spät genug iſt's. Nur ordentlich ruhig! Wir wollen zu Nacht beten.“

Urſula hatte ſich auch eingefunden, und in andächtiger Stille lauſchten die Mädchen dem Abendſegen, den die alte Frau las. Ob Marthas Gedanken ſo ganz dabei waren, das ließ ſich nicht ſo leicht entſcheiden.

Das Buch war geſchloſſen, Urſula hatte, mit der Wärmflaſche bewaffnet, ſehnſüchtig ihr Kämmerlein aufgeſucht, die Augen der Kleinen aber waren noch gar hell; die alte Frau konnte nicht ſo grauſam ſein, ſie zu Bett zu ſchicken, ehe ſie noch einen Bericht von ihr gehört. „Nun, iſt's ſchön geweſen?“ — „Großmutter, ich kann dir gar nicht ſagen, wie ſchön. Wir haben geſungen und geſpielt, auch ein wenig getanzt; es war gar zu ſchön!“ — „So? wer war denn da?“ — „Nun, viel junge Leute, die Mädchen vom Haus natürlich, Schettler und der Aktuar und Müller —“ — „Sonſt niemand?“ — „Ach ja, der Felſen, weißt du, der junge Mann mit dem Proceß, ein Norddeutſcher; ich hätt' ihn faſt vergeſſen.“

Der, den ein Mädchen nach einem gewiſſen Zögern zuletzt nennt, der iſt allzeit der Gefährliche, darauf könnt ihr zählen. — Martha hatte eine Menge dürrer Blättchen an der Großmutter Geraniumſtock abzuzupfen. — „S[illegible] und wer hat dich heimgeführt?“ — „Mich? Niemand, das heißt, der Felſen ging zufällig auch heim und hat den kleinen Umweg mitgemacht; der Weg ſei ſo ſchlüpfrig, meinte er.“ — „So, ſo, und da biſt du nicht ausgeglitten?“ ſagte die alte Frau in komiſch trockenem Ton. — „Nein, wir ſind geſchliffen,“ ſagte Martha lachend; „es ging ſo geſchwind.“ — „Nun gut, zünd' nur dein Lichtchen an; gute Nacht!“ — „Gute Nacht, Großmutter, aber du biſt doch nicht böſe, daß ich ſo ſpät gekommen? Es wäre doch ſehr unſchicklich geweſen, wenn ich zuerſt aufgebrochen wäre.“ — „Höchſt unſchicklich,“ ſagte die Großmutter in demſelben ernſthaften Ton, der Martha doch ein klein wenig verwirrte. — „Und bei dir iſt gewiß der Herr Doktor geweſen, daß du nicht allein warſt,“ ſagte Martha beruhigend. — „Nicht lang, er kam von einem kranken Kind.“ — „Das iſt ja ganz ſchön,“ meinte Martha zerſtreut. „Gute Nacht, Großmutter!“ Und ſie küßte und drückte die alte Großmutter ſo heftig, daß dieſe ſich los machen mußte und kopfſchüttelnd vor ſich hin murmelte: „Gilt's mir, oder gilt es dir?“ als die Kleine trällernd den Gang in ihr Stübchen hinüber ging.

Das war ein wunderbares Stübchen; Martha wenigſtens meinte, ein ſolches ſei noch nie dageweſen. Tapeten hatte es nicht, aber die weiße Wand ſtach recht hübſch ab von der dunkelbraunen, ſeltſam geſchnitzten Zimmerthür. Es hatte einen großen alterthümlichen Kachelofen, der niemals geheizt wurde, da das eine furchtbare Holzverſchwendung geweſen wäre; um ſo beſſer konnte ihn Martha zu einer Art von Etagère benützen und auf ſeinem breiten Kranz alle Raritäten aufſtellen, die ſie von frühen Kinderjahren her geſammelt hatte: den ſchlanken Blumentopf von Marienglas mit einem Vergißmeinnichtkranz, unter dem zu beſſerer Verdeutlichung die Inſchrift ſtand: „Vergiß mein nicht!“ eine kunſtvolle Urne von geſchnitztem Elfenbein, die Nadelbüchſe, Stecknadelkiſſen, Nähkiſſen und Fingerhutbehälter in Einer Perſon vorſtellte und zu einem ſo unbrauchbar war wie zum andern; ein hübſches Leſepult mit aufgeklebten Bildern, und noch eine Menge niedlicher Kleinigkeiten, die ſich auf dem ſchwarzen Grund des Ofens nicht viel ſchlimmer ausnahmen als auf einem Spiegeltiſch. Eine Toilette hatte ſie ſich mit einem alten geſtickten Mouſſelinrock der Großmutter garnirt, und ſolchen kecker Weiſe mit dem Roſa Seidentuch gefüttert, unter dem ihr Papa und der Onkel Philipp ſelig zur Taufe getragen worden waren, aus lauter Pietät, wie ſie der ſcheltenden Großmutter verſicherte, um ſo das werthe Andenken immer vor Augen zu haben.

Mit Blumenkultur konnte ſie ſich hier nicht viel befaſſen, die Pflanzen wären im Winter erfroren; dafür hatte ihr die Großmutter einen Blumentopf mit Aſtern und ein Pomeranzenbäumchen, beide von farbiger Wolle, geſchenkt, die ſie von einem reiſenden Schauſpieler gegen ein Reiſegeld zum Präſent erhalten hatte. Ferner ſchmückte ihr Boudoir ein altes Tiſchchen mit Bocksfüßen, auf dem ſich ein kunſtvoller Schreibzeug mit einem porzellanenen Tiroler befand, ſo wie ſchön bemaltes Briefpapier und allerlei zierliche Körbchen zu keinerlei Gebrauch. Die Schieblade des Bocksfüßigen ſchloß mit einer Feder und verwahrte Marthas Tagebuch, ein tiefes, undurchdringliches Geheimniß für jedermann. Die weißen Wände ſchmückte ein ehrwürdiges Familiengemälde, das Marthas verſtorbene Eltern in einer Gartenlaube vorſtellte, und Martha als Kind, ſtand in rührender Unſchuld, mit einem hölzernen Hemdlein bekleidet und mit einem ſteifen Röslein in der Hand, mitten darin. Sie hatte auch andere verſchollene Familienbilder wieder aus der Rumpelkammer hervor geholt und zu Ehren gebracht; aber die alten Urahnen ſchauten entſetzlich langweilig herab auf ihr blühendes Enkelkind. Weitere herzbewegliche Bilder hatte ihr die Großmutter geſtiftet, als ſie dem ungeſtümen Kind auf ſein Drängen ein eigenes Zimmer verwilligte: Altäre mit Thränenkrügen, von Trauerweiden beſchattet, darüber hingebeugt Jungfrauen mit aufgelösten Haaren, und eine haarſträubende Darſtellung von Bürgers Leonore. Als Toilettenſpiegel benützte Martha eine beſondere Rarität, die ſie bei der Großmutter aufgefunden, einen Spiegel, darauf ein Todtenkopf gemalt war und daneben eine entblätterte Roſe. Man fürchtet ſelten den Gedanken des Todes, wenn man jung iſt und geſund, und Marthas roſiges Geſicht nahm ſich gar nicht übel aus neben dem grinſenden Schädel.

Sie hatte ſich mit Hülfe ihrer allerbeſten Freundin grüne Gewinde von künſtlichem Epheu gemacht und dieſe an Fenſtern und Wänden leicht herumgezogen. Das gab den alten Herrlichkeiten ein friſches junges Anſehen, und es war, als ob die ſüßen, traulichen Mädchengedanken, die kindlichen Gebete und die frommen Vorſätze, die alle in dieſem ſtillen Raum erwachten, einen heimlichen, anmuthigen Hauch über das alte Gemach gegoſſen hätten.

Auch heute wieder überſtrömte der ganze wunderbare Reiz der Einſamkeit Marthas junge Seele, als ſie die Thüre ſchloß und ihre Lampe auf den Tiſch ſtellte. Er hatte ſie heimbegleitet! zum erſtenmal! Hatte er es wohl nicht übel genommen, daß ſie ſeinen Arm nicht angenommen? Gewiß nicht, er hatte mit ſo weicher, tiefer Stimme geſagt: „Gute Nacht, Fräulein, ſüße Träume!“ Wer hatte ihr je ſo ſchön gute Nacht geſagt? Für die ſüßen Träume durfte er freilich nicht ſorgen, die kamen von ſelbſt. Martha freute ſich jede Nacht auf ihre Träume; ſie waren ſo bunt, ſo mannigfaltig, ſie mußte ſich oft am Morgen beſinnen, was Traum und was Wahrheit geweſen. Heute aber konnte ihr Traum unmöglich ſo ſchön ſein, wie das Wachen geweſen.

Die Großmutter drüben in ihrer alten Himmelbettlade mit geſtreiften Vorhängen lag noch lange wach; ſie hatte nicht mehr den feſten Schlaf der Jugend, aber die einſamen Nächte wurden ihr doch nicht lang. Sie dachte recht mit Wehmuth an das glückſelige Geſicht mit den ſtrahlenden Augen, das eben von ihr geſchieden. „Werden auch noch trüb brennen, die hellen Lichter!“ ſeufzte ſie leiſe, aber ſie faßte ſich, indem ſie Luſt und Leid der Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen ließ, und ſie ſchloß ihre Betrachtungen mit der ſtillen Bitte:

„Mein Vater, führ' uns immerdar
Nur ſelig, wenn auch wunderbar!“

Was war das für ein wunderſames, begebenheitsreiches Leben, das Martha dieſen Winter führte! Der nächſte Tag war nur ein ganz ordinärer Wochentag, und doch erlebte ſie wieder ſo viel! Am frühen Morgen rüſtete ſie draußen den Kaffee und die Ahne mußte lachen, als ſie ſie ſingen hörte:

„Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.“

Nun, kalt war's wenigſtens und Licht brannte auch noch, da war der Anachronismus ſchon zu entſchuldigen. Es wäre Martha auch gar nicht darauf angekommen, ein Frühlingslied anzuſtimmen, obgleich's mitten im eiskalten Januar war; aber ſie ſang vor der Hand nur:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimlich ſtille Liebe, die niemand nicht weiß,“

und ſchwieg beſchämt, als Urſula, die in der Küche Schuhe putzte, trocken bemerkte: „Das ſingen gerade die ledigen Burſche auch.“

Der Kaffee war indeſſen unter lauter Geſang ganz gut gerathen; und als Martha am alten geſchnitzten Tiſch ſaß mit der Großmama, fragte ſie: „Großmutter, haſt du auch ſolche Tage, wo du meinſt, es müſſe etwas ganz Beſonderes geſchehen?“ Die Großmutter ſah lachend in die ſtrahlenden blauen Kinderaugen und meinte: „Das juſt nicht, ich bin recht froh, wenn nichts Beſonderes geſchieht; es iſt einem am wohlſten, wenn alles beim Alten bleibt.“ — „Ja, ich meine nichts Betrübtes, etwas Gutes und Schönes.“ — „Natürlich!“ ſagte lächelnd die Großmutter, „ich glaube, dir kommt's jetzt alle Tage ſo vor; nur will ich dir ſagen: etwas Beſonderes geſchieht immer nur, wenn man am wenigſten daran denkt.“

Ehe ſich Martha an die Arbeit ſetzte, mußte ſie doch hinüber ſchauen nach Hofraths Haus. Richtig, an Annas Fenſter flatterte ein rothes Tuch; dies war das Zeichen, daß es heute einen Spaziergang auf's Eis gab. Welch' glorioſe Ausſicht! Nun mußte die Arbeit flink von ſtatten gehen. Etwas lang war freilich der Vormittag, beim Kochen aber verging die Zeit raſcher als am Nähtiſch, und wenn ſie der Schwarzwälderuhr in das breite, gutmüthige Antlitz ſchaute, ſo wurde ſie manchmal mit einer ſpäteren Viertelſtunde überraſcht, als ſie gehofft.

Der Doktor kam, bevor er ausging, und bat um etwas Himbeerſaft für das kranke Kind. Allzeit bereit, und froh jeder Unterbrechung, die den Vormittag kürzen half, hüpfte Martha hinaus. Der Doktor ſchaute wie mit ſtiller Frage in das fröhliche Geſicht und ging mit freundlichem Dank. Die Großmutter beklagte die arme Thorwartin, wenn ſie das einzige Kind verlieren ſollte. „Ach ja,“ ſeufzte Martha nach, aber es war ein etwas heuchleriſcher Seufzer, auch war ihr wirklich kaum zuzumuthen, daß ihr glückliches junges Herz Raum haben ſollte für das Kreuz der Thorwartin.

Endlich ſchlug doch die Uhr zwölf. Es kam Martha als eine rechte Zumuthung vor, heute zu Mittag eſſen zu müſſen; ſie war ſo gar nicht hungrig. Ehe ſie auftrug, hörte ſie an der Treppe leiſe ihren Namen rufen. Der Doktor ſtand unten und winkte ſie herab. Was konnte der ſo im Geheimniß wollen? „Liebe Martha,“ ſagte er athemlos, „Sie haben mir Moſtliqueur ſtatt Himbeerſaft gegeben; man hätte faſt das Kind damit umgebracht, wenn ich's nicht bemerkt hätte. Tauſchen Sie mir's doch geſchwind aus, die

Großmutter könnte böſe werden.“ — „Freilich, freilich,“ flüſterte Martha, die wohl wußte, daß die ſonſt ſo nachſichtige Großmutter in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand. „O, ſie würde ſo ärgerlich, daß ich nimmer den Muth hätte, ſie um Erlaubniß zum Spaziergang zu bitten, und ich ginge doch ſo gern!“ Und ſie eilte, den Mißgriff gut zu machen. Die Großmutter aber hörte doch, daß draußen etwas vorging; ſie kam heraus und ſah den harrenden Doktor unten an der Treppe ſtehen, während die ſchlaue Martha ſchleunig das fatale Fläſchchen in ihre tiefe Kleidertaſche ſchob. „Was thun denn Sie da unten, Herr Doktor?“ rief die alte Frau. — „Ach, verzeihen Sie,“ ſagte der geſetzte Mann, dunkelroth und verlegen, wie ein Schulknabe, „ich hatte eine Bitte an Martha; das arme, kleine, kranke Mädchen hat gar kein Spielzeug, da wollt' ich Martha um eine alte Puppe für ſie bitten.“

Für eine erſte Lüge war ſie dem Doktor gar nicht übel gelungen; er erſchrack ſelbſt über dieſes gefährliche Talent, das er heute zum erſtenmal an ſich entdeckte. Martha aber in ihres Herzens Dankbarkeit und in kindiſcher Luſt an Schelmenſtreichen holte in Eile aus ihrem Schatz ihre ſchöne Amalie, der ſie vor einem halben Jahr noch eigenhändig einen neuen Hut verfertigt und die ſie bis jetzt ſehr hoch gehalten hatte, und prakticirte mit ihr glücklich und unbemerkt das Fläſchchen in des Doktors Taſche.

„Ei, das hätte jetzt auch nicht ſo preſſirt,“ brummte die alte Frau bei der erkalteten Suppe. „Wenn das Mädchen ſo krank iſt, braucht ſie keine Puppe; zu meiner Zeit hat's auch gute Leute gegeben, habe aber nie gehört, daß die Doktoren den Kranken noch Spielzeug mitbringen.“

Die Tafel war abgedeckt und liſtig begann Martha:

„Machſt du heut einen Spaziergang, Großmutter?“ — „Ich möchte ſchon einmal wieder an die Luſt,“ meinte dieſe, „aber es wird ſehr glatt ſein.“ — „Ja, es ſcheint äußerſt ſchlüpfrig,“ bemerkte Martha ſachkundig, indem ſie auf die Straße hinunter ſah; „die Milchfrau iſt heute früh gefallen.“ — „Nun, da wollen wir lieber hübſch daheim bleiben.“ — „Wenn mich,“ begann Martha zögernd, „die Hofrathsmädchen zum Spaziergang abholen wollten, erlaubſt du es?“ — „Hab' nichts dagegen; meine Mutter zwar hätte mich ſchön angelaſſen, wenn ich am hellen Werktag hätte ſpazieren gehen wollen, aber ich weiß wohl, die Mode iſt jetzt anders. Geh immerhin; zieh dich warm an.“

Noch einmal hatte die Großmutter zu brummen über den blauen Seidenhut, den das hoffärtige Kind auch, am hellen Werktag, aufgeſetzt. Nun kamen aber die drei Hofrathstöchter, um Martha abzuholen, mit ſolchem Geräuſch und ſolchem Gekicher und ſolchem Geplauder, daß der alten Frau angſt und bange wurde, und ſie froh war, als die alte Ruhe wieder in ihrem Stübchen hergeſtellt war. Wohlgefällig hörte ſie Urſula's Bemerkung: „die Unſer' iſt doch die Schönſt',“ und ſah dem jungen Blut nach, wie ſie fröhlich trippelnd die beſchneite Straße hinauszogen.

Auf's Eis! Das war in dieſem Winter ein Zauberwort für die Jugend der kleinen Stadt. Der Fluß, der den Reiz und den Stolz derſelben ausmachte, war ſo feſt gefroren wie noch nie. Wie ein rieſiger Spiegel lag ſchimmernd im Sonnenſchein die leicht beſchneite Eisfläche. In Mäntel und Boas eingehüllt, in roſenrothen Hüten und himmelblauen Hüten mit grünen Schleiern, und blauen Schleiern, und weißen Schleiern, ſammelte ſich allmälig die junge Damenwelt am Ufer, oder probirte die ſchüchternen

Füßchen auf dem Eis; junge Herren mit Schlittſchuhen tummelten ſich bereits auf dem Fluß, ſchoben kleine Stuhlſchlitten an's Ufer und luden die erkorene Dame ein, Platz zu nehmen. Die Spannung, wer wohl aufgefordert werde, war hier noch größer als auf dem Ball. Etwas ſchüchtern unter den Fittigen der Hofrathstöchter nahte auch Martha dem Eiſe. Und ſiehe, Felſens ſchlanke Geſtalt, in einen kleidſamen Pelzrock gehüllt, ſchob ihr, ihr vor Allen, den eleganteſten Schlitten entgegen, den er erbeutet. Erröthend ſetzte ſie ſich, und dahin flog der Schlitten, von dem gewandten Ritter geſchoben, ſchneller als ein Gedanke, durch die friſche, klare Winterluft im kalten, hellen Sonnenſchein hinaus, hinaus, als ging's weit in alle blaue Ferne hinein. Das war eine Herrlichkeit! Bedeutſame Worte waren es eben nicht, die ſie mit ihrem Ritter wechſelte, leichte Fragen, raſche Antworten zurück geworfen; aber es war eben alles Luſt und Freude, ein angenehmes Grauen beim Gedanken an die gefährliche Tiefe, über die ſie hinglitten, ein friſches, ſchwellendes Vollgefühl der Jugend und des Lebens. „Aber wir ſind zu weit!“ rief Martha ängſtlich, „dort rauſcht ſchon das Wehr!“ — „Fürchten Sie ſich vor dem Sterben, Fräulein?“ — „Ach nein!“ ſagte Martha unſchuldig, „aber heut eben kommt mir das Leben ſo ſchön vor.“ — Ein Siegerlächeln flog über die feinen Züge des jungen Mannes, der mit raſcher Wendung den Schlitten drehte und zu dem allgemeinen Tummelplatz zurück flog.

Auf der Hauptfläche war ein gar fröhliches Treiben und Drängen. Die Federhüte der Hofrathstöchter nahmen ſich am glänzendſten aus; Damen, die nicht in Schlitten geführt wurden, verſuchten ſich im Schleifen und waren außerordentlich heiter und ſcherzhaft unter einander, um den leiſen Verdruß zu verbergen; dort glitten in den graziöſeſten Schwingungen die jungen Männer umher und verſuchten ſogar Namenszüge in's Eis zu ziehen. Solche Herrlichkeit hatte Martha früher nur in ihrem Bilderbuch unter der Rubrik „Winter“ geſehen. Felſen war es, das fremde Meteor, der dieſes ritterliche Vergnügen eingeführt, der auf eigene Koſten die Stuhlſchlitten beſtellt und die männliche Jugend der Stadt zu einer Liebenswürdigkeit veranlaßt hatte, über die ſie ſelbſt ebenſo erſtaunt als vergnügt war.

Wer war denn dieſe leuchtende Erſcheinung? Ein junger Mann vom fernen Ausland, das heißt, aus einem wohl zwanzig, dreißig Meilen entlegenen deutſchen Ländchen, der einen weitläufigen Erbſchaftsproceß führte und ſich hier aufhielt, um genealogiſche Forſchungen über verſchollene Vorfahren anzuſtellen. Da ſeine Zeit, wie es ſchien, zu ſeiner freien Verfügung ſtand, ſo hielt er ſich in der gaſtlichen Stadt länger auf als er beabſichtigt, und die Frau Hofräthin, die ſeit Jahren ſchon ſich abquälte, die Geſelligkeit zu heben, war ſelig froh, in dem gewandten, vornehm ausſehenden Sohn einer Jugendfreundin einen ſolchen Hebel zu finden.

Die Frau Hofräthin, die Sonne von Pappelburg, bewohnte mit drei Töchtern ein eigenes Haus. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß es auch einen Herrn Hofrath gab, mit dem man nach Tiſch Domino ſpielte und der im Garten ſpazieren ging. Welchen Hof er einſt berathen, war nicht zu entdecken; er war von Natur ein Apotheker, und das ſtattliche Haus, das nun ſeine Frau beherrſchte, war ſeines Vaters, eines Kaufmanns, Eigenthum geweſen. Noch als Gehülfe hatte er das große Loos gewonnen, hatte an unbekannten Stätten den Hofrathstitel und ſeine Frau erbeutet und lebte unter ihren Fittigen in geheimnißvollem Nichtsthun ſeit langen Jahren.

Die Frau Hofräthin war unermüdlich beſorgt für das Vergnügen junger Leute. Martha war die beſte Herzensfreundin ihrer jüngſten Tochter Anna, und da ſie großes Mitleid hatte mit dem armen Kind, das, wie ſie meinte, bei der alten Frau verkümmerte, ſo ließ ſie ſie ſo viel wie möglich Theil nehmen an allen Vergnügungen, die ihre Töchter genoſſen. Sie zeigte darin große Gutmüthigkeit, denn Martha war zwar minder elegant und gebildet, aber viel hübſcher als ihre Töchter. Sie war überhaupt der Liebling des Hauſes, ſogar der Papa hatte einmal mit ihr geſprochen, und ſelbſt Charlotte, die Aelteſte, die ein wenig ausſah, wie ein Zeug, der ſchon gewendet iſt, ſtreichelte ihr oft wohlwollend die rothen Wangen.

Noch war die fröhliche Geſellſchaft in vollſter Luſt, als der Doktor, den ſein Weg am Fluß hin führte, in eifrigem Geſchäftsſchritt vorbeiging. „Wohin ſo ſchnell, Herr Doktor?“ rief die geſprächige Hofräthin. — „Zu Patienten,“ war die kurze Antwort. Er warf einen Blick auf die blanke, bunt beſäete Eisfläche und ging ſeines Weges weiter. Martha hatte ihn flüchtig gegrüßt; warum ihm ein Ausbruch lauten Gelächters nachfolgte, wußte ſie nicht, bis Anna rief: „Aber um Gotteswillen, Martha, das iſt ja deine Amalie!“ Wahrhaftig, aus der Taſche des Biberrocks hatte ſich der Kopf der gefangenen Puppe heraufgeſchoben, und bei jedem Schritt nickte ihr ſchönes, einfältiges Geſicht im Roſahut den Beſchauern zu. „Was iſt das für ein verdächtiges Liebespfand, Fräulein Martha?“ fragte Felſen, königlich amüſirt, Martha aber riß ſich los und flog eilenden Fußes dem Doktor nach, der ſich erſtaunt umſah, als er ihre Hand in ſeiner Taſche fühlte. „Die Puppe, Herr Doktor, die Puppe!“ rief ſie mit ihrem letzten Athem. — „Ja ſo,“ ſagte er lächelnd und etwas verlegen, „ich wußte nicht mehr, daß ich das Vergnügen ihrer Geſellſchaft veranlaßt hatte,“ und ſchob die naſeweiſe Kreatur tief in die Taſche zurück. „Die Freude wird die Kleine halb geſund machen; viel Vergnügen, Martha; erkälten Sie ſich nicht, Sie ſind echauffirt.“ Martha mußte viel leiden von den Herren, die die geheimnißvolle Geſchichte von der geraubten Schönen wiſſen wollten; aber ſie hatte doch nicht zugeben können, daß der gute Freund ihrer Großmutter zum Gelächter wurde.

Den fröhlichen Tagen folgten ſtille Abende, wo die Großmutter, Martha und Urſula im Trio ſpannen. Es kam Martha viel romantiſcher und mittelalterlicher vor, an der Spindel zu ſpinnen, und ſie nahm ſich auch wirklich ganz hübſch aus an der zierlichen Kunkel mit dem himmelblauen Band, ihrer Lieblingsfarbe, und dem ſchön bemalten Netzſchüſſelchen, das ihr der Doktor einſt zum Jahrmarkt gekauft hatte. Die Rädchen ſchnurrten, die Spindel ſurrte, ſonſt war alles ſtill.

Martha begann mit Urſula ein Volkslied zu ſingen:

„Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter, ich kauf’ dir ein Kleid. —
Ja, meine liebe Mutter, das iſt mir nicht leid —“

und ſo fort, bis ſie den Schlußreim

„Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein' Mann. —
Ja, ja, meine liebe Mutter, der 's Tanzen recht kann."

mit hellem Lachen ſchloß.

„Ja, ja, ſo Einer wär' dir der beſte!" ſagte die Großmutter auch lachend. — „Großmutter," begann Martha nach einer Pauſe, „das war doch hübſch, wie du mir früher zum Spinnen ſo ſchöne Geſchichten erzählt haſt; du erzählſt mir gar nichts mehr." — „Du einfältiges Kind! Wer wird ſo einem großen alten Ding noch Geſchichten erzählen!" — „Ei, das kann man wohl, nur wieder ein bischen andere, als die von Hänſel und Grethel. Hör', Großmutter, wie haſt du denn eigentlich den Großvater kennen gelernt?"

Die Großmutter lachte und ſprach: „Nun, das ging einfach zu. Mein Vater ſelig war gar beliebt beim Karl Herzog, und wie dieſer einmal bei ihm war, fragte er ihn: „Hat Er keinen Sohn, der zu Seinem Amtsnachfolger zu brauchen wäre?" — „Nein, Ew. Durchlaucht," ſagte der Papa, „ich habe nur vier Töchter." — „Nun, ſo will ich Ihm ein taugliches Subjekt ſchicken, das ſich zuvor ſchriftlich verpflichten ſoll, Seine älteſte Tochter zu heirathen, damit Er ihn noch bei Seinen Lebzeiten zuſtutzen kann." — „Mich bei Ew. Durchlaucht unterthänigſt zu bedanken," ſagte mein Vater. Nachher erzählte er der Mutter, was der Herzog geſagt, wir Mädchen durften's nicht hören; unſere Kleine aber, die Guſtel, ein gar naſeweiſes Ding, horchte im Alkoven und erzählte uns wieder, daß der Herzog einen Mann für mich ſchicken wolle, denn ich war die Aelteſte. Da fing ich aber an zu weinen, denn mir gefiel unſer Subſtitut, der Herr Grundler, und ich wollte keinen Mann vom Herzog; aber der Grundler konnte als Subſtitut nicht heirathen. Meine zweite Schweſter, die Heinerike, ſagte gleich, ſie wolle das Opfer werden und den Herzoglichen nehmen. Sie war gar hoffärtig und bildete ſich, glaub' ich, einen Junker ein mit Band und Stern.

„Da faßte ich mir ein Herz und ſagte es der Mama, und die Mama ſagte es dem Papa und fragte ihn, ob denn nicht der Grundler auch ein taugliches Subjekt wäre. Der Papa hatte ihn lieb und ſchrieb an den Herzog, und dem Herzog war's auch recht, und ſo kamen wir glücklich zuſammen. Die Heinerike aber hat lang mit mir getrutzt, daß ſie wegen meiner keinen Herzoglichen kriegte, aber ſie kriegte ſpäter den Pfarrer Schnepf und war beſſer daran." — „Und die andern Großtanten?" — „Die Ludovike nahm den Doktor Schnurrer und die kleine Guſtel wurde Frau Oberamtmännin. Ja, ja, wir gingen weg, wie die neugebackenen Wecken; das war eine andere Zeit."

Martha lachte hell auf und fing an zu ſingen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm," und ihre Schelmenaugen glänzten hell hinüber zur Großmutter.

Am nächſten Abend hatte ſich der Doktor früher eingefunden und behaglich bei der Großmutter niedergelaſſen. Martha mußte lachen, ſo oft ſie ihn anſah, weil ihr allemal die Amalie einfiel, die ſich ſo anmuthig aus ſeiner Taſche heraus verneigt hatte. „Was haſt du denn immer zu lachen?" fragte endlich die Großmutter. — „Ei, Großmama, die ſchöne Geſchichte iſt mir wieder eingefallen vom tauglichen Subjekt, das du geheirathet haſt." — „Du leichtfertiges Kind, ſprich nicht ſo deſpektirlich von deinem eigenen, leiblichen Großvater!" — „Aber nicht wahr, Großmutter," begann Martha wieder ganz geſetzt und ernſthaft, „das Verlieben war doch eigentlich noch nicht Mode zu deiner Zeit?" — „So, meinſt du?" ſagte die alte Frau, die das auf Ambition nahm, „nur gar zu ſehr. Bedenkſt du denn nicht, daß der Goethe, von dem ſie ſo großes Weſen machen, und der Schiller und der Bürger gerade in meiner Jugendzeit gelebt haben? Die haben auch ihre tauglichen Subjekte gehabt, mehr als nöthig! Und auch die andern ordinären Leute — o, ich könnte dir allerlei erzählen; ich kann dir nur ſagen, es iſt dazumal mehr bei der Verliebniß heraus gekommen als in unſern Tagen.“ — „Bitte, Großmutter, erzähle einmal etwas davon.“ — „Ja, ja, Frau Verwalterin,“ ſtimmte der ſchweigſame Doktor bei; „ich zünde dann mit Ihrer Erlaubniß meine Pfeife dazu an.“

„Nun, wenn's ſo gemeint iſt,“ ſagte die Großmutter, „muß ich mich erſt noch recht beſinnen. — Nun ja, als ich noch daheim war, wohnte nicht weit von uns ein adeliger Oberſt, der hatte ſechs Töchter, nicht eben ſchön, aber feine Fräulein, beſonders Elma, die Jüngſte. Hinter der Kaſerne, wo der Oberſt ſein Quartier hatte, war ein Garten, an den der des Kaufmann Ringhard ſtieß. Es waren vermögliche Leute, aber gar ſtill, ſo ein Bischen altbacken. Der Sohn war weit herum gekommen, in England und Hamburg und Bremen, war jetzt aber wieder daheim und wog Zucker und Kaffee aus in des Vaters Laden. Die ſchlanken Fräulein, wie ſie ſo im Garten ſpazierten, oder ſtickten, oder Guitarre ſpielten, gefielen ihm gar wohl, die Elma aber am beſten. Einmal faßte er ſich ein Herz, ihr ein Bouquet über den Zaun hinüber anzubieten; auch erfuhr ſie, daß er Engliſch verſtand, was ſie ſo gern gel[illegible] hätte. Kurz und gut, ſie ſprachen manchmal mit einander und immer lieber. Ihm aber kam das Fräulein ſo hoch vor, als ob ſie am Himmel hinge, und er wagte kein Sterbenswort von ſeinem Attachement zu ihr; waren auch beide noch gar jung.

„Der Oberſt kam in eine andere Garniſon und wurde General; der alte Ringhard ſtarb bald, nicht lange darauf die Frau, und der junge Mann verkaufte den Laden. Es war ihm nicht mehr wohl im einſamen Haus und Garten, und er hätte gern mehr von der Welt geſehen. So kam er weit herum und ließ ſich's ſauer werden, aber Gottes Segen war mit ihm, weil er ſeinem Vater ſo viel zu Liebe gethan. Nach zehn Jahren etwa war er Theilhaber an einem prächtigen Bankgeſchäft in Hamburg, deſſen Chef ſein Vetter war. Fräulein Elma hatte er nicht vergeſſen, er ſchrieb an einen Freund in der Heimath und fragte, was aus der Familie geworden? Der antwortete ihm, der General ſei geſtorben, Vermögen habe er nicht hinterlaſſen, wohl aber Söhne mit Schulden. Eines der Fräulein ſei an einen Offizier verheirathet, die andern hätten's mit dem Adel nicht mehr genau genommen; eine habe einen Doktor, die andere einen Pfarrer, von den drei jüngeren wiſſe er nichts zu ſagen.

„Nun ging der Ringhard her, und ſchrieb an den Doktor, deſſen Namen er wußte, und fragte ihn nach ſeiner Schwägerin Elma, ob ſie noch lebe und wo ſie ſei. Der Doktor aber — ich habe ihn wohl gekannt — das war der allerzerſtreuteſte und vergeßlichſte Menſch auf Gottes Erdboden. Seine erſte Braut hatte ihn aufgegeben, weil er in Geda[illegible] einmal ihren kleinen Finger genommen, um ſeine Pfeife damit zu ſtopfen. Man ſagte ihm nach, er habe einmal Abends beim Auskleiden ſeinen Rock in's Bett gelegt und ſich an den Nagel hängen wollen. Die Namen ſeiner Schwägerinnen konnte er nie behalten, und das war kein Wunder, denn da hieß eine Alma und eine Selma und eine Meta und eine Linda; weiß Gott, wo die Obriſtin den Unſinn zuſammen gefunden. Wie ihn nun ein fremder Menſch auf einmal nach der Elma fragt, ſo meint er, es ſei die Selma, und ſchreibt in der Eil' — er war immer in der Eil' —" — „Wie der Herr Doktor da!" warf Martha ein. — „Schreibt in der Eil', die ſei ſchon ſeit drei Jahren verheirathet an den Pfarrer ſo und ſo, und vergißt nachher auch nur ſeiner Frau, die, glaub' ich, Minna hieß, etwas von der Anfrage zu ſagen. So erfuhr die Elma kein Sterbenswörtchen von dieſer Frage und lebte ſtill für ſich hin, hülfreich bei den Schweſtern, wo man ſie brauchte; ſie war ſanften und heitern Gemüths und ſie blieb ein feines Fräulein, wenn auch kein junges mehr. So oft ſie in unſere Stadt kam, ging ſie wieder in den alten Garten, wo ſie in der Laubhütte engliſch gelernt hatte. Ob der Ringhard noch lebe oder nicht, wußte ſie nicht.

Dieſer aber konnte ſie nicht vergeſſen und kam darüber nicht zum Heirathen. In Hamburg aber hatte er eine Landsmännin, eine verheirathete Frau. Der ging es, wie mir: ein lediger Mann, der heirathen könnte, kam ihr wie eine leere Kutſche vor, die wohin fährt, und wobei einen der gute leere Platz darin dauert. So wollte ſie ihn denn zum Heirathen bewegen; er aber vertraute ihr an, wie er eben nur zu einer Einzigen habe ein Herz faſſen können, die für ihn verloren ſei. Sie hatte die Familie des Generals auch gekannt, und es that ihr leid um den Ringhard.

„Es war wohl zwei Jahre nach dem Brief des Doktors, da kam ſelbige Landsmännin zum Beſuch in ihre alte Heimath. Sie wurde viel eingeladen und traf auch mit

Fräulein Elma zuſammen, die ihr in ihrem ſanften, verſtändigen Weſen gar wohl gefiel. Als ſie ihre nähere Bekanntſchaft gemacht, ſagte ſie ihr einmal: „Ich kenne in Hamburg einen Landsmann von Ihnen, der ein recht treuer Freund Ihrer jüngſten Schweſter iſt.“ — „Ich bin die Jüngſte meiner Schweſtern,“ ſagte Elma und wurde roth. — „So haben Sie einen Kaufmann Ringhard gekannt?“ — Elma wurde noch röther und erzählte manches von der Gartennachbarſchaft ihrer jungen Jahre, ſo daß die geſcheidte Frau ſchon merken konnte, was die Glocke geſchlagen. Sie war aber mäuschenſtill, denn mit ſolchen Affairen muß man gar delikat umgehen. Wie ſie nun wieder in Hamburg war, erzählte ſie alles dem Ringhard, wie nur die Alma und die Minna und die Selma und die Meta Männer hätten — die Linda war, glaub' ich, geſtorben — die Elma aber ſei noch daheim.

„Da ward der Kaufmann vor Freuden wie ein Jüngling; die geſcheidte Frau aber ſagte: „Sachte! wiſſen Sie auch, daß das Fräulein derweile zwölf Jahre älter geworden? Und in zwölf Jahren wird ein Mädchen weder jünger noch ſchöner.“ — „Und ich habe ſie die zwölf Jahre in meinem Herzen getragen,“ rief der Ringhard, „da iſt ſie nicht alt geworden! Wie ſie ausgeſehen, das ſchwebt mir noch vor wie ein Traum, aber wie ſie iſt, ſo ſanft und ſo heiter und ſo ſittſam und ſo fromm, das iſt noch lebendig in meiner Seele und ich will ſie lieb haben und behalten.“

„Bleib's dabei, der Ringhard hat die Elma geholt. Der war's wie ein Traum. Ich ſage dir aber, wie ſie am Altar ſtand, ſo ſchlank und züchtig, mit ihren ſtillen, frommen Augen, da war ſie noch ſchön genug, und er muß es auch gedacht haben, ſo glückſelig ſchaute er ſie an. — Es iſt ihnen recht gut gegangen; ihren eigenen Mädchen aber haben ſie ordentliche Chriſtennamen gegeben, damit es keine ſolche Verwechslung mehr gebe, denn nicht alle Mannsleute haben ſo getreue Herzen.

„Nun, Kleine,“ ſagte die Großmutter, eine Weile nachdem ſie geendet hatte, „willſt du heute wieder dazu tanzen?“ Martha ſchüttelte ſchweigend den Kopf, in ihren Augen ſtanden helle Thränen. — Der Doktor blieb dießmal da, bis der Abendſegen geleſen war, dann ſagte er gute Nacht.

Am nächſten Morgen wehte wieder eine rothe Flagge an Annas Fenſter. Es mußte etwas Beſonderes los ſein; Martha hatte höchſt nöthig, der Anna ein Stickmuſter zu bringen, und ſie verſchwatzte ſich darüber ziemlich lang. Eine Stunde, nachdem ſie wieder daheim war, kam Anna herüber und da gab es ein neues Geflüſter; auch war der Spaziergang nach Tiſch wieder unerläßlich, obgleich das Wetter rauh und trüb war und das Eis nicht mehr ſicher. Die Großmutter wurde etwas unmuthig über das viele Zuſammenlaufen der Mädchen, doch wußte ſie wohl, daß Martha nicht lang ein Geheimniß bei ſich behalten konnte. Nach zwei Uhr aber rückte ihre alte Freundin, Jungfer Jakobine, mit ihrer Kunkel an, welches angenehme Ereigniß alle vier Wochen wiederkehrte. Martha mußte einen Extrakaffee machen und den roth gewürfelten Teppich auflegen. Die alten Damen vergaßen gar bald in traulichem Geſpräch die Geheimniſſe der jungen Welt. Jungfer Jakobine war in den Bruder ſelig der Großmama verliebt geweſen, und das knüpfte ein unzerreißbares Band zwiſchen ihnen. Jetzt waren freilich die romantiſchen Ideen längſt begraben und tauchten nur ſelten an beſondern Tagen auf; es waren meiſt reelle Gegenſtände, die ſie beſchäftigten und unterhielten.

Gar leicht wandte ſich ihre Unterhaltung auf's Kochen, und ſo einfach und frugal die zwei alten Damen für ſich lebten, mit ſo vielem Genuß beſprachen ſie die Leckerbiſſen, die ſie in früheren Tagen bereitet. Wenn Jungfer Jakobine von den Müßlein erzählte, die einſt ihrem Bruder, dem Amtmann, ſo geſchmeckt, ſo beſchrieb die Großmutter die Süpplein, mit denen ſie ihren Mann, den Verwalter, erquickt hatte. Und immer glänzendere Bilder entfalteten ſich, großartige Gaſtmähler aus den Tagen ihrer Blüthe tauchten auf; neben dem Butter und Honig und dem Zwetſchgenmuß, die das beſcheidene Tiſchlein zierten, erhoben ſich imaginäre Lerchenpaſteten und gefüllte Spanferkel von lange vergangenen Viſitations- und Marktſchmäuſen. Aufſatztorten, Muskazin und Tabaksrollen.

Und Martha — mit welch' glückſeligem Uebermuth hörte ſie das Geſpräch der zwei ehrwürdigen Damen, die ſie ſo beſcheidentlich bediente, — wie eine Fee, die aus ihrem Königreich voll Roſenwolken und goldenem Duft ſich einmal herabläßt, armen Menſchenkindern den Tiſch zu decken. Was waren doch die Süppchen des Großpapa ſelig, und die Saucen und Brätlein, mit denen Jungfer Jakobine ihren Bruder regalirt, und die Puddings, die längſt verſchollene Amtmänner und Prälaten geſpeist hatten, gegen die Herrlichkeiten ihrer Gegenwart und die goldenen Berge ihrer Zukunft!

Der Abend kam und die Spinnräder ſchnurrten wieder. Die Großmutter ſah mit verſtecktem Lächeln nach Martha hinüber, begierig, wann das große Geheimniß zu Tage kommen werde. Martha ſetzte verſchiedene mal an, ſie konnte die rechte Form der Mittheilung nicht finden; endlich verſuchte ſie's gerade aus: „Was thäteſt du ſagen, Großmutter, wenn nächſten Dienſtag ein Ball wäre?“ — „Ich? ich thäte ſagen, es ſei recht unnöthig; ihr habt ja erſt im Herbſt einen gehabt. Da iſt gewiß wieder der fremde Menſch ſchuldig, der Pelze, oder wie er heißt —“ — „Felſen! Großmutter, iſt das nicht ein intereſſanter Name? Die norddeutſchen Namen ſind doch viel hübſcher als unſere.“ — „Nun, das weiß ich gerade nicht, der Name thut nichts zur Sache. Vor Zeiten war ein Strumpfwirker hier, der hieß Falkenhorſt, das iſt auch ein flotter Name.“ — „Ein prächtiger, Großmutter, der hätte ſeine Söhne ſollen Soldaten werden laſſen.“ — „Er hatte nur ein Mädchen, die heirathete den Seckler Kazenwadel.“ — „O pfui!“ — „Ei, der Name thut nichts zur Sache, ſie lebte vergnügt mit ihm. Und was den Pelze betrifft —“ — „Felſen, Großmutter.“ — „So will mir nicht gefallen, daß der Menſch ſo müßig herum liegt.“ — „Aber ſein Proceß, Großmutter! Weißt du, er iſt eigentlich in der Erwartung auf die Erbſchaft erzogen worden, und hat nur Jus ſtudirt, um ſelbſt Einſicht darein zu bekommen. Wenn er gewinnt, will er ein eigenes Landgut bewirthſchaften.“ — „Gefällt mir nicht,“ wiederholte die Großmutter kopfſchüttelnd, „gefällt mir gar nicht. Wär' ich ein Mann, ich wollte zu ſtolz ſein, um meine Zukunft an einen Proceß zu hängen. Ein Mann ſoll ein Mann ſein, ob er einen Pfennig hat oder nicht. Da ſieh den Doktor an, der iſt im Waiſenhaus erzogen und hat ſich ſelbſt mit Gottes Hülfe ſeinen Weg gebahnt, und iſt jetzt reſpektirt von den Reichen und ein Segen für die Armen;

das nenn' ich einen Mann.“ — „Aber, Großmutter, die Naturen ſind verſchieden; der Doktor iſt arm erzogen, für den war es nicht ſchwer, ſich zu behelfen, und arbeiten mußte er, um zu leben. Weißt du, alle Leute können nicht gerade ſein wie Doktor Enchelmaier; ſo bekäme ja keiner eine Frau.“ — „So, meinſt du, der bekäme keine Frau?“ ſagte die Großmutter faſt zornig; „zehn für eine ſage ich dir, aber das leichtfertige Mädchenheer unſerer Tage iſt ihm nur nicht gut genug.“ — „Nun, dann ſoll er ſich eine vom Himmel herunter holen,“ ſagte Martha, nun ihrerſeits empfindlich. Natürlich! ein Mädchen, ein ſtolzes junges Blut, wie ſie nicht ſo ſelten ſind, als ſiegesſichere Männer glauben, theilt in Gedanken wohl hundert Körbe aus; aber daß einer dieſer zum voraus Verſchmähten nicht nach ihnen verlangen könnte — das iſt eine tiefe Kränkung, ganz natürlich!

Aber ſie mußte die Großmutter wieder umſtimmen des Balles wegen, darum lenkte ſie begütigend ein: „Du wirſt ſehen, Großmutter, der Doktor findet noch einmal eine ganz ordentliche, ſtille Frau, gerade wie ſie für ihn paßt. Verlieben wird ſie ſich nicht in ihn,. aber darauf wird er auch keine Anſprüche machen; er findet darum doch ein ſo zahmes, ſtilles Glück.“ — „Nun, wolle Gott, wenn dich's einmal auch nach einem zahmen Glück verlangt, daß du dann noch eines findeſt,“ murmelte die Großmutter für ſich, wehmüthig den Kopf hin und her wiegend.

Nun aber brach Anna ein, und dem vereinten Andringen der jungen Mädchen konnte die Großmutter nicht widerſtehen. Alsbald begann große Revue unter den vorhandenen Blumen und Bändern; ſtarke Zuſchüſſe zum Taſchengeld wollte die Großmutter nicht verwilligen, und Urſula erhielt Befehl, das weiße Kleid einzuſeifen, denn die Zeiten und die Sitten der kleinen Stadt waren ſo harmlos, daß ein gewaſchenes weißes Kleid und eine ſchon getragene Roſe noch ballfähig waren.

Martha hatte kaum geglaubt, daß ſie den Dienſtag wirklich erleben würde. „O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr, o ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!“ war ihr ſtiller Stoßſeufzer geweſen. „Du wirſt ſehen,“ ſagte ſie oft zu Anna, „es geſchieht gewiß vorher noch etwas!“ Freilich, ſie ſelbſt bekam einen heiſeren Hals, und ob ſie auch ihre Schmerzen beim Schlingen mit dem Muthe eines Scävola verbiß, die Stimme verrieth ſie. „Herr Doktor, kuriren Sie mich nur geſchwind einſtweilen,“ bat ſie den Hausfreund; „nachher habe ich ja wohl Zeit zum Krankſein.“ Der gute Doktor aber kurirte ſie ſogar definitiv, nicht nur proviſoriſch, und ein Huſten, der die Großmutter befiel, machte ihr Daheimbleiben nicht eben nöthig. „Gelt, Großmütterchen, dir iſt lieber, wenn es bald ruhig wird und du zu Bette kannſt? Und ich komme ſo leiſe heim, ſo leiſe, daß es kein Mäuschen ſtört.“ — „Ja, ja,“ lächelte die Großmutter, „geh' immerhin.“ Wie ſchaut die Jugend, die ſich auf den goldenen Wellen ſchaukelt, ſo triumphirend auf das Alter am Strande, und mit welch' behaglicher Herablaſſung ſehen die Alten von der ſtillen Bucht auf das kindiſche Treiben des jungen Volkes!

Es wurde Dienſtag Morgen, und gewiß und wahrhaftig, es wurde auch Dienſtag Abend. — Urſula hatte Bewegung genug den Tag über; Martha machte bei Hofraths ihre Toilette, und mit vielem Selbſtgefühl trug das Dienſtmädchen mit hoch ausgeſtrecktem Arm das ſchön gebügelte Ballkleid über die Straße.

In der Dämmerung ſchlüpften Martha und Anna herüber, um ſich der Großmutter in ihrem Glanz zu präſentiren. Anna hatte nun freilich ein himmelblaues Florkleid und eine Guirlande von Phantaſieblumen mit Silberblättern, aber ihre Farbe war unſcheinbar und ihre langgeſtreckte Geſtalt wenig jugendlich, obgleich ſie ſich ſelbſt allezeit recht wohl gefiel und intereſſant erſchien, auch vorzugsweiſe die tragiſchen Romane liebte, in denen hohe Geſtalten die Heldinnen waren. Martha aber, ſelbſt ein friſches Röslein, einen Roſenzweig in den dunkelblonden Haaren, die Augen glänzend von heller Jugendluſt, war trotz des gewaſchenen Kleides ſo recht ein Bild des jungen Lebens. Die Großmutter betrachtete ſie mit unverhohlenem Wohlgefallen, wenn ſie auch für unpädagogiſch hielt, ſolches in Worten zu erkennen zu geben; Urſula aber, deren Entzücken ſich zwiſchen ihrer jungen Herrin und zwiſchen Fräulein Anna im Silberlaub theilte, eilte in der überfließenden Fülle ihres Herzens zum Doktor hinauf. „Herr Doktor, kommen Sie doch herunter! Unſere Fräulein ſind — ſo ſchön! man meint, es ſeien dem lieben Gott zwei Engel 'nausgekommen!“ Mit geruhigem Lächeln erhob ſich der Doktor, wechſelte ſeinen bequemen Schlafrock mit dem Patientenrock und ſtieg ſachte hinab. Er blieb lächelnd unter der Thüre ſtehen und betrachtete die zwei jungen Geſtalten. Es lag etwas wie Wehmuth in ſeinen Augen. Martha erröthete bis unter die Locken, ſo als Schauſtück dazuſtehen, doch lächelte ſie den Doktor an, glücklich im halb bewußten Gefühl ihrer friſchen Jugendſchöne.

„Gehen Sie nicht auch ein wenig auf den Ball?“ fragte ſie. — „Ei ja, Herr Doktor,“ rief die keckere Anna, „ich erbiete mich, Sie aus der Tour zu holen.“ — „Danke verbindlich,“ ſagte der Doktor, „ich habe nie getanzt.“ — „Halten Sie Tanzen für Unrecht?“ fragte Martha. — „Ach nein,“ rief Anna dazwiſchen, „der Herr Doktor wird es nicht können.“ — „Sie können recht haben, Fräulein,“ ſagte der Doktor und ſetzte, zu Martha gewendet, hinzu: „Mein Leben iſt frühe ſehr ernſt geworden und mein Ziel lag gerade vor mir; ich hatte keine Zeit, am Wege zu ſpielen.“ Martha war nicht eben zu einer Diskuſſion über das Moraliſche des Tanzes aufgelegt, der Doktor auch nicht.

„Nun komm, nimm noch deine Handſchuhe!“ mahnte Anna; „es iſt Zeit.“ Freilich, die Handſchuhe! wie hatte ſie die vergeſſen können! Eiligſt holte ſie die vom letzten Ball; aber ach, der Herr Subſtitut hatte damals in ſchwarzen bockledernen Handſchuhen getanzt, die auf ihren blaßrothen Glacé rettungsloſe Flecken zurückgelaſſen; daran hatte ſie nicht mehr gedacht. „Schicke ſchnell zur Putzmacherin!“ trieb Anna; die allein hat helle Glacés, einen Gulden das Paar.“ — „Was? einen Gulden ein paar Handſchuhe?“ eiferte die Großmutter. „Das ginge mir ab! Hat ſie nicht noch die neuen däniſchen, die ich ihr zu Weihnachten gab? Die ſind lange ſchön genug!“ — „Aber däniſche Handſchuhe zu einem Ballſtaat, beſte Frau Verwalterin!“ ſtellte Anna vor, „das iſt unmöglich!“ — „Ei was unmöglich! Haben ſie doch einen halben Gulden gekoſtet. Zu meiner Zeit hatte ein einziges Paar chokoladefarbene ſeidene meine ganze Jugend hindurch; kein Gedanke an helle Glacés um einen Gulden!“

Anna wollte nicht nachlaſſen, die Großmutter nicht nachgeben, Martha, mit dem Weinen kämpfend, verſuchte vergeblich die geſchwärzten zu reinigen oder umzuwenden; die Großmutter blieb unerbittlich bei der Verſicherung, die däniſchen ſeien Prachthandſchuhe; ſie wollte den Doktor zum Zeugen aufrufen, der aber war abhanden gekommen und Martha mußte endlich mit den däniſchen abziehen. Die theilnehmende Urſula hatte ein Paar weißbaumwollene von ihrer Confirmation her ſchüchtern unter der Schürze gehalten, aber nicht gewagt ſie anzubieten.

Unter der Hausthüre erſchracken ſie über eine dunkle Mannesgeſtalt, die athemlos herbei gerannt kam, Martha ein kleines Päckchen in die Hand drückte und dann im Dunkel der Hausflur verſchwand. — War es ein Genius im Flausrock, oder war es wirklich und leibhaftig der Doktor geweſen, der trockene, ernſthafte Doktor, der ſparſame Doktor, der ſeine Röcke zweimal wenden ließ und der nun Martha ein paar weiße Glacéhandſchuhe in die Hand gedrückt, ſo weich und fein, daß eine Prinzeſſin ſie hätte tragen dürfen? Martha konnte es wirklich nicht glauben, fand auch nachher nie den Muth, dem Doktor zu danken; indeſſen nahm ſie es hin als eine Feengabe. Nun war kein Wunſch in ihrem jungen Herzen zurück, und ſtrahlend vor innerem Glück, mit ſittſam geſenktem Haupt und klopfendem Herzen betrat ſie unter dem Schutz der Frau Hofräthin den Ballſaal.

Die Großmutter ſchritt indeß höchſt unzufrieden in ihrem Stüblein auf und ab; es gereute ſie, dem Kind nicht den Wunſch erfüllt zu haben, und ſie machte ihrem Unmuth durch laute Ausbrüche über die verwöhnte und eitle Jugend Luft. — Der Doktor beendete noch eine ſchriftliche Arbeit, dann wickelte er ſich auf's neue in ſeinen Biberrock, um einen Kranken zu beſuchen. Er ging ſtill vorüber an den hellen Fenſtern des Ballſaals, der ihm bis in die arme Hütte einzelne gellende Töne ſeiner fröhlichen Muſik nachſandte.

Wären nicht die Handſchuhe geweſen, die ſich ſo gar weich und fein um ihre Finger ſchmiegten, Martha hätte gewiß kein einziges mal an den Doktor gedacht. Sie war gar zu glücklich! Alle Mängel der Muſik und der Beleuchtung, die den Tänzern häufigen Stoff zum Geſpräch gaben, waren für ſie nicht vorhanden. Für ſie lag auf allem noch der goldene Duft der unausgeſprochenen Poeſie eines jungen Herzens; alles war heute ſchön und gut; ihre Seele hatte keinen Raum für einen Mißlaut.

Zwar ihr weibliches Selbſtgefühl fühlte ſich etwas verletzt davon, ſo harrend in der Reihe der Jungfrauen ſitzen zu müſſen, den Männern gleichſam zur Wahl angeboten. Aber nun kam der bedeutungsvolle Moment, wo die ſchwarze Wolke der Herrn ſich löste, um die Erkorenen zum Tanze zu führen, — voraus engagiren war nicht Sitte in Pappelburg, — und die Eine, edle, ſchlanke Geſtalt, höher, bedeutender als alle übrigen — wen wird er wählen? Gewiß Anna mit dem Silberkranz, oder die Gutsbeſitzerstochter mit der Tunika von rothem Flor und den Granatblüthen im Haar. O nein, es iſt Martha, das friſche Röschen, in ihrem ſchlichten weißen Kleid, die nun ſo ſelig an ſeiner Hand dahin zieht, die mit ihm ſich wiegt und wogt auf den Wellen der Töne, die er ſo ſorgſam feſt hält am Ende, damit ihr, dem Kinde, dem der Tanz noch ſo neu iſt, nicht ſchwindle. Und wie lebendig und bedeutend war ſeine Unter=

haltung, wie ſo ganz anders als die herkömmliche der längſt bekannten männlichen Jugend der Stadt! Plauderte ſie mit ihm, ſo wurde ſie unwillig, wenn der Tanz wieder begann, tanzten ſie, ſo wünſchte ſie, daß es kein Ende nehmen möge. Die ſpäteren Touren mit andern waren nur Erinnerungen an dieſe erſte. Und wie oft benützte er die Pauſen, um ſich neben ſie zu ſetzen, mit wie inniger Luſt ſah er den erregten, lebensvollen Ausdruck ihrer Züge, wenn er, der gebildete Mann ihr Gebiete aufſchloß, in die ſich bis jetzt höchſtens ihre Gedanken gewagt hatten! In welch' vollem Glanze zeigte ſich hier ſeine edle Geſtalt, ſeine vornehmen Manieren! Ja, er hatte Recht, wenn er ſcherzend behauptete, er ſei zum Freiherrn geboren. Und wenn ſeine Hoffnungen ihn täuſchen ſollten, — gewiß, in Unglück und Entbehrung müßte er ſich noch viel ſchöner, viel edler ausnehmen. Es waren ganz wunderbare Texte, die Martha der mangelhaften Muſik des Pappelburger Stadtzinkeniſten unterlegte.

Und nun noch der Cotillon, dieſe getanzte Novelle, zu der man nur die Wichtigſte, oder die Ungefährlichſte als Gefährtin wählt! Und wieder war es Martha, die er ſich erkieste und die in glückſeliger Beſtürzung ihm zu dem Reigen folgte.

„Was kann er eigentlich an der Kleinen finden?“ fragten ſich die Damen. „Es iſt wahr, Martha hat ſich in letzter Zeit ſehr hübſch gemacht,“ gaben die Männer zu, denen jetzt erſt ein Licht aufging über ihre jugendliche Anmuth. Martha aber war faſt zu Muthe wie Johanna Gray, als ſie zur Königin berufen wurde. Den Vortanz lehnte Felſen ab. „Wir wollen lieber plaudern,“ flüſterte er ſeiner Dame zu. Aber zum Plaudern fand ſich wenig Zeit; die

Damen drängten ſich, dem intereſſanten Fremden die Honeurs ihrer Stadt zu machen; er wurde fortwährend aus der Tour geholt, wurde überſtrömt mit Roſen und Ringen; er durfte nicht Einmal hinter dem Stuhl ſtehen, nicht Einmal allein mit dem Korbe tanzen; er konnte gar nicht fertig werden und ſah ſeine Gefährtin mit einem komiſch klagenden Blick an, wenn er immer wieder von ihrer Seite gerufen wurde.

Aber das Ende kam, wie es von allen ſchönen Dingen kommt. Ein Glück für Martha, daß ſie das verhaltene Gähnen ihres Ritters nicht bemerkt hatte. Sie hatte keinen Begriff davon, daß man an einem ſolchen Abend geſättigt und müde ſein könne; aber ſie war auch viel zu dankbar für das Glück, um zu klagen, daß es nun vorüber ſei. Sie freute ſich ſchon wieder auf die Einſamkeit ihres Stübchens.

Nach alter ehrwürdiger Ballſitte in Pappelburg wurden nach beendetem Tanz lange Tafeln in der Mitte des Saals aufgeſtellt, um die ſich Herrn und Damen zu gemeinſamem Thee ſetzten. Unter Begleitung der etwas ſchläfrigen Muſik wurden dann Lieder angeſtimmt, alte philiſterhafte Freudenlieder mit Zöpfchen: „Streicht die Falten vom Geſichte!“ — „Alles was wir lieben, lebe!“ — „Es kann ja nicht immer ſo bleiben,“ ein Lied, das Herrn Schettler immer zu Thränen bewegte. Martha ging's wie dieſem; die Muſik brachte ſie immer leicht zu Thränen, und ſie hatte Mühe, ſie zu verbergen. Felſen ſaß ihr gegenüber, er blickte in dieſe „zwei Veilchen, feucht vom Thau;“ es war ein neuer Reiz der jungen Roſe.

Dann der Heimweg an ſeinem Arm! ſein bedeutungsvolles Flüſtern vom nahen Scheiden! Urſula mit der Laterne zog reſpektvoll ein gut Stück Wegs hinterdrein, die Hofräthin und ihre Töchter folgten in kürzerer Entfernung, unbeachtet von dem Paar. „Würden Sie mir auch zu einem andern Gange die Hand bieten?“ flüſterte endlich Felſen, als ſie der Hausthüre nahe gekommen, aufgeregt von dem heitern Abend und dem Champagner, mit dem er das Feſt beſchloſſen. Er erſchrack ſelbſt ein wenig ob dem kecken Wort; Marthas tieferglühendes Geſicht konnte er nicht ſehen, und da ſie keine Antwort gab, nahm er an, ſie habe ihn nicht verſtanden, und — wiederholte die Frage nicht. Urſula ſchloß die Hausthüre auf. — „Gute Nacht, mein Fräulein!“ Der weiche, reiche Ton dieſer Stimme, die bedeutungsvolle Frage klang nach in ihren Träumen unter den Tönen der Walzer und der Lieder, die ſie in Schlummer wiegten.

Und Felſen? Nun, für ihn war ein Ball in Pappelburg kein ſo unerhörtes Ereigniß; aber dieſe helle, friſche Blume, dieſes Kind mit den klaren, blauen Augen und dem warmen jungen Herzen war ihm doch eine neue, liebliche Erſcheinung, und mit einem Gefühl wahrhaft fürſtlicher Großmuth hatte er ihr alle Juwelen ſeiner Huld in den Schooß geſchüttet. Er war vornehm erzogen, und er liebte es, Glückliche zu machen. Wer konnte noch wiſſen, wenn er den Proceß gewinnen ſollte, und mit ihm des Urgroßonkels Beſitz, der ihm die Thüren der reichſten und edelſten Häuſer öffnen mußte, ob es ihm dann nicht einfiel, zum Erſtaunen der Welt gerade dieſes Veilchen im Graſe zu pflücken und die ſtolzen Tulpen ſtehen zu laſſen? Er malte ſich ſchon das Glück des Kindes aus, wenn er, wie der Mährchenprinz, zum Köhlerkinde vor ihre Pforte kommen würde, um ſie auf ſein Schloß zu führen.

Die Großmutter des jungen Mannes, einſt eine glänzende Schönheit, der Stolz, und wie man munkelte, ſogar die ſtille Liebe eines hochfahrenden, reichen Oheims, deſſen einzige Erbin ſie war, hatte gegen deſſen Willen einen Lieutenant geheirathet. Sie hatte die Kraft gehabt, dieſen Schritt zu wagen, aber nicht die Kraft, ſeine Folgen zu tragen: die Liebe in der Hütte, die ſich ſo ſchön ausnimmt in Mädchenträumen. Sie brachte ihr Leben damit zu, nach den Gütern und Genüſſen zu ſeufzen, die ſie um der Liebe willen geopfert.

Ihre Tochter, ſchön wie ſie, ſollte den ſtarren Oheim wieder gewinnen; ſie wurde in der Hoffnung auf das Erbe anſpruchsvoll erzogen, ſie heirathete in der Hoffnung auf das Erbe einen ſpekulativen Gutsbeſitzer; aber rührende Briefe und überraſchende Brautviſiten ſchlugen fehl bei dem ergrimmten Oheim, deſſen ſtarker Geiſt und zähe Körperkraft ihm Methuſalas Alter verhieß. Die Großmutter ſtarb in der Hoffnung, daß dem Enkel, einem ſchönen, begabten Knaben, gelingen würde, was ihr und der Tochter nicht gelungen.

Oskar Felſens Vater, der Gutsbeſitzer, ſtarb nach vielen mißglückten Spekulationen. Seine Frau, die der Mutter zähe Hoffnungskraft geerbt, zweifelte keinen Augenblick an ihres Oskars Erfolgen, und ſo wurde denn dieſer als künftiger reicher Erbe verwöhnt, und geberdete ſich auch von Jugend auf als ſolcher. Hausgenoſſen, Dienſtboten, Schulkameraden, ſelbſt die Lehrer bis zu gewiſſem Grade, trugen dazu bei, ihn in ſeinem Glauben zu beſtärken, ohne daß ſich irgend jemand den Grund dieſer Anſprüche an ſeine Zukunft klar gemacht hätte.

Oskar lernte gut, und der ſteinerne Urgroßonkel erhielt alljährlich Gratulationen in lateiniſchen Diſtichen, Zeugniſſe, Preismedaillen, Zeichnungen von behelmten Köpfen im Profil mit der Unterſchrift: „O. Felſen fecit.“ Vergeblich, der Mann blieb von Stein und verlangte nicht einmal den hoffnungsvollen Urneffen zu ſehen. Was ihn ſo ingrimmig auf ſeine Familie machte, das war nicht mehr die Heirath der ſchönen Nichte mit dem längſt dahingegangenen Lieutenant, es war der Aerger, daß man auf ſein Geld und ſomit auf ſeinen Tod warte; und mit grimmiger Schadenfreude ſah er eines der jüngeren Familienglieder um's andere in's Grab ſinken: „Nicht wahr, dir hab' ich das Warten auch vertrieben?“ — „Auf mein Geld hin wollte der Lieutenant den Abſchied nehmen, wenn er nicht vorher gefallen wäre, auf mein Geld hin hat das Mädchen geheirathet und der Gutsbeſitzer ſpekulirt, auf mein Geld hin wird der Bube erzogen wie ein Prinz!“ Die ſcharfſinnige Idee ſchien ihm nie zu kommen, daß er durch Freigebigkeit im Leben ſeine Familie des Wartens auf ſeinen Tod entheben könnte; er war feſt entſchloſſen, wenn er einmal wirklich nicht umhin könne zu ſterben, ſollten ſie erſt keinen Nutzen davon haben.

Der einſame alte Mann ließ es geſchehen, daß ſich allmälig ein Schmarotzergeſindel um ihn ſammelte, das behauptete, von ſeinem lange verſchollenen Mutterbruder abzuſtammen, und ihn unter niederträchtigen Schmeicheleien beſtahl, wo es konnte.

Oskar bezog eben mit den letzten Mitteln ſeiner Mutter die Univerſität in der ſichern Hoffnung, der Alte, der jetzt ſechsundneunzig zählte, müſſe nun doch endlich ſterben, und da[illegible] werde es ſo ziemlich gleich ſein, was er ſtudirt habe, da dann die Verwaltung des Gutes und Vermögens ſeine ganze Zeit in Anſpruch nehme. Der Alte that es aber nicht unter neunundneunzig Jahren, und in ſeinem Teſtamente war die Familie Zeyher eingeſetzt, von deren Verwandtſchaftsanſprüchen Oskars Mutter keine Ahnung gehabt. Das brach ihr das Herz und ſie erholte ſich nicht mehr von dem Schlag. Oskars Vormund fing einen Proceß an, um die Aechtheit jener Abſtammung zu beſtreiten; die Mutter erlebte das Ende deſſelben nicht mehr, Oskar aber betrieb nun ſeine juridiſchen Studien mit vielem Eifer, in der Hoffnung, einſt ſelbſt glücklicher zu ſein als ſein Advokat. Es handelte ſich freilich hier nicht ſowohl um juridiſche Feinheiten, als um den einfachen Beweis, daß die jetzige, unbeſchreiblich dürftige Familie Zeyher nicht von jenem verſchollenen Mutterbruder abſtamme; denn mit den geſchwächten Geiſteskräften des alten Herrn zur Zeit der Abfaſſung des Teſtaments ließ ſich lediglich nichts anfangen; ſein Geiſt war ſo lederzäh geweſen wie ſein Körper.

Sechs Jahre dauerte nunmehr der Proceß. Felſen hatte ein wenig als Advokat prakticirt und mit ſeinem kleinen Einkommen, mit dem Reſt des Muttererbes, wohl auch mit fremdem Geld ſeither ein äußerſt vornehmes Leben geführt; Jedermann ſah in ihm fortwährend noch den künftigen reichen Erben und zweifelte nicht an dem glücklichen Ausgang ſeines Proceſſes. Er ſelbſt hatte ſeine bisherige Exiſtenz von jeher für eine proviſoriſche angeſehen; war der Proceß gewonnen, dann ſollte erſt ein definitives Daſein beginnen, dann wollte er ein würdiger, gediegener Bürger des Staats, ein edler Gatte und Vater, ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechts werden; einſtweilen — nun, da mußte man die flüchtige Stunde genießen, wie ſie ſich finden ließ.

Nun hatte er Hoffnung, in alten Familienbüchern des Städtchens Pappelburg Notizen über den wirklichen und ächten Urſprung des Geſchlechts Zeyher zu finden. Er hatte ſich zu dieſen Nachforſchungen und Auszügen gehörig Zeit und Muße genommen. Das Leben einer kleinen Stadt war ihm neu; vermöge ſeiner ſanguiniſchen Natur liebte er es, ſeine Strahlen auch dieſem beſchränkten Kreiſe zuzuwenden; bei der Hofräthin hatte er ein gaſtliches, unterhaltendes Haus gefunden, in der blühenden Martha eine anmuthige Anregung für ſein Herz, und wenn er jetzt endlich am Ziele ſeiner Wünſche war, ſo eilte es ohnehin gar nicht mehr mit der Advokatenpraxis.

So hatte er den Ball noch mitgemacht, der ihm zu Ehren veranſtaltet worden, und hatte dabei faſt zu tief in Martha's dunkelblaue Augen geſchaut. „Es iſt Zeit, daß ich gehe,“ ſagte er ſich, als er daheim war; „ich mache ſonſt noch Dummheiten. Ich muß vorläufig die Kleine frei laſſen, und mich ſelbſt auch.“

Die Großmutter hatte ſich immer gefreut, daß Martha nach einem genoſſenen Vergnügen hellauf und früh wie ein Vögelein wieder an ihre Tagesarbeit ging. Dießmal war's ihr jedoch faſt zu viel mit der Friſche und Munterkeit; die Augen glänzten, die Wangen glühten, das Kind hüpfte und ſang, als ob jetzt erſt eine ganz neue Herrlichkeit anbrechen ſollte, nicht als ob's mit dem Ballvergnügen nun auf mindeſtens ein Jahr vorüber ſei. Der Großmutter Blicke folgten ihr etwas bedenklich.

„Nun, ſo erzähl' mir auch von eurem Ball!“ ſagte ſie endlich. Martha ſetzte ſich auf den hölzernen Schemel zu ihren Füßen und ſchaute auf mit den blauen Augen, in denen ein ganz neuer Himmel aufgegangen war, und begann: „O, ſo ſchön iſt's geweſen, Großmutter!“ — „Ja, wie ſchön denn?“ — „Ja, eben gar zu ſchön, ſo ſchön, wie noch gar nie.“ — „Nun, was war denn ſo beſonders ſchön dabei? Hat der Waldhornwirth einen Kronleuchter aufgehängt? Da hättet ihr euch ja die Köpfe eingeſtoßen.“ — „Nein, aber auf den Ofen hat er zwei Talglichter geſtellt, wie er kalt geworden war.“ — „So, das war die Schönheit?“ — „Nein,“ ſagte Martha lachend; „weißt du, Großmutter, du kannſt das doch nicht mehr ſo recht verſtehen, ich kann dir's nicht ſo begreiflich machen, warum's ſo ſchön war.“ — „Natürlich,“ ſagte die alte Frau trocken, und die Erzählung hatte ein Ende.

Als aber Anna kam, ziemlich verwachten, verſtörten Ausſehens und mit aufgewickelten Locken, und ſich mit Martha in ihr Stübchen zurückzog, da gab's zu plaudern und zu erzählen die Hülle und Fülle. Martha wollte freilich nichts verrathen von ihrem ſüßen Geheimniß und von den bedeutſamen Worten vor dem Abſchied, keine Sylbe, aber ſo allmälig errieth es Anna doch und baute Martha's Traumgebäude viel ſtolzer und kecker aus, als dieſe ſelbſt gewagt.

„Mutter ſagt, er wäre in ſechs Tagen hier fertig geweſen, und er blieb ſechs Wochen hier; das iſt nur dir zu lieb geſchehen.“ — „Glaubſt du? Nein, nein, das glaube ich in Ewigkeit nicht!“ — „Und dieſen Abend iſt er zum

Letztenmal bei uns, du kommſt doch auch?" — „Wenn's die Großmutter erlaubt." — „Da fehlt es nicht."

Es fehlte aber doch; die alte Frau, die ſonſt Martha keine Freude verſagte, ſchlug dießmal die Einladung rund ab. „Es war ſo vielerlei in der letzten Zeit, Viſiten, Schlittenfahrten, Ball, es iſt vor der Hand genug." — „Nur heute noch, Frau Verwalterin!" — „Martha läßt der Frau Mutter gehorſam danken und wird ſelbſt noch ihre Dankſagung machen." Bei dieſem Beſcheid blieb's.

Martha kam ſich als das allerunglücklichſte und mißhandeltſte Geſchöpf auf Erden vor. Bei Anna wollte ſie nicht klagen über die Großmutter, aber in ihrem Kämmerlein weinte ſie ſich recht aus, ſo recht von Herzen. Dieſes Einemal, das Allerletztemal, ſollte ſie ihn nicht mehr ſehen! Das war doch zu hart! — Die Großmutter merkte nichts von den verweinten Augen, von der dumpfen Reſignation, mit der Martha ihr Tagewerk mechaniſch verſah, behüte! die ſpann, als ob nichts geſchehen wäre. Es iſt merkwürdig, wie gefühllos das Alter wird.

Als Martha Abends das Licht brachte, hatte ſich das tiefſte Leid wohl ein wenig gelegt, aber die hellen Fenſter bei Hofraths drüben weckten es auf's Neue. Die Großmutter aber ſetzte ſich ganz behaglich zurecht. „So, rück' näher; wir ſind ſchon lang nicht mehr ſo in der Stille beiſammen geſeſſen. Die Anna iſt mir lieb und werth, aber das ewige Geſpringe und Geflüſter iſt mir doch oft zu viel. Heut' iſt wohl eine Abſchiedsviſite drüben?" — „Ich glaube," ſagte Martha tief erröthend. — „Nun, ſiehſt du, das war meiner Zeit noch nicht der Brauch, daß man Mädchen eingeladen hat zu einem Herrn; dazumal überließ man's den Herren, die Jungfern aufzuſuchen." — „Nun ja, aber manchmal geht das eben doch nicht.“ — „Allemal nicht, iſt auch nicht nöthig; aber deſſen ſei gewiß: wo's einem Mann ernſtlich um ein Mädchen zu thun iſt, da findet er auch die Wege zu ihr; was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl. Das haſt du an der Geſchichte von dem Kaufmann und der Elma geſehen. Tauſendmal lieber eine alte Jungfer bleiben, als einem Mann nur mit dem kleinen Finger winken; ſo habe ich gedacht, wie ich noch jung war, auch wo mir ſchon mein Mann ſelig recht wohl gefallen hat.“ Martha ſpann mit ungeheurem Eifer und blickte nicht auf.

„Ich hatte eine gute Freundin,“ hob die Großmutter wieder an, „die war freilich etwas anders geſinnt: kein freies oder leichtſinniges Mädchen, aber ein heißes, ungeſtümes Blut, das ſein Schickſal hat ſelbſt machen wollen.

„Ihr Vater war ein adeliger Oberförſter, der in einem einſamen Schlößchen wohnte. Ein bürgerlicher Aſſiſtent kam in's Haus, und wie das ſo zu gehen pflegt, die jungen Leute, die ſo viel allein beiſammen waren, gefielen einander wohl. Dem Alten gefiel das aber nicht, er wollte mit der Julie hoch hinaus, die eben nicht ſchön war, aber ein geſcheidtes, talentvolles Mädchen. Er fing Briefe auf von den jungen Leuten, obwohl ſie's mündlich hätten verſehen können, ſchöne Verſe von der Julie an den Aſſiſtenten; dieſer vermochte keine Reime, er ſchrieb eben, wie man ſchreibt, aber gar zärtlich. Der alte Herr ſpie Feuer und Flamme und ſchickte Knall und Fall den Jungen fort. Doch war es nicht ſo bös gemeint; er verſchaffte ihm gleich eine gute Stelle.

„Julie ſchickte man auf Beſuche fort, zur Zerſtreuung. Das iſt mir immer lächerlich vorgekommen; eine Liebe, die ſich durch's Reiſen vertreiben läßt, wäre auch daheim vergangen. Mit einer vornehmen Heirath wollte es ſich aber nicht ſchicken bei der Julie, und ſie dachte mehr und mehr wieder an den Römer — ſo hieß der Aſſiſtent — der aber gar nichts von ſich hören ließ. Sie behauptete, das ſei lauter männlicher Stolz, er vergehe mittlerweile vor ſtiller Liebe und ſie ſei um ihr Lebensglück betrogen. Ich aber meinte, wenn ſie ihm ſo tief im Herzen liege, wie er ihr, ſo verſuche er gewiß einmal wieder zu kommen, ſo oder ſo. Da ſeufzte ſie nur und ſprach von Seelen, die in ſtummer Liebe vergehen. Die Männer aber vergehen nicht ſo leicht, das kannſt du mir glauben, Kind." — Martha ſeufzte.

„Nach acht Jahren ſtarb der Oberförſter. Julie hatte in der Zeit ganze Hefte voll der ſchönſten Verſe gemacht. Der Römer war irgendwo Revierförſter. Da meinte denn Julie, es wäre doch Pflicht, ihm als einem alten Bekannten des Vaters Tod anzuzeigen. ‚Und ich thät's nicht,' ſagte ich. ‚Er hat es in der Zeitung geleſen; denkt er noch an dich, ſo kommt er ſelber, thut er's nicht, ſo wollt' ich ihn nicht daran mahnen.' Sie lebte damals bei einer alten Fräulein Tante in meiner Heimath, wo wir uns kennen gelernt hatten.

„Nun, daß ich's kurz mache, die Julie wollte nicht auf mich hören: es ſei Pflicht der Höflichkeit, machte ſie ſich weiß. Was können die Leute nicht alles nach Umſtänden zur Pflicht machen! Sie war ſonſt ein ſtolzes Mädchen geweſen, aber das Herz iſt wie ein eigenwilliges Kind; gibt man ihm einmal nach, ſo wird man nicht mehr Meiſter. Zuletzt hielt ſie's gar noch für Pflicht, ihn verblümt einzuladen auf das Schlößchen, bevor ſie ausziehen mußte. Nun, was will man machen, wenn man ſo höflich eingeladen wird! Der Römer kam. Wie es weiter ging, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ſie zuſammen kamen.

„Als ſie eines ſchönen Morgens als Braut und Bräutigam zu mir kamen, konnte ich mich nicht ſo recht freuen, wie ich gerne gewollt. Ein boshafter Freund ſang ihnen halblaut nach aus ſo einem leichtfertigen Lied von dem Goethe: ‚Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin.‘ Ich denke, ſie hat's nicht gehört.

„Sie ſelbſt war keine ſo glückſelige Braut, wie man hätte denken ſollen. Sie ſuchte mir immer zu beweiſen, wie ſie ſo gar nichts dazu beigetragen habe, und wie Römers frühere Zurückhaltung nichts als männlicher Stolz und ſtille Liebe geweſen ſei; aber ſie ſah oft ſo ängſtlich in ſeine Augen, und ſie war ſo bemüht vor den Leuten, ſeine Zärtlichkeit zu zeigen, was eine rechte Braut lieber für ſich behält. Mir iſt das Herz oft ſchwer dabei geworden.“

„Und wie iſt es ſpäter gegangen?“ fragte Martha die Großmutter, die in trübes Nachdenken verloren daſaß. — „Kind, ſo beſcheiden iſt ſelten ein Mann, daß er's nicht merkt, wenn ihm ein Mädchen entgegen kommt, und ſo fein und nobel iſt noch ſeltener einer, daß er eine Liebe nicht gering anſchlägt, die er ungeſucht gefunden. Nach zehn Jahren habe ich Julie wieder geſehen: eine gute und treue Frau, die ihrem Mann zu lieb that, was ſie konnte, aber eine glückliche nicht. Er war Oberförſter geworden, aber ſie hatte wenig Genuß davon. Er ließ ſie ſo deutlich merken, daß er ſie nicht vermißte in Geſellſchaft, die er doch liebte und ſuchte. Sie war ſo ängſtlich bemüht, ſich jung und ſchön zu erhalten, was freilich nicht recht gelingen wollte. Sie ſah älter aus als er, obwohl ſie Eines Alters waren. Sie ſtudirte allerlei Bücher über die Behandlung der

Männer und wie man ihre Liebe erhalten könne. Mir kommt ſchon traurig vor, wenn eine Frau dazu noch andere Anleitung braucht als ihre Bibel und ihr Herz. Sie meinte das Einemal, ſie zeige ihm zu viel Liebe, dann wieder zu wenig. Ich hatte mein Lebtag noch nicht gewußt, daß es eine ſo complicirte Sache um den Eheſtand ſei; bei uns ging's ſo einfach. Mir ſchnitt's in's Herz, wenn ich hörte, wie er ſie ſo von oben herab behandelte. Ich weiß gewiß, ſie hatte mehr Verſtand und Bildung gehabt als er; aber wo eine Frau ſich nicht äſtimirt weiß, ſinkt ihr Geiſt zuſammen. Man kannte ſie gar nicht mehr, ſo verſchüchtert war ſie geworden. Das Geſinde, ja ihre eigenen Kinder haben ſie nicht hoch angeſchlagen, und doch hat ſie treulich ihre Pflicht gethan. Geklagt hat ſie mir kein Einzigesmal, nur einmal ſagte ſie: ‚O Marie, die einen Mann Einmal ſucht, die muß ihn ihr Lebenlang ſuchen!‘“

Martha war ſtill nach dieſer Geſchichte; man hörte nur das Schnurren der Räder und das einförmige Kreiſen der Spindel. Sie war nun froh, daß ſie nicht zu Hofraths gegangen, und ſtolz, daß ſie ihm geſtern beim Cotillon den Kranz nicht gegeben, ſelbſt die Blume, die er von ihr erhalten, hätte ſie gern wieder zurück genommen. Nur noch Einmal hätte ſie ihn gern geſehen, — nur ein Einzigmal.

Am andern Morgen erwachte Martha mit trüben Augen und ſchwerem Herzen. Heute reiste er ja ab, und ſie ſollte ihn nicht mehr ſehen, vielleicht ihr ganzes Leben nicht mehr, und ſie hatte ihm nicht einmal Lebewohl ſagen können! Sie meinte, wenn ſie nur das gekonnt, dann wollte ſie alles ertragen; aber ſo wußte er ja nicht einmal, ob ſie aus Gleichgültigkeit gegen ihn geſtern von Hofraths weggeblieben! Es kamen ihr ganz traurige Geſchichten zu Sinne; von Herzen, die ſich gegenſeitig nicht verſtanden und einſam fern von einander durch's Leben gegangen, recht herzbewegliche Geſchichten. Wohl dachte ſie daran, geſchwind zu Hofraths hinüber zu gehen, wo er doch Abſchied nehmen würde. Sie hatte allerlei an Anna zu beſtellen. Aber nein, die Großmutter hatte all' ihr jungfräuliches Gefühl geweckt; lieber wollte ſie einſam, unverſtanden vergehen, als nur um eine Linie die Schranken weiblicher Sitte überſchreiten.

Mit geſenktem Kopf und verhaltenen Thränen ſaß ſie beim Frühſtück, aus der Küche klang nicht wie ſonſt ihre glockenhelle Stimme, nur halblaut ſang ſie vor ſich hin: „Ja, Scheiden und Meiden thut weh.“ Die Großmutter verhielt ſich ganz achtlos und gefühllos dabei, wenn auch ihr Auge oft mit gutmüthigem Leid den matten Bewegungen des ſonſt ſo elaſtiſchen Kindes folgte; ſie wußte wohl, daß es auch ein Schlafwandeln des Herzens gibt, das man beſſer nicht beim Namen ruft.

Martha hatte ihre Arbeit draußen verrichtet; ſie ſaß am Fenſter am Nähzeug und beugte ſich tief herab, damit die Großmutter ihre naſſen Augen nicht ſehen möge. Da hörte ſie einen Schritt auf der Treppe, leichter, elaſtiſcher als der des Doktors. Es klopfte; war es Wahrheit oder ein Traum? war das wirklich ‚ſein hoher Gang, ſeine edle Geſtalt‘? Es war ſo, und Anna mit beglückendem Lächeln trat mit ein. „Herr Felſen wünſchte noch die Frau Verwalterin zu beſuchen,“ ſagte ſie, ihn vorſtellend. „Ich erbot mich, ihm den Weg zu zeigen.“

Ueberraſcht, aber gar nicht außer Faſſung gebracht, empfing die alte Frau den unerwarteten Gaſt mit der zierlichen Höflichkeit der alten Welt und nahm neben ihm auf dem Sopha Platz, während Martha mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen ganz faſſungslos am Fenſter ſaß und nicht wagte, herüber zu blicken, als ob ſie den Mann in ihrem Leben noch nie geſehen. Auch die Großmutter mußte bei dem überraſchenden Beſuch an beſondere Motive denken, ſo unwahrſcheinlich ihr dieß wieder war, und ſie dachte ſchon auf eine anſtändige Formel, mit der man den Freier zunächſt vertröſten könne, bis ſeine Exiſtenz gegründet ſei; denn das ſtand ihr feſt, an einen Proceß durfte Martha ihre Zukunft nicht knüpfen. Aber es hatte keine Gefahr; ehe ſie den Gedanken ausdenken konnte, hatte Felſen in ſeiner leichten, gewinnenden Weiſe ihr geſagt, daß er heute erſt im Geſpräch mit der Frau Hofräthin darauf gekommen, wie ſie die Frau Verwalter Großmann ſei, bei der ſeine Großmutter, Frau von Ehrenſtein, früher einmal ſo freundliche Unterkunft gefunden, die ſie in dankbarem Herzen bewahrt habe, und wie er nun die Stadt nicht verlaſſen könne, ohne ihre Bekanntſchaft zu machen.

Die Großmutter erinnerte ſich im Augenblick der jungen, ſchönen Offiziersfrau, die im Begriff, ihren Mann in's Feld zu begleiten, auf der Durchreiſe durch ihren früheren Wohnort erkrankt und von ihr aus dem ſchlechten Gaſthof zu ſich eingeladen worden war. Sie hatte ihr ſpäter noch einmal geſchrieben und ihr ein goldenes Medaillon mit ihren Haaren geſchickt. Daß das aber die Großmutter des hier ſo viel beſprochenen Herrn Felſen geweſen, hatte ſie nie geträumt. Felſen ſelbſt wäre es wohl nie eingefallen, da er eben keine erſtaunliche Pietät für Familientraditionen hatte, wenn er nicht des Proceſſes wegen alle alten Papiere ſo gründlich hätte ſtudiren müſſen. — Nun entſpann ſich ein äußerſt lebendiges Geſpräch zwiſchen der alten Frau und dem jungen Mann, der ſich ihr ſo hingebend widmete, als ob er nie ein anderes Intereſſe gehabt, und Martha erſt allmälig in's Geſpräch zog, als ſie nach flüſternder Unterhaltung mit Anna ſich von der Ueberraſchung etwas erholt hatte. Aber er mußte nach Tiſch abreiſen; er brach auf, verabſchiedete ſich ſehr höflich von der Großmutter, und Martha bot er die Hand zum erſtenmal. Wie zitterte die ihrige in der ſeinen! — „Leben Sie wohl, Fräulein Martha. Auch Ihnen habe ich zu danken für die Güte und Freundlichkeit, mit der Sie dem Fremden begegnet, und die ich hier ſo reichlich erfahren durfte. Einen fröhlichen Lenz! Möge uns in beſſeren Tagen ein Wiederſehen beſchieden ſein!" — Martha ſtand ganz ſtill, es wollte keine Sylbe über ihre Lippen, bis er geſchieden war.

Als die Großmutter von ſeiner Begleitung zurückkehrte, war Martha nicht mehr im Zimmer, ſie hatte ihr Stübchen geſucht, und als ſie wieder kam, bemerkte die Großmutter abermals die rothen Augen nicht, durch die ein glückliches Lächeln ſchimmerte. Nun hatte ſie doch Abſchied von ihm genommen und er war bei ihr geweſen! Die ſchlichte Stube war nun geweiht für alle Zeiten, die Sophaecke, wo er geſeſſen, der Geraniumſtock daneben, mit dem ſeine Finger während des Geſprächs geſpielt, die Stelle, wo er ihr Lebewohl geſagt, das alles waren nun geheiligte Stätten, das waren Reichthümer für ihre Erinnerung, und wegen der Frau Lieutenant ſelig war er eigentlich doch wohl nicht zur Großmutter gekommen. Die Trennung bekümmerte ſie nicht; ‚der jungen Mädchenliebe genügt der Duft der Blüthe, vom

Golde ſchon der Glanz.‘ Sie iſt in ihren Träumen reicher als in der Wirklichkeit; das Sehen, das Beiſammenſein hat nur Werth, weil es den Träumen neuen Stoff gibt. Daß der ſo unerwartete Beſuch ſchon jetzt einen reellen Zweck haben könnte, daran hatte nur die alte Frau gedacht, das junge Mädchen nicht; das wäre ihr zu raſch gekommen. O, ſie konnte ſich gedulden!

Die Großmutter war äußerſt wohl aufgelegt. Sie liebte den Verkehr mit jungen Leuten, zumal mit jungen Männern; es freute ſie, ſich noch beachtet zu ſehen, und hatte dießmal Felſen den Zaun um des Gartens willen gegrüßt, nun, ſo hielt ſie das auch für keine Sünde. Daß er ſich nicht erklärt, war recht vernünftig, aber ſie zweifelte nicht, daß ein ſo charmanter junger Mann ſeinen Weg in der Welt machen würde, auch ohne die Erbſchaft; es ſchien ihr das ſogar für ihre Martha der glücklichere Fall, denn ob er mit der Erbſchaft noch kommen würde, nach dem Kinde zu ſehen, das war ihr höchſt zweifelhaft.

Inzwiſchen ließ ſie die Sache gehen und ſtehen, wie ſie ging und ſtand. Sie hatte nichts dawider, wenn die Rede mit Martha auf Felſen kam, wobei dieſe ſich ſehr kühl, nüchtern und vernünftig benahm. Sie redete auch wohl hie und da mit dem Doktor, der in allen Stücken ihr geheimer Rath war, von der Sache, aber da ſchien ſie nicht viel Anklang zu finden; er blieb meiſt kürzer als ſonſt, und zuletzt gab ſie in Gedanken der Martha nicht ſo ganz Unrecht, die gemeint hatte, zum Verlieben ſei der Doktor juſt nicht geſchaffen.

Und wieder war's Winter, kein friſcher, kalter, klarer, ſonnenheller Winter im blanken Panzer von Eis, den blendend weißen Sammtmantel übergeworfen: trüb und feucht, ſchwer und nebeldicht lag er auf der Erde, und Muth und Luſt und Gelegenheit fehlten zu all den winterlichen Freuden, die im vergangenen Jahr die kurzen Tage ſo fröhlich und die langen Nächte ſo hell gemacht hatten. Keine telegraphiſchen Zeichen flatterten mehr an Annas Fenſter, Martha hätte auch gar nicht Zeit gehabt zu dem eifrigen Hin- und Herſpringen, wie im letzten Winter. Die Großmutter kränkelte; Martha hatte ihr liebes, trauliches Stübchen verlaſſen und ſich zu der Kranken gebettet. Es war die erſte trübe Zeit ihres Lebens, und es war ihr oft, als ſei es mit aller Freude vorüber. Nicht immer: Ein Stern war ihr auch im trüben Winter nicht erbleicht, und hielt ſie aufrecht in langen, dunkeln Nächten. Wohl war im Ernſt des Lebens der glänzende Traum etwas erbleicht, aber im Hintergrund ihrer Seele, da ſchlummerten ſie noch, die traulichen Gedanken von der ſtillen verborgenen Treue, die nach langen Jahren des Harrens glänzend hervortritt; aber ſie wagten ſich gar ſelten an's Licht.

Anna freilich that ihr Beſtes, der Flamme Nahrung zu geben, ſobald ihr einmal Martha an einem beſonders ſchönen Mondſcheinabend im allertiefſten Vertrauen ihr Herz erſchloſſen hatte. Nächſt der ſüßen Rolle einer Geliebten gibt es keine wichtigere und angenehmere, als die einer Vertrauten, und es iſt gewiß ein gutes Zeichen für die Verläugnungs- und Liebeſähigkeit weiblicher Herzen, daß ſie ſich dieſer Rolle ſo aufopfernd hingeben, ſo willig in den Hintergrund zurücktreten können. Manchmal ſind Vertraute weiſe, kühl, belehrend, ſelbſt wenn ſie kaum achtzehn Jahre alt ſind, und haben für die Freundin viel Weisheit übrig, deren ſie ſelbſt noch recht bedürftig wären; oft aber ergänzen ſie aus überfließender Herzensfülle, was etwa der Freundin noch abgeht, und ſteigern durch treuliche Beihülfe ein Gefühl, das ſonſt leicht wie ein Traum vorübergegangen wäre.

Im letzteren Fall war Anna, die ſelbſt eine ſehr romantiſche Richtung hatte. Sie war unermüdet, mit Martha jeden Augenblick jener glückſeligen Zeit wieder durchzuleben, jedem Blick Felſens, jeder Sylbe, die er geſprochen, die höchſt mögliche Bedeutung zu geben und das ſchöne Zukunftsbild, das Martha nur im fernſten Nebelduſt vorſchwebte, zu zweifelloſer Gewißheit zu erheben.

Die Großmutter hatte einen recht erträglichen Tag und ſaß im Lehnſtuhl am Fenſter, als Anna raſchen Schrittes eintrat, wie Eine, die gute Botſchaft bringt. „Nun, Fräulein Anna, was bringen Sie Gutes Neues? ſind Sie Braut?“ — „Ich nicht,“ rief Anna mit wichtiger Miene; „Herr Felſen hat ſeinen Proceß gewonnen!“ — „So? Nun das iſt ja ſchön, wenn nur das Glück den jungen Menſchen nicht übermüthig macht.“

Martha war ganz ſtill, ſie wußte nicht warum, aber ſie konnte ſich nicht recht freuen. Der Erbe eines Landhauſes und eines unermeßlichen Vermögens war ihr in unabſehbare Ferne gerückt; ſie hatte ſich ihn immer unglücklich gedacht, vom Geſchick getäuſcht; ſie hatte nie ſein Glück geliebt und ſeine glänzenden Hoffnungen, nur Ihn. — „Vermelden Sie unſere ſchönſten Glückwünſche, wenn die Frau Mama ſchreibt,“ ſagte die höfliche Großmutter. — Anna hätte gern Martha noch allein geſprochen, aber dieſe verſtand nichts und blieb bei der Großmutter ſitzen. Sie ſchalt ſich ſelbſt über ihre Theilnahmloſigkeit und ihren Egoismus, aber ſie konnte nicht anders, die Glücksbotſchaft lag ihr wie Blei in den Gliedern.

„Wer weiß, ob das des Menſchen Glück iſt!“ hob die Großmutter wieder an. „Wenn er nicht gewonnen hätte, hätt' er mehr ſeine eigene Kraft brauchen müſſen.“ — „Ja, und Manches, das ſich vor ſeinem Glanz ſchüchtern zurückzieht, würde mit Freuden Sorge und Armuth mit ihm getheilt haben!“ rief Martha mit erglühenden Wangen, ſchwieg aber plötzlich erſchrocken ſtill. — „Was das anbelangt,“ ſagte die Großmutter bedächtig, „ſo iſt's zwar um's Theilen eine ſchöne Sache, aber die Armuth kann's nicht ſo recht vertragen, die genießt man lieber aparte. Sie ſingen wohl: „Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz,“ wenn ich aber ein ſchmales Brod theile, ſo wird's alleweil noch ſchmäler, was weniger angenehm iſt. Aber der Felſen hat ja das Seine gelernt, hat einen guten Kopf und iſt ſauber von Leibesgeſtalt; der hätte ſchon ein anſtändiges Auskommen auch für zwei finden können.“

Bei der Großmutter war von der Sache nicht weiter die Rede; Martha wollte alle vermeſſenen Gedanken und Hoffnungen in ſtrenger Hut halten, aber Anna ruhte nicht mit ſchmeichelnden Bildern, bis ſie die Freundin in einen Zuſtand glückſeliger Erwartung verſetzt hatte, ſo daß dieſe im Stillen jede Stunde des Prinzen mit der goldenen Kutſche gewärtig war. Nur der leidende Zuſtand der Großmutter dämpfte wieder den innerlichen Jubel.

Martha ſaß mit dem Strickzeug am Bett der ſchlummernden Großmutter, die heute ſich recht krank und müde fühlte, als Anna wieder herüber kam, nicht ſo freudig und leichtfüßig wie vor einigen Wochen, wo ſie die Botſchaft vom gewonnenen Proceß verkündet; indeſſen hielt ſie auch dießmal einen Brief in der Hand. Martha winkte ihr zu ſchweigen und leiſe aufzutreten, Anna ſelbſt ſchien heute nicht beſonders zu Mittheilungen aufgelegt; ſie legte den Brief auf's Bett neben Martha und ſchlich ſich fort.

Es war ein Brief Felſens an die Hofräthin. Mit bitterem Humor dankte er der verehrteſten Freundin für ihre Gratulation. „Das Erbe, das ich antreten ſoll, iſt im brillanteſten Zuſtand. Das Landhaus iſt durch den alten Cyniker und durch die charmante Familie Zeyher in einen Zuſtand verſetzt, der einen Verkauf wie eine Herſtellung gleich unmöglich macht. Nicht nur die Bäume des Gartens, nicht nur Parketböden und Treppengeländer ſind verkauft und als Brennholz verbraucht worden, ſogar die Fenſterſcheiben ſind herausgenommen, und die fünf Jahre, in denen es unbewohnt war, haben es zur Ruine gemacht. Mit einem Theil des Kapitalvermögens, das urſprünglich nur etwa den zehnten Theil von der Summe betrug, die unſere Familientradition annahm, hat ſich ein Sachwalter aus dem Staub gemacht; der Reſt iſt ſo elend angelegt, daß mir kein Jude ein Viertel dafür gibt. — So iſt's vorüber mit meinen Beglückungsplanen für die Menſchheit im Allgemeinen und insbeſondere. Ein Reſt bleibt mir freilich, mit dem ein redlicher, ſparſamer Menſch neben einer ordentlichen Praxis leben könnte, mit einer Frau, die ſich darauf verſteht, auch Mannskleider zu flicken und übrig gebliebenes Rindfleiſch zu dämpfen. Dazu bin ich aber weder geboren noch erzogen u. ſ. w.“

Als Anna wieder kam, traf ſie Martha in ihrem Stübchen; ſie gab ihr den ſorgfältig zuſammengelegten Brief zurück und ſagte leiſe in gepreßtem Ton: „Es iſt gut ſo, es iſt vorüber,“ und mit den heißen Thränen, die ihr nun entſtrömten, trug ſie ihre Jugendliebe zu Grabe. — „Aber, Martha,“ ſtellte die Freundin vor, „das iſt nur Schüchternheit, weil er nun nicht reich iſt, und ſiehſt du, ein Advokat hat ein ungewiſſes Einkommen, und er iſt an ſo vieles gewöhnt, aber er iſt gewiß edler, als er ſich ausſpricht.“ — „Ich hoffe das zu Gott!“ ſagte Martha mit traurigem Lächeln. „Geliebt hat er mich nie. Sei nur ruhig, Anna, ich klage ja nicht.“

Die Großmutter ſchlief noch, als ſie hinüber kam. Sie barg ihr Haupt am Fußende des Betts und weinte ſich ſo recht ſatt.

Ein Frühling und ein Sommer waren dahin gegangen, gar ſtill für die ſtill gewordene Martha, die ſelten der Großmutter Krankenſtube verließ. Es ſchien ihr oft, als liege ihre Jugend ſchon hinter ihr in unvordenklicher Ferne und werde nie mehr wiederkehren. — Es war ein trüber Novemberabend, zur Zeit, wo die Großmutter ſonſt die Kunkeln angelegt für Martha und Urſula und Aepfel gebraten hatte. Martha hatte ſich immer ſo gefreut auf die traulichen, langen Lichtabende. Jetzt ſchnurrte kein Rädchen in der Stube und die fleißigſte Spinnerin lag tief im Grabe. Es war ſehr ſtill im Zimmer, hinter dem Ofen ſaß Urſula und ſchlief; ſie pflegte alle Abende, wenn ſie in's Zimmer kam, zu weinen, um ihre gute, alte Herrin, bis ſie ſich in Schlaf geweint.

Martha ſchlief nicht; in tiefe Trauer gekleidet, ſaß ſie im Lehnſtuhl der Großmutter, ihre Arbeit ruhte unberührt in ihrem Schooß. Die ſchönen, blauen Augen, die ein gut Theil ernſter blickten als vor zwei Jahren, ſahen auf zu dem Doktor, der vor ihr ſtand, den feſten, tiefen Blick auf ſie geheftet. Es mußte etwas recht Ernſtes und Wichtiges ſein, was die zwei zu beſprechen hatten.

Es war an dem, daß Martha die liebe, traute Wohnung verlaſſen ſollte, in der einſt das verwaiste Kind eine ſo volle Herzensheimath gefunden. Schon vor zwei Monden hatte ſie der Großmutter die Augen zugedrückt, aber bis jetzt hielt ſie noch ängſtlich feſt an den Räumen, in denen all ihre Erinnerung, ihre ganze Jugend ruhte, und ſie hatte ſorgſam alles unverrückt wie zu den Zeiten der Großmutter erhalten.

Nun ging das nicht mehr; das junge Mädchen konnte nicht allein bleiben, und ſie hatte nur zu wählen, bei welchem der Seitenverwandten der Großmutter ſie die vorläufige Heimath ſuchen wollte, die ihr recht freundlich angeboten wurde.

Die Großmutter war hellen Geiſtes und getroſten Muthes geſtorben; das lange Krankenlager hatte ihren klaren Sinn nicht trüben können. — „Für dich ſorgen kann ich nicht, Herzenskind,“ ſagte ſie zu Martha, die in Thränen aufgelöst an ihrem Lager kniete; „die Sorge für die Lebenden gehört dem Herrn, nicht den Sterbenden; ich kann nur für dich beten. Ganz arm biſt du nicht und verlaſſen wirſt du auch nicht ſein. Unſere Familie hat immer zuſammen gehalten. So lange du ein Plätzchen ausfüllſt in der eigenen Familie, mußt du nicht unter Fremde gehen. Um deine Zukunft kümmere dich nicht. Der Herr heißt uns nur um unſer täglich Brod bitten. Für heute Brod, für heute Licht, für heute Kraft, ſo iſt's genug; nur der verlorene Sohn hat ſein ganzes Erbe zum voraus wollen. Geht dir's nicht nach deinem Wunſch, ſo geht dir's doch nach Gottes Willen, und zuletzt ſiehſt du dann immer, daß Der Recht gehabt hat."

Der Doktor hatte ſich als ein treuer Freund gezeigt und war Martha zu unbeſchreiblichem Troſt geweſen; bei Tag und Nacht war er unermüdet der Kranken zur Seite und pflegte ſie wie ein treuer Sohn, nicht nur wie ein gewiſſenhafter Arzt. Beſuche wollte die alte Frau nicht mehr annehmen; ſo hatte ſich während der letzten Wochen der Krankheit die Außenwelt für Martha faſt ganz geſchloſſen, und nur die ernſte Seite des Lebens war ihr zugewendet. Wie ein älterer Bruder hatte der Doktor mit ihr die Kranke gepflegt, wie ein älterer Bruder hatte er nach ihrem Tode für ſie geſorgt. Er, der ſonſt ſo ausſchließlich für ſeinen Beruf lebte und ein wahres Grauen hatte vor. Correſpondenzen, vor amtlichen und Geldgeſchäften, hatte ſich ihrer Angelegenheiten angenommen mit einer Umſicht und Pünktlichkeit, die er ſich ſelbſt nie zugetraut hätte.

Nun erſt, als die Zeit kam, die ſie der alten Heimath entführen ſollte, hatte er zu Marthas unausſprechlichem Erſtaunen eine andere als eine brüderliche Frage an ſie geſtellt, und jetzt, zu dieſer Stunde ſtand er vor ihr, um von ihren eigenen Lippen die Antwort darauf zu holen. O, wenn ſie nicht ſo viel Ernſtes in der letzten Zeit erlebt hätte, dieſe Stunde hätte ſie gar nicht überleben können vor innerer Beklemmung! Was ſollte ſie dem Doktor ſagen, der ſo gut war und ſo edel, und den ſie eben doch nicht lieben konnte?

„Ich will Sie nicht drängen, liebe Martha,“ ſagte er, und ſie fand zum erſtenmal, daß der tiefe Ton ſeiner Stimme etwas Angenehmes hatte. „Entſcheiden Sie ſich mit aller Ruhe und Freiheit, ein Entſchluß für's Leben darf nicht übereilt werden.“ — „Ich nehme Ihre Geduld ſo lange ſchon in Anſpruch,“ ſagte Martha in einem ſanften, faſt ſchüchternen Ton, den der alte Freund nicht an ihr gewöhnt war; „wirklich, ich glaube gar nicht, daß ich Ihnen genügen kann.“ — „Das laſſen Sie meine Sorge ſein,“ ſagte der Doktor lächelnd. Sie hatte unbewußt hier eigentlich einen beſtimmteren, lebhafteren Widerſpruch erwartet, obgleich es ihr mit dem Zweifel Ernſt geweſen. — „Sie ſind ſo gut, Sie haben ſo viel für die Großmutter gethan, und für mich!“ — „Das darf Ihren Entſchluß nicht beſtimmen, Martha. Daſſelbe hätte ich für meine gütige alte Freundin gethan, auch wenn ich Sie nie geſehen hätte; was ich für Sie thun konnte, war einfache Pflicht eines Freundes und Hausgenoſſen, die ein Anderer nur beſſer erfüllt hätte.“

‚Aber er hat auch gar nichts Feines,‘ dachte Martha, die denn doch oft im Stillen die Hingebung für die Großmutter noch andern Motiven zugeſchrieben. ‚Warum kann ich denn eigentlich doch nicht Nein ſagen?‘ — „Ich habe Ihnen nicht verſchwiegen —“ begann ſie wieder mit geſenktem Blick und tiefem Erröthen. — Der Doktor fiel ihr in das Wort: „Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit, mit der Sie mir, mit Ueberwindung Ihres Gefühls, ſelbſt mitgetheilt, was mir kein Geheimniß war. Ich habe auch einmal geträumt, Martha, wenn ich Ihnen gleich nicht ausſehe, wie ein Träumer, geträumt von einer Knoſpe, die, unter meinen Augen aufgekeimt, auch einſt unter meinen Augen erblühen würde, für mich erblühen, in Glück und

Liebe. Der Traum iſt zu Schaum geworden, und die Schuld iſt wohl mein, daß ich die Knoſpe nicht zu wecken verſtand. Ich bin kein Sonnenſtrahl, Martha, höchſtens ein gutes warmes Herdfeuer. Wollen Sie ſich aber daran wagen, liebe Martha, ſo denke ich, auch Ihr Herzenstraum und Ihr Herzeleid ſollen nicht Steine in unſerem Wege ſein, ſondern Stufen, auf denen wir höher geſtiegen."

„Aber — freilich, Sie ſind ſo allein, ſo einſam im Leben; wenn Sie ſich begnügen könnten mit meiner ſchweſterlichen Zuneigung, meiner Treue, meiner Hochachtung —" Sie hielt plötzlich erſchrocken inne: das würde er am Ende ſchon für ein Jawort nehmen? und ſo hatte ſie's doch nicht gemeint.

„So genügſam bin ich nicht, liebe Martha," ſagte der Doktor mit ernſtem Lächeln. „Ihre erſte Liebe konnte ich nicht gewinnen, aber Ihre ganze Liebe iſt das einzige Ziel, das mir begehrenswerth iſt. Sie können und dürfen nur mein ſein mit vollem Herzen, mit Ihrem ganzen Willen; kein Gedanke als der an Gott darf zwiſchen uns beiden ſtehen, es darf keinen möglichen äußern Fall im Leben geben, der Sie Ihr Ja auch nur eine Sekunde bereuen ließe. Es muß Ihnen klar und feſt ſtehen, daß Ihr Entſchluß Gottes Wille iſt, daß Sie Ihre ganze Seele in meine Hand legen können, damit wir gemeinſam unſern Weg zum Himmel ſuchen. — Die Einſamkeit meines Herzens und Lebens darf Sie nicht zum Mitleid bewegen," fuhr er ruhiger fort; „ich bin allein, es iſt wahr, und ich werde mich ſehr einſam fühlen, wenn Sie fort ſind und dieſe Thüre geſchloſſen iſt. Aber ich habe gelernt, allein zu ſein mit Gott und mein Leben auszufüllen mit meinem Beruf; ich habe gelernt, auch ohne Hoffnung zu lieben, ohne darum herzkrank zu ſein. Sagen Sie alſo ja nicht Ja aus Mitleid, liebe Martha.“

„Warum will er mich denn aber, wenn er mich nicht braucht?“ dachte Martha. — „Nun, liebe Martha,“ ſagte der Doktor, deſſen raſches Auf- und Abgehen mehr als ſeine Worte ſeine innere Bewegung gezeigt hatte, indem er vor ihr ſtehen blieb, „nun laſſe ich Sie noch einmal allein mit Gott und Ihrem Herzen. Er lenke Ihren Sinn nicht nach meinem, ſondern nach ſeinem Willen. Gut Freund bleiben wir auf jeden Fall, Martha,“ ſetzte er im alten gemüthlichen Ton des Hausfreundes hinzu, indem er ſein Lämpchen anzündete und gute Nacht ſagte.

Marthas Licht war tief herabgebrannt, als ſie Urſula weckte und zu Bett ſchickte, in deren Schlummer keine Ahnung von der Lebensfrage gedrungen war, die vor ihr beſprochen worden. — Martha blieb lange noch auf mit ihren Gedanken. „Hat denn wohl je in aller Welt einer ſo um ein Mädchen geworben?“ fragte ſie ſich. „Wer weiß, wenn er mir ſeine ſtille Liebe und ſeine Einſamkeit ſo recht beweglich vorgeſtellt hätte, was ich hätte thun können, der Großmutter zu Lieb, die ſich gewiß im Himmel noch darüber gefreut hätte! Statt deſſen beweiſt er mir in einem fort, daß er mich eigentlich nicht braucht, und iſt dazu noch ſo anſpruchsvoll, daß er mich nicht einmal will, wenn ich ihn aus Achtung nehme! Und doch kann ich nicht Nein ſagen!“

Die arme, bedrängte Martha ſchlief endlich ein. Der Doktor hatte Recht: er war kein Sonnenſtrahl, wenigſtens kein gewaltiger, aber ihr letzter Gedanke beim Einſchlummern und ihr erſter beim Erwachen war dennoch: „Warum kann ich denn nicht Nein ſagen?“

Ich weiß nicht, warum wir in dieſer Geſchichte ſo viel mit Wintertagen zu thun haben. Aber ich kann es nicht ändern; es war in der That wieder ein trüber, nebliger, ſonnenloſer Tag zu Ende Februars und es wurde Nacht, ehe es recht Tag geworden war. Da und dort blinkten an den Fenſtern die Lichter auf, die Laden wurden eilig geſchloſſen, ein paar Buben, die ſich mit dem ſpärlichen Schnee erluſtigt hatten, zogen ſich auch in die Häuſer zurück und nur noch ein Mann im wohl zugeknöpften Winterrock ſchritt eilig durch die Straßen. Er ſchritt einem Licht zu, das von dem Fenſter eines netten Hauſes ganz beſonders freundlich und einladend ſeinen Schein auf die Gaſſe warf. Wer gute Augen hatte, konnte ſogar erkennen, daß eine Frau bei dieſem Licht noch emſig arbeitete, und der geſtrenge Eheherr, der auf dieſen Schein losſteuerte, bereitete ſich ſchon auf einen Verweis vor für die ungehorſame Frau, die gegen ſein Verbot bei Licht noch nähte. Gar zu ſcharf wird er übrigens nicht ausfallen, denn er ſchaut hellen Auges nach dem Schein, der ihm eine gute, trauliche Heimath erleuchtet, und denkt der langen Jahre der Einſamkeit, wo kein Licht und kein Herz ſeiner wartete, wo kein Auge heller blickte, wenn er heim kam, und überzählt nun den Reichthum, den Gott ihm verliehen.

Endlich war das Haus erreicht und er wollte eben an der Klingel ziehen, als in athemloſer Haſt ein Burſche um die Ecke gerannt kam und ihn auf der Schwelle ſeines häuslichen Glücks am Rocke zurück riß. „Herr Doktor,“ keuchte der Jüngling, in dem er den Kellner des erſten Gaſthofs, der Poſt, erkannte; „Herr Doktor, kommen Sie geſchwind zu uns! geſchwind! ſo ſchnell Sie können!“ — „Nun, was gibt's?“ fragte der Doktor, in dieſem Augenblick gar nicht erbaut vom Verlangen. — „Ein Herr, ein ganz vornehmer Herr — ein Graf — ein Fürſt oder ein Herzog iſt bei uns abgeſtiegen. Sein Begleiter, wahrſcheinlich auch ein Prinz, iſt beim Ausſteigen gefallen und hat den Arm gebrochen oder ſonſt was. Kommen Sie doch geſchwind!“

Ohne weitere Fragen riß der Doktor an der Klingel, eilte mit flüchtigem Gruß an der Frau vorbei, achtete der Kinder kaum und rannte mit ſeinen Inſtrumenten wieder fort, indem er nur noch der Magd zurief, wo er zu finden ſei.

Die junge Frau oben hatte ſeit zwei Stunden auf ihn gewartet. Allerlei kleine Delikateſſen, mit denen ſie ihn zum Veſper überraſchen wollte, ſtanden zierlich geordnet auf dem Tiſchchen vor dem kleinen Sopha; auf dem Lehnſtuhl lag Schlafrock und Hausmütze, am Ofen ſtanden Pantoffeln, um ihn recht gründlich zu erwärmen, wenn er von dem kalten Gang nach einem nahen Dorf zurückkehren würde. Auch von den Kindern erwarteten den Heimkehrenden allerlei Ueberraſchungen. Alfred, dem älteſten Sohn, hatte der Präzeptor ein ehrendes laudo mit rother Dinte unter ſein Argument geſchrieben, die fünfjährige Dorothee hatte den erſten Strumpf fertig gebracht, Annchen, die auch nicht zurück bleiben wollte, erklärte, ſie habe dem Vater auf ihre Tafel eine Kutſche gemalt, damit er fahren könne, und Wilhelm der kleinſte, hatte heute die erſten ſelbſtſtändigen Schritte gemacht.

Aus allen dieſen ſchönen Dingen war nun nichts geworden. Seufzend ſtellte Frau Martha die Speiſen zurück, legte den Kleinen zu Bett und ſuchte die Mädchen zu bereden, ihre Ueberraſchungen bis morgen zu verſparen. Alfred mit ſeinem laudo war am allerunzufriedenſten und meinte vorlaut: „Aber das iſt doch nicht recht vom Vater, daß er ſo an uns vorbei rennt und gar nicht nach uns ſieht, wenn wir ihm eine Freude machen wollen.“

„Der Vater denkt zuerſt an ſeine Pflicht,“ ſagte die Mutter dem Knaben und ſich ſelbſt zur Belehrung. „Bei uns zu ſein, wenn ihr brav ſeid, das iſt ſeine Freude, aber die gönnt er ſich erſt, wenn er ſeinen Beruf erfüllt hat. Sieh, darum ſteht der Vater ſo in Ehren bei Hoch und Niedrig vor vielen vornehmeren Leuten, weil er ſo treu iſt in allem, was ihm anvertraut iſt, und dabei nicht an ſich denkt. Wenn du einmal groß biſt,“ ſagte ſie mit feuchtem Auge, „ſo wirſt du erſt wiſſen, was für ein Gut dir der Vater in ſeinem guten Namen erworben. Meine Mäuschen gehen nun zu Bett, und den Strumpf und die ſchöne gemalte Kutſche geben wir dem Papa morgen zum Frühſtück; der große Alfred darf noch aufbleiben, wenn er ſich hübſch ſtill unterhalten will.“

Mit guten und ernſten Worten gelangte die Mutter endlich dazu, das kleine Volk zur Ruhe zu bringen. Die Magd, die auf eigene Rechnung auf's Rekognosciren ausgegangen, brachte Kunde von dem vornehmen Herzog auf der Poſt und dem faſt ebenſo vornehmen Herrn, der die Hand gebrochen, und der wahrſcheinlich des Herzogs Bruder ſei. Alfred war für ſein Warten reichlich entſchädigt durch die Erwartung der merkwürdigen Dinge, die der Vater zu erzählen haben werde, und wir wollen nicht dafür ſtehen, ob nicht Frau Martha ſchon im Geiſte ihren Gatten wegen beſonderer Verdienſte mit einem Orden geſchmückt erblickte.

Endlich ertönte die Hausglocke, und dießmal unbehindert von einem ſchnellfüßigen Kellner, trat der Doktor müde und erfroren in die behaglich warme Stube. Es war unſer alter Freund, der Doktor Enchelmaier, und er ſchien ſich in den zwölf Jahren, ſeit wir ihn nicht mehr geſehen, faſt verjüngt zu haben, trotz der Falten auf ſeiner Stirn. Es lag ein behaglicher Ausdruck in ſeinen ernſten Zügen, den ſie früher nicht gezeigt: ein Zug von Daheimſein. Von der jungen Frau, die ihn mit einem herzlichen Kuß begrüßt, und in der wir längſt die roſenwangige Martha wieder erkannt, könnten wir eben nicht ſagen, daß zwölf Jahre ſpurlos an ihr vorüber gegangen wären. So ſchlank ihre Geſtalt noch war, ſo war es doch keine Mädchengeſtalt mehr, und es begegnete ihr nur noch ſelten, daß man ſie „Fräulein“ anredete und den Doktor für ihren Papa hielt, was in den erſten Jahren ihres Eheſtandes zu ihrem unbeſchreiblichen Ergötzen oft geſchehen war; aber die ſonſt faſt allzu blühende Röthe ihrer Wangen war einer feinen Roſenfarbe gewichen, in den lachenden blauen Augen war ein milderes und tieferes Licht aufgegangen, und wenn die zwölf Jahre ſie nicht jünger gemacht, ſo konnte man doch im Zweifel ſein, ob ſie ſie nicht ſchöner gemacht hätten, was des Gemahls Fall nicht war, der im Artikel der Schönheit nie große Geſchäfte gemacht hatte.

Während wir in der Eile dieſe Perſonalien geben, iſt der Doktor glücklich in Schlafrock und Hausmütze und in ſeine gewohnte Sophaecke gekommen; nur die Pantoffeln hat er verſchmäht, ein Zeichen, daß er noch einmal ausgehen wird. Alles Fragen beim Nachhauſekommen war längſt verboten, und Frau Martha war darin ſo gehorſam, daß nicht einmal ihr Geſicht mehr neugierig ausſah. Alfred hatte es nicht ſo weit gebracht; obgleich er nicht fragte, war doch ſein ganzes Geſicht Ein Fragezeichen. Wie eine Militärbedeckung begleitete er den Vater mit offenem Munde auf jedem Schritt, um ja nichts von der wichtigen Mittheilung zu verlieren, die bevorſtand, ſo daß der ernſte Doktor hell auflachen mußte.

Nun war alles arrangirt, und die geſchäftige Hausfrau ſaß in Ruhe an des Mannes Seite und legte ihm Suppe vor. In dieſem außerordentlichen Fall war doch wohl das Fragen erlaubt und ſie hob an: „Was haſt du denn ſo ſpät noch für einen Patienten erhalten?“ — „Den Sekretär, Hofrath, oder wie man ihn titulirt, des regierenden Fürſten von Biberſtein=Kahleneck=Bergheim, der mit dem Fürſten hier durchreiste und die Hand gebrochen hat.“ — „Iſt es bedeutend?“ — „Gefährlich eben nicht, aber langwierig. Der Patient iſt höchſt ungeduldig und unglücklich, wochenlang hier verharren zu müſſen, ſtatt mit der Durchlaucht nach Italien zu reiſen. Nach Tiſch gehe ich noch einmal hin. Die Durchlaucht iſt dennoch abgereist, ſo unendlich ſie den Unfall des treuen Dieners beklagte; aber hier eine Nacht zuzubringen! Uebrigens hat er mir den Patienten auf's Dringendſte empfohlen.“ — Man beſprach den Vorfall zuſammen, Alfred fand noch Gelegenheit, mit ſeinem laudo hervorzurücken, und legte ſich befriedigt vom väterlichen Lob zur Ruhe.

Martha war allein noch auf und ſaß etwas ſchläfrig an ihrem Buch bei tief herabgebranntem Licht, als ihr Gatte nach Hauſe kam. „Weißt du, wer der fürſtliche Hofrath iſt?“ fragte er ſie, nachdem er ſie gegrüßt. — „Nein, wie ſollt' ich?“ — „Er heißt Felſen,“ ſagte der Doktor langſam, „und iſt ein alter Bekannter.“ Ein tiefes Erröthen flog über Marthas Geſicht; mit einem fragenden Blick bog ſich der Doktor von hinten über ihren Stuhl und ſah ihr in die Augen. Er konnte zufrieden ſein mit der Antwort, die ihm in dem langen, tiefen Blick der jungen Frau entgegen kam, mit dem glücklichen Lächeln, mit dem ſie aufſtand und ihre Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihr Haupt ausruhen ließ an ſeinem treuen Herzen.

Der Doktor beſorgte treulich und emſig ſeinen ungeduldigen und ziemlich unliebenswürdigen Patienten, der keinen alten Bekannten in ihm vermuthete, wenn ihm auch je und je vorkam, er ſollte ihn ſchon geſehen haben. Martha hatte gerade nicht Zeit, viel über dieſes wunderſame Zuſammentreffen nachzudenken und ſich auf das Wiederſehen vorzubereiten, denn ſie erwartete einen lieben Beſuch. Anna hatte ſich auf einige Wochen angeſagt, und wenn auch der Doktor das verheißene Vergnügen etwas kühl aufnahm, da er nie ein beſonderer Verehrer Annas geweſen war, ſo freute er ſich doch der Freude ſeiner Frau, die mit gewiſſenhafter Treue das Gefühl einer Freundſchaft feſthielt, der ſie durch ihre innere Entwicklung ziemlich entwachſen war.

Es war noch Fräulein Anna, die mit der verwittweten Mutter und den Schweſtern jetzt in der Reſidenz ein ziemlich langweiliges Leben führte, wie vielfach es auch durch Concerte, Theater und Vorleſungen gewürzt war. Anna hatte nicht innere Kraft, nicht Demuth und Selbſtverläugnung, nicht Liebethätigkeit genug, um ihr einſames Daſein klar und harmoniſch zu geſtalten; aber ſie war zu gutmüthig, um verbittert und böswillig zu werden und durch Schmähen über andere ſich für verfehltes Lebensglück ſchadlos zu halten. Sie begnügte ſich, ganze Hefte voll

Gedichte abzuſchreiben, lauter Variationen über das Thema:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht,“

und ſolche mit ſchmelzender, wenn auch nicht immer ſchmelzreicher Stimme zur Guitarre zu ſingen. Ihrer Freundin Martha gönnte ſie ihr häusliches Glück von Herzen und war die Pathin ihres jüngſten Töchterleins; aber das proſaiſche Ausſehen des Doktors half ihr mehr noch als Freundſchaft und Herzensgüte über jedes Gefühl von Neid oder Bitterkeit hinweg. Sie fand es recht vernünftig, daß Martha dieſen Entſchluß hatte faſſen können; ſie ihrerſeits wäre das nicht im Stande geweſen, und es war ein Glück für die Welt, daß nicht viel ſolcher zartbeſaiteten Seelen waren, die lieber einſam verklingen wollen, als ihrem Ideal entſagen.

Da es des Doktors Eigenthümlichkeit war, jeden Ausdruck des Gefühls faſt ängſtlich dem Auge Anderer zu entziehen, ſo daß er ſeine Frau faſt eher noch vor andern geſcholten als geküßt hätte, ſo hielt ihn Anna auch wirklich für den trockenen Michel, für den er ſich gab, und betrachtete Martha mit einem gewiſſen ſchonenden Mitleid, das ſie nicht mahnen wollte an die Ideale, die ihr zerronnen waren. Martha dagegen, die einem Mädchen kein beſſeres irdiſches Loos wünſchen konnte als einen ſo braven Mann, wie den ihren, gab ihr in Gedanken dieſes Mitleid reichlich zurück, und ſo war zwiſchen ihnen, neben aller wirklichen Zuneigung und äußern Herzlichkeit, wenig inneres Verſtehen.

Gegen Abend zog die Doktorin mit ihrer kleinen

Familie auf die Poſt, um Anna abzuholen. Alfred hatte es zuerſt unter ſeiner Würde gefunden, mit zu gehen, und ließ ſich erſt bewegen, als die Mutter ihm ſagte, er müſſe an des Vaters Stelle gehen. So machte ſich die kleine Karawane auf, Wilhelm auf der Mutter Arm. Endlich kam der Wagen, und die Kinder, die ſich Annas nicht mehr erinnern konnten, waren etwas enttäuſcht; ſie hatten ſich unwillkürlich etwas beſonders Reizendes und Schönes gedacht. Alfred ſagte leiſe zu Dorothee: „Du, ſie iſt nicht ſchön!“ — „Aber ihr Kleid und ihr Hut!“ flüſterte Dorothee. Anna umarmte die Freundin, herzte und küßte die Kinder und aus ihrer Taſche ſah eine große, vielſprechende Düte hervor, ſo daß das kleine Volk ſehr hoffnungsvoll voran hüpfte.

An einem Fenſter des Poſthauſes ſtand ein etwas blaſſer Mann, den Arm in der Schlinge, und ſah auf die Damen, als eine Abwechslung in ſeiner troſtloſen Langeweile. Aber raſch fuhr er zurück, als Martha zufällig den Kopf gewandt hatte. „Wäre es möglich?“ fragt er ſich, und die Einförmigkeit ſeiner Krankenſtube war heute etwas belebt durch alte Gedanken und Erinnerungen.

Anna war im traulichen Gaſtſtübchen untergebracht, wo ihr die Freundin alles ſo comfortabel als möglich bereitet hatte. Die alten Herrlichkeiten der Mädchenſtube ſpielten noch immer eine Rolle beim Aufputz des Gaſtzimmers. Dorothee ſchaute mit offenem Munde zu, wie der Gaſt die feinen Kragen, Shäwlchen und Mantillen in die Schubladen räumte; Martha half ihr und hörte daneben ein Privatiſſimum über das Neueſte, was man trug, und obgleich Anna verſicherte, ſolche Dinge haben nicht den mindeſten Werth für ſie, und Martha erklärte, ſie habe weder Zeit noch Geld, an neue Moden zu denken, ſo wurde das Thema doch mit bedeutendem Intereſſe verhandelt.

Für Kinder ſind Gäſte ein allzeit willkommenes Ereigniß, für Frauen iſt zeitweiſe das Vergnügen etwas moderirt. Gäſte, die zu Wagen anfahren und Umſtände erfordern, junge Mädchengäſte, die Anſpruch auf beſondere Vergnügungen machen und ein Ballkleid im Koffer haben, männliche Gäſte, namentlich halbgewachſene Jünglinge, die entſetzlich langweilig an den Fenſtern herum lehnen — dieſe alle können zu Zeiten ein zweifelhaftes Glück gewähren. Aber behagliche Gäſte, bei denen die ſtrenge Regel des Hauſes etwas gelöst iſt, ein beſcheidenes Leibgericht, oder ein Kuchen den Tiſch ziert, für die ſich der Mann ein Erholungsſtündchen von der Arbeit gönnt, alte Freunde, die einen friſchen, geiſtigen Lebenshauch in die nüchterne Häuslichkeit bringen, mit denen man aufſitzt in intereſſanten Geſprächen bis um Mitternacht, oder weibliche Gäſte, die ſich mit ihrer Arbeit in einer ſtillen Zimmerecke niederlaſſen, den Kindern Geſchichten erzählen und mit der Hausfrau die Arbeitsſtunden verplaudern, dieſe gehören gewiß zur Würze des häuslichen Lebens. Man fühlt erſt recht, wie es ein Großes und ein Schönes iſt um den eigenen Herd, wenn man für den Freund Raum daran machen kann.

Und ſo waren es auch für Martha behagliche Stunden, wenn ſie mit Anna an dem kleinen Nähtiſch ſaß, Dorothee auf einem Stühlchen mit dem Strickzeug daneben und Annchen mit Wilhelm auf dem Boden herum krabbelnd, und von alten Zeiten plauderte oder in alten Poeſiebüchern blätterte, die ſie als Mädchen entzückt. Es geſchah wohl freilich hie und da, daß die Kinder recht ungeſchickt dieſe Reminiscenzen unterbrachen und etwas ungeduldig zur Ruhe verwieſen wurden. Was aber die Ordnung des Hauſes und der Küche betraf, da geſtattete ſich Frau Martha keine Verſäumniß; denn, wie Anna mit Seufzen bemerkte und ſie ſelbſt mit Lächeln zugab, ſie fürchtete ihren Mann; eine Wolke auf ſeiner Stirn, eine etwas verdrießliche Bewegung, mit der er bei Tiſch den Teller früher zurückſchob, ging ihr viel tiefer zu Herzen als früher tüchtige Scheltworte der Großmutter. Nun war der Doktor zwar ſicherlich kein Haustyrann und ſeine Frau hatte noch kein rauhes und unzartes Wort aus ſeinem Munde gehört, aber er kam zu Zeiten müde und verſtimmt nach Hauſe, und da es unter tauſend Männern nur Einen gibt, der es verſucht, aus eigener Kraftanſtrengung eine üble Laune auf der Schwelle des Hauſes abzuſchütteln, ſo iſt nicht zu erwarten, daß er gerade einer dieſer Seltenen war. „Kein Gefühl für weibliche Würde mehr!“ ſagte Anna kopfſchüttelnd bei ſich, wenn ſie bemerkte, wie Martha mit kleinen Aufmerkſamkeiten, mit guten Worten, auch da wo ſie nichts verfehlt, dem Mann ſeine Verſtimmung nach und nach wegſchmeichelte. Martha aber trug ihre Erniedrigung mit merkwürdig gutem Muth und lachte Anna aus, wenn ſie ihre Gedanken errieth. Sein bischen üble Laune, das konnte jedermann ſehen, wie lieb er ſie aber hatte und wie hoch er ſie hielt, das wußte ſie ganz allein.

Anna wußte ſo viel zu erzählen aus den alten Zeiten, auch Begebenheiten, deren ſich Martha trotz ihres guten Gedächtniſſes nicht mehr ſo recht entſinnen konnte, von allerlei ſtillen Verehrern, die nicht gewagt, um ſie zu werben, oder die förmlich um ſie geworben. Bei jedem Beſuch, den Anna gemacht, hatte ſich die Zahl dieſer möglichen und wahrſcheinlichen Aſpiranten für ihre Hand vermehrt. Die gutmüthige Anna erſchien zuletzt als eine wahre Turandot, und ſie glaubte ſelbſt ſteif und feſt daran.

Jener glänzende Winter mit den Eispartien und dem Ball ſpielte natürlich auch eine Rolle in dieſen Memoiren, aber nähere Anſpielungen auf Felſen und die Bedeutung, die er für Martha gehabt, wagte Anna doch nicht. Es lag etwas in dem ſonſt ſo offenen Weſen der jungen Frau, das dergleichen Mittheilungen abſchnitt. Die Handſchuhe hatte Martha noch aufgehoben, die ihr damals der Doktor gebracht. „Und denke nur,“ fügte ſie lachend hinzu, „obgleich er mir Ballhandſchuhe gekauft, hat mich doch der Tyrann nachher kein einziges mal auf einen Ball gelaſſen! Es ſchicke ſich nicht für eine Frau zu tanzen, wenn der Mann nicht tanzt. Ich ſage dir, es war mir recht weinerlich am erſten Abend, als die prächtigen Walzer und Polkas herüber tönten.“ — „Und ſo läßt du dir wie ein Kind verbieten und befehlen?“ fragte Anna empört. — „Das iſt gar nicht mehr nöthig,“ ſagte Martha lächelnd. „Das war nur zu Anfang, jetzt ſehe ich ihm ſchon lang an den Augen an, was ihm recht iſt und nicht. Es iſt gut, daß er mich erzogen hat, ehe ich die Kinder zu erziehen hatte.“ — „Nein, dieſe Erniedrigung!“ ſeufzte Anna wieder; „ſo hätte ich es nicht ertragen können!“ Die erniedrigte Martha ging aber ganz getroſt ihrer Wege und gönnte der Freundin ihre weibliche Hoheit.

„Heute Abend will ich einen Gaſt zum Thee bringen,“ ſagte der Doktor an einem der nächſten Tage. „Ich kann meinen unmüßigen Patienten nicht mehr im Zimmer halten. Richte dich darauf, Kind.“ — „Welchen Patienten?“ fragte Anna. — „Den Hofrath eines reiſenden Fürſten, der hier die Hand gebrochen hat,“ ſagte Martha. Wollte ſie Anna überraſchen, oder was war es ſonſt, was ſie abgehalten, ihr mitzutheilen, wer eigentlich der Fremde ſei? Auch der Doktor hatte kein Wort davon geſagt.

Der Theetiſch war ſehr hübſch arrangirt, die große ſchöne Lampe angezündet; das Zimmer ſtrahlte im freundlichſten Schmuck, Marthas Silberreichthum blinkte auf dem Tiſch. Gewiß eine ſehr verzeihliche Koketterie, daß ſie ihr ganzes kleines Beſitzthum in's ſchönſte Licht ſetzen wollte.

Auch ſie ſelbſt hatte wohl ein bischen mehr in den Spiegel geſchaut, als bei einem bloßen Familienthee der Fall zu ſein pflegte. Das kornblaue Kleid, das ſie trug, war zwar lang nicht ihr ſchönſtes, aber gewiß ihr kleidſamſtes. Anna, obwohl ahnungslos, hatte dem fürſtlichen Hofrath zu Ehren ihren höchſten Schlag losgelaſſen, ein bunt karrirtes Seidenkleid und trug rothe Chenillen im Haar.

Und ſo etwas wie Herzklopfen ſpürte Martha doch, als der Doktor eintrat mit dem ſchönen, feinen, blaſſen Mann, der mit dem Arm in der Schlinge nur um ſo intereſſanter ausſah. „Fräulein Anna Vogt — meine Frau,“ ſtellte der Doktor vor; „Herr Hofrath Felſen. Sie ſind, wie ich glaube, alte Bekannte.“ — Dießmal war Martha im Vortheil, die auf das Wiederſehen vorbereitet war; Anna aber konnte ſich gar nicht zurecht finden über dieſe wunderbare Fügung, und Felſen ſelbſt war etwas verblüfft. „Wohl glaubte ich vor einigen Tagen dieſe blauen Augen wieder zu erkennen,“ ſtotterte er, „aber ich traute meinem Blick nicht. Wirklich, Fräulein Martha?“ — „Nun Frau Doktor Enchelmaier,“ ſagte Martha lächelnd. „Haben Sie bis jetzt meinen Mann nicht erkannt?“ — „Wirklich nicht, ich glaube, ich hatte nur Einmal das Vergnügen.“ — „Ach ja,“ lachte

Martha, „und das war von hinten, als ihm meine Amalie aus der Taſche nickte.“

Erheitert durch dieſe Erinnerung, ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft um den Theetiſch. Anna erholte ſich von ihrem Erſtaunen und ließ nur hie und da unendlich wehmüthige Blicke von Martha zu Felſen gleiten, der immer noch nicht ganz ſeine alte Sicherheit wieder gewonnen hatte. Martha dagegen, das früher ſo ſchüchterne, erröthende Kind, das zu dem gewandten Weltmann wie zu einer Art von höherem Weſen aufgeblickt hatte, bewegte ſich mit der harmloſeſten Sicherheit und Unbefangenheit.

Allmählig, in einer Skizze, die er von ſeiner Vergangenheit gab, fand Felſen ſeine glänzende Unterhaltungsgabe wieder. Mit köſtlichem Humor erzählte er von ſeinem Triumph beim gewonnenen Proceß, von den Champagnerdejeuners und Feſten, mit denen er ihn gefeiert, den Pferden und Equipagen, die er gleich bei der erſten Kunde angeſchafft, und wie dann der wirkliche Erfund des Erbes ſeine glänzenden Illuſionen eine nach der andern zu nichte gemacht. Ueber einige Jahre, wo er als Rechtsanwalt an verſchiedenen Orten Verſuche gemacht, ging er flüchtig weg, und ſchilderte dann wieder mit farbiger Detailmalerei ſein Zuſammentreffen mit dem Fürſten, die Art, wie er ihm unentbehrlich geworden, und ſeine jetzige glänzende Stellung bei ihm.

In ergötzlicher Weiſe zeichnete er den neckiſchen Dämon, der ihn überall im Leben verfolgt und ihn hier noch, beim Beginn einer anziehenden Reiſe, die Hand brechen ließ, um ihm ſtatt des Dufts der Orangenhaine den Stallgeruch des Poſtzimmers zuzuwehen. „Aber eine kleine wohlthätige Elfe folgt doch immer dieſem Kobold auf dem Fuß und mildert ſeine Unthaten. Sie hat mich auch jetzt zurückgezaubert in eine der reizendſten Epiſoden aus der Zeit, wo auch ich noch gehofft und geträumt habe.“

Die Unterhaltung um den kleinen Theetiſch belebte ſich immer mehr. Alte Pappelburger Erinnerungen wurden aufgefriſcht, die Großmama am Spinnrad, der Eislauf und andere geſellige Freuden; nur jenes Balles erwähnte niemand. — Der Doktor hatte nicht viel zum Geſpräch beigetragen, nach zehn Uhr mahnte er, Kraft ſeines Amtes, den Patienten, die Ruhe zu ſuchen, warf ihm trotz alles Widerſtrebens ſeinen alten warmen Reitmantel noch über den Burnus, und geleitete ihn nach Haus. Seufzend erbat ſich Felſen die Erlaubniß, in dieſer anmuthigen Villa hie und da Zuflucht ſuchen zu dürfen vor der entſetzlichen Langeweile und Unbehaglichkeit des Wirthszimmers, was ihm auch bereitwillig gewährt wurde.

Martha half, wie gewöhnlich, der Freundin noch beim Auskleiden. Anna war immer noch außer ſich über die Merkwürdigkeit dieſes Zuſammentreffens: „Aber, Martha, wie intereſſant! Und ſo ganz zufällig! Hat ihn dein Mann erkannt?“ — „Gewiß, aber Felſen ihn nicht.“ — „Begreiflich,“ ſagte Anna in unbewußter Unhöflichkeit. „Aber es iſt doch zu merkwürdig! Warum haſt du mir's nicht geſagt?“ — „Nun, ich wollte dich überraſchen. Gute Nacht, Anna!“

Wenn auch Felſen ſeine Verwunderung nicht ſo geräuſchvoll äußern konnte, wie Fräulein Anna, ſo hatte doch das unerwartete Wiederſehen einen Eindruck auf ihn gemacht, über den er ſelbſt erſtaunt war. Er hatte allerdings je und je immer noch an die friſche Roſenknoſpe gedacht, an das blühende Kind mit den blauen Augen, das er einſt ſo huldvoll angeblickt, ſo glücklich gemacht mit ſeinen Aufmerkſamkeiten, aber doch als an etwas Fernes und Abgethanes. Nun aber ſtand die Knospe vor ihm in voller Blüthe fraulicher Anmuth, ſicher, wie es ſchien, im Gefühl einer erreichten Beſtimmung, eines ausgefüllten Lebens. Und Er? — Er hielt es für beſſer, zunächſt keine Parallele zu ziehen, nur das hätte er gern gewußt, ob dieſes Zuſammentreffen auf die Frau denſelben, oder einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf ihn.

Schon am folgenden Vormittag erſchien er wieder in des Doktors Haus; er hatte Fräulein Anna einen Liedertert verſprochen. Martha, die eben ihren Kleinen mit Brei fütterte, grüßte ihn unbefangen, als alten Bekannten: „Guten Morgen, Herr Hofrath, wie haben Sie geſchlafen?“ — „Nicht eine Minute,“ ſagte er mit mehr Ernſt als Wahrheit. — „O, das iſt mir leid; unſer Thee iſt gewiß unſchuldig, aber es war Ihr erſter Ausgang. Ich habe auch die halbe Nacht nicht geſchlafen.“ — „Wirklich?“ fragte Felſen noch bedeutſamer. — „Ach ja, mein Kleiner da hat bis drei Uhr gehuſtet, und bei Tag iſt er nun munter, als ob nichts geſchehen wäre, der kleine Schelm.“ Die lachenden Augen der Mutter und des Kindes begegneten ſich, und der melancholiſche Blick, den Felſen auf ſie heftete, ging ganz verloren.

Nun erſchien Anna, in empfindſames Blaßblau gekleidet, und die Unterhaltung kam in lebhaften Gang. „Es ſcheint warm heute,“ bemerkte Martha etwas proſaiſch. — „Ein Tag voll Lenzahnung,“ ſagte Felſen feurig; „ich höre von meinem Zimmer aus den losgebundenen Bach rauſchen, ein verborgenes Schwellen und Drängen überall; der Frühling fordert ſeine alten, heiligen Rechte wieder.“ — „Glauben Sie, daß der Mühlbach ausgetreten iſt?“ fragte Martha beſorgt. „Mein Mann hat heute noch einen Krankenbeſuch in Ellingen zu machen, da könnte der Weg gefährlich ſein.“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte Felſen, etwas abgekühlt und verſtimmt, und ſtellte ſich an's Fenſter. — Anna aber probirte das mitgebrachte Lied, die Schlußſtrophen von Byrons farewell, auf dem Piano und hob an zu ſingen:

Dein Name erklingt mir
Wie Todtengeläut.
Wie warſt du ſo lieb mir!
Es ſchauert mich heut.
Sie wiſſen nicht, wie ich
So gut dich gekannt;
Wie ich dich beweinte,
Kein Wort hat's genannt.

Wir ſahn uns verſtohlen,
Und ſtumm iſt mein Schmerz,
Daß dein Sinn konnte täuſchen,
Vergeſſen dein Herz.
Und ſeh'n wir uns wieder,
Wenn Jahre ſind um,
Wie ſoll ich dich grüßen?
In Thränen und ſtumm.

Leiſe verklangen die Töne, Felſen ſah ſich um nach Martha; ſie hatte unter dem Geſang den Kleinen auf ihren Armen in Schlummer gewiegt und ſah lächelnd auf ihn nieder. Sie winkte Felſen zu ſich! er flog hinüber. „Bſt! da ſehen Sie einmal!“ flüſterte ſie, indem ſie mit hohem Ergötzen auf den Kleinen deutete. Der kleine Burſche hatte den Breilöffel mit dem Händchen gepackt und hielt ihn feſt, während er in feſtem Schlummer lag, die reichlichen Spuren ſeiner Mahlzeit auf dem vollen, roſigen Geſicht. „Iſt das nicht köſtlich?“ flüſterte ſie. — „Entzückend!“ flüſterte Felſen, konnte aber in der That nicht begreifen, was es denn ſo Außerordentliches ſei um ein Kind, das im Schlaf ſeinen Breilöffel hält. — „Iſt dieſe Gleichgültigkeit eine Pique über frühere Vernachläßigung von meiner Seite, oder ſtellt ſich die junge Frau ſo ruhig, weil ſie für ihre Ruhe fürchtet? O, ſie darf unbeſorgt ſein, ich bin kein Don Juan, und begehre nicht ihr hausbackenes Glück zu ſtören.“

Für Anna war der intereſſante Freund in der kleinen Stadt, die ſie noch unbedeutender fand als vor Zeiten Pappelburg, ein unbezahlbarer Fund. Sie hatte dießmal Einſicht genug, um zu wiſſen, daß ſie weder eine alte, noch eine neue Liebe Felſens ſei, aber auch der bloß freundſchaftliche Verkehr, zu dem er ſich ſehr gerne hergab, hatte großen Reiz für ſie. Es gab immer Lieder auszutauſchen, Bücher zu entlehnen, Beſprechungen darüber; der kranke Arm machte ihn ſo hülflos, und Martha überließ meiſt ihr die kleinen Dienſte, deren er bedurfte, und die ſie ihm mit vieler Grazie leiſtete. So kam es bald, daß Felſen täglicher Gaſt in des Doktors Hauſe war, und faſt zu allen Stunden dort zu treffen. Des Doktors gute Laune ſchien dadurch nicht eben zu gewinnen. Er und Felſen verſtanden ſich nicht beſonders gut, und die für jenen wenig anziehenden Geſpräche, die dieſer aufbrachte, und die Ueberlegenheit, die er dabei geltend zu machen wußte, erfüllten nicht ſelten den Doktor mit verbiſſenem Aerger. Er war gaſtlicher Natur, aber ſeine Gäſte mußten auch ſeine Gäſte ſein; er liebte es nicht, ſeinen häuslichen Herd allzulange von Fremden belagert zu ſehen, die ſich auf eigene Rechnung daran amüſirten. Die beſtändige Gegenwart Felſens und Annas that ihm auch in ſeinen häuslichen Gewohnheiten einen gewiſſen Zwang an, der ihm um ſo läſtiger wurde, als er ſich eben nicht recht geſund fühlte. Obgleich herzgut und liebevoll, war er doch nicht frei von der menſchlichen, beſonders männlichen Untugend, eine Verſtimmung, die man nicht an den rechten Mann bringen kann, an den, oft ganz unſchuldigen liebſten und nächſten Perſonen auszulaſſen. Er kam oft in übler Laune nach Haus, und Martha, die eben jetzt ihr häusliches Glück gerne im ſchönſten Glanze hätte leuchten laſſen, fand ihn verſtimmt, unfreundlich ſogar, wie ſie dieß nie zuvor erfahren.

War es die Weichheit, die jede Geneſung mit ſich bringt, oder war es ein neu erwachendes tieferes Gefühl? Felſen zeigte, zumal im Verkehr mit den Damen allein, viel weniger den vornehmen, etwas ironiſchen Ton des Weltmanns, als eine poetiſche Stimmung mit einem leiſen Anflug von Wehmuth, die Martha, die von jeher in Freud und Leid alles gern ernſtlich und geradezu genommen und von jeder Art Ironie verwirrt wurde, viel beſſer gefallen mußte.

Eines Abends ſaß ſie mit Anna und Felſen zuſammen, Felſen trug mit unnachahmlichem Ausdruck ein Gedicht Byrons in guter deutſcher Ueberſetzung vor. Seine ganze Seele ſchien er in die Stelle zu legen:

„Die Dame ſeiner Liebe war vermählt
Mit Einem, der nicht heißer ſie geliebt.“ — —

Da trat eben der Doktor ziemlich durchnäßt in's Zimmer. „O Ludwig!“ rief Martha erſchrocken, ich habe gar nicht bemerkt, daß es regnet!" — „Ich hatte dich gebeten, mir zu Müllers einen Schirm zu ſchicken," ſagte er kurz und ärgerlich. — „Es thut mir leid, ich hatte es ganz vergeſſen." — „Natürlich, weil es mich angeht." Die junge Frau ſchwieg gekränkt über den ungerechten Vorwurf. Anna machte die ſehr natürliche Bemerkung: „Aber warum nahmen Sie keinen Schirm von Müller mit?" — „Weil ich nicht fremden Leuten läſtig fallen will," ſagte der Doktor noch ärgerlicher, weil er ſelbſt einſah, daß ſie recht hatte und daß er aus einer Art Trotz im Regen fortgelaufen ſei, und ging in's Nebenzimmer. Martha eilte ihm nach, um für trockene Kleider zu ſorgen und — um ihre Thränen zu verbergen. Mit unendlicher Wehmuth blickte ihr Anna nach. „O, ſie trägt viel im Stillen!" antwortete ſie leiſe auf Felſens fragenden Blick; „ſie iſt ein ſtarkes Herz!" Anna hatte nie den Gedanken los werden können, daß Martha ein Opfer ſei.

Felſen hatte ſo ſeine eigenen Gedanken über die Verſtimmung des Doktors, und ſie waren ihm nicht ganz unangenehm. „Eiferſucht? Natürlich. Nun, der gute Mann darf ruhig ſein. Nur wiſſen möcht' ich einmal, woran ich bin mit der kleinen Frau; dann will ich ja gern das Ehepaar ſeinem häuslichen Glück und ſeinen kleinen Breilöwen überlaſſen."

Welche Erniedrigung weiblicher Würde Martha ſich wieder hatte zu Schulden kommen laſſen, als ſie ihren Bären in warmem Schlafrock und Pantoffeln in ganz leidlich guter Laune aus dem Nebenzimmer hervor brachte, das geſtand ſie Anna nicht; aber die blauen Augen, die ſich ſo leicht mit Thränen füllten, von denen der Doktor gar kein Freund war, glänzten wieder ganz hell. Das Ehepaar ſchien allerlei geheime Einverſtändniſſe mit einander zu haben, und Anna hatte Felſen allein zu verſorgen, auf den ſich allmählig des Doktors üble Laune zu vererben ſchien, ſo daß er einen frühen Abſchied nahm.

Er konnte es nicht verwinden, daß dieſe ganz einfache Frau ſo ruhig, ſo unbeſorgt ihm gegenüber ſtehen ſollte, während er nicht nur aus eigener Wahrnehmung, ſondern auch aus Annas bereitwilligen Mittheilungen wußte, was er ihr einſt geweſen. Es mußte eine künſtliche Ruhe ſein und Verſtellung konnte er nicht ungeſtraft laſſen. Nur Einmal, ein einzigmal nur mußte er ſie zum Geſtändniß bringen, daß auch auf ihr Herz die Vergangenheit noch ihre Rechte habe; dann wollte er ja weiter ziehen und ihren Frieden nicht ſtören. Er bemerkte nicht, daß er ſelbſt, während er Fäden anlegte, um zu ziehen, längſt gezogen ward, gezogen von ſeinem eigenen unerzogenen Herzen, das nie gelernt, ſich eine Schranke zu ſetzen.

Er ſah im tagtäglichen Verkehr in des Doktors Hauſe neben den Lichtſeiten auch die Schattenſeiten der Häuslichkeit: unartige Kinder, die Stürme der Waſch- und Putzfeſte, ungeſchickte Dienſtboten, die junge Frau zu Zeiten müde und verſtimmt darüber; er ſah, wie der Doktor oft in der raſtloſen Uebung einer mühevollen Pflicht kaum Viertelſtunden fand für häusliche Ruhe, für den Verkehr mit den Seinen; und doch, er mochte ſich dieſe Kehrſeiten des Familienglücks noch ſo oft und noch ſo karrikirt vor die Augen halten, eine unabweisbare Stimme ſagte ihm: „Das iſt doch Leben, und dein Beruf iſt keines Mannes Beruf!“

Für unerhörtes Glück hatte es gegolten, daß ihm, dem Verwöhnten und vom Glück Verſtoßenen, die Gunſt des Fürſten und mit ihr ein bequemes Schlaraffenleben wie aus den Wolken zufiel, und er hatte ſich auch viel Schönes weiß gemacht über die Bedeutung ſeiner Stellung als Vertrauter eines Mächtigen; aber ſtatt eines berathenden Freundes, war er nicht vielmehr der Diener ſeiner Launen? Was ihn an den Fürſten feſſelte, war es der gelinde Grad von Zuneigung und Anhänglichkeit, die er für ihn empfand, war es die Sorge für Angehörige, deren Exiſtenz er zu ſichern hatte, oder war es nicht vielmehr ſeine eigene Weichlichkeit, die nicht ein Jota aufgeben wollte von dem Luxus und Comfort des Lebens, den er ſich zum Bedürfniß gemacht? Ohne dieſe Weichlichkeit hätte er, auch ohne das Erbe des Großonkels, ſeinen Weg ſuchen und bahnen können wie andere, denen Gott einen hellen Geiſt und einen geſunden Arm gegeben, hätte ſich die Blume pflücken können, die er achtlos am Wege ſtehen laſſen, weil ihm graute vor einem Leben der Arbeit und Beſchränkung.

Es war ſelten, daß er ſolche Gedanken in ſich wach werden ließ; aber gerade jetzt gab es oft Zeiten, wo er nicht nur den Doktor beneidete, ſondern den niederſten Taglöhner, bei dem er denken mußte: „Du gibſt deine Mühe und deinen ſauren Schweiß doch um Brod für Weib und Kind; ich aber verſchleudere meine Kraft und Zeit um ſeine Cigarren und edle Weine, um ſeidene Sophas und amüſante Reiſen!“ Er wußte gar nicht, woher ihm ſolche Gedanken kamen, und der Aerger darüber wurde ihm wieder zu einer Art von Rachegefühl gegen den philiſterhaften Doktor und ſeine Frau.

Und nun kam allmählig die goldene Frühlingszeit, warme Märzwinde, die ſüße Mähren erzählten von vergangenen Träumen, die man ihnen mitgegeben vor langen Jahren, und die ſie immer wieder mitbringen auf ihren leichten Schwingen und neckiſch an der Seele vorüber führen und altes ſüßes Leid damit aus dem Schlummer locken. Die Syringen knospeten und die Vögel zwitſcherten; und die kleine Doktorsfrau mit den ſchönen, tiefen blauen Augen, die ſollte allein ganz unbewegt und vergnüglich unter ihren Kindern und Kochtöpfen ſich bewegen? Nein, er mußte ihr noch ein Zeichen des Gefühls entreißen, ehe er ging, oder wenn wirklich in Küchendampf und Kinderſtube jeder Funken tieferen Gefühls in ihr erſtickt war, ſo ſollte ſie wenigſtens ſeinen Hohn fühlen.

An Anna hatte er eine bereitwillige Bundesgenoſſin. Sie war längſt gekränkt über das, was ſie Mangel an Vertrauen bei der Freundin nannte. Seit Felſens erſtem unerwarteten Erſcheinen hatte ſie jeden Abend erwartet, daß ihr Martha mit Thränen in den Augen um den Hals fallen, ihr geſtehen werde: „Die alte Liebe erſcheinet, ſie ſtieg aus dem Todtenreich!“ Dann hatte ſie ihr beiſtehen wollen, den Rieſenkampf der Pflicht zu kämpfen. Sie hatte ſich eine ſchöne tragiſche Scene gedacht, voll Liebe und Entſagung, wo Felſen mit verhülltem Antlitz fortſtürzen und wo Martha erkennen würde: „daß auf des blühenden Traumes Grunde ihr ganzes Leben ein Schatten war,“ und hinfort in edler Reſignation ihr Leben ertragen und ihre Tage beſchließen. Statt deſſen ging Martha in keinen einzigen ihrer einleitenden Seufzer ein und ſtrickte fort an ihres Mannes Socken, während ſie ihr ſang:

Alles iſt vergangen,
Alles um mich her,
Habe kein Verlangen
Hier auf Erden mehr.

Anna meinte es nicht ſchlimm mit der Freundin; ſie ſchrieb und dachte die ſchönſten Phraſen über Tugend und Religion und hätte Martha um keinen Preis ihrer Pflicht untreu machen wollen. Aber nur wiſſen hätte ſie mögen, ob ſie denn wirklich ganz abgeſtorben ſei für jedes tiefere Gefühl, ob es nicht möglich ſei, einen Funken der vergangenen Liebe zu wecken; dem hölzernen, gefühlloſen Doktor würde ja dadurch kein Leid geſchehen.

Von ſeinem Unmuth verblendet, hatte Felſen mit weniger Klugheit, als ihm ſonſt eigen war, ſich Anna anvertraut. Sie hatte längſt Martha beibringen müſſen, wie ſie jedenfalls ſeine Erkorene geweſen wäre, wenn ihn das Glück mehr begünſtigt, und wie nur edelmüthige Scheu, ſie an ſein unſicheres Geſchick zu binden, ihn abgehalten, um ſie zu werben. Martha war bei der Eröffnung erröthet, hatte ſie aber mit demſelben ruhigen Lächeln aufgenommen, das Anna ſchon oft zur Verzweiflung gebracht hatte. Nun war ſeine Hand geheilt; der Doktor behauptete ſcherzend, er trage ſie nur noch in der Schlinge, weil es ſo intereſſant ausſehe; der Fürſt ſchrieb ihm ungeduldig. Er konnte nicht länger verweilen, aber Einmal, nur Einmal wollte er Martha ſprechen, ganz ruhig und ungeſtört, und dann fliehen. Anna verſprach ihm dazu zu helfen.

„Felſen wird nun wohl in den nächſten Tagen abreiſen,“ hob Anna an, als die Freundinnen einmal wieder Morgens bei der Arbeit ſaßen. — „Mein Mann,“ erwiederte Martha, „ſagte ſchon letzte Woche, er würde es wagen können, und ich glaube in Italien iſt die ſchönſte Zeit bald vorüber.“ — „Martha!“ ſprach Anna, ſie bedeutſam anblickend. — „Anna?“ fragte Martha lächelnd. — „Iſt dir's wirklich ganz gleichgültig, wenn er geht?“ — „Du fragſt, als wären wir noch ſiebzehnjährige Kindsköpfe," ſagte Martha erröthend und etwas ernſter. „Ich denke, wir Alle werden ihn manchmal vermiſſen, hier, wo ſo wenig Wahl des Umgangs iſt." — „Ich weiß wohl, du haſt kein Vertrauen zu mir," ſagte Anna empfindlich; „ich will mich auch nicht eindrängen, nur eine Bitte muß ich dir noch vortragen: Felſen möchte von dir Abſchied nehmen, aber von dir allein und ungeſtört. Das, denke ich, wirſt du ihm bewilligen können."

Martha ſchwieg. Ein anderes Ohr als das ihre hatte, ohne daß es die Beiden ahnten, Annas Bitte gehört, ein anderes Herz ſtand ſtill und harrte in athemloſer Spannung auf ihre Antwort. „Du weißt," ſagte Martha endlich ruhig, „daß ich an jedem hellen Morgen im Gehölz im Hausgarten bin." — Die Magd rief ſie ab; es ward nichts mehr davon geſprochen, aber Anna, die ſonſt ſo gutmüthige Anna, voll Tugend und Religion, lächelte manchmal vor ſich hin in ſtiller Schadenfreude. Nun mußte ſie doch aufgehen, die ſich ſo feſt verſchloſſen! Hätte ihr Martha eine Herzensſchwäche bekannt und ſie um Beiſtand gebeten, ſie ſelbſt hätte Felſen beſchworen, zu fliehen und die Ruhe ihrer Freundin nicht zu gefährden, aber ſo war es Marthas eigene Schuld; warum war ſie ſo falſch und verſchloſſen? — Unbemerkt von den beiden Frauen war der Doktor, den ſie lang über alle Berge geglaubt, noch im Nebenzimmer geweſen; er hatte ſeine Frau noch etwas fragen wollen. Er fragte jetzt nicht, er ging ſtill und unbemerkt davon, mit wie viel ſchwererem Herzen als er gekommen war!

Der ſchönſte ſonnenklare Märzmorgen lag über Thal und Land, ein ſo durchſichtig blauer Himmel, keine Spur einer Wolke, und ſo recht in der Ahnung der nahen Lenzherrlichkeit lachte der Hausgarten, Marthas kleines Paradies.

Das hübſche kleine Wohnhaus, das der Doktor ſich gebaut, wurde beſchattet von einem ſchönen Akazienbaume, der ſo alt war als ſein Glück. Hinter dem Hofe ſtand die Remiſe und die Stallung, die Behauſung des ſteten alten Fuchſen, der den Doktor über Land führte; an dieſes Gebäude lehnte ſich der Hausgarten. Martha war eben keine Gärtnerin erſten Rangs; der kleine Küchengarten neben dem Wohnhaus konnte ſich nie ſehen laſſen neben den Gärten der Frau Stadtſchultheißin und der Apothekerin, aber bei der Anlage des Hausgartens hatte der Doktor ſo recht ihren Geſchmack errathen. Es war ein Grasplatz mit den ſchönſten Obſtbäumen, der ſich einen ſanften Abhang hinunter zog; der grüne Grund war mit geſchlängelten Wegen durchſchnitten und mit kleinen Blumenſtücken unterbrochen, die Terraſſe mit einer Roſenhecke eingefaßt. Oben, um den Stall zu verdecken, war ein kleines Gehölz gepflanzt, das bereits luſtig das kleine Gebäude überwuchs. Hier ſtanden kunſtloſe Sitze und Tiſche, und hier war Marthas Lieblingsplatz, das einzige Aſyl, wohin ſie ſich oft ohne die Kinder flüchtete. Im Sommer ward hier auch geſpeist und an feſtlichen Tagen gefrühſtückt. Der Platz war ſo ſtill, ſo ganz abgeſchnitten von allem Lärm und Schaffen der Menſchheit; Vögel niſteten faſt auf jedem Buſch und Baum; man ſah nichts als grüne Bäume, aus denen ſich im Hintergrund ruhig ein altes Friedhofkirchlein hob, die einzige Fernſicht.

Am kleinen Fenſter der Remiſe, das in den Garten ging, lehnte dieſen Morgen der Doktor als Lauſcher zum erſten und einzigen mal in ſeinem Leben, mit Gefühlen, ſo qualvoll, wie er ſie noch nie empfunden. Es iſt etwas Entſetzliches um den erſten Zweifel in einem argloſen Gemüth, wenn dieſer Zweifel das Fundament des Lebens angreift.

Die Anweſenheit des Fremden war ihm bis jetzt nicht eben angenehm geweſen, ſein ganzes Weſen ſagte dem ſeinigen nicht zu. Ein Mann, der ſeine Frau liebt, kann wohl nie mit ganz gleichgültigen Augen den ſehen, der einſt ihrem Herzen nahe geſtanden; aber nie, in ſeine leiſeſten Gedanken nie, hatte ſich ein Zweifel an ſeine Frau geſchlichen. Seit jenem Einen Blick in der erſten Nacht von Felſens Ankunft war nicht ein Wort, nicht ein Blick mehr über die Sache zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Die eheliche Liebe iſt eine ſo heilige und keuſche Blume, daß ein Hauch ihre Heiligkeit verletzen kann. Wo Gatten ihre Liebe und Treue zu einem Gegenſtand geſelliger Scherze machen können, da iſt im beſten Fall die Würde und die Poeſie des Verhältniſſes abgeſtreift.

Kein Schatten eines Zweifels — und nun willigte ſie freiwillig in ein Rendezvous mit einem Mann, der ein ſtrafbares Gefühl für ſie bekannte! Es war zum erſten mal, zum letzten mal, zum Abſchied — gleichviel, in der Liebe und Treue gibt es nichts Halbes. Er wußte wohl, ſie würde nichts Unrechtes thun in den Augen der Welt: für ihn war es vorüber mit allem Glück für immer!

Er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, als Horcher dazuſtehen, und doch mußte er es, er mußte klar ſehen, um ſeiner ſelbſt willen, er mußte nahe ſein um ſeines Weibes willen. Er war früh herab gegangen, um ſich unbemerkt hier einſchließen zu können, und die Viertelſtunde, die er warten mußte, wurde ihm zur Ewigkeit voll bitterer Qual. Er dachte ſeiner langen, treuen, ſtillen Liebe für dieſes Kind, wie er ihre Entfaltung belauſcht, wie er mit tiefem Herzweh ihr entſagt um eines Jüngeren, Schöneren, Geliebten willen, wie ſelig er ſie dann doch als ſein Eigenthum in die Arme geſchloſſen, und wie der Gedanke an ſie indeß, bewußt und unbewußt, das Ziel und der Zweck all ſeines Thuns und Denkens und Wirkens geweſen; wie er mit ihr, in ſeinen Kindern, am eigenen Herd den Glauben und die ewige Hoffnung gefunden, um die er Jahre zuvor einſam gerungen und gekämpft. Und nun?

Aber eine Stimme anderer Anklage erhob ſich auch in ſeiner Seele, ein Gericht über ſich ſelbſt. Wohl hatte er ſie geliebt und nie eine Andere, aber hatte er ihr dieſe Liebe auch gezeigt, der er ſich ſo unwandelbar bewußt geweſen? Hatte er Rückſicht genommen auf das Bedürfniß einer ſchwächeren, liebebedürftigen Natur, die da ſehen will, um glauben zu können? Hatte er bedacht, daß jede edlere Pflanze und vor allem die Liebe, die edelſte von allen, einer Pflege bedarf? Wohl hatte er ſich kein hartes und unedles Wort, nicht Eine abſichtliche Kränkung gegen die Gattin vorzuwerfen; aber hatte er nicht ſeinem Unmuth über kleine Verſehen oft rückſichtslos nachgegeben, und bedurfte es mehr als einer finſteren Stirn, einer kurzen Antwort, um einem weichen Gemüth unverſchuldet wehe zu thun, wo eine freundliche Rüge beſſer geweſen wäre? „Ihr Männer, liebet eure Weiber!“ das war ihm bisher als ein überflüſſiges Gebot erſchienen, das ſich bei ihm wenigſtens von ſelbſt verſtand; jetzt begriff er es beſſer, und vielleicht ſollte es überſetzt werden: Ihr Männer, zeiget euren Weibern eure Liebe. — Aber: Zu ſpät! tönte es in ſeiner Seele.

Nun aber klirrte die Gartenpforte. Martha kam und ſetzte ſich an ihren gewohnten Platz. Sie legte ein Buch vor ſich auf den Tiſch, aber ſie las nicht. Er konnte ihr Geſicht nicht ſehen, aber er ſah, daß ihre Hände zuſammengelegt waren wie zum Gebet, und daß ſie ruhig vor ſich hinaus blickte. Mit einem Gefühl wie von ewigem Abſchied ſah er hin auf die liebe, wohlbekannte Geſtalt. Er mochte ſich tauſendmal ſagen, daß ſie ſein eigen ſei und bleibe, daß eine leiſe Verirrung des Gefühls ja leicht zu verzeihen ſei, daß ſie vielleicht bis jetzt lange und redlich gekämpft; wieder und wieder ſagte eine Stimme in ſeinem Herzen: Verloren!

Nun hörte er in der Stille des Morgens einen elaſtiſchen männlichen Tritt. Es war Felſen, er kam unten durch den Garten herauf, nicht oben durch die Pforte, natürlich! Wie Martha das Haupt ſeitwärts bog, um ihn mit leichtem Kopfneigen zu grüßen, ſah der Doktor, daß ihr Geſicht einen Augenblick von einer tiefen Röthe überfluthet wurde. „Endlich," begann Felſen mit tiefer, leidenſchaftlicher Stimme, „endlich bin ich ſo glücklich, Sie allein zu ſehen — vor dem Scheiden," fügte er bitter hinzu. — „Sie haben mich alle Tage geſehen," ſagte Martha, und in ihrem Ton war ein leiſes Beben. „Alle Tage!" rief er wieder mit Bitterkeit; „ach ja, umgeben von Ihrem ganzen Hofſtaat, von Mann und Kindern, Freundin und Mägden! Und Sie hätten mich nicht fürchten dürfen — o nein! ich wollte Ihren Frieden nicht ſtören, nicht als Schlange in Ihr häusliches Paradies mich drängen; nur Einmal wollte ich hören, ob jede Erinnerung an eine ſüße Vergangenheit in Ihnen erſtorben iſt, ob Sie mir eine anſcheinende Untreue verzeihen können, ob nicht Ein, nicht ein einziger Gedanke in Ihrem Herzen geblieben für Einen, der ihm nicht ganz fremd war! Dann wollte ich ja willig gehen und einſam ſterben."

Marthas Bewegung, durch eine ſo ungewohnte Situation hervorgerufen, wich bei dieſen gar zu leidenſchaftlichen Worten einem unmerklichen Lächeln. „Ich hoffe, Sie dürfen weder einſam leben noch ſterben," ſagte ſie im Ton ruhiger Güte. „Ich bitte, ſetzen Sie ſich; ich möchte Ihnen gern ſagen, warum ich Ihnen dieſes Plätzchen noch zeigen wollte. — Sehen Sie,“ fuhr ſie fort, als Felſen ſich auf einen Stuhl in ihrer Nähe geſetzt, mit herzlichem Ton, „nun ſind es zwölf Jahre, daß mich mein Mann zum erſtenmal in ſeine und meine eigene Heimath einführte. Er ſelbſt hatte dieſen freundlichen Wohnſitz an dem neuen Ort ſeiner Beſtimmung für uns ausgebaut, und hier habe ich zum erſtenmal nach langen Monaten, die ich nach der Großmutter Tod unter Verwandten verlebt, das volle, ſelige Gefühl der eigenen Heimath empfunden. Es iſt meines Mannes Sache nicht, viel über ſeine Gefühle zu reden, hier aber haben wir einander unſere tiefſte Seele aufgeſchloſſen, ſo ganz und offen, wie es überhaupt dem Menſchen nur ſelten im Leben gegeben iſt. Hier habe ich erſt recht erkannt, welch Kleinod mir Gott in dieſem edlen Herzen, in dieſer treuen Liebe anvertraut. Die ganze innige Gewißheit meines Glücks kam über mich und ich hatte keinen Wunſch, keine Bitte mehr, als dieſes Herzens werth zu bleiben. — Man hatte mir vorher oft bange gemacht, daß das Glück der Ehe nicht ſo beſtehen könne, wie es zu Anfang ſei, und ich fürchtete mich ſelbſt, aus dieſer Stunde der Verklärung hinabzuſteigen in's Alltagsleben. Da ſah ich auf zum blauen Himmel, und ich beſchloß, mein Glück in Gottes Hand zu legen, daß er es mir bewahre, und es täglich neu aus dieſer Hand zu nehmen.“

Martha hatte ſich ſelbſt vergeſſen in dieſer Erinnerung und mit verklärten Blicken zu dem blauen Himmel aufgeſehen, demſelben, der ſich über jener Stunde des Glücks gewölbt hatte. Nun erſt wandte ſie ſich zu Felſen, der ſtumm neben ihr ſaß und in das Angeſicht blickte, in dem eine höhere Schönheit als die der blühenden Jugend aufgegangen war. — „Es ſind keine ſchweren Gewitter über unſer Glück gezogen," fuhr ſie fort; „aber die grauen Tage ſind nicht ausgeblieben, die kühlen Regengüſſe, die unfreundlichen Winde. So oft ich aber fühlte, daß ſie mir die freudige Liebe, den Glauben an mein Glück, den guten Muth aus der Seele entführen wollten, ſuchte ich einen ruhigen Augenblick, um mich hier zu ſammeln, um meinen Schatz wieder zu ſuchen, da wo ich ihn niedergelegt. Und ich darf vor Gott ſagen," ſchloß ſie mit dem ſüßen Lächeln inniger Gewißheit, „daß ich nicht einmal dieſe Stätte verlaſſen habe, ohne mich reich geſegnet zu fühlen, ohne den frohen Muth, auf's neue zu beginnen."

„Ich hätte Ihnen das alles gerne geſagt," hob ſie nach kurzer Pauſe mit klarer Stimme wieder an, „weil ich in der Erinnerung an meine fröhliche Jugend herzlichen Antheil an Ihnen nehme, und weil ich Ihnen einen Gottesſegen wünſche, wie er mir verliehen worden. Darum möchte ich, daß Sie es recht ernſt und heilig nehmen möchten mit jedem Herzensgefühl, und recht leicht und freudig mit dem Leben, wenn ſie einmal in rechtem Ernſt gewählt haben." Sie reichte ihm herzlich die Hand und erhob ſich. Der gebildete, weltgewandte Mann aber ſtand ſtumm neben der einfachen Doktorsfrau und wußte nicht Ein Wort zu erwiedern.

In dieſem Augenblick hörte man fröhliches Getümmel die Gartentreppe herab, und ein feſtlicher Zug nahte, voran Alfred, auf einem mächtigen Papierbogen ein lateiniſches Carmen tragend, dem er in Rückſicht auf der Mutter Unwiſſenheit eine deutſche Ueberſetzung beigefügt; Dorothee hielt in hellem Triumph ein etwas mangelhaftes Machwerk, ein Paar Strumpfbänder vorſtellend, in der Hand; Annchen trug einen Veilchenſtrauß, ſo groß ihn ihre Hände umſpannen konnten, und ſelbſt der Kleine auf den Armen der Kindsmagd hielt noch ein paar roſenrothe Leberblümchen in den Händchen. „Nicht wahr, Mutter!“ rief Alfred triumphirend, „ich hab' daran gedacht! Der Vater hat's richtig wieder vergeſſen, daß heute dein Geburtstag iſt, und auch Fräulein Anna; aber ich wußt' es, und ich habe keiner Seele davon geſagt als Dorchens Strickfrau, daß ſie ſie die Bänder ſtricken ließ, und die Blumen hab' ich den Kleinen geholt. Nicht wahr, Mutter, das hätteſt nicht geglaubt?“

In dem allgemeinen Jubeltumult, mit dem nun die Kleinen die Mutter umgaben, erſchien unverſehens auch der Doktor, kein Menſch wußte woher. Er ſah etwas verlegen und beſchämt aus, wahrſcheinlich weil er wieder ſeiner Frau Geburtstag vergeſſen. Seine und Marthas Augen begegneten ſich, und zum erſtenmal in ſeinem Leben ſchloß er in Gegenwart Dritter ſein Weib in die Arme, ſein eigen Weib!

Anna, die in großer Spannung, aber mit etwas böſem Gewiſſen ſich in ihrem Zimmer aufgehalten, wußte nicht, was für ein Getümmel unter den Kindern los ſei, bis Alfred, ſtolz, daß er allein der Mutter Geburtstag behalten, heraufſtürmte, um zu verkünden, daß den Nachmittag eine Luſtfahrt gemacht und Chokolade getrunken werde. Felſen hatte die Einladung dazu abgelehnt, auch Anna war ziemlich ſchweigſam bei der Nachricht.

Am folgenden Tage reiste Felſen ab. Er erbat ſich keine einſame Abſchiedsaudienz mehr, aber er gab beim Abſchied Martha die Hand und ſagte mit vielſagendem Blick: „Ich danke Ihnen.“

Anna hat nicht erfahren, was bei jenem Rendezvous vorgefallen war, und gekränkt über dieſen Mangel an Vertrauen, iſt ſie bald darauf abgereist.

Ob der Doktor je Martha vertraut, wo er an jenem Morgen geweſen und was er gehört, das wiſſen wir nicht; aber Martha dünkte es oft, ihrer Liebe ſei eine ganz neue Brautzeit angebrochen, und der Mutter Geburtstag iſt von jenem Tage an kein einzigmal mehr vergeſſen worden.

◆

[illegible]

Im unterzeichneten Verlage ſind complet erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ottilie Wildermuth's Schriften

in vier Bänden.

Es gibt vielleicht keine zweite Schriftſtellerin Deutſchlands, die in ſo wenigen Jahren ſeit dem Erſcheinen ihres erſten Buchs einen ſolchen Beifall erlangte, wie **Ottilie Wildermuth**. Das hat nicht nur die Kritik bezeugt, ſondern auch das Publikum, denn ihre Schriften ſind in Auflagen verbreitet, wie ſie auf dem Gebiet der ſchönen Literatur, mit ſehr wenigen Ausnahmen, ſonſt nicht leicht gefunden werden dürften, und dennoch nicht genügen. Dasjenige jedoch, was unſer heutiges Publikum verlangt — die Naturwahrheit — findet man in dieſen Büchern aber auch ſo ſcharf und einzig ausgeprägt, wie es kein anderes Buch der Gegenwart in höherem Maße gewährt. Das Drollige und das Erhebende, die Lebensluſt und der Lebensernſt ſind unmittelbar aus der Wirklichkeit genommen und in einer Weiſe wiedergegeben, welche es zu erreichen weiß, daß dieſe Bilder in allen Gauen unſeres Vaterlandes denſelben Anklang finden und dieſelbe Wahrheit und Geltung haben, wie in dem engen Lande und Stamme, dem ſie urſprünglich entnommen wurden. Sie verdanken dies aber auch neben allen übrigen Vorzügen hauptſächlich dem tief ſittlichen, religiöſen Gefühl, welches dem Leſer überall, in den ernſteſten wie in den launigſten Stellen wohlthuend entgegentritt.

Die neue Ausgabe enthält nicht allein ſämmtliche Erzählungen der früher in meinem Verlag erſchienenen drei Sammlungen, ſondern iſt noch durch einen **vierten Band** — nur neue Erzählungen enthaltend — vermehrt, Der ſpecielle Titel der vier, auf ſchönem Papier in kleinem Oktav mit neuen Lettern gedruckten Bände iſt:

Bilder und Geſchichten aus Schwaben.

Erſter und zweiter Band.

(Erſter Band, 3te Auflage. — Zweiter Band, 2te Auflage.)

Aus dem Frauenleben.

Erſter und zweiter Band.

(Erſter Band, 2te Auflage. — Zweiter Band **neu.**)

Das gelungene Portrait der Verfaſſerin iſt dem erſten Bande gratis beigegeben.

Jeder Band von 25 Bogen, eleg. broch., 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. rhein.
Eleg. gebunden 1 Rthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. rhein.

Jeder Band wird **einzeln** abgegeben, wodurch die Beſitzer der erſten Auflage von: „Aus dem Frauenleben" dieſen Band apart kaufen können.

Exemplare in allen Buchhandlungen vorräthig.

Stuttgart, im Auguſt 1859.

Verlagshandlung von Adolph Krabbe.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auguſte.

Ein Lebensbild.

Von

Ottilie Wildermuth.

8. 13 Bogen. Eleg. geh. 18 Sgr. oder 54 kr. Rhein.
Elegant gebunden 24 Sgr. oder fl. 1. 15 kr. Rhein.

Niemand in Deutſchland dürfte mehr dazu berufen ſein, die Biographie einer Frau zu ſchreiben, als Ottilie Wildermuth. Sie betritt damit kein neues Feld, weder für das Publikum, noch für ſich ſelbſt; denn mit wenigen Ausnahmen bieten uns ja alle ihre kleinen Geſchichten, ob erfunden, ob der Wirklichkeit nachgeſchrieben, Züge aus der Frauen Lieben und Leben, und der Verfaſſerin größte Meiſterſchaft beſteht darin, daß und — wie ſie uns innig, warm und wahr die geheimſten Tiefen des Herzens und Gemüths zu erſchließen weiß.

Das bewährt ſie auch in dieſem Buch, in welchem ſie uns das Leben einer Freundin ſchildert — ein Leben, einfach und doch voll, tief und reich. Wir ſetzen dieſe Schilderung unbedenklich neben, wo nicht über die beſten „Geſchichten“ der Verfaſſerin; ſie hat, wenn wir das hievon ſagen dürfen, nie einen beſſern Stoff gehabt und nie einen mit liebevollerem Herzen behandelt. Das Buch wird für ihre vielen Freunde eine überaus willkommene Gabe ſein.

In unterzeichnetem Verlag erſcheint:

Hausblätter für 1859.

Herausgegeben von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

Mit dem Jahrgang 1859 beginnen die Hausblätter friſch und geſund ihr fünftes Jahr — für ein in der Neuzeit entſtandenes belletriſtiſches Blatt ein nicht geringes Alter — und wir blicken nun, wie jeder gute Chriſt und gewiſſenhafte Bürger, einmal wieder zurück und vorwärts, auf das was geſchehen, auf das, was uns bevorſteht, was wir zu thun haben werden.

Was wir gethan haben, darüber brauchen wir nichts zu ſagen — es liegt in den bisherigen Jahrgängen offen vor allen Augen. Ebenſowenig iſt es unſere Sache uns des Beifalls zu rühmen, der uns von allen Seiten und ohne nachzulaſſen ſtets zu theil geworden. Er beweist uns aber, daß unſere Grundſätze bei Schöpfung und Fortführung des Blattes richtig waren, und daß wir nicht falſch ſchloſſen, als wir die Unterhaltung dem Publikum für willkommen hielten, welche die Hausblätter bieten ſollten und bieten. Aber wir danken dem Publikum dieſen Beifall und bitten daſſelbe ihn uns zu erhalten; wir danken unſern Mitarbeitern, die ſich nun zu einem feſten Kreiſe an uns geſchloſſen, ihre treue Theilnahme und Unterſtützung. Es geht frohen Muths und rüſtig weiter auf der eingeſchlagenen Bahn. Sie hat, wie wir ſehn, in den vorangegangenen Jahren nicht nur dem Publikum, ſondern auch uns in unſerer Stellung, in unſrem Schaffen, nur Freude und Gutes gebracht. Wir haben den feſten Willen und die Hoffnung, daß es auch im nächſten Jahre und in allen folgenden nicht anders, ſondern womöglich immer beſſer werde. Wir ſtreben fort.

Außer den kleineren Unterhaltungsſtücken aus Nähe und Ferne, aus alter und neuer Zeit, über alles, was den denkenden Menſchen intereſſirt, bringen wir nach wie vor die deutſche Geſchichte und Erzählung als den Hauptinhalt unſeres Blatts und als das, was uns von andern Blättern dieſer Art hauptſächlich unterſcheidet. Daß jede neue Richtung, die ſich auf dieſem Felde aufthun möchte, in den Hausblättern alsbald oder zuerſt vertreten ſein wird, können wir unſern Freunden mit Beſtimmtheit verſprechen. Denn wir ſtehen nicht ſtill, ſondern ſtreben fort.

Von den „Hausblättern“ erſcheinen monatlich 2 Hefte gr. 8. von je 5 Bogen in Umſchlag und koſten

vierteljährlich 1 Rthlr. 6 Sgr. oder 2 fl. 6 kr. Rhein.

Pünktlich am 1. und 16. jeden Monats wird ein Heft ausgegeben. Am Schluß eines jeden Quartals erſcheint Titel und Inhalt deſſelben, ſo daß es einen vollen Band von 30 Bogen bildet. — Den ungewöhnlich billigen Preis ſtellt die unterzeichnete Verlagshandlung in der Vorausſetzung einer lebhaften Betheiligung des Publikums.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Stuttgart, 1859.

Verlagshandlung von Adolph Krabbe.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Erſter Band:

Bilder und Geſchichten aus Schwaben.

Erſter Teil.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Bilder und Geſchichten

aus

Schwaben.

Von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Erſter Band.

— 1892 —

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutsche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Vorwort.

Zum erſtenmal erſcheinen hier die Geſammelten Werke Ottilie Wildermuths in einer einheitlichen Ausgabe, was bis jetzt vielfach vermißt wurde. Der Hintergrund ihrer Darſtellungen, die in ſo viel deutſchen Herzen und Häuſern in Nord und Süd heimiſch geworden, iſt faſt ausſchließlich ihre engere Heimat Schwaben, in der ſie ihr ganzes Leben verbracht, an welcher ſie mit warmem Herzen hing. Die meiſten ihrer Erzählungen ſind mehr oder weniger der Wirklichkeit entnommen, und was ſie im Vorwort zu den Bildern und Geſchichten aus Schwaben ſagt, gilt auch für ihre übrigen Schriften: „Die ſchwäbiſchen Geſchichten enthalten zum großen Teil Geſtalten und Bilder, die unbewußt und allmählich aufgenommen und in der Erinnerung gehegt, faſt unwillkürlich ins Leben gerufen wurden.“

So ſind die Perſonen ihren Dichtungen eng verwachſen mit dem Boden, auf dem Ottilie Wildermuth gelebt, den lieblichen ſchwäbiſchen Landſchaften, den freundlichen, in das Grün herrlicher Obſtbäume gebetteten Dörfern, den engen alten Gaſſen der kleinen Städte, und tragen ein ausgeſprochen lokales Gepräge.

Dieſe äußere Umgebung kennen zu lernen, trägt gewiß zum Verſtändnis und Genuß der Schriften weſentlich bei, und dazu ſollen auch weiteren Kreiſen die anmutigen Bilder dienen, mit denen dieſe Geſamtausgabe bereichert wurde. Der Künſtler hat ſich dabei ſoviel möglich ſtreng an die Wirklichkeit gehalten und ſeine Aufnahmen an den betreffenden Orten gemacht, ſo daß die Bilder die Erzählungen in harmoniſcher Weiſe bereichern und vervollſtändigen.

Wir dürfen hoffen, daß auch in dieſer neuen und reicheren Form die Worte der edlen Verfaſſerin den alten Freunden lieb ſein und neue gewinnen werden, daß ſie manches Herz im Ernſt der Zeiten erheitern oder im Kampf des Lebens ſtärken werden.

Stuttgart, Februar 1892.

Die Herausgeberin.

Inhalt.

Genrebilder aus einer kleinen Stadt.

Eine alte Jungfer 1
Ein ausgebranntes Herz 12
Der Engländer 19
Ein ungerächtes Opfer 28
Das unterbrochene Hochzeitsfeſt 38
Der alte Frey 47

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

Der Schmuck der Urahne 59
Der Kroatenähne 71
Die drei Zöpfe 78
Die Urgroßmutter 94
Das Schlößchen in Beihingen 112
Das Dörtchen von Rebenbach 129
    Zwei Kinder 129
    Zwei Bräute 136
    Zwei Frauen 140
Ein Stadtſchreiber 147

Die alten Häuser von Kirchheim.

Das Kloſter 162
Das ſtille Haus 180
Der Freihof 191
Der Herrenbau 196
Das fürſtliche Schloß 204

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

Das freundliche Pfarrhaus 214
Der Haſelnußpfarrer 223
Das töchterreiche Pfarrhaus 230
Das humoriſtiſche Pfarrhaus 255
Das genügſame Pfarrhaus 268
Das gaſtfreie Pfarrhaus 283
Das geizige Pfarrhaus 290
Noch ein gaſtfreies Pfarrhaus 299
Das fromme Pfarrhaus 314

Heiratsgeſchichten.

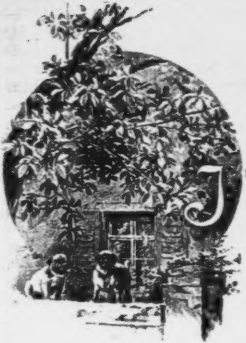
Der Prinz aus Mohrenland 328
Von dem Doktor und des Amtmanns Sophie 341
Das erfolgreiche Konzert 347
Auch ein altes Pärchen 359
Keine Neigungsheirat 373
Der Witwe Töchterlein 387

Genrebilder aus einer kleinen Stadt.

Was kann aus einem Landſtädtchen Gutes kommen? Alle Bilder, die wir bis jetzt aus ſolchen Orten erhielten, waren mehr oder weniger Karikaturen, und wer das Leben in einer kleinen Stadt nicht aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat, der bringt meiſt noch den Maßſtab dafür aus Kotzebueſchen Luſtſpielen mit. Er denkt ſich eine endloſe Folge von Kaffeeviſiten, aus Frau Baſen beſtehend, die ſich mit langen Titeln anreden und mit Klatſchereien unterhalten.

Die Sache hat aber beim Lichte betrachtet doch noch eine andre Seite. Es iſt wahr, es fand und findet ſich in ſolchen Kreiſen manches Gerümpel, das der Geiſt der Zeit nur allmählich verweht; aber vieles gibt es auch, von dem ich nicht möchte, daß er es jemals hinwegnähme. Die genaue Kunde, die jedermann von jedermanns Thun und Leiden hat, macht das Leben zu einem erweiterten Familienleben, und neben viel kleinlichem Aerger und Neid erwächſt auch viel herzliche Teilnahme an andrer Geſchick, viel kräftiger Beiſtand mit Rat und That. Daneben kommt doch jede Individualität zur Geltung, weil jede wichtig und nützlich werden kann in einem Kreiſe, der nicht zu viele Kräfte in ſich enthält.

Wenn ihr meinen Erinnerungen ein freundliches Ohr leihen wollt, ſo möcht' ich es wagen, in einigen Beiſpielen den Beweis für das eben Geſagte zu führen. Ich möchte zeigen, wie die Poeſie nicht allein in ſtrohgedeckten Hütten, an murmelnden Bächen, nicht allein in glänzenden Salons und geſchmackvollen Boudoirs mit bleichen Damen wohnt; ſondern wie ſie ſich auch hie und da in den regelloſen Straßen und kunſtloſen Häuſern einer kleinen Stadt niederläßt. Ich möchte euch einige der Geſtalten vorführen, wie ſie mir von dem einfachen Schauplatz einer kleinen Stadt im Gedächtnis geblieben ſind, lebendiger vielleicht, als dies in einer glänzenderen und mannigfaltigeren Umgebung möglich geweſen wäre.



I.

Eine alte Jungfer.

In der Vorſtadt des Städtchens, wo ich meine Jugend verlebt, ſtand ein gar freundliches Häuschen, das aus ſeinen vier Fenſtern recht hell in die Welt hinaus ſchaute; daneben ein Garten, nicht eben kunſtvoll angelegt, noch zierlich gepflegt, ſondern zum Teil mit Küchengewächſen, zum größeren aber mit luſtigem Gras und mit Obſtbäumen bepflanzt. Dicht neben dem Häuschen breitete ein ſtattlicher Nußbaum ſeine dunkelgrünen Zweige aus und warf ſeinen Schatten und zur Herbſtzeit ſeine Früchte gaſtlich weit in die Straße hinein, ein geſchätzter Sammelplatz für die liebe Jugend der ganzen Vorſtadt. Minder freundlich und einladend erſchien ein Paar kleiner fetter Möpſe, die ſich abwechſelnd oder gemeinſam auf der Gartenmauer präſentierten und die obbemeldete Jugend und die Vorübergehenden beharrlich anbellten, ohne jedoch die mindeſte Furcht zu erregen, da ihre beſchwerliche Leibesbeſchaffenheit ihnen nicht geſtattet hätte, ihre Drohungen auszuführen.

Wer nun erwartet, an den Fenſtern des Häuschens einen lockigen Mädchenkopf zu erblicken, wie das in ländlichen Novellen der Fall zu ſein pflegt, der täuſcht ſich. Nein, ſo oft die Hausglocke gezogen wurde, und das geſchah ſehr oft, erſchien am Fenſter das allzeit freundliche, aber ſehr runzelvolle Angeſicht der Jungfer Mine, der unumſchränkten Herrin und Beſitzerin des Häuschens. Und doch wurde dieſes gealterte Antlitz von jung und alt ſo gern geſehen, wie nur je eine blühende Mädchenroſe, und ihre Beliebtheit ſtieg noch von Jahr zu Jahr, was bei jungen Schönheiten gar ſelten der Fall iſt.

Die Jungfer Mine war der hilfreiche Genius des Städtchens. Wie die Glocke begleitete ſie „des Lebens wechſelvolles Spiel“, aber nicht herzlos, ſondern mit dem allerherzlichſten Mitgefühl. Wo Kindtaufe war, da durfte Jungfer Mine nicht fehlen; geſchäftig und eifrig, aber leiſe, leiſe, um die Wöchnerin nicht zu ſtören, ſchaffte und waltete ſie in Küche und Vorzimmer, um alles zu beſorgen, was an Speiſe und Trank zur Erhöhung der Feſtlichkeit gehörte. Ins Zimmer ging ſie nicht, auf kein Bitten: „Behüte, laßt mich gehen, Kinder! ich kann nicht, ich habe zu ſchaffen.“ Sie glich den Erdleutlein, die den Menſchenkindern mit emſigen Händen ihre Arbeit verrichten und vor Tag verſchwinden. Ein Hochzeitmahl war vollends ihr Element; da konnte man tagelang zuvor in allen Räumen des Hauſes ihre etwas ſingende Stimme, ihr geſchäftiges Hin- und Hertrippeln hören. Sie war unentbehrlich; denn wer hätte ſolche Torten gebacken, ſolche Braten gewürzt, wer vor allem ſolche Nudeln geſchnitten, wie die Jungfer Mine? Wo der Tod in einem Hauſe eingekehrt war, da war ſie die erſte, die mit beſcheidener, aufrichtiger Teilnahme nahte und mit geſchickter Hand den Leidtragenden die materiellen Mühen und Sorgen abzunehmen wußte, die betrübten Herzen ſo ſchwer werden.

Alle Kinder lachten ihr ſchon von weitem entgegen, denn allen hatte ſie ſchon eine Freude gemacht. Wie fröhlich ſtürmte das junge Volk zur Oſterzeit in den Garten der Jungfer Mine, wo eine lange Reihe von Neſtchen bereit ſtand, mit bunten Eiern und Backwerk gefüllt, eine zahlreichere Oſtergabe, als die kinderreichſte Mutter zu ſpenden hatte! Und wie manchen Biſſen hatte ſich die gute Seele am Munde abgeſpart, bis ſie um

Weihnachten die Hanne, ihre treue Dienerin, von Haus zu Haus ſenden konnte, wo befreundete Kinder waren, um allen eine kleine Weihnachtsfreude zu ſpenden!

Eine Geſchichte hat ſie nicht gehabt, die Jungfer Mine. So mitteilend und geſprächig ſie war, ſo hat doch nie eine Seele etwas von ihr gehört über die Zeit, wo ihr Herz jung war; niemand weiß, ob ſie auch einmal geliebt, gehofft und geträumt; ob ſie eben als ein vergeſſenes Blümchen ſtehen geblieben, oder ob die Schuld eines Ungetreuen ſie betrogen um des Weibes ſchönſtes Lebensziel. Ihr einfacher Lebensgang lag offen vor aller Augen; ihr Vater war Bürgermeiſter des Städtchens geweſen, in dem ſie ihre Tage verlebte, und ſie hatte eine harmloſe fröhliche Jugendzeit unter günſtigen Verhältniſſen verbracht. Ein paar alte Herren der Gegend, die ſie noch fleißig heimſuchten, verſicherten, daß ſie ein recht hübſches Mädchen und eine flinke Tänzerin geweſen ſei, welche Bemerkung ſie immer recht günſtig, wenn auch mit niedergeſchlagenen Augen und vielen Verwahrungen aufnahm. Zur Zeit, wo ich ſie kannte, zeigte ihr Aeußeres nun eben keine Spuren ehemaliger Reize mehr; aber auf das eingefallene Geſicht mit den freundlichen Aeuglein hatte die Herzensgüte ihre unſichtbaren, aber fühlbaren Züge geſchrieben, ſo daß man doch gern hineinſehen mußte. Auf ihren Putz konnte ſie vollends ganz und gar nichts verwenden, dazu war ſie immer viel zu ſehr beſchäftigt, und wenn ihre Freundinnen ſie mit einem modernen Putzartikel verſahen, ſo hatte er gar bald ſeine faſhionable Form verloren; zumal die Hauben, mit denen ſie ihr ſpärliches graues Haar bedeckte, ſaßen immer ſchief, da ſie im Geſchäftseifer ſich hinter den Ohren zu kratzen pflegte.

Ihre Eltern verlor ſie ziemlich frühe, auch die einzige Schweſter, die im Orte verheiratet war. Die Hand des Witwers derſelben wies ſie entſchieden zurück. Das Erbe der Eltern war klein; ein Hauptbeſtandteil desſelben war ein gelähmter, gichtkranker Bruder. Doch gelang es ihr mit großen ſonſtigen Opfern und Einſchränkungen, das höchſte Ziel ihrer Wünſche, ein eigenes kleines Häuschen nebſt Garten zu erringen. Das bezog ſie mit den zwei Möpſen, mit Hanne, ihrer getreuen Dienerin, und dem Bruder, den ſie lange Jahre mit klageloſer Geduld, mit unermüdeter Liebe, mit unerſchütterter Freundlichkeit pflegte bis zu ſeinem Tode.

Die Jungfer Mine ſah man allzeit zufrieden und wohlgemut. Wie groß auch oft ihr Mangel, ihre Entbehrungen ſein mochten, niemand hörte ſie klagen; ſie hatte immer einen Grund zu beſonderer Dankbarkeit. Sie hatte auch genug zu thun, bis ſie ſich freute mit allen Fröhlichen und weinte mit allen Traurigen; wie hätte ſie noch Zeit gefunden, an ſich zu denken? Sie war immer in Eile, ſtets raſtlos thätig für andre, und es kann ſich niemand denken, ſie in Ruhe geſehen zu haben.

Die Hanne war gerade durch ihre Verſchiedenheit die unentbehrliche Gehilfin der Jungfer Mine. So beſcheiden, ſchüchtern und rückſichtsvoll dieſe, ſo raſch, keck und entſchloſſen war jene im Verkehr mit den Leuten. Sie verteidigte mit Löwenmut den Garten ihrer Jungfer gegen diebiſche Gaſſenjungen, ihren Brunnen gegen ſchmutzige Viehtreiber, ihre ſchmalen Einkünfte gegen ſäumige Zinszahler. Sie hing ihr mit unerſchütterlicher Treue an und hätte ſich eher zerreißen, als ihrer Jungfer ein Härchen krümmen laſſen. Als ganz junges Mädchen von ihr aufgenommen, diente ſie ihr ohne allen Lohn; ſie wußte aus dem kleinen Garten einen faſt fabelhaften Gewinn zu ziehen und verwandte den Ueberſchuß ihrer rüſtigen Kräfte zum Waſchen und andern Arbeiten um Taglohn. Den Lohn lieferte ſie pflichtmäßig ihrer Jungfer ab, dieſe beſtritt dagegen ihre einfachen Bedürfniſſe.

Jungfer Mine war eine ganz beſondere Gönnerin der Jugend, vom wilden Knaben bis zum Studenten, vom ſpielenden Kinde bis zum aufgeblühten Mädchen. Deshalb war ihr Häuschen auch gar oft der Sammelplatz der fröhlichen Jugend, und die Verſchiedenheit ihrer Beſucher gab oft zu komiſchen Scenen Anlaß. — Einmal wußte man, wie man in kleinen Städten alles weiß, daß Jungfer Mine den Beſuch von zwei Damen des Orts erwartete, die ſich durch ſtrenge Frömmigkeit und entſchiedene Weltverachtung auszeichneten; ſogleich ward ſämtliche anweſende männliche Jugend aufgeboten: Schreiber, Commis, Apothekergehilfen, ein langer Zug leichtfertig ausſehender Leute begab ſich vor das Haus der Jungfer Mine und ſchellte gewaltig, um ſich zum Kaffee anzuſagen. Den Schluß des Zugs bildete das Malerle, ein zwerghaftes Männlein, das eine Zeitlang im Städtchen graſſierte und die ganze Gegend abkonterfeite. Was für ein Schreck befiel die gute Jungfer, als ſie die Freiſchar da unten erblickte und an ihr Zuſammentreffen mit den geſtrengen Damen dachte! Trotz aller Gaſtlichkeit öffnete ſie das Haus nicht, ſondern kapitulierte zum Fenſter hinaus, bis auf das Verſprechen eines guten Kaffees unter dem Nußbaum für den nächſten Tag der Haufe lachend abzog.

Ein andermal ſaß ein Trupp luſtiger Studenten, die ihre Ferienzeit verjubelten, an einem Sonntag am runden Tiſch in ihrem behaglichen Stübchen und hatte ſoeben trotz der beſcheidenen Einreden der Jungfer Mine ein Kartenſpiel arrangiert, als es am Hauſe läutete. Siehe da, es war der Herr Diakonus, ein beſonders hochverehrter Freund der Jungfer Mine! Nun war er zwar ein ſehr freundlicher, toleranter Mann, aber der Tiſch voll rauchender Studenten, das Kartenſpiel am Sonntag — das war denn doch zu arg! „O ihr lieben Herren! ich kann euch nicht mehr brauchen, — der Herr Helfer! — Geht doch in den Garten! — Hanne, führ' ſie hinten hinaus!“ rief ſie, in großem Eifer hin und her rennend. Lachend zog die junge Schar ab ins Nebenzimmer, die fatalen Karten aber ſchob ſie eilig unter den Tiſchteppich und empfing nun den Herrn Diakonus. Aber, o weh! während des Geſprächs zupfte dieſer unwillkürlich an dem Teppich und die Karten fielen ihm in Maſſe auf den Schoß. Daneben ſtreckte das junge Volk die Köpfe durch die Wandöffnung über dem Ofen und brachte durch komiſches Geſichterſchneiden die ehrbare Jungfrau dermaßen außer Faſſung, daß es am Ende das beſte war, die Frevler zu verraten, worauf die Scene mit allgemeinem Lachen ſchloß.

Sie wurde von der Jugend auch jederzeit in Ehren gehalten. Während der Herbſtferien wurde alljährlich ein ſogenannter „allgemeiner Herbſt“ gehalten, von dem man ſingend und ſchießend im Fackelzug heimkehrte. Jungfer Mine nahm nie Anteil an ſo großartigen und geräuſchvollen Feſten, wo man ihrer Hilfe ja doch nicht bedurfte. Vor ihrem Häuschen aber hielt jedesmal der fröhliche Zug bei der Heimkehr und brachte ihr ein Ständchen, ohne beſondere Auswahl der Muſikſtücke; Jungfer Mine ſtand dann freundlich am Fenſter und dankte mit züchtigem Verneigen. Ich erinnere mich wohl, wie die Studenten ihr einmal jubelnd zuſangen:

„Ach wie bald, ach wie bald,
Schwindet Schönheit und Geſtalt“ ꝛc.,

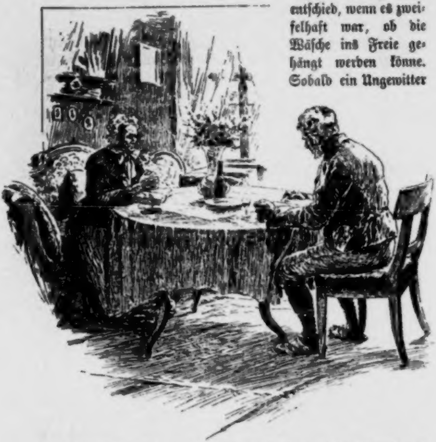
und wie ſie dann lächelnd mit dem Finger drohte: „Ei, ihr Schelmenherrn!“ Niemand hat beſſer einen Spaß verſtanden als die Jungfer Mine, ſogar über ihr Alter, und das will viel ſagen bei einem ledigen Frauenzimmer.

Ihre allerhöchſte Freude war aber, wenn ſie einem liebenden Pärchen irgendwie Vorſchub thun konnte; ihr ganzes Herz lachte, wenn ſie junge Herzen gegeneinander aufgehen ſah, und manch glückliche Verbindung iſt durch ihre ſo anſpruchslos geleiſtete Beihilfe zu ſtande gekommen. Wie erfinderiſch war ſie in Wendungen, mit denen ſie liebende Herzen durch das Lob des Geliebten zu erfreuen wußte! wie unermüdet, Liebende bei ungünſtigen Ausſichten zur Treue und Ausdauer zu ermahnen! „Liebs Kind, ich koch Ihnen einmal das Hochzeiteſſen!“ war ſtets der Dank, mit dem ſie jungen Mädchen kleine Aufmerkſamkeiten und Freundlichkeiten vergütete. — In einer Schublade, in der viele Briefpäckchen aus ihren vergangenen Tagen pünktlich geordnet aufbewahrt lagen, vielleicht auch ein eigenes Herzensgeheimnis der guten Jungfer darunter, bewahrte ſie mit beſonderer Sorgfalt ein Paket Briefe mit ſchwarzen Bändern umbunden. Es war die Korreſpondenz eines jungen Paares, das auch einſt unter ihrem Schutze ſich geliebt hatte und durch Elternhärte getrennt worden war, und deſſen Andenken ſie mit immer neuer Wehmut erfüllte. Nie aber hätte eine unerlaubte Liebe auch nur im entfernteſten auf ihren Schutz rechnen dürfen. Behüte! die Jungfer Mine war eine loyale Perſon, Gott und der Obrigkeit unterthan, und ſprach trotz aller Sanftmut eine ſehr entſchiedene Entrüſtung aus gegen alles, was gegen göttliche Ordnung und die heilige Sitte verſtieß.

„Laß mich mit jedermann in Fried' und Freundſchaft leben!“ war ihr tägliches Gebet zu Gott, und der liebe Gott hat es erhört, indem er ihr ein fromm und freundlich Gemüt gegeben, das allen diente und es mit keinem verderben konnte. Durch alle Spaltungen, die in kleinen Städten am tiefſten eingreifen, durch alle Zänkereien und öffentliche und Privatſtreitigkeiten ging ſie unberührt und unangefochten, und wußte mit den Häuptern kriegführender Mächte Freundſchaft zu bewahren, ohne Achſelträgerei und Zweizüngigkeit. Sie that allen zulieb, was ſie vermochte, redete keinem Anweſenden zu Gefallen, keinem Abweſenden zuleid, und meinte es mit jedem ſo von Herzen wohl, daß ihr jeder gut bleiben mußte, und ſo war es ihr vergönnt, mitten in vielem Unfrieden ihre Tage in Frieden zu verleben und zu beſchließen.

Ihr Beſitztum war beinahe Gemeingut; das Gras in ihrem Garten war immer zertreten, weil es den Kindern als Spielplatz diente; ihre Obſtbäume kamen nicht zum Gedeihen, weil die ganze Stadt Waſchſeile daran aufzog, um den ſonnigen Platz zum Trocknen zu benützen. Die Hanne eiferte oft gewaltig gegen dieſe Duldſamkeit, und die gute Jungfer hatte alle ihre Beredſamkeit aufzuwenden, um ſie wieder zu beſchwichtigen.

Auch der Unterſchied der Stände, der in kleinen Städten ſo ſcharf abgegrenzt iſt, war für Jungfer Mine aufgehoben. Obgleich ſie ihrem beſcheidenen Anzug wie ihrer Herkunft nach zum Honoratiorenſtande gehörte, war ſie doch daheim und befreundet in allen ehrbaren Bürgerhäuſern, wo man ihres Beiſtandes bedurfte, und ihre „Weiblein“, wie ſie ihre Freundinnen aus dem Bürgerſtande nannte, wurden jederzeit mit derſelben Rückſicht und Freundlichkeit aufgenommen, wie die erſten Frauen der Stadt. Ihr beſonders guter Freund war Nachbar David, ein alter Hufſchmied. Er beſorgte ihr die Holzeinkäufe und nahm ſich ihrer überall treuherzig an, wo ihre Güte und ihre Schutzloſigkeit mißbraucht werden konnten. Er war ihr Wetterprophet, deſſen Meinung immer entſchied, wenn es zweifelhaft war, ob die Wäſche ins Freie gehängt werden könne. Sobald ein Ungewitter am Himmel aufſtieg, warf der ehrliche Meiſter ſein Schurzfell ab und begab ſich zur Jungfer Mine, die große Furcht vor Gewittern hatte; ſie bewirtete ihn dann mit einem Kelche ſelbſtfabrizierten Likörs, und ſie tröſteten einander mit Geſprächen über die Zeitläuften und mit Vorleſungen aus Arndts wahrem Chriſtentum und aus dem Schatzkäſtlein, bis das Gewitter vorüber war.



Das ehrwürdige Paar Möpſe ſpielte keine kleine Rolle im Hauſe, und ein guter Teil der Sorgfalt der Jungfer Mine war ihnen zugewendet. Die Katze und der Kanarienvogel waren nur untergeordnete Subjekte. Die Katze hatte zwar ein Kiſſen unter dem Ofen, die beiden Möpſe aber, Mopper und Weible genannt, nahmen ihre eigenen gepolſterten Stühle daneben ein, wenn ſie es nicht vorzogen, bei gutem Wetter im Garten zu promenieren und die Leute zu inſultieren. „Es muß das Herz an etwas hangen,“ ſagte ſie zur Entſchuldigung ihrer Vorliebe für die garſtigen Tiere. Der Tod der Möpſe betrübte ſie tief; doch nahm ſie mit gutem Humor den Beileidsbeſuch auf, den ihr einige Freundinnen in tiefer Trauerkleidung abſtatteten.

Mit Lektüre hat ſich Jungfer Mine nie viel befaßt, weder mit ſentimentaler noch mit gelehrter. Ein geſcheites Wort konnte man aber doch mit ihr reden, und niemand hat je Langeweile bei ihr gehabt. Deshalb waren auch ihre Kaffeeviſiten, der einzige Luxus, den ſich die Jungfer erlaubte, ſehr gern beſucht; nicht nur weil ſie den beſten Kaffee und die gelungenſten Kuchen produzierte, ſondern weil in dem kleinen Stübchen mit den geflickten Gardinen und dem verblichenen Sofa ein guter Geiſt wehte, der das Geſpräch lebendig machte und die Herzen fröhlich. Ins Räſonnieren ſtimmte ſie nie mit ein; es war ihr unmöglich, von einem Menſchen Böſes zu ſagen.

Auch für das mütterliche Gefühl, das in jedem weiblichen Buſen ſchlummert, ſollte es nicht an einem Gegenſtand für ſie fehlen, obgleich es ein altes Kind war, das man ihrer treuen Fürſorge übergab. Ein ehemaliger Kaufmann aus guter Familie, dem in ſeinen jungen Jahren die ſüdamerikaniſche Sonne das Gehirn ausgebrannt, lebte als harmloſer Narr in der kleinen Stadt. Er war der zufriedenſte Menſch, den man ſehen konnte, ſtets vergnügt, ſtets aufgeräumt und, obſchon bei Jahren, hüpfte und ſprang er mehr als er ging. Der Fritz nun wurde in die freundliche Obhut der Jungfer Mine befohlen. Sie quartierte ihn in das Stübchen, das ſeither ihre Heiligtümer verwahrt hatte: den „Papa“ und die „Mama“, lebensgroße

Kinderbilder in hölzernen Röckchen, an denen ein Hündlein hinaufſprang, und eine ſpaniſche Wand, darauf die ſieben Bitten des Vaterunſers bildlich dargeſtellt waren; ſie behütete und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt. In dem netten Hauſe und dem freundlichen Garten war der Fritz ganz in ſeinem Element; er ſchenkte ſein Herz abwechſelungsweiſe bald der Jungfer, die er aber daneben ſehr reſpektierte; bald der Hanne, der es zum erſtenmal in ihrem Leben paſſierte, daß jemand ihre Reize bewunderte. „Hübſch, Hanna, hübſch!“ rief er ihr ermunternd zu, ſo oft er ſie erblickte, ſetzte auch von Zeit zu Zeit den Hochzeitstag feſt, ohne ſich zu grämen, wenn der Termin immer wieder hinausgeſchoben wurde. Ein verwandter Beamter war ſo freundlich, den Fritz in ſeiner Kanzlei zu beſchäftigen, obgleich ſeine ſchriftlichen Arbeiten unbrauchbar waren, da allzeit ſeine krauſen Ideen ſich darein miſchten. Aber er fühlte ſich dadurch ſo beſchäftigt, ſo wichtig! er eilte mit einer ſo glücklichen Amtsmiene auf ſein Bureau, während Jungfer Mine und die Hanne daheim ſein Stübchen ordneten und ſein Mahl bereiteten. Nur ein Leiden hatte der arme Fritz, das zugleich eine Plage für die Jungfer war: die Hexen, von denen er nach ſeiner Meinung jede Nacht heimgeſucht wurde. Er ſchnitt ſich Stöcke und Stöckchen von jeder Größe, um die Hexen damit durchzuklopfen, und das gab oft einen wahren Hexentanz in ſeiner Stube, bis ihn die ſanftmütige Stimme der Jungfer Mine aus der andern Stube her wieder beruhigte.

Da der Fritz bei der Küche der Jungfer Mine ſo wohl gedieh, ſo meldeten ſich auch vernünftige Subjekte, anſtändige junge Männer vom Schreibereifach um Koſt und Wohnung bei ihr; der Holzſtall wurde noch zu einem Stübchen eingerichtet und der Pflichten- und Geſchäftskreis der Jungfer hatte ſich bedeutend erweitert. Wie eilig hatte ſie nun, um von ihren ſonſtigen Expeditionen rechtzeitig heimzukommen! Sogar „Offertenmacher“, wie ſie die Commis Voyageurs nannte, wurden nun hie und da als Kaffeegäſte zu ihr gebracht, und noch ſehe ich ſie, wie ſie einſt in höchſter Eile über die Straße rannte und allen Bekannten, die ſie zum Spaß aufzuhalten ſuchten, zurief: „Kann nicht, muß heim, hab' vier Herren und eine Gans!“

Alles geht hienieden dem Ende zu, und der guten Jungfer Mine, die in Ehren und bei vollen Kräften ein ſchönes Alter erreicht hatte, wollte der liebe Gott die Leiden eines langen Lagers und die Beſchwerden des hilfloſen Alters erſparen. Sie erkrankte bei der treuen Pflege ihrer Dienerin, die ein Fieber befallen hatte; ſie mußte ſich legen, um nicht wieder aufzuſtehen. Verlaſſen war ſie nicht in ihren letzten Tagen: ſie, die ſo vielen gedient, wurde von freundlichen Händen treulich gepflegt, und ſie entſchlief in ihrem Gott mit frohem und dankbarem Herzen, von vielen aufrichtig betrauert.

Nach ihrem Tode fand ſich, daß ihr Vermögen außer dem Häuschen ſo gering war, daß niemand begreifen konnte, wie es ihr möglich geweſen, davon zu leben. Und doch war ſie ſo reich geweſen an Freuden für andre. Die Hanne blieb zum Lohn ihrer langen treuen Dienſte als alleinige Erbin des Häuschens und Gartens zurück; für ein armes Mädchen ihres Standes ein beneidenswerter Beſitz! Aber ſie hat ſich desſelben nicht mehr lange gefreut, obgleich ſie von der Krankheit, in der ſie noch die letzte Pflege ihrer Herrin genoſſen hatte, wiederhergeſtellt war. Man hörte ihre laute, ſcharfe Stimme nicht mehr, mit der ſie ſonſt ſo eifrig die Rechte ihrer Jungfer verfochten hatte; ſtill und bleich ſchlich ſie umher, es ſchien ihr Lebensnerv gebrochen, und nach einem halben Jahr folgte ſie ihrer Herrin nach zur letzten Ruheſtatt.

Wenige der alten Freunde der Jungfer Mine leben nun noch in dem Städtchen, und ſo iſt auch ihr Grab verlaſſen und vergeſſen; von den ſchönen Levkojen und Reſeden, die wir aus ihrem Garten dorthin verpflanzt hatten, iſt nichts mehr zu ſehen, aber ein Fruchtbäumlein hat darauf Wurzel gefaßt und beſchattet es mit ſeinen grünen Zweigen. — Leicht ſei ihr die Erde, der guten Jungfer Mine, und ſanft ihre Ruhe, ihr, die ſich hienieden keine Ruhe gegönnt hat!

II.

Ein ausgebranntes Herz.

Als düſterer Gegenſatz zu der freundlichen Erſcheinung der guten Jungfer Mine drängt ſich mir das Bild einer frühgealterten Jungfrau auf, die auf demſelben Schauplatz ein verfehltes Daſein beſchloß.

Ich ſehe ſie noch vor mir, die welke Geſtalt mit der gelblichen Farbe auf dem eingefallenen Geſicht, das durch nichts mehr belebt war als durch ein Paar glänzend blaue Augen, in denen aber ein ſo unheimlich Feuer glühte, daß niemand wohl dabei ward. Nach außen konnten ſie keine Flamme mehr entzünden, dieſe Augen, wie ſchön ſie geweſen ſein mochten; die Glut, die aus ihnen leuchtete, wandte ſich nach innen und verzehrte das eigene Herz der Armen, die einſt hell damit ins Leben hinaus geblickt. Und es war noch nicht zwanzig Jahre her, daß dieſe unheimliche Erſcheinung eine vielbewunderte Schönheit geweſen war, ein blühendes Mädchen, ſtrahlend von Jugend und Lebensluſt, vor der ein langes Daſein voll Freude und Glück zu liegen ſchien. Sie war eine Zeitlang das einzige junge Frauenzimmer von Stande im Städtchen, die Schönheit der ganzen Gegend, die Tochter eines angeſehenen Beamten. Was Wunder, wenn ſie von früher Jugend an von Anbetern umringt war; wenn ſie mehr und mehr Gefallen fand an all den Vergnügungen, von welchen ſie den Mittelpunkt bildete, den Feſten, deren unbeſtrittene Königin ſie war; was Wunder, wenn ihr der Sinn verſchloſſen blieb für den Ernſt und die wahre Bedeutung des Lebens! Die Mutter fand ihre Herzensluſt daran, Luiſe ſo früh bewundert zu ſehen; ſie erging ſich in lachenden Plänen für ihre

Zukunft, und hielt beſtändig Muſterung, wen unter den eifrigen Verehrern ſie des Glücks wert halten ſollte, ihr Töchterlein davon zu führen.

Da ging ein glänzender Stern an Luiſens Horizont auf: die ſtattliche Geſtalt eines jungen Edelmanns, der auf dem benachbarten Schlößchen ſeinen Sitz hatte; natürlich eine äußerſt wichtige Erſcheinung in den bürgerlichen Zirkeln einer kleinen Stadt. Es wunderte wohl niemand, daß es dem Baron leicht wurde, Luiſens Herz zu gewinnen und alle Aktuare, Buchhalter und praktiſchen Aerzte, die ſeither ihren Hofſtaat gebildet hatten, tief in Schatten zu ſtellen. Uebertraf er doch alle weit an freier, gefälliger Sitte, verband er doch mit ſeinem guten Adel und ſeiner ſchönen jugendlichen Geſtalt eine gewiſſe Treuherzigkeit und paſſive Gutmütigkeit, die den wenigen ernſten Anſprüchen genügten, deren ſich Luiſens verflachtes Herz noch bewußt war. — So zogen ſich allmählich alle zurück, die ihr ſeither in flüchtiger Huldigung oder mit ernſteren Abſichten genaht waren; auf allen Bällen, an allen Vergnügungsorten der Gegend ſah man die ſchöne Luiſe am Arm des Barons, und recht mit vollem Herzen gab ſie ſich dem Genuß und der Freude der Gegenwart hin, ohne an eine Zukunft zu denken.

Man ſagte, der Baron ſei ehrlich mit ihr verfahren, er habe ihr frühe im Ernſt geſagt, daß er ihr nichts als ſeine Liebe geben könne; daß die Rückſicht auf ſeinen Stand, auf ſeine Verwandten es ihm unmöglich mache, eine Bürgerliche zu freien, zumal wenn ſie den Mangel eines Stammbaums nicht mit Gold aufwiegen könne. So weit freilich ging ſeine ritterliche Ehrenhaftigkeit nicht, daß er beizeiten ſich entſchieden zurückgezogen hätte. Oder erlaubte ihm ſeine Gutmütigkeit nicht, dem armen Kinde ſo weh zu thun, ihr mit einem kurzen, wenn auch ſchmerzlichen Herzweh die Qual langer Jahre und einen ſchaudervollen Tod zu erſparen? Ich weiß es nicht. — Genug, das Verhältnis dauerte fort und fort. Sie dachte an kein Zurücktreten; entweder trug ſie ſich mit der Hoffnung, ſeine Liebe, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit würden doch den

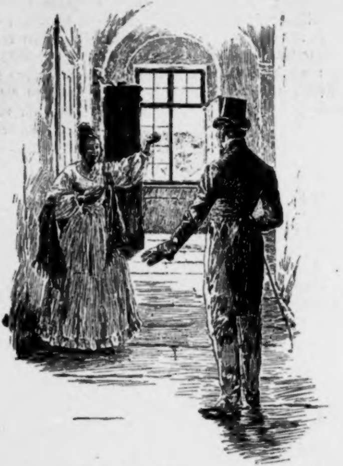
Sieg über Standesrückſichten davon tragen, oder ließ ihr die glühende, verzehrende Leidenſchaft, die ſie befangen hatte, keine Wahl mehr. Sie hat ſelbſt einmal einer Freundin geſtanden, ſie habe nicht mehr beten können von der Stunde an, in der ſie den Baron kennen gelernt, weil ſein Bild ſich vor alle ihre Gedanken an Gott gedrängt habe.

Der Vater ſtarb früh; die ſchwache Mutter, ohnehin von der Tochter beherrſcht, wiegte ſich wohl auch mit der Hoffnung ein, ihre Luiſe doch noch als Baronin zu ſehen, und wagte nicht, den Beſuchen des Geliebten ein Hindernis in den Weg zu legen. Aber Jahre um Jahre vergingen; „eine Mädchenjugend iſt — abgeblüht in kurzer Friſt“ — und die Blüte der ſchönen Luiſe war von beſonders kurzer Dauer; ſie verwelkte an der ewig unbefriedigten Glut ihres Innern. Die Liebe des Barons ward kühler und immer kühler, ſeine Beſuche ſeltener, der Ton ſeiner Unterhaltung höflicher. Wie ſein Herz erkaltete, wurde das ihre immer heißer; ihrem ſcharfen, ihn weit überſehenden Verſtande blieb ſein Erkalten nicht verborgen; eine quälende Furcht, ihn vollends ganz zu verlieren, eine raſtloſe Eiferſucht ergriff ſie. Einſt die Freude und die Luſt ſeiner leichten Stunden, hing ſie ſich jetzt an ihn wie ein feindlicher Dämon, der ihm jede Lebensluſt verbitterte. Wo ſie glaubte, er könnte den Blick auf eine andre geworfen haben, da ſpann ſie künſtliche Lügengewebe, ſchrieb falſche Briefe, um ihn der Nebenbuhlerin zu entleiden; ſie ſuchte ihm ſelbſt durch Intriguen bei Höhergeſtellten zu ſchaden, vielleicht nur in der Hoffnung, wenn ſeine Stellung in der großen Welt Not leide, wenn ſeine andern Pläne fehlſchlagen, werde er bei ihr Troſt ſuchen und ſich nicht mehr zu hoch dünken, ſie zur Gattin zu nehmen.

Auf Tote war ſie nicht mehr eiferſüchtig. Eine leidige Epiſode (wohl nicht die einzige) in ſeinem Roman mit Luiſe war ein Liebesabenteuer mit einem ſchönen Bauernmädchen, das mit ſeinem Kinde geſtorben war. Der Baron war, wie ſchon geſagt, ein gutmütiger Mann; er ließ das arme Geſchöpf mit möglichſten Ehren begraben und ihm einen ſchönen Denkſtein ſetzen. Auf dieſem Grabe ſah man manchmal an einem hellen Morgen oder ſtillen Abend Luiſe in tiefem, ſchmerzlichem Sinnen. Was da durch ihre Seele ging, was ſie hinzog zu dieſem Grabe, wer will dies in Worten ausſprechen?

Sich gänzlich von ihr abzuziehen, wagte der Baron nicht; war es noch ein halbverkohlter Reſt alter Neigung, war es ſeine gerühmte Gutmütigkeit oder eine gewiſſe Furcht vor Luiſe: genug, von Zeit zu Zeit kam er immer wieder zu ihr und ſuchte ſie durch allerlei Beweiſe von Freundſchaft zu tröſten über die entflohene Liebe. — Ihre Geſundheit wurde leidend, ſie meinte, ein Aufenthalt auf einem Dorfe und in der Waldluft würden ihr gut thun. Ach, die ſtärkende Luft wehte von dem Schlößchen, in deſſen nächſter Nähe das Dorf lag, das ſie in den Sommermonaten bezog! Das waren ihre ſonnigſten Tage; er beſuchte ſie da pflichtlich, brachte ihr Blumen oder ſonſt kleine Geſchenke; auch ſah man ſogar hie und da die welke, ſorgſam geſchmückte Geſtalt am Arm des noch immer ſchönen, ſtattlichen Mannes, und peinlich bemüht war ſie, in eifrigen Geſprächen noch einen Hauch aus alten Zeiten zurückzurufen. Sie lebte auch wunderbar auf in dieſer Landluft; ſonntags ſammelte ſich im Dörfchen oft Geſellſchaft aus benachbarten Orten, ſie miſchte ſich darunter, und manchmal erwachte wieder in ihr all die Lebendigkeit und Fröhlichkeit, die feſſelnde Unterhaltungsgabe, die einſt von den friſchen jugendlichen Lippen entzückt hatte.

Wir betrachteten ſie immer mit einer gewiſſen Scheu, als einem traurigen Geſchick verfallen, und ſie ſah die ganze nachwachſende Jugend mit Widerwillen an, als ob ſie in jeder jugendlichen Geſtalt eine Nebenbuhlerin gefürchtet hätte. Unter dieſem bitteren, friedloſen Weſen litt ihre Umgebung mehr und mehr, am meiſten die alte Mutter. Ohne Ruhe ſchweifte Luiſe oft tagelang umher; ſie meinte noch gewaltſam erzwingen zu können, wozu längſt die Hoffnung vorüber war. Jede ſanfte weibliche Tugend, jeden Zug jungfräulicher Würde hatte nach und nach der Hauch der Leidenſchaft in ihr zerſtört. Oft, wenn der Baron von einem fröhlichen Ausflug zurückkehrte, hat er in einem Gange ſeines Schloſſes wie ein böſes Geſpenſt die bleiche Geſtalt ſeiner ehemaligen Liebe erblickt, die ihm mit maßloſer Heftigkeit ſeine Treuloſigkeit vorwarf und ihr verlorenes Lebensglück von ihm forderte, ſo daß er nur mit Mühe ſie bewegen konnte, ſich zu entfernen, um ihn und ſich nicht bloßzuſtellen.



Immer mehr zur Qual wurde ihm dies Treiben, dieſe furchtbare Anhänglichkeit, und endlich beſchloß er, ſie um jeden Preis abzuſchütteln. War er doch ein ſchöner Mann, der überall

zu gefallen wußte, der ſeine Augen noch auf die friſcheſten Blumen richten konnte — wie ſollte er ſich halten und ſtechen laſſen von den Dornen, die allein noch übrig waren von der Roſe, die er in leichtem Spiel an ſeine Bruſt geſteckt, bis ſie verwelkt war und die Blätter abgefallen? — So ſchrieb er ihr endlich mit Entſchiedenheit und zugleich mit aller möglichen Schonung: „er werde immer ihr Freund bleiben, bereit zu Rat und Hilfe; aber ein zärtliches Verhältnis mit ihr fortzuſetzen, ſei ihm unmöglich. Da er aber nicht verkenne, wie ſie ihre Jugend durch ihn verloren, ſo möge ſie ihm erlauben, als Freund für ihre Zukunft zu ſorgen.“ Mit aller Zartheit bot er ihr dann eine ziemlich bedeutende Geldſumme zur Unterſtützung ihrer Mutter. — Mit kurzen Worten antwortete ihm Luiſe: „ihre Liebe, ihre geopferte Jugend laſſe ſie ſich nicht abkaufen, doch werde er bald von ihr befreit werden.“

Nach wenigen Tagen fand man ſie frühmorgens tot in einem kleinen Teiche der Umgegend. Sie hatte gewaltſam den Kopf bis zum Grunde gebeugt, um den Tod zu finden in dem ſeichten Waſſer. — Der Baron begab ſich bald darauf auf Reiſen; erſt nach langen Jahren kam die Nachricht von ſeinem Tode aus dem Auslande. Er war unvermählt geblieben.

III.

Der Engländer.

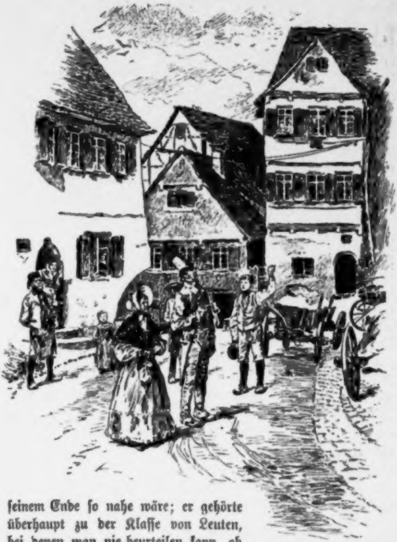
Es ſind wohl je und je Geſchichten geſchrieben worden, deren Schauplatz eine kleine Stadt war. Die Pointe dabei, wenn ich mich recht erinnere, war dann allzeit ein geheimnisvoller oder wenigſtens intereſſanter Fremder, der die Zungen der Frau Baſen und die Herzen der jungen Mädchen in Bewegung ſetzte. Nun mag ich mich aber beſinnen, wie ich will, ſo hat ſich in unſrer kleinen Stadt nichts derart gezeigt. Wurde zwar eines Tages ein bleicher Jüngling mit Gendarmen eingeliefert, der ſich als einen verkannten Edeln und Profeſſor aus Lyon zu erkennen gab; aber es ſtellte ſich binnen kurzem heraus, daß beſagter Profeſſor ein Betrüger und Schelm, alſo mit vollem Recht transportiert war. Ferner erſchien einmal abends auf der ſehr frequentierten Kegelbahn ein ältlicher, ſteifer Herr mit ganz feinen Manieren, deſſen Andeutungen ihn etwa als einen ruſſiſchen General außer Dienſt oder als einen dito Diplomaten erſcheinen ließen, und die Herren wußten bei ihrer Nachhauſekunft gar viel zu rühmen von ſeinem feinen adligen Benehmen und ſeiner würdevollen Zurückhaltung. Am folgenden Morgen aber war derſelbige Diplomat ſo herablaſſend, daß er von Haus zu Haus ging mit dem Offert, die etwaigen Hühneraugen auszuſchneiden; führte auch eine grüne Korduanmappe mit ſich, voll von Zeugniſſen von hohen und höchſten Herrſchaften über ſeine Gewandtheit in dieſer edlen Kunſt. Vielleicht, das nahm man zum Troſte an, war er heimlicherweiſe doch ein Spion, der's nur nicht ſagte; er hätte auch in ſolcher Eigenſchaft ſchlechte Geſchäfte gemacht, es gab blutwenig zu ſpionieren im Städtchen Marbach.

Einmal aber, ja einmal fuhr dennoch in einem kurios geſtalteten Einſpänner ein unbekannter Herr mit einem anſtändig ausſehenden, noch jugendlichen Frauenzimmer am erſten Gaſthof in Marbach vor und erkundigte ſich alſobald nach freiſtehenden Wohnungen. Derſelbige war auffallend lang und mager, trug einen Rock, Beinkleider und Gamaſchen von Lederfarbe, einen dito Hut und ein Geſicht von derſelben Couleur; es ſchien, er habe ſeine ganze Perſon am Stück in dieſen dauerhaften Farbſtoff tunken laſſen. Seine lange Figur wurde durch ſeinen turmhohen Hut noch vergrößert, ſowie ſich ſeine fabelhaft langen Arme durch die Aermel, die eine Viertelelle länger waren als erforderlich, faſt bis zur Erde zogen.

Die Dame bei ihm ſchien nicht ſeine Frau zu ſein und ſich nicht beſonders behaglich zu fühlen. Nach genoſſenem Imbiß ſchickten ſie ſich an, die wenigen freien Wohnungen des Städtchens zu beſehen, und der lederfarbene Herr fand ſogleich, was er ſuchte, in ein paar hübſchen Zimmern im vierten Stock, mit freundlicher Ausſicht auf die Apotheke und eine neue Metzig. Er verſicherte den Hausbeſitzer, daß ihm beſonders lieb ſei, eine ſo hochgelegene Wohnung zu finden, da das Steigen ſeiner Bruſt ſehr zuſage. Der Hausknecht, der ihm als Führer vom Gaſthof mitgegeben war, bemerkte beſcheiden, daß auf dem Turm auch noch ein Stübchen zu vermieten wäre, womit ſogar das Benefiz des Hochwächterdienſtes verbunden. Das lehnte der Lederfarbene höflich ab, da in ſolcher Höhe die Luft nicht geſund ſei, namentlich weil ſich alle Dünſte in die Höhe ziehen.

Der Unbekannte beabſichtigte gar nicht als ſolcher fortzuexiſtieren; er war, nach ſeiner Mitteilung, ein Engländer, der ſich aber ſchon ſeit langen Jahren in Deutſchland heimiſch gemacht und der einen ſtillen, freundlich gelegenen Ort ſuchte, wo er ſeine Tage beſchließen könne. Dieſen Ort hatte er nun in dem Städtchen Marbach entdeckt, fragte nach dem Kirchhof, wo er ſich ein Plätzchen für ſein Grab erkieſen wolle, und beſtellte den Notar, um ſein Teſtament aufzuſetzen.

Nun ſah der Engländer aber gar nicht aus, als ob er



ſeinem Ende ſo nahe wäre; er gehörte überhaupt zu der Klaſſe von Leuten, bei denen man nie beurteilen kann, ob ſie jung oder alt ſind; er kam einem auch nicht vor, als ob er jemals klein geweſen und groß gewachſen ſei, vielmehr glich er einem Stück, das in einer Auktion nicht verkauft worden iſt und nur ſo herumfährt. Aus ſeinen Papieren aber, die er dem Notar vorwies, ergab ſich, daß er wirklich ſchon ziemlich bejahrt war. Als Zeuge zu der Teſtamentaufſetzung wurde unter andern der Hausbeſitzer gebeten, und dieſer Ehrenmann war höchlich überraſcht und gerührt, als der Engländer nach ſo kurzer Bekanntſchaft ihm ein recht anſtändiges Legat beſtimmte; auch die Armen der Stadt waren nicht vergeſſen und ein ſchon früher feſtgeſetztes Vermächtnis für ſeine Haushälterin erneuert. Der Engländer verſicherte den gerührten Hausbeſitzer, daß es ja ganz natürlich ſei, daß die Familie, in deren Schoß er ſeine letzten Tage verlebe, auch ein Andenken an ihn behalte, und das Verhältnis zwiſchen Hausherr und Mietsmann geſtaltete ſich durch dieſe freundliche Fürſorge recht gemütlich.

Obgleich nach all dieſem es ſcheint, daß der Engländer expreß nach Marbach gekommen war, um daſelbſt zu ſterben, ſo vernachläſſigte er die Pflicht der Selbſterhaltung keineswegs. Sein einziges Studium, ſeine ausſchließliche Lektüre waren medizinische Werke; das Syſtem aber, nach dem er ſeine Diät einrichtete, war eigentlich aus keinem davon genommen. Sobald er ſein Zimmer im Beſitz hatte, ließ er den Schreiner holen und befahl ihm, die Füße ſeiner Bettſtelle gänzlich abzuſägen, denn da nach ſeiner Anſicht der Dampf ſich nach oben zog, ſo behauptete er in der geſundeſten Luft zu ſchlafen, wenn er möglichſt niedrig gebettet war. Seine Koſt beſtand faſt ausſchließlich aus Gerſtenſchleim, Kalbsbraten und gelben Rüben, welch letztere er in ſolchen Maſſen einkaufte, daß er das ganze Jahr hindurch Vorrat hatte. Der Thermometer war ſein beſter Freund, den er faſt beſtändig bei der Hand hatte, um nachzuſehen, ob das Zimmer die richtige Temperatur habe. War es zu kühl, ſo mußte augenblicklich geheizt werden und wäre es im höchſten Sommer geweſen; war es zu heiß, ſo ließ er eine große Waſſerkufe ins Zimmer tragen, um die Luft abzukühlen, und war ſehr übler Laune, wenn dieſe Maßregel keine gehörige Wirkung that. Große Fußtouren gehörten auch zu ſeiner Diät, und es nahm ſich ſonderbar aus, wie er unterwegs mit eigentümlicher Gewandtheit ſich Zuckerpaſten in den Mund warf, die er in ſeinem großen Aermel verborgen hielt; ſolches, behauptete er, ſei ganz vorzüglich für die Bruſt und den Atem: — kurz, er war unerſchöpflich an Mitteln, das menſchliche Leben zu verlängern, und konnten ſeine Erben das Glück der Hoffnung gründlich kennen lernen.

Die Kunde, daß das lederfarbene Subjekt ein Engländer ſei und bereits ein Teſtament gemacht habe, verlieh ihm im Städtchen einiges Anſehen. Man glaubte auch, ſeine lederfarbene Haut und Kleidung ſei nur ſo eine Art Reiſeüberzug zur Schonung, wie über einen Regenſchirm, und er würde eines Tags ſchön und elegant hervorgehen. Dem war aber nicht ſo; er war und blieb derſelbe, und eine vorteilhafte Farbe war's für ſeine Fußtouren: er hätte ſich im Straßenſtaube baden können, ohne ſich im mindeſten zu verändern. Auswanderungen waren dazumal ſelten und engliſche Sprachkenntnis ſo wenig gekannt und geſucht als ſpaniſche. Als aber ein lebendiger Engländer auf dem Platze war, überkam doch einen ſtrebſamen ältlichen Herrn die Luſt, Engliſch zu lernen, und er lud zu dieſem Zweck den Herrn Cramble zum Kaffee ein, der, wie aus dem ſchon Erzählten hervorgeht, des Deutſchen vollkommen mächtig war. Zuerſt wollte man die Konjugationen kennen lernen, alſo mit den Fürwörtern beginnen: „Was heißt: ich?" fragte der Deutſche. — „I", antwortete der Engländer. — „Ei? nun das iſt ja ganz gut behalten! Du?" — „Thou" — „Sau" ſprach der Deutſche nach, „thou" berichtigte der Engländer; „tſau" verſuchte der Schüler wieder, „nicht tſau, thou!" ſchrie der Lehrer, „ſehen Sie, ſo!" und er zeigte ihm, wie man die Zunge an die Zähne drücken müſſe, um den engliſchen Ziſchlaut hervorzubringen. Der Schüler wollte es noch beſſer machen und ſtreckte die Zunge heraus; da wollte aber weder thou noch Sau hervorkommen und der indignierte Herr beſchloß, an eine ſo grobe Sprache keine Mühe mehr zu wenden.

Herr Crambles Haushälterin, ein anſtändiges Frauenzimmer von guter Herkunft, aus einer andern Stadt, in der er ſich früher etabliert gehabt hatte, um dort ſeine Tage zu beſchließen, hatte ſich durch ihre ſchutzloſe Lage und das bedeutende Legat beſtimmen laſſen, dieſe Stelle zu übernehmen, mußte aber die Ausſicht auf ein eigen Kapitälchen gar ſauer verdienen. Der Herr Cramble war ganz erſtaunlich ſparſam und erwartete natürlich, daß ſie durchaus in ſeine ökonomiſchen Pläne eingehe. An engliſchen Komfort ſchien er keine Anſprüche zu machen; es wurde z. B. nie auf einem Tiſchtuch geſpeiſt aus dem einfachen Grunde, weil ein Tiſch bälder gewaſchen ſei als ein Tiſchtuch: von Kaffee war keine Rede, verdünnten Gerſtenſchleim lauwarm getrunken, erklärte er für das zweckmäßigſte Frühſtück; auch liebte er durchaus nicht, wenn ſie andern Umgang pflog, und ſomit war ihre Exiſtenz eine ziemlich freudloſe; ihr guter Ruf war übrigens nicht in der mindeſten Gefahr bei ihm. Nur die Ausſicht auf die Erbſchaft, die ihr doch wenigſtens dereinſt ein trauliches eigenes Jungfernſtübchen ſicherte, gab ihr Geduld und Ausdauer. Sehr überraſcht aber war ſie, eines Morgens folgende Zuſchrift zu bekommen:

„Liebwerteſte Jungfer Henriette Steinin!

Da ich zwar von meinem Schwager, der Gſchwiſterkind zu des Notars Schreiber in Ihne Ihrem Wohnort iſt, vernommen, daß der engelliſche Herr Grembel, bei dem ich auch ſeine Haushaltung gefirt habe, Ihne in ſeinem Teſtament ein Vermächtniß vermacht hat, ſo halte ich das übrigens für wüſt von Ihne, einer armen Perſon das Ihrige abzunehmen, wo der Herr Grembel in ſein Teſtament hier mir auch ſo ein Legad vermacht hat und ich ihn bis zu ſeinem Tode bereits nicht verlaſſen hätte, außer daß er ſagte, daß ich keine Bildung genug hätte, vor was der eine Bildung braucht zu ihm ſeine Gelberüben zu ſchaben und Gerſtenſuppe zu kochen, weiß ich allerdings nicht. Und laße Ihnen wißen, daß ich es inſofern vor alle Gerichte bringen werde und laße es vor den König kommen ſo einer armen Perſohn ein Legad zu berauben.

Ihre dienſtwillige
Barbara Rothin.“

Herr Cramble, dem die Haushälterin dies Dokument mitteilte, kam gar nicht aus der Faſſung: er habe dieſer früheren Haushälterin allerdings ein Legat beſtimmt gehabt, aber nur auf den Fall, daß ſie bis zu ſeinem Tode in ſeinen Dienſten bleibe; dies frühere Legat und Teſtament hebe ſich aber von ſelbſt durch das neuere gültige auf.

Der Fräulein Henriette war die Sache dennoch bedenklich; die gelben Rüben kamen ihr immer unſchmackhafter, der Engländer immer dauerhafter vor, und ſie beſchloß irgend einen Sperling in der Hand dieſem Kraniche auf dem Dache vorzuziehen. Sobald ſie ein anderweitiges anſtändiges Unterkommen, wenn auch ohne Ausſicht auf Legat, gefunden, ſagte ſie Herrn Cramble ihre Dienſte auf. Er bedauerte ſehr, daß ſie ihr Glück ſo mit Füßen trete, tröſtete ſich aber bald über den Verluſt.

Mittlerweile hatte ſich Herr Cramble überzeugt, daß Marbach noch nicht die rechte Stätte für ſeinen letzten Ruheplatz ſei; er glaubte ihn aber gefunden zu haben in einem kleinen Städtchen etliche Stunden davon. Auch einer Haushälterin bedurfte er wieder; die Anſicht der gekränkten Jungfer Barbara, daß es nicht viel Bildung brauche, um ſeine gelben Rüben zu ſchaben, ſchien ihm einzuleuchten, und ſo warf er diesmal ſein Auge auf die ehrbare Tochter eines kinderreichen Schreinermeiſters in Marbach. Das Mädchen bezeigte anfangs gar wenig Luſt, Herrn Cramble aber war es ernſt mit der Sache; er beſchied Vater und Mutter ſamt der Tochter in ſeinen neuen Wohnort, ließ dort in ihrer Gegenwart vor Notar und Zeugen ein abermaliges Teſtament in beſter Form verleſen, in welchem ihr noch ein anſehnlicheres Legat als ihren Vorgängerinnen zugeſichert war, falls ſie ihn vor ſeinem Tode nicht freiwillig verlaſſe. Das war doch gar zu verlockend für fürſorgliche Eltern und ſie ſtellten der Luiſe ihre zukünftigen Ausſichten, wenn der Engländer einmal das Zeitliche geſegnet, aufs glänzendſte vor: ſie ſei ja jung und ſtark und er könne doch nicht umhin, einmal zu ſterben, irgend einmal; und die Luiſe gab nach und richtete ſich in dem neuen Haushalt ein.

Der Engländer aber war nicht lange an dem neuen Aufenthaltsort, als er abermals fand, daß das noch kein geeigneter Platz zum Abſcheiden ſei; ſomit zog er ſamt der Luiſe in ein viel entlegeneres Städtchen. Da ſie in der Korreſpondenz nicht ſtark war, ſo blieben die Ihrigen jahrelang ohne Nachricht von ihr, bis endlich wieder einmal ein Brief ankam.

Der Schreiner erbrach ihn und durchlief den Inhalt, um ihn vorzuleſen; plötzlich rief er ganz erfreut aus: „Ach, denk nur, Weib, der Engländer iſt richtig geſtorben, das hätt' ich ihm doch nicht zugetraut!“ — „Iſt's wahr?“ rief die Frau, „aber das iſt doch ſchön von ihm; weiß man's gewiß?“ Die Geſchwiſter eilten herbei, um den Grund des elterlichen Vergnügens zu erfahren: „Ja, denket, der Herr Grembel iſt geſtorben und die Luiſe bekommt jetzt ſchon das ſchöne Erbe, und ſie iſt doch erſt vier Jahre bei ihm, und er iſt nicht einmal ſo gar alt geworden, erſt zweiundſiebzig, da hätt' man's ihm noch gar nicht zumuten können; er hätt' ja auch achtzig oder gar neunzig alt werden können, wie der alte Thorwart ſelig.“ Und alles war ganz voll Dank und Rührung, daß der Herr Grembel richtig geſtorben war.

Seit er Marbach verlaſſen, war der Engländer noch in vier oder fünf Städten und Städtchen herumgekommen, bis es mit dem Sterben ernſt geworden war; in jedem hatte er ein Teſtament gemacht, in welchem die Ortsarmen und ſein jeweiliger Mietsherr bedacht waren. All dieſe Willensmeinungen wurden nach den Landesgeſetzen von ſelbſt ungültig; die Luiſe aber war auf dem Platz geblieben als Siegerin über all die Henrietten, Barbaras, Lotten und Friederiken, die als frühere Haushälterinnen bedacht geweſen waren; ſie ſtand mit ihrem Legat noch im letzten Teſtament. Nachdem ſie ihrem verblichenen Gebieter einen redlichen Thränenzoll geweiht, zog ſie ab mit dem Erbe, das ſie zu einer geſuchten Partie in ihrem Stande machte; ja, das ihr noch Ausſicht gab auf irgend einen jungen Kaufmann oder Apotheker, der ein eigenes Geſchäft gründen wollte.

Wer und woher Cramble war, hat ſich erſt nach ſeinem

Tode genau herausgeſtellt. Er war von Natur ein Handlungscommis zu Liverpool, der durch den Gewinn des großen Loſes aus einer beſcheidenen, faſt dürftigen Exiſtenz mit einem Schlage in die Fülle des Reichtums verſetzt worden war.

Von da an hatte er das Feſtland nach Norden und Süden, Oſten und Weſten bereiſt, zuerſt um Lebensgenuß, zuletzt um eine Grabſtätte zu ſuchen. Ein bedeutendes Darlehen, das er einem ungariſchen Grafen zur Herſtellung ſeiner Güter gab, und um das ihn dieſer betrogen, hatte ſeinen Reichtum bedeutend geſchmälert. Von daher ſtammte ſeine Sparſamkeit und faſt cyniſche Lebensweiſe, von daher wohl auch das Mißtrauen, das ihn bewog, jede Dienſtleiſtung durch Ausſicht auf ein Erbe zu erkaufen.

Und ein eigentümlicher Hohn des Schickſals! Er, der jahrelang keinen Lebenszweck gekannt, als ſich ein friedliches Grab zu ſichern, ſollte auch dies nicht ohne Schwierigkeit finden. Er hatte ſich im Tode erſt noch recht nach Herzensluſt ausgeſtreckt, und als man den Sarg, dem ein anſtändiges kleines Geleite, beſtehend aus einigen Nachbarn und dem Vater der Luiſe, folgte, ins Grab ſenken wollte, fand ſich, daß dieſes zu kurz war. So mußte denn erſt das Grab verlängert werden, während die betrübte Trauerverſammlung ſich verlief und Herr Cramble in einſamer Größe in ſeinem Sarge auf dem Kirchhof ſtehen blieb.

Das alſo iſt die Geſchichte von dem Engländer, deſſen bewundertſte That die war, daß er richtig geſtorben iſt. Ruhe ſeiner Aſche!

IV.

Ein ungerächtes Opfer.

Ich erinnere mich, daß ich hie und da in den Straßen von Marbach einen Mann von gedrücktem Ausſehen herumſchleichen ſah, der beſonders raſch und ſcheu auf die Seite wich, wenn ihm einer der Beamten des Städtchens begegnete. Es mochte weiter niemand mit ihm zu thun haben, obſchon er ein äußerlich geordnetes Leben führte und ein fleißiger Mann war. Was es aber war, das die Leute von ihm ſcheuchte und ſeinem Auge den ſcheuen Blick gab, das ſagten ſich nur hie und da im Vertrauen ein paar ältere Leute, denen ſeine Geſchichte bekannt war.

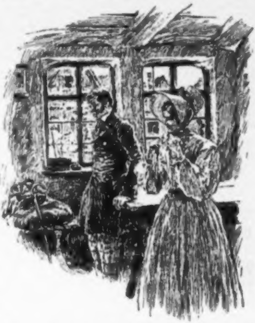
Er war ein Schuſter, und vor etwa dreißig Jahren als ſchmucker Burſche von der Wanderſchaft zurückgekehrt. Das halbe Städtchen war damals zuſammengelaufen, als es hieß: „des Steiners Wilhelm iſt von der Wanderſchaft da und hat eine Frau mitgebracht von „da drinnen 'raus"*), und ſie hat Kleider, ſchöner als die Frau Oberrichterin, und ſchwätzt ganz welſch." Wirklich hatte er ein gar hübſches, fein ausſehendes Weibchen bei ſich, das ihm aus Sachſen, wo er bei ihrem Vater in Arbeit geſtanden hatte, ins Schwabenland gefolgt war. Es gab viel Verwunderns, Redens und Fragens; ſeine „Freund'"**) konnten ſich lange nicht darein finden, das zarte, „herrenmäßig" ausſehende Frauenzimmer als ihres Wilhelms Weib anzuſehen; beſonders war ihr fremder Dialekt ein Gegenſtand des Erſtaunens und heimlichen Gekichers.

---

*) Aus dem Ausland.

**) Verwandten.

Er hatte ihr goldene Berge verſprochen, dem guten Kinde, bis ſie ſich entſchloſſen hatte, ihre Heimat zu verlaſſen: wie es eine gar ſchöne und fürnehme Stadt ſei, wo er daheim, und faſt das ganze Jahr Sommer; wie er ſein eigen Haus daſtehen habe, und wie bei ihm zu Hauſe ein Schuhmacher noch etwas ganz andres vorſtelle als in Sachſen. Auch ſei von Marbach noch keiner ſo weit herumgekommen wie er; da könne es ihm gar nicht fehlen, die allerbeſte Kundſchaft zu bekommen, er werde Geld verdienen wie Heu. Dann laſſe er ſie alle zwei Jahre in einer Kutſche heimführen zum Beſuch bei ihren Eltern. Was ſagt ein Menſch nicht alles, um zu ſeinem Zweck zu kommen!



Der Wilhelm mochte wohl ein gut Teil davon ſelbſt glauben und faſt ebenſo enttäuſcht geweſen ſein wie ſein junges Weib, als er durch die krummen Straßen ſeiner Vaterſtadt zog und ſie in die trübe Hinterſtube eines baufälligen Hauſes führte, das ſein Anteil an dem väterlichen Nachlaß war, und zu dem er noch als Ausding den „Bide", einen blödſinnigen Vetter, zu übernehmen hatte, der ſeither bei ſeiner Schweſter in der Koſt geweſen war.

Die junge Frau ſchickte ſich indes ſo gut ſie konnte; auch that Wilhelm ſein möglichſtes, ihr doch für den Anfang einen guten Eindruck zu geben. Er veranſtaltete im Gaſthofe eine

Nachfeier ſeiner Hochzeit, die in Sachſen begangen worden war, wozu er die ganze Verwandtſchaft einlud, und der Stadtzinkeniſt, ein Schulkamerad von ihm, blies dabei eine vielbekannte Weiſe, welche gewöhnlich bei Hochzeiten geſpielt wird, und welcher der Volkswitz den traurigen Text unterlegt hat:

„Du meinſt, wir blaſen dir Wecken und Wein,
Und wir blaſen dich ins Elend 'nein.“

Ein Glück, daß das Weibchen nichts wußte von dem Text, ſonſt hätte ihr die Muſik wie eine böſe Mahnung an ihre traurige Zukunft klingen können. Obgleich ſie bereits eine Regung von Heimweh ſpürte, ſo ſtrengte ſie ſich doch an, freundlich zu ſein und wenigſtens mit einem Lächeln auf die vielen Fragen zu antworten, die ſie in der breiten ſchwäbiſchen Mundart gar nicht verſtand. — Solange die Familie noch vermutete, ſie ſei reich, wurde ſie von dieſer recht „geehrt“, auch hie und da aus Neugierde von einer der angeſehenen Bürgersfrauen zu einem Kaffee eingeladen, weil man ſie gern über ihre Heimat ausfragen und ihr „g'ſpäßiges Gewelſch“ anhören mochte.

Nun ſollte die Haushaltung der jungen Leute beginnen. Hinſichtlich des Vermögens ſeines Weibes hatte ſich Wilhelm ſehr getäuſcht; ein paar hübſche Kleider und Häubchen bildeten den Hauptbeſtandteil ihrer Mitgift, die nebſt ſeinen geringen Erſparniſſen eben hinreichte, um die erſten Einkäufe an Hausrat und Leder zu beſtreiten. Doch gab's in der erſten Zeit Arbeit in Hülle und Fülle; jedermann wollte ſehen, wie's der Wilhelm nun verſtehe, ſeit er „ſo weit 'rum“ geweſen ſei und ſo fürnehm ſpreche; denn er redete eigentlich noch viel ſächſiſcher als ſeine Frau.

Ein paar junge Herren beſtellten ſich bei Wilhelm Stiefel in der Hoffnung, die hübſche Meiſtersfrau zu ſehen, und ſogar des Herrn Oberamtmanns Töchter ließen ſich Schuhe bei ihm machen. Leider war aber ſeine Arbeit gar nicht ſo vortrefflich, und da er, um recht ſchnell zu der gerühmten Einnahme zu kommen, die gewöhnlichen Preiſe verdoppelte, ſo verlor ſich die Kundſchaft bald und er hatte nur noch in der Verwandtſchaft zu arbeiten, wo man ihm den halben Preis abdingte und auch dieſe Hälfte kaum bezahlte.

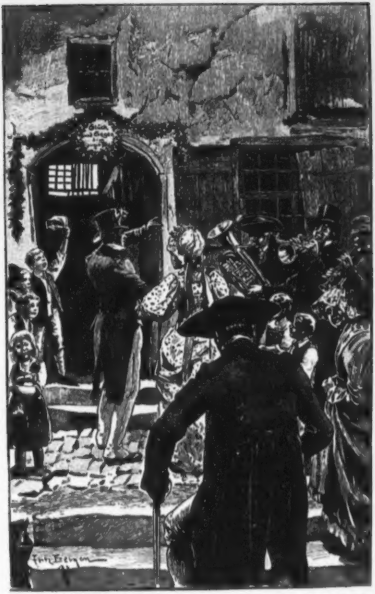
Karoline, ſeine Frau, konnte ſich aber eben gar nicht zurechtfinden in dem ſchwäbiſchen Hausweſen. Schon am erſten Tag hatte ſie ihren Wilhelm gefragt, ob er denn auch ſchon ein „Mehdchen“ gemietet habe? Der Wilhelm, um ſie noch bei guter Laune zu erhalten, vertröſtete ſie, man könne eine Magd erſt aufs Ziel dingen, ſie müſſe ſich eben indes behelfen; Holz und Waſſer könne ihr ja der Bide tragen. Vor dem Bide und ſeinem ſimpelhaften Lachen fürchtete ſich aber Karoline entſetzlich und wagte kaum ihn anzuſehen; er hingegen ſchien großes Wohlgefallen an ihr zu finden, was er ihr durch freundliches Angrinſen und allerlei Gebärden zu zeigen ſuchte. Er nannte ſie immer „Mädle“, eines der wenigen Worte, die er ausſprechen konnte und mit dem er nur junge hübſche Geſtalten bezeichnete.

So ſollte nun Karoline die Haushaltung beſorgen, daneben dem Manne im Handwerk helfen und mit ihren zarten weichen Händen aus rauhem Hanf den Schuſtersdraht ſpinnen; ſollte kochen, waſchen und putzen, alles allein. Obgleich ſelbſt eine Schuſterstochter, war ſie der harten Arbeit ungewohnt; ſie hatte ihre feinen Händchen faſt nur zum Spitzenklöppeln gebraucht, eine Arbeit, die hier niemand ſchätzte und begehrte. In der Familie verlor ſich die Bewunderung für ſie gar bald, als ſich herausſtellte, wie ſie eben in der Haushaltung „gar nichts“ ſei; die Schwägerin ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſie nach Thee fragte, um ihn zum Abendeſſen zu bereiten: „das habe ſie ihr Lebtag nicht gehört, daß ‚ſottige‘ (ſolche) Leut’ beim g’ſunden Leib Thee trinken; das ſolle ſie den Privatleuten laſſen und Waſſerſuppe kochen und einen Hafen voll Grundbirnen.“ Als es aber gar im Städtchen bekannt wurde, daß ſie auf die ſaure Milch Zucker und Zimt geſtreut habe, da berief man den Wilhelm, wo er ging und ſtand, um ſein hoffärtiges und „aushauſiges“ Weib, die ſo wunderliche Bräuch’ anfange, ſo daß er oft ganz wild heimkam.

Als nun nach und nach die Kundſchaft ausblieb und das

Geld immer ſeltener wurde; als Leder bezahlt werden ſollte und nichts dazu im Hauſe war; als das Weib, wie die Schweſter meinte, für die Haushaltung mehr Geld in einem Tage verbrauchte, als ſie in acht, da wurde der Mann mehr und mehr übler Laune. Er vergaß, was er ſelbſt wohl hätte wiſſen können, daß der Frau ein ſchwäbiſcher Haushalt fremd ſein mußte, und ließ es immer härter ſie entgelten, daß er ſie getäuſcht. Das arme Weib ſtrengte ſich nach Kräften an, ihn zufrieden zu ſtellen; aber da niemand ſie mit Liebe zurechtwies, griff ſie's immer ungeſchickt an. Der Vide ſtand ihr treulich bei, wo er konnte, und ſie gewöhnte ſich an ihn; ja das arme Kind wurde bald froh, in dem Grinſen dieſer halbtieriſchen Züge und ſeinen unbeholfenen Hilfeleiſtungen die Beweiſe einer Zuneigung und Freundlichkeit zu ſehen, die ſie vergeblich ſuchte bei dem Manne, dem zulieb ſie Vater und Mutter verlaſſen hatte. Sie verkaufte heimlich ihre ganze Kleiderherrlichkeit, weil ſie des Mannes Schelten und Toben über ihren Hausverbrauch fürchtete. Ihr Herz hatte an den Fähnchen gehangen, ſie waren ja noch von daheim! Es war ihr, als ſei ſie nun allein auf der Welt, ſeit ſie ihr letztes gutes Kleid um geringes Geld in die Hände einer Unterkäuferin gegeben hatte.

Um ſeine Wahl beſſer ins Licht zu ſtellen und das geringe Beibringen ſeiner Frau zu beſchönigen, hatte Steiner die Verwandten verſichert, ſein Schwiegervater ſei eigentlich reich, er habe nur nichts „von ihm geben können", weil gar viel im Geſchäft ſtecke; aber wenn's ans Erben gehe, bekomme ſein Weib noch ſchwer Geld. Da kam aber eines Tags aus Sachſen die Botſchaft, Michael Lange, der Vater der Schuſterin, ſei geſtorben, und ſein Nachlaß habe eben zugereicht, die Schulden zu decken. — So war denn beiden die letzte Hoffnung vereitelt: dem Wilhelm auf das Erbe des Schwiegervaters, das er ſich doch ſelbſt beſſer vorgeſtellt hatte; der Karoline die Ausſicht auf die Heimkehr, die noch ihr einziger Troſt geweſen war. Auf die Kutſche hatte ſie längſt verzichtet, das arme Kind; ſie wäre ja gerne mit bloßen Füßen heimgewandert! Und nun erſt, da


Glück und Segen
Fritz Bergen

… und der Stadtzinkeniſt, ein Schulkamerad von ihm, blies dabei eine vielbekannte Weiſe. (S. 30.)

ihr die Heimat abgeſtorben war — ihre Mutter war längſt tot — bemächtigte ſich ihrer ein verzehrendes Heimweh, das ſie immer untauglicher machte zu den Hausgeſchäften.

Zwei Kinder, die ſie geboren hatte, vermehrten nur ihr Unglück; der Mann geſtattete kein Kindsmädchen, er meinte, der Bide könne wohl die Kinder zuzeiten hüten; auch ging dieſer Bide wirklich mit grinſender Zärtlichkeit und möglichſter Vorſicht mit den Kleinen um. Aber der vermehrten Arbeit bei geſchwächtem Körper und immer größerer Verarmung war Karoline nicht gewachſen, und als die Kinder, ſchon ſchwächlich im Lebenskeim, im zarten Alter dahinſtarben, da bemächtigte ſich ihrer immer tiefere Schwermut. Der Bide betrachtete ſie oft traurig, wenn er ſie ſo in ſtummem Jammer daſitzen ſah, und ſchob ihr ſein eigenes, ſparſam zugeſchnittenes Brotſtück hin: „da, Mädle, iß!“, weil er kein Leid kannte als den Hunger.

Der Mann, um der Trübſal ſeines Hausweſens zu entfliehen, verfiel auf den gewöhnlichen Ausweg der Leute ſeines Schlages, er legte ſich aufs Trinken. Daß dies das Schickſal des armen Weibes nicht verbeſſerte, läßt ſich denken. — Eines Abends hörte man ein wildes Geſchrei in Steiners Hauſe; man eilte herzu und fand Steiner ringend mit dem Bide, der eine bis dahin allen unbekannte bärenmäßige Stärke zeigte, man konnte den Schuſter kaum von ihm losmachen. Das Weib lag in dumpfem Schluchzen am Boden mit verhülltem Geſicht und antwortete auf keine Frage. Erſt nach und nach brachte man von Steiner ſelbſt heraus, daß er ſein Weib hatte mit Schlägen mißhandeln wollen, der Bide aber ſich wie wütend dazwiſchen geworfen und ihn faſt umgebracht habe. Von da an ſprach das Weib kein Wort mehr; die Hände vors Geſicht geſchlagen, ſaß ſie den ganzen Tag in einem Winkel der Stube; nur hie und da ſchlich ſie leis wie ein Schatten umher, um die notdürftigſte Nahrung zu nehmen. Der Bide aber hütete ſie den ganzen Tag mit großer Sorgfalt und ließ den Schuſter ihr nicht nahekommen; nachts, wenn er genötigt war, ſeine Schlafſtätte zu ſuchen, zog er langſam rücklings ab und drohte dem Mann noch mit geballter Fauſt. —

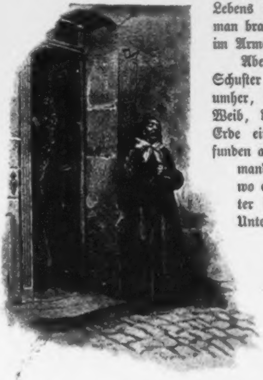
Steiner mußte notgedrungen eine Magd halten; aber das bleiche Weib ſchien die Flüche nicht mehr zu vernehmen, die er wegen dieſer vermehrten Ausgabe über ſie hindonnerte.

Eines Morgens vor Tage läutete es am Hauſe des Ortschirurgen. Er glaubte ein Geſpenſt zu ſehen, als die ſchwermütige Schuſtersfrau unten ſtand, die von vielen faſt vergeſſen war, weil ſie ſo lange nicht mehr ans Tageslicht gekommen. Entſetzt ſah er, als er ſie einließ, daß ihr Kleid voll Blut war. Mit leiſer Stimme, aber in ganz ruhigem Tone und mit klaren, vernünftigen Worten ſagte ſie ihm, ihr Mann habe ſie ins Herz geſtochen, ſie werde nun ſterben. Sie entblößte ihre Bruſt und zeigte eine tiefe Wunde am Herzen, die augenſcheinlich mit der Ahle gemacht war. Der Chirurg verband das ohnmächtig gewordene Weib eilends und ließ ſie nach Hauſe bringen. Den Schuſter fand man hinten im Höfchen mit verſtörtem Ausſehen. Er ſagte, er ſuche ſein Weib; ſie ſei vor Tage aufgeſtanden, habe das Haus verlaſſen, er fürchte, ſie habe ſich ein Leid gethan, ſeine Ahle ſei blutig. Wirklich fand man in der Stube neben dem Bett die blutige Ahle am Boden. Das arme Weib aber erwachte nicht mehr zu Leben und Beſinnung, ſie ſtarb vor Abend.

Die Bodenkammer, wo der Bide ſchlief, war von außen feſt verriegelt; der Schuſter ſagte, das habe immer ſo ſein müſſen, damit dem unvernünftigen Menſchen kein Leid geſchehe. Der Bide polterte an der Thür, bis man öffnete. Als er in die Stube kam, wo das ſterbende Weib lag, fiel er mit einem entſetzlichen Jammergebrüll bei ihr nieder; dann ſtürzte er ſich wie wütend auf den Schuſter, den man Mühe hatte, vor ſeinen Angriffen zu ſchützen.

Der Schuſter ward auf die Ausſage des Chirurgen vor Gericht gefordert. Er leugnete hartnäckig, ſeinem Weibe ein Leid gethan zu haben. „Es wiſſe ja jedermann, daß ſie ſchwermütig ſei und daß ſolche Leute immer an Selbſtmord denken; ſie habe ſchon lange ſich etwas am Leben thun wollen, er habe ihr deshalb kein Inſtrument in der Hand gelaſſen; nun habe ſie aber doch die Ahle erwiſcht.“ — Das arme Opfer war auf ewig verſtummt, ihr geſtörter Geiſteszuſtand war bekannt, kein

Kläger konnte mehr auftreten. Der Schuſter wurde von der Inſtanz entbunden. Den Bide konnte man nicht mehr in ſeinem Hauſe laſſen, jener wäre ſeines Lebens nicht ſicher geweſen; man brachte den Blödſinnigen im Armenhauſe unter.



Aber fortan ſchlich der Schuſter faſt ſo ſtill und bleich umher, wie einſt ſein armes Weib, das in der fremden Erde eine beſſere Ruhe gefunden als auf derſelben. Niemand ſprach mit ihm, und wo er von ferne den Richter ſah, vor dem er in Unterſuchung geweſen, da lenkte er weit ab, um ihm nicht zu begegnen. — Er beerbte einen entfernt wohnenden kinderloſen Bruder und wurde ein vermöglicher Mann, aber das brachte ihm kein Glück. Lange Jahre ſchleppte er ein freudeloſes Leben hin, und als er ſtarb, folgten nur die nächſten Anverwandten ſeiner Bahre. Sie gruben ſein Grab weitab von dem ſeines Weibes, damit das ungerächte Opfer den Toten nicht aufſtören möge aus ſeiner Ruhe.

V.

Das unterbrochene Hochzeitsfeſt.

Vor dem Thore des Städtchens ſtand ein hübſches Haus, das der „neue Konditor“ erbaut hatte, der erſt kürzlich hereingezogen war. Ein Konditor war eine wichtige Erſcheinung; ſeither hatte man bloß einen Zuckerbäcker gehabt, der in einem finſtern Laden hauſte und von deſſen Daſein man nur zur Weihnachtszeit Kenntnis nahm, wo große Lebkuchen in Herzgeſtalt bei ihm zu haben waren.

Herr Protzel, der neue Ankömmling, war überdies auch der erſte Gewerbsmann, der es wagte, ſich zu den Honoratioren des Städtchens zu zählen, welche Anmaßung zuerſt mit etwas ſcheelen Augen geſehen, aber am Ende doch geduldet wurde. Hatte er ja einen Sohn, der Medizin ſtudierte, wenn auch der Erfolg noch etwas zweifelhaft war, und ſeine Tochter, die rotwangige Nike, ein gutmütiges, etwas einfältiges Mädchen, hatte, wie man aus ſicheren Quellen wußte, bereits eine Liebſchaft mit einem Juriſten gehabt und war jetzt mit einem Pfarrer verſprochen.

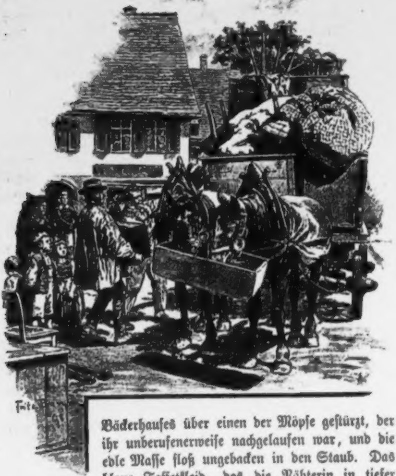
Eines Abends zeigte ſich eine beſonders lebendige Bewegung in und vor dem Protzelſchen Hauſe. Vor demſelben ſtand ein bereits hochbepackter Wagen, auf deſſen Gipfel immer noch neue Möbel, mit bauſchigen Betten dazwiſchen, geladen wurden, lauter Stücke, die lange vorher ſchon auf der Straße ausgeſtellt geweſen und einen Kreis von Kindern und anderm ſchauluſtigen Volk um ſich verſammelt hatten.

Herr Protzel, der dicke Papa, ging geſchäftig umher und half dem Fuhrmann, welcher mit Seufzen die Laſt betrachtete, die ſeine dürren Mähren morgen zu ſchleppen hatten. Nike bewegte ſich mit einem Kopf voll Papilloten am Fenſter hin und her und trug ihren Hochzeitsſtaat zuſammen. Der Sohn Theodor ſchaute ſehr vornehm in einer roten Cerevismütze dem Treiben zu und half inſoweit, als er von den bereitgeſtellten Speiſen reichlich koſtete. Die Frau Mama wußte vollends nicht, wo ihr der Kopf ſtand; ſie ſollte fürs Einpacken ſorgen, Brezeln rüſten zum morgigen Frühſtück, einen Schinken zur heutigen Nachtkoſt, ferner etliche haltbare Speiſen, die ſie der Rike mitgeben könnte; daneben noch den Brautſtaat beſichtigen und einen Thee bereit halten für den Bräutigam, der jeden Augenblick erwartet wurde; denn man wird aus all dieſen Anſtalten leichtlich erſehen haben, daß der Tag gekommen war, wo der Herr Pfarrer ſeine Braut heimholen wollte.

Die Eltern waren trotz aller Wehmut des Abſchieds höchſt vergnügt, ihre Rike nun bald als Frau Pfarrerin zu ſehen; Rike ſelbſt aber ſchien nicht in ſehr bräutlicher Stimmung. Selbſt der Brautſtaat machte ihr wenig Freude, und ſie bemerkte gegen die Mutter einmal halblaut, ſie möchte doch wiſſen, was wohl der Ferdinand dazu ſagen würde. Von der Frau Mama ward ſie wegen dieſer unpaſſenden Reminiscenz gehörig ausgezankt. „Hätte der Ferdinand etwas von dir gewollt, ſo hätte er ſich lange zeigen können, eh' der Pfarrer um dich angehalten, und ſtatt daß du nun Gott danken ſollteſt, daß ſich ſo ein guter Anſtand zeigt, denkſt du noch . . .“ Der mütterliche Redefluß ward unterbrochen durch das Anraſſeln der ſtattlichen, wenn auch etwas baufälligen Kutſche, aus welcher der Herr Pfarrer ſchon längſt mit zarter Sehnſucht den Kopf herausſtreckte.

Die ganze Familie zog ihm zu froher Begrüßung entgegen, auch das Bräutchen faßte ſich, ließ ſich die bräutigamliche Zärtlichkeit gefallen und erfreute und verwunderte ſich gebührlich über den ſchönen Shawl, den ihr der Bräutigam verehrte.

Einige bedenkliche Omen warfen freilich ihren Schatten in die Vorfreude des Feſtes: Jungfer Mine, die uns ſchon bekannt iſt, hatte verſprochen, eine Biskuittorte von ihrer eigenen Meiſterhand zu liefern; die Hanne aber war auf der Schwelle des

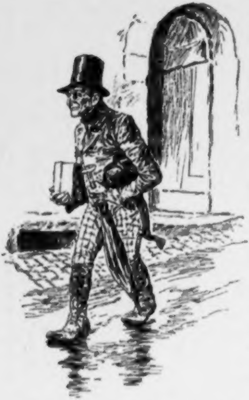


Bäckerhauſes über einen der Möpſe geſtürzt, der ihr unberufenerweiſe nachgelaufen war, und die edle Maſſe floß ungebacken in den Staub. Das blaue Taffetkleid, das die Nähterin in tiefer Nacht noch für die Mama gefertigt, wurde aus nächtlichem Verſehen mit grünen Franſen garniert und andre waren in Marbach nimmer aufzutreiben: — aber mit großer Seele ſetzte ſich die Familie Protzel über dieſe Unfälle weg und beſchloß, ſich demungeachtet zu amüſieren.

Die Geſellſchaft ſaß beim Nachteſſen und der Herr Tochtermann malte eben den glänzenden Empfang aus, den ihm wahrſcheinlich ſeine Gemeinde zugedacht. Rike ging hinaus, um ein neues Gericht aufzutragen; da ſtand auf der Treppe des Nachbar Zimmermanns Suffiele (Sophie) und winkte ihr eifrig hinunter zu kommen: es wolle ſie jemand heimlich ſprechen. Wer ſtellt ſich das Erſtaunen und den Schreck des armen Bräutchens vor, als drunten der Ferdinand ſtand, der flotte Juriſt, der ihr vor einem Jahre drei Monate lang ſo eifrig die Cour gemacht und an einem ſchönen Mondſcheinabend ihr das Verſprechen ewiger Liebe abgenommen, der aber ſeither nichts mehr von ſich hatte hören laſſen, obgleich er bereits im Merkur angezeigt, wo er ſeinen Wohnſitz als Rechtspraktikant genommen, und obgleich Rike durch eine Freundin ihn von der Bewerbung des Pfarrers hatte in Kenntnis ſetzen laſſen.

Da ihre Unterredung ohne Zeugen war, ſo weiß niemand, wie heftig er dem armen Kinde zugeſetzt, mit was für ſchrecklichen Dingen er gedroht, im Falle ſie ihm den Pfarrer vorzöge. Genug, Rike kam zum Tiſch zurück mit rotgeweinten Augen, die aber auf Rechnung der bräutlichen Bewegung geſchrieben wurden. Die Mama trieb alles bald zur Ruhe, da der Herr Helfer ſchon auf morgens ſechs Uhr zur Kopulation beſtellt war, damit das junge Ehepaar noch zu rechter Zeit in dem etwas entlegenen Wohnort des Pfarrers eintreffen könnte. Rike aber verſah ſich in aller Stille mit einem Hausſchlüſſel und legte Hut und Mantel bereit.

Am andern Morgen ward es ſchon um vier Uhr laut im Hauſe; die Mama mochte dem Töchterlein wohl noch den Schlaf gönnen, als aber der Dehmes erſchien, um die Braut zu friſieren, da mußte ſie denn doch geweckt werden. — Den Dehmes darf ich aber nicht vergeſſen, wenn ich von Marbach ſpreche; war er doch lange Jahre das Faktotum des Städtchens, und wenn er nicht geſtorben wäre, ſo hätte man gar nicht geglaubt, daß es möglich ſei, ohne den Dehmes auszukommen. Er hieß eigentlich Nikodemus und war der Sohn eines getauften Juden, ſelbſt ein guter Chriſt, ein kleines wuſeliges Männchen, das mit ſeinen kurzen Füßlein in einem Tage weiter kam als andre mit langen in zwei. Er war urſprünglich ſeines Handwerks ein Friſeur; aber er war auch ein Kürſchner, er konnte auch Hühneraugen ausſchneiden, Flecken herausmachen und Warzen vertreiben; er machte den Vorſchneider und Aufwärter bei Gaſtmählern, den Vorreiter bei Schlittenfahrten, den Expreßboten bei wichtigen Angelegenheiten, den Leichenbitter bei Sterbefällen, kurz, er war in allem zu Hauſe, der Dehmes, und ſpezieller Hausfreund in den meiſten Familien.



Trotz all ſeiner Kunſt konnte er aber diesmal die Rike nicht friſieren, denn — die war nirgends zu finden. Mit Entſetzen kam die Mama aus ihrem leeren Schlafzimmer, wo ſie dem Anſchein nach gar nicht geruht hatte. Ein furchtbarer Tumult entſtand im Hauſe; das Suffiele, die ſchon lang ſpioniert hatte, war bald bei der Hand und berichtete, wie geſtern abend „im Dämmer" ein fremder Herr die Jungfer Rike zu ſprechen begehrt habe, und wie er, ſoviel ſie von weitem habe ſehen können, ganz „zweifelhäftig" (verzweifelt) mit ihr gethan habe. An ihrer Beſchreibung erkannte man alsbald den Ferdinand, und der Gedanke an eine Entführung verſetzte die ganze Familie in maßloſe Empörung. Der Student fluchte, daß in dem Neſt kein

Reitpferd zu haben ſei, er wollte ſie bald eingeholt haben und blutig die Schmach ſeines Hauſes rächen; der Pfarrer ſprach davon, die zwei dürren Schimmel einſpannen zu laſſen, die ihm ein dankbares Beichtkind zur Hochzeitsreiſe geliehen, und ſo den Flüchtigen nachzuſetzen; die Mama lief mit der Blondenhaube umher, die ſie verkehrt auf hatte, und berief die ganze Nachbarſchaft zu Rat und Hilfe.

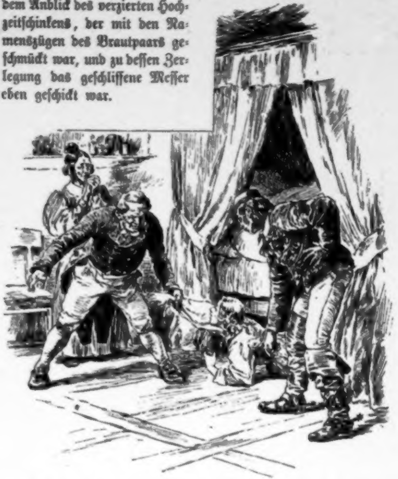
Da gab der benachbarte Bäcker an, er habe vor Tage ein Frauenzimmer mit einem Herrn dem Thorturm zulaufen ſehen. Nun ging der Mama ein Licht auf: „So ſind ſie am Ende nur bis zur Baſe Turmbläſerin geflüchtet!“ — Die Turmbläſerin, eine Verwandte der Frau Protzel, war eine ehrwürdige alte Frau, deren eingefallene Wangen und beſcheidene Haltung ſehr im Kontraſt ſtanden mit dem Namen, den man ihr beilegte, weil ſie als Witwe des vormaligen und Mutter des jetzigen Stadtzinkeniſten die kleine Wohnung auf dem Turme innehatte, von deſſen Altan alle Sonntage durch ihren Sohn und deſſen fünf muſikaliſche Sprößlinge eine volltönende Choralmuſik geblaſen wurde.

So klimmte alſo die erſchütterte Familie, mit Ausnahme des Bräutigams, die Turmtreppen hinan. Die Frau Baſe Turmbläſerin, eine gar rechtſchaffene Frau, war bereits auf und empfing ſie ſehr verlegen; ihre Tochter war gleichfalls verblüfft, ſie erwiderten aber auf die haſtigen Fragen, ſie wüßten nichts und hätten niemand geſehen. — Die beiden Herren begannen indeſſen ohne weitere Umſtände eine Hausdurchſuchung — kein ſehr großartiges Unternehmen in dem beſchränkten Lokale. Bald wurde denn auch die zitternde Rike unter dem Bette der Frau Baſe hervorgezogen; ſchwieriger war es, den Rechtspraktikanten aufzufinden; endlich entdeckte man ihn in einem Möbel, deſſen Namen nicht wohl genannt werden kann und das wegen der Bauverhältniſſe des Turms hier in ſo großartigen Dimenſionen vorhanden war, daß es ſogar dem ziemlich hochgewachſenen Juriſten zum Schlupfwinkel dienen konnte. Der Entdeckte verſuchte durch ein äußerſt martialiſches Geſicht ſeine etwas mißliche Situation zu heben, ward aber mit einem ſolchen Hagel von Vorwürfen und Lamentationen überſchüttet, daß er, davon eingeſchüchtert, endlich erklärte, wenn Rike den Pfarrer ihm vorziehe, ſo trete er zurück. Die arme Rike ließ ſich durch die Drohungen des Vaters und den Jammer der Mutter bald bewegen, mit ins Haus zurückzukehren. Der Bräutigam empfing ſie ohne Vorwürfe, und der Dehmes ſollte ſein Werk an dem ziemlich verſtörten Kopf der Braut beginnen; aber inmitten ſeiner Arbeit ſprang ſie immer wieder auf: „Nein, ich kann nicht, ich kann von dem Ferdinand nicht laſſen!“

Inzwiſchen hatte ſich der Herr Helfer in der Kirche eingefunden, in welcher bereits eine ziemliche Anzahl ſchauluſtiger Frauenzimmer verſammelt war; auch übte auf der Orgel der Schulmeiſter mit dem fähigeren Teile der Schuljugend ein Hochzeitlied ein — aber kein Brautpaar erſchien. Endlich ward der Mesner als Bote ausgeſandt. Die Frau Mama vertröſtete ihn, ſie kommen bald. Der Bräutigam ſtürzte in Rikes Zimmer, deren Toilette noch lange nicht vollendet war, und beſchwor ſie, nun doch ſich zu entſchließen und zu eilen — vergeblich!. Der Mesner erſchien zum zweitenmal mit ziemlich brummigem Ton; das Volk harrte auf der Straße. Ich war damals noch ein Kind und war nebſt meinen Geſchwiſtern eine Stunde früher aufgeſtanden, um doch auch den Hochzeitszug zu ſehen. Wir guckten uns faſt die Augen aus — kein Brautpaar. Endlich erſcholl die Kunde, es werde nichts aus der Hochzeit, die Rike wolle ſchlechterdings den Pfarrer nicht.

Das Volk zerſtreute ſich, der Herr Helfer ging nach Hauſe, die Jungfrauen und die ſingende Jugend zogen ſich zurück; im Hauſe Protzel ſtieg aber der Tumult und die Verwirrung auf den höchſten Grad. Rike ergriff den Ausweg, beſtändig zu heulen und zu ſchreien; die Mama ſchlug ſich auf ihre Seite und ſuchte ſie in Schutz zu nehmen; der Bräutigam beſtellte ſeine Pferde, rannte indes verzweifelt umher und ſtieß den Kopf gegen die Wand, zum Glück aber mit vorgehaltenen Händen; der Sohn putzte Piſtolen, um ſich mit dem Ferdinand zu ſchießen, welcher gefährliche Plan jedoch nicht ausgeführt wurde; Papa

Protzel wetzte ein Tranſchiermeſſer und erklärte, er wolle zuerſt Frau und Tochter, dann ſich ſelbſt erſtechen; vergaß aber wieder die blutdürſtigen Gedanken über dem Anblick des verzierten Hochzeitſchinkens, der mit den Namenszügen des Brautpaars geſchmückt war, und zu deſſen Zerlegung das geſchliffene Meſſer eben geſchickt war.



Der Bräutigam fuhr ab. Was er und ſeine Gemeinde für Geſichter gemacht, als ihm eine Deputation derſelben entgegenkam mit der ſingenden Schuljugend und einem bekränzten Hammel, der die Inſchrift trug:

„Weil unſere Frau Pfarrerin iſt ſo brav,
So bringen wir ihr ein junges Schaf!“

davon ſchweigt die Geſchichte und es kam keine Kunde darüber nach Marbach.

Die Familie Protzel verweilte nicht mehr lange in dem Städtchen; ungünſtige Vermögensverhältniſſe veranlaßten den Mann, ſein neuerbautes Haus zu verlaſſen und einen andern Wohnort zu wählen.

Die arme Nike aber hatte ein trauriges Geſchick. Für den Rechtspraktikanten hatte, ſcheint es, nur die Aufgabe Reiz gehabt, ſie noch am Hochzeitsmorgen im Sturm zu erobern; als ſie ſein unbeſtrittener Beſitz war, verlor ſie Reiz und Wert für ihn. Durch allerlei Intriguen brachte er ſie in Verdacht eines Liebesverhältniſſes mit ſeinem Bruder, und ergriff dieſen Vorwand, ſich gänzlich von ihr loszumachen. Der Bruder aber hatte auch nicht Luſt, ſie zu übernehmen, und ſo blieb das arme Kind ſitzen, verlaſſen und vergeſſen; man hat in Marbach nichts mehr von ihr geſehen.

Seither ging aber in Marbach der Geiſtliche zu einer Trauung erſt dann in die Kirche, wenn das Brautpaar bereits zur Stelle war, und noch lange war das unterbrochene Hochzeitsfeſt ein Gegenſtand gründlicher Erörterungen und Beſprechungen in allen Zirkeln des Städtchens.

VI.

Der alte Frey.

Die ſchönſte Zierde der freundlich gelegenen kleinen Stadt bildet „der ſchimmernde Gürtel des Schwabenlandes“, der gute, heimiſche Neckarfluß. Ich glaube kaum, daß er ſonſt irgendwo auf kurzer Strecke ſo mannigfache und reizende Anſichten bietet wie hier. Einmal, an einer Biegung zwiſchen dunklem Weidengehölz, wo er nach der Volksmeinung ſo tief ſein ſoll, „daß es über ein Haus hinaus ginge“ (ein recht dehnbarer Begriff), gleicht er einem ſtillen, geheimnisvollen See, ſo unmerklich fließt er dahin, ſo unbewegt ſpiegelt ſich das Ufergebüſch in ſeiner lautloſen Flut. Bald rauſcht er gar fröhlich über helle Kieſelſteinchen und ſchlingt ſich um die ſchattige Nachtigalleninſel, wohin im Frühling die romantiſche Jugend rudert, um Veilchen zu pflücken und dem Philomelengeſang zu lauſchen, oder die ſchöne und vornehme Welt der nahen Garniſonsſtadt auf buntbewimpelten Schiffen Luſtfahrten macht. Leiſer zieht er vorüber an der grünen Bleichinſel, und gelbe Seeroſen mit ihren ſaftigen Blättern decken das ſtille Gewäſſer; dann fließt er wieder ſtolz hinaus ins offene Land und achtet nicht der ſtillen Murr, die durch eine geſpenſtiſche Brücke zwiſchen dunklen Weiden ſachte herbeiſchleicht, um ihr trübes Waſſer mit ſeinem klaren zu vereinen. Selbſt da noch bleibt er ſchön, wo er als Kanal durch Menſchenhände für praktiſche Zwecke in Anſpruch genommen iſt; ſilberſchäumend ſtürzt er ſich eine künſtliche Schleuſe hinab, durch die der Horkheimer Schiffer ſeinen beſcheidenen Kauffahrer und der „Jokele“ ſeinen Floß ſchwellt. Und wie belebt iſt ſein Gewäſſer zur Sommerzeit! Nicht nur durch die ſtattlichen Enten- und Gänſeherden des Müllers, ſondern auch durch das luſtige Völkchen der „Waſſerkinder“, die Sprößlinge der umwohnenden Fabrikarbeiter und Müller, ein fröhliches Nereidengeſchlecht, das den ganzen lieben Tag aller überflüſſigen Hülle beraubt im Waſſer plätſchert oder im Uferkies ſpielt, wenn ſie nicht als ungebetene Hilfe das raſtloſe Schiff des Fährmanns ſchieben und zum Schreck ſeiner Paſſagiere in ihrem Naturzuſtand unter die anſtändige Menſchheit hineinhüpfen.

O, ich könnte euch tagelang erzählen von den Schönheiten meines heimatlichen Neckars, zu Nutz und Frommen all derer, die nicht Zeit und Geld haben, eine Rheinreiſe zu unternehmen.

Das war nun aber zunächſt nicht meine Abſicht, ſintemal wir gegenwärtig gar reich ſind an Naturſtudien.

Wenn ihr vom Neckarſtrand aufſeht zu dem grünen Rebenhügel, von dem das Städtchen über ſeine altersgrauen Mauern hinunterblickt, ſo fällt euch wohl ein hübſches ſtattliches Haus in die Augen, das ſich außerhalb der Mauer an dieſe anlehnt und zwiſchen Traubengeländen und Obſtbäumen gar einladend ausſieht. Daneben hat es etwas Geheimnisvolles, indem man nirgends einen Eingang ſieht; erſt ſeitwärts erblickt man eine Thüre, die über einen gepflaſterten Hofraum ins Haus führt, was ihm ein faſt orientaliſches Anſehen gibt.

Der Eigentümer dieſes wohlumſchloſſenen Beſitztums hauſte zur Zeit, als ich ihn kannte, faſt ganz abgeſchieden, ohne Verkehr mit der Außenwelt, in ſeinem Hauſe und Garten; ein rüſtiger Greis mit einem rötlichen, ſtark markierten Geſicht, der ſeine geiſtige und körperliche Friſche aus manchem Strudel gerettet, an dem minder kräftige Naturen geſcheitert wären.

Er wollte nicht viel mehr von der Welt hören, der alte Frey, er hatte ſie gründlich ſatt bekommen! Nur wenigen, bei denen er noch an aufrichtiges Wohlmeinen glaubte, ſtand ſeine Pforte gaſtlich offen. Unter dieſe wenigen gehörte mein Vater, und zwiſchen ihm und dem alten Frey fand ein ſteter Austauſch kleiner Aufmerkſamkeiten und Freundlichkeiten ſtatt, bei dem wir Kinder bereitwillig das Botenamt übernahmen. Bald ſchickte der alte Frey ſelbſterzogene, ſchöngefiederte Kapaunen, die mit einem Gegengeſchenk von uraltem Kirſchengeiſt vergolten wurden; dann wieder köſtliche Trauben, auf die ihm der Vater ſeltene Obſtſorten mit wunderbarlichen Namen: Götterapfel aus der Moldau, roſenfarbener Sommertaubenapfel ꝛc. als Gegengruß ſandte; oder kam zur Weihnachtszeit auserleſenes Hutzelbrot, das Herr Frey eigenhändig verfertigt hatte, und zu deſſen Erwiderung die Mutter eine Paſtete fabrizieren mußte.

Für uns fiel dann ſtets ein reicher Botenlohn an Leckerbiſſen aller Art ab; namentlich erinnere ich mich eines ſchönen Morgens, an dem wir beſchloſſen, den Tag über zu faſten, um uns in der Enthaltſamkeit zu üben, wie in Campes Robinſon geſchrieben ſteht, wo aber ſelbige edle Vorſätze elendiglich untergingen an den Regensburger Striezeln und Nürnberger Kringeln, die uns der alte Frey verehrt hatte. Gar manchmal hat uns auf dem Heimweg vom Neckarbad ein freundlicher Ruf in ſeinen Garten gelockt zur freien Weide unter den Johannis- und Stachelbeeren; — die Kindheit, leichtherzig und vergeßlich, wie ſie ſcheint, bewahrt doch ſolche Gutthaten in treuem Gedächtnis; darum ſind die wohlfeilen Freundlichkeiten, die ein Kinderherz erfreuen, gewiß nicht in Sand geſät.

Der alte Frey hatte nicht jederzeit ſo abgeſchloſſen in ſeiner Feſte gehauſt, nicht immer ſeine Freundlichkeit auf ſo wenige beſchränkt. Es gab eine Zeit, wo die grünen Hügel um ſeinen Weinberg her wiederhallten von dem Gekrach der Herbſtſchüſſe, von dem Jubel fröhlicher Zecher; wo die Fluten des Neckars rot erglänzten von den Raketen und Feuerkugeln, die bei ſeinen Herbſtfeſten emporſtiegen; wo man Champagner aus Schoppengläſern trank, und die Holderküchlein gebacken am Baume hingen; wo der alte Frey, damals in Fülle der Manneskraft, mit fürſtlichem Uebermut Geldmünzen unter die balgende Straßenjugend warf.

Solche Zeiten überſprudelnder Lebensluſt und ſtürmiſcher Gaſtlichkeit pflegen wohl am leichteſten zu der Salomoniſchen Weisheit zu führen: „Alles iſt eitel,“ und mehr als ein Timon iſt aus ſolch teurer Schule hervorgegangen.

Wer aber war denn der alte Frey, und woher ſtammte der Reichtum, den er mit ſo vollen Händen um ſich warf? In den Augen des Volkes gibt ein ſchnell erworbener Beſitz häufig ein dämoniſches Anſehen, und ſo hörte man allerlei geheimnisvolles Geflüſter über ihn, ſolange er noch in der Fülle ſeines Wohllebens war. Unheimliche Gerüchte liefen um über die Quelle ſeines Reichtums, zumal da man behauptete, er glaube an keinen Gott und keinen Teufel; man ſehe ihn nachts wie wütend in ſeinem Garten umherraſen, er habe ſeine Seele den Mächten der Finſternis verſchrieben um Geld und Gut; auch verſtehe er zu „knüpfen“, d. h. den Fall der Würfel im Spiele zu lenken. Ja auch das Geheimnis, das den Tod ſeiner erſten Gattin deckte, ſollte eine dunkle That verhüllen; man flüſterte davon, er habe ſie in einem Wutanfall mit der Papierſchere erſtochen.

Wir aber wollen dieſe Geheimniſſe ruhen laſſen und uns an die Wirklichkeit halten. Der Frey war kein Engländer und kein indiſcher Nabob, er war ſozuſagen „nicht weit her“, ein eingeborenes Stadtkind. Aber von erlauchtem Geſchlecht war er doch, wenngleich nur eines ſchlichten Bäckers Sohn; der erſte Dichter des Schwabenlandes, der Ruhm und Glanz der kleinen Stadt, war ſein leiblicher Vetter; ja, Freys Mutter hatte eine Zeitlang den Kleinen der Frau Hauptmann Schiller, ihrer Baſe, mit ihrem eigenen Knaben zugleich geſtillt, und ſo hatte Frey dieſelbe Muttermilch mit ihm getrunken. Und er war ſtolz auf dieſe glorreiche Verwandtſchaft; ja er rühmte ſich ſelbſt eines Funkens von dem Dichtergeiſte ſeines großen Milchbruders. Zeuge des waren einige poetiſche Inſchriften, die da und dort an Bäumen und auf Steinen in ſeinem Garten angebracht waren; ich glaube aber ſeinem Dichterruhme mehr zu nützen, wenn ich der Phantaſie des Leſers überlaſſe, ſich dieſe Verſe ſelbſt vorzudichten, als wenn ich ſie anführe.

Vor langen Jahren war der Frey als ein rüſtiger Bäckergeſell in die Welt hinausgewandert, ein raſches, heißes, junges Blut und ein heller Kopf; es ging Wien zu, dem Athen der Bäcker. Wie es ihm in der Fremde ergangen, das kann ich im Detail nicht erzählen, aus dem einfachen Grunde jenes Juden: „i weiß aa nit“; er kam in die ſtürmiſche Periode der Kriege mit Frankreich, und wenn er ſich nicht als Krieger ins Schlachtgetümmel ſtürzte, ſo gelangte er doch dazu, ſich ſelbſt und dem Vaterlande zu dienen als Proviantkommiſſär.

Die Sage verlautet nicht, daß er jemals perſönlichen Anteil am Kampf genommen, zum Pulverriechen kam er jedenfalls. Der Glanzpunkt ſeiner Erinnerungen war, wie er einmal ganz in der Nähe des Generals Wurmſer eine Thalſchlucht hinabgeritten, in einen Grund, wo das öſterreichiſche Heer ſich aufſtellen ſollte. Mit dem praktiſchen Scharfblick, der ihm überall eigen war, ſah er bald, wie höchſt unſicher die Poſition da unten werden würde; er teilte die Bemerkung leiſe einem Subalternoffizier mit, der hieß ihn ſchweigen; er wagte ſich an den Adjutanten: „was Donnerwetter will ſo ein Mehlwurm wiſſen!“ ſchnauzte der ihn an; da faßte er ſich ein Herz und ritt an den General hinan: „aber Herr, ſo gehen wir alle zum Teufel!“ Der ſchaute ihn mit großen Augen an, fluchte aber nicht; nach einer Weile ließ er halten und unterſuchte mit dem Fernrohr nochmals das Terrain. „Und Gott ſtraf mich, er hat's geändert!“ rief der alte Frey im höchſten Triumph; „weiß Gott, wir wären alle zum Teufel gegangen!“

Mit einem Orden iſt trotz dieſes Verdienſtes der Frey nicht heimgekehrt, wohl aber mit Errungenſchaften von materiellerem Werte.

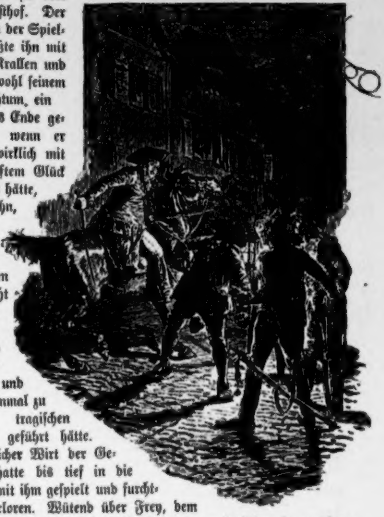
Eine geraume Zeit war verſtrichen, ſeit der muntere junge Bäckerknecht in die Fremde gezogen, als eines Tages in das alte Städtchen ein ſtattlicher, wohlgekleideter Herr einfuhr, in dem wenige den Frey erkannt hätten. Er zeigte ſich bald als den alten jovialen Burſchen, freundlich und treuherzig gegen alte Jugendgenoſſen; aber ſeine Lebhaftigkeit hatte ſich zur Heftigkeit geſteigert und eine eigentümliche innere Unruhe ſchien ihn zu raſtloſer Beweglichkeit zu treiben. Er nahm das Erbe ſeiner Väter in Beſitz, führte einen neuen Bau dazu auf, vergrößerte Garten und Weinberg und begann nun ein Leben herrlich und in Freuden, wie das des reichen Mannes im Evangelium.

Das Gerücht von dem Bäcker, der als Millionär aus der Fremde gekommen, verbreitete ſich mit reißender Schnelle in der Gegend und der Frey durfte nicht verlegen ſein, wie er's angreifen wolle, ein Haus zu machen; Gäſte und Beſuche von nah und fern kamen dieſer Abſicht freundlichſt entgegen. Ob's juſt eine Million war, die er erworben, wollen wir nicht behaupten; doch wäre ein gewöhnlicher Wohlſtand in wenigen Wochen aufgezehrt worden von dem Leben und Treiben, wie er's daheim führte.

Zum alten Handwerk wollte er nicht mehr zurück, obwohl er als Ehrenbezeigung zum Obermeiſter der Zunft ernannt wurde und das Geſchäft, das er ſo gut verſtand, zum Privatvergnügen bis zu ſeinem Tode mit Luſt und Liebe getrieben hat; zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen befähigte ihn weder ſeine frühere Laufbahn und Erziehung, noch ſeine ſtürmiſche Natur, und ſo wurde er bald in Kreiſe getrieben, die ſeinen Durſt nach Lebensgenuß und ſein hingebendes, offenes Weſen noch mißbrauchten und ſteigerten.

Da der Frey ſeinen Reichtum beim Militär und durch das Militär erworben, ſo ſchienen die Krieger der nahen Garniſonsſtadt ſich verpflichtet, die Nemeſis zu ſpielen und ihm denſelben verjubeln zu helfen. Seit Menſchengedenken war's in keinem Hauſe zu Marbach ſo in Saus und Braus hergegangen, wie nun unter dem Dache des Frey. Zu Fuß, zu Roß und zu Wagen beſuchten ihn ſeine kriegeriſchen Freunde bald mit einem Pferde, bald mit einem Hunde, die zu verhandeln waren, bald zu einer

Spielpartie, bald zu einem Schmaus ohne Titel. In den Zwiſchenzeiten fuhr oder ritt Frey in die Garniſonsſtadt und bewirtete ſie dort im Gaſthof. Der Dämon der Spielwut faßte ihn mit feſten Krallen und hätte wohl ſeinem Reichtum, ein ſchnelles Ende gemacht, wenn er nicht wirklich mit fabelhaftem Glück geſpielt hätte, was ihn, wie ſchon geſagt, in den Verdacht magiſcher Spielkünſte brachte und bald einmal zu einem tragiſchen Schluß geführt hätte. Ein reicher Wirt der Gegend hatte bis tief in die Nacht mit ihm geſpielt und furchtbar verloren. Wütend über Frey, dem er die Schuld davon beimaß, führte er auf dieſen, der arglos neben ihm ſtand, als er zum Heimritt aufſtieg, einen gewaltigen Hieb mit der Reitgerte: „da, das gehört auch noch dein!“ und



ritt im Galopp davon. Der Frey aber war nicht der Mann, der ſich ſolches bieten ließ; er riß einem dabeiſtehenden Offizier den Säbel aus der Scheide und rannte dem Wirt nach, mit ſo wütender Haſt, daß er nur mit äußerſter Mühe eingeholt und abgehalten werden konnte, ſich tot zu rennen.

In den Augen des Volkes galt er, wie ich ſchon erwähnte, für eine Art von Doktor Fauſt und ſein Reichtum für eine Gabe finſterer Geiſter, und gar viele ſchüttelten bedenklich den Kopf, wenn der Jubel und Trubel aus ſeinem Hauſe und Weinberge herüberdrang. Minder übernatürliche Vermutungen ſchien man in Wien über den Urſprung ſeines Beſitzes zu haben: das Militärgouvernement, das es für ein ausſchließlich ſoldatiſches Vorrecht hielt, aus Kriegszeiten Vorteil zu ziehen, beſchied ihn nebſt einigen andern ehemaligen Proviantkommiſſären vor eine Unterſuchungskommiſſion nach Wien. Sie waren aber alle gar nicht neugierig, zu wiſſen, was man ihnen dort mitzuteilen habe, und ſind ſamt und ſonders ungehorſamlich ausgeblieben.

„Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht“; geht er zu Wein, ſo mag's wohl noch raſcher mit dem Brechen gehen. Ob dem Frey plötzlich oder allmählich die Augen darüber aufgingen, daß er auf dem Wege zu gänzlichem Ruin an Leib und Seele ſei, das iſt mir unbekannt. Aber aufgegangen ſind ſie ihm, und mit all der Energie ſeiner ſtarken Natur entſchloß er ſich, mit ſeiner bisherigen Lebensweiſe ganz und gar zu brechen, und er that es raſch, entſchieden, ſolange es noch Zeit war, recht anſtändige Trümmer ſeines Vermögens zu retten.

Mit den Herbſtfeſten und Champagnermahlzeiten, mit der gefüllten Spielbörſe und den durchjubelten Nächten ſchwanden auch die Tafelfreunde, ſchwand ſein fröhlicher Mut und ſein Glaube an aufrichtige Freundſchaft; er zog ſich zurück in ſeine Feſte und ward nur noch ſelten außerhalb ſeines Gartens erblickt.

Einer ſprudelnden ſanguiniſchen Natur wie der ſeinen war ein verhältnismäßig doch raſcher Glückswechſel nicht gut geweſen; er hatte ein wildes, faſt wüſtes Leben und Treiben geführt und ſein gutes Weib, die zweite Gattin, die aus der Stelle einer

Haushälterin zu dieſer Würde avanciert war, hatte oft ſchwer unter ſeiner Heftigkeit zu leiden. Aber ein guter Grund ſeines Weſens: Offenheit, Freigebigkeit, männliche Geradheit und bürgerliche Ehrenhaftigkeit war ihm auch während des Strudels ſeiner wilden Periode eigen geblieben.

In Stille und Zurückgezogenheit, unter dem Einfluß der milden, ſchönen Natur, die ihn umgab, ſo oft allein mit den Gedanken, „die ſich untereinander verklagen und entſchuldigen“, hat ſich wohl ein andrer Geiſt Bahn gebrochen in ſeinem Herzen. Im Aeußern iſt er der alte geblieben, lebendig, auch wohl heftig, friſch und kräftig; aber dennoch war's ein andres geworden mit ihm.

Wenn er die wenigen Freunde, für die ſeine Burg noch offen war, mit der natürlichen Herzlichkeit ſeines Weſens und der ceremoniöſen Höflichkeit der alten Zeit bewillkommte; wenn er Kinder herbeirief und beſchenkte, oder wenn er mit ſeinem noch friſchen, ausdrucksvollen Geſicht einſam in ſeinem Garten ſaß und herunterblickte auf den blauen Neckar: da ſah er aus wie einer, dem ſeine Bürde vom Herzen genommen iſt.

Allein mit ſeinem guten Weibe, die er neben ſeinen ausgelaſſenen Freunden gar oft mit geringſchätzigem Uebermut behandelt, wandte ſich jetzt ſein Herz wieder mehr ihr und der alten Einfachheit der Sitten zu, in der er aufgewachſen war. Ehrbar und demütig, wie in jungen Jahren mit Vater und Mutter, beſuchte er Kirche und Abendmahl mit ihr und betete regelmäßig mit lauter Stimme den Morgen- und Abendſegen.

Es war an einem ſonnigen Tage des Spätherbſtes, als mein Vater einmal wieder ſeinen alljährlichen Beſuch beim alten Frey machte. Das Beſte, was ſein Haus vermochte, ſchmackhafte Fiſche und edler Wein wurden in der Rebenlaube im Garten aufgetragen und heiter wie immer, wenn auch allmählich gebeugt unter der Laſt der Jahre, ſaß der alte Mann neben ſeinem Gaſt.

„Jetzt ſitzen wir nimmer oft ſo beiſammen,“ ſagte er mit heiterer Miene. „Ei, Sie ſind ja noch rüſtig wie ein Fünfziger,“ meinte der Vater. „Herr, das iſt Ihr Ernſt nicht! aber Sie denken wohl: der alte Frey bleibt ſchon noch eine

Weile ſitzen; ſo ein alter halblahmer, blinder und geiſtesſchwacher Kerl taugt doch nicht ins Himmelreich. Aber ich bin gewiß," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „der allmächtige Gott kann und wird mich einſt verjüngen, und dann wird ſich's zeigen, daß in dem alten Knorren doch noch ein geſundes Mark war." Das war der letzte Beſuch beim alten Frey geweſen.

In ſeinen Knabenjahren hatte der Frey einmal mit ſeinem berühmten Milchbruder in einem Kämmerlein geſchlafen. Mit lauter, herzhafter Stimme, wie er's daheim gewöhnt war, verrichtete er ſeine Abendandacht; in ſeinen ſtillen Gedanken geſtört, fuhr ihn Schiller an: „Dummer Eſel, kannſt denn du nicht leis beten?" — „Kann nichts leis thun!" war die lakoniſche Antwort des Frey, und da hatte er recht; leiſe ging's nicht her bei ihm, bis in ſeinen Tod nicht. In einer Nacht, nicht lange nach jenem Beſuch des Vaters, weckte er ſeine Frau: „Alte, ich kann nicht ſchlafen, ich glaub', es iſt Matthäi am letzten mit mir." „Um Gottes willen! ich will ein Licht machen, zum Doktor ſpringen!" „Nichts, Alte, gar nichts, da bleibſt! jetzt ſitz auf, wir wollen ein Lied ſingen." In gewohntem Gehorſam richtete die Frau ſich auf und mit ſeinem kräftigen Baß ſtimmte der Alte das Lied an: „O Jeruſalem, du ſchöne ꝛc." Mit ungebrochener Stimme ſang er es durch, begleitet von den etwas zitternden Tönen der Frau; dann legte er ſich zurück: „So, jetzt ſchlaf wieder! ich will auch ſchlafen." Beruhigt durch ſeinen kräftigen Geſang legte ſich die Frau an ſeiner Seite nieder. Als der helle Morgen anbrach, ſchlief er noch und iſt nicht wieder aufgewacht.

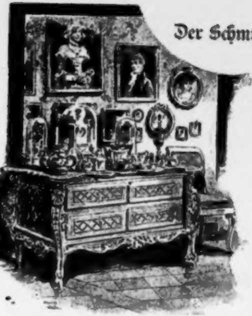
Das war der alte Frey.

Möge der allmächtige Gott, deſſen Auge beſſer als das unſrige das rechte Mark in dem alten Stamm erkannt, die zuverſichtliche Hoffnung ſeiner letzten Tage erfüllt haben!

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

I.

Der Schmuck der Arahne.



So ſchön iſt mir in meinem Leben nichts wieder vorgekommen, wie mir als Kind die ſogenannte Gaſtſtube meiner Großmutter erſchien. Dieſes Prunkzimmer, noch etwas feierlicher als heutzutage ein Salon, war nicht zur Beherbergung von Gäſten beſtimmt, ſondern wurde nur geöffnet, um die höchſten Familienfeſte darin zu begehen; darum lag noch ein ganz beſonders feierlicher Hauch auf ſeiner Herrlichkeit. Es war nicht eben im Rokokoſtile möbliert, die Einrichtung war aus Stilen verſchiedener Zeitalter zuſammengeſetzt. Da war eine künſtlich eingelegte Kommode, die noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammte, reich beladen mit bemalten Taſſen aus neuerer Zeit, die rührende Inſchriften trugen, als: „Zum Angedenken aus treuem Herzen“, „Aus Liebe und Dankbarkeit“ u. ſ. w. Da waren allerlei Stickereien von der Hand dankbarer Nichten und junger Enkeltöchter, ein Fußſchemel mit einem höchſt mißlungenen Stück, das zwiſchen Lamm und Hund in der Mitte ſtand; ein rieſiger

Ofenſchirm, worauf ein winziger Pfau geſtickt war, prächtige Spiegel in altertümlichen Goldrahmen, moderne Stühle mit geſtickten Blumenbouquets, und noch mehr ſolcher Prachtſtücke.

Das Schönſte aber, deſſen Beſchauung mir und meiner Couſine ſelbſt noch in reiferen Jahren die meiſte Freude machte, waren die zahlreichen Familienbilder, mit denen die Wände geſchmückt waren, von der Zopfperiode und noch weiter zurück bis auf die neueſte Zeit: alte Herren mit Haarbeuteln und Buckeln, denen aus jedem Zug der behagliche Wohlſtand eines Bürgers der guten alten Zeit blickte; jüngere Herren à la Werther in blauen Fräcken und gelben Weſten. Viel vollſtändiger noch war die Frauengalerie; nur ſchien, wenn die Bilder getreu waren, Schönheit leider nicht zu den erblichen Vorrechten unſres Stammes zu gehören. Das reizendſte Bild war immer das der Großmutter ſelbſt, ein zierliches Lockenköpfchen, mit einem ſchalkhaften Strohhütchen bedeckt.

Die Großmutter pflegte auch unſre laute Bewunderung ihrer ehemaligen Schönheit äußerſt wohlgefällig aufzunehmen, und wurde nicht böſe über unſre ungläubige Verwunderung darüber, daß ſie jemals ſo ſchlank geweſen. Sie war noch in hohem Alter eine ſchöne, ſtattliche Frau, aber von enormem Umfang.

Neben dem ihrigen hing das Bild der Urgroßmutter, ſchon in höherem Alter gemalt, aus deren Zügen der ungebeugt kräftige Geiſt ſprach, der ſie zur Heldin der Familie machte; ich will euch ſpäter noch von ihr erzählen.

Nach oder vielmehr vor zwei andern Ahnfrauen, von denen wenig zu ſagen war, kam das Bild einer ſtattlichen Frau Pfarrerin, ſo ziemlich in der Jugendblüte gemalt, mit überaus ſchlanker, ſpitz zugeſchnürter Taille, ſehr roten Wangen, lächelnder Miene und einer anſehnlichen Habichtsnaſe; ihr Eheherr in geiſtlichem Ornat, der ausſah wie ein Oſterlamm, ſchaute mit ziemlich einfältigem Geſicht nach ſeiner Ehehälfte hinüber.

„Nöer, Großmutter, wer iſt denn die alte häßliche Frau im ſchwarzen Kleide, die über dem Ofen hängt?“ fragten wir eines Tages, nachdem wir die vorſtehenden Bilder beſichtigt.

„Wenn die auch zur Familie gehört, ſo iſt das Geſchlecht, wie es ſcheint, erſt ſpäter in die Schöne gewachſen. Schade für den ſchönen Schmuck, den ſie trägt! Und was ſie für einen romantiſchen Namen hat!“ Neben dem Bilde ſtand mit ſehr deutlichen Buchſtaben geſchrieben: „Fraw Anna Barbara Rumpelin, geborene Krummbeinin.“

„Häßlich?“ rief die Großmutter; „o ihr einfältigen Dinger! da ſieht man den Unverſtand der Jugend. Sie war ja ſchon eine Frau bei Jahren, als ſie gemalt wurde.“ — „Aber, Großmutter, du biſt ja auch alt und biſt doch viel ſchöner.“ — „Ei was,“ fuhr ſie etwas beſänftigt fort, „es kann nicht alle Welt ſchön ſein, und mein ſeliger Mann hat mich auch nicht wegen der Schöne genommen. Wenn ihr nur beide zuſammen halb ſo viel Verſtand hättet als eure Urahne, die Frau Rumpelin, geborene Krummbeinin! Seht ihr denn nicht, daß das ein grundgeſcheites Geſicht iſt? Wenn ihr wüßtet, was dieſe Frau alles erlebt und durchgemacht hat, ihr wäret nicht ſo vorſchnell. Und was ihren Namen betrifft, der euch nicht gefällt, ſo war das ein rechtſchaffener und ehrbarer Name, und noch dazu ein recht angeſehener. Wißt ihr, daß ihr Mann Vogt war, was dazumal noch vornehmer geweſen iſt, als heutzutage ein Oberamtmann? Ich zweifle, ob es eine von euch ſo weit bringt. Doch wartet, ich will euch etwas zeigen von der Frau Ahne, die euch ſo häßlich vorkommt.“

Die Großmutter ging und kam bald zurück mit einem uralten Holzkäſtchen von abſonderlicher Form, das die Jahreszahl 1658 trug. Auf dem Deckel war der König David abgebildet, der die Bathſeba belauſcht, aber mit dem allerhöchſten Anſtand. Die Bathſeba war ſehr ſittſam in die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts gekleidet, welche auch die zahlreiche Dienerſchaft trug, die auf dem Bilde zu ſehen war, und tauchte bloß die Spitzen ihrer Füßchen ins Waſſer; auch der König David, mit der Krone und der obligaten Harfe verſehen, trug unter dem Königsmantel ein geſchlitztes Wams und Pluderhoſen. Daneben war die Inſchrift angebracht:

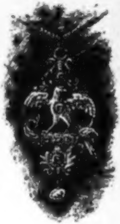
„David, ſuſt ein heilig Mann,
Böſen Luſt nit zehmen kann.
Drumb begeht er ohne Scheu
Ehbruch, Mord, Verräterei."

Dieſes Kiſtchen öffnete die Großmutter und zog aus einem ſeiner verborgenen Schiebfächer ein Schmuckſtück, dasſelbe, das auf dem Porträt der Frau Rumpelin abgebildet war. Es war ein ſogenannter Anhänger, einen Vogel darſtellend, in überaus ſchöner, kunſtreicher Arbeit, aus weißem Schmelz, mit feinen Goldadern durchzogen und mit Rubinen geſchmückt. Dieſes Kleinod hing an einem feinen, ſchweren Goldkettlein, deſſen außerordentlich feſt ineinandergefügte Glieder mit der äußerſten Gewalt auseinandergezerrt ſchienen.

„Davon gäbe es nun wohl eine Geſchichte," ſagte die Großmutter, nachdem wir das Kleinod gehörig angeſtaunt hatten, „und wenn ihr mich nicht ärgern wollt mit euren naſeweiſen Bemerkungen, ſo dürft ihr die Schrift leſen, welche der Herr Pfarrer Schneck, ihr Tochtermann, nach Angabe der Frau Rumpelin, über die Geſchichte des Schmucks aufgeſchrieben hat." — „Ei, warum hat ſie die Frau Rumpelin nicht ſelbſt aufgeſchrieben?" — „Weil ſie, wie dazumal die meiſten Frauen, nur notdürftig ſchreiben konnte." — „Aber, Großmutter, in den Rittergeſchichten haben es alle die Fräulein in einem Kloſter gelernt." — „Eure Urahne iſt kein Romanfräulein und in keinem Kloſter geweſen, ſie war gut evangeliſchen Glaubens." — „Aber die Geſchichte, Großmutter — nicht wahr, es iſt gewiß eine Liebesgeſchichte?"

„Was Liebesgeſchichte! Meint ihr, die Mädchen ſeien dazumal ſchon geweſen wie jetzt, wo ſie im vierzehnten Jahre ſchon groß in Verlegenheit ſind, was ſie mit ihrem vollen unverſtandenen — ja unverſtändigen — Herzen anfangen ſollen; wo ſie an ihrem ſechzehnten Geburtstag ſchon gebrochene Herzen haben und deklamieren: ‚Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume!' und dann im vierundzwanzigſten doch recht froh ſind, wenn ſich ein Angeſtellter um ſie bewirbt? Sie verſichern dann ſich ſelbſt, der ſei eigentlich ihre erſte und einzige Liebe, und ſie haben ſich vorher nur in der Perſon geirrt. Nein, Kinder, die Geſchichte von dem Schmuck unſrer Urahne iſt aus einer ernſthaften, betrübten Zeit, wo man nicht an ſolche Narrenteidungen dachte; wo man Not hatte, ſein Leben durchzubringen, und keine Zeit zu Liebesgeſchichten.“

Endlich verſtand ſich die Großmutter dazu, uns das Dokument mitzuteilen, deſſen Inhalt ich hier ſo treu als möglich wiedergebe.



Es war im Jahre 1658, als ſich Herr Balthaſar Rumpel, Vogt zu S., mit der ehrbaren Jungfrau Anna Maria, Tochter des Herrn Pfarrers Krummbein zu W., ehelich verlobte. Das Land war nach dem ſchrecklichen Kriege von Hunger, Seuchen und bitterlicher Armut übel verheert, und vielfältig durch Marodeurs heimgeſucht, die in Stadt und Land ungeſtört ihr Weſen trieben. Obgleich Herr Krummbein ſelbſt ſchwer gelitten hatte durch ſolch böſe Zeiten, ſo thaten doch er und ſeine Tochter, was in ihren Kräften ſtand, den Bedürftigen aus ihrer Gemeinde mit Troſt und Hilfe beizuſpringen. Bei ſolcher Gelegenheit ſah der Herr Vogt Rumpel, der von Amts wegen die zumeiſt heimgeſuchten Oerter beſuchte, die Jungfer Anna, und da er bald erkannte, wie tugendſam und verſtändig ſie ſei, ſo freite er in aller Form um ſie bei ihrem Vater.

Herr Paſtor Krummbein, der ſich ſolcher Ehre nicht verſehen hatte, willigte gar freudig ein, da er ſein liebes Kind in ſo bedrängten Zeiten gern in der Obhut eines angeſehenen Mannes wußte. Nicht alſo Frau Kunigunde Rumpelin, die Mutter des Vogts, eine ſtolze, hoffärtige Frau, aus adligem Geſchlecht geboren, die längſt bei ſich beſchloſſen hatte, daß ihr Sohn wieder ein adlig Fräulein heimführen ſolle. Sie war ſehr aufgebracht, daß derſelbe eine arme Pfarrerstochter ehelichen wollte, und verweigerte beharrlich ihre Einwilligung zu dieſer Heirat. So ſehr dies den Herrn Rumpel betrübte, der ſein lebenlang ein gehorſamer Sohn geweſen, ſo wollte er doch nicht von ſeiner Liebſten ablaſſen, und hoffte, ihr Verſtand und ihre Tugenden werden noch das Herz der Mutter gewinnen. Solche Hoffnung erfüllte ſich aber nicht, denn am 14. November des Jahres 1658 ſtarb Frau Rumpelin, ohne vorher ihren Sohn durch ihre mütterliche Einwilligung erfreut zu haben. Auf das Andringen ſeiner Braut ſchloß Herr Rumpel ſein Ehebündnis mit ihr erſt im Frühjahr des Jahres 1659, nachdem er ſeine Mutter gehörig betrauert hatte.

Als nun Jungfrau Anna am Morgen ihres Hochzeitstags ihre Feierkleider zurichtete, überbrachte ihr der Bräutigam ein gar zierlich und köſtlich gearbeitetes Kleinod, ein weißes Vögelein mit goldenem Gefieder von zierlicher Schmelzarbeit, das an einem ſchweren Goldkettlein hing, welches dicht am Halſe ſchloß. Das Kettlein war ſo künſtlich und feſt geſchmiedet, daß es durch keine Kraft und Geſchicklichkeit der Welt eröffnet werden konnte, außer mit einer beſonders dazu gearbeiteten Zitternadel, die dem Schmuck beigefügt war. Dieſes Kleinod übergab er ihr mit den Worten: „Liebwerteſte Jungfer Braut, laſſet dies köſtliche Kleinod, ſo ein Ahnherr meiner Mutter aus Welſchland gebracht zum Geſchmuck ſeiner Braut, und das derweile jedwede Braut unſres Hauſes getragen, ein Symbolum ſein der Liebe, die unſre Herzen alſo feſt umſchlingt, daß ſie alleinig gelöſt werden können durch ein Werkzeug derſelbigen Hand, die ſie zuſammen gefügt — durch den Tod, den uns dereinſt der Herr ſendet.“

Jungfrau Anna nahm ihres Liebſten Geſchenk mit freundlichem Dank; aber dennoch machte ihr der Anblick des Geſchmeides das Herz ſchwer, und ſie entſchloß ſich nur ihm zulieb es anzulegen. — Herr Rumpel hatte Juliane, die ehemalige Leibmagd ſeiner verſtorbenen Mutter, gedingt. Als nun dieſe der Braut behilflich war bei ihrem Anzug, und eben das feine Kettlein feſtſchloß um den Hals, ſagte ſie mit einem Seufzer: „Gebe Gott, daß dieſes Geſchmeide mehr Segen bringe, als die geſtrenge Frau ſelig hinein gewünſcht!“ Wie die erſchrockene Braut ſie um den Grund ſolcher Rede befragte, vertraute ihr die Magd, daß die verſtorbene Frau noch in ihrer letzten Stunde verſucht habe, den Sohn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Sie habe ihm aus ihrem Schmuck das Kettlein gereicht und ihn mit glatten Worten gebeten, dasſelbe derjenigen Jungfrau zu übergeben, welche ſie als Tochter erwählen wolle. Der Sohn aber habe ihr mit feſter Stimme erwidert: „Frau Mutter, ich werde das Geſchmeide um den Hals der tugendſamen Jungfrau legen, die ich mir erwählet, und die Eurer Liebe und Eures Segens würdig iſt.“ Als ihn die Mutter ſo ſtandhaft geſehen, habe ſie ihn in großem Zorn entlaſſen, und nachdem er ſich entfernt, mit zorniger Stimme gerufen: „So er das koſtbare Geſchmeid der Pfarrersdirn anhenket, ſo ſoll es ihr auch zum Fluch werden. Möge ſie erwürget und erſtickt werden mit dem Kettlein!“ Und auf ſolch gottloſe Rede ſei ſie unverſöhnt verſchieden.

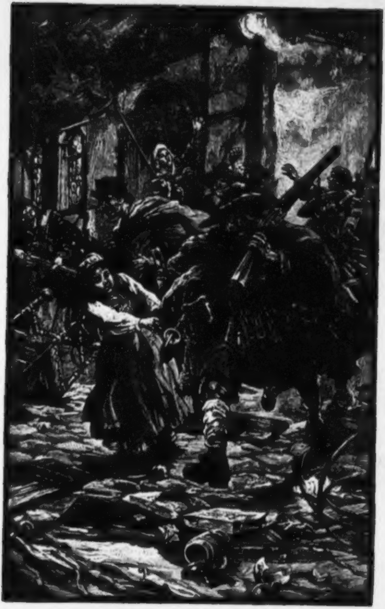
Dieſe Mitteilung bekümmerte die Braut ſchwer; ſie wollte ihren Herrn nicht betrüben durch Verſchmähung ſeiner Gabe, und doch hatte ſie ein entſetzliches Grauen befallen vor dem verwünſchten Geſchmeide, ſo daß ſie nicht wagte, es anzulegen. Da hörte ſie das einzige Glöcklein, das der Kirche aus dem Kriege geblieben war, wie es ſie an den Altar rief, wo ihr Vater harrte, um ihr Ehebündnis einzuſegnen. Und ſie gedachte des allmächtigen Gottes, deſſen Gnade höher ſtände, denn aller Menſchen Zorn; ſie befahl ihm ihren Leib und ihre Seele, und hieß die Magd das Kettlein ſchließen in Gottes Namen.

In Betracht der ſchweren Zeiten, unter denen ihr Eheſtand begann, getröſtete ſie der Vater mit den Worten des Pſalms: „Der Herr iſt deine Zuverſicht, der Höchſte iſt deine Zuflucht. Es wird dir kein Uebles begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte ſich nahen. Denn er hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ — In der bräutlichen Kammer aber vertraute Anna ihrem Herrn die grauſige Geſchichte, die ihr Juliane berichtet, und ſie bat ihn inſtändig, er wolle mit ihr beten, daß durch Gottes Gnade der Fluch der harten Mutter von ihnen gewendet werde.

Sie erhoben ihre Herzen in brünſtigem Gebet zu dem allmächtigen und allbarmherzigen Gott, welcher dereinſt den Fluch gewendet von dem unſchuldigen Weibe des Tobias; welcher den Fluch in Bileams Munde in Segen verwandelt hatte, daß er auch von ihrem Ehebunde, der begonnen hatte in ſeiner Furcht und Liebe, den Unſegen abwenden wolle, den die Mutter in verblendetem Herzen über ſie verhängt; daß er ſich ihnen ſo gnädig erweiſen möge, daß ihnen dereinſt vergönnt ſei, der Mutter, die ſie verflucht, den Segen in die Ewigkeit zu bringen. — Als ſie nun ſo recht von Herzen gebetet hatten, da ſahen ſie einen ganz beſonders hellen und klaren Stern, der gerade in ihre Kammer herein ſchien. Da ward es ihnen leicht und getroſt ums Herz, und ſie ſahen fröhlichen Mutes ihrem Eheſtand entgegen.

Es waren wohl zwölf Jahre nach dem vergangen und ihr einzig Töchterlein Barbara ſtand ſchon im elften Jahre, als Herr Rumpel und ſeine Frau von der Kindtaufe bei einem befreundeten Schöppen zurückkehrten. Da erſcholl urplötzlich das Geſchrei: „Die Rotmäntel, die Rotmäntel!“ Herr Rumpel war kaum fortgeeilt, um Mannſchaft aufzubieten gegen dieſes wilde und grauſame Kriegsvolk, von dem nur noch verſprengte Horden im Lande herum ſengten und plünderten, als ein Haufe derſelben ins Haus einfiel, die zwei Knechte niederſtieß und anfing zu plündern. Frau Anna nahm ihr Töchterlein auf den Arm, konnte aber nicht entkommen; ſie ward mit den Mägden in eine Kammer geſtoßen, bis das übrige Haus geplündert wäre.

Da ſaß ſie nun mit ihrem Kinde und den heulenden Mägden in tiefer Nacht und in großen Aengſten. Es wäre nicht ſchwer geweſen, in den Hof hinabzuſteigen, aber da ſtand einer der Rotmäntel, um Wache zu halten. Plötzlich rief Barbara, die ihre Arme um der Mutter Hals geſchlungen hatte: „Mutter, deine Kette! thu deine Kette herunter! man nimmt ſie dir ſonſt.“ Nun gewahrte Frau Anna, daß ſie noch in



Als nun einer der Rotmäntel mit ſeinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief,
ſah ſie der Mutter Kettlein daraus hervorhängen. (S. 70.)

ihren Feierkleidern war und das Kettlein mit dem Kleinod am Halſe trug; die Nadel aber, die es allein öffnen konnte, lag fern in ihrem Schmuckkäſtchen. Da gedachte ſie mit Grauſen und Entſetzen des Fluches ihrer Schwiegermutter, der ſich nun erfüllen mußte; denn bei der Art und Weiſe dieſer räuberiſchen Horden war nicht anders zu denken, als daß ſie ihr den Schmuck vom Halſe reißen und, da ſie das Kettlein nicht öffnen konnten, ſie elend erwürgen würden.

Während draußen der wüſte Lärm tobte und ſie nicht wußte, wo ihr Gemahl ſei; während ſie jeden Augenblick erwartete, die Rotmäntel werden in ihr Gemach eindringen, verſuchten ſie und die Mägde auf alle Weiſe, das Kettlein zu öffnen, aber es ging nicht. In dieſer höchſten Todesangſt hob ſie ihre Augen gen Himmel, und ihr deuchte, ſie ſehe denſelben Stern, der vor zwölf Jahren in ihre Hochzeitskammer geſchienen. Da faßte ſie wieder Mut, und unter Anrufung des göttlichen Beiſtandes riß ſie an dem Kettlein mit aller Macht. Und ſiehe! die eiſenfeſten Fugen desſelben gaben nach, und wunderbarerweiſe zog ſich die Kette dergeſtalt, daß ſie dieſe über den Kopf ſtreifen konnte. So war ſie von der größten Angſt erlöſt und begann zu hoffen. Da ſie die andern Geſellen ferne im Hauſe herumtoben hörte und den Hof leer ſah bis auf ihren Hüter, verſuchte ſie, dieſen mit dem Kleinod, dem die Mägde noch ihre Halsſchnüre beifügten, zu beſtechen, daß er ſie ziehen laſſe. Der Kerl, ohnehin grimmig, daß er an der Beute verkürzt werden ſolle, ließ ſich durch den Schmuck bewegen, die Frau mit Kind und Mägden durch das Fenſter in den Hof entrinnen zu laſſen. Freilich half ihm dieſe Beute nichts, denn er wurde noch in ſelbiger Nacht in einem Streit darüber von einem Geſellen erſchlagen.

Frau Anna verbarg ſich mit dem Kinde in einem Keller, wo ſie in beſtändiger Todesangſt verharrten. Da, als der Morgen tagte, hörten ſie auf einmal freudiges Geſchrei und vernahmen Herrn Rumpels Stimme, der nach ihnen rief. Sie eilten aus ihrem Verſteck in ſeine Arme. Es war ihm gelungen, ordentliche Militärmannſchaft aufzutreiben, bei deren Anblick das Geſindel mit den eilig zuſammengerafften Bündeln jählings die Flucht ergriff. Als nun einer der Rotmäntel mit ſeinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief, ſah ſie der Mutter Kettlein daraus hervorhängen. Das kecke Kind riß daran und erhaſchte mit einem Ruck die Kette mitſamt dem nun ſo wunderbaren Kleinod.

Groß war der Schaden, den die freche Streifbande der ganzen Stadt und beſonders dem Herrn Rumpel an Haus und Eigentum zugefügt hatte. Durch den Fleiß und die Sparſamkeit ſeiner Frau und einen faſt wunderbaren Segen wurde ihm aber alles wieder reichlich erſetzt, und er und Frau Anna erfreuten ſich in Frieden eines hohen Alters.

Das Kleinod, das ſie in ſo große Gefahr gebracht hatte und hernach doch das Mittel zu ihrer Rettung geworden war, hat Frau Anna nie mehr getragen; nur auf ihrem Bilde ließ ſie es zum Andenken noch ſchildern, und hat es ſorgfältig aufbewahrt. Vor ihrem Tode übergab ſie es ihrer Tochter mit dem feierlichen Beding, daß es für alle Zeiten als Eigentum der älteſten Tochter in der Familie verbleiben und heilig verwahrt werden ſolle. Und wie die Mutter ihres Mannes einen Fluch gelegt hatte auf das Geſchmeide, alſo legte ſie nun den Segen darauf: ſolange das Kleinod im Beſitz der Familie iſt, ſoll häuslicher Friede und Segen nicht von ihr weichen.

So lautete die Geſchichte vom Schmuck der Urahne. Sie iſt freilich nicht ſehr romantiſch, aber wahr. Die Großmutter entließ uns ziemlich ernſt geſtimmt; beim Abſchied aber wandte ich noch einmal den Kopf: „Aber, Großmutter, es iſt doch eine Liebesgeſchichte dabei; wenn der Herr Rumpel nicht in die Jungfer Krummbeinin verliebt geweſen wäre, ſo hätte es keinen Schmuck und keinen Fluch und keinen Segen gegeben.“ — „Ihr naſeweiſes Volk, ihr könnt warten, bis ich euch wieder einmal eine Geſchichte erzähle!“

II.

Der Kroatenähne.

In des Vaters Familie wurde ein Bild aufbewahrt, das den Kindern immer Gegenſtand einer geheimen Scheu und reſpektvoller Bewunderung war. Es ſtach freilich gar auffallend von den zahmen Bildniſſen von Papa und Mama ab. Es ſtellte einen Kriegsmann dar aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in der abenteuerlichen Tracht der Kroaten. Unter dem breitkrempigen, herabgeſchlagenen Hute blitzte ein feuriges Paar Augen mit einem trotzigen und doch wieder treuherzigen Blick hervor; ein ſonnverbranntes Geſicht mit einem gewaltigen Schnurrbart paßte vollkommen zu der fremdartigen Soldatentracht. Das Bild ward immer als der „Kroatenähne“ bezeichnet und ſelbſt von den Dienſtboten mit einiger Scheu betrachtet.

Lange erfuhren wir Kinder nicht, welche Bewandtnis es mit dieſem Ahnherrn habe, bis eines Tags der Chriſtian heulend aus der Schule kam: „Mutter, ich habe mit des Schreiners Gottlieb Händel gehabt; da ſagte er: es ſei kein Wunder, daß wir ſo wild ſeien, unſer Urgroßvater ſei ja auch ein Kroat und ein Menſchenfreſſer und halb wild geweſen.“

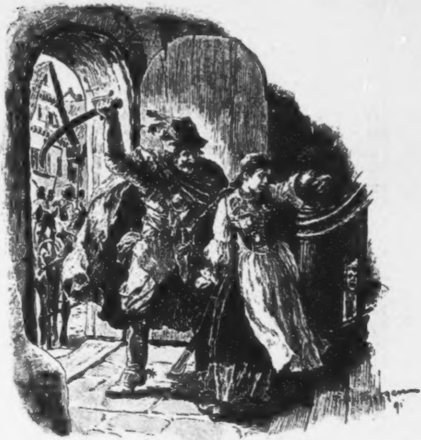
Die Mutter nahm dieſe Beleidigung nicht hoch auf, und des Chriſtians Thränen waren bald getrocknet, als ſie ihn verſicherte: „Was den Kroaten betrifft, ſo iſt dein Urahnherr allerdings ein kroatiſcher Hauptmann geweſen, aber kein Menſchenfreſſer; er iſt als ein guter evangeliſcher Chriſt hier auf ſeinem ſchönen Hofgute geſtorben; man heißt den Platz heute noch den Kroatenhof. Ruf einmal den Fritz und den Heinrich und den Konrad und die drei großen Mädchen! — die kleinen brauchen's noch nicht zu wiſſen — ſo will ich euch erzählen, wie ſich's mit dem Kroatenähne verhalten hat.“

Das Auditorium war bald verſammelt, höchſt begierig, den langerwünſchten Aufſchluß zu erhalten, den die Mutter nun endlich folgendermaßen erteilte.

Ihr wißt es, Kinder, von dem Vater und vom Herrn Schulmeiſter, wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges unſre Stadt beſonders hart mitgenommen wurde. Obſchon man eine gute Obrigkeit hatte, die es verſtand, mit den feindlichen Kriegsführern ein Wort zu reden, ſo hörten doch die Einquartierungen nicht auf, und man war beſonders vor der wilden Mannſchaft, die im Dienſte der Kaiſerlichen kam, niemals ſeines Lebens und Eigentums ſicher; dazu wurden die Lebensmittel entſetzlich teuer. Regierender Bürgermeiſter hier war damals Herr Brenner; der hatte eine einzige Tochter, Magdalene, das ſchönſte Mädchen in der ganzen Stadt. Dazu war ſie von hohem Geiſte und ſehr verſtändig, der Liebling des Herrn Paſtors, der ſie von Jugend an unterrichtet und ſich an ihrem frühzeitigen Verſtändnis der heiligen Schrift ergötzt hatte. Man ſagt, ſie habe eine ſo ſchöne, zarte, weiße Haut gehabt, daß man den roten Wein habe durch ihren Hals fließen ſehen, und ſo klare, blaue Augen, daß ſie einen Schein von ſich gegeben.

Die Magdalene, obwohl recht brav und ſittſam, war doch ein keckes, unerſchrockenes Mädchen. Als einſt die Nachricht kam, daß ein Regiment Kroaten im Anzug ſei und in der Stadt werde einquartiert werden, da ſchloſſen die meiſten Bürger ihre Weiber und Töchter in die Keller ein, damit ihnen nichts geſchehen ſolle von den wüſten Soldaten. Aber die Magdalene wollte ſich das nicht gefallen laſſen: ſie laſſe ſich nicht einſperren wie ein Tierlein, ſie wolle ſelbſt ſehen, wie es ihrem Vater ergehe, und ſo iſt ſie im Hauſe geblieben.

Beim Bürgermeiſter wurden ein Hauptmann und zwei Gemeine einquartiert, die ſich ordentlich aufführten. Der Hauptmann iſt ein ſchöner ſtattlicher Mann geweſen, obgleich er etwas wild ausſah und einen ſchrecklichen Bart hatte. Er hat von



der erſten Stunde an, da er im Hauſe war, kein Auge von Magdalene verwendet. Als ſie das bemerkt, hat ſie ſich von ihm abgezogen und ihm immer kurzen Beſcheid gegeben. Nur als ſie am zweiten Tage von des Vaters Knecht hörte, daß einer der Soldaten ſich gegen das Kriegsgeſetz verfehlt habe und eine grauſame Strafe erhalten ſolle, da faßte ſie ſich ein Herz und ſprach den Hauptmann beweglich an, dem armen Burſchen die Strafe zu ſchenken, was er ihr im Augenblick bewilligte.

Am Abend des dritten Tages, ehe der Hauptmann abziehen mußte, ſprach er mit Magdalene und fragte ſie, ob ſie als ſein Weib mit ihm ziehen wolle? Er ſei jetzt auf dem Heimweg begriffen, ſei von gutem Geſchlecht und habe daheim ein ſchönes Beſitztum. Magdalene ſagte ihm mit kurzen Worten, daß ſie keine Luſt habe, ihr Vaterland zu verlaſſen, und daß ſie nimmermehr einen Kroaten und einen Katholiken heiraten werde. Mit dem Zuſprechen konnte der Kroat wenig umgehen; als er fand, daß er verſchmäht ſei, ſtieß er in heftigem Zorn ſeinen ſchweren Pallaſch auf den Boden und ſprach kein einziges Wort mehr.

Am andern Morgen früh mußten die Kroaten abziehen; der Hauptmann hatte ſich mit ſeinem Gaul im ſtillen auf den Sammelplatz begeben und von keiner Seele Abſchied genommen. Eine Viertelſtunde darauf ritten die Kroaten in hellem Galopp hinaus; man hat ſie gern gehen laſſen. Warum aber die Magdalene Brenner gemeint hat, ſie müſſe die Soldaten abziehen ſehen, das kann ich ſelbſt nicht ſagen. Als des Hauptmanns Trupp vorbeiritt, war des Bürgermeiſter Brenners Hausthür offen, und drinnen auf dem unterſten Tritt der Treppe ſtand Jungfer Magdalene und ſchaute zu. Der Hauptmann hatte ſchon von weitem nach dem Hauſe hingeſchielt, und als er Magdalene im Flur ſah, ſprang er wie der Blitz vom Gaul, hinein in das Haus, faßte ſie bei der Hand und wollte ſie fortziehen. Magdalene weigerte ſich und umſchlang mit ihrem Arm, um ſich zu halten, den großen hölzernen Knopf am Treppengeländer. Der Hauptmann, ſchnell wie das Wetter, reißt ſeinen Säbel heraus, haut den Knopf damit ab, ohne der Jungfer ein Leid zu thun, nimmt ſie mitſamt dem Treppenknopf auf den Arm wie ein Kind, ſpringt auf ſeinen Gaul und reitet mit ihr in geſtrecktem Galopp ſeinen Kameraden nach. Die Treppe mit dem abgehauenen Knopf ſteht heute noch im Hauſe, wo jetzt der Färber Zoller wohnt; da könnt ihr ſie ſehen.

Der Bürgermeiſter ſah eben zum Fenſter hinaus und ſchrie jämmerlich auf, als er ſein Kind wie im Sturmwind davonfliegen ſah. Es waren eine Menge Leute auf den Straßen und an den Fenſtern, und da gab es ein entſetzliches Schreien, Laufen und Rennen. Man wollte nach, aber wie? Nachreiten war eine Kunſt, die guten Gäule hatten ſie mit fort und ihre ſchlechten dafür dagelaſſen. Alles, was Füße hatte, ſprang ihnen nach und guckte, ſo weit man den Staub noch ſehen konnte; dann kehrten ſie um und wußten nicht was. Der Bürgermeiſter aber war wie gelähmt an Seel und Leib und mußte bald ſein Amt abgeben; er ſei nur noch wie ein Schatten herumgegangen.

Wie es der Magdalene ergangen iſt, die ſeither ihres Vaters Liebling und die vornehmſte Jungfer der Stadt geweſen, allein unter einem Haufen Kroaten, auf einem wilden Pferd, durch dick und dünn, das kann man ſich wohl nicht arg genug vorſtellen. Das kann ich euch aber ſagen, weil man es nachher aus ihrem eigenen Munde gehört hat, daß es den Hauptmann ſelbſt erbarmte und gereute. Er hat ſie in Ehren gehalten wie ſeine Schweſter, ſie gehütet wie ſeinen Augapfel und für ſie geſorgt, ſo gut er nur konnte. Zurückbringen konnte er ſie nicht mehr, oder wollte er nicht, und ſo hat er ſie denn unverletzt in das Kroatenland gebracht. Dort hat ſie eingewilligt, ſeine Hausfrau zu werden, und weil er ein gutes Herz hatte und die Magdalene ihm unbeſchreiblich lieb war, ſo hat ſie zufrieden mit ihm gelebt, obwohl ſie das Heimweh faſt umgebracht in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten mit dem fremden Glauben. Es war dort alles katholiſch, und nur mit der größten Heimlichkeit durfte ſie in der Bibel und in dem ſchönen geiſtlichen Liederbuch leſen, die ſie unter ihres Mannes Kriegsbeute gefunden hatte.

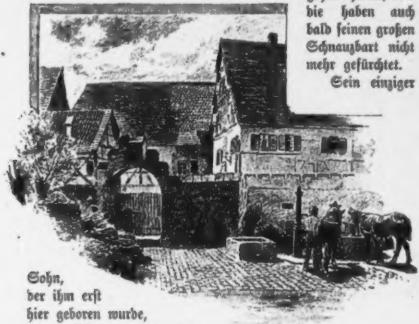
Es war ihr oft, als werde ihr Mann mit jedem Tage milder und freundlicher, und ſie gewann ihn recht von Herzen lieb. — Sie gewahrte, daß er ſich oftmals in das Kämmerlein ſchlich, wo ſie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Einmal ging ſie ihm leiſe nach und fand ihn, wie er in ihrer Bibel las und die hellen Thränen über ſein rauhes Geſicht liefen. Er ſchaute auf, blickte ſie freundlich an und ſagte: „Magdalene, ich glaube, wie es da drinnen ſteht, ſo iſt's recht.“ Da erzählte er ihr zu ihrer herzlichen Freude, wie er einmal zufällig in ihre Bibel geſchaut und ſeitdem fleißig darin geleſen; wie er daraus anders beten gelernt als an ſeinem Roſenkranz, und wie er nun von Herzen wünſche, ſeinem Gott hinfort in ihrer Weiſe zu dienen. Mit Freudenthränen dankte ſie Gott, daß er ſie darum in die Hand eines wilden Kroaten hatte fallen laſſen, daß ſie ihm an ihrer Hand einen frommen, lebendig glaubenden Gatten zuführe. Als er einmal ſo weit war, fand er bald, daß er mit dem neuen Glauben in dem alten Lande nicht bleiben könne; da iſt es der Magdalene nicht mehr ſchwer geworden, ihn zu bewegen, daß er mit ihr in ihre liebe Heimat ziehe.

Das geſchah etwa zehn Jahre, nachdem Magdalene war von dem Kriegsmann fortgeführt worden. Ihr könnt euch denken, wie die Leute aufgeſchaut haben, als es einsmals hieß, die Magdalene Brenner ſei wieder da mit dem Kroaten. Es ſoll ein Laufen und Rennen der Leute geweſen ſein, faſt ſo arg, als an dem Tage, da er mit ihr fortgeritten war. Sie ſei dazumal noch eine recht ſchöne Frau geweſen, und es iſt ſchade, daß von ihr kein Bildnis mehr da iſt. — Der alte Bürgermeiſter lebte noch; er ſei aber faſt vor Freude geſtorben, als er ſein einziges Kind wiederſah, geſund und wohlbehalten, und er hat gar nichts dagegen gehabt, daß ſie Frau Hauptmännin geheißen wurde.

Der Kroat hatte auch ein ſchönes Vermögen mitgebracht. Das Geld war damals rar im Lande, Güter bekam man ſpottwohlfeil, nur die Häuſer darauf waren verbrannt. Da kaufte er ſich einen ſchönen Hof draußen vor der Stadt, wo es B. zugeht, und baute ein Wohnhaus darauf. Dort hat der Kroat mit ſeiner Frau in Stille und Frieden noch viele Jahre gelebt. Der alte Bürgermeiſter iſt auch zu ihnen hinausgezogen.

Der Hauptmann ſoll ein ſtiller und gottesfürchtiger Mann geweſen ſein, der recht fleißig zur Kirche ging. Die Leute haben aber doch noch eine gewiſſe Scheu vor ihm behalten, und wenn er abends durch ſeine Felder wandelte, behaupteten ſie, er mache allerhand ſeltſame Zeichen in die Luft, womit er die

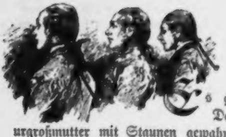
Wetter bannen könne. Unrechtes hat man nichts von ihm gehört, mag aber wohl ſein, daß er hierzulande nie ſo recht daheim wurde und oft umgetrieben ward vom Heimweh nach ſeinem entfernten Vaterlande. Die Kinder ſoll er unausſprechlich lieb gehabt haben, und die haben auch bald ſeinen großen Schnauzbart nicht mehr gefürchtet.



Sein einziger Sohn, der ihm erſt hier geboren wurde, iſt der Vater eures Urgroßvaters geweſen. Soldatenblut iſt aber ſcheint's keines von dem Kroaten übrig geblieben, denn wir haben ſeither keine Militärperſon in der Familie gehabt. — Auf der Seite ſeines Bildes ſeht ihr unſer Familienwappen, das von ihm ſtammt; den flammenden Stern darin hat er ſeiner Frau zu Ehren aufgenommen, ſowohl wegen ihres Namens, als auch um anzudeuten, daß ſie für ihn dem Sterne Bethlehems gleich war und ihn zu ſeinem rechten Heile geführt hat. — Und ſo verhält es ſich mit unſerm Urahn dem Kroaten, der ein Menſchenfreſſer und halb wild geweſen iſt.

III.

Die drei Zöpfe.



„Es gibt unterſchiedliche Zöpfe.“ Das wurde auch die ſelige Urgroßmutter mit Staunen gewahr, als ihre drei Buben, die man alleſamt bei einem auswärtigen Präzeptor untergebracht hatte, der beſonders berühmt in der Dreſſur war, in der erſten Vakanz nach Hauſe kamen. — Hatte ſie doch alle drei vor der Abreiſe eigenhändig gewaſchen und geſtrählt, eigenhändig ihre widerſpenſtigen Haare mit Puder, Talg und Wachs behandelt, bis ſie nach hinten geſtrichen und dort zu einem ſteifen Zopf vereinigt waren, mit einem nagelneuen ſchwarzen Florettbande umwunden, ſo daß ſie der Garde des Königs Friedrich Ehre gemacht hätten, wie ſie abzogen, gleich gekleidet in glänzenden geſtreiften Eternell, und die Zöpfe auf ihren Rücken tanzten.

Ja, es gibt unterſchiedliche Zöpfe; wie verſchieden ſahen die Buben jetzt aus! Der älteſte, der Heinrich, der ein hübſcher Burſch war und allzeit gern den Herrn ſpielte, der hatte ſich nimmer mit dem ſimplen Zopf nach väterlicher Weiſe begnügt, ſondern er hatte extra ein paar Buckeln vorn, die gar zierlich ins Geſicht ſtanden, und an dem Zopf noch eine beſondere Schleife mit flatterndem Band als Zierat; ſo hatte er's bei dem Gefolge eines durchreiſenden Fürſten geſehen, und ſo hatte er's mit der Hilfe von Präzeptors Heinrike zu ſtande gebracht. Chriſtian, der jüngſte, machte mit ſeinem dünnen Schwänzlein keine ſolchen Anſprüche, das war nach wie vor ſäuberlich nach hinten geſtrichen; nur das florettſeidene Band hatte er an den

Heinrich verhandelt, und ſtatt deſſen ein altes Sackband mit Tinte ſchwarz gefärbt und damit den Zopf umwickelt. Der zweite aber, der dickbackige Gottlieb, der allzeit das Bequeme liebte, der hatte die Haare nur oben zuſammengebunden und ließ ſie nach unten frei, wie er ſolch fliegendes Haar ſchon bei Leichenbegleitungen geſehen; er meinte, ſo thue ſich's auch. Was hatte die gute Mama für eine Not, bis ſie die drei Zöpfe wieder zurecht geſalbt und in den normalen Zuſtand gebracht hatte! Auch gab man den Knaben am Schluß der Ferien ein Geleitſchreiben an die Frau Präzeptorin mit, worin ſelbe höflich erſucht wurde, doch auch auf die Zöpfe der ihr anvertrauten Jugend zu achten und ſie nimmer in ſo ſkandalöſem Zuſtand nach Hauſe zu ſchicken.

Ob die Zöpfe von nun an in Ordnung geblieben ſind, das weiß ich nicht; ſo viel aber weiß ich, daß jene Vakanzzöpfe bereits den künftigen Charakter der Buben vorbildlich darſtellten. Heinrich, der war und blieb der Elegant; Chriſtian kümmerte ſich juſt nicht darum, ob ſein Zöpfchen dick oder dünn, in Florettſeide oder in Sackband gewickelt war, wenn er nur ſonſt ſein Schäfchen ins Trockene brachte; Gottlieb aber, der wollte nichts als es gut haben auf der Welt, und weil's einmal ohne Zopf nicht ging, ſo wollte er ſich den ſeinen wenigſtens ſo bequem machen als möglich. Wenn der Herr Pate jedem der Buben einen Marktgroſchen verehrte, ſo durfte man gewiß ſein, daß ſich Heinrich eine unechte Stecknadel und Gottlieb eine Wurſt kaufte; Chriſtian hingegen ſteckte den ſeinigen in einen Sparhafen, einen irdenen von der ſinnreichen Sorte, die nur eine Oeffnung oben haben und die man zerſchlagen muß, wenn man den Inhalt wieder haben will.

Mit ſtattlich gediehenen Zöpfen wurden die herangewachſenen Knaben zur beſtimmten Zeit nacheinander auf die Univerſität ſpediert, um allda ihre Studien zu vollenden. Heinrich und Chriſtian kamen ins berühmte theologiſche Stift, allwo jede honette Familie wenigſtens einen Sprößling haben mußte; Gottlieb hatte eigentlich ſeine Laufbahn durch verſchiedene Schreibſtuben gemacht, ſollte aber doch noch die gemeinen Rechte und etwas Humaniora ſtudieren, um für ein ſtädtiſches Amt tauglich zu werden.

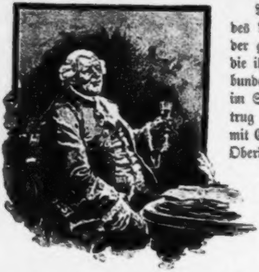
Die Zöpfe haben ſie mitgenommen und redlich wieder heimgebracht. Keiner iſt gewichen aus dem Gleis der angeſtammten Zucht und Sitte, wenn es auch da und dort kleine Abſchweifungen gab. Heinrich war ein ſehr ſtrebſamer Geiſt; aber trotz ſeiner Begabung brachte er es zum Jammer von Papa und Mama niemals zum Primus. Er trieb allzeit Nebenſtudien, Italieniſch, Franzöſiſch, Heraldik und andre Allotria, und verletzte, wo er konnte, die heilige Stiftsordnung, um mit etlichen „Jungen von Adel“ Jagdpartien und Fechtübungen mitzumachen; und nur ſeiner Rednergabe und, wie die böſe Welt ſagt, den auserleſenen Weinproben in Fäßchen, mit denen der Papa die Herren Profeſſoren beehrte, hatte er's zu danken, daß er noch mit Ehren ſeine theologiſchen Studien abſolvierte, und nicht mit dem Kainszeichen eines hinausgeworfenen Stiftlers durch die Welt ſchweifen mußte.

Gottlieb, der band ſich ſeinen Zopf bequem; er ſtudierte gehörig, wenn auch nicht hitzig, aß und trank ſo viel ihm ſchmeckte, ohne es in beiden Stücken zu übertreiben. So oft die regelmäßige Geldſendung vom Papa ankam (der alte Herr hielt ſtreng auf feſte Termine, obwohl er die Söhne nicht knapp hielt), ſchaffte ſich Heinrich eine brodierte Weſte, ein zierliches Sachet oder irgend ſonſt einen Artikel an, mit dem er, trotz der ſtrengen Kleiderordnung, die den Stiftlern Kutten vorſchrieb, in ſeinen adligen Zirkeln Staat machen konnte, oder reichte es zur Miete für ein Reitpferd oder zu einem weltlichen Buch. Der Gottlieb aber, der lud ſeine Brüder zu einem Abendeſſen ein, wobei drei fette Enten verſpeiſt und in edlem Uhlbacher des Papas Geſundheit getrunken wurde; er lachte dabei den Chriſtian herzlich aus, der ſich die Schlegel und Flügel der Ente fein ſäuberlich in ein Papier wickelte, um noch etliche Tage daran zu zehren. Sein Geld hatte Chriſtian ſorgſam verwahrt zu ſpärlichſtem Gebrauch; er hatte ſeit ſeinen Knabenjahren bereits den dritten Sparhafen ſo weit gefüllt, daß nichts mehr hinunterfiel; unverſehrt ſtanden ſie mit ihren dicken Bäuchen in einem geheimen Schiebfach ſeines Pults und lachten ihn mit ihren ſchiefen Mäulern an.

Aber den Zopf behielt er bei und auch das Florettband; ſeine äußere Erſcheinung blieb jederzeit anſtändig, wenn ſie gleich immer dünner und ſpitziger wurde.

„Es gibt unterſchiedliche Zöpfe.“ Das zeigt ſich klärlich, wenn man die Bildniſſe der drei Urgroßonkel aus ihren reifen Jahren betrachtet. Da iſt zuvörderſt der Heinrich, der hübſche Mann mit den feingeſchnittenen Zügen, deſſen Zopf als zierlicher Haarbeutel ſchalkhaft zwiſchen den ſchön geordneten Buckeln hervorblickt. Der feine dunkle Rock iſt mit einem Orden geſchmückt und nur ein Paar zierliche Prieſterkräglein bezeichnen noch den Theologen; mit ſpitzen Fingern nimmt er eben eine Priſe aus der goldenen Tabatiere mit einem vornehmen Bildnis in ſeiner Hand, und ſchaut lächelnd nach dem fürſtlichen Luſtſchloß, das ſeitwärts durch ein Fenſter zu ſehen iſt.

Heinrich war immer ein etwas leichtes Blut; der Weſtwind, der von jeher ſo viel Unſamen von Frankreich zu uns herüberwehte, hat ihn beſonders ſtark angehaucht und gar manchmal war er nahe daran geweſen, des reſpektabeln Namens ſeiner Väter unwert zu werden. Er hatte es verſchmäht, als ehrbarer Vikarius unter den Fittichen des Papa ſich zum gleichen Beruf vorzubereiten; ſeine hübſche Geſtalt, ſeine feinen Manieren und die franzöſiſche Sprachkenntnis hatten ihm eine glänzende Stelle als Hofmeiſter von zwei jungen Prinzen verſchafft. Dieſer Beruf führte ihn an fremde Höfe, in Bäder mit Spielbanken, in die Salons ſchöner Damen, ebenſoviele Klippen für den welt- und lebensluſtigen jungen Mann, und gar manche Kalypſo hätte den Mentor beinahe eher als ſeine Telemachs feſtgehalten.



Aber der ſolide Geiſt des Vaterhauſes, die Zucht der geſtrengen Mutterhand, die ihm den erſten Zopf gebunden, hatten ihn nie ganz im Stiche gelaſſen, und er trug jetzt ſeinen Haarbeutel mit Ehren als wohlbeſtallter Oberkonſiſtorialrat. So war er nun der Stolz und der Glanz der Familie, der Herr Pate von allen Neffen, Nichten, Großnichten und Geſchwiſterkindskindern; ſeinen Eltern wurde bei den damaligen Reiſeſchwierigkeiten nur einmal die Freude, ihn zu beſuchen; aber dieſer Beſuch und die huldvolle Audienz bei den allerhöchſten Herrſchaften blieben auch die Lichtpunkte ihrer Erinnerungen. Ich wollte euch nun gern die Details aus dem Leben des Heinrich ſchildern, die zierlichen Unterhaltungen, die er mit der Frau Fürſtin und dero hochfriſierten Hofdamen gepflogen; die geheimen, diplomatiſchen Sendungen, mit denen ihn der durchlauchtigſte Herr beehrt hat; die franzöſiſchen Luſtſpiele, die ihm die Hofſitte, unbeſchadet ſeiner geiſtlichen Würde, zu dirigieren geſtattet hatte: aber ich muß die Ausmalung ſolcher Scenen denen überlaſſen, die mehr daheim ſind auf den Parkettböden der Hofſäle als ich.

Nun aber betrachtet Onkel Gottliebs Bild und ſagt, ob euch dabei nicht das Herz lacht, wie er daſitzt, mit vergnüglichem Lächeln auf ſeinem wohlhäbigen breiten Geſicht, den ſchön geſchliffenen Kelch mit funkelndem Wein in der Hand, während ein Aktenſtoß zur Seite und das Rathaus im Hintergrund ihn als ſtädtiſchen Beamten bezeichnen. Was hätte die Mama, die es nimmer erlebt hat, wie er Bürgermeiſter der guten Stadt H. wurde, was hätte ſie für eine Freude, wenn ſie ſähe, wie er jetzt ſo guten Muts den dicken ſtattlichen Zopf den Rücken hinunter hängen läßt, von dem er ſich nun nicht mehr beengt fühlt! Er hatte es auch nicht nötig, ſich etwas beengen zu laſſen; es war ihm nach ſeines Herzens Wunſch ergangen, er konnte ſich und andern das Leben leicht machen. Wie behaglich ſchaute einem ſchon von weitem ſeine Behauſung auf dem Markt entgegen, mit dem blankpolierten Thürſchloſſe, den ſpiegelhellen Scheiben, durch die man reichbefranſte Vorhänge ſah! Da war alles Fülle und Wohlbehagen, die gaſtliche Tafel des Herrn Bürgermeiſters war weit berühmt in Stadt und Land. Er ließ ſich niemals mit ausländiſchen Produkten ein: Auſtern, Kaviar und Champagner wurden in dem ſoliden ſchwäbiſchen Hauſe vermißt; aber alle guten Landeskinder: delikate Spargeln, feine Pflaumen und Aprikoſen, Krebſe, Forellen und Aale, auserleſene Trauben und reine Landweine von den edelſten Jahrgängen zierten die Tafel und erfreuten der Menſchen Herz. Der Hühnerhof nährte Geflügel aller Art, Kapaunen, welſche und deutſche Hühner, Tauben und Gänſe, die jederzeit bereit waren, ihr Leben im Dienſte der Menſchheit zu verhauchen. Es war kein Wunder, wenn angeſichts dieſer Herrlichkeit ein Bäuerlein meinte: wenn er der preußiſch' König wär', er thät' ſich nicht lang plagen mit dem Krieg, ſondern zuſehen, ob er nicht auch ſo ein „Deinſtle“ (Dienſt) bekommen könnte. Daß aber Gottlieb daneben ſein Amt tüchtig und eifrig verwaltete, Zeuge des iſt der ſchöne Silberpokal, den ihm die dankbare Stadt für ſeine Verdienſte verehrte, und der als wertes Familienerbe noch bis heute aufbewahrt wird.

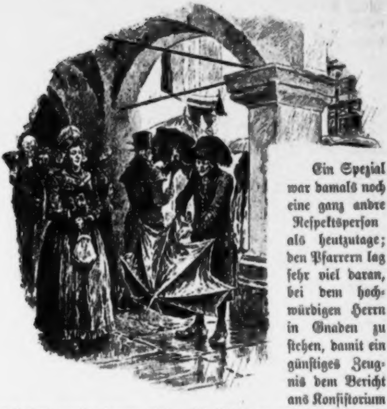
Auch der jüngſte, der Chriſtian, war zu Ehren und Würden gekommen; auf ſeinem Bildnis hat ihn der Maler mit großen Buchſtaben als Seine Hochwürden den Herrn Spezial M*** bezeichnet. Beſagtes Bildnis wurde urſprünglich auf Koſten des Stiftungsrats für die Sakriſtei im Accord gemalt, den Mann à 2 fl., und iſt daher kein künſtleriſches Meiſterſtück, doch ſoll es vortrefflich getroffen ſein.

Demnach iſt der Onkel Spezial juſt keine beauté geweſen, erſtaunlich lang und ſchmal; ſein Geſicht hat die gelbliche Farbe und die ſpitzen Linien, wie man ſie vorzugsweiſe bei Leuten findet, die für „ziemlich genau" (ein milder Ausdruck für geizig) gelten; ſogar der Zopf entſpricht dem übrigen: er iſt auffallend lang, dünn und ſpitz.

Ich habe es noch nicht herausgebracht, ob die Leute reich werden, weil ſie geizig ſind, oder geizig werden, weil ſie reich ſind; es wäre eine intereſſante philoſophiſche Examen-Aufgabe.

Bei dem Onkel Spezial ſchien beides in angenehmer Wechſelwirkung zu ſtehen; reich war er unbeſtritten, und geizig ebenſo gewiß, ſoweit ſich ſolches mit Anſtand und Schicklichkeit vertrug.

Das Zehentweſen hatte er bei ſeinem Vater daheim recht gründlich ſtudiert und ſomit war er, bei ſeiner natürlichen Begabung zum Sparen, vortrefflich befähigt zum Betriebe auch der materiellen Seite des Dekanatamtes. Uebrigens ging er im Erwerben und Sparen niemals ſo weit, daß er ſeinem geiſtlichen Anſehen geſchadet hätte, „der Zopf, der hing ſtets hinten". Der üppige und liberale Haushalt des Bruders Gottlieb war ihm ein Greuel; er brauchte keinen ſolchen zu führen, war er doch ſicher, wenigſtens zwanzigmal des Jahres bei den jeweiligen Viſitationen einen ausgeſuchten Schmaus zu genießen, woran die Frau mit den lieben Kleinen auch Anteil nahm, und wovon jedesmal eine vollgepackte Schachtel mit Viktualien, gar oft noch ein Schinken, ein Säckchen dürres Obſt oder ein gefüllter Schmalzhafen bei der Heimfahrt in die Chaiſe gepackt wurde. Da jede Frau Pfarrerin die beſte Köchin ſein wollte, ſo waren dieſe Schmauſereien ſo reichlich, daß man gar lange aus der Erinnerung zehren und ſich daheim mit Gemüs und Kartoffeln behelfen konnte.



Ein Spezial war damals noch eine ganz andre Reſpektsperſon als heutzutage; den Pfarrern lag ſehr viel daran, bei dem hochwürdigen Herrn in Gnaden zu ſtehen, damit ein günſtiges Zeugnis dem Bericht ans Konſiſtorium beigelegt werde; darum hatten die Bötinnen vom Dorf faſt allwöchentlich ein Küchengrüßlein für die Frau Spezialin im Korbe, alſo daß dieſe unter der Hand einen Kleinhandel mit Spargeln, Tafelobſt und fettem Geflügel in die Reſidenz trieb, da ſolche Leckerbiſſen zu koſtbar für die eigene Tafel erfunden wurden. Ein Wochenbett, das ſagte der Onkel Chriſtian im Vertrauen ſeinem Bruder Gottlieb, konnte er allezeit zu dreißig Gulden Reinertrag anſchlagen.

Für Dienerſchaft brauchte der Onkel Chriſtian auch nicht viel auszugeben; der Mesner (Küſter) war ſo eine Art von Hausſklave im Spezialhauſe; er trug der Frau Spezialin im Winter den Fußſack in die Kirche und erwartete ſie an der

Pforte mit dem Schirm, wenn's regnete; er machte den Aufwärter bei den alljährlichen Disputationseſſen, die der Dekan gegen anſtändige Vergütung zu halten genötigt war, wobei er zum Dank für ſeine Bemühung ein paar von den Rettichen, die er ſelbſt als Beitrag zur Mahlzeit der Frau Spezialin verehrt hatte, „für ſeine Kinderlein“ nach Hauſe mitbekam; er durfte in ſeinen Freiſtunden im Dekanatgarten arbeiten und ſogar im verſchloſſenen Stalle Holz ſpalten. Seine Frau und Töchter leiſteten Beiſtand bei Waſchen, Putz- und Nähtereien, ohne daß ihnen einfiel, eine andre Belohnung zu erwarten, als die drei Lebkuchen nebſt einigen aufgefärbten Bändern, die ſie zum Weihnachtsgeſchenk erhielten.

Einige Gaſtlichkeit mußte freilich das Dekanathaus notgedrungen ausüben; es war ja bei Jahrmärkten und ſonſtigen wichtigen Veranlaſſungen die natürliche Heimat der Pfarrfrauen; auch wurde je und je ein Pfarrtöchterlein auf längeren Beſuch geſchickt, um der Frau Spezialin hilfreiche Hand zu leiſten und zugleich Haushaltungskunſt und feine Manieren von ihr zu lernen. Einmal erlaubte ſich ſogar ein junger unerfahrener Pfarrer, den Herrn Spezial wiederholt zu Gevatter zu bitten. Die Antwort, die er beim zweiten Verſuch erhielt, iſt ſo klaſſiſch, daß ich nicht umhin kann, ſie unverkürzt im Original mitzuteilen.

„Hochwohlehrwürdiger, Hochgelehrter, Inſonders Hochgeehrter Herr Gevatter!

Ich geſtehe aufrichtig, daß ich einem abermaligen Anſinnen an mich und meine Frau zur Patenſtelle von Ihrem neugeborenen Söhnlein nicht entgegengeſehen habe. Meine Frau ſteht mit dem Löblichen Pfarrhaus in T. weder in einer Verbindung, noch hat ſie eine geſucht, ich aber befinde mich mit Eurer ꝛc. in einem amtlichen Verhältnis; aber ich bin in den Jahren ſchon ſo weit vorgerückt, daß ein Taufpate von meiner Seite für ſein geiſtig- oder leibliches Wohl wenig oder nichts erwarten kann. Als Dieſelben vor einem Jahr dieſen Antrag an uns machten, ſo war es von Ihnen konſequent gehandelt, da Sie mir damit Anlaß gaben, mich durch das Patengeſchenk der beſonderen Verbindlichkeit zu entledigen, worin ich gegen Euer Hochehrw. ꝛc. wegen zweimaligen Neujahrs- und den meinen beiden Töchtern gemachten Hochzeitverehrungen ſtand. Nachdem Sie nun den vollen Erſatz dafür erhalten haben, ſo vermutete ich um ſo weniger, daß Ihre Abſicht auf ein ferneres Geſchenk von meiner Seite gehe, als Dieſelben zum Hauptgrund der wiederholten Gevatterſchaft unſre ununterbrochen fortgeſetzte Gewogenheit angeben, und es ſonderbar wäre, wenn dieſe noch von mir bezahlt werden ſollte, hingegen entſage ich auch in Zukunft allen Geſchenken von Ihnen.

„Wahr iſt es, daß durch die jährliche Viſitation Ew. Hochehrw. meine Gegenwart Koſten verurſacht, allein, nicht zu gedenken, daß mir daher doppelt angenehm war; wenn ich Dieſelben mit der Frau Liebſten in meinem Hauſe wieder bewirten konnte, ſo werde ich auch mit dem beſten Willen, wenn mein Amt mich ferner nach T. ruft, ihren lieben Kindern eine angemeſſene Verehrung machen, denn um meinetwillen geſchieht doch der Aufwand nicht allein. Dies vorausgeſetzt, ſo bezeuge ich unſre wahre Teilnahme an der abermaligen glücklichen Entbindung der Hochwerten Frau Liebſten, und bin ich auch mit meiner Frau zur Annahme der Patenſtelle aus chriſtlicher Geſinnung bereit, mit dem herzlichen Wunſch, daß Gott den Reichtum ſeiner Macht und Gnade an der Frau Wöchnerin wie an dem Säugling durch Leben und Wohlthat in jeder Rückſicht verherrlichen und auch das Wachstum des lieben älteren Söhnleins begleiten möge.

„Noch muß ich, teils aus Freundſchaft, teils aus Amtspflicht die Bemerkung machen, daß mir und anderwärts die über den eigentlichen Bluts- oder Seitenverwandten noch ſonſtige Anzahl von Gevatterleuten aufgefallen; ich habe derſelben niemals über fünf, meiſtens weniger gehabt, und ohne Taxe ſind einem Privatmann von unſrer Klaſſe auch nie mehr erlaubt; dabei bedenken Sie noch den widrigen Eindruck, der einem

Vorgeſetzten und religiös denkenden Manne gegeben wird, wenn ein noch junger Geiſtlicher mit einer der heiligſten Handlungen eine kaufmänniſche Spekulation treibt!

„Nach unſrer vielſeitigen Empfehlung verharre ich noch mit ſchuldiger Hochſchätzung

Euer
Hochehrwürden
gehorſamſter Diener.“

Ob der Herr Pfarrer auf dieſen Brief hin ſeinen frechen Antrag zurückgenommen, iſt mir nicht bekannt geworden.

Ja, das mußte man dem Onkel Chriſtian laſſen, wenn er ſeinen Zopf auch mit gefärbtem Sackband umwand, ſo hatte er doch verſtanden, ſein Schäfchen trocken zu bringen, und wenn er ſeine Erſparniſſe noch im irdenen Spartopf hätte aufbewahren wollen, er hätte einen beſtellen müſſen ſo groß wie ein Schulglobus.

Der Herbſt iſt der eigentliche Schwabenfrühling. Das laſſe ich mir nicht nehmen, ſo abſurd es klingen mag. Es ſteht dies gewiß im Zuſammenhang mit der Sage, daß dem Schwaben erſt der Verſtand mit dem vierzigſten Jahre komme. Wir Schwaben haben zwar recht frühlingswarme Herzen und können gar ſchöne Lenzgedichte machen mit den verpönten Reimen: ziehen, blühen, Roſe, Schoße, Mai, frei oder Treu; auch will ich dem Mai gewiß nichts Schlechtes nachreden: aber das muß ich doch im Vertrauen ſagen, daß ich im Schwabenlande ſelten einen Frühling erlebt habe, in dem die Kirſchenblüte nicht erfroren und die Apfelblüte nicht verregnet worden iſt.

Frühlingsluſt, recht allgemeine volle Frühlingsluſt paßt für ein ſüdlich Volk, deſſen milder Boden ohne Mühe und Arbeit ſeine Früchte ſpendet. Was aber weiß unſer Landmann von Maienwonne und Blütenluſt, der eilen muß, ſeinen Dünger auf die Wieſe zu bringen, und deſſen Wintervorräte zu Ende ſind! Auch die lieben Kinderlein, die man in Frühlingsbildern und Liedern im Ringeltanz auf dem Raſen abbildet, ſind des Veilchenpflückens gar bald ſatt und ſeufzen nach der Zeit der materiellen Naturgenüſſe: der Kirſchen und Pflaumen und Birnen. Aber wie geſagt, ich bin weit entfernt, dem Frühling zu nahe zu treten, mit dem ich perſönlich ſehr intim ſtehe; nur müßt ihr mir zugeben, daß die rechte Freude erſt da iſt, wo jung und alt, reich und arm teilnehmen kann, wo von allen Hügeln Schüſſe knallen und Schwärmer glänzen; wo der Segen vom Himmel auch die härteſten Herzen mildthätig gemacht hat, und wo der ärmſte Bettelknabe doch mit ein paar Aepfeln im Sack an einem Raine liegen und ſich einen ſchönen Abend machen kann mit einigen halbausgebrannten Fröſchen, die er von einem Herbſtfeſte erhaſcht hat.

„Es geht in Herbſt“ iſt ein ſchwäbiſches Troſt- und Entſchuldigungswort bei kleinen Mängeln, in die man ſich mit Humor fügen muß. „Der ſieht aus, als ob ihm der Herbſt erfroren wäre“ bezeichnet einen hohen Grad von Trübſal und Niedergeſchlagenheit; kurz, der Herbſt iſt der rote Faden, der ſich durchs Schwabenleben zieht; darum laßt's euch nicht zu viel werden, wenn in dieſen Bildern der Herbſt eine häufige Rolle ſpielt.

Macht mir nicht den Einwurf, daß in einem großen Teil von Schwaben keine oder ſaure Trauben wachſen, Herbſt muß doch ſein! Die mit den ſauerſten Trauben jubilieren am lauteſten, und die, ſo gar keine haben, halten Kartoffelherbſte und putzen acht Tage zuvor ſchon ihre alten Piſtolen und neuen Büchſen, um ſie recht laut krachen zu laſſen.

Im Herbſt allein ſieht man keine neidiſchen und keine verhungerten Geſichter; im Herbſt braucht keine Hand müßig zu ſein, die ſich rühren kann; das kleinſte Mädchen ſchneidet ihr Kübelein mit Trauben, der kleinſte Bube arbeitet mit den Füßen und lacht ſchelmiſch hervor aus der Bütte, in der er auf und nieder tanzt. Im Herbſt zieht der fröhliche Burſche in die Ferien heim und bringt ein friſches Leben in das verroſtete Philiſtertum kleiner Städte.

Darum liegt für ein ſchwäbiſches Herz ein ſüßer, geheimnisvoller Reiz in dem Duft des feuchten Herbſtnebels, wenn er zum erſtenmal wieder ſich in die warme Sommerluft wagt, eine Erinnerung an fröhliche Herbſtnächte, wo auflodernde Jugendluſt und ſüße Wehmut wie Mondſchein und Fackelglanz ihre magiſchen Lichter in junge Seelen werfen.

Auch die drei Brüder hatten ſich von ihren Knabenjahren an des Herbſtes gefreut. Sie hatten als Buben Verſteckens in den Bütten geſpielt und abwechſelnd des Vaters Trauben zu Wein getreten, von denen ſie zuvor im geheimen reichlichen Zehnten gezogen; ſie hatten als Studenten um das lodernde Fackelfeuer das Gaudeamus igitur angeſtimmt, nicht einmal den Onkel Chriſtian ausgenommen, der ſogar an einem Herbſtabend das Herz ſeiner nachmaligen „Frau Liebſten“ erobert hatte. So dachten ſie denn als Männer:

„So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren.“

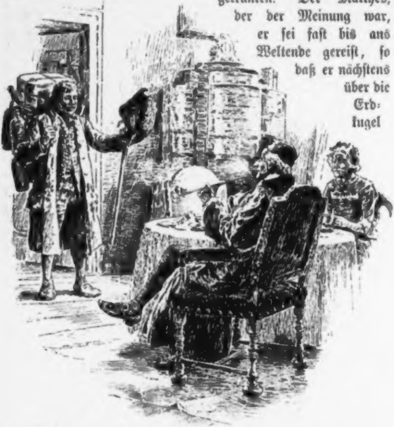
Der Bürgermeiſter hatte ſich den beſtgelegenen Weinberg gekauft und ein ſchönes Luſthaus darin gebaut; da wurde denn der Herbſt in Vergnügen und Herrlichkeit gefeiert, daß man weit und breit davon ſprach, und von den vornehmſten „Regierungsherren“, die dazu gebeten wurden, bis zu dem niedrigſten Schützenbuben, der ſich um die Behütung des Weinbergs Verdienſte erworben, wußte jeder zu rühmen von dem fröhlichen Abend und dem freigebigen Herrn Bürgermeiſter. Auch Onkel Chriſtian, zu deſſen Stelle ein ſchöner Weinberg gehörte, that ein übriges; es wurde ein Schinken abgeſotten, und Käſe angerührt zu der Weinleſe; ja, es durfte ſich jeder ſeiner Knaben ein halb Dutzend Schwärmer dazu anſchaffen!

Wie aber ſollte der arme Heinrich den Herbſt feiern in einer ſandigen Reſidenz, wo kaum Kartoffeln wuchſen? Wohl ſervierte man an der Hoftafel hie und da Trauben, in Gewächshäuſern gezogen; aber was war das gegen eine Platte voll heimiſcher Silvaner, Rotwelſch und Muskateller? Die erleſenen Trauben, die ihm Bruder Gottlieb einmal in einer Schachtel geſchickt, waren auf den ſchlechten Wegen bei dem Mangel an ordentlicher Transportgelegenheit als ungenießbarer Moſt angekommen; ſein Amt aber geſtattete ihm nie, zur Herbſtzeit eine Reiſe in die alte Heimat zu machen. — Da ſprach er denn einmal ſeine Herbſtſehnſucht recht wehmütig in einem Briefe an den Bruder Bürgermeiſter aus, und der wußte Rat zu ſchaffen.

Es war in einem geſegneten Herbſtjahr, als der Oberkonſiſtorialrat eben mit ſeiner Frau beim Kaffee ſaß und ihr vom ſchwäbiſchen Herbſt erzählte; da kam ein plumper, ſchwerer Tritt die Treppe herauf, und eine derbe Stimme fragte: „Sind der Herr Konſeſtore daheim?“ Noch ehe er nachſehen konnte, wer draußen ſei, klopfte es mit der Fauſt an die Thür und herein trat ein vierſchrötiger Mann in der württembergiſchen Bauerntracht, mit einem ſogenannten Reff auf dem Rücken, das voll bepackt war mit Schachteln, und an der Seite mit kunſtreich verpfropften Krügen behängt. „Gotenobend, Herr Konſeſtore, en ſchöne Gruaß vom Herr Burgamoiſter, und da ſollet Se au d'Trauba und da ſüaße Mohſt verſuacha!“

Nun war's eine Freude! Da lagen ſie wohlgebettet und unverſehrt im grünen Rebenlaub: Silvaner und Rotwelſche, Gutedel, Veltliner und Muskateller; daneben ſüßer Moſt in den Krügen, der juſt den kleinen „Stich“ hatte, mit dem er am angenehmſten zu trinken iſt, über Berg und Thal, über holperige Pfade und Flußfähren ſicher getragen auf dem breiten Rücken des Matthes, des Leibweingärtners vom Bruder Gottlieb, der ſich gegen reichliche Vergütung dazu verſtanden hatte, ſeine Zöglinge ſelbſt gut an Ort und Stelle zu bringen. Der Konſiſtorialrat, der feine Hofmann, vergoß helle Freudenthränen über dies

Stückchen brüderlicher Liebe; die Frau Fürſtin ſelbſt mußte mit höchſteigenem Munde die Erſtlinge dieſer ſüßen Schwabenkinder koſten, und bei einer fröhlichen Abendgeſellſchaft wurde in altem und neuem Wein die Geſundheit des freigebigen Bruders getrunken. Der Matthes, der der Meinung war, er ſei faſt bis ans Weltende gereiſt, ſo daß er nächſtens über die Erdkugel hinuntergefallen wäre, wurde ſo herrlich verpflegt und reichlich beſchenkt, daß er gern verſprach, im nächſten Jahre wiederzukommen, als er nach drei Tagen abzog, ſeine Schachteln gefüllt mit den feinen Würſten, die das vornehmſte Produkt der neuen traubenarmen Heimat des Heinrich waren.



Seitdem zog Jahr für Jahr der ehrliche Sendbote durch drei deutſche Lande, um dem Heinrich den herbſtlichen Brudergruß zu bringen, dem auch der Chriſtian ſein Scherflein beifügte, und es hat die Herzen der Brüder warm erhalten und das Gedächtnis an die Heimat jung und grün.

Wenn Ceres und Proſerpina durch Samen und Blüten ſich Grüße geſandt haben, warum ſollten ein württembergiſcher Bürgermeiſter und ein fürſtlicher Oberkonſiſtorialrat nicht durch Trauben und Würſte in Rapport miteinander treten?

Das iſt das netteſte Stücklein, das ich euch zu erzählen weiß von den drei Urgroßonkeln mit den unterſchiedlichen Zöpfen.

IV.

Die Urgroßmutter.

Es gilt bekanntlich für ein Abzeichen und Standesvorrecht altadliger Geſchlechter, einen Hausgeiſt zu beſitzen, der in einem Gewölbe des Stammſchloſſes verborgen liegt und bei feierlichen Gelegenheiten um Mitternacht ſeine grauſige Runde macht, um wichtige Aenderungen anzukünden. In bürgerlichen Geſchlechtern iſt man auf die Ehre eines Familiengeſpenſtes nicht ſonderlich erpicht und bildet ſich nichts darauf ein; denn während adlige Geiſter nur das Hochwild der Verbrechen: Mord, Totſchlag, Hochverrat u. dergl. erjagt haben, ſo ſind die bürgerlichen Geſpenſter dagegen betrügeriſche Kaufleute, ungerechte Richter, wenn nicht gar gemeine Diebe; drum gilt es bis in die allerunterſten Schichten der Geſellſchaft für etwas Entſetzliches, wenn eins aus der Familie „geiſtweis gehen“ muß.

Eine andre Art von ſtillen, vergeſſenen Hausgeiſtern aber liegt faſt in jedem Hauſe, in irgend einem ſtaubigen Winkel der Rumpelkammer; Geiſter, die nur erlöſt werden, wenn es eine große Kataſtrophe, einen Sterbefall, einen Auszug in der Familie gibt, und die man gar häufig unbeſehen verbrennt. Dieſe ſtillen Hausgeiſter ſind die verjährten Familienbriefe, die in alten Kiſten und Schachteln, den beſcheidenen Archiven bürgerlicher Häuſer, aus Pietät aufbewahrt werden, bis man ſie am Ende aus Deſperation über den wachſenden Gruſt ins Feuer wirft.

Hinter ſolch ein Familienarchiv bin ich denn auch einmal geraten und habe die armen Briefe vom Feuertode errettet. Und ſchade würde es geweſen ſein, wenn ſie untergegangen wären!

Freilich habe ich keine wichtigen Geheimniſſe und „dunklen Thaten“ darin entdeckt, aber viel langvergeſſene Vergißmeinnichte, getrocknete Roſen, die einen Teil ihres Dufts Jahrzehnte durch bewahrt haben; Liebesbriefe mit Zöpfchen aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm; ſchöngedruckte Hochzeit- und Leichenkarmina, worin gar rührende Stellen zu finden, z. B.:

„O wie ſchön war ſie an jenem Tage,
Wie errötete ihr Angeſicht,
Als ſie auf des Freiers Frage
‚Sie ſind allzugütig‘ ſpricht!“

Da fand ich denn auch den Lebenslauf der Urgroßmutter, von ihr ſelbſt beſchrieben. Er iſt gar ſchlicht und in kurzen Worten abgefaßt: denn der Selbſtkultus, den man heutzutage mit Tagbüchern, Selbſtbeſchauen und Reflexionen über ſeine eigene werte Perſon feiert, war zu jener Zeit noch ziemlich unbekannt. Aber aus dieſen einfachen Andeutungen, ergänzt durch die Traditionen der Familie, weht ein ſo friſcher, kräftiger Hauch, ein Hauch von dem „Geiſt des Glaubens und der Stärke, des Gehorſams und der Zucht“, wie er unſrer Väter Eigentum war, daß ich denke, er könnte auch in unſrer vielſeitigen Zeit da und dort noch eine Stirn erfriſchend berühren.

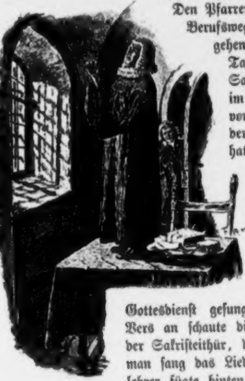
Sie war, um diesmal recht gründlich mit der Genealogie zu beginnen, eine Urenkeltochter der Frau Anna Rumpelin, von welcher der Familienſchmuck herkommt, recht aus altwürttembergiſchem Blut; ihre Vorfahren waren Oberamtleute, Hofgerichtsapſocaden (wie ſie ſelbſt ſchreibt), Pfarrer und abermal Pfarrer; die Mama war eine Pfarrtochter, der Papa eines Pfarrers Sohn und ſelbſt ein Pfarrer, und weil der ſo brav geweſen iſt, ſo hat die Mama nach ſeinem Tode noch einmal einen Pfarrer geheiratet. (In dieſem Pfarrkonglomerat war es denn auch kein Wunder, daß einer ihrer Brüder, als ſchüchterner Student um ſeine Familie befragt, verlegen antwortete: „Bitte um Verzeihung, meine Mutter erſter Ehe war eine geborene Pfarrerswitwe.“)

So war es denn natürlich, daß auch ſie einen Pfarrer nehmen mußte. Aus ihren Jugendtagen ſind keine Briefe mehr vorhanden und ihre Herzensgeheimniſſe, wenn ſie welche gehabt, ruhen mit ihr im Grabe; ſo aber, wie ſie in ihrem Leben und aus ihren Briefen ſich darſtellt, war ſie von den klaren lebenskräftigen Gemütern, die in Traum und Wachen der höheren Führung nicht vorgreifen und darum auch keine ſchweren Herzenskämpfe zu beſtehen haben. Ein junger Geiſtlicher der Gegend, Herr Magiſter Trutz, hatte ſein Auge auf ſie geworfen, als ſie noch ein ſehr junges, blühendes Mädchen war; ſie aber die ihrigen juſt nicht auf ihn. Ihre ſelige Schweſter hat oft mit Lachen erzählt, wie ſie einmal zuſammen Flädlein gebacken; der Urgroßmutter war eins verbrannt, ſie hob es lachend in die Höh: „da ſieh, das iſt ſo ſchwarz wie der Magiſter Trutz!“ An ſelbigem Tage aber kam der Magiſter Trutz in einem nagelneuen ſchwarzen Rock und hielt um die Jungfer Regina feierlichſt an. Gehorſam der Eltern Willen iſt ſie ſeine Gattin geworden und hat alsbald ihre Aufgabe mit der Freudigkeit eines frommen Gemüts, mit der Kraft und Friſche ihrer klaren Seele begriffen und gelöſt.

Der Pfarrer Trutz war ein frommer, friedſamer und tiefgelehrter Mann, aber gar ſtille und in ſich gekehrt; er beſchäftigte ſich mit mechaniſchen Künſten und chiliaſtiſchen Berechnungen und konnte ſich ſo darein vertiefen, daß er gar oft der praktiſchen Amtspflichten darüber vergaß. Da verſtand es nun die junge Frau zu ſorgen, daß ſeine träumeriſchen Abweſenheiten niemand ſtörend auffielen. Sie wußte mit ihrem hellen, praktiſchen Blick ihm einen Teil der Seelſorge abzunehmen, ohne daß es ſo ausſah; ſie wußte ſein Intereſſe fürs wirkliche Leben anzuregen und hielt den häuslichen Herd warm und hell für ihn, wenn er nach langen einſamen Stunden wieder dahin zurückkehrte.

So hat er ſie hoch und wert gehalten als den freude- und friedebringenden Engel ſeines Lebens und ſie hat aus der Tiefe ſeines Weſens den Ernſt und die Kraft des Glaubens geſchöpft, auf die ſich erſt mit Sicherheit ein friſches und fröhliches Leben und Wirken erbauen läßt.

Einmal hat ihre Faſſung eine ſchwere Probe durchgemacht. Sie war mit ihrem Manne auf eine neue Stelle gezogen und ging am erſten Sonntag nach ſeiner Antrittsrede, wie es einer chriſtlichen Pfarrfrau geziemt, in die Kirche, ehrbar und feierlich in Schwarz gekleidet.



Den Pfarrer mußte man auch auf Berufswegen ſeinen eigenen Gang gehen laſſen: oft ſaß er mit Tagesanbruch ſchon in der Sakriſtei und bereitete hier im ſtillen ſeine Predigt vor; oft kam er erſt, wenn der Geſang ſchon begonnen hatte, in die Kirche. Die neue Gemeinde hatte von dieſen Seltſamkeiten noch nichts gehört; nur der Schullehrer, ein alter Bekannter, wußte davon. Es wurde ein langes Lied vor dem Gottesdienſt geſungen; von dem vierten Vers an ſchaute die Frau Pfarrerin nach der Sakriſteithür, der Pfarrer kam nicht; man ſang das Lied zu Ende, der Schullehrer fügte hinten noch gar einen ſchönen Schnörkel hinzu, der Pfarrer kam nicht. Die Gemeinde wurde unruhig; die Buben hinten im Chor, die man ex officio zur Kirche getrieben und die bis jetzt mechaniſch das Lied hergebrüllt, hofften nun mit innerem Jubel auf irgend ein Ereignis; aller Augen hefteten ſich auf den Stand, hinter deſſen Gittern die Pfarrfrau ſaß, ruhig, würdig, das offene Geſangbuch in der Hand; auf welchen Nadeln, das fühlte nur ſie. Der Pfarrer kam nicht.

Sie winkte dem Schullehrer mit den Augen, der ging in die Sakriſtei um nachzuſehen. Da ſtand der Pfarrer auf dem Tiſch mit gefalteten Händen, augenſcheinlich in heftiger Bewegung. „Aber um Gottes willen, Herr Pfarrer, wo bleiben Sie? Die Gemeinde wartet!“

Ohne ein Wort zu ſagen, ſtieg der Pfarrer von ſeinem Tiſch herab, dem Schulmeiſter voran in die Kirche und auf die Kanzel. Seine Predigt, die er mit zitternder Stimme begann, wurde bald ſo kräftig und ſalbungsvoll, daß die Gemeinde ſein Zögern vergaß, bis ſie auf dem Nachhauſewege die Köpfe wieder darüber zuſammenſteckte.

Die Frau Pfarrerin ging wie immer mit gemeſſenem Anſtande nach Hauſe, ſorgte ihrem Mann für friſches Weißzeug, das er jedesmal nach der Predigt brauchte, und erſt beim Mittageſſen begann ſie mit teilnehmender Frage: „Iſt dir unwohl geworden?“ — „Das nicht, Frau; aber ſchließ die Thür, ſo will ich dir ſagen, was mir begegnet iſt! — Ich ſtand in der Sakriſtei und ſang der Gemeinde das Lied nach, als ich aus einer Ecke ein klägliches Weinen wie von einem kleinen Kinde hörte. Ich öffnete die Thür nach der Straße, um zu ſehen, ob draußen vielleicht ein Kind allein geblieben ſei; die Straße aber war leer und ganz ſtill. Sobald ich die Thür geſchloſſen, hörte ich dasſelbe Geſchrei wieder aus derſelben Ecke; ich ſah ſcharf hin: da ſtieg aus dieſer Ecke eine lange, große Schlange und wand ſich langſam auf mich zu; ich ſtieg auf den Stuhl, ſie ſchlang ſich darum; da ſtieg ich auf den Tiſch und begann zu beten; ſie zog ſich langſam zurück, — und ſo hat mich der Schulmeiſter gefunden.“

Nun war die Urgroßmutter zwar eine ſtarke Seele, aber durchaus kein „ſtarker Geiſt“ und weit entfernt, die Möglichkeit übernatürlicher Erſcheinungen zu leugnen; da ſie jedoch die ſeltſamen Stimmungen ihres Mannes kannte, dachte ſie, es könne eine ſeiner Einbildungen ſein und ſuchte ihn zu beruhigen. Am nächſten Sonntag trat er ſchon während des erſten Liederverſes haſtig auf die Kanzel und erklärte nachher ſeiner Frau, daß er dieſelbe Erſcheinung wieder gehabt und die Sakriſtei nimmer betreten könne. Die Urgroßmutter berief am folgenden Tage einen vertrauten Maurer, mit dem ſie vor Tagesanbruch in die Sakriſtei ging; ſie ließ in der unheimlichen Ecke das Wandgetäfer abreißen und nachgraben. Da fand ſich tief im Grunde ein uralter, halbvermoderter Reiterſtiefel, in dem ein Kindergerippe ſtak. Die Urgroßmutter ließ den Stiefel verbrennen und das Gerippe begraben, ohne ihrem Manne eine Silbe davon zu ſagen.

Mit großer Mühe bewog ſie ihn doch, am nächſten Sonntag wieder in die Sakriſtei zu gehen. Diesmal aber kam er ruhig zur rechten Zeit auf die Kanzel und hat von Stunde an nichts mehr bemerkt. Welches Geheimnis aber ſich an den ſchauerlichen Fund knüpfte, hat die Urgroßmutter nie ergründen können.

Fünfzehn Jahre in Freud und Leid hat ſie mit dieſem Manne verlebt, ſein Licht in trüben, ſeine Stütze in ſchwachen Stunden und allmählich hat ihr heller Sinn die dunklen Schatten zerſtreut, die ſich ſo oft um ſeine Seele gelagert. Da ſtarb er und hinterließ ſie in tiefem Witwenleid; ſie hatte ihn geliebt, nicht nur wie ein rechtſchaffenes Weib ihren Herrn und Gemahl liebt, nein, auch wie eine Mutter ihr Kind, um das ſie Sorge tragen muß Tag und Nacht.

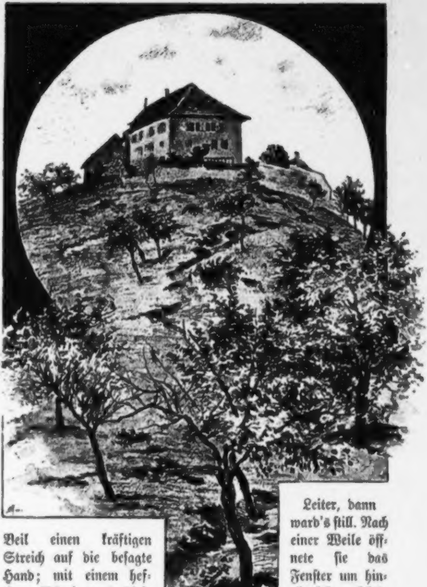
Ihre Sache war es nun aber nicht, ſich mit ihrer Trauer in ein Witwenſtübchen zu begraben und dort bei Spindel und Nadel ſtille und unbewegt ihre Tage zu verleben; noch viel weniger wäre es nach ihrem Sinn geweſen, mit dem anſehnlichen Vermögen, das ihr ihr Gemahl hinterlaſſen, in einer großen Stadt die reiche Witwe zu ſpielen und das Leben zu genießen. Arbeit war das Element ihres Lebens.

Nun iſt nicht zu fern von dem Orte, wo ihr Mann begraben liegt, ein altes Schlößchen Hohenentringen; es knüpfen ſich keine ritterlichen Sagen an das einfache Gemäuer, das ohne vornehme Prätenſionen von ſeiner Höhe niederſchaut auf die ſchönen Kornfelder und Wieſen, die dazu gehören. Das Schlößchen, das kurz nach ihres Mannes Tode verkauft wurde, hat ſich die Urgroßmutter zum Sitz erkoren. Das Haus war öde und unwohnlich, die Güter verwahrloſt, die Ställe verdumpft: — vor dem allem fürchtete ſie ſich nicht; das war recht das Element für ihren betriebſamen Geiſt.

Es war im Spätherbſt, als ſie abends mit ihrem zehnjährigen Töchterlein in dem kleinen Dorfe ankam, das am Fuß des Schloßbergs liegt. Sie wollte keine Nacht unter fremdem Dach ſchlafen; daher traf ſie gleich die nötigſten Anſtalten im Schlößchen für ihr Nachtquartier. Das kleine Mädchen ließ ſie ſo lange im Wirtshaus im Dorf. Als ſie ſpät vor Schlafengehen das Kind herauf holte, ſagte ihr die: „Aber Mutter, die Bauern im Wirtshaus haben recht aufgeſchaut, wie ich ihnen erzählt, daß du einen ganzen Sack voll Geld mit haſt.“ — „Einfältiges Ding,“ rief die Mutter ärgerlich, indem ſie ihr für die unzeitige Renommage ein paar Ohrfeigen verabfolgte, „konnteſt du nichts Dümmeres ſagen? es iſt ja gar kein Geld.“ Das Töchterlein ſchwieg erſchrocken und begriff nicht recht, warum ſie dieſer unerwartete Einſchlag getroffen, während ſie doch nur ihre Mama hatte in Anſehen bringen wollen.

Der Urgroßmutter war's bedenklich; ſie ſchlief dieſe erſte Nacht mit einer jungen Magd ganz allein im Schlößchen, da ſie ſich die übrige Dienerſchaft aus dem Orte ſelbſt herziehen wollte, und war ſo ganz ſchutzlos. Viel Lärm zum voraus wollte ſie nicht machen; als die Magd und das Kind ſchon im Schlaf lagen, ſuchte ſie im ſtillen nach einer Waffe; ſie fand nichts Taugliches für ihren Zweck als das Küchenbeil, das nahm ſie denn an ihr Bett, welches ſie im großen Saal des Schlößchens, der nach vorn ging, hatte aufmachen laſſen, und legte ſich angekleidet ſchlafen, nachdem ſie ſich und ihr Kind in Gottes Hut befohlen.

Nach Mitternacht erwachte ſie an einem leiſen Geräuſch, ſie ſetzte ſich auf und lauſchte. Am Fenſter wurde von außen ein Stück aus dem Laden geſchnitten; durch die Oeffnung kam eine Hand, der es gelang, das ſchlechtverwahrte Fenſter von außen ſachte aufzudrücken. Inzwiſchen hatte ſich die Urgroßmutter leiſe erhoben, ging ans Fenſter und führte mit ihrem



Beil einen kräftigen Streich auf die beſagte Hand; mit einem heftigen Schrei ward dieſe ſchnell zurückgezogen; ſie hörte einiges Geräuſch wie von einer fallenden Leiter, dann ward's ſtill. Nach einer Weile öffnete ſie das Fenſter um hinabzuſehen, ob kein Verwundeter drunten liege, aber ſie hörte und ſah nichts mehr. So machte ſie denn Licht, ſetzte ſich aufs Bett und las in ihrer Bibel, bis der Morgen anbrach.

Sie ſprach kein Wort von dem nächtlichen Abenteuer, ſchickte aber beizeiten die Magd zu dem Wirt im Dorf, daß er ihr einen Taglöhner ſende zum Abpacken ihrer Effekten. Die Magd brachte einen; der Thomas aber, meldete ſie, zu dem ſie der Wirt zuerſt geſchickt, der liege krank im Bett, er habe ſich beim Holzhacken geſtern abend ſpät in die Hand gehauen.

Die Urgroßmutter wußte nun, woran ſie mit dem Thomas war; ſie ſchwieg über die Sache, der Thomas wahrſcheinlich auch; von Stund an blieb ſie aber unangefochten auf ihrer kleinen Burg. Da begann ſie nun zu ſchalten und zu walten recht nach ihres Herzens Luſt; ihre Aecker waren bald die ſchönſten, ihr Vieh das ſtattlichſte, ihre Dienſtboten die beſtgezogenen in der Gegend. Im Sommer hatte ſie die Hände voll zu thun, bis ſie die Runde machte auf Feld und Wieſen und ein ſcharfes Auge hielt auf Knechte und Mägde. Im Winter wurde ihr die Zeit auch nicht lang; da holte ſie nach, was die damalige überpraktiſche Zeit an ihrer Erziehung verſäumt hatte, machte ſich Auszüge aus den beſten Schriften, ſchrieb ihre eigenen Betrachtungen über Zeit und Leben, in ſehr ungekünſtelter Sprache zwar und mit vielen Schreibfehlern, aber aus der Tiefe eines klaren, frommen Gemüts, das ſeines Weges ſicher war. Ueber alle Ereigniſſe ihrer inhaltreichen Zeit führte ſie genaue Tagebücher und es iſt ergötzlich zu ſehen, wie in ihren Hauskalendern Weltbegebenheiten und häusliche Ereigniſſe friedlich Seite an Seite ſtehen.

D. 1. Okt. Hat der eſtreichiſch General Laudon die Stadtt Schweidnitz ihberfallen.	Die Schweizerkuh gekalbet, es wigte 60 Pfund.
28. Nov. Hat der Herzog den General Rieger auf den Aſchberg geſchickt. wer da ſtehet der ſehe zu daß er nicht falle.	Vier Scheffel Denkel an den Müller Schwarzen verkauft. a 6 fl.

Am 5ten Januar die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland geſtorben.

Die große Sau gemezget, hat drei und einen halben Zentner gewohgen.

Ihr Töchterlein bildete ſie mit Liebe und Fleiß heran und lehrte ſie tüchtig die Hände rühren und den Kopf brauchen.

Der Weg vom Schlößlein in das Dorf und in die Nachbarſchaft war zuzeiten oft unzugänglich und doch gab es für die große Oekonomie gar vieles zu beſorgen; daher war die Urgroßmutter zu häufigen Ausflügen genötigt, ſo wenig ſie Zeit und Luſt zu Vergnügensreiſen hatte. Da ſchulte ſie ſich denn ein zahmes Ackerpferdlein ein, auf dem ſie ihre Güter bei ſchlimmem Wetter beſuchte und ihre Geſchäftsreiſen machte; und ſie hat als ſehr alte Frau noch mit einigem Vergnügen erzählt, wie ſie in ihrem Federhütchen einmal durchs Feld geritten ſei und ein Bauer ſie gefragt habe: „Wo will denn die ſchöne Jungfer hin?“ — „Und meine Sophie war doch ſchon zwölf Jahr alt!“ fügte ſie bei.

So lebte ſie auf ihrem Schlößchen in großem Frieden, wenn auch nicht in Ruhe; aber zu lange ſollte die Herrlichkeit nicht dauern. Es konnte nicht fehlen, daß die ſchöne ſtattliche Frau, deren häusliche Tugenden weitumher bekannt wurden, die Augen gar manchen Witwers und Ledigen auf ſich zog; aber ſie entſchloß ſich gar ſchwer zu einer zweiten Heirat, ſei es aus Treue für den erſten Gatten, ſei es, daß ſie ſich gern der goldenen Freiheit in ihrem bewegten Wirkungskreis freute. Endlich aber gelang es doch dem Herrn Pfarrer Weddler, einem ehrbaren Witwer, die ſchöne Witwe von ihrem Schloß herab in ſein freundliches Dorf Rebenbach zu führen, wie des langen und breiten in einem anmutigen Hochzeitscarmen erzählt iſt, das alſo beginnt:

„Geehrteſte Frau Braut! hier kommt ein Hochzeitsſtrauß
Vom Weilenberger Markt, aus wohlbekanntem Haus.
Ganz kürzlich war ich erſt nach Weilenberg gekommen,
Da hab' ich alſobald die Neuigkeit vernommen:
Frau Pfarrer Trutzin iſt Herrn Pfarrer Weddlers Braut
Und Dienstag werden ſie zu Rebenbach getraut ꝛc.“

Der Pfarrer Weddler war nun ein Mann ganz andrer Art, als der erſte Gemahl: groß und ſtattlich, wie er jetzt noch in der ſchön gepuderten Lockenperücke aus ſeinem Bilde herabſchaut, ein Mann, der als Hofmeiſter die Welt geſehen, von friſchem, lebenskräftigem Sinn, voll Salbung und Selbſtgefühl. Da galt es denn zunächſt nicht zu tröſten und aufzuheitern, die Bürde des Mannes zu tragen, um ihn in Würde zu erhalten: es galt ſich aufzurichten in aller Kraft und Lebensfülle des Geiſtes und Körpers, um als „Gefährtin, die ihm entſprechend ſei“, dem Mann zur Seite zu ſtehen.

Zu Sophie, ihrem Töchterlein, das dereinſt ſo zur Unzeit der Mutter Reichtum geprieſen, von welcher der Stiefvater ſelbſt rühmend erwähnt, „daß er ſie wegen bewieſener Liebe und Gehorſam als ſeine eigene Tochter allezeit geliebt“, führte ihr der Gatte noch eine hübſche Tochter und drei kräftig heranwachſende Söhne aus ſeiner erſten Ehe zu. Die neue Mutter ward mit Freude und Liebe aufgenommen; der älteſte Sohn, ſchon Alumnus, der Poet des Hauſes, verfertigte im allerhochfliegendſten Stile ein Gedicht, in dem er ſie willkommen hieß, und ein Triumphzug wie der, in dem man die neue Frau Pfarrerin zu Rebenbach einholte, war daſelbſt ſeit Menſchengedenken nicht geſehen worden.

In dem Pfarrhauſe, über dem, ſolange die erſte Gattin, eine edle, aber leidende Seele gelebt hatte, beſtändig eine leichte Wolke gehangen, geſtaltete ſich nun in Fleiß und Frömmigkeit ein friſches, frohes und kräftiges Leben. Zwei Töchterlein entſproſſen der neuen Verbindung, das Dörtchen, des Hauſes Zier und Krone, und die muntere Wilhelmine. Unter den Geſchwiſtern war neidloſe Liebe und Eintracht, ein Segen, der ſich noch bis auf die Urenkel erſtreckt; jede Freude und Ehre, die das eine erlebte, war ein Jubel für alle. Die Mutter führte die Zügel des Hauſes mit kräftiger Hand und ſchadete ihren Kindern weder durch die weichliche Schonung der guten Stiefmütter, noch durch die liebloſe Härte der ſchlimmen.

Eine Hausfrau wie die Frau Pfarrerin in Rebenbach war weit und breit nicht zu finden; die Pfarrfrauen der Gegend machten förmliche Wallfahrten, um neue Vorteile im Gartenweſen und der Viehzucht von ihr zu erlernen; ſogar auf den neuen Wein, ſo höchſt einfach und faſt unglaublich mäßig ſie ſelbſt war, verſtand ſie ſich von Grund aus, ſo daß ſie faſt für alle Bekannten im Herbſt die Einkäufe zu beſorgen hatte. Man ſchickte ihr junge Töchter von Verwandten und Freunden aus dem halben Vaterlande, um unter ihrer Zucht und Leitung ſich zu guten Hausfrauen auszubilden, oder heimatloſe, verwaiſte Mädchen, die aus dieſer Schule gewiß waren, nachher gute Stellen zu finden.

Auf Zucht und Sitte hat die Frau Urgroßmama ſtreng gehalten und keinen Sinn für die Licenzen der damaligen Poeſie gezeigt. Einmal war ein munteres, leichtfertiges Bäschen aus der Reſidenz zum Beſuch da, nicht um ſich bilden zu laſſen, ſondern wie ſie dachte, um zu bilden und um den landpomeranzigen Baſen in ihrem neuen Aufſatz mit Pumpelroſen und ihrer neumodiſchen Kontuſche zu imponieren. Das Bäschen war auch muſikaliſch und produzierte ein nagelneues Lied, das eben erſt in der Reſidenz in die Mode gekommen war; es fing an:

„Komm, Herr Heinrich, komm herein,
Komm, wir ſind alleine ꝛc.“

Die Urgroßmutter hörte den erſten Vers an. „Wie, Philippine, zeig' mir das Lied her!“ Wohlgefällig brachte es das Bäschen, verwundert, daß die alte Tante doch noch Geſchmack an ſo was finde. Die Tante nimmt es ruhig in die Hand; „ſo, jetzt bring' einen irdenen Teller und ein Licht herein!“ Das Bäschen guckt ſie verblüfft an; man weiß aber kein Beiſpiel, daß jemand verſucht hätte zu widerſprechen, wenn die Urahne etwas ernſtlich befahl; — „ſo, und nun legſt du ſogleich den Wiſch da auf den Teller und verbrennſt ihn vor meinen Augen! meinſt du, ſo dummes Zeug dürfe vor die Ohren meiner Mädchen kommen? Schäm' du dich dein Lebtag, daß du's geſungen haſt!“

Das Bäschen hat ohne Widerſpruch das Autodafé vollzogen und ſpäter keine Verſuche mehr gemacht, das Pfarrhaus zu moderniſieren. Ueberhaupt hatte die Urahne, deren Herz ſelbſt ruhig geblieben oder wenigſtens gar bald ruhig geworden war, wenig Nachſicht für junge Herzensträume, und die Stieftochter, die ſonſt mit voller kindlicher Ehrfurcht an ihr hing, hat davon mit einiger Bitterkeit ein Beiſpiel erzählt.

„Unter den durchziehenden Truppen, die im Pfarrhauſe Quartier genommen, iſt einmal ein Herr von Strahlenau geweſen, ſo gar ein ſchöner junger Mann, und ſo fein gebildet, ſo ernſt und ſo gefühlvoll, wie gar kein andrer! Er hat mit niemand im Haus ſo viel geſprochen wie mit mir, und als er uns eines Abends ankündigte, daß er am andern Morgen abmarſchieren müſſe mit ſeinem Regiment, da war mir's wie ein Donnerſchlag; ich wußte wohl, daß ich ihn nie mehr ſehe in dieſem Leben. Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen und bin vor Tag aufgeſtanden, daß ich den Abſchied nicht verfehlen ſoll. Der Strahlenau war noch nicht auf, aber die Eltern und die Schweſtern, und allen that der Abſchied leid, und jedes wußte etwas an ihm zu loben. Ich aber konnte faſt gar nichts ſagen. Da ſchaute mich die Mutter ſehr ſcharf an und ſagte: ‚Chriſtiane, ich glaub', du biſt ganz begeiſtert; geh lieber auf den Acker! die Erdbirnen müſſen gefelgt ſein.‘ Da nahm ich meinen Spaten und ging; wie mir's aber ums Herz war, das kann ich keinem Menſchen ſagen. Draußen auf dem Acker hörte ich von weitem die Trompetermuſik, mit der ſie abzogen; da hab' ich mich auf einen Stein geſetzt und geweint und geweint, — ich hätte mein ganzes Herz ausweinen mögen! Den Strahlenau hab' ich nimmer geſehen. Die Mutter ſelig hat's wohl gut gemeint; aber das kann ich ihr doch in meinem Leben nicht verzeihen, daß ſie mich nicht einmal Abſchied nehmen ließ."

Und doch war ein Element von Poeſie in dem Weſen der Urgroßmutter, was ſich zumeiſt in ihrer Neigung zur Einſamkeit zeigte, der ſie freilich ſelten folgen konnte. Ihr liebes Hohenentringen gab ſie nur in Pacht, und behielt es ſich als Eigentum vor, bis ſie es ſpäter der älteſten Tochter bei ihrer Verheiratung übergab. Dort freute ſie ſich hie und da der Ruhe und Stille aus dem vielbewegten Treiben daheim; dort ſchrieb ſie ihre hiſtoriſchen Notizen, ihre Bibelſtudien, ihre Auszüge nieder und ſammelte ihren Sinn aus all den Stürmen, die die Welt erſchütterten, zu tiefem, innigem Verſenken in den Quell aller Ruhe, und mit beſonders klarem Auge und friſcher Seele kehrte ſie wieder in ihr unruhiges Haus zurück.

Sie bekam genug einzutragen in ihren Kalender, die gute Urahne, und die Zeit wäre ihr faſt über den Kopf gewachſen. Die franzöſiſche Revolution, Napoleon, Deutſchlands Schmach und des Unterdrückers kurze Herrlichkeit warfen ihren roten Fackelſchein in ihren Abendhimmel.

Kriegszüge überſchwemmten das Land, Franzoſen, gleich ungebeten als Freunde wie als Feinde; einmal war ſchon dem Dörflein, das die hohe Brandſchatzungsſumme nicht erſchwingen konnte, Plünderung gedroht; der Urgroßvater, der dank ſeiner Hofmeiſterlaufbahn der franzöſiſchen Sprache mächtig war, errettete es durch einen Brief, worin er den Offizier „pour la gloire de la nation française" beſchwört, das Dörflein wegen ſeiner, eines Greiſen, und ſeiner alternden Gattin zu ſchonen. Das Dorf wurde glimpflich behandelt, und das Pfarrhaus bekam eine Sicherheitswache. Das Konzept dieſes Briefs wird als Andenken an die Errettung noch in der Familie bewahrt.

Es wurde ihr ſelbſt die Ehre und Freude zu Teil, den Helden ſeiner Zeit, den Erzherzog Karl, auf dem Zuge nach Frankreich unter ihrem Dache zu beherbergen; der Prinz ſoll herzlich gelacht haben, als ſie ihn, um ja gewiß des ſchuldigen Reſpekts nicht zu verfehlen, mit „Euer Majeſtät“ anredete.

Eine höfliche Frau iſt die Urgroßmutter überhaupt geweſen, voller Rückſichten gegen Anweſende und Abweſende, höchlich beſorgt, jedermann ſeinen gebührenden Rang und Titel zu laſſen und niemand Anſtoß oder Aergernis zu geben.

So führte ſie, unter äußeren Stürmen und innerem Frieden, einunddreißig Jahre lang ihre zweite Ehe; die Töchter alle waren, wie ſie rühmt, glücklich und ehrenvoll verſorgt, die Söhne in Amt und Würden; das Vermögen hatte ſich trotz der Kriegslaſten und Teurungen bedeutend vermehrt, und ſo konnte ihr Mann, als ihn ein ſchneller Tod abrief, beruhigt über ſeine irdiſchen Angelegenheiten die Augen ſchließen.

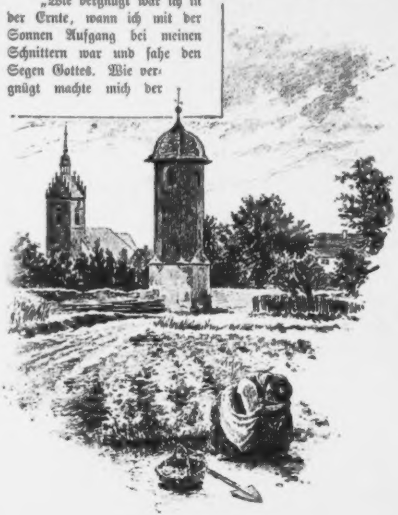
Die Urgroßmutter zog nun zu ihrer älteſten Tochter und lebte hier im Herzen des Landes, der verehrte Mittelpunkt, um den ſich Kinder und Enkel ſammelten, der Kinder höchſte Autorität in allen zeitlichen und geiſtigen Angelegenheiten.

Ein ſchwerer Fall in den Keller brachte ſie um ihre bis dahin ſo kräftige Geſundheit. Gebückt und faſt unfähig zu gehen, ſaß die ſonſt ſo aufrechte und kräftige Geſtalt nun im Lehnſtuhl. Aber ihr Geiſt blieb ungebrochen in ſeiner Friſche und Kraft, und die lautere Frömmigkeit, die den Grund ihres durch und durch klaren und wahren Weſens bildete, gab allem, was ſie in ihrer einfachen natürlichen Weiſe ſagte, eine tiefere Bedeutung.

In ihr ſelbſt regte ſich immer lebendiger das Heimweh nach der Heimat, die da alles neu macht. Wie es oft bei alten Leuten zu gehen pflegt, wandte ſie ſich jetzt mit beſonderer Sehnſucht zu den Lieblingsſtellen ihrer Vergangenheit zurück. Das war vor allem ihr liebes Hohenentringen. Und nun ich ihr Bild gegeben, ſo gut ich vermocht, wird es keine Entweihung ſein, wenn ich ihre eigenen Worte wiederhole, in denen ſie in ihrer ſchlichten Weiſe ihr Verlangen nach dieſem ſtillen Aufenthalt ausſpricht.

„Wie erfreulich wäre es vor mich geweſen, wenn ich mein liebes Entringen noch einmal hätte ſehen können. Leider iſt es zu ſpät, ich bin zu kraftlos. Es war mein liebſter Aufenthalt in meinem Leben. Es war der Ort, wo ich allein ungeſtört die Güte und Allmacht Gottes am beſten bewundern konnte.

„Wie vergnügt war ich in der Ernte, wann ich mit der Sonnen Aufgang bei meinen Schnittern war und ſahe den Segen Gottes. Wie vergnügt machte mich der



Spruch, in dem es heißt: ‚vor dir wird man ſich freuen, wie man ſich freuet in der Ernte!‘ Aber wie traurig war es anzuſehen, als die ſchönen Felder ſo arg von dem vielen Gewild verwüſtet worden ſind. Der Fürſt, der ein Vater ſeiner Unterthanen ſein ſollte, nimmt ihnen das Brot von dem Munde hinweg. Wir hätten zu ſelbiger Zeit nicht ſo teure Zeit bekommen, wann der Fürſt ſich als einen Vater gezeigt. Nähmen doch alle Fürſten ein Exempel daran!

„Balſam war es in meine Wunden, wenn ich an den Sonntagen, wo ich nicht in die Kirche konnte, an meinem Saalfenſter das Geſang, das man in der Kirche im Dorf ſingte, nachſingen konnte.

„Wie freute es mich, wenn ich bei hellem Mondſchein auf den Feldern und Dörfern ſo eine Stille ſah; da fühlte ich den Wert des Geſanges: ‚Nun ruhen alle Wälder.‘ Bei Tag ſo viel Rennen, Laufen und Schaffen, bei Nacht lauter Stille. In meinem Bett hörte ich den Wächter im Dorf den Tag anſchreien mit den Worten: ‚Wach auf, o Menſch, vom Sündenſchlaf, ermuntere dich, verlornes Schaf!‘ Dieſe Worte rührten mich ſehr.

„Tauſend, tauſend Dank dem heiligen, dreieinigen Gott, der mir in ſo viel Trübſal beigeſtanden, aus ſo vieler Gefahr errettet und mir mehr Gutes gethan, als ich ausſprechen kann. Dort, in jener Welt, will ich's nachholen. Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt!“

Das waren die letzten Worte ihrer Feder, es blieb das letzte Bekenntnis ihrer Lippen; bis zum Ende floß ihr Herz und ihr Mund über von Dank und Freude.

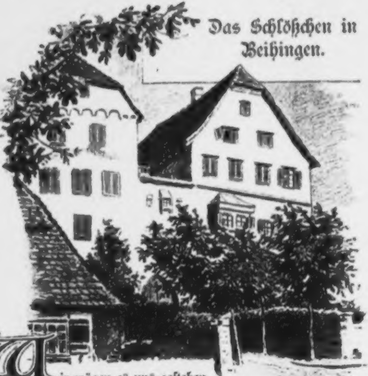
Man findet manchmal, daß ein großes Familienfeſt, eine beſondere Freudenfeier der Wendepunkt eines Glückes oder das Ziel eines Lebens wird. Es macht dies manche ängſtlich und ſcheu vor ſolchen Feſten, aber mit Unrecht. Wenn die Sonne untergehen muß, warum ſoll ſie nicht noch einmal zuvor recht hell ſcheinen, ehe ſie ſcheidet?

So ein heller Sonnenſchein vor dem Untergang war der achtzigſte Geburtstag der Urgroßmutter; Kinder, Enkel und Urenkel kamen mit Liedern und Gaben. Die liebſte unter allen war ihr ein ſchönes Bild von ihrem lieben Entringen; darauf ließ ſie ſo recht die alten Augen ausruhen, und indem ſie dem Kreis der Ihrigen all ihre liebſten Geſchichtchen aus der Vergangenheit erzählte, lebte ſie ihr ganzes Leben in ſeinen Lichtpunkten noch einmal durch.

Das blieb ihre letzte Geburtstagsfeier auf Erden, — nicht lange ſtand es an, ſo folgte ihr der ganze damals ſo fröhliche Zug nach ihrer letzten Ruheſtatt, und ein ſeligeres Geburtsfeſt hat ihrer wohl droben gewartet.

V.

Das Schlößchen in Beihingen.



Wir mögen es uns geſtehen oder nicht, wir alle haben ein ariſtokratiſches Element in uns, wie freiſinnig wir auch von jeher geweſen oder durch die neue Zeit geworden ſein mögen. Nicht allein eine Art von Rangſtolz, der ſich auch in den allerunterſten Schichten der Geſellſchaft nicht verliert, und der durch kein Vor- und kein Nachparlament abgeſchafft werden kann; ein Rangſtolz, der den Schuſter, welcher neue Stiefel macht, mit der ſouveränſten Verachtung auf den Flickſchuſter, die Stubenmagd mit gnädigſter Herablaſſung auf eine Stallmagd blicken läßt: nein, eine gewiſſe Bewunderung und Vorliebe für das Hohe und Vornehme zeigt ſich ſelbſt bei Kindern ſo frühe, daß ſie unmöglich nur eingelernt ſein kann. So hat mich als Kind das Bewußtſein ganz glücklich und ſtolz gemacht, daß ich einen Großonkel habe, der in einem Schlößchen wohne, und alſo, was ich mir unzertrennlich davon dachte, eine Art von Ritter oder Baron ſei.

Später erfuhr ich nun freilich, daß der Großonkel nur ein bürgerlicher Hofrat und Beamter der adligen Herrſchaft war, welcher das Schlößchen, das er bewohnte, zugehörte. Das Schloß ſelbſt, das mir als ein Inbegriff ritterlicher Herrlichkeit erſchienen war, ſtellte ſich mir nachher als ein verrauchtes altes Gebäude dar mit engen, winkligen Zimmern. Dieſe Enttäuſchung hatte jedoch wenig zu bedeuten; denn auf dem alten Schlößchen und ſeinen Erinnerungen ruht ein Zauber, den keine Zeit zerſtören kann. Was bedeutete es, ob der Großonkel ein Ritter oder Graf war, oder bürgerlich! Hatte er doch einen fürſtlichen Sinn, wo es galt, Fröhliche zu machen, und kein königliches Schloß wird ſich rühmen können, ſo viel frohe und glückliche Menſchen beherbergt zu haben, wie das unſcheinbare Schlößchen in Beihingen.

Dieſes Schlößchen ſelbſt, obgleich alt und verwahrloſt, und durchaus in gar keinem Stil gebaut, hat doch ſeine eigentümlichen Reize. Gleich der plätſchernde Brunnen in dem ſtillen Hofe, in dem immer zahlreiche Fiſche luſtig herumſchwammen, hat etwas höchſt Anziehendes; das mannigfaltige Geſträuch zu den Seiten des Eingangs, der Durchblick durch den Hof in einen grünen behaglichen Obſtgarten, die offene altertümliche Treppe und der Dorfbrunnen im Vordergrund, um den ſich immer zahlreiche Ortsbewohner gruppieren, geſtalten es zu einem anſprechenden Bild niederländiſcher Schule. Die Wohnräume, obſchon unregelmäßig und durchaus nicht elegant, hatten ſo trauliche Ecken und verborgene Treppen, daß man immer neue Entdeckungen darin machen konnte.

Das Leben und die Seele des Hauſes war aber der Großonkel ſelbſt. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, denen es vergönnt iſt, jung zu bleiben bis ans äußerſte Lebensziel, nicht auf die für andre ſo peinliche Weiſe, wo man das äußere Schattenbild der Jugend feſthalten will noch in grauen Haaren, und durch jugendliche Gebärden, Teilnahme an jugendlichen Beluſtigungen u. ſ. w. zur lächerlichen Karikatur wird. Nein, es war die rechte, unverwelkliche Herzensjugend, die Licht und Wärme ausgoß auf ihre ganze Umgebung. Ich ſehe ihn noch, den alten freundlichen Mann, wie er oben in der Erkerſtube ſaß, dem gewöhnlichen Wohnzimmer, zu dem der Weg durch eine ungeheure Küche führte, die nicht im Gebrauch ſtand, und wohl vormals als Prunkküche gedient hatte; wie er für jeden Beſucher einen herzlichen Willkomm und einen fröhlichen Scherz hatte. Er war ein feiner Mann, der Großonkel, und hatte noch die zierlichen Formen altfränkiſcher Höflichkeit, das ſchönſte Erbteil der Rokokozeit. Aber dieſe Höflichkeit kam vom Herzen, aus einem Gemüte, das keiner Seele wehe thun konnte; darum war es jedermann wohl ums Herz dabei, man fühlte ſich in einer heitern Atmoſphäre, in die kein unfreundliches Element eindringen konnte.

Willkommen war im Schlößchen jedermann und zu jeder Zeit. Es war das Paradies der Kinder, die in dem alten Hauſe, in den obſtreichen Gärten einen unverkümmerten Tummelplatz fanden und für welche Tante Beate jederzeit Süßigkeiten in Bereitſchaft hatte. Wo hätte der Oſterhaſe reichlicher gelegt, das Chriſtkind ſchöner beſchert als in Beihingen? In jeder der zahlreichen Familien, die im Schlößchen ihren Mittelpunkt hatten, bewahrt man noch etwas von den Herrlichkeiten, mit denen die Kinderwelt in Beihingen erfreut worden war, als Reliquien.

Es war das erſte Reiſeziel jedes neuen Brautpaares in der Familie, da man ſtolz war, dem neu aufgenommenen Gliede die Freuden einer Familienheimat zu zeigen, wie wohl wenige Geſchlechter ſich einer rühmen konnten. Es war die Heimat der Jugend, wo die Studenten der Familie ſicher waren, fröhliche Ferien zu erleben; wo die jungen Mädchen ſich erholen durften von Waſchen, Gartenarbeiten und all den Geſchäften, die man dazumal noch von einer erwachſenen Tochter verlangte; es war der angenehmſte Ausflug für alte und junge Frauen, für die alten Herren und die geplagten Geſchäftsmänner, die dem Onkel verwandt oder befreundet waren, und die um den runden Tiſch bei dem vortrefflichen Wein und guten Kaffee alle Lebenslaſten vergaßen im Geſpräch mit dem immer heitern Manne, deſſen ganze Vergangenheit nur ein unerſchöpflicher Schacht ergötzlicher Bilder ſchien.

In den Zeiten ſeiner allerbeſten Laune ſtieg er immer zurück in die Erinnerung an die unſchuldigen Schelmenſtreiche ſeiner Kindheit. Er ermüdete andre nie mit dieſen Reminiscenzen, wie es wohl ſonſt bei alten Leuten der Fall iſt, denen man nur aus Gefälligkeit zuhört; er wuchs ſo hinein in jene Zeit, daß man ſelbſt mit ihm zum Kinde wurde.

Die Mutter wollte ihn einmal nicht auf die Straße gehen laſſen, bis er das Schweſterchen in Schlaf gewiegt. „Ja, wann ſchläft es denn?“ — „Wann es die Augen zu hat.“ Als nun dieſes erſehnte Reſultat nicht alsbald erzielt wurde, klebte er dem Schweſterlein mit Gummi die Aeuglein zu und ſprang mit dem beſten Gewiſſen hinunter: „jetzt ſchläft's“. — Ein andermal hieß ihn die Mutter daheim bleiben, um auf den Schneider, der im Hauſe damit beſchäftigt war, die aufblühende Generation herauszuflicken, acht zu haben, damit er nicht Seide ſtehle. Aber der Jubel der Kameraden drang gar zu verführeriſch herauf; da nahte er endlich dem Schneider mit der höflichen Bitte: „Nicht wahr, Herr Schneider, Er iſt ſo gütig und ſtiehlt meiner Mama keine Seide? Ich möchte ſo gern in den Hof.“ — Als das ebengenannte Schweſterlein geſtorben war, hatte er ſich unters Haus geſetzt und ſeinen Kameraden gegen ein Honorar von ſechs Schuſſern die Erlaubnis erteilt, das Schweſterlein auf den Kirchhof tragen zu helfen; ſeinem beſten Freunde aber gab er die Erlaubnis gratis, und dieſer verhieß ihm gutmütig: „Sei zufrieden, Gottfried, mein Luisle huſtet ſchon lang; wann die ſtirbt, darfſt du ſie auch umſonſt tragen.“ — Einmal war in ſeinem elterlichen Hauſe ein hochangeſehener Herr Vetter auf Beſuch, den man zu beerben hoffte und mit aller nur denkbaren Ehrerbietung behandelte. Die Kinder betrachteten natürlich den gefeierten Gaſt höchſt aufmerkſam. Als die Familie ſich ſetzte nach dem Tiſchgebet, das von allen ſtehend verrichtet wurde, fing der kleine Gottfried an: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter ſo krumme Füß?“ In tödlichſter Verlegenheit nahm ihn die Mutter beiſeite, um ihm auf höchſt fühlbare Weiſe begreiflich zu machen, wie unmanierlich er ſich gegen den Herrn Vetter benommen. Mit den beſten Vorſätzen kehrte er zurück und erwog während der Mahlzeit, wie er dem Herrn Vetter glänzende Satisfaktion geben könne; als nach Tiſche wieder alle zum Dankgebet aufgeſtanden waren, erhob er ſeine Stimme und ſagte: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter ſo gerade Füß?“

In ſeiner Eltern Haus lebte die uralte, kindiſche Großmutter, der, wenn die Eltern ausgegangen waren, eines der Kinder Geſellſchaft leiſten mußte. Als das Los ihn traf, fiel ihm ein, wie oft ſich die Großmutter nach einem Beſuch ihrer Juliane, einer weit entfernt wohnenden Jugendfreundin, geſehnt hatte. Um ſich nun die Langeweile zu kürzen, die ihm das Hüten der Großmutter machte, putzte er ſich mit einigen Kleidungsſtücken von ihr und der Mutter heraus und ſtellte ſich der halb blinden Frau als die Juliane vor. Die Großmutter war überglücklich und bewirtete den Schalk mit dem Beſten, was ihr Vorratskämmerchen aufzuweiſen hatte. Als ihre Tochter nach Hauſe kam, konnte die Alte nicht genug erzählen von der großen Freude, die ihr geworden. Nur die rührende Glückſeligkeit, die der Spaß der alten Frau gemacht, rettete den leichtfertigen Burſchen von der väterlichen Züchtigung.

Der Onkel war ein Sommerkind geweſen ſein lebenlang und es war kein Wunder, daß ihn eine ſo ſonnige Atmoſphäre umgab; er hatte verſtanden, das Glück beim Schopf zu faſſen und ſeine Gaben ohne Ueberſchätzung ins rechte Licht zu ſetzen.

Als der Sohn einer kinderreichen Familie ſah er voraus, ſeinen Weg durchs Leben ſelbſt ſuchen zu müſſen und widmete ſich mit allem Eifer, der einen heiteren Lebensgenuß nicht ausſchloß, dem Studium der Rechte. Er hatte abſolviert und dachte mit Seufzen an den Eintritt in die nüchterne, praktiſche Thätigkeit, während ihn ſeines Herzens Sehnſucht in die Ferne, in fremde Länder, in neue Umgebungen, unter Völker andrer Zunge trieb. Reiſen war damals kein Spaß wie heutzutage, wo jeder hoffnungsvolle und hoffnungsloſe Sohn in jeder Vakanz das Wanderlied anſtimmt:

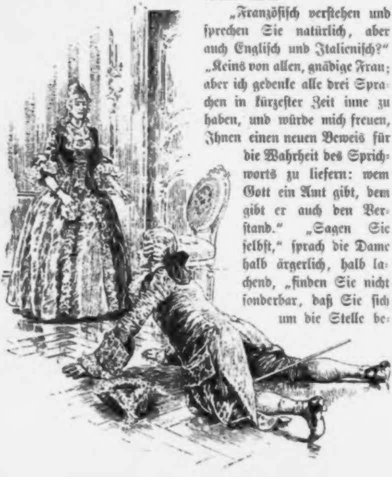
„Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmalichen!" —

und der Onkel hatte ſchon gänzlich verzichtet, als er zufällig hörte, man ſuche für einen jungen Baron einen Hofmeiſter geſetzten Alters, von gewandtem Benehmen, mit Kenntnis der neuern Sprachen, als Begleiter auf die erſten Univerſitäten und in die erſten Städte Europas.

Friſch gewagt iſt halb gewonnen, dachte der Onkel, der nicht eine der gewünſchten Eigenſchaften beſaß, und ſtellte ſich, mit dem Empfehlungsſchreiben eines Verwandten und ſeinen Univerſitätszeugniſſen bewaffnet, der Mutter des Barons, einer geiſtvollen welterfahrenen Dame dar.

Noch hatte er ſich in keinen andern Kreiſen, als in den zwangloſen Umgebungen des Vaterhauſes und der Studentenwelt bewegt, und mußte ſich zum erſtenmal in eine Gallakleidung mit Staatsdegen zwängen. Beim Eintritt bei der Baronin kam ihm beſagter Degen zwiſchen die Beine und er purzelte geradezu ins Zimmer. Ohne über dieſe erſte Probe ſeiner Gewandtheit außer Faſſung zu kommen, richtete er ſich raſch auf, verbeugte ſich mit mehr Glück und bat: „Vergeben Sie meinem Degen, gnädige Frau, der meiner Verehrung für Sie ſo wirkſam nachgeholfen und mich Ihnen ſo geräuſchvoll zu Füßen gelegt hat!" Die Dame mußte lachen und fragte in guter Laune nach ſeinem Anliegen. Etwas erſtaunt fragte ſie, als ſie dies aus dem Empfehlungsbrief erſehen: „Sie ſelbſt gedenken ſich um die Hofmeiſterſtelle bei meinem Sohn zu bewerben?" „Ich habe den Mut, gnädige Frau." „Sie wiſſen, daß ich einen Mann von gereiſten Jahren ſuche; darf ich um Ihr Alter fragen?" „Zweiundzwanzig, gnädige Frau; ich wage nicht, Sie auf die altbekannte Thatſache aufmerkſam zu machen, daß die Jugend der einzige Fehler iſt, der ſich mit jedem Tage von ſelbſt verbeſſert, und ich ſchmeichle mir, daß mir größere Gleichheit der Jahre auch größeren Einfluß auf Ihren Herrn Sohn ſichern würde.“

„Mein Sohn ſoll die bedeutendſten Städte Europas beſuchen, ſich in den erſten Zirkeln bewegen: Gewandtheit auf Reiſen, Kenntnis der feinen Umgangsformen ſind die erſten Bedingungen für ſeinen Begleiter; darf ich fragen, wo Sie Gelegenheit gehabt, ſich dieſe zu erwerben?“ „Nirgends, gnädige Frau; aber es würde vom höchſten Vorteil für unſer Verhältnis ſein, wenn es auch noch Branchen gibt, in denen ich von meinem Zögling lernen kann.“



„Franzöſiſch verſtehen und ſprechen Sie natürlich, aber auch Engliſch und Italieniſch?“ „Keins von allen, gnädige Frau; aber ich gedenke alle drei Sprachen in kürzeſter Zeit inne zu haben, und würde mich freuen, Ihnen einen neuen Beweis für die Wahrheit des Sprichworts zu liefern: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand.“ „Sagen Sie ſelbſt,“ ſprach die Dame halb ärgerlich, halb lachend, „finden Sie nicht ſonderbar, daß Sie ſich um die Stelle bewerben, ohne eine einzige der geforderten Eigenſchaften dazu?“ „Allerdings, gnädige Frau,“ verſetzte der Student mit angenommenem Ernſt; „ſoweit ich aber als Unbefangener in der Sache ſprechen kann, würde ich Ihnen gerade der Sonderbarkeit wegen raten, den Verſuch zu machen; die wichtigſte Eigenſchaft von allen haben Sie unter Ihren Bedingungen doch vergeſſen, den guten Willen, und den bringe ich in reichſtem Maße mit.“

Die Baronin wagte es und fand nie Grund, das Wagſtück zu bereuen: Sprachkenntnis und Umgangsgewandtheit erwarb ſich der Onkel wirklich in kürzeſter Zeit und bewährte ſich nicht nur als liebenswürdiger, ſondern auch als treuer und einſichtsvoller Freund und Begleiter des jungen Barons, der ſich nie mehr von ihm trennen wollte.

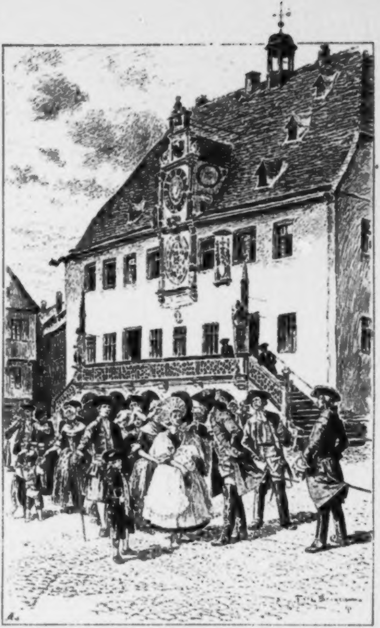
Als die große Tour vollendet war, wurde der Baron Geſandter, ſein Freund Geſandtſchaftsſekretär; als er ſich ins Privatleben zurückzog, übertrug er ihm die oberſte Verwaltung ſeiner Güter, immer aber mußte er ſich ſo viele Zeit frei behalten, um einen Teil des Jahres ganz bei ihm zubringen zu können.

Aus allem Glanz der Höfe, aus allem Geräuſch und Gewühl der Weltſtädte, aus der geiſtigen Ariſtokratie der Univerſitäten hatte ſich der Onkel einen reichen Fonds ſchwäbiſcher Gemütlichkeit, einen tiefen Sinn für Familienfreude gerettet, der das eigentliche Element ſeines Weſens war. Er entzog ſich nicht der dringenden Aufforderung, die ihm ungeſucht zukam, ſeiner Heimat als Vertreter ihrer Rechte in der Kammer zu dienen: ſein feiner Verſtand, ſeine reiche Erfahrung und ſein warmes Herz ließen ihn auch hier überall am rechten Platze ſein. Aber als ihn ſeine geſchwächte Geſundheit nötigte, jeder öffentlichen Stellung zu entſagen, da bezog er das Schlößchen ſo gern, gehörte den Seinen ſo ganz, daß ſein Andenken als die erfreuende und belebende Sonne der Familie am lebendigſten geblieben iſt.

Der Glanzpunkt ſeiner Jugenderinnerungen blieb vor allem ſeine Reiſe nach England. „So habe ich es in England geſehen,“ war das große Zauberwort, mit dem jeder Gebrauch geheiligt wurde. An den Tagen der froheſten Familienfeſte, für die allerwerteſten Gäſte wurde auf die Tafel ein Roaſtbeef befohlen. Wenn dieſer höchſte Triumph der Bewirtung kam, ſo durfte man gewiß ſein, daß des Onkels Laune die allerglücklichſte war; beim Roaſtbeef hat er gewiß nie eine Bitte abgeſchlagen.

Seinen königlichen Spaß hatte der Onkel mit dem Herrn Wenz, ſeinem Amtsgehilfen, einem braven und geſcheiten jungen Mann, der ganz zur Familie gehörte und nur durch ſeine Eitelkeit und ſein empfindſames Herz manche Gelegenheit zu gutmütigen Scherzen gab. Noch mehr Stoff zu dergleichen bot aber Herr Reutter, der Leibchirurg. Der Herr Hofrat war die höchſte Autorität, das eigentliche Zentrum des Herrn Reutter; die Stunde, in der er ihm den Bart abnahm, war das Ziel, auf das ſich alle Gedanken und Beſtrebungen ſeines übrigen Lebens bezogen. Er verwendete ſeine Exiſtenz auf das Einſammeln von Neuigkeiten, aus denen er die merkwürdigſten zur Mitteilung für den Herrn Hofrat ausſichtete, die der Onkel mit dem anſcheinend größten Intereſſe anhörte. Als Napoleon unſer Ländchen beſuchte, reiſte Herr Reutter ſchnurſtracks nach der nicht allzu entfernten Hauptſtadt, nicht ſowohl um ſeine eigene Neugierde zu befriedigen, als um dem Herrn Hofrat am folgenden Morgen, während er den Seifenſchaum ſchlug und der anweſende Herr Wenz ein Geſchäftsreferat beendigte, nur ſo en passant ſagen zu können: „Ei, Herr Hofrat, geſtern habe ich auch den Napoleon geſehen.“ — „Ei ſo? Herr Reutter, das iſt mir höchſt intereſſant; was iſt es denn für ein Mann?“ — „Was ſoll ich ſagen? Es iſt ein kleines Mannche, ein geringes Mannche, ein unanſehnliches Mannche, ein Mannche wie der Herr Wenz.“

Der indignierte Herr Wenz lernte von Stunde an mit Lebensgefahr ſich ſelbſt raſieren, um den unverſchämten Chirurgen entbehren zu können; der Onkel aber war höchlich ergötzt und nahm es dem Herrn Reutter nicht übel, als er einige Tage darauf, gekränkt über einen eintägigen Aufſchub des Raſierens, bemerkte: „Der Herr Hofrat haben einen Bart wie der Schultheiß von Wetterspach.“ — „So? was hat denn der für einen Bart?“ — „Einen Bart wie lauter Schweinsborſten, Herr Hofrat.“



Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit ſeinen Genoſſen über den Marktplatz der alten Reichsſtadt Heilbronn, als eben ein ſtattlicher Taufzug vorüber kam. (S. 125.)

Es ſchien eine beſtändige Feiertagsſonne über dem Schlößchen zu leuchten. Selbſt die Geſchäfte, deren es viele gab bei der ausgedehnten Oekonomie und den ſtets zahlreichen Beſuchen, wurden gemeinſchaftlich in ſo heiterer, geräuſchloſer Weiſe abgemacht, daß auch ſie das Anſehen einer neuen Ergötzlichkeit gewannen. — Das Wort „ſparen“ war nicht in das Wörterbuch des Onkels aufgenommen, obwohl er für ſich zwar ein behagliches, aber kein üppiges Leben führte und keine koſtbaren Liebhabereien hatte, außer der koſtbarſten und edelſten von allen, der ſich ſchon der gute Vikar von Wakefield rühmte — der Liebhaberei, glückliche Geſichter und frohe Herzen um ſich zu haben. Ueberall war eine behagliche Fülle, ein reichliches, fröhliches Geben, es wurde jedermann wohl im Hauſe. Die Kutſcher fuhren noch einmal ſo gern, wenn es nach dem Schlößchen in Beihingen ging, wo ſie einer warmen Stube, eines guten Trunks und eines Stück Bratens gewiß waren; man ſagt ſogar, die Pferde ſeien ſchneller gelaufen und die Hunde haben mit dem Schwanz gewedelt in der Nähe des Schlößchens, im Vorgeſchmack der guten Verpflegung, die ſie dort erwartete.

Als Schillers Dramen in der höchſten Blüte ſtanden, ließ ſich der Onkel einmal von ſeinem Johann in die Reſidenz kutſchieren, um der Aufführung von „Kabale und Liebe“ anzuwohnen. Unterwegs dauerte ihn der arme Burſch, der immer nur andre zum Vergnügen führen und ſelbſt kein Pläſir haben ſollte. „Beſorg die Pferde gut, Johann! dann kannſt du heut abend mit mir ins Theater gehen.“ — Der Johann konnt' es faſt nicht glauben, war aber überglücklich, als ihn der Herr Hofrat in der That mit ſich nahm und ſogar an ſeine Seite in der Fremdenloge ſetzte. In hohem Erſtaunen gaffte er mit offenem Munde den weiten Raum des Hauſes, die prächtigen Kronleuchter, die fürſtliche Loge an, deren Front durch die ſtattliche Geſtalt des Regenten ausgefüllt wurde, vor allem aber den Vorhang, auf dem der Olymp in ſchreiender Farbenpracht prangte. „So, Herr Hofrat, iez hemmers gnuag gſeha,“ meinte er nach einer Viertelſtunde. — „Wart nur, Johann, es kommt noch beſſer!“

Das Orcheſter begann und Johann war aufs neue entzückt, daß man auch noch aufſpiele; als aber gar der Vorhang aufging und das Spiel begann, da ſtieg ſeine Verwunderung aufs höchſte: „Ja wer ſind denn die Leut', Herr Hofrat?" Der Onkel zeigte ihm den Theaterzettel und erklärte ihm die Perſonen. „'s iſt ſcho recht, aber do ſtoht jo net, s'wehl der Kabale iſcht." Er ſchien aber doch das Stück zu begreifen, denn er folgte dem Gange der Dinge mit dem äußerſten Intereſſe und der Onkel hatte Mühe, ſeine lebhaften Aeußerungen zurückzuhalten. Als aber gegen das Ende des Stücks der Hofmarſchall in der Scene mit Ferdinand in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit daſtand, da wurde er zuletzt ſo aufgebracht, daß er Ferdinand mit ſchallender Stimme zurief: „Bach' em ois, bach' em ois!"*) Das ganze Haus brach in ein jubelndes Gelächter aus, die geſtörten Schauſpieler ſelbſt konnten ſich des Lachens nicht enthalten; die Polizei wollte einſchreiten und den Ruheſtörer verhaften, der regierende Herr aber, der ſich vor Lachen den ſtattlichen Bauch halten mußte, befahl, ihn ruhig zu laſſen und hoffte auf weiteren Spaß. Der Johann jedoch war verdutzt über ſeinen unerwarteten Erfolg und verhielt ſich ſtill bis zum Schluß. Erſt bei der Heimfahrt bemerkte er gegen den Onkel, „'iſt erſt wohr, er hätt' em ois bacha ſolla."

Einmal, als der Onkel beſonders vergnüglich ſich in Kindheitserinnerungen erging, fiel ihm auch des Nachbars Baſte wieder ein, ſein getreuer Freund, der ihm Hirſchkäfer und Eichhörnchen gefangen und ihn ſo oft auf ſeinem Bock hatte reiten laſſen. „Muß doch hören, was aus dem Baſte geworden iſt!" Mit einiger Mühe erfuhr er endlich, daß der Baſte in der Nähe ſeines Heimatsortes als Drahtbinder und Korbflechter kümmerlich ſein Daſein friſte. Gut denn, der Baſte wurde mit ſeinem Handwerksgerät zum Beſuch aufs Schlößchen beſchieden; man räumte ihm ein Schlafplätzchen ein und Tante Beate mußte alle Töpfe und Kacheln herbeiſuchen, die irgendwie des Einbandes bedürftig waren. Da ſaß der alte Baſte unter dem großen

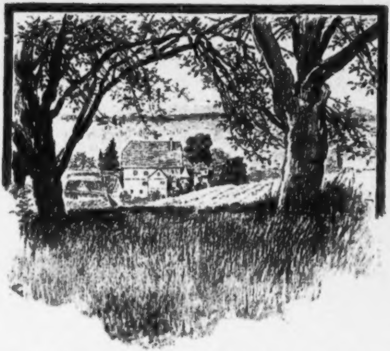
---

*) „Verſetze ihm eines."

Holunderſtrauch, der den Eingang ins Schloß beſchattet, band Geſchirre ein, flickte und reparierte Körbe nach Herzensluſt und lachte hell auf vor Freude, daß man's drei Häuſer weit hörte, wenn ſich der Herr Hofrat je und je zu ihm ſetzte und ihn an ihre alten Bubenſtückchen erinnerte. Daneben wurde er unter der Direktion der Tante mit Speiſe und Trank reichlich verpflegt. Es war verwunderlich anzuſehen, wie das eingeroſtete Geſicht des Alten wieder gelind und beweglich wurde; er ſah um zehn Jahre jünger aus, als er nach vier Wochen wieder heimkehrte, getröſtet und beglückt durch eine Einladung aufs nächſte Jahr. Wieder daheim, meldete er ſich alsbald bei Maier, dem Stundenhalter (dem Leiter religiöſer Privatverſammlungen), und bat um Aufnahme in die Gemeinſchaft, wie er denn auch von da an fleißig zur Kirche ging. „Aber Baſte," fragte ihn der Maier erſtaunt, „wie iſt das ſo ſchnell gekommen? es hat mich ſeither oft betrübt, daß Ihr ſo in den Tag hinein lebt und Euch nichts um Euer Seelenheil bekümmert." — „Ihr habt recht, Maier, es war eine Sünde; ſeht, ich bin ein armer Mann, ein Wois (Waiſe)" — er war bald ſechzig! — „habe ſo in der Trübſal ane g'lebt und nicht an Himmel und Hölle gedacht; ich hab' g'meint, unſer Herrgott hätt' mich halt auch vergeſſen und 's könn' mir nicht viel böſer gehn in der Höll' als auf der Welt. Seit ich aber beim Herr Hofrat g'weſe bin, muß ich immer denken: wenn's im Himmel nur halb ſo brav iſt wie im Schlößle, ſo möchteſt doch gern 'nein. Gucket, Maier, deswegen will ich in d'Stund."

Auch die Geſchichte ſeiner Heirat trägt dasſelbe heitere Gepräge, das ſein ganzes Leben auszeichnet. Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit ſeinen Genoſſen über den Marktplatz der alten Reichsſtadt Heilbronn, als eben ein ſtattlicher Taufzug vorüber kam. In jugendlichem Uebermut trat er hinzu und lüftete das grünſeidene Tuch, darunter ein zierliches Kindlein ſchlummerte. „Was iſt's?" fragte er die Trägerin desſelben. „Ein Mägdlein." — „Ei, das gäbe gerade eine Frau für mich!" rief er luſtig und zog lachend mit ſeinen Kameraden weiter. Und es fügte ſich, daß nach achtzehn Jahren dasſelbe Mägdlein, nun eine ſchöne Jungfrau und reiche Erbin, ihre Hand gern und freudig in die des vierzigjährigen Mannes legte, zu einer Zeit, wo ſolche Altersverſchiedenheit bei Eheleuten noch viel ſeltener war als jetzt. Sie hat auch niemals den Entſchluß bereut. Unter den vielen, die des Onkels Güte froh und glücklich machte, war ſeine geliebte Gattin gewiß nicht die am wenigſten Glückliche. Tage tiefen Leides zogen über das Schlößchen hin, als der Onkel die geliebte Hausfrau in blühender Jugend zu Grabe geleiten mußte. Aber wie er ſie mit Liebe und Treue durch ſchwere, lange Krankheit bis zum Tode verpflegte, ſo hat er auch ihr Andenken in Liebe und Treue bewahrt. Keine andre Gattin hat er gewählt, obwohl gewiß dem reichen, überall geliebten und geachteten Manne die Wahl unter den Töchtern des Landes offen geſtanden hätte. Aber in ſeiner unzerſtörbar heiteren Seele hat auch das Andenken an Leid und Tod eine milde, verſöhnende Geſtalt angenommen, und wenn er der geſchiedenen Gattin dachte, ſo dachte er nicht an ihr Leiden, nicht an ihr frühes Sterben, ſondern an ihre Liebe, an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebt, an das ſelige Wiederſehen, das ſeiner wartete. So warf der Tod der Gattin keinen Schatten, wohl aber ein Licht aus einer höheren Welt auf ſein Erdenleben.

Nach dem Tode ſeiner Gattin nahm die unverheiratete Tante Beate, ſeine echte Schweſter an Herzensgüte und Freundlichkeit, ſich des Haushaltes an, deſſen Laſten ſpäter die Nichte Julie mit ihr teilte. Tante Beate war eine ſtille Seele; ſie hatte ihr eigenes Eckchen im Wohnzimmer, wo ſie mit unveränderlicher Ruhe ſaß, mit ſtiller Herzlichkeit die Gäſte willkommen hieß und ihre Anordnungen für den Haushalt traf, die von der Nichte raſch und eifrig vollzogen wurden. Julie war eine Art verborgener Genius im Hauſe, überall und nirgends; ſie hatte ein fabelhaftes Gedächtnis für jedermanns Leibgericht und jedermanns Geburtstag, ſie war überall am Platz und kam immer zur rechten Zeit; ſie arbeitete wie eine Magd und wurde



vom Geſinde geehrt wie eine Königin. Ohne Baſe Julie wäre das Schlößchen in Beihingen in dieſer Vollkommenheit gar nicht möglich geweſen.

Dem Oheim hatte ſeine Gattin einen einzigen Sohn geſchenkt, ſeines Herzens Stolz und Freude, der unter der mütterlichen Pflege der guten Tante, in der freundlichen Geſellſchaft der Baſe Julie zu äußerſt ſtattlichem Gedeihen heranwuchs. Mit welcher Freude ſah er ſeinen Karl als flotten Studenten die Univerſität beziehen, wie herzlich waren deſſen Studiengenoſſen zur Ferienzeit im Schlößchen aufgenommen! Der Onkel hätte für die ganze Univerſität Raum zu ſchaffen gewußt. Nur eine Klage hatte der Vater über ihn, eine Klage, wie ſie noch wenige Väter zu führen hatten: „Der Burſch braucht mir zu wenig Geld. Julie, ſchreib ihm nur wieder, er ſoll ſich nichts abgehen und ſich überall recht honorig finden laſſen!“

Zur Freude der Familie war dem guten Onkel ein hohes Alter beſtimmt, und er ſtarb, ohne die Leiden, die Gebrechen, die geiſtige Abnahme ſpäterer Jahre zu erfahren. Hell und ungebrochen blieb ſein Geiſt bis zum Ende. Ich will ſein heiteres Lebensbild nicht trüben mit der Schilderung des Leides, das ſein Tod gebracht. Heute wird nur in Frieden und Freude ſeiner gedacht; wo frohe Herzen ſich zuſammen finden, um die Bande des Blutes noch zu ehren, da erſteht ſein Bild in ſeiner ganzen lichten Freundlichkeit.

Noch ſteht das alte Schlößchen, noch plätſchert der Brunnen im Hofe; aber keine Fiſche ſchwimmen mehr darin zur fröhlichen Mahlzeit beſtimmt, keine leichten jungen Tritte fliegen mehr die alte Treppe herauf; kein freundlicher Willkomm ertönt mehr aus der Erkerſtube, die mit den andern Gemächern leer ſteht und nur ſelten zur Aufnahme der entfernt wohnenden Herrſchaft geöffnet wird. So iſt wohl heute manches Haus entleert, auch wo die Bewohner geblieben ſind. Der Kampf um die Exiſtenz, die Anſprüche des öffentlichen Lebens haben jene Blüten der Familienfreude wie ein rauher Märzwind verweht.

VI.

Das Dörfchen von Rebenbach.

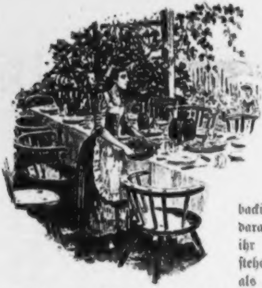
1.

Zwei Kinder.

Es war der 10. Oktober des Jahres 1780 ein gar ſchöner ſonniger Herbſttag, ſo ein Tag, an dem alte Herzen wieder jung werden und junge überfließen möchten von Lebensluſt. Die Sonne ſchien ſo voll und warm, als wollte ſie noch einen recht herzlichen Abſchied nehmen von der Erde, ehe ſie ſich in ihre Winterſchleier hülle.

In dem anmutig gelegenen Dorfe Rebenbach war gerade die Weinleſe in vollem Gange, ein fröhliches Leben und Treiben auf all den Höhen ringsumher. Am luſtigſten ging's aber zu in dem Weinberge des Pfarrers; da wurde nicht geſpart an Lohn und Koſt der „Leſer“ (wie man in Schwaben die traubenſchneidenden Winzer nennt), darum waren ſie auch ſo guter Dinge bei ihrer Arbeit und ließen noch vor dem Feierabend aus der alten Piſtole des Huſarenmartins, eines Veteranen, hie und da einen tüchtigen Schuß los, der knallend von all den Bergen und Hügeln umher widerhallte und von da und dorther erwidert wurde.

Die Mägde des Hauſes ſamt einigen Weibern und Mädchen des Dorfs, die ſich's zur Ehre rechneten, heute zu helfen, ſchnitten flink die Trauben in die Kübel, wobei der Martin die Aufſicht führte, ob auch die Stöcke pünktlich abgeleſen und die abgefallenen Beeren geſammelt würden. Die vollen Kübel wurden



in einen hohen Butten geleert, den ein junger Burſche den Berg hinabtrug. Unten wurden die Trauben in eine Kufe mit durchlöchertem Boden (Renner genannt) geſchüttet, in dem Jakoble, ein rotbackiger Bauernbube, luſtig darauf herumtanzte, ſo daß ihr Saft in die darunter ſtehende weite Bütte floß als trübe Brühe, der man's nicht anſah, daß ſie nachher den köſtlichen ſüßen Moſt, den edlen klaren Wein gebe.

Oben in dem Weinberge, wo man das ganze weite Thal überſieht, ſtand eine große Laube mit langem Tiſch; dort war Dörtchen, des Pfarrers Töchterlein, emſig beſchäftigt, den Tiſch zur Bewirtung der Herbſtgäſte zu rüſten, die heute aus der Stadt erwartet wurden. Die ſchönſten Trauben hatte ſie zierlich zwiſchen Rebenlaub in die Körbe geordnet, den weißen Herbſtkäſe mit Kümmel beſtreut in Porzellangeſchirren aufgeſtellt, den roten Wein in helle Flaſchen gefüllt; ja, die Mutter hatte ihr ſogar anvertraut, den Schinken aufzuſchneiden und auf den Teller zu legen.

Das Dörtchen war erſt dreizehn Jahre alt, und kleiner als die meiſten Mädchen ihres Alters; aber ſie drehte ſich dreimal um bis andre nur einmal, und ſah aus ihren hellen, blauen Augen ſo freundlich in die Welt hinaus, daß jedermann eine Freude an ihr hatte. Sie war ſtets fröhlichen Herzens, heute aber, wo ſie ſo viel vergnügte Leute ſah, war's ihr einmal ganz beſonders wohl auf der Welt. Obgleich ſie juſt keine ſonderliche

Singſtimme hatte, ſang ſie doch aus lauterer Herzensfreude mit hellem Tone: „Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen!“ was damals ein nagelneues Lied war. Da erblickte ſie ein junges Mädchen ihres Alters, die höchſt mühſam die ſchmalen Weinbergſtäffelein heraufſtieg, und mit dem Jubelruf: „Liesle, Liesle!“ hätte ſie faſt das Glas fallen laſſen, das ſie eben hellreiben wollte; aber ſie beſann ſich ſchnell, ſtellte es raſch auf den Tiſch und ſprang dann mit fröhlichen Sätzen, leicht wie ein junges Reh, der Ankommenden entgegen. Das Liesle (die ſich aber nicht gern ſo nennen ließ, wie wir bald hören werden) vermochte mit ihrem langen himmelblauen Kleide kaum durch die enge Furche zu kommen, und Dörtchen, der ihr etwas verwachſenes kurzes Barchentkleidchen nicht hinderlich am Steigen war, konnte faſt nicht erwarten, bis ſie ſie endlich mit heiler Haut heraufgebracht hatte.

„Nun aber ſag' mir, Liesle,“ fing ſie an, „was fällt dir ein, in deinem hellblauen Levantinkleid hierher in den Herbſt zu kommen? Unſern Bauern hätteſt du in einem Merinokleide ebenſo wohl gefallen. Aber gelt, da kommſt du dir wie ſo ein Fräulein vor in den Romanen, die du ſo gern lieſt?“ Elischen, die gerade ſo alt wie Dörtchen, aber viel größer und ein hübſches ſchlankes Mädchen war, nahm den Empfang etwas übel; denn ſie kam ſich beſonders ſchön vor in dem himmelblauen Kleide und hatte nur ſchwer von der Mutter Erlaubnis erhalten, es anzuziehen. Da aber Dörtchen doch recht hatte, ſo fing ſie von was anderm an: „Aber, liebes Dörtchen, könnteſt du mich denn nicht Eliſe nennen, da du weißt, daß ich's viel lieber habe? Lieschen klingt doch ſo gar gewöhnlich; ich werde dich ja gern Dorette oder Doris heißen, wenn du willſt.“

„Bedanke mich dafür,“ meinte Dörtchen; „wenn's der Mutter nicht zu lang wäre, ließ ich mich am liebſten Dorothea heißen, wie ich getauft bin, ſeit ich vom Vater weiß, was für eine ſchöne Bedeutung der Name hat. Dir thue ich aber gern den Gefallen, dich Eliſe zu heißen, wenn ich's nicht hundertmal wieder vergeſſe. Nun aber komm und iß Trauben! die andern

Sachen wollen wir ſtehen laſſen, bis die Eltern mit den Gäſten kommen.“

Eliſe (wir wollen ihr auch den Gefallen thun, ſie ſo zu nennen) war den andern Gäſten vorangegangen, die der Pfarrer auf einem weiteren Wege herführte, um ihr liebes Dörtchen früher zu ſehen; denn die zwei Mädchen hatten ſich, trotz ihrer großen Verſchiedenheit, herzlich lieb. Eliſe war die Tochter der wohlhabenden Witwe eines niederen Hofbeamten, die in der nahen Hauptſtadt wohnte, einer Jugendfreundin der Pfarrerin, daher kannten ſich die Mädchen von früheſter Kindheit her. Sie war ein lebhaftes reichbegabtes Mädchen, aber launig und flüchtig in allem, was ſie that, und von der zu nachſichtigen Mutter verwöhnt. Ihr Hauptfehler war der, immer etwas Beſonderes ſein zu wollen; daher trieb ſie meiſt, was ſie nicht ſollte; las Romane ſtatt der Schulbücher, wollte Roſen und Vergißmeinnicht ſticken, ehe ſie recht Strümpfe ſtricken konnte; wünſchte ſich, jung zu ſterben, ſtatt daß ſie mit Gottes Hilfe geſucht hätte, recht leben zu lernen, und machte der Mutter und dem Lehrer mehr Verdruß als Freude, obgleich ſie immer und überall für äußerſt geſcheit und talentvoll galt. Da war das Dörtchen ganz anders: was ſie gerade thun ſollte, das that ſie recht und ganz, ſei es nun Hühnerfüttern oder Leſen, Arbeiten oder Spielen; ſie war mit ganzer Seele dabei, darum geſchah auch alles recht, was ſie ergriff, und ſie war ſtets fröhlich und wohlgemut.

Da die Bewirtung für die Gäſte bereit war, und Eliſe noch müde von ihrer außerordentlichen Anſtrengung, ſetzten ſich die Mädchen einſtweilen mit einem Traubenkörbchen auf die Schwelle der Laube und ſchauten vergnüglich hinunter in das reiche, geſegnete Thal; an die Höhen, die ringsum belebt waren von frohgeſchäftigen Leuten; dahinter der buntgefärbte Wald und darüber der ſchöne blaue Himmel. Es war ſo ſchön hier, daß ihnen recht das Herz aufging.

„Hör', Dörtchen,“ begann Eliſe, „möchteſt du nicht, daß es noch Feen gäbe? Daß dort hinter dem vorſtehenden Fels jetzt plötzlich ſo eine Frau in glänzenden Gewändern hervorträte und uns drei Wünſche erfüllen wollte?“

„Ja,“ ſagte Dörtchen, „als ich die Geſchichten zuerſt las, iſt mir's auch immer durch den Kopf gegangen, und ich dachte, das wäre prächtig; aber nachher iſt mir eingefallen, daß der liebe Gott doch mehr kann als alle Feen, und daß er uns noch viel lieber hat, darum wird der uns ſchon geben, was wir brauchen.“

„Wüßteſt du denn jetzt gar keine Wünſche, Dörtchen?“

„Ich? Wart' einmal, ich will mich beſinnen; ja, auf den Winter möcht' ich ein Spinnrädchen, ich ſpinne gar nicht gern an der Spindel; doch nein, das gilt nicht, das krieg' ich vielleicht zum Chriſttag. Aber ich möchte, daß der Vater recht geſund wäre und daß der Nachbarin ihr Fritz nicht unter die Soldaten müßt', ſie weint ſo um ihn; und ſchön ſingen können möcht' ich auch, daß der Schulmeiſter nimmer ſagte, ſeine Hühner gehen drauf von meinem Geſang, und ſo einen Beutel, der nie leer wird, ließ ich mir gern auch gefallen, aber ich weiß dann doch nicht, ob ich's auch recht austeilen könnte. — Aber was weißt denn du alles, Eliſe?“

„Ich,“ ſagte dieſe mit glänzenden Augen, „ich möchte ſchön ſein, ach ſo wunderſchön! und möchte den Teppich, auf dem man durch alle Länder fliegen kann, wohin man nur will, und möchte ein Zauberſtäbchen, mit dem man alles auf einen Schlag fertig machen kann, daß ich mich nicht mit ſo langweiliger Arbeit plagen dürfte, und möchte prächtig ſingen und malen können, und auch ein Füllhorn, aus dem ich ſchütteln könnte, was ich nur wollte, die ſchönſten Kleider . . .“

„Ei, und was noch mehr!“ rief das muntere Dörtchen, „du haſt's ja wie am Schnürchen! Aber hör',“ fuhr ſie nachdenklich fort, „ich meine, darum habe uns Gott doch nicht in die Welt geſchickt, daß wir alles mit einem Zauberſtäbchen fertig machen ſollen; und wenn man recht gethan hat, was man ſoll, ſo iſt man am Ende doch noch vergnügter, als wenn man gleich hat, was man nur will.“

„Ach, geh'! ich würde ja auch aus meinem Füllhorn den armen Leuten Geld und Kleider herunterſchütteln . . .“

„Und ich würde die faulen Mädchen heimjagen, die im Herbſt daſitzen und ſchwatzen, ſtatt zu leſen. Schnell hinunter in den Weinberg, wenigſtens du, Dörtle!“ ſo rief Dörtchens Mutter, die Frau Pfarrerin, die inzwiſchen unbemerkt hinter die Mädchen getreten war. Dörtchen ſprang raſch auf, grüßte die ankommenden Gäſte freundlich, wenn auch rot vor Beſchämung, nahm einen Traubenkübel und ihr Häpchen, eilte flink damit in den Weinberg und fing an zu ſchneiden, als ob ſie heut noch allein fertig machen wolle. Eliſe war empfindlich, daß man ſie ſo als Kind an die Arbeit ſchickte, während ſie ſchon in Gedanken als Feenkönigin herumgeſchwebt war; ſie wollte Dörtchen helfen, aber das Levantinkleid zerriß an den Traubenſtöcken; mit dem Häpchen ſchnitt ſie ſich in die Finger, weil ſie die Trauben verkehrt hielt, und ſtieß mit dem Fuß den Traubenkübel um, ſo daß die Winzer ein lautes Gelächter erhoben über das „Stadthettele“, wie ſie ſie nannten, worüber ſie tief gekränkt ſich in die Laube zu den Erwachſenen ſetzte. Dort aber gab man zum Verwundern wenig acht auf ſie; niemand ſagte davon, wie gut ſie ſinge, und wie hübſch ſie deklamiere, und niemand bewunderte ihr Levantinkleid. „Ach,“ dachte ſie im ſtillen, „wenn doch die Fee käme und mich plötzlich in ein großes, wunderſchönes Fräulein verwandelte!“

Es war Abend geworden und die Leſe beendigt, da geht aber erſt noch die rechte Herbſtluſt an. Drunten auf einer Kleewieſe hatten ſich die Leſer gelagert und ließen ſich's herrlich ſchmecken bei Käſe, Wurſt und Wein. Oben hatte man zur Würze des Feſtmahls noch im Freien Kartoffeln geſotten, die reißend Abgang fanden. Nun ging das Schießen raſch und unaufhörlich fort. Die jungen Herren erſchreckten die Damen mit angezündeten Fröſchen und ließen Schwärmer und prächtige Raketen ſteigen, denen die Leute unten ſtets ein jubelndes „Ah!“ nachriefen.

Die Mädchen ſaßen wieder beiſammen, ſeitwärts auf einem

Rain, wo ſie dem Feuerwerk ſicher zuſchauen konnten. Dörtchen hatte ſich müde geſchafft und ſah jetzt ſtill zu, wie die aufziſchenden, rotglühenden Feuerſtrahlen einen Augenblick die kleinen, blaſſen Sterne zu verdunkeln ſchienen, die nachher doch wieder ſo ſtill und klar dreinſchauten wie immer. Das Geſpräch von dem Nachmittag fiel ihr wieder ein und Eliſens Wünſche. Da bat ſie Gott im ſtillen, er möge ihr helfen, daß ſie den Menſchen lieb werden könne auch ohne große Schönheit, daß ſie ihr Tagewerk recht vollbringe auch ohne Zauberſtab, daß ſie Armen Gutes thun dürfe auch ohne ein wunderbares Füllhorn; und es wurde ihr ſo ſtill und wohl ums Herz, als ob alles recht und gut werden müſſe.

„Siehſt du,“ rief Eliſe, als eben eine prächtige Rakete ziſchend auffuhr und in funkelnden Sternlein niederfiel, „ſiehſt du, ſo möcht' ich ein Leben, glänzend, wunderbar und herrlich, und wenn's auch kurz dauerte!“

„Die Rakete iſt aus,“ ſagte Dörtchen, „jetzt fällt nur noch ein verbranntes Holz zur Erde; da möcht' ich lieber ein ſtilles Sternlein ſein, das ſeine Bahn zieht, wie ſie Gott verordnet hat, auch wenn niemand darauf achtet, als ſo ein Ding, das brauſend hinauffährt und dann auslöſcht, ohne daß man mehr daran denkt.“

„Dörtchen,“ fing nach einer Weile die aufgeregte Eliſe wieder an, „haſt du auch ſchon gehört, daß ein Wunſch erfüllt wird, den man im Augenblick denkt, wo ein Stern fällt?“

„Ach, kommſt du ſchon wieder ans Wünſchen?“

„Hör', Dörtchen, wenn ich doch in die Zukunft ſehen könnte! ich möchte nur wiſſen, wo wir beide in zehn Jahren ſein werden.“

„Wo der liebe Gott will,“ ſagte Dörtchen ruhig.

„Dörtchen,“ fuhr Eliſe fort, „heute iſt der 10. Oktober; wir wollen einander verſprechen, nach zehn Jahren wieder hier zuſammenzukommen, wenn wir noch leben, mögen wir auch ſein, wo wir wollen.“

„O, von Herzen gern! das iſt wohl leicht zu halten; in zehn Jahren werden wir noch nicht weit von hier ſein.“

„Sei das, wie es will, verſprich mir's!“ rief Eliſe, und Dörtchen ſchlug lächelnd ein.

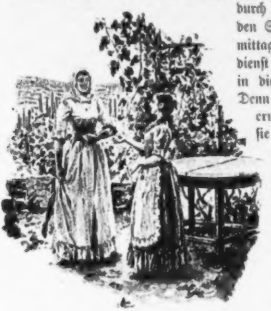
Inzwiſchen hatte man Fackeln angezündet und ſchickte ſich zum Gehen an. Dörtchen half die Reſte der Mahlzeit und das Gerät zuſammenpacken, und nahm einen vollen Korb an den Arm. Nun brannten die Fackeln, und Winzer und Gäſte ſchritten bei ihrem Glanze ſingend dem Dorfe zu, während dazwiſchen die letzten Schüſſe fielen. Leiſe ſingend ſchloſſen ſich die Mädchen dem Zuge an, während ſie aufſchauten zum ſtillen Nachthimmel. Eliſe dachte an die ſchimmernde Rakete, Dörtchen an den lieblichen Stern, — da fuhr eine helle Sternſchnuppe über den Himmel und erloſch.

2.

Zwei Bräute.

Zehn Jahre waren vergangen, der 10. Oktober war wieder gekommen, aber nicht ſo ſonnig wie damals. Es war ein nebliger Herbſttag und die Weinleſe hatte noch nicht begonnen. Drunten im Thale waren die Leute mit der Kartoffelernte emſig beſchäftigt; in den Weinbergen aber ſchritt nur der Weinberghüter (Wingertſchütz genannt) mit ſeiner Raſſel umher und ließ ſie hie und da warnend ertönen, obgleich in dieſem Jahre Menſchen und Vögel nicht beſonders lüſtern nach den ſauren Trauben waren. Dörtchen hatte keine große Luſt gehabt, an dem kühlen Tage in der Laube zu warten, aber Eliſe hatte ſie geſtern in einem Briefchen ſo feierlich an das alte Verſprechen gemahnt, daß ſie doch Wort gehalten. Um ſich das Frieren und die lange Zeit des Wartens zu vertreiben, hatte ſie die Schürze voll Bohnen gepflückt und ſaß nun in der Laube, um ſie auszuhülſen, während ſie hinunterſah nach der Freundin.

Das Dörtchen war ein wenig klein geblieben und keine Schönheit geworden. Aber ihre blauen Augen glänzten noch ſo hell und freundlich wie damals vor zehn Jahren, nur daß noch eine tiefere Seele darin aufgegangen. Sie war allenthalben rüſtig und rührig, der Mutter geheime Rätin und ihre kräftige Stütze in Haus und Hof, in Garten und Feld, des Vaters Freude und ſein Herzblatt. Dabei war ihr Sinn offen für alles Schöne in der Welt, und ſie konnte ſich die ganze Woche durch heimlich freuen auf den Sonntag, wo ſie nachmittags nach dem Gottesdienſt mit einem guten Buch in die Laube ſitzen durfte. Denn obwohl eine längſt erwachſene Jungfrau, war ſie doch in demütigem Gehorſam der Mutter untergeben, und die konnte das Leſen an Werktagen nicht gut leiden. Fröhlichen Herzens war ſie geblieben, und das Dörtchen von Rebenbach war überall willkommen, wo es hinkam.



Dörtchen hatte damals recht gehabt, die Mädchen waren auch heute nicht weit voneinander; Eliſe wohnte noch mit ihrer Mutter in der Reſidenz, und ſo war es leicht, die verabredete Zuſammenkunft auszuführen. Doch freute ſich Dörtchen heute beſonders auf Eliſe, denn ſie hatte ſie ſeit einigen Wochen nicht geſehen und ihr diesmal ſo gar viel zu ſagen. Die alte Kinderfreundſchaft beſtand noch, obwohl ſich die große Verſchiedenheit der Mädchen im Laufe der Jahre immer deutlicher herausſtellte.

Eliſe war wirklich ſchön geworden und manche ihrer Gaben hatten ſich glücklich entwickelt. Sie war die beſte Tänzerin, ſie zeichnete, malte, ſchnitt aus, ſie machte Gedichte, ſpielte Klavier, ſang und deklamierte. Kurz, ſie war ein höchſt talentvolles Mädchen, der ihre gute Mutter die Strümpfe flickte und die Kleider aufräumte; ſie that eine Menge Sachen, nur ja nicht, was nötig war, ſtets bemüht, immer ganz anders zu ſein und zu ſcheinen als alle andern Leute.

Endlich ſah Dörtchen ſie mühſam und langſam wie damals und ebenſo auffallend gekleidet den Weinberg heraufſteigen. Das himmelblaue Levantinkleid war zwar längſt dahin; dafür aber trug ſie an dem kühlen Herbſttage ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und ſtatt des Hutes einen Schleier auf dem Kopfe. Dörtchen gab diesmal nicht darauf acht und eilte ſo leichtfüßig wie vor zehn Jahren auf ſie zu. Eliſe aber trat ihr beſonders feierlich entgegen und rief aus: „Dörtchen, umarme mich, ich bin Braut!“ Das Dörtchen ſtellte ſich gutwillig auf die Zehen, um die hochgewachſene Eliſe zu umarmen; als dies geſchehen war, ſtreckte ſie ihr treuherzig die Hand hin: „Lieschen, gib mir einen Patſch! ich bin auch Braut.“ —

„Du, Dörtchen! iſt's möglich?“ rief Eliſe ſehr verwundert, „ſo ſag' doch, mit wem!“

„Ei, mit dem Verwalter Schmied, den du im Sommer ſo oft bei uns getroffen,“ ſagte Dörtchen errötend und glücklich.

„Wie, Dörtchen? Aber doch nicht mit dem, welcher mit deinem Vater Brett ſpielte und deiner Mutter Saatkartoffeln beſorgte? Geh', geh'! das wäre ja entſetzlich langweilig für mein munteres, nettes Dörtchen; und vollends Schmied heißen, wie das halbe Vaterland! und er iſt, glaub' ich, gar ein gelernter Schreiber!“

„Hör', Eliſe,“ ſagte Dörtchen, ernſtlich böſe, „das iſt dumm geſprochen, ſo geſcheit du ſonſt biſt. Der Schmied iſt ein braver und recht geſcheiter Mann, der noch mehr verſteht als Brett ſpielen und Kartoffeln ſtecken. Er hat mich von Herzen lieb und ich ihn, die Eltern haben ihre Freude daran: ſo denk' ich, wir können mit Gottes Hilfe glücklich zuſammen werden und wenn er zehnmal Schmied hieße. Nun aber ſag' mir, was du für einen Vogel Phönix ausgeleſen haſt und wie der heißt?"

Würdevoll begann Eliſe: „In drei Tagen kommt der berühmte Bürger, einer unſrer erſten Dichter, um mich als Gattin heimzuführen."

„Dich! der Bürger? Ach geh', das iſt unmöglich! wo hätteſt du ihn denn kennen lernen?"

„Ja ſieh, das ging recht wunderbar. Natürlich bin ich ſchon ſeit lange entzückt von ſeinen Gedichten, wie ja ſogar du, mein nüchternes Dörtchen, von einigen. Da ich nun wußte, daß er ſeine geliebte Frau verloren, ſprach ich meine Gefühle für ihn in einem Gedichte aus. Das fand ſeinen Weg in öffentliche Blätter, Bürger erwiderte es, — ſchrieb mir, — und nun bin ich ſeine Braut! — Aber, — du ſiehſt ja ſo bedenklich aus!"

„Ja, ſiehſt du, Eliſe, ich meinte indes, wir Mädchen haben in aller Stille zu warten, bis ein Mann kommt und nach uns fragt, ſei er ein Dichter oder nicht. Da ſcheint mir's nun eine verkehrte Welt . . ."

„Wir verſtehen uns nicht mehr," ſagte Eliſe beleidigt, „laß uns ins Pfarrhaus zurückgehen! ich möchte von deinen Eltern noch Abſchied nehmen."

„Nein, ſei nicht böſe!" bat Dörtchen, gutmütig ihr die Hand bietend; „Gott weiß, wie von Herzen mich's freut, wenn du glücklich wirſt! Es war mir nur ſo ungewöhnt; ich dachte bis jetzt gar nicht, daß ein Dichter auch zum Heiraten in der Welt ſei. Aber ſag', kennſt du denn gar nichts von ihm, als ſeine Gedichte? iſt er ein frommer, ein guter Mann? taugt er für dein lebhaftes Weſen? er muß ſo viel älter ſein."

„Ein Dichter bleibt ewig jung!" rief die begeiſterte Eliſe. „Sieh, Dörtchen, ich habe dir immer geſagt, ich bin kein gewöhnliches Mädchen, auch mein Schickſal muß ein ungewöhnliches ſein."

„Gott gebe, daß es ein glückliches werde!“ ſagte Dörtchen leiſe und innig.

Die Mädchen brachen auf. Noch einmal ſahen ſie beide tief bewegt auf die ſchöne Herbſtlandſchaft, die ein ſpät gekommener Sonnenſtrahl vergoldete, zum letztenmal beide zuſammen, ehe ihre Lebensbahnen weit, weit auseinander liefen.

„Wann werden wir uns wiederſehen?“ fragte Eliſe im Hinabſteigen.

„Das weiß Gott!“ erwiderte Dörtchen, „wohl ſchwerlich in zehn Jahren, wenn ihr nicht reiſeluſtiger ſeid als mein Schmied.“

„Und ob es noch ſo lange anſtehe,“ rief Eliſe, „einmal im Leben wollen wir uns doch wieder zuſammenfinden am 10. Oktober!“

„Ja, ja,“ ſagte Dörtchen, „und kommt ihr zu lange nicht, ſo muß Schmied mich noch zu euch nach Göttingen führen, wenn anders ſo alltägliche Menſchenkinder, die Schmied heißen und zum Schreiberſtande gehören, in ein ſo geiſtreiches Haus kommen dürfen.“

Bald war die Heimat erreicht, und mit dem feierlichen Verſprechen, ſich einmal am 10. Oktober wiederzuſehen, ob früh oder ſpät, trennten ſich die Freundinnen.

3.

Zwei Frauen.

Der 10. Oktober war gar oft ſchon ins Land gekommen ſeit jenem Abſchied der zwei Bräute. In dem geſegneten Herbſt des Jahres 1810 traf er Dörtchen in dem Städtchen Marbach, das ſo freundlich am Neckar liegt; ihr Mann bekleidete dort eine angeſehene Beamtenſtelle.

Das Dörtchen war nun eine ehrbare Matrone, und doch noch das alte lebendige Dörtchen von Rebenbach mit den hellen, blauen Augen, und die blühenden Töchter und der hochaufgeſchoſſene Sohn, deren glückliche Mutter ſie war, hätten leicht für ihre jüngern Geſchwiſter gelten können.

Dörtchen ſaß eben mit ihrer ganzen Familie in der behaglichen großen Wohnſtube des alten Schloſſes, das ihnen als Amtswohnung eingeräumt war. Die Weinleſe war diesmal ungewöhnlich früh geweſen und vom großen Vorplatz des Hauſes, wo die Weinbütten aufgeſtellt waren, ſchallte ein verworrenes, doch fröhliches Getümmel herauf. Dieſer Platz war immer, beſonders aber zur Herbſtzeit, der liebſte Tummelplatz der Kinder. „Die Bütten kommen 'raus!“ iſt ein Loſungswort zu unendlichem Jubel; da wird Verſtecken, Viſiten, Haſchen geſpielt, alles in und um die Bütten. Nun, wo ſie mit Moſt gefüllt waren, ging das nicht mehr an; dafür ſchlichen aber genug ſchelmiſche Burſchen herum, mit ausgehöhlten Holderſtäben bewaffnet, mittels deren ſie das ſüße Getränk aus den Bütten ſchlürften. Dazwiſchen tönte das Geläut der Schellenmänner (Taglöhner, die den Wein, der im Ort eingekeltert wird, in die Keller tragen und bunte Bänder auf der Lederkappe und Schellenriemen an der Seite haben, um von weitem bemerkt zu werden und nicht ausweichen zu dürfen).

Es war eben das Plauderſtündchen nach Tiſch, das auch in Dörtchens geſchäftiger Familie für ein trauliches Beiſammenſitzen freigegeben war, denn der Rat liebte das „Tiſcheln“ ungemein. Der Papa las noch die Zeitung; Luiſe, die älteſte Tochter, ſtudierte die Verkaufsanzeigen in den Beilagen; die rotwangige Sophie, die zweite Tochter, hielt Anna, das Neſthäkchen, auf dem Schoß, um ſie beſſer in den Hof ſehen zu laſſen; Guſtav, der einzige Sohn des Hauſes, der als Student in den Ferien daheim war, hatte ſoeben der Mutter mit einiger Verſchämtheit eines ſeiner Erſtlingsgedichte hingeſchoben und beobachtete nun über ein Zeitungsblatt weg die Miene, mit der ſie es leſen würde; denn der Mutter klares Urteil, aus dem ein ſo warmes Verſtändnis ihres jungen Dichters ſprach, galt ihm über alles.

„Ei, Papa," rief Luiſe, „da iſt ein neues Buch angezeigt, das muß ſchön ſein; das könnten Sie uns wohl kaufen: ‚Eliſa, oder das Weib, wie es ſein ſoll'."

„O, nicht wahr, Papa!" rief Sophie dazwiſchen, „denken Sie nur, wie wir dann ſo erſtaunlich vorzüglich würden!"

„Will euch was ſagen, Mädchen," ſprach der Vater gutgelaunt, „wenn ihr drei miteinander nur halb ſo brav und ſo geſcheit werdet wie eure Mutter, ſo will ich zufrieden ſein und euer Mann kann's auch, ohne die Eliſa."

Dörtchen, der ein Lob aus ihres Mannes Munde ungewöhnt klang, da er ſonſt kein Freund von vielen Worten war, ſah mit hellen Augen zu ihm hinüber und gab ihm freundlich die Hand. Indem fiel ihr Blick auf die Zeitung, „ſo, heut iſt der zehnte," ſagte ſie langſam, und Eliſe und die Herbſttage von Rebenbach ſtanden mit einemmal lebendig vor ihrer Seele.

Sie hatte Eliſe nicht vergeſſen, aber ſeit lange nichts mehr von ihr gehört; auch mochte ſie niemand nach ihr fragen, weil ihr's weh that, nur harte Urteile über ſie zu vernehmen. Das hatte ſie wohl erfahren, daß Eliſens Ehe kurz und höchſt unglücklich geweſen; daß ihr Leichtſinn, ihre Vergnügungsſucht, ihr ſchlechtes Haushalten ihren Mann nach zwei Jahren ſchon zur Scheidung genötigt hatten. Seither wußte ſie gar nichts mehr über ihr Leben und Treiben, da auch Eliſens Mutter tot war; heute nun mußte ſie ihrer ſo lebhaft gedenken, als ob ſie erſt geſtern Abſchied von ihr genommen hätte.

Da kam die Magd eiligſt hereingeſprungen: „Ach, Frau Rat, eine ganz vornehme Frau iſt in einem Einſpänner angefahren; gewiß eine Gräfin, ſie kommt ſchon die Stiege herauf!" — „Wird nicht ſo arg ſein mit der Vornehmheit," meinte Dörtchen. „Sophie, räume ſchnell vollends den Tiſch ab, und du, Luiſe, bleib da, bis man ſieht, ob ſie gegeſſen hat! Wenn ich mit den Augen winke, ſo koche gleich eine Griesſuppe und Pfannkuchen.“

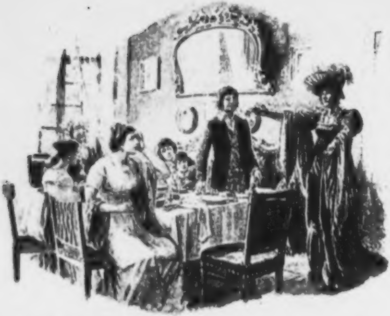
Noch ehe dieſe Anweiſungen ganz zu Ende waren, ſchritt eine große, abgemagerte Geſtalt in rotem Samtkleid und einem vergilbten, ehemals weißen Seidenhut mit ausgebreiteten Armen auf Dörtchen zu, mit dem Ausrufe: „Dörtchen! ſo ſehen wir uns wieder!“ —

An dieſem Empfang hätte Dörtchen nun freilich Eliſe erkannt, auch wenn das verfallene, welke Geſicht keine Spur der Jugendzüge mehr gezeigt hätte. Sie ſtellte nun Frau Eliſe Bürger, ihre Jugendfreundin, ihrer höchſt neugierigen Familie vor und bat ſie mit der alten Herzlichkeit, ſich's bequem zu machen. Während Luiſe auf den beſprochenen Wink eilte, für die Bewirtung zu ſorgen, und Guſtav, der noch im Schlafrock war, ſich durch eine Hinterthür entfernt hatte, hörte ſie an, was die arme Freundin für gut fand, ihr ſelbſt von ihrer Geſchichte zu erzählen.

Mit Schreck und tiefem Mitleid erfuhr ſie am Ende ihrer traurigen Erlebniſſe, daß Eliſe nun heimatlos als Schauſpielerin und Deklamatorin im Lande herumziehe und daß ſie beabſichtige, auch hier im Orte ein Deklamatorium zu geben.

Nun hatte zwar das Dörtchen neben ihrem geſetzten Hausfrauenſinn noch ein warmes und offenes Herz für alles wirklich Schöne, was Kunſt oder Natur bot; aber — ein Deklamatorium in einer Wirtsſtube zu geben, das kam ihr doch als eine tiefe Herabwürdigung vor für eine Frau ihres Alters, für ihre ehemalige Herzensfreundin. Nur ihre Gutmütigkeit hielt ſie ab, ihr den Plan auszureden, und es koſtete ſie große Ueberwindung, zu verſprechen, daß ſie mit ihrer Familie teilnehmen wolle, was Eliſe doch ſicher erwartete.

Während Eliſe lang und breit ihren traurigen Lebenslauf entwickelte, an dem natürlich — laut ihrer Darſtellung — nur ihr ungewöhnlich ſchweres Schickſal die Schuld trug, ſah ſie mit heimlicher Wehmut ſich um in der traulichen, freundlichen Heimat, die ihr Dörtchen ſich gegründet hatte, deren ganzer Reich-



tum ſich freilich erſt allmählicher Beobachtung enthüllte. Dieſer ſolide bürgerliche Wohlſtand, der ſich auch in den kleinſten Dingen kundgab; dieſe anſpruchsloſe, genügſame Einfachheit und vernünftige Sparſamkeit im Innern und dieſe herzliche, zwangloſe Freigebigkeit nach außen; die Liebe und Achtung des Gatten, die ſich ohne Worte doch ſo deutlich ausſprach; der friſchblühende Kreis der Kinder, die, alle glücklich begabt an Geiſt und Körper, mit der ehrfurchtsvollſten Liebe auf die Mutter ſahen — hier war alles an ſeiner rechten Stelle, nichts Gezwungenes noch Geziertes; keine ſtarre ängſtliche Ordnung, ſondern eine fröhlich belebte. Wie mochte es Eliſen ſein, wenn ſie in ihr verödetes Herz, auf ihr zweckloſes Daſein blickte?

Die deklamatoriſche Abendunterhaltung fand ſtatt. Eliſe trat im roten Samtkleid und ſilbergeſtickten Federbarett auf. Bei all den feierlichen, wie bei den ſcherzhaften Gedichten, die ſie vortrug, hätte Dörtchen nur bitterlich um ſie weinen mögen.

Die arme Eliſe dauerte ſie viel zu ſehr, als daß ſie ſich noch an ihr geſchämt hätte; doch war ſie froh, als ſie wieder daheim mit ihr war. Sie leuchtete Eliſen in ihr Zimmer und blieb dort noch eine Weile bei ihr, da das arme Geſchöpf lange nicht zur Ruhe kommen konnte. Sie ſtanden beiſammen am Fenſter und ſahen ſchweigend in die ſternhelle Nacht; drüben auf der Höhe ließen Knaben noch vom Herbſt übrig gebliebenes Feuerwerk los; man ſah eine Rakete aufſteigen und erlöſchen. Mit ſchmerzlichem Zucken wandte Eliſe ſich ab und ſprach leiſe: „Du haſt das beſte Teil erwählt!“

Dörtchen bat Eliſe am andern Tage recht herzlich, auf längere Zeit bei ihr zu verweilen; ſie hätte ihr ſo gern etwas Gutes gethan, wenn ſie gleich heimlich fürchtete, ihr Mann werde wenig Freude haben an dem poetiſchen Gaſte, deſſen gekünſteltes, geſteigertes Weſen ihm ſo gar zuwider war. Aber Eliſe ſelbſt ſchien es fortzutreiben von dieſem gaſtlichen Dach, aus dieſer Heimat der Liebe und des Friedens, voll kräftigen, geſunden Lebens. Sie reiſte ab nach einigen Tagen, nachdem Dörtchen in aller Stille den Komödienſtaat in ihrem leichten Koffer mit einem Vorrat guten Weißzeugs vermehrt hatte. Und ſo ſchieden die Freundinnen auf Nimmerwiederſehen.

Auf dem Kirchhof des Landſtädtchens Marbach iſt Dörtchens Grab. Auf ihrem Leichenſtein, und diesmal ſpricht ein Grabſtein Wahrheit, ſteht, daß ſie ſtarb „als das Kleinod ihres Gatten, als der Schutzengel ihrer Kinder, als der Troſt der Armen, als das rechte Bild eines guten Weibes mit frommem, demütigem Herzen und raſtlos thätiger Hand“. Sie lebt noch im Andenken der Ihrigen, ein teures Vorbild für die nachwachſenden Geſchlechter.

In Frankfurt am Main in einer Ecke des alten Kirchhofs iſt Eliſens unbeweintes Grab, verlaſſen und vergeſſen. Sie hat in jener Stadt ihre letzten Lebenstage kümmerlich gefriſtet durch den Erwerb, den ein mitleidiger Buchhändler ihr durch kleine Aufträge zuwandte. Wo man ihrer noch gedenkt, nennt man ſie den böſen Engel ihres Gatten, deſſen letzte Lebenstage ſie vergiftet habe. Und doch war ihr Herz nicht ſchlimm, war ihr Wille einſt gut geweſen. Aber die fromme Demut hatte ihr gefehlt, die Treue im kleinen, der ergebene Sinn, der nichts will, als recht und mit Freudigkeit die Bahn gehen, die der Herr ihm vorgezeichnet hat.

VII.

Ein Stadtſchreiber.

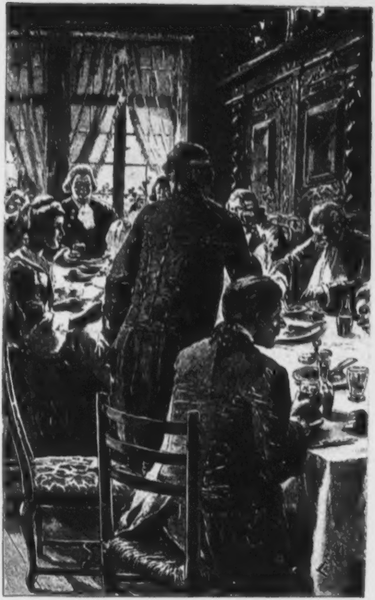
Das war eine glorioſe Zeit, als der Herr Döte (Pate) Stadtſchreiber noch regierte. Seit die Stadtſchreibereien eingegangen ſind, iſt kein glanzvolles Haus mehr im Städtchen zu finden. Jetzt gibt es Gerichtsnotare und Amtsnotare, Stadtſchultheißen und Ratſchreiber, Verwaltungsaktuare und Pfandkommiſſäre, die alleſamt Mühe haben, ſich nebſt Familie des Hungerſterbens zu erwehren. Alle dieſe Aemter waren dereinſt vereinigt unter dem Dache der Stadtſchreiberei; alle dieſe Würden ruhten auf dem Haupte des Herrn Stadtſchreibers, und die zahlreichen Schreiber, die ſich in die Geſchäfte teilten, waren nur Glieder im Dienſte dieſes ehrwürdigen Hauptes.

Die Stadtſchreiberei war kein modernes Haus; es verſprach nicht viel von außen, aber von innen waren die Räume bequem und ſtattlich. Vorn heraus auf die Straße lag das Wohnzimmer, in dem geſpeiſt wurde und wo ſich die Familie den Tag über aufhielt, um am Fenſter bequem beobachten zu können, was alles im Städtchen aus und ein ging. Die Schreibſtube hatte nur die Ausſicht auf benachbarte Winkel und Höfe, damit das Dienſtperſonal nicht im Geſchäft geſtört würde. Auf ein eigenes Arbeitszimmer wagte keiner der Subſtituten und Schreiber Anſpruch zu machen; ſogar der Herr Prinzipal hatte in der allgemeinen Schreibſtube nur einen beſonderen umzäunten Platz, wo ein bequem gepolſterter Lehnſtuhl ſtand, den er des Tags eine bis zwei Stunden lang zu beſetzen geruhte.

Das Wohnzimmer war bequem, aber durchaus nicht elegant möbliert; ein gepolſtertes Sofa mit geſchnörkelten Füßen, hochlehnige, weich gepolſterte Seſſel, nach denen ſich manchmal ſehnſüchtig die Blicke der jüngeren Schreiber und der Incipienten richteten, die mit hölzernen Stühlen vorlieb nehmen mußten; eine „Triſſur“, auf deren Gipfel blaue Meißner Taſſen und rührende Gipsfiguren prangten; eine hohe Kommode mit weitgeſchweiftem, inhaltsſchwerem Bauche; ein Nähſtock, an dem die Frau Stadtſchreiberin und ihre Töchter ihr Tagewerk vollbrachten: das bildete die ganze Zimmereinrichtung. Daneben aber war noch ein Staatszimmer, das bei außerordentlichen Gelegenheiten geheizt wurde, und Gaſtzimmer von der verſchiedenartigſten Größe und Einrichtung, je nach dem Range der etwaigen Gäſte. Eine Stadtſchreiberei war ein gaſtfreies Haus, das ganze Jahr offen für Verwandte und Freunde, zu welch erſteren nach gut ſchwäbiſchem Brauche das halbe Vaterland gehörte. Die unheizbaren Zellen des Schreibereiperſonals lagen im oberen Stock und unter dem Dache. Es ging die Sage, des Herrn Amtsſubſtituten Zimmer könne geheizt werden; ſeit Menſchengedenken hatte aber keiner von einem ſolchen Vorrechte Gebrauch gemacht.

Ein Stadtſchreiber hatte ein wahrhaft fürſtliches Einkommen, was ſich denken läßt, da in ſeine Kaſſe all die Einkünfte der zahlreichen Aemter und Aemtlein floſſen, die jetzt in ſo viele Kanäle und Bächlein verteilt ſind, und da zudem noch das „Schmieren“ und Geſchenknehmen in jeder Art bei Beamten eine ganz hergebrachte Sache war, die mit einer gewiſſen Würde betrieben wurde und dem amtlichen Anſehen durchaus keinen Eintrag that.

Das fürſtliche Einkommen teilte denn auch dem Herrn Stadtſchreiber eine Art fürſtlichen Bewußtſeins mit, und kaum wird ein regierendes Haupt in unſern Tagen in ſeinem Staatsrat mit der Ehrfurcht empfangen, mit welcher die lautloſe Schar der Schreiber ſich erhob, wenn der Herr Prinzipal geruhte, morgens gegen zehn Uhr ſeinen Polſterſtuhl in der Schreibſtube einzunehmen; die meiſte Zeit regierte er übrigens unſichtbar wie der Kaiſer von China.



„Herr Stadtſchreiber, ich habe die Ehre, auf Ihre Geſundheit zu trinken!“ (S. 152.)

Womit der Herr Stadtſchreiber ſeine übrige Zeit ausfüllte, da er mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſich nicht anzuſtrengen pflegte und den Genuß der ſchönen Litteratur ſeinen Töchtern überließ, dürfte faſt rätſelhaft erſcheinen; wenn man aber erwägt, wie viel Zeit die Verwaltung ſeiner Privateinkünfte und der Einzug der Geſchenke erforderte, wovon er wenigſtens die klingenden ſelbſt in Empfang nahm, während die Frau ſich mit Annahme der Zuckerhüte und Kaffeedüten, der Gänſe, Hühner und ſonſtigen Viktualien befaßte, ſo dürfte man ſich nicht mehr wundern. Rechnet man dazu, daß er ſich nicht vor acht Uhr aus dem Bett erhob, und mindeſtens eine Stunde brauchte, um ſeine Morgenpfeife zu rauchen; daß er nach Tiſch eine hinreichende Sieſta hielt und ſodann wieder unter dem Fenſter lag, um ſein ehrwürdiges Haupt den Vorübergehenden zu zeigen; daß er mit gehöriger Ruhe der Verdauung oblag, die Tagesneuigkeiten anhörte und die Zeitung ſtudierte, ſo iſt das Rätſel vollends gelöſt.

Die rechte Ueberſicht über ſämtliches untergebenes Perſonal konnte man bei Tiſch bekommen, wo ſich auf den Schall einer Glocke oder auf den Ruf der Hausjungfer alles einfand und nach abgehaltenem Tiſchgebet und einer Skala von „geſegnete Mahlzeit" in der gehörigen Rangordnung Platz nahm. Zu oberſt natürlich thronte der Herr Stadtſchreiber, eine ſtattliche, wohlgenährte Geſtalt, zu ſeiner Rechten die Frau Stadtſchreiberin, eine äußerſt höfliche, kleine Frau; dann die jeweiligen Gäſte, die ſelten fehlten, und die Töchter des Hauſes.

Darauf begann der Reigen der Schreiber mit dem erſten, dem Amtsſubſtituten, der noch zweier Teller, ja ſogar einer Serviette mit perlengeſticktem Band gewürdigt war. Es waltete ſtarker Verdacht ob, daß letzteres ein Geſchenk der Jungfer Karoline, der zweiten Tochter des Hauſes, ſei, nach deren Beſitz er ſtrebte und Erhörung hoffen durfte, wenn erſt Mine, die älteſte, ziemlich unſchöne Tochter anderweitig verſorgt war; denn die Frau Stadtſchreiberin war entſchieden der Meinung, „man dürfe den Haber nicht vor dem Dinkel ſchneiden". Folgte ſodann der

Subſtitut, der auch noch zwei Teller, aber keine Serviette mehr hatte; nach dieſem die übrigen Schreiber, die in Ermangelung eines Extratitels mit ihren Namen angeredet wurden, und zu unterſt auf einem ordinari Küchenſtuhl der Incipient, der allezeit zu etwaigen Handreichungen bereit ſein mußte.

Mehr noch als an Platz und Stühlen war der abſteigende Rang an den Weinflaſchen zu erkennen, mit denen jedes Gedeck verſehen war. Zu oberſt vor des Herrn Platze war bloß das geſchliffene Glas; die Flaſchen mit auserleſenen Weinen, mit denen er ſich und die Gäſte bediente, ſtanden etwas im Hintergrunde, damit nicht ſo leicht bemerkt werden könne, was und wie viel dem Herrn Prinzipal zu ſich zu nehmen beliebte. — Der Herr Amtsſubſtitut, ſowie der Subſtitut waren noch je mit einer Flaſche roten Tiſchweins verſehen; ſodann kam eine Stufenleiter immer kleinerer Bouteillen von immer zweifelhafterer ſchillernder Farbe und ſäuerlicherem Geruch, bis ſich die Reihe beim Incipienten mit einem halben Schöppchen Apfelmoſt ſchloß.

Während des Eſſens wagte ſelten einer des unteren Perſonals den Mund zu öffnen, außer zu einer Antwort; nur die beiden Subſtituten führten mit dem Herrn und der Frau vom Hauſe ein Geſpräch über Stadtneuigkeiten, wagten auch hie und da einen Scherz mit den Jungfer Töchtern (von Fräulein wußte man noch nichts) und mit den Gäſten, die ſehr häufig aus jungen Damen beſtanden. Nachdem Suppe, Fleiſch und Gemüſe abgetragen waren, erhob ſich der Amtsſubſtitut mit gefülltem Glaſe: „Herr Stadtſchreiber, ich habe die Ehre, auf Ihre Geſundheit zu trinken“; mit gnädiger Verbeugung antwortete das gebietende Haupt: „Ich danke Ihnen, Herr Amtsſubſtitut, wünſche gleichfalls.“ — Sodann begann der Subſtitut den gleichen Spruch und erhielt die Antwort: „Ich danke, Herr Subſtitut.“ Wie ein Echo klang ſofort der Spruch aus einem Munde nach dem andern. Die Schreiber wurden mit einem: „Danke, Herr Beutemüller, Herr Maier u. ſ. w.“ abgefertigt; der Incipient mit ſeinem Moſtglaſe erhielt noch ein: „Iſt recht“, ohne weitere Zuthat. Sodann trat das Corps den Rückzug an, wenn nicht etwa noch der Amtsſubſtitut einer beſonderen Einladung dazubleiben gewürdigt wurde.

Während die Schreiber in der Amtsſtube ſich mit allerlei Witzen und lautem Geplauder für das lange Schweigen entſchädigten, wurden auf der Stadtſchreiberstafel erſt noch Extraleckerbiſſen aufgetragen: Krebſe, Braten, ſüße Speiſen und Nachtiſch. Trotz der ſtreng eingehaltenen Hausordnung und der Flaſchen in abſteigender Linie durfte aber gewiß niemand im Hauſe Mangel leiden. In der Stadtſchreiberei war vollauf das ganze Jahr. Die Frau Stadtſchreiberin ſetzte ihres Herzens Stolz nicht wie eine Dame heutzutage in einen offenen Schreibtiſch mit eleganten Albums, welche die Herzen der Beſucher mit geheimem Schreck erfüllen, weil ſie dieſelben mit einem erzwungenen poetiſchen, oder teuer erkauften künſtleriſchen Beitrag bereichern müſſen; auch nicht in eine Etagère mit zierlichen Kleinigkeiten, wohl aber in eine reichgefüllte Speiſekammer, deren Anblick jedwedes Herz erfreuen mußte. Da hingen Schinken, Speckſeiten, Würſte und geräuchertes Fleiſch jeder Größe und Geſtalt; umher ſtanden Schmalzhäfen von koloſſalen Dimenſionen; Butterballen und Eier in ungezählter Menge, alles in geeigneten Gefäßen. Daher iſt in den alten Häuſern noch ſolche Rückſicht auf den Umfang der Küche und Speiſekammer genommen; während in unſern Tagen eine Küche von drei Schritten Länge und ein Speiſekaſten genügen müſſen für eine Wohnung, welche Salone, Speiſe-, Muſik- und Beſuchzimmer in Menge zählt.

An einzelnen Tagen wurden wohl auch die Schranken des Standesunterſchiedes etwas beiſeite geſchoben. Auf Bällen zum Beiſpiel durfte jedweder der Schreiber auf einen Walzer, Ecoſſaiſe oder Menuett mit einer Tochter des Hauſes Anſpruch machen. Solche Attention wurde ſogar erwartet; nur mußte auch in der gebührenden Ordnung engagiert werden, alſo daß eines der titelloſen Subjekte niemals wagen durfte, vor dem Herrn Amtsſubſtituten ſich zu melden.

Eines der ſchönſten häuslichen Feſte war aber die alljährliche Metzelſuppe, die winters abgehalten wurde. Um den Genuß des Feſtes zu erhöhen, durfte faſt das ganze Perſonal der Schreiber thätigen Anteil an der vorhergehenden Arbeit nehmen, mit Speckſchneiden u. dgl., welche Mühe aber durch die Anweſenheit und Mithilfe der Töchter und weiblichen Gäſte verſüßt wurde, mit denen bei dieſer Gelegenheit auch den Subjekten, dem Herrn Beutemüller u. ſ. w., ein Spaß erlaubt war. Der Incipient durfte ſich noch perſönlicher beim Geſchäft beteiligen, indem er das Schüſſelchen zum Blut unterhielt und dem Metzger durchgängig hilfreiche Hand leiſtete. Dafür aber wurde ſchon den Tag über Keſſelfleiſch in reichlichen Portionen verteilt und abends die Metzelſuppe mit größter Heiterkeit verſpeiſt, bei welcher Gelegenheit auch die feierliche Würde des Herrn Prinzipals in gemütlichem Humor unterging. Ganz war freilich der Standesunterſchied nicht aufgehoben: die Würſte des unteren Perſonals zeigten mehr und mehr eine Armut an Speck, die bloß durch reichliches Gewürz ergänzt war; die Flaſchen dagegen, mit Ausnahme der des gebietenden Herrn, waren von gleichem Inhalt und nicht gemeſſen oder gezählt, ſo daß ſämtliche Geſellſchaft höchſt befriedigt das Mahl verließ.

Nicht minder feſtlich wurde der Herbſt (die Weinleſe) in dem Weinberge des Herrn Stadtſchreibers abgehalten, der mit einem äußerſt geſchmackvollen Gartenhauſe geziert war. Außer dem Hausperſonal und den zahlreichen Gäſten nahm ſämtliche Honoratiorenſchaft des Städtchens an der Feſtivität Anteil. Die Schreiber verſahen ſich je nach Maßgabe ihrer baren Mittel mit Pulver und Feuerwerk; die Herren Subſtituten brachten ſogar Raketen und Feuerräder auf den Platz, welch letztere jedoch jedesmal verunglückten, trotzdem daß der Stadtknecht (der Amtsdiener des Stadtſchreibers) und der Incipient mit Stöcken dazu geſtellt wurden, um die Widerſpenſtigen zu treiben. — Nach einer äußerſt reichlichen Bewirtung, bei welcher die Trauben, die köſtlichen Gaben des Herbſtes, nur Nebenſache waren, kam der Abend, an dem ſich die zunehmende Heiterkeit durch Schießen und Feuerwerk Luft machte, bis ein glorreicher Rückzug mit

Fackeln erfolgte. Oft durfte der Jubel ſogar noch mit einem Tanz im großen Zimmer der Stadtſchreiberei beſchloſſen werden, wo ein etwas heiſeres Klavier ſtand, auf dem Jungfer Mine mit großem Applaus eine Ecoſſaiſe und zweierlei Walzer ſpielte, bis ſie ſelbſt vom galanten Subſtituten engagiert wurde, welcher nach der Maultrommel des Herrn Maier, wozu Herr Rüßeler den Takt trat, einen Hopswalzer mühſelig mit ihr vollendete.

Noch glorreicher entfaltete ſich das Perſonal der Stadtſchreiberei während der Schlittenfahrten, die vom erſten befahrbaren Schnee an arrangiert wurden. Der Herr Stadtſchreiber mit ſeiner Frau Liebſten fuhr mit ſtattlichem Geſpann in einem grün und rot bemalten Schlitten voraus. Sämtliche Schreiber teilten ſich in die Ehre, die Töchter, Nichten und Bäschen der Familie fahren zu dürfen, welche ſich freilich meiſt auf „Reibern“ behelfen mußten; nur der Amtsſubſtitut führte Jungfer Karoline im Triumph in dem glücklich erbeuteten Schlitten des Müllers, der die Geſtalt einer Tulipane hatte und vorne mit einer Meerfrau geſchmückt war. Der klingelnde Zug, in deſſen Nachtrab aus Mangel eines Rollgeſchirrs auch Kuhglocken ertönten, fuhr ſodann auf einen benachbarten Hof, wo die Zeit mit Tanz und Spiel bis tief in die Nacht hinein verjubelt wurde und bei der fröhlichen Heimfahrt im Dunkel der Nacht manch ſchüchterner, bis dahin verſiegelter Schreibermund ſich öffnete und ſogar wagte, die Einziehung des Schlittenrechts zu verſuchen.

Wie ſchön aber iſt vollends die letzte und glänzendſte Feſtlichkeit in der Stadtſchreiberei ausgefallen, als der galante Subſtitut, der durch die Verwendung des Stadtſchreibers eine Extraprobatorſtelle erhalten, ſich entſchloß, um die Hand der gereiften Jungfer Mine zu werben, ſomit auch die ſtillen Wünſche des Amtsſubſtituten laut werden durften, der mit der Hand ſeiner Karoline die Ausſicht auf Amtsnachfolge erhielt, und nun dieſe erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde! Die nähere Beſchreibung des Feſtmahls bei dieſer Veranlaſſung iſt in unſern Zeiten faſt unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Kochbuch einer Frau Stadtſchreiberin zu den Schimären gehört. — Gut aber war es, daß die Jungfer Töchter noch in den Glanzzeiten des Hauſes verſorgt wurden; denn die Hinterlaſſenſchaft zeigte ſich, wie ſchon häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermutet hatte, da ſelbſt ein fürſtliches Einkommen zur Beſtreitung des enormen Aufwandes nicht immer hinreichen wollte.

Nun iſt all dieſe Herrlichkeit faſt ſpurlos untergegangen; vergebens ſuchen wir in großen und kleinen Städten nach einem ſo gaſtlichen Hauſe, wie einſt die Stadtſchreiberei war; nach einem ähnlichen Verhältnis zwiſchen Prinzipal und Untergebenen, das neben aller ſteifen Förmlichkeit doch wieder etwas Patriarchaliſches hatte. Der nivellierende Geiſt der Zeit duldet keine ſo erhabenen Häupter mehr, und obſchon das Inſtitut der Stadtſchreibereien noch keiner grauen Vergangenheit angehört, ſo klingt es doch ſchon wie uralte Tradition im Munde des Volkes: „Er hat einen Hochmut wie ein Stadtſchreiber.“

◆

Die alten Häuſer von Kirchheim.

Es iſt eine ſchöne Sache um die freundlichen Vorſtädte, die ſich während der langen Friedensjahre um unſre alten Städte und Städtchen herum angeſiedelt haben, friedliche Vorpoſten, die uns ſagen, es ſei gerade nicht mehr ſchlimm gemeint mit den finſteren Reſten von hohen Stadtmauern und feſten Türmen, die noch aus der alten Zeit herüberſchauen. — Und doch geht mir erſt das Herz auf, wenn ich in den Kern einer alten Stadt eindringe, wo die geſchwärzten hohen Häuſer mit Reſten von abenteuerlichen Bildern und Inſchriften, mit Türmchen und Erkern recht märchenhaft auf die neue Welt herunterſchauen.

So ein neues hellangeſtrichenes Haus, mit Dutzenden nach einem Modell gebaut, mit luftigen, freundlichen Räumen, mit ſchmalem Flur und gewundener Treppe, in dem jedes Eckchen Raum ausgezirkelt iſt, daß ja keines müßig ſtehe; ein Haus, deſſen eigener Beſitzer ſich in die kleinſten Ecken zuſammenkauert; deſſen regelmäßige Zimmer einen Mietbewohner nach dem andern gleichgültig ſich anſiedeln und wieder ziehen ſehen — was kann es von einem früheren Bewohner anders ſagen, als: „Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb?“

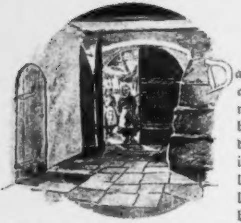
Tretet dagegen ein in den weiten, dunklen Flur eines alten Hauſes, wo da und dort noch geſchwärzte Bilder hängen, von denen niemand weiß, woher ſie kommen und wie lange ſie da ſind; ſchreitet die breiten Stiegen hinauf in die getäfelten Gemächer, die durch ſeltſame Treppchen und Gänge getrennt und verbunden ſind, und beſeht euch die zahlreichen Kammern und die heimlichen Dachböden, in deren Winkeln noch Trümmer aus uralten Zeiten verborgen ſtecken! Nun ſagt, ob nicht jedes ſolche Haus auch eine eigene wunderſame Geſchichte erzählt und ob es nicht den Stempel eines beſtimmten Geſchlechts an ſich trägt! — Freilich, wenn dieſes untergegangen iſt, werden neue, gleichgültige Bewohner von den alten Räumen nur mit ſcheelem Auge angeſehen, ſo daß ſich jene nie recht heimiſch darin fühlen und allerlei Spuk verſpüren: Pantoffeln, die nachts durch die Zimmer ſchlürfen, nächtliches Thürklopfen, Kettenraſſeln, wenn nicht gar unſichtbare Ohrfeigen, und was ſonſt noch zum Treiben der Geſpenſter gehört. — Bewohnen möchte ich deshalb ein ſolches Haus juſt nicht; aber einſam es durchſtreifen oder darin ſpielen, wenn ich noch ein Kind wäre. Welch herrliche Tummelplätze zum Haſchen, welch köſtliche Eckchen zum Verſtecken, welch trauliche Neſtchen zum Puppenſpiel und Erzählen! Was iſt dagegen für Kinder ein modernes Logis, wo überall Parkette ſind, auf die man nicht treten; Sofa, auf die man nicht ſitzen; aufgeräumte Plätze, wo man keine Unordnung machen ſoll!

Aber eine Gattung alter Häuſer gibt es, denen es ganz wohl und behaglich zu ſein ſcheint, daß ein neues lebendiges Menſchengeſchlecht in ſie eingezogen iſt: das ſind die ehemaligen Klöſter. Wie fröhlich ſonnen ſich die altersgrauen Mauern, von der turmhohen Umſchließung befreit; wie luſtig widerhallen die Wände des Refektoriums von den Tritten ſpielender Kinder; wie freundlich duften die Blumen im Kloſtergärtchen jungen, hellaugigen Mädchen entgegen! Sie möchten ihnen wohl ſagen, daß ihre Ahnfräulein (wenn Blumen Ahnen zählen) dereinſt nur von alten knöchernen Figuren gepflückt worden, oder von bleichen, jungen Händen, die nun und nimmer ein leuchtender Trauring ſchmücken durfte.

Von all den Häuſern in Kirchheim iſt es nun das Kloſter, in das ich den Leſer zuerſt einführen möchte. Ich weiß keine Kloſtergeſchichte davon zu erzählen, weder à la Sigwart, noch à la Hartmann; ich möchte nur einige der Geſtalten vorüberführen, die in neueren Tagen durch das alte Gebäude gegangen ſind.

I.

Das Kloſter.



Das Kloſter in Kirchheim hat aus ſeinen alten Tagen faſt nur das Bequeme, Trauliche behalten: die weiten Räume, die bauſchigen Gitterfenſter, in die man ſich ganz hineinlegen und wie aus einem luftigen Käfig in die ſonnenbeſchienene Welt hinausſchauen konnte. Beinahe alles Grauſige, Geſpenſterhafte war längſt durch das geſchäftige Treiben jüngerer Geſchlechter weggeräumt. Nur in einer ungebrauchten Bodenkammer hing noch das geſchwärzte Bild einer Nonne, deſſen Original natürlich die Volksſage eingemauert worden ſein ließ, und unten, wo es hinter der Treppe ſo dunkel iſt, befindet ſich eine eiſerne Thür zu einem unterirdiſchen Gange, der, ich weiß nicht wie weit, ſich erſtrecken ſoll. Mit ſchauerlicher Luſt wagten die Kinder des Hauſes ſich hie und da etwa zehn Schritte in dem Dunkel vorwärts; aber manche Tagesſtunde, ja halbe Nächte lang unterhielten ſie ſich mit Planen, wie der Kloſterſchatz, der ſicher hier verſcharrt ſein mußte, zu heben, und vor allem, wie er zu verwenden ſei. Goldene Luftſchlöſſer erhoben ſich, wenn ſie in nächtlicher Stille flüſternd im Bett darüber plauderten. — Bis heute hat ihn aber noch keiner gehoben. Vor Zeiten waren wirklich Nachgrabungen angeſtellt worden, man war aber nur bis auf die Spur verſchütteter Stufen gekommen. — Der Sohn des Hauſes hatte in jüngeren Tagen mit ſeinen Kameraden die Grabung erneuert; das einzige Reſultat aber waren beſchmutzte Wämſer und zerriſſene Hoſen, weshalb das Geſchäft von ſeiten der Eltern niedergelegt wurde. — Von Geſpenſtern hat man nie viel vernommen. Die obbemeldete eingemauerte Nonne, ein unentbehrliches Requiſit eines alten Kloſters, ſoll freilich zur Weihnachtszeit manchmal mit gerungenen Händen ſich haben blicken laſſen; geſehen hat ſie aber niemand und gefürchtet nur, ſoweit es zu einem behaglichen Grauſen gehörte.

Am Eingang des Kloſterhofs ſteht noch das kleine Thorhäuschen, vom Thorwart bewohnt, der da keine Amtsverrichtung, nur die Vergünſtigung der freien Wohnung hatte. Es war ein eisgrauer, ſteinalter Invalid, der ganze ſommerlange Tage im Sonnenſchein vor ſeinem Häuschen ſitzen konnte. Geſprächig war er gewöhnlich nicht; wenn aber einmal die Schleuſe aufging, ſo wußte er viel zu erzählen von den Kriegsthaten ſeiner jungen Jahre — er hatte noch unter Friedrich dem Großen gedient —; für den geſtrigen Tag hatte er kein Gedächtnis mehr. Der Großvater verehrte ihm allmonatlich ein Paket Tabak, das ihm die Kinder überbringen durften. Herzlich leid that es ihnen, als der alte Stelzfuß begraben war und nur noch ſein uralter, kindiſch gewordener Pudel ſich vor dem Häuschen ſonnte.

Das Kloſter war ſeit lange zu einer Beamtenwohnung eingerichtet, und der Großvater und die Großmutter haben darin gewohnt. Ich will den Leſer nicht lange plagen mit genealogiſchen Erläuterungen über meine verſchiedenen Großeltern väterlicher- und mütterlicherſeits. Iſt er doch ſelbſt wohl ſo glücklich, ſolche zu haben oder gehabt zu haben, und wenn bei dem Namen Großvater und Großmutter eine recht freundliche, trauliche Erinnerung in ihm aufwacht, eine Erinnerung aus der erſten friſchen Kindheit an einen Lehnſtuhl und eine liebe, ehrwürdige Geſtalt darin, an fröhliche Ferien, an Geburtstags- und Weihnachtsgeſchenke, ſo iſt das vollkommen genug.

Der Großvater war, was man einen Mann von altem Schrot und Korn nennt, ungeſchliffen im guten Sinne des Worts. Mit den Redensarten hat er es nie genau genommen, aber er war wohlmeinend in der That und Wahrheit. Des Großvaters erſte Gattin war eine Frau, wie es nicht viele gibt, klein, geſchäftig, beweglich mit hellen Augen und offenem Herzen für alles, was ſchön und gut iſt in der Welt und über die Welt hinaus. Sie konnte ihren eigenen Sinn haben, ihr Hausweſen war ihr unbeſchränktes Königreich, in deſſen Regierung ſie keine Eingriffe duldete, und ſo klein ſie war, ſie verſtand ſich in Reſpekt zu ſetzen; aber blieb ſie unangefochten, ſo war ſie auch eine gnädige Herrin. Sie war nun freilich nicht in allen Stücken mit dem Zeitgeiſt fortgeſchritten. Von der Dienſtbotenemanzipation wollte ſie nicht viel wiſſen: „Laßt die Leute an ihrem Platz; haltet ſie ſo, wie ſie es ſich in ihrem Heimweſen dereinſt auch machen können; verwöhnt ſie nicht unnötig!“ Auch ihr litterariſcher Geſchmack war nicht auf der Höhe der Zeit, und das Lied: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille ꝛc.“ hat ihr zeitlebens beſſer gefallen, als das damals eben neu auftauchende Lied Goethes: „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll“, deſſen myſtiſche Schönheit ihr niemals einleuchten wollte. Aber trotz alledem war ſie das belebende Element ihres Hauſes und zum Segen geſchaffen für jede Zeit, in der ſie gelebt und gewirkt hätte.

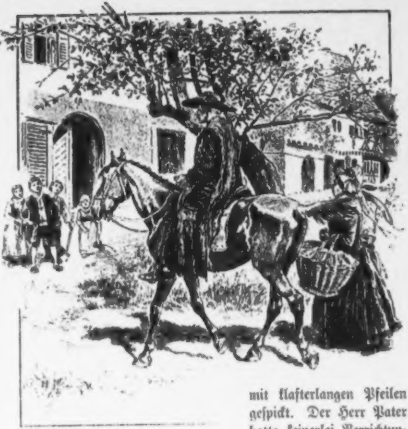
Der Großvater war ein raſtlos betriebſamer Geiſt, der ſich immer mit einer neuen Erfindung trug; und das weitläufige Kloſtergebäude war eben recht für die zahlreichen Verſuche, die er anſtellte, ohne jemals Chemie, Phyſik oder Technologie ſtudiert zu haben. Bald erfand er neue Weinſchöne, bald entdeckte er Torflager; dann machte er Baupläne, konſtruierte Maſchinen oder ließ Stahl fabrizieren; ſogar mit der Alchimie hat er's verſucht und Molche nebſt Meſſingſtücken in Schachteln geſperrt, weil er gehört hatte, daß ſie dieſes Metall verzehren und darauf als Gold von ſich geben. Letzterer Verſuch ſcheint keine glänzenden Reſultate geliefert zu haben; er wollte ſpäter nicht mehr daran erinnert ſein. Auch als Schriftſteller verſuchte er ſich und ſchrieb zu ſeinem Privatvergnügen zahlloſe politiſche Aufſätze. Sein Stil war zu wenig gehobelt, als daß ſie zur Veröffentlichung getaugt hätten, und ſo vermoderten ſie in ſeinem Schreibtiſche. Obgleich er unter dem gar alten Regime und unter der napoleoniſchen Herrſchaft ein mächtiger Oppoſitionsmann geweſen, hatte er doch von den Freiheitsideen, wie ſie ſich von den dreißiger Jahren an regten, ſo wenig eine Ahnung, daß der gute Großvater in unſern Tagen (1849) für ein Monſtrum von Geſinnungsuntüchtigkeit, für den Kaiſer aller Heuler erklärt worden wäre.

Weil er ſich auf allen Gebieten verſucht hatte, war ihm auch nichts neu auf der Welt. Nil admirari, das war, wenn auch unausgeſprochen, ſein ſteter Wahlſpruch. „Hab's ſchon lang gewußt — gerade ſo war's in den ſiebenziger Jahrgängen — wird ebenſo ſein wie ſelbiges Mal“, das waren ſeine Bemerkungen über alles, gleich dem alten Rabbiner in Gutzkows Acoſta. — Sein Herz aber ſaß auf dem rechten Fleck bei all ſeinen rauhen Außenſeiten. Bei Kranken war er hilfreich wie eine barmherzige Schweſter, bei Kindern zärtlich und nachſichtig wie eine Mutter. Obgleich er auch in Anſehung des Geldes etwas konſervativer Natur war, ſo war doch für die Enkel ſeine Hand ſtets offen; eigenhändig ſpickte er um Weihnachten und Oſtern die roten Aepfel mit neuen Sechſern; die Gratulationsgedichte zum Geburtstag und Neujahr wurden anſtändiger honoriert als die manches Hofpoeten, und ſeine ſchlichte Geſtalt mit dem ſchwarzen Käppchen auf dem kahlen Scheitel bleibt für uns der Mittelpunkt einer freudenreichen und ſonnigen Kinderzeit.

Der Charakter ſeiner Bewohner brachte es mit ſich, daß das Kloſter, wie in der baulichen Einrichtung ſo auch in der Beſtimmung, von den alten Tagen nur das beſte und freundlichſte Teil übrigbehalten hatte: das, eine Herberge der Verlaſſenen, eine Zuflucht der Heimatloſen zu ſein. Nicht daß es juſt eine verwahrloſte Kinderanſtalt geworden wäre, oder ein Blindenaſyl, oder ein Gutleuthaus; nein, es trug einen heiteren Charakter. Es gibt Verlaſſene, für die niemand ſammelt und Feſte hält und Häuſer baut, und ſolche nahm das Kloſter auf.

Da kam das eine Mal die arme Frau Baſe Klenker ſamt ihrem Hündchen und ihrer Schnupftabaksdoſe und ſiedelte ſich beim Herrn Vetter an, um ein paar Monate Licht und Feuerung zu erſparen; dann kam in tiefer Nacht eine ehemalige Nachbarin, eine unglückliche Kaufmannsfrau, die ihrem rauhen Mann entlaufen war, ſamt Kind und Habe. Ein andermal war's die Jungfer Hannebine (ihr Verwandtſchaftsgrad konnte niemals ausgemittelt werden), die gerade kein Unterkommen als Hausjungfer hatte und die nun mittlerweile ihre Kochkünſte im Kloſter produzierte. Jetzt mußte Raum geſchafft werden für die arme Pfarrwitwe, deren Habe verbrannt war, bis ſie wieder ein Obdach hatte; dann zog ein armer Forſtwart ab, bei deſſen elf Kindern die Großmutter Patin war; zur Erleichterung der Eltern mußten ſechs bis ſieben Patchen beherbergt werden, und ſo ging's fort. Dabei werde nicht gedacht der unzähligen kürzeren Beſuche von beſtimmungsloſen Vettern, ehemaligen Schreibern, ausgedienten Mägden u. dgl.

Auch ergötzliche Gäſte ſuchten das Kloſter heim. So der Onkel von Pfullingen, der die Rolle des gutmütigen Polterers übernommen hatte, wie ein Heide fluchte, daneben aber ein herzguter Mann war und alle Taſchen voll Geſchenke für die Kinder mitbrachte. Wenn man ihn und den Großvater zuſammen ſprechen hörte, ſo meinte man, die zwei Brüder haben grimmige Händel, und doch waren ſie die beſten Freunde von der Welt. Den Kindern faſt noch willkommener war's, wenn der dünne Herr Pater von N. in der ſchwarzen Kutte auf ſeinem zahmen Rößlein einhergeritten kam, gefolgt von der dicken freundlichen Marielieſe, ſeiner Köchin, um ſich ſeine Renten vom Großvater ausbezahlen zu laſſen. Der Herr Pater hatte ſtets rührende Kloſterbilder für die Kleinen, worauf eine heilige Thereſia mit Augen wie Pflugräder zum Himmel ſtarrte, oder ein heiliger Sebaſtian,



mit klafterlangen Pfeilen geſpickt. Der Herr Pater hatte keinerlei Verrichtungen in dem ganz proteſtantiſchen Dorfe; er lebte dort als der letzte Penſionär in einem alten Stifte und ließ ſich's unter der Pflege ſeiner Marielieſe recht wohl ſein, war auch höchſt tolerant und allenthalben gern geſehen. Alljährlich hielt er ein großes Feſt, wenn der Karpfenſee abgelaſſen wurde. Das war der Marieliefe Ehrentag; ſie lief ganz ſtrahlend und glitzernd umher wie der fetteſte geſchmorte Karpfen. — Der Herr Pater pflegte ſie vielfach mit einem Geſchichtchen aus der Anfangszeit ihrer Küchenlaufbahn zu necken. Sie hatte in der Küche eines Prälaten ihre erſten Studien gemacht, und ſollte bei einer großen Feſtlichkeit ein Spanferkel bereiten. Die

Oberköchin ſagte ihr: „Marieliеſe, wenn du das Spanferkel aufträgſt, ſo thu' auch Lorbeerblätter hinter die Ohren und eine Citrone ins Maul.“ Welche Heiterkeit verbreitete ſich im Saal, als die gute Marieliеſe mit dem Spanferkel eintrat, Lorbeerbüſchel hinter ihren Ohren und eine Citrone im weitaufgeſperrten Mund!

Einige der jeweiligen Inſaſſen des Kloſters verdienen näher ins Auge gefaßt zu werden. Der erſte derſelben iſt:

Der Emigré.

Als der Großvater noch vor ſeiner Bedienſtung in Kirchheim als Beamter in Urach wohnte, war daſelbſt bei Nacht und Nebel ein ehrbar ausſehender Franzoſe angekommen, begleitet von einer Demoiſelle, deren eigentliche Stellung zweifelhaft war. Mit Hilfe der Demoiſelle, die deutſch verſtand, gab ſich der Fremde als einen Monſieur Meuret zu erkennen, den die Stürme der Revolution von Haus und Amt vertrieben hatten. Er war zwar kein Vicomte oder Marquis, aber doch der Anhängſel eines ſolchen, bei dem er als Beamter oder Verwalter angeſtellt geweſen war. Monſieur Meuret, der keine andern Schätze gerettet hatte als die Demoiſelle, deren wirklicher Wert ſchwer anzugeben geweſen wäre, ließ ſich in beſagtem Städtchen als franzöſiſcher Sprachlehrer nieder, weil ihm zum Weiterkommen Rat und Mittel fehlten. Nun war aber Urach eine kleine Stadt, wo außer Erbſen und Linſen wenig geleſen wurde; daher fanden ſich wenige Schüler, ſo daß der arme Emigré kaum das notdürftigſte Auskommen fand. — Als nun der Großvater in Kirchheim eingerichtet war, glaubte er, daß hier, in einer kleinen Reſidenz, ein franzöſiſcher Maitre Bedürfnis ſei; darum verſchrieb er Herrn Meuret, deſſen traurige Lage ihm bekannt war, und bot ihm ſein Haus als Heimat an, bis er ſich eine eigene Wohnung verſchaffen könnte.

Nur ein Bedenken war dabei. Im Hauſe der Großeltern wurde ſtreng auf Zucht und Sitte gehalten. Der Großvater hatte, als ihm während der franzöſiſchen Einquartierung die bonne amie eines Generals ins Quartier zugewieſen wurde, dieſe mit großer Energie ausgetrieben, und obgleich ihm kein Franzöſiſch zu Gebot ſtand als der Ausruf: „Marſch, Madame!“ ſo hatte ſie's doch wohl verſtanden. Nun war zu fürchten, Monſieur Meuret möchte nicht ohne ſeine Demoiſelle kommen; das wollte der Großmutter gar nicht munden, und doch mochte man deshalb nicht die Gelegenheit verſäumen, dem Heimatloſen eine Heimat zu bieten. Endlich entſchloß man ſich, Herrn Meuret ohne Bedingungen und Klauſeln einzuladen. Siehe da, es kam alsbald eine Art von Kutſchenwagen mit äußerſt wenig Gepäck; darauf thronte Monſieur Meuret, und allerdings auch die Demoiſelle, die er aber alsbald als Madame Meuret vorſtellte. In Anbetracht ihrer erlebten Drangſale und ihrer hilfloſen Lage drückte man ein Auge über die Vergangenheit zu, und Monſieur und Madame wurden zunächſt im Kloſter untergebracht.

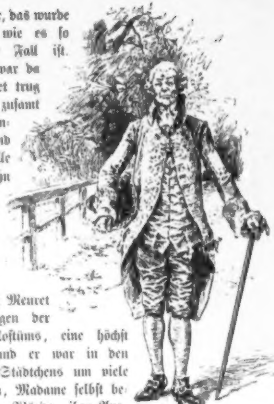
Monſieur Meuret eröffnete ſogleich einen Lehrkurſus, der von der aufblühenden Jugend, ſowohl aus dem hohen Adel als dem verehrten Publikum, recht zahlreich beſucht wurde; Madame gründete eine franzöſiſche Strickſchule, und ſo fanden ſie ſich bald, wenigſtens im Vergleich mit ihrem letzten Aufenthalt, in recht erträglichen Umſtänden. Die Sprachkenntniſſe, die man ſich bei Madame erwarb, beſchränkten ſich freilich auf ein paar Phraſen: Madame, s'il vous plait, examinez mon ouvrage! Madame, s'il vous plait, laissez-moi sortir! u. dgl.; aber doch war's immerhin franzöſiſch und darum ein ganz andres Ding als eine deutſche Strickſchule.

Monſieur Meuret bewegte ſich in äußerſt gemeſſenen, zierlichen Formen und ſchien das dreifache Maß ſeines äußerlich verlorenen Ranges innerlich in ſich aufgenommen zu haben. Madame befliß ſich minderer Feinheit, und das eheliche Verhältnis des edlen Paares, das ſich ſpät und nach ſo langer Bekanntſchaft verbunden, ſchien eben nicht das zärtlichſte zu ſein.

Madame Meuret, eine geborene Elſäſſerin, hatte als deutſches Stammgut nichts behalten als deutſche Schimpfwörter, die ſie in unglaublicher Anzahl vorrätig hatte und an ihren Eheliebſten ſowie an ihre Zöglinge verſchwendete, über welch letztere ſie hie und da noch ein fühlbareres Regiment mit der Elle führte. Alle Tiernamen ſtanden ihr zu Gebot, und ſie ſtellte ſie auf eine Weiſe zuſammen, daß Linné und Buffon in Verlegenheit geweſen wären, die Geſchöpfe zu klaſſifizieren, z. B.: du Stockfiſchgans, du Kalbsluckel, du biſt mit Spülwaſſer getauft! ꝛc. ꝛc. Die Tugend der Unparteilichkeit mußte man ihr laſſen, da ſie die Töchterlein ihres Protektors höchſtens mit noch ſtärkeren Ehrentiteln und häufigeren Ellmeßberührungen heimſuchte als die andern.

Das liebſte Geſprächsthema des Ehepaars war natürlich ihre verlorene Herrlichkeit, die, wie es zu gehen pflegt, in der Erinnerung beträchtlich erhöht und verklärt wurde. Beſonders gründlich war Monſieur Meuret in der Schilderung ſeiner reichen Garderobe, die den kleinen Mädchen, denen er ſie beſchrieb, ganz fabelhaft erſchien. Er hoffte auch immer wieder in den Beſitz wenigſtens dieſes Teils ſeiner Habe zu kommen, den er, bereits in Kiſten gepackt, auf der Flucht irgendwo deponiert habe. Da aber nichts kam, ward die Geſchichte von Herrn Meurets Kleidern allmählich zum Mythus.

Welcher Triumph war es nun für den verkannten Edeln, als eines Morgens durchs Städtchen die Kunde erſcholl, Monſieur Meurets Kleider ſeien angekommen! Die Schülerinnen, wohl auch die Mütter, eilten herbei, den Schatz in Augenſchein zu nehmen. Ja, da war die ganze Herrlichkeit! der unwiderlegliche Beweis, daß Monſieur Meuret daheim ein Mann comme il faut geweſen. Da lag ein geblümtes Sammetkleid, ein roter, ein apfelgrüner Frack; ein Staatsdegen, ein galonierter dreieckiger Staatshut, kurze Inexpreſſibles mit ſilbernen Knieſchnallen, ſeidene Strümpfe, Schnallenſchuhe, und über das alles noch ein Ludwigskreuz! Für welches Verdienſt Monſieur Meuret dieſes bekommen, da er, ſoviel bekannt, nichts gethan hatte, als daß



er davongegangen war, das wurde nie ſicher erhärtet, wie es ſo oft bei Orden der Fall iſt. Genug, der Orden war da und Monſieur Meuret trug ihn von Stunde an, zuſamt dem geblümten Sammetkleid, Degen und Staatshut, obgleich alle dieſe Kleiderpracht zehn Jahre im Dunkel gelegen und gänzlich außer Kurs gekommen war. Hat jemals das Kleid den Mann gemacht, ſo war das hier der Fall; Meuret machte, gerade wegen der Seltenheit ſeines Koſtüms, eine höchſt reſpektable Figur, und er war in den Augen des ganzen Städtchens um viele Prozent geſtiegen; ja, Madame ſelbſt bekam ein Gefühl ihrer Würde, ihre Ausdrücke wurden feiner und ihr Putz, der früher keineswegs franzöſiſche Eleganz verraten hatte, wurde gewählter.

Außer der Garderobe mußte Herr Meuret nicht viel Beſitztümer zurückgelaſſen haben, denn auch nach der Reſtauration bezeigte er kein Verlangen nach der Heimkehr; es ſcheint, der Vicomte habe ſich nicht reſtauriert. Dagegen aber ging dem würdigen Mann noch am Lebensabend ein andrer Glücksſtern auf: er wurde durch Vermittelung eines adeligen Gönners als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an die Landesuniverſität berufen, eine Stelle, auf die er ungefähr ſo viel Anſprüche hatte als auf den Orden. — Gleichviel, er war's einmal und trug die Bürde dieſer neuen Würde mit allerhöchſtem Anſtand.

Madame ſchaffte ſich augenblicklich ein neues ſchwarzes Seidenkleid an und nannte ihn von Stund an „mon cher“. Monſieur und Madame Meuret reiſten ab und überließen es ihren teuern Schülerinnen, Franzöſiſch, Bildung und Franſenſtricken zu lernen, wo ſie wollten. — Ob und wie weit er ſeine neue Stelle ausgefüllt, ob das geblümte Sammetkleid bis an ſein Lebensende ausgehalten, ob Madame das mon cher nicht wieder verlernt hat, darüber iſt mir nicht viel zu Ohren gekommen. Aber der Großvater dachte ſein Leben lang mit Vergnügen daran, wie er durch die Berufung des Emigré nach Kirchheim den Grund zu deſſen Glück gelegt.

Der Maler.

Wie viel gebetene und ungebetene Gäſte auch das Kloſter heimſuchten, ein Zimmer wurde ſtets freigehalten und blieb ſogar bei den hohen Waſch- und Putzfeſten verſchont: des Malers Stube. — Der Maler war ſo recht der Stammgaſt des Hauſes; man wußte faſt nicht mehr, wann er zuerſt gekommen war. Seine Ankunft wurde ſtets ohne Ceremonie angekündigt durch einen großen, langen Korb, der, mit einem Tuche bedeckt, ſein Malergerät enthielt. Seine übrige fahrende Habe war leicht transportabel, da ſich ſeine Garderobe mehr durch Qualität als durch Quantität auszeichnete. — Der Maler, der in der Reſidenz eine beſcheidene Mietwohnung inne hatte, war den größten Teil des Jahres der Gaſt irgend einer befreundeten Familie, um dieſe und die ganze Umgegend mit den Produkten ſeiner Kunſt zu beglücken.

Er machte eine recht anſtändige Figur, der Maler; er war nicht groß, aber wohlgeformt und abgerundet, jederzeit höchſt proper und zierlich gekleidet, in Frack, Schuhen und ſeidenen Strümpfen, die er eigenhändig zu ſtopfen pflegte. Somit machte er in ſeinem Aeußern keinen Anſpruch auf Genialität. Wie würde er ſich entſetzt haben, wenn ihm ein Kunſtgenoſſe aus unſern Tagen zu Geſicht gekommen wäre, mit Waldungen von Schnurr-, Backen- und Knebelbärten, einer Haarwildnis und einem Paar düſtern, rollenden Augen, während ihn ein Stäubchen auf den blankgewichſten Schuhen unglücklich machen konnte! Nur in einem Stück erhob ſich ſein Künſtlergeſchmack über die Herrſchaft der Mode: inmitten des Zeitalters der Zöpfe und Zöpfchen, Buckeln und Haarbeutel, Puderköpfe und Perücken trug er unverändert ſeine eigenen, halblang geſchnittenen Haare, wodurch er ſich noch in ſpätern Jahren ein gewiſſes jugendliches Ausſehen bewahrte.

Im Kloſter war er daheim wie im eigenen Hauſe. Er kommandierte die Mägde, die ſeiner unendlichen Pünktlichkeit nie Genüge thun konnten; er ſchulte die Kinder herum, ohne die Vermittelung der elterlichen Oberbehörde zu ſuchen; er kritiſierte die Speiſen und machte den Küchenzettel; denn er war ein ziemlicher Gourmand und hatte Kenntniſſe in der Kochkunſt, welche die ſelige Verfaſſerin des ſchwäbiſchen Kochbuchs beſchämt hätten. Wegen all dieſer Eingriffe in ihr Gebiet lebte er denn auch in beſtändigem kleinen Krieg mit der Großmutter, obgleich ſie es von Herzen gut mit ihm meinte und er großen Reſpekt vor ihr hatte. Deſto beſſer ſtand er mit dem Großvater, mit dem er immer zu kleinen Schutz- und Trutzbündniſſen gegen die Frauenwelt verbunden war.

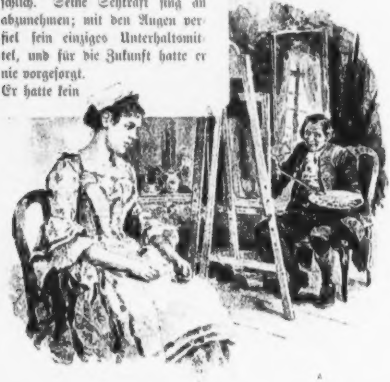
Der Beginn ſeiner Laufbahn war ein ſehr vielverſprechender geweſen, weil ſie, wie die ſo vieler großer Männer, zu allerunterſt angefangen hatte. Er war der Sohn eines armen Kupferſchmieds in Urach. Herzog Karl bemerkte die wunderſchöne Stimme des Buben, als er einmal durch die Stadt ritt. Aeußerſt begierig, jedes aufkeimende Talent in ſeiner Akademie zu hegen, welches Treibhaus damals in der Blüte ſeines Gedeihens ſtand, nahm er den Knaben alsbald in die Anſtalt auf. Die Singſtimme bildete ſich mit der Entwickelung des Knaben nicht ſo glänzend aus, als man gehofft; dagegen ſchien bei ihm Geſchmack und Talent für Malerei vorherrſchend zu ſein. Der Herzog, der ſich ſonſt faſt göttliche Rechte anmaßte und wenn nicht die

Herzen, ſo doch den Willen und die Gaben der Menſchen lenken wollte wie Waſſerbäche, ließ diesmal einen Menſchen ſeinen eigenen Weg gehen. Zu viel ſcheint er ſich nie vom Maler verſprochen zu haben; denn er verlor ihn aus dem Auge und that nichts dafür, ſein Talent durch Reiſen u. dgl. zu heben. — Der Maler hat auch die Akademie keineswegs als großer Künſtler verlaſſen, und es ſchien nicht, als ob er ſeine Kunſt für etwas andres anſehe, als für einen recht anſtändigen Nahrungszweig. Er war und blieb ausſchließlich Porträtmaler. Seine Bilder haben faſt alle den Vorzug großer Treue, aufs Idealiſieren ließ er ſich höchſt ſelten ein; ſie ſind keine vergeiſtigte Wiedergabe der Natur, wohl aber eine genaue Kopie derſelben, und die Warze auf der Naſe des Herrn Stadtſchreibers durfte ſo wenig wegbleiben, als der kleine Auswuchs am Halſe der Frau Dekanin, obgleich dieſe ſolche Treue ſehr übel vermerkte. Er war unermüdet fleißig, und da er ſehr wohlfeil malte und daneben ein angenehmer Hausgenoſſe war, ſo läßt ſich erklären, wie in jener ſparſamen Zeit ganze Generationen ſich durch ſeinen Pinſel verewigen ließen. Durch ganz Schwaben, das Land auf und ab, finden ſich in Zimmern oder Rumpelkammern noch Bilder, die ohne Malerzeichen unverkennbar den Stempel ſeiner Hand tragen.

Die Familie im Kloſter malte er in allen Formaten und Lebensaltern: rotwangige Kinder, Jungfrauen mit kurzer Taille und Spickelkleidern, Papa, Mama und Großmama. Die Großmutter wollte mit ihren Bildniſſen nie zufrieden ſein, ſie wäre gern hübſcher geweſen und hätte eine kleinere Naſe gewünſcht. Doch wie geſagt, Verſchönern war nicht des Malers Sache. Er behandelte die Rockknöpfe und Halskrauſen gerade mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie das „geſegnete Menſchenantlitz“, und fühlte ſich noch geſchmeichelt, als die Magd bei einem ſeiner Porträts nichts zu bewundern wußte, als: „Ach, wie ſind des Herrn Buchhalters Weſte ſo gut getroffen!“ Für Schönheit hatte er aber doch ein lebendiges Auge und war ein großer Freund und platoniſcher Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Unter ſeinen zahlreichen Freundinnen hatte er immer noch beſonders bevorzugte, die er mit Auszeichnung „meine Auguſte“, „meine Karoline“ nannte; nie aber hörte man, daß ſeine Vorliebe auch in jungen Jahren den Grad einer ruhigen, freundſchaftlichen Zuneigung überſchritten hätte. Dieſe ſeine Erwählten pflegte er dann auch unentgeltlich und ſogar in etwas idealer Geſtalt zu malen, etwa mit einem Blumenkranz oder nach damaligem Zeitgeſchmack mit fliegenden Haaren an einem Altare ſtehend. Solche Bilder erheben ſich auch wirklich in Auffaſſung und Ausführung ziemlich über ſeine andern.

Ein läſtiger Gaſt wurde der Maler nie, obgleich er ein ſehr dauerhafter war. Ohne ſeiner Würde zu vergeben, machte er ſich nützlich durch allerlei kleine häusliche Dienſtleiſtungen, zu denen er eine geſchickte Hand hatte. Er malte nicht, wie ein moderner Maler, nur in einem abſonderlich zubereiteten Atelier, in dem er aufgeſucht werden muß. Was er bedurfte an Licht und Schatten, das war durch einen geſchloſſenen Fenſterladen, durch einen aufgezogenen Vorhang leicht hervorgebracht, und ſo zog er denn mit ſeiner Staffelei und ſeinem Korb in jedes Haus, wo er gerade porträtierte, und war den ganzen Tag über der Gaſt desſelben. Dadurch trat er mit den Gegenſtänden ſeiner Darſtellung in ein recht vertrautes gemütliches Verhältnis, was gewiß viel zu dem natürlichen, hausbackenen Charakter ſeiner Bilder beitrug, die gar nicht expreß liebenswürdige oder ſchalkhafte Geſichter machen, wie die Porträts in unſern Kunſtausſtellungen. — Alle, auch die mechaniſchen Verrichtungen, die zu ſeiner Kunſt gehörten, vollbrachte er ſelbſt; im Hof grundierte er ſeine Leinwand, rieb ſeine Farben und brauchte ſo keine Art von Gehilfen.

Er war ein recht unterhaltender Geſellſchafter und erheiterte unermüdet den Familienkreis durch Vorleſen, durch Geſang — ſeine Stimme erhielt ſich lange ſchön —, durch Teilnahme an den damals im Schwange gehenden Pfänderſpielen. Hatte ihn die Karlsakademie nicht zum großen Manne gemacht, ſo hatte ſie ihm doch eine zugleich feine und gründliche Bildung mitgeteilt, ſo daß ſein Umgang wirklich von Wert für die Jugend war, zumal in einem Landſtädtchen, deſſen Schulunterricht ſich nicht weit übers Buchſtabieren und Dividieren erhob. Nur trug die gute Großmutter Sorge, ob er nicht den jungen Leuten etwas von den freigeiſteriſchen Anſichten mitteilte, die er, wie ſo viele ſeiner Zeit, als notwendiges Erfordernis ſeiner Bildung und als Zeichen eines guten Kopfes ſich angeeignet hatte. Sein im Grunde doch heimatloſes Leben, das ihm tiefere Erregungen ferne hielt, trug wohl dazu bei, daß das Glaubensbedürfnis in ſeiner Seele nicht recht erwachte. — Dieſer Mangel an innerer Glaubens- und Lebenswärme ließ nun auch Raum in ſeiner Seele für einen ſtillen Trübſinn, der ihn bei der heiterſten Außenſeite mit zunehmenden Jahren beſchlich. Seine Sehkraft fing an abzunehmen; mit den Augen verfiel ſein einziges Unterhaltsmittel, und für die Zukunft hatte er nie vorgeſorgt. Er hatte kein



geniales Künſtlerleben geführt, nicht in einer tollen Champagnernacht lange Hungertage zu vergeſſen geſucht; aber ein anſtändiger Wohlſtand, ein gewiſſer Komfort in Nahrung und Kleidung war ihm Bedürfnis. Dabei hatte er eine freigebige Hand, ſowohl ein Scherflein der Armut, als auch ein Ehrengeſchenk der Freundſchaft zu bieten. Der Notpfennig für die alten Tage fehlte ihm, und ſeinem ehrenhaften Sinn widerſtrebte es, ſich als unnützes Mitglied in der Geſellſchaft von fremder Güte erhalten zu laſſen. In tiefſter Seele mochte ihn wohl auch ſchmerzlich das Bewußtſein erfüllen, daß er nur in dem Vorhof ſeiner herrlichen Kunſt ſtehen geblieben und nie in ihr Heiligtum eingedrungen war. — So ſah er bei kräftigem Körper mit den verdunkelten Augen in eine öde Zukunft. Zu der Höhe des Bewußtſeins konnte er ſich nicht erheben, ſich als Kind des großen Vaterhauſes, als Diener des unendlich reichen Hausherrn zu fühlen, in deſſen Dienſt keine Hand müßig gehen darf, wenn wir nur zu verſtehen wiſſen, zu welchem Werke er uns wirbt.

In des Malers ſonſt ſo ruhiger Seele reifte ein Entſchluß, den niemand bei dem heitern, gleichmütigen Manne vermutet hätte. Er beſchloß, ſein Leben ſelbſt zu enden. Ganz im ſtillen, anſcheinend mit vollkommener Seelenruhe, bereitete er die Ausführung des dunkeln Gedankens vor und brachte alle ſeine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung mit der ſkrupulöſen Pünktlichkeit, die lebenslänglich ein Charakterzug an ihm geweſen war. — Aber nie wurde wohl der eigenmächtige Beſchluß eines Menſchenwillens in ſo wunderbarer und trauriger Weiſe verhindert und befördert zugleich, als der Vorſatz des Malers.

Er war ſchon längere Zeit vom Hauſe des Großvaters fern geweſen, als eines Tages ſtatt des erwarteten Korbes ein Brief von ihm kam nebſt ſeiner goldenen Taſchenuhr. Neben dem ſonſt ganz gleichgültigen Inhalt des Briefes bat er den Großvater, die Uhr als Vergütung für ein kleines Darlehen anzunehmen. Der Großvater war ärgerlich und gekränkt über dieſes Verfahren eines Freundes, den er nie gemahnt hatte; noch aber ſtieg keine Ahnung des wirklichen Grundes in ihm auf. — Einige Zeit nachher kam ihm die Kunde zu, daß in B. am Neckarufer ein faſt unkenntlicher Leichnam gefunden worden ſei. Jetzt erſt ging ihm ein Licht auf über das Geſchick ſeines unglücklichen Freundes. Er eilte hin und erkannte die durch ſchwere Wunden und längeres Liegen im Waſſer ſehr entſtellte Leiche weniger an den Zügen, als an des Malers Lieblingsdoſe, die ſich noch bei ihm fand. Aber ein dunkles Rätſel ſchien auf dem Tode des Mannes zu liegen. Daß er beabſichtigt, ſich ſelbſt zu töten, das ſtellte ſich durch tauſend kleine Umſtände ſeiner letzten Lebenstage unzweifelhaft heraus, und doch trug die Leiche Wunden, die ebenſowenig durch ſeine eigene Hand, als durch das Umhertreiben des Körpers im Waſſer entſtanden ſein konnten. Woher nun dieſe? Der Maler war der friedfertigſte Menſch von der Welt geweſen: wer konnte ſeiner eigenen Hand auf ſolche Weiſe vorgegriffen haben?

Erſt einer Unterſuchung ſpäterer Jahre, die aus ganz andern Gründen geführt wurde, war es vorbehalten, dieſes Geheimnis ans Licht zu ziehen. — Es lebte in der Nähe von B. ein Wirt, der eine ſo wunderbare Aehnlichkeit mit dem Maler hatte, daß er oft mit ihm verwechſelt wurde, ſo wenig ſonſt Verwandtes war zwiſchen dem anſtändigen, geſitteten Maler und dem rohen jähzornigen Wirt. Dieſer hatte wenige Tage vor dem Ende des Malers mit ein paar Schiffern, gleichfalls rohen und wüſten Geſellen, einen heftigen Streit gehabt, der damit endete, daß er ſie zum Hauſe hinauswerfen ließ, worauf ſie ihm blutige Rache ſchworen. — Am Morgen des Tages, wo der Maler vor Sonnenaufgang hinausging, um ſich ſelbſt zu Grabe zu tragen, traf er am Neckarſtrand die Schiffer, die mit wilder Gier auf ihn, als den vermeinten Gegenſtand ihres wütenden Haſſes, losſtürzten. Ob ſie in ihrer Wut nicht achteten, was ſie über ihren Irrtum hätte belehren können; ob der Maler, froh, daß ihm die eigene That erſpart war, ſich ſelbſt enthielt, ſie zu enttäuſchen: das weiß niemand. So iſt dem friedlichen Künſtler ein dunkles und blutiges Ende geworden. Möge er einen milden Richter gefunden haben an dem, der Herzen und Nieren prüft, und der nicht gewollt, daß ihn der eigene Schritt vor der Zeit zum Tode führen ſollte! — In der Familie des Kloſters ward ihm ein freundliches Andenken bewahrt, und in manchem ſchwäbiſchen Hauſe wird bei dieſem Umriß, der Wahrheit gibt, keine Dichtung, die Erinnerung an den gemütlichen heimiſchen Künſtler wieder aufleben. Mir ſei vergönnt, mit ſeiner traurigen Geſchichte das Kloſter zu ſchließen und euch hineinſchauen zu laſſen in ein paar andre alte Häuſer von Kirchheim.

II.

Das ſtille Haus.

Philemon 15.

In einer ſtillen Seitenſtraße der ſonſt ſehr lebendigen kleinen Stadt ſtand ein unſcheinbares Haus, das man für unbewohnt hätte halten können, ſo wenig Bewegung und Geräuſch wurde darin vernommen, wenn man nicht an der Hinterſeite desſelben, welche die Ausſicht auf das weite Thal und die grüne Alb bot, helle Fenſter mit Gardinen und Blumen geſchmückt und hinter dieſen manchmal eine weibliche Geſtalt erblickt hätte.

Die anſpruchsloſe Wohnung war die Heimat einer ſtillen Jungfrau, die eigentlich einem ſehr lauten Familienkreiſe angehörte. Außerhalb dieſes Kreiſes war ſie nur wenigen bekannt: den Armen, den Kranken und bekümmerten Herzen. In der Welt und mit der Welt lebte ſie nicht; die mancherlei kleinen Intereſſen, die Tagesneuigkeiten, welche die Bewohner kleiner und großer Städte in Bewegung erhalten, waren nicht für ſie vorhanden; aber mit den Ihrigen teilte ſie Freude und Leid herzlich und warm, und obwohl ihre Weiſe ſtill und gelaſſen war, ſo konnte ſie doch recht kindlich heiter ſein mit den Jungen und Frohen.

Am liebſten war ſie freilich allein in ihren ſtillen Zimmern, durch die der Geiſt der Ordnung und des Friedens wehte, und ließ ihre müden Augen ausruhen auf dem ſchönen, friſchen Grün des Thales. Doch nahm ſie es auch freundlich auf, wenn das ſtille Jungfernſtübchen ſich belebte von kleinen und großen Nichten und Neffen, die gar zu gern den Schauplatz aller Familienfeſte hierher verlegten, zu der freundlichen Tante, die alle Jugendluſt ſo gerne gewähren ließ, und die nachher mit aller Ruhe und Heiterkeit ihr kleines Anweſen wieder in Ordnung brachte, wenn die wilde Schar das Unterſte zu oberſt gekehrt hatte.

Im Mai war der Tante Marie Geburtstag, und auf dieſen Tag wußte man ſchon, daß ſie keine Beſuche aus der Familie brauchen konnte; da kam alle Jahre ein ſtattlicher Mann am erſten Gaſthof zu Kirchheim mit Extrapoſt angefahren. Von hier aus verfügte er ſich ſogleich zur Tante Marie und brachte die wenigen Tage, die er im Städtchen verweilte, von Morgen bis Abend bei ihr zu. Sie machten große Spaziergänge, laſen zuſammen und ſchienen bis zur Abſchiedsſtunde nicht fertig werden zu können mit eifrigen Geſprächen.

Nach dieſen Beſuchen war die ſtille Marie eine Zeitlang noch ſtiller; ihre Geſchwiſter wußten wohl, daß man ſie jetzt allein laſſen mußte, bis ſie ſelbſt wieder einmal in einem der Familienkreiſe mit der alten, heitern, anſpruchsloſen Miene erſchien.

Die Beſuche des anſehnlichen fremden Herrn bei der alten Jungfer, die für eine Pietiſtin galt, obgleich ſie die Verſammlungen derſelben gewöhnlich nicht beſuchte, machten anfangs großes Aufſehen in Kirchheim; allmählich gewöhnte man ſich daran. Der Fremde war Profeſſor an der Univerſität eines Nachbarſtaates und ein gekannter Schriftſteller. Alle ſeine Werke kamen zuerſt in das ſtille Jungfernſtübchen der Tante Marie, die ununterbrochen in brieflichem Verkehr mit ihm ſtand. Die Bewohner von Kirchheim waren längſt an den rätſelhaften Gaſt gewöhnt; die jungen halberwachſenen Nichten und Neffen, hauptſächlich aber die erſteren, plagten ſich und die Eltern unabläſſig mit Fragen und Vermutungen, ob er denn ein Verwandter von ihr ſei? — aber dann wäre er ja auch einer von ihnen, — oder ein Freund? aber ſolche Freunde hatte man doch gewöhnlich nicht; . . . die Eltern jedoch ſchwiegen ſtill und das Rätſel blieb ungelöſt.

Ob Tante Marie einmal ſchön geweſen, war gleichfalls ein Gegenſtand häufiger Beratungen. Neben ihrem Freund, der, obwohl einige Jahre älter, doch in der Fülle und Kraft des Mannesalters ſtand, ſah ſie freilich recht verblüht aus; aber es war eine milde Anmut über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ein Hauch des Friedens, der höher iſt als alle Schönheit, weil er über dem Wechſel der Zeit ſteht.

Marie war von äußerſt zarter Geſundheit, und lange vor der Zeit fühlte ſie ihre Lebenskraft abnehmen. Sie hatte bis jetzt meiſt eine ihrer Nichten um ſich gehabt, und dieſe hatten ihrem ſtillen Einfluß den größten Teil ihrer innern Bildung zu danken; — nun aber bat ſie ihre älteſte Schweſter, ihr Hermine, die ihr ſtets die liebſte der Nichten geweſen war, für den Reſt ihres Lebens ganz zu überlaſſen.

Sehr gern folgte die junge Hermine dem Wunſch der verehrten Tante, obgleich ſie dieſelbe im ſtillen gar nicht für ſo krank hielt. „Aber, Mutter, ehe ich jetzt ganz zur Tante gehe, mußt du mir ſagen, wie es denn iſt mit dem Profeſſor; ich weiß ja gar nicht, wie ich daran bin, wenn er kommt.“

„Nun ja, Kind,“ meinte die Mutter, „du haſt nicht unrecht und biſt alt genug dazu; was ich weiß, will ich dir gern ſagen, aber das iſt nicht viel; es iſt eine kurioſe Geſchichte.

„Du weißt, daß Marie das jüngſte von uns Geſchwiſtern iſt, auch war ſie daheim das Neſthäkchen und der Liebling, ſolange unſre ſelige Mutter noch lebte; wir zwei älteren Schweſtern waren ſchon verheiratet und Marie noch nicht ganz vierzehn, als die Mutter ſtarb. Sie war eine vortreffliche, fromme Frau geweſen, und ihr Tod brachte uns allen ein tiefes Leid; die Marie aber war ganz troſtlos. Von nun an hatte ſie wenig Freude mehr daheim; unſer Vater war ein verſchloſſener, heftiger Mann, der ihrem Herzen nie nahe gekommen war. Nach kurzer Zeit verheiratete er ſich wieder, und jetzt kann ich dir's ſchon ſagen, daß wir alle die zweite Mutter nie recht lieb gewannen. Sie war gar nicht bös, aber launiſch und oberflächlich; in den erſten Wochen zehrte ſie die Marie faſt auf vor Liebe, nachher ließ ſie

ſie gehen, that ihr nichts zulieb oder zuleid mehr, und ſo wurde das Mädchen immer ſtiller, und außer ihrem Religionslehrer verkehrte ſie am liebſten mit ihren Blumen und Büchern; doch konnte ſie recht heiter ſein, und ſie war ein ſehr hübſches Mädchen, ſo wenig ſie aus ſich machte.“

„Seh' ich ihr gleich, Mama?“

„Du? bewahre! du biſt nicht halb ſo hübſch und kannſt dich nicht ſo nett und einfach kleiden wie Marie. Nun, der Doktor R., eben der Profeſſor, lernte die Marie kennen auf einem Ferienbeſuch, den er hier machte; ſie fanden beide Gefallen aneinander, niemand hatte etwas einzuwenden. Wir hielten's alle für ein rechtes Glück, daß ſich Marie in ihrem achtzehnten Jahre mit ihm verlobte. Jetzt lebte ſie erſt recht auf und ward eine Perſon von Bedeutung in der Familie; dem Vater, dem Bruder und den Schwägern ſchienen erſt die Augen aufzugehen über ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verſtand und die Bildung, welche ſie ſich in aller Stille erworben hatte. Die Mutter bekam einen heftigen Anfall von mütterlicher Zärtlichkeit und beſorgte mit Eifer die Ausſtattung.

„Marie blühte wie ein Röslein; mit ihrem Geſchmack an Büchern, und Leſen und Studieren war ſie bei dem Doktor ganz an den Rechten gekommen. Die zwei wurden viel geplagt mit ihren Studien und gelehrten Geſprächen; ſie ſchrieben einander ganze Pferdslaſten von Briefen, der alte Stadtbote mußte noch einmal öfter in der Woche aufs Poſtamt fahren, — mitunter waren ſie freilich auch recht kindiſch zuſammen. Es war alles ſchön und gut; doch fiel mir's auf, als ich längere Zeit hier war, daß Marie gar ſelten mehr den Stadtpfarrer beſuchte und ſo äußerſt ſtill und ſchüchtern in ſeiner Gegenwart war.

„Etwa ein halb Jahr waren ſie verlobt, als R. einen Ruf auf die Profeſſorsſtelle in *** bekam; da war nun der Jubel vollkommen, und der Hochzeitstag wurde feſtgeſetzt. Marie freute ſich wie ein Kind auf ihr eigenes neues Hausweſen, das Hochzeitskleid war fertig und das Aufgebot beſtellt.

„Da kam der Profeſſor, um vor ſeinem Abzug noch einen

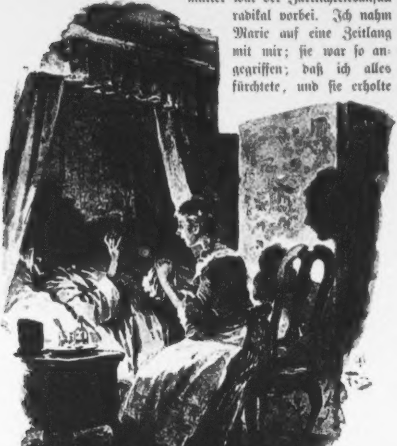
Beſuch bei der Braut zu machen, ehe er ſie heimführte. Marie war wie immer heiter und zärtlich. Der Bräutigam mußte in der Nacht mit dem Eilwagen abreiſen, und das Brautpaar machte abends noch einen langen Spaziergang zuſammen; ich glaube, es war auf den Kirchhof, wohin ſie auch ſonſt gern gingen. Marie kam ganz lebendig und aufgeregt heim von ihrem eifrigen Geſpräch, und ſie nahmen einen ſo zärtlichen, liebevollen Abſchied wie immer.

„Am andern Morgen, ich war damals auf Beſuch beim Vater, kam die Marie ſo bleich zum Frühſtück, daß wir alle erſchraken, obgleich wir es der Trennung zuſchrieben. Die Mutter wollte ſie aufheitern und ſagte: ‚Morgen, Marie, wollen wir nach Stuttgart fahren, um deine Sachen vollends zu beſorgen; wir haben nur noch vier Wochen bis zur Hochzeit.‘ Da ſagte Marie ruhig, aber mit leiſer Stimme: ‚Sie dürfen ſich keine Mühe mehr geben, Mutter, ich werde gar nicht Hochzeit haben.‘

„Da ſaßen wir alle und ſtarrten ſie an mit offenem Mund; wir hätten ſie für verrückt gehalten, wenn ſie nicht ſo gar ſanft und ruhig den ganzen Sturm von Fragen und Vorwürfen ausgehalten hätte, der über ſie losbrach. ‚Und Ludwig?‘ fragte ich endlich. ‚Dem habe ich ſchon heute früh geſchrieben.‘ Das war ihre einzige Antwort, mehr konnten wir nicht herausbringen.

„Der Profeſſor kam am zweiten Tag in heftiger Bewegung; wir hatten ihn mit Schmerzen erwartet und hofften alles von ſeiner Gegenwart. Was es an jenem Abend zwiſchen ihnen gegeben, darüber rückte er auch nicht heraus. ‚Setzen Sie dem Mädchen den Kopf zurecht, Herr Tochtermann!‘ ſagte der Vater, ‚oder ich werde ſelbſt noch toll.‘ Marie empfing ihn ruhig, ſtill und ſchüchtern. Sie gingen in den Garten; da ſaßen ſie in der Laube, in welcher ſie ſich verlobt hatten, weiß Gott wie lange, immer im eifrigſten Geſpräch. Wir waren voll der beſten Hoffnung; da kamen ſie endlich herauf, alle zwei bleich wie der Tod. Der Profeſſor ſagte dem Vater, daß er ſich in Mariens Willen fügen müſſe und auf ihren Beſitz verzichte; gab uns allen die Hand, auch der Marie, küßte ſie auf die eiskalte Stirn und fuhr davon.

„So wenig ich Marie begreifen konnte, ſo dauerte ſie mich doch viel zu ſehr, als daß ich ihr hätte Vorwürfe machen können; der Vater aber war furchtbar böſe und bei der Stiefmutter war der Zärtlichkeitsanfall radikal vorbei. Ich nahm Marie auf eine Zeitlang mit mir; ſie war ſo angegriffen; daß ich alles fürchtete, und ſie erholte



ſich nur nach und nach in der Stille und Ruhe, die ich ihr ließ.

„Es war gar nicht wie ſonſt bei einem Brautpaar, das ſich aufgegeben: keine Briefe, keine Geſchenke und Porträts wurden zurückgegeben; im Gegenteil, die Korreſpondenz fing wieder an, wenn auch nicht ſo eifrig wie zuvor, und Marie las die Briefe mit ſo ängſtlicher Spannung, als ob ſie von jedem ihr Lebensheil erwarte. Ich konnte nicht glauben, daß es bei den zwei aus ſein ſollte, und erſchöpfte, als Marie wieder geſunder war, all meine Beredſamkeit, ihren Sinn zu ändern oder doch zu erfahren, warum ſie es denn ſo gewollt. So ſanft und nachgiebig ſie ſonſt iſt, ſo feſt blieb ſie hier. Aber das muß ich ſagen, daß ſie noch viel lieber und beſſer wurde als vorher. Sie ſchien gar nimmer an ſich ſelbſt zu denken, ſo fromm, ſo fleißig, ſo gut gegen Arme, — wie ein wahrer Engel war ſie. Als der erſte Aerger des Vaters verraucht war, kam ſie wieder heim; man gewöhnt ſich an alles: wo die Zeit nicht Roſen bringen kann, da nimmt ſie doch Dornen. Der Vater ſagte nichts mehr; er ſchien es auch zu fühlen, daß mit dem bleichen Kinde ein Engel unter ſein Dach eingezogen war.

„Von Jahr zu Jahr hofften wir, es ſolle anders werden; es blieb aber dasſelbe. Acht Jahre nach jenem Tag ſtarb der Vater, die Mutter zog zu entfernten Verwandten. Wir alle hätten Marie gern bei uns gehabt; da fiel uns aber um dieſe Zeit das alte Haus in Kirchheim als Erbſchaft eines Herrn Vetters zu, und Marie bat uns, da es ohnehin nicht leicht verkäuflich war, es ihr zum Wohnſitz zu überlaſſen. Das geſchah, und ſeither iſt alles geblieben, wie es jetzt noch iſt; Marie und der Profeſſor ſchreiben ſich fortwährend, er beſucht ſie jeden Geburtstag, er ſchickt ihr all ſeine Bücher, — aber keines von uns hat jemals erfahren, was ſie getrennt hat.“ —

Das war alles, was Hermine über die Lebensgeſchichte der Tante hörte, und es ſteigerte nur ihre Neugierde, das eigentliche Wort des Rätſels zu wiſſen. Dieſe Neugierde verklärte ſich zu einem Gefühl des tiefſten innigſten Anteils, als ſie in der unmittelbaren Nähe der Tante, unter dem Einfluß dieſes ruhigen, klaren, innig frommen Gemütes ſtand; aber nie hätte ſie eine Frage gewagt.

Tante Marie hatte übrigens ihren Zuſtand richtig beurteilt; ihre Geſundheit war gebrochen, ihr Leben einer langſamen Zehrkrankheit verfallen. Bald wurde ihre Schwäche ſo groß, daß ſie das Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Hermine ließ ſich das ihr liebe und heilige Amt der Pflege nimmer abnehmen; das Verhältnis zwiſchen Tante und Nichte wurde immer inniger, das Muttergefühl, das Marien verſagt war, ſchien in ihr für dies junge Mädchen erwacht zu ſein.

Es war in der Zeit des beginnenden Herbſtes, die ſo leicht Kranke dieſer Art hinrafft, — eine recht ſtille Abendſtunde; Hermine ſaß an dem Bett der Kranken, lautlos ihre Züge beobachtend, da ſchlug Marie die halbgeſchloſſenen Augen auf: „Kind, haſt du an den Profeſſor geſchrieben?“ — „Ja, Tante, gleich nachdem Sie es gewünſcht.“ — „Es iſt gut, ich glaube, er kommt bald,“ ſagte ſie mit ſanftem Lächeln. Hermine ſtiegen die Thränen ins Auge, ihr Herz war zum Ueberfließen voll; zum erſtenmal wagte ſie ein weiteres Wort: „Tante, liebe Tante, wenn Sie ſich ſo freuen auf ihn, warum, o warum ſind Sie nicht ſein eigen geworden? O, Sie hätten ihn gewiß recht glücklich gemacht!“

Marie legte ſanft ihre Hand auf die des weinenden Mädchens. „Liebes Kind, ich lebe nicht mehr lang; du haſt mich ſo lieb gehabt, du ſollſt mich nicht für launiſch, für ſeltſam halten. Ich will dir ſagen, was ich niemand noch geſagt — rück näher, Kind, ich kann nicht lang und nicht laut reden! — ſchiebe die Lampe zurück!

„Hermine, ich war jünger als du, noch ein Kind, als ich ſo an meiner Mutter Sterbebett ſaß, wie du hier an meinem. Aber mir ſtarb mit der Mutter mein Alles, ich war außer mir vor Schmerz; ich glaubte ſie dem Himmel abringen zu können mit meinem Gebet. Die Mutter allein hatte noch die Macht, mich zu beruhigen. In jener Nacht ſprach ſie recht lang und herzlich mit mir, und wies mich auf den feſten, tiefen innigen Glauben hin, der ihres Lebens Glück und Troſt geweſen war; aber mein Schmerz brach immer wieder aus: ‚Mutter, o liebe Mutter,‘ rief ich, ‚wie ſoll ich fromm bleiben, wie gut werden ohne dich? Verſprich mir, daß du wieder zu mir kommen willſt auch noch vom Himmel!‘ — ‚Kind,‘ ſprach ſie ernſt, ‚du weißt nicht, was du bitteſt, das liegt nicht in Gottes Willen; er hat uns Licht genug gelaſſen für unſern Weg. Aber ich verſpreche dir,‘ ſagte ſie mit wunderbar klarer, heller Stimme, ‚wenn Gott es zuläßt, ſo komme ich zu dir, wenn deine Seele in Gefahr iſt!‘ Das waren ihre letzten Worte.“

Die Kranke ruhte längere Zeit, dann begann ſie wieder in kürzeren Pauſen: „Hermine, ich habe Ludwig unbeſchreiblich lieb gehabt, mehr als ich ſagen kann. Ich wußte, daß er meinen Glauben nicht ganz teile; das that mir weh, aber ich dachte nicht daran, ihn darum aufzugeben; er war ein edler Mann, — ich vertraute auf die Macht der Liebe, — Gott werde ihn durch mich wieder zum Glauben führen. Aber, Kind, das iſt ſchwerer, als man glaubt. Ludwig iſt ein glänzender, reich gebildeter Geiſt; die Anſichten eines geliebten Mannes ſind wunderbar hinreißend; ich vermied die Beſprechungen über dieſen heiligſten Gegenſtand nicht, ich wollte ihn ja bekehren. Allmählich ſchlichen ſich dieſe Ideen, ‚der Geiſt des Chriſtentums‘, wie er es nannte, in meine Seele, ich glaubte Ludwig, ſolang ich ihn hörte; war ich allein, ſo fühlte ich, daß das nicht Wahrheit war, aber den Stern, der mir ſeither geleuchtet, fand ich nimmer. Ich konnte nicht mehr aufblicken wie das Kind zum Vater; ich war oft innerlich unglücklich, aber ich dachte nicht daran, Ludwig aufzugeben. An jenem Abend ſagte ich ihm alles, was mein Herz bekümmerte und bewegte, er war dadurch nicht angefochten; er zeigte und bewies mir klar, auf welchem Standpunkt ich noch ſtehe, das ſei nur ein Uebergang zum Wahren. Aufs neue legte er mir das ganze glänzende

Gebäude ſeiner Ideen vor Augen. Ich weiß nicht mehr alles; ich war hingeriſſen, überzeugt wie ich meinte; er warb mich für ein neues Leben im Dienſte des ewigen Geiſtes. Erhoben, neubelebt glaubte ich heimzukehren; in meinem ſtillen Stübchen war es noch nicht anders. In jener Nacht, was ich geſehen, ſoll nicht über meine Lippen —, Hermine, *meine Mutter hat Wort gehalten*. Von nun an wußte ich, was ich zu thun hatte; als ſein Weib hätte ich ihm nicht widerſtehen können, und ich löſte das Band. Er ſagte mir viel; nicht mit einer Silbe wolle er meinen Glauben antaſten; ach, ich wußte wohl, daß ein abſichtliches Schweigen oft mehr thut als ein Angriff, gegen den man ſich waffnet. Mein Weg war mir klar und Gott iſt ſehr gnädig gegen mich geweſen. Von allen Bitten, die ich ſeitdem zu Gott ſchickte, iſt nur *eine*, meine erſte und letzte, meine heißeſte noch nicht erfüllt; wir ſind noch nicht eins in allem — Ludwig iſt wahr gegen mich wie gegen ſich ſelbſt; wenn ſich der Himmel mit einer Lüge erkaufen ließe, er würde es nicht thun. Und nun, gute Nacht, Kind!“

Am folgenden Tag kam ein Brief, Marie las ihn mit leuchtenden Augen; „er hat deinen Brief noch nicht, Hermine, aber er kommt bald.“ Die Schweſtern kamen noch, um Marie zu beſuchen; ſie nahm herzlichen Abſchied von ihnen, wünſchte aber nicht, daß eine bleibe. Sie lag ſtill und ruhig wie in froher Erwartung. Endlich fuhr ein Wagen vor; der Profeſſor ſtürzte heraus: „Lebt ſie noch?“ rief er atemlos Herminen entgegen. „Gott ſei Dank!“ rief er auf ihre bejahende Antwort und eilte zur Kranken. Eine Vorbereitung war hier nicht nötig. Lange, lange waren die beiden allein beiſammen, bis Hermine wagte, wieder einzutreten. Ludwig ſaß dicht bei Marie, die, aufgerichtet im Bett, ihr Haupt an ſeine Bruſt gelehnt hatte und ihm mit ſeligen, ſtrahlenden Blicken ins Auge ſah. Beider Hände ruhten ineinandergelegt auf Mariens Bibel, dem liebſten Erbteil von ihrer ſeligen Mutter.

Hermine wollte ſich ſchüchtern zurückziehen, Marie winkte ihr freundlich und ſagte leiſe: „Danke Gott, Kind! mein Gebet iſt erhört, mein Opfer war kein vergebliches.“ Sie ſprach nicht mehr viel, aber ſie trennte ſich nimmer von ihm, von dem ſie ſo lange getrennt geweſen war. Vereint genoſſen ſie das heilige Abendmahl, das letzte, was über Mariens Lippen ging; ſie ſtarb mit ſeligem Lächeln. Ihr Bild im Tode war wie verklärt, faſt ſo lieblich wie einſt das der jungen Braut, nur etwas bleicher.

Das ſtille Haus hat ſich geſchloſſen — vielleicht um ſpäter ein lautes zu werden; nur für die wenigen, denen ſie angehörte, iſt es geweiht durch das fromme ſanfte Bild der Tante Marie.

III.

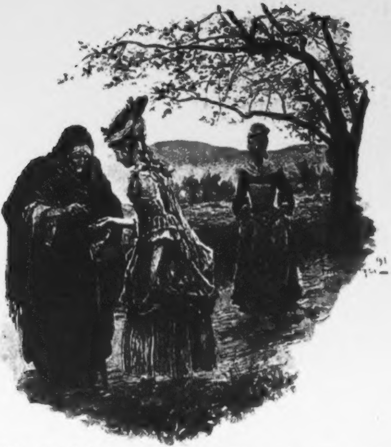
Der Freihof.

Der Freihof iſt ein altes, hochgelegenes, ziemlich unanſehnliches, burgähnliches Gebäude, das früher nur weibliche Inſaſſen hatte. Das Innere des Hauſes hatte aber für alt und jung einen eigentümlichen Reiz, und beſonders für die Kinder war ein Gang zum Fräulein vom Freihof faſt ein ebenſo großes Feſt als eine Einladung zur Frau Fürſtin, von der ich ſpäter zu ſprechen habe. Eine ſeltſame, längſt verſchollene Welt ſchien ſich aufzuthun, wenn das hohe Hofthor geöffnet wurde von der uralten Dienerin, Kammerfrau, Geſellſchafterin und Haushofmeiſterin in einer Perſon, die mit Hilfe einer „jungen“ ſechzigjährigen Tochter das Hausweſen beſorgte und die Perſon des Fräuleins bediente. Zwei verhältnismäßig gleich alte Hundeveteranen folgten dieſer auf allen Schritten.

Hier ſchien wie in Dornröschens Schloſſe durch einen Zauberſchlag die Zeit feſtgebannt worden zu ſein. Die Zimmer waren zierlich eingerichtet mit prächtig bemalten Hauteliſſetapeten, Taburetten, Cauſeuſen und all den alten Herrlichkeiten, welche erſt die Mode der letzten Jahre wieder zu Ehren gebracht hat. Daneben gab es noch allerlei merkwürdige Kunſtwerke, die den Kindern wie wahre Zaubereien erſchienen, beſonders das kleine Bergwerk in einem Glaſe mit zahlloſen arbeitenden Bergmännchen, das durch laufenden Sand in Bewegung geſetzt wurde. Herrlich war der Garten mit verſchnittenen Taxushecken, Springbrunnen mit Meerfräulein und kunſtreich verſchnörkelten Gängen und Blumenrabatten, wie ſie jetzt ein Gärtner ſchwerlich mehr zu ſtande brächte. Inmitten dieſer alten Pracht ſchaltete und waltete das Fräulein, gleich ihrer Dienerin ganz unverändert in die Tracht ihrer Jugend gekleidet, mit hochfriſierten, gepuderten Haaren, Poſchen und Kontuſchen, Schönheitspfläſterchen auf den geſchminkten Wangen, recht als wäre ſie leibhaftig aus dem Rahmen des lebensgroßen Bildes herausgetreten, das in ihrem Prunkzimmer hing.

Die unvergängliche Schönheit der ſchlafenden Königstochter ſchien nun freilich dem Fräulein nicht verliehen zu ſein; ſie konnte ihre neunzig Jahre nicht verleugnen. Indeſſen trug ſie die Laſt ihres Alters leicht und trippelte auf ihren hohen Abſätzen noch flinker umher als das „Mädchen", wie die ſechzigjährige Tochter der Kammerfrau von ihr und von dieſer genannt wurde.

Ihr Geſchick hatte in Wahrheit einige Aehnlichkeit mit dem des Dornröschens. Ihre Altersgenoſſin und Lebensgefährtin, die Kammerfrau, hat es unſrer Großmutter einsmals im Vertrauen erzählt, als dieſe das jugendliche Bild des Fräuleins betrachtete, dem dasſelbe jetzt noch auf ein Haar glich, die Schönheit abgerechnet. „Sie werden ſich wundern," ſprach die Alte, „daß mein Fräulein, die noch ſchöner war als ihr Bildnis, und ſo reich dazu, ſich nicht verheiratet hat. Ich ſage Ihnen, Freier hat ſie gehabt mehr als Tage im Jahre, ſchöne darunter und vornehme und reiche, und alle hat ſie fortgeſchickt. Damit hat es aber ſeine eigene Bewandtnis, was niemand weiß außer mir, und Ihnen will ich's ſagen. Es iſt, ich weiß nicht mehr wie lange her, ich war dazumal ungefähr fünfzehn und mein Fräulein ſechzehn Jahre alt, da habe ich ſie nach dem Befehl der hochſeligen Frau Mutter auf einer Promenade begleitet. Wir waren weit ab vom Hauſe gekommen und die Dämmerung brach ſchon herein; da begegnete uns eine alte ſchwarze Zigeunerin, die als Wahrſagerin bekannt war. Mein Fräulein bekam auf einmal Luſt, ihre Zukunft zu erfahren, und ſtreckte der Alten die Hand hin zum Wahrſagen. Obgleich ſie etwas abſeits gingen, konnte ich doch die Worte gar gut verſtehen: ‚Hüt' dich wohl,



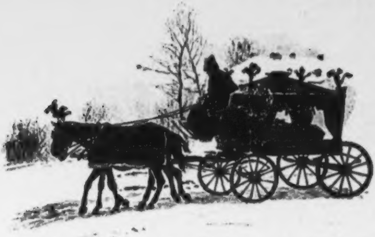
ſchönes Jungfräulein, einem geringen Freier zu folgen! Kein andrer als ein Kaiſer wird dich heimführen. Laß dich das Warten nicht verdrießen! Kommt er auch ſpät, ſo kommt er doch gewiß.'

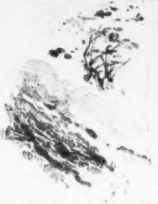
„Auf dem Heimweg war das Fräulein ſehr nachdenklich; ſie erzählte mir, wie dieſe Prophezeiung zuſammentreffe mit einem wunderbaren Traum, den ſie unlängſt gehabt; ſie verbot mir aber, irgend einer Seele ein Wörtlein von allem zu ſagen. Von Stund an zog ſie ſich ab von allen Mannsperſonen, die in ihres Herrn Vaters Haus kamen; keiner konnte ihr Herz bewegen, einen um den andern ließ ſie abfahren. Dabei war ſie aber nicht ſtolz und hoffärtig, ſondern freundlich und leutſelig gegen jedermann, nur nicht gegen das Mannsvolk. Ein Jahr verging nach dem andern, ein Freier um den andern blieb weg; Papa und Mama drohten und baten, am Ende aber ſagten ſie nichts mehr. Ob das Fräulein ihnen ihr Herz geöffnet hat, weiß ich nicht. Zuletzt ſtarben Vater und Mutter und das Fräulein blieb allein mit mir und meinem ſeligen Mann, dem Hausverwalter. Ihre ganze prächtige Ausſteuer und ein wunderſchönes Brautkleid nebſt Schmuck hat ſie verſchloſſen. Sie iſt allezeit getroſt geblieben, und jedes Jahr an ihrem Geburtstage ſagte ſie zu mir ganz ruhig: ‚Kommt er auch ſpät, ſo kommt er doch.‘ Seit zwanzig Jahren aber ſagt ſie nichts mehr, und mir thut es doch oft weh, daß ſie all die ſchönen Herren ſo fortgeſchickt hat. Wenn er jetzt auch noch käme, ſo wäre es doch faſt zu ſpät; meinen Sie nicht auch?“

Das Fräulein konnte ſich in der Kunſt des Wartens gehörig üben; der Tod ſelbſt ſchien zu zögern, um dem hohen Freier Zeit zu laſſen, — vergeblich. Am Ende hatten das Fräulein, ihre Kammerfrau, deren Tochter und die zwei Hunde zuſammen ein Alter von dreihundertundzwanzig Jahren erreicht; da war die Kammerfrau zum erſtenmal in ihrem Leben ſo keck, ihrer Herrin voranzugehen — ins Grab, und das Fräulein folgte ihr bald nach.

Armes Fräulein vom Freihof! Als die Tochter der Kammerfrau, „das Mädchen“, mit zitternden Händen die achtundneunzigjährige Braut bekleidet hatte mit den köſtlichen Brautgewändern, noch würdig einer Kaiſersbraut, ſo alt und vergilbt ſie waren, und als nun der Leichenkutſcher Kaiſer mit ſeinem lahmen Rappen die Anhöhe herauffuhr, dich heimzuführen in die enge Klauſe, da haben deine blaſſen Lippen ſich nicht mehr bewegt, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen; du haſt den Hohn des Schickſals nicht mehr gefühlt, der jene Weisſagung auf ſo ſchnöde Weiſe in Erfüllung gehen ließ.

Armes Fräulein vom Freihof! Hätte der Tod nur noch dreißig Jahre gezögert, wer weiß, ob nicht noch der Befreier





die verzauberte Schöne gefunden hätte, wenn auch nicht ein Königsſohn, ſo doch vielleicht ein Fünftelskaiſer*), der ſich der reichen Erbin erbarmt hätte, ſelbſt wenn ſie in Poſchen und Schönpfläſterchen aufgetreten wäre und von weitem ſchon nach der alten Ariſtokratie gerochen hätte.

Gutes Fräulein vom Freihof! Ob du dein Schickſal und deine Beſtimmung auch mißverſtanden, du haſt in Ehren ausgehalten. Mit demütigem Herzen haſt du geharrt auf deine ſtolze Zukunft, kein Wort der Klage kam auf deine Lippen, kein bitterer Gedanke in deine Seele. Von den Vorrechten des Herrſcherſtandes haſt du dir keines im voraus angemaßt, außer das ſchönſte: die erſte zu ſein im Segnen und Wohlthun. Mögeſt du würdig erfunden worden ſein einer edleren Krone als die, auf welche du hienieden vergeblich gehofft!

---

*) 1849.

IV.

Der Herrenbau.

Der Herrenbau ſah nicht ſo wunderſam und märchenhaft aus wie der Freihof, doch war wenigſtens ein Teil ſeines Innern noch viel geheimnisvoller und unergründeter.

So wie ich mir's denken kann, iſt es ein altes ſtattliches Gebäude mit eingeſchloſſenem Hofraum: auf einer Seite von hohen Bäumen beſchattet, ſo dicht, daß faſt kein Sonnenſtrahl hereindringen konnte. Der untere Teil war gleichgültig, proſaiſch, der wurde vermietet an jedermann; oben aber da hauſte der düſtere geheimnisvolle Freiherr mit ſeinem alten Diener und dem war es eben recht, daß kein Licht eindrang.

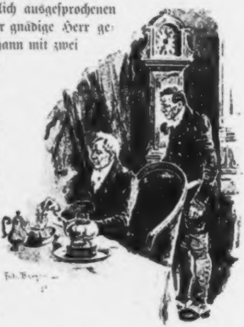
Eine eigene rätſelhafte Region begann in dem oberen Stock, wo nie ein andrer Tritt als der des Freiherrn und ſeines Johann gehört wurde; jahraus jahrein waren Tag und Nacht Fenſter, Läden und Vorhänge dicht verſchloſſen; jahraus jahrein brannte Licht in den Zimmern des alten Herrn.

Man wußte gar wenig von dem Freiherrn, nur ein Zug von ihm war bekannt: ſeine entſchiedene Frauenfeindſchaft. Kein weiblicher Dienſtbote, keine Frauensperſon unter irgend welchem Vorwand durfte je die Treppe betreten: raſch und ſcheu ſchritt der Freiherr vorüber, wenn ihm eine der Hausbewohnerinnen vom unteren Stock begegnete. Der Johann verrichtete mit ängſtlicher Genauigkeit alle Dienſte, die ſonſt von Frauenhänden geleiſtet werden, und mit ſchadenfrohem Hohnlachen ſahen die Mägde der Nachbarſchaft zu, wie die ſteife Figur in Livree und gepuderten Haaren mühſelig, aber mit großem Anſtand den

Waſſereimer die Treppen hinaufſchleppte, den Vorplatz kehrte, oder Gemüſe für die Küche wuſch.

Als getreuer Diener ſeines Herrn hielt ſich der Johann für höchlich verpflichtet, den Frauenhaß desſelben zu teilen, obgleich er deſſen Gründe nicht kannte und keine eigenen dafür hatte. Die Wäſche des Herrn, zu deren Reinigung er ſich doch nicht ſelbſt verſtehen konnte, ſtellte er der Wäſcherin ſchweigend ins Haus, und nahm ſie mit möglichſt gedrängter Kürze in Empfang, wenn ſie fertig war; hatte er Einkäufe auf dem Markt oder in Läden zu machen, ſo beſprach er ſie am liebſten mit dem männlichen Perſonal. Dafür mußte er aber von dem beleidigten Frauengeſchlecht, den Mägden am Brunnen und den Marktweibern manche ſpitzige Redensart hören: „Ein Wunder, Herr Johann, daß Er ſeinem Herrn nicht auch Ochſenmilch und Gockelseier verſchafft!“ — „Er hätte gar nicht nötig, ſo koſtbar zu thun, ſolche wie Ihn gibt's noch genug, wenn der Markt verlaufen iſt!“ u. ſ. w. — Johann nahm alle dergleichen Sticheleien mit ruhiger Verachtung hin; er wurde ganz vergnügt, daß er nun doch einen Grund für ſeinen Weiberhaß bekam, und es that ihm nur leid, daß er ſich gegen keine gleichfühlende Seele darüber ausſprechen konnte. Denn der Freiherr war kein Freund von Worten, und als der Johann ein einzigmal unaufgefordert eine vertrauliche Bemerkung wagte, mit der er gewiß Glück zu machen hoffte, und im Ton militäriſchen Reſpekts gegen den Freiherrn äußerte: „Aber, gnädiger Herr, die Weibsleut' ſind doch ganz grauſig unverſchämt!“ hatte ihn der mit ſo ſeltſamen Augen angeſchaut, daß das die letzte blieb.

Aufs tiefſte empört war der Johann, als ſich Herr Meuret, der Emigré, in das Parterre des Baues einquartiert hatte, und Madame Meuret ihre Strickſchule mit kleinen Mädchen dort errichtete; da konnte er nicht ſchweigen. „Wiſſen der gnädige Herr, daß die franzöſiſche Madame ein ganzes Rudel kleiner Mädchen hereinbringt? Befehlen der gnädige Herr nicht, daß man ſie fortjagt?“ Der Freiherr ſchüttelte den Kopf und begnügte ſich, dem Kinderſchwarm auszuweichen, allemal wenn er anrückte; einmal aber geſchah es, daß er eines der Mädchen, das ſich verſpätet, auf die Achſel klopfte und ihm ein uraltes Bonbon ſchenkte, eine Begebenheit, die Epoche machte in der Strickſchule.



Der Ton der Klingel, der des Sommers und Winters früh um ſechs Uhr aus des Freiherrn Zimmer ertönte, war der einzige, der die tiefe Morgenſtille unterbrach; mit der feierlich ausgeſprochenen Frage: „Wie haben der gnädige Herr geſchlafen?“ trat der Johann mit zwei Kerzen ein und löſchte das Nachtlicht des Freiherrn. „Erträglich, Johann,“ war die ſtehende Antwort, nach welcher Johann begann, die Toilette ſeines Herrn zu machen, mit einer Zierlichkeit und Sorgfalt, als ob es auf die Eroberung von einer ganzen Damenſchar abgeſehen geweſen wäre. Mit dem Schlag ſieben begab ſich dann der Freiherr ins Nebenzimmer, wo Johann hinter ſeinem Stuhl ſtehend das Frühſtück ſervierte. Von acht bis elf Uhr brachte der Freiherr in ſeiner Bibliothek zu, ſchwerlich immer mit Lektüre beſchäftigt. Dieſe ganze Bibliothek beſtand aus den Werken franzöſiſcher Romandichter und Philoſophen; den Romanen aber hatte er, zugleich mit den Frauen, lebewohl geſagt; wenn ihm nun nichts blieb als die Philoſophen, ſo läßt ſich leicht denken, wie ſein inneres Leben, gleich ſeinem äußeren, immer dürrer und verödeter wurde.

Nachmittags machte der Freiherr feierlichen Schrittes ſeine

Promenade auf dem durch eine Kaſtanienallee eingefaßten Stadtgraben, gefolgt von ſeinem Johann, bis er nach einer Stunde wieder in ſeiner dunkeln Behauſung verſchwand.

Vor mehreren Jahren hatte er noch viel ſtiller und zurückgezogener in ſeinen verdunkelten Mauern gelebt; damals war er von auswärtigen Hofdienſten zurückgekehrt in die kleine Stadt Kirchheim, zu dem alten Haus, an deſſen Bewohnung er ein Familienrecht hatte. Seit ſeinem Einzug überſchritt er aber viele Jahre lang die Schwelle nicht mehr; nur das Aus- und Eingehen des Johann gab den unten Wohnenden Kunde, daß der ſtille Bewohner oben noch am Leben ſei.

Eine tödliche Krankheit, die Folge dieſer licht- und luftloſen Lebensweiſe, hatte endlich einen Arzt ins Haus gerufen, der durch einen Machtſpruch die Aenderung derſelben gebot. Der Freiherr aber wollte davon nichts wiſſen und ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Da vernahm die Frau Herzogin von der Krankheit und dem Eigenſinn des Freiherrn, und fand ſich bewogen, bei ihm vorzufahren und in eigener Perſon nach ſeinem Befinden zu fragen. Der angeſtammte und angewöhnte Reſpekt vor Standesperſonen überwand beim Herrn und Diener die Frauenſcheu; die Frau Herzogin wurde eingeführt, und die ſanfte, gewinnende Perſönlichkeit der alten Dame bewirkte mehr als der Ausſpruch des Doktors.

Der Freiherr genas und machte von nun an ſeine tägliche Promenade, auch alljährlich zwei Aufwartungen im Schloß, am Neujahr und am Geburtstage der Herzogin. Wie die Mägde und Marktweiber bei Johann, ſo hätten die paar Hofdamen gern dieſe einzige Gelegenheit benützt, ſeinen Frauenhaß durch ſüße Blicke zu brechen, oder durch ſpitze Worte zu rächen; aber alle Verſuche glitten ab an der äußerſten Gleichgültigkeit, mit der er die ſchönſte wie die häßlichſte Geſtalt gleich entſchieden ignorierte und ſeine feierliche Höflichkeit allein der gebietenden Frau zuwandte.

Auch die Kirche fing er ſeit jener Zeit an zu beſuchen und erregte das Erſtaunen und Ergötzen der Schuljugend durch den großen Muff, mit dem er ſich zur Winterszeit gegen die Kälte ſchützte. Niemand in der Stadt Kirchheim hatte ihn jung geſehen; er hatte ſchon das Anſehen eines bejahrten Mannes, als er ſeine Einſiedelei zum erſtenmal verlaſſen.

Nur ein Band gab es, das den ſcheuen Freiherrn noch mit den Menſchen verband, nur eine Freude, der er nicht entſagt hatte — die des Wohlthuns. Wo er eine bekannte oder verborgene Not erfuhr, da war ſeine Hand ſtets offen, natürlich ſo ſtill und heimlich wie möglich. Viel Freude konnte nun freilich auch nicht dabei ſein, da er faſt nie den Dank aus eines Armen Munde ſelbſt empfing; aber doch iſt manch ſtilles Gebet für ihn emporgeſtiegen und hat einen Friedenshauch in ſein verdüſtertes Daſein gebracht, ohne daß er wußte, woher er ihm gekommen.

Außer den Armen war ihm wohl niemand ſo gewogen wie die Lichterzieher, die gern der halben Bevölkerung zu Gunſten ihres Gewerbes eine ſo miſanthropiſche Laune gewünſcht hätten; wie es denn überhaupt eine tröſtliche und daneben eine höchſt leidige Eigenſchaft des Menſchenlebens iſt, daß jede Miſere des einen für den andern eine Lichtſeite hat. Wir ſind ein Raubvogelgeſchlecht, wo ſich jeder vom Generalfeldmarſchall bis zum Totengräber von einem Stückchen menſchlicher Vergänglichkeit oder menſchlichen Jammers nährt. Ich hörte eine Frau Apothekerin einſt ganz ärgerlich ſagen: „Jetzt kommt d' Cholera erſt nicht!“ Hagelwetter und Katzenmuſiken ſind die Blütezeit der Glaſer; bei der „herannahenden Saiſon der Rheumatismen“ preiſen die „wollenen Warenhändler“ vergnügt ihre Waren an; die zerriſſenen Stiefel, die den Jungen Schläge und Schelte eintragen, helfen den Kindern des armen Schuſters zu ihrem täglichen Brot; und ſo war das verſtörte Gemüt des Freiherrn, das ihm das Tageslicht verhaßt machte, ein rechtes Labſal für ſeinen Nachbar Seifenſieder, der ſonſt die gutmütigſte Seele von der Welt war.

Alle Lichter brennen aus, ſo auch das Lebenslicht des alten

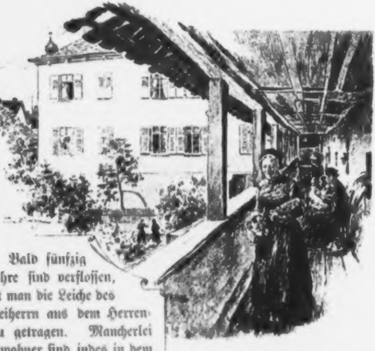
Freiherrn. An einem kühlen, klaren Herbſtmorgen öffneten ſich zum erſtenmal die Fenſter und Läden im Herrenbau, zum erſtenmal fiel das Sonnenlicht auf das Lager des alten Herrn, als die Leichenſchau es umſtand, um ſich von ſeinem Tode durch Schlagfluß zu überzeugen. Ein entfernter Vetter wurde herbeigerufen, um des Freiherrn Erbe in Beſitz zu nehmen, das man nach ſeinen Spenden an die Armut für viel größer gehalten, als ſich nun zeigte.

Der junge Baron hatte ſeinen Vetter im Leben nicht gekannt, aber im Tod intereſſierte er ſich ſehr für ihn; er hatte Sinn fürs Romantiſche und hätte gar zu gern gewußt, was denn den alten Herrn zu ſolch einem verfehlten Daſein voll Nacht und Trübſal gebracht. Der Freiherr aber hat ſein Geheimnis mit in das Grab genommen; den Johann hatte er erſt kurz vor ſeiner Ankunft in Kirchheim gedingt, und ſo war niemand, der Aufſchluß geben konnte.

Nur das Bild einer wunderſchönen Dame, das ſich im verborgenſten Fach eines Schreibtiſches gefunden, ſoll Kunde gegeben haben, daß der Freiherr wohl nicht ſein Leben lang ſo tiefen Abſcheu vor Frauen gehegt hatte. Ein unverbürgtes Gerücht ſagt, daß der junge Erbe an dem Hofe, wo der Freiherr ſeine Jugend verlebt, einiges erfahren, was das Rätſel löſen konnte: eine alte leidige Geſchichte, wie ſie bei dem früheren Leben an Höfen wohl nicht die erſte war und nicht die letzte blieb; die Geſchichte von einem lebensfriſchen jungen Pagen, der jahrelang mit der reinen Glut einer jungen Seele, mit ſtiller, hoffnungsloſer Treue zu einer ſtolzen Schönheit aufgeſchaut, und der endlich durch ein fürſtliches Fürwort mit einem Schlag an das Ziel ſeiner Wünſche gekommen war.

Was es aber geweſen, das die ſchöne Braut, deren Stolz ſich in demütige Liebe verwandelt, am Hochzeitsmorgen dem überſeligen Bräutigam anvertraut, das iſt nicht mehr über ſeine Lippen gekommen. Ein dunkles Geheimnis muß es geweſen ſein, daß es ihn an demſelben Tag fortgetrieben von Braut und Hochzeitsfreude, fortgetrieben für all ſein Leben lang von dem klaren Sonnenlicht und dem holdſeligen Frauenantlitz, von aller Liebe und häuslichen Freude.

Des Freiherrn altes Wappenſchild iſt glänzend und fleckenlos auf ſeiner Bahre gelegen; von dem Geſchick jener ſchönen Braut aber, von ihrer Schuld und ihrem Leid hat man nichts mehr vernommen.



Bald fünfzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit man die Leiche des Freiherrn aus dem Herrenbau getragen. Mancherlei Bewohner ſind indes in dem alten Gebäude aus- und eingezogen, bis es nun friſch gelüftet und gereinigt zu neuem Zwecke hergeſtellt wurde. Und zu welchem! Hat ſich der Geiſt des alten Freiherrn nicht zürnend aus ſeiner Gruft erhoben? Schreitet das Geſpenſt Johanns nicht mit würdevoller Alteration durch die entweihten Gemächer? Wagen an Wagen hält vor dem Bau und eine Frauengeſtalt um die andre tritt in die alten Räume:

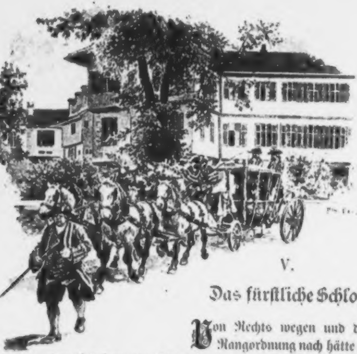
ernſte, ſtille Frauen und Jungfrauen, heitere, geſprächige darunter, und

Sie ſinnen und träumen,
Sie ordnen und räumen
Mit fleißigen Händen
An Ecken und Enden.

Sind es Nonnen? Nein, dazu iſt ihre Tracht zu mannigfach, zu modiſch. Witwen ſind es und Jungfrauen, die ein ſtilles Aſyl hier ſuchen vor Stürmen und Unbilden des Lebens; einen Troſt für Herzenseinſamkeit in freundlichem, friedlichem Beiſammenleben, einen Wirkungskreis für eine noch rüſtige Kraft. Der alte Herrenbau iſt zum Frauenſtift geworden.

Nun gute Nacht, Dunkel und Schweigen! Iſt's kein roſiges Morgenlicht, ſo ſei es doch eine freundliche Abendſonne, die über dem alten Herrenbau leuchtet!

Und wenn der Geiſt des alten Freiherrn ſich's doch einfallen ließe, Umſchau zu halten in ſeiner ehemaligen Heimat, ſo möge er lernen, daß auch Herzen, denen das Leben nicht viel Roſen getragen, etwas Beſſeres thun können, als ſich in Finſternis begraben und den Frauen davonlaufen!



V.

Das fürſtliche Schloß.

Von Rechts wegen und der Rangordnung nach hätte ich unter den alten Häuſern von Kirchheim zuerſt das fürſtliche Schloß oder Schlößchen vorführen ſollen; aber die Familientraditionen des Kloſters haben gar zu heimatlich dahin gewinkt, und dann erfordert es ja bei manchem Aufzug das Ceremoniell, daß das Vornehmſte zuletzt kommt.

Von dem Schloſſe iſt in architektoniſcher Beziehung nicht viel zu berichten; es hat weder die anmutige Eleganz neuer, noch die feierliche Pracht oder den märchenhaften Zauber alter Schlöſſer. Nur die hohen Kaſtanien, die ſchattigen Gänge des Schloßgartens ſind von einem poetiſchen Hauch durchweht. Es zeigt ſo eine Art von Zopfſtil, obwohl ſeine Erbauung eigentlich noch vor die Zopfperiode fällt. Auch die hiſtoriſchen Notizen über ſeine Erbauer und Bewohner will ich vaterländiſchen Chroniſten überlaſſen. Zu der Zeit, aus welcher meine Bilder genommen ſind, war es Witwenſitz und bewohnt von der Herzogin Franziska, Herzog Karls Witwe, dem Mittelpunkte, der Sonne des Städtchens. Eine müde Sonne war es nun freilich, nahe am Untergehen; gerade darum aber ließ ſich's leichter hineinſchauen, und kein Auge konnte geblendet, keines verletzt werden von dem höchſt beſcheidenen Glanze, der ſie umgab.

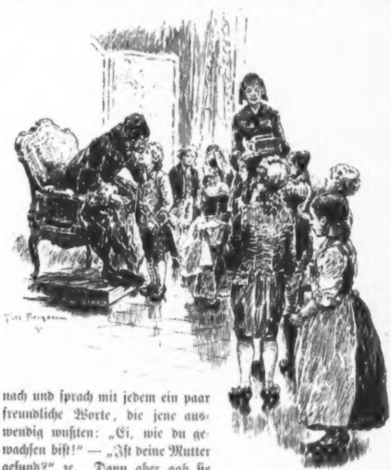
Das Leben dieſer Frau gehört der Geſchichte Schwabens an, und ihre romantiſche Jugendgeſchichte iſt ſchon vielfach zum Thema für Dichter und Schriftſteller geworden; darum möge ſie hier ruhen. Sie hatte den Glanz ihrer früheren Jahre teuer erkauft mit ſchweren inneren Kämpfen und — mit Vaterfluch. Ihr Vater war ein alter, ehrenfeſter Edelmann, dem in ſehr geſunkenen Verhältniſſen ſeine ritterliche Ehre der letzte Schild und Troſt war. Er hatte es für keinen Flecken dieſer Ritterehre gehalten, ſeine Tochter, als Opfer dieſer Verhältniſſe, in blühender Jugend einem rohen Gatten hinzugeben; aber daß ſie gewagt, ſelbſt ihre Bande zu löſen, daß ſie die Freundin ihres Fürſten geworden, noch ehe ſie ſeine Gemahlin ward vor Gott und der Welt — das konnte er ihr bis in ſeinen Tod nicht vergeben. Erſt nach demſelben war es der Mutter vergönnt, ihr geliebtes Kind zu beſuchen, und auch ſie hatte ſolches Grauen vor dem Weg, auf dem ihre Tochter zu dieſer Höhe geſtiegen war, daß ſie nie mit den Titeln von ihr ſprach, die ihr nun mit Recht zuſtanden; nie von den Vorrechten ihres hohen Standes, der fürſtlichen Equipage u. dgl. Gebrauch machte. Sie kam nie anders als in einer einfachen Mietkutſche zu ihrer Tochter, ſo daß einmal der Kutſcher, als der Herzog mit glänzendem Gefolge vorüberritt, dieſem zutraulich zurief: „Euer Durchlaucht, d' Schwieger hab' ich geſtern gut heimbracht."

Doch, wie geſagt, die Jugendgeſchichte der Herzogin mit ihren Licht- und Schattenſeiten möge hier ruhen. In Kirchheim war ſie nur die wohlthätige Fee des Städtchens; hier gedachte man ihrer nur als des guten Engels ihres Landes und ihres Gatten, der Gefährtin ſeiner beſten Lebensperiode; hier verlebte ſie im ſtillen den Reſt ihrer Tage, „eine rechte Witwe", in ſtetem, treuem Andenken an ihren geliebten Herrn. So wenig ihr aber auch von dem Lärm und Pomp geblieben war, der die Tage ihres Glanzes umgeben, ein Hof mußte dennoch gehalten werden.

Die ſteifen Formen ihrer Zeit waren ihr ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß ſie ſich nimmer ohne dieſelben bewegen konnte; auch mochte es ihr wohl thun, ſich bis zu ihrem Tode unverändert in der würdevollen Stellung zu erhalten, in der nicht ihr Stolz nur, nein auch ihr innerſtes weibliches Gefühl allein wieder ſeine Befriedigung gefunden hatte. So ging ſie nie zu Fuß in das Städtchen; aber ſie fuhr täglich aus, gezogen von vier Schimmeln von ſo ehrwürdigem Alter, daß ihnen die gegenſeitige Aſſiſtenz wohl zu gönnen war, und die, trotzdem daß ſie ihrer vier waren, ſo ſachte trabten, daß der Läufer, der ſtets dem Wagen vorausging, ſich nie außer Atem rennen durfte und ganz fett wurde bei ſeinem beweglichen Metier.

Selbſt die Ergüſſe ihrer liebſten Herzensneigungen waren in das Zwangsmieder fürſtlicher Würde eingezwängt. So war ſie eine große, herzliche Kinderfreundin; nicht aber, daß ſie je in ein Haus gekommen wäre, wo ſich ein munteres Völkchen tummelte, oder daß ſie auf der Straße ein hübſches Kind abgeküßt hätte! ſie ging, wie geſagt, nie zu Fuß aus. Sie ließ die Kleinen zu ſich beſcheiden, und ein Feſt war es für die Kinderwelt, wenn der galonnierte Hoflakai in ſämtlichen Honoratiorenhäuſern die Runde machte, um die Söhne und Töchter ins Schloß einzuladen. Da wurde denn der beſte Putz hervorgeſucht, um die hoffnungsvolle Jugend nach Kräften hoffähig zu machen. Im Schloſſe angekommen, ſchritten ſie in regelrechtem Zug unter ehrfurchtsvollen Schauern durch den langen Korridor und die Vorzimmer bis in das innere Gemach, das ihnen als Inbegriff aller Herrlichkeit erſchien, wo die Frau Herzogin im grauſeidenen Kleide ſaß. Sie trug ſeit ihres Gemahls Tod nie andre als ſchwarze oder graue Gewänder.

Sie war eine freundliche kleine Frau von anmutigem Benehmen; von den Reizen ihrer Jugend zeigten ſich wenige Spuren mehr, nur die blonden Löckchen unter der Witwenhaube trugen noch die ſchöne Farbe der reichen Flechten, die einſt zu den Hauptzierden der jugendlichen Schönheit gehört hatten. Den Kindern war die Hofetikette ſtreng eingeſchärft worden, zuerſt nach dem Kleid der Dame zu greifen, um es zu küſſen, was dieſe dann eilig durch einen Kuß auf den Mund des kleinen Höflings verhinderte. Nun beſah ſie ſich die Kinder der Reihe nach und ſprach mit jedem ein paar freundliche Worte, die jene auswendig wußten: „Ei, wie du gewachſen biſt!“ — „Iſt deine Mutter geſund?“ ꝛc. Dann aber gab ſie ihrer Kammerfrau einen Wink, auf welchen dieſe ſich entfernte und ein Käſtchen mit vielen Fächern der durchlauchtigen Dame überbrachte. Das war der große Augenblick, auf den ſich die Kinder leiſe mit ahnungsvollem Nicken aufmerkſam machten. Nun beſchenkte die Fürſtin ſie der Reihe nach mit allerlei zierlichen



Kleinigkeiten: vergoldeten Ringlein, Herzchen zum Anhängen, Ohrglöckchen u. dgl., die mit verlegen geſtammeltem Dank angenommen wurden. Die Hand der Geberin verlieh den an ſich unbedeutenden Sachen den höchſten Wert in den Augen der Kinder, welche ſich ſodann nach ehrfurchtsvoller Verbeugung wieder in Reih und Glied entfernten und der lang eingedämmten Jugendluſt in dem ſchönen ſchattigen Schloßgarten freien Lauf ließen. Solche Einladungen erfolgten mehrmals im Jahre, unfehlbar aber um Oſtern, wo die etwas reicheren Gaben im Schloßgarten verſteckt und von den Kindern aufgeſucht wurden.

Sämtliche Frauen des Städtchens wurden von Zeit zu Zeit zur Kaffeeviſite geladen. Auch hier ging es ziemlich ceremoniös her. Die Frauen ſaßen im Kreis um das Sofa der Frau Herzogin und tranken Kaffee aus kleinen Meißner Taſſen; die Unterhaltung beſtand meiſt aus durchlauchtigen Fragen und unterthänigen Antworten, falls nicht hie und da die Herzogin etwas mehr in Fluß kam, wenn ſie von ihrem ſeligen Herrn erzählte. Endlich erhob ſich die Dame mit höflichen Worten zum Zeichen der Entlaſſung. So ein Galatag war aber eine große Begebenheit; die Großmutter hatte ſich eigens dazu ein ſeidenes Band mit Gold geſtickt gekauft und ſteckte den koloſſalen Ring mit des Großvaters Bildnis an, der ihre halbe Hand bedeckte.

Die Männer wurden hin und wieder zur fürſtlichen Mittagstafel gezogen. Solche Einladungen waren dem Großvater kein abſonderliches Vergnügen. Obgleich er in angeſtammtem Reſpekt vor hohen Standesperſonen auferzogen war und es ihm nicht einfiel, der Fürſtin abſichtlich etwas von der ſchuldigen Ehrerbietung zu entziehen, ſo konnte er ſich doch ſein Lebtage in die ſteifen Hofſitten nicht finden. Seine Formloſigkeit gereichte manchmal dem Hofperſonal zu geheimem Entſetzen, der Durchlaucht aber zu herzlichem Ergötzen. Die Einladungen zum Diner kamen meiſt ſpät, und ſo traf ſich's, daß der Großvater einmal vom eigenen Mittagstiſch weg ſich in den Staatsfrack werfen mußte, um an der Tafel zu erſcheinen. Er aß wenig, da die franzöſiſche Küche ohnehin nicht nach ſeinem Geſchmack war. „Warum ſpeiſen Sie ſo wenig, Herr Kloſterhofmeiſter?“ fragte beſorgt die Herzogin über die Tafel herüber. „Mag nichts mehr, Euer Durchlaucht, hab' ſchon daheim Leberknöpf' gegeſſen.“ Ein andermal, als bei einer Morgenaufwartung wie gewöhnlich fremder Wein in kleinen Kelchen ſerviert wurde, nahm er keinen an. „Herr Kloſterhofmeiſter, warum trinken Sie nicht?“ fragte die höfliche Herrin. „Euer Durchlaucht, die Dinger da ſind ſo klein; ich fürchte, das Kelchle ſchlupfe mit nunter!“ Von nun an bekam er ein größeres Glas.

Zahlreich waren die adligen Familien, welche dieſem Reſte eines Hofes nachzogen, von den ſtattlichen Kavalieren, den ehrwürdigen Hofdamen uralten Geſchlechts an bis hinab zu etlichen obſkuren gnädigen Frauen, die an hungrigem Vornehmthun den herabgekommenen Raubadel in Spindlers Juden noch übertrafen; die von der Wohlthätigkeit der Fürſtin lebten und vor einer Fete bei Hof acht Tage lang zu flicken hatten. Durch dieſen Adel, hohen und niederen, bekam die ganze Geſelligkeit des Städtchens einen von andern Städten ſeiner Größe verſchiedenen Anſtrich; Theegeſellſchaften waren damals ſchon häufig, während man ſonſt im Land nur Thee trank, wenn man krank war. Die adligen Damen erließen Einladungen zu Soireen, deren Hauptunterhaltung im Spielen beſtand, vom L'hombre bis hinab zu Mariage und Hopſen, alſo daß ſogar die liebe Jugend ſich mit den ausgedienten Karten und alten Spielmarken amüſierte. Dieſe Unſitte war nun freilich kein Gewinn für die bürgerlichen Tugenden der Stadt Kirchheim, wurde aber doch mit Maß betrieben. Hatte etwa eine der Hausfrauen einen Gulden verſpielt, ſo war das ſchon großes Malheur und wurde durch vermehrte Sparſamkeit eingebracht. Habe auch nicht vernommen, daß unter der Jugend dieſes Gift nachhaltig gewirkt hätte und daß aus den Stadtkindern von Kirchheim irgend ein raſender Spieler hervorgegangen wäre.

Glänzende Feſte, Bälle u. dgl. waren verbannt, wie ſich's am Hof einer Witwe ziemt. Die einzige Abwechſelung beſtand in einer jährlichen Reiſe auf das Schloß zu S. zum Sommeraufenthalt, in den obenerwähnten Einladungen und abendlichen Spielpartien. So brachte der Hof in recht anſtändiger Langeweile ſeine Exiſtenz hin; winters jedoch erſchien meiſt eine Schauſpielergeſellſchaft, die durch Aufführung Kotzebueſcher Luſtſpiele und Ifflandſcher Rührſtücke das Publikum von Kirchheim höchlich ergötzte. Einmal verſtiegen ſie ſich bis zum Donauweibchen, wo ein ungeheueres Stück zuſammengeklebtes Zuckerhutpapier, das auf der Bühne hin und her gezogen wurde, das Meer vorſtellte.

Die Herrin war äußerſt ſanften Charakters, freundlich und nachſichtig gegen ihre Umgebung und dankbar für jede „Attention“, die ihr in ihrer einſamen Lage zu teil wurde. Den Schauplatz ihrer glänzenden Vergangenheit hat ſie nicht wieder beſucht. So ſchloß ſich ein reiches, vielgeſtaltiges Leben ſtill, beinahe vergeſſen außerhalb des kleinen Kreiſes, in dem ſich die gute Frau bewegte. Warum ihr nicht vergönnt war, ſich an der Seite ihres ſeligen Herrn zur letzten Ruhe zu legen, weiß ich nicht; ſie wurde mit fürſtlichem Prunk in der alten Gruft zu Kirchheim beigeſetzt, die für ſie nach langen, langen Jahren zum erſtenmal wieder eröffnet wurde. Das Schloß hat ſeine Beſtimmung beibehalten, ein Sitz für vereinſamte Frauen hohen Standes zu ſein, und auch die freundlichen Engel des Wohlthuns und der Milde haben fortwährend ihre Heimat dort gefunden.

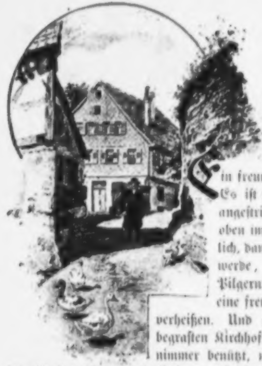
◆

Schwäbiſche Pfarrhäuſer.

Ein Pfarrhaus — iſt das nicht ein lieber, ſo recht ſchwäbiſcher Laut? Pfarrer gibt es zwar überall, noch weiter als „die deutſche Zunge klingt“, und ſie werden auch anderwärts nicht in Höhlen wohnen; aber ich meine doch, die rechten, echten Pfarrhäuſer ſeien nirgends daheim als in Schwaben.

Das Wort Pfarrhaus hat einen magiſchen Reiz faſt für jedes junge Mädchenherz, ſelbſt wenn es in den eleganteſten Zirkeln ſchlägt. Das Haus braucht nicht modern, nicht großartig zu ſein (wäre auch ein vergeblicher Wunſch), nur recht behaglich, mit einem Gärtchen davor und einem Raſenplatz dahinter, über den ein ſtiller, grüner Pfad zur Kirche führt; die Fenſter mit Blumenſtöcken geziert, durch die nachts ein trauliches Lampenlicht ſchimmert, bei deſſen Schein der Pfarrer ſeiner Liebſten vorlieſt.

Nun haben freilich nicht alle Pfarrhäuſer einen ſolch idylliſchen Charakter, und wenn ich verſuche, euch in einige einzuführen, ſo verdenkt mir's nicht, wenn zwiſchen den Lichtſeiten auch Schatten liegen! Das erſte aber, das wir betreten, ſei ein gutes und liebes, eines, das mir in dankbarer Erinnerung lebt, und wenn ich mich auf eine paſſende Bezeichnung dafür beſinne, ſo nenne ich's am liebſten



Das freundliche Pfarrhaus.

Ein freundliches war es gewiß. Es iſt ſchon ſo ſchön hellgelb angeſtrichen und ſteht hoch oben im Dorf, recht ausdrücklich, damit es weithin geſehen werde, um den zahlreichen Pilgern vom nahen Städtchen eine freundliche Aufnahme zu verheißen. Und wenn man über den begraſten Kirchhof ſchreitet, der, längſt nimmer benützt, nur noch ein Tummelplatz iſt für Kinder und Hühner, wie freundlich ſteht's da im reinlichen Hofraum, mit dem Nußbaum zur Rechten, der ſich ſo dicht ans Haus anſchließt, daß man ſeine Früchte vom Zimmer aus pflücken kann; mit dem Garten zur Linken, deſſen Büſche und Bäume neugierig über die niedrigen Nebengebäude, die Stallungen für Hühner, herausgucken! Mit fröhlichem Gebell und zutraulichem Schweifwedeln ſprang einem da Azor, der getreue Haushund, entgegen, ein wahrer Ausbund von Hund, ein garſtiges Vieh zwar, aber höchſt gaſtfreundlicher Natur, denn an jedem Beſuch hüpfte er hoch empor aus lauter Vergnügen. Als Kinder konnten wir's ihm freilich nicht verzeihen, daß er Stachelbeeren fraß wie ein Menſch, ſonſt aber war er unſer guter Freund. Armer Azor! er mußte ſein Leben laſſen bei einer Hundemuſterung, und hatte doch kein Unrecht auf ſeiner ehrlichen Hundeſeele, als daß er acht Jahre alt war! Das wäre auch nicht geſchehen, wenn wir dazumal ſchon Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gehabt hätten.

Aber wir können nicht im Hof ſtehen bleiben; treten wir in die Flur, die zum Ergötzen der Kinder mit einer Schaukel verſehen iſt. Da prangte als beſtändiger Willkomm noch ein koloſſaler, prächtig gemalter Vers, von Tannenreis umkränzt, mit dem der Pfarrer vor Jahren einſt von ſeiner Gemeinde empfangen worden war:

„Noch ehe er kam,
War ſein Herz voll Huld uns zugethan;
Die Vorſehung ſchenkte uns ihn,
Und wir vereinigen uns heut mit ihm.“

Nun aber die Treppe hinauf, wo uns oben ſchon der Hausfrau freundliche Stimme begrüßt, in die große wohnliche Stube, die vielerlei Zwecke in ſich vereint, die Salon, Studierzimmer, Speiſeſaal und Audienzgemach zugleich war. Da ſtand die ſtattliche Geſtalt des Pfarrherrn ans Fenſter gelehnt, eingehüllt in eine bläuliche Rauchwolke, die von ihm ausging und über das ganze Zimmer ein angenehmes Düſter ausgoß. Er war ein ſtandhafter Raucher (leidenſchaftlich würde zu ſeinem ſonſtigen geruhigen Weſen nicht paſſen); Prieſter und Altar zugleich dampfte er den lieben langen Tag, und nur ein einzigmal, in einer Stunde tiefſten Leides, ſah ich ſein Pfeifchen erloſchen. Jetzt aber legt er's einen Augenblick beiſeite, um mit lauter, voller Stimme ſeine Gäſte zu begrüßen.

Und nun legt man die überflüſſigen Hüllen ab und ſetzt ſich recht gemütlich um den runden Tiſch, und ich möchte wohl wiſſen, wem's da nicht behaglich geworden wäre. Man fühlte ſich ſo recht geborgen aus allem Gewühl und Getreibe des Lebens draußen, und die einfache Bewirtung: Kaffee, Butter, Brot und Obſt, ließ man ſich jederzeit ſo trefflich ſchmecken, als ob man gerade nur zum Schmauſen gekommen wäre. Es war kein Wunder, daß man ſich ſo wohl fühlte, denn willkommen waren alle Gäſte, junge und alte, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde, und es gibt kein angenehmer erwärmendes Gefühl als das, ein gern geſehener Gaſt zu ſein. Niemals durfte man mit der heimlichen Angſt die Glocke am Haus ziehen, daß nun droben ein Thür-Auf- und

Zuſchlagen, eine gedämpfte oder laute Küchenkonferenz angehe, bis die Pforte ſich öffne. Ja ſogar der Samstag, dieſer Tag häuslicher Plage und Unbequemlichkeit, dieſer herbe Durchgang zu der Ruhe des Sonntags, hatte im freundlichen Pfarrhaus ſeinen Stachel verloren, weshalb auch eben an dieſem Tag die ſtärkſte Wallfahrt dahin war. Und nicht nur bei hellem Tageslicht ſuchte man das freundliche Pfarrhaus heim, nein, auch die ſchönſten Mondſcheinpartien wurden in klaren Winternächten dahin gemacht und ein warmer Thee nebſt delikaten Apfelküchlein belohnte die ſpäte Mühe.

Zu den übergeſchäftigen Hausfrauen gehörte die Pfarrfrau nicht, obgleich ſie die Finanzangelegenheiten des Hauſes in aller Stille mit ruhiger Umſicht verwaltete; auch hätte ihre zarte Geſundheit wohl kaum ein ſehr bewegliches Treiben geſtattet. Drum hatte man auch im Pfarrhaus nie den peinlichen Eindruck, als ob jetzt die Leute Leib und Leben dran ſetzten, einen Kaffee zu ſtande zu bringen. Da gab's kein ſtundenlanges Verſchwinden der Hausfrau, unterbrochen durch kurzes atemloſes Auftreten mit irgend einem Erfordernis. Nein, das gab ſich alles wie von ſelbſt; noch ehe die häusliche Wirkſamkeit in die Hand der Töchterlein überging, ſaß die Frau Pfarrerin geruhig da, mit ihrem roten Strickkorb, ein langſam vorrückendes Strickzeug in der Hand, und lieh ihr Ohr den Gäſten, während ſie mit ſtrahlenden Blicken faſt unverwandt ihren Mann betrachtete, der in ihren Augen der Inbegriff aller männlichen Schöne und Herrlichkeit war, ſo wie er wiederum ſich gar nichts Anmutigeres und Vollkommeneres vorſtellen konnte als eben ſeine Frau. Ob das andern Leuten auch ſo erſchien, das thut nichts zur Sache. Genug, ſie waren ſelig in dieſem Glauben, und von dieſer ſteten unverwelklichen Glückſeligkeit des Ehepaares, die es mit innigem Genügen erfüllte, ging auch die Atmoſphäre von Freude und Frieden aus, in der es einem ſo wohl wurde im Pfarrhauſe.

Eine Studierſtube brauchte der Pfarrer nicht. Zwei Tage lang hatte er einmal eine gehabt, da hielt er's aber nicht aus.

„Warum ſoll ich wo anders ſein, wenn ich bei dir ſein kann?“ Seitdem etablierte er ſich mit ſeinen Pfeifen und Büchern (in welch beiden Stücken er keinen großen Luxus trieb) im einzigen Wohnzimmer bei ſeiner Frau, und weder ſein Geiſt noch ſein Amt hat darunter Not gelitten. Ein neues philoſophiſches Syſtem hat er nun zwar nicht ausgeheckt, auch nicht Chaldäiſch und Sanskrit getrieben; aber ein grundgeſcheiter Mann war er doch, der über alle Erſcheinungen im Gebiete des Lebens und Wiſſens ein gutes geſundes Urteil hatte.

Seine Paſſion war neben dem Rauchen noch das Schachſpiel; es war gerade recht für ſein gutes Phlegma, ſo eine halbe Stunde lang zwiſchen den Rauchwolken durch das Schachbrett zu betrachten, ehe er ſich zu einem Zug entſchloß. Hie und da begegnete es ihm, auch etwas zerſtreut zu ſein; wie er denn einmal in eine große Geſellſchaft eintrat, ſtatt des Stocks den Beſen in der Hand, an dem er vor der Thür die Schuhe gereinigt hatte; — ich ſehe noch das erſtaunte Geſicht, mit dem er ſich umſah, als ſein höflicher Gruß mit einem ſchallenden Gelächter erwidert wurde.

Die Seelſorge, die Audienzen, die der Pfarrer ſeinen Bauern gab in ihren verſchiedenen Lebensangelegenheiten, ſie konnten nur gewinnen durch die ſtille Anweſenheit der Frau Pfarrerin, die, in alle Verhältniſſe eingeweiht, da und dort ein Wort zur rechten Zeit einſchaltete, am eifrigſten, wo es galt, einen Ehemann zu ſeiner Pflicht, eine Frau zur Geduld und Sanftmut zu ermahnen. Des Pfarrers Predigten, die er niemals ſtudierte, was ſeine Frau als beſonderen Ruhm anführte, hatten eine einfache Kraft und Wahrheit, die ihre Wirkung nicht verfehlten und manchmal gerade am rechten Fleck einſchlugen, mehr als die beſtſtudierte Rede.

Die Gemeinde lag beiden ſehr am Herzen; ſie betrachteten ſie faſt mit der parteiiſchen Vorliebe, mit der Eltern das eigene Kind ſamt ſeinen Tugenden und Fehlern anſehen, und konnten's nicht leiden, wenn gerade ihr Dorf ſo oft zum Gegenſtand des Geſpöttes der Nachbarorte wurde.

Es iſt unverkennbar, daß, wie ganze Nationen und Provinzen, ſo auch einzelne Dörfer, und ſeien ſie noch ſo nah beiſammen, ihren eigentümlich ausgeprägten Charakter tragen, was vielen Anlaß zu zahlreichen Neckereien und oft blutigen Händeln zwiſchen Nachbarorten gibt. So war nun das Dorf, wo das freundliche Pfarrhaus ſtand, Weindorf wollen wir's nennen, weit berühmt wegen beſonderer Betriebſamkeit und Sparſamkeit der Bewohner. Man hätte glauben ſollen, ſie verſtehen zwei Tage aus einem zu machen. Wenn ungünſtig Wetter in der Ernte oder zur Heuzeit einfiel und im ganzen Bezirk der Ertrag verdorben war — die Weindörfer hatten den ihrigen immer noch bei Sonnenſchein eingebracht; wenn eine Ueberſchwemmung den Wieſen am Neckar drohte und die kaum eine Viertelſtunde entfernten Stadtbewohner ſich zur Ruhe legten und ſeufzten: „Schad um den ſchöna Miſt, wo's Waſſer furtnemmt!" waren die Weindörfer Wieſen mit Laternen beſät, bei deren Schein die Bewohner ihren Dünger bis aufs letzte Hälmchen wieder heimholten. Man ſagte ihnen freilich auch nach, daß kein Weindörfer nach Haus komme, außer er bringe etwas „Gemauſtes" mit, und daß man in den Weindörfer Weinbütten Fiſche fangen könne, weil ſie nämlich den neuen Wein mit Neckarwaſſer vermehren; das aber ließ die Pfarrerin nie gelten. Sie hob dagegen mit Glanz hervor, wie fleißig ihre Weindörfer Männer ſeien und wie friedlich die Ehen; auch rühmte ſie mit Recht daß das ganze große Dorf nur einen einzigen Bettelmann beſitze, der „umgeätzt" wurde; und das war erſt noch ein grober Bettelmann, der den Weibern, die ihn ſpeiſten, den Küchenzettel kritiſierte und ſich nichts gefallen ließ. Als einſt zwei fremde Bettelkinder am Pfarrhaus ſchellten und wir ihnen das Almoſen brachten und im Spaß zuriefen: „In Weindorf iſt's Betteln nicht Mode," da jammerte die gute Pfarrerin: „Das hättet ihr nicht ſagen ſollen, die nehmen's jetzt gewiß übel und kommen nimmer." Schade, daß ſie nicht erlebt hat, wie leicht verſöhnlich die Bettelleute unſrer Tage in dieſem Punkte ſind!

So fern der Pfarrer von allem Sektenweſen war, ſo hielt er doch die „Stillen im Lande“, die Pietiſten ſeines Orts, die er als ſeine beſten Bürger rühmte, hoch in Ehren, und vermied neben all der ſchlichten Geradheit ſeines Weſens alles, was ihnen Anſtoß geben konnte. Es wurde einſt der Geburtstag des jüngſten Töchterleins gefeiert; ihre Freundinnen aus der Stadt hatten ein ſehr rührendes moraliſches Stück aus Weißes Kinderfreund einſtudiert, um ſie zu überraſchen. Die Pfarrerin hörte von dem Plan und bat uns freundlich, die Aufführung in der Stadt zu veranſtalten: „Wißt ihr, Kinder, um des ſchwachen Bruders willen!“ So zogen denn die Pfarrtöchterlein zur Stadt; die Aufführung gelang vortrefflich: der edelmütige Töffel und das beſcheidene Dortchen kamen zu Ehren, die ſtolzen Edelmannskinder wären um ein Haar ertrunken und die hochmütige Frau von Grünthal beſſerte ſich; hernach zogen Schauſpieler und Publikum hinüber über Neckar und Wieſen ins freundliche Pfarrhaus und verzehrten dort gemeinſam einen Keſſel voll Reisbrei mit Zucker und Zimmet; das Feſt war gefeiert und der „ſchwache Bruder“ blieb geſchont.

Das Dorf hatte ſich durch ſtrenge Altgläubigkeit von jeher ausgezeichnet. Als früher längere Zeit bei Taufen die übliche Frage: „Widerſaget ihr dem Teufel“ ꝛc. verbannt war, wandten ſich die Weindörfer bei jeder Taufe ans Konſiſtorium mit der Bitte, ſie nach der alten Formel vollziehen laſſen zu dürfen. Der ewigen Bittſchriften müde, ermächtigte das Konſiſtorium den betreffenden Dekan, dieſe Erlaubnis zu geben, was dieſer dem Pfarramt mit den lakoniſchen Worten mitteilte: „Einem verehrlichen Pfarramt wird kund gemacht, daß die Weindörfer den Teufel von nun an beim hieſigen Dekanatamt à 36 kr. Sportel haben können.“

Alles Weltgeräuſch und Getümmel, alle Zänkereien und Streitigkeiten, aller kindiſche Neid, die tauſenderlei Eiferſuchten, die ſonſt zumeiſt in kleinen Kreiſen das Leben bewegen und verderben, waren für unſer Pfarrhaus nicht vorhanden. An dieſer ſeligen Genügſamkeit, an dieſem herzlichen Wohlmeinen glitten alle die Stacheln des Lebens unvermerkt ab und keine

Sorge für die Zukunft fand Raum. Wenn auch der Pfarrer mit den Freunden die Zeitereigniſſe beſprach, zu tief konnte man nicht in Kombinationen oder Befürchtungen eingehen, denn in getroſter Zuverſicht ſchaute das freundliche Geſicht der Pfarrfrau drein: „Gebt nur acht! ich meine, es wird ſchon alles wieder recht und gut werden.“

Die Liebe des Paares erhielt ſich in immergrüner bräutlicher Friſche, ohne allen ſentimentalen Anflug hatte ſie eher etwas Kindliches. Nach dreißigjähriger Ehe betrachtete die Pfarrerin ihren Liebſten noch mit demſelben ſtrahlenden Entzücken, wie an jenem Weihnachtsabend, wo er als Vikar ihr ſein wertes Selbſt zur Beſcherung angeboten, was ſie ohne lange Bedenkzeit angenommen hatte. Wie die zärtlichſte Braut begleitete ſie ihn mit ihren Blicken, wenn er ohne ſie das Haus verließ, ſolange ſie ihn vom Fenſter aus ſehen konnte, oder harrte ſeiner Rückkehr; begleitete ſie ihn auf einem Gang, von dem ſie früher als er umkehrte, ſo ſuchte ſie ſorgſam ſeine Fußſtapfen auf, um in denſelben zurückzugehen. Sie war unerſchöpflich in neuen Benennungen für ihn: „Du Glücklichmacherle“, „du Gottlobunddankmannle“ ꝛc. Auch hielt ſie's für gar keine Verletzung ihrer Frauenwürde, wenn ſie ihrem Mann, ſo oft ihr's einfiel, die Hand hinſtreckte: „Ich dank' dir eben recht ſchön, daß du mich genommen haſt.“ Auch hat ſie der Pfarrer darum gar nicht geringer geſchätzt, ſondern hoch und wert gehalten als ſein Kleinod und ihre Zärtlichkeit mit reichem Maße zurückgegeben, wenn er gleich menſchlichem Anſehen nach etwas bärenhaft dreinſchaute.

Mit Studien und Lektüre hat die gute Pfarrerin ſich nicht viel geplagt, aber ſie hatte mit hellem und harmloſem Blick ins Leben geſehen; ihr Buch war das Herz und die Gedanken ihres Mannes, und darin hatte ſie nicht vergebens geleſen; es hat niemand klaſſiſche oder äſthetiſche Bildung bei ihr vermißt. Ihr häusliches Glück und die Vortrefflichkeit ihres Mannes bildeten ein unerſchöpfliches Geſprächsthema für ſie, mit dem ſie wunderbarerweiſe andre nie ermüdete, weil man ſich ſelbſt in das Element dieſes Glücks wie in eine warme Lebensluft verſetzt fühlte. Auch hätte ſie die Seligkeit, in deren Beſitz ſie ſich ſo reich fühlte, gern aller Welt gegönnt; nie hat der heilige Eheſtand eine feurigere Lobrednerin gehabt als ſie; ein junges Ehepaar, ein zärtliches Brautpaar zu ſehen, war ihr eine recht innerliche Herzenserquickung.

Es wachten auch in dieſem glücklichen Hauſe alte, lang eingeroſtete Herzen wieder auf, und manchem, im Alltagsſchlendrian verknöcherten Ehepaar fiel es im Bereich dieſer überſtrömenden Liebe auf einmal ein, ſich auch in der Zwiſchenzeit wieder die Hand oder einen Kuß zu geben, was ſonſt nur jährlich dreimal, an Weihnachten und an den beiderſeitigen Geburtstagen vorkam. Das junge leichtfertige Volk freilich, das lachte oft recht von Herzen ob dieſer alten Bräutlichkeit; that aber ganz als ob's daheim wäre, ſchlug vom Zimmer aus Nüſſe vom Baum, plünderte den Garten, ſolange es etwas zu plündern gab, erzählte ſich Geſchichten in der Roſenlaube und zog jederzeit vergnügt und befriedigt heim, von der Pfarrfamilie und dem zuvorkommenden Azor begleitet bis an das Ufer des Fluſſes, welcher Stadt und Dorf trennt.

Noch ein ſtilles, freundliches Element weilte in der traulichen Hinterſtube, die ehrwürdige Mutter des Pfarrers, recht ein Bild eines frommen, friedlichen Alters; ihr zur Seite ihre vielgeſchäftige Tochter, die ſorgſame Tante Clara, der ſchaffende Genius des Hauſes, die Geheimerätin bei allen Staats- und Hausaffairen, die Bildnerin der heranwachſenden Töchter. Denn auch ein Paar junge lebendige Blüten waren dieſer glücklichen Verbindung entſproſſen, zwei roſige Töchter, des freundlichen Hauſes lieblicher Schmuck. Die eine wuchs heran als raſtlos thätige Martha, zu beſtändigem Erſtaunen der ruhigen Mama, um dereinſt als tüchtige Pfarrfrau eine zweite, noch reichlicher illuſtrierte Auflage des elterlichen Glücks zu veranſtalten. Die zweite, ein zartes, anmutiges Blümchen, war nicht für die Erde beſtimmt; im ſchönſten Alter jungfräulicher Blüte ſchloſſen ſich ihre ſanften blauen Augen für die Erde. Das freundliche Kind hatte wohl nie geahnt, daß ſie den erſten ſchweren Kummer über das freudenhelle Elternhaus bringen ſollte. — Aber auch deine männliche Geſtalt, du guter Pfarrherr, lehnt nicht mehr am Fenſter, von bläulichen Wolken umwallt.

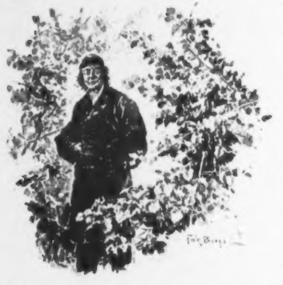
In ein freundliches Pfarrhaus wollte ich euch führen; ſo laßt uns leiſe die Thüre ſchließen, ehe es dunkel wird darin!

Der Haſelnußpfarrer.

Das war ein ſeltſamer Kauz, und wäre es wohl in jedem Stande geweſen, darum möchte ich ihn keineswegs als Typus des ſeinigen zeichnen; weil er aber doch einmal ein Pfarrer geweſen, ſo möge er hier ſeinen Platz finden, ſchon um ſeines Hauſes willen, das gewiß der geiſtlichen Pflicht der Demut und Niedrigkeit in reichem Maße nachgekommen. Am beſten iſt's, wir begleiten, um Eingang ins Pfarrhaus zu erhalten, einen ſeiner Vikare, deren er gar viele gehabt, bei ſeinem erſten Eintritt; denn ſonſt iſt es äußerſt ſelten aufgeſucht worden.

Es war im Sommer 18 . ., als ein neuernannter Vikar mutigen Schrittes in das ihm noch gänzlich unbekannte Dorf einzog, deſſen Pfarrer er infolge höherer Weiſung zum Gehilfen geſandt wurde. Das Pfarrhaus aufzufinden, war aber keine leichte Sache, wenn man einem nicht zuvor geſagt hatte, es ſei das baufälligſte Haus im Ort. Unter Anleitung des Büttels, der zugleich Gänſehirt war und eben ſeine Schar heimgetrieben hatte, kam der Vikar aber doch damit zu ſtande. Klein war das Haus eben nicht, ſah aber höchſt trübſelig und wirklich lebensgefährlich aus; denn es war auf einer Seite mit Seilen an einen daneben ſtehenden ſtarken Lindenbaum gebunden.

Der Vikar fragte nach dem Herrn Pfarrer und der Frau Pfarrerin. „Die Frau," hieß es, „iſt über Feld, der Herr aber ſind im Garten." So ging er denn, ihn dort aufzuſuchen und dachte ſich einen ehrwürdigen Herrn, zwiſchen Blumenbeeten und Obſtbäumen umherwandelnd. Dem war aber nicht ſo, und einen ſolchen Garten hatte er noch nie geſehen. Ein halb Viertelmorgen war mit lauter Haſelnußſtauden, hohen und niedrigen, bepflanzt, nichts dazwiſchen als ſchmale Pfade. Inmitten dieſer Haſelnußwildnis wandelte der Pfarrer, eine dürre, ſtarkknochige Geſtalt mit einer bedeutend roten Naſe und lederbraunem Geſicht, und erſpähte prüfenden Blickes den Grad der Reife ſeiner Nüſſe. Er empfing ſeinen neuen Vikar ziemlich kühl und ſchien es mißliebig aufzunehmen, daß man ihn in dieſen Hain eingelaſſen hatte, führte ihn auch alsbald in das Wohnzimmer.



Dort war indes die Frau Pfarrerin von ihrem Gang auf den Markt der benachbarten Stadt angekommen, eine gleichfalls magere, höchſt ungut ausſehende Dame, die ſich, nachdem ſie einen himmelanſtehenden Hut abgelegt hatte, in einer vergilbten Filethaube präſentierte und den Vikar fragte, ob er nicht Thee wolle, wenn es ihm nicht zu ſpät ſei vor dem Nachteſſen. Natürlich dankte er dafür.

Sonderlich wohl ward es dem Vikar nicht dieſem Ehepaar gegenüber, zwiſchen dem ein außerordentlich kühles Verhältnis zu beſtehen ſchien. Heiterer und gemütlicher Natur, verſuchte er aber doch einen fröhlichen Ton anzuſchlagen und gab alte Univerſitätsſpäße zum beſten, was wirklich beim Pfarrer einen gurgelnden Ton hervorrief, der ein Lachen vorſtellen ſollte; und auch die Frau Pfarrerin, der das beſonders zu behagen ſchien, verſuchte ihre Muskeln zum Lächeln zu verziehen.

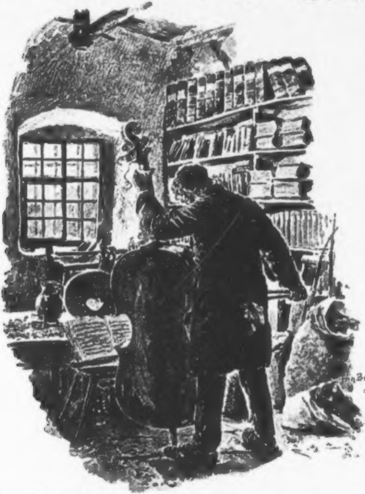
Nach dem Nachteſſen brach der Pfarrer plötzlich auf und der Vikar ſah ihn, mit einem ſchweren Kruge verſehen, die Treppe hinabſteigen. Auch ihm wurde nun ſein Gemach angewieſen, das im oberſten Stockwerk gelegen war und ſo unerquicklich, dürr und trocken ausſah, wie das ganze Haus; er konnte ſeinen Stern nicht beſonders preiſen, der ihn unter dieſes Dach geführt. Sein Verhältnis zu der Frau Pfarrerin ſchien ſich indes recht erträglich zu geſtalten, während der Pfarrer ſich auf den nötigſten Verkehr beſchränkte und beſonders ängſtlich bemüht ſchien, ihn von ſeiner Studierſtube fern zu halten, in welcher er den Tag über und abends faſt alle Zeit zubrachte.

Als eines Tages der Pfarrer nach dem Nachteſſen abermals verſchwunden war, begann die Pfarrerin ganz zutraulich: „Herr Vikar, ich höre, Sie verſtehen ſich auf die Phyſiognomien und ſehen den Leuten an, wie lange ſie noch leben werden.“ Der Vikar gab zu, daß er ſich hie und da damit befaßt und namentlich bei Kranken oft einen richtigen Blick gehabt habe. „Nun, meinen Sie, daß ich oder mein Mann zuerſt ſterben werde?“ Als der Vikar, erſtaunt über eine ſo ruhig geſtellte Frage dieſer Art aus dem Munde einer Gattin, die Antwort ſchuldig blieb, fuhr ſie mit ſchauerlicher Gelaſſenheit fort: „Sehen Sie, ich und mein Mann haben gar nie zuſammen gepaßt; ich hätte ihn nicht genommen, wenn mir's nicht um einen eigenen ‚Unterſchlauf‘ (Obdach) zu thun geweſen wäre. Seit wir geheiratet ſind, hat er mich nur erzürnt: wenn ich fett koche, will er mager eſſen; habe ich eingeheizt, ſperrt er die Fenſter auf; will ich Bohnen pflanzen, pflanzt er Haſelnüſſe. Ich ärgere mich nun ſchon lange nicht mehr; aber ich muß oft denken, es wäre faſt am beſten, wenn der liebe Gott eins von uns zweien zu ſich nähme, ich könnte dann nach Nürtingen ziehen.“ Der Vikar, der nicht wußte, ob er über dieſe gottergebene Ehefrau lachen oder weinen ſolle, zog ſich aus der Sache ſo gut er konnte und meinte, der Herr Pfarrer ſehe noch ſehr robuſt aus; doch habe man freilich Exempel, daß auch die kräftigſten Leute ſchnell wegſterben u. ſ. w.

Ein Rätſel, deſſen Löſung ihn täglich beſchäftigte, war für den Vikar des Pfarrers Studierſtube, zu der niemand Zutritt hatte; ſelbſt Bauern, die zu ihm wollten, wurden ſtets die Treppe hinaufgewieſen. Ums Leben gern hätte er gewußt, was er eigentlich dort trieb: theologiſche Studien ſchwerlich, denn ſeine Gelehrſamkeit war ziemlich verroſtet und ſeine Predigten mahnten an die Gebeträder der Buddhiſten, welche dieſelbe Leier mechaniſch abrollen. Hatte er einmal gar nicht ſtudiert, ſo verkürzte er die zur Predigt beſtimmte Zeit damit, daß er nach Verleſung des Evangeliums anhob: „Dieſes Evangelium iſt ſo ſchön und ſo ſchön, daß ich's eurer Liebe noch einmal vorleſen muß,“ und ſo fort. Klaſſiſche Studien trieb er wohl ebenſowenig; denn ſeine ganze Kenntnis der alten Sprachen ſchien darauf eingeſchrumpft, daß er das Wort Vikarius durch alle Fälle deklinierte: „Das iſt des Herrn Vikarii Glas“; „ſchenke dem Herrn Vikario ein“; „Herr Vikarie, ich wollte Sie noch fragen“; „hat Sie den Herrn Vikarium geſehen?“ — Was ging denn aber vor im geheimnisvollen Gemach, aus dem nur hie und da dumpfe, brummende Muſiktöne in ſtiller Nacht heraufdrangen?

Da ereignete ſich's einmal, daß das Pfarrpaar, das man faſt nie zuſammen erblickte, weil ſie ſtets daheim blieb, wenn er ausging, und fortging, wenn er dablieb, eine gemeinſame Einladung zu einem Hochzeitsfeſt annahm. Zudem fügte es ſich, dem Vikar äußerſt erwünſcht, daß man am ſelben Tage eine nötige Notiz aus einem der Kirchenbücher verlangte, die unter des Pfarrers Gewahrſam waren. Dieſer hatte zwar den Schlüſſel mitgenommen; aber Bäbel, die alte Hausmagd, erbot ſich, mit dem Hauptſchlüſſel zu öffnen. Mit erwartungsvollem Schauder, faſt wie Annchen in Blaubarts Stube, trat er in das geöffnete Heiligtum.

Siehe, da ſtanden auf einem Tiſch die ſehr wenigen Bücher, deren der Pfarrer ſich bediente; zwei lange Pfeifen, ein tüchtiger Krug; daneben lehnte eine mächtige Baßgeige, und an allen Wänden der Stube lagen Säcke mit Haſelnüſſen gefüllt. Bäbel bemerkte ſein ſtummes Erſtaunen: „Ja, der Herr Pfarrer brechen immer ſelber alle die Haſelnüſſe und eſſen ſie auch allein.“ — „So, deshalb bleibt er ſo lange auf?“ — „Ja, und da kriegen ſie Durſt von den vielen Nuſſen, und den da,“ auf den Krug zeigend, „trinken ſie aus. Sie überſehen ſich aber nie, ſie können's gut vertragen, man ſpürt ihnen gar nichts an,“ fügte ſie entſchuldigend hinzu.



So war's alſo entdeckt, das dunkle Geheimnis! Jeden Abend um halb neun Uhr zog der Pfarrer ſamt ſeinem Krug, den er eigenhändig mit rotem Wein gefüllt, in die untere Stube, ſchwelgte dort in Haſelnüſſen und baßgeigte dazwiſchen, bis der Krug leer war. Das alſo war's, was des Pfarrers Leben ausfüllte, was ihn ſtumpf machte fürs Wiſſen, lau im Beruf, gleichgültig gegen häusliche Freudloſigkeit! — Ein ſo ſeltſames Surrogat für Glück war dem Vikar noch nie vorgekommen.

Das konnte man dem Pfarrer nicht nachſagen, daß er neuerungsſüchtig oder anſpruchsvoll in Betreff ſeiner Wohnung ſei.

Das Manſardenzimmer des Vikars war allen Unbilden der Witterung ausgeſetzt und an einem ſchönen Wintermorgen mit einem ſolchen Schneehügel bereichert, daß es nötig wurde, für längere Zeit einen gemeinſamen Schlafſaal zu errichten, was der annoch lebende Totengräber des Orts bezeugen kann.

Der Pfarrer nahm ſolches Mißgeſchick mit großer Gelaſſenheit auf. Seit das Pfarrhaus durch den Lindenbaum wieder geſtützt worden war, lebte er geruhig darin fort, verſunken in ſeine Haſelnüſſe, bis eines ſchönen Morgens, da die Hausbewohnerſchaft eben am Frühſtück ſaß, der Zimmerboden ohne beſondere Veranlaſſung hinunterbrach und ſämtliche Mitglieder des Hauſes, Herr und Frau, Vikar und Bäbel, raſch und ſicher in den darunter befindlichen Kuhſtall verſetzte. Das war eine große Ueberraſchung; die Frau Pfarrerin richtete ſich zuerſt auf, ſie war weich gefallen, und ſah nach, ob ſie noch keine Veranlaſſung habe, nach Nürtingen zu ziehen; aber auch der Herr Pfarrer waren unverletzt; nur der Vikar lag härter und wirklich gefährlich unter einer Kuh.

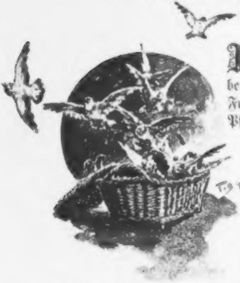
Sobald man ſich notdürftig erholt hatte, ward ein Expreſſer ans Königliche Kameralamt abgeſandt mit einem Bericht dieſer merkwürdigen Begebenheit. Beſagtes Amt kam tags darauf in höchſt eigener Perſon mit einem Werkmeiſter, um den Schaden einzuſehen und aufzunehmen. Die Herſtellung des eingebrochenen Zimmerbodens ſollte unverzüglich in den Bauüberſchlag fürs nächſte Jahr, die der zerſchmetterten Fenſter aber in den fürs nachfolgende aufgenommen werden, wenn der Pfarrer den Beweis herſtellen könne, daß die Fenſter durch Ausheben nicht noch hätten gerettet werden können. Auf des Pfarrers dringende Vorſtellung, daß er ſein Zimmer nicht entbehren könne, ward ihm geſtattet, dasſelbe einſtweilen auf eigene Rechnung herſtellen zu laſſen, mit der Bedingung, daß er die Stube wieder in statum quo ſetze, falls das Haus an einen andern übergeben würde, noch ehe die Herrſchaft den Bauüberſchlag genehmigt hätte.

Der Stubenboden wurde wieder hergeſtellt; die Herzen des Ehepaars ſchienen ſich aber auch durch dieſe tragiſche Kataſtrophe nicht näher gekommen zu ſein. Dem Vikar gefiel's je länger je weniger; er ward es immer mehr ſatt, die trübſelige Frau Pfarrerin zu unterhalten, während der Pfarrer ſeine Orgien in der Haſelnußkammer feierte. So zog er denn ab, ſobald es ſich thun ließ.

Sein Nachfolger, ein hagebüchener, ausgedienter Vikar, war, ſcheint es, die verwandte Seele, die dem Pfarrer lange gefehlt hatte. Er begleitete des Pfarrers Baßgeige mit dem Violoncell, und ihm ward die Gunſt gewährt, deren ſich noch kein Sterblicher erfreut hatte: er durfte teilnehmen an den Schwelgereien unter den Nußſäcken; auch mußte von nun an der Krug allabendlich noch einmal aufgefüllt werden.

Nach Jahr und Tag führte den erſten Vikar ſein Weg wieder in die Gegend. Da beſchloß er denn, den Pfarrer wieder aufzuſuchen und ihn mit einem Säckchen extraſchöner Aug'ſtnüſſe zu erfreuen. In der Nähe des Orts aber traf er mit dem hagebüchenen Vikar' zuſammen, der ſoeben ſeine Beſtallung als Amtsverweſer daſelbſt erhalten hatte. — Der Haſelnußpfarrer und ſeine Frau waren an einem und demſelben Tage geſtorben.

Das töchterreiche Pfarrhaus.



In einer freundlichen Gegend Schwabens hatte ein neuberufener Pfarrer ſeine junge Frau noch nicht lange in ſein Pfarrhaus eingeführt. Da träumte ihm in einer Nacht, er finde in ſeiner Stube einen verdeckten Korb; als er deſſen Deckel lüftete, da flogen zwölf Täubchen heraus, die ſetzten ſich auf den Boden und verwandelten ſich alsbald in zwölf zierliche Mädchen. Mit Lachen erzählte er ſeiner Frau dieſen Traum; die meinte aber, das wäre der Ehre doch gar zu viel.

Als nach Jahresfriſt ein rundes Mägdlein in der Wiege lag, da hätten Vater und Mutter lieber einen Knaben geſehen, weil ihnen die zwölf Täublein wieder zu Sinn kamen. Aber das Töchterlein war das erſte, und darum doch wichtig und hoch willkommen. Es wurde ein großartiges Tauffeſt veranſtaltet; es wurden Gäſte geladen, ſo viel das Pfarrhaus faßte, und Torten, Kuchen und Schinken in Hülle und Fülle gebacken und geſotten. Der jungen Mutter ſchien gar kein Name intereſſant und ſchön genug, bis ſie ſich endlich für Alwina entſchied. „Es iſt gut, daß du mit A anfängſt,“ ſagte lächelnd der Pfarrer,

„ſo reicht's eben das halbe Alphabet bis alle die zwölf Täublein da ſind.“ Zu Paten wußte man ſo viel Onkel und Tanten, Freunde und Freundinnen, die auf dieſe Ehre Anſpruch machten, daß die kleine Alwine am Ende ein ganzes Dutzend Paten und Patinnen und einen langen Nachſchweif von Namen zu Ehren derſelben erhielt, und ihr kleines Bettchen ganz bedeckt war mit ſilbernen Löffeln.

Als nun im nächſten Jahre die kleine Alwina die Wiege einem Schweſterlein räumen mußte, da wurde die Taufe ſchon ſtiller begangen; die Mutter aber wollte nicht vorrücken im Alphabet, und nannte das zarte Weſen mit den himmelblauen Aeuglein Angelika.

Bei dem A mochte man doch nicht ſtehen bleiben; auf die Angelika folgte zwar eine Amalie, Agnes, Anna und Adelheid; dann aber kam's ins B mit einer Beate und Bertha. Die ganze Familie lamentierte über den großen Mädchenſegen im Pfarrhaus; immer ſtiller und einfacher wurde das Tauffeſt begangen, immer weniger Paten gebeten, da man die Onkel und Tanten doch nicht alle Jahre um einen Löffel bringen wollte. Bei den zwei Töchterlein, die nach der Bertha kamen, bat man nur noch einen alten ledigen Großonkel zu Gevatter, der zugleich beſtimmte, daß man ſie Lotte und Luiſe heißen ſolle, da die Mutter müde war, ſich auf romantiſche Namen zu beſinnen.

Als nun endlich am Konfirmationstage der Alwina das elfte Töchterlein getauft werden ſollte, da lebte auch der ledige Großonkel nicht mehr, und Alwina, ſtolz und glücklich über ihre neue Würde, wurde die einzige Patin des Schweſterleins. Vom Namen war noch gar nicht die Rede geweſen; erſt als nach langem Streit um die Ehre, das Kindlein zu tragen, Bertha unter Amaliens Aufſicht mit dem Täufling den anſehnlichen Kirchenzug anführte, erſt da fragte der Vater die Mutter: „Nun, wie ſoll das Kindlein heißen?“ — „Friederike, wie meine Mutter,“ ſagte nach kurzem Beſinnen die Pfarrerin. — „Eine Friedenreiche!“ ſprach der Vater, als er Bertha mit dem Kindlein noch an der Mutter Bett führte.

„Das wird gut ſein," meinte die Mutter mit wehmütigem Lächeln, indem ſie auf den großen Mädchenzug blickte, „ein andrer Reichtum wird ihr doch nicht zu teil!"

„Einen andern braucht ſie nicht," ſagte der Vater freudig, küßte die verzagende Mutter, ehe er mit dem weißgeſchmückten Herdlein zur Kirche ſchritt, und legte ihr die Bibel aufs Bett. War es nun Zufall, war es Abſicht des Vaters, ſie ſchlug die ſchönen Worte der Bergpredigt auf: Ihr ſollt nicht ſorgen und ſagen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken ꝛc. Die Worte drangen ihr bis ins innerſte Herz, es war, als ob ſie ſie heute zum erſtenmal läſe; auch ihre Seele wurde friedereich, lächelnd ſah ſie den zwei Kleinſten zu, die noch nicht zur Kirche gelaſſen werden konnten und am Boden ſpielten; und als ihre acht weißen Täubchen, die blühende Alwina an der Spitze, mit der kleinen Friederike aus der Kirche zurückkamen, da küßte ſie das Kindlein viel inniger als zuvor, reichte ihrem Manne getroſt die Hand und ſagte leiſe: „Der Herr wird's verſehen!" Und keiner Fürſtin Wochenbett kann ſorgſamer behütet, liebevoller bedient ſein als das der Mutter, wo die vier größeren Mädchen, deren junge Kräfte früh geübt worden waren, ſich in die Pflege teilten.

Das Tauffeſt der kleinen Friederike blieb nun wirklich das letzte; ein zwölftes Täubchen kam nimmer auf den Pfarrhof geflogen. Der Familienjammer verſtummte allmählich und man ließ Pfarrers ſelbſt zuſehen, wie ſie mit ihren elf Mädchen zurechtkommen werden; hie und da fiel es doch einer freigebigen Frau Patin ein, ein abgelegtes Kleid ins Pfarrhaus zu ſchicken; namentlich galt das mädchenreiche Haus als ein vortrefflicher Ableiter für alte Hüte, woran es der guten Mama faſt zu viel werden wollte.

Nun müßt ihr aber nicht glauben, der Pfarrer und ſeine Frau haben ihre Kinder geradezu für Lilien auf dem Felde angeſehen, die da nicht arbeiten und nicht ſpinnen, und der himmliſche Vater ernähret ſie doch. Sie wußten wohl, daß gerade darin die Menſchenkinder reicher als die Blumen vom himmliſchen Vater begabt worden ſind, daß er ihnen zwei Arme und zwei Füße gab, mit denen ſie ſich ordentlich regen und rühren können um ihr täglich Brot. Ihr könnt euch gar nicht vorſtellen, was für ein lebendiges Weſen und Treiben und Gewimmel in dem Pfarrhauſe war. Der Mädchenſegen des Pfarrers war weit und breit bekannt worden; ſein Landesherr ſelbſt hatte ein Einſehen gehabt und ihm eine einträgliche Pfarre mit einem recht geräumigen Hauſe gegeben, ſo daß die elf Täublein doch Brot und Dach und Fach darin fanden.

Ich denke, wenn ihr ſie alle ein wenig kennen lernen wollt, ſo iſt's am beſten, ihr bringt einmal einen ganzen Tag mit mir im Pfarrhauſe zu, und ſeht ſelbſt, wie die elf Pfarrtöchter erzogen wurden.

* *
*

Es iſt ein ſchöner, ſonnenklarer Septembermorgen; um halb ſechs Uhr läutet der Vater das Morgenglöcklein zum erſtenmal, um ſechs Uhr erſcheinen fix und fertig in reinlichem Morgenanzug Amalie und Anna. Die erſte iſt für dieſe Woche Kuchimuz, die zweite Aſchenbrödel — ſo heißen bei den Schweſtern allemal die zwei, die für Küche und Hausreinigung zu ſorgen haben.

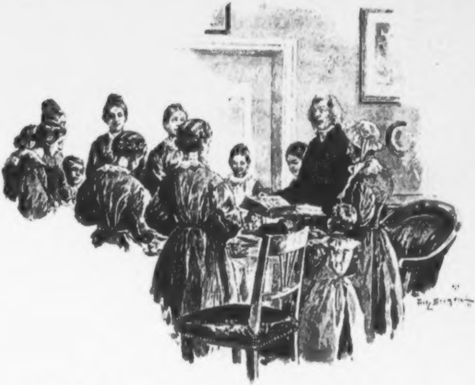
Während nun Amalie Feuer macht und das einfache Frühſtück bereitet und Anna das große Zimmer lüftet und reinigt, geht's oben in den Stüblein der Mädchen ſchon recht lebendig her. In jedem der vier Zimmerchen, welche die zehn Aelteren zuſammen bewohnen, — die Kleinſte ſchläft noch in der Eltern Zimmer — iſt immer den Großen eine Kleine beigegeben, die ſie zu beſorgen und anzukleiden haben. Alwina, der Mutter geheime Rätin, jetzt neunzehn Jahre alt, hat ſich ſchon zu dieſer begeben, um Haushaltungsangelegenheiten mit ihr zu beſprechen; denn die gute Mutter iſt nun, wie's die Mädchen nennen, penſioniert, ſie ſelbſt darf ſich nimmer mit mühſamer Arbeit anſtrengen, was ihre zarte Geſundheit auch nicht ertrüge; ſie hat aber genug zu thun, bis ſie denkt und ſorgt für alle. Die kleine ſanfte Beate, die in aller Stille zuerſt aufgeſtanden iſt, hat ſich ſchon zu Angelika geſchlichen, die wegen ihres beſonders zarten und feinen Ausſehens und ihres etwas vornehmen Weſens die Prinzeſſin im Hauſe genannt wurde. Angelika war keine Freundin vom Frühaufſtehen, und wenn Alwina, ihre Schlafgenoſſin, ſie zweimal geweckt hatte, ſo legte ſie erſt noch zum drittenmal das Köpfchen hin. So kam ſie oft zu ſpät, was ihr vom Vater, der wollte, daß die älteren Schweſtern mit gutem Beiſpiel vorangehen ſollten, ſchon manchen Verweis zugezogen hatte. Drum ſchlüpfte die freundliche Beate, wenn ſie konnte, in ihr Zimmer, half ihr beim Anzug und Aufräumen, daß ſie doch noch mit den andern zum Frühſtück kam. Dafür war aber auch Beate der ſchönen, begabten Angelika beſonders lieb und erhielt manch liebliches Bildchen von ihrer kunſtfertigen Hand, denn Angelika war eine geſchickte Zeichnerin.

Um halb ſieben tönte des Vaters Glocke zum zweitenmal, und nun eilte groß und klein die Treppe hinab. Gefehlt aber war's, wenn oben nicht alles in Ordnung verlaſſen wurde. Kuchimuz und Aſchenbrödel hatten auch das Amt, die oberen Stüblein zu unterſuchen, und waren Betten und Zimmer nicht im reinen, ſo traf die Schuldige zwei Tage lang das höchſt unbeliebte Geſchäft, die Schuhe zu putzen, welches ſonſt nach Tagen abwechſelte.

Nun verſammelte ſich alles in der großen hellen Wohnſtube. Da ſaß ſchon die Mutter mit dem Neſthäkchen Friederike; und es gab einen Jubel und Trubel, bis „das Kind, das Kleinſele, das Goldkäferlein“ und wie alle ſeine Beinamen hießen, jeder Schweſter den Morgengruß und Kuß gegeben hatte.

Jetzt rief der Vater: „Still!“ und nahm die Bibel aus Beatens Händen, um daraus eine ſchöne kraftvolle Stelle zu leſen und mit einem kurzen herzlichen Gebete den Tag zu beginnen. Da war's ſo ſtill und feierlich im Zimmer, ſelbſt die Kleinſte ſtand mäuschenſtill neben der Mutter, die großen Augen unverwandt auf den Vater gerichtet.

Nach geendetem Gebet geht Amalie mit ihrer Gehilfin



Anna ab; ſie kommen zurück, jede mit einer dampfenden Schüſſel Milchſuppe, die mit beſtem Appetit von der Geſellſchaft verzehrt wird, obgleich Bertha und die Prinzeſſin Angelika mit einiger Sehnſucht an den Kaffee denken, der an Sonntagen und Geburtsfeſten aufgetiſcht wird. Vater und Mutter eſſen aber die Milchſuppe, obgleich ſie nicht wie die Kinder von jung auf daran gewöhnt waren, zufrieden mit; darum findet es groß und klein natürlich. Der Vikar, ſeit drei Jahren der treue Gehilfe des Vaters im Amt und Unterricht der Kinder, der bekam freilich Kaffee, er wurde ihm aber aufs Zimmer gebracht. Während die Geſellſchaft frühſtückt, wollen wir ſie etwas näher ins Auge faſſen.

Oben neben der rüſtigen kräftigen Geſtalt des Vaters ſitzt die Mutter, ein wenig bleich, ein wenig müde, aber mit liebevollem Lächeln den blühenden Kreis überſchauend; ihr zur Seite das Neſthäkchen, drum müſſen wir mit dieſem anfangen. Das iſt eben, wie alle zehn Schweſtern verſichern: das Kleinſte, das Schönſte, das Liebſte, das Kind, das Allernettſte, und es iſt wahr, es iſt ein herziges Dinglein, und hat ſich wunderbarerweiſe nicht verwöhnen laſſen durch all die viele Liebe, mit der es überſtrömt wird.

Neben ihr ſitzt Alwina, die Aelteſte, ein recht blühendes ſtattliches Mädchen mit hellen ſchwarzen Augen; ſie iſt, wie ſchon geſagt, der Mutter rechte Hand und ſteht ſehr in Reſpekt bei den Geſchwiſtern. Sie iſt überall gewandt, die Küche aber iſt nicht ihre Liebhaberei; darum vertauſcht ſie gern die Rolle des Kuchimuz mit Amalie, der das Kochen ihr Leben iſt, und präſidiert dafür in der Nähſtube.

Auch Angelika wird von der Küche häufig dispenſiert, ſeit unter der Leitung des Vikars ihr Zeichentalent ſich ſo ausgebildet, daß ihre Arbeiten von Kennern bewundert werden. Angelika iſt wohl die ſchönſte der Schweſtern, obwohl faſt etwas zu zart; der Glanz ihrer himmelblauen Augen, das durchleuchtende Rot ihrer Wangen flößen Sorge für ihre Geſundheit ein; ſie iſt ſo bewundert und geliebt von den jüngeren Schweſtern, daß keine eiferſüchtig wird, wenn bei Angelika die Mutter oft ein Auge zudrückt und von der ſtrengen Geſchäftsordnung etwas nachläßt.

Nun folgt der Kuchimuz Amalie, die Wangen ſtark gerötet vom Kochfeuer, eine etwas gedrungene Geſtalt und ganz und gar keine Schönheit, aber ſo flink und rührig, daß es eine Freude iſt, ſie anzuſehen. Amalie iſt ein Küchengenie erſten Ranges, ſo jung ſie iſt, und von der Waſſerſuppe bis zur Mandeltorte gerät alles unter ihrer Hand. Mehr als einmal ſchon iſt des Herrn Doktors Equipage aus der Stadt vorgefahren, in der Amalie im Triumph abfuhr, umringt von Tortenmödeln und Bratpfannen, um bei einer Taufe oder ſonſtigem Familienfeſt die Direktion der Küche zu übernehmen. Dabei iſt ſie entſchloſſenen Charakters, und obgleich das Studieren nicht ihre Sache iſt, führt ſie doch eine gute Feder zu Familien- und Geſchäftskorreſpondenzen.

Auf Amalie folgt Agnes, groß und ſchlank, mit ziemlich dunklem Teint; von ihr wäre nicht viel zu ſagen, da ſie ſelbſt nicht viel ſagte, wenn ſie nicht eine Stimme hätte wie eine Nachtigall. Niemand würde dieſem etwas unbeholfenen Weſen, dieſem ſchüchternen Mund anſehen, welche Fülle herrlicher Töne ihm entquellen kann. Die Agnes iſt ſehr ruhigen Gemütes. „Zufriedenheit iſt mein Vergnügen“, ſingt ihr die luſtige Alwina zu; ſie kommt nur aus der Faſſung, wenn Lottchen und Luiſe Privatſtudien auf dem ohnehin geringen Piano treiben, oder wenn Anna, die eine äußerſt unverdroſſene Sängerin iſt, gar zu falſch ſingt. Ihr höchſter Wunſch, ihre liebſte Hoffnung geht dahin, daß der Vater ein neues Klavier anſchaffe, eine That, die aber noch aufs große Los ausgeſetzt iſt. Bis jetzt hat ſie ihre Studien nur beim Vater und Dorfſchulmeiſter gemacht; nächſten Frühling aber darf ſie zur Tante in die Reſidenz, um dort Stunden zu nehmen.

Die Anna, gegenwärtig Aſchenbrödel, ſieht gar nicht wie ein ſolches aus; ſie iſt ein äußerſt appetitlich kleines Perſönchen; ihre Schürze, die ſie zu Ehren ihres Amtes trägt, iſt wie friſch gefallener Schnee und einen ſtaubigen Fleck auf einer Kommode ſieht ſie auf vierzig Schritte. Den Schweſtern allen iſt bang, wenn an Anna die Reihe der Zimmervisitation iſt. Daneben iſt ſie Garteninſpektorin, und obgleich jedem der größeren Mädchen ihr Teil Arbeit im Garten angewieſen iſt, ſo iſt ſie es doch vor allen, die lebt und webt unter den Blumen, Stauden und Gemüſen; beim erſten Sonnenblick im Februar zieht ſie's ſchon hinaus in den Garten, ob noch nichts zu machen ſei; die junge Anna verkehrt faſt mit allen Pfarrfrauen der Nachbarſchaft und iſt in einem beſtändigen Austauſch von Roſenablegern und Nelkenſtöckchen begriffen.

Die vierzehnjährige Adelheid, Fräulein Allwiſſend, auch Büchergeier genannt, verſpräche ein nettes Geſichtchen zu werden, wenn ſie nicht ihr aufgeworfenes Näschen gar zu keck in die

Welt hinausſtreckte. Adelheid hat nur eine Leidenſchaft auf der Welt, leſen und immer leſen. Sie lieſt ſitzend, ſtehend und gehend; ins Bett, zur Arbeit und auf Spaziergänge verſucht ſie Bücher zu ſchmuggeln, ſie lieſt Kinderbücher, Romane und Weltgeſchichte, Gutes und Schlechtes; nur an einer Abhandlung über das Pfandrecht, die ihr einmal in die Hände gefallen war, iſt ſie ſchnell erlegen. Der Mutter macht dieſe blinde Leſewut viel Kummer; der Vater aber und der Vikar, deren talentvollſte Schülerin ſie iſt, hoffen mit Gottes Hilfe dieſe Leſegier in Lernbegier umzuwandeln und dann könnte noch etwas Rechtes aus der Adelheid werden.

Die ſtille, unſcheinbare Beate wird wohl ganz überſehen im Kreis der Schweſtern, und doch vermißt man das Kind überall, wo es nicht iſt. Nicht talentvoll, nicht in Geſchäften gewandt wie die Schweſtern, iſt dies ſtille Kind doch der Segen des Hauſes; ſie hat ihr Herz früh zu der ewigen Heimat wenden lernen, darum iſt ſie auch ein guter Engel für ihre Heimat auf Erden. Adelheid und Beate ſind die Lieblinge der kleinen Geſchwiſter wohl vor allem, weil ſie ſo ſchön zu erzählen wiſſen; aber wenn Adelheid alle Wunder der „Tauſend und eine Nacht“ vor ihrem ſtaunenden Ohr vorübergeführt hat, ſo lauſchen ſie doch noch lieber den ſchönen, einfachen Bibelgeſchichten, die Beate ſo lieblich, ſo anſprechend, ſo lebendig wiedergibt, als ob ſie ſelbſt ſie miterlebt hätte.

Die zwölfjährige Bertha iſt ein zierliches, gewandtes Mädchen und hat ſchon eine fleißige geſchickte Hand; nur putzt ſie ſich gar zu gern und ſieht ſo ſehr oft in den Spiegel, daß zu fürchten iſt, die leidige Eitelkeit werde ihre ſonſtigen guten Eigenſchaften erſticken.

Lottchen und Luiſe, neun und acht Jahre alt, „die Unmüße“ genannt, ſind ein paar wilde Dinger, etwas träg zum Lernen und zur Arbeit, ſtets bereit, wo es gilt, einen Unfug anzuſtellen, ſo daß die älteren Schweſtern genug zu tadeln und zu klagen haben; gutmütige Kinder übrigens, noch höchlich vergnügt mit den dreimal gewendeten alten Kleidern, welche die ganze Skala der Schweſtern durchlaufen haben, und die ihnen Alwina noch mit roten Litzen aufputzt.

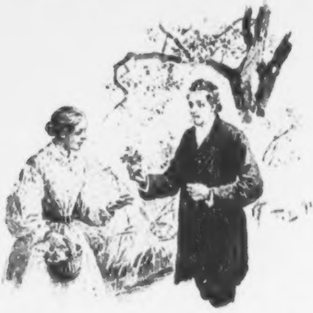
* * *

Und nun wir die Schweſtern kennen, ſo laßt uns vollends zuſehen, wie ſie ihr Tagewerk vollbringen. Wenn gefrühſtückt iſt, geht der Vater mit ein paar freundlich ermunternden Worten in ſein Zimmer; Anna nimmt das Frühſtücksgerät zum Reinigen fort, Alwina und die Mutter gehen in die Arbeitsſtube, wo große Schneiderei begonnen iſt, um Arbeit für alle zuzurüſten; Amalie ſorgt für die Küche und hilft Anna ſpäter im Garten, für die andern aber beginnen die Lehrſtunden beim Vater und Vikar.

Der Vikar, ein ſehr geſchickter, talentvoller, junger Mann, war der ſehr verehrte Lehrer der Mädchen, und Lob und Tadel vom Herrn Vikar wogen noch ſchwerer als ſelbſt vom Vater. Die Mädchen durften und ſollten alles lernen, was den Kopf aufhellt und was fürs Leben tauglich macht, wenn ſie irgendwie Luſt und Fähigkeit dazu hatten. Den Religionsunterricht, dem die Mutter und alle Mädchen beiwohnten, hatte ſich der Vater allein vorbehalten; ſonſt teilten ſich die Lehrſtunden je nach den übrigen häuslichen Geſchäften der Mädchen.

Die drei älteſten, von den jüngeren die „heiligen drei Könige“ genannt (Agnes war der Mohrenkönig), hatten nur noch Franzöſiſch, Engliſch und Geſchichtsſtunde. Anna war ſtets vergnügt, wenn ſie durch Geſchäfte von den Lehrſtunden abgehalten war, ſie blamierte ſich gar zu oft vor den Kleinen; ſie hatte einmal in der Geographieſtunde den Rigi für den höchſten Berg in Europa erklärt und Galizien als die Hauptſtadt von Ungarn angegeben. (Die Schweſtern gaben ihr ſchuld, daß ſie drei Stunden buchſtabieren müſſe, bis ſie einen Brief zuſtande bringe; in ihrem Hausrechenbuch ſtehe Michl ſtatt Milch, auch habe ſie auf ein Geburtstagsgeſchenk für den Vater einmal geſchrieben: „Von mir gans allein gemacht“; — ſo ſchlimm war's aber doch nicht.)

Angelika hat ihren Zeichenlehrer ſchon weit überholt, und während die Mutter oft darüber ſeufzt, daß ſie ſtundenlang in ihrem verſchloſſenen Stübchen ſitzt und zeichnet ſtatt zu nähen, malt ſie ganz im ſtillen die niedlichſten Sachen auf Holz, die ſie durch des Vikars Vermittelung ſehr gut in die Stadt verkauft. Wie herzlich freut ſie ſich auf alle die Weihnachtsüberraſchungen, die ſie mit ihrem geſammelten Sümmchen den Eltern und Schweſtern wird bereiten können!



Alle aber, groß und klein, gelehrt und ungelehrt, freuen ſich, wenn um zwölf Uhr das Tiſchglöcklein tönt, beſonders heute, wo Amalie die Kochwoche hat. Da iſt's eine Herzensluſt, das muntere Völkchen ſich um die lange Tafel ſcharen zu ſehen; und wenn der Mutter Auge oft etwas bänglich die endloſe Mädchenreihe überläuft, ſo begegnet es wohl dem getroſten Blick des Vaters, der mit inniger Freude auf ſeinen munteren Töchterlein ruht und der ihr zuverſichtlich zu ſagen ſcheint: „Was unſer

Gott erſchaffen hat, das wird er auch erhalten.“ Wenn die einfache Tafel aufgehoben iſt, geht's dem ſchönen Sonnenſchein zulieb in den Garten; da iſt ein halb Stündchen der Erholung gegönnt und jedes unterhält ſich, wie es ihm am beſten dünkt.

Vater und Mutter ſitzen behaglich in der Laube; der Herr Vikar hat ſeine Lehrerwürde abgelegt und bemüht ſich, ein Sträußchen zu pflücken, das er aber, wie Adelheid meint, ganz gegen Recht und Gerechtigkeit der Alwina überreicht, während ſie doch das erſte Recht auf eine Belohnung hätte; Angelika ſitzt an ihrem Lieblingsplätzchen, einer Raſenbank im Geſträuch, und iſt „verzückt“, wie es die Schweſtern nennen, wenn ſie ſo in ſich verſunken daſitzt und in die Wolken ſieht. Anna und Amalie erſcheinen erſt, nachdem Zimmer und Küche in Ordnung ſind und ſehen zu ihrem Schrecken, wie Lottchen und Luiſe eben im höchſten Dienſteifer eine Katze aus den Gemüſeländern jagen und dieſelben ärger zuſammentreten, als zehn Katzen hätten thun können; Anna, außer aller Faſſung gebracht, greift nach dem Rechen, um das ungebetene Hilfscorps in die Flucht zu ſchlagen. Bertha hat ſich eine Epheuguirlande um den Kopf gewunden, und bemüht ſich ſehr, das einzige Fenſter des alten Gartenhauſes als Spiegel zu benützen, um zu ſehen, wie ihr der Schmuck ſteht. Agnes hat ſich zwiſchen die grünen Aeſte eines leicht erſteigbaren Nußbaums zurückgezogen und ſingt mit heller Stimme, während ſie Nachleſe hält, Ingeborgs Klage nach eigener Kompoſition:

„Aus iſt des Sommers Luſt,
Stürme durchwehen des Meeres Bruſt,
Ach und wie gerne da draußen
Hört' ich es brauſen!“

Adelheid ſitzt auf dem Boden hinter der Laube mit dem Lichtenſtein, den ihr des Förſters Tochter geliehen, allzeit in ſtiller Sorge, die Mutter möchte ſie urplötzlich aus dieſer neuen Welt aufjagen; Beate aber ſpielt mit dem Kleinſele, das vor Luſt aufjubelt, daß es die große Schweſter haſchen kann.

So beluſtigt ſich jedes in ſeiner Weiſe bis halb zwei Uhr, wo der Rückzug ins Haus beginnt, und nun geht's mit Ernſt an die Arbeit. Die Schneiderei iſt kein Spaß; aus ſieben alten Kleidern müſſen ſechs neue gemacht werden, nur die vier Großen und Kleinſele bekommen ganz neue. Alwina ſchneidet zu und probiert an; die andern nähen um die Wette, ſogar die „Unmüße“ werden angehalten, zu zertrennen und Fäden auszuzupfen, und das Neſthäkchen will auch ein Puppenkleidchen machen, wobei es Nadeln verliert und ſich ins Fingerchen ſticht. Dazwiſchen ſtimmt Agnes ein Lied an, in das all die Stimmchen zart und grob, falſch und richtig einfallen, oder erzählt Adelheid, wobei ſie die Kleinen als aufmerkſame Zuhörer hat.

So geht es recht fleißig zu bis zum Schlag vier Uhr, für den die Kleinen ein äußerſt ſcharfes Ohr haben; dann verſchwindet Alwina und kommt zurück mit dem Brotlaib und Obſtkorb; das Veſper wird verteilt und mit allgemeiner Zufriedenheit verzehrt.

Nach dem Veſper werden die „Unmüße“ entlaſſen, ſie dürfen die Kleine mitnehmen und ſich in Garten und Hof umtreiben, bis ſie unter Adelheids Aufſicht ihre Lektion lernen müſſen.

Die andern aber bleiben fleißig beiſammen bis zur Dämmerung, wo noch ein kurzer Spaziergang gemacht wird. An ſchönen Sonntagen werden immer weite Gänge unternommen, Werktags reicht die Zeit nicht dazu.

Mit einbrechendem Dunkel ſammelt ſich alles in der Wohnſtube, Beate bringt die Kleine zu Bett, der Vater nimmt ſeinen Ehrenplatz am Ovaltiſch ein, Amalie und Anna bringen das Theegerät und den duftenden Thee mit neugebackenem Brot. Da geht's nun heiter und lebendig her; die „heiligen drei Könige“ haben genug zu thun, bis ſie die Geſellſchaft verſorgen und den „Unmüßen“ betrüglicherweiſe lau Waſſer ſtatt des erhitzenden Thees unter die Milch miſchen (erſt die konfirmierten Töchter ſind zum Thee avanciert); der galante Vikar nimmt aber der Alwina für eine Weile das Geſchäft ab.

Nun der Thee getrunken iſt, marſchieren die „Unmüße“

in ihre Betten ab; das Gerät wird auf dem Seitentiſch flink und in aller Stille gereinigt, die große Lampe wird angezündet, die Schweſtern ſitzen mit dem Strickzeug um den Tiſch, und nun wird's recht ſtill und recht behaglich, der gute Engel der friedlichen Häuslichkeit zieht durchs Zimmer.

Adelheid, der die Abendſtunde ihr Höchſtes iſt, bringt jetzt das Buch, und der Vikar beginnt die allabendliche Vorleſung. Der Vater iſt ſehr ſorgſam in Auswahl der Bücher für ſeinen gemiſchten Zuhörerkreis; bald ſind es Reiſeſchilderungen, die den kleinen Zirkel in ferne, fremde Regionen tragen; bald ſind es geſchichtliche Bilder, die ſie in vergangene Zeiten zurückverſetzen; bald merkwürdige Erlebniſſe und wunderbare Führungen aus dem Leben frommer Menſchen, oder eine ſchöne herzerhebende Dichtung. Fragen und Bemerkungen dazwiſchen ſind erlaubt, und würden all die Zwiſchengeſpräche mit den Büchern wieder abgedruckt, ſo würden ſie noch viel dicker als Campes Robinſon. In der Regel iſt das Publikum äußerſt aufmerkſam; wer aber ſchläft und doch noch nicht zu Bette gehen will, der wird verurteilt, ohne Licht etwas aus des Vaters oberem Zimmer zu holen.

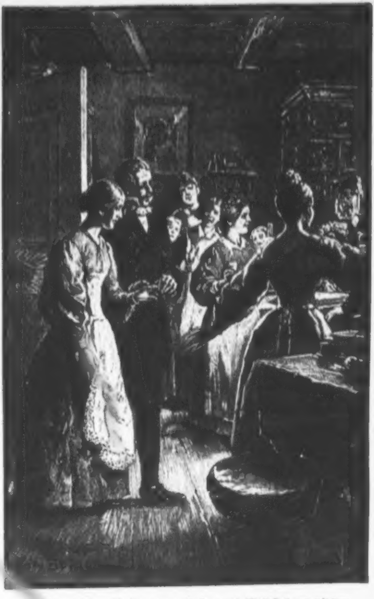
⁂

So wäre nun demnächſt ein Tag zu Ende, und ihr meint wohl, er gehe eben wie alle andern Tage damit aus, daß die Leute zu Bett gehen und ſchlafen? Ja nur Geduld, heute geſchieht noch etwas ganz Beſonderes. Man las in Mungo Parks Reiſen, und während dieſer unermüdliche Forſcher nach der Nilquelle ſpürte, war Alwina ſanft eingeſchlafen. Der Vater, der gerade las, ſah auf, weil er an ein unaufgeſchnittenes Blatt kam, und bemerkte die Schlafende. „Alwina,“ rief er, „geh' einmal auf mein Zimmer und hol' mir mein beinernes Papiermeſſer auf meinem Pult!“ Hocherrötend fuhr Alwina auf: „Ich habe nicht geſchlafen, gar nicht,“ und wurde faſt böſe über dem herzlichen Gelächter der andern. Doch machte ſie ſich ſogleich auf, um das Meſſer zu holen, ſchon hört man ſie draußen im Gang nach dem Weg krabbeln; noch ehe ſie aber ganz oben ſein kann, fällt's plötzlich dem Vikar ein: „Ach, Herr Pfarrer, ich habe mir heute erlaubt, Ihr Papiermeſſer zu nehmen; Fräulein Alwina kann es im Dunkeln nicht finden, erlauben Sie, daß ich ihr leuchte!“ Und raſch hatte der galante Vikar ein Licht angezündet und flog die Treppe hinauf; aber es dauerte unendliche Zeit, der Mungo Park ſtand immer am Nilufer, kein Vikar, keine Alwina, kein Papiermeſſer kam. „Angelika, nimm den Wachsſtock und ſiehe, wo ſie bleiben!“ ſagte die Mutter. Angelika ging, aber ſie kam auch nicht mehr; da wurde der Vater ganz ungeduldig: „Anna, geh' du! du findeſt im Dunkeln den Weg.“ So ging auch noch die Anna, und ſchon glaubten die Kinder, es gehe wie in dem Märchen von der klugen Elſe, und ſie alle, nebſt Vater und Mutter, werden noch nach müſſen. Siehe, da geht die Thüre auf! Angelika und Anna ſchreiten voran mit Kerze und Wachsſtock und mit dem Jubelruf: „Vater, Mutter, ein Brautpaar!“ hinter ihnen führt der Vikar Alwina an der Hand, die glüht wie eine Purpurroſe, und er fragt ſchüchtern: „Lieber Herr Pfarrer, wollen Sie mir nicht Ihre Tochter Alwina anvertrauen?“

Das war ein Erſtaunen! Die Schweſtern hielten vor Verwunderung den Atem an; jetzt ging erſt der Adelheid ein Licht auf, warum Alwina ein Sträußchen bekommen und nicht ſie, obgleich dieſe das franzöſiſche Gedicht heute viel ſchlechter recitiert hatte.

Die Mutter hatte wohl ſchon ſo etwas geahnt, der Vater aber nicht; der Vikar war der einzige Sohn reicher Eltern, und hatte die Zuſicherung, eine gute Pfarre zu bekommen; dem ſtand die Wahl unter den Töchtern des Landes offen, wie würde er wohl eine von ſeinen armen elf Mädchen wählen? Dem Vikar aber dünkte die friſche, fleißige und frohherzige Alwina reicher als alle Prinzeſſinnen der Welt.

Nun, zu bedenken war da wenig; mit Freudenthränen nahm die Mutter, mit Lächeln der Vater die Hände der beiden. „Gott ſegne euch, meine Kinder,“ ſprach der Vater, „mit Frieden und



Angelika und Anna ſchreiten voran mit Kerze und Wachsſtock und mit dem Jubelruf: „Vater, Mutter, ein Brautpaar!“ (S. 214.)

Freude, wie er uns geſegnet hat!“ — „Und mit weniger Mädchen,“ flüſterte ihm doch die Mutter ins Ohr.

„Aber werden auch Ihre Eltern einverſtanden ſein?“ fragte beſorgt die Mutter; der Vikar verſicherte, er habe längſt die freudige Zuſtimmung der Seinen, da er dieſen Entſchluß ſchon lange im Herzen trage, aber bis jetzt noch nicht Gelegenheit gefunden, ſein Wort anzubringen.

Wie es gekommen, daß über des Vaters Falzbein die beiden ſich ſo ſchnell gefunden, das blieb noch ein Rätſel. Jetzt aber war der Damm des Schweigens bei den Mädchen gebrochen; lächelnd, jubelnd, errötend grüßten ſie den neuen Schwager. Anna und Adelheid ſchlichen ſich beiſeite, um zu ſehen, ob es nicht möglich wäre, noch einen Punſch zu fabrizieren; der Vater aber ſchlug endlich, um den fröhlichen Lärm zu bewältigen, einen Choralgeſang vor; der neue Bräutigam mußte ſich ans Klavier ſetzen, Agnes, die heute mit einer wahren Engelſtimme ſang, ſtimmte den ſchönen Choral an:

„So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen,“

Und ſo ſchloß dieſer wichtige Tag im Pfarrhaus mit Dank und Freude.

* * *

Nicht alle Tage hatte bisher ſolch ein Jubel geſchloſſen, das ſagt das verbleichte Geſicht und die matte Geſtalt der Mutter, die etwas gefurchte Stirn des Vaters. Viel mühevolle Tage, viel ſchlafloſe Nächte hatte es gekoſtet, bis dieſe blühende Töchterſchar auf eigenen Füßen ſtehen, mit eigenen Händen ſich regen konnte; bis ſie fröhlich und friſch wie Oelzweige den Tiſch umgaben. Aber auch dieſe Tage und Nächte waren vorübergegangen; Geduld, Gottvertrauen und Liebe waren als köſtliche Saaten unter Sturm, Froſt und Regen aufgekeimt.

Nicht jeder Tag war ſo wie dieſer in vollkommenem Frieden verlebt worden. In den elf Köpfchen und Köpfen wohnten elf Sinne, von denen oft jeder recht haben wollte; in den elf Herzen keimte neben der guten Saat auch viel Unkraut. So war der Friede gar vielfach gefährdet, ſo daß die ſanfte Mutter nicht immer im ſtande war, zu ſchlichten und der Vater ein kräftiges Schiedsrichteramt üben mußte.

Aber jeder Morgen war begonnen worden mit herzlichem Gebet, und der Nachklang davon ließ nicht ſo bald ſchlimme Geiſter aufkommen.

Jeder Abend war mit Gebet und Geſang beſchloſſen worden, und eines der Kinder hatte am Schluß das Gebet des Herrn geſprochen, und wer vom Herzen gebetet: „Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben“, über deſſen Groll wird keine Sonne untergehen.

Und wißt ihr, welcher Segen für eine ganze Herde ein einziges Schäflein werden kann, das ganz dem Hirten eigen iſt?

Ein ſolches war Beate, die ſtillſte, die ſchwächſte, die unſcheinbarſte, die unbegabteſte der Schweſtern. Sie war der Friedensengel, ſie die ſüße Quelle, die nichts Trübes und Bitteres in ſich aufkommen ließ; die es leiſe wegſpülte, wo es bei andern ſich angeſetzt. Wenn es unter den Kleinen einen Streit gab um Spielzeug oder Obſt und dergleichen, da war es Beate, die mit lächelndem Geſicht ihren Anteil zum Opfer brachte, oder das von allen Verſchmähte für ſich nahm; wo die Mädchen ſich zankten um das Recht, mitzudürfen, da war ſie ſtets bereit, dazubleiben und hatte immer einen Grund, warum ſie beſonders gern daheim war; bei den gemeinſamen Spielen hatte ſie nie einen Willen als den, der zum Frieden führte; das abgetragenſte Kleid fand ſie noch recht nett, den angebrannten Brei allzeit noch gut; nichts war für ſie gleichgültig, was andern unangenehm war; nichts vergaß ſie, was andern Freude machte.

Sie ſelbſt wußte es nicht, und die andern ahnten es nicht, welches Kleinod dies ſtille Kind für ſie alle war. Die Mutter aber wußte es und dankte Gott mit Freudenthränen für dieſe Perle.

⁂

Was aus den elf Schweſtern geworden, iſt nun freilich die wichtigſte Frage, und da wir nicht dem Lebensgang jeder einzelnen folgen können, ſo erfahren wir es wohl am ſicherſten aus einem Briefe, den zehn Jahre nach jenem Verlobungstag Alwinas Amalie den Schweſtern aus — Amerika ſchrieb.

Vier Jahre waren ſchon vergangen, ſeit die elf Schweſtern als Waiſen das geliebte Vaterhaus verlaſſen hatten, ohne andern Reichtum als der Eltern Segen, Gottes Schutz, genügſame Herzen und fleißige Hände. Vater und Mutter ruhten im Grabe. Den kräftigen Vater hatte ein Nervenfieber weggerafft, das ihn an einem Sterbebette ergriffen; dieſelbe Krankheit riß der Mutter zarten Lebensfaden ab, ehe ſie das Weh faſſen konnte, das ihr mit dem Tode des geliebten Gatten geſchehen war. Sie ſtarb mit Bewußtſein, aber ein troſtreicher Engel ſchien ihr ſonſt ſo verzagtes Herz geſtärkt zu haben. Denn als ihr brechendes Auge auf die weinende Töchterſchar um ihr Lager fiel, da ſchaute es mit zuverſichtlichem, ſtrahlendem Blicke nach oben; ſegnend breitete ſie die Hände über ihre Kinder und von den erblaßten Lippen klangen die troſtvollen Worte: „Gott wird euch nicht verlaſſen.“

Und nun zu Amaliens Brief, der an Alwina, als an die Familien-Aelteſte, geſandt wurde.

„Geliebte Schweſtern!

„Gott wird euch nicht verlaſſen, war das ſegnende Abſchiedswort unſrer lieben Mutter, und es iſt bis auf dieſen Tag in Erfüllung gegangen. Dich, liebe Alwina, hat er an den eigenen glücklichen Herd geführt und dein Haus geſegnet, daß es noch Zuflucht und Heimat für die Schweſtern werden kann.

„Friederike, das Neſthälchen, der Mutter und unſer Liebling, iſt unter eurer Obhut geborgen; Luiſe, der Unnuß, findet bei deinen Mädchen und Bübchen genug zu thun für ihre flinke Hand und noch flinkere Zunge; und Lottchen, der Unnuß Nr. 2, kommt nun ſogar als glückliche Braut unter dein Dach, um bei dir für den Ausbau ihres Neſtchens zu ſorgen und von dir einſt zum Altar geleitet zu werden.

„Sage ihr, der lieben Braut, jetzt die Hauptperſon, vor allem unſre herzlichſten Glückwünſche. Nach der herben Dienſtzeit unter der geſtrengen Frau Geheimrätin wird ihr der Aufenthalt bei dir und dereinſt unter dem eigenen Dach beſonders wohl thun. Wir freuen uns, ihr hier einen Beitrag zur Beſtreitung ihrer Ausſtattung ſenden zu können; geben ihr aber den freundſchaftlichen Rat, allen Luxus zu vermeiden, da ihr Zukünftiger dem Lehrſtande angehört, der ja jederzeit reicher an geiſtigem als leiblichem Beſitz iſt. (Wir wünſchen zu wiſſen, ob die Verlobung auch über einem alten Falzbein geſchloſſen wurde?) Das glückliche Brautpaar ſoll ſich das Warten nicht verdrießen laſſen; Lottchen iſt ja noch erſtaunlich jung.

„Gott hat uns nicht verlaſſen, möchte ich aufs neue beginnen. Er hat Agnes und mich glücklich übers Meer geführt, als wir vor vier Jahren anfingen einzuſehen, daß übergenug Mädchen im Vaterland ſind, und auszogen, unſer Heil in der Neuen Welt zu ſuchen. Er hat uns guten menſchlichen Schutz zugewendet, er hat unſern Fleiß geſegnet, ſo daß wir noch zwei von euch ein Aſyl bei uns anbieten konnten und die Mittel, es zu erreichen.

„Anna und Bertha ſind wohlbehalten hier angekommen; wir wollten euch nicht ſchreiben, bis wir unſern vierfachen Lebensplan für die Zukunft feſtgeſtellt hatten. Nun aber möchte ich, ihr könntet unſre neue kleine Reſidenz ſehen! Wir haben ein kleines, ſehr freundliches Haus in einer Vorſtadt Boſtons gemietet; der hübſche Garten daran geſtaltet ſich bereits prächtig unter Annas Hand, die von Sonnenaufgang bis Abend darin ſteckt. Mit den Blumen und Gemüſepflanzungen, zu denen ſie Samen gebracht, hoffen wir ſeiner Zeit glänzende Geſchäfte zu machen; unſre heimatlichen Roſen und Nelken ſollen Aufſehen erregen in der Neuen Welt.

„Bertha ſitzt bereits in einem Meer von Hüten, Hauben und Bändern; ich hatte ſie zuvor ſchon ſo gut empfohlen, und ihre Geſchicklichkeit macht meiner Empfehlung ſolche Ehre, daß ſie ſich ein dienſtbares Geiſtlein zur Hilfe wird beilegen müſſen, das ſchon in dem Töchterlein einer armen eingewanderten Familie gefunden iſt.

„Agnes wird um mehr Muſikſtunden gebeten, als ſie annehmen kann; ihr würdet ſtaunen, wenn ihr hören könntet, wie herrlich ihre Stimme ſich erhalten und ausgebildet hat! Das letzte Konzert allein hat ihr reichliche Ernte gebracht, mehr als unſer vereinter Beitrag für Lottchens Ausſteuer beträgt; ſie liebt aber das öffentliche Auftreten und die geräuſchvollen Demonſtrationen des hieſigen Publikums nicht, und zieht ihren viel mühſameren aber ſtilleren Wirkungskreis vor. Darum hat ſie auch mit unſrer vollen Beiſtimmung einen neuen, ſehr glänzenden Antrag auf die Bühne entſchieden ein für allemal abgelehnt.

„Meine Kunſtbäckerei, um meine eigene werte Perſon nicht zu vergeſſen, geht ganz ſplendid; unſre vaterländiſchen Zuckerbrezeln, Gugelhopfen und Fleiſchpaſtetchen ſind hier meiſt gerner geſehen als leider unſre lebendigen Landsleute. Hie und da geruhe ich auch noch, wie vor Zeiten daheim, mich im Wagen holen zu laſſen, um das Arrangement großer Diners zu übernehmen, ziehe aber gleich unſrer Agnes die Thätigkeit daheim vor.

Ein jeder treib' es, wie er's kann,
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.

„Wie unausſprechlich wohl es uns iſt, ſeit wir nun ein vierblätteriges Kleeblatt bilden, das könntet ihr euch erſt recht vorſtellen, wenn's euch möglich wäre, am Abend einen Blick in unſer drawing room zu werfen, wo wir nach abgethaner Tagesarbeit uns um unſern Theetiſch ſetzen, der ſtets mit einem Abfall meiner Kunſtprodukte reichlich verſorgt iſt. Wir haben uns wohl immer lieb gehabt, liebe Schweſtern; aber ich meine, den ganzen herrlichen Segen der Familienbande lernt man doch erſt in der Fremde kennen.

„Ich muß manchmal an die Tante Kommerzienrätin denken. Als ich ſie vor vier Jahren um einen Vorſchuß zu unſrer Auswanderung bat, da ſchob ſie ihre Brille hinauf und ſah mich verwundert und geringſchätzig an: ‚Hm, hm, iſt meiner Zeit nicht der Brauch geweſen, daß Mädchen auswandern; wer ſchaffen will, findet im Vaterland ſein Fortkommen.‘ Nun, die Tante kann recht haben; doch zweifle ich, ob mein Hausjungferngehalt und der Agnes' Muſikſtunden uns je im Vaterland zu einer ſo unabhängigen und ſorgenfreien Exiſtenz geholfen hätten.

„Bei allem verhehle ich euch nicht, liebe Schweſtern: wir haben eine Heimat hier, aber kein Vaterland. Es kommt kein Sonntag, wo nicht eine recht innige Sehnſucht in uns erwacht nach deutſchem Glockenklang, nach einem deutſchen Kirchenlied und einem deutſchen Familienkreis. Und im ſtillen ſei's geſagt, ſo oft wir uns am Wachſen unſrer Erſparniſſe erfreuen, ſo wächſt die Hoffnung, daß wir dereinſt früher oder ſpäter die Früchte unſres Fleißes in der lieben Heimat mit euch genießen können.

„Mehr und mehr überzeuge ich mich, daß Angelikas Talent ihr hier weniger als im Vaterland Früchte tragen würde, ſelbſt wenn ihre zarte Geſundheit die Seereiſe ertragen könnte. In dieſem Land der Bewegung und des Wechſels nimmt man ſich kaum Zeit zu einem Bilde zu ſitzen: Daguerrotype, die in drei Minuten fertig ſind, das iſt amerikaniſcher Geſchmack. So iſt es viel beſſer, ſie lebt wie bisher ihrer Kunſt und pflegt ihre Geſundheit, was ihr ja um ſo viel leichter wird, ſeit ſie im Hauſe der edlen, kunſtſinnigen Gräfin eine Heimat gefunden. Ihre lieben ſeelenvollen Bildchen haben auch hier ſchon manches Auge und manches Herz erfreut; ihr teures Abſchiedsgeſchenk: eure und der Eltern Bilder, ſind und bleiben die ſchönſte und liebſte Zierde unſres ſchönſten Zimmers.

„Aber wird die Welt umgekehrt, daß unſre beſcheidene Schweſter Beate zu ſo hohen Ehren kommt? von Königin und Prinzeſſinnen umarmt und beſchenkt, und zur Vorſteherin weiß nicht wie vieler wohlthätiger Anſtalten ernannt wird? Iſt ſie denn nicht vor Demut in die Erde verſunken ob ſolchen Ehren, und wie nimmt ſich denn die diamantenbeſetzte Uhr auf dem unſterblichen dunklen Merinokleid unſrer lieben sœur grise aus? Wir könnten hier wohl auch ſolche Engel brauchen, liebe Beate, aber ihrer ſind auch in der Heimat nie zu viel. Gehe du fortan als Engel des Troſtes durch die Reihen der Leidenden, in die Kämmerlein der Bedrängten! — Ich freue mich von Herzen, daß du in dem Hauſe des würdigen Dekans auch die Freuden des Familienlebens nicht vermiſſen darfſt.

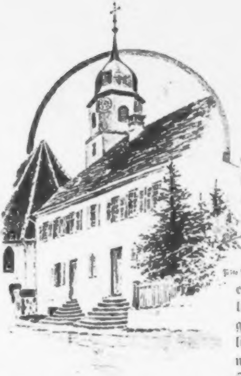
„Adelheid wird, wie ich denke, nicht zögern, den ehrenvollen Ruf an die Erziehungsanſtalt der Hauptſtadt ihrer Gouvernantenſtelle vorzuziehen, die, ſo einträglich ſie war, doch eine freudloſe und undankbare geblieben iſt. Wir freuen uns herzlich dieſer Wendung, die zwei unſrer lieben Schweſtern wieder zuſammenführt. Auch Adelheid thut beſſer, im Vaterlande zu bleiben; Erzieherinnen dieſer Art werden hier weder geſucht noch geſchätzt; die jungen Damen aus höheren Kreiſen werden in Penſionen ‚ſchnellgebleicht‘.

„Noch eins ſei euch im Vertrauen geſagt: wenn wir dereinſt den ſchönen Plan ausführen, ins Vaterland zurückzukehren, ſo wäre möglich, daß wir nimmer vollzählig kommen. Ein Sohn des Doktor M., der unſer treuer Schutz auf der Ueberfahrt war, ſpricht beſonders häufig bei uns ein, ſeit die Schweſtern hier ſind, und er gibt Anna nicht undeutlich zu verſtehen, wie gut eine ſo rüſtige gewandte Frau für ſeine Farm paſſen würde. Was ſoll aber aus unſerm Garten werden, wenn Anna ſich dereinſt entſcheidet, auf die Farm zu ziehen!

„Auch mit Bertha weiß man nicht, wie es werden wird. Ein längſt hier angeſiedelter Landsmann, der in unſrer Nachbarſchaft wohnt, hat immer etwas zu fragen und zu ſagen bei uns und unterhält ſich überaus gut mit der fleißigen Putzmacherin. Er treibt ein ſehr blühendes Gewerbe, welcher Art, ſchreibe ich aber noch nicht; eure verwöhnten Näschen könnten ſich noch in angeborenem Vorurteil rümpfen; hier denkt man darüber anders. Einſtweilen nur ſo viel, daß er ein ſehr gebildeter und ſehr frommer Mann iſt; er ſcheint faſt zu ernſt für unſre heitere, flüchtige Bertha, und doch findet er großes Gefallen an ihr und ſcheint zu glauben, daß oft auch in glatter zierlicher Schale ein guter Kern ſtecken kann.

„So habe ich nun, wie die Mutter pflegte, uns alle an den Fingern zuſammengezählt, und wenn ich ſo unſern Lebensgang bis hierher überdenke, ſo bleibt mir nichts zu ſagen übrig als das freudige Wort: der Herr hat's wohl mit uns gemacht! Wir haben frühe daheim gelernt, uns zu fügen und uns zu rühren; das Brot, das für ſechs verwöhnte Kinder nicht ausgereicht hätte, hat elf genügſame großgezogen. Wir haben, gedankt ſei es unſern frommen Eltern! frühe gelernt, ein Bürgerrecht droben zu ſuchen; ſo waren wir nie heimatlos, noch ehe wir ein Plätzchen auf Erden gefunden, wo wir unſer Haupt niederlegen konnten; wir haben frühe gelernt, mit unſerm Pfunde zu wuchern und unſre Kraft zu brauchen, ſo daß die vielbejammerten elf Mädchen nun beſſer geborgen ſind, als manches einzige Töchterlein reicher Eltern.

„Ob uns allen zuſammen noch ein Wiederſehen auf Erden beſtimmt iſt? — ich wage es kaum zu hoffen, es liegt in Gottes Hand. Wir alle aber haben die Hoffnung auf ein noch ſeligeres Wiederſehen, wo unſerm treuen Vater das ſchöne Wort vergönnt ſein wird: Ich habe der keines verloren, die du mir gegeben haſt.“



Das humoriſtiſche Pfarrhaus.

In einer der anmutigſten, am tiefſten ans Herz ſprechenden Gegenden des lieben Schwabenlandes liegt ein nettes Dorf und darin ein Pfarrhaus, das man lange Jahre durch ein götterbegünſtigtes, glückliches Haus nennen konnte; nicht allein weil tüchtige Söhne und blühende Töchter dort aufwuchſen, weil Friede und behaglicher Wohlſtand darin wohnten; ſondern zumeiſt weil der Herr, das Haupt und die Sonne des Hauſes, zu dem geſegneten Geſchlechte der Immergrünen gehörte, über deren Wiege ſchon ein beſonders heller Stern geſchienen; weil er einen unverſieglichen Quell friſchen Lebens, heiterer Laune in ſich trug, der erquicklich und labend das ganze Haus durchſtrömte. — Eine wunderſame Gabe hatte der Pfarrer, allen Dingen des gewöhnlichen Lebens einen anmutigen, poetiſchen, faſt märchenhaften Anſtrich zu geben; durch alle Spiele ſeiner Kinder, durch alle anſcheinenden Tändeleien, mit denen er ſich beſchäftigte, durch alle Unterhaltungen mit ſeinen Freunden und Gäſten zog ſich dieſer zauberiſche Hauch.

Wie lockend klang ſchon am Morgen die Einladung zum Frühſtück in der „Aurorahalle“! Und doch war das nur des Pfarrers Studierſtube, gegen Morgen gelegen; nichts darin zu ſchauen von einer Halle, wohl aber Pfeifen, Bücher und Papiere ſamt dem wunderlichen Hermeshausrat, den ſeine zahlloſen Lieblingsbeſchäftigungen nötig machten, alles gefällig geordnet von der Hand der ſorgſamen Hausfrau; eine heitere Mannigfaltigkeit, keine ſtudierte Unordnung, wie ſie heutzutage Mode iſt, ſondern eine unſtudierte Ordnung. Aber das Hauptſtück war am Mittelfenſter des Zimmers ein koloſſaler Vogelkäfig, Alhambra genannt, deſſen Stil, wenn auch juſt kein mauriſcher, doch gewiß ein anmutiger war mit ſeinen Kuppeln und ſeinen Türmchen. Die gefiederten Gäſte dieſes zierlichen Palaſtes waren auch ſo ſtolz auf ihren ſchönen Kerker, daß ſie luſtig, wie im Freien, umherflatterten, piepten und ſangen, aus den kleinen Baſſins der Springbrunnen nippten und auf den grünen Tannenbäumchen umherhüpften. — Das allerbeſte aber in der Aurorahalle war die freundliche Geſtalt des Pfarrherrn ſelbſt, ſtattlich und ungebeugt; ſein friſches, faſt noch jugendliches Geſicht, der Mund, den ſtets der gutmütige Humor umſchwebte, dem man aber nicht ſo recht getraut hätte, wenn nicht ſo ein paar klare, treuherzige Augen darauf heruntergeſchaut hätten.

Die Fenſter des heiteren Gemaches gingen in den „Park“; ſo hieß der kunſtreich angelegte Pfarrgarten, der in einem etwa achtzig Schritt breiten Raume die mannigfachſten Anlagen, Blumenbeete, ein Wäldchen, ein Labyrinth und was alles noch enthielt. In der Mitte ſtand die Laube, wo Sonntagnachmittags die Familie ſich ſammelte, um in recht gemütlicher Ruhe zu „ſchwelgen“, d. h. Brot, Käſe und Butter zu genießen.

Wie das ſchlichte Zimmer und der kleine Garten, ſo trug alles im Pfarrhauſe ein feſtliches Gewand, und dieſer farbige Lebenshauch mußte ſich zuerſt über die Kinderjahre der heranwachſenden Jugend des glücklichen Hauſes ausgießen. Die einfachſten Spiele wußte des Vaters poetiſcher Sinn zu färben und zu ſchmücken. Mit ſilbernen und goldenen Pfeilen ſchoſſen die

Knaben aus ihren kleinen Armbrüſten, daß die hochfliegenden wie Sterne in der blauen Luft ausſahen, und des Vaters geſchäftige Hand hatte ſtets neue vergoldet, wenn ſich die alten verflogen. Für die ſtürmiſchen Herbſt- und Frühlingstage lagen ſechs große Papierdrachen bereit, ſo daß, wenn ſie über das Dorf flogen, das Geflügel ſich ängſtlich verkroch vor dieſen Ungeheuern. — Einmal wurde über Berg und Thal eine „Sternenfahrt“ angeſtellt zu einem unweit wohnenden Oheim, wobei man um Mitternacht ausfuhr, nur um die geheimnisvolle Zeit der ſchönen lauen Sommernacht zur Reiſe zu benutzen. Ein andermal wurde an der grünen Waldecke ein fröhliches Bankett mit den Freunden aus der Stadt begangen, um die Sonnenfinſternis zu beobachten, oder es zog die ganze Familie in den duftigen ſchönen Wald hinaus, auf Abenteuer, wie es hieß, und ſie zerſtreuten ſich und zogen durch Hecken und Gebüſche, um ſich am Ende nach langer Verirrung wieder zu finden. Da galt's, wer die merkwürdigſten Abenteuer zu erzählen wußte! Eins hatte faſt gar ein Eichhörnchen geſehen und das andre wirklich einen Haſen; das dritte eine Quelle entdeckt und das vierte einen Schmetterling gefangen; dem Vater aber, dem waren die allermerkwürdigſten Abenteuer aufgeſtoßen, Rieſen und Drachen, verzauberte Fräulein und Zwerge — die Kinder waren die Miſchungen aus Wahrheit und Dichtung in ſeinen Geſchichten ſo gewöhnt, daß ſie nicht dadurch verwirrt wurden. Dann wurden die Zigeunerfamilien heimgeſucht, die häufig draußen an der Waldecke lagerten, und der Pfarrer ließ die Kinder einen Blick in ihr abenteuerliches Treiben thun; auch nahm er manchmal ein paar der braunen Geſellen noch in der Nacht mit nach Hauſe, um ſeine Frau mit einem Ständchen zu überraſchen, obgleich ſie ſich vor den ſchwarzen Burſchen entſetzlich fürchtete.

Und die Winterabende, die köſtlichen Winterabende! wenn draußen der Schnee fiel und in der warmen Stube der Vater mit Mutter und Kindern um den Tiſch ſaß und die Spinnrädchen ſchnurrten und dazwiſchen die ſchönen Geſchichten, vom Vater vorgeleſen und mit ſeinen eigentümlichen Bemerkungen gewürzt, eine eigene Wunderwelt in die einfache Pfarrſtube zauberten!

In alle Kinderphantaſien und Spiele, die ſonſt von den Eltern allerhöchſtens geduldet oder belächelt werden, ging er mit vollem Ernſt und dem angelegenſten Intereſſe ein, und das vor allem machte dieſe Kinderzeit ſo reich und ſchön. Und dann noch die Familienfeſte! dieſe Sonnenblicke der nüchternen Häuslichkeit, die für das äußere Leben ſind, was der Sonntag für das geiſtige, — Tage, wo die Kinder von ſelbſt brav ſind und die Eltern nicht zanken; wie reich an Feſten war das Pfarrhaus! Geburtstage des Vaters, der Mutter, der verſtorbenen Großeltern ſogar; der Eltern Verlobungs- und ihr Hochzeitstag, — die alle ſtanden wie helle, farbige Blumen unter Küchengewächs in der Reihe der gewöhnlichen Tage und erhielten die Herzen friſch.

In all dieſem Wechſel von Freuden und Genüſſen ſtand dem heiteren Spender dieſer Luſt die gute Pfarrfrau zur Seite, ein wahres Wunder einer nachgiebigen Ehefrau, die alle die bunten, oft ſeltſamen Einfälle des Gatten nicht nur geduldig gewähren ließ, ſondern auch mit der beſten, freundlichſten Laune in ſie einging. Mochte der Pfarrer ihre Waſchkammer zum Vogelhaus und zur Kaninchenhöhle einrichten; mochte er lebendige Meiſen in der Stube halten, die zwar die Mücken fingen, aber zugleich die weißen Vorhänge jämmerlich beſchmutzten; mochte er mit ſeinen Erfindungen und Beſchäftigungen ihre netten Zimmer mit unermeßlichem „Gruſt" (laßt das unüberſetzbare ſchwäbiſche Wort paſſieren!) erfüllen: ſie keifte und klagte niemals, ſie freute ſich jedes Gelingens, tröſtete über jedes Mißlingen und wußte mit leiſer, nie ſtörender Hand immer wieder Licht in das Chaos zu bringen.

Stets hatte der Pfarrer ein freundliches Wort, einen harmloſen Scherz auf der Lippe. Nur wenn er ernſthaft wurde, mußte man auf der Hut ſein; denn ſein größtes Gaudium war, in ernſtem trockenem Tone irgend eine fabelhafte Neuigkeit, eine merkwürdige Reiſenotiz mitzuteilen. Gelang es dann, den Gaſt zu geſpanntem Aufmerken, zu einem Ausruf der Verwunderung zu bringen, dann brach die ganze mitverſchworene Familie, Söhne und Töchter, in den ſchallenden Ruf aus: „Bemorſcht, bemorſcht!“ und der „Bemorſchte“ brauchte eine gute Weile, um ſich wieder in eine höfliche und reſpektierte Verfaſſung zu bringen.

Mit jungen Neffen und ſonſtigen Kindern, die gar häufig die Ferien im allzeit fröhlichen Pfarrhauſe zubrachten, ging er in dieſer Beziehung faſt grauſam um. Er erzählte ihnen ſo wunderliche Dinge, daß die Burſchen oft nicht mehr wußten, was wahr und falſch ſei in der Welt. Einer lief einmal zwei Stunden weit nach einem Bergkirchlein, um zu ſehen, ob es wirklich, wie der Oheim geſagt, ein mächtiger Dom ſei, über den man ein Verkleinerungsglas geſtürzt.

Der tiefe, feſte Grund im Weſen des Pfarrers war aber eine innige warme Seelengüte, ein Bedürfnis, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, das auch ſeinem Humor jeden Stachel brach, der hätte verletzen können; das ihm die heitere, lebensvolle Färbung gab. Zeuge dieſes warmen Herzensgrundes war auch die Liebe, mit der ihm faſt ohne Ausnahme das ganze Dorf anhänglich war; denn für den puren Humor an ſich haben unſre Bauern bekanntlich wenig Sinn. Er gehörte nicht zu den ſchreibluſtigen Pfarrern, die um jeden kleinen Dorfzwiſt, um jeden fehlenden Ziegel auf einer Armenhütte mit Pontius und Pilatus korreſpondieren; aber eine offene Hand iſt beſſer als eine fertige Feder, und viel tauſend Zwiſtigkeiten, deren Grund ſein helles Auge durchſchaute, hat ſein freundlich verſtändiges Wort geſchlichtet, ehe ſie vor den Gerichten zum unheilbaren Schaden wurden. Jedem Fragenden, jedem Bedrängten ſtand ſein Ohr offen, und aus dem zutraulichen herzlichen Gruß der Leute, wenn er durchs Dorf ging, ließ ſich leicht hören, daß er war, was ein rechter Pfarrer ſein ſoll, Freund und Vater ſeiner Gemeinde.

Neben dieſem guten und feſten Grunde ſeines Weſens mahnte ſein Thun und Treiben oft an ein Kaleidoſkop, das ſtets wieder neue und überraſchende Bilder hervorbringt. Mochte er auch immerhin ſeiner aufblühenden Jugend hie und da geſchenktes

Konfekt konfiszieren und es ſelbſt verzehren mit der Verſicherung: „Seht, das iſt mir geſund, weil ich der Vater bin! Euch wäre es ſchädlich“: ſie haben darum nur um ſo beſſere Zähne behalten; oder den Neffen Studenten ihre patenten Stöcke dabehalten und ſich ſchönſtens für das Geſchenk bedanken: ſie hatten junge Füße, um darauf heimzugehen und ſind doch gern wiedergekommen. Ich glaube, es hat ihm nie jemand etwas nachgetragen, nicht einmal ſeine Braut die Verlegenheit, in die er ſie brachte, als ſie mit einem gleichfalls verlobten Vetter gemeinſame Brautviſiten machten und dann die beiden Bräutigame beim feierlichen Abſchied an der Treppe, angeſichts der begleitenden Damen vom Haus, rittlings das Treppengeländer hinabrutſchten und den verſteinerten Bräuten überließen, zu Fuß nachzukommen.

Nicht zu zählen waren die Erfindungen und Beſchäftigungen, bei denen die raſtlos thätige Phantaſie des Pfarrers oft hohen Sinn in kindiſches Spiel legte. Sein erſtes und letztes Steckenpferd, dem er treu blieb bis zum Tode, waren die Vögel, die er bald frei im Zimmer, bald in einer eigens zum Vogelwald geſchmückten Kammer hegte, bis er ſpäter viele ſchöne Stunden auf den Bau ihrer Paläſte verwendete, die bald in gotiſchem, bald in byzantiniſchem, bald in mauriſchem (ſtets ſelbſt erfundenem) Stile aufgeführt wurden. Dieſe Vogelhäuſer, die den Raum eines ganzen Fenſters einnahmen und ins Freie gingen, waren wahre Vogelparadieſe mit grünen Bäumlein und lebendigen Springbrünnlein; er hegte darin keine vornehmen Vögel: Papageien oder Kanarienvögel, nur vaterländiſche Vogelarten, die unſern Sommer und Winter im Freien ertragen können, Meiſen, Finken, Emmerlinge, und ſie wiegten ſich fröhlich auf den Stänglein ihres luftigen Palaſtes und ſchauten verwundert in die Spiegelgläſer, die oben in der gewölbten Kuppel angebracht waren. Gewiß haben auch dieſe Vögelein ein märchenhaftes Traumleben geführt und die goldene Freiheit nicht beklagt.

Dann tauchte eine minder lebendige Leidenſchaft auf, die doch auch ihren Grund in der innerlichen Luſt hatte, den geheimen Gängen der Natur zu lauſchen: es wurden Thermometer verfertigt, ganz kunſtvolle und nie dageweſene. Man wußte wirklich nicht, was mehr die namenloſe Geduld des Pfarrers zu bewundern bei ihrer Ausführung, oder die der guten Hausfrau, welche die tauſend Gegenſtände reſpektieren mußte, die zu dieſem Werk nötig waren und ihre Tiſche bedeckten. Endlich ſchloß er dieſe mühevollen Arbeiten ab mit einem Hauptſtück, an deſſen Spitze als Vignette die Hand der Ehefrau auf die Thermometer einen Bannſtrahl ſchleudert.

Drauf wurden transparente Lichtſchirme verfertigt, die Uhren vorſtellten, in deren Mitte das Werk einer alten Taſchenuhr geſetzt wurde; ob ſie aber ſpäter noch gegangen ſind, weiß ich nicht. — Dann machte er Zauberſpiegel, zuſammengeſetzt aus tauſend verſchieden geſtalteten Spiegelgläſern, in der Mitte eine Camera lucida, ſo daß dem Hineinſchauenden ſein Bild in den wunderlichſten Formen entgegenblickte. — Und nun kam es an eine kunſtvolle Ausarbeitung ſeines Familienſtammbaums, auf deſſen in bürgerlicher Ehrenhaftigkeit fleckenloſe Mitglieder er ſo ſtolz ſein durfte als irgend eine Erlaucht. Der wurde aufs zierlichſte geſchrieben und dann in ſieben ineinander liegende ſchön gearbeitete Kapſeln gelegt, die er Särge nannte und denen er die mannigfaltigſten Formen gab: der äußerſte war ſchlicht, dann wurden ſie immer ſchöner bis zum innerſten, der mit goldſchimmernden Blumen, Sternen und Vögeln aufs wunderſamſte beſetzt und geſchmückt war.

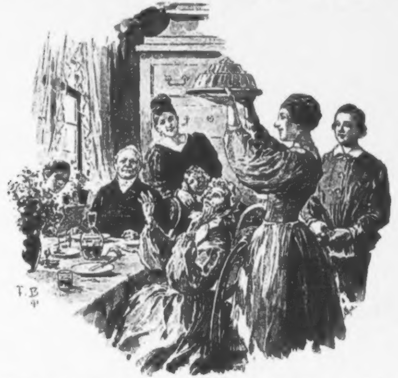
Während ſeine farbenreiche Phantaſie ſich ſo in den Werken ſeiner Hand ſpiegelte, ging ebenſo raſtlos die Thätigkeit ſeines gebildeten, immer jungen Geiſtes fort. In ſeiner Jugend hatte er begeiſterte Vaterlandslieder gedichtet; hatte auch die Fackel ſeines gutmütigen Humors geſchwungen und ſich durch Satiren auf die Weiber das ganze Geſchlecht zum Feinde gemacht, während keine einzelne ihm je feind geworden war. — Das erſte Werk ſeiner reiferen Jahre war eine metriſche Ueberſetzung ſeines Lieblingsdichters Schiller ins Lateiniſche. Die langen Nächte, die dieſe mühſame Arbeit verſchlang, hat niemand gezählt als die treue Hausfrau, die es manchen Seufzer koſtete, wenn ſein Licht eben gar nicht erlöſchen wollte.

Das geiſtige Leben im Pfarrhaus geſtaltete ſich natürlich immer bewegter, je mehr die Jugend heranwuchs und ihre eigenen Elemente hineintrug. Da wurden in den Ferien Trauerſpiele verfertigt, zu denen jedes eine Scene beitrug, herzerſchütternde Trauerſpiele, rührend komiſche Stücke. Das liebſte Spiel aber war ihm, Rätſel aufzugeben, eines der letzten Steckenpferde dieſes rätſelloſen Gemütes; Rätſel von ſo eigentümlicher, humoriſtiſcher Art, daß der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Weſen dazu gehörte, um ſie zu erraten; Vexierrätſel mitunter, mit denen man ſich wochenlang abquälen konnte, während die Löſung unmöglich war, da er ſich ſelbſt gar nichts darunter gedacht.

Wie ſich ſelbſt, verſtand er auch andern Freude zu machen, große Luſt mit kleinen Mitteln hervorzurufen, und zeigte dabei einen bei Männern ſeltenen Zartſinn, eine unvergängliche Herzensjugend.

Nur in gewöhnlicher Weiſe durfte nichts geſchehen, und die Formen, unter denen er ſeine Ueberraſchungen bereitete, waren manchmal mehr als ſonderbar. Vor allem ergötzte es ihn, ſeine gute Hausfrau immer wieder in neuer Weiſe mit einem Geburtstagsgeſchenk zu überraſchen.

Einsmals als die Kinder zum großen Teil ſchon nicht mehr im Vaterhauſe waren, dagegen aber die Tochter mit den Enkeln zum Beſuch es belebte, war ſtreng verboten worden, des Geburtstags zu erwähnen. Erſt nach Tiſch ſagte er: „Ja ſo, heut iſt der Mutter Geburtstag; ſchad', daß ihr nicht auch was Beſonderes aufgetiſcht habt! eine Schokoladetorte wäre z. B. nicht übel.“ Und ehe er noch das Wort geſprochen, trat die Magd ein, eine herrlich duftende Schokoladetorte präſentierend. Natürlich verwunderte ſich die gute Mutter gehörig und freute ſich dieſer gemeinnützigen Ueberraſchung. Am zweiten Tag ſprach man nach Tiſch von dem geſtrigen Präſent; „Mandeltorte, Frau, magſt du aber, glaub' ich, doch noch lieber?“ fragte der Pfarrer. „Das iſt natürlich,“ ſagte die Frau; „die iſt aber auch noch viel koſtbarer," und in dem Augenblick ſchwebte eine Mandeltorte über ihrem Haupt, mit der die Tochter leiſe hinter ſie getreten war. Nach gehörigem Jammer über den großen Luxus wurde dieſe zweite Torte zu unbeſchreiblichem Jubel der Kleinen verteilt. Am dritten Tag lenkte der Pfarrer wieder das Geſpräch auf die Torten. „Ja höre," meinte die Frau, „ſo üppig darfſt du meinen Geburtstag nicht mehr feiern; wenn ich aber noch einen erlebe, ſo kannſt du eine Meringentorte beſtellen, das iſt doch das beſte." Siehe da! wie auf einen Zauberſchlag erſchien unter der Pforte ein weißgekleideter Konditorjunge mit einer hochgetürmten Meringentorte.



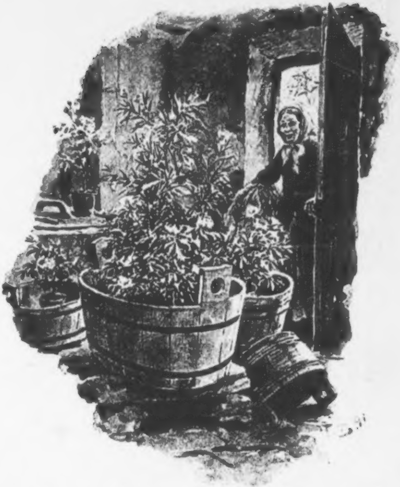
Es hatte den Pfarrer nicht geringe Mühe gekoſtet, dieſe Ueberraſchungen einzuleiten, und koſtete ihn noch größere, die

Frau mit dieſem unerhörten Luxus zu verſöhnen, der aber zumeiſt den Enkeln und vielen Gäſten zu gute kam.

Er hatte entdeckt, daß in das Fenſter eines ſeiner oberen Dachkämmerlein ſtets der erſte Strahl der aufgehenden Sonne fiel; ſogleich beſchloß er, daß daſelbſt eine neue Aurorahalle erbaut werden ſolle.

Bei der Herrſchaft kam man um Herſtellung einer Vikariatsſtube ein, was dem nun gealterten Pfarrer, der ſich bisher ſehr anſpruchslos erwieſen, gerne geſtattet wurde. Die Frau war dagegen: „Wir brauchen ja die Stube nicht und haben keine Möbel dazu.“ — „Ach, das gibt ſich! wir haben ſchon noch ſo was Altes zum Hinaufſtellen.“ — „Nein, das verſtehſt du nicht, wir haben kein entbehrliches Stückchen.“ Trotz dieſer Einreden ſchritt der Bau voran, war aber der Frau dermaßen ein Stein des Anſtoßes, daß ſie nicht zu bewegen war, danach zu ſehen. Als ihr Geburtstag wieder kam, ſagte ihr der Pfarrer zum Morgengruß ſeinen herzlichen Glückwunſch; „ſonſt hab' ich diesmal nichts für dich, ich werde zu alt, um für Ueberraſchungen zu ſorgen.“ — „Thut nichts,“ ſagte die freundliche Hausfrau; „ich bin ja auch zu alt, um noch auf Ueberraſchungen zu warten.“ Nach dem Frühſtück ſagte er im Geſchäftston: „Hör', einmal mußt du nun doch mit mir hinauf und ſehen, was man für Möbel in die neue Stube braucht.“ — „Ich meine, an meinem Geburtstag hätteſt du mir den Verdruß erſparen können,“ ſagte die Frau verſtimmt und ſchickte ſich langſam an, ihm zu folgen. Der Pfarrer mit der langweiligſten Eheherrnmiene, die er auftreiben kann, ſchreitet voran und öffnet die Thür. Da war nun die Aurorahalle im ſchönſten Glanz der Morgenſonne, die ſich an den ſchneeweißen Wänden ſpiegelte, mit einfachem, geſchmackvollem Gerät vollſtändig eingerichtet, alles neu, friſch und blank, wie für eine junge Braut.

Auf einem wunderſam zuſammengeſetzten Spiegeltiſchchen von eigener Fabrikation hatte das alte Kind ſich ſelbſt Weihnachten beſchert: da ſtanden die ſeltſamſten groteskeſten Figuren in Porzellan, Dragee und Guttapercha, die er nur hatte auf-



finden können. Alle Repräſentanten ſeiner Kunſterzeugniſſe ſchmückten das niedliche Gemach: Thermometer, Lichtſchirme, Zauberſpiegel und die ſieben Särge, in denen der Stammbaum verwahrt lag. — „Alſo darum mußt' ich geſtern drei Stunden lang ſpazieren fahren!" rief die gerührte Frau, „und darum war die Sophie hier und ging wieder, ehe wir heimkamen!" Ja, Sophie, die älteſte verheiratete Tochter, hatte alles nach des

Vaters Angabe beſorgt und eingerichtet. Die vielverſchmähte neue Aurorahalle wurde nun der liebſte Aufenthalt der Pfarrfrau, ein freundliches Aſyl, wo das alte Pärchen wieder zu den lieben Erinnerungen der Brautzeit und der Honigmonde zurückkehrte.

Abermals kam ein Geburtstag. Es war jetzt gar ſtille im Haus, weder Kinder noch Enkel waren darin. Diesmal glaubte die ſelbſtvergeſſene Hausfrau in allem Ernſt, daß niemand ihres Geburtstages gedenken werde. Früh, als ſie noch im Bett lag, bringt ihr der Mann ein Büſchelchen Spargeln. „Liebe Alte, nimm vorlieb! ſonſt habe ich nichts zu deinem Geburtstag.“ — „Iſt genug, ich hätte gar nicht geglaubt, daß du daran denkeſt; dank' dir herzlich!“

Später ſchickte ſie ſich an, in die Waſchküche zu gehen. „Wohin willſt du?“ fragte der Mann. — „Nur in die Waſchküche, ich laſſe heute einſeifen.“ — „Ei, warum fängſt du ein ſolches Geſchäft an am Geburtstag?“ — „Nun, es muß eben ſein, ich bin ja kein Kind mehr.“ Sie geht zur Waſchküche und öffnet die Thür, verwundert, daß ſich Magd und Wäſcherin noch nicht dort eingefunden; der lieblichſte Blumenduft ſtrömt ihr entgegen, ſtatt Seifengeruch und Waſchdampf. In den leeren Waſchzübern ſtehen die ſchönſten Blumentöpfe, Oleander, Kamelien, Rhododendren, die hohe Ariſtokratie der Blumenwelt, an die ſich indes kaum ihre beſcheidenen Wünſche von ferne gewagt; auf dem Deckel des Waſchkeſſels die herrlichſte Theeroſe mit ihren feinduftenden Blüten.

„Der Herr Pfarrer haben die Wäſcherin auf übermorgen beſtellt und der Keuerleber (des Pfarrers Leibkutſcher) ſteht mit dem Chaischen drunten.“ Wohl oder übel mußte die überraſchte Frau ſich von den Wäſchgedanken trennen und zu einer Luſtfahrt zu der Tochter entſchließen.

Manche ſolcher Ueberraſchungen könnten nun freilich dem wohlhabenden Pfarrer doch als Luxus verübelt werden, wenn nicht ſeine Hand ſich ebenſo bereitwillig geöffnet hätte, wo es nicht ein eigenes Vergnügen galt. Der arme Taglöhner, deſſen

Kinder der Pfarrer im Vorübergehen hatte um Brot weinen hören, fand bei ſeiner Nachhauſekunft einen gutgemeſſenen Scheffel Korn in ſeinem Häuschen. Der dürftige Proviſor ſah mit Schrecken, als er aus der Schule kam, ſeine Zimmerthür offen, ſeinen Kaſten erbrochen, ſein einziges ärmliches, geflicktes Sonntagsröckchen geſtohlen, und erſt abends ſtillte ſich ſein Jammer, als er beim Zubettgehen einen vollſtändigen, nagelneuen, ſoliden Anzug unter ſeiner Decke fand.

Nicht für alle iſt es möglich, nicht für alle iſt es ratſam, ſo mit vollen Händen zu geben; wer es kann und darf, dem iſt es zu gönnen, und verarmt iſt der Pfarrherr nicht dabei.

Daß ſein fröhliches Leben auch ein gutes Leben geweſen, daß auf dem Grunde ſeines klaren Gemüts nicht nur der Erde helle Seiten, ſondern auch der ewige Himmel ſich ſpiegelte, davon hat er die letzte, die ſchönſte Probe gegeben durch ein ſchönes friedevolles Ende, dem er feſten Blickes entgegenſah. Am ſelben ſchön gelegenen Orte, wo er ſeine junge Frau eingeführt, wo die Wiege all ſeiner Kinder ſtand, blieb er bis zum letzten Tag, wo man ihn an ſeiner Gattin Seite niederlegte zur tiefſten, letzten Ruhe.

Du zürneſt mir wohl nicht, du freundlicher Pfarrherr, daß ich dein lebenswarmes Bild noch einmal heraufbeſchworen. Möge ihm im Tod noch gelingen, was ihm im Leben ſo oft gelang, freundliche Geſichter und frohe Herzen zu machen!

Das genügſame Pfarrhaus.

Das genügſame Pfarrhaus iſt eigentlich gar kein Pfarrhaus, wenn man nämlich darunter ein ordentliches, zu dieſem Zweck beſtimmtes amtliches Gebäude verſteht, das von der Finanzkammer unterhalten, vom Kameralamt beſichtigt und vom Bauinſpektor revidiert wird. Gerade deswegen iſt es ſo genügſam, weil es keines iſt, und doch an Friede, Freude und Wohlbehagen ſo reich als das beſte Pfarrhaus im ganzen Schwabenland. Um das zu zeigen, möchte ich euch nur ein paar Tage in dem Pfarrhaus mitleben laſſen.

So laßt euch denn an einem Samstagabend einführen, wo durch alle Pfarrhäuſer ein feſtlicher Vorhauch des Sonntags weht oder doch wehen ſollte!

Eben werden die ſchmutzigen Gaſſen des kleinen Dorfes, das zu arm iſt, um ein Pfarrhaus zu bauen, von einigen fleißigen Weibern in erträglichen Stand geſetzt; in der Reihe der Bauernhäuſer ſteht ein etwas größeres, das ſich durch nichts auszeichnet, als daß zwiſchen einer tiefen Gülle und einer Dunglege von maſſiverem Gehalt ein recht reinlicher Weg zu der geteilten Hausthüre führt. Das Parterre, durch deſſen geöffnete Fenſter die Hühner freien Aus- und Eintritt haben, ſieht eben nicht beſonders einladend aus; im oberen Stock dagegen ſind die Fenſter ſo ſpiegelhell, als es ihre teilweiſe Altersblindheit nur immer zuläßt; ſchneeweiße Gardinen von der Art, die man ſonſt Neidhämmel nennt (ein Name, der aber bei unſerm genügſamen Pfarrhaus ſchlechterdings nicht angewandt werden darf) und ein Blumenbrett, ziemlich roh gezimmert, auf dem Levkojen-, Goldlack- und Nelkenſtöcke ſo zierlich geordnet ſtehen, daß kein Menſch ahnt, daß ſie eigentlich in zerbrochenen Milchtöpfen blühen, geben dem Ganzen ein ſo freundliches Anſehen, daß wir nicht fehlgehen, wenn wir in dieſem beſcheidenen Lokal das Surrogat fürs Pfarrhaus vermuten. Wir behalten uns die Einſicht in die Zimmer für ſpäter vor, da ſie nun eben geſchloſſen ſind, um ihren Sonntagsputz nicht zu verderben, und gehen in das Gärtchen hinter dem Haus. Ein kleines Stückchen Land, aber hübſch in Ordnung, und prangend in all dem Glanz einer ländlichen Flora mit Pechnelken, Sonnenblumen und Gretchen im Buſch. In der Ecke iſt ein Holunderbaum zu einer Art von Laube gezogen; auf der ſchmalen Bank, vor dem höchſt ungekünſtelten Tiſch darin ſitzt ein junges Mädchen, ruhig mit einer Handarbeit beſchäftigt, von welcher ſie gar oft auf den Feldweg hinausblickt, der ſich am Gärtchen hin dem Walde zuzieht. Das runde anſpruchsloſe Geſichtchen ſieht zwar noch zu jung und mädchenhaft aus den blauen Augen, um ſchon einer Pfarrfrau zu gehören; wäre ich aber Pfarrer, ich dächte, ein ſolches Geſichtchen mit dem unnachahmlichen Ausdruck des Frohſinns und innerlicher Zufriedenheit müßte eine Zierde für das ſchönſte Pfarrhaus ſein, auch wenn es von keinem ſchöneren Schmuck als dem verſchoſſenen blauen Kattunkleidchen und der ſchwarzen Schürze gehoben wäre, die „Jungfer Klara“, ſo iſt ſie im Dorf genannt, heute trägt.

Außer dem Erſehnten, den ſie von dem Feldweg her zu erwarten ſcheint, muß ſie neben ſich auf der Bank noch etwas beſonders Anziehendes auf einem Teller haben; denn ſie guckt hie und da mit ſtillem Vergnügen unter die grünen Blätter, mit denen es bedeckt iſt, wie um ſich zu verſichern, ob es auch gewiß noch vorhanden ſei. Jetzt aber erſcheint auf dem Fußweg eine lange, ſchmale, ſchwarzgekleidete Geſtalt, die gar niemand anders ſein kann, als der Amtsverweſer, der als Surrogat für den Pfarrer dies Pfarrhausſurrogat bewohnt.

Klara will ihm freudig entgegen ſpringen; aber mit Rückſicht auf den verborgenen Schatz in der Ecke, der dann entdeckt werden könnte, beſinnt ſie ſich und näht eifrig an den Ueberſchlägen fort, die ſie eben aus dem einzigen Batiſttaſchentuch verfertigt, das ſie von der Konfirmation her beſitzt. „Ei, ei, Klärchen, immer ſitzen an dem ſchönen Abend?“ ſagt der eintretende Bruder, „und du haſt mir doch von einer Menge wichtiger Gänge geſagt, die du zu machen hätteſt ...“ — „O, ich ſitze kaum ſeit zehn Minuten,“ rief Klara, ihm freundlich die Hand bietend. — „Aber warum biſt du nicht mit mir gegangen? es war ſo gar ſchön draußen,“ ſagte der Bruder. — „Herr Bruder, Herr Bruder!“ ſagte Klärchen, lächelnd mit dem Finger drohend, „das iſt die pure Heuchelei; meinſt du, ich habe neulich nicht gehört, wie du zum alten Pfarrer von N. ſagteſt: ſo lieb dir ſonſt Geſellſchaft zum Spazierengehen ſei, ſo ſehr ziehſt du's vor, am Samstagabend allein zu gehen, weil unter freiem Himmel die ſchönſte Studierſtube ſei. Und das iſt ja ſo ganz natürlich,“ fügte ſie begütigend hinzu; „jetzt aber ſetz' dich nur zum Eſſen! du wirſt hungrig ſein, du biſt gar lang gegangen. Unſre Milch iſt ſchon ſeit einer Stunde angerührt, thut aber nichts, ſie wird immer beſſer durchs Stehen; nicht wahr, wie lauter Rahm?“ meinte ſie, indem ſie die grüne irdene Schüſſel aufdeckte und die Teller und zinnernen Löffel zurecht legte. Der Bruder nahm Platz auf der Bank, ſo gut es ging, ſprach das Tiſchgebet und die Geſchwiſter ſchickten ſich zur Mahlzeit an, unbeirrt von jeweiligen Vorübergehenden, deren Neid durch das frugale Mahl keinesfalls geweckt werden konnte, wenn auch hie und da ein Blick in das grüne Verſteck fiel. „Wie froh ich war,“ hob Klara unter dem Eſſen an, „daß ich nicht mit dir ausgegangen bin! ich hab' eine ſolche Freude gehabt!“ — „Das wäre!“ lächelte der Bruder, ſchon bekannt mit der Beſchaffenheit der „großen Freuden“ ſeines Schweſterleins; „hat etwa die alte Henne wieder ein Ei gelegt?“ — „Ei, lach' mich nur aus!“ ſagte Klärchen ernſthaft, „das iſt doch gewiß ein Glück, daß die alte Henne, die ich ſo wohlfeil gekauft, nur um dir eine recht gute Suppe zu kochen, nun erſt wieder anfängt zu legen, ſo daß ich ſchon das ſechſte Ei von ihr habe! es iſt aber was andres diesmal. Zuerſt kam Müllers Hannchen und brachte mir den ſchönſten Blumenſtrauß; ſo ſchön! Du wirſt dich wundern, wenn du hinauf kommſt; und ich fragte ſie, ob ihr auch daheim erlaubt ſei, die ſchönen Blumen zu brechen. Da ſagte ſie, ſie hab's ihrem Vater ſelbſt geſagt, und dem ſei's ganz recht, und du weißt doch, wie dir der Müller feind war wegen des Mehls, das du für die Armen kommen ließeſt; da hat mich's nun ſo gefreut. Gelt, jetzt kann er doch nichts mehr gegen uns haben? — Und dann noch was, aber du lachſt mich aus?“ — „Behüte!“ ſagte der Bruder mit ſeinem ernſthafteſten Geſicht. — „Da iſt die kleine Marie der Hausfrau, die wollt' ich ſchon ſeit drei Tagen eine Schleife knüpfen lehren; das Kind wollte aber durchaus nicht und wurde ganz unartig, ſo daß ich ſie gehen ließ und ſelbſt ärgerlich über ſie war; nun ſagt mir die Hausfrau, ſie ſitze ſchon drei Stunden in einer Ecke und knuppere an einem alten Band. Auf einmal kommt ſie zu mir heraufgeſprungen, ‚guck, Jungfer Klara, das geb' i dir‘, und hat eine ganz rechte Schleife geknüpft, — iſt das nicht nett?“ — „Herzig,“ meinte der Bruder, „aber du vergißt ja ganz, Milch zu eſſen, und läßt ſie mir allein.“ — „Nein, ſo iſt's nicht gemeint,“ rief Klärchen und aß jetzt eifrig, um die Milchſchüſſel zu expedieren, und man konnte aus dem ſchlauen Ausdruck ihres Geſichtchens wohl vermuten, daß ſie nachher noch einen wichtigen Staatscoup im Sinn habe.

Richtig, ſie ſtellte die Milchſchüſſel ſamt Löffeln und Tellern vor die Laube und ließ nur das ſchwarze Brot auf dem Tiſch. „Hör', Guſtav,“ fing ſie nun an, „findeſt du nicht, daß die Milch wirklich immer recht gut iſt?“ — „Gewiß, gewiß, wie alles, was meine vortreffliche Mamſell Soeur bereitet.“ — „Ach nein, im Ernſt, ſchmeckt ſie nicht ganz wie Rahm?“ — „Ja, delikat, im Ernſt.“ — „Und nun ſieh!“ Und mit ſtrahlendem Geſicht ſtellte Klara das verdeckte Gericht aus der Ecke auf den Tiſch und enthüllte unter den grünen Blättern ein goldgelbes Bällchen friſche Butter. Der Bruder wußte noch nicht recht, was das bedeuten ſollte; „ja ſieh, das iſt lauter Profit,“ rief ſie fröhlich in die Hände klatſchend; „und du haſt's gar nicht gemerkt! Ich habe gefunden, daß auch die abgerahmte Milch delikat wird, wenn man ſie gehörig lang rührt, da habe ich ſie ſchon ſeit acht Tagen abgerahmt und in einem irdenen Topf die Butter ausgerührt, und die koſtet uns jetzt keinen Kreuzer!" — „Das iſt aber ein enormer Luxus noch nach der Milch," lächelte der Bruder, der ein großer Freund von friſcher Butter war. „Ei, das iſt auch nur für dich, eine kleine Vorſpeiſe auf den Sonntag, mein Magen ertrüge das gar nicht; aber morgen abend ſiede ich dann von den köſtlichen Kartoffeln dazu, weißt, von den blauen, dann haben wir gleich ein Sonntagseſſen;" und mit leuchtenden Augen ſah Klärchen zu, wie der Bruder bedeutende Breſchen in die ungehoffte neue Eroberung machte, ſo daß ſie faſt vergeſſen hätte, die Ueberſchläge wieder vorzunehmen, die doch auch „lauter Profit" waren. Endlich fiel dem Bruder ein, daß die Butter auch noch eine Sonntagsmahlzeit geben müſſe; es wurde kühl im Gärtchen und Klara packte eilig das Gerät zuſammen; hätte ſie doch dem Bruder gern bei Tag gezeigt, wie ſchön jetzt das Zimmer mit Hannchens Blumen geſchmückt war.

Das Wohnzimmer, zugleich des Bruders Schlaf- und Studierzimmer, war wirklich intereſſant durch ſeine Einrichtung, die, aus keiner Mode- oder Muſterzeitung entlehnt, als ganz ſelbſtändige Thatſache daſtand. Der große Kachelofen ſprang ſo weit vor, daß eine Art Alkoven entſtand, in welchem des Bruders Bett ein geſichertes Plätzchen hatte, was jetzt im Sommer ſehr angenehm war, und auch im Winter nicht ſo beſchwerlich, als man hätte denken ſollen, da man zur Holzerſparnis das Feuer bald ausgehen ließ; der Amtsverweſer machte dann ſeine Studien im Bett und Klara war in der Stube der Hausfrau drunten ein hochwillkommener Gaſt, wo ſie allezeit etwas Hübſches vorzuleſen oder zu erzählen hatte und damit einen Kreis junger Mädchen um ſich verſammelte. An dem einen Fenſter, das ins Freie ging, ſtand ein ſehr baufälliges Pult, das aber mit einer großen Konkordanz ſo wirkſam unterſtützt war, daß man ſeinen defekten Zuſtand kaum bemerkte; — äußerſt ſymmetriſch waren in beiden Ecken des Zimmers zwei Koffer auf hochbeinigen Gerüſten aufgeſtellt, welche der geſchickte Knecht des Hausherrn nach Klaras Angabe konſtruiert hatte; dieſe Koffer vertraten die Stelle von Weißzeugſchränken, für die Kleider war „zum größten Glück“ in der Kammer ein geräumiger Wandſchrank vorhanden. Die Stube hatte noch zwei Fenſter an der Vorderſeite, die auf die Straße gingen; zwiſchen dieſen ſtand ein rechtes wirkliches Tiſchchen, das zugleich zur Speiſetafel und zum Arbeitstiſch für Klara diente, als Sonntagsputz aber mit einem alten roten Shawl von Klärchen bedeckt war, der ſich gebärdete wie ein eleganter Tiſchteppich (für feſtliche Gelegenheiten, Beſuch aus der Nachbarſchaft ꝛc., hatte Klärchen auf dem Boden eine alte Fallthür entdeckt, die ſich mit gutem Erfolg als Tiſchplatte verwenden ließ). Ueber dem Tiſchchen hing ein Spiegel, deſſen ſchiefziehendes Glas als ein gutes Präſervativ gegen die Eitelkeit dienen konnte, der aber mit einer Epheuguirlande ſo hübſch dekoriert war, daß er in der That viel größer erſchien, als er eigentlich war. Auf dem Tiſchchen nun ſtanden in einem Milchtopf geſchmackvoll geordnet die ſchönen Blumen aus Müllers Garten. Denkt nun von dieſem Ameublement, wie ihr wollt: ich verſichere euch, mit den weißen Vorhängen, dem reingeſcheuerten Boden und den hellen Fenſtern nahm ſich's ſo freundlich aus, als nur irgend ein eleganter Salon, beſonders wenn ein Paar helle blaue Augen, wie die Klärchens, es ſo ſeelenvergnügt betrachteten. Der Bruder bewunderte die Blumen gehörig und rühmte beſonders den herrlichen Geruch als wirkſames Gegenmittel gegen den Duft vom Kuhſtall, der ſich gegenwärtig ſehr unangenehm bemerkbar mache.

„Nein, wie du undankbar biſt!“ ſagte Klärchen vorwurfsvoll, „biſt du denn nicht wirklich geſunder als je in deinem Leben, und glaubſt du nicht, daß du das dem Kuhſtall verdankſt, deſſen Ausdünſtung ſo bruſtſtärkend iſt? Andre Leute ſuchen mit Mühe und Koſten Wohnungen über Kuhſtällen auf und wir haben's von ſelbſt! Und noch dazu kommt der Geruch bloß durch die vorderen Fenſter; wenn man die ſchließt und das andre öffnet, ſo kommt von weitem der herrlichſte Waldgeruch herein!“

Nun mußte Klara das Geſchirr reinigen und ein wenig nachſehen, wie Kathrine, die große Tochter der Hausfrau, die erſt ſeit kurzem angefangen, unter ihrer Anleitung Samstags die Stube hübſch herzurichten für den Sonntag, ihre Sachen angriff; dann brachte ſie die angezündete Lampe dem Bruder aufs Pult und ſetzte ſich mäuschenſtill zur Seite mit ihrem Strickzeug, um ſeine Studien nicht zu ſtören, bis die Stunde ſchlug, wo ſie ſich in die anſtoßende Kammer, die an allerhöchſter Einfachheit noch den Preis über die Wohnſtube davon trug, zur Ruhe begab.

Der Sonntagmorgen war angebrochen ſo hell und ſchön, wie man ſich nur einen Sonntagmorgen denkt. Obgleich Klärchen bereits in ihrem beſcheidenen Sonntagsputz waltete, ſo war der Sonntagmorgen doch kein Ruhetag für ſie. Zuerſt hatte ſie im Haus alles aufs ſorgfältigſte zu beſchicken; dann half ſie der Hausfrau ihre kleinen Mädchen ſtrählen und zöpfen und eilte damit, um dem Bruder beizeit in ſeinen prieſterlichen Ornat zu helfen, ehe ſie, ein Weilchen vor ihm, zur Kirche ging; denn aus Ehrfurcht vor der geiſtlichen Würde wollte ſie nie zugleich mit ihm gehen.

Jetzt aber war alles bereinigt, die Stube ſah ſo ſonntäglich und ſtill aus wie ein Hauskirchlein. Der Bruder war ſchon gerüſtet, und ſo ſtanden die Geſchwiſter, ehe das Läuten begann, noch ſtill beiſammen und ſahen zu, wie die Dorfbewohner ſich in kleinen Truppen zum Kirchgang anſchickten, — da fühlte der Bruder einen Tropfen auf ſeiner Hand und ſah erſtaunt aufblickend Klaras Augen in hellen Thränen ſtehen. „Du weinſt, Klärchen, was haſt du?“ Sie ſah aus ihren Thränen ſo freundlich wie ein Mairöslein. „Ach, laß mich! es iſt ja aus lauter Freude und Dank, daß mir's ſo gut geht; ja, und ich ſchäme mich auch, daß ich oft ſo verzagt und unmutig habe ſein können. Weißt, nach der Mutter Tod, wie ich bei der Frau Baſe war, wo wir den Kaufladen hatten und dazu den Weinſchank, da gab's eben gar keinen Sonntag; wenn ich zehnmal mein Buch zur Hand nahm, mußte ich's zehnmal wieder weglegen; an die Kirche war oft in ſechs Wochen nicht zu denken: da war ich manchmal recht troſtlos; die ganze Woche kam mir ohne Segen vor. Nun ſchickteſt du mir einmal den Spitta, wo ich in dem ſchönen Morgengebet die Strophe fand:

„Ich bitte nicht: gib mir viel äußre Stille,
Nein, Herr, auch hier geſchehe ganz dein Wille,
Doch gib du mir ein kindlich ſtilles Herz!

Das tröſtete mich ein wenig und ich verſuchte im Herzen den Sonntag zu feiern; aber es wollte doch nicht recht gehen und ich meinte oft, ich werde in meinem Leben keinen Sonntag mehr haben. Und nun habe ich ſo ſchöne, ſtille Sonntage und darf das Gotteswort unverkümmert hören und von dir!“ — Der Bruder ſah ſie an, auch mit feuchtem Auge; was ſie ihm geweſen, wie ſie, ohne es zu ahnen, in ſein durch Zweifel und lange Herzenseinſamkeit verſtörtes Gemüt Licht und Frieden, Glauben und Lebensmut gebracht, das konnte er ihr nicht mit Worten ſagen, darum behielt er's lieber im Herzen.

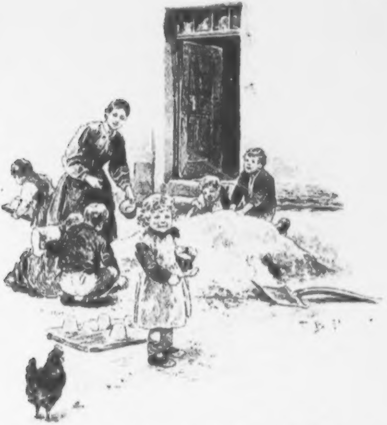
Das Glöcklein von dem alten baufälligen Kirchlein unterbrach Klärchens Freudenpſalm, — freundlich grüßend ſchloß ſie ſich dem Zug der Dorfweiber an, um ſo die Feier ihres Sonntags zu beginnen, der vom Kirchgang bis zum Abendſpaziergang eine ununterbrochene Kette von Freuden für ſie war.

So freudenreich ſind aber nicht nur Klärchens Sonntage, nicht nur die Abende, wo ſie einen ſo unerhörten Profit gemacht hat wie den mit der friſchen Butter; — ſie hat für jeden Tag ein beſonderes Vergnügen, und das größte darunter iſt ihre Induſtrieſchule, in die wir ſie am folgenden Nachmittag begleiten.

Die Induſtrieſchule iſt keine neue Stiftung von Klärchen; ſie hat ſie ſchon vorgefunden, als ſie vor einem halben Jahr des Bruders „ſtändige Amtsverweſerei“ mit ihm bezog, aber wie? — Unter der Leitung einer halb blinden Nähterin kamen vielleicht ſechs oder acht der vielen Mädchen im Dorf mit einer verwahrloſten Arbeit, freudloſe verdrießliche Geſchöpfe, die durch das Keifen der Nähterin, durch das Geſchrei kleiner ſchmutziger Geſchwiſter, die ihnen nachgelaufen kamen, eben nicht aufgeheitert wurden. Schläfrig rückte das Geſchäft vor, trotzig und mißvergnügt bei jedem Tadel der alten Lehrfrau liefen die Mädchen heim, wenn es ihnen einfiel; den Müttern war der Wunſch der jeweiligen Pfarrverweſer, die Kinder in die Induſtrieſchule zu ſchicken, höchſt ungelegen, „geht ſchon viel Zeit mit der Schule darauf und die Mädchen lernen doch nichts“. Das Dorf war arm und der trübſelige zänkiſche Geiſt, der ſich leider ſo oft in die vielgeprieſenen „friedlichen Hütten der Armut“ niederläßt, hatte ſchon die Seelen der Kinder vergiftet.

Nun ſah's anders aus, ſeit Klärchen hier waltete. Eine große Anzahl ſaubergewaſchener Mädchen (es blieb keine gern zurück) ſitzt ſchon vor dem beſtimmten Stundenſchlag in der Schulſtube mit den unerläßlichen kleinen Geſchwiſtern; die Vorpoſten, die von dem Schulhaus bis an Klärchens Hausthür aufgepflanzt waren, um ſie „auszupaſſen“, melden ihre Ankunft; die Kinder rüſten ſich zum Empfang und ein Chorruf von „Grüß Gott, Jungfer Klara!“ ſchallt ihr entgegen, alle Hände ſtrecken ſich aus, um den erſten Patſch zu bekommen. „Wer hat die ſauberſten Hände?“ fragt Klärchen ſcherzend. „Ich, ich!“ und jedes beſieht die ſeinigen wieder und ſucht etwaigen Schmutz mit dem Mund oder den Kleidern zu reinigen, während Klärchen allen nach und nach die Hand gibt.

Ehe ſich nun aber die Lehrſtunde ordnet, haben alle der Jungfer Klara etwas zu bringen oder mitzuteilen. Das eine hat ein neues Verschen gelernt, das andre ein Lob vom Schulmeiſter zu zeigen; eines kommt mit einem Sträußchen, das andre mit etwas Obſt, alle wiſſen etwas zu erzählen: bei dem Kätherle iſt ſeine Dote geweſen; in des Ameiles Garten ſind die Nägelein aufgegangen und das Agnesle hat geſtern nacht den Stern-



wagen am Himmel geſehen, gerade ſo, wie's ihr die Jungfer Klara gezeigt hat. Ein kleines Mädchen ſitzt ganz ſtill und hat nichts zu geben und zu erzählen. „Aber, Bärbele," fragt Klara, „du haſt ja heut nacht ein Schweſterlein bekommen?" — „Jo." — „Habt ihr eine rechte Freude?" — „Noa. Der Vater ſait, er häb' Mädla gnuag." — „Ach, das iſt ein Spaß vom Vater; gib acht, wenn du recht fleißig wirſt und ihm helfen kannſt, ſo ſagt er: wenn ich nur noch mehr ſo brave Mädchen hätte wie mein Bärbele!" Das Bärbele verzieht doch den Mund ein wenig zum Lächeln. „Und haſt du ſchon geſehen, was das

Schweſterlein für nette Händlein hat?“ — „Noa.“ — „Und für herzige Aeuglein, wo aus jedem ein ganz kleines Bärbele 'rausguckt?“ Das Bärbele ſchaute groß auf; daheim hatte niemand von des Kindes Aeuglein geſagt. „Jetzt gib nur acht, wie nett das iſt, wenn es die Aeuglein aufmacht, und hüt' es recht fleißig, dann lacht's dich einmal zuerſt an!“ Dem Bärbele war das Schweſterlein nun auf einmal wichtig geworden, und ſie konnte kaum erwarten, bis ſie heim durfte.

Jungfer Jakobine, die alte Nähterin, die Klärchen in ihrer Würde gelaſſen und beſtärkt hatte, kam jetzt an; die Mädchen gingen auf ihre Sitze und an die Arbeit, Klärchen ſammelte die Kleinen, die ſeither auf dem Boden herumgekrabbelt, und ſagte: „So, jetzt mach' ich eine große Reiſe; wenn ich wieder komme und ihr bekommt ein gutes Zeugnis von Jungfer Jakobine, ſo erzähle ich eine ſchöne Geſchichte und dann ſingen wir.“ Das war nun ein Eifer unter den Mädchen!

Nun ging Klärchen mit den Kleinen in den Hof, wo ſie ſtatt alles koſtbaren Spielzeugs einen Karren Sand hatte aufſchütten laſſen, eine unerſchöpfliche Quelle der Beluſtigung; da machte ſie ihnen Gärtchen, Berge und Thäler in dem Sand, bis es Zeit war, zu den Großen zurückzukehren. Das ältere Mädchen, das nun an ihrer Statt die Kleinen hüten mußte, durfte dafür morgen zu ihr kommen und die verſäumte Geſchichte hören.

So verging der Nachmittag und glücklich wie immer kam Klärchen heim. So hatte ſie verſtanden, leiſe und allmählich der Kinder Herzen aufzutauen und ihren Blick hell zu machen für die kleinen Freuden des Lebens, die jedem offen ſtehen, dem Reichen wie dem Armen: Blumen und Bäume, Kinder und Vöglein, alles wurde jetzt den Kindern zu einer Quelle der Luſt, und in ſo vielen jungen Augen durfte Klara den Abglanz ihrer Herzensfreundlichkeit ſehen.

Es war bald Abend, als ſie nach Haus kam; da kommt ihr der Bruder eilig und ſorgenvoll entgegen: „Klärchen, was anfangen? wir bekommen einen Gaſt!“ — „Iſt das ſo arg?“

fragt Klara lächelnd, „wir haben ja ſchon mehr gehabt.“ — „Ja, aber nicht zum Uebernachten; mein Univerſitätsfreund Erne, den du auch einmal als Student geſehen haſt, iſt hier; er hat beim Schultheißen, zu dem er eben gegangen iſt, ein Geſchäft wegen eines Schuldners und will bei uns übernachten. Wo nehmen wir Platz her, wo ein Bett? und das Eſſen! Erne iſt verwöhnt, ſo ein reiches Mutterſöhnchen!“ Klärchen aber hatte mit der Geiſtesgegenwart einer echten Hausfrau bereits ihre Vorräte in Gedanken überſchlagen (war freilich bald geſchehen) und war ſchon beruhigt. Das Eſſen machte ihr keine Sorge: „Weißt du nicht, daß wir noch grünen Thee in der Büchſe haben? Thee iſt ein recht anſtändiges Abendeſſen; nur ſchad', daß unſre eigene Butter zu End' iſt! Aber ich weiß ein Weib, die heute ausgerührt hat. Freilich gehört zu einem eleganten Thee auch Schinken oder kalter Braten, das gibt's hier nicht; aber halt! weichgeſottene Eier gibt man ja oft dazu und ich habe ganz friſche, weißt, von unſern eigenen.“ Und Klärchen begann ihre Tafel zu rüſten und Anſtalten zu treffen, ganz glücklich, daß ſie ſo ein Haus mache.

Der Gaſt kam viel bälder, als ſie erwartet hatten, und Klärchen hatte noch gar nicht ans Nachtlager für ihn gedacht! Gar gern hätte ſie die Herren ein wenig ſpazieren geſchickt, um das große Problem zu löſen, wie man drei Betten aus zwei macht; aber es begann eben zu regnen und der Gaſt war ſo gut aufgelegt und unterhielt das Geſchwiſterpaar ſo lebendig, daß ſie eine Weile ihrer Sorgen vergaß. „Mit dem Schuldner da war's freilich eine verdrießliche Geſchichte und wenig Ausſicht auf Bezahlung. Das iſt nun das dritte Kapital von meines Vaters Erbe, mit dem ich in Gant gerate,“ ſagte er ärgerlich zu dem Pfarrverweſer, „wie geht denn dir's?“ — „Ich bin noch mit keinem Kreuzer in Gant gekommen,“ verſicherte der treuherzig; „mit keinem Pfennig,“ beſtätigte Klärchen fröhlich lachend, indem ſie aufſtand, um ihren Thee zu ſervieren. Das Theegerät war etwas mangelhaft: ein irdener Kochtopf vertrat die Stelle der Theekanne, und um die Blätter abzuhalten, mußte der Thee durch den eiſernen Schaumlöffel gegoſſen werden. Milch, Brot und Butter waren aber vortrefflich und der Gaſt zeigte ſich nicht als verwöhntes Mutterſöhnchen, er that der Bewirtung alle Ehre an. Aber inmitten der fröhlichen Unterhaltung und ihres wirtlichen Waltens fiel dem Klärchen die Beherbergung des Gaſtes wieder ſchwer aufs Herz.

Die Bäuerin hatte wohl drunten in dem Kämmerlein, das zugleich Klärchens Vorratskammer war, eine leere Bettſtelle, in der vorzeiten der Aehne geſchlafen hatte, aber das Bett darin war längſt verteilt: nun hatte ſie gedacht, aus Bettſtücken von ihrem und des Bruders Bett ein drittes zu konſtruieren; aber der Gaſt ſaß juſt in der Stube, wo das des Bruders ſtand, und ihr Kämmerlein hatte keinen andern Ausgang als durchs Wohnzimmer; dies Kämmerlein für den Gaſt zu räumen, ging auch nimmer an, da es der unbedachte Bruder bereits als ſeiner Schweſter Zimmer genannt hatte.

Nun kam aber dem Klärchen eine geſcheite Idee: — ſie ging hinunter und hieß in der Dämmerung das Mädchen der Hausfrau ſich im Gärtchen aufſtellen, das unter ihrem Kammerfenſter war; dann ging ſie oben in ihr Kämmerlein und warf dem Mädchen das Bett hinunter; einen Strohſack gab ihr die Bäuerin dazu und ſie und Kathrine räumten und kehrten und putzten die alte Milchkammer dergeſtalt her, daß ſie einem ganz reſpektabeln Gaſtſtüblein, — wenigſtens einem Bruderloch, wie man Gaſtſtübchen zweiten Ranges betitelt — ähnlich ſah. Denn das Klärchen war ganz blutdürſtig geworden und hatte jeden brauchbaren Artikel ihres Gemachs nach und nach hinuntergeworfen; den netten, in Papier gefaßten Spiegel, den ihr der Bruder auf dem letzten Jahrmarkt gekauft, praktizierte ſie unter der Schürze hinunter; Blumen ſchaffte Kathrine herbei: kurz, es machte ſich höchſt anſtändig, und Klärchen ſetzte ſich wieder ganz unbefangen, als ob nichts geſchehen wäre, zu den Herren. Der Bruder war indes wie auf Nadeln geſeſſen mit der heimlichen Frage:

Kann ich denn Betten aus der Erde ſtampfen?
Wächſt mir ein Zimmer auf der flachen Hand?

Klärchen aber verſichert nur ſo en passant, das Gaſtzimmer ſei längſt gerüſtet; wie? war dem Bruder ein Rätſel, und höchlich erſtaunte er, als er ziemlich ſpät dem Gaſt hinunterleuchtete, die alte Rumpelkammer ſo gar nett zugeſtutzt zu finden.

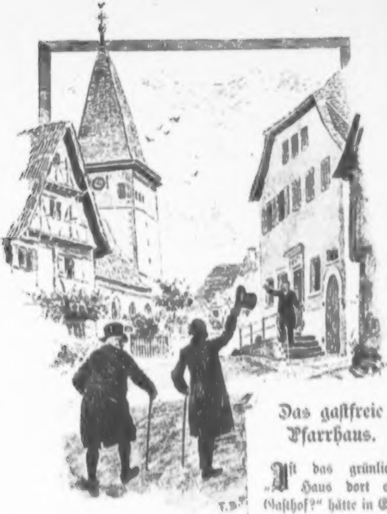
„Aber, Klärchen, wie haſt du's denn gemacht?" — „Ging alles ganz gut, leg' dich nur ſchlafen!" rief Klärchen und ging eilig in ihr Stübchen, damit er nicht ſehen ſollte, wie ſie es zu Gunſten des Gaſtes geplündert hatte.

Klärchen war früh am Morgen wieder wach und munter, um neue Anſtalten zur Bewirtung des Gaſtes zu machen, der noch tief in den Federn ſteckte, ohne Ahnung, daß ſeine freundliche Wirtin ſich mit dem Strohſack begnügt hatte. Nach langem Kampf, ob ſie nicht ſogar der profitabeln Henne ans Leben ſolle, entſchied ſie ſich aber doch für eine andre Mahlzeit, die wie das Abendeſſen unter Luſt und Scherzen verzehrt wurde.

Viel ſo luxuriöſe Gäſte hätte freilich das genügſame Pfarrhaus nicht brauchen können; mit dem Quantum Kaffee, das Klärchen heute zum Frühſtück verwendete, hätte ſie den Bruder wohl eine Woche lang erquickt, denn ſie ſelbſt trank keinen und behauptete, Milch ſei ihr viel geſunder. Als ſie gar noch des Nachbars Michele in die Stadt ſandte, um Fleiſch zu holen, und abermal einen Griff in des Bruders Pult machte, der die Kaſſe enthielt, da fragte der leiſe ganz ängſtlich: „Wirſt doch den Kronenthaler nicht genommen haben?" was den Gaſt, der's zufällig hörte, zu herzlichem Lachen brachte.

Nein, der Kronenthaler war's nicht geweſen, und die glücklich einfallende Taufe aus dem Hauſe eines der Dorfhonoratioren hätte das Geſchwiſterpaar inſtandgeſetzt, dieſe üppige Lebensweiſe noch länger fortzuſetzen, wenn nicht der Gaſt wieder abgereiſt wäre.

Dieſer Beſuch und die äußerſt honette Weiſe, mit der man ihn bewirtet hatte, füllte wieder ein neues roſenfarbenes Blatt in Klärchens Erinnerungen. Ob die holdſelige Wirtin auch bei dem Gaſt einen ſo freundlichen Eindruck hinterlaſſen, ſo daß er noch den Verſuch wagen wird, für ſein ſchön ausgeſtattetes Pfarrhaus dieſen Edelſtein zu gewinnen, oder ob Klärchen noch das Glück erlebt, den Bruder in ein rechtes wirkliches Pfarrhaus zu begleiten, das bleibe der Zeit und der Phantaſie meiner Leſer überlaſſen.



Das gaſtfreie Pfarrhaus.

„Iſt das grünliche Haus dort ein Gaſthof?“ hätte in Endersbach wohl jeder Fremde gefragt, wenn nach Endersbach andre Fremde gekommen wären als eben in das grünliche Haus. Wer aber in das ſanfte, faſt ſchüchterne Geſicht der Hausfrau ſah und die abziehenden Gäſte beobachtete, die niemals mit langem Geſicht und leerem Geldbeutel, ſondern ſtets mit heiterer Miene und vollgepfropften Taſchen abzogen, der konnte allmählich erraten, daß das kein Wirtshaus ſei, ſondern das Pfarrhaus des Orts.

In der That, es würden viele Gaſthäuſer für eine Frequenz dankbar ſein wie die, mit welcher das Pfarrhaus zu Endersbach geſegnet war. Selten verging ein Tag, wo nicht zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen Gäſte eingeſprochen hätten, höchſt mannigfaltige Gäſte: flüchtig einkehrende aus der nächſten Umgegend, „nur ſo auf einem Spaziergang“, die man dann mit einiger Mühe zum Längerbleiben nötigen mußte; Gäſte über Mittag, Gäſte über Nacht; recht dauerhafte, ſolide Gäſte, um Luftkuren, Waſſerkuren, Traubenkuren zu brauchen; perennierende Gäſte ſogar, die das Landleben recht aus dem Grunde kennen lernen wollten, die ſich beim Buttern beteiligten, indem ſie friſches Butterbrot in Menge verſchlangen, beim Melken, indem ſie kuhwarme Milch tranken; die ſich mit einem Buch in der Hand beim Grasmähen in das duftende Heu legten, wenn es eben zuſammengerecht war; die in der Ernte die erſten Erntekückhlein aßen und im Herbſt Trauben verzehrten, als müßten ſie ſich vorſehen bis an ihr Lebensende.

Da waren frühaufſtehende Gäſte, die den guten Pfarrer um ſeinen Morgenſchlaf brachten; langſchlafende Gäſte, denen man den Kaffee bis neun Uhr warm halten mußte; trübſelige Gäſte, die man aufheitern und ſchonend behandeln ſollte; luſtige Gäſte, deren Gelächter den Trübſeligen die Nerven angriff; Kindergäſte, die das Obſt unreif abriſſen, des Pfarrers Lieblingskatze in den Schwanz kneipten und das Schwein in den Garten ließen; alte Gäſte, die keinen Kinderlärm ertragen konnten: kurz Gäſte von allen Arten und Sorten, die ſich aber zuletzt unter dem gaſtlichen Dache des Pfarrhauſes ſo friedlich vertragen lernten, als ob ſie bei jenem Künſtler in die Schule gegangen wären, der Katzen und Ratten, Tauben und Marder aus einer Schüſſel ſpeiſen ließ.

Aber warum dieſer erſtaunliche Zulauf zu dem Pfarrhauſe? War es ein Muſter von Eleganz, von komfortabler Einrichtung? war es ein Palaſt an Umfang? war es ein Sitz beſonderen Geiſtesreichtums? oder blühten liebliche Töchter darin? Nichts von alledem. Der Pfarrer ſpielte zwar Violine, war aber kein Paganini, noch Ole Bull; die Pfarrerin war ein guter, aber kein ſchöner Geiſt; das Pfarrhaus ein alter Rumpelkaſten; Kinder hatten ſie keine, als eben die, die ihrer gerade bedurften. Wo alſo ſtak der Zauber? Das iſt ſchwer zu ſagen, wenn er nicht in der lautern Güte, der ſelbſtvergeſſenden Liebe und ungeſchminkten Herzlichkeit beſtand, mit der hier alle Gäſte aufgenommen und beherbergt wurden.

Hier waren alle willkommen, nicht die zumeiſt, die ihnen Vergnügen und Unterhaltung brachten; nein, die, denen man geben, helfen und nützen konnte; und für die Freude, die Pfarrers andern bereiten durften, waren ſie ſo kindlich dankbar, als hätte man ihnen das Größte gegeben. Was ihnen ſelbſt angenehm und behaglich war, das hatten ſie lange vergeſſen; daß ſie nie mehr ruhig und in gewohnter Weiſe leben konnten, daran dachten ſie nicht, ſie hatten keine gewohnte Weiſe mehr. Wenn es regnete, fiel ihnen nie ein, daß ſie nun doch vielleicht einmal in Ruhe bleiben dürfen; nein, ſie beklagten nur die etwaigen Gäſte, die bei ſolchem Wetter unterwegs ſein könnten. Hatten ſie an einem ſchönen Tage ſich gerüſtet, auch einmal einen Beſuch zu machen, und wurden vor dem Hauſe von einem Gegenzug beſuchender Nachbarn abgeſchnitten, ach, da war's noch das größte Glück, daß ſie nicht ſchon früher ausgegangen waren.

Eben dieſer ſelbſtvergeſſenden Güte wegen wurden ſie auch nicht bloß heimgeſucht von Freunden und Verwandten, vom Herrn Dekan auf der Viſitation, vom Herrn Oberamtmann, wenn er Ruggericht, vom Notariatsaſſiſtenten, wenn er eine Teilung im Ort hatte; nein, ſogar ambulierende Krämer, geiſtliche Kolporteure und dergleichen Leute ſuchten ein Obdach in dem mildthätigen Hauſe; ſelbſt für auswärtige Maurergeſellen, die im Orte arbeiteten, fand ſich noch ein Dachſtübchen, und für die armen fremden Weiber, die im nahen Wald Erdbeeren und Himbeeren ſammelten, wie für unzählige Handwerksburſchen wenigſtens ein Freitiſch.

Auf Eleganz und Komfort konnte dabei natürlich nicht immer Rückſicht genommen werden. Das Sofa des Wohnzimmers hatte ſchon ſeinen ſiebenten Ueberzug zerriſſen, da mußte man aufs Dauerhafte ſehen. Der Raum des Pfarrhauſes war für eine gewöhnliche Menſchenfamilie berechnet, nicht für ein Weltbürgerobdach. Darum ging es hie und da eng genug zu, und die Betten, ſo reichlich ſie auch vorhanden waren, mußten oft geteilt werden. Aber es hätten ſteinerne Herzen ſein müſſen, die nicht aus dieſer warmen Liebesquelle ein Tröpfchen Genügſamkeit in ſich aufgenommen hätten. Unter allen Mühen und Verlegenheiten, die aus dem Konflikt verſchiedenartiger Gäſte hervorgingen, wandelte die Pfarrfrau mit demſelben ſanften freundlichen Geſicht, überall aufmerkſam, wo ſie einen Wunſch erſpähen, einem Mangel abhelfen könne. Selbſt der Garten ſchien etwas von der Gabe überkommen zu haben, immer geben zu können, ohne arm zu werden; denn kein Gaſt wurde ohne einen duftigen Blumenſtrauß oder ſüße Früchte entlaſſen, und doch blühte und duftete es drunten unermüdet fort.

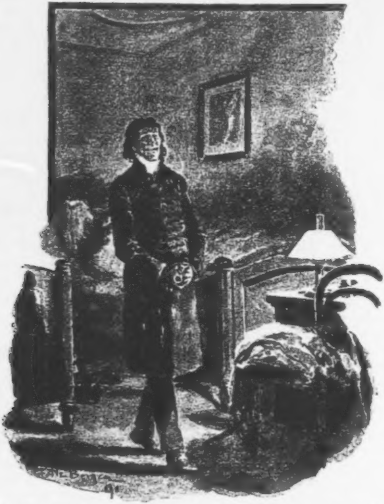
Die Pfarrmagd war immer in Eile, ſtets im Amtseifer, ſelten ward ihr's ſo gut, ſich in behaglichem Geplauder wo verweilen zu können, und eine Pfarrmagd plaudert doch ſo gern! Sie iſt ſo eine Art von Standesperſon und ſich ihrer Würde ſtets bewußt; ein Abglanz vom Nimbus des Pfarrhauſes umfließt auch ihr Haupt, und wenn der Pfarrer Sonntags recht erwecklich predigt, ſo ſchaut ſie triumphierend in der Kirche herum: „Nicht wahr, mein Herr ſagt's euch!" Die Pfarrmagd in Endersbach aber konnte nicht oft ſich in Ruhe dem Bewußtſein ihrer Würde hingeben; ſie hatte nicht nur für die Gäſte des Hauſes zu ſorgen, ihr ward auch das angenehme Amt, im ganzen Dorfe die Freude- und Hilfebringende zu ſein.

Ihr müßt nämlich nicht glauben, über den Fremden ſeien die eigenen Ortskinder vergeſſen worden, gewiß nicht. Da war heute eine Wöchnerin, die eine kräftige Suppe brauchte; dort eine andre, der eine ſüße Weinſpeiſe wohlgethan hätte; morgen eine Frau in geſegneten Umſtänden, die beſonderes Gelüſte nach einem gebratenen Huhn verſpürte, oder ein altes Weib, das nichts mehr als Kaffee vertragen konnte; drüben lag der Nachbarin krankes Mädchen, die nur gekochtes Obſt genoß, unten im Dorfe der geneſende Michele, der alles aß und nie genug hatte. Für ſie alle reichte die Küche des Pfarrhauſes, auf welcher der Segen jenes geweihten Oelkrügleins ruhte.

Ein Hauptreiz des Aufenthalts im Pfarrhauſe war auch, daß jedermann alles treiben durfte, was ihm zuſagte, und in dieſem Punkte vereinte es die ſchwäbiſche Gaſtlichkeit mit der freieren engliſchen Sitte. Man gab, was man hatte und konnte; man verlangte und erwartete nichts, als daß die Gäſte vergnügt ſeien. Die Pfarrerin hätte womöglich noch einen Fiſchteich angelegt und eine Jagd gepachtet, um etwaige Jagd- und Fiſchliebhaber zu befriedigen. Die Gäſte benutzten auch ſolche Freiheit zur Genüge und trieben, was ihr Herz begehrte. Nicht nur, daß ſie ſpazieren gingen, ſpielten, ſangen, ja ſogar tanzten, wenn es ihnen einfiel (wobei die Frau Pfarrerin ſogar die Läden ſchloß, um keinen Anſtoß zu geben): die Kinder warfen Scheiben ein, fielen Löcher in den Kopf und brachen Arme und Beine; Jünglinge und Jungfrauen fingen glückliche und unglückliche Liebſchaften an; eine beſuchende Frau kam in die Wochen, um dem kinderloſen Ehepaar auch den Genuß von ganz kleinem Kindergeſchrei zu verſchaffen, und ein langweiliger alter Herr ſtarb ſogar zu Gaſt, nachdem er ſich zuvor wochenlang hatte verpflegen laſſen.

Die Pfarrmagd hatte natürlich auch ihre Gäſte auf eigene Hand, Brüder, Baſen, Paten und ſonſtigen Anhang, und es war reſpektabel vom Hofhund, daß er nicht auch größere Zuſammenkünfte mit befreundeten Hunden veranſtaltete.

Gleich beim Beginn ſeines jungen Eheſtandes hätte der Pfarrer ſeine Gaſtfreundſchaft beinahe teuer bezahlen müſſen. Es kam eines Tages ein ſeltſam und düſter ausſehender Mann in ſein Dorf, der ſich als Miſſionär zu erkennen gab und den Wunſch ausſprach, hier eine Miſſionsſtunde zu halten. Der Pfarrer räumte ihm bereitwillig die Kirche ein, ungeachtet ihm der Mann mit ſeiner düſtern, heftigen Frömmigkeit nicht gefiel.



Da das Wirtshaus des Ortes ſchlecht war, ſo boten ihm die guten Pfarrleute die Wohnung in ihrem Hauſe an, obwohl ſie auf dieſer ihrer erſten Stelle ſo beſchränkt im Raume waren, daß die junge Frau ins Zimmer ihrer Mutter ziehen mußte, um dem Gaſte im Schlafzimmer bei ihrem Manne Platz zu machen.

Inmitten der Nacht wacht die Mutter an einem ängſtlichen

Traume auf; jetzt erſt beunruhigte ſie's, daß man den Pfarrer ſo ganz allein mit dem ſeltſamen Fremden gelaſſen. Sie ſteht endlich auf, um hinabzugehen und an der Thüre zu lauſchen; da alles ſtill iſt, geht ſie wieder hinauf und legt ſich zu Bette. Am frühen Morgen trafen ſie den Miſſionär nicht mehr, der vor Tag abgereiſt war; der Pfarrer aber beklagte ſich, daß ihn der unruhige Gaſt beinahe ganz um den Schlaf gebracht habe, da er die halbe Nacht im Zimmer auf und ab gegangen.

Nach langen Jahren, als der ſonderbare Gaſt faſt ganz vergeſſen war, kam ihnen in einem Miſſionsblatt der Bericht eines fremden Miſſionärs zu. Er erzählte darin, daß er ſich vor Jahren auf einer Reiſe durch Deutſchland in einer beſonders trüben, heftig aufgeregten Gemütsſtimmung befunden habe. Einmal ſei er in einem Pfarrhauſe mit ungemeiner Güte aufgenommen und in des Pfarrers eigenem Schlafzimmer beherbergt worden. Da, in ſtiller, ſchlafloſer Nacht, ſei ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht am beſten thäte, den Pfarrer ſo in all ſeiner Herzensgüte, in der Fülle ſeines Glückes aus dem Leben zu ſchaffen, ehe ihn der Hauch dieſer böſen Welt vergifte. Er habe die ganze Nacht mit dieſem Gedanken gerungen, ihn aber zuletzt niedergekämpft und ſich vor Tage entfernt, um ihn nicht am Ende doch noch auszuführen. Die guten Pfarrleute überlief's kalt, wenn ihnen die ſchauerliche Liebeserweiſung einfiel, die ihnen zugedacht geweſen war; ihr gütiges Herz ward aber dadurch nicht abgeſchreckt.

Ein ſo unheimlicher Beſuch hat nie mehr die gaſtliche Schwelle überſchritten, und erſt die Hand des ſtillen Gottesboten, der ſtets zur rechten Stunde kommt, hat den unſichtbaren Schild eingezogen, der das Pfarrhaus zu einem ſo geſuchten Gaſthofe machte: eine offene Hand und ein liebevolles Herz.

Das geizige Pfarrhaus.

War ein recht ſauberes geräumiges Haus, ſah aber demungeachtet nicht erſtaunlich einladend aus; ein gewiſſer froſtiger Hauch ſchien es zu umwehen, ſelbſt in warmer Sommerzeit. Jahraus jahrein waren Fenſter und Läden nach vorne geſchloſſen, als ob keine Seele drin wohnte; ein dürrer knurriger Spitz, der jedermann mit biſſigem Ton anbellte, war das einzige Lebenszeichen, das man in der Nähe des Hauſes verſpürte.

Es wurde von Gäſten auch nicht ſtark heimgeſucht; das zeigte der graſige Vorhof, die grünangelaufene Steintreppe, die zum Hauſe führte. Anfangs war das anders geweſen; da der Pfarrer einen gaſtfreien Vorgänger gehabt hatte und das Dorf unweit einer kleinen Stadt liegt, ſo machten die Stadtbewohner aus alter Gewohnheit zahlreiche Viſiten, und der Pfarrer kratzte ſich täglich im Haar und ſprach von Wegmelden auf die rauhe Alb, in ein Schwarzwaldthal, überallhin, nur nicht mehr ſo nahe zu einer Stadt.

Die Frau Pfarrerin that ihr möglichſtes, die Gäſte wenigſtens ſo unſchädlich zu machen, als ſich mit einigem Schein der Ehrenhaftigkeit vertrug. Sie reiſte in eigener Perſon in eine Glashütte, um daſelbſt auserleſene dünne Flaſchen mit langen Hälſen auszuſuchen, die mit dem Aeußern einer Halbmaßflaſche den Gehalt eines Schoppens vereinigten. Sie kaufte ausgeſchoſſene Taſſen aus einer Porzellanfabrik, recht anſtändige Taſſen, nur daß ſie erſtaunlich klein waren und nie eine obere zur unteren paßte. Das Brot im Hauſe war von höchſt ehrwürdigem Alter, man konnte ſich faſt nicht erinnern, wann es gebacken worden; ſie hätte es für Schiffszwieback verkaufen können. Wäre die Frau Pfarrerin ehrgeizig geweſen, ſo hätte ſie auf ein Erfindungspatent für ihren Kaffee Anſpruch machen dürfen; denn der war aus Roggen und gelben Rüben mit einem ſolchen Minimum echten Kaffees bereitet, wie gewiß nie erhört worden. Von Backwerk war natürlich ohnehin keine Rede; nur einmal, als die Frau Dekanin da war, hatte man glücklicherweiſe Reisbrei gekocht und konnte deſſen Scharre, mit Zucker und Zimmet beſtreut, als Deſſert aufſtellen.

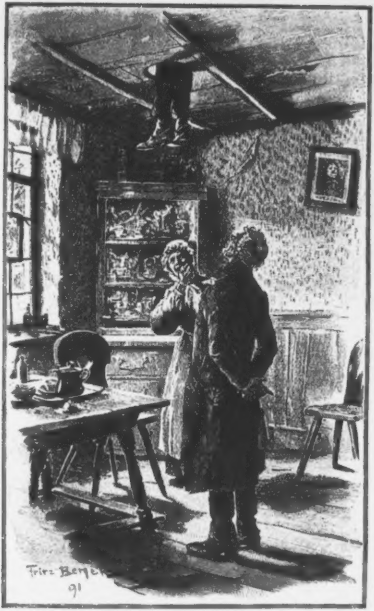
Trotz dieſer umſichtigen Anſtalten wurde aber eben dennoch einiges, wenn auch noch ſo wenig, durch die Gäſte verzehrt; ſiehe, da kam der Pfarrer auf den edlen Gedanken, daß jedesmal, nachdem Beſuch dageweſen war, im Hauſe gefaſtet, wenigſtens kein Wein und Kaffee genoſſen werden ſolle, bis die verurſachten Unkoſten wieder gedeckt ſeien. Wer hat je die Gaſtfreundſchaft mit ſo teurem Opfer ausgeübt! Auch mochte wohl das Ehepaar nicht viele dieſes ſchweren Opfers wert halten; es war bald ſehr ſelten zu Hauſe zu finden, und man munkelte ſtark davon, daß ein ankommender Beſuch, der alle Zimmer leer traf, den Schlafrockzipfel des Herrn Pfarrers habe zum Ofenloch herausgucken ſehen. Dieſe Kunde ſchreckte nun auch die unverdroſſenſten Gäſte ab, und von nun an durften ſie ihren Roggenkaffee und ihren kunſtreich mit Waſſer und Heidelbeerſaft verſetzten Wein ungeſtört allein genießen.

Ein ſchwerer Schlag war es für ſie, als die immer mehr ſinkende Geſundheit des Pfarrers (er litt infolge der ſpärlich geheizten Zimmer an Rheumatismen) einen Vikar nötig machte; und es brauchte langer Nachforſchungen und Beratungen, ein Individuum aufzufinden, das gehörig genügſam und beſcheiden erſchien. Es ſollte kein Reicher ſein, „die ſind ſo verwöhnt und anſpruchsvoll“; kein Armer, „denn die wollen ſich in einem ordentlichen Hauſe erſt herauseſſen“; keiner Witwe Sohn, „der könnte der Mutter etwas zuſtecken wollen“ (wäre eine Kunſt geweſen); keiner aus der Nachbarſchaft, „der könnte zu viel Anhang nach ſich ziehen“. Endlich war der Glückliche erkoren, den das Schickſal einer ſolchen Schule der Genügſamkeit für würdig hielt. Der hat gewiß ſeinerzeit einen vortrefflichen Ehemann abgegeben und das „Verwöhntſein" iſt ihm bei keiner ſpäteren Verſorgung mehr im Wege geſtanden. Er hat mehr geleiſtet als der Gaul jenes Edelmanns, der da hatte lernen ſollen, nichts zu freſſen, und leider krepierte, als er's konnte; dieſer Vikar aber lernte das Nichtseſſen und lebte doch fort.

Am Abend ſeiner Ankunft, an einem kühlen Novembertag, ſah er ſich in dem ſpärlich möblierten Stüblein, das ihm der Pfarrer anwies, vergeblich nach einem Ofen um; da ſchob der Pfarrer triumphierend einen Schieber am Fußboden zurück, ſo daß eine ziemlich weite Oeffnung in die Wohnſtube unten entſtand, und machte ihn mit dieſer ſeiner eigenen ſinnigen Erfindung bekannt. „Sehen Sie: bekanntlich ſteigt die Wärme nach oben; nun erhalten Sie alle die Wärme, die ſonſt nutzlos an unſrer Zimmerdecke verloren geht, und ſind ſo offenbar gegen uns im Vorteil." Das war nun freilich ein unlösbares phyſikaliſches Rätſel, wie das bißchen Wärme in der Pfarrſtube ſich auch noch hinaufziehen und fühlbar verteilen ſollte. Der Pfarrer lebte aber dieſes feſten Glaubens und war höchſt indigniert, als der Vikar einſt an einem ſehr kalten Wintertag die Frechheit hatte, ſeine beiden langen Beine durch die Oeffnung hinabzuhängen.

Der Pfarrer ermahnte den Vikar ſtets, nachts das Loch ſorgfältig zu verſchließen, „weil das Warmſchlafen ſo ungeſund für junge Leute ſei". Das Schlafen war aber immerhin noch das Beſte, und das Bett, das äußerſt melancholiſch ausſah, weil es mit Trauerkattun bezogen war, den die Pfarrerin als Ladenhüter beſonders billig erhandelt hatte, war der einzige Ort, wo er einigermaßen erwarmen konnte. Deshalb war der Vikar ſtets getroſt, wenn ihm die Frau Pfarrerin ſein fabelhaft dünnes Licht zum Schlafengehen anzündete.

Als beim erſten Frühſtück der junge Mann unbefangen nach einem Wecken griff, mit deſſen Hilfe er hoffte, den Roggenkaffee bewältigen zu können, fragte der Pfarrer erſtaunt: „Können



Der Pfarrer war höchſt indigniert, als der Vikar an einem ſehr kalten Wintertag die Frechheit hatte, ſeine beiden langen Beine durch die Oeffnung herabzuhängen. (S. 292.)

Sie einen ganzen Wecken eſſen? das habe ich in meinem Leben nicht gekonnt.“ Der verblüffte Vikar verſicherte, er ſei eben im Begriff, ihn zu halbieren. „Gut, dann rate ich Ihnen aber, Ihre Hälfte in Schnitten zu ſchneiden; das übrige läßt ſich ſo leichter verwenden.“ Mit dieſer einen Scene ging dem vielgeprüften Jüngling eine Ahnung ſeiner Zukunft in dieſem Hauſe auf: der Groſchenwürſte, aus denen die Frau Pfarrerin je achtundzwanzig Rädlein zu ſchneiden verſtand; der hoffnungsvollen Gänſe, die er vergebens mit froher Erwartung hatte ſchnattern hören, die aber ja nicht gebraten, ſondern abgezogen und geſotten wurden, um ihnen jede Idee von Fett auszuziehen, und des Kalbsbratens, der viermal zum Nachteſſen hinreichte, weil der Vikar gleich nach dem erſten dünnen Schnittchen gefragt wurde: „Begehren Sie noch mehr?“ und als er nicht wagte, dies zu bejahen, die Frau Pfarrerin die Platte eilig hinaustrug mit dem Schluß: „Ich eſſe nichts mehr, der Papa mag nichts mehr, der Herr Vikar begehren nichts, das Hermännchen kriegt nichts und die Magd braucht nichts mehr.“

In ſeinem Amt war der Pfarrer eifrig, wenigſtens was den lukrativen Teil desſelben anbelangt. Der Geldwert jeder Amtshandlung ſtand ſtets unverrückt vor ſeiner Seele. Als er einſt den großen Entſchluß gefaßt hatte, einem Pfarrkränzchen beizuwohnen und dort von verſchiedenen geiſtlichen Verrichtungen, unter andern auch von einer Parentation die Rede war, fragte ein zufällig anweſender Fremder: „Was iſt eine Parentation?“ — „Ein Gulden,“ rief unſer Pfarrer ſehr beſtimmt über den Tiſch herüber. Mit dem Ausdruck großer Zufriedenheit ſagte er eines Tages zum Vikar: „Sehen Sie, hier iſt mir eine Leiche lieber als in meinem früheren Dorf zwei Hochzeiten.“

Auch die Frau Pfarrerin verſtand es, die lieben Beichtkinder gehörig auszubeuten, und wußte ihnen recht eindringlich ans Herz zu legen, wie es ihre Pflicht ſei, ihren geiſtlichen Hirten mit leiblicher Proviſion zu verſorgen. Als einſt ein armes Weib mit leeren Händen zur Anmeldung kam und auf die ſaure Miene der Frau Pfarrerin entſchuldigend erwiderte: „Wir Leute haben eben ſo gar nichts, was wir mitteilen könnten," meinte jene: „Nun, einen Korb Dünger könntet Ihr immer auftreiben; Ihr wißt ja, daß wir viele Felder haben." Ob es wahr iſt, daß der Ehemann des Weibes ſo boshaft war, dem Herrn Pfarrer eine Bütte, gefüllt mit dieſer Seele der Landwirtſchaft, ins Studierzimmer zu tragen, das weiß ich nicht beſtimmt.

Der Pfarrer hatte durchzuſetzen gewußt, daß das zur Amtskleidung gehörige Barett aus dem „Heiligen" (Kirchenkaſſe) angeſchafft werden mußte; von der Stunde an, wo dieſer Antrag durchgegangen war, ſah man ihn auf ſeinen täglichen Spaziergängen ſtets mit dem Barett ſtatt eines Hutes auf dem Kopf, was ihm ein gar ehrwürdiges Anſehen gab. Dem Vikar riet er übrigens dringend vom vielen Spazierengehen ab, da es bei jungen Leuten den Appetit unnatürlich reize, was dann eine ſchädliche Ueberfüllung des Magens zur Folge habe.

Ein einziger Sohn, Hermann, war dieſer harmoniſchen Verbindung zweier ſparſamen Seelen entſproſſen, und ein Glück war es, daß ſie nicht mit mehr Kindern geſegnet war; ein Glück nicht nur für die etwaigen Kinder ſelbſt, da doch vielleicht nicht bei allen die Hungerkur ſo gut angeſchlagen hätte, ſondern auch für die Pfarrleute, die ſich gewiß vor der Zeit zu Tode geſorgt hätten; denn ſchon die Erwägung, wie dieſer einzige Sprößling auf möglichſt wohlfeile Weiſe genährt, gekleidet und unterrichtet werden könne, brachte ihnen ſo viele ſorgenvolle Tage und ſchlafloſe Nächte, daß minder gedörrte Naturen unterlegen wären.

Hermännchen zeigte frühe ſchon einen ſehr bedenklichen Appetit, der nur mühſam in Schranken zu halten war. Der freche Burſche hätte wohl ſchwerlich je gelernt, ſich in die ſchmale Koſt des Vaterhauſes zu ſchicken, wenn er ſich nicht in den Obſtgärten und an den Brotlaiben ſeiner Dorfkameraden hätte erholen können. Unterrichten wollte ihn anfangs der Pfarrer ſelbſt; ſolcher häusliche Unterricht iſt aber für Väter und Söhne jedes Schlags jederzeit eine harte Nuß, und aller Liebesſchmerz in der Welt iſt nicht zu vergleichen mit dem Drangſal, das amo und amavi in väterlichen Schulſtuben hervorgerufen. Der Pfarrer hatte zwar Niemeyers und Salzmanns Erziehungsſchriften zuvor entlehnt und geleſen; demungeachtet endeten aber all ſeine Unterrichtsſtunden mit jämmerlichem Geſchrei von ſeiten des Söhnleins und heftigem Zorne des Papa, ſo daß oft das halbe Dorf zuſammenlief. Auf die beſorgliche Frage der Leute: „Warum ſchreit denn der Hermännle ſo?“ erwiderte die Pfarrmagd geruhig: „Der Herr Papa thut ihn wieder unterrichten.“ Zu großer Erleichterung der Mama übertrug man ſpäter dieſen Unterricht dem Vikar, bei dem es friedlicher zuging. Aber in die Länge ging es doch nicht mit dem Buben; er ſchleppte oft ganze Scharen von Kameraden mit ins Haus, verlangte Brot für ſie und plünderte mit denſelben den Apfelbaum, deſſen Ertrag für Monate hätte ausreichen ſollen; er fuhr, als Soldaten durchs Dorf ritten, mit dem Kopf durch die Scheiben: kurz, er beging zahlloſe Unthaten. Als er nun eines Tages für das Geld, das er dem Schuhmacher hätte bringen ſollen, von Jägers Ludwig einen Fuchs erhandelte und dieſen heimlich über Nacht in Papas Studierſtube ſperrte, wo er ſaubere Arbeit machte, da war ſein Maß voll, und man beſchloß, ihn fortzuſchaffen.

Der Pfarrer erinnerte ſich, daß ein Gymnaſialprofeſſor in Ulm ihm von den Studienjahren her noch eine ziemliche Summe ſchuldete, und beſchloß, dieſem nun ſeinen Hermann anzuvertrauen, damit er das Geld an demſelben abverdiene. Aber wie wenig hatte Hermännchen in dem Elternhaus, dieſer Schule der Genügſamkeit, profitiert! Wie wenig von den ſchönen Exempeln, die ihm die Mama erzählt, von jungen Leuten, welche auf Schulen äußerſt wenig, ja gar nichts gebraucht und mit Stundengeben noch arme Eltern unterſtützt haben! Schon nach acht Tagen ſchickte er den Mantelkragen zurück, den ihm der Papa doch von ſeinem eigenen Mantel hatte abtrennen laſſen, mit der Bemerkung, er wolle lieber gar keinen Mantel als ſo einen. Nicht genug: wenige Tage ſpäter ſchrieb er, die Beinkleider, die man ihm aus Papas alten hatte fertigen laſſen, fingen ſämtlich an zu brechen und zu reißen. Was nun thun? Kurz zuvor war Hermännchens Jugendgeſpiele, der ſchwarze Ziegenbock, krepiert; der wurde nun abgezogen und ſein Fell dem Sohne zugeſchickt mit der Weiſung, ſich daraus Hoſen machen zu laſſen, die gewiß dauerhaft ausfallen würden. Aber ſiehe da, der undankbare Sohn verſchmähte das Bocksfell und verſchaffte ſich mit Hilfe der Frau Profeſſorin neue Tuchhoſen, welche die ſeufzenden Eltern bezahlen mußten.

Ganz hatte jedoch der Geiſt des Vaterhauſes Hermännchen nicht verlaſſen. Er entlehnte ohne des Profeſſors Wiſſen eines ſeiner Raſiermeſſer und ſchnitt damit aus dem verachteten Bocksleder Hoſenſtege, die er zu billigen Preiſen an ſeine Schulkameraden abſetzte. Dieſer ſchöne Zug verſöhnte auch die Eltern einigermaßen mit ſeiner ſonſtigen Ueppigkeit.

Was aus Hermännchen ſpäter geworden, weiß ich nicht; die Pfarrleute aber haben, ſoviel ich weiß, allmählich die Scheu vor den großen Leichenkoſten überwunden, ſind zur Ruhe eingegangen und haben Hermännchen als geſaßten Erben ihrer zuſammengeſparten Schätze hinterlaſſen.

Noch ein gaſtfreies Pfarrhaus.

Zwar iſt ſchon ſo viel Liebes und Schönes von den Pfarrhäuſern gerühmt worden, daß man ſich neben all dieſem Licht billig auch etwas Schatten gefallen laſſen ſollte; aber es wäre doch möglich, daß die ehrwürdige Geiſtlichkeit das geizige Pfarrhaus etwas übelgenommen hätte. Darum ſoll es denn zwiſchen zwei gaſtfreie, wie ein Hering zwiſchen fette Butterſchnitten, gepackt werden als klarer Beweis, wie überwiegend in Pfarrhäuſern das gute Element iſt. Wer dann in dem geizigen hungrig geworden iſt, der kann ſich im gaſtfreien Nummer zwei wieder gehörig erholen.

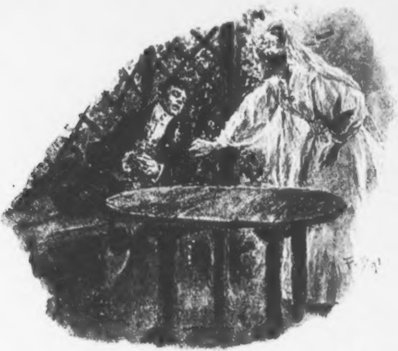
Zu einem evangeliſchen Pfarrhaus gehören nach gewöhnlichem Begriff vor allem Mann und Frau, und ſo will ich, wenn ich auch für diesmal etwas weit ausholen muß, zunächſt erwähnen, wie ſie zuſammengekommen ſind.

Wer hat nicht in ſeiner Kindheit in „Tauſend und eine Nacht“ das ſchöne Märchen vom Prinzen Kameralzaman und der Prinzeſſin Badure geleſen! Ein Prinz und eine Prinzeſſin von gleich wunderbarer Schönheit, in gleich üppiger Umgebung, ſind aus verſchiedenen Gründen der Ehe abgeneigt, bis ſie einander geſehen haben und dann durch den Beiſtand etlicher guter Genien, den böſen zum Trotz, zuſammenkommen. In ähnlicher Weiſe hat dereinſt der gaſtfreie Pfarrherr ſeine Hälfte (es waren eigentlich zwei Dritteile) gefunden, nur mit weniger Schwierigkeiten, denn ſonſt hätt' er's bleiben laſſen.

Bevor er zur geiſtlichen Würde gelangte, war er „des Oberamtmanns Ferdinand“, die gute Stunde ſelber, wie ſeine Mama meinte: „Ich ſag' Ihnen, der Ferdinand hat Ihnen ein

Herz! ſo findet man keins mehr, alles läßt er ſich gefallen.“ Jawohl, alles; der gute Ferdinand! Er hat ſich's gefallen laſſen, daß man ihm bis ins vierzehnte Jahr die Strümpfe und Stiefel anzog; daß man ihm ein Chaischen anſchaffte, darin ihn des Vaters Johann zur Schule fahren mußte, wenn es ſchmutzig zu gehen war; er hatte ſich's gefallen laſſen, daß beim Eſſen, wenn ihm die Suppe zu heiß war, der Johann kommandiert wurde: „Johann, verkühl' Er dem Herrn Ferdinand ſeine Suppe!“ und als er durch kein ärztliches Zeugnis vom Beſuch der Kinderlehre im Winter befreit werden konnte, da ließ er ſich's auch gefallen, daß der Johann zuvor ein Bärenfell auf dem Platz ausbreitete, wo er ſtehen mußte. Das Inſtitut der Prügelknaben beſtand nicht mehr, ſonſt hätte ſeine Mama gewiß auch einen Stellvertreter beſoldet, der die Tatzen des Präzeptors für ihn ausgehalten hätte. Da nun dieſe aber unter die Sachen gehörten, die er ſich nicht gern gefallen ließ, ſo entſchloß ſich Ferdinand, ordentlich zu lernen, was auch gelang, da er einen guten Kopf hatte. Als die Mama für gut hielt, ihn zum Theologen zu beſtimmen, ließ er ſich's auch gefallen; „was ſollſt du dich im Staatsdienſt plagen, Ferdinandle? wir haben's gottlob! Mit deinem Vermögen kannſt du einen guten Vikar halten, und dann hat ein Pfarrer das beſte Leben auf der Welt!“ Ins Landexamen durfte Ferdinand natürlich nicht, aber es reichte doch glücklich zum Studium in der Stadt außerhalb des Seminars. Als er nahe an der Bedienſtung war, da hielt es die Mama für Zeit, ſich nach einer Frau umzuſehen, die da würdig wäre, das ausgezeichnete Herz ihres Ferdinandle zu beſitzen.

Da ging juſt um dieſe Zeit ein Geſtirn erſter Größe auf in der Gegend, eine Pfarrtochter; aber was für eine! Von einer Gouvernante erzogen, in einer franzöſiſchen Penſion poliert, ein Wunder von Geiſt und Schönheit, die Klavier und Harfe ſpielte und drei lebende Sprachen redete! Da ſie daneben noch reich war, ſo konnte es nicht fehlen, daß dies Phänomen von allen heiratsfähigen Jünglingen weit und breit geſucht und beſtürmt wurde. Gleich jener Prinzeſſin Badure war's ihr aber zu wohl daheim, als daß ſie viel Luſt zur Ehe gehabt hätte. Pfarrer hatten noch gar nicht gewagt, um die ſtolze Schöne zu freien; die Mama des Ferdinand aber, die gar viel von ihr reden hörte, ſetzte ſich in Kopf, die Leonore müſſe ihr Ferdinand haben, obgleich er ſelbſt gar nicht geneigt war, ſeine goldene Freiheit und die gute Pflege der Mama aufzugeben. Eine Gelegenheit zum Zuſammentreffen gab ſich leicht, und Ferdinand, als er die ſchöne Leonore geſehen, ließ ſich's in der That gefallen, die nötigen Schritte zu thun, um ſie zu erlangen. Es war der Mama eben gelungen, eine ſehr anmutig gelegene Pfarrei für ihn zu erringen; da war's denn die beſte Zeit für ſeine Bewerbungen, und es gelang ihm, was ſo vielen mißglückt war: die Feſtung ergab ſich, ſo wenig er ſich aufs Stürmen verſtand. Vielleicht gewann eben ſeine außerordent-



liche Ruhe Leonorens bewegliche Natur, und da keine Lebensſtellung in unſern hausbackenen Verhältniſſen ihrem Geſchmack entſprach, ſo wählte ſie wohl am liebſten eine ſolche, die ihr am meiſten Freiheit ließ, ihr Haus nach eigenem Sinn zu geſtalten.

Das Hochzeitsfeſt wurde ſehr glänzend gefeiert; keine Zimmetſternhochzeit, wo man die Gäſte mit einem Kelch Malaga und einem Stückchen Backwerk wieder heimziehen läßt; ein recht ſolid ſchwäbiſches Mittageſſen, das von morgens elf Uhr bis nachts elf Uhr dauerte. Nach Tiſch aber, beim Deſſert, war der vielbeneidete Bräutigam von der Seite der ſchönen Braut verſchwunden. Man vermißte ihn längere Zeit, endlich wurde man unruhig; war es Unwohlſein? war es das Uebermaß ſeines Glücks, das ihn in die Einſamkeit trieb, um ſich zu faſſen? Die Braut ſelbſt entſchloß ſich zuletzt, ihn ſuchen zu helfen; dunkle Ahnungen beſchlichen ihr Herz, ſchaurige Geſchichten tauchten in ihr auf von Verlobten, die am Hochzeitstag jählings geſtorben, ſie fürchtete, zu kühl gegen ihn geweſen zu ſein; ſollte ſeine äußere Ruhe ein inneres Feuer gedeckt und Zweifel an ihrer Liebe ihn am Ende fortgetrieben haben, jetzt, an der Schwelle des Glücks? Immer ſchwärzer wurden ihre Phantaſien, als ſie ihn im Garten vergeblich ſuchte, bis ſie in die dunkle Laube am äußerſten Ende kam. Da lag der Ferdinand, — behaglich ausgeſtreckt, in ſo tiefem, feſtem, geſundem Schlaf, wie nur je ein Menſchenkind einen geſchlafen. Ein Schrei entfuhr der Braut, der ihn erweckte. Mit langem Dehnen richtete er ſich auf: „So, du biſt's, Liebe?“ — „Und du haſt geſchlafen?“ — „Ja, Liebe, ſiehſt du, wenn ich mehr eſſe als gewöhnlich, da ſchläfert mich's ungeheuer, und ich habe heut ſo viel gegeſſen, der Aal war delikat; iſt der Kaffee ſchon getrunken?“ Da läßt ſich nicht rechten, und die Braut ergab ſich in ihr Geſchick, als ſie an ſeiner Seite zurückkehrte.

Da ſomit wenig Ausſicht auf idylliſche Honigmonde war, ſo fand es die Braut fürs beſte, einige ihrer Brautjungfern zum Beſuch in ihr neues Pfarrhaus einzuladen, das an Eleganz und Komfort es mit jedem Freiherrnſitz aufnehmen konnte. Dem

Pfarrer war das eine rechte Erleichterung; da er ſich nicht ſo ganz auf die ausſchließliche Hingebung verſtand, die von einem jungen Ehemann billig erwartet wird, und nicht recht wußte, wie er's anzugreifen hätte, um wie ſein unglücklicher Namensbruder „in einem Lächeln ſeiner Luiſe Stoff für Jahrtauſende" zu finden. Mit dieſer erſten Einladung war denn das Signal zur Eröffnung einer ſo großartigen Gaſtfreundſchaft gegeben, wie wohl kaum je eine ein Pfarrhaus belebte.

Um der Frau die häuslichen Sorgen und Mühen zu erſparen, zu denen ſie weder Luſt noch Zeit hatte, wurde eine gute unverheiratete Tante eingethan, die denn ihre Miſſion vollkommen begriff und täglich nur für wenige Stunden aus dem Küchendampf und Rauch auftauchte. So konnte ſich nun die ſchöne Frau Pfarrerin recht mit Muße ihren Gäſten widmen, die ſich auch einſtellten in allen Altern und Geſchlechtern, von jedem Rang und Stand, zu jeder Zeit und Stunde.

Das Pfarrhaus gewährte alle erdenkliche Annehmlichkeit, die ſich Gäſte nur wünſchen können: einen hübſchen Salon, eine reiche Bibliothek, einen ſchönen Garten, eine vortreffliche Küche. Es war der Stolz der Tante, dieſe jederzeit ſo gut auf dem Laufenden zu erhalten als die beſte Küche der Stadt. „Aber wie machen Sie's nur, Jungfer Chriſtiane, wenn Sie ſo unvermutet Gäſte bekommen?" fragte eine verwitwete Frau Hofrätin, die allemal einen Tag ins Bett liegen mußte, nachdem ſie einen Gaſt gehabt hatte, „wenn man im Ort gar nichts haben kann?" „O, das macht nichts," verſetzte Jungfer Chriſtiane mit würdevoller Ruhe; „man hat 'was im Rauch, man hat 'was im Salz, man hat 'was eingemacht, man hat 'was im Keller, man hat 'was in der Speiſekammer." Das war gerade ein Triumphtag für ſie, wenn unvorhergeſehen eine Kutſche voll Gäſte vorfuhr und es wollte ſich nimmer erſchöpfen und leeren beim Ausſteigen; zwar lamentierte ſie gehörig in der Küche herum, aber es war nicht ſo ſchlimm gemeint; ein wahrer Schlachtenmut wachte in ihr auf und ſie ſetzte ſich nur hie und da mit zu Tiſche, um ſich am Anblick ihrer gelungenen Werke und am

Appetit der Gäſte zu freuen. Es iſt eine alte Wahrnehmung nämlich, daß Gäſte in Pfarrhäuſern den allerbeſten Appetit haben; hauptſächlich für Kinder ſind ſie wahre Eß-Eldorados, oder waren es wenigſtens, ſolange die Zehnten noch nicht abgelöſt waren.

Die Frau Pfarrerin ſaß indes ſchön geſchmückt in ihrem Salon und empfing die Gäſte; ſie wußte die unbedeutenden zuſammenzuſchieben, während ſie die geiſtvollen um ſich verſammelte. Auf ihrem Tiſche lagen ſtets die neueſten Werke, auf ihrem Klavier die neueſten Muſikalien, in ihrem Kopfe die neueſten Ideen. Sie ließ ſich nicht nur ihre Gäſte gefallen, ſie wollte *ihnen* gefallen, und als Fixſtern, der ſich um ſeine eigene Achſe drehte, in ſeinem eigenen Glanze ſonnte, konnte ſie auch immer gleich liebenswürdig, gleich anmutig ſein. Die Frauen waren ihr gerade nicht ſehr hold und wurden zuzeiten ganz grimmig, wenn die Männer ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit prieſen: „Ja, da iſt's keine Kunſt, liebenswürdig ſein, wenn man am Werktag weiße Kleider trägt und Klavier ſpielt, ſolange die Magd Wäſche aufhängt; ich will's auch einmal ſo anfangen und auf den Sofa ſitzen und Gedichter machen, da kannſt du zuſehen, wer deine Socken flickt und fürs Mittageſſen ſorgt! Jawohl, liebenswürdig!“

Die Pfarrerin ſelbſt zog auch männlichen Umgang weit vor und hatte ſtets einen Kreis von Verehrern, natürlich in allen Ehren. Am ſtärkſten war ſie in der Heranbildung ſtrebſamer Jünglinge, mit denen ſie einen geiſtvollen Briefwechſel anfing, die ſie in den Ferien beherbergte, in der Kunſt des Umgangs unterrichtete und deren Gefühle ſie regulierte. Sie war wohl auch großmütig genug, ihnen mit reellen Mitteln zu Fortſetzung ihrer Studien unter die Arme zu greifen, was ihr dadurch erleichtert war, daß ihr die freie Verfügung über ihr bedeutendes Vermögen zuſtand.

Aber der Herr des Hauſes, der Ferdinand, der ſich alles gefallen ließ, wie ſtand ſich der dabei? O, vortrefflich! er ließ ſich auch das gefallen; es war ihm ſogar ſehr angenehm. Für die Unterhaltung ſeiner Gäſte ſorgte die Frau, für ihre Bewirtung die Tante, die Ausgaben bekümmerten ihn nicht; mit Galanterie gegen die Frau durfte er ſich nicht anſtrengen: ſo konnte es ihn nur freuen, wenn er jederzeit einer Geſellſchaft zum Tarock, zum Schach- oder Brettſpiel im eigenen Hauſe gewiß war, und es kam ihn eine wahre Aengſtlichkeit an, wenn er einmal den Salon leer fand.

Es konnte ſich nämlich bei anhaltend ſchlimmem Wetter je und je ereignen, daß das Pfarrhaus leer von Gäſten war, da nicht alle Bekannten des Hauſes über eine Equipage zu verfügen hatten. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, faßte man im Pfarrhauſe den Beſchluß, ein Roß einzuſtellen, das im Notfall die Gäſte herbeiholen konnte. So wurde denn ein ausgedienter Schimmel vom Militär angeſchafft, der hier ſein kriegeriſches Feuer vollends ablegen konnte, und ſobald die Gaſtzimmer leer waren und keine neuen Beſuche in Ausſicht ſtanden, wurde die Pfarrkaleſche hervorgeſchoben, der Schimmel darangeſpannt und Jakob, der Knecht des Hauſes, ausgeſandt, um friſche Zufuhr zu bringen.

Nun ſagt mir einmal, wo iſt die Gaſtfreundſchaft je ſo weit gegangen? Die alten Erzväter ſind gewiß reſpektabel wegen ihrer Gaſtlichkeit, ſo auch die Araber und unterſchiedliche andre orientaliſche Völker; aber nirgends habe ich von ihnen geleſen, daß ſie einen Gaul angeſchafft haben, nur um Gäſte herholen zu laſſen.

Der Jakob bereitete der Jungfer Chriſtiane einmal eine ſchöne Ueberraſchung. Er hatte eben ein paar Gäſte fortgeführt und ſollte auf dem Heimwege in etlichen befreundeten Häuſern der Stadt und Umgegend kleine Botſchaften beſorgen. Zuerſt mußte er bei der Frau Oberamtmännin Levkojenpflanzen mitnehmen; da er nun gewöhnt war, daß in ſein Pfarrhaus jedermann und zu jeder Zeit eingeladen wurde, ſo hielt er's für ſeine Pflicht, auch in dieſem Genre das Seinige zu thun.

„Sie kommen ja als gar nimmer ins Pfarrhaus,“ begann er, als ihm die Frau Oberamtmännin einen Schoppen vorſetzte;

„die Frau Pfarrerin haben geſagt, Sie ſollen nur auch einmal wieder kommen.“ — „Ach, Herr Pfarrers haben immer ſo gar viel Beſuche, da bin ich ſchüchtern.“ — „Ei, das macht gar nichts, das iſt ihnen ihre Freud', und am nächſten Mittwoch iſt kein Menſch mehr da, da wäre es recht angelegt.“ — „Nun, ich will mit meinem Mann ſprechen.“ — „Aber nehmen Sie nur auch die Kinderlein mit! und der Herr Schreiber ſoll auch noch nachkommen am Feierabend; kommen Sie nur g'wiß am Mittwoch!“

Von da mußte Johann zum Doktor wegen einer Anweiſung zu Rattengift, auch im Auftrag der Tante; beim Gehen ſagte er: „Ei, Herr Oberamtmanns kommen am Mittwoch, Sie werden doch auch kommen?“ — „Ja, ja, kann ſchon ſein.“ Den Dekan, an welchen er ein Schreiben vom Pfarrer hatte, köderte er mit dem Doktor, und ſo warb er auf dem ganzen Heimweg überall, wo er zu thun hatte, neue Gäſte, alles auf den Mittwoch, ohne zu zählen und zu bedenken, zu welcher Lawine ſeine Einladungen geworden. Als er wieder ins Pfarrhaus einrückte, ward's ihm doch ſelbſt bedenklich, ob er denn zu ſolcher Liberalität ermächtigt geweſen, und er hielt's fürs klügſte, inzwiſchen zu ſchweigen; er wußte ja, daß die Tante ſich allezeit zu helfen verſtand.

Die Tante aber, die hatte ihre eigenen Pläne auf den Mittwoch, an dem allerdings eine Pauſe in dem Strudel von Gäſten zu erwarten ſtand; ſie hatte große Thaten im Sinn, furchtbare Schlachtpläne: in der Küche mußte ein neuer Herd geſetzt, im Wohnzimmer Sofa und Seſſel friſch gepolſtert und in den andern Stuben geweißt werden; ſie beſchloß, lieber alles zugleich vornehmen zu laſſen, da ſo äußerſt ſelten Ruhe im Hauſe war zu ſolchen Geſchäften. Die Tante hatte Löwenmut zu dergleichen Unternehmungen. So wurde denn Jakob abermal ausgeſandt mit Einladungen andrer Art, an Sattler, Maurer, Schreiner ꝛc. Nun erſt war er mäuschenſtill über ſeine Generoſität und tröſtete ſich in der Stille mit der Hoffnung: hat's ja keines gewiß verſprochen, vielleicht kommen ſie auch nicht! Doch fand er es geraten, ſich an dem verhängnisvollen Tage aus dem Staube zu machen: er mußte notwendig mit dem Schimmel in die Stadt, um ihn beſchlagen zu laſſen.

Der Tag brach an, der Sturm ging los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?

Die Tante war ſchon vor der Sonne auf, überall und allenthalben auf dem Platz, räumte aus, gab an und half an allen Ecken und Enden; die Mägde nebſt einem Halbdutzend Gehilfinnen vom Dorf waren auf den Beinen, putzten und wuſchen; die Frau Pfarrerin wollte auch nicht unthätig ſein, ſie machte ſich dran, die Bibliothek auszuräumen, die heute noch gereinigt werden ſollte. Der Pfarrer flüchtete ſich ins Schlafzimmer, das allein noch einigermaßen verſchont blieb; denn ſelbſt die Studierſtube war mit Gerümpel angefüllt, das man aus andern Zimmern hergeſchafft; kurz, man meinte, das Weltende oder eine neue Schöpfung ſei nahe.

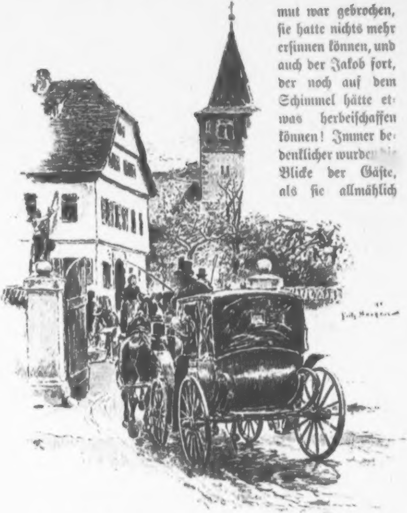
Siehe, da gewahrte Lisbeth, die Küchenmagd, von der Höhe eines Fenſterſimſes aus zwei Kutſchen: „Gäſt', Jungfer Tante, Gäſt'!“ ſchrie ſie aus Leibeskräften. — „Biſt nicht geſcheit, das ginge mir ab!“ „Gäſt', zwei Kutſchen voll!“ ſchrie vom Hof die Hausmagd, und langſam, langſam, unaufhaltſam, unerbittlich wie das Schickſal, rollten die zwei Chaiſen den Hügel heran; ſie hielten im Pfarrhof, und mit etwas bedenklichem Geſicht ſchaute der Kopf der Frau Oberamtmännin aus der einen auf den Hof voll Geräte, auf die ausgehobenen Fenſter, an denen wie maſſive Geſpenſter die Maurer mit Pinſeln ſich hin und her bewegten.

Mit der Faſſung der Jungfer Chriſtiane war's diesmal zu Ende; mit zuſammengeſchlagenen Händen ſank ſie auf einen Küchenſtuhl, nur dämmernde Gedanken: „nichts im Haus, nichts am Feuer, bloß Reis und Fleiſch zu Mittag,“ zogen ſchwarz durch ihre Seele. Die Pfarrerin aber zeigte, was Seelengröße iſt: ſchön geputzt, anmutig lächelnd wie immer, gegen Frauen gnädig, duldſam, gegen Männer verbindlich, ſtand ſie unter der Hausthür. Die Wagenthüren gingen auf:

Da ſpeit das doppelt geöffnete Thor
Zwei ganze Geſchlechter auf einmal hervor.

Oberamtmanns mit Familie, Herr und Frau Dekan nebſt zwei Gäſten, denen man auf dieſe Weiſe eine wohlfeile Ehre anthun konnte, kamen zum Vorſchein. „So, Frau Pfarrerin, diesmal werden Sie zufrieden ſein, daß wir auch einmal zum Eſſen kommen!“ rief ganz beglückend die Frau Oberamtmännin. „Ja, wenn Sie's nicht geweſen wären,“ meinte der Herr Dekan, „ſo hätt' ich heute meine Frau nicht fortgebracht, ſie hat große Wäſche.“ Mit bitterſüßem Lächeln drückte die Frau Pfarrerin ihre Dankbarkeit aus und führte ſie ins Haus; ſie meinte, es müſſe derweil irgend ein Wunder geſchehen ſein, um es präſentabel zu machen. Dem aber war nicht ſo: — im Salon klopfte der Sattler, im Speiſezimmer hauſte der Maurer, im Kabinett polierte der Schreiner, in der Bibliothek war der Boden mit Büchern bedeckt, in den Gaſtzimmern putzten die Mägde; — ſo blie nur eine Zuflucht, die Schlafſtube, das Aſyl des Pfarrers, der denn auch aufgeſcheucht wurde aus ſeiner Höhle und nolens volens den Angenehmen ſpielen mußte. Während Jungfer Chriſtiane in Deſperation in der Waſchküche ſtand, wo ſie heute kochen mußte, und die totale Unmöglichkeit einſah, noch ein andres Diner herzuſtellen, that die Frau Pfarrerin ihr möglichſtes, liebenswürdig zu ſein: ſie ſprach mit dem Herrn Dekan über Schleiermachers Monologe, mit der Frau Oberamtmännin über Erziehung, mit dem eingeführten Vetter über die Catalani; — ſie ſuchte großmütigſt den Gäſten zu verbergen, wie entſetzlich ungeſchickt ſie gekommen waren, und begriff die ſeltſamen Blicke nicht, welche die Frauen wechſelten, während es doch an ihnen geweſen wäre, ſich höchlich zu entſchuldigen.

Es wurde Mittag, man deckte ſo gut es ging; Jungfer Chriſtiane verbarg ſich in den unterſten Winkel der Waſchküche, als ſie Lisbeth mit der Reisſuppe, die dazu noch angebrannt war, und dem zähen Fleiſch, das auf die guten Zähne der Maurer und Dorfweiber berechnet war, hinaufſandte. — Ihr Schlachten



mut war gebrochen, ſie hatte nichts mehr erſinnen können, und auch der Jakob fort, der noch auf dem Schimmel hätte etwas herbeiſchaffen können! Immer bedenklicher wurden die Blicke der Gäſte, als ſie allmählich merkten, daß dies der ganze Umfang der Mahlzeit ſei. Die Frau Dekan hatte ihre Gäſte nach der delikaten Küche der Jungfer Chriſtiane lüſtern gemacht; der Herr Oberamtmann aß ſelbſt gern was Gutes, — vergebens, vergebens! Reis und Kuhfleiſch, hernach etliche Rettiche, dabei blieb's; — dazu war der Schlüſſel zum Speiſekammerſchrank verlegt und konnte nicht einmal Eingemachtes herbeigeſchafft werden. — Mühſelig würgten ſie die einfache Koſt hinunter, mühſelig erhielt die Frau Pfarrerin die Unterhaltung im Gange. — Es iſt nun einmal ſo: man kann am eigenen Herd nach Umſtänden bei einem Waſſerſüppchen vergnügt ſein; wo aber mehrere beiſammen ſind, da braucht es auch ein Uebriges an Speiſe und Trank, um die Unterhaltung zu erwärmen und zu beleben, und die reichſten Geiſter ſind davon nicht ausgenommen.

Eben hatte man abgetragen und Jungfer Chriſtiane war bemüht, den Reis aufzufüllen, damit er noch ausreiche für Handwerker und Dienerſchaft, da erſcholl der Schreckensruf: „Jungfer Tante, noch eine Kutſch'!“ Diesmal trat Jungfer Chriſtiane ihrem Schickſal ſelbſt entgegen: da ſprang eben der Doktor von ſeinem Einſpänner und half ſeinem Töchterlein und halberwachſenen Filius herab. „Nicht wahr, wir kriegen ſchon noch was?“ rief er ganz erwartungsvoll. „Habe da noch einen Krankenbeſuch gemacht, nun meinte Mathilde, zum Eſſen kommen wir zu ſpät. Ich aber ſagte: ‚Das müßte gar nicht mehr die Tante ſein, wenn ſie nicht noch ein Stückchen Braten für uns übrig hätte!‘“

Mit ſäuerlichem Lächeln nahm die Tante dieſe Vertrauensadreſſe auf, doch hob ſich dadurch ihre Kraft ein wenig; ſie ſchickte zur Schulmeiſterin um Geräte und brachte endlich noch Pfannkuchen zu ſtande. Kaum fand der Doktor und ſeine Jugend noch Platz in der vollgepfropften Schlafſtube und genoß den nachgebrachten Imbiß, um den ſie von den früher angekommenen Gäſten ſehr beneidet wurden.

Sie hatten abgeſpeiſt und die Hoffnung auf Braten und Nachtiſch zu Grabe gelegt; man ſtellte ſich in Ermangelung andrer Unterhaltung an die Fenſter. Siehe, da pilgerte der dicke Pfarrer von Grüpdorf nebſt ſeinem langgelockten Vikar und rotbackigen Töchterlein auf das Pfarrhaus zu. Mit ſtummer Faſſung trat ihnen die Tante entgegen: „Ja, das kann doch nur die Jungfer Tante,“ rief bewundernd der Pfarrer, „zu Maurer und Schreinern noch Gäſte einladen! Das wäre ein

Exempel für meine Frau, die heute nur wegen des Bettenſonnens daheim geblieben iſt!" — „Einladen?" fragte unwillkürlich die Tante. — „Nun ja, der Jakob hat's doch recht ausgerichtet? auf Mittwoch? Pfarrers von Wend und der gelehrte Herr Magiſter, der wirklich in Feldberg wohnt, haben's auch ſo verſtanden und kommen gleich nach; ſie haben nur noch im Amthauſe zu Heimſtett angerufen." Jetzt begann das Rätſel ſich zu löſen; Jungfer Chriſtiane, obwohl ſie noch nicht an die grenzenloſe Frechheit des Jakob glauben konnte, war doch nimmer ſo innerlich ergrimmt über die Gäſte, von denen es ihr zuvor pure Bosheit geſchienen, daß ſie heute gekommen. Richtig kam die Pfarrfamilie von Wend und der intereſſante Privatgelehrte, ein ſpezieller Verehrer und platoniſcher Anbeter der Frau Pfarrerin, noch verſtärkt durch die Amtmannsfamilie, die ſich als ungebetene Gäſte angeſchloſſen hatte; alle in der angenehmen Gewißheit, höchſt willkommen im Pfarrhauſe zu ſein.

Als die droben noch die neue Zufuhr anrücken ſahen, da begannen doch alle mehr und mehr etwas Ungewöhnliches zu ahnen, das konnte nicht purer Zufall ſein. Da ohnedies die Maſſe Leute in dem engen Schlafzimmer noch wunderbarer geweſen wäre als ein Haſpel in einem Glasfläſchchen, ſo beſchloſſen ſie herabzukommen, um unten das Nähere zu vernehmen; der Pfarrer benützte dieſe kurze Erlöſung, um ſein Mittagsſchläfchen nachzuholen. So ſtand nun im Hof die ganze Schar der Gäſte ſamt Pfarrerin und Tante, und lachte und verſtändigte ſich und erzählte einander gegenſeitig den dringenden Zuſpruch des Jakob. Da kam eben dieſer Verräter mit ſeinem neubeſchlagenen Schimmel den Hügel heraufgetrollt und überſah mit einem Blick ſein Werk. Hat er aus dem Monolog der Jungfrau von Orleans deklamiert:

Und mich, der all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück
. . . .
Und aus der Freunde Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

ich weiß es nicht. Davonſtehlen galt aber nicht; die Tante mit ihrer durchdringenden Stimme rief ihn alsbald herbei: „Aber, Jakob, was denkt denn Er?“ — „Ha, i hab' halt denkt,“ ſagte der Jakob, verlegen im Haar kratzend, „ſe werde net glei alle ſo komma.“

Nun, geſchehen war's, und alle machten gute Miene zum böſen Spiel. Jungfer Chriſtiane ließ die große Laube ausräumen, die heute der Zimmermann hätte reparieren ſollen; wer darin nicht Platz fand, der mußte ſich außerhalb behelfen. Und ſie feuerte abermals unter ihrem Waſchkeſſel, um Kaffee zu kochen. Lisbeth und Margaret wurden ins Dorf geſchickt, um Milch beizuſchaffen, und Jakob, der einladende Böſewicht, wurde verurteilt, wieder zur Stadt zu reiten und einen Korb voll Wecken aufzutreiben. Das that er denn auch und galoppierte dergeſtalt, daß der Turmwächter in der Stadt ihn für einen Feuerreiter anſah und die Sturmglocke anzog, worauf die Feuermannſchaft zuſammenlief und alles ſchrie, lärmte und fragte: „Was gibt's? wo brennt's?“ bis endlich aus dem Bäckerhauſe eine Stimme brüllte: „'s Pfarrers Knecht von Aichelhauſen hat Wecka g'holt.“ Und der Jakob, hoch zu Roß, ſprengte mit einem gewaltigen Tragkorb donnernd über das Pflaſter und ſuchte das Weite, da er groß in Gefahr war, daß die Städter ihre Feuerſpritze auf ihn gerichtet hätten.

Das Einladen auf eigene Hand hat der Jakob von nun an unterlaſſen; auch hatte dieſer Sturmtag zur Folge, daß das Pfarrhaus eine Zeitlang von Gäſten aus der Nachbarſchaft wenig heimgeſucht wurde.

Jungfer Chriſtiane ließ ſich's übrigens nicht nehmen, daß, um die Ehre des Hauſes zu retten, ſpäter die ſämtlichen Teilhaber dieſer verfehlten Partie eingeladen und ſo reichlich und köſtlich bewirtet wurden, daß das Andenken an den angebrannten Reis und das Kuhfleiſch gänzlich erlöſchen mußte.

Schöne Zeit, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

Suchet nicht mehr nach Ur- und Nachbildern ſolcher Pfarrhäuſer! Das alles iſt dahin; ein Pfarrer hat kein Vorrecht mehr als das, der erſte Bettler ſeiner Gemeinde zu ſein, der für alle bettelt und von allen angebettelt wird, und er muß fürchten, daß auch ſeine harmloſeſten Gäſte mit ſcheelen Augen angeſehen werden. Während alle Welt, bis zum Schulknaben hinab, wenigſtens eine Weile ſich ſchmeicheln konnte, Märzerrungenſchaften gewonnen zu haben, kann der arme Pfarrer nur von Märzverluſten ſprechen, und die ſind viel dauerhafter, als die Errungenſchaften geweſen ſind.

Das fromme Pfarrhaus.

Damit ſoll nun abermals nicht geſagt ſein, daß dieſes das einzige ſeiner Art geweſen ſei. Gewiß aber trug es vor vielen den Stempel des Geiſtes, der überall und zumeiſt in einem Pfarrhauſe regieren ſoll; und ſcheint auch die Art und Weiſe, wie ſich dieſe Frömmigkeit kundgab, etwas ſchwärmeriſch, ſo hat ſie ſich doch als probehaltig bewährt.

Es waren nun mehr als fünfzig Jahre, ſeit der Pfarrer zu B. ſein Amt begonnen und ſeine junge Frau in ſein Haus eingeführt hatte. Kein ſonnenheller Tag war es geweſen, und kein fröhliches Geleite hatte das junge Paar zur eigenen Wohnung geführt. Aus dem Wagen hoben ſie ſorgſam die gichtkranke Mutter des Pfarrers, die, nachdem ſie lange ein bitteres Gnadenbrot am Tiſche übelwollender Verwandten genoſſen, nun im Hauſe ihrer Kinder wieder eine Heimat finden ſollte; und am Fenſter des Hinterſtübchens ſtand eine düſtere bleiche Geſtalt, die ſtieren Blickes den Ankommenden entgegenſah. Es war die geiſteskranke Schweſter der jungen Frau, die bereits mit ihrer Wärterin aus der Irrenanſtalt angekommen war. Die Schweſter wollte ſie von nun an zu ſich nehmen und die Wirkung ihrer liebevollen Pflege auf Schwermütige verſuchen, da ſie dieſelbe nicht mehr im Irrenhauſe laſſen konnte, weil das Koſtgeld bereits das kleine Vermögen der Kranken aufgezehrt hatte. — „Das iſt meine einzige Mitgabe,“ ſagte die Frau in wehmütigem Tone zum Gatten, als ihre Augen auf das Jammerbild fielen. — „Du haſt noch einen reichen, reichen Vater,“ antwortete dieſer getroſten Mutes.

Und als die Mutter bequem in einen Seſſel gebettet, auch die Schweſter geholt und ans freundlichſte Plätzchen geſetzt worden war, da kniete das Ehepaar nieder, der Pfarrer ſprach ein feuriges, glaubensvolles Gebet; darauf erhob ſich die volle, glockenreine Stimme der Pfarrfrau zu dem ſchönen Choral: „Nun danket alle Gott,“ und als ſie die Worte ſang:

„Der ewig reiche Gott woll' uns in dieſem Leben
Ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben,“

da klangen die Töne ſo troſtvoll, ſo innig zuverſichtlich hinauf zum ſtillen Abendhimmel, daß, wer es hörte, denken mußte, dieſem Hauſe ſei ein wunderbares Heil widerfahren.

Die Pfarrerin, eine edle, aber ſchon etwas verblühte Geſtalt, war wenig jünger als ihr Mann, der doch bereits die vollkommene Reife erreicht hatte, zu der bei uns die Diener der Kirche kommen, ehe ſie Amt und Beruf erlangen. Vor vierzehn Jahren hatte ſie der ſchüchterne Jüngling zuerſt geſehen, die jugendlich blühende Tochter eines verehrten Lehrers, und damals kaum gewagt, ſeine Augen zu dem ſchönen Mädchen zu erheben. Als er ſeine Studien vollendet hatte, ſchied er von ihr, ohne ſeine Liebe zu geſtehen; aber im Herzen trug er ſie als unerreichbaren Stern. Vier Jahre nachher traf er mit ihr im Poſtwagen zuſammen. Sie hatte den Vater verloren und war auf dem Weg in die Fremde, um in der entſagungsreichen Stelle einer Gouvernante die Mittel zum Unterhalt ihrer Mutter zu ſuchen. Hier erſt lernten ſie ſich kennen, hier erſt ahnten ſie beide den tieferen Zuſammenklang ihrer Seelen. Aber was konnte ein armer Vikar einem mittelloſen Mädchen bieten? So ſah er denn ſchweren Herzens die Geliebte ziehen in der ſicheren Meinung, ſie ſei ihm nun verloren; denn er hielt es für unmöglich, daß ſolch ein Kleinod nicht viel begehrt ſein ſollte. Habe nicht bang, mein guter Vikar! ein armes Mädchen kann beim allerhöchſten Wert geruhig in ungeſtörter Einſamkeit verbleiben.

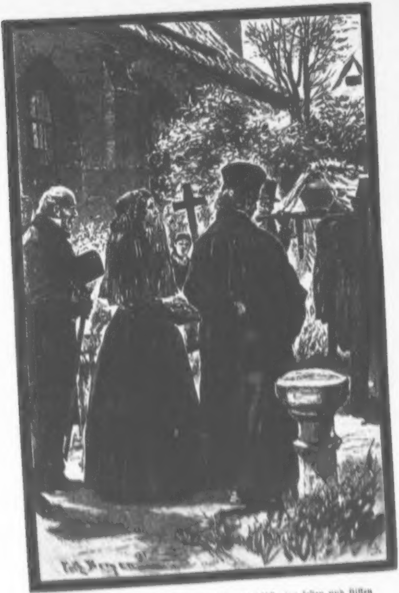
Acht Jahre verfloſſen wieder und der dreiunddreißigjährige

Vikar hatte endlich ein Amt errungen. Da war Marie ſein erſter Gedanke, Marie, die auch ſeiner armen kranken Mutter gewiß eine gute Tochter ſein würde, und er begann nach ihr zu forſchen.

Sie hatte noch nicht lange ihrer Mutter die Augen zugedrückt und war im Begriff, aufs neue den Wanderſtab zu ergreifen, da es nun galt, für die Erhaltung der ſchwermütigen Schweſter zu ſorgen. So durfte er ſchon wagen, der ganz Einſamen ſeine Hand, ſeine beſcheidene Heimat anzubieten. Daß die Zeit, daß Mühe und Leid indes ihre Blüte verzehrt, das machte ihn nicht irre; er hatte „in ihrem Auge den Strahl des ewigen Frühlings geſehen“, und der war noch nicht erloſchen. Selig empfing er ihr Jawort und führte ſie mit der kranken Mutter und der unglücklichen Schweſter an den eigenen Herd.

So umwölkt war der Himmel am Beginn ihrer Ehe, aber der ſiegende Strahl eines mächtigen Gottvertrauens brach durch. Dieſes Gottvertrauen war nicht von der Art, wie das ſo vieler leichtherzigen und ſorgloſen Gemüter, die da unter ihrem täglichen Brot nicht nur, wie Luther, „Eſſen, Trinken, Kleider, Schuhe“ ꝛc. verſtehen, ſondern auch gut Eſſen und Trinken, ſchöne Kleider und weiche Schuhe, und die der guten Zuverſicht ſind, der liebe Gott ſei dazu da, ihnen all dies anzuſchaffen und daneben überhaupt alles wieder gut zu machen, was ſie dumm und leichtſinnig gemacht; die wie der heilige Kriſpin den Armen ſpenden, was ſie, nicht ihrem eigenen Munde, ſondern andern Leuten in irgend einer Weiſe abgenommen; die im ſtande ſind, das Tuch vom Halſe zu verſchenken, und ſich morgen ein hübſches neues dafür kaufen. Nein, dieſes Paares Gottvertrauen war mit der äußerſten Genügſamkeit, mit der ſtrengſten Selbſtverleugnung gepaart, und darum hat es ſie nie getäuſcht.

Ihre Hausordnung war einfach und wechſellos. Jeder Morgen, jeder Nachmittag wurde von ſämtlichen Hausgenoſſen mit einem gemeinſamen Gebet auf den Knieen begonnen, jeder Abend damit geendet. Hie und da mochte wohl ein alter Univerſitätsgenoſſe, der den Pfarrer heimſuchte, etwas ſtutzig werden,


Fritz Bergen 91

Keine Klage ging über die blaſſen Lippen; ſie ſelbſt ging feſten und ſtillen Trittes hinter der Bahre her. (S. 321.)

wenn er eben nach Tiſch ſeine Pfeife anzünden wollte, um mit dem Pfarrer zu rauchen, und nun ſtatt deſſen dieſer niederkniete zum Gebet und die klare Stimme der Pfarrfrau ein geiſtliches Lied anſtimmte. Und doch trug dieſe bei uns etwas ungewohnte Andacht ſo ſehr das Gepräge der Innigkeit und Wahrheit, daß jeder, mochte er nun geſinnt ſein wie er wollte, herzlich oder doch ehrfurchtsvoll miteinſtimmte.

Raſtlos thätig war der Pfarrer in den Arbeiten ſeines Berufes, und es ſchien unbegreiflich, wo er Zeit und Kraft hernahm, neben den regelmäßigen Gottesdienſten noch Erbauungsſtunden für Junge und Alte, Bibelerklärungen und häusliche Andachten zu halten; wie er ſtundenlang ſein Ohr jedem beſonderen Gewiſſensanliegen leihen konnte, das ihm vorgetragen wurde, und wieder Nächte durchwachte am Bette todesbanger Kranken in der Hoffnung, vor dem Erlöſchen noch einen Troſtesſtrahl in ihre Seele fallen zu laſſen. Und ebenſo wunderbar dehnbar ſchien die Zeit und die Kraft der Pfarrfrau, die mit einem zarten Körper die kranke Mutter pflegte; in evangeliſcher Demut die mühſamſten Arbeiten mit der Magd teilte; eine Kleinkinderſchule beaufſichtigte, zu der ſie ihren unteren Hausraum hergegeben hatte; daneben dem Manne beiſtand, wo es galt, zu helfen und zu tröſten, und doch noch Stunden dem hoffnungsloſen Beſtreben widmen konnte, die verdunkelte Seele der Schweſter aufzuhellen. Und ſie war dabei ſtets heiteren Mutes; mit leichtem, leiſem Tritt wandelte ſie von einem zum andern, und keines ſchien ſich verkürzt.

Daß in ſolcher Weiſe das Pfarrhaus auch zu einer Herberge der Verlaſſenen, zur Vorratskammer der Hungrigen wurde, läßt ſich leicht denken; hier jedoch war es nicht ganz vom Vorwurf einer gewiſſen Parteilichkeit freizuſprechen. Mit einer frommen Miene, mit ein paar bibliſchen Sprüchen, mit gewiſſen geiſtlichen Schlagwörtern von „Erweckung und Bekehrung“ und dergleichen konnten auch unwürdige Heuchler ſich vom Pfarrer leichter Aufnahme und Hilfe verſchaffen als andre einfache Leute, die ihm noch „unerweckt“ ſchienen. Da war es gut, daß die Pfarrfrau hierin etwas ſchärfer ſah und hie und da die Uebergüte ihres Mannes ein wenig eindämmen konnte. Sie war's, die dem wandernden Bruder Jeremias die Branntweinflaſche aus der Taſche zog und ſchweigend vorhielt, als er eben erzählte, wie er ſeinen Leib kaſteie und ſtatt Wein zu trinken das Geld dafür der Miſſion bringe. Sie hatte den neuerweckten Juden durchſchaut, der nach einer Weihnachtspredigt des Pfarrers ſich dieſem vorſtellte als dürſtend nach dem Licht des Evangeliums, welcher Durſt ihn ſchon zuvor bei ſieben verſchiedenen Pfarrern angewandelt hatte, von denen er ſich allemal während der Zeit des Unterrichts freihalten ließ. Sie hatte die fromme Bärbel, die zu ihr kam und verkündete, der Geiſt habe ihr geoffenbart, daß die Frau Pfarrerin ſie acht Tage lang ſpeiſen werde, tüchtig Holz tragen laſſen, alſo daß ihr der Geiſt ſchon am dritten Tage offenbarte, ſie ſolle wieder heimgehen; und als der krumme Schuſter, der alle Verſammlungen beſuchte und ſein Handwerk liegen ließ, ihrem Mann einen gepolſterten Seſſel aus dem Wohnzimmer abgebettelt hatte, „weil ſeine armen Kindlein nichts hätten, um darauf zu ſitzen", hatte ſie ihm denſelben auf der Treppe abgenommen und ihm dafür einen hölzernen Stuhl verehrt mit dem Bemerken: darauf laſſe ſich viel beſſer arbeiten.

Wovon die Pfarrleute lebten, das ſchien auch rätſelhaft. Das Einkommen war klein und der Veranlaſſungen zur Mildthätigkeit gab es ſo viele, und doch ſah man keinen Mangel und hörte keine Klage. Aber die Pfarrerin legte auch niemals die Hände in den Schoß und öffnete dazu den Mund, auf daß ihr Gott gebratene Tauben hineinfliegen laſſe; nein, ſie rührte die Hand und ſchloß den Mund lieber, als daß ſie ihn zu überflüſſigem Begehren aufgethan hätte.

Die kranke Mutter ging bald zur Ruhe, mit mehr als Kindestreue gepflegt, die Schweſter aber lebte noch lange Jahre fort, trübſinnig und ſtill; nur ſelten konnte ihr das unermüdet liebevolle Bemühen der Pfarrerin einen hellen Funken entlocken; beim Geſang allein wurde oft ihr Blick klarer.

Sechs Kinder hatte die Pfarrfrau geboren, wie es ſchien, mehr zur Prüfung ihrer Geduld, als zur Luſt und Freude. Faſt alle waren zarte ſchwächliche Geſchöpfe. Drei Jahre nacheinander trug man jeden Frühling eine kleine Leiche aus dem Pfarrhaus. Keine Klage ging über die blaſſen Lippen der Mutter; ſie ſelbſt ſchmückte die Lieblinge für den Sarg, ſie ſelbſt ging feſten und ſtillen Trittes hinter der Bahre her und ihre Stimme tönte vernehmlich im Grabgeſang. — Drei Kinder blieben ihnen: Samuel, ihr erſter und einziger Sohn; Maria, ein ſchönes blühendes Mädchen, und die bleiche kränkliche Dorothea, ein kümmerliches Geſchöpf, verkürzt an Leib und Seele, deren Daſein ein beſtändiges Hinwelken ſchien.

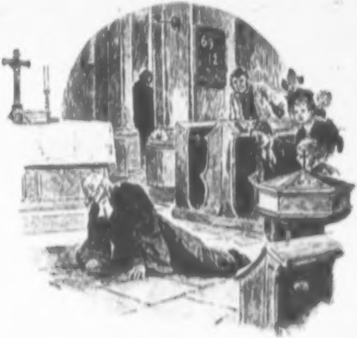
Dem Samuel hatte die ernſte Zucht des Vaterhauſes ſchlecht zugeſagt, und als er in die Welt hinauskam, ſchien er zwiefältig einholen zu wollen, was er daheim verſäumt an Lebensluſt. Aus dem niedern Seminar ſchon entwich er, um ſich einer herumziehenden Schauſpielerbande anzuſchließen, und es läßt ſich denken, welche Freude der Vater hatte, als man ihm ſeinen Samuel im Koſtüm des Karl Moor bei Nacht und Nebel daher brachte. Doch das wurde vergeben und vergeſſen, und mit Mühe und Not gelang es, Samuel ins berühmte theologiſche Stift zu Tübingen zu bringen. Aber nicht zu ſagen iſt es, wie viel Unfug er hier verübte, bis er zuletzt, nach Karzer und Ultimatum, inmitten der Nacht abgefaßt wurde, als er dem Stift entſteigen wollte, um einem Kommers anzuwohnen.

So brachte man den erſchütterten Eltern die hoffnungsvolle Frucht nach Haus, und nun entſtand die große Frage: was ſoll aus ihm werden? Alles mögliche wollte man aus dem Samuel machen: er ſollte Kaufmann werden, Apotheker, Schreiber, Buchbinder — es ging alles nicht, er war zu keiner geordneten Thätigkeit zu bringen. So blieb am Ende nichts übrig als Amerika, dieſer große Abzugskanal verdorbener Menſchenkräfte. Der Pfarrer that ſein Aeußerſtes, um die nötige Summe zur Ueberfahrt aufzubringen, und begleitete ihn ſelbſt aus dem Lande. Bei dieſem Abſchied war es zum erſtenmal, daß man die Pfarrerin weinen ſah, als ob das Herz ihr brechen wollte; zum erſtenmal verſagte ihr die Stimme, als ſie das Abendlied anſtimmte. Aber kein Morgen und kein Abend verging ſeitdem, ohne daß der Pfarrer ein beſonderes Gebet für den verlorenen Sohn zum Himmel geſchickt hätte, ein Gebet, ſo feurig und kräftig, daß man glauben mußte, es vermöge die Wolken zu zerreißen. Und es iſt nicht unerhört geblieben.

Jahre vergingen ohne Nachricht von Samuel; vergeſſen war er nicht, aber niemand wagte mehr, etwas von ihm oder für ihn zu hoffen, als die Mutter allein. Nach langen Jahren kam endlich ein Brief von ihm, eine Freudenbotſchaft, wie noch keine im Pfarrhaus eingekehrt war. Samuel hatte nicht, wie man zu ſagen pflegt, „ſein Glück gemacht“; der Goldſand Kaliforniens war noch nicht bekannt; er war jetzt Pfarrer und ſeine Mittel zu beſcheiden, als daß er nur an einen Beſuch im Elternhaus hätte denken können; aber ſich ſelbſt hatte er wiedergefunden, ſein Kindesherz und ſeinen Gott. Er hatte wunderliche Schickſale gehabt, der Samuel; er hatte ſein Brot geſucht als Steinklopfer, als Hausknecht, als Laufburſche, bis er einmal im Dienſt eines Bilderhändlers zu einer alten Frau kam. Das Mütterchen betrachtete ihn mit wehmütiger Freundlichkeit, und beim Abſchied fragte ſie ihn ernſt, ob er nie etwas Beſſeres geweſen. Da brach die Rinde, die ſein rohes ſelbſtſüchtiges Jugendleben um ſein Herz gelegt und die von der bitteren Not und Verlaſſenheit wohl ſchon lange war gelockert worden. Und der Sorge dieſes ehrwürdigen Mütterleins war es gelungen, ihn für ein neues Leben zu gewinnen. Das war ein freudeheller Tag im Pfarrhaus, und „Nun danket alle Gott“ klang am Abend von den Lippen der Mutter faſt ſo hell wie vor dreißig Jahren.

Die blühende Maria faßte mit Zuſtimmung der Eltern den Entſchluß, einem Miſſionar nach Afrika zu folgen, und von dem fröhlichen Kinderkreis war allein die blöde, unſchöne Dorothea übrig. Alle Kraft der Liebe, eine Treue und Geduld, die kein Menſchenauge erkennen kann, wandte die Mutter auf die Entfaltung dieſer wenig verſprechenden Blüte, und die Mühe war nicht verloren. Als die Mutter, wenige Jahre nach dem

Freudentage, den ihr Samuels Brief gebracht, die Augen ſchloß zur ewigen Ruhe, da konnte ſie das ſonſt ſo ſcheue ungenießbare Geſchöpf zurücklaſſen als einen ſtillen freundlichen Hausgeiſt, der allen diente und von keinem etwas begehrte. Und ob ſie auch nur leiſe und ſchüchternen Tones das Abendlied an-



ſtimmte, des Vaters ungebrochene Stimme fiel ein, und es iſt doch zum Himmel gedrungen.

Gar ſtill war es freilich im Pfarrhauſe geworden; aber in ungebeugter Kraft verſah noch immer der Pfarrer ſein Amt, unermüdet war er, an den Betten der Sterbenden zu beten, an die Herzen der Lebenden zu pochen. — Mehr als fünfzig Jahre hatte er ſein Amt geführt. „Sie ſollten einen Gehilfen nehmen, Herr Pfarrer,“ meinte der Dekan, der mit Bewunderung die Leiſtungen des mehr als achtzigjährigen Mannes prüfte. — „Ich will ſelbſt wirken, ſolange es Tag iſt,“ war die Antwort; „wenn es Nacht wird, ſo wird der Herr mich heimrufen.“

Am folgenden Sonntagnachmittag ſchritt er aufrecht und freundlich wie immer in der Kirche unter den Kindern umher, da auf einmal wankten ſeine Schritte, kaum erreichte er noch den Altar, und mit dem Rufe: „Amen!“ ſank er zuſammen. — Der Herr hatte ihn heimgerufen, ehe die Nacht einbrach.

Heiratsgeſchichten.

Dem wächſt ein geſchickter Sohn,
Dem ein' edle Tochter zu,
Eines iſt des andern Kron',
Eines iſt des andern Ruh,
Eines iſt des andern Licht,
Wiſſen's aber beide nicht.

Bis, ſobald es dem beliebt,
Der die Welt im Schoße hält,
Daß er jedem Zeugnis gibt,
Wann und wie es ihm gefällt,
Da erſcheint in Werk und That,
Der ſo tief verborgne Rat.

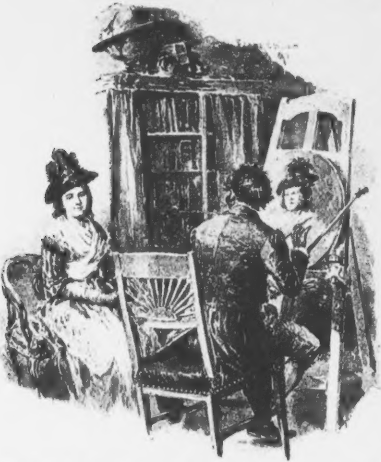
P. Gerhard.

Der Prinz aus Mohrenland.

In der oberen Stube des Pfarrhauſes zu Rebenbach ſaß der Maler, der eingebürgerte Freund des Hauſes, vor ſeiner Staffelei, emſig beſchäftigt mit einem Mädchenbilde, deſſen Original in der munteren Wilhelmine, der jüngſten Tochter des Hauſes, vor ihm ſaß. Das Bild der älteren Schweſter, ein blühender Blondkopf, ſah recht hübſch unter einem aufgeſchlagenen Federhut vor; mit der nußbraunen Wilhelmine aber, der man durchaus nicht nachſagen konnte, daß ihr „der Schönheit eitles Gut zu teil geworden“, wollte es nicht ſo recht gelingen.

„Ei, ſo ſitze Sie doch gerade, bleib' Sie ruhig und ſeh' Sie mich an, wenn noch etwas aus Ihr werden ſoll!“ rief der Maler ärgerlich. — „Ja, das meine ich, daß etwas aus mir werden ſoll,“ ſagte Wilhelmine luſtig. „Ich ſag' Ihnen, Sie müſſen mich ähnlich malen, aber doch viel, viel hübſcher als ich bin. Bei Dörtchen, da war's überflüſſig, die kommt ihrem Bräutigam allezeit noch ſchöner vor als ihr Bild; aber ich, das wiſſen Sie wohl, ich muß mein Glück noch machen.“ — „Ja, ein ſchönes Glück wird Sie machen, ſo eine unruhige Wachtel! Laß Sie ſich nur noch ein paar Sommer auf die Bleiche legen, daß Sie weiß wird wie andre Menſchenkinder, wenn Sie nicht einen Mohrenprinzen will! will Sie nur recht ſchön malen, daß Sie wenigſtens einmal etwas vorſtellt.“ — „Ja, ja, das thun Sie! dann ſchicken wir das Bild ins Mohrenland, wo mein brauner Teint und mein Kartoffelnäschen Mode ſind; dann merkt auf, was noch aus mir wird!“

Da ertönte von unten herauf eine vielſtimmige Küchenmuſik, Feuerkniſtern, Kaffeemahlen, Mörſerſtoßen, und außer



Atem rannte die Magd die Treppe herauf: „Geſchwind, kommen Sie, Jungfer Wilhelmine! der Herr Steuerrat aus Ludwigsburg ſind drunten, und ein ganz fremder, fürnehmer junger Herr dabei, ein Kronprinz oder ſo etwas.“ — „Das wird der Prinz aus Mohrenland ſein, der mich heimführt,“ rief Wilhelmine mit fröhlichem Lachen; „jetzt malen Sie mich nur aus dem Herzen, und das recht ſchön, ich muß hinunter!“

Flink hüpfte ſie die Treppe hinab und überließ den brummenden Künſtler ſeinem Schickſal. Drunten ging's hoch her, zwei Feuer loderten in der Küche; über einem brodelte die Kaffeepfanne, auf dem andern glühte das Waffeleiſen. „Geſchwind, Wilhelmine!“ rief Dörtchen; „du biſt angezogen, trage die blauen Taſſen hinein und lege den roten Teppich auf den Tiſch.“ — „Und was gibt's denn? wer iſt's? iſt's richtig der Mohrenprinz?“ — „Ach, Unſinn, der Steuerrat iſt's und ſein Sohn aus Dänemark.“ — „Wie, der aus dem Kloſter durchgegangen iſt? Gib nur die Taſſen, Dörtchen, mach' den Kaffee gut! und die Waffeln geraten dir ja auch am beſten, ich will alles drinnen beſorgen.“

Drinnen ſaß denn der Herr Steuerrat und neben ihm ein junger Mann in fremder Offiziersttracht, den der alte Herr mit väterlicher Freude als ſeinen lang verlorenen, nun glücklich wieder gefundenen Sohn vorſtellte. Dem jungen Mann ſchien's noch nicht recht wohl in fremder Geſellſchaft; er ſaß etwas beklommen und ſchweigſam da, während der Vater ſein glückliches Herz in Worten überfließen ließ. Auch der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin waren etwas verlegen und nicht ſchlüſſig, welchen Ton ſie anſchlagen ſollten mit dem wiedergekehrten Flüchtling, deſſen freventliche Flucht ſchon ſo oft und ſcharf getadelt worden war, und deſſen ſtattliches Aeußere ihnen nun doch ſo imponierte. So begnügten ſie ſich denn mit fleißigem Einſchenken und dringendem Zureden. Die lebhafte Wilhelmine aber war nie in Verlegenheit; ſie nahm den leeren Platz neben dem jungen Herrn ein, verſorgte ihn gehörig mit den Tafelvorräten, die das arme Dörtchen draußen im Schweiß ihres Angeſichts bereitete, und wußte ihn bald ſo aufgeweckt und geſprächig zu machen, wie ſein Vater ſelbſt ihn noch nie geſehen hatte.

Acht Jahre waren es, ſeit der junge Lindner in übermütiger Knabenlaune die Kloſtermauern verlaſſen hatte, hinter denen, wie heutzutage, nur in viel ſtrengerer Zucht als jetzt, die evangeliſche Jugend für den geiſtlichen Stand herangebildet wurde.

Daheim, bei dem vielbeſchäftigten Vater und einer liebloſen Stiefmutter war das Gefühl kindlicher Pietät und willigen Gehorſams nicht gepflegt worden; der Zwang und die Beſchränkung widerſtrebten ſeinem lebendigen Geiſt; für die Eltern war ſein Herz verſchloſſen, und ſtatt daß ein freundliches vernünftiges Wort von daheim ihn hätte zurechtweiſen können, reizten unzufriedene Knaben, ſeine einzigen Vertrauten, ſeinen Unmut immer mehr. Der feurigſte, der talentvollſte unter ſeinen Mitſchülern, wurde er von dieſen vorgeſchoben, wo es galt, eine vorlaute Aeußerung zu thun, einen Fehler auszubaden, bis er am Ende das Stichblatt aller Verweiſe und Strafen war, mit denen man das junge Volk unter dem Daumen zu halten gedachte. Der bloße Gedanke, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen, wäre vom Vater als ein Sakrilegium angeſehen worden; ſo beſchloß Karl denn mit mehreren ſeiner Genoſſen, die verhaßte Kutte abzuwerfen und zu entfliehen. Wie das aber zu gehen pflegt: als der Entſchluß zur Ausführung kommen ſollte, ließen ihn alle im Stich; er allein wollte nicht mehr zurück, und ſo halfen ſie ihm denn, ſich mit Lebensgefahr am Leintuch vom Fenſter hinabzulaſſen; drauf legten ſie ſich geruhig zu Bett.

Der Flüchtling eilte durch Nacht und Nebel mit ſcheuen Schritten vorwärts, voll Angſt vor Verfolgung, neben der das Gefühl der Freiheit, der freudigen Begierde nach der „weiten Welt“, die einſt ſo lockend vor ihm gelegen, kaum Raum gewinnen konnte, fort und immer fort, bis er endlich todmüde in einer offenen Scheune ſich zur Ruhe legte, um Gegenwart und Zukunft in tiefem Schlaf zu vergeſſen. — Er hatte ſich die Freiheit, die weite Welt etwas anders gedacht, als er ſie nun am andern Morgen fand, wo er mit wunden Füßen und hungrigem Magen — ſeinem ſchmalen Beutelein konnte er nicht viel zumuten — auf Seitenwegen fortſchlich und ängſtlich jedem Vorübergehenden auswich, aus Furcht, angehalten und erkannt zu werden.

Der junge Lindner war froh, am zweiten Abend ſeiner Flucht in einer überfüllten Schenke unterzukommen, wo er unter der lärmenden Menge ſich unbemerkt glaubte. Wie verwundert und geſchmeichelt war er aber, als er von zwei ſtattlichen Kriegsleuten in fremder Uniform ſich angeredet, mit großer Freundlichkeit behandelt und ſogar bewirtet ſah! Wie leicht war es dieſen, die kurze Geſchichte des ſechzehnjährigen Knaben zu erfahren; wie entſetzlich ſchilderten ſie ihm ſein Los, wenn er, wie ja wahrſcheinlich, erkannt und zurückgebracht würde! Dagegen wußten ſie ihm das Soldatenleben in ihrem Heere in glänzenden Farben zu ſchildern und namentlich die Ausſichten für ſo geſchickte junge Leute wie er. Da könne eine Offiziersſtelle ja gar nicht fehlen, wenn er nicht nur Lateiniſch und Franzöſiſch, ſondern ſogar Griechiſch und Hebräiſch verſtehe; das verſtehe in Dänemark nicht einmal der König. Ein altes, leidiges Spiel wiederholte ſich; der verlaufene Jüngling war eine leichte Beute und der Nimbus verſchwand nach kurzer Friſt, als der zuvor ſo Geſchmeichelte mit Härte zum Dienſt angewieſen und, ſtatt die verheißene Offiziersſtelle zu bekommen, wegen ſeiner noch kleinen Geſtalt mit Hohn als Tambour eingekleidet wurde.

Eine lange, bittere, ſchwere Zeit erwartete den armen Karl, der ſich der Kloſterzucht nicht hatte fügen können. Nun lernte er erſt, was gehorchen ſei; die verſchmähte Wiſſenſchaft ſtand jetzt als ein unerreichbares, ewig verſcherztes herrliches Ziel vor ſeinen Augen; die einſt verworfenen Bücher wurden nun, wo er eines erhaſchen konnte, ſeines Herzens Troſt und Balſam, die einzige Luſt ſeines freudeloſen Lebens. In dieſer harten Schule kam er zu früher Reife; er lernte, daß der Menſch ein Muß braucht und daß zu frühe Freiheit auf einem oder dem andern Weg zu härterem Zwang führt; aber er lernte auch ſein eigen Herz kennen, er lernte Gott ſuchen und finden. In die Heimat ſchreiben aus ſeinem jetzigen kläglichen Zuſtande, das wollte er nicht, ſei es ein Reſt von Stolz gegenüber der Stiefmutter, ſei es eine ſelbſtauferlegte Buße; er wollte liegen, wie er ſich gebettet, bis Gottes Finger ihm einen lichteren Weg zeigen würde.

Ein Offizier, der ihn einſt überraſchte, wie er, über die

Trommel gebeugt, in einem defekten Exemplar des Plutarch las, das er in einem Käsladen erbeutet hatte, befreite ihn von der läſtigen Tambourſtelle und hätte ſich ſeiner wohl auch ſonſt angenommen, wenn er nicht ſchnell verſetzt worden wäre. So war ſein Schickſal wenig erleichtert, bis es ihm endlich gelang, dem König ein lateiniſches Gedicht zur Feier ſeines Geburtstags zukommen zu laſſen. Ueberraſcht forſchte dieſer nach dem gelehrten Soldaten, erfuhr von ihm ſeine Geſchichte und machte gut, was ihm in ſeinem Dienſte unrecht geſchehen war. In einer Militärbildungsanſtalt fand Karl Gelegenheit, ſeinen nun ſo mächtig erwachten Wiſſensdurſt in geordnete Bahnen zu leiten, und obgleich ihm der König die Rückkehr freiſtellte, ſo zog er es vor, im Soldatenſtand zu bleiben, der ihm mit der Beigabe der Wiſſenſchaft nun lieb und wert wurde. Die Kriegszeiten waren freilich für den Augenblick vorüber und mit ihnen die Ausſichten auf baldige Beförderung in der Welt oder aus der Welt. So hatte es der junge Mann trotz ſeltener Kenntniſſe noch nicht höher als zum Fähnrich gebracht. Das war indeſſen immerhin eine Stellung, in der er ſich in der Heimat zeigen wollte und konnte, um ſo lieber, als er in einem Zeitungsblatt von daheim den Tod der Stiefmutter geleſen; und ſo ſtellte ſich denn der langbeweinte, totgeglaubte Sohn dem alten Vater zu deſſen unausſprechlichem Jubel vor.

Das alles erfuhr die teilnehmende Wilhelmine, die mit ihren lebhaften Augen, ihren erſtaunten Ausrufen gewiß eine gute Zuhörerin war, nicht an dem *einen* Nachmittag, wohl aber nach und nach an den vielen, die der Fähnrich von nun an im Pfarrhauſe zubrachte und an denen das gegenſeitige gute Einverſtändnis der jungen Leute immer mehr zunahm. Wilhelmine war ſehr ſtrebſamer Natur, alles Können und Wiſſen, bei dem ſie einen praktiſchen Zweck ſah, zog ſie an. Muſik hatte ſie nie gelernt, auch nicht Zeichnen und Malen; dagegen erlernte ſie vom Proviſor Franzöſiſch, der gewiß ein guter Lehrer geweſen wäre, wenn er es nur ſelbſt verſtanden hätte und nicht die Ausſprache ſo mühſam aus der Grammatik hätte herausklauben müſſen. Seither hatte ſie jede Gelegenheit zum Parlieren mit dem Maler, ja ſelbſt mit reiſenden Hühneraugenoperateuren, Firnishändlern ꝛc. fleißig benutzt und war jetzt höchlich erfreut über die Entdeckung, daß der Fähnrich vortrefflich franzöſiſch ſprach und ſchrieb. Da wurde nun ſtudiert und parliert, daß das Dörtchen ſtets davonlief und der Maler oft warnend den Finger aufhob: „Hör' Sie, Wilhelmine, ich brauche Ihr Bild nicht fertig zu machen, der Mohrenprinz nimmt Sie vorher in originali fort!“ Vater und Mutter waren über des Fähnrichs Zuſpruch nicht ſehr erbaut; bei Wilhelminens praktiſcher, thätiger Natur hatte aber das Beiſammenſein durchaus keinen ſentimentalen Charakter; ſie ſelbſt ſchlugen auch die fremde Offizierswürde ſo niedrig an, daß ihnen kein Gedanke an die Möglichkeit kam, die reelle Wilhelmine könnte hier an etwas Ernſtliches denken, zumal des Fähnrichs Urlaub demnächſt zu Ende ging.

Der Urlaub ging nun freilich zu Ende und der Fähnrich war eine Zeitlang nicht im Pfarrhaus erſchienen, als eines Tags der Dorfbote mit der Zeitung noch einen ſehr ſchön überſchriebenen Brief an den Pfarrer brachte, bei deſſen Anblick Wilhelmine über und über errötete und in lauterer Verlegenheit den eben gedeckten Frühſtückstiſch wieder abräumte, während der Vater den Brief langſam durchlas. Der Vater aber legte ihn wieder zuſammen, ſteckte ihn ein und frühſtückte, ohne ein Wort zu ſprechen; dann ging er auf ſeine Stube, nachdem er Wilhelmine mit großem Nachdruck geſagt hatte: „Daraus wird nichts!“ Da ſetzte die raſche Wilhelmine ſich nieder, als ob ſie gelähmt und gebrochen wäre an allen Gliedern. Alſo das war das Ende!

Ja, leider, das war's! Der Brief war eine Werbung in ſchönſter Form geweſen. Der Fähnrich wollte Wilhelmine in ſein neues Vaterland führen, wenn ſie ſich entſchloß, dort ſein beſcheidenes Los zu teilen; konnten aber die Eltern ſich nicht von ihr trennen, ſo erbot er ſich gern, „die Kugelbüchſe mit der Feder“ zu vertauſchen und in der alten Heimat eine Stelle zu ſuchen, die er bei ſeinen Kenntniſſen wohl zu finden hoffte. —

Wilhelmine hätte nach keiner Seite hin eine Einwendung gehabt, ihr bangte nicht vor dem fernen Land und vor dem ſchmalen Fähnrichsgehalt; ihres kräftigen Sinnes, ihrer fleißigen Hand und ihres in der Familie wohlbekannten und vielfach belächelten Talents zum Sparen ſich bewußt, hätte ſie daheim oder draußen jedes Los mit dem geliebten Manne geteilt. Aber Vater und Mutter waren ganz andrer Meinung. Seit Menſchengedenken hatten in der Familie nur ganz ſolide, ſichere Heiraten ſtattgefunden: Pfarrer, Stadtſchreiber, Doktoren ꝛc.; ein Fähnrich in Dänemark oder gar ein ausſichtsloſer Stellenjäger im Vaterlande, das war undenkbar! Dafür hatte die Mama nicht ſeit Jahren Tiſchzeug und Bettbarchent gewoben und der Papa ſeine Kapitälchen verwaltet und vermehrt. Nein, da waren ſie ihrem Kind eine beſſere Verſorgung ſchuldig. Der arme Fähnrich erhielt ohne Gnade einen Korb mit allerlei Achtungsverſicherungen und dergleichen, ſchon um des Papas willen; aber Korb bleibt Korb.

Wilhelmine weinte bitterlich; das war nun das erſte Mal in ihrem ganzen Leben, daß ſie auch gehofft und geträumt hatte, und ſo war's zunichte geworden! Damals waren noch die alten Zeiten unbedingten kindlichen Gehorſams, und es fiel ihr nicht ein, mit Thränen und Ohnmachten einen Sturm auf das ſtrenge Vaterwort zu verſuchen, um ſo weniger, als weder Mutter noch Schweſter auf ihrer Seite waren. Der Fähnrich fügte ſich nicht ſo geduldig; es war diesmal keine verſagte Knabenlaune, es war der tiefgegründete Wille eines Mannesherzens, der hier gebrochen werden ſollte. Die alte Abenteuerluſt ſeiner jungen Jahre kehrte wieder; er vermochte mit vieler Mühe Wilhelmine zu einer Zuſammenkunft im Schulhaus und teilte ihr hier einen keck entworfenen Entführungsplan mit. Damit kam er aber übel an bei einem Mädchen von ſo klarer Einſicht in die Lebensverhältniſſe, das in die ſtrenge Zucht und Sitte des Elternhauſes nicht hineingebunden, ſondern hineingewachſen war. Das Vaterhaus verlaſſen ohne Elternſegen, ohne Hochzeitsfeier und bräutliches Geleite, und, ſei's geſtanden, auch ohne Ausſteuer — nein, nein, davon konnte die Rede nicht ſein! „So geht's nicht, lieber Karl," ſagte ſie traurig; „was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl; iſt's Gottes Wille, daß wir zuſammenkommen ſollen, ſo wird's wohl auf rechtem Wege geſchehen." — So ſchied denn der Fähnrich nach kurzem ſchmerzlichem Abſchied, viel trauriger und hoffnungsloſer als vor Jahren der flüchtige Kloſterſchüler. Das eine Verſprechen hatte er noch von Wilhelmine erlangt, daß ſie ihm durch ſeinen Vater hie und da einen Gruß oder ein Briefchen ſchicken wolle.

Wilhelmine war keine ſentimentale Natur; ſie ſtarb nicht am gebrochenen Herzen, ſie verhauchte ſich nicht in Seufzern, ſie war nach wie vor früh und ſpät im Hauſe flink und rüſtig an der Arbeit; aber ihre alte Fröhlichkeit kehrte doch nicht wieder, und die franzöſiſchen Studien lagen gänzlich danieder. Daß ſie bei niemand daheim Anklang fand für das, was ihr Herz bewegte, das entfremdete ſie etwas von Mutter und Schweſter, und als ein verwitweter Bruder eine der Schweſtern zur Leitung ſeines Haushalts verlangte, da erbot ſie ſich raſch dazu; es war ihr jetzt recht lieb, ſo viel allein zu ſein, und ſie konnte hier leichter ihre freilich höchſt ſparſam unterhaltene Verbindung mit Karl fortſetzen.

Eins war es, was ihr bisher immer ein unerfüllter Wunſch geblieben: ſie hätte Karl ſo gern ein Zeichen ihrer Liebe geſandt. Eine Haarlocke hatte er freilich, aber ſie hätte ihm ſo gern auch etwas Rechtes zuliebe gethan; hatte er doch keine Mutter, die für ihn ſorgte. Mit Malen konnte ſie nicht umgehen; ihr Bild, das der Maler nun recht ähnlich und doch hübſch vollendet hatte, konnte ſie ihm leider nicht wohl ſchicken, maßen es zwei Schuh groß war und nicht ohne Willen der Eltern hätte verſandt werden können. Da kam ihr in der größeren Freiheit, die ihr beim Bruder blieb, ein andrer Gedanke. Sie holte ihre ſorgfältigſt verwahrte Sparbüchſe hervor, in der ſich noch jeder Kreuzer befand, den ſie als Kind zu Aepfeln oder Brezeln bekommen hatte und ob der ſie ſchon oft geneckt worden war. Nun aber dauerte ſie's nicht, für einen großen Teil ihres Schatzes zehn Pfund des auserleſenſten Flachſes zu kaufen. Den Tag über beſorgte ſie emſig den Haushalt des Bruders, hütete die Kinder, ſtrickte und flickte unverdroſſen; bei Nacht aber, wenn die Kinder zu Bette waren und der Bruder in Geſellſchaft, da holte ſie Rocken und Rädchen und ſpann bis nach Mitternacht ſo feine ſilberweiße Fädchen, daß Königin Bertha ſich nicht hätte daran ſchämen dürfen. Wieviel liebe trauliche Gedanken hat ſie da hineingeſponnen, bis ſie im Frühling den reichen Schatz von ſeidefeinem Garn dem bewundernden Weber übergeben konnte! Der Sommer ging ihr hin ohne Wechſel, ohne Freude, ohne Hoffnung. Es war der erſte frohe Augenblick nach langer Zeit, als ſie die ſchöne feine Leinwand blendend weiß von der Bleiche erhielt und nun wieder ihre Nächte dazu verwenden konnte, mit den allerfeinſten Stichen Karl ſechs Hemden, Meiſterwerke der Nähterei, zu verfertigen. Ihr jungen Damen von heutzutage, was iſt ein gemaltes Albumblatt, ein perlengeſticktes Zigarrenetui, eine gehäkelte Börſe gegen die liebevolle Treue und Fürſorge, gegen die geduldige Ausdauer, die in ſolch einer Arbeit liegt!

Die Hemden waren abgeſandt und mit Freuden aufgenommen worden; der Bruder hatte eine Haushälterin und Wilhelmine ward heimberufen, weil Dörtchen nunmehr als wohlbeſtallte Frau Amtmännin das Elternhaus verließ. Da war es aus mit der Freiheit, auch merkte der Vater bald die geheime Korreſpondenz, die wieder eifriger denn zuvor betrieben wurde. Das war äußerſt fatal, daß das Mädchen um ſo eine ausſichtsloſe Geſchichte ſich jede Möglichkeit einer ſoliden Partie verderben ſollte. Der Fähnrich war zwar Lieutenant geworden und Wilhelmine hatte ſtolze Hoffnungen auf dieſes Avancement gebaut, aber der Vater fand das immer noch keine Verſorgung; ſo ſprach er denn noch einmal ein ernſtes Wort mit Wilhelmine, und dieſe brachte das letzte Opfer kindlichen Gehorſams. Sie ſchrieb Karl den letzten Brief, feſt, klar und entſchieden. Sie gab ihm ſein Wort zurück und bat ihn, nicht in trübſeliger Einſamkeit in der Fremde zu bleiben; ſie ſei feſt entſchloſſen, ſich dem Willen ihrer Eltern zu fügen, und wünſche ihm Gottes Segen zu jeder andern Verbindung, die er ſchließen werde.

So war's zum zweitenmal aus, und dieſer zweite Abſchied fiel Wilhelmine viel ſchwerer als der erſte; die Hoffnung iſt ſolch ein Gut! Der Spruch: „Was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl,“ den ſie ſo oft im Munde geführt, wurde nicht mehr vernommen, und langſam und trübſelig verfloſſen Tage und Wochen.

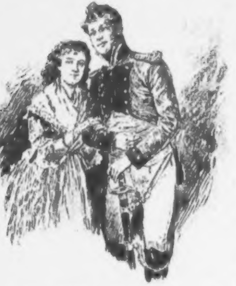
Da kam eines Abends der Steuerrat, der lange nicht mehr im Pfarrhaus eingeſprochen hatte, auf einem ſteifen Rappen angeritten. Verwundert über den ſpäten Gaſt, eilte der Pfarrer hinaus und wollte ihm vom Pferd helfen. Der alte Freund ſah ſehr bekümmert aus, reichte vom Pferde herab dem Pfarrer einen Brief, ſagte mit gedämpfter Stimme: „da leſen Sie!“ und ritt davon, ehe der erſtaunte Pfarrer zu Wort kommen konnte, obgleich es auf dem Rappen nicht zu ſchnell ging. Wilhelmine hatte alles geſehen, ſah den Vater mit dem verhängnisvollen Brief ins Zimmer kommen, hörte wie er Licht verlangte und ſchweigend damit auf ſeine Stube ging, und durfte gar nichts ſagen und nichts fragen. Ob ſie die Nacht geſchlafen, das weiß ich nicht.

Jede Prüfung aber gewinnt ein Ende. Nach dem Frühſtück wurden Wilhelmine und die Mutter auf des Vaters Zimmer berufen und ihnen der Inhalt des Briefs mitgeteilt. Er war von einem däniſchen Offizier, einem Freunde Karls, der dem Vater ſchrieb, daß der junge Mann ſchon einige Wochen, ſeit Empfang des letzten Briefes aus der Heimat, leidend und in gedrückter Stimmung geweſen ſei, nun aber an einem hitzigen Fieber ſchwer krank danieder liege. All ſeine Fieberreden und Phantaſien drehen ſich um eine Wilhelmine, ſo daß er und der Arzt vermuten, daß ein Herzenskummer der Hauptgrund ſeiner Krankheit ſei. Da ihnen nun in ſeinem Bekanntſchaftskreiſe in Dänemark keine Wilhelmine bekannt ſei (wie er denn überhaupt nie weibliche Bekanntſchaft geſucht), ſo denke er, die Betreffende werde wohl in ſeiner Heimat zu finden ſein. Er bat nun den Vater, nachzuforſchen, ob und wo eine ſolche Wilhelmine exiſtiere und ob dieſelbe nicht vielleicht für ſeinen armen Sohn zu gewinnen ſei, da darauf der Arzt die letzte Hoffnung für ſeine Geneſung baue.

Ein ſteinern Herz und nicht ein chriſtlicher Pfarrherr hätte es ſein müſſen, der hier widerſtanden hätte. Wilhelmine zerfloß faſt in Thränen. „Hör', Wilhelmine!“ begann der Vater, „der Lieutenant hat nichts, und er bekommt nichts, den Steuerrat haben ſeine Stiefkinder um alles gebracht; du bekommſt eine Ausſteuer, ſonſt aber keinen Heller, da ich mein redlich Erſpartes nicht unter ſolch fremd Volk geben werde; merke das wohl! Willſt du den Lieutenant?“ — „Freilich, Papa, freilich!“ rief Wilhelmine eifrig mit getrockneten Augen. — „Wenn du im Lande heirateſt, ſo bekommſt du viertauſend Gulden Heiratsgut und kannſt eine anſehnliche Frau werden; beſinne dich wohl, das war dir ſonſt nicht gleichgültig!“ — „Papa, ich habe ſchon lange Zeit zum Beſinnen gehabt und ich denke, wenn mich der liebe Gott ſparſam werden ließ, ſo war das, weil er wohl wußte, daß ich's noch brauchen könne. Ich habe ſchon alles bedacht, Papa; ich brauche keine Magd, ich kann für zwei arbeiten und will nebenher noch ein ſchön Stück Geld mit Feinnähen verdienen, wenn es ſein muß. Man braucht ja nicht zu wiſſen, daß ich's bin, und wenn ich rechne, was Karl an Wäſche und Kleidern erſparen wird, wenn ich für ihn ſorgen kann . . .“ — „Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach ſie der Vater lachend; „ich glaube wohl, daß du nicht verdirbſt; wenn's der Mama recht iſt, ſo ſag' dem Matthes, daß er den Braunen einſpanne, ſo können wir's ſelbſt dem Steuerrat ausrichten.“

So flink war noch nie ein Fuhrwerk bereit geweſen; Papa Steuerrat fertigte auch alsbald einen Kurier ab, um den Brief mit der Freudenbotſchaft aufs nächſte Poſtamt zu bringen; etwas gekränkt blieb er aber dennoch über die Härte des Pfarrers, die ſeinen Sohn in ſolche Lebensgefahr gebracht, bis nach vierzehn Tagen die troſtvolle Kunde kam, daß die Heilsbotſchaft ſich als ſolche erwieſen habe, und Karl auf dem beſten Wege zur Geneſung ſei.

Da war nun das Schuldbuch vernichtet, ausgeſöhnt die ganze Welt. Wilhelmine nahm ſich nicht Zeit, in ſüßen Gefühlen zu ſchwelgen; es ſchien, als ob mit ihrem Brautglück ein paar hundert Ameiſen und Bienen in ſie gefahren wären, ſo emſig und unverdroſſen war ſie in Ausrüſtung und Vermehrung ihrer Vorräte; alles erſchien ihr brauchbar für ihr künftiges Vaterland, das ſie ſich wie am Ende der Welt liegend und als halbes Sibirien vorſtellte. „Die verdirbt nicht!“ war die ſtehende Redensart in der Familie, wenn man ſie ſo eintragen ſah.



Der Lieutenant kam, geneſen und ſtark, in ſchönſter Uniform, um ſeine teuer errungene Braut heimzuführen. Was ſein ſollte, hat ſich wohl geſchickt. Wenn ich einmal Eheſtands- und nicht Heiratsgeſchichten erzähle, ſo wüßte ich allerlei Schönes von dem Eheſtand der Wilhelmine zu berichten, wie ſie beſcheiden anfing und wie ſie ein emſiges, ſparſames Hausmütterchen blieb, auch als Ehre und Wohlſtand mehr und mehr in ihr Haus einzogen; wie ſie als glückliche Frau und Mutter an der Seite des ſtattlich dekorierten Oberſten die Jugendheimat wieder beſuchte, und wie dieſes treuverdiente Glück ſich als ein probehaltiges erwieſen. Nun ſchläft ſie an des Gatten Seite, den ſie treulich und rüſtig verpflegt, nachdem ihr noch vergönnt geweſen, ihr goldenes Hochzeitsfeſt mit ihm zu feiern. Gott ſchenke ihnen fröhliche Urſtänd!

Von dem Doktor und des Amtmanns Sophie.

Es war ein ſchönes, ſtattliches Dorf des ſchwäbiſchen Unterlandes, wo der Amtmann ſeit Jahren ſeinen Ruheſitz genommen hatte und der Landwirtſchaft oblag. Er war ein Studierter, ſogar ein ſchöner Geiſt, machte Verſe und ſchrieb leitende Artikel ins Wochenblatt und war, nicht „weil“, ſondern „obgleich“ er dies that, ein grundgeſcheiter Mann, der mit dem Zeitgeiſt rüſtig Schritt hielt, ohne ſich von ihm in irgend einer Weiſe fortreißen zu laſſen. Es war wohl zumeiſt ſeiner Frau zuliebe geſchehen, daß er ſo frühe ſchon ſein Amt aufgegeben und ſich im Dorf niedergelaſſen hatte auf den väterlichen Gütern, auf denen ſie großgewachſen war. Obwohl ſie ſich längſt zu ihm herangebildet, lebte und webte ſie doch mit ganzer Seele in ihren Hanf- und Kartoffelpflanzungen, ihrem ſtattlichen Hühnerhof und ihren Gärten, wo ſie die ſchönſten Gemüſe zog, den meiſten Kopfſalat überwinterte und jederzeit vierzehn Tage vor der Frau Pfarrerin Lattich produzierte.

Sophie war ihr einziges Töchterlein, ein junges Blut von ſiebzehn Jahren, leichtfüßig und leichten Herzens, hie und da ein wenig verlegen und unbeholfen; doch ſchaute eine ſo friſche, lebendige Seele aus ihren ſchwarzen Augen, daß man das gern überſah. Fatal war es freilich und Herrn Oberamtmanns Mathilde und Dekans Pauline aus der benachbarten Stadt äußerten ſich oft recht bedenklich darüber, daß Sophie eben noch ſo gar ungebildet war. Sie hatte noch nichts von Schiller geleſen und von Goethe kaum gehört, obwohl ſie in des Vaters Bibliothek ſtanden, und als ihr die Mathilde das Neueſte von Friederike Bremer leihen wollte, da meinte ſie: „Ja, ſiehſt du, ich habe den Tag über ſo viel zu thun, da mag ich abends nicht auch noch leſen.“ Die Mutter ſelbſt, obgleich ſie ſich keiner klaſſiſchen Bildung rühmen konnte, war über dieſen Mangel an Strebſamkeit angefochten, durch den ihre Sophie ſo ſehr zurückblieb hinter den Forderungen der Zeit, und meinte, man ſollte das Mädchen doch auf ein Jahr nach Stuttgart thun; der Vater aber ſah mit unbegreiflichem Gleichmut zu, wie dieſe wilde Roſe ſich zwanglos am Vaterhaus hinaufrankte, und hatte ſeine Herzensfreude an der kindlichen Friſche des Mädchens, das daneben ein folgſames und fleißiges Kind war, Vögel fütterte oder ſchreiende Nachbarskinder herumſchleppte, deren Mütter auf dem Feld waren, während Couſine Klara mit dem Proviſor höchſt mühſelige vierhändige Sonaten einſtudierte oder mit etlichem Gähnen den Bulwer las.

Klara, eine früh verwaiſte Nichte des Amtmanns, war ſeit langen Jahren im Amthaus daheim, eine volle, ſchöne Geſtalt, blond und weiß und rot, wenige Jahre älter und viel kultivierter als Sophie. Sie war faſt zwei Jahre in Stuttgart geweſen, hatte daſelbſt Tanzen und Sticken, Kleider- und Putzmachen gelernt, auch einen Kurs Litteraturgeſchichte gehört, von dem ihr etliche unklare Erinnerungen zurückgeblieben waren. Sie verſtand ſich prächtig zu kleiden, machte feine Arbeiten, und wenn ſie in Geſellſchaft juſt nicht mitzuſprechen wußte, ſo machte ſie doch wenigſtens ein Geſicht, als ob ſie das alles beſſer verſtände und nur mit dem beſten Urteil nicht herausrücken wollte.

Da fand es denn alle Welt natürlich, daß der junge Praktikus, der ſich im nächſten Marktflecken geſetzt hatte und vom Amtmann als Hausarzt angenommen war, ſeine Huldigung alsbald Klara zuwandte, zumal ſie auch für eine Erbin galt. Man bemerkte zwar nicht, daß er ihr ausdrücklich den Hof gemacht hätte, aber im Amthauſe war er den lieben langen Tag zu finden. Niemals noch war jedes flüchtige Unwohlſein der Inſaſſen ſo überaus gründlich mit Vor- und Nachkuren behandelt worden als zu jener Zeit. Ein Splitter, den ſich Klara im kleinen Finger gefangen hatte, bedurfte einer achttägigen Behandlung; die gute Mama ſollte eine Warze an der Naſe, deren Daſein ſie ſelbſt ganz vergeſſen hatte und die ihrer Schönheit längſt keinen Abbruch mehr that, mit Aetzen und Unterbinden vertilgen laſſen; ſelbſt Käthchen, die alte Hausmagd, kam einſt mit hellem Lachen: jetzt meine der Doktor gar noch, ſie habe einen Reformatismus, weil ſie ſich den Fuß ein wenig übertreten habe.

Es war in der Gegend ein ſolcher Reichtum an Aerzten, daß es nicht zu verwundern war, wenn der Doktor, trotz ſeiner anerkannten Geſchicklichkeit, ſo viel Zeit und Mühe auf dieſes eine Kundenhaus verwenden konnte. Er war es müde geworden, mit ſeinem Apotheker halbe Tage lang Schach zu ſpielen und über die robuſte Bevölkerung zu lamentieren, und dieſe noch ſchwache Praxis war wohl auch der Grund, warum er mit ſeinen Abſichten auf Klara ſo lange hinter dem Berge hielt. Dieſe, die ein äußerſt ruhiges Herz beſaß (um nicht zu ſagen gar keines), ließ ſich's in allem Gleichmut gefallen, für die Angebetete des Doktors zu gelten, und that nichts dazu und nichts davon. Der Doktor, ein heiterer und angenehmer Geſellſchafter, war im Amthaus von alt und jung jederzeit gern geſehen; ſogar Sophie, die ſonſt ſelten dazu zu bringen war, zahm und geſittet an gebildeter Geſellſchaft teilzunehmen, ließ ſich herbei, wenn er da war, und brachte manchmal Einfälle zu Tage, die noch geſcheiter waren als die Geſichter der Couſine Klara, ſo daß die Mutter dachte, wenn's mit dem Doktor und der Klara einmal Ernſt geworden ſei, ſo müſſe man die Sophie auf einige Zeit zu ihnen ſchicken; der Doktor bringe noch am eheſten etwas an ſie hin.

Recht verwunderlich war's, daß auch Sophie, ſonſt ein Bild der Geſundheit und des Lebens, doch eines Tags nach einer Schlittenfahrt, wo der Doktor Klara geführt hatte, die auf des Amtmanns Wurſtſchlitten nicht mehr Platz gefunden, bleich ausſah und Kopfweh klagte. Trotz ihres Sträubens ſchickte die Mutter nach dem Doktor, der, wie billig, dieſen Fall nicht leichter nahm als die früheren im Hauſe. Er dachte an allerlei bedenkliche Wendungen, welche die Krankheit möglicherweiſe nehmen könnte, und verordnete das Gehörige. Die Mutter ließ ſich's nicht nehmen, bei Sophie zu wachen, die jedoch die ganze Nacht ſteinfeſt ſchlief und friſch und rotwangig erwachte. Die Mutter aber erlaubte ihr durchaus nicht aufzuſtehen, bis der Doktor dageweſen. Der kam auch in aller Frühe angeritten und fand trotz ſorgfältigſten Forſchens wenig Krankheitsſpuren mehr. „Nur noch ein etwas raſcher Puls und dieſe dunkelrote Geſichtsfarbe, die ſich geſtern ſchon zeigte, iſt mir bedenklich; wir wollen doch einmal ſechs Blutegel anſetzen.“ Mußte alſo die arme Sophie ihr tiefes Erröten beim Eintritt des jungen Doktors mit dem Biß von ſechs Blutegeln büßen.

Nicht lange nach dieſer glücklich überſtandenen Lebensgefahr der Sophie kam eines Abends der Doktor in beſonders fröhlicher Laune ins Amthaus, um den Freunden zu verkünden, daß er endlich eine langerſehnte Anſtellung mit Wartgeld (die Mediziner ſind doch die einzigen Leute in der Welt, die für das Warten noch bezahlt werden!) erhalten habe. Sie freuten ſich herzlich über ſein Glück, obſchon es dem Vater leid that, den geſelligen Nachbar zu verlieren. Die Mutter dachte bei ſich: „Wie ärgerlich, daß die Klara gerade heute nach B. ins Kaſino gehen mußte! Der Doktor hätte gewiß gern ſein Wort angebracht,“ und beſann ſich ſchon, ob ſie zu Klaras Ausſteuer den Sattler ins Haus nehmen oder alles auswärts machen laſſen wolle. Sophie aber war unvermerkt abhanden gekommen, wahrſcheinlich weil ſie dachte, es wäre ſchicklich, dem Doktor zu gratulieren, und doch nicht wußte wie. Erſt als der Doktor nach ungebührlich langem Verweilen ſich zum Gehen anſchickte, tauchte ſie im Hintergrund auf. Sie leuchtete ihm auf der Treppe: da bat ſie der ſtets noch zögernde Gaſt, ihm doch ihre jungen Seidenhaſen zu zeigen (Sophie hielt ſich eine kleine Menagerie). Obgleich es ziemlich ſpät war, zeigte ſich das allzeit gefällige Mädchen doch bereit und ging mit ihm in das untere Stübchen, das ihr für ihre Tierchen eingeräumt war. Die Mutter meinte, es ſchicke ſich doch nicht ſo recht; der Vater aber ſagte lachend: „Laß ſie nur machen!“

Nicht lange ſtand's an, ſo hörte man den Doktor die Hausthür zuſchlagen, und obgleich er diesmal zu Fuß gekommen war, in hellem Galopp davoneilen. Sophie aber ſtürzte mit glühendem Geſicht die Treppe herauf und ins Zimmer. — „Was iſt's? was gibt's? was iſt dir begegnet?“ fragte der Vater. — „Ach, ſo etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen!“ rief Sophie. — „Ja, was denn?“ fragte die Mutter. — „Der Doktor will mich heiraten!“ ſtieß Sophie heraus, und hob an zu weinen, weil ſie im Augenblick ſchlechterdings nichts andres zu thun wußte. — „Das iſt mir ein ſauberer Patron!“ fuhr der Vater mit gutgeſpieltem Zorn auf; „ſpricht dem unſchuldigen Kind da vom Heiraten und bringt mir's zu bitteren Thränen! Dem will ich meine Meinung ſagen, und das ſogleich! dem werde ich einen Brief ſchreiben, den er nicht an den Spiegel ſteckt!“ Und höchſt aufgebracht ging er auf ſeine Stube.

Noch war er nicht lange dort, als Sophie eintrat; ihre Augen waren ſchon getrocknet. „Vater,“ fing ſie ſchüchtern an, „ich meine, du ſollteſt doch nicht gerade einen Boten fortſchicken mit dem Brief an den Doktor; — es — es —“ — „Ei, warum nicht, du armes, gekränktes Mädchen?“ — „Es — es koſtet ſo viel Porto,“ ſagte Sophie in größter Verlegenheit. — „O du ſparſames Kind!“ lachte der Amtmann im höchſten Vergnügen; „was für eine gute Hausfrau wirſt du werden! Ja, ja, ſo laſſen wir's denn einſtweilen gehen, weil es ſo viel Porto koſtet, bis wir's dem Doktor mündlich ſagen können, daß man mit ſiebzehnjährigen Kindern noch nicht vom Heiraten ſpricht.“ — „Aber meine Großmutter hat ſchon mit ſechzehn geheiratet,“ meinte Sophie und ergriff eiligſt die Flucht.

Nun, der Doktor iſt wieder gekommen und ſie haben ſich alle zuſammen mündlich verſtändigt, auch hat er der Sophie keine Blutegel mehr geſetzt, obgleich ihr Geſicht noch dunkler glühte als dazumal. — Die Hochzeit wurde, wie billig, noch etwas verſchoben; aber es gab ein fröhliches Verlobungsmahl, ehe der Doktor abzog. Klara war freilich aufs höchſte überraſcht durch die Neuigkeit, doch ſchickte ſie ſich mit gutem Anſtand in den Verluſt ihres Anbeters; ſie gab ſeiner Zeit eine hübſche Brautjungfer und tröſtete ſich binnen kurzem an der Seite eines langbeinigen Gerichtsaktuars.

Ob der Doktor ſeiner Sophie Schiller und Goethe noch beigebracht hat, iſt mir nicht bekannt; aber ſo viel weiß ich, daß ſie nie das unerhörte Ereignis beklagt hat, das ihr damals zugeſtoßen, und daß ſie nie bereute, jenen Botenlohn erſpart zu haben.

Das erfolgreiche Konzert.

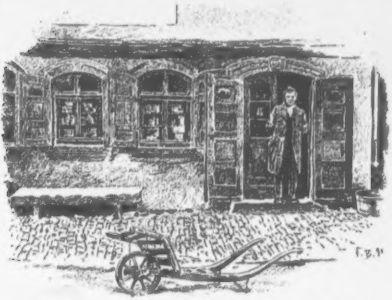
Ein lebensluſtigeres Städtchen als St. fand ſich gewiß weit und breit nicht. Man konnte gar nicht ſagen, wann der Kreis geſelliger Vergnügungen anfing und wann er ſchloß, ob mit dem Schmaus nebſt Punſch in der Neujahrsnacht, mit den Winterbällen und Kaſino mit Sprichwörterſpiel nebſt den prachtvollen Schlittenfahrten; oder ob mit den Waſſerfahrten und Landpartien im Frühling, mit den Waldſpaziergängen zur Sommerzeit in den Eichenhain, wozu der Schwanenwirt einen Wagen mit Bierfäſſern nachführte; oder mit den Kirchweihſamstagen, die man in allen Dörfern des ganzen Amts beſuchte, bis der Herbſt erſchien mit dem Hauptfeſt, der Weinleſe, nebſt Herbſtball und Feuerwerk, und bis eine gemeinſame großartige Metzelſuppe für den Eintritt der ſchlimmen Jahreszeit tröſten mußte.

Eine Hauptrolle bei all dieſen Herrlichkeiten ſpielten die vier ſtattlichen Töchter des Herrn Stadtpflegers, auch Salzfaktors. Es war wirklich eine Luſt, dieſes anſehnliche Kontingent zu ſehen, mit dem der glückliche Vater bei jeder Gelegenheit ausrückte. Ganz vollſtändige Frauenzimmer waren es, die Auguſte wie die Thereſe, die Karoline wie die Lotte, und that einem die Wahl weh, welche die andre übertraf an ſtarkem Gliederbau, vollen Wangen und kräftigen Gebärden. Dazu hatte jede noch ein beſonderes Talent. Auguſte war eine Köchin aus dem Fundament und wurde bei allen Familienfeſten gebeten, hilfreiche Hand zu leiſten. Thereſe ſchlug das Klavier, daß die Fenſter in der Nachbarſchaft davon erzitterten, ſang auch mit heller Stimme: „Einſam bin ich, nicht alleine“, „Weit in nebelgrauer Ferne“, und erhob dazu die Augen gen Himmel, alſo daß nur noch das Weiße davon zu ſehen war. Karoline hatte ſich hauptſächlich auf feine Arbeiten gelegt, häkelte Hauben und Halskragen, ſtickte Schemel, Pantoffeln und Serviettenbänder zu allſeitiger Verwunderung; der Triumph ihrer Kunſt, ein Glockenzug mit einer ganzen Chineſenfamilie, hing inmitten der Wand des väterlichen Staatszimmers, ohne die Möglichkeit einer Glocke daran. Lotte aber hatte Zeichnen und Malen gelernt und alle Wände des Vaterhauſes waren behängt mit etwas rätſelhaften gemalten Naturanſichten: Schweizergegenden, wo die Schneeberge wie entkleidete Zuckerhüte und die Seen wie das davon abgefallene Papier anzuſchauen waren; auch Blumenkörbe mit umhergeſtreuten Blümchen davor; Urnen mit trauernden Jungfrauen ꝛc., darunter allerhand rührende Inſchriften, als: „Lotte M. ihrem treuen Vater aus Hochachtung“, „ihrer geliebten Schweſter aus Liebe“ ꝛc. Neben dieſen ſchönen Talenten waren ſämtliche vier Paläſte, wie der Papa ſie in zärtlichen Stunden nannte, zu allen häuslichen Geſchäften angehalten; das hätte ſchon Tante Juliane nicht anders gethan, die ſeit der Mutter Tod die Haushaltung und die Erziehung der Töchter leitete. Wenn ſie denn nun des Tages Laſt und Hitze redlich getragen hatten, ſo war es nicht mehr als billig, daß ſie unter der Obhut des Papas ausziehen durften zu allen Kaſino und Landpartien; daß ſie allenthalben zu ſehen waren:

„An aller Tempel und Paläſte Pforten,
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo ſich die ſchöne Unſchuld zeigen kann.“

Daheim bei der Tante blieb dann „die Kleine“, das Nanettle, des Hauſes jüngſter Sproß, von den Schweſtern mit großer Zärtlichkeit behandelt, ſolang ſie ſich's nicht einfallen ließ, groß ſein zu wollen. Sie war fünf Jahre jünger als Lotte und darum verurteilt, das Kind zu bleiben; wollte ſie einmal daran denken, daß ſie achtzehn Jahre alt ſei und doch auch mitmachen könne, dann war's rein aus mit der ſchweſterlichen Zärtlichkeit: „Das naſeweiſe Ding! wirſt bald genug alt werden!

In deinem Alter haben wir noch gar nicht gewußt, daß es Bälle gibt.“ Und ſie hätten ſie doch unbeſorgt mitnehmen dürfen; das ſchmale Geſichtchen und ſchlanke Figürchen wäre neben ihren gewaltigen Geſtalten faſt verſchwunden. Nanettle ſchickte ſich geduldig darein und war glücklich, wenn ſie in Abweſenheit der Schweſtern deren leeren Arbeitsplatz am Fenſter einnehmen durfte; denn waren ſie daheim, ſo war ihr ihr Plätzchen im Hintergrund am Nähſtock der Tante angewieſen.



Eine hochwichtige Perſon für ſämtliche Schweſtern war Herr Beutter, ein junger Kaufmann, Beſitzer eines ſehr gemiſchten Detailgeſchäfts gerade gegenüber; ein überaus ſtiller Mann, der aber im Ruf vorzüglicher Solidität ſtand und deſſen eheliche Verſorgung Gegenſtand der Beſprechung und Fürſorge der ganzen Stadt war. Die Schweſtern ſchienen wirklich rührenden Anteil an ihm zu nehmen. Frühe am Tag, wenn er unter der Thür ſeines Ladens erſchien, um das Täfelchen mit „Neue holländiſche Heringe“ und die Ankündigung der beſten

Fettglanzwichſe herauszuhängen, ſaßen ſtets etliche der Schweſtern bereits in voller Arbeit am Fenſter. Auguſte verlegte ſogar manche Küchengeſchäfte, als da ſind Zwiebelſchneiden, Schaumſchlagen, Butterrühren, unter großem Proteſt der Schweſtern, ins Zimmer; Thereſe ſang und ſchlug den Pantalon, daß es einen Stein hätte erbarmen können; Karoline war glücklich im Bewußtſein, daß ſie am Stickrahmen doch die beſte Figur mache, während Lotte neben ihrem Zeichenbrett noch ein Vogelkäfig vor dem Fenſter hielt, in dem ein Stieglitz das üppigſte Leben von der Welt führte, denn er wurde des Tags wohl ſechsmal mit friſchem Grün und Waſſer verſorgt. Infolge dieſes Stieglitzen ſtellte Thereſe ein Blumenbrett und Auguſte etliche Kiſten mit Schnittlauch und Peterſilie vors Fenſter; Karoline, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte allzeit feine Wäſche an Schnüren draußen hängen.

Nanettle hatte bisher alle Einkäufe fürs Haus beſorgen müſſen; in neuerer Zeit aber fand Auguſte, daß ſie Reis und Gerſte, Kaffee und Farinzucker am allerbeſten bekomme, wenn ſie ſelbſt danach gehe; Thereſe war ſehr vergnügt, zu entdecken, daß der Herr Nachbar auch Notenpapier führe; da konnte Karoline nicht umhin, ſelbſt nach Stickgarn und Faden bei ihm zu ſehen, und bei Lotte vollends war es natürlich, daß ſie ihren Farbenvorrat in eigener Perſon auswählte.

Herr Beutter hätte viel zu thun gehabt, wenn er auf all dieſe Zeichen ſtummer Liebe hätte Antworten bereit halten wollen; darum unterließ er es gänzlich, war zwar allzeit dienſtbereit, zeigte aber außer einigen allgemeinen Bemerkungen, als: „A biſſele friſch, Fräulein Auguſte, a biſſele kuhl heut'", „immer fleißig, Fräulein Karoline?" u. dergl., wenig Geſprächſamkeit. Er machte von Zeit zu Zeit eine Viſite beim Herrn Stadtpfleger und erſchien auf den Kaſino, wo er nach der Altersreihe mit jeder der vier Schweſtern tanzte, wenn's keine Polka war, als welche er nicht gelernt hatte; aber zu welcher der vier ſich ſein Herz neigte, wenn es ſich überhaupt neigte, das blieb ungewiß.

Da erſchien einſt ein glorreicher Tag für die Familie. Ein höchſt muſikaliſcher Proviſor, der ſeit kurzem im Städtchen war, veranſtaltete ein Privatkonzert, ein bis dahin in St. ganz neuer Gedanke, und Thereſe ſollte darin in einem Duett mit ihm auftreten. Tagelang erſchallte die ganze Straße von den ſchmelzenden Tönen, die ſie einübte, und glänzend waren die Vorbereitungen, die auf dieſes Ereignis getroffen wurden. Der Papa mußte den Beutel ziehen und vier neue Foulardkleider anſchaffen, ein unerhörter Luxus in St. Selbſt die Tante und Nanettle ſollten diesmal mitgehen. Karoline putzte der erſteren eine äußerſt faſhionable Haube heraus, und für die Kleine wurde ein roſenrotes Jakonettkleid, ein Erbſtück von Auguſte, zurechtgemacht.

Der große Tag brach an. Sämtliche vier Paläſte liefen vom frühen Morgen an mit aufgewickelten Haaren herum, ſo daß heute das Nanettle, deren glattgeſcheiteltes Haar keine ſo mühſame Vorſchule brauchte, Schnittlauch, Blumen und Stieglitz allein verſorgen mußte. Die Stube dampfte vor Wärme, weil den ganzen Tag Bügelſtähle glühend gemacht wurden, um die Kleider und Chemiſetten auszubügeln. Lotte mußte all ihr Gummielaſtikum aufopfern zur Reinigung der hellen Glacéhandſchuhe; kurz es war ein Leben und Treiben, wie wohl ſchwerlich in einem Palais vor einem Hoffeſte. Endlich dämmerte der Abend, der Putz war beendet; die als Wache aufgeſtellte Magd kam mit der Kunde, daß die Familie des Apothekers und des Gerichtsnotars bereits hineingezogen ſeien (niemand wollte zuerſt kommen); der galante Proviſor erſchien, um ſeine Sängerin zu geleiten — ſein Muſiktalent hatte ihn um eine Rangſtufe erhoben — und der Zug ſetzte ſich in Bewegung: der Papa mit den vier Paläſten voraus, daneben als Zugabe der Proviſor; dann mit hochklopfendem Herzen Nanettle, das ſeinen erſten Ausflug in die Welt machte, an der Seite der Tante, die zu großem Entſetzen der Schweſtern noch weite Aermel an ihrem Tibetkleid hatte, weshalb ſie ſich etwas von ihr wegmachten; denn man konnte nicht wiſſen, was für Fremde, durch das Konzert angelockt, heute erſcheinen würden.

Der Saal war glänzend hergeſtellt, zum wenigſten ſechs Talglichter brannten an den Seitenwänden in blechernen Wandleuchtern und ein Transparent mit einer Leier und der Inſchrift: Willkommen! von Tannenzweigen umgeben, prangte in der Mitte; das Anzünden der Lämpchen hinter demſelben wurde aber von dem Herrn Oberamtmann für feuergefährlich erklärt und unterblieb.

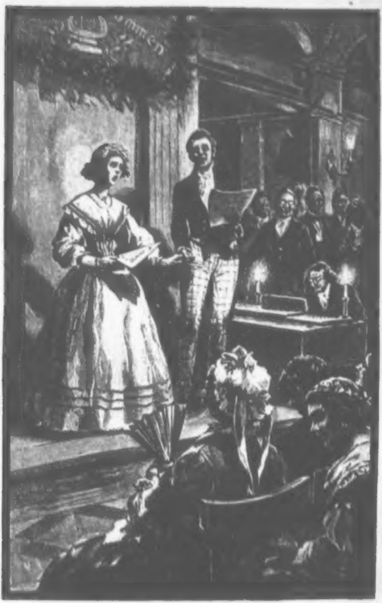
Nach einer Art Ouverture und einem Quartett von ausgezeichneten Mitgliedern des Liederkranzes, wobei nur leider Tenor und Baß in einigen Zwieſpalt kamen, trat der Proviſor auf, an der Hand zierlich Fräulein Thereſe führend, die zur Auszeichnung vor den Schweſtern ihr Haupt mehrfach mit roten Chenillen umwunden hatte. Mit hohem Erröten arrangierte dieſe ihre Stellung und überſchaute das verſammelte Publikum; da gewahrte ſie den eben angekommenen Herrn Beutter, höchſt elegant, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weſte und blaugeſtreiftem Atlasſlips, und, o Freude! er unterhielt ſich mit keiner der Schweſtern, bloß mit der Tante und Nanettle. Dieſer tröſtliche Anblick ſtärkte ihren Mut und mit gewaltiger Stimme hob ſie gegen die Gruppe mehr als gegen den Proviſor gewendet zu ſingen an:

„Wenn mir dein Auge ſtrahlet,
Iſt mir ſo wohl, ſo gut,
Und meine Wange malet
Die nie gefühlte Glut!“

Beſcheidentlich ſang der Proviſor dagegen:

„Ach dämpfen Sie dieſes Feuer,
Uns trennen fordert Pflicht;
Dem Freunde ſind Sie teuer,
Doch fordern Sie Liebe nicht!“

Obgleich durch die höfliche Aenderung des Du in Sie von ſeiten des Proviſors der Rhythmus hie und da Not litt, ſo wurde doch das Duett glücklich unter rauſchendem Applaus zu Ende geſungen, und in ſtolzer Beſcheidenheit begab ſich Thereſe



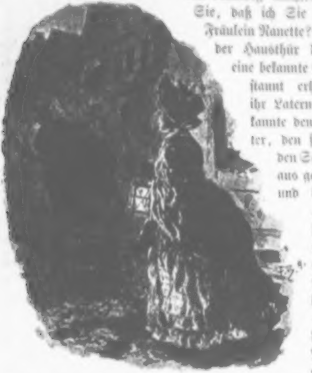
Und mit gewaltiger Stimme hob ſie gegen die Gruppe mehr als gegen den Proviſor gewendet zu ſingen an. (S. 352.)

an den Tiſch, wo die Familie bereits bei Bratwürſten verſammelt ſaß.

Nach einem Solo des Proviſors und einem Chor mit Echo, vorgetragen vom Liederkranz, wobei die Sänger, die das Echo vorſtellten, ſich unter das Bett im anſtoßenden Schlafkabinett legten, was eine überraſchende Wirkung hervorbrachte, war der Ohrenſchmaus vorüber und die Sänger ſchauten nach dem Speiſezettel, um zu ſehen, was das gerührte Publikum für ſie übrig gelaſſen hatte.

Herr Beutter war heute ungemein geſprächig und brachte ſogar einige Späße zu Tage, ſo daß der beleſenen Thereſe die Sage vom Orpheus einfiel. Die Tante gefiel ſich auch ungemein, zumal da niemand an ihren Bluſenärmeln Anſtoß zu nehmen ſchien und ihr im Gegenteil der Herr Kameralverwalter einmal ums andre ſeine ſilberne Doſe präſentierte. Die Kleine aber war ganz in ſich hinein vergnügt, glückſelig, auch einmal in der großen Welt zu ſein, und antwortete auf Herrn Beutters freundliche Redensarten, ohne aufzuſehen, faſt nur mit Lächeln.

Elf Uhr ſchlug's. Das war die Zeit zum Aufbruch, obgleich der Buchhalter noch etwas von einem Tänzchen geſprochen hatte. Die Kerzen waren herabgebrannt und der Schwanenwirt bezeigte keine Luſt, neue aufzuſtecken; die Papa waren ſchläfrig, das Orcheſter müde: ſo wurden denn die Shawls und Mäntel angezogen, die Laternchen angezündet und jedermann zog ſeine Straße, unſre Familie zuletzt; es dauerte ſo gar lange, bis ſie equipiert war und der Papa ſich mit dem Schwanenwirt über die eigentliche Anzahl der genoſſenen Würſte und Brote verſtändigt hatte. Endlich waren alle auf der Straße; da entdeckte Thereſe mit großem Wehklagen, daß ſie ihre Taſche vergeſſen habe. „Die läßt man morgen im Schwanen holen," meinte der Vater. „Nein, ach nein," rief Thereſe ängſtlich, „um keinen Preis!" und geſtand zuletzt, daß ihr Stammbuch in beſagter Taſche ſtecke, das ſie bei ſolchen Gelegenheiten immer bei ſich führe, „da man ja nicht wiſſen könne, wo man eine intereſſante Bekanntſchaft mache, und das wolle ſie um keine Welt über Nacht in der Gewalt der naſeweiſen Schwanenwirtstöchter laſſen." — „Ich laufe geſchwind zurück und hole dir's," erbot ſich das gefällige Nanettle. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten; gebt mir nur das Laternchen und geht langſam voraus!"



Unbeſorgt ließ man die Kleine gehen, die nach langem Suchen endlich die Taſche ſamt Stammbuch fand und ſich auf den Rückweg machte. „Erlauben Sie, daß ich Sie heimbegleite, Fräulein Nanette?" fragte unter der Hausthür des Gaſthofs eine bekannte Stimme. Erſtaunt erhob Nanettle ihr Laternchen und erkannte den Herrn Beutter, den ſie längſt mit den Schweſtern voraus geglaubt hatte, und der nun in artiger Stellung mit zierlich gekrümmtem Arm daſtand, um ſie heimzuführen. — Das war dem guten Nanettle noch nicht vorgekommen. Den Fauſt hatte ſie nicht geleſen, ſomit fiel ihr keine Entgegnung ein, und hocherrötend mit frohem Zittern legte ſie die Fingerſpitzen auf Herrn Beutters Arm und ließ ſich heimführen. Herr Beutter aber fühlte heute Löwenmut und wollte die Stunde nicht ungenützt verſtreichen laſſen. „Fräulein," hob er an, „Sie ſind aber ſo grauſam!" — „Grauſam, warum?" fragte das Nanettle in höchſtem Erſtaunen. Seit ſie in der Schule das ſchöne Sprüchlein gelernt:

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz,

hatte ſie nie mehr etwas über Grauſamkeit gehört und wußte gar nicht, warum man ſie eines ſolchen Laſters beſchuldige. — „Ja, weil Sie mich gar nicht mögen und nicht merken wollen, wie ich Sie ſo lieb habe,“ platzte Herr Beutter heraus, ließ aber, erſchreckt über ſeine eigene Keckheit, ihren Arm los und ſprang davon aus Leibeskräften.

„Warten Sie doch, Herr Beutter!“ rief das alterierte Nanettle, „ich bin ja nicht grauſam!“ und lief ihm eiligſt nach in lauterer Seelengüte, Herr Beutter davon in vollem Galopp, bis der ſeltſame Wettlauf an ſeiner Ladenthür ein Ende nahm, wo ſie beiderſeits zur Beſinnung kamen und Nanettle ſich tief beſchämt dem eigenen Hauſe zuwandte. „Ja, mögen Sie mich denn?“ flüſterte eiligſt noch Herr Beutter. — „Ich glaube, aber ich weiß nicht,“ war ihre Antwort, und im Nu war ſie an der Thür, die von der beſorgten Tante aufgezogen wurde.

Der Tante wurde noch in der Nacht unter vielen Thränen und heißem Erröten die Geſchichte der ganzen großen Begebenheit anvertraut. Sie legte keinen großen Wert darauf und demütigte das arme Kind tief durch die Vermutung, Herr Beutter werde etwas im Kopf gehabt und gar nicht gewußt haben, was er ſage; ſie ſtellte dies auch ſo wahrſcheinlich dar, daß das arme Kind in noch größeren Jammer kam, da ſie ſich ihres eigenen unbedachten Benehmens jetzt aufs tiefſte ſchämte. Zuletzt ſchlief ſie unter bitteren Thränen ein, indem ſie rechtes Mitleid mit ſich ſelbſt hatte, daß ſie noch ſo jung ſei und doch ſchon ſo gar unglücklich.

Aber am Morgen kommt die Freude. Und ſie kam zuerſt in Geſtalt von Herrn Beutters dickköpfigem Ladenbuben, der ein ſchön gefaltetes Schreiben auf Poſtvelin Nr. 1 an den Papa überbrachte. Dieſes Schreiben fiel nun wie eine Bombe in das friedliche Haus, denn es enthielt eine Werbung in beſter Form „um dero jüngſte Tochter, Fräulein Chriſtiana“. Das fuhr wie ein Schlag aus heiterem Himmel in den Schweſternkreis; das war nicht möglich, es mußte ein Irrtum obwalten, ſo dumm konnte doch der Beutter nicht ſein! Das durfte der Papa nicht zugeben, wäre ja eine Sünde! Ein ſolches Kind, und heiraten!

Da fing das Nanettle an herzlich zu weinen und ſagte, es wiſſe wohl, daß ihm nichts Gutes beſchieden ſei; es wolle ſich in alles ſchicken, vielleicht ſterbe es bald, das ſei am beſten. Nun ward die Tante weichherzig und ſprach für ihren Liebling; der Vater ſah gar kein Hindernis und die Schweſtern begannen ſich zu faſſen. Sie waren gutmütige Mädchen und geſcheite dazu; denn jede erklärte jetzt, ſie ſei recht froh, daß der Beutter ſie nicht gewollt, für keine hätte er getaugt und keine hätte ihn genommen. Der Auguſte war er viel zu ſtill, zu wenig alert; Thereſe erklärte, ſie nehme keinen, der nicht muſikaliſch ſei; der Karoline wäre es viel zu langweilig geweſen, ihr Leben lang in der nämlichen Gaſſe wohnen zu müſſen, und die Lotte, die konnte gar nicht daran denken, in ein offenes Geſchäft zu gehen, wo man Oel und Eſſig, Käſe und Schnupftabak verkaufe und in der Ladenſtube wohne. Ja, ja, es war recht gut ſo gegangen, und einen Korb hätte man doch auch nicht gern gegeben. Mit der Kleinen, die noch gar nichts ſei, ſei der Mann freilich angeführt, aber man könne ſie ja noch anleiten u. ſ. w.

So wurde dem Papa geſtattet, ein Jawort unter der Bedingung gehörigen Aufſchubs der Hochzeit zu ſchreiben. Herr Beutter kam im ſchönſten Staat und ward vom Vater mit Anſtand, von der Tante mit Freudenthränen, von den Schwägerinnen mit kühler Freundlichkeit und von dem Bräutchen mit höchſter Verlegenheit empfangen. Es brauchte recht lange, bis die beiden ſich in die Rolle eines Brautpaars finden konnten; hat ſich aber alles gegeben, und wer die hübſche, gewandte Frau jetzt hinter ihrem Ladentiſch ſieht, glaubt gar nicht mehr, daß ſie einſt das ſchüchterne Nanettle war, das dem Herrn Beutter bis an ſeine Ladenthür nachgelaufen iſt.

Auch ein altes Pärchen.

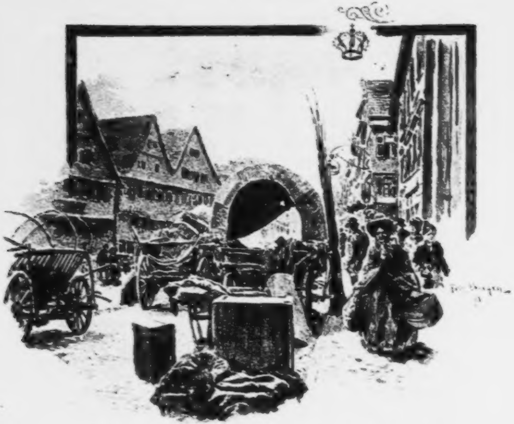
Der verwitweten Frau Stadtſchreiber Krollin mußte es in ihrem Eheſtand recht gut ergangen ſein; denn es gab niemand, der ſo aufgelegt geweſen wäre, Heiraten zu ſtiften als ſie. Wo ſie einen „Angeſtellten“ wußte, der noch nicht ſo glücklich war, verlobt oder vermählt zu ſein, da ſchwebte ihr gleich eine ganze Liſte heiratsfähiger Frauenzimmer (Damen war damals noch keine übliche Bezeichnung) vor Augen, und ſie war unerſchöpflich in Entdeckung neuer Kanäle, durch die ſie an verhärtete Hageſtolzenherzen zu gelangen wußte. Man mußte ſie ſehen, wenn ſie mit ihrer Doſe neben ſich und einer Kaffeetaſſe vor ſich bei irgend einer Frau Baſe oder gar bei der Mama eines Eheſtandskandidaten ſaß: mit welch ſtrahlendem Geſicht ſie die Töchter des Landes die Muſterung paſſieren ließ, und nicht nur von jeder wußte, wie viel ſie beſaß, ſondern auch die Quellen davon. „Ich ſage Ihnen, jedes der Mädchen bekommt dreitauſend Gulden gleich mit, außer der achtzehnfachen Ausſteuer! Die Mutter hab’ ich noch ledig gekannt, die iſt eine geborene Bernerin, und der alte Berner hat einen ledigen Bruder geerbt mit wenigſtens achtzigtauſend Gulden.“ Und nicht nur reiche Erbinnen hatten ſich ihrer Fürſorge zu erfreuen, ſie hatte auch Herzen zu herabgeſetztem Preis in petto, geſetzte Frauenzimmer für Witwer mit drei, fünf, ſieben bis neun Kindern, reſolute Perſonen, die in ein ſtrenges Geſchäft taugten, kurz: „der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder ging beſchenkt nach Haus“. Waren dann die Leute verſorgt, ſo ließ ſie ſie ruhig ihrer Wege ziehen, ohne ihre Verdienſte geltend zu machen, wenn es gut, oder ſich verantwortlich zu fühlen, wenn es ſchlimm ging: erſt wenn ſie verwitwet wurden, gewannen ſie wieder Intereſſe für ſie.

Die Lebenszeit ihres ſeligen Mannes, wo ſie als Genoſſin ſeiner Würde an ſeiner Seite regiert hatte über die Schar der Schreiber und Subſtituten, hatte ſie redlich benützt. Sie ſelbſt war leider weder mit Töchtern noch mit Söhnen geſegnet; aber ſieben Nichten und drei Paten waren nach und nach glücklich an Pfarrer, Schreiber und anderweitige Subjekte untergebracht worden und konnten in verſchiedenen Teilen des Landes die fürſorgliche Güte ihrer Tante rühmen. Für den Augenblick aber ſchien die Frau Stadtſchreiberin genötigt zu ſein, auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Alle Witwer nah und fern in der Runde waren verſorgt, alle Aktuare und Vikare verſprochen; einen hartnäckigen Amtspfleger, der, recht ihr zum Trotze, gerade gegenüber mit einer uralten Haushälterin ſeine ledige Wirtſchaft führte, hatte ſie als hoffnungslos längſt aufgegeben. So ſaß ſie denn eines Morgens in unfreiwilliger Ruhe, wie ein thatendurſtiger Krieger zur Friedenszeit, in ihrem wohlgewärmten Stübchen beim Kaffee, als ihr der Hausherr wie gewöhnlich die Zeitung heraufſchickte.

Den politiſchen Teil des Blattes ließ ſie ſtets unberührt; ob's Krieg oder Frieden in der Welt geben werde, das konnte ſie doch nicht herausbringen; und von der Zollvereinsfrage wollte ſie nichts mehr hören, ſeit ſie fand, daß Zucker und Kaffee doch nicht wohlſeiler wurden. Ihr Lebenselement waren erſt die Traueranzeigen, die Beförderungen. Ueber die Heiratsanträge entſetzte ſie ſich ſehr; ſie fand das einen höchſt unſchicklichen Weg und konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer ſich entſchließen möge, ſo einen „Zeitungsmann“ zu nehmen.

So durchlief ſie denn wieder begierig die Reihe der Traueranzeigen; das war aber magere Ausbeute, kein bekannter Name. „Gegenwärtig ſtirbt doch auch gar niemand Rechtes,“ ſagte ſie verdrießlich, ohne zu ahnen, welche Grauſamkeit in dieſem Verdruß liege. Bald aber traf ſie auf ein erfreulicheres Feld: „Seine Königliche Majeſtät haben geruht“ – zuerſt Haupt leute, Ober- und Unterlieutenants ꝛc.; das war ihr gleichgültig, um Militärperſonen hatte ſie ſich noch nie bekümmert; gleich darauf aber kam's beſſer —: „die evangeliſche Pfarrei Schniezingen dem Pfarrer Brommeler von Bergmühl zu übertragen.“ Das fiel wie Tau auf trocken Land und eine Welt von Gedanken quoll aus dieſen dürren Worten. War nicht Schniezingen in der nächſten Nähe, kaum eine Stunde entfernt von ihrem Wohnſitz? Und war's nicht gut, daß der langweilige Amtsverweſer von dort wegkam, der ſo frech geweſen, ſich eine Braut auf eigene Hand auszuwählen, eine Ausländerin aus dem Badiſchen, von der kein Menſch wußte, wem ſie gehörte? War nicht der Pfarrer Brommeler ein naher Vetter, das heißt ein Schwager von einem Drittelkind ihres ſeligen Mannes, und ſeit drei Jahren Witwer? Welche Ausſicht! welche Reihe von Plänen! Das einfältige Bergmühl lag faſt am Ende des Landes, da hatte man dem Brommeler mit keinem vernünftigen Vorſchlag beikommen können; nun war's recht gut, daß er noch nirgends unvorſichtig „hineingetappt“ war, daß man noch für ihn ſorgen konnte.

Flugs ſetzte ſie ſich hin, um dem Herrn Vetter die Verwandtſchaft ins Gedächtnis zu rufen, zu der guten Pfarrei zu gratulieren und ihre Dienſte zu etwaigen Anordnungen wegen Hausputzen, Kunſtherdsübernahme, Gartenbeſorgung ꝛc. anzubieten. Nachdem ſie mit vieler Anſtrengung dieſe Epiſtel zu ſtande gebracht, konnte ſie ſich getroſt weiteren Operationsplänen überlaſſen. Ein Witwer ohne Kinder auf einer ſo guten Pfarrei! ſie wußte noch gar nicht, wem ſie dieſen leckeren Biſſen zuwenden ſollte. Dazu mußte der Brommeler noch ein ganz ſtattlicher Mann ſein in den beſten Jahren. Das brauchte reifliche Erwägung. Aber war ſie denn auch gewiß, daß er noch Witwer war? Vor zwei Jahren war er's noch geweſen, ſie hatte aber damals ſchon gehört, daß ſeine Haushälterin ſich ſcharf um ihn bemühe; konnte es nicht ſein, daß die Bemühungen dieſer ſchlechten Perſon — jede Heirat war unſtatthaft, die nicht durch ihre Vermittlung zu ſtande kam — indes gelungen waren? Das mußte ermittelt werden.



Glücklicherweiſe fiel ihr ein, daß in der fünf Stunden entfernten größeren Stadt die Frau Kammerdiener Rutſcher wohne, ein leiblich Geſchwiſterkind des Brommeler, und ihr durch dieſe Verwandtſchaft von lange her bekannt. Sie hätte ſchon längſt in die Stadt ſollen, um ſich dunkeln Kattun zu einem Ueberrock zu kaufen, da ſie durch die fünf Muſterpäcke, die ihr zugeſandt worden waren, noch nicht zur Entſcheidung hatte kommen können. Da war's denn am beſten, ſie faßte den Entſchluß, ſelbſt auszuwählen und zugleich bei der Frau Rutſcher Erkundigungen einzuziehen. Demzufolge wurde ein Platz im Deckelwagen des Stadtboten beſtellt. Damals gab es weder Eiſenbahnen noch Omnibuſſe, und man traf Anſtalten, als gälte es eine Reiſe um die Welt.

Eine Fahrt mit dem Stadtboten hatte die Unannehmlichkeit, daß man ſchon morgens um vier Uhr bereit ſein mußte; für eine alte Frau eine harte Zumutung. Salome, die alte Magd, hatte den ganzen vorhergehenden Tag zu laufen, bis alles gehörig beſorgt war. Da mußte ein halb Pfund Kaffee geholt werden, um nach alter guter Sitte der Frau Rutſcherin eine kleine Verehrung mitzubringen; ferner mußte man Milchbrot röſten zum morgigen Frühſtück, da ſo früh noch nichts beim Bäcker zu haben war; ſodann den Bäckerjungen beſtellen, daß er eine Stunde vor der Aufbruchszeit am Hauſe ſchelle, um zu wecken; auch mußte die Staatshaube noch zur Putzmacherin und das feine Merinokleid gehörig gebürſtet werden. Endlich legten ſich Frau und Magd um ſieben Uhr abends zur Ruhe, um gewiß morgens bei Zeit wach zu ſein.

Nach einer endloſen Fahrt, eingezwängt mit dem Nachbar Kupferſchmied, zwei Mägden, die Dienſte ſuchten, und der Familie des Boten, zwiſchen Kiſten, Schachteln und Koffern, kam die Frau Stadtſchreiberin matt und müde, wie gerädert in der kleinen Reſidenz an. Sie hätte gern unterwegs den verſäumten Morgenſchlaf nachgeholt, aber bei jedem Nicken war ihr Kopf in bedrohliche Berührung mit dem Keſſel gekommen, den der Kupferſchmied in die Reſidenz lieferte und der im Fond des Wagens aufgepackt war. Es war nahe an zehn Uhr, als ſie ausſtieg, um ſich zu Frau Rutſcher zu begeben, welche ſie, wie ſie hoffte, in verſchiedene Kaufläden begleiten werde, um den Kattun auszuwählen.

Ein Regenguß drohte, als ſie eben die Pforte der Rutſcherſchen Wohnung erreichte, ſehr verlangend nach einem guten Kaffee und einer warmen Stube. Siehe, da ſtand Thür und Thor weit offen; die hochaufgeſchürzte Magd war zwiſchen Kübeln und Sandſcherben in vollſter Putzarbeit und gab kurzen Beſcheid. Herr Rutſcher war im Schloß und kam heute nicht heim, die Frau war über Land bei ihrer Tochter, der ſie im Wochenbett wartete. Die Magd traf nicht die mindeſte Anſtalt zur Aufnahme und Bewirtung der Frau Stadtſchreiberin. Seufzend ſchickte ſich dieſe an, ihren Stab weiter zu ſetzen, ohne zunächſt zu wiſſen, wohin. Da kam eine ſehr ſorgfältig gekleidete ältliche Frau ſoeben mit naſſem Regenſchirm zur Hausthür herein und hörte noch das Geſpräch. „Ach, das wird der Frau Kutſcher gar leid ſein, ſo einen raren Beſuch zu verſäumen! Sie hat mir ſchon manchmal von Ihnen erzählt. Aber Sie werden doch nicht in dem Wetter fort wollen? Bemühen Sie ſich in mein Stübchen!“ lud ſie die höfliche Frau ein, die, wie die Magd zu der Frau Stadtſchreiberin beiſeite ſagte, Frau Pfarrer Senner war und im oberen Stock wohnte.

Nach unzähligen Komplimenten ließ ſich die Frau Stadtſchreiberin bewegen, mit der Frau Pfarrerin in ihr recht nett gehaltenes Manſardenſtübchen zu gehen und dort ein Täßchen Schokolade zu trinken, das dieſe in Ermangelung einer Magd unter unendlichen Entſchuldigungen wegen ihres öfteren Ab- und Zugehens ſelbſt bereitete. Zuletzt ließ ſich die Frau Stadtſchreiberin ſogar noch nötigen, zum Eſſen zu bleiben, wobei es freilich etwas knapp zuging, da ſich die Frau Pfarrerin aus einer Menage ſpeiſen ließ; aber dafür beſſerte ſie mit einem guten Kaffee nach, ſo daß die beiderſeitigen Herzen vollſtändig aufgingen. Es ergab ſich, daß der Vater der Frau Pfarrerin Diakonus im Ort geweſen, wo der Vater der Frau Stadtſchreiberin als Dekan gelebt; ſomit war es eine alte Bekanntſchaft.

Die Frau Pfarrerin war überaus ſorgfältig, wenn auch in billige Stoffe gekleidet, hatte ſogar etliche Blümlein in ihrer Haube und ein himmelblaues Band darauf zum Zeichen, daß ſie noch für jung gelten wollte, was ihr aus einiger Entfernung auch gelingen konnte, wenn man ihre falſchen Haare und ihren zahnloſen Mund überſah. Sie hatte der Frau Stadtſchreiberin viel zu klagen über ihre bedrängte Lage, in der ſie ſich ſeit ihres Mannes Tod befinde. Bisher habe ſie zwei Söhne eines wohlhabenden Vetters bei ſich gehabt und mit deren Koſtgeld ihre Haushaltung beſtritten; jetzt aber habe dieſer ſie heimgenommen und halte ihnen einen Hofmeiſter, und ihr bleibe keine Wahl, als zu einem Stiefſohn zu ziehen, was ſie bitter ungern thue.

Die Frau Stadtſchreiberin hatte großes Mitleid mit ihrer Wirtin, und als dieſe nachmittags mit ihr in ſechs Kaufläden herumzog, wo ſie das halbe Warenlager herabreißen ließen, bis ſie im letzten endlich über den dunkeln Kattun einig wurden, da war die neue Bekanntſchaft bei ihr auf den Gipfel der Gunſt geſtiegen. Es war ein vortrefflicher Einkauf, dieſer dunkle Kattun, ſo fein im Boden, ſo echt in der Farbe, ſo modeſt und doch freundlich, ſo einfach und doch ſimpel. Ueber dieſem gelungenen Handel und einem vorteilhaften Einkauf in Reis, den ſie um einen halben Kreuzer wohlfeiler bekam als daheim, und von dem ſie daher einen Achtelszentner aufpackte, vergaß ſie faſt ganz den eigentlichen Zweck ihres Beſuchs, und nachdem ſie den Stadtboten drei Viertelſtunden hatte warten laſſen, weil der Metzger die guten und billigen Würſte, die ihr die Frau Pfarrerin verraten, noch nicht fertig hatte, fuhr ſie ganz befriedigt ab und berechnete unterwegs, wieviel ſie auf dieſer Reiſe profitiert habe.

Die Frau Stadtſchreiberin hatte nun freilich nichts Näheres über den Pfarrer Brommeler erkundet; das war aber auch nicht nötig, denn nach vier Tagen erhielt ſie bereits einen Brief von ihm ſelbſt, in dem er ſich ſchönſtens bedankte für ihr freundliches Zuvorkommen, ſeiner einſamen Lage erwähnte und meldete, daß ſeine Haushälterin den Kunſtherd übernehmen wolle, wenn auch ein Backöfele dabei ſei und die Töpfe alle in gutem Zuſtand. Alſo war er noch Witwer! Das war das große Fundament, auf das ſich weiter bauen ließ, und jetzt erſt kam ihr eine lichte Idee: die Frau Pfarrerin, das war ja die allerbeſte Frau für den Brommeler! Sie brauchte dann nicht zu ihrem Stiefſohn zu ziehen, und beide hatten keine Kinder; das paßte alles vortrefflich. Ein bißchen alt war ſie freilich, aber ſie ſtellte doch noch etwas vor. Ja, es geſtaltete ſich immer feſter in ihrem Kopf, ſo mußte es werden.

Als nach ſechs Wochen der Herr Vetter Brommeler kam, um ſeinen neuen Dienſt anzutreten, ward er von der Frau Baſe zuvor mit Kaffee bewirtet, ehe ihn eine Deputation der Gemeinde in ſein vollkommen gerüſtetes und bereitetes Pfarrhaus einführte, und mit dieſer Stunde begann die Frau Stadtſchreiberin die Ausführung ihres Operationsplans. Jungfer Philippine, die Haushälterin, die ſtets höchſt beſorgt um ihren Gebieter herumſcherwenzelte, hatte nicht ſo ganz unrecht mit dem inſtinktartigen Widerwillen, den ſie bald unverkennbar gegen die Frau Stadtſchreiberin an den Tag legte; denn allerdings mußte dieſe ihr Werk damit beginnen, daß ſie die Herrſchaft der Philippine untergrub und dem Pfarrer die Notwendigkeit einer Frau recht zum Bewußtſein brachte. Zu dem Ende wunderte ſie ſich gewaltig über den bisherigen Holz-, Zucker- und Kaffeeverbrauch des Herrn Vetters; fand ſeine Hemden etwas vergilbt, das Tiſchzeug nicht ſchön gewaſchen, und der Schlußſeufzer bei allem war ſtets: „Freilich, wo eben keine Frau iſt!“

Der Pfarrer ließ hie und da ein Wörtchen fallen von einer geſetzten Pfarrtochter der Gegend, von der und jener jungen Witwe, von Jungfer Philippine ſelbſt; da wußte aber die Frau Stadtſchreiberin ſo gewichtige Einwürfe, ſo ſchlagende Gegengründe, daß er an keine mehr zu denken wagte. Endlich nach wochen- und mondenlangem Streben hatte ſie's zum großen Ziel gebracht, daß der Herr Vetter ſagte: „Ja, wenn Sie mir eine taugliche Perſon wüßten, Frau Baſe!“ Nun war der Damm gebrochen: „Ja, denken Sie, Herr Vetter, ich wüßte jemand, der ganz für Sie geſchaffen wäre.“ — „Doch nicht zu jung?“ — „Bewahre, was denken Sie! Ein recht geſtandenes Frauenzimmer, eine Witfrau.“ — „So? — nun — wiſſen Sie, Frau Baſe, aber — ich ſehe zwar nicht aufs Aeußerliche — aber ſo eine ältere Perſon hat oft ſchon allerlei an ſich; ich ſollte jemand haben, der mich aufheitert; auch eine Perſon, die noch ſauber iſt, wiſſen Sie, ſchon wegen der Gemeinde.“ — „Ja, das wäre es gerade: eine ſo lebhafte Perſon, ſie weiß von allem zu ſprechen, und noch ſo gar wohl erhalten, weiß ſich ſo nett zu kleiden; ich glaube, ſie wird kaum etwas über vierzig ſein.“ Die Frau Stadtſchreiberin beruhigte ihr Gewiſſen in der Stille mit dem Gedanken, daß nirgends beſtimmt ſei, wie viel etwas ſei. „Und dann,“ meinte der Herr Pfarrer, „werde ich doch allmählich älter (er war in den Sechzigen); da ſollte ſie mich auch in kranken Tagen wohl verpflegen können; es kann an den kräftigſten Mann etwas kommen.“ — „Ach, das wäre da gerade die Hauptſache: ihr erſter Mann iſt zehn Jahre kontrakt geweſen und hatte die Kopfgicht.“ — Kurz, die Frau Stadtſchreiberin kam ſo in Eifer, daß Frau Pfarrer Senner ſich am Ende zu einer Perle ſonder Preis verklärte und der Pfarrer kaum erwarten konnte, bis er dieſes Kleinod zu Geſicht bekam.

Nun war die gute Frau in ihrem Element; ſchon auf kommenden Montag verſprach ſie eine Zuſammenkunft einzuleiten und zog glorios ab, indem ſie den ſchnippiſchen Abſchiedsknicks der Jungfer Philippine mit einem Blick voll triumphierenden Hohns erwiderte. Rüſtig, als ginge ſie ſelbſt auf Freiers Füßen, wandelte die ſiebenundſechzigjährige Frau heim.

Viel flinker als das letzte Mal rüſtete ſie ſich jetzt zur Reiſe in die Stadt und der dunkle Kattun wurde dabei in die Welt eingeführt. Frau Rutſcher war diesmal daheim, aber die Frau Stadtſchreiberin hörte nur mit halbem Ohr auf den ſonſt ſo intereſſanten Bericht von ihrer Tochter Wochenbett und dem Gedeihen des Säuglings, obgleich die Heirat dieſer Tochter auch eine ihrer wohlthätigen Stiftungen geweſen war. Sie ſuchte ſo bald als möglich zur Frau Pfarrerin hinaufzukommen, die ſchon nach vier Wochen den ſauren Zug zu ihrem Stiefſohn antreten wollte. Als die begleitende Frau Rutſcher abgerufen worden war, konnte die Frau Stadtſchreiberin endlich herausrücken mit ihrem Projekt, obgleich ſie in der Stille denken mußte, Frau Senner könne ebenſogut etwas über fünfzig ſein. So ganz mit offenen Armen, wie ſie erwartet, eilte ihr Schützling dem verheißenen Eheſtandshimmel nicht entgegen. „Wenn es eben ein zu alter Mann ſei und kränklich, ſo wiſſe ſie wirklich nicht —. Sie ſei der Ruhe ſo bedürftig, leide ſo viel im Magen, daß ſie ſelbſt Pflege brauche; wenn ſie wüßte, daß ſie in große Unruhe käme — u. ſ. w.“ — „Bewahre! das ruhigſte Leben von der Welt, ein ganz rüſtiger Mann und ein ſchönes Vermögen! Da könne ſie ſich die beſten Tage machen; jeden Winter werden acht Gänſe geſtopft, und eine ſo ſchöne Haushaltung!“ Kurz, der Frau Pfarrerin wäſſerte am Ende der Mund nach der geſchilderten Herrlichkeit und ſie verſprach, ſich am Montag einzufinden, obwohl ſehr verſchämt und verlegen. Die Frau Stadtſchreiberin kaufte noch ein Viertelpfund Anisbrot auf dieſen großen Tag und fuhr im Triumph nach Hauſe.

Der Montag kam. Salome und die Frau Stadtſchreiberin waren eine Stunde früher als ſonſt aufgeſtanden, hatten friſchen Kaffee geröſtet, Gugelhopfen gebacken und die Stube ſchönſtens geordnet. Um elf Uhr kam die Frau Pfarrerin, die auf dem Fuhrwerk eines Briefpoſtillons bis eine halbe Stunde vor dem Städtchen hatte fahren können, aufs ſorgfältigſte geputzt, im ſchwarzſeidenen Kleide und der Haube mit himmelblauem Band. Von der großen Frage des Tages ward gar nichts geſprochen, dazu waren beide zu diplomatiſch; ſie verzehrten in Eintracht einen Kalbsbraten unter neutralen Geſprächen. Salome, die natürlich im Geheimnis war, muſterte die Kandidatin ſcharf, ſchien aber nach ihren halblauten Monologen in der Küche nicht ſehr erbaut. „Hm, hm, da hat meine Frau nichts Beſonderes herausgeleſen: ſteinalt, und hat erſt nichts; da hätt' ihn meine Frau faſt ſelber nehmen können.“

Um zwei Uhr hielt die Kaleſche des Herrn Pfarrers, für eine Pfarrkutſche noch ein ganz reſpektables Möbel. Die Frau Stadtſchreiberin ſtieß ihren Schützling bedeutſam an, und dieſe verſpürte faſt etwas wie Herzklopfen, obgleich ihr Herz ein wenig eingeroſtet war für derartige Bewegungen. Der Herr Pfarrer, der die Damen am Fenſter bemerkt hatte, wollte ſich ganz jugendlich aus dem Wagen ſchwingen, welcher Verſuch aber ohne die Beihilfe ſeines alten Mathes, des Pfarrkutſchers, faſt ſchwer mißlungen wäre. Er war etwas ſteif auf den Beinen, ſonſt noch ein ſauberer Mann, und hatte eine kurze Uhrkette mit einer Menge goldener Cachets auf ſeiner ſchwarzſeidenen Weſte hängen.

Oben begrüßte er die Damen mit der zierlich ſteifen Galanterie ſeiner Jugend, war aber etwas betroffen beim Anblick des alternden Weibes, das den ihm beſchiedenen Engel vorſtellen ſollte, und flüſterte der Frau Stadtſchreiberin bedenklich zu: „Aber hören Sie, mit den vierzig Jahren —“ — „Nun ja, vielleicht kann ſie auch fünfzig ſein,“ meinte die Frau Baſe begütigend und ordnete ihren Kaffeetiſch. Sehr belebt wurde die Unterhaltung nicht, da die Frau Pfarrerin, um ihren gänzlichen Zahnmangel nicht zu offenbaren, meiſt etwas undeutlich ſprach, und der Herr Pfarrer, um ſein übles Gehör zu verbergen, nur mit: „Ja, ja, o freilich,“ und dergleichen antwortete.

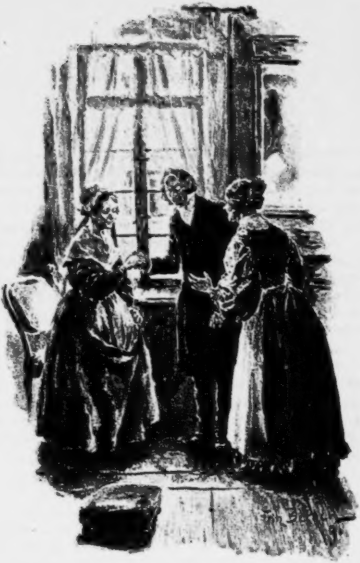
Nachdem die Frau Stadtſchreiberin ihre ganze Unterhaltungskunſt erſchöpft, in verſchiedenen gewandten Wendungen die Geſchicklichkeiten der Frau Pfarrerin ſowie die Vorzüge der Pfarrei Schniezingen ins Licht geſtellt hatte, beſchloß ſie, als letztes probates Mittel, das Paar allein zu laſſen. — Da ward die ſtille Unterhaltung noch ſtiller, bis aus purer Verlegenheit der Herr Pfarrer ſich ans Fenſter ſtellte mit der Bemerkung: „Eine recht freundliche Ausſicht.“ Die Frau Pfarrerin geſellte ſich zu ihm und ſtimmte höflich bei, wodurch beide einen ſehr beſcheidenen Geſchmack an den Tag legten, denn man ſah in der engen Gaſſe nichts als die gegenüberliegende Schmiede mit einem ſtruppigen, verwahrloſten Gärtlein. Die ungeduldige Frau Stadtſchreiberin ſchaute nach einer Weile zur Thür herein, und als ſie die beiden ſo ſchweigſam beiſammen ſtehen ſah, konnte ſie nicht anders denken, als es ſei nun auf dem Punkt der Erklärung, und um den glücklichen Augenblick zur Reiſe zu bringen, rief ſie mit heller Stimme: „Aber, Herr Vetter, geben Sie doch Ihren Gefühlen auch Worte!“ und verſchwand wieder.

Das war eine harte Zumutung, und der Herr Vetter wäre gern in ein Mausloch geſchlüpft, wenn's angegangen wäre, da ſeine Gefühle dermalen in nichts als in einer gewiſſen Unbehaglichkeit und in dem Wunſch beſtanden: „Wenn ich nur mit heiler Haut draußen wäre!" Der Zuruf der Frau Baſe gab aber der Sache eine bedenkliche Wendung. Die Frau Pfarrerin ſchien es anders aufzunehmen, denn ſie hob mit ſittſam niedergeſchlagenen Augen an: „Es hat mich wohl viel Ueberlegung gekoſtet — wenn man einen ſo rechtſchaffenen Mann gehabt hat — aber meine Lage iſt freilich ſehr einſam." Was wollte der gute Pfarrer machen? Er hatte noch zu viel chevalereske Geſinnung aus der guten alten Zeit, um unter ſolchen Umſtänden eine Dame im Stich zu laſſen; ſo ergänzte er denn die halben Worte der Frau Pfarrerin, und als die Frau Stadtſchreiberin wieder eintrat, ſtellte er ihr ſeine Frau Braut vor, deren Hand er zierlich an die Lippen führte.

Die Eheſtifterin war überglücklich und konnte nicht müde werden, jedem der beiden zu Gemüt zu führen, wie vortrefflich ſie gewählt haben. Ja ſie holte eigenhändig ein paar Flaſchen vom langgeſparten köſtlichen Elfer, den ſie noch aus ihres Mannes Glanzzeiten beſaß, um des Bräutigams Feuer zu beleben und um ſeinen Mut zu ſtählen für den kritiſchen Augenblick, wo er der Jungfer Philippine die Neuigkeit mitzuteilen hatte.

Die Frau Pfarrerin war eine äußerſt glückliche Braut und dankte Gott für das gute Plätzchen, das er ihr für ihre alten Tage beſchert hatte. Der Herr Bräutigam erlaubte ſich während der Brauttage noch einmal die Bemerkung gegen die Frau Stadtſchreiberin: „Frau Baſe, ich meine, ſie müßte auch über fünfzig ſein." — „Nun, und was iſt's denn, wenn ſie auch fünfundfünfzig iſt?" — So dachte am Ende der Herr Pfarrer ſelbſt und wurde noch ſo zärtlich wie nur irgend ein getröſteter Witwer, als welche Zärtlichkeit mich ſtets an zweimal aufgegoſſenen Thee mahnt, den man recht ſüß einſchenkt, um das mangelnde Aroma des erſten Guſſes zu erſetzen.

Die Hochzeit ward nicht lange verzögert; da ſich aus dem Taufſchein ergab, daß die Frau Braut bereits an den Sechzigen



war, ſo hatte das Pärchen allerdings nicht viel Zeit zu verlieren. Jungfer Philippine zog mit ſtillbeleidigter Würde und allerlei dunkeln Prophezeiungen ab und die Frau Braut mit ihrem beſcheidenen Hausrat ein. Die Pfarrkaleſche wurde neu lackiert, und der Herr Pfarrer führte ſeine junge Frau darin zu allen Pfarrkränzen und ſonſtigen anſtändigen Gelegenheiten und ſorgte auch ſtets dafür, ſie mit modernem Putz zu verſehen, wie er ſich mit ihren Jahren vertrug.

Mit der Verpflegung wurde es nun freilich nicht viel: hatte der Mann einen Rheumatismus im Rücken, ſo hatte die Frau das Reißen in den Gliedern: klagte er Ohrenſauſen, ſo klagte ſie Magenweh, ſo daß ſich am Ende die Rolle umkehrte und der Pfarrer als rüſtiger Greis einherſchritt, während ſie als zitternde Alte an ſeinem Arm hing. Das ließ er ſie aber nicht entgelten, und er nahm ein armes, demütiges Bäschen ins Haus, das mit dankbarer Geduld ſich den beiderſeitigen Launen des alten Paares fügte.

So lebten ſie neben all ihren Klagen über ſchlechten Magen und ſchlechte Zeiten in großer Eintracht zuſammen, und es war der Mühe, die ſich die Frau Stadtſchreiberin gegeben, die Verbindung zu ſtande zu bringen, immerhin noch wert geweſen. Sie feierten noch die ſilberne Hochzeit zuſammen, und als der Pfarrer, geſättigt von langem Leben, in ſeinem neunundachtzigſten Jahre entſchlief, drückte ihm das Mütterchen in gewiſſer Ausſicht baldiger Nachfolge getroſt die Augen zu.

Keine Neigungsheirat.

Adelheid war ein junges Mädchen, wie es wohl viele gibt, wie aber gerade nicht alle ſind. Schön war ſie eben nicht, aber wohlgebildet und blühend, fröhlich und lebensluſtig, trug lieber ein neues Kleid als ein altes, und ein altes, das ihr gut zu Geſicht ſtand, noch lieber als das allerneueſte, ſang und tanzte gern, verſtand eine ordentliche Mahlzeit zu kochen und eine Wäſche zu beſorgen. Daneben aber hatte ſie im ſteten Umgang mit einer ledigen alten Baſe, dem Fräulein Heinerike, bekommen, was man einen romantiſchen Schwung heißt, und wenn ſie ſo recht behaglich in einer Mädchenviſite ſitzen und über neue Kleider, Hüte und Stickereien plaudern konnte, ſah's ihr kein Menſch an, welche Welt von ſüßen Träumen und traulichen Gedanken hinter dieſen hellen blauen Augen lag.

Die gute Heinerike hatte ſie auferzogen in allerlei Ideen von chevaleresker Verehrung der Frauen, wie ſie in ihrer Jugendzeit Mode geweſen war, und hatte ihr ſo viel anvertraut von Freiern und Anbetern, die ſie ihrer Zeit gehabt, daß Adelheid in vollſter Erwartung von allerlei wunderſamen Begebenheiten die Schwelle des Kindesalters überſchritt. Auf ihren erſten Ball, den ſie mit einer Tante in der Reſidenz beſuchte, wo ſie in Weiß und Himmelblau recht hübſch ausſah, ging ſie ganz kampfgerüſtet, in Erwartung einer Menge von Stürmen auf ihr junges Herz, die ſie feſt entſchloſſen war, vorderhand alle abzuſchlagen. Aber ſiehe da! alles verlief in größter Ruhe; kein ſüßes Flüſtern, kein verſtohlener Händedruck, keine leidenſchaftliche Erklärung! Sie konnte auch nicht eine einzige der ſchönen Phraſen voll jungfräulichen Stolzes anbringen, die ſie ſich in ſtillen Stunden ausgedacht; in aller Ruhe engagierten ſie die Tänzer, ſprachen von der Hitze im Saal, von der ſchlechten Beleuchtung und mangelhaften Muſik, mitunter blieb ſie auch ſitzen — kurz, ſie durfte ihr ſiebzehnjähriges Herz ganz ungefährdet wieder nach Hauſe tragen. Und in ſolcher Weiſe ging es jahrelang fort; ſie begriff gar nicht, warum es ſeit den Tagen der Couſine Heinerike ſo ganz anders geworden: dieſe hatte vor Freiern ja nicht ſtehen und gehen können, und doch — wie aufmerkſam ſie auch ihr Geſicht ſtudierte — hübſch konnte die Couſine unmöglich geweſen ſein, während ſie ſich ſelbſt gar nicht häßlich fand. Wie es ſich mit dieſen Freiern und Verehrern der Heinerike verhalten, ob ſie, gleich den ſteifleinenen Kerls des Falſtaff in der Erinnerung ſich multipliziert hatten, ich weiß es nicht: genug, die gute Jungfer ging zu Grabe, glücklich im Bewußtſein, daß ſie die beſten „Anſtände“, geiſtliche und weltliche, hätte haben können, und Adelheid blieb daheim beim Vater, ungeſucht und unbegehrt.

Sie war darüber ganz und gar nicht bekümmert und freute ſich ihrer Jugend, die ſie als das einzige Kind ihres guten Vaters, der ein geſchätzter Geiſtlicher war, harmlos und fröhlich genießen konnte. Der Vater war freilich viel zu wohlthätig und ein zu ſorgloſer Haushalter, als daß er reich oder auch nur vermöglich hätte ſein können, doch konnte er dem einzigen Töchterlein jeden billigen Wunſch erfüllen. So hatte Adelheid Bücher, Muſikalien, Blumen und Vögel, Freundinnen und freie Zeit nach Herzenswunſch, vor allem Freundinnen, da ſie ſehr mitteilſam und leicht erregbar war. Wie die vornehmen Damen im alten Rom für jedes Schmuck- und Putzſtück eine eigene Bewahrerin, ſo hatte ſie für jede Seite ihres Weſens eine eigene Vertraute, und neben den ordentlichen ſtets noch ein paar außerordentliche und mehrere korreſpondierende Mitglieder in ihrem Freundſchaftskreiſe.

Sie teilte mit Leib und Seele die Luſt und das Leid, das die Freundinnen ihr anvertrauten; tröſtete ſie treulich mit guten Worten und rührenden Verſen, half ihnen ihre gebrochenen

Herzen herſtellen und geleitete ſie ſpäter mit dieſen reſtaurierten Herzen an der Seite irgend eines andern reſpektablen Bräutigams zum Altar. Eine neidloſe Brautjungfer war Adelheid gewiß; weder der kleine Pfarrer, der die Pauline, noch der Kameralamtsbuchhalter, der die Amalie, noch der Gutsbeſitzer, der das Lottchen heimführte, entſprach nur von weitem dem Ideal ihrer Träume; aber wenn ſie wieder einen Myrtenkranz gebunden hatte, ſo mußte ſie doch auch an die Stunde denken, wo er einſt ihre Locken ſchmücken würde, und nicht wunderbar genug konnte ſie ſich die Wege denken, auf denen das beſagte Ideal ihr zugeführt würde.

Wie eigentlich dieſes Ideal beſchaffen ſein ſollte, darüber war ſie noch nicht im reinen; meiſt nahm es in etwas die Farbe ihrer jeweiligen Lektüre an; die ernſten männlichen Geſtalten trugen aber in der Regel den Sieg davon über die jugendlich glänzenden. Dazwiſchen war auch jeder junge Dichter, natürlich ohne daß ſie ihn je geſehen, eine Weile der „König im Reich ihrer Träume“, und da ſie ſo oft gehört, daß gute Dichter ſelten gute Ehemänner werden, ſo konnte ſie ſich manchmal in ſo ſchönes herzbrechendes Unglück hineinträumen, daß ſie faſt aus Mitleid mit ſich ſelbſt geweint hätte.

Von dem Fenſter ihres zierlich geſchmückten Stübchens ſah man auf einen ſchmalen Pfad, der zwiſchen Wieſen hinlief und ſich im Gebüſche verlor. Gar zu gern ſog ſie in hellen Mondnächten den geheimnisvollen Reiz ein, der auf ſolchen Pfaden liegt, und träumte ſich, daher müſſe dereinſt ihr Glück kommen.

Dieſen ſelben Pfad wandelte Adelheid auch eines Abends in allerlei Gedanken verloren. Sie hatte eben eine hübſche Novelle von Eichendorff geleſen und ſang mit heller Stimme ein Reimlein daraus nach eigener Kompoſition:

„Und wollte mich einer erwerben,
Ein Jäger müßt's ſein zu Roß;
Der müßt' mich auf Leben und Sterben
Entführen auf ſein Schloß!“

Da ertönte eine ſüßliche, etwas näſelnde Stimme hinter ihr: „Ach, guten Abend, Fräulein Adelheid! Thun Sie auch Ihre Gefühle amüſieren im ſchönen Abendrot?“ Wie mit kaltem Waſſer begoſſen ſah ſich Adelheid um, und da ſtand, nicht ein Jäger zu Roß, wohl aber die Jungfer Eliſabeth Maierin, ehrſame Vorſteherin der Strickſchule, die Weisheitslieſe genannt wegen der abſonderlichen Weisheit und Sentimentalität ihrer Reden und Bemerkungen, der Adelheid ſo erſtaunlich zuwider, daß kaum ihre Gutmütigkeit ſie abhalten konnte, ihrer alten Lehrerin ſtracks den Rücken zuzuwenden. „Ach ja,“ fuhr die geſprächſame Jungfer fort, „da ſind Sie eben gerade wie ich, immer gefühlvoll, immer ſchwärmeriſch; ſo bin ich mein Lebtag geweſen. Wenn ich nur ein ſchönes Buch und eine ſchöne Naturgegend habe, ſo komme ich ganz außerhalb mir ſelbſt. Ach, was habe ich erſt heute noch weinen müſſen über ſo eine ſchöne Geſchichte von Clauren: ‚Des Lebens Höchſtes iſt die Liebe.‘ Ja, Liebe und Tugend, das iſt die Hauptſache in dieſem Thränenthal.“

„Gewiß, gewiß,“ meinte Adelheid und wollte weiter. — „Ach, warten Sie doch, Fräulein Adelheid! wir haben ja einander ſo lange nicht mehr genoſſen, ſeit ich Ihre jugendliche Lehrerin geweſen bin, und ich habe doch ſchon ſo lange gewünſcht, Ihnen mein Herz auszuſchütten. Ach, wenn Sie erſt wüßten, wie ein gewiſſer andrer glücklich ſein würde, ein ſolches Abendrot mit Ihnen zu verleben!“ — „Ei, iſt's wahr?“ lachte Adelheid übermütig, hielt aber doch wieder gleichen Schritt mit Jungfer Eliſe. — „Ja, und wenn Sie wüßten, was für ein vorzüglicher Menſch Ihnen ſein Herz zugeeignet hat, und Sie lieber hat als die ganze Welt!“ Adelheid wußte gar nicht, wie ſie ſich bei dieſer unvorhergeſehenen Erklärung verhalten ſolle; ſie ſah die Lieſe ungläubig an und fand es unbeſchreiblich keck, daß die es wage, mit ihr von ſolchen Dingen zu ſprechen; indeſſen machte ſie keine Miene davonzulaufen, ſo daß Lieſe ganz beherzt fortfuhr: „Denken Sie denn gar nicht mehr an den Sebaſtian, meiner Schwägerin, der Sonnenwirtin, Bruderſohn, der ja hier aufgewachſen iſt? an den Sebaſtian, der ſchon einmal vom Gennaſium aus mich beſucht hat, da Sie noch in die Strickſtunde zu mir kamen, an den Sebaſtian Mezger?“

Nein, Adelheid hatte nicht an den Sebaſtian Mezger gedacht, ganz und gar nicht. „Aber er hat ja ſchon dreimal einen Beſuch in Ihres Herrn Papas Hauſe gemacht,“ fuhr die Lieſe fort, „und ſeit er Sie das letzte Mal geſehen, kann er eben gar nicht mehr anders und meint, es müſſe ſein.“ — „Aber er kennt mich ja gar nicht!“ ſagte in höchſter Verlegenheit Adelheid, der das Ding nachgerade zu ernſthaft wurde. — „Das meinen nur Sie; Sie wiſſen nicht, wie viele lange Jahre der Sebaſtian ſeine Gemütsbewegung auf Sie gerichtet hat, wie er Tag und Nacht nichts anders ſinnt. Sie wiſſen ja, wie geſchickt er iſt und im Examen über alle hinaufgekommen, ſo daß ihn ſein Pfleger hat ſtudieren laſſen und daß er jetzt ein Doktor iſt, ein rechter Menſchendoktor in Dachshauſen. Schon da Sie noch als kleines Mädchen bei mir in der Strickſchule ſaßen, waren Sie ihm ſo wichtig. Er ging damals auf die Univerſität und nahm Abſchied von mir, und ‚Eliſe Baſe,‘ ſprach er, ‚was iſt doch die Adelheid für ein nettes Mädchen!‘ Und was er derweil für ſchöne Reiſen gemacht hat! und wie gebildet er iſt! und er hat einen ganz neuen prächtigen Paletot.“

„Aber er hat mich ja nie geſprochen,“ warf Adelheid wieder ein. — „Aber ſprechen hören! Wenn Sie nur wüßten, wie intereſſant er nach Ihnen iſt! Und als er Sie das letzte Mal in Ihrem himmelblauen Tibetkleid geſehen hatte, da war er vollends ganz dahingeriſſen. Er hätte ſo oft ſchon heiraten ſollen, aber er will von keiner andern hören. ‚Eliſe Baſe,‘ ſagte er, als ihm die Sonnenwirtin des Schultheißen Tochter in Wendlingen kuppeln wollte, die dreißigtauſend Gulden bekommt und eine vierzehnfache Ausſteuer, ‚Eliſe Baſe, wenn ich meine Einzige und Auserkorene nicht bekomme, ſo gehe ich nach Amerika.‘ Ach, ich muß oft bitterlich weinen, wenn ich denke, daß ein ſo rechtſchaffener Menſch aus unglücklicher Liebe nach Amerika ſoll, ‚ins heiße Afrika!‘ wie in dem ſchönen Liede ſieht. So etwas möchte ich nicht auf meiner Seele haben, Fräulein Adelheid!“

„Aber ich weiß ja kaum wie er ausſieht!“ rief Adelheid in höchſter Beklommenheit. — „Ei, das thäte ſich bald finden, ‚ſchöne Seelen begegnen ſich‘, ſagt Schiller, und wenn Sie ihn einmal recht kennten, ſo würden Sie ſich gar nicht mehr beſinnen. Wenn Sie jetzt nur erlauben wollten, daß er den Herrn Papa beſucht, da würde ſich alles finden, nicht wahr?“ — „Den Vater wird's immer freuen, wenn ihn Herr Doktor Mezger beſucht,“ ſagte kaum hörbar Adelheid, mit deren Faſſung es ganz zu Ende war und die gar nicht mehr wußte, was ſie ſagen ſollte. Zu ihrer größten Erleichterung ſah ſie in dieſem Augenblick ihre Freundin Amalie am Arme ihres Gatten herankommen und konnte ſich von der Jungfer Eliſe losmachen.

Adelheid kam in tiefen Gedanken heim, und wie oft ſie ſich auch ſagte, welcher Unſinn es ſei, an die Geſchichte nur zu denken, dennoch kehrte das Geſpräch mit Lieſe wieder und wieder in ihre Erinnerung zurück. Nein, daran war nicht zu denken: einer, der die Weisheitslieſe zur Vertrauten gemacht, der Sebaſtian Mezger hieß und Doktor war in Dachshauſen! War's ihr auch mit dem Jäger zu Roß nicht ſo ernſt geweſen, ſo hatte ſie ſich dafür andre ſchöne, romantiſche Situationen gedacht, gegen die all dies ein zu greller Kontraſt war. Dann aber trat wieder die lange, ſtille, treue Liebe des ihr faſt Unbekannten vor ihre Seele, ſein verwaiſtes Leben, das hoffnungsloſe Leid um ſie, das ihn weit übers Meer in ferne Lande treiben wollte, und das brachte ihr beinahe Thränen ins Auge. Auf einmal fiel ihr mit heißem Erröten wieder ein, wie ſie durch ihre unbedachte Aeußerung gegen Lieſe ihn gleichſam ſelbſt eingeladen habe, und beim Gedanken, daß das für Zuvorkommenheit gelten könnte, empörte ſich ihr ganzer Mädchenſtolz.

Weil ſie aber dennoch Tag und Nacht an die tragiſche Geſchichte denken mußte, ſo war's am Ende eine Wohlthat, daß der gefürchtete Doktor wirklich erſchien. Eines Tags rief die Magd: „Fräulein Adelheid, ein Herr ſind da und wollen den

Herrn Dekan ſprechen.“ Mit ahnendem Herzen trat ſie ins Zimmer und erinnerte ſich nun wohl, dieſen ernſten, einfach gekleideten Mann dereinſt beim Vater geſehen zu haben: aber er hatte ſo wenig Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie ihn indes gänzlich vergeſſen hatte, und auch jetzt rief keine einzige Stimme in ihrem Herzen: der iſt's! — keine einzige. — Nein, der konnte es nicht ſein!

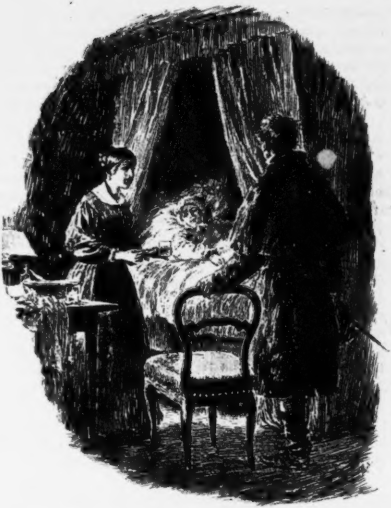
Der Doktor ließ ſich keine Beklommenheit anmerken, er hielt die Unterhaltung unter ſo kritiſchen Umſtänden möglichſt aufrecht und zeigte ſich als einen lebenserfahrenen, ernſten, gebildeten Mann; aber jeder verſtohlene Blick, den ſie auf ihn warf, kehrte mit der leidigen Botſchaft zum Herzen zurück: der iſt's nicht! nein, der iſt's nicht!

Endlich machte der ahnungsloſe Vater durch ſeine Ankunft dieſem doch etwas peinlichen tête-à-tête ein Ende. Adelheid fiel ein Stein vom Herzen; ſie ließ den Gaſt dem Vater, und wie lange auch noch Herr Mezger verweilen mochte, ſie ließ ſich nicht mehr blicken, für ihn ein recht ſchlimmes Zeichen, und er mußte ſich verabſchieden, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben.

Während Adelheid daheim ſaß in einer Wahl und Qual, als ob ſie ſeit der Erſchaffung der Welt das erſte Mädchen wäre, das in den tragiſchen Fall kommt, einen Mann nehmen zu müſſen, war Sebaſtian, in tiefe Gedanken verſunken, auf ſeinem einſamen Heimweg. Wie es gekommen, daß eine ſo zarte Angelegenheit zuerſt in die ungeſchickten Hände der Jungfer Lieſe gekommen, davon ſpäter; jetzt handelte ſich's bei ihm nur darum, ob er einen direkten Sturm auf die Feſtung wagen ſollte, die ſo wenig geneigt ſchien, ſich zu ergeben, und da zogen gar viele Gedanken für und wider durch ſeine Seele. Er gehörte nicht zu den ſtürmiſchen Naturen, und zu einem Entführen auf Leben und Sterben ſchien er vorderhand nicht geneigt. Er ſchloß all ſeine ſtreitenden Gedanken mit einem Gebete, daß Gott ihm zeigen möge, wo der rechte Weg für ihn liege, und daß er ihm dieſen Weg bahnen möge; er fand Ruhe und Frieden darin, daß er ſeine Sache in ſo gute Hände gelegt und ging getroſt nach Hauſe.

In einem kinderreichen Hauſe gibt's ſtets Arbeit für Aerzte und Schuhmacher. So wurde um dieſe Zeit unſer Doktor in ein Pfarrhaus gerufen, wo mehrere Kinder an Maſern erkrankt waren. Die bleiche Hausfrau, die demnächſt Ausſicht hatte, ihren Kinderkreis um das achte Mitglied zu vermehren, konnte ſich ſelbſt kaum aufrecht halten und ſollte noch von einem Bettchen zum andern eilen. „Sie müſſen notwendig Hilfe haben," meinte der Doktor, „die zwei Mägde genügen nicht." — „Höre, ſoll ich nicht der Adelheid ſchreiben?" fragte der Pfarrer und ſetzte zum Doktor gewendet erklärend hinzu: „Unſre Couſine, ein gar liebes, geſcheites Mädchen." — „Ach ja," rief Heinrich, „die kann ſo ſchön erzählen!" — „und ſo hübſche Puppenkleider machen!" rief das kranke Minchen. — „Ihr guter Mut thäte mir freilich wohl," ſagte die Pfarrerin, „aber ich möchte dem Vater ſein Herzblatt nicht wegnehmen." Kurz, jeder Mund pries Adelheid, und dem Doktor ward's recht wunderbar zu Mut, hier den Fingerzeig zu erhalten, um den er gebetet; denn daß dieſe vielgeliebte Adelheid die ſeinige ſei, da war kein Zweifel. Er ſprach der Pfarrerin dringend zu, um die Couſine zu bitten; es ſei höchſt nötig, und er konnte diesmal kaum erwarten, bis er nach Hauſe kam und allein ſein konnte. Noch in derſelben Nacht ging ein Brief an Adelheid und ihren Vater ab, nicht die glühende Bitte eines herzerſtürmenden Jünglings, wohl aber die ernſte, innige Frage eines Mannes.

Der Adelheid war's indes ſeltſam gegangen, wie einer Feſtung, auf den Sturm gerüſtet, die auch an die Möglichkeit einer Uebergabe denkt, die aber gänzlich unangefochten bleibt. Seit dem Beſuch des Doktors ſtand ſie jeden Morgen auf und legte ſich jeden Abend nieder mit der Frage: will ich? — Nein, ich will nicht! rief ihr Herz, aber kein Menſch fragte ſie: willſt du? Mit Herzklopfen ſah ſie den Briefträger kommen, mit einem erleichternden Seufzer ſah ſie, daß er nichts brachte als Briefe einiger Herzensfreundinnen, die über ihr Stillſchweigen



klagten; aber nachher war's doch eine gewiſſe Leere. Sie hatte in Gedanken die ſchönſten Abſagebriefe an den Doktor aufgeſetzt, voll Achtung, Bedauern und Dankbarkeit; aber es kam keine Gelegenheit, einen zu ſchreiben. Die Lieſe ließ ſich nirgends blicken. Schon glaubte ſie mit einiger Beſchämung, das Ganze ſei am Ende ein Märchen geweſen oder der arme Doktor ſei, bekümmert über ihre Sprödigkeit, bereits in Verzweiflung nach Amerika abgeſegelt: da kam eines Tags ein großer, gefährlich ausſehender Brief an den Vater. Nun war's gekommen, das war die Werbung des Doktors. Der erſtaunte Vater gab Adelheid ihren Brief, beſprach die Sache mit ihr und ließ ihr gänzlich freie Hand; ihm eilte es nicht, ſich von dem Töchterlein zu trennen. Da ſaß Adelheid in ihrem Stübchen, die Feder in der Hand und vor ſich das Poſtpapier. Der Abſagebrief, wie ſie ihn gedacht, paßte nicht mehr, des Doktors Brief war gar nicht ſo herzbrechend; aber ein Nein, motiviert oder nicht, wollte nimmermehr heraus, und doch zum Ja — da war's noch himmelweit, das war ganz undenkbar. So ließ ſie ſich denn in Kapitulationen ein, ſandte einen Brief ab mit einer ziemlich offenen Erklärung über ihren Herzenszuſtand, bat um Aufſchub, wollte ihr Herz prüfen, nähere Bekanntſchaft u. ſ. w. Eine gefährliche Sache für eine Feſtung!

Am andern Tag kam der Brief mit der Bitte des Vetter Pfarrers um Unterſtützung ſeiner Frau. In ihrer Bedrängnis war Adelheid der Ausſicht auf angeſtrengte Thätigkeit recht froh, erſtürmte die Erlaubnis des Vaters und rüſtete ſich zur Reiſe, nicht ohne gebeten zu haben, daß man ihr alle einlaufenden Briefe nach Bernheim nachſchicken ſolle.

Da Adelheid in der vaterländiſchen Geographie nicht ſtark war, wußte ſie gar nicht, daß Bernheim in der Gegend von Dachshauſen lag, und war daher höchlich erſtaunt, den Doktor, mit dem ſie in ſo gefährliche Unterhandlungen getreten war, gleich am erſten Abend im Pfarrhaus zu finden. Dieſes unerwartete Zuſammentreffen gab nun der Sache eine andre Geſtalt; aber „der Zug des Herzens, der des Schickſals Stimme“, wollte immer und immer noch nicht kommen, und ungewiſſer, unglücklicher als je, durchwachte Adelheid die nächſte Nacht am Bette der kranken Kinder, während die Mutter ruhig ſchlief wie ſeit lange nicht. Immer noch ſchien ihr dieſe neue Begebenheit ein Querſtrich durch den blumigen Pfad ihrer Phantaſiewelt. Anders, ach ſo ganz anders hätte es eben kommen ſollen!

Aber die ſtille Nacht, iſt eine gute Zeit zur Selbſtprüfung, und in dem trotzigen und verzagten Mädchenherzen ſtieg die ernſte Frage auf: Haſt du ein Recht die Wege zu wählen, die Gott dich führen ſoll? Und ſie betete ernſt und innig wie nie, Gott möge ihr ſeinen Willen klar machen, und wenn ſie ihn erkannt, ſo möge er ihr auch die Freudigkeit in ihr Herz geben, den Weg zu gehen, den er ſie führen wolle.

Friſcher und getroſter als ſeit lange, begann ſie den Morgen und ihr Tagwerk, obwohl die Kinder klagten, daß ſie nicht ſo viele und ſchöne Geſchichten erzähle wie ſonſt. Der Abend kam, und nachdem ſie den Tag über in geheimer Angſt den Doktor erwartet hatte, ward allmählich aus dem ſtillen Gedanken: er wird doch nicht kommen! der Wunſch: wenn er lieber heut käme!

Nun, er kam und blieb zum Abendeſſen, und es traf ſich wunderlich, daß das Geſpräch allmählich allein von den beiden geführt wurde. Sie ſprachen von Kindheitserinnerungen, Jugendeindrücken, von allem möglichen; es ging Schlag auf Schlag, ein Wort ins andre: es war, als ſei eine verborgene Thür aufgegangen an den zwei Herzen, aus der die innerſten Gedanken hervorkamen. Die Zeit verging, man wußte nicht wie; der Doktor mußte ſich's gefallen laſſen, im Pfarrhaus zu übernachten; den Pfarrleuten ging ein Licht auf, und die Ausſicht auf eine Brautſchaft unter ihrem Dache richtete die Pfarrfrau zuſehends auf, mehr als die beſte Arznei des Doktors. Als in dieſer Nacht Adelheid in ihr Stüblein kam, da war es hell in ihr; ſie wußte nun, was Gottes Wille ſei, und die Herzensfreudigkeit war ihr nicht ausgeblieben.

Am andern Tag war die Pfarrerin ſchon ſo gefällig und fürſorglich, den beiden Gelegenheit zu einem ruhigen Stündchen in der Laube zu geben. Da wagte der Doktor aufs neue ſeine Frage, und ſiehe da! ihm ward eine gute Antwort, und als das Pfarrpaar endlich herabkam, nach ihnen zu ſchauen, da trat ihnen ein fröhliches Brautpaar entgegen. Die Pfarrerin verjüngte ſich ſelbſt wieder an dieſem jungen Glück, auch die Kranken waren beſſer, und ſo konnte Adelheid ſich dem ihr ſo neuen und wunderbaren Gefühl, glücklich zu ſein, indem ſie glücklich machte, von ganzer Seele hingeben.

Es war Sonntagabend, alles war Friede und Freude; die zwei ſaßen in der Laube und vor ihnen lag ein Brief mit des Vaters freudigem Segen, nachdem Adelheid ihm ihr Herz geöffnet hatte; alle Wahl und Qual war vorüber, und wenn ſie nun in die treuen, tiefen Augen ihres Erwählten ſah, ſo beſann ſie ſich nicht mehr, ob er Sebaſtian oder Oskar hieß, und hatte vergeſſen, wie alle ihre Ideale ausgeſehen hatten.

„Nun wirſt du nicht mehr nach Amerika wollen?“ fragte ſie ſchmeichelnd. — „Gewiß nicht, Herz, auch dachte ich daran in Jahren nicht mehr.“ Dies verblüffte Adelheid etwas und ſchüchtern fragte ſie weiter: „Aber ſage mir: warum haſt du denn Lieſe zu deiner Vertrauten gemacht?“ — „Die Weisheitslieſe? Ja, liebes Kind, daran bin ich unſchuldig; ſie hat eigentlich mich zu ihrem Vertrauten gemacht.“ — „Wieſo?“ fragte Adelheid mit weitoffenen Augen. — „Nun, ſieh nicht bös aus! Wir ſind ja glücklich im Hafen; ich konnte freilich noch nicht wiſſen, welch Kleinod mir die Lieſe zudachte, als ſie mich nötigte, deinen Vater zu beſuchen.“

Welch ein Aufſchluß für Adelheid! Der Doktor ſah nun erſt, wie neu ihr das alles war; er konnte nicht mehr zurück, er mußte beichten. Da ergab ſich denn, daß der Doktor nimmermehr an Adelheid gedacht hatte; nichts war es geweſen mit der jahrelangen ſtillen Liebe, nichts mit dem Vorhaben, nach Amerika zu gehen: rein aus mit der Romantik! In Lieſes Kopf, nicht in des Doktors Herzen, war der Plan zu dieſer Verbindung gereift. So wenig er ſich von jeher um Lieſe bekümmert, eine ſo große Zuneigung hatte ſie ſtets zu ihm, dem einzigen Familienglied von geiſtiger Bedeutung, gefaßt und frühe den Wunſch genährt, ihn mit Dekans Adelheid, ihrem höchſten Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit, zu verbinden. Der Doktor, mißtrauiſch in eine Empfehlung aus ſolchem Munde, war nur mühſam zu bewegen geweſen, bei ſeiner ſehr ſeltenen Anweſenheit in der Vaterſtadt einen förmlichen Beſuch beim Dekan zu machen. Da er nun kurzſichtig war und Adelheid nur von weitem erblickte, ſo wußte er kaum, wie ſie ausſah, und ſtimmte nur ſo pro forma in die Lobpreiſungen der Lieſe ein. Höchlich erſtaunte er daher, als dieſe ihm eines ſchönen Morgens ſchrieb, ſie ſei Fräulein Adelheid ſo geſchickt begegnet, daß ſie nicht umhin gekonnt, dieſer ſeine Gefühle mitzuteilen; es ſei nun alles aufs ſchönſte eingeleitet, Fräulein Adelheid und der Herr Dekan erwarten täglich ſeinen Beſuch.

Welche Ueberraſchung! Der Doktor war zuerſt gar nicht geneigt, dieſen Wechſel auf ein ihm ſo unbekanntes Herz zu erheben, auch betroffen über eine ſo ſeltene Zuvorkommenheit. Doch hielt er's für der Mühe wert, zur Lieſe zu reiſen und entnahm bald ihrem Geſpräch, daß Adelheid in der Sache ſo unſchuldig ſei wie er, und noch viel unwiſſender. So wollte er nun doch hingehen. Diesmal that er ſeine Augen auf und bedurfte jetzt des Zuſpruchs der Lieſe nicht mehr, um von Herzen zu wünſchen, daß ihr Plan Wirklichkeit würde. Da war es aber das ſo zurückhaltende Benehmen Adelheids, was ihn zögern machte, bis er im Pfarrhaus zum erſtenmal gültige Bürgen für den Wert des Gutes erhielt, deſſen Beſitz er ſchon wünſchen gelernt hatte.

Ja, ſo verhielt ſich die Sache, und die arme Adelheid war um das letzte Tröpfchen Poeſie betrogen; mußte Frau Doktor Mezgerin in Dachshauſen werden und hatte nicht einmal den Troſt, daß ſie ſo lange und ſo ſtill geliebt worden ſei, daß ihr Erkorener nach Amerika gewollt um ihretwillen! Noch einmal wollte der jungfräuliche Stolz aufwallen, und ſie hätte gern ihr Herz zurückgenommen, nur um noch einmal auf Leben und Tod darum werben zu laſſen. Aber ein Herz nimmt ſich nicht ſo leicht zurück; der Stolz ging unter in dem ſüßen, demütigen weiblichen Gefühl, ſich in Liebe hinzugeben, und Adelheid hat ſich mit freudigſter Reſignation in das herbe Schickſal gefunden, das ſie auf ſo proſaiſchem Weg an das poetiſche Ziel führte, eine frohe Braut und eine glückliche Frau zu werden.

Die Weisheitslieſe nicht zu vergeſſen, ſo war dieſe freilich glückſelig, daß ihr Plan ſo herrlich gelungen war, wurde aber durch des Doktors entſchiedenen Zuſpruch vermocht, ihre Verdienſte nicht unbeſcheiden geltend zu machen. Sie begnügte ſich alljährlich mit einem vierzehntägigen Beſuch bei Doktors, währenddeſſen ſie Adelheid unter ihren vier Söhnen mit den allerweiſeſten Erziehungsratſchlägen unterſtützte.

Der Witwe Töchterlein.

„Und ſie war eine Witwe.“ Wie manchem ſtillen Geſicht ſind in wehmütigen Zügen dieſe inhaltſchweren Worte eingeſchrieben! Wie tiefe Geltung das Witwenleid hat, zeigt die Sitte faſt aller Zeiten und aller Völker, bei denen ein Funke geiſtigen Lebens ſchimmert, die Sitte, die den Witwenſtand als einen eigenen, durch die Weihe des Schmerzes geheiligten, achtet. Wie viele der ſchönſten Frauentugenden ſind nicht erſt in der Prüfungsglut des Witwenſtandes zu reinem Gold geläutert worden! Welche Schule für junge und alte Frauen könnten die Wände eines Witwenſtübchens werden, wenn ſie reden könnten von den innigen Abbitten, von den leiſen Seufzern ſühnender Reue, von den frommen Gebeten voll Liebe und Vergebung, die an ihnen verhallten! Wieviel Entſchuldigungsgründe für ſo manche oft ſchwer gerügte Fehler der Witwen: ihr zu zaghaftes Sorgen, zu ängſtliches Sparen, ihr zu häufiges Klagen, zu reizbare Empfindlichkeit liegen nicht in den kleinen Steinen und unſichtbaren Dornen, die den einſamen Pfad der Witwe erſchweren! Wie verzeihlich iſt ihre allzu nachſichtige Mutterliebe! Lacht nicht, wenn eine Witwe ein recht ordinäres Söhnchen als einen Inbegriff der Vortrefflichkeit, als den Sproß einer reichen Zukunft anſieht; wenn ſie ſelbſt über ſeine Fehler noch mit geheimem Stolz klagt, ihr Unentbehrliches opfert, um ſeine oft unnötigen Wünſche zu befriedigen; wenn kein Mädchen ihr erleſen und würdig genug ſcheint, ihren Liebling zu beglücken! Lacht nicht, und denkt, wieviel begrabene Liebe und Treue, wieviel Sühne für Verſäumniſſe, deren nur ſie ſich bewußt iſt, nun zu verſchwenderiſcher Güte wird gegen dieſes Abbild des

Verlorenen! Spottet nicht, wenn eine Witwe mit dem Munde ſich glücklich preiſt, ihr Töchterlein noch lange um ſich zu haben, während ihr Herz ſich ſehnt nach dem Augenblick, wo ſie ſie an der Seite eines guten Mannes aus dem Witwenſtübchen entlaſſen könnte, oder wenn ſie nicht müde wird, durch allerlei beſcheidene Wendungen die Tugenden dieſes Töchterleins ins Licht zu ſtellen! Spottet nicht, ſondern bedenkt, in wie roſigem Licht ihr ſelbſt das nun verſunkene Glück der Ehe erſcheint, wie ſchmerzlich ſie ſelbſt empfinden gelernt hat, was es heißt, allein und ſchutzlos zu ſein!

Eine Witwe war es denn auch, die alle Liebesfülle eines einſt ſchlecht belohnten Herzens, alle noch übrige Kraft eines durch langes klageloſes Leid geknickten Geiſtes auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendete. In Anna hoffte ſie all die Blüten aufgehen zu ſehen, die ihr ſelbſt in der Knoſpe gewelkt waren; in ihrer Zukunft wollte ſie das Glück finden, das ſie ſelbſt nur in Jugendträumen genoſſen hatte. Nie iſt ein Pflänzchen zärtlicher gepflegt, ſorgſamer von Unkraut gereinigt, liebevoller an Licht und Luft getragen worden, als dieſes ſchwarzäugige Annchen. Auch war der Mutter Pflege nicht vergeblich: ein ſo unruhiges und vorlautes Kind das Annchen war, ein ſo hübſches, geſcheites und anſtelliges Mädchen wurde die Anna. Es war der Mutter gar nicht übel zu nehmen, wenn ſie mit ſtillem Entzücken ihr rühriges Walten ſah, ihren munteren Einfällen lauſchte, und wenn ſie bei ſich dachte, der ſei unter einem glücklichen Stern geboren, der einmal dieſes Kleinod davontrage.

Aber das Kleinod war nicht in Gold gefaßt, nicht einmal in Silber, und die Welt wird ſo reell: die Männer ſind ſo zartfühlend und rückſichtsvoll: ehe ſie ein edles Weſen der Möglichkeit ausſetzen, einſt im Alter darben zu müſſen, heiraten ſie lieber gar nicht oder eben eine Reiche. So ſchaute denn mancher gern in die hellen ſchwarzen Augen Annas; aber einer um den andern ging an der Witwe Thür vorüber, den ſtattlichen Portalen reicher Häuſer zu. Das Myrtenbäumchen, das ſeit Annas ſechzehntem Geburtstag ihr Fenſter ſchmückte und das die Mutter ganz heimlicherweiſe viel ſorgſamer pflegte als das Töchterlein, grünte und ſproßte; Anna hatte ſchon manchen Zweig davon zum Brautkranz einer Freundin geſchnitten, aber blühen wollte es nicht. Die Mutter war zu feinfühlend und zu ſtolz, um irgendwelche der geſchickten Veranſtaltungen zu treffen, durch welche gewandte Mütter blöde junge Leute mit ſanfter Gewalt ihrem Glück entgegenführen. So ergab ſie ſich allmählich darein, ihr Röslein ungepflückt daheim verblühen zu ſehen, und tröſtete ſich mit dem Gedanken, wenn ihr nun auch das Glück verſagt bleibe, das ſie für ſie geträumt, ſo werde ſie doch mit den Dornen verſchont bleiben, die ihr ſelbſt ſo bald aus den Knoſpen des bräutlichen Glücks erwachſen waren, und ſie lernte ohne Sorgen und Fragen ihres Kindes Zukunft in die Hand legen, welche die Vögel unter dem Himmel verſorgt.

Anna war ein Mädchen, ein echtes und ein ſtolzes Mädchen, und alle ſolche Pläne, Wünſche und Hoffnungen lagen bei ihr noch viel, viel tiefer im Grund ihres Herzens. Wenn ſie auch da und dort ein leiſes Gefühl von Kränkung und Zurückſetzung nicht unterdrücken konnte, ſo trug ſie doch ihr Mädchenſtolz und guter Jugendmut darüber weg. Es gibt ſehr ſtille Erlebniſſe, ſo ſtill, daß zwei Menſchen, die aufs innigſte vereint ſind, ſie zuſammen erfahren, zuſammen tragen und zuſammen überwinden können, ohne daß ein Wort darüber auf ihre Lippen tritt. Erlebniſſe dieſer Art waren vielleicht auch ſchon an Mutter und Tochter vorübergegangen; Anna hatte ſich in ihren ſtillen Thränen die Augen hell gewaſchen und ſah die Mutter friſch und freundlich an; auch fehlte ihr's zu keiner Zeit an munteren Einfällen und witzigen Ausfällen; es ſind nicht immer dornenloſe Roſen, die der Thränentau befeuchtet.

Es gibt ein Alter, wo man eine wahre Paſſion hat zu reſignieren, wo Ergebung und Entſagung die großen Schlagwörter ſind; unſre ganze große Litteratur hat dieſe Krankheit durchgemacht, da iſt ſie an einem einzelnen Menſchenkind gar nicht verwunderlich. Solche jungen Entſagungen gemahnen mich an jenes Trauerſpiel, wo im dritten Akt alle Perſonen erſchlagen ſind und in den zwei letzten nur noch ihre Geiſter ſpielen ſollen. Anna war dreiundzwanzig Jahre alt und ganz und gar reſigniert, ergeben in den Gedanken, der Mutter Stütze zu ſein bis an ihren Tod, rein fertig und abgefunden mit allen Jugendhoffnungen und Wünſchen, und kam ſich ſo ruhig vor wie gefrorenes Waſſer.

Aber langweilig ſchien's Anna doch manchmal, gewaltig langweilig, ſie konnte nichts dafür; wenn ſo ein Tag um den andern aufmarſchierte und wieder abzog und jeder aufs Haar ſeinem Vorgänger glich; wenn ſie alle Morgen Punkt ſieben Uhr mit der Mutter am Nähtiſch ſaß und ihre Augen, ſo oft ſie ſie erhob, auf nichts fielen als auf die Inſchrift an der Tafel des Nachbarhauſes: „Seifen- und Lichterverkauf von J. J. Schnazkobel“, falls ſie nicht etwa ein Stockwerk höher ſchaute, wo ein gemalter Stiefel und ein grasgrüner Schuh die Werkſtätte eines Schuhmachers bezeichneten; wenn ſie Tag für Tag nach Tiſch einen Spaziergang mit der Mutter machte, einmal zum oberen Thor hinaus durch die Krautäcker, das andre Mal durch das untere über die Gemeindewieſe. Freilich wurde dieſe Einförmigkeit hie und da durch eine Viſite oder eine Landpartie unterbrochen; auch fand alljährlich ein Faſtnachtsball ſtatt, auf dem ſich fünf Muſikanten, ſieben Tänzer und fünfzehn tanzluſtige Damen einfanden, und Anna konnte accurat ausrechnen, welcher der ſieben ſie nach einigen unfreiwilligen Sitzungen zum Tanze führen werde. Aber das waren doch nur magere Freudenblümchen für ein junges, lebenswarmes Herz. Einmal, nur einmal, meinte ſie, ſollte doch auch etwas Beſonderes geſchehen.

Nun ja, einmal kam denn auch der Poſtbote und brachte einen Brief vom Herrn Onkel Schneck; das war doch ſo eine Art von Begebenheit. Der Herr Onkel war eigentlich ein Stiefonkel von Anna; er und ſeine Frau hatten, da ſie kinderlos waren, nach dem frühen Tode von Annas Vater der Witwe das großmütige Anerbieten gemacht, die Kleine zu ſich zu nehmen. Daß die Witwe ſich dazu nicht entſchließen konnte und lieber ihr ſchmales Brot mit dem Kinde teilen wollte, das hatten ſie ihr ſchwer verübelt und ſeither den Verkehr faſt ganz abgebrochen. Jetzt aber war der Onkel übel von der Gicht geplagt und die Tante hatte ſich den Fuß verſtaucht, ſo daß ſie für Wochen ans Bett gebannt war und ihrer Magd die Schlüſſel laſſen mußte. Da erinnerten ſie ſich denn gnädigſt der Nichte und baten die Mutter, ſie auf einige Wochen zur Hilfe zu ſenden; „viel ſei freilich nicht geholfen mit ſo jungen Mädchen, aber es ſei dann doch eine eigene Perſon“.

Die Mutter, welche die Herrlichkeit in Onkel Schnecks Hauſe wohl kannte, und der es ſo ſchwer wurde, ſich von ihrem Kleinod zu trennen, hatte wenig Luſt, der Einladung Folge zu leiſten. Anna aber bewies ihr eifrigſt, wie empfindlich die Leute über eine abſchlägige Antwort ſein würden, und wie nützlich es für ſie wäre, ſich auch in einer andern Haushaltung umzuſehen. Diesmal täuſchte ſich die gute Mutter ein wenig, wenn ſie dieſe Bereitwilligkeit für lauteren Edelmut und Lerneifer hielt. Sie nahm es faſt übel, daß Anna die Trennung nicht ſchwerer wurde und daß ſie mit ſo glänzenden Augen in die Welt hinausfuhr in dem beſcheidenen Einſpänner, der ſie auf die nächſte Poſtſtation bringen ſollte, die reſignierte, kühle Anna! Wie kurz war ihr der lange Weg durch dieſe neue Welt! Mit wie hübſchen Bildern malte ſie ſich die neuen Verhältniſſe aus, und wie kläglich wurde ſie getäuſcht!

Der erſte Eindruck, Onkel Schneck in ſeiner Zipfelmütze und einem Schlafrock, der ein wahres Kaleidoſkop von verſchiedenen Flecken war, und die Tante in kattunener Nachtjacke und ſtahlgrünem Rock, hatte noch etwas von einem niederländiſchen Stillleben; aber es ward gar bald laut und der Reiz der Neuheit verflog außerordentlich ſchnell.

Gern hätte ſich Anna in das Amt einer barmherzigen Schweſter gefunden, des Onkels Fontanelle und der Tante Fuß verbunden; gern dem Harthörigen die Zeitung vorgeſchrieen und daneben Küche und Keller beſorgt, wenn nicht ein Geiſt zänkiſchen Unfriedens, erbärmlicher Klatſcherei, ruheloſen Mißtrauens und fabelhaften Geizes im Hauſe gewaltet hätte, der alles verſäuerte. Es war eben nicht ſo ſchlimm gemeint, aber es konnte doch keiner Seele wohl werden in dieſer Atmoſphäre, und recht ſehnſüchtig verlangte Anna zurück an der Mutter Arbeitstiſch, wo ihr Myrtenbäumchen vor dem Fenſter ſtand und Luft und Sonne herein durften, wenn ſie in der dumpfen, nie gelüfteten Stube die wenig anziehenden Strümpfe der Tante flicken mußte. Wie viel lieber hätte ſie des Herrn Schnazkobels zierlich gemalte Seifenpyramide geſehen, als auf der Tante Befehl aufgelauert, ob die Nachbarin wieder Kaffee mache, wenn ihr Mann fort war! Welch ein Vergnügen ſchien ihr jetzt der Spaziergang durch die Krautäcker an der Mutter Seite, hier, wo ſie nicht weiter kam, als in den ſchmutzigen Hof, um die Hühnerneſter auszunehmen! Und vollends die traulichen Leſeabende mit der Mutter, während ſie jetzt jeden Abend mit dem Onkel Brett ſpielen und wohl aufpaſſen mußte, um nicht dumm zu ſpielen und doch zu verlieren! Sie kam ſich oft vor, wie auf eine wüſte Inſel verbannt, und fürchtete, ihr Lebtag nicht mehr von da wegzukommen. Ihr einziger Troſt war Frau Fiſcher, eine freundliche, junge Frau, ehemalige Hausgenoſſin der Tante, bei welcher ſie wohlgelitten war und auch manchmal einſprach. Aber dieſe wurde Wöchnerin und ſo war's aus mit den Beſuchen.

Mit dem Fuß der Tante ward es nach drei langen Wochen beſſer und Anna ſah ihrer Erlöſung entgegen. Zunächſt ſollte nun eine große Wäſche angeſtellt werden, bei der man ſie noch verwenden wollte, und dieſes daheim ſonſt gefürchtete Ereignis war ihr eine wahre Freude, da es doch einigen Wechſel in das trübſelige Einerlei brachte.

Zwar weckte die Tante Anna ſchon morgens um drei Uhr, aus Angſt, die Wäſcherinnen möchten allerlei Unterſchleif treiben; zwar lief dieſelbige Tante den ganzen Tag mit ungeheuren Salbandſchuhen in ſchlimmſter Laune im Haus herum und folgte Anna auf jedem Schritt und Tritt; zwar ſteigerte ſich dieſe üble Laune zu einer wahrhaft gefährlichen Höhe, als am zweiten Tag Regenwetter drohte; aber das ging vorüber, die Sonne drang ſiegreich durch und Anna bekam den erfreulichen Befehl, auf dem

Raſen vor dem Stadtthor die Wäſche aufzuhängen, wozu ſie ſich fröhlichen Herzens anſchickte.

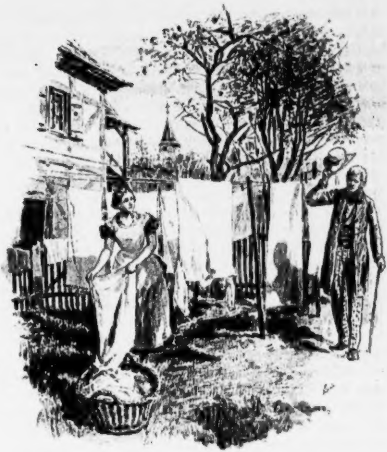
Die dem weiblichen Geſchlecht zugewieſenen Arbeiten ſind, abgeſehen von Nutzen und Notwendigkeit, gar nicht ſo läſtig und nicht ſo verflachend, wie die emanzipierte Frauenwelt ſie darſtellt, und wer ſie um irgend eines Zweckes willen gänzlich aufgeben wollte oder müßte, würde einen weſentlichen Reiz des weiblichen Lebens verlieren. Es läßt ſich ſo lieblich träumen, ſo behaglich plaudern beim Näh- oder Strickzeug; ſo liebe Gedanken laſſen ſich in eine zierliche Arbeit verweben, die zu einem Geſchenk beſtimmt iſt, und die echte Luſt des Schaffens liegt darin, ein gutes Gericht zu bereiten und ſeiner wohlgefälligen Aufnahme bei Tiſche ſich zu erfreuen. Unter die angenehmſten dieſer Geſchäfte gehört denn auch das Trocknen des Leinenzeugs, ſei es nun auf einem Dachboden, deſſen geheimnisvollen Reiz Juſtinus Kerner ſo anmutig beſchreibt, oder im Freien, wo es die liebe Sonne gar nicht übelnimmt, daß man ſie zu proſaiſchen Zwecken benützt; wo die friſchen kühlen Lüfte gern in des Menſchen Dienſt treten und einen luſtigen Tanz mit den weißen Flaggen beginnen.

Wie ein Vogel aus dem Käfig flog Anna ins Freie, ſog in vollen Zügen die friſche Frühlingsluft ein, ſchickte Magd und Wäſcherin heim und machte ſich mit rüſtigem Mute an ihr Tagwerk. All ihre Lieder, die ſchon lange verſtummt waren, kamen ihr wieder zu Sinn, und während ſie die vielfach geflickten Tiſch- und Leintücher der Tante als Gardinen um ſich zog, ſang ſie mit heller Stimme: „Mein Herz iſt im Hochland!“

„Nun, wo ſingt man denn?“ fragte auf einmal eine ſonore, etwas ausländiſch klingende männliche Stimme, und aufblickend ſah Anna ein landfremdes Geſicht über die volle Leine hereinſchauen. Errötend, erſtaunt, befangen ſchlüpfte ſie durch die Wäſche hervor und ſtand vor einer ſchlanken, hochgewachſenen Männergeſtalt, blondhaarig und blauäugig, ſo kraftvoll und männlich ſchön, wie ſie einmal auf einem Bilde den blondlockigen Gott Odin geſehen hatte.

„Mein liebes Fräulein,“ ſagte der Fremde nun etwas ſchüchtern mit fremdlautendem Accent, „können Sie mir nicht ſagen, ob ich da auf dem Weg zur Stadt bin und wo der Kaufmann Fiſcher wohnt?“ Anna ſchüttelte die Waſchklammern aus der Schürze und begleitete den Fremden ein paar Schritte, ſo weit es nötig war, um ihm den Weg zu zeigen. Der Fremde ſprach nicht mehr, ſchien aber die hübſche Schaffnerin recht mit Intereſſe zu betrachten, und nachdem er mit höflichem Gruße von ihr geſchieden war, traf ſich's ſeltſam, daß juſt ſo oft Anna beim Rückkehren den Kopf drehte, ſie allemal gerade ſeinem Blick begegnen mußte, ſo daß ſie ſich zuletzt eiligſt hinter ihre Waſchgardinen zurückzog. Geſungen hat ſie aber an dem Tage nicht mehr.

Das war nun etwas anderes! und gar zu gern hätte ſie Näheres über die wunderſame Erſcheinung gewußt, die ihr mehr Denkſtoff gab, als in der Zollerſchen Handfibel enthalten iſt; mit der Tante hätte ſie um keinen Preis davon ſprechen mögen. Aber der große Bügeltag kam und die Büglerin, die ſtets die eine Hälfte des Tags dazu verwendete, Neuigkeiten auszukramen, und die andre, wieder neue einzuſammeln, erzählte mit großer Wichtigkeit, daß nun bald bei Fiſchers Taufe ſei und daß ein landfremder Vetter der Frau aus Preußen oder England dazu gekommen, der zu Gevatter ſtehen werde. „Behüte!“ rief die Tante, welche die Fiſcherſchen Familienverhältniſſe aufs genaueſte kannte, „das iſt der Sohn einer Mutterſchweſter der Fiſcherin, die in jungen Jahren einen Kaufmann in Schweden oder ſonſt ſo geheiratet hat; es hat ſchon lang eines von ihnen kommen wollen, aber der Fiſcher hat geſchrieben, ſie ſollen noch ein wenig warten. So, ſo, der iſt gekommen? Ja, man hört doch auch gar nichts, wenn man eine Wäſche hat.“ Die Erörterungen über die Anzahl der Biskuittorten und Butterkuchen, die wahrſcheinlich zur Taufe gebacken würden, wurden durch Herrn Fiſchers Erſcheinung ſelbſt unterbrochen, der in Frack und Glacéhandſchuhen erſchien, um die Tante als Patin, den Herrn Schneck nebſt Fräulein Anna als Privatgäſte auf folgenden Sonntag



zur Tauſe zu laden. Der gute Herr Fiſcher hätte dieſen Gang gewiß viel lieber gethan, wenn er hätte ahnen können, in welch freudige Bewegung er durch ſeine Einladung Annas reſigniertes Herz verſetzte.

Nun war ſie nicht mehr auf einer wüſten Inſel! Trällernd und ſingend ging ſie ihren Arbeiten nach, pflegte den Onkel und beſorgte die Tante ſo pünktlich und treulich, damit ſie doch ja gewiß am Tauſtag ausgehen könnten. Als der Sonntagmorgen ſelbſt erſchien, fand ſie das Wetter prächtig, und als ſich der Himmel verdüſterte, ſchien ihr's erſt recht angenehm zum Ausgehen. Sie legte den Staat für Onkel und Tante zurecht, flog Treppen auf und ab, räumte auf und rüſtete, daß nirgends ein Hindernis im Wege ſtehe; es war, als ob ſie zehn Hände hätte; der Onkel ſelbſt ſah ihr wohlgefällig zu und die Tante meinte mürriſch, es werde nicht ſo preſſieren. Daß ſie ſich dergeſtalt rühre und rege und freue wegen einer landfremden Mannsperſon, die ſie kaum drei Minuten geſehen, davon wußte natürlich Anna ſelbſt kein Sterbenswort und hätte es hoch übelgenommen, wenn ihr jemand das zugetraut hätte; ſie lebte nur glückſelig in den Tag hinein.

Ein rechtes Glück war's, daß die Mutter Anna doch ihren einzigen Staat, das ſchwarzſeidene Kleid, mitgegeben hatte. Sonſt ſtand ihr nicht viel zu Gebot, um elegante Toilette zu machen; aber mit ihrem ſamtglatten geſcheitelten Haar, dem kleidſamen ſchwarzen Anzug und der lichten Pelerine mit einer roſenroten Schleife nahm ſie ſich wirklich recht hübſch aus, wenn ſie auch zur Roſe zu blaß und zur Lilie zu brünett war.

Mit faſt hörbarem Herzklopfen trat ſie hinter Onkel und Tante ins Fiſcherſche Haus, wo die Elemente des Feſtes noch in ziemlich geſtaltloſem Chaos umherſtanden und -lagen. Frau Fiſcher, ſchon ziemlich erholt, bewegte ſich in einem gar nicht eleganten Morgenrock, Schokolade ſervierend, wobei ſie Herr Fiſcher unterſtützte und ſich etwas ungeſchickt zeigte. Im Nebenzimmer beſorgte die Wärterin die Toilette des Täuflings unter höchſt unziemlichem Geſchrei desſelben. Der Fremde, der, wie ſich ſpäter ergab, ein Norweger, Sohn eines Kaufmanns in Bergen und Geiſtlicher war, erſchien erſt, als der ſchon geordnete Zug ſich zur Kirche bewegte, und begrüßte mit Erſtaunen ſeine Wegweiſerin, die er auch in ihrer vorteilhaften Umgeſtaltung ſogleich erkannte.

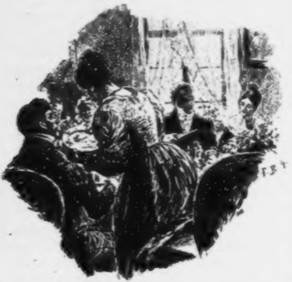
Still wallte der kleine Zug in die Kirche; neben dem vergilbten Antlitz der Tante ſtand die männlich ſchöne Geſtalt des Norwegers, fromm und andächtig wie eine der Rittergeſtalten auf alten Kirchenbildern, mit dem Kindlein auf den Armen.

Der feierliche Hauch der heiligen Handlung verwandelte auch Annas auf und ab wogende Gedanken in ſtille Gebete und ſelige Ahnungen. Das Kindlein wurde Chriſtian getauft, weil die Tante Chriſtiane hieß; Knud, der Name des Paten, war dem Vater gar zu heidniſch vorgekommen.

Daheim hatte ſich indes das Chaos gelichtet; die Wöchnerin lag nun in ſchneeweißem Ornat hinter den Gardinen und empfing mit Freudenthränen ihr geſegnetes Kindlein. Die Tafel war zierlich geordnet, ſogar mit Blumenvaſen geſchmückt. Es traf ſich ganz von ſelbſt, daß der Norweger neben Anna zu ſitzen kam, und die zwei hatten keine Langeweile. Wie von friſcher reiner Bergluft fühlte Anna ſich angeweht von der lebendigen geſunden Seele, die aus des Norwegers einfachen Worten ſprach; ein ganz andres, tiefes Verſtändnis über den Sinn des Lebens ging ihr auf, als er ihr von einer ſeiner Schweſtern erzählte, die als Pfarrfrau in tiefſter Einſamkeit reich und glücklich in ihrem häuslichen Frieden und frommen Wohlthun lebte, und ſie ſchämte ſich, wenn ſie bedachte, wie manchmal ſie den Wert und Reiz ihrer Jugend in dem geſucht hatte, was man Jugendfreuden nennt, ſo wenig ſie auch je davon befriedigt worden war. – Das iſt Leben! rief's in ihrer tiefſten Seele, und der Nachmittag an der Seite des Norwegers ſchien ihr wie eine Stunde im Vorhof des Himmels. So war ſie wie aus den Wolken gefallen, als Onkel und Tante zum Aufbruch trieben; Widerſpruch hätte nichts geholfen, ſie war auch viel zu glücklich dazu, und der Norweger begleitete ſie ja heim!

Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den Abend nicht vor dem Morgen. Als Anna am andern Morgen leichten Trittes, ein Liedchen ſummend, die Treppe herabkam, brachte man ihr einen Brief von daheim, nicht von der Mutter, ſondern von dem Doktor, ihrem Hausarzt und Hausfreund, der ihr ſchrieb, daß ihre Mutter erkrankt ſei, und ſie zu ſchleuniger Rückkehr aufforderte. Das war ein kalter Guß auf das junge Freudenlicht! „Eine Mutter hat man einmal nur.“ Unter heißen Thränen packte Anna ihre Sachen und nahm Abſchied von Onkel und Tante, deren lederne Herzen durch dieſes lebensvolle Element in der That etwas geſchmeidiger geworden waren, und die ſie mit aufrichtigem Bedauern ſcheiden ſahen. Erſt als Anna am Fiſcherſchen Hauſe vorüberfuhr, kam ihr der Norweger und ihre kurze Seligkeit zu Sinne und machte ihr das Herz noch ſchwerer.

Die Mutter traf ſie recht krank, doch nicht ſo hoffnungslos, wie ihre Aengſtlichkeit ſich vorgeſtellt hatte. Nach langen ſorgenvollen Tagen und bang durchwachten Nächten kam es beſſer, und endlich konnte ſie Anna mit Freudenthränen wieder auf den einſt ſo verſchmähten Spaziergang durchs Wieſenthal führen und das Leben kam ins alte Geleiſe.



Der Aufenthalt beim Onkel und der Lichtpunkt desſelben, das Fiſcherſche Tauffeſt, waren natürlich häufiger Gegenſtand der Geſpräche von Mutter und Tochter. Welche Bedeutung der nordiſche Gaſt für das Herz der Tochter gewonnen, davon war nie die Rede; aber es müßte ein blödes Mutterauge ſein, das nicht zwiſchen den Zeilen leſen könnte.

Anna hatte, ſobald es der Mutter Befinden erlaubte, pflichtſchuldigſt an Onkel und Tante geſchrieben, am Schluß eine Empfehlung an Frau Fiſcher beigefügt und die beiläufige Bemerkung eingeſchoben, der fremde Gaſt werde wohl abgereiſt ſein. Auch hatte der Onkel wieder geſchrieben (die Tante war des Schreibens unerfahren), hatte Anna zum Präſent für ihre Bemühungen ein hübſches Kleid geſchickt und ſich nach dem Befinden der Frau Schwägerin erkundigt, vom Norweger aber kam kein Wort; das war vergeſſen worden, da die Tante, die nicht viel aufs Sammeln der Korreſpondenzen hielt, mit Annas Brief alsbald ein widerſpenſtiges Feuer angezündet hatte.

So blieb es ſtill vom Norweger, und ſtill ward's in Annas Herzen; mit dem Reſignieren ſollte es nun Ernſt werden. Anna verlangte nach nichts Neuem mehr: ſie hatte genug an ihrer Gedankenwelt, und vergeblich wollte ſie den Norweger nicht gekannt haben; er hatte ein Licht in ihr angezündet, das nicht erlöſchen ſollte wie das Flämmchen ihrer Hoffnungen; wenn ſie ihn auch nie wieder ſah, ſo wollte ſie ſeiner doch wert werden.

Bald ein Jahr war vergangen ſeit jener Reiſe zum Onkel Schneck, da fand in der Reſidenz eine große Einzugsfeierlichkeit ſtatt. Der freundliche Doktor lud Anna, deren abnehmende Munterkeit er ſchon lange bemerkt hatte, ein, mit ihm hinzugehen. Anna hatte wenig Luſt, nur der Mutter dringendes Zureden bewog ſie dazu. Nun, da war's eben wie bei all ſolchen Herrlichkeiten: bekränzte Häuſer, Soldatenſpaliere, überfüllte Gaſthöfe, ein gräßliches Gedränge, das ein rechtes Drangſal wäre, wenn nicht ein warmer Hauch wirklicher Feſtfreude, lebendigen Anteils erquicklich durch alles wehte, und wenn nicht nachher jeder behauptete, alles am beſten geſehen zu haben.

Anna hatte ſich auf eine Hausſtreppe retiriert, wo ſie hoffen konnte, zwiſchen zwei Soldatenmützen hindurch den Zug zu ſehen; da rief eine helle Stimme: „Ei, ſind Sie's, Fräulein Anna?“ — „Nein, ich bin's nicht,“ ſagte Anna, ärgerlich über die Störung. — „Ei, freilich ſind Sie's!“ rief wieder eine freundliche Frau. Jetzt erkannte ſie Anna und grüßte ſie und machte ihr Platz und vergaß Feſt- und Hofwagen über der angelegentlichen Unterhaltung mit ihr: es war ja Frau Fiſcher! „Denken

Sie nur, der Herr Onkel haben einen ganz erträglichen Sommer, die Frau Gevatterin ſind aber immer recht übel auf und haben jetzt eine Hausjungfer, und der Chriſtian, bei deſſen Taufe Sie waren, ſteht ſchon auf die Füße und hat vier Zähne, kann auch ſchon Papa ſagen.“ Anna verwunderte ſich gehörig, hätte aber gar gerne noch mehr gewußt; Frau Fiſcher war jedoch nicht geſonnen, den Anblick des herannahenden Wagenzugs zu verſäumen; aber ſie beſtellte Anna nachher in einen Kaufladen, wo ſie Beſorgungen zu machen hatte.

Da konnte ſie ſich recht nach Herzensluſt mit der Frau ausplaudern, und endlich kam auch das erſehnte Thema. „Ja, Fräulein Anna, ich habe erſt in den letzten Tagen an Sie gedacht. Der Knud aus Norwegen, wiſſen Sie, der Vetter, der damals auch bei meines Chriſtians Taufe war —“ — Ja, ja, Anna wußte. — „Warten Sie, ich habe vielleicht den Brief noch bei mir — er ſchreibt ſo ſchöne Briefe; er iſt vielleicht in meiner Kleidertaſche.“ Richtig, da war er, und mit einigem Buchſtabieren las Frau Fiſcher Anna vor: „Wißt ihr denn gar nichts mehr von meiner liebenswürdigen Tiſchnachbarin? Iſt ſie wieder bei ihrer Mutter? Iſt ſie noch bei ihrer Mutter? Nie werde ich den frohen Tag vergeſſen, den ich an ihrer Seite verlebt.“ — „Ich auch nicht!“ rief Anna mit glühenden Wangen; und ſo aus ihrem innerſten Herzen kam das Wort, daß Frau Fiſcher ſie erſtaunt anſah und das verratene Mädchen alle Diplomatie aufbot, um mit kühlen Redensarten den Eindruck dieſer Worte zu ſchwächen.

So viel hatte aber Frau Fiſcher ſich, ſcheint es, doch gemerkt, daß ſie ein geneigtes Ohr finden würde, wenn ſie Anna noch ein Weiteres vom Vetter Knud und ſeinen Vorzügen erzählte, wie er die Handlung ſeines wohlhabenden Vaters hätte übernehmen ſollen, aber aus innerem Herzenszug Pfarrer geworden; wie es gekommen, daß ſeine Mutter, ihre Tante, ſich ſo weit weg verheiratet u. ſ. w. Anna hätte ihr zugehört bis Mitternacht, und viel zu früh kam ihr der Doktor, der ſie abrief. „Ich ſchreibe dem Knud bald einmal, darf ich einen Gruß von Ihnen beifügen?“ fragte leiſe in ſchalkhaftem Tone Frau Fiſcher beim Abſchied. — „Eine Empfehlung,“ ſtotterte Anna in großer Verlegenheit, machte ſich aber nachher ſelbſt Komplimente über ihr kluges, zurückhaltendes Benehmen. Verliebte Herzen ſind wie der Vogel Strauß, der den Kopf in einen Buſch ſteckt und dann meint, man ſehe ihn nicht.

In tiefen Gedanken fuhr Anna durch die ſternhelle Nacht mit ihrem alten Freunde heim. Wie viel hatte ſie nun der Mutter zu ſagen! Die Mutter wußte aber auch eine Neuigkeit: „Weißt du, Anna, daß dein Myrtenbäumchen Knoſpen hat?“ — „Hat es Knoſpen?“ rief Anna fröhlich und verſteckte ihr glühendes Geſicht an der Mutter Bruſt. In dieſer Nacht hatten Mutter und Tochter ſo viel zu beſprechen, daß der Morgen dämmerte, bis ſie zum Schlummern kamen.

Ja, die Myrte knoſpete und mit ſtiller Freude belauſchte die Mutter ihr Entfalten. Noch ehe die Blüten aufgegangen waren, ſaß an einem ſonnenhellen Morgen Anna an ihrem Fenſter, hielt in zitternder Hand einen Brief, las ihn mit glühenden Wangen und gab ihn der Mutter und eilte in ihr Stübchen und kniete nieder und drückte ihre überſtrömenden Augen in die gefalteten Hände. Was dieſer Brief enthielt und was ihre Antwort war, das wird nicht ſchwer zu erraten ſein: es war eine neue Variation auf das alte, ewig ſchöne Thema, das in tauſend jungen Herzen wiedergeklungen hat und wiederklingen wird.

Der Norweger hatte ſie nicht vergeſſen gehabt, und doch hätte er vielleicht nicht verſucht, die flüchtige Erſcheinung, ſo oft ſie auch wieder vor ſeine Seele trat, feſtzuhalten fürs Leben, wenn nicht die freundliche Couſine ihm einen ſo lieblichen Bericht von ihrem Zuſammentreffen mit Anna geſendet hätte, durch den ihm erſt ſo recht klar wurde, wie lieb ihm das deutſche Mädchen ſei. Da ſaßen nun die Witwe und ihre Tochter im alten Stübchen, das jetzt für Anna ein ſo ganz andres war. Und Anna ſah die Mutter an mit glückſeligen Augen, und die Mutter lächelte unter Thränen und ſaugte den Freudeſtrahl aus der Tochter Blicken ein, um ſich zu ſtärken gegen den Gedanken an die Trennung.

Anna vergaß, daß ſie einſt ſo reſigniert geweſen; was Ergebung, was ein ſeliges Selbſtvergeſſen iſt, das weiß nur ein Mutterherz. Und der Norweger iſt gekommen und hat ſein glückliches Bräutchen heimgeführt. Seine warme Liebe hat ſie vergeſſen gemacht, daß ſie den ſonnenhellen Neckarſtrand mit dem kalten Norden vertauſcht. Der Zug des Herzens, der ſchon ſo manche junge Seele irre geführt, hat hier ſich als eine gütige Schickſalsſtimme bewieſen.

Im gleichen Verlage ſind von Frau **Ottilie Wildermuth** folgende Jugendſchriften erſchienen:

Die alte Freundin.

Eine Sammlung nachgelaſſener Erzählungen

(das letzte Vermächtnis der berühmten Jugendſchriftſtellerin an die deutſche Jugend).

Mit ſechs Farbdruckbildern von Theodor Schütz.

Zweite Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Hinauf und hinab. — Der kleine John. — Es ging ein Engel durch das Haus. — Des Herrn Pfarrers Kuh. — Das Oſterlied. — Die Kinder der Heide. — Auf Schloß Solingen.

Aus Nord und Süd.

Erzählungen, der deutſchen Jugend geboten.

Mit ſechs Farbdruckbildern von Theodor Schütz.

Vierte Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Sammelt die Broſamen! — Die erſte Seefahrt. — Vom armen Unſern. — Der rote Hof. — Schwarze Treue.

Aus Schloß und Hütte.

Erzählungen für die Jugend (von 8 bis 12 Jahren).

Mit ſechs Farbdruckbildern von Eugen Klimſch.

Achte Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Bärbeles Weihnachten. — Kann ſein, 's iſt auch ſo recht. — Balthaſars Apfelbäume. — Das Bäumlein im Walde. — Krieg und Frieden. — Zwei Märchen: Vom Hirſchlein mit den Goldhörnern. Das Puppenland. — Brüderchen und Schweſterchen. — Emmas Pilgerfahrt. — Die Waiſen im Jahre 1824 oder Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten.

Kindergruß.

Erzählungen für die Jugend (von 8 bis 12 Jahren).

Mit ſechs Farbdruckbildern von Georg Jahn.

Achte Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Die drei Chriſtbäume. — Klärchens Geneſung. — Der Spiegel der Zwerglein. — Die Nachbarskinder. — Das braune Lenchen. — Der Kinder Gebet. — Die drei Schweſtern im Walde. — Die Ferien auf Schloß Bärenburg.

Vorrätig in den meiſten Buchhandlungen.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für Freiſtunden.

Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren).

Mit ſechs Farbdruckbildern von Eugen Klimſch.

Sechste Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Heb' auf, was Gott dir vor die Thüre legt. — Des Königs Patenkind. — Eliſabeth. — Nach Regen Sonnenſchein. — Eine ſeltſame Schule. — Unſre alte Marie. — Der Einſiedler im Walde. — Der Sandbub' oder Wer hat's am beſten?

Von Berg und Thal.

Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren).

Mit ſechs Farbdruckbildern von Theodor Schüz.

Siebente Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Das Feenthal. — Eine Königin. — Cherubino und Zephirine. — Frau Luna. — Das Steinkreuz. — Der Peterli von Emmenthal.

Jugendgabe.

Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren).

Mit ſechs Farbdruckbildern von Theodor Schüz.

Sechste Auflage. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 4.50.

Inhalt: Spätes Glück. — Der kluge Bruno. — Eine alte Schuld. — Kordulas erſte Reiſe. — Die wunderbare Höhle. — Ein einſam Kind. — Drei Schulkameraden.

Ottilie Wildermuths Leben.

Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zuſammengeſtellt und ergänzt
von ihren Töchtern
Agnes Willms und **Adelheid Wildermuth.**

Eleg. broſchiert M. 5.—, eleg. gebunden M. 6.—

Ottilie Wildermuths Leben, das ſie ſelbſt bis zu ihrer Verlobung erzählt, tritt hier dem Leſer in klaren und freundlichen Zügen entgegen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne einen Gewinn fürs eigene innere Leben aus ihm gezogen zu haben.

Vorrätig in den meiſten Buchhandlungen.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Zweiter Band:

Bilder und Geſchichten aus Schwaben.

Zweiter Teil.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Bilder und Geſchichten

aus

Schwaben.

Von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASS
DONAUW

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Inhalt.

Geſtalten aus der Alltagswelt.

Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit 3
  Jugendliebe 4
  Hochzeit und Eheſtand 12
  Abwege 18
  Kriegszeiten 22
  Witwenſtand und Tod 32
Aus dem Leben einer Hausfrau der neuen Zeit 39
Zwei Tauſendkünſtler 63
  1. Der Dalter 63
  2. Der Beindrechsler 68
Die ſtillen Schweſtern 76
Die Jammerbaſe 87
Drei Brüder 109
Ein Mädchenleben 128

Lebenswege, krumme und gerade.

Die Frau des Miſſionärs 159
Schwarz auf Weiß 167
Eine Woche aus dem Leben eines künftigen Landexaminanden 179
Eine einfache Liebesgeſchichte 189
Der tote Heinrich 218
Von verlorenen Trauringen 229

Hageſtolze.

Der Heiratsluſtige 244
Der Bonvivant 253
Der Tondichter 266
Der Geizige 275
Der Künſtler 286
Ein alter Löwe 299
Der Naturforſcher 308
Der Dienſtfertige 329

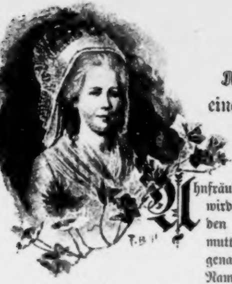
Vom Dorf.

Die Sonne bringt es an den Tag 340
Schäfers Margaret 354
Die Lügenkäther 363
Streit in der Liebe und Liebe im Streit 370
    Die Nachbarskinder 370
    Streit in der Liebe 373
    Verlobung 378
    Hochzeit 381
    Eheſtand 383
    Scheidung 386
    Liebe im Streit 394

Geſtalten aus der Alltagswelt.

I.

Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit.



Ahnfräulein“ oder „Ahnfrau“ wird in einigen Gegenden Schwabens die Großmutter oder Urgroßmutter genannt, und unter dieſem Namen möchte ich am liebſten eine meiner Vorfahren einführen, deren lebensvolles Bild mir heute beſonders friſch vor die Seele tritt.

Selten wird ein Leben weniger Wechſel der Scene geboten haben, als das der Ahnfrau. Von ihrer Geburt bis zum Tode, vom erſten bis zum vierundachtzigſten Lebensjahr, waren die Mauern einer und derſelben kleinen Stadt der einzige Schauplatz ihrer Freuden und Leiden, ihrer ganzen Wirkſamkeit; ein Schauplatz, den ſie nur ſehr ſelten zu kurzen Beſuchen bei Geſchwiſtern oder Kindern verließ. Und doch, wie mannigfache Bilder in dieſem einfachen Rahmen! Welch friſches, lebenswarmes Gemüt, welch unverwelkliche Herzensblüte hat ſich auf einem Boden erhalten, den man ſonſt kaum für tauglich hält, um Küchengewächſe darauf zu ziehen!

Sie war einmal jung und ſchön geweſen, das Ahnfräulein, das ich nur noch als ein eingeſchrumpftes Mütterchen gekannt, und ſie ließ das nicht ungern merken, um ſo mehr, als das Konterfei, das noch aus ihrer Blütezeit exiſtierte, leider durchaus von keiner Meiſterhand herrührte und einen gar unvollkommenen Begriff von ihren jugendlichen Reizen gab. Doch ſchaute ſelbſt dieſes mittelmäßige Machwerk mit der Roſe in den gepuderten blonden Haaren und mit den lichtblauen Augen ſo freundlich drein, daß ein Bauersmann einſt ganz verwundert fragte: „Aber wer iſt denn die ſchöne Jungfer da?“ — „Das bin ich einmal geweſen, Jakob.“ — „Sie, Frau Syndikuſſin? Ach, du lieber Gott, wie kann doch der Menſch verweſen!“ Dieſer wenig ſchmeichelhafte Ausruf hat dennoch das gute Ahnfräulein höchlich ergötzt, denn wenn ſie noch eitel war — und wer iſt's nicht? — ſo war ſie's am liebſten auf ihre Vergangenheit, in der ſie lebte und webte bis zum letzten Hauch.

Jugendliebe.

Die Ahnfrau hatte jung geheiratet, ſehr jung, wie das in früheren Zeiten viel öfter geſchah, wo man den Moſt gern ſüß einkellerte und es dem Eheſtand überließ, ihn abzuklären, während es bei uns im Lauf der Dinge liegt, daß er gehörig ausgegoren hat, ehe er ins Faß kommt. Beides mag ſein Gutes und Schlimmes haben; wie man mir ſagt, ſoll der ſüß eingekellerte Moſt leichter geneigt ſein, trüb und ſchwer zu werden. Beim Ahnfräulein war dies nicht der Fall; ſie iſt nicht ſchwer geworden, bis zum letzten Tropfen nicht.

So früh ſie nun aber auch das bedeutungsvolle Ja geſprochen, auf das ihr ganzes Leben als volles, freudiges Amen gefolgt iſt, es war doch nicht ſo früh, daß nicht ihr Herz zuvor Zeit gefunden hätte, ſich noch ein klein wenig auf eigene Hand zu rühren. Dieſe erſte leiſe Herzensregung iſt eine ſchöne traurige Geſchichte, die ich ſie am liebſten ſelbſt erzählen laſſe; wenn ich es nur noch ganz mit ihren Worten könnte!

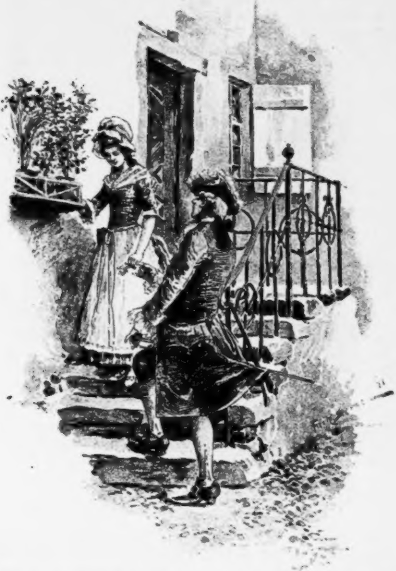
„Siehſt du, ich habe es recht gut gehabt in meiner Jugend, obgleich wir zehn Geſchwiſter waren und tüchtig ſchaffen mußten. Der Vater war nicht reich, aber gar angeſehen, und von Mangel und Sorge war keine Rede. Jetzt kann man ſich's gar nicht mehr vorſtellen, was ein Beamter ſeiner Art dazumal für ein Herr war, und vollends ſo ein grundgeſcheiter Mann wie mein Vater, der zum Herzog mußte, ſo oft er nach Stuttgart kam. Ja, ja, wir haben etwas Rechtes gegolten; ich ſelber trug mein Näschen nicht wenig hoch und dachte damals nicht, daß hier in Nürtingen, wo der Vater regierte, auch ſein Tochtermann wachſen würde.

„Nun, es kamen öfters vornehme und geſcheite Herren aus der Reſidenz zum Vater, und wir waren ſolche Beſuche gewöhnt; aber einer iſt bisweilen gekommen, nicht oft — da hat mir allemal das Herz geklopft, wie ſonſt nie in meinem Leben, und es hat ſich ſonderbar getroffen: ſo oft er gekommen iſt, gefahren oder geritten, jedesmal mußte ich juſt am Fenſter ſein und ihn ſehen, und jedesmal hat er heraufgeſchaut und mich gegrüßt; ich mochte nun am Küchen- oder am Oehrnfenſter ſtehen, oder in der Stube, er hat ſtets am rechten Ort hinaufgeguckt. Wenn er bei uns zum Eſſen geladen wurde, bin ich aber immer zuletzt gekommen: ich hätte mich ſo gern recht ſchön angezogen und habe mich doch wieder geſchämt, es zu thun.“

„Haben Sie denn auch recht viel miteinander geſprochen?“ — „Geſprochen? ich möchte wiſſen wann. Ich ſah ihn nur bei Tiſch, und da hätt' ich den Vater ſehen wollen, wenn eines von uns ungefragt geredet hätte! Hie und da hat der S. doch die Rede an mich gerichtet, aber ich bin immer ſo rot geworden und ſo verlegen, daß ich kaum antworten konnte. Ich habe auch gar nie geglaubt, daß er nur ein klein wenig an mich denke, ein ſo ſchöner Mann und ſo vornehm! Man ſagte damals ſchon, daß ihn der Herzog mit einer Geſandtſchaft verſchicken werde. Nur ein einzigesmal habe ich's doch ein bißchen gemeint. — Da war er beim Vater und kam gerade allein über den Hof, als ich eben auf der Staffel ſtand und meine Blumenſtöcke goß; ich hatte nicht viele: zwei Roſenſtöcke und einen großen Nelkenſtock. — Ich ſpürte ſchon von weitem, daß er auf mich zukomme, aber ich rührte mich nicht und zupfte nur immer an einem einzigen Roſenblatt. Wie fuhr ich aber zuſammen, als ich ſeine Stimme hörte: ‚Ei, was für ſchöne Roſen, Jungfer Karoline!‘ Ich wußte gar nicht was ſagen und ſah nur ein klein wenig nach ihm auf. ‚Blüht gar keine von den ſchönen Knoſpen für mich?‘ fragte er wieder. Da hatte ich, ehe ich mich beſonnen, die allerſchönſte abgeſchnitten; aber ich hatte nicht den Mut, ſie ihm zu geben, bis er ſelbſt ſie ſanft aus meiner Hand zog. ‚Danke, danke ſchön,‘ ſagte er mit einem Lächeln — das vergeſſe ich nicht! — und ging raſch weiter. Was ſonſt noch am ſelbigen Tage vorgefallen iſt, weiß ich nicht; ich glaube, ich wurde tüchtig gezankt von der Mutter, weil ich wie im Traum herumging; es war mir immer, wie wenn ich mit allen Glocken zuſammenläuten hörte. Am andern Morgen ritt er ab vom Schwanen drüben; das Röslein hatte er an ſeinem Knopfloch ſtecken, es war über Nacht aufgegangen. Ich habe viele Nächte nicht ſchlafen können und viel Angſt gehabt, ob es keine der großen Schweſtern bemerkt.

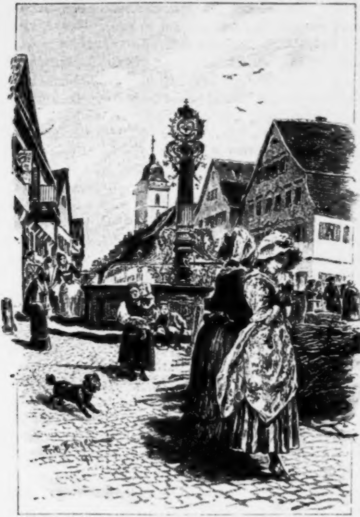
„Ein paar Wochen nachher war der Vater verreiſt und wir hatten große Putzerei im Hauſe. Das ganze Haus wurde umgekehrt, Kiſten und Kaſten geleert, und wir alle hauſten mit Beſen und Bürſten, wuſchen, polierten und wichſten Kommoden, Tiſche und Schränke, und fürchteten uns ſehr vor der Mama, die an den Putztagen immer höchſt übler Laune und leicht erzürnt war. Da kam der Baſtel, der alte Stadtbote, an mir vorbei die Stiege herauf. ‚Wo ſind' ich die Frau Mama? Da iſt ein Brief, nicht ans Amt, an den Herrn ſelber.‘ — ‚Droben iſt ſie, Baſtel, in der oberen Gaſtſtube.‘ Der Baſtel ging hinauf; nach dem Brief fragte keines von uns.

„Der Vater blieb damals viel länger aus, als er ſelbſt und wir geglaubt. Er war aber ſchon wieder ein paar Tage zu Haus, als er gelegentlich bei Tiſch zur Mutter ſagte: ‚Ei, Nane, denke, der S. iſt bei der Geſandtſchaft in Oeſterreich angeſtellt worden, und er hat nicht einmal ſchriftlich oder mündlich Abſchied von uns genommen. So geht's, wenn die Leute vornehm werden! Von dem hätte ich's aber nicht geglaubt.‘



Die Mutter verwunderte ſich gehörig darüber, auch die Schweſtern gaben ihr Wörtchen drein, ich aber konnte keinen Biſſen mehr eſſen; ich war froh, daß der kleine Chriſtian, der neben mir ſaß, meinen Teller in der Stille ableerte, weil's gerade was Gutes war. In der Nacht habe ich bitterlich geweint; ich hatte freilich nie geglaubt, daß er an mich denken werde, nun aber that mir's doch in der Seele weh. Niemand ſprach indeſſen mehr von ihm, und ich dachte, ich ſei eben ein recht einfältiges Mädchen geweſen.

„Da erhielt mein Mann ſelig, der ſeither Subſtitut beim Vater geweſen war, die Stelle eines Syndikus, was für ſeine Jugend ſchon recht viel war. Er kam zum Vater und hielt um mich an. Der Vater ließ mich in ſeine Stube rufen und eröffnete mir's recht feierlich. ‚Du haſt ganz deinen freien Willen, Karoline,‘ ſagte er zum Schluß; ‚ich erwarte aber, daß du vernünftig biſt und den Antrag eines ſo geſchickten und rechtſchaffenen Mannes mit Dankbarkeit annimmſt.‘ Da wußte ich nun wohl, wie es mit dem freien Willen ſtand, und daß ich nicht anders durfte; aber es war mir noch gar, gar nicht ums Herz, wie wenn ich ja ſagen wollte. — Siehſt du, ich hatte gewiß immer rechten Reſpekt gehabt vor meinem Mann ſelig; er war auch ein ſchöner, ſtattlicher Mann, ſehr ernſthaft und geſetzt für ſeine Jugend, und der Vater hielt große Stücke auf ihn; aber daß er mein Mann werden könnte, daran hatte ich mein Lebtag nicht gedacht, und ich meinte, es könne nicht ſein. Der Vater aber hielt es für puren Hochmut von mir, weil mein Mann von armen Eltern herſtammte, und ſagte mir tüchtig die Meinung darüber. Endlich aber ſprach er: ‚Wenn du nur einen einzigen vernünftigen Grund haſt, nein zu ſagen, ſo will ich dir mit keinem Worte weiter zureden.‘ Einen vernünftigen Grund hatte ich aber nicht, nur einen recht unvernünftigen; ſo ſagte ich denn in Gottes Namen ja und bat Gott, mir ein freudiges Herz dazu zu geben. Das hat er auch gethan, und ich wurde eine recht zufriedene Braut, als ich ſah, wie ſie alle ihre Freude hatten, und wie die Eltern meinen Bräutigam ehrten und mich mit, ſo daß ich jetzt am Tiſch mitſprechen durfte wie die Mama ſelbſt. Mein Bräutigam that mir auch



zu Lieb und Freude, was er nur konnte. Einmal aber, da hat er's mit dem beſten Willen doch nicht gut getroffen, das war mir gar zu arg.“

„Ja, was war denn das?“ — „Nun ſieh, er hatte eine neue Wohnung verwilligt erhalten, das ſchöne große Haus, das du ja wohl kennſt, und es einſtweilen allein bezogen. Nun hatte ich ihm lange verſprochen, ihn einmal mit der Mutter zu beſuchen, und es wurde endlich auf einen gewiſſen Tag ausgemacht. So gingen wir alſo, ich und die Mama, in aller Stille über den Marktplatz, ich dicht an den Häuſern, weil ich in einiger Verlegenheit war. Siehe, da fuhren an dem neuen Logis alle Fenſter auf, und der Stadtzinkeniſt mit all ſeinen Geſellen blies heraus mit Trompeten, Pauken und Klarinetten die allerneueſte Ecoſſaiſe! — Du kannſt dir denken, daß die Fenſter der ganzen Nachbarſchaft auch aufflogen und alles die Köpfe herausſtreckte, und die Gaſſenkinder zuſammenliefen und jedermann fragte: ‚Was iſt's, was gibt's?‘ — ‚Ei, der neue Syndikus läßt ſeiner Jungfer Braut aufſpielen!‘ — Ich hätte in den Boden ſinken mögen! Er hatte es freilich herzlich gut gemeint und mir die höchſte Ehre anthun wollen, aber ich habe es lange nicht verwinden können.

„Nun gut, das war vorbei, und wir waren vergnügt und zufrieden miteinander; da meldete ſich eines Tages der Herr Onkel Landſchaftsaſſeſſor zum Beſuch an. Dies war immer eine große Wichtigkeit. Man ſtach Kapaunen und beſtellte Forellen; in der oberen Staatsſtube wurden friſche Vorhänge aufgemacht und das ſeidene Bettcouvert überzogen. Der Vater, der ſich ſonſt gar nie um Haushaltungsſachen bekümmerte, ging ſelbſt mit mir hinauf, um nachzuſehen, ob auch alles recht im ſtande ſei. Ich langte eben das Lavor von echt chineſiſchem Porzellan aus der Kommode, ein Prachtſtück, das nur bei ſolchen Gelegenheiten und ſtets mit großer Angſt gebraucht wurde, weil man uns von Kindheit an fabelhafte Begriffe von ſeinem Wert beigebracht hatte.

„‚Da liegt ja ein geſiegelter Brief an Sie, Papa,‘ rief ich erſtaunt, und mit einemmal fiel mir ſelbiger Brief ein, den der Baſtel damals am Putztag gebracht hatte, und mir wurde recht bang auf das Ungewitter, das es wegen dieſer Vergeßlichkeit der Mutter geben werde.

„Der Vater öffnete raſch den Brief und las ihn. Sein

Geſicht wurde immer ernſter und nachdenklicher. ‚Das kommt nun zu ſpät!‘ ſagte er langſam und gab mir nach kurzem Beſinnen den Brief. ‚Da lies, Karoline! es geht dich an.‘ Und mit großen Schritten ging er auf und ab, während ich erſtaunt mit klopfendem Herzen den Brief las. Aber das Herz iſt mir faſt ſtill geſtanden. — Was meinſt du, daß in dem Briefe ſtand? Eine förmliche Werbung des S. um meine Hand beim Vater, und ein klein Brieflein darin an mich, ſo ſchön, ich könnte es heute noch auswendig ſagen. Da wurde mir's ganz dunkel vor den Augen; ich wollte nur allein ſein, und ging hinunter in das Schlafſtüblein.“

„Aber das iſt doch gar zu traurig! Was haben Sie denn gethan?“ — „Gebetet habe ich, Kind, wohl auch geweint, aber gebetet zu dem, der den Sturm auf dem Meer geſtillt hat, und es ward auch in mir eine große Stille. Nach einer Stunde ließ mich der Vater wieder zu ſich kommen. Nun hat mich's mein Lebtag gewundert, daß der Vater mir nur den Brief gezeigt und noch ein Wort über die Sache verloren hat, nachdem ich ſchon eine verlobte Braut war; aber es muß bei ihm eben ſehr tief gegangen ſein. Er ſah ganz bleich, ganz verlegen und bekümmert aus. ‚Karoline,‘ ſagte er, ‚das iſt nun ſchlimm; mir thut's weiß Gott leid, daß es ſo gegangen iſt, aber mein Wort —‘ — ‚Wir brauchen uns nicht mehr zu beſinnen, Papa,‘ ſagte ich ruhig. ‚Wenn es Gottes Wille geweſen wäre, ſo hätt' er's anders fügen können. Ich habe wohl einmal gedacht, ich möchte einen Mann, den ich recht, recht lieb haben könnte, ſo von ganzer Seele, und ſo will ich nun den Friedrich (ſo hieß mein Mann ſelig) lieb haben, und Gott wird mir dazu helfen.‘ — ‚Du biſt ein braves Mädchen, Karoline; Gott wird dir's gut gehen laſſen.‘ Und der Vater gab mir zum erſtenmal die Hand. Sein Wort iſt auch in Erfüllung gegangen; der liebe Gott hat's uns gut gehen laſſen und uns reichlich geſegnet mit Wohlſtand und Herzensfreude, und acht geſunde und brave Kinder ſind heute noch meines Alters Troſt und Freude.“

„Aber haben Sie denn dem S. gar nicht einmal geſchrieben?“ — „Ob der Vater es gethan hat, weiß ich nicht; für mich, als eine verlobte Braut, wäre das nicht recht geweſen. Weh gethan hat mir's freilich, daß er ſich ſo verſchmäht glaubte und im Groll von uns geſchieden iſt; aber ein recht ſtolzer Mann muß er doch geweſen ſein, ſonſt hätte er nicht ſo ſcheiden können.“

„Aber der Bräutigam, der hat doch das Opfer gewiß recht erkannt und Sie auf den Händen getragen?“ — „Er war ein getreuer und rechtſchaffener Mann und mein beſter Freund auf der Welt, der mich ſein Leben lang in Liebe und Ehren gehalten hat; aber da wäreſt du falſch daran, Kind, wenn du glaubteſt, er ſei darum ein beſonders unterthäniger Ehemann geweſen, weil ich zuerſt koſtbar that und mir eine Weile wie ein Prinzeßlein vorkam. Nein, er iſt recht der Herr und das Haupt des Hauſes geweſen und ich ihm gehorſam und unterthan, wie es einer rechten Frau gebührt. Ich würde das nicht ſelbſt ſagen, aber er hat mir's noch auf ſeinem Totenbett bezeugt. Die Geſchichte mit dem S. aber und dem Brief habe ich ihm erſt anvertraut, wie er und ich gewiß wußten, daß ich den Irrtum nicht mehr beklagte. Es iſt eine ſchöne Sache, Kind, um das eheliche Vertrauen, und eine rechte Frau wird kein Geheimnis vor ihrem Mann behalten; aber gar zu voreilig muß man nicht ſein, ſonſt wirft man leicht ein Häkchen in des Mannes Seele, das nachher ſchwer auszuziehen iſt.“

Hochzeit und Eheſtand.

Wer ſich nun nach der Geſchichte dieſer Jugendliebe die Ahnfrau vorſtellen wollte als eine Harfe mit zerriſſenen Saiten, die nur noch einen wehmütigen Accord nachklingen, oder als eine Trauerweide, lebenslang hinabgebeugt auf das Grab des verſunkenen Jugendtraumes, der wäre groß im Irrtum. Die Herzen à la Werther trug man dazumal noch nicht, und wenn man ſie getragen hätte, ſo meinte ſie juſt nicht, daß ſie alle Moden mitmachen müſſe. Sie ertrug das Leben nicht, ſie griff es an mit friſchem Mut, und wenn das Leben ein Kampf iſt, ſo hat ſie ihn freudig und ritterlich durchgefochten.

Daß ſie nicht eben ſentimentaler Natur war, das beweiſt der erſte Schmerz ihres Eheſtandes, der in der Entdeckung beſtand, daß ihr junger Ehegemahl — nicht tanzen könne. Neben aller Sitteneinfalt der guten alten Zeit wurden wichtige Lebensereigniſſe, Hochzeiten, Taufen u. dgl. ſtets mit entſprechender äußerlicher Feierlichkeit begangen. Hochzeiten, wo man ſämtliche Gäſte mit einer Flaſche Malaga und einem Teller Süßigkeiten abfertigt, deren Reſt der Konditor nachher wieder zurücknimmt, kannte man dazumal noch nicht. So wurde denn auch die Hochzeit der Ahnfrau mit gebührender Solennität gefeiert; alle Freunde, Verwandte und Bekannte, ſämtliches Schreiberperſonal ihres Vaters waren geladen; alle Dienſtleute, Wäſcherinnen und Taglöhner des Hauſes, ja ſogar ehemalige Mägde, nebſt Eltern und Geſchwiſtern der aktiven wärmten ſich am grandioſen Küchenfeuer und der reichlichen Mahlzeit, die daran bereitet wurde. Der Hofrat, ein Jugendfreund des Bräutigams, produzierte ein ſchalkhaftes Carmen, auf Atlas gedruckt, aus dem ich mich nur noch der Strophe entſinne:

„Hinfüro darfſt du deine Syndikuſſin
Ohne alle Sünde kuſſen."

„Nun war am Abend," erzählte die Ahnfrau, „wie üblich, der Hochzeitball. Vorher hatte es ſeit langem keine Tanzgelegenheit gegeben, wo ich und mein Zukünftiger zuſammen geweſen wären. Als nun die Spielleute ankamen, ſtand ich mit meinem neuen Ehegemahl auf zum erſten Menuett. Als wir aber anfangen ſollten, trippelte er nur ſo mit den Füßen hin und her. ‚Ei, warum fangen Sie denn nicht an?' fragte ich — ich habe nämlich erſt nach der Hochzeit du zu ihm geſagt. — ‚Ja, tanzen habe ich noch nie können; es thut mir leid,' ſagte er mit Lachen. Mir aber war's gar nicht lächerlich; ich ſchämte mich vor all meinen Geſpielen, daß ich einen Mann habe, der nicht tanzen könne, und es ſchien mir eine rechte Unredlichkeit, daß er's nicht vorher geſagt.“

Viel Zeit zum Tanzen hat die gute Ahnfrau nun nicht gehabt, ſo tanzluſtig auch damals die ſechzehnjährige Hochzeiterin geweſen ſein mochte. Als ſie kaum zwanzig Jahre alt war, wimmelten ſchon drei Kinderchen um ſie, „wären alle unter einen Korb gegangen“. Auch hat ihr der Gatte die Tanzfreude, die er nicht ſelbſt teilen konnte, wenigſtens nicht mißgönnt.

„Man wußte damals gar nicht anders, als daß Frauen in geſegneten Umſtänden zur Ader laſſen mußten, und es war der Brauch, ſich an dieſem Tage etwas zu gute zu thun. Man machte einen Spaziergang über Land, und es wurde etwas Beſonderes gekocht. Nun war's gerade ein regneriſcher Tag, als ich das erſte Mal zur Ader gelaſſen hatte. Unſer guter Freund, der Hofrat, kam herüber: ‚So, die Frau hat heut zur Ader gelaſſen; was ſtellt ihr denn an bei dem böſen Wetter?‘ Man ratſchlagte lange hin und her; endlich ſagte der Hofrat zu meinem Mann: ‚Wenn du deine Geige holen wollteſt, ſo könnten wir ein Tänzchen machen.‘ Geſagt, gethan. Du mußt wiſſen, daß mein Mann ſelig prächtig die Geige ſpielen konnte; ſo holte er denn die Geige und ſpielte den ganzen Nachmittag auf, und ich und der Hofrat tanzten dazu. Der Doktor iſt nachher freilich böſe geworden, aber es hat mir nichts gethan, und unſer Aelteſter war ein Prachtkind.“

„Aber, Ahnfrau, ſo jung möcht' ich doch nicht heiraten!“ — „Iſt auch ganz und gar nicht nötig, nicht im mindeſten, will dir's durchaus nicht wünſchen, und deinem künftigen Mann noch weniger, wenn's gleich bei uns gut ausgefallen iſt. Ich bin noch ein rechter Kindskopf geweſen und habe viel Lehrgeld bezahlt. Geſund war und blieb ich, Gott Lob und Dank! Als mich die Frau Förſterin in meinem erſten Wochenbett beſuchen wollte und ganz leiſe in das Schlafzimmer trat, ſah ſie nur das aufgemachte Staatsbett, weit und breit keine Frau Wöchnerin. ‚Wo iſt denn Ihre Frau?‘ fragte ſie verwundert und ängſtlich die Magd. — ‚Ach, die Frau ſind nur hinten im Hof und ſchleifen ein bißchen!‘ Es war nämlich Winter, und hatte mich ſchon lange gelüſtet nach der prächtigen Glitſchbahn im Hof. Du kannſt dir aber denken, daß ich ſcharf von den Frauen mitgenommen wurde, und mehr noch ſpäter einmal, als ich am Jahrmarkt eine ganze Tafel voll Gäſte ſitzen ließ und dazwiſchen hinein mit meinen Schulkamerädinnen auf dem Markt ſpazieren ging, daß die Magd daheim ſich derweil nicht zu helfen wußte.“

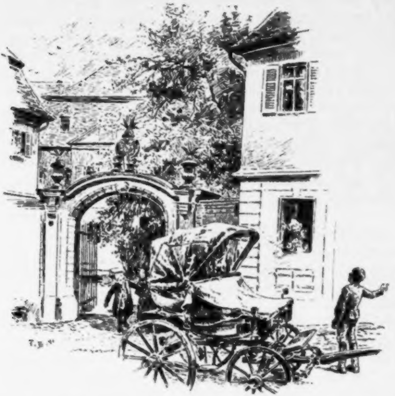
Vergeblich waren die Lehrgelder nicht ausgegeben, und die Ahnfrau iſt eine ſo gute und tüchtige Hausfrau geworden, wie nur je eine im ſchönen Schwabenland, die nicht nur der Küche und dem Haus, ſondern auch Gärten, Feldern, Ställen und Wieſen nebſt Kühen und Kälbern vorzuſtehen hatte. Und doch hat ſie ihren friſchen Mut dabei behalten. — Die Kinder, die raſch hintereinander nachwuchſen, wurden nicht als Laſt und Plage, ſondern recht als Gottesgabe aufgenommen. Dafür machte man auch keine Umſtände mit ihnen, kleidete die Jungen in Zwilchwämſer und Lederhoſen, die Mädchen in ſelbſtgewobenen Barchent, wenngleich ein Bild, das die zwei älteſten des Hauſes, den Knaben im Federhut, das Mädchen in hoher Friſur und Poſchen darſtellt, noch Zeugnis gibt, daß man bei feſtlichen Gelegenheiten auch Staat mit ihnen machen konnte.

Die Garderobe vererbte ſich auf das nächſtfolgende Familienglied; es wurde ihm anprobiert und paßte, wie die Ahnfrau meinte, ſtets „wie angegoſſen“. Die Söhne und Töchter ſelbſt waren gerade nicht immer dieſer Meinung, und die Kleider und Wämſer mit recht geſunden Flicken darauf ließen meiſt noch hinlänglich Raum für künftige Körperentwickelung. — Die Betten waren je für zwei und zwei, und das konnte bei Störungen der geſchwiſterlichen Eintracht fatal werden. Der Gottlieb und der Chriſtian z. B., ſpäter die einträchtigſten Brüder, waren in ihrer Kindheit ſo eine Art Don Manuel und Don Cäſar, und gerieten ſich im wörtlichſten Sinn dergeſtalt in die Haare, daß die Mutter darauf kam, ihnen die Köpfe glatt abraſieren zu laſſen. Sie erzählten, es ſei eigen geweſen, wie dann die Hände auf den kahlen Köpfen ſo ausgeglitten ſeien.

Drangſale aller Art blieben natürlich nicht aus, Löcher und Beulen, Keuchhuſten und Scharlachfieber: die Ahnfrau aber ſteuerte getroſt auch durch ſolche Trübſalsfluten. Sie war einmal eben im Stall, um der Magd praktiſche Anleitung im Melken zu geben, da ſtürzte die geſamte Kinderſchar mit Zetergeſchrei herunter: „Der Chriſtian hat Mausgift gegeſſen, der Chriſtian hat Mausgift geſchleckt (genaſcht)!“ Schnell beſonnen, reißt die Mutter den armen Sünder herbei, gießt ihm von der warmen, friſchgemolkenen Milch ſo viel ein, als nur immer den Schlund hinab zu bringen iſt, und noch ehe der in Eile herbeigerufene Arzt erſcheint, iſt durch die gewaltſame Exploſion, die nun erfolgte, das Gift mit all ſeinen ſchädlichen Wirkungen entfernt und der Chriſtian bildete ſich ſpäter noch etwas darauf ein, daß er in ſolcher Lebensgefahr geweſen.

Der Gottlieb freilich, der ſah's bedenklicher an. Als er mit dem Chriſtian einige Jahre ſpäter beim Herrn Onkel Landſchaftsaſſeſſor in Stuttgart zu Gaſt eſſen durfte, wartete ihnen dieſer zum Nachtiſch drei Pfirſiche von einem Spalier ſeines Gartens als höchſte Rarität auf und fragte triumphierend: „Nicht wahr, Buben, ſo habt ihr noch nichts gegeſſen?“ — „O, warum nicht!“ ſagte der Chriſtian; „'s Fritzles Käther gibt ſo ſechs für einen Kreuzer.“ Dem älteren Gottlieb, in tödlicher Verlegenheit, wie er des Bruders Taktloſigkeit beſchönigen ſollte, fällt endlich bei: „Ach, Herr Großonkel, nehmen Sie's doch nicht übel, daß mein Bruder ſo dumm iſt! Aber vor drei Jahren hat er einmal Mausgift gegeſſen, das hat ihm vom Verſtand genommen.“

Das Haus des Ahnherrn lag dicht neben dem Gaſthof. So geſchah es denn einmal, daß ein dicker Herr ganz patzig in die Stube trat, wo eben die Ahnfrau mit den Kindern allein war. „Kann ich einen guten Schoppen haben?“ — „Warum nicht!“ meinte die Ahnfrau, die den Irrtum gleich gemerkt, und brachte aus ihrem Keller einen beſſern, als jemals der Schwanen-



wirt ſeinen Gäſten vorgeſetzt. — „Ich möcht' auch ein Brot!“ befahl der Dicke wieder. — „Da iſt ein neugebackenes,“ ſagte die gefällige Hausfrau. — „Und ein Licht zu meiner Pfeife!“ — „Sophie, bring' Licht!“ rief die Mutter. — „So, und jetzt möchte ich allein ſein,“ kommandierte er ferner, da ſich die Jugend des Hauſes mit aufgeſperrten Mäulern um den ungenierten Gaſt zu ſcharen begann. — „Schon gut, will meine Kinder hinausſchicken; kommt, Kinder!“ Und mit unerſchüttert gutem Humor verließ ſie mit der jungen Schar das Zimmer. Der Dicke aber ſtellte ſeinen Schoppen neben ſich, öffnete das Fenſter der Parterrewohnung und begann ſo recht behaglich ſeine Pfeife hinauszurauchen. Da bemerkte ihn ſein Kutſcher, der indes ausgeſpannt hatte. „Ei, Herr Amtmann, wo ſind denn Sie?“ fragte er erſtaunt. — „Wo werd' ich ſein? Im Wirtshaus um mein Geld,“ ſchnauzte der hinaus. — „Du lieber Gott, nein! da wohnt ja der Herr Syndikus; Sie ſind um eine Thür zu weit.“

Da machte der dicke Amtmann ſachte das Fenſter zu, ſteckte die Pfeife ein und ſchlich ſich ebenſo leiſe hinaus, als er laut hereingetreten war, nachdem er vergeblich nach der Magd geſpäht, um ihr etwa ein Trinkgeld in die Hand zu drücken. Um Weihnachten aber kam als Zeche eine Schachtel guten getrockneten Obſtes für die liebe Jugend. Man ſagt, der Herr Amtmann ſei künftighin ſelbſt in Wirtshäuſern höflicher aufgetreten.

Mit ſo friſchem Humor wußte ſie alle Verhältniſſe aufzufaſſen, und ich bin nicht gewiß, ob es Urſache oder Wirkung der körperlichen Rührigkeit und Lebendigkeit war, mit der die Ahnfrau durch Wochenbetten, Kinderkrankheiten und Kriegsnöten rüſtig durchſegelte. Niemand ſah der zartgebauten Frau an, welch kräftiges Regiment ſie als Hausfrau und Mutter führte, wie ſie den Töchtern thätig voranging bei Feld- und Hausarbeiten aller Art, zu denen jetzt jede Magd von Bildung noch eine Untergehilfin verlangt. Darum iſt ihr auch der reiche Segen, der ihr Haus ſichtbar krönte, und der mit jedem Kind zu wachſen ſchien, nicht zugeflogen wie eine gebratene Taube, ſondern zugewachſen wie dem fleißigen Winzer der edle Wein, der die Frucht ſeines ſauren Schweißes und doch eine wunderſame Himmelsgabe iſt.

Abwege.

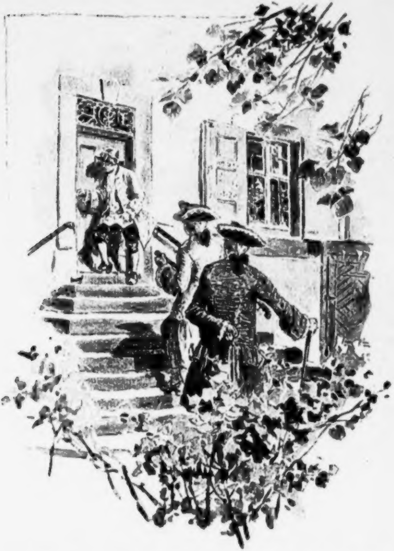
So eine gehorſame und redliche Gattin die Ahnfrau war, einmal hat ſie, wie ſie geſtanden, doch nicht ganz den geraden Weg eingeſchlagen mit ihrem geſtrengen Herrn (geſtrenge Herren müſſen ſich das ſchon hie und da gefallen laſſen), als eine ſchwere Gefahr das Glück und den Frieden ihres jungen Hausſtandes bedrohte.

„Da war einmal eine Kommiſſion von der Regierung hier, weiß nicht mehr warum, ein paar vornehme junge Herren; die hatten auch mit meinem Mann ſelig Geſchäfte und ſchienen großes Wohlgefallen an ihm zu finden. Jeden Abend holten ſie ihn ab in den Schwanen, und da ihnen die Geſellſchaft dort nicht vornehm genug war, ſchloſſen ſie ſich in ein beſonderes Stüblein ein. Nun hat es keinen rechtſchaffeneren und verſtändigeren Mann gegeben als meinen, und kein Kaiſer in der Welt hätte ihn bewegen können, unrecht zu thun oder unwahr zu reden; aber das war ſeine Schwäche, daß es ihm erſtaunlich wohl that, wenn vornehme Leute freundlich mit ihm verkehrten; mag vielleicht daher kommen, daß er in ſehr dürftigen und beſcheidenen Verhältniſſen aufgewachſen war.

„Er kannte die Karten gar nicht und hatte großen Abſcheu vor dem Spiel; eines Abends aber erzählte er mir, die Herren haben ihn ein gar ſinnreiches Kartenſpiel gelehrt; er hätte nie geglaubt, daß es ſolche gebe. Das war mir nun gleich nicht recht, doch ſchwieg ich darüber. Als aber die Herren jeden Abend kamen, und er, der ſonſt auf die Minute heimkehrte, immer länger mit ihnen ſitzen blieb, immer erpichter auf ihre Geſellſchaft wurde, immer weniger nach ſeinen alten, guten Freunden fragte, da wurde mir bang und ich faßte mir ein Herz, ihm zu ſagen: ‚Aber, Vater, meinſt du nicht, das Spiel und die vornehme Geſellſchaft werden dir gar zu lieb? Haſt ja ſelbſt geſagt, die erſte Spielkarte, die einer in die Hand nimmt, ſei das Haar, an dem ihn der Teufel faßt.‘ Da wurde er aber recht böſe. — ‚Hältſt du mich für ſo ſchwach, daß ich nicht aufhören könnte, wann ich will? Kann ich darum unmanierlich ſein gegen die Herren, weil ſie eben an dieſer Unterhaltung Freude finden?‘ — Ach, er fand ſie ſelbſt daran; aber ich durfte nichts mehr ſagen. Und doch bemerkte ich, daß er viel öfter als ſonſt Geld aus der Hauskaſſe nahm und es vor mir zu verbergen ſuchte, was ſonſt ſo gar nicht ſeine Art war; auch kam er oft recht übler Laune heim und war dann am andern Tag nur erpichter auf das Spiel. Es war mir eine rechte Herzensangſt und ich lag viele Nächte ſchlaflos in ſtillem Beten und im Beſinnen, wie ich's wohl anders machen könnte.

„Mein Mann hatte ſeine Arbeitsſtube im Seitenflügel des großen alten Baues, in dem wir wohnten, und die Herren holten ihn immer dort ab. Da ſchlich ich denn einmal leiſe, als ob es die ſchlimmſte That wäre, in großer Seelenangſt über den Hof zu der Zeit, wo ſie allemal kamen, ſchloß die Vorthür ab und ſteckte den Schlüſſel ein. Mit Zittern und Zagen wartete ich hinter dem Küchenfenſterlein, bis ſie kamen. Sie klopften an die Thür; als ſie nicht aufging, probierten ſie das Schloß, eine Glocke war nicht da, und zogen zuletzt, wie's ſchien, verwundert und verdrießlich ab. Ich ſchlüpfte wieder hinüber und ſchloß auf. Nach einer halben Stunde kam mein Mann und ſah nach der Uhr. ‚Schon ſo ſpät? Iſt niemand hier geweſen?‘ — ‚Bei mir nicht,‘ ſagte ich mit einem Herzklopfen, das mich ſchier erſtickte. Er ging verſtimmt in der Stube auf und ab. Da ſprang unſer kleiner Chriſtian herein: ‚Papa, gehen Sie nicht auch ein einzigesmal wieder mit in den Augarten?‘ Das kam nun eben zur guten Stunde; er willigte freundlich ein und wir erfreuten uns miteinander an dem ſchönen Obſt.

„Am andern Tag probierte ich's wieder mit dem Abſchließen. Die Fenſter ſeiner Schreibſtube gingen zum Glück nicht auf die Hausthür. Die Herren kamen und zogen abermals ab; beim Weggehen begegneten ſie der Magd. ‚Iſt der Syndikus ausgegangen?‘ — ‚Nein, ſie ſind daheim.‘ — ‚Aber die Thür iſt ja verſchloſſen.‘ — ‚Da müſſen ſich der Herr ſelber eingeſchloſſen haben,‘ ſagte dieſe, die von nichts wußte; ‚ſoll ich die Frau fragen?‘ — ‚Nein, nein,‘ ſagten die Kommiſſäre und zogen kopfſchüttelnd ab. Ich machte wieder auf und in einer Viertelſtunde kam der Mann wieder, recht verdrießlich, fragte aber nicht mehr. Da kam der Hofrat, der ſchon lange nicht mehr eingeſprochen hatte. Mir war's, als ob ihn der Himmel ſchickte. ‚Muß doch auch einmal wieder ſehen, wie's ſteht und ob wir nicht mal wieder ein Brettſpiel miteinander



machen.' — ,Warum nicht!' meinte mein Mann, ſchon ein wenig aufgeheiterter. ,Bring 's Brettſpiel, Auguſte, und laßt auch den Herrn Hofrat vom Neuen verſuchen! Er wird ſich wundern, wie gut ſich der macht.'

„Da ſaßen denn die zwei wieder beiſammen und ich mit meinem Strickzeug hinter dem Tiſch; ich hätte weinen mögen vor Freude. — ‚Eben iſt mir auch der Kaufmann Mohrle begegnet,‘ erwähnte der Hofrat; ‚der hat ganz geſtrahlt vor Freude und wieder mehr franzöſiſch als deutſch geſprochen. Die Herren Kommiſſäre haben ihn zu einem L'hombre eingeladen.‘ — ‚Der alte Narr!‘ ſagte mein Mann ärgerlich, ‚weil er einmal ein halb Jahr in Straßburg geweſen, meint er heute noch, er ſei ein Franzos und berufen, mit hohen Herrſchaften zu verkehren.‘

„Dabei blieb's aber, die Herren kamen nicht wieder; ihnen nachzulaufen, wäre mein Mann zu ſtolz geweſen; er blieb wieder daheim wie zuvor und war viel vergnügter als je. Die Gefahr war glücklich vorüber.“

„Aber, Ahnfrau, war das recht?“ — „So ganz glaub' ich nicht, Kind; ich hab's wohl geſpürt an meinem Herzklopfen und meinen großen Aengſten, daß es kein gerader und guter Weg war, wenn ich's auch gut gemeint. Aber der liebe Gott hat zum Beſten gewendet, was ich in meiner Schwachheit nicht anders anzugreifen wußte. Ich hab's ihm immer nachher einmal geſtehen wollen; aber wenn dann ſpäter vom Spiel und ſeinen Gefahren die Rede war, und er ſo gar vergnügt ſagte: ‚Ja, ja, mich hätte der Spielteufel beinahe auch einmal gepackt, aber ich hab's noch zur rechten Zeit gemerkt und mich frei gemacht,‘ da fand ich das Herz nicht, ihm zu ſagen, wie es zugegangen. Und als er noch in ſeinen letzten Stunden mit demütigem Herzen Gott die Ehre gab auch für dieſe Bewahrung, da fühlte ich, daß er jetzt kein Geſtändnis mehr brauche und daß er mein ganzes Herz und meinen Sinn bald beſſer verſtehen werde als ich ſelbſt.“

Kriegszeiten.

Der Ahnherr war eine durch und durch konſervative Natur. Die franzöſiſche Revolution mit ihren Folgen erſchütterte ihn fürchterlich; als er die Hinrichtung Ludwigs XVI. erfuhr, hat er ſich einen ganzen Tag eingeſchloſſen, kein Wort geſprochen und keinen Biſſen gegeſſen. — Da konnten die franzöſiſchen Soldaten, die bald darauf das Land überſchwemmten und die kleine Stadt beſonders ſtark heimſuchten, keine willkommenen Gäſte für ihn ſein. Die gute Hausfrau trug oft ſchwere Sorge, ob ſein tiefer Groll nicht einmal durchbreche durch die unbeweglich ernſte und feierliche Haltung, mit der er die ungebetenen Beſucher aufnahm und beherbergte.

Das vielgeſtaltige, bewegte Leben und Treiben, das ſie mit ſich brachten, hatte aber, zumal für den rührigen Geiſt der Ahnfrau, etwas Aufregendes, das das Gefühl der Trauer und des Widerwillens nicht recht zum Bewußtſein kommen ließ. Auch müſſen die zuſammengewürfelten franzöſiſchen Truppen oft einen komiſchen, buntſcheckigen Anblick gewährt haben. Schuſter und Schneider durften nicht feiern, Schuhe gehörten unter die erſten Requiſitionen der einziehenden Truppen; auch war der Appetit vortrefflich, ſo viel ſie auch über „die ſchwäbiſch Freſſen“ ſchimpfen mochten. Die Ahnfrau ſorgte ſtets, durch gute und reichliche Küche ſie bei guter Laune zu erhalten.

Einmal aber hat ſie viel Sorge durchgemacht. Es waren vier, ziemlich ungentil ausſehende Offiziere im Haus einquartiert, deren Inſolenz der Hausherr nur mit Mühe ertrug. Einer unter ihnen, der etwas Deutſch verſtand und den Dolmetſcher der übrigen machte, kam mit beglückender Miene zu den Töchtern des Hauſes: „Heut abend groß Ball, ſchön Ball; Sie mitkommen, ich Sie tanzen laſſen!“ So tanzluſtig die Mädchen auch ſonſt ſein mochten, diesmal waren ſie gar nicht aufgelegt, und der Vater erklärte kurzweg: „Meine Töchter tanzen auf keinem Franzoſenball.“ Der Dolmetſcher verſtand das ſchon und erklärte es den andern. Dieſe erhoben ein Geſchrei und ein Säbelgeklirr, daß es Mutter und Töchtern angſt und bange ward; endlich ſtürmten alle vier fort. Da kam nach einer Weile der Hofrat: „Hört, das Ding kann bös gehen! Die Offiziere haben ſich beim Oberſten beklagt; der nimmt's als Beleidigung der franzöſiſchen Ehre und ſpeit Feuer und Flamme. Er will die Mädchen mit Militär abholen laſſen, wenn ihr ſie nicht gutwillig zum Balle ſchickt; er droht mit Plündern und was allem. Seid geſcheit und führt ſie ſelbſt hin, ſo wird gewiß den Mädchen kein Leid widerfahren!“ Die Mutter bat, der Hofrat ſprach zu; der Vater ſelbſt ſah ein, daß da nichts zu machen war, und gab zähneknirſchend ſeine Einwilligung und den Mädchen Befehl, ſich anzukleiden.

Nie wohl iſt eine Ballgarderobe von jungen Damen unluſtiger ins Werk geſetzt worden als dieſe. Die hochgeſinnte patriotiſche Auguſte verlangte, daß man in Trauer gehen ſollte; die trotzige Sophie ſchlug die alten Hauskleider vor, um ſeine Geringſchätzung recht zu zeigen; Karolinchen aber meinte, man müſſe ſich doch anſtändig anziehen, es könnte dem Papa Verdruß machen. Ob ſie dabei nicht ebenſoviel an ihr hübſches Geſicht und an minder patriotiſche und mehr geputzte Freundinnen dachte als an den Papa, das ſei dahingeſtellt. Die Schweſtern ließen ſich auch umſtimmen und fanden in kleidſamen blauen Kattunkleidern die richtige Mitte zwiſchen zu feſtlicher und zu alltäglicher Tracht. Wie ſie abzogen zum Ball, ſeufzte aber Auguſte ganz tragiſch: „Wenn das die Kaiſerlichen wüßten!“

Die Offiziere hatten ihre Empfindlichkeit vergeſſen und erſchienen im höchſten Putz, deſſen ihre zuſammengeleſenen Uniformen fähig waren, um die Damen auf den Ball zu geleiten. Der Papa aber im feierlichſten Staatskoſtüm mit Haarbeutel und Buckeln war neben der Mutter ſchon bereit, die Töchter unter ſeine Fittiche zu nehmen, und ſchritt an ihrer Seite voran mit ſo tiefernſter Miene, als gehe es zur Leiche und nicht auf einen Ball.

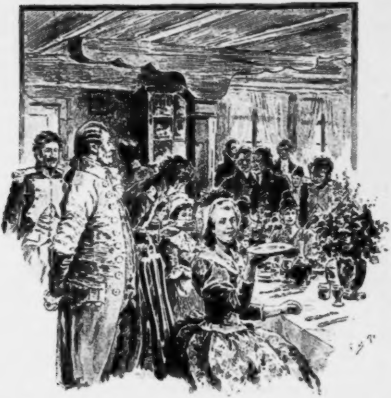
Es ging übrigens alles gut von ſtatten; die Franzoſen benahmen ſich ganz anſtändig und waren flinke Tänzer, ſo daß die jungen Damen ſich in etwas mit ihrem Geſchick ausſöhnten. Wenn nicht an der Thür des Ballſaals Wachen mit gezogenen Säbeln aufgeſtellt geweſen wären, um etwaiges Entweichen der Damen zu verhüten, ſo hätte man glauben können, es ſei ein Ball wie ein andrer.

Ein komiſches Zwiſchenſpiel war es, als der Dolmetſcher die im Gang zuſchauende Magd des Hauſes abſandte, um ſeinem Bedienten zu befehlen, daß er ihm ſeinen Mantel bringe. — „Er ſpielt grad' Karten und mög' ihn nicht bringen," meldete dieſe, zurückkehrend. — „Er ihn muß bringen, tout de suite!" ſchrie der Offizier. Die Magd kam zum zweitenmal zurück: „Es ſei ja erſt acht Tag', daß Sie den Mantel g'ſtohlen haben," berichtete ſie; „da werden Sie noch nicht ſo dran gewöhnt ſein." Wütend, mit gezogenem Degen ſtürzte er hinaus, muß aber Gründe gehabt haben, ſeinen unverſchämten Bedienten zu ſchonen; er kam bald zahmer zurück, mit dem beſtrittenen Mantel auf dem Arm, zwiſchen den Zähnen fluchend: „Sacré chien! ich muß haben meinen Mantel, ich!"

„Einmal aber," erzählte die Ahnfrau, „hab' ich doch auch durch die Franzoſen einen Hauptſpaß gehabt. Was nicht Platz finden konnte von dem Volk in den Quartieren der Stadt, das ſpeiſte alles im Schwanen, die Stadt mußte Tag für Tag hundert Gulden dafür bezahlen. Nun fiel es den Herren einmal ein, ſämtlichen Honoratioren der Stadt eine Ehre anzuthun und ſie mit ihren Frauen zur Tafel zu laden; iſt eine teure Ehre geweſen, die Stadt hat's ebenfalls zahlen müſſen. Du hätteſt meinem Mann ſein Geſicht ſehen ſollen, mit dem er den weißen Staatsfrack mit den großen Perlmutterknöpfen anzog: der beſte Wein wäre davon zu Eſſig worden. Mir hat das Ding ein bißchen Spaß gemacht, ich dachte, das erlebſt du ſo bald nicht wieder; es lächerte mich, daß die Kerle ſo unverſchämt waren, einen auf ihr geſtohlenes Gut noch zu Gaſte zu laden. Merken laſſen durfte ich mir's freilich nicht, ich zog mich aber ganz ſtaatsmäßig an und ſetzte ein Tafelaufſätzchen von Atlas auf mit Roſen.

„Als wir in den Schwanen kamen, mußte man im Vorzimmer warten. Der General, der ein wenig Deutſch konnte, bekomplimentierte uns, und man mußte ſich paarweiſe aufſtellen; der General ſchritt voran in den Speiſeſaal mit der Frau Oberamtmännin am Arm; ich glaub', ich hätt's auch nicht übel genommen, wenn er mich geführt hätte, obgleich es ein Franzoſe war. Die Tafel war prächtig gedeckt, aber nur für die Damen. ‚Die Damen nehmen Platz!‘ kommandierte der General, das geſchah; was aus den Herren werden ſollte, wußte man noch nicht. ‚Jeder Herr ſtellt ſich hinter den Stuhl ſeiner Dame!‘ kommandierte er wieder; die haben aufgeſchaut! Das war noch keinem von unſern Männern paſſiert, daß er hinter ſeiner Frau Stuhl ſtehen mußte! Der General aber fing an, die andern mußten nachfolgen; die Offiziere ſtellten ſich hinter die ledigen Damen, wir hatten unſre Mädchen daheim gelaſſen. Ich ſetzte mich, als müſſe das ſo ſein; konnte aber gar nicht aufſehen vor Lachen, wenn mir's einfiel, daß mein eigener leiblicher Mann, den wir daheim alle ehrten und bedienten, wie ſich's für den Herrn vom Hauſe gehört, da hinter mir ſtehe wie ein Bedienter. Ich bot ihm ganz vornehm und gnädig den Suppenteller hinauf; da ſtand er, bolzgerade wie ein preußiſcher Grenadier, und hatte er vorher ein Geſicht geſchnitten, ſo ſchnitt er jetzt noch ein ärgeres; ich guckte ihn nur ein klein wenig von der Seite an, und wie er ſah, daß mir's ſo luſtig vorkam, ſo lächerte es ihn auch ein klein bißchen; wie er mir aber den Teller wiedergebracht hatte, ward es ihm doch zu bunt, er ging davon und ſuchte ſich in der Nebenſtube etwas zu eſſen. Daheim ſprach er kein Wörtchen davon; wenn er aber guter Laune war, ſo durft' ich ihn ſpäter wohl daran mahnen: ‚Weißt nimmer, Alter, wie du mir ſo nett den Teller präſentiert haſt?‘“

Auch traurigere Scenen gingen in dieſer bewegten Zeit an dem hellen Blick der Ahnfrau vorüber. Im Gaſthof neben ihr hatte ſich ein franzöſiſcher Oberſt einquartiert mit ſeiner jungen Frau, einer feinen, ſchönen Dame von ſo ganz anderm Ausſehen als die ſonſtigen Mamſellen, welche die glorreiche Armee zu begleiten pflegten. Der Oberſt wurde weiter beordert und mußte die arme junge Frau allein krank zurücklaſſen. Das Herz der Ahnfrau war von tiefem Mitleid mit der Fremden bewegt, der es in dem geräuſchvollen Wirtshaus gerade an der Pflege fehlte, die Kranken am wohlſten thut. Sie beſuchte ſie



täglich und opferte die noch geſparten Schätze ihrer Speiſekammer, um ihr Erquickung zu verſchaffen. Sie verſtanden einander kein Wort; aber die Fremde konnte doch die Sprache der treuen deutſchen Augen leſen und die ſanfte Pflege der geſchickten Hand empfinden, und ſie ſchloß ſich mit kindlicher Innigkeit an ſie an. Stundenlang ſaß die deutſche Frau ſchweigend am Bette der Kranken, deren ſchwarze Augen ſo innig vertrauend in ihre blauen blickten, daß ſie wohl glaubte, ſie denke vielleicht einer fernen Mutter dabei. Der Zuſtand der Leidenden verſchlimmerte ſich raſch und ihr Ende nahte ſichtlich, noch ehe der abgeſchickte Bote den Oberſten erreichen konnte. Aber ein raſtloſes Verlangen ſchien die Sterbende zu quälen, und ſoweit die Ahnfrau mit des Arztes Hilfe ſich mit ihr verſtändigen konnte, galt es mehr noch dem letzten Troſt ihrer Kirche als dem abweſenden Gatten.

Da war guter Rat teuer; weder ein Feldprediger noch ſonſt ein katholiſcher Geiſtlicher war in der Nähe zu finden, und einen proteſtantiſchen wies ſie mit wahrem Abſcheu zurück. Schon ſaß der Tod auf ihren Lippen und noch dieſe peinliche Unruhe im Auge. Die gute Ahnfrau konnte ſie nicht ſo ſterben laſſen. Da nahm ſie das große, ſchöne eiſerne Kruzifix, das als wertes Erbſtück in der Familie bewahrt wurde, und brachte es als letzten Troſtverſuch der Kranken. Da leuchtete das erſtorbene Auge auf, und ihr Erſtaunen, daß auch die Ketzerin das heilige Bild mit Ehrfurcht und Andacht betrachte, zeigte, welch ſeltſame Begriffe die arme Frau vom Glauben der Fremden gehabt. Man mußte das Kreuz auf dem Bett ihr vorhalten, ſie faltete die Hände und flüſterte mit leiſer Stimme einige Worte — wohl ihre Beichte, und ihr ſeliges Lächeln im Tode ſagte, daß ihr auch die Abſolution nicht gefehlt. — Die Ahnfrau ſchmückte ſie für den Sarg, in dem ſie erſt der verzweifelnde Gatte wiederſah; ſie hob von ihren prächtigen ſchwarzen Haaren zum Andenken auf und pflegte treulich das einſame Grab.

Allmählich verlief ſich der Franzoſenſtrom; der Ahnherr lebte auf im Befreiungskrieg. Ruſſen, Oeſterreicher, Preußen zogen als willkommene Gäſte durch. Mit den Oeſterreichern ſtand ſich die Familie ſehr gut, und die Ahnfrau berichtete gar gern, was für vornehme Herren bei ihnen gewohnt hatten und wieviel Ehre ſie ihr erwieſen.

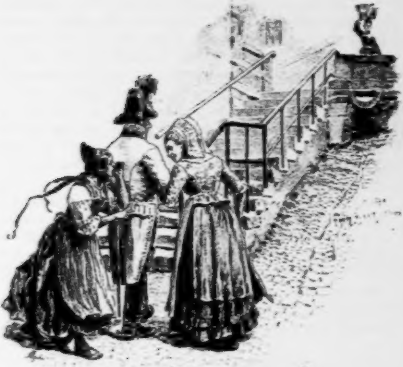
„Einmal war ich weit draußen ganz am Ende der Markung auf unſerm Acker und habe Oelmagen (Mohn) gebrochen, den größten Sack voll, und wartete nur noch auf den Knecht, der ſie heimfahren ſollte. Da kam der Herr General, der damals bei uns im Quartier war, in ſeiner prachtvollen Chaiſe dahergefahren; all mein Lebtag habe ich kein ſo flottes Gefährt mehr geſehen, innen mit Samt, außen glänzend wie ein Spiegel mit gemalten Wappen und Goldverzierungen. ‚Was ſchaffen S' da allein?' fragte er, ‚fahren S' mit mir heim!' — ‚Danke, Euer Excellenz,' ſagte ich, ‚ich kann den Sack da nicht allein ſtehen laſſen; wo alles voll Soldaten lauft, da iſt nichts ſicher.' Er lachte und ich merkte, daß ich einen Reißer gemacht. ‚Wiſſen S' was?' ſagte er gutmütig, ‚den Sack packt mein Kutſcher hintenauf und Sie ſitzen 'rein.' Mußte der Kutſcher den garſtigen Oelmagenſack hinten auf die Staatskaroſſe packen! er hat wahrſcheinlich tüchtig geflucht, aber auf ſlowakiſch, ich hab's nicht verſtanden, und ich fuhr in Pracht und Herrlichkeit wie eine Prinzeſſin mit dem General bis vors Haus, daß alles die Fenſter aufriß.

„Ein andermal iſt mir das Staatmachen nicht ſo gut bekommen. Ich war im Flachsrupfen auf dem andern Acker, auch weit genug von der Stadt; dazumal, wo man noch ſparen konnte, trug man in beſſeren Kleidern vorn, wo es die Schürze bedeckte, ein eingeſetztes Stück von ſelbſt gewobenem Barchent, um Stoff zu erſparen. Da es nun ſehr heiß war und die Sonne mir auf den Rücken brannte, zog ich, um das Zeug zu ſchonen, mein Kleid verkehrt an; das hatte ich aber im Amtseifer ganz vergeſſen. Wie ich nun eben fertig war, kommt der Graf Serbeloni daher, der in unſrer Nachbarſchaft einquartiert war und oft zu uns kam. ‚Ah, Madame,' ſagte er, ‚wir gehen einen Weg, Sie erlauben, daß ich Ihnen meinen Arm anbiete.' Nun war ich zwar das nicht gewöhnt, aber ich ſah es immer gern, wenn die Herren galant ſind; ſo ließ ich mir's gefallen. Zuerſt war ich in Verlegenheit, dann aber unterhielt ich mich ſehr gut mit dem Herrn Grafen und zog in einer Glorie an ſeinem Arm durch die Stadt; ich hörte wohl die Leute hinter uns lachen, aber ich dachte, das geſchehe aus lauter Verwunderung. Wie wir aber ans Stadtſchreibers Haus vorbeikommen, ſpringt das Nanele herunter und winkt mir; ich will's alleweil noch nicht verſtehen, bis ſie mir in die Ohren düſemet (flüſtert): ‚Ach, Frau Syndikuſſin, wiſſen Sie's denn nicht, daß Sie Ihren Rock verkehrt anhaben und den Barchentpletz hinten?' Da war meine Glorie zu Ende; ich verſicherte den Herrn Grafen, daß ich da drin ein Geſchäft habe, und lief recht künſtlich rückwärts, daß er den Schaden nicht merken ſollte; weiß nicht, ob er ihn wahrgenommen. Ich ging eine gute Weile nachher immer durch Hintergäßchen, und mein Mann, der mich vom Rathaus aus ſo in Pracht und Eitelkeit hatte daher ziehen ſehen, hatte ſein Pläſir an meiner Demütigung; wenn ich ihn mit dem Franzoſengaſtmahl necken wollte, ſo ſagte er: ‚Sei nur ſtill, ſonſt komm ich mit dem Grafenſpaziergang!‘

„Galante Leute ſind freilich auch oft die Franzoſen geweſen. Da drüben bei den Jungfer Schneidemänninnen war ein gar netter artiger Lieutenant einquartiert, er führte ſie auch auf den Ball; ſie waren aber dazumal ſchon alt und alleweil wüſt; ſo wollte, außer dem Lieutenant, der ſie gebracht, kein Menſch mit ihnen tanzen. Der wußte in ſeiner Herzensgüte gar nicht, was er ihnen alles zuliebe thun ſolle; er brachte ihnen Braten, Biskuit und zuletzt gar Kirſchen, was noch die größte Rarität war. Die Jungfern hatten ſich unten im Saal geſetzt; wie ſie den Lieutenant mit den Kirſchen ſehen, ſchlägt Guſtel, die älteſte, ihr weißes Ballkleid ſorgfältig hinauf, um es zu ſchonen, ebenſo den weißen Rock darunter, bis ein grau kölſchener Rock kam, und ſchrie dem Offizier aus allen Kräften, daß man's durch den ganzen Saal hörte, zu: ‚Da her, Herr Lieutenant, da her!‘ Nun hatte er genug und ließ ſich nimmer ſehen.

„Heutzutage ſind freilich die Frauenzimmer feiner,“ ſchloß die Ahnfrau; „wenn ich aber allemal wieder in die Garniſonsſtadt komme und ſehe die Fräulein ſo an der Wachtparade und auf Spaziergängen an den Offizieren vorbeitänzeln und hinter den kleinen Sonnenſchirmchen ſo ſchalkhaft hervorgucken, ſo muß ich allemal denken, das heißt eben auch: ‚Daher, Herr Lieutenant, da her!‘ nur in feinerer Manier als bei der Guſtel Schneidemännin.“

Am Ende aber zog der willkommenſte Gaſt von allen, der goldene Friede, und mit ihm Freude und Gedeihen in das vielbedrängte Haus des Ahnherrn ein. Die vergrabenen Kleinodien



und Schatzgelder wurden aus dem Keller geholt, Gärten und Felder mit neuem Fleiß und Eifer beſtellt. Statt fremden Kriegsvolks rückten jetzt als fröhliche Einquartierung die ſtudierenden Söhne des Hauſes mit einem Geleite flotter Kameraden ein, die alle im gaſtlichen Hauſe willkommen waren.

Dazwiſchen kamen kleine und große Herzensangelegenheiten der aufgeblühten Töchter, die nicht ſo tragiſch endeten, wie der ſtille Herzenstraum der Mutter. Die Söhne gingen ihren Weg, erſtarkend in eigener Kraft, und der Ahnherr erlebte noch die Freude, ſich als Gaſt des eigenen Sohnes zu ſehen. Faſt ſchien es, als ob die alte Geſchichte vom Kroatenähne noch einmal in der Familie neu aufgelegt werden ſollte. Unter den Kaiſerlichen, die im Quartier gelegen, war auch ein öſterreichiſcher Hauptmann geweſen, der in ſeiner treuherzigen, etwas linkiſchen Weiſe den Töchtern des Hauſes viel Aufmerkſamkeit bewieſen hatte. Mit Auguſt, dem jungen Theologen und Vetter des Hauſes, dem ſtillen Verlobten der jungen Karoline, hatte er ſich ſehr befreundet; doch dachte man kaum mehr an ihn, als nach Beendigung des Kriegs ein Brief an Vetter Auguſt kam. „Mein lieber Herr Geiſtlicher! Ich möchte gern eine heiraten von Ihren Jungfer Couſinen; die welche weiß ich gerade nicht; nicht die, welche Sie ſelber wollen; ſie gefallen mir aber alle und ſeien Sie ſo gut und halten mich an bei derjenigen. Ich ſei ein braver Soldat, ein ſchöner Burſch und ein ehrlicher Kerl, und für den Fall, daß tot, iſt gut geſorgt.“

Dieſer Antrag machte den drei Mädchen viel Spaß; jede wollte der andern die Ehre laſſen, bis endlich Klärchen, die jüngſte, auftrat. Man hatte ſie von den ſcherzhaften Beratungen ausgeſchloſſen; ſie hatte aber das Nötige an den Thüren erhorcht und alles für Ernſt gehalten. Sie erklärte mit vielem Edelmut, wenn keine von den Schweſtern wolle, ſo müſſe eben ſie das Opfer werden und den Oeſterreicher nehmen, es könnte ja ſonſt wieder Krieg geben. Sie war recht gekränkt, daß man ihr Opfer verſchmähte und noch obendrein ihren Edelmut verlachte. Ich glaube, der Oeſterreicher hat keine Antwort erhalten.

Witwenſtand und Tod.

Durch all dies Keimen, Treiben und Reifen in den geſunden Aeſten und Zweigen eines kräftigen Stammes wehte ein kalter Hauch: der Todeshauch, und der Hausvater, des Hauſes Stütze und Krone, ſank nieder vor ſeinem eiſigen Wehen.

Die Ahne hatte in jungen Jahren ſchon ſich vor dieſem Feind fürchten lernen; ihr Mann war groß und hager, und man hielt ihn für ſchwindſüchtig bald nach dem Beginn ihres

Eheſtandes. „Das war eine ſchwere Sorge, die auf mir lag,“ ſagte ſie ſpäter oft, und erzählte dabei wohl einen ſeltſamen Traum, der ihr ſehr wichtig erſchien, wie denn überhaupt in ihrer klaren, friſchen Seele doch Raum blieb für das geheimnisvolle Gebiet der Träume und Ahnungen. „Wie ich ſo ſchwer bekümmert war wegen meines Mannes Bruſtleiden und fürchtete, er ſterbe vor der Zeit von mir und den kleinen Kindern weg, da träumte mir einmal, ich gehe in tiefer Nacht allein auf einem großen, weiten Kirchhof; eine ſchauerliche Geſtalt kam auf mich zu; ich wußte, das war der Tod, und ich ſchrie in großer Angſt: ‚O Tod, hol' meinen Mann nicht!‘ Der Tod ſagte: ‚Wenn du mich dreimal um der Wunden Chriſti willen bitteſt, ſo will ich ihn verſchonen.‘ Da hob ich an und bat ihn einmal, und bat ihn zweimal, wie ich ihn aber zum drittenmal bitten will, ſo ſchreit mein kleiner Konrad und ich wache auf.“

Damals war ihr der Gatte erhalten geblieben; aber als er ſtarb mit ſechzig Jahren, meinte ſie doch: „Vielleicht er hätte doch noch länger gelebt, wenn ich den Tod zum drittenmal hätte bitten können.“

Der Tod des Gatten war der Wendepunkt im Leben der Ahnfrau; ob auch ihre innere Jugend, ihr lebensvoller Geiſt ſich nach langer und tiefer Trauer wieder aufrichtete an den Freuden und Pflichten der Mutter: es war doch nicht mehr das volle Tageslicht, es war eine friedliche Dämmerung, in der ihr langes und reiches Leben nun verfloß.

Die wohlerzogenen ſtattlichen Töchter ließ ſie ziehen an der Hand der Erwählten, um den eigenen Herd zu gründen; ſie durfte ihr Witwenſtübchen ſchmücken, um die blühenden Bräute der Söhne zu empfangen. In jeder Gegend des Landes, im Neckarthal, auf der rauhen Alb, in der Reſidenz, in abgelegenen Pfarrdörfern ſtand da oder dort ein eigen Haus für ſie, ein Haus, in das ſie ihre lakoniſchen Brieflein, ihre Grüße, ihre Ratſchläge ſandte; wo ſie verweilte mit ihrer Liebe, ihren Sorgen, mit Mitleiden oder Freude.

Sie ſelber iſt allein geblieben, allein mit ihren Erinnerungen, ihrer geiſtigen Kraft und Regſamkeit. Das große ſtattliche Haus diente andern Zwecken, andre Bewohner gingen ein und aus; ſie zog ſich in ein beſcheidenes Quartier zurück, das aber trotz ſeiner Manſardenwände, an denen die Bilder auf ergötzliche Weiſe in der Luft baumelten, mit ſeinen Familiengemälden, der wunderlich geſtalteten Spieluhr, den mannigfachen Geräten aus alter Zeit: Treſoren, Taburetten und Gueridonen, eine äußerſt gemütliche, unterhaltende Heimat für jung und alt war.

Sie lebte allein mit einer alten Dienerin, die mit den Tugenden auch alle Fehler alter Mägde in ſich vereinigte und ernſtlich Miene machte, ihre Herrin zu beherrſchen. Von den Söhnen und Töchtern, die längſt in Aemtern und Würden ſtanden, ſprach Suſanne ſtets in höchſt vertraulicher Weiſe: „Warum ſchreibt wohl der Gottlieb ſo lange nicht? Ich mein', der Chriſtian dürft' ſich auch um einen beſſeren Platz melden. — Jetzt ſollt' aber die Auguſte doch ein Kindsmädchen nehmen!“ Auch waren alle einlaufenden Familienbriefe ſtets Gemeingut zwiſchen ihr und der Herrin.

Eine ſparſame Seele war ſie, die gute Suſanne, im Intereſſe der Herrſchaft noch viel mehr als in ihrem eigenen. Sie war im ſtande, mit der Frau zu grollen, wenn ſie ein halbes Schwefelholz weggeworfen, mit dem man doch noch „das ſchönſte Licht“ hätte anzünden können, und als ihr dieſe befahl, dem Boten, der die glückliche Geburt eines Enkels anzeigte, eine noch vorhandene Bratwurſt zu geben, ging ſie brummend hinaus: „Soll dem Kerl die ſchöne Wurſt geben! hätt' meine Frau noch mit abfergen (abfertigen) können; ſo kommt man zu nix!“ — Wie ſie's angegriffen, ſich aus ein Paar abgelegten ſchwarzen Beinkleidern des Gottlieb noch einen „Gottestiſchrock“ zu machen, weiß ich nicht. Schade, daß ſie nicht zum Beſten der edlen Schneiderzunft das Geheimnis veröffentlicht hat!

Der guten Suſanne war ein ſchweres Ende beſchieden; eine qualvolle langwierige Krankheit kürzte den Abend ihres thätigen Lebens noch vor der Zeit ab. Die Ahnfrau wollte nichts davon hören, ſie in einem Spital unterzubringen. „Sie hat Leid und Freud' mit mir geteilt nicht wie eine Fremde, ſo ſoll ſie auch nicht ſterben unter fremden Händen.“ Und ſo pflegte ſie ihrer wie einer Schweſter, nicht wie einer Magd. Und als ſie die treue Gefährtin nach langen ſchweren Tagen und Nächten in den Sarg gelegt, behielt ſie als einzige Hilfe und Dienerin die junge raſche Nichte derſelben, ein friſches Bauernmägdlein, die ſie ſich nach eigenem Sinn zuſtutzen konnte.

Ihr ſtilles Leben war darum kein einförmiges. Der behagliche Wohlſtand, die Frucht des Fleißes und der Sparſamkeit ihrer jungen Jahre machte ihr möglich, vielen zu dienen und zu helfen. Eingewachſen in alle Verhältniſſe des Städtchens, das ihre einzige Heimat war, ja in die der ganzen Gegend, wurde ſie für Hohe und Niedere eine treue Ratgeberin.

Da kam einmal die alte Jungfer Kiliane aus der Nachbarſchaft, um ſich in einer Magdangelegenheit zu beſprechen. Dann kam der reiche Bauer Geiger vom nächſten Dorf: „Jetzt, Frau Syndikuſſin, muß ich Sie auch um guten Rat fragen. Mein großer Bub will heiraten.“ — „Nun, Geiger, das iſt kein Unrecht; ich glaube, Euer großer Bub' iſt dreißig Jahre alt.“ — „Ja, aber 's Mädle hat nix.“ — „Gar nichts?“ — „Ha, das heißt nicht viel.“ — „Iſt ſie aber brav?“ — „Grundbrav und fleißig, aber wir wollen's nicht leiden.“ — „Aber wenn ſie ſo brav iſt, wird's beſſer ſein als viel Geld.“ — Nachdem die Ahnfrau lange die ſchönſten und bündigſten Beweisgründe aufgeboten hatte, um den hartnäckigen Vater umzuſtimmen, begann dieſer wieder: „'s wär' alles recht, Frau, 's hat aber nur noch einen Haken.“ — „Ja und der wär?“ — „'s Mädle will net, ſie nimmt einen andern.“ — „Er dummer Geiger, was läßt Er mich dann ſo lange ſchwatzen?“

Nicht immer war der gute Rat der Frau Syndikuſſin ſo vergebens aufgewandt, und wo Fremde ſein nicht bedurften, da gab's in der eigenen Familie Gelegenheit genug. Da kamen Briefe vom Ober- und Unterland mit Botſchaften, wie da ein

Urenkelein geboren, dort ein Enkelſohn konfirmiert, hier eine Enkelin Braut geworden, und die freigebige Hand der Ahnfrau durfte nicht ruhen. Wie ein Speditionshaus ſah vor Weihnachten ihre Wohnung aus, bis all die zahlreichen Schachteln und Schächtelein ausgeſandt und alle bedacht waren, die Enkel mit Backwerk und blanken Thalern, die Söhne mit auserleſenem Kirſchengeiſt, die Sohnsfrauen und Töchter mit feinem Flachs.

Dann kamen wieder Dankſagungsbriefe, Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen; zierliche Carmina von den Enkelſöhnen, die ſie, dankbar für den guten Willen, meiſt ungeleſen beiſeite legte und honorierte; ſchöne Handarbeiten der Enkeltöchter, mit denen aber die gute Ahnfrau nicht ſo recht wußte, wie ſie dran war; denn in ihrer Zeit waren ſie noch nicht im Schwang. So begegnete es ihr, daß ſie einen geſtickten Schemel als Zierat auf die hohe Kommode ſtellte; einen niedlichen Fußſack, der ſie hätte im Winter warm halten ſollen, als Bildnis an die Wand hing, und einen Tiſchteppich, der ihr gar zu ſchön zu dieſem Zweck erſchien, als Shawl umnahm. Sie ſelbſt lachte am herzlichſten, wenn ſich der Irrtum herausſtellte.

Auch kamen als noch friſchere Lebenszeichen die Kinder ſelbſt und brachten ihre Freuden und Sorgen zu der ſtets heiteren, ſtets geſchäftigen Ahnfrau, und die Beſuche waren, wenngleich eine Freude, ſo doch auch eine gewaltige Unruhe für die alte Frau, die auf Ehre und Reputation hielt und namentlich vor den Sohnsfrauen gern ihre Kochkunſt in vollſtem Glanz zeigte, zu welchem Ende denn auch ſtets in ſolchen Zeiten ein aufgeſchlagenes Kochbuch auf ihrem Nachttiſch bereit lag.

Aber recht fröhlich und gemütlich ſaß ſie dann auch wieder im Kreis der Ihren und nahm teil an Taufen und Hochzeiten, Examen, Krankheiten und Geneſungen. Für alle Fälle hatte ſie ein Geſchichtchen in Bereitſchaft; jede Begebenheit weckte eine Jugenderinnerung in ihr, da ſie, wie die meiſten alten Leute, ein viel lebendigeres Gedächtnis hatte für lang verfloſſene Jugendjahre als für den eben vergangenen Tag.

Ich habe ſchon oft gefunden, daß es, ſelbſt in jungen

Jahren, leichter ſein muß, von einem vollen befriedigenden Daſein zu ſcheiden, als von einem verfehlten, das doch mehr Todesſehnſucht wecken ſollte. Ich habe zärtliche Mütter, geliebte Gattinnen mit getroſtem Mut dem Tod entgegenblicken ſehen; während abgelebte Greiſe, während einſame Jungfrauen mit getäuſchtem Herzen, mit ſiechem Körper ſich krampfhaft ans Leben feſtklammerten, als ob ſie von dem dürren Strauch noch

die Blüten hofften, die der Lenz verſagt. Nun war der Ahnfrau ein volles, befriedigtes Daſein beſchieden geweſen, und ſo viel Liebes das Leben für ſie hatte, ſo war doch keine Spur von der krankhaften Lebensliebe bei ihr, wie ſie oft alten Leuten innewohnt. Sie hatte ſich nie weichlich abgewandt von den bitteren Tropfen in ihrem Lebensbecher, darum blieb ihr die Bitterkeit nicht erſt auf die Hefe erſpart. Wie ſie klaren Blickes ins Leben geſehen, ſo blickte ſie ruhig dem Tod ins Auge. Sie hatte neben allem Wirken und Sorgen des Lebens ihr Herz lange heimiſch gemacht in dem Lande, zu dem er ſie führen ſollte.

Von treuen Händen gepflegt, ſegnend und geſegnet, ſtarb ſie, ohne die Leiden eines langen Lagers erfahren zu müſſen. Der Mund, der im Leben ſo reich war an heiteren Scherzworten, floß im Tode über von wunderbaren, herrlichen Segensgrüßen für die Ihren, zum klaren Beweis, daß auch bewegte Waſſer tief gründen können. „Aus Gnaden ſeid ihr ſelig worden,“ war der Spruch, den ſie ſich als Leichentext ausgebeten hatte.

Das war die Ahnfrau im Leben und im Tode. Ich kann nicht erwarten, daß ihr anſpruchsloſes Bild für andre den Reiz hat, der es für die Ihrigen bekleidet; wenn aber dieſe einfache Schilderung da und dort eine ähnliche, liebe, verehrte Erſcheinung ins Leben ruft, ſo hat ſie ihren Zweck erfüllt.

II.

Aus dem Leben einer Hausfrau der neuen Zeit.

Ihr habt gut reden und rühmen von den Hausfrauen der alten Zeit. Damals war's noch ein Spaß, Hausfrau zu ſein, trotz aller Ochſen und Kühe, Garten, Wieſen und Felder, die zu einem rechtſchaffenen Hausſtand gehörten. Wenn eine Frau ihre Kinder ſo weit gebracht hatte, daß ſie auf eigenen Füßen ſtehen und gehen konnten; ihnen Strümpfe und Hoſen flickte, Mann und Geſinde mit Nahrung und Kleidung verſorgte und ein ſcharfes Auge auf die Mägde hielt: ſo konnte ſie ihr Haupt ruhig niederlegen, auch da und dort eine Kaffeeviſite mit gutem Gewiſſen mitmachen. Die Erziehung war die einfachſte Sache von der Welt. Mit dem Studium der Individualitäten befaßte man ſich nicht im mindeſten; die geiſtige Ausbildung der Knaben überließ man getroſt dem Präceptor und ſeinem Stock, der ſittlichen half man mit ein paar geſunden Püffen und Schlägen nach und blieb im übrigen gut Freund.

Die Erziehung der Mädchen vollends gab ſich ganz von ſelbſt; im zehnten Jahr mußten ſie anfangen ihre Haare ſelbſt zu flechten, die kleinen Geſchwiſter hüten und in den Keller gehen. Allmählich avancierten ſie vom Strickſtrumpf zum Nähzeug, vom Begießen zum Bepflanzen der Gartenländer. Waren ſie im vierzehnten Jahr konfirmiert, ſo war die Mutter höchlich erleichtert: „So, jetzt hat das Gelerne ein Ende und das Mädchen iſt auch zu etwas zu brauchen.“ Nun wurde ſie erſt recht, nach gut ſchwäbiſchem Ausdruck, „im Haus herum gepudelt“, in Küche und Keller, Hof und Garten, im Stall und auf den

Feldern. Wollte man ihrer Ausbildung noch die letzte Politur, die höchſte Vollendung geben, ſo ſchickte man ſie auf ein Jahr zu irgend einer Frau Baſe oder Tante, die als eine beſonders böſe und exakte Frau bekannt war (welche zwei Begriffe ſonderbarerweiſe ſehr häufig in einen zuſammenfallen) und die es vortrefflich verſtand, „den jungen Mädchen den Roſt herunter zu thun“; hernach noch ein halb Jahr nach Stuttgart, um „das Haubenſtecken“ zu lernen, und damit war's gethan, und die Rike oder Mine konnte jeden Tag, wenn ſich ein paſſender „Anſtand“ zeigte, in die Fußſtapfen der Mama treten; im ſchlimmſten Fall gab ſie ſeinerzeit eine gute Tante ab, die man „ins Haus metzgen“ konnte, oder eine brauchbare Haushälterin für einen reſpektablen Witwer.

Dieſes ſolide eherne Zeitalter iſt nun vorüber; wir ſind im bleiernen, deſſen Gewicht ſo ſchwer auf der Menſchheit laſtet, daß ſie das Blei in eine Menge von Formen und Geſtalten verarbeitet, um es tragbarer zu machen. Sonſt war der weibliche Beruf der einfachſte, der gar kein Beſinnen brauchte; jetzt ſind faſt die Männer zu beneiden, die doch die Wahl unter beſtimmten Brotſtudien und eine mehr abgegrenzte Bahn zu durchlaufen haben, während eine töchterreiche Mutter ihrer Seele keinen Rat weiß, für welche Art von Zukunft ſie ihre armen Mädchen zuſtutzen ſoll, wenn ſie ſie nicht dereinſt nach Kalifornien ſpedieren will.

Doch ich wollte keine kulturhiſtoriſche Abhandlung liefern, gewiß nicht! Darum bitte ich den geneigten Leſer, mir in die Stube einer Hausfrau der neuen Zeit zu folgen (ein Boudoir beſitzt ſie nicht), und er wird die Drangſale einer armen Frau begreifen, welche der Zeit Rechnung tragen muß.

Und es iſt noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emanzipierte und kein Blauſtrumpf. Sie hat Mann und Kinder von Herzen lieb und nach achtzehnjährigem Eheſtand noch hie und da eine wehmütige Sehnſucht nach den idylliſchen Freuden ihrer Brautzeit. Ihr Mann iſt der reſpektierte Herr des Hauſes und ihre Kinder ſind ihres

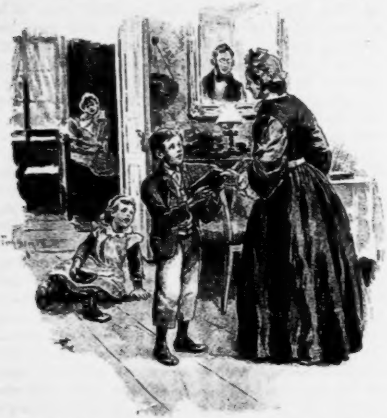
Herzens Stolz und Freude, wenn ſich dieſelbigen auch teilweiſe etwas tölpelhaft gebärden würden, falls ſie, gleich den Gracchen, anſtatt des Schmuckes präſentiert werden ſollten.

Frau Bernhard ſteht zu einer ziemlich frühen Stunde auf, denn ein ſchweres Tagwerk liegt vor ihr. Morgens hat ſie ihre Einſammlungen für den Kreuzerverein für Schleswig-Holſtein zu machen, eine Arbeit für die indiſche Miſſionslotterie ſoll vollendet werden; nachmittags iſt eine Sitzung des verwahrloſten Kindervereins; abends Arbeitskränzchen des Frauenvereins für arme Wöchnerinnen; daneben trifft ſie die Runde der Krankenbeſuche und die Viſitation der Suppenanſtalt. Das alles iſt nur das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, die inneren ſind gar nicht aufzuzählen.

Es iſt noch eine Weile ſtill im Haus; die liebe Jugend ſchläft, die Köchin beſorgt das Frühſtück und die Kindsmagd den Kleinen. Jetzt könnte ſie eben noch die Statuten eines Beſchäftigungsvereins für brotloſe Mädchen aufſetzen, und daneben auch den jüngſten poetiſchen Verſuch ihres älteſten Sohnes rezenſieren. Schon iſt ſie an Paragraph 3 der Statuten: „Die beaufſichtigenden Frauen erbieten ſich zu mütterlicher Leitung und Anweiſung der Mädchen,“ da erſchallt die etwas gellende Stimme ihrer Sophie aus dem Bett: „Mutter, mein Strumpf hat ein Loch.“ — „Schon wieder! Mädchen, wie greifſt du's an, alle Tage zwei zu zerreißen? Bäbele gibt dir andre.“ — Die etwas kleinere Kornelie kann die Schuhe nicht anziehen. „Natalie ſoll dir helfen.“ — „Die Natalie ſingt ſchon eine halbe Stunde; es iſt heute Probe des Vereins für urſprüngliche Volksmelodien,“ bemerkt der eintretende Ehemann, der einen zerriſſenen Paletot in der Hand hält. „Vor acht Uhr ſollteſt du mir die Knöpfe da annähen; ſo kann ich ihn zu keinem Krankenbeſuch mehr anziehen.“ Während die bedrängte Frau die Knöpfe verſpricht und die Köchin an die Schuhe der ſeufzenden Kornelie kommandiert, rückt Guſtav an mit dem Zumpt in der Hand: „Mutter, überhör' mich!“ Mechaniſch nimmt ſie das Buch und der Bube leiert mit heller Stimme:

„Viele Wörter ſind auf is
Masculini generis . . . .“

Jetzt aber ſchreit der Kleine, dem das Bäbele den Mund mit dem Brei verbrannt hatte; die Mutter läßt den Zumpt fallen und eilt dem Kind zu Hilfe; der Mann beordert das Frühſtück herein; die krawallierende Jugend ſammelt ſich um den Tiſch. die Mutter erſcheint endlich auch, nachdem ſie „nur geſchwind“ die Milchfrau bezahlt und den Buben der Frau Regiſtratorin drüben abgefertigt hat, der ſchon in aller Frühe gekommen iſt, um die „Worte einer Frau an Frauen über ihre Stellung zur



Gegenwart“ für ſeine Mutter zurückzufordern. Auch Natalie erſcheint und muß eilig Kaffee trinken, um zeitig in die engliſche Stunde zu kommen; Guſtav kündigt an: „Mutter, du mußt mich dann erſt noch zwei Seiten im Kärcher überhören,“ und der zehnjährige Emil ſuppliziert um eine geſtickte Fahne für das bevorſtehende Schützenfeſt für Knaben; die dreizehnjährige Mathilde hat heute die erſte Abendſtunde in der Experimentalphyſik, und Natalie erinnert die Mutter, vom Einſammeln für die Holſteiner doch ja noch zeitig in die Vorleſung über alte Hünengräber zu kommen.

Eine einzige friedliche Viertelſtunde rettet die vielgeplagte Frau für das Morgengebet. Es ſind auch Worte einer Frau, welche ſie heute lieſt, das Lied der frommen Schweizerin Anna Schlatter, und die Strophe:

Und drängt mich der Geſchäfte Laſt,
Will ich entlaufen dir,
Der du den Sturm geſtillet haſt,
Still auch den Sturm in mir!

iſt ihr aus der Seele geſchrieben und hilft ihr zu etwas Ruhe und Sammlung. Aber das äußere Leben mit ſeinen Forderungen fällt alsbald wieder gewaltſam über ſie her.

Wir wollen ſie nicht den ganzen Tag auf ihren Gängen begleiten durch Armenhütten, Krankenſtuben, Vereinsſitzungen, Vorleſungen; in die Lehrſtunden der Kinder, wo in neuerer Zeit eine gewiſſenhafte Mutter hie und da aſſiſtieren muß; in die Küche, wo das Sauerkraut angebrannt iſt und die Suppe um ein Haar ungeſalzen auf den Tiſch gekommen wäre; in die Stube, wo Kornelie eben im Begriff iſt, das Brüderlein aus lauter Liebe mit einem Stück Brot zu Tod zu ſtopfen, bis ſie am Abend endlich erſchöpft neben ihrem gleichfalls erſchöpften Mann auf dem Sofa ſitzt.

„Aber hör', Liebe!“ meint der, „ſo kann's doch unmöglich fortgehen; du gehſt an Leib und Seele zu Grund.“ — „So ſag' mir," fragte die bedrängte Frau, „wo ich abbrechen ſoll? Die Schleswiger Sammlung kann ich unmöglich aufgeben." — „Nein, die nicht, das iſt eine deutſche Sache!" — „Die Krankenbeſuche auch nicht, du biſt ja Arzt und ſagſt ſelbſt, daß ſie manchmal wohlthätig ſind." — „Manchmal, meinetwegen; aber die Vorleſungen?" — „Aber, Lieber, du weißt doch, daß ich an meiner Ausbildung noch manches nachzuholen habe; zudem ſchickt ſich's nicht, ein junges Mädchen allein gehen zu laſſen, und für Natalie iſt es unerläßlich; du kennſt ja die Anſprüche, welche man gegenwärtig an junge Mädchen macht." — „Schon gut! Aber die Experimentalphyſik und die italieniſche Konverſationsſtunde für Mathilde neben den vielen andern Lektionen —" — „Aber ſiehſt du denn nicht ein, daß die Mathilde nicht hübſch iſt? Mitgeben können wir ihr nicht viel, ſo bleibt nichts übrig, als ſie zur Gouvernante auszubilden, und ſie hat noch nicht die Hälfte der Fächer gehört, die dazu erforderlich ſind, zumal ſie nicht muſikaliſch iſt, worin Natalie einen ſo großen Vorzug beſitzt. Aber leid thut mir's, daß ich nicht mehr Zeit habe, die poetiſchen Verſuche Hermanns zu leiten und ſeine Tagebücher durchzuſehen, und jetzt kommt die Zeit, wo für die Sommerkleider zu ſorgen iſt und für Schmalz." — „Ja, fällt mir bei dem Schmalz ein, das Eſſen wird alle Tage ſchlechter; wie kommt's denn?" — „Weiß wohl!" ſeufzte die Frau, „die Gret hat eben gar keine Pietät fürs Kochen; wenn ich nicht ſelbſt danach ſehe, ſo iſt's nichts." — „So thu' in Gottes Namen eine gewandte Köchin ein! Es wird das Leben nicht koſten." — „Das wird wohl nötig ſein, obgleich ſo eine Köchin vom Fach immer anſpruchsvoll iſt. Eine Aenderung mit der Kindsmagd wäre zwar noch nötiger. Bäbele iſt brav, aber wie die meiſten Bauernmädchen plump und ſchwerfällig im Verkehr mit Kindern; ſie weiß die Kleinen nicht zu unterhalten, dann werden ſie immer unartiger." — „Leider!" ſeufzte jetzt der Doktor, „ich kenne ihre Stimmen nur noch am Schreien, und wenn ſie abends heimkommen, fällt mir, verzeih mir's Gott, immer der Vers aus der Glocke ein:

Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend,

aber wie willſt du da helfen?“ — „Ich ſollte ein jüngeres Kindermädchen haben; Selma ſchlug mir eine vor, die in Fröbels Anſtalt für Kindergärtnerinnen gebildet wurde, aber das iſt zu teuer.“ — „Bah, Unſinn, was Kindergärtnerin!“ — „Ja, gewiß, Lieber, wenn du nur den letzten Aufruf an Mütter geleſen hätteſt! Man kommt ſich wie eine wahre Rabenmutter vor, wenn man ſeine Kinder nicht nach Fröbelſchen Grundſätzen erzieht. Ich will auch nächſtens, ſobald ich dazu komme, die ganze Fröbelſche Erziehungslitteratur ſtudieren und indeſſen ein junges, bildſames Geſchöpf zum Kindsmädchen nehmen, die den Kindern Hüterin und Geſpielin zugleich iſt. Ich weiß ſchon eine ſolche, ein Blümchen vom Thale, ein wahres Madonnengeſichtchen, ganz unverdorben, unberührt vom Welthauch; die Pfarrerin von R. hat ſie mir empfohlen, ſie iſt wirklich zur Aushilfe bei Stadtpfarrer R's.“ — „Nun gut, ſo nimm den Seraph, wenn er uns nicht davonfliegt; ſind wir dann verſorgt?“ — „Ja — das heißt, ich fürchte ſehr ein zu großes Dienſtperſonal; aber wenn wir für Küche und kleine Kinder ſorgen, ſo wäre es doch unrecht, wenn die größeren Kinder, eben im bildungsbedürftigſten Alter, verwahrloſt bleiben ſollten.“ — „Schatz, das geht ins Große. Wäre es nicht kürzer, ich ſuchte eine Oberamtsarztſtelle in einem Landſtädtchen? In kleinen Städten fallen doch dieſe Teufeleien von Vorleſungen und was zum Kuckuck noch weg und die Sache ließe ſich vereinfachen.“ — „Unmöglich! Wollteſt du deine unverſorgten Kinder aller der Bildungsmittel berauben, die eine größere Stadt bietet, und die ihnen bereits eine Zukunft ſichern können?“ — „Nun denn,“ ſagte der Doktor reſigniert, „was verlangſt du drittens?“ — „Siehſt du, ich ſollte ein gebildetes Mädchen haben, das in meiner Abweſenheit bei den Kindern meine Stelle verſieht, die Lektionen und Arbeitsübungen der Mädchen beaufſichtigt und mir im Nähen etwas Beiſtand leiſtet. Wenn du die Berge von Flickwaſch anſäheſt!

Und ich muß jetzt an die Kleider der Mädchen denken ...“ — „Und an meine Hemden,“ ſagte der Mann lachend, indem er an dem bauſchenden Kragen zog; „ſie ſitzen nun und nimmermehr recht.“

Dieſen Stein des Anſtoßes und Quell der Trübſal für Männer und Frauen, die Klage über nicht paſſende Herrenhemden, die auch ein Produkt der Neuzeit iſt, wollen wir beruhen laſſen und nur das Endreſultat der ehelichen Beratung mitteilen. Dieſe beſtand darin, daß die Frau ſich willig zeigte, die Abendvorleſung über die Litteratur der Chineſen, ſowie die freien Vorträge über die Bedeutung der Grundideen des Sophokles für das weibliche Leben, die ein durchreiſender Litterat hielt, aufzugeben; dagegen willigte der Mann ein, daß eine tüchtige Köchin, das gerühmte Madonnenköpfchen als Kindsmagd, ferner ein gebildetes Mädchen zur Leitung und Beaufſichtigung der Töchter angeſtellt werde; durch die Hilfe der letzteren würden dann auch alle auswärtigen Nähterinnen entbehrlich, was dem Mann ein großer Vorteil ſchien. So ſchloß die Verhandlung im Frieden, während die Kinder alle ſchon in tiefer Ruhe lagen, bis auf Mathilde, die noch eine italieniſche Ueberſetzung zu beſorgen hatte, und Natalie, die mit ſchmelzender Stimme ſang:

„Mei Herzle iſt klei,
Kann niemand drei nei;
Nu an einziger Bua
Hat 's Schlüſſele darzua.“

Zu den vielen Drangſalen der guten Frau Bernhard kam nun auch noch das, daß ſie ſich um das neue Perſonal umſehen mußte. Aber ſchon der nächſte „Merkur“ brachte unverhofften Rat. Sie las, wie gewöhnlich, die Traueranzeigen; zu mehr reichte ihre beſchränkte Zeit ſelten, obgleich ſie ihren Mangel an politiſcher Bildung oft ſchmerzlich empfand, und ſtieß unwillkürlich ein ganz erfreutes: „Das iſt jetzt geſchickt!“ heraus. —

„Was iſt ſo geſchickt?“ fragte verwundert der Mann. — „Ach, die Hofrat Mizlenius iſt geſtorben; weißt, ſie war ſchon lang kontrakt; es iſt ihr wohl gegangen,“ ſetzte ſie entſchuldigend hinzu. — „Nun, warum iſt's denn geſchickt?“ — „Ja, die hat einen Ausbund von Köchin, die ſchon ſechs Jahre bei ihr iſt; wenn ich die bekommen könnte, ſo wären wir verſorgt.“

Die betriebſame Frau ging gleich auf dem nächſten Vereinsgang in das Trauerhaus und erſtand den Phönix von Magd glücklich für das nächſte Ziel.

Noch aber fehlte die dritte im Bunde, das „Mädchen von Bildung“; welche die Mutter bei den Töchtern erſetzen und den Patienten Auskunft geben ſollte, wenn der Doktor abweſend war. Die ſchien ſchwerer zu finden, obgleich die Zeitungen wimmelten von gebildeten Mädchen aller Art mit angenehmem Aeußern, vortrefflichem Charakter und beſcheidenen Anſprüchen, welche alles auf der Welt verſtanden und noch einiges mehr; aber die Frau Doktorin hätte doch noch eine andre Garantie gewünſcht.

Auch dafür wurde Rat. Selma, die äſthetiſche Freundin, der die Doktorin ihre Bedrängnis mitteilte, hatte vergangenes Jahr im Bade die Bekanntſchaft eines Fräuleins gemacht, die ihr vollkommen für dieſen Zweck geeignet ſchien. Ihre Herkunft war etwas dunkel, aber intereſſant, ihr Vater war in der Polenſchlacht gefallen oder ſo; ſie war in vornehmen Häuſern Gouvernante oder Geſellſchafterin geweſen, würde aber nun vorziehen, in eine Familie einzutreten, in deren Schoß ſie eine Heimat fände.

Das traf ſich wie gerufen. Fräulein Klara Werning zeigte ſich willig, zu mündlicher Verabredung zu kommen, und gefiel außerordentlich beim erſten Auftreten. Sie war nicht eben mehr in der erſten Jugend, eine hohe, volle Geſtalt, noch blühend und friſch mit ſchönen, blauen Augen. Die Doktorin fürchtete nur, ihr Haus werde zu einfach für ſie ſein; aber Klara ſprach ſo ſchön über den Segen der Armut, über das Glück eines ſtillen Familienlebens, daß ſie vollkommen beruhigt wurde; nur das eine machte ihr noch Kummer, ob ſie ſelbſt ſich neben einem ſo ausgezeichneten Weſen keine Blöße gebe.

Fräulein Klara verſprach ihren Eintritt auf Georgii, und von Stund an wurden die Kinder bei vorkommenden Unarten immer mit dem Beiſatz ermahnt: „Was wird einmal Fräulein Klara dazu ſagen, wenn ihr ſo ungezogen ſeid?“

Georgii kam und mit dem Tage zogen die drei neuen Genien ein: Fräulein Klara in das Zimmer, das ſie mit den älteren Töchtern teilen ſollte; das Madonnengeſichtchen, Gretchen genannt, in die Kinderſtube; Madele, die Köchin, in Küche und Kammer, die ihr Reich ſein ſollten. Etwas verächtlich ſah die letztere auf Gretchens kleinen Bündel und auf den ſchmalen Koffer der Klara: ihr folgten vier Nachbarmägde mit Körben auf dem Kopf, von denen ſolide Kleider, Schürzen mit langen, farbigen Bändern recht vielverheißend herabhingen.

„Es freut mich, daß Sie in Kleidern und Weißzeug ſolid eingerichtet iſt,“ ſagte die Doktorin.

„Ja, die iſt eben ſchon glücklich geweſen,“ bemerkte naiv eine der Begleiterinnen, „zwei Trauern! In dem Haus, wo ſie vor zehn Jahren war, iſt der Sohn geſtorben und jetzt gar die einzechte Frau, mit der die Haushaltung aufhört! Das iſt freilich das Nützlichſte; da kann man 'ring zu einem Bett und Kaſten kommen, wo ein andrer armer Tropf ſein Lebtag dran ſparen muß.“

Die andre hatte mehr Takt und ſagte: „Ja, es ſtoßt einem aber auch faſt 's Herz ab, wenn einen ſo der Tod trennt,“ was das Madele mit einem improviſierten Schluchzen beſtätigte.

Dem Doktor gefiel die Köchin beſonders wohl. „Ein ganz klaſſiſcher Magdkopf,“ meinte er, als er ihr etwas grobes, gebräuntes Geſicht und ihre kräftige, ſtarkknochige Geſtalt überſchaute. „Wir haben jetzt alle Schulen vertreten unter unſerm Dach; Klara iſt mehr antik, Gretchen vertritt das mittelalterliche, romantiſche Element, und die Madel, die iſt niederländiſch. Wenn nur ein ordentliches Reſultat bei dieſer Miſchung herauskommt!“

Der Haushalt ordnete ſich aufs beſte; die Kinder ſchloſſen ſich bald an Gretchen an, dem man erlaubte, auf dem ſtillen Raſenplätzchen hinter dem Schloß mit ihnen ſpazieren zu gehen und zu ſpielen. Madele herrſchte in der Küche höchſt unumſchränkt, zwar mit ungemeinem Geräuſch und Gepolter, aber mit Umſicht; das Eſſen war jederzeit vortrefflich gekocht, was dazu beitrug, den Herrn bei guter Laune zu erhalten.

Klara begleitete Natalie in die Vorleſungen über Hünengräber und in die über Sophokles; die Doktorin trat ihr dieſen Genuß neidlos ab, ſo „äußerſt intereſſant" ſie auch jederzeit dieſe Vorträge gefunden hatte. Klara leitete auch die Singübungen, begleitete die Mädchen auf Spaziergängen und gab ihnen Unterricht; die Doktorin konnte ſich beruhigt ihrer Vereinsthätigkeit hingeben, und das war gut, denn die Anſprüche vermehrten ſich fortwährend.

Sie brachte mehr als ihre halbe Tageszeit in der Aufopferung für andre zu, die gute Frau; eine Viſite je und je, ein Kränzchen, in dem aber für die Miſſion gearbeitet wurde, war aller Genuß, den ſie ſich verſtattete; das übrige war pure Hingebung, und doch wurde ihr nicht wohl dabei. Sie wurde allmählich ſo fremd in ihrem eigenen Hauſe; der Mann, der ſie ſelten beim Nachhauſekommen antraf, ſuchte ſeine Unterhaltung auf dem Muſeum; die kleinen Kinder waren ſo ſehr an das Fortgehen mit Gretchen gewöhnt, daß ſie bei der Mutter nicht mehr lange bleiben wollten: — es kam der Doktorin immer wie ein proviſoriſcher Zuſtand vor, und doch ſah ſie nicht ein, wenn ein definitiver folgen ſollte.

Auch bei dem Perſonal ſtellten ſich einige Schattenſeiten heraus. „Hör', die Madel kocht gut," bemerkte der Mann beim Frühſtück, „aber der Kaffee iſt ſchlechter als ſonſt." — „Ich weiß wirklich nicht, woran es liegt, ſie verbraucht mehr als die frühere." — „Mir iſt die Sache verdächtig; ich wollte geſtern meine Pfeife in der Küche anzünden, was ſie ſtets ſehr ungnädig aufnimmt; da bemerkte ich, daß bereits eingeſchenkter Kaffee von prächtiger Farbe auf dem Küchentiſch ſtand. Ich glaube, ſie trinkt den erſten Aufguß und wir, was nachläuft." — „Ja, das iſt ſo ein Vorrecht, das ſich hie und da alte Köchinnen nehmen," ſagte die Frau verlegen; „der Kaffee iſt ihr einziges, man wird ihr das nicht wehren können; ſie iſt dafür in allen andern Sachen um ſo ehrlicher." — „Das ſcheint mir ein ziemlich unbegründeter Schluß," lachte der Doktor, „und dann iſt ſie unverſchämt grob; gerade wie ich geſtern aus der Küche ging, wetterte und tobte ſie hinter mir, daß ich meinte, die Küche falle zuſammen, und ſagte ſo laut, daß ich's hören mußte: ‚Was hat der in meiner Küche zu thun! Ich laß ja ſeine Studierſtub' auch ungeſchoren.'" — „Das mußt du ihr zu gute halten, Lieber; ſie hat mir ſelbſt in einer vertrauten Stunde geſtanden, daß grob ſein ihre Natur ſei, ihr Vater ſchon ſei ein entſetzlich grober Mann geweſen." — „Ein ſchöner Troſt!" — „Und dann," verſicherte die Frau weiter, „iſt das gerade das beſte Zeichen ihrer Ehrlichkeit, daß ſie grob iſt; ich geſtehe, daß ich ſelbſt ſie fürchte und faſt nimmer wage, in meine eigene Küche zu gehen; aber das ſind gerade die beſten, ſo der echte Schlag alter Mägde. Unſre alte Bärbel daheim war ſo grob, daß ſie der Mutter einmal eine Kachel vor die Füße warf, und die Mutter ſagte oft, eine beſſere Magd habe ſie nie gehabt." — „Ei den Kuckuck auch! Für die Vortrefflichkeit bedanke ich mich. Und Geld brauchen wir raſend viel; wenn ich nicht bald Leibarzt beim Großmogul werde, ſo weiß ich nicht, woher es nehmen." — „Weiß wohl!" ſeufzte die Frau, „in die Küchenausgaben läßt ſich eine ſo perfekte Köchin nichts einreden; dann ſind wir eben ein Haus voll Leute und leben in einer ungewöhnlichen Zeit." — „Ja, ich merk's ſtark," brummte der Doktor, „wenn ſie nur nicht ſchon drei Jahre lang dauerte!"

Ein andermal fand er abends, daß das Kindermädchen doch gar zu ſpät mit den Kleinen nach Hauſe komme.

„Es iſt freilich ein Fehler," geſtand die Frau zu; „ich habe deshalb auch vorgeſchlagen, unſre Vereinsſitzungen vom Abend auf den Nachmittag zu verlegen, damit ich abends öfter zu Hauſe bin. Das Gretchen iſt eben noch ein pures Kind; an die Natur gewöhnt, kann ſie ſich nicht losreißen und vergißt ſich im Spiel mit den Kindern.“ — „Meinſt du wirklich, es ſtecke nichts Schlimmeres dahinter? Die Kornelie erzählte mir geſtern: ‚Date bielt,‘ auch der Kleine ſprach ſchon von Soldaten, die mit ihm geſpielt; das Mädchen iſt hübſch, ich fürchte eine Militärbekanntſchaft . . .“ — „O, was denkſt du, das Kind! Sie iſt ſo ſchüchtern, daß es mir oft läſtig wird; ſie beſorgt mir keinen Auftrag in ein Haus, wo Männer ſind.“

Der Doktor behielt ſeine Zweifel.

Klara inzwiſchen ging in ſtiller Majeſtät ihres Weges; war es auch mit der Nähhilfe nicht ſo viel, als die Doktorin gehofft, ſo erſchien dagegen Erziehung ihre Hauptſtärke; die Mama wurde freilich hie und da gereizt durch den entſchiedenen Ton, mit dem ſie in ihrer Gegenwart den Kindern Lehren und Verweiſe gab, der Vater bekam dafür nur deſto mehr Reſpekt vor ihr. Sie hatte ſo gar vortreffliche Grundſätze; es war Genuß und Erbauung zugleich, ſie über Tugend und Religion, Selbſtverleugnung und Seelenadel ſprechen zu hören.

Mit Natalie und Hermann, die eben im freundſchaftswütigſten Alter waren, ſtiftete ſie einen Tugendbund; ſie ſchrieben Tagebücher und laſen ſie einander vor; ſie bekamen eine wahre Jagdliebhaberei auf Fehler, nur um dieſelben einander nachher zu bekennen.

Ueber die Befähigung Klaras zum Unterricht kamen dem Doktor beſcheidene Zweifel, wenn er je und je zufällig einer Lehrſtunde beiwohnte; zwar viel ſchöne Redensarten, aber, wie ihm ſchien, wenig Reelles dahinter. Sie hatte namentlich eine naive Art, unbequeme Fragen abzuweiſen, die Lehrern ſehr zu empfehlen iſt. Einſt hielt ſie in der Geographieſtunde eine ſchöne patriotiſche Rede über den Rhein. „Aber wo entſpringt er?“ fragte Mathilde. — „Es iſt eine Schande, daß du's nicht weißt,“ ſagte Klara würdevoll. — „Ich möcht's aber wiſſen,“ ſagte Mathilde. — „Gerade zur Strafe für deine Unwiſſenheit ſage ich dir's nicht,“ beſchied ſie Klara.

In der Nähe von Doktors Wohnung war eine Apotheke gelegen, in welcher der Doktor den meiſten Geſchäftsverkehr hatte. Der Lehrling daſelbſt, ein junger Menſch von ungemein viel Kopf (er mußte ſich ſeine Mützen ſtets extra beſtellen) hatte hie und da Aufträge oder Anfragen ſeines Lehrherrn an den Doktor zu überbringen, und die jungen Mädchen kicherten, ſo oft er kam, weil Mathilde die kleine Sophie hatte ſagen lernen: „Ludwig Dickkopf“. Nun vertraute eines Tags der Apotheker dem Doktor, der Ludwig entferne ſich hie und da abends und ſeine Magd habe ihn ſchon vor dem Doktorhaus auf und ab gehen ſehen zur Stunde, wo Fräulein Natalie geſungen; auch bringe er unterſchiedliche Blümlein nach Hauſe, die nicht auf Botaniſiergängen geſammelt worden. „Nun, ſehen Sie,“ meinte der Apotheker, „iſt der Ludwig noch ein heller Bub', kaum der Schule entwachſen, armer Leute Sohn, und Ihre Fräulein Tochter ein Kind.“ — „Gewiß, gewiß!“ erwiderte der Doktor mit rotglühendem Geſicht, nahm Hut und Stock und eilte nach Hauſe.

Die Frau kam eben aus dem Abendkranz zur Veredlung armer Bürgerstöchter, als der Mann in Haſt eintrat. „Was iſt's? Haſt du keine Geſellſchaft auf dem Muſeum getroffen?“ — „Ich habe — den Apotheker — Frau, ſag' mir, iſt's möglich, kann Natalie ſo dumm ſein und an eine Liebſchaft mit dem dickkopfigen Ludwig denken?“ — „Natalie, das kleine Mädchen? Du biſt nicht geſcheit!“ — „Der Apotheker ſagt mir, er gehe am Hauſe vorbei, wenn ſie abends ſingt, und bringe Blumen heim; daß doch der Kuckuck!“ — „Ach, geh, das iſt nichts! Frag' nur Klara: dieſe iſt ja immer bei den Singübungen.“

Klara wurde beſchieden; der Vater, immer noch heftig aufgeregt, trug ihr den Fall vor und fragte ſie aufs Gewiſſen. „Wie können Sie das glauben?“ ſagte ſie lächelnd mit ihrer wohltönenden Stimme und dem feſten Blick ihrer ſchönen Augen. „Natalie iſt ein Kind und lacht höchſtens über den dickkopfigen Buben; ein Kind, bei dem ich mich wohl gehütet, die Saite nur mit einem Hauch zu berühren, die einſt den Grundton ihres Lebens angeben ſoll. Nein, lieber Herr Doktor, da laſſen Sie mir die Sorge! Ein Glück, daß Sie das Kind auch nicht mit der leiſeſten Frage aus ſeiner Unbefangenheit geſtört! Natalie und ein Liebesverhältnis!“ Sie lachte hell auf; des Doktors Herz war wieder leicht und er meinte: „Ein geſcheites Mädchen iſt ſie doch, viel Takt, viel Menſchenkenntnis; die Mädchen kann man ihr ruhig anvertrauen; wenn ſie nur nicht oft ſo gar weiſe wäre!“

Es gehört zu den Gebrechen unſrer armen Zeit, daß ſelten eine Haushaltung des gebildeten Mittelſtandes es mehr vermag, ein ordentliches Weinlager zu halten, was ſonſt mit zum Fond eines ſoliden Hauſes gehörte. Auch des Doktors Kellervorrat beſchränkte ſich auf ein Moſtfaß und ein kleines Fäßchen mit edlem Wein, das von Zeit zu Zeit beim Weinhändler wieder gefüllt wurde. Dies Fäßchen wurde in neuerer Zeit erſtaunlich oft leer. „Weißt du nicht, Liebe,“ fragte der Doktor ſeine Frau, „ob der Vater unſrer Madel, von dem ſie ihre Grobheit geerbt, nicht auch zufällig ein Säufer war?“ — „Warum?“ — „Weil unſer Wein immer ſo reißend ſchnell zu Ende geht; es könnte doch ſein, daß er ihr beliebte.“ — „Bewahre! Sie trinkt gar nichts Hitziges, es ſteigt ihr gleich ſo zu Kopfe, ſie trinkt nicht einmal Moſt.“ — „Das wäre noch kein Grund; ich habe meine Bedenken, will einmal gelegentlich ſelbſt im Keller nachſehen.“

Frau Bernhard fühlte ſich mehr und mehr unbehaglich, trotz ihres vortrefflichen Hausperſonals; ſie hatte in allen Gebieten ihres Hausweſens den feſten Boden verloren und auf den weiten Gebieten ihrer neuen Thätigkeit konnte ſie keinen faſſen.

Jean Paul ſagt einmal: es gibt im häuslichen Leben verrichtete, verwetterte, verregnete Tage, an denen alles Unglück zuſammenkommt, wo alles keift und knurrt und mit dem Schwanze wedelt; wo die Kinder und der Hund nicht Muck ſagen dürfen, wo der Herr des Hauſes alle Thüren zuwirft und die Frau das Schnarrregiſter des Moraliſierens zieht; wo lauter alte Schäden zu Tage kommen; wo alles zu ſpät kommt, alles verbrät, alles überkocht ꝛc.

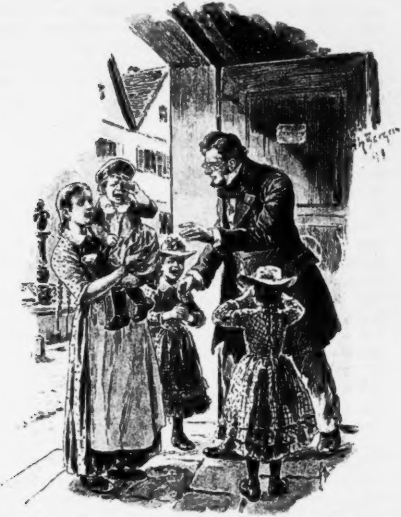
Ein ſolcher Tag, brach nun auch über dem Hauſe des Doktors an.

Die Frau kam eben von dem Gang, auf dem ſie die letzteingegangene Summe für Schleswig abgeliefert und einige andre Vereinsgeſchäfte beſorgt hatte; Klara war mit den Mädchen in die Vorleſung und Gretchen mit den Kleinen auf den Raſenplatz gezogen.

Froh, doch noch vor ihrem Mann nach Hauſe zu kommen, eilte ſie die Treppe hinauf, da hörte ſie aus der Küche dumpfes Stöhnen. Aus Reſpekt vor der ungnädigen Madel hatte ſie dieſelbe in letzter Zeit kaum mehr zu betreten gewagt, jetzt eilte ſie hinein; da lag Madele mit dunkelrotem Angeſicht und ſtieren Augen und konnte nur noch undeutliche Jammertöne ausſtoßen, während der Fleiſchtopf überlief und das Gemüſe verbrannte. „Um Gottes willen, Madele, was fehlt Ihr?“ fragte ſie. — „'s iſt mir ſo übel,“ ſtöhnte dieſe, „noch ganz nüchtern ...“ — „Unmöglich, Sie hat ja gefrühſtückt!“ Während die gute Frau ſich vergeblich bemühte, den ſchweren Körper emporzubringen, kam der Mann nach Hauſe. „Ach gottlob, daß du kommſt! da ſieh, das arme Madele! Ich fürchte einen Schlagfluß.“

Der Doktor beſichtigte die Leidende ziemlich kaltblütig; „die muß in ihr Bett geſchafft werden,“ entſchied er kurz. — „Aber ſie iſt ganz ohnmächtig und du allein bringſt ſie nicht hinein; ach, das fehlte uns noch, eine kranke Magd!“

Der Doktor ſah zum Fenſter hinaus, ein Polizeidiener ſpazierte eben vorüber; er rief ihn um den chriſtlichen Liebesdienſt an und dieſer eilte herbei. Die Kammer der Magd war



verſchloſſen, der Schlüſſel nirgends zu finden; die Leidende gab Zeichen der Weigerung von ſich, als man ſie hineinbringen wollte; der Doktor aber drückte die Thür ein. Das jungfräuliche Gemach war nicht in der ſchönſten Ordnung, und der erſte Anblick, der ſich bot, waren etliche Töpfe und Krüge unter dem Bett. Der Doktor roch daran. „Hab' mir's gedacht! habe nicht umſonſt ein wenig Alkohol unter den Reſt des guten Weines im Keller gemiſcht — da haben wir die Beſcherung!“ — „Aber, Karl, das haſt du gethan? Wenn ſie nun ſtirbt!“ — „Stirbt nicht. Unter dieſen Umſtänden wird es nicht unerlaubt ſein, die Effekten dieſes Ehrlichkeitsſpiegels näher zu unterſuchen.“

Der Kaſten wurde erbrochen und zeigte eine ſchöne Beſcherung: Kaffee, Zucker, Leinwand, Schmalz, Faden, Kleidungsſtücke, Weißzeug, und je und je rief die Doktorin: „Ach, das iſt ja mein!“ — „Da bleibt keine Wahl, als Ihnen die Perſon zu übergeben,“ wandte ſich der Arzt zum Polizeidiener, „ſobald ſie den Rauſch verſchlafen hat.“

Die Frau war ganz angegriffen von der unerwarteten Entdeckung, der Doktor hatte nur zu tröſten. „Aber wo bleiben die Kinder?“ fragte ſie endlich angſtvoll; „es iſt ja Mittag! um elf Uhr hätte Gretchen mit ihnen zu Haus ſein ſollen.“ Ein vierſtimmiges Geheul von der Straße antwortete dieſer Frage, ſie war zu matt und entkräftet, um nachzuſehen; der Doktor öffnete die Hausthür. Da ſtand Gretchen, bleich und zitternd, den kleinen Rudolf auf den Armen, der aus einer Kopfwunde blutete; Kornelie und Sophie, die unverletzt waren, ſchrieen zur Geſellſchaft womöglich noch lauter als der Verwundete. „Was iſt's mit dem Kind?“ rief der Doktor entſetzt. — „Es iſt auf einen Stein gefallen,“ ſagte Gretchen ſtotternd. — — „Das iſt keine Wunde von einem Stein,“ meinte der Doktor kopfſchüttelnd und trug eilig das Kind herauf, um es zu verbinden. Gretchen wurde in die Apotheke geſchickt, die Mutter vergaß ihren vorigen Schreck über der Sorge um das Kind; ans Eſſen dachte niemand, bis Klara, die mit den Mädchen heimkam, ſich dazu verſtand, nach der verwaiſten Küche zu ſehen. „Mutter, ich weiß, woher der Rudolf die Wunde hat,“ ſagte Sophie geheimnisvoll, als ſie mit der Mutter allein war; „er iſt nicht auf einen Stein gefallen, in den Säbel.“ — „In welchen Säbel?“ — „Ja, von dem ſchönen Herrn Offizier, bei dem Gretchen in der Stube war; weißt, der Bediente, der allemal mit uns geſpielt hat, ſolange Gretchen bei ihm nähen mußte, der hat den Säbel herausgezogen und uns gezeigt; dann hat er ihn liegen laſſen und der Rudolf iſt darein gefallen. Der Herr Offizier hat nicht leiden wollen, daß wir heimgehen; aber wir haben ſo arg geſchrieen.“ — „Seid ihr denn oft dort geweſen?“ — „Faſt alle Tage.“ — „Aber Kind, warum haſt du mir's nicht geſagt?“ — „Ja, Gretchen hat geſagt, du werdeſt ſo arg böſe, wenn du höreſt, daß ſie nähe in einem andern Hauſe, und der Herr Offizier haue uns den Kopf ab, wenn wir's ſagen. Wenn du aber allein geweſen wärſt oder nachts bei uns, ich hätte dir's doch geſagt; weißt, Kornelie iſt noch ſo dumm.“

Alſo das war Nummer zwei. Das Gretchen, erſchüttert von dem Unglücksfall, bekannte, daß ſie ſchon, ehe ſie in den Dienſt getreten, das Wohlgefallen eines ſehr vornehmen Herrn auf ſich gezogen; während nun die Mutter ihre Lieblinge in unſchuldigen Spielen mit dem Madonnenköpfchen wähnte, war dieſes bei dem Grafen, und die Kinder indes der Obhut eines Bedienten übergeben, der ſo ſchlecht war wie ſein Herr.

Die Frau hatte genug. Die Wunde ſchien zum Glück nicht gefährlich; ſie wich nimmer von des Kindes Bette.

Die Töchter vernahmen erſtaunt, was man ſie von der furchtbaren Magdkataſtrophe erfahren ließ. „Ich wollt', die Klara ginge mit,“ murmelte Mathilde, „die iſt mir um nicht viel lieber.“ Sie wagte aber nicht, es laut zu ſagen.

Es war Nacht, die Kinder waren zur Ruhe; die Madel hatte nach ſchmerzlichem Erwachen der Polizeidiener abgeholt. Dem Gretchen hatte man ihrer Jugend und Reue wegen Schonung gelobt; ſie ſollte in möglichſter Bälde in der Stille nach Hauſe. Die Mutter ſaß am Bette des kranken Kindes, das ſanft ſchlief, und dachte an gar viel — nicht an Vereine. Da kam Natalie leiſe mit dem Nachtlicht herein. „Ei Kind, du biſt noch wach? — „Ja, Mutter,“ hob Natalie ſehr verlegen an, „ich ſollte dich noch etwas fragen.“ — „Was denn, Kind?“ — „Mutter,“ ſagte das Mädchen ängſtlich, „ſag' mir doch, kann's denn ſein, daß ich in den Apotheker-Ludwig verliebt bin?" — „Du, Kind?" fragte die Mutter erſchrocken. — „Freilich," ſchluchzte das Mädchen, „Klara ſagt's, und ich könne ihn nun mein Leben lang nimmer vergeſſen. Ach, Mutter, iſt's denn wahr und bekomme ich denn einmal keinen andern? Und er iſt doch ſo dumm!"

Das arme Kind weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte. „Aber, Kind," fragte die entſetzte Mutter, „ſo ſprich nur? Warum meinſt du's denn?" — „Sieh, ich habe zwar Klara unter freiem Himmel ſchwören müſſen, ich wolle euch nichts ſagen; aber jetzt, wo ſo arge Sachen geſchehen, kann ich doch nimmer ſchweigen. Wie ich, vor vielen Wochen ſchon, das neue ſerbiſche Volkslied probierte und nachher noch meinen Blumentopf ausgoß, um friſches Waſſer hineinzuthun, ſtand der Apotheker-Ludwig unten. ‚Was thut denn der Dickkopf noch da?' fragte ich Klara. Da ſchaut ſie mich ſo ſonderbar an — o, ich kann gar nicht ſagen wie — ganz tief heraus — und ſagt: ‚Natalie, weißt du nicht, was ſtille Liebe iſt?' — ‚Das weiß ich freilich,' ſagte ich. Da deutete ſie hinab, wo der Ludwig ſtand und flüſterte mir ins Ohr:

‚Und ſo ſaß er viele Tage,
Viele Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenſter klang.'

Und ſo hat ſie mir alle Tage und Abende vorgeſprochen, wie mich der Ludwig ſo unausſprechlich lieb habe und ſtundenlang in der kalten Nacht daſtehe, nur um einen Ton meiner Stimme zu hören. Zuletzt plagte ſie mich, ich ſolle ihm nur ein einziges Blümlein hinunterwerfen; das hab' ich zweimal gethan. Dann ſtellte ſie mir vor, wie unglücklich ich den Ludwig machen würde, wenn ich euch etwas ſagte, und ließ mich unter dem Sternenhimmel ſchwören, daß ich keiner Seele ein Wort davon vertrauen wolle. Sie hat mir auch keine Ruhe gelaſſen, ich ſolle ihm einmal eine Locke hinunterwerfen, das ſei ſein höchſter

Wunſch. Aber du weißt, ich trage ja keine Locken, und aus meinen Haaren ſchneiden wollte ich auch nicht; aber ich hatte viel herausgekämmte, von denen hab' ich einmal hinuntergeworfen. Geſprochen hab' ich aber kein einzigmal mit dem Ludwig. Neulich, als ich ſchon ſchlief, kam ſie mit dem Licht an mein Bett; ich wachte auf und ſie ſagte mit feierlicher Stimme: ‚Natalie, du liebſt!' — ‚Ich?' fragte ich, ‚wen denn?' — ‚Du liebſt Ludwig, du wirſt ihn lieben in alle Ewigkeit!' — Ich weinte beinahe und wollte es nicht glauben, weil er mir ja gar nicht gefällt; aber ſie hat mir's ganz deutlich bewieſen und geſagt, weil ich ihm Blumen und eine Locke zugeworfen, ſo gehöre ich nun ſein fürs ganze Leben. Das war mir ſo arg! Ich habe ſo viel geweint in den letzten Wochen! Und geſtern nacht ſagte ſie mir, Ludwig dürfe nun nicht mehr vors Haus kommen; wir wollen, wenn alles ſchlafe, in den Garten hinaus, daß ich ihn nur ein einzigmal ſpreche. Das habe ich aber nicht gethan, und heute dachte ich, ich wolle dir's ſagen."

Unter heißem Erröten und vielen Thränen wurde dieſes Geſtändnis abgelegt; unter Lachen und Weinen umfaßte die Mutter das Kind, als ob ſie es vom Abgrund zurückreißen müſſe. Eingedenk aber der weiſen Lehren Klaras, wollte ſie ihre Aufregung nicht ſteigern. „Geh nur, Kind, und ſei ruhig, du biſt recht dumm geweſen und könnteſt tüchtig ausgelacht werden. Verſprich, in deinem Leben niemals mehr der Mutter etwas zu verſchweigen!" — „Gewiß nicht, gewiß nicht!" ſchluchzte das Mädchen; „und nicht wahr, Mutter, ich liebe den Ludwig nicht und gehöre ihm auch nicht eigen?" — „Behüte, du einfältiges Kind! Ludwig iſt ein dummer Junge und vielleicht hat er ſo wenig von dir wollen, als du von ihm!" — „Ja, ja, das kann ſein!" rief Natalie erleichtert und ging getröſtet zu Bett.

Die Mutter war zu erſchüttert, um Ruhe zu finden; ſie mußte den Mann noch wecken und ihm die Geſchichte erzählen. Dieſer ſpie Feuer und Flamme und hätte beinahe noch um Mitternacht die Schlange aus dem Haus geworfen, die ſo ſein Kind vergiften wollte. Doch ließ er ſich bewegen, zu warten, um auch den Ludwig zu hören. Dieſer wurde denn andern Morgens mit Vorſicht ins Verhör genommen und erzählte faſt dieſelbe Geſchichte. Klara hatte ihn im Haus und auf einſamen Botaniſiergängen einigemal allein geſprochen und ihm anvertraut, wie lieb ihn die Natalie habe und wie es ſie betrübe, daß er nicht einmal ans Fenſter komme, wenn ſie ſinge. So hatte er denn endlich mit großen Herzensängſten die Fenſterparaden begonnen und die Blümlein heimgetragen, „das Haar aber nicht“. Auch hätte er einmal in Herrn Doktors Garten kommen ſollen; das hatte er aber nicht können, weil er den Hausſchlüſſel nicht gefunden. Trotz des tüchtigen Verweiſes von ſeiten des Apothekers ſchien Ludwig doch ungemein erleichtert, daß er nicht mehr verpflichtet war, ein zartes Verhältnis anzuſpinnen. Doktor und Apotheker verſprachen ſich gegenſeitig, jedweden Roman, der ſich im Hauſe finde, zu verbrennen, und ſchieden als gute Freunde. Das war nun der dritte Schlag; faſt zu viel auf einmal.

Klaras Reich war aus; ſie hielt es unter ihrer Würde, ſich zu verteidigen, und erklärte würdevoll, daß ſie in Herrn Doktor Lilienſchwerdt, dem Lektor über Sophokles, einen Freund gefunden, der ſchirmend ihr zur Seite ſtehen werde. Man bezahlte ihr den Gehalt und ließ ſie ziehen.

Es iſt ſchwerer als man denkt, eine häusliche Reform durchzuführen, und wäre der Doktor nicht Medizinalrat in einer andern Stadt geworden, es wäre trotz der gewaltigen Erſchütterung jenes Schreckenstages vielleicht doch zu keinem gründlichen Umſchwung gekommen. So aber kamen die Umſtände dem herzlichen guten Willen der Frau zu Hilfe.

Es iſt ihr ſehr klar geworden, daß die Vereinsthätigkeit, ſo ſegensreich und wohlthuend ſie iſt, nicht für kinderreiche Mütter beſtimmt ſei, die unter dem eigenen Dach innere und innerſte Miſſion genug zu üben haben. Sie war ſo glücklich, eine tüchtige Hausmagd zu finden, und da der Rudolf allein geht, ſo kann ſie die Kleinen in dem ſchönen Garten, der an ihr neues Wohnhaus ſtößt, unter ihrer oder der größeren Kinder Aufſicht ſpielen laſſen. Natalie und Mathilde üben ſich abwechſelnd im Kochen; Natalie hat dabei wohl Zeit, ihre Muſikſtudien zu machen, und ihre ſchöne Stimme leitet den Chor, mit dem die Mädchen und die Mutter am Nähtiſch die Zeit kürzen. Mathilde hat freilich noch viele Lehrſtunden, das Ueberhören der Vokabeln hat ſie aber der Mutter abgenommen; auch übt ſie ſich vortrefflich für den Gouvernantenberuf, indem ſie die jüngeren Geſchwiſter unterrichtet.

Und der Vater? Nun, der tritt mit hellem Angeſicht von ſeinen ermüdenden Berufsgängen in das heitere Wohnzimmer, wo Söhne und Töchter wetteifern, durch ihre Gaben und Kenntniſſe den Abendkreis zu verſchönern. Es iſt ſo ganz anders als früher, wo er auf die Frage: „wo iſt die Frau?“ die unabänderliche Antwort erhalten: „im Verein“, oder „im Kränzchen“. Er wollte ſeinerſeits auch nicht zurückbleiben und ſuchte ſeine alten Schulkenntniſſe hervor, um fremden Unterricht in Geographie und Geſchichte entbehrlich zu machen; es iſt ſein höchſter Triumph, wenn er von der jungen Weisheit ſeiner Söhne überflügelt wird. Es iſt nicht, als ob die Familie allem geſelligen Verkehr nach außen entſagt hätte. Mutter und Töchter haben ihre Kreiſe, in denen ſie gern geſehen ſind; aber Einladungen und Beſuche ſind Ausnahmen, die Heimat iſt Regel und eine heitere und freudenreiche.

Das redliche Madele ſitzt im Zuchthaus, das ſie reichlich verdient hat durch den ſyſtematiſchen Diebſtahl, den ſie hinter dem Schilde biederer Grobheit jahrelang an ihrer früheren Herrin verübt. Gretchen iſt bei einer geſtrengen Frau Schulzin auf dem Lande, und da ihr Geſchmack zu gebildet iſt für eine ländliche Liebſchaft, ſo iſt zu hoffen, daß ſie vor einem Rückfall bewahrt bleiben wird.

Der Klara hat ihr äſthetiſcher Freund, ihre einnehmende Geſtalt und ihr intriganter Charakter zu einer vorteilhaften Gouvernantenſtelle in einem adligen Haus verholfen. Es iſt noch nicht lange, ſo hielt ein eleganter Wagen einen Augenblick vor der Thür des Medizinalrats, ein Diener in reicher Livree gab eine zierlich geſtochene Karte ab: Madame la baronne de Sternau, née Werning. — Glück zu!

III.

Zwei Tauſendkünſtler.

1.

Der Dakter.

Es gibt Orte und Scenen, die man nie wieder ſehen ſollte, wenn man ſie als Kind geſehen hat, um den poetiſchen Reiz des erſten Eindrucks nicht durch ſpätere nüchterne Anſchauung zu ſchwächen. Unter ſolche Orte rechne ich die Stube des „Dakters“, die für mich mit all dem magiſchen Duft erfüllt war, der in poetiſchen Schilderungen auf den Laboratorien der Alchimiſten ruht.

Der Dakter war, wie der Titel beſagt, ein Tauſendkünſtler, dem nichts verborgen blieb, und er machte Geſchäfte in allen Fächern. Von Gewerbe war er urſprünglich ein Gürtler; er war aber auch Gold- und Silberarbeiter und Uhrmacher; er war aber auch Graveur und Juwelier; er verſtand Porzellan zu kitten, Transparente auszuſchneiden, Fahnen zu drapieren, Illuminationen zu arrangieren und Feſtſäle zu ſchmücken; er hatte ſchöne Kenntniſſe in der edlen Kochkunſt und konnte Torten und Kuchen ſo ſinnreich verzieren wie der Hofkonditor. Der Dakter war auch ein Roßkenner; er hielt ein Pferd, einen Schlitten und ein ſonſtiges zweideutiges Fuhrwerk, das zwiſchen Droſchke und Bernerwagen die Mitte hielt, und das er zu eigenem Gebrauch und zum Vermieten benutzte; er war auch rationeller Landwirt, der Aecker und Weinberge nach eigenen Heften anpflanzte und allerlei kunſtreiche Bebauungs- und Bedüngungsverſuche damit anſtellte.

Somit gab es der Berührungspunkte mit dem Dakter gar vielerlei, und mannigfach waren die Beſtellungen, die wir bei ihm zu machen hatten. Solche Botengänge waren uns jedesmal ein Feſt, trotz der hohen und ſchmalen Treppe, die zu erklimmen war, ehe man das Heiligtum des Künſtlers betrat.

Da wußte man nun in der That nicht, wohin zuerſt ſehen und was zumeiſt bewundern, und wir hatten gewaltigen Reſpekt vor dem Dakter angeſichts der Herrlichkeiten, mit denen er umgeben war. Die Wände waren geſchmückt mit den neun Muſen und dem halben Olymp in Porzellan; die Kommoden mit kunſtreichen koloſſalen Porzellanvaſen, die bei allen Feſtlichkeiten in der Kirche, auf dem Rathaus u. ſ. w. figurieren mußten; in der Mitte des Zimmers prangte ein hoher Glaskaſten mit künſtlichem Silbergeräte, wunderlich geſchliffenen Gläschen und Kryſtallen in allen Farben, Brennſpiegeln, einer Camera obſcura, Porzellanfiguren und buntbemalten Döslein. Da mußte für Kinder eine ganz neue Welt aufgehen. Und der Dakter war gar nicht neidiſch mit ſeinen Schätzen; er zeigte und erklärte alles, was da war, und noch mehr, in ſeinem etwas ſchwer verſtändlichen ſächſiſchen Dialekt, welcher uns den gutmütigen Reſpekt einflößte, der den Schwaben vor allen fremden Mundarten befällt.

Den Titel „Dakter“ trug er von einer einfachen Veranlaſſung her. Als er zuerſt aus dem Sachſenlande einzog, um unſre beſcheidene Stadt mit ſeiner kunſtreichen Gegenwart zu zieren, beſtand noch der Gebrauch, daß man an den Thoren der kleinen Reſidenz, die er paſſieren mußte, um Titel und Rang befragt wurde. „Dakter Franke,“ ſagte er der Kürze halber, und ſeither blieb er der Dakter bis an ſein Lebensende.

Es wäre aber unrecht, ihm dieſe Selbſtbetitelung als Anmaßung aufzurechnen; wenn er auch juſt nicht auf dem ordinären

Weg doktoriert hatte und von den mannigfaltigen Elementen ſeines Weſens das geiſtliche das unmerklichſte war, ſo hätte er doch gewiß Doktor und Magiſter in nicht ſieben, ſondern wohl in ſiebzehn freien Künſten werden können. Auch hatte er ſelbſt die allerumfaſſendſte Meinung von ſeinem Talent. „Das kann ich ooch," war ſeine einfache Antwort, wenn von irgend einer Kunſt, Wiſſenſchaft oder Erfindung die Rede war. Zu jener Zeit kamen die orthopädiſchen Inſtitute auf, und mit ihnen kam eine Unzahl von Verkrümmungen, hohen Seiten, ſchiefen Hälſen und was mehr für Mißgeſtalten ans Tageslicht, an die man zuvor kaum gedacht hatte, als man die Menſchheit noch wachſen ließ, wie ſie konnte und wollte. Tauſend beſorgte Mütter beobachteten den Wuchs ihrer Töchter; die Aerzte wurden um ihr Gutachten angerufen, wo ſie gingen und ſtanden; Turnanſtalten, Streckbetten und andre Torturwerkzeuge verbreiteten ſich durch Stadt und Land. Obgleich nun der Dakter in einer unorthopädiſchen Zeit aufgewachſen war, ſo war er doch gleich vollkommen daheim auf dieſem Gebiet. „Das kann ich ooch," meinte er und konſtruierte Hängeanſtalten, Stahlkreuze und Maſchinen, von denen Heine, Chelius und wie ſie alle heißen, gewiß noch viel Neues hätten profitieren können.

Die Dampfmaſchinen in jeder Geſtalt hielten ihren brauſenden Einzug in die Welt. „Das kann ich ooch," ſagte der Dakter und laborierte an einer Dampfſäemaſchine, die zugleich durch laues Waſſer, das ſie von ſich gab, den Boden hätte erweichen ſollen, die aber meines Wiſſens nicht zum Praktizieren kam.

Daß er nicht kunſtritt und ſeiltanzte, kam ſicherlich nur daher, daß es eben nicht in ſeinem Belieben lag; Taſchenſpielkünſte jeder Art verſtand er wenigſtens vortrefflich auszuführen: er warf Kugeln in die Höhe und fing ſie mit einer Gabel auf, ſteckte ſich eine Gabel in die Naſe und ließ die Spitze am Auge herauskommen; verſchlang Werg und ſpie Bänder und dergleichen; „ooch" konnte er Daguerreotypen verfertigen, nur daß ſie wie Silhouetten ausſahen.

Ueber des Dakters Herkunft und Vergangenheit, über den Gründen, die ihn bewogen, das Sachſenland mit unſerm hausbackenen Schwaben zu vertauſchen, ſchwebte ein gewiſſes Düſter, das ihn nur noch intereſſanter machte. Wenn er nun auch nicht direkten Aufſchluß darüber gab, ſo verſtand er doch das Dunkel mit einzelnen Erzählungen zu beleben, die wenig hinter denen des Herrn von Münchhauſen zurückblieben. Er hatte ganz erſtaunliche Abenteuer erlebt, ſo daß es eine Luſt war, ihm zuzuhören, und ein biederer Dorfſchulze einmal unwillkürlich in den Ruf ausbrach: „Aber dem ſchmeckt 's Lügen prächtig!“ So zwar verſtand er's nicht wie jener in Schwaben bekannte Ehrenmann, der unter andern Erlebniſſen häufig erzählte, wie er in Afrika ſehr glücklich verheiratet geweſen, bis ihm eines ſchönes Morgens ſein ſchwarzer Schwiegervater alle ſeine Kinder gefreſſen, und der jedesmal bittere Thränen dazu vergoß. Dafür aber wußte der Dakter höchſt reizende Schilderungen vom Karlsbad zu machen, wo er „ooch ſchon“ geweſen, wobei er ſeiner Phantaſie ganz freien Lauf laſſen konnte, da er bei den einfachen Sitten des Städtchens gewiß war, daß ſich niemand dorthin verirren werde, um ſeine Ausſagen zu kontrollieren. — Die Bäder Aladins im Thal der Genien ſind gar nichts im Vergleich mit den Komforts des Karlsbades. Da ſaß man im Bad, ſchwebend auf einem Luftpolſter, trat aus demſelben in ein mit wohlriechender Luft erwärmtes Gemach, wo durch eine künſtliche Maſchinerie ein weicher, wollener Mantel zum Trocknen ſich um die Glieder legte; dann ſetzte man ſich an ein Klavier, deſſen ſchwarze Taſten je den Namen eines Buchs, die weißen die Namen verſchiedener Speiſen als Ueberſchrift trugen; man ſchlug eine beliebige Taſte an und das betreffende Buch oder Gericht kam alsbald herbeigerutſcht. In dieſer Weiſe ging es fort.

Die meiſten Potentaten Europas hatte er in Audienzen oder bei zufälligen Begegnungen geſprochen. Er hat „ooch“ vorher gewußt, wie's mit dem ruſſiſchen Feldzug ausfallen würde, und ſeine Schuld war's nicht, daß man ihn nicht unterlaſſen hat; ooch hätte er eine beſondere Art von fliegender Brücke über die Bereſina angeben können, mittels welcher der Uebergang leicht zu bewerkſtelligen geweſen wäre.

Sei es nun mit ſeiner Herkunft wie es wolle, ſeine univerſelle Bildung und die zum Teil wirklich wertvollen Gerätſchaften, die den Schmuck ſeines Zimmers bildeten, ließen ſchließen, daß er einſt „beſſere Tage gekannt“, und er behauptete lange Zeit ſeinen Rang unter den Honoratioren der Stadt. Er machte ſogar eine Art von Haus, wenigſtens gab er alljährlich ein großartiges Herbſtfeſt, bei dem er ſelbſtgezogene und eigenhändig zubereitete Hahnen und Kapaunen auftiſchte und ditto Feuerwerk losließ. Zwar gingen die Raketen abwärts ſtatt aufwärts, das war aber wohl nur der Rarität halber, er hätte ſie gewiß ooch ſteigen laſſen können.

Mit dem Eheſtand hat er's auch in verſchiedenen Variationen verſucht, und wenn er eben nicht als muſterhafter Ehemann berühmt war, ſo hat er doch gezeigt, daß er verſtanden, immer wieder eine Frau zu bekommen, wenn auch die Vorgängerin nicht an Uebermaß von Glück geſtorben war. Die erſte, die vielleicht den Grund zu ſeinem Wohlſtand gelegt, war eine Witfrau ledernen, geſetzten Anſehens, die es wenig verſtand, in ſeine Ideen einzugehen, und ein ſcharfes Regiment über ihn führte. Ja, böſe Zungen wollen behaupten, ſie habe ihn behandelt wie eine Orgel — bald getreten, bald geſchlagen. Aber ſtrenge Herren regieren nicht lange; ſie ſtarb und hinterließ ihn als troſtempfänglichen Witwer. Sodann erhob er ſeine Augen zu einer Honoratiorentochter der nächſten Stadt und gewann ſie zur Frau; die aber fand, daß er in dem Fegfeuer ſeines erſten Eheſtandes wenig Geduld gelernt habe. Nach ihrem Tode ſchien es faſt, als wolle er Geſchäfte in Körben machen, denn er handelte von dieſem Artikel eine bedeutende Anzahl ein; endlich aber gelang es ihm doch, eine hübſche ſchwarzäugige Bürgerstochter in ſein Prunkgemach zu führen, ein herzgutes Weib, die es zum Erſtaunen lange an ſeiner Seite aushielt.

Mittlerweile war der Dalter ooch alt geworden; ſeine kunſtfertige Hand zitterte, ſeine Beredſamkeit nahm ab, ſein Vermögen und die Mittel, ein Haus zu machen, gleichfalls, und er ſchien noch mehr als zuvor die Einſamkeit ſeines Herdes zu empfinden. Da wählte er ſchließlich beſcheiden „ein Weib aus dem Volke“, die Annekäther, eine rüſtige Magd, die indes ſeine Haushaltung beſorgt hatte. Annekäther ließ ſich die Ehre gefallen, blieb aber dabei ſein in der Demut; auch machte der Dakter keine Verſuche, ſie in geiſtiger oder geſelliger Beziehung zu heben. Der einzige Bildungsgrad, den ſie erlangte, war ein ſeidenes Kleid und eine Spitzenhaube; im übrigen verblieb ſie eine demütige Magd, die ihn treulich verſorgte und verpflegte bis an ſein Ende.

Auch bei den Kindern, die dieſer letzten Verbindung entſprangen, den einzigen Sprößlingen ſeiner vier Ehen, verlor ſich der ariſtokratiſche Typus, den er ſelbſt noch beizubehalten gewußt, immer mehr. So ging es dem Dakter gleich ſo vielen großen Männern, die ein glänzend begonnenes Daſein in Stille und Dunkelheit beſchließen, wie dem Rhein, der im Sande verläuft. Es wurde immer weniger von ihm vernommen, immer ſeltener erblickte man Kunſtwerke von ſeiner Hand; doch hatte Annekäther noch hinreichend Zeit, die Ehre des ſeidenen Kleides und der Spitzenhaube abzuverdienen, bis ſie mit gefaßter Seele in den alleinigen Beſitz ſeiner ſehr geſchmolzenen Verlaſſenſchaft trat.

2.

Der Beindrechsler.

Ein beſcheidenes Gegenſtück zu dieſem vielbeweglichen Dakter habe ich in einem Univerſalgenie andrer Art in den Mauern eines kleinen, lebensluſtigen Städtchens kennen gelernt, das, rings von Bergen eingeſchloſſen, in Sitten und Gebräuchen noch ſein altes reichsſtädtiſches Anſehen bewahrt.

Ich habe in meiner Jugend große Luſt und Freude an der edlen Maler- und Zeichenkunſt gehabt, obgleich mir's nimmer gelungen iſt, meine Phantaſien in eine nur einigermaßen leidliche Form zu bringen. Die menſchlichen Geſtalten und Geſichter en face bekamen ſtets ein grinſendes oder hexenhaftes Anſehen, und die Hände mit ihren fünf Fingern glichen mehr einer ſeltſamen Blume als einem menſchlichen Glied. Im Profil wären die Geſichter etwas beſſer ausgefallen; aber bei der übrigen Geſtalt wußte ich nie, wo der zweite Arm anzubringen ſei. Für Tiergeſtalten hatte ich nur ein Modell: einen Storch, der entſteht, indem man eine ſchöne Geſchichte erzählt von einem Herrn, der aus ſeinem Gartenhaus ſchaut (bin auf beſonderes Verlangen bereit, es zu veröffentlichen). Nach dieſem wurde mit kürzeren oder längeren Füßen oder Schnäbeln das ganze Vogelgeſchlecht gebildet; für die vierfüßigen Beſtien aber fehlte mir ein ähnliches Arkanum, darum fielen mir dieſe noch ſchwerer, und meine Lämmer konnten nur an den Ohren und vier Füßen von den Vögeln unterſchieden werden.

Nun alſo, um dieſes ſchöne Talent nicht brach liegen zu laſſen, wünſchte ich bei einem längeren Beſuch in der erwähnten kleinen Reichsſtadt Zeichenſtunde zu nehmen. Als der einzige, der mit einer ſo hoffnungsvollen Schülerin beglückt werden konnte, wurde mir Meiſter Buchsbaum, der erſte und einzige Blumen-, Landſchafts- und Porträtmaler der Stadt, empfohlen, der in Oel-, Aquarell- und Paſtellgemälden, in Tuſch- und Bleiſtiftzeichnungen Geſchäfte machte. Ohne Examen und ſonſtige Schwierigkeit ward ich angenommen und begab mich, mit Zeichenpapier, Bleiſtift, Tuſche und vor allem mit Gummielaſtikum reichlich verſehen, in das Atelier des Künſtlers, das Wohn- und Beſuchzimmer, Lehrſaal und Arbeitsſtube in ſich vereinte.

Ein friedlicherer Anblick, eine harmoniſchere Vereinigung der Attribute des Künſtlerlebens mit der allerſpießbürgerlichſten Ordnung und Behaglichkeit, als dieſe Stube darbot, läßt ſich nicht denken. Die Ausſicht aus den ſonnenhellen Fenſtern war von den grünen Bergen begrenzt, die von allen Seiten das Städtchen einſchließen; an dem einen derſelben ſtand der Arbeitstiſch des alten Meiſters, auf dem in zierlichſter Ordnung ſein Malergeräte lag; vor dem andern ſah man ein paar friſchgrüne Blumenſtöcke, auf dem inneren Sims ſtand der Strickkorb und das Nähkiſſen der Hausfrau; am dritten befand ſich das Tiſchchen, an dem die Schüler ihre Verſuche begannen. An der einen Wand hingen Muſikinſtrumente aller Art: Violine, Fagott, Poſaune, Flöte, Klarinette und Horn; die andern waren mit den Kunſtwerken des Meiſters: Landſchaften, Porträts und Blumenſtücke, bedeckt; in der Ecke ſtand der Drehſtuhl und das ſonſtige Gerät zum Beindrechſeln.

Der greiſe Künſtler empfing mich allzeit mit ruhiger Höflichkeit in demſelben unveränderten Koſtüm, einem geſtrickten wollenen Wams und einer ſchneeweißen Zipfelmütze auf ſeinem ehrwürdigen grauen Haupt. Die faſt ängſtliche Ordnung und Sauberkeit, die ein Charakterzug jener kleinen Stadt iſt, waltete auch in der kleinen Stube; kein Stäubchen war ſichtbar, kein Blättchen von ſeiner rechten Stelle gerückt; ſogar der Star, der am Fenſter der Hausfrau hing und Freiheit hatte, aus ſeinem offenen Käfig aus- und einzugehen, ſchien an Sauberkeit gewöhnt. Hier war ſo recht eine Heimat des Friedens von außen und innen; man vergaß ganz, daß da draußen eine Welt voll Hader, Vergnügungsſucht und Klatſcherei ſich umtreibe.

Inmitten dieſes häuslichen Stilllebens begann denn der Zeichenunterricht, und wenn es je einen gelinden Lehrmeiſter gab, ſo war es der alte Buchsbaum. Seine Methode war höchſt einfach, und ich hoffe, daß begabtere Schüler als meine Wenigkeit glänzendere Reſultate davon gewonnen haben als ich. So wie ſein Talent ſich einſt die eigene Bahn gebrochen, ſo überließ er's auch ſeinen Schülern, die ihrige einzuſchlagen. Mit Strichen, Linien und Kreiſen hat er uns keinen Augenblick geplagt. Auf ſeinem Tiſch lag eine große Mappe mit Zeichnungsvorlagen aller Art; da durfte ſich denn jedes wählen, was ihm gefiel und an was es den Mut hatte, ſich zu wagen, Hirſche oder Hunde, Blumen oder Bäume, Obſtkörbe oder Apoſtel. Die Originale waren in Quadrate eingeteilt, ebenſo geſchah es mit dem Blatt, worauf die Zeichnung kam, was das Nachzeichnen ungemein erleichterte. Nun arbeitete man darauf los mit Kreide und Wiſcher nach beſtem Wiſſen und Vermögen; was nicht geraten wollte, das brachte man dem Lehrer, der wieder gut machte, was wir übel gemacht; am Ende rieb er uns die Bleiſtiftquadrate ſäuberlich heraus mit Gummielaſtikum, und ſo entſtand ein ganz leidliches Stück, unter das wir unſer fecit ſchrieben und es triumphierend als eigene Arbeit nach Hauſe trugen.

Das alte Ehepaar ſchickte ſich ſo harmoniſch zuſammen wie ſeine ganze Umgebung. Das Weibchen verhielt ſich während der Lehrſtunden ſehr ſtill, ihr Tritt in den weichen Filzſchuhen war unhörbar; die Thüren waren mit Salband bezogen und gaben kein Geräuſch. Nach der Lektion aber liebte ſie's, wenn ich ein Stündchen mit ihr verplauderte, wo ſie der bewundernden Anerkennung der Talente ihres Eheherrn freien Lauf laſſen konnte. — „Ja, das würden Sie gar nicht glauben, wie geſchickt er iſt, und alles von ihm ſelber! Jetzt ſind es bald ſechzig Jahre, daß er als ein ganz gewöhnlicher Beindreherjunge aus der Lehre gekommen iſt; alles andre hat er aus ſich ſelbſt heraus gelernt, nur ſo vom Hören und Sehen: Muſika, alle Inſtrumente, das Zeichnen und das Malen ſo gut, daß er ſogar den Herrn Dekan ſelig noch nach ſeinem Tode abkonterfeit hat, und das Beindrehen verſteht er ſo fein und künſtlich, daß kein andrer Meiſter daran denken konnte, es ihm nachzumachen.“

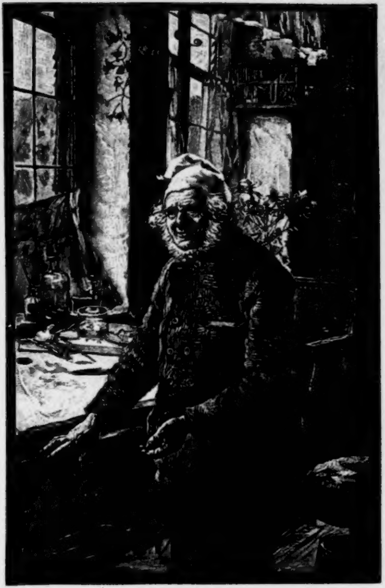
Das verhielt ſich auch wirklich ſo, und der Meiſter Buchsbaum hatte als Stadtmuſikus, als Porträtmaler und Zeichenlehrer, als Obmann ſeiner Handwerksgilde die verſchiedenartigſten Beziehungen zu allen Wechſelfällen des Lebens, zu allen Einwohnern der Stadt und Gegend, und in allen dieſen Kreiſen bewegte er ſich mit ſeinem ſtillen, ruhigen Weſen in unerſchüttertem Seelenfrieden und ungetrübter Lauterkeit und Herzenseinfalt.

Am weiteſten hat er's meines Erachtens denn doch in der Kunſt gebracht, zu der er urſprünglich beſtimmt war, im Beindrechſeln. Er ſtammte noch aus der alten guten Zeit, wo das kunſtfertige Städtchen ein Nürnberg im kleinen war; er war einer der drei erleſenen Meiſter, die den alliierten Monarchen auf ihrem Durchzug Proben ihrer Kunſt dargebracht hatten: ein Schachbrett, deſſen vier Zoll hohe Figuren lauter Porträts berühmter Monarchen, Generale und Offiziere aus dem Freiheitskrieg darſtellten; einen Korb mit Früchten und einen Blumenſtrauß, die man beide für natürlich hielt.

„Auch der alten Königin ſelig, die eine Kronprinzeſſin von England war, hat er ſo einen ſchönen Obſtkorb zum Hochzeitsgeſchenk gemacht,“ erzählte das Mütterchen. — „Ja, ja,“ fiel der ſonſt ſchweigſame Meiſter mit Lachen ein, „es war eine Erdbeere darunter, nicht größer als die natürlichen ſind, dieſe konnte man aufdrehen und da waren neun Kindlein darin; man konnte bei jedem noch das Geſicht unterſcheiden. ‚Zu viel, zu viel!‘ rief die Königin, wie ſo eins ums andre herausrollte.“

Des Meiſters letztes und höchſtes Kunſtwerk, das er mit großer Liebe und Treue ausgearbeitet hatte, war in einem kleinen, zierlich geſchmückten Gemach aufgeſtellt und wurde von der Hausfrau mit Stolz und Freude vorgezeigt. Es war ein bunter Strauß von Blumen aller Arten, ſo fein und ſchön gearbeitet, daß man wirklich glaubte, die zartgeäderten Blumenblättchen müßten ſich vom Hauche des Mundes bewegen. „Das müſſen wir aufbewahren zum Angedenken,“ ſagte die Frau, „ſolange noch eines von uns lebt. Es ſind ſchon viele vornehme Reiſende bei uns geweſen, und ein reicher Engländer hat uns ſchwer Geld dafür geboten; aber das thun wir nicht. — Man thät's ja gar nimmer glauben, wie künſtlich mein Alter geweſen iſt,“ fügte ſie wohlgefällig hinzu.

Eine einfachere Lebensweiſe als die des greiſen Ehepaars habe ich nie und nirgends in der Welt geſehen. Es war gegen Ende des Winters, als ich meine Studien bei Meiſter Buchsbaum machte, und während dieſer Zeit blieb der Speiſezettel der alten Leute Tag für Tag unverändert derſelbe. Am Samstag kochte das Mütterchen einen Topf voll Sauerkraut,



Der greiſe Künſtler empfing mich allzeit mit ruhiger Höflichkeit in demſelben unveränderten Koſtüm. (S. 70)

um Sonntags nicht am Kirchgang gehindert zu ſein, Donnerstags eine Kachel voll Erbſen. Das waren ihre Küchengeſchäfte für die ganze Woche. Jeden Vormittag Punkt elf Uhr ging ſie ſachte hinaus und ſtellte ein Schüſſelchen mit Erbſen nebſt einem Teller mit Kraut und Fleiſch in den Ofen zum Wärmen; das war Suppe und Gemüſe. Eine Magd hatte und brauchte ſie nicht, und die Gehilfen, die der Meiſter zur Ausführung ſeiner muſikaliſchen Leiſtungen brauchte, waren Dilettanten, die in der Stadt wohnten und außer den Proben nichts mit ihm zu thun hatten.

So ſtörte nichts den lautloſen Frieden, das innige Genügen des ehrwürdigen Paares. Der Meiſter wurde nie ungeduldig, wenn die Frau jedes Papierblättchen, jedes Farbenſchälchen wieder an Ort und Stelle trug, ſobald er es weggelegt hatte, und die Frau wurde nie müde, dasſelbe Stück zum zwanzigſtenmal aufzuräumen. Ihre tägliche Herzensfreude war, während ſie den Morgenkaffee bereitete, bei geöffnetem Fenſter dem Choral zu lauſchen, den er in vollen Akkorden vom Turme herablies. Nie fiel ein rauhes Wort zwiſchen ihnen, und obwohl ſie alle beide niemals etwas von Zuſammenklang der Seelen gehört oder geleſen hatten, ſo konnten doch die Inſtrumente, welche die Wand zierten, in ihrer beſten Stimmung und an den höchſten Kirchenfeſten nicht harmoniſcher zuſammenklingen als das Leben des alten Künſtlers und ſeines hausbackenen Weibchens.

Daß ich das Atelier des Meiſters nicht als Künſtlerin verließ, war ſeine Schuld nicht; ich habe etwas Beſſeres daraus mitgenommen: den Eindruck eines friedevollen Daſeins voll Liebe und Genügen.

Ich habe nichts mehr von dem alten Paare vernommen; wahrſcheinlich hat es ſich zur Ruhe gelegt, noch ehe Dampfwagen und Lokomotive durch das ſtille Bergthal brauſten, und wer weiß, in welcher Rumpelkammer jetzt das Kunſtwerk des greiſen Meiſters modert!

IV.

Die ſtillen Schweſtern.

Die ſchönſten Stunden der Schulzeit bringt wohl niemand, ſelbſt das eifrigſte und pflichtgetreueſte Kind, im Schulzimmer ſelbſt und beim Unterricht zu, ſondern ſicherlich während der freien Zwiſchenpauſen, die doppelt ſüß ſind nach dem Zwang des langen Stillſitzens, im Hof, auf dem Raſen oder in den Nebengelaſſen des Schulhauſes.

So war es uns an Regentagen ein beſonderer Genuß, wenn wir auf den Dachboden des alten Schulgebäudes entſchlüpfen, uns da in heimliche Eckchen zuſammenkauern und grauenhafte Hexen- und Geſpenſtergeſchichten erzählen konnten, oder wenn wir aus den Dachluken ins weite Land hinausblickten und in die ſonſt verborgenen, nicht beachteten Hinterſeiten der Häuſer lugten, um da allerlei Heimlichkeiten zu entdecken.

Einer der anziehendſten Gegenſtände für meine Beobachtung, von den andern wenig bemerkt, war ein altes Haus in einem engen Seitengäßchen unweit der Kirche, das, obwohl verwittert und zerfallend, in ſeiner ſtattlichen Größe wunderlich abſtach gegen die umgebenden Baracken. Es war ein Haus, wie ſie in älteren Städten noch da und dort zu finden ſind, das mit dem zerfallenen Portal vor dem Hofraum, den maſſiven Steinwänden und den hohen Fenſtern mit runden Scheiben von einem bürgerlichen Reichtum früherer Zeit zeugte, wie wir ihm heute nicht mehr begegnen, wo die Wohlhabenheit bürgerlicher Stände ſich meiſt nur durch übertriebenen Luxus oder durch ängſtliche Knickerei verrät.

Jetzt ſah das Haus trotz ſeiner ſtattlichen Räumlichkeit gar nicht mehr wohnlich aus; das Hofportal war eingefallen und die Pfütze, die den größten Teil des Hofes einnahm, war für Enten und Gänſe ein anziehenderer Tummelplatz als für Menſchenkinder. Der untere Hausraum diente zur Aufbewahrung von Weinkufen und einer Moſtpreſſe; die oberen Stuben mit den erblindeten oder zerbrochenen Scheiben waren zu Speichern benützt. Nur auf einer Seite zeigte ein breites Fenſter mit blanken Scheiben und weiß angeſtrichenen Rahmen, daß hier noch eine menſchliche Wohnung ſei. — In der großen Stube hinter dieſem Fenſter wohnten die letzten Nachkommen des wohlhabenden, angeſehenen Bürgergeſchlechts, das vorzeiten dieſes Haus erbaut hatte, zwei unverheiratete, alternde Schweſtern, in großer Stille und Eintracht zuſammen.

Sie lebten ſo zurückgezogen, daß nur wenige Freunde ihre Behauſung betraten; wir aber von unſerem hohen Standpunkte aus konnten zwiſchen dem jungen Geranium und dem Roſenſtock am Fenſter hindurch leicht die Stube überſchauen. Geheimnisvolles war da nun eben nichts, weder im Zimmer, noch im Thun und Treiben der beiden Schweſtern. Es war ein Eckzimmer, das von zwei Seiten Licht hatte, hell, freundlich und äußerſt reinlich gehalten; eine ſtattliche, bauſchige, gebohnte Kommode, bis oben hinauf mit Glas- und Porzellangeſchirr beſetzt; eine Wanduhr in langem Kaſten, hochlehnige Stühle und ein Kanapee gaben ihr ein wohnliches, anſtändiges Anſehen. Die Schweſtern ſaßen ſtets mit Kunkel und Strickzeug beiſammen. Die Spinnerin war die jüngere; ſie war es auch, die den kleinen Haushalt, die Einkäufe, kurz das ganze äußere Departement beſorgte. Sobald ſie das Zimmer verließ, öffnete die Strickende ein großes Buch, in dem ſie während der Arbeit eifrig las, bis die Schweſter wieder eintrat.

So wäre das Stillleben unten bald beobachtet geweſen; nur eines fiel mir auf: daß die ältere ſtets mit abgewandtem Geſicht bei der jüngeren ſaß, und ſo auch den Nachmittagskaffee trank, bei deſſen Genuß wir ſie hie und da belauſchten. Lange war mir's unerklärlich, woher bei dem anſcheinend ſo guten Vernehmen der Schweſtern dieſes ſeltſame Gebaren komme; als aber einſt ein plötzlicher Straßenlärm die jüngere ans Fenſter rief, da wandte ſich auch die andre raſch vorwärts, und ich ſah mit Schrecken, daß ein Uebel, das ich ſeither kaum aus der Bibel kannte, ein grauenvoller Ausſatz, die Zerſtörung dieſes ſo viel wie möglich verhüllten Geſichts begonnen hatte. — Ja, ſo war es, und was ich damals in kindiſcher Neugier als Kurioſität betrachtete, das habe ich ſpäter als ein ſchweres, mit ſeltener Geduld getragenes Geſchick verſtehen lernen.

Vor zwanzig Jahren war Roſine, die da drüben ſo ſtill an ihrem Buch und Strickzeug ſaß, ein geſundes, blühendes Mädchen geweſen, die Tochter angeſehener Eltern, die vergnügte Braut eines wohlhabenden jungen Hufſchmieds. Philipp war ein Nachbarſohn, ein geſchickter, rechtſchaffener Burſche, und die beiden hatten es ſeit lange als eine natürliche Sache angeſehen, daß ſie zuſammenkommen ſollten:

> Die Aecker grenzten nachbarlich zuſammen,
> Die Herzen ſtimmten überein . . . .

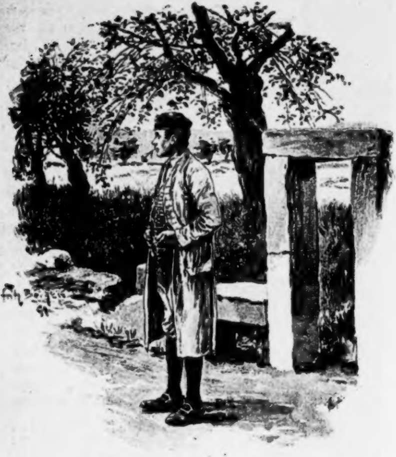
Seit es Roſinen erlaubt war, zum Tanz zu gehen, hatte Philipp ſie dazu geführt, und nach der herrſchenden Sitte hatte ſie dann den ganzen Abend ſtets nur dieſen einen Tänzer, verlangte auch nach keinem andern. An ſchönen Sonntagen gingen ſie zuſammen ſpazieren, abwechſelnd auf Philipps großen Acker und in den Baumgarten, der Roſinen vom Vater zugeſagt war. Sie mußten nur noch warten, bis Philipp, der beurlaubter Soldat war, ſeiner Militärpflicht entbunden und mündig wurde, um Hochzeit zu halten. Mit ruhiger Freude rüſtete Roſine ihre Ausſteuer und hatte ſich ſchon das feine Halbtuch zum Hochzeitskleide ausgeleſen.

Auch Philipp war zufrieden und vergnügt mit ſeiner braven, fleißigen Braut, und wenn er all das Drangſal mit anſah und anhörte, das ſeine Kameraden mit ſpröden oder ungetreuen Schätzen durchzumachen hatten, ſo freute er ſich, ſein

Schäfchen im Trockenen zu haben. Roſine kam ihm mit ihren roten Wangen und freundlichen Augen auch ſo ſchön vor wie irgend eine; nur betrachtete er oft bedenklich im Geſicht ſeiner Braut einen dunkelroten Fleck, der nicht hergehörte und nicht weichen wollte. Roſine meinte, das ſei ihr einmal „vom kalten Luft“ angeflogen und werde ſchon vergehen; aber es verging nicht, obſchon ſie Tränke, Salben und Amulette von einem weitgeſuchten „Mann“, das heißt einem ſympathetiſchen Wunderthäter, gebrauchte; im Gegenteil, das Ding wurde größer und ſchlimmer.

Da ſtarb der alte Schmied; Philipp hoffte in kurzem Meiſterrecht und Heiratserlaubnis zu erhalten, und es wurden alle Anſtalten zu Aufgebot und Hochzeit getroffen. Zuvor aber hätte die Roſine doch wieder gern ein glattes, ſauberes Geſicht gehabt. An den „Mann“ hatte ſie keinen Glauben mehr; den Arzt im Ort zu fragen, trug ſie eine eigene Scheu, und ſo entſchloß ſie ſich, zu einem berühmten Arzt der nahegelegenen größeren Stadt zu gehen. Daheim ſagte ſie kein Wort vom eigentlichen Zweck ihrer Reiſe, als ſie an einem Feiertagnachmittag ſich im ſchönſten Putz auf den Weg machte: ſie wolle nach einer Weſte für Philipp ſehen und noch etwas zur Hochzeit beſorgen. — Philipp gab ihr das Geleit bis zur Ruhebank, die etwa auf der Hälfte des Wegs ſteht, und verſprach, ſie da abends wieder zu erwarten. Als ſie ihm die Hand zum Abſchied gab, wurde ihr plötzlich recht ſchwer ums Herz, ſie wußte nicht warum; lange ließ ſie ſeine Hand nicht los, ſo daß ſie Philipp ganz verwundert anſah und nun erſt bemerkte, daß ihre Augen voll Waſſer ſtanden. „Was haſt? warum heulſt?“ fragte er mitleidig. — „Weiß ſelber nicht,“ ſagte ſie und nahm ſich zuſammen; „b'hüt dich Gott!“ Als er ſich aber heimwärts wandte, mußte ſie noch genug weinen und blickte ihm nach, ſolange ſie ihn ſehen konnte. Dann aber ſchritt ſie rüſtig vorwärts und vertrieb ſich die traurigen Ahnungen mit fröhlichen Gedanken an Hochzeit und Haushalt.

Abends um ſechs Uhr ſtand Philipp wieder an der Ruhe-

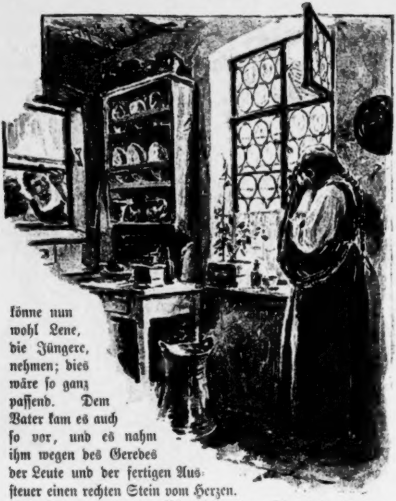


bank, um auf Roſine zu warten; er ſtand eine gute Weile, bis ihm der ſcharfſinnige Einfall kam, daß er ihr auch noch weiter entgegengehen könne. Das that er wirklich, und nach einer Viertelſtunde ſah er endlich Roſine kommen, aber recht müde und langſam; es war gar nicht ihr ſonſtiger Gang. Als ſie näher kam, bemerkte er, daß ſie ganz bleich ausſah, nur das bedenkliche Mal war röter als ſonſt. „Was gibt's, Roſine, was haſt?“ fragte er betroffen und bot ihr die Hand. — „Ich will dir's ſagen, Philipp,“ erwiderte ſie ruhig und ging mit ihm vorwärts. „Ich bin beim Doktor geweſen und habe ihn gefragt wegen meines Geſichts. Ich habe keinen guten Beſcheid bekommen. Er hat's genau unterſucht, wollte aber lang nicht 'rausrücken; aber ich hab' ihm geſagt, ich müſſe es wiſſen, weil ich heiraten ſolle, und nun weiß ich alles. Philipp, wir können nicht heiraten: es iſt ein Krebsſchaden und wird nicht mehr beſſer." — „Ach, das glaub' ich nicht, das kann nicht ſein!" rief Philipp erſchrocken, ließ aber doch unwillkürlich Roſinens Hand los. — „Es iſt ſo," ſagte Roſine traurig; „ich hab's lange ſchon geſpürt, daß es ſo etwas ſein werde, aber ich hab's eben nicht glauben wollen. Es iſt einmal Gottes Wille ſo; zum Weib kannſt du mich nicht brauchen."

Sie gingen gar ſchweigſam miteinander heim. An Roſinens Haus wußte Philipp nicht recht, ob er wie ſonſt mit ihr hinaufgehen ſolle; ſie aber gab ihm die Hand und ſagte: „Gute Nacht, Philipp! Nicht wahr, wir gehen im Frieden voneinander und tragen einander nichts nach? Wir ſind ja unſchuldig daran." Philipp wollte noch was ſagen, aber Roſine hatte ihr Geſicht in das weiße Tüchlein gedrückt und machte ſachte die Hausthür zu.

Roſinens Vater wollte noch ſchwerer als Philipp an die plötzliche Vereitelung des lange gehegten Plans glauben, und gab ihn nicht ſo leichten Kaufes auf. Man könne immerhin indes voran machen, meinte er, und nachher Hilfe ſuchen; es werde nicht gleich zum Aergſten gehen. Davon wollte aber Roſine nichts wiſſen. Indeſſen ging ſie zu Doktoren und Quackſalbern weit und breit, aber vergebens; das Uebel ward nur ſchlimmer, bis ſie zuletzt beſtimmt erklärte, ſie brauche nun nichts mehr, da bei der Art des Leidens die Aerzte ſogar eine Operation für fruchtlos hielten. Von der Heirat wurde es ſtill; Roſine war nie mehr am Fenſter zu ſehen, und Philipp kam auch nicht herüber.

Etwa ein halbes Jahr nach jenem Feiertagsgang kam Philipps Mutter abends zu Roſinens Vater und rückte nach kurzer Einleitung mit dem Plan heraus: ſie meine, Philipp

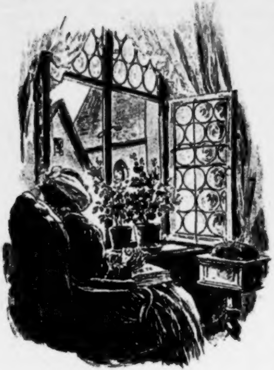


könne nun wohl Lene, die Jüngere, nehmen; dies wäre ſo ganz paſſend. Dem Vater kam es auch ſo vor, und es nahm ihm wegen des Geredes der Leute und der fertigen Ausſteuer einen rechten Stein vom Herzen. Auch Lene, die in der Ecke hinter dem Ofen ſaß, hörte errötend mit frohem Herzklopfen zu; es fiel ihr bei, daß ſie Philipp eigentlich ihr Leben lang gern geſehen habe, nur daß ſie nicht daran gedacht, weil er ja Roſine zugehörte. Da hörte ſie plötzlich aus der anſtoßenden Küche einen dumpfen Schrei; ſie ſah durchs Schiebfenſterchen; da lehnte Roſine am Küchenfenſter und hatte den Kopf in ihre Schürze gewickelt, daß man ihr Schluchzen nicht hören ſollte. Leiſe zog Lene den Kopf zurück und blieb ganz ſtill in ihrer Ecke, während die Alten Ausſteuer und Heiratsgut bis auf die Mehlſäcke hinaus beſprachen, ohne ſie zunächſt um ihre Einwilligung zu fragen.

Am nächſten Vormittag war Philipp allein in ſeiner Werkſtätte, die Mutter auf dem Feld; da kam Lene und bat ihn, mit ihr in die Stube zu gehen. Er führte ſie freundlich, wiewohl etwas verlegen hinein. Sie ließ ihn nicht lange auf den Grund ihres Beſuchs warten. „Philipp, deine Mutter und mein Vater meinen, wir ſollten jetzt zuſammenkommen; ich hätte auch nichts dawider gehabt, aber es kann doch nicht ſein. Der Roſine würd' es das Herz abdrücken; nicht wahr, das meinſt du auch?“ — Viel ſchöne Redensarten ſind nicht gewechſelt worden zwiſchen Philipp und Lene. Freilich hatte ſie ihm nie zuvor ſo gefallen wie jetzt; aber er ſah ein, daß ſie recht habe, und ſagte ihr mit ſeinem ehrlichen Wort zu, daß er es der Mutter ausreden wolle. „Und, Lene, wenn ich doch Meiſter werden und heiraten ſoll, ſo bleib' ich nicht hier, ob's gleich des Vaters ſelig Werkſtatt iſt. Wenn es immer ſchlechter wird mit deiner Roſine, ſo wär's ſo gar betrübt für mich und für ſie.“ — „Du haſt recht, Philipp, das iſt brav, und es ſoll dir gut gehen, wo du auch hinkommſt; b'hüt dich Gott!“ Sie gaben einander recht herzlich die Hand und Lene ging heim, ohne weiter ein Wort darüber zu reden.

Und ſo blieb es einſtweilen beim alten. Jahr um Jahr verging; langſam, langſam ſchleichend griff das Uebel Roſinens um ſich. Ihr Vater ſtarb, Philipp heiratete eine Baſe in einem entfernten Orte und ſeine Mutter zog mit ihm; die Schmiedwerkſtätte blieb lange geſchloſſen, bis ein fremder Meiſter dort einzog. Roſine ließ ſich nicht mehr außer dem Hauſe ſehen, aber Lene hielt getreulich bei ihr aus und heiratete nicht.

Man hat wenig vernommen von edelmütigem Wettſtreit unter den beiden Schweſtern über dieſes Opfer; Roſine hat nicht viel Worte darüber gemacht, und niemand weiß, ob ſie verſtanden, wie viel es die Lene gekoſtet. Gott allein weiß es, dem ſie jeden Abend ihr Herzeleid zum ſtillen Opfer darbrachte und zu dem ſie ihre inbrünſtigen Gebete für die Schweſter ſchickte.



So war es, als ich das Leben der Schweſtern zum erſtenmal belauſchte, und ſo blieb es lange Jahre. — In ſtillen Sommernächten ſah man wohl hie und da Roſine mit der Schweſter aus ihrem Haus ſchleichen und einen Gang ins Freie wagen. Sie hatte das Geſicht in ein weißes Tuch gehüllt und atmete draußen in langen Zügen begierig die friſche kühle Luft ein, bis ſie geräuſchlos wieder zurückkehrten. Am Sonntag verſäumte Lene nie, in die Kirche zu gehen. Wenn dann alle Kirchgänger drinnen waren und die Straße ſtill, ſo öffnete ſich oben das Fenſter, und hinter dem Roſenſtock und dem Geranium ſtand die Kranke und lauſchte ſehnſüchtig dem Orgelklang und Kirchenlied, die zu ihr herübertönten; wenn der Geſang verklungen war, ſetzte ſie ſich mit ihrer Bibel ans offene Fenſter und las das Evangelium und horchte andächtig auf die wenigen einzelnen Worte, die ſie von der Predigt verſtehen konnte. Das war ihr Gottesdienſt, und es war kein vergeblicher. Von wie manch reichem Mahl der Geſunden und Frohen bleibt der Friedensengel ferne, der über dem einfachen Tiſch der Schweſtern weilte, während Lene getreulich in ihren ſchlichten Worten die Predigt wiedergab!

Acht Jahre war ich dem Schauplatze meiner Jugendfreuden und dieſer einfachen Geſchichte fern geblieben, bis ich einmal wiederkam und die alte Kirche und das ſchmale Gäßchen und das Fenſter des ſtillen Schweſterhauſes wiederſah. Da war es noch viel ſtiller geworden. Vor einem Jahre hatte man eine Leiche aus dem Hauſe getragen; nicht die kranke, lebensmüde, nein, die geſunde, kräftige, hilfreiche Schweſter hatte eine bösartige Seuche in wenig Tagen weggerafft. Da war es zum erſten, zum einzigenmal, daß man eine laute Klage von der armen Roſine vernahm, nachdem ſie die Schweſter gepflegt bis in den Tod und von den ſchönen Blumen des Roſenſtocks einen Strauß in den Sarg der treuen Lene gelegt. Unbekümmert um die mitleidigen und neugierigen Blicke der Leute, ſchaute ſie vom offenen Fenſter dem Sarge nach, ſo lange ſie konnte. In der ſtillen Nacht wankte ſie auf den Kirchhof mit dem Roſenſtock im Arm, den ſie mit zitternden Händen auf dem Grabe einpflanzte; dann ging ſie in ihr einſames Haus zurück, um es nie wieder zu verlaſſen.

So ganz allein iſt ſie nicht geblieben. Sie war wohlhabend und bezahlte Hände findet man immer, auch wo die liebewarmen im Grab erkaltet ſind. Doch nahm ſie nur die nötigſte Hilfe an und fühlte ſich am wohlſten in der Einſamkeit, allein mit den Worten deſſen, der verheißen hat, uns zu tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet, der „die Thränen von allen Angeſichtern abwiſchen wird“.

Es ſprachen auch Freunde bei ihr ein, in denen der Eindruck ihres friedevollen Weſens das Grauen vor ihrem Uebel überwog; aber ihr Friede war zu innerlich, als daß ſie ihn viel in Worte hätte faſſen können. So blieb ſie bald wieder einſam. Der Roſenſtock blühte neu auf dem Grabe, das Geranium aber breitete ſeine vollen grünen Blätter mitleidig über den ganzen Fenſterraum, und unbemerkt konnte die arme Leidensgeſtalt dahinter ihren ſtillen Gottesdienſt feiern.

Ich habe ſie lange nicht mehr geſehen, und ich glaube, daß jetzt das Fenſter geſchloſſen bleibt, daß die Geraniumzweige abgeſchnitten wurden, um den Sarg zu ſchmücken, unter dem ein Herz ruht, das ſchwerer und ſtiller getragen hat als tauſende, und das überwunden hat in Kraft des Glaubens, der ſtärker iſt als der Tod.

V.

Die Jammerbaſe.

Es iſt eine uralte Tradition, die bis auf den heutigen Tag auf Treu und Glauben hin angenommen wird, daß nur der Glückliche Freunde habe, der Unglückliche aber freundlos und verlaſſen ſei. Wer das Leben näher anſieht, wird jedoch gar oft das Gegenteil finden. Mancher hat erſt im Unglück erfahren, wie viele gute Freunde er hatte; viele, die wir in ihren guten Tagen unbeachtet dahinziehen ließen, werden uns erſt wichtig und intereſſant, wenn ein unerwartetes Leid über ſie hereingebrochen iſt — iſt der Jammer vorüber, ſo läßt man ſie getroſt ihres Weges ziehen. Dieſe Sympathie fürs Unglück erſtreckt ſich ja bis auf den Verbrecher, der auf dem Schafott ſtirbt.

Eigentümlich ſcheint mir freilich hierbei, daß man Troſt und Liebe, Thränen und Mitgefühl, ja auch aufopfernde Dienſte mit Nachtwachen, Krankenpflegen ꝛc. viel leichter bei ſeinem Nebenmenſchen findet, wenn man deſſen bedarf, als — Geld, das ſchnöde Geld, dieſe Hand voller Sand. Kommt einmal auch zu dem gutherzigſten, wirklich wohlwollenden Menſchen und ſagt, daß ihr ein Anliegen habt; ſogleich verbreitet ſich ein eigentümlich verlegener Zug, ein gewiſſes Zögern und Anſichhalten auf ſeinem Geſicht, das immer bedenklicher wird, je näher eure Bitte auf Geld zielt, ſei es nun ein Anlehen für euch ſelbſt oder andre, eine Bürgſchaft oder eine Armenkollekte, wovon ſich's handelt. Selbſt Gaben an Arme, über deren Zweckmäßigkeit man im Zweifel iſt, die man aber aus lauterer Gutherzigkeit darreicht, gibt man mit einer gewiſſen Säuerlichkeit oder mit unfreundlichen Ermahnungen, die der Gabe allen Wert nehmen; die würdigen Armen ins Herz ſchneiden und unwürdige verbittern und ſchlechter machen.

Iſt aber euer Anliegen andrer Art, bittet ihr um Troſt oder guten Rat, um Beiſtand bei einer Arbeit oder Beſuch bei einem Kranken, da glättet ſich die Miene und die herzlichſte Bereitwilligkeit kommt eurem Verlangen entgegen.

Und das iſt nicht allein der Fall bei Geizigen, bewahre! auch freigebigen, ſorgloſen Gemütern wird durch die Laſt der Zeit dieſes philiſterhafte Hängen am Geld aufgenötigt, und ich möchte einen Menſchen ſehen, deſſen Geſicht ſich nicht aufklärt, deſſen Ton ſich nicht ändert, wenn das Weib mit einem Armkorb, die er für eine Bettlerin gehalten, nun anhebt: „Ich möcht' gern einen Zins zahlen.“

Das iſt nun einmal ſo, und ob es anders werden wird, ſo lange die Welt ſteht, das weiß Gott. Trotz alledem kann man aber nicht mit Grund ſagen, daß das Unglück freundlos ſei.

Eine ſolche Freundin des Unglücks, die aber von der ſchnöden Welt ſchlechten Dank erfuhr, war Frau Chriſtiane Krauthöferin, zunächſt von der Familie, allmählich aber im Kreis ihrer Bekanntſchaft ſchlechtweg die Jammerbaſe genannt und als ſolche weit und breit gefürchtet.

Und doch gab es niemand, der nachweiſen konnte, daß ihm Frau Krauthöferin jemals etwas zuleide gethan; im Gegenteil, es war faſt niemand, dem ſie nicht ſchon, ſei es auch nur mit ihrer Teilnahme, beigeſprungen wäre, weshalb ſie auch in ihren jüngeren Tagen der Beiſprung genannt worden war. Jetzt hätte dieſe Bezeichnung zu leichtfüßig geklungen für ihr ehrwürdiges Alter; mit dem Springen ging's nimmer, aber mit dem Beiſtehen noch allewege.

Solange es euch wohlging, hättet ihr gute Ruhe vor der Frau Krauthöferin gehabt, ihr bekamt ſie dann nicht einmal zu Geſichte. Wer ihr ein glückliches Ereignis anzeigte, eine fröhliche Verlobung, ein gut beſtandenes Examen, die glückliche Geburt eines Kindes, der wurde mit einem ziemlich ſchnöden „ſo“, oder „iſt mir eins“ von ihr abgefertigt; ſagte ihr aber eine Nachbarin im Vorbeigehen: „Denken Sie, Frau Krauthöfer, 's Müllers Kind iſt geſtern die Leiter heruntergefallen und hat beide Füß' gebrochen und ein Paar Aerm'!“ dann dämmerte durch die mitleidige Miene der Frau Krauthöfer ein gewiſſer Ausdruck der Befriedigung, und ſie machte ſich ungeſäumt auf nach der Mühle, mit Leinwand und Verbandzeug verſehen. Obgleich ſich nun das Unglück nur als ein einfacher Beinbruch nebſt Loch im Kopf darſtellte, ſo blieb doch die Jammerbaſe getreulich bei der Müllerin, bis die Magd den Kopf zur Thür hereinſtreckte: „Wiſſet Ihr's ſchon?“ — „Was? was?“ — „Mit 's Stadtpflegers und 's Acciſors hat's Händel geben, jetzt iſt d' Brautſchaft wieder ausgegangen mit'em Minele und 's Acciſors Sohn.“ Nun war ihres Bleibens nicht mehr. Nachdem ſie der Müllerin noch Vorſicht empfohlen und den herzlichen Wunſch ausgedrückt, daß der Brand nicht dazu komme oder der Hundskrampf, oder daß der Kleine nicht lebenslänglich ein Krüppel bleibe, eilte ſie davon; zuerſt zu Acciſors, um ihnen ihre Teilnahme zu bezeigen und zu ſagen, daß ſie von Stadtpflegers immer ſeien über die Achſel angeſehen worden; dann zu Stadtpflegers, wo ſie das weinende Minele mit der Verſicherung tröſtete, daß der Fritz ſie von jeher nur um des Geldes willen gewollt habe.

Nach wohlvollbrachtem Tagewerk wollte ſie ſich eben nach Hauſe begeben, da begegnete ihr die Frau Kollaboratorin. Dieſe war eine befremdete Erſcheinung für die Jammerbaſe, wie wir ſie der Kürze halber nennen wollen; zwar ging es ihr leidlich wohl, aber ſie hatte ſieben eigene Kinder und fünfzehn Koſtgänger: da gingen die Drangſale nie ganz aus, und Frau Krauthöfer war gewiß, hier faſt immer kurzes Futter für ihren

Leidenshunger zu finden, wenn es ſonſt keine großartige Nahrung dafür gab.

„Wie geht's, Frau Kollaborator?“ fragte ſie. — „Recht ordentlich, dank der Nachfrag'! aber man iſt eben nie ganz fertig; jetzt wäre der Krampfhuſten vorbei, nun klagt aber des Amtmanns Fritz von Hauſen über Kopfweh.“ — „Auch Hitze?“ fragte begierig Frau Krauthöfer. — „Das eben nicht, ich denke, es hat nichts auf ſich, doch habe ich ihn zur Fürſorge ins Bett geſprochen.“ — „Haben Sie ſchon einen Boten an Amtmanns geſchickt?“ — „Bewahre, was denken Sie! wer wird die Leute ſo erſchrecken! Morgen iſt der Bub' vielleicht wieder wohl.“ — „So? haben Sie nicht gehört, daß in Bezgenried die natürlichen Blattern ausgebrochen ſind, und in Stuttgart ſei das Scharlachfieber äußerſt bösartig. Bei ſo viel eigenen und fremden Kindern könnte es doch Pflicht ſein, den Buben baldmöglichſt fortzuſchaffen.“ — „Er liegt in einem beſonderen Stübchen,“ ſagte die ängſtlich werdende Frau, „auch iſt ja Bezgenried und Stuttgart noch weit von uns; ich muß jedenfalls bis morgen warten, will ihm indeſſen Thee machen.“

Frau Krauthöfer war aber nicht geſonnen zu warten, obgleich der Abend dämmerte; ſie ging in eigener Perſon in der Stadt umher, bis ſie einen Kutſcher auftrieb, der ſie noch nach Hauſen führte; denn ſelbſt Geldopfer ſcheute ſie nicht, wenn es galt, beizuſpringen. Amtmanns waren eben im Begriffe, zu Bette zu gehen, als ſie noch ein Gefährt anfahren und die Glocke ziehen hörten.

„Was iſt's, ums Himmels willen?“ fragte die Amtmännin erſchreckt. Der Amtmann war inzwiſchen hinabgegangen und brachte den ſpäten Gaſt herauf. Beim Anblick der wohlbekannten langen dürren Geſtalt war die Amtmännin erſt betroffen: „Ach, Sie ſind's, Frau Krauthöfer? wir haben ſchon lange nimmer 's Vergnügen gehabt.“ — „Freilich nicht,“ erwiderte dieſe, „ſeit dem Unglück mit dem armen Paule, das Ihnen beim Waſchen an den Ofen gefallen iſt; ach, ich hab' damals wohl gedacht, daß das noch des armen Kindes

Tod ſein werde, eine ſolche Verletzung gibt eben leicht etwas Zehrendes.“

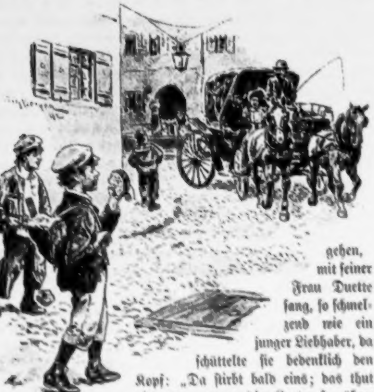
Der Amtmann winkte ihr erſchrocken mit der Hand, niemand hatte je dieſe immer noch blutende Wunde bei ſeiner Frau berührt. „Was verſchafft uns denn ſo ſpät noch das Vergnügen?“ fragte er, um ſie zu unterbrechen. — „Ja, ich muß mich recht entſchuldigen, aber es iſt nur wegen Ihrem Fritz . . .“ — „Was iſt's mit dem?“ fragte die tödlich erſchrockene Mutter. — „Drum ſehen Sie, die natürlichen Blattern ſind in der Nähe und auch das bösartigſte Scharlachfieber; nun hat ſich Ihr Fritz an Kopfweh und Hitze gelegt, und ſo fängt's gerade an. Die Kollaboratorin wollte Sie's nicht mehr wiſſen laſſen, ich aber dachte: wozu hat man gute Freunde? und ließ mich's nicht verdrießen, noch ſelbſt zu kommen.“ — „Sehr verbunden!“ ſagte der Amtmann. Da ihm bei näherem Befragen die Sache minder gefährlich ſchien, ſo entſchied er, daß für den angenehmen Gaſt ein Bett aufgemacht und auf den nächſten Morgen ein großes Gefährt beſtellt werde, um im Notfall den Knaben heimzunehmen. Aber ſiehe da! wie ſie gegen die Schulpforte fuhren, kam ihnen der Fritz mit roten Backen und mit einem koloſſalen Stück Brot entgegen, das ſeine Wiederherſtellung unzweifelhaft bethätigte.

Das Amtshaus behielt auf lange hin Ruhe vor der Jammerbaſe, die dem Fritz ſeine raſche Geneſung nie verzeihen konnte.

Dem Haus der Frau Krauthöfer gegenüber wohnte ein neues Ehepaar, das auch auf die artigſte Begrüßung nie eine freundliche Erwiderung von Frau Krauthöfer gewinnen konnte. Wenn ihre Töchter, die Wehvöglein*) genannt, weil ſie mit etwas piepſender Stimme und ſchüchterner Weiſe auch in die Fußſtapfen der Mama traten, bemerkten, wie zärtlich der Herr Stein drüben gegen ſeine Frau ſei, ſo meinte ſie, die Herrlichkeit werde nicht lange dauern. Als aber das Paar Tag für Tag mit demſelben glücklichen Geſicht dieſelbe Allee hinunterſpazierte und der Gatte mit derſelben Umarmung von der jungen Frau Abſchied nahm; als er abends, ſtatt ins Wirtshaus zu gehen, mit ſeiner Frau Duette ſang, ſo ſchmelzend wie ein junger Liebhaber, da ſchüttelte ſie bedenklich den Kopf: „Da ſtirbt bald eins; das thut nie gut, wenn die Leute ſo übertrieben ſind miteinander.“

---

*) Wehvögel werden in einem Teile Schwabens die Käuzlein genannt.



In einer Nacht bemerkte man unruhiges Hin- und Herlaufen drüben; die Magd ſprang fort, kam wieder, ging nochmals aus in die Apotheke. Da kleidete ſich Frau Krauthöfer an und hielt ſich bereit, Beiſtand zu leiſten, wenn es nötig wäre. Als aber am Morgen die Kunde erſcholl: drüben ſei ein Töchterlein angekommen, da zog ſie ſich wieder gänzlich in ihre Höhle zurück. Erſt als viele Wochen ſpäter die junge Mutter bleich und beſorgt mit dem leidenden Kindlein vor dem Haus ſaß, kam Frau Krauthöfer herbeigeſtiegen, fand, daß es durch die Glieder zahne und die engliſche Krankheit bekommen werde, wußte allerlei Mittel dagegen und Vorſchläge zu Maſchinen, die bei der wahrſcheinlichen künftigen Verkrümmung des Kindes nötig werden würden. Sie ſtand ihr auch, abwechſelnd mit den Wehvöglein, getreulich bei in der Pflege des Kindes, bis ſich das Uebel hob und das Kind erſtarkte; dann waren ſie aber durch keine Einladung zu bewegen, auch die guten Tage mit der Nachbarin zu teilen.

Nicht weit von ihr wohnte eine Witwe, eine weitläufige Baſe und beſonders in Gunſt bei ihr, weil ihr eine Tochter als Braut geſtorben war und ſie kürzlich erſt durch einen betrüglichen Verwalter ihr Vermögen verloren hatte. Frau Maler ſprach ein bei der Jammerbaſe und wurde mit der zuvorkommendſten Güte aufgenommen.

„Kommen Sie doch auch zum Ausgehen, arme Frau?“ ſagte ſie im teilnehmendſten Ton. „Ja, es iſt am beſten, wenn man ſein Kreuz ein wenig vergißt; iſt's denn richtig? alles hin? Der ſchlechte Menſch! Nanele, mach' gleich einen Kaffee für die Frau Baſe! Mine, hol' Brezeln!“ flüſterte ſie den Töchtern zu. — „Freilich,“ ſeufzte Frau Maler, „ein Glück, daß mir doch meine Penſion noch bleibt, ſo klein ſie iſt.“ — „Jawohl, jawohl, und den ſchlechten Kerlen, den Wühlern und Ariſtokraten, wird's doch nicht gelingen, daß man die Penſionen aufhebt! Man ſagt freilich ſtark davon.“ — „Ich fürchte doch nicht,“ ſagte die Witwe, „und denken Sie, es geht doch allemal wieder ein Licht auf!“ — Bei Frau Krauthöfer ging keines auf, ſo anmutig ſie auch lächelte. — „Da erhalt' ich heut einen Brief von meinen Kindern, meinem Sohn und meiner Schwiegertochter — war mir immer ſo angſt, bis die's erfahren —, ſo einen ſchönen Brief! Ich ſoll mich nur getröſten, ſagen ſie, der Menſch lebt nicht vom Brot allein . . .“ — „Iſt bald geſagt,“ ſchaltete die Jammerbaſe ein, „ſolang der Hunger nicht vor der Thür ſteht.“ — „Und,“ fuhr Frau Maler eifriger fort, „ſie ſchreiben: was ſie haben, das ſei auch mein, Gott habe Segen genug für uns alle; ich ſolle kommen, ſobald ich nur könne, und bei ihnen bleiben; meine Schwiegertochter habe ſchon das netteſte Gartenſtübchen für mich gerichtet, und die kleine Amalie ſoll bei mir ſchlafen; leſen Sie nur ſelbſt den Brief! Wenn ich mit hunderttauſend Gulden käme, ich könnte nicht willkommener ſein.“ — Die Jammerbaſe ſchob den Brief zurück, den ihr die glückliche Mutter mit strömenden Freudenthränen bot, ſagte leiſe zu Mine, die ſich zum Gehen anſchickte: „Kannſt dableiben, Wecken thun's auch,“ und dann wieder zu Frau Maler gewandt: „Ja, da gratuliere ich recht, iſt immerhin ein Ausweg, wenn's gleich herb iſt, das Gnadenbrot bei Kindern zu eſſen.“ — „Nun, das iſt's eben nicht,“ verſetzte etwas gekränkt Frau Maler. „Die Penſion kann ich ihnen als Koſtgeld gern überlaſſen; ich löſe noch viel aus meiner Haushaltung, und dann bin ich gottlob noch bei Kräften und kann meiner Tochter im Haus und bei den Kindern guten Beiſtand leiſten.“— „Es iſt drum keine Kleinigkeit, ſein eigen Weſen ganz aufgeben und ſich unter eine Schwiegertochter ſtellen,“ fing die Jammerbaſe wieder an, „keine Kleinigkeit! Da bewundere ich Sie recht, ich hätte das, glaub' ich, nicht können.“ — „Ach, davon iſt gar keine Rede; ich habe ſie ja immer ſo lieb gehabt wie mein eigen Kind, und ſie ehrt mich wie eine Mutter; da iſt bei keinem die Rede von Untergeben, es iſt eher noch ein Opfer von ihr.“ — „Das ſag' ich gerade,“ ſagte Frau Krauthöfer mit großem Nachdruck, „von Ihnen iſt's viel, aber von ihr iſt's ſehr viel. Eine Schwieger, Sie nehmen mir's nicht übel,“ — „gar nicht,“ ſagte Frau Maler mit ſäuerlichem Lächeln — „bleibt eben immer die Schwieger,“ fuhr die Baſe fort, „man mag ſie noch ſo lieb haben: je weiter weg, je lieber; junge Leute wollen einander allein gehören. Ich bin oft mit meinem Mann ſelig auf den Dachboden geſtiegen, wenn wir was hinter meiner Schwieger verhandeln wollten. Dann kann's eine junge Mutter gar nicht ertragen, wenn man in ihre Kinderzucht ſpricht; bei den Mägden iſt ſo eine doppelte Herrſchaft ganz fatal, und die vielen andern

Hausbräuche, die eine junge Frau von daheim mitbringt, das kann keine Schwieger vertragen.“ — „O, ich kann mich in alles ſchicken und ſtöre die jungen Leute gewiß nicht,“ verſicherte Frau Maler, der das Weinen nahe ſtand, aber nimmer aus Freude. — „Das glaub' ich,“ beſtätigte die andere, „Sie ſind eine geſcheite Frau, Sie werden ſchweigen und wenn es Ihnen das Herz abſtößt, das bin ich gewiß, und die Frau Söhnerin iſt auch geſcheit, die läßt gewiß nichts merken; deswegen ſag' ich ja, es iſt ſehr viel von Ihnen beiden.“

Frau Maler konnte kaum den eben aufgetragenen Kaffee hinunterbringen und entfernte ſich dann mit ſchwerem Herzen; ſie hatte mehr verloren als ihr Kapital. Frau Krauthöfer hatte es aber „gar nicht böſe gemeint, im Gegenteil“.

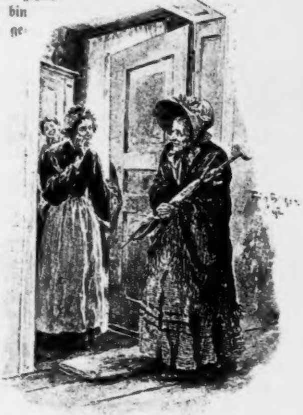
Die Jammerbaſe fühlte ſich nicht nur von wirklichem Jammer angezogen, ſie witterte oft auch Unglück zum voraus, und der Pfarrer zu Glockenheim behauptet noch bis auf den heutigen Tag, der große Brand in ſeinem Ort wäre gar nicht ausgebrochen, wenn nicht tags zuvor die Jammerbaſe wegen eines angeblichen Obſteinkaufs im Dorf und auch im Pfarrhaus geweſen wäre. Vor hundert Jahren hätte man ihr am Ende darum einen Hexenprozeß angehängt. Und doch that man ihr ſo unrecht, und vom Pfarrer war es beſonders ſchnöder Undank, da ſie ſeinem Haus treulich in jeder Bedrängnis beigeſtanden war. Sie hatte auch noch einigemal im Pfarrhaus eingeſprochen; ſeit aber des Pfarrers zehn Kinder ſo luſtig davonwuchſen und ſeit beſonders Julchen, „der naſeweiſe Kramp“, mit ihrer unverwüſtlichen Luſtigkeit gegen die trübſelige Miene der Jammerbaſe zu Felde zog, war ſie ziemlich fremd geworden.

Heute ſaß die Pfarrfamilie vergnüglich beim Kaffee, es war ſtürmiſch Wetter, drum hatte die Mama dieſen Luxus geſtattet; man ſprach von den entfernten Kindern des Hauſes, man freute ſich der nahen; der Pfarrer ſah nach dem Wetter und fuhr erſchrocken vom Fenſter zurück. „Was iſt's?“ fragte die Mutter. — „Die Krauthöferin marſchiert aufs Haus zu,“ ſagte der Pfarrer ſchreckensbleich, „was wird's aber geben?“ Die

Mama ging mit aller Faſſung der Gefürchteten entgegen, bedauerte ſie wegen des ſchlimmen Wetters, nötigte ſie zum Kaffee und entſchuldigte, daß ſie keine Wecken oder Milchbrote im Ort bekommen könne. „O, wir haben herrliches Hausbrot,“ fiel das unverſchämt luſtige Julchen ein, „unſer Brot ſchmeckt beſſer als andrer Leute Gugelhopfen.“ — „Jungfer Tochter haben einen glücklichen Geſchmack,“ meinte Frau Krauthöfer etwas ſpitzig. — „Das hat ſie, Gott ſei Dank,“ ſagte der Pfarrer mit vollem Ernſt. „Gott erhalte ihr ihn!“ Frau Krauthöfer trank und die gewitterſchwere Wolke hing noch über den Häuptern der Familie. „Haben Sie Nachricht von Ihrer Amalie und Sophie aus der letzten Zeit?“ hub ſie endlich an. — „Recht gute, gottlob!“ ſagte die Pfarrerin. „Amalie fühlt ſich ſehr glücklich in ihrer Stelle, alle Lehrer und Mitlehrerinnen kommen ihr mit Liebe zuvor; der chriſtliche Geiſt der Anſtalt thut ihr ſo wohl, auch die Kleine ſchreibt vergnügt und hat das beſte Lob; ein rechtes Glück, daß die zwei Mädchen ſo beiſammen ſind.“ — „Freilich wohl,“ ſtimmte der unheilvolle Gaſt zögernd ein, „aber — von wann ſind die letzten Briefe?“ — „Vom vergangenen Dienstag,“ ſagte die Pfarrerin beklommen. — „Ja, iſt ſchon ſo, es kann vor Abend anders werden, als es am Morgen mit uns war,“ ſeufzte der Gaſt wieder. — „Um Gottes willen, wiſſen Sie etwas von meinen Kindern?“ — „O, beruhigen Sie ſich! Iſt nichts ſo Schlimmes; nur iſt das ganze Töchterinſtitut zu Kornthal durch zwei Mägde mit der Krätze angeſteckt worden. Da nun Ihre Töchter in den nächſten Tagen krank nach Hauſe kommen werden, wollte ich meine Mine zur Pflege anbieten; ſie verſteht die Kur mit der grünen Salbe und fürchtet die Anſteckung nicht. In einem Pfarrhaus muß man doch doppelt vorſichtig ſein wegen der Gemeinde.“

Die Pfarrerin war ſo alteriert, daß ſie kaum im ſtande war, für dies großmütige Anerbieten zu danken. Die Krätze in ihr Haus, das ein Muſter der Ordnung und Reinlichkeit war, und ihre blühenden Mädchen! Dem boshaften Julchen fiel ein, wie der läſtige Gaſt bald zu entfernen wäre. „Wiſſen

Sie denn ſchon, Frau Krauthöfer," fing ſie ernſthaft an, „daß das Schiff untergegangen iſt, mit dem Schulmeiſters Martin fortging?" — „Was, iſt's möglich?" — „Freilich, an der engliſchen Küſte." — „Wiſſen's die Eltern ſchon?" — „Das weiß ich nicht, ich bin noch nicht hinüber gekommen." Da packte Frau Krauthöfer auf, wickelte ſich in ihren braungrauen Shawl, ergriff den ehrwürdigen Regenſchirm von Kanevas und empfahl ſich. Julchen wollte ſich krank lachen, als ſie fort war. „Die hab' ich glücklich fortgebracht!" rief ſie triumphierend. — „Und du kannſt noch lachen!" ſagte die Pfarrerin vorwurfsvoll. — „Und ich glaub's noch nicht mit der Krätze," behauptete Julchen; „der alte Wehvogel krächzt oft zum voraus." — „Und ſchickſt ſie Schulmeiſters, daß die auch noch in Jammer kommen!" — „Der Schulmeiſter hat ja ſchon einen Brief von ſeinem Martin, in dem er ihm ſchreibt, daß er glücklich durchgekommen iſt und gar nichts verloren hat; das wird ſie ärgern!"



Die Pfarrerin war doch nicht ruhig, ſie wollte gleich ſelbſt hinreiſen und ihre armen Kinder holen; der Pfarrer aber beſchwichtigte ſie mit einem Expreßboten, den er abſandte. Der brachte Nachricht von Amalie, daß allerdings eine Magd von daheim mit der ſchlimmen Krankheit gekommen ſei, man habe es aber ſogleich entdeckt und ſie zu guter Zeit ohne Gefahr für das Inſtitut entfernt.

Frau Krauthöfer kam nicht ſo ſchnell wieder ins Pfarrhaus, zumal da Julchen die Unverſchämtheit ſo weit trieb, die glückliche Braut eines reichen Gutsbeſitzers zu werden und ihr eine Brautviſite zu machen.

Abſichtlich gelogen hat übrigens Frau Krauthöfer nie; ſie glaubte ſelbſt vollkommen alles Unheil, das ſie verkündete, aber ſie glaubte es ſo gern. War ſie ein ſchadenfroher Dämon, der ſich weidete an dem Jammer der Menſchheit? Ach nein, ihre Teilnahme war aufrichtig und ihr Beiſtand oft mit wirklicher Aufopferung geleiſtet. Sie hatte ein von Natur wohlwollendes Gemüt, aber kein zufriedenes. Sie war nie unglücklich geweſen, aber auch nie glücklich. Es war ihr nirgends recht nach Wunſch gegangen; ſie wäre gern ſchön geweſen und war auch nicht häßlich; aber entſetzliche Sommerſproſſen verderbten ihr Geſicht; ſie wäre gern eine angeſehene Frau geworden, und ſie bekam ein braves, aber unbedeutendes Männchen, das weder ſich noch ſie zur Geltung bringen konnte; ſie wäre gern reich geworden, ſo aber hatte ſie eben, ſo viel ſie bedurfte. Ihre Töchter waren gute Mädchen, aber höchſt unſcheinbare, ſie ſahen nur wie ein Unterfutter aus, nicht wie ein Ueberzug, und die Mutter konnte nicht hoffen, ſie je wo anders als am heimiſchen Nähtiſch ſitzen zu ſehen.

So kam es, daß ſie das Glück andrer erbitterte; beim Unglück des Nächſten aber, das ihren Neid nicht weckte, zeigte ſich ihre natürliche Gutmütigkeit, die ſonſt unter Neid und

Ungenügen erſtickt war. Das iſt, glaube ich, der einfache Schlüſſel zu dem anſcheinend rätſelhaften Weſen der Jammerbaſe. Die Wehvöglein waren arme, ſchüchterne Kinder, die eben nachpiepten, was die Mama vorkrächzte. Und nun zum Schluß noch ein Exempel, wo, wie in der echten Tragödie, ihre eigenſte Perſönlichkeit ihr eigenes Mißgeſchick hervorrief.

Etwa zwei Stunden vom Wohnſitz der Frau Krauthöfer, in einem anſehnlichen Marktflecken, wohnte ein Vetter von ihr, ein Chirurg, dem ſie früher in allerlei Krankheits- und Unglücksfällen gute Dienſte geleiſtet hatte. Seit er aber in Ruhe und Stille bei hinreichendem Auskommen mit ſeinem einzigen Töchterlein hinlebte, hatten ſie einander lange nicht mehr geſehen.

Und nun eben war eine Fülle von Glück und Seligkeit in des Barbiers beſcheidene Wohnung eingezogen, die ein ganzes Regiment Jammerbaſen hätte verſcheuchen können. Marie, das Töchterlein, war Braut geworden, und natürlich eine ſo glückliche, wie keine vor ihr und mutmaßlich nach ihr, ſolange die Welt ſteht, obſchon ſie ihr Glück nicht in Verſen ausſprechen und nicht „in Tönen zeigen“ konnte. Es war ein ſehr einfacher Roman, der auf dieſen Gipfel irdiſcher Glückſeligkeit geführt hatte.

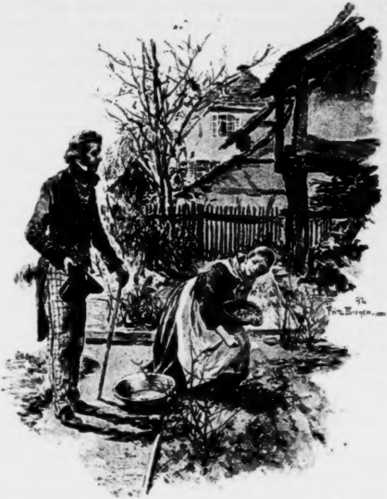
Gegenüber dem Häuschen des Chirurgen ſtand die Wohnung des Amtsnotars, und Herr Lang war nicht der erſte ſeiner Schreiber, der unter dem Federnſchneiden am Fenſter nach der hübſchen Marie hinüberſchaute. Aber er war der erſte, der ſich eines Gegenblicks aus ihren blauen Augen zu rühmen hatte; denn Marie war ein ſtilles, ſittſames Kind und ein gar fleißiges, das ſich nicht Zeit nahm zu Seitenblicken und das einen unbeſtimmten Horror vor Schreibern im allgemeinen hatte. Warum ihr der Lang von Anfang an ſo ganz anders vorkam als die andern, das wußte ſie ſelbſt nicht; aber ſie konnte ſeinen ſchüchternen Anreden eine freundliche Antwort nicht verſagen, wenn er ihr je und je begegnete. Lang hatte viele Zweifel und Kämpfe mit ſich zu beſtehen, ſeit die blauen Sterne drüben an ſeinem Himmel aufgegangen waren, unter anderm die brennende Frage: ſollte er ſeinen hoffnungsvoll ſproſſenden Bart fürder ſelbſt raſieren oder Herrn Krauthöfer anvertrauen? Das letztere war eine Veranlaſſung, ins Haus zu kommen, ſich bekannt zu machen, vielleicht auch in dieſer paſſiven Rolle den Vater zu gewinnen, der in ehrenwertem Bürgerſtolz ſich dem Herrenſtande mehr abwandte als aufdrängte. Aber es widerſtrebte ſeinem Zartgefühl, von dem Vater ſeiner Geliebten eine ſolch perſönliche Dienſtleiſtung anzunehmen. Das Zartgefühl ſiegte und er beſchränkte ſich auf die ſeltenen Gelegenheiten, Marie in ihrem Hausgärtchen oder auf der Straße zu ſehen.

Mehr als einen Gruß wagte er kaum. Er war ein redliches Gemüt und hätte es für vermeſſen gehalten, als armer Schreiber ohne Ausſicht Marie irgendwie zu binden. Daß aber ſo ein Kleinod lange zuvor entführt werde, ehe er in etwa zehn Jahren mögliche Ausſicht auf ein Amtsnotariat habe, das ſchien ihm ausgemacht: ſo entſagte er denn mit blutendem Herzen. Marie aber fand es ganz natürlich, daß ſo ein ſchöner und gebildeter Menſch nicht im Ernſt an die arme Barbierstochter denke; und ſo ſahen ſie ſich an, er hüben und ſie drüben, wie die zwei Königskinder,

Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war gar zu tief.

Da ſtarb der Schultheiß des Nachbardorfs, und die Gemeinde, welche Lang wegen ſeines freundlichen, redlichen Weſens liebgewonnen hatte, trug ihm die Stelle freiwillig an.

Es war an Benedikt, Marie war im Hausgärtchen und ſteckte Zwiebeln nach der alten Regel: „Benedikt macht Zwiebel dick.“ Da hörte ſie die Gartenthür aufklinken, ſie wandte den Kopf ein wenig, da ſtand der Lang!!! So keck war er doch



nie geweſen, ins Gärtchen hereinzukommen, wo die ganze Nachbarſchaft hereinſehen konnte, am glockenhellen Nachmittag. Sie wurde glühend rot und bückte ſich tiefer und ſteckte und ſteckte Zwiebeln in die Kreuz und die Quer, und auf den: „Guten Tag, Jungfer Marie!“ den ihr Lang wünſchte, erwiderte ſie kaum hörbar: „'fehl' mich, Herr Subſtitut!“ Der arme Lang wußte nicht, in welcher Weiſe er ſein überfließendes Herz offerieren ſollte, und begann wieder: „Das iſt doch ein zu ſchönes Gärtchen, kein Wunder, wenn Sie gern hier ſind!“ — „Wüßte nicht, wo ich ſonſt ſein könnte!“ ſagte Marie, noch mehr verlegen, immer noch vom Boden auf, immer noch Zwiebeln ſteckend. — „Thät's Ihnen auch in Weißlesburg gefallen?“ platzte endlich der Lang heraus. Die Frage war gar zu apropos; Marie richtete ſich auf und ſah ihn verwundert an: „Warum gerade da?“ — „Weil ich Schultheiß drüben geworden bin und weil ich Sie ſo gern habe.“

Wie nun Marie ſich in dies Uebermaß von Glück finden lernte; wie das errötende Pärchen den Papa überraſchte; wie Marie ihre Seligkeit in Thränen ausſtrömte; wie der ſelige Bräutigam zum erſtenmal ihre Hand faßte und ihren Mund ſuchte: — das alles iſt noch niemals dageweſen und nagelneu, weshalb die nähere Ausmalung jedweder einzelnen Phantaſie überlaſſen bleiben muß.

Der Papa Barbier war äußerſt bedenklicher Natur und nicht umſonſt ein Vetter der Jammerbaſe; aber all ſeine Bedenken wurden ſiegreich überwunden, und nach dem Brautpaar war er gewiß der glücklichſte Menſch weit in die Runde.

Jetzt ließ er ſich's erſt nicht nehmen, ſeinen Herrn Tochtermann ſelbſt zu raſieren, wie dieſer ſich auch wehren mochte. „Dienet einander ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat,“ ſagte er; „ich ſchäm' mich nicht an meinem Schermeſſer, das mir mein ehrlich Brot erworben, und meine Tochter ſoll's auch nicht, ſelbſt wenn ſie Regierungsrätin würde. Das Raſieren verſteh' ich, brauch' ich einmal eine Schrift, ſo dienen Sie mir.“

Benedikt war lange vorüber, Pankraz und Servaz hatten keinen Froſt über die Blüten gebracht; das Gärtchen vor dem Fenſter ſtand in ſchönſtem Flor, nur die Zwiebeln hatten nicht aufgehen wollen, weil ſie Marie damals alle verkehrt geſteckt; es kam dem Papa faſt als ein ſchlimmes Omen vor.

Marie hatte eben den Bräutigam begleitet, der aufs Amt hinausging, und ſetzte ſich in ihrem Stübchen zurecht, um ihre anziehende Arbeit vorzunehmen — das Brautkleid. Es war ein nettes Stübchen, wohl wert, eine Braut und ihr Glück zu beherbergen. Nebenan, da war die Proſa, die große ſäuberliche Barbierſtube mit Handfaß und Servietten, Schröpfköpfen und allerlei andern Gewerbsattributen nebſt dem Lehrling; da innen, da waren Reſeda und Geranium vor dem hellen Fenſter, das aufs Gärtchen hinausging; ein Stieglitz ſang ſeine fröhlichen Weiſen, am Fenſter ſtand Mariens höchſt einfaches Nähtiſchchen; da konnte ſie zwiſchen dem großen Birnbaum durch das Fenſter gegenüber erblicken, wo der Liebſte jetzt noch mehr zu thun hatte, als Federn zu ſchneiden. Im Hintergrund ſtand ein altes Kanapee und davor ein eichener Tiſch, mit rotgewürfeltem Teppich bedeckt; da ruhte der Papa aus von den Mühen ſeines Berufs, da wurde auch hie und da ein beſcheidener Feſtſchmaus mit dem Bräutigam gehalten oder eine Freundin empfangen.

Marie ſaß und nähte. Wie die Nadel flog unter ihren Fingern, ſo flogen ihre Gedanken zu dem Liebſten, in die künftige Heimat, die ſie ſo nett ausſchmücken wollte, und ſie ſang halblaut dazu: „Wir winden dir den Jungfernkranz ꝛc.“ Sie erhob zufällig die Augen nach der Straße, wenngleich er unmöglich ſchon kommen konnte, da — fuhr ſie ſchreckensbleich zurück. Welches Gorgonenhaupt hatte ſie erblickt? Ja, es war richtig, da ſchritt ſie lang und trübſelig wie ein Regentag im Sommer, im braunen Kleid, im graubraunen Shawl mit dem Regenſchirm von Kanevas, ein langer Gedankenſtrich hinter jedem freudigen Ausruf — es war die Jammerbaſe. Nur allzuwohl kannte Marie ihre traurige Bedeutung und ihren Einfluß auf die ängſtliche, bedenkliche Natur des Vaters, als daß ſie nicht hätte erſchrecken ſollen. Schon war ſie draußen eingetreten, ſchon begrüßte ſie den Vater mit ihrer dürren Stimme; Marie konnte ihr kaum bis zur Thüre entgegengehen, ſie hatte nicht die unbefangene Keckheit des Pfarrjulchens, ihr

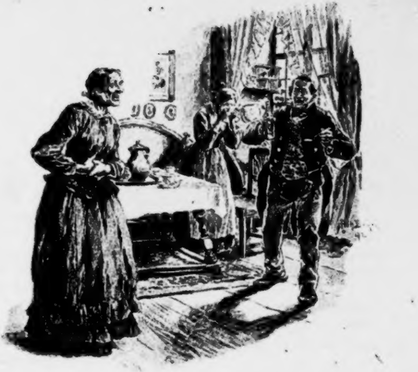
Glück drückte ſie ſchon wie eine Schuld, ſeit ſie nur die Baſe ſah.

Nun, die Baſe etablierte ſich, ward zunächſt mit ſelbſterzeugtem Apfelmoſt bewirtet, und zitternd wie ein Strafurteil erwartete Marie ihre Gratulation. Der Vater, der merkte nichts; er ſah in der Frau Baſe gar nichts als eine rechtſchaffene Frau, die ihrem Nebenmenſchen in allen Notfällen beiſtehe, und wiederholte ihr ſehr vergnügt die ganze Brautgeſchichte, die er ihr ſchriftlich ſchon mitgeteilt. „So hat ſich denn alles ganz glücklich gefügt,“ ſchloß er.

„Ja, Sie ſind eben ein guter Vater,“ ſagte die Baſe, „der ſeinem einzigen Kinde nichts abſchlagen kann; weiß wohl, was thut man nicht den Kindern zulieb! Ließ ſich freilich bei der gefährlichen Nachbarſchaft vorausſehen, daß es noch einmal ſo kommen werde. Nun Glück zu! Mein Vater ſelig, der war da eigen, der hätte ſo was nie gelitten. ‚Ein Schreiber, daß Gott walt'!‘ pflegte er immer zu ſagen.“ — „Nun ja, aber in dem Fall,“ meinte der Vater, „da iſt's doch anders; das Schulzenamt trägt mit Nebenämtlein ſeine acht-, neunhundert Gulden und meine Marie hat meinen Haushalt indes mit weniger als mit der Hälfte geführt.“ — „Gewiß, gewiß,“ ſtimmte die Frau Baſe bei; „nur hat wirklich eben nichts Beſtand, ſo ein Schultheiß iſt wie ein Vogel auf dem Zweig. Es ſoll gegenwärtig ein Regierungskommiſſär im Land herumreiſen und die Gemeindeordnungen aufheben, da kann mancher trocken zu ſitzen kommen.“ — „Meinen Sie?“ fragte erſchrocken der Vater, „das kann doch noch nicht ſo nah ſein, und gute Schreiber braucht man allemal wieder.“ — „Das war auch nicht mein hauptſächlichſtes Bedenken bei der Sache; aber kennen Sie denn die Familie Ihres zukünftigen Tochtermanns?“ — „Noch nicht perſönlich; ſein Vater iſt herrſchaftlicher Gutsverwalter, der älteſte Bruder erbt die Stelle, es ſollen brave Leute ſein.“ — „Aber der Großvater?“ — „Der lebt auch noch, er war Poſthalter in P. und iſt jetzt penſioniert; wiſſen Sie was von ihm?“ — „Er trinkt,“ ſagte die Baſe mit vielſagendem Ton. — „Nun ja, das gewöhnt ſich leicht an bei einer Wirtſchaft, der Vater iſt dafür ſehr brav.“ — „Jawohl, aber ſo ein Laſter vererbt ſich immer in der zweiten Linie; davon weiß ich eine Menge Beiſpiele in der eigenen Familie.“ — „O, mein Paul und trinken!“ rief Marie jetzt zum erſtenmal, tief empört. — „Ja, das fängt ſich meiſt in mittleren Jahren erſt an,“ verſicherte die Baſe, „und dann ſind Drüſen in der Familie; ein Vetter von ihm hat einen Kropf, mit Reſpekt zu melden, ſo groß wie ein Unterbett, und ſeine Mutter iſt an Drüſen im Leib geſtorben.“ — „Drüſen ſind freilich erblich,“ meinte der Vater, wirklich bedenklich. Marie ſaß da wie ein Schlachtopfer und wagte kein Wort. Die erſten Angriffe hatten ſie wenig bekümmert, aber der letzte! — ſie kannte ihres Vaters Aengſtlichkeit, er war ſo ein Stückchen von einem Doktor und führte alle Leiden der Welt auf anererbten Krankheitsſtoff zurück, — ſie gab ſchon alles verloren.

„Aber, Marie, wie ſitzeſt du da!“ ſagte der Vater, der über dieſen beſorglichen Punkt gern die Baſe allein geſprochen hätte, „haſt noch nicht einmal an einen Kaffee für die Frau Baſe gedacht, ſpute dich doch!“ Marie ging, ganz betäubt, ſie wußte kaum, was ſie that. Draußen hatte ſie keinen geröſteten Kaffee mehr, ſie ſchickte den Lehrling zur Krämerin, die ihn auch ſchon gemahlen verkaufte; das Feuer wollte nicht brennen, der Satz nicht ſieden, und als er endlich kochte, da wußte ſie nimmer, wohin der Lehrling die Tüte gelegt hatte; endlich fand ſie dieſe im Zimmer, ſie nahm all das Kaffeepulver, ſie wollte den Kaffee recht gut und ſtark machen, obgleich ſie nicht hoffen durfte, die Feindin ihres Glücks noch zu gewinnen. Ja, wenn die Baſe in offener Feindſchaft aufgetreten wäre, da hätte ſie wie eine Löwin kämpfen wollen um ihr Glück; aber die verſicherte ja immer, daß ſie es ſo gut meine, war ganz voll Teilnahme und der argloſe Vater ließ ſich ganz und gar einnehmen.

Unter ſchweren Seufzern ward der Kaffee endlich fertig, mit niedergeſchlagenen Augen trug ihn Marie ins Zimmer und ſchenkte ein. Der Vater trank nie Kaffee, Marie war das Herz viel zu ſchwer, als daß ſie einen Biſſen hätte genießen können; ſie ſah, wie ſo gar ernſthaft und nachdenklich der Vater daſaß. Die Baſe aber hatte ſich heiſer geſprochen und war ſehr verlangend nach dem Kaffee; ſie nahm einen reichlichen Zug, ſetzte ab, nahm noch etwas Zucker, noch etwas Rahm, probierte wieder, tunkte ein, endlich rief ſie mit Abſcheu: „Was iſt das für ein garſtiges Gebräu! ich glaube, man will mich vergiften; ja, ja, keins von euch trinkt!“ Erſchrocken fuhren Vater und Tochter auf, der erſte verſuchte das Getränk und rief entſetzt: „Das iſt freilich kein Kaffee, du Unglückskind, was haſt du getrieben?“ Bei Marie löſte ſich alles verhaltene Weh dieſes Tags in Thränenſtröme auf; ſie verſicherte, ſie wiſſe von nichts, der Kaffee ſei recht gemacht. Die Baſe rannte wie toll in der Stube auf und ab und ſchrie, ſie müſſe ſterben. Der Chirurg als erfahrener Mann ſprang nach der Oelflaſche und goß ihr ein ſo viel möglich; das gab dann eine fürchterliche Explosion. Endlich ſandte Marie den Lehrling zum Doktor; der kam und hatte Mühe, aus den vielen Thränen, Beteuerungen und Lamentationen herauszubringen, um was es ſich handle. „Wo iſt der Kaffee?“ fragte er; der ſtand noch auf dem Tiſche. Er goß die Flüſſigkeit ab, unterſuchte den Satz und fragte Marie mit kurioſem Geſicht: „Haben Sie den Kaffee ſelbſt gemahlen?“ — „Nein, der Lehrling hat ihn bei der Krämerin geholt.“ — „Wo iſt die Tüte?“ — „Die wird noch draußen ſein, ſie iſt aber leer.“ Marie brachte ſie, der Doktor roch an dem kleinen Reſt, fing an zu nieſen und zu lachen wie unſinnig. „Was iſt's? was iſt's?“ fragten die andern atemlos. — „Marokko, feinſter Marokko von Gebrüder Lotzbeck,“ ſtieß endlich der Doktor unter Lachen hervor. — „Kein Gift?“ fragte die Baſe mit ſchwacher Stimme. — „Nein, nein, iſt aber auf allen Fall gut, daß es draußen iſt; Ihr Magen iſt jetzt ausgeputzt auf Jahre voraus, nun trinken Sie ein Täßchen Thee!“ — „Keinen Tropfen in dieſer Giftmiſcherhöhle!“ ſchrie ſie erboſt; „ein Gefährt! ich gehe ſogleich nach Hauſe.“ Der



Lehrling produzierte indes die echte Kaffeetüte, die er auf den Küchenſchaft gelegt hatte, ohne es Marie zu ſagen, ſie hatte richtig dafür des Vaters Schnupftabak genommen; der Chirurg that alles, um die Baſe zu verſöhnen, die nahm aber keine Entſchuldigung an und fuhr ganz grimmig ab, trotz ihrer Schwäche, indem ſie dem verräteriſchen Haus alles denkbare Unheil prophezeite. Der Vetter bezahlte den Kutſcher.

Es brauchte lange, bis die Hinterbliebenen ſich von ihrer Erſchütterung erholten. Marie ließ alles in Demut über ſich ergehen und reinigte das Zimmer von den ſehr merklichen Spuren des tragiſchen Ereigniſſes. Am Abend kam der Bräutigam, dem die Fama ſchon allerlei ſchauerliche Gerüchte entgegengetragen hatte, und fand erſchrocken ſein Bräutchen bleich und matt, den Vater ernſt, in ſich gekehrt und mehr als bedenklich, und durchs ganze Haus einen Hauch der Verſtörung.

Die Braut war bald getröſtet und war ſo ruchlos, ſelbſt noch zu lachen über den tragiſchen Abzug der Baſe. Viel ſchwerer war's, den Vater zu beruhigen, der, zuvor ſchon durch die Bedenken der Baſe ängſtlich gemacht, nun den ganzen Unfall für ein böſes Vorzeichen hielt. Der Bräutigam aber bewies ihm gerade das Gegenteil; es ſei ja ein Zeichen für ihre Verbindung, daß die, welche ſie hatte ſtören wollen, allein unter dem Mißgriff gelitten habe. Wegen des kropfigen Vetters gab er ihm gründliche Nachweiſung, daß er nur der Sohn einer Stieftante war und daß bloß in dieſer Stieflinie die Kröpfe daheim ſeien. Seine Mutter aber war im Wochenbett geſtorben.

Dem dunkeln Einfluß der Jammerbaſe entrückt, in der beſtändigen Umgebung zweier junger und fröhlicher Herzen beruhigte ſich auch endlich das beſorgte Vaterherz und nach Pfingſten führte der überſelige Bräutigam ſein anmutiges Pfingſtröslein in ihre neue Heimat.

Die Jammerbaſe hat die Schwelle des Vetters und die des jungen Paares nie wieder betreten. Marie fand aber ſpäter Gelegenheit, den Wehvögelein ſo viel Liebes und Freundliches zu erweiſen, daß ſie ihre Eulennatur beinahe ablegten und in vollem Ernſte lernten, ſich zu freuen mit den Fröhlichen, was manchmal ſchwerer iſt, als zu weinen mit den Weinenden.

VI.

Drei Brüder.

„Es waren einmal drei Brüder, die teilten unter ſich des Vaters Erbe und zogen dann hin, ein jeder ſeines Wegs.“ So fängt manch ein ſchönes Märchen meiner Bekanntſchaft an, und ſo iſt auch der Beginn dieſer ſehr einfachen Geſchichte, die kein ſo glänzendes Ende nimmt wie das Märchen, wo allemal der jüngſte zuletzt die ſchöne Prinzeſſin bekommt und obendrein ein halb Dutzend Königreiche.

Meine drei Brüder hießen Philipp, Friedrich und Georg; ſie waren die Söhne des Herrn Philipp Friedrich Georg Staar, Kaufmann und Handelsvorſteher, auch Stadtrat in der Stadt Schopfberg.

Sie hatten die Teilung ihres ſeligen Vaters beendigt und ſaßen in der Wohnſtube des väterlichen Hauſes, wo noch dasſelbe Kanapee, dieſelben hochlehnigen krummbeinigen Seſſel ſtanden, die ihre Großmutter dereinſt ins Haus gebracht. Dieſe Wohnſtube zuſamt dem Haus, vortrefflich gelegen an der Ecke, wo die Hundsgaſſe und die Haſengaſſe zuſammenlaufen, war jetzt Philipps Eigentum. Er hatte Haus und Laden, deſſen vornehmſte Artikel, dem Geruch nach zu ſchließen, aus Käſe und Schnupftabak beſtanden, in billiger Schätzung bei der Teilung übernommen.

Die Teilung war friedlich abgelaufen. Friedrich, der Magiſter, war von jeher ſo knapp im Geld gehalten worden, daß ihm der beſcheidene Anteil, der ihm jetzt zufiel, als eine ganz unerſchöpfliche Summe vorkam. Georg, der Jüngſte, verſtand allerdings als Kaufmann den Wert des Geldes beſſer zu ſchätzen; aber er wußte, daß der Vater, wenn auch mit widerſtrebendem Herzen, an ſeine kaufmänniſche Ausbildung anſehnliche Summen gewandt, während Philipp ſeine Lehr- und Geſellenjahre im Düſter des väterlichen Ladens verlebt hatte. Auch verlangte ihn viel zu ſehr fortzukommen, hinaus aus dieſer engen Umgrenzung, hinaus, dem Glück entgegen und dem friſchen vollen Leben, als daß er nicht gern jedes Opfer gebracht hätte, um baldmöglichſt frei zu werden. „Alſo du haſt im Sinn nach Hamburg zu gehen?“ fragte Philipp den Georg, indem er aus des Vaters hörnener Doſe einen etwas Trockenen ſchnupfte, dieweil derſelbe aus der Schublade zuſammengekehrt war.

„Nach Hamburg, nach Leipzig, nach Bremen, wo mir's gefällt, wo mir das Glück entgegenkommt!

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Bin ich zu ſegeln im Begriff,“

trällerte dieſer; „ich muß zuerſt einmal ſehen, wie's draußen ausſieht und wo mir's zuſagt.“

„Bin gar nicht ſo neugierig, durchaus nicht,“ meinte Philipp mit dürrem Ton, „ich kann mir das alles ſo ziemlich vorſtellen, und nun ich das Geſchäft allein habe, gedenke ich ganz ordentlich in aller Ruhe darauf vorwärts zu kommen. Auf die Fortuna baue ich juſt nicht, aber auf unſre Firma und meine Erfahrung.“

„Und ich baue auf mein Glück, gerade!“ rief Georg, „wir wollen einmal einander dran mahnen, geritten kommt man weiter als gekrochen.“

„Und der Herr Bruder Magiſter?“ fragte Philipp, „der baut wohl auf eine gute Patronatspfarrei, um ſeinen langen Brautſtand zu verkürzen?“

„Ich baue auf Gottes Hilfe und Segen,“ ſagte der ruhig.

„Nun ja, das verſteht ſich von ſelbſt!“ riefen die zwei andern. „Nicht immer ſo ganz,“ meinte lächelnd der Magiſter.

Die Brüder ſchieden aber als gute Freunde, und die Wohnſtube des alten Vaterhauſes, die nur bei feierlichen Gelegenheiten eröffnet wurde, ſchloß ſich wieder auf lange.

Philipp wollte keine Zeit verlieren, ſein Rößlein in den ſteten Tritt zu bringen, mit dem er am ſicherſten weit zu kommen hoffte. Eine Lebensgefährtin war zu ſolidem Beginn des Geſchäfts unerläßlich: ſein Herz, wenn er eins hatte, wollte er bei dieſer Gelegenheit nicht inkommodieren. Der Rat verſtändiger Freunde führte ihn auf die Jungfer Friederike Malzbrenner, ein geſtandenes Frauenzimmer, „ſehr angenehme Familienverhältniſſe", wie der Freund ſich ausdrückte, d. h. die Eltern beide tot, die einzige kränkliche Schweſter über alle Möglichkeit einer Verheiratung hinaus, — ein nettes Vermögen, nicht ſehr bedeutend, aber ſicher angelegt und leicht bar zu haben: — es ſtimmte alles zu Herrn Philipps Wünſchen.

Vom Tage nach der Hochzeit an begann im Hauſe Staar ein Leben ſo gemeſſen und geregelt, wie eine Seeuhr. Alles ging nach Zahl und Gewicht, Frau Staar war ſtets wie die Gerechtigkeit mit einer Wage in der Hand zu ſehen; ſie konnte nach einem Jahre ihres Eheſtands beiläufig berechnen, wieviel ſie bis zur goldnen Hochzeit Schmalz und Mehl werde konſumiert haben, und ſie wußte genau, wieviel Stücke Holz zum Kochen jedes einzelnen Gerichts erforderlich waren.

Geizig konnte man darum das Ehepaar nicht nennen; wenn auch der Magd und dem Lehrling das Brot zugewogen und dem Commis das Licht bezeichnet wurde, wie weit es abbrennen dürfe, ſo mußte doch alles recht und in Ordnung ſein. Auch an „Ehr und Reputation“, wie es Herr Philipp nannte, durfte es nicht fehlen, und mit der Zeit lernte er wirklich die mögliche Zahl der Taufen, Leichen und Hochzeiten in der Honoratiorenwelt ſoweit berechnen, um den Betrag des Ehrenpfennigs feſtſetzen zu können; auch hielt Frau Staar alle Jahre eine große Viſite, wobei die Tafel hinreichend beſetzt war.

Mit ſicherſter Berechnung, ohne große Wagniſſe, führte Herr Philipp Schritt für Schritt das Geſchäft weiter. Während der Laden ſein unverändert trübſeliges, etwas ſchmieriges Anſehen behielt, während das Familienleben, deſſen Leiden und Freuden auch auf ſparſamer Wage gewogen ſchienen, ſich in dem ewigen Dunkel der Ladenſtube gleichförmig abhaſpelte, vermehrte ſich die Summe des Gewinns am Schluß des großen Hauptbuchs alle Jahre um ein Anſehnliches.

Friedrich, der Magiſter, und ſeine Braut, die älteſte Tochter einer kinderreichen Familie, durften ſich noch eine Weile im Warten üben, bis ſie einen eignen Herd gründen konnten. Aber wie glücklich waren ſie, als ſie dies Ziel erreicht! Friedrich wußte wohl, welchen Kummer es der guten Sophie und ihrem Vater machte, daß dieſer durchaus nicht wußte, wie er eine häusliche Einrichtung für die Tochter erſchwingen ſolle — für Linnenzeug hatte noch die ſelige Mutter geſorgt —; wie reich machte ihn nun das Vatererbe, das ihn in ſtand ſetzte, den beſcheidenen Wünſchen der Braut zuvorzukommen!

Es war eine alte Liebe, die den Friedrich an ſeine Sophie band; ſie hatte ſchon im Seminar Wurzel geſchlagen, wo er mit Bewunderung das vierzehnjährige Kind im Garten neben dem Seminar beſchäftigt ſah, wie es die Gartenarbeiten, das Waſchtrocknen und ein Halbdutzend kleine Geſchwiſter mit- und nacheinander beſorgte; er hatte durch Aepfel, die er den kleinen Buben verabreichte, die Bekanntſchaft angeknüpft, die er ſpäter unter gewaltigem Herzklopfen durch Briefe fortſetzte. Geroſtet war dieſe Liebe nicht, und Sophiens Schönheit war von der guten, hausbackenen ſchwäbiſchen Sorte, die ſich lange friſch erhält; — der tiefe herzliche Blick voll innerer Freudigkeit, mit dem ſich das Paar zum erſtenmal im eignen Haus begrüßte, konnte es wohl mit dem ſeligen Sturm einer erſten Erklärung aufnehmen.

Sophie hatte indes beim Vater und den Geſchwiſtern daheim einen ſchweren Stand gehabt. Der Papa war ein guter Mann, aber ein grundſchlechter Haushalter; für jede Einnahme, die Sophie ſo gern für die dringendſten Bedürfniſſe verwendet hätte, wußte er ſtets eine Extraverwendung, kaufte ihr Schillers Gedichte, während ſie zunächſt guter Schuhe bedurft hätte, und dem Karl einen kleinen Huſarenſäbel um vier Gulden, die gerade für ein Wams gereicht hätten. An der Sophie Geburtstag hatte Champagner her müſſen, und ſie wußte doch noch nicht, wie die Milchfrau bezahlen.

Nun war ſie im Eigentum bei ihrem Mann, der ihr das Finanzfach ausſchließlich überließ; im Beſitz eines ſichern Einkommens und eines Vermögens, das ihr ein Reichtum ſchien. Mit welcher Glückſeligkeit machte ſie ihren kleinen Etat, ihre Berechnung am Jahresſchluß und

bringt ſie dem Gatten tiefbewegt,
der nichts davon verſtand.

Es blieb nun immer ein kleiner Ueberſchuß zu einer beſonderen Freude, zu einem kleinen Familienfeſt, wozu ihre Geſchwiſterſchar reichlichen Stoff lieferte, und ſie war eine liebe fröhliche Wirtin, aus deren Händen eine ſaure Milch ſo herrlich ſchmeckte, als aus andern eine crême à la reine.

Sie hatte ſtets abwechſelnd zwei der Geſchwiſter als Gäſte bei ſich, um ſie wieder herauszuflicken, genügſame und dankbare Gäſte, und ſo fehlte es nicht an Leben und Lärmen im Pfarrhauſe, auch noch ehe es die eignen Sprößlinge bevölkerten.

Nach einem höchſt vergnüglichen Streifzug durch die erſten Handelsſtädte nahm endlich Georg, von jeher daheim das Glückskind genannt, in einer derſelben vorläufig eine Stelle als Volontär in einem angeſehenen Handelshauſe, „um ſich die Sache anzuſehen"; er trieb die Geſchäfte mit Intereſſe und Freude, verſäumte aber daneben keine Gelegenheit, die Genüſſe der reichen Stadt kennen zu lernen. Gar zu lange hätte nun freilich in dieſer Weiſe das Vatererbe nicht ausgereicht; nun hatte indes Fräulein Sidonie, die allvermögende Tochter des Hauſes, gefunden, was für ein ſchöner, lebhafter junger Mann der neue Volontär ſei, und ohne viel Zuthun erhielt er bald eine Stelle mit gutem Gehalt auf dem Comptoir und dazu eine Einladung in den Familienkreis. Dieſer Familienkreis beſtand zwar nur aus ziemlich ſteifen Abendgeſellſchaften im Salon, bei denen Fräulein Sidonie im höchſten Glanz präſidierte; aber es war immerhin eine Auszeichnung, und Georg begann zu erwägen, daß es gar nicht übel wäre, mit der Erbin des Hauſes ſo ohne Mühe deſſen Glanz und Beſitz zu erwerben.

Schön war Fräulein Sidonie gar nicht, aber ſo ſehr ſchön angezogen! ſo ſchön, daß man nicht wußte, wo ſie ſelbſt anfing und wo der Anzug aufhörte, daher nahmen ſie die Leute auch für eine wirkliche Schönheit; und ein vielgeſuchtes Gut war ſie, was ihren Reiz in den Augen eines verwöhnten jungen Mannes nicht ſchmälerte.

Nun traf ſich's aber, daß alle morgen früh, wenn Georg ſein Fenſter öffnete, bevor er ſich aufs Comptoir begab, in dem Hauſe gegenüber, deſſen Rückſeite ihm zugewendet war, ein Fenſter aufging, und ein junges Frauenzimmer erſchien, die einiges Geräte zum trocknen aufs Fenſterbrett ordnete; die Straße war ſchmal, und er konnte nicht umhin, Notiz von der ſchönen Schaffnerin zu nehmen. Eine gewöhnliche Magd war ſie nicht, deſſen war er bei ſich gewiß, obgleich weder ihre zierliche Kleidung, noch ihre ungewöhnliche Schönheit dagegen ſichre Beweiſe geweſen wären; aber daß ſie in untergeordneter Stellung war, ſah er bald. Anfangs erſchien ſie nur zufällig hie und da, allmählich aber wiederholte ſich die Erſcheinung immer regelmäßiger. Er ſtand nun etwas früher auf, das Fenſter war bei der wärmeren Jahreszeit ganz offen; da unterhielt es ihn, zuzuſehen, wie ſie das Frühſtücksgerät reinigte, einen Teil getrocknet ins Körbchen legte, das andre aufs Fenſterbrett; wie ſie zuletzt die Serviette heraushängte und dann mit einem kleinen Seitenblick auf das Fenſter gegenüber verſchwand; ſie ſchien Haus- oder Zimmerjungfer zu ſein und eben nicht in erfreulicher Lage. Er entdeckte auch, daß ihr eigen Stübchen einen Stock höher im Giebel war, woſelbſt ſie eine Reſeda und ein Roſenſtöckchen, der ſonnenloſen Lage zum Trotz, emſig pflegte. Allmählich gedieh die ſtumme Bekanntſchaft ſo weit, daß man ſich gegenſeitig grüßte; es ſchickte ſich zufällig, daß man ſich auf Ausgängen begegnete; es kam zu einem Geſpräch und Georg erfuhr, daß das Mädchen Helene hieß und als Waiſe eines armen Offiziers Dienſte in dem vornehmen Hauſe gegenüber gefunden habe. Sie klagte nicht über ihre Stellung, die Behandlung war gut im gewöhnlichen Sinn; ſie durfte weder Hunger noch rauhe Begegnung leiden, ſie konnte allein eſſen, wenn ſie nicht gern in der Küche ſpeiſte; nur war ſie überall im Wege, wo man ihre Dienſte nicht gerade bedurfte, von der Magd ſchnöde behandelt, von der Herrſchaft grundſätzlich „drunten gehalten", ohne Umgang, ohne Freude, ohne Herzensnahrung, wie ihre armen Blumen, die zwar Waſſer und Boden, aber keine Sonne hatten, zuviel zum Verdorren, zu wenig zum Blühen.

Georg wußte nicht, wie's kam, daß ihm, ſo oft er der glänzenden Sidonie gegenüber beim Whiſt ſaß, immer die blauen Augen der armen Helene heller ſchienen, als das leuchtende

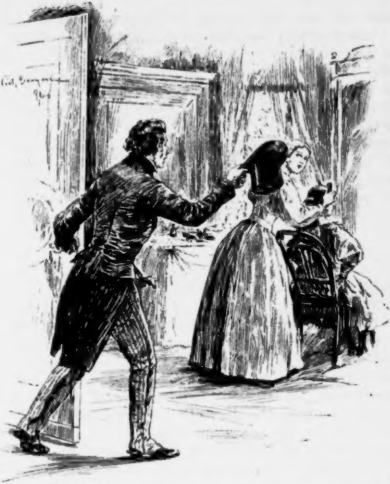
Juwel auf der Stirn der Erbin; konnte es ihm, dem übermütigen Mutterſöhnchen, doch nie einfallen, im Ernſt an die arme Hausjungfer zu denken. Liebe in der Hütte bei Schwarzbrot und Quellwaſſer hatte nie zu ſeinen Zukunftsträumen gehört.

Da traf ſich's, als er einſt in einen Laden eintrat, wo eben Helene einige Einkäufe zu machen hatte, daß gerade ein Colporteur mit Lotterieloſen, welche er als die „ſichergewinnenden grünen" anpries, mit dem Herrn des Ladens in Unterhandlung ſtand. „Geben Sie Ihr Paket her!" rief Georg, und hielt die Loſe Helenen hin: „Da ziehen Sie, Fräulein! Sie haben vielleicht eine glückliche Hand." Hocherrötend zog Helene ein Los, Georg bezahlte es und ſchob's in ſeine Brieftaſche. „Müſſen dem Glück ein Thürlein offen laſſen!" flüſterte er dem Mädchen zu und eilte leichten Schrittes davon.

Monate waren indes vergangen, die Neigung der Fräulein Sidonie, noch geſteigert durch das kühle Verhalten des jungen Schwaben, hatte ſich nicht gewendet; der Vater, in allem gewöhnt, dem Töchterlein nachzugeben, ſuchte endlich ſeiner Sprödigkeit nachzuhelfen und redete mit Georg: ein reicher junger Kaufmann hatte ſich ihm zum Aſſocié angeboten; er wäre zwar nicht abgeneigt, einen Teil ſeiner Geſchäftslaſt auf jüngere Schultern zu legen, würde aber einem frühern Bekannten den Vorzug geben; das weitere ließ ſich zwiſchen den Zeilen leſen. Da kam's denn doch dem Georg zu Sinn, daß er etwas ernſtlich über ſeine Zukunft nachdenken müſſe, er bat um kurze Bedenkzeit und ſchickte ſich zur Ueberlegung an.

Noch ehe er zu irgend einem Abſchluß gekommen, rannte atemlos der Colporteur, von dem er das Los gekauft, zuſamt dem Kaufmann, in deſſen Laden er ihn getroffen, in ſeine Stube: „Ihre Nummer?" — „Da iſt ſie!" ſagte Georg in ſteigender Erwartung. Es war richtig — das große Los!

Helene war eben im Ankleidezimmer der Herrſchaft, bemüht, die widerſpenſtigen Haare der Tochter Mathilde unter unziemlichem Geſchrei derſelben in Ordnung zu bringen, da ſtürmte Georg rückſichtslos in den Schoß der erſtaunten Familie:



„Helene, wir haben das große Los gewonnen, Sie sind meine Braut!“

Es war ſo, und war kein Traum geweſen, wie das arme Kind zuerſt geglaubt; ſie verzieh gern die rückſichtsloſe Form der Werbung, die ihre Genehmigung vorausgeſetzt, und gab ſich mit kindlichem Jubel dem Glück, geliebt zu ſein, der Freude einer eignen Heimat, dem Glanz der neuen Verhältniſſe hin, und ſann dann immer wieder, wie ſie's denn dem Georg vergüten wolle, daß er ſie ſo glücklich gemacht; oft ſagte ſie halb im Scherz zu ihm: „Gib acht, es ſoll dich gewiß nicht reuen!“ In all den Schimmer und die Behaglichkeit des Reichtums, in Equipage und ſeidene Kleider fand ſie ſich aber ſo leicht und unbefangen, als ob ſie darin geboren wäre.

Fünf Tage nach Georgs Verlobung, der eine ſolenne Hochzeit im Sturm folgte, fuhr Fräulein Sidonie im prächtigſten Wagen durch die Straßen und gab Verlobungskarten mit dem reichſten Kaufmannsſohn der Stadt ab. Der Papa kaufte Schmuck, Shawls und Kleider in denſelben Magazinen, wo Herr Staar zuvor für ſeine Braut eingekauft hatte, nur zu doppelten Preiſen.

Daheim, im Stammhauſe der Staaren, war indes unter Herrn Philipps Regiment alles im alten Geleiſe fortgegangen. Georg Philipp Friedrich, der einzige Sproſſe ſeiner Ehe, hatte ſich gleich von ſeinem erſten Lebensjahre an ſo ſtill, geordnet und geſetzt benommen, daß ſein Erſcheinen kaum eine Unterbrechung der Hausordnung zu nennen war. Etwas knapp ausgemeſſen war der junge Erbe, klein, ſchmal und dünn, ſein Name war noch das reichlichſte an ihm. Die regelmäßige Erholung der Familie war ſommers ein Abendſpaziergang in den Garten, in dem Kraut und Kohlrabi eine Hauptrolle ſpielten und deſſen Beete mit Schnittlauch zur Verzierung eingefaßt waren; an Winterabenden divertierte man ſich damit, Papiertüten zu pappen.

Alljährlich aber am Bartholomäusfeiertag wurde eine Fahrt zu Bruder Friedrich unternommen; alljährlich traf man deſſen Familie um einen kräftigen Buben vermehrt, während zum Glück die Geſchwiſter der Sophie nach und nach ſonſt untergebracht wurden. Es ging luſtig zu im Hauſe, die rotbackigen Pfarrbuben konnten den dünnen Georg Philipp Friedrich faſt umblaſen, er flüchtete ſich auch gleich hinter die Mama. Schätze ſammeln konnte freilich der Pfarrer nicht; aber ſein emſiges Weibchen ſorgte doch, daß der Grundſtock erhalten bliebe.

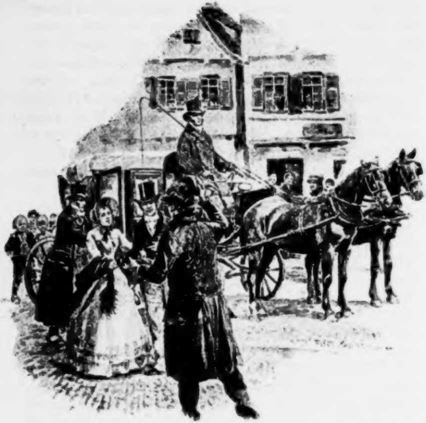
Frau Friederike ſelbſt mußte der Häuslichkeit und dem Ordnungsſinn der Schwägerin Gerechtigkeit widerfahren laſſen; die zu fetten Butterbrote der Buben entſchuldigte ſie mit dem Gedanken, daß die Butter ein Geſchenk bei der Anmeldung ſein werde. Aber ſie meinte doch nachher, der Kopf thue ihr weh von dem Lärm; es war ſo hübſch kühl und ſtill in der Ladenſtube. Von Georgs Glücksfall und Heirat wußten die Geſchwiſter; der Pfarrer und der Philipp hatten jeder ſeine eignen Bedenken darüber, der Pfarrer über das erſte, der Philipp über das letzte.

Es dauerte nicht zu lange, ſo wurden die Bewohner Schopfbergs durch eine elegante Equipage in Erſtaunen geſetzt, die vor den Thüren des Staarſchen Hauſes hielt und aus der Georg mit ſeiner jungen Frau ſtieg.

Ein ſchöneres Paar als die zwei hatte man nie geſehen: jung, blühend, fröhlich, mit allem Glanz des Reichtums umgeben. Die Zufriedenheit der Frau Friederike erlitt einen ſchweren Stoß; es wehte ſie mit einemmal an wie ein Hauch aus einer ihr fremden Welt voll Blüte und Glanz, und es brauchte eine Weile, bis ſie wieder ohne Nebengedanken ſich an den Gartenſpaziergängen und am Tütenpappen vergnügen konnte.

Philipp nahm „den Kleinen“, wie Georg noch aus alter Zeit hieß, in betreff ſeiner Geſchäfte aufs Korn und fand zu ſeiner Beruhigung, daß er denn doch, trotz alles leichtſinnigen Uebermuts, der leibliche Sohn des ſeligen Philipp Friedrich Georg Staaren ſei, und ſeine Angelegenheiten, wenn auch keck, doch mit Glück und Geſchick betrieb.

Georg aber ſchüttelte ſich, als er die kleine Stadt, den käſeduftenden Laden und die dumpfige Ladenſtube im Rücken hatte: „Puh, wenn wir in ſolch einem Neſt verſauern müßten!



da hätteſt du mich nicht genommen, Lenchen?" „Weiß ſelbſt nicht, aber behalten würd' ich dich auf jeden Fall," lächelte dieſe.

Im Pfarrhauſe machte der Beſuch des freundlichen Onkels mit der ſchönen Tante viel Freude. Das ſilbergraue Seidenkleid Helenens erhielt etliche Fettflecken, weil ſich die Neffen gern eigenhändig von der Glätte des Seidenſtoffs überzeugen wollten. Lenchen hatte großes Bedauern mit der Schwägerin, die allzeit ein Kleines auf dem Arm, eins am Kleid hängen und noch ein ſtetes Gefolge von lärmenden, brotfordernden Burſchen hatte; aber ſie ergötzte ſich auch an dem fröhlichen Treiben und wunderte und freute ſich wieder des Glücks, welches dagegen ſie, das arme Mädchen, in die Fülle des Wohllebens und Behagens verſetzt hatte. Sie ſchieden vom Pfarrhaus und fuhren dahin, glänzend, freudeſtrahlend, glücklich in eine reiche, ſchöne, wohlausgeſtattete Heimat, ohne Gram und ohne Sorgen.

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten.

Es ging manches Jahr hin ſeit dieſem Beſuche; das Haus Staar in Schopfberg wuchs und gedieh, etwa wie der Stein wächſt, an den ſich Erde anſetzt und mit verhärtet; aber der junge Georg Philipp Friedrich wollte nicht wachſen.

Auch das Pfarrhaus wuchs und mehrte ſich, ſechs rüſtige Söhne und ein liebliches Töchterlein machten dem Vater den Kopf heiß und das Herz warm. Der Pfarrgarten bot einen ergötzlichen Anblick, wie eine Harlekinsjacke, weil jeder der Söhne ein Stückchen davon nach eigener Phantaſie bebauen durfte. Sie waren nun ſchon zum Teil auswärts, Auguſt im Seminar, um in des Vaters Fußſtapfen zu treten; Heinrich, der ſpäter dem Onkel Georg zur Weiterbeförderung zugedacht war, bei einem Kaufmann in der Lehre; Karl in der lateiniſchen Schule; aber an Sonntagen und in Ferien, da waren ſie alle noch beiſammen, und der Mutter lachte das Herz, wenn ſie die Schar überblickte: es ſah keiner aus, als ob er mißraten wollte, und trotz mancher ſorgenvollen Stunde hatte ſie ihr Gottvertrauen bis jetzt nie getäuſcht.

Georg und Helene lebten indes in unverkümmerter Lebensfreude; Helene ging vollkommen in Georgs Anſichten ein, daß Genuß überall der Zweck, und Geld nur das Mittel dazu ſein dürfe. Er überließ ihr, für den Genuß zu ſorgen, „fürs Geld ſorge ich und meine Fortuna“, und Helenens Geſchmack und Schönheitsſinn, ihre fröhliche, lebensluſtige Natur befähigten ſie vollkommen zu ihrer Aufgabe.

Die Fortuna erfüllte die ihrige nicht ſo ganz. Georgs

Erwerb hielt nicht Schritt mit dem Aufwand, der ihm ein ganz mäßiger ſchien; er fand eine bedenkliche Abnahme. „Das muß anders werden, ich muß ſuchen, mich ſicherer zu ſtellen; nur kein ängſtliches Zipfeln und Wägen, ich muß mal was Rechtes wagen!“ Ohne Helenen etwas mitzuteilen, unternahm er eine großartige Spekulation, die allerdings, wenn ſie gelang, ihn gegen alle Wechſelfälle auf lange ſicherſtellen konnte; wie viel er aber auf dieſen gewagten Wurf ſetzen mußte, das ward ihm erſt klar, als es zu ſpät war, die Hand zurückzuziehen, ſelbſt wenn er gewollt hätte.

Ein ihm ungewohntes Bangen ergriff ihn, als ſich die Zeit näherte, die über den Erfolg ſeines Unternehmens entſcheiden mußte. Er ſandte Helenen aufs Land, wo ſie ſonſt auch die heißen Monate zubrachte, weil er keine Zeugen ſeiner fieberhaften Aufregung dulden konnte. Tag und Nacht war er raſtlos umgetrieben; „es kann nicht fehlen,“ murmelte er, „es kann nicht! Und wenn's gelingt, dann ſind wir ſicher und dann muß erſt etwas eingezogen werden; in ſolche Qual will ich mich nimmer verſetzen, — es darf nicht brechen!“ Und es brach dennoch, der Wurf mißlang. Vermögen, Anſehn, Geltung, Kredit, alles, alles war mit einem Schlag vernichtet! Dagegen hatte der verwöhnte Sohn des Glückes ſich nie gewaffnet, ſolchem Schlag war er nicht gewachſen; er brach zuſammen an Seele und Leib.

Helene, obwohl ſie in keiner Weiſe vorbereitet, kaum eine leiſe Ahnung dieſer Kriſis gehabt, hatte den leidigen Ausgang noch früher als ihr Mann erfahren. Sie hatte nur den einen Gedanken: „wie wird er es tragen?“ und eilte ſo ſchnell, als ihr möglich war, unaufhaltſam zu ihm. „Könnte er's doch zuerſt durch mich erfahren!“ war ihr ſehnſüchtiger Wunſch; ſie kam zu ſpät; ſie fand ihn, vom Schlage gerührt, leblos am Boden liegen.

Der Arzt ward gerufen, er ſchlug die Ader und es zeigten ſich Lebensſpuren; aber gar bedenklich ſchüttelte er den Kopf, als die hilfloſe, gelähmte Geſtalt aufs Bett gehoben wurde und mit ſtieren Augen um ſich blickte. Lenchen aber, als ſie allein mit ihm war, beugte ihr thränenbenetztes Geſicht auf das ſeine und flüſterte: „Es ſoll dich doch nicht reuen!“

Eine kleine Manſarde, die nur durch faſt wunderbare Ordnung und Nettigkeit zum wohnlichen Stübchen geſchaffen iſt, ein noch kräftig und blühend ausſehender Mann ohne eine Spur geiſtigen Lebens in ſeinen Zügen, eine frühgealterte Frau mit den unverwiſchbaren Reſten einſt ſeltener Schönheit, die ſich aufs liebevollſte um ihn bemüht — das iſt geblieben von dem einſt ſo ſchönen, ſtolzen, fröhlichen Paar, das im Sonnenſchein des Glückes zuerſt die kleine Stadt betreten. Georg hatte alles verloren, alles hatte ihn getäuſcht, — allein ſein Herz nicht.

Ein Wort der Klage hat niemand von Helenens Lippen gehört; als es ſich zeigte, daß Georg gelähmt und geiſtesſchwach bleiben würde, als ſie ihr ſchönes Haus verlaſſen mußte; als ſie ihre reiche, geſchmackvolle Einrichtung, ein Stück ums andre, in fremde Hände wandern ſah; als ſie, die ganz Unwiſſende und Harmloſe, vor Gericht Auskunft geben ſollte, ob nichts unterſchlagen, nichts veruntreut ſei, — bei alledem hatte ſie nur einen Gedanken und nur eine Rückſicht: wie ſie ihm alles Leiden, alle Bitterkeit dieſes Schlags erſparen könne; und über die ſchwerſte Zeit ſegnete ſie faſt ſeinen unbewußten Zuſtand, der ihn kein Leiden empfinden ließ.

Vermögen war keins gerettet; was ihr blieb vom Erlös des Geſchmeides und der Kleider, die man ihr ließ, das verwendete ſie, um ihren Gatten nur ganz allmählich an die Abnahme der äußern Bequemlichkeiten zu gewöhnen, deren Entbehrung das einzige war, das er noch zu fühlen ſchien.

Sie konnten nicht bleiben, wo ſie waren, obgleich es nicht an teilnehmenden Freunden fehlte. Helene hatte Gelegenheit gehabt, die Stacheln von Sidoniens beleidigtem Stolz zu fühlen;

an einem Orte mit ihr konnte ſie nicht bleiben, und ſonſt war ſie ohne Heimat auf der ganzen weiten Welt.

Da erging denn eine demütige Anfrage an Philipp, den älteſten der Familie, um Rat in ſo ſchwerer Bedrängnis. Die Randgloſſen des Herrn Philipp und der Frau Friederike wollen wir unterdrücken. Hartherzig war er gerade nicht, und ihm fiel nicht die Möglichkeit ein, ſeinen leiblichen Bruder fremder Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit zu überlaſſen.

So wurde denn die Manſarde gemietet und Georg und ſeine Frau hielten zum zweitenmal einen gar ſtillen, demütigen Einzug in ſeiner Vaterſtadt.

Helene nahm ſich nicht Zeit zu Vergleichen mit der Vergangenheit; alle ihre Leibes- und Seelenkräfte richtete ſie nur auf den einen Punkt, dem armen Mann ſein Leben ſo leicht als möglich zu machen. Jede Kunſt ihrer Jugend, auch die Kunſt des Sparens, die ſie kaum je beſeſſen, ſuchte ſie um ſeinetwillen hervor. Mit dem knapp zugemeſſenen Beitrag des Bruders verſtand ſie doch, ihn immer noch mit einem Leibgericht zu erfreuen, ſeine Kleidung reinlich und anſtändig zu erhalten; die zierlichen Nadelarbeiten, mit denen ſie in der Periode ihres Glanzes die Zeit vertändelt, boten ihr jetzt Mittel, ihrem engen Zimmerlein immer noch ein heiteres, geſchmücktes Ausſehen zu geben und von dem Erlös ihm manchmal eine Freude zu machen. Freundliche Herzen fanden ſich, die ihr da und dort auch einen beſonderen Genuß zuzuwenden ſuchten; ſie ſchämte ſich nicht, Wohlthaten anzunehmen, es war ja für ihn. Es fehlte ihr nie an Blumen für ihr Stübchen; es ſtanden ihr Gärten offen, wohin ſie den Mann in ſeinem Rollſtuhl führen ließ, damit er ſich in der freien Luft ergötze. Die neugierigen und mitleidigen Blicke Vorübergehender beirrten ſie nicht, wenn ſie an ſeiner Seite hinausging, und bald war der lahme Mann in ſeinem Seſſel eine gewohnte Erſcheinung. Die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, ein kindiſches Behagen an guten Speiſen, an freundlicher Umgebung und ſeine Liebe zu Helenen waren das einzige, was noch am Leben geblieben war: dieſe Liebe war freilich nur wie die eines unmündigen Kindes zur Mutter, aber Helene fand ſich doch glücklich darin. Mit der Freude eines Kindes begrüßte er ſie, wenn ſie von kurzer Abweſenheit zurückkehrte; voll unbeſtimmter Angſt ſuchte er ſie mit den Blicken, wenn ſie nicht da war; nur ſie verſtand er, nur mit ihr konnte er reden; faſt ſchauerlich für andre klang es, wenn er noch verſuchte, mit ihr zu ſingen, während früher die zwei herrlichen Stimmen des Ehepaars die Bewunderung der Salons hervorgerufen hatten.

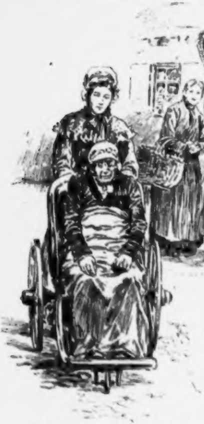
Die Lichtpunkte ihres Lebens waren die langen Beſuche im Pfarrhauſe; mehr konnte der Pfarrer beim beſten Willen nicht thun, als ihnen ſein Haus gaſtlich öffnen. Die gute Sophie that ihr möglichſtes, der armen Schwägerin den Aufenthalt lieb zu machen; die muntern Knaben, deren nur noch zwei daheim waren, ſchoben den Onkel in ſeinem Rollſtuhl ſo weit er nur wollte, und Helene war ſo glücklich in dieſer Stille, im Garten unter Blumen und Vögeln. Sie ſtrickte den Neffen Socken, garnierte der Pfarrerin Hauben und ſuchte ſich nützlich zu machen, wo ſie nur konnte. Von ihrer Vergangenheit ſprach ſie nie.

So lebte Georg hin, lange, lange Jahre ohne Schmerz und Klage, glückſelig, wenn, ſo oft er „Lenchen!“ rief, die liebe treue Geſtalt ſich über ihn beugte.

Der Pfarrer ging zur Ruhe, nachdem er ſeine Söhne in muntern Enkeln verjüngt geſehen; er hinterließ die Kinder noch nicht alle auf ebenem Wege, er ſah noch Kämpfe und Mühen für ſie voraus; aber er ſchied getroſt, ihnen als köſtliches Erbe ſein Gottvertrauen hinterlaſſend.

Auch Philipp ſtarb endlich, noch ehe er ſeinen Georg Philipp Friedrich zu einem Heiratsverſuch hätte vermögen können. Eine namenloſe Aengſtlichkeit, die ans krankhafte ging, machte dieſen faſt zu allem untüchtig; Frau Friederike verſprach dem beſorgten Gatten, noch vor ihrem Tode dem Sohne für eine vernünftige Frau zu ſorgen, aber ſie ſtarb kurz nach dieſem, ehe ſie ihr Verſprechen halten konnte.

Das Pfarrhaus war für Helene und ihren Pflegling ein ſchmerzlicher Verluſt; zudem wurden ihre Augen dunkler, ihre Hände ſtarrer zum Arbeiten, — es that ihr ſo weh, jetzt den armen Mann noch verkürzen zu müſſen: — da ſtarb der Neffe Georg Philipp Friedrich und ihnen fiel die Hälfte des Erbes zu.



Nun konnte ſie ihrem Georg noch einen heitern Abend bereiten; ſie war glückſelig in ſeiner kindiſchen Luſt an all den kleinen Dingen, mit denen ſie ihm eine Ahnung der alten Zeiten zurückführte. Nun konnte ſie auch da und dort geben, eine kleine Freude machen, eine gute Freundin bei ſich ſehen; die fleckenloſeſte Ordnung und Reinlichkeit hatten von jeher alles aus ihrer Umgebung entfernt, was ſonſt eine Scheu vor Krankenſtuben einflößt, und Georg ſah ſich mit vergnüglichem Lächeln um, wenn er bemerkte, wie ſein Lenchen wieder eine Art von Haus machte.

Fremde begriffen das tiefe, namenloſe Leid der Frau nicht, als nach einigen für ihn faſt glücklichen Jahren der arme Georg endlich auch heimging. Das Glück und das Leid der letzten dreißig Jahre ihres Lebens war ihr eigenes Geheimnis geweſen. In dem letzten Lächeln ihres Gatten, in dem Ton, in dem er zum letztenmal ihren Namen gerufen, in ſeinem Blick beim Scheiden, glaubte ſie den Funken des wiederkehrenden Geiſtes gefunden zu haben. Wer hätte ihr den Troſt nehmen mögen? Sie durfte ihn nicht zu lange mehr überleben. So hat das Schiff der Fortuna den Georg geführt; ſo weit hat den Philipp ſein ſtetes Rößlein getragen.

Das Erbe Philipps fiel nun an die Pfarrfamilie zurück. Ach, wie hätte es ihn bekümmert, zu ſehen, wie ſeine lange geſparten Thaler nach allen vier Winden hinflogen, nach Amerika, nach Riga, nach England, wer weiß, wohin noch! Heinrich, einer der Pfarrſöhne, hat Haus und Geſchäft Staar übernommen; er hat eine alte Scheuer eingeriſſen, ein paar weitere Fenſter angebracht und ſo Licht und Luft in die Ladenſtube gelaſſen, die noch als Speiſezimmer dient, während ſein junges Weibchen in heiterer, behaglicher Wohnſtube oben waltet.

VII.

Ein Mädchenleben.

1.

Laß ab zu fragen,
Welcher Welten Abglanz
Die Jugend ſchmückt.
Es reden Greiſe
  Im Silberhaare,
  Dem Grabe verſprochen,
  Von der Jugend Wonne,
Und wiſſen zu ſagen,
Warum ſo ſelig,
  So ſorglos die Stunden
Und Tag' ihr entfließen, —
Und treffen's — nie.

G. Pfizer.

Wer kann ſingen und ſagen, was die Jugend ſei? Wie wir an einer Roſenhecke tagelang vergeblich ſuchen können nach einer Roſe, die gerade in der rechten Vollendung erblüht iſt, ſo können wir auch den ganzen Blumenflor jugendlicher Geſtalten lange überblicken, bis uns *eine* ſo recht und ganz das Bild der Jugend gibt.

Ich wollte, ihr hättet Malwina geſehen, dann wüßtet ihr, was Jugend iſt.

Eine Hebe nach Canovas Vorbilde war ſie eben nicht, dazu war ihre Geſtalt etwas zu voll; die Röte ihrer Wangen mahnte mehr an den friſchen Anhauch eines hellen Wintermorgens als an die zarte Mandelblüte; aber aus ihren klaren, braunen Augen, aus allen Zügen des fröhlichen, offenen Angeſichts blühte ein herzerfreuender Frühling voll Jugendluſt und Seelengüte.

Sie war fröhlich den lieben langen Tag und noch länger; nicht mit der ſprudelnden, lärmenden, kichernden Fröhlichkeit mancher jungen Mädchen, die dem unbefangenen Zuſchauer angſt und bange macht; und von der, wie vom Champagnerſchaum, faſt nichts im Glaſe bleibt, wenn er verflogen iſt; nein, mit einer kerngeſunden, klaren, ruhigen Heiterkeit, die den anmutig kräuſelnden Wellen eines tiefen Sees gleicht, in dem ſich der blaue Himmel ſpiegelt.

Schon frühmorgens, wenn ſie den Frühſtückstiſch ordnete, mit dem ruhigen ſichern Anſtand, der ſo lieblich ſtimmte zu ihrer kindlichen Unbefangenheit, da ſchaute ſie ſo friſch und hell darein, daß man meinte, ſie müſſe etwas ganz beſonders Erfreuliches zu verkünden haben. O, ſie wußte gar nichts Neues, nichts, als daß ihr's eben ſo gar wohl war auf der Welt! Sie hatte ſtets etwas, auf das ſie ſich freute. Sie freute ſich auf ihre Hühner und Tauben, wie ſie ſo luſtig ihr Morgenfutter pickten, auf die Blumen, die über Nacht im Garten aufgegangen; man hörte ihre helle Stimme in der Küche, wo ſie ſich freute, bis der Vater zu Mittag ihre guten Gerichte loben würde, und wenn er ſie nicht lobte, ſo freute ſie ſich doch, daß es dem kleinen, dicken Vetter, der da ſpeiſte, ſo gut geſchmeckt hatte.

Nach Tiſch freute ſie ſich ungemein, bis ſie an ihrem Nähtiſchchen ſitzen konnte, da waren Blumen am Fenſter und ihre Vögelein, und ſo oft ſie die Augen erhob, ſah ſie in das ſchöne, grüne Thal und an den Hügel mit der alten Burg, und wenn ſie bei der Arbeit nicht ſang oder mit der Mutter plauderte, ſo wiederholte ſie ſich laut oder leiſe die ſchönſten Lieder ihrer liebſten Dichter. Dann freute ſie ſich wieder auf das Dämmerſtündchen, wo ſie mit den Freundinnen einen kleinen Gang machte oder auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, wo es kein Ende gab mit wichtigen Plaudereien.

Dauerte das etwas zu lange und die Mutter ſchalt, nun das war keine Freude, und Malwina ſchüttelte es gar nicht leicht ab; aber ſie tummelte ſich zur Sühne ein wenig flinker, und wenn ſie mit der alten, heiteren, treuherzigen Miene die

Lampe brachte und den Abendtiſch richtete, da hatte die Mutter den Unmut längſt vergeſſen, und ſie konnte ſich ſchon wieder freuen auf die ſtille Zeit nach dem Abendeſſen, wo ſie zu ihrem Strickzeug leſen durfte.

So ſchön war's alle Tage, am ſchönſten aber am Sonntag, wo ſie morgens zur Kirche ging und wo nachmittags die junge Welt manchmal einen fröhlichen Spaziergang machte, oder wo ſie allein mit ihren Büchern in der ſtillen Laube ſaß und ſich umrauſchen ließ von der Wunderflut der Poeſie, während draußen die Bienen ſummten, die Vögel ſangen und das reiche geheimnisvolle Leben der Natur um ſie webte und ſchwebte.

Das war im Sommer und Frühling, aber ſie freute ſich ebenſo herzlich auf den Herbſt, auf die langen traulichen Winterabende. Denn neben dieſen alltäglichen Freuden gab's noch gar viel beſondere, farbige Blumen auf einem lieblich grünen Wieſengrund: Geburtstage, Weihnachten, wo ſie eine heimliche Werkſtätte für Ueberraſchungen in ihrem Stüblein hatte und unerſchöpflich war an ſinnreichen Erfindungen; auch war Malwina nicht zu zart beſaitet, um Freude an dem zu finden, was man ſo gewöhnlich Vergnügen nennt. Eine Mädchenviſite, eine Landpartie, eine Schlittenfahrt, ein Ball, auf alles das konnte ſie ſich tagelang freuen und nachher gar vergnüglich und angelegentlich darüber plaudern. Sie war überall dabei, wo's fröhlich herging, und den trockenſten Zuſchauern ging eine Ahnung vergangener Jugendluſt auf, wenn die ſchöne, jugendliche Geſtalt ſich ſo ruhig anmutig im Tanz bewegte und ihre guten Augen ſo herzensfroh dreinleuchteten. Ihre Roſen waren ohne Dornen, kein Neid, keine kleinliche, keine gekränkte Eitelkeit verkümmerte ihr die Feſtesluſt, ſie freute ſich, wenn ſie viel Tänzer hatte, und war Mangel daran, wie das auf Landbällen oft der Fall zu ſein pflegt, ſo blieb ſie zufrieden ſitzen, dachte ſich hübſche Lieder aus zu der Tanzmuſik und lächelte gemütlich den tanzenden Freundinnen zu. Wie ſie mit fröhlich erwartendem Herzen gekommen war, ſo ging ſie mit befriedigtem heim, und legte ſich nieder und ſchlummerte ein an den heiteren Ballweiſen, die ihr im Ohr nachklangen. Am Morgen drauf ſah ſie wieder ſo hell und friſch drein, wie eine Mairoſe, und beſorgte noch fröhlicher und williger ihre Geſchäfte, zum Dank für die genoſſene Freude.

Sie war daheim das einzige Töchterlein, die ältere Schweſter war an einen Pfarrer in der Nähe verheiratet und verſorgte die Eltern mit Enkelchen. Tante Malwina war die fröhlichſte Geſpielin der jungen Schar und wurde allzeit mit Jubel begrüßt. Ganz geſchickt kam's ihr nun freilich nicht, wenn eine große Wäſche oder gar ein Wochenbett der Schweſter eben auf die Zeit eines Balles fiel; aber ſie ſchickte ſich gutes Muts darein, und wenn ſie auch hie und da geſund ſchlief neben einem ſchreienden Säugling, ſo verſäumte ſie doch keine Pflicht, nur freute ſie ſich ein wenig, bis ſie wieder heim durfte.

War Malwina fromm? — Ach, dieſe Frage iſt bei jungen Mädchen ebenſo ſchwer zu bejahen als zu verneinen. So reiche Quellen aus dem Born des Heils und Segens fließen der Jugend zu, noch ehe ein ſehnendes Auge danach ſpäht, ein dürſtendes Herz danach lechzt: Glaubensfähigkeit, Liebe, Vertrauen, Freiheit von weltlichen Intereſſen; — aber wir laſſen ſo oft dieſe köſtlichen Quellen im Sand verrinnen, die wir nachher mit Mühe und Schweiß wieder aus der Tiefe des verhärteten Bodens graben müſſen.

Malwina war ein gutes Kind. Sie ging gern zur Kirche und bemühte ſich andächtig zu ſein, ſie legte ſich nie zur Ruhe, und wär's nach einer Ballnacht geweſen, ohne aus Witſchels Morgen- und Abendopfern ein Gebet zu leſen, und vor dem Einſchlafen dankte ſie aus eignem Herzen dem guten Gott für alle Freuden des Tages. Sie faßte gute Vorſätze die Menge und war oft bekümmert, daß ſie ſie nicht beſſer halten könne, doch nicht allzuſehr. Sie fürchtete auch den Tod nicht, o gar nicht! Sie ging gern auf den Kirchhof und las die Inſchriften auf Grabſteinen, und wenn ſie an die Ruheſtätte eines jungen Mädchens kam, ſo dachte ſie, wie ſchön es doch ſein müſſe, ſo jung zu ſterben, und weinte aus lauter Mitleid mit den vielen Herzen, die ihr früher Tod betrüben würde. Sie hatte dem

Tode noch nie ins Auge geſehen. Wohl fühlte ſie manchmal eine tiefe, unausſprechliche Sehnſucht; Fragen ſtiegen in ihrer Seele auf, auf die Witſchel und die Stunden der Andacht ihr keine Antwort gaben, aber das Leben war wieder ſo ſchön und ſo reich! ‚Im Himmel würde ſie ſchon alles erfahren,‘ dachte ſie. Denn das ſchien ihr ganz natürlich, daß ſie in den Himmel kommen und als ſelig verklärter Geiſt die Ihrigen umſchweben werde.

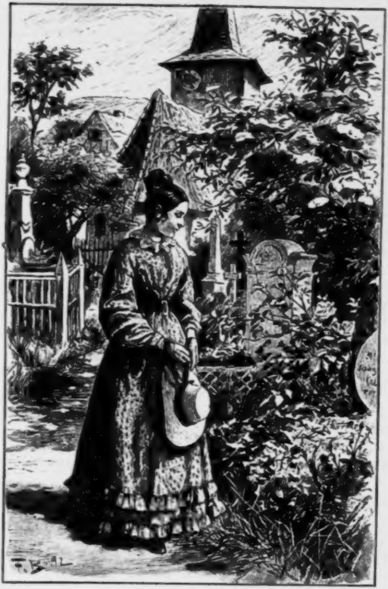
Nicht die kleinſte Quelle ihrer Freuden war ihr Stübchen, ihr eigen Stübchen. Sie ſah es freilich nicht vom Morgen, wo ſie es in Ordnung gebracht, bis zur Nacht, wo ſie zur Ruhe ging; das Haus war nicht ſo vornehm organiſiert, daß man das Fräulein auf ihrem Zimmer geſucht hätte; den Tag über mußte ſie an Ort und Stelle ſein, des Winkes der Eltern gewärtig. Aber wie traulich war's in der ſtillen Nacht, wenn ſie es in ſeinem zierlichen Schmucke wiederfand: die niedlich geordneten Tiſchchen mit allerlei kleinen Herrlichkeiten; das Blumenkörbchen, das ſie in der Frühe mit duftigen Blümchen gefüllt hatte; das Bücherbrett mit ſeinen Schätzen! Wie freundlich grüßten ſie die alten Ahnenbilder, die ſie aus der Rumpelkammer geholt, vom Staube gereinigt und hier wieder zu Ehren gebracht hatte! So ein ſtiller, friedlicher Geiſt durchwehte den Raum. Da holte ſie ihre liebſten, heimlichſten Gedanken hervor und ſah hinaus in das klare Mondlicht, das die alte Burg umfloß, und wenn ſie das Fenſter geſchloſſen und wenn ſie ihr Licht gelöſcht, da barg ſie ihr Haupt in die Kiſſen und flüſterte leiſe, ganz leiſe in ſich hinein: „Es kommt immer noch ſchöner!“

2.

Ach, daß es doch bliebe
Dies Paradies!
Der Traum der Liebe
Iſt gar ſo ſüß.

Th. Körner.

Und es kam noch ſchöner. In die alte Burg, die wieder wohnlich hergeſtellt worden, zogen mit dem Frühling zwei junge



Sie ging gern auf den Kirchhof und las die Inſchriften auf Grabſteinen.
(S. 131.)

Grafen, die Erben der alten Herrſchaft, mit einem Hofmeiſter; ſie ſollten hier in der Landluft erſtarken und fleißig ſtudieren, um im nächſten Jahre eine große Reiſe mit Nutzen antreten zu können.

Unbeſchadet der Studien durften ſie jedoch an den geſelligen Kreiſen des Städtchens Anteil nehmen, was große Bewegung verurſachte. Bis jetzt hatte man nur Kaffeeviſiten von Damen gekannt, und nur im Wirtshaus bei Bällen und Kaſino Herren getroffen, nun ſollten offene Abende, gemeinſame Kaffees im Garten gegeben, ja auf den Winter ſogar Verſuche in muſikaliſchen Soiréen und Thee danſants gemacht werden. Die Grafen waren ein paar hochaufgeſchoſſene, ziemlich unbeholfene Knaben von fünfzehn und ſechzehn Jahren, aber es waren doch Grafen; und es klang gut, wenn ein Töchterlein auf eine Aufforderung zum Tanz erwidern konnte: „Bedauere, ich bin von Graf Lohenfels engagiert.“

Malwina berührte der Sturm dieſer Begeiſterung für die erlauchten Aufſchößlinge nicht viel. Sie war ſchon achtzehn vorüber, da kamen ſie ihr wie Kinder vor, und ſie verkehrte mit der ruhigen Würde einer älteren Schweſter mit ihnen, obgleich ihr heiteres, ganz und gar unbefangenes Weſen den jungen Leuten ungemein zuſagte, ſo daß die übrige Damenwelt über die eifrige, wiewohl höchſt beſcheidene Huldigung, die ſie Malwinen darbrachten, leicht hätte eiferſüchtig werden können.

Eine anziehendere Perſönlichkeit als die jungen Grafen war Werner, der Hofmeiſter, ein durchaus nicht gewöhnlicher junger Mann, aus deſſen dunkeln Augen und geiſtig belebter Unterhaltung Malwinen ein neues Leben aufging. Es machte ſich allmählich wie von ſelbſt, daß er bei Landpartien und Geſellſchaften, an denen er mit ſeinen Zöglingen teilnahm, ihr beſtändiger Begleiter wurde. Malwina war ſtrebſamen Geiſtes und ihre Fragen hatten nie zuvor ſo willige und belehrende Antwort gefunden. Werner lehrte ſie ein wenig Botanik, und Wald, Garten und Wieſe wurden mit neuem Reiz für ſie belebt; er erbot ſich, ihr mangelhaftes, halb verlerntes Franzöſiſch wieder aufzufriſchen und wurde gar nicht ungeduldig, wenn der deutſche Mund ſeiner blühenden Schülerin ſich etwas ungeſchickt für die höchſte Fineſſe des Accents zeigte und wenn ſie auf ſeine Rügen mit fröhlichem Lachen antwortete; er mußte im Intereſſe ſeiner Zöglinge die neueſte Litteratur kultivieren und hatte ihr ſtets etwas Schönes mitzuteilen, und bald blickte ſie in den Büchern nur noch nach den Stellen, die er ihr bezeichnet hatte, er verſtand ſo gut, was ſie anſprechen mußte! Werner war ſehr muſikaliſch und brachte neuen Aufſchwung in die bisher ziemlich mangelhaften Leiſtungen der tonliebenden Jugend. Statt der bisher beliebten neueſten Lieder: „Alles, was wir lieben, lebe“ — „Streicht die Falten vom Geſichte“, brachte er ſchöne alte Volksweiſen auf, und Malwina dünkte es, jetzt erſt wiſſe ſie, was Geſang ſei. Ihre ganze Seele ſang mit, wenn ſie mit Eichenzweigen geſchmückt von einem fröhlichen Waldſpaziergang heimkehrten und ein friſches Waldlied anſtimmten, oder wenn ſie ſingend den blauen Fluß hinunterſchifften.

So wurde es Herbſt unter lauter ſtiller Seligkeit, frohen Erwartungen und ſchmerzloſem Sehnen. Die ganze junge Welt zog abermals ſingend mit Fackeln von einer Weinleſe nach Haus, voran die jungen Grafen, etwas unbehilflich am Arm der Oberamtmannstöchter, die triumphierend umherſchauten und ihr möglichſtes thaten, ihre Kavaliere nicht zu verlieren; in der Nachhut Malwina mit einer Freundin.

> Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus,

ſtimmten die Studios der Geſellſchaft an.

> Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm,
> So g'hör i mein und dein,

klang eine ſchöne tiefe Stimme in Malwinas Ohren. Werner ſtand neben ihr und zog leiſe ihren Arm durch den ſeinen.

> Bin i dann, bin i dann bei Schätzele no,
> So ſoll die Hochzeit ſein!

ſang er ihr fröhlich zu, und Malwina ſang mit und ging mit, wie in einem glückſeligen Traum; ſie dachte an keine Vergangenheit, an keine Zukunft mehr und meinte, ſo ſollte es in alle Ewigkeit fortgehen.

Auch ein Quartett hatte der unermüdliche Werner zu ſtande gebracht; die Geſänge wurden in einem öffentlichen Garten einſtudiert, nahe dem Schloß, gerade Malwinas Garten gegenüber; ſie ſetzte ſich wie ſonſt, noch bis zum Spätherbſt, an ſchönen Sonntagen mit ihren Büchern in die Laube, warum ſollte ſie nicht? Aber die Bücher ruhten. Drüben ſangen ſie Goethes Lied:

Dem Schnee, dem Regen,

und wie wunderbar klang es herüber:

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen:
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du.

Ach, Malwina hatte nicht gewußt, daß das Leben ſo ſchön ſei!

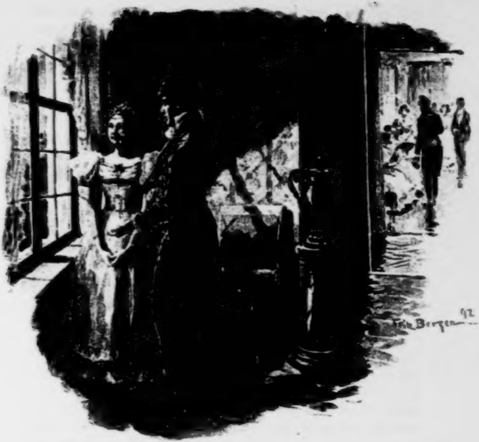
An den Bällen und Thee danſants, die mit der Winterzeit begannen, nahm Werner, ſeines geiſtlichen Berufs wegen, nur paſſiven Anteil. Dem Tanz entſagen konnte Malwina darum nicht, das hätte ſie nicht gewagt! aber ſie legte keinen Wert mehr darauf. Mitten im wirbelnden Reigen ſah ſie immer die ſtille dunkle Geſtalt, fühlte ſie den Blick der tiefen Augen, die ihr mit leiſer Bewunderung folgten. Er hatte nicht nötig, auf ihre Tänzer eiferſüchtig zu ſein. Der ſtrahlende Blick, mit dem ſie nach dem ſtillen Kavalier aufblickte, den ſie ſicher war, hinter ihrem Stuhl zu finden, wenn ſie an ihren Platz zurückkehrte, der wog viele Walzer auf, und wie gar oft hatte ſie in der eifrigen Unterhaltung mit Werner Tanz und Tänzer vergeſſen, bis ſie gemahnt wurde!

In jeder Nacht, ehe ſie ſich niederlegte, ſah ſie im Schloß auf dem Hügel drüben noch ein einſam Licht; das mußte das ſeine ſein, und mit einem Nachtgebet für ihn ſchlief ſie zu ſüßen Träumen ein.

Die gute Mutter nahm ſelten Anteil an den Geſellſchaften der jungen Welt; der Vater war meiſt dabei, hatte aber ein unübertroffenes Talent, nichts zu ſehen und zu hören, was nicht unmittelbar in ſeinen Geſchäftsbereich fiel; ja, er konnte ſich die Sache recht gründlich vortragen laſſen, ſogar eine neutrale Antwort darauf geben, und nachher doch alles Ernſtes verſichern, davon habe man ihm noch kein Sterbenswörtchen geſagt. Malwina war ſehr offener Natur, aber der Mutter hatte ſie doch nichts zu ſagen; ſollte ſie ihr geſtehen, was ſie ſich ja ſelbſt nicht ſagte? Hatte doch Werner noch kein Wörtchen von Liebe mit ihr geſprochen! Doch war die Mutter nicht blind für den neuen Frühling, der in ihres Kindes Herz und Augen aufblühte, nicht taub gegen die Neckereien der Freundinnen und Anſpielungen der älteren Damen, und ſie pflog ernſtlichen Rat über die Sache mit der älteren Tochter. Da nun aber nichts dagegen einzuwenden war, als daß die Geſchichte etwas weitausſehend ſei, ſo beſchloß man, der Sache den Lauf und dem Kinde die Freude zu laſſen.

Der Frühling kam und mit ihm die Zeit für die Abreiſe der jungen Grafen. In Geſellſchaft wurden nur noch Abſchieds- und Wanderlieder geſungen; die Damen ſtickten Etuis und häkelten Geldbeutel in die Wette zu Andenken für die gräflichen Brüder. Malwina wußte wohl, für wen ſie gern gearbeitet hätte, aber wie hätte ſie dazu Mut gehabt! Man gab Feſte über Feſte, überall fanden ſich Malwina und Werner zuſammen; Malwina dachte nicht über die nächſte Stunde hinaus, in glückſeliger Wehmut lebte ſie im Augenblick.

Es war der letzte Abend. Die Stadt gab einen glänzenden Ball; Malwina war ganz in Weiß gekleidet, einen Zweig von weißen Roſenknoſpen im braunen Haar, ſo jung, ſo friſch, ſo lebensvoll, ſo ſelig in ihren ſtillen Thränen. Das erlaubte ſie ſich doch, den Cotillon nicht zu tanzen; man vermißte auch die beiden nicht, die im Erkerkabinett neben dem Saal am offenen



Fenſter ſaßen und in die mondhelle Nacht hinausſchauten. Malwina verbarg die Thränen nimmer, die in ihren Augen ſtanden; es war ja die Abſchiedsſtunde.

„Wir werden lange fort ſein, wohl zwei Jahre,“ begann Werner, „finde ich Sie dann noch hier?“ Malwina ſah ihn an durch die hellen Thränen mit ihren treuen, guten Augen, ein ſo ſüßes Geſtändnis, eine ſo herzinnige Zuſicherung lag darin; er ſpielte gedankenvoll mit dem Ringe an ſeinem kleinen Finger, einem Andenken von ſeiner Mutter, und faßte leiſe Malwinas Hand.

„Heute ſcheid' ich, morgen wandr' ich," erſcholl es draußen nach vollendetem Tanz und „He, Sänger auf den Platz!" ſchrie der feſtordnende Aktuar zur Thür herein. Hocherrötend miſchte ſich Malwina unter die Mädchen im Saal und die zwei ſprachen ſich den Abend nicht mehr.

Am andern Morgen früh fuhr der elegante Reiſewagen vom Schloß weg. Malwina ſtand droben in ihrer Laube und ſah ihm nach, ſo weit ſie konnte; dann weinte ſie ſich ſo recht von Herzen ſatt und ging langſam heim. Da ſtand auf ihrem Nähtiſch ein wunderſchöner Roſenſtock. „Vom Schloß," ſagte die Mutter, „die Grafen haben ihre Orangerie verteilt. Oberamtmanns Mädchen haben die Pomeranzenbäumchen, Kameralverwalters Marie die Kamelia, das Roſenbäumchen ſchickt Herr Werner." Ein Papierſtreif ſteckte zwiſchen der Blume und dem Stäbchen, zufällig? abſichtlich? Es war ein Streifen von einem Notenblatt, der Schluß des bekannten Schifferliedchens:

Ein Jahr iſt bald vorbei;
Meine Lieder
Bring' ich wieder,
Und mit ihnen meine Treu'.

Die Mutter ſtreichelte ſanft Malwinas Wangen, und zum erſtenmal ſeit der frühen Kinderzeit weinte ſich das Kind am Mutterherzen aus.

3.

Haben wir auch ſchön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo ſich ew'ge Freudenkränze
Um die trunknen Schläfe wanden,

Und wir wachen auf am Morgen,
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke!
Träume müſſen ja verblühen.

Lenau.

Zwei Jahre dauerte die Reiſe der jungen Grafen. Zwei Jahre lang hörte Malwina kein Sterbenswörtchen von Werner.

Das beunruhigte ſie gar nicht; war er ja doch noch nicht frei und hatte ſich zuvor mit keiner Silbe erklärt; zur rechten Zeit wird er ſchon kommen und reden! Sie verzehrte ſich nicht in Thränen und Sehnen; ihre Wangen blieben rot, ihre Augen hell, ſie ſang, ſie lachte, ſie plauderte wie zuvor. Aber ein ſtilles Kämmerlein in ihrem Herzen blieb ganz eigen zubereitet für den Entfernten, und nur, wenn ſie allein war, ganz allein, oder wohl auch allein mit der allerbeſten Herzensfreundin, ließ ſie ihren lieben Traum heraus ans Sonnenlicht, und wenn ſie ſchüchtern fragte: „Meinſt du, er vergeſſe mich nicht?“ ſo tönte eine jubelnde Stimme in ihrem Herzen: „Nein, o nein!“ und wenn ſie Maßliebchen auszupfte und das Orakel auf die Frage: „Er liebt mich?“ antwortete: „Gar nicht!“ und wenn ſie Kränze von Grashalmen knüpfte und es wollte kein Kranz werden, da widerſprach den böſen Omen immer wieder ihre freudige Herzenszuverſicht. Wenn ſie in der Laube ſaß, ſang ſie ſo herzinnig in die Welt hinaus:

„Du biſt mir ja nicht ferne,
Du ſtehſt in meinem Sinn,
Gleich einem ſchönen Sterne,
Geh' du nur immer hin!“

Und wie ſchön war's jetzt erſt in ihrem Stübchen, in der ſtillen Nacht, welche die Fernen ſo zuſammenrückt, unter den Sternen, die auch ſeinen Pfad beſchienen!

In beſonders feſtlichen Stunden, da öffnete ſie die Schatzkammer, in der ſie die Andenken aus ihrer ſchönen Zeit verwahrte, — o, ſie wußte gar nicht, warum man die Trennung als ſo herb ſchilderte, es war ja auch jetzt ſo ſchön! Und wenn ſie an ein Wiederſehen dachte und an alles, was darüber hinauslag: an ein trauliches Pfarrhaus, an ein Paar ſchöne dunkle Augen, in die ſie in Liebe blicken durfte, all ihr Leben lang . . . . ach nein! ſo vermeſſen wollte ſie gar nicht ſein; ſie rief die vorlauten Gedanken wieder heim und ſchloß die Augen und flüſterte wieder leiſe: „Es kommt immer noch ſchöner.“

Nun gehörte freilich zur Sache, daß Malwina in dieſer Zeit Scharen von Freiern abgewieſen hätte. Damit aber war es gerade nicht ſo gefährlich. — Mädchen, die auf jedem Schritte von Scharen von Anbetern und Werbern umdrängt ſind, ſind ſelten in unſern Tagen und ihre Liebenswürdigkeit muß einen goldnen Hintergrund haben; — aber auch wo Malwinas anmutige Erſcheinung ein Herz und ein Auge feſſelte, ſagte ihre gelaſſene, ruhige Weiſe, mit der ſie die Aufmerkſamkeiten aufnahm, daß hier kein Feld für Eroberungen ſei.

Die Mutter ließ das Kind gewähren und rüſtete im ſtillen die Ausſteuer. Malwina ließ ſie weben und bleichen, nur zugeſchnitten durfte ja nichts werden, beileibe nicht. Doch trug ſie ſelbſt mit heimlicher Freude die Linnenſchätze ein und lächelte in ihrem tiefen Erröten, wenn alte Frauen das feine Tiſchzeug mit lauter Bewunderung muſterten und ſich dazu mit bedeutſamem Nicken anſahen.

Die zwei Jahre waren verfloſſen und manche Woche darüber; da kamen gräfliche Bediente, um das Schloß wieder inſtandzuſetzen, wo die jungen Grafen nach ihrer Rückkehr einen flüchtigen Beſuch machen wollten, ehe der ältere die Güter im Auslande bezog und der jüngere eine militäriſche Laufbahn antrat.

Abermals große Bewegung im Städtchen, große Spannung, wie wohl die jungen Herren ſich gemacht, große Zubereitungen zum Empfang, Ehrenpforten, Transparente — man wollte ſich in dem öffentlichen Garten, nahe der Burg, verſammeln, den ſie paſſieren mußten, und ſie dort begrüßen.

Malwina nahm wenig teil an den Vorbereitungen; ſie wäre auch am Tage des Empfangs am liebſten allein in ihrer Laube geblieben und hätte ihn von dort aus zuerſt geſehen, wie konnte ſie ihn denn begrüßen in all der Menge? Dann hätte er ſie vielleicht vermißt und geſucht und . . . . o, das war ſchon wieder vermeſſen, und da der Vater an der Bewillkommnungsgeſellſchaft teilnahm, ſo ging ſie denn doch mit.

Es dauerte lange, bis die Erwarteten kamen; das Bier war faſt getrunken, die feſtliche Stimmung erlahmt. Malwina war recht froh an einer geſprächigen Freundin, die ihr heute das Reden erſparte, recht froh, daß man doch ihr Herz nicht klopfen hörte, als endlich zwei Wagen heranraſſelten und am Fuße des Schloßbergs hielten; es ſchwamm ihr vor den Augen, ſie ſah nimmer, wer den Berg heraufſtieg und in den weit geöffneten Garten eintrat.

Es kam etwas anders, als die Honoratiorenſchaft geglaubt. Die Gräfin Mutter, die ſich eben in der Reſidenz aufhielt, begleitete diesmal die Söhne ſelbſt, nebſt einigen Herren und Damen, denen man einen ländlichen Tag bereiten wollte.

Ziemlich erſtaunt betrat ſie den bevölkerten Garten, den ſie mit vornehm höflichem Gruße durchſchritt; die Söhne folgten ihr und die verblüffte Verſammlung hätte das Nachſehen gehabt, wenn nicht die Grafen ſich alsbald beſonnen hätten und nach kurzer Entſchuldigung bei der Frau Mama zurückgekehrt wären.

Ganz ſcharmant hatten ſich die jungen Leute gemacht, außerordentlich vornehm und gewandt; die jungen Damen und die Herren von ehemals fanden ſich gar nicht mehr zurecht mit ihnen. Malwina ſaß ſeitwärts an einem Tiſchchen bei dem Vater und der Freundin und blickte nicht auf. Da tönte die alte, wohlbekannte Stimme an ihr Ohr: „Ah, meine Damen, es freut mich, Sie ſo blühend wiederzufinden.“ Malwina drängte ſich alles Blut zum Herzen, in dieſem Augenblick war ſie bleich; der Vater begrüßte Werner laut und der ging ſehr eifrig auf ein Geſpräch über die Reiſe ein; — kein Wort, keinen Blick mehr für Malwina, ihr war, als erſtarrte ihr Herz zu Stein; alſo das war das Wiederſehen!

Willenlos ließ ſie ſich von der neugierigen Freundin in die Nähe der Grafen leiten. Graf Heinrich, in dem niemand mehr den aufgeſchoſſenen, bleichen Knaben erkannt hatte, erzählte eben der Frau Notarin: „Ja, Sie ſollten ſehen, welch ſchöne Braut Herr Werner ſich gewählt hat, ein Fräulein von Adenheim, von guter Familie; ſie hielt ſich als Geſellſchaftsdame bei meiner Tante in Schleſien auf, wo wir einige Monate zubrachten; arm freilich, aber er bekommt nun die herrliche Pfarrei dort und Tante ſtattet ſie reichlich aus, und ſuperb iſt ſie, auf Ehre ſuperb, eine Schönheit in der That.“ Malwina hörte das wie im Traum, es klang ihr in den Ohren, es wurde ihr dunkel vor den Augen, aber ſie fiel nicht in Ohnmacht; ſie hielt ſich aufrecht und gab mechaniſch Antwort, wenn ſie gefragt wurde. Werner näherte ſich ihr nicht wieder an dem Abend.

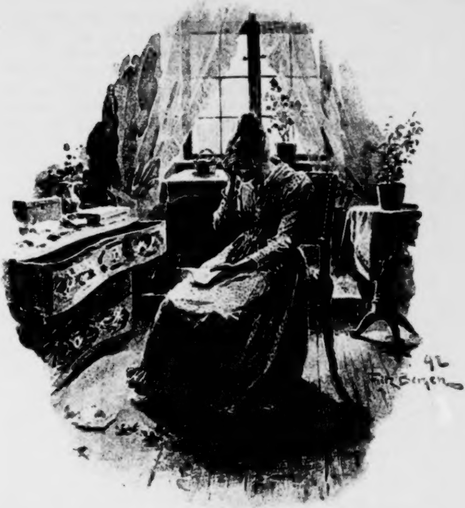
Daheim erklärte ſie ſich für ſehr müde; die Mutter ging ihr ins Stübchen nach. Da ſaß ſie, ſtumm und unbeweglich die Hände vor dem Geſicht — ſo war's vorüber. Die Mutter nahte leiſe: „Kind, was iſt's?“ Malwina ſah ſie bittend an: „Mutter, nicht wahr, du fragſt nicht? Es hat nicht ſein ſollen!“ Die Mutter ſtreichelt mitleidig das bleiche Geſicht: „Kind, gib dich drein in Gottes Namen, komm, ich helf' dich auskleiden, gut' Nacht!“

Und endlich kommen die Thränen und Malwina birgt ihr Haupt ins Kiſſen und weint und weint, als wollte ſie die Seele ausweinen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein ſo ſonnenheller, blauer, goldner Morgen nach einer ſo verweinten Nacht! Da ſitzt Malwina vor ihrer kleinen Kommode und hat die Herrlichkeiten ihrer Schatzkammer vor ſich ausgebreitet: eine Welt in Bildern.

Da iſt die wilde Roſe, die er ihr beim erſten Waldſpaziergang von einem Felſen gebrochen; da ein Notenblättchen, das er ihr geſchrieben; die Waſſerlilie, die er ſelbſt von einem entfernten Teich gebracht zu den botaniſchen Studien; ein Strauß von Waldblumen, aus dem er ſich eine gezogen; Gedichte, die er ihr mitgeteilt; Skizzen, die er gezeichnet — ach, eine Reihe wunderbarer Erinnerungen that ſich in den ſchlichten Zeichen auf. Sie faßte alles zuſammen, ſie erlaubte ſich nicht, auch nur ein Blättchen zu behalten: „Er gehört einer andern.“ Und ſtill ſah ſie zu, wie die Flamme eins ums andre verzehrte. Der ſchöne Roſenſtock war noch übrig, er ſtand in herrlichen Knoſpen und Blüten, den konnte ſie nicht zerſtören — zur Sühne begoß ſie ihn mit Thränen und ſtreute die Aſche ihrer Schätze



darauf; ſie lehnte ihr thränenmüdes Haupt ans Fenſter, nur einen einzigen Blick ſandte ſie noch zum Schloß hinüber, aber nicht ein anklagender Gedanke ſtieg in ihrer Seele auf.

Es war vorüber.

4.

Und ob die Bruſt in Sehnſucht krankte,
Mehr hatt' ich noch als ich verlor,
Am ſtolzen Baum der Jugend rankte
Des Geiſtes Rebe ſich empor.

G. Pfizer.

Vier Jahre waren ſeit jenem Wiederſehen verfloſſen und Malwina war nicht am gebrochenen Herzen geſtorben. Ihre Wangen waren nicht erblaßt, ihre Augen nicht in Thränen erloſchen, und vielleicht die Mutter allein ſah, daß ihr Schritt weniger leicht war, ihr Lachen weniger hell klang als zuvor. Einmal hatte ſie Werner mit ſeiner Braut geſehen, und wäre noch ein bittrer Gedanke in ihrer Seele geweſen, bei dem Anblick des zarten, anmutigen, feengleichen Weſens hätte ſie ihn überwunden.

Sie hatte lange vergeben, ja ſie dachte, ſie habe gar nichts zu vergeben.

Sie hatte ſich viel bei der Schweſter aufgehalten und war ſo über die erſte peinliche Zeit verwunderten Flüſterns, neugieriger und bedauernder Blicke glücklich hinübergekommen, bis andre Neuigkeiten ihre Herzensangelegenheit aus dem Gerede der Leute verdrängt hatten.

Sie hatte die Zerſtörung ihres ſchönen Traums in Demut als eine Schickung Gottes hingenommen und dachte nun ihr Herz ganz dem Herrn und der Pflicht hinzugeben. Sie meinte es gewiß aufrichtig, aber es wollte nicht ſo recht gehen; die unendliche Lücke in ihrem Herzen wollte ſich nicht füllen, ein tiefes Ungenügen begann ſeine Schatten im Grunde ihrer Seele auszubreiten, wenn auch ihr Angeſicht noch hell und freundlich geblieben. Auch ihre ſonſt ſo blühende Geſundheit ſchien hie und da zu leiden, ſie fühlte ſich oft unwohl; doch mochte ſie die Mutter damit nicht beunruhigen, zumal jetzt, wo eine große Sorge alle andern Angelegenheiten aus ihrem Herzen verdrängte: ihre Mutter lag ſchwer erkrankt an dem peinlichen Leiden der

Waſſerſucht und Malwina vergaß Klagen und Fragen in der Bemühung um die teure Kranke.

Die Schweſter kam eines Tages zum Beſuch und fand die Mutter zu ihrer Freude viel beſſer und heitrer. Malwina aber war gar ſtill und nachdenklich und ſuchte bald mit ihr allein zu ſein. „Nun, was haſt denn du heute auf dem Herzen?“ fragte die Schweſter neugierig. — „Sophie, der Doktor war geſtern da.“ — „Nun ja, er kommt ja alle Tage.“ — „Er hat mit mir geſprochen.“ — „Wird ſchon mehr geſchehen ſein.“ — „Aber er will mich ja heiraten!“ ſtieß endlich Malwina heraus. — „Der? dich?“ rief die Schweſter mit hellem Lachen, „der iſt gar nicht dumm; was haſt du geſagt?“ — „Noch nichts, ich wollte dich vorher ſprechen und die Eltern.“ — „Haſt ihn denn nicht gleich abſchweben laſſen?“ — „Nein,“ ſagte Malwina leiſe, aber feſt, „ich habe im Sinn, ja zu ſagen.“ — „Du? — höre, Kind, was denkſt du? Weißt du, daß der Doktor fünfzig iſt; gerade noch einmal ſo alt wie du; wenn du dann einmal vierzig biſt, ſo iſt er achtzig!“ — „So gefährlich iſt's nicht,“ meinte Malwina lachend; „er iſt mir gar nicht zu alt, und dann denke, wieviel er an der Mutter gethan hat!“ — „Iſt ſeine Schuldigkeit.“ — „Und die armen verwaiſten Kinder!“ — „Da gerade ſitzt's, Kind; beſinn' dich doch recht, ſechs Kinder anzutreten iſt kein Spaß. Man ſagt da wohl vom ſchönen Wirkungskreis, und die jungen Stiefmütter bringen einen rechten Ueberſchuß von Mutterliebe und Pflichttreue mit; aber das verfliegt, und frage an nach zehn Jahren, ob unter hundert Stiefkindern nicht ſechzig ihre neuacquirierte Mutter wohlfeilen Kaufs ziehen ließen und ob die Mutter nicht ebenſo wohlfeil den ſchönen Wirkungskreis gäbe. Und dann iſt der Doktor ſelbſt ein wunderlicher Patron und ein trockener Dings für eine poetiſche Natur, wie du's biſt.“ — „Ich mache keine poetiſchen Anſprüche mehr und habe alles wohl erwogen,“ ſagte Malwina ruhig; „den Doktor kann ich von Herzen achten, das iſt genug; die Kinder ſind mir eben ein Grund, ihn zu nehmen, und ich weiß, was ich damit übernehme. Siehſt du, wenn man nicht mehr glücklich werden kann, weißt du ſo recht glücklich, da iſt's, denke ich, am beſten, eine recht große, ſchwere Pflicht auf ſich zu nehmen, das bringt dann wohl Frieden," und ſie brach in ein herzliches Weinen aus, das letzte Grablied für ihren geſchiedenen Herzenstraum.

Nun, die Sache kam den Eltern zum Vortrag; die Mutter wiederholte ſo ziemlich die Vorſtellungen der Schweſter, der Vater faßte ſich kurz: „Du mußt ihn haben, Mädchen, nicht wir, alſo mußt du dich beſinnen; willſt du, ſo thu's in Gottes Namen!" Malwina hatte ſich beſonnen und ſo gab ſie in Gottes Namen dem Doktor ihr Jawort; nur die Hochzeit ſollte verſchoben werden, bis die Mutter ganz geneſen ſei. Ihren ſchönen Roſenſtock ſchenkte ſie nun ihrer älteſten Nichte. Eine Weile war ſie etwas bleich und ſtill, aber bald wachte ihre alte gemütliche Heiterkeit wieder auf.

5.

Schweigt ihr Wogen und Wellen,
Vorüber iſt alles,
Glück und Hoffnung,
Streben und Lieben!
Ich liege am Boden,
Ein ödes ſchiffbrüchiges Herz;
Am öden kahlen Strand.

Heine.

Der Doktor ſah allerdings nicht aus, als ob er eine romantiſche Leidenſchaft erwecken könnte, prätendierte es auch ganz und gar nicht. Man konnte ihn nicht ſehen, ohne an das Motiv auf der menſchlichen Stufenleiter zu denken: „Fünfzig Jahre ſtille ſtahn." Er war ein ſtattlicher ſauberer Mann, der mit ſeinem bräunlichen Geſicht und etwas ergrauendem Haar unwillkürlich an einen Ulmer Pfeifenkopf erinnerte.

Er beſuchte ſeine Braut regelmäßig alle Abend um ſieben Uhr und führte recht verſtändige Unterhaltungen mit ihr und dem Schwiegerpapa; wenn er hie und da einſchlief, ſo war ihm das nicht übelzunehmen, er war ein vielbeſchäftigter Arzt. Er ſchenkte ihr einen ſchönen Shawl und einen ſeidenen Regenſchirm, und als er von der Mutter erfuhr, daß ihr Bücher Freude machen, brachte er ihr auch ein Buch zum Geburtstag; es war zwar der Siegfried von Lindenberg, der ihn in ſeiner Jugend ergötzt, aber eben darum nahm es Malwina freundlich auf. Bei den Kindern fand ſie ein reiches Feld für ihre Thätigkeit, von den verwirrten Haarzöpfen bis zu den zerriſſenen Schuhen. Sie gewöhnte ſie bald an ſich; jetzt ſchon brachten ſie ihre Freiſtunden bei ihr zu und faßten alle eine herzliche Liebe zu ihr, beſonders die Knaben, denen die Malwina-Mutter, wie ſie ſie nannten, das höchſte war.

Mehr und mehr blühte ſie in ſtillem Frieden und in emſiger Geſchäftigkeit auf. Sie war zwar faſt vergnügter in Abweſenheit des Bräutigams, wo ſie der Mutter täglich einen neuen Vorzug von ihm zu rühmen wußte, als in ſeiner Gegenwart. Die bräutigamliche Zärtlichkeit, zu der er hie und da einen Anſatz faßte, duldete ſie mehr, als ſie ſie erwiderte; aber wenn ſie ihr ſchönes Linnenzeug fertigte und zuſammentrug, wenn ſie Geſchenke für die Kinder bereitete und immer wieder etwas Neues wußte, was dem Hermann und was der Bertha am meiſten Freude machen würde — da hörte man ihr fröhliches Lachen, ihre alten Lieder wieder, und die Mutter, die ſtatt der Geneſung ihr Ende nahen fühlte, dachte mit voller Beruhigung an ihres Lieblings Zukunft.

Deshalb beſtand ſie auch auf baldiger Hochzeit, obgleich ſich der glückliche Bräutigam etwas kühl dabei verhielt; die Ausſteuer war fertig, das Hochzeitkleid in Arbeit, und Malwina ſollte nur zuvor noch eine Woche zur Schweſter, diesmal um ſich zu erholen, da ſie in letzter Zeit ſo gar viel leidend geweſen, was man der großen Anſtrengung bei Beſorgung der Ausſteuer zuſchrieb.

Sie ſchrieb dem Bräutigam einen gar lieben herzlichen Brief; beim Schreiben fand ſie ſich noch leichter in bräutliche Gefühle, als beim Beiſammenſein. Sie war recht erſtaunt, bald Antwort zu erhalten; ſie wußte, der Doktor ſchrieb nicht gern

Briefe, und rechnete ihm dies hoch an. „Werter Freund!“ ſtand oben. „Ah, der hat am Ende die Adreſſe verwechſelt!“ ſagte ſie lächelnd, „das ſieht ſeiner Zerſtreuung gleich,“ las aber ohne Bedenken weiter. Das Lächeln verſchwand bald von ihren Lippen und die Schweſter erſchrak, als ſie ſie nach einer Viertelſtunde todbleich mit ſtarrem Blick, den Brief in der Hand, antraf. „Da lies!“ ſagte Malwina gepreßt, verdeckte ihr Geſicht mit der Hand und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Die Schweſter las:

„Werter Freund!

„Habe zwar ſelten Zeit und Luſt zur Korreſpondenz, halte es aber im obigen Falle für Pflicht, ungeſäumt zu antworten. Du ſchreibſt mir, daß Du wegen Ablebens Deiner Frau zur Wiederverehelichung entſchloſſen biſt und bitteſt mich um Vorſprache, da die Erkorene meine Verwandte. Ich rate Dir, die Sache nochmals zu erwägen, und führe zu dieſem Zweck mein eigenes Exempel an, was ich ſonſt jedenfalls bei mir behalten hätte. Ich habe nach leiblichen und geiſtigen Beziehungen eine zweckmäßige Wahl getroffen und habe demungeachtet alle Gründe, ſelbige ungeſchehen zu wünſchen. Eine ſo viel jüngere Perſon taugt für einen geſetzten Mann in Jahren nicht mehr; ich werde mich viel mehr beläſtigt finden durch die Zeit und Aufmerkſamkeit, die ſie in Anſpruch nimmt, als es zuvor bei meiner Haushälterin oder auch bei meiner Frau ſelig der Fall war. Ich ſehe allbereits, daß Viſiten, Gäſte, jeweilige Reiſen und dergleichen Beſchwerden unvermeidlich ſein werden. Das iſt nun ein Uebel, in das man ſich ſchicken muß. Aber es iſt noch ein bedenklicherer Umſtand: meine Braut iſt in letzter Zeit häufig unwohl, und ich habe triftigen Grund anzunehmen, daß der Sitz des Uebels im Rückenmark iſt: tabes dorsalis. Wie wenig da zu machen, ſagt die mediziniſche Erfahrung aller Zeiten. Somit ſehe ich allem Drangſal einer kranken Frau entgegen, während ich gerade auf eine geſunde und rüſtige Perſon reflektierte.

„Meine Kinder wären zwar vorderhand vortrefflich verſehen, aber unter beſagten Umſtänden dauert das nicht lange; auch wäre dieſem Uebelſtand und der Beſchwerde der Haushälterinnen jetzt ohnedies abgeholfen, da meine Schweſter ſeit etlichen Monaten Witwe iſt und zu mir ziehen könnte, was beiderſeits auch bedeutende Koſtenerſparnis mit ſich brächte.

„Zu geſchehenen Dingen muß man das Beſte reden, führe auch dies alles nicht an, um zu klagen, ſondern um Dir zu umſichtiger Erwägung Deines Vorhabens zu raten ꝛc.“

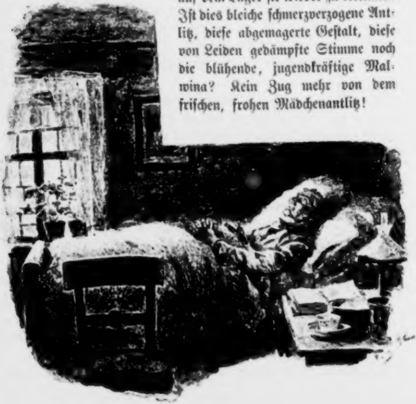
Weiter hatte Malwina nicht geleſen. Das waren die Gedanken des Mannes, dem ſie ſich mit ganzer voller Seele hingeben wollte; dazu hatte ſie täglich zu Gott um Kraft gebetet, ihn recht glücklich machen zu können! Nach zwei Tagen kam der für ſie beſtimmte Brief des Doktors, es war in der That eine Verwechſelung der Adreſſe geweſen. Nun verſtand ſie ſeine kühle Sprache, heucheln war des Doktors Sache nicht. Sie hätte vielleicht um ſeiner Kinder, um ihrer Eltern willen ihren weiblichen Stolz überwunden und doch ihr Wort gehalten, aber ſeine Sorge wegen ihrer Kränklichkeit entſchied. „Wenn ich leiden und ſterben ſoll, ſo ſoll's allein ſein,“ und ſie löſte den Bund auf. Sie blieb ſtill und geduldig bei allen Stürmen, die dieſer Schritt nach ſich zog, bei dem Schelten des Vaters, dem Kummer der Mutter und dem wirklichen aufrichtigen Bedauern des Doktors, der noch lange nachher verſicherte, er hätte ſelbſt nicht geglaubt, daß man ſich ſo an ein Frauenzimmer attachieren könne. Unter tauſend Thränen brachte ſie den Kindern die ihnen zugedachten Geſchenke und bat ſie, ſie oft zu beſuchen; ſie blieb aufrecht an dem Lager der Mutter, bis ſie ihr nach langem Kampf die Augen zugedrückt. — Dann brach ihre Kraft zuſammen; gebrochen an Seele und Leib, eine tiefe Bitterkeit im Herzen, mit der ſie vergebens kämpfte, zog ſie ſich aus den Kreiſen der Jungen und Frohen zurück.

6.

> Du biſt's, der, was wir bauen,
> Mild über uns zerbricht,
> Daß wir den Himmel ſchauen,
> Darum ſo klag' ich nicht.
> Eichendorff.

Seit jener Zeit waren acht Jahre dahin. Malwinas Jugendheimat hatte ſich ihr geſchloſſen für immer; ein Schlaganfall hatte den ſo kräftigen Vater unerwartet weggerafft und Malwina hatte im Hauſe der Schweſter ein Aſyl gefunden.

Wir müſſen in ein ſtilles Hinterkämmerlein treten, um ſie zu finden, und auch dann haben wir Mühe, in dem Jammerbild auf dem Lager ſie wieder zu erkennen. Iſt dies bleiche ſchmerzverzogene Antlitz, dieſe abgemagerte Geſtalt, dieſe von Leiden gedämpfte Stimme noch die blühende, jugendkräftige Malwina? Kein Zug mehr von dem friſchen, frohen Mädchenantlitz!



Aber in der Klarheit dieſer Augen iſt das Licht eines ewigen Frühlings angebrochen; ein Frieden, ſüßer und ſeliger als das Glück ihrer Jugendtage, iſt über dieſe Leidenszüge gekommen, und auf jede bange Frage, die aus der Tiefe ihres ſchmerzgedrückten Herzens aufſteigt, liegt auf ihren blaſſen Lippen die Antwort: „Meine Seele iſt ſtille zu Gott, der mir hilft.“

Die äußere Geſchichte ihres Lebens läßt ſich kurz zuſammenfaſſen. Bald nach des Vaters Tod begann das lange gefürchtete Uebel trotz aller Hilfe mehr und mehr zuzunehmen; was zuvor Folge der Trauer und innern Ueberdruſſes geweſen, ein Zurückziehen aus geſelligen Kreiſen, das wurde allmählich zur Notwendigkeit. Die Pflege eines Mädchens genügte nimmer; das ernſtlich gemeinte Anerbieten des Doktors, in ſein Haus zu ziehen und die Pflege ſeiner Schweſter zu genießen, lehnte ſie dankend ab und nahm die beſcheidene Zuflucht an, die ihr die Schweſter anbot. Bald ſah ſie ſich gänzlich ans Bett gefeſſelt, und hier lag ſie nun ſeit Jahren in namenloſen Leiden, die zunahmen mit der wachſenden Schwäche, unfähig zu der geringſten Leiſtung, viel und oft einſam trotz des redlichen Willens der Ihrigen, — allein mit ſich und ihrem Gott.

Wie aber waren ihr inmitten zunehmender Qualen der Seelenfrieden, die innere Freudigkeit, die ungebrochene Geduld gekommen, die nun ihre Gefährten auf dem Schmerzenslager waren? Welcher Mund war beredt genug geweſen, um Schmerz und Bitterkeit aus ihrer Seele wegzunehmen, um das Licht einer unvergänglichen ſeligen Hoffnung in ihr anzuzünden, das keine Leidensnacht mehr löſchte?

Geh umher an Kranken- und Sterbelagern, wo aus der todmüden, zuſammenbrechenden Hülle eine Kraft ſich erhebt, die nicht von dieſer Welt iſt; geh an Gräber, wo Mütter ihr einziges Kind, Gattinnen ihr einziges Glück, den Halt und das Licht ihres Lebens einſenken ſahen und doch in getroſtem Mute ſprechen: „Ziehet hin! ich habe euch ziehen laſſen mit Trauern und Weinen, aber der Herr wird mir euch wiedergeben mit

Freude und Wonne ewiglich.“ Da gehe hin und lauſche den Fußtritten des Engels, der auch in Malwinas Seele Licht gebracht; da frage, woher die Stimme tönt, die da ſpricht durch das Dunkel der Nacht und über das Toſen der Wellen: „Ich bin es, fürchtet nichts.“ Eine andre Antwort vermag ich nicht zu geben.

Und was iſt aus Malwinas Thatendrang geworden, wo ſind die Pflichten, deren Ausübung die Lücke in ihrem Herzen füllt? O, ſie iſt nicht unthätig, obwohl ſie die Hände kaum mehr zum Gebet falten kann. Wenn man den Schwager rühmt mit verſtecktem Bedauern wegen des Edelmuts, mit dem er die unglückliche Schwägerin aufgenommen; wenn man die Pfarrerin mitleidig fragt, wie ſie denn fertig werden könne mit all der Haushaltungslaſt neben der elenden Schweſter, da antworten ſie mit voller Ueberzeugung: „Es iſt ein Engel unter unſerm Dach!“ und ſie reden wahr. Der Segen, der von dieſem Engel ausgeht, zeigt ſich nicht in äußerem Gedeihen, aber in dem ſanften und ſtillen Geiſt des Friedens und Genügens, der durch das Haus weht.

Die wilden Neffen, die leichtſinnigen Nichten, auf welche die geſunde Tante Malwina, ſo lieb ſie ihnen war, gar wenig Einfluß gehabt, wie ſind ſie ſo ernſten, ſanften Sinnes geworden im Umgang mit der Kranken! Sie quält niemand mit predigen, ihr Ohr und Herz iſt offen für jede kleine Alltagsſorge, jede Freude und jedes Leiden des Lebens; ſie hat einen verſtändigen Rat für jedes bedeutende Anliegen, aber eine gewaltige Predigt tönt lautlos von dieſen bleichen Lippen, ſpricht aus dieſen frommen, klaren Augen.

Eine treue Gehilfin hat der Pfarrer an ihr auch bei ſeiner Gemeinde; ſo manch unzufriedenes Weib, manch verhärtetes Kind iſt ſtill und mit naſſen Augen aus dem Krankenſtübchen gekommen, und allmählich iſt „die Jungfer Malwina“ die geheime Rätin des halben Dorfs geworden.

Im Dorfe iſt ein eigener Arzt, der längſt ſeine Kunſt in vergeblichen Verſuchen erſchöpfte, ihr Linderung zu verſchaffen;

aber auch der Doktor aus der Stadt, ihr ehemaliger Bräutigam, beſucht ſie noch öfters und bringt manchmal ſeine Kinder mit. Sie haben einmal eine lange Unterredung zuſammen gehabt; die Schweſter, die vor ſeinem Abſchied ins Zimmer trat, ſah, wie Malwina ihm herzlich die magere Hand bot, der ſonſt ſo harte Mann konnte vor Thränen nimmer ſprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Kein irdiſches Leiden dauert ewig; endlich hatte die Macht der Schmerzen die ſtarke Lebenskraft gebrochen, immer leiſer wurde ihre Stimme, zuletzt ſprach nur noch ihr leuchtendes Auge, aber es ſprach bis zum Tode Worte voll Liebe, voll Freude und Frieden.

Es war am Karfreitag, ſo recht in den Tagen des beginnenden Frühlings, als ſie morgens die Schweſter bat: „Bleibe du heute bei mir!“ Die Schweſter ſchickte alle zur Kirche; der Schwager nahm wie gewöhnlich noch Abſchied, ehe er ging; Malwina gab ihm die Hand und ſagte ihm noch inniger als ſonſt: „Lebe wohl!“

Die Schweſtern waren allein. Malwina bat: „Oeffne das Fenſter und richte mich auf!“ Sie hatte lange das Haupt nimmer heben können, nun aber ſaß ſie aufrecht an die Schweſter gelehnt und lauſchte dem Glockenklang und dem Singen der Lerchen, das zum offenen Fenſter hereintönte; ſie faltete die Hände und flüſterte leiſe: „Heute wär's ſchön zu ſterben!“

Sophie umſchlang ſie mit den Armen; ach, ſie wollte ſie doch noch nicht ziehen laſſen! Aber die leichte Geſtalt wurde ſchwerer und ſchwerer an ihr.

Malwina war ſtill, aber ihre Züge drückten viel mehr als in der letzten Zeit ein reges inneres Leben aus. Ihre ganze Vergangenheit ſchien noch einmal an ihrer Seele vorüberzuziehen, — dies ſüße Lächeln galt wohl ihrer Jugend; ſie wiegte wehmütig den Kopf hin und her, — ihr Blick wurde ernſter, aber die Lippen lächelten noch; ſie faltete die Hände feſter zuſammen und ſagte ſanft: „Es war alles, alles gut.“

Die Glocken waren verhallt, das Lied der Gemeinde klang herüber:

„Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir."

Malwinas Haupt ſank zurück, ſie hatte vollendet, und das ſelige Lächeln auf ihrer Lippe galt keiner irdiſchen Erinnerung mehr.

Am Oſtermorgen wurde ſie begraben; — der ganze Frühling ihrer Jugend ſchien wieder aufgeblüht, ſo reich war der Sarg mit Blumen geſchmückt; den Myrtenkranz hatten ſie ihr um die Stirne gewunden. Die Palme des Sieges iſt ihr droben aufbehalten.

Lebenswege, krumme und gerade.

I.

Die Frau des Miſſionärs.

In dem freien England war es, wo eine freie Jungfrau den Entſchluß faßte, ſich und ihr ganzes Thun und Leben dem Miſſionswerke zu widmen. Mary Clinton war keine Schwärmerin; ſie war keine der reſignierten weiblichen Seelen,

> Wo erſt das Herz zum Himmel wird gezogen,
> Wenn eine Erdenhoffnung ihm gelogen;

ſie gehörte auch nicht zu der Klaſſe der Vielgeſuchten und Vielbewunderten, eine Klaſſe, die, beiläufig geſagt, immer mehr ausſtirbt: ſie war ein ſtilles, nach innen gerichtetes Weſen, die in ihrer Umgebung nicht Genüge fand für ihren Herzensdrang; nicht Anklang für das, was ſie bewegte.

Es wäre der Mary wie vielen andern jungen Mädchen das Leben offen geſtanden mit harmloſen, leicht zu erringenden Genüſſen. Ihre Eltern waren tot; aber im Hauſe ihrer zum zweitenmal verheirateten Stiefmutter hatte ſie eine ſichere, anſtändige Heimat gefunden, wenn ſie auch keine andern Bande als die der Gewohnheit und Dankbarkeit an dieſe feſſelten. Frau Clarke kam ſich ein wahres Muſter einer vortrefflichen Stiefmutter vor, weil ſie die kleine Mary weder geſchlagen, noch geplagt; weil ſie ihr Thee gekocht hatte, wenn ſie gehuſtet, ſie zur Schule und Kirche geſchickt, und in Kleidern und Weißzeug allzeit ſäuberlich erhalten hatte. Herr Clarke, ihr zweiter Mann, war ein wohlerhaltenes Exemplar eines echten Philiſters in braunem Rock, mit einer Doſe von Buchsbaum und einem

Stock mit ſilbernem Knopf; er verwaltete Marys kleines Vatergut gewiſſenhaft und that ihr im übrigen nichts zulieb und nichts zuleide. Das Ehepaar führte ein recht bürgerlich unbeſcholtenes Leben; ſie feierten den Sonntag ſo pünktlich wie nur irgend jemand in England, ohne eben viel dabei zu denken, und glaubten wieder etwas recht Erkleckliches für das Reich Gottes gethan zu haben, wenn ſie drei Predigten angehört und ihr allſonntägliches Armen- und Miſſionsopfer geſpendet hatten, während ſie dann die ganze Woche, ohne Ahnung des Höheren, in alltäglichem Schlendrian verlebten. Ihre ganze innere Entwickelung verdankte Mary einer Freundin ihrer verſtorbenen Mutter, die als Witwe in demſelben Orte lebte, eine Mutter der Armen, eine Schweſter der Betrübten, bei der das ſtille Mädchen ihre Herzensheimat fand.

Daheim, in dem kleinlichen, zwecklosen Leben und Treiben fand ſich Mary immer weniger befriedigt; ſie konnte ſich nicht einmal für nötig in dem Elternhauſe halten, denn eine Nichte ihrer Mutter ſah ſie ſchon lange mit eiferſüchtigem Auge und hätte ſich an ihre Stelle gewünſcht, zu der ſie auch ihrem Thun und Weſen nach beſſer getaugt hätte.

So bildete ſich immer entſchiedener in ihr der Wunſch aus, den Samen des Gottesworts in die ferne Heidenwelt zu tragen, was in England oft auch von einzelnſtehenden Frauen unternommen wird. Sie wollte zu dem Ende ſich an eine Geſellſchaft nach Indien anſchließen, um in eine der Schulen einzutreten, wie ſie dort von Frauen für Weiber und Kinder gehalten werden. Sie hatte dieſen Entſchluß lange und reiflich erwogen, bis ſie ſich endlich ein Herz faßte, ihn beim Frühſtück den Eltern mitzuteilen.

Das gab ein Erſtaunen! Herr Clarke ließ vor Verwunderung die Zeitung unter den Tiſch fallen und Madame die Theetaſſe auf den Schoß: „Ja, was fällt dir ein? allein unter die Heiden? gibt's da nicht Leute genug dazu? meinſt du, man habe auf die Mary Clinton gewartet, um die Malabaren zu belehren? ſoll ich dich dazu mit ſo viel Drangſal erzogen, zweimal den Krampfhuſten und einmal das Scharlachfieber mit dir durchgemacht haben, daß du mich nun in meinen alten Tagen im Stich läßt!“ ſo deklamierte die Mama. Auch Herr Clarke hielt eine äußerſt erbauliche Rede über den Text: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ und Mary war zu demütigen Herzens, um eigenſinnig zu ſein. So dachte ſie, ſie habe ſich getäuſcht, wenn ſie ihren Herzenszug für inneren Beruf gehalten, und wollte nun aufs neue ſuchen, ſich in treuer Erfüllung der täglichen Pflichten Genüge zu thun. Sie ſtickte die Hauben der Mama, fütterte Herrn Clarkes Vögel und nahm teil an dem wohlthätigen Wirken ihrer Freundin; aber in ſtillen Stunden glaubte ſie wieder und wieder den Ruf zu hören: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundſchaft, in ein Land, das ich dir zeigen will.“

Um den Gehorſam zu belohnen, mit dem Mary ihre „übertriebenen Ideen“ aufgegeben, beſchloß Herr Clarke, auf eine Geſchäftsreiſe, die er nach London zu machen hatte, ſie und die Mama mitzunehmen. Mary hatte eben keine beſondere Freude darüber; aber man kündigte ihr dies erſtaunliche Ereignis mit ſo beglückender, triumphierender Miene an, daß ſie's nicht übers Herz bringen konnte, anders als mit freundlicher Zuſtimmung darauf zu antworten. Sie nähte bis tief in die Nacht hinein an dem Reiſeſtaat für ſich und die Mama, um doch am andern Tage Zeit zu finden, mit ihrer Freundin den Vortrag eines deutſchen Miſſionärs zu hören, der in England ſich noch einige Hilfsmittel zur Antretung ſeines Berufs zu erwerben ſuchte.

Der junge Mann ſprach einfach, ein großer Teil ſeiner Zuhörer fand ſich geſtört durch ſeine mangelhafte Ausſprache des Engliſchen; aber der Mary drangen ſeine Worte, die Seele, die aus ihnen ſprach, bis ins innerſte Herz, und es wachte ein recht ſchmerzliches Heimweh nach ihren alten Wünſchen und Plänen in ihr auf, wenn ſie hörte, wie ſicher, wie freudig er ſeinen ſchweren Beruf antrat.

Der Vortrag war geſchloſſen, Mary kehrte heim und unterzog ſich gehorſam dem verheißenen Vergnügen; aber es war ihr, als wollte ſie alle Pracht Londons und alle Herrlichkeit der Welt darum geben, wenn ſie noch einmal den deutſchen Miſſionär hören könnte.

Ziemlich müde kam ſie nach Brighton und zu ihrer Freundin zurück. „Schade, Mary,“ ſagte dieſe, „daß du nicht hier geblieben biſt! Der junge Mann, deſſen Vortrag du neulich gehört haſt, iſt geſtern von hier abgereiſt, um ſich eine Braut, eine Gefährtin für ſein großes Werk zu wählen; auf den Rat ſeiner Freunde geht er nach ***, um die Tochter eines dortigen Geiſtlichen kennen zu lernen. Ich wollte, du wärſt hier geblieben,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „er hätte nicht ſo weit ſuchen dürfen.“

Da wurde Mary dunkelrot, und um das Geſpräch abzulenken, erzählte ſie ſo lebhaft von London, daß die Freundin darob erſtaunte. Ob aber daheim, in der Stille der Nacht, nicht Marys Gedanken zu jenem Abend zurückkehrten, zu jenen ergreifenden Worten, die ſie gehört, und zu dem, der ſie geſprochen, das hat ſie niemand anvertraut. Wenn auch ihre Augen am Morgen etwas gerötet waren, ſo blickte doch eine ſtille, getroſte Ergebung daraus; nur vermied ſie's, wieder mit der Freundin vom deutſchen Miſſionär zu reden.

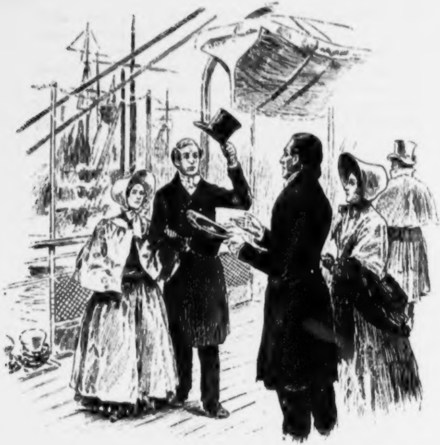
Aber Mrs. May, ſo hieß die Freundin, war, wie alle älteren Damen, recht erpicht aufs Heiratſtiften und konnte es lange nicht verſchmerzen, daß Mary ſo zur Unzeit hatte verreiſen müſſen. Auch ſtand es nicht lange an, ſo entdeckte ſie einen andern heiratsluſtigen Miſſionär, einen Landsmann, Herrn Miller, nach Abeſſinien beſtimmt. Da mußte nun die gute Mary zum Thee gebeten werden. Es ſprach freilich nicht der friſche Mut und der klare Sinn aus ſeinem Weſen, die ihr an dem Deutſchen ſo wohlgethan hatten; Miller war ein bleicher, faſt düſterer Mann, und ſeine ſtrengen Worte weckten nicht den Wiederhall in ihrem Herzen, den die gebrochenen Laute des Fremden hervorgerufen, und doch lag wieder eine tiefe Entſchloſſenheit, ein heiliger Ernſt in ſeinem Weſen, die ihr Scheu und Achtung einflößten. Mr. Miller ſprach viel und oft mit

Mary, ſie ſchien ihm beſſer zu gefallen, als bisher jede ihres Geſchlechts; eine längere und zärtliche Werbung geſtattete ihm ſeine Natur und ſeine Zeit nicht, und bald hörte Mary aus dem Munde der Freundin die Frage: „Willſt du mit dieſem Manne ziehen?“

Vor wenig Wochen wäre es Mary wohl leicht geworden, die Antwort zu geben, welche ihren langgehegten Wunſch auf die für ein Mädchen natürlichſte Art erfüllte; aber jetzt wollte das Ja gar nicht über ihre Lippen. Doch es gibt für Frauen einen Hebel, faſt ſo mächtig als die eigne Herzensneigung — das Mitleid. Mary hörte von der Freundin eine recht bewegliche Schilderung der lebenslangen Herzenseinſamkeit des armen, frühverwaiſten Miller, wie er nun mit ſeiner leidenden Geſundheit, durch die auch ſeine innere Freudigkeit ſo ſchwer bedrückt werde, allein ſeinem mühſamen Werk entgegengehe; da wallte ihr Herz über von dem Drang, hier zu helfen, zu tröſten, zu ſtützen, und ſie legte endlich ſtill ihre Hand in die ſeinige.

Mrs. Clarke war höchlich erſtaunt, als der bleiche Mann ſich als Bewerber um ihre Tochter kundgab. Mary war mündig und ſo ließ ſich wenig ändern, obgleich die Mama reich genug war an Einwürfen. „Da hätt's doch ein ordentlicher Pfarrer oder ein Lehrer im Vaterlande auch gethan, oder ein Witwer mit Kindern und einer verwahrloſten Haushaltung; wenn du durchaus miſſionieren willſt, warum denn gar ſo weit fort und mit einem ſo ſchwächlichen Mann?“ Aber Marys Entſchluß ſtand diesmal feſt und ſie war und blieb Millers Braut, eine fröhliche? Das wohl kaum; eine glückliche gewiß, wenn Glück in dem friedevollen Bewußtſein liegt, dem Willen Gottes, dem Zuge der Beſtimmung zu folgen.

Kurz vor ihrer Einſchiffung erfuhren ſie, daß ein andres junges Paar zu dem gleichen Zweck mit ihnen abreiſen werde. Ein junger Mann mit einer lieblichen, zartausſehenden Frau ſtellte ſich ihnen auf dem Schiffe als Berufsgenoſſen vor — es war der deutſche Miſſionär.



Ueber Marys Geſicht flog ein leiſes Erröten und feſter drückte ſie die Hand ihres Gatten. Aber ſie war ein ſtarkes Gemüt und wollte lieber ihrer Pflicht gerade ins Auge ſehen, als ſich dämmernden Gefühlen hingeben, und bald fand ſie durch eine ſtille Stunde mit Gott und ihrem Herzen die Ruhe und Kraft, deren ſie bedurfte. Es bildete ſich eine recht herzliche Freundſchaft zwiſchen den zwei Paaren; vielleicht geſchah es aber doch durch Marys Mitwirkung, daß Miller und der Deutſche nicht in eine Gegend, ſondern auf zwei weitentlegene Stationen befördert wurden. Es war ſchade; der friſche, freudige

Mut und die ſtete Gelaſſenheit des Deutſchen wären gewiß wohlthätig für Millers oft düſteres und verzagtes Weſen geworden; — aber es war wohl auch gut ſo.

Als die vier Freunde einen recht innigen Abſchied — wie ſie glaubten, fürs Leben — genommen hatten, ſagte die zarte Frau des Deutſchen mit Thränen im Auge zu ihrem Gatten: „Das iſt eine beſſere Miſſionärsfrau als ich ſchwaches Geſchöpf; wenn Gott mich von deiner Seite ruft, möge er dir eine ſolche Gefährtin zuführen!“

Jahre vergingen, es waren ſchwere Jahre für Mary; Millers Körper und Geiſt waren dem guten Willen ſeines Herzens nicht gewachſen und Mary brauchte ihre ganze Kraft, all ihren Mut, um der troſt- und hilfreiche Friedensengel an ſeiner Seite zu bleiben, als den er ſie ſegnete, bis zu ſeinem letzten Hauch.

Nach ſeinem Tode fühlte ſie ſich nun recht allein auf der Welt, und eilte, ſich aus der einſamen Gegend nach einer bewohnteren zu begeben. Der alte Plan, an einer Frauenſchule zu wirken, wurde nun doch ausgeführt, und ſie lebte da in großer Stille, um viele Erfahrungen reicher.

Sie war ſchon einige Monate dort, als unter die ſchwarzen Kinderlein auch ein weißes angemeldet wurde — das Kind eines Miſſionärs, das ſeine Mutter verloren hatte, und das er hier in Pflege geben wollte, bis er Gelegenheit fände, es ſicher den Großeltern nach England zu ſchicken.

Mary, als die Vorſteherin der Schule, empfing den Vater und das Kind — es war der deutſche Miſſionär.

Ich ſchreibe keinen Roman, ſo wenig als Mary und der Miſſionär geſonnen waren, einen zu ſpielen.

Zwei Herzen, die zuſammengehörten, wurden nun zuſammengefügt und die lange Zeit ihrer Trennung war keine vergeblich gelebte.

Ich habe dieſe Geſchichte aus Marys eignem Munde; ſie war mit ihrem Manne in Deutſchland, als er ſeine alte Heimat beſuchte. Ihre Kinder hatten ſie kurz zuvor nach England gebracht, weil es in jenen heißen Himmelsſtrichen Eltern nicht lange vergönnt iſt, ſich dieſes Glücks zu freuen.

Der Frieden, den die Welt nicht gibt, war über dem ganzen Weſen dieſes Paares ausgegoſſen, und ſie gingen getroſten Mutes aufs neue den Mühen und Beſchwerden ihres Berufs entgegen. Ihre Vereinigung war eine ſchöne Beſtätigung des Wortes: „Des Menſchen Herz ſchlägt ſeinen Weg an, der Herr aber gibt, daß er fortgehe.“

II.

Schwarz auf Weiß.

Es iſt keine ſeltene, aber eine höchſt gefährliche Sache um ein Herzensbündnis, das unter den ſüßen Tönen einer Tanzmuſik geſchloſſen wird. Man hat ſchöne Exempel von Herzen, die in einem Walzer beſtürmt wurden, einen Cotillon lang Bedenkzeit nahmen, und in einem Galopp das Jawort gaben; ob aber die Grundmelodie der Ehe nachher eine ſo fröhliche geblieben, ob das Paar ſpäter ſtets gleichen Takt gehalten, das möcht' ich faſt bezweifeln. Es läßt ſich zwar kein Tempo vorſchreiben für Herzen, die ſich finden ſollen, aber es gibt einen ſichereren Stimmſchlüſſel für den rechten Grundton als die brauſende Balllaune.

Nun, es war auch einmal ein junges Pärchen, das unter den bezaubernden Tönen des Lauterbachers ſich ſeiner innern Harmonie bewußt wurde. Es war zwar kein Ballſaal, ſchimmernd erhellt von Kronleuchtern und mit Orangebäumen geſchmückt und keine ſchmetternde Trompetermuſik; — es war nur des Kronenwirts obere Stube, in der am Kirchweihabend der Zinkeniſt mit ſeinen Geſellen beſagten Lauterbacher heruntergeigte; dem Heinrich und der Karoline iſt aber doch der Himmel voll Geigen gehangen.

Der Heinrich war ein Chirurg, der kürzlich von ſeinen Reiſen mit wichtiger Miene in ſein väterliches Dorf zurückgekehrt war, vermutlich um ſich zu beſinnen, welche Stadt des Vaterlandes er mit ſeiner Kunſt beglücken wollte. Wo er eigentlich ſeine Studien gemacht und wie weit ſeine Wiſſenſchaft ging, das wußte man nicht ſo genau, ſeine vornehme Miene ließ vielen Spielraum für Vermutungen. — Als der kunſtliebende Schulmeiſter einmal die jungen Leute auf die Schönheiten der kleinen gotiſchen Dorfkirche aufmerkſam machte, da meinte der Heinrich mitleidig lächelnd: „Da iſt doch der Kölner Dom ganz was andres;“ alſo mußte er recht weit herumgekommen ſein.

Die Karoline war ein hübſches gutherziges Mädchen, nicht ſo weit in der Welt geweſen wie der Heinrich; doch hatte ſie das Kochen in einem guten Gaſthofe gelernt, und hielt ſich nun, da ſie verwaiſt war, bei ihrem Vormund in demſelbigen Dörfchen auf, um auf eine paſſende Stelle als Wirtſchafterin oder Ladenjungfer zu warten.

Als Pflegetochter galt ſie natürlich für reich, und wir haben Grund zu vermuten, daß Heinrich ſolid genug dachte, ſolch reelle Eigenſchaften neben den flinken Füßchen ſeiner blühenden Tänzerin in Betracht zu ziehen.

Karoline zog nichts in Betracht als höchſtens das ſchön gelockte Haar, die Manſchetten und den braunen Frack des Heinrich; ſie hatte ein gutes und warmes Herzchen, und fühlte ſich als Waiſe gar einſam, beſonders ſeit ſie den ſchönen Vers gelernt: „Ein Herz bedarf ein zweites Herz“ u. ſ. w.; da war ſie denn glückſelig, dieſes zweite Herz ſo bald gefunden zu haben, und hegte nicht den geringſten Zweifel an der Verwirklichung der glänzenden Zukunftsbilder, die Heinrich vor ihr aufrollte. „Ach, Sie glauben nicht, Jungfer Karoline, wie glücklich mich die Inklination eines ſo gebildeten Frauenzimmers macht! Ich werde nun meine ganzen zukünftigen Pläne anders einrichten. Raſiert hab' ich hier nur zur Unterhaltung, weil in einem ſo obſkuren Neſt ſo wenig Beinbrüche vorkommen; jetzt aber werde ich das Examen erſter Klaſſe machen und mich wo ſetzen; inwendiger Arzt wird man dann von ſelbſt, das Aeußerliche iſt die Hauptſache. Wirklich, Jungfer Karoline, Sie können ſich jetzt ſchon der Frau Oberamtsärztin gleich äſtimieren.“

So ein Glück hatte ſich Karoline in ihren ſtolzeſten Träumen nicht vorgeſtellt, und ſie wußte gar nicht, mit welchen Opfern und Liebeszeichen ſie dem Heinrich ihre Zuneigung genug beweiſen ſollte. Die alte ſilberne Sackuhr, das Erbſtück ihres Vaters ſelig, das Heinrich mit Verachtung als eine Bettflaſche behandelte, wurde gegen eine Cylinderuhr vertauſcht, wobei Karoline die Granaten der Mutter, die Heinrich ohnehin zu gemein erklärt hatte für eine künftige Frau Doktorin, noch in den Kauf gegeben.

Dagegen bekam ſie von Heinrich eine Broſche, ſo groß wie ein Wirtshausſchild, und war viel zu gläubig, um nach der Goldprobe dabei zu ſehen.

Karolinens Vormund, auf dem Lande der „Pfleger“ genannt, ein ſimpler Bauer und Gemeinderat, war etwas minder gläubiger Natur und ſah nicht gut zur Sache. Als Heinrich mit dem Geſuch um ein Darlehen von hundert Gulden von dem Vermögen ſeiner Braut herausrückte, um das Examen erſter Klaſſe recht mit Glanz beſtehen zu können, da ſchlug er das Geſuch rund ab und eröffnete ihm, daß überhaupt ſämtliche fahrende und liegende Habe Karolinens ſich höchſtens auf ſiebenhundert Gulden belaufe.

Das dämpfte in etwas die hochfliegenden Pläne und die ungeſtüme Leidenſchaft Heinrichs; er brachte von einer Geſchäftsreiſe der zärtlichen Karoline die Nachricht mit, daß das Examen erſter Klaſſe erſchrecklich viel koſte, da man allen den Herren, die examinieren, ein großes Präſent und ihren Frauen noch extra einen Zuckerhut verehren müſſe; er habe ſich jetzt entſchloſſen, nach Amerika zu gehen, wo jeder Chirurg gleich von ſelbſt Doktor werde, und wenn er ſich je einmal zum Raſieren herablaſſe, für den Bart je mit einem Louisdor honoriert werde; da könne es ihm nicht fehlen, ſein Glück zu machen. In einem halben Jahre ſei ſie mündig und könne ihm nachkommen, ohne daß ſie ſich um den Pfleger zu ſcheren brauche.

Nun gehörte Karoline nicht zu den Europamüden, und Auswandern war ihr ſeither nur wie ein Ausweg für Lumpen und mißratene Söhne und Töchter erſchienen; aber ſie hatte ein nachgiebiges Gemüt und glaubte an die verheißenen goldenen

Berge wie an ein Evangelium; ſo war es keine ſchwere Sache, ſie zu überreden. Sie nähte ſich faſt blind, um den Heinrich noch ordentlich auszuſtatten für die weite Reiſe; ja ſie verſtieg ſich ſo weit, ihm eine Brieftaſche mit dem allerneueſten Deſſin zu ſticken: „Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht“; am Ende machte ſie ſogar noch Schulden auf ihr bald anzutretendes Vatergut, da der Pfleger ein Darlehen für den Heinrich verweigerte. Aber ſchöne Reden von ewiger Liebe und Treue hat Heinrich auch gehalten, und Karoline trennte ſich von ihm an dem letzten Abende mit tauſend, tauſend Thränen und im ſicheren Glauben, daß jetzt der allervortrefflichſte Menſch von ganz Europa ſcheide.

Im Dorfe gab es wenig ſo gläubige Gemüter; die meiſten dachten, der Heinrich ſei fort auf Nimmerwiederſehen. Es fanden ſich reſpektable junge Leute, die nicht im Sinne hatten, ein Examen erſter Klaſſe zu machen und denen daher das kleine Vermögen der hübſchen braven Karoline genug war; aber nein, daran war nicht zu denken! Hatte ſie nicht in ihrem Geſangbuche den ſchönen, eigenhändig von Heinrich geſchriebenen Vers:

Felſen zerreißen, Marmor zerbricht,
Doch unſre Liebe wankt ewiglich nicht!

Auf den fielen ihre Thränen, ſo oft ſie in der Kirche ſang; wie hätte ſie denn untreu werden ſollen, wenn doch der Marmor zerbricht! obgleich ſie den Zuſammenhang nicht recht einſah.

Und ſiehe da, die Treue wurde belohnt! Nach ſieben Monaten, kurz nachdem Karoline mündig geſprochen war, kam ein Brief von Amerika; ſie konnte ihn vor Zittern kaum öffnen, kaum leſen mit ihren naſſen Augen. Ja, der Heinrich hatte geſchrieben! Nicht ſo gar glänzend, wie's Karoline erwartet; es ſchwebte ein gewiſſes Duſter über dem eigentlichen Stand ſeiner Verhältniſſe, aber doch ging's ihm gut und er äußerte eine unausſprechliche Sehnſucht nach ſeiner „allerliebſten Jungfer Braut“. Karoline ſolle ſich auf den Weg machen, ſo bald als möglich, mitnehmen an Kleidern und Weißzeug ſo wenig als möglich; nur Geld, Bargeld, das ſei die Hauptſache!

Das war nun ein Sturm, ein Drängen und Treiben! Der Kaufmann des Orts, derſelbe, der dereinſt Heinrichs Reiſegeld vorgeſtreckt, nahm ſich treulich Karolinens an; die Güter wurden verkauft mit Schaden, alles zu Geld gemacht. Karoline widerſtand heldenmütig dem weiblichſten Verlangen nach viel Staat und Weißzeug, das konnte ſie ja noch in Amerika anſchaffen.

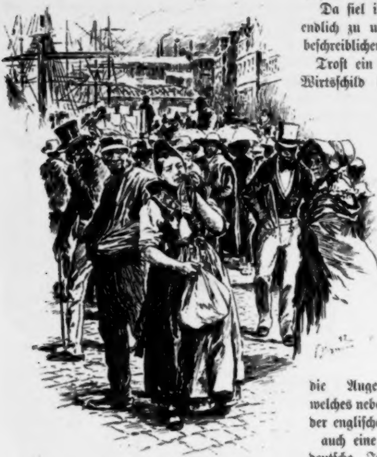
Endlich und endlich war alles bereit und eine Reiſegeſellſchaft gefunden; die Hoffnung und Sehnſucht half ihr glücklich über die Beſchwerden der Seereiſe.

Ja, es traf ſich ſo gut, daß ſie bei der Ankunft in New York auf dem Landungsplatz unter all dem betäubenden Gewühl und Gedräng am Ende doch Heinrichs anſichtig wurde, den ſie mit unbeſchreiblicher Freude begrüßte.

Sehr nobel und ſehr gedeihlich ſah nun Heinrich juſt nicht aus, ſo ſchön gebürſtet auch ſein Frack und Hut, ſo ſorgfältig geordnet auch ſein Shlips war.

Er wußte aber gut Beſcheid und half ihr mit vieler Gewandtheit ihren Koffer in Sicherheit bringen. Das Kiſtchen mit den dreihundert Gulden bar, die ſie noch erübrigt, hatte ſie auf der Reiſe nicht von der Hand gelaſſen; nun erbot ſich Heinrich es zu tragen, da es in dem furchtbaren Gewühl ihr ſo leicht genommen werden könnte. Etwas verlegen antwortete er auf ihre zahlreichen Fragen nach ſeinem Ergehen, ſeinem Aufenthalt, ſeinem Gewerb; — wie ſie aber eben recht froh und zutraulich ſich zu ihm wenden wollte, — ſiehe, da war kein Heinrich weit und breit! Menſchen, Köpfe, Wagen, Karren, Männer und Weiber, Geſchrei und Getöſe, — aber nirgends ein Heinrich! Sie rief, ſie ſchrie, ſie fragte, ſie brach endlich in ein troſtloſes Weinen aus, — niemand verſtand ſie, niemand kümmerte ſich um ſie.

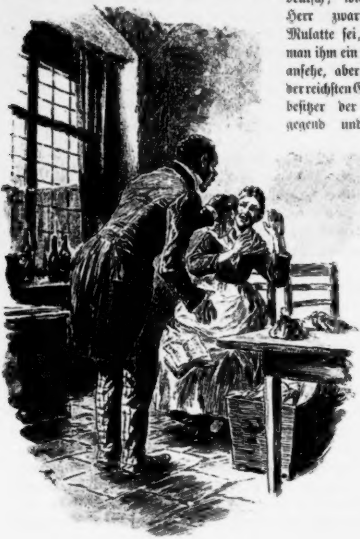
So wurde das arme Kind weiter gedrängt und geſtoßen, bis in den Straßen New Yorks der Strom ſich allmählich verteilte; aber nun wohin? Jetzt erſt fiel ihr ein, daß mit dem Heinrich auch das Kiſtchen mit all ihrem Gelde verſchwunden ſei; nur eine ganz kleine Summe war noch in dem Beutelchen in ihrer Kleidertaſche, — und wen ſie anſprach, der antwortete ihr in dem verzweifelten Engliſch, von dem ſie keine Silbe verſtand.



Da fiel ihr endlich zu unbeſchreiblichem Troſt ein Wirtsſchild in die Augen, welches neben der engliſchen auch eine deutſche Inſchrift trug. Zu Tode erſchöpft und bekümmert wankte ſie hinein, und als ſie drinnen zum erſtenmal wieder den Gruß „guten Abend“ vernahm, ſank ſie unter einem Strom von Thränen auf einen Stuhl.

Nun lernen zwar die Deutſchen in Amerika ſich ziemlich abſtumpfen für das Elend ihrer Landsleute, das ihnen ſo maſſenhaft und ſo vielgeſtaltig vor die Augen kommt; aber das anſtändige Aeußere des Mädchens, ihr großer Herzensjammer, der auf tieferen Kummer als Geldmangel ſchließen ließ, bewegten doch die Herzen zum Mitleid. Geſtärkt mit Speiſe und Trank und freundlichem Zuſpruch, faßte ſich die arme Karoline endlich ſo weit, daß ſie ihren Jammer erzählen konnte, und beſchwor den Wirt, doch Himmel und Erde aufzubieten, um den armen Heinrich aufzufinden und ihm mitzuteilen, wo ſie ſei; der werde ſie jetzt ganz troſtlos ſuchen. Der Wirt kannte die Welt, zumal die amerikaniſche, etwas beſſer, und ſchüttelte lächelnd den Kopf: „Der ſucht nicht lange und weiß wohl, warum er Euch verloren hat.“ Doch ließ er ſich bewegen, alle nötigen Schritte zur Bekanntmachung zu thun; auch war er ſo glücklich, den Koffer Karolinens aufzufinden, an dem Orte, wo ſie ihn deponiert hatte. Heinrich aber, die Geldſchatulle und der ſchöne blauſeidene Regenſchirm der Karoline, den er ihr galanterweiſe abgenommen hatte, waren und blieben verſchwunden.

Das Beutelchen, das Karolinen noch geblieben, war bald geleert und neben ihrem Herzenskummer wäre das arme Kind auch äußerlich in einer troſtloſen Lage geweſen, wenn nicht die Wirtin, die wohl eine ſo hübſche Gehilfin im Hauſe brauchen konnte, ihr angeboten hätte, ſie zu behalten. Das nahm ſie nun dankbar an in ihrer tiefen Verlaſſenheit; aber Balſam auf ihre Herzenswunde war es doch nicht, ſie wollte ſich durch nichts tröſten laſſen. Eines Nachmittags war ſie allein im Nebenſtübchen mit Ordnen ihrer geretteten Habſeligkeiten beſchäftigt; da fiel ihr das Geſangbuch in die Hände und der rührende Vers: Felſen zerreißen, Marmor zerbricht! „Ach ja, Marmor zerbricht!“ ſchluchzte ſie aufs neue in herzbrechendem Jammer. Da wurde mit einemmal ein ſeidenes Taſchentuch ſachte an ihre weinenden Augen gedrückt, und auffahrend ſchrie ſie vor Entſetzen, als ſie dicht neben ſich einen äußerſt wohlgekleideten Herrn mit einem gelbbraunen negerartigen Geſicht erblickte, der eifrig bemüht war, ihr mit ſeinem oſtindiſchen Taſchentuch die Thränen zu trocknen. Seinen höchſt gutmütig lautenden engliſchen Zuſpruch verſtand ſie nicht; aber ſeine Augen ſchauten ſo gar teilnehmend aus dem Mulattengeſicht auf die Weinende, daß ſie mehr als das Foulard ihre Thränen trockneten. Inzwiſchen kam der Wirt und machte den Dolmetſcher; er erzählte Karolinen deutſch, wie der Herr zwar ein Mulatte ſei, was man ihm ein wenig anſehe, aber einer der reichſten Grundbeſitzer der Umgegend und ein



Stammgaſt des Hauſes. Dem Mulatten berichtete er engliſch die traurigen Erlebniſſe des Mädchens, und Karoline erſchrak ganz, wie ihr ſeine zornfunkelnden Augen und geballten Fäuſte ſagten, was er auf ihren immer noch geliebten Heinrich halte.

Endlich ließ ſie ſich bewegen, ſich zu der Geſellſchaft zu ſetzen und der Mulatte legte immer deutlicher ſein Wohlgefallen an ihr an den Tag. — Er war ſcheint's gewöhnt, raſche Geſchäfte zu machen; denn noch am ſelben Abend eröffnete er dem Wirt ſein Herz und bat ihn um ſeine Fürſprache bei der ſchönen Verlaſſenen. Der Wirt konnte kaum erwarten, bis er dieſer mitgeteilt hatte, welcher ſplendide Erſatz ihrer warte; er hatte ſich gar nicht gefaßt gemacht auf den ungeheuren Schreck und Widerwillen, mit dem dieſer ſo höchſt beachtenswerte Antrag aufgenommen wurde. Aber der Gegenſatz war auch gar zu groß! Der ſchöne ſaubere Heinrich, weiß und rot wie aus dem Ei geſchält, mit dem Anſatz zum Schnurrbärtchen und den glänzenden hellbraunen Haaren, und hier ein halber Mohr! nein, das war doch undenkbar!

Der Wirt ſah die Sache in etwas anderm Licht an: ein ſchuftiges Milchgeſicht, das ſie um ihre Habe betrogen und ſie an Leib und Seele dem Verderben preisgegeben hätte, oder ein rechtſchaffener, ehrenwerter Mann, an deſſen braune Farbe ſie ſich ſo bald gewöhnen werde als an eine weiße, und der ſie für ihr Lebtag zu Glück und Ehren bringen könne; — wenn ihr noch die Wahl ſchwer fiele, ſo ſtellte ihr der Wirt frei, ob ſie ſein Haus mit dem Mulatten oder in jeder ſonſt beliebigen Weiſe verlaſſen wolle.

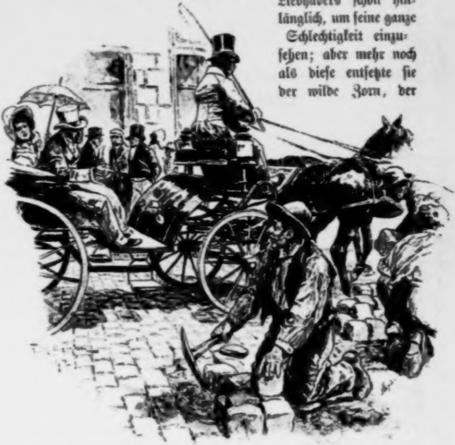
Da war nun freilich nicht mehr viel zu beſinnen, und als nach ein paar Tagen der Mulatte wiederkam in ſeiner ſchönen Kutſche, und eleganten Kleiderſtoff nebſt einem roſaſeidenen Hut auspackte, da konnte ſie nicht mehr widerſtehen, und willigte, wenn auch unter tauſend Thränen, ein, daß er die nötigen Schritte zu ihrer Verheiratung thue, was in Amerika nicht halb ſo umſtändlich iſt wie hierzulande. Der Wirt und ſeine Frau waren Zeugen, die Wirtin hatte ſchönen Hochzeitſtaat beſorgt, und der Karoline war's wie ein Traum, als ſie als Mrs. Muley an der Seite des Mulatten nach ſeinem ſchönen Landgut abfuhr; es wäre diesmal wohl ein Dutzend Foulards nötig geweſen, um all ihre Thränen zu trocknen.

„Wenn nur 's Herz ſchwarz iſt," hatte jener Bediente gemeint, dem man nach dem Tode der Herrſchaft ſeine rote Weſte vorwarf. — „Wenn nur 's Herz weiß iſt," dachte Karoline nach einigen Wochen ihres Eheſtandes, in denen ſie die unverdroſſene Liebe und Freundlichkeit ihres Mannes, das behagliche Gefühl des Wohlſtandes beinahe ganz mit ihrem Geſchick ausgeſöhnt hatte; nur hie und da warf die Erinnerung an den ſchönen Heinrich, der Gedanke: wenn er aber doch unſchuldig wäre, und mich noch mit Schmerzen ſuchte! einen Schatten auf ihre Zufriedenheit.

Da fuhr ſie eines Tages mit ihrem Manne nach New York zu einem Beſuch bei den Wirtsleuten; die Straße wurde eben neu beſchlagen und rechts und links tönte das unverdroſſene Klopfen der Steinſchläger. „Felſen zerreißen, Marmor zerbricht," klang als ſchmerzliche Reminiscenz der Frau Karoline durch den Sinn. Bei einem kleinen Aufenthalt unterwegs fiel ihr Blick auf eine ſchmutzige Brieftaſche, die einer der Taglöhner mit Tabak ausgeſtopft neben ſich liegen hatte. „Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht," ſchrie ſie auf in hellem Schrecken und blickte in dieſem Moment in das trotzige, ſchmutzige Geſicht des zerlumpten Steinklopfers, der erſtaunt aufſah, — ach, das war der Heinrich! Der Mulatte, in ihrem gebrochenen Engliſch unterrichtet, wen ſie ſo unerwartet vor ſich ſah, hielt inne und ſtellte ein Verhör mit dem Burſchen an. Der war viel zu verblüfft, um leugnen zu können; ſo geſtand er, daß er in zu ſchlechten Verhältniſſen geweſen, um an die Möglichkeit denken zu können, die Karoline zu heiraten. Darum habe er ſich abſichtlich mit ihrem Geld aus dem Staube gemacht und gehofft, damit nach Kalifornien zu kommen; er habe gedacht, ſo einer ſauberen Perſon wie ſie könne es nicht an einem guten Fortkommen fehlen. Aber, wie gewonnen, ſo zerronnen; nach zwei

Tagen hatte ein gleichgeſinnter Schlafgenoſſe ihm ſeinen Raub abermals geſtohlen, und er ſah ſich nun auf den Erwerbszweig des Steinklopfens beſchränkt.

Karoline verſtand den engliſchen Bericht ihres ungetreuen Liebhabers ſchon hinlänglich, um ſeine ganze Schlechtigkeit einzuſehen; aber mehr noch als dieſe entſetzte ſie der wilde Zorn, der in den Mienen ihres Mannes aufloderte; mit Todesangſt ſah ſie, wie er in die Taſche fuhr, in der er, wie ſie ſchon mit Schrecken bemerkt hatte, ſtets ein ſcharf geſchliffenes Meſſer trug. „Um Gottes willen!“ ſchrie ſie auf deutſch, und wollte ihm in den Arm fallen. Der Mulatte aber ſtieß ihre Hand zurück,



fuhr in die Taſche, riß ſeine Börſe heraus und warf ſie dem armen Schlucker hin; „da, für Dank das, daß du mir ein ſo ſchön gut Weib verſchafft!“ Und davon fuhr der Schwarze an der Seite ſeiner gerührten Frau und zurück blieb der Weiße

„In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle,“

hub aber ſorgfältigſt die Börſe auf, damit ſie nicht wieder die Beute eines Gleichgeſinnten werde. Der braungelockte Heinrich hat keine Rolle mehr in den Träumen der Karoline geſpielt. Sie iſt des Schwarzen glückliche Frau geblieben, ob ſie aber Luſt hat, die Sprößlinge ihrer zufriedenen Ehe im Vaterlande zu präſentieren, das weiß ich nicht.

III.

Eine Woche aus dem Leben eines künftigen Landexaminanden.

Ver sacrum heißt Weihefrühling, wie ich mir ſagen ließ, und das Wort und ſeine Bedeutung ſtammt aus alten Tagen. Aber auch unſre Zeit und unſer Ländchen kennt einen ver sacrum, der aus der zwölfjährigen Schuljugend auserwählt und zubereitet wird, bis die vierzehnjährige reif iſt, im September in die Thore der Reſidenz geführt zu werden, um allda im Gymnaſium illuſtre ihren erſten Examensſchweiß zu ſchwitzen.

„Wer präpariert ſich diesmal aufs Landexamen?“ ertönt zur Zeit jeder neuen Schuleröffnung des Präzeptors Stimme. „Ich, ich,“ antwortet mindeſtens ein Viertel von der Schuljugend, denn jeder, der ſich nicht im voraus als abſolut untauglich zum Theologen erweiſt, wird von Hauſe aus vorläufig zum Landexamen beſtimmt: „nützt's nichts, ſo ſchadet's nichts, der Präzeptor nimmt ihn ſonſt nicht gehörig coram.“ — Das Landexamen nämlich, ſei zum Frommen nicht ſchwäbiſcher Leſer bemerkt, iſt die Konkursprüfung zur Aufnahme in ein niederes theologiſches Seminar, und wird alljährlich in der Hauptſtadt des Landes gewöhnlich von Knaben im vierzehnten Jahre erſtanden. Aufgenommen werden etwa 30, die Zahl der Bewerber beträgt meiſt das Dreifache.

Von Stund an iſt dieſer ver sacrum ſeltner als andere Knaben auf Spielplätzen, auf Schleif- und Schlittenbahnen zu ſehen; ſie genießen das Vergnügen griechiſcher und anderweitiger

Privatſtunden und müſſen noch dazu freiwillig den Salluſt überſetzen; ſie ſind des Präzeptors Stolz und ſeine Qual. „Wie wird's euch im Landexamen gehen! keinen einzigen bringe ich diesmal 'nein!“ ſeufzt er über ſie, drei Jahre lang alle Tage, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Im September wird der ver sacrum eingeſchifft; in Städtchen, wo kein Omnibus iſt, thut's ein beſcheidener Deckelwagen. Der Präzeptor hat den Frack angelegt und die Miene vom letzten Schulexamen: wohlwollend, aber doch ernſt. Bei den Knaben überwiegt die Luſt der Reiſe und das Gefühl ihrer Wichtigkeit das Bangen vor dem heißen Prüfungstiegel. In der Reſidenz herrſcht eine eigentümliche Bewegung; vor dem Gymnaſium ſteht's ſchwarz voll, es ſind Väter und Lehrer, welche die Söhnlein bis an die verhängnisvolle Pforte begleiten. Ueberall ſtrecken ſich Hände einander entgegen, da und dort ruft eine Stimme: „Grüß dich Gott, Alter! ſo, du haſt auch ſchon einen?“ Und ſie gedenken der Tage, wo auch ſie durch dieſe Pforte geſchritten ſind, und teilen ſich ihre Hoffnungen und Befürchtungen mit.

Wenn dann die heißen Stunden zu Ende ſind und die Jünglinge zurückkehren, iſt die erſte Frage des Vaters und Präzeptors: „Wo haſt du das Concept deiner Examensarbeit?“ Findet ſich darin ein Schnitzer, o weh! „Du dummer Geſell, wie kommſt jetzt auf den Fehler! ſo ſchlecht haſt ja noch gar kein Argument gemacht!“ „Und der Schlingel könnt' erſt noch!“ klagt der Vater, „'s iſt pure Schlauderei von ihm.“ Denn merkwürdigerweiſe wollen alle Eltern viel lieber faule und nachläſſige als wenig begabte Kinder, wenn auch fleißige, haben.

Noch eine kurze Zeit der Furcht und Hoffnung, — dann verkündet der Merkur die dreißig Glücklichen, die ins Kloſter einrücken dürfen und der Präzeptor nimmt eine neue Schar in Vorbildung.

Nun wird gar viel geklagt über die Examensdreſſur und den nachfolgenden Kloſterzwang, und mancher ſchüttelt das Joch ab, ehe er darunter erſtarkt iſt; aber man mag dagegen einwenden, was man will: eine gute und edle Saat iſt doch ſchon ſeit Jahrhunderten aus dieſem ver sacrum hervorgegangen; alte ehrenwerte Gottesmänner, ſtarke Säulen der Kirche: ein Bengel, ein Rieger, ein Oetinger, die bewieſen haben, daß ſie Geiſt und Kraft und Leben auf der Schulbank und im Kloſterzwang nicht ausgeſchwitzt haben. Freilich iſt auch viel leichte Spreu davongeflogen, um die es kein Schade iſt: Soldaten und Schauſpieler, Litteraten mit zerriſſenen Herzen und Kleidern, Algierer und das mannigfaltige Geſchlecht der Amerikaner haben ſich aus der Kloſterſchar rekrutiert. Viele Glieder haben ſich abgelöſt, um in andern Kreiſen ſich auszuzeichnen: große Staatsmänner und Aerzte, himmelſtürmende Philoſophen, die ihre kecken Leitern neben der Mutter Kirche hoch übereinander türmen, bis ſie wieder in ſich ſelbſt zuſammenſinken; das alles iſt wohl unvermeidlich bei ſo früher Berufswahl.

Zunächſt aber wollte ich nicht vom Landexamen reden, ſondern vom Luile und ſeinem Mißgeſchick, und nur weil das Landexamen gewiſſermaßen der Urgrund davon war, wurde ich darauf geführt.

Der Luile hieß eigentlich Ludwig und wurde nur im Familienkreiſe mit dieſer vertraulichen Abkürzung gerufen; er war der Sohn des Pfarrers von Großenderſperg, ein braver und fleißiger Knabe und ohne Frage zum Theologen beſtimmt. Seit einem Jahr gab ſich der Papa alle erdenkliche Mühe, ihn gehörig zum Landexamen vorzubereiten; er ließ ſich's ſauer werden und ſparte nicht Fleiß und Schweiß, Güte und Strenge, Stock und Hand, um ſeinem Luile die Schätze des klaſſiſchen Altertums aufzuſchließen; der Luile bezeigte ſich auch willig und gelehrig, obwohl er oft in der Stille fürchtete, er werde ſich an den harten Schalen die Zähne ſtumpf gebiſſen haben, bis er endlich zum herrlichen Kern des Inhalts durchdringe, den ihm der Vater ſo anpries.

Als aber das wichtige Jahr heraufdämmerte, das den Luile ins Landexamen führen ſollte, und die Mama bereits ein Paar ſchwarze Hoſen vom Vater für dieſes Ereignis zurücklegte, da bangte dieſem doch, ob wirklich ſeine eigne Vorbereitung hinlänglich für den Knaben ſei zur Erreichung des Zieles. Er reiſte daher ſamt dem Luile und der Mama zu einem gar berühmten Präzeptor, der ſeit drei Jahren jedesmal acht bis zehn „'neingebracht' hatte, um ein Vorexamen mit dem Knaben anſtellen zu laſſen. Das Reſultat fiel leider nicht genügend aus; im Lateiniſchen ging's recht ordentlich, aber im Griechiſchen ſah es noch ganz fatal aus. „Es iſt eben nie möglich, bei einzelnen zu ſtande zu bringen, was bei mehreren ſich zum Teil von ſelbſt gibt," verſicherte der Lehrer den niedergeſchlagenen Vater. „Ja, glauben Sie, wenn Sie meinen Ludwig von Stunde an in beſtändigem Unterricht hätten, es wäre bis zum Herbſt noch möglich?" .... „Kaum, kaum," meinte der Präzeptor, bedenklich die Hand ans Kinn legend; „wir müſſen erſtaunlichen Fleiß aufwenden, doch will ich's unternehmen, wenn Sie ihn ſogleich da laſſen." — „Aber im Mai wird er konfirmiert, und ich hätte ihn ſo gern ſelbſt vorbereitet." — „Thut mir leid, das muß hier geſchehen; wir haben keine halbe Stunde Zeit zu verlieren, wenn es noch möglich ſein ſoll, Ihren Sohn hineinzubringen; man ſpricht bereits von einhundert und dreiundzwanzig Aſpiranten." — „In Gottes Namen denn!" bewilligte der Vater, „konfirmieren will ich ihn dann jedenfalls zu Haus; behüt dich Gott, Luile, lern fleißig und erkenn, was der Herr Präzeptor an dir thut!" Auch die Mama ſchied mit Thränen, ermahnte ihn, ſich gut zu halten und ſauber zu waſchen und verſprach ſeine Hemden und Betten nachzuſchicken.

Somit war der Luile nun Koſtgänger geworden, was zum erſtenmal dem individuellen Selbſtgefühl ein gewiſſes Gattungsbewußtſein beifügt; von Stund an war er nimmer einzeln zu ſehen, erſchien nebſt ſeinen Gefährten jeden Tag Punkt zehn Uhr mit einem ungeheuren Stück Brot in der Schulpauſe und ſtand in einem feindlichen Verhältnis zu ſämtlichen „Stadtbuben“, wie die Knaben hießen, die vom Elternhaus aus die Schule beſuchten. Wie die Frau Präzeptorin ſeinen Leib getreulich mit nahrhafter, ſolider Speiſe verſorgte, ſo nährte der Herr Präzeptor überreichlich ſeinen innern Menſchen mit der Göttermilch der alten Sprachen. Er genoß ſeiner mangelhaften Kenntnis wegen das Beneficium von zwei beſondern Privatſtunden; ein deutſcher Schullehrer griff ſeiner Arithmetik unter die Arme; dazu kam noch der Religionsunterricht, — es wäre ihm keine Zeit zum Schlafen, viel weniger zur Erholung übrig geblieben, wenn nicht die Frau Präzeptorin ihrem Manne vorgeſtellt hätte, daß ja ſelbſt die geſtopften Gänſe fetter werden, wenn man ſie dazwiſchen zur Beförderung der Verdauung ein wenig herumſpazieren laſſe, daß alſo auch die geiſtige Nahrung gewiß beſſer anſchlage, wenn man die Schüler hie und da ein wenig verſchnaufen laſſe. Das geſchah dann, und der Luile, der ſich redlich bemühte, gab in kurzem die ſchönſten Hoffnungen.

Die Oſterfeiertage durfte er daheim zubringen; der Präzeptor hoffte viel von einer gründlicheren Verdauung in dieſer Zeit, gab ihm übrigens einen Bogen Aufgaben zum Divertiſſement mit nach Hauſe. Die Mutter ließ ihrem Liebling, dem Sohne ihrer Hoffnung, einen doppelt reichlichen Oſterhaſen legen; der Vater freute ſich, doch ſelbſt noch vor der Konfirmation guten Samen bei ihm einſtreuen zu können: — da wird der arme Luile krank, nicht bedeutend, wie man hofft.

Der Vater ſchreibt: „Unter ſolchen Umſtänden wird wohl am beſten ſein, wenn ich meinen Sohn jedenfalls bis über die Konfirmation hier behalte.“ — „Keineswegs,“ ſchreibt der Präzeptor, „wenn Ludwig auch nur noch drei Tage vor der Konfirmation geſund wird, ſo müſſen Sie ihn hieher ſchicken; wir haben keine Minute Zeit zu verlieren, habe von hundertunddreißig Landexaminanden gehört. Will ihn zur Konfirmation ſicher nach Hauſe ſpedieren.“

Nun, acht Tage vor der Konfirmation iſt der Luile ſo gut und wird wieder geſund; er trifft gewiſſenhaft im Koſthauſe ein, wo ihn die Frau Präzeptorin mit warmem Thee, der Herr Präzeptor mit einer griechiſchen Repetition regalierte.

Alles iſt wieder im ſchönſten Gange, Buttmann, Scheller und Zumpt in ſtrengſtem Gebrauch; Luile ſoll redlich arbeiten, um am Samstag zur Konfirmation nach Hauſe zu reiſen. Da kommt am Donnerstag der arme Tropf aus der Rechenſtunde mit einem heftigen Froſt, ſo daß ihn die Frau Präzeptorin ſchleunigſt zu Bette beſorgt und für krank erklärt. Der Präzeptor ſendet am Donnerstag Botſchaft an Luiles Vater, daß ſein Sohn nicht kommen könne; da in das entlegene Dörflein, wo dieſer wohnt, keine tägliche Poſt geht, ſo werden zu dieſer Eilpoſt unterlegte Bettelbuben verwendet.

Am Freitag früh kommt mit umgehendem Boten der Konfirmationsſtaat des Luile, ein charmanter Frack und ein turmhoher Hut, den ein intelligenter Hutmacher aus einem alten Deckel des Papa zurecht gebügelt; die Frau Pfarrerin bittet aber dringend, wenn es ſich mit Luile beſſern ſollte, dieſen doch noch wohlverpackt ſamt ſeinem Staat im Eilwagen heimzuſpedieren. Am Freitagabend wird der Luile beſſer und die Frau Präzeptorin ſchickt ſchleunig ſeine Kleider wieder heim, da an dem Frack noch eine Kleinigkeit fehlt, mit der Botſchaft, der Luile werde am folgenden Tage nachkommen. Die Frau Pfarrerin iſt hocherfreut; ſie rührt Biskuit und wirkt Butterteig, um den Freudentag auch äußerlich feſtlich zu begehen und ſiehe da:

Freude hat ihr Gott gegeben!
Sehet, wie ein goldner Stern
Aus dem Model blank und eben
Schält ſich ihrer Torten Kern.

Eben will ſie ſchon zum voraus ihre Tafel aufs ſchönſte bereiten, holt das feine Damaſtzeug von der Mama und das ſilberne Beſteck, das noch vom Großpapa exiſtiert; ſiehe, da überſchreitet ein neuer Eilbote ihre Schwelle, deſſen Miene nichts Gutes verkündet. Angſtvoll erbricht ſie den Brief der Frau Präzeptorin: „Leider fürchte ich, daß Ihr Ludwig noch zu ſchwach zur Heimreiſe iſt; ich bitte daher ſeine Konfirmationskleider durch beifolgenden Expreſſen ſogleich wieder hierherzuſchicken.“ Du arme Mama, ſo iſt deine Freude wieder zu Waſſer geworden!

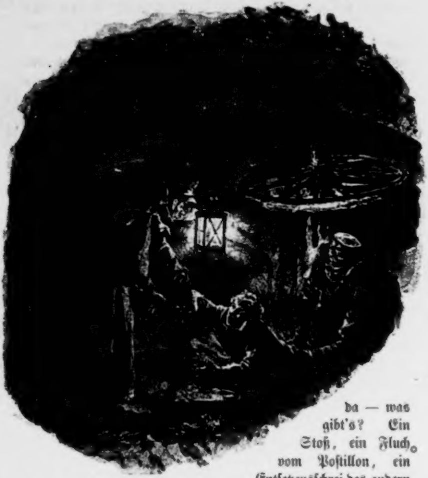
Der Bote mit den Kleidern iſt abgefertigt, da kommt der Mama ein neuer trauriger Gedanke: jetzt wird mein Luile in Schneckenburg konfirmiert und bekommt nicht einmal ein bißchen was extra; denn der Frau Präzeptorin iſt nicht zuzumuten, daß ſie zu der Mühe und Unluſt, die ſie hat, auch noch brotzeln und backen ſoll. Es kommt ihr immer ſchmerzlicher vor; ſie ſendet nach dem Springſpohn, einem armen Schuſter, dem ſeine flinken ſtets ſpringfertigen Beine dieſen Beinamen erworben; packt unter lebhafteſtem Widerſpruch der jüngern Kinder ſämtliches Backwerk in eine Schachtel und ſendet dieſe durch den Schuſter an die Frau Präzeptorin mit der Bitte, daß ſie ſich und dem Luile einen vergnügten Tag damit machen möchten.

Am Samstagabend aber fühlt ſich der Luile wieder beſſer und der Arzt meint, die Heimat wäre die beſte Kur für den armen Burſchen.

„In einer Viertelſtunde geht der Eilwagen, geſchwind, zieht den Ludwig warm an! Es reicht noch!“

Seine Kleider werden herbeigebracht, der Frack wohleingepackt in den Wagen geſchoben, wo aber iſt der Sonntagsrock? Luile fragt die Magd, die Magd fragt die Frau, die Frau fragt den Fritz, der Fritz fragt den Chriſtian, niemand weiß von dem Rock; Kiſten und Kaſten werden umſonſt durchſtöbert; endlich fällt's der Magd ein, ſie habe das Röcklein beim Ausklopfen am Kleiderſtock hangen laſſen, da werde es geſtohlen worden ſein. Neuer Jammer! Der Poſtillon bläſt, Luile wird mit ſeinem geflickten Werktagswams bekleidet, zur Konfirmation hat er ja den Frack; er wird in allerlei Mantelkrägen von zweifelhafter Geſtalt gehüllt und ſamt dem wohlverpackten Konfirmationsſtaat in den Eilwagen geſchoben.

Nun legte ſich der junge Dulder in die Ecke des Eilwagens zu behaglichem Schlummer; er glaubt am Ziele aller Schwierigkeiten zu ſein und träumt von ſeinem Mütterlein —



da — was gibt's? Ein Stoß, ein Fluch, vom Poſtillon, ein Entſetzensſchrei des andern Paſſagiers — der Eilwagen lag um und der Luile darunter.

Stockfinſtre Nacht, Jammern, Schreien, Fluchen! Endlich kommt eine Laterne; der Kondukteur zählte die Häupter ſeiner Lieben und zieht den Luile betäubt, mit Kot überzogen, aber doch unverletzt heraus.

Der Wagen iſt gebrochen, der Kondukteur und der Poſtillon, nachdem ſie ſich über die heilloſen Straßen ſatt geflucht, beſchließen, denſelben langſam zurückzufahren und raten den zwei

Paſſagieren, im nächſten Ort zu übernachten. Luile aber, ſonſt eine ſanfte fügſame Natur, tritt energiſch auf und erklärt, daß er heute noch nach Hauſe müſſe, da er morgen konfirmiert werde. Das ſieht denn der Kondukteur ein und nach vielen Drangſalen wird der ſchwergeprüfte Luile zum andernmal in einen Einſpänner gepackt.

Im Pfarrhaus in Großenderſperg lag alles in tiefer Ruh. Da ſchellte es um Mitternacht; die Pfarrerin fuhr im Schrecken aus dem Schlaf: „das iſt eine Unglückspoſt vom Luile!“ Zitternd macht ſie Licht und eilt hinunter; iſt's der Luile oder iſt's ſein Geiſt? Er ſelbſt iſt's, leibhaftig, zwar in kläglicher Geſtalt, aber doch mit ganzen Gliedern. Die Mama fragt nicht lange: „Gottlob, du biſt's! ach, Luile, was iſt das für ein Glück, daß du noch kommen kannſt!“ Sie bedient den Poſtknecht mit Wein, den Luile mit dem Lebenselixir der Schwaben, mit einer warmen Suppe, und bettet ihn ſo weich und warm, wie nur eine Mama einbetten kann. Der Papa hat indes gut und ſtark fortgeſchlafen.

Das Frühſtück am nächſten Morgen war ein Lichtpunkt in dieſer Drangſalswoche: „Heute denkt unſer Büble auch an uns,“ ſagte ſeufzend der Pfarrer; „Mama, wir wollen eben treulich für ihn beten!“ Siehe, da ſtreckt der Luile ſein ſchmales Haupt zur Thür herein und von Vater und Geſchwiſtern tönt ein fünfſtimmiger Jubelruf durchs Haus.

Nun aber ſollte er zur Kirche gerichtet werden. „Luile, wo ſind denn deine Kleider?“ fragte die Mutter. — „Ach, die werden in dem zerbrochenen Eilwagen geblieben ſein!“ — „Aber wo haſt du denn dein Sonntagsröckle?“ — „Ach, das iſt geſtohlen worden!“ — „Aber liebſte Zeit, wo iſt denn die Schachtel mit dem Backwerk, das ich der Frau Präzeptorin geſchickt habe?“ — „Ja, davon weiß ich gar nichts.“

Die Frau Pfarrerin verſtummte. Des Papas Röcke waren dem Luile ſiebenmal zu weit und in dem Wams konnte er doch nicht gehen. Endlich fiel dem kleinen Auguſtle ein, der Herr Baufälter ſei gewiß ſo dünn wie der Luile. Der Herr Baufälter war ein etwas leibarmer Unterlehrer, und ſein Röcklein ging dem Luile nicht ganz bis an die Knöchel.

So wurde der Luile in Herrn Baufälters Röckchen konfirmiert und mußte beim Mittageſſen mit einem Pfannkuchen vorlieb nehmen; damit waren ſeine Prüfungen zu Ende.

Den beſten Schmuck aber, ein frommes andächtiges Herz, hat er doch zu ſeiner Konfirmation getragen und ſeine Kleider haben ihn nicht zu ſehr angefochten; auch hat die Frau Präzeptorin gewiſſenhaft das Backwerk wieder zurückgeſchickt.

Die Zahl der Landexaminanden war im September auf neunzig geſchmolzen und der Präzeptor hatte den Luile nebſt ſechs andern ſiegreich durch die enge Pforte gebracht.

Der verſäumte Schmaus wurde in gloriöſer Weiſe eingebracht; der Luile iſt jetzt bereits Vikar und dreſſiert ſeines Pfarrers Buben zum Landexamen.

IV.

Eine einfache Liebesgeſchichte.

Was nicht heute, kann doch morgen werden,
Was nicht morgen, doch in wenig Tagen;
Darum, Seele, darfſt du nicht verzagen
Auf der weiten, wechſelvollen Erden.

Sä' und pflanze, laß den Himmel ſorgen,
Etwas hoffen magſt du, nichts erwarten;
Auch die ſpäte Blume ziert den Garten:
Trübem Abend folgt ein klarer Morgen.

Die vernünftige Menſchheit iſt ſchon lange darüber im klaren, daß uns die Vorſehung die größte Wohlthat erweiſt, die Zukunft mit dichtem Schleier zu verhüllen, und doch hat die unvernünftige Menſchheit ſeit unvordenklichen Zeiten Verſuche gemacht, dieſen Schleier zu lüften. Nicht zu reden von dem vermeſſenen Unfug des Tiſchklopfens, ſind die Arten und Weiſen dieſer Verſuche gar nicht aufzuzählen — Kartenſchlagen, Chiromantie, Punktierbüchlein, Bleigießen, Lichterſchwimmen, Goldringe am Faden, bis herab zu den unſchuldigen Gänſeblümchen und Grashalmen: dieſe alle ſollen uns aus der Schule plaudern von dem, was uns bevorſteht. Es iſt freilich vor allem eine Art von Geheimnis, um die der Menſch, zumal wenn er jung iſt, die Naturorakel befragt; ich habe noch nie davon gehört, daß ein Advokat den Ausgang eines Prozeſſes, ein Kriminalbeamter das etwaige Geſtändnis ſeines Inquiſiten, oder ein Kaufmann das Steigen der Wechſelkurſe an einer Marguerite abgezupft hätte; was man von den harmloſen Kindern der

Natur erfragt, das ſind meiſt ſüße und harmloſe Rätſel, deren Löſung keine wilden Stürme hervorruft, und wenn die Blume auf die Frage: Er liebt mich? beharrlich antwortet: „Gar nicht,“ ſo iſt das Leid, das dieſe Antwort erregt, ein ſtilles, wenig bemerkbares, gleich dem Leid der Blumen.

Wenn nun faſt alle Welt ſo neugierig iſt, ſolange es junge Herzen gegeben, ſo können wir's dem Pfarrtöchterlein von Eichhalde auch nicht verdenken, wenn ſie an einem ſchönen goldnen Frühlingstage in ihrem Garten ſaß und eine Handvoll Grashalmen hielt, die ſie mit großer Vorſicht zuſammenknüpfte, um zu ſehen, ob ein Kranz daraus werde; war ſie doch erſt achtzehn Jahre alt! — Wie roſig breitete ſich da noch die duftige Ferne vor ihr aus! Was für wunderſame Luftſchlöſſer lagen hinter den ſilberhellen Frühlingswölkchen, die am blauen Himmel ſchwammen! Mit der Freundin, die neben ihr ſtand, da war's ganz anders, die war zwanzig, die war total fertig mit dem Leben; man hätt's nicht denken ſollen, wenn man ihre roten Wangen und hellen Augen anſah, aber es war doch ſo. Wer's nicht glauben wollte, der durfte nur in das Heft ſchauen, worin ihre Gedichte verzeichnet waren; da ſtand eine Ode, an ſich ſelbſt gerichtet, zu ihrem zwanzigſten Geburtstag, in der ſich unter anderm folgende ſchöne Strophen fanden:

So ſteige empor denn
Aus tiefem Grabe,
Du ſelige Zeit der Vergangenheit!
Umblühet mich wieder
Als lichte Blumen,
Ihr goldenen Tage des Jugendglücks!

und fernerhin:

Du biſt ſo ruhig,
Nicht Schmerz iſt's, noch Wonne,
Nicht Wunſch, noch Hoffen,
Die dich bewegen
— — — — — — — — — — —
Es blieb dir nur die verglühete Aſche:
Die ſchmerzet nicht, aber ſie leuchtet nicht mehr.

Die hatte demnach aufgehört, Gänſeblümchen auszuzupfen; ſie band auch keine Kränze von Halmen; aber ſie ruhte neben dem roſigen Kinde im Graſe unter einem breitſchattigen Nußbaume und ließ ſich's gefallen, daß der klare, warme, ſüße Erdenfrühling ihr erſtorbenes Herzchen noch einmal wiegte auf ſeinen weichen Schwingen, obgleich des Lebens Mai ihr abgeblüht hatte, und ſah mit wehmütigem Lächeln, wie Antonie die Hand öffnete und triumphierend die Halme emporhielt: „Da ſiehſt du, der ſchönſte Kranz!“ — „Ach, liebes Herz, ich wollte dir's ja ſo gönnen!“ ſagte Agnes, die kühle Freundin; „aber du gibſt dir zu viel nach, und es wird ja doch in Ewigkeit nichts.“ In Antoniens blaue Augen traten Thränen, als ſie erwiderte: „Das weiß ich ja ſelbſt, und er hat auch noch kein Sterbenswörtchen zu mir geſagt; ich glaube nicht einmal, daß er viel an mich denkt, nur ein wenig. Ich habe ja auch nur gefragt, ob er noch einmal herüberkomme, das iſt doch keine Sünde.“ — „Gewiß nicht!“ lächelte Agnes, „ich glaube auch gern, daß du ihm wichtig biſt; aber es könnte ja doch zu nichts führen, und ich möchte dich ſo gern vor der Täuſchung bewahren.“ — „Ich weiß alles, alles, und ich bin geſcheiter als du glaubſt; laß mir aber nur die Freude! es wird ja bald vorbei ſein. Er iſt nicht mehr lange hier und ich habe nur den einzigen Wunſch, recht Abſchied von ihm zu nehmen, weißt du, ſo ganz recht und ernſtlich; ich habe es nie ertragen können, wenn man ohne Abſchied voneinander geht, und wenn's die gleichgültigſten Menſchen ſind. Dann will ich ja gar nichts mehr, gar nichts!“ Und ſie hatte eben wieder ein neues Bündel Halme in der Hand, um zu fragen, ob ſie ihn auch ſpäter wiederſehen werde.

Und wer war er denn, der Gegenſtand dieſer jungen, unausgeſprochenen Liebe, die beſtimmt ſchien, in der Knoſpe zu welken? Ach, ein dreifaches Mißgeſchick ſchien ſeine Hoffnungsloſigkeit zu beſtätigen: er war arm, er war Ausländer, und —

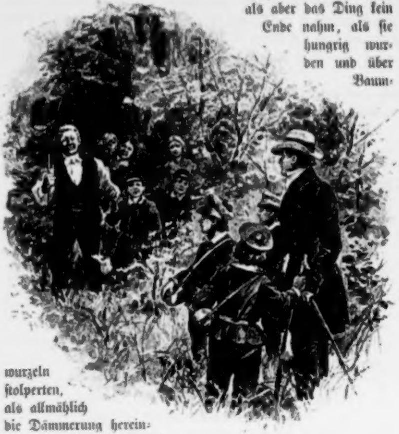
er hatte kein Examen gemacht. Fällt ja nach dieſem letzten Schreckenswort noch kein verdammendes Urteil über ihn: „Alſo ein Thunichtgut, oder gar ein Demokrat und Freiſchärler!“ Ach nein, er war ein fleißiger Student geweſen, ſeiner Mutter Stolz und Hoffnung; er hatte die wohlfeilſte Univerſität ausgeſucht und lebte ſo ſparſam als möglich, 1. b. konnte ihm gar nicht fehlen; — aber die Mutter ſchrieb ihm eines Tags die Schreckenspoſt, daß ſie bei dem Falliment eines Bruders faſt all ihr Vermögen verloren, und ohne Klage und Frage brach Wilmſen ſeine Studien ab, und bemühte ſich um irgend eine Stelle, die ihm wenigſtens möglich machen ſollte, ſich ſelbſt zu erhalten.

Seine Zeit hatte er redlich benützt und war reich an ſchönen Kenntniſſen; ſeine guten Zeugniſſe verſchafften ihm eine ziemlich einträgliche Hofmeiſterſtelle bei einem Baron, aber was weiter? Er hatte kein Examen gemacht, und ohne dies Zauberwort blieben ihm alle Pforten zu Amt und Würde daheim und in der Fremde verſchloſſen.

Er ſelbſt fühlte dieſen fürchterlichen Mangel nicht ſo tief; er war ſich ſeiner friſchen Kraft bewußt, und die Welt kam ihm noch ſo groß und weit vor: es mußte ein Plätzchen für ihn geben, da oder dort.

Inzwiſchen nahm er ſich ſeiner jungen Eleven treulich an, konjugierte und deklinierte, zeichnete und turnte mit ihnen und machte ſich ſo beliebt, daß ihm der Herr Baron herzlich gern die beſte Stelle für die Zukunft zugeſichert haben würde — wenn er nur eine zu vergeben gehabt hätte.

Dieſen Sommer ſollte er mit ſeinen jungen Burſchen auf einem kleinen Landgute unweit von Eichhalde zubringen. Er freute ſich herzlich darüber; er war ſo jung, und wurde ſelbſt zum fröhlichen Knaben mit den Kindern, denen ihr junger Hofmeiſter ganz ungemein wohlgefiel. Er gab Ferien genug und ſtellte während derſelben mit ſeinen Zöglingen Streifzüge und Entdeckungsreiſen in die Gegend an, auf denen er zur Beruhigung ſeines Gewiſſens praktiſche Kurſe in Geographie, Geologie und Botanik gab. Bei einer ſolchen Tour hatten ſie ſich verirrt, ſo wenig dies die zahme Gegend befürchten ließ. Der Wald, den ſie ſo ganz ſorglos betreten hatten, ſchien ſich ins Unendliche auszudehnen, Wilmſen glaubte jeden Augenblick einen Ausweg zu finden und kam doch immer tiefer hinein; den Buben machte es anfangs Spaß; als aber das Ding kein Ende nahm, als ſie hungrig wurden und über Baumwurzeln ſtolperten, als allmählich die Dämmerung hereinbrach, da nahm der Mut ab, und wie mit einem Schlage brachen zwei der jungen Abenteurer in ein ganz jämmerliches Geheul aus; nur Guſtav, der jüngſte, ſagte mit Lachen: „Gelt, Herr Wilmſen, jetzt ſchlafen wir unter freiem Himmel?“



Bald hätte der Hofmeiſter ſeinen Zöglingen Geſellſchaft geleiſtet aus purem Aerger, daß er in einem ſo geringen Walde verirrt ſei; da hörten ſie Menſchenſtimmen. Willkommener Laut! Eine ſeltſame Karawane brach durch die Zweige. Eduard, der älteſte, fragte leiſe ſeinen Hofmeiſter: „Sind das Zigeuner oder Menſchen?“ Voran zog ein ältlicher Herr, ohne Rock, ſeinen Hut gleich einer Freiheitsmütze auf einem Stock tragend; nach ihm kamen zwei Buben, die des Vaters Rock, ebenfalls an einem Stock, miteinander trugen, wie Joſua und Kaleb die große Traube; ferner eine freundliche Frau, die, ſelbſt ermüdet, einen dicken kleinen Jungen ſchleppte, der fortwährend ſchrie: „Mama, gaga (tragen)!“ Zuletzt aber kam das Beſte: eine ſchlanke Mädchengeſtalt in blauem Kleide, den Strohhut am Arm, daneben noch mit etlichen Taſchen und Regenſchirmen beladen; ihre Haare, die in halb aufgelöſten Locken um das fein gerötete Geſicht flogen, hatten den leichten Goldſchnitt, den man als altdeutſche Haarfarbe zu bezeichnen pflegt, ihr Teint aber auch das blendende Weiß und zarte Rot, das ſolch altdeutſchen Haaren beigegeben iſt; kurz eine äußerſt anmutige Erſcheinung, die den letzten Teil von Eduards Vermutung, daß es Menſchen und keine Zigeuner ſeien, doch wahrſcheinlicher machte.

Die zwei Streifkorps, die von entgegengeſetzten Seiten ſich Bahn gebrochen hatten, ſahen ſich erſtaunt an, namentlich die beiderſeitigen Buben mit ziemlich feindſeligen Blicken. Die Anführer verſtändigten ſich bald; der ältliche Herr war der Pfarrer von Eichhalde, ein großer Freund von zwangloſen Waldſpaziergängen en famille, der ſoeben auf einer ſolchen Vergnügungstour mit den Seinigen verirrt war; auch Wilmſen teilte ſein Schickſal mit, und der Pfarrer hoffte, es werde nicht ſo ſchwer ſein, ſich herauszufinden, obgleich der Wald bedeutender ſei, als der Herr Hofmeiſter glaube. Dem gutmütigen Dölfele (dies war der Beiname des getragenen Bengels) war indes doch eingefallen, es ſei eine Schande vor den großen Buben, wenn er ſich noch tragen laſſe, und er befreite die Mama von ſeiner Laſt. Dieſe ſchlug vor, ſich am nächſten beſten Plätzchen niederzulaſſen und den Reſt des Mundvorrats zu verzehren; damit waren alle einverſtanden, nur die Pfarrbuben machten etwas lange Geſichter, daß man den Vorrat noch mit den Fremden teilen ſollte. Der Vater gab ihnen ihre Portion Brot und Kirſchen und befahl: „So, ihr Buben, ſucht euch da hinten Platz und ſchließt Freundſchaft miteinander!“ Die Pfarrbuben ſchienen aber ernſte, ſinnige Gemüter zu ſein, die ſich laut pſychologiſcher Erfahrung nicht ſchnell der Freundſchaft erſchließen; ſie machten, was man im gemeinen Leben Bocksköpfe nennt und ſchoben den Fremden ihren Anteil mit einigem Knurren zu.

Bei der erwachſenen Bevölkerung ging's raſcher mit der Freundſchaft; der Pfarrer war ein grundgeſcheiter, lebenserfahrener Mann, die Pfarrerin ſo recht mütterlich, Vertrauen erweckend, und Wilmſen hatte bei aller Geiſtestiefe, die aus ſeinen ſchwarzen Augen blickte, eine faſt kindliche Beſcheidenheit, einen ſo herzlich guten Willen, ſich belehren zu laſſen, daß Vater und Mutter im Augenblick von ihm hingenommen waren. Der gutmütige Dölfele hatte ſich zur Mama gemacht und nahm ihr die Biſſen noch aus dem Munde, als er mit ſeiner Portion fertig war; das Töchterlein aber ſaß auf einem Baumſtumpf mit dem Kirſchenkörbchen auf dem Schoß und lud ſo freundlich ein zu eſſen, wer noch etwas haben wolle, da es ihr ſelbſt ſo wohl ſchmeckte, daß Wilmſen nicht widerſtehen konnte.

Nun die Mannſchaft geſtärkt war, forderte der Pfarrer zu gemeinſamem Vordringen auf und zeigte darin eine äußerſt zähe Beharrlichkeit, ohne Rückſicht freilich auf Kleider und Hüte; Antonie hielt ſich in der Nachhut und ſteckte in aller Stille die mehr als aufgelöſten Locken auf, was kaum vollbracht war, als Wilmſen ihr ſchüchtern ſeinen Arm anbot.

„Draußen!“ ſchrie triumphierend Pfarrers Aelteſter, und durch Dornen und Geſträuche brach ſich die übrige Schar Bahn und begrüßte wieder das offene Land und das heimatliche Eichhalde, wo bereits die Lichter brannten und der trauliche Rauch vom Abendeſſen aus den Häuſern aufſtieg.

Es war wirklich zu ſpät, aufs Schloß zurückzukehren, und zu großem Vergnügen ſeiner Zöglinge ließ ſich Wilmſen bereden, im Pfarrhauſe zu übernachten und einen Boten ins Schlößchen abzuſenden. Unter dem eigenen Dache angekommen, erwachte auch in den Pfarrbuben ein mehr gaſtlicher Sinn; ſie zeigten den Fremden ihre Reichtümer: ein Eichhörnchen und eine lebendige Goldeule, und ſchlugen ſich faſt darum, welcher von ihnen auf dem Boden ſchlafen dürfe, um ſein Bett einem der Gäſte einzuräumen.

So war in der Kinderſtube die Freundſchaft bald im ſchönſten Gange, faſt ſo ſchön wie im Wohnzimmer, wo der Gaſt wie ein Sohn des Hauſes zwiſchen Vater und Mutter ſaß und Antonie freundlich und unbefangen wie eine Schweſter ihn bediente. Nur wenn ſeine wunderbar dunkeln Augen ſich auf ſie hefteten, ſenkte ſie die ihren und wurde ſtiller als zuvor.

Von dieſem Tage an nahm die neue Bekanntſchaft den beſten Fortgang; es wurden nach Anleitung des Pfarrers die großartigſten gemeinſamen Spaziergänge unternommen, auf ebenen und rauhen Wegen, übers Gebirge und durch Schluchten. Wilmſen wurde allen ſo lieb, daß ſich ſogar der unvermeidliche Dölfele, den der Vater nie daheim laſſen wollte, von ihm tragen ließ. Mit Staunen fand Wilmſen bei Antonie unter ihrem höchſt einfachen Benehmen und faſt noch kindiſchen Weſen einen reichgebildeten Geiſt, ein für ihr Geſchlecht und ihre Jahre ſeltenes Wiſſen. Die natürliche Strebſamkeit, die ſich bei allen aufgeweckten Mädchen zeigt, aber gewöhnlich bald in Kleinlichkeit verflüchtigt, hatte der Vater mit faſt pedantiſcher Strenge in ernſte beſtimmte Bahnen geleitet, und Antonie hatte das geiſtige Gebiet mit aller Herzensfriſche und Lebendigkeit ihrer Natur ergriffen. Daneben wehte aber im Hauſe eine ſo geſunde Lebensluft, die Mutter zeigte ihr ſo ganz das Bild echter demütiger Weiblichkeit, welche alle Kraft eines Geiſtes und Gemüts, die ſie zum Herrſchen befähigt hätte, nur anwandte, um in Liebe zu dienen, daß keine Spur von Pedanterie oder Verbildung bei ihr war.

In Wilmſen kam ein neuer Geiſt durch dieſe Bekanntſchaft. Entmutigt durch die unfreiwillige Unterbrechung ſeiner Studien, hatte er in letzter Zeit ſein geiſtiges Kapital etwas brach liegen laſſen und ſich mit der Erfüllung ſeines Berufs begnügt; jetzt aber fühlte er ſich zur möglichſten Anſtrengung gedrungen, um ſeiner Freunde wert zu ſein. Er benützte den Rat des vielerfahrenen Pfarrers für ſeine Studien; wenn er's auch nicht zu dem unentbehrlichen Examen bringen konnte, ſo wollte er doch aus ſich machen, was möglich war. Er arbeitete mit äußerſtem Fleiß und faßte daneben die Treue in ſeinem Beruf von einer viel höheren Seite auf als zuvor.

Nicht zu oft vergönnte er ſich die Lichtpunkte in dieſem pflichtgetreuen Leben, die Beſuche im Pfarrhauſe; dann aber genoß er auch rückhaltslos mit kindlicher Freude den guten Tag.

Die Pfarrerin, obgleich ſie eine mütterliche Vorliebe für ihn hatte, ſah doch mit einiger Sorge die unvermeidliche Annäherung der zwei jungen Weſen, die ſo ganz für einander geſchaffen ſchienen. „Meinſt du nicht, wir ſollten die Antonie eine Weile fort thun?“ fragte ſie den Mann; „ſie könnte ja zu Agnes in die Stadt.“ — „Warum?“ — „Je nun,“ ſagte die Mutter etwas zögernd, „der Wilmſen kommt oft; es kann faſt nicht anders ſein, als daß er ihr gefällt.“ — „Was dann?“ fragte der Vater. — „Nun, und ich glaube — wenn ſie gleich noch ſo ein Kindskopf iſt —, ſie gefällt ihm doch auch . . .“ — „Was dann?“ — „Wie kannſt du doch ſo fragen? Ich hätte ja nichts dagegen, aber er hat auf der Gotteswelt keine Ausſichten und iſt kaum zwei Jahre älter wie ſie; ſollen ſich die Kinder in ein ausſichtsloſes Verhältnis einlaſſen und am Ende daran zu Grunde gehen?“ — „Gehen nicht zu Grunde,“ ſagte der Vater phlegmatiſch: „laß du ſie machen und ſtör' ſie nicht! behalt ſie nur in der Stille im Aug'!“ — „Wenn aber dieſe Liebe genährt wird, und ſie kommen doch nicht zuſammen?“ — „So ſterben ſie auch nicht dran. Es ſoll nichts geſchehen, das ſie ſteigern kann, und bei einem guten Kinde wie Antonie kommt's nicht einmal zur Erklärung ohne unſer Wiſſen. Soll's ſein, ſo kann es Gott durchführen; ſoll's nicht ſein, ſo iſt an einer ſolchen Liebe noch keine geſunde Natur zu Grunde gegangen. Laß ſie machen!"

Und man ließ ſie machen, keine unzarte Hand wiſchte den leiſen Duft von dem keimenden Gefühl, deſſen ſie ſich lange, lange ſelbſt nicht bewußt waren. Blumen und Sterne, Dichtung und Geſchichte, alles Schöne und alles Große im Leben gab den Stoff ihrer Geſpräche, und in aller Fülle unausgeſprochener Seligkeit wiegten ſie ſich an jedem Abend zur Ruhe und erwachten ſie an jedem Morgen. „Er iſt ja noch ſo jung und hat gar keine Ausſichten," war Antoniens Beruhigungsgrund bei ſich ſelbſt, wenn ihr die Sache gefährlich ſchien, und mit denſelben Gründen bewies ſich Wilmſen, daß er unmöglich an etwas Ernſteres denken dürfe.

Da kam Agnes zum Beſuch, Antoniens Herzensfreundin, und was ſie in Briefen nur angedeutet erfahren, das goß jetzt Antoniens überſtrömendes Herz in ihre Bruſt aus, und ſo gern Agnes die Freundin vor dem Leid hoffnungsloſer Liebe bewahren wollte, ſie konnte nicht hindern, daß Antonie in dieſen Mitteilungen ſich ſelbſt klar wurde, und darum gönnte ſie ihr wenigſtens das Glück, ihre ſchüchterne Liebe gegen ſich ausſprechen zu können.

Auch Wilmſen konnte die Augen nicht zu lange vor ſich ſelbſt verſchließen; aber mit der klaren Erkenntnis ſeiner Liebe reifte in ſeiner jungen Seele ein männlicher Entſchluß: er wollte ſeine ſüße Blume nicht binden an ein hoffnungsloſes Verhältnis; ſie ſollte nicht alle Pein eines vielleicht vergeblichen Ringens nach einer geſicherten Exiſtenz mit ihm teilen; — ſein ſollte die Arbeit ſein, die Mühe und das Streben, und wenn er eine Frucht errungen, dann erſt wollte er ihr ſie bieten. Und obwohl er ſie liebte wie ein Jüngling, innig, rückhaltslos und glühend, ſo hat er ſich doch Wort gehalten wie ein Mann.

Einen herrlichen Frühling, einen ſchönen Sommer und einen traulichen Winter hatte die goldene Zeit gewährt; nun kam der Frühling wieder ins Land und mit ihm das Scheiden.

Der Baron, der ſich indes im Auslande aufgehalten, nahm nun ſeinen Wohnſitz in einer größeren deutſchen Stadt, und beſchied dahin den Hofmeiſter mit ſeinen Söhnen. Wilmſen war dies lieb, da er dort mehr Mittel zum Fortſtudieren fand, aber

ach, Scheiden und Meiden thut weh!

Eben im Vorgefühl dieſer Trennung trafen wir Antonie, wie ſie Grashalme knüpfte. Der Baron war zur Zeit ſelbſt auf dem Schlößchen; ſo war Wilmſen lange nicht mehr herüber gekommen, und ſie wußte nicht, ob ſie ihn nur noch ſehen würde.

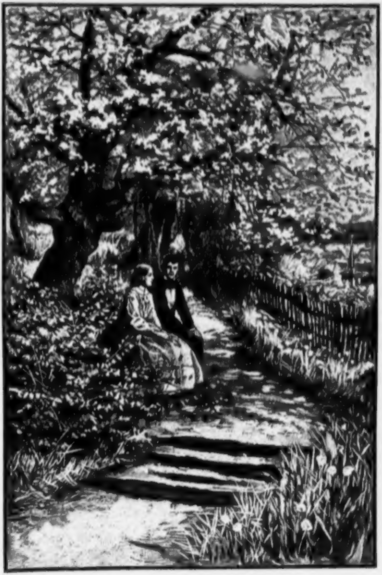
Im Pfarrhauſe ſelbſt war nicht mehr alles ſo friſch und fröhlich wie im vorigen Jahre. Der Pfarrer war leidend und ſein Uebel nahm trotz aller Hilfe und Pflege zu; ſo lag denn auf Antoniens heller Seele ein Schatten, der ihr auch die nahe Trennung in noch trüberem Lichte erſcheinen ließ.

Sie wollte das müßige Spiel aufgeben und dachte ans Heimgehen; nur noch die große Marguerite, die ihr faſt von ſelbſt in die Hand fiel, mußte ſie fragen: „Kommt er heut noch? kommt er nicht?“ Sie hatte noch nicht vollendet, als die Mädchen einen feſten elaſtiſchen Schritt hinter ſich hörten und eine wohlklingende tiefe Stimme „guten Abend“ ſagte. Sie fuhren auf, Antonie war mit tiefer Glut übergoſſen: „Es iſt ſchön, daß Sie noch kommen,“ brachte ſie endlich heraus. „Meine Jungen ſind im Hauſe drin; mir hat die Mutter erlaubt, Sie hier abzuholen,“ erwiderte er faſt ebenſo ſchüchtern; „ich habe in dieſem Frühling Ihren Garten noch gar nicht geſehen.“ Derſelbe lag an einer Anhöhe. Sie gingen langſam weiter und Antonie führte den Freund noch an ihren Lieblingspunkt, eine Moosbank im Gebüſch, von der man hinunterſah in das grüne Thal und auf den klaren Bach; hinüber auf den junggrünen Wald, wo ſie ſich zuerſt geſehen; hinaus in die weite blaue Ferne, wo ſie ſich ihn bald denken mußte. Es war ihr einziger Wunſch geweſen, hier noch mit ihm zu ſtehen, dann war ja das Plätzchen geweiht für immer! Agnes hatte erſtaunlich viel mit den Blumenrabatten zu ſchaffen; freilich hielt ſie eine Erklärung zwiſchen den beiden für entſetzlich unklug; aber ſie mochte ihnen doch die Freude gönnen, darum ließ ſie ſie gern allein. Sie waren allein, allein mit ihren vollen jungen Herzen, allein in der herrlichen jungen Frühlingswelt, allein in dem Angeſicht einer langen Trennung. Die Bäume ſchüttelten ihre Blüten auf ſie herab, die milden Lüftchen ſchienen Botſchaft tragen zu wollen,

„Nachtigallen immer lauter
Flöten von den grünen Zweigen,
Gleich als wollten ſie verraten,
Was die beiden ſich verſchweigen.“

Aber die Roſe zu ihren Füßen hielt ihre Knoſpe noch keuſch verſchloſſen, ihre Stunde war noch nicht gekommen, ſo leuchtend auch der Lenz um ſie aufgegangen war; und ſo trugen auch ſie ihres Lebens ſchönſte Blüte wieder in verſchloſſener Knoſpe heim. „Wenn Sie da oben ſtehen, ſo denken Sie auch an Ihre entfernten Freunde!“ bat Wilmſen, und Antonie ſagte: „O, gewiß!“ Das war alles, und ſie gingen ſchweigend nach Haus, wo der Abend dem ſcheidenden Freunde zu Ehren noch feſtlich gefeiert werden ſollte.

Noch einen Wunſch hatte Antonie: wenn er ihr nur in ihr Album geſchrieben hätte! Jeden andern viel entfernteren Bekannten hätte ſie darum gebeten, aber ihn! o, um keinen Preis! Da kam die Rede zufällig auf hübſche Tiroleranſichten, welche ſie darin hatte, und der Vater befahl ihr, es zu holen. Nun gab ſich's ja von ſelbſt, und Agnes, die immer noch nicht klar war, wie es mit den Gefühlen des jungen Hofmeiſters in Bezug auf Antonie ſtand, erwartete mit äußerſter Spannung, was er wohl geſchrieben habe. Es waren nur die Strophen von Heine:



Antonie führte den Freund noch an ihren Lieblingspunkt, eine Moosbank im Gebüſch, von der man hinunterſah in das grüne Thal und auf den klaren Bach. (S. 199.)

Du biſt wie eine Blume
So hold, ſo ſchön und rein,
Ich ſchau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein, ſo ſchön und hold.

So hatte er wieder geſchwiegen. Er bat den Vater um Erlaubnis, ihm über ſein Ergehen hie und da ſchreiben zu dürfen, und nun ging's ans Scheiden. Er hielt Antoniens Hand in der ſeinen, ſeine Stimme zitterte; dann aber ſagte er ſein: „Leben Sie wohl!“ mit feſter Stimme, und niemand wehrte, als er fort war, Antonie ihr ſtilles Kämmerlein, wo ſie ihm nachſehen und nachweinen konnte.

Am andern Morgen waren ihre Augen wieder hell und ſie war bald das alte, gute, heitere Kind. Der Himmel war ſo blau und die Erde ſo ſchön, ſo goldene Wölkchen zogen in die Ferne hinaus; ſie hatte ihre Zukunft in die Hand des Vaters gelegt, der das Steuer führt, warum hätte ſie nicht fröhlich ſein ſollen?

Agnes, die inzwiſchen auch wieder abgereiſt war, hatte als treue Freundin viel und viel an dieſe zwei jungen Herzen denken müſſen, denen kein Erdenglück beſtimmt ſchien; ſie ſandte Antonien ein kleines Gedicht, mit dem ſie hoffte, ſie allmählich zu der unvermeidlichen Reſignation zu bringen; aber ſo entmutigend es lautete, es mahnte ſie doch an ihn, an ihre Liebe, und Antonie ſang es glückſelig vor ſich hin, als ob es die herrlichſte Verheißung enthielte:

Will der junge Lenz beginnen,
Iſt dir's Lenz im Herzen drinnen?
Wiegt im ſonnig blauen Raume
Sich dein Herz in ſüßem Traume?

Sinnend pflückſt im jungen Lenze
Du von Halmen leichte Kränze,

Glück und Hoffen ſoll dir's bringen,
Wenn ſie ſich zum Kranze ſchlingen.

Ob ſie auch zum Kranz ſich ſchließen,
Bald liegt er dir welk zu Füßen:
Traurig Bild von jungem Glücke,
Das nur währet Augenblicke.

Nicht zu blüh'nden Myrtenzweigen
Wollen ſich die Gräſer beugen,
Nicht zum Ring von ſchwerem Golde,
Der dein Glück beſiegeln ſollte.

Klage nicht! das Gold kann drücken,
Wenn verglühet das Entzücken;
Auf die grüne Myrte trübe
Blicket oft erſtorbne Liebe.

Klage nicht, iſt auch hienieden
Dir nur flüchtig Glück beſchieden!
Einen Frühling wird es währen,
Kannſt du Schöneres begehren?

Wenn dein Morgenſtern ſich neiget,
Weil des Mittags Sonne ſteiget,
Wenn der Jugendträume Prangen
Gleich dem Graſe dir vergangen:

Senk' dann ein im tiefſten Herzen
Deiner Liebe Glück und Schmerzen;
Laß ſie harren dort verborgen
Auf des ew'gen Frühlings Morgen!

Deiner Hoffnung welke Halmen
Werden unter Edens Palmen,
Schön erblüht zu ew'gen Kränzen,
Herrlich dir entgegenglänzen!

Es gibt noch ein ſchwereres Scheiden als das von zwei jungen Herzen, die reich ſind an Hoffnung, an Liebe und Lebensmut.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Pfarrer war geſtorben. Antonie hatte ihres Vaters letzte Segensworte gehört und ſeine Augen zugedrückt; ſie war ausgezogen mit der Mutter und den Geſchwiſtern aus der guten, lieben, alten Jugendheimat, mit der ihr innerſtes Sein und Denken verwachſen war; aus dem Hauſe, in dem jedes Eckchen belebt war von traulichen Erinnerungen, von dem Garten, in dem jeder Baum, jede Blume ihr eigen gehörte, weil ſie an alle ſchon ihre lieben Gedanken geknüpft.

Es war überwunden und Antonie war keine Natur, die ſich auflöſt in endloſer Wehmut.

Sie war des Vaters Liebling geweſen; ihrer bildſamen Seele hatte er den Stempel ſeines eigenſten Weſens aufgedrückt, und es war, als ob in ihrem Herzen, neben der demütigen Kindesliebe zu der Mutter, auch noch die ſchützende ſtärkere Liebe des Vaters erwacht wäre. Sie war nicht nur der Mutter Troſt, ſie war ihr Rat und ihre Stütze.

Antonie erfuhr auch, daß liebe Gedanken und ſüße Erinnerungen nicht eben ausſchließlich an Ort und Stelle gebunden ſind, wie eng ſie auch oft damit zuſammenhängen mögen. Der junge Freund war indes nicht ſtumm geweſen, und der Vater hatte ſich bis in die letzten Tage noch erfreut an ſeinen Briefen voll Kraft und Friſche. Seine Worte, in denen ſich die innigſte Kindestrauer um den verſtorbenen Vater ausſprach, waren der Mutter die liebſten und tröſtlichſten von allen Beileidsbezeigungen. Aber nicht eine Silbe ſtand im Briefe, die mehr als dies ausgeſprochen hätte.

Es lag nicht in Antoniens Natur, lange thatlos dazuſitzen in der Mutter Witwenſtübchen. Die Brüder waren gut untergebracht in Schulen und Lehrſtellen; die Mutter wohnte bei einer töchterreichen Tante, wo ſie Umgang und Pflege für alle Fälle fand. Antonie wünſchte ihre junge Kraft, ihre geiſtigen Fähigkeiten in weiterem Kreiſe zu üben und hoffte dadurch auch Mittel zu gewinnen, der Mutter die Erziehung der Brüder zu erleichtern.

Es iſt ein eigentümliches Zeichen der Zeit, dieſer Zug, der in unſern Tagen die Mädchen vom Herde der Mutter hinaustreibt in die Fremde, gar oft in Fällen, wo es nicht die Notwendigkeit fordert. Während Novellen und wahre Darſtellungen wetteifern, uns die Laufbahn einer Gouvernante als ein ödes, freudloſes, faſt geächtetes Daſein darzuſtellen; während von zehn, die hinausziehen, kaum eine anders als mit gebrochenem Lebensmut und zerfallener Geſundheit zurückkehrt, glaubt doch heutzutage noch jede, die etwas mehr als buchſtabieren kann, ſich zur Erzieherin berufen.

Gewiß wurzelt dieſer Drang nicht allein in der Sucht nach neuem, in dem Streben nach neuen Pflichten, lange ehe man ſeinen alten genügt, ſondern auch in einem geſunden, kräftigen Lebenstrieb, dem das gewöhnliche Hindämmern zwiſchen Weißſticken, Viſiten und Kokettieren unſrer Mädchenwelt nicht genügt, und wir dürfen hoffen, daß mit der Zeit durch Erziehung und geſellige Stellung dieſer Trieb in eine ebene, natürliche Bahn geleitet wird.

Auch Antonie leitete dieſer Zug; eine deutſche Lehrerin wurde an einem engliſchen Inſtitut geſucht, und ſie entſchloß ſich, trotz ihrer Jugend, es mit dieſer Stelle zu wagen. Die Mutter ließ ſie gewähren; das wäre gewiß in des Vaters Willen gelegen, und wie ſie ihm im Leben all ihren Willen demütig und doch in freier That hingegeben hatte, ſo ſtrebte ſie auch jetzt noch, ganz in ſeinem Sinn zu leben: die echte Treue bis übers Grab.

Nun wird genäht und geſchafft, um Antonie für die neue Laufbahn anſtändig auszuſtatten, die Mutter ließ es an nichts fehlen, „es iſt ja des Kindes Ausſteuer“. Die Tante und ihre Töchter halfen eifrig mit, man war ungeheuer bemüht, daß alles doch recht engliſch ausfalle; natürlich, wir guten Deutſchen ließen uns womöglich auf jeder Grenze umſchmieden, um doch ja überall einem Eingebornen gleichzuſehen, während wir jeden ausländiſchen Schnupftuchzipfel bewundern. Kommt ein Engländer oder Franzoſe zu uns, ſo gäbe man den Finger von der Hand für ein franzöſiſches Kalb oder einen engliſchen Ochſen, nur um ſie, würdig ihrer Nationalität, bewirten zu können; wir dagegen eſſen im Ausland mit Genuß rohes Fleiſch oder zerhacktes Gemengſel, nur weil es ſo engliſch und ſo franzöſiſch iſt.

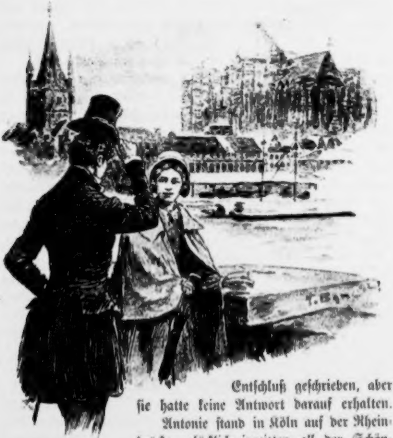
Die Ausſteuer war fertig; zierlich aufgeſchichtet und pünktlich gezeichnet lag alles bereit. „Ich weiß nicht,“ ſagte die naive Tante, „die Ausſteuer da kommt mir vor wie die Hochzeit von einem katholiſchen Pfarrer; wärſt lieber hier geblieben, Tonele! Wenn ein Mädchen Gouvernante wird, iſt's halt, wie wenn ſie ins Kloſter ginge.“ — „Ei, wer mich lieb hat, holt mich auch aus England!“ lachte Antonie übermütig. Die Tante, die gar nichts von dem jungen Freund wußte, ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Schatzenkind, du bildeſt dir zu viel ein; die Männer bemühen ſich kaum mehr eine Treppe herauf um eine Frau, geſchweige denn, daß ſie nach England gingen.“ — „Ei, ſo ſollen ſie daheim bleiben!“ rief heiter Antonie, „darum will ich mir keine trüben Augen gucken.“

Der Abſchied war vorüber; der zauberiſche Hauch, der ſie anwehte aus der „weiten, weiten Welt“, hatte Antonie die heißen Abſchiedsthränen getrocknet, und der ſorgloſe Reiſemut kam über ſie, der ſogar das ängſtliche Gemüt beim Beginn einer Reiſe überſchleicht, und Antoniens gehörte nicht zu den ängſtlichen.

Es war ſo ſchön in der Welt draußen, und ſie hatte ſo glückliche Augen, alles Schöne zu ſehen. Jedermann war ſo freundlich und Antonie hatte bei ihrem mädchenhaften ſchüchternen Ausſehen doch eine ſolche ruhige Sicherheit im Verkehr, daß ſie gar nicht erfuhr, was Reiſeunannehmlichkeiten ſind.

Und nun kam der Rhein, der blaue Rhein! und alle Rheinſagen, Balladen und Romanzen, die ſie und Agnes zuſammen deklamiert oder die der „junge Freund“ ſo ſchön zur Guitarre geſungen, zogen ihr durch den Sinn, als ſie ſo hinuntergleiteten. Und am Rhein war ſeine Heimat!

Wo er in dieſem Augenblick war, wußte ſie nicht beſtimmt; er hatte ſeine Hofmeiſterſtelle verlaſſen und die eines Sekretärs bei einem Fürſten angenommen. Die Mutter hatte ihm ihren



Entſchluß geſchrieben, aber ſie hatte keine Antwort darauf erhalten.

Antonie ſtand in Köln auf der Rheinbrücke, glücklich inmitten all der Schönheit, aber allein, und ein leiſes Heimweh überſchlich ſie nach einer einzigen Seele, die die Herrlichkeit mit ihr teilen könnte. „Guten Abend,“ tönte es hinter ihr; ſo gab es nur eine Stimme, nur eine einzige! — ſie blickte auf und ſah in die dunkeln Augen, die ihr ſo oft lieber und leuchtender geſchienen als Sonnenſchein und Sternenlicht.

Er hatte die Zeit ihrer Durchreiſe vermutet und war gekommen, um ſie zu erwarten. Daß er ſechs Meilen weit herkam und ſchon ſeit drei Tagen wartete, ein Aufenthalt, der ſich kaum mit ſeiner Stelle und ſeiner Kaſſe vertrug, das ſagte er ihr nicht, ſo wenig ſie ihm ſagte, wie er der Mittelpunkt all ihrer Gedanken, der Hintergrund all ihrer Zukunftsträume geweſen. Sie waren Freund und Freundin, da durfte ſich nichts Leidenſchaftliches einmiſchen.

Und Freund und Freundin ſetzten ſich traulich zuſammen auf die Terraſſe des Gaſthofs, und ſie ſprachen von dem vergangenen Leid und künftigen Lebensplänen, und Wilmſen ſchilderte ihr ſeine Stellung, die, obſchon wenig erquicklich, ihm doch reiche Gelegenheit gab, Gutes zu wirken und Schlimmes zu verhüten; aber Ausſichten für die Zukunft gab ſie ihm nicht.

Bald ſchlug die Stunde zur Abfahrt, und er ſah ſeine Liebe in die Ferne ziehen; ſie, das zarte Kind, die er, allen Mühen und Kämpfen enthoben, hätte auf den Händen durchs Leben tragen wollen, ſollte nun ſelbſt einen entſagungsvollen und ſchweren Beruf auf ſich nehmen. — Aber er wütete nicht gegen Schickſal und Verhältniſſe, er kannte die ſtarke, fromme Seele des zarten Kindes und befahl ſie getroſt in Gottes Obhut; ſich ſelbſt gelobte er aufs neue, treu zu ringen nach ſeinem Ziel, und ſie ſchieden als Freund und Freundin, und das große Wort blieb unausgeſprochen in beider Herzen.

Die Mutter ſuchte daheim, ſo gut ſie konnte, die Lücke auszufüllen, die das Scheiden ihres Kindes gelaſſen, und als Lichtpunkte in ihr einſames Leben kamen Antoniens Briefe, Briefe voll friſchen Mutes, voll Luſt und Zufriedenheit. Alles war ſchön und gut; die fremde Sprache freilich machte ihr noch ein wenig zu ſchaffen, aber ſie freute ſich nur um ſo mehr auf die Zeit, wo ſie ihrer vollkommen Herr ſein würde; der Ton im Inſtitut war etwas ſteif, aber man ſchätzte um ſo mehr die innere Herzlichkeit, das wahre Wohlmeinen, das darunter verborgen war; der Kohlendampf, die Nebel ſchienen etwas unangenehm, aber man gewöhnte ſich gar bald daran und freute ſich des blauen Himmels und des Sonnenſcheins wie nie zuvor; — das Unterrichten ging ihr leichter von ſtatten als ſie je gehofft — kurz alles war recht und gut. Auch die Vorſteherin der Penſion drückte in einem böſen Deutſch der Mutter ſelbſt ihre Freude aus über den Gewinn, den ſie an ihrer Tochter gemacht. „Sie verheitert das ganze Anſtalt mit ihre befriedigte Gemüt,“ verſicherte ſie.

Wilmſen ſchrieb nach wie vor der Mutter von Zeit zu Zeit; er bat um Erlaubnis, einige Worte an Antonie beilegen zu dürfen, für deren neue Laufbahn er ſich ſo ſehr intereſſiere; es war ein offenes Blättchen vom Freund an die Freundin, ſo einfach, ſo unverfänglich als möglich, da konnte die Mutter nichts dagegen haben. Antonie ſchrieb wieder, und bald waren die Briefe an die gute Mutter, wenigſtens die von Wilmſen, nur Umſchläge um die langen Epiſteln an die Freundin. Sie ſchrieb ihm über England, über ihren Beruf, ſie bat um ſeinen Rat wegen Lehrbüchern, und er erteilte ihr den Rat und erzählte ihr aus ſeinem Leben, von kleinen Reiſen, die er mit dem Fürſten machte; er teilte ihr ſeine litterariſchen Verſuche mit, die Glück zu machen begannen — der allernüchternſte Verkehr, der zwiſchen zwei jungen Leuten ſtattfinden kann, und Antonie hätte ihre Korreſpondenz ohne Abänderung zum Schulgebrauch benützen können.

Es wird auch Frühling in England und war ſogar Frühling geworden im Garten hinter dem Penſionsgebäude, obwohl ſtatt wehender Linden nur rauchende Kamine von allen Seiten hereinblickten.

Antonie war mit ihrer kleinen Herde im Freien geweſen, hatte ſie nun aber ins Schulzimmer entlaſſen, und verweilte noch einen Augenblick im Gärtchen; ſie wollte doch auch ein bißchen Frühling für ſich allein feiern! Sie zupfte keine Margueriten mehr und knüpfte keine Grashalme; fünf Jahre ſind eine lange Zeit, beſonders wenn man vom achtzehnten Jahr an zählt, und können ein Herz recht ſtill machen.

Antonie dachte an Agnes und ihre Reſignation, die ſie jetzt ſchon begriff, ſie dachte hinaus in ferne, ferne Zeiten, wo es immer noch ſo ſein würde wie jetzt; vielleicht war ſie dann in die Heimat zurückgekehrt und pflegte die Mutter und lehrte deutſche Mädchen Engliſch, wie ſie jetzt engliſche Deutſch lehrte. Sie und der Freund würden dann wohl einander immer noch ſchreiben, dann beſuchte er ſie auch vielleicht einmal; und einſt, wenn ſie recht, recht alt wären, aber recht alt, ſo könnten ſie wohl einmal reden von den goldenen Tagen im Walde bei Eichhalde und einander ſagen, wie lieb ſie ſich gehabt — oder führte er vorher noch einmal ſeine Braut zu ihr, ſeiner Freundin: eine junge, ſchöne, fröhliche . . . war's ein Frühlingsſchauer oder waren's Thränen, die auf die Veilchen neben ihr fielen?

„Guten Abend," ſagte es wieder hinter ihr. Antonie fuhr auf. — Iſt das ein Geiſt? können Gedanken Geſtalt und Stimme bekommen? Nein, er iſt es ſelbſt, und ſeine dunkeln Augen ſtrahlen im Licht der reinſten Freude. — „Grüß Gott, Antonie!" ſagt er noch einmal auf gut ſchwäbiſch, der Erinnerung wegen.

Antonie konnte ſich gar nicht faſſen, gar nicht die Würde einer Freundin finden, die noch dazu Gouvernante war. „Sind Sie mit dem Fürſten hier?" fragte ſie endlich. — „Nein, ich bin nicht mehr bei dem Fürſten, ich komme allein, ich komme zu Ihnen; haben Sie einen Augenblick Zeit, liebe Antonie?"

Und Antonie war ſo pflichtvergeſſen, daß ſie nicht der achtzehn Zöglinge gedachte, die ſie erwarteten, nicht der Geographieſtunde, die ſie zu geben hatte, nicht der rauchenden Kamine nebſt Häuſern, die von allen Seiten hereinblickten; ſie ſetzte ſich mit ihm in die Laube, ſie ließ ihre Hand in der ſeinen und ließ ſich erzählen von all den Anſtrengungen, die er bis jetzt gemacht, ſich eine Exiſtenz zu gründen und wie ſie alle mißlungen. Nun war ihm ungeſucht und ungehofft von ſeiner Vaterſtadt in Rheinpreußen ein ſtädtiſches Amt angetragen worden, keine glänzende Stelle, doch ſicher, einträglich genug, um eine anſpruchsloſe Familie zu nähren. „Und nun, Antonie," ſchloß er, „ich habe lange geſchwiegen, aber jetzt kann ich keinen Augenblick mehr ſchweigen; es iſt ein beſcheidenes Los, das ich Ihnen biete, wollen Sie es annehmen? Umſtände ſind Gottes Boten, ich wollte ſeinem Willen nicht vorgreifen; ich habe unſre Liebe in ſeine Hand gegeben in der Hoffnung, daß er ſie bewahre; hat ſie mich nicht betrogen?“ — „Nein, nein,“ lächelte Antonie unter Thränen, und ſie ſahen ſich glückſelig in die Augen und fanden da alles, alles wieder, was jedes ſo lange im ſtillen gehegt.

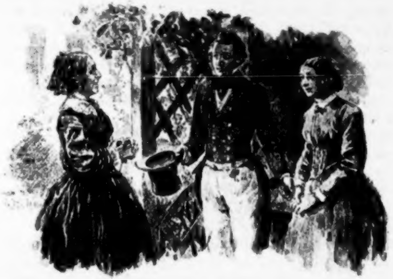
Droben aber ſaßen die achtzehn Schülerinnen und hing die Karte von Deutſchland und erſchien keine Lehrerin; die Mädchen begannen allerlei Unfug, eine beſtieg den Katheder und ſtellte die Lehrerin vor, die andern jagten ſich im Lehrſaal herum, bis die Directrice eintrat und dem Spektakel ein Ende machte. „Wo iſt Fräulein Antonie?“ — „Sie iſt im Garten geblieben,“ ſchrieen die Mädchen, „auf der Raſenbank.“ Erſtaunt über die Verſäumnis einer ſonſt ſo pflichtgetreuen Lehrerin, begab ſich die Directrice hinab. O Schreck! die erſte Gouvernante eines first rate establishment ſaß da in der Laube mit einem fremden Jüngling, Hand in Hand! Und die Augen, mit denen ſie ihn anſah, dieſe Augen, die waren ſo ganz und gar nicht offiziell; what a fright!

Wilmſen aber war nicht umſonſt bei Hofe geweſen: er ſtand auf und begrüßte die Dame, deren Rang ihm Antonie zugeflüſtert, mit feinem Anſtand; er ſtellte ſich ihr als burgomaster der Stadt X. in Rheinpreußen und Fräulein Antonie als ſeine Braut vor. Neues Erſtaunen, eine Braut im Inſtitut! Das war unerhört, aber kein ungünſtiger Umſtand, dachte die Directrice; das mußte ihr gute Lehrerinnen gewinnen, wenn bekannt wurde, daß ihre Vorgängerin ſich verheiratet.

Die naſeweiſen Mädchen waren indes auf den Gang geſprungen, deſſen Fenſter auf den Garten gingen, und ſchauten da mit hohem Erſtaunen die neue Scene. Die Directrice fand fürs beſte, das Paar ſchleunig ins Haus zu führen und den Herrn burgomaster nebſt Braut den Schülerinnen vorzuſtellen, die ſich nicht genug wundern konnten über einen ſo jungen und ſo ſchönen burgomaster, da ein ſolcher ihres Erachtens ein alter, dicker Herr mit einem Zopf ſein mußte. Die beſte Schülerin durfte noch zu größerer Beglaubigung des Ereigniſſes die Stadt

X. in Rheinpreußen auf der Karte ſuchen; damit wurde dann die Geographieſtunde geſchloſſen.

Wilmſen kam zunächſt von Antoniens Mutter, deren freudige Zuſtimmung er mitbrachte, und er meinte nun, ſeine Braut ſolle im Flug mit ihm abreiſen, daheim Hochzeit machen und dann in ihr beſcheidenes Reich einziehen. Das war aber nicht Antoniens Sinn. „Was ich begonnen, möchte ich auch gern ausführen,“ meinte ſie, „ich habe meinen Beruf nicht nur als Nothilfe ergriffen und ich möchte ein, wenn auch nur kleines Ziel darin erreichen. Die Klaſſe, die mir zunächſt übergeben iſt, tritt im kommenden Frühling aus; ich will ſie nicht mehr in fremde Hände geben und will die Vorſteherin, die mich mütterlich aufgenommen und treulich eingeleitet hat, nicht jetzt verlaſſen, wo ich etwas leiſten kann. Und dann,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „muß ich erſt lernen, mich in mein neues Glück zu finden, ehe ich ein nagelneues über mich nehme. Dir, liebes Herz, kommt gewiß auch die Zeit noch gut, um dich in ein Amt zu finden, in dem du noch neu biſt, und ich will unſer künftiges Neſtchen



mit eigenen Händen ausbauen; und denke nur an die Glückſeligkeit, daß wir einander jetzt ſchreiben dürfen, ſo recht vom Herzen weg, ohne Rückhalt! das iſt allein ein Jahr Wartens wert.“

Wilmſen fügte ſich, wenn auch ungern, dieſer Fülle von Gründen; er ſah freilich ſein Liebchen hier ſo gut und fröhlich, ſo liebend und geliebt, daß er ſie ſelbſt nicht zu ſchnell hätte losreißen mögen; ſo reiſte er allein ab nach kurzem Aufenthalt, in dem ſie die wenigen Stunden Beiſammenſeins, die ihnen vergönnt waren, treulich ausgebeutet hatten. Er gab auch einigemal Gaſtrollen in der Geographieſtunde, das legte ihm aber Antonie lachend nieder. Sie meinte, er wäre ein zu gefährlicher Lehrer, und es könnte ihm ja auch einfallen, daß unter den aufblühenden Kindern eine paſſendere Wahl für ihn wäre als die alte Gouvernante; er verſchloß der alten Gouvernante den roſigen Mund und erklärte ſich für reſigniert in ſein herbes Geſchick.

Er reiſte ab und Antonie begleitete ihn und ſah ihm nach, ſo lange ſie konnte, und ging heim und verſchloß ſich in ihr Kämmerlein, um auszuweinen. Dann aber kam ſie herab mit klareren Augen denn zuvor, und wer von den Bräuten behauptet:

Sie ſeien zu nichts mehr zu brauchen,
Als liebende Grüße zu hauchen,

der hat Antonie nicht geſehen in dieſem letzten Probejahr, wie ſie, gehoben durch ihr inneres Glück, jede Pflicht mit doppelter Treue erfüllte und ſich nie genug that, um nur in etwas der ſchönen Zukunft wert zu werden, die ihrer harrte.

Das Unglück, der Schmerz iſt viel mannigfaltiger und vielgeſtaltiger als das Glück; drum haben wir für dieſes viel weniger Worte als für jenes, und eine Geſchichte, die uns bogenlang durch allerlei Gewinde und Irrgänge geführt, ſchließt dann geſchwind mit „dann ſind ſie glücklich zuſammengekommen“, oder, was feiner iſt: „vier glückſelige Augen blickten zum roſigen Abendhimmel auf“, oder: „nie beleuchtete die untergehende Sonne ein glücklicheres Paar“ und dergleichen ſchöne Sachen mehr.

So ſchließe auch ich dieſe einfache und wahrhaftige Geſchichte mit einer fröhlichen Hochzeit; darf aber nicht verſchweigen, daß Agnes, die längſtreſignierte, als Brautjungfer und Jungfer Braut an Antoniens Seite ſaß und mit klaren Augen und frohem Herzen in eine Zukunft blickte, deren Glück ſie nicht auf Blumenorakel, ſondern auf Felſen gegründet wußte. Es war eine gar heitere Hochzeitgeſellſchaft; die Brüder brachten einen Toaſt um den andern aus, immer feuriger, immer ſtürmiſcher, bis ſie zuletzt ſentimental wurden. Die Tante war höchlich zufrieden, daß aus der katholiſchen Pfarrhochzeit eine wirkliche geworden war, und freute ſich doppelt der ſchönen Ausſteuer, die nun der Nichte eigene Errungenſchaft war. Eine Deputation von ehrſamen Bauersleuten aus Eichhalde beſchenkte die ſchöne Braut mit einer reichen Gabe des feinſten Flachſes.

Nur Dölfele, der gutmütige Dölfele, jetzt endlich aus der Mutter Arm herausgewachſen, warf einen Schatten auf die Feſtesluſt, indem er ſich mit Speiſe und Trank dermaßen übernahm, daß er zu Bette getragen werden mußte.

Und noch bin ich nicht zu Ende. Das Weltglück, welches das zufriedene Paar nie geſucht hat, iſt ihm nachgezogen. In der kurzen Sturmperiode unſres Zeitalters, wo man da und dort nach tüchtigen Stützen griff, auch wenn ſie weder numeriert noch eingregiſtriert waren, gedachte der Fürſt ſeines ehemaligen Sekretärs, ſeines klaren Verſtandes und lauteren Charakters, des liebevollen Eingehens in alle Verhältniſſe, Eigenſchaften, welche damals den jungen Mann überall beliebt gemacht hatten.

Wie ſo mancher Cincinnat vom Pflug ward Wilmſen aus dem düſteren Rathausſaal ans Staatsruder gerufen und dieſe Wahl ward mit allgemeiner Zuſtimmung begrüßt. Dieſelbe Kraft, die ihn gelehrt, einſt ſein junges Herz bezwingen und die rechte Stunde abzuwarten, verlieh ihm auch hier eine ſtete Hand, einen klaren Sinn, der ſich begeiſtern, aber nicht berauſchen ließ von dem ungewohnten Labetrank.

Mit andern ſchlimmen und guten Märzerrungenſchaften ging zwar auch dieſe Herrlichkeit zu Grabe. Aber man hatte Wilmſens vielſeitige Kraft ſchätzen lernen, und als oberſter Leiter des Schulweſens in jenem kleinen Staate erfreut er ſich bis heute noch einer angeſehenen und einträglichen Stellung, die weit über ſeine jugendlichen Erwartungen geht. Antonie blüht noch wie eine Roſe; ſie braucht kein Orakel mehr, um zu erfahren, ob ſie glücklich ſei.

Auch Agnes hat nicht beklagt, daß ihr ein Los geworden, das mehr friſche Kraft als ſtille Ergebung fordert, und ſie durfte ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß ſie nicht zu viel gehofft in dem zweiten Liedchen, mit dem ſie an Antoniens Hochzeit jene reſignierten Verſe wieder geſühnt hatte:

Und es hat der Halm gebogen ſich zum blüh'nden Myrtenzweig,
Süßes Glück iſt eingezogen in der ſtillen Hoffnung Reich;
Aus viel goldnen Frühlingstagen ward ein Sommer hell und klar;
Und vereint zum Nimmerſcheiden grüßt ſich heut ein ſelig Paar.

Und ich ſah den Frühling keimen unter Lächeln, unter Weh'n,
Sah in reichem, vollem Schmucke deines Glückes Blüten ſteh'n;
Nun ich ſtatt der zarten Blüte ſchaue reicher Aehren Glanz,
Legt' ich gerne auf die Garben ſchmucklos einen Erntekranz.

Doch, was ſollte ich dir ſingen? was kann preiſen ein Gedicht,
Das in deinem reichen Leben ward zur vollen Wahrheit nicht?
Wie der Liebe goldne Sonne Erdenleid in Luſt verklärt,
Schöner als ein Lied es ſinget, haſt im Leben du bewährt:

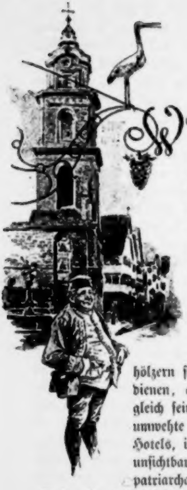
Wie zwei Herzen ohne Worte auch aus Fernen ſich verſteh'n,
Wie beim Leben wohnet Glaube, feſter Glauben ohne Seh'n,

Wie ein Herz, das all ſein Hoffen legte in des Höchſten Hand
Ueber Bitten und Verſtehen, ſelige Erfüllung fand. —

Glaube mir, in Worte faſſen läßt ſich alles dieſes nicht,
Wird zur Poeſie das Leben, dann verſtummet das Gedicht.
Und ſo nimm zu frohem Anfang, nicht zu thränenvollem Schluß,
Nimm in deine neue Heimat meiner Liebe tiefſten Gruß!

V.

Der tote Heinrich.



Wer in die ſchöne Stadt Heilbronn kam, der verſäumte ſicher nicht, im Storchen einzukehren, wenn er anders gut und behaglich wohnen und ſich wie daheim fühlen wollte. Denn ein wohlhäbigeres, freundlicheres Geſicht, als das des Storchenwirts, konnte man nicht leicht ſehen, reinlichere Stuben und ein ſchmackhafteres Mahl konnte kein Hotel aufweiſen. Er war allezeit wohl gelaunt, der Storchenwirt, der mit ſeinem Titelbild nichts gemein hatte als ein Paar dünne Beine, auf denen ſein rundes Körperlein wie eine Kartoffel auf zwei Schwefelhölzern ſtak; alle Dinge mußten ihm zum beſten dienen, alle Gäſte waren ſeine Freunde. Obgleich ſein Gaſthaus das erſte der Stadt war, ſo umwehte es doch nicht der kühle Hauch moderner Hotels, in denen der Herr des Hauſes wie eine unſichtbare Gottheit regiert. Es beſtand noch ein patriarchaliſches Verhältnis zwiſchen Wirt und Gaſt, wie es für ſein gemütliches Weſen eben paßte.

War das Wetter ſchlimm und eine Equipage fuhr vor: „Guten Morgen, Euer Exzellenz“ (ſein herkömmlicher Titel für unbekannte Equipagenbeſitzer erſten Ranges), „ah, das iſt ſchön, wenn man bei ſolchem Wetter ſo im Trockenen fährt; da iſt's pläſierlich, in der Equipage zu reiſen“. Kam ein beſchmutzter

Fußreiſender: „Schön, daß Sie uns die Ehre geben; koſtbares Wetter für Fußgänger, nicht ſo heiß! Naß, ſchmutzig? thut nichts, thut gar nichts, Herr Hofrat! (ſo titulierte er reſpektabel ausſehende Fußgänger), habe da einen kleinen Buben, der putzt Ihnen die Stiefel wie der ſchönſte Savoyard, ein Paar ganz bequeme Pantoffeln im Gaſtzimmer; flink, Johannes, da gibt's Arbeit für dich! der Herr will ſehen, wie ſchön du ſeine Stiefel wichſen kannſt.“

War's ein müder Handwerksburſch oder ſonſt ein Wandersmann aus den unteren Schichten der Geſellſchaft: „Wie geht's, guter Freund? langſam? ja, ja, iſt kein Wunder; nur ausgeruht droben, meine Frau hat warme Suppe am Feuer; nur herein in die vordere Stube, da iſt ſchon Schmutz genug! die Sonne trocknet alles.“

War's heiß, ſo hieß es bei Equipagen: „Herrliches Wetter, Exzellenz, und ſehr angenehm zum Fahren; koſtbar Wetter für den Wein!“ Die Fußgänger tröſtete er in andrer Weiſe: „Gelt, Freund, heut iſt's ein Reiſetag! da weiß man, daß man gelaufen iſt, da ſchmeckt ein Glas guter friſcher Moſt.“

Wurde ein flottes Souper befohlen: „Schön, ſchön, gnädiger Herr, ſollen gleich bedient werden, das iſt meiner Frau ihr Leben; haben prächtige Krebſe, ruſſiſche Creme, Salmen — ſollen ganz zur Zufriedenheit bedient werden!“ Beſtellte eine reiſende Dame mit Kindern ſchüchtern drei Portionen Suppe und ein halbes Schöppchen Wein: „Gut, Madame! ja, ja, das iſt am beſten für die Kinderlein; haben recht kräftige Nudelſuppe, werden auch noch ein wenig Deſſert übrig haben für die Kinderlein, das geht drein.“

Der Storchenwirt war nicht nach dem Volksausdruck ein Gaſſenengel und Hausteufel, nein, auch ſeinen Hausgenoſſen gegenüber hatte er ſtets dieſelbe ſonnige Natur, was zumeiſt für ſeine Frau, die nicht mit einer ſolchen geſegnet war, wohlthätig erſchien. Wenn's in dem Haus von Gäſten wimmelte, daß das gute Weib nicht wußte, wo Hände und Füße genug hernehmen, da ſchien der Wirt ſich zu vervielfältigen, um nach allen Seiten genug zu thun. „Siehſt du, Sophie, da zeigt ſich's recht, was für eine gute Wirtin du biſt; hätteſt du nur gehört, wie die Herrſchaften die Tafel loben! nur nicht ungeduldig, iſt ja lauter Glück, lauter Segen, wir verlangen's ja nicht beſſer." — Trat einmal ein Stillſtand ein und der Frau wollte es bange werden ums tägliche Brot, ſo war er allezeit getroſt. „Jetzt iſt's gerade recht, daß man ſich auch erholen kann, ſo darfſt du auch mal wieder nach deinen eigenen Kindern ſehen, du armes Weib! wird bald genug wieder anders kommen."

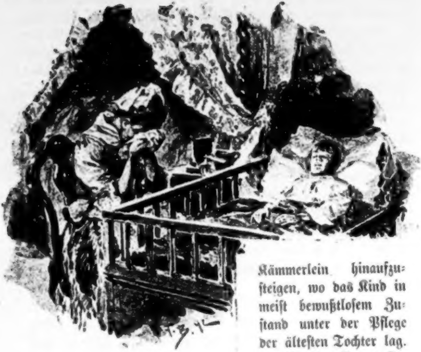
Und der Sonnenſchein ſaß dem Storchenwirt nicht nur im Angeſicht und auf der Lippe, er gab warm bis ins Herz hinein; gar manchem armen Schelm, der ſeufzend ſein dünnes Beutelein zog und nach der Zeche fragte, hat er abwehrend mit der Hand gewinkt: „Laßt ſtecken, Freund! koſt nichts als ein Vergelt's Gott"; für manch hungriges Kind iſt von der Storchentafel ein guter Biſſen abgefallen: „So, Kleiner, nimm's, geh deiner Wege! meine Frau wird hie und da ungeduldig."

Wenn die Frau nicht allezeit den guten Mut ihres Mannes teilte, wenn ſie ſchwerer trug als er an des Tages Laſt und Hitze, ſo war ihr das nicht zu verdenken. Der Storch, der ſich ſo ſtattlich auf dem ſchön gemalten Schild am Fenſter ſchaukelte, war nicht müßig geweſen. Jahr für Jahr hatte er ein Kindlein unters Dach gebracht und zuletzt ſogar zwei Mägdlein zugleich. So wimmelten denn zwölf Buben und Mädchen um die Mutter, die kaum Zeit hatte, die Kindlein und ſich ſelbſt in den erſten Wochen zu pflegen, und deren Herz es oft ſchwer bekümmerte, wie ſie es möglich machen ſolle, die ganze Schar an Leib und Seele ehrlich und chriſtlich zu verſorgen.

Der Vater, der ſetzte ſein volles Vertrauen in den, der die jungen Raben ſpeiſt; er ſah recht ernſtlich darauf, daß ſie zu Schule und Kirche angehalten wurden, und gab ihnen, ſobald es möglich war, in der Wirtſchaft zu thun. Weil's da ein gar bewegliches Geſchäft iſt, ſo ließen ſich das die Kinder gern gefallen. „Siehſt du, Sophie," ſagte er, wenn die Frau meinte, man ſei mit der jungen Hilfe mehr geplagt und aufgehalten als gefördert, „ſo bleiben ſie uns hübſch unter den Augen und haben nicht Zeit zur Unart, und unter der Hand wird doch eine rechte Hilfe daraus, wenn's auch derweil nur eine zum Spaß iſt.“

Er hatte ſeine Herzensfreude an den Kindern, der alte Storchenwirt. „Der Samuel iſt ein Allerweltsbub, wie der ſchon mit den Pferden umgehen kann! das gibt einen Stallmeiſter, nicht nur einen Stallknecht. Der Fritz, der iſt ein geſcheiter Kopf, der ſtellt mir die Rechnung trotz einem Commis.“ Peter zeigte entſchieden Talent zum Kellermeiſter, Georg gab Hoffnung zu einem Gelehrten, und Johannes, der ſich leider in der Schule nicht auszeichnete, war das bekannte Genie im Stiefelwichſen. Für die Mädchen, ſoweit ſie nicht zu klein waren, gab's ohnehin Gelegenheit genug, im Haus-, Küchen- und Zimmerdienſt ihre Kräfte zu üben; nur mit einem der Kinder, dem Heinrich, einem bleichen Knaben, von ſeinen Brüdern ſpottweiſe „der dürre Heiner“ genannt, wollte es nirgends recht vorwärts gehen. Heinrich war von ſeinen erſten Lebenstagen an ein ſchwächliches Kind, zu Krämpfen und Gichtern geneigt, und zeigte keine große Freude weder am Lernen, noch am Wirtſchaftsgetreibe; am liebſten ging er mit der Mutter in den Garten, wenn ſie einmal Zeit dazu fand. Da hatte er ſein eigenes Gärtchen oder ſonnte ſich unter dem großen Birnbaum. Als das ſchwächſte und hilfsbedürftigſte der Kinder war er der Mutter Liebling; dem Vater war er zu trübſelig, er war froh, wenn er ihn im Garten verſorgt wußte; in ſein geſchäftiges, munteres Treiben wollte der ſtille Knabe nicht recht taugen.

Einmal aber an einem kühlen Herbſttag war der arme Knabe unter dem Birnbaum eingeſchlafen und vergeſſen worden; man vermißte ihn erſt ſpät in der Nacht beim Schlafengehen und trug ihn in einer todähnlichen Ohnmacht herauf; er erwachte zu einer ſchweren Krankheit, die ſich immer verſchlimmerte. Die arme Mutter betrieb ihre Geſchäfte wie im Traum und wurde nicht müde, wohl dreißigmal des Tages wieder in das



Kämmerlein hinaufzuſteigen, wo das Kind in meiſt bewußtloſem Zuſtand unter der Pflege der älteſten Tochter lag. Auch des Vaters Geſicht verlor ſeinen heiteren Ausdruck; er that ſein möglichſtes, die Mutter der häuslichen Laſten zu entheben, und fand ſelbſt hie und da noch Zeit, mit einem Leckerbiſſen oder einer ſchönen Blume, was den Knaben ja ſonſt ſo freute, ins Krankenzimmerlein zu ſchleichen. Aber der Heinrich wollte nichts mehr von Blumen und Süßigkeiten; in der dritten Nacht hörte die Mutter, die neben ihm ſchlief, wie ſein Atem immer kürzer und bänger wurde; tödlich erſchrocken richtete ſie ſich auf, da lag er kalt und bleich; ſie ſchickte vor Tag noch nach dem Arzt; ſeine Hilfe kam zu ſpät, Heinrich war tot.

Es gab viel Wehklagen und Weinen im Haus, faſt ſchien es da mit dem Leid zu ſein wie bei einer Hoftrauer, wo ſo viele miteinander trauern, um bald fertig zu werden. Der Vater ſtreichelte wehmütig die kalte, blaſſe Wange: „Armer

Junge, iſt dir vielleicht wohl gegangen, haſt wenig Freude gehabt!“ und ging eilig leiſen Tritts hinunter, um zu ſorgen, daß die Mutter ungeſtört bei ihrem Liebling bleiben könne. Die jüngeren Geſchwiſter hatten gar bald genug an der Klage um den Bruder. Die Mutter aber weinte und weinte und hatte nur den einen Wunſch, ſich ruhig ausweinen zu können. Aber das war ihr nicht beſchieden: ehe die Leiche recht kalt war, fuhr ein Gefährt mit Livreebedienten vor; darin ſaß ein ſtattlicher Herr Kammerdiener, der ankündigte, daß Seine Durchlaucht der Herr Herzog, der zum erſtenmal ſeit ſeinem Regierungsantritte die Stadt beſuchte, in einigen Stunden hier eintreffen und zwei Tage im Storchen verweilen werde.

Diesmal ſiegte das Bewußtſein des Wirts einen Augenblick über das bekümmerte Vaterherz, und mit ſeinem ſtrahlendſten Geſicht verſicherte der Storchenwirt, wie beglückt er ſich durch ſolche Gnade und Ehre fühle und wie er ſein möglichſtes thun wolle, den hohen Gaſt zur Zufriedenheit zu bewirten.

„Sr. Durchlaucht Mundkoch mit Bedienung trifft in einer Stunde ein,“ verſicherte gnädig der Kammerdiener, „für die Tafel haben Sie alſo nicht viel Sorge, nur wegen der Arrangements der Zimmer möchte ich ...“ — „O, da wird meine Frau ſogleich zu Befehl ſtehen, ſie iſt nur im Augenblick noch verhindert ... eine kleine Abhaltung, unſer Kind ... iſt ſo frei geweſen ... iſt heut nacht geſtorben.“ — „Geſtorben? eine Leiche im Hauſe?“ fragte bedenklich der Kammerdiener.

„Entſchuldigen Sie gütigſt!“ bat verlegen der überhöfliche Wirt, „ich bedaure unendlich, ließ ſich wirklich nicht anders machen, wir wußten in der That nicht, welche hohe Ehre ...“

„Thut mir ſehr leid,“ ſagte der Kammerdiener, „aber für Seine Durchlaucht wäre es doch eine unangenehme Empfindung, wenn ſie beim erſten Eintritt in die Stadt in ein Haus käme, wo ein Toter liegt — ich werde wohl nach einem andern Quartier ſehen müſſen.“

Indes hatten die jüngeren Mädchen, denen die Kunde des großen Ereigniſſes wichtiger war als des Brüderleins Tod, die

Mutter herbeigerufen. Die gute Frau begriff ſchnell, um wieviel ſich's handelte, wenn der hohe Gaſt ein andres Wirtshaus der Stadt durch ſeinen Beſuch weihe, und das Ehrgefühl der Wirtin, die Mutterſorge um die elf Lebenden überwand in etwas das Mutterleid um das tote Kind; ſie willigte ein, daß der Todesfall ſorgfältig verſchwiegen und die Leiche verborgen gehalten werde, da der Herzog ja doch vor der Beerdigung abreiſen würde.

So wurde denn dem Haus- und Dienſtperſonal ſtrengſte Verſchwiegenheit geboten und die Leiche in ein kleines, dunkles Kämmerlein neben einem wenig benutzten Saal im oberen Stock gebracht, bevor man die Anſtalten zum Empfang des Herzogs traf.

Das Herzeleid, das ſich mit einer luſtigen oder geſchäftigen Hülle decken muß, ſcheint mir ſtets das bitterſte. Wunden, die nicht ausbluten können, heilen ſchwerer; auch geht ſo leicht der Segen verloren, der im Leide verborgen liegt, wenn man ihm nicht tief ins Auge ſehen lernt. Kummervolle Muſikanten, leidende Komiker und trauernde Wirtinnen haben mich daher immer am meiſten gedauert. — Auch die Wirtin zum Storchen hatte nimmer Zeit, ihrem Kummer nachzuhängen; ſie zog in Eile eine ſchwarze Schürze und ein ſchwarzes Halstuch an, um ihren toten Knaben zu ehren — daran ſah man ja nicht, daß die Leiche noch im Hauſe lag; — trug von den Blumen, aus denen die kleinen Mädchen noch geſchwind Kränze zur Hausdekoration flochten, ein Körbchen voll zu ihm hinauf, daß er nicht ſo allein liege in ſeinem finſteren Kämmerlein. Dann aber ging's Treppe auf und ab mit Schlüſſeln und Schüſſeln, daß niemand geahnt hätte, wie der geſchäftigen Mutter das Herz ſo ſchwer war.

Nach vier Stunden fuhr die Equipage des Herzogs vor, und ihr dürft es dem guten Storchenwirt nicht verdenken, wenn er ſeinen armen Heinrich ganz und gar vergaß vor Glück und Ehre, als die Durchlaucht, ein junger, freundlicher Herr, ihn ſelbſt begrüßte und ſich erinnerte, daß er als Kind einmal mit ſeinem Hofmeiſter hier geweſen war.

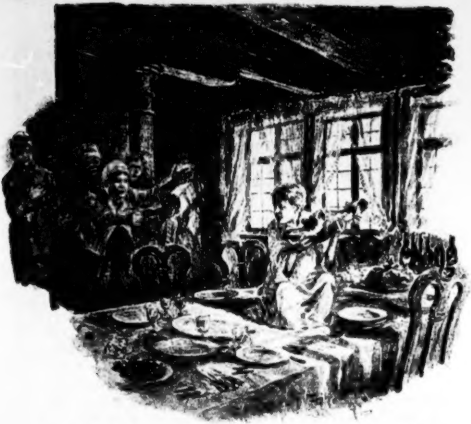
Bald erfüllte ein emſiges Treiben und Schaffen das Haus, nicht als ob der Tod hier ſo kurz erſt ſeinen ſtillen Einzug gehalten; nur der Atem des tiefſten Reſpekts dämpfte in etwas das laute Geplauder und Geklirr. Alle Hände waren rührig, alle Füße in Bewegung; die Zimmer des hohen Herrn waren zur Zufriedenheit arrangiert, und in dem alten Saal neben der Totenkammer rüſteten die Köche geſchäftig Torten und Paſteten für ein großes Diner, zu dem der Herzog auf morgen die erſten Beamten der Stadt geladen hatte.

Auch dieſer inhaltreiche Tag ging zu Ende; der Herzog hatte ſich zurückgezogen, ſelbſt in der Küche war das endloſe Plätſchern der Spülgölten verſtummt; der Storchenwirt lag in glücklichen Träumen von dem künftigen Glanz ſeines Hauſes, und als die letzte von allen ſuchte auch die arme Mutter ihr Lager, ohne daß ſie gewagt hätte, noch einmal nach ihrem toten Kinde zu ſehen, weil ſie fürchtete zu ſtören, wenn ſie noch an den Gemächern des Herzogs vorübergehe.

Der junge Fürſt fand die Prachtbetten im Storchen doch nicht ſo bequem als ſein Lager daheim; es war bereits Mitternacht, und er ſchlief noch nicht. Da hörte er über ſich ein eigentümliches Geräuſch, es war kein gewöhnliches Gehen, ein leiſes Schleichen und Tappen und Knuſpern, das ihm mehr und mehr unheimlich wurde und ihm den Schlaf unmöglich machte. Er weckte den Kammerdiener, machte ihn darauf aufmerkſam und befahl ihm, nach der Urſache zu ſehen. Nicht ſehr bereitwillig machte ſich dieſer mit dem Licht auf den Weg nach dem oberen Saal, wo, ſoweit er die Oertlichkeit kannte, das Geräuſch herkommen mußte; kaum aber war er oben, als der Herzog den Leuchter zu Boden fallen und einen Schrei des Entſetzens ausſtoßen hörte, der nicht nur ihn, ſondern das halbe Hausperſonal aus dem Bett und auf die Beine rief.

In der ſeltſamſten Halb- oder Nichttoilette ſtürzten Herr und Frau Wirtin, Herzog, Kinder, Hof- und Hausgeſinde dem oberen Saale zu, aus dem der Schreckensruf erſchollen war.

Da gab's nun allerdings einen grauenhaften Anblick —



der Saal war offen, das Licht, das der Kammerdiener hatte im Schreck fallen laſſen, war erloſchen; im hellen Mondſchein aber ſah man auf der langen gedeckten Tafel eine todbleiche, weiß eingehüllte Geſtalt kauern, die — was freilich nicht ſehr geiſterhaft klingt — mit unendlicher Gier an einem ſchön verzierten Schinken nagte, den ſie in beiden Händen hielt.

„Der tote Heinrich!“ ſchrie das entſetzte Hausgeſinde. „Mein Kind!“ rief die Mutter, die ſich durch die andern drängte, den Toten in ihre Arme nahm und mit ihm forteilte nach ihrer Schlafkammer, während die übrigen ſchreiend, ſtaunend, verwirrt, des Reſpekts vergeſſend, ſich um den Herzog drängten, der ſich vergeblich nach Aufklärung umſah.

Der Inſtinkt der Mutterliebe hatte das Rechte erfaßt; nach einer Weile kam eines der kleinen Mädchen jubelnd aus der Schlafkammer herbeigeſprungen: „Vater, der Heinrich iſt kein Geiſt, er iſt recht lebendig; Kathrine ſoll ihm Thee kochen!“ Alſo der Knabe war ſcheintot geweſen!

Allmählich faßte ſich die erſchütterte Verſammlung, eins ums andre ward ſich ſeiner mangelhaften Garderobe bewußt und ſchlich davon; der Herzog, der mit wahrhaft fürſtlicher Geiſtesgegenwart gleich beim erſten Schreck den Schlafrock umgeworfen hatte, erfuhr von dem freudebetäubten Vater endlich den Aufſchluß des Rätſels; er blieb noch wach, bis der Arzt gerufen war und beſtätigte, daß der vermeinte Tod nur ein Starrkrampf geweſen und das Leben des Knaben vorderhand außer Gefahr ſei, um ſo mehr, da der Inſtinkt des Wiedererwachten und die glückliche Nachbarſchaft des Gaſtmahls ihn gleich zu kräftiger Nahrung geführt hatte.

Sehr ſpät erſt verſuchte man noch Ruhe zu finden; der tote Heinrich ſchlief, nachdem er ſeine nächtliche Schinkenmahlzeit mit ein paar Taſſen warmen Thees hinabgeſpült hatte, einen geſunden, guten Schlaf, die glückſelige Mutter wachte freudeweinend an ſeinem Bette; die Freude war mächtiger als das Leid, jetzt hatte ſie vergeſſen, daß ſie Wirtin war und daß ein Herzog unter ihrem Dache ſchlief, ſie wußte nur noch, daß ihr Kind wieder lebte.

Das Diner fand am andern Tag dennoch ſtatt trotz des beſchädigten Schinkens, und der Storchenwirt that ſein Beſtes, die fehlende Hausfrau zu erſetzen. Die nächtliche Spukgeſchichte wurde vielfach dabei beſprochen, und zum Deſſert ließ der Herzog den Wirt auffordern, ihm ſeine geſamte Familie vorzuſtellen. Da zogen ſie denn alle auf im ſchönſten Putz: voraus der freudeſtrahlende Vater, ſodann die hübſche Karoline; Samuel, der lange Bengel, in großer Verlegenheit; Johannes, Fritzchen, der angehende Commis; Peter, der Kellnermeiſter; Georg, der, wenn's reichte, ein Student werden ſollte; die Sophie und die Philippine, der rotbackige Daniel, das Minchen und die Zwillingsſchweſtern, zuletzt ſogar noch der Auferſtandene in warme Kleider und Tücher gehüllt. Der Herzog ergötzte ſich höchlich an der munteren Schar und mehr noch an der innerlichen Herzensfreude, mit der, bei einer ſo großen Zahl, der Wiedererſtandene als teure Gottesgabe begrüßt wurde. „Aber, mein lieber Mann," fragte er, „wird Ihnen nicht bang, was Sie mit all den Kindern anfangen?" — „Euer Durchlaucht," erwiderte beſcheidenen Tones der Wirt, „der liebe Gott, der mir den einen vom Tode erweckt hat, wird auch die elf andern nicht Hunger ſterben laſſen." — „Gut geſprochen!" rief der Herzog, und ſtieß mit der Tiſchgeſellſchaft an aufs Wohl der Familie; der überglückliche Vater ſelbſt mußte Beſcheid thun, ehe er ſich mit ſeinem Gefolge zurückzog.

Der leutſelige Herr ließ es bei dieſer fürſtlichen Gunſtbezeigung nicht bewenden; kurze Zeit nach ſeiner Rückkehr in die Reſidenz ſandte er an den Storchenwirt ein huldvolles Schreiben, dem für jedes der zwölf Kinder zweihundert Gulden als Geſchenk in Kaſſenſcheinen beigelegt waren; für den Wiedererſtandenen aber, im Fall er vollkommen geneſen ſollte, hatte der Herzog ein Plätzchen bei ſeinem Hofgärtner ausgemittelt.

Dazu iſt es denn auch gekommen; der tote Heinrich iſt mit der Zeit der tüchtige Gehilfe und am Ende noch der Nachfolger ſeines Meiſters geworden. Die milde, warme Gartenluft hat ihm geſunde, rote Wangen angehaucht, und wer ihn als einen hübſchen, frohherzigen und kräftigen Mann ſah, konnte kaum begreifen, warum er bei Geſchwiſtern und alten Bekannten allzeit noch „der tote Heinrich" hieß.

VI.

Von verlorenen Trauringen.

Wenn mein Vater recht guter Laune war, pflegte er die Geſchichte vom Hauptmann Werner und ſeinem Ring zu erzählen, und er war ſehr erfreut, wenn ſich unter ſeinen Zuhörern noch welche fanden, denen ſie unbekannt war. Auf dieſe Möglichkeit hin will ich's wagen, ſie noch einmal nachzuerzählen.

„Als Napoleon unſre Leute mit nach Rußland ſchleppte, da mußte auch der Hauptmann Werner von Stuttgart mitziehen. Es ging keiner gern; dem Werner aber geſchah's am ſauerſten, denn er war ſeit acht Tagen Bräutigam mit einem ſchönen Fräulein von Cannſtatt. Sie begleitete ihn am letzten Morgen bis zu dem Platz, wo er zum Regiment ſtieß, und man ſagt, ſie habe vom Turm der Stiftskirche den abziehenden Truppen nachgeſehen und nachgeweint, ſolange ſie gekonnt.

„Dem Werner ging's nicht beſſer als den andern; nach der kurzen Herrlichkeit des Einzugs in Moskau ging's durch Hunger, Froſt und tauſendfältige Todesgefahr wieder zurück. Er hatte kein Bild von ſeiner Braut mit ſich genommen, nur den goldenen Ring, den ſie ihm am Verlobungstag angeſteckt, der aber war ſeiner Augen Licht und Troſt. Er ballte krampfhaft die Fauſt, ehe er ſich zum Schlafe legte, damit er ihn in der Betäubung nicht verliere; er gab ihn nicht weg, als ihm der Hungertod drohte, von dem ihn nur das Mitleid eines Kameraden rettete. Endlich kamen die traurigen Trümmer des Heeres zurück; ſo viele ſehnſüchtige Augen ſpähten unter den blaſſen, verkümmerten Geſtalten nach ihren Angehörigen; ſo viel Trauerpoſten kamen, daß die Freude des Wiederſehens kaum wagte, laut zu werden. Das Fräulein von Cannſtatt las nichts mehr als Liſten von Verlorenen und Wiedergefundenen — der Werner blieb verſchollen. Endlich gaben zwei Soldaten ſeines Regiments an, daß ſie ihn bei Wilna im Schnee gefunden, und da ſie ihn vergeblich fortzubringen verſucht, ihn dort gelaſſen hatten. Er kam auf die Totenliſte und ſeine Braut trug Trauer wie eine Witwe.

„Es war im Jahre 1815, als ein Mann in abgetragenen Offiziersꝛkleidern, bleich und abgemagert wie ein Geſpenſt, über die Cannſtatter Brücke ging. Solche Erſcheinungen waren damals nicht auffallend; ein junger friſcher Oberlieutenant aber, der ihm begegnete, blieb erſtaunt vor der blaſſen Geſtalt ſtehen: ‚Biſt du's, Werner, oder dein Geiſt?‘ — ‚Ich glaube, ich bin's,‘ ſagte der mit traurigem Lächeln, ‚aber nimmer viel mehr als mein Geiſt.‘ — ‚Woher um Gottes willen kommſt du? du biſt längſt als tot vertrauert.‘ — ‚Aus ruſſiſcher Gefangenſchaft; jetzt aber laß mich! ich will zu meiner Braut, da will ich Leib und Seele und Leben wieder finden; ich habe noch niemand geſehen, nicht einmal meine alte Mutter.‘ — ‚Deine Braut, armer Burſche? die hat morgen Hochzeit mit dem Regierungsrat Munz.‘

„Da zog der Werner den goldenen Verlobungsring vom Finger, den er bewahrt hatte in Not und Elend, und der kaum mehr hatte halten wollen an der abgemagerten Hand, und ließ ihn langſam hinunterfallen in den Neckar, der unter der Brücke ſo raſch vorbeifließt, und er kehrte um, ohne ein Wort zu ſagen, und ging zu ſeiner alten Mutter. Das Fräulein in Cannſtatt, die ahnte nichts von alledem; ſie ſchmückte ihr Brautkleid und probierte den Myrtenkranz und beſah den Hochzeitſchmuck; ob ſie Zeit gehabt, an den geſtorbenen Bräutigam zu denken, weiß ich nicht.

„Am andern Tag war das Hochzeitmahl, und niemand ſah es den glänzenden Augen der Braut an, daß ſie einmal ſo viel geweint. — Es war eine prächtige Mahlzeit, und nach allerlei Delikateſſen kam noch ein Fiſch auf die Tafel: ein Hecht ſo groß, wie er ſich ſelten im Neckar findet, man hat ihn zur Rarität ganz gebraten. — Neben der Braut ſaß ihr Vater, dem wurde der Fiſch zum Zerlegen übergeben. ‚Und was meinen Sie, Herr Finanzrat,‘ ſchloß mein Vater, ‚daß in dem Fiſch geweſen?‘ — ‚Der Ring, der Ring!‘ riefen ſechs Stimmen zugleich in atemloſer Spannung. — ‚Gräte waren darin, lauter Fiſchgräte und das keine kleinen.‘ — ‚Sie Kujon, wer wird ehrliche Leut' ſo für Narren halten!‘ ſagte ärgerlich der Finanzrat; der Vater aber war königlich vergnügt, daß ihm der Witz gelungen.“

Der Ring des Hauptmanns Werner liegt alſo wohl noch im Neckarkies, wenn der nicht ſo ehrlich war, wie vorzeiten die Steinlach. Drei Gymnaſiſten nämlich machten einmal eine Albtour. Als ſie an der Steinlach vorbeikamen, die eben von einem Gewitterregen hoch angeſchwollen war, lüſtete es ſie nach einem kalten Bad, und ſie tummelten ſich eine Weile in dem Flüßchen herum. Als ſie wieder herausſtiegen, vermißte Auguſt, der Jüngſte, ſeinen Ring, und das war ihm ſehr leid, denn es war ein ſogenannter Doppelring, der Trauring der Großeltern, den er der Mutter mit vieler Mühe abgeſchwatzt hatte. Nun, ſuchen wäre da umſonſt geweſen; es hat aber dem Auguſt den ſchönen Reiſetag verbittert und der Mutter daheim großen Jammer gemacht.

Nach drei Jahren war Auguſt Student und kam auf einem Spaziergang mit andern an der Steinlach vorüber, deren Bett, wie das oft geſchieht, eben ganz ausgetrocknet war; die Studenten gingen hinunter auf den Kiesgrund. „Da herum hab' ich vor drei Jahren meinen Ring verloren,“ ſagte er und ſtieß wie ärgerlich mit dem Fuß an den Kies. — „Was glänzt da?“ fragte ein andrer; Auguſt bückte ſich — und ſiehe da, es war der Ring! unverſehrt und glänzend wie neu. Auguſt mußte notwendig dem Wunder zulieb ſogleich nach Stuttgart reiten, um ſeiner Mutter den Fund zu verkündigen, und als er ſpäter eine ſchöne und gute Braut heimgeführt, ließ ſich's die Mutter nicht nehmen, daß er ſolches unverdiente Glück dem wiedergefundenen Trauring der Großeltern verdanke.

Es iſt eine alte Sage im Volke, daß die Erde nach drei Jahren ihren Raub wiedergeben müſſe, und ich wußte manchen wunderſam ſcheinenden Beleg dafür. Einen, der recht nett iſt, hat mir eine achtbare Bürgerfrau erzählt:

„Als wir angefangen haben zu hauſen, iſt unſer kleiner Krautacker meine größte Freude geweſen; ich ſetzte eine Ehre darein, aus dem halben Viertel Platz mehr zu ziehen als andre aus einem ganzen. Wie ich aber einmal ſpät abends vom Krautſetzen heimkomme und Feuer mache, ſo ſehe ich, daß ich meinen ſilbernen Trauring verloren. Ich gehe noch einmal mit der Laterne auf den Acker, gehe am andern Morgen vor Tag wieder, ſuche mich faſt blind — nirgends ein Ring. Es war mir gar zu arg; mein Mann, der doch hätte ſehen können, wie leid mir's that, wurde zum Ueberfluß auch noch bös und gab mir die erſten harten Worte. Das nahm ich mir ſehr zu Herzen und bildete mir ein, mit dem Ring ſei alles Glück und aller Segen fort.

„Nicht lange danach, vielleicht gerade weil ich ſo oft verdrießlich und übelnehmig war, hat mein Mann das Wirtshausgehen angefangen. Wie er das erſte Mal mit ſchwerem Kopf heimkam, dachte ich: ja, das macht eben dein verlorener Ehering, in unſrem Eheſtand iſt kein Glück und kein Stern mehr. Das erſte Mal blieb aber nicht das letzte Mal; ich ließ auch immer mehr die Flügel hängen und mochte nicht viel gute Worte austeilen, ich dachte, es ſei ja doch umſonſt. So ging es in unſrem Hausſtand den Krebsgang, und wie ich meiner Mutter anvertraute, daß ich den Ehering verloren, ſo meinte die auch, das ſei freilich ein böſes Zeichen und am Ende bleibe mir nichts übrig als eine Scheidung, wenn der Mann mit dem Trinken ſo fortmache.

„Das kam mir aber doch ſchrecklich vor, und ich trug recht ſchwer an meinen Gedanken, als ich einmal wieder aufs Krautland ging, um Salat zu ſetzen. Es waren drei Jahre ſeit dem Frühling, wo ich den Ring verloren, bald vier ſeit unſrer Hochzeit, und ſchon ſcheiden! Unter lauter Thränen ſetzte ich meinen Salat. Wie ich nun eben wieder den Finger hinunterſtecke, um ein Löchlein zu machen, ſo ſpüre ich etwas daran; ich ziehe ihn heraus, und der ſilberne Trauring ſtak an meinem Finger! Da ſetzte ich mich und mußte weinen wie ein Kind vor Freude, und es ward mir wunderbar zu Mut; drei Jahre lang, dachte ich, haſt du den Acker umgeſchafft und umgegraben und den Ring vergeblich geſucht, den du nun doch gefunden; ſollſt du nicht auch deines Mannes Liebe und ſeinen häuslichen Sinn wiederfinden, um den du dich noch gar nicht einmal recht bemüht haſt?

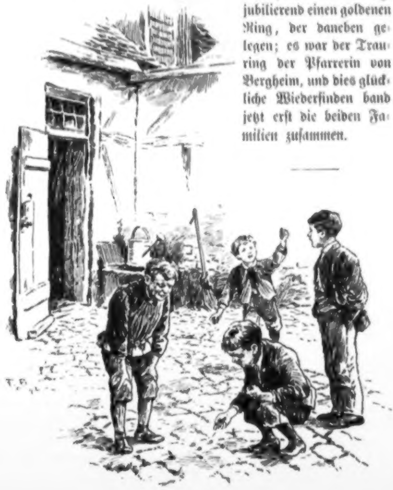
„Es kam mir alles leicht vor, nun ich den Ring wieder hatte; ich ging ſo vergnügt heim, und wie mein Mann zum Nachteſſen kam, ſagte ich: ‚Alter, ich habe ein Schöpple ins Haus holen laſſen, daß wir auch miteinander anſtoßen können, weil ich meinen Ring wiedergefunden.‘ Den Abend blieb er daheim und wir waren ſeelenvergnügt zuſammen. Und von dem Tag an, wo ich den Ring gefunden, iſt alles wieder beſſer gegangen; jetzt hüte ich ihn aber auch wie meinen Augapfel und er ſoll erſt von meinem Finger, wenn ſie mich in den Sarg legen.“

Da würde nun freilich die ſchauervolle Geſchichte der Gräfin Toggenburg hergehören, deren verlorener Trauring den eiferſüchtigen Gemahl bewog, ſie vom Söller hinabzuwerfen, oder von dem jungen Hutten, der den gefundenen Trauring der Herzogin Sabine mit ſeinem Leben bezahlen mußte; aber dergleichen mittelalterliche Romantik iſt gottlob aus der Mode gekommen, und die Männer wiſſen wohl, daß es eine ſeltene Ausnahme iſt, wenn das reine Gold des Trauringes nicht eine treue Frauenhand umſchließt. Drum will ich mit zwei harmloſeren Geſchichten ſchließen.

Der neue Pfarrer von Bergheim machte mit ſeiner jungen Frau den erſten Beſuch in dem benachbarten Pfarrhauſe zu B. Das junge Paar wurde natürlich mit aller Freundlichkeit empfangen und aufs beſte bewirtet, obgleich heute nicht der Tag war, wo man neugebackene Wecken im Dorf haben konnte. Man verlebte einen vergnügten Nachmittag und verſprach ſich beim Abſchied, gute Nachbarſchaft zu halten. Im Augenblick aber, wo das junge Paar abziehen wollte, brach ein heftiger Regen los, der das Gehen unmöglich machte, zumal da die junge Frau ſich durch ſehr elegante Zeugſtiefelchen und ein maßlos langes Kleid als Tochter der Reſidenz hatte legitimieren wollen. Zum Uebernachten wollte ſie ſich nicht entſchließen, ſo ließ denn der Pfarrer von B. ſeine alte Kaleſche aus dem Schuppen ſchieben, die ein gar ehrwürdiges und merkwürdiges Stück war; ſo oft ſie, was höchſt ſelten geſchah, von der Familie benutzt wurde, ſagte Mathes, der Kutſcher, nach der Heimkehr triumphierend: „Hab ſe wider ganz 'nein gebracht, Herr Pfarrer!“ Den jungen Pfarrer und ſeine ſchlanke Frau ſollte ſie ſchon noch tragen, hoffte man. Aber das Einſteigen war etwas ſchwierig, und die junge Frau bemerkte nachher mit Schrecken, daß ihr der Trauring fehle; ihre Kleider, die Kaleſche, vor allem aber der Platz vor dem Haus, wo ſie eingeſtiegen waren, wurde doppelt und zehnfach durchſucht; es war ein ganz ebener, gepflaſterter Hof, man grub ſelbſt die Erde zwiſchen den Steinen auf — alles vergeblich.

Pfarrers in B. bedauerten es unendlich, ſie waren freilich ganz unſchuldig; aber unwillkürlich fühlte von dieſem Unfall an die junge Frau eine Abneigung, zu ihnen zu gehen, und es ward nicht viel aus der guten Nachbarſchaft.

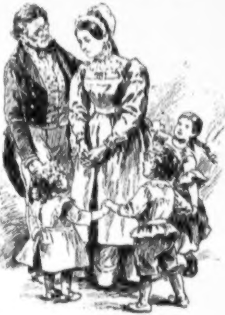
Jedes Jahr ließ die Frau Pfarrerin zu B., die eine gar pünktliche Frau war, ihren Hof ausgraſen, wo jedes Plätzchen durchgegangen wurde — nie eine Spur des Ringes, man hielt ihn für geſtohlen und er wurde vergeſſen. Drei Jahre nach dem Unfall ſpielten des Pfarrers Buben mit Schuſſern im Hof; dem Otto ſprang einer zur Seite zwiſchen zwei Steine, er läuft danach und — bringt jubilierend einen goldenen Ring, der daneben gelegen; es war der Trauring der Pfarrerin von Bergheim, und dies glückliche Wiederfinden band jetzt erſt die beiden Familien zuſammen.



Eine junge und glückliche Frau war eines Abends noch eifrig beſchäftigt in ihrem Garten. Ihr Mann, der heute über Feld war, hatte frevelhafte Zweifel über ihre Gartenkunſt geäußert; die ſollten nun durch die ſchön hergeſtellten Rabatten, die ſie eigenhändig beſorgte, glänzend widerlegt werden. Ihr Töchterlein hatte ſie auf den Raſen geſetzt und ihm Blumen und Steinchen zum Spielen gegeben; ſie arbeitete, daß ihre Wangen glühten, und die Zeit verging ihr viel ſchneller als dem Kind, das ungeduldig zu weinen begann. Die Sommerpflanzen mußten noch geſetzt werden, ſo lange ſollte ſich die Kleine um jeden Preis gedulden. Spielzeug aber war keines bei der Hand; da zog die Mutter den goldenen Trauring ab, den ſie ohnehin beim Setzen zu verlieren fürchtete, und band ihn dem Kinde, das ſtets beſondere Freude daran zeigte, an einem Schnürchen um den Hals.

Das Kind war nun ruhig, und die Mutter im hellen Geſchäftseifer bemerkte den heimkehrenden Gatten erſt, als er ſie lächelnd auf die Schulter klopfte. Natürlich wurde die fleißige Gärtnerin gehörig bewundert und belobt; dann nahm der Vater die Kleine, die auf dem Raſen eingeſchlafen war, auf den Arm, um ſie nach Hauſe zu tragen. Aber wo war der Ring? Das Schnürchen war zerriſſen, der Ring fort. Die Mutter ließ ſich nicht beruhigen; der Raſen, die Wege, des Kindes Kleider wurden durchſucht, — alles vergeblich! Es blieb nur noch die ſchauerliche Vermutung übrig, daß die Kleine den Ring verſchluckt, ſo klar ihr auch der Mann die Unmöglichkeit, daß dies ſo unbemerkt hätte geſchehen können, zu beweiſen ſuchte. Der Garten wurde bei Tag wieder durchſucht; jede Bewegung des Kindes wurde mit äußerſter Aengſtlichkeit beobachtet, jede ſeiner Handlungen mit höchſter Sorgfalt bewacht — der Ring war und blieb verſchwunden. Wenn ihn die Kleine gegeſſen hatte, ſo zeigte ſich ihr Magen als ſehr dauerhaft, denn ſie blieb geſund und bei beſtem Appetit. Der Gemahl war freundlicher als der Gatte jener Handwerkerfrau, er tröſtete und beruhigte ſeine Frau auf alle Art; ſie aber konnte ſich von dem Gedanken nicht losmachen, daß dieſer Verluſt eben doch ein böſes Omen ſei.

Als er am Ende ungeduldig über ihren Aberglauben wurde, ſchwieg ſie freilich, aber nach Jahren bemerkte er, wie ſich immer noch für ſie an den verlorenen Ring traurige Ahnungen knüpften. So beſtellte er denn auf ihren Geburtstag einen neuen Trauring, ganz dem erſten gleich; als Symbol der immer noch jungen Liebe des Gatten ſollte der ſie vollſtändig tröſten über den verlorenen. Der zärtliche Gatte kaufte noch eine Kryſtallſchale, auf der unter Blumen der Ring liegen ſollte; und als der ſäumige Goldſchmied ihn am Geburtstag noch nicht geſchickt hatte, ſandte er die kleine Anna, die einſt das Unheil verſchuldet, hinüber, um ihn zu holen. Statt des einen Ringes kam aber des Goldſchmieds Töchterlein mit einem ganzen Schächtelein voll Ringe: der Vater hatte total vergeſſen, den beſtellten zu machen, und ſandte deshalb ſeinen ganzen Ringvorrat, Namen und Datum konnte man ja ſpäter eingravieren.



Dem Manne war die Freude nun ſchon verdorben; doch gab er der Frau die Ringe und bat ſie zu wählen, — nicht einer wollte paſſen, ſie waren zu weit oder zu eng; die Frau legte ſie hin und ſagte mit wehmütigem Lächeln: „Ich danke dir für deine Liebe, du ſiehſt, es ſoll nicht ſein; das iſt mir ein neuer Beweis, daß das Schickſal ſich nicht zwingen läßt.“

Da führte der Vater die drei Kinder herbei, von denen das kleinſte eben ſtehen konnte, und ließ ſie einen Kreis um die Mutter ſchließen. „Da, Mutter, haſt du einen lebendigen Ring! der ſoll dir ſagen, daß unſre Liebe nicht von einem Goldreiflein abhängt.“ — „Unſre Liebe nicht, aber unſer Glück,“ ſagte die junge Mutter traurig, „du wirſt ſehen, wir bleiben nicht lange beiſammen, ich weiß das, ſeit der Ring verloren iſt.“ Trotz all ſeiner Liebe und der Thränen ſeiner Frau wollte der gute Mann denn doch eben ungeduldig werden; da ſtürzte Rike, die Magd, eiligſt die Treppe herauf: „Frau Oberamtsgerichtsaktuarin! Frau Oberamtsgerichtsaktuarin!“ ſchrie ſie faſt atemlos, „aber dehs, aber dehs!“ — „Ja was denn,“ fragte der Herr unwirſch, „was hat Sie?“ — Ihne Ihr'n Ring, Ihne Ihr'n Ring!“ brachte ſie endlich heraus.

Und er war es! und hoch in ihrer Linken
Hält ſie den Ring mit freudigem Winken.

„Aber woher denn, Rike?“ fragte die freudeſtrahlende Frau. — „Gefunden im Garten,“ keucht Rike mit ihrem letzten Atem. Der Herr ſelbſt bietet der treuen Seele, die ſich faſt den Atem herausgeſprungen, einen Stuhl.

Im Garten war der Ring gefunden worden, im Garten! der ſeit jenem Abend viel hundertmal auf jedem Fleckchen betreten und durchſucht worden war, der indes drei Lenze und drei Sommer nebſt Herbſt und Winter geſehen. Die Erde hatte ihren Raub wiedergegeben und das Geburtsfeſt wurde in neuer bräutlicher Glückſeligkeit gefeiert.

Die düſteren Ahnungen der jungen Frau waren verſchwunden, haben ſich auch als unbegründet erwieſen; das glückliche Paar hat indes ſeine ſilberne Hochzeit gefeiert und hat die beſten Ausſichten auf die goldene.

Hageſtolze.

Ich kenne eine reſpektable alte Frau, die ihren Schwiegerſohn in gutem Ernſt verſichert hat, im Sirach finde ſich die Stelle: „Ein Mann, der kein Weib nimmt, iſt ſo dumm wie ein Sack.“ Die Stelle habe ich nun freilich vergebens geſucht, um ſie als Motto über dieſe Bilder zu ſetzen, und ſo muß ich mich mit dem wohlbekannten und echten Schriftwort begnügen: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“

Es mag zwar zu keiner Zeit den Hageſtolzen an Waffen des Spotts gegen Ehemänner fehlen, und es iſt gar nicht zu leugnen, daß auch die Roſen des Eheglücks manchmal aus Dörnlein gepflückt werden müſſen. Es muß zugeſtanden werden, daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge ein Ehemann ſeinen Kaffee mit Zichorie verſetzt trinken muß; daß er weniger Braten und mehr geſottenes Rindfleiſch bekommt als an der Table d'hote; daß man hie und da am Samstag das Heiligtum ſeines Zimmers zur Eßſtube entweiht, was zugleich äußerſt gefährlich für ſeine Schriftlichkeiten iſt. Es geſchieht ferner, daß ſein Schlummer durch Kindergeſchrei beunruhigt wird, und daß ſeine Buben auf ſeinem Spazierſtock davongeritten ſind, wenn er ausgehen will; an traulichen Abenden, wo er als guter Hausvater ſich den Seinen zu widmen im Sinne hat, ſind oft die Kinder ſo unartig, daß er mit Feuer und Schwert dreinfahren muß;

wenn er die Magd auf die Poſt ſchicken will, iſt ſie am Waſchen und kann unmöglich entbehrt werden; hat er im Sinn, ſich ein intereſſantes Werk anzuſchaffen, ſo iſt gerade der Holzvorrat zu Ende oder die Kinder brauchen neue Schuhe.

Alles dies und noch viel mehr kann einem Ehemann begegnen, wenn ich auch aus Schonung für die Frauen die ſchauderhafte Geſchichte von einem Pfarrer gar nicht erzähle, der in einer ſtillen Nacht aus ſeiner Studierſtube ein klägliches Gebrüll vernahm und bei näherer Unterſuchung daſelbſt ein junges Kalb vorfand, das, in einer kalten Winternacht geboren, ſo anſpruchsvoll war, ein geheiztes Zimmer zu begehren, und aus Mangel an einem andern Lokal in der Studierſtube untergebracht wurde. — Was ſind aber all dieſe Drangſale, die durch tauſend kleine und große Freuden aufgewogen werden, gegen das allerglänzendſte Hageſtolzeleben, deſſen Lichtpunkt das Wirtshaus, deſſen Ziel ein unbeweintes Grab iſt!

Ich habe wenig etymologiſches Talent, und die eigentliche Ableitung des Wortes Hageſtolz iſt mir entfallen, wenn ich ſie je gewußt habe. Dem Klang nach ſcheint es mir eine höchſt unpaſſende Bezeichnung. Ich ſehe wahrhaftig nichts Stolzes daran, ſo entbehrlich durch die Welt zu ziehen, ſo unvermißt daraus zu ſcheiden. — Gibt es auf Erden ein ſtolzes Gefühl, ſo muß es das ſein, ſich als die Sonne eines zweiten Daſeins, den Kern und Mittelpunkt der kleinen reichen Welt eines Hauſes, als Stamm und Halt künftiger Geſchlechter anſehen zu dürfen. Wo ſonſt hat unſer eigenſtes innerſtes Weſen Geltung und Bedeutung als im eigenen Hauſe? Was du draußen erſtrebſt und ſchaffſt und wirkſt in Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft, immer fragt man nur nach dem, was du gibſt, daheim allein liebt man dich als das, was du biſt.

Von allen ſtaatsökonomiſchen Plänen hat mich ſtets nur einer beſchäftigt: eine Hageſtolzenſteuer zu erheben. Das erſchiene mir ſo recht, ſo einfach, ſo natürlich. Man müßte freilich Ausnahmen geſtatten: wenn einer wirklich nicht im ſtande wäre, eine Frau zu ernähren, oder wenn er bereits für Mutter und Schweſtern ſorgt, oder endlich, wenn er zum wenigſten drei unverſchuldete Körbe nachweiſen kann.

Da erhebt ſich aber eine Stimme: „Das wäre ſchon gut, wenn die Frauen alle wären, wie ſie ſein ſollten; aber wie viel böſe Weiber gibt's! wie viel vergnügungsſüchtige, putzſüchtige!“ u. ſ. w. Mag ſein, die Frauen ſind allerdings nicht allzeit Engel, und ſchlimme gibt's; aber kühn ſei es behauptet: für jeden guten Mann iſt auch ein gutes Weib gewachſen, und ſeine Schuld iſt's, wenn er ſie nicht findet.

Woher entſpringen die Hageſtolzen? Abſolute Weiberfeinde, die aus abnormer Eigentümlichkeit oder durch furchtbaren Verrat einer Geliebten getäuſcht, das ganze Geſchlecht grimmig haſſen und fliehen, die ſind in Novellen häufiger als im Leben. Da aber männliche Herzen nicht ſo leicht in Konfeſſionen überfließen wie weibliche, ſo haben wir weit weniger Aufſchluß über die Gründe männlicher Herzenseinſamkeit, und können nur wenige Verſuche machen, hier hinter die Couliſſen zu ſchauen.

Es führe denn den Reigen als einer der unſchuldigſten der ſchwarzen Schar:

I.

Der Heiratsluſtige.

Abſicht war es alſo bei dieſem nicht geweſen, einſam zu bleiben, und er am allerwenigſten hätte es je für möglich gehalten, ohne weibliche Pflege auszukommen. War er doch der einzige Sohn ſeiner guten Mama, die ihrem Chriſtian allnächtlich das Bett und alle Morgen das Weißzeug wärmte, und die ihn nie am Abend ohne Laternchen aus dem Haus gehen ließ. Sie konnte dieſes Syſtem zärtlicher Fürſorge durchführen, da ſie Witwe war, und ſo ihrem Chriſtian durch Schulen und Gymnaſien bis auf die Univerſität folgen durfte.

Auch lag es keineswegs in der Abſicht der Mama, daß der Chriſtian einſam bleiben ſollte; im Gegenteil, jeden Morgen, wenn ſie ihm den Zopf band, und jeden Abend, wenn nach ſieben Uhr der Gerſtenſchleim genoſſen wurde, den ſie für das einzig geſunde Nachteſſen hielt, begann ſie mit Ermahnungen und Plänen für ſeine künftige Verheiratung.

„Solange ich lebe, lieber Chriſtian, haſt du das Heiraten gar nicht nötig; ein ſo junger Menſch ſollte eigentlich noch nicht daran denken, und ſich jung verſprechen, iſt das größte Unglück. Aber ledig bleiben mußt du ja nicht. Dein lieber Papa ſelig wäre, mit allem Reſpekt ſei es geſagt, im Spittel geſtorben, wenn er keine Frau gehabt hätte, ſo wenig verſtand er's, auf ſeine Sachen achtzuhaben. Nur mußt du mit Verſtand wählen, Chriſtian, verſtehſt du? und wohl achthaben auf alles, was ich dir ſage. Es ſtünde beſſer in der Welt, wenn alle Männer ihrer Mutter gefolgt hätten!

„Eine zu junge mußt du nicht nehmen, Chriſtian; ſo ein Kindskopf koſtet mehr Lehrgeld, als der ganze Kauf wert iſt. Aber ja nicht zu alt darf ſie ſein; die ſind kränklich und werden eiferſüchtig.“ — „Alſo in mittleren Jahren, Mama? ſo vier- oder fünfundzwanzig?“ — „Hm, nun ja, das heißt, kommt drauf an, wie alt du biſt; ſie ſind oft noch ungeſcheit mit fünfundzwanzig, und mit ſechsundzwanzig paſſen ſie dann ſchon beſſer für einen Witwer.

„Und, lieber Chriſtian, ſieh ja nicht auf Reichtum! Wenn du eine reiche Frau nimmſt, ſo biſt du ihr Gaſt dein Lebtag, und wenn ſie dich nicht drum anſieht, ſo thun es ihre Eltern und Geſchwiſter. Aber nimm keine Arme! Wenn du gleich ein ſchönes Vermögen bekommſt, eine arme Frau iſt ein freſſendes Kapital und hat ſelten gelernt, mit dem Geld umzugehen. — Nimm keine Vornehme, wo du vor deinem Schwiegerpapa Kratzfüße machen und dich bei deiner Schwägerin melden laſſen mußt! Aber ja keine von geringem Stand, die in Verlegenheit kommt, wenn du ſie zu einem ordentlichen Menſchen führſt, und die von ihrer Magd ihr Lebtag darum angeſehen wird, daß ſie eigentlich nicht weiter her ſei als ſie.

„Ich rate dir nicht, lieber Chriſtian, daß du einer Witfrau Tochter nimmſt: in ſo einem kleinen Weſen lernt man die Haushaltung nicht gehörig verſtehen; auch keine Waiſe: ſo ein Mädchen ohne Heimat weiß gar nicht, wie man einen Mann behandeln muß. Es iſt freilich auch ſchwierig, wenn man Schwiegerpapa und Schwiegermama zu berückſichtigen hat; da mußt du eben ſelbſt zuſehen.

„Eine mit viel Geſchwiſtern mußt du auch nicht nehmen, Chriſtian; das gibt ſo viel Anhang, und unter einer großen Herde iſt immer auch ein räudiges Schaf. Hat ſie viel Schweſtern, ſo heirateſt du ſechs Frauen für eine; ſind's viele Brüder, ſo iſt des Schwagers Beutel allzeit gut genug. Aber was ich dir ſage, nimm kein einziges Töchterlein! So ein verwöhntes Ding will vom Mann gehätſchelt ſein wie eine Puppe, und Papa und Mama ſehen ſchief, wenn er nicht alleweil auf den Knieen vor ihr liegt.

„Laß dir's ja nicht einfallen, eine ſchöne Frau zu nehmen! die kann's ihr Leben lang nicht vergeſſen, daß ſie ſchön geweſen, und je älter das Werk wird, deſto koſtbareren Einband mußt du anſchaffen, um es herauszubringen. Eine Häßliche oder gar eine, die einen Fehl an ſich hat, die einäugig, ſchief, hinkend iſt, die nimm beileibe nicht, und wenn ſie ſonſt ein Engel wäre; wenn du's auch vergeſſen kannſt, ſo vergißt ſie's nicht. Es iſt langweilig, ſein Lebtag die Reize bewundern zu müſſen, die eine Frau hat; aber noch viel langweiliger, wenn man die bewundern muß, die ſie gar nie gehabt hat.

„Eine Verwandte nimm juſt auch nicht; es taugt nicht, wenn man ſich vor dem Eheſtand zu genau kennt; eine Ausländerin am allerwenigſten, die wird nie daheim, und bei allem, was ſie nicht gern thut, ſteckt ſie ſich hinter den fremden Brauch."

In dieſer Weiſe lauteten die Eheſtandsregeln der Mama, die ſich dem Chriſtian alle ſo tief einprägten, weil es der würdigen Frau manch liebes langes Jahr vergönnt war, dem Chriſtian morgens ſeinen Zopf zu binden und abends Gerſtenſchleim mit ihm zu eſſen.

Mittlerweile abſolvierte Chriſtian ſeine Studien und wurde Advokat, weil das die Mama für geſunder hielt als den Staatsdienſt, wo man an beſtimmte Kanzleiſtunden gebunden iſt. Er hätte nun das Alter zum Heiraten gehabt und war recht begierig darauf, wenn die Mama in ihren Maximen endlich einmal vom Negativen aufs Poſitive komme und ihm ſage, was für eine er denn eigentlich nehmen ſolle; dazu war aber wenig Ausſicht. Die Mama warf ſich jetzt aufs Illuſtrieren ihrer Regeln, indem ſie ihm aus ihrer Erfahrung allerlei ſchauerliche Exempel von unglücklichen Ehen erzählte: von einer reichen Frau, die dem Mann das Geld vorgezählt; von einer armen, deren Brüder ihn als Handwerksburſchen angebettelt; von einer vornehmen, deren Mann rückwärts fahren und den Schoßhund halten mußte; von einer niedrigen Standes, deren Papa juſt ein Kalb geſtochen, als ihm der Schwiegerſohn in neuen pfirſichblütfarbenen Plüſchhoſen einen Beſuch gemacht, wobei ſelbige

Hoſen mit Blut beſpritzt worden. Wenn Chriſtian am Sonntag ehrbar mit ihr zur Kirche ging, ſo ſetzte ſich die Mama womöglich ſo, daß ihre Poſchen und ihr Fächer ihm die Ausſicht auf die Damenwelt verdeckten, und wenn er ſich erlaubte, ſelbſt vom Heiraten anzufangen, ſo meinte ſie, ein ſo junger Menſch habe noch lange Zeit, daran zu denken.

Die Mama ward alt und lebensſatt; Chriſtian lernte ſich den Zopf ſelbſt binden und noch obendrein die Mama friſieren, und es kam endlich der Abend, wo ſie den letzten Gerſtenſchleim zuſammen ſpeiſten, und die Nacht, wo die Mama in Frieden entſchlief.

Als Chriſtian, der bereits das Schwabenalter paſſiert, ſie zu Grabe geleitet und wie ein guter Sohn treulich beweint hatte, da begann er recht ernſtlich ans Heiraten zu denken. Aus der Verlaſſenſchaft der Mama ſuchte er ein prachtvolles karmeſinrotes Taffetkleid mit allem Zubehör und einen köſtlichen Perlenſchmuck hervor. Das legte er in eine beſondere Kommode für den wichtigen Zeitpunkt, wo er ſeine Erkorene heimführen würde, der dieſe Schätze beſtimmt waren. — Die Magd ſeiner Mutter fand zu dem anſehnlichen Legat, das ihr geworden, alsbald ein teilnehmendes Herz und heiratete. Chriſtian wollte keine andre Dienerin nehmen; eine junge könnte dem guten Ruf eines heiratsluſtigen jungen Mannes ſchaden, eine alte würde ſich ſchwer in eine junge Herrin ſchicken. Er ſpeiſte zuerſt im Gaſthof, verſuchte ſich nachher ſelbſt in der edlen Kochkunſt und begann ſeine Augen auf die Töchter des Landes zu richten.

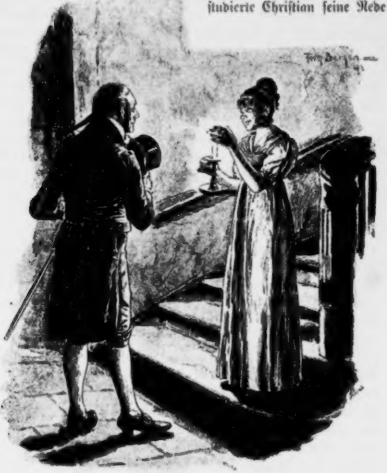
Das iſt aber keine leichte Sache, wenn man vierzig Jahre gewöhnt war, durch die Brille ſeiner Mama zu ſehen. Und wo er endlich glaubte, etwas Taugliches erblickt zu haben, da trat ſicherlich eine der Ausſtellungen der Mama in den Weg.

Gegenüber wohnte ein geſetztes Frauenzimmer, die Tochter eines Arztes, eines Witwers; das war ja wie beſtellt für ihn, der keiner Witwe Tochter und keine Waiſe nehmen ſollte und für den zwei Schwiegereltern auch mißlich waren. Er ſtäubte das karmeſinrote Taffetkleid aus und holte den Perlenſchmuck hervor, verfertigte auch eigenhändig Zimtſterne zum Verlobungsmahl. Am folgenden Tag wollte er den großen Coup wagen und hatte ein nagelneues Zopfband bereit gelegt.

An dieſem Morgen aber bemerkte man große Bewegung drüben. Sollten ſie ſchon eine Ahnung von Herrn Chriſtians Abſichten haben? Ach nein, als er eben in vollem Ornat die Treppe hinabſteigen wollte, rief ihm ſeine Hauswirtin zu: „Haben Sie's auch ſchon gehört, Herr Doktor, mit des Doktors drüben?“ — „Und was?“ — „Ei, des Doktors durchgegangener Bruder iſt in Surinam drin geſtorben, wo er ein paar hundert ſchwarze ‚Gſchlafen‘ gehabt und eine Laſt Geld erworben hat, und der Doktor erbt hunderttauſend Gulden. Da gibt Jungfer Karoline eine Partie! Nur die zwei Kinder! und der Sohn zehrt erſt noch aus!“

Herr Chriſtian ſtieg ſeine Treppe wieder hinauf, zog ſeine Staatstracht aus und ſchloß Schmuck und Taffetkleid wieder ein. Hunderttauſend! das war zu reich! Und auch als die Erbſchaft ſpäter auf zwanzigtauſend zuſammenſchmolz, erſchien Jungfer Karoline noch immer in ſolcher Pracht und Herrlichkeit, daß er fürchtete, ſie werde am Ende das Karmeſinrote gar nicht mehr zu würdigen wiſſen.

Ein Herr Vetter Kanzleirat kam mit vier Töchtern in die Stadt, wo Herr Chriſtian wohnte, und er fand ohne Schwierigkeit Zutritt im Hauſe. Vier Töchter waren zwar ſchon ziemlich viel, doch hatte die Mama ja nur vor ſechſen gewarnt. Alter, Stand, Vermögen, alles war recht, es fehlte nur am günſtigen Zeitpunkt. Auch der ſollte eintreten. Am Faſtnachtabend wurde Herr Chriſtian nebſt einigen Kanzleiverwandten zu Faſtnachtküchlein geladen; es ging ungemein heiter her und wurden zuletzt noch Pfänder gelöſt. Herr Chriſtian taute ganz auf und ſein Zopf, der ſchon begann, eine Antiquität in der Welt zu werden, bewegte ſich äußerſt ſchalkhaft hin und her. Bei Gelegenheit der Pfänderlöſung erfuhr er auch, daß Jette, die zweite der Töchter, eben das fünfundzwanzigſte zurückgelegt. Das war ja juſt das rechte Alter! Er hatte, da er etwas kurzſichtig war und die vier Schweſtern ſich ganz gleich kleideten, bis jetzt noch keine beim Namen gekannt; nun aber wurde er ganz kampfmutig, und um doch herauszubringen, welches die Rechte ſei, bat er beim Abſchied, als man ihm die Magd zum Heimleuchten anbot, Jungfer Jette möchte ihn nur die Treppe hinabbegleiten, er finde dann den Heimweg allein. Jette, eine anſehnliche Geſtalt, erhob ſich und ſchritt mit dem kupfernen Leuchter voraus die Treppe hinab; im Hinunterſteigen ſtudierte Chriſtian ſeine Rede



aus, und in der unteren Flur blieb er plötzlich der Erkorenen gegenüber ſtehen und begann: „Jungfer Jette —“ — „Was wollen Sie, Herr Vetter?“ fragte die Dame freundlich. Zum erſtenmal ſchaute Herr Chriſtian ſeiner Zukünftigen voll ins Geſicht: o weh! ſie war einäugig und überaus häßlich. War es der pure Gehorſam oder war der Chriſtian ſo keck, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben — er ſchwieg ſtille. „Was wollen Sie, Herr Vetter? was haben Sie denn!“ fragte Jette abermals. — „Ich, ich — verzeihen Sie, ich habe den Wadenſpanner,“ ſagte Herr Chriſtian mit großer Geiſtesgegenwart, um ſeinen Stillſtand zu entſchuldigen. — „So? dann will ich Ihnen das Licht ſtehen laſſen, bis er vorüber iſt,“ ſagte Jungfer Jette etwas ſchnippiſch und ſchwebte ab. — Herr Chriſtian blies das Licht aus, um Feuersgefahr zu verhindern, und ſchritt gedankenvoll nach Haus.

Wer mag zählen, wie oft wohl der Herrr Chriſtian zu dem wichtigen Schritt angeſetzt hat, ohne „den Rang zu kriegen“, wie man im Schwäbiſchen ſagt! Inzwiſchen vervollkommnete er ſich immer mehr in der edlen Kochkunſt, auch verſah er ſelbſt allen und jeden Zimmerdienſt, und es ſoll hübſch anzuſehen geweſen ſein, wie er, mit einer Schlafhaube und Schürze angethan, morgens ſeine Küche beſorgte, ſein Zimmer kehrte, das Geſchirr fegte und die Kleider bürſtete, in denen er dann nachmittags zierlich und ſteif, mit dem ſtattlichen Zopf, aus dem ein Büſchelchen Haare hervorſah, das ihm den Namen „Onkel Chriſtians Leimpinſel“ erwarb, auf Kanzleien und Gerichtsſtuben ſchritt, wohin ihn eben ſeine Geſchäfte führten.

Immer gewiſſer nahm die Welt an, daß Herr Chriſtian ledig verbleibe; Vetter und Neffen begannen ihn zu kultivieren, die Zahl ſeiner Patchen vermehrte ſich auf bedenkliche Weiſe. Er beſchenkte ſie gewiſſenhaft um Weihnachten je mit einem Gulden und einer Schachtel voll ſelbſtverfertigten Backwerks, dem er immer ein detailliertes Inhaltsverzeichnis beilegte: „Hierbei ſende dem Adolf 1 fl., ſage einen Gulden, zwei Lebkuchen, vier Springerlein, drei Mandelbrot u. ſ. w.“ Er ſelbſt aber fuhr fort, das Taffetkleid im Stand zu erhalten und den Schmuck zu ordnen.

Ein munteres Töchterlein der Frau Majorin im Parterre ſuchte ihn fleißig heim, half ihm beim Kochen, obwohl er ſie nicht bewegen konnte, etwas von ſeinen Produkten zu koſten, fütterte ſeine alten Katzen, Erbſtücke der Mama, und wollte ihm ſeinen Zopf abſchwatzen. Minette wich nun freilich in vielen Stücken von der Vorſchrift der Mama ab; ſie war einer Witwe Tochter und noch gar jung, aber an ihrer häuslichen Gewandtheit ſah er ja, daß ſie kein Lehrgeld mehr zahlen dürfe; auch war der Vater noch nicht lange tot, und an dieſem, einem tollköpfigen Säufer und Spieler, der ſie und die Mutter arm gemacht, hatte ſie die Männerbehandlung gründlich ſtudieren können. Die Mama ſprach offen mit ihm von ihren häuslichen Kümmerniſſen, und er ſprach recht erbaulich mit ihr über das Verderbliche der Offiziersheiraten. Minna durfte auch den Schmuck und das Karmeſinrote ſehen, und war außer ſich vor Bewunderung. Wie wird ſie erſt jubeln, wenn ſie einmal erfährt, daß ſie ſelbſt die Beſitzerin dieſer Herrlichkeiten werden ſoll! Nur ihren zwanzigſten Geburtstag wollte er, der Mama ſelig zuliebe, noch abwarten, bis er ſie damit überraſchte.

Der Tag war nun ganz nahe und eines Morgens hatte Herr Chriſtian eben das Taffetkleid aufs ſchönſte zurechtgelegt und den Schmuck darauf ausgebreitet, da hörte er ein Kichern, Sporengeklirr und den leichten Schritt eines Damenſchuhs auf ſeinem Vorſaal. Raſch fuhr er in ſeinen Plüſchrock, erſtaunt ob ſo frühen Klienten. Und Minna trat ein am Arme eines ſchlanken Lieutenants: „Ihnen gilt unſre erſte Brautviſite, Herr Doktor! Nicht wahr, Sie nehmen's nicht übel, daß ich doch einen Offizier genommen?" Dabei ſtrahlten ein Paar glückſelige Augen an dem gewichſten Schnurrbart des jungen Kriegers hinauf. — „Gratuliere, gratuliere!" ſtammelte der ſchwer betroffene Herr Chriſtian; der Lieutenant ſetzte wiederholt zum Sprechen an, aber aus Furcht, in Lachen auszubrechen, wenn er den Doktor im Plüſchrock und der Schlafhaube anſah, brachte er nur hervor: „Auf Ehre!“ — Das Paar empfahl ſich bald, und der Doktor legte in aller Stille das karmeſinrote Taffetkleid und den Schmuck in die Kommode. Eine prachtvolle Zitternadel behielt er zurück zum Hochzeitsgeſchenk für Minna.

Gar einſamlich geſtaltete ſich nun fortan ſein Leben; nur die Katzen ſchlichen ihm ſchnurrend mit gekrümmtem Buckel entgegen, wenn er nach Hauſe kam. Am Ende wurden aber auch dieſe blind und taubſtumm und kein Laut unterbrach die abendliche Totenſtille ſeines Zimmers. Er ſelbſt aber ſtieg noch manch langes Jahr in unveränderter Geſtalt durch die Straßen. Sein Anzug blieb fortwährend derſelbe, wie er ihn zu Zeiten der Mama ſelig getragen, und der Leimpinſel des Onkel Chriſtian ragte als ehrwürdige Reliquie aus beſſerer Zeit in unſer ungeſchwänztes Zeitalter herein. Im Kochen brachte er es zu großer Virtuoſität und wurde immer mehr daheim in ſeiner Einſiedelei.

Endlich hatte er ausgekocht, der Herr Chriſtian; er wurde zur Seite der Mama niedergelegt, und in ſeinem ſtillen Stübchen wurde es laut genug, als ein Dutzend Baſen und Vettern ſich um den Nachlaß ſtritten. Das Perlengeſchmeide, über das ſie ſich nicht vereinen konnten, wanderte zum Juden; das karmeſinrote Taffetkleid aber florierte noch lange bei Liebhabertheatern und Faſtnachtsſpäßen, bis es zuletzt als Bettcouvert ſein einſt ſo hoffnungsreiches Daſein beſchloß.

II.

Der Bonvivant.

„Das Leben des Hageſtolzen iſt ein brillantes Dejeuner, ein langweiliges Diner und ein miſerables Souper.“ So lautet ein altes, längſt bekanntes franzöſiſches Witzwort, das ſchon in mancher Lebensgeſchichte ſeine Beſtätigung gefunden.

Herr Bauer — ſo heißt ja jedermann, alſo darf auch jemand ſo heißen — hatte ſich all ſein Leben lang nur einen Lebenszweck geſteckt: das Guthaben. Ein recht einfaches Ziel, werden viele denken; gewiß aber nicht ſo leicht zu erreichen, wie es oft ausſieht.

Herr Bauer war ſo glücklich, daß er eben keine ſchlimmen Mittel nötig hatte, um dieſen Zweck zu erlangen. In der Schule pflegen manche zu faulenzen, um es gut zu haben; Herr Bauer fand, daß das ein verkehrtes Mittel ſei, da die bei unſrem verdunkelten Lehrſyſtem noch geſtatteten Prügel ſchlechterdings nichts Gutes ſind; darum lernte er fleißig, was ihm auch nicht ſchwer wurde, und hatte es gut dabei. Als Student fand er, daß eine ganz genügende Anzahl von Kneipenbeſuchen und Suiten ſich mit den unerläßlichſten Kollegien vereinigen ließen. Da er ein „guter Kopf“ war, der es verſtand, ſeinen geiſtigen Beſitz, ob groß oder klein, ins gehörige Licht zu ſetzen, ſo war ihm vor dem Examen, dieſem jüngſten Gericht des Univerſitätslebens, eben nicht bange. Er war der beſte Bierſchmecker und überall dabei, wo's hoch herging, ohne daß er ſich's auch mit dem Vergnügen ſauer werden ließ. Bei feierlichen Ausfahrten überließ er das Reiten mit ſeinen Wechſelfällen jedem, der

Luſt dazu hatte; er ſelbſt pflanzte ſeine breite Geſtalt in den bequemſten Wagen und ließ ſich von ehrfurchtsvollen Füchſen bedienen. Da der Beutel des Papa ſchon einen Aderlaß ertragen konnte, ſo kam er mit einem Hauptungewitter per Semeſter bei der jedesmaligen Ueberreichung der Conti davon, und da er mit einem recht leidlichen Examen ſeine behagliche Burſchenlaufbahn beſchloß, ſo bezahlte der Papa die letzten anſehnlichen Reſte nur mit ſtillem Knurren.

Ein ganz brillantes Dejeuner war ſeine Jugend, als er eine hübſche Anſtellung „bei der Regierung“ fand; und wenn er ſah, wie ſeine Kollegen ihre kleinen Erſparniſſe alsbald aufbrauchten, um Almanache, Neceſſaires, wo nicht gar Uhren für ihre Bräute zu kaufen, ſo war ihm ſeine goldene Freiheit noch viel zu lieb, als daß er ſich mit Eheſtandsgedanken hätte plagen mögen. Er wollte einmal heiraten, o ganz gewiß, wenn es ihm recht gelegen wäre, aber das hatte noch gute Zeit. War er doch als gute Partie ein vielgeladener Gaſt zu Thées dansants und Familienſoireen, und der ganze Flor der Damenwelt ſtand ihm offen, wenn die armen Bräutigame an den Stuhl der einen gefeſſelt waren. Nein, er wollte ſich recht mit Muße beſinnen.

Mit einem größeren Einkommen und dem freien Beſitz des väterlichen Vermögens wurde das Dejeuner immer brillanter. Im eleganteſten Café nahm er ſeine Morgenſchokolade, im zierlichſten Konditorskabinett ſpäter einen Kelch Parfait d'amour mit erleſenem Backwerk, und beliebte es ihm, die trockenen Kanzleiſtunden mit einem Glas guten Weins aufzufriſchen, da hatte er ſeine verborgenen Weinſchenken, wo er ſicher war, die feinſte Blume des edlen Naſſes zu finden.

„Nun, was werden Sie heute Gutes ſpeiſen?“ fragt er etwas höhniſch ſeinen verheirateten Kollegen Müller, als ſie beide um Mittag aufbrechen. — „Linſen,“ antwortet dieſer gutmütig, „Linſen und Rindfleiſch; 's iſt heute Freitag, meine Frau hält ihre gewiſſen Tage. Geſegnete Mahlzeit, Herr Bauer!“ — „Linſen und Rindfleiſch!“ wiederholt Herr Bauer voll innerlichen Triumphs, während er auf ſein Hotel zuſchreitet, wo der Duft von gebratenen Truthähnen und Rehziemern aus dem Souterrain aufſteigt und die Wagenreihe an der Einfahrt auf eine Geſellſchaft intereſſanter Fremder ſchließen läßt.

„Sie trinken doch auch ein Täßchen Mokka im Café Rapp?“ fragt er den argloſen Müller, an deſſen Haus er nach Tiſch vorübergeht. — „Bedaure,“ lautet die Antwort, „iſt mir unmöglich! iſt heute meiner Frau Schwiegermutter Geburtstag; da wird diesmal ſelbſt Kaffee bei uns getrunken.“ — „Diesmal!“ lächelt Herr Bauer im Weitergehen; „armer Müller! ſo kannſt du doch deine Linſen verdauen!“

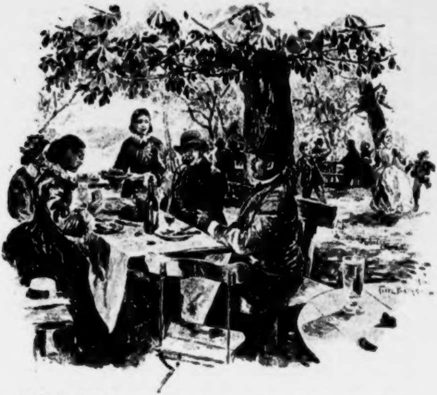
Ein ſchadenfroher Dämon ſcheint Herrn Bauer zu treiben, dem Müller beſtändig das verlorene Paradies ſeiner Freiheit vorzuhalten. „Nehmen Sie nicht teil an einer kleinen Luſtfahrt nach B.? Sie wiſſen, dort findet man die delikateſten Fiſche.“ — „Geht nicht,“ antwortet der andre etwas verlegen; „ein kleiner Familienſpaziergang — hab's meiner Frau ſchon lang verſprochen.“ — Da ſeht denn am Sonntag Herrn Bauer in leichter Droſchke, in der Geſellſchaft einiger witzigen Freunde, behaglich zurückgelehnt, wie er mit gnädiger Herablaſſung die Familie Müller grüßt, die eilig zur Seite weicht! vier Kinder in verſchiedenen Dimenſionen, das kleinſte im Wägelchen, das Herr Müller mit dem Stock ſchieben hilft, alle triefend von Schweiß und überzogen mit Staub! „Wohin geht's?“ ruft Herr Bauer dem Kollegen zu, der in dieſem Augenblick nicht Humor genug hat zur heiteren Auffaſſung ſeiner Lage. — „Zu unſrer Milchfrau nach Blezingen,“ ruft ein naſeweiſes kleines Mädchen. Und dahin rollt die Droſchke und der witzige Freund ſtimmt den alten ſchwäbiſchen Volksreim an:

„Wia'n i bi ledig gwäh,
Iſt mer's viel wöhler gwäh,
's wurd mer mei Lebatag
Nimme ſo wohl!“

Dann am Abend im Gaſthof, wenn juſt nicht Theater iſt, und mit dem Schlag acht die armen Ehemänner, die ſich etwa in den Klub gewagt haben, aufbrechen, wie behaglich dehnt ſich Herr Bauer in ſeinem Stuhl und befiehlt: „Kellner, eine Flaſche Rüdesheimer und die Speiſekarte!“ — „Geſchwind, Herr Schnarrenberger!“ ruft er einem Aufbrechenden zu, „die Kartoffeln werden kalt und die Frau Liebſte wird ungnädig!“

„Iſt aber doch auch was Schönes um das Familienleben,“ bemerkt ein neben ihm ſitzender Witwer auf ſein ironiſches Lächeln, mit dem er dem Davoneilenden nachſieht. — „Bah, ich kann Familienleben haben, ſo viel mir beliebt, habe Einladung in ein Dutzend Häuſer zu Familienthee oder Diner. Da treffe ich alles aufs ſchönſte, Mama und wohlgezogene Töchterlein, vorlaute, kleine Mädchen und unartige Buben; o Familienleben genug! Ich kenne ein Haus, wo eine edle Tochter auftritt; in einem andern paradieren zärtliche Schweſtern, ſonſtwo debütiert das Fräulein vom Haus als naives Kind ſchon ſeit drei Jahren — kein Mangel an Familienleben!“ — „Ei, wie bösartig Sie ſind!“ ſagt der gutmütige Witwer. „Sie wollen alſo gar nicht heiraten?“ — „Warum nicht? O gewiß! das heißt, je nachdem: ich muß da meiner Sache ſicher ſein; um Opfer zu bringen heiratet niemand, natürlich! Das Heiraten bleibt mir ſo gewiß wie der Tod, die Damen ſterben nicht aus. Vorderhand habe ich keine Zeit; dieſen Herbſt muß ich nach Italien, nächſten Sommer will ich die Schweiz einſehen, einen Winter vielleicht nach Paris — habe alſo durchaus keine Eile. — Wird ſelbſt ein Mädchen zu verſorgen haben,“ brummt er, mißtrauiſch auf den abgehenden Witwer blickend.

Herr Bauer hat das brillante Dejeuner nach Kräften verlängert; Schweiz und Italien, London und Paris, Kaviar und Auſtern, Champagner und Tokaier in reichem Maße genoſſen. Er iſt endlich doch etwas müde geworden, als er nach vierzehn Jahren mit dem oft verhöhnten Herrn Müller wieder in derſelben Stadt zuſammentrifft. Sie haben wirklich eine Art Freund-



ſchaft füreinander, ungefähr wie die, welche der ſelige Claudius Pferdefreundſchaft nennt, weil ſie ſich in dieſer Weiſe bei Pferden bildet, die lange in einem Stalle ſtehen. — „Nun, wie geht's, Herr Kollega?“ — „Gut, recht gut,“ erwidert Herr Müller fröhlich und reibt ſich befriedigt die Hände. „Sie wiſſen, ich bin nun Rat geworden; bei einer zahlreichen Familie iſt eine ſolche Verbeſſerung immer wünſchenswert; aber gottlob! es macht ſich jetzt alles vortrefflich.“ — „Wo gehen Sie hin?“ — „Nur noch ein paar Schritte auf die Poſt; muß meine Marie dort abholen, ſie kommt mit dem Eilwagen, war bei meiner Schweſter zur Aushilfe. Sie glauben nicht, was man ſich freut auf ſo ein Kind!“ Bauer begleitet ihn und findet es nicht mehr ſo komiſch wie vorzeiten, als ein liebliches Mädchen den Vater mit herzlicher Freude, den Fremden mit Erröten grüßt. Wie glückſelig betrachtet Müller ſein Töchterlein, ſelbſt überraſcht von ihrer aufgeblühten Anmut! Wieviel hat das Mädchen zu fragen nach der Mutter und den Geſchwiſtern und den Blumen und ihren Freundinnen! Herr Bauer beginnt ſich überflüſſig zu finden, als aus der Seitenſtraße wieder eine jubelnde Stimme „Vater!“ ruft und ein kräftiger, netter Junge mit glänzenden Augen und glühenden Wangen auf ſie losſtürzt. „Grüß Gott, Marie! Vater, ſieh, ich habe den erſten Preis und bin doch erſt ſeit acht Wochen hier im Gymnaſium!“ Und jubelnd zeigt er ſeine Siegestrophäe dem hocherfreuten Vater, der unbekümmert um die Oeffentlichkeit der Scene den Krauskopf lächelnd Herrn Bauer vorſtellt: „Sehen Sie, das iſt mein Kleinſter, der damals im Wägelchen gefahren! die andern würden Sie gar nicht mehr kennen. Denken Sie, ich habe ſchon einen Studenten; der hält ſich recht brav!“

Nun kommt die Reihe des Fragens an den geſelligen Herrn Müller, der den neugefundenen Freund nicht ſo raſch losläßt, während der Krauskopf mit der Schweſter vorauseilt, welcher er eine Menge wichtiger Schulerlebniſſe mitzuteilen hat. „Und wie geht es denn Ihnen, Herr Kollega?“ — „O, ganz gut,“ ſagt Herr Bauer gähnend; „habe nur etwas Magenbeſchwerden, werde deshalb dieſen Sommer ins Karlsbad gehen.“ — „So, ſo, das bedaure ich. Und Sie ſpeiſen noch immer im Hotel d'Angleterre?“ — „Längſt nicht mehr; der Lärm von den vielen Fremden dort iſt mir zuwider, ich habe die langkragigen Engländer herzlich ſatt.“ — „Sie ſpeiſen alſo —?“ — „Gegenwärtig im Ruſſiſchen Hof, werde aber nicht bleiben; keine feine Küche, die Auſtern waren ſchon zweimal nicht friſch, und erſt geſtern machte ich die Entdeckung, daß Madame die Gänſeleberpaſteten ſelbſt macht und ſie für Straßburger ausgibt. Es iſt möglich, daß ich bald eine eigene Haushaltung anfange.“ — „Da darf man alſo wohl gratulieren?“ — „Keineswegs,“ ſagt Herr Bauer trocken; „es eilt mir nicht; Sie wiſſen, ich möchte beſonnen wählen.“ Das Geſpräch wird abgeſchnitten durch die Ankunft am Müllerſchen Quartier, wo der Wildfang frohlockend die Treppe herunterruft: „Vater, die Bertha muß Pfannkuchen backen meinem Preis zu Ehren! Juchhe!“ und er macht noch einen Spazierritt auf dem Treppengeländer herunter.

Herr Bauer mußte noch verſprechen, auf den Abend an einer Familienpartie nach der grünen Au teilzunehmen. Die nahm ſich denn wirklich etwas beſſer aus als vor Jahren die Kinderwagenpartie. Zwar trank Müller nur ein Glas Bier und rauchte aus einer ſimpeln Pfeife, während Bauer den feinen Rauch einer echten Havannacigarre in die Luft blies, und die Familie labte ſich bloß an Butterbrot, ohne Seitenblicke auf den weſtfäliſchen Schinken, mit dem ſich Herr Baue rin Ermangelung von etwas Beſſerem behelfen mußte. Aber das Blatt hatte ſich doch zu Gunſten der Familie gewendet. Ein paar anmutige erwachſene Töchter, deren einfach beſcheidener Weiſe ſelbſt der argwöhniſche Hageſtolz keine Rolle unterſchieben konnte; ein jüngeres Mädchen, etwas eckig und hoch aufgeſchoſſen, die ihrer beginnenden jungfräulichen Würde vergeſſend ſich in maßloſer Fröhlichkeit mit dem Wildfang auf dem Raſen tummelte: das ganze Bild von herzlicher Eintracht und fröhlichem Genügen machte Herrn Bauer doch etwas nachdenklich, als er abends einſam ſeinem Hotel garni zuſchritt.

„Muß am Ende doch ans Heiraten denken,“ begann er ſein lautloſes Selbſtgeſpräch. „Die Hermine gefiele mir noch am beſten; wüßt' ich nur, was der Alte herausgibt! Aber da iſt am Ende viel Eleganz und nichts dahinter. Bei des Bankiers Töchtern ginge ich ſicher, was das Geld betrifft; aber verwöhnte Dinger, wollen alle Reiſen mitmachen, eine eigene Theaterloge. Danke ſchön, meine Frau ſoll einmal hübſch zu Hauſe bleiben und für ein gutes Abendeſſen ſorgen, bis ich heimkomme. Die Anna gegenüber, das wäre ſo eine Sorte, aber in einem Salon läßt ſich die nicht präſentieren.“

Er kam zu keinem Abſchluß mit ſeinen Beratungen, und langweilig iſt ſein Diner eben doch, er mochte ſich's eingeſtehen oder nicht: langweilig am Morgen, wo er die Schokolade, die ihm längſt entleidet iſt, bald mit Kaffee, bald mit Thee vertauſcht, die ſeinem Magen nicht zuſagen; wo er den Haufen Zeitungen, die er durchgeblättert, jedesmal mit dem Stoßſeufzer beiſeite legt: „Geſchieht auch gar nichts in der Welt! iſt nicht der Mühe wert!“ Langweilig iſt's am Mittag, wo er an der Table d'hote ſitzt und nicht weiß, was ihm mehr zuwider iſt, die ſtehenden Geſichter der Stammgäſte oder die neuen der Fremden, die ihn mit Fragen ennuyieren; langweilig bis zum Abend, wo er mit verhaltenem Gähnen im Theater ſitzt und ſich beſinnt, was noch langweiliger ſei, gleich heimzugehen oder in eine Reſtauration, die er längſt auswendig weiß.

In Familien geht er auch nicht mehr gern; er iſt immer beſorgt, daß man auf ſo eine gute Partie, wie er eine iſt, Jagd mache, und er iſt ſehr wähleriſch, der Herr Bauer. Es wäre doch einfältig, wenn er jetzt weniger Anſprüche machen wollte als in ſeinen unerfahrenen jungen Tagen! Und ſo iſt es gekommen, daß Herr Bauer ſein Diner allein beſchloſſen hat, ſo langweilig es ihm auch geworden.

Sei es uns nun noch vergönnt, ihn auch beim Souper zu belauſchen. Er ſpeiſt längſt nicht mehr im Hotel, die Küche dort ſagt ſeinem Magen nicht mehr zu, und ſeine Uebelhörigkeit macht ihm die Unterhaltung unzugänglich. Das Magenübel hat ſich, allen europäiſchen Bädern zum Trotz, hartnäckig feſtgeſetzt, auch ſtellt ſich das Podagra mit großer Zudringlichkeit ein. So war's am beſten, eine eigene Wirtſchaft zu gründen und eine Haushälterin zu nehmen, obgleich Herr Bauer die letztere für das größte aller Uebel erklärt, die ihm in ſeiner prüfungsreichen Laufbahn zugeſtoßen.

Herr Bauer bewohnt ein ſehr hübſches Quartier; der Boden ſeines Wohnzimmers iſt mit Teppichen belegt, Sofa und Seſſel von rotem Plüſch, goldgerahmte Spiegel und geſtickte Vorhänge; aber bei dem allem fehlt doch eine freundliche Hand, es ſieht immer aus wie entlehnt. Ihm ſelbſt ſcheint es ſo vorzukommen, als er im eleganteſten Schlafrock mit türkiſchem Muſter und geſtickten Pantoffeln ſich auf dem Sofa ausſtreckt, während die Haushälterin, eine ſtattliche, wohlgenährte Frau mit etwas roter Naſe, den Kaffee ſerviert. — „Warum den Kaffee ſchon gemacht?“ fragt Herr Bauer ärgerlich, „da verliert er vom Arom.“ — „Bitte um Verzeihung! er iſt dieſen Augenblick angegoſſen worden; der Herr Oberſteuerrat haben geſtern geſagt, der Alkoholdunſt werde Ihnen unerträglich,“ ſchreit mit gellender Stimme die Haushälterin, die allerdings das erſte Täßchen für ſich abgegoſſen hat. — „Der Kaffee ſchmeckt nicht mehr ganz fein,“ brummt er, „muß nicht von der rechten Sorte ſein!“ — „Nur zu gut für dich, du alter Brummer,“ ſagt Frau Braun für ſich, und gellt dann wieder: „Bitt' um Verzeihung! feinſter Mokka, das Pfund zu einem Gulden; er hat aufgeſchlagen. Aber wiſſen der Herr Oberſteuerrat, wenn man eben alt wird, da nimmt der Geſchmack ab . . .“ — „Halten Sie's Maul!“ ſchnauzt ſehr unceremoniös der Gebieter, der Anſpielungen auf ſein Alter nicht liebt. Die beleidigte Frau Braun zieht ſich zurück und rächt ſich durch lange Monologe für ihre ſchreiende Höflichkeit, während Herr Bauer ſeinen leidenden Fuß, nach dem heute noch niemand gefragt hat, ächzend hin und her wendet. „Der Diwan iſt nicht recht bequem, muß es mit einer Chaiſelongue verſuchen! — Was iſt draußen wieder los?“

Und mit innerer Pein hört er mehrere Stimmen, dazwiſchen die der Haushälterin, auf und ab gehende Schritte; ſein übles Gehör ſpannt ihn bei einem quälenden Mißtrauen beſtändig auf die Folter, die Klingel hat er nicht zur Hand und aufſtehen kann er nicht. Endlich gelingt es ihm, ſich hörbar zu machen; Frau Braun erſcheint unter der Thüre ganz unbefangen, und er hatte das ſchwärzeſte Komplott vermutet. „Wer Kuckucks war denn alles draußen? warum ſagt man mir nichts, als wär' ich ein toter Hund?“ — „So? das iſt mein Dank,“ ſchreit Frau Braun, „daß ich alle Unruhe von Ihnen abhalte? Und wie haben Sie mich geſtern angefahren, daß ich ſo viel Bettelvoll hereinlaſſe!“ — „Ja, wer war's denn?“ — „Ein Zettel von der Frau von Mauer um Beiträge zu Brot für arme Filialſchulkinder.“ — „Ewiges Gebettel!“ knurrt er, ſeinen Beitrag unterſchreibend. — „Der junge Maler von drüben mit einem Porträt,“ referiert Frau Braun weiter. — „Habe genug ſolch Zeug!“ — „Die Frau Baſe Münter.“ — „Warum haben Sie die nicht hereingeführt?“ — „Je nun,“ meint die Haushälterin, „der Herr Oberſteuerrat ſind doch gerade kein Freund vom Ausleihen, und was andres wird die Frau Baſe doch nicht wollen.“ — „Das können Sie nicht wiſſen,“ ſagt Bauer, der die ſanfte, verſtändige Frau nicht übel leiden konnte. — „Nun, um etwas andres kommt man zu keinem ledigen Vetter!“ ſchreit Frau Braun wieder; „oder wollte ſie ſehen, ob der Herr Vetter noch bei Kräften ſei; ſie ſoll neulich des Notars Schwägerin gefragt haben, ob denn der Herr Vetter noch an kein Teſtament denke.“ Frau Braun wußte wohl, daß ſie mit dieſem Bericht der Couſine einen lebenslänglichen Stoß beim Herrn Vetter verſetzt hatte.

Die alte, oft vertagte Frage: ſollt' ich nicht noch heiraten? tauchte abermals in Herrn Bauer auf, als er wieder allein in ſeinem Zimmer die Zeitungen ungeduldig zurückſtieß, und abermals ließ er ſeine weiblichen Bekannten die Revue paſſieren. Die glänzende Hermine war noch frei; er ſchüttelte den Kopf: „Bah, eine alte Kokette!“ Die Bankierstöchter waren längſt vermählt, von ſeinen neuen Bekannten ſchien ihm keine aufopferungsfähig genug zu dem hohen Poſten ſeiner Frau; die Anna, ſein ſtilles Gegenüber von ehemals, die wäre vielleicht noch zu haben; aber wo? Es blieb ihm nichts übrig, als den Wiedereintritt der Frau Braun abzuwarten und dieſe zu befragen. „Wiſſen Sie nicht,“ begann er gleichgültig, „wo die verwitwete Doktorin Winter hingekommen iſt? Sie wohnte in der Breitenſtraße.“ — „Doktor Winterin?“ ſagte ſich beſinnend die überall bekannte Haushälterin mit einem ſcharfen Seitenblick auf ihren Herrn. — „Sie hatte eine einzige Tochter,“ ſagte er noch gleichgültiger. So! da ſitzt's! dachte Frau Braun und begann geläufig: „Ja, die Doktorin iſt geſtorben; weiß wohl, war ein hochmütig Ding, die Alte, und erſt nichts da; die Fräulein Tochter iſt jetzt Hausjungfer“ — das letzte Wort ſcharf betonend; — „wenn der Herr Oberſteuerrat wünſchen, kann ich ſchon erfahren wo.“ — „Iſt nicht nötig,“ meinte dieſer mürriſch. — „Hausjungfer!“ überlegte er bei ſich; „da wär's freilich ein gutes Werk, aber das wäre ein Triumph für Geheimerats; nein, nein, unmöglich!“

Eine friſche muntere Stimme fragte draußen: „Der Herr Oberſteuerrat daheim?“ — „Ja, ja!“ rief dieſer etwas erheitert; er hatte für ſeinen alten Kollegen Müller ſtets eine gewiſſe Zuneigung bewahrt. — „Guten Morgen, lieber Herr Kollega, guten Morgen, wie geht's?“ rief der heitere alte Mann. „Man ſieht Sie ja gar nicht mehr, ſeit Sie penſioniert ſind. Wie kommt's, daß Sie ſich ſo ganz zurückziehen? ein Mann in den beſten Jahren!“ — „Ja, ſehen Sie, das Ausgehen wird mir ſchwer und in den Gaſthof gehe ich nicht gern.“ — „Weiß ſchon!“ ſchrie Müller, auf ſein Ohr deutend, „bin im ſelben Spital krank. Nun, ich habe Lärmtrompeten genug, wenn ich zu meinen Enkeln komme. Da geht's Ihnen her, daß es eine Luſt iſt! es iſt, glaub' ich, oft gut, wenn man ein bißchen taub iſt und nicht all den Lärm hört; da geh' ich gern wieder in mein Stübchen, wo's fein ſtill iſt. Meine Frau verſteht mein Ohr ſo; ich höre ſie, wenn ſie gar nicht laut ſpricht.“ Herr Bauer ſeufzte; ſeine Haushälterin ſchrie wie eine Poſaune, wenn ſie ihn ärgern wollte, und ſprach leiſe nur ihm zur Qual.

„Ich habe Sie lange nicht geſehen, Herr Kollega,“ fuhr Bauer fort. — „Weiß wohl, ich konnte in letzter Zeit gar nicht fertig werden vor Feſtivitäten: Kindtaufe bei meiner Bertha, meiner Marie Aelteſter konfirmiert, und am Sonntag wurde mein Otto als Pfarrer inveſtiert, der Krauskopf, wiſſen Sie, der damals den Preis gewonnen. Hätte kein Menſch geglaubt, daß der Wildfang einen ſolchen Pfarrer gäbe; den ſollten Sie predigen hören!“ Des alten Mannes Augen glänzten in Freudenthränen. — „Sind alle Ihre Töchter verheiratet!“ — „Alle juſt nicht,“ ſagte entſchuldigend Herr Müller. „Sie wiſſen, wir ſind eben nicht reich, aber recht glücklich ſind ſie, die Marie und die Bertha; Nanette, unſre Wilde, iſt ſchon lange zahm geworden und pflegt mich und meine Frau; wir könnten ſie nicht entbehren. Georg, der in Amerika iſt, möchte ſie ſchon lange gern drüben haben; dem geht's gut, Herr Kollega, der ſchert ſein Schäflein! Iſt freilich hart, ein Kind übers Meer zu laſſen; aber den Jubel ſollten Sie ſehen, wenn ein Brief kommt! Meine Frau thut's nicht anders, da müſſen Kinder und Enkel auf den Platz, ſo viele Füße haben, und der kleine Georg, der Marie Aelteſter, muß ihn vorleſen; der kann's, und einen Kaffee dazu macht meine Wilde aus dem ff.“

Herr Bauer hörte ſchweigſam zu, wie der alte Mann ſich in ſein Familienglück vertiefte; was ſollte er ihm dagegen erzählen? von ſeinem Podagra und ſeinem Magen, ſeiner Haushälterin und ſeinen Aergerniſſen? Seine Schweigſamkeit fiel endlich dem redſeligen alten Mann auf; er empfahl ſich und ging heim in ſein warmes Stübchen, wo freundliche Augen und treue Herzen auf ihn warteten.

Sollen wir Herrn Bauer noch länger Geſellſchaft leiſten bei ſeinem Mittagsmahl, deſſen Anordnung er ebenſo ungern ſelbſt übernimmt, als er ſie der Haushälterin überläßt; auf ſeiner Nachmittagsſpazierfahrt, die er zu ſeiner eigenen Desperation verlängert, weil er nicht weiß, wohin er nachher gehen ſoll und von welcher er doch noch dermaßen zu früh heimkommt, daß er Frau Braun in einer improviſierten Kaffeeviſite ſtört? Sollen wir ihn begleiten in Geſellſchaft, wo er ſich noch einigermaßen bemüht, den Galanten zu ſpielen; wo er ſein Alter und ſeinen kranken Fuß ſorgſam zu verbergen ſucht und beſtändig fürchtet, von jungen Damen verhöhnt, von älteren erobert, oder von andern für wohlthätige Zwecke angebettelt zu werden; in den Klub, wo er froh ſein muß, wenn ihm ein gefälliger Nachbar ein paar Tageslügen in die Ohren ſchreit; ins Theater, wo er aus Langeweile ſchläft, zurück in ſeine freudloſe Heimat, wo keine Seele auf ſeinen Tritt lauſcht, außer Frau Braun, um ſchnell die Spuren ihrer Privatmahlzeit wegzuräumen; wo die goldgerahmten Spiegel und Plüſchmöbel ein froſtiges, unerquickliches Anſehen haben, bis zu ſeinem Abendeſſen, bei dem der Fiſch zu kalt, die Sauce zu dünn, die Creme zu warm iſt, bis er im Verdruß den Teller von ſich ſtößt? — Ich glaube, wir würden uns an den Einzelheiten nicht ſehr ergötzen und am Ende mit Herrn Bauer ausrufen: „Ein miſerables Souper!“

III.

Der Tondichter.

Dem war's auch nicht an der Wiege geſungen worden, daß er in Einſamkeit ſein Leben beſchließen ſollte. Der jüngſte Sohn eines reſpektabeln, geſicherten, wenn auch nicht reichen Handelshauſes, zum Aſſocié ſeiner Brüder beſtimmt — welch andre Zukunft lag vor ihm, als in anſtändiger Equipage ſicher und bequem ſeinem Lebensziel zuzureiſen, und wer hätte gedacht, daß er es vorziehen würde, an einſamem Wanderſtab über Berge und Thäler, durch Wälder und Felder ſeinen eigenen Pfad zu ſuchen?

Zwar muß man geſtehen, es lief ein bedenklicher genialer Zug durch das ganze ſolide Geſchlecht, der ſich nur daraus erklären läßt, daß ſich unter den ehrenwerten Früchten des bürgerlichen Stammbaums in grauer Vorzeit ein — Tanzmeiſter vorfand. Von dem muß ſich ein künſtleriſcher Schwung vererbt haben, der ſich aber mit der Zeit veredelte; denn der Papa hatte in ſeiner Jugend die Flöte geblaſen, der Onkel gemalt, der Großpapa Verſe gemacht; Brüder und Schweſtern zeigten von zarter Jugend an eine Leidenſchaft für Liebhabertheater und Sprichwörterſpiel, und ſo war's dem Heinrich zu verzeihen, wenn er ſeinerſeits auch eine ſchöne Kunſt erwählte.

Muſikaliſch war das Haus ohnehin; Luiſe ſpielte Guitarre, Pauline Klavier, und geſungen wurde, wo man ging und ſtand. Auch regnete es an Geburts- und Neujahrstagen Gedichte aller Art. Auguſt, der Aelteſte, lieferte Diſticha in feierlichſtem Stil, z. B.:

„Reiche, Apollo, mir heut die ſilbertönende Leier,
Um zu begrüßen die Herr—liche, die Mutter mir ward.“

Franz brachte ſcherzhafte Knittelverſe:

„Was ſchaut denn da zum Fenſter 'rein?
Wird wohl der Herr Geburtstag ſein,
An dem vor vierzig Jahr bei Nacht
Der Storch die Frau Mama gebracht ꝛc.“

Pauline warf ſich aufs naive Genre:

„Liebe Mama,
Dein Geburtstag iſt da ꝛc.“

Die Luiſe aber wurde hochpoetiſch, wobei ſie's mit der deutſchen Grammatik nicht allzu genau nahm:

„Schön im roſigen Gefieder
Steigt am Horizont empor
Und begrüßt die Erde wieder
Jener Tag, der dich gebor.“

Alle dieſe Anzeichen machten jedoch den Papa gar nicht ängſtlich, der mit ſeiner ſtattlich gerundeten Geſtalt und ſeinem ſchweren Tritt ein ehrenwertes Gegengewicht gegen jenen leichtfüßigen antediluvianiſchen Tanzmeiſter bildete. „Hat nichts zu bedeuten, gar nichts, etwas Unſinn muß der Menſch treiben; da ſind die ſchönen Künſte noch der vernünftigſte, das bewahrt die jungen Leute vor Schlechtigkeiten. Ich ſpüre noch die Ohrfeige, die mir's eintrug, als ich ins Hauptbuch einen Altar mit Blumenkränzen gemalt und Phyllis darauf geſchrieben hatte; bin doch noch ein rechter Geſchäftsmann geworden; thut nichts, thut gar nichts.“ Bei Heinrich ſchien ohnehin die geniale Ader minder reich zu fließen. Verſe wenigſtens machte er nicht und die Kantate, die er als Feſtbeitrag aufführen wollte, mißlang, weil ſeine Idee nicht verſtanden wurde. Zwar zeichnete er ſich in den Klavierſtunden aus, die er mit ſeinen Schweſtern teilte, und ſpielte in der Nacht noch ſtundenlang; aber an den Familienkonzerten wollte er ſelten Anteil nehmen, da ihm die Schweſtern niemals richtig genug ſangen. In der Schule war er ein guter Lateiner und ein fertiger Rechner, und ſo zweifelte denn der Papa nicht am beſten Erfolg, als er ihn nach der Konfirmation zu ſich aufs Comptoir nahm.

So recht wollte es aber da doch nicht vorwärts gehen. Gar zu oft ſummte der Heinrich eine Melodie vor ſich hin oder probierte auf allerlei neuerfundenen Inſtrumenten unter dem Stehpult den Takt eines Marſches und trieb dergleichen Allotria mehr. Die väterliche Ohrfeige, die zu ihrer Zeit bei dem Papa ſo gute Wirkung gethan, vertrug ſich nicht mehr recht mit dem Zeitgeiſt; ſomit beſchloß der Vater, ihn auf das Comptoir eines Freundes in einer größeren Handelsſtadt zu bringen: der werde ihn ſchon herdreſſieren.

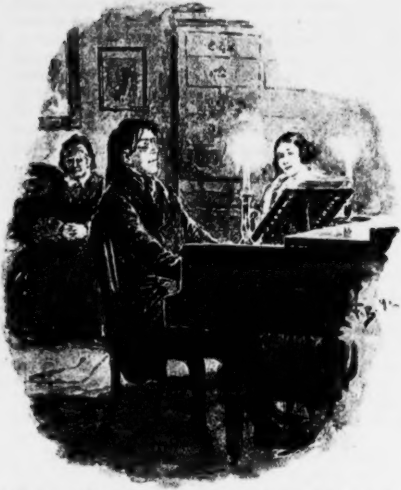
Klavierſtunden wurden ihm noch geſtattet, da der Freund einen „billigen Menſchen“ aufgefunden, der per Stunde einen Groſchen verlangte. Aber die Berichte, die der neue Prinzipal dem Vater ſandte, lauteten leider nicht günſtig. Zwar lebte der Heinrich äußerſt ſolid und eingezogen, den zu häufigen Theaterbeſuch abgerechnet; zwar ſchrieb er ſeine Rechnungen und Briefe meiſt korrekt, aber kein Trieb, kein kaufmänniſcher Aufſchwung, nichts Gewandtes, Freundliches, Gefälliges im Benehmen! Der Prinzipal zweifelte, ob er je als Kaufmann reüſſieren werde. Der Vater wurde ſehr ärgerlich, und da um dieſe Zeit der „billige Menſch“ ſo frech wurde, drei Groſchen für zwei Stunden zu verlangen, ſo ſchrieb er Heinrich, ſo flott thue man denn doch nicht für ein pures Vergnügen, er ſolle angeſichts dieſes die Muſikſtunden aufgeben. Das brachte Heinrich nicht übers Herz; er ſetzte die Lektionen in ſeiner einzigen Freiſtunde fort und ſparte ſich den halben Groſchen an ſeinem Frühſtück ab.

Ein liebenswürdiger Hausgenoſſe für die Familie ſeines Prinzipals war er nun allerdings nicht; mürriſch, in ſich gekehrt, unempfänglich für die Herablaſſung der Frau Prinzipalin, für die beginnende Liebenswürdigkeit der Töchter. Wer wiſſen wollte, ob auch noch Leben und Seele hinter dieſem finſteren

Aeußern ſtecke, der mußte ihn beobachten im Konzert oder bei einer Opernaufführung, für welche Genüſſe er den letzten Heller Taſchengeld opferte. Da mußte man ihn ſitzen ſehen, ſtumm, unbeweglich, mit leuchtenden Augen, welche die Seele der Muſik einzuſaugen ſchienen, oder daheim in ſtiller Nacht, wenn er auf dem heiſeren Klavier in ſeinem Stübchen ſich mühte, die Töne wiederzufinden, die ihn ſo entzückt. Und als es ihm endlich gelang, bei einem bedeutenden Künſtler Zutritt zu erhalten, als er ſeine erſte Kompoſition, deren Regeln er mühſelig aus alten muſikaliſchen Werken über Generalbaß ſtudiert, und die er dem Meiſter ſchüchtern überreicht hatte, unter deſſen Hand in lebendigen Klängen wiedertönen hörte, da regte der Künſtlergeiſt in ihm die Schwingen und warf das drückende Joch des läſtigen Tagewerks ab; da wuchs ihm der Mut, dem Vater ſelbſt zu erklären, daß er von nun an keinen Beruf mehr kenne, als den des Tonkünſtlers.

Der Vater war nicht von Eiſen und liebte den Frieden; aber diesmal gab's einen Sturm, der die Grundfeſten des reſpektabeln Hauſes hätte erſchüttern können und der guten Mutter den Lebensfaden faſt abriß. Heinrich blieb unbeweglich gegen alle Vorſtellungen. „Höre, Burſche, du täuſcheſt dich vollkommen, wenn du glaubſt, ich ſei ſo reich, daß du nach Pläſier der Kunſt leben könneſt; unſer Vermögen iſt eines, das mit Mühe erhalten und vermehrt werden muß, wenn es ſeinen Mann nähren ſoll.“ — „Wenn's nur reicht, daß ich mir die Kenntniſſe erwerbe, welche die Grundlage meiner Kunſt ſind. Nach Beſitz frage ich nicht, die Kunſt iſt meine Zukunft.“ — „Aber, du dummer Geſell, ſiehſt du denn nicht, was ein Künſtler für eine Zukunft hat? Denkſt du nicht daran, daß du's dein Lebtag nicht ſo weit bringſt, ein Weib ernähren zu können?“ — „Die Kunſt iſt meine Braut!“ rief der junge Enthuſiaſt mit leuchtenden Blicken; das ganze Frauengeſchlecht wog in dieſem Augenblick keine Feder ſchwer in ſeinen Augen. — „So ſei's denn in Gottes Namen! Lieg', wie du dir betteſt!“

Es war ein Haus des Friedens, das reſpektable Vater-



haus des Heinrich, und der Mißlaut tönte nicht lange darin fort. Die Mutter befahl in der Stille ihren Sohn dem Herrn und baute auf ſein treues Gemüt; die Schweſtern ohnehin waren glücklich, daß ſie nun einen wirklichen Künſtler zum Bruder haben ſollten, und die Brüder boten freundlich und neidlos die Hand, um ihm jeden Vorſchub auf ſeiner neuen Bahn zu thun. Den Vater gemahnte es recht wehmütig, wie die Bitte des verlornen Sohnes, als Heinrich, nachdem er alle Vorſtudien gemacht, die in der Heimat möglich waren, um ſeinen Anteil an dem dereinſtigen Erbe bat, damit die Geſchwiſter nicht durch ſeine Künſtlerlaufbahn verkürzt würden. Aber ein Verſchwender war Heinrich nie geweſen, und ſo beruhigte dieſe Anordnung den Vater wieder, und mit der uneigennützigen Beiſtimmung der Brüder wurde ihm ſein redlicher Anteil geſichert. Wie reich dünkte er ſich damit! Jetzt ging's in die weite Welt, nach dem klangreichen Wien, dem ſangluſtigen Böhmen, nach Italien, der alten Wiege jeder Kunſt: überall hin, wo er hoffen durfte, in vollen Zügen den Göttertrank zu ſchlürfen, der ihm bis jetzt nur tropfenweiſe zugemeſſen worden. Sorgſam ausgeſtattet von Mutter und Schweſtern zog er ſtolz und ſiegesfreudig in die Welt hinaus, „auf die Brautreiſe“, wie er lächelnd der Schweſter zurief. Ach, er wußte nicht, welch ſpröde Braut er ſich erkoren!

Nach Jahren kam er zurück, unverſehrt und unverdorben. Die Mutter hatte ihre Zuverſicht nicht getäuſcht; der Vater erfuhr zu ſeinem Troſt, daß die Brautreiſe ſein Erbe noch nicht aufgezehrt: aber hatte Heinrich die herrliche Braut zu eigen gewonnen? — Ein ausübender Künſtler war er nicht. Im ſtillen Kämmerlein, daheim unter den Seinen, da konnte er in rauſchenden Melodieen ſeinen Träumen Töne geben, und der „billige Menſch“ wäre wohl billig erſtaunt, wenn er gehört hätte, was aus ſeinem dereinſtigen Schüler geworden. Aber „ſich hören laſſen“ vor der Welt, das hätte er um keinen Preis vermocht. So blieb er denn bloß ſchaffender Tondichter, und nicht der geringen einer; ſeine Melodien voll Geiſt und Seele erfreuten viele Herzen, ſein eigenes ſelten. Mehr und mehr wurde er inne, daß er eine Braut erkoren, die hier nicht daheim, und die ſelten geneigt iſt, Hütten zu bauen, und wenn er eben glaubte, ihr voll in das ſtrahlende Antlitz zu ſehen, ſo war es ſchon wieder der Heimat zugewandt und es war nur ihr Schleier, den er erfaßt hatte.

Wer mag die Tage voll inneren Ringens, die Nächte voll ſtillen Kampfes zählen, die in ſolch ſchmerzlich ſchönem Werben verbracht werden, bis der Künſtler ſich reſigniert, die ſtolze Braut zu nehmen, wie ſie ſich gibt, und zu verſuchen, ob ſie nicht wenigſtens zur ordentlichen Haushälterin taugt, die für den täglichen Bedarf ſorgen hilft! Heinrich hat ſeine Kunſt hoch und heilig gehalten, zur „tüchtigen Kuh, die ihn mit Butter verſorgt“, iſt ſie ihm nie geworden, und ſie hat ihn darum doch nicht darben laſſen, nicht an der Seele, nicht am Leib; aber einen eigenen Herd hat ſie ihm nicht gegründet.

Vater und Mutter gingen zur Ruhe; Schweſtern und Brüder folgten dem Zug ihrer Herzen, ihrer Beſtimmung; fröhliche Hochzeitfeſte wurden gefeiert. Bruder Heinrich ſaß trübſeligen Angeſichts dazwiſchen, ein Aergernis für die unterhaltungsluſtigen Brautjungfern; und wo es möglich war, vermied er Familienfeſte und die Kreiſe der Jungen und Frohen. — Mit ſtrengſter Sparſamkeit beſchränkte er ſeine Bedürfniſſe, da ſeine Kompoſitionen, wenn auch geſucht und gelobt, eben doch keine goldenen Berge eintrugen, und jeden Schein einer Unterſtützung von ſeiten der Geſchwiſter hätte er mehr gefürchtet als bitteren Mangel. — Eine „gute Partie“ hätte ihm nun freilich helfen können; aber er war zu ſtolz, ſich nach einer Frau umzuſehen, die ihm erſt Raum im Leben ſchaffen müßte, und kein freundliches Geſchick führte ihm ungeſucht eines jener edlen weiblichen Weſen entgegen, die in freier, demütiger Liebe Gold und Glück einem geliebten Herzen zu Füßen legen.

In der behaglichen Heimat der Geſchwiſter, im munteren Kreis ihrer heranwachſenden Jugend war er meiſt ein teilnahmloſer und ſchweigſamer Gaſt und lange Jahre der unbeliebteſte Onkel in den kleinen Zirkeln; nur die kleinſten Kinder hatten wunderbarerweiſe einen beſonderen Zug zu ihm, und manchmal ſah man ihn mit feuchten Augen in ihr holdſeliges Lächeln blicken.

Die Geſchwiſter waren zu freundlich, ihm je zu ſagen: „Warum haſt du's ſo gemacht? du hätteſt doch klüger gethan u. ſ. w.“ Aber er ſelbſt hatte wohl lange Jahre gerungen mit der bitteren Frage: „Mußte ich wirklich? und wäre es nicht beſſer geweſen, nach dem Willen des Vaters in ſchlichtem, einfachem Wirken den Beruf zu ſuchen und die Kunſt als Gaſt zu bitten, welche die Hingebung eines ganzen Lebens ſo wenig lohnt?“

Seine Kompoſitionen trugen meiſt einen ernſten Charakter; aber an geiſtliche Muſik hatte er ſich nie gewagt, und doch liebte er dieſe am meiſten, und es war in den Tiefen der herrlichen Meſſiaschöre, wo ſich allmählich die Mißlaute ſeiner Seele löſten; wo er begann, einen Beruf zu begreifen, der über dem des Künſtlers, über dem des Hausvaters, ein höheres Ziel im Auge hat als irdiſches Behagen, ein höheres ſelbſt als den immergrünen Lorbeer des Künſtlerruhms. — Er grübelte nicht mehr, ob Irrtum oder Beſtimmung ihn auf ſeinen Pfad geführt; nun er darauf war, wollte er ihn gehen, mannhaft, ehrenfeſt, einer ewigen Leuchte gewiß. Das Eis war gebrochen und aus der Rinde ſeines düſteren Angeſichts brach der milde Spätfrühling eines rein bewahrten Herzens.

Er war jetzt nicht mehr fremd im Kreiſe der Frohen; mit gutmütigem Lächeln ſah er dem luſtigen Treiben der jungen Welt zu und teilte freundlich ihre Sorgen und Freuden. Er verſchloß ſich nicht mehr gegen das reine Wohlgefallen, das eine anmutige Geſtalt, eine ſchöne Stimme in der Künſtlerſeele erregte; aber es lag etwas ſo Würdiges, Ruhiges in ſeinem Wohlwollen, keine Spur der Geckenhaftigkeit, die alten Junggeſellen ſo ſchlimm ſteht. — Ein wehmütiger Ernſt blieb ihm indeſſen eigen, ein ſtilles Vermiſſen eines eigenen Herzens, eines eigenen Herdes, auch da noch, als er bei einer ſeiner Schweſtern, die Witwe geworden, endlich doch einen Teil der oft ſo ſchmerzlich entbehrten Häuslichkeit gefunden.

Mit väterlicher Würde waltete er hier unter Neffen und Nichten und entfaltete jetzt erſt die innige Gemütlichkeit und Tiefe ſeines Weſens. Mit voller Liebe wandte er ſich wieder ſeiner Kunſt zu, dankbar für die hellen Lichtblicke, die ſie ihm gewährte, für die Liebe und Bewunderung, die ſie ihm in kleinerem Kreiſe erwarb, in willigem Verzichten auf den vollen Lorbeer, nach dem einſt ſein jugendlicher Blick ſo verlangend, ſo ſiegesſicher aufgeſchaut. Seine ſchönſte Kompoſition widmete er der Schweſter, die in ihrer anſpruchsloſen Liebe und Fürſorge kaum glaubte, ihm etwas ſein zu können. „Das iſt dein Werk,“ ſagte er wehmütig lächelnd. — „Meines?“ fragte ſie erſtaunt. — „Ja, deines; bei dir bin ich ja zum erſtenmal daheim geworden.“

Ein lieber Hochzeitgaſt war nun der Onkel Heinrich, wie er mit väterlicher Zärtlichkeit die aufgeblühten Nichten zum Altar geleitete, und die jüngſten und fröhlichſten unter den Brautjungfern fürchteten ſein ernſtes Geſicht nicht mehr; ſie fühlten ſich durch jedes freundliche Wort von ihm erfreut und geehrt. Aber nur wenige verſtanden den tief wehmütigen Blick, mit dem er ſo ein glückſeliges junges Paar betrachtete.

Ein hilfloſes einſames Alter, ein langes Siechtum wurde ihm erſpart. Es war ihm vergönnt, umgeben von liebevoller Fürſorge, heimzugehen, noch ehe ſein Geiſt matt, ſeine Hand unſtet geworden. Nun hat ihm wohl die Braut ihr ſtrahlendes Antlitz ganz entſchleiert, und er hat gefunden, was er hier mit ſo tiefem Weh vermißte — eine Heimat.

IV.

Der Geizige.

Dem Herrn Grindler konnte man gewiß nicht nachſagen, daß er um des Wohllebens willen ledig geblieben. Sein Stübchen im hinterſten Teil eines Hinterhauſes, das niemals weder Sonne noch Mond beſchienen, ſah wie das gerade Gegenteil von Wohlleben aus. Die Fenſter, mit Ausnahme eines einzigen, vor dem eine Art von baufälligem Schreibtiſch ſtand, waren mit Brettern verſchlagen, um im Winter die Kälte abzuhalten; da im Sommer doch keine Sonne hereinſcheinen konnte, blieben ſie das ganze Jahr zugenagelt. Die Möbel hatten durchaus keine Familienähnlichkeit miteinander und ſchienen über ihr Zuſammentreffen hier nicht wenig erſtaunt. Das ungepolſterte Kanapee, das aus einer alten Bierſchenke ſtammen mochte, ſah höchſt plebejiſch aus; der Lehnſtuhl dagegen, an dem noch Reſte von grünem Saffian ſichtbar waren, hatte beſſere Tage geſehen, bevor er aus dem Nachlaß eines gichtbrüchigen Nachbars, ſeines dritten Beſitzers, von Herrn Grindler erſtanden worden war, er hatte daher noch eine etwas hochmütige Phyſiognomie. Der Tiſch wäre ein hübſches Rokokomöbel geweſen, wenn nicht das vierte ſeiner geſchweiften Beine, das er in irgend einer Affaire verloren, durch einen ordinären Pfahl ergänzt geweſen wäre. Die zwei Stühle, die das Ameublement vollendeten, machten gar keine Prätenſionen, ſondern ſtreckten ihre vier geraden Füße sans façon nach allen Himmelsgegenden.

Wir belauſchen den Beſitzer dieſes reizenden Etabliſſements in einer ſeiner heiterſten Stunden — er hatte deren nicht viele — bei der Mückenjagd, ſeiner täglichen Unterhaltung nach Tiſch. In ſeinem Sommernegligé, einer alten leinenen Bluſe, in der er dereinſt ſeine erſte Reiſe gemacht, ſteht er am Fenſter, deſſen Sims voll getöteter Fliegen liegt, und überzählt das geſchlagene Heer, das er auf einem alten Zeitungsbogen arrangiert. „Hundertundzwanzig ſamt vierzehn Offizieren!“ ſpricht er frohlockend (Offiziere waren nämlich die Schmeißfliegen). — „Sachte, Rike!“ ruft er der eintretenden Magd zu, die ſoeben mit dem Ellbogen an das Terrain ſtößt, ſo daß das Armeecorps zu Boden fällt. „Sie iſt doch eine ungeſchickte Perſon! war ſo ſauber geordnet! nun kann Sie's wieder aufleſen.“ — „Das ginge mir ab,“ ſagt Rike trotzig; „leſen Sie's ſelbſt auf, der Stubenboden iſt ohnehin garſtig; wofür hab' ich einen Spucknapf hereingeſtellt?“ — „Aber ſeh' Sie nur, wie viel Fliegen!“ — „Ja, iſt ein Wunder, von was ſich die fortgebracht haben, hier, wo eine ſchwindſüchtige Ameis nicht genug bekäme!“ — „Iſt Ihre eigene Schuld, wenn Sie nicht genug bekommt, warum ſorgt Sie nicht für beſſere Nahrungsmittel? Das Gemüſe war heute ſo ſchlecht!“ — „Von einem Vierling Butter wöchentlich kann ich's nicht im Fett ſchwimmen laſſen!“ ſchnauzt Rike. — „Und die Milch war dieſen Morgen noch dünner und blauer wie ſonſt.“ — „So melken Sie ſelbſt!“ ſchnurrt die Köchin, die allerdings den Rahm für ihre geheimen Fonds gebraucht hatte; „warum trinken Sie nicht Kaffee wie ein andrer Chriſtenmenſch?“ — „Iſt nur wegen der Geſundheit.“ — „So? und als die Frau Schweſter hier war und ihren eigenen Kaffee bei ſich hatte, da war er Ihnen geſund, nicht wahr?“ — „Geſchah nur meiner Schweſter zuliebe. Uebrigens habe ich geſtern in Paulizkis mediziniſchem Ratgeber für Laien geleſen, daß Kaffee für Leute von ſitzender Lebensart geſund iſt, deshalb könnte man von nun an täglich von einem halben Lot fabrizieren. Das Pfund zu achtundzwanzig Kreuzer, wäre mithin auf den Tag je ein halber Kreuzer, die etwaige Einbuße mitgerechnet, dazu . . .“ — „Für einen roten Heller Milch und eine halbe Brotrinde,“ ſchreit die erboſte Magd, „und für mich das Nachſehen!“

„Nun, ſo ſei Sie doch zufrieden!“ beſchwichtigt Herr Grindler; „es wird ſchon reichen, wir wollen ſehen. Wer war den Vormittag da?“ — „Der Herr Neveu,“ antwortet Rike in wunderbar artigem Tone, indem ſie ſich zu ſchaffen macht. „So? was will er?“ — „Weiß nicht,“ ſagte Rike mit wachſender Geſchmeidigkeit; „Geld holen vielleicht; er ſagte, er gehe ins große Herbſtmanöver; wird wohl was vom Herrn Onkel brauchen können; hat, glaub' ich, auch Schulden.“ — „Schulden?“ fragt entſetzt Herr Grindler, „wer borgt denn einem ſolchen Lumpen?“ — „Ei, wenn man einen reichen Onkel hat, iſt's nicht ſchwer zu borgen.“ — „So, ſo?“ murrt Herr Grindler vor ſich hin, „will ſchon dafür ſorgen!“

„Ja, ja,“ fährt Rike fort, „das hab' ich beim Herrn Hofrat ſelig ſchon mitangeſehen, der im Haus meiner Herrſchaft wohnte und, mit Reſpekt zu ſagen, auch ein lediger Herr war. Da kam hier ein Vetter, dort eine Baſe, ein ſchwäbiſcher Schwager, ein Geſchwiſterkindskind; alle machten dem Herrn Hofrat den Hof, aber der Herr Hofrat haben ihnen einen ſchönen Knopf vor die Naſe gemacht: alles an eine verwahrloſte Anſtalt und ſeinen getreuen Dienſtboten vermacht. Ja, des Herrn Andenken ſteht im Segen: ſo ein ſchönes, chriſtliches Teſtament gemacht und nicht in ſeinen Sünden dahingefahren wie andre Leute! Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Hin iſt die Zeit, her geht der Tod!“

Mit dieſem ſalbungsvollen Schluß verließ Rike das Zimmer. Herr Grindler blickte ihr giftig nach: „So, ein Teſtament, du alte Katze? Ich ſoll dir die kratzenden Tatzen noch ſchmieren? Ja, warte, du kannſt dich verrechnen und mein Herr Neffe auch. Schulden! auf mich! Wart, Burſche! Zum Erbvetter bin ich noch zu gut, ich bin imſtande und heirate noch, ihnen allen zum Poſſen; muß nur noch warten, bei den Landſtänden werden die Proklamationsſporteln abgeſchafft.“

Mit dieſen erheiternden Ausſichten ging Herr Grindler an ſeinen Schreibtiſch, erleichtert, für eine Weile die Rike los zu ſein, welche, den ganzen Tag in gereizter Laune, nur dann gezähmt wurde, wenn ſich Veranlaſſung gab, auf Teſtamente und dergleichen anzuſpielen. Sie bildete ſich viel auf ihre Diplomatie ein und bedachte nicht, daß ihr Herr ein alter Fuchs war, der ſie längſt durchſchaute, wenn ſie ihm auch im täglichen Verkehr durch ihre biſſige Natur eine Art Furcht eingeprägt hatte.

Heute war übrigens ein glücklicher Tag für ihn. Der Nachbarsbube hatte eben die ſehr zerleſene Zeitung gebracht, die Herr Grindler mit zwölf Teilnehmern las, und beim erſten Blick entdeckte er, daß Staatspapiere, in denen er bedeutende Ankäufe gemacht, beträchtlich geſtiegen waren. „Gar nicht übel, gar nicht übel!“ knurrte er in ſich hinein, etwa wie ein Hund, der einen anſtändigen Knochen entdeckt hat. „Bin da ſo über Nacht um ein fünfhundert Thaler reicher geworden.“ Er ſah ängſtlich um ſich, ob niemand den Profit gemerkt habe, und verſteckte das Zeitungsblatt, indem er die weiteren Blätter flüchtig durchlief. — „Ein älterer Kaufmann, Vater einer zahlreichen Familie — Ungunſt der Zeiten — unglückliche Verhältniſſe — ſucht eine Stelle als Buchhalter, Geſchäftsführer — ſtrengſte Rechtlichkeit u. ſ. w.“ So las er aus den Annoncen. — „Ja, ja, ſo geht's! Zahlreiche Familie! Warum hat er's nicht bleiben laſſen? Ich frage den Kuckuck nach der Ungunſt der Verhältniſſe.“ — „Ich bitte, meinem leichtſinnigen Sohn ohne meine ausdrückliche Genehmigung keine Vorſchüſſe zu machen — allzugroße Opfer — nichts mehr bezahlen —“ blätterte er weiter. — „Schön, ſchön! ich brauche keinen Sohn mundtot zu machen!“

Die Zeitungslektüre gewährte Herrn Grindler ſtets geheime Genugthuung; denn es mußte ſehr ſchlimm gehen, wenn er nicht wenigſtens einiges Malheur darin entdeckte, das ſich auf den Eheſtand als ſeine Quelle zurückführen ließ, und da die Freuden des häuslichen Lebens gottlob noch nicht in den Zeitungen proklamiert werden, je und je die glückliche Geburt eines kräftigen Sohnes ausgenommen, ſo wurde er vom Gegenteil nicht geärgert.

Frühe hatte ſich bei Herrn Grindler das ſchöne Talent der Sparſamkeit gezeigt. Er war als Kind nur mit Drohungen und unter lautem Geheul zu bewegen geweſen, dem Hausbeſitzer den Mietzins zu überbringen, und hatte nach der Magd geſchlagen, als ſeine Mutter ihr den Lohn ausbezahlte. Von ſeinem Oheim, dem Pfarrer, bei dem er die Ferien zubrachte, erbeutete er heimlich die als falſch ausgeſchoſſenen Opferkreuzer, welche er allmählich im Spiel mit Geſchwiſtern und Kameraden gegen echte zu vertauſchen wußte; auch trieb er einen einträglichen Handel mit Federn, Griffeln, Bleiſtiften, die er nach den Lehrſtunden vom Schulboden auflas, und verhandelte regelmäßig ſeine Frühſtückswecken, da er das Brot daheim gratis erhielt. Es wäre wahrhaftig ſchade geweſen, ihn nicht zum Handelsmann zu beſtimmen.

Er trat mit einem Vetter gleichen Alters bei einem ſehr humanen Prinzipal in die Lehre, welcher, um die jungen Leute zu ermutigen, ihnen hie und da geſtattete, kleine Geſchäfte auf eigene Rechnung zu machen. Den erſten gewonnenen Sechſer ſchenkte der Vetter Adolf einem Bettler; Simon Grindler kaufte Aepfel dafür, die er mit zwei Kreuzern Profit während der Arbeitsſtunden heimlich an die Commis verhandelte. Der nächſte Gewinn war ein Sechsbätzner, für den Adolf voll Jubel eine blühende Hyazinthe ins Comptoir brachte. Simon begann damit ein Geſchäftchen mit Cigarren, da dieſe im Comptoir Konterbande waren, und er ſetzte ſie an die lüſternen Commis mit noch größerem Vorteil ab als die Aepfel. In dieſer Weiſe ging es fort. Als Adolf endlich Schillers Gedichte auswendig wußte und ſie in den Freiſtunden mit glückſeligem Pathos deklamierte, da hatte Simon mit dem Kronenthaler, den Adolf für ſolche Poſſen ausgegeben, bereits fünfundzwanzig Gulden gewonnen, mit denen er ſeine erſte größere Spekulation unternahm, und als Adolf mit ſtrahlendem Antlitz das erſte Modelager betrat, um ſeiner jungen Braut für ſeine beſcheidenen Erſparniſſe einen hübſchen Shawl zu kaufen, da kaſſierte der Simon eben im Comptoir ein paar Wechſelchen ein, an denen er einige hundert Thaler profitiert.

Und was war das Ende vom Lied? Adolf hat ſich redlich durchgekämpft mit ſeinem braven Weib, um ſeinen Kindern eine ordentliche Exiſtenz zu verſchaffen. Es iſt wahr, es iſt gegangen bis jetzt, und viele Freudenthränen und Dankgebete ſind auf ſchlafloſe Nächte und ſorgenvolle Tage gefolgt; aber er hat doch ſein Lebtag eben von der Hand in den Mund gelebt. Simon Grindler dagegen hat jetzt mehr jährliche Einkünfte als Adolf ſeinen Kindern einmal im ganzen hinterlaſſen wird, und — ein kaltes Herz und ein ödes Haus.

Einmal aber hatte Simon denn doch ernſtliche Heiratsgedanken gehegt. Da war eine Pflegetochter ſeines Prinzipals, ein verwaiſtes Mädchen, die ſich im Haus einer wunderlichen Tante nicht glücklich fühlte; gar nicht hübſch und nicht einmal beſonders reich, aber ihre zehntauſend Gulden waren ſo nett, ſo ſicher angelegt, und alles ſogleich und gewiß zu erheben!

Obſchon Herr Grindler nichts ſehr Anziehendes hatte, entſchloß ſich Lotte doch zur Wahl; es verlangte ſie nach einer eigenen Heimat, und ſie hatte den herzlichen guten Willen, die Wunderlichkeiten, die man bereits an ihrem Bräutigam kannte, durch Freundlichkeit und liebevolles Nachgeben zu überwinden. Etwas bedenklich war's ihr freilich ſchon, als er ihr zum erſten Geburtstag im Brautſtand einen Dukaten ſchenkte, damit ſie ſich etwas nach eigenem Geſchmack wähle, aber gleich nachher den Rat beifügte, das Goldſtück lieber unangewendet zu laſſen, es ſei ſo ein netter Ritter darauf; noch bedenklicher, als er mit ihr den erſten Brautbeſuch in der Reſidenz zu Fuß machte, und da ſie auf dem weiten Weg ermüdete, ſich endlich zu einem Fiaker entſchloß, mit dem er aber wegen ſechs Kreuzer Differenz nicht einig werden konnte; höchſt bedenklich, als er die Möbel auf dem Trödel kaufen wollte und einen Kleiderſchrank für überflüſſig erklärte, da er eine alte ſogenannte Kloſtertruhe beſitze. Als ſie aber am Tag der erſten Proklamation entdeckte, daß er ihr einen Trauring von Tombak gekauft und den goldenen, den ſie ihm gegeben, ebenfalls gegen einen ſolchen verhandelt hatte, weil dies ja ganz gleich ſei, indem man den Trauring doch nicht verwerte: da brach die languntergrabene Ausdauer, und ſie ſchickte ihm den falſchen Ring ſamt dem echten Dukaten zurück.

Dies war Herr Grindlers erſter und letzter Verſuch in dieſem Fach geweſen; doch nein, noch einen beabſichtigte er, ſeinen Erben zum Poſſen, aber erſt, wenn die Heiratsſporteln aufgehoben ſein würden.

Zu einem eigenen Geſchäft konnte er trotz ſeines Spekulationstalents ſich nicht entſchließen; er fürchtete alles, was ihn mit vielen Menſchen in Zuſammenhang brachte oder ihn nötigte, ein größeres Hausweſen zu gründen. So begnügte er ſich denn, unter der Hand zu ſpekulieren in Korn, in Wein, in Staatspapieren, in allem was Gold gab. Zuerſt mietete er ein möbliertes Zimmer und ließ ſich von der Familie des Hauseigentümers bedienen; das war aber für ihn eine qualvolle Zeit beſtändiger Todesangſt, da er fürchtete, ſeinen Reichtum trotz aller Vorſicht nicht gehörig verbergen zu können, und namentlich in fortwährender Angſt war, die Familie benütze ſein Ofenfeuer, um ihre Suppe zu kochen. So entſchloß er ſich denn zu einer eigenen Bedienung und bezog den oben beſchriebenen Fuchsbau, in dem er bis zu ſeinem Tode reſidierte. Rike hatte ſich, als ſie ſein eingeſchnurrtes Geſicht ſah und ſeinen Huſten hörte, leicht zu dem Dienſt entſchloſſen, obwohl er als Geizhals verſchrieen war. Hätte ſie gewußt, daß er noch zwanzig Jahre lang huſten würde, und daß es ſo ſchwer ſei, in dieſem Dienſt einen kleinen Profit für ſich ſelbſt zu machen, ſie hätte ſich wohl beſonnen. Jetzt natürlich wollte ſie den Dienſt nicht mehr verlaſſen, da die Wahrſcheinlichkeit des Sterbens doch immer größer wurde, und ſie rächte ſich inzwiſchen für die Mühſale und Entbehrungen ihres Dienſtes dadurch, daß ſie dem Herrn ihrerſeits das Leben ſo ſauer als möglich machte.

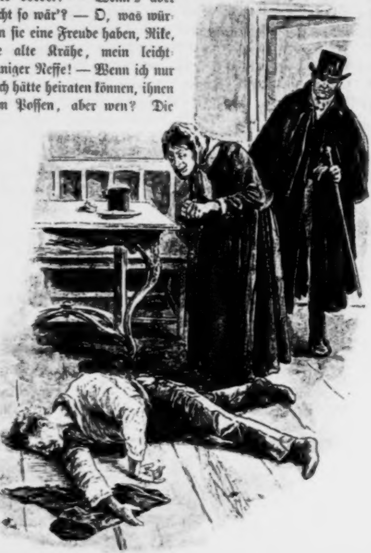
Herr Grindler erfüllte eine Bedingung eines harmoniſchen Daſeins, indem er nur einen Lebenszweck kannte: den, Geld zu erwerben. Nur eine Sorge kam damit manchmal in Konflikt, eine krankhafte Angſt vor dem Tode, die ihn am Ende zu den koſtbarſten Mitteln greifen ließ, wenn er ſie für ſeine Erhaltung nötig hielt. Zwar hatte er den mediziniſchen Ratgeber für Laien billig erſtanden; aber dieſer verführte ihn nach und nach zu einer Hausapotheke, die doch bedenkliche Summen koſtete, und es waren ſeine peinlichſten Stunden, wenn er ſich wieder zu einer neuen ſolchen Ausgabe innerlich genötigt fühlte.

Für eine Schweſter, die beharrlich geſtrebt hatte, in freundlichem Verkehr mit ihm zu bleiben, hatte er lange noch einen Reſt von Zuneigung bewahrt; aber als ſie einmal in dringender Verlegenheit ihn um ein Darlehen angeſprochen, hatte er ihr daſſelbe zwar gewährt, von da an aber alle Verbindung mit ihr abgebrochen. Seinem Neffen, dem Sohn eines verſtorbenen Bruders, einem allerdings etwas lockeren Lieutenant, hatte er längſt das Haus verboten.

An einem kühlen Herbſtabend hatte ſich Herr Grindler trotz einigem Halsweh noch zu einem Ausgang entſchloſſen, um bei der Beſchlagnahme des Vermögens eines Schuldners ſeine Rechte zu wahren. Er kam eiligſt heim, von Hitze und Froſt geſchüttelt: „Rike, ſchnell! mein Bett gerüſtet! — Meine wollenen Strümpfe um den Hals. — Ich erſticke — Thee! — Rike, den mediziniſchen Ratgeber dort!“

Rike bediente ihn brummend. Grindler ſuchte im mediziniſchen Ratgeber den Artikel Halsbräune und fand nach der Anführung verſchiedener Symptome den Ausſpruch: „Hier wird es nötig ſein, ſchleunig ärztliche Hilfe zu ſuchen.“ — „Schnell, Rike! zum Doktor!“ ächzte er, indem er ſich tiefer in die Kiſſen ſteckte. — „Zu welchem?“ ſchrie Rike. — „Zum Doktor Söller — in der Holzgaſſe — iſt nicht ſo anſpruchsvoll. — Vorher aber Thee!“ — Rike ſputete ſich ordentlich zum Arzt zu kommen, wußte aber unbemerkt die Kleider ihres Herrn vom Bett zu nehmen. „Iſt nur wegen des Schlüſſels,“ murmelte ſie, denſelben im Gehen aus der Taſche ziehend; „man weiß nicht, wie's geht; finde vielleicht ein Teſtament, oder — etwas muß ich doch haben für zwanzig Jahr Hungerleiden!“ Sie begnügte ſich übrigens, den Schlüſſel vorläufig einzuſtecken und eilte zum Doktor.

Geſchüttelt von Fieber und Todesangſt lag derweil der kranke Mann allein, nachdem er der Magd noch den Befehl zugerufen, die Thüre von außen zu verſchließen. „Sterben? — bah! ein leichter Anfall — geht bald vorbei! — Wenn's aber nicht ſo wär'? — O, was würden ſie eine Freude haben, Rike, die alte Krähe, mein leichtſinniger Neffe! — Wenn ich nur noch hätte heiraten können, ihnen zum Poſſen, aber wen? Die



Rike nicht, der thät ich's nicht zulieb, lieber die nächſte beſte. Und wenn ich nun lang krank liege! — ſo viel bar Geld im Pult — muß heraus und ſehen.“ — So jagten ſich ſeine Gedanken und ängſtlich krabbelte er nach ſeinen Kleidern, die er zu ſeinem Schrecken vermißte. Er kroch halbgekleidet heraus und in das kahle Zimmer draußen; da lag ſeine Weſte, in deren Taſche er mit Entſetzen den Pultſchlüſſel nicht mehr fand.

Der wohlfeile Arzt, den Rike endlich aufgefunden, fand den Kranken beſinnungslos auf dem Boden liegend. Während er eilig Rike um die nötigen Mittel zur Apotheke ſandte und die Krankheit mit Rieſenſchritten zunahm, brach im Zimmer außen ein Jude mit Gerichtsperſonen ein, der, ſcheint es, den nahenden Leichengeruch gewittert hatte; er hatte Wechſel vom Lieutenant und wollte den Beſitz des Junggeſellen, über den er ſelbſt nicht herfallen durfte, wenigſtens durch amtliche Verſiegelung beizeiten ſichern.

Die Beamten waren noch unſchlüſſig, ob jetzt ſchon einzuſchreiten ſei, und Rike, die im Sturm zurückgekehrt war, klagte ihnen mit lautem Geheul ihre langen Drangſale in dieſem Dienſt und bat, den Herrn doch noch zu einem Teſtament zu vermögen, vergebens vom Doktor zur Stille ermahnt. Der Kranke kämpfte indes mit dem Tode und durch ſeine wirren Phantaſien brachen Bruchſtücke lang vergeſſener Sprüche: „Was hülfe es dem Menſchen — es iſt leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher — du Narr, Gott wird — — deine Seele —“

Dazwiſchen rollten ſeine Augen unſtet nach den fremden Perſonen im äußeren Zimmer, die ſich endlich auf des Doktors Bitte entfernten, Rike ausgenommen. — „Geh Sie doch zu einem Geiſtlichen!“ rief der erſchütterte Arzt, der die Seelenqual des Kranken bemerkte und nicht zu den ſtarken Geiſtern gehörte. — „Ach, das iſt für nichts mehr, da iſt er zu liederlich*) dazu!“ rief Rike geringſchätzig, die jetzt an der Möglichkeit eines Teſtaments verzweifelte und nur in ihre Taſche fühlte, ob ſie den Schlüſſel noch habe.

---

*) Im Schwäbiſchen ſtatt ſchwach, kraftlos.

Vier Tage ſpäter fuhr ein anſtändiger Leichenwagen vom Hinterhauſe ab. Ein einziger Kranz lag auf der Bahre, den die Schweſter geſchickt, welche nicht ſelbſt kommen konnte. Ein einziger Wagen folgte, und darin ſaßen der Lieutenant, der Arzt und der Geiſtliche, der ſich vergebens mühte, einen Zug aus dem Leben des Verſtorbenen zu erfahren, der einen Lichtblick für ſeine Leichenrede gäbe. Ein paar Gaſſenbuben begafften den kleinen Zug; ein paar Weiber fragten, als er auf die vordere Straße einbog: „Wer iſt's?“ — „Der alte Grindler.“ — „So? Iſt wohl fort!“

Droben war's totenſtill, der Pult war verſiegelt und Rike hatte der geraubte Schlüſſel nichts geholfen. Eben wirft ſie das Sterbebett heraus, um zu ſuchen, ob der Verſtorbene nirgends Geld verſteckt habe.

V.

Der Künſtler.

Der wäre auch frei geweſen von der Hageſtolzenſteuer; — kein fröhliches Wiegenliedlein iſt ihm erklungen; der Vater hat ſich mit verhülltem Geſicht abgewandt, als ihm ſein Söhnlein zuerſt auf die Arme gegeben wurde, und ſeine Mutter hat ihn mit Thränen begrüßt. Und doch war er der Sohn eines glücklichen angeſehenen Hauſes, das Kind guter Eltern, und ein Kreis blühender reichbegabter Geſchwiſter harrte mit froher ſchüchterner Erwartung des neuen Brüderleins. Aber das ſchöne klare Menſchenantlitz, die erſte, die einfachſte Mitgabe der Natur, deren unendlichen Wert erſt die begreifen, denen ſie verſagt iſt, war bei ihm entſtellt, und ſtatt daß die Mutter mit freudigem Stolz ihr Kindlein den beſuchenden Freundinnen gezeigt hätte, ſchaute ſie, ehe ſie das Wiegentuch enthüllte, zu ihnen auf mit einem ſchmerzlichen Blick, der um ein ſchonendes Urteil bat.

Nun gibt es gewiß keine Frau, die in ſolcher Stunde einer Mutter weh thun könnte, und alle waren reich an Troſtgründen: die eine vertröſtete auf eine Operation, die andre aufs Verwachſen der entſtellten Lippe, die dritte rühmte des Kindes helle Aeuglein; aber unter ſich kamen alle darin überein, daß der liebe Gott am beſten thäte, das Tröpflein zu ſich zu nehmen; und der Vater ſelbſt mochte wohl ſo denken, als das Kindlein tage- und wochenlang fortſchrie und infolge einer ziemlich vergeblichen Operation dem Tode nahe war. Die Mutter wagte kaum um des Kindes Leben zu bitten; aber ſie klammerte ſich mit einer unbeſchreiblichen Liebe an das arme Geſchöpf, mit einer Liebe, die ihm die ganze Welt erſetzen ſollte, und das Kindlein lebte fort. „Wenn du meinem Kind das Leben erhalten haſt, guter Gott,“ betete die Mutter zuverſichtlich, „ſo wirſt du ihm auch ein Plätzchen auf Erden finden, wo es hingehört;“ und dies Gebet blieb nicht unerhört.

Es war ein neues Leid, als das Kind die erſten Sprachtöne, ſonſt ein Gegenſtand bewundernden Jubels der Eltern, nur ſpät und mühſam, entſtellt und undeutlich hervorſtieß. Gar lange Zeit konnte ihn niemand verſtehen als die Mutter; aber mit Freude und Stolz verkündete ſie auch jeden Zug eines geſunden Verſtandes und kräftigen Geiſtes, den ſie aus dieſen unartikulierten Lauten herausfand.

So wuchs er auf, ſtark und kräftig von Geſtalt, aber düſteren Angeſichts, unter den ſchönen, heiteren, lebensvollen Geſchwiſtern. Alle Liebe, die er im Vaterhaus erfuhr, konnte ihn nicht bewahren vor den Verletzungen von außen, die unvermeidlich mit einem ſolchen Loſe verbunden ſind. Gar oft kam er mit zornigen Thränen vom Spielplatz oder aus der Schule heim, wo da einer ſeine Stimme nachgemacht, dort ein andrer ſein Geſicht als Karrikatur gezeichnet hatte, und goß ſeinen ungeſtümen Grimm in das mitleidige Herz der Mutter, und die ſchwere bittere Frage des Hiob: „Warum bin ich nicht geſtorben von Mutterleibe an? warum bin ich nicht umgekommen, da ich ans Licht kam?“ ſtieg in ſeiner Seele auf zu einer Zeit, wo andre nur die erſte, reinſte, unbewußte Luſt des Daſeins kennen. Kein Wunder, wenn auf ſeinem Angeſicht ein Schatten lag all ſein Leben lang, ein Schatten, den ſelbſt der Tod nur gemildert, nicht weggenommen hat; und wer ihm damals geſagt hätte, daß ihm eine mehr als ſiebzigjährige Pilgerfahrt beſtimmt ſei, der hätte ſich bei ihm wohl ſchlimmen Dank verdient.

Aber zwiſchen ihm und der Welt, die ihm ſo unfreundlich entgegentrat, bildete die Liebe des Vaterhauſes eine ſchützende Mauer. Alle hatten das Gefühl, als ob ſie ihm etwas zu vergüten hätten; bei geſchwiſterlichen Zwiſten wurde Friedrich neutral gelaſſen, mit kampfbereiter Fauſt ſchützten ihn bei Knabenſpielen die Brüder gegen jede Unbilligkeit und Verhöhnung; die geſchickte Hand der blühenden Schweſtern war unermüdet, ihn mit niedlichen Geſchenken zu erfreuen, denn bei dem unſchönen Knaben hatte ſich frühe ſchon ein feiner Schönheitsſinn ausgebildet, der freilich auch ſein Gefühl ſchärfte für das, was ihm verſagt war.

So wurde durch dieſe Liebe, die er im engen Kreis der Seinen erfuhr, die lautere ſüße Quelle der Herzensgüte und des Wohlwollens friſch und lebendig in ihm erhalten, wenn auch nach außen ſich viel rauhes Geſtein darum anſetzte.

Friedrich erhielt den beſten Unterricht, auch hier ſtand der Bruder ihm ſchützend zur Seite und war ſein Dolmetſcher, wo ſein Organ ihn unverſtändlich machte; er drang eifrig durch die geöffnete Pforte klaſſiſchen Wiſſens, aber er fühlte doch, daß die gelehrte Welt ihm keine Zukunft biete.

Alle Berufsarten wurden durchgegangen und erwogen, was für Friedrich taugen könnte, dem es ja an geiſtigen Gaben nicht fehlte: — Geiſtlicher, Arzt, Beamter, Advokat, Kaufmann, Apotheker — ach, überall gehörte ein unentſtelltes Angeſicht, eine klare Stimme dazu, um ſeinen Weg zu machen und Wirkſamkeit und Anſehen zu gewinnen. Gegen ein niederes Gewerbe ſträubte ſich die Mutter; es war dies zu jener Zeit für Söhne vom Honoratiorenſtande nur ein Ausweg im ſchlimmſten Notfalle, und ſie fürchtete, ſein Aeußeres möchte ihn hier noch mehr Kränkungen ausſetzen. Sie ſorgte aber nicht um ihn, ſie wartete zuverſichtlich auf einen Wink von oben für ſeine Zukunft, und ahnte ſchon den Ausweg, den ſie aber von ſelbſt wollte herankommen laſſen.

Das Elternhaus Friedrichs war ein gar fröhliches, mannigfach belebtes, und wie ſtill, oft düſter ſein Sinn war, eine Strömung dieſes warmen Lebens mußte auch ſeine Seele durchziehen und jede darin ſchlummernde Kraft zur Reife bringen. Der Vater war ein Mann von vielſeitigen geiſtigen Intereſſen und von weiterem Geſichtskreiſe als viele des damaligen Beamtenſtandes; die Mutter ein reiches, phantaſievolles Gemüt, und von beiden hatten die Kinder den lebendigen Sinn fürs Schöne, der jedem eine heitere Lebensmitgabe war. Es herrſchte noch alte ſtrenge Zucht und Sitte in der Familie; die Töchter waren an Arbeiten gewöhnt, wie ſie unſer jetziges Geſchlecht geradezu für unmöglich erklären würde; daneben aber beſtand eine friſche geſunde Genußfähigkeit, die bei unſrer Jugend leider auch zu den vergangenen Dingen gehört. Ein wohlwollender Vater und eine noch jugendliche Mutter, ſchöne Töchter und muntere Söhne, ein heiterer, ſorgenloſer Geiſt über alles ausgegoſſen: — das gab eine fröhliche Ferienheimat für Vettern und Bäschen, und obwohl Friedrich lieber die Einſamkeit ſuchte, ganz konnte er ſich dem Einfluß des rührigen Treibens nicht entziehen.

Es war auch das Zeitalter der Freundſchaftstempel, der bekränzten Urnen und Thränenkrüge, der abgebrochenen Säulen und geſchmückten Altäre. Der Papa war zwar für derartige poetiſche Demonſtrationen minder geſtimmt, Friedrichs kunſtſinnige Schweſtern aber ließen ſich's nicht nehmen, die Familienfeſte mit Geſängen und Blumengewinden aller Art zu feiern.

Auf des Papas fünfzigſten Geburtstag war ein Hauptſchlag ausgedacht: ein Altar ſollte im Garten errichtet werden, vor dem ihn die Töchter, weiß gekleidet, mit einer Kantate empfangen wollten; nach langer Wahl fand ſich dazu kein paſſenderes Möbelſtück als ein Nachttiſchchen: das wurde dann mit weißen Tüchern behängt, mit Guirlanden verziert und alle Geſchenke darauf niedergelegt. Die Mutter übernahm die etwas ſchwierige Miſſion, den Papa in der Morgenſtunde in den Garten zu bringen; er kam gutwillig, obſchon mit etwas unbehaglichem Geſicht, hörte geduldig die Begrüßungskantate an und nahm ſeine Geſchenke freundlich in Empfang; nur meinte er, bedenklich auf den Altar deutend: „Die Nachtanſtalt da, Mädchen, die ſchafft mir weg, ich muß immer dabei an die Cholera denken.“ Die Mädchen waren zuerſt etwas niedergeſchlagen, machten ſich aber dann mit Lachen daran, den Altar zu demolieren; da fiel dem Papa noch ein kleines Blättchen, Friedrichs Geſchenk, in die Hände. Mit lauter Freude und Verwunderung erkannte er darauf ſeinen Garten, ganz getreu gezeichnet, nur ſtatt der alten baufälligen Laube ſtand da ein niedliches Häuschen, wie es ſeit Jahren ſein Lieblingstraum war, wo er im Freien und doch hübſch im Trockenen ſitzen könne, um ſeine Pfeife zu rauchen, ſeine Zeitung und ſeine Lieblingsdichter zu leſen. Er kannte ſich nicht mehr vor Vergnügen, und ſeine mitleidige Liebe zu Friedrich verwandelte ſich in eine Art Reſpekt vor dieſem beginnenden Talent, das er gar nicht geahnt, während die Mutter es ſchon lange in der Stille geweckt und, ſo viel an ihr war, geleitet hatte.

„Nun zeigt unſer Herrgott einen Ausweg!“ rief er hoch erfreut, „jetzt läßt man den Buben malen und zeichnen; mag leicht ſein, ſo kommt doch ſo viel heraus, daß es ihm ſein Plätzchen in der Welt ſichert.“

Nach kurzer Vorbildung, bei der ſich ſein Beruf bewährte, öffnete die Karlsakademie dem jungen Künſtler ihre Pforten. Ein geiſtvoller Lehrer, dem ſich der Jüngling mit all der tiefen wahrhaften Liebe anſchloß, der ſeine ſtarke Seele fähig war, wußte ſeine Kräfte zu wecken und auszubilden, und bald gab er ſich ganz dem Zweig der Kunſt hin, zu dem ihn ſeine innerſte Neigung zog.

Schon ſeine erſten Studien waren meiſt Naturanſichten, vor allen die anmutigen, verſchiedenartigen Geſtalten der Bäume; ſeine jüngere Schweſter war nie mit dieſer Wahl zufrieden geweſen: „Bäume ſind langweilig, ſollteſt auch Leut' malen, das iſt viel ſchöner.“ Ach, das Studium der ſchönen Menſchengeſtalt mahnte Friedrich, der einen ſo ſcharfen Blick für Schönheit hatte, nur immer ſchmerzlich an das, was er entbehrte; darum ſuchte er die ſtille, friedvolle ewige Schönheit der Natur, und ſie hat ſich ihm zu eigen gegeben in wunderbarer Weiſe. Auch die Welt der Farben reizte und feſſelte ſeinen ernſten Sinn nicht; er liebte das Schwere, das Strenge, den Kampf, ſelbſt bei der friedlichſten Beſchäftigung. So ward er denn Kupferſtecher, und hat dem harten Metalle die ſchönen weichen Bilder abgerungen, in denen er die Reize ſeines Heimatlandes verewigte.

Mit aufgerichtetem Haupt ging er nun ſeine ſtillen Wege, ihm war von Gottes Gnaden ſein Beruf gegeben worden. Neidlos ſah er die glücklich begabten Brüder hinausziehen, ſich ehrenvolle Bahn brechen im öffentlichen Leben, ſah ſie um Liebe werben und Liebe gewinnen; er ſah den Stern und das Licht des Hauſes, ſeine ſchöne Schweſter Klara an der Seite ihres Gatten dahinziehen; er empfand mit warmem Herzen Freude und Leid, das ſeine Lieben betraf. — Sein Leben war kein klares Bächlein, das unter Blumen fließt; es war ein Waldſtrom, der einſam und oft im Dunkel und über rauhes Geſtein brauſt; aber doch ein Strom, der in ſeiner angewieſenen Bahn zieht, deſſen wilde Schönheit ſich ſelten einem Menſchenauge kund gibt.

Damals wurde das Reiſen etwas ſchwerer genommen als jetzt, wo jeder, der in ſeiner Jugend einen Goldkäfer gefangen hat, Naturforſcherverſammlungen nachzieht, und wer einmal Ritter und Gäule auf ſeine Schulhefte geſudelt, ſich berufen glaubt, ſpäter nach Rom zu reiſen. So hat denn auch Friedrich keine weiten und glänzenden Kunſtreiſen gemacht. Es war ſchon eine große Begebenheit und wurde als ungeheures Opfer von ſeiten ſeiner Eltern angeſehen, daß er nach Wien reiſen durfte, wo damals die Kupferſtecherkunſt in voller Blüte ſtand.

Dort trat er in einen Kreis, wo das Talent höher wog als die äußere Erſcheinung; wo man geneigt war, gerade bei ſeinem auffallend ungünſtigen Aeußern ihm um ſo reichere innere Begabung zuzutrauen und faſt einen zweiten Michel Angelo in ihm ſuchte. Eine herzliche rückhaltloſe Freundſchaft verband ihn dort mit jungen Kunſtgenoſſen, und obgleich er aus freier Liebe ſeine Heimat zum bleibenden Aufenthalt wählte, dachte er doch ſtets mit Freuden jener Blütentage ſeines Lebens und ſeines Talents.

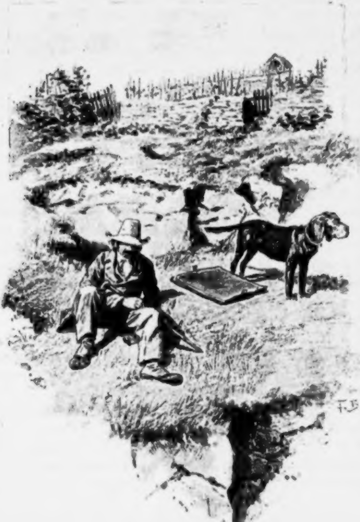
Es begann damals in der Kunſt eine neue Periode, man wandte ſich von den ſteifen geſchmackloſen Zopfgeſtaltungen ab und raſch zum Gegenteil: in Gärten, im Anzug, auf Bildern zeigte ſich ein Geſchmack für das ſogenannte Pittoreſke. Kein klarer Himmel durfte ſich über den Bildern wölben, nur zerriſſene Wolken, zerklüftete Felſen, umgeſtürzte Stämme und zerfallene Häuſer bildeten die Landſchaften; Friedrichs geſunde Natur ſträubte ſich auch gegen dies Extrem. Er zeichnete einmal einen ſchönen wohlgeſtalteten Baum im Prater und brachte die gelungene Skizze ſehr vergnügt dem italieniſchen Meiſter; der betrachtete ſie mit immer mehr unzufriedener Miene und beſann ſich nur auf ein deutſches Wort, um ſeinen Tadel auszuſprechen: „Mehr verriſſ' (zerriſſen)" . . . ſtieß er endlich hervor. — „Von da an ließ ich die Kerle ſagen, was ſie wollten und malte, wie ich wollte," ſagte Friedrich; „was! da müßt' ja unſer Herrgott ein paar hundert Donner- und Hagelwetter 'runter ſchicken und die Welt zuſammenſchlagen, bis ſie denen zum Abmalen gefiele!"

Er kehrte in die Heimat zurück; die Eltern ſtarben, die Geſchwiſter hatten ſich ihren eigenen Herd gegründet. Friedrich ſiedelte ſich in einem kleinen Häuschen im Grünen mit einem Maler an, einem Freunde, mit dem er bis zum Tod in treuer Liebe verbunden blieb, und lebte da ſeiner Kunſt.

Er hatte von jeher die Einſamkeit geliebt und früh angefangen, nach der Natur an Ort und Stelle zu zeichnen. Gegen die Sitte der meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen waren es ſelten bekannte Malerwerke, die er mit dem Grabſtichel vervielfältigte, er ſchuf ſeine Werke ganz ſelbſt. Mit ſeinem treuen Hund zog er einſam hinaus und ſchöpfte ſich neuen Stoff. Tagelang konnte er ſo herumſtreifen, ſtundenlang an einem Hügel, in einem Wieſenthal ruhen und ſeine Augen weiden an den anmutigen Schatten der Bäume auf dem weichen Grün, an dem vielfältigen Reichtum der Blätter und Gräſer in dem kleinſten Waldeckchen und den unausſprechlichen Zauber der Einſamkeit in ſich aufnehmen, den Geiſt Gottes ahnen, der noch heute über den Waſſern, über Bergen und Thälern ſchwebt.

Hier ſtörte und verletzte ihn nichts, mochten ſeine Züge entſtellt ſein und ſeine Stimme rauh; ſein Auge war hell geblieben, und eine Quelle reinen unverſieglichen Genuſſes ſtrömte ihm dadurch zu.

Nach ſolchen Stunden ſchuf er die lieblichen kleinen Bilder, in denen ſich am meiſten die tiefe Poeſie ſeines innerſten Weſens offenbarte, in denen er den unerſchöpflichen Reichtum einer anſcheinend einfachen Gegend zeigte, und ungeübten Augen die geheimnisvolle Sprache der Natur überſetzte. Er war hier das Kind vom Hauſe, das Fremden mit Stolz die Schätze ſeiner Mutter zeigt; ein Pfad, der ſich zwiſchen Waldgebüſchen ver-



liert, der Durchblick durch einen Obſtgarten auf ein einſames Feldkirchlein, ein Brünnlein im Gebüſch, ein Steg über einen Waldbach: — das alles geſtaltete ſich unter ſeiner Hand zum abgerundeten Bilde, deſſen leiſer, ſüßer Reiz ſich mehr fühlen als beſchreiben läßt. Ein nüchterner Vetter verſicherte oft mit bewundernder Ueberraſchung: „Und wenn du nur noch einen alten Zaunſtecken findeſt, ſo machſt du die ſchönſte Landſchaft daraus!“

Doch blieb er nicht immer im Waldgrunde liegen; rüſtigen Schrittes zog er ins Land hinaus, um hiſtoriſch denkwürdige Punkte aufzuſuchen, die er zu größeren Bildern geſtaltete. Den Hohenſtaufen in ſeiner einſamen Trauer und die alte Stammburg unſres Herrſcherhauſes führte er auf großen Blättern aus; gar manche ſchön gelegene Stadt, manchen reizenden Punkt faßte er wieder von ganz neuer Seite auf und ſtudierte mit unermüdeter Treue, bis er die ſchönſte Stelle gefunden hatte. Sein Lieblingsſtudium blieben Bäume, die er auf ſeinen Bildern immer frei komponierte, auch wenn er zuvor die ſorgfältigſten Studien an Ort und Stelle gemacht.

Seine Bilder wurden geſchätzt und geſucht, obſchon er das merkantiliſche Geſchick nicht hatte, deſſen auch die Kunſt bedarf, um goldenen Boden zu gewinnen. Er ſelbſt hielt ſeine Werke gar hoch und wert, ſie waren ſeine lieben Kinder und ihm feſt ans Herz gewachſen; er hätte lieber wirklichen Mangel gelitten, als den Preis ſeiner Bilder herabgeſetzt, nur höchſt ungern trennte er ſich auch von der kleinſten Skizze, ſie waren ja alle ein Teil ſeines innerſten Selbſt.

Ob ſein Herz, das treuer und inniger Gefühle fähig war, je für eine geſchlagen hat, das weiß niemand; er hatte eine ſtarke Seele, und wenn er ſtille Wünſche zu Grabe getragen hat, ſo hat er keine Glocke dazu geläutet. Nach außen, der Welt gegenüber, hatte ſich die Rinde eines gewiſſen unbekümmerten Trotzes um ſein Weſen gelegt: „Ich brauch' euch nicht und ſcher' mich nicht um euch!“ Ein gerader unbeugſamer Sinn für Recht und Wahrheit war der innerſte Grund ſeines Charakters.

Jeder Anflug von Affektation, Empfindſamkeit und ſüßlichem Weſen war ihm ein Greuel; jede Aeußerung geſunder Naturkraft, und ſollte es eine Prügelei ſein, eine recht innerliche Erquickung. Er erzählte einſt von einem Beſuch in der Gemäldegalerie, wo eben eine Menge Volk mit abgeſchmacktem Geſchwätz und affektierter Bewunderung ſich umgetrieben, namentlich eine Frau Baſe, die einem jungen Burſchen vom Lande mit großer Weisheit die Schönheiten der Bilder erklärte; in dieſem Augenblick entſtand ein Lärm auf der Straße, eine Menge Leute verfolgten einen wild gewordenen Ochſen: „Der Burſch läßt Bilder Bilder ſein, brennt durch und ſpringt mit Luſt dem Ochſen nach; der Kerl hat mi g'freut!" lachte er vergnüglich.

Auf ſeinen einſamen Entdeckungsreiſen durch Felder und Wieſen, immer begleitet von ſeinem getreuen Karo, kam er je und je mit Feldhütern in Konflikt, die ihm den Weg verwehren wollten und bei ſeinem undeutlichen Organ die Erklärung ſeiner harmloſen Zwecke nicht begreifen konnten oder wollten; nachdem alle Auseinanderſetzungen vergeblich geblieben, demonſtrierte er ſein Recht mit kräftiger Fauſt und blieb fortan unangefochten. Dieſe Abenteuer ergötzten ihn ſo ſehr, daß ſie ſich in ſpäteren Jahren, wo ſein Gedächtnis ſchwächer wurde, gleich Falſtaffs ſteifleinenen Kerlen vervielfältigten: ſelten beſuchte man in ſeinen letzten Zeiten den Vetter, ohne von drei, ſechs, acht Weinbergſchützen erzählen zu hören, die er und ſein Karo nicht ſchlecht den Berg hinabgejagt hätten.

Einmal war er auf ſeinen langen Gängen an einen kleinen See gekommen, an deſſen Ufer Weiber und Knaben beſchäftigt waren, Fröſche zu fangen und ihnen die Beine zum Verkauf auszureißen. Tief empört ſtellte er ihnen ihre Grauſamkeit gegen die armen Tiere vor; ſie aber wollten nicht ablaſſen und lachten endlich über ſeine Sprache, die im Affekt noch undeutlicher wurde. „Da hab' ich meinen Stock genommen und meinen Karo gerufen," und er hatte das rohe Volk ſiegreich in die Flucht gejagt, ohne Mitglied des Vereins gegen Tierquälerei zu ſein, und die armen Tiere wieder in ihr Element geworfen.

Die Menſchheit im allgemeinen konnte es ihm ſelten zu Danke machen; das ganze Reſultat ſeiner Studien über das Menſchengeſchlecht faßte er in die einfache Behauptung zuſammen: „Unter hundert Menſchen allemal neunundneunzig Rindviecher.“ Ob Fremden ſein Aeußeres auffiel, das beirrte ihn ſchon lange nicht mehr; ſeine Freunde liebten ihn ſo ganz wie er war, daß ſie ſich freuten, wenn ſie nur ſeine mißtönende Stimme hörten. — Die jung und ſchön geweſen waren zur Zeit ſeiner eigenen freudloſen Jugend, waren nun gealtert und lange verblüht, und er ſagte oft mit Lachen, wenn er alte Jugendbekannte wieder ſah: „Ich brauch' doch nicht wüſter zu werden.“

So hatte mit dem höheren Alter ſein Mißgeſchick den Stachel verloren — doch blieb eine Wolke auf ſeinem Angeſicht, auf ſeiner ganzen Welt- und Lebensanſchauung. Größere und elegante Zirkel mied er; wie er einſt in der Familienliebe zunächſt ſeinen Halt und Troſt gefunden, ſo blieb er auch der Familie mit all der Treue und Innigkeit zugewandt, deren ſein reiches und ſtarkes Gemüt fähig war. Er hatte ein Herz wie Gold für Freundſchaft und Liebe, ein echt ſchwäbiſches Herz für verwandtſchaftliche Bande und ein ſchwäbiſches Gedächtnis dafür. Kein freundlicher Blick, kein herzliches Wort war bei ihm verloren; er bewahrte ſie alle in einem treuen, guten Herzen, und wen er nur einmal in den tiefen und warmen Grund ſeiner Seele hatte blicken laſſen, der konnte es nie mehr vergeſſen; ſeine Liebe und Freundlichkeit hatte etwas unbeſchreiblich Rührendes.

Ernſten Sinnes und düſteren Angeſichts, wie er war, hatte er doch an den Jungen und Frohen ſeine Herzensluſt, immer mehr, je urſprünglicher der Ausdruck ihrer Fröhlichkeit war. Zwei ſeiner Nichten erklärte er ſchlechtweg für „die brävſten Mädchen auf der Welt“, weil ſie vor lauter Luſt und Lachen einen Tiſch umgeworfen und doch dabei weder von Herren noch von Kleidern geſprochen hätten. Wenn ein Kindlein, das er herzen wollte, ſich ſchreiend von ihm abwandte, ſagte er wohl wehmütig: „Glaub's wohl, daß du mich fürchteſt!“ war aber dann kindlich glücklich, wenn das kleine Weſen ſich doch an ihn gewöhnte. Auch liebten ihn faſt alle Kinder und blieben zutraulich bei ihm ſitzen, ſelbſt wenn ſie bei andern Beſuchen ſich ſcheu zeigten oder verſcheucht wurden. Auf Eleganz hat er nie Anſprüche gemacht und war überhaupt von den äußeren Genüſſen und Bedürfniſſen des Lebens unabhängig wie wenige; freien Schrittes iſt er durchs Leben gegangen und hat der Erde faſt mehr gegeben, als er von ihr genommen.

Sein Zimmer ſchon gab Kunde, welch großen Anteil die Kunſt, welch kleinen irdiſches Gut und Behagen an ſeinem Weſen hatte. An Möbeln und Geräten beſaß er nur das Notdürftigſte, ſein Sofa bildete ſeine Kleiderkiſte, auf die ein altes Polſter gelegt war; aber alle Wände waren bedeckt und der enge Raum faſt überflutet von Kunſtwerken, eigenen und fremden, Kupferplatten, Zeichnungen, Studien und Skizzen, da er jedes Blättchen von früheſter Jugendzeit her ſorgſam aufbewahrte. Nur keine Lithographie! Gegen dieſen Zweig der Kunſt, den er als Schmarotzerpflanze auf dem edlen Baume anſah, blieb er höchſt feindſelig geſinnt und erklärte es für Spottſchande, wenn ein gebildeter Menſch dergleichen in ſeinem Zimmer dulde. Seine Hand wurde unſtät, ſein Auge getrübt; er hatte noch ein großes Bild, eine Landſchaft im Sturm, begonnen, in deſſen dunkeln Zügen er all die verborgene Poeſie, die überwundenen Stürme ſeiner innerſten Seele niederlegen wollte — da verſagte ihm die Kraft, den Grabſtichel zu führen — er konnte es nimmer vollenden. Nun wandte ſich ſein raſtloſer Fleiß den lange verſchmähten Farben zu; er malte, ſolange ſein Auge noch hell genug blieb, anmutige Bilder in Oel- und Waſſerfarben, er malte fort, faſt bis ihm im Tode der Pinſel entſank.

Er war ein greiſer und wegemüder Pilger, obwohl er noch aufrechten Ganges mit ungebleichten Haaren ſeine alten Wege ging. Einen Freund und Verwandten nach dem andern hatte er zu Grabe geleitet, und in die junge Welt konnte er ſich nicht mehr finden. Die Erſparniſſe aus ſeinen beſſeren Tagen wollten kaum mehr hinreichen, ſeine beſcheidenen Bedürfniſſe zu decken — da ſollte auch ſeine Stunde ſchlagen. Kaum erſtanden von einem ſchweren Krankenlager, wurde er von raſchem Tode ereilt, und er ſank müde nieder zu den Füßen ſeiner Werke, um nimmer aufzuſtehen. Seine Kunſtgenoſſen begleiteten den Sarg, den ein voller Lorbeer ſchmückte.

Wer ſo tief der Natur ins Auge geſehen und ihr innerſtes Meinen verſtanden hat, der kann auch dem Vaterherzen nicht fern geblieben ſein, das dem anſcheinend verkürzten Kinde ſolch ein reiches Erbteil zugewieſen. Möge der Künſtler in den vielen Wohnungen in des Vaters Hauſe eine Heimat gefunden haben, dort, wo Wahrheit und Schönheit eines ſind, wo die edle Seele ihre edle Form finden wird, wo jeder Mißklang ſich auflöſt in ſelige Harmonie!

VI.

Ein alter Löwe.

Hat es je einen flinkeren Tänzer, einen beſſeren Reiter, einen angenehmeren Geſellſchafter gegeben als den jungen Bergmann? Ich glaube kaum. Auf ſechs Stunden im Umkreis konnte kein Ball gefeiert werden ohne ſeine Mitwirkung, und die Dame, mit der er den Cotillon getanzt, brachte acht Tage die Lippen nicht wieder zuſammen vor innerlichem Vergnügen. Er war gewiß, bei der Sitztour nie hinter den Stuhl geſtellt zu werden, und wo Körbchen, Roſe und Ring verteilt wurden, da trug er ſicher immer den Ring davon.

Er hörte es ſehr gern, wenn man ihn einen Herzbrecher und einen Schmetterling nannte; er meinte es nicht ſchlimm, aber er fand es äußerſt anziehend, in einem jungen Auge die erſten Spuren eines zarten Gefühls zu leſen, und er zog ſich dann mit höchſt lobenswerter Vorſicht zurück, ehe er zu ernſtlichen Hoffnungen Grund gab.

Es lag ja gar nichts Unrechtes in einem ſo harmloſen Spiel! Wie glücklich machte es das ſchüchterne Pfarrtöchterlein, das zum erſtenmal den Ball einer kleinen Stadt beſuchte, daß er, der Löwe der Geſellſchaft, ſie zum Cotillon engagierte, ihr die Touren der Françaiſe einübte und ſie gar noch am Abend nach Haus begleitete! Wenn er am nächſten Sonntag den kleinen Ritt von zwei Stunden in das Pfarrdorf machte, ſo war das ja nur eine unſchuldige Freude für das arme Kind, das ſo wenig Abwechſelung hatte. Sie errötete gar zu lieblich, als ſie beim Heimweg aus der Kirche dem flotten Reiter für ſeinen

Gruß dankte! Er mußte noch an einigen Sonntagen hinüberreiten und den alten Herrn, den Papa, auch kennen lernen. Pfarrhäuſer ſind gaſtfrei; da war's nicht ſchwer, ſich einzuführen, und es nahm ſich allemal ſo nett aus, wenn Marie in freudiger Verlegenheit die einfache Bewirtung vorſetzte. Länger als einen Monat ließen ſich freilich die Pfarrhausbeſuche nicht fortſetzen; der neuangekommene Juſtizrat hatte eine ganz hübſche Tochter, die dazu für gelehrt galt; da brauchte es Zeit, dieſe Bekanntſchaft zu kultivieren. Marie wird ſich bald tröſten, hat ſie doch eine Weile die Freude gehabt! Daß die augenfälligen Beſuche des jungen Herrn das Mädchen in Dorf und Umgegend ins Gerede gebracht; daß der etwas ſchüchterne junge Pfarrer, der ſie ſich gern zur Hausfrau geholt, ſich zurückzog, nachdem er einmal den Referendar im Pfarrhaus getroffen, der alles that, um ihn ins Dunkel zu ſtellen; daß dieſe kurze Glanzperiode der armen Marie viel bittere Thränen, viel ſcharfen Spott und ein vereinſamtes Herz nachließ, das hatte Bergmann natürlich nicht beabſichtigt; warum iſt das Mädchen ſo einfältig geweſen!

Die Eroberung der Juſtizratstochter war ſchon etwas ſchwieriger; ſie war ein geſcheites Mädchen, nicht mehr zu jung, und kannte etwas von der Welt. Er fing äußerſt reſpektvoll an, verſchaffte ihr die neueſten Schriften aus der Reſidenz, brachte ihr intereſſante Charaden zum Löſen, ließ ſich Engliſch von ihr lehren und arrangierte dramatiſche Leſeabende, wobei er ihr und ſich die erſten Rollen zuteilte. Ein ſolcher geiſtiger Verkehr hat einen beſonderen Reiz für ein ſtrebſames Mädchen in der hausbackenen Umgebung einer Landſtadt. In die Länge natürlich konnte er den Spaß nicht treiben; er hatte noch Nötigeres zu thun, als Engliſch zu ſtudieren und Gedichte auszuwählen. Daß Klara ſeine plötzliche Vernachläſſigung mit herbem Schmerz empfand, mit all der bitteren Täuſchung eines ſtolzen Herzens, das ſich nicht leichtſinnig hingegeben, das war ihre eigene Sache! Er hatte ja nie ein Wort mit ihr von Liebe geredet, und war ſie doch nicht viel jünger als er!

Die hübſchen Töchter des reichen Schulzen in der Nähe waren ſchon einiger Ueberlegung wert. Eine reiche Partie wollte Bergmann jedenfalls machen, wenn er überhaupt ans Heiraten dachte. Bei dieſen hatte er juſt kein ſchweres Spiel; die Eroberung war ein Geſchäftchen für den Feierabend. Je lauter er an ihrem Fenſter vorbeigaloppierte, je handgreiflichere Schmeicheleien er ihnen ins Geſicht ſagte, je größere Stücke Biskuit und Apfelkuchen er ihnen bei Kaſinos und Bällen aufwartete, deſto wohlgefälliger lächelten ſie. Da konnte er ſeine ganz alten, längſt abgelegten Witze als friſch anbringen, und war ſicher, mit ſchallendem Beifall belohnt zu werden. Wenn er dann auch nach reiflicher Erwägung fand, daß ſie doch zu einfältig für ihn ſeien, und allmählich mit ſeinen Beſuchen abließ, ſo ſchadete das gar nichts; die Mädchen waren reich genug, um getreuere Anbeter zu erkaufen.

Natürlich beſchränkte er ſich nicht auf einen Schauplatz, und wenn ihn ſein Beruf an einen andern Ort führte, ſo war er doch gewiß nicht obligiert, ſein Herz am früheren zu laſſen. Er hatte am neuen Wohnort eine Empfehlung in eine gar umgängliche, gemütliche Familie. Seine Stellung im Hauſe wurde gewiß nicht unangenehmer, wenn er eines der Mädchen auszeichnete. Sophie war ein ſo ſanftes, gutmütiges Geſchöpf! Es war recht angenehm ihr in die ſtillen blauen Augen zu ſehen, wenn ſie ſie hie und da vom Nähzeug erhob, wo er ihr die Schere reichte, den Faden winden half und Novellen vorlas. Sie ſäumte ihm ſeine Halstücher und beſſerte ſeine Handſchuhe aus, wenn er ſie freundlich darum bat; es war gar nicht unbillig, daß er ihr dagegen ſchöne Blumen brachte und an ihrem Geburtstag einen neuen Almanach, und ganz natürlich, daß er am Ende jeden Abend ins Haus kam. Zur Frau wäre ſie ihm freilich etwas zu leblos geweſen, und es war einfältig von den Eltern, daß ſie nach ſo harmloſen Aufmerkſamkeiten gar einen Heiratsantrag zu erwarten ſchienen und etwas beleidigt waren, als er mit der Zeit wegblieb, weil ihm dieſer ſtille Minnedienſt doch allmählich langweilig wurde.

Ein ſo friſches, blühendes Röschen wie Amalie, ein neuer

Stern an ſeinem neuen Horizont, mußte natürlich einen lebenswarmen jungen Mann anziehen. Die konnte es für nichts Beſonderes halten, wenn er ihr zuliebe Bälle und Schlittenfahrten anſtellte; wenn er die ſchönſten Roſen aus dem Treibhaus kommen ließ, um ihr Haar für den Ball zu ſchmücken, und wenn er ihr eine Serenade brachte, ſo ſchön, wie ſie in dem Städtchen noch nie gehört worden. Es fiel ihm gar nicht ein, mit ihr ſein Spiel zu treiben; bewahre, ſie gefiel ihm ſelbſt, er hätte ihr zuliebe gern die Reiſe nach Paris verſchoben, wenn's angegangen wäre, und es war ſein voller Ernſt, als er am Abend vor ſeiner Abreiſe mit Lebensgefahr ihren Balkon erklimmte, um noch einen Blumenſtrauß und ein Abſchiedsgedicht in ihr Fenſter zu werfen. So ernſt war's ihm, daß er ihrer verheirateten Freundin noch recht angelegentlich aufgab, ihm das liebe Herzchen zu behüten.

Als er von Paris zurückkam, da hatte er freilich inzwiſchen in glänzendere Augen geſehen, als in die treuherzigen braunen Amaliens, und es war recht ungeſchickt, daß ihr die Freundin ſeinen Auftrag faſt wie eine Werbung hinterbracht hatte, und ihn nun für perfid und wankelmütig und was alles erklärte. Wie lächerlich, einem jungen Mann von ſeiner ungewiſſen Stellung und ſeinen glänzenden Ausſichten jetzt ſchon zuzumuten, ſich an ein Mädchen ohne Vermögen zu binden! Da war es wahrlich beſſer für Amalie, wenn er gar nicht mehr anknüpfte, ſtatt ſie und ſich durch einen langen Brautſtand zu ermüden. Er war doch gewiß ein grundredlicher Mann! Eine Erleichterung war's ihm übrigens, nun eine Anſtellung in einer größeren Stadt zu finden; er hatte das Leben in kleinen Städten ſatt und wollte einmal auch der Löwe eines weiteren Zirkels werden.

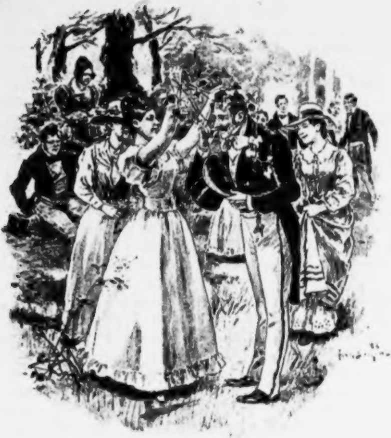
Eine Männerjugend iſt etwas dauerhafter als die eines Mädchens, und der Begriff eines „jungen Mannes“ iſt ein ſehr umfaſſender. Allmählich begann aber doch auch die Jugend des allſiegenden Bergmann ſich zu neigen. Die lockigen Haare wurden merklich dünner, wie ſorgfältig er ſie auch mit Krellerſchem Balſam behandelte und über die kritiſchen Stellen herkämmte;

Gelenkigkeit und Luſt zum Tanzen nahmen zu gleicher Zeit ab; er beſchränkte ſich allmählich darauf, ſich auf Bällen bequem neben eine Dame niederzuſetzen und die tanzenden Paare mit der Lorgnette zu betrachten.

Er wurde es auch nachgerade müde, junge Herzen zu brechen und offene und verſteckte Vorwürfe über ſeine Flatterhaftigkeit zu hören. Die jungen Mädchen ſelbſt nahmen allmählich einen ſcherzhaften, ungenierten Ton gegen ihn an, deſſen er früher nicht gewöhnt war, und der bewies, daß ſie ihn nicht mehr für gefährlich hielten. Somit verſchwendete er ſeine bezaubernde Unterhaltungsgabe und ſeine Huldigungen lieber in den Garderobezimmern des Theaters und in den Salons und Boudoirs verheirateter Damen. Die Damen von der Bühne waren der Huldigungen mehr gewöhnt als die Gänschen vom Lande: da ſtand nicht gleich ein Papa mit dem Ehevertrag und eine Mama mit der Ausſteuer dahinter. Auch ſeine Galanterien bei Frauen waren ungefährlicher Natur; ſie luden ihn ein als ein nützliches Möbel zur Unterhaltung bei Theegeſellſchaften, als maitre de plaisir bei Landpartien, und traf er ſie allein, ſo war es ein gegenſeitiger Austauſch von ironiſchen Komplimenten, ein Spiel ohne Seele, bei dem ſomit das Herz nichts riskierte.

Die Haare wurden dünner und färbten ſich allgemach grau; der Krellerſche war nicht mehr hinreichend, ein Toupet mußte den kahlen Scheitel decken. Der Anzug wurde jedoch immer gewählter, je mehr die Geſtalt verfiel; Schneider empfahlen ſich der Protektion des Herrn Bergmann, Modehandlungen machten ihm neue Stoffe zum Geſchenk, damit er ſie in die Mode bringe. An Einladungen fehlte es ihm nie; Herr Bergmann gehörte zu einer faſhionabeln Geſellſchaft ſo notwendig wie der Theekeſſel; er war ſo gar gut gekleidet und immer noch witzig, immer galant, und man konnte ſo ungeniert mit ihm umgehen.

In Bädern, wo ſtets ein Ueberfluß von Damen iſt, da war er vollends der Hahn im Korb, da wartete man wochenlang auf ſeine Ankunft und begrüßte ihn mit Jubel. Er war der unbeſtrittene Badkönig, mußte ſein Urteil geben bei lebenden



Bildern und Liebhabertheatern, wurde bei Waldſpaziergängen mit Epheu bekränzt und ſchaute bei der Abfahrt aus ſeinem blumengeſchmückten Wagen, als hätte er einen Preis beim landwirtſchaftlichen Feſt gewonnen. Daß er neben allem Ruhm nebenher allmählich zur genoſſenen Perſon wurde, er, der ſo lange andre genoſſen, das begann er manchmal mit einer äußerſt unangenehmen Empfindung leiſe zu ahnen: er wollte ſich's aber nicht geſtehen.

Herr Bergmann brachte übrigens der Geſellſchaft Opfer, welche dieſe nicht verſtand und nicht anerkannte. Er war nie reich geweſen und zu einer einträglichen Stelle hatte er's auch nicht gebracht; es koſtet ſo viel Zeit, immer ſcharmant zu ſein! Obſchon er nicht für Weib und Kinder zu ſorgen hatte, ſo wollten ſeine Einkünfte doch gar nicht zureichen. Er war genötigt, einen Bedienten zu halten, ſeit ſeine Toilette ſo viel künſtlicher Nachhilfe bedurfte, ſo ſehr auch ſeine alte Magd, ein Erbſtück von ſeiner Mutter, darüber brummte; er mußte ſich auf einem auserleſenen Reitpferd zeigen, wo ſich ſeine alternde Geſtalt immer noch am beſten ausnahm; andre als holländiſche Leinwand zu Weißzeug wäre auch nicht angegangen; Parfümerien, feine Seifen, Schönheitswaſſer, falſche Zähne, Pariſer Schneider und Schuſter, das alles koſtet am Ende mehr als der Bedarf einer ſoliden Haushaltung. Somit mußte er ſich's daheim am Munde abdarben, um ſich nach außen im Glanz zu zeigen, und ſeine alte Köchin ſorgte gehörig, daß nichts vergeudet wurde. Den Wert der Einladungen wußte er nun freilich nachgerade zu ſchätzen, er, der zum Mittageſſen mit einem alten Hammelsbein, zum Souper mit einem Rettich abgeſpeiſt wurde und für den eine Wurſt auf drei Tage ausreichen mußte.

Er begann ſich allmählich doch nach einer andern Häuslichkeit zu ſehnen als der, die ihm ſein alter Hausdrache bereitete, und dachte ernſtlich daran, jetzt ein Herz definitiv glücklich zu machen. Er glaubte wahrſcheinlich, ſein eigenes werde wie die Zigarren immer koſtbarer, je mehr es austrockne.

Natürlich durfte er, auf deſſen Wahl ſchon ſeit Jahren alle Damenaugen mit geſpannter Erwartung geheftet waren, ſein lang geſpartes Herz nur zu dem höchſten Preis losſchlagen. Somit warf er ſein Tuch einer ſchönen jungen Dame aus einem der erſten Häuſer zu; er hatte ja ſchon ſo lange ihren Papagei gefüttert, ihren Platz im Konzert gehütet und ihr nach dem Balle den Shawl umgelegt. O Wunder! ſie war ſo undankbar, ihm einen Korb zu geben. Ihm einen Korb! Um ſich zu rächen, wandte er ſich ſogleich an eine junge reiche Kaufmannswitwe, deren Salon er in die Mode gebracht, der er adlige Bekanntſchaften verſchafft hatte; aber ſiehe, die Dame erklärte ihm, ſie werde ſich gar nicht mehr vermählen, und war dennoch ſo frech, ihm wenige Wochen darauf durch Karten ihre Verlobung mit einem adligen Kavallerieoffizier anzukündigen. Er mußte etwas weniger hoch ſpannen. Emma, die ſchon ziemlich gereifte Tochter ſeines wohlhabenden Arztes, würde ſich gewiß glücklich fühlen — ach! ſie war eine Couſine jener einſt ſo blühenden Amalie, die ſo kindiſch geweſen war, um ſeiner vermeinten Untreue willen ein paar ſchöne Jugendjahre zu verhärmen — und ſiehe, es vereinte ſich nicht mit Emmas Grundſätzen. Wieder ein Korb! Was konnte er dafür, daß er einmal ſo unwiderſtehlich geweſen!

Die Fehlſchüſſe werden allmählich bekannt; die Damen, auf die er jetzt noch ſein Auge heftete, wollten nun ein ſo vielverſchmähtes Gut doch nicht aufnehmen; eine Ablehnung kam um die andre, und bald mußte er da und dort ſatiriſche Anſpielungen auf ſein Korbmagazin hören.

Eine alternde Schauſpielerin hätte ſich ſeiner erbarmt; ſie bot ihm ſelbſt ihre Hand an mit der Bedingung, daß er ſich durchaus jeder Benützung ihrer Einkünfte, jeder Begleitung auf ihren Reiſen, jeder Einmiſchung in ihren Privatumgang enthalte; dafür gab ſie ihm die Erlaubnis, ihren Salon zu arrangieren, ſie im Theater abzuholen und für faſhionabeln Umgang zu ſorgen, und verſprach, ſeinen Namen dem ihrigen beizufügen. Nein, zu ſo herabgeſetztem Preis konnte er ſich doch nicht weggeben!

Von Zeit zu Zeit machte er immer noch Heiratsverſuche, die aber immer mißlicher wurden, je mehr ſeine Ueberſchuldung offenbar wurde, und dieſer war gar ſchwer abzuhelfen. Seine Perſon war ja noch ſein einziger Spekulationsgegenſtand; dieſe konnte er nicht herabkommen laſſen. Die alte Köchin hielt ſich brav; ſie zählte die Kartoffeln und die Kaffeebohnen; ſie ſchöpfte die Augen der mageren Fleiſchbrühe ab, um die Butter damit zu erſparen, und flickte ſein ſeidenes Rockfutter mit ihrem alten Spenzer; aber das Reitpferd konnte er doch nicht beibehalten, und damit fiel ein mächtiger Stützpfeiler ſeiner Löwengröße.

Jetzt endlich ſehen wir einen trotz der Watte des Schneiders erſtaunlich mageren, höchſt ſorgfältig gekleideten Herrn mit eingeklemmter Lorgnette zu gewiſſen Tagesſtunden auf der Promenade und bei der Wachtparade mit ſteifem Schritt auf und ab ſpazieren. Er muß viele Bekannte haben, denn er grüßt faſt vor jedem Damenhut und wird auch oft recht herablaſſend wiedergegrüßt, obgleich junge Damen hie und da kichern, wenn ſie an ihm vorüber ſind — das iſt der einſt allſiegende Bergmann.

Seine Köchin iſt geſtorben, aber er hat ſich um ein Billiges bei einem alten Friſeur eingemietet, wo er Bedienung und Verköſtigung unter einem Dach findet; Beſuche freilich kann er da nicht mehr annehmen.

Er nimmt ſich noch immer elegant aus; ſein Schneider arbeitet ihm umſonſt und ſchickt ihn als Journalfigur in die Welt hinaus. Auch eingeladen wird er noch häufig aus einer Art von Pietät, nicht gerade mehr zu Soireen erſter Klaſſe, aber zu kleineren Abenden, zu ungenierten Diners. Seine Witze und Galanterien ſind zwar etwas veraltet, aber er weiß ſich ſtets noch nützlich zu machen. Er zieht alten Damen ihre Uhren auf und entdeckt verloren gegangene Schoßhunde; er begleitet junge Fräulein aus Geſellſchaften nach Hauſe, wo man „doch einen Herrn haben muß"; er dient als gutes Beiſpiel für heranwachſende Söhne, denen man ſagt: „Da ſeht, wie hübſch ſich Herr Bergmann noch kleidet! bei euch hat nichts eine Art." Im Theater iſt er immer noch eine Macht, die über das Gelingen oder Mißlingen einer Schauſpielerin entſcheiden kann, und er hat ſtets ein Freibillet.

Aber er liebt es nicht, einer ſeiner alten Flammen zu begegnen, und wenn die ſtille Sophie an der Seite ihres Mannes, eines würdigen Geiſtlichen, an ihm vorübergeht, ſo ſieht ſie ihrem Gatten lächelnd in die Augen und ſagt entſchuldigend: „Weißt du, man muß einmal im Leben ein bißchen dumm geweſen ſein."

So endet ein Löwe.

VII.

Der Naturforſcher.

Das alte Kloſter in M. iſt zu einer Beamtenwohnung eingerichtet, und wenig iſt mehr zu ſehen von dem geheimnisvollen Düſter, in dem einſt die Nonnen ihre Jugend begruben. Statt der blinden runden Scheiben ſind helle Glastafeln eingeſetzt; die Wände der Zellen ſind eingeſchlagen, um große luſtige Zimmer zu gewinnen; wo der Betſchemel der Aebtiſſin ſtand, da ſteht jetzt der Arbeitstiſch des jungen Töchterleins vom Hauſe, und im Garten, deſſen hohe Mauern abgetragen ſind, tobt eine luſtige Knabenſchar, die nicht der leiſen Seufzer denkt, die einſt in dieſen Gängen verhallt ſind.

Nur auf einer Seite des großen Gebäudes ſteht der alte Kloſterſaal mit ein paar Kammern faſt ganz unverändert, mit runden Fenſterſcheiben, mit ſeltſamen Niſchen und uralter, verblichener Malerei, wie in den alten Tagen. Das iſt heiliges Gebiet und die Mägde ſind froh, daß ſie in dieſen Zimmern wenig zu thun haben; denn wenn's Geiſter gibt, ſo müſſen ſie da oben zu Dutzenden ſpuken. Da hauſt der alte Onkel und hat ſich in dieſen Räumen ſein ſeltſames Reich aufgebaut.

Wenn ſeine Zimmer nicht ſo hoch gelegen wären und Luft und Sonne ſo freien Zutritt zu ihnen hätten, könnte man die Gemächer für die Höhle eines Alchimiſten halten; denn es ſtehen etliche eigentümliche Tiegel und Töpfchen und Inſtrumente im Vorzimmer. Wen aber der alte Herr der Ehre würdigt, in die Hauptgemächer einzutreten, der ſieht bald, daß ſein Studium doch ein andres und ein minder hoffnungsloſes iſt. Hier in dem Gemach, das die Schweſter Schaffnerin bewohnte, liegen Steine und Steinchen der mannigfachſten Farben und Geſtaltungen, und wer gewöhnt iſt, die Gegend, auf welche der Onkel ſeine Wanderungen beſchränkt, nur ſo leichten Fußes zu durchſtreifen, würde gar nicht für möglich halten, daß er hier all dies viele und zum Teil wunderſamliche Geſtein aufgefunden.

Der große Saal iſt angefüllt mit ausgeſtopften Vögeln und Tieren, zahmen und wilden, wie ſie das Land bietet, denn mit ausländiſchem Getier will er ſich nicht einlaſſen. Er ſelbſt hat ſie ausgeſtopft und in allerlei bedrohlichen und närriſchen Stellungen im Saal verteilt, und die kleinen Großneffen laufen mit Schreien davon, wenn da ein Marder die Zähne blökt, dort eine Eule ihre grauſigen Flügel ſchlägt und unverſehens ihr Fuß an eine Otter ſtößt. Sein innerſtes Heiligtum aber, ſeines Herzens geheime Weide, wohin er nur wenige Erkorene führt, ſind die anſtoßenden Zimmer, in denen beim erſten Eintritt faſt nichts zu ſehen iſt als hohe Papierſtöße und vor den Fenſtern wunderſchöne Gewächſe. Da hütet er ſeine Pflanzen, die in ihrem ſtillen Leben, das ſo viel harmloſer iſt als die Tierwelt, ſo viel friſcher als das Steinreich, ſeinem innerſten Weſen am meiſten zuſagen. Da bewahrt er ſie, ſorgſam getrocknet, ſchön geordnet; am ſorgfältigſten aber die Mooſe, ſeine liebſte Pflanze, der er tagelang nachſpürt.

Vor einem Fenſter ſteht ein Brett voll ſtachliger Kaktuspflanzen, am andern zartgefiederte Eriken; die bunten Nelken, die üppigen Levkojen und Goldlack verſchmäht er; aber in dem letzten kleinen Erkerſtübchen, deſſen eines Fenſter die Morgenſonne begrüßt, da ſteht eine einzige Pflanze, Rosa unica, ein weißer Roſenſtock, in ſchönſter Blüte; in einem der äußeren Zimmer pflanzt und pflegt er fortwährend Ableger, um dieſe ſtille Königin durch eine Nachfolgerin erſetzen zu können, wenn ſie zu Grunde gehen ſollte; und ſo hat's der alte Herr ſeit vielen, vielen Jahren gehalten.

Der Großonkel führt ein gar ſtilles Leben, ſo ſtill faſt wie ſeine Pflanzen, nur etwas beweglicher. Wenn er zu Hauſe iſt, ſo iſt er mit der Familie ſeines Neffen, an deſſen Tiſch immer ein Stuhl für ihn bereit ſteht. Er geht und kommt ohne Geräuſch und liebt es nicht, wenn irgend jemand Notiz von ihm nimmt. Man würde den alten Mann mit dem runzelvollen Geſicht in dem ſteingrauen Rock ſelbſt für eine Art von Verſteinerung halten, wenn er nicht hie und da einen trockenen Witz, eine kurze, aber allzeit treffende Bemerkung in die Unterhaltung einwerfen würde.

Manchen Tag aber bleibt ſein Stuhl leer ſtehen; er iſt dann in aller Frühe ſchon hinausgezogen, niemand fragt wohin, man iſt das ſchon ſo lange gewohnt. Er macht ſeine Wanderungen weit in die Runde, ſo weit er zu Fuß kommen kann, am liebſten aber in den Wald; er iſt ein unermüdeter Forſcher, aber kein beſonders fleißiger; er kann tagelang ſtill im Gras oder Mooſe liegen und als einziges Reſultat ein paar winzige Inſekten heimbringen; denn die Wunder des Kleinen in der Natur ſind es vor allem, die Reiz für ihn haben. Er ſcheint ſein Leben ſelbſt wie eine Pflanze unmittelbar von Luft und Sonnenſchein zu ziehen; denn im Winter, wo er nicht hinaus kann und täglich an dem gut beſetzten Tiſche ſeiner Frau Nichte ſpeiſt, ſchnurrt er ganz ein, und ſein Geſicht wird immer runzelvoller. Im Sommer aber, wo er ſich kaum ein wenig kalte Küche zu ſeinen Botaniſierzügen aufnötigen läßt und ſelbſt dieſe hie und da faſt unberührt heimbringt, da lebt er ſichtlich auf; ſein Auge wird heller, ſein Gang beweglich, und ſeine Züge werden geſchmeidiger.

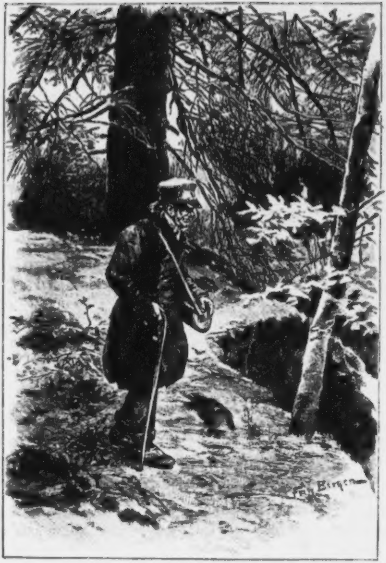
Wenn der Großonkel beſonders gut aufgelegt iſt, ſo führt er Gäſte des Hauſes in ſein Heiligtum ein; wo er wirkliches Intereſſe und Freude für ſeine Sammlungen, vor allem für die Mooſe findet, da lebt dann auch ſein ganzes Weſen auf, und man ſtaunt über die wahrhaft feurige Beredſamkeit, mit der er die verborgenen Schönheiten im Bau ſeiner Lieblinge erklärt und ins Licht ſetzt. Junge Damen führt er am wenigſten gern ein, und lächelt höchſt geringſchätzig, wenn ſie oft aus Artigkeit bewundern wollen und dann gerade den falſchen Fleck treffen; wie z. B. eine einmal bei einem Schleifſteine, an dem er ſeine Inſtrumente ſchärft, voll Erſtaunen ausrief: „Ach, wie merkwürdig! Wachſen denn hier ſo große Steine?“ Die Frau ſeines Neffen allein ſcheint er etwas mehr als das übrige Geſchlecht zu beachten, obwohl er auch mit ihr wenig Worte macht. Kinder liebt er nur, ſolange ſie ganz klein ſind. Er war ſtets der erſte Beſuch, und ein gar ſtiller, in der Wochenſtube ſeiner Frau Nichte geweſen; ſo wie er ſonſt, im Graſe liegend, das geheimnisvolle Weben der Natur beobachtete, ſo ſaß er in dem verdunkelten Zimmer ſtundenlang an der Wiege, mit dem Blick auf das ſchlafende Geſichtchen und lauſchte den leiſen Atemzügen; je größer und lebhafter aber das Kind wurde, je mehr es ſich zum Bewußtſein entwickelte, deſto gleichgültiger wurde es ihm, und die größeren Kinder gewöhnten ſich allmählich, den Onkel nur wie eine Sache anzuſehen, an der ſie achtlos vorübergingen.

Es waren zwanzig Jahre, ſeit der Neffe als Beamter in dem Kloſter eingezogen war; bald darauf hatte der Onkel, der ſich ſonſt in der Schweiz aufgehalten, den alten Saal bezogen; er hatte damals nicht viel anders ausgeſehen, er iſt nur ſo ganz allmählich eingeſchnurrt. Niemand in der Gegend kannte ſeine Vergangenheit, ſelbſt der Neffe hatte wenig von ihm gewußt; der Nichte aber hat ein alter Freund des Onkels, ein Kaufmann aus der Schweiz, der ihn einmal beſucht hatte, von ihm erzählt, was überhaupt von ihm zu erzählen iſt.

Der Onkel iſt wirklich einmal jung geweſen, ſo wenig er jetzt danach ausſieht, und er iſt einſt mit hellen Augen und fröhlichem Herzen aus der Heimat ausgezogen, in die er ſchon vor langen Jahren gar ſtill und unbemerkt zurückgekehrt iſt.

Wer ſein beſchauliches Leben, ſeine unpraktiſchen Beſchäftigungen von jetzt anſah, der hätte kaum gedacht, daß er dereinſt zum Kaufmann beſtimmt geweſen und nicht untauglich zu einem ſo materiellen und praktiſchen Beruf erfunden worden war. Etwas ſtillen Sinnes war er von jeher geweſen, obwohl ſich ſeine Neigung zur Naturforſchung erſt in ſpäteren Jahren entwickelt hatte. Als Knabe hatte er Eichhörnchen, Maikäfer und Hornſchröter gehalten; als Jüngling Hyacinthen und Nelken gezogen wie ſo viele andre, und erſt als ſein Herz ſich gelöſt fühlte von ſeinem Anteil an Freud' und Leid der Menſchheit, hatte er ſich ganz und allein der Natur zugewandt.

Er war Lehrling geweſen in einer regſamen, wenn auch nicht ſehr großen Handelsſtadt. Es iſt meiſt ein raſcher Uebergang von der ſorgloſen Ariſtokratie des Schulknaben, der, wenn auch ins Joch geiſtiger Arbeit geſpannt, doch ſonſt in glücklicher Ungebundenheit Herr ſeiner Zeit, ſeiner Hände und Füße iſt, zu der raſtloſen, oft ziemlich demütigen Beſchäftigung des Lehrlings; und nicht umſonſt ſagt ein altes ſchwäbiſches Sprichwort: „Der Teufel hat alles ſein wollen, nur kein Lehrjunge“; wenn auch daneben das Wort der Schrift zu vollem Recht beſteht: „Es iſt ein köſtlich Ding dem Manne, daß er lerne das Joch tragen in ſeiner Jugend.“ Noch ſchwerer iſt dieſer Uebergang für ein geliebtes Kind des Vaterhauſes, das für ſeine kleinſten Leiden offene Ohren findet, zu der letzten Null eines Handlungshauſes, die wie eine Sache hin- und hergeſchoben, wie ein notwendiges Uebel ertragen wird. Gute Behandlung war als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes im Lehrbrief einbedungen; auch wurde Bernhard durchaus nicht ſchlecht, er wurde einfach gar nicht behandelt, er war eben da; man ſah es für einen notwendigen Prozeß an, daß aus einem Lehrling nach vier Jahren ein Commis werde, wenn er die nötigen Geſchäfte verrichte,



Er macht ſeine Wanderungen weit in die Runde, ſo weit er zu Fuß kommen kann, am liebſten aber in den Wald. (S. 310.)

ohne daß ſich jemand ſpeciell ſeiner annehme; und ſo ließ man ihn ſeiner Wege gehen und vergaß faſt, daß er da war.

Wenn an der langen Tafel noch ein Stuhl leer war und die Dame vom Haus fragte: „Fehlt jemand?“ ſo antwortete die Tochter gleichgültig: „Nein, nur der Bernhard.“ Da war's denn natürlich, daß der Bernhard ſich in ſich ſelbſt zurückzog und ſchlechtweg mit dem Prädikat eines „blöckiſchen Jungen“ bezeichnet wurde. Sein Vergnügen war am Abend, wenn er die Läden geſchloſſen, im Sommer auf der Bank vor dem Hauſe, im Winter in der Ladenſtube zu ſitzen und alte Makulaturbogen zu ſtudieren, aus denen Tüten gepappt wurden. Er bekam dadurch höchſt verſchiedenartige Bruchſtücke von Kenntniſſen und Ideen in den Kopf; am liebſten aber ſtudierte er alte naturwiſſenſchaftliche Werke mit allerlei kurioſen Abbildungen, welche die Frau Prinzipalin aus einer wurmſtichigen Truhe auf dem Boden verabreichte, und es trug ihm manches Scheltwort ein, wenn man zufällig bemerkte, wie er oft bis in die tiefe Dämmerung vor dem Hauſe ſitzen blieb, oder daheim das Licht ungeputzt im Leuchter brennen ließ.

Dem ſtattlichen Hauſe ſeines Prinzipals gegenüber ſtand ein nicht viel minder anſehnliches, in deſſen unterſtem Geſchoſſe ein Poſamentier ſeine Werkſtätte und ein beſcheidenes Kaufläbchen hatte. Sein einziges Töchterlein, ein blondes, blauäugiges Kind von acht Jahren, ſaß meiſt nach den Schulſtunden auf der Hausbank und ſtrickte Häubchen und Kinderjäckchen, und es war eine ſtille Unterhaltung für Bernhard, ſo oft er von ſeinem Buch aufblickte, die Kleine drüben zu beobachten; da er aber, wie ſchon geſagt, ein „blöckiſcher Junge“ war, ſo fiel ihm gar nicht ein, je mit ihr zu reden; es war noch ſo viel Schulknabenbewußtſein in ihm, daß er es für lächerlich gehalten hätte, mit Mädchen zu verkehren. Gar oft aber hüpfte das Mädchen in der Dämmerung vergnügt fort und kam meiſt mit einem Strauß ſchöner Blumen zurück, den ſie auf dem Bänkchen in ein Blumenglas ordnete; ihr Vater hatte ein Gärtchen vor dem Thor.

Bernhard liebte die Blumen über alles, und einmal, als die kleine Emma einen Teil ihres Straußes hatte auf der Bank liegen laſſen, da ſprang er geſchwind hinüber und faßte ſie zuſammen. Er wurde feuerrot, als die Kleine wieder herauskam, ehe er ſeinen Raub in Sicherheit hatte, und wollte die Blumen wieder hinwerfen. „Magſt du Blumen?“ fragte Emma arglos, „du kannſt haben ſo viel du willſt,“ und ſie nötigte ihm ihren ganzen Strauß von heute auf mit der Verſicherung: „Ich kann ja genug haben, ſie verderben nur.“ Bernhard ſchämte ſich zwar entſetzlich, wenn man ſeine Unterhaltung mit dem kleinen Mädchen bemerken ſollte; aber die Blumen freuten ihn doch gar zu ſehr, ſie prangten am nächſten Morgen zierlich geordnet in einem alten Senftopf am Fenſter der trübſeligen einäugigen Ladenſtube.

Von da an verſäumte Emma ſelten, dem Bernhard einen eigenen Strauß mitzubringen, wohl auch rote Johannisbeeren auf einem grünen Kohlblatt oder ein paar Birnen; es war ein wohlthuendes Gefühl von Wichtigkeit, daß ſie einem ſo großen Jungen einen Dienſt erweiſen konnte, während die lateiniſche Schuljugend der Stadt mit den kleinen Mädchen in beſtändigem Kriegszuſtande lebte. Er freute ſich den ganzen Tag darauf, verging aber faſt vor Angſt und Verlegenheit, wenn die Kleine mit unbefangenem Vergnügen ihm ihre Schätze anbot. Als aber der harmloſe Verkehr anſcheinend ganz unbeachtet blieb, obgleich er auf offener Straße vorging, ließ er ſich's am Ende gefallen; ja, er ſchnitt hübſche Bilder aus, wo er ſolche in ſeinen alten Papieren fand, um ſie dem Mädchen als Gegengeſchenk zu geben; auch verfertigte er zwiſchen das Tütenpappen hinein je und je allerlei zierliche Kiſtchen, Schifflein, Büchſen: alte Schulkünſte, mit denen er ſie zu erfreuen hoffte.

Im Winter war freilich der Verkehr unterbrochen; doch als Bernhard am Weihnachtsmorgen unter die Ladenthür trat, fand er auf der beſchneiten Bank ein paar Lebkuchen und Springerlein, die unerläßlichen Begleiter des Chriſtkindleins; er blickte hinüber und ſah noch das blonde Köpfchen der Emma, das ihm zunickte, ehe es unter der Hausthür verſchwand. Er wußte ſelbſt nicht, daß ihn dieſe kleine Beſcherung mehr freute als das reichliche Weihnachtsgeſchenk der Frau Prinzipalin, faſt ſo ſehr als die Schachtel, die von der Großmutter kam; — ſeine Mutter war geſtorben, wie auch die der kleinen Emma. Er ging lange mit dem großartigen Gedanken um, der Emma auch einmal ein rechtes Geſchenk zu machen; es brauchte aber bis zur Meſſe, bis der Entſchluß reifte und er eine hübſche kleine Schatulle von Pappe kaufte; daß er gewiß nichts Arges dabei dachte, zeigte ſchon die äußerſt moraliſche ſolide Deviſe auf dem Deckelbild derſelben: es war allda ein Götzenbild, vor dem ein junger Mann in Suwarowſtiefeln ſchnurſtracks vorbeigeht, während von einer Geſetztafel auf der andern Seite ein Sonnenſtrahl direkt in eines ſeiner Knopflöcher eindringt; dieſe ſchöne Schilderung war die Illuſtration des untenſtehenden Verſes:

Wandle aufrecht vor den Götzen!
Kniet vor ihnen gleich der Welt.
Folge du den Urgeſetzen,
Deren Strahl ins Herz dir fällt.

Ob die kleine Emma die tugendhafte Moral dieſes Verſes verſtanden, weiß ich nicht, jedenfalls machte ihr das Geſchenk unverhohlene Freude. Da ſie aber kein Hehl daraus machte, ſo fiel der ganze Blumen- und Bilderaustauſch jetzt erſt der Baſe auf, die ſeit der Mutter Tode den Haushalt des Poſamentiers führte; ſie machte Emma eindringliche Vorſtellungen, wie unſchicklich es ſei, wenn ſchon kleine Mädchen ſich mit ſo was abgeben, und welche Schande es wäre, wenn jemand davon etwas erführe, und riß damit das arme Kind glücklich aus ſeiner Unbefangenheit. Nun brachte ſie freilich dem Bernhard keine Blumen mehr, ſetzte ſich auch nimmer zu ihm auf die Bank; aber ſie ließ wohl aus Verſehen die ſchönſten Blumen vor dem Hauſe liegen, und Bernhard legte dafür vor Tag je und je hübſche Bildchen hin, für die er ſein ſpärliches Taſchengeld ausgab.

Weiter kam dies ſtille Verhältnis nicht; Bernhard war achtzehn Jahre alt und Emma dreizehn, als er die Lehre verließ. Der Blumentauſch hatte in den letzten Jahren ſo ziemlich aufgehört, aus dem ſchmächtigen Knaben war unverſehens ein junger Herr geworden; die Kleine aber war eben noch ein Schulmädchen, das mit ihrer Büchertaſche am Arm und einem Stück Brot in der Hand zur Schule ging. Bernhard nahm auf der Straße flüchtigen Abſchied von ihr; — Emma ſetzte ſich nachher in den hinterſten Winkel des Hauſes, um die Thränen zu verbergen, die ſie für ein großes Unrecht hielt. — Erſt als Bernhard wieder in der Welt draußen war und ſo ganz allein, denn die Großmutter war indes geſtorben, da fielen ihm gar manchmal die dunkelblauen Augen, die klare Stirne ein und das liebliche Lächeln, mit dem ihm das Kind ſeine Blumen geboten hatte.

Drei Jahre waren verfloſſen, als Bernhard als Commis Voyageur wieder in die Handelsſtadt einfuhr in beſcheidenem Einſpänner. Er ſtellte im Gaſthof zur Krone ein, weil der zunächſt bei ſeines ehemaligen Prinzipals Hauſe und dem Poſamentierladen gegenüber lag; er freute ſich auf die kleine Emma, die gewiß recht hübſch und groß geworden war. Aber vergebens ſchaute er nach dem Laden hinüber; der war verſchwunden und hatte Fenſtern mit Spiegelſcheiben Platz gemacht; das ganze Haus war verſchönert, à la Pompeji gemalt, man hatte Mühe, es nur wiederzuerkennen. Er beſuchte den Prinzipal und ward ſehr gnädig aufgenommen; gar zu gern hätte er nach dem Bortenwirker gefragt, aber das Wort wollte ihm nicht von der Zunge. „Apropos,“ fiel endlich das Fräulein vom Hauſe ein, die ihm als Braut eines Handelsfreundes präſentiert worden war, „wollen Sie nicht Ihre alte Flamme beſuchen?“ Glühend rot unter dem allgemeinen Gelächter erfuhr Bernhard jetzt erſt, daß ſeine ſtumme Liebe das jahrelange Geſpött der Mägde und Commis des Hauſes geweſen war. „Ja, ja, jetzt wär's erſt der Mühe wert,“ fiel der Prinzipal ein; „wiſſen Sie, daß der Poſamentier in der öſterreichiſchen Lotterie gewonnen hat? Nun hat er das Haus gekauft und prachtvoll eingerichtet, hat natürlich das Geſchäft aufgegeben, wohnt in der Bel-Etage und ſpekuliert jetzt in Papieren; wie lange er's treiben wird, iſt eine andre Frage. Das Fräulein aber hat eine franzöſiſche Gouvernante und ein Fortepiano um fünfhundert Gulden.“ Bernhard war ganz beſtürzt über dieſe Neuigkeiten und froh, als er ſich mit guter Manier empfehlen konnte. Er kehrte zur Krone zurück, ſtellte ſich hinter den Vorhang und erhob nun ſeine Augen einen Stock höher, wo koſtbare Glasgemälde zwiſchen prachtvoll befranſten Vorhängen hervorſahen. Von den Bewohnern konnte er nichts erblicken. „Das Zimmer des Fräuleins drüben geht nicht auf die Straße,“ verſicherte ihn ſchnippiſch die Kellnerin, und abermals errötete Bernhard vor Beſchämung und Aerger, daß man ſeine innerſten Gedanken erraten.

Gegen Abend trat er noch einen Geſchäftsgang an zu einem Fabrikanten, der außerhalb der Stadt wohnte; der Weg führte ihn an einem offenſtehenden Garten vorbei, deſſen er ſich von früher her, aber nicht in dieſer Pracht, erinnern konnte. Mit ſeiner alten Luſt an ſchönen Gewächſen lehnte er ſich an das offene Portal und ſchwelgte im Anblick der herrlichen Flora. Da kam eine junge Dame den Gang herab; Bernhard vergaß ſich zu entfernen und ſtarrte wie im Traum die liebliche Erſcheinung an; in himmelblauem Muſſelinkleid, einen leichten Strohhut mit flatternden Bändern, reiche blonde Locken um das taghelle faſt noch kindliche Geſicht erſchien ſie ihm wie der Engel ſeiner erſten Liebe, denn Emma ſelbſt — nein, die konnte nicht ſo ſchön geworden ſein. Und doch war ſie's, und wie vor alten Zeiten pflückte ſie einen Blumenſtrauß, um ihn am Abend nach Hauſe zu nehmen. Aber wie ſtatt der ehemaligen Ringelblumen, Gelbveilchen und Heckenröschen jetzt Kamelien, Heliotrop und die edlen Roſenſorten fremder Länder ihren Strauß bildeten, ſo hatte ſie ſelbſt aus dem friſchen Wieſenblümchen ſich jetzt zu der herrlichſten Gartenroſe veredelt.

Emma blickte auf, bemerkte den erſtarrten Bernhard und hatte ihn auf den erſten Blick wiedererkannt; mit ihm war juſt keine ſo wunderbare Veränderung vorgegangen, obwohl er ein ganz hübſcher junger Mann war. Sie errötete und zögerte, ob ſie ihn anreden ſollte; aber das Gefühl des Beſitzes verleiht auch der feinſten Seele eine gewiſſe Sicherheit, und es iſt für ſolche, die zu hohem Rang oder großem Reichtum gelangt ſind, wirklich unendlich ſchwer, ſich alten Freunden gegenüber einer gewiſſen Herablaſſung zu erwehren. Des Bortenwirkers Töchterlein hätte ſich hinter einen Baum verſteckt, wenn ſie den Freund ihrer Jugend ſo unerwartet wiedergeſehen, und ihm im ſtillen nachgeblickt; die reiche Bankierstochter begrüßte ihn herzlich als alten Bekannten, lud ihn ein, in den Garten zu treten, da ſie ſeine Freude an Blumen kannte, und ſie wußte mit ihrer freundlichen und doch ſo jungfräulichen Weiſe ihm endlich das drückende Gefühl der Beſchämung zu nehmen, mit dem er, ſein Muſterpäckchen unter dem Arm, an der Seite der reichen Erbin, der Herrin dieſes Paradieſes, ging. Sie erinnerte ihn nicht an die alten Zeiten; ſie fragte nach ſeinen Erlebniſſen, ſeinen Reiſen, und machte ihn auf die ſeltenen Blumen aufmerkſam. Auch ſein Herz und ſeine Zunge löſten ſich; er ſah, ſie war die alte Emma geblieben, einfach, kindlich, herzlich, nur feiner, ausgebildeter, ach und ſo viel, viel ſchöner! Er ſah mit beklommenem Herzen die auserleſene Pracht des Gartens, die anmutige Villa, in deren offenem Saal Fortepiano, Bücher, Zeichnungen und zierliches Arbeitsgeräte die Beſchäftigungen des Fräuleins anzeigten; über einem wunderſchönen Receſſaire von Perlmutter mit Gold eingelegt fiel ihm die Schachtel mit den Urgeſetzen ein; — dieſe neue Glorie, in der er die alte Liebe ſah, war das Abendrot der leiſen, leiſen Hoffnungen, mit denen er faſt unbewußt ſich getragen. Was war er, der Commis Voyageur mit dem Muſterpack im Einſpänner, neben dieſem Schoßkind des Glücks, das für all dieſen Ueberfluß geboren ſchien und ſo völlig daheim war in ſeiner üppigen glänzenden Umgebung! Er empfahl ſich, aufs neue verlegen; doch wagte er, Emma beim Abſchied die Hand zu bieten, er wagte einen einzigen Blick, der ihr alles ſagen ſollte, ſeine alte und ſeine neue Liebe und ſeine Entſagung; ob ſie dieſen Blick verſtanden, das wußte er nicht, ſie ſah ihn unbefangen an mit ihren alten, treuen blauen Augen und er ging träumeriſch denſelben Weg zurück ſtatt vorwärts.

Er begegnete dem Papa Bortenwirker, der von ſeinem leichten Tagewerk ſich in ſeinem Garten und bei ſeinem Töchterlein erholen wollte. Die übermäßig feine Kleidung, die mehr als maſſive Uhrkette, die funkelnde Rubinnadel und der Brillantring, dem zuliebe ein Löchlein in den Glacéhandſchuh gebohrt war, verleugneten den Emporkömmling nicht. Er dachte wohl eben an ſein ſchönes Töchterlein und recitierte vielleicht im Geiſt Wallenſteins Worte: „Meinen Eidam will ich mir auf Europas Thronen ſuchen“; ſo dankte er kaum dem ehrerbietigen Gruß des jungen Kaufmanns, den er nicht wiedererkannte. Väter und Töchter haben hie und da ein verſchiedenartiges Gedächtnis.

Bernhard machte keinen Verſuch mehr, ſeine ſchöne Roſe zu ſehen; aber als er wieder draußen war und die weite Welt offen vor ſeinen Blicken, da wuchs ihm der Mut. Warum ſollte es ſo ganz unmöglich für ihn ſein, den lieblichen Preis zu erringen? War ſie ſelbſt doch ein Kind des Glückes: konnte das nicht auch ihm günſtig werden? Er wollte wirken und ſchaffen, erliſten, erraffen, und wetten und wagen, ſein Glück zu erjagen. Aber ach, die Fortuna wendet ſich nicht oft zweimal nach derſelben Seite, und ſie liebt nur, unverhofft, ungeahnt zu kommen.

Nun fuhr Bernhard zwar nach drei Jahren, aus dem Ausland zurückgekehrt, zweiſpännig mit einem Kutſcher in die alte Heimat ſeiner Jugendträume, aber leider eben immer noch als beſcheidener Commis, wenn auch jetzt im Dienſt eines angeſeheneren Hauſes; und dazu hatte er den größten Teil ſeines Vatererbes in Lotterieeinſätzen und unglücklichen Spekulationen verloren. Wenn ſein Kutſcher nicht ſelbſt in der Krone angehalten hätte, er wäre diesmal lieber in ein Winkelgäßchen gefahren.

Natürlich galt aber eben doch ſein erſter Blick dem Hauſe gegenüber; die Bel-Etage ſchien ihm verändert, er wußte nicht recht worin: andre Gardinen, andre Verzierungen, ein paar dickkopfige Buben blieſen Seifenblaſen aus dem Fenſter. — Er ſah zufällig höher hinauf; da im zweiten Stock, täuſchte er ſich nicht? da ſaß unter dem halboffenen Fenſter eine alte Dame, die ſich friſieren ließ; hinter ihr, mit dieſer Arbeit beſchäftigt, ſtand ein junges Mädchen mit blonden Haaren — jetzt kam ſie näher, um das Fenſter zu ſchließen — das war ja Emma! Er mußte ſeine Scheu überwinden und nach ihr fragen. Was er erfuhr, war eine alte Geſchichte: — der Poſamentier, der nicht zum Bankier geboren war, hatte durch tolle Spekulation und übermäßigen Luxus in wenigen Jahren mehr verloren, als er je gewonnen hatte. Er war plötzlich geſtorben, ehe der Konkurs ausbrach, der ihm nicht nur gänzlichen Ruin, ſondern auch entehrendes Gefängnis gebracht hätte — am Schlagfluß, wie man ſeiner Tochter ſagte. „Und die Tochter?“ fragte der erſchütterte Bernhard. „Ach, das arme Kind,“ ſagte die Wirtin, „ſie hat ſich wie ein Engel darein geſchickt und nur um den Vater geweint; als ſie hörte, wie es ſtand, wollte ſie gar nichts für ſich behalten, auch gar nichts. Die Frau Kommerzienrätin oben, die kinderlos iſt, hat ſie zu ſich genommen als Geſellſchafterin oder ſo, ſie wolle ſie halten wie ihr Kind; aber wiſſen Sie, es gibt Leute, deren Kinder es bitterbös haben! Wäre nur das Mädchen früher nicht ſo wählig geweſen! jetzt könnte ſie gut verſorgt ſein, wenn's auch nachher mit dem Papa geſchnappt hätte; da hieß es immer, ſie ſei zu jung: — jetzt kann ſie alt genug werden.“

Bernhard wußte nicht, ob Emma ihn bemerkt habe, er ſah ſie nicht mehr am Fenſter. Ziemlich zerſtreut beſorgte er ſeine Geſchäfte, für die ihm hier nur ein Tag Aufenthalt geſtattet war; er konnte zu keinem Reſultat ſeiner ſtreitigen Gedanken kommen. Sollte er Emma aufſuchen? aber unter welchem Vorwand? ſollte er ihr ſeine Hand anbieten? mit welchen Ausſichten? Seine Zukunft war ungewiſſer als je, ſein Vermögen verloren; wie ſollte er ſie, wenn er auch jetzt Hoffnung hätte, ſie zu gewinnen, in ein zielloſes, ermattendes Verhältnis ziehen? und könnte es ſie nicht kränken, wenn er annahm, daß ihm jetzt, da ſie arm ſei, der Preis von ſelbſt zufallen müſſe, der ihm zuvor unerreichbar geſchienen?

Kurz, Bernhard kam zu keinem Entſchluß und ließ geſchehen, daß der Kutſcher am andern Morgen einſpannte. Noch einmal ſah er hinauf; Emma begoß Blumen vor dem Fenſter, eine tiefe Glut überflog das liebliche Geſicht, das ſich auf die Roſen herabbeugte; hatte ſie ihn geſehen? Er grüßte ehrerbietig, ehe er abfuhr, mehr als je im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt.

In einem kräftigen Vorſatz fand er allein einige Ruhe: jetzt wollte er arbeiten, arbeiten wie noch keiner; keine Liebhaberei, weder Steine, Pflanzen noch Tiere ſollten ihn von dem Pfad der ſtrengſten pünktlichſten Geſchäftsführung ablocken, vom Glück hoffte er nichts mehr; aber auf dem Wege treuer Pflichterfüllung, gewiſſenhafter Sparſamkeit wollte er ein Los erringen, das er Emma anbieten könnte. Ach, guter Bernhard,

Der Tugend Pfad iſt anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken! . . .

Er hatte ſich redlich Wort gehalten und hatte das Lob eines vortrefflichen brauchbaren Arbeiters, als er nach drei Jahren abermals in der Handelsſtadt einzog; aber das ganze Reſultat ſeiner Bemühungen war eine einträgliche Buchhalterſtelle in einer Fabrik der Schweiz, die noch nicht hinreichte, um einen eigenen Herd zu gründen.

Er mußte ſeine Liebe abermals um einen Stock höher ſuchen. Das Los eines Kindes der Frau Kommerzienrätin war ihr, ſcheint's, zu ſchwer geworden; ſie hatte die alte Baſe, die Pflegerin ihrer Kindheit, zu ſich genommen und war in ein Manſardenſtübchen gezogen, wo ſie ſich mit feinen Arbeiten und Unterrichtgeben ernährte.

Diesmal beſann ſich Bernhard nicht, ob er ſie beſuchen wolle. Die beſcheidene Manſarde duftete von den ſchönſten ſeltenſten Blumen, der einzigen Reliquie aus der kurzen Zeit ihres Glanzes, ein Geſchenk des jetzigen Garteneigentümers.

Die blonden Locken waren nun glatt geſcheitelt, die blauen Augen glänzten in ſtillerem Licht als damals, wo ſie ihn im vollſten Frühling des Lebens und des Glückes angeſtrahlt; aber dieſe milde ſanfte Erſcheinung dünkte ihm noch unendlich ſchöner als jenes glänzende Bild. Die beiden, die ſich noch nie ſo recht geſprochen, hatten ſo viel in Gedanken miteinander gelebt, daß ein inniges Verſtehen gar bald die Schranken der Konvenienz aufhob; ſie redeten herzlich und vertraulich wie Schweſter und Bruder, ſie fühlten, daß ſie allein auf der weiten Welt ſich angehörten, und als die Baſe von einem langen Ausgang heimkehrte, da fand ſie zu höchſtem Erſtaunen ein glückſeliges Brautpaar.

Die Vergangenheit war unerſchöpflich reich für die beiden; Bernhard holte aus ſeiner Brieftaſche ſorgſam getrocknet das Sträußchen, das ſie ihm vor neun Jahren zum Abſchied gegeben, eine Kamelie, die ihr ſpäter bei jenem Gang durch den Garten entfallen war, und ſie brachte mit herzlichem Lachen die Schachtel mit den Urgeſetzen und darin all die Bildchen, die er ihr je verehrt. Auch die Zukunft erſchien nimmer ſo dunkel, Bernhard kämpfte nicht mehr aufs Ungewiſſe; ganz genau konnte er ſeiner Emma nachweiſen, bis wann ſeine beſcheidenen Erſparniſſe zu einem anſtändigen Kapital gewachſen ſein würden; bis dorthin war ihm auch eine bedeutende Zulage in ſeiner jetzigen Stelle zugeſichert. So konnte es höchſtens noch vier Jahre anſtehen, bis er ſein Bräutchen heimführen konnte ins ſchöne Schweizerland; „und wir ſind ja noch ſo jung!“ ſchloß er triumphierend. Emma lächelte wehmütig; ſie hatte ſo viel erlebt, daß ſie ſich oft ganz alt vorkam, jetzt aber wollte ſie auch wieder jung werden! Sie ſchwelgten im Gefühle ihres neuen Glücks, in Plänen der Zukunft; ſie bauten ſich ſchon ein reizendes Schweizerhäuschen, während die Baſe das Aeußerſte ihrer Kochkunſt erſchöpfte, um ein würdiges Verlobungsmahl herzuſtellen.

Nun hätte freilich der Bräutigam gern ſeine weiße Blume gleich in ein mildes Land verpflanzt, ſie aller Mühen des Lebens enthoben, aber davon wollte Emma nichts hören. Hier wollte ſie bleiben, wo ſie neben allem Leid auch viel Liebe und Teilnahme erfahren hatte, wo ſie Arbeit und liebe Schülerinnen hatte. „Jetzt iſt's ja erſt eine Luſt zu arbeiten," verſicherte ſie Bernhard, „und während du unſer Haus bauſt, ſoll meine Nadel ſchaffen, das Innere zu ſchmücken; wirſt du mir doch erlauben, für meine Ausſteuer ſelbſt zu ſorgen!" Bernhard willigte ein, ſie wollten überhaupt ganz ungeheuer ſparen, um die vier Jahre vielleicht noch abzukürzen; nur wollte jedes den ſchweren Teil auf ſeine Schultern nehmen. Sogar auf die Korreſpondenz ſollte ſich dieſe Sparſamkeit erſtrecken; nur alle Monate wollte man ſich dieſen wohlberechtigten Genuß eines Brautpaares erlauben, da ohnehin Bernhards Stelle ihn zu vielen Reiſen veranlaßte.

Ein kurzer Liebesfrühling war dem ſeligen Paar beſchieden, nach drei Tagen ſchon mußte Bernhard weiter ziehen; aber ſie ſchieden ſo reich und ſtark in Glück und Hoffnung, daß ſie auch das Weh des Abſchieds leicht überwanden.

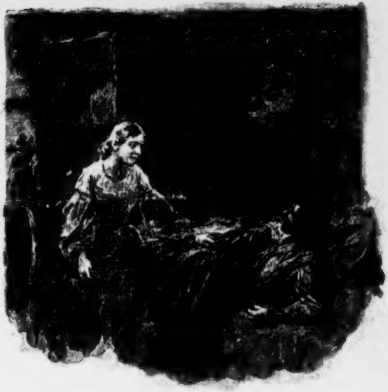
Sie hielten das Gelübde, ſich ſelten zu ſchreiben; ſie geſtatteten ſich keine Geſchenke, nicht einmal ein Bild, als emſige Schwalben bauten ſie unermüdet an ihrem Neſtchen; aber Emmas ſeltene Briefe waren ſo reich an herzinniger Liebe, an Geduld und Seelenfrieden, daß ſie lauter helle Lichter auf Bernhards einförmige Bahn warfen, und er war ſo ſtark und lebensmutig, ſo kindlich glücklich in ſeinem endlich errungenen Kleinod, daß ſie immer neue Kraft und Freudigkeit aus ſeinen Worten ſaugte.

Drei Jahre lang hatten ſie ſo gelebt und ſich nicht ein-

mal geſehen, da nahte die Prüfungszeit ihrem Ende. Die gehoffte Zulage wurde bälder bewilligt, das Kapital hatte ſich raſcher vermehrt. Emma wußte viel zu berichten von ſchönen Gaben, mit denen ihr künftiger Haushalt bereichert wurde, und Bernhard hatte von den feinen, lichten Stoffen, wie ſie die Schweiz in alle Lande ſendet, den duftigſten, zarteſten, mit feenhaft ſchöner Stickerei zum Hochzeitkleid für ſie auserleſen, und bereitete ſich zur Reiſe, um ſein Kleinod heimzuführen. Er ward zuſehends heiterer, geſelliger, umgänglicher, und ſeine Gefährten waren ganz überraſcht, daß der kalte deutſche Michel ſo viel Leben und Liebenswürdigkeit entfalte.

Wenige Wochen vor der Abreiſe lag er in einer Nacht in tiefem Schlummer in glückſeligen Träumen von ſeiner neuen Heimat; da war ihm, als erwache er an der Berührung einer leichten Hand, die ſich auf ſeine Decke legte. Er blickte auf, da ſah er zu den Füßen ſeines Bettes ſeine Emma ſitzen, ſie blickte ihn unverwandt an mit ihren ſtillen, tiefen Augen; es lag ſo viel darin, all ihre Liebe und Treue und mehr, unendlich mehr, er fühlte ſich lange wie gebannt von dieſem wehmütigen innigen Blick. „Wie kommſt du hierher?“ fragte er endlich; ſie war verſchwunden. Da wandte er ſein Angeſicht gegen die Wand; er wußte, daß ſie geſtorben war.

Zwei Tage nach dieſer Nacht ſaß er abends in der gewöhnlichen Abendgeſellſchaft, zu der ihn ſein Prinzipal, dem ſein gar ſtilles Weſen auffiel, abgeholt hatte. Da er nicht gern ſprach, ſo ließ er ſich bewegen, an einer Spielgeſellſchaft teilzunehmen; noch war er mitten im Spiel, als ihm ein Brief gebracht wurde; er kam aus Emmas Heimat, war aber ſchwarz geſiegelt und von einer ungeſchickten Frauenhand überſchrieben; Bernhard legte ihn ruhig unerbrochen zur Seite: „Bitte, genieren Sie ſich nicht!“ bat ſein Partner. — „Ich kenne den



Inhalt,“ erwiderte er und ſpielte mit feſter Hand zu Ende. Am andern Tag ſagte er ſeinem Prinzipal die Stelle auf, da ſeine Braut geſtorben ſei.

Noch ein einziges Mal kehrte er in die alte Stadt zurück, zu Fuß, ein ſtiller unbemerkter Wanderer. Er hat da nur ein Grab beſucht, das im herrlichſten Blumenſchmuck prangte. Die alte Baſe, die ihm Emmas Tod gemeldet, erzählte ihm weinend von ihr, wie ſie ſich gefreut habe auf ſeine Ankunft, wie ſtill ſie immer gelebt und wie emſig gearbeitet; „den ganzen Brautſtaat hatte ſie ſchon fertig gehabt, das ſchöne Kleid, das Sie ihr geſchickt, den Schleier wie Spinnweb und den Myrtenkranz mit weißen Blümlein; wir haben ihr alles in den Sarg angezogen, ſie hat wie ein Engel ausgeſehen.“ Sie war an einem Nervenfieber geſtorben und nur wenige Tage krank geweſen. „Zum Bewußtſein iſt ſie nimmer gekommen, aber Ihren Namen hat ſie gar oft gerufen; ſie hat nur heitere Phantaſien gehabt, faſt immer war ſie in Gärten unter ſchönen Blumen.“

Die Alte war die Erbin von Emmas beſcheidenem Beſitztum, Bernhard fügte ein reiches Geſchenk bei und beſtellte ſie zur Hüterin und Pflegerin des Grabes. Er ſelbſt kehrte nimmer hierher zurück.

Lange Jahre ſtreifte er allein oder mit dem einzigen Freund, den er je gehabt, dem Schweizer Kaufmann, zwiſchen den Thälern und Bergen jenes wunderbaren Landes umher. Da hat ihm die Natur ihre reiche Troſtquelle geöffnet, und er lernte ihre unermeßlichen Schätze kennen und lieben.

Er war ſchon ein alter Mann, reiſe- und lebensmüde, als ihn ſein Neffe aufſuchte und ihn bewog, zu ihm in das Kloſter zu ziehen, und es hat ihm dort wohl gefallen. So kam es, daß der Onkel ein Hageſtolz geworden iſt.

VIII.

Der Dienſtfertige.

Man erzählt vom Dichter Frauenlob, der ſein ganzes Lied und Leben in ſo reinem Dienſte den Frauen geweiht, daß er aus Dankbarkeit von Frauen zu Grabe getragen worden. Herr Sinner iſt nun zwar kein Dichter; wenn er aber einmal ſtirbt, was jedenfalls recht ſchade iſt, ſo hat er gewiß dieſelbe Ehre von den Frauen verdient. Beſingen kann er ſie zwar nicht, ſonſt thät' er's gewiß auch, aber ſeine Verdienſte um ſie ſind viel mannigfacherer Art und viel reeller. Das werden wir begreifen, wenn wir ihn nur durch eines ſeiner Tagewerke begleiten.

Herr Sinner hat keinen beſtimmten Beruf, wenigſtens jetzt nicht mehr. Solange ſeine gute Mutter lebte, betrieb er gewiſſenhaft die vom Vater übernommene Apotheke, gewiſſenhaft, aber nicht mit großem Vorteil. Da waren ſo viele Arme, von denen er nichts nehmen konnte; ſo viele bedrängte Weiber, die ihm ihr Leid klagten und denen zuliebe er Gänge zu machen hatte; ſo viele arme Kinder, denen er geſammelte Kamillen, Käfer, Wollblumen und was alles teurer abkaufte, als er's wieder los wurde — die armen Schelme mußten doch etwas haben! — daß er nach der Mama Tode ſelbſt einſah, es ſei beſſer, wenn er die Apotheke vorteilhaft verkaufe und bei ſeinen beſcheidenen Bedürfniſſen von den Zinſen lebe.

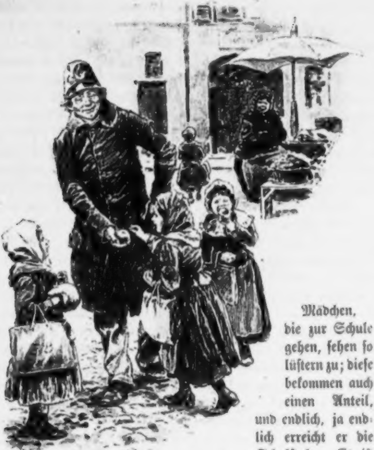
Warum er nicht geheiratet? Er hat mir's nicht anvertraut; ich denke, ſolange die Mutter lebte, wollte er ihr keine Mitregentin aufdrängen, ſie war etwas eigen, und nachher fand er gar nicht mehr Zeit dazu.

Eben nimmt ſeine gefällige Hauswirtin das Frühſtücksgerät hinaus. „Sie müſſen heute verzeihen, Herr Sinner; der Kaffee war nicht gut, meine Mine verſteht's noch nicht recht; ſie hat ihn überkochen laſſen.“ — „Thut gar nichts,“ antwortete Herr Sinner freundlich; „hab' gar nichts bemerkt, bin ein bißchen in Eile. Recht gut, daß Sie die Kleine ſchon ſo anhalten, recht gut; trinke gern die Lehrprobe, wird ſchon beſſer kommen.“ Und friſch und heiter geht Herr Sinner an den Rechenſchaftsbericht eines Vereins für brotloſe Mädchen, den er heute noch einer hohen Dame zu überbringen gedenkt.

Noch ehe er damit fertig iſt, klopft es an der Thüre. „Guten Morgen, Herr Sinner!“ Damit tritt eine beſcheiden gekleidete ältliche Frau ein. „Verzeihen Sie, daß ich ſo früh ſtöre!“ — „Stören nicht, Frau Maier,“ ſagt Herr Sinner mit ſtrahlendem Geſicht, „eben wäre ich ſelbſt zu Ihnen gekommen. Ich habe die beſten Neuigkeiten für Sie, die allerbeſten!“ Das etwas trübſelige Geſicht der Witwe erheitert ſich. — „Das Kapitälchen iſt gerettet!“ verkündet Herr Sinner triumphierend; „war geſtern ſelbſt an Ort und Stelle, habe die Güter noch gut untergebracht. Sie verlieren keinen Kreuzer! Die Zinſen kann ich Ihnen ſogleich ausbezahlen, ich bekomme ſie in den nächſten Tagen.“ — „O bitte, bitte!“ wehrt die beglückte Frau. „Und Ihre Auslagen?“ — „Gar nichts, gar nichts, eine Bagatelle! Sie wiſſen ja, wie gut ich zu Fuß bin; ſo ein Spaziergang von ein paar Stunden iſt mir ein wahrer Spaß, eine Erholung; ich habe mich noch bei Ihnen zu bedanken für die Veranlaſſung. Und noch eins: für Ihre Emilie hab' ich ein herrliches Plätzchen gefunden, wie gemacht für ſie, bei einer Couſine von mir, einer Pfarrerin. Ein paar herzgute Leute! Viele Kinder, Garten, ein bißchen Oekonomie, viele Gäſte; das iſt eben recht für junge Mädchen, das übt ſie; und der Gehalt iſt für eine Anfängerin recht anſtändig. Die Trennung wird Ihnen freilich wehe thun, aber es iſt nicht zu weit; ich nehme ein paarmal einen Einſpänner und fahre Sie hin, daß Sie ſehen können, wie's dem Töchterlein geht.“

„Ach, wie kann ich Ihnen alles vergelten!“ ruft die tiefgerührte Frau, die ſich all ihrer Sorgen mit einemmal enthoben ſieht. — „Das können Sie,“ erwidert Herr Sinner ernſthaft und mit einiger Verlegenheit; „Sie können mir einen ſehr großen Dienſt erweiſen.“ — „Ich?“ — „Ja, ſehen Sie, Sie ſind jetzt allein, wenn Emilie geht; eine Magd wollen Sie nicht nehmen; wenn Sie nun ein recht gewandtes Mädchen zu ſich nähmen, die keinen Lohn verlangte, die Sie in der Zwiſchenzeit mit Handarbeiten beſchäftigen oder um Lohn waſchen laſſen könnten, für deren Koſt ich Ihnen noch eine kleine Entſchädigung verſprechen könnte?“ — „Ei, Herr Sinner, das iſt mir gar zu gut, das iſt am Ende ſo eine aus dem Zuchthaus? da dank' ich!“ — „Nun ja, eine entlaſſene Strafgefangene, aber es war der erſte Fall, daß ſie ſich zum Diebſtahl verleiten ließ. Bedenken Sie nur . . .“

Wir wollen aber Herrn Sinner nicht durch die ganze ſchwierige Miſſion folgen; es iſt ſo ſchwer, die Vorurteile der Frau Maier zu beſiegen, daß er ſie, weil er ohnehin ausgehen muß, noch bis an ihr Haus begleitet, wo er ihr endlich das Verſprechen abringt, ſie wolle wenigſtens auf einen Monat den Verſuch mit dem Mädchen wagen. Genug, er hat ſoweit geſiegt und eilt erfriſcht und aufgeheitert davon nach der Kleinkinderſchule, wo die alte Frau, die ihr vorſteht, immer ſo erfreut iſt über ſeine Beſuche. Aber es geht nicht ſo raſch bei Herrn Sinner, wie er wünſcht. Zuerſt begegnet ihm ein kleiner Bube, der einen unverhältnismäßig ſchweren Butten trägt; den muß er eine Weile erleichtern, unbehindert durch das Anſtarren der Vorübergehenden. Dann hört er in einer Seitengaſſe klägliches Kindergeſchrei; da liegt ein Wägelchen umgeſtürzt und ein Halbdutzend kleiner Arme und Beine wälzen ſich unter Zetergeſchrei im Kot; er richtet das Wägelchen auf und ſtellt die kleine Fracht wieder auf die Beine. Nun füllt er die weiten Taſchen ſeines Ueberziehers mit Aepfeln; ein paar kleine



Mädchen, die zur Schule gehen, ſehen ſo lüſtern zu; dieſe bekommen auch einen Anteil, und endlich, ja endlich erreicht er die Schulſtube. Es iſt nicht leicht, raſch ans Ziel zu kommen, wenn man keinen Käfer hilflos liegen ſehen kann und wenn man ſo unwiderſtehlich herzensgut ausſieht wie Herr Sinner. Wer ſeinen Weg verfehlt hat, der fragt von zehn Begegnenden gewiß nur ihn und weiß zum voraus, daß er nicht nur freundlichen Beſcheid gibt, ſondern ihn auch begleitet, bis er nicht mehr irren kann.

Aber für all ſeine Mühen belohnt ihn die Kleinkinderſchule und der unendliche Jubel der Kleinen bei ſeinem Eintritt.

Da quillt ſeine warme unverwüſtliche Kindesnatur in reichſter Fülle hervor, und wie er mit den Kleinen Soldaten ſpielt, ihnen Seifenblaſen macht, ſeltſamliche Bilder auf ihre Tafel malt, ihre Lieder anhört und ihnen Geſchichten erzählt, da möchte man denken, ein fröhliches Kind ſei nur zum Spaß in eine alte Menſchenform geſchlüpft.

Aber er kann nicht bleiben, wie gern er möchte, nicht einmal die Kleinen auf dem Spaziergang begleiten. Es geht nun auf einen traurigeren Schauplatz, nach dem Arbeitshauſe für Weiber, das ſich in der Stadt befindet. Es iſt ſchon lange her, daß Herr Sinner dort Zutritt hat. Er iſt nicht mit einer Predigt auf den Lippen eingetreten, dazu iſt er zu ſchüchtern, fühlt ſich nicht würdig genug; aber er hat eine kleine Manufaktur von Pulvertüten, Pillenſchachteln und dergleichen dort angelegt, mit denen er ſeine ehemaligen Kollegen verſorgt, und er hat Erlaubnis, die armen Geſchöpfe die Handgriffe dabei zu lehren. Das thut er denn auch mit geduldigem Ernſt; er läßt ſie dabei unter ſich reden, fragt ſie, was ſie früher gearbeitet, nach der Heimat, nach Vater und Mutter, und wenn die Arbeit von ſtatten geht, lieſt er auch wohl etwas vor. Die Roheſten benehmen ſich wenigſtens ſtill und ſittſam in ſeiner Gegenwart; manch verhärtetes Herz iſt unter dem allmählichen Einfluß ſeiner innigen Herzensgüte aufgetaut, und wie vielfach er auch hier ſchon belogen und betrogen worden, er weiß doch gewiß von einigen, die mit ſeiner Hilfe gebeſſert dem Leben zurückgegeben wurden, und am Andenken an dieſe wenigen erwärmt ſich ſein Herz immer wieder, wenn es kalt und mutlos werden will. So viel iſt gewiß, daß es allen iſt, als ginge die Sonne auf, wenn das alternde freundliche Geſicht in den trübſeligen Arbeitsſaal hereinſchaut.

Sinner kommt ziemlich ſpät nach Hauſe und ſeine Hauswirtin bedauert, daß er das Eſſen etwas kalt finde. — „Hat nichts zu bedeuten; ich muß ja heute noch zum Kaffee zu der Frau Präſidentin.“

Heute nachmittag geht's alſo in die große Welt! Der

Frau Präſidentin, einer ſehr wohlthätigen Dame, hat er nämlich ſeine Mitwirkung zu einer Lotterie für arme Brandverunglückte verſprochen, und er iſt da ſicher, nebenher noch irgend welchen kleinen Beitrag für verborgene Leidende zu erhalten, deren er immer etliche auf dem Herzen trägt. Obgleich ihn der ſatiriſche Gemahl der Präſidentin eine wandelnde Armenbüchſe nennt, iſt er doch jederzeit eine willkommene Erſcheinung. Mit demſelben einfachen herzlichen Benehmen kommt er in der ärmlichſten Hütte wie im glänzendſten Salon zurecht, und er weiß ſo hübſch zu erzählen, welche Freude er mit den Wohlthaten bereitet, welche die Damen durch ſeine Hand fließen ließen, und findet überall praktiſche Auswege, wo ſie ſich in Theorien verwickelten.

Lange kann er beim Kaffee der Frau Präſidentin nicht verweilen; er hat heute noch der Sitzung eines Vereins für verwahrloſte Kinder anzuwohnen und Statuten eines Vereins für Krankenpflege zu entwerfen. Doch hilft er noch zuvor Fräulein Muz für eine wohlthätige Lotterie die Loſe verfertigen und die Gewinne arrangieren. Fräulein Muz iſt eine Art Gegenſtück zu Herrn Sinner. Obgleich er nicht weiß, von wannen ſie ſtammt, iſt er doch ſicher, ſie auf allen ſeinen Pfaden zu treffen, in Hütten und Paläſten, in Suppenanſtalten und Flickvereinen. Ihre heitere Laune iſt ebenſo unzerſtörbar als ſein guter Wille; wo er für Juden ſammelt, da ſammelt ſie für Heiden; bettelt ſie für Nervenfieberkranke, ſo bettelt er für arme Konfirmanden; wo ſeine Kraft am Unterliegen iſt, da hat ſie noch einen Scherz auf der Lippe. — Herrn Sinners Freundinnen und Gönnerinnen pflegen ſchalkhaft zu lächeln, wenn die beiden wieder zuſammentreffen, und ihm Platz neben ihr zu machen. Es wird wahrhaft gefährlich zwiſchen Herrn Sinner und Fräulein Muz.

Außer der Sitzung und dem Statutenentwurf hat er aber noch ſeine geheimen Gänge in Häuschen und Hinterſtübchen, die nur er kennt. Da bringt er dem kranken Kind ein hübſches Spielzeug; der vergeſſenen alten Ahne, die von ihren Kindern verwahrloſt wird, ein tröſtliches Traktätlein; den armen Mädchen bei der blinden Mutter Arbeit. O, er hat ein reiches Tagewerk vollbracht, wenn er am Abend erſchöpft heimkommt, wo ihm die Hauswirtin eine gute Waſſerſuppe bereit hält.

Vor dem Tode fürchtet er ſich nicht, er hat längſt ſein Teſtament niedergelegt und ſein Haus beſtellt. Er hat immer noch etwas zu hinterlaſſen, trotz ſeiner maßloſen Herzensgüte. Die ſelige Mutter, die ihn gar wohl kannte, hat ihm das feierliche Verſprechen abgenommen, daß er den Grundſtock ſeines Vermögens unangetaſtet laſſen wolle. Das hat er redlich gehalten, und wo es nicht zureichen wollte, ſich damit getröſtet, daß er auch mit Hunderttauſenden nicht aller Not abhelfen könnte. Nahe Verwandte hat er nicht. Die Hälfte ſeines Vermögens hat er zur Unterſtützung älterer unverheirateter Frauenzimmer beſtimmt, die andre Hälfte zu Legaten verteilt, und er lacht oft vor innerlichem Vergnügen, wenn er einen der von ihm Bedachten anſieht und denkt: „Aber du wirſt Augen machen, wenn ich geſtorben bin!“ Er kann's manchmal ſelbſt kaum erwarten, bis er die Leute ſo überraſcht, und doch lebt er auch gern. „Der liebe Gott weiß immer noch ein Geſchäftchen für mich,“ ſagt er unverdroſſen.

Man hegt aber ſtarken Verdacht, daß das Teſtament doch noch ungültig werden und daß Herr Sinner und Fräulein Muz ſich noch bleibend aſſociieren könnten. Ich muß deshalb eilen, um noch dieſe Perle der Reihe meiner Hageſtolzen einzufügen. Was die Welt zu erwarten hätte von einem ſolchen Bund der Herzensgüte und Heiterkeit in eigener Perſon, das müſſen wir einſtweilen geduldig abwarten.

Ein reiches Feld für die Schilderung läge noch vor uns in zahlloſen Junggeſellen; aber dies würde uns teils in Gebiete führen, deren Darſtellung wir gern andern Federn überlaſſen; teils iſt es, aus dem im Eingang angeführten Grunde der männlichen Verſchloſſenheit, minder zugänglich; auch ſind nur die

Lichtſeiten des Junggeſellenlebens mannigfaltig, ſeine Schattenſeiten ſind mehr oder minder dieſelben.

Laſſen wir deshalb den Gelehrten, der ſo in ſein Wiſſen vertieft iſt, daß er ſeine Frau vergäße, wenn er eine hätte, ruhig in ſeiner Studierſtube. Der Forſcher, der in die geheimen Werkſtätten der Natur hinabſteigt und nach ihrem innerſten Pulsſchlage fühlt, durchziehe die Erde von Süden nach Norden, unbehindert von Weib und Kind. Der Patriot, der getäuſcht in ſeinen teuerſten Hoffnungen, in ſeinem redlichſten Streben, keine Hütten bauen will auf einem Boden, der ihm untergraben dünkt, brüte ſtill über ſeinem Weltſchmerz. Der Prieſter, dem ſeine Kirche die Pforte zum Eheglück verſchließt, finde in erhabener Entſagung die läuternde Vorbereitung auf die Zeit, wo wir ſein werden „wie die Engel Gottes im Himmel“. Wir wollen und können es nicht hindern, wir wollen nicht einmal fragen, ob nicht ſie alle eine Stunde gehabt, wo ſie ihr Haupt gern an ein treues Herz gelegt hätten, wo ſie aus tiefſter Seele geſprochen: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei!“

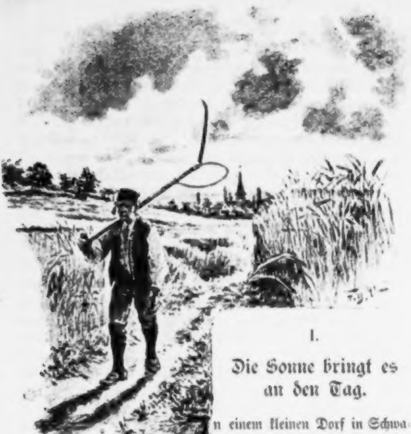
◆

Vom Dorf.

Dorfgeſchichten zu ſchreiben ſcheint in neuerer Zeit faſt ein gewagtes Unternehmen, ſeit dies Feld von ſo glücklicher Hand urbar gemacht und nachher ſo vielfältig ausgebeutet worden iſt.

Vielleicht bin ich auch deshalb nicht zu Schilderungen aus dieſem Gebiet berufen, weil ſich meiner Beobachtung bis jetzt mehr Schatten- als Lichtſeiten des Dorflebens erſchloſſen haben.

Da aber dieſe einfachen Geſchichten wenigſtens das Verdienſt voller Wahrheit für ſich in Anſpruch nehmen können, ſo bieten ſie doch vielleicht ein pſychologiſches, wenn auch kein poetiſches Intereſſe.



I.

Die Sonne bringt es an den Tag.

In einem kleinen Dorf in Schwaben hat vor nicht gar langen Jahren ein Bauer gelebt, der zu den wohlhabenden des Ortes gehörte. Der Jakob war noch ein junger, ſauberer Mann; ſein Feld und ſeine Güter waren wohlbeſtellt und unverſchuldet; ſein Leben tadellos, und doch wußte man nicht, daß er auch nur einen recht guten Freund gehabt hätte. Keinen der Mannen ſah man abends bei ihm ſitzen auf der Bank vor dem Haus oder während der Ruheſtündchen unter der Feldarbeit; überall ging er allein ſeiner Wege. Er war ſo etwas von dem, was man einen Duckmäuſer (ſag auf ſchwäbiſch Dockelmauſer) nennt; alle, auch die einfachſten Dinge liebte er heimlich zu thun, und war nie dazu zu bringen, über irgend etwas ſeine Meinung offen und geradezu auszuſprechen.

Jakob hatte ein braves Weib gehabt, die er als ein friſches, flinkes und fröhliches Mädchen geheiratet; aber ſie hatte nur wenige frohe Stunden mit ihm verlebt, und war zwei Jahre nach der Hochzeit faſt ſo ſtill und in ſich gekehrt herumgeſchlichen wie er ſelbſt. Und doch war er kein Säufer und Spieler; Scheltworte, Flüche und grobe Behandlung hatte ſie von ihm nicht zu fürchten. Aber ſo viel auch rauhe und unbedachte Reden in einer Ehe ſchlimm machen können, ſo viel kann ein offenes, freundliches Wort wieder vergüten, und ein ſolches fand bei ihm keine Statt, ſo wenig er ſelbſt eines für andre hatte. Schweigend ging er morgens aufs Feld, und kein kräftiges Scherzwort, kein gemütlicher Seufzer kürzte die mühſame Arbeit, wenn ſie zuſammen ſchafften; ſchweigend kam er heim und erwiderte kaum ihren freundlichen Gruß, wenn ſie daheim das Haus beſchickt hatte, während er draußen war. Er ſprach nun freilich auch von keinem Aerger und Verdruß, der ihm widerfahren war; aber er ſchluckte ihn nur um ſo tiefer in ſich hinein, und die gutherzige Marie erſchrak oft bis ins innerſte Herz, wenn ein zufällig hingeworfenes Wort ihr verriet, wie feſt ein alter Groll ſich in ſeine Seele eingefreſſen hatte, wie wenig er ſelbſt ſeinen Nächſten und Liebſten auch die leichteſte Kränkung vergeſſen konnte.

So war die Marie nun glückſelig, als ſie ein Kindlein wiegen durfte, und es konnte ihr gar nicht genug werden, wie das kleine Ding einmal zu plappern anfing. „Mußt net ſo ſtill ſei', ganz Bärbele, ſchwätz!“ bat ſie, wenn das Mäulchen ein wenig ſtill ſtand; aber ſie ſagte das nicht wieder in Gegenwart des Vaters, der ſie, als er's einmal gehört, mit einem ſo böſen, finſteren Blick angeſehen hatte, daß ſie auf lange verſtummt war.

Drei Jahre nach des Bärbeles Geburt war Marie von einem Schleimfieber befallen worden, das ſie mit ſolcher Heftigkeit faßte, daß ſie in hellen Augenblicken ſelbſt fühlte, wie es zu Ende mit ihr gehe, und ſie ihr liebes Kind bald verlaſſen müſſe. Stumm wie immer ſaß Jakob in der Stube bei der meiſt bewußtloſen Kranken, als dieſe ihn mit ſchwacher Stimme freundlich an ihr Bett rief: „Jakob, 's iſt Gottes Wille, daß ich ſchon von euch fort muß; ich wär' gern noch geblieben wegen dem Kind und auch wegen dir; — jetzt ſorg' du mir recht für das Bärbele! Und gelt, du gönnſt ihm auch manchmal ein freundliches Wort, das thut den Kindern ſo wohl, gelt, verſprich mir's!" Da kam der alte finſtere Zug wieder über Jakobs Geſicht: „Ja ſo, das iſt dir die Hauptſach' und deswegen wirſt gern fortgehen von mir; haſt ja auch deswegen 's Mädle immer ſchwätzen heißen, weil ich's nicht ſo kann."

„O Jakob," bat das bekümmerte Weib, „ich bitt' dich um Gottes willen, laß die Gedanken nicht ſo an dir nagen und lerne auch vergeſſen in der Liebe! Sieh, an ſo nachträgliche Gedanken hängt ſich der Teufel, und es kann auf einmal wahr werden, was man zuerſt nur ſo ganz im heimlichen gedacht. Gelt, Jakob, du trägſt mir nichts nach?" und mit ſo herzinniger Bitte ſtreckte ſie ihm die Hand dar, daß auch die Rinde um ſein Herz ſchmolz und er ihr mit lautem Weinen die ſeine gab. Er mochte wohl fühlen, daß ſein guter Engel von ihm ging.

An gebrochenem Herzen war die gute Marie nicht geſtorben, es iſt das keine Dorfkrankheit; was ihr Mann ihr aber genommen an Lebensmut und Lebensfreude, wie ſein kaltes, liebloſes Weſen wie ein Alp auf ihrem warmen Herzen gelegen und ihr alle Lebenskraft und -luſt zerdrückt hatte, noch ehe die Krankheit das Leben ſelbſt erfaßt, das wußte nur ſie, und ſie hat es niemand geſagt, nicht einmal ſich ſelbſt.

Das Bärbele hatte nicht des Vaters ſchweigſames Weſen und nicht die gar weichherzige Natur der Mutter; ſie war wie ein luſtiges Vöglein, und wenn's ihr daheim zu langweilig wurde und der Vater ihr Schweigen gebot, ſo ging ſie zur Dote oder zu Geſpielen auf die Gaſſe; es fiel ihr gar nie ein, daß der Vater nicht ſei wie andre Leute.

Obgleich Jakob nicht ſonderlich beliebt war, ſo fehlte es doch nicht an Heiratsvorſchlägen; auf dem Dorfe werden derartige Verhältniſſe ſehr einfach behandelt, und man thut nicht einmal anſtandshalber, als ob man an die Untröſtlichkeit des Witwerleides glaube. Jakob wollte jedoch nichts mehr vom Heiraten wiſſen: „Brauche kein ſo ſchwätziges Weibervolk.“ Aber im Haushalt ging es nicht recht vorwärts; des Bärbeles Kleider zerriſſen, das Kind lief ungekämmt und ungewaſchen herum; die Kühe wurden verwahrloſt und die Magd verkaufte heimlich Milch und Eier.

So war es ihm denn nicht ungelegen, als Balthas, ein ziemlich angeſehener Bauer im Ort, ihm Kathrine, eine ſeiner fünf Töchter, zur Haushälterin antrug.

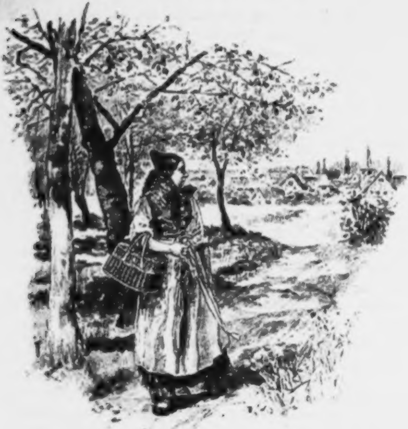
Mit der Kathrine zog ein ganz neues Leben in die Haushaltung ein; ſie war eine kräftige, rührige Perſon, ein gar ſauberes, ſtattliches Mädchen, die ihr Lebtag gewollt hatte, daß alles nach ihrem Kopfe gehe, und der es daher bei den vielen Köpfen daheim nicht recht wohl geweſen war. Sie war von Anfang an entſchloſſen, Herrin von Haus und Hof hier zu werden, und ſchaltete und waltete ganz unbefangen wie mit ihrem Eigentum. Jakobs Schweigſamkeit ſchreckte ſie eben nicht ab; was ihm an Mundſtück abging, das hatte ſie im Ueberfluß, und von daheim an eine rauhe Behandlung gewöhnt, erſchien ihr das Schweigen der geringſte Fehler eines Ehemanns. Ob Jakob und ſie einander von Herzen lieb haben können; ob eine Verbindung auf Gottes Segen hoffen dürfe, bei welcher ſie an Haus und Kühe eher dachte, als an den Mann, dem ſie Liebe und Treue bis in den Tod geloben ſollte, daran ſchien ſie wenig zu denken; ſonſt hätte ſie nicht ſo rückhaltlos ein Verhältnis eingegangen, deſſen Ende ſie noch nicht abſehen konnte. Im ganzen Dorf ſah man dieſe Verbindung als höchſt natürlich an und wunderte ſich, daß es mit der Hochzeit nicht raſcher vorwärts ging. Anfangs dünkte es dem Jakob vielleicht auch bequem, zu ſo einem ſauberen und anſtelligen Weibe zu kommen, um die er kaum den Mund aufzuthun brauchte; mit der Zeit aber mißfiel ihm doch ihr keckes Weſen, ihr eigenmächtiges Handeln auch in ſeinen Angelegenheiten. „Wenn d' was willſt, ſo ſchwätz," war ihre einfache Erwiderung, wenn er ſich einmal beſchwerte, daß ſie gethan, was ſie gewollt, ohne ihn zu fragen. Das Schwätzen war nun eben nicht ſeine Sache, aber ſeine Marie hatte ihm den Willen an den Augen abgeſehen.

Als nun Kathrine ihm immer unverblümter ihre Herzensmeinung zu verſtehen gab, und Balthas geradezu mit dem Antrag herausrückte, da fiel dem Jakob ein, wenn geheiratet ſein müſſe, ſo brauche es nicht gerade die Kathrine zu ſein. Geld und Gut war ihm nicht gleichgültig; ſo begann er denn ſeine Augen auf die Töchter reicher Hofbauern umher zu werfen und machte deshalb in aller Stille hie und da einen Gang. Kathrine hatte zu helle Augen, als daß ſie nicht gemerkt hätte, was es zu bedeuten habe, wenn Jakob in ſeinem langen blauen Rock, in der Scharlachweſte mit Silberknöpfen und mit dem neuen Dreiſpitz auszog, und jetzt wurde ſie erſt recht erpicht auf ihren Plan; ſo wollte ſie nicht mit Spott aus dem Haus und einer andern Platz machen, das ſtand ihr feſt, und vielleicht verbarg die Arme unter der kecken, heiteren Außenſeite ihres Weſens noch einen traurigen Grund, der es notwendig machte, daß ſie und keine andre Jakobs Frau werde. Vor allem hielt ſie für nötig, Jakobs auswärtige Pläne zu vereiteln; ſie machte jetzt auch ihre geheimen Gänge, auf denen ſie ſich bemühte, bei den geſuchten Jungfrauen den Freier herabzuſetzen; es kam ihr nicht darauf an, alle Fehler, die Jakob hatte und nicht hatte, bekannt zu machen, wenn ihr auch oft die ſpöttiſche Rede entgegenklang: „Was man veracht't, das hätt' man gern." Daheim ſuchte ſie dann einmal durch Freundlichkeit und Aufzählen ihrer Vorzüge, das andre Mal durch Trotz und aufbegehreriſches Weſen den ſpröden Witwer zu gewinnen. Das war nun aber eben der Weg, ſich ihm recht gründlich zu entleiden.

In Jakobs Art lag es nicht, ihr ſeine Meinung offen zu ſagen und ihr aufzukünden; auch konnte er wohl nicht mehr wie er wollte ſich von ihr losmachen; er ſagte ihr kein hartes Wort, nur vermied er jede Gelegenheit, mit ihr allein zu ſein, und muckelte all ſeinen Widerwillen in ſich hinein. Aber fort und fort brütete er über den Gedanken: wenn ſie doch gar nicht gekommen wäre — wenn ſie doch lieber ginge — wenn ſie gar nicht mehr kommen könnte! — Das war einer jener Gedanken, aus denen der Böſe unverſehens ernſt macht; — ob ſein treues Weib ihm in keinem Traum, in keiner leiſen Mahnung vorgekommen iſt und ihn gewarnt hat? — Ich weiß es nicht.

An einem Samstagabend war Kathrine beim Vater daheim; da mußte ſie viel Neckerei von den Schweſtern hören, warum es denn ſo lange mit ihrer Hochzeit anſtehe, und ob es wahr ſei, daß der Jakob auf dem Eichelhof zur Hochzeit geladen? Das Blut ſtieg der Kathrine ins Geſicht: „Je nun, mit der Hochzeit kann's noch ſchneller gehen als ihr meint, und wenn ich mir Müh' gegeben hätt' wie andre und mich herausgeputzt wie andre, wer weiß, ob's nicht ſchon wär'! Aber man kann auch daheim kein ruhiges Wort reden; ſeit der Jakob Witwer iſt, hat alle Welt etwas an ihn zu beſtellen; bald ſitzt der kleine Kramp da und paßt auf, oder kommt ſeine Schweſter 'rüber, oder iſt er bei ſeinem Bruder." — „Nu," meinte die anweſende Geſpielin ſcherzend, „du haſt dir ja bei der Näherin in Wendingen ſo ein ſchönes, neues Kleid anmeſſen laſſen; wer weiß, was da geſchieht!" — Kathrine mußte fort, am Samstagabend hat man nicht viel Zeit zu verplaudern, und ſie ließ ſich nicht gern ob einer Verſäumnis ertappen; zudem hatte ſie auf morgen ihre eigenen Pläne.

Auf dem Dorf, wo der Werktag noch in voller Kraft beſteht, wo der Schweiß des Angeſichts, in dem wir das Brot eſſen, keine figürliche Redensart iſt, trägt auch der Sonntag noch viel mehr ſein heiliges Gepräge als in der Stadt, wo das Jagen nach Gewinn nur vom Jagen nach Vergnügen abgelöſt wird. So feierlich und friedlich hält er ſeinen Einzug in die ſtillen Gaſſen, die nur widerhallen von dem gemeſſenen Schritt



der geſchmückten Kirchgänger, von dem Geplauder und Lachen der friſchgewaſchenen und geſtrählten Kindlein. Und bis zum Abend ruht dieſer Sonntagshauch über dem Dorfe; das junge Volk lagert draußen unter den Bäumen und an den Rainen; die alten Männer und Weiber ſitzen friedſam plaudernd oder in behaglichem Schweigen auf den Bänken und Balken vor der Hausthür, ſo recht die Ruhe des Sonntags auskoſtend bis zum Ende, und eine Ahnung zieht in manches Herz von jener Ruhe, die noch vorhanden iſt, und leichter tragen ſie des Tages Laſt und Hitze, nachdem ſie einen Vorſchmack dieſer Ruhe gekoſtet.

Alle Gänge über Feld, in Geſchäften und zum Vergnügen macht man auf dem Dorf nicht gern während der Kirchzeit; darum wollte es auch den Nachbarweibern nicht gefallen, daß die Kathrine am Morgen noch vor dem Kirchläuten mit dem Armkörbchen das Dorf hinunterging; ſie meinten, es wäre auch nachmittags noch Zeit geweſen, zur Näherin zu gehen. Aber ein ſtattliches Mädchen war ſie, wie ſie ſo dahinſchritt in ihrem Sonntagsputz, ſchlank und kräftig, blühend und friſch; als ſie um die Ecke bog, wandte ſie noch einmal den Kopf zurück nach Jakobs Fenſtern, als wollte ſie im Uebermut fragen: „Nun, was ſoll's denn für eine ſein, wenn ich nicht gut genug bin?" So ſah man ſie im hellen Sonnenſchein den grünen Waldweg einſchlagen, der nach Wendingen hinüberführt; ob ſie den Glockenklang noch gehört hat, der ihr wie ein freundlicher Mutterruf nachtönte — das konnte ſie nimmer ſagen:

Es hat ſie niemand zurückkommen ſehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war gerade im September, einer beſonders geſchäftsvollen Zeit für Bauern, und ſo hat niemand darauf acht gegeben, daß die Kathrine in den nächſten Tagen nicht zu ſehen war; als es aber Mittwoch wurde, fragten doch die Nachbarn den Jakob, wo denn ſeine Haushälterin hingegangen ſei. „Weiß nicht," war ſeine Antwort; doch machte er ſich auf und ging hinauf zum Balthas, um ihm zu ſagen, daß Kathrine am Sonntagmorgen zur Näherin nach Wendingen gegangen ſei und ſeitdem noch nicht zurückgekommen; wenn ſie fortbleibe, ſo müſſe er eine andre Haushälterin annehmen. Die Familie des Balthas nahm es nicht ſo kaltblütig auf. Eine Schweſter ging ſogleich hinüber zu der Näherin; die hatte auf Kathrine gewartet, aber nichts von ihr geſehen; — man hielt überall Nachfrage, aber ſeit ſie in den Wald hineingegangen, hatte ſie niemand mehr erblickt. Man durchſuchte den Wald, obwohl kaum zu denken war, daß ihr auf dem wohlbekannten Weg am hellen Tag etwas zugeſtoßen ſei: — es war nirgends eine Spur von ihr zu finden, kein Zeichen von irgend einer Gewaltthat.

Jakob, der wußte von gar nichts. — Er war, wie man auch von dem Bärbele hörte, noch während der Kirche nach N. gegangen, wo er dem Wirt eine Zahlung zu machen hatte; daß er das zu dieſer Zeit gethan, fiel an Jakob nicht auf, der in der Kirche ein ſo ſeltener Gaſt war als im Wirtshaus. Wäre er nicht allzeit ein kalter Michel geweſen, ſo hätte ſeine Gleichgültigkeit unnatürlich geſchienen; ſo aber meinten die meiſten, er würde nicht mehr machen, und wenn's ſein eigen Weib wäre. Der Vater zeigte das Verſchwinden ſeiner Tochter vor Oberamt an; der Herr Oberamtmann aber meinte, ſie werde vielleicht ihre Gründe gehabt haben, ſich freiwillig von daheim zu entfernen, und ein Teil der Dorfbewohner, die Kathrine als ein unbedachtes und doch ſtolzes Mädchen kannten, war auch dieſer Anſicht; man erließ amtliche Ausſchreiben nach dem Mädchen, aber ohne Erfolg: ſie war und blieb verſchwunden. Einen Verdacht gegen Jakob, der eine Magd ins Haus nahm, und unbekümmert nach wie vor ſeiner Wege ging, wagte niemand auszuſprechen, was auch im ſtillen gemunkelt wurde.

Der Winter kam, der Wald wurde eingeſchneit, die Nachforſchungen eingeſtellt; nur in den Spinnſtuben war das rätſelhafte Verſchwinden der Kathrine ein unerſchöpfliches Thema. Jakob ſchien die Heiratsbemühungen aufgegeben zu haben; im Wirtshaus aber, wo man ihn ſonſt ſo ſelten geſehen, war er jetzt ein häufiger Gaſt; das Bärbele, das ſich immer mehr bei der Dote aufhielt, erzählte einer Kamerädin: „Du, das iſt g'ſpäßig, ſonſt hat der Vater gar nex g'ſchwätzt, und jetzt ſchwätzt er mit ihm ſelber.“ Mit dem Balthas kam er nicht mehr zuſammen.

In den letzten Tagen des Februar hörte man Feuerlärm, es brannte auf Jakobs oberem Boden. Man eilte herbei, um zu retten; alles ſchrie zuerſt nach Jakob, man fürchtete, er ſei erſtickt. Während ein Teil oben mit Löſchen beſchäftigt war, fanden ihn die andern in ſeiner Stube am Tiſch ſitzend, ſtill und unbeweglich. „Jakob, auf, 's brennt! 's brennt bei dir!“ — „So?“ fragte er endlich, „ja ich glaub', der Rauch hat mi duſelig g'macht.“ In der Stube ſtand aber ein Krug Branntwein, der's mehr als der Rauch gethan haben mochte. Das Bärbele hatte den Tag bei ihrer Dote zugebracht.

Das Feuer wurde gelöſcht, der Schaden war unbedeutend; wie es entſtanden, ob es mit den dunkeln Gerüchten, die umliefen, zuſammenhing, konnte niemand beſtimmen; man hatte Fetzen von Frauenkleidern unter der Aſche gefunden, dies waren, wie Jakob ſagte, ſeines Weibs ſelig Röcke, die auf der Bühne gehangen. Kurz, das Feuer ſagte und bewies nichts; aber es brachte den Jakob wieder ſo recht in der Leute Mund. Man ſprach freier als zuvor davon, daß er doch wiſſen müſſe, wie's mit der Kathrine zugegangen ſei; man ermutigte den Balthas, doch endlich ſeine Verdachtsgründe gegen Jakob vor Gericht anzugeben. Dieſe Gründe waren nicht genügend, um einen bis dahin ganz unbeſcholtenen Bürger feſtzuſetzen, doch wurde er vor Amt beſchieden. Er folgte der Ladung, gelaſſen wie immer, und ſtellte ſich ruhig unter die andern wartenden Partien; als er aber gerufen wurde, ſiehe, da war er verſchwunden! — Man ſchickte Boten, Gendarmen, Steckbriefe nach ihm aus; nach zwei Tagen kam er ſelbſt aus ſeiner Scheune hervor, wo er ſich verſteckt gehalten, und ſtellte ſich unbefangen: „Er ſei nur etwas erſchrocken geweſen, weil er noch nie vor Gericht geſtanden.“ Alle Fragen über die Kathrine beantwortete er klar und unerſchrocken: „Die habe immer gethan, was ſie ſelber gewollt, und ihn nach nicht viel gefragt; ſie habe geſagt, ſie gehe zur Näherin und ſei nicht wiedergekommen, mehr wiſſe er nicht.“ Ueber ſeinen Aufenthalt am Sonntag wußte er genaueſte Auskunft zu geben; namentlich erinnerte ſich die Kellnerin des Wirtshauſes in R. des Gaſtes am Sonntagmorgen. So wurde er denn der Haft entlaſſen und ging gleichgültig, wie er gekommen war, nach Hauſe.

Schon war er wieder wochenlang daheim, da kam des

Schulzen Tochter vom Ort zur Stadt, um ſich ein Granatennuſter zu kaufen. Der Goldarbeiter zeigte ihr ein ſchönes: „Das muß Sie nehmen, Jungfer! das hat vor ein paar Tagen ein röſcher Witwer an mich verkauft, da wird Sie bald Braut darin.“ Das Mädchen beſah es genau, es ſchien noch wie neu; da entdeckte ſie hinten an dem ſchwarzen Bäuſtle (Wulſt), welches das Halsband ſchließt, die eingenähten Namenszüge der Kathrine. Tief erſchrocken und nicht im ſtande weiter zu reden oder zu markten, eilte ſie heim, um dem Vater ihre Entdeckung mitzuteilen. Der ſchickte ſogleich die Tochter mit ihrer Angabe vor Gericht, während er ging, ſich des Halsſchmucks zu verſichern.

Jetzt erſt war Grund zu ernſtlicher Nachforſchung, und Jakob wurde nun ohne Zögern und Rückſicht feſtgenommen; auch ſchien ihn ſeine kühle Faſſung etwas zu verlaſſen, als ihn der Goldarbeiter für den Verkäufer der Granaten erkannte, und er erblaßte ſichtbar, als ihm die Namenszüge der Kathrine vorgewieſen wurden. Doch beharrte er auf ſeinem ruhigen Leugnen: er habe kein Nuſter verkauft als das ſeines Weibs ſelig; von dem Namen wiſſe er nichts; könne ſein, daß es die Kathrine ſelbſt noch verwechſelt!

Wir haben keine Folter mehr, um Geſtändniſſe zu erpreſſen, und ſein Richter war zu menſchlich, um die indirekten Torturgrade anzuwenden, die außerhalb des Buchſtabens der Geſetze ſtehen. Aber ſchwer und ſchwerer ſchien ein Druck auf Jakobs Seele zu laſten, nun ihm kein Wirtshaus, keine Zerſtreuung durch Arbeit zu Gebot ſtand; immer ſcheuer wurde ſein Blick, immer bläſſer ſeine Farbe, und man konnte keinen Augenblick zweifelhaft ſein, ob Schuldgefühl oder Kerkerluft ihn ſo niederdrücke. Seine Antworten vor Gericht wurden immer kürzer, und mehr und mehr in die Enge getrieben durch die Fragen des Richters, verſtummte er zuletzt gänzlich, ſo daß dieſer genötigt war, ihn für den Augenblick ins Gefängnis zurückführen zu laſſen.

Da brach ein Sonntagmorgen an, ſo hell und ſchön wie jener, an dem Kathrine ihren verhängnisvollen Waldgang angetreten. Kein menſchlicher Zuſpruch drang ein in Jakobs Gefängnis; die Bemühungen des Geiſtlichen waren längſt abgeglitten an ſeiner ſtumpfen Kälte; aber der klare Sonnenſchein, der feierliche Glockenklang muß den Weg durchs Gitter gefunden haben. Er ließ den Richter bitten, ſeine Geſchwiſter zu ihm holen zu laſſen: „es dünke ihm, er möchte mit ihnen reden.“ Es war das erſte Mal ſeit langer Zeit, daß er ſie nur ſehen wollte, und in tiefer Anfechtung und Bekümmernis kamen die redlichen Leute.

Endlich ſchüttete er vor dieſen ſeine Seele aus, die dunkle, ſchwere Laſt, die ſo lange auf ſeinem Herzen gelegen. Ja, er hatte die Kathrine umgebracht; der Gedanke: wenn ſie doch gar nimmer käme, hatte ſich feſtgefreſſen in ſeiner Seele, und die grauſige That war, ihm ſelbſt unbewußt, nur als der Schluß dieſes Gedankens aus dieſem hervorgewachſen.

„Wie die Kathrine ſo vom Haus wegging, hat ſie noch einmal 'rauf geſchaut,“ erzählte er, „da bin ich ihr nachgegangen; ich dacht', ich wollte einmal recht ernſtlich mit ihr reden, weil ich gehört hab', daß ſie mich ſo verläſtert hat. Ich hab' ſie erſt eingeholt, wie ſie ſchon tief im Wald drin war, und da ſind wir bald in Streit miteinander gekommen; zuletzt hat ſie mich einen ſchlechten Mann geheißen, und wie ſie noch einmal geſagt hat, ich ſei der allerſchlechteſte Mann, da hab' ich ſie am Hals gepackt und gewürgt; jetzt meinte ich, ſie ſei tot, und bin arg erſchrocken. Auf einmal aber hat ſie mich noch angeſehen; jetzt iſt mir's erſt angſt worden, ſie werde wieder aufkommen und mich verklagen, und ich hab' ſie noch einmal gewürgt, dann iſt ſie tot geweſen. Jetzt hab' ich ſie hinein in den Buſch getragen und mit Laub zugedeckt, und weil mir's angſt geworden, bin ich geſprungen, was ich nur konnte, hinüber nach R., wo ich ein Geſchäft mit dem Wirt gehabt habe. Trinken habe ich aber nicht können, es hat mich ganz geſchüttelt, und ich hab' den Wein heimlich ausgeſchüttet, auch bin ich nimmer durch den Wald zurückgegangen. Am andern Tag aber hat mir's keine Ruh' gelaſſen, und von meinem Weinberg weg bin ich wieder in Wald gegangen, da iſt ſie noch am alten Platze gelegen. Dann hab' ich eine Grube 'graben, aber nicht tief, und hab' ſie 'neingelegt; aber ich hab' ſie nur am Arm hingezogen, anſehen hab' ich ſie nimmer können. Das Körble, das ſie getragen hat, hab' ich unterwegs zerriſſen und im Wald verſtreut; das Nuſter hatt' ich daheim verſteckt, ich hab's nur verkauft, weil mir's ſo angſt geweſen, ſolang's im Haus war, nicht wegen dem Geld. Geſchlafen habe ich aber ſeither nimmer, wenn ich nicht vorher getrunken hatte."

So lautete ſein Geſtändnis, das er vor Gericht wiederholte und bei dem er beharrte. Daß er ſchon die Abſicht gehabt, die Kathrine umzubringen, als er ihr nachging in den Wald, das hat er nie zugegeben.

Eis und Schnee waren geſchmolzen und der Wald fing an, junge Sproſſen zu treiben, als man hinauszog, um die Leiche der Gemordeten zu ſuchen. Der Jakob mußte mitgehen zwiſchen zwei Gendarmen, die zu thun hatten, ihn vor den Mißhandlungen des Volkes zu ſchützen, das in Maſſen ſich dem feierlichen Zug der Gerichtsperſonen nachdrängte; er war ſeines Weges ſicher und zeigte endlich mit abgewandtem Geſicht tief im Gebüſch die feuchte Grube, wo er ſie verſcharrt. Aber die Leiche war nicht mehr zu finden; das Wild hatte dieſelbe, welche an der feuchten Stelle früher verweſen mußte, fortgeſchleppt — und einzelne Gebeine und Stücke von Kleidern waren alles, was von dem ſchönen, kecken Mädchen übriggeblieben. Wohl machte ſich das ganze Dorf auf, um die fehlenden Teile der Leiche zu ſuchen; es begann eine wahre Wallfahrt zum Amt mit Knochen von längſt verweſten und verſchollenen Menſchen und Tieren; aber die Leiche der Kathrine fand ſich nimmer, obgleich unſre Wälder weder Wölfe noch Hyänen haben. So fehlte denn der objektive Thatbeſtand, wie es die Rechtsgelehrten heißen, und Jakob konnte nach den damaligen Geſetzen nicht zum Tod verurteilt werden.

Es war wieder ein Sonntagmorgen, als man die zerſtückelten Gebeine der armen Kathrine endlich zur Ruhe trug, ein heller Sonntagmorgen und ein Glockenläuten wie damals, als ſie friſch und geſund ohne Ahnung ihres ſchaurigen Geſchicks in den Wald hinein ſchritt. Ein langer Zug der Geſpielinnen geleitete ſie in tiefer Trauer; vielleicht hat ihnen auch der Glockenklang eine Mahnung ins Herz gerufen an die heilige Zucht und Sitte, die einer Jungfrau gebietet, in ſtillem Sinne zu warten, bis ihr Geſchick ſich erfülle, und nicht in eigenmächtigem Trotz es ſelbſt lenken zu wollen.

Wenige Wochen darauf wurde Jakob an den Ort ſeiner Strafe abgeführt. Es ſchien ſeit dem Augenblick, wo er ſeine Schuld bekannt, eine ſchwere Laſt von ſeiner Seele genommen; ſein Blick war offener, ſein Gang leichter, und er nahm demütig und ergeben ſein Urteil auf.

Ob er aber ſeine ganze Schuld bekannt, ob die Reue, die nie gereut, in ihm erwacht iſt — wie er nach der langen Strafzeit zurückgekehrt iſt zu ſeinem verwaiſten Kinde, das zur Jungfrau heranwuchs, während der Vater ſein Verbrechen büßte — das alles kennt der allwiſſende Gott allein, der uns alle gnädig behüten wolle vor dem Feind, der in jedem Buſen ſchläft.

II.

Schäfers Margaret.

Auf dem freien grünen Raſenplatze vor dem Dorf ſteht ein langes, niedriges Gebäude, das unter einem Dache den Schäfer mit ſeiner Familie und ſeinen Schafen beherbergt. Man nennt es das Schafhaus, und recht freundlich ſchaut es von ſeiner Höhe in das weite Land hinein.

Es war Oſtermontag und ein heller ſchöner Morgen: die hohe Linde vor dem Haus war voll Knoſpen und die Kirſchbäume ſtanden ſchon in voller Blüte. Drinnen im Schafhauſe ſchien heute etwas Beſonderes vor ſich gehen zu wollen: durch die offenen Fenſter ſah man einen gedeckten Tiſch und Margaret, des Schäfers Töchterlein, um dieſe Zeit ſonſt noch ganz im Geſchäftsanzuge, ging ſchon in vollem Sonntagsputze hin und her; ja, wenn man näher hinſah, entdeckte man gar um das weiße Bandhäubchen ein zierliches Kränzlein von Röschen und Myrten, das klar anzeigte, daß heute der Margaret ihr Ehrentag angebrochen.

Zwei Hauptperſonen fehlten noch. Margaret ſah immer zum Fenſter hinaus, als wollte ſie ihren Michel herbeigucken, denn ſo hieß der Bräutigam. Erſt ſeit einem halben Jahre diente er als Knecht beim Schäfer und hatte geſchwinder als der Erzvater Jakob in dieſer kurzen Zeit die hübſche Tochter erobert. Weil ſeine Verwandten zu fern wohnten, war er über Feld gegangen, um ſich wenigſtens einen befreundeten Schäferknecht in der Nähe zum Feſte zu holen. Außer auf dieſe Hauptperſon wartete alles auf die Baſe Sabine, die Dote der Braut, und zwar Margaret mit einiger Bangigkeit. Nicht wie wenn die Baſe bösartig geweſen wäre, im Gegenteil, ſie war herzgut; hatte ſie doch, wie man wohl erfahren, der Margaret im Teſtament bereits ein ſchönes Bett zu gut geſchrieben; aber im Geruche einer „Tepiſtin“ ſtand ſie und ließ es ſich hie und da beikommen, dem jungen Volke ein wenig ins Gewiſſen zu reden. Der Michel hatte ſie auch noch gar nicht beſucht, die Schwiegermutter hatte ſie zur Hochzeit laden müſſen; daher kam es, daß der Braut das Herz etwas klopfte, als ſie die Baſe in ihrer ehrbaren ſchwarzen Tracht herankommen ſah.

Von einem empfindlichen Weſen merkte man aber nichts bei Sabine, ſie grüßte eines wie das andre auf das herzlichſte. Kaffee wollte ſie diesmal nicht annehmen und ſagte zur Braut, die ihr eine Taſſe anbot: „Komm du lieber ein bißle mit mir in euer Krautgärtle hinter!“ Da war nichts zu machen. Margaret führte die Baſe hinaus und fing an, mit vielen Worten die Abweſenheit des Bräutigams zu entſchuldigen. „Das iſt jetzt alles ſchon recht,“ meinte Sabine und ſetzte ſich auf eine kleine Bank; „aber ſag mir, Margaret, haſt du's auch recht mit dem lieben Gott überlegt, ob du mit dem Michel eine glückliche Ehe wirſt führen können?“ — „Dote,“ antwortete die Braut, „gottlos iſt mein Michel nicht; im Trunk hat er ſich nur dann und wann überſehen, wenn man ihm das Eſſen nicht zu rechter Zeit brachte, und da kann ein vernünftiges Weib viel machen!“ — „Iſt aber auf dieſe Art ein gewagtes Stücklein,“ ſagte Sabine, und ſchüttelte den Kopf. „Habt ihr auch ſchon, nur das noch, habt ihr auch ſchon miteinander gebetet, nur ein einziges Mal?“ — „Ja, Dote, weißt . . .“ ſtotterte Margaret, an ihrer ſchwarzen Schürze zupfend, und war höchlich erfreut, als der raſche Schritt des herannahenden Bräutigams ſie der Antwort überhob. „Guten Morgen, Gret, jetzt wird's ernſt!“ rief er, mit einem kräftigen Handſchlag auf die Schulter der Braut, „da hinten ſteht mein G'ſpiel, und das wird ſchätzwohl die Baſe ſein?“ Er bot ihr die Hand und fuhr fort: „Die hat, denk wohl, ſchon ein Stück im voraus 'predigt, ſo kann's der Pfarrer um ſo kürzer machen. Jetzt voran, duzwitt! Willſt du die Bas führen, Jakob? Ihr gebt ein nettes Pärle; ſie betet und ſingt für zwei, ſo iſt's eben recht für dich!" Margaret ſaß hierbei wie auf Nadeln, aber was thun gegen dieſe raſche Junge? Glücklicherweiſe rief eben die ältere Schweſter, man ſolle ſich ſchnell zum Kirchzug richten. Sabine ging ſtill mit der Mutter der Braut dahin und antwortete nichts, als der Vater vor der Kirche ihr ins Ohr flüſterte: „Gelt, Baſe, das iſt ein Staatspaar!" Und in der That, als die beiden jungen Leute, faſt gleich groß und ſchlank und kräftig, vor den Altar traten, dachten noch viele wie der Vater.

Gab das heute einen luſtigen Mittag im Schafhaus! Michel zeigte bald, daß er zwar den Wein gut führen, aber zuletzt doch auch ſpüren könne. Margaret blickte voll Seelenangſt nur immer nach der Baſe hin. Dieſe merkte bald, daß ſie entbehrlich ſei, und ſtand ſachte auf, indem ſie der Margaret beiſeite winkte. Der war es ſchon wieder vor einer Predigt bange; es hatte aber keine Gefahr, die Baſe drückte ihr nur ein petſchiertes Papierlein in die Hand. „So, da kauft euch ſelbſt, was ihr braucht, und da," indem ſie aus ihrem Armkorb eine ſchöne neue Bibel nahm, „das nimm noch dazu und acht's nichtgering, es wird dir noch einmal wohl thun." Wiederum etwas verlegen ſchlug Margaret das Buch auf und ihr Auge traf die Stelle: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und meine Wege ſind nicht eure Wege. „Das paßt nicht wohl für eine Hochzeiterin," meinte Margaret; „aber ſeid ruhig, Baſe, ich will das Beten nicht verlernen, und Ihr werdet ſehen, daß der Michel beſſer iſt, als man es ihm anſieht; er kann's nur nicht ſo von ihm geben, wie er's meint." — „Behüt' dich Gott!" ſagte die Baſe und gab ihr die Hand. Mit leichterem Herzen eilte Margaret in den luſtigen Kreis zurück; doch unter all der Fröhlichkeit kamen ihr wieder und wieder die Worte in den Sinn: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und meine Wege ſind nicht eure Wege!

Neun Jahre waren ſeit jenem Oſtermontag verſtrichen. Jetzt war es um Pfingſten, die lieblichſte Zeit des Jahres: die Linde vor dem Schafhaus duftete in vollſter Blüte, die frühen Röslein guckten lächelnd über den Zaun des Krautgärtleins, alles ſah wie lauter Luſt und Wonne aus. Unter dem Lindenbaum aber ſitzt ein Weib, die Hände auf den Schoß geſtützt, den Kopf tief darein begraben, abſeits ſchaut ein Häuflein Kinder ängſtlich nach ihr; wie ſie nun mit einem lauten, herzzerreißenden Schrei auffährt und mit einem Blicke unſäglichen Jammers nach ihren Kleinen hinüberſchaut, da hätte kein Menſch mehr die nette Hochzeiterin erkannt, die vor neun Jahren dageſeſſen.

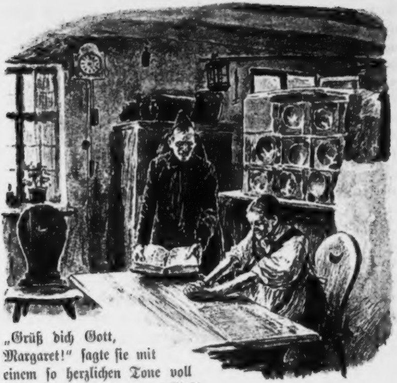
Erſt neun Jahre — und dieſe magere, vom Elend gebeugte Geſtalt, dieſe eingefallenen, hohlen Augen, dies jammerdurchfurchte Geſicht — das war des Schäfers Margaret, und erſt neun Jahre!

Wie kam's, wie kam's, warum alſo? Eben eilt der Bote wieder fort, der die Hiobspoſt gebracht und ſelbſt recht ergriffen davon ausſieht. Durch einen Schafknecht hat's der Michel verbieten laſſen, daß er fort ſei ins Ausland, auf und davon ſamt den paar übrigen Schafen, die ja doch ſeiner Grete mit den Kindern nimmer aus der Armut helfen könnten. Er hab's in dieſem Elend nicht mehr ausgehalten; wenn es ihm gut gehe, wolle er etwas ſchicken, derweil ſolle die Gemeinde helfen. Wie ein Lauffeuer hatte ſich die Nachricht in der Umgegend verbreitet. Die Ahne, ſeither Witwe geworden und ins Dorf gezogen, kam gleich heraus und traf Margaret noch unter der Linde, faſt beſinnungslos in der Mitte ihrer Kinder daſitzend. Als nun die Ahne in Verwünſchungen und Flüche über den ſchlechten Michel losbrach, da erhob Margaret den Kopf und ſagte matt: „Laßt's jetzt gut ſein, Mutter! es iſt ihr Vater, und ich liege, wie ich mir gebettet habe. ‚Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken,‘ murmelte ſie vor ſich hin; ‚ja, ja, ſo iſt's.‘“ — Ach, das war eine kurze Herrlichkeit geweſen! Ein paar vergnügte Monate hatten ſie noch gehabt, wenn der Michel nicht zu weit fahren durfte mit ſeiner Herde, und das junge Weib ihm das Eſſen hinaustrug, und ſie zuſammen an einem grünen Raine ſaßen und einträchtig aus der Schüſſel aßen. Aber als der Schäfer unerwartet ſchnell geſtorben war und Michel die Schäferei bekommen hatte, da ging Zucht und Ordnung bei dem eigenen Herrn, der nie nach einem höhern viel gefragt hatte, bald vollends aus den Fugen.

Was braucht es vieler Worte zu einer Geſchichte, welche euch leider tauſend ruinierte Haushaltungen, tauſend abgehärmte Weiber und frühverwaiſte Kinder erzählen können? Die alten Saufgenoſſen zogen den Michel wieder ein; der kleine Verdienſt flog davon, wenn Würfel und Gläſer, des Michels Sonntagsglocken, tönten. — Jetzt probier's, arme Grete, was ein geſcheites Weib vermag, wenn der Mann betrunken heimkommt und des Weibes Bitten mit Scheltworten, ihre Gebete mit Fluchen, ihren Zank mit Schlägen erwidert! Und daneben alle Jahre noch ein paar Augen weiter, um in ſolches Elend zu ſchauen! Ein Wunder, daß ihre Kinder ſo geſund und rotbackig dreinſchauten; ihre eigene Kraft und Geſundheit war längſt in Kummer und Mißhandlung geſchwunden. Wohl hatte ſie ſchon oft die Bibel der Baſe zu Handen genommen, aber es war ihr ein Buch mit ſieben Siegeln verſchloſſen; ſeinen Troſt wagte ſie nicht auf ſich anzuwenden, vor ſeinem Fluche fürchtete ſie ſich.

Schon lange hatte ſie gemerkt, daß der Michel mit beſonderen Gedanken umging; mochte er ſo betrunken heimkommen, als er wollte: wenn die vier Buben um Brot ſchrieen — das Wimmern des kleinſten verſtand er noch nicht —, ſo ging's ihm doch manchmal ans Herz. Sie war einmal nachts aus einem gräßlichen Traume aufgefahren: da ſaß ihr Mann aufrecht im Bette und blickte mit Augen zu ihr herüber, vor denen ihr graute.

Nun war er alſo fort, fort in die weite Welt mit dem letzten Reſt ihrer Habe! — Sie konnte nichts denken und thun an dieſem Tage; die Ahne, die auch nicht viel hatte, erbarmte ſich der Kinder und ſpeiſte ſie — Margaret ſelbſt wollte nichts über den Mund bringen. Am Abend ſaß ſie allein in ihrer Stube, da ging die Thüre leiſe auf und herein trat die Sabine.



„Grüß dich Gott, Margaret!“ ſagte ſie mit einem ſo herzlichen Tone voll Mitleiden, daß dem armen Weibe die erſten Thränen im Auge los wurden. Reden ließ ſich nicht viel mit ihr, aber erſchrocken ſah ſie der Baſe nach, wie dieſe aufſtand, um von einem Schranke herab die Bibel herbeizuholen. „O, Baſe, ich weiß,“ rief ſie faſt verwirrt; „freilich, freilich, meine Wege ſind nicht Gottes Wege geweſen, o ich weiß, ich weiß!“ — Die Baſe blätterte aber ruhig in dem heiligen Buche und hub an zu leſen: „Ich habe über euch Gedanken des Friedens und nicht des Leides!“ Aus dieſem Kapitel des Troſtes führte ſie einen Spruch um den andern an; allmählich trockneten die Thränen des armen Weibes und der erſte Friedenshauch ſeit langer, langer Zeit zog ein in ihre Seele.

Da ſah ſie aber auf dem Raſen ihre fünf Buben, die eben die Ahne heimbrachte, und ein neuer Jammerſchrei drang hervor: „Meine Kinder, meine Kinder, wir müſſen Hunger ſterben!“ Sabine las wieder: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet ... — Sehet die Vögel unter dem Himmel an ...“ — „Ja die Vögel!“ fuhr das arme Weib mit bitterem Lachen dazwiſchen, „die brauchen keine Schuhe und Kleider, das iſt bald geſagt; aber fünf Buben ohne Vater, und die Schafe fort, und mein elender Körper!“ Sanft erwiderte Sabine: „Gott wird dir dieſe Sünde nicht anrechnen; hat nicht jeder deiner Buben geſunde Arme und Füße? Das haben die Vöglein nicht! Probier's nur einmal: bete und arbeite, und lehre die Buben beten und arbeiten! verhungert ihr dann, während die Vögel unter dem Himmel ſingen, dann ſage keck, die Bibel habe gelogen.“

Und die Margaret hat's probiert. Müde und ſchwach, wie ſie war, hat ſie früh und ſpät die Hände geregt; kein Geſchäft war ihr zu mühſelig, keines zu gering: ſtricken, ſpinnen, waſchen, Holz ſammeln, Waſſer tragen, Kräuter ſuchen — wo ein ehrlicher Erwerb herausſah, wo nur ein Kreuzer zu erholen war, da ſtreckten die Mutter und ihre heranwachſenden Buben die Finger danach aus.

Nun habe ich einmal in meiner Jugend eine ſchöne Geſchichte geleſen, „von den drei Söhnen des armen Hansjörg, die reiche Herren geworden ſind“, und es lieſt ſich recht reizend, wie die drei Knaben durch Sammeln von Roßhaaren und alten Knochen, Aehrenleſen und Handlangen zuletzt ein ſchönes Vermögen erworben und am Ende als reiche Herren den Vater in der Kutſche abgeholt haben. Ob die Geſchichte wahr iſt, weiß ich nicht; — bei der Margaret und ihren Buben hat es nicht ſo weit gereicht, an manchem lieben Abend ſind ſie hungrig zu Bett gegangen. Aber ſie haben hungern und entbehren gelernt, und das iſt auch etwas wert. Die Bibel von der Baſe wurde in dem kleinen Dachſtüblein, wohin ſie aus dem großen Schafhaus gezogen waren, zum täglichen Brote, das Leib und Seele nährte und ſtärkte; die Arbeit galt für ein Geſchenk des Himmels, und wenn es die Woche über ſo gut ging, daß es am Sonntage zu einem beſcheidenen Feſteſſen reichte, wie reich ſaß da die arme Familie in Liebe und Dank zuſammen! So viel iſt gewiß: kein Biſſen Bettelbrot wurde bei der Margaret verzehrt; ein ſchönes Exempel, was fleißige und gefaltete Hände noch heutzutage vermögen! Damit iſt nicht geſagt, daß die Buben nicht aus einem freundlichen Nachbarhauſe hie und da ein Stück Brot, einen Korb Aepfel oder auch ein abgetragenes Wämschen heimgebracht hätten; aber auf den Bettelweg begab ſich auch nicht einmal eines der Kinder, geſchweige die Mutter. Fragt ihr, wie ſie's denn doch zuſammenbrachten, ſo ſagt mir zuvor, wo und wie die Vögel unter dem Himmel alle ihre Körnlein finden.

Ginge die Geſchichte nur ſo ergötzlich wie die vom armen Hansjörg aus! Aber die Wahrheit, bei der wir bleiben wollen, iſt diesmal etwas trauriger.

So zeige ich euch die Margaret wieder nach Jahren — nicht mehr das fröhliche, leichtſinnige Mädchen am Hochzeitmorgen, nicht das Schreckens- und Jammerbild an jenem Pfingſttage, nicht mehr das regſame und rührige Weib in ſpäteren Tagen — nein, hingeſtreckt auf ein langes, ſchweres Schmerzenslager. Die fleißigen Hände können ſich nur noch zum Gebete falten, die regſamen Glieder krümmen ſich nur noch in krampfhaftem Schmerze, und doch dürfte manches ſeinen Prunkſaal gegen dieſes Leidenskämmerlein vertauſchen, denn Gottesengel halten darin Wache: Geduld, Glaube, Gottvertrauen. — Die fünf Söhne ſind keine reichen Herren geworden, aber rechtſchaffene, redliche Menſchen, welche der frommen Mutter Mühe um ſie in treuem Herzen bewahren und den himmliſchen Vater um Segen für ſie anrufen. Sie durfte ihn auch in aller Schwäche und Bangigkeit ſtets neu an ſich erfahren: ſie mußte auch jetzt noch nicht das Betteln lernen, denn am Nötigſten fehlt es ihr nie. Die Sabine iſt ſeit Jahren tot, und ihr beſcheidenes

Erblein iſt unter den vielen armen Erben lange verteilt und verzehrt — aber jenes Hochzeitgeſchenk iſt jetzt der Margaret Herzenstroſt.

Auch manchen lieben Krankenbeſuch mit herzlichem Zuſpruch erhält die Margaret. Beſonders hoch ſchlägt ſie es an, daß der wohlwollende Pfarrer öfters bei ihr einkehrt; während der Unterhaltung mit ihm glänzt das matte Auge und glätten ſich freundlich die Schmerzenszüge ihres Geſichts. Als er ihr in der Paſſionswoche die letzten Reden des Heilands las und an die Stelle kam: „So oft ich euch geſandt habe ohne Beutel, ohne Taſche und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt?“ da faltete ſie freudig die Hände und ſprach mit heller Stimme: „Herr, nie keinen!“

Von ihrem Manne hat ſie ſeit lange, lange nichts mehr vernommen; aber ſie hofft im ſtillen, daß ihr inniges Gebet für ihn nicht vergeblich ſein werde, und verziehen hat ſie ihm längſt.

Laßt uns hoffen, daß die Leidenstage der Armen nicht zu lange mehr währen mögen! Sie hat hienieden ihren Lohn noch nicht dahingenommen.

Und eine Stunde mag kommen, wo der Reichſte und Glücklichſte unter uns ſeine fröhlichſten Augenblicke gern hingeben würde um das ſelige Sterbeſtündlein der armen Margaret.

III.

Die Lügenkäther.

Das Mittelalter hat trotz ſeiner barbariſchen Geſetze mehr Nachſicht und Humor für Originale gehabt als unſer nivellierendes Zeitalter. Till Eulenſpiegel, deſſen ſämtliche Streiche doch am Ende darauf hinausliefen, andern einen Schabernack zuzufügen, iſt im Leben belacht, im Tode mit Ehren beſtattet und nach dem Tode noch in Druck und Bild verewigt worden; die Lügenkäther aber, die nicht viel Schlimmeres gethan, iſt in Verachtung im Zuchthaus geſtorben; fragt ſich nun, welche Auffaſſung die richtigere iſt.

Die Käther*) wäre ſicherlich ein ergiebiges Studium für Doktor Scheve geweſen, denn ein auffallenderes Beiſpiel eines angeborenen, faſt unvertilgbaren Hanges als ihre Lügenluſt iſt mir nie vorgekommen. Sie hat nicht gelogen, um irgend einen Zweck für ſich zu erreichen, gar ſelten hat ſie auch nur vorübergehenden Vorteil davon gehabt; nein, ſie log, rein um zu lügen, und weder Strenge noch Güte konnten ſie je davon abbringen. Freilich fürchte ich, die letztere ſei gar wenig bei ihr verſucht worden; ſie wuchs auf als ein Kind der Armut und Schande, verachtet und verſäumt, und wenn es eine Löſung gibt für das pſychologiſche Rätſel, das ſie darbietet, ſo liegt ſie wohl nur in ihrem Drang, ſich durch ihre Lügen wenigſtens augenblicklich wichtig zu machen.

Bis zu den erſten Anfängen läßt ſich ihre Lügenkrankheit nicht verfolgen; auf ihren Schulzeugniſſen ſtand zwar alljährlich: bedenklicher Hang zur Unwahrheit; aber einzelne Fälle wurden doch erſt bekannt, als Käther der Oeffentlichkeit, d. h. den Gerichten übergeben wurde. Nur wenige Beiſpiele unter den vielen, die man ſich von ihr erzählte, ſind mir noch gegenwärtig; aber ſie reichen hin zum Beleg für ihre ſeltſame Krankheit.

---

*) Katharine.

Der Bauer auf dem Steinhof hatte einen reichen kinderloſen Vetter in Eßlingen, auf deſſen Erbe ſchon viele ſchöne Pläne gemacht worden waren. Eines Morgens erſchien ein ſchwarzgekleidetes Mädchen auf dem Hof und meldete den Tod des Vetters und ihren Auftrag, zur Leiche auf den folgenden Tag zu laden. Der Schmerz war mäßig; doch wurden in der Eile die ſchwarzen Kleider hervorgeſucht, die Näherin mußte herbei, damit ſie Flor um Hut und Aermel mache. Die Bäuerin beſchloß ſelbſt mitzugehen, auch Hanneſle und Peter ſollten mit, weil es ſo ſchön ausſehe, wenn Kinder „in der Klag“ vorausgingen. Man nahm beim Krämer noch eine Zitrone, mit Nägelein beſteckt, mit und ſtellte ein Kiſtchen hinten aufs Bernerwägele, im Fall man die wichtigſten Sachen gleich aufpacken dürfe.

Unter erbaulichen Geſprächen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und wie man eben nichts mitnehmen könne im Tod, und unter Beratungen, ob man des Vetters Geld vorerſt in Zins thun oder gleich Güter darum kaufen wolle, erreichte die Familie endlich Eßlingen und fuhr an des Vetters Haus vor. Es war gar ſtill, wie es ihnen bei einem Leichenhaus natürlich dünkte. Der Bauer ſpannte aus und die Bäuerin ſchritt indes mit den Buben in geziemendem Ernſt die ſtillen dunkeln Treppen hinauf und öffnete das Zimmer. Da ſaß der Herr Vetter in ſeinem ſchwarzſaffianenen Lehnſtuhl, vor ſich ein Tiſchchen mit Bier, Brot und einem reichgefüllten Schinkenteller, das hinlänglich ſeine volle Geſundheit beurkundete. Die Buben ſtarrten ihn an mit offenen Mäulern, die Bäuerin ſchrie laut auf: „Ja Herr Jemer! ſind Sie denn nicht geſtorben, Herr Vetter?“ — „Was G'ſchwätz!“ erhob ſich der vom Stuhl, „ſeh ich aus, als ob ich g'ſtorben wär?“ und darauf folgten noch ein paar kräftige Flüche. Die Bäuerin faßte ſich und drückte ſich nun ſehr wortreich über ihr Vergnügen aus, daß der Herr Vetter doch noch am Leben ſei, und erzählte, was ſie geſagt und was ihr Mann geſagt und was die Schwieger geſagt, als ihnen die fälſchliche Todesnachricht vom Herrn Vetter zugekommen, und erſchöpfte ſich in Vorſchlägen zu allerlei ſchauderhaften Strafen, die man der betrüglichen Botſchafterin anthun ſollte.

Der Bauer hatte indes ſchon unten erfahren, wie vergeblich ſeine Reiſe ſei, und benahm ſich von Anfang an geſcheiter; Hannesle machte noch einen großen Unſchick, indem er fragte: „Mutter, krieg ich jetzt kein neu Häs*) aus Herrn Vetters Sonntagsrock?“ Die Püffe, die er bekam, halfen nicht mehr dazu, den Herrn Vetter milder zu ſtimmen, der gar nie an ſeinen Tod gemahnt werden wollte. Die Unterhaltung und Bewirtung fiel äußerſt frugal aus, zumal als vollends des Vetters Haushälterin nach Hauſe kam und den Zweck der Reiſe erfuhr. Die Flöre wurden in der Stille abgethan; die Bäuerin band ſich das farbige Schnupftuch ihres Mannes als Halstuch um, und noch hoch am Tage, in ſehr nüchterner Stimmung, kam die Trauergeſellſchaft nach Hauſe zurück, neben dem Aerger über die vergebliche Reiſe noch mit der ſchweren Sorge im Herzen, der Vetter werde ihnen am Ende das Erben für alle Zeit unmöglich machen. Erſt ſpät kam zur Entdeckung, daß die Lügenkäther von Weindorf die trügliche Bötin geweſen war.

Solche Trauerbotſchaften brachte ſie an verſchiedene Orte zu verſchiedenen Zeiten und wußte dabei die letzten Tage des Hingeſchiedenen und die näheren Umſtände des Todes ſo rührend darzuſtellen, daß alles zuſammen weinte. Ein alter Vater wanderte einmal ſieben Stunden weit zur Leiche ſeines Sohnes, der Mühlknecht war, und wäre faſt geſtorben vor Schreck und Freude, als ihm der Totgeglaubte rüſtig und geſund, luſtig mit der Peitſche knallend, mit dem vollen vierſpännigen Mühlwagen entgegenfuhr.

---

*) Anzug.

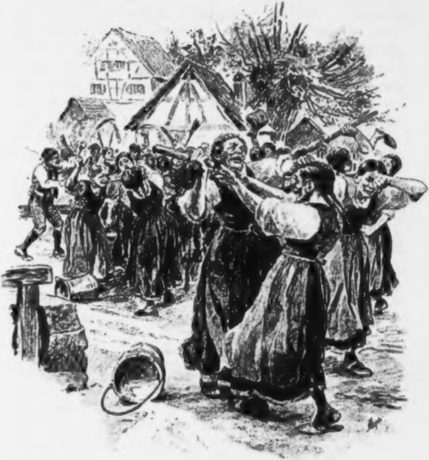
Frau Frey in R. trieb einen kleinen Handel mit Blumen und Gemüſe. Käther kam zu ihr, ſich für die Amtsbötin von Weindorf ausgebend, und beſtellte für die Sternwirtin tauſend Gemüſeſetzlinge und hundert Levkojenſtöckchen; ſie wollte ſie im Augenblick abholen. Die gute Frau ließ ſich's ſauer werden und war ſchlimmer dran als der Rübezahl, bis ſie endlich die tauſend Setzlinge gezählt hatte; ſie legte immer wieder ein paar dazu, damit's nicht zu wenig ſeien. Wer aber nicht kam, das war die angebliche Bötin, und am Abend waren die Pflanzen trotz aller Sorgfalt der Frau Frey jämmerlich verwelkt.

In das Dorf Steinbach kam eines Sommermorgens ein anſtändig gekleidetes Mädchen, die ſich die Tochter des Käſers von Weindorf nannte. Ihr Vater habe eine ungeheure Beſtellung auf Käſe erhalten, da der König nach dem Manöver jedem Soldaten einen Käslaib mit nach Haus gebe. Nun bezahle ihr Vater gern acht Kreuzer für die Maß Milch (ein damals unerhörter Preis), nur möchten ſie die Weiber alle in eine große Kufe zuſammenſchütten; in einer Stunde komme ihr Vater mit einem Faß, um ſie zu holen. Nun ſtrömte es mit Milch von allen Seiten herbei; die Käſerstochter ſtand mit einem Papier daneben, notierte die Namen und die Quantität Milch, die jede brachte; dann ging ſie eilig fort, um den Vater zu benachrichtigen, daß er gleich komme.

Der Käſer kam nicht, die Milch ward ſauer; man ſchickte einen Expreſſen ab, den Käſer zu holen; der kam mit der Botſchaft zurück, daß alles erlogen ſei. Der Käſer zu Weindorf habe gar keine Tochter, es werde die Lügenkäther geweſen ſein.

Die empörten Weiber ſchlugen ſich vor der Milchkufe faſt tot im Kampf um den Anteil an Rahm, der jeder gebühre; mehr als die Hälfte ging bei der Schlacht zu Grunde, und faſt hätte man Militärmacht gebraucht, um die Balgerei zu ſchlichten, in die ſich auch die Männer gemiſcht hatten.

Die Käther durfte froh ſein, vor der aufgeregten Volkswut im Gefängnis geborgen zu werden; wenn man den Stein-



bachern die Lynchjuſtiz überlaſſen hätte, wäre ſie ſchlimm weggekommen.

In einem Dienſt behielt man ſie natürlich nicht, da ſie in keinem das Lügen laſſen konnte. Sie kam zuerſt ins Ortsgefängnis, dann ins Kreisgefängnis; dann avancierte ſie wegen wiederholter Rückfälle ins Zuchthaus. Auch dort that ſie ihr möglichſtes im Lügen. Anfangs entdeckte ſie vorgebliche Komplotte; als ihr das gar zu ſchlimm bekam, beſchränkte ſie ſich darauf, abenteuerliche Träume zu erzählen und die Mitgefangenen gegeneinander zu verhetzen.

Sie war für keine Art von Vorſtellungen empfänglich, hat nie Beſſerung verſprochen noch gehalten. War ſie aus dem Zuchthaus frei, ſo ſuchte ſie ſo bald als möglich aus dem Heimatort, in den ſie konfiniert war, und wo die allgemeine Verachtung auf ihr laſtete, zu entweichen, und trat dann in entfernteren Gegenden wieder irgend einen Lügenzug an. Ein Beiſpiel ihrer Fertigkeit, das ziemlich heiter endete, will ich zum Schluß noch anführen.

Ein Pfarrer vom Schwarzwald, den eine Familienangelegenheit in die Reſidenz geführt hatte, begegnete daſelbſt mit Erſtaunen einem reichen Hofbauer aus ſeinem Dorf, der ſonſt unzertrennbar mit ſeinem Grund und Boden verwachſen ſchien. „Was thut denn Ihr hier, Braun?“ fragte er verwundert, „und dazu noch Eure Frau?“ — „O, Herr Pfarrer, wir haben einen traurigen Anlaß; unſer Hansjörg, der hier Soldat iſt, hat uns verbieten*) laſſen, er lieg auf den Tod krank und er möcht' uns nur noch einmal ſehen. Da ſind wir denn fort miteinander und haben mitgenommen, was aufs Wägele ging, Schnitz und Eier und Schmalz und eine Henne, daß man ihm auch noch eine Güte anthun kann, und jetzt ſind wir auf dem Weg in die Kaſerne; die Füße tragen uns faſt nimmer.“ Das Weib begleitete ſeine Rede nur mit Schluchzen. Der Pfarrer bot ihnen an, ſie zum Sohn zu begleiten. Auf dem Weg zur Kaſerne begegneten ihnen noch da und dort Bauersleute, Väter, Mütter, Ehepaare, und auf Befragen führte alle derſelbe Zweck hierher, einen todkranken Sohn beim Militär zu beſuchen. Dem Pfarrer fiel das als ſonderbar auf, dem Bauern nicht; „'s muß ſcheint's eben eine Viehſeuch' in der Kaſern' ſein,“ meinte er, „das kommt manchmal vor.“

Im Hof der Kaſerne trafen ſie noch einige gebeugte Eltern und ein paar Obermänner und einen Lieutenant, die mit hellem

---

*) entbieten.

Lachen dabeiſtanden. „Wollt ihr auch zu kranken Söhnen?" rief man ihnen lachend entgegen. — „Freilich," entgegneten ſie, empört über die Roheit. — „Nun, gebt mal die Namen an!" kommandierte der Lieutenant. Das geſchah. „Und jetzt, Müller," zum Obermann, „rufen Sie mal die Bengel herbei!" Die Leute wußten nicht, wie ihnen geſchah und wollten gegen die Härte proteſtieren, die Kranken herbeizurufen, als auf einmal in militäriſcher Haltung und geſchloſſener Reihe die Beweinten einhermarſchierten und ihre guten, heimatlichen Dickköpfe unter dem Tſchako den gebeugten Eltern erfreut und verwundert zuwendeten. Nun gab's ein Vergnügen und Erſtaunen und ein Durcheinandergeſchrei, bis jedes erzählen wollte, was man ihm ausgerichtet und was es dabei gedacht und geſagt und was die daheim denken und ſagen werden.

Dem Lieutenant wurde es zu toll; er nahm's auf ſich, den Wiedergeretteten einen Urlaub für dieſen Tag zu bewilligen, und riet ihnen, ſich in einen öffentlichen Biergarten zu begeben, wo ſie Raum und Muße finden würden, ſich auszuſprechen.

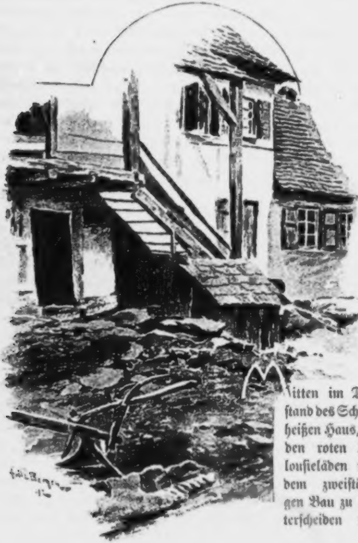
Da zogen ſie denn hin; die mitgebrachten Vorräte für die Kranken wurden zu großem Vergnügen der Geſunden herbeigeholt. Die Freude über das fröhliche Wiederſehen ließ den Aerger über die trügliche Botſchaft nicht zu ſehr aufkommen; ſie öffnete alle Herzen, die Reichern teilten den Aermern mit. Die Frau Wirtin mußte Küchlein backen und der Tag, der den Eltern ſo traurig angebrochen, endete in allgemeinem Vergnügen und blieb den Söhnen lange ein Lichtpunkt in dem einförmigen Kaſernenleben.

Diesmal hatte ſich's die Lügenkäther ſauer werden laſſen; ſie war in einem Tag in mehr als zehn, zum Teil entlegenen Ortſchaften herumgekommen, hatte ſich kaum Zeit zu einem Imbiß genommen und ſelten einen Lohn gefordert. Ein unglückliches Opfer ihres dämoniſchen Hanges iſt ſie noch jung im Zuchthaus geſtorben.

IV.

Streit in der Liebe und Liebe im Streit.

Die Nachbarskinder.



Mitten im Dorf ſtand des Schultheißen Haus, an den roten Jalouſieläden und dem zweiſtöckigen Bau zu unterſcheiden von den Bauernhäuſern, auch wenn der Herr Schultheiß nicht gerade ſein Pfeifchen unter dem Fenſter dampfte. Er war nicht eben was man einen Herrenſchultheiß nennt; er ſtammte vom Dorf und war in ſeiner Jugend hinter dem Dungwagen einhergeſchritten ſo gut wie einer. Aber er liebte jetzt, mit den Herren der Oberamtsſtadt auf vertrautem Fuß zu verkehren; ſein ſelbſtgezogener Wein und die Strauben und Küchlein der Frau Schultheißin ſtanden in gutem Geruch bei ihnen.

Neben des Schultheißen Haus ſtand ein ſehr anſpruchsloſes Bauernhaus, einſtöckig, mit geteilter Thüre, deſſen ſtattliche Scheune, in welcher der Dreſchertakt noch bis Lichtmeß tönte, allein beurkundete, daß es einem „rechten“, das heißt vermöglichen Mann gehörte. Hinter dem Haus lag ein Gärtchen, mit Salat und Krautſetzlingen bepflanzt, auch mit etlichen Sonnenblumen geſchmückt; der Eingang aber führte zwiſchen einer Gülle und Dunglege zur Hausthür, wie das ſchon zu des Aehnes Zeiten geweſen war. Zwar war „iabott“ (jezuweilen) ein Kind des Hauſes in die Gülle gefallen; weil aber noch keines darin ertrunken war, ſo dachte niemand daran, die Sache zu ändern, der jetzige Beſitzer des Hauſes am wenigſten. Seine Buben ſollten aufpaſſen lernen und ſein Töchterlein, die Lisbeth, war ein geſetztes und vorſichtiges Kind, dem nicht ſo leicht ein Unſchick begegnete.

Des Schultheißen einziger Sohn hieß Georg, ein aufgeweckter Burſch, aber ein durchtriebener Schelm und ſo übermütig und mutwillig, wie nur je der Sohn eines Machthabers, zumal, wenn er der einzige iſt. Wenn ihn die Würde ſeines Vaters auch nicht vor gelegentlichen Prügeln ſicherte, ſo wäre er ohne dieſe Würde gewiß ſchon lange totgeſchlagen worden; denn alle Streiche, die Simſon vorzeiten den Philiſtern geſpielt, ſind nichs gegen die Poſſen, die er, wenn ihn ſeine tolle Laune ankam, an Freunden und Feinden verübte.

Was war nur das für eine Geſchichte, als er an einem ſtillen Nachmittag, wo die Leute auf dem Felde waren, ſämtliche Schweine losließ und von dem oberen Boden aus der blutigen Schlacht zuſah, die es abſetzte, bis jeder Eigentümer das ſeinige wieder gefunden hatte!

Und wie er's angegriffen hatte, der Frau Müllerin ihre Staatshaube mit den handfeſten Roſenknoſpen und krebsroten Bändern zu ſtehlen, das weiß kein Menſch; aber aus dem Kamin des ärmlichen Häuschens, das die blutarme Schweſter der Müllerin bewohnte, ragte eines ſchönen Morgens eine lange Stange mit einem Strohkopf, auf dem das obgedachte Prachtſtück ſaß. Einem reichen Weingärtner hatte er im Herbſt Fiſchlein in die Weinbütte praktiziert, was dieſen in den ſchlimmen Verdacht brachte, daß er ſeinen Wein mit Flußwaſſer vermehre, und dem Bäcker eine Brille auf den Laden genagelt, damit man ſeine Wecklein dadurch ſehen könne: — kurz, es gab wenige im Dorf, die nicht ein Stücklein von ſeinem Mutwillen erzählen konnten. Und doch war ihm im Grunde keiner feind, wohl aber ſtimmten alle darin überein: „Der ſtirbt keinen rechten (natürlichen) Tod.“

Lisbeth, ſeines Nachbars Kind, hatte nicht am wenigſten von ſeinem Mutwillen zu leiden, und doch trugen die Streiche, die er ihr ſpielte, ſtets ein gewiſſes chevalereskes Gepräge, freilich Chevalerie in ihren roheſten Uranfängen. Es war einmal Familienfeſt bei Schultheißens, das heißt, das große Schwein wurde geſchlachtet. Lisbeth blieb zufällig unter der Hausthür ſtehen. „Willſt ums Würſtle ſingen?“ rief ihr Georg herüber. Lisbeth trat beleidigt zurück; das ſollte man ihr nicht nachſagen, das war Sache der Bettelkinder. Wie ſie aber abends ſich an die Kunkel ſetzen wollte, war ihr ſchönes rotſeidenes Band geſtohlen und die Kunkel dafür mit Bratwürſten umwunden. Als ſie einmal ihr Vieh zum Brunnen treiben wollte, waren ihr andre zuvorgekommen und wollten nicht Platz machen; da bemerkte Georg ihre Verlegenheit und brach wie der raſende Roland mit lautem Geſchrei unter das Vieh der andern, das wie toll nach allen Seiten hinausſprang, ſo daß durchs ganze Dorf ein Rennen und Zetergeſchrei anging, und führte ſiegreich Lisbeths Kühe zum Brunnen. Er ſtahl auch der Frau Pfarrerin die ſchönſten Roſen, um ſie Lisbeth zum Kirchgang zu bringen; dieſe aber, die den Diebſtahl ahnte, wies das Sträußchen patzig zurück, und Georg warf zur Rache die Fenſter ihres Kämmerleins mit den ſchönſten Aepfeln ein, die ſeine Mutter noch als Rarität geſpart hatte.

Streit in der Liebe.

Die Kinder wuchſen zu Leuten heran, Georg als ein ſtämmiger, etwas unterſetzter Burſch mit offenem, friſchem Geſicht, Lisbeth als ein feines, ſauberes Mädchen, ſchlank von Wuchs und gar pünktlich und ſorgſam in ihrem Anzug, der aber um keine Linie die Kleiderordnung einer rechten Bäuerin überſchritt. Wie die meiſten Dorfkinder war ſie ſehr frühe in alle materiellen Intereſſen des Lebens eingeweiht worden und wußte den Wert des Beſitzes als Kind ſchon gar wohl zu ſchätzen. Das Pfarrtöchterlein, deren Elternhaus nie leer von Gäſten wurde, erzählte ihr einmal vergnügt: „Denk' nur, wir haben ſechs Onkel." — „Und mir hent ſieben Säu," rühmte Lisbeth dagegen, ihres Uebergewichts gewiß. Sie war nie mit andern Kindern herumgeſprungen, um ja nicht Kleider und Schuhe zu zerreißen, und je älter ſie wurde, deſto mehr trat dieſer praktiſche Sinn hervor. Man ſagte ihr nach, ſie gehe barfuß, ſobald ſie vor dem Dorfe ſei, um ihre Schuhe zu ſchonen, und wo ſie im Graſen geweſen, da ſei der Boden wie vom Barbier raſiert.

Georg dagegen war ein ſorgloſer, leichtſinniger Burſch, dem alles, was teuer war, am beſten gefiel und am beſten ſchmeckte, raſch, hitzig und unbedacht, ein „Schußbartle" nach dem Volksausdruck, und geſcheite Leute meinten, er und Lisbeth paſſen nimmermehr zuſammen, ſie ſeien gar zu zweierlei; noch geſcheitere fanden das eben gut: „Die können einander helfen; was er verthut, das kann ſie hereinhauſen."

In Wahrheit konnten die zwei nicht voneinander laſſen, wie oft ſie ſich auch gegenſeitig erzürnten. Georg verhöhnte

Lisbeth, wo er konnte, wegen ihrer Sparſamkeit. Einmal lud er ein Dutzend junge Burſche und Mädchen in ihrem Namen zum Karz (Spinnſtube) ein. Lisbeth ſpann eben im Mondenlicht wie das Waldfräulein, aber nicht aus Romantik, ſondern um Oel zu ſparen; da polterten ihre unerwarteten Gäſte herein und lachten hell auf, als nicht einmal Licht in der Stube war. Georg kam hinterdrein und klärte den Spaß auf; Lisbeth aber mußte, wohl oder übel, Licht anzünden und Aepfelküchlein backen.

Ein andermal kamen drei alte Weiber aus dem Armenhauſe und bedankten ſich gar ſchön bei ihr für Speck und Fleiſch, das ſie ihnen geſchickt hatte. Lisbeth wußte nicht, wie ihr geſchah. Sie führte als einzige Tochter den Haushalt des verwitweten Vaters und hatte die beſtausgeſtattete Rauchkammer im Dorfe; man behauptete aber, ſie laſſe den Vater, wenn er Kraut eſſe, nur riechen am Speck, und habe ſo den ganzen Winter an einer Speckſeite; wie würde ſie nun Bettelweibern Speck und Fleiſch ſchicken! Tödlich erſchrocken ſah ſie in der Rauchkammer nach — da war freilich eine bedeutende Lücke; — das hatte kein andrer Menſch als der Georg gethan! Nehmen konnte ſie den Weibern das Fleiſch nicht wieder, und ſo mußte ſie mit ſauerſüßem Geſicht den Dank für ihre unfreiwillige Großmut hinnehmen.

Der Georg aber ſollte es büßen, und als er nach einer Weile mit pfiffigem Lachen über den Zaun herüberblickte, da ſagte ſie ihm in geläufigem und lichtvollem Vortrag die Wahrheit umſonſt über ſein faules und nichtsnutziges Leben, und verhieß ihm ganz und gar keine lockende Zukunft.

Sonntags drauf wollte Georg auch trutzen, er ſchloß ſich an des Adlerwirts Sohn an und zog an der Lisbeth Haus vorüber, andern Mädchen nach. Lisbeth war nicht vor dem Hauſe und nicht am Fenſter zu ſehen; daheim aber fuhr ſie herum wie unſinnig, und als Georg ſpät am Abend nach Hauſe kam, da hatte ſie ſcheint's noch Geſchäfte im Hausgärtchen, ſie ſah ihn aber gar nicht, bewahre! „Guten Abend!" rief Georg hinüber. — Keine Antwort. „Warum biſt nicht auch ſpazieren gegangen?“ — „Hab' noch gar nicht Zeit gehabt nur zum 'nausgucken, meine Dote iſt hier geweſen,“ ſagte Lisbeth kurz. — „Schön Wetter heut,“ hub etwas verlegen Georg wieder an, der nicht recht wußte, wie er anknüpfen ſollte. — „Freilich,“ ſchnurrte Lisbeth; „wenn man mit ſo ſchönen Jungfern 'rumſpaziert, iſt 's Wetter alleweil ſchön.“ — „So, ich hab' glaubt, du habſt heut gar nichts geſehen; woher weißt du's denn, mit wem ich ſpazieren gegangen bin?“ — „Ha, wenn des Schulzen Bub' des lumpigen Schuhmachers Mädle nachlauft, ſo kann man's erfahren, ohne zu gucken.“ — „Ei, wenn du dich hätteſt ſehen laſſen, hätteſt du mit mir ſpazieren dürfen!“ — „Ich mit dir? nicht mit einer Meßſtang' möcht' ich dich anrühren.“ — „Gelt, was man veracht', das hätt' man gern,“ lachte Georg und ging ins Haus. Am ſelben Abend aber trug er ihr noch den Waſſerkübel heim und half ihr die flüchtigen Hühner einfangen, und der Friede oder doch Waffenſtillſtand war für eine Weile wieder geſchloſſen.

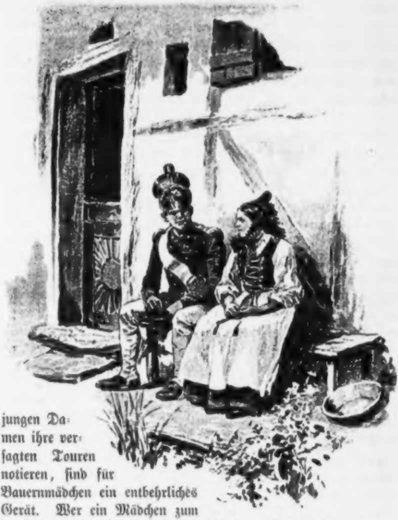
Georg wurde zum Soldaten ausgehoben und gab nicht zu, daß ſein Vater ihn loskaufe; Lisbeth hatte einmal geſagt, als ein ſchmucker Gardiſt durchs Dorf ging: „Da muß man doch Reſpekt haben!“ — „Nun ſoll ſie auch vor mir Reſpekt lernen,“ dachte er und ließ ſich nicht abhalten, obwohl die Leute meinten, ſo ein heißgrätiger Burſch tauge nicht unters Militär, wo man ſich kuſchen müſſe. Er fügte ſich wirklich zum Verwundern, und kleine Exzeſſe in Trunkenheit ausgenommen, hielt er ſich vortrefflich als Soldat; ſein Obermann, der je und je den Herrn Schultheiß beſuchte, meinte: „Wenn wir Krieg hätten, ſo gäbe der einen General nichts deſto Schöners.“ Er war ein freigebiger Kamerad und teilte von dem Zuſchuß zu ſeinem mageren Sold, den ihm der Vater reichlich zufließen ließ, den andern gern mit; ſo war er hoch angeſehen unter den Kameraden.

Lisbeth hatte allerdings Reſpekt, als er in der feinen Uniform, die er ſich aus eigenem Beutel angeſchafft, zum erſtenmal am Sonntag einen Beſuch machte; ſie ſprach im Gärtchen lange mit ihm und geſtattete, daß er ſich zu ihr auf die Hausbank ſetzte. Aber doch war dieſe Militärzeit eine qualvolle für ſie, weil ſie beſtändig von Eiferſucht verzehrt war. Wenn ihr Georg einen Gruß ſagen ließ, ſo war ihre Antwort: „Dem wird's ernſt ſein mit Grüßen! man weiß ja, wie die Soldaten mit den Stadtmägden herumſcharmuzen, wird auch eine haben, die ihm am Sonntag den Dreibätzner in den Sack gibt!" Durch ähnliche Suggeſtivfragen ſuchte auch Georg mutmaßliche Treuloſigkeiten ſeiner Geliebten zu erfahren; — wenn er dann heimkam, ſo hatte er den halben Tag zu thun, bis er ſein Schätzchen verſöhnte, die wegen allerlei eingebildeter Unthaten ſeinerſeits mit ihm trutzte. War das gelungen und ſie begleitete ihn abends auf dem Rückweg zur Stadt, ſo fing ſie ſchon wieder an: „Hätteſt noch nicht nötig, fortzugehen, wirſt eine auf unterwegs beſtellt haben." Oft ward er's auch müde, den Unterthänigen zu ſpielen, eine Rolle, die ohnehin nicht für ihn paßte; ließ ſein ungnädiges Lieb ſtehen und ging in den Adler. Lisbeth blieb dann in irgend einem Verſteck, von dem aus ſie auf das Wirtshaus ſehen konnte, ließ ſich aber nirgends finden, und in den nächſten Tagen ließ ſie ihm durch einen Kameraden ſagen, er ſolle ſich nur nicht einbilden, daß ſie ihn einmal nehme, lieber wolle ſie ins Waſſer ſpringen. Dieſer Groll dauerte bis zu ſeinem nächſten Beſuch, wo er die Wolken vertrieb, um Raum für neue zu bereiten.

Georg beſchloß, dieſem Elend ein Ende zu machen, aber wie? Ans Heiraten konnte er noch nicht denken, und ſie gehen laſſen, das war vollends unmöglich. „Wenn ich ganz gewiß wüßt', daß kein andrer ſie kriegt, ſo wollt' ich ſie meinetweg mein Lebtag nimmer angucken," ſagte er den Kameraden.

Er freute ſich unbändig auf die Kirchweih; Lisbeth war noch immer ſeine Tänzerin geweſen, ſo konnte ſie ihm jetzt, wo er Soldat war, nicht fehlen; da wollt' er ihr einmal ſo recht in Güte ſein Herz ausleeren.

Die Ballregeln auf dem Dorfe ſind ſehr einfach, und die zierlichen, goldeingelegten Büchlein am Gürtel, auf denen unſre



jungen Damen ihre verſagten Touren notieren, ſind für Bauernmädchen ein entbehrliches Gerät. Wer ein Mädchen zum Tanz führt, hat für den ganzen Abend ausſchließlich das Recht auf ſie, und nur ſelten und ungern wird einem andern Burſchen ein Tanz geſtattet; bloß bei Markttänzen oder Hochzeiten herrſcht mehr Freiheit. Dieſe Sitte, die uns ſehr langweilig erſcheint, verleiht dem Tanz etwas Stetes, Ehrenfeſtes und ſchneidet viel Gelegenheit zu Händeln ab.

Verlobung.

Georg hatte über die Kirchweih Urlaub genommen und war, um ſchneller nach Hauſe zu kommen, auf einem Wägelein heimgefahren; unglücklicherweiſe war Schuhmachers Guſtel, ein ſauberes Mädchen vom Dorf, die in der Stadt diente, auch am ſelben Tag den gleichen Weg gegangen, und Georg in ſeiner Gutmütigkeit hatte ſie aufſitzen laſſen. Das beleidigte Lisbeth, die es natürlich für Verabredung hielt, tödlich, und als Georg im ſchönſten Wichs ſie zum Tanz laden wollte, gab ſie ihm ſchnippiſchen Beſcheid und ging mit ihrem Vetter Kaſpar in ganz ungewöhnlichem Staat.

Georg kam ohne Tänzerin und ſetzte ſich in eine Ecke des Saales mit ſeinem Wein, man hörte kein Wort von ihm als den Ruf an die Kellnerin: „Kätherle, noch einen Schoppen Fünfzehner!“ Lisbeth ſah anfangs ſpöttiſch zu ihm herüber, aber ſie erſchrak vor ſeinen wilden Blicken und ſprach lauter und lebhafter, als ihre Art war, mit ihrem Tänzer. Eben als ſie mit Kaſpar einen neuen Hopswalzer anheben wollte, ſtellte ſich Georg in den Weg und ſtreckte den Fuß aus, das tanzende Paar bemerkte es nicht und ſtürzte heftig zu Boden. Kaſpar fuhr wütend auf und packte Georg an der Gurgel; es entſtand ein allgemeines Handgemenge, Geſchrei und Geprügel, Lisbeth war mit blutendem Kopf aufgehoben und heimgeführt worden. Der Wirt und der Schultheiß brachten mit vieler Mühe den Knäuel der Streitenden auseinander; Kaſpar blutete aus der Naſe, Georg hatte eine Beule an der Stirn, wo ihn Kaſpars Fauſt getroffen, und der Wirt meinte, da es bei keinem von beiden einen edlen Teil getroffen, ſo werden ſie ſich im Frieden vergleichen können.

Lisbeth ſaß allein daheim und machte Umſchläge um ihre Stirn, voll Zornes, wie ſie glaubte, über den wüſten Georg, der ſie ſo gezeichnet. Aber ſeltſam! eigentlich war ſie viel beſſer aufgelegt als vor dem Tanz, wo ſie ſo ſchön geſchmückt mit dem Kaſpar ausgezogen war. Freilich trug ſie ein blutig Liebeszeichen an der Stirn, aber ein Liebeszeichen war es doch; Georg hatte mit keiner andern getanzt und des Schuhmachers Guſtel nicht einmal angeſehen! und ihr, ihr allein hatte er den Fuß geſtellt, alle andern Paare waren ihm gleich, die hatte er ungehindert ſpringen laſſen. Aber doch ſann ſie darüber nach, wie ſie ihm das recht vergelten könne.

Da hörte ſie ein gewaltiges Rütteln und einen heftigen Stoß an die verſchloſſene Hausthür, und ehe ſie aufgeſtanden war, um nachzuſehen, ſtand Georg vor ihr. „Und du biſt noch ſo frech und kommſt in unſre Stube, nachdem du mich bleſſiert haſt und in der Leute Mäuler gebracht? im Augenblick geh,“ ſchalt Lisbeth, „oder ich ſchrei', daß es das ganze Dorf hört!“ — „Du ſchreiſt nicht,“ ſagte Georg mit gepreßter Stimme und faßte ſie am Hals mit beiden Händen, „ich will der Plage einmal los ſein. Jetzt gleich im Augenblick ſchwörſt mir, daß du mein Weib werden oder zeitlich und ewig verloren ſein willſt, ſonſt erwürg' ich dich, da auf dem Platz; iſt mir all eins, wenn man mich nachher auch köpft, dann iſt's doch Fried'.“ — „Laß mich!“ ſtöhnte zitternd das geängſtete Mädchen, „biſt ja noch Soldat und kannſt nicht heiraten.“ — „Das laß du mich ausmachen! Zu deinem Vater komm' ich ſchon, bei dir aber bin ich, und wenn d' mir's nicht verſprichſt, ſo mußt ſterben.“

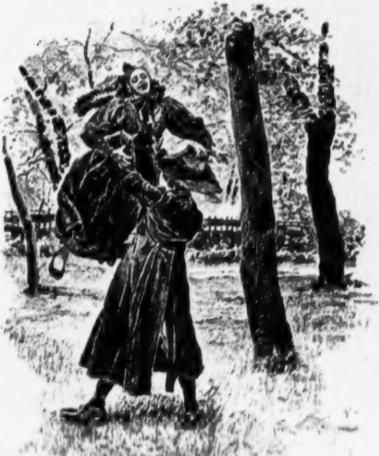
Todbleich mit bebenden Lippen verſprach es Lisbeth, Georg forderte auch noch ein Ehepfand, ſie gab ihm den ſilbernen Trauring der ſeligen Mutter. Kaum hatte ihn Georg am Finger, ſo ſtolperte der Vater auf dem Gang draußen; Georg ſtieg eilig durch das Fenſter hinaus. „Iſt denn noch jemand dageweſen?“ fragte der Vater. — „Des Schulzen Nelling (Kater) war in die Stube geſchlichen,“ ſagte Lisbeth, „ich hab' ihn zum Fenſter hinausgejagt.“ Sie ging in ihre Kammer und legte ſich zu Bett wie an allen Gliedern zerbrochen und von Fieberfroſt geſchüttelt, und doch murmelte ſie vor dem Einſchlafen in ſich hinein: „Und ſo iſt's noch keinem um ſein Mädle geweſen, daß er den Kopf daran gerückt hätt'; ich möcht' nur wiſſen, ob er mich erwürgt hätte!“

Das war die Verlobung.

Es fiel Georg ſehr ſchwer, wieder zum Militär zurückzugehen, wenn er auch ſeiner gewaltſam geworbenen Braut jetzt ſicherer war als zuvor. Da ſtarb unerwartet Lisbeths Vater, und man fand es natürlich, daß Georg ſich vom Militärdienſt losmache und die Waiſe heirate, die auf die förmliche Werbung des Schultheißen ihre Einwilligung gab. Ein feierlicher Handſtreich wurde gehalten, bei dem mit der auf dem Dorf gewöhnlichen Offenheit die gegenſeitige Mitgabe von Georgs Vater und Lisbeths Vormund in Gegenwart des Brautpaares beſprochen wurde. Georg bekam ſein Heiratgut in bar Geld, Lisbeth hatte ihr Vatererbe in Vieh und Aeckern; beide Partien vereinigten ſich in Güte, und es herrſchte zwangloſe Heiterkeit an der Verlobungstafel. Dem Georg war alles recht, er war ſeelenvergnügt und mit der ganzen Welt verſöhnt, dem Kaſpar trank er einmal um das andre zu. Am Abend ging er noch mit Lisbeth in das Baumgut, das zu ihrem künftigen Beſitz gehörte; er betrachtete ſie freudetrunken, wie ſie in der netten ſchwarzen Kleidung, in dem Häubchen, deſſen breite Bänder ihr feines Geſichtchen einſchloſſen, an ſeiner Seite auch einmal freundlich und ohne Widerſtreben ging. „Guck, freſſen möcht' ich dich!“ rief er ſtürmiſch und umfaßte ſie mit einer Gewalt, daß ſie mit leiſem Schauer jener Verlobungsnacht gedachte, und hob ſie hoch empor, leicht wie eine Feder. „Laß mich!“ ſchrie ſie, „willſt mich umbringen wie damals, als der Vater noch dazu kommen iſt?“ Das war keine gute Mahnung, Georg ſetzte ſie ſchweigend zu Boden und ging mit ihr heim, ohne ein Wort zu reden.

Hochzeit.

Nach vier Wochen war die Hochzeit, und alten Leuten ſchien es bedenklich, daß während der Trauung ein ſchweres Ungewitter ausbrach, ſo heftig, daß der Donner faſt die Worte des Pfarrers übertönte. Georg nahm das nicht ſo ſchwer. „Wenn wir wetter-



ſcheu wären, ſo hätten wir einander gar nicht genommen, gelt Schatz?“ rief er nachher lachend der Lisbeth zu.

Als ſie am Altare ſich die Hände reichten, ſuchte Lisbeth die ihrige obenhin zu bringen; das gilt auf dem Land für ein Zeichen, daß man die Oberhand in der Ehe behalte. Georg hatte nicht daran gedacht, als er aber bei Lisbeth die Abſicht merkte, ſo legte er die ſeine obenauf und bald wäre es zu förmlichem Ringen gekommen, wenn nicht ein ernſter Blick des Pfarrers Einhalt gethan hätte. Die Stimmen der Zeugen konnten ſich nicht darüber vereinen, welche Hand oben geblieben ſei.

Lisbeth nahm den Regenſchirm nicht an, den man ihr beim Ausgang aus der Kirche bot. „Aber daß die ihr ſchönes Kleid nicht dauert im Regen!“ meinte eine der Brautjungfern. — „'s bedeutet ja Reichtum, wenn's der Braut in Kranz regnet,“ ſagte die andre. — „Ja ſo, dann glaub' ich's,“ ſprach die erſte lachend.

Georg war glückſelig beim Nachhauſekommen. „So, jetzt mußt me erſt hau (haben)!“ rief er neckiſch ſeiner Braut zu und wirbelte mit ihr in improviſiertem Walzer um den Hochzeittiſch. Er war wieder gut Freund mit aller Welt und warf den Muſikanten Geld zu wie Heu. Lisbeth war ſtiller; ob aber eines von beiden auch nur einen Augenblick die heilige Bedeutung des Tages erwogen, glaube ich kaum.

Der Hochzeittag verlief ohne weitere Störung, als daß Lisbeth hie und da ſcharfe Blicke zur Seite warf, wenn ihr ſchien, daß Georg mit den Brautjungfern zu freundlich thue. Georg ward immer ſeliger, eine Seligkeit, an der freilich der Wein auch Anteil hatte; er verſicherte Lisbeth: „Guck, i bin a guter Kerle, der ällerbeſt' Kerle bin i, mit der Liebe da kann mer mi um en Finger 'rum wickeln.“ Die Braut aber antwortete wenig auf dieſe tröſtliche Verheißung.

Eheſtand.

Ich weiß nicht, ob es einen Unterſchied macht im ehelichen Leben, wenn die Frau den Mann einführt in ihr Haus, während ſonſt der Mann es iſt, der das Haus gründet und das Weib einführt. Edle Seelen werden gewiß immer demütiger im Gefühl, viel gegeben zu haben, und es gibt ſolch angeborenen Adel in allen Ständen; Lisbeth hatte ihn nicht.

Ob ſie es mit der Liebe verſucht hat, die laut Georgs Verheißung ſolche Wunderdinge an ihm thun konnte, weiß man nicht. Sie las zwar, wie es bei ihrem Vater der Brauch geweſen, jeden Tag einen Morgen- und einen Abendſegen, in denen gar oft von Liebe die Rede war; mit dieſem Leſen hielt ſie aber ihre Chriſtenpflicht vollkommen erfüllt und lebte dazwiſchen nach eigenem Gutdünken. Veränderlichkeit hatte Georg ihr nicht vorzuwerfen; denn ſie plagte ihn als Weib ebenſo mit Eiferſucht und griffigen Reden, wie ſie als Braut gethan hatte.

Niemand hat je gehört, daß das Ehepaar einmal einerlei Meinung gehabt hätte. Lisbeth hatte die Stube gelaſſen, wie ſie zu des Vaters Zeiten geweſen war: im Hintergrund der gewaltige Kachelofen mit dem württembergiſchen Wappen, an den Wänden feſtgenagelt die hölzerne Bank, davor ein weiß gefegter Tiſch mit Fußbänkchen, eine Wanduhr in langem Gehäuſe, ein Milchkaſten, ein kleiner Spiegel, der alle Köpfe zu ſpitzen Chineſenköpfen verzog; an Gemälden das über Jeſum ergangene Bluturteil, eine Darſtellung des jüngſten Tages und ein Doktor Luther; dazu zwei hölzerne Stühle mit künſtlich gewundenen Schlangenrücken, das war die ganze Einrichtung, die Lisbeth zu jeder Zeit ſauber erhalten hatte. Georg, des Schultheißen Sohn, dem der Herr Oberamtmann verſprochen hatte, einmal bei ihm einzukehren, hätte gern eine hübſchere, moderne Einrichtung gehabt: ein Kanapee, einen hartholzenen Tiſch, gepolſterte Stühle; ein paar kolorierte Bilder mit dem Herzog Ulrich und Sturmfeder hatte er als ledig ſchon angeſchafft.

Lisbeth willigte durchaus in keine Neuerung, und als Georg dennoch ſich wenigſtens einen Lehnſtuhl anſchaffte, ſtellte ſie den beharrlich in die fernſte Ecke der Schlafkammer, und er mußte ihn jedesmal ſelbſt herbeiſchleppen, wenn er ſich drauf ſetzen wollte.

Georg konnte tüchtig ſchaffen, wenn's ihn ankam; nur hatte des Schulzen Sohn eben gearbeitet, was er wollte und wann er wollte. Von dem Bauern aber erwartete ſein Weib, die ſelbſt bei keiner Arbeit zurückſtand, daß er alles und zu jeder Zeit arbeite. Lisbeth hatte den eigentümlichen Erbhaß gegen Dienſtboten, der ſich je und je bei Frauen aller Stände findet und das Unglück mancher Haushaltung iſt. Nach ihrer Anſicht waren alle Dienſtboten ein abgefeimtes Diebsvolk, alle Taglöhner „faule Freßſäck", ſo ſollte ſo viel wie möglich allein gearbeitet werden. Nach Georgs Geſchmack war das nicht, bei ihm war morgen auch ein Tag; Lisbeth hatte aber ein unerreichtes Talent, ihm am Feierabend oder nachts alles aufzuzählen, was hätte geſchehen ſollen und nicht geſchehen ſei, und das iſt eben keine weſentliche Beförderung der Gemütsruhe. Dadurch, daß Lisbeth beſtändig wegen der Feldarbeit keifte, hatte ſie dieſelbe in Georgs Augen zu ihrer Sache, nicht zu einer gemeinſamen gemacht, und er dachte nimmer daran, daß es ſein eigener Schade ſei, wenn er dem Weibe zum Trotz die nötigſte Arbeit liegen ließ.

„Grob kann ich ſein und das rechtſchaffen," hatte er Lisbeth einmal verſichert, „aber trutzen, das kann ich nicht." Trutzen konnte dagegen Lisbeth meiſterlich und mit ſeltener Ausdauer; ſie übte dieſe Kunſt reichlich: kein Wunder, wenn Georg auch Gebrauch von der ſeinigen machte und grob wurde und das rechtſchaffen. Lisbeth kam ſich die brävſte und die unglücklichſte Frau von der Welt vor, wenn ſie den ganzen Tag ſich's hatte ſauer werden laſſen, und der Mann, der gethan hatte, was er mochte, noch am Abend ins Wirtshaus ging. Georg trank, wie man zu ſagen pflegt, keinen „böſen Wein", er kam als der „beſt' Kerle" vom Adler heim; aber ſie verſtand es, ihn mit ſpitzigen Reden am Ende in eine wahre Berſerkerwut zu bringen. Dann tobte er wohl wie raſend, warf Schüſſeln und

Teller klirrend zu Boden, daß Lisbeth zitternd und regungslos in der Ecke ſaß; aber nie, im heftigſten Zorne nie, hat er Hand an ſie gelegt, obwohl die Mißhandlung eines Weibes nach Dorfgeſetzen für kein großes Vergehen gilt.

So konnte es im Dorf nicht verborgen bleiben, daß das Glück des Paares nicht ſo groß ſei; wehe aber denen, die ſich irgendwie einmiſchen wollten! Georg duldete nicht die leiſeſte Anſpielung auf ſein böſes Weib, und Lisbeth wußte andern Weibern, die etwa ihr Los beklagten und den Georg tadelten, ihre Männer in einer Weiſe zu charakteriſieren, daß ſie keine Luſt zu Fortſetzung des Geſprächs hatten. War Georg krank, ſo pflegte ſie ihn mit einer Sorgfalt, einer Weichheit beinahe, wie ſie auf dem Dorf ſonſt ſelten iſt, ſelbſt ihre Sparſamkeit trat dann in Hintergrund; ſie nahm keine Ausgabe, keine Verſäumnis der Arbeit ſchwer, wenn es um ſeinetwillen nötig war. Georg konnte nie ſehen, wenn ſie ſich mit zu harter Arbeit plagte; freilich that er wenig, ihr die Sorge dafür abzunehmen, aber er hätte gern zehn Taglöhner gehalten, um ihr die Mühe zu erſparen, und wenn er ihr mit einem ſchweren Grasbündel begegnete, ſo nahm er ihn von ihrem Kopfe und trug ihn heim, eine für einen Bauern faſt unerhörte Galanterie.

Trotz dieſer jeweiligen Zärtlichkeit ſank aber doch das Glück des jungen Hausſtandes zuſammen, noch ehe es recht aufgebaut war, und zu derſelben Zeit wankte auch des Schultheißen Haus und that einen großen Fall. Es war von dem Tode ſeines Weibes an, die kurz nach Georgs Hochzeit ſtarb, raſch mit ihm abwärts gegangen. Er hatte gern den Herrn geſpielt, ein Haus gemacht, was auf dem Lande manchmal noch mehr koſtet als in der Stadt, wo viel mit dem Schein abgemacht wird, und wollte immer für reicher gelten als er war, was das ſicherſte Mittel iſt, immer ärmer zu werden. Als der Schaden herauskam, ward ſeine redliche Amtsführung verdächtigt; — er ward abgeſetzt und ſein Vermögen reichte eben zur Deckung des Reſtes und für ſeinen notdürftigen Unterhalt hin.

Einen ſolchen Fall mit Gleichmut oder gar mit Großmut zu tragen, wäre auf dem Dorf, wo der Beſitz die ganze Lebensſtellung des Menſchen bedingt, faſt zu viel verlangt. Lisbeth wollte ihrem Mann nicht eben dies Unglück vorwerfen, aber es ſollte ihn nach ihrer Anſicht fleißiger, ſparſamer, demütiger machen. Georg aber aus falſcher Scham wollte jetzt gerade zeigen, daß er doch noch der Mann ſei, und nahm jeden Tadel Lisbeths als Vorwurf wegen ſeines Vaters Mißgeſchick auf. „Du biſt die Bäuerin,“ ſagte er, wenn ſie ihm ſeine Verſchwendung und Faulheit vorhielt; „mich geht dein' Sach' nichts an, ich bin nur ſo ein Lumpenbub'.“

Mehr als alles aber wurde Lisbeth von einer maßloſen Eiferſucht verzehrt, zu der ihr der Mann in Wahrheit nie Grund gab; ihm waren andre Weiber gleichgültig; wenn er mit ihnen ſcherzte, ſo war es ſeinem Weib zum Trotz oder um ſie zu reizen. Sie aber ſtand oft noch um Mitternacht von ihrem Lager auf und ſchlich ſich vor das Fenſter des Wirtshauſes, um zu ſpähen, ob er der Wirtin oder Kellnerin nicht ſchön thue; er, um Auftritte im Ort zu vermeiden, ſuchte immer lieber ſein Vergnügen auswärts.

Natürlich ging es unter dieſen Umſtänden mehr und mehr rückwärts mit dem Beſitzſtand, was auch Lisbeth thun mochte, um ihn zuſammenzuhalten. Sie wurde darüber immer erboſter, immer griffiger, und er im Trotz des böſen Gewiſſens immer heftiger; keine gute Stunde zog mehr herauf über das gottverlaſſene Haus.

Scheidung.

Einmal ſchien es doch, als ob Georg ſich faſſen wollte; er blieb ein paar Abende daheim, bekümmerte ſich mehr um die Feldarbeit und rüſtete ſich, am nächſten Markttage Frucht in die Stadt zu fahren, weil ſie eben hoch im Preiſe war. Lisbeth ſah es nie gern, wenn er in die Stadt ging, doch wußte ſie, daß ihr Widerſpruch nichts ändere; daher begnügte ſie ſich nur mit Anſpielungen, wieviel von dem Geld wohl in Wirtshäuſern bleibe und was für ſchöne Jungfern er unterwegs werde aufſitzen laſſen. Er erwiderte nichts und machte ſich fertig. Vor dem Abfahren ging er noch hinauf, Lisbeth hatte ſich hinter den Küchenladen geſtellt, um ihn gehen zu ſehen; aber als er kam, rumorte ſie in der Küche, als wäre ſie in vollſter Arbeit. Georg ging hinein und bot ihr die Hand zum Abſchied; das war lange nicht geſchehen, und Lisbeth ſah ihn erſtaunt, faſt traurig an, eine ſeltſame Bewegung zuckte durch ſein trotziges Geſicht. „B'hüt di Gott, ich komm bald wieder,“ ſagte er. — „Ja, wenn's g'wiß iſt,“ ſagte Lisbeth halb im Scherz; „wenn d' um elfe noch nicht da biſt, will ich eben in den Chauſſeegräben nach dir gucken laſſen.“ Das war eiskalt Waſſer auf ſein aufwallendes Herz; er wandte ſich trotzig um und fuhr ab mit lautem Peitſchenknallen, ohne auch nur einmal ſich nach dem Haus umzuſehen, wo Lisbeth noch lange hinter dem Küchelladen ſtand und ihm nachſchaute.

Georg kam am Abend nicht zurück, auch nicht am folgenden Tag. Lisbeths Bruder ging in die Stadt, um nach ihm zu fragen. Er hatte ſeinen Dinkel verkauft, Wagen und Pferde aber im Wirtshaus zurückgelaſſen nebſt einem Brief an ſein Weib. Niemand wußte, wohin er gegangen.

Der Bruder brachte Lisbeth dieſe Kunde und den Brief; ſie zitterte ſo, daß ſie ihn nicht öffnen konnte, er mußte ihr ihn vorleſen; Georg war immer gut in der Feder geweſen. Der Brief lautete:

„Geliebte Eliſabeth!

„Ich gehe fort in die weite Welt, vielleicht wirſt Du nichts mehr von mir hören. Verzeih' Dir's Gott, daß Du mich ſo hinaustreibſt, denn es iſt von Deinetwegen, daß ich fort muß und kann's nimmer aushalten daheim. Es iſt mir wohl bewußt, daß ich meinerſeits auch den Fehler gemacht habe, aber das weiß Gott, daß ich Dir hätte alles zulieb thun können, wenn Du mich mit Liebe behandelt hätteſt. Ich will mich jetzt allein in der

Welt fortbringen, daß ich mir nicht mehr von meinem Weib darf das Eſſen vorwerfen laſſen. Einen andern kannſt Du nicht nehmen, denn wir ſind doch noch Mann und Weib, und ich glaub's auch, daß Du Dich mit keinem einläßt, ich hab' jederzeit mehr Zutrauen gehabt zu Dir als Du zu mir. Wenn Du in eine Not kommſt, ſo laß mich's wiſſen; dem Wirt in Senzheim, bei dem ich eingeſtellt hab', will ich's vermelden, wo ich hingehe. Und leb' wohl, ich trag' Dir nichts nach.

Dein getreuer
Georg.“

Als Lisbeth den Brief gehört und begriffen hatte, daß ihr Mann nicht wiederkomme, warf ſie ſich wie ſinnlos auf die Erde und ſchrie zum Verzweifeln. Verwandte und Nachbarinnen ſammelten ſich, um ſie zu tröſten; der geeignetſte Troſt ſchien ihnen eben die Schlechtigkeit ihres Mannes: „Sei doch froh, daß er fort iſt! dein Sach' wär ja voll hin geweſen bei dem Verthuner.“ Endlich ſtand Lisbeth auf, und ſie, die bis dahin nie geklagt, brach nun in eine Flut von Klagen und Schmähungen über ihren Mann los, daß ſelbſt die beredteſten unter ſeinen Feinden dagegen verſtummten. „So, jetzt hab' ich euch meine Meinung geſagt,“ ſchloß ſie, „ihr alle aber haltet 's Maul über ihn! Meine Sache iſt's allein, er hat keinem nichts zuleide gethan als mir.“ Lisbeth ſuchte vergeblich, von dem Wirt ihres Mannes Aufenthalt zu erfahren; er gab vor, ihn ſelbſt nicht zu wiſſen. Ihr Bruder beſtand darauf, eine Scheidungsklage einzuleiten; ſie weigerte ſich lange und ließ es erſt geſchehen, als ſie hörte, daß ſich Georg dann ſelbſt ſtellen müſſe. Er wurde in den Zeitungen aufgerufen, ſich zur Vereinigung der Sache perſönlich einzufinden, widrigenfalls er wegen böswilliger Verlaſſung geſchieden werde.

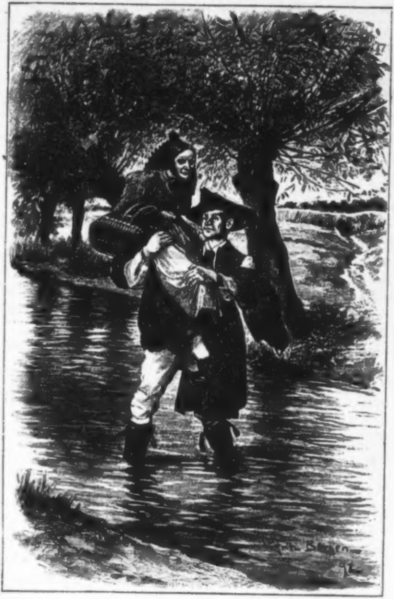
Drei Tage vor dem feſtgeſetzten Termin ſaß Lisbeth in ihrer Kammer, es war Nacht und gar ſtill; Lisbeth blieb immer lange auf, ſie hatte nur wenig Schlaf in den letzten Monaten. Da hörte ſie das Bellen eines Hundes; den Ton kannte ſie, es war der Sultan, Georgs treuer Hund. Das Haus war verſchloſſen, aber das Fenſter noch offen bei dem warmen Wetter; in tödlichem Schreck ſah ſie Georgs Kopf am Fenſter, im Augenblick darauf hatte er ſelbſt ſich hereingeſchwungen. Lisbeth ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, ſo daß der nebenanwohnende Bruder eiligſt herüberkam; er fand ſie zitternd und bleich, wie ſie die Hände vor ſich ausſtreckte und immer ſchrie: „Bring' mich nicht um, bring' mich nicht um!“ Georg aber ſtand ruhig am Fenſter und ſagte: „Was iſt das für ein G'ſchrei? ich hab' ja nur fragen wollen, ob's der da“, auf Lisbeth deutend, „ernſt ſei mit dem Scheiden.“ Lisbeth ſchwieg, der Schwager aber hub an und hielt dem Georg ſein Sündenregiſter vor, ſo bündig und nachdrücklich, daß dieſer nicht viel darauf erwidern konnte. Er that es auch nicht, nur als der Schwager zu Ende war, rief Georg zu Lisbeth hinüber: „Dich frag' ich, du willſt dich ſcheiden laſſen? du?“ Er ſchritt auf ſie zu, ſie ſchrie aber wieder: „Er bringt mich noch um!“ Endlich aber ſagte ſie trotzig: „Du haſt angefangen mit dem Scheiden, wo du fortgegangen biſt; ich bleib' dabei.“ — „So thu' ich's auch,“ ſagte Georg und ging. Er blieb bei ſeinem Vater, der ein elendes Kämmerlein bewohnte; Lisbeth fürchtete ſich und ſchlief die Nacht bei der Schwägerin.

Nach drei Tagen war Lisbeth vor das Oberamtsgericht beſchieden; ſie machte ſich früh am Tage auf, das Körbchen am Arm, ohne das eine Bäuerin nie über Feld geht, wenn auch die Zeiten längſt vorüber ſind, wo eine „Schmierale“ für den Beamten darin lag. Wer ſie ſeit ihrem Hochzeitmorgen nicht mehr geſehen, hätte ſie kaum mehr gekannt: ſchlafloſe Nächte, kummervolle Tage und ein friedeloſes Gemüt hatten dieſe Furchen in dem noch jungen Geſicht gezogen; doch aber war ſie mit ihrer aufrechten Haltung, ihrem ſauberen wohlgeordneten Anzug noch eine ſtattliche Bauersfrau zu nennen; ſie ſprach mit niemand, und ihr Geſicht verriet keine Art von Bewegung, wie ſie ſo geradeaus in ſtetem Schritt ihres Weges ging. Noch war ſie nicht weit gegangen, als ſie hinter ſich fragen hörte: „Wo 'naus ſo früh?“ Die Stimme war ihr nur zu wohl bekannt, ſie brauchte ſich nicht umzuſehen, zumal da auch der Sultan an ihr in die Höhe ſprang. — „Nach Senzheim,“ erwiderte ſie kurz. — „Iſt's auch erlaubt, daß man mitgeht?“ fragte Georg, der ſie eingeholt hatte. — „Der Weg iſt breit, ich hab' ihn nicht im B'ſtand (gepachtet),“ ſagte ſie kurz angebunden. So gingen ſie des Wegs zuſammen, ſie hüben und Georg drüben; aber wie das ſo ging, vor Verlauf einer Viertelſtunde wandelten ſie dicht nebeneinander. „Horch,“ fing Georg an, „ſo, wie ich b'richtet bin, ſcheid't man einen nicht, wenn zwei voneinander wollen, eins von beiden muß den ſchuldigen Teil machen.“ — „Das wird gut finden ſein, wer bei uns der ſchuldige Teil iſt,“ ſagte Lisbeth ſchnippiſch. — „Den ſchuldigen Teil heißt man den, der nicht mit dem andern hauſen will; wenn dann ich aber wieder will?“ — „So will ich nicht,“ ſagte ſie heftig. — „Ja ſiehſt, dann wirſt eingeſperrt, das iſt nichts für ein Weibsbild; da will lieber ich der Schuldige ſein, mir macht's ſo viel nicht aus.“ Lisbeth ſchwieg. Georg fragte nach dem Vieh, den Gütern, ſie gab Antwort, und wer die zwei des Wegs dahingehen ſah miteinander, der hätte gedacht, ein einträchtiges Ehepaar beſorge ſeine Geſchäfte zuſammen.

Sie kamen an einen kleinen Bach am Weg, der vom Regen hoch angeſchwollen war; Lisbeth wollte Schuhe und Strümpfe ausziehen. „Ach, was braucht's den Umſtand!“ ſagte Georg, nahm ſie auf die Arme und trug ſie hinüber.

So kamen ſie zur Oberamtsſtadt, betraten miteinander das Gerichtsgebäude und ſetzten ſich nebeneinander auf die eine Bank in dem Partienzimmer. Lisbeth wurde auf einmal ſehr blaß. „Was haſt?“ fragte Georg, „iſt dir's weh?“ — „Der Schlaf iſt mir, glaub' ich, in Magen gefallen,“ ſagte ſie halblaut. Georg ſprang ins nahegelegene Bäckerhaus und holte alten Wein und Wecken, was ſie wieder zu Kräften brachte.

Sie hatten lange zu warten; endlich rief der Oberamtsrichter den Amtsdiener: „Iſt die Eliſabeth Walter draußen, deren Scheidungsklage anhängig iſt, und hat ſich der Ehemann eingeſtellt?“ — „Draußen iſt kein ſtreitiges Ehepaar, Herr Ober-



„Ach, was braucht's den Umſtand!“ ſagte Georg, nahm ſie auf die Arme und trug ſie hinüber. (S. 390.)

amtsrichter, zwei Leute ſitzen in großer ‚Liberität‘ beiſammen; wird wohl ein Brautpaar ſein, das Sporteln zahlen will.“

Zu großem Erſtaunen des Dieners fand ſich doch, daß das einträchtige Paar die ſtreitigen Eheleute waren, und wer die beredte Schilderung der Lisbeth über das Elend ihres Eheſtandes und die Unthaten ihres Mannes anhörte, konnte auch daran nicht zweifeln. Georg konnte nicht viel widerſprechen, es war alles wahr; nur einmal meinte er, „wenn man ‚falſch‘*) werde bei ſo einer ‚Giftkugel‘, ſo ſei's kein Wunder“. — „Habt Ihr von Anfang an einen Widerwillen gegen die Verbindung mit Eurer Frau gehabt?“ fragte der Richter. — „I, o nein, ſell net! o wie oft hab' ich g'ſagt: Bethle, wenn i di no freſſa könnt! Hätt' i ſe ſelbigsmol no g'freſſa!“ ſetzte er mit einem ſchweren Stoßſeufzer hinzu. — „Ihr habt Euer Weib freiwillig und heimlich verlaſſen und verweigert auch jetzt noch die Fortſetzung der Ehe?“ — „Ja, das thu' ich, ich glaub' nicht, daß ich's wieder preſtieren könnt', wenn ich auch wollt'.“ — „Und Ihr, Eliſabeth Walter, beſteht auf der Fortſetzung der Ehe?“ — „Ich, beſtehen! ja lieber in Neckar ſpringen!“ ſchrie dieſe erboſt, „ich werde ihm noch nachlaufen; jawohl da!“

Vergebens ſuchte ſie Georg durch Winke und Blicke zu bedeuten, daß das ja nur der Form wegen nötig ſei, ſie konnte ſich durchaus nicht dazu verſtehen. Da nun beide Ehegatten auf der Scheidung beſtanden, ſo konnte nach unſern Geſetzen der Scheidungsprozeß nicht voran gehen und der Richter entließ ſie mit einer nachdrücklichen Ermahnung zur Verſöhnung, die ihm bei dem unverkennbaren Intereſſe beider für einander nicht unmöglich ſchien.

Da Lisbeth ſich lange nicht entſchließen konnte, ihrerſeits auf dem Zuſammenleben zu beſtehen und Georg ebenſowenig ſie als den ſogenannten ſchuldigen Teil ins Gefängnis gehen laſſen wollte, ſo zog ſich der Prozeß lange hinaus. Gar manchmal wanderten die zwei noch zuſammen vor Amt, und immer trug

---

*) zornig.

Georg die Lisbeth über den Bach, trug ihr den Korb, bog die Zweige auseinander, die hätten ihr Geſicht ſtreifen können, und hütete ſie vor jeder Gefahr, die ihr etwa auf dem Weg begegnen konnte, und ſtaunend und kopfſchüttelnd ſahen die Leute vom Dorf dem ſeltſamen Paar nach.

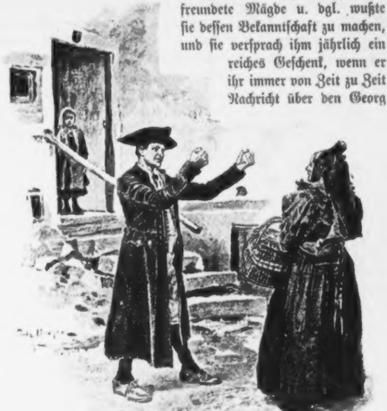
Liebe im Streit.

Es kam endlich doch zur Scheidung; die Geſchwiſter Lisbeths hatten alles gethan, ſie zu fördern, und Georg that nichts, ſie zu hintertreiben. „'s ging nimmer,“ verſicherte er, wenn gute Freunde ihm zuredeten, er ſolle doch nicht ſo dumm ſein und von einem Weibe gehen, die „Sach g'nug“ habe; „'s geht nicht, ich werd' nimmer anders und ſie vollends gar nicht; 's iſt beſſer, wir ſind voneinander.“

Als ſie vom letzten Gange vom Sitz des Gerichtshofs, wo die Scheidung vollzogen worden war, zuſammen heimkehrten, ſagte Lisbeth ſpitzig: „So, jetzt kannſt nehmen, wen du willſt.“ — „Erſt nicht,“ ſagte Georg, „ich bin der ſchuldig Teil, ich darf nicht heiraten ohne deine Erlaubnis.“ — „Ich heb' dich nicht,“ ſchnauzte ſie mit glutrotem Geſicht. — „Du darfſt heiraten, wenn d' willſt,“ ſagte Georg, „aber,“ indem er ſich mit geballten Fäuſten vor ſie hinſtellte, „guck, tot ſchlag' ich dich, maustot, wenn d' einen andern nimmſt.“ Schweigend zogen ſie miteinander nach Haus, bis ſie ſich trennten vor Lisbeths Thüre.

Georg hatte nichts von ſeinem Weibe anzuſprechen, er hatte nicht viel beigebracht und noch weniger etwas errungen. Er hatte immer beſonders gut mit Pferden umgehen können und verdingte ſich nun als Kutſcher zu einer Herrſchaft in der Stadt. Ehe er ging, nahm Lisbeth, die karge Lisbeth, drei Wochen die Näherin ins Haus und ließ ihn mit Weißzeug neu ausſtaffieren. In der Nacht nahm er noch Abſchied von ihr und ſein letztes Wort war wieder: „Tot ſchlag' ich dich, wenn d' einen andern nimmſt.“

Georg war fort und bald erfuhr man, er ſei mit ſeinem Herrn nach Frankfurt. Lisbeth, die einigemal heimlich vor ſeiner Abreiſe in der Stadt geweſen war, hatte das zum voraus ſchon gewußt; ſie hatte auch erfahren, daß der Herr außer ſeinem Kutſcher noch einen jungen Burſchen zur Bedienung mitnehme. Durch allerlei Schleichwege, befreundete Mägde u. dgl. wußte ſie deſſen Bekanntſchaft zu machen, und ſie verſprach ihm jährlich ein reiches Geſchenk, wenn er ihr immer von Zeit zu Zeit Nachricht über den Georg



gebe, über alles, was er thue, und beſonders wenn er weibliche Bekanntſchaften mache; nur die beſtimmte Verſicherung, daß er ihrem Wunſch entſprechen werde, konnte ſie etwas beruhigen.

Dem Georg fiel das Heiraten nicht ein, obwohl ihn Lisbeth mit raſtloſer Angſt bewachte oder bewachen ließ. So oft er in die Gegend kam, kehrte er bei ihr ein und brachte alle Zeit, die er von ſeinem Dienſt abweſend ſein konnte, bei ihr zu. Gewöhnlich ſprang ihm der Sultan voran, und wenn Lisbeth den bellen hörte, kehrte ſie vom dringendſten Feldgeſchäft um und ging nach Hauſe. Die Nachbarn behaupteten, ihr Kamin rauche nur dann recht, wenn der Georg da ſei; ſonſt ſteige das ganze Jahr nur ſo ein dünnes Schwänzle in die Höhe.

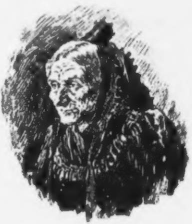
Georg hatte ſehr einträgliche Dienſte, und das Dorf erſtaunte über die reichen Geſchenke, die feinen Tuchkleider, warmen Halstücher und ſeidenen Schürzen, die er der Lisbeth brachte oder ſchickte. Sie machte ihm darüber Vorwürfe: „So kommſt du zu nichts und bleibſt der alte Lump.“ — „Wenn ich nichts mehr hab', ſo verhältſt du mich,“ ſagte er lachend. — „So meinſt?“ — und doch zog ſie mit beſonderem Stolz die Sachen an und hatte nicht Ruhe, bis man ſie darüber berufen und den Staat bewundert hatte.

So ging das lange Jahre fort; Georg hatte keinen Grund zur Eiferſucht, Lisbeth bekümmerte ſich um keinen Mann, die ihrige aber blieb raſtlos wach. Der Fall kam freilich auch vor, daß Georg dienſtlos war, und Erſparniſſe konnte er jetzt noch ſo wenig machen als vorzeiten. Dann nahm er ſeine Zuflucht zu Lisbeth, als ob ſich das von ſelbſt verſtände, und ſie wohnten zuſammen wie in den alten Tagen, bis Georg wieder eine Stelle fand.

Einmal, nach einer längeren Abweſenheit Georgs, in tiefer Nacht hörte Lisbeth vor ihrer Thür das klägliche Winſeln eines Hundes; ſie ſprang aus dem Bette und öffnete: es war der Sultan. Sie dachte an Geſchichten, wo Hunde Hilfe zu Toten oder Verwundeten geholt, und zündete die Laterne an, um zu ſehen, ob der Hund nicht auf eine Fährte leitete; aber er blieb da und hatte, wie's ſchien, keinen Willen, als ins Haus zu kommen; er legte ſich oben ruhig vor Lisbeths Bett nieder, während er ſonſt in luſtigem Aufhüpfen und wildem Hin- und Herſpringen die Ankunft ſeines Herrn verkündet hatte.

„Mein Mann iſt geſtorben,“ ſagte Lisbeth am andern Morgen zum Bruder. — „Ach, was bild'ſt dir ein!“ ſagte der. — „Und ich weiß gewiß, daß er tot iſt,“ verſicherte ſie und rüſtete ihre Trauerkleider.

Nach vierzehn Tagen erſt kam der Totenſchein des Kutſchers, der im Ausland geſtorben war. Das wenige, was er hinterlaſſen, hatte er ſeinem Weibe vermacht. Lisbeth hat von der Zeit an nie mehr helle und farbige Kleider getragen. Sie war noch wohlerhalten und hatte ihr Beſitztum durch Fleiß und Sparſamkeit wieder ſehr gehoben, ſo daß es ihr jetzt noch nicht an Freiern gefehlt hätte. Aber ſie ſahen bald, daß da nichts zu hoffen war. Sie verkaufte ihre Güter und zog ſich in die Hinterſtube ihres Hauſes zurück. Sie iſt ſehr alt geworden. Der Sultan blieb bis zu ſeinem Ende ihr einziger Gefährte, nachher war ſie ganz allein.



Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erſcheinung auf dem Gebiete der religiöſen Prachtwerk-Litteratur iſt:

Von Bethlehem nach Golgatha.

Das Leben unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti nach den vier Evangeliſten.

Mit Bildern von B. Plockhorſt,
Vignetten und Ornamenten von R. G. Kepler und F. Wanderer
und mit Gedichten
von

Karl Gerok.

Dritte Auflage. In feinem Prachtband Preis M. 10.—

◆

Der erhabene Text mit den tiefempfundenen, glaubensinnigen Gedichten Geroks in Verbindung mit den prachtvollen Bildern Plockhorſts haben das Werk eine freundliche Aufnahme in der chriſtlichen Familie finden laſſen und werden dies auch fernerhin thun. Der im Verhältnis zu der überaus ſchönen Ausſtattung ſehr mäßige Preis von 10 Mark dürfte die Erfüllung des Wunſches, ein ſolches Werk im Hauſe zu beſitzen, nicht ſchwer werden laſſen.

Zu beziehen durch die meiſten Buchhandlungen.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein gediegenes Haus- und Familienbuch iſt:

Illuſtrierte Muſikgeſchichte.

Die Entwicklung der Tonkunſt aus früheſten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

Emil Naumann,

weil. Königl. Profeſſor und Hofkirchenmuſikdirektor.

Zwei Bände in Groß-Oktav. Preis broſchiert 15 Mark,
elegant in Ganzleinwand gebunden 20 Mark.

Eine Geſchichte der Muſik von ihren früheſten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den erſten unvollkommenen, unharmoniſchen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meiſter — wirklich ein weitumfaſſendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die dieſen ungeheuren Stoff klar und überſichtlich geordnet und ihn zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeiſterung für die edle Kunſt der Muſik bringt der Verfaſſer in jeder Zeile zum Ausdruck, ſo daß es auch dem der Muſik weniger Naheſtehenden hohe Befriedigung gewähren muß, ſich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne im Zuſammenhange kennen zu lernen.

Zu beziehen durch die meiſten Buchhandlungen.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Dritter Band:

Aus dem Frauenleben.

Erſter Teil.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Aus dem

Frauenleben.

Von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Erſter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart

Vorwort.

Noch lange eh' ich je von einer inneren Miſſion reden hörte, hat mich der Gedanke beſchäftigt, wie not es thäte, daß wir auch in Chriſtenlanden Miſſionare der Zufriedenheit hätten, um den Armen und Verkümmerten, den vom Geſchick Verkürzten die lichten Seiten ihrer Lage zu zeigen, und die alte Wahrheit, daß jeder ſeines Glückes Schmied iſt, im Lichte des Glaubens geläutert und gekräftigt darzuſtellen.

Wohl haben wir längſt eine ſelige Friedensbotſchaft, und wer ſie recht verſteht, der findet in jedem rechten Verkünder des Evangeliums einen Miſſionar der Zufriedenheit. Aber nicht alle verſtehen die Botſchaft vom ewigen Heil auch auf die kleinen Erlebniſſe und Schwierigkeiten des Alltagslebens anzuwenden; warum ſonſt gäbe es noch ſo viele trübſelige Mienen und verdüſterte Herzen, ſelbſt unter ſolchen, die da glauben wollen an jene ewige Friedenskunde?

So wohl es dem Blicke thut, ſich zu ergötzen an heiteren Lebensloſen und glücklichen Herzen, ſo hatte es doch ſtets noch tieferen Reiz für mich, die hellen Punkte in einem dunklen Geſchick zu entdecken: die ſtillen Gottesgaben, durch welche die anſcheinende Härte und Ungleichheit des Geſchicks ausgeglichen wird.

Als Probe ſolcher Entdeckungen, als kleinen Beitrag zu einer Miſſion der Zufriedenheit, teile ich den Inhalt dieſer Blätter mit. Es ſind Darſtellungen höchſt einfacher Erlebniſſe: farbloſe Bilder, zumeiſt aus ſtillen, unbeachteten Lebenslagen entnommen, und ſie können wohl wenig Reiz haben für größere Kreiſe und lebhafte Naturen. Wenn ſie aber auch nur einem Herzen einen Faden bieten, an dem es ſich leichter in einem anſcheinend verwirrten Lebensweg zurecht findet, nur einer Seele einen Wink geben, wie auch in das trübſte Daſein ein Sonnenſtrahl zu leiten ſei, ſo haben ſie ihre Abſicht erfüllt.

Inhalt.

Ein ſonnenloſes Leben 1
Morgen, Mittag und Abend 65
    Am Morgen 67
    Am Mittag 108
    Abendſonnenſchein 150
Die Verſchmähte 159
Unabhängigkeit 219
Der erſte Ehezwiſt 311

Ein ſonnenloſes Leben.

Es werden wohl viele das Leben befragen:
Wo liegt die Oaſe des Glücks und der Ruh?
Nicht ahnend, daß Leiden und langes Entſagen
Auf mühſamem Wege nur führe dazu.
Drum freut euch, ihr, die ihr entbehrt und gelitten,
Ihr ſchweigenden Opfer am Lebensaltar!
Die Palme des Glückes, ſie wird nur erſtritten,
Dann beut ſie den Friedens des Himmels euch dar.
Agnes Franz.

Die Blume ringt nach Sonnenſchein und das Menſchenherz nach Freude. Wie die Blumen für die Sonne, ſo ſind wir zum Glück, zu reinem vollkommenem Glück erſchaffen; dies Bewußtſein, dies Gefühl eines heiligen Anrechts erbt ſich fort und hat ſich fortgeerbt ſeit Jahrtauſenden, auf einer Erde, die noch nie ein ganz vollkommenes Glück gekannt hat.

Und neben dieſem ruheloſen, berechtigten Verlangen nach Glück ſteht die Schrift, die ihre ſeligſten Verheißungen an das Leid knüpft, ſo oft, ſo klar und entſchieden, daß man ſich fürchten ſollte vor dem Tropfen Glück und Wohlergehen, der uns etwa zugeteilt iſt.

Der Glaube löſt dieſen Widerſpruch einfach: über der Erde, deren Mängel und Prüfungen uns läutern, uns erſt die rechte Sehnſucht wecken ſollen nach Frieden und Erlöſung, zeigt er uns eine Heimat voll Freude und Seligkeit, in der das tiefſte Verlangen volle, reiche Befriedigung findet.

Wie aber hienieden die Sonne über Berg und Thal ſcheint, ſo iſt gewiß auch hier ſchon jedem Herzen ein Maß von Glück und Freude beſchieden. Arme und Unglückliche ſehen ſo gerne Mangel oder Leid ſchlechtweg für einen Hauptſchlüſſel zur

Himmelsthür an; ſie bedenken nicht, daß ihr Unglück ſie noch gar nicht geläutert hat, wenn ſie nicht fähig ſind, die kleinſten Sonnenblicke des Lebens zu finden und zu fühlen; wer hier nicht gelernt hat, ſich zu freuen, der bringt wohl kaum ein Herz hinüber, das der ewigen Freude fähig iſt.

Aber es iſt oft ſchwer, zum Lichte zu dringen; nicht alle Blumen ſind in ſonnige Beete gepflanzt.

Ein ſonnenloſes Beet war es denn auch, in dem eine bleiche Blume erblühte, die nicht zur Freude beſtimmt ſchien.

In dem Hinterhaus eines engen ſchmutzigen Gäßchens, dem man nicht anſah, daß es zu einer ziemlich angeſehenen Handelsſtadt gehörte, wohnte ein ehemaliger Beamter, nun Winkeladvokat im vollſten Sinne des Worts. Er war hierher gezogen, nachdem er eine Strafe wegen unredlicher Amtsführung erſtanden hatte, und lebte von kleinen Schreibereigeſchäften, wie ſie ſich eben noch finden wollten für einen Mann befleckten Namens.

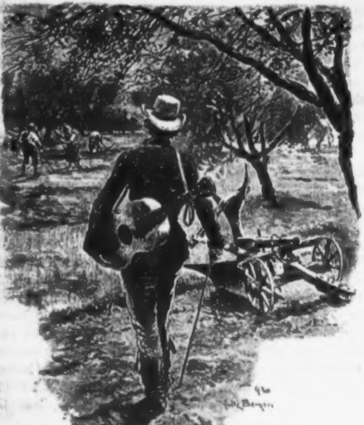
Sprößer, ſo hieß er, war müde geworden, über die Urſachen ſeines Unglücks, wie er es nannte, zu brüten, die er in allem, nur nicht in ſich ſelbſt ſuchte. Das Bedürfnis nach Erholung, nach Zerſtreuung ſeiner quälenden Gedanken an Einſt und Jetzt, ſuchte er in Geſellſchaften zu befriedigen, wo er ſich nicht zu ſchämen brauchte, ja, wo er ſich noch eine Art von Anſehen geben konnte: unter liederlichen Familienvätern, verdorbenen Handlungsdienern und bankerotten Kaufleuten, wo jeder in der Erbärmlichkeit des andern den wirkſamſten Troſt für ſeine eigene fand.

Das war Berthas Vater; um ihre Mutter zu begreifen, muß ich mit der Großmutter beginnen. Die war einſt ein ſchönes, ſtolzes Bauernmädchen geweſen, eine reiche Erbin, der Stolz des Dorfes, umworben von Müllern, Hofbauern, kurz allen ländlichen Größen der Umgegend. Unter dieſe Bewerber, für deren keinen ſich noch die ſchmucke Annemarie entſchieden hatte, trat plötzlich der junge Dorn, ein gebildeter Landwirt, der ſich in der Nachbarſchaft ankaufen wollte. Er hatte ſchon in verſchiedenen Fakultäten ein teures erfolgloſes Lehrgeld bezahlt, ehe er beſchloſſen, zur Mutter Erde zurückzukehren und ſeinen Kohl zu bauen; er war ein ſchöner Mann, trug einen polniſchen Rock und einen großen ſchwarzen Bart und hatte freie gewinnende Manieren, die in allen Kreiſen ſein Glück machten.

Wenn er um Annemarie warb, ſo waren es nicht materielle Gründe allein; er fand wirkliches Wohlgefallen an dem hübſchen, friſchen Mädchen, er fand Reiz darin, ihre zahlreichen ländlichen Bewerber aus dem Feld zu ſchlagen, und er freute ſich des idealen Plans, ſie zu ſich heranzubilden. Unmöglich ſchien das gar nicht, ſie war ein geſcheites Mädchen und verſicherte ihn, daß ſie „auch gern in den Büchern leſe“. So hatte er ihr denn als junger Ehemann alle Abend aus dem Schiller vorgeleſen, unbeirrt davon, daß ſie alle Abend regelmäßig feſt einſchlief; nur als ſie der Frau Pfarrerin erzählte, ihr Mann leſe ihr ſo eine ſchöne Geſchichte vor, ſie heiße Karl Moor, man wiſſe aber nicht, ob man dabei lachen oder heulen ſoll, es werde wahrſcheinlich verlogen ſein, dachte er, er wolle lieber mit Vorleſen inne halten und ihr ſelbſt das Leſen überlaſſen. Er ſchenkte ihr Körners Werke und freute ſich ein halb Jahr darauf, ſie einmal mit dem Buche zu treffen. „Was leſen Sie Schönes, Frau Nachbarin?“ fragte der miteintretende Pfarrer, „was für ein Werk haben Sie da?“ — „Lebensumſtände,“ antwortete ſie mit großer Beſtimmtheit. — „Lebensumſtände?“ fragte der Pfarrer und nahm das Buch in die Hand. Ja ſo! da ſtand auf den erſten zwei Seiten: Lebensumſtände Theodor Körners, und darüber hinaus hatte die gute Frau noch nicht geſehen.

Dorn gab die Bildungsverſuche auf und ließ Annemarie ſchalten und walten und regieren in Hof und Haus; das war ihr Element und ſie befanden ſich beide trefflich dabei. Die praktiſche Einſicht der Frau machte gar oft gut, was ſeine theoretiſche Weisheit beinahe verdorben hätte: ſuchte er in Geſellſchaft, die ſie jedoch ſelten beſuchte, die Lücken ihrer Bildung zu decken, ſo rettete ſie ihn durch kluges Dazwiſchentreten gar oft vor dem Spott des Geſindes, wenn er wieder etwas Verkehrtes „aus dem Büchle“ anordnete, wie ſie's nannten.

Für die Landwirtſchaft war ſie entſchieden tauglicher als er. Wenn er die erſten Lenzdüfte atmete und ſeinen Uhland und Körner holte, um in Frühlingsliedern zu ſchwelgen, ſo dachte ſie ans Düngerſpreiten; als er einſt ſeine Arbeiter beaufſichtigen wollte, dabei zum Divertiſſement auf dem Weg die Guitarre mitnahm, und ſo gleich einem Troubadour die Wieſe betrat, traf



er ſeine Frau aufgeſchürzt inmitten der Leute ſtehend und in Arbeit, nicht wie eine idylliſche Schäferin, ſondern wie eine tüchtige Magd.

Uebrigens reſpektierte ſie ſeine Bildung und er ihre praktiſche Einſicht, eines fügte ſich ins andre, gab nach oder ließ gewähren, und ſo gab es eine friedfertige Ehe, wie es viele gibt, in der jedes ſeinen eigenen Weg geht, wo aber ein tieferes Verſtehen unmöglich iſt. Das eine Bindemittel, das auch die verſchiedenſten Bildungsſtufen ausgleicht, ein gemeinſamer Glaube, fehlte dieſem Bund; der angelernte Glaube der Väter wurde bei ihr nicht zum Leben, und er hatte ſich eine Art bequemer Studentenreligion zurecht geſtutzt.

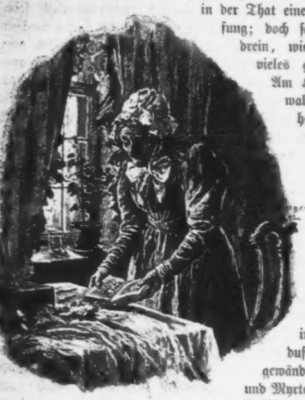
Aus dieſer Ehe ſtammte ein Sohn, der frühe ſtarb und eine einzige Tochter, die wir als Frau Sprößer in ſo trauriger Lage wiederfinden. Der Vater, der doch zuzeiten die Lücken ſeiner Ehe ſchmerzlich empfand, wollte der Tochter geben, was er an der Mutter vermißte, und ſparte nichts an des Mädchens Erziehung. Eine franzöſiſche Gouvernante mußte ins Haus, ſobald das Kind leſen lernte; das war eine höchſt unbequeme Sache für die Mutter, da die Demoiſelle von ihr eben keine Silbe verſtand, ſo laut ſie auch an ſie hinſchrie. Sie ließ ſie ihrer Wege gehen und ſo bildete die Kleine mit ihrer Bonne bald einen eigenen Staat im Haus, in den allenfalls der Vater noch aufgenommen wurde; alle Fäden aber, die Mutter und Kind zuſammenknüpfen, brachen allmählich, und die Tochter blieb von zarter Jugend an mit ihren Pflichten und Intereſſen dem Vaterhauſe gänzlich fremd, auch mit ihren Freuden; denn die Bonne verſtand es nicht, das Kind für die einfachen Genüſſe des Landlebens empfänglich zu erhalten. So oft es möglich war, führte man ſie zur Stadt, ins Theater, in Konzerte, und als ſie gar im ſiebzehnten Jahr aus einer franzöſiſchen Penſion zurückkam, wo ihre Bildung vollendet worden, da mußte ſich die gute Mutter oft beſinnen, ob das in Wahrheit ihre Tochter ſei, und die einfachſte Anerkennung des kindlichen Verhältniſſes nahm bei Karolinen das Anſehen einer gewiſſen Herablaſſung an. In des Hauſes untern Räumen da ſchaffte und wirkte die Mutter im Schweiß ihres Angeſichts, kochte für die Taglöhner, verſah die Arbeit der Mägde, wenn ſie auf dem Felde waren; oben aber war hinter gemalten Rouleaux das Zimmer des Fräuleins, wo ſie unter Büchern, Muſikalien und Stickereien die Zeit hinbrachte, bis die Stille des Landlebens durch einen Beſuch aus der Stadt unterbrochen wurde. Dann hatte die Mutter wieder zu rennen mit der Bewirtung: „Nicht wahr, Mutter, du ſorgſt bald für den Kaffee, und machſt ihn recht ſtark und ohne Cichorie? Und nicht wahr, Mutter, du läßt das Gouté in die Laube bringen und läßt Lene geſchwind noch buttern, und Johann darf doch bälder heim vom Feld und die Gäſte heimführen?“ So bat und kommandierte das Fräulein, ohne Ahnung, daß ſie die Mutter, der ſie in Liebe hätte dienen ſollen, zur Magd mache.

Karoline war eben nicht verbildet, ſie hatte kein ſchlechtes Herz, aber ſie war all ihr lebenlang gewöhnt worden, ihr eigener Mittelpunkt zu ſein; außer ihren Lehrſtunden, die ſich doch auch wieder nur auf ſie ſelbſt bezogen, hatte ſie kein „Muß“ gekannt, und weder im Ernſt der Pflichterfüllung, noch in dienender Liebe waren ihre Kräfte geübt worden.

Die Mutter fühlte das oft ſchmerzlich, ohne ſich klar darüber zu werden; die Entfernung vom Gatten hatte ſie nie ſo ſchwer empfunden wie die Kluft, die ſie von ihrem Kinde trennte. In dieſem ſtillen Herzeleid, das niemand bei ihr ahnte und dem ſie keinen Ausdruck geben konnte, hatte ſie Troſt geſucht bei dem, der keinen Unterſchied der Bildung kennt, der den Einfältigen offenbart, was den Weiſen und Klugen verborgen bleibt, und ſie hatte ihn gefunden. Das wäre nun ein neues Band geweſen an ihres Kindes Herz; aber ſie wußte nicht, wo und wie ſie es anknüpfen konnte, und die herzlichen Ermahnungen, zu denen ſie hie und da den Mut faßte, nahm Karoline ziemlich geduldig und gleichmütig auf; man konnte deutlich auf ihrem hübſchen Geſichtchen den Gedanken leſen: man muß die gute Frau reden laſſen.

So blieb Karoline ein Gaſt im Vaterhauſe, und wie alle ſelbſtſüchtigen Gemüter war ſie nie befriedigt, trotz aller Opfer, die ihr gebracht wurden. Die Landwirtſchaft war ihr ein Greuel; ein Leben, wie es ihre Mutter führte, dünkte ihr eine halbe Hölle; denn ſoviel begriff ſie doch, daß die Frau eines Landwirts nicht ſo ganz die Dame ſpielen darf, wie allenfalls ſeine Tochter. So nahm ſie mit Freuden die Hand des Herrn Sprößer an, der nach einem Garçonleben voll üppiger Genüſſe ſich endlich herabließ, eine Ehe zu ſchließen, die ihm die Ausſicht gab, alle ſonſtigen Komforts nun mit einer hübſchen, jungen Frau zu genießen.

Nicht einmal dies Ereignis führte das Kind ans Mutterherz; man hatte freilich die Mutter zu Rate gezogen, aber wenig Gewicht auf ihr Urteil gelegt. „Er iſt ein gar ſauberer Mann,“ meinte ſie, „und ſo eine ſchöne Größe! Aber ich habe ihn nie in der Kirche geſehen; weißt du denn auch, Karoline, ob er dir mit redlichem Herzen helfen will, den Weg zum Himmel zu ſuchen?“ — „Der iſt ziemlich klar, Mutter,“ meinte Karoline mit großer Beſtimmtheit; „und nach dem Kirchgehen läßt ſich die Frömmigkeit gar nicht bemeſſen, es gibt eine religiöſe Anſchauung, die weit höher ſteht.“ — „Aber ich meine,“ begann ſchon etwas eingeſchüchtert die Mutter, „ein Beamter ſollte ſchon wegen des guten Beiſpiels fleißig zur Kirche gehen . . .“ — „Aus bloßer Kondeſcendenz ginge Ferdinand vollends gar nicht!“ fuhr Karoline auf. „Das wäre erſt Entweihung!“ Nun wußte die Mutter nicht, was Kondeſcendenz ſei und war darum lieber ſtill. Kurz, die Heirat wurde geſchloſſen. Herr Sprößer war ganz charmant gegen die Schwiegermama, ſo charmant, daß ihr immer dabei ein innerer Aerger aufkochte, ſie wußte ſelbſt nicht warum, weshalb ſie ihm ſtets kurze trockene Antworten gab. Er brachte ihr ein farbiges Seidenkleid und Karoline ſelbſt machte ihr eine Blondenhaube auf die Hochzeit; damit waren gewiß alle Pflichten gegen die „gute Frau“ erfüllt, die ſich faſt keine Ruhe mehr gönnte und Tag und Nacht zwiſchen Leinwandballen und Nähterinnen waltete, tief betrübt, wenn ihre



langgeſparten Schätze oft erſt nicht fein und ſchön genug gefunden wurden. Daß ſie Sofa und Seſſel aus der Möbelhandlung kaufen ſollte, wo kein Menſch wiſſe, was darin ſei, anſtatt einen Sattler mit ſechs Geſellen ins Haus zu nehmen, dem man doch auch auf die Finger ſehen konnte, das war ihr in der That eine ſchwere Prüfung; doch ſchickte ſie ſich drein, wie ſie ſich in vieles geſchickt hatte. Am Hochzeitmorgen wallte ihr Mutterherz über und ſie ſchlich in ihrer Tochter Zimmer; nur einmal wollte ſie mit ihrem Kinde beten. Das Zimmer war leer, Karoline war im Alkoven, die duftigen Brautgewänder mit Schleier und Myrtenkranz waren maleriſch ausgebreitet; auf dem Fenſter am Tiſchchen lag ein aufgeſchlagenes Gebetbuch, die Mutter ſah hinein: Prière d'une jeune mariée ſtand oben, alſo franzöſiſch! Nicht einmal ein Gebet ſollte ſie mit ihrem Kinde haben! Sie brach in Thränen aus, und ſie war ſonſt nicht von den Thränenreichen. Karoline kam erſtaunt und erſchrocken heraus: „Was haſt du denn, Mutter?“ — „Ach, Karoline, bete nur einmal ein Vaterunſer mit mir, das wirſt du doch deutſch können.“

Und Karoline betete mit ihr und weinte mit ihr; zum erſtenmal ging ihr eine Ahnung auf von dem, was ein Mutterherz iſt, auch wenn es ſich nicht in Gedichten ausſpricht. Und doch konnte diesmal das feinfühlende Fräulein, deſſen Empfindungen im Inſtitut ausgebildet waren und das ein Tagebuch führte, ſo reich an Gefühlen, daß man es in einen Almanach hätte drucken können, nicht alles begreifen, was in der Seele ihrer einfachen Mutter vorging.

Noch eine Freude erlebte die Mutter, als ihr ein Enkelkind geboren wurde. Es war eine Wärterin beſtellt, aber die Mutter hatte keine Ruhe, als das große Ereignis nahe war. „Ich habe zu ſchaffen, aber du könnteſt heute in die Stadt,“ ſagte ſie in den letzten Wochen faſt jeden Tag zu ihrem Mann, der ſich das nie zweimal ſagen ließ. Als er nun eines Abends ſpät Kunde brachte, daß der Enkel wohl bald erſcheinen werde, da machte ſie ſich ungeſäumt auf: „die Pferde ſind müd, ich gehe zu Fuß hinein, die Leute wiſſen ſchon, was morgen zu thun iſt,“ und ſo ſchritt ſie durch die tiefe Nacht rüſtig voran.

In dieſer Nacht erfuhr Karoline, was eine Mutter iſt, und von da an war das Verhältnis ein andres. Tief ſchnitt es ihr ins Herz, als die Mutter einſt zu ihr ſagte: „Nicht wahr, jetzt läßt du mir das Kind recht oft? Weißt, in den erſten Jahren da kann ich ja nichts an ihm verderben; nachher, wenn es gebildet werden ſoll, da weiß ich wohl, daß ich's nimmer oft haben kann.“ Die gute Ahne fühlte jetzt ſelbſt, daß ſie in den erſten Jahren aus Uebergeſchäftigkeit ihres eigenen Kindes ſich zu wenig gefreut und dadurch verſäumt hatte, die tiefe gegenſeitige Liebe zu pflegen, die wohl ſpäter auch die Bildungsperiode der Tochter überdauert hätte.

An dem Enkeltöchterlein holte ſie das Verſäumte reichlich ein: wenn das kam, hatte ſie immer Zeit übrig, es zu hätſcheln, zu tragen, zu führen, und die Tochter ließ ſie gewähren; nur gegen die Maſſen Zuckerbrot, die dem Kindlein zugeſtopft wurden, legte ſie Proteſt ein. Es war der Ahne glückſeligſter Tag ſeit ihrem erſten Brautmorgen, als die kleine Bertha von der Mutter weg die Aermchen nach ihr ausſtreckte und rief: „Ahne beiba."

Der Eheſtand der Tochter hatte trotz des ſentimentalen Tagebuchs, das ihm voranging, wenig Poetiſches. Sprößer war durch und durch ein Welt- und Lebemann: er brachte die nötige Zeit auf ſeiner Kanzlei zu, den Abend im Wirtshaus, kam aber zum Mittag- und Abendeſſen pünktlich nach Hauſe, und lebte überhaupt regelmäßig; nur wenn einmal zu Hauſe ſchlecht gekocht war oder die Speiſe nicht nach ſeinem Geſchmack, ſo holte er das Verſäumte reichlich im Wirtshaus ein.

Dieſer letzte Fall trat nun freilich hie und da ein, da Karoline ſich zu Hauſe blutwenig um die Küche bekümmert hatte. Sie hatte ſich damit getröſtet, daß die etwas rauhe und maſſenhafte Koſt, wie ſie gewöhnlich daheim bereitet wurde, doch nicht für ihre ſpäteren Verhältniſſe tauge, und daß ſie das Nötige einmal ganz leicht einholen könne in unſrer Zeit, die ſo reich an Haushaltungsbüchern iſt und die bis aufs Haar hinaus Anweiſung gibt, wie man es anzugreifen habe, um Mann und Haus zu beglücken. Die Mutter hatte es freilich einmal durchſetzen wollen, daß die Tochter in der Küche angreifen lerne; als aber Karoline in Halbhandſchuhen und einem feſtonnierten Kochſchürzchen in der Küche erſchien und nach der Magd rief, ſo oft ein Töpfchen zu heben war, ſo war ſie am Ende ſeelenfroh, als ihr gebildetes Töchterlein wieder abzog und ſie allein ſchalten ließ. Von dieſen erſten Verſuchen an beſchränkten ſich Karolinens häusliche Leiſtungen darauf, daß ſie für ſich und den Vater den Morgenkaffee in der Maſchine machte, wenn die Mutter lange ſchon mit dem Geſinde Suppe gegeſſen hatte.

Im Eheſtand ging das etwas anders. Der Gemahl war nicht ſo nachſichtig wie die Mutter und wollte ſich mit dem Seufzen über die ſchlechte Köchin nicht immer abſpeiſen laſſen. Karoline liebte den Frieden, und als er einmal die Gans, die zum drittenmal mehr geſotten als gebraten auf den Tiſch kam, im Aerger zum Fenſter hinauswarf, und ſtatt ihre Thränen darüber zu trocknen, eine Jagdpartie machte, da fing ſie an, ihre ſchöngebundenen Kochbücher noch eifriger zu ſtudieren als ihre franzöſiſchen Romane, aber ohne großen Erfolg.

Solche ſtürmiſche Scenen waren übrigens ſelten; beide Gatten befanden ſich beim Frieden beſſer, nur nahm ſich keines von beiden Zeit, dieſen Spaltungen auf den Grund zu gehen; man grub kein Unkraut mit der Wurzel aus, man riß es eben ab und ſäte Sommerpflanzen in den Boden — das gibt einen öden Herbſt.

Sprößer hielt es für das Vorrecht eines gebildeten Mannes, in Religionsſachen ſeinen eigenen Weg zu gehen. Er ging am Neujahr und an des Königs Geburtstag in die Kirche, wohl auch in der Paſſionswoche, wo er mit ſeiner Frau zum Abendmahl ging. Karoline ging ziemlich regelmäßig, wenn es nicht eben zu kalt oder zu warm oder zu ſchmutzig war, wenn ſie nicht einen Kuchen in den Backofen beſorgen mußte oder nicht ſchon morgens eine kleine Luſtfahrt mit ihrem Mann antrat. Sprößer billigte das: „Ich habe gar nichts dagegen, wenn die Frauen religiös ſind, im Gegenteil.“ Nach der Kirche hatte ſie eine Runde von Beſuchen zu machen, nachmittags machte man einen gemeinſamen Spaziergang oder eine Ausfahrt über Land. Das war die Sonntagsfeier jahraus, jahrein; wo ſoll eine Seele, wo ſoll ein Haus Ruhe finden, das ſich den Ruhetag des Herrn nicht gönnt?

Mit dem Geld, dieſem leidigen Dämon des Hausweſens, deſſen wir Herr werden müſſen, wenn es nicht uns in ſchmähliche Knechtſchaft bringen ſoll, hatte Karoline nie umgehen lernen. Der Haushalt im Elternhaus war ihr fremd. Sie begriff die Freude der Mutter nicht, wenn dieſe zu einer außerordentlichen Ausgabe einen verborgenen Schatz aufthun konnte, den ſie aus Flachs und Hanf, aus ſeltenen Gemüſen oder aus ſonſt einem Nebenzweig der Haushaltung in der Stille erſammelt hatte. Ihr monatliches Taſchengeld gab ſie gewöhnlich in den erſten acht Tagen aus und behalf ſich dann die übrige Zeit mit außerordentlichen Beiträgen; ſie war gewiß, das Kind reicher Eltern zu ſein; woher das Geld kam, darum bekümmerte ſie ſich nicht im mindeſten.

Mit dieſer Unbekümmertheit trat ſie in die Ehe; ſie wußte wohl, daß ihr Mann nicht reich war, aber ſein Einkommen war gut, und „eine Beſoldung“ hatte ſelbſt die Mutter von jeher als die beſte Bürgſchaft eines ſichern Wohlſtandes reſpektiert. Ihr Vater konnte, wie er ſagte, keine große Summe zur Mitgabe aus dem Betriebe ziehen, verſprach aber jährliche Beiträge; mit Gemüſe, Butter, Schmalz und all dergleichen verſah ſie die Mutter, ſo ſchien's ein Spaß, hauszuhalten und eine gute Weile lebten ſie nach dem Sprichwort, „wie Vögel im Hanfſamen“. Allmählich fanden ſie aber beide, daß Haushalten eben doch Geld koſtet, ſelbſt mit ſo weſentlichem Zuſchuß. Was ihr Mann hatte, was er einnahm, das erfuhr Karoline nie; ſie hatte das unbeſtimmte Gefühl, es müſſe eben immer Geld da ſein. Dem Manne fiel es gar nicht ein, ſie darüber ins klare zu ſetzen; er nahm vorweg an, daß die Frauen zu viel Geld brauchen, ſolange ſie welches haben; daher gab er ihr ſtets nur ganz kleine Summen in die Hand und murrte und bruttelte jederzeit, wenn ſie damit zu Ende war, ohne je ihre ziemlich regelloſen Rechnungen genau zu prüfen. Karoline, wie ſchon geſagt, liebte den Frieden, und ſchob deshalb den verdrießlichen Moment des Geldforderns ſo lange als immer möglich hinaus. Um dies zu können, behalf ſie ſich wie ſie konnte: der Mutter Privatkaſſe mußte gar oft aushelfen, aber die wurde in letzter Zeit ſo häufig vom Vater geleert, daß ſie nie mehr zu Kräften kommen konnte. Da lernte denn die arme Karoline, was Geldnot ſei; tagelang ging ſie in äußerſter Verlegenheit umher, ihr Grundgedanke war bei allem fortwährend: „Wenn ich nur Geld hätte!“ Sie plünderte alle Käſtchen, die ſie ſich etwa zu beſondern Zwecken angelegt, ſuchte in allen Taſchen und Schiebladen, wo ſich jemals Geld befunden hatte, borgte zuletzt von der Magd. Wo es immer anging, wurden Vorräte auf Rechnung genommen und natürlich in größern Maſſen, damit es eher der Mühe wert ſei.

Kamen dann einesmals dieſe verborgenen Schulden zu Tage, ſo gab's ein Hauptdonnerwetter bei dem Manne, das

Karoline mit geſenktem Haupt und einer Armenſündermiene, je und je mit einem Thränenſtrom über ſich ergehen ließ, wenn ſie ſich nicht dagegen empörte und auch ihre Rechte mit geläufiger Zunge verteidigte. Die Rechnungen wurden endlich bezahlt, die geplünderten Käßchen wieder gefüllt, der Mann warf ihr wohl auch im Verdruß eine größere Summe hin, „das ſollte aber für eine Weile reichen“. Nun war wieder heller Himmel; Karoline hüpfte die Treppe hinab und lud auf den nächſten Tag eine langgeſparte Viſite ein, auch ſchärfte ſie der Magd ein: „Katharine, daß Sie mir gleich alles pünktlich bezählt,“ und ſo ging's eine Weile in ſchönſtem Frieden, bis der alte Jammer wieder anging. Sich wirklich und eigentlich einzuſchränken, fiel demungeachtet Karolinen gar nie ernſtlich ein. Ihr Mann rauchte die teuerſten Zigarren, trank die beſten Weine, trug die feinſten Kleider, machte die koſtſpieligſten Partien: warum ſollte ſie ſich etwas abgehen laſſen? „Da wäre ich doch einfältig, wenn ich's mir abdarben wollte; was eine Frau erſparen kann, iſt ja ohnehin nicht der Mühe wert!“ Wenn ſie ſich ein Atlaskleid kaufte, ſo koſtete das ja nicht halb ſo viel, als Sprößers neuer Pelzrock; um eine Jagdfahrt, die er machte, konnte ſie ſechs Viſiten halten, und wenn er allein eine Reiſe machte, um ſich's auch einmal wieder recht wohl ſein zu laſſen, ſo konnte er ſie nur mit den koſtbarſten mitgebrachten Geſchenken verſöhnen. Man kann gar weit kommen mit dieſer Art von doppelter Buchhaltung.

Für die Großmutter war es ein harter Schlag, als Sprößer in eine entfernte größere Stadt verſetzt wurde, ſo lieb dies ihm und Karolinen war. Glückſelig machte ſie's, daß ihr das Enkelein über die Unruhen des Zugs und der erſten Einrichtung übergeben wurde; ſie ſchwelgte in dem Mutterglück, das ſie nie voll genoſſen, und wenn ſie ſtundenlang ſich müde getragen und geſpielt hatte mit dem etwas begehrlichen Kinde und ſeine hellen Aeuglein freundlich auf ihr ruhten, ſo ſagte ſie mit naſſem Blick: „Gelt, du magſt mich? Gelt, dir iſt die Ahne nicht zu dumm?“

Noch ehe das Töchterlein den Eltern zurückgegeben wurde, ſtarb Dorn ſchnell, unvorhergeſehen, und in dem gewaltigen Leid, das ein ſo plötzlicher Tod ſtets mit ſich führt, empfand Annemarie, was ihr in langen Jahren der Ruhe und des Beiſammenlebens ſo ſelten zum Bewußtſein gekommen: daß Mann und Weib eines ſind. Sie dachte nimmer an die Verkühlung, die ſo frühe eingetreten, an die innere Geringſchätzung ihres Mannes, die ſie bei aller „guten Behandlung“ wohl herausgefühlt; ſie ſah nur wieder den ſtattlichen ſchönen Mann, wie er damals auf den Tanzboden getreten war und ſie zur beneideten Königin gemacht hatte; ſie dachte des kurzen Frühlings, wo er unter Luſt und Lachen ihr ungelenker Schüler in der Feldarbeit geweſen war; und ihre heißen Thränen wuſchen jedes Andenken an ſeine Fehler aus.

Der Schlag war in ſeinen Folgen ſchwerer als ſie gedacht. So treulich ſie des Haushalts Mühen und Laſten mit ihm, ja für ihn getragen: ihr Mann hatte ihr doch nie ſeine Verhältniſſe ganz offen dargelegt; ſie ſollte ja nicht glauben, daß er ihr ſeine Exiſtenz verdanke; eine ungebildete Frau würde dies auf unzarte Weiſe fühlen laſſen, dachte er, und verbarg ihr ſorgfältig den wahren Stand der Dinge und ſeine eigenen Ausgaben; verbarg ihr zu welch hohem Preis er das Gut übernommen und wie ſchnell ſtets die größeren Einnahmen verſchwunden waren. Sie hatte allerdings oft danach gefragt, war aber ſtets mit dem Beſcheid abgefertigt worden: „In Staatsobligationen angelegt.“ Das klang ihr ſo fremdartig und geſchäftsmäßig, daß ſie keine Einrede mehr wagte.

Nun aber ſtand alles anders. Die gerühmten Staatsobligationen wollten ſich nirgends finden, dagegen Schulden jeder Art; ein untergrabener Boden, wo ſie geglaubt hatte auf felſenfeſtem Grund zu ſtehen. Verargt es der ehrbaren Bauerstochter nicht, wenn ſie dieſer zweite Schlag ſo ſchwer traf, wenn nicht ſchwerer, als der erſte. Die gebildete Klaſſe, mit wenigen Ausnahmen, ſieht den Beſitz als Mittel zum Genuß an, welcher Art nun dieſer Genuß ſein möge. Dem Bauern dient der Beſitz nicht zum Genuß, er iſt von den Eltern mit ſchwerer Arbeit erworben und wird von ihm mit ſaurer Mühe erhalten; er iſt ein unlösbarer Teil ſeiner Exiſtenz, und Armut und Liederlichkeit fallen ihm faſt in einen Begriff zuſammen. Daher hat auch das Dorf ſeine ſchroffere Ariſtokratie, und die Kluft zwiſchen einer Komteſſe und einem Landpfarrer iſt in unſern Tagen kaum mehr ſo groß, als die zwiſchen einer reichen Bauerntochter und einem armen Knecht, oder umgekehrt.

Wir halten den vermögenden Bauern oft für hartherzig gegen die Armut, weil er, wenn er auch den Bettler nicht abweiſt, doch nicht ſo von Mitleid zerfloſſen, nicht ſo bereit zu Sammlungen und Beiträgen iſt, wie wir. Wir bedenken nicht, daß ſein Leben viel ärmer an Genüſſen iſt als unſres, daß auch der Reichere ſtrenger und buchſtäblich im Schweiß des Angeſichts arbeiten muß, während er den Armen müßig laufen ſieht, und viel beſſer als wir erkennt, wie häufig die Armut eine verſchuldete iſt. Es herrſchen noch ſchöne milde Sitten auf dem Lande, z. B. das Speiſen armer Kinder, die aus allen Gegenden zum Aehrenleſen kommen, das willige Beherbergen obdachloſer Wanderer; Sitten, die zeigen, daß dieſe Schwerfälligkeit zum Geben in unſrem Stil nicht eben Hartherzigkeit iſt.

Die arme Annemarie war wie niedergedonnert von der Einſicht in ihre Angelegenheiten; mehr noch Herr Sprößer, der Tochtermann, der ſich viel bitterer in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſah. Doch fand er bald einen Ausweg: „Sie ſprechen Ihre weiblichen Rechte an, Frau Mama, Sie ziehen Ihr ganzes Beibringen weg, und das iſt immer noch etwas Erkleckliches.“ —„Und die Schulden?“ fragte die tiefgebeugte Frau. „Je nun,“ meinte der Tochtermann achſelzuckend, „über die Verlaſſenſchaft wird Konkurs erklärt, eine unangenehme Maßregel freilich, kommt aber in neuerer Zeit öfters vor; die Gläubiger müſſen ſich mit dem begnügen, was nach Abzug Ihrer Anſprüche noch übrigbleibt. Das iſt ganz geſetzlich, Sie haben ja keine einzige Schuld mit unterſchrieben.“ — „Der Konkurs erklärt, was iſt denn das?“ Herr Sprößer erklärte es. Da richtete ſich die

Mutter auf: „So meinen Sie, ich laſſe meinem Mann unter dem Boden verganten? Nun und nimmermehr! Er hat nicht ſchön an mir gehandelt, aber ſein Weib bin ich und ſeinen Namen behalte ich, und das ſoll ein ehrlicher Name bleiben, ſolange ich einen Kreuzer habe." Bei dieſem Beſcheid blieb es, wie ſehr auch der gebildete Tochtermann dagegen eiferte und zuletzt wütete. Wieviel freilich für ihn auf dem Spiele ſtand, das konnte er ſich nicht überwinden, der geringgeſchätzten Schwiegermutter zu geſtehen.

„Jetzt muß ernſtlich eingezogen werden," ſagte er zu ſeiner tiefbetrübten Frau. „Ganz recht; aber wie?" das iſt die ſchwere Frage. Karoline wollte erſt einmal zuſehen, wie es ihr Mann mit dem Einziehen angreife. Nun, den täglichen Wirtshausbeſuch konnte er nicht unterlaſſen, was würden die Leute ſagen? zudem war das eine Bagatelle! das Reitpferd abſchaffen? das ging wieder nicht, es macht einen gar ſchlechten Eindruck, wenn ein Beamter zu Fuß auswärtige Geſchäfte in Amtsorten abmacht, und ein ordentliches Mietpferd iſt nicht im Orte zu haben; zudem koſtet ein Pferd nicht mehr ſo viel, wenn man einmal darauf eingerichtet iſt. In ähnlicher Weiſe ging es mit Karolinens Erſparnisverſuchen; ſie ſah abermals nicht ein, warum ſie ſich's „abdarben" ſollte, um ſo weniger, als ihre Ausgaben ja ohnehin Kleinigkeiten waren. Sprach ſie ſich bei vertrauten Freundinnen etwas beſorgt und bekümmert über den Geldpunkt aus, ſo waren die bald mit Troſt bei der Hand: „Ach, wie magſt du dich das anfechten laſſen! bei einem ſchönen Einkommen wie das eurige und einem einzigen Kinde, da hat es ja gar keine Gefahr!" und Karoline glaubte das ſo gern und ſah nicht, wie die Freundinnen hinterher den Kopf ſchüttelten: „Ja, das weiß kein Menſch, wie's gehen kann!"

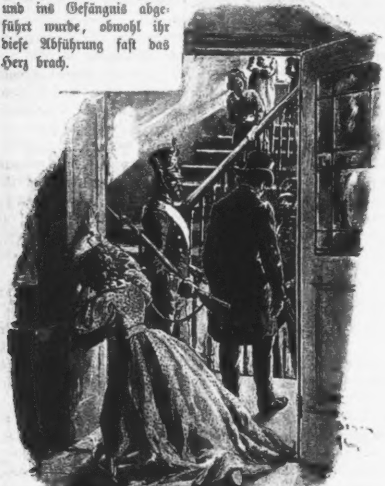
Ach, eine Falſchheit dieſer Art iſt im täglichen Leben häufig, und ſonſt redliche Gemüter machen ſich deren ſchuldig. Man folgt dem unwillkürlichen Drang zu tröſten, zu beruhigen; man ſcheut ſich, zu verletzen und gibt flache Troſtgründe, an die man ſelbſt nicht glaubt, mit denen man aber in falſche Sicherheit wiegt, wo man wecken ſollte. Dieſe Menſchenfurcht, die ſchon ſo viel Schlimmes gemacht, ſcheint in der lautern Gutmütigkeit zu wurzeln und darum ſehr verzeihlich; manchmal, z. B. bei Kranken, iſt dem auch ſo. Gar oft aber iſt das Gegenteil, ſie wurzelt in dem Mangel an Liebe. Die leiſe, unbewußte Schadenfreude, die auch ein gutes Gemüt, namentlich über häusliche Verdrießlichkeiten und pekuniäres Mißgeſchick des Nächſten fühlt, ſolange es nicht zum wirklichen Unglück wird, empfinden wir als eine Art von Schuld und ſuchen ſie durch oberflächliches Tröſten uns ſelbſt und andern zu verbergen. Rechte Liebe aber muß wahr ſein bis zum Grunde; ſie iſt langmütig und freundlich, darum kann ſie nicht verletzen und muß ſegnen, ſelbſt wo ſie weh thut. Solche Liebe hat die arme Karoline nicht gefunden; bei der Mutter allein floß ihr heiliger Quell, unverſchüttet und ungetrübt, da hätte ſie Wahrheit gehört; aber wie konnte die gute Frau urteilen über Verhältniſſe, die ihr ganz fremd waren? Zudem hatte ſie ſich von ihrem Mann gegen die Mutter verbittern laſſen; ſie, die einſt als Mädchen in ſo edlen Gefühlen geſchwelgt, grollte nun der Mutter, weil ſie mit eigener Aufopferung ihres Vaters Namen unbefleckt erhalten hatte!

Wenn ein Wagen bergab rollt, geht es raſch und immer raſcher. Sprößer hatte ſchon vor ſeiner Verheiratung in Hoffnung auf den vermeintlichen Reichtum ſeiner Frau alte Schulden verſchwiegen, ſpäter neue gemacht, zuletzt aus ſeinen Kaſſen entlehnt. Nach zwei Jahren wurde eine Unterſuchung über ihn verhängt, und ihr Reſultat war — eine Verurteilung auf ſechs Jahre in eine Strafanſtalt.

Ein Selbſtmordverſuch mißlang ihm, zu einem zweiten fand er den Mut nicht mehr; ſeine Grundſätze hätten ihn nicht davon abgehalten.

Wer will den namenloſen ſtumpfen Jammer eines ſolchen ſelbſtverſchuldeten Geſchicks ſchildern! Ein Leid ohne Gott, ein

Leid ohne Troſt; wer die Qualen der armen Frau, wenn ihr Mann, ſtatt in Aeußerung der Reue, in Flüche und Verwünſchungen ausbrach, gegen alle, die ſchuldig und nicht ſchuldig waren an ſeinem Fall: gegen ſie, gegen ihre Eltern, gegen ſich ſelbſt und gegen Gott und Welt? Es war faſt eine Erleichterung für ſie, als er von der Verletzung, die ihm jener Verſuch zugezogen, wieder genas und ins Gefängnis abgeführt wurde, obwohl ihr dieſe Abführung faſt das Herz brach.



Wohl bleibt die Liebe das Größeſte, der letzte Keim im Menſchenherzen, aus dem der Herr noch ein beſſeres Leben wecken kann. Karoline war ohne Glauben; denn die religiöſen Troſtſprüche, an denen ſie ſich jetzt im Verſinken halten wollte, glitten an ihr ab, die Dornen erſtickten jedes göttliche Lebenskorn; ſie war ohne Hoffnung, aber ein Reſtchen Liebe für den Gatten ihrer Jugend, für den Vater ihres Kindes war unter dem Schutt geblieben, mit dem Selbſtſucht und weltlicher Sinn ihr Herz verſchüttet. Sie fühlte unausſprechliches Mitleid mit ihm, als das Urteil ausgeſprochen war, da nun doch der ſchwerſte Teil einer gemeinſamen Schuld auf ſein Haupt fiel, und in der erſten Gemütsaufwallung bat ſie um Erlaubnis, ihm folgen zu dürfen, um Strafe und Schmach zu teilen; eine Bitte, die freilich nicht gewährt werden konnte. Als er vor ſeiner Abführung in die Strafanſtalt zum Abſchied zu ihr gebracht wurde, als er ihr die Hand noch einmal bot, und ſich mit verbiſſenen Lippen und niedergeſchlagenen Augen abwandte, da blieb ſie in verzweifeltem Jammer auf der Schwelle liegen, über die ſie vor wenigen Jahren ſo leichtſinnig, ſo unbekümmert geſchritten war.

Das Mutterherz war ihr offen geblieben, ein Mutterhaus gab es nicht mehr. Aber die Großmutter überlebte das Elend nicht lange, obwohl ſie noch nicht alt war und von kräftiger Konſtitution ſchien. Schon daß ſie in einem engen Stadtlogis wohnen, die Haushaltung aufgeben und ſich aus einer Garküche ſpeiſen laſſen ſollte, drückte ihr faſt das Herz ab; ihr ekelte vor den Speiſen und ſie hatte ſich nie recht wohl gefühlt ſeit ihres Mannes Tod. Und nun noch die Vollendung des Elendes, die Schuld und Schmach des Gatten ihres einzigen Kindes, auf den ſie, als auf einen „Angeſtellten“, doch ſtets mit einem gewiſſen Stolz geblickt hatte, ſo wenig er nach ihren Wünſchen war — das traf ſie allzu ſchwer. Sie hatte jedes Opfer gebracht, um ihres Mannes ehrlichen Namen zu retten; nun aber drückte ſie der Gedanke, ob ſie nicht durch jenes Opfer das größere Elend herbeigeführt habe; ſie fand kein Ende ihrer quälenden Gedanken, die verzweifelte troſtloſe Tochter vergrößerte nur ihren Jammer und ſelbſt das Enkeltöchterlein konnte ſie nimmer erheitern.

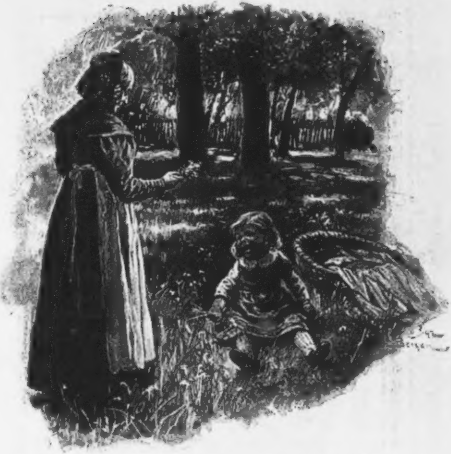
Karoline hatte Gelegenheit, in der Pflege der Mutter ihre verſäumte Kindespflicht von früher einzuholen, während eines ſchleichenden Fiebers, das ſie verzehrte. Sie trug die Krankheit der Mutter mit derſelben ſtumpfen, verzweifelten Reſignation, mit der ſie jetzt das ganze Leben aufnahm. „Es muß noch alles über mich kommen!“ Warum es kommen müſſe, wie ſie dem Kreuz den Stachel nehmen könne, darüber beſann ſie ſich nicht.

Bei der Großmutter war das anders. Sie wich ihrem eigenen Herzen nicht aus, nicht dem ſtillen Gericht, das der Herr in den langen, langen Nächten und endloſen Tagen der Krankheit in ihr hielt. Wie gering auch ihre Fehler in Menſchenaugen ſcheinen mochten, ihr waren ſie klar: ihr Ueberſchätzen der äußern Lebensgüter, ihr früherer Mangel an wahrer Frömmigkeit, an wahrer Demut; — ſo blieb ſie nicht liegen unter der Wucht des Kreuzes, ſie richtete ſich auf und trug es in ſtillem Sinn bis an ihr Ende.

Die Tochter begriff das Friedenslicht nicht, das der Mutter aufgegangen war und aus ihrem matten Auge ſtrahlte; die Bibel blieb ihr fremd und tot, ſie ſchlug nur das Alte Teſtament auf, ſie begriff Gott als Richter und Rächer, ein Heiland wurde er ihr nicht.

Die Mutter ſtarb und Karoline fühlte mit einer Art von finſterer Genugthuung, wie ſie nun ganz verlaſſen ſei, wie eben alles über ſie kommen müſſe.

All dieſer Jammer zog an der kleinen Bertha vorüber, eh' ſie fähig war, ihn zu faſſen. Ein kurzer Frühling war dem Kinde beſchieden geweſen: die ganz unbewußte Zeit der erſten Entfaltung unter der Obhut der Großmutter, wo dieſe ſie in einen Korb gebettet mit ſich trug in den ſchönen ſonnenwarmen Garten, unter ſchattige Bäume auf freiem Feld, wo ſie zum blauen Himmel hinaufgelächelt und mit Blumen und Steinchen geſpielt hatte. Das ging bald vorüber, und düſtere Geſichter, rotgeweinte Augen und dunkle Kleider waren die erſten Eindrücke, die in



des Kindes erwachendes Bewußtſein fielen. Gar oft wandte ſie ihre blauen Augen fragend von dem einen zum andern, oft ſtrich ſie mit dem kleinen Händchen über der Großmutter Geſicht: „Nicht weinen, Ahne!“ Aber ſie gewöhnte ſich allmählich daran und ging ſtill ihres Weges. Das Kind entwickelte ſich langſam, weil niemand für ſeine Entwicklung Sorge trug. Statt daß die Mutter geſucht hätte, es mit kleinem glücklich zu machen, warf ſie mit Bitterkeit die wenigen Sachen beiſeite, die ihm noch geblieben waren: „Was ſoll der Bettel? da drunten die

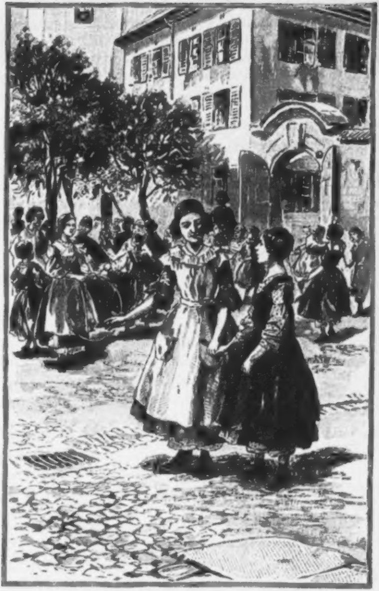
Schneidersfrau richtet ihrem Kinde die ſchönſte Puppenſtube ein, du armer Tropf bekommſt nichts ſo.“

Als der Geiſt der Großmutter ſich begann von dem Schlage aufzurichten, da war ſie körperlich zu ſchwach, um viel für das Kind thun zu können. Stundenlang ſaß Bertha auf dem Bett der Großmutter und beſah die Bilder des alten Gebetbuchs, ihre einzige Unterhaltung. „Mach doch auch dem Kind eine kleine Freude!“ bat die Großmutter. „Ach, was Freude,“ ſagte die Mutter, „haben wir doch kaum Brot; beſſer, ſie wächſt ſo auf, als daß ſie einmal meint, ſie dürfe auch leben wie andre Leute, und dann ins Elend kommt.“

Wer kann das allmähliche Aufkeimen des geiſtigen Lebens, die leiſe Welt der Gedanken und Träume belauſchen, die in einer Kinderſeele erwachen und blühen, lang ehe es die Worte findet, ſie auszudrücken? Und wer weiß, wie mächtig frühe Eindrücke von außen einwirken, lang ehe das Kind zeigen kann, ob es ſie aufnimmt? Wieviel von unbewußter Freudigkeit, von friſchem Lebensmut, von hellen Träumen verdanken wir vielleicht dem lachenden Mutterauge, das über uns geweilt; dem fröhlichen Wiegenliedchen, das uns getönt, dem heitern Kindsmädchen, das mit uns geſpielt! Das Talent zur Freude muß wie jedes Talent gepflegt werden, ſonſt ſtirbt es ab.

So war es wohl kein Wunder, daß die kleine Bertha aufwuchs, eine licht- und ſonnenloſe Blume, farblos im Aeußern, freudlos im Innern.

Sie kam in die Schule; kein einziges Kind hatte ſie vorher gekannt, keine Mutterhand führte ſie dem Lehrer zu: die Mutter ſchämte ſich, unter Leute zu gehen, eine Nachbarin nahm ſie mit; die vielen Kinder machten ihr bange, ſie wurde noch ſcheuer und ſtiller als zuvor. Sie faßte langſam; als ſich aber endlich mit dem Leſen und Schreiben die Pforten des Wiſſens für ſie erſchloſſen, da warf ſie ſich mit dem ſtillen, zähen Eifer aufs Lernen, der die eigentlichen guten Schüler macht, die vom Lehrer gelobt und bevorzugt, von den Mitſchülern geneckt und gemieden werden.



„Spiel' auch mit!“ rief ihr gnädig eine der Größeren zu. (S. 23.)

Eine fröhliche Zeit, die Schulzeit! wenn auch das erſte Drangſal des Menſchenlebens. Fürchtet ihre Gefahren nicht! Befehlt euer Kind dem Herrn und haltet ſein Herz offen, dann aber laßt es getroſt Luſt und Leid dieſes erſten Weltbürgertums genießen, wenn ihr nicht anders im Sinne habt, es ſein Leben lang in Baumwolle zu wickeln und unter eine Glasglocke zu ſtellen!

Unter den Schulgeſetzen, die in unſrer Schule alljährlich verleſen wurden, ſtand § 3: „Es wird von den Schülern erwartet, daß ſie die Schule ſtill und ſittſam in gehöriger Ordnung verlaſſen.“ Ja, ſtill und ſittſam! Ich will nicht von den Knaben ſagen, bei denen ſich das tägliche Wunder wiederholte, daß unter ihrem Gepolter die Schultreppe nicht brach; nein, leider auch wir Mädchen brachen aus der Schulſtube hervor wie ein Bienenſchwarm, nur viel geräuſchvoller, und die Lehrer waren ſo vernünftig und ließen das Geſetz vor Ohren gehen und begriffen, daß es die helle liebe Lebenskraft iſt, die nach dem langen Stillſitzen doppelt raſch aufſchnellt. Das iſt nun freilich nicht ſo in den „Inſtituten“ der Reſidenzen, wo die jungen Fräulein in Hut und Schleier nebſt Sonnenſchirmchen zierlich nach Hauſe gehen, im Bewußtſein, daß ſie unter den Augen des gebildeten Publikums wandeln; ach nein, dort nehmen auch die Unarten eine gebildete Färbung an; dies Bild iſt aus einer Landſchule auf den erſten Stufen der Kultur, wo einmal die erſten Reſidenztöchterlein, die dorthin verpflanzt wurden und in Hut und Schleier zur Schule gingen, als „Paradiesvögel“ rückſichtslos verhöhnt wurden.

Und die Pauſen, das „Herausdürfen“, wie wir's nannten, welche Herrlichkeit! Man ſollte in die Schule gehen, nur um heraus zu dürfen. Welche Fülle von Spielen, für jede Saiſon ihr eigenes! Mit den Schneeglöckchen kommt der Ball, die Dätſcher oder Fünfſteine, oder wie man's nennt, ſpäter die wildern Spiele: „Bock, Bock, was thuſt in mei'm Garten?“ „Katz und Maus“, „Der dritte Mann“, „Das Räuberſpiel“, das ſchon nach moderner Kultur ſchmeckt, „Kettenflechten“,

„Gläſerſpülen“, „Ei wer ſitzt in dieſem Turm?“ eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit, bis der einförmige Winter nur die Wahl läßt zwiſchen Schleifen und Schlittenfahren.

Dazwiſchen die minder löblichen Ergötzlichkeiten während der Schulſtunden ſelbſt, in denen die Mädchen erfinderiſcher ſind als die ſchwerfälligen Buben: Bildchen malen, Papierſtickerei, Perlenringe anfaſſen, Roßhaarkettenflechten, Ausſchneiden, Fleckchenzupfen, ſogar Lotterien, bei denen der Einſatz eine Bohne beträgt, werden während der Lektionen im Verborgenen betrieben und machen den Lehrer deſperat. Ich will das nicht verteidigen und danke dem Lehrer, der es mit Feuer und Schwert ausrottet; doch ſind wohl dieſe Auswüchſe Winke, daß unſer Geſchlecht nicht zu ausſchließlich geiſtiger Thätigkeit berufen iſt, und auch zum Wiſſen nicht militäriſch dreſſiert werden kann.

Auf unſre kleine Bertha hat dieſe Abſchweifung wenig Bezug, ſie blieb dieſem Treiben faſt völlig fremd; zu den kleinen Geſetzloſigkeiten des Schullebens war ſie zu ernſt und zu unſchuldig, aber auch zu den erlaubten Vergnügungen zu ſchüchtern und zu unbeholfen. Sie ſaß auf der Bank vor dem Schulhaus, als in den erſten Wochen nach ihrer Einführung die Mädchen groß und klein ſich im Schulhof tummelten. „Spiel' auch mit!“ rief ihr gnädig eine der Größeren zu, für die das unbekannte Mädchen einen gewiſſen Reiz hatte. Bertha fügte ſich in den Reihen. „Wer iſt denn dein Vater?“ fragte die Nachbarin. Bertha ſah erſtaunt auf, niemand hatte ihr je vom Vater geſagt. „Ihr Vater iſt im Zuchthaus,“ flüſterte ein größeres Mädchen der Fragenden zu. Bertha war wohl zu jung und zu unerfahren, um ganz die Bedeutung dieſer Worte zu verſtehen; aber ſie verſtand den ſcheuen mitleidigen Blick, den die Nachbarin auf ſie warf, und das unwillkürliche Zurückzucken des Mädchens, die ſie an der andern Hand hielt, und die Worte trafen ſie wie ein Dolchſtich. Sie wagte nicht, die Mutter zu fragen, ſie fragte nur einmal die Nachbarsfrau ſcheu und leiſe: „Was iſt's denn, wenn man im Zuchthaus iſt?“ — „O, das iſt etwas Arges! Frag du nicht mehr danach, du kannſt nichts dafür, armes

Tröpfle.“ Sie fragte nicht wieder, aber ſie zog ſich noch mehr in ſich ſelbſt zurück.

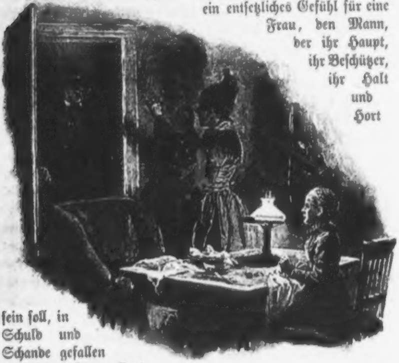
Der Lehrer nahm ſich ihrer an, und wenn dieſe Protektion ſich auch nicht über die Schulſtunden hinaus erſtreckte, ſo richtete ſie ſich doch daran auf; ſein Angeſicht war ihr wie eines Engels Angeſicht. Lernen, Leſen war nun ihr einziger Genuß, aber er machte ihr Auge nicht hell, ihr Herz nicht fröhlich; ſie hatte niemand, gegen den ſie eine Freude ausſprechen konnte, ſie dachte gar nicht an die Möglichkeit. Die Mutter ſaß daheim ſtets mit demſelben finſtern Geſicht und ſuchte aus großen und kleinen Begegniſſen lauter Belege zu ziehen für die feſtgeſtellte Thatſache, daß über ſie alles kommen müſſe.

Bertha war etwa neun Jahre alt, als ſie eines Abends wie alle Abende ſtill mit ihrer Arbeit bei der Mutter ſaß; da öffnete ſich, ohne daß zuvor geklopft wurde, die Thür leiſe, langſam: auf der Schwelle ſtand ein Mann in abgetragenen unmodiſchen Kleidern. Die Mutter fuhr aus ihrem Brüten auf und ſah ihn an. „Ferdinand!“ rief ſie mit durchdringender Stimme und wollte auf ihn zueilen; aber ſie wankte unterwegs, der Mann fing ſie auf, und mit lautem Weinen lagen ſich die Gatten in den Armen. Es war ein herzzerſchneidendes Weinen, Bertha hat es in ihrem Leben nicht mehr vergeſſen können.

„Iſt das unſer Kind?“ fragte endlich der Vater und faßte Bertha bei der Hand; er ſchien, als er ſie betrachtete, etwas enttäuſcht; ſie war ein ſehr blühendes, ſchönes Kind geweſen, jetzt war ſie ſchmächtig und blaß. „Armes Kind!“ ſeufzte er und ſchloß ſie in die Arme; Bertha weinte und ſtreichelte ſanft des Vaters Stirn, ſie wußte ſelbſt nicht, daß es mit einiger Ueberwindung geſchah — jene Worte in der Schule hatte ſie nicht vergeſſen.

In jeder tiefen Bewegung, ſei ſie froher oder ſchmerzlicher Art, gibt uns Gott ein Mittel zu geiſtiger Erneuerung in die

Hand. Aber ſtatt daraus Kraft für einen großen Umſchwung zu ſchöpfen, fühlen ſich die meiſten daran erſchöpft und wenden ſich recht ſchnell in die Alltäglichkeit zurück, um ſich zu erholen. So hätte dies ſchmerzvolle Wiederſehen den Gatten zum Anfangspunkt einer neuen Vereinigung dienen können, tiefer und ſchöner als je ihre erſte war. Es iſt ein entſetzliches Gefühl für eine Frau, den Mann, der ihr Haupt, ihr Beſchützer, ihr Halt und Hort ſein ſoll, in Schuld und Schande gefallen zu ſehen; aber es liegt auch eine wehmütige Schönheit in dem Gedanken, ihm mit ihrer Liebe allein zu bleiben auf der ganzen Welt, in ihrer Hingebung ihm alles erſetzen zu können: Glück, Ehre, Freude; ein Stern, der ihn durch die Nacht dem Morgen entgegenführt.



Karoline dachte nicht daran, ſich von ihrem Manne zu trennen; ſie folgte ihm in die größere Stadt, in der er hoffte unbemerkt zu leben und Arbeit zu finden; aber ſie folgte ihm aus einer Art von Inſtinkt, weil auch ſie keine Heimat hatte, nicht aus dem tiefen Gefühl der Treue, die aushält bis in den Tod.

Sie richteten ſich notdürftig ein in dem neuen Wohnort und lebten von dem oft kümmerlichen Erwerb, den Sprößers Geſchäfte und die Handarbeiten von Mutter und Tochter eintrugen.

Ein großes und tiefes Schmerzgefühl kann ſo wenig anhalten als eine hohe Freude, ſie müſſen nach und nach in kleiner Münze ausgegeben werden. Es gehört Kraft dazu, dem Schmerz ſtille zu halten; noch eine viel größere aber, ſtille zu halten dem Schuldgefühl, und es ſo mit Gottes Hilfe zu überwinden. Sprößer hatte dieſe Kraft nicht. In der Strafanſtalt, unter gemeineren und wie er dachte, ſchuldigeren Menſchen als er, war es ihm leichter geworden, ſich mit Stumpfheit in ſein Geſchick zu finden; der Rücktritt in die Geſellſchaft war ſchwerer. Nun wäre es Sache des Weibes geweſen, ihm das Herz aufzutauen mit dem warmen Hauch der Liebe; ihn zu heben, indem ſie ihm Achtung zeigte; ihm eine ſtille Friedensheimat zu gründen, wenn ihm auch ſonſt die ganze Welt verſchloſſen blieb, und es hätte ihr dies nicht ſo gar ſchwer werden ſollen, wenn ſie ihr eigen Teil Schuld gehörig erwog. Aber Karolinen war es nie eingefallen, in ſich eine Schuld zu ſuchen; ſie kam ſich nur als das beklagenswerte Schlachtopfer fremder Fehler vor, und hielt es für übermenſchlichen Edelmut, wenn ſie ihrem Mann keine Vorwürfe machte. Sie glaubte ſich dagegen vollkommen berechtigt, jeder üblen Laune, jeder bittern Stimmung den freieſten Lauf zu laſſen; wer konnte das einer ſo unglücklichen Frau übelnehmen? Beſchwerte ſich der Mann über eine verbrannte Suppe, ſo entgegnete ſie: „Weiß nicht, woher ich jetzt noch delikate Biſſen auftiſchen ſoll!“ Wünſchte er, daß im Winter die Fenſter der kalten Wohnung geſchloſſen blieben: „O freilich, nicht einmal einen Atemzug friſche Luft darf man genießen! Was brauchen wir noch Luft, die iſt für andre Leute!“

So war es eine herbe Treue, die bei ihm ausgehalten; und eine unſägliche Bitterkeit ſchlich ſich in des Gatten Herz, wenn er in ſeinem Bewußtſein nicht den Mut fand, auf ſolche Anſpielungen zu antworten, die nicht eben ausgeſprochen waren, um ihm wehe zu thun, ſondern nur in der ſchonungsloſen Rückſichtsloſigkeit des Egoismus.

Bertha, mit einem angeborenen Sinn für das Edle und Schickliche, empfand, ohne es zu wiſſen, alle dieſe Mißlaute ſchmerzlich. Trotz einer leiſen Regung von Abneigung gegen die etwas gemeinen Manieren, die der Vater angenommen, hätte ſich das Kind ihm gern genähert; er aber verſtand ihre ſtille Weiſe nicht und hielt ſie für einfältig. Während der langen Kerkerjahre hatte er in der Thorheit eines weltlichen Herzens Pläne auf Pläne gemacht, wie er wieder zu äußerem Wohlergehen gelangen könne; als Hoffnungsanker erſchien ihm da ſein Töchterlein, in dem er, wie ſo viele Väter thun, entſchieden eine künftige Schönheit erblickt hatte: er beſchloß, das Aeußerſte für ihre Erziehung zu thun. Die ſollte dann in die Welt treten, glänzende Eroberungen machen, die glänzendſte darunter feſſeln und als angeſehene Frau dem Vater Glück und Ehre wiederbringen. Nun fand er ein bleiches, unſcheinbares Mädchen von ſchwacher Geſundheit, in deren Natur es viel mehr lag, ihre Gaben, die ſie ſelbſt nicht ahnte, zu verbergen, als geltend zu machen. Sein Luftſchloß fiel zuſammen und er wandte ſich gleichgültig von dem ſtillen Kinde. Bald fand er außer dem Hauſe Geſellſchaft, die ihm zuſagte und in der er, ſo oft es ihm möglich war, ſeine Abende verbrachte.

Sein Herz wurde vollends verhärtet, ſeine Sitten roher und gemeiner; Frau Karoline ſah eben wieder einen neuen Beweis für die große Wahrheit, „daß alles über ſie kommen müſſe“, und erging ſich recht im Gefühl ihres namenloſen Unglücks mit einer Art von Schadenfreude gegen Gott und die Welt und ſich ſelbſt. In dieſer Lebensluft ſollte Bertha ſich entfalten, das war die ſelige Kinderzeit, das die goldenen Jugendtage, die ihr blühten! Die Schule wieder war ihr Glück; das war doch eine Welt, in der nicht die ſchwüle Peſtluft des Vaterhauſes wehte, obgleich ſie auch hier wie in der frühern vereinzelt blieb, und tauſend kleine Dornen ſich in ihr Herz drückten, mehr noch in der höhern Bürgerſchule, in der ſie denn doch der Vater unterbrachte, als früher in der Volksſchule. „Morgen iſt mein Geburtstag!“ jubelte eins der kleinen Mädchen! „ich freu' mich, die Mutter hat ſchon Kuchen gebacken, und von Julius bekomm' ich vielleicht ein Federrohr! Kriegſt du auch Schokolade an deinem Geburtstag, Bertha?“ — „Ich weiß nicht, wann mein Geburtstag iſt,“ ſagte dieſe mit unſäglichem Wehgefühl, während die Mädchen ſie verwundert und mitleidig anſahen. — „Am Mittwoch iſt Martinstag, da machen wir dem Lehrer ein Geſchenk,“ wurde mit eifriger Wichtigkeit verhandelt, „bring auch etwas dazu, Bertha!“ Bertha brachte daheim bei der Mutter ſchüchtern ihr Anliegen vor. „Geh zum Vater!“ ſagte die kurz, „er ſoll dir geben von dem, was er geſtern noch vom Wirtshaus heimgebracht, ich habe nichts.“ — „Geh zur Mutter,“ rief der wütend, „und fordere, was ſie vorzeiten in Torten und Viſiten vernaſcht hat; davon kannſt du ſechs Schullehrer erhalten!“ Das Kind forderte nichts mehr. Weihnachten kam, das Feſt der Freude, die Mutter ſchenkte ihr einen Sechſer: „Da kauf' dir Pfefferkuchen, ich ſchäme mich, in einen Laden zu gehen; kann dir doch nichts Rechtes geben.“

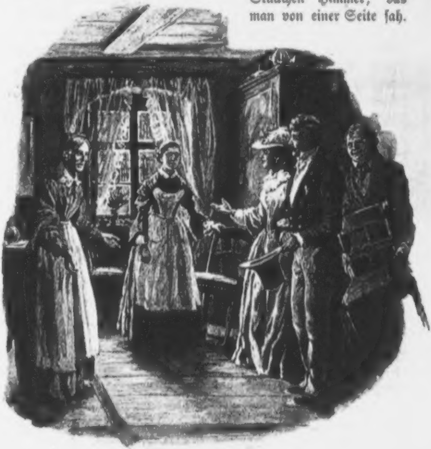
Eine einzige Freundin gewann ſie allmählich, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die Bertha nach den Schulſtunden manchmal mit nach Hauſe nahm. Da ſah ſie denn zum erſtenmal eine ſchöne, behagliche Häuslichkeit, freundliche Augen und gemütlichen Familienverkehr; ſie kannte den Neid nicht, aber ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen, als ſie die düſtere Stube daheim wieder betrat. Die Eltern der neuen Freundin intereſſierten ſich für ſie, der Vater zog Erkundigungen ein; Sprößer erhielt einen Brief von ihm, in dem der Kaufmann ihm anbot, „um ſeiner Familie willen“ ihm Beſchäftigung in ſeinem Comptoir zu geben, wenn er ſich gänzlich von ſeiner bisherigen Genoſſenſchaft losſage und Beweiſe gründlicher Beſſerung gebe. Der Geſchäftsmann ſprach geradezu und bündig; dieſe Sprache empörte Sprößer ſo ſehr, daß er Bertha den Umgang mit

Amalien gänzlich unterſagte. Bertha gehorchte ohne Widerrede; ſie ſah Amalie nur noch in der Schule und ſpäter in der Religionsſtunde. Es kam etwas von der Mutter Geiſt in ſie: „Ueber mich muß alles kommen!“

Die Zeit des Religionsunterrichts zur Vorbereitung auf die Konfirmation war ihre glücklichſte. Es war ihr, als umwehe ſie Heimatluft, wenn ſie die Pfarrſtube betrat, in der er erteilt wurde, und ſie mit ihren ſtillen Augen an dem Blick des Geiſtlichen hing. Der Mann meinte es redlich; aber mehr, als er hatte, konnte er nicht geben, und das Beſte hatte er nicht. Er wußte ſchöne Gefühle zu erwecken, viel edle Vorſätze hervorzurufen, Chriſtus war ihm der Weg und die Wahrheit; das Leben ſelbſt war er ihm nicht geworden. Auch Berthas Herz erwärmte ſich für Tugend und Glauben; aber wenn ſie daheim anknüpfen wollte, ihre Vorſätze ausführen, ihre Gelübde erfüllen, ach, da wollte es nirgends gehen. Niemand verlangte ihre Liebe, niemand dankte für ihre Hilfe, niemand prüfte ihre Geduld; es gab keine Stürme, keine Wolken, die Mutter ließ den Vater ſtumm gewähren; ſeine beſchränkten Mittel und der Mangel an Kredit ſchützten ihn vor eigentlicher Völlerei. Dieſe Häuslichkeit war ein Sumpf, über dem ein grauer Nebel hängt, — Bertha dachte am Ende, auch das Chriſtentum mit ſeinen erhabenen Lehren, mit ſeinem Frieden und ſeiner Seligkeit ſei doch für Glücklichere als ſie.

So verging Jahr um Jahr; der Frühling eines Mädchenlebens zog blütenlos an Bertha vorüber, ohne Freude, ohne Wechſel, als etwa den der Wohnung, obwohl ſie immer auf trübſelige ſonnenarme Zimmer beſchränkt blieben. Dadurch bildete ſich nicht einmal eine Beziehung zu Hausgenoſſen, die die Einſamkeit des jungen Mädchens unterbrochen hätte. Mit einem natürlichen Sinn für Ordnung und feinere Sitte ſchreckte ſie auch vor den meiſt ſchmutzigen, unordentlichen Haushaltungen zurück, die ſie in ihren abgelegenen Quartieren traf.

Die neue Wohnung, die ſie bezogen, war ein trübſeliges turmähnliches Gebäude inmitten der Stadt, und doch auf merkwürdige Weiſe nach allen Seiten hin bloß auf Winkel und Dachrinnen gehend, mit ſeltſamen halsbrechenden Treppen und Entreſols, als hätte jeder Bewohner einſt wie die Schnecke eine eigene Behauſung mitgebracht und ſie ſo zufällig aufeinander getürmt. Mit lebhafter Phantaſie hätte ſich Bertha etwa die Dächer von den Häuſern wegdenken und die verſchiedenen Lebensbilder ausmalen können, die ſich darunter bewegten; ihre Phantaſie war aber nie geweckt oder genährt worden, ſo ſah ſie nur die Katzen, die herumſchlichen, das Moos, das auf den feuchten Ziegeln wuchs, und ſelten, ach ſelten, blickte ſie nach dem kleinen Stückchen Himmel, das man von einer Seite ſah.



Der Hausbeſitzer war ein Schmied, der nicht oft außerhalb der Werkſtatt zu ſehen war. Das Hausregiment führte die Frau mit kräftiger Hand; ihre Stimme ſchien ſich in der Werkſtatt gebildet zu haben, man hörte und verſtand ſie noch durch das Gepoch der Hämmer. Bertha hatte die kleinen Einkäufe für den Haushalt, überhaupt das auswärtige Departement zu beſorgen und kam ſo am eheſten in Berührung mit der geſtrengen Hausfrau; dieſe fand wenig Gefallen an dem ſtillen trüben Weſen des Mädchens; ihre noble Haltung und ihr zurückhaltendes Benehmen ſchienen ihr nur Bettelſtolz, wenn ſie damit die Art und Weiſe des Vaters zuſammenſtellte.

Bertha kannte das ſonſtige Hausperſonal wenig; nur ein größerer Knabe fiel ihr auf, dem ſie hie und da auf der Treppe begegnete, der Lehrburſche, wie es ſchien. Sein mit Ruß überzogenes Geſicht war jederzeit ſo ganz beſonders trübſelig, daß es ſogar Bertha auffiel, die gar nicht an heitere Ausſicht gewöhnt war. Sie wagte einmal, die Hausfrau nach ihm zu fragen. „Ach, das iſt der Robert, unſer Lehrjung, ich wollt', ich hätt' den Schlingel nie geſehen! Das iſt das letzte Mal, daß ich einen Buben von Privatleuten nehme; macht er nicht ein Geſicht wie eine Kreuzſpinne? Und will ich einmal, er ſoll mir mein Kind hüten oder Waſſer zur Wäſche tragen, ſo ſieht er vollends aus wie die ägyptiſche Finſternis; wer den Hochmut nicht laſſen kann, der ſoll brav reich bleiben,“ fügte ſie etwas ſpitz bei und ſchloß damit Bertha den Mund.

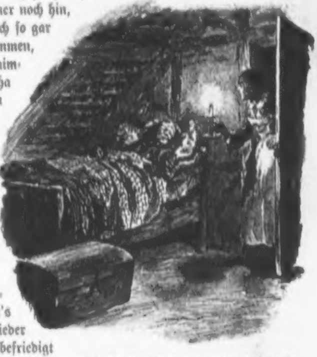
Einmal ſaß Bertha wieder ſtill an ihrer Arbeit, um das kurze Tageslicht zu benutzen, als das Geſchrei: „Eine Chaiſe, eine Chaiſe!“ und das Zuſammenſpringen der Gaſſenjungen ſogar die Mutter an das einzige Fenſter lockte, das auf die Straße ging. Da hielt wirklich ein prächtiger Staatswagen; ein Bedienter ſprang von hinten herab, ſuchte fluchend ſeinen Weg auf der finſteren Treppe, trat aber bald darauf in höflichſter Weiſe ins Zimmer mit der Meldung: „Fräulein Amalie Döring und der Freiherr von Stern wünſchen ihre Aufwartung zu machen.“ Ehe noch die betroffenen Eltern bemerken konnten, es werde ein Mißverſtändnis ſein, öffnete ſich die Thür wieder, und am Arme eines ſchönen Mannes, ſtrahlend in Glück und Jugendblüte, trat Berthas Schulfreundin Amalie in die düſtere Stube. „Nicht wahr, das hatteſt du nicht geglaubt, daß ich noch an dich denke?“ fragte ſie naiv die erſtaunte Bertha; „ja glaub's nur, wenn wir uns auch ſeit der Konfirmation nicht mehr geſehen, ich habe dich doch nicht vergeſſen; aber ich konnte dich nimmer auffinden, weil ihr ausgezogen ſeid. Jetzt aber, nun wir Brautviſiten machen, habe ich's Guſtav gleich geſagt: Die Bertha müſſen wir beſuchen, ſo gut als die Vornehmſten von meinen Schulfreundinnen, und habe endlich eure Wohnung erfahren. Und Guſtav iſt auch ganz gutwillig mit mir gegangen, o, er thut mir alles zulieb, und iſt gar nicht ſtolz!“ So plauderte die argloſe Amalie weiter mit der Taktloſigkeit eines Herzens, das nie Zurückſetzung gekannt, ganz glücklich im Gefühl ihres Edelmuts, mit dem ſie die arme Freundin aufſuchte. Ach, ſie bedachte nicht, daß der Glanz ihres jungen Glückes dem freudearmen Herzen weh thun mußte, wie der Sonnenſtrahl einem kranken Auge.

Der Freiherr fühlte feiner; er unterhielt ſich mit ernſter Höflichkeit mit der Mutter, die aus ihrer Höhle hervorging und alle Reſte ihrer Inſtitutsbildung aufwärmte, um dem Brautpaar zu zeigen, daß die Herablaſſung nicht zu groß ſei, während der Vater, gebildeter Geſellſchaft entwöhnt, durch ſeine überladene Höflichkeit etwas abſtieß. Das Zimmer war geordnet und reinlich, ſeine Dürftigkeit machte Bertha nicht verlegen; das blaue Seidenkleid, der blumengeſchmückte Hut, all die feenhafte Toilette der Braut erregten kein Gefühl des Neides in ihrer Bruſt; aber das ſtrahlende Lächeln, mit dem ſich die Augen des jungen Paares begegneten, die zärtliche Sorgfalt, mit der der Freiherr ſeinen Arm um Amalie ſchlang, um ſie auf der Treppe zu ſchützen, die ganze Atmoſphäre von Glück und Freude, die ſie umwehte, das alles machte ihr die trübe Heimat doppelt düſter, als die helle Erſcheinung verſchwunden war. „Du hätteſt auch meine Brautjungfer werden müſſen, Bertha,“ hatte

Amalie geſagt, „aber wir feiern die Hochzeit ganz ſtill, weil wir nach Italien abreiſen; auch dachte die Mutter, es könnte dich mehr genieren, weil du niemand kennſt; aber ein Andenken an meine Hochzeit mußt du doch haben, wie wenn du Brautjungfer geweſen wäreſt!“ Das Päckchen, das Amalie zurückließ, enthielt ſchönen Kleiderſtoff; gewiß eine feine, gütige Weiſe, dem armen Mädchen eine Wohlthat zu erweiſen, und doch that dies reiche Geſchenk Bertha weh, ein Ringlein von Amaliens Haaren hätte ſie mehr gefreut. Sie zürnte ſich, daß ſie dieſe Güte und Freundlichkeit nicht beſſer würdige; ſie fühlte es als eine Sünde gegen ihre weibliche Würde, daß dies bräutliche Glück ihr Herz verwundete, und doch mußte ſie ſich in ihr Kämmerlein flüchten, während die Eltern ſich ſpitze Reden darüber zuwarfen, daß in ihrem Hauſe keine ſolche Freude einkehre, und doch legte ſie den Kopf auf ihr Lager und weinte, weinte heiße, bittere Thränen, und meinte, wenn ſie auch nur einmal im Leben wüßte, was Glück ſei und Freude, nur ein einzigesmal, ſo wollte ſie gern ſterben oder — fortleben, wie ſie bisher gelebt hatte.

Es war Nacht, der Vater war noch nicht daheim, die Mutter ſchlief; Bertha ſaß allein, noch mit mühſamer Arbeit beſchäftigt, als ſie glaubte, ein leiſes klägliches Stöhnen zu hören. Sie lauſcht, ſie hört den Ton deutlicher, er kam vom oberen Boden, den ſie unbewohnt glaubte. Es war ihr ſo in ſtiller Nacht etwas unheimlich, doch wollte ſie niemand unten wecken, vielleicht ſchlief oben eins vom Geſinde; ſie nahm das Licht und ſtieg mühſam die ſteile Treppe hinauf dem Tone nach. Er kam aus einer Bodenkammer, ſie öffnete ohne Schwierigkeit; da lag auf einem ärmlichen, aber reinlichen Bett ein altes Weib, ſchwer leidend dem Anſchein nach. „Kann ich Ihr etwas helfen?“ fragte Bertha ſchüchtern. „Ach, das iſt die Jungfer von drunten,“ ſagte die Kranke und richtete ſich auf; „da haben Sie jetzt mein dummes Gemauz gehört und ſind am End' davon aufgewacht! Hätt's auch bleiben laſſen können, hab's noch nie gethan, aber heut iſt es ſo gar arg mit meinen

Schmerzen, da wollt' ich nur einmal probieren, ob es denn nicht beſſer werde, wenn ich ein bißchen augſe (ächze); hat aber auch nichts geholfen." — „Kann ich Ihr gar nichts erleichtern?" fragte Bertha wieder, „ich war noch wach." — „Ach freilich, liebe Jungfer, wenn ich nur einen Schluck Waſſer hätte! — es brennt wieder ſo; ich rüſte mir's ſonſt immer noch hin, aber heut bin ich ſo gar elend heimgekommen, da konnt' ich nimmer." Bertha eilte, der Alten die Labung zu bringen, die ihr ſichtlich wohl that. „Ah, vergelt's Gott, Jungfer; was das wieder ein Glück iſt, daß Sie mich gehört haben, ja mir geht's doch allemal wieder gut," und ganz befriedigt legte ſie ſich auf die Kiſſen zurück, die ihr Bertha zurecht geſchüttelt. „Dank, Jungfer, das iſt gar zu viel; aber nicht wahr, was das ein gutes Bett iſt? — das iſt doch eine Wohlthat." — „Was iſt denn Ihr Leiden, kann ich Ihr nichts mehr bringen?" fragte Bertha beſorgt; „ein wenig Suppe?" — „Dank, Jungfer, kann nichts bei mir behalten, 's ſitzt im Magen; der Krebs, ſagt der Doktor, da darf ich nichts nehmen als ein bißchen Kaffee, aber Waſſer, das thut auch gut." — „Kaffee will ich Ihr morgen bringen," verſprach Bertha und ſtellte das Waſſer neben ihr Bett. — „Ver-



gelt's Gott, Jungfer! ich nehm's morgen mit Dank an; für ſpäter hab' ich ſchon geſorgt, wenn ich einmal nimmer fort kann, weiß ſchon lang, daß es ſo kommt. Wollen Sie mir noch eine Güte anthun, wenn's nicht grob iſt, daß ich's verlange, ſo leſen Sie mir noch meinen Abendſegen, ich hab' kein Licht.“ Sie bezeichnete Bertha die Stelle im Buch, und ob auch der Schmerz ihre Züge verzog, ſo ſah ſie doch mit hellen getroſten Augen auf die Lippen des jungen Mädchens, von denen ihr die wohlbekannten Worte wieder neu ans Herz drangen. Bei allen Stellen, die vom Dank für göttliche Wohlthaten ſprachen, nickte ſie recht wohlgefällig mit dem Kopf und ſprach das Amen mit heller Stimme. Bertha hörte drunten den Vater und ſagte eilig gute Nacht.

Die ſtrahlende Braut und das arme Weib auf ihrem Schmerzenslager miſchten ſich auf ſeltſame Weiſe in Berthas Träume.

Als Bertha erwachte, wußte ſie zuerſt nicht, auf was ſie ſich freue; ach ja, dem armen Weibe hatte ſie den Kaffee zu bringen verſprochen, das konnte ſie ganz gut von dem Morgenkaffee erübrigen. Sie teilte der Mutter ihre nächtliche Entdeckung mit und erhielt leicht Erlaubnis: „Bei uns daheim freilich, da hat man die Milch maßweiſe verſchenkt, durfte ſich nicht ſo ein Tröpfchen vom Munde abſparen.“

Die Alte empfing ſie mit großer Freude. „Wie hat Sie geſchlafen?“ fragte Bertha. — „Gar nicht, Jungfer, 's iſt arg geweſen, hätt's ſchier wieder mit dem Augſen probiert; aber das iſt ein rechtes Glück, daß ich ſo ſchöne Sprüch' und Verſe auswendig weiß von meinen jungen Jahren, die bet' ich alle wieder her, und halbe Predigten fallen mir oft ein, die ich ſchon gehört. Gegen Morgen hat's aber nachgelaſſen, da hab' ich von ſechs Uhr an noch herrlich geſchlafen, das thut gut! Wenn man aufwacht, meint man, man habe die ganze Nacht geſchlafen.“ — „Ja, iſt Sie denn ſo ganz allein?“ — „Mutterſeelenallein mit unſrem Herrgott,“ antwortete das Weib getroſt; „ich hab's aber wohl gedacht, daß er mir jemand ſchickt, wenn ich's nötig habe; ich krieg's allemal gerade wie ich's brauche." — „Aber Sie ſollte den Arzt haben." — „Meiner Baſe Mädchen dient hier, die will nach mir ſehen, wenn ich nimmer fortkomme, die kann dann auch zum Doktor; er weiß aber bei mir gerade nicht mehr viel. Sie wird ſchon kommen," fuhr ſie mit bedeutſamem Ton fort, „wiſſen Sie, ſie erbt mich noch!" Berthas Aug' folgte unwillkürlich dem Blick der Kranken, der wohlgefällig ihre Beſitztümer in dem Kämmerlein überlief: einen dreibeinigen Stuhl, einen großen alten Kaſten und das Bett; ſie mußte lächeln. „Sie denken wohl, das iſt nicht viel," ſagte die Alte; „da machen Sie den Schrank auf, was ich für ſchön Weißzeug habe! Und noch drei Stücklein Tuch, alles ehrlich und redlich verdient, ja, man ſoll auch noch etwas hinter mir finden. Aber lieb iſt mir's, wenn Sie den Schlüſſel nehmen, ich laß ihn der Lene nicht gern unter die Hand. In dem weißen Tuch da iſt alles zum Einwickeln, wenn ich ſterbe: ein gutes Leintuch und ein ſchönes langes Hemd; ich denke, es werde mir keine Sünde ſein, wenn ich noch mit Ehren unter den Boden will. Das Geld zum Begraben liegt dabei, das darf nicht angewendet werden; eh's an das geht, ſchick' ich zu den Frauen, denen ich gewaſchen habe, die laſſen mich nicht im Stich, der liebe Gott wird's aber nicht ſo weit mit mir kommen laſſen." Unten im Kaſten hatte ſie noch einen kleinen Vorrat von Kaffee und Zucker, Seife und dergleichen und etwas geſpartes Geld, weil ihr der Doktor ſchon lange geſagt, ſie werde bald nicht mehr aufſtehen können. Wie herzlich freute ſie ſich ihres kleinen Reichtums und wie getroſten Herzens dachte ſie doch an den Tod, der ſie ſo bald ihrem werten Beſitz entführen mußte!

Lene, der Baſe Mädchen, war eine moderniſierte Magd in Wollmuſſelin, mit Ledertaſche und Sonnenſchirm; ſie kam einmal in der Woche, ſah über das Bett der Kranken hin und hüpfte dann weiter. Der Arzt wußte in der That nicht viel zu verordnen und kam ſelten. Um ſo willkommener war Berthas Beiſtand und Umgang für die Alte, und Bertha fühlte ſich ſo wohlthuend berührt von der Friſche und freudigen Geduld, mit der dieſe bis in den Tod die ſchwerſten Leiden trug. Sie war jederzeit gutes Muts und wußte ſtets einen Grund zum Dank. „Das iſt eigentlich eine Krankheit für arme Leute,“ ſcherzte ſie, wenn ſie faſt keine Nahrung mehr ertragen konnte; „jetzt denken Sie, wenn ich anſtatt deſſen die Freßkrankheit bekommen hätte! Ich habe ſo einen Mann gekannt, der mußte alle Viertelſtunden was andres haben, wo ſollt' ich das hernehmen?“ Bertha war eine gewiſſenhafte Verwalterin ihres kleinen Schatzes, und die gute Alte freute ſich kindlich, daß er ſo weit reichte. „Das denk' ich immer, werde mir der liebe Gott nicht zuleid thun, daß ich noch betteln laſſen müſſe für mich,“ ſagte ſie; „ich will ja gewiß nicht hochmütig ſein, aber es wäre mir grauſig recht, wenn er mich vorher heimnähme, er thut's auch gewiß.“ — „Iſt's Ihr denn immer gut gegangen auf der Welt, Kathrine?“ fragte Bertha einſt, der dieſe Freudigkeit ein ſtetes Rätſel blieb. „Nun, nicht grad' immer, was man ſo gut heißt, aber doch grad' ſo, wie ich's gebraucht habe, ich will Ihnen einmal alles erzählen.“

Wir geben dieſe einfache Geſchichte zuſammengeſtellt, wie ſie Bertha nach und nach erfuhr.

Geſchichte von einer, der es geht, wie ſie's braucht.

„Mein Vater war ein armer Taglöhner auf dem Dorfe, ich darf kaum ſagen Bauer, wir hatten ein Kühle, eine Wieſe und einen Acker; aber ich bin doch froh, daß ich auf dem Dorfe aufgewachſen bin, arme Kinder in der Stadt werden viel knützer (keinnützer). Und es freut mich heute noch, daß wir arm geweſen ſind, man ſchätzt alles viel beſſer. Die reichen Bauern müſſen ſich plagen und haben keine Freude dabei; da legen ſie den vielen Dinkel hin, und beſinnen ſich, ihn herzugeben, bis er teuer genug'iſt, und wenn ſie ihn zu wohlfeil verkauft haben, kommen ſie faſt aus dem Häusle (von Sinnen). Bei uns aber, da hätten Sie die Freude ſehen ſollen, wenn wir unſre Gerſte heimführten und vom erſten eigenen Brot aßen, und wenn's ſo ſchöne Aepfel auf unſrer Wieſe gab, und das Kühlein kalbete! Wenn ich jetzt ſo dran denk', mein' ich, es ſei lauter Freude geweſen, das andre hab' ich freilich vergeſſen. Und gottesfürchtige Eltern hab' ich gehabt, das iſt einem ein Segen für ſein Lebtag, ich bin da ſo glücklich vor viel tauſend reichen Kindern. Wenn man ſo wenig hat, das halbe Jahr nicht mehr weiß, woher das Eſſen nehmen, da lernt man recht auf des lieben Gottes Augen ſehen, und wenn das Jahr um iſt, und man iſt doch nicht Hunger geſtorben, und hat immer wieder zu eſſen gehabt, das iſt wie ein Wunder, und man fängt mit neuem Mute an.

„Lang hab' ich freilich nicht genießen dürfen, wie gut 's iſt daheim: im zehnten Jahr wurde ich Kindsmädchen bei einer Bäuerin. Das war nun juſt nicht, wie ich's wollte, aber gerad wie ich's brauchte, da hab' ich mich tummeln lernen! Hunger durfte ich nicht leiden und war den Eltern doch aus dem Futter. So oft ich die Mutter Brot heimtragen ſah, freute mich's, daß ſie daheim mein Teil auch eſſen dürfen. Die Eltern ſind bald geſtorben, recht in Ehren und Frieden, und wir Kinder haben ſie ſchön begraben laſſen mit einer Rede vom Herrn Pfarrer. Nun bin ich an allerhand Orten herumgekommen, wie ich's eben gebraucht hab', zuletzt zur alten Sternwirtin in B., die ſonſt all Wochen eine andre Magd hatte. Hab' ich geglaubt, ich ſei vorher 'rumgepudelt worden, ſo hab' ich's jetzt noch anders gelernt: Ich hab' aber gedacht, ich bleib' dir einmal und will ſehen, wer's länger aushält, du oder ich. Und ich hab's ausgehalten,“ fuhr die Alte mit herzlichem Lachen fort, „zwölf Jahr bin ich geblieben, und die Sternwirtin hat mich gehalten wie ihr eigenes Kind. Verſtehen Sie, ihre Kinder haben auch Püffe gekriegt! Wie ſie geſtorben iſt, hat ſie mir hundert Gulden bar vermacht und ein ſchönes Bett und einen Kaſten. Gelten Sie, das iſt ein Glück für ſo ein armes Mädle?

„Jetzt wär's geſcheiter geweſen, wenn ich wieder gedient hätte, präſtiert hätt' ich's in jedem Haus nach der Sternwirtin. Da kam aber mein ſeliger Mann, der ein Metzger war, und wollte mich heiraten. Hätt's können bleiben laſſen, aber ich werd's eben gebraucht haben, und es iſt doch auch rar wirklicher Zeit, daß arme Mädchen einen Mann kriegen. Es war mir eine rechte Freude, als wir in unſer eigen Häuslein zogen, ich hab' eineweg manche gute Stunde drin gehabt, Gott ſei Lob und Dank dafür!

„Wenn ich nun ſagen wollte, mein Mann ſei nicht grob geweſen, ſo müßt' ich lügen; es kommt das wohl vom Handwerk, aber er fing nicht gleich mit dem Gröbſten an. An unſrem erſten Buben hatte er eine Freude, daß ich weinen mußte; aber das Handwerk ging nicht gut, wir hatten zu wenig Satz (Fond), er kam zu viel hinaus und fing das Trinken an. Das war keine gute Zeit, liebe Jungfer, aber je ſchwerer ſie war, deſto mehr habe ich des lieben Gottes Hilfe erfahren. O, das weiß niemand, dem's gut geht, was es iſt, wenn man ſich allein vorkommt auf der ganzen Welt und es iſt als hörte man im Herzen ſagen: ‚Fürchte dich nicht, ich bin bei dir.‘ Und es wäre viel ſchlimmer geworden bei meinem Mann, wenn mir's nicht von Gott gegeben worden wäre, ihm mit Sanftmut zu begegnen; vielleicht wäre es auch noch ganz gut geworden, wenn er nicht in gar zu böſe Geſellſchaft gekommen wäre.

„Vier Kinder habe ich noch geboren, ſie ſind alle nach und nach geſtorben; ich wäre dazumal oft gerne mit ihnen gegangen, aber der liebe Gott hat mich noch nicht brauchen können.

„An einem ſchönen Morgen aber iſt mein Mann fortgelaufen in die Fremde. Das war arg, und ich meinte zuerſt, es ſei ſchwerer als der Tod; aber es iſt wieder ein Glück, daß er nicht in ſeinen Sünden geſtorben iſt, ſo habe ich doch noch für ihn beten können. Wenn er ſchon tot geweſen wäre, ſo weiß ich nicht, ob's noch geholfen hätte.

„Da war ich allein mit meinem Büble, das war Ihnen ein brav's Büble, aber ſchwächlich. Von dem Häusle iſt mir nichts geblieben; aber ich habe das Waſchen angefangen, und Sie glauben nicht, was für eine große Kundſchaft ich gleich bekommen habe; oft wenn ich um neun Uhr von einer Waſch heimkam, habe ich noch bis ein Uhr für ledige Herren zu waſchen gehabt und um drei Uhr ſchon wieder fort! Meinem Büble durfte ich gar nichts abgehen laſſen, er wurde ſo gut geſchult wie ein Prinz. Und g'lirnig (leicht zu lehren) iſt er geweſen! Dem ſeine Hefter hätten Sie ſehen ſollen!

„Das iſt auch ein Glück, wenn man an ſeiner Profeſſion eine rechte Freude haben kann, und was gibt's da Schöneres als Waſchen! Ich habe mir oft etwas eingebildet, wenn ich dachte: Die vornehmſten Madamen machen nur ſchmutzig, du aber machſt ſchön weiß. Wenn das ſchmutzige Gerät garſtig in die Waſchküche kam und nachher unſre Wäſche wie der friſche Schnee im Grünen hing, da lachte mir das Herz, und wenn ich vollends ſagen hörte: ‚Das iſt wieder die ſchönſte Wäſche, da muß die Metzgerkathrine gewaſchen haben!‘ — Ich denke nicht, daß mir der Hochmut zur Sünde worden ſei.

„Mein Büble wurde konfirmiert, der Herr Pfarrer hat ihn ſo gelobt! Ich wollte ihn in eine Lehre thun, er ſagte immer, er möchte eben ein Uhrenmacher werden. Das kam mir ein Hochmut vor, aber er hatte ſo eine geſchickte Hand, der Herr Pfarrer redete mir auch zu. Gott Lob und Dank, daß ich's ihm zulieb gethan habe! Ich verkaufte mein Granatennuſter und meinen ſeidenen Hochzeitſchurz, das langte zum erſten Lehrgeld. O, wie war das Büble ſo vergnügt, als er in die Stube mit den vielen Uhren kam; es freut mich mein Lebtag.

„Der wäre Ihnen der allergeſchickteſte Uhrenmacher geworden, ſein Meiſter hat es oft geſagt; aber der liebe Gott hat's beſſer gewußt, zu was er taugt, er hat einen Engel im Himmel aus ihm gemacht. Und einen ſchönen, chriſtlichen Tod iſt er geſtorben, es hat ſich ein Altes daran erbauen können; er hat noch ganz deutlich das Ende von ſeiner Konfirmationsfrage gebetet: ‚Herr Jeſu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir ſterb' ich; dein bin ich tot und lebendig; mach mich, o Jeſu, ewig ſelig. Amen.‘

„Da bin ich denn allein auf der Welt geblieben, aber es iſt mir nicht zu hart gegangen.

„Wie haben die Leute bei dem beſten Willen oft Mühe, ihr Herz in den Himmel zu ſchicken, wenn ſie viel Gutes auf der Welt haben! Das hat mir der liebe Gott leicht gemacht, hab' ich doch fünf Engel im Himmel, die auf mich warten.

„Vor ein paar Jahren kam einer aus Amerika, der ſagte mir einen Gruß von meinem Manne; er war geſtorben in einem Spital in New York, und er laſſe mich um Gottes willen bitten, ich ſoll' ihm verzeihen, er habe es wohl eingeſehen, was er an mir verſchuldet; wenn es ihm beſſer gegangen wäre, ſo wäre er wiedergekommen. Nun, wenn er ſeine Schuld gegen mich eingeſehen, ſo hat er gewiß auch vor Gott bereut, und er wird an keinen ſchlimmen Ort gekommen ſein.

„Es iſt bald darauf gar eine gute Freundin von mir geſtorben, ein chriſtliches Weib; die habe ich gebeten, wenn ſie meinem Manne in der Ewigkeit begegne, ſo ſoll ſie ihm einen recht ſchönen Gruß ſagen, und es ſei ſchon lang alles vergeſſen und verziehen.

„So hat mir Gott auch dieſe Sorge vom Herzen genommen, und ich kann ruhig ſterben. Und daß er mir noch eine ſo gute Jungfer ſchickt vor dem Tode, die ſich ſo getreu um mich annimmt, da wär' ich gar nicht ſo keck geweſen, ihn nur darum anzuſprechen; ich hätte auch allein ſterben können, wenn's hätte ſein müſſen.“

Aus dieſen einfältigen Worten fiel für Bertha ein wunderbares Licht auch auf ihr freudloſes Daſein, obwohl ihr eben doch wieder ihre Lage die ſchwerſte ſchien und ſie die Gründe zu Dank und Zufriedenheit noch nirgends ſehen konnte, welche die arme Wäſcherin aus ihrem mühevollen Daſein ſchöpfte. Aber ein andres Herz als zuvor brachte ſie doch mit, wenn ſie aus dem Kämmerlein der Alten herabſtieg, und es war ihr manchmal, als umwehe ſie ſelbſt hier noch etwas von dem Friedenshauch, der jenes Schmerzenslager umgab.

Die Alte hatte nur einen Wunſch: „Wenn ich doch einmal noch eine rechte Wäſche mitwaſchen könnte! Ich weiß gar nicht, wen ſie jetzt ſtatt meiner nehmen.“ Dieſer Wunſch ſollte nicht erfüllt werden, und ſie ſchickte ſich auch darein; „ſie werden die Lieſe nehmen, der iſt's auch zu gönnen; wenn es gleich in der erſten Zeit nicht ſo ſchön wird, ſie lernt's vielleicht noch. Lene, ſag's doch meinen Frauen, ich laſſe ſie ſchön grüßen und ſie ſollen die Bauchwaſchen ja nicht abgehen laſſen.“

So ſtarb die alte Wäſcherin, treu ihrem Beruf, ſo gut wie ein ſterbender General, der noch kommandiert mit der Kugel im Herzen. Der Bertha beſtimmte ſie den Rosmarin- und den Nelkenſtock an ihrem Fenſter: „Das iſt das ganze Jahr eine Freude, Jungfer,“ und die Bibel und das Konfirmationsbuch von ihrem Büble.

Und nun ſie ihre zeitlichen Angelegenheiten geordnet, wandte ſie ihre ganze Seele der nahen Heimfahrt zu. Ihr Körper war zum Gerippe abgezehrt. „'s Sterben wird keine harte Arbeit mehr ſein,“ meinte ſie lächelnd, als ſie ihre mageren Glieder betrachtete. Bertha empfing mit ihr das Abendmahl; bald darauf kam der erſehnte Bote, und der Lichtſtrahl aus dem geöffneten Himmelspförtlein, den der ſelige Bengel geahnt, ſchien auf dem toten Angeſicht zu ruhen, ſo ſelig war ſein Lächeln.

Bertha erwies ihrer toten Freundin die letzten Liebesdienſte, dann nahm ſie von ihrer Erbſchaft Beſitz und ſchied von der Bodenkammer, eine andre als ſie einſt eingetreten. Es war daheim dasſelbe geblieben, aber ihr Herz war verwandelt; es brannte nicht mehr in vergeblichem Begehren nach irdiſchem Glück, nur in Sehnſucht nach dem Frieden und Genügen, das jene einfältige Seele genoſſen, und ſie meinte, es müſſe auch bei den Ihrigen anders werden. Es ward anders. Eine heftige Entzündung rieb in wenigen Tagen das Leben der Mutter auf. Sie war wenig bei Beſinnung und konnte auch in klaren Augenblicken nimmer ſprechen, doch ſah ſie Bertha und den Gatten mit ſanften, faſt flehenden Blicken an und bot ihnen oft die Hand. Bertha wich nicht von ihrem Lager, ſie las ihr die tröſtlichen Sprüche und Lieder, die ſie von ihrer alten Freundin kennen gelernt, aber ſie wußte nicht, ob ſie verſtanden werde; doch bei dem tiefen Stöhnen der Kranken gedachte ſie der Worte: Der Geiſt ſelbſt vertritt uns aufs beſte mit unausſprechlichem Seufzen.

Der Vater war tief erſchüttert, als der letzte Seufzer der Kranken verſtummt war; Bertha drückte ihr ſanft die Augen zu und befahl ihren Geiſt in die Hand des allbarmherzigen Gottes. Sie kam ſich jetzt unſäglich allein vor auf der Welt; obgleich ſie wenig Liebes von der Mutter genoſſen, war ſie doch mit ihr verwachſen, der Vater war ihr beinahe fremd geblieben, ſein ganzes Weſen war ſo verſchieden von dem ihrigen.

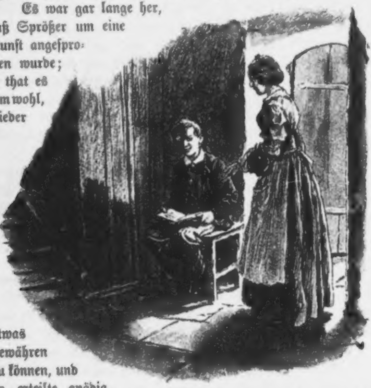
Den Vater erbarmte des einſamen Kindes, auch hatte der ernſte Gaſt, der Tod, ihn für eine Weile ſeiner rohen Geſellſchaft vergeſſen laſſen; aber Bertha fühlte wohl, daß ihn, wenn die erſte Erſchütterung vorüber ſei, ſchon die Langeweile wieder in den alten Kreis treiben würde, den ſie ſo ſehr für ihn fürchtete. Was ſollte ſie thun, um den Vater ans Haus zu feſſeln? Das arme Kind beſann ſich müde, ihr fiel nichts bei. Sie beſaß keine ſchönen Talente, obgleich es ihr nicht an Gaben zum Lernen fehlte. Der Vater hörte ihr geduldig zu, wenn ſie ihm aus der Bibel oder den wenigen andern Büchern vorlas, die ſie im Beſitz hatte; ſie ſah wohl, daß ſein Wille dabei war, aber nicht ſein Herz, und daß ihm dieſes Stillleben gar bald entleiden würde.

In dieſer Bedrängnis fiel ihr oft eine Aeußerung der alten Kathrine ein: „Wir ſind alleweil noch zu unkeck gegen den lieben Gott; wenn man ſo einen reichen Vater hat, braucht man ſich nicht zu genieren, geradewegs zu bitten um alles, was man braucht.“ — „Aber, Kathrine, warum hat Sie nicht um mehr Wohlſtand gebeten?“ hatte dann wohl Bertha gefragt. — „Ja, liebe Jungfer, weil ich das nicht gebraucht hab', ich habe wohl geſpürt, daß mir Reichtum nichts nutz wäre. Um was ich aber gebetet, das habe ich alles erlangt, auch im Leiblichen. Ich habe gebetet, daß mir meine böſe Frau, die Sternwirtin, geneigt werde, und der liebe Gott hat mir ein geduldig's Herz gegeben, daß ich mit ihr fertig geworden; ich habe oft und oft gebetet, daß er meinen Mann zur Buße rufen ſoll, und das iſt ja auch noch geſchehen; ich habe gebetet, daß er's dem Jakob, meinem Büble, gut gehen laſſe, — und was kann einem Beſſeres geſchehen, als daß ihn Gott ſo jung und unſchuldig in Himmel nimmt? Ich habe auch gebetet, daß ich nicht Bettelbrot eſſen dürfe, und das war vielleicht erſt noch ein Hochmut von mir, es haben ja ſchon brave Leute betteln müſſen, und doch hat mir's der liebe Gott gewährt. Da ſehen Sie!" hatte ſie triumphierend geſchloſſen.

So wagte denn Bertha auch, dies Anliegen dem Herrn zu befehlen und harrte zuverſichtlich der Gewährung.

Von Kathrine, die ſämtliche Hausbewohner gar wohl kannte, hatte Bertha erfahren, daß der trübſelige Lehrjunge der Sohn eines Pfarrers ſei, der kein Vermögen, wohl aber zehn Kinder hinterlaſſen, die man nun eben bei Handwerkern aufs billigſte untergebracht habe. Sie hatte herzliches Mitleid mit dem Knaben und wünſchte ihm freundlich ſein zu können, wußte aber nicht, wie ſie das angreifen ſollte.

An einem kalten Herbſtſonntagnachmittag hatte ſie die Hausfrau etwas zu fragen. In einer Ecke im Gange ſaß der trutzige Robert mit blaugefrornem Geſicht und las. „Sie haben da kalt zum Leſen," ſagte Bertha freundlich. Erſtaunt und etwas geſchmeichelt ſah der Knabe auf; es hatte noch niemand „Sie" zu ihm geſagt, und zu dem Fräulein, als der einzigen Geſtalt des Hauſes, die ihn an ſeine beſſeren Tage mahnte, hatte er ſich ſtets hingezogen gefühlt. — „Weiß wohl," erwiderte er, wieder mürriſch, „in der Stube kann ich nicht leſen, die Meiſterin ſagt: am Sonntage laſſe ſie uns freien Lauf, da wolle ſie ihre Stube für ſich; in meiner Kammer iſt's noch kälter, und im Bett leidet ſie's auch nicht: ich dürfe das Bett nicht auch bei Tag verderben.“ Ohne Abſchied eilte Bertha die Treppe hinauf zum Vater: „Vater, der Lehrjunge von drunten ſitzt im kalten Gange und lieſt, er iſt von gebildeten Eltern und ſcheint überhaupt nicht am Platze da; erlaubſt du nicht, daß er in unſrem Zimmer leſen dürfte? Es wäre gewiß eine große Wohlthat.“



Es war gar lange her, daß Sprößer um eine Gunſt angeſprochen wurde; ſo that es ihm wohl, wieder etwas gewähren zu können, und er erteilte gnädig die Erlaubnis. Bertha flog hinunter und nötigte aufs freundlichſte den ſcheuen Jungen, heraufzukommen. Er grüßte Herrn Sprößer ſehr reſpektvoll; von ſeiner Vergangenheit war ihm nichts bekannt und nach Berthas nobler Haltung hielt er ihn für einen Mann, der aus beſſeren Umſtänden durch Unglück herabgekommen ſei. Sprößer, der unter anſcheinender Roheit und Gleichgültigkeit eine höchſt reizbare Empfindlichkeit verbarg, empfand dies wohl und es empfahl ihm den jungen Menſchen ungemein. Bertha räumte dem Knaben das einzige ſonnige Plätzchen des Zimmers ein: das Fenſter, an dem ihr Rosmarin- und Nelkenſtock grünte, und ſuchte ihn durch freundliches Geſpräch heimiſch zu machen. „Was leſen Sie Schönes?“ — „In meiner lateiniſchen Chreſtomathie,“ antwortete Robert errötend. „Das haben Sie wohl noch bei Ihrem Vater gelernt?“ — „Ja, und auch in der Schule, ich hatte nur eine Viertelſtunde dahin.“ — „Latein zu lernen muß etwas Schönes ſein,“ meinte Bertha, die in Wahrheit von ſtrebſamer und lernluſtiger Natur war; „ich habe mir's oft gewünſcht.“ — „Meine älteſte Schweſter konnte gut lateiniſch,“ verſicherte ſie Robert, „der Vater hat ſie's gelehrt.“ — „Könnten Sie mich's nicht auch lehren?“ fragte Bertha.

Robert ſah ſie etwas verblüfft an; daß er jemand Latein lehren ſollte, und vollends ein ſo großes Fräulein, die älter war als er — das ſchien ihm wie Spott. Aber es war Bertha vollkommen ernſt. „Ich habe noch all meine lateiniſchen Bücher,“ ſagte er eifrig, „ich will ſie gleich holen.“

Bald ſaßen Robert und Bertha zuſammen an dem Fenſtertiſchchen und ſtudierten ernſtlich im kleinen Bröder; Robert glühte vor Freude im Gefühl ſeiner Würde, daß er dem großen Fräulein ſein halbvergeſſenes mensa dozieren durfte, höchlich erſtaunt, wie ſchnell ſie alles begriff. Den Vater beluſtigte das Zuhören ungemein; wo der junge Lehrmeiſter ſtockte, fiel er ein mit einer Nachweiſung, und Bertha fragte verwundert: „Wie, Vater, du kannſt auch noch lateiniſch?“ — „Das will ich meinen, ich bin ein eleganter Lateiner geweſen, wie ſich unſer Präzeptor ausdrückte, und habe noch als Buchhalter die Klaſſiker ſtudiert. — Wäre geſcheiter geweſen, ich hätt's immer gethan,“ murmelte er wieder verdüſtert. — „Da können Sie wohl auch franzöſiſch?“ fragte Robert, „es wäre mein größter Wunſch, das fortſetzen zu können.“

„Dazu kann Rat werden,“ ſagte Sprößer wieder aufgeheitert, „aber die lateiniſchen Studien dürfen wir nicht gleich fallen laſſen; erſt müſſen wir den Cornelius Nepos zuſammen leſen können, dann geht's an neue Sprachen.“

Er war ſo gut aufgelegt, daß er Bertha Pfannkuchen backen hieß und den jungen Lehrer zum Abendeſſen einlud. Dies einfache Geheiß klang Bertha wie Muſik; nie während der Mutter Leben war, auch über häusliche Angelegenheiten, ein freundliches Wort geſprochen worden.

Wie hätte ſie geglaubt, daß in der düſteren Stube ſo bald drei fröhliche Geſichter um das einfache Mahl verſammelt ſein würden! Und doch war es ſo. Robert fühlte ſich zum erſtenmal ſeit der Eltern Tod wieder daheim; in des Vaters lang verhärteter Seele dämmerte eine Ahnung auf, was es ſein könne um eine Heimat; auch war er glücklich im Gefühl, jemand protegieren zu können, — und Bertha ſonnte ſich an den hellen Augen der beiden.

Eine regelmäßige Lehrſtunde wurde nun feſtgeſetzt, am Sonntagnachmittag und an Feierabenden der Wochentage. „Wenn's die Meiſterin leidet," ſagte Robert wieder trübſelig. „Ei, Sie müſſen nur ein bißchen freundlich und gefällig gegen ſie ſein," ſagte Bertha zutraulich, „ihr da und dort einen kleinen Gefallen thun; eine Ehre iſt der andern wert." Robert verſprach das.

Die Studien gingen in ſchönſter Ordnung weiter, Bertha machte reißende Fortſchritte, und der Vater begann ſtolz zu werden auf die Talente ſeines Kindes. Die Meiſterin fand, daß der „Trutzemokel", wie ſie Robert benannt, viel „häbicher" werde, ſeit er hinauf komme, und begünſtigte gnädigſt die Zuſammenkünfte; der Vater hörte ſich gern von Bertha im Scherz „Herr Oberlehrer" heißen und that ſein möglichſtes, ſeine verroſteten Studien aufzufriſchen, um ſich als Autorität behaupten zu können. Man kam bald ans Franzöſiſche, das für die jungen Leute mehr Reiz hatte und in dem der Vater beſſer daheim war, da es bei ſeinen Geſchäften öfter vorkam. Er trieb bei einem Antiquar billige Lehrbücher auf, und auf der lateiniſchen Grundlage ſchritt die neue Sprache raſch voran. Der Vater entſchloß ſich, einen Buchhändler, der ihn zu Berechnungen, Streitſchriften ꝛc. bei einer Leihkaſſe benutzt, um Darleihen von Büchern für ſeine Tochter zu bitten, dem dieſer gern entſprach und ſie noch obendrein mit allerlei defekten Exemplaren beſchenkte. Sogar Verſuche im Engliſchen wurden gemacht, die aber mangelhaft ausfielen, da die Ausſprache nur aus Büchern gelernt werden konnte; der gemiſchte kleine Zirkel brach oft ſelbſt in herzliches Lachen aus, wenn jedes das andre überbieten wollte in wau, thau, und allerlei kurioſen Lauten.

Daneben gab ſich Bertha alle Mühe, dem jungen Schmied ſein Handwerk nicht zu verleiden, ſondern ihn zu Fleiß und Eifer darin zu ermutigen. Auch Sprößer, der von ſeiner Amtsführung her manche techniſche Kenntnis hatte, machte ihn aufmerkſam auf die Bedeutung und Ausdehnung, die dieſes Gewerbe in unſern Tagen gewinnen könne. Mit friſchem Mut und freudiger Reſignation ſchwang Robert dann ſeinen Hammer und ſetzte ſeinen Stolz darein, zu zeigen, daß ein lateiniſcher Schmied doch auch ein rechter Schmied werden könne.

Seit Bertha ſich aufgerafft aus ihrem Trübſinn, ſuchte ſie auch in den Geſchäftsbetrieb des Hauſes mehr Schwung zu bringen. Die Mutter hatte ſie in feinen Handarbeiten unterrichtet, die ſie im Inſtitut erlernt und jederzeit leider beſſer und lieber geübt hatte, als die Geſchäfte des Haushalts. Solche Arbeiten hatten ſie verfertigt und in ein Induſtriecomptoir gebracht, wo ſie aber oft ſpät, oft gar nicht verkauft wurden. Bei dem ſtillen düſteren Weſen, mit dem Bertha die Arbeiten brachte oder das Geld holte, hatte niemand Luſt, ihr guten Rat zu geben. Jetzt öffnete ſie allmählich ſelbſt die Augen für manches Neuere und Schönere, und bat um Rat und Auskunft darüber, was ihr die freundliche Vorſteherin gern erteilte; ſie bekam neue Muſter, Anweiſungen und Beſtellungen, die ſie mit geſchickter Hand ausführte. So gewann ſie Freude und Luſt an ihrer Arbeit und der dürftige Erwerb, den weibliche Handarbeiten abwerfen, wurde etwas reichlicher.

Auch des Vaters Geſchäfte verbeſſerten ſich, ſeit er gefunden, welch ſchöne Hand Bertha ſchrieb, und ſich von ihr helfen ließ. Er hatte ſich, wie die meiſten Beamten, faſt abſichtlich während ſeiner Amtsführung eine unleſerliche Hand angeeignet, und in dem Stande ſeiner Erniedrigung dieſen Fehler nie mehr ganz überwinden können. Nun aber, ſeit ſeine Schriften ſo ſchön rein und leſerlich ausgefertigt waren, wurde er da und dort bekannt und empfohlen, und mit ſeinem vermehrten Erwerb und dem kleinen Erbe der Großmutter, das Karoline ſeither heimlich verwaltet hatte, um es ihrer Bertha unverkümmert zu retten, das aber dieſe rückhaltslos in des Vaters Hand legte, kehrte beinahe eine Art von Wohlſtand, freilich im allerbeſcheidenſten Maßſtabe, in den ſonſt ſo dürftigen Haushalt ein.

Es war dieſelbe düſtere Stube noch, dieſelben Bewohner, der tiefgeſunkene Vater, das bleiche unſcheinbare Mädchen, ohne Anſehen, ohne Freunde, ohne Jugendfreude und Genuß, und doch alles ſo verwandelt. An dem einen hellen Fenſterlein ſitzt Bertha; der Rosmarin- und der Nelkenſtock ſind durch Roberts Aufmerkſamkeit noch durch einen ſchönen Roſenſtock vermehrt worden, und ſo oft ſie den ſüßen Duft einatmet, denkt ſie an die alte Kathrine: „Das iſt das ganze Jahr eine Freude, Jungfer;“ ſie ſingt wohl leiſe eine Weiſe vor ſich hin, keine neue Arie, keinen jodelnden, jubelnden Lerchengeſang, auch kein ſüßes Liebeslied, aber Strophen aus den Liedern, die ſie am Sterbebett der alten Wäſcherin geſungen:

„Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht:
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.“

Dann fragt ſie nach des Vaters Arbeit und ob er ihrer nicht bedürfe, auch muß er oft bewundern, wenn ſie eine beſonders hübſche Arbeit unter der Hand hat. Am Abend kommt meiſt Robert, dann iſt die düſtere Stube ein wahrer Feſt- und Freudenſaal; es wird nicht immer ſtudiert, gar oft vergeht der Abend in zwangloſem Geſpräch. Bertha ſpricht mit Robert nicht in dem eigentümlich herablaſſenden Ton, den man meiſt gegen heranwachſende junge Leute anſtimmt, nein, geradezu, unbefangen, wie eine Schweſter, darum geht ihm bei ihr das

Herz auf. Sie kennt längſt durch ihn all ſeine Geſchwiſter, die in allen Ecken des Vaterlandes zerſtreut ſind; ſie hat ihn ermutigt, in Verkehr mit ihnen zu treten und freut ſich der verſchiedenartigen Kunde, die er von ihnen bringt; für ſeine älteſte Schweſter, auf die er am meiſten hält, hat ſie ihm einen kleinen Kragen geſtickt, was ihn überglücklich gemacht hat. Und der Vater ſieht ſich nun erſt wieder geehrt, beachtet, geliebt und gepflegt, und ſein Herz beginnt zu tauen unter der Rinde, die das Gefühl der Schmach, Trotz und Haß darum gelegt hatten.

Dieſes Tauen ging freilich ſehr allmählich, und Sprößer iſt gar nicht über Nacht zum edelmütigen Vater geworden, auch hat er ſeinen Genoſſen nicht Knall und Fall adieu geſagt wie Karl Moor. Aber Liebe und Achtung für ſein Kind waren faſt mit einemmal in ſeine Bruſt eingezogen, und das ihm neue Gefühl der Vaterwürde that ihm zu wohl, als daß er es hätte wieder aufs Spiel ſetzen mögen. Die ſtille Verachtung, der bittere Vorwurf, der in dem ſtummen Trübſinn wie in jedem lauten Worte ſeines Weibes für ihn gelegen, hatten jede beſſere Kraft in ihm zuſammengedrückt, ſo wie ſie als ein Alp auf Berthas junger Seele gelegen waren. Jetzt wurde ihm ſein gemeiner Umgang nach und nach zum Ekel, und es iſt ſelten, daß ſich mit dem Bedürfnis nach beſſerem Umgang nicht auch ein ſolcher findet.

Die ſtille Freundlichkeit ſeines Kindes, ihr geduldiges Verzichten auf alles, was Lebensfreude heißt, beſchämten ihn viel tiefer, führten ihn viel mehr zur Reue als der vorwurfsvolle Jammer der Mutter. Er fühlte wohl, daß der ſelige Friede ihres Weſens, ihre freudige Ergebung nicht vom Lateinlernen komme, daß ſie aus einer reicheren und ſeligeren Quelle ſchöpfe, als dem Born des Wiſſens. Zunächſt fühlte er eine unbewußte Dankbarkeit gegen die höhere Macht, die ſeinem Kinde für alles Erſatz biete, was er ihm geraubt, und dann zog es ihn doch allmählich ſelbſt zu dieſer Friedensquelle.

O, es ſtünde gut um die innere Miſſion, wenn wir alle die ſtille Predigt beſſer verſtünden, die die erſte Aufgabe unſres Geſchlechtes iſt, „auf daß auch die, ſo nicht glauben, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden“.

Auch Robert half Bertha das Kleinod des Glaubens wiedergewinnen, das er aus dem Vaterhauſe mitgebracht und im erſten, trübſeligen Lehrjahre in Verdruß und Unmut faſt verloren hatte. Die geſchriebenen Predigten des Vaters waren unter die Kinder verteilt worden, Robert hatte ſie kaum angeſehen, jetzt las ſie Bertha mit ihm; es that ihm wohl, daß ſie ſich davon angeſprochen fühlte, und die heiligen Worte, die ihm aus des Vaters Mund wie über das Grab herüber tönten, fanden viel leichter Eingang in ſeine Seele.

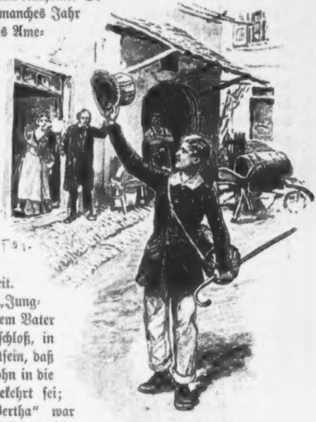
Arme Karoline, die du dich ein ſo unſchuldiges und dazu noch ein edelmütiges Schlachtopfer fremder Vergehen dünkteſt, haſt du den Deinen nur wohl thun können durch deinen Tod? Was war all deine Bildung wert, wenn von dem Sterbebett der armen Wäſcherin mehr Segen ausging für die Deinen, als von deinem ganzen Leben?

Robert hatte ſeine Lehrjahre vollendet; als ein tüchtiger Geſell zog er in die Fremde hinaus, um ſich den Weg zu bahnen durchs Leben. Er konnte kaum ſprechen vor Wehmut beim Abſchied von Bertha und dem Vater. „Wenn etwas aus mir wird, ſo danke ich's Ihnen,“ ſagte er, „und wenn mir Gott eine rechte Freude machen will, ſo ſetzt er mich noch einmal inſtand, Ihnen etwas zu vergelten.“

Es erloſch ein Licht in Berthas Stillleben mit dem Abzug dieſer friſchen, jungen Kraft; aber ſie dachte nur an die Lücke, die ſein Weggehen auch für den Vater machte und bemühte ſich, die auszufüllen.

Der Vater überraſchte ſie mit einer neuen Wohnung, die er gemietet, klein und beſchränkt, auch in einem Hinterhauſe, aber freundlich in Gärten gebettet; da lebte ſie erſt recht auf:

Licht, Luft, Sonnenſchein, Blumen und Vogelgeſang genug. Es ging auch jetzt ein Tag hin wie der andre, und doch ſchloß ſie jeden mit einem ſo ernſt- und herzlichgemeinten Dankgebet, wie in jener Nacht die alte Kathrine. So zog gar manches, manches Jahr hin; kein Onkel aus Amerika kam mit einer Truhe voll Schätzen, kein vornehmer Gönner verſetzte den Vater in Wohlſtand und Anſehen, kein edler Mann entdeckte den hohen Wert der ſtillen Nachtviole und achtete ihn köſtlicher als Gold und Schönheit.



Es war noch „Jungfer Bertha“, die dem Vater die müden Augen ſchloß, in dem ſeligen Bewußtſein, daß er als geretteter Sohn in die Vaterarme zurückgekehrt ſei; aber „Jungfer Bertha“ war ein Name von lieblichem Klang für manches verlaſſene und bekümmerte Herz, dem ſie da und dort Troſt und Frieden gebracht, wo es eben auf ihrem ſtillen Wege gelegen.

Aber einſam und verlaſſen war Bertha nun, ſo verlaſſen, wie nur je eine Waiſe. Das kleine Vermögen war zum größten Teil während der letzten Lebensjahre des Vaters, die ihn zum

Geſchäft untüchtig machten, aufgezehrt worden; ſo lag ihre Zukunft allein in ihrer Hand. Was nun beginnen? Mit feinen Handarbeiten konnte ſie ſich nicht allein nähren, zumal da ihre Augen in letzter Zeit viel gelitten hatten. Erzieherin werden? Dazu hätte ſie wohl Luſt gehabt, aber ſo ſehr ſie auch in den letzten Jahren geſtrebt hatte, ihr Wiſſen zu erweitern, — ihre Bildung war doch eine einſeitige, und wenig Wahrſcheinlichkeit für ſie, eine Stelle zu erhalten, um die ſich viele, ſorgfältig für dieſen Zweck gebildete Mädchen vergeblich bewarben. Haushälterin? Auch ihre häusliche Erfahrung und Uebung war ſehr gering, ſie hatte wohl gelernt mit wenigem auszukommen, aber nicht mit vielem hauszuhalten, und ſie war ſchüchtern, ſich in dieſem Fach anzubieten. Sie war nicht mehr ſo freundlos wie vor Jahren; aber ihre wenigen Freunde, ſelbſt nicht im ſtande, ihr eine bleibende Stätte zu bieten, wußten keinen Rat für ihre Zukunft.

Die Frau des prozeßluſtigen Buchhändlers, die ſich ihrer indes oft freundlich angenommen hatte, kam endlich recht profitabel. „Jetzt, Bertha, habe ich ein gutes Plätzchen für Sie gefunden, wie gemacht; eine Stelle als Putzjungfer bei Madame Rivert. Da können Sie allerlei leichtere Sachen thun, die die Augen nicht verderben, haben eine gewiſſe Einnahme und ſtehen nicht ſo allein, auch iſt es ein ganz ſolides Etabliſſement, und da Sie ohnehin in geſetzten Jahren ſind . . .“

Die Schwalb’ war weggezogen
Und hatt’ ihr’s nicht geſagt.

Die gute Frau konnte gar nicht begreifen, warum Bertha zögere, einen ſo vorteilhaften Antrag anzunehmen. Bertha wußte es auch nicht zu ſagen, worauf ſich ihr inneres Widerſtreben gründe, und ſo ging ſie auf den Vorſchlag ein.

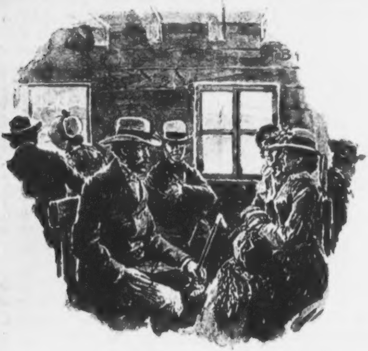
Einſam war ſie nun freilich nicht mehr; ſie ſaß in einem großen Zimmer, angefüllt mit dünnen und dickeren, langen und länglichen, lauten und lauteren jungen Mädchen, die maleriſch drapiert aus Wolken von Flor, Atlas- und Seidenſtücken, aus

Strömen von Bändern hervorſchauten, in allen Arten von Unterhaltung begriffen, die oft wie Meereswellen durcheinanderwogte. Ach, und an dieſem feenhaften Orte, dieſer Quelle weiblicher Herrlichkeit, ſenkte unſre arme Nachtviole das Haupt, und ſie mußte ringen mit aller Macht der Seele, nicht in den alten, längſt überwundenen Trübſinn zurückzufallen, nicht die langverſtummte Frage wieder auszuſprechen: Wozu bin ich auf der Welt? Dieſe Geſpräche, dieſe Beſchäftigungen hatten kein Intereſſe für ſie; nicht eine dieſer Mädchen ſprach ſie an, bei keiner fand ſie Anklang für das, was ihr Herz bewegte. Wie eine Ertrinkende ſtrebte ſie, ſich oben zu erhalten, auf der Höhe des Friedens, den ſie ſo lange bewahrt; die troſtloſe Reſignation ihrer Mutter drohte mehr und mehr ſie zu erfaſſen.

Der Sonntag allein war noch ihr Halt und ihre Rettung, die ganze heilige Bedeutung des Ruhetags war ihr nie ſo klar geworden, wie jetzt. Da war ihr das Gotteswort in der Kirche ein Brünnlein auf dürres Land; da wiegte ſie in der Stille ihres Zimmers ihr unzufrieden Herz zur Ruhe und ſah ohne Klage die Fröhlichen im Sonnenſchein vorüberziehen; da faßte ſie ſich wieder nach dem Beiſpiel der alten Kathrine ein Herz und bat Gott um ein ander Plätzchen in ſeinem weiten Haushalt, wenn er es gut für ſie finde.

An einem ſchönen Feiertagnachmittag ließ ihr die gute Buchhändlersfrau keine Ruhe: „Heut, Bertha, müſſen Sie auch einmal hinaus, eine kleine Eiſenbahnfahrt mit uns machen, Sie verſauern ja ganz!“ Bertha ging mit und freute ſich des ſonnenhellen Tages und der ſchönen, grünen Bäume und ſah die Menſchenſtröme an ſich vorbeiziehen, wie in einem Schattenſpiel. Im Waggon ſaß ein ſehr gut gekleideter Mann ihnen gegenüber, der jedoch mehr den Stempel des gebildeten Gewerbsmannes als des Gentleman trug und kein Auge von Bertha verwandte. Frau Müller begann ſchon zu kichern und Bertha zu necken mit dem ſoliden Verehrer, als dieſer ſich an ſie wandte: „Um Vergebung, Sie ſind doch Fräulein Bertha Sprößer?“ — „Jawohl,“ ſagte dieſe, die ihn nun auch aufmerkſam betrachtete,

„und Sie, ſind Sie nicht —? — „Der Robert!“ rief dieſer, „und Gott ſei Dank, daß ich Sie hier finde! Wo können wir [illegible] ruhig beiſammen ſein?“ Die Buchhändlersfamilie, die an nichts Geringeres als an eine nahe vorteilhafte Verbindung für ihre Freundin dachte, lud ihn natürlich zu ſich in den beabſichtigten Wirtsgarten ein. Da ſaß man denn fröhlich im Grünen beiſammen und Robert erzählte ſeine Abenteuer.

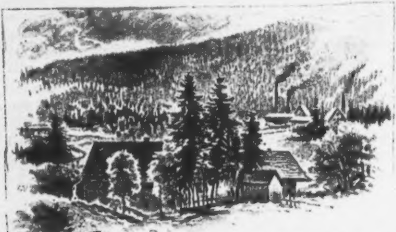


„So wie Sie mich ſehen, bin ich nicht mehr und nicht weniger geworden als ein Schmied, aber ein rechter, und ich muß nochmal ſagen, was ich Rechtes geworden bin, danke ich nächſt Gott Ihnen. Ich habe ein braves Weib und liebe Kinder (der Buchhändler und ſeine Frau machten lange Geſichter), ein ſchönes Gewerb und reichliches Auskommen und über das alles ein zufriedenes Herz, und ohne Sie wär' ich vielleicht nichts geworden als ein mißratener Schmiedsjunge.“ Nun erzählte er erſt in aller Form, wie die tüchtige Handfertigkeit, die er dem Meiſter Schmied verdankte, und die Sprachbildung, zu der er bei Bertha den Grund gelegt, ihm überall die Wege gebahnt; wie er ſeine Kenntniſſe in jeder Art vergrößert und am Ende einen engliſchen Fabrikbeſitzer in ſeine Heimat begleitet und ſich dort ein Schönes erſpart habe, deſſen er ſich nun im Vaterland freuen wolle. „Nun habe ich eine feſte Anſtellung bei dem großen Eiſenwerk in N. und bin doch ein freier Mann dabei. Meine Frau iſt eine reiche Bauerstochter aus der Gegend, ein geſcheites und ein nettes Weib; ſie weiß ſchon lange, was ich Ihnen verdanke, und ſie hat mir keine Ruhe gelaſſen, bis ich hierher gereiſt bin, um Sie aufzuſuchen oder Ihren Aufenthalt zu erfragen. Unſer älteſtes Mädchen heißt Bertha.“

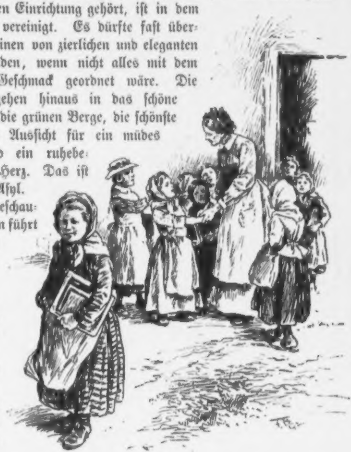
Bertha freute ſich von Herzen des Glückes ihres ehemaligen Lehrers und Zöglings. Nicht ganz ohne Verlegenheit teilte ſie ihm ihre eigene beſcheidene Lage mit. Robert ſchien ſchüchtern, eine Bitte zu wagen, endlich faßte er ſich ein Herz: „Liebes Fräulein Bertha, nehmen Sie mir's nicht übel, aber das iſt kein Platz für Sie. In unſrem eigenen neuen Hauſe iſt oben ein ſchönes Stüblein, ganz vornehm eingerichtet; da ſind meine Bücher darin, an die ich freilich herzlich wenig komme, und meine Frau ſagt oft im Spaß: ‚Da kannſt du einmal deine Fräulein Bertha hereinführen, da hätte ſie's wie eine Prinzeß.‘ Wenn Sie nun, nur einſtweilen als Gaſt, zu uns kommen möchten, ich glaube, Sie würden wieder viel rötere Backen bekommen, und vielleicht ſpäter, — ich weiß wohl, meinen Kindern allein zulieb dürfte ich Sie nicht bitten, aber das ganze Thal hinauf ſind Kinderlein, des Herrn Direktors darunter, da wär's gewiß ein Dank, wenn Sie ſich um ſie annähmen.“ Bertha verſprach, ſich alles zu überlegen und fragte nach ſeinen Geſchwiſtern. „Alle glücklich verſorgt, zwei Schweſtern verheiratet, ein Bruder Pfarrer, bei dem iſt die jüngſte Schweſter; einer Notar, einer Buchbinder, einer Kunſtſchreiner und einer Steinhauer, der jüngſte iſt geſtorben; — und mir geht's noch am allerbeſten.“

Nach vierzehn Tagen kam der Schmied und ſeine Frau, um die Fräulein Bertha abzuholen. Die Frau, eine blühende Dorfſchönheit, mit hellen, ſchwarzen Augen und einem herzguten Lächeln, war lange etwas ſchüchtern; auch Bertha war es, bis Roberts gewandtes und treuherziges Weſen ſie zuſammenbrachte. Madame Rivert war es ſehr zufrieden, eine Putzjungfer zu verlieren, die, wie ſie ſagte, „ausſah, wie die teure Zeit“.

* * *



Ich weiß ein ſchönes, grünes Gebirgsthal, das wie heller Smaragd zwiſchen dunklen Tannenwäldern liegt. Die Elfen freilich ſind daraus vertrieben, denn es rauchen Schlote und klopfen Hämmer den ganzen Tag; aber die Poeſie iſt doch nicht ganz geflohen und es ſind noch anmutige Plätzchen, liebliche Waldwege übrig geblieben. Von ſchönen Bäumen beſchattet ſteht, ein wenig ſeitwärts von den großen Gebäuden, die Schmiedswohnung, und der luſtige Takt der Hämmer tönt raſtlos vom frühen Morgen bis zum Abend. Ueber der Werkſtätte iſt eine hübſche, reinliche Wohnſtube und ein rotbackiges Kindervolk ſtürmt fröhlich ein und aus. Oben aber, hinter dem Fenſter mit weißen Gardinen geſchmückt, iſt eine eigene kleine Welt, ein feſtliches Heiligtum für die Kinder: der Tante Bertha Stube. Die herrlichſten Blumen duften am Fenſter, die anmutigſten Bilder ſchmücken die Wände, alles, was zu einer wohnlichen und ſchönen Einrichtung gehört, iſt in dem Stübchen vereinigt. Es dürfte faſt überladen ſcheinen von zierlichen und eleganten Gegenſtänden, wenn nicht alles mit dem reinſten Geſchmack geordnet wäre. Die Fenſter gehen hinaus in das ſchöne Thal, an die grünen Berge, die ſchönſte friedlichſte Ausſicht für ein müdes Auge und ein ruhebedürftiges Herz. Das iſt Berthas Aſyl.



Ein beſchauliches Leben führt aber die Beſitzerin dieſer Herrlichkeit nicht. Alle Thalkinder, von den Töchterchen des Direktors bis zu den armen Fabrikkindern, ſind ihre Schülerinnen und trippeln morgens mit Büchern, mittags mit Arbeitskörbchen nach dem großen Saal, den der Direktor in einem der größeren Gebäude dazu angewieſen hat. Nie iſt eine Lehrerin wohl mehr geliebt und verehrt geweſen. Die Dankbarkeit der Eltern ſorgt reichlich für

Berthas beſcheidene Bedürfniſſe, und ſie weiß gewiß, daß ſie zu keiner Zeit verlaſſen ſein wird.

Marie, die Schmiedsfrau, der Bertha die höchſte Inſtanz iſt, ſetzt ihre Ehre darein, das Zimmer „ihres Fräulein“ recht ſchön zu erhalten und zeigt es, wenn ſie abweſend iſt, Fremden als Rarität.

Nicht nur die Kinder ſpringen Bertha entgegen, alle Armen und Kranken des Thales kennen ihren leiſen Schritt, ihre leichte, geſchickte Hand, und manch trübſeliges Geſicht wird hell, wenn ſie ſich über das Lager beugt.

„Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug.“ Liebe und Dank, einen Beruf, der ihr Herz ausfülle, das war die brennende Sehnſucht ihrer jungen Tage, ſie durfte daran nicht darben am Abend.

Wohl wird ſie einſam ihren Weg gehen bis zum Ziel, aber nicht einmal fragt ihr Herz mehr: „Wozu bin ich auf der Welt? Warum iſt nur für mich kein Glück auf Erden?“ Sie hat nur einen Wahlſpruch: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan.“

◆

Morgen, Mittag und Abend.

I.

Am Morgen.

Als hoch am Himmelsbogen
Des Frühlings Sonne ſtieg,
Ging hoch mein Herz in Wogen
Und pochte ſtolzen Sieg.

Mit jedem ſtillen Triebe
Der Knoſp' hab' ich geſtrebt,
Und jedes Weh der Liebe
Der Roſe durchgelebt.
Rückert.

Ich weiß nicht, ob andre Nationen ſo reich ſind an Sprichwörtern, die mißtrauiſch gegen frühes Glück machen, wie wir bedachtſamen Deutſchen.

Ein Deutſcher war Eulenſpiegel, der weinte, wenn's bergab ging, im Gedanken an die nahe Mühe des Berganſteigens.

Morgenrot, Abend Kot. Das erſte Gewinnen iſt nichts nutz. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Wer zuerſt den ſeidenen Rock verträgt, muß nachher den wollenen tragen. Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben. Das ſind lauter deutſche Sprichwörter, die uns am Ende wünſchen laſſen, nur baldmöglichſt alles erdenkliche Drangſal durchzumachen, um damit eine Freikarte auf ſpäteres Glück zu gewinnen.

Und doch iſt ein heller Morgen ſo ſchön; glücklich ſein erſcheint ein ſo natürliches Vorrecht der Jugend, daß einem ein trübſeliges junges Mädchengeſicht wie eine Sünde gegen den Schöpfer vorkommt, und nur ungern möchte man der Jugend das lichte Morgenrot verbittern mit Hinweiſungen auf einen trübſeligen Abend.

Le ciel s'eclaircit au couchant iſt eine tröſtliche franzöſiſche Sentenz; und es iſt auch meines Erachtens viel weniger der Abend, für den wir bangen dürfen bei einem hellen Morgen, als der Mittag.

Der Abend hat wieder ſeine eigene Poeſie: die Luft iſt kühler, man iſt ein wenig müde, leichter zufrieden geſtellt, man denkt ans Schlafengehen.

Aber der Mittag, der ſchwüle heiße Mittag, der trockene proſaiſche, arbeitsvolle Mittag, der iſt zu fürchten, und wo ihr morgenhelles Glück ſehet, da fragt nicht bedenklich: Wird's auch am Abend noch ſo ausſehen? fragt lieber: Wie wird wohl der Mittag ſein?

Der Mittag iſt's, der die roſigen Morgenwölkchen zerſtreut, ſein unerbittliches Licht macht die Täuſchungen der duftigen, oft nebelumhüllten Frühe klar, der Mittag des Lebens zerſtört ſeine Morgenträume. Aber am Mittag gilt's auch, ſich mutig durchzuſchaffen, und zu ringen, und ſtatt ſich in die Morgendämmerung zurückzuträumen, lieber voraus zu blicken nach der Ruhe des Abends; und wohl dem, der ſich durchgerungen hat zu einem klaren, friedevollen Tagesſchluß.

Das Amthaus.

Ein heller Lebensmorgen und eine fröhliche Jugend war denn auch den Kindern des Amthauſes zu Bernheim beſchieden und mit ihnen noch vielen, denen es unter dem gaſtlichen Dache wohl wurde.

Nicht umſonſt iſt die Gaſtfreundſchaft, die ſo ganz weltlicher Natur ſcheint, in der Bibel ſchon als eine ſchöne Tugend geprieſen; eine edle Tugend iſt ſie, denn ſie ruht nicht auf der Grundlage praktiſchen Nutzens, die freie, heitere Gaſtlichkeit, auch da, wo ſie nicht Wohlthätigkeit iſt, wo ſie auf Gegenſeitigkeit beruht. Wirte und Gäſte würden wohl mehr erſparen, wenn ſie hübſch zu Hauſe blieben; aber ein gaſtliches Haus gibt unendlich mehr als Eſſen und Trinken und Herberge; es gibt den Reiz und das Behagen des eigenen Hauſes ohne ſeine Mühen und Sorgen; es gibt den Gäſten das erwärmende Gefühl, lieb und willkommen zu ſein, auch wo man nicht nötig iſt; es gibt guten Mut für die eigene Heimat, und Friſche und Kraft zu der Rückkehr ins Alltagsleben.

Man klagt, und das mit Recht, daß die Gaſtlichkeit in unſern Tagen ſo im Abnehmen ſei.

Das iſt die Not der ſchweren Zeit,
Das iſt die ſchwere Not der Zeit,
Das iſt die ſchwere Zeit der Not,
Das iſt die Zeit der ſchweren Not.

Sie ſtellt andre Forderungen, und verlangt ſchwerere Opfer als das fröhliche Geben der Gaſtlichkeit, das zugleich Genießen iſt. Bringt ſie immerhin, dieſe Opfer, mit willigem Herzen! Laßt die Schmäuſe und Gaſtereien, die Spanferkel und Truthühner, die Aufſatztorten und Schmalzgebäcke der guten alten Zeit untergehen und kauft ſtatt deſſen Brot für die hungernde Armut! Nehmt, wenn es ſein muß, in Gottes Namen Zimmerherrn und Koſtfräulein in eure Stuben und verkauft ſo das Heiligtum eures eigenen Herdes; aber Schande einer Zeit, wo bald der Bruder keinen Raum mehr findet am Tiſch ſeines Bruders; wo Geſchwiſter ſich vom Gaſthof aus die Aufwartung machen; wo an die Stelle der ſorgſamen Hausfrau, des ſchüchternen Töchterleins, deren freundliches Geſicht die Speiſen würzt, der vornehme Oberkellner des Hotels tritt; wo die Enkel desſelben Ahnherrn ſich nimmer kennen! Wenn es an dem iſt, daß man dem Gaſte mit Aengſtlichkeit die Biſſen in den Mund zählen muß, dann laßt uns dem Monſieur Proudhon folgen, die Familie aufheben, die Heimat ſchließen und die Menſchheit in ungeheure Koſthäuſer ſperren!

Dieſe Abſchweifung über Gaſtfreundſchaft trifft nun das

Amthaus nicht; zwar hat man damals auch ſchon über ſchlimme Zeiten geklagt, aber es war damit ſo böſe nicht gemeint, und die Frau Amtmännin, die auch für die Armut ſtets ein Tiſchchen gedeckt hielt, machte ſich gar keine Skrupel aus der gutbeſetzten Tafel, mit der ſie bei ihren Gäſten heitere Geſichter und klägliche Lamentationen über die großen Umſtände hervorrief.

Die Tafel allein war es aber nicht, die das Haus ſo ſonnig machte; es war die herzliche, ruhige Freundlichkeit, mit der man jedes willkommen hieß, wenn es nicht gerade am Bügeltage kam; die unbeſchränkte Freiheit, mit der man treiben durfte, was man wollte; die unendliche Behaglichkeit und unzerſtörbar gute Laune, mit der der Herr des Hauſes oben in ſeinem Lehnſtuhl ſaß, zur Rechten ſeine Doſe, zur Linken die Zeitung, ſeine Serviette umgebunden; wie er mit freundlichem Blick ſeine Kinder und Gäſte überblickte, je mehr, deſto lieber. Viel Worte waren eben ſeine Sache nicht, auch konnte er niemals die Namen ſeiner Neffen und Nichten behalten; er war manchmal ſo ſchweigſam, daß die junge Welt ſeiner gänzlich vergaß und ſich eifrig in Geſpräche vertiefte, bis er einen trockenen Brocken dazwiſchen warf, der zeigte, daß er alles wohl vernommen und in ſeiner Weiſe beurteilt habe.

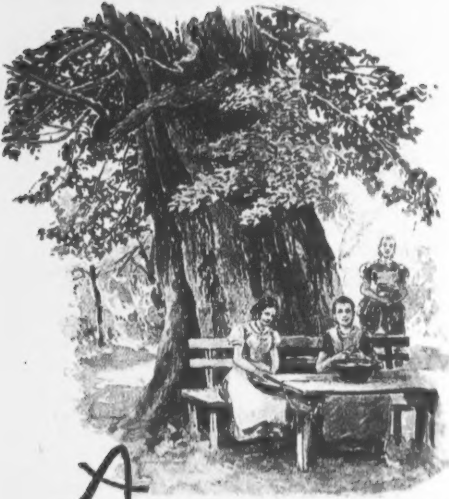
Der Amtmann, das einzige Kind eines reichen Vaters, hatte in jungen Jahren ſtudiert, aber wenig Geſchmack an der Jurisprudenz gefunden. Nach des Vaters Tode hatte er deſſen Gut übernommen, zugleich die Schultheißenſtelle des Ortes mit dem Ehrentitel Amtmann; er verwaltete Amt und Güter getreulich und guten Mutes und nahm zu der Amtsverwaltung mehr ſeinen geſunden Menſchenverſtand, als die anſtudierten juridiſchen Kenntniſſe zu Hilfe.

Sein älteſter Sohn, Karl genannt, wie alle braven Knaben, ſollte dereinſt das Gut übernehmen und wollte es noch mit einer Bierbrauerei erweitern, der war auf Reiſen; Eduard, der jüngſte, ſtudierte Theologie, es freute den Vater, daß er Luſt zum Studium hatte. Er ſelbſt hatte dazu nicht viel mehr beigetragen, als daß er ihn von ſeinem achten Jahr an, wo er in die Koſtſchule kam, bis jetzt, wo er flotter Student war, nach den Ferien jedesmal mit der Ermahnung entließ: „Lern nur brav; man trägt an nichts ſchwer.“ Aber er hatte dem Sohne ſeine volle Liebe gezeigt, alle Freude und Hoffnung, die er auf ihn ſetzte, und das wurde dieſem ein mächtigerer Sporn und Halt, als bogenlange Ermahnungsbriefe.

Am geſuchteſten war das Amthaus als häusliche Bildungsſtätte für junge Mädchen, und es war das eine vergnüglichere Lehrzeit, als in einer franzöſiſchen Penſion. Die Frau Amtmännin nahm's mit dem Unterricht nicht eben ſo genau: „Plagen kann ich mich nicht mit dem Mädchenvolk,“ meinte ſie; „wenn ſie aufmerken, ſo lernen ſie von ſelbſt, paſſen ſie nicht auf, ſo wird ja doch nichts aus ihnen.“

So zogen denn manche ab, ohne daß ſie im Amthauſe mehr gelernt hätten, als Gemüſe putzen und Kartoffeln ſchälen; ſtrebſame Geiſter drangen bis zum Butterteig, bis zum Geflügel, ja bis zum Schmalzbacken vor, was der höchſte Gunſtbeweis der Hausfrau war und von Friederike, dem älteſten Töchterlein, meiſt mit etwas ſcheelen Augen angeſehen wurde. Alle aber ließen ſich's in Haus und Garten und Umgegend recht von Herzen wohl ſein, und wie die Nachkur bei Bädern, ſo wirkte die Erinnerung an die fröhliche, freudige Thätigkeit des Amthauſes oft nachträglich mehr, als der Unterricht ſelbſt.

Ein Sommerabend.



An dem ſchönen, klaren Sommerabend, an dem wir endlich und endlich zum eigentlichen Beginn unſrer Geſchichte kommen, ſaßen zwei Mädchen unter der großen Linde beiſammen, in deren Schatten gewöhnlich im Sommer Frühſtück und Abendeſſen eingenommen wurde. Ein ſchöner Abend war's, und ſo oft auch ſchon Geſchichten mit ſchönen Abende nbegonnen haben, ſo wird man nicht umhin können, es zu erwähnen, ſo lange es noch ein leuchtendes Abendrot gibt und einen goldenen Sonnenuntergang. Die Linde ſtand in voller Blüte und herrlichem Duft; die Blütenblättchen fielen mitunter in die große Milchſchüſſel, in die eben Mathilde, der neueſte Zögling des Amthauſes, Brot einbrockte, was zu den Elementen des Unterrichts gehörte. Mathilde war die Tochter einer Jugendfreundin der Amtmännin, die nach beendigten Kurſen in der höheren Töchterſchule nun Haushaltung und Kochkunſt ſtudieren ſollte. Minna, die jüngſte Tochter des Hauſes, Wilhelmine getauft, ſonſt Mine genannt, war mit Salatleſen beſchäftigt; die Gedanken der beiden flogen aber weit, weit hinaus über die proſaiſche Arbeit, was ihnen in ſo ſchöner Abendzeit gar nicht zu verdenken war.

„Es wäre denn doch oft hübſch, wenn man in die Zukunft ſehen könnte," meinte Minna, und ſchüttelte die braunen Locken zurück, die heute, weil es trocken Wetter war, noch ſchön geringelt das feine, lebensvolle Geſichtchen umgaben; „ich wollte, es begegnete mir einmal eine Zigeunerin, aber eine von den rechten."

„Ganz unnötig," ſagte Mathilde, eine kräftige, blühende Blondine mit braunen Augen; „mir könnte keine etwas Neues ſagen, ich weiß vorher, wie mir's geht."

„Oh! wie kann das ein Mädchen wiſſen?" rief Minna. — „Vortrefflich, wenn ſie überhaupt weiß, was ſie will. Ich kann freilich nicht wiſſen, ob ich lange lebe oder bald ſterbe, oder ſo was, ob Krieg und Peſtilenz kommt und dergleichen; aber ich weiß doch, daß ich nicht heiraten werde."

„Du?" fragte Minna ungläubig.

„Ja, ich," ſagte Mathilde mit großer Beſtimmtheit, „ich will der Welt zeigen, daß ein Mädchen keinen Mann braucht, um glücklich und brauchbar zu ſein. Ich will ein Muſterexemplar von einer alten Jungfer abgeben! — Was mir allein leid thut, iſt, daß ich nicht hunderttauſend Gulden habe." — „So, weiter nichts?" fragte lachend Friederike, die hoch aufgeſchürzt mit der umgebundenen Küchenſchürze im Geſchäftsſchritt herbeikam, um die Milchſchüſſel in Empfang zu nehmen — „na, ſo kluge Wünſche haben noch andre Leute.“

„Ach, nicht des Beſitzes wegen,“ ſagte Mathilde geringſchätzig, „wer wird darauf Wert legen! Nein, nur deshalb möcht' ich reich ſein, daß man ganz gewiß wüßte, daß ich nicht heiraten will; daß es noch ein Mädchen gibt, das ſeinen Wert kennt, und ſich nicht für eine Null hält, die nur durch vorgeſetzte Zahlen Geltung bekommt.“

„Es wäre aber doch auch ſchön, ſolchen Reichtum zu teilen mit einem edlen Herzen,“ meinte Minna ſchüchtern. — „Mit einem edlen Herzen!“ lachte ſpöttiſch Mathilde, „dem du deine Seele und dein Leben und deinen Beſitz zu Füßen legſt; das dann dein Vermögen in Verwaltung nimmt und dich betteln läßt um jeden Kreuzer, mit dem du die Haushaltung und die Bedürfniſſe des Paſcha zu befriedigen haſt! Nein, ſolange die Stellung der Frauen eine ſo unwürdige iſt, werde ich mich nie ſo weit vergeſſen. Wenn ich je heiratete, was aber nie geſchieht, ſo dürfte bei uns gar nie die Rede ſein von Geld; der Mann müßte mir's heimlich in die Kommode legen, eh ſie leer würde. Gut verwalten wollt' ich's dann ſchon.“

„Wenn du nur ſo lange geſund bleibſt, bis du ſo einen findeſt,“ meinte Friederike, die ſich mit großer Sachkenntnis des Salats angenommen hatte, von dem Minna in der Zerſtreuung die gelben Blätter auf den Boden, die grünen in die Schüſſel geleſen hatte, „und das ſag' ich dir, ſo große Brocken in die Milch darfſt du auch einmal nicht machen, wenn du einen Mann haſt.“ — „O, die Männer eſſen ja gar keine ſaure Milch,“ ſagte Mathilde, und warf trotzig den Kopf auf, „ſie würden ſie ſehr gern eſſen, aber ihr Magen erträgt ſie nicht, oder ſie haben Bier getrunken — das iſt für die Frau gut genug; dem Herrn bringt man dann Schinken, oder brät ihm einen jungen Hahnen, und die Frau ſieht zu und ißt Milch, natürlich! Nein, behüt' mich Gott vor ſolcher Herabwürdigung!“

„Es ſingt ein Vogel von fern, von fern:
‚Was ich veracht', das hätt' ich gern,'“

ſang halblaut eine ziemlich rauhe Stimme im Hintergrund. Die Mädchen fuhren erſchrocken zuſammen, man ſah aber niemand; nur der Amtmann kam nach einer Weile vom Feld heimwärts und ging an den Mädchen vorbei, ohne ſie zu bemerken; der war aber nicht als Sänger bekannt, und hatte auch eben nicht, was man ein muſikaliſches Geſicht heißt.

Das Geſpräch aber war dadurch unterbrochen und die Mädchen verſchüchtert; Friederike nahm den Salat und rief: „So, ihr großen Geiſter, bringt die Milchſchüſſel nach; es iſt noch Suppe einzuſchneiden!“

Den beiden eilte es damit nicht ſehr, es war zu ſchön da draußen und ſie waren zu glücklich im jungen Gefühl der ewigen Freundſchaft, die ſie ſeit vorgeſtern geſchloſſen hatten, als daß ſie gern in die dumpfe Küche zurückgegangen wären.

„Sieh nur, Friederike, den wundervollen Sonnenuntergang!“ rief Minna dieſer nach. „Hab' keine Zeit dazu, ſie geht jetzt alle Abend unter!“ rief Friederike eifrig und ging hinein. Die Mädchen ſahen ihr lachend nach. „Die würde den Mond noch zur Küchenampel machen,“ ſagte Mathilde; „vielleicht bleibt ſie darum glücklicher.“ — „Nein, o nein!“ rief Minna mit feuchten Augen, „Gott behüte uns vor ſolchem Glück! Je heller Licht, je tiefer ſind freilich die Schatten, aber möchteſt du darum immer unter grauem Himmel wohnen? Auch das Leid hat gewiß ſeine tiefe Schönheit.“ — „Mag ſein, wir wollen's aber abwarten; rufen wir's nicht herbei!“ meinte Mathilde.

In dem Augenblick ließen ſich fröhliche Stimmen hören. Bruder Eduard und zwei Vettern, beide elternlos, die ſich hier im Amthaus, ihrer zweiten Heimat, zuſammenfanden, kamen von einem Ausflug in der Nachbarſchaft zurück. „Nun, guten Abend!“ rief Eduard. „So fleißig? Sorgt nur für etwas Gutes, wir ſind hungrig!“ — „Hungrig!“ ſagte Mathilde ironiſch, „das iſt alſo der einzige Gedanke, den ihr von einem ſo herrlichen Waldgang nach Hauſe bringt!“ — „Nun, nun, nicht gleich wieder ſatiriſch!“ rief Vetter Otto, „das leere Körbchen zur Seite zeigt doch, daß die Damen auch nicht allein von Himmelsluft und Blütenduft gelebt haben. Wilhelm iſt ſchuldig, daß wir ſo hungrig und müde ſind, er hat uns um ein paar Schafe im ganzen Walde herumgejagt. Wir, Eduard und ich, ſtellten nämlich im Walde in der Erinnerung an unſre Knabenzeit eine Hetzjagd dramatiſch dar; da wurde eine Schafherde von unſerm Jagdruf und Herabſpringen dermaßen erſchreckt, daß ſie nach allen Seiten auseinander rannten und Philax, der treue Hund, ſie nimmer zuſammen brachte. Nun nötigte uns Wilhelm, der redliche Vikar, die Lämmlein in allen Büſchen zuſammenzuſuchen; er ſchloß ſich dann dem biederen Schäfer an und hörte ein Privatiſſimum über Stallfütterung und Schafraude; da iſt's denn kein Wunder, wenn wir proſaiſch geworden ſind.“

„Wir haben aber doch an euch gedacht,“ ſagte Eduard, „und ein Programm für morgen gemacht: Morgens eine Waſſerfahrt auf die grüne Inſel mit Muſik und Geſang, mittags Familientafel, nachmittags Kaffee im Walde, abends Hausball.“

Eben kam Friederike mit Milchtöpfen im Sturmſchritt, wies Minna, die reuig über ihre Vergeßlichkeit ihr Hilfe anbot, trocken zurück, und rührte, unbewegt von Ottos und Eduards Späßen, die Milch mit einer ſtummen, entſchloſſenen Energie an, die ein ſchwerer Vorwurf für die zwei ſaumſeligen Mädchen ſein ſollte.

Die Abendtafel wurde arrangiert; zu Mathildens innerer Indignation wurde den Herren Schinken und Salat ſerviert, während die Damen ſich mit Milch begnügten; es verſöhnte ſie nicht, daß man ihr, als dem Gaſte, auch anbot; ſie trauerte nicht um ſich, nur um ihr mißhandeltes Geſchlecht.

Das Programm auf morgen wurde dem Papa vorgelegt und die Waſſerfahrt vor der Hand genehmigt. Auch die Mutter hatte nichts dagegen, wenn man Pfarrers Emma dazu einlade. Friederike aber, die überall Schwierigkeiten fand, wußte, daß der Kahn keine Sitze mehr hatte.

„Thut nichts, wir legen ein Brett querüber,“ ſagte Eduard. — „Und morgen früh ſollten die Nudeln gewellt werden,“ warf Friederike wieder ein, „wobei Mathilde helfen will; wir haben ſchon drei Tage auf ſie gewartet, es muß nun ſein; übermorgen kommt der Herr Oberamtmann.“ — „Nun diesmal muß dann eben die Gret noch einmal helfen,“ beruhigte die gute Mutter, „ich und die Mägde werden mit den Zurüſtungen allein fertig, du kannſt wohl mitgehen, Rikchen.“ — „Ich? Gewiß nicht,“ ſagte dieſe entſchloſſen, „ich weiß, wieviel es noch zu thun gibt. Und tanzen dürft ihr ja gar nicht, in dem Saal muß morgen ſchon der Tiſch gedeckt werden.“

„Nur ruhig, Jungfer Schwierigkeit!“ rief Eduard, „wir putzen ihn ſelbſt wieder.“ — „Das nicht, aber wir,“ verſicherte Minna, „und wir decken ihn dann übermorgen in aller Frühe, es fehlt gewiß nicht!“ — „Nun ja, in Gottes Namen, wir wollen ſehen,“ meinte die Mutter, während Friederike kopfſchüttelnd den Tiſch abräumte.

„Wie lange bleibt denn der Herr Oberamtmann hier?“ fragte Otto. „Sein Geſchäft dauert wenigſtens drei Tage,“ ſagte der Vater, „ich habe morgen noch die Hände voll zu thun, bis ich alles vorbereite.“

„O weh, drei Tage mit ſo einem Paſcha!“ ſeufzte Eduard. — „Nun, ein ſo grimmiger Paſcha iſt er nicht,“ beruhigte ihn die Mutter, „es iſt ja nimmer der Alte. Dieſer iſt noch ledig und eigentlich ein junger Herr, wenn er gleich nicht ſo ausſieht; er macht gerade nicht viel.“ — „Nur Rauch,“ lachte Minna, „das wäre einer für dich, Mathilde, und deine Ideen von Chevalerie!“ — „Pfui, Mädchen, wer wird ſo ungeſcheit ſprechen,“ zankte die Mutter, „ſo kleine dumme Mädchen wie ihr, und der Herr Oberamtmann!“

„Wie wir?“ und Mathilde warf wieder trotzig den Kopf in die Höhe.

„Aber wie wird ſich unſer poetiſcher Nordſtern mit dieſer Beamtenproſa vertragen, Eduard?“ fragte Vetter Otto. „Gar nicht,“ lachte Eduard, „wir ſetzen den Oberamtmann zwiſchen

Papa und Wilhelm, letzterer kann ihn dann über entlaſſene Strafgefangene unterhalten, und den Nordſtern laſſen wir den Mädchen.“ — „Was für einen Nordſtern?“ fragte der Amtmann, der indes in der Zeitung geleſen hatte, ſeine Brille hinaufſchiebend.

„Ach, ich vergaß, Onkel,“ ſagte entſchuldigend Otto, „dich zu fragen, ob es dir nicht unangenehm iſt, wenn unſer Freund, der Dichter Arwed Nordſtern, dein gaſtliches Haus auf einige Tage beſucht.“ — „Nordſtern? Woher?“ — „Aus Welsburg, nicht allzuweit von hier.“ — „Nordſtern? Iſt mir keiner des Namens daſelbſt bekannt.“ — „Ach,“ ſagte Otto, mit einiger Verlegenheit, „ſein eigentlicher Name iſt Haberſtock; da er aber unter dem Namen Nordſtern ſchreibt, ſo hört er ſich lieber mit dieſem nennen.“

„Na hör', ich hab' meinetwegen nichts gegen deinen Herrn Haberſtock, hab' ſchon allerhand Koſtgänger gehabt; aber was den verſtellten Namen betrifft, damit bleibt mir vom Leibe, wenn vollends der Oberamtmann da iſt, das könnt' eine ſchöne Geſchichte geben. Was ſtudiert der Haberſtock?“ — „Eigentlich Kamerale, aber ſeit ſein poetiſches Talent erwacht iſt, widmet er ſich mehr allgemeinen Studien.“

„Gefällt mir nicht,“ meinte kopfſchüttelnd der Onkel; „habe noch niemals von einem poetiſchen Kameralverwalter gehört.“ — „Der wird auch kein Kameralverwalter, Onkel, darauf kannſt du dich verlaſſen, der macht ſeine Carriere! Und ein Redner iſt er! Sollteſt hören, was der famoſe Reden auf unſrer Kneipe hält! Ja, Onkel, der wird noch von ſich reden machen!“

„Soll mir lieb ſein,“ ſagte der Onkel phlegmatiſch und ſchloß damit die Unterhaltung.

Der Ueberfall.

Recht goldig klar war der nächſte Morgen, und Minna, die gar wohl im Hauſe angreifen konnte, wenn es einmal über ſie kam, hatte fröhlich ſingend das Frühſtück beſorgt, etwas kalten Küchenvorrat für die Seereiſe gerüſtet, der Mutter bei den ungeheuren Anſtalten für den Herrn Oberamtmann geholfen und harrte bereits reiſefertig im Hut mit wehenden Bändern am Rande des Fluſſes, zu dem ein Pfad aus dem Garten führte, wo Eduard und Otto emſig mit der Zurüſtung des Kahnes beſchäftigt waren; Friederike in Hauskleid und Küchenſchürze ſtand hinter dem Nudelbrett, würgte und wellte mit verzweifelter Entſchloſſenheit.

„Ein göttlicher Morgen!“ rief Mathilde zu ihr herein. — „Ach ja, es iſt ſchade, daß wir nicht heut die Wäſche haben!“ entgegnete Friederike.

„Gehſt du nicht mit, Bäschen?“ fragte Vetter Wilhelm unter der Küchenthüre. „Gewiß nicht,“ ſagte ſie etwas patzig, „das wäre mir unmöglich, bei ſolchem Geſchäft Schiff zu fahren!“ Wilhelm ſuchte vergeblich ſie zu bereden und eilte endlich hinab, wo das ſchon ſegelfertige Schiff eben von den Mädchen noch mit Blumen bekränzt wurde.

Eduard brachte Pfarrers fünfzehnjährige Emma herbei, die glühend rot vor Freude und Verlegenheit ſich ins Schiff führen ließ, um ihren Platz neben den Mädchen einzunehmen. Vater und Mutter ſahen wohlgefällig lächelnd zu, wie hübſch ſich die junge Geſellſchaft in dem bekränzten Kahn gruppierte, da — keuchte atemlos der alte Amtsbüttel herbei, ſein entſetzliches Geſicht ließ das Schlimmſte fürchten, noch ehe er imſtande war, ein Wort hervorzubringen. „Der Herr Oberamtmann!“ ſtieß er endlich hervor, als er zu Atem kam. — „Was, wie, wo?“ ſchrie der Amtmann, diesmal auch außer Faſſung, und packte den Alten am Rockkragen.

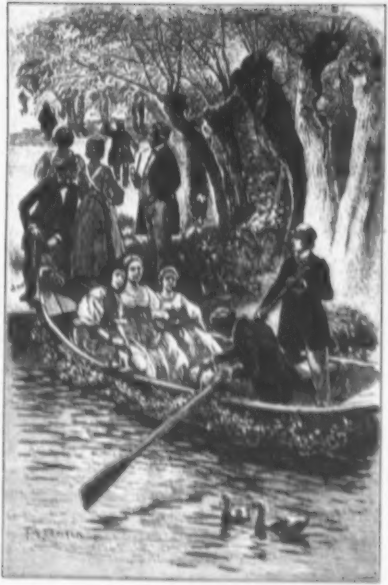
„Heut! Eben angefahren! Der Schreiber hat's falſche

Datum geſetzt!“ Und die Mutter ſah von weitem Friederike allerlei verzweifelte telegraphiſche Zeichen machen und bemerkte, daß der Herr Oberamtmann in höchſt eigener Perſon auf die Geſellſchaft zuſchritt.

Eduard und Otto hatten große Luſt, ſchleunig mit dem Schifflein in See zu ſtechen und ſo allen Wirren zu entfliehen; Minnas Tochterherz ließ aber nicht zu, daß ſie die Mutter in ſolch kritiſcher Lage verließ. Sie ſprang wieder ans Land, eben als der Oberamtmann, die Pfeife im Munde, langſam vom Hauſe herabſpazierend am Ufer ankam.

Es war ſoweit ein ſtattlicher Herr, der Herr Oberamtmann, vorn in den Dreißigen, noch jung für die hohe Staffel im Leben, die er bereits erſtiegen, nur etwas zu umfangreich für ſeine Jugend. Der Amtmann war allerdings durch ſeine Ankunft in ſchweren Schrecken verſetzt, faßte ſich aber bald wieder; der Fehler des Schreibers war ja nicht der ſeinige.

„Ja, was thun wir, Herr Oberamtmann? Meine Vorarbeit zu Ihrer heutigen Verhandlung könnte ich etwa den Vormittag zu Ende bringen, aber früher können Sie nichts vornehmen. Wenn ſich der Herr Oberamtmann ſonſt unterhalten könnten? . . .“ Dieſer hatte, wie es ſchien, mit einigem Wohlgefallen den bekränzten Kahn, das jugendliche Schiffsvolk betrachtet, obwohl er das durch nichts ausdrückte, als durch gelindere Rauchwölkchen, die er aus der Pfeife blies. „Weiß wirklich nicht, ob Sie Liebhaber von Waſſerfahrten ſind!“ fragte der Amtmann zum Entſetzen ſeiner Frau, der das wie eine ganz freche Zumutung vorkam. „Hab's noch nie verſucht, wäre nicht abgeneigt,“ ließ ſich zum Schrecken der jungen Geſellſchaft der Oberamtmann vernehmen, „iſt das Brett feſt?“ — „Wir haben ſtarke eichene Dielen!“ bemerkte mit geheimer Ironie der Amtmann, „geh, Eduard, hol eine herunter!“ So mußte es denn ſein; die Diele ward auf den Kahn gelegt, ihre Feſtigkeit probiert; die Frau Amtmännin hatte einſtweilen in aller Eile den Mundvorrat noch reichlich vermehrt, namentlich mit einigen vielverſprechenden Flaſchen, was die jungen Leute wieder in etwas verſöhnte



Vater und Mutter ſahen wohlgefällig lächelnd zu, wie hübſch ſich die junge Geſellſchaft in dem bekränzten Kahn gruppierte. (S. 79.)

mit dem aufgedrungenen Paſſagier, und hatte in lauterem Reſpekt ihren roten Shawl, vierfach zuſammengelegt, auf die Diele gebreitet, um den Sitz weicher zu machen, zu Mathildens großer Empörung.

Endlich war der Kahn ſegelfertig; der Oberamtmann hatte ſich etwas ſchwerfällig niedergelaſſen, Eduard und Otto, die ſich insgeheim ſchämten, daß ſie ſich von dem Philiſter ſo verblüffen ließen, ſtimmten das allbekannte Schifferlied an und die Barke ſtach in See.

„Du Land der ſüßen Wonne,
O Heimat, lebe wohl!“

klangen die friſchen jungen Stimmen herüber; die Mama vergaß einen Augenblick Reſpekt und Schrecken und Gaſtmahl in der Freude über den lieblichen Anblick, und der Amtmann lachte herzlich, als er den ſchwerfälligen Oberamtmann mit ſeinem Meerſchaum unter den ſchlanken jungen Geſtalten ſitzen ſah. „Der iſt gut verſorgt,“ lachte er, „jetzt muß ich aber ans Geſchäft. Wenn ſie mir nur nicht meinen Oberamtmann über Bord werfen; er war ihnen grauſig ungeſchickt!“ — „Ich mußte nur ſtaunen über deine Keckheit,“ ſprach die Frau; „du fürchteſt auch gar niemand, du würdeſt den Kaiſer von China ſpazieren ſchicken.“ — „Närrchen,“ ſagte lächelnd der Amtmann, — „die Zeiten ſind vorbei, wo ein Beamter ſo ein ungeheures Tier war, wir laſſen ihm deshalb doch nichts abgehen.“

Friederike erſchien wieder, ihre junge Stirn in die bedenklichſten Matronenfalten gelegt: „Zu Nudeln iſt's jetzt natürlich zu ſpät, ich denke, gebackene Suppe; der Schinken iſt am Feuer und der Backofen angezündet.“ Eilig folgte die Amtmännin ihrer umſichtigen Tochter und der Amtmann ging in ſeine Schreibſtube.

Die Waſſerfahrt.

Minna hatte alles Ernſtes der Mutter und Schweſter zum Beiſtand dableiben wollen; aber die gute Mutter gönnte ihr die Freude gar zu wohl und hätte auch nicht paſſend gefunden, die jungen Leute allein fortzulaſſen, ohne das verbindende Mittelglied einer Schweſter. Der Geſang und die herrliche Morgenluft, die wehenden Pappeln und Weiden der grünen Ufer, die friſche, helle Flut, auf der ſie hinglitten, wirkten mit all ihrem Zauber auf Minna; ſie vergaß den gegenwärtigen Oberamtmann, die verlaſſene Küche, alles ging unter in dem reinen, ſüßen Gefühl des jungen Lebens; und nur die Tagträume, die flüchtigen Kinder, die da leben von Morgenluft und Blütenduft, von Sternenglanz und Mondenlicht, wurden wach und umſchwebten ſie mit leiſen Schwingen.

Es war wirklich viel, wenn man den Oberamtmann vergeſſen konnte, denn der ſaß recht breit auf ſeiner Diele, den Damen gerade gegenüber; er ſah ganz behaglich und wohlhäbig aus, beurkundete auch ſeinen chevaleresken Sinn dadurch, daß er den Rauch ſeiner Pfeife möglichſt auf die Seite blies. Ja, er ging noch weiter: als er bemerkte, wie eng die Damen ſaßen, ſo daß Emma beinahe in Gefahr war hinabzugleiten, ſo deutete er, gegen ſie gewandt, auf den leeren Raum neben ſich und ſagte: „Gefällig? Platz nehmen?“ Unter heimlichem Kichern ſchoben die Mädchen die ſchüchterne Emma hinüber, die eigentlich jetzt erſt aus lauter Verlegenheit nur halb ſaß und gar nicht aus dem Erröten hinauskam, daneben aber doch in der Stille ſich freute, bis ſie dieſe wichtige Begebenheit und unerhörte Aufmerkſamkeit, die ihr widerfahren, der Mutter daheim mitteilen konnte.

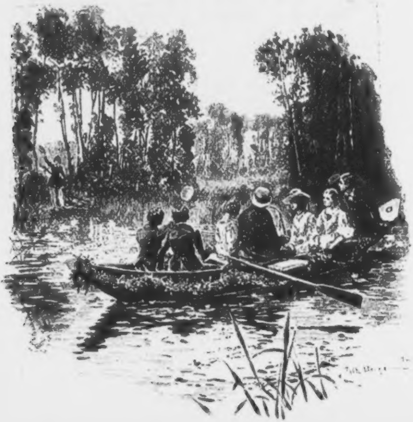
Vetter Wilhelm half überall auf dem Schiffe, wo zu helfen war, beſonders ſeinem Bäschen Minna, die ſeine Aufmerkſamkeit kühl aufnahm, löſte abwechſelnd die zwei Ruderer ab und bewies ſich viel ausdauernder als dieſe; auch ſang er einen guten Baß, der dem Geſang wohl anſtand, der ſich mehr und mehr belebte. All die hübſchen alten und neuen Schifferlieder wurden angeſtimmt: „Das Schiff ſtreicht durch die Wellen,“ — „Das Waſſer rauſcht,“ — man glaubte ſogar den Oberamtmann leiſe im Takt mitbrummen zu hören. Man fuhr durch unbekanntere Gegenden des Fluſſes, wo er von dichten Weidengebüſchen eingefaßt, ſtiller hinzieht, wo das Schiff zwiſchen den glänzenden Blättern der Seeroſen durchglitt und die Vöglein verwundert verſtummten vor dem nie gehörten menſchlichen Geſang. Minna ſchloß ſachte die Augen und gab ſich dem ſüßen träumeriſchen Reiz des Augenblicks hin. Da weckte ſie Mathilde unſanft aus den lieblichen Träumen, indem ſie ſie in die Seite ſtieß und ihr zuraunte: „Du, das iſt doch unausſtehlich!“ — „Was?“ — „Nun, jetzt hat er noch nichts als die vier Worte geſprochen.“ — „Wer?“ — „Ach, euer dummer Oberamtmann.“ — „Nun, ſo laß ihn ſchweigen, wenn's ihm Freude macht.“ — „Nein, es iſt unerträglich, und er iſt ja noch gar nicht ſo alt, um ſich ſo von allen Geſetzen des Anſtandes dispenſieren zu dürfen! Könnte er denn nicht mit der armen Emma ein paar Worte reden?“ — „Ei, die Emma iſt in ſich hinein vergnügt . . .“ — „Hol über!“ rief's vom Ufer drüben, und verwundert ſah die ganze Geſellſchaft auf. Dort, wo das Ufer wieder lichter geworden, ſtand eine ſchlanke Jünglingsgeſtalt in ſchwarzem Sammetrock mit fliegenden Haaren. „Ah, da iſt er!“ riefen Eduard und Otto. — „Wer?“ fragte ſogar der Oberamtmann. „Unſer Freund, Arwed Nordſtern, ein junger Dichter,“ beſchied ihn Otto kurz, und ſie ſtießen eilig hinüber, ohne auf die kurz ausgeſtoßenen dichten Rauchwolken zu achten, in denen der Herr Oberamtmann ſein allerhöchſtes Mißbehagen ausdrückte über dieſen unverhofften Zuwachs.

„Aber woher kommſt denn du in aller Welt?“ fragten die Studenten den Nordſtern, der leicht vom Ufer in das Schiff geſprungen war, ohne das Anlanden zu erwarten. „Ich kam im Amthauſe an, bald nachdem ihr abgefahren waret,“ berichtete dieſer; „die Dame vom Hauſe war ſo gütig, mir den nächſten

Weg zu weiſen, auf dem ich euch einholen könnte, und da bin ich!“

„Mein Freund, Arwed Nordſtern,“ begann nun Otto trotz des Verbotes des Amtmanns die Vorſtellung: „Meine Couſine, Minna Reinfeld, Fräulein Mathilde Berg, Fräulein Emma Müller, Herr Oberamtmann“ — „Fürſt,“ ergänzte dieſer kurz angebunden. „Und nun, mein Lieber, du haſt, wie ich ſehe, die Guitarre bei dir, das ſoll unſern Geſang beleben, wir ſind bald am Ziele.“ — „Auf dem Meer bin ich geboren,“ ſtimmten ſie wieder an, und unter den wohlvertrauten Klängen flog, mit friſcher Kraft gelenkt, das Schifflein der grünen Inſel zu, die das Ziel der Fahrt war.

Die Herren legten an und halfen galant den Damen ans Ufer, der Oberamtmann ſtieg mit einiger Beſchwerde ſelbſt



heraus; die Mundvorräte wurden ausgeladen, wobei Mathilde bemerkte, daß Eduard eine leere Flaſche in die Fluten warf, die er und Otto heimlich hinter dem Rücken des Oberamtmanns ausgetrunken.

„Sahſt du, wie widerwärtig er ſich bei der Vorſtellung benahm?“ flüſterte Mathilde wieder zu Minna. „Er iſt doch wahrhaftig nicht der große Mogul! Und jetzt hat er ſich den bequemſten Platz auf einem Baumſtumpf ausgeſucht, ohne ihn uns anzubieten; nein, ſo unkultiviert iſt mir noch niemand vorgekommen.“

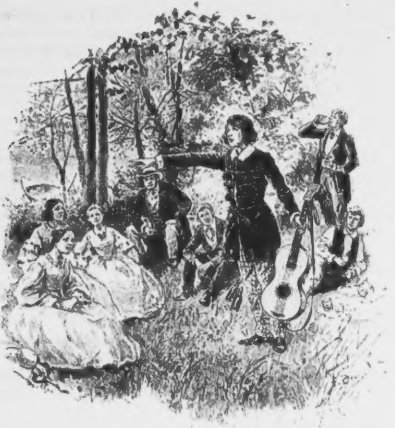
Minna hatte ganz andres zu denken, als an den unkultivierten Oberamtmann, hatte ſie doch heute zum erſtenmal einen Dichter geſehen, einen rechten, lebendigen Dichter! Und dazu noch einen mit ſchönen ſchwarzen Augen und dunklen Haaren, die um eine edle bleiche Stirne flatterten:

Wie das Laub von Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Und er ließ ſich an ihrer Seite nieder und trank aus dem Glaſe, aus dem ſie genippt, und ſprach ſo wunderſchön über den Zauber eines ſolchen Morgens, und auf Eduards Bitte erhob er ſich und recitierte ſein neueſtes Gedicht, das Thränen in die jungen Augen trieb. Arwed war der Held der Stunde, und der Oberamtmann gänzlich vergeſſen, obwohl er nicht ganz ohne Wohlgefallen zu der maleriſchen Gruppe hinüber dampfte: die Mädchen, in ihren weiten hellfarbigen Gewändern auf den Raſen hingegoſſen, die jungen Leute mit den oftgehobenen Gläſern, und vollends Arweds maleriſche Geſtalt mit der Guitarre.

Der Oberamtmann ſelbſt ſaß auf einem Baumſtumpf wie der öſterreichiſche Beobachter und wäre am Ende faſt um Speiſe und Trank gekommen, die doch großenteils um ſeinetwillen waren mitgegeben worden, wenn nicht Wilhelm, der heute gar wenig Gehör bei ſeinem Bäschen fand, ſich ſeiner angenommen hätte.

Man hatte geſchmauſt und beſchloß nun, einzeln kleine



Entdeckungsreiſen auf der Inſel zu machen und ſich Blumen zu ſuchen. Minna und Mathilde gingen zuſammen. „Nein, ich bitte dich, jetzt bleibt der Klotz ſitzen,“ begann die aufgebrachte Mathilde wieder, „und haſt du nicht geſehen, wie er alles behielt, was man ihm gab, ohne an uns zu denken?“ — „Nun, warum ſollte er nicht?“ — „Nein, ihr Landmädchen ſeid doch gar zu demütig und haltet nicht auf die Würde unſres Geſchlechts!“ — „Ach, die hängt nicht am Anbieten eines Tellers!“ — „Die hängt an allem!“ eiferte Mathilde immer heftiger, „gerade dieſe Kleinigkeiten ſind es, die die Frau erheben oder allmählich unterdrücken. Ich glaube, du würdeſt wie Ottilie in den Wahlverwandtſchaften den Herren aufheben, was ihnen zu Boden gefallen!“ — „Warum nicht, wenn mir's gerade näher liegt als ihnen?“ — „Nein, du haſt viel zu wenig Haltung, ich wollte einmal einen ſolchen Paſcha in die Kur nehmen!“ — „So nimm!“ — „Ja, ja, ich wollt' ihm die Meinung ſagen, ich wollt' ihn lehren, galant zu ſein!“

Da durchbrach Arwed das leichte Gebüſch: „Erlauben Sie nicht, daß ich mich Ihrer Expedition anſchließe? — Ich glaube, daß wir dort in dem dichteren Gehölz die ſchönſten Blumen finden.“ Wilhelm, der ſeither gutmütig eine einſeitige Unterhaltung mit dem Oberamtmann geführt, kam eben mit einem Strauß ſchöner Anemonen; als er aber ſein Bäschen bereits am Arm des jungen Dichters ſah, trat er beſcheiden zurück.

Mathilde wollte nach Emma ſehen, und Minna, verlegen, mit dem intereſſanten Gaſt allein zu bleiben, lud den Vetter ein, mitzugehen. Da ging denn der gute Wilhelm voran auf den ungebahnten Pfaden, die das fröhliche junge Paar einſchlug, bog die Zweige zurück und räumte die Dornen weg, die ihnen im Wege waren, und als er einmal zurückblickte und ſah, mit welch ſtrahlendem Ausdruck Minna ihr Geſicht in eifrigem Geſpräch zu Nordſtern erhob, da flog ein trauriges Lächeln über das ſeine.

„Der Herr Oberamtmann wollen abfahren!“ ſchrie Eduard mit einer Löwenſtimme über die Inſel hin. Minna fuhr zuſammen: „Ach, ich vergaß ganz . . . und die gute Mutter daheim und Friederike, die ſich ſo abmüht!“ — „O, laſſen Sie keinen Mißlaut den reinen Klang dieſes Morgens ſtören!“ bat Arwed, „das iſt Sünde.“ — „Aber wenn ich eine Pflicht verſäume?“ ſagte ſchüchtern Minna. — „Pflicht!“ rief Arwed, „Pflicht iſt, unſer Leben auszuleben, rein und ſchön und voll und ganz; die Stunde zu genießen, die Freude in uns zu ſaugen mit allen Fühlfäden unſres Weſens und uns die Proſa fern zu halten; es gibt immer noch Erdwürmer genug, die mit Luſt im Staube wühlen: der Adler fliege in die Lüfte, der Schmetterling ſchwebe über Blumen! Iſt es auch Beſtimmung der Roſe, daß ſie Oel aus ſich preſſen läßt?" — „Aber es iſt Beſtimmung des Blütenbaums, daß er Frucht bringt," warf Wilhelm ein. — „Nun ja, dazu iſt's Zeit, wenn die Blüte abgefallen iſt!" rief Arwed, „indes:

„Vivez, aimez, c'est la sagesse,
Hors le plaisir et la tendresse
Tout est mensonge et vanité!"

Indes hatten ſie das Ufer erreicht, wo das Schiff bereits wieder ſegelfertig war. Mathilde flüſterte Minna noch in höchſter Empörung die neue Unthat des Oberamtmanns zu, daß er ſich nur ohne weiteres wieder ins Schiff geſetzt und dadurch das Zeichen zum Aufbruch gegeben habe, ohne ſie, die Damen, nur im mindeſten um ihre Meinung zu fragen.

Minna hatte nicht Zeit, ihre Entrüſtung zu äußern; ſie ſetzte ſich, Arwed, mit der Guitarre zu ihren Füßen. Der Oberamtmann wandte ſich fragend an ihn: „Muſikus?" — „Litterat, mein Herr, und Studierender im Augenblick," ſagte Arwed, glühend rot, in aufbegehrendem Ton.

„Hab' nichts dagegen," lautete des Oberamtmanns trockene Antwort, nach der er wieder in ſein Schweigen verſank und ziemlich ſtarke Rauchwolken von ſich blies.

Das Schiff ging nun ſtromabwärts leicht und leiſe, die Ruderer hatten es nur zu lenken, und überließen ſich behaglich hingeſtreckt der Ruhe; man ſang noch: „Ein Schifflein ziehet leiſe," dann verſtummte allmählich der Geſang, die Schiffer ſchliefen ein, der Oberamtmann doſte. Emma ſaß wieder ganz in ſich vergnügt, Eduard hatte ſie um ihr Sträußchen gebeten und hatte es jetzt ins Knopfloch geſteckt; darüber errötete ſie nun einmal übers andre, ſo oft ihr's einfiel, und beſann ſich, ob ſie auch recht gethan, es ihm zu geben, und ob ſie das auch daheim der Mutter ſagen ſolle. Wilhelm blieb wach und lenkte das Schifflein, wo es drohte aus dem Geleis zu kommen; Minna vermied gern ſeinen Blick, der ihr heute ſo traurig vorkam, und vertiefte ſich in eifrige Geſpräche mit Arwed.

Plötzlich fuhr Mathilde, die indes ſtill dageſeſſen, haſtig auf und faßte den Oberamtmann beim Arm, mit dem Ruf: „Sie fallen ja ins Waſſer!“ Wirklich war er in ſeinem Schläfchen nahe daran geweſen, das Uebergewicht zu bekommen und über Bord zu ſtürzen. Etwas ärgerlich richtete er ſich auf, ſetzte ſich wieder feſter und brummte: „Dumme Anſtalt!“ Gegen Fräulein Mathilde aber lüftete er den Hut und ſagte in einem Tone, den man ihm nicht zugetraut hätte: „Sehr verbunden.“

Das Land war erreicht, nur für die Minderzahl der Paſſagiere zu früh; man ſtieg aus, und es ereignete ſich dabei zu männiglichem Erſtaunen, daß der Oberamtmann Mathilden die Hand bot, freilich, als ſie eben ausgeglitten und beinahe gefallen wäre. Dann aber ſchritt er, unbekümmert um die Geſellſchaft, dem Hauſe zu; Emma ließ es mit großer Verlegenheit geſchehen, daß Eduard ſie nach Hauſe begleitete, nur weil ſie zu ſchüchtern war, es abzulehnen; Minna eilte, ſo ſchnell ſie konnte, dem Hauſe zu und ſuchte durch doppelte Geſchäftigkeit ihre lange Verſäumnis gut zu machen, wobei ſie von Friederike, die im vollſten Feuer ſtand, etwas ſchnöde zurückgewieſen wurde.

Der Waldgang.

Das improviſierte Gaſtmahl machte der Frau Amtmännin und Friederike alle Ehre, auch die Unterhaltung war lebendig und der neue Gaſt wurde mit der gemütlichen Höflichkeit des Hauſes in den Kreis aufgenommen; nur der Amtmann brachte ihn dadurch etwas außer Faſſung, daß er ihn beharrlich „Herr Haberſtock“ anredete, und ſich, da er in Welsburg bekannt war, in ausführliche Erörterungen über die Familie Haberſtock und mehrere alte Haberſtöcke mit ihm einließ.

Der Oberamtmann war nichts weniger als ein Polizeiſpion und froh, wenn man ihn außeramtlich mit Amtsgeſchäften in

Ruhe ließ; bei dieſer Namensveränderung wandte er aber doch ein aufmerkſames Ohr hinüber und fragte: „Haberſtock?“

„Allerdings Herr Kameralis Studioſus Haberſtock aus Welsburg,“ ſtellte der Amtmann förmlich vor und fügte halblaut gegen den Oberamtmann entſchuldigend bei: „Der Name Nordſtern iſt nur ſo eine Art von Cerevisname oder Unnamen, wie ſich die jungen Leute als zum Spaß geben.“ — „Hab' nichts dagegen,“ ſagte der Oberamtmann; ſelbſt Minna nahm den Namenwechſel nicht zu hoch auf, ihr war er ein Nordſtern und ein Südſtern, ein Morgen- und Abendſtern geworden, ein Stern, der allenthalben an ihrem Himmel ſtand.

Die Tafel war aufgehoben, der Kaffee unter der Linde getrunken, der Oberamtmann hatte auf dem Sofa der Viſitenſtube ein ruhigeres Schläfchen gemacht, als auf dem trügeriſchen Element, und ſich dann mit dem Amtmann aufs Rathaus begeben. Die Jugend trat den Waldſpaziergang an, zu dem ſich diesmal auf eifriges Zureden der Mutter auch Friederike bewegen ließ, nicht ohne ein umfangreiches Strickzeug, leinene Socken mit zweierlei Garn, in die Taſche zu ſtecken.

„Zum Wald, zum Wald! da ſteht mein Sinn —“

wurde nun angeſtimmt, und die grüne Dämmerung, mit ihren lockenden Pfaden, mit ihrem Wehen und Rauſchen, mit den fernen blauen Bergen, die ſich zwiſchen die hohen Eichen ſtehlen, mit all ihrem vielbeſprochenen und vielbeſungenen und doch ſo unergründlichen Zauber, nahm ſie auf.

Sie ſuchten die letzten Maiblumen und die erſten Erdbeeren; ſie banden Kränze von jungem Eichenlaub und entdeckten heimliche und unheimliche Plätzchen und Verſtecke; nur die arme Mathilde ließ heute das Gefühl der beleidigten Würde ihres Geſchlechtes nicht zum reinen Genuß der Gegenwart kommen. „Nun bitte ich dich, wie war's denn möglich nach einem ſolchen Dejeuner noch ſo zu eſſen, wie dieſer Oberamtmann, und immer wieder zuerſt genommen!“ — „Aber ſo gönne ihm doch, wenn's ihm ſchmeckt!“

„Nein, und die Umſtände, die ihr mit ihm macht! Ein Oberamtmann iſt ja gar nichts ſo Großes! Mein Vater war doch Medizinalrat, das iſt immerhin noch mehr, und es iſt uns noch nie eingefallen, darauf Anſprüche zu begründen.“ — „Ich weiß aber wirklich nicht, was du auf den armen Oberamtmann haſt; er iſt ein harmloſer Mann und guter Beamter, und du haſt ihm dazu noch heute das Leben gerettet! Und als du dieſen Mittag den Tiſch verlaſſen, ſah er dir noch nach und ſagte zu der Mutter: ‚Artiges Frauenzimmer!‘ das iſt vom Oberamtmann ſchon unerhört.“ — „In der That! ihr ſeid doch recht beſcheiden!“ ſagte Mathilde mit einigem Erröten. „Nun freilich, was das Eſſen betrifft, ſo hat der Nordſtern für einen Dichter auch einen recht geſunden Appetit gezeigt.“

„Das habe ich nicht bemerkt, bin auch nicht gewöhnt, unſern Gäſten die Biſſen in den Mund zu zählen,“ ſagte Minna höchlich pikiert. — „Nun, nun, Minchen, ſei zufrieden! Wir wollen darüber nicht unſern erſten Streit bekommen; ſchau, da geht dein Nordſtern auf!“

Während Minna und Arwed ſich Kränze von Eichenlaub flochten, ſaß Friederike auf einer Steinbank und ſtrickte ſo eifrig, als bedürfte heute noch jemand beſagter leinener Socken, um ſeine Heimat zu erreichen. Der gute Wilhelm leiſtete ihr Geſellſchaft. „Hätteſt du denn nicht Luſt, Rikchen, auch ein wenig tiefer in den Wald zu gehen?“ fragte er ſie. „Ach nein, es kommt mir unnötig vor, wir ſind ja durch den Wald heraufgekommen und hier iſt mir's ſchön genug.“

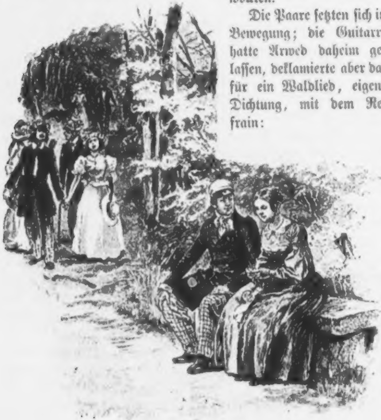
„Gewiß, aber vielleicht finden wir noch einige Maiblumen.“ — „O, man wird von den Bettelkindern ſo mit Sträußen überlaufen, ich wüßte nicht wohin mit neuen!“

„Sieh, wie hübſch!“ rief Wilhelm, als Arwed und Minna mit Eichlaubkränzen den grünen Pfad herabkamen; auch Emma erſchien hoch errötet mit einem Kranz um ihren Strohhut und Eduard trug nach Jägerart einen Zweig an der Mütze; Mathilde hatte mit Otto ein notgedrungenes Bündnis geſchloſſen und ſarkaſtiſche Bemerkungen über die anweſenden Paare und den abweſenden Oberamtmann ausgetauſcht; auch ſie hatte einen Kranz um ihre blonden Haare nicht verſchmäht. „Nun müſſen wir uns doch auch bekränzen,“ meinte Wilhelm, eifrig Eichenlaub pflückend. — „Ich danke, um den Kopf thue ich keinen Kranz,“ ſagte Friederike trocken, „die Leute halten uns ja für Narren, wenn wir ſo heimgehen.“

„Immerhin!“ rief Arwed, „eine Stunde glücklicher Narrheit iſt ein ganzes, langes, vernünftiges Leben wert!“

Friederike ließ ſich denn doch noch bewegen, ein Sträußchen anzuſtecken, packte dann eifrigſt ihr Strickzeug zuſammen und erklärte, ſie müſſe heim, die andern könnten thun, was ſie wollten.

Die Paare ſetzten ſich in Bewegung; die Guitarre hatte Arwed daheim gelaſſen, deklamierte aber dafür ein Waldlied, eigene Dichtung, mit dem Refrain:



O du grüne Nacht, du heimliche Nacht,
O du ſüße, du herrliche Waldespracht!
Ich trage mein tiefes, unendliches Leid
In deine ſtillheilige Einſamkeit.

Mathilde, die heute recht bösartig ſein konnte, unterbrach ihn nach einer Strophe: „Aber, Herr Nordſtern, worin beſteht denn eigentlich Ihr tiefes Leid? Sie haben uns ja erſt dieſen Morgen geſungen:

Die Erd' iſt eine Schale
Von grünem Edelſtein,
Draus ſchlürf' ich froh das Leben,
Den glüh'nden Feuerwein!"

Ein zorniger Blick traf ſie, deſſen man Minnas ſanfte Augen nicht fähig gehalten hätte; Arwed aber ließ ſich nicht niederſchlagen und erwiderte der Spötterin aus dem Stegreif:

„Was iſt des Dichters Freude?
Nur eine ſchimmernde Thräne,
Was iſt des Dichters Leide?
Ach, nur ein ſeliges Sehnen."

„Hat einen Buchſtaben zu viel," flüſterte die boshafte Mathilde, der Minna beinahe die Freundſchaft aufgekündet hätte.

Man näherte ſich indes dem Amthauſe. Die Bauern, die dem kleinen Zuge begegneten, ſahen etwas verwundert auf die bekränzten Paare; ein kleines Mädchen fragte zu Minnas tiefem Erröten: „Mutter, iſt dehs a Hauzig?"*) weshalb Friederike darauf beſtand, daß ſie die Kränze ablegen müßten. Vergeblich! Otto raubte ihr das Strickzeug, ſpießte es auf ſeinen Stock und trug es im Triumphe voran, als Zeichen, wie er ſagte, daß auch ſolide Leute nachkommen. Beleidigt darüber, machte ſie ſich trotz alles Widerſtands von der Geſellſchaft los, und ſtand bereits Kotelette klopfend in der Küche, als die andern ſingend zum Hauſe einzogen; nur der gutmütige Wilhelm war ihr nachgeeilt und hatte ihr das Strickzeug ausgeliefert.

---

*) Hochzeit.

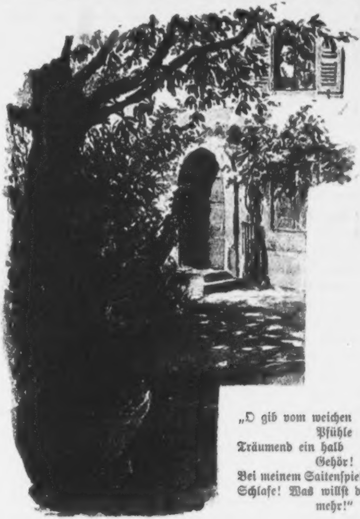
Der Hausball war natürlich unſtatthaft, und der inhaltreiche Tag endete mit einem Souper en famille ohne weiteres Ereignis, als daß der Oberamtmann Mathilden eine Platte mit Waffeln angeboten, Notabene, nachdem er ſich ſelbſt zuvor genommen hatte, und daß er einigemal, namentlich mit Wilhelm, etliche Worte mehr geſprochen hatte, als ſeine gewöhnliche Phraſe: „Hab' nichts dagegen.“

Das Ständchen.

Es war ſchon ziemlich ſpät in der Nacht. Minna war darauf beſtanden, Friederike in der Küche zu helfen, bis ſie beide zuſammen zu Bette gehen konnten. Friederike war mit der Mahnung: „Löſch gleich das Licht!“ alsbald in geſunden Schlaf geſunken, Minna aber war noch ſo wach! Sie öffnete das Fenſter und ſah in die helle Mondnacht hinaus — da legte ſich leiſe Mathildens Hand auf ihre Schulter, die aus ihrem Stübchen daneben herübergekommen war. „Biſt du böſe, Minchen?“ fragte ſie gutmütig. — „Ich? o nein, warum denn?“ — „Nun, weil ich deinen Nordſtern ſo angegriffen.“ — „Ach gewiß nicht, aber es that mir doch weh, daß du . . .“ in Minnas Augen glänzten Thränen. — „Aber Kind, Kind!“ ſagte Mathilde, lächelnd mit dem Finger drohend, „du wirſt doch nicht ſo thöricht ſein und auf einem Regenbogen deinen Weg durchs Leben machen wollen!“

„O geh,“ ſagte Minna, jetzt in Thränen ausbrechend, „wer denkt denn an ſo etwas! Er iſt mir ja fremd und ganz, ganz gleichgültig, — aber es thut mir nur weh, daß auch du das Schöne und Ideale herabziehen willſt . . .“ — „Ganz, ganz gleichgültig, Minchen?“ fragte Mathilde.

Minna konnte nicht antworten; drunten aus der nächtlichen Stille tönte der leiſe Klang einer Guitarre, eine ſchöne männliche Stimme begann in etwas gedämpftem Ton zu ſingen:



„O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenſpiele
Schlafe! Was willſt du mehr!“

Beim erſten Klang waren die Mädchen unwillkürlich ans Fenſter geeilt, da lehnte im Schatten eine ſchlanke, edle Geſtalt mit der Guitarre im Arm. Minna zog ſich leiſe zurück, ſie kniete nieder an dem Stuhl am Fenſter, um nicht geſehen zu werden, und barg ihr Geſicht in die Hände; aber Mathilde konnte ſehen, wie ihre Bruſt ſich hob und ſenkte in heftiger Bewegung, wie ſie die glänzenden Augen hie und da erhob, um beſſer zu lauſchen; es war ja das erſte Mal!

„Bei meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer . . .“

begann der Sänger wieder, da ſtreckte ein Stockwerk weiter unten der Herr Amtmann ſeinen Kopf in der weißen Nachtmütze aus dem Fenſter: „Darf keine Muſik da drunten gemacht werden! Schickt ſich nicht.“

Plötzlich erſtarb der Ton, und man hörte nur das leiſe Geräuſch eines ſachte Abziehenden. Mathilde lachte herzlich über die Unterbrechung. Minna erhob langſam ihr glühendes Geſicht und ſagte leiſe: „Aber du ſollteſt nicht lachen, du mußt dich morgen entſchuldigen.“ — „Ich! warum?“ — „Nun, es hat doch dir gegolten,“ ſagte Minna noch verlegener. — „Mir! O du dummes Kind, wie magſt du ſo lügen, und weißt doch ſo gewiß, wem es galt! Steck immerhin den Kopf in den Buſch, man ſieht dich doch!“ — „Ach nein, aber es wäre mir doch gar zu unangenehm, wenn es ja ſonſt jemand gehört hätte! Und der Papa! Meinſt du, Arwed habe es wohl übelgenommen?“ — „Ach nein, deinen Vater kennt ja jedermann.“ — „Vielleicht hat er auch nur zufällig da unten noch geſungen,“ meinte Minna. — „Ganz zufällig,“ lachte Mathilde und küßte ihre heißen Wangen: „Gute Nacht, Minchen!

Schlummre ſüß,
Träume dir ein Paradies!“

Mathilde hatte ihr Licht ſchon gelöſcht und war am Einſchlafen, da flüſterte ihr noch eine leiſe, leiſe Stimme ins Ohr: „Meinſt du, es habe mir gegolten?“ und ſie fühlte Thränen an ihrer Wange; ehe ſie ſich aber aufrichten konnte, war Minna hinübergeſchlüpft, um ſchlummerlos ſeligere Träume zu träumen, als der ſüßeſte Schlaf bringen kann.

So ſchloß ein Tag, — ein ſonnenheller Tag. Wie manchen Baum ſehen wir in voller Blüte! der Herbſt muß zeigen, ob die Blüte eine geſunde war.

Nach drei Jahren.

Mathilde an Minna.

Liebſte Minna!

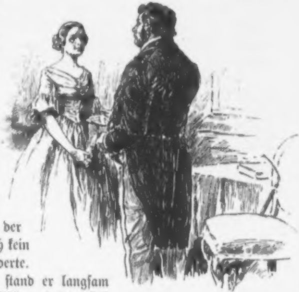
Ihr habt immer behauptet, ich komme nie in Verlegenheit, und ihr habt mir damit ſehr unrecht gethan, denn gerade jetzt bin ich in der allergrößten Verlegenheit, wie ich Dir eine Neuigkeit mitteilen ſoll, die Du doch erfahren mußt. Nun, ich ſehe aber auch gar nicht ein, warum mich's verlegen machen ſoll, habe ich doch auch ein Recht, zu thun, was ich will, ſo gut wie andre Leute. Alſo, jetzt ſag' ich's gerade heraus und Du brauchſt dich gar nicht zu wundern, hörſt Du's! Seit geſtern abend bin ich Braut mit dem Regierungsrat Fürſt, nun ja, mit eurem Herrn Oberamtmann vor drei Jahren. So, jetzt weißt Du's, und am Ende überraſcht Dich's nicht einmal.

Wie es eigentlich gekommen, das iſt ſchwer zu ſagen, ich weiß es ſelbſt nicht ſo recht. Du weißt ja, daß er als Regierungsrat hierher befördert wurde und daß der Zufall es fügte, daß er ſich in demſelben Hauſe einmietete, wo wir wohnten. Er wußte natürlich nichts davon; als ich ihm aber einige Tage nach ſeiner Ankunft im Hausgange begegnete, erkannte er mich zu meiner Verwunderung und ſagte mit einer kurzen Verbeugung: „Fräulein Berg? Schon 'mal das Vergnügen . . .“ Du weißt, das iſt ſchon viel von ihm.

Er machte der Mutter einen Anſtandsbeſuch, und da er ſehr ſolid lebt und viel zu Hauſe iſt, ſo kam er noch manches Mal, meiſt nach Tiſch zum Kaffee. Du weißt, er ſpricht nie viel, und ich kann nicht ertragen, wenn nichts geſprochen wird, ſo habe ich denn vielleicht manchmal unnötig viel geredet. Das erſte Mal rauchte er nicht bei uns, ſah aber ſo unbehaglich aus, daß ich das nächſte Mal faſt froh war, als er ſeine Pfeife herauszog und die Mutter fragte: „Geniert's nicht?“ Es war zwar unartig, daß er mich nicht auch gefragt, aber, was wollt' ich machen! Es freute mich doch zu ſehen, wie es ihm nun behaglich wurde, und man ſagt mir, daß der Tabakrauch gut für meine Blumenſtöcke ſei.

Nun, daß ich's kurz mache, wie ich einmal heimkam, ſagte mir die Mutter, daß der Regierungsrat bei ihr um mich geworben (ich wäre gar zu gern dabei geweſen, da muß er doch mehr als drei Worte geſprochen haben!) und morgen wolle er kommen und meine Antwort holen. Ich fiel wie aus den Wolken. Die Mutter wünſchte, daß ich Ja ſage, denn er iſt ſehr geſchickt (und auch geſcheit und gebildet, ich verſichere Dich, obgleich er ſo wenig ſpricht), aber ſie ließ mir ganz freie Wahl. Nun, zuerſt wollt' ich gar nicht, dann wollt' ich mich beſinnen, aber lange, recht lange; das Warten würde ihm gar nichts ſchaden. Dann beſchloß ich endlich, ihn doch am nächſten Tage kommen zu laſſen; aber nur, um ihm all meine Bedenken wegen ſeiner Schweigſamkeit, ſeines Mangels an chevalereskem Benehmen, überhaupt meinen Zweifel, ob er echte, wahre Liebe für mich empfinde, auseinanderzuſetzen; das Jawort, wenn ich mich je dazu entſchlöſſe, wollt' ich ihm noch recht ſauer machen!

Wie er nun am nächſten Tage die Treppe heraufkam, verſteckte ich mich, und war erſt auf Zureden der Mutter zu bewegen, hereinzugehen. Da ſaß er mit der Pfeife, die legte er aber beiſeite, das war ſchon viel von ihm, nicht wahr? Ich erwartete mit klopfendem Herzen, er werde nun ſeine Werbung bei mir ſelbſt anbringen, und ich geſtehe, ich war recht begierig, wie er das machen würde. Er aber ſprach kein Wort, er ſah mich nur an, als ob er von mir eine Erklärung erwarte, und als ich ſchwieg, fragte er endlich: „Mutter geſprochen?“ Nun konnte ich's doch nicht ignorieren; ich ſagte alſo, daß ich durch die Mutter von ſeinem ehrenvollen Antrag wiſſe, daß ich aber fürchte, unſere Naturen ſtimmen nicht zuſammen . . . „Gerade,“ warf er ein. — Daß ich fürchte, es ſei nicht tiefe, innige Liebe, die ihn zu mir führe . . . „Was ſonſt?“ fragte er, das machte mich etwas verlegen und —, daß ich fürchte, er verſtehe und achte die tieferen Herzensbedürfniſſe, die zarteren Rechte und Anſprüche meines Geſchlechtes nicht genug . . ., ich verwickelte mich wirklich ein wenig; es brachte mich ſo aus der Faſſung, daß er auch kein einziges Wort erwiderte. Als ich ſtill blieb, ſtand er langſam auf und fragte: „Alſo nein?“ Ich verſichere Dich, Minna, er ſah dabei recht traurig aus; da dauerte er mich doch, und ich ſagte etwas vorſchnell in meinem Mitleid: „Nun, das nicht gerade.“ — „Ja?“ fragte er, und bot mir die Hand hin. Nun, verachte mich nicht, Minchen, ich gab ihm die meinige, und ehe ich wußte wie? ſtand ich als ſeine Braut vor der Mutter. Es ärgert mich jetzt noch, daß ich's ihm nicht ein bißchen ſchwerer gemacht, und daß er mich eigentlich erſchwiegen hat, nicht errungen: aber ich kann nichts mehr ändern, es iſt geſchehen, und ich verſichere Dich, er fühlt ſich ſehr glücklich, wenn man's ihm auch kaum anmerkt. Ich fürchte, daß ich ihn noch ein wenig verwöhne, aber das



gibt ſich mit der Zeit; als Braut muß man doch ſachte thun mit Reformen. Die Pfeife bin ich nun ſchon gewöhnt, ich kann mir Ludwig gar nicht mehr ohne ſie denken. Denke, er ſpricht ſchon von Hochzeit; rüſte nur den Brautjungfernſtaat.

Deine Herzensangelegenheit, meine arme, liebe Minna, habe ich nicht vergeſſen. Ludwig muß mir verſprechen, für Deinen Arwed ein kleines Amt aufzufinden, das er ohne das leidige Examen erlangen kann, da Dein Vater nun eben darauf beſteht, Deine Zukunft auf feſteren Boden als die Schwingen eines Pegaſus zu gründen. Ludwig, der ſich's ſelbſt mit ſeinen Studien ſauer werden ließ, denkt zwar etwas ſtreng und reell, und ich weiß noch nicht, wie ich's ihm beibringe, aber ich ſorge gewiß dafür. Da ich nun einmal meine goldne Freiheit verſcherzt, kann ich nichts Beſſeres thun, als mich in der Gefangenſchaft glücklich fühlen, und dann darfſt Du, meine Liebe, auch nicht unglücklich ſein.

Und nun lebe wohl, beklage mich nicht zu ſehr; ich ſchicke mich außerordentlich in mein Los; um nicht zu viel auf einmal zu ſagen, unterſchreibe ich mich inzwiſchen

Deine
zufriedene Mathilde.

Noch eins! Bitte Friederike, mir eine Sammlung erprobter Kochrezepte, hauptſächlich zur Bereitung von Braten und Ragouts zu ſchicken. Ludwig ißt alle Sonntag abend mit uns, da möcht' ich doch einige Abwechslung in unſer gewöhnlich ſo einfaches Souper bringen.

Fünf Jahre ſpäter.

Minna an Mathilde.

Endlich am Ziele! Endlich darf ich Dich, wenn auch nicht mehr als Brautjungfer, ſo doch als ehrbare Brautfrau, als meine liebe teilnehmende Gefährtin zu meiner Hochzeit einladen. Wir wollen ſie am zwölften Juni feiern, acht Jahre nach jenem ſonnigen Tage, wo wir uns zum erſtenmal geſehen. Acht Jahre! Ach ſie dünken mir nicht lauter einzelne Tage, wie dem Erzvater Jakob ſeine ſieben, es ſind lange, ſchwere Jahre darunter.

Ich bin ſo müde von dem ſauren Wege, den wir zu durchlaufen hatten, daß ich mich noch nicht recht des Zieles freuen kann, und ich muß mir die ſchönen erſten Zeiten recht lebendig zurückrufen, um meines Glückes wieder froh zu werden. Jene Waſſerfahrt, weißt Du's, Liebe, und das erſte Ständchen? O, es kamen noch ſchöne Stunden nach dieſen: Im Walde, im Garten, ſelige Ueberraſchungen, wo er oft raſch angeſprengt kam auf ſeinem ſchäumenden Roß; wo er mich ſuchte auf meinen lieben einſamen Gängen, und wo in der Laube zum erſtenmal unſre Herzen Worte fanden; — Du weißt ja längſt ſchon alles. Es war ſo einzig ſchön bis zu dem Augenblick, wo ich mich dem Vater entdeckte und dieſer von Arwed ernſte Rechenſchaft forderte, worauf er die Zukunft ſeines Kindes gründen wolle. Ach, wir hatten ſo glückſelig im Augenblick gelebt, und Sorge für die Zukunft iſt ſo gar nicht unſre Sache!

Und dann kamen die langen, trüben Zeiten, der ſchmerzliche Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht; o es iſt ein ſchweres Gefühl, zu lieben ohne Elternſegen, das erſte Leid, den erſten Zwieſpalt in eine bis dahin ſo friedliche und frohe Heimat zu bringen! Und wie peinlich war mir wieder die Sorge, mit dieſen Forderungen an eine ſolide Exiſtenz ein Bleigewicht an Arweds hochſtrebende Talente zu hängen, ſo oft mich auch der Vater verſicherte: Wenn etwas Rechtes in ihm iſt, ſo muß es herauskommen dir zuliebe. Dann der Zweifel an dem Geliebten ſelbſt, an dem Ernſt ſeiner Liebe, die geheime Furcht, mit der ich ſeine Worte, ſeine Blicke beobachtete, ob ſich kein leiſer Ueberdruß darin zeige! O Mathilde, Arwed muß mir unendlich viel Liebe und Treue erweiſen, er muß mich auf den Händen tragen durchs Leben, um mir alles zu vergüten, was ich für ihn gelitten!

Vor zwei Jahren, am Sterbebett der Mutter, bot ich den Eltern an, meiner Liebe zu entſagen; die gute, ach, die zu gute Mutter nahm mein Opfer nicht an. „Du ſollſt nicht in der Bewegung des Augenblicks deine Wünſche hingeben,“ ſagte ſie: „bitte Arwed, daß er dir Vater und Mutter ſein ſoll, und verſprich du mir, daß du glücklich mit ihm ſein willſt; meinen Segen ſollſt du haben, liebes Kind, von hier und von dort.“ Die gute Mutter! — kann man auch verſprechen, daß man glücklich ſein wolle?

Doch warum mich quälen mit dem, was nun vorüber iſt? Wir ſind ja im Hafen, und wir werden ſo glücklich ſein! Gewiß, gewiß, Arwed wird mir alles, alles erſetzen! Eine ſelige Stunde für jede Thräne hat er mir verheißen. Es iſt ein beſcheidenes Los, das uns gefallen, aber:

„Ein Herz nur, ach, und eine Hütte!“

mehr haben wir ja nie gewünſcht. Die Bedienſtung, um die ſich Arwed mir zuliebe bemühte, und die uns die Güte deines Mannes verſchafft, reicht gewiß für alles Nötige, und einmal bahnt ſich Arweds Talent ſicher noch den Weg; hat er doch die Herausgabe ſeiner Gedichte erlangt, wenn auch zunächſt noch mit Opfern; und eine Recenſion von ſeinem Freunde Woldemar iſt recht günſtig. Er dichtet, Dir im Vertrauen geſagt, an einem großen Epos: Otto der Ruhmloſe; das muß unſer Glück begründen, wenn es vollendet iſt.

Wir haben eine allerliebſte Wohnung in einem Garten gemietet, etwas teuer und entlegen; aber die Heimat muß uns ja alles ſein, darum richte ich mich auch in der Einrichtung ganz nach Arweds Wünſchen. Eine ſchöne, harmoniſche Umgebung iſt für einen Dichter Bedürfnis, daran kann ich nicht ſparen, nachher wollen wir denn ſchon recht einfach leben. Eine kleine Reiſe wollen wir uns auch nicht verſagen; ich bin ſo lange nur in Gedanken gereiſt, und Arwed möchte mir gerne die ſchönen Stellen zeigen, wo er zuerſt erfaßt wurde vom Hauch der Poeſie. Nur wenige Wochen in die Schweiz, ehe wir uns einſpinnen in unſre Hütte und Arwed auf die Kanzlei muß; — troſtloſer Gedanke!

Wilhelm, dem guten Vetter Wilhelm, haben wir zunächſt für des Vaters Nachgiebigkeit zu danken. Es iſt ein treues Herz, ſo oft wir auch über ſeine Philiſterhaftigkeit gelacht haben. Es hätte ihn nur ein Wort von ſeiner Liebe, die ich ſo wohl erraten, bei dem Vater gekoſtet, ſo hätte es mir ſchlimmes Spiel gemacht, denn des Vaters Wünſche waren unſchwer zu erraten; aber die gute Seele hätte lieber dem Vater weisgemacht, er verabſcheue mich, nur um mir nichts zu erſchweren. Ich glaube, er iſt aus purer Güte noch im ſtande und wirbt um Friederike, die, ſoweit ihr Herz nicht im Küchendampf aufgegangen iſt, ein ſichtliches Intereſſe an ihm nimmt.

Was dieſe mir in den letzten Jahren mit ihrem nüchternen Gutachten, ihrer Geringſchätzung Arweds, zuleide gethan hat, das vergütet ſie jetzt durch ihre umſichtige Führung für Ausſteuer, Hochzeit u. dergl., wiewohl es lauter Wettrennen mit Hinderniſſen ſind.

Alſo komm gewiß, wenn es Dein geſtrenger Herr erlaubt; ihn ſelbſt einzuladen hätte ich nicht den Mut, da unſre Hochzeit nicht zu den Weltereigniſſen gehört, die ihn bewegen könnten, einen Tag Urlaub zu nehmen.

Komm, meine Liebe, und bringe mir die Erinnerung der alten Tage mit und mein junges, hoffnungsreiches Herz! O zweifle nicht, daß ich mich glücklich, überglücklich fühle! Aber, Liebſte, wenn ich nimmer leben ſollte bis Deine Lina erwachſen iſt, ſo ſag ihr als Vermächtnis ihrer Pate, ſie ſoll nie, nie ein Glück erzwingen wollen gegen der Eltern Willen. Lebe wohl, zum letztenmal

Deine
Minna Reinfeld.

Friederike an Eduard.

Lieber Eduard!

Obgleich Du ja bald zu Minens Hochzeit hierher kommſt, ſo meint der Vater doch, ich ſolle Dir vorher noch mitteilen, daß ich ſeit geſtern mit unſerm Vetter Wilhelm, der, wie Du weißt, Pfarrer in Wallburg iſt, verſprochen bin. Ich bin recht glücklich, einen ſo rechtſchaffenen Mann zu bekommen, auch der Vater iſt ſehr vergnügt darüber. Die nahe Verwandtſchaft hat uns einiges Bedenken gemacht, aber Du weißt, daß Wilhelms Mutter ja nur eine Halbſchweſter von unſerm Vater war. Auch iſt in Wallburg Waſſermangel, was ich gar nicht leicht nehme; aber Wilhelm meint, man werde einen Brunnen im Pfarrhof graben können; ich denke, die Koſten übernimmt die Herrſchaft.

Mit der Hochzeit eilt es natürlich nicht, ich ſehe noch gar nicht hinaus, wie wir mit den Sachen der Mine fertig werden, da alles auf mir allein liegt. Du könnteſt vielleicht einen Kalbsſchlegel zur Hochzeit beſtellen, ein Schwein ſchlachten wir ſelbſt.

Mine iſt für gar nichts, ich weiß nicht, was die für eine Hausfrau geben ſoll; ſie ſchreibt die ſchönſten Briefe in einer Stube ſo voll Gruſt, daß ein Reiter ſamt dem Pferd darin verloren gehen könnte; ich muß allein für alles ſorgen.

Nun behüte Dich Gott; Wilhelm grüßt Dich recht ſchön als ſeinen neuen Schwager; ſchicke Deine Waſchkiſte nimmer vor der Hochzeit, ich halte die große Wäſche nachher.

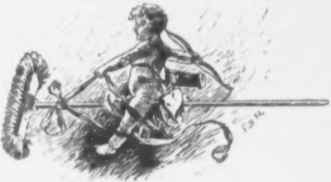
Wir grüßen Dich alle.

Deine treue Schweſter

Friederike.

N. S.

Die verwitwete Frau Pfarrer Müllerin kann dem Vater die Haushaltung führen, wenn ich nimmer daheim bin.



II.

Am Mittag.

Wenn der letzten Sterne bleicher Schimmer
Deiner Jugend ſchwindend Bild erhellt,
Blickſt du ſchmerzlich ſcheidend auf die Trümmer
Deiner ſchönen, früh zerſtörten Welt:
Ach, wo ſeid ihr, lieb gewordne Träume?
Klagend ſchallt der Ruf in öde Räume.

Andre Pflichten gibt es als beklagen,
Wie die Roſe deines Glücks verblüht;
Weißt du nicht, daß nach den Roſentagen
Erſt der ſegensreiche Herbſt erglüht?
Nicht die Blüt', die Frucht iſt Ziel des Lebens.
Dahin alle Kräfte deines Strebens!

Nach Feuchtersleben.

Eine Rundreiſe.

Abermals ſind acht Jahre vergangen, ſeit der Zeit, wo dieſe Briefe geſchrieben wurden, und wir werfen zuerſt einen Blick in das Pfarrhaus zu Wallburg, wo Wilhelm, der Pfarrer, eben im Begriff iſt, eine kleine Reiſe anzutreten. Sein gutes, treuherziges Geſicht hat ſich wenig verändert in der langen Zeit ſeit jener Waſſerfahrt, es iſt noch ſo gut hineinzuſehen, wie damals, und einen ernſten Ausdruck hat es immer gehabt.

Wilhelm iſt reiſefertig und ſchreitet mit verhaltener Ungeduld in der Stube auf und ab; endlich ruft er in die Küche:

„Aber liebes Kind, bekomme ich den Kaffee nimmer? Du weißt, ich möchte gern noch in der Kühle fortkommen.“

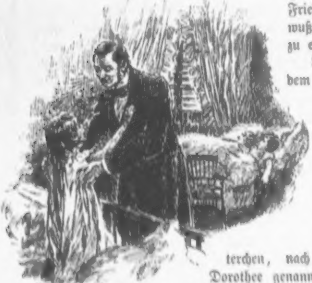
Frau Friederike erſchien in einem reinlichen, wenn auch durchaus nicht kleidſamen Morgenhabit. „Du mußt in der That noch warten,“ ſagte ſie in etwas ärgerlichem Ton, „ſo iſt's, wenn man nicht nach allem ſelbſt ſieht; da hat das dumme Ding, die Röſe, geſtern den Kaffeeſatz nicht abgekocht, nun muß ich das zuvor thun, ehe ich den Kaffee machen kann.“

„Aber hätteſt du denn nicht dies eine Mal reines Waſſer nehmen können und etwas mehr Kaffee?“ — „Ach, das verſtehſt du nicht. Ordnung muß ſein, und man braucht, weiß Gott, Kaffe genug das ganze Jahr, ſeit auch die Wäſcherinnen noch Mittagskaffee verlangen; das ginge mir ab, noch puren Kaffee zu kochen, warum nicht gar auch ohne Cichorie!“

Wilhelm faßte ſich in Geduld und begann wieder: „Hör', Liebe, ich weiß nicht, wie ich Minna antreffe, ihren Briefen nach iſt ſie oft leidend; ich glaube, ein Landaufenthalt würde ihr gewiß gut thun; ich denke, ich lade ſie auf einige Wochen ein.“

„O, wo denkſt du hin? das wäre ja entſetzlich ungeſchickt.“ — „Es iſt deine einzige Schweſter,“ ſagte Wilhelm mit verſtärkter Stimme, „der wir eine Erholung bieten können, und die in acht Jahren ein einzigmal bei uns war; ſollte unſer Haus keinen Raum mehr für ſie haben?“ — „Nun, ſo mach doch nicht gleich ſo einen Lärm! Sie kann ja meinetwegen wohl kommen. Solang du fort biſt, laſſe ich das Haus putzen, dann will ich Lichter ziehen und Seife machen, und danach die große Wäſche halten; dann muß ich das große Geſchäft mit den Betten vornehmen — nach dem, nun ja, da könnte ſie kommen. Es kommt dann freilich ganz ungeſchickt in die Ernte, und lieber wäre mir's, ſie käme ohne Kinder; denn du wirſt ſehen, die ſind im ſtande und ſteigen mit den Füßen auf den Sofa!“ — „Nun, wir wollen's wagen,“ lächelte Wilhelm, „eine ſo gute Hausfrau wie du findet immer Mittel und Wege.“ — „Ja, es iſt wahr,“ ſagte Friederike geſchmeichelt, „ich habe darin ſchon etwas geleiſtet, wenn ich nur an den Unfug mit

Gäſten denke, früher bei uns daheim; kein Wunder, daß ſich mit der Mutter Tod die große Einbuße herausſtellte.“ — „Es ſind viele Herzen froh geworden bei dem Unfug,“ ſagte Wilhelm mit weichem Ton, „und der Segen Gottes über einem gaſtlichen Hauſe beſteht nicht in Geld allein.“ — „Ja, aber ohne die unnötige Gaſtlichkeit hätte Mine nicht die dumme Heirat gemacht,“ warf Friederike ein. Darauf wußte Wilhelm nichts zu erwidern.



Bis die Frau nach dem verſpäteten Kaffee ſah, ging er in die Kinderſtube hinüber; die zwei Kleinſten lagen noch im Schlaf, er erquickte ſein Herz an den köſtlichen Bildern. Das älteſte Töchterchen, nach der Großmutter Dorothee genannt, war ſchon auf und ſtreckte ihm die Aermchen entgegen: „Biſt du doch noch da, Vater? Ich hatte ſo Angſt, du geheſt ohne Abſchied!“ — „Nein, mein Herzchen,“ ſagte er und drückte das Köpfchen an ſich und ſah ihr in die tiefen blauen Augen, „zieh dich nur an, mein Kind! du darfſt mich begleiten.“ Während ſie eilig ſich wuſch, ſah er ſich um im Zimmer; da war alles in guter Ordnung, die Betten der Kinder ſo rein, die Kleidchen hübſch beiſammen; „ein gutes Weib iſt ſie doch,“ dachte er, wieder verſöhnt, „und deine Seele ſoll nicht darben,“ fügte er in Gedanken hinzu, wenn er ſeines Kindes Augen begegnete, die nun eilig ihr Kleidchen überwarf und ihm hinüberfolgte.

„Aber wie unnötig, Dorchen, daß du ſchon auf biſt,“ ſchalt die Mutter, „ich kann dich unmöglich jetzt flechten, warum bleibſt du doch nicht drüben?“ — „Laß diesmal gut ſein, Mutter,“ bat Wilhelm, „begleite du mich ein Stück Wegs mit den Kindern!“ — „Begleiten, ich, was fällt dir ein! Ich weiß ja gar nicht wo anfangen vor Geſchäft, ich noch ſpazieren gehen! Und Dorle kann auch nicht, ſie macht ihr Kleid abſcheulich in dem naſſen Graſe.“

„Auch begleiten!“ ſchrie der kleine Karl und ſprang halbgekleidet herüber. „Um Gottes willen!“ rief die Mutter, „ſpringt der Bube ſtrümpfig herüber! Zerreißt ihr mir nicht ohne das ſchon Strümpfe genug? Gleich wieder ins Bett!“

Mit Mühe erkämpfte der Vater die Erlaubnis zur Begleitung für die Kleinen. Während er ſeinen Kaffee trank, von dem für das kleine Volk reichliche Biſſen abfielen, zählte die Frau noch unendliche Schwierigkeiten auf, die ſich vor ſeine beabſichtigte Reiſe türmten. „Wie's geht mit Kaſualien, das weiß ich gar nicht. Der Vikar von Seeberg kann höchſtens die Predigt übernehmen, mit dem Braunberger iſt's gar nichts. Und die alte Sailerin und des Schneiders Aehne ſollen beide ganz elend ſein, die ſind im ſtand und ſterben gerade, ſolang du fort biſt! Du könnteſt noch ihre Lebensläufe ſchreiben und mir dalaſſen, damit kommt ein Fremder doch nicht zuſtande.“ — „Gar zu fürſorglich,“ ſagte lächelnd Wilhelm, indem er ſeine Reiſetaſche überwarf und die bedenkliche Frau herzlich umarmte; „wir wollen die Leute doch nicht begraben, ehe ſie geſtorben ſind. Behüt' dich Gott, liebes Weib! das Haus gut zu hüten, darf ich dich nicht erſt bitten, ſchaff dich nicht ſo ab, daß du mir hübſch geſund bleibſt!“ — „Ja, du haſt gut reden,“ ſagte ſie, indem etwas wie Bewegung durch den nüchternen, trockenen Ausdruck ihres Geſichtes ging. „Komm geſund wieder, aber nicht gar zu bald! Vor Mittwoch bin ich nicht fertig mit Putzen; und gib mir nicht ſo viel unnötiges Geld aus, und laß nirgends ſchwarze Wäſche zurück. Vier Paar Socken haſt du bei dir und zwei reine Hemden, außer denen auf dem

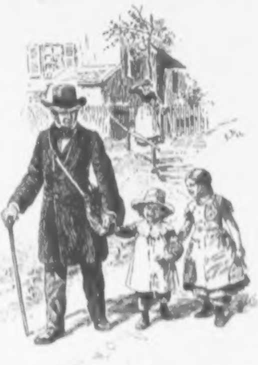
Leib, und drei Sacktücher.“ — „Und herzliche Grüße an die Deinigen, nicht wahr?“

„Natürlich, das verſteht ſich von ſelbſt. Bring mir aber keine Gäſte mit, ehe ich's vorher weiß!“

Noch ein guter, herzlicher Ehemannskuß und Wilhelm zog ſeiner Wege, froh und recht erſtaunt, daß er doch endlich in der That fortgekommen war. Die Kinder trippelten fröhlich nebenher, Dorchen hatte das Brüderchen angekleidet. Sie wollten ganz bei Papa bleiben, und es brauchte lange Unterhandlungen und vielfache Zugeſtändniſſe und Verſprechungen, bis ſie ſich bewegen ließen, umzukehren. Karl ließ ſich mit einem Endchen von der Wurſt beſtechen, die der Vater als Reiſeproviant bei ſich hatte; die kleine Dorothee aber, ein gar weichherziges Kind, hing in Thränen zerfloſſen an ſeinem Halſe, und er ſah ſie noch, als er ſich umwandte, ſchluchzend an dem grünen Rain ſitzen, wo er die Kinder verlaſſen, bis ſie ſich endlich erhob und ſorgſam ihre und Karls Kleidchen abſtäubte, die vom Sitzen etwas ſchmutzig geworden. „Sie hat der Mutter Pünktlichkeit, und ein warmes, weiches, offenes Herz dabei,“ ſagte ſich der Vater mit ſtiller Freude.

Und wie er ſo weiter ſchritt in der tauigen Friſche, und die duftige Ferne vor ihm lag, da erſchien ihm auch die Heimat, von der er geſchieden, in roſigerem Licht, und der leichte Morgenwind nahm manches weg, was im Alltagsleben ſeine Seele oft drückte. „Und ein gutes Weib iſt ſie doch,“ wiederholte er ſich in Gedanken, „eine treue, ſorgſame Mutter, eine emſige Hausfrau. Daß ſie über der Sorge und Mühe des Werktages nie zum Sabbathfrieden in ihrem Herzen kam; daß ſie ihre Seele nie geöffnet hat für die ſchöne, reiche Gotteswelt — das iſt ja ihr Unglück, um das man ſie beklagen muß, und ſie tragen mit doppelter Liebe. Und wer weiß,“ fügte er getröſtet hinzu, „welchen Einfluß ſpäter die Kinder auf ſie haben! Wie oft hat eine Mutter durch die Kinder ſchätzen und lieben lernen, was ſie ihr lebenlang gering geachtet! Es freut ſie jetzt ſchon, obgleich ſie's nicht merken läßt, wenn die Dorothee ſo hübſch und ausdrucksvoll die Gedichte herſagt, die ſie bei mir gelernt; — ja, ja, wir können noch allerlei erleben.“

Immer heiterer ward er beim Weiterſchreiten, ſo leichtfertig ſogar, daß er bei der Erinnerung an einen Betrug fröhlich auflachte. „Es war freilich nicht recht,“ fuhr er ſchmunzelnd in ſeinem ſtillen Selbſtgeſpräch fort, „daß ich ihr die zwei Louisdor von der fremden Dame auf dem Schloß unterſchlagen habe; das gute Weib freut ſich über ſo etwas viel mehr als ich, und war ſehr verwundert, daß das Kleidchen für Marie die ganze Belohnung ſein ſollte für eine ſo vornehme Trauung. Das Geld wäre nun lange in der Sparkaſſe; aber ſie wird aufſchauen, wenn ſie von der Reſidenz aus einen Sammethut erhält, noch ſchöner als der der Pfarrerin von Seeberg; freilich wird ſie ſchelten, aber ich weiß doch, daß ſie's heimlich freut, nicht wegen des Putzes, den ſie ja ſo ſelten braucht, aber es thut ihr wohl, zeigen zu können, daß ihr Mann ſie in Ehren hält.“

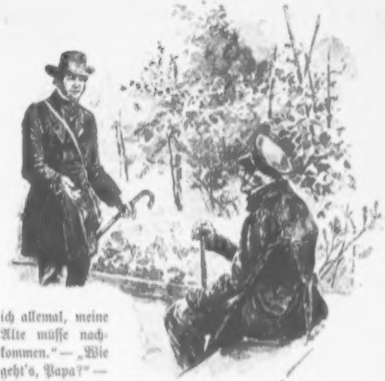


In ſolchen Zwiegeſprächen, die ihm das Leben wieder leicht machten und die Heimat lieb, und in freundlichen Unterredungen mit Vorübergehenden, mochte es nun ein altes Weib oder ein kleiner Junge, ein Bauer oder ein Handelsjude ſein, hatte Wilhelm gegen Abend das erſte Ziel der Rundreiſe erreicht, die er nach unendlichen Schwierigkeiten endlich durchgeſetzt: Das Haus ſeines Schwiegervaters.

Das Amthaus.

Es war nicht das alte Amthaus mehr, und obgleich es Wilhelm ſchon manchmal beſucht hatte, ſeit er ſein Weib daraus heimgeführt, ſo konnte er ſich doch nie ohne Schmerz in die veränderte Umgebung finden. Das ſtattliche alte Wohnhaus, mit ſeiner weiten Flur und den künſtlich verſchnörkelten Verzierungen über Portal und Fenſtern war nicht mehr da; nicht mehr der Sitz unter der Linde und der hübſche Blumengarten, aus dem der Weg in den graſigen Baumgarten, an den Fluß führte. Der gereiſte Sohn hatte das alte Haus abgebrochen und eine neue ſtattliche Brauerei mit Wohngelaß errichtet. Um das Haus hörte man nun das Klopfen der Küfer, das Getöſe der Brauknechte. Die Linde hatte der alte Herr noch gerettet, aber der Sitz war weg, es lagen nur Faßdauben und Arbeitsgerät darunter; der Grasgarten, deſſen Obſtbäume für abgängig erklärt worden waren, war in einen Hopfengarten umgewandelt; die alte trauliche Laube war zerfallen und diente nur noch zur Aufbewahrung von Hacken, Rechen und Gießkannen, und zu dem neuerbauten Gartenhauſe mit grünem Ziegeldach konnten die Freunde des alten Hauſes kein Herz faſſen.

Den alten Herrn traf Wilhelm auf der Bank des kleinen Gemüſegärtchens hinter dem Hauſe, das allein ſo ziemlich noch ſeine frühere Geſtalt bewahrt hatte. Er war ſehr gealtert und ſah gar müde aus; ein herzliches Lächeln aber flog über ſein Geſicht, als er den werten Gaſt begrüßte. „Du freuſt mich, ſo oft du kommſt,“ rief er ihm entgegen, „dein Geſicht iſt noch aus der guten alten Zeit. Wenn ich dich ſehe, ſo meine



ich allemal, meine Alte müſſe nachkommen.“ — „Wie geht's, Papa?“ — „Schlecht, ſchlecht, das heißt mit mir, bin ein alter Mann, tauge zu nichts mehr; wollte, ich wäre bei meiner Alten.“ — „Aber Sie haben gewiß nicht zu klagen über Ihre Kinder?“ — „Behüte, nein, thät' mich verſündigen, wenn ich's wollt', reſpektieren mich und verſorgen mich; aber ſie brauchen mich nicht, und da ſitzt's, Wilhelm, da ſitzt's. Die Frau Söhnerin, Reſpekt vor ihr, ſie iſt eine fleißige Frau und eine geſcheite, und mein Karl darf's weder hören noch fühlen, daß das Anweſen da mit ihrem Geld gebaut iſt; aber die ausländiſchen Bräuche, Junge, und das fremdländiſche Geſchwätz, das bringt mich noch unter den Boden. Und die Freunde, die ins Haus kommen, ſind Geſchäftsfreunde, und der Tiſch iſt gedeckt für Geſchäftsleute, und am Sonntag fahren die jungen Leute hinaus, ſtatt daß da ſonſt mein Haus offen war für gute Freunde.

Ich will nicht klagen, aber ich bin ein alter Mann und tauge nichts mehr.“ — „Wenn Sie vielleicht länger im Beſitz des Hauſes und im Amt geblieben wären?“ — „Ging nicht mehr. Habe zwar im Frieden gehauſt mit der Frau Pfarrerin nach meiner Alten Tod und Rikchens Wegzug; aber du weißt ja, ich habe lieber vergnügte Geſichter als blanke Thaler geſehen und war wohl gar zu ſorglos. Da ſtand ich denn vor meinen Kindern als ſchlechter Haushalter, und das hat mich danieder geſchlagen für immer. Dann kam der Karl heim mit der neuen Weisheit und der jungen reichen Braut, ſo dacht' ich, iſt das beſte, du ziehſt dich zurück. Will nicht klagen, aber 's iſt nicht das alte Leben mehr.“

„Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige ſuchen wir,“ ſagte Wilhelm mit ſanftem Ernſt. — „Haſt recht, Junge, und das iſt der Fleck, wo ich noch viel zu lernen habe; habe darum auch verſtehen lernen, warum der Herr mich alten Storren noch ſo allein daſtehen läßt. Will's Gott, ſo iſt's noch nicht zu ſpät . . . Wie geht's Rikchen; warum kommt ſie nicht mit dir?“ — „Sie iſt gar zu geſchäftig, ſie findet keine Zeit,“ ſagte Wilhelm etwas verlegen. — „Keine Zeit für ihren alten Vater; ſo iſt's ſeit acht Jahren. Weiß Gott, wo das Mädchen das wuhlige Weſen her hat; meine Alte war doch auch fleißig wie wenige, aber es ward auch andern noch wohl daneben und ihr ſelbſt mit. Ich glaube, wir haben ſelbſt gar zu viel Wert auf des Mädchens frühe Häuslichkeit gelegt, beſonders ich, weil mir die Mine allezeit zu überſchwenglich war.“ — „Wie geht es Minna?“ fragte Wilhelm faſt ſchüchtern. — „Ach, da frag mich lieber gar nicht! Ich höre meiſt nur von ihnen, wenn ſie in Geldverlegenheiten ſind, das iſt freilich, leider Gottes, oft genug, daneben wenig Frieden und wenig Liebe. Ja, Wilhelm, dazumal hatte der Alte recht gehabt. Nun, geſchehen iſt geſchehen!“

„Eduard und Emma, die ſind mir ein Labſal, ſo oft ich an ſie denke; der Leichtfuß hat Glück gehabt, daß er ein ſo liebes Weib gefunden, wenn ſie auch nicht viel hat. Da kann man ſehen, was es iſt um ein Gericht Kraut mit Liebe; das iſt ein Haus, in dem die Sonne nicht untergeht.“

Da kam eben Karl, der neue Herr des Gutes, herbei, um den Schwager zu begrüßen. Wilhelm verbrachte den Abend und die Nacht in der alten Heimat ſo viel fröhlicher Herzen, aber daheim fühlte er ſich nicht mehr da. Die Viſitenſtube der Frau Schwägerin war ſo ſchön aufgeputzt, ſo ungebraucht und ſo wenig einladend, wie die ſeiner Frau daheim, nur daß hier ein großer Reichtum von Silbergeſchirr zur Schau ſtand; deſto mehr Spuren rückſichtsloſen Gebrauchs zeigten die andern Zimmer. — Er flüchtete ſich in die Zimmer des alten Herrn, da ſtand noch das gute alte zuſammengeſeſſene Sofa mit Kattunüberzug und der runde eichene Tiſch, der je nach Bedürfnis ins Unendliche verlängert werden konnte; er dachte der alten Tage, wo ſie in luſtigem Pfänderſpiel darum geſeſſen waren, und ein anmutiges Geſichtchen, das ihm einſt das lieblichſte auf Erden geſchienen, blickte wieder zu ihm herüber aus den braunen aufgelöſten Locken. Es war vorüber, und er faßte ſich ein männlich Herz und dachte des Segens der Gegenwart.

Der Haushalt einer würdevollen Frau.

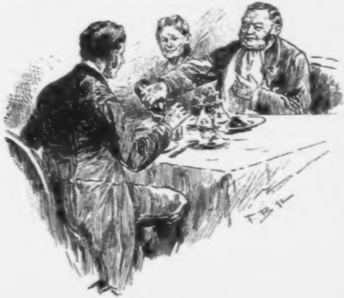
Am andern Morgen zog er weiter. „Nun, wohin geht denn die Reiſe?“ fragte der alte Herr, der ihn ein Stück Wegs begleitete. „Nach S., ich will zunächſt bei der Frau Oberregierungsrätin einſprechen, und dann unſre Minna beſuchen.“ — „Geh mit Gott, mein guter Wilhelm! Es wird ihr wohl thun.“

Er traf Mathilde, die Frau Oberregierungsrätin, in einem recht anſehnlichen, gut eingerichteten Logis, wenn es auch etwas von der Heimatsloſigkeit der meiſten Stadtwohnungen hatte. Sie empfing den alten Jugendfreund mit herzlicher Freude und ſtellte ihm mit mütterlichem Stolz ihr aufblühendes Töchterlein

Lina vor; die Söhne waren im Gymnaſium. „Und wie geht's denn Ihnen, lieber Wilhelm, gut, recht gut? — was macht unſer Rikchen? — immer geſchäftig, immer raſtlos?“ — „Ja wohl,“ erwiderte Wilhelm heiter, „ſie iſt ein emſiges Hausmütterchen und faſt immer geſund, und wir haben drei prächtige Kinder.“ — Es gibt Leute, die wir um keinen Preis der Welt einen Schatten in unſerm häuslichen Glück ahnen ließen. — „Nun, das freut mich, wir wollen recht von den alten Zeiten plaudern. Lina, ſorge für ein Glas Wein!“ — „Von dem roten?“ fragte Lina flüſternd. — „Nein, nein, den muß man für den Vater allein aufheben; laß lieber holen!“

„Linchen, Liebe,“ rief ſie der abgehenden Tochter nach, „rüſte doch zuvor des Vaters Sachen! Der Herr Pfarrer nimmt's nicht übel. Sie wiſſen,“ ſagte ſie entſchuldigend zu dieſem, „Geſchäftsmänner lieben alles zu beſtimmten Stunden; mein Mann nimmt gegen vier Uhr ein kleines Gouté ein, das rüſte ich gewöhnlich, eh er kommt.“ Innerlich lächelnd bemerkte Wilhelm, mit welcher Aengſtlichkeit ſie den Zurüſtungen des Töchterleins zuſah, die den Tiſch deckte; kalten Braten, huilière, Brotkörbchen und Salzfaß nebſt einem Couvert auflegte, wie ſorgſam ſie nachhalf, bis alles in Ordnung war. „Nun aber ſorge auch für unſern lieben Gaſt! Sie entſchuldigen gewiß,“ ſagte ſie nochmals zu dieſem, „mein Mann iſt immer ſo ſehr beſchäftigt, da iſt es ihm Bedürfnis, ſich etwas zu erfriſchen.“ Der Gaſt wurde auch verſorgt und ſaß wieder in traulichem Geſpräch bei der Hausfrau, als die Hausklingel tönte. „Geſchwind, Linchen,“ rief ſie halblaut mit einiger Aengſtlichkeit, „ſieh nach, ob das Gangfenſter nicht offen iſt! Du weißt, das ärgert den Vater, und ſtelle deinen Stickrahmen ins Kabinett, der Vater liebt ſolche Arbeiten nicht, und die Scheuerfrau ſoll lieber etwas beiſeite gehen, bis der Vater fort iſt; weißt ja, daß er ſie nicht recht leiden kann, und doch mußte ich diesmal eine nehmen.“ Der gebietende Herr trat ein, noch ehe alle Befehle hatten ausgeführt werden können. Er war in ſeiner Art ſo wohl erhalten, wie ſeine Frau, nur noch etwas gerundeter als bei jener Waſſerfahrt. Den Gaſt, den ihm ſeine Frau vorſtellte, begrüßte er ſehr höflich, wenn auch etwas ſteif. „Eine Meldung hier?“ fragte er. — „Nein, Herr Oberregierungsrat, wir ſind vorderhand noch zufrieden, meine Frau würde einen Umzug ſehr ſchwer nehmen; meine Reiſe hat nur den Zweck, Verwandte und alte Bekannte zu beſuchen.“ — „Schön, ſchön,“ ſagte der Hausherr, wirklich freundlich, nun er ſah, daß ſeine Protektion und Verwendung nicht beanſprucht wurde, „haben ganz recht.“ Wilhelm mußte ſich zu ihm ſetzen, der Hausherr wurde in ſeiner Weiſe ganz kordial und ließ ſich von dem Pfarrer unterhalten. Er hätte gewiß ſeiner Oberregierungsratswürde gern vergeſſen, wenn ihm dies möglich geweſen wäre; ja er ſchenkte ihm zuletzt von ſeinem eigenen roten Wein ein und bot ihm von ſeinem Braten an, ſtatt der Wurſt, die ihm Lina vorgeſetzt hatte, über welchen Edelmut ſich die Mutter und Lina gerührte und verwunderte Blicke zuwarfen.

Das Gouté war beendigt und an dem Oberregierungsrat zeigten ſich einige Zeichen von Unbehagen, er ſtand auf und ging etlichemal aus und ein. „Lieber Wilhelm,“ ſagte Mathilde etwas verlegen, „Sie nehmen gewiß den Abend mit mir vorlieb; mein Mann hat ſeinen Klub, eine geſchloſſene Geſellſchaft,



wo er gewohnt iſt, ſeine Abende zuzubringen, er würde wohl ſehr gern ...“ — „Bitte, liebe Frau Mathilde, machen Sie nicht ſo viele Umſtände mit einem alten Bekannten,“ ſagte lächelnd Wilhelm, „es verſteht ſich von ſelbſt, daß Ihr Gemahl ſeine Tagesordnung nicht ändert; ich wollte mich ohnehin empfehlen, um Minna noch aufzuſuchen und einige kleine Geſchäfte zu beſorgen.“ — „Ach die arme Minna! die können Sie heut nimmer aufſuchen; ſie wohnen jetzt in Haſenthal, eine halbe Stunde von hier, und Sie thun beſſer, ſie erſt morgen zu beſuchen; auf Gäſte ſind ſie kaum eingerichtet. Bleiben Sie bei uns! Ich habe ſoviel in unſerm lieben Amthauſe gelernt, daß ich der Reſidenzſitte zum Trotze ein hübſches Gaſtzimmerchen eingerichtet habe, und Fürſt hat da gar nichts dawider.“

Wilhelm nahm die Einladung an; eben ertönte aus der Nebenſtube ein etwas gebieteriſcher Ruf: „Frau!“ Mathilde flog zu ihrem Gebieter, um Hut, Stock, Handſchuhe, alle erdenkliche Utenſilien zum Ausgang herbeizuholen. Der Oberregierungsrat wiederholte ſogar die Einladung ſeiner Frau und empfahl ſich.

Wilhelm verlebte den Abend recht behaglich im Kreis der kleinen Familie, die ſich nach und nach einfand, und in der er nur den Vater vermißte. „Ich darf nicht erſt fragen, ob Sie in angenehmen Verhältniſſen hier leben,“ ſagte er zu Mathilden, als ſie zuſammen ausgingen, um die Geſchenke für Friederike und die Kinder zu kaufen. „Sie haben natürlich auch anſprechenden Umgang?“

„O ja, das heißt, ich gehe nicht eben viel aus; Fürſt liebt mich anzutreffen, wenn er nach Hauſe kommt, und wenn er auswärts iſt, ſo iſt es ihm auch lieb, wenn er mich zu Hauſe weiß.“

„Leſen Sie noch gern?“ — „O ja, doch iſt mein Mann kein beſonderer Freund davon, er ſieht lieber, wenn ich mich häuslich beſchäftige.“ Sie bemerkte Wilhelms unterdrücktes Lächeln und ſagte, plötzlich rot werdend: „O, ich weiß, Sie denken an damals und an meinen Mädchenübermut; nun ja, die Zeiten ſind anders und ich könnte kaum ſagen, wie es ſo gekommen; ich glaube, mein Mann hat mich mit lauter Stillſchweigen erzogen. Aber er iſt ein ſo braver Mann, ein ſo vorzüglicher und rechtlicher Beamter und ein ſo guter Vater, da kann ich ja wohl des lieben Friedens wegen ſeinen kleinen Eigenheiten nachgeben . . .“

„Ei,“ ſprach Wilhelm lächelnd, „warum ſich ſo viel Mühe geben, zu entſchuldigen, daß Sie eine gehorſame Frau ſind? Mag ſein, daß Sie den Herrn Gemahl etwas verwöhnen, aber das iſt ein liebenswürdiger Fehler von ſeiten der Frau.“ — „Und Sie denken gewiß nicht, daß ich mich herabwürdige?“ fragte ſie mit einiger Aengſtlichkeit. — „Gewiß nicht, ich habe im Selbſtvergeſſen nie eine Herabwürdigung gefunden; nur eins, liebe Frau Mathilde, wenn Sie einem Pfarrer ein bißchen Predigen zu gute halten wollen . . .“ — „Und das wäre?“ — „Sind Sie in Ihrer Nachgiebigkeit immer auch ganz wahr? Wollen Sie nicht, vielleicht aus Liebe zum Frieden, nur den Schein des Gehorſams retten?“ Mathilde wurde dunkelrot. „Sehen Sie,“ begann ſie zögernd, „es gibt ſolche Eigenheiten, in denen ſich die Männer durchaus nicht vernünftig berichten laſſen, da iſt dann ein bißchen Frauenliſt gewiß nicht Unwahrheit.“ Wilhelm ſchüttelte den Kopf: „Ich habe nie etwas auf die unſchuldige Liſt gehalten; es kann ſein, daß durch ſolche unſchuldige Liſt hie und da ein Verhältnis ungeſtörter bleibt, edler aber bleibt es gewiß in Wahrheit und Klarheit auch im kleinſten.“

Mathilde ließ das Geſpräch fallen, das ſie ſehr nachdenklich machte.

Die Hausfrau war am andern Morgen ſchon früh wach; auch noch eine löbliche Reminiscenz ans alte Amthaus. „Lina,“ hörte ſie Wilhelm ſagen, „ſchick doch den Kleinen mit der Geldſchachtel zum Vater, ich habe keinen Heller mehr.“ — „Aber, Mama, warum haſt du's ihm nicht ſelbſt geſagt, ehe er in ſein Zimmer ging?“ — „Du weißt ja, wie verdrießlich er wird, wenn man Geld fordert! Ich kann unmöglich ſchon wieder verlangen.“

„Aber ſo ſag' ihm doch, Mama, wozu wir's gebraucht haben! Es iſt ja natürlich, daß keins mehr da iſt."

„Weißt wohl, daß mir der Vater keine Rechnung durchſieht, er bruttelt nur ins allgemeine; mach' nur und ſchick den Alfred hinauf, über den wird er nicht ärgerlich." — „Mama, wenn ich einmal heirate, ſo mußt du mir einen großen Sack voll Geld mitgeben, daß ich meinem Mann keines fordern darf, ſonſt heirate ich gar nicht."

„Einfältiges Kind!" ſagte lachend die Mutter, „das iſt vom Vater nicht ſchlimm gemeint." — „O tempora," lächelte Wilhelm für ſich. Die Kaſſe mußte aber gefüllt worden ſein, denn der Frühſtückstiſch war ſehr anſtändig beſetzt; auch war der Herr Oberregierungsrat in guter Laune und verabſchiedete ſich ganz herzlich von Wilhelm, bemerkte ſogar nach ſeinem Abſchied gegen ſeine Frau: „Recht vernünftiger Mann, habe gar nichts gegen einen ordentlichen Pfarrer; im Gegenteil."

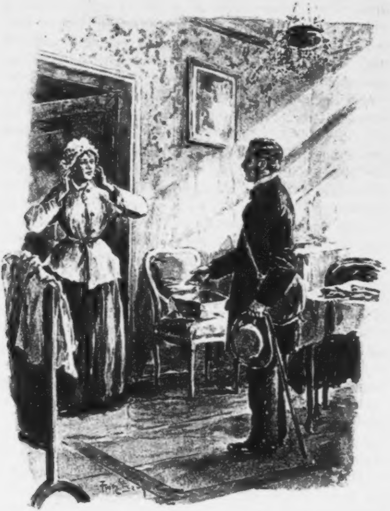
Und Wilhelm ſchritt dem weitern Ziel ſeiner Reiſe, dem Aufenthalt Minnas zu, den ihm Mathilde bezeichnete.

Eine Dichterehe.

Es war zum erſtenmal in all der langen Zeit, daß Wilhelm Minna in ihrem eigenen Hauſe aufſuchte. Sie hatten ſich bisweilen bei dem Vater getroffen und zu einer weitern Reiſe war er bei den unendlichen Schwierigkeiten, die ſeine Frau bei jedem Gedanken daran auftürmte, noch nie gekommen. In tiefen Gedanken ſchritt er dem freundlich gelegenen Dörfchen zu, wohin ſich Minnas Gatte mit ſeiner Familie zurückgezogen hatte, um wohlfeiler zu wohnen.

„Ein Herz nur, ach, und eine Hütte!"

dachte er, als er durch ein Gärtchen, deſſen übergraſte Beete wenig Spuren einer pflegenden Hand zeigten, in das Häuschen



ging, das nun die Heimat ſeiner alten Liebe war. Das Zimmer, in das er zuerſt eintrat, war leer, ein hübſches Zimmer an ſich, die Fenſter gingen ins Grüne, die Sonne ſchien hell herein und man hörte die Vöglein ſingen; aber trotz verſchiedener Gegenſtände, die urſprünglich einer zierlichen und eleganten Einrichtung angehörten, ſah es ziemlich heruntergekommen aus. Der Ueberzug der Möbel, der einſt in buntem Blumenflor geprangt, war verblichen und zerſchliſſen, hie und da mit Stecknadeln zuſammengeheftet; eine Blumenlampe mit einem längſt verdorrten, kümmerlichen Pflänzchen hing an der Decke, Lithophanien an zerſprungenen Fenſterſcheiben, an dem geſtickten Ofenſchirm hing ſchmutzige Wäſche, — Wilhelm fand nirgends einen Punkt, auf dem das Auge ausruhen konnte. — Da ging eine Seitenthür auf, und eine Frau in höchſt nachläſſiger Morgenkleidung trat ein und blieb verwundert vor ihm ſtehen. Es war Minna. „Grüß dich Gott, liebe Minna!“ ſagte er herzlich. — „Du biſt's, Wilhelm?“ es zog eine tiefe Röte über ihr Geſicht, „ach, ich bin noch gar nicht recht angekleidet, die Kinder koſten mich ſo viel Zeit; — und du willſt uns einmal beſuchen? Grüß dich Gott.“ Es lag etwas Gedrücktes in ihrem Ton. Auch Wilhelm fühlte ſich gedrückt und verlegen, er fragte nach ihren Kindern. „Wo die Großen ſich herumtreiben, weiß ich wirklich nicht; da iſt mein Kleines,“ und aus dem Nebenzimmer, deſſen Thüre ſie eilig hinter ſich ſchloß, brachte ſie ein hübſches, kleines Mädchen, deſſen Schmutz man aber nicht anſah, daß ſeine Toilette heute ſchon Zeit gekoſtet; es brauchte für Wilhelm einige Ueberwindung, es zu küſſen. „Und ihr lebt jetzt hier, ganz auf dem Lande?“ fragte er, immer noch verlegen, welche Saite er anſchlagen dürfe. — „Das heißt, ich lebe hier,“ ſagte Minna, „Arwed hat, wie du weißt, ein kleines Amt bei der Bibliothek, das ihn einige Stunden in der Stadt hält, die übrige Zeit bringt er dort zu ſeiner Erholung zu.“

„Ich las kürzlich, daß ſein Epos bald erſcheinen wird.“ — „O, das läßt er immer von Zeit zu Zeit durch einen ſeiner Freunde ankündigen; ob es je fertig wird, weiß Gott: an Stoff zu dem Thatenloſen ſollte es nicht fehlen.“ Wilhelm that das Herz weh, eine Frau in dieſem Tone von ihrem Gatten ſprechen zu hören. Minna verſchwand, um ſich umzukleiden und Wilhelm für eine Erfriſchung zu ſorgen, was ſehr geraume Zeit brauchte; inzwiſchen kamen die zwei älteren Kinder, ein Knabe und ein Mädchen in ziemlich verwahrloſtem Zuſtand, um ſich Brot zu holen. „Mußt du nicht in die Schule, mein Junge?“ fragte Wilhelm den ſiebenjährigen Knaben, ſein Patchen. — „Ja, Wilhelm, 's iſt zehn Uhr!“ ſchrie das kleine Mädchen. „Und was willſt du denn einmal werden, kleiner Burſch?“ — „Ein Schuſter,“ ſagte die wiedereintretende Mutter, „denn er lernt nichts und kann nichts als Schuhe zerreißen.“ — „Ein Dichter!“ rief der Kleine. — „Lieber ein Keſſelflicker,“ ſagte halblaut die Mutter. Wilhelm ſah ſie traurig an.

„Rikchen wollte natürlich nicht mitkommen?“ ſagte Minna, nachdem die Kleinen abgezogen waren; „wenn ſie einmal den Entſchluß faßt, ſo muß ich dich auch um Vorankündigung bitten, um putzen und ſcheuern zu laſſen, die fiele ſonſt in Ohnmacht in meinem kleinen Weſen.“ — „Könnte ſein,“ dachte Wilhelm bei ſich und ſagte lächelnd: „Ja, ja, ſie iſt die alte ſorgſame Martha, und mir unbegreiflich, was ſie immer noch zu putzen und räumen findet, wo längſt alles rein iſt.“ — „Ach, um ſo ſauber zu halten, da gehört Zeit dazu und Raum und ein zufriedenes Herz!“ — „Vielleicht auch umgekehrt,“ ſagte Wilhelm leichthin, „es gehört eine gewiſſe Harmonie der äußern Umgebung dazu, um das Herz zufrieden zu erhalten.“ Minna wurde rot und ſchwieg. Wilhelm ſprach von dem Vater, von Mathilde und dem ergötzlichen Wechſel ihrer ſtolzen Anſichten über Frauenwürde.

„Ach, die hat gut ſich unterordnen,“ warf Minna ein, „ihr Mann iſt ein rechter Mann, wenn ſie ihn auch ganz unnötigerweiſe zum Paſcha verwöhnt hat; das ſind ja im ganzen Kleinigkeiten, ſie hat doch Grund, zufrieden zu ſein.“ Wilhelm ſchwieg wieder, das Geſpräch wollte nicht fließen, — es lag eine Wolke zwiſchen den beiden, die ihnen immer drückender wurde. Endlich brach Minna das Schweigen: „Wilhelm, dir, gerade dir wollt' ich am tiefſten verhüllen, was ich nun dir zuerſt ſagen muß: Wilhelm, ich bin eine unglückliche Frau!“ und ſie brach in ein leidenſchaftliches Weinen aus. „Sag' mir nicht, daß es mein eigener Wille geweſen ſei!“ fuhr ſie heftig auf, als er ſprechen wollte, „du machſt mich wahnſinnig, wenn du das thuſt. O mein Gott, wie hat Er mich getäuſcht! Ich glaubte einen Stern zu wählen, der für alle Zeiten hoch über dem Wechſel des Alltagslebens ſtehen werde, jetzt — iſt's ein Lichtlein, das kümmerlich ringen muß, über dem Sumpf zu bleiben. Wie habe ich gelitten um ſeinetwillen! Meine ſchöne Jugend, mein freundliches Vaterhaus hat mir dieſe unſelige Liebe getrübt und verdüſtert, und wie hat er's vergolten! Sag' nichts zu ſeiner Entſchuldigung," fiel ſie wieder Wilhelm in die Rede, „du kannſt ja gar nicht alles wiſſen. Ach, wie habe ich ihn geliebt; wie willig war ich, jedes Los mit ihm zu teilen! Da hatte er zuerſt das Amt; das war nötig, uns zu ernähren. Hätte er nicht ſchon mir zulieb die kleine Laſt gern auf ſich nehmen ſollen? Statt deſſen mußte ich Tag für Tag ſeine Klagen hören über dies läſtige Joch, das ſeinen Geiſt hemme und niederdrücke; zu ſeiner Erfriſchung und Belebung hielt er allerlei Genüſſe für nötig, Konzerte, Theater, kleine Reiſen. Zuerſt teilten wir ſie; als die Mittel nimmer zureichten, da war ich gut zum Daheimſitzen, er, natürlich er mußte doch noch etwas thun für ſeinen Geiſt; — die Früchte dieſer koſtbaren Ausſaat laſſen noch auf ſich warten. Während er mir am Ende den harmloſeſten, geſelligen Genuß, ſelbſt die unſchuldige Freude der Lektüre mißgönnte, machte er die fabelhafteſten Anſprüche an Bedienung, an häuslichen Komfort und würdigte mich zur Magd herab, er wurde immer fremder in ſeinem eigenen Hauſe . . ."

„Und du haſt das Deine gethan, ihm ſeine Heimat lieb zu machen?" fragte Wilhelm.

„Ich hätte freilich," erwiderte Minna errötend, „wenn er geweſen wäre, wie er ſollte! So konnte ich auch nicht immer wie ein Engel ſein, wenn er nur nach Hauſe kam, um zu tadeln, und Luſt und Mut vergeht einem, alles zierlich zu halten, wenn doch nicht viel Freude dabei iſt. Zuletzt kam er auf den großen Entſchluß, alle Feſſeln von ſich zu werfen: ‚Die Muſe will freie Diener!‘ rief er, ‚dann erſt reicht ſie ihren vollen Kranz.‘ Ja, das war eine Freiheit! Mit ſeinen Geiſteskindern bei Verlegern hauſieren gehen, wie ein Krämer mit verlegener Ware; Poeſien zu arbeiten auf Beſtellung, wie ein Handwerker; ſich tagelang abmühen um glückliche Gedanken, und dabei Not und Sorge —

„Und ſtatt daß er mich getröſtet hätte und mich beklagt um das Geſchick, in das er mich geführt, ſtatt daß er mir mit zehnfacher Liebe vergütet hätte, was ich zu tragen hatte, mußte ich noch ſeine üble Laune tragen, ſollte ich noch das Rad halten, das bergab rollte!

„Nun hat ihm Mathildens Mann wieder das Bibliothekämtchen verſchafft, — aber uns iſt nicht mehr zu helfen.“ Sie ſchwieg erſchöpft und ſtützte ihr Geſicht in die Hände.

„Aber, liebe Minna,“ begann nun Wilhelm, „du ſagſt, Arwed habe dich getäuſcht; haſt du nicht dich ſelbſt getäuſcht? Er hat ſich nicht anders gegeben, als er war, als praktiſcher Mann iſt er keinem von uns je erſchienen. Haſt du ihn geliebt, ſein innerſtes Weſen, ihn ſelbſt ganz und gar, oder nur ſeine jugendliche Erſcheinung, das aufblühende Talent, das du wie er und alle ſeine Freunde vielleicht für bedeutender hielteſt, als es war? Biſt du ihm vorangegangen in Hingebung und Aufopferung? Haſt du ihn aufgerichtet in Liebe und Treue, wenn ſeinem verwöhnten Sinn die Laſt eines proſaiſchen Berufs ſchwer wurde? Haſt du ihm Entbehrungen leicht gemacht, indem du ſelbſt ſie freudig auf dich nahmeſt? Haſt du ihm die beſcheidene Heimat freundlich gemacht und traulich? — O, liebe Minna, es iſt ein ſchlimmes Rechnen, wenn man nur der eigenen Opfer denkt und nicht der eigenen Schuld!“

Ins Innerſte getroffen, ſenkte Minna das Haupt. „Du verlangſt viel,“ ſagte ſie endlich finſter, „und verwechſelſt die Rollen: das ſchwache Weib willſt du zur Stütze des Mannes machen, der ihr Halt ſein ſollte.“ — „Wo die reichſte Liebe, da iſt die größte Kraft,“ ſagte Wilhelm zuverſichtlich, „und iſt es von der Frau zu viel verlangt, wenn wir die reichſte Liebeskraft von ihr erwarten?“

Minna ſchüttelte traurig den Kopf: „Du kannſt recht haben;

aber bei uns iſt es zu ſpät, und von Arwed iſt gar nichts zu erwarten, Wilhelm, — er glaubt nichts, er iſt kein Chriſt.“ — „Und du glaubſt?“ fragte Wilhelm bedeutſam. — „Ich, o was hätte denn ich in dieſem elenden Leben, wenn ich nicht die Hoffnung auf ein beſſeres hätte! Die glänzenden Worte von einem Hauch des ewigen Geiſtes durch die ganze Schöpfung, der Glaube ‚der ſterbenden Blume‘, den mir Arwed in den Tagen unſeres Liebesfrühlings gepredigt, haben mich nicht lange getäuſcht, — in der Zeit des Jammers und der Sorge nahm ich meine Zuflucht zu dem Gott meiner Mutter; ich gehe in die Kirche, ich leſe in meiner Bibel, ich bete mit meinen Kindern; — Arwed hat dazu nur ein mitleidiges Lächeln!“

„Du glaubſt?“ wiederholte Wilhelm langſam und nachdrücklich, „und was haſt du gethan, deinem Gatten deinen Glauben lieb und ehrwürdig zu machen? Haſt du ihm gezeigt, welch ein ſeliger Glaube das ſein müſſe, der dich geduldig mache im Leid, ſanft gegen Unrecht, freudig in Entbehrung, treu im Kleinen? Haſt du ihn die edelſte Frucht des Glaubens ahnen laſſen, den ſanften und ſtillen Sinn, der köſtlich iſt vor Gott? Liebe Minna, wenn er ſolchen Glauben bei dir geſehen hat, und hat ihn verworfen, dann, aber dann erſt wollen wir die Hoffnung aufgeben.“

Minna ſchwieg lange in ſchmerzlichem Weinen. „O, Wilhelm,“ ſagte ſie endlich, „wen habe ich verworfen in kindiſchem Uebermut? — o, wenn es anders gekommen wäre!“ Und ſie ſah ihn an mit den ſchönen, blauen Augen, die einſt ſeiner Jugend Morgenſtern geweſen, und ein Abglanz des alten Frühlings flog über die frühgewelkte Geſtalt. Aber Wilhelms Herz blieb feſt und ſein Auge ruhte mit ernſter brüderlicher Liebe auf dem ihren. — „Liebe Minna, denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum beſten dienen.“ — „Ja, alles was Gott ſchickt,“ ſagte ſie wieder mit Bitterkeit, „mein Schickſal iſt eigene Wahl, ich muß liegen, wie ich mir gebettet.“ — „Dein Weg kann dir zum Himmelsweg werden, und ob du ihn auch eingeſchlagen in eigener Bethörung, er wird es, wenn du das rechte Licht darauf ſucheſt," ſagte Wilhelm mit Nachdruck; „deine Ehe hat Gottes Segen geweiht, deines Mannes Seele wird Gott von dir fordern, wenn du nicht gethan, was an dir iſt, ſie zu ihm zu führen. O, liebe Minna," und er faßte feſt ihre Hände in den ſeinen, „du biſt noch jung, du biſt reich begabt; ein langes Leben liegt vor dir, vielleicht kein glückliches, aber ein geheiligtes, ein friedevolles, wenn du willſt, gewiß, gewiß. Und du haſt Kinder. Willſt du in ihre jungen Seelen das Gift der Liebloſigkeit, der Mutloſigkeit, eines thatloſen Verzagens träufeln? Willſt du ſie nicht erziehen, wenn auch durch Sorge und Entbehrung, zu einem frommen, friſchen Leben?"

„Ach, Wilhelm, wenn du mir immer nahe wäreſt, mich aufzurichten und zu halten! Sieh, niemand, ſolange ich lebe, hat mir die Stütze eines ſtarken, lebendigen Glaubens geboten."

„Die ſtärkſte, mächtigſte Stütze iſt dir nahe, jeden Augenblick: ein immer offenes Herz, das dir nicht nur Halt und Aufrichtung, das dir Kraft und Leben ſelbſt iſt, Kraft auch fürs Kleinſte, liebe Minna!"

„O, du weißt nicht, wie oft man an dieſe Pforte vergeblich pochen kann! Ich bin wohl noch nicht würdig dazu."

„Unwürdigkeit ſchließt nicht aus, nur Unredlichkeit. Wenn wir ſo oft verlangen nach menſchlichem Rat, nach menſchlicher Leitung, liebes Herz, ſo iſt's manchmal nur, weil Menſchen uns beurteilen, wie wir uns geben, und weil wir fühlen, daß Gott uns ſieht, wie wir ſind."

„Und doch muß ich das Weib glücklich preiſen, die dem Gatten nur folgen darf, ſicher, dann den rechten Pfad zu gehen. — Wilhelm, weiß Friederike, was ſie an dir hat?" frug Minna ihn plötzlich mit der Rückſichtsloſigkeit des Unglücks. — „Ich weiß nicht," ſagte lächelnd Wilhelm; „wenn ſie mich nicht verwöhnt durch zu große Verehrung, ſo iſt das um ſo beſſer für mich."

„Du aber haſt nicht gewählt wie ich, vermeſſen, nach eigenem Sinn, du haſt aus Güte und Edelmut ein Weſen gewählt, das unter dir ſteht, — biſt du nun glücklich?"

„Ich weiß nicht," ſagte Wilhelm zögernd, „ob meine Wahl ſo edel war, wie du meinſt, ob ſie nach Gottes Willen war. Ich hatte eine liebe Hoffnung begraben. Ich ſah, wie dich dein poetiſcher Sinn zu einer raſchen unbedachten Wahl getrieben; ich wollte es mit der Proſa verſuchen, hielt vielleicht häusliche Fertigkeiten für häusliche Tugenden, und vergaß über der fleißigen Hand nach der lebendigen Seele zu forſchen. Wo eine Wahl nach Gottes Willen iſt, da gibt er die tiefe, rechte Herzensfreudigkeit dazu, und wo dieſe ſich nicht findet, da iſt die Wahl eigenmächtig, ſei es nun Neigung, oder Berechnung, oder Ueberlegung, was ſie beſtimmt hat. — Das aber war einmal geſprochen und nicht wieder," ſagte Wilhelm ſich aufraffend mit großem Ernſt. „Es iſt nicht an uns, zu grübeln, wie wir auf unſern Pfad gekommen ſind, ſondern zu ſuchen, daß er uns zum Himmelspfad werde, und das können wir finden mit Gottes Hilfe. Wir ſind beide reich geſegnet, liebe Minna, mit lieben Kindern; und um das Herz, dem wir Liebe und Treue geſchworen bis zum Grabe, müſſen wir ringen und werben, bis es uns und dem Herrn zu eigen gehört. Noch ſo jung, eine ſo hohe Aufgabe vor dir, und ſchon ſo müde! Haſt du vergeſſen, daß du deiner ſterbenden Mutter verſprochen, glücklich zu ſein?"

„Du ſpotteſt meiner! Läßt ſich das verſprechen?" — „Verſprechen leichter als halten: haſt du es je verſucht?" Minna ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

„Wir wollen's noch einmal verſuchen, liebes Herz," ſagte Wilhelm in heiterem Ton, „jedes auf ſeinem Weg und jedes in ſeiner Weiſe, und wenn wir uns wieder begegnen, wollen wir ſehen, wer's am beſten gelernt hat."

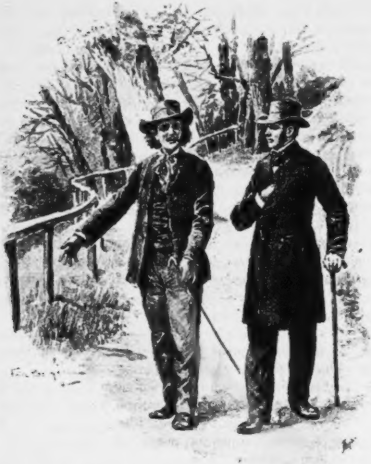
Es war nahe an Mittag und Minna fiel ein, daß ihr Mann zu Tiſche komme; auch hatte ſie ſeit lange nicht für einen Gaſt zu ſorgen gehabt, ſeit den erſten Zeiten ihrer Ehe, wo ihr Haus jungen Künſtlern, Litteraten und Schauſpielern offen geweſen war. Sie eilte geſchäftig in die Küche und das Diner ſchien wirklich höchſt umſtändlicher Beratung zu bedürfen.

Wilhelm unterhielt ſich mit der kleinen Antonie, die übrigens ein ſcheues, wenig aufgewecktes Kind ſchien. „Freuſt du dich, bis der Vater heimkommt?“ fragte er ſie. Die Kleine ſchüttelte den Kopf. „Er bringt mir nichts mit,“ ſagte ſie, „und er iſt auch oft bös und zankt.“ — „Aber die Mutter zankt nicht.“ — „Nein, die Mutter lieſt,“ ſagte ſie kurz und bündig, „ſieh, da ſchiebt ſie die Bücher hin.“ Und ſie zeigte Wilhelm hinter den Kiſſen des Sofa verſteckt ein Buch, einen ſehr zerleſenen Roman aus der Leihbibliothek. „Geſchwind, verſteck's wieder, der Vater kommt!“ rief die Kleine ſo haſtig, daß Wilhelm inſtinktmäßig die Lektüre ſchnell verſteckte und rot und verlegen, als hätte er ſelbſt etwas Verbotenes gethan, dem eintretenden Arwed entgegenging.

Es war nun freilich nicht mehr der jugendlich ſchöne Nordſtern, wie er damals am grünen Ufer aufgegangen war; doch war ſeine äußere Erſcheinung vorteilhafter als die Minnas; ſeine Kleidung war neben einer gewiſſen poetiſchen Nonchalance gewählt und ſorgfältig, ſeine ganze Haltung hatte noch den Stempel natürlicher Nobleſſe, der ihn immer ausgezeichnet; aber ſeine Geſtalt war abgemagert, ſeine eingefallenen Wangen zeigten eine gefährliche Röte und ſein Auge einen ſtechenden Glanz.

Er begrüßte den unerwarteten Gaſt zuerſt etwas kühl und verlegen; aber Wilhelms offener Herzlichkeit konnte niemand lang widerſtehen, auch that dieſer ſein möglichſtes, den Wirt in lebhaftem Geſpräch zu erhalten, um deſſen ungeduldige Blicke von der Küchenthür abzulenken und Minna Zeit zu ihren Anſtalten zu gönnen.

Endlich wurde ſerviert; es brauchte gar lange, bis das Eſſen in Gang kam, da Minna wohl zehnmal aufſpringen mußte, um wieder ein vergeſſenes Tiſchgerät zu holen und zu ſuchen und ſich alle Augenblicke in äußerſter Ratloſigkeit fragte: „Wo habe ich nur den Schlüſſel zum Weißzeugkaſten?“ — „Arwed, ſitzſt du nicht auf der Serviette?“ — „Chriſtine, ſeh Sie doch, ob nicht ein Kinderlöffel im Bettchen geblieben iſt?“ Arwed ſchien dabei wie auf Kohlen zu ſitzen und ſeine nervöſe Gereiztheit



gab ſich mit halben Worten oder Gebärden kund, was das Mittageſſen nicht gerade zu einem Göttermahl machte, obwohl Minnas Küche zeigte, daß auch ſie eine Tochter des alten gaſtlichen Amthauſes ſei. Sie nahm aber heute die unfreundlichen Mienen und knurrigen Seitenbemerkungen ihres Mannes mit ſo viel Sanftmut auf, daß dieſer allmählich entwaffnet wurde und ſie in der Stille mit einiger Verwunderung zu betrachten ſchien.

Nach Tiſch lud Arwed den Gaſt zu einem Spaziergang auf die nahegelegene Höhe ein; Minna zog vor, daheim zu bleiben; ſie hätte ſo gern ihrem alten Freund, dem Gatten ihrer überpünktlichen Schweſter, ihre Wohnung etwas freundlicher und mehr geordnet gezeigt, als er ſie am Morgen getroffen.

Wilhelm fühlte, daß auch Arwed das Herz voll hatte, und es war ihm etwas bange auf ſeine Ergießung. Es iſt eine ſchöne Sache um eine Vertrauen erweckende Natur, aber es hat ſein Beſchwerliches, der Vertraute von jedermann zu ſein. Arwed begann mit ſeinen vereitelten Hoffnungen, ſeinen fehlgeſchlagenen Plänen; er war natürlich ein Märtyrer der Geſellſchaft, ein Opfer eines herzloſen Zeitalters. „Und alles wäre vielleicht anders geworden in einer anderen Häuslichkeit!“ brach er dann endlich aus. „Unbeengt von dem Druck häuslicher Unbequemlichkeiten, von den Sorgen und Chicanen des Alltagslebens hätte mein Geiſt ſich freier entfaltet. Wie anders dacht' ich mir dies einſt ſo anmutige Geſchöpf als Frau: meine lebende Muſe, das Licht meiner trüben Stunden, den freundlichen Genius, der die Steinchen kleinlicher Mühſeligkeit aus meinem Pfade räume, daß ich frei und ſicher zum höchſten Ziele voranſchreiten könnte! Statt deſſen ein ſchwaches ſelbſtſüchtiges Weſen, die mir das kleinſte Opfer, das ſie mir je gebracht, zehnfach fühlbar macht; die in der Zeit des Mißgeſchicks, wo ſie mir Troſt und Erheiterung ſein ſollte, wehrlos klagend am Wege liegen bleibt; bei jeder kleinen Erholung, die ich mir gönne, ängſtlich danach haſcht, auch ſich ihren Teil Genuß zu ſichern; eine nachläſſige zerſtreute Hausfrau, die mich nötigt, an die erbärmlichſten Details zu denken, wenn ich nicht darüber ſtolpern will; eine Mutter, die über einem intereſſanten Roman Haus und Kinder vergißt, die ihre gerühmte Frömmigkeit mit nichts als mit Kirchgehen bethätigt, wenn ſie anders ſo fertig wird, daß ihr der Kirchgang möglich iſt: — o, meine jungen Träume!“

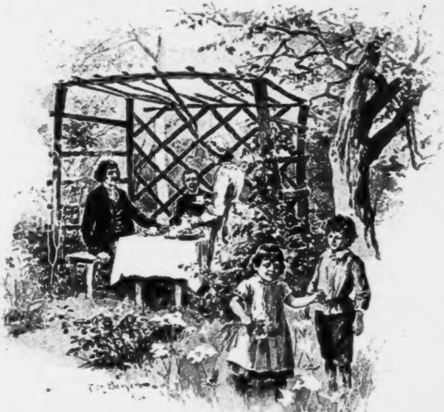
Es iſt unbeſchreiblich traurig, zwei Herzen, die eins ſein ſollten gegen eine Welt, ſich in ſolchen Klagen ſpalten zu hören: und Wilhelms Lage war hier ſchwieriger. Verſchiedene Geſchlechter üben leichter Einfluß aufeinander; wo es einen Tadel gilt oder eine Ermahnung, da muß Mann gegen Mann oder Frau gegen Frau unendlich vorſichtig ſein, um nicht zu verletzen.

Mit einer Bußpredigt, die bei Minna weichen Boden fand, wäre er hier ſchlecht angekommen. Er rief nur Arweds männliche Kraft auf, ſeinen Schutz, ſein Mitleid für das verwöhnte Kind einer ſonnigen Heimat, das für ihn die Freuden der Heimat und ſeinen ungetrübten Frühling hingegeben; er rief ihm den Tag zurück, an dem er Minnas Herz im Sturm genommen, ſchilderte ihm die begeiſterte Liebe, mit der ſie an ſeinem Bilde gehangen, und wußte ſo in ſeiner Seele eine Ahnung ſeiner eigenen Verpflichtung zu wecken, dies ſchwache Weſen zu ſchützen und zu ſtützen, eine Pflicht, die ihm ſeither, wie es ſchien, noch gar wenig zu Sinne gekommen war. Es iſt eine leidige Sache in der Ehe, wenn jedes ſich hinſetzt, erwartungsvoll, daß es das andre nun glücklich machen ſoll: es kann auf dieſe Weiſe gar leicht kommen, daß beide allein und unbeglückt ſitzen bleiben.

Mit noch größerer Schonung wies er ihn auf mehr Eifer und Freude für ſeinen proſaiſchen Lebensberuf hin: „Wer weiß, die Muſe iſt eine launige Frau, die ſich entzieht, wo man zu feurig um ſie wirbt, und ſich naht, wo man ſie nicht zu ſuchen ſcheint; vielleicht, wenn du dich feſter anſiedeln, dich behaglicher fühlen würdeſt im nüchternen Geſchäftsleben, die Poeſie käme ungeſucht.“

„Du magſt wohl recht haben,“ entgegnete Arwed ſanfter als Wilhelm gehofft, „ich glaube, es iſt nicht ſo ſchwer, ſich in der Philiſterei zurecht zu finden, wenn man ſich nur die andern Gedanken ein wenig aus dem Kopfe ſchlagen kann. O, es kommen mir oft ganz leidige Gedanken, bei Nacht, wenn mich der verwünſchte Huſten nicht ſchlafen läßt, Gedanken, ob ich nicht beſſer gethan, hinter dem Aktentiſch zu bleiben und meine Gedichte im Pult zu laſſen. O, ein verfehltes Leben!“ Nach einer Weile fuhr er heiterer fort: „Wenn ich mich recht ernſtlich hinter die langweilige Geſchichte mache, habe ich vielleicht Ausſicht auf Vorrücken, eine ſicherere Verbeſſerung, als wenn mein Thatenloſer gedruckt wird; und das wäre ſo nötig! O, das Geld, dieſer verwünſchte, ſchadenfrohe Dämon, den ich mein lebelang mit äußerſter Verachtung behandelt, wie bitter hat er ſich gerächt!“ — „Das iſt ſo ſeine Art,“ lächelte Wilhelm, „er will herrſchen oder beherrſcht ſein.“

Während Wilhelm Arwed erheiterte durch Reminiſcenzen aus der Jugendzeit und die anmutige Lage des Dörfchens bewunderte, erreichten ſie das Haus wieder. Minna und das Dienſtmädchen hatten mit namenloſer Anſtrengung die zerfallene Laube des Hausgärtchens geräumt und ein Tiſchchen dort arrangiert, auf dem ſie den Kaffee ſervierte. Dieſe Anordnung erheiterte Arwed noch mehr; wenige Ehen ſind ſo verknöchert, daß nicht Mahnungen aus der Frühlingszeit ihrer Liebe wieder



einen Funken wärmeren Gefühls hervorlockten. Ein Frühlingstag, wie lange nicht mehr, ging über dem freudloſen Hauſe auf, und es waren nicht nur vertrocknete Blüten der Vergangenheit, die in den beiden Herzen auflebten, es waren auch Keime einer beſſeren Saat für die Zukunft.

Wilhelm wollte noch vor Abend zur Stadt zurück, um von dort leichter nach Eduards Wohnort zu kommen, der die letzte Station ſeiner Reiſe war. Arwed rüſtete ſich, ihn zu begleiten; Minna näherte ſich dem Gatten, eben als Wilhelm mit den Kindern beſchäftigt war, etwas ſchüchtern und verlegen, und gab ihm das Buch, das ſie hinter dem Sofakiſſen vorgezogen hatte: „Wollteſt du das nicht gleich der Leihbibliothek zurückgeben?“ fragte ſie leiſe. „Ich will keine Fortſetzung.“ — „Und du haſt wieder angefangen mit der verwünſchten Leihbibliothek?“ fragte der Dichter Arwed Nordſtern indigniert. „Ich will aber aufhören,“ ſagte ſie mit geſenkten Blicken, „darum habe ich dir das Buch gegeben.“ Demut und Offenheit ſind unwiderſtehliche Waffen für ein Gemüt, in dem noch ein edler Funken lebt; Wilhelm war ungeheuer eifrig, die Bildchen zu betrachten, die ihm die Kinder zeigten, um die kleine Verſöhnungsſcene nicht zu ſehen, die über dem beſchmutzten Leihbibliotheksroman geſchloſſen wurde.

Er ſah Minna noch einen Augenblick an. „Trage Sorge für deinen Mann, liebe Minna,“ flüſterte er, „was du ihm erweiſen kannſt an Liebe und Treue, das thue bald! Du weißt nicht, wie lange du Zeit findeſt.“ Erſchreckt ſah ihn Minna an und blickte auf ihren eben eintretenden Gatten; nie zuvor war ihr ſein geſunkenes Ausſehen aufgefallen, es war ſo allmählich gekommen! Ach, und ſie hatte ihn ſo lange nicht mehr mit den ſcharfſehenden Augen beſorgter Liebe betrachtet!

Wilhelm fühlte, daß ihr ein Stich in die Seele ging, aber er hatte ihr das Wehe nicht erſparen können.

Wehmütig und doch nicht ohne Hoffnung auf beſſere Tage ſchied er von ihr.

Ein glückliches Pfarrhaus.

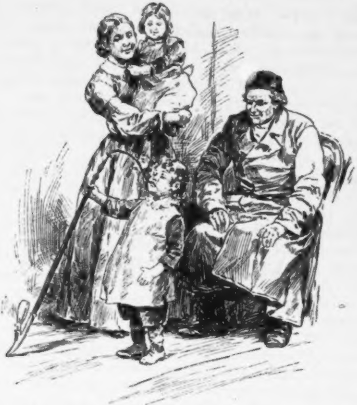
„'s Letzt iſt 's Beſt'!" lautet ein ſchwäbiſches Sprichwort, das nicht allenthalben anwendbar iſt. Auf Wilhelms Reiſe aber paßte es gut: das Pfarrhaus in Bergzimmern, mit dem er ſeine Familienreiſe ſchloß, mußte ihm den freundlichſten Eindruck zurücklaſſen, wie Kindern, denen man den ökonomiſchen Rat gibt: „Iß zuerſt dein Brot und nachher den Kuchen, ſo meinſt du, du habeſt lauter Kuchen gegeſſen." Ein ſchönes Pfarrhaus war es eben nicht, und die Einrichtung war mehr als einfach, aber Blumen und Sonnenſchein genug, und das geſchäftige, glückſelige Pfarrfrauchen, die immer noch ſo oft errötete wie vor ſechzehn Jahren, war Blume und Sonnenſchein zugleich, wenn auch längſt keine Frühlingsblume mehr.

Es war eine alte und doch wieder eine nagelneue Liebe, die Eduard vor drei Jahren, als er endlich zu Amt und Brot gekommen war, zu der ſtillen Emma geführt. In Emmas Herzen war ſein Bild ſeit jenem Morgen unverdrängt geblieben; aber es war eine ſo gar ſtille Liebe, die ſie nicht ſich ſelbſt und nicht einmal Gott bekannte. Von Eduard können wir nun nicht dasſelbe rühmen; bei jener Waſſerfahrt war die ſchüchterne kindiſche Emma nur ein Gegenſtand ſeiner Protektion und er hatte ſie höchſtens einmal mit dem Gedanken beehrt, das könne ſpäter ein nettes Mädchen geben. Gar manche liebliche Geſtalt, manch blonde und braune Schönheit war indes ſeinem beweglichen Herzen gefährlich geworden, und doch kehrte allmählich immer wieder ihr ſanftes Bild in ſeiner ſtillen Jungfräulichkeit, eine verſchloſſene Knoſpe, in ſeinen Träumen wieder, und als am Ende all die glänzenden Erſcheinungen vorübergezogen waren, da fand er, daß dies jungfräuliche Bild geblieben. Als aber Emmas Mutter nach ihres Gatten Tode ſeines Vaters Haushalt übernahm, kam dieſe zu entfernten Verwandten, und Eduard dachte ihrer ſelten mehr.

Als er aber nun endlich und endlich, dem Schwabenalter nahe, zum Ziele gekommen war, und die Pfarre in Bergzimmern dringend einer Frau Pfarrerin bedurfte, da fiel ihm unter allen Töchtern der Landes eben doch wieder die ſchüchterne Emma ein, die nun in der alten Heimat mit ihrer Mutter lebte, vom Leben vergeſſen, wie ſie dachte, in anſpruchsloſer Heiterkeit. Und er fand ſie wieder, nicht mehr in erſter Jugend, aber in unverwelkter Lieblichkeit, faſt unberührt von der Zeit; die verſchloſſene Knoſpe öffnete ſich ihm, und er fand, daß ſie ſein Bild gehegt hatte, faſt ohne es zu wiſſen, daß ſie aber in der langen, langen Zeit der Einſamkeit nicht ein krankhaftes Schmachten und Sehnen genährt hatte, ſondern ſich geſchmückt wie die Blume des Thales, auf die nur der blaue Himmel niederſchaut, in keuſcher Lieblichkeit mit ſanftem und ſtillem Geiſte.

Emma war's wie ein Traum, als Eduard, der ſtattliche junge Pfarrherr, um ſie warb, und ihre erſte Antwort war der ſchüchterne Einwurf: „Ich bin eben zu alt.“ Daß ſie jung geblieben ſei in ihrer mädchenhaften Anmut, in der friſchen Geſundheit eines reinen Herzens, das wollte ſie nicht glauben; aber ſie fühlte es allmählich an dem Gefühl jungen Glückes, das ihre Seele überſtrömte.

Noch jetzt hätte die Pfarrfrau von Bergzimmern, die doch ſchon die dreißig überſchritten hatte, ſich für ein Mädchen geben können, wenn man ſie jemals ohne eins ihrer zwei Kinder geſehen hätte, den kleinen Martin an der Schürze, das niedliche Julchen auf den Armen. Das waren ein Paar wunderbare Kinder! Der Martin, obgleich erſt zwei Jahre alt, ſagte ſchon ſo erſtaunliche Dinge; er nannte den Mond einen lieben Gottskopf, oder nahm des Papas Pfeife in den Mund und ſagte: „ich Papa,“ daß ſeine Mutter immer den Vater und verſtohlen den Gaſt anſehen mußte, ob ſie es auch gehört. Seine Reden und Thaten gaben noch lange Geſprächsſtoff, nachdem er zu Bette gebracht war. Und das Julchen! Gewiß und wahrhaftig, ſie hatte ſchon mit vierzehn Tagen gelächelt, die Wartefrau konnte es bezeugen, und die Art, wie ſie jetzt ſchon mit



ihren Händchen krabſelte und wie ſie nach Farben ſah und wie ſie der Mutter Stimme kannte, die war weit über ihr Alter und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen, den kühnſten Erwartungen.

Viel zu thun hatte Frau Emma, erſtaunlich viel, ſie entſchuldigte ſich immer damit und meinte, ſie verſtehe wohl noch nicht es einzurichten; aber hell und freundlich und ordentlich wie ihre Zimmer war ihre ganze Erſcheinung, und ſie war ſo glückſelig und dankbar für ihr ganzes Daſein, daß niemand je den Eindruck bekam, daß ihr etwas ſauer geſchehe. Ein recht geſprächiges Pfarrfrauchen war aus dem ſtillen Mädchen geworden, und niemand hätte geglaubt, daß ſie bei ihrer Schüchternheit ein ſo gutes, ſicheres Hausregiment führen könnte.

Wilhelm ſonnte und labte ſich recht an dieſem fröhlichen Hausſtand; er ergötzte ſich an der immer neuen Ueberraſchung Eduards über die Vorzüge ſeiner Frau, an dem beſcheidenen Selbſtgefühl, mit dem er dieſe Vorzüge als ſein beſonderes Verdienſt wegen ſeiner guten Wahl in Anſpruch nahm; er bewunderte gehörig die ſeltenen Talente der Kleinen und empfahl ſich durch einen Hampelmann, eine Trompete und eine Kinderklapper, die faſt den Reſt ſeiner Reiſekaſſe erſchöpften, vollſtändig in die Gunſt der Mutter und der Kinder, und ſchritt dann getroſt und fröhlich ſeiner Heimat zu.

„Und ich will glücklich ſein, mein Haus ſoll mir freundlich werden, und meine Kinder ſollen ſich ihrer Heimat freuen lernen," war der Endbeſchluß, den er nach Hauſe zurücktrug; „keine Liebe, keine Geduld und Treue ſoll mir zu viel ſein, die Blumen zu pflegen, die unter Küchengewächs zu erſticken drohen."

Und ſeine Arbeit war nicht vergeblich. Was der Vater allein nicht vermochte, das gelang allmählich dem jungen, friſchen Lebenshauch, der mit den Kindern das allzunüchterne Haus durchſtrömte, und der mit fröhlichen Klängen das knarrende Räderwerk eines allzugeordneten Haushalts übertönte.

Die Schule des Lebens.

Es iſt ein alter pädagogiſcher Streit, ob das Lernen gleich anfangs als ernſte Arbeit, oder ob es zuerſt nur ſpielend betrieben werden ſoll. Ich denke, die Schule des Lebens könnte uns einen Wink darüber geben. Selten fängt ſie frühe ſchon mit ernſten Lektionen an; für den aber, der die erſten leichteren Lektionen nicht verſtehen will, iſt das Muß nachher um ſo bitterer.

Minna war ſich ſehr ſpät erſt bewußt worden, daß es Ernſt ſei mit der Schule des Lebens, und darum wurde ihr die verſpätete Lehrzeit auch eine ſehr ſchwere. Es iſt ſo leicht, einen raſchen Entſchluß zu gänzlicher Beſſerung und Lebensänderung zu faſſen, ſo unendlich ſchwer, ihn durchzuführen, namentlich wenn die Beſſerung am kleinſten beginnen muß, und wenn die äußeren Verhältniſſe dieſelben bleiben.

Dazu kommt die eigentümliche falſche Scheu, die ſich einer ſichtbaren Beſſerung ſchämt, weil darin zugleich eine Demütigung, ein Eingeſtehen der früheren Schuld oder Verſäumnis liegt.

Wenn nicht Wilhelms letzte Hindeutung auf ihres Mannes untergrabene Geſundheit einen Stachel in ihre Seele geworfen hätte, den ſie nicht wieder los wurde, ſie wäre vielleicht nach einigen Verſuchen wieder mutlos ins alte Gleis zurückgekehrt und darin verſunken. Aber der Gedanke „vielleicht zum letztenmal“, der ſie nun bei allem begleitete, was auf ihren Gatten Bezug hatte, hielt ſie aufrecht und trieb ſie immer wieder zur einzigen Quelle der Kraft, wenn ſie ihre Schwachheit fühlte.

Zunächſt alſo galt es die Aufgabe, den Mann der Heimat zu gewinnen, ihm das eigene Haus lieb zu machen. Mit tiefer Beſchämung empfand ſie den Vorwurf der Unordentlichkeit aus Wilhelms Worten, den bitterſten, wenn er der Frau von einem Manne gemacht wird. Sie war ſich doch bewußt, daß ſie immer Sinn fürs Schöne, Freude am Zierlichen gehabt; warum doch war's ihr nie gelungen, was ſie ſo hübſch zu ordnen verſtand, auch geordnet zu erhalten? — Bei näherem Nachdenken kam ſie darauf, daß es ihre Zerſtreutheit vor allem war, die ſie die häuslichen Kleinigkeiten achtlos verwahrloſen ließ, die eine ſtete, ſtille Aufmerkſamkeit fordern.

Die Romane, das Nippen und Schlürfen an unterhaltender Lektüre, das ſo leicht zum Berauſchen wird, trugen wohl die erſte Schuld. Der Leihbibliothek hatte ſie entſagt und blieb ſtandhaft dabei; ſie ſetzte ſich Stunden feſt, wo ſie ſich überhaupt das Leſen noch geſtattete. Aber gar oft, wenn ihr beim Ordnen des Zimmers eines ihrer alten Bücher in die Hand fiel, fing ſie an zu blättern und blätterte, bis viele koſtbare

Viertelſtunden verſtrichen und ihre Sinne und ihre Gedanken weit weg von der kleinen Alltagspflicht geflogen waren.

Zu dem kam die gereizte Laune ihres Mannes, die oft eben ausbrach, wenn ſie gewiß glaubte, alles aufs beſte gethan zu haben, die ihr allen Mut wieder nahm und ihr die bittern Thränen in die Augen trieb. — Sie verzagte an ſich, an aller Möglichkeit, daß es bei ihnen je beſſer werden könne, — bis ihr endlich der Gedanke kam, ihren Gatten ſelbſt zum Vertrauten und Gehilfen bei dem Werk der Aenderung zu machen.

Ach, ſie waren eines freundlichen, vertrauten Verkehrs ſo entwöhnt, daß ſich lange nicht die rechte Stunde zu einem offenen, herzlichen Wort finden wollte.

Da kam Arwebs Geburtstag. Geſegnet ſeien dieſe häuslichen Feſte, die in das vertrocknetſte Herz und Haus doch je und je wieder ein friſches Brünnlein der Freude und Liebe leiten! Minna hatte in all dieſen Jahren auch des Gatten Geburtstag begangen; aber die ſchönen Handarbeiten, die ſie aus eigener Liebhaberei dazu verfertigt, waren in den letzten Jahren kühl aufgenommen worden und der Dichter Arweb hatte einige Worte über verdorbene Zeit und hinausgeworfenes Geld fallen laſſen. So dachte ſie ſich diesmal eine andere Ueberraſchung aus, die ſehr begünſtigt wurde durch eine kleine Reiſe, die er in Geſchäften der Bibliothek unternehmen mußte.

Arwebs Zimmer war ein jahrelanger Zankapfel geweſen, bis zuletzt der Streit ohne Friedensſchluß beiſeite gelegt worden war. Er hatte großen Wert auf die hübſche Einrichtung dieſes Zimmers, auf ſeine Bewahrung vor häuslichem Gerümpel gelegt. In der erſten Zeit war das ſonnige Oberſtübchen auch wirklich das zierlichſte und ordentlichſte im Hauſe geblieben.

Es war auch noch hübſch geweſen, als Minna mit dem erſten Kinde ſich manchmal beim Vater oben zum Beſuche einfand und den Kleinen auf dem Boden ſpielen ließ. Als aber der Kinder dreie wurden, welche die Mutter, wenn ſie nichts mit ihnen anzufangen wußte, in des Vaters Stube ſperrte, wo ſie die Prachtbände ſeiner Bibliothek herumwarfen, mit den andern Büchern Häuſer bauten und Manuſkripte zerriſſen, da verbat ſich Arwed ernſtlich ſolch kindliches Zutrauen. Je launiſcher aber in ſpätern Tagen ſeine Muſe wurde, je unergiebiger die Stunden ſeiner Einſamkeit, deſto kürzer und ſeltener war er zu Hauſe zu finden und deſto mehr wurde das Heiligtum der Dichterſtube zum Abſtellquartier mißbraucht für alles, was unten der Frau im Wege ſtand.

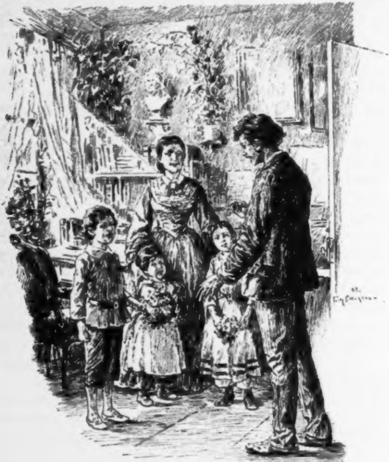
Nun aber wurde oben gelüftet und geſcheuert; Minna opferte ein Paar werte Ohrgehänge aus ihrer Mädchenzeit, um neue, freundliche Tapeten zu erſchwingen; mit Epheugewinden und wohlfeilen Topfpflanzen wurde es hübſcher, als es je zuvor war, hergeſtellt, und die kleine Antonie zeigte einen für die Mutter überraſchenden Ordnungsſinn, wie ſie mit ihren kleinen Händchen mitangriff.

Arwed kam am Abend vor dem Geburtstag ſpät nach Hauſe, etwas friſcher und heiterer als ſonſt; die kleine Reiſe hatte ihm gut gethan. Seinen Geburtstag wollte er aber eigentlich lieber vergeſſen; es iſt ſo ein Jahrestag auch ſtets ein Mahntag an unbezahlte Schulden, an unerfüllte Vorſätze, an getäuſchte Erwartungen; er war gewöhnt, wegen der letzteren Gott und die Welt in ſeinen Gedanken anzuklagen, diesmal aber ließ der Ankläger in der eigenen Bruſt ſich lauter hören als ſonſt.

Minna war vor ihm aufgeſtanden, — eine ungewöhnliche Erſcheinung; im Wohnzimmer, das friſch gelüftet und aufgeräumt war, war das Frühſtück mit mehr Komfort als gewöhnlich angeordnet, — er ſuchte Frau und Kinder, die fröhlichen Stimmen leiteten ihn nach oben. Er öffnete die Thür, — durch die hellen Fenſter zwiſchen weißen Gardinen fiel der Schein der Morgenſonne, die Schatten der hohen Bäume des Grasgartens ſpielten auf den hellen Wänden, leichte Epheuranken ſchlangen ſich um die Fenſter, — es war ihm, als ob ſein Dichterfrühling ihn noch einmal begrüßte, obſchon die Bäume draußen bereits an den Herbſt mahnten. — Und die Kinder ſtanden im feſtlichen Schmuck, Wilhelm deklamierte ihm mit militäriſchem Anſtand ein Gedicht —

Ach, er erkannt' es wieder
Sein eignes erſtes Lied!

und hinter den Kindern ſtand ſein Weib, die Liebe ſeiner Jugend: keine Klage auf den Lippen, keinen ſtillen Vorwurf im Blick, nur einen Strahl der alten Liebe, und eine tiefe innerliche Wehmut; — o, es liegt eine wunderbare Heilkraft in der



Luft des eigenen Hauſes, wenn ein Hauch von oben darein weht! ſo einfache Mittel können genügen, um tiefe und ſchlimme Schäden zu heilen.

Ein Vorwurf, der ihn früher mit tiefer Bitterkeit erfüllt, wenn er ihn aus ſeines Weibes Worten durchzufühlen geglaubt, der Vorwurf, wie wenig er bis jetzt ſeine Pflicht als Haupt und Stütze ſeines Hauſes erfüllt; wie er ein ſchlechter Hausvater geweſen; wie er nach dem Schatten des Ruhms gehaſcht, ſtatt in Treue und Selbſtverleugnung ſein Haus zu gründen, trat jetzt klar und unabweisbar vor ſeine Seele, und mit den Worten der alten Liebe ſtrömten auch die einer heftigen, rückhaltloſen Selbſtanklage über ſeine Lippen.

Es iſt ſo ſchwer demütig und ſelbſtlos zu ſein, wo uns Egoismus und Selbſtſucht entgegentritt, es wird ſo leicht gegenüber der Liebe und Demut. Auch Minna fand nun Worte für ihre Reue; all ihre Vorſätze, das ganze Gefühl ihrer Schwachheit legte ſie in ſein Herz nieder und bat ihn, ihr zu helfen, wo ſie wieder wanke, und zum erſtenmal hörte ſie auch aus ſeinem Munde die Hinweiſung auf eine Kraft, die in unſerer Schwachheit mächtig iſt. — Sie verlebten den Tag in einem Gefühl des Friedens und der Seligkeit, der alle bangen Ahnungen Minnas zur Ruhe wiegte. Nur wenn Arwed ſich in Plänen und Entwürfen für die Zukunft erging, die ſich nun ganz anders geſtalten ſollte, wenngleich er ſie nimmer auf die Schwingen des Pegaſus bauen wollte, — dann ward ihr wieder bange ums Herz und ſie blickte mit ſtiller Sorge in ſeine glänzenden Augen.

Arwed war es Ernſt mit dem Beſſermachen und er beſtätigte dies dadurch, daß er nicht verſchmähte, am Kleinen und beſcheiden anzufangen, um das Los ſeiner Familie zu verbeſſern. Er vertraute ſeine Lage dem Oberbibliothekar, der ſie freilich längſt gekannt, und erhielt mit ſeiner Hilfe Lehrſtunden in deutſcher Sprache und Litteratur in angeſehenen Familien. Was er zuerſt als mühſame Pflicht übernommen, weckte eine Luſt und Freude an der Sache in ihm, die er nie geahnt; bald wurden ſeine Stunden geſucht, ſie wurden Mode, und die intereſſante Perſönlichkeit des Dichters, vereint mit ſeiner blühenden Darſtellungsgabe, machten ihn zu einer Art von Löwen des Tages; ein Erfolg, der ſein häusliches Glück, ſeine männliche Tüchtigkeit wieder von anderer Seite bedenklicher hätte gefährden können als zuvor Sorge und Not, wenn nicht eben der gute Geiſt des eigenen Hauſes und die Erinnerung an frühere Täuſchungen mächtig entgegengewirkt hätten.

Minnas Aufgabe wurde ihr ſchwerer. Bei ihr bedurfte es nicht einer entſchiedenen That, nur eines täglichen, ſtündlichen Kampfes mit eingewurzelten Gewohnheiten, kleiner Opfer, die niemand bemerkte und niemand anerkannte, eben weil ſie ſich eigentlich von ſelbſt verſtanden.

Es wäre für eine gewiſſenhafte und aufmerkſame Hausfrau leicht geweſen, ein hübſch eingerichtetes Hausweſen in guter Ordnung zu erhalten; für die reuige Frau war es unendlich ſchwer, das herabgekommene mit ſpärlichen Mitteln wieder aufzubringen.

Aber Arwed hatte in ſeiner eigenen Reue, in ſeiner Selbſtverleugnung den guten Willen ſeines Weibes und ſeine Pflicht, hier zu helfen, verſtehen lernen. Er ſparte nicht den freundlichen Dank fürs Kleine, das gute Wort, das der Frau ſo wohl thut, und das ſelbſt bei guten Männern oft eine ſo ſeltene Ware iſt, weil ſie eben meinen, das verſtehe ſich alles von ſelbſt, und nicht begreifen, daß auch die vernünftigſte Frau immer noch ein bißchen Kind bleibt. So richtete ſie ſich auf an ſeiner Liebe, und das Gute iſt ja, Gott ſei Dank, in keinem Herzen eine exotiſche Pflanze, die künſtlich von außen ernährt werden müßte; ſie hat heimatlichen Grund und Boden in unſerer eigenen Seele, und Himmelsluft und Himmelslicht zu ihrem Wachstum bleibt nicht aus.

Arwed rückte in ſeinem Amte vor; dies und ſeine Lektionen, aus denen bald Vorleſungen wurden, beſtimmten ihn, den Landaufenthalt zu verlaſſen; er und Minna widerſtanden glücklich den Gefahren des Reſidenzlebens. Arwed wollte keine geſelligen

Genüſſe, die ſeine Frau nicht teilen konnte, und bald war ihm ſeine eigene Stube, die nun wirklich ein unentweihtes Heiligtum blieb, wieder doppelt lieb. Wilhelm hatte richtig prophezeit; nun er nimmer bedrängt war von äußerer Not, nimmer geſpalten von widerſtrebenden Gefühlen und Beſtrebungen, nimmer geärgert durch eine unerquickliche Häuslichkeit, ſtellte ſich die Muſe ungeſucht wieder ein, und wenn er auch keine kühnen Hoffnungen mehr auf ihre Gaben baute, ſo ſagte er ſich doch oft im ſtillen mit ſtolzer Freude: „Und es war kein Traum.“

Auch ſeine Geſundheit ſchien zu erſtarken und Minna wiegte ſich in frohen Hoffnungen einer ſchönen Zukunft, — aber es ſollte nicht ſo ſein. Zwei Jahre faſt ungetrübten Glückes waren ihnen gegönnt; bald nach dem zweiten Jahrestag jenes ſegensreichen Geburtstags fingen Huſten und Bruſtbeſchwerden bei Arwed an, ſich ſtärker zu regen. Minna pflegte ihn unermüdet mit höchſter Treue, er ſelbſt war gar nicht bekümmert über ſeine Krankheit; er hoffte auf den Frühling, — auf eine Badekur im Sommer, — auf eine Traubenkur im Herbſt. Minna hatte bald die Hoffnung aufgegeben; ſie nahm jeden Tag ſeines Beſitzes als ein Gnadengeſchenk, ſie ſuchte jeden ſo reich zu machen an Liebe und Treue, als ſie könnte, — in die Zukunft blickte ſie nicht.

Arwed hatte Lektionen und Vorleſungen aufgeben müſſen, bald konnte er auch ſein Bibliothekamt nimmer verſehen; es hatte noch nicht gereicht, in den kurzen Tagen des Wohlergehens einen Notpfennig zu ſammeln, ſo drohte die Not aufs neue hereinzubrechen. Jetzt erſt lernte Minna, was aufopfernde Liebe vermag, und ſie dankte Gott tauſendmal für die guten Tage, in denen ihre neugewonnene Kraft hatte erſtarken können, ehe ſie ſo ſchwere Proben zu beſtehen hatte. Jetzt lernte ſie klaglos entbehren, um die Bedürfniſſe und Wünſche des Kranken zu befriedigen, heiter ſein, wo ihr Herz blutete, arbeiten um Erwerb, wo ihre Kraft nimmer für das Nötigſte zu reichen ſchien; — aber ſie erfuhr auch den vollen Segen ſolcher Hingebung, einen Frieden mitten im tiefſten Leid, wie ihn kein Glück der Erde gibt, einen Vorſchmack der Zeit, wo kein Leid und keine Trennung mehr iſt.

Freilich kamen auch unſäglich ſchwere Stunden, wo der Kranke von einem Nichts gereizt und verſtimmt wurde, wo all ihre Opfer vergeblich und ihre Liebe unverſtanden ſchienen; — aber ſie hielt aus und verlor nicht den Glauben an die Sonne, auch wo ſie tagelang umwölkt war.

Für die armen Kinder war der Wechſel, der freilich allmählich kam, ein gar trauriger. Sie hatten ſich ſo fröhlich geſonnt in dem wiederaufgegangenen Glück der Heimat; ſie hatten ſo kurz erſt erfahren, wie ein anderes es iſt um eine treue Mutter, als um eine ſolche, die nur eben ihre Kinder ankleidet und füttert und dann laufen läßt; für die das beſte Kind das iſt, das ihr am wenigſten in den Weg kommt; ſie hatten, wenn auch unbewußt, doch mit innigem Wohlgefühl empfunden, welch kräftigenden, belebenden Einfluß das Vaterauge, die Vaterſorge auf eine Kinderſeele hat, und nun legten ſich allmählich wieder ſo trübe Schatten auf die neugewonnene Heimat!

Aber es war doch beſſer als zuvor. Sie hatten, jung wie ſie waren, in der kurzen Zeit gelernt, ſich als lebendige Glieder des Hauſes, nicht als zufällige Anwüchſe zu fühlen; ſo waren ſie auch jetzt nicht ſtörend, und die frühe Schule des Leides wurde ihnen zum Segen.

Wilhelm war entſchieden des Vaters Liebling; es kamen ſelten ſo ſchlimme Tage, wo er nicht in der Krankenſtube willkommen geweſen wäre. Wenn er des Vaters Lieder deklamierte, wenn er ſeine ſelbſtgebildeten kindlichen Reime vortrug, in die ſich hie und da ein Funken höherer Poeſie einſtahl, den er da und dort aufgehaſcht, da ſah Arwed mit ſeinem alten ſanguiniſchen Sinn ſchon auf des Sohnes Stirn den Lorbeer, den er nicht errungen. Merkwürdig war, daß der Junge ein ebenſo großer Liebling ſeines proſaiſchen Großvaters und Onkel Karls war, bei denen er alle Ferien zubrachte, und daß dieſe verſicherten, er gebe einmal einen kapitalen Landwirt, er ſei nicht vom Vieh und vom Acker wegzubringen. Antonie, das älteſte Töchterlein, glitt nur leiſe durch die Krankenſtube, glücklich, wo ſie etwas ordnen, dem Vater etwas bringen und helfen durfte; das kleine Klärchen, das war wie der klare Sonnenſtrahl an einem trüben Herbſttag, nicht kräftig genug, die welkenden Pflanzen wieder zu beleben, aber lieblich genug, um auch den hinſterbenden wohlzuthun und ihnen noch für Augenblicke den Glanz der friſchen Blüte zu geben. Alle aber lernten in dieſen Tagen frühe, unbewußt, der Liebe ein Opfer zu bringen und die Sternlein zu finden auch in der dunkelſten Nacht.

Der alte Amtmann hatte ſich noch der beſſern Tage ſeines Kindes freuen dürfen, er hatte ihre Sorge geteilt, als ſie mit dem kranken Mann einige Wochen in der alten Heimat zugebracht; aber er ſtarb, ehe ſie das tiefſte Weh erfahren, und als Minna im Spätherbſt ihres Arweds müde Augen zudrückte, da ſtand ſie allein mit ihren drei Kindern, mit dem kleinen Teil, der ihr noch am Vatererbe zukam, verwaiſt, verwitwet und doch getroſt.

Sie war wunderbar gefaßt und ſtark, ſie hatte an des Gatten Krankenbett ein unvergängliches Kleinod gefunden. Nicht nur die alte Liebe war ihnen neugeboren worden, ſchöner und reicher als in ihren Frühlingstagen; ſie hatten ihre Herzen vereinen lernen im Quell aller Liebe, und ihr Scheiden war keine Trennung.

Mutig nahm ſie den Kampf mit dem Leben auf. Es war kein leichter, obwohl ſie die Liebe ihrer Geſchwiſter treulich unterſtützte, und die Kraft, die ſie im Gefühle ihres tiefſten Leides getragen, drohte oft ihr zu ſinken in den ruhigern Zeiten, wo das Leben mit ſeinen Forderungen den gewaltigen Schmerz mehr zurückdrängte. Aber Gott hat ihr durchgeholfen.

III.

Abendſonnenſchein.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er ſpät vom frühen Jahre
Bringt den milden Wiederglanz,
Weil er flicht für greiſe Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbſt, der klare,
Weil er bringt zu Markt als Ware
Frucht, die flücht'ge Blüte war,
Daß man für den Winter ſpare,
Was der Sommer heiß gebar.

Rückert.

Die Zeit ging vorüber auch über dieſen Häuſern und Herzen, ſie pflückte Roſen und ſie nahm Dornen. Das Gewicht des Lebens würde uns erdrücken, wenn wir immer nur Schritt für Schritt gehen, nur Augenblick um Augenblick tragen und erwägen müßten, wenn es nicht Höhepunkte gäbe, auf denen auch der mühſamſte Weg mit Ruhe überblickt werden kann; wo der Anblick ſeiner Krümmungen und Abhänge ſelbſt zum Genuß wird, im Gefühl, daß ſie überwunden ſind und daß ſie ja doch zum Ziele geführt haben.

Ein ſolcher Höhepunkt war denn auch ein fröhliches Familienfeſt, das auf der Stätte des alten Amthauſes zu Bernheim gefeiert wurde.

Der alte Herr hatte ſich lange ſchon zur letzten Ruhe gelegt, auch die Frau Karls, des Gutsbeſitzers, war geſtorben. Der kinderloſe Witwer hatte Minna gebeten, ſich ſeines Haushalts anzunehmen, und ihr ſo die alte Heimat geöffnet.

Nur ſchüchtern hatte Minna dieſe Aufgabe übernommen, obgleich ſie der materiellen Mühen und Arbeiten des Haushalts enthoben war; ſie war mißtrauiſch in ihr Talent als Haushälterin und nach ihren Lebenserfahrungen zog es ſie mehr zur Ruhe und Stille, als zur Leitung eines ſo großen geräuſchvollen Hausweſens. Aber ſie hatte gelernt, keine Pflicht mehr für unmöglich zu halten. Ein Juwel, wenn auch ein höchſt ungeſchliffener, von einer alten Hausmagd, die, als Erbſtück des alten Amthauſes, in ihr noch die Tochter desſelben reſpektierte, und das häusliche Talent ihres erwachſenden Töchterleins erleichterten ihr, was ihr ſo ſchwer geſchienen, und ſie war dem Hauſe des Bruders eine ſorgſamere und umſichtigere Verwalterin geworden, als zu Anfang ihrem eigenen. Brauerei und Landwirtſchaft ſtanden in blühendem Gedeihen; aber wie ſich ſein zeitlicher Beſitz überreichlich gemehrt, war allmählich in Karl, dem nüchternen Mann der Arbeit und des Erwerbs, das Bedürfnis nach Verwandtenliebe, nach Familienfreude und häuslichem Glück erwacht; er freute ſich ſeiner Neffen und Nichten wie eigener Kinder und ließ ſie gern gewähren, ſo daß der neue Bau verſprach, etwas von der Gemütlichkeit des alten Amthauſes wieder zu gewinnen.

Karl wollte nun, da er ſich mehr nach Ruhe ſehnte, ſein Geſchäft teilen und heute in feierlichem Akt die Gutsverwaltung ſeinem Lieblingsneffen Wilhelm, dem älteſten Sohn Minnas, übergeben, der zugleich ſeine Verlobung mit dem jüngſten Töchterlein Onkel Wilhelms und Tante Friederikens feierte. Als zweites Brautpaar ſchmückte die Familientafel Antonie, Minnas Tochter, mit einem Sohne des ehemaligen Herrn Oberregierungsrats, jetzt Staatsrats von Fürſt.

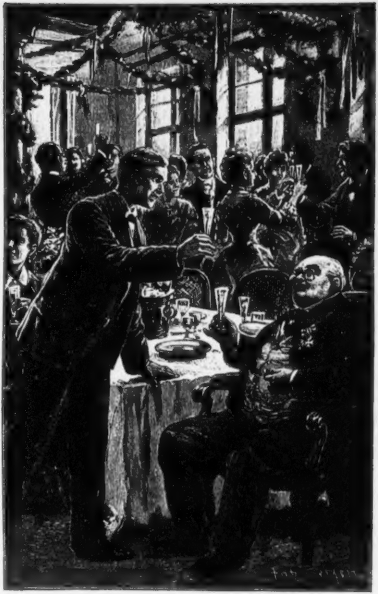
Antonie hatte den langen Saal des Hauſes, der ſonſt nur zum Hopfentrocknen benützt worden, mit Blumen und Laubgewinden zur ſchönſten Feſthalle geſchmückt; mit Jubel wurden auf dem Hofe die Ankommenden empfangen, und bald gruppierte ſich an zwei anſehnlichen Tafeln die Familie, die einſt in einem ſo kleinen Schiffchen Raum gefunden.

Zu oberſt an der Tafel thronte, wie billig, der Herr Staatsrat, jetzt ein alter Herr, im Gehen etwas beſchwerlich keuchend, aber ſitzend gar anſehnlich, mit den zwei Ordenskreuzen auf ſeinem ſtattlichen Bauch. Er ſah äußerſt wohlwollend und behäbig drein, was allgemeine Bewunderung und Rührung erregte. Auch erzählte Frau Mathilde, eine recht wohlerhaltene Matrone, ihrem Tiſchnachbar, dem Onkel Karl, wie ihr Mann, ſeit er penſioniert ſei und Enkel habe, ſo viel für ſeine Familie lebe und nun erſt die gemütlichen Seiten ſeines Weſens offenbare, die man ihm gar nicht anſehe.

Dem Staatsrat zur Rechten, ſehr geſchmeichelt durch dieſen Ehrenplatz, ſaß Frau Friederike, in einer etwas hoch aufgedonnerten Staatshaube, mit der ſie Wilhelm bei der Konfirmation ihres jüngſten Kindes überraſcht hatte, und die ſie ſich durch keine Einwendung ihrer Töchter hatte abſprechen laſſen, „ſie war noch ſo ſchön erhalten, und hatte einmal ſo viel gekoſtet!“ Mit herzlichem Vergnügen blickte ſie auf das junge Paar und vertraute Vetter Otto, der bei ihr ſaß, flüſternd an: wie ſie nie geglaubt hätte, daß ein ſo tüchtiger, brauchbarer Menſch, wie der Wilhelm, von ſo unpraktiſchen Eltern herkommen könnte. „Und wenn man ſieht, wie gut er den Landbau verſteht und die Leute in Ordnung hält, ſo dächte kein Menſch, daß er daneben die ſchönſten Verſe macht,“ fügte ſie mit einigem Wohlgefallen hinzu, „ganz im geheim, meine Marie hat mir's anvertraut; ich glaube, das einfältige Dinglein freut ſich darüber noch mehr als über das Glück, das er durch Karls Gut macht. Aber ich muß der Mine nachſagen, daß ſie ſich in ſpätern Jahren erſt noch über Verhoffen gut gemacht hat; und ihre Kinder ſind alle brav: die Antonie gibt eine ganze Frau, und Staatsrats werden nicht bereuen, daß ſie die Heirat zugegeben haben.“

Otto hörte dieſem Erguß mit großem Vergnügen zu; er war neugebackener Medizinalrat, ſeine hübſche Frau, Lina, die älteſte Tochter Mathildens, hatte er vor zwölf Jahren ſchon heimgeführt, und Mathilde war ſehr erfreut, einen Tochtermann in derſelben Würde zu ſehen, die ihr Papa ſelig bekleidet hatte.

Eduard und Emma hatte man zuſammen ſitzen laſſen müſſen.


Fritz Bergen

Zu oberſt an der Tafel thronte, wie billig, der Herr Staatsrat. (S. 151)

Emma hätte man faſt jetzt noch für die ältere Schweſter ihrer Kinder halten können; ſie errötete über und über, als der Herr Staatsrat ſie höchſtſelbſt an jene Waſſerfahrt erinnerte, wo ſie aus Schüchternheit faſt ins Waſſer gefallen war.

Minna ſaß neben Wilhelm und ließ ihre Augen, die ſchon viel geweint, ausruhen auf den vielen fröhlichen Geſichtern, den alten Freunden und Genoſſen ihrer jungen Tage, auf den jugendlichen Geſtalten, denen die Zukunft angehörte. Sie war frühe gealtert, und ihre eingeſunkenen Züge trugen kaum mehr eine Spur der frühern Lieblichkeit; aber es lag ein Friede darüber, wie ihn ihre jüngſte, fröhlichſte Zeit nicht gekannt.

Vertraulich wie mit einem Bruder, erging ſie ſich mit Wilhelm in Erinnerung an die Vergangenheit, an den heitern Mädchenfrühling und an die Tage des Irrtums und des ſchweren Leides, die ihm gefolgt waren. „Gott ſegne dich, Wilhelm, für jenen Beſuch vor ſechzehn Jahren und für all deine Worte! mit jenem Tag brach der kurze Sonnenſchein unſrer Ehe an. Du haſt meinem armen Arwed nie gehuldigt und geſchmeichelt wie andere, die den Dichter nachher verhöhnten; aber du haſt das Edle und Gute in ihm gekannt und geweckt, als ſein eigen Weib nimmer daran glaubte. Ach, daß jene Zeit des Friedens und der Liebe, wo wir miteinander und für einander gearbeitet und getragen haben, ſo kurz war! es war alles zu ſpät.“

„Nicht zu ſpät!“ tröſtete ſie Wilhelm, „du haſt den Kampf des Lebens ritterlich aufgenommen, Arwed hat dich geſegnet mit ſeinem letzten Hauch und du haſt deine Kinder gewonnen für ein geſundes, thätiges Leben.“

„Ja, Gott ſei Dank,“ lächelte Minna unter Thränen, „wie hätte ich je geglaubt, noch als ſo reiche und glückliche Mutter hier einzuziehen! Und auch bei euch hat ſich alles ſo freundlich gefügt, unſer Rikchen wird ja ganz poetiſch im Glück ihrer Kinder. Meine Antonie hat wahrhaftig etwas vom wirtſchaftlichen Geiſte der Tante geerbt; ſie meiſtert ſelbſt hie und da ihre Mama ein wenig und gibt ein kapitales Hausmütterchen. Und unſere Kinder ſind nun eines.“

Aber drüben an der Jugendtafel ging's ſo geräuſchvoll her, daß man ſich nicht lange irgend welchen Reminiscenzen und Betrachtungen hingeben konnte. Da war ein buntes Gemiſch, und ſo oft auch Onkel Eduard das junge Volk in genealogiſche Ordnung bringen wollte, ſie waren immer wieder durcheinander. Da war die Familie des Staatsrats: der Aſſeſſor, der Bräutigam Antoniens, Lina, die Frau Medizinalrätin, nebſt einigen jungen Sprößlingen (der älteſte Sohn des Staatsrats hatte leider nach Amerika ſpediert werden müſſen, allwo er ſich aber bereits gefaßt und dem Papa ein Kiſtchen echte Havannah zugeſandt hatte), Alfred, der damals bei dem Vater Geld holen gemußt, und zwei ſtattliche Töchter. Die feinſte, lieblichſte Blume des Kranzes, aber auch die zarteſte, war Klärchen, Minnas jüngſte Tochter, in der die jugendliche Anmut der Mutter wieder aufblühte, vergeiſtigt durch einen Hauch von der Poeſie des Vaters, aber ſie ſchien kaum für die Erde geſchaffen. Wilhelms Familie dagegen war ſtattlich und kräftig nachgewachſen; Dorchen, die älteſte Tochter, zeigte gleich große Talente zur guten Hausfrau wie zur fürſorglichen Tante, aber viel mehr Humor als ihre Mama.

Eduards Aelteſter hatte leider die glänzenden Hoffnungen nicht erfüllt, die ſeine frühen Talente erregt hatten: nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen mit Landexamen ꝛc. hatte ihn endlich ſein Vater der ehrſamen Buchbinderzunft einverleibt; als ſolcher verſprach er aber ein ganzer Mann zu werden, überraſchte auch die Geſellſchaft mit allerliebſten kleinen Fabrikaten ſeiner geſchickten Hand und erfreute alle mit ſeinem guten, treuherzigen Weſen.

Die beiden Brautpaare wetteiferten in bräutlicher Glückſeligkeit. Der Aſſeſſor, der einige Anlage zu der Paſchamiene des Papa hatte, wollte doch nicht hinter der zärtlichen Aufmerkſamkeit Wilhelms des zweiten zurückbleiben, und ſie wurden von der übrigen Jugend vielfach geneckt.

Es wäre wirklich mühſam, alle perſönlich aufzuführen: es war unter andern noch ein Vikar, ein Referendar, etliche Studenten und ein Apothekerlehrling vorhanden, und da dieſe

Jünglinge und Jungfrauen zu großem Teil aus Pietät wieder die Namen ihrer Tanten und Onkel trugen, da ein Wilhelm, Eduard und Otto, eine junge Minna, Emma, Mathilde und Frieda unter ihnen war, ſo gab das ein ſo fröhliches Durcheinander, ſo drollige Verwechslungen zwiſchen Jungen und Alten, daß man nimmer wußte, wo einem der Kopf ſtand, und zuletzt nur noch der Staatsrat wie ein „Meerfels unbewegt“ in dem luſtigen Getriebe ſitzen blieb.

Onkel Karl rief zur Ordnung und hielt eine Rede, die in ihrer Art recht ſchön war, nur blieb er etlichemal darin ſtecken, und Onkel Wilhelm mußte mit ſeiner ernſteſten Pfarrmiene die kichernde Jugend im Zaum halten. Dann aber ließ er zu Friederikens gelindem Entſetzen Champagner ſpringen zum erſten Toaſt: „Das alte Amthaus hoch!“ Nun aber brach ein frohes Getümmel los, gegen das der frühere Lärm nur Aeolsharfenlaut geweſen. Mit der Familie des Staatsrats, die teilweiſe den andern noch etwas fern geſtanden, wurde allgemeines Schmollis getrunken; Eduards Buchbinder ſtieß klingend an mit den ſehr eleganten jüngſten Töchtern Mathildens, und Friederike fiel nicht in Ohnmacht, als ihr Jüngſter, der Mediziner, dem Staatsrat mit gefülltem Champagnerkelch ein Schmollis anbot, auf das dieſer gutwillig einging und auf die übliche Formel: „Sei mein Freund und leih’ mir einen Dubel!“ einen wirklichen Sechsbätzner herauszog.

Der Staatsrat brachte der Waſſerfahrt ein Hoch aus, und ein Toaſt folgte dem andern; niemand wußte mehr, was und wen er leben ließ, und die Dienerſchaft blieb mit offenen Mäulern unter der Thüre ſtehen, zweifelhaft, ob nicht ſämtliche Herrſchaften toll geworden.

Endlich legte ſich das Getümmel ein wenig, auch den Wildeſten that Stille wohl und die ernſtere Miene, mit der Onkel Wilhelm ſich erhob und um Gehör bat, wenn er nach den fröhlichen Sprüchen ſeine Gefühle in die Worte eines Liedes zuſammenfaſſe, begegnete keinem Kichern mehr. So ſchloß er denn die heitere Tafel mit den alten Liedesworten:

Oft denkt der Menſch in ſeinem Mut,
Dies oder jenes ſei ihm gut,
Und iſt doch weit gefehlet;
Oft ſieht er auch für ſchädlich an,
Was ihm dein Rat erwählet.

Gott aber geht gerade fort
Auf ſeinen weiſen Wegen;
Er geht und bringt uns in den Port,
Da Sturm und Wind ſich legen.
Hernachmals, wenn das Werk geſchehn,
Da kann der Menſch alsdann erſt ſehn,
Was der, ſo ihn regieret,
In ſeinem Rat geführet.

Die Gläſer hatten ausgeklungen, die Thräne im Auge der Aeltern und Ernſtern paßt beſſer als Champagnerſchaum zu dieſem Toaſt; die Tafel war aufgehoben und jung und alt zog paarweiſe in fröhlichem Zuge in den Garten.

Die Verſchmähte.

„Die Liebe ſuchet nicht das Ihre." Kor. 13.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anſtatt des Kranzes ſchmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit ſanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.
Rückert.

Die kleine Luiſe.

Wenn junge Fräulein aus der Stadt, die das Pfarrleben nur aus Voß' Luiſe und aus ihren eigenen Illuſionen kannten, hie und da einen Nachmittagsſpaziergang in das Pfarrhaus zu W. machten, wenn ſie in der Gartenlaube Kaffee tranken und friſche Butter genoſſen, ſo fühlten ſie ſich ſo recht durchdrungen vom Frieden des Landlebens und prieſen Luiſe, das Pfarrtöchterlein glücklich, daß ſie immer an dieſem freundlichen Aufenthalt, dem Staub und Gezänk der Städte fern, verweilen durfte. Luiſe ſah ſie dann wohl etwas verwundert aus ihren freundlichen Augen an und beſann ſich, ob wohl dieſen jungen Mädchen, die nur für ihre Ausbildung und für ihr Vergnügen lebten, der Tauſch auch in die Länge gefallen würde. Sie ſelbſt kam ſich dann recht undankbar vor, daß ſie dies geprieſene Glück bis jetzt nicht höher geſchätzt hatte, und griff noch viel friſcher und unverdroſſener ihre mannigfaltigen Pflichten an, von denen die Fräulein wohl gar keine Vorſtellung hatten.

Luiſe war das älteſte Kind des Pfarrers und hatte ihre Mutter kaum gekannt. Ihr Vater war ſo angegriffen worden von dem Tode ſeiner Frau, daß er es für ſeine Pflicht hielt, als Hausvater, der ſich den Seinen erhalten müſſe, ſo viel als möglich für ſeine Erholung und Zerſtreuung zu thun. Die

Aufſicht über den verwaiſten Haushalt hatte Jungfer Dore, eine entfernte Verwandte des Pfarrers, übernommen; eine zänkiſche Perſon, die Luiſe ſpinnen und ſtricken lehrte und der im übrigen ſie und die zwei kleinen Brüder überall im Wege waren. Die Kinder bemerkten auch oft gar bedenkliche Zuſtände an ihr, zumal wenn ſie Kellergeſchäfte beſorgt hatte; ſie zogen ſich dann ſcheu in eine Ecke des Zimmers oder des Gartens zurück. Luiſe machte ihnen Berge von Sand und Neſtchen von Heu, oder ſie tummelte ſich mit ihnen auf dem Raſenplatz des alten Kirchhofes. Die Kinder wurden nicht geplagt, ſie hatten nicht Mangel zu leiden; aber der Druck, der auf einer freudloſen Heimat liegt, ſenkte ſich ſchwer auf ihre jungen Seelen.

Da kam Tante Jette, eine entfernt wohnende Schweſter des Pfarrers, zum Beſuch, und entdeckte mit Entſetzen die unordentliche Wirtſchaft der Jungfer Dore. „Chriſtian,“ ſagte ſie dem Pfarrer mit Entſchiedenheit, „es hilft alles nichts: du mußt wieder heiraten, dein Haus und deine Kinder gehen zu Grund.“ — „Ich glaube es ſelbſt,“ ſagte dieſer ergeben; „ich habe lange ſchon gemerkt, daß es nicht recht im Hauſe zugeht, und aus lauter Verdruß und Mitleid mit den armen Kindern mochte ich gar nicht mehr daheim bleiben. Wenn du mir ein taugliches Frauenzimmer weißt . . .“

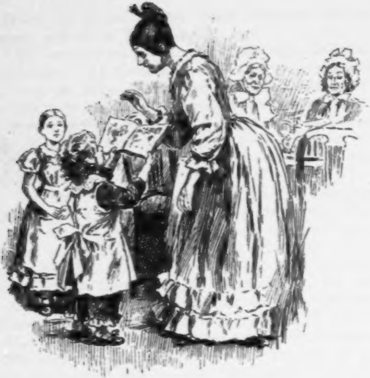
Die Tante blieb vorderhand da; Jungfer Dore wurde entlaſſen, was den Kindern nicht leid that, obgleich ſie von der heulenden Zärtlichkeit überraſcht waren, mit der ſie beim Abſchied ſie umarmte. Sie wurden gründlich gewaſchen und bekamen neue Kleider, und bei jeder vorkommenden Unart pflegte die Tante zu ſeufzen: „Aber um Gottes willen, was wird dazu eine Stiefmutter ſagen!“

Eines Tages wurden Haus und Kinder beſonders ſchön geputzt, Gugelhopfen gebacken und der Kaffee viel heller als gewöhnlich geröſtet. Die Tante ermahnte die Kinder, ſich ordentlich aufzuführen: „Es kommen Beſuche; da müßt ihr hübſch freundlich und artig ſein, und wenn ein Fräulein mit euch redet, ſo ſeid nur nicht ſo dumm ſchüchtern. Ihr dürft auch ein

Späßchen machen und zu ihr ſagen: ‚ſei du unſer Mütterlein!‘ das wird ſie freuen, und ich geb' euch dann nachher Kuchen.“ — „Aber unſre Mutter iſt ja tot,“ meinte Luiſe; „und Stiefmütter ſind bös,“ ſagte der kecke Fritz. — „Schweig, naſeweiſer Bube!“ ſchalt die Tante, „ihr dürft ja froh ſein, wenn der Vater wieder eine brave Mutter für euch bringt! Theodor iſt gewiß artig und kann ganz nett Mutter ſagen zu dem Fräulein, das bin ich gewiß.“

Nun, die Beſuche kamen. Es war eine Bekannte der Tante, eine wohlhabende Kaufmannswitwe der nahen Stadt und ihre Tochter, eine ſehr ſtattliche, elegante Dame von etwa achtundzwanzig Jahren. Die Mama ſah ſich recht gehörig in allen Räumen des Hauſes um und ließ ſich beim Kaffee von der Tante alle Zehent- und ſonſtigen Verhältniſſe der Pfarrei gründlich auseinanderſetzen; der Pfarrer unterhielt ſich mit der Tochter, die trotz der großen Sicherheit ihres Benehmens doch hier etwas verlegen ſchien und ſich zuletzt zu den Kindern wandte, die von Luiſen beaufſichtigt an einem Kindertiſchchen in der Ecke ſaßen. „Die Kleine hat ſchöne blaue Augen,“ ſagte Fräulein Amalie, als ſie Luiſens ſtillem, aufmerkſamem Blick begegnete, „und ſieht verſtändig aus;“ — „und recht gutmütig,“ fügte ihre Mama hinzu. — „Das ſind alle drei,“ beſtätigte die Tante, „das iſt in unſrer Familie.“ Fritz verſtand dunkel die bedeutungsvollen Blicke der Tante, und ihrer Ermahnungen zur Zutraulichkeit eingedenk, zeigte er Amalien ſein Bilderbuch und fragte: „Gelt, das iſt ſchön?“ — „Jawohl, ihr habt viel ſchöne Sachen,“ ſagte Amalie. — „So bleib du eben da, und ſei unſer Mütterlein,“ ſtieß Theodor ziemlich apropos heraus und blickte dann triumphierend nach der Tante und nach dem Kuchen. Amalie wurde rot, Tante und Mama ſtießen ſich an. „Wie wunderbar,“ meinte die letztere. — „Sichtbar Gottes Finger,“ ſagte die Tante.

Nun wurde noch ein Spaziergang durch den Garten gemacht, bei dem die Kinder entbehrlich waren; Theodor rühmte ſich ſehr ſeiner Heldenthat und Fritz ſah etwas neidiſch auf das



größere Stück Kuchen, das er zum Lohn dafür erhalten; Luiſe aber machte ſich in ihrem ſechsjährigen Köpfchen ihre eigenen ſtillen Gedanken.

Nicht gar lange nach dieſem Beſuch wurden wieder feſtliche Anſtalten im Pfarrhaus getroffen, nicht nur Gugelhopfen, ſogar Biskuit und Zimmetſterne gebacken. Das Fräulein kam wieder, viel ſchöner geputzt als damals, und der Pfarrer ſtellte ſie den Kindern als ſeine Braut und ihre künftige Mutter vor. Sie brachte Luiſen, die ſeither noch Trauer um die Mutter getragen hatte, ein Roſakleidchen mit, den Knaben Trommel und Gewehr, und küßte die Kinder; die Tante ſagte ihnen, daß es ein großes Glück für ſie ſei, eine ſo gute Mutter zu bekommen, und es war eine Freude und Herrlichkeit.

Als nun bald darauf die Hochzeit gefeiert wurde, als man die alten geweißten Zimmer tapezierte und die neue Mutter mit vielen neuen und ſchönen Sachen einzog, da ging es der kleinen Luiſe eigen. Sie mußte viel mehr an die verſtorbene Mutter denken als zuvor: wie ſie an dem Arbeitstiſchchen am Fenſter geſeſſen, die Kinder auf Schemeln zu ihren Füßen; wie man ſie am letzten Tag noch zu ihr gebracht, wo ſie ſo bleich auf ihrem Bette gelegen war, und ihnen nur ſtumm die Hand gegeben hatte, und wie ſie nachher mit dem toten Brüderlein im Arm ganz unter Blumen im Sarge gelegen. Sie konnte darüber mit niemand ſprechen, konnte auch nicht ſagen, wie es ihr weh that, als man das alte runde Tiſchchen der Mutter in eine obere Kammer trug und dafür einen eleganten Arbeitstiſch mit gedrehten Füßen ans Fenſter ſtellte. Aber ſie war ein Kind und freute ſich auch wieder wie ein Kind an allem Neuen: an den tapezierten Zimmern, den ſchönen Möbeln und auch an der neuen Mutter.

Gar zu viel konnten ſie nun dieſe freilich nicht genießen; die junge Frau verſicherte den Pfarrer mit angenehmer Heiterkeit, daß ſie nicht aufs Land gezogen ſei, um daheim einzuroſten: da wurden denn kleine Reiſen zu Verwandten und zahlreiche Beſuche in der Nachbarſchaft gemacht und erwidert. Die Kinder hatten gar nichts dagegen, da ſtets etwas Gutes für ſie dabei abfiel, und ſie auch zu Anfang öfters mitgenommen wurden; auch erbaute ſich jedermann an der Zärtlichkeit der jungen Stiefmutter gegen die Kinder, namentlich gegen Theodor, der gar ein netter Junge war. Mit der Zeit wurde es freilich läſtig, die Kinder mitzuſchleppen; auch bekam Theodor einen Ausſchlag um den Mund, der ihn nicht ſehr produzibel machte. Man ließ ihn daheim und die andern ihm zur Geſellſchaft.

So ſaß denn Luiſe wieder mit den Brüderlein zuſammen im Grasgarten oder in der Zimmerecke, tröſtete den ungeduldigen Theodor, den die Mama nicht mehr gern bei ſich hatte, weil ihr ſein Ausſehen Ekel einflößte, und erzählte den beiden Geſchichtchen, — ſie war wie ein kleines Mütterlein mit den Brüdern, noch ehe ſie ſieben Jahre alt war.

Da kam zu großem Jubel der Kinder ein neues Schweſterchen zum Vorſchein. Die Wärterin aus der Stadt, die angekommen war, ließ die kleinen Burſche aber nicht ins Wochenzimmer; nur Luiſe durfte dableiben, das Schweſterlein wiegen, der Mutter die Fliegen wehren, die kleinen Hemdchen vom Trockenplatz holen, ſie machte ſich gar brauchbar, die kleine Luiſe; aber die Brüder ſeufzten unaufhörlich nach ihr und kamen in ſehr verwilderten Zuſtand.

Die Mama war wieder auf und pflegte ihrer Erholung; Luiſe führte das Kind im Wägelchen im Grasgarten, lachte und ſang ihm vor, wenn es weinen wollte, und auch die kleinen Zigeuner von Brüdern ließen ſich wieder blicken. Die Mama fand es entſetzlich, daß es auf dem Dorf keine Kleinkinderſchule gebe, wo man ſo unmüßige Burſche aufheben könne. Als nun im nächſten Jahr der Abwechslung halber ein neues Brüderlein gekommen war, da fand ſie es unumgänglich nötig, die Buben in einem guten Koſthauſe unterzubringen, wo ſie unter beſtändiger Aufſicht ſeien. Der Pfarrer meinte, ſie ſeien doch noch gar zu jung; aber die Frau ſagte mit großer Beſtimmtheit: „Ich habe Mutterpflichten für dieſe Kinder übernommen und muß für ihr Beſtes ſorgen, auch wo es Opfer koſtet. Du ſiehſt, ich laſſe Luiſe nicht von mir und wollte gern das Aeußerſte thun; aber alles iſt mir leider nicht möglich, meine armen Kleinen haben doch auch einiges Anrecht an mein Mutterherz.“ Die Frau blickte mit naſſen Augen auf die zwei armen Kleinen, die eben von Luiſe und dem Kindermädchen geſchweigt und gehätſchelt wurden, und der Pfarrer willigte ſeufzend ein.

Die Pfarrerin wurde eine wahre Löwin von Mutterliebe für die zwei Knaben, ſie ließ Schneider und Nähterinnen kommen, um ihre allerdings ſehr verwahrloſte Garderobe herzuſtellen: geſunde, neue Stücke auf Kniee und Ellbogen, die den verblichenen Gewändern wieder ihre Jugendſchöne vor Augen ſtellten. Sie ließ ſich nicht nehmen, die Knaben ſelbſt zu der Frau

Präzeptorin zu bringen, die ſie in Koſt nehmen ſollte; ſie gab dieſer geplagten Frau, die achtzehn Koſtgänger neben ſechs eigenen Kindern auf mütterlichem Herzen tragen ſollte, die allerumſtändlichſte Anweiſung, wie der Charakter und die Garderobe ihrer Kinder zu behandeln ſeien; ſie empfahl ſie ihr zehnfach zu beſter Aufſicht und Pflege und wurde über ihre eigene Muttertreue ſo gerührt, daß ſie Thränen vergoß. Dem Pfarrer wurde das Herz gar ſchwer, als er die armen kleinen Burſche in fremdem Hauſe zurücklaſſen mußte; aber er erfuhr auf dem Heimwege noch ſo viele und gründliche Beweiſe von der mütterlichen Fürſorge ſeiner Frau für die Knaben, daß es ſeine eigene Schuld war, wenn er nicht gehörig glücklich und dankbar wurde.

Luiſe war daheim geblieben mit der Kindsmagd bei den kleinen Geſchwiſtern; ſie lehrte gerade Gabrielchen gehen und hatte unbeſchreibliche Freude an ihr; aber das Kiſſen des kleinen Bruno, in das ſie ihr Köpfchen barg, wurde naß von den vielen heißen Thränen, die ſie den Brüdern nachweinte.

Es brauchte nicht viele Jahre, bis auch dieſe Lücke im Pfarrhaus wieder ausgefüllt wurde; das Mittelalter und die Römer- und Griechenzeit mußten Namen für den jungen Nachwuchs liefern: eine Gabriele, Kornelia und Adelgunde, ein Bruno, Arthur und Tuisko füllten allmählich alle Räume des Pfarrhauſes, und es gab kaum in den Ferien und bei den jeweiligen Tauffeſten mehr Raum für Fritz und Theodor, die ſich mit der neuen Bevölkerung gar nicht mehr zurecht fanden, und wenn ſie einmal wieder zum Beſuch nach Hauſe kamen, Luiſen beim Eintritt am Aermel zupften und leiſe fragten: „Du, iſt wieder eins da?“

Die große Luiſe.

Luiſe, die wußte Beſcheid unter der neuen Geſchwiſterſchar, die kleine Luiſe, die allmählich groß geworden war, ſie wußte nicht wie; und die Geſchwiſter alle kannten Luiſe und riefen Luiſe und plagten Luiſe viel mehr als die Mutter, die, „obgleich ſie am liebſten immer daheim geblieben wäre,“ es doch um ihrer Kinder willen für heilige Pflicht hielt, ſich nicht verroſten zu laſſen, und darum häufig kleinere Ausflüge und größere Reiſen machte.

Der Vater hatte ſeine Herzensfreude an Luiſe, und oft traten ihm Thränen in die Augen, wenn er ſo das kleine Mütterchen unter den Geſchwiſtern ſah, wie ſie das Kleinſte auf dem Arm hielt, dem Größern Steinchen zum Spielen gab, den andern erzählte, für die fernen Brüder ſorgte und dachte, und Keines vergaß als ſich ſelbſt. Ueber ihre Erziehung war er nicht ſo ganz beruhigt. Es hatte ſchwer gehalten, ihr nur zum regelmäßigen Beſuche der Dorfſchule zu verhelfen, und ſeit ſie konfirmiert worden, war gar nichts mehr für ihre Ausbildung geſchehen. Er hatte einigemal die Abſicht, ſie in eine auswärtige Bildungsanſtalt zu bringen, oder ihr wenigſtens Muſikunterricht bei dem Dorfſchullehrer geben zu laſſen; aber ſeine Frau bewies ihm in einer ſchönen Rede, wie die häusliche Wirkſamkeit Luiſens eigentümliches Element und allein ihrem Charakter angemeſſen ſei; was den Muſikunterricht betreffe, ſo müſſe das ein rechter ſein oder gar keiner; — es war kein großer Zweifel hier, daß für das letztere entſchieden wurde. Man hatte ſie zu der alten Nähterin geſetzt, die als ſtehender Gaſt im Pfarrhauſe das Weißzeug der Kinder im Stand halten mußte, und ſie war ohne beſondere Anleitung allmählich von den geringſten bis zu den feinſten Nähtereien aufgeſtiegen; je blöder die Augen der alten Kathrine wurden, und je gröber ihre Stiche, deſto feiner und geſchickter lernte Luiſe ihre Nadel führen. Ebenſo hatte ſie der Schneiderin, welche die Mutter aus der Stadt kommen ließ, ihre Geheimniſſe abgelernt, und ſie betrachtete mit gerechtem Stolz die Schweſterlein, deren zierliche Kleidung ihr Werk war, denen zulieb ſie ſogar alle Eitelkeit der Putzläden ſtudierte, wenn ſie je einmal zur Stadt kam, um die dort geſehenen Herrlichkeiten auf wohlfeile Weiſe nachzuahmen.

Um aber doch auch für die geiſtige Bildung der Stieftochter zu ſorgen, ordnete die Pfarrerin an, daß nachts, wenn endlich die Gabrielen, Adelgunden, Tuiskos und ſo weiter zur Ruhe gebracht waren, bildende Werke vorgeleſen wurden. Es war recht ſchön; aber die gute Luiſe, die ſeit ihrem elften Jahr nicht mehr wußte, was ungeſtörte Nachtruhe ſei, war meiſt ſo müde, daß ſie bald feſt eingeſchlafen war und ſelbſt bei den klaſſiſchen Stellen nicht erwachte.

„Du ſiehſt das gute Kind,“ ſagte die Pfarrerin mitleidig lächelnd; „wie lächerlich wäre es, ihr eine Bildung aufzudrängen, für die ſie nicht Sinn und Bedürfnis hat! Ich habe es immer für die erſte Mutterpflicht gehalten, jedes Kind nach ſeiner Individualität zu behandeln. Luiſe, meine Liebe!“ rief ſie mit erhobener Stimme, „ich glaubte, du wollteſt noch den Butterteig auf morgen rüſten.“ Luiſe erhob ſich eilig und beſchämt von ihrem Schläfchen und machte ſich emſig an die Arbeit. „Siehſt du?“ ſagte die Mutter leiſe und triumphierend zu dem Mann; „ſo etwas erhält ſie munter, das iſt nach ihrem Sinn!“ Die Mama las für ſich in dem bildenden Werke, bis ſie, erbaut über ſich ſelbſt und ihre individuelle Erziehungsweiſe, zur Ruhe ging, während Luiſe noch bis tief in die Nacht emſig waltete im Hauſe, und ſich dann neben die kleine ſchreiende Adelgunde legte, um ſie zur Ruhe zu bringen.

Man bewunderte allgemein, wie gut ſich die Pfarrerin konſervierte, wie ſie immer noch Zeit und Friſche für den geſelligen Verkehr behielt. Auch wurde das gute Verhältnis zu der Stieftochter ſehr gerühmt; man hörte hier nichts von Zank und Streit, nichts von unterdrücktem Aerger und Uebelwollen, es ging alles in der größten Freundlichkeit: „Liebe Luiſe, beſorge doch den Kaffee! Meine Liebe, du wirſt dich wohl der Kleinen annehmen müſſen!“ ꝛc. und wenn die Pfarrerin eine Landpartie mit ihren Gäſten machte, ſo zog es Luiſe meiſt vor, daheim zu bleiben. Die Pfarrerin bemerkte dann freundlich gegen ihre Gäſte: „Man muß ſie gewähren laſſen; ſie iſt ganz für den engſten Kreis der Häuslichkeit geſchaffen.“

Und recht wohlgefällig nahm ſie dann die Komplimente über die gelungene Erziehung der Stieftochter hin und bemerkte beſcheiden: „Die Kleine ſelbſt hat es mir wirklich erleichtert und vergilt mir jetzt die Mühe, die es mich gekoſtet, ſie nach ihrer Individualität zu behandeln.“

Und Luiſe? — war ſie ein willenloſes Opferlamm oder die ſtille Dulderin eines freudloſen Daſeins? Keins von beiden. Sie war noch gar nie dazu gekommen, ſich ihrer Anſprüche ans Leben bewußt zu werden; ſie dachte nur ihrer Pflichten, denen ſie nach ihrem demütigen Sinn ſo wenig genügte, und bat Gott von einem Tag zum andern um die Kraft, ihr Tagewerk beſſer vollbringen zu können. Von früher Kindheit an für andre bemüht, hatte ſie faſt unbewußt die ſchwere Kunſt gelernt, die viele durch ein ganzes langes Menſchenleben nicht lernen und nicht lernen wollen: die Kunſt, ſich ſelbſt zu vergeſſen. Der beſte Panzer gegen die Stacheln fremder Selbſtſucht iſt ein ſelbſtloſes Gemüt. Was andre als Laſt von ſich wegſchoben und auf ihre Schultern legten, das übernahm ſie freudig als Zeichen ehrenden Vertrauens.

Ihr Leben war nicht freudlos; ſie freute ſich des Gedeihens der Geſchwiſter, ihrer Zuneigung und Anhänglichkeit, beſonders der unbeſchreiblichen Liebe der ältern Brüder, denen ſie immer das Nächſte und Liebſte auf Erden blieb; ſie freute ſich des Gartens, der ausſchließlich ihrer Sorge übergeben war, ihrer Nelken und Monatroſen; unbewußt freilich, ſie ſchrieb keine Reflexionen darüber in ihr Tagebuch; aber ſie empfand den Segen dieſer Freude in der ungebrochenen Kraft und Friſche, mit der ſie ihr mühevolles Tagewerk vollbrachte.

Bruno und Arthur hatten längſt das Alter erreicht, in dem Theodor und Fritz das Elternhaus verlaſſen hatten; die Mutter aber fand, daß es für ihre Individualität beſſer wäre, ſie zu Hauſe zu behalten, auch hätte es doch des Pfarrers Kaſſe kaum aufwenden können, für alle Söhne Koſtgelder zu bezahlen.

Da nun auch für Gabrielens und Kornelias aufkeimende Fähigkeiten der Unterricht des Dorfſchullehrers nimmer zureichend befunden wurde, hielt es die Mutter für das Beſte, einen Vikar anzunehmen, der den Unterricht der Kinder gemeinſam mit dem Papa übernehme. „Wir haben zu große Opfer für unſre älteren Kinder gebracht,“ ſagte ſie mit edler Selbſtverleugnung; „ich muß ſuchen, die Erziehung meiner eigenen Kinder weniger koſtſpielig zu beſtreiten, ich habe mich immer beſtrebt, meine Mutterpflichten zu erfüllen.“ Und ſie ſchwieg wieder mit ſtiller Rührung über ſich ſelbſt.

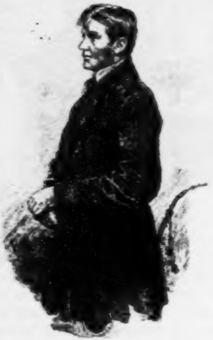
Der Vikar.

Herr Lehner, der Vikar, kam, ein junger Mann von kräftiger Geſtalt, der Pfarrerin aber viel zu unkultiviert in Kleidung und Ausſehen, und fatal durch die Pfeife, deren Rohr nebſt Quäſtchen unter allen Lebensumſtänden aus ſeiner Rocktaſche hervorſah, wenn ſie nicht in ſeinem Munde dampfte. Aber er war ein guter Prediger, hatte ſchöne Sprachkenntniſſe, eine gutmütige Weiſe, die Kinder an ſich zu gewöhnen, und war recht friſch und unverdroſſen zu den verſchiedenen Leiſtungen, die ihm aufgetragen wurden.

Er war armer Leute Kind, hatte eine entbehrungsvolle, freudenarme Jugend verlebt, und ſeine ärmliche Heimat, in der leider auch die Armut zum Zankapfel geworden, ſtand in grellem Kontraſt zu den erwachenden Bedürfniſſen äußeren Komforts, die unzertrennlich von erweiterter Geiſtesbildung ſind.

Da war es ihm denn unendlich wohl, aus der ſchmutzigen Schuſterſtube, aus den kaſernenartigen Räumen des Seminars, in ein hübſches, wohleingerichtetes Pfarrhaus zu kommen; und das beſcheidene Vikariatsſtübchen, das aus einer alten Rumpelkammer hergeſtellt und mit alten Inventarſtücken verſchiedener Zeitalter möbliert war, dünkte ihm der Inbegriff von Behaglichkeit.

Die ſtattliche, ſchöngeputzte Frau Pfarrerin imponierte ihm ungemein und er war ein gläubiger und bewundernder Zuhörer, als ſie ihn ihre Verdienſte als Mutter im allgemeinen und als Stiefmutter insbeſondere allmählich erraten ließ. Luiſe, deren ſchlichte Geſtalt neben der anſehnlichen wohlkonſervierten Mama kaum bemerkt wurde, die zum Mittageſſen immer zu ſpät mit hochgeröteten Wangen aus der Küche kam und meiſt keine Suppe mehr und nur noch erkaltetes Gemüſe fand, die nach dem Abendeſſen ſogleich wieder verſchwand, um die kleineren Geſchwiſter zu Bette zu bringen und den größeren Geſellſchaft zu leiſten, wenn ſie ſich fürchteten, — beachtete er anfangs kaum. Er kannte ſie aus der Mutter Schilderung, die ſich freute, einen neuen Zeugen ihrer Vortrefflichkeit zu haben, und die ſich mit der Pfeife verſöhnte, die den Vikar zu einem ſo geduldigen Zuhörer machte, als ein „gutes einfaches Geſchöpf von höchſt beſcheidenen Gaben, nur für den engſten Kreis der Häuslichkeit geſchaffen“, und er dachte, ſie ſcheine dazu wirklich recht gut und brauchbar.

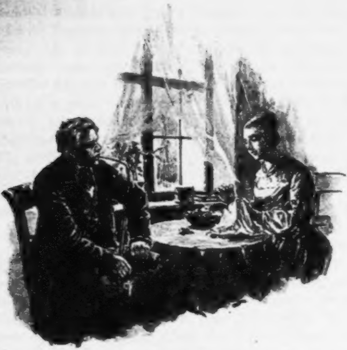


Nun traf es ſich aber, daß es die Frau Pfarrerin um ihrer nun erwachſenen Kinder willen immer mehr für Pflicht hielt, die geſelligen Kreiſe der Nachbarſchaft zu beſuchen; es gab kleine, allwöchentliche Pfarrkränze in den Häuſern, größere allmonatliche in einem Gaſthofe der Umgegend; auf dem Jahrmarkt war es unumgänglich nötig, Einkäufe fürs Haus ſelbſt zu machen, die wichtigeren freilich mußte man auf der Weihnachtsmeſſe der Reſidenz beſorgen; — dann war die Frau Dekanin eine ſehr artige Frau und höchſt empfindlich, wenn man ſie nicht oft beſuchte; Doktors endlich, vor denen durfte ſie ſich nimmer ſehen laſſen, wenn ſie nicht bald auf einen Tag zu ihnen kam, und mit Oberamtmanns konnte es die tödlichſte Feindſchaft geben, wenn man nicht Gabriele und Kornelie zu ihrer Alwina und Roſalie brachte! Die gute Frau Pfarrerin erlag faſt unter der Laſt ihrer geſelligen Verpflichtungen, und ſeufzte ſchwer, ſolange ihr Luiſe Shawl, Hut und Sonnenſchirm herbeitrug; wie gern wäre ſie heute daheim geblieben!

Luiſe genoß dieſes Glück des Daheimbleibens reichlich. „Es iſt jetzt ſchade — wenn heute nicht die Wäſche wäre, ſo hätteſt du wohl mit können,“ meinte die Mutter; oder hieß es: „Willſt du nicht auch mit, Luiſe? ich fürchte aber, Tuisko, der arme Schelm, läßt dich nicht fort; er iſt ſo eigen, wenn ihm etwas fehlt, und ſo an dich gewöhnt.“

Luiſe fand das ganz natürlich und ließ ſie beruhigt ziehen, ſie hatte genug aufzuräumen nach den Abgehenden; es that ihr wohl, wenn es ſtiller wurde und wenn ſie ihre Geſchäfte allein beſorgen konnte, ohne die beſtändigen Anweiſungen und Bemerkungen, mit denen die Pfarrerin ihre Hausfrauen- und Mutterwürde retten wollte. Auch war es ihr nur möglich, ruhig an einer Arbeit zu bleiben, wenn ſie allein blieb. Da nun auch der Pfarrer meiſtens ſeine Frau begleitete und dem Vikar als Beweis ſeines Vertrauens Haus und Amt übergab, traf es ſich gar manchmal, daß dieſer und Luiſe mit einigen der Kinder allein zu Hauſe waren. Er fühlte ſich in ihrer Geſellſchaft viel behaglicher als in der der Frau Pfarrerin; dort wurde er es allmählich müde, beſtändig den Zuhörer zu machen, der nur hie und da ein Zeichen der Aufmerkſamkeit oder ein Murmeln der Anerkennung von ſich geben durfte.

Luiſe hörte ihm zu, wenn er je zuweilen den Nachmittags-



kaffee mit ihr trank, oder ſich mit ſeiner Pfeife in die Nähe des runden Nähtiſchchens ſetzte, das ſie für ſich in einer beſcheidenen Ecke wieder aufgeſtellt hatte, und es war wunderbar, wie er ihr alles erzählen konnte: ſeine verkümmerte Kindheit, das Elend und den Unfrieden ſeines Vaterhauſes, die ſparſamen Genüſſe ſeiner Studienjahre, — und wenn dann ihre blauen Augen ſo mit dem Ausdruck tiefer Teilnahme, innigen Verſtehens auf ihm ruhten, ſo fand er, daß ſie wirklich recht ſchön ſeien, auch ihr Geſicht angenehm, nur etwas zu blühend. Luiſe, die in Anweſenheit der Mutter faſt ſtumm war, und der ſich erſt in der Einſamkeit die Zunge löſte, wußte nichts zu klagen; ſie fand nur Grund zum Dank in ihrer Vergangenheit, aber ſie konnte hier zum erſtenmal den dämmernden Erinnerungen an ihre ſelige Mutter Worte geben. Auch Lehner hatte ſeine Mutter früh verloren, nur ihr ſanftes, blaſſes Geſicht ſchwebte ihm in dunkler Erinnerung noch vor. Freilich, wenn er dann ſeiner zänkiſchen, neidiſchen Stiefmutter gedachte, wie vielen Grund fand dagegen Luiſe, ihr Geſchick zu preiſen: ſie hatte nie Härte von der zweiten Mutter erfahren! Lehner hatte ſo ſeine eigenen Gedanken darüber, als ihm allmählich die Augen aufgingen über die Art, wie die Mama die Individualität der Stieftochter benützte; aber er hütete ſich, ihren glücklichen Glauben zu trüben.

Sehr ungeſtört blieben freilich ſolche Mitteilungen nicht, wenn nicht hie und da zufällig das ganze Heer auswärts war. Da zupfte einmal Gabriele am Rock: „Luiſe, ſchneid' auch das Puppenkleid!“ Dann kam Bruno: „Luiſe, ſtich mir ein Heft ein!“ Arthur verlangte eine Schnur zu ſeinem Drachen und Adelgunde hatte ihr Taſchentuch verloren; die Magd wußte nicht, welches Beet ſie umſchoren ſollte, und ein paar Dorfmädchen baten um Blumen zu einer Hochzeitfeier. „Luiſe!“ — „Jungfer Luiſe!“ tönte es allenthalben und überall.

Und allenthalben und überall gab ſie Antwort und Auskunft und Beiſtand mit unermüdeter Geduld, mit unzerſtörbar guter Laune. Wenn der Vikar, wütend über die endloſen Störungen, eben im Begriff war, wenigſtens unter die unmüßige Kinderſchar mit einem kleinen Donnerwetter zu fahren, ſo ſah Luiſe ihn gutmütig lachend an und meinte: „Nun, wollen wir ſehen, was es das nächſte Mal gibt.“ — „Aber wie können Sie nur geduldig bleiben bei dieſer ewigen Plage?“ — „Ei,“ lächelte ſie, „es ſteht nirgends geſchrieben, daß es gerade mein Beruf ſei, zu nähen und ſtillzuſitzen; ich muß ja froh ſein, daß ſo viele Leute etwas von mir wollen.“

Und Luiſens unübertreffliches Talent, die Liebhabereien und Bedürfniſſe von jedermann zu erraten! Nur einmal hatte ſie bemerkt, daß er den Schnittlauch auf der Suppe mit dem Löffel etwas beiſeite geſchoben, und von dieſem Tage an wurde er nimmer auf die Suppe geſtreut, ſondern beſonders auf einem Tellerchen gegeben. Wie ſie ſeinen Geburtstag erraten, blieb ihm ein Rätſel; aber es konnte nicht Zufall ſein, daß gerade an dieſem Tage lauter Leibgerichte gekocht waren und die Kinder ihm friſche Blumen aufs Zimmer brachten. Er hätte dies nun freilich auf Rechnung eines beſonderen Intereſſes für ſich ſchreiben können; aber er hörte zufällig an einem Sonntagmorgen die Hausmagd verwundert fragen: „Aber Jungfer Luiſe, warum ziehen Sie ſich nicht in die Kirche an? Ich kann ja heute nachmittag darein gehen.“ Luiſe erwiderte freundlich: „Nein, Chriſtine, heute iſt dein Geburtstag, da gehſt du in Ruhe zur Kirche; nachmittags erlaubt die Mutter, daß du deine Eltern beſuchſt.“ — „Ach, du lieber Gott!“ rief die gerührte Magd, „hab ja ſelbſt kaum gewußt, daß mein Geburtstag iſt und hat ſein Lebtag noch niemand daran gedacht; woher wiſſen denn Sie's?“ Da hörte denn der geſchmeichelte Vikar, daß Luiſe ſolche zarte Aufmerkſamkeit nicht nur für ihn allein hatte.

So ferne von Abſichtlichkeit und Koketterie auch Luiſens einfaches Weſen war, ein aufmerkſamer Beobachter hätte doch zugeben müſſen, daß ſie nun alles, was ſie immer gethan, noch viel williger, heiterer, friſcher that als zuvor: ein Geiſt ſtiller Freudigkeit beſeelte all ihr Thun und Wirken, der dem Werte ihrer treuen Pflichterfüllung den Reiz der Liebenswürdigkeit beifügte. Das war nicht Gefallſucht, es war wohl kaum ſchon ein aufkeimendes wärmeres Gefühl für den Vikar; es war zunächſt nur die unbewußte Empfindung, daß zum erſtenmal ein teilnehmendes Auge auf ihr ruhte, daß ihre kleinen Opfer, ihre emſige Sorge um andre verſtanden und anerkannt wurden, — es war die Sonnenwärme der Sympathie, die all den Blüten ihrer ſtillen Seele mit einemmal Duft und Farbe gab.

Und dieſe ſelbſtloſe Luiſe, die noch nicht wußte und ahnte, woher ihr dieſe ungewohnte Freudigkeit kam, ertappte ſich doch hie und da auf ſelbſtſüchtigen, vermeſſenen Gedanken, wie ſie ſie nie zuvor gehegt: Gedanken an eine eigene Heimat, etwas ſtiller, einfacher vielleicht als ihr Vaterhaus, eine Heimat, in der ſie die Herrin war, und die ſie nach ihrem Sinn geſtalten durfte; an ein Herz ſogar, das ihr eigen gehörte, das ſich bekümmerte, wenn ſie litt, ſich freute, wenn ſie froh war; aber ſie ſcheute ſich, dieſen Träumen Geſtalt zu geben, und konnte bisweilen, wenn ſie einen Augenblick ſtill geſeſſen, auffahren und mit einer ihr fremden Haſt eine Arbeit vornehmen. Auch ſchlief ſie nie ein, wenn abends der Vikar vorlas, und der Vater hatte ſie zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen ſchon in ſeinem Zimmer ertappt, wie ſie eifrig im Konverſationslexikon nachſchlug, um einigen Lücken ihres Wiſſens nachzuhelfen.

Der Vikar, eine reelle Natur, hing nicht ſo lange unbewußten Eindrücken nach. Gar bald, nachdem ſich ihm der Gedanke aufgedrängt: „Das gäbe eine gute Frau,“ fragte er ſich weiter: „Warum nicht meine Frau?“ und die Sache ſchien ihm mit jedem Tag mehr einleuchtend. Freilich, er hatte noch nicht lange die Univerſität verlaſſen, und die Ausſichten auf Anſtellung lagen in weiter Ferne; aber Luiſe war ja erſt neunzehn und konnten ſie nicht einen Patronatsdienſt erhalten? Er war von Hauſe aus arm und Luiſe nicht reich; aber er hatte ja oft gehört, daß eine häusliche Frau ein Kapital ſei, und wer konnte häuslicher ſein als Luiſe? Auch ſchien ihm ein Einkommen von dreihundert oder gar fünfhundert Gulden eine gar ſchöne Sache, und er wußte noch nicht recht, wie man es nur angreifen ſollte, das aufzubrauchen. Luiſe allein konnte er ohne Erröten in ſein armes Vaterhaus führen; — kurz, er fand immer mehr, daß Luiſe die einzig mögliche Frau für ihn auf der Erde ſei, und er beſchloß, einmal die wichtige Frage bei ihr zu wagen.

Aber das war nicht ſo leicht gethan; und was konnte er ihr bieten, um ein Jawort zu hoffen? Ein ſolches Kleinod von einem Mädchen, die brauchte nicht zehn Jahre lang auf einen armen Vikar zu warten; der reiche Pfarrer von Lengsfeld, ein Witwer mit nur zwei Kindern, hatte ſich gegen ihn ſelbſt ſchon ſehr beifällig über „dieſes höchſt brauchbare, thätige Frauenzimmer“ ausgeſprochen; ſogar der Oberamtsrichter, der zur Indignation der ganzen Umgegend noch ledig war, hatte nach einem längeren Beſuch im Pfarrhauſe geäußert: er glaube, mit einer ſo anſpruchsloſen, aufmerkſamen Perſon wäre man am Ende für alte und kranke Tage beſſer beraten als mit einer glänzenden Partie. Wie viel brillantere Ausſichten für Luiſe!

Wenn er nur gewiß gewußt hätte, ob ſie ihn ein wenig lieb habe! Gut und freundlich und aufmerkſam war ſie gegen jedermann; er mußte noch ein beſonderes Zeichen abwarten.

Verlobung.

Es war ein ſchwüler Tag im Mai, als der Vikar zu einer Krankenkommunion auf die ziemlich entlegene Filiale gehen mußte. Luiſe hatte ihm durch Bruno einen Regenſchirm nachgeſchickt, da gewiß ein Gewitter komme; aber mit männlichem Mute hatte er den Schirm verſchmäht und zurückgeſchickt. Dieſer Trotz rächte ſich; auf dem Heimweg überraſchte ihn das Gewitter und furchtbare Regengüſſe durchnäßten ihn; ſchaudernd vor Froſt und Näſſe in der abgekühlten Abendluft eilte er heimwärts, die Pfarrkutſche begegnete ihm; ſollte Luiſe ſie ihm entgegenſchicken? Ach nein, Herr und Frau Pfarrerin waren ja in der Stadt bei dem Abſchiedsſchmaus eines abziehenden Beamten, denen galt die Kutſche, nicht ihm. Endlich erreichte er das Haus, — keine freundliche Seele, die ihn empfangen hätte! Luiſe hatte wohl genug zu thun gehabt, bis ſie Shawl und Tücher in den Wagen gerichtet, und mußte jetzt für die heimkehrenden Eltern ſorgen. Etwas verſtimmt und verbittert ſtieg er in ſein Stübchen. Da war ihm, als ob auf dem dunklen Gang eine Geſtalt an ihm vorbei die Treppe hinabſchlüpfte, er erkannte ſie nicht. Er trat ins Stübchen, deſſen Fenſter er offen gelaſſen hatte; ſie waren ſorgfältig verſchloſſen, die Bücher weggeräumt, die vom einſchlagenden Regen hätten naß werden können; auf dem Tiſchchen an ſeinem Bette dampfte einladend ein duftender Thee. Nun, das war ja prächtig. Er eilte, ſich unter die Decke zu ſtecken, das Bett war angenehm durchwärmt: eine Wärmpfanne! Nein, das war gar zu rührend, daran zu denken! Kaum konnte er vor Rührung den Thee trinken, erwärmt an Seele und Leib ſchlief er unter den angenehmſten

Empfindungen ein. Die Bettpfanne leuchtete noch in ſeinen Träumen als aufgehende Morgenſonne ſeines Glücks.

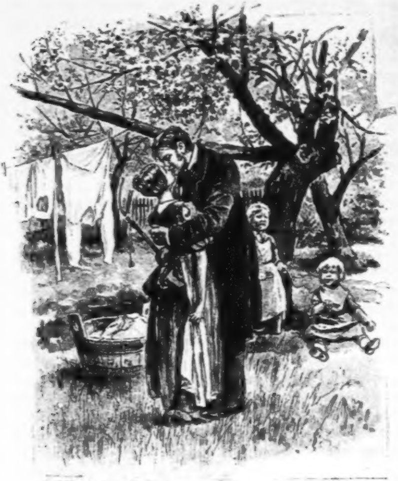
Er mußte noch gewiß ſein, ob er dieſe zarte Fürſorge auch wirklich Luiſe verdanke. Als ſie am folgenden Tag endlich zu Tiſche kam, lenkte er die Rede auf das geſtrige Gewitter: „Sie ſind auch naß geworden, Herr Vikar?“ fragte der Pfarrer. — „So ziemlich,“ entgegnete er; „aber ich habe mich herrlich erholt; ich trank köſtlichen Thee und wurde durch die ſorglichſte Aufmerkſamkeit überraſcht.“ Er wagte verſtohlen nach Luiſe hinzuſehen — nein, die Röte! die konnte nicht vom Küchenfeuer kommen.

Er war ſo hingenommen von ſeinen eigenen Gedanken, daß er kaum des Pfarrers Erwiderung und eine etwas ſpitze Zwiſchenrede der Frau vernahm. Noch im Gehen hörte er aber auf der Treppe, wie die Pfarrerin in ziemlich ſcharfem Tone zu Luiſe ſagte: „Ich muß ſagen, meine Liebe, daß ich es nicht gern habe, wenn andre Leute über meinen Thee verfügen; auch halte ich für Pflicht, dich aufmerkſam zu machen. ...“ Auf was? verſtand er nimmer, da eben die Kinder aus dem Zimmer kamen; aber nachmittags beim Kaffee traf er Luiſe, die er noch nie anders als heiter geſehen, mit rotgeweinten Augen; er fand nicht wie ſonſt ſeine Taſſe am gewohnten Platz und die Fidibuſſe dabei, ſie ſchenkte ſchweigend auf einem Nebentiſchchen ein und verſchwand wieder. „Iſt Fräulein Luiſe unwohl?“ fragte er beſorgt. — „O nein, ſie hängt die Kindswaſch auf,“ ſagte die Mutter kurz. Das arme Kind, ſollte ſie ſeinetwillen noch leiden!

In dieſen Gedanken geriet er ſtatt in ſeine Stube ganz zufällig in den Grasgarten, wo die beſagte Kindswäſche aufgehängt wurde. Tuisko und Adelgunde ſaßen im Gras und ſpielten mit Waſchklammern, riefen daneben Schweſter Luiſe jede Minute wieder von der Arbeit ab; ſie aber war ſo vertieft in ihr Geſchäft und in ihre Gedanken, daß ſie den Vikar nicht bemerkte, bis er dicht bei ihr ſtand. „So fleißig, Fräulein Luiſe?“ — „Ein wenig,“ ſagte ſie, ohne ihn anzublicken. „Ich habe Ihnen noch nicht einmal gedankt." — „O, ich bitte," ſagte ſie, unfähig ihre Thränen zurückzuhalten, „ich habe ja das nämliche ſchon für unſre alte Nachbarin gethan, wenn ſie naß nach Hauſe kam." — „Alſo nicht mir zulieb?" ſagte er traurig und faßte ihre Hand. Keine Antwort. „Und dürfte ich nie hoffen, eine ſo treue Fürſorge für mein ganzes Leben zu genießen?" Abermals keine Antwort, aber ein halber, ſchüchterner Blick. „Ach, ich weiß wohl, ich kann Ihnen ſo wenig bieten; ich bin arm, ohne Familie, allein." Jetzt leuchtete Luiſens Auge auf und ihr geſenktes Haupt erhob ſich; er war arm, er fühlte ſich allein, er bedurfte ihrer!

„Ich bin nicht ſchön, ſo einfach erzogen, ſo wenig gebildet," ſagte ſie leiſe. — „Sie ſind das allerbeſte Mädchen, das ich je gekannt habe, und ein Segen für einen Mann!" rief feurig der Vikar; es wurden nicht viele Worte mehr gewechſelt, aber Blicke, die mehr ſagten, — und vielleicht ſogar noch mehr als das. Und die Vögel ſangen und der Apfelbaum ſtreute ſeine Blüten auf die beiden, die da ſtanden und ſich glückſelig in die Augen ſchauten, und Luiſe fragte ſich wie im Traum, womit denn ſie ſolche Seligkeit verdient habe.

„Und nun zum Vater!" rief Lehner, der ſich in dieſem Augenblick zu allem ſtark fühlte, „und um ſeinen Segen gebeten!" — „Ach nein," flüſterte Luiſe, die plötzlich wieder zu der Wirklichkeit erwachte, „wer ſollte die Wäſche aufhängen? Ich bitte, gehen Sie! wenn man uns ſo hier ſähe!" Man hatte ſie aber geſehen; das kleine Volk nämlich, das ſie in ihrer Seligkeit ganz vergeſſen hatten. Adelgunde war hinaufgeeilt und der kleine Tuiſko nachgequaddelt, ſo ſchnell es ſeine krummen Beinchen erlaubten, und ſie hatten verkündet, daß der Herr Vikar Schweſter Luiſe geküßt habe. Das gab große Bewegung ins Haus, und es war ein Glück, daß bald nach dieſer entſetzlichen Kunde der Vikar ſelbſt kam und, da er an dem Kichern und Köpfezuſammenſtrecken der naſeweiſen kleinen Kreaturen bald merkte, daß ſie ſeine Unthat verraten, hielt er es fürs



Beſte, ſeine Werbung ſchnell vorzubringen, ſo geſchickt oder ungeſchickt als er konnte.

Der Pfarrer war nicht ſo ſehr überraſcht, deſto mehr die Pfarrerin, die in Wahrheit nie an eine mögliche Verheiratung Luiſens gedacht hatte; ſie ſchien ihr, wie ſie ſich ausdrückte, „ſo ganz zur liebevollen Gehilfin für ihre jüngeren Geſchwiſter geſchaffen“. Unter ſothanen Umſtänden war aber nichts zu thun, als den elterlichen Segen zu erteilen, was der Vater mit tiefer Rührung, die Mama mit viel mütterlichem Anſtand that. Es wurde ſogar in den nächſten Tagen eine Art Verlobungsmahl gehalten, wobei Luiſe nur ſchmerzlich Fritz und Theodor vermißte, die man natürlich nicht aus der Lehre und aus dem theologiſchen Seminar berufen konnte. Wer noch nicht gewußt hatte, wie groß die Verdienſte der Frau Pfarrerin um ihre Stiefkinder ſeien, der konnte es an dieſem Abend recht gründlich erfahren.

Luiſe lebte noch wie in einem ſeligen Traum und wußte nicht, wie ſie genug ihr demütiges und dankbares Herz zeigen ſollte für all dieſe unverdiente Liebe und Güte. Sie war nun für eine Weile der Mittelpunkt des Hauſes; ihr brachte man Glückwünſche dar; ſie mußte mit Beſuche machen, um den Bräutigam den Verwandten zu zeigen! Es war ihr eigentlich recht wohl, als die gewandte Mama die Sachen ins alte Geleiſe gebracht hatte, und ihr vergönnt war, wieder in den Hintergrund zu treten.

Es blieb alles wie zuvor; ſie blieb daheim, ſie kochte, nähte, flickte, beſorgte Haus und Geſchwiſter, und doch wie ſo viel anders! Was für ein goldener Hauch lag auf dieſer Alltagswelt! Wie fühlte ſie bis zum innerſten Herzensgrund das Auge, das mit Liebe und Beifall ihren Schritten folgte! Sie meinte gar nicht genug thun zu können, um zu zeigen, daß ſie nicht übermütig ſei in ihrem Glück, und um der Heimat, der ſie nun doch nicht mehr ſo ganz eigen gehörte, noch alle ihre Liebe und Treue zuzuwenden. Die Mutter hätte gar nicht nötig gehabt, ſo oft ihre Zuverſicht auszudrücken, daß Luiſe ihre kindlichen Pflichten nicht verſäumen und die Opfer ihrer Eltern nicht mit Undank vergelten werde. Ein halbes Stündchen im Garten verplaudert, ein kleiner Abendſpaziergang, ein verſtohlener Gruß und Blick beim Begegnen den Tag über, ein Händedruck unter dem Tiſch, das waren alle bräutlichen Genüſſe, die ſie ſich geſtatten durften; aber für Luiſens genügſames Herz war es eine Welt von Seligkeit.

Und die Zukunftspläne, die goldenen Träume, mit welchen ſie die Nachtſtunden kürzte, in denen ſie noch feinen Flachs zu ihrer Ausſteuer ſpann! Ein eigenes Pfarrhaus mit einem Blumengärtchen vor den Fenſtern, wo ſie allein, ganz allein für den geliebten Mann leben und ſorgen, wo ſie frei und ungehemmt als Mutter einer Gemeinde ſein ſchönes Amt teilen durfte; — ſie malte ſich die Abende, wo ſie ihn im traulichen, warmen Stübchen empfangen würde, Schlafrock und Pantoffeln am warmen Ofen bereit, und ſein Pfeifchen angezündet; die Gänge an ſeiner Seite durchs Dorf, die ſtillen Stunden, wo er ihrer Unwiſſenheit freundlich nachhelfen würde, — o ein Leben voll Frieden und Freude. Die Einrichtung des Pfarrhauſes beſprachen ſie zuſammen; es mußte freilich alles viel einfacher werden als im elterlichen Haus, dem die Stiefmutter einen ſtädtiſchen Anſtrich gegeben hatte, und wo man beim Eintritt ungewiß war, ob man in ein Porzellan- und Glaswarenlager oder in eine Pfarrſtube trete, aber doch recht traulich, recht hübſch. Gardinen hielt der Vikar für unnötig wegen des Rauchens, aber darauf beſtand Luiſe: „Das iſt ſo gemütlich, ich will ſie ſchon oft genug waſchen.“ Dafür bildete ſich aber der Vikar große Stücke ein auf einen Doktor Luther, den er als künftige Wandverzierung bereits erworben hatte; er hatte noch Pläne auf eine Katharina von Bora und eine mater amabilis; er hielt es für ſehr nötig, etwas in Kunſtwerken aufzuwenden, da an Tapeten natürlich nicht zu denken war.

Wann dieſe roſigen Pläne ins Leben treten ſollten, das war freilich noch nicht abzuſehen, und „die weite Ausſicht“ war das einzige Bedenken aller Bekannten gegen dieſe Verbindung; aber die Jugend iſt hoffnungsreich, und ein Patronatsdienſt blieb ſtets der letzte Rettungsanker.

So beſcheiden auch das Paar ſeines bräutlichen Glückes genoß, ſo fanden es die Eltern doch in die Länge nicht paſſend, daß der Bräutigam Hausgenoſſe blieb. Die Mutter meinte, Luiſe könne ſich ungeſtörter auf ihre häuslichen Pflichten vorbereiten, wenn er entfernt ſei, und Luiſe fügte ſich willig in die Trennung; war doch das Dorf, wo der Vikar eine andre Stelle bekam, kaum drei Stunden entfernt.

Da kam er denn manch liebes Mal zum Beſuch herüber, und es war ein neues Glück für Luiſe, wenn ſie ihn von ihrem Fenſter aus weit übers Feld herſchreiten ſah, oder wenn er ſie unvermutet bei einer häuslichen Arbeit überraſchte. Und wenn ſie ihn abends begleiten durfte bis zu dem Weidengebüſch, und ſie dann noch ſtill beiſammenſaßen, alles ſo ruhig umher und ſo friedevoll, und von der Zeit ſprachen, wo ſie nicht mehr Abſchied nehmen dürften, gar nicht mehr — o, das alles war auch ſo ſchön und gut!

Die Mutter hielt es für unnötig und nicht paſſend, daß Luiſe mit Lehner die arme Hütte ſeines Vaters beſuchte: „man könnte ja die Leute herkommen laſſen;“ — aber Luiſe ließ ſich nicht davon abhalten.

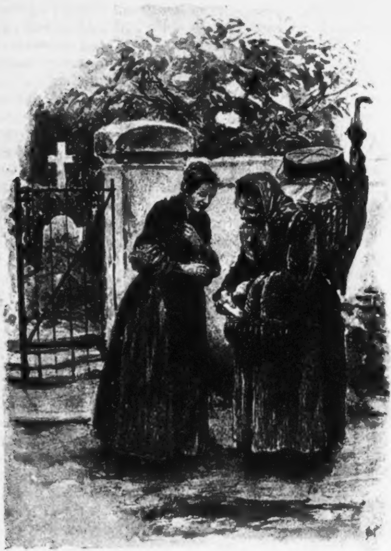
Eine traurige Heimat! Sie meinte dem Geliebten mit zehnfältiger Liebe einbringen zu müſſen, was er hier ſo lange entbehrt; — die keiſende Stiefmutter war tot, der Schuſter leidend und elend, ein kümmerlicher Knabe und ein verwahrloſtes Mädchen, alles verdorben, vernachläſſigt, trübſelig.

Luiſe kam in die düſtere Hütte wie der Sonnenſchein, aber nicht wie ein greller, der das Elend erſt deutlich zeigt, nur wie ein mildes Frühlicht. So natürlich, ſo einfach gab ſie den Geſchwiſtern die Hand, ſetzte ſich zu dem Vater und ließ ſich ſeine Leiden erzählen; ſo beſcheiden erteilte ſie der Schweſter guten Rat, wie ſie des Vaters Leiden erleichtern könne, und ermutigte den Bruder, den Betrieb des vernachläſſigten Handwerks doch zu verſuchen. Lehner ſelbſt erſchien ſeine Heimat und Kindespflicht wieder in ganz andrem Lichte und hätte er Luiſe nie geliebt, er hätte ſie jetzt liebgewinnen müſſen. Zu den Zukunftsplänen gehörte von nun an auch ein Oberſtübchen für den alten Vater. „Du wirſt ſehen," ſagte Luiſe heiter, „er erholt ſich bei uns wieder ſo weit, daß er ſelbſt unſern Hausbedarf verfertigt; damit erſparen wir ſehr viel, Schuhe ſind auf dem Lande eine große Ausgabe! Und Katherine nehmen wir natürlich auch zu uns, dann brauche ich keine Magd; wir arbeiten alles zuſammen, es ſoll ihr gewiß nicht ſchwer werden. Der Chriſtian, der muß freilich hinaus, um was Rechtes zu lernen, wenn er ein wenig erſtarkt iſt; ich denke, der arme Junge hält ſich gewiß gut, wenn er weiß, daß er eine freundliche Heimat hat, wo man für ihn ſorgt."

Daheim wagte Luiſe zum erſtenmal den Vater um ein kleines Taſchengeld zu bitten, und ſie fand von nun an immer Mittel und Wege, den kranken Vater oder die Katherine mit einer kleinen Gabe zu erfreuen.

Hoffen und Harren.

Der Pfarrer in der Nähe ſtarb und Lehner kam in eine entlegenere Gegend. Die Beſuche wurden gar ſelten, aber dafür kamen Briefe: wieder eine neue und ganz unerhörte Glückſeligkeit für Luiſen, die noch nie einen Briefwechſel angeknüpft hatte. Urſel, die alte Bötin, mit ihrer ungeheuren Ledertaſche, war ihr nun die holdſeligſte Erſcheinung von der Welt; es wurde ihr manchmal möglich, in lauen Sommernächten aus dem Haus zu ſchlüpfen und über den alten Kirchhof hinaus der Urſel entgegenzugehen, wenn ſie von der Stadt kam. Wenn dieſe dann mit gutmütigem Brummen: „Wurd et ſo preſſiera", den gewünſchten Brief fand, mit welchem inneren Jubel ſchob ihn dann Luiſe ins Täſchchen und flog nach Haus und ſtahl ſich in das Stübchen, das ſie mit den Kleinen teilte, und küßte dieſe in ihrer Herzensfreude und las bei dem Sparlicht, das ihr geſtattet war, die geliebten Zeilen!



Ihr ſelbſt, die juſt keine geübte Briefſtellerin war, machte es freilich einiges Drangſal, bis ſie die Antwort zu ſtande gebracht; ſie probierte wohl hie und da ein Wort auf der Schiefertafel, bis es orthographiſch richtig ausſah, oder fragte heimlich Gabriele um Rat, die unter Anleitung eines neu engagierten Hauslehrers gute Fortſchritte machte; — aber allmählich lernte ſie leichter und freier ihr liebendes Herz im Briefe ausdrücken, und ſie war ſo glücklich, ſo dankbar für dieſe neue Freudenquelle.

Die Leinwand war geſponnen und gebleicht; die Mutter hatte auch Luiſen auf ihr Bitten von den Leinwandvorräten der verſtorbenen Mutter übergeben, obgleich ſie es für höchſt vorzeitig hielt, und Luiſe, die ja ſo leicht einige Nachtſtunden opfern konnte, ſeit die kleinen Geſchwiſter ruhig ſchliefen, ſah mit ſtiller Freude ihren kleinen Vorrat ſich mehren, und überraſchte den Bräutigam bei ſeinen ſeltenen Beſuchen immer wieder mit neuem Zuwachs.

Lehner hatte ihr einmal den Magiſterzettel mitgebracht; auf dem ſtrich ſie gar pünktlich die Angeſtellten aus und zählte und zählte, wieviel Namen noch vor dem lieben Namen ſtünden, der einſt der ihrige werden ſollte; ach, es waren noch viele, gar viele. Luiſe, die ſanfte liebevolle Luiſe, ertappte ſich einſt mit Schrecken auf einer gottloſen Regung von Freude, als der Vater bei Leſung der Zeitung ausrief: „Was? drei Pfarrer geſtorben!“ Für minder gottlos hielt ſie den freundſchaftlichen Wunſch, daß alle alten müden Pfarrherren ſich alsbald zur Ruhe ſetzen möchten, um jungen Vikaren Platz zu machen.

Es verging ein Jahr ums andre, Lehner zog landauf und ab, wenn irgendwo ein Patronats- oder Gemeindedienſt erledigt wurde — immer vergeblich. Alte Pfarrer, gleichfalls längſt Verlobte, ehemalige Hofmeiſter des Gutsherrn, gewandte, elegante, junge Leute in Glacés, liefen ihm den Rang ab; immer kleinlauter kehrte er von ſolch vergeblichen Feldzügen zurück, immer aber fand er Luiſen troſtvoll und hoffnungsreich.

Gabriele und Kornelie, ein paar ſchnippiſche, gewandte

Backfiſche, waren in eine Penſion gebracht worden, „aus mütterlicher Fürſorge für Luiſe“, wie die Frau Pfarrerin ihren Freunden im Vertrauen ſagte, „damit ihre aufblühende Schönheit nicht Luiſens verblühendes Ausſehen zu ſehr hervorhebe“. Theodor war bereits Vikar beim Vater und Fritz als Kaufmannscommis auf Reiſen, Bruno auf der Univerſität, Arthur im Gymnaſium, — Luiſe ſaß noch immer am runden Tiſchchen und nähte an der Ausſteuer, wenn eben nichts für Mama und Schweſtern und Brüder zu arbeiten war, und ſah auf den Weg, den die alte Bötin heraufkommen mußte. Sie flog ihr nicht mehr nächtlicherweile entgegen, wäre auch gar manchmal vergeblich gegangen; denn wenn nicht eben eine Meldung im Gang war, ſo wußte Auguſt nicht viel zu ſchreiben. „Es bleibt ja beim alten bei uns,“ meinte er, „du weißt ſchon lange alles, was ich dir ſchreiben könnte.“ Ach, ſie hätte es ſo gar gern noch einmal geleſen — doch blieb ſie guten Mutes und unverdroſſen.

Gabriele und Kornelie kehrten aus der Penſion zurück mit feiner Bildung und neuen Stickmuſtern und machten Furore in der Nachbarſtadt. Es dauerte nicht lange, ſo war Gabriele die Braut des jungen praktiſchen Arztes daſelbſt mit Anwartſchaft auf die Oberamtsarztſtelle; Luiſe half das Haus bekränzen zur Verlobungsfeier und kochte das Feſtmahl; was von ihren verfertigten Ausſteuervorräten fein und tauglich genug erfunden wurde, das nahm man für Gabriele, die bald Hochzeit feiern ſollte: „Du haſt ja Zeit, Luischen, Neues anzufertigen!“ Sie lächelte gutmütig und fing von neuem an, doch meinte ſie oft ſelbſt, die Stiche flögen nimmer ſo raſch wie das erſte Mal.

Der Pfarrer ſtarb und Luiſe mußte das Vaterhaus verlaſſen; den Apfelbaum, unter dem ſie ſich verlobt, das Fenſter, von dem aus ſie ſo manchmal den Bräutigam kommen geſehen, die Stätte, ach! wo ſie ein Recht hatte, daheim zu ſein.

Luiſe und ihre Brüder bezogen ein höchſt beſcheidenes Erbteil, die Stiefmutter aber war durch Erbſchaften von Mutter und Tanten ſehr wohlhabend. „Ihren Kindern zulieb, um ihre Erziehung paſſend zu vollenden,“ beſchloß ſie das Opfer zu bringen, in die Reſidenz zu ziehen, „obgleich ſie ſelbſt die Stille des Landlebens weit vorgezogen hätte.“

„Du bleibſt natürlich vorderhand bei uns,“ ſagte ſie gnädig zu Luiſe, „wir müſſen eben ſehen, wie wir's mit dem Raum machen; ſind freilich jetzt Mädchen genug.“ Dieſe fühlte erſt bei dieſen gutgemeinten Worten mit tiefem Weh, daß ſie kein Heimatrecht mehr habe. Doch faßte ſie ſich wieder und meinte, wenn die Mutter erlaube, wollte ſie ſich nach einer Stelle umſehen, da nun ja Kornelie und Adelgunde erwachſen zu Hauſe ſeien. Großmütig gab dies die Mutter nicht zu, zumal da bei Gabrielen, die längſt Hochzeit gefeiert, ein Wochenbett in Ausſicht ſtand, und ein junger Vetter, ein vielgereiſter gewandter Kaufmann Abſichten auf die aufblühende Adelgunde zeigte, wo es dann wieder eine Ausſteuer zu fertigen gab.

Lehner war in den Tagen der Trauer der Familie treulich und teilnehmend zur Seite geſtanden. Es that ihm ſehr weh, daß er Luiſe jetzt keine Heimat bieten könne, und er meinte, er dürfe nun doch auch beginnen, ſich um Staatsdienſte zu melden.

Ach, aber der Magiſterzettel zeigte noch lange Reihen von Vormännern, und obgleich Luiſe ſich bereit erklärte, ihm auf die rauhe Alb oder ſelbſt aufs öde Hardfeld zu folgen, ſo war doch ſelbſt bei den beſcheidenſten Meldungen keine Idee von Hoffnung.

Theodor war nun auswärts Vikar; der Schwager ſtand ihm gutmütig mit ſeiner Erfahrung bei im neuen Amt, Luiſe freute ſich deſſen von Herzen; aber als ſie einmal, wie Lehner ihre Anweſenheit nicht bemerkte, dieſen zum Bruder arglos ſagen hörte: „Hör, nimm dich doch in acht, da ſo viel Töchter im Hauſe ſind; zu frühe Brautſchaften taugen nichts!“ — da zog ſich ſchmerzlich ihr Herz zuſammen und ein leiſer Stachel blieb in ihrer Seele.

Lehner wurde als Amtsverweſer in eine entferntere Gegend berufen; er meldete ſich fanatiſch und unaufhörlich, faſt um jeden aufgehenden Dienſt, ſo daß er beim Konſiſtorium faſt ſprichwörtlich wurde und es bei Sitzungen ein allgemeines Gelächter gab, ſo oft der Präſident ſein Meldungsgeſuch mit den phlegmatiſch ausgeſprochenen Worten beiſeite legte: „Wird warten können.“

Luiſe pflegte Gabrielen im Wochenbett, nähte Adelgundens Ausſteuer und Brautkleid und begleitete ſie zum Altar. Bei Gabrielens Hochzeit war ſie noch als weißgekleidete Brautjungfer mitgegangen, bei Adelgunde meinte die Mutter, ein dunkles Kleid ſei für ſie tauglicher.

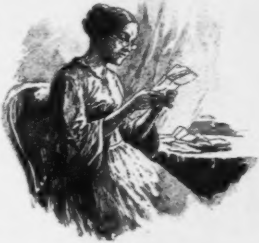
Der alte Schuſter war geſtorben, noch ehe er das Ruheſtübchen im Hauſe des Sohnes erlebt; Katherine, deren ſich Luiſe, ſoweit es ihr immer möglich war, treulich angenommen, war in Dienſten, und der Chriſtian auf der Wanderſchaft. Lehner ſchrieb mit neuer Hoffnung: die Schweſter eines Oberkonſiſtorialrats, eine Frau Geheime Oberfinanzrätin, war mit ihrer Tochter, einem kränklichen Fräulein, in das Dorf gekommen, wo er Amtsverweſer war, um Landluft und Kuhſtallausdünſtung zu genießen; er wurde oft zu den Damen berufen, um dem Fräulein Troſt zuzuſprechen, vorzuleſen ꝛc. Die Frau Geheime Oberfinanzrätin war ſehr dankbar, ſehr gütig und verbindlich gegen ihn und hatte ihm Fürſprache bei ihrem Bruder zugeſichert; die Pfarrei Kaltenneſt war frei mit fünfhundert Gulden feſtem Gehalt und beweglichem Holzeinkommen, da konnte es nicht fehlen. In Luiſens Herzen ging's auf wie Sonnenſchein: „immerhin nach Kaltenneſt! ich will es ſchon warm und heimiſch machen.“

Scheiden und Meiden.

Es war Luiſens Geburtstag. Man hatte eben nicht große Notiz davon genommen, doch hatte ſie die Mutter glücklich gemacht durch das Geſchenk einer eiſernen Herdſchaufel und eines

Bügeleiſens, die ſie zufällig in einer Auktion erſtanden; das war ihr lieber als Roſenſtöcke, waren es doch Vorboten der nahen eigenen Heimat! Sie dankte Gott, daß ſie indes nicht entbehrlich geweſen auf der Welt; Gabriele und Adelgunde ſtritten ſich um ihre treue umſichtige Hilfe bei neuen Ausſichten auf Mutterfreude.

Kornelie aber vertraute ihr, daß ſie vielleicht bald Braut ſein würde: der junge Regimentsquartiermeiſter gehe nicht umſonſt ſo oft am Fenſter vorbei: „Da gibt's genug für dich zu thun, Luischen, darfſt nicht bälder Frau Pfarrerin werden!“ Auch die auswärtigen Brüder richteten alle Wünſche, die ſie wegen moderner Hemden, neuer Kravatten ꝛc. hatten, direkt an Luiſe. Ein gichtkranker Onkel der Mutter, der ſelbſt von ſeiner Haushälterin geplagt, nun ſeinerſeits alle Welt plagte, hatte Luiſens unübertreffliches Talent der Verträglichkeit entdeckt, und berief ſie gar manchmal zu ſeinem Beiſtand; nein, ſie war nicht überflüſſig, aber ſie blickte doch mit geduldiger Sehnſucht, mit inniger Freude nach dem nahen Friedensport, der ſich ihr in Kaltenneſt aufthat.



Es war ihr Geburtstag. Mutter und Schweſtern waren auf die Meſſe gegangen, ſie war allein. Sie hatte ſich Lehners Briefe geholt, neun Geburtstagsbriefe waren darunter, ſie las ſie durch vom erſten bis zum letzten. Ihre Augen hatten etwas gelitten von den langen Nachtarbeiten; zu ſehr feinen Nähtereien oder Buchſtaben bediente ſie ſich verſtohlenerweiſe einer Brille, aber Lehner hatte dies nie geſehen. Der erſte Brief war vier Blätter lang, die ſpätern wurden allmählich kürzer, der letzte vom vorigen Jahr enthielt nur eine Seite, „aber um ſo herzlicher,“ meinte Luiſe. Er lautete:

„Liebe Luiſe!

„Ich wünſche Dir von Herzen Glück zu Deinem Geburtstag. Du haſt ihn nun ſchon manches Mal allein gefeiert, ich hoffe, den nächſten begehen wir zuſammen. Mit der Meldung um Gabelheim oder Birkenbach kann es kaum fehlen. Ich hätte Dir ſo gern auch eine kleine Freude gemacht, aber man kann hier gar nichts haben, und ich weiß wirklich nicht, was Du brauchen kannſt. Ich bin ſo ſehr gedrängt von Amtsgeſchäften und muß ſchließen. Wenn es möglich iſt, beſuche ich Dich in der Heuvakanz; da dies nicht mehr lange anſteht, ſo erſpare ich alles aufs Mündliche. In treuer Liebe

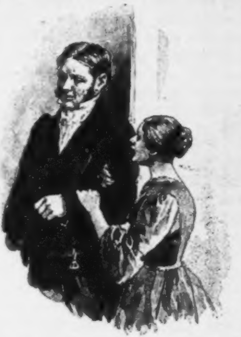
Dein

Lehner.“

So gar herzlich kam er ihr beim Durchleſen nicht mehr vor; „aber er iſt doch gut gemeint,“ tröſtete ſie ſich, „Worte thun's nicht.“

Heute war noch kein Brief gekommen und ſie lauſchte mit klopfendem Herzen, ob die Hausklingel nicht töne. Sie erhob ſinnend den Blick; ſie ſah auf keinen grünen Weg mehr, der ihr den Liebſten oder ſeine Grüße brachte; aber über die zahlloſen Hausdächer und Kamine ſah ſie im Geiſte hinaus auf ein kleines Gärtchen — ein ſolches mußte doch ſelbſt in Kaltenneſt ſein! — auf ein Pfarrhaus, wie klein und beſcheiden es immer ſein möchte; und ſie fühlte ſich nicht weniger glücklich, wenn auch ruhiger, als an dem erſten Geburtstag, der ihr die warmen mündlichen Wünſche des Geliebten gebracht.

Die Klingel tönte, ſie ſprang hinaus, dem Briefträger zu öffnen und — fuhr mit einem Freudenſchrei zurück; er war es ja ſelbſt, der Liebſte, groß und lang, ganz elegant in ſchwarzem Meldungsfrack, der unverändert jeder Tyrannei der Mode trotzte; ſie führte ihn ins Zimmer, ſie bewirtete ihn mit allem, was ſie hatte, und fand im Vorbeigehen Gelegenheit, die fatale Brille nebſt den Briefen im Nähkörbchen zu verſtecken. In ihrer Geſchäftigkeit merkte ſie nicht, wie auffallend ſtill und kühl Lehner war.



„Und wie ſteht's mit Kaltenneſt?“ fragte ſie endlich ſchüchtern, als ſie an ſeiner Seite ſaß.

„Nichts iſt's,“ brach Auguſt ärgerlich aus, „der Gugenberger hat's! Der uralte Kandidat, der ſchon wegen dummer Streiche ſuſpendiert und abgeſetzt und was alles war. ‚Er habe ſich gefaßt,‘ meinte der Herr Präſident, ‚da dürfe man ihm den Weg zur Rückkehr nicht verſchließen, und er habe eine arme Mutter.‘ Ueberhaupt waren trotz der Empfehlung die Herren gar nicht gnädig; ſie zeigten mir auf dem Magiſterzettel, wie viele noch vor mir ſtehen, machten mir bemerklich, wie unangenehm man ſich durch ſolche unendliche Zudringlichkeit mache und wie ein unverſtändig eingegangener Brautſtand noch kein Recht auf vorzeitige Bedienſtung begründe.“ Lehner ging heftig im Zimmer auf und ab, Luiſe zerdrückte eine Thräne; ſie wagte nicht zu ſprechen, aus Furcht, ſie werde dann in Weinen ausbrechen.

Die Mutter kam mit den Schweſtern; ſie begrüßte den

Herrn Tochtermann und hörte mit Bedauern den Bericht ſeines Mißlingens, den er ihr in aller Kürze gab. Lehner ward auffallend ſtill und zerſtreut, Luiſens Geburtstag hatte er noch gar nicht erwähnt; er brach nachmittags bald auf, er müſſe noch den Abend einige Stunden gehen, um am nächſten Morgen nach Hauſe zu kommen. Luiſe ſchickte ſich an, ihn zu begleiten, wie ſie immer gethan. Sie gingen ſchweigſam durch den ſchönen Schloßgarten. Luiſe, die ſich von ſeinem Schweigen gedrückt fühlte, wollte ihm ſcherzend erzählen, wie ſie einmal beim Eingang in den Garten geweint, weil ſie auf dem Anſchlag am Thor fälſchlich geleſen: „Vikare und Hunde*) dürfen nicht in die Anlagen,“ das ſei ihr doch gar zu hart vorgekommen; — aber ſie wagte es nicht, als ſie in ſein finſteres Geſicht geſehen.

Sie ſetzten ſich auf einer abgelegenen Bank; alles ſtand wunderſchön in Grün und Blüte, geputzte Kinder ſuchten Veilchen auf dem Raſen, Vögel zwitſcherten und ſangen, aber Luiſe konnte ſich nicht freuen wie ſonſt; es war ihr, als hinge eine ſchwere Wolke über ihr.

„Liebe Luiſe,“ begann Lehner, „ich habe noch mit dir zu reden und ich weiß gewiß, daß wir uns verſtehen werden.“ Er fühlte nicht, wie ſie zitterte bei dieſem Eingang. „Unſre Hoffnung iſt aufs neue fehlgeſchlagen und wieder in ungewiſſe Ferne gerückt: du trittſt heute dein einunddreißigſtes Jahr an . . .“ — „Das dreißigſte,“ warf ſie leiſe ein. — „Nun ja, das dreißigſte legſt du zurück und trittſt das einunddreißigſte an,“ ſagte er etwas ärgerlich — es war dieſe Jahresrechnung eine ſchwache Seite von ihm — „das thut nichts zur Sache. Es thut mir leid, daß ich dich um ſo manches ſchöne Jugendjahr durch vergebliches Warten gebracht. Mit deinen häuslichen Vorzügen könnteſt du gewiß jetzt noch eine paſſende Partie machen, wenn du nicht an mich gebunden wäreſt. Auch ich könnte ruhiger meinem Beruf vorſtehen und eine endliche Entſcheidung abwarten, wenn ich nicht immer durch den Gedanken gedrückt wäre, daß du an mich gebunden und zu dieſem endloſen Warten, dieſen zahlloſen Enttäuſchungen verurteilt biſt. Da halte ich es als redlicher Mann für Pflicht, dir dein Wort zurückzugeben. Ich überlaſſe es aber gänzlich deiner Anſicht.“ Er erſchrak vor dem Blick voll unſäglichen Wehs, vor dem todbleichen Angeſicht, das Luiſe langſam zu ihm erhob. „Wenn es dir wehe thut, Luiſe, wenn du glaubſt, ich habe ſelbſtſüchtige Beweggründe,“ ſprach er haſtig, „ſo laſſen wir's immerhin beim alten; ich meine es nicht böſe, ich dachte nur, es ſei beſſer für dich und für mich . . .“ Da erhob ſich Luiſens weibliches Gefühl, ſie wollte nicht ſeine Treue und Liebe als eine Gabe des Mitleides annehmen. „Du haſt wohl recht,“ ſagte ſie ſanft und ruhig, „wenn du glaubſt, es ſei ſo beſſer, ſo thue es in Gottes Namen; — ich wollte es dir ſelbſt vorſchlagen,“ ſetzte ſie leiſe und zögernd hinzu; es war vielleicht ihre erſte Unwahrheit.

---

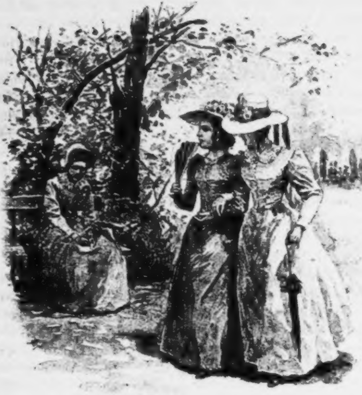
*) Fiacres und Hunde.

„Siehſt du?“ rief er wieder lebhafter, „ſo haben wir einen Gedanken gehabt; es iſt freilich ſehr ſchmerzlich, aber wenn wir ruhiger geworden ſind, ſo werden wir beide einſehen, daß es das beſte war. Wir waren eben gar jung und unbeſonnen, als wir den Schritt eingingen.“ — „Du wirſt gehen müſſen, es wird ſpät,“ ſagte Luiſe nach einer langen, ſtummen Pauſe, „leb' wohl, Gott behüte dich und ſegne dich!“ — „Ich habe wirklich alle Eile,“ ſagte er haſtig. — „Lebe wohl, Auguſt,“ ſagte ſie wieder, „Gott ſei mit dir!“

Er ging, kehrte ſich aber noch einmal um: „Nicht wahr, du glaubſt mir gewiß, daß ich es aus Rückſicht für dein Beſtes gethan?“ Luiſe nickte mit ſanftem Lächeln. „Und,“ ſagte er nochmals zurückkehrend, „wenn ich dir oder den Brüdern einen Freundſchaftsdienſt thun kann, nicht wahr, dann zählſt du auf mich?“ — „Gewiß,“ ſagte ſie wieder und gab ihm die Hand.

Er ging, und ſagte im Gehen oft und wiederholt vor ſich hin: „Es war gewiß das beſte, es iſt nur, bis es überwunden iſt; ſo ein langes Herumziehen hätte uns beide noch unter den Boden gebracht.“

Er ging, und mit ihm ging Luiſens Freude und Lebens-



glück, die Liebe und die Hoffnung langer Jahre. So blieb ſie ſitzen, wo er ſie verlaſſen, lange, lange unbeweglich; ſie weinte nicht, ſie ſchluchzte nicht, ihr mattes Auge ſah auf den Weg, auf dem er fortgegangen, und nur leiſe Thränen floſſen nieder auf ihre zuſammengelegten Hände. Die Sonne ſank nieder zwiſchen den blühenden Bäumen, die Vögel ſangen und zwitſcherten; ſüßer Duft ſtieg aus Blumen und Geſträuchen, die Kinder hüpften heimwärts; geputzte Damen zogen den Hauptweg hinab, junge Mädchen, die ſich etwa ein hochwichtiges Geheimnis zu vertrauen hatten, gingen an der einſamen Bank vorüber, und ſahen mit verſtohlener Neugierde auf das ſchmerzverzogene Geſicht. Nicht eine Seele ahnte, welch kummerſchweres Herz unter dieſem goldenen Abendhimmel ſchlug, welch heißer Kampf hier lautlos gekämpft wurde.

Er war gewonnen. Langſam erhob ſich Luiſe, leiſe, leiſe ſagte ſie vor ſich hin die Worte:

„Dein' ewig Treu' und Gnade,
O Vater, ſiehet recht,
Was gut ſei oder Schade
Dem ſterblichen Geſchlecht."

Und langſam ging ſie ihren Weg zurück durch den ſtiller gewordenen Garten, und niemand, ſelbſt Gott im Himmel nicht, hat eine Klage von ihr gehört.

Männertreue.

Mehr als ein Jahr war vergangen ſeit jenem Abend im Schloßgarten. Der Pfarrverweſer hatte lange Zeit ſich und dem Konſiſtorium Ruhe gegönnt von Meldungen. Er ging gern und viel in Geſellſchaft, er fühlte ſich wirklich leichter und freier, ſeit er des ewigen Wechſels von Hoffnung und Enttäuſchung enthoben war; er ſagte ſich oft und viel und bewies auch dem jungen Rektor der Nachbarſtadt, ſeinem vertrauten Freunde, der ihm eigentlich zu der Auflöſung des Verhältniſſes geraten hatte, daß dieſe Löſung wirklich das allerbeſte und vernünftigſte geweſen ſei; aber ein leiſer Wurm ſaß doch in ſeinem Innern, deſſen Nagen er zu Zeiten fühlte. „Nun, wenn ich endlich doch einen Dienſt bekomme, ſo kann ich ja immer noch thun, was ich will," war der letzte Troſt, mit dem er dies Nagen beſchwichtigte. Er hörte, es gehe Luiſe gut; ſie hatte jetzt drei verheiratete Schweſtern, bei denen ſie ſehr geſucht war, „und daheim hat ſie's dann auch angenehmer," tröſtete er ſich, „wenn nicht ſo viele Mädchen mehr da ſind."

Da wurde die Pfarrei Tannhauſen erledigt. Einmal wollte er es doch wieder verſuchen; er meldete ſich, ohne die Sache näher zu betreiben. „Du Glücksvogel!“ verkündete ihm der Rektor, nachdem er die Meldung faſt vergeſſen hatte, „nun haſt du noch etwas Gutes abgewartet! Das iſt ja eine allerliebſte Anfangspfarrei, nicht weit von der Reſidenz, ein ganz neues Haus, prächtiger Garten, kleine Gemeinde, du könnteſt dir's nicht ſchöner malen!“

Alſo endlich! Lehner hatte ſelbſt nicht geglaubt, daß er ſich noch freuen könne, am Ziele zu ſein. Er ward allgemein beneidet, und der Oberkonſiſtorialrat, bei dem er ſich dankend einſtellte, meinte gnädig lächelnd: „Ja, ſehen Sie, wir gewähren lieber auf ruhige Bitten, als auf ſolch unabläſſiges Drängen.“

Und nun wäre es ja Zeit geweſen, noch zu thun, was er wollte, und ſein altes Wort zu löſen. Luiſe lebte nicht mehr in der Reſidenz; ſie war mit der Mutter in die Garniſonsſtadt gezogen, wohin Korneliens Regimentsquartiermeiſter verſetzt worden war, und lieh von dort aus je nach Bedürfnis den Schweſtern, die nun auch noch durch zwei Schwägerinnen vermehrt worden waren, ihren Beiſtand. Vor dem Rektor durfte er den Gedanken gar nicht laut werden laſſen, ſeine alte Liebe wieder heimzuführen; der erklärte es ohne weitere Motivierung für „baren Unſinn“; nur eine lautloſe Stimme in ſeinem Innern führte doch eine andre Sprache als der Rektor.

Aber neben die verblühte Geſtalt ſeiner alternden Braut mit ihren treuen, blauen Augen, ihrem guten hausbackenen Geſicht und ihrer einfachen Geſtalt, ſtellte ſich ein andres, jugendliches Bild, das er je und je ſchon in wachen Träumen geſehen; ein feines Geſichtchen, von zarter Röte angehaucht, geiſtvolle, dunkle Augen ausdrucksvoll auf ihn geheftet, eine Geſtalt voll unnachahmlicher Grazie in all ihren Worten und Bewegungen: das leidende Fräulein, dem er vorgeleſen, Adele, die Tochter der Frau Geheimen Oberfinanzrätin.

„Wie einfältig,“ ſchalt er ſich ſelbſt wieder, „die würde wohl einen vierunddreißigjährigen Pfarrer nehmen! — und wie würde die aufs Dorf paſſen?“ Aber dennoch gedachte er wieder und wieder ihres freundlichen, verbindlichen Weſens und der Vorliebe, die ſie immer fürs Landleben gezeigt hatte.

„Nun, einen Beſuch muß ich jedenfalls dort machen,“ beſchloß er, „ich glaube doch, daß ich der Mama zum Teil meine Anſtellung zu danken habe; dann kann ich ja immer noch thun, was ich will.“

Der alte Meldungsfrack that's freilich nimmer zu dieſem Beſuch, der Kleiderhändler lieferte einen Löwenfrack von glänzendem Schwarz. Mit einigem Herzklopfen zog er die Klingel des ſtattlichen Hauſes; er traf Mutter und Tochter zu Hauſe, Adele blühender als ſie damals vom Dorfe geſchieden war, das Bad im vorigen Sommer hatte ihr ſo gut gethan. Man gratulierte ihm und freute ſich über ſein Glück, und als er von ſeiner beſcheidenen Zukunft ſprach, da ſprach ſich Adele mit ſo vielem Feuer über den Reiz und die Poeſie des Landlebens aus, daß ihm ganz warm ums Herz wurde und ſeine kühnſten Hoffnungen wuchſen.

Die Frau Rätin lud ihn auf den Abend zum Thee; ganz berauſcht von dieſer Güte, von der ariſtokratiſchen Atmoſphäre, die Adele, das liebliche Weſen, umgab, brachte er die Zwiſchenzeit im Schloßgarten zu, aber vermied die Bank, auf der er damals mit Luiſe geſeſſen; er vermied am Ende ſeine eigenen Gedanken, und trieb ſich lieber an den Fenſtern der Buch- und Kunſtläden herum, bis die Theeſtunde ſeiner Meinung nach ſchlug.

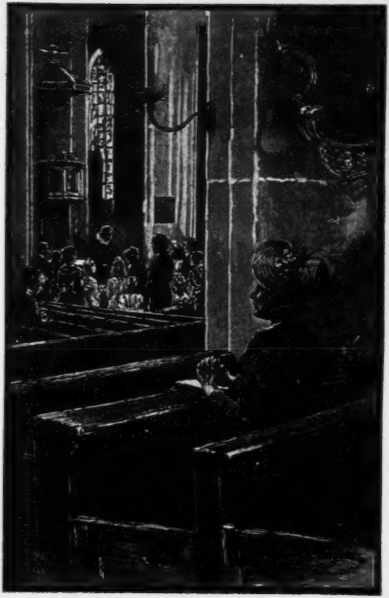
Er kam etwas zu früh, die Mutter war noch ausgegangen; Adele allein ſaß an dem kleinen, zierlich arrangierten Theetiſch. Das Geſpräch kam wieder auf ihren Landaufenthalt, auf ihre Neigung zur Einfachheit und Stille überhaupt; es wurde immer lebendiger, immer wärmer — und ehe die beiden wußten wie, hatte Lehner eine kühne Frage gewagt und eine ſüße Antwort erhalten, und die Mama traf zu ihrer höchſten Ueberraſchung bei der Nachhauſekunft eine erkaltete Theemaſchine und ein ſeliges Paar.

Das kam ihr ſehr unerwartet, ſie hatte den geſetzten Pfarramtsverweſer für eine ganz ungefährliche Perſon gehalten und andre Erwartungen für ihre junge ſchöne Tochter gehegt. Nun aber war es geſchehen, Adelens romantiſche Ideen hatten ihre Plane überflügelt, und ſie war nicht von Stein, hielt auch am Ende den Sperling in der Hand für ſicherer, als einen Faſan auf dem Dache. Sie erteilte den mütterlichen Segen in ſehr herablaſſender Weiſe und mit der Vorausſetzung, „daß Lehner das Opfer, das ihm ihre Tochter bringe, mit der aufmerkſamſten Rückſicht für ihr feinbeſaitetes Gemüt und ihre zarte Geſundheit vergelten werde“.

Die Gemeinde des Amtsverweſers mußte ſich bis zu ſeinem Abzug meiſt ohne Hirten behelfen, er hatte gar zu oft Geſchäfte in der Reſidenz; auch mußte das neue Pfarrhaus nach Angabe der Schwiegermama durchaus tapeziert und der Garten neu angelegt werden. Sämtliche Erſparniſſe ſeiner Amtsverweſerzeit wurden dafür und für neue Garderobe aufgewandt: er mußte ſich doch in der angeſehenen Familie anſtändig präſentieren. Auch wußte die Schwiegermama immer gar viele Kleinigkeiten, womit er der Kleinen Freude machen würde: Odeurs, Figürchen auf ihren Nipptiſch, auch einmal eine Uhr, was für eine pünktliche Pfarrerin unumgänglich nötig ſei. Es war ihm immer wie ein Traum, wenn er die eleganten Anſtalten für die künftige Einrichtung ſah; wenn er neben ſeiner ſchönen Braut auf dem weichen Diwan ſaß, oder wenn er mit ihr ausging und ihren zarten Arm mit reichen Spangen geſchmückt in dem ſeinen hielt und das Raſcheln ihres ſeidenen Kleides hörte; — aber in den Schloßgarten ging er nicht gern ſpazieren.

Ein einſam Herz.

Zehn Jahre waren vergangen ſeit jenem Abend, wo Luiſe allein geblieben war im Schloßgarten, allein auf der Welt.



Sie blickte ruhig hin zum Altare mit ihren ſtillen Augen, die Hände gefaltet.
(S. 201.)

Sie lebte nicht mehr bei der Stiefmutter, die zu einer ihrer jüngern Töchter gezogen war: ein Legat des alten Onkels ſicherte ihr eine beſcheidene Unabhängigkeit und ſie wohnte nun bei Bruder Theodor, der ſeit einigen Jahren auch in den Hafen einer Pfarrei eingelaufen war.

Alſo doch in einem Pfarrhaus! Sie war dankbar dafür, und wenn ſie auch die Verwaltung von Haus und Garten der rüſtigen jungen Schwägerin überlaſſen mußte, ſo hatte ſie doch im Dorfe ihren ſtillen Wirkungskreis, und der Bruder nannte ſie im Scherz den Herrn Unterpfarrer.

Die Zeit und das Leid waren ſchonend über ihre Züge hingegangen, die Geduld hatte ſich nach den ſchönen Worten des alten Liedes an ihr bewährt:

Als wie ein ſchönes Licht,
Davon, wer an ihm hanget,
Mit Gottes Hilf' erlanget
Ein fröhlich Angeſicht.

Sie war nicht unterlegen unter der Wucht ihres Leides, und ehe ſie angefangen, das Schickſal und den Geliebten ihrer Jugend anzuklagen um die zerſtörte Saat ihrer Freuden und Hoffnungen, hatte ſie ernſte Rechnung gehalten mit ihrem eigenen Herzen. Was war es, das ihr jetzt die Stunden ſo lang und ſchwer machte, die Gegenwart freudlos und die Zukunft öde? was ſie alle Abend wünſchen ließ, einzuſchlafen und nimmer aufzuwachen? War ſie nicht nach wie vor das Kind des ewigen Vaters, deſſen Tagewerk ſie zu vollbringen hatte auf Erden, der ihr einen Troſt gegeben hatte und eine ſelige Hoffnung? Was hatte ihr indeſſen die Mühe ſo leicht gemacht und die Arbeit ſo ſüß? War es der Aufblick zum Herrn der Ernte oder der Hinblick auf irdiſche Liebe und irdiſches Glück? Sie erkannte die milde Vaterhand, die ſie zu ſich ziehen wollte, und haderte nicht mehr über den Weg, der ſie zum rechten Ziel führen mußte; ſie lernte ſagen aus tiefſtem Herzen:

Du biſt's, der, was wir bauen,
Mild über uns zerbricht,
Daß wir den Himmel ſchauen, —
Darum ſo klag' ich nicht.

Vor acht Jahren, als die Hochzeit Lehners in der Reſidenz gefeiert wurde, hatte ſie eine Freundin dort beſucht und in einer verborgenen Ecke der Kirche der Trauung zugeſehen.

Sie ſah zum erſtenmal wieder ihre erſte und einzige Liebe, Lehners kräftige männliche Geſtalt, und an ihn gelehnt die ſchlanke zarte Braut in ſchneeweißen Gewändern, in ſilbergeſticktem Schleier und Myrtenkranz.

Sie blickte ruhig hin zum Altare mit ihren ſtillen Augen, die Hände gefaltet. Kein innigeres Gebet um Segen für die Vermählten iſt zum Himmel geſtiegen als aus ihrer Seele, und keines aus der Verſammlung iſt mit ruhigerem, friedevollerem Herzen nach Hauſe gekehrt als die einſame Luiſe.

So war ſie denn keine ſchmerzumfloſſene Niobe; ſie war die alte heitere Luiſe, fröhlich, gutmütig und ſelbſtvergeſſen, dankbar für all die ſchönen Tage, die ſie Gott hatte erleben laſſen, die Hilfe aller Hilfsbedürftigen, die liebe, wenn auch oft mißbrauchte Tante der zwei kleinen Neffen.

Luiſe ſaß auch einmal wieder an dem runden Nähtiſchchen der ſeligen Mutter, das ihr mehr zu erzählen hatte als alle magnetiſierten und klopfenden Tiſche: von den alten Tagen, wo ſie als junges Mädchen dies werte Erbſtück glückſelig aus der Rumpelkammer geholt; wo ſpäter Auguſt mit ſeinem Pfeifchen neben ihr geſeſſen; wo ſie aufblickend ihn hatte von fern durch die Kornfelder ſchreiten ſehen; — wo ſie an dieſem Tiſchchen, in den Stunden ſtiller Arbeit allmählich hatte erkennen lernen, daß Gott Gedanken des Friedens und nicht des Leides über ſie gehabt, — o, es war ein koſtbares Tiſchchen, ſamt ſeinem Fachwerk mit Faden und Bändern und alten Knöpfen von verſchiedener Geſtalt, und der runden Nadelbüchſe von Buchsbaum, die ihr Auguſt einmal von dem Jahrmarkt mitgebracht!

Der kleine Guſtav Adolf, der älteſte Sohn und künftige

Stammhalter des Geſchlechts, kam die Treppe heraufgeklettert und rief: „Tante Uis!“ und brachte ihr, ſtolz über ſeine Wichtigkeit, einen Brief. Das war eben nichts Seltenes. Luiſe, obgleich auch jetzt noch nicht ſtark im Briefſchreiben, erhielt zu Zeiten Briefe von allen Seiten, je nachdem irgendwo in der Familie eine Krankheit eingekehrt war, eine Kindtaufe, ein Umzug oder eine Reiſe der Hausfrau bevorſtand, und man wußte unten faſt gewiß, daß Tante Luiſe unmittelbar nach Empfang eines Briefes auf den Boden ſtieg, um ihren alten Lederkoffer hervorzuſuchen und auszuſtäuben, und der Bruder pflegte ſie gewöhnlich mit der Frage zu empfangen: „Nun, wo iſt's diesmal los?“ Warum aber bewegte ſie dieſer Brief in ſo ganz andrer Weiſe? Warum ſtieg ihr das Blut in die Wangen und klopfte ihr Herz und zitterte ihre Hand ſo heftig, daß ſie ihn kaum öffnen konnte? Guſtav Adolf, nachdem er vergeblich auf einen Botenlohn oder wenigſtens auf Anerkennung von der zerſtreuten Tante gewartet, war wieder hinabgeklettert und hatte ſie verklagt: „Tante ſo bös, nix geben, nix g'ſagt.“ Etwas beunruhigt ſtieg der Bruder hinauf, um nach dem Inhalt des Briefes zu fragen. Luiſe hatte ſich wieder gefaßt und bereits den Lederkoffer auf den Platz geſchafft; der Brief lag offen auf dem Tiſchchen, und ſie gab ihn mit tiefem Erröten dem Bruder zu leſen, während ſie ſich zu thun machte. Theodor las:

Liebe Luiſe!

Meine teure Freundin!

Ich habe kein Recht zu dieſem Brief und der Bitte, die er enthält, als den Glauben an Ihre ſelbſtvergeſſene Güte, die ich einſt ſo vielfach erfahren.

Sie wiſſen, daß ich ſeit acht Jahren verheiratet bin. Meine liebe Frau, immer von zarter Geſundheit, iſt ſeit einem halben Jahre ganz bettlägerig; meine Kinder ſind ohne Mutter, mein Haus ohne Aufſicht, meine Frau ohne rechte Pflege. Wir haben es vielfach mit bezahlter Hilfe verſucht, es geht nicht; und, liebe Luiſe, ich muß ganz offen gegen Sie ſein, es iſt auch faſt unmöglich für unſre Verhältniſſe. Da wage ich denn die Frage an Sie: könnten, wollten Sie uns in dieſer äußerſten Not beiſtehen? Ich frage nicht, ob Sie vergeben haben, aber ich frage, ob Sie ſo weit vergeſſen können. O Luiſe! Leidenszeiten, wie ich ſie ſchon durchlebt, ſind ſtrenge Richter vergangener Tage! Doch, ich will hier nichts als meine Bitte ausſprechen, meine Frage wiederholen: können, wollen Sie uns beiſtehen?

Ich will vom künftigen Sonntag an jeden Abend auf der Poſt zu K. nachſehen, ob Sie nicht da ſind: ich kann nicht erwarten, daß Sie kommen, ich wage kaum, es zu hoffen, aber — ich glaube es.

In inniger Hochachtung

August Lehner.

„Und du willſt gehen?“ fragte heftig der Bruder, „zu dem, der dich um deine Jugend und dein Lebensglück gebracht, und dem du jetzt gut genug biſt zur Krankenwärterin und Haushälterin?“ — „Ich will gehen zu denen, die meiner bedürfen,“ ſagte Luiſe ſanft, „du weißt ja, wie ich über das Vergangene denke; und wenn er mir je Leides gethan hat, ſoll ich Gott nicht danken, der mir vergönnt, ihm Liebes zu thun?“ Luiſe blieb feſt, trotz dem Widerſpruch des Bruders und den Bedenken der Schwägerin, die ſie kopfſchüttelnd ziehen laſſen mußten, mit dem Schlußreſultat: „Man kann auch gar zu gut ſein.“

Wiederſehen.

Der Abend dämmerte bereits, als Luiſe vor dem Poſthauſe zu K. abſtieg, wo der Pfarrer von Hochbronn bereits ihrer harrte — das erſte Wiederſehen ſeit jener Trennung. Lehner war es gar beklommen zu Mute, aber Luiſe bot ihm freundlich die Hand und ſagte treuherzig: „Da bin ich denn, und es ſoll mich freuen, wenn ich euch von Nutzen ſein kann.“ Nachdem ſie für Abladung des Koffers geſorgt und ihre enorme Taſche an den Arm gehängt hatte, machte ſie ſich mit dem Pfarrer auf den Weg und bemühte ſich, ſeine Befangenheit zu zerſtreuen: „Sie ſind nicht mehr in Tannhauſen?“ — „Ach, nein, nach dem Tode meiner Frau Schwiegermutter hätte es Adele zu ſehr angegriffen, noch in der Nähe der Reſidenz zu ſein; auch hielt man die Luft nicht für gut, und — meine Ausgaben nötigten mich, auf einen einträglicheren Dienſt zu ſehen.“ — „Was fehlt denn eigentlich Ihrer Frau?“ Mit dieſer Frage Luiſens war ein Geſprächsthema angeſchlagen, das reichlich vorhielt bis zum Pfarrhauſe. Er erzählte, wie Adele immer nervenſchwach geweſen, wie es ihr von den Nerven aufs Herz und vom Herzen wieder in die Glieder und von da auf die Bruſt gezogen ſei; wie die Badereiſen in den letzten Jahren ihren Zuſtand nur immer verſchlimmert hätten, und wie ſie jetzt ſo über alle Begriffe angegriffen ſei, daß die kleinſte Aufregung die heftigſten Krämpfe bringen könne, und dazu die Haushaltung, den Garten, die Kinder mit ihrer Unruhe und unbrauchbare oder eigenwillige Mägde! „O, es iſt oft ein Elend, von dem Sie keinen Begriff haben.“

„Nun, das wird mit Gottes Hilfe auch wieder beſſer; wir müſſen nur der armen Frau nicht mit häuslichen Sorgen das Herz ſchwer machen und ſelbſt guten Mut behalten.“ — „Ach, wenn ich mich zuſammennehme und heiter ſcheine, ſo ſagt ſie, ich ſei gleichgültig, und klage ich, ſo weint ſie und wünſcht ſich den Tod! Aber ſie iſt bei alledem die beſte Frau von der Welt, nur der angegriffene Zuſtand . . .“

Sie hatten das Haus erreicht. Es war ein ſchönes ſtattliches Haus, das Pfarrhaus zu Hochbronn, im Mondſchein, der die vernachläſſigte Umgebung nicht ſo erkennen ließ wie das Sonnenlicht, und als der Pfarrer die Klingel zog, um die als Fremde einzuführen in ſein Haus, die einſt ſo vertrauensvoll ihre Hand in die ſeine gelegt hatte zum Gang durchs Leben, da durchzuckte wohl beide ein ſeltſames Gefühl. Zum erſtenmal wagte er Luiſe anzuſehen, das helle Mondlicht fiel auf ihre Züge; ſie aber blickte ihn an mit einem ſo klaren, ruhigen Blick, ſo voll von Frieden und Vergebung, daß dieſer Blick ihm die Tiefen eines Herzens zeigte, das über den Stürmen ſteht und die Welt überwunden hat.

Die Magd kam herab, öffnete das Haus und ſtellte dem Pfarrer, ehe er die Treppe betrat, Stiefelknecht und Pantoffeln hin. „Meine Frau greift es ſo an, das Knarren der Stiefel auf der Treppe zu hören,“ ſagte er entſchuldigend zu Luiſe. — „Aber die Bauern?“ fragte dieſe unwillkürlich. — „Wer vom Dorf ein Anliegen an mich hat, den empfange ich im Schulhaus,“ ſagte er etwas verlegen.

Die Frau durfte heute nimmer beunruhigt werden mit der Kunde von Luiſens Ankunft; Luiſe genoß den Reſt angebrannter Suppe, den die Magd noch warm gehalten hatte, und ließ ſich ihr Schlafgemach zeigen. Das Gaſtzimmer ſchien längſt als Rumpelkammer zu dienen; das Gaſtbett war ordentlich aufgemacht, nur war unter der Matratze ein Depot für ſchmutzige Wäſche angelegt; Luiſe hatte bis tief in die Nacht zu thun, bis ſie nur das Zimmer einigermaßen wohnlich geordnet, und poetiſche Gemüter mögen ihr verzeihen, daß in dieſer erſten Nacht unter dem Dach des Hauſes, das ihre Heimat hätte werden ſollen, die Proſa der Gegenwart mächtiger wurde in ihr, als die Poeſie der Vergangenheit, und daß ihre Gedanken beim Einſchlafen ſich mehr um künftige Hausreformen drehten, als um begrabene Träume.

Ein Wirkungskreis.

Am nächſten Morgen ging ſie zeitig in die Küche hinab und fand dort den Pfarrer geſchäftig hin und her trippelnd, während er mit dem Schweif ſeines langen Schlafrocks Zwiebel-

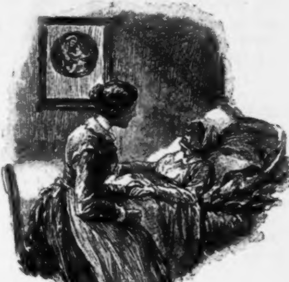
und Eierſchalen und ſonſtigen Kehricht, mit dem der Küchenboden bedeckt war, nach ſich ſchleppte; eine ſtämmige Köchin, wild, wie es ſchien, über den ungehörigen Eingriff in ihre Rechte, warf ganze Arme voll Scheiter in ein loderndes Feuer, auf dem der Kaffee überkochte, während der Pfarrer mühſelig daneben ein kleines Feuerchen auf einer Kohlenſchüſſel anblies. „Aber was machen Sie da?“ fragte Luiſe verwundert. — „Ach, nur Adelens Mooſchokolade,“ ſagte er, etwas beſchämt; „es war indes jeden Morgen der Jammer, daß ſie nicht gut bereitet ſei, da wollt' ich's ſelbſt einmal verſuchen.“ — „Nun, das überlaſſen Sie jetzt mir!“ ſagte ſie, das Feuerchen anblaſend, „und gehen ruhig auf Ihre Studierſtube. Nicht wahr, wir leiden nicht gern Herren in der Küche?“ ſagte ſie lächelnd zur Köchin hinüber, die, durch dieſe Vertraulichkeit ſchon gewonnen, ihren Kaffee in etwas ruhigerer Weiſe beſorgte.

Eben war die Schokolade fertig, als aus einer Hinterſtube ein vielſtimmiges Geſchrei ertönte: „Mine, wo ſind meine Schuhe?“ — „Ich finde meine Strümpfe nicht!“ — „Ich muß andre Hoſen haben!“ — „Der Otto will aufſtehen!“ — „Hab' ich die Kindsmagd ins Dorf ſchicken müſſen um Milch,“ brummte die Köchin, „jetzt ſchreien ſie gleich alle zuſammen! Könnt ihr nicht warten, ihr Racker?“ Luiſe winkte lächelnd den Pfarrer zurück, der ſoeben mit kläglicher Miene zu Hilfe kommen wollte, und ging hinüber in die Kinderſtube, die weder fürs Auge, noch für den Geruchsſinn anziehend war. Da wälzten ſich vier kleine Kreaturen von ſieben bis zu zwei Jahren in verſchiedenen Stellungen und ſehr unreinlichen Negligés auf dem Boden oder im Bett herum, ſtritten und ſchrieen: „Mich muß man zuerſt anziehen!“ — „Nein, mich!“ — „Meine Schuhe ſind ja zerriſſen!“ Und ſo fort. Die Erſcheinung einer Fremden imponierte ihnen etwas, und ſie ließen ſich lautlos eins ums andre von Luiſe waſchen, kämmen und ankleiden, ſoweit dies mit höchſt mangelhaften Hilfsmitteln überhaupt möglich war. Es war ein unerhörter Prozeß, daß ſie noch vor dem Frühſtück angekleidet wurden, und ſie ſtarrten bald einander, bald die fremde Frau an, die ſo emſig und raſch an das ſchwierige Werk ihrer Reinigung ging.

Der Pfarrer war indes noch in Verlegenheit geweſen, wie er Adele von der Ankunft der neuen Hausgenoſſin benachrichtigen ſolle, ohne ſie zu ſehr anzugreifen. Die isländiſche Moosſchokolade bahnte den Weg dazu. „Wer hat ſie diesmal gemacht? Die ſchmeckt nun doch einmal, wie ſie ſoll,“ ſagte die Kranke, als ſie ihr gebracht worden. — „Luiſe Stein, die ich ja hierher gebeten zu deiner Unterſtützung, kam geſtern abend und hat ſie zu machen verſucht.“ — „So, das iſt gut, ich möchte ſie bald ſehen.“ Es war der Kranken auf dies Sehen bang, wie auf alles, was einem Ereignis glich; aber Luiſens anſpruchs- und geräuſchloſe Weiſe, die herzliche Teilnahme, die ihr die Thränen ins Auge trieb, als ſie die junge Frau ſo krank und abgezehrt auf dem Lager fand, die ſie nur einmal geſehen in der Blüte der Jugend und des Glückes, beruhigte dieſe leicht, und Luiſe ſaß bald an ihrem Bette und ordnete ihr die Kiſſen und reichte ihr den Trank, als hätte ſie immer da geſeſſen. Als nun der Vater draußen beim Frühſtück, das in der Studierſtube genoſſen werden mußte, damit die Mutter den Kinderlärm nicht hörte, die Kinder gewaſchen und gekleidet vorfand und zum erſtenmal keinen Streit zu ſchlichten hatte, weil alle noch von dem unerhörten Ereignis mit der fremden Frau, die ſie gewaſchen hatte, verblüfft waren, da dämmerte es ihm ſeit lange wieder wie das Morgenrot einer beſſeren Zukunft.

Es war ſehr ſchwierig, dieſes Morgenrot heraufzuführen. Luiſe ſtieß allenthalben auf ſolche Berge von Hinderniſſen, Kammern voll angehäuften unnennbaren Gerümpels, Schränke voll ungeflickter Wäſche; im Beſuchzimmer Motten in den eleganten Möbeln, geſtickte Vorhänge von Mäuſen zerfreſſen; in den andern Zimmern kein einziges wohlerhaltenes Stück. Der Garten war eine Art von Tiergarten, in dem Katzen und Hunde, Hühner und Gänſe freien Spielraum hatten, und den die Magd der Bequemlichkeit halber beinahe ganz mit Salat angebaut hatte, an dem ſich Herr und Kinder faſt krank eſſen mußten.

Des Pfarrers Studierſtube diente bei ſchlechtem Wetter zur Kinderſtube, um der kranken Frau den Lärm ferne zu halten; ſeine Pfeifen waren ins Gartenhaus verbannt, weil die Frau nicht einmal das Daſein einer Pfeife im Haus ertragen konnte; Schuhe und Speiſereſte wurden in ein und demſelben Kaſten verwahrt; — es überſtieg Luiſens Begriffe und ſie glaubte der Aufgabe erliegen zu müſſen.



Sie erlag aber nicht. Sie griff mit friſchem Mut an, nicht im Sturm, nur leiſe und allmählich, aber raſtlos und unabläſſig. Sie drückte über keine ihrer Entdeckungen Verwunderung aus; ſie fragte nur die Köchin, ob es ihr nicht etwa ſo auch paſſend vorkomme, und ließ ſie teilnehmen an jeder Reform. „Es iſt eine rechte Jungfer," gab ſelbſt dieſe zu; „ja, es iſt gut mit ihr arbeiten," geſtand auch die Stubenmagd.

Und die Kinder hingen an ihr mit einer Liebe, wie ſie ſie nimmer erfahren, ſeit man ihre kleinen Brüder fortgeführt, und folgten ihrem Wink, und der Pfarrer ſchaute ſie ſo dankbar an, und die Kranke, die nichts ahnte von den Gebirgen, die Luiſe überſtiegen, wenn ſie ſo harmlos zufrieden ſich zu ihr ſetzte, lächelte ihr entgegen, ſo oft ſie ins Zimmer trat. — Luiſe betete oft, Gott möge ihr ein demütiges Herz erhalten, daß ſie ſich nicht überhebe, weil ihr ſo viel anvertraut ſei, und ſie hatte gar nicht Zeit, an vergangenes Leid zu denken.

Innere Miſſion.

Adele fühlte ihren wohlthätigen Einfluß nur allmählich, unſichtbar wie friſche geſunde Luft. Sie war ſo einfach gebildet, dieſe Luiſe, ihre Gedanken bewegten ſich ſo im Kreis des Gewöhnlichen; ſie ſchien die pure ſimple Gutmütigkeit mit etwas geſundem Hausverſtand, und doch lag oft in ihren einfachen Worten eine Tiefe und ein Ernſt, die Adele hier etwas ahnen ließen, was ſie mit all ihrer Bildung, ihren zarten und ſchönen Gefühlen bis jetzt noch nicht gefunden hatte: ein Herz, das Frieden geſchloſſen hatte mit ſich und ſeinem Gott.

Luiſe ſchlief bei den Kindern; der kleine Otto, der äußerſt ſchwächlich war, ſchlief noch ſehr unruhig; die erſte Hälfte der Nacht aber, wo die Kinder meiſt ruhig lagen, brachte ſie bei der Kranken zu. „Ach, Luiſe, nicht wahr, ich bin recht wunderlich?“ fragte ſeufzend Adele in einer Nacht, wo Luiſe ſie bald hoch, bald nieder gebettet; ihr bald friſches Waſſer, bald warmen Thee gebracht; bald die Lampe gelöſcht, bald ſie wieder angezündet hatte. „Du weißt ja, daß es mir Freude macht, dir etwas nütze zu ſein,“ ſprach beruhigend Luiſe. — „Ach nein, du mußt mich nicht auch verwöhnen, wie alle Welt gethan. Du haſt mir's nie geſagt, und doch iſt mir's erſt eingefallen, ſeit du da biſt, wie unnötig ich euch plage, wie viel ich an mich ſelbſt denke; gewiß, ich will noch anders werden.“ — „Du biſt krank, liebe Adele.“ — „O, ich weiß, wenn du auch krank wäreſt, du würdeſt doch anders ſein an meiner Stelle. Siehſt du, ich war nie recht geſund und ſo lang ich lebte, ſorgte meine arme gute Mutter fortwährend, mir jedes Steinchen aus dem

Wege zu räumen, und ſie brachte es ſo weit, daß mir ein Sandkorn weh that; ich war das beſte Geſchöpf von der Welt und gönnte jedermann alles Gute, nur ſolange mir ſelbſt nichts abging.

„An Bällen konnte ich nicht teilnehmen; ſo oft die Mutter meinte: man müſſe mir armem Tropf doch zu einem bißchen Vergnügen verhelfen, mußte ich es nachher mit wochenlangem Krankſein büßen, da ſuchte man denn alles Erdenkliche auf, was mir ſonſt Freude machen könnte: Bücher waren mir das Liebſte. O, wie lebte ich mich ein in dieſe Welt der Poeſie, und mit wie reizenden Farben malte ich mir beſonders das Landleben aus! Da lernte ich Lehner kennen . . .“

„Haſt du ihn lieb gehabt?“

„Nun, weißt du,“ ſagte Adele errötend, „ich lernte ihn auf dem Lande kennen, da war es eine ſo große Wohlthat, daß er mir vorlas; aber ich hätte doch nicht daran gedacht, je ſeine Frau zu werden, er war ja ſechzehn Jahre älter als ich! Aber als er nach Tannhauſen kam, da erſt wurde er mir wichtiger, das Pfarrhaus war ſo einzig! Wir Mädchen alle hatten uns ſchon in der Nähſchule darum geſtritten, wer einmal Frau Pfarrerin in Tannhauſen werden dürfe, und Auguſt kam mir ſo recht würdig und edel vor . . .“

„Haſt du ihn denn nicht ſo gefunden?“

„Ach, gewiß, er iſt ganz brav und gut, nur zu gut gegen mich; aber ich hatte mir einen Geiſtlichen gar nie im Alltagskleid gedacht, und es ſtörte nachher meine Illuſion, ihn im geſtreiften Schlafrock mit der Pfeife im Munde zu ſehen. Nun alſo, ich fühlte recht, daß mein weichliches ſchwankes Weſen einen Halt und eine Stütze brauche, und ich ſagte von Herzen ja, obgleich es ſo ſchnell kam, daß ich nicht recht wußte, wie mir geſchah. Und ich ward ſeine Frau. Nun wollte ich zwar einen Mann, wie ihn ſich ein Mädchen denkt: männlich und feſt, eine Ulme für das ſchwanke Epheu; daneben aber hatte mir die Mutter oft und viel geſagt, wie ein unerhörtes Glück es ſei für Auguſt, daß er mich bekomme, und wie er mich ehren und ſchonen und auf den Händen tragen werde. Und mein Leben lang hatte man mich gelehrt, zumeiſt und zunächſt an das zu denken, was mir angenehm, was etwa meiner Geſundheit ſchädlich oder zuträglich ſein könnte.

„Wo denn einmal Auguſt mit der Feſtigkeit auftreten wollte, die ich mir als Mädchen ſo reizend gedacht, da that es mir entſetzlich weh; ich zerfloß in Thränen, wenn er eine verbrannte Suppe tadelte, und bekam ein ſolches bitteres Mitleid mit mir ſelbſt, daß ich mir die ärmſte Frau ſchien und unendlich edelmütig, wenn ich wieder vergab. Dazu kam die Mutter, die in ihrer Güte mich ſo übermäßig hätſchelte und pflegte und ſchonte, daß mein guter Mann wie ein wahres Monſtrum von Gleichgültigkeit und Härte daneben ſtand.

„Es kamen die Kinder. Ich war wirklich der Laſt nicht gewachſen, und je nötiger dem Haushalt eine thätige, rüſtige Frau geweſen wäre, deſto ſchwächer wurde ich. Die Verſuche, die ich zu Anfang gemacht, thätig im Haushalt zu wirken, mußt' ich bald unterlaſſen, und der arme Auguſt verzehrte ſich in Sorge, daß er mir nicht alle Hilfe und Erleichterung ſchaffen könne, die mein Zuſtand fordere. Die gute Mutter war unerſchöpflich in Vorſchlägen von Bädern, Reiſen und Kurorten, die mir gut thun ſollten; ich ließ mir alles gefallen, ich hatte nie klare Einſicht in Geldverhältniſſe gehabt, und wenn ich auch wußte, daß unſer Einkommen nicht reichte, ſo tröſtete ich mich damit, daß ich ja der Mutter einziges Kind ſei, die würde uns ſchon zu rechter Zeit helfen.

„Nach der Mutter Tode gingen mir darüber freilich die Augen auf und ich ſah, daß wir lange Jahre auf einem Fuß gelebt, der unſre Mittel aufgezehrt; aber ich war körperlich zu ſchwach und hatte meine geiſtige Kraft zu wenig geübt, als daß ich jetzt an eine durchgreifende Aenderung hätte denken können; ich hoffte, auf dem neuen beſſeren Dienſt würde alles gut werden.

„Jetzt erſt, Luiſe, ſeit du hier biſt, ſehe ich, daß ich trotz meiner Schwäche hätte mehr thun können, zumal für meine Kinder. Es iſt zu ſpät. Liebe Luiſe, gewöhne du meine Kinder, das Leben friſch anzufaſſen und hinzunehmen! Lehre du ſie ſich ſelbſt vergeſſen auch im Leiden, daß Gott ſie bewahre vor dem Stachel, der unbewußt an meiner Seele genagt hat durch all dieſe Jahre, an der Seite eines guten Mannes und lieblicher Kinder: behüte ſie vor dem Gefühl unerfüllter Pflicht!“

Es war zu ſpät für die arme Frau, ein neues Leben des Wirkens zu beginnen; aber nicht zu ſpät, in der Schule des Leidens zu lernen, was noch zu lernen war. Die Kinder, die ſonſt ängſtlich fern gehalten worden, durften ſich nun um ihr Bett ſammeln; ſie lernte ſich freuen an ihnen und teilnehmen an ihren kleinen Leiden und Freuden. Sie war ſo ſanft und geduldig, ſo beſorgt, andre nicht zu bemühen, daß ſie ohne die aufmerkſame Liebe Luiſens und ihres Gatten manches Nötige entbehrt hätte. Und, was vielleicht das Größte, das Ergebnis des ſchwerſten, ſtillen Kampfes war — ſie ſah neidlos mit ſanftem Lächeln, mit welcher Liebe und Achtung die Kinder an Luiſe hingen, an ſie ſich wandten, wie ſie von ihr Belehrung und Troſt und Hilfe ſuchten; wie der Pfarrer mit rückhaltloſem Vertrauen alle Angelegenheiten des Hauſes und der Kinder in ihre Hand legte und das Geſinde ihren leiſeſten Wünſchen Folge leiſtete.

Adele fühlte in dieſer Verleugnung einen Frieden, wie ſie ihn nie empfunden, nicht in den ſchönſten Tagen ihres kurzen Frühlings; einen Frieden, der ihr Krankenbett den Ihrigen zu einer lieben Heimat, der nach langen, langen Leidenswochen ihr Sterbebett zu einer heiligen Stätte ſeliger Hoffnung machte.

Das letzte Opfer.

Adele ruhte im Grabe, auf dem ſchon die weißen Roſen blühten, die Luiſe vor ihrem Abſchied aus dem Pfarrhauſe noch darauf gepflanzt. Der Pfarrer hatte ſeinen älteſten Knaben in eine Koſtſchule gegeben und führte das Hausweſen, das Luiſe in gute Ordnung gebracht, mit einer braven Magd.

Und Luiſe ſaß wieder am Nähtiſchchen in dem Oberſtübchen des Bruders; den kleinen Otto, der noch vieler Pflege bedurfte, hatte ſie mit ſich genommen, er belebte das ſtille Jungfernſtübchen und ſpielte zu ihren Füßen.

Luiſe hatte nicht nur gegeben im Pfarrhauſe zu Hochbronn, ſie hatte auch gelernt, und an Adelens Kranken- und Sterbebette vieles gewonnen. Die höhere Bildung der jungen Frau, die, als ſie von den Schlacken der Selbſtſucht gereinigt war, ſich wirklich als edler Schatz ihres Innern kundgegeben, hatte den Kreis ihrer eigenen Gefühle und Gedanken erweitert; der ungetrübte Friede, mit dem ſie friſch und heiter durch die kleinen Wechſelfälle, die unvermeidlichen Störungen des Alltagslebens ging, entſprang mehr noch als zuvor aus einer tieferen Quelle als natürlichem gutem Mut: aus einem Herzen, das himmelwärts geſtellt war.

Da kam Guſtav Adolf, der nun bereits an mensa war und den kleinen Otto gnädig protegierte, auch einmal wieder mit einem Brief in der Tante Stube. Ein Brief vom Pfarrer Lehner an die Pflegerin ſeines Kindes war nichts Neues mehr, Luiſe war lange wieder mit der Aufſchrift vertraut, — und doch ſtürzte ſie dieſer Brief in eine Bewegung, wie ſie ihr ſtilles Herz ſeit Jahren nicht mehr gekannt, ſo daß Guſtav Adolf diesmal die Botſchaft ins Wohnzimmer hinunterbrachte: „Die Tante iſt ganz betrübt und weint und geht immer in der Stube herum.“

Der Inhalt des Briefes hätte ſie nicht mehr überraſchen dürfen. Er enthielt die innige herzliche Bitte Lehners, zu allem, was ſie ihm und den Seinigen gegeben, noch die höchſte Gabe, ſich ſelbſt, zu fügen, ſeinen Kindern eine treue Mutter, ſeinen einſamen Tagen eine Gefährtin, ſeinem verwaiſten Hauſe die ſegnende Hausfrau zu werden.

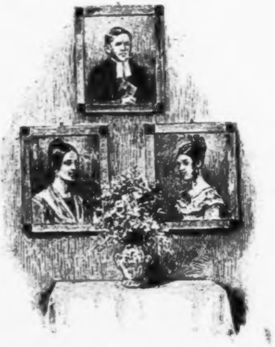
Luiſe hätte dieſe Bitte vorausſehen können; ihre Geſchwiſter, der ganze Kreis ihrer Bekannten hatten längſt als ganz natürlich erwartet, daß ſie des Pfarrers Gattin werde. Er bot ihr eine Heimat, wie ſie ſich einſt gedacht, er war ihre erſte und einzige Liebe: und doch — nur ein Frauenherz vielleicht wird glauben und begreifen, daß Luiſe bei dieſer Bitte den ſchwerſten Kampf ihres Lebens mit ihrem weiblichen Stolze zu durchkämpfen hatte. Willig, gerne, ohne Zögern war ſie zu ihm geeilt in der beſcheidenen Eigenſchaft einer Gehilfin des Hauſes, einer Pflegerin ſeiner Frau; ſie hatte ihm beigeſtanden wie eine Schweſter, gedient wie eine Magd. Aber ſein Weib zu werden, die Hand, die er verſchmäht, nun doch in die ſeine zu legen, nachdem ihre Gefühle für ihn lange ſchon zur ruhigen, faſt mitleidigen Schweſterliebe geworden waren, ſo daß ſie mit einem Herzen, lauter bis zum tiefinnerſten Grunde, am Sterbebette ſeines Weibes hatte ſtehen können — dagegen ſträubte ſich ihr innerſtes, weibliches Gefühl, und mehr als einmal ergriff ſie die Feder, um ihm ſchweſterlichen Dank für ſeine Werbung zu ſagen und ſie abzulehnen.

Aber ſie dachte an ſeine einſame Zukunft, an die verwaiſten Kinder, die ihr die Mutter ſo oft auf die Seele gebunden; ſie bedachte, ob es nicht Gottes Finger ſei, der ihr hier ihren Wirkungskreis angewieſen und ob ihr darauf eine andre Antwort zieme als: Siehe, ich bin des Herrn Magd.

So hat ſie ja geſagt und einen ſtillen Einzug gehalten in das Pfarrhaus, deſſen Schwelle ſie das erſte Mal ſchon als hilfreicher Engel betreten, und ſie iſt dem Gatten ein gutes, treues Weib geworden, die ihm Liebes gethan und kein Leides ſein Leben lang. Ihre fleißige Hand brachte den Segen ins Haus, und Adelens Kinder, die ihre einzigen blieben, wuchſen und gediehen wie Oelzweige.

Ob ſie das alte Gefühl ihrer Jugend, das Glück und das volle Vertrauen ihres jungen Herzens wieder gefunden — ich weiß es nicht und ich glaube es kaum. Aber ihr Mann wurde geprieſen als ein glücklicher und geſegneter Mann und er hat in ihr ſeinen guten Engel erkannt bis zu ſeinem letzten Hauch.

Ihre Kinder ſind mit einer Liebe und Achtung an ihr gehangen, wie ſie nur eine Mutter als köſtlichſte Gottesgabe erbitten kann. Luiſe ruht nun lange im Grabe neben Adele und ihrem Gatten, und Adelens Söhne ſind Männer geworden; aber das Auge der Männer wird feucht und ihre Hände falten ſich wie zum Gebet, wenn ſie der zweiten Mutter gedenken und ihrer Treue.



Unabhängigkeit.

Erzählung in Briefen.

Es wird des Glaubens heil'ge Flamme
Erſt hell im Herzen angefacht,
Wenn wir des Herzens liebſte Träume
Dem Herrn als Opfer dargebracht.

Drum, wenn das ſtille Leid dir nahet,
So werde dir recht innig kund:
Es ruht die edelſte der Perlen
Auf der Entſagung dunklem Grund.

Und haſt die Perle du errungen,
Erblühe freundlich dein Geſchick;
Weit über Bitten und Verſtehen
Gibt uns der Herr das rechte Glück.

O. W.

Als Gottes Diener, Gottes Hausgenoſſen,
In Demut willig und in Liebe frei,
Das Seine ſchaffen froh und unverdroſſen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu.

Spitta.

Helene an Lottchen.

Grünberg, im März 18 . . .

Weißt Du noch, liebes Lottchen, wie oft ihr in der Penſion über mich gelacht habt, wenn ich euch feierlich über einen Vorſatz um Rat befragte und euch dann hinterher meinen bereits unabänderlich gefaßten Entſchluß verkündete, der meiſtens ſehr im Widerſpruch ſtand mit eurer Meinung? Diesmal will ich ehrlicher ſein und Dir zum voraus ſagen, daß für meinen neu gefaßten Entſchluß der gute Rat zu ſpät käme. Ich habe mich nämlich an Madame Coulin mit der Bitte gewandt, mir eine Stelle als Erzieherin zu verſchaffen, und habe bereits zwei Anträge meinen Eltern zur Begutachtung vorgelegt.

Nicht wahr, das iſt ſchnell gekommen? Und nun, mein allerliebſtes, vortreffliches Lottchen, die Du allzeit die Weiſeſte und die Brävſte unter uns warſt, aber auch allzeit die Freundlichſte: ſei auch diesmal ſo freundlich, meinem Entſchluß beizuſtimmen! — denn ruhig bin ich doch nicht, wenn Du nicht damit einverſtanden biſt.

Mein Vater hat mir die Einwilligung weniger ſchwer gemacht, als ich gefürchtet; denkt er vielleicht, unſre Verhältniſſe ſeien derart, daß einſt Notwendigkeit werden könne, was jetzt freie Wahl iſt? „Verſuch's in Gottes Namen und verſtoß dir den Kopf in der Welt draußen, wirſt gern wieder heimkommen!“ ſagt er.

Die Mutter nimmt es ſchwerer und rät mir ernſtlich ab. Sie meint es gut, und ich glaube, ſie fürchtet auch, als böſe Stiefmutter zu erſcheinen, die das Kind aus dem Vaterhauſe treibt. Damit hat's gute Wege. Jedermann weiß, daß ſie ſich gut und treulich um des Vaters Haushalt und um die Geſchwiſter angenommen, und wenn mir's auch zu Anfang weh gethan hat, die ſelige Mutter ſo bald erſetzt zu ſehen, und wenn ich erſt nicht gern mein Hausregiment wieder abgegeben, ſo habe ich doch bald eingeſehen, daß ich Jugendfreude und Jugendfriſche verloren hätte in den Sorgen des Haushaltes und der Plage mit den Kindern, und ich ſehe nun die Zügel neidlos in reiferen Händen.

Freilich meint die Mutter, ich ſoll zunächſt mein Talent im Unterrichten an den kleinen Geſchwiſtern üben; ich habe es auch ſchon verſucht, aber es geht wahrhaftig mit Geſchwiſtern nicht gut: der eigentliche Reſpekt fehlt. — Es gibt ja gute Schulen hier, und — zuletzt könnte ich aus der Gouvernante leicht zum Kindermädchen werden.

Ich verlaſſe die Heimat nicht, um müßig zu ſein; was ich gelernt, ſoll Früchte tragen. Ich ſehne mich nach geiſtiger Thätigkeit, — und erſtens und letztens: ich ſehne mich hinaus, hinaus in eine freiere, friſchere Lebensſtrömung. Ich habe es ſatt, dies Leben einer Kleinſtadt, dieſe Bälle, wo ich die erſte Tour mit dem Gerichtsaktuar tanze und die zweite mit dem Oberamtsaktuar und die dritte mit dem Aſſiſtenten und ſo fort, bis die Reihe wieder an den Gerichtsaktuar kommt; dieſe Kaffeeviſiten, wo die Frauen verhandeln, wie vielfache Ausſteuer ihr Minele bekommt, und die Mädchen ſich erzählen, wer ihnen die Cour mache und wer ſie ihnen vielleicht auch noch gemacht haben würde. Ich will Freiheit, Unabhängigkeit, auf einem Wege natürlich, wo ſie einem Mädchen zugänglich iſt.

Dieſes gutgemeinte, tägliche, ſtündliche Kontrollieren meines Thun und Laſſens (ſo wenig ich im Elternhauſe über Zwang und Beſchränkung klagen kann), dies ewige Fragen: „Was thuſt du, Helene? Wohin gehſt du, Helene? Willſt du denn dies Kleid ſchon für Werktags anziehen?“ wird mir nachgerade unerträglich; und ihr mögt ſagen was ihr wollt von den Schattenſeiten des Gouvernantenlebens, laßt mich nur einmal in der Welt draußen ſein! Ich weiß gewiß, da wird alles anders und beſſer. Wie? kann ich freilich noch nicht ſagen, aber ich weiß, daß ich mich freiwillig in alles fügen kann, während mir gezwungen das Kleinſte ſauer geſchieht; darum wird mir bei einem ſelbſtgewählten Beruf nichts zu ſchwer werden, und ich halte die vielen Einwürfe gegen ein Leben, das nun einmal von unſern philiſterhaften Verhältniſſen verſchieden iſt, für leeres Vorurteil.

Tante Merz meinte mit bedeutſamem Lächeln: es gäbe ja noch andre Wege für Mädchen, um ſelbſtändig zu werden: ich ſei hübſch, der Vater angeſehen, da werde ſich's ſchon noch ſchicken mit einer guten Partie u. ſ. w. — Da kam ſie mir eben recht! Davor behüte mich Gott, daß ich daſitzen ſollte und auf einen Mann warten! Nein, nichts empört mich mehr, als wenn man das für das einzige Lebensziel, für das höchſte Glück eines Mädchens anſieht.

Die erſte der mir angebotenen Stellen iſt bei einer Profeſſorswitwe in der Schweiz, die mich freundlich bittet, ihr als Freundin und Gehilfin bei dem Unterricht ihrer Kinder beizuſtehen — das lautet hübſch und gemütlich, aber ich fühle ſchon, das wäre die alte Sauce wieder: dieſelbe kleinliche Beſchränkung. Ich bin geſonnen, die andre bei einer gräflichen Familie auf Schloß Welſen in Preußen, einige Meilen hinter Berlin, anzunehmen.

Meine Stellung dort wird vielleicht einſamer, gewiß aber freier und unabhängiger, und dann — ich geſtehe Dir, das Leben der Schlöſſer hat einen gewiſſen Reiz für mich; ein Daſein in edlen und ſchönen Umgebungen, überhoben der Gemeinheit des Alltagslebens, der kleinlichen Sorgen und Mühen, in denen ſich in unſern Verhältniſſen die edelſte Kraft der Frauen verzehrt — und ich möchte dies Leben einmal beim Lichte beſehen.

So iſt denn dies vielleicht der letzte Brief, den Du von mir aus der Heimat erhältſt, und wenn Dir die Putz- und Waſchfeſte Deiner Tante und die Staren Deines Onkels freie Zeit laſſen, ſo komm noch einmal, mich zu ſehen.

Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich wüßte, was ich thäte: mit Deinen Talenten, mit Deiner unvergleichlichen Umgangsgabe biſt Du wahrhaftig zu gut zur Sklavin kindiſcher Launen.

Mich halte nicht zurück, liebes Herz, nicht einmal mit Deinen Gedanken, ſo lieb und ſo treu ſie ſind!

Laß mich hoffen, laß mich wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand.

Laß mich hinaus, wohin der innerſte Zug meines Weſens mich führt, der Zug nach Unabhängigkeit! Nah und fern in Liebe

Deine Helene.

Lottchen an Helene.

Eichthal, April 18 . .

Liebste Helene!

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir,
Weil's aber nicht kann ſein, nicht kann ſein:
Bleib' ich allhier.

So hab' ich nun ſchon manch liebes Mal in meinem Leben geſungen und gedacht, und das „nicht kann ſein" ſollte ich wohl auswendig können, und doch fällt es manchmal noch ſchwer. Es ſind recht lehmerne Schwingen, die diesmal meinen letzten Flug zu Dir hemmen: Tante hält es für rein unmöglich, unſre große Wäſche zu verſchieben, natürlich noch viel unmöglicher, mich während dieſer Zeit ein paar Tage fortzulaſſen, und ſo muß ich mich begnügen, den eilenden Wolken, die ich morgen auf dem Trockenplatz Gelegenheit habe zu beobachten, Grüße für Dich mitzugeben. Wer hätte auch gedacht, daß die Frau Gräfin ſo bald ſchon Anſprüche auf Dich machen würde! Ich meine, es hätte den jungen Comteſſen vielleicht auch nicht geſchadet, wenn man ſie ein paar Wochen unerzogen gelaſſen hätte.

Nun, weil es denn ſein muß, mein liebes Herz, ſo leb wohl und reiſe glücklich! Gott behüte Dich und geleite Dich, und wenn er Dich nicht alles finden läßt, was Dein Herz ſucht, ſo möge er Dir etwas Beſſeres dafür beſcheren! Ich meine, Dir *könne* es nicht ſchlimm gehen, und ich will Dir auch das Herz nicht mehr ſchwer machen mit meinen Bedenken; auch wäre das wohl nicht ſo leicht bei meiner ſichern, freien Helene, die ihres Weges ſo gewiß iſt. Deiner Tante mußt Du nicht ſo böſe ſein um ihren gutgemeinten Wunſch. Wenn ſie uns Mädchen nichts Beſſeres und Lieberes zu wünſchen weiß, als einen Mann, ſo iſt das immerhin ein Zeichen, daß *ſie* mit dem ihrigen glücklich geweſen; meine Tante, das weißt Du wohl, die ſpricht anders.

Wenn man ihr von Bekannten die Geburt eines Mädchens anzeigt, ſo ſeufzt ſie: „Auch wieder ein ſo armer Tropf weiter auf der Welt!“ Wenn ſie einem Hochzeitszug begegnet, ſo verſichert ſie, ſie möchte lieber einen Leichenzug ſehen, und doch iſt's der guten Tante, ſoviel ich weiß, gar nie ſchlimm gegangen auf der Welt, und der Onkel iſt die beſte Seele, ſeine kleinen Eigenheiten abgerechnet. Nun, man muß ihr das zu gute halten; wenn ſie auch die Welt für ein Jammerthal anſieht, ſo thut ſie doch viel in ihrer Weiſe, den Jammer zu mildern; ſie iſt ſehr gut gegen Arme, und um dies bittre Leben zu verſüßen, backt ſie wenigſtens Biskuittorten für alle Welt.

Ich meinesteils gönne allen Mädchen ihr bißchen Leben von Herzen; wenn's keiner ſchlimmer geht als mir, ſo haben ſie alle Grund, ſich ihres Daſeins zu freuen. Ich könnte eher Mitleid mit den armen Männern haben, wenn ich nicht dächte, daß ſie doch auch auf der Welt ſein müßten. Was iſt das für ein Leiden, bis man weiß, was ſo ein Junge werden ſoll, was für eine Sorge, ob man auch das Rechte erraten! Soll er ſtudieren, ſo geht das Drangſal mit den Examen an; hat er die gemacht, ſo fühlt er ſich nicht befriedigt von ſeinem Fach; bleibt er in ſeinem Fach, ſo bekommt er lang keinen Dienſt; hat er einen Dienſt, ſo hat er noch kein Weib; iſt er Kaufmann, ſo will er ſich etablieren und kann fallieren; iſt er Apotheker, ſo muß er ſich nach einer Witwe oder Erbtochter mit einer anerſtorbenen Apotheke umſehen; kurz — aber Du wirſt denken, ich habe von der Tante lamentieren gelernt. Wie gut haben's wir Mädchen dagegen! Immer etwas zu thun, Dienſte genug und kein Examen, und dürfen warten in aller Stille, wozu uns der liebe Gott brauchen will. Doch ich vergeſſe, daß ich zu meiner ſtolzen Helene rede, die ihr Schickſal ſelbſt geſtalten will!

„Wenn Du an meiner Stelle wäreſt, ſo wüßteſt Du, was Du thäteſt?“ Liebe Seele, wenn Du ich wäreſt, ſo bliebeſt

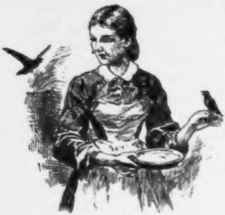
Du, wo Du biſt. Wenn ich Gott alle Morgen bitte, mir mein redlich Tagewerk in dieſem meinem kleinen Kreiſe anzuweiſen, ſo iſt das, glaub' ich, pure Bequemlichkeit, weil mir's ſo ſauer würde, wenn ich mich erſt auf meine Beſtimmung beſinnen müßte. Du meinſt, ich verſplittere meine Zeit und Kraft in elenden Kleinigkeiten? Liebe Helene, wenn ich denen gehorſam bin, die mir an der Stelle der Eltern ſind, ſo wird mir's nicht zum Unrecht werden, auch wenn nicht alles, was ich thue, einen beſonderen Nutzen und Zweck für die Menſchheit hat. Es mag ſein, daß ich an andern Orten mehr wirken und — vielleicht beſſer für meine Zukunft ſorgen könnte, als hier; aber ich glaube doch nicht, daß ich vergeblich hier bin, und es iſt gewiß Gottes Wille, der mich an dieſe Stelle ſetzte.

Zu thun habe ich einmal genug, vom frühen Morgen, wo ich des Onkels Eſſigkolben arrangiere, ſeine Amſeln und Staren füttere und ſeine Wetterglasbeobachtungen zu Protokoll bringe, bis nachts, wo ich alle Stühle in Ueberzüge hülle und auf den Gang ſtelle, damit ſie in der Frühe ſchon draußen ſtehen, wenn das Zimmer gekehrt wird, und bis ich die ſiebenhundert Töpfchen alle in ihrer Ordnung erhalte und ſorge, daß die Katze kein Schüſſelchen bekommt, aus dem der Hund ſchon gefreſſen hat, und bis ich die Thürklinken poliere und in Leder wickle, und die Aſche ſiebe, aus der verſchiedene Laugen gegoſſen werden zur Reinigung des Geſchirrs je nach ſeinen vielerlei Rangklaſſen, — o, ich ſage Dir, es iſt eine komplizierte Tagesordnung, und damit mir das Geſchäft nicht entleidet, habe ich gelernt, es mit ſo viel Intereſſe zu thun, daß mir oft ſelbſt bange wird, ich könnte einmal gerade ſo werden wie meine arme, gute Tante, und die iſt ſich doch ſelbſt zur Laſt mit ihren Wunderlichkeiten.

„Aber das ſind erbärmliche Beſchäftigungen, eines denkenden Weſens unwürdig!“ rufſt Du aus. Schatz, ich ſage Dir, ein undenkendes Weſen könnte gar nicht damit fertig werden, und erbärmlich iſt am Ende nichts, was zur Zufriedenheit eines Menſchen beiträgt.

„Aber deine Verwandten ſollen nicht ihre Zufriedenheit in ſolchen Elendigkeiten ſuchen!“

Teuerſte, ich habe gar nichts dagegen, wenn Du die jungen Weltbürger, die nun Deiner achtzehnjährigen Leitung anvertraut werden, zu freien, ſtarken Menſchen erziehſt, frei von dem Hängen an Kleinigkeiten, zu gut, um andre zu quälen mit ſelbſtgeſchaffenen Laſten, — thue das nur und laß keine ſogenannten Eigenheiten an ihnen aufkommen! Ich mach' es auch ſo mit dem einzigen Menſchen, den ich zu erziehen habe, mit mir ſelbſt nämlich. Aber meine alte Tante werden wir zwei ſchwerlich mehr anders ziehen, und nun ſie ſo iſt, ſo iſt's ja doch beſſer, es geſchieht im Frieden, was ſonſt unter Zank und Streit geſchehen müßte.



„Aber das könnten bezahlte Perſonen von geringeren Fähigkeiten verrichten,“ lautet einer Deiner weitern Einwürfe. Da verſtehſt Du's wieder nicht; bezahlte Perſonen bleiben erſtens nicht da und zweitens thun ſie's nicht und drittens, wenn ſie's thun, ſo ſind ſie grob. Es gehören gar keine ſo geringen Fähigkeiten dazu, diplomatiſch zwiſchen den Staren, Amſeln, Kaninchen und Eſſigkolben des Onkels, und zwiſchen den reinen Fußböden, weißen Gardinen, polierten Feuerzangen und angezogenen Tiſchfüßen der Tante durchzuſegeln, ohne auf beiden Seiten anzuſtoßen; dem Azur, Mignon und Nero der Tante gerecht zu ſein, ohne die vier Katzen des Onkels zu beeinträchtigen. Eh ich kam, hat die Tante ſchon vierzehn Hausjungfern gehabt und unzählbare Mägde; nun walte ich und Chriſtine doch ſchon ſeit zwei Jahren einträchtig nebeneinander, ein unerhörter Fall in den Annalen des Hauſes; und wenn Chriſtine ſagt: „Ich halt's eben nimmer aus,“ ſo ſag' ich: „Ich thät's doch noch einmal probieren," dann tröſtet ſie ſich wieder mit dem Gedanken: „Ja Sie ſind doch noch ärger geſchoren, Jungfer Lotte!" — und es geht wieder.

Aber da komm' ich in ein Schwatzen und Plaudern hinein über meine Angelegenheiten, und Du haſt jetzt ſo viel Nötiges und Wichtiges zu bedenken und ich wollte nichts als Dir lebewohl ſagen.

Das nächſte Mal ſollſt Du erſt noch mehr hören, über die Lichtſeiten meiner Exiſtenz, die gar nicht unbedeutend ſind, zumal ſeit wir auf dem Lande wohnen.

Für heute aber nichts mehr, als leb wohl, leb tauſendmal wohl, meine Liebe! Ich weiß keinen beſſern Wunſch auf Deinen Weg als den Schluß des alten Reiſeliedes:

Gott führ' durch alles uns zur Ruh
Und unverrückt dem Himmel zu.

Behüt Dich Gott und denk an

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Schloß Welſen, im Juni 18 . . .

Der erſte Gruß, der Dir aus meiner neuen Heimat zufliegt, meine Teure! Heimat? das wäre für den Anfang faſt zu viel geſagt, was aber nicht iſt, kann ja noch werden.

Seit acht Tagen bin ich hier, noch etwas reiſemüde, aber glücklich in der Erinnerung an dieſen erſten größern Ausflug meines Lebens. Ich war von der Gräfin an eine ältere Dame empfohlen, die beinahe dieſelbe Tour machte; aber dieſe ewige Beſchränkung war mir läſtig. Da ſollte ich in Geſellſchaft die obligaten Merkwürdigkeiten beſuchen, abends zu guter Stunde im Gaſthof einrücken, in den goldnen ſchönen Morgenſtunden nicht allein ausgehen, mit niemand auf eigene Hand ein Geſpräch anknüpfen; „das jetzt nicht!“ war die ſtehende Antwort der gnädigen Frau. Ich bekam das am erſten Tage ſatt. In Leipzig, das ich doch gern auch länger angeſehen hätte, machte ich mich von der Gnädigen los; edle Weiblichkeit braucht keinen Schutz als ſich ſelbſt. Magdeburg, ‚die Starke, des deutſchen Reiches Halt‘, wollte ich doch auch nicht bloß im Vorüberflug kennen lernen, und das lange Reiſen im Eilwagen iſt ſehr ermüdend, zumal da ich auf dem langen Wege auch nicht eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht habe: ich hatte mir das ſo ganz anders vorgeſtellt.

Dies Alleinbleiben hatte nun freilich ſeine Unannehmlichkeiten: ich kam um meinen Koffer, den ich mit viel Mühe und Koſten erſt einige Tage nach meinem Hierſein wieder erhielt; ich wurde von unverſchämten Kutſchern, naſeweiſen Kellnern und zudringlichen Reiſenden vielfach geärgert, ſo daß ich mich zuletzt doch wieder an einen Kaufmann und ſeine Frau anſchloß, die nach Berlin reiſten.

Da war ich denn vom Regen in die Traufe gekommen, obgleich das würdige Paar äußerſt beſorgt um mich war; die Frau konnte keine Luft im Wagen ertragen, der Mann war entſetzlich ängſtlich und voll Sorge, wir möchten uns verlieren. Abends auf dem Weg in den Gaſthof, oder wo irgend ein Gedränge auf der Straße war, ſchrie er fortwährend: „Jotte, Jotte, Sie jehn man verloren! Halten Se mir doch jefälligſt an meenen Frackzipfel, weil ich in die eene Hand meenen Rejenſchirm und an die andre meene jeliebte Juſte habe!“ Da ich um einen halben Kopf höher bin als das Männchen, ſo kannſt Du Dir denken, daß ich, mit ſeinem Frackzipfel in der Hand, eine ziemlich komiſche Figur machte.

Nun, ich kam am Frackzipfel des Kaufmanns doch ungefährdet bis Berlin; von da hatte ich noch wenige Stunden zu reiſen bis N., wo mich die gräfliche Equipage abholte.

Lach mich nicht aus, meine liebe Reſeda! aber es war für ein kurzes Stündchen wenigſtens ein gar behagliches Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, ſo auf die weichen Kiſſen des Wagens zurückgelehnt in die Welt hinauszufahren. Ich dachte wieder an die ſchönen Briefe der Gräfin, in denen ſie mir ſo klar bewieſen, wie es in ihrem eigenen Intereſſe als Mutter liege, mit mir im innigſten Einverſtändniſſe zu bleiben; — ich malte mir die Perſönlichkeiten aus, die ich etwa auf Schloß Welſen treffen würde, — endlich fuhren wir durch eine ſchöne Allee am Portal vor.

Niemand war unten, nur ein paar Kinderköpfe lauſchten am Fenſter, der Bediente brachte mir das Gepäck auf mein Zimmer. Dies Zimmer nun entſprach meinen Erwartungen gerade nicht: es iſt ziemlich klein, geht in einen Hof, und iſt mit allerlei ausgeſchoſſenem Gerät etwas unharmoniſch möbliert; an mein Mädchenſtübchen daheim mit ſeiner niedlichen Einrichtung darf ich gar nicht denken.

Nachdem ich Toilette gemacht, wurde ich der Familie vorgeſtellt. In dem ſchönen, großen Salon brannte eine prachtvolle Lampe auf dem Theetiſch, um den ſich die Familie aufs reizendſte gruppierte. Die Gräfin, eine ſchlanke, intereſſant ausſehende Dame, ruhte auf dem Diwan, ihr kleinſtes Töchterchen ſpielte mit ihren ſchwarzen Locken, an ihrer Seite ſaß der Graf, eine ſtattliche, ritterliche Geſtalt, wenn auch ſein Geſicht minder geiſtig und minder bedeutend ausſieht; um beide gruppierten ſich die Kinder, allerliebſte Kinder, und niedlich gekleidet. Unter uns geſagt, Lottchen, unbeſchadet unſres bürgerlichen Stolzes, dieſe Adligen ſind doch ganz andre Leute als wir: alle Gefühle nehmen einen zarteren, edleren Ausdruck an; etwas Beneidenswertes um eine feine Erziehung!

Eine etwas unbeholfene Figur ſaß auf der Seite, in einem Buche blätternd, das er zwar bei meinem Eintritt beiſeite legte, die einzige proſaiſche Geſtalt in dieſem maleriſchen Zirkel: es iſt der Hofmeiſter, ein Herr Sturm.

Die Kinder ſind, wie ich Dir ſchon ſagte, allerliebſt, aber es ſind viel, grauſam viel. Klara, Eugenie und Margot ſind zunächſt meine Zöglinge, die drei Söhne ſind dem Hofmeiſter übergeben, dann noch zwei niedliche kleine Mädchen. Die Maſſe der Dienerſchaft im Schloß kann ich noch nicht recht überſehen, ich ſelbſt bin trotz ihrer Anzahl nicht eben ausgezeichnet bedient.

Die Gräfin ſtellte mir die Kinder vor und ſagte ihnen, daß ſie mir zu gehorchen haben, dann unterhielt ſie ſich mit mir über die Grundſätze der Erziehung; ſie hielt nebenbei ſo eine Art von Examen, wobei mir das Franzöſiſche, in dem ſie ſich viel fließender ausdrückt als ich, oft den kalten Schweiß austrieb. Im ganzen ſchien ſie aber zufrieden, auch den Kindern ſchien wenigſtens meine äußere Erſcheinung zu gefallen; — die kleine Margot vertraute mir heute: Mademoiſelle Bichon, meine Vorgängerin, ſei ſehr häßlich geweſen.

Ich trank Thee mit der Familie, wobei Herr Sturm, der mir als Landsmann vorgeſtellt wurde, ſich ziemlich ſchweigſam verhielt, dann zog ich mich zurück. Der Kopf iſt noch etwas ſchwindlig von den zahlloſen Anweiſungen und Andeutungen über die Behandlung und Auffaſſung der Kinder; das wird ſich aber alles geben; ich muß nur ſuchen, meine Stellung als Erzieherin ſo unabhängig als möglich feſtzuſtellen. Zu lernen habe ich wohl noch genug, aber davor iſt mir nicht bange.

Daß ich mich hier ſchon ganz wohl und heimiſch fühlte, könnte ich noch nicht ſagen, aber das muß ſich bald finden; es iſt zu viel in meinem Weſen, was mich in dieſe feinere, geiſtige Sphäre zieht, als daß ich mich nicht bald acclimatiſieren ſollte. Der Hofmeiſter geniert mich ein wenig, wenn er, was ſelten iſt, am Abendthee teilnimmt; er drückt ſich zwar gut und gebildet aus, verbirgt aber ſo gar nicht ſeinen ſchwäbiſchen Dialekt, daß ich mich unwillkürlich ſcheue, feiner und beſſer zu ſprechen.

Ich hoffe, Dir im nächſten Briefe mitteilen zu können, wie ſich meine ganze Stellung und Thätigkeit geordnet hat.

Nun laß auch Du mich hören, wie Dir's geht, ob Deine Geduld noch ſtandhält, ob der Wechſel des Aufenthalts einige Verbeſſerung in Dein mühſeliges Daſein gebracht. Ich bitte Dich, meine Liebe, geh' mir nicht unter in dieſem verwaſchenen Leben! Denk' an die goldenen Tage im Inſtitut, an unſre

Begeiſterung für das Hohe und Schöne, und werde mir kein Erdenwurm und kein Bodenkäfer! Lebe wohl, fürchte nicht, daß ich zu vornehm werde in der ariſtokratiſchen Luft, die mich umgibt, und behalte lieb

Deine Helene.

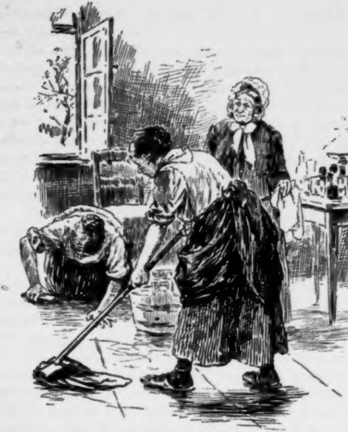
Lottchen an Helene.

Eichthal, Juli 18 . . .

So biſt Du nun vorläufig glücklich im Hafen, liebſte Helene? Glück zu! Möge die vornehme Luft, die Dir ſo wohl thut, ein rechter Glückswind für Dich werden!

Es freut mich, daß der erſte Eindruck, den Du empfangen, ein angenehmer war: wenn das auch nicht entſcheidend iſt, ſo iſt es doch wohlthuend. Leg' nicht gar zu vielen Wert auf die anmutige Empfangsgruppe, liebes Herz, und laß Dich's nicht niederſchlagen, wenn ſie ſich zu Zeiten auflöſt! Mußt auch uns arme ordinäre Menſchenkinder darum nicht zu gering anſehen, die wir in des Tages Laſt und Hitze nicht eben Zeit haben, reizende Gruppen zu bilden. Ich bin zwar nicht der Anſicht der Tante, die aus Einfachheit in einem ganzen Modelager die garſtigſten Deſſins ausſucht; die mißtrauiſch iſt in die Tüchtigkeit jeder Frau, die nicht Hauben vom vorigen Jahrhundert trägt, — der Apoſtel Paulus ſelbſt geſtattet uns ja, uns zu ſchmücken im zierlichen Kleide mit Scham und Zucht, — aber ich denke, die innere Schönheit eines klaren redlichen Herzens, eines geſunden, wahren Familienlebens, ſollten wir erkennen lernen, auch wo die äußere Erſcheinung nicht immer hinreißend ſein kann.

Auch ich atme jetzt eine Luft, die mir wohlthut, die mir Frieden und friſchen Mut zuweht, und das iſt die Landluft. Das Glück iſt etwas teuer erkauft. Nachdem wir vor dem Abzug etwa ſechs Wochen lang gefegt, geputzt, ausgekocht und



gewaſchen hatten, um unſre Effekten würdig für den Zug zu bereiten, mußten wir hier noch einmal einige Wochen lang putzen, wichſen, reiben und polieren, um die neue Wohnung herzuſtellen. Was die Fußböden betrifft, ſo gibt uns zum Lohn all unſrer Mühen Tante die tröſtliche Verſicherung, daß es Jahr und Tag brauche, bis die nur notdürftig herausgefegt ſeien. In Gottes Namen! Wird auch vorüber gehen.

Nein, mein liebes Herz, ich werde kein Bodenkäfer und Erdenwurm, ich *bleibe* es wenigſtens nicht; ich habe die Tage im Inſtitut nicht vergeſſen, wo wir für Theodor Körner ſchwärmten und ſelbſt Gedichte machten, die nur leider oft aus Mangel an Endreimen unvollendet blieben. Ich habe auch des Sterbebettes meiner Mutter nicht vergeſſen, liebe Helene, und ihre letzten Worte: „Mein Kind, vergiß deiner rechten Heimat nicht, und laß ein Betkämmerlein in deinem Herzen, ein ſtilles, unberührtes, in das du eintreten kannſt aus allem Getümmel draußen!“

Aber unrecht haſt Du nicht mit Deiner Warnung, es gilt wahrhaftig ſich zu wehren, wenn ich nicht mein Betkämmerlein auch voll Gerümpel haben will; doch iſt es hier ſo viel beſſer als in der Stadt! Auch der Onkel ſonnt ſich ſamt ſeinen Staren und Amſeln; nur die Katzen, die Katzen! Die legen ſich in der Tante ſchön geordnete Gartenbeete und raufen ſich mit den Hunden, das gibt einen tagtäglichen Kampf; ferner hat der Onkel die ſchauderhafte Idee, neben ſeinen Kaninchen noch eine Kolonie von Meerſchweinchen anzulegen; wie wir das bei der Tante durchſetzen, weiß ich noch nicht, und ich möchte doch dem guten Onkel die Freude gönnen.

Du willſt nicht glauben, daß es mir möglich ſei, gutes Muts und heiter zu bleiben; nun ſieh, das iſt ſo ſchwer nicht, wie Du aus meiner Tagesordnung erkennen wirſt, die ich Dir mitteilen will.

Im Frühaufſtehen habe ich jetzt die Tante überliſtet, ich bin regelmäßig eine halbe Stunde vor ihr auf, ſomit darf ich mich nimmer wecken laſſen, was mir immer ſo unbequem war, und gewinne eine herrliche ſtille Stunde für meine Morgenandacht. Das iſt mir viel wert. Es wird zwar ein ſogenannter Morgenſegen gebetet bei Onkels, aber ich finde ihn minder erbaulich, es hat damit immer ſo viele Schwierigkeiten. Nach dem Frühſtück erſcheint der Onkel mit dem Gebetbuch von Sturm und Tiede: „Iſt dir's jetzt geſchickt, Liebe, zu beten?“ — „Ja, wart nur noch, Lieber, bis die Taſſen zuſammengeſtellt ſind.“ — „Aber jetzt, Liebe?“ — „Was fällt dir ein, Lieber! An einer ſo ſtaubigen Kommode kann man nicht beten.“ — „Liebe, ich geh' indes hinüber, kannſt mir ja rufen, wenn dir's geſchickt iſt.“ — „Bewahre, Lieber! wenn du bei deinen Staren biſt, ſo kommſt du nimmer; jetzt wart nur noch, bis Chriſtine von dem Schweinchen kommt!“

So geht's mit Lieder und Liebe in immer ſchärferem und ärgerlicherem Ton, bis endlich der Morgenſegen zu ſtande kommt, der allerlei naturgeſchichtliche Abhandlungen, z. B. bei Erinnerung an die ſanfte Nachtruhe eine Beſchreibung der Eidergänſe, in die Andacht verwebt, und mich leider oft mehr komiſch als andächtig ſtimmt. Aber es iſt nicht recht von mir, zu ſpotten, wo ich nicht weiß, ob nicht Tante und Onkel ſich doch in ihrer Weiſe erbauen aus dem Buch, das ihnen von jungen Jahren her lieb und heilig iſt!

Der lebendige Teil meiner Morgengeſchäfte, das heißt das Getier und Geflügel, das ich zu füttern habe, iſt mir immer höchſt ergötzlich; ich kenne ſie alle perſönlich und beluſtige mich an den ſcheuen und an den zutraulichen. Die Reinigung ihrer Gehäuſe iſt minder angenehm, aber dafür belohnt mich das Vergnügen des guten Onkels über den jetzigen komfortablen Zuſtand ſeiner Lieblinge und ſeine tragiſchen Beſchreibungen von ihrer kläglichen Exiſtenz unter den früheren Hausjungfern.

Die Thätigkeit bei der Tante iſt zu mannigfaltig, als daß ſie ſich beſchreiben ließe; ich weiß aber nichts darunter, was mir abſolut zuwider wäre als höchſtens das Aſchenſieben im Keller. Daß die arme Tante ſelbſt ſo heftig und ungeduldig wird unter ihren ſelbſtgeſchaffenen Mühſalen, erhält mich, glaub' ich, ruhig, und von meiner Morgenſtunde behalte ich mir immer eine ſchöne Schriftſtelle, einen tröſtlichen Liedervers übrig, der geht mir oft auf wie ein Stern unter Küchendampf und Zimmerſtaub.

Du ſieheſt, Herr, ich habe nicht
Zum Beten lange Zeit,
Doch ſiehſt du, wenn mein Auge ſpricht:
Ach, Herr, ich bin im Streit.

Und welche Schatzkammer von glückſeligen Erinnerungen bewahre ich aus der Heimat! Von der allerfernſten Reminiscenz an meinen vierten Geburtstag, wo mich ein Täßchen mit

Blumen bemalt beglückt, durch all die fröhlichen Zeiten unſrer heimlichen Soireen auf der Heubühne, unſrer Maugeneſter von Aepfeln und Birnen im Stroh, der Schulſpaziergänge im Wald, wo die Lehrer, ihres Nimbus entkleidet, als gewöhnliche Menſchen mit uns ſchmauſten und Kinderſpiele trieben und uns dabei doch ſo unendlich wichtig vorkamen; — ich verſichere Dich, ich habe oft gar nicht Zeit, nur an die ſo kurzen gloriöſen Tage des Mädchenfrühlings zu kommen:

Wo uns ein Leben voll Geſang und Tänzen
Gefaßt in ſeinen wundervollen Ring,

die ſo ſchnell endeten durch den Tod meiner Eltern; — und ich habe gelernt, während ich in jenen glückſeligen Regionen verweile, meine Geſchäfte ſo pünktlich zu verrichten, daß ſelbſt die Tante ſelten etwas zu ſchelten weiß als: „Ich möchte nur wiſſen, für was du immer ſo pläſirlich ausſiehſt; du haſt's doch weiß Gott nicht nötig, bei all dem Elend in der Welt, und wo ich mir vor Geſchäft nicht zu helfen weiß.“ Dann mein gutes Gedächtnis, obgleich es im Inſtitut zuweilen widerſpenſtig war und keine Jahreszahlen behalten wollte, das leiſtet mir jetzt die herrlichſten Dienſte. Du weißt, welche große Rolle die Biskuittorten in unſrem hieſigen Leben ſpielen: alle feierlichen Ereigniſſe in unſrem eigenen und Bekanntenkreiſe, alle Hochzeiten, Taufen, Leichenſchmäuſe, Konfirmationen und Geburtsfeſte verherrlicht eine Biskuittorte der Tante, und das einzige Mittel, ſie heiter zu ſtimmen, iſt, wenn man die Rede auf ihre prachtvollen Biskuits bringt. Dieſer Ruhm iſt meinerſeits etwas teuer erkauft, da dieſe berühmten Biskuits drei Viertelſtunden lang gerührt werden müſſen, immer nach einer Richtung. Um dieſe Zeit zu kürzen, rufe ich mir meine liebſten Poeſien ins Gedächtnis und rühre im Rhythmus, dann geht's herrlich, und die Zeit fliegt vorbei, man weiß nicht wie. Das Lied von der Glocke reicht faſt zu einer ganzen Torte und iſt ſo angenehm wegen des wechſelnden Metrums; nur wenn ich an die Feuersbrunſt komme, geht's oft ſo raſch, daß die Tante ſchreit: „Na, ſachte, Mädchen, du rührſt ja wie toll!“ ſie weiß freilich nicht, daß eben jetzt:

Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern unter Trümmern ꝛc.

In dieſer Weiſe kürze ich mir alle ganz mechaniſchen Geſchäfte; möcht's freilich ſonſt niemand ſagen, aber ich denke, Schiller ſelbſt würde es gewiß nicht für Profanation halten, wenn ich ihn dazu bringe

Zu flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben.

Am mindeſten angenehm iſt mir's, abends zur Erheiterung mit dem Onkel Mariage zu ſpielen, und ich weiß mir da nicht anders zu helfen, als daß ich dem Schickſal allerlei Fragen vorlege, die je nach dem Gange des Spiels mit ja oder nein beantwortet werden, ſo kann ich mir doch einiges Intereſſe daran erhalten; gar zu tief nehme ich mir die Orakelſprüche dann nicht zu Herzen. Hie und da gelang mir's auch ſchon, ſtatt den Karten ein gutes Buch zur Abendunterhaltung einzuſchmuggeln; merkwürdige Reiſen, beſonders ſchauerliche Schiffbrüche hörte der Onkel gern, aber Tante hatte die unglückliche Eigenſchaft, daß ſie keinen Menſchen ſtillſitzen ſehen kann, ohne daß ihr zehnerlei Geſchäfte für ihn einfallen, ſomit wird's mit dem Leſen nicht viel.

Da ſchreibe ich wieder bogenlang von mir und meinem kleinen Leben, das Du ſelbſt lange ſchon kennſt, und Du, Weitgewanderte, Vielgereiſte, die Du mit Exzellenzen lebſt und in Schloßgärten wandelſt, fertigſt mich mit ſo kurzen Berichten ab.

Und ich habe Dir abermals nur von meinen Mühen und nicht von meinen neuen Freuden geſchrieben, das iſt aufs nächſte Mal gut; ohnedies muß ich Dir zulieb mit Lug und Trug umgehen und all meine Röcke über die Ritzen meiner Kammerthür hängen, damit die Tante mein ſpätes Licht nicht ſieht.

Nächſte Woche kommt Albert, Onkels einziger Sohn, über die Ferien. Du erinnerſt Dich wohl ſeiner, Du haſt den geſcheiten, treuherzigen Jungen immer wohl leiden mögen. Es wird ein eigenes Studium brauchen, dem armen Burſchen fröhliche Ferien daheim zu bereiten, denn Tante lamentiert jetzt ſchon über den ‚Gruſt‘, den der ‚Schlingel‘ machen werde; und der Schlingel iſt doch ihr einziges geliebtes Kind!

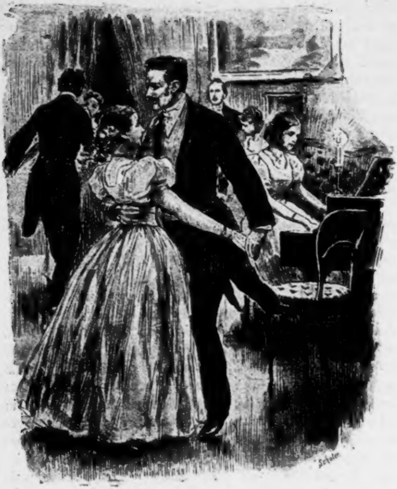
Und nun: Komm herab, Du ſchöne Holde, und verlaß Dein ſtolzes Schloß; erfriſche mein verwaſchnes Leben mit einem Hauch aus Deiner geiſtigen Welt, gut Nacht! ‚Mein' Aeuglein ſtehn verdroſſen‘, ſanfte Träume!

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Schloß Welſen, Oktober 18 . . .

Ich ſchrieb Dir lange nicht mehr, weil ich nicht gern Klagebriefe ſchreibe, aber nun muß ich doch beginnen; gegen Dich kann ich, muß ich offen ſein, den Eltern klage ich nicht gern. Du meinſt, ich ſolle Dich erfriſchen, und Du biſt es doch, die aus ihrer friſchen Seele einen labenden Hauch in mein freudloſes Daſein bringt! Ich ſoll Dir berichten von dem Leben der Schlöſſer? O ja, ich lebe in einem Schloß, das heißt in zwei Winkeln, davon das eine Lehrzimmer heißt, das andre der Gouvernante Zimmer; ja, ich wandle in Park und Schloßgärten, aber nie frei, nie allein, immer mit drei Mädchen im Schlepptau, die ich ſpielend belehren, unterhalten, beleben und franzöſiſch plaudern laſſen ſoll; ich komme auch in Geſellſchaft, o gewiß, in die brillanteſte; „Fräulein Winter, Sie kommen doch auch in den Salon?“ fragt die Gräfin faſt jeden Abend, wenn Geſellſchaft da iſt: da ſitze ich denn entweder im Kabinett unter den Kindern und andern Gouvernanten, mit denen darf ich mich unterhalten! — oder auch im Salon, einſam in dieſer belebten Geſellſchaft, als ob ich im Grabe wäre. — Flüſtert je einmal ein Herr einer Dame zu: „Wer iſt das Fräulein



dort?“ und er hört die lakoniſche Antwort: „Die Gouvernante“, ſo wendet er mit einem gleichgültigen: „Ah ſo!“ die Blicke ab. Die jungen Damen wollen tanzen, ſie ſpielen abwechſelnd Klavier dazu; nach jeder Polka kommt ein beſorgter Herr: „Gnädiges Fräulein, Sie ermüden ſich, erlauben Sie mir die nächſte Tour?“ bis der Gräfin der geſcheite Gedanke kommt „Fräulein Winter ſpielt“, — ah ſo! das iſt charmant.

Fräulein Winter darf ſitzen und ſpielen den ganzen Abend, niemand denkt daran, ſie abzulöſen, es iſt ja die Gouvernante! O, nur zu wahr iſt alles, was wir früher über dieſe Stellung gehört, nur zu wahr!

Aber die Kinder? wirſt du fragen, der Beruf, den Du mit ſo vielem Eifer ergriffen, entſchädigt Dich der nicht? Ja, ſiehſt du, Liebe, auch das dacht' ich mir ſo ganz anders; ein freies Wirken auf geiſtigem Gebiet, junge Seelen, ganz meiner Leitung übergeben; aber auch hier iſt keine Freiheit! Ich hätte das freilich wiſſen können, als mir die Gräfin am erſten Abend ihre Anſichten über die Behandlung der Kinder mitteilte. „Klara werden Sie feurig, lebendig, aufgeweckt finden; ihr raſcher, etwas flüchtiger Geiſt zieht ſie raſch vom einen zum andern; hier empfehle ich Ihnen Ruhe, Stetigkeit, Konſequenz; Sie thun beſſer, ihr alles Wiſſen, Geographie und Geſchichte z. B., in großen, maſſenhaften Umriſſen beizubringen, in Details zerſplittert ſie ſich leicht. Ganz anders iſt es mit Eugenie, die iſt phlegmatiſch, behält ſchwer, aber dann vortrefflich; ihr geben Sie anregende Details, weichen hie und da von der Konſequenz ab, um ſie lebendig zu erhalten. Unſre liebe kleine Margot hat überhaupt noch wenig Geſchmack fürs Lernen, laſſen Sie es Ihr erſtes Studium ſein, ihre vollſte Liebe, ihr Vertrauen zu gewinnen! Bei ihr müſſen Sie den Augenblick erhaſchen, wo ſie aufgelegt iſt, etwas aufzufaſſen, gelegentlich, ſpielend, ihr Kenntniſſe beibringen, bis ſie, überraſcht von ihrem eigenen Beſitz, den ſie unbewußt erworben, mit Bewußtſein nach Vermehrung ſtrebt.“ Nun, es iſt allerliebſt, ſolche Theorien aufzuſtellen, ich wollte in dieſer Weiſe ein ganzes Buch über zweckmäßige Behandlung ſchreiben; verſuche aber einmal dieſe Anweiſungen auszuführen, wenn den drei Mädchen Geſchichte, Geographie, Franzöſiſch, Zeichnen, deutſche Sprache und Litteratur, Rechnen, Schreiben, Muſik, ſpäter auch Engliſch, jeder in beſonderer Weiſe beigebracht werden ſoll, daneben Naturgeſchichte, ein wenig Phyſik und Technologie, etwas Botanik und Aſtronomie — ſpielend. Religion gibt der Hofmeiſter. Der hat es leichter als ich, er wohnt mit den Knaben im Gartenhaus und bildet da eine Art Republik; er ſieht ſehr gewöhnlich aus und iſt nicht beſonders gewandt, ſcheint aber doch ſeines Weges ſicher. Er hat ſich mir als Landsmann vorgeſtellt: ſein Rat könnte mir oft von Nutzen ſein, aber mit ſeiner unerſchütterlichen Faſſung bringt er mich aus der Faſſung. An der Geſellſchaft und ihrer Beachtung liegt ihm nichts, ſo begreift er die Dornen gar nicht, die mich täglich, ſtündlich verletzen. Wenn er nicht im Unterricht, überhaupt im einſamen Verkehr mit ſeinen Knaben ſo voll Leben wäre, ich hielte ihn für einen Klotz. Die Kinder aber hängen mit Leib und Seele an ihm; wo ſein Zauber für ſie ſteckt, weiß ich nicht, in ſeinem Aeußern einmal nicht.

„Meine lieben Jungens,“ ſagt die Gräfin, „ſollten Sie ſo viel wie möglich ermutigen zum Franzöſiſchreden, das Herr Sturm nicht geläufig ſpricht; es bleibt Ihrer Gewandtheit überlaſſen, ſie zu feſſeln. Mit den Kleinen da treiben Sie nur gelegentlich die Elemente und geben ihnen Anſchauungsunterricht.“ Das wären nur ſo beiläufig meine Verpflichtungen, die mir keine Minute zum freien Aufatmen übrig laſſen, denn in den Freiſtunden der Kinder ſoll ich ihre Spiele überwachen und ihren Charakter ſtudieren. Der wäre freilich bald ſtudiert. Klara iſt leichtſinnig, unbeſtändig und nachläſſig, Eugenie faul und ſchläfrig und die Margot widerſpenſtig und unartig; von den Buben bringe ich kein Wort heraus, als oui, Mademoiselle. Strafen ſoll ich die Kinder nicht, als mit Entziehung des Deſſerts; ſo oft nun das geſchieht, wird der Graf unwillig und meint: im Familienkreis möchte er gern Ruhe; die Gräfin bemerkt dann, daß es eine viel ſchönere Aufgabe der Erziehung ſei, Unarten zu verhüten, als ſie zu beſtrafen — kurz, mein Tag geht in endloſen Mühen hin, und bis in die tiefe Nacht habe ich an den Lektionen für den andern Tag zu arbeiten. Das iſt meine Freiheit!

Ein Stern iſt doch in meiner Nacht aufgegangen. Ich wurde kürzlich im Salon aufgefordert, eine Sonate zu ſpielen: ich glaube; um die Konverſation beſſer in Gang zu bringen, denn es hörte niemand darauf. Nur ein Herr ſtand nahe dem Piano und wandte mir das Blatt um; ich ſah, ohne meine Augen von den Noten zu erheben, die verwunderten und ſpöttiſchen Blicke, mit denen einige Damen eine ſo kleine Aufmerkſamkeit bemerkten. Es war das erſte Mal, daß ich nicht als Sache hier behandelt wurde, und es gab mir das Bewußtſein der weiblichen Würde wieder.

Einmal ſeit jenem Abend hat der Fremde, der gewagt, eine Gouvernante zu behandeln wie eine andre Dame, die Rede an mich gerichtet. Er iſt ein adliger Gutsbeſitzer der Gegend und gilt für einen halben Gelehrten. Glaube nicht, daß ich ſo kindiſch ſei, mich thörichten Träumen hinzugeben! — Ach nein, aber es thut mir wohl, mich einem Menſchen gegenüber nicht als Gouvernante zu fühlen.

Das iſt alſo mein Traum von Unabhängigkeit, aus dem ich ſo früh, ſo ſehr früh, ſchon erwacht bin. Leb wohl, Du Glückliche mit Deinem heitern Sinn, und denke in Liebe und Teilnahme

Deiner Helene.

Eichthal, Oktober 18 . . .

Meine gute Helene!

Das iſt freilich traurig, daß Du ſo frühe ſchon enttäuſcht wurdeſt; ich glaube aber nicht, daß es ſo ſchlimm damit ſein kann, gewiß ſtellen ſich die Lichtſeiten Deiner neuen Lage erſt ſpäter heraus.

Ich mußte lachen bei den Inſtruktionen Deiner Gräfin; die ließe ich mich nicht zu ſchwer anfechten. Weißt Du, ich würde zuerſt die Kinder von Herzen lieb haben, dann wollt' ich ſie lehren, was ich wüßte und ſo gut ich's wüßte, und gib acht, wenn die Mädchen etwas lernen und vergnügt dabei ſind, ſo fragt nachher die Mama nicht, ob Du's ihnen in maſſenhaften

Umriſſen oder im Detail beigebracht haſt. „Menſchen und Vieh nicht zuſammengerechnet,“ wie unſre Chriſtine ſagt, aber der Onkel gab mir anfangs auch höchſt komplizierte Anweiſungen, in welch verſchiedener Weiſe ich ſeine Staren, Amſeln und Finken füttern ſollte: ſeit ſie aber munter pfeifen und luſtig freſſen, fragt er nimmer nach der Methode, in der ich ſie füttere.

Von der doppelten Unterrichtsmethode kann ich mir freilich keine klare Vorſtellung machen. Sagſt Du zum Beiſpiel Deiner Klara: Der Napoleon hat beinahe ganz Europa erobert, ſo iſt das ein maſſenhafter Umriß; ſagſt Du dann der Eugenie: Er hat auch die Kirchenglocken von Erfurt geſtohlen, ſo iſt das ein belebendes Detail, da kann ſich ja jede aus der Geſchichte herausnehmen, was ſie verdauen kann. Bei der Margot ſcheint mir freilich die Aufgabe ſchwieriger; denn meines Erachtens muß das Lernen ein Muß ſein, ſonſt kommt es zu keinem Ziel, und ein paar Klapſe zu rechter Zeit wären gewiß oft zweckmäßiger, als eine Strafe hintendrein, wenn das Mädchen die Unart vergeſſen hat.

Aber an den kleinen Kindern, da wollt' ich mich recht erholen, es gibt ja nichts Köſtlicheres als ſo eine kleine Kreatur, deren Herzchen ſo leicht zu erobern iſt. Was Deine Freiheit betrifft, ſo müßte es doch ſchlimm gehen, wenn Du nicht auch für Dich allein eine ſtille Frühſtunde gewinnen könnteſt; in Schlöſſern iſt man ſonſt doch nicht ſo früh auf.

Liebes Herz, haſt Du auch ſchon recht von Herzen erwogen, was es heißt: Wirf Dein Anliegen auf den Herrn? Haſt Du ſchon recht verſucht, welch ein Segen es iſt, von ſeinen Händen das Tagewerk zu nehmen, in ſeine Augen zu ſchauen, nicht nur am Morgen und Abend, jede Stunde, jeden Augenblick? O liebe, liebe Helene, ich wollte, ich könnte Dir etwas von der Freudigkeit ins Herz geben, mit der ich oft im mühſeligen Getreib aus Zimmerſtaub und Küchendampf aufblicke und mir des Kindesrechts bewußt werde an eine Heimat voll Licht und Frieden.

Ich habe freilich auch kein Recht zur Klage, obgleich die Tante wirklich ſchwer zu befriedigen iſt. Du glaubſt nicht, was für ein nettes Gärtchen wir hinter dem Hauſe haben, und durch ein Thürchen im Zaun kann ich hinausſchlüpfen auf eine grüne Wieſe, durch die fließt ein ſo luſtiger Bach! Mit allen Nachbarkindern ſtehe ich bereits ſehr intim, und habe ſo viel Einfluß errungen, daß ſie mir zulieb ihre Hände waſchen.

Ein weiterer Gewinn des Dorflebens iſt, daß wir hier regelmäßiger zur Kirche kommen; wir haben einen offenen Stuhl, dem der Frau Pfarrerin gegenüber. Du weißt, Tante hält auf Ehre und Reputation, da ſoll denn der Stuhl nie leer bleiben; entweder darf ich gehen oder trägt Tante ſelbſt ihr allzeit mühſames und beladenes Herz dahin, und ich gewinne daheim ein ruhiges Stündchen für meine Erbauung, das ich zur ſchönen Zeit im Garten genieße. Die Kirche iſt mir viel wert, unſer Pfarrer hier ſpricht gar herzlich und ſchön.

Albert iſt ſeit einigen Wochen hier; das iſt ein friſches, junges Leben! Er könnte mich wahrhaftig ganz eitel machen, ſo oft verſichert er mich: „Es iſt eben ganz anders daheim, und viel beſſer, ſeit du da biſt, Lottchen.“ Er wäre auch in Wahrheit oft übel dran mit ſeinem luſtigen, leichten Mut; ſo oft er ſingt und pfeift in lauterer Herzensfröhlichkeit, ſeufzt Tante: „Iſt mir unbegreiflich, wie man ſo luſtig ſein kann, wo man nicht wiſſen kann, ob's nicht Krieg gibt und ob die Cholera kommt!“

Auch dem Onkel kann's Albert ſelten zu Danke machen, obgleich er ſich für ſeine Menagerie intereſſiert; er hat ſchon einen Amſelkäfig umgeſtoßen und die weiße Leibkatze auf den Schwanz getreten. Da iſt er denn überall im Wege; kommt er nach Hauſe, ſo läuft ihm die Tante beſtändig mit Pantoffeln nach, die er anziehen ſoll, und ruft flehentlich: „Tret' mir nicht auf meine Frieſ' und ſitz' mir nicht auf meinen Sofa!“

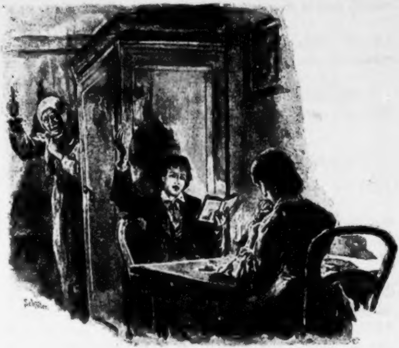
Nach meiner Anleitung hat er ſich in einer Gartenecke unter einem Apfelbaum ein Aſyl gegründet; für die kältere Zeit und die Regentage hat er der Tante ein Oberſtübchen abgeſchmeichelt, da er ſonſt Onkels Zimmer teilen ſoll. Dem haben wir mit einigen vergilbten Landkarten, einem alten Tubus und uralten Globus, der noch von irgend einem mythiſchen, gelehrten Ahnherrn herſtammt, auch zum Entſetzen der Tante mit einigen roſtigen Waffenſtücken, ein zugleich ritterliches und gelehrtes Anſehen gegeben, und der Junge hat ſeine kindiſche Luſt daran. Es freut ihn, wenn ich ihm hie und da Viſite mache und mir erzählen laſſe von den Freuden des Gymnaſiallebens, von ſeinen Studien, ſeinen Freunden und ſeinen Zukunftsplänen. Ein herzensguter Menſch! Er iſt nur drei Jahre jünger als ich, und doch nimmt er alles, was ich ihm ſage, mit Freundlichkeit auf, auch wenn's ein Tadel iſt.

Tante hat doch im Grunde ihre Herzensfreude an ihm und läßt's, wenn auch unter Schelten, geſchehen, daß ich ihm ſeine Leibgerichte koche und ſie beſtimme, ihm ſeine Freunde einzuladen! Auch freut ſie's heimlich, wenn wir hie und da Franzöſiſch zuſammen treiben, und es iſt ſchon vorgekommen, daß ſie mich eine ganze Viertelſtunde ruhig ſitzen ließ.

Ein gefährliches Komplott, das wir hatten, iſt kürzlich entdeckt worden. Albert brachte mir ſpät in der Nacht, als ich endlich in mein Stübchen kam, ſeine Garderobe herüber; ſie war in leidigem Zuſtand, voll Riſſe, Tinten- und andern Flecken und er fürchtete ſehr den grenzenloſen Jammer der Mutter, wenn ſie dieſe Defekte entdeckte; ſie gibt ihm bei jedem Riß im Aermel eine ergreifende Schilderung, wie er wahrſcheinlich einſt durch Leichtſinn und Fahrläſſigkeit Haus und Hof verwahrloſen und Weib und Kind ins Unglück bringen werde.

Da verſprach ich denn, ihm nach und nach nächtlicherweile die Schäden herzuſtellen. Tante hatte große Garnwäſche und in den nächſten Tagen nicht Zeit zu einer Unterſuchung. Albert ſchaffte um den Reſt ſeines Taſchengeldes ein Viertelpfund Lichter an, und damit ich nicht einſchlafe bei der ſpäten Arbeit, las er mir dazu die Odyſſee vor.

Ich kann Dir ſagen, es waren ganz vergnügliche Abende; aber, ſo ſehr ich ihn bat, leiſe zu ſein, ſo kam er doch über



dem herrlichen Dulder Odyſſeus ſo ins Feuer, daß Tante um Mitternacht entſetzt heraufſtieg und uns entdeckte hinter dem großen Kleiderkaſten, mich mit einer ſchadhaften Weſte und Albert mit der Odyſſee.

Nun, wir geſtanden den Frevel und Albert brachte ſie ſogar am Ende zum Lachen mit der Schilderung ſeines kindlichen Reſpekts und ſeiner Reue. Seitdem erhalte ich jetzt bei Tage Zeit zum Flicken, und außerdem, daß uns Tante alle Tage eine haarſträubende Beſchreibung der entſetzlichen Feuersbrunſt gibt, die wir zwei hätten veranlaſſen können, hat unſre Unthat keine Folgen gehabt.

Gegen den Onkel, bei dem einige geiſtige Abnahme fühlbar wird, iſt Albert viel aufmerkſamer und rückſichtsvoller als früher; es gibt ihm ein männliches Selbſtgefühl, ſeit er begriffen, daß es an ihm iſt, den Vater zu tragen und zu ſtützen.

Er ſoll von hier nicht zurück ins Gymnaſium, ſondern auf eine Ackerbauſchule. Da er dazu erſt neu ausgeſtattet werden muß, wird er wohl den Winter über noch hier ſein; ich werde ihn einmal recht vermiſſen, er iſt ein heller Sonnenſtrahl in unſrer „Trübſalshütte“, wie die Tante ihr Wohnhaus nennt.

Du ſiehſt, daß auch mir, wenn kein hoher Stern der Herrlichkeit, ſo doch manch freundliches Lichtlein aufgegangen iſt. Deinen Stern gönne ich Dir von Herzen, an Sternen verbrennt man ſich die Flügel nicht, und Du weißt ja lange ſchon: Die Sterne, die erreicht man nicht ꝛc. Liebes, liebes Herz, ſollte der Stern Dir aber doch zum freundlichen Tageslicht werden, ſo würde mich's ſehr glücklich machen, — aber wir wollen nicht träumen.

Deine Einſamkeit in Geſellſchaft ließe ich mich nicht bekümmern. Da iſt's wirklich ſchade, daß ich nicht an Deiner Stelle bin. Mich amüſiert nichts mehr, als in großer Geſellſchaft ganz allein und unbeachtet zu ſitzen und all das Geräuſch an mir vorüber hummen und ſummen zu laſſen; nirgends kann ich behaglicher denken und nirgends wird mir ſtiller zu Mute, als wo ich dies Zappeln und Treiben der Leute mit anſehe. Meine Helene freilich mit ihrer königlichen Geſtalt, die iſt wohl nicht zur ſtillen Zuſchauerin auf dem Welttheater berufen. Möge Deine Rolle eine dankbare ſein! Ich will gern als Statiſtin im Hintergrund verſchwinden.

Weißt Du noch, auf den Inſtitutsbällen, den erſten und letzten, die ich je beſucht, da ließeſt du, die allzeit Geſuchte, oft im Vorüberfliegen einen mitleidigen Blick auf mich fallen, die ich nur allzuoft das Los hatte, den Tänzerinnen Shawls und Boa zu hüten? Und ihr wußtet nicht, wie gut ich Vergeſſene mich unterhielt; was für hübſche Texte ich mir ausdachte zu den Walzermelodien und was für anmutige Novellen ich manchmal aus den Gruppen las, die ſich im Tanz bildeten.

Tanz' immerhin fröhlich vorüber, meine liebe, ſchöne Helene! Dein Lottchen ſitzt friedlich in der Saalecke und hält ein warmes

Tuch bereit, Dich darein zu hüllen, wenn Dich nachher fröſteln ſollte.

Laß Dich nicht zu ſehr niederdrücken, Liebſte! Du haſt nicht umſonſt ein ſo aufgerichtetes Haupt; ſei mir ein bißchen heiter und vergiß nicht

Deine Lotte.

Grünberg, Juli 18..

Liebſtes beſtes Lottchen!

Warum mußt Du mir fern ſein, wo mir Dein Troſt und Deine Liebe am nötigſten wäre? Da bin ich denn mit einem Schlag aus der kurzen Laufbahn in der Fremde wieder in die Heimat verſetzt, in das Vaterhaus — das kein Vaterhaus mehr iſt. Wie hätte ich geglaubt, als der Vater noch in der Fülle reicher Manneskraft von mir ſchied, daß ein Grab alles ſei, was ich nach ſo kurzer Zeit von ihm finden werde! Welch bittere Selbſtanklage miſcht ſich in meine Trauer! Ach, ich habe die Heimat ſo leichtſinnig hingeworfen, habe ſo wenig verſtanden, was Kindespflicht iſt. Jetzt verſtehe ich, wenn ich ſo des Vaters ganzes Weſen und Sein überdenke, wie oft ihm ein herzliches Entgegenkommen, ein liebevolles Eingehen in ſeine Intereſſen wohlgethan hätte; wie auch ſeine kleinen Schwächen dadurch leicht zu überwinden geweſen wären, während ich ihn reizte durch vorlauten Widerſpruch oder unbekümmert meine eigenen Wege ging. Ich finde es kindiſch, wenn im Familienkreis zärtliche Namen und Liebkoſungen gedankenlos als kleine Münze im täglichen Verkehr gebraucht werden; aber in Familien, wo dieſer zärtliche Ton gar nie angeſchlagen wird, ſchleicht ſich oft allmählich eine Dürre und Trockenheit ein, eine falſche Scham vor jedem Ausdruck tieferen Gefühls, die am Ende die Gefühle ſelbſt verkühlt.

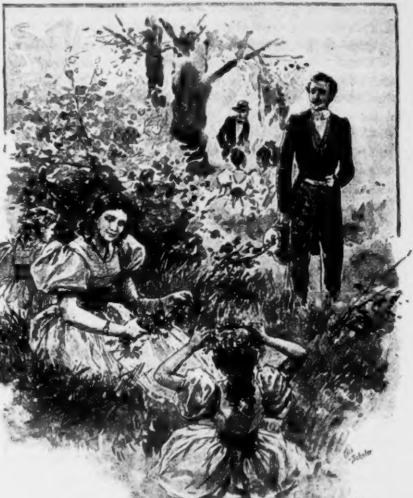
Und dasſelbe Herz, das leidenſchaftlicher Freundſchaft fähig iſt, das ſich eines Reichtums ſelbſtvergeſſender, hingebender Liebe bewußt iſt, die vielleicht nie erkannt, nie vergolten wird, iſt in ſeiner Kindesliebe oft nur zu paſſiv und lernt ſo das Vaterhaus, in dem es Wurzel ſchlagen ſollte, mit ſeinem innerſten Weſen nur als Reiſeſtation anſehen.

Zu ſpät! O möge es nicht ganz zu ſpät ſein! Möge der Liebe dort noch möglich werden, zu vergüten, was ſie hier verſäumt hat!

Ich habe dem Inſtinkt meines Herzens gefolgt und die Stelle bei der Gräfin ganz aufgeſagt, obwohl ich mir denken mußte, daß ich nun erſt vielleicht genötigt ſei, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Aber dieſe anſtändige Sklaverei iſt nun einmal meine Beſtimmung nicht, darüber bin ich mir klar, und das Bedauern der Gräfin, ihr Anerbieten, mir die Stelle offen zu laſſen, bis ſich meine Verhältniſſe in der Heimat geordnet, war ſo wenig ernſtlich gemeint, daß es mir zu großer Demütigung hätte werden müſſen, wenn mich nicht Wichtigeres bewegt hätte.

Und mein Stern? Gott weiß, im erſten Schmerz um den ungeahnten Tod des Vaters, im Gefühl der Reue über verſäumte Liebe empfand ich jede andre Neigung faſt als ein Unrecht. Es iſt nicht ſo geblieben, aber verhüte Gott, daß ich je meine Weiblichkeit verleugnen und ſuchen ſollte, was ich erwarten muß, und wäre es ein Himmel auf Erden! Und ein andrer Grund als die Hoffnung eines Wiederſehens hätte mich nie ins gräfliche Haus zurückführen können. Wenn Er mich wirklich ſuchen ſollte — ich ſage ja nur wenn — dann, Liebe, iſt es wohl beſſer, er findet mich als Freie und nicht als Dienerin, denn eine Dienerin war ich dort doch, wenn auch unter anſtändiger Form.

Ob ich ein Recht habe, an eine ſo ſtolze Möglichkeit zu denken? Ach, Lottchen, ſolche Träume ſind zu zarter Natur, als daß ich wagen möchte, ſie dem Papier anzuvertrauen. Du weißt ja, daß jene kleine Aufmerkſamkeit am Klavier nicht die einzige blieb, — o, es blinken goldene, ſonnige Augenblicke durch die Oede meines Gouvernantenlebens. Die Geſellſchaft vom Schloß machte einſt einen Spaziergang in ein Gehölz, ich natürlich mit den Kindern im Train; — die Damen gruppierten ſich maleriſch im Vordergrund, ich ſaß unbeachtet mit den Kindern im Gebüſch und machte ihnen Kränze, da kam er herüber von den andern und ſprach mit mir und bat mich um eine Maiblume — o, ich hätte nicht geglaubt, daß auch die norddeutſchen Wälder ſo lieblich rauſchen könnten; und auf dem Heimweg,



als alle ſich bekränzten, flocht er einen wilden Roſenzweig auf meinen Hut. Du müßteſt freilich wiſſen, ganz wiſſen, was eine Gouvernante iſt, um die Bedeutung ſo kleiner Aufmerkſamkeiten zu begreifen.

Und einmal bat er mich um ein Buch; und als er ſpäter meinen Wunſch hörte, Lenaus Gedichte zu leſen, aus denen er uns vorgeleſen, ſandte er mir das Buch mit einer ſo feinen Widmung, daß ich es nicht hätte zurückgeben können. Noch viel ſolcher Lichtblicke könnte ich erwähnen, aber in einem Blick, in einem Wort kann eine Bedeutung liegen, die ſich nicht wiedergeben läßt. Wir kamen auch auf Standesvorurteile zu ſprechen, ſein hoher und freier Geiſt iſt darüber weit erhaben; — doch ſtille, mein Herz!

Ich habe ihn nicht mehr geſehen, da ich ſo raſch abreiſte, in der Hoffnung meinen Vater noch lebend zu treffen. Sturm, der Hofmeiſter, hat ſich mir in jenen Tagen des Leides als treuer Freund bewährt, wie er mir überhaupt während des ganzen Aufenthalts viel erleichterte; aber begreifen konnte er mich nicht. Sein ſtilles einfaches Weſen, das ſich aus einem dürftigen Elternhaus zum Dienſt der Wiſſenſchaft aufgerungen und in ihr ſein Genüge findet, konnte gar nicht ahnen, was ich als Zurückſetzung empfand; er hat eine Art, alles natürlich zu finden, die mich manchmal zur Verzweiflung bringen könnte. Er nahm mir mit brüderlicher Treue alle materiellen Mühen und Sorgen ab, die ſo peinlich ſind für ein bekümmertes Herz, er hat mich bis Berlin begleitet, ſeine treue Fürſorge rührte mich ſehr.

Ich habe der Gräfin ſogleich des Vaters Tod gemeldet und meinen beſtimmten Austritt angezeigt: heute erhalte ich einen Brief von Sturm, der mich ſehr überraſchte und mich betrübt, weil ich ihm keine andre als eine betrübende Antwort geben kann. Er bittet mich, ihn zu meinem Freund und Beſchützer fürs Leben zu wählen. Ein Patronat, das der Graf zu vergeben hat, iſt frei und ihm zugeſagt; er bietet mir mit ſo herzlichen Worten dieſe beſcheidene Heimat, ſeine lang verſchwiegene Liebe (die ich freilich wohl geahnt), ſein treues männliches Herz an. Es thut mir ſehr weh und hat mich viele Thränen gekoſtet, nein zu ſagen, aber ich konnte nicht anders.

Auch wenn jener Traum nicht wäre, auch wenn mein Stern in unerreichbarer Ferne bleibt, ſo dürfte ich Sturm nicht eine Hand ohne Liebe bieten; und dann — wenn alles anders wäre, ſelbſt wenn ich von Herzen die Seine werden könnte, nie, nie würde ich einem Manne angehören, der in einem Herrendienſt ſteht. Ich kenne wohl die alten Gemeinplätze, daß wir alle dienen, aber dieſer perſönlichen Abhängigkeit von dem lächerlichen Schemen des Ranges bin ich ſo bodenſatt, und Sturm fügt ſich ſo ruhig in dieſe Verhältniſſe, fühlt ſich ſo unbeengt davon, wie ich es bei meinem Manne nicht ertragen könnte.

Ich wollte, es wäre vorüber, ich habe meinen Brief an ihn ſchon dreimal begonnen, ohne zu vollenden. Warum, ach warum? . . .

Ich bedarf Deiner ſo ſehr, komm, ſobald es Deiner Tante Zuſtand erlaubt, es erwartet Dich mit Sehnſucht

Deine Helene.

Auguſt 18 . . .

Geliebte Helene!

Wir erwarten Albert jeden Tag, und iſt er hier, ſo hoffe ich, wenn auch nur auf einen Tag, zu Dir eilen zu können; es verlangt mich von Herzen, Dir nach ſo langer Zeit wieder ins Auge zu ſehen; es iſt nur ein Jahr, aber ein ſo reiches und inhaltsſchweres für Dich.

Ich habe wirklich ſchwere Zeit, die Tante iſt krank, ſehr krank an Leib und Seele.

Die arme Tante! Die Vögelein des Himmels haben ihr nie den göttlichen Samen entführt, und ein harter Fels iſt ihr Herz auch nicht, aber die Dornen und Diſteln irdiſcher Sorge haben ihn erſtickt; ſie hat nie gelernt ſich des guten Tages zu freuen, woher ſoll ihr Freudigkeit kommen in der dunkeln Stunde?

Wer ihre Lamentationen über das Elend des Lebens gehört hat, der ſollte meinen, ſie ſei glücklich, dies Jammerthal zu verlaſſen, und doch hängt ſie mit ſo zähen Fäden, nicht an den Freuden des Lebens, nur an ſeinen kleinlichſten Sorgen.

Geſtern, als ſie eben der Geiſtliche verlaſſen hatte, als die ernſte gewichtige Frage: „Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“ mächtig in ihrem Innern laut geworden war, bat ſie mich, ihr ein Lied zu leſen. Inmitten der ſchönen Worte:

Ach, daß ich dich ſo ſpät erkennet,
Du hochgelobte Liebe du,

hörte ſie ein Geräuſch in der Küche und hielt mich plötzlich ängſtlich am Arm: „Du läßt doch Chriſtine nicht den Kaffee röſten?“ — „Warum nicht, Tante?“ — „Ich bitte dich, was fällt dir ein? Du wirſt ſehen, ſie röſtet ihn zu dunkel, ſolche Leute meinen, er müſſe ſchwitzen, und dann iſt alles verdorben, die feinſte Sorte wird dann ſchlecht.“ Sie hatte nimmer Ruhe, bis ich mich des Kaffees annahm, obgleich ſie ſelbſt ſchon ſeit Wochen keinen mehr genießt.

Geſtern ſprach ſie zum erſtenmal von ihrem Tod; der Onkel hielt ihre Hand, er war ſehr weich. Dieſe Herzen, die trotz „Lieber“ und „Liebe“ ſo trocken, ſo kühl durch ein langes Leben zuſammen gegangen ſind, wollten auftauen. „Du mußt mir's zu gut halten, Alter, wenn ich hie und da wunderlich geweſen bin,“ ſagte ſie, „ich hatte ein ſo unruhiges, geplagtes Leben! Wenn man nicht weiß, wie fertig werden, ſo wird man leicht ungeduldig, wenn einem die Arbeit noch erſchwert wird; wenn du mir nur als auch ordentlich Nachthemden angezogen hätteſt! Ich hätte nur halb ſo viel zu waſchen gehabt, das hat mir viel Kreuz gemacht, daß die feinen Hemden gleich ſo zerknittert waren.“

„Ach, Liebe, ich will ja nichts als Nachthemden tragen, wenn dich's beruhigt,“ ſagte der Onkel in lauterer Güte.

„Das will ich eben nicht,“ begann ſie wieder mit einer Heftigkeit, die über ihre ſchwachen Kräfte ging, „das hat mich gerade geärgert, daß du bei Tage oft in ſo grobem Zeuge gingſt; die Frau beurteilt man nach dem Weißzeug des Mannes.“ Erſchöpft ſank ſie auf ihr Kiſſen, Todesfaſſung, eheliche Liebe und Vergebung war wieder dahin.

Wir lachen und weinen über die arme Tante; möge uns Gott behüten, daß wir nicht auch ſo ans Leben gekettet ſeien, wenn auch mit feineren Banden.

Das Mädchen, die den frühen Tod ſchön findet, weil ſie ſich als vielbeweintes, reizendes Totenbild im Sarg unter Blumen ruhen ſieht; die Frau, die ſich heimlich auf dem Gedanken ertappt, wie ſie wohl einſt in ihrer Leichenrede beklagt und geprieſen werde — haben ſie die Bedeutung des Lebens und den Ernſt des Todes beſſer verſtanden, als meine Tante, die ſich auf der Schwelle der Ewigkeit darüber grämt, daß ihr Albert ſeine Wäſche künftig einer Stadtwäſcherin geben werde? Gott helfe uns die Herzen frühe in ihrer höhern Heimat daheim zu machen, er helfe der armen Tante zum Licht noch in der elften Stunde!

Glaube nicht, Liebe, daß ich Deine Angelegenheiten vergeſſe über unſrer Sorge; aber im Angeſichte eines Totenbettes geſtaltet ſich das Leben ſo viel ernſter, und alle meine Sorgen und Wünſche für Dich werden unwillkürlich zu Gebeten.

Es thut mir ſehr leid um den Sturm, aber wenn Du ihm kein ganzes und volles Herz bringen kannſt, ſo wäre es wohl Sünde, ja zu ſagen; was Du von Herrendienſt und Freiheit ſagſt, das, mein Herz, hat in meinen Augen kein Gewicht. Wer dem rechten Herrn dient, der ſteht frei vor jedem Herrn der Erde.

Auf Wiederſehen!

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Oktober 18...

Es iſt vorüber. Der Traum iſt ausgeträumt, mit den fallenden Blättern fällt meine letzte, leiſeſte, ſüßeſte Hoffnung. O Lottchen, jetzt ſei mir nahe, gib mir Dein klares Auge, Dein ruhiges Herz, Deine ſtete Hand, die den unſcheinbaren Pilgerſtab ergreift, wenn die Roſen, mit denen ſie ihr Leben zu ſchmücken gedacht, ihr welk entfielen!

Ich habe ja nie geglaubt zu hoffen, ich glaubte in die tiefſte Tiefe meines Herzens jeden vermeſſenen Wunſch verſchloſſen; — aber wer will dem Flug eines jungen Herzens Zügel anlegen? Und wenn ein ganzer Himmel vor Dir ſteht: Freiheit, Unabhängigkeit, Glück, Liebe und Seligkeit, ſteht es dann in Deiner Macht, Deine Augen abzuwenden und ſie auf ein graue Mauer zu heften? Da lies den Brief der Gräfin. Doch nein, ich kann ihn der Poſt nicht anvertrauen, auch will ich mich nicht von ihm trennen, ſo weh er mir gethan.

Sie ſchreibt mir: der Freiherr (den Namen will ich nun nicht mehr nennen) ſei bei ihr geweſen und habe ihr anvertraut, daß er ſein Bewußtſein gedrückt fühle durch ſein Betragen gegen mich. Er habe ſich dem Intereſſe, das ihm meine Erſcheinung eingeflößt, zu unbedacht hingegeben; er habe den Wunſch, den er gehegt, mir ſeine Hand zu bieten, zwar nicht ausgeſprochen, doch auch nicht verborgen. Eine ruhige Erwägung aller Verhältniſſe jedoch, eine Beſprechung mit ſeiner Mutter, die ihn über den Stand ſeines Gutes und ſeiner Ausſichten für die Zukunft aufgeklärt, habe ihn erkennen laſſen, daß er mir kein ungetrübtes Glück bieten könnte, und daß man feſtgeſetzte Schranken, ſelbſt wenn ſie auf bloß menſchlicher Ordnung beruhen, nicht ungeſtraft überſchreite.

Er ſei ſich bewußt, mir ſeine Gefühle, wenn auch nicht mit Worten, kundgegeben zu haben, und könne ſich nicht beruhigen, wenn mir die Gräfin nicht auf die zarteſte Weiſe ſein

Bedauern darüber mitteile und um meine Vergebung für ihn bitte, falls er meine Ruhe auch nur entfernt geſtört habe. Ein Recht, ſelbſt zu mir zu ſprechen, habe er nicht, und würde es für unzart halten.

Was die Gräfin beifügt, iſt feiner und weniger hoch herab, als ich ihr zugetraut hätte; es ſcheint mir, das bloße Intereſſe eines Standesgenoſſen für mich hat mich in ihren Augen gehoben, und nun keine Gefahr iſt, daß ich je als Eindringling in ihren Kreis trete, kann ſie unbeſorgt als Frau zu der Jungfrau, nicht als Gräfin zu der Gouvernante ſprechen.

Es tröſtet mich, daß auch ſie mich verſichert, mein Benehmen ſei vollkommen weiblich und zurückhaltend geblieben; ich habe mir nicht die geringſte Annäherung vorzuwerfen.

Es liegt etwas unendlich Bitteres in *dieſer* Verhandlung durch einen dritten Mund, aber er hat es redlich gemeint; Gott helfe mir die letzte Bitterkeit überwinden! Ich habe kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen. Meine Klage kann nur die der Blume ſein:

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl,
Daß ich dir ins Aug' geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!

Ich will auch nicht klagen, o, ich habe ja ſo ſelige Stunden gehabt, Stunden, in denen ein Wort, ein Blick nachklang in meiner Seele, in denen das glänzende Bild einer ſeligen Zukunft ſich meinen Augen entrollte; — es iſt vorüber.

Meine Zukunft liegt im Dunkeln. Die Mutter zieht nach Ulm zu ihrer Schweſter, meine Geſchwiſter bleiben bei ihr. Mir ſagte die Mutter: „Du bleibſt natürlich bei mir, bis du wieder eine ganz paſſende Stelle haſt, die dir mehr zuſagt als die erſte.“ Was ich vor einem Jahr im Uebermut ergriff, iſt nun zur Notwendigkeit geworden.

Aber ich werde nie mehr in ein adliges Haus gehen; unter meinesgleichen kann ich Gehilfin ſein, dort bin ich nur Dienerin; lieber Kindsmagd als Gouvernante! Geſellſchafterin vollends gar nicht, das iſt ein Seelenverkauf: als Haushälterin vermiete ich doch bloß meine Hände, als Lehrerin meine Kenntniſſe; als Geſellſchafterin muß meine Stimmung, mein Gefühl, mein Geſchmack zu den Dienſten der gnädigen Herrſchaft ſein.

Im ganzen iſt's gleich, was ich pflanze auf dem Grabe meiner verödeten Freuden: Blumen wachſen nimmer darauf.

Was ich Dir ſchrieb, das laß zwiſchen uns zwei begraben ſein! Sprich auch nicht davon, ich weiß, daß Du mich ohne Worte verſtehſt; aber wenn Du kannſt, ſo komm zu mir, Dein letzter Beſuch hat mir ſo wohl gethan. Leb wohl und bete für

Deine Helene.

Eichthal, Oktober 18 . . .

Meine gute Helene!

Wohl habe ich für Dich gebetet und um Dich geweint, und bin ſo weit gekommen, Dein Los aufs neue mit Vertrauen in Gottes Hand zu legen.

Ich kann nicht ſo ganz ſchweigen, wie Du verlangſt, mein liebes, liebes Herz; ach, auch ich war in meinen Träumen für Dich viel vermeſſener, als ich je ausſprechen mochte. Weißt Du noch, im Inſtitut war's immer die allgemeine Annahme: „Die Helene iſt noch zu was Rechtem berufen." Ich dachte mir — doch, es iſt gleich, was ich dachte: Gottes Gedanken waren andre, und es ſind Gedanken des Friedens über Dich, nicht des Leides, deſſen ſei Du gewiß, meine liebe Helene!

Gib Dich ſeiner Führung hin, mein Herz, und wähle nicht zu eigenſinnig! Ich möchte noch einmal ſagen: diene Gott, ſieh auf Gottes Augen, ſo kann kein Menſchendienſt Dir zu ſchwer werden.

Mein Geſchmack wäre freilich auch, lieber unter meinesgleichen zu bleiben; doch darfſt Du nicht überſehen, daß manche

Demütigung viel bitterer zu ertragen iſt in Verhältniſſen, wo der Beſitz den einzigen Abſtand bildet.

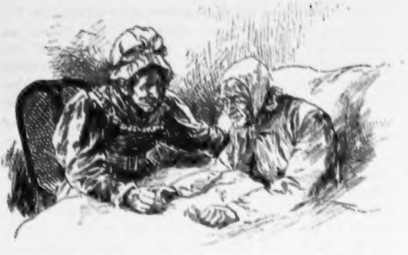
Für ſo tot und begraben darfſt Du Dein Leben nicht anſehen, liebe Seele; es liegt noch ein ſeligeres Ziel vor uns, als das Glück irdiſcher Liebe, und dies Ziel erreichen wir nicht, wenn wir beim erſten Hügel, den es zu überſteigen gibt, am Wege liegen bleiben.

Gott wird nicht verlangen, daß wir gleich hüpfen und ſpringen ſollen; aber ruhig voran, wenn auch mit müden Schritten; er gibt uns überſchwenglich über unſer Bitten und Verſtehen.

Bei der Tante geht es mit raſchen Schritten dem Ende zu, und Gott ſei Dank, die Morgenluft der Ewigkeit, die ſie anweht, ſcheint die Erdennebel zu zerſtreuen, die ihren Geiſt ſo lang bedrückt. Martha beginnt ſich zu den Füßen des Herrn niederzulaſſen. Es iſt ihr und uns allen unbeſchreiblich wohl in der Ruhe, die über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen liegt; ſie lebt nun heiter wie ein Kind von einer Stunde zu der andern.

Tante Mine iſt angekommen, eine Schweſter des Onkels, die früher mit ihnen beiſammen gelebt hat; aber ſeit Jahren im Unfrieden von ihnen getrennt lebt. Gott weiß, worüber urſprünglich der Hader anging: ich glaube, Tante Mine ſchlägt bei Biskuit das Eiweiß zum Schaum und Tante Rike verrührt es bloß. Es iſt zum Lachen und Weinen, wie ſie jetzt alle ihre gegenſeitigen Mißverſtändniſſe aufklären und ſich von Herzen vergeben. Mein Gott, mit welch kleinen, kleinen Steinchen können die Menſchen ſich den Lebensweg verbauen! Da hatte die eine ihre Betten nicht überdeckt aus Reinlichkeit, um ſie verlüften zu laſſen, und die andre hatte ſie bedeckt aus Pünktlichkeit; die eine wollte die Fenſter mit Fließpapier putzen und die andre hielt Leder für beſſer; die eine wollte die Mangwäſche bügeln und die andre nicht, und eine wollte Zwiebeln im Pfannkuchen und die andre Speck, und darüber haben ſie jahrelang gehadert und am Ende jahrelang ſich nicht mehr geſehen.

Jetzt ſitzen ſie Hand in Hand und lachen ſelbſt über ihren



elenden Verdruß und thun ſich zuliebe, was ſie noch können; aber das iſt gar wenig mehr.

Auch Albert iſt es wohl ums Herz, ſeit er der Mutter zum erſtenmal ſeine Kindesliebe zeigen kann, und ſie wird nun erſt ihres Kindes froh, unbeirrt von einem etwa zerknitterten Hemdkragen oder einer offenen Halsbinde.

So atmen wir alle noch um dieſes Sterbebett, das gottlob ein ſchmerzloſes iſt, eine Luft der Liebe und des Friedens, die uns Kraft geben wird für die letzte, ſchwere Stunde, die nicht mehr ferne ſein kann. Gott helfe ihr glücklich hinüber!

An einen Beſuch bei Dir kann ich zunächſt noch nicht denken. Gott ſei mit Dir, liebe Helene!

Helene an Lottchen.

Ulm, 21. März 18 . . .

Ich wollte Dir nicht ſchreiben, liebes Lottchen, bis ich Dir ein kleines Bild meines neuen Aufenthaltes und neuen Wirkungskreiſes geben könnte. Ich habe, wie Du weißt, in der neuen

Wohnung der Mutter hier mein eigenes Zimmerchen gemietet und verſuche Unterricht zu geben, um mir ſo eine unabhängige Exiſtenz zu ſichern.

Es iſt eine ſchwere Sache, mit einem Herzen, das mit dem Leben abgeſchloſſen hat, neue Lebensplane zu entwerfen; ich möchte mich lieber in die tiefe Einſamkeit verſenken und brüten über dem begrabenen Glück; aber das Leben, das rauhe, unbarmherzige Leben mit ſeinen Bedürfniſſen und ſeinen Forderungen!

Ich habe nun ziemlich viele Lektionen zu geben, aber ich könnte nicht ſagen, daß ich mich ſehr befriedigt von dieſer neuen Laufbahn fühlte. Zwang, Abhängigkeit, dieſe Dämone, die mich überall verfolgen, laſſen mich auch hier nicht los.

Als Gouvernante wußte ich doch wenigſtens die Ordnung des Tages und konnte mich danach richten; ich war, wenn Du ſo willſt, fremdem Willen unterworfen, aber doch einem einzigen und gerade keinem unvernünftigen. Jetzt bin ich die gehorſame Dienerin von etwa zehn Vätern und Müttern, die Kinder nicht gerechnet, die auch ihren Willen gehörig geltend machen. „Fräulein Winter, könnten Sie nicht meiner Julie die Stunde morgen früh geben? — wir machen nachmittags einen Ausflug.“ — „Mama läßt bitten, die heutige Stunde auf übermorgen zu verſchieben, es iſt heute Tanzkränzchen.“ — „Papa läßt Sie erſuchen, zur Lektion zu uns zu kommen; Lina hat Zahnweh und ſoll nicht in die Luft.“

Dann die Bemerkungen über meine Methode, die Wünſche in betreff des Unterrichts! Da war's bei meiner Gräfin ein Paradies dagegen. Dort wünſcht ein Papa mehr Feſtigkeit in der Grammatik; da findet eine Mama, daß die Prononciation nicht fein genug iſt; eine andre rät mir mehr Lebhaftigkeit beim Unterricht; eine dritte meint, ich ſollte mehr leſen, um Stoff zur Konverſation zu haben. Eine alte Madame engagierte mich zu Abendſpaziergängen mit franzöſiſcher Konverſation; ſie iſt in beſtändiger Erwartung, daß wir noch Franzoſen ins Land bekommen und meint, es ſei da doch nötig ſich vorzuſehen; da ſoll ich beſtändig einen imaginären feindlichen Offizier vorſtellen, an den ſie die hochherzigſten Reden halten will, die ſie alle mit mon colonel! beginnt, und dann nimmer weiter kommt. Wenn ich ihr abſcheuliches Franzöſiſch, z. B. menez-vous de la guerre avec les dames? korrigiere, ſo verſichert ſie mich, ſie habe ſchon vor fünfzig Jahren in der Strickſtunde franzöſiſch gelernt bei einer *Eingeborenen*, und will *mich* belehren. Ich weiß wohl, Dich würden ſolche Dinge ergötzen, mich machen ſie nur müde und lebensſatt.

Dann hörte ich ſchon, wenn auch nur aus dritter Hand, nicht nur einmal die Bemerkung, meine Lektionen ſeien wirklich etwas teuer; Herr Levailleur, der doch ein geborener Franzos ſei (ich glaube, er war einſt Perückenmacher), gebe die Stunde zu achtzehn Kreuzer. Und ich! — ich darf ihnen nicht die Bücher ſamt dem elenden Geld, um das ich ihnen meine Zeit, meine Freiheit, meine geiſtige Kraft verkaufe, ins Geſicht werfen; ich muß mit der artigſten Miene fortfahren, mich nach jeder Laune zu richten, und mich den teueren Zöglingen ja nicht in übler Laune zeigen!

Mit der Mutter käme ich allenfalls ſchon aus, von ihr natürlich muß ich mir Bemerkungen und etwa auch Ermahnungen gefallen laſſen; aber da iſt noch ihre ganze Familie da, die ſich berufen fühlt, auch teilzunehmen an meinem Schickſal und mir weiſe Räte zu geben.

Und dann, — ich mache keine Anſprüche mehr ans Leben, das weißt Du; aber wenn ich andre Mädchen meines Alters im Kreiſe der Ihrigen harmlos ihre Jugend genießen ſehe, und ich ſchreite als die bezahlte Mamſell im Geſchäftsſchritt von einer Lektion zur andern, werde vielleicht hie und da aus Gnaden irgendwo eingeladen, — ſo ſteigt mir doch ein natürliches Gefühl der Bitterkeit auf.

Doch Dir ſollt' ich nicht ſo reden, die Du nicht weißt, was Klage und Bitterkeit iſt; ich wollte, ich hätte Deine Bienennatur, die aus den Diſteln noch Honig ziehen kann; ich habe ſie nicht.

Verlaß mich darum nicht! Ich möchte auch wiſſen, ob Du noch bei Deinem Onkel biſt und ob Du dort bleibſt, überhaupt wie Dir's geht. Schreib recht bald

Deiner Helene.

Eichthal, April 18 . . .

Meine liebe Helene!

Halte mich doch nicht für bösartig und für gefühllos, wenn ich Dir geſtehe, daß ich über Deinen Brief neben aller innigen Teilnahme, die ich für Dich habe, doch ein bißchen lachen mußte!

Liebes Herz, der liebe Gott hat's wirklich ſchwer, Dir's recht zu machen. Ich bin ſehr froh, daß ich Dein Geſchick nicht in Händen trage, ich wäre in der That in Verlegenheit, wie ich's Dir zu Danke machen ſollte. Mir kam das Unterrichtgeben ein ſo glücklicher Ausweg für Dich vor, gerade für Dich, und ich bin ganz betroffen, daß das nun wieder nicht recht iſt. Als Du bei Deinen Eltern warſt, trieb Dich's in die Fremde; nun beneideſt Du die Mädchen, die noch daheim unter dem Schutz ihrer Eltern ſind; wenn ſich die Leute um Dich bekümmern, ſo fühlſt Du Dich bevormundet und beſchränkt; thun ſie's nicht, ſo fühlſt Du Dich unbeachtet und verlaſſen.

Doch nichts für ungut, liebe Helene, ich weiß ja, wie viel Du verloren: wenn die Augen noch trüb ſind vom Weinen, ſo iſt es nicht leicht, die Sterne auch durch dunkle Wolken zu erkennen. Ich habe Dich doch lieb, wenn Du mir auch da und dort noch unbegreiflich biſt, der liebe Gott wird ſchon noch den rechten Schlüſſel finden.

Eins ſcheint mir Dein Unglück, Helenchen: Du kannſt die Leute nicht lieb haben, mit denen Du zu thun haſt, und wo das iſt, da muß freilich jeder Beruf ſchwer laſten. Wie das anders zu machen iſt, weiß ich nicht recht; bei mir kommt das

Liebhaben ſo von ſelbſt, ich denke aber, es iſt auch eine Gottesgabe, um die man bitten darf, wenn ſie nicht verliehen iſt; gib acht, wenn Du Deine kleinen Mädchen und Deine alte Madame, die ja höchſt ergötzlich iſt, recht lieb hätteſt, es ginge alles leichter von ſtatten.

Bei uns iſt es nun daran, die Haushaltung abzubrechen; nächſten Monat wird der Onkel überſiedeln zu Tante Mine, die alten Geſchwiſter wollen ihre Tage zuſammen beſchließen.

Es wird ſo das beſte ſein, Du glaubſt nicht, wie ſehr Onkel ſeine Frau vermißt. Seine Liebhabereien ſchienen ihm gar nicht mehr ſo viel Freude zu machen, ſeit er ihnen ganz ungehindert und unverkümmert nachkommen konnte. Ich quälte mich lang und vielfach ab um neue Unterhaltungsſtoffe. Endlich fiel mir bei Onkels Eſſigfabrikation, die nun auch unterblieb, ein, daß er vielleicht Intereſſe an der Chemie gewinnen könnte. Da man in unſrer populären Zeit alles populär macht, ſo entdeckte ich auch wirklich ein Lehrbuch der Chemie, das ich, mit Hilfe der Inſtitutsgelehrſamkeit, leicht verſtehen konnte. Da haben wir denn zuſammen ſtudiert und laboriert und Verſuche gemacht mit Waſſerſtoff und Kohlenſtoff; gelungen iſt's gerade nicht, aber wir waren doch vergnügt dabei und hätten nächſtens probiert, den Stein der Weiſen zu finden.

Tante Mine wird nun freilich keine chemiſchen Verſuche mit dem Onkel anſtellen; aber die haben eine gemeinſame Kindheit und Jugend, und die Erinnerung daran, an alles, was der Papa ſelig geſagt und die Mama ſelig gethan hat, reicht wohl aus für den Reſt ihres Lebens.

Ich will nun Alberts Ausſtattung vollenden, ſo wie ſie noch Tante für ihn beſtimmt hat; er ſoll, wenn er ſeinen Kurs in der Ackerbauſchule beendet hat, auf Reiſen gehen. Gott geleite ihn! es iſt ein gutes, tüchtiges Gemüt.

Ich aber werde alsdann der Bitte meines Vetters, des Herrn Präzeptors Zweigler in Weilburg, folgen und in ſein Haus eintreten als Hausjungfer, Gehilfin, oder wie Du's heißen willſt, der Name thut nichts zur Sache. Koſtgänger und Kinder vom Hauſe treffe ich dort genug, ſo daß mir's nicht bange ſein darf, daß meine Zeit und Kraft brach liegen werden.

Ich bin recht geſpannt, wie ſich mein neues Leben unter ſo viel junger Welt machen wird; aber das Herz thut mir weh, wenn ich denke, daß ſich nun bald das Haus ſchließt, das mir, trotz aller Schatten, doch eine liebe gute Heimat war.

Dir, Liebſte, wünſche ich guten Mut oder einen guten Ausweg in eine neue Bahn, die Dir beſſer zuſagt. Von Herzen

Deine Lotte.

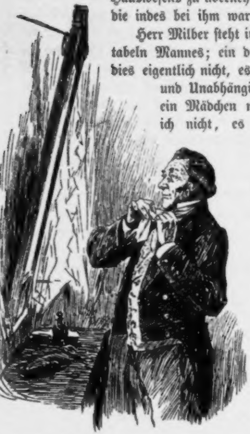
Helene an Lottchen.

Linsthal, November 18 . . .

Abermals wäre ein neues Blatt in meiner Geſchichte umgeſchlagen, ein gar einfaches, doch wird es Dich in etwas in Erſtaunen ſetzen. Mit dem Unterrichtgeben iſt's vorüber, Du weißt längſt, daß ich das nicht beklage, ſo ſehr ich auch nach Deiner Anweiſung mich bemüht habe, dieſen Beruf und meine flatterhaften Zöglinge lieb zu gewinnen.

Eine Mademoiſelle Courtmoulin, eine eingeborene Franzöſin, auf was die Bewohner von Ulm ſo viel Wert legen, hat ſich dort niedergelaſſen, und die lernluſtige Jugend lief ihr in Scharen zu. Die beſorgten Mütter meiner Zöglinge, die rückſichtsvollen unter ihnen nämlich, meinten, das Unterrichten ſei wirklich für meine Nerven zu anſtrengend; die Schülerinnen, die nicht von ſelbſt gingen, habe ich entlaſſen, und Mama und ihre Familie hielten bereits wieder Sitzungen, um zu beraten, was mit mir anzufangen ſei, als ſich ein Ausweg öffnete.

Du weißt, daß meinem Vater nicht mehr möglich war, Verfügungen für die Seinen zu treffen. Zum Vormund von uns älteren Geſchwiſtern erbot ſich ein Bekannter und entfernter Verwandter des Vaters, Herr Kommerzienrat Milber, ein wohlhabender Kaufmann, der ſich auf einem kleinen Landhauſe hier bei Linsthal zur Ruhe geſetzt hat. Dieſer nun machte mir den Vorſchlag, zu ihm zu ziehen und die Leitung ſeines kleinen Hausweſens zu übernehmen, da ſeine Schweſter, die indes bei ihm war, geſtorben iſt.



Herr Milber ſteht im Rufe eines ſehr reſpektabeln Mannes; ein dienſtbares Verhältnis iſt dies eigentlich nicht, es ſichert mir alle Freiheit und Unabhängigkeit, die überhaupt für ein Mädchen möglich iſt. So zögerte ich nicht, es anzunehmen, und bin nun bereits ſeit einigen Wochen hier zu Hauſe.

Dieſe Wendung war nicht vorgeſehen in unſern jugendlichen Planen; Du, ja freilich Du, wollteſt allezeit barmherzige Schweſter werden und Kleinkinderlehrerin und was alles, — ich hatte mir's etwas anders gedacht.

Die Stille und Ruhe meines hieſigen Aufenthalts thun mir wohl. Du wirſt einige Zweifel in mein Talent als Haushälterin ſetzen, es iſt aber hier eine leichte und einfache Verwaltung; ein alter Knecht beſorgt Garten und Pferde, eine Köchin und eine Hausmagd Küche und Haus.

Ich habe mein Zeichenbrett und die Farben wieder hervorgeholt; Herr Milber freut ſich, mein Klavierſpiel zu hören; es kommen hie und da Beſuche aus der Nachbarſchaft, die die ländliche Einſamkeit beleben, — ich glaube, dies ſtille

Leben iſt das Beſte für mich, es iſt mir nötig nach ſo viel Stürmen.

In der Stille meines hieſigen Aufenthalts habe ich nun auch Zeit, der Vergangenheit zu leben, der ſüßen, ſeligen Vergangenheit. Wie konnte ich noch klagen über den Druck und die Entbehrungen meines Gouvernantenlebens, nachdem ein ſolch goldenes Licht darüber aufgegangen war! Jede Minute jener Zeit koſte ich jetzt aus, jedes leiſe geflüſterte Wort; — er hat mich doch geliebt! auch wenn alles jetzt vorüber iſt, und dies Bewußtſein macht mich reich.

Geſellſchaft iſt mir hier nicht beſonders angenehm, obgleich hie und da recht umgängliche Leute einſprechen; — meine eigene Stellung hat denn doch etwas Schwankendes, Unbeſtimmtes. Ich wollte, Herr Milber, der ja im Alter meines Vaters iſt, würde mehr die Haltung eines Vaters annehmen; er iſt nur allzu aufmerkſam, zu rückſichtsvoll: ich hätte gerne bei ihm gut gemacht, was ich bei meinem guten Vater verſäumt, — ſeine Artigkeit beunruhigt mich mehr, ſie läßt mir weniger Sicherheit.

Es iſt gar kein übler Herr, mein Herr Vormund, nur hält er noch etwas zu viel auf ſein Aeußeres, das zu keiner Zeit ſehr hinreißend geweſen ſein kann; auch iſt er hie und da in Verlegenheit, was er mit der Zeit beginnen ſoll. Die Toilette nimmt zwar immerhin einige Morgenſtunden in Anſpruch, — es freut mich, als Zeichen ſeiner Achtung, daß er ſich nur in vollem Anzug vor mir ſehen läßt; — dann hat er eine Menge Uhren, Standuhren, Wanduhren, Spieluhren, Taſchenuhren, Doſenuhren, die er mit großer Sorgfalt aufzieht; dann macht er ſeine Promenade, auf der ich ihn zuweilen begleite, die Zeitungen füllen einige Stunden, aber — der Tag iſt lang, und wiſſenſchaftliche Intereſſen konnte ſein früheres unruhiges Geſchäftsleben nie nähren. Seine belletriſtiſche Lektüre war meiſtens Lafontaine, ‚Henriette Bellmann, ein Gemälde ſchöner Seelen‘, hat er mir dringend empfohlen; als ich ihm aber lachend geſtand, daß es mir rein unmöglich ſei, das Buch zu Ende zu bringen, ſchien er etwas beſchämt; er lieſt ſeitdem auf meinen

Rat den Walter Scott, mit wieviel Genuß kann ich nicht ſagen.

Du aber, Liebe, biſt ja ganz und gar verſchollen. Daß Du im Juni erſt Deinen Onkel zu ſeiner Schweſter begleitet, daß Du dann das Vergnügen hatteſt, den Onkel Gottlieb und die Tante Mine, die ſich zur Geſellſchaft beide krank wurden, zu verpflegen, das ſagte mir Dein letztes, kurzes Briefchen. Nun aber werden ſie doch wohl geſund ſein, und ich möchte wiſſen, ob Du nun bei Deinem Vetter Präzeptor eingerückt biſt, wenn Du nicht auf dem Heimweg noch einen Samariterdienſt zu verrichten gefunden haſt.

Morgen iſt mein einundzwanzigſter Geburtstag, da hoffe ich auf einige Worte von Dir. Denkſt Du noch an meinen ſiebzehnten? Den erſten, den wir nach der Rückkehr von der Penſion in meinem Elternhauſe zuſammen feierten? Wie golden und roſig lag da die Zukunft vor unſern Augen! Dann kam mein Fortgehen, des Vaters Tod, — und alles, alles wurde anders.

Was iſt mir heute noch geblieben von jenen glänzenden Träumen? — Nichts, als Ruhe für ein müdes Herz.

Lebe wohl und denke in Liebe

Deiner Helene.

Weilburg, Februar 18 . . .

Liebe Helene!

Es iſt lange angeſtanden, bis ich dazu komme, jenem flüchtigen Geburtstagsgruß einen ordentlichen Brief folgen zu laſſen.

Ich könnte freilich etwas von der Ruhe und Muße Deines Aufenthalts zu Linsthal brauchen, die mir Deine zwei letzten Briefe ſchildern. Ich gönne ſie Dir zwar von Herzen; aber, nimm mir's nicht übel, Liebe, eigentlich biſt Du noch zu jung zu einem ſolchen Stillleben, das wäre ein Ruheplätzchen für eine alte Großtante. Ich meine, ein bißchen Arbeit, das heißt Arbeit, die ſein muß, wäre beſſer, als die langen ſtillen Mußeſtunden am Fenſter und Klavier.

Sieh Dich auch ein bißchen um, bekümmere Dich um Deine Nachbarn und ihre Kinder, und wenn der Lenz beginnt, ſo leg ein wenig mit Hand an im Garten; das Stillſitzen und Brüten über ſeinen eigenen Gedanken taugt nichts; das ſagt Dir eine, die aus Erfahrung ſpricht und die froh iſt, daß ſie nicht allzuviel Zeit hat, allein zu ſein mit einem kindiſchen Herzen.

Auch für die Unterhaltung Deines alten Herrn dürfteſt Du etwas mehr thun; wozu iſt man gebildet und geiſtreich wie meine Helene, wenn es nicht auch andern zu gute kommen ſoll? Du lieſt ſo viel den lieben, langen Tag, da würde ich mir auswählen, was etwa den Herrn Vormund anſprechen könnte, iſt mir's ja doch ſogar mit dem Onkel gelungen!

Der Abſchied vom Onkel iſt mir noch recht ſchwer geworden. Albert, der gute Junge, den ich noch nie weinen ſah, als an ſeiner Mutter Leiche, zerfloß faſt in Thränen, als er mir lebewohl ſagte, und der Onkel, — ich habe ihn nie ſo wortreich geſehen, als er in ſeinem Danke wurde, bis ihm die Stimme brach, und er nur noch ſagen konnte: „Gott vergelte dir's, Gott vergelte dir's, Lottchen!“

Um Albert thut mir's am meiſten leid, daß ihm das Vaterhaus verſchloſſen iſt, zu der Tante Mine hat er gar zu weit. Er wird nun ſeine Reiſe angetreten haben, Gott geleite ihn und führe ihn ſo gut und rein zurück, wie er geht!

Ich aber, meine Liebe, bin nun allhier bei meinem Vetter, dem Herrn Präzeptor Zweigler und ſeiner Frau förmlich angeſtellt; habe unbeſchränkte Vollmacht über vierundzwanzig, ſage vierundzwanzig junge, hoffnungsvolle Sprößlinge, künftige Miniſter und Präſidenten, Prälaten, Pfarrer, Advokaten, Schreiber und Apotheker; eine Vollmacht, die bis zu dem Recht geht, Ohrfeigen auszuteilen, von dem ich aber nicht gedenke Gebrauch zu machen.

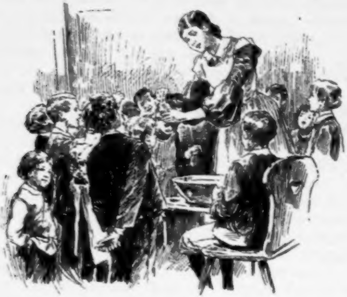
Neben dieſen vierundzwanzig Anvertrauten hat meine liebe Baſe, Frau Zweiglerin, die Welt bis jetzt alljährlich um ein neues Glied vermehrt, ſo daß es in allen Ecken wimmelt und wuſelt und mir unſer Haus mit ſeiner Einwohnerſchaft oft vorkommt, wie die Flaſche mit einem Bergwerk im Leib, wo man wohl ſieht, was alles da drinnen iſt, aber abſolut nicht begreift, wie es hineingekommen.

Das iſt ein Ernſt, liebe Helene! Wenn ich auch noch ſo goldige Erinnerungen hätte, ich hätte wahrhaftig nicht Zeit, ihnen nachzuhängen; und meine Zukunftsträume, — die gehen nicht weiter, als vom Morgen bis zu der Stunde, wo unſer wildes Heer in die Schule abgetobt iſt, und vom Abend bis zur Nacht, wo ſie endlich zur Ruhe ſind, und ich meiner geplagten Baſe mit ihren drei kleinen Schreiern zur Hilfe eilen kann.

Zuerſt, das geſtehe ich Dir, wurde mir ſeelenbang, als ich das Gewimmel und Getreib im Hauſe mit anſah; aber es ging, wie Jean Paul von der Wetterwolke ſagt: aus der Ferne iſt ſie ſchwarz, über uns nur grau. Ich verſichere Dich, ich ſtehe jetzt ſchon ſo gut mit den kleinen Burſchen; ſie haben ein ſolches Zutrauen zu mir, teilen mir ihre kleinen Geheimniſſe, ihre Briefe und Kuchen von der Mama mit, daß ich mir's oft zum Vorwurf mache, daß ich mich hier ſchon wieder ſo daheim fühle und die alte Heimat nicht vergeſſen, aber verſchmerzt habe.

Mein Herr Vetter (von wannen eigentlich unſre Verwandtſchaft ſtammt, weiß ich nicht recht; es lebt an einem Ort noch eine uralte Jungfer Zweiglerin, die es wiſſen ſoll) führt oft ein gar ſcharfes Scepter; er ſagt, es ſei ſonſt unmöglich, die Buben im Zaum zu halten. Da muß ich denn beſtändig die Vermittlerin und Fürſprecherin machen, und wo ich gehe und ſtehe, zupft mich einer am Aermel und einer am Kleid: „o, Fräulein Lottchen, da iſt mein Aermel zerriſſen,“ — „Fräulein Lottchen, fragen Sie auch, ob wir ins Bad dürfen!“ und noch tauſenderlei andre Geſuche.

Am Samstag iſt großer Waſchtag, da ſollen ſich die Jungen, groß und klein, alle von mir ſtrählen und kämmen laſſen. Das iſt keine kleine Aufgabe: all mein Gedächtnis und meine Phantaſie muß ich aufbieten um wunderſame Geſchichten, mit denen ich ſie zum Stillhalten bewege; ſie werden oft ſo abenteuerlich, daß kürzlich einer der Kleinen bedenklich ſagte: „Hören Sie, Fräulein Lottchen, ich glaube, das iſt ein verlogenes Märchen,“ und triumphierend ſchrie die ganze Schar: „ja, ja, das hat Lottchen ſelber erfunden!“ als hätten ſie einen großartigen Betrug entdeckt.



Sehr erſtaunt ſind meine Jungen über die Brocken lateiniſcher und ſogar griechiſcher Weisheit, die ich vor Zeiten von Albert aufgeſchnappt habe; es verbreitete ſich zuerſt die Sage unter ihnen, Lottchen verſtehe Griechiſch und Latein. Leider haben mich ein paar Verſtöße beim Ueberhören um dieſen falſchen Ruhm gebracht; im Franzöſiſchen aber bleibe ich die höchſte Autorität, und, allen Reſpekt vor meinem gelehrten Herrn Vetter, aber ich glaube wirklich, es hierin mit ihm aufnehmen zu können.

Aber ich weiß nicht, ob in Deinem Stillleben Scenen aus dem Gegenteil noch Intereſſe erwecken. Du kämſt zu keinem ſo langen Brief, wenn ich nicht heute die Nachtwache bei einem unſrer Knaben übernommen hätte, bei dem man eine Hirnentzündung fürchtet. Gott lenke es gnädig zum Beſten! Wir erwarten morgen ſeine Mutter.

Was meinſt Du, ſchlage dem Herrn Kommerzienrat vor, er ſoll etwa nur die Hälfte unſrer Jungen zu einem Ferienaufenthalt auf ſein Landgut laden, um eure Einſamkeit zu beleben. Das würde euch beiden gut thun.

Lebe wohl, liebe Helene!

Mai 18 . . .

Liebes Lottchen!

Du erhältſt dieſen Brief von Ulm aus, wo ich wirklich bei der Mutter bin, um einen wichtigen Entſchluß mit ihr zu beraten.

Mein Vormund hat mir vor acht Tagen ſeine Hand angetragen. Du kannſt Dir denken, in welche Aufregung mich dieſe Werbung verſetzt. Ich hätte ſie freilich ahnen können, Du weißt, ein Mädchen ſieht ſcharf in dieſen Dingen; aber ich wollte es nicht glauben. Ich glaubte, hier Ruhe gefunden zu haben, und wenn mich auch meine Stellung nicht befriedigte, wenn auch hier mich manches Bittere und Demütigende traf, ſo fühlte ich mich doch freier und unabhängiger als ſonſt.

Dieſe Unabhängigkeit war freilich nur Täuſchung; das wird mir jetzt klar, wo ich fühle, daß ich dieſe Freiſtätte verlaſſen muß, wenn ich nein ſage. Damit iſt Milber kein Vorwurf gemacht, der ſeine Werbung ſo zart, ſo achtungsvoll ausſprach, wie es nur je ein ſtolzes Mädchenherz erwarten kann; es iſt die Schuld der Verhältniſſe, die unſer armes Geſchlecht knechten vom erſten Atemzug bis zum letzten Hauch.

Milber hat recht lieb und herzlich mit mir geſprochen; er verkennt die Kluft nicht, die die Jahre zwiſchen uns bilden, — achtunddreißig Jahre, — aber er legte mir ſeine ganze Vergangenheit vor Augen: eine Jugend voll Arbeit, Sorgen und Entbehrungen, eine lange, lange freudloſe Ehe an der Seite einer grämlichen, kränklichen Frau, und nun, wo ſich das Glück ihm zuwandte, wo er in Ruhe der edleren Genüſſe des Lebens ſich freuen könnte, nun ſteht er einſam, ohne Kinder, ohne Geſchwiſter, und es würde ihn glücklich machen, mir alles zu Füßen zu legen, was ihm das Glück beſchert, meine Jugend mit dem zu ſchmücken, was ihm noch wenig Herzensfreude gebracht hat.

Du denkſt vielleicht, das hätte er auch können, wenn ich wie bisher in einem töchterlichen Verhältnis mit ihm gelebt hätte, — aber ſieh, er iſt vielfach beſchränkt und bedrängt von Verwandten, die ſich Rechte auf ihn anmaßen, und es iſt ihm drückend, mich in einer eben doch untergeordneten Stellung zu ſehen.

Und es iſt wahr; wenn Leute, die im Haus Geſchäfte haben, fragen: „iſt das die Frau?“ und hören die gleichgültige Antwort: „nein, nur die Jungfer,“ wenn man in Geſellſchaft nach meinem Namen fragt und ich höre: „die Haushälterin Herrn Milbers,“ ſo iſt mir's ein Dolchſtoß ins Herz.

Und nun ſage mir, was ſoll ich thun? Daß ich dieſem Manne nicht Liebe geben kann, in dem rechten, tiefen Sinne des Wortes, iſt klar, auch kann er daran nicht denken; aber ich kann ihm meine Treue, mein kindliche Hingebung und Sorgfalt weihen; ich kann ihn glücklich machen, ich, die ſelbſt längſt die letzte Hoffnung auf Glück begraben hat. Er bietet mir ſeinen Schutz, ſeinen ehrenwerten Namen, eine geſicherte Zukunft.

Im andern Falle muß ich das Dach verlaſſen, das mir ſeither eine Heimat bot, muß entweder als überzähliger Gaſt am Herde der Mutter bleiben, oder hinaus in die Fremde, neuen Demütigungen, einem neuen Joche entgegen.

Du ſchließeſt vielleicht aus meinen Worten, daß mein Entſchluß ſchon gefaßt iſt. Ich glaube, es iſt ſo; nicht ohne langen, ſchweren Kampf.

Du aber, die Du ſo ſehr dafür biſt, ſich in das Gegebene zu fügen, phantaſtiſchen Träumen zu entſagen und das Leben zu nehmen, wie es kommt, Du wirſt dieſen Entſchluß gewiß gutheißen.

Die Mutter gibt mir eine Menge zu bedenken, meint aber ſchließlich: eine Verſorgung wäre es doch, obgleich ſie mir wiederholt und herzlich ihr Haus als Heimat anbietet.

Ich denke, Milber von hier aus das Jawort zu geben, und bei der Mutter zu bleiben, bis die Vorbereitungen zu unſerer Hochzeit getroffen ſind; aber es verlangt mich, zuvor ein paar Worte von Dir zu hören.

Alſo das wäre das Ende, liebes Lottchen?

Die Blume darf nicht ſproſſen,
Und ringen nicht das Herz.
Das Leben hat geſchloſſen
Das Buch von Luſt und Schmerz.

Denke in Deinem Gebet

Deiner Helene.

Weilburg, Mai 18 . . .

Teuerſte Helene!

Du glaubſt, daß Dein Entſchluß ſchon gefaßt ſei, und doch fragſt Du mich noch: was ſoll ich thun?

Gönne mir, gönne Deinem eigenen Herzen noch eine Stimme, eh Du entſcheideſt, mein liebes Herz! Du berufſt Dich auf meine nüchterne Lebensanſicht und erwarteſt von mir gewiſſe Zuſtimmung. Ich weiß wohl, ich bin ein hausbackenes Ding, ihr habt mich immer die Jungfer Weisheit genannt, und ich hatte jederzeit gewaltig viel Vernunft übrig — für andere Leute, ſein Teilchen Dummheit behält am Ende das Klügſte für ſich, — aber das Herz wird mir doch unendlich ſchwer, wenn ich an Deinen Entſchluß denke, und ich meine, ich müſſe Dich mit beiden Armen zurückhalten.

Ob Du glücklich wirſt durch Dein Ja, — ach, liebes Kind, das iſt wohl ſchwer zu beſtimmen. Ich habe fröhliche, ſelige Bräute geſehen, deren Ja nur der Schlußaccord der ſüßen Melodie war, die ihr ganzes Weſen durchklang, und — ich ſah ſie bald wieder in einſamer Trauer als Witwen oder — als unbefriedigte Frauen, die nicht verſtanden hatten, den ſchönen Klang feſtzuhalten.

Ob es klug iſt, dieſes Ja auszuſprechen, wollen wir darum zunächſt nicht fragen, das iſt zu Zeiten oft recht ſchwer zu finden; aber ob es recht iſt, das ſollte doch wohl mit Gottes Hilfe zu ergründen ſein. Ich kann ja ſelbſt nicht wiſſen, was es iſt um dies Ja, das unſer ganzes Sein, Leib und Seele an ein anderes Daſein knüpft, aber es muß etwas unendlich Großes ſein; darum bedenke wohl, eh Du es ausſprichſt! Kannſt Du denn dieſem Manne angehören, ſo mit ganzem Herzen, daß im tiefſten Grund Deiner Seele keine Stelle mehr iſt, wo er nicht zu Hauſe ſein dürfte?

Du findeſt es bei deiner Jungfer Weisheit natürlich, daß ſie eine Wahl aus Liebe, was man ſo nennt, nicht für die einzige Bedingung zum Glück der Ehe hält, und da haſt Du recht. Ich bin noch jung (ich glaube wenigſtens; hie und da komme ich mir erſchrecklich alt vor), aber ich habe doch ſchon in manches Herz und Leben geſehen und gefunden, daß das höchſte Glück ſelten da war, wo man mit den höchſten Erwartungen begonnen hat. Eine ſolche Liebeswahl fügt ſich ja ſo ſelten in unſeren Tagen, und Gott kann doch unmöglich den Stand, den er ſelbſt eingeſetzt hat, in ſo wenigen Fällen nur mit Glück begabt haben.

Schön muß es freilich ſein, wunderbar ſchön, wenn einem das Leben einmal ſo recht ſeine vollen Roſen in den Schoß wirft, aber es liegt Gefahr in dieſem Glück: man freut ſich ſeiner Roſen und ſpielt damit, bis ſie welk ſind. Wo aber das Glück als ein unſcheinbares Pflänzchen in Deine Hand gelegt wird, das Du einſenken, das Du treu und oft mit Mühe hegen und pflegen mußt, da lernſt Du Dich auch der kleinſten Knoſpe freuen und empfindeſt Dein Glück als Dein Eigentum und als einen Gottesſegen zugleich.

Darum laß Dir nicht das Herz ſchwer machen durch George Sand'ſche Ideen, liebſte Helene! Dieſe hochfliegenden Geiſter der neuen Zeit, die doch wieder nichts Beſſeres anſprechen, als was dieſe arme Erde gibt, für die in dieſem Leben alles beſchloſſen iſt, und Leib und Seele zuſammen aufgehen muß in der irdiſchen Liebesflamme, wie einſt im Todeshauch —, die brauchen freilich für ihr Glück Leidenſchaft, Liebe, geiſtiges Erkennen und ſinnliches Verlangen.

Wir aber, die wir ein unbeflecktes und unverwelkliches Erbe erſehnen, die wir ein höheres Ziel im Auge haben, eine Zukunft, wo nur die Liebe unſterblich ſein wird, die ſich geheiligt hat im Quelle der ewigen Liebe, wir ſehen das Band der Ehe als eine Brautzeit für die höhere Vereinigung der Ewigkeit an, eine läuternde, heiligende; und dazu kann auch die Ehe werden, die nicht allein unſre leidenſchaftliche Herzenswahl iſt. Wenn ich aber glaube, es iſt nicht nötig zum Glück, ſich vor der Wahl geliebt zu haben, ſo iſt es doch ganz gewiß nötig, ſich nachher lieben zu können.

Noch als kleines Mädchen, wenn ich eine Trauung mit anſah, mußte ich in der Stille ältere Eheleute betrachten, die oft ſo kühl und trocken oder wohl auch unfreundlich nebeneinander hergingen, und ich mußte mich beſinnen: ob denn die auch einmal ſo ſchön und heilig miteinander in der Kirche geſtanden ſeien. Und jetzt noch weht mich's unheimlich kühl an, wo die Ehe als nichts denn eine anſtändige Verſorgungsanſtalt erſcheint.

Vor ſolchem Los behüte Dich Gott! Achtung, Freundſchaft, gegenſeitige Rückſichten ſind gewiß ganz gut fürs Zuſammenleben mit allen Leuten; aber zum Glück der Ehe gehört ſicherlich mehr. Ein Ja, das nicht mit einer tiefen, heiligen Freudigkeit geſprochen wird, halte ich für Sünde. Aber dieſe

Freudigkeit iſt eine Gabe Gottes, und wo er ſie nicht verleiht, da liegt der Bund nicht in ſeinem Willen.

Eine Verheißung der Bibel hat mir immer ganz beſonders wunderbar und lieblich geklungen, weil ſie auch menſchlicher Liebe und Freundſchaft eine Weihe gibt: „Wo zwei unter euch eins werden, was ſie bitten wollen, das ſoll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ Ich denke, dieſe Verheißung könne ihre ſeligſte Erfüllung finden bei zwei Gatten, die zuſammen um die rechte Liebe bitten, und was ſo erbeten wurde, iſt am Ende ſchöner und reicher, als was andern ein freundlich Geſchick von ſelbſt in den Schoß geſchüttet.

Liebe Helene, glaubſt Du, daß eure Herzen ſo recht eines vor Gott ſein können? Hier allein gibt es nicht Jugend und nicht Alter, und nur eine tiefe ernſte Einigung im Höchſten kann die Kluft der Jahre ausgleichen, die zwiſchen euch liegt.

Dieſe Jahre an ſich, ſo groß auch ihr Unterſchied iſt, würden mich nicht bekümmern; die Zeit ſteht in Gottes Hand, und wenn Du wirklich Deinem Manne zum Segen wirſt, ſo kann Dir ein kurzes Beiſammenleben ſo reiche Erfahrungen geben als das längſte.

Aber bedenke Dich, liebes, liebſtes Herz, bedenke Dich, wenn Du glaubſt, Freiheit, Unabhängigkeit zu gewinnen mit dem Wort, das Dich einem andern ganz und gar zu eigen gibt, ſo zu eigen, wie kein Verhältnis ſonſt in der Welt! So weit ich's verſtehe, wird Freiheit in der Ehe nur mit vollſter Hingebung erkauft, ſonſt muß ſie unerträglicher Zwang ſein.

Aber ich ſpreche wohl zu viel, und habe doch lange, lange nicht alles ausgeſprochen, was mir auf dem Herzen liegt. —

Iſt wirklich alles ſchon entſchieden, und ſteht Deine Wahl feſt, ſo ſegne ſie Gott, liebe Helene. Ich will nicht ſagen: vergiß dann, was ich geſprochen, denke nur, daß es meine Liebe ſprach! Das weißt Du, daß kein Herz inniger um Dein Glück betet, als das

Deiner Lotte.

Helene an Lottchen.

Oktober 18 . . .

Es ſind ſchon viele Monate, liebes Lottchen, ſeit wir Abſchied genommen am Abend meines Hochzeittages; und außer dem kurzen Briefchen, in dem ich Dir unſre Rückkehr von der Reiſe anzeigte, haſt Du noch keine Nachricht von mir. Halte mir's zu gut! Es iſt nicht eben Mangel an Zeit, was mich vom Schreiben abhält, es iſt eine gewiſſe Mattigkeit, Verdroſſenheit möcht' ich ſagen, die mich ſeither nicht dazu kommen ließ, auch weiß ich Dir wirklich nichts Intereſſantes zu berichten.

Du fürchteſt, ich trage Dir die Freimütigkeit nach, mit der Du über meine Heirat geſchrieben? O nein, liebſtes Kind, halte mich nicht für ſo ſchwach! Ich kenne ja die Liebe, die aus Deinen Worten, aus Deinen Warnungen ſprach, und vielleicht — haſt Du recht gehabt.

Nimm das für keine Klage, meine Liebe! Es wäre groß Unrecht, wenn ich klagen wollte, — mein Mann iſt ſo ſehr gut, ſo aufmerkſam gegen mich; ich muß mich hüten, zu viele Wünſche auszuſprechen, er würde ſie alle erfüllen. Freilich gibt es Wünſche, die unerfüllbar ſind.

Wir haben eine ſchöne Reiſe gemacht am ſtolzen Rhein, alle die Herrlichkeiten geſehen, die ſich einſt unſre Mädchenphantaſie geträumt, und das Meer, das geheimnisvolle unendliche Meer. Wie oft, wie oft habe ich Dich an meine Seite gewünſcht! Mein guter Mann, der mich überall hinführte, wo er mir nur den leiſeſten Wunſch ablauſchte, konnte meine Begeiſterung wenig teilen. Es iſt ihm nicht zu verdenken, in ſeinem Alter iſt man abhängiger von äußern Bedürfniſſen; aber erkühlend wirkt es, wenn Du verſunken biſt in Anſchauung der Herrlichkeit des Kölner Doms und Dein Mann flüſtert Dir ins Ohr: „Liebes Kind, wir haben Beefſteaks beſtellt, die werden rein ungenießbar, wenn wir nicht präcis fortkommen.“

Wir mußten eine Nacht auf dem Dampfſchiff zubringen, eine wundervolle Sternennacht; das Mondlicht zog lange goldene Streifen auf dem Fluß, wir ſtanden auf dem Verdeck und ſchwelgten in dem Zauber dieſer Nacht. Mein armer Mann ſtand fröſtelnd neben mir: „Liebe Helene, haſt Du nicht noch einen warmen Shawl eingepackt? ich bekomme ſicherlich einen Rheumatismus.“ — „Warum gehſt du denn nicht lieber in die Kajüte, Lieber?“ — „O, man liegt erbärmlich ſchlecht auf den Diwans, ich bin wie gerädert.“ Und doch iſt mir noch lieber, wenn er ſich gibt, wie ihm iſt, als wenn er ſich unnötig zuſammennimmt und mir zulieb jugendlicher thun will, als ihm zu Mute iſt; ich fürchte, ich bin in ſolchen Fällen oft unfreundlicher, als recht iſt. Auf der Reiſe war es ihm höchſt unangenehm, daß er ſo oft als mein „Herr Vater“ angeredet wurde. Zuletzt war ich ſelbſt froh, als ich ihn aus den Beſchwerden der Reiſe glücklich erlöſt und nach Hauſe gebracht hatte. Die neue Einrichtung unſres Landhauſes iſt ſehr, ſehr hübſch, ich freue mich, bis ich ſie Dir zeigen kann. Es macht mir Freude, ich geſtehe es, als eigene Herrin hier zu ſchalten, zum erſtenmal, und alles nach meinem Geſchmack zu ordnen. Milber brachte mich freilich faſt zur Verzweiflung mit ein paar entſetzlich ſchlechten Familienbildern, die er durchaus im Salon aufhängen, und mit einer ebenſo geſchmackloſen Uhr, einen Thränenkrug vorſtellend, die er auf meinen wirklich ſehr eleganten Schreibtiſch placieren wollte; aber ich habe glücklich obgeſiegt und Uhr und Bildniſſe ins obere Gaſtzimmer verbannt.

Mit den Dienſtboten war ich genötigt zu wechſeln, ich hörte gar zu impertinente Aeußerungen über meine ehemalige und jetzige Stellung im Hauſe; auch in Geſellſchaft fühle ich mich vielfach gedrückt durch den Gedanken, daß andere meine Wahl eigennützigen Beweggründen zuſchreiben.

Aber ich wiederhole es, es wäre unrecht zu klagen. Milder iſt nur zu gut, — ich denke oft, ein Mann, den ich mehr fürchten müßte, wäre beſſer für mich. Ich muß mich hüten, ſeine Güte nicht zu mißbrauchen. Ich fühle mich ſo oft gereizt, verſtimmt, ohne den Grund zu wiſſen; es ſei Nervenſache, ſagen ſie, wir wollen nächſten Sommer in ein Bad gehen, wohin weiß ich noch nicht.

Laß mich nicht zu lange mehr auf Deinen Beſuch warten, meine Liebe! Er wird eine große Wohlthat ſein in der Einförmigkeit unſeres Landlebens; namentlich die Abende ſind oft ſehr lang. Wir haben anfangs zuſammen geleſen; aber ich fand, daß meine Lektüre meinen Mann wenig anſpricht, das Spiel dagegen ermüdet mich; ſo macht er meiſt ſein Schläfchen auf dem Sofa und ich leſe für mich. Ich leſe ſelbſt nicht mehr ſo gern wie früher; ſoll ich mich zurückverſetzen in alte Träume, die lang verſchollen ſind, oder Zukunftsbilder entwerfen, wo keine Zukunft iſt? Darum, Liebe, wenn ihr nicht ohnehin Ferien habt, ſo denk einmal auch an Dich ſelbſt, mache Ferien und komm zu

Deiner Helene.

Lottchen an Helene.

Mai 18 . . .

Herzlichen Dank, liebe Helene, für die ſonnigen, freundlichen Tage, die ich auf eurem ſchönen Landſitze verlebt, für die gaſtliche Güte Deines Mannes, für Deine alte Liebe, die mir immer aufs neue wohlthut! Dieſe Tage im Freien und Sonnenſchein haben mich recht aufgefriſcht, auch die Kleinen hier ſind indes wohl geblieben; unſere Knaben rücken von allen Seiten wieder ein, und ich habe nicht Zeit zum Heimweh. In dieſen erſten Tagen nach der Rückkehr aus der Heimat, wo ihnen die Mama Leibgerichte kochte und ſie bis acht Uhr ſchlafen ließ, wacht den Jungen leicht das Heimweh auf; da muß man ſich ihrer ein bißchen mehr annehmen als ſonſt, um den Uebergang zu der ſtrengen Schulordnung zu erleichtern.

Wir haben geſtern Oſtern nachgefeiert, weil ſie über die Feiertage zu Haus waren. Das war eine Luſt und Herrlichkeit, und mit ſo wenig Mitteln! Ein paar Eier und ein paar Brezeln für jeden war die ganze Beſcherung, die ich mit großem Aufwand von Scharfſinn im Garten verſteckt hatte. Du hätteſt das Jubelgeſchrei hören ſollen, als einer um den andern ſeinen beſcheidenen Anteil entdeckte und der letzte den ſeinigen gar nicht finden konnte, weil ich ihn bei mir in der Laube verſteckt hatte. In der Laube aber thronte ich als Herrſcherin über eine ungeheure Schokoladekanne, aus der ſämtliche Mannſchaft reichlich erquickt wurde. Die kleine Schar, die da ſo fröhlich und rotbackig im grünen Graſe lagerte und ſchmauſte, dazwiſchen die ſechs Kleinen vom Hauſe, die alle von den Koſtgängern geſchmeichelt, gehätſchelt und verwöhnt werden, und die nun von einem zum andern krabbelten und von ſeinem Anteil naſchten, — ich ſage Dir, es war ein Anblick zum Malen. Wenn Du Dir mit dem drolligen Jungen eures Taglöhners, der allemal ſo poſſierlich im Gras herumkugelte, und mit den zwei kleinen

Mädchen der Wäſcherin hie und da ſo einen Spaß machen wollteſt, es würde Deinem Mann, der ſo herzensgut iſt, gewiß auch Freude machen.

Liebſte Helene, da bin ich eben dran, aus lauter Delikateſſe wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen, und wir ſtehen uns doch ſo nahe, daß ich wohl wagen darf, von der Leber weg zu reden.

Du könnteſt glücklicher ſein, liebe Seele, Du ſollteſt glücklicher ſein und — glücklicher machen. Statt zu brüten, wie und warum Du denn auf dieſen Weg gekommen, und ob Du darauf ſein ſollteſt, geh ihn friſch und freudig fort, ſo wird er doch ein Himmelsweg. Es iſt, verzeih mir's, Liebe, als ob Du mit der einen That, daß Du mit Deiner Jugend und Schönheit einen ſo viel ältern Mann genommen, all Deine Opferfähigkeit erſchöpft habeſt, und als ob er fortan ſein Lebenlang an dieſem Opfer zehren müſſe.

Wenn Dich's kränkt, daß Fremde glauben, Du habeſt Deinen Mann aus Eigennutz gewählt, wie kannſt Du ſie ſchöner widerlegen, als wenn Du mit der That zeigſt, daß Du es gethan, um einen weiteren Wirkungskreis, um reichere Mittel zum Gutesthun zu haben, um der freundliche Engel eines ſonſt einſamen Lebens zu werden?

Gewiß, es thut Deiner Frauenwürde keinen Abbruch, wenn Du einen Abend Brett ſpielſt oder ſogar Damen ziehſt mit Deinem Mann, weniger, als wenn Du Dich mit der Miene einer gekränkten Unſchuld ins Sofa lehnſt und die Gedichte wieder lieſt, die wir in unſern romantiſchen Frühlingstagen abgeſchrieben.

Faß einmal die Gegenwart friſch und freudig an, Liebe, und ſitze nicht immer in tragiſchem Anſchauen der Vergangenheit!

Man ſagt, ſo manche Ehe würde glücklicher ſein, wenn die Frauen mehr an ihr Witwenſtübchen dächten.

Du biſt kein Kind, liebe Helene, und kannſt Dich nicht darüber täuſchen, daß ſich Dir früher als andern dies Witwenſtübchen erſchließen kann. Glaubſt Du nicht, das Bewußtſein, daß Du ein Gottesſegen warſt für den Lebensabend Deines Gatten, wiege ein paar begrabene Mädchenträume auf?

Und nun, verzeih der Predigerin! Aber Du weißt, es thut mir weh, wenn ich ſo ſchöne Gottesgaben als totes Kapital liegen ſehe, die in lebendiges Herzensglück umgeſetzt werden könnten. Halte mir's zu gute, und zeige, daß Du in Wirklichkeit mehr und Schöneres thun kannſt, als ich mit meiner Altjungfernweisheit predige!

Mit einem Wort, liebes Herz, ſei glücklich und zufrieden! Sing mir nicht mehr mit ſo herzgebrochener Stimme: ‚Schein' ich auch zufrieden, fühl' ich doch den Schmerz,‘ — und bleibe gut

Deiner

Jungfer Weisheit.

Bitte, ſieh auch einmal nach der alten Hanne neben dem Thorhäuschen, die ich beſucht, und grüße ſie von mir! Für die kleinen Mädchen Deines Taglöhners habe ich von unſern Knaben alte Geſchichtenbücher erbeutet, ebenſo ein noch ſtattliches Wams für den kleinen Jakoble, der die Gänſe hütet; ich hoffe, Du wirſt Ehre einlegen mit dieſen Spenden.

B . . . heim, März 18 . . .

Liebes Lottchen!

Der erſte Brief von meinem neuen Aufenthalt aus; ach, ich wollte, es wäre der letzte, ſo innerlich müde, ſo gebrochen fühle ich mich.

So hat ſich mir denn das Witwenſtübchen aufgethan, früher als ich damals geglaubt, und Du haſt vor Zeiten recht gehabt, Lottchen; ſeine ſtillen Wände ſind manchmal laute Prediger, gewaltige Mahner an verſäumte Pflichten, an Tage, die ſich nicht wieder einholen laſſen. Dank ſei es Gott, und Dank ſei es Dir, meine freundliche Mahnerin, daß ich in den letzten Jahren meiner Ehe mehr an die Pflicht als an meine verfehlten Wünſche gedacht! Dank auch für die Tage des Leidens, in denen ich doch meinem Mann eine Pflegerin ſein durfte!

Es war freilich eine ſchwere Zeit, die ſieben Monate der Krankheit, und ſie dünken mir oft mehr als ſieben Jahre; aber ich möchte ſie manchmal wieder holen, nur um mir das Gefühl eines Berufs, eines Lebenszwecks damit zu erkaufen.

Ich habe mich lange, viel länger als meine Abſicht war, noch auf unſerm Landhaus verweilt, nun aber wählte ich mir doch einen andern Aufenthalt; ich mochte es nicht mehr bewohnen, ſolange ſein Beſitz mir durch den verdrießlichen Prozeß mit den Verwandten meines Mannes beſtritten iſt, auch hätte ich mich dort gar zu einſam gefühlt.

Nach Ulm, wo die Mutter wohnt, wollt' ich nicht gerne ziehen. Die Mutter iſt gut und freundlich, aber mit ihrer Familie harmoniere ich zu wenig; meine Brüder ſind fort, und den Geſchwiſtern der zweiten Ehe bin ich immer zu fern geweſen, als daß wir jetzt einander bedürfen ſollten.

Da habe ich nun hier, wo mir die Gegend immer gefiel, eine freundliche, elegante Wohnung, Umgang ſo viel mir beliebt; genieße Achtung und Aufmerkſamkeit, habe alle Mittel, mir das Leben ſo angenehm als möglich zu machen; kann meiner wirklich angegriffenen Geſundheit nach Muße pflegen, und — frage mich faſt jeden Morgen, wozu ich denn eigentlich aufſtehe und den Tag beginne, und lege mich jeden Abend nieder, müde vom Nichtsthun, mit dem Gedanken, daß es für niemand ein Unglück wäre, wenn ich nicht wieder erwachte.

„Arbeite, mach dir zu thun!“ wirſt Du ſagen. Ach Liebe, ich bin zu matt und abgeſpannt zu neuen Unternehmungen und Planen, und was ich für mich thue, ſcheint mir alles unnütz und zwecklos. Ich ſticke in Armenbazars, immer mit dem Gedanken, es wäre beſſer und einfacher, den Armen das Geld geradezu zu geben, das ich hier an unnützes Getändel verwende; ich unterzeichne zu allen Sammlungen für milde Zwecke, das iſt ein unerquickliches Geben, ohne Freude und Dank; ich arbeite in Nähvereinen für Arme und denke dabei: nun gewöhnt man die Leute, die wenigſtens geſunde Hände haben, noch zur Faulheit, wenn man für ſie näht und flickt. Ich putze mich auch und gehe in Viſiten und komme noch leerer und ausgeſchöpfter heim, als ich hinging.

Du haſt mich nicht in dieſer Stimmung verlaſſen, liebes Lottchen; ach, vielleicht wäre ich nie darein gekommen, wenn Du immer bei mir wäreſt! Dank Deiner mahnenden Liebe und der Treue Gottes, der mir mein eigen Herz aufſchloß, waren die letzten Jahre meiner Ehe glücklicher, als das erſte, und ich freute mich faſt, in der langen beſchwerlichen Pflege meines kranken Gatten früher Verſäumtes gut machen zu können. Wie wenig ich ihm auch von dem Glück gewährt habe, das er mit mir zu finden gehofft — er iſt doch mit Dank und Segen auf ſeinen Lippen geſtorben und, liebes Lottchen, Dir darf ich es wohl ſagen, in den vier Jahren unſrer Ehe war es an ſeinem

Krankenbett das erſte Mal, daß ich mich an meinem Platze fühlte.

Der Frieden ſeines Sterbebetts nach ſo langen Leiden; Deine wohlthuende Nähe, und ſpäter die Mühen und Geſchäfte des Umzugs haben mich eine Zeitlang noch kräftig und aufrecht erhalten; jetzt ſinke ich zuſammen, und wie ein grauer Schatten legt ſich das Gefühl eines nutzloſen, unbefriedigten Daſeins über meine Seele.

Wenn ich nach dem Ausgange des Prozeſſes freie Herrin meines Vermögens bin, ſo hoffe ich, die Mutter und meine älteren Geſchwiſter reichlich unterſtützen zu können. Aber was iſt das? Wenn ich ſterben würde und ihnen mein Geld laſſen, ſo wäre es ebenſogut für ſie oder noch beſſer.

Wenn Dein Präzeptor endlich nach jahrelangem Melden Pfarrer geworden, und Du Deines mühſamen Dienſtes enthoben biſt, ſo eile zu mir, Deine Gegenwart kann nirgends wohlthätiger ſein, als bei

Deiner

armen Helene.

April 18 . . .

Liebe Helene!

Der Vetter iſt endlich Pfarrer und die Knaben werden entlaſſen. Wir ſind erſtaunlich betrübt, daß wir voneinander müſſen. Rudolf, mein Liebling, machte mir geſtern den Vorſchlag: „Weißt was, Fräulein Lottchen? heirat' du einen Präzeptor, dann bleiben wir alle bei dir!“ Ich werde im Vorgefühl des nahen Abſchieds mit Geſchenken aller Art überhäuft; Rudolf will mir durchaus ſeine Ziehharmonika aufdrängen: das werde ſo unterhaltend ſein für mich, wenn ich allein ſei; Heinrich verehrt mir ſelbſtilluminierte Bilder, zierlich ausgeſchnitten; Karl den Balg eines frühverſtorbenen Eichhörnchen und meint, das gäbe gewiß eine kleine Boa für mich; der wilde Fritz hat mir mit großer Mühe ein Kettchen von ausgeſchliffenen Kirſchenſteinen verfertigt; — ich bekomme ein ganzes, kleines Raritätenkabinett von den Andenken dieſer und früher geſchiedener Zöglinge. Ich will es wohl verwahren und freue mich ſchon darauf, wenn ſpäter einer oder der andre ſeinen Weg in die Welt gemacht hat, ſein Andenken wieder hervorzuſuchen und der alten Zeiten zu denken, wo ich den Kopf gewaſchen, der dann eine kleine Welt in Bewegung ſetzt. Ich habe ſo meine eigenen Vermutungen über jeden der kleinen Burſchen, und es wird ungeheuer unterhaltend ſein, ihren Lebenswegen mit meinen Gedanken zu folgen.

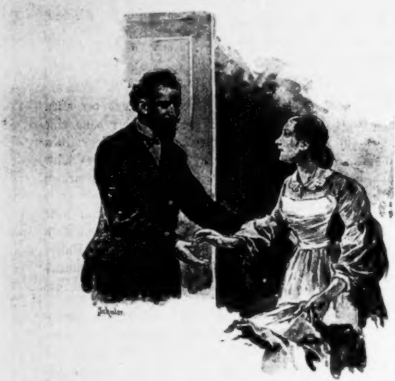
Meine Zukunft liegt noch im Dunkel, doch iſt mir nicht bange darum. Denkſt Du an das Bildchen, das mir, zum Neid der Schule, unſre alte Nähfrau ſchenkte, als wir ihren Unterricht verließen, um uns in der Reſidenz weiter auszubilden? Es iſt darauf ein Vögelein abgebildet mit einem zierlich gefalteten Briefchen im Schnabel und der Unterſchrift:

Hier innen in dem Brieflein ſteht,
Wie es Dir, liebe Freundin, geht.

Wir waren damals höchſt begierig, das Briefchen zu öffnen, es enthält nichts, als die Worte: ‚Wie Gott will‘. Ein andres Orakel für meine Zukunft habe ich bisher nie verlangt und nie bedurft.

Einen überraſchenden Beſuch erhielt ich in den letzten Tagen, als ich eben bei der proſaiſchen Arbeit der Kleiderreinigung war, die ich allwöchentlich einmal ſelbſt vornehme. Ein großer, ſchöner Mann trat ein, bärtig und ſonnenverbrannt; ich glaubte, er ſei fehlgegangen, und erſt als er rief: „Grüß Gott, Lottchen!“ und mir lachend die Hand ſchüttelte, da erkannte ich mit einem lauten Freudenſchrei Albert, meinen Vetter, meinen alten Freund und erſten Zögling, der, von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, nun vor allem mich aufgeſucht hatte.

Ich mußte lachen und weinen vor Freude; ich ließ pflichtvergeſſen die vierundzwanzig Wämſer nebſt ſonſtigen Kleidungs-



ſtücken liegen und ſetzte mich mit ihm in die Laube unſres Hausgärtchen und ließ mir erzählen von ſeinen Erlebniſſen und ſeinen Reiſen; geſchrieben hatte mir der böſe Junge gar ſelten. Aber ich konnte nur unbefangen mit ihm reden, wenn ich ſeine alte treuherzige Stimme hörte, ohne ihn anzuſehen; denn wenn ich in dies ſchöne männliche Geſicht ſah, konnte ich mich nimmer in die alte Zeit finden, und ich hätte mit dem König in Uhlands Ballade rufen mögen:

Wie biſt du ſo jung geblieben,
Und ich bin geworden ſo alt!

Wir brachen erſt auf, als die Jungen von der Schule heimkamen und ihre neugierigen Köpfe hereinſtreckten. Sie brachten mich bei Tiſch eigentlich in Verlegenheit mit ihrem

Kichern und Köpfezuſammenſtecken, als der ſchöne ſtattliche Albert neben mir ſaß.

Albert will ſich nun ein Landgut kaufen und ſeinen Vater zu ſich nehmen. Natürlich gehört zu ſolchen Plänen vor allem eine junge Frau; er hat mir darüber nichts anvertraut und ich war zu ſchüchtern, ihn zu fragen, aber ich bin ſehr begierig auf ſeine Wahl.

Da ſchreibe ich Dir wieder ſeitenlang über mich und meine eigenen Angelegenheiten, und wollte doch nur Dir ankündigen, daß ich zu Dir kommen will, wenn erſt unſre Penſion aufgehoben iſt.

Dann, liebe Helene, wollen wir vereint gegen den grauen Dämon kämpfen, der Dein Leben zu umnachten droht. Halt Dich tapfer und ſinke nicht! Sollen all die hohen und ſchönen Vorſätze unſrer Jugend zuſammenſinken, wenn unſre erſten Träume nicht Wahrheit geworden?

Was Du thun ſollſt, um Dein Leben auszufüllen, das kann ich Dir ſo genau nicht ſagen. Stell Dein Herz und Deine Hände nur recht ernſtlich zu Gottes Verfügung, gib acht, Du findeſt etwas zu thun, ohne weit zu ſuchen und ohne Unnötiges hervorzuſuchen! nur mußt Du es dann thun, auch wenn Dir's nicht angenehm wäre. Du lebſt zum Beiſpiel mit einer Magd unter einem Dache, oder mit zweien; kennſt Du auch nur ſie und ihre Verhältniſſe, zeigſt Du ihnen wirkliche, herzliche Teilnahme an ihrem Ergehen? Sorge für ihre Weiterbildung, natürlich in ihrer Sphäre! Weißt Du, daß der unbewußte Einfluß, den Du auf Deine Umgebung übſt, ein unberechenbarer iſt? Daß Du ihnen zum Segen oder Unſegen werden kannſt, je nachdem ſich eine klare, fromme, geläuterte Seele, oder ein launiges, verſtimmtes Weſen in Deinem ganzen Sein und Thun abſpiegelt?

Ich mute Dir gewiß nicht zu, daß Du, müde und gebrochen, wie Du Dich jetzt fühlſt, auf innere Miſſion hinausziehen ſollteſt; übe zuvor die innerſte, nimm Dein eigen Herz in die Schule, weich keiner Pflicht aus, die Dir im Wege liegt, auch wenn ſie ausſieht wie eine Laſt! Gib acht, die innere Miſſion gibt ſich mit der Zeit von ſelbſt. Und wenn es vielleicht gerade in der Stille eines wenig bewegten Lebens iſt, daß Dir Gott noch ein Wörtchen beſonders zu ſagen hat, liebes Herz, ſo hör aufmerkſam zu, Luſt und Kraft zum Wirken wird kommen, und ein Feld dazu auch, denk nur an mich!

Schon wieder die Jungfer Weisheit! ach, und ſie hat ſo nötig, ſich ſelbſt zu predigen. Wenn Du meinſt, daß ich mit ſo ganz unverſiegter Friſche und Luſt meinem Tagewerk nachgehe, ſo irrſt Du; glaub mir, es kommen auch Zeiten, wo ich meine, ein Recht zu haben, nach dem vollen Baume des Lebens zu greifen; und Mut und Kraft und Ergebung müſſen erbeten ſein; aber ſie laſſen ſich erbitten.

Unſer kleiner Konrad, der ausgelaſſenſte Burſche, trieb's neulich gar zu bunt, ich machte ihm rührende Vorſtellungen: „Siehſt du nicht, wie der Karl ſo artig iſt und uns ſo viel Freude macht?“ — „Ja, das glaub' ich, das iſt keine Kunſt; wenn ich ſo brav wär', wie der Karl, da wollt' ich auch gehorſam und fleißig ſein,“ heulte er. Nichts für ungut, Helenchen, aber Du kommſt mir faſt vor wie der Konrad, wenn Du immer wiederholſt: „Ja, wenn ich Deine Natur hätte, ſo wollt' ich wohl glücklich und zufrieden ſein!“ Liebes Herz, ich muß auch ſteigen und klimmen, wenn ich ans Ziel kommen will, aber ich zähle nicht die Steine unterwegs. Gott helfe uns allen!

B . . . heim, Juni 18 . . .

Liebes Lottchen!

Gott wird uns helfen, des bin ich jetzt getroſter Zuverſicht. *Ich will* nicht verdroſſen am Wege liegen bleiben, nicht klagen über die Irrtümer und Mißgriffe der Vergangenheit, nicht fragen: wo iſt mein Anteil an Freude und Lebensglück? Ich will auf die Augen des Vaters ſehen und gehen, wohin ſie mich leiten, und ich bin gewiß, das Ziel wird ein ſeliges ſein.

Du ſtaunſt über dieſer Aenderung, Du mißtraueſt ihr wohl und hältſt ſie für ein Aufflackern, wie es ſchon manchmal war und — wieder erloſch. Ich mißtraue mir auch, Liebſte, aber ich traue auf den, der größer iſt als unſer Herz.

Aber wer hat dieſe Aenderung bewirkt? — Du haſt viel an mir gethan und biſt nicht müde an mir geworden, ich danke Deiner Treue viel; aber Gott hat noch mit einer andern Stimme an mein Herz geſprochen.

Vergangenen Sonntag lag das Leben ſchwerer auf mir als je. Meine Magd, in der ich wirklich eine gutmütige Perſon erkannt, riet mir, auch einmal in der Früh einen Spaziergang zu machen, „wenn's ſo ſchön grün iſt draußen, und alles im Bluſt, und die Nachtigallen ſchreien zuſammen, da iſt's ſo föllig ſchön," meinte ſie. Ich ging nach einer Seite hin, die mir noch wenig bekannt war, nach einem kleinen Dorf, das gar freundlich in Obſtbäumen gebettet liegt. Ich bin ſeit Jahren nicht mehr dazu gekommen, früh aufzuſtehen, ſo oft ich mir auch Dich als lobenswertes Beiſpiel vorſtellte. Die friſche klare Morgenluft, der Sonntagshauch auf der ganzen Gegend, die Vögelein, die an dem erſten ſonnigen Frühlingstag ſich luſtig hören ließen, — alles that mir unbeſchreiblich wohl, und von all meinem Klagen und Fragen blieb mir nur die heiße Sehnſucht, als reiner Ton in den wunderbaren Einklang der reinen Schöpfung miteinſtimmen zu können.

Ich ſetzte mich an einer ſchattigen Stelle, an dem Bächlein, das durch das liebliche Thal rauſcht, und vergaß Ort und Zeit, bis ich Glocken zur Kirche läuten hörte; von allen Seiten her zogen die Landleute zu dem mehr als beſcheidenen Kirchlein; ich folgte ihrem Zuge und ſetzte mich, etwas angeſtaunt von der Umgebung, auf eine Bank im Hintergrund.

Die Stimme, die ich von der Kanzel hörte, ſprach mich wunderbar bekannt an; konnte das Sturm ſein? aber wie würde der denn gerade hierher verſchlagen worden ſein? Bei dem

Dämmerlicht, das in dem trüben Kirchlein herrſchte, konnte ich die Züge des Predigers nicht ſo ganz unterſcheiden. Bald aber vergaß ich Stimme und Züge über dem Inhalt der Predigt, deren einfache ſchlichte Worte, auf das Verſtändnis von Kindern berechnet — es war Konfirmation —, ſo tief ins Herz drangen.

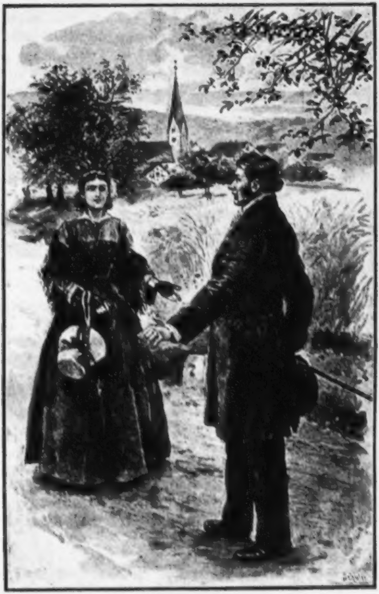
Er ſprach über die Worte: ſei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben. Ich kann Dir des Geiſtlichen Worte nicht wiedergeben; aber ſie haben einen Funken in meiner Seele angezündet, der, ſo Gott hilft, nicht wieder erlöſchen ſoll. Habe ich denn bis jetzt bedacht, auch nur geahnt, was die Treue des Herzens gegen Gott iſt? und wie ganz anders ſich das Leben mit all ſeinen Wechſelfällen geſtalten muß für das Kind, das die Vaterhand feſthält, als für das, welches vermeſſen ſeinen Anteil an Glück fordert, um damit zu ſchalten nach eigenem Gutdünken?

Der Weihegeſang der Kinder, mit dem ſie ſich dem Herrn ergeben, ach, den auch wir einſt angeſtimmt! — die Einſegnung, alles bewegte mich aufs tiefſte. Nun der Geiſtliche im Kreis der Kinder ſtand, erkannte ich ihn deutlich, — es war wirklich Sturm. Aber meine Seele hatte nicht Raum für Gedanken an meine irdiſche Vergangenheit; ich eilte, in der Stille heimzukommen, — die ganze Welt war anders.

Ich erhielt Deine lieben Worte am Tage nach jenem Sonntag; wie freue ich mich, bis Du kommſt! o Du biſt mir noch ſehr nötig, das Hinabſteigen von dem Berg der Verklärung ins Thal des Alltaglebens iſt oft ſchwer.

Die nächſten Tage verlebte ich noch im Nachklang der tiefen, gewaltigen Bewegung, die mein Herz umgewandelt hat. Wohl iſt der Hauch des Gottesgeiſtes in uns dem geheimnisvollen Wehen des Windes zu vergleichen, — er läßt ſich fühlen, aber nicht beſchreiben.

Das unerwartete Wiederſehen eines ſo treuen, unvergeßnen Freundes bewegte mich auch: ich hätte ſo gern gewußt, wie er denn hierherkam, aber ich ſcheute mich, andre nach ihm zu fragen, und ſcheute mich noch mehr, ſelbſt eine Annäherung zu ſuchen.



„Aber wie kommen Sie hierher?“ fragte ich endlich. (S. 293.)

Ich wäre gern, ſo gern wieder in die kleine Dorfkirche gegangen, aber ich weiß nicht recht, was mich wieder davon zurückhielt. Einmal ging ich doch abends wieder in der Richtung des Dörfchens, ich kam in Gedanken weiter als ich beabſichtigt; da hörte ich plötzlich den überraſchten Ausruf: „Helene!“ und mit einer Freude, die ich kaum für möglich gehalten, ſah ich die wohlbekannte Geſtalt wieder, die ich in ſo ganz andrer Umgebung verlaſſen hatte.

Aber ich fühlte mich etwas ſcheu und befangen, nicht in der Erinnerung an ſeine Bitte und mein Verweigern, — ach, das ſcheint mir in unermeßlicher Ferne zurückzuliegen; nein, im Gedanken an die in ihrer Einfalt ſo gewaltige Predigt, die meine tiefſte Seele erfaßt. Der ſchlichte Mann, über deſſen ungewandtes und, wie ich dachte, proſaiſches Weſen ich mich im Uebermut der Jugend ſo weit erhaben gedacht hatte, ſtand nun ſo hoch über mir, — ein Bote des Herrn.

Er ſelbſt war unbefangen und herzlich erfreut über das Wiederſehen. „Aber wie kommen Sie hierher?“ fragte ich endlich. „Aber wie kommen Sie hierher?“ gab er mir zurück. Ich erfuhr nun, daß ſein Vater Pfarrer in dem Dörfchen hier geweſen; nach deſſen Tode hatte ihn die Gemeinde zu ſich berufen, und er geſtand mir, daß er ſich hier doch unendlich wohler fühle als im gräflichen Patronat.

Er hat mich indes ſchon einigemal beſucht; er benimmt ſich herzlich, faſt väterlich möcht' ich ſagen, als alter Freund, ohne den leiſeſten Anklang, daß er einſt mehr ſein wollte. Sein ganzes Weſen hat ſich wunderbar gehoben ſeit jener Zeit an Klarheit und Sicherheit; ich glaubte, es ſei das Gefühl größerer Unabhängigkeit, er aber ſagte mir mit ernſtem Lächeln auf eine Bemerkung darüber: „Ich habe nun den Grund gefunden.“

Ich erkenne jetzt wohl, daß es ein Edelſtein war, den ich verſchmäht, aber ich kann nicht beklagen, wie ich gehandelt. Welch ein Weib wäre ich ihm damals geworden! Und Gott will mich lehren, den Himmelsweg zu ſuchen, auch ohne eine teure Hand, die mich ſtützt und führt.

Daß der Freiherr in glücklicher Ehe lebt mit einer ſchönen Frau und ſich blühender Kinder freut, hat mir Sturm etwas leiſe und ſchüchtern berichtet. Komm gewiß bald, liebes Lottchen! Du ſollſt mir helfen und raten, wie ich nun meine anvertrauten Pfunde und Pfündlein zu nutze mache. Ich bin ſchüchtern, Sturm, der wirklich der beſte Ratgeber wäre, zum Vertrauten meines inneren Lebens zu machen, ich fürchte es zu verlieren, wenn es nur auf die Lippe tritt.

Und dann, — wir ſtehen zwar auf dem unbefangenſten Fuße ruhiger Freundſchaft; aber einem unverheirateten Manne gegenüber fühlt ſich eine einzelne Frau doch immer etwas befangen.

Mein Prozeß muß ſich nun endlich entſcheiden, dann haben wir reiche Mittel in Händen zum Wirken und Schaffen.

O, das Leben ſoll noch ſchön werden! wenn es auch ſtill bleibt und einſam.

Komm bald, Liebe, recht bald zu

Deiner Helene.

Rohrdorf, Dezember 18 . . .

Liebe Helene!

Unſre Haushaltung iſt abgebrochen; ich habe den Knaben, einem um dem andern, ſeinen Koffer gepackt, in ſein Stammbuch geſchrieben, wenn er eins beſaß, und Abſchied von ihm genommen. Ich bin ſo reich an Einladungen der Mütter unſrer Zöglinge, daß ich jahrelang, wie man zu ſagen pflegt, der lateiniſchen Zehrung nach in Pfarrhäuſern, Amthäuſern und Forſthäuſern umherziehen könnte und von Dankbarkeit leben. Ich weiß freilich, daß das bald vergeſſen ſein wird, aber es thut doch wohl.

Vetter Zweigler habe ich auf die Pfarre begleitet und bei der Einrichtung geholfen; die gute Frau lebt ganz auf in der Stille des Landlebens, obgleich ihre ſieben Eigenen laut genug ſind.

So iſt nun wieder ein Kapitel meines Lebens abgeſchloſſen. Ich nehme viel Liebe mit mir, wenn auch gerade keine ewige, und der Verkehr mit den friſchen Jungen hat mein eigenes Herz aufgefriſcht. Und einen reichen Schatz klaſſiſcher Weisheit trage ich mit fort. Den Kärcher und die Konjugationen im kleinen Bröder habe ich ſo oft überhört, daß ich ſelbſt ganz ferm darin bin; mit dem Cicero ſtehe ich ganz intim, der Livius und Cornelius Nepos ſind mir ſo bekannt wie Müller und Maier, ſogar im kleinen Buttmann habe ich, obwohl ziemlich erfolglos, Studien gemacht; — ob noch eine Zeit kommt, wo dieſe klaſſiſche Ausſaat Früchte trägt, bin ich recht begierig.

Nun gedachte ich zu Dir zu kommen, liebe Helene, mich mit Dir Deines neuen Lebens zu freuen; auch bildete ich mir ſelbſt ein, ich bedürfe einer Erholung, aber es ſcheint, daß dem nicht ſo iſt.

Zwei Stunden von Zweiglers neuem Wohnort lebt eine Pfarrfamilie, die ihm ſchon lange befreundet iſt und die auch ich von einem früheren Zögling her kenne. Der arme Mann war heute in tiefſter Bedrängnis hier und klagte dem Vetter ſein Leid.

Ein Nervenfieber iſt in ſeinem Hauſe ausgebrochen; die Frau und vier Kinder liegen ſchwer krank danieder, die Magd iſt an der Krankheit geſtorben; nun wird das Haus gemieden, und außer einem alten Weib, die ab und zu geht, hat der Pfarrer keinen Beiſtand. Ich war natürlich gleich entſchloſſen, den armen Leuten zu Hilfe zu kommen, obwohl der Mann, der nichts von meiner Anweſenheit wußte, nicht an mich gedacht und nur dem Amtsbruder ſein Herz hatte ausſchütten wollen. Ich bin freie Herrin meiner Zeit, geſund und kräftig, in Krankenpflege erfahren, ich habe vor keiner Krankheit die mindeſte Scheu, und wenn es in Gottes Willen läge, daß ich das Opfer der Krankheit würde, — ſo wäre die Lücke in der Welt nicht groß, und kein gebrochenes Herz dürfte am Grabe weinen.

So gehe ich denn morgen nach Willingen ab und ſpare mir die Freude, zu Dir zu kommen, auf ſpäter auf. Gott wird mit mir ſein.

Dein letzter Brief hat mich innig glücklich gemacht. Wie kümmern wir uns oft ſo unnötig ab um unſre Lieben, während der Herr ſeine eigenen Wege zu ihrem Herzen findet! Es iſt eine zarte Pflanze um ſolch ein neues Geiſtesleben, und ich glaube, wir thun am beſten, es als heiliges Geheimnis zwiſchen dem Herrn und unſrem Herzen zu halten; iſt die Wurzel erſtarkt in der Stille und Tiefe, ſo bringt ſie ſelbſt zum Licht, und es gilt wohl auch im höchſten und heiligſten Sinn das Dichterwort:

Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten.

Du haſt deshalb gewiß recht gethan, Dich Sturm nicht zu eröffnen. Eine treue ſtarke Freundeshand auf dem Pfade aufwärts iſt wohl viel wert, aber die Gefahr iſt groß, ſich zu viel auf die menſchliche Stütze zu lehnen. Die Verehrung für reichbegabte Prediger, die ſo manche edle Frauenſeele dem Lichte zugezogen, iſt auch für manche ſchon zur Schlinge geworden und hat zu einer Art von geiſtlicher Koketterie geführt, die ich für das Gefährlichſte halte, weil hier der böſe Feind die Geſtalt eines Lichtengels annimmt.

Liebe Helene, ich habe noch etwas auf dem Herzen, von dem ich nicht gewiß bin, ob es nicht mein Geheimnis bleiben ſollte. Wenn ich aber ſo recht bedenke, wie wir von jeher alles geteilt, ſo fühle ich, daß ich es Dir nicht verſchweigen kann, ohne einen leiſen Schatten zwiſchen uns zu werfen.

Ich lege Dir hier zwei Briefe bei, einen von Albert, den ich vor wenigen Tagen erhielt, und meine Antwort darauf; den erſten Brief meines Lebens, zu dem ich ein Konzept gemacht habe.

Liebes Lottchen!

Seit drei Tagen bin ich Beſitzer des Guts Berghofen, eines ganz freundlichen Sitzes; das Wohnhaus gleicht mehr einem Bauernhaus als einer Villa, iſt aber bequem und hell, die grünen Bäume ſchauen zu allen Fenſtern herein, ſchöne Aecker, prächtige Wieſen, ein Stück Wald, Ochſen und Kühe, Schafe und Böcke, Hühner und Gänſe, — es iſt mir noch wie ein Traum, daß ich der Beſitzer von dem allem ſein ſoll.

Nichts fehlt mir, als eine gute Frau Landwirtin; liebes Lottchen, wollteſt Du die nicht ſein? Du biſt von jeher ſo viel beſſer und klüger geweſen als ich, ich habe neben aller Liebe ſo großen Reſpekt vor Dir, daß ich nur ſchüchtern meine Bitte vorbringe, aber, liebes Lottchen, wir würden gewiß glücklich ſein zuſammen.

Du haſt immer ſo viel Freude am Landleben, ſo viel Luſt zu landwirtſchaftlichem Schalten und Walten gehabt; ich meine, es müſſe Dir hier gefallen, und unter Deiner Hand würde alles erſt recht gedeihen. Du biſt ſo lange ohne Heimat geweſen und haſt doch auch unter Fremde ſtets ein treues, heimiſches Herz getragen; da möchte denn ich Dir eine freundliche Heimat bereiten, wo Du gewiß recht aufleben ſollteſt in Friede und Freude.

Ich weiß wohl, was Du mir einwerfen wirſt. Du biſt etwas älter als ich, ein Jahr etwa, vielleicht auch zwei oder mehr. Aber Du biſt ſo friſch und heiter, Du kannſt gar nicht alt werden; ich habe junge, ſiebzehnjährige Mädchen geſehen, die wären erlegen unter Laſten, wo Dir erſt der Mut und die Friſche wuchs; das iſt wohl die rechte Jugend. Du ſagſt auch, Du ſeieſt nicht ſchön, — ich weiß nicht, wie Du andern vorkommſt, aber ich habe noch in kein Geſicht lieber geſehen als in das Deine; in all dem Trubel und der Verſtörung meines Elternhauſes, an dem langen Krankenlager der Mutter, bei dem hilfloſen Alter des Vaters, ſind mir Deine guten Augen ſo oft als ein troſtreiches Licht aufgegangen, daß ich nicht zu wiſſen brauche, ob ſie himmelblau ſind oder nur grau, ob ſchwarze Sonnen, oder Veilchen im Tau, wie die Dichter ſingen; ich meine, ſie werden mir lieb bleiben mein Leben lang. Du biſt keine ſchlanke Palme, wie Deine ſchöne Freundin Helene; aber ich meine, die kleinen Frauen ſind eigentlich hübſcher und erhalten ſich jünger, und Du biſt im ſchlichteſten Hauskleid immer ſo rein, ſo zierlich und niedlich, ich glaube nicht, daß mir die ſchönſte und eleganteſte Dame je ſo wohl gefallen könnte.

Ich biete Dir meine Hand nicht mit der glühenden Leidenſchaft, wie ich wohl die Liebe ſchildern hörte; aber mit dem feſten Vertrauen, daß Du mich glücklich machen wirſt, mit dem herzlichen Wunſch, Dir das Leben lieb und ſchön zu machen, und ich denke, eine ſolche Liebe ſoll länger halten, als die leidenſchaftliche, die wohl nur in der Poeſie lebt, wenigſtens fortlebt.

Du hältſt mich vielleicht noch für zu jung und unerfahren; aber ſiehſt Du, ich habe doch ſchon ein Stückchen Welt und Leben kennen gelernt. Als ich mir gegen Dich noch ein Knabe ſchien und Dir zuerſt nahe kam im Elternhaus; als ich Deine Treue und Liebe, Deine unermüdete Geduld, Deine Sanftmut und Freundlichkeit ſah, — lach mich nicht aus, liebes Lottchen, damals ſchon dacht' ich im ſtillen, Du müßteſt meine Frau werden; alſo iſt meine Liebe keine zu junge, ſondern eine alte.

Ich habe ſeither daheim und in der Fremde andre Mädchen geſehen, junge, ſchöne, glänzende und geputzte; aber keine war ſo lieb und gut wie Du, bei keiner war mir's in innerſter Seele ſo wohl und behaglich zu Mute; Du darfſt deshalb nicht fürchten, meine Wahl ſei eine ungeprüfte.

Liebes Lottchen, ſage nicht nein! Du wirſt eine ſo treue Tochter ſein für den alten Vater, wie eine gute liebe Hausfrau für mich. Wir werden ein frohes und friedliches Leben führen.

Nicht wahr, ich darf mich ganz von Herzen nennen

Deinen Albert.

Lieber Albert!

Dein Brief hat mir wohl und weh gethan, herzlich wohl durch den Ausdruck einer Liebe und eines Vertrauens, das mir zufällt wie ein unverdienter und ungeahnter Schatz, weh, weil ich dies Vertrauen nicht erwidern kann, wie Du es wünſcheſt.

Alle dieſe Liebe und dies Vertrauen in Dir möcht' ich aufrufen, wenn ich Dich bitte, mir zu glauben, daß ich meinen Entſchluß ohne alle Rückſicht auf mich und meine Wünſche vor Gott in tiefem Ernſt erwogen, und daß ich es als ſeinen heiligen Willen erkannt, daß ich Dir in ſchweſterlicher Treue zugethan bleibe, ohne daß wir ein näheres Band ſchließen.

Ich bin drei volle Jahre älter als Du, lieber Albert, das iſt ein Mißverhältnis für die Ehe, oder würde es werden. Es mag Ausnahmen geben, die auch einen ſolchen Bund noch glücklich machen; ich aber fühle, daß ich nicht die innere Jugend habe, die dieſe Kluft ausgleichen könnte.

Ich zweifle nicht, daß eine ruhige Liebe, wie Du ſie mir bieteſt, zu einem heiteren friedevollen Zuſammenleben führen könnte, wenn es eine Abendruhe wäre. So aber iſt es bei Dir die Stille vor Sonnenaufgang. Du kennſt Dein eigen Herz noch nicht, lieber Albert, nicht die wunderbare Fülle von Luſt und Leid, die Gott in ein Menſchenherz und Leben gelegt hat. Weh mir und Dir, wenn Dein Herz erwachte und Du fühlteſt Dich an mich gebunden! Es muß etwas Entſetzliches ſein um den Kampf der Pflicht mit dem Herzen, wenn dieſes nur ſein heiliges Recht fordert. Davor bewahre Dich Gott, und ferne ſei, daß Du durch mich in ſolchen Jammer kommſt!

Du haſt ſchon viele Mädchen geſehen, ſchreibſt Du. Das rechte, lieber Albert, ſcheint es, ſahſt Du noch nicht. Du kennſt noch nicht den Zauber eines friſchen, jungen Herzens, das ſich ſchüchtern an Dich ſchmiegt und in dem Dir eine neue Welt voll ungeahnter Seligkeit aufgeht. Nicht jedem freilich iſt es beſtimmt, in ſeiner Jugendliebe auch ſeines Lebens Glück zu finden. Ob Dir dies Los beſchieden, weiß ich nicht, aber durch mich wenigſtens ſollſt Du nicht darum betrogen werden. Du willſt mir, der Heimatloſen, eine liebe, freundliche Heimat bieten. Gott ſegne Dich dafür und mache Dir Dein Haus einſt ſchön und freudevoll! Glaube, daß die Erinnerung an Deine Liebe auch in meine Zukunft einen Lichtſchein werfen wird! Sorge nicht um mich, ich habe mich noch nie heimatlos fühlen dürfen.

Sei gewiß, daß ich in jeder Lebenslage, wo ich der Stütze und Hilfe eines Bruders bedarf, mit vollem Vertrauen auf die Deine zählen werde, und denke auch, daß Du immer und überall, wo Dir die Teilnahme und der Beiſtand einer treuen Schweſter not thut, das erſte und vollſte Anrecht an mich haſt.

Lieber Albert, nimm meine Erklärung nicht mit Bitterkeit auf! Laß mir das Bewußtſein, daß wir dadurch nicht getrennt, ſondern in herzlicher Bruder- und Schweſterliebe verbunden werden, und gönne mir Dein Vertrauen, wenn einmal ein ſchöneres Glück, als ich Dir hätte gewähren können, Dir erblüht!

In treuer ſchweſterlicher Liebe
Deine Lotte.

Ich weiß nicht, liebe Helene, ob Du meinen Entſchluß billigſt; er iſt das Ergebnis eines heißen, ſchweren Kampfes.

Aber ich kenne Alberts Herz beſſer als er ſelbſt, ich weiß, daß es einer Liebe fähig iſt, von der er jetzt noch keine Ahnung hat. Gott behüte mich vor der Qual der Reue, wenn ſein Herz zu ſpät erwachte!

Vielleicht, ach vielleicht hätte ich's doch gewagt, auf dieſe ruhige Liebe, auf dieſe kindliche Freude hin, mit der er mir Herz und Haus bietet wie ein hübſches Weihnachtsgeſchenk, wenn — ich ſelbſt nicht eine andre, tiefere Liebe zu ihm fühlte.

Das war mein Geheimnis bis jetzt, liebe Helene, das Du wohl ſchwerlich geahnt, das ich mir ſelbſt kaum geſtanden habe, das mir erſt recht klar geworden iſt, als ich ihn wiederſah in der Fülle männlicher Kraft und Schöne.

Die Ungleichheit der Gefühle iſt eine größere als die der Jahre, und wo die Kluft der Jahre hinzukommt, wird ſie unlösbar. Ich fühle, mehr als ich Dir ſagen kann, wie es unſer Glück und unſern Frieden gefährden könnte, wenn ich, die ich ihm bis jetzt mein kindiſches Herz unter einer Gouvernantenmiene verborgen, ihm zur Seite wäre mit einer Liebe, die er nicht verſteht und nie erwidern könnte.

Nun habe ich mein Herz und die Welt überwunden und kann mit Freude ſehen, wenn mein Opfer kein vergebliches iſt, wenn er in einem jungen Herzen das Glück findet, das er noch nicht kennt: aber mit welcher Seelenqual hätte ich als ſein Weib ſeine Blicke bewachen müſſen, in der Furcht, daß er, nicht untreu, aber unglücklich würde!

Ich habe Gott herzlich gebeten, mir ſeinen Willen klar zu machen und habe nach beſtem Wiſſen gethan; habe ich geirrt, ſo möge der Irrtum keinem Herzen weh thun als meinem eigenen.

Ich bin ſehr müde, ſeelenmüde, es wird gut ſein, daß ich in eine Thätigkeit komme, die mir nicht viel Zeit zu eigenen Gedanken läßt, ich habe mich müde gedacht in den letzten Tagen.

Behüt Dich Gott, liebe Helene! Möge für Dich die Zeit der Kämpfe vorüber ſein.

B...heim, Dezember 18...

Liebes Lottchen!

Soeben geht der Advokat von mir, der mir angekündigt, daß mein Prozeß — verloren ſei. Einige Formfehler im Teſtament ſind nachgewieſen worden und der Ehekontrakt, den Milber mit ſeiner erſten Gattin gemacht, iſt wieder in Geltung. Einen Jahrgehalt, den mir die Gnade der Verwandten ausgeſetzt, habe ich ein für allemal abgewieſen und ich will das nicht bereuen, ſelbſt wenn ich betteln müßte.

Was mir geſetzlich bleibt, iſt äußerſt wenig, da der größte Teil von Milbers Vermögen von der erſten Frau ſtammte.

So iſt's, und ich hätte nie geglaubt, daß ein zeitlicher Verluſt mich ſo erſchüttern könnte. Jetzt erſt verſtehe ich, was das Wort Prüfung bedeutet: ich darf auch dies Mißgeſchick eine Prüfung nennen, ſie hat mir viel geoffenbart, was ich ſelbſt nicht gewußt.

Ich glaubte vor Gott behaupten zu können, daß kein eigennütziger Grund mich zur Wahl meines Gatten geführt; jetzt iſt mir klar, daß ich ihn doch nicht gewählt hätte, wenn die Heimat, die er mir geboten, eine Heimat der Arbeit und Entbehrung geweſen wäre. Es iſt freilich nicht Freude am Beſitz, was mir den Verluſt ſchwer macht; ich habe mein Leben lang das ſchnöde

Geld ſo großartig verachtet, als irgend ein ſtolzes Herz, — aber entbehren, herabſteigen, wieder dienen, wo man befehlen gelernt, — o, ich habe einen tiefen, einen unerquicklichen Blick in mein eigen Herz gethan; aber ich habe Gottes Hand verſtehen lernen und ich weiß, daß ich ſie noch preiſen werde für dieſe Führung.

Sturm war bei mir, kurz nachdem ich die Botſchaft erhalten, ich weiß nicht, ob er es ſchon gewußt. Der Eindruck war bei mir noch zu neu, als daß ich ihn hätte verbergen können, ſelbſt wenn ich es gewollt. Was er ſagte, hat mir innig wohl gethan, doch erſtaunte ich über die verſteckte Freude in ſeinen Zügen, die er kaum verhehlen konnte. Ich hoffe freilich, daß mir mit Gottes Hilfe auch dieſer Verluſt zum Segen werden ſoll; aber das ſcheint mir doch fanatiſch, ein Mißgeſchick, das uns als ſolches zugeſchickt wurde, wie eine Freude aufzunehmen, treffe es nun uns oder unſre Freunde.

Zwei Tage ſpäter.

Da kommt Dein Brief. Aber liebes, liebes Lottchen, warum haſt Du Dir ſelbſt ſo weh gethan, wenn Du den Albert wirklich liebſt? iſt das nicht Fanatismus der Selbſtverleugnung? Ich meine, ich müßte dem Albert ſchreiben, es ſei mit dem Nein nicht ſo ſchlimm gemeint, er ſoll nur noch einen Sturm verſuchen. Doch nein, ſo keck will ich mich nicht einmiſchen in fremdes Geſchick, aber bedenke Du ſelbſt es noch einmal!

Und noch ein Brief kam mit dem Deinen. Ach, Kind, ich ſchäme mich meines Glücks im Augenblick, wo Du mit ſtarkem Herzen Dir ſelbſt Deinen Himmel auf Erden verſchloſſen. — Der Brief iſt von Sturm und er bietet mir zum zweitenmal ſein Herz an, ein Herz ſo treu, ſo ſtark, ſo rein, wie ich es nie geahnt. Er bietet mir ſeine beſcheidene Heimat, ein Leben in Arbeit und Wirken, er fragt mich, ob wir gemeinſam unſern Pfad zum Himmel ſuchen wollen.

O, Liebſte, ich weiß nicht, ob das Gefühl, mit dem ich ja ſagte, mit dem ich ihn heute erwarte, die Liebe iſt, wie ſie Dichter ſchildern und Mädchenherzen träumen, die Liebe, mit der ich einſt an einer idealen, ritterlichen Geſtalt hing; aber ich weiß, daß es Friede in meinem Herzen iſt, als ob ein ewiger Sonntag angebrochen wäre.

Womit ich die Treue verdient, mit der er mich auf dem Herzen getragen, mich, die Unwürdige, das weiß ich nicht; vielleicht hätte er noch lange, vielleicht für immer geſchwiegen, wenn nicht mein Verluſt gekommen wäre, dieſer glückſelige Verluſt!

Ich komme faſt arm in ſein Haus; das Landgut, auf dem mein kleiner Vermögensanteil ruht, iſt mit großem Schaden verkauft worden, aber es kümmert mich nicht; er ſoll mich lehren arbeiten und entbehren und reich ſein mit wenigem. Gute Nacht, Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit! Ein ganzes Leben voll Demut und Hingebung iſt nicht genug, um eines ſolchen Herzens würdig zu werden!

Lottchen, mein liebes Lottchen, ich bitte Dich, laß Dich auch glücklich machen!

Deine glückliche Helene.

Lottchen an Helene.

Pfarrhaus zu Willingen, Mai 18 . . .

Eine lange Pauſe in meinen Briefen, liebſte Helene; ich habe Dir nur ſo flüchtig meine Herzensfreude über Dein Glück ausdrücken können, das ich, Gott weiß es, empfunden wie ein eigenes.

Ein ſchwerer, leidensvoller Winter liegt hinter uns. Du haſt mich in dieſen trüben Tagen oft erquickt mit lieben Worten aus der Fülle Deines Glückes; die Probe für weibliche Freundſchaft iſt nicht das Unglück, wohl aber das Glück — die unſre hat ſie beſtanden.

Mit dem ſchönen Frühling zieht auch die Ruhe bei uns ein, eine wehmütige freilich, aber doch eine unendlich wohlthuende.

Zwei unſrer lieben Kinder haben wir zu Grabe getragen. Es iſt ein tiefes Weh, aber ein friedevolles an einem Kindergrab. Die zwei älteren habe ich zu den Großeltern geleitet, die eine ſchöne geſunde Schwarzwaldgegend bewohnen. Unſer kleinſtes iſt von der Krankheit unberührt geblieben und blüht wie ein Röslein; mit ihm wird die Pfarrerin, wenn ſie genug erſtarkt iſt, zu völliger Geneſung zu ihren Eltern gehen, und dann, Liebſte, wenn Du mit Deiner Hochzeit noch ſo lange warten kannſt und eine ſo verblühte Brautjungfer nicht verſchmähſt, dann will ich zu Dir eilen und mich ſonnen an Deinem Glück und mir Antwort holen auf die vielen Fragen, die mir noch geblieben ſind.

Ich freue mich unbeſchreiblich, den gewaltigen Sturm kennen zu lernen, der für Dich zum ſanften, ſtillen Säuſeln geworden.

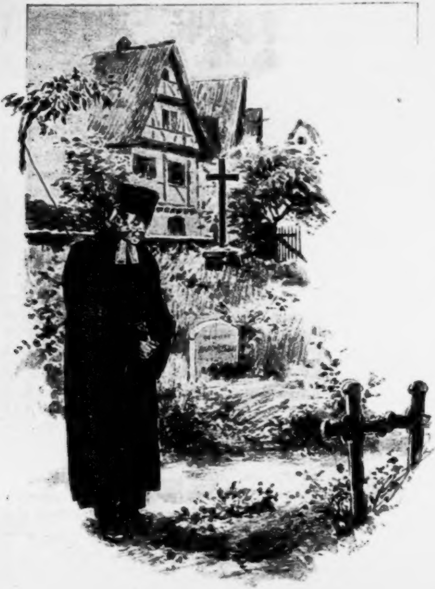
Der Frieden und die Stille im Hauſe hier thun meinem müden Herzen unbeſchreiblich wohl.

Die geneſene Mutter ſitzt matt im Lehnſtuhl am Fenſter, die gefalteten Hände ineinander gelegt, und blickt hinunter auf die Gräber ihrer Lieblinge, der Pfarrer ſchreitet an dieſen Gräbern vorüber ſo oft er zur Kirche geht; wenn er zurückkommt, ſo beugt er ſich über die Frau und bietet ihr ein Blatt, ein Blümchen von den Hügeln, und ſie ſchaut ihm in die Augen mit einem leuchtenden Blicke, der ſagt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Mir begegnen ſie mit einem Dank und einer Liebe, die mich tief beſchämen, und wir alle denken mit Wehmut einer Trennung.

Ich habe die geneſenden Kinder zu der Großmutter geführt. Es war eine ſchöne Reiſe bei dem herrlichen Frühlingswetter. Unterwegs machten wir Mittag in einem gar ſchön gelegenen Gaſthaus im Walde. Es war eben ein fröhliches Leben da: einige Familien der Nachbarſchaft feierten die Ankunft eines neuen Förſters, wenn mir recht iſt. Ich machte mit den Kindern einen Gang in den Wald, da keine Wahrſcheinlichkeit war, bald das Eſſen zu bekommen.

Unter einer Eiche im Grünen ſaß ein ſchönes junges

Mädchen, beſchäftigt einen Kranz von Waldblumen zu winden; die reichen, dunkeln Locken zurückgeſchüttelt, hob ſie das taghelle, blühende Geſicht, ſtrahlend von Jugend und Lebensluſt, zu einem jungen Mann empor, der ihr einen reichen Vorrat neuer Blumen



brachte. Der junge Mann war — Albert; ich hatte nicht gewußt, daß ſein neues Gut hier in der Nähe dieſer Gegend liegt. Ich ſah ſeinen Blick, der dem ihrigen begegnete und — ich weiß nun, daß mein Opfer kein vergebliches war. Gott mache ſie glücklich!

Ich zog mich in der Stille mit den Kindern zum Hauſe zurück. Von der Wirtin erfuhr ich, daß das Fräulein die Tochter eines adeligen Rentbeamten der Gegend iſt; „eine hörig ſchöne Jungfer und ſo gar brav,“ verſicherte ſie. Der Adel wird hier keine Schranke bilden; Gott ſegne ſie beide!

Ich hoffe ſpäter auf Alberts brüderliches Vertrauen; jetzt hielt ich für beſſer, mich ihm nicht zu zeigen, und kam auch unbemerkt mit den Kindern fort; es war ein ſo fröhliches Getümmel im Saale unten, daß uns niemand hörte.

Was nun weiter mit mir wird? Plane genug, liebe Helene. Der Arzt aus der Reſidenz, der noch zu unſern Kranken berufen worden, ein ſehr vortrefflicher Mann, der äußerſt gütig gegen mich war, will eine Heilanſtalt für kranke Kinder begründen; ſeine Gattin, die man ſehr rühmt, will ihm treu dabei zur Seite ſtehen, und er bat mich, als ſeine Gehilfin einzutreten. Das wäre ſo ganz nach meinem Sinne, und wenn mir nicht ein andrer klarer Wink wird, ſo gedenke ich dieſem zu folgen.

Zuvor aber will ich mich freuen mit den Fröhlichen und eine ruhige gute Zeit mit Dir genießen.

Ich weiß, ich fühle es in Deiner Seele, liebe Helene, daß Du, glücklich wie Du biſt, auch mich ſo ſehen möchteſt, ich weiß, daß Du Dich bekümmerſt um mein Los. Thue es nicht, meine Liebe: Gott weiß, daß bis in mein tiefſtes Herz kein Gefühl iſt, als Dank und Frieden.

Es kam mir in dieſen Tagen in einer Sammlung engliſcher Poeſien, dem Geſchenk unſres alten Lehrers, ein Gedicht in die Hand. Laß es die Antwort ſein auf Deine Sorgen um mich!

Herr, was ſoll aber dieſer?

Joh. 21, 21. 22.

Was ſoll aber dieſer, Herr?
Willſt du für den Bruder fragen.
Iſt er Gottes Eigentum,
Laß den Herrn dir Antwort ſagen,
Sorge nimmer du um deſſen Pfad,
Den er an ſein Herz gezogen hat!

Frage nicht: was wird ſein Los?
Laß es in des Heilands Bruſt;
Ob er früh ihn heimwärts ruft
Zu des Himmels Ruh und Luſt;
Ob er ſoll in Waffenrüſtung ſtehn,
Um die Zukunft ſeines Herrn zu ſehn.

Ob allein mit ſeinem Gott
Er den Pfad zum Himmel ſchreite;
Ob der Liebe ſüßes Licht
Treu und hilfreich ihn geleite:
Ueberlaß es du den mächt'gen Händen,
Die da Herzen wie die Ströme wenden.

Wo ein Hauch vom Himmel weht,
Kann des Bergbachs einſam Rauſchen
Flüſtern mit ſo ſüßem Klang,
Als wo Wellen Grüße tauſchen;
Wer da wandelt in der Gnade Schein,
Mag wohl einſam ſein, — doch nie allein.

Ob er reich ſei oder arm,
Ob er Diener, ob er frei,
Kümmre das nicht dich und ihn,
Bleibt er nur dem Herrn getreu.
Wer zuletzt den ſichern Strand gewonnen,
Zählt nicht, wieviel Wellen er entronnen.

Möge das Dein Troſt ſein und der meinige, geliebte Helene; freue Dich Deiner Liebe und Deines Glückes und denke in Frieden und Freude an

Deine Lotte.

Der erſte Ehezwiſt.

Hüte dich mit allen Sorgen
Vor dem erſten kleinen Zwiſt;
Flämmchen heute, Flamme morgen,
Bis nicht mehr zu löſchen iſt.

Manches willig ſich verſagen,
Fremde Schwäche billig tragen,
Reicher Troſt in ſchlimmer Stunde,
Gleicher Mut bei ſchlimmer Kunde,
Fromm vertrauen allerwegen
Und der Liebe voller Segen
Sind der Ehe Blitzableiter
Und die Wetter ziehen weiter.
H. Hoffmann.

Ein Regentag.

Ein Regentag im Bade, das iſt kein Scherz! Im Bade, wo man keinen Beruf hat, als ſich zu erholen und zu amüſieren, ein Regentag, der beides rein unmöglich macht. Sei's noch drum in einem großen Bad, das Bibliothek und Kunſtſammlung, Konverſationsſäle, Spieltiſche, Muſik und bedeckte Promenaden hat, da geht's allenfalls einen Tag oder zwei auch ohne Sonnenſchein. Aber in einem kleinen vaterländiſchen Bad, deſſen Kurgäſte nicht weit her und faſt lauter Frauen ſind, wenn's da nicht einen, ſondern zwei und drei Tage regnet, wenn die grünen Berge voll ſchwerer Nebelwolken hängen und die Pfützen, die ſich vor dem Hauſe ſammeln, die einzige Ausſicht bleiben; wenn nicht einmal der Bote mit Briefen und Zeitungen über den angeſchwollenen Bach kann, da iſt's kein Wunder, wenn's am Ende innen und außen nebelgrau ausſieht und ein ſchwerfälliges Heimweh ſich anſetzt.

Schon zwei Tage regnete es fort und fort in dem ſonſt ſo anmutigen Bad Frauenthal, und es ſah aus, als ob's noch wochenlang regnen wolle. Am erſten Tag hatte man ſich leidlich darein ergeben; ſämtliche Frauenwelt hielt ſich in ihren Zimmern, die jungen Damen hatten die engliſchen und franzöſiſchen Bücher aus dem Boden des Koffers hervorgeholt und begannen eifrig die verſäumten Studien wieder aufzunehmen; in der Küche glühten den ganzen Morgen Bügelſtähle, um zerknitterte Kleider, Aermelchen und Kragen auszubügeln; alte Briefſchulden wurden abgetragen, die Lücken der Tagebücher ergänzt, und der einzige Herr des Bades, ein bruſtkranker Lehramtskandidat, der hier zum erſtenmal in ſeinem Leben der Hahn im Korbe war, hatte den ganzen Tag vollauf zu thun mit Federnſchneiden.

Nun aber ſchlich der Nachmittag des zweiten Tags herbei; die Tafel war aufgehoben, alle Reſſourcen der Unterhaltung, der letzte Reſt guter Laune erſchöpft. Eintönig plätſcherte draußen der Regen, eintönig pickte die Wanduhr, eintönig übte der Kandidat mit einem Fräulein eine endloſe vierhändige Sonate ein. Mit langweiligen Häkel- und Strickarbeiten ſaßen die Damen langweilig auf den Stühlen an den Wänden des Saales; keine von ihnen hielt es für möglich, daß dieſer Nachmittag auch einmal zu Ende gehen könne.

Da trat mit ihrem alten freundlichen Lächeln die Badmama ein, und ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl dämmerte in den Geſichtern auf, die ihr begrüßend zunickten. Die Badmama war nur eine Schullehrerswitwe, die ein paar bleichſüchtige Nichten, die Töchter eines Bruders, der Kaufmann im Ausland war, hierher begleitet hatte; ſie ſelbſt hatte in ihrem Leben kein Waſſer getrunken als klares Brunnenwaſſer, kein Bad gebraucht als das Neckarbad, wo ſie eben Zeit und Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte ein ſo gutes mütterliches Ausſehen; ihre weißen Haare, die ſich unter dem Witwenhäubchen ſcheitelten, lagen über dem milden Geſicht mit den klaren, freundlichen Augen wie der Schnee über einem Hauſe, aus deſſen Fenſtern die Weihnachtslichter glänzen. Man mußte ſie Mama heißen, und es war nicht zu wundern, daß ſie in kurzer Zeit eine ſolche Geltung gewonnen, ohne daß ſie ſich je darum bemüht.

Die Mama hatte noch nicht viel Zeit gehabt, an den Regentag zu denken. Sie hatte einen Sack voll Strümpfe zu ſtopfen mitgebracht von ihrem Sohn, einem Kaufmann, der erſt von Reiſen heimgekommen war; ſie hatte nebenbei in der Hinterſtube der Wirtin einen hoffnungsloſen Flickkorb entdeckt, an dem die alte Hausnähterin erlegen war, deſſen hatte ſie ſich mit tapferem Mute angenommen. Daneben hatte ſie auch ihre Badelektüre, die ſich beſſer fürs ſtille Kämmerlein als für die Promenade eignete: den alten Arndt, Scriver und Kempis, das Starkenbuch und das Habermännlein; darum war ihr nicht leid um die trüben Tage, an denen ſie nicht verpflichtet war, die teuerempfohlenen Nichten zu begleiten. Heute aber war Eliſe hinaufgekommen mit dem Seufzer: „Tante, nächſtens ſterben wir vor Langweile; kommen Sie nur auch ein bißchen herunter!“ — „Ei, wird nicht ſo ſchlimm ſein, will doch einmal zuſehen,“ meinte die immer heitere alte Frau. Es ſah aber in der That ſchlimm genug aus, als ſie eintrat. „Ei, wie trübſelig, ihr Frauenzimmer,“ begann ſie, „noch keinen Kaffee getrunken?“

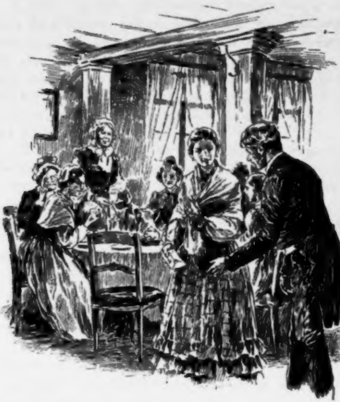
„Wir haben ſchon aufs Zimmer beſtellt,“ ertönten einige Stimmen. „Ei was, Zimmer, wer wird in ſolcher Trübſal den Kaffee allein trinken! Und wie ſitzen wir da an der Wand, wie lauter tanzluſtige Jungfern, von denen niemand was will, das iſt keine Anſtalt! Wie, Herr Kellner!“

Der Kellner, deſſen Locken heute ungekräuſelt um ſeine umwölkte Stirne hingen, flog herbei, die Badmama wurde ſtets zuerſt bedient. „Jetzt, Herr Kellner, laſſen Sie den großen runden Tiſch aus der untern Wirtsſtube herauftragen.“ — „Den tannenen Tiſch hierher in den Saal?“ fragte der Jüngling zweifelhaft. — „Ja, gerade den, wir können kein ſo ſchmales, langes Ding brauchen; Sie decken ihn dann ſchön zu mit einem großen Teppich, dann ſieht's ihm kein Menſch mehr an, daß er tannen iſt, wenn er auch noch ſeine unſchicklichen Füße herausſtreckt, nach denen ſieht man nicht." Der Tiſch ward hergeſchleppt und arrangiert. Mit einiger Verwunderung warteten die Damen der Dinge, die da kommen ſollten.

„So, nun bringen Sie Kaffee für uns alle, nicht in einzelnen Taſſen und dergleichen, in einer rechten, ordentlichen Kaffeekanne, wir wollen's dann ſchon verteilen, und laſſen Sie ein bißchen einheizen!" — „Einheizen im Juli?" fragten einige Stimmen erſtaunt. — „Ja, gewiß, ich laſſe einbrennen, wenn mich friert und frage nicht, ob Sommer oder Winter im Kalender ſteht; geben Sie acht, ob's dann nicht heimelig wird!"

Bis der Saal warm und der Kaffee fertig war, ſah die Mama nach den jungen Damen. Die hatten inzwiſchen die glückliche Entdeckung gemacht, daß der Kandidat Engliſch verſtand und die Lallah Rookh bei ſich hatte, die er ſich erbot, ihnen vorzuleſen und zu erklären. Zwei unter ihnen, die nicht Engliſch lernten, ſaßen in einer Ecke, in eifrige Mitteilungen vertieft, jede mit einem Schoß voll von Stammbuchblättern, dazwiſchen gepreßte Vergißmeinnicht und Immergrün. Denen brauchte ſie nicht für Unterhaltung zu ſorgen. Uebrigens wurde doch unter ihrer Anleitung ein Kaffeetiſch für die Jugend ins Nebenzimmer geſtellt, den ſie eigenhändig ordnete.

Nun hatte es im Saal ein ganz andres Anſehen gewonnen, als die Frauen ſo recht behaglich, wie in einer Kaffeeviſite, um den runden Tiſch ſaßen, wo die Mama einſchenkte und ſervierte. „Da wären wir ja ganz nett beiſammen," ſagte ſie vergnügt; „wo iſt denn aber unſer jungs Fraule?" Das „junge Fraule", von der Mama vorzugsweiſe ſo genannt, obgleich die Mehrzahl der Frauen noch nicht alt war, war eine Neuvermählte, deren bleiche Wangen das Bad röten ſollte, bis ihr Gatte, der fürſtlicher Rentbeamter war, von einer unaufſchieblichen Reiſe zurückkehrte. „Madame Schröder ſchreiben," bemerkte der Kellner mit unterdrücktem ſarkaſtiſchem Lächeln. — „Auch einmal wieder?" ſagte etwas ſpöttiſch Frau Lenz, eine hübſche, ſtattliche Frau,



aber die verdrießlichſte der Geſellſchaft, „liegen ja ſchon drei Briefe von ihr im Botenſtübchen unten.“ — „Freilich,“ beſtätigte der Kellner, „Sie haben vorgeſtern einmal und geſtern zweimal geſchrieben und die Bötin kann erſt übermorgen fort.“ — „Nun, das muß ich ſagen ...“ begann wieder, etwas ſchärfer, Frau Lenz. — „Laßt mir mein Fraule in Ruh!“ befahl die Mama, „beſſer zu viel als zu wenig. Da hebt ihr ein Plätzchen neben mir auf!“ In dem Augenblick trat die Beſprochene ein, mit einiger Verlegenheit dem Kellner ein ziemlich dickes, aber zierlich gefaltetes Briefchen in die Hand ſchiebend, der mit einverſtändigem Lächeln damit abtänzelte. „So, Fraule, geſchwind, der Kaffee iſt noch warm!“ rief die Mama; „eben auch einmal wieder 's Herzlein ausgeleert?" — „Da ſieht man freilich, wie kurz Sie verheiratet ſind," meinte die Frau Doktorin, eine noch gut erhaltene Frau, nahe an vierzig, mit einem hausbackenen, gutmütigen Geſicht; „in ein paar Jahren iſt das ganz anders, da iſt man froh, wenn man alle vierzehn Tage zum Schreiben kommt."

„Das kann ich doch nicht ertragen!" rief plötzlich erglühend die ſonſt ſo bleiche und ſchüchterne Frau, „dieſes ewige Predigen, daß es anders kommen müſſe! Alſo mit der Stunde, wo man ſich ewige Liebe vor Gott verſpricht, ſoll man die Liebe zu Grabe tragen? Und all dies Gerede von Flitterwochen! Bei uns gibt es keine Flitterwochen, es ſoll bei uns nicht anders werden, in Ewigkeit nicht!" Erſtaunt über dieſen Eifer ſahen ſich die Frauen an, und Frau Kaufmann Schweizer, die ihre Badkoſten hier durch den Ertrag eines kleinen Warenlagers zu decken ſuchte, begann nicht allzu leiſe von Romanheldinnen zu ſprechen; die Mama aber kam begütigend dazwiſchen. „So, ſo, das ſoll nicht anders werden bei euch, das habt ihr ſo ausgemacht? Ja, das iſt ſchön. Wiſſen Sie, wie mir das vorkommt? Wie, wenn Sie in ſchönſter Blüte im Garten gehen und ſagen: Ach, das iſt ſo ſchön! Das ſoll gar nicht aufhören, es ſoll nicht! Und wenn der liebe Gott Ihren Wunſch erhörte und Sie ſähen im Herbſt all die andern Bäume, die ordentlich ihre Blüten fallen ließen zur Zeit, recht ſchön voll mit Aepfeln und Birnen, was gilt's, Sie gäben Ihre blühenden Bäume auch drum! Lieb's Fraule, ich hab' wo geleſen, daß im Paradieſe Bäume ſtehen in voller Blüte und doch voll ſchöner Frucht; aber auf der Welt wachſen ſolche nicht."

„Aber wenn die Liebe aufhören ſoll, dann bleibt ja dem Baum auch kein grünes Laub!" ſeufzte die junge Frau.

„Ei, die braucht gar nicht aufzuhören; fragen Sie einmal alle die Frauen da, wenn ſie auch nur einmal in vierzehn Tagen ſchreiben, ob ſie nicht heute noch, wie die Weiber von Weinsberg, wenn ihnen geſtattet würde, ihr Liebſtes und Beſtes zu retten, den Mann davontragen würden? Und ob ſie nicht ſeither in vielen ſchweren und traurigen Stunden und an vielen ſchönen Freudentagen geſpürt haben, daß man ſich nicht vergeblich Liebe und Treue verſprochen, auch wenn man ſich nicht mehr alle Tage küßt?“ Mit inniger Zuſtimmung ſahen aller Augen, auch die der Frau Schweizer, auf die Mama. Fräulein Karoline, die ſich dem Frauenkreis angeſchloſſen, ſah ſtill vor ſich nieder, und nur Frau Lenz heftete ihre Blicke mit einem etwas verbiſſenen Ausdruck feſt auf ihre Arbeit.

„Das glaub' ich gern, aber wie wenig ſieht man oft von dieſer Liebe,“ ſagte die junge Frau. „Iſt es denn notwendig, daß man äußerlich kalt und trocken wird, wenn man ſich doch im Herzen das Teuerſte iſt?“

„Ei bewahre,“ fiel Marie, eine heitere, lebensfrohe Frau ein, „das iſt gar nicht nötig; freilich läuft man oft tagelang recht altbacken um einander herum, da iſt aber auch die Frau ſchuld; wir müſſen daheim das Flämmlein pflegen, daß es der Mann brennend antrifft, er kann's von draußen nicht mit hereinbringen. Und es kommt viel darauf an, wie man den erſten Zwiſt überwindet.“

„Den erſten Zwiſt? Ach, wann kommt der?“ fragte ängſtlich die junge Frau.

„Wann? Unterſchiedlich; bei uns kam er ſehr bald.“

„Aber aus welchem Grunde denn?“

Der Tag nach der Hochzeit.

„Ja, ſehen Sie, wir haben einander ſo lieb gehabt, wie nur irgend ein Brautpaar, und wenn ich die Briefe aus unſrer Brautzeit verbrennen wollte, ich könnte einen Ochſen dabei braten! Von einer Hochzeitreiſe wollte mein Mann nichts hören. ‚Nicht in der Fremde, daheim, am eigenen Tiſch will ich mein liebes Weib zuerſt eigen haben.‘ So fuhren wir denn von der Hochzeit weg in die neue Heimat, in der ich noch ganz fremd war.

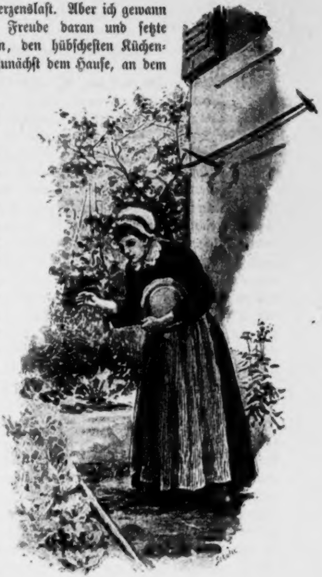
Mitnehmen wollten wir auch niemand. Daß die Magd nicht gleich eintreffen konnte, war uns eben lieb.

„Am Morgen in der Frühe mußte mein Mann in ſeine Kanzlei, nun ſah ich mich erſt recht um in unſrer Wohnung. Da ſtanden im Wohnzimmer die Möbel kreuz und quer durcheinander, notdürftig ausgepackt; die Stuhlfüße noch in Papier, der Boden mit Stroh und Heu beſät, der Gang voll Kiſten. Es ſah alles recht troſtlos aus. Ich machte mich dran, Ordnung zu ſchaffen; aber die ſchweren Möbel konnte ich nicht allein ſchieben, niemand war zur Hilfe da; wo ich ein Fach öffnete, fiel mir ein Haufen von Dingen entgegen, für die ich keinen Platz wußte. — Daheim war ich an eine beſorgte Mutter, an hilfreiche Schweſtern gewöhnt. — Es ward mir etwas heimwehartig und weinerlich zu Mute, aber ich bezwang mich tapfer; jetzt kam ja bald mein Liebſter; wie wird der mich ſo freundlich tröſten und mir ſo lieb helfen! Ich ordnete und rückte zurecht ſo gut ich konnte, dann öffnete ich alle Fenſter, um die Heu- und Strohmaſſen auszukehren. Es war ein ſehr kühler Herbſttag; ich hatte das in der Hitze des Geſchäfts nicht gefühlt und war eben im vollſten Eifer, als die Thür aufging und mein Mann eintrat. — ‚Aber um Gottes willen, welcher Unſinn, jetzt die Fenſter aufzuſperren!‘ lautete ſein Eintrittsgruß. Ich ſchluckte noch meine Thränen mühſam hinunter und ſagte mit erzwungenem Lächeln: ‚Sieh, wie ich ſchon ſo fleißig geweſen bin! Komm, probier, wie unſer Sofa iſt.‘ — ‚Habe nicht Luſt im Staub zu erſticken,‘ ſagte er verdrießlich und ging hinauf in ſeine alte Stube, die er ſchon zuvor bewohnt hatte. Jetzt aber brachen meine Thränen los, da ſaß ich inmitten meiner ſtaubigen Stube und weinte zum Herzbrechen. Es war mir, als ſei's nun mit allem Glück zu Ende auf immerdar. Das alſo war die Liebe bis in den Tod! So rauh konnte er mich anfahren und ſchon am Morgen nach der Hochzeit! Dazwiſchenhinein wartete ich im ſtillen, ob er nicht komme, reumütig, Verſöhnung ſuchend. Er kam aber nicht. Da raffte ich mich auf, ergeben, reſigniert. So wollte ich denn nur meiner

Pflicht leben, auch ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dank, — und ging in die Küche. Was war da anzufangen? Ich hatte noch kein Fleiſch, keine Butter, keine Kartoffeln; Milch aber hatte die Nachbarin gebracht und Mehl war auch da von Hauſe. So beſchloß ich denn Brei zu kochen. Albert hatte ja einmal mit mir und den kleinen Geſchwiſtern Brei in der Laube gegeſſen und ihn damals delikat gefunden. Dann hatte ich auch noch kalten Braten, den uns die Mutter mitgegeben. Ich machte mich ans Werk, und die Geſchäftigkeit vertrieb in etwas meinen Herzenskummer. Der Brei, der mußte ja die Erinnerung an die ſchönen Tage der erſten Brautzeit in ihm erwecken, mußte ihn mahnen, wie hart, wie lieblos ſein Betragen dieſen Morgen geweſen. Aber daß er nicht ein einziges Mal herunterkam, um nach mir zu ſehen! Ach, ich wußte nicht, daß er ein verdrießliches Geſchäft zu ſchleuniger Bereinigung von der Kanzlei mit heimgenommen hatte, wußte nicht, daß er ſeit der geſtrigen kühlen Heimfahrt an Halsweh litt und ſich gefreut hatte, nun daheim ein behagliches Stübchen zu treffen. — „Ja warum hat er Ihnen das nicht gleich geſagt?“ meinte Frau Schweizer. „Das iſt's eben; wo wir zu viel ſagen, da ſagen die Männer oft zu wenig; aufs Erraten verſtehen wir uns aber beſſer als ſie, drum ſoll das unſre Sache ſein. Nun, ich trug alſo meine Mahlzeit hinauf. Der Mann rückte freundlich ſein Tiſchchen zurecht, ſah aber gar nicht zerknirſcht aus. ‚Und was bringt meine Frau Gutes?‘ Ach, der Brei war auf einem offenen Feuer gekocht, da mein Herd noch nicht imſtande war, und ſchmeckte entſetzlich nach Rauch. Ich fand das ſelbſt, aber Albert, meinte ich, ſollt' es doch nicht ſpüren am erſten Tag nach der Hochzeit! Er zog aber ein greuliches Geſicht und ſchob den Teller zurück. Tiefgekränkt ſtellte ich ihm ſchweigend den Braten hin. ‚Eine kurioſe Mahlzeit das,‘ ſagte er halb ſcherzend, halb verdrießlich, ‚wenn du's nicht beſſer kannſt, Frau, ſo bedaure ich mich.‘ Ich ging ſchnell hinaus mit dem verſchmähten Brei und drunten floß aufs neue unaufhaltſam meine Thränenflut und die allerſchönſten Verſe von begrabenem Glück und unverſtandener Liebe, die nur je in einem Mädchenalbum ſtanden, kamen mir zu Sinne. Ich legte mein thränenmüdes Haupt auf das Sofa und dachte an meine Mutter daheim, die nicht ahnen werde, wie unglücklich ihr armes Kind ſei. Da fiel mir in meinem ſchwermütigen Sinnen ein, wie Albert vorhin einen alten Shawl um den Hals gebunden hatte, und ich begann zu ahnen, daß er unwohl ſein könnte. Ich ſchlich wieder hinauf. Er lag auf dem Sofa. ‚Fehlt dir etwas?‘ fragte ich leiſe und ſchüchtern. ‚Fehlt dir etwas?‘ fragte er lächelnd, indem er mich zu ſich zog und in meine verweinten Augen ſah. Nun kam's zur Erklärung! Ich leerte mein Herz aus und erzählte ihm unter Lachen und Weinen, was ich alles gedacht und wie ich ſo unglücklich geweſen, und er erzählte mir, wie er ſich, als er ſein Halsweh geſpürt, ſo gefreut habe, daß ihn nun ſein Weibchen daheim pflegen und verſorgen werde, und wie ihn's dann gekränkt, daß ich nicht einmal nach ihm geſehen und ihn mit Staub und Zugluft empfangen hätte. Wir lachten zuſammen, daß wir alle zwei ſo dumm geweſen, und er mußte zu Bett und ich kochte ihm Thee und Limonade und verpflegte ihn nach Herzensluſt. Ich könnte nicht eben ſagen, daß dieſer erſte Zwiſt der letzte geweſen ſei; aber ſo oft mich das Gefühl des Unverſtandenſeins überſchleichen wollte, ſo dachte ich auch an jenen thränenvollen Morgen und beſann mich zuerſt, ob mein Mann nicht etwa auch unverſtanden ſei.“

Das Salatbeet.

Die Geſellſchaft lachte herzlich über dieſes erſte Herzeleid. Die Frau Doktorin aber ſagte: „So gar früh hat's bei uns nicht angefangen, aber viel wichtiger iſt der Grund unſres erſten Streites auch nicht geweſen. Ich war, wie die meiſten Mädchen, daheim keine ſonderliche Gartenfreundin, und das kleine Gärtlein vor unſerm Hauſe war mir daher am Anfang unſres Eheſtandes eine rechte Herzenslaſt. Aber ich gewann eine unbeſchreibliche Freude daran und ſetzte meinen Stolz darein, den hübſcheſten Küchengarten zu haben. Zunächſt dem Hauſe, an dem ſonnigſten Plätzchen, hatte ich Salat geſät und freute mich königlich, am Sonntag der Frau Pfarrerin, die ſonſt die erſte Gärtnerin war, davon bringen zu können. Ihre Magd hatte mir nämlich verraten, daß der ihrige noch ganz klein ſei. Am Samstag Abend ging ich im höchſten Profit mit einem Porzellanteller in den Garten; aber ach, mein ſchöner, junger Salat! Der Mann hatte all ſeine unnötig vielen Pfeifen ausgeklopft, ausgeſpritzt, gereinigt, alles auf mein Salatbeet! Das war ganz verdorben mit Tabaksaſche, Tabaksſaft, und roch wie eine übernächtige Bierſtube. In höchſter Alteration eilte ich hinauf, der Mann ſaß ganz behaglich auf dem Sofa und rauchte



wie ein Kamin. ‚So, Schatz, jetzt habe ich meine Pfeiſen einmal gründlich ausgeputzt.‘ — ‚Ja, auf meinen Salat!‘ rief ich mit leidenſchaftlichem Weinen. Bei dem Weinen allein blieb’s aber nicht. Ich bin etwas hitziger Natur und weiß nicht mehr, was ich ſagte; was er ſagte, das weiß ich wohl noch, ſag’s aber nicht. Er iſt auch ein Sprudelkopf und wir kamen in bitterem Verdruß auseinander. Vor Schlafengehen dachte ich wohl daran, daß die Sonne nicht über unſerm Zorn untergehen ſollte. Aber die Sonne war längſt drunten und mein Mann ſchlief, als ich mit verſöhnlichem Herzen in das Schlafzimmer kam. So ging’s den ganzen folgenden Sonntag fort mit Trutzen. Das Leben war mir recht entleidet; aber an mir war’s doch einmal nicht, wieder einzulenken, dachte ich, ich war doch offenbar im Recht. Es hätte ihn ja freuen ſollen, eine ſo fleißige Frau zu haben! Er aber ſchien gar nicht geſonnen, es zu thun. Da kam am Montag morgen wie ein Himmelsbote des armen Flaſchners Kind aus der Nachbarſchaft zu mir, das einen immer mit Blechwaren überlief: ‚Obet Se net ſo gütig ſein und dui Amtspfleg kaufen?‘ Eine Amtspflege iſt nämlich eine Anſtalt für Tabaksaſche, Pfeifenreinigung ꝛc., und dieſe war dazu noch ſchön lackiert. Ich kaufte das Ding, habe wohl zu viel dafür bezahlt und ſprang damit hinauf. Mein Mann ſaß noch ganz innerlich brummend an ſeinem Tiſch, wie ein Maikäfer im Juli. ‚Da, Alter,‘ ſagt’ ich fröhlich, ‚bring’ ich dir etwas, daß du mir deine Pfeiſen nimmer auf die Salatbeete leerſt!‘ Er guckte zuerſt noch zweifelhaft auf, als er mir aber ins Geſicht ſah, da ſchwand der alte Groll. Er ſchämte ſich auch ein bißchen und es gab die ſchönſte Verſöhnung. Seitdem habe ich mich recht gefürchtet vor meiner eigenen, ſchnellen Zunge, und wenn ich auch hitzig wurde, iſt es nie mehr zu ſo heftigen Worten gekommen.“

Die Feier der Genien.

„Im Garten erlebte ich auch das erſte Herzeleid meines jungen Eheſtandes," begann Frau v. Linden, eine fein ausſehende Witwe in mittleren Jahren, die ſich anfangs etwas vornehm iſoliert hatte und erſt ſeit die Mama da war, ſich der übrigen Badegeſellſchaft mehr anſchloß. „In meinem elterlichen Hauſe herrſchte viel Kunſtſinn, viel geiſtiges Leben. Es war reich an Feſten, und meine Mutter namentlich war unerſchöpflich in ſinnigen Erfindungen, dieſe Feſte mit immer neuem Schmuck zu verſchönern. Mein Mann, der als Oberförſter nah' bei unſerm Landſitz wohnte, war als ein etwas proſaiſches Element in unſre poetiſche Welt gekommen. Aber ſeine männliche Schönheit, ſein freies ritterliches Weſen hatten mich bald gewonnen. Ich folgte ihm mit Freuden in das romantiſch gelegene alte Schloß, das uns zum Wohnſitz angewieſen war, und hoffte, ihn bald neben der ſtrengen Diana für den Dienſt der Muſen und Grazien zu gewinnen. Daß er hie und da abends einſchlief, wenn ich ihn mit dem Neueſten der Litteratur bekannt machen wollte, kränkte mich wohl; doch zeigte er wieder ſo viel friſchen, hellen Sinn für alles wahrhaft Schöne und begleitete mich zu Zeiten mit ſeiner kräftigen Stimme ſo herzlich zum Klavier, daß ich auch das geiſtige Element bei ihm nicht vermißte. Nur ging er viel zu oft fort, manches Mal, wenn ihn auch der Dienſt nicht zwang. Ich machte ihm darüber nie Vorwürfe; ich hatte die ſchönſten Vorſätze, ihn mit Liebe zu gewinnen. Im Mai war ſein Geburtstag. Bis dorthin hatte ich mir einen glänzenden Coup ausgedacht, der eine neue, glückſelige Periode für unſer häusliches Leben heraufführen ſollte. Zwar wußte ich, daß mein Mann kein beſonderer Freund der verzierten Altäre, Blumengewinde und Ehrenpforten war, mit denen man bei uns zu Haus Feſte beging; aber dieſe Feier hatte ich ſo ſchön und ſinnreich ausgedacht, daß ſie ihn gewinnen mußte.

„Unſre Gartenlaube wurde mit Hilfe des Gärtners und Jägerburſchen ſo hergeſtellt, daß ſie auf einer Seite eine Roſenlaube, auf der andern einen Wald bildete. Aus der Waldſeite ſollte unſre Couſine, die eben auf Beſuch bei uns war, als Genius des Waldes mit Jagdattributen treten und ihn in einem Gedicht hinauslocken zum Weidwerk. Dann wollte ich aus der Roſenlaube erſcheinen und ihn in einem noch viel ſchöneren Gedicht zurückrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes. Er wußte noch nicht, daß ich Dichterin war. Dieſe neue Entdeckung mußte den Sieg der Häuslichkeit vollenden!

„In den letzten Tagen vor dem Feſt hatte ich gar nichts dawider, wenn Hugo den ganzen Tag abweſend war; es gab ſoviel zu rüſten und zu thun. Am Vorabend aber war alles aufs ſchönſte bereit, der Tempel, unſre Garderobe ſamt der Poeſie.

„Ich war früh am Morgen wach. Das Frühſtück ſollte im Garten eingenommen werden, wo ich als häuslicher Genius am Schluß meines Gedichts den Frühſtückstiſch hinter der Blumenwand enthüllen wollte. ‚So früh, liebes Kind?‘ begann Hugo, ‚das iſt eben gut, ich wollte dich heut bald ums Frühſtück bitten; ich bin zur Auerhahnfalz aufs Jagdſchloß geladen, da ſollte ich bald fort.‘

„‚Heute?‘ fragte ich betroffen; wie konnte man nur ſeinen Geburtstag fern von daheim zubringen wollen! Aber ich ſagte nichts mehr, war ich doch ſicher, daß er bald mir, dem Genius mit dem Roſenkranz, in die Arme ſinken und Jagd und Wald heute im Stich laſſen werde.

„‚Wart' nur ein halb Stündchen!‘ bat ich, ‚wir frühſtücken im Garten, ich laſſe dich dann gleich rufen.‘

„Ich hörte nicht was er brummelte und ſchlüpfte fort, um meine und der Couſine Toilette zu beſorgen. Unſre ſonſt etwas unſchöne Minna nahm ſich in dem grünen Gewand, mit Pelzwerk verziert, ganz hübſch aus. Mich umhüllte ein faltenreiches weißes Gewand, ein weiter lichter Schleier; ein Roſenkranz auf dem Haupte, ein brennendes Lämpchen als Symbol der Häuslichkeit in der Hand, vollendeten die Ausſtattung des Genius. Wir eilten in den Garten und verſteckten uns hinters Gebüſch; ich ſchickte den Jägerburſchen, der das Ganze ziemlich blödſinnig anſtarrte, hinauf, um den Herrn zu holen, und erwartete klopfenden Herzens die große Stunde.

„Hugo kam bereits in vollem Jagdkoſtüm, hinter ihm ſein großer Hühnerhund. Etwas verwundert bemerkte er die verwandelte Laube, Minna trat hervor und begann:

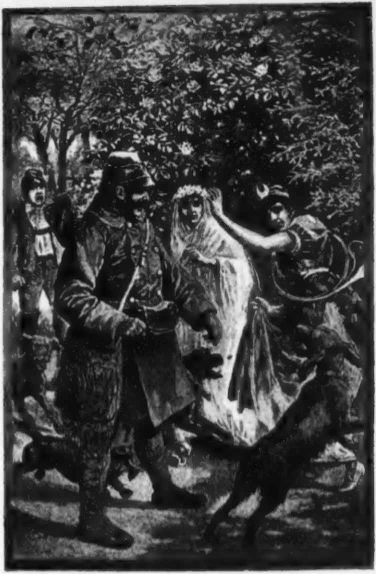
‚Siehſt du aufs neu die Wälder grünen?‘

Da fuhr Tiras, wahrſcheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wütendem Bellen auf ſie los; der arme Genius des Waldes floh heulend und ſchreiend mit zerriſſenem Gewand. Hugo verſuchte unter erſtickendem Lachen ihn zurückzurufen; ich ſtürzte hervor, ſtieß an den Frühſtückstiſch, der klirrend umfiel, dazu goß ich mir die Oellampe übers Kleid und wäre beinahe angebrannt. Durch Tiras' Gebell angelockt, ſprang die Schar der andern Hunde herbei, Mägde und Knechte gleichfalls. Es war ein Geſchrei und Gebell und Durcheinander, das beiſpiellos iſt. Hugo ſtand in der Mitte mit endloſem Lachen und rief dazwiſchen: ‚Aber ſag mir, Kind, was habt ihr denn im Sinne gehabt? was hat die Minna gewollt? wer Kuckucks hat die jungen Tannen da aus dem Wald geſtohlen und was iſt's mit dem Frühſtück?‘ Ich ergriff den einzigen Ausweg, der zu nehmen wär, und weinte und ſchluchzte zum Erbarmen. Die Magd räumte die Trümmer auf, Hugo that ſein Beſtes mich zu tröſten, da er aber immer wieder dazwiſchen zu lachen anfing, ſo floſſen meine Thränen ſtets aufs neue. Endlich ſagte er: ‚Hör, Kind, ich glaub', es iſt beſſer, du erholſt dich in aller Ruhe; Frühſtück bekomme ich ſcheint's doch hier keines mehr, da will ich ſelbſt zuſehen, wo ich eins finde. Leb wohl, morgen komme ich beizeiten heim.‘

„So ließ er mich allein in meinem Leid, an dem Tag, auf den ich mich ſo ſehr gefreut. Ich eilte in mein Zimmer, ſchloß mich ein, warf die Gewänder des Genius ab und hüllte mich in ein Hauskleid. Ich wollte nichts eſſen, keinen Menſchen ſehen, und hätte es wohl auch gehalten, wenn nicht um Mittag die Fräulein Tante gekommen wäre, Hugos Tante, eine Dame faſt wie Sie, liebe Mama . . ." — „Bin keine Dame," ſagte die Mama in ihrer gutmütig trockenen Weiſe.

„Nun, die Tante hörte all den Jammer und diesmal mußte ich ſelbſt mitlachen, wie ſie ſo herzlich darüber lachte.

„‚Aber ſind Sie nicht ein einfältiges Kind, liebe Helene, den Hugo mit Roſenkränzen und Genien anzufeiern! Braten Sie ihm das nächſte Mal einen guten Rehziemer und ſehen Sie dann, ob's nicht beſſer geht.' Dieſer Vorſchlag kränkte mich tief. ‚So niedrig ſchätzen Sie Hugo, daß nur der roheſte Sinnengenuß Wert für ihn haben kann?' — ‚Das glauben Sie ſelbſt nicht, Kind, und ſo ſchlimm iſt's gar nicht. Eine behagliche Mahlzeit, die man mit gutem Gewiſſen verzehrt, paßt recht wohl für ein häusliches Feſt, ſonſt hätte der Heiland nicht Waſſer in Wein verwandelt an einem Hochzeitsfeſte. Wenn Sie Ihrem Mann ein Leibgericht kochen, das er ja auch im Wirtshaus haben könnte, ſo ſchätzt er's nicht wegen des rohen Sinnengenuſſes, ſondern weil Sie ihn ſo lieb haben, daß Sie an das denken, was er gern mag, auch wenn's Ihnen ſonſt gleichgültig wäre. Von ſo einer Liebe, die ſich in das andre hineindenkt, geben Sie keinen ſtarken Beweis, wenn Sie ihm Altäre und Geniuſſe in den Weg ſtellen.' Die Tante hat noch viel geſagt, was ich mir gemerkt habe. Ich empfing meinen Mann am andern Tag mit einem freundlichen Geſicht und mit dem beſagten Rehziemer, und habe ihn gebeten, mich nimmer auszulachen mit dem verfehlten Tempel und er hat mich recht bedauert um die verunglückte Herrlichkeit. Er war als Waiſe ſtets in fremden Penſionen erzogen worden, wo der Sinn für Familienfreude nie in ihm genährt wurde. Ich habe ſpäter keine Tempel mehr gebaut; aber die Feſte ließ ich mir nicht nehmen, und er ſelbſt bekam eine herzliche Freude daran und hat mir eigenhändig oft grüne Zweige gebracht, um einen Feſt-



Da fuhr Tiras, wahrſcheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wütendem Bellen auf ſie los. (S. 327.)

ſaal zu ſchmücken.“ Eine helle Thräne ſtand in dem Auge der Witwe, die nun mit einem Mal dem kleinen Kreis ſo nahe gerückt war.

Das ſeidene Kleid.

„So poetiſch iſt's freilich bei uns nicht hergegangen,“ ſagte Frau Schweizer. „Ich habe gleich zwei Lehrlinge und einen Gehilfen angetroffen, wie ich als junge Frau kam. Da hätte ich nicht Zeit gehabt, Kränze zu machen; aber ein Gugelhopfen mußte doch her, ſo oft meines Mannes Geburtstag war. Worüber wir aber zum erſtenmal geſtritten, das weiß ich, glaub' ich, ſelbſt nimmer. Doch ja, ein reiſender Kaufmann hatte uns ganz neue Stoffe gebracht. Von einem hatte mein Mann nur ein einziges Kleid genommen, weil's ſo teuer war. Es war ein prächtiges Kleid, Seidenzeug mit breiten blauen Streifen, zu ſchön!

„Nun wohnte geradeüber von uns auch ein Kaufmann in langen Waren, Müller hieß er. Seine Frau iſt jetzt tot; ich will ihr nichts Böſes mehr nachſagen, aber die war Ihnen eitel und hochmütig! Alles wollte ſie ſchöner haben als ich! Wenn ich einen Kragen trug mit einer Reihe Spitzen, gleich hatte ſie an ihrem zwei; wie ich einen neuen Samthut bekam und dachte: Schöneres kann ſie jetzt doch nicht haben! — was meinen Sie, wie ſie nächſten Sonntag in die Kirche kam? Eine Straußenfeder hängte ſie am Hut herunter, eine weiße Straußenfeder! Die Müllerin nun trug am Sonntag vor dem Maientag ein neues Kleid mit roten Seidenſtreifen, aber es war bloß halbſeiden. Wie ich das geſehen, dachte ich: das neue Seidenzeug mußt jetzt du haben. So ließ ich meinem Mann keine Ruhe und es gab mehr als einen Streit darüber, das kann ich Ihnen ſagen; zuletzt aber ließ er mir das Zeug. Mein Mann iſt ein ſtiller Mann und ein rechter Geſchäftsmann; er kommt nur nicht ſo mit den Worten fort. Wie ich das Kleid aber hatte, war mir's doch nicht ſo recht wohl dabei, und ich ſchickte es nicht gleich zum Schneider. An demſelben Nachmittag kam mein Mann zurück von einem Beſuch bei unſerm Herrn Gevatter, der Eiſenwaren führt. Dort hatte er einen ſo ſchönen Gartentiſch von Gußeiſen geſehen. Sie müſſen wiſſen, unſer Garten iſt meines Mannes Leben; da bringt er faſt alle Abende zu, er geht gar ſelten ins Wirtshaus. Von dem Gartentiſch ſprach er das ganze Nachteſſen über; ich habe ihn nicht oft ſo viel reden hören. ‚So kauf ihn doch!‘ ſagte ich. — ‚Nein, das geht nicht an,‘ ſagte er, ‚es gibt ſo große Ausgaben in dieſem Frühling, ein hölzerner thut's auch.‘ Aber eh' wir ins Bett gingen, ſagte er noch einmal: ‚Es iſt ein ganz prächtiger Tiſch!‘

„Den andern Tag mußte er über Feld zu einer Gantverweiſung und ich war im Laden. Ich mußte wieder an den Gartentiſch denken und wie der Mann ſo von ſelbſt den Wunſch aufgegeben hatte. Da kam die gnädige Frau von Grafenberg in den Laden, um ein Kleid zu kaufen. Ich legte ihr all unſre Stoffe vor, es gefiel ihr aber nichts recht. Da fiel mir der neue Kleiderſtoff ein. Ich holte ihn ſchnell herunter. Der gefiel ihr; ich glaub' es auch! und ſie kaufte ihn. Ich nehme das Geld, das ja ganz mein gehört, und ſpringe hinauf zum Herrn Gevatter: ‚Was koſtet der Tiſch?‘ Er war nicht zu teuer; ich konnte noch zwei Gartenſeſſel dazu kaufen, nehme gleich zwei Laufburſchen und laß alles in meinen Garten tragen. Jetzt konnt' ich's aber faſt nimmer erwarten, bis der Mann heim kam. Es war noch bei guter Tageszeit, — mancher andre wäre bis nachts ins Wirtshaus geſeſſen, — da kam er. Es verwunderte ihn faſt, daß ich noch mit ihm in den Garten gehen wollte; das hätten Sie aber ſehen ſollen, wie der aufſchaute, als der ſchöne Tiſch daſtand und ich ihm erzählte, womit ich ihn bezahlt! Das wolle er mir in ſeinem Leben nicht vergeſſen, ſagte er. Und wie am Maientag die Müllerin mit ihren roten Seidenſtreifen hinauszog, da ſaßen wir an unſerm Tiſch ſo ſeelenvergnügt; es war mir gar nicht leid um das Kleid. Wenn wir jetzt am Abend mit den Kindern um den Tiſch herumſitzen, da erzählt's ihnen mein Mann allemal wieder, wie die Mutter ihr ſchönſtes Kleid drum gegeben habe, um ihm eine Freude zu machen.“

Frau Schweizer war ganz aufgeblüht in der Erinnerung an dieſen Lichtpunkt ihres Eheſtandes. Die Reihe zum Beichten kam nun an die Frau Stadtpfarrerin. Die meinte, es ſei kaum der Mühe wert; aber die andern Frauen behaupteten, jetzt ſei man einmal im Zuge und ſie müſſe auch herausrücken. So mußte ſie denn anfangen.

Der Oelpunſch.

„Ich war, wie Frau Marie, meinem Mann aus einem Kreis von lieben Schweſtern, von heiteren Freundinnen, von einer guten Mutter weg in unſre neue Heimat gefolgt, und das von Herzen gern. Ein Pfarrhaus war immer das Ziel meiner Wünſche geweſen und ich hielt es gar nicht für möglich, daß ich an der Seite eines geliebten Mannes auch nur einen Augenblick die Leſekränzchen und Singabende, die Konzerte und Theater meiner Reſidenzheimat vermiſſen könnte. Wir hatten eine kleine Reiſe gemacht, während welcher Zeit die Mutter alles hübſch einrichtete. Die alten Pfarrſtuben mit ihren blinden Fenſtern verwunderten ſich höchlich, als ſie mit ſo eleganten neuen Möbeln geputzt wurden. Die Mutter verließ uns am Tage nach unſrer Rückkehr, und die erſten vierzehn Tage brachten wir faſt immer auf Spaziergängen oder auf dem Sofa zu, von dem wir erſchrocken auffuhren, wenn ein ehrſames Beichtkind an die Thür klopfte. Ob und wie mein Mann damals ſeine Predigten ſtudierte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ſie mir ſehr ſchön vorkamen. Aber nach den erſten Wochen erwachte ſein geiſtliches Gewiſſen. Er begann ſeine Kirchenregiſter nachzuführen und ſaß vertieft in griechiſche Bücher, ſo oft ich in die Studierſtube trat. Obgleich ich mir hundertmal im ſtillen vorpredigte, es ſei ſo ganz recht und vernünftig, ſo hatte ich doch manche ſtille Thräne zu verſchlucken, wenn er oft ſo gar keine Augen mehr für mich hatte. Noch bitterer kränkte mich's, wie er einmal, als draußen in der Küche ein Porzellanteller — nicht der erſte — klirrend zu Boden fiel, zu mir ſagte: ‚Wenn mein Weibchen nicht fleißiger draußen nachſieht, ſo werden wir bald kein ganzes Geſchirr mehr haben.‘ Ich hatte mir damals vorgenommen, einen ganzen Tag nicht mehr aus Küche und Speiſekammer herauszukommen; ein Vorſatz, den ich faſt eine halbe Stunde lang hielt, und dann die Kränkung erlebte, daß ihm meine Abweſenheit nicht einmal aufgefallen war. Aber zeigen wollte ich ihm jetzt, daß ich eine Hausfrau war, und was für eine!

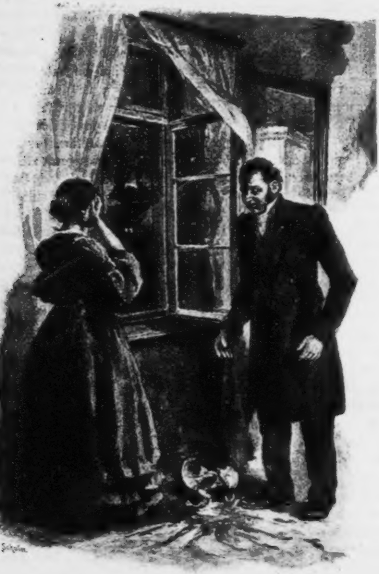
„Der Sylveſterabend kam und Auguſt hatte lange ſchon von einem Weinpunſch geſprochen, der das Delikateſte ſei, was man trinken könne. Wir hatten eben unſern erſten Gaſt, einen Univerſitätsfreund meines Mannes, auch eine Begebenheit in einer jungen Haushaltung! der ſollte mit dieſem Göttertrank bewirtet werden. Nun hatte man mich zwar, ſobald ich Braut geworden, das Kochen im beſten Gaſthof lernen laſſen, aber Punſch hatte ich noch nie gemacht; daheim hatte man eben Eſſenz gekauft. Der Löfflerin Kochbuch oder die Marianne Strüfe mußte da ſchon aushelfen. Arrak ließ ich aus der Stadt bringen, guten, weißen Wein hatte mir die Mama, nebſt allerlei andern Flüſſigkeiten in Flaſchen, mitgegeben. Die Herren waren noch am Abend ausgegangen. Dieſe Zeit wollt' ich benutzen, um den Punſch heimlich zu bereiten. Meine junge Köchin zündete mir Feuer an und hing die Pfanne darüber. Ich löſte nach Vorſchrift den Zucker mit etwas Waſſer und Citronenſaft auf. Nun holte ich die Flaſche, ‚Riesling von der Weinverbeſſerungsgeſellſchaft‘ ſtand auf der Etikette, und goß den Inhalt darein. ‚Aber der Wein pflumpſt recht,‘ bemerkte die Magd, die eben die Küche verließ, um Waſſer zu holen. — ‚Er iſt vielleicht ein wenig ſchwer; das verliert ſich beim Kochen,‘ belehrte ich ſie, ohne näher nachzuſehen. Ein verdächtiger Geruch jedoch, der von der Flüſſigkeit aufſtieg, machte mich ſtutzig. Ich nahm den

Löffel und verſuchte: o pfui! Jetzt erſt unterſuchte ich die Flaſche. Ach, meine Schweſter Clara, das Unglückskind, hatte Salatöl in die leere Rieslingflaſche gegoſſen und die alte Etikette daran gelaſſen!

„Raſch ſchüttete ich das entſetzliche Gebräu in einen Krug. Die Magd durfte nicht ahnen, daß ihre Herrin Oel für Wein genommen; das würde meinem Anſehen einen Stoß geben und mein Mann ſollte es noch viel weniger wiſſen. Wohin damit? In der Eile der Verlegenheit ſtellte ich ihn auf das Fenſterſims im Wohnzimmer hinter den Vorhang und reinigte die Pfanne. Zum Glück war der Arrak noch gerettet, Wein gab's ja, auch noch etwas Citronen; ſo ließ ſich der Schaden noch erſetzen. Der Magd ſagte ich würdevoll: ‚Kathrine, der Wein war wirklich ein wenig ſchwer, ich werde andern nehmen müſſen.‘ In dem Augenblick läutete es, die Herren kamen nach Hauſe. Wie gern wollte ich ſie diesmal in die Studierſtube gehen laſſen, denn mein Mann durfte den Mißgriff auch nicht wiſſen; der gar nicht! Aber Auguſt ließ den Freund dahin vorangehen und ging mit mir ins Wohnzimmer. ‚Willſt du noch etwas?‘ fragte ich in ziemlicher Verlegenheit. — ‚Bei dir will ich ſein,‘ ſagte er lächelnd. — ‚Aber was haſt du, Kind? Iſt dir nicht wohl?‘ — ‚O, mir iſt ganz wohl,‘ lächelte ich erzwungen. Auguſt zog mich ſanft ans Fenſter. Es war ein Sylveſterabend geweſen, an dem wir uns verlobt hatten; nun war in der Erinnerung daran eine jener innigen Stimmungen über ihn gekommen, nach denen ich mich in der letzten Zeit oft ſo ſchmerzlich geſehnt hatte, und in die ich mich jetzt ſo gar nicht verſetzen konnte. ‚Denkſt du an jenen Abend, Lina?‘ fragte er. — Ach, ich dachte nur an meinen Oelpunſch! — ‚Welch' herrliche Sternennacht!‘ Und er öffnete das Fenſter. ‚Um Gottes willen!‘ rief ich, aber der verhehlte Krug ſtürzte und zerbrach. Der Oelpunſch, zum Glück abgekühlt, floß in Strömen über meinen ſchönen, neuen Teppich, mein hübſches, blaues Winterkleid, über Auguſts Beinkleider. — Freund und Magd eilten zur Hilfe und das ganze Unheil kam zu Tage. Ich war ſo beſchämt, daß ich den ganzen

Abend nimmer zu guter Laune kam, obgleich Auguſt ſo freundlich war, mich noch zu tröſten und der Freund ſelbſt einen guten Nachpunſch braute.

„Der Schaden von der Geſchichte war nicht klein geweſen,



aber auch der Nutzen nicht, denn das blieb das erſte und letzte Mal, daß ich vor meinem Manne etwas verheimlicht habe.“

„Dann war's kein zu teures Lehrgeld, liebe Frau,“ ſagte die Mama; „eine Frau, die lauteren und aufrichtigen Herzens iſt, iſt lauteres Gold im Hausſtande, das keine Säure angreifen kann. Ein Geheimnis zwiſchen Eheleuten iſt ein freſſender Krebsſchaden.“

„Gewiß,“ ſagte Fräulein Karoline, die den ganzen Abend ſtill geweſen war, „für eine Freundin von mir wäre es ein Segen geweſen, wenn ſo ein Oelguß ihre erſte Unwahrheit zu Tag gebracht hätte.“

„So, das iſt ſchön, daß Sie auch etwas zu erzählen haben!“ rief Frau Marie, „nur heraus damit.“

„Ich habe es nicht ſelbſt erlebt und kann es nicht ſo anſchaulich erzählen,“ ſprach errötend Karoline, „ich kann nur einfach ſagen, wie alles gekommen.

Zerbrochen Glas, zerbrochen Glück.

„Meine Freundin war ſehr jung und ein verwöhntes Kind, als ſie einen ziemlich älteren Mann, einen Rechnungsbeamten heiratete. Er war als Bräutigam ſo kindiſch wie nur einer, und die Emilie erwartete, auf den Händen durchs Leben getragen zu werden. Ihr Mann meinte es auch gut, er war ein grundredlicher Mann; aber in ſeinem Junggeſellenleben war er ſo etwas wie ein Topfgucker geworden; er meinte, weil er der Herr ſei im Hauſe, ſo müſſe er auch regieren über jeden Kartoffelſchnitz. An Genauigkeit gewöhnt, verlangte er, daß man aufs Kleinſte achte, und da hatte er recht; aber er ärgerte ſich ungebührlich über den kleinſten Fehler, und damit machte er's ſchlimm.

„Schon am zweiten Tage waren Emiliens erſte Thränen gefloſſen, weil er einer zerbrochenen Taſſe wegen einen halben

Tag lang verbießlich geweſen! Am achten Tage aber kam ſeine Schweſter mit ihrem Mann auf einer Durchreiſe zum Beſuch. Emilie, in ihrer Herzensfreude, wollte ſie mit ihrem Beſten bewirten und brachte fremden Wein in koſtbaren, geſchliffenen Gläſern, dem Hochzeitsgeſchenk eines vornehmen Gönners. Beim Eintreten ſprang ihr die Katze zwiſchen die Füße, ſie ſtolperte, das Brett fiel zu Boden und drei der Gläſer zerbrachen. ‚Welche Ungeſchicklichkeit!‘ rief er ärgerlich, ‚und wie einfältig, die ſchönen Gläſer zu nehmen!‘

„Er hatte vielleicht nicht unrecht, aber acht Tage nach der Hochzeit war's doch ſtark, zumal, wenn man einem vorher faſt den Boden unter den Füßen geküßt hat; die junge Frau hat ſich darüber bitter gekränkt. Wie aber oft der Unſtern über einem Hauſe ſteht, ſo zerbrach andern Tags eine ſchöne koſtbare Lampe in ſeiner Abweſenheit. Das mußte dem Herrn verſchwiegen werden. Damit gab ſie ſich der Magd in die Hände. Mit Mühe und Koſten verſchaffte ſie ſich eine neue. Geld hatte ſie nicht viel unter der Hand, ſo nahm ſie's aus der Haushaltungskaſſe und verrechnete unmäßig viel für Arme, für Zwiebel, Gemüſe und allerlei. Daheim hatte ihr Vater nie ins Haushaltungsbuch geſehen, und was an der Rechnung Reſt blieb, hatte ihre Mutter unter die Rubrik ‚Allerlei‘ geſchrieben. Ihr Mann aber rechnete nach und verlangte Nachweiſung. Zuerſt weinte ſie, wenn die Rechnung nicht zutreffen wollte; nach und nach lernte ſie das Lügen beſſer. Der Mann, der wurde mißtrauiſch, hielt ſie immer knapper im Geld, rechnete immer genauer nach; ſie aber ſteckte ſich immer mehr in kleine Schulden, die zuletzt große wurden, und das wurde noch ſchlimmer, als Kinder kamen.

„Die Frau Poſtmeiſterin, ihre Nachbarin, erzählte ihr, wie fortwährend Geldpäckchen an ihren Mann kämen; nicht ans Amt, für ſeine Perſon. Daß das für eine Pflegſchaft war, wußte ſie nicht und er ſagte ihr nichts; ſo machte ſie das immer verſtockter gegen ihn, da ſie ſeine nötige Sparſamkeit für unnötigen Geiz hielt. Die Magd, welche die zerbrochene Lampe hatte verhehlen helfen, leiſtete ihr ſchlimme Dienſte, half ihr borgen, verſetzen, verkaufen. Der Mann ahnte von dem allen nichts, da er bei vermehrten Geſchäften weniger Zeit hatte, nach Kleinigkeiten zu ſehen. Aber es war eine Gewitterluft im Hauſe, bei der niemand wohl ward.

„Ich war einmal einige Wochen bei ihr und erriet viel vom Stand der Dinge. Ich bat ſie um Gottes willen, offen zu ſein, aber ſie fürchtete ihren Mann viel zu ſehr: ‚Jetzt kann ich nimmer, es iſt viel zu weit gekommen; ja wenn ich's ihm damals geſagt hätte, als die Lampe zerbrochen war! Du weißt nicht, wieviel ich jetzt ſchuldig bin.‘ — ‚Aber ich bitte dich, wie ſoll's denn am Ende noch werden?‘ — ‚Ja ſiehſt du, vielleicht komme ich doch noch einmal zu Geld.‘ — ‚Könnteſt du nicht deine Mutter um etwas bitten?‘ — ‚Ach nein, ſie kann nichts mehr entbehren. Sie ſchafft mir faſt alle Kleider an, weil ich meinen Mann nicht um Geld dazu anſprechen mag. Er wird verdrießlich, ſo oft ich Geld will und von ſelbſt denkt er nicht daran, daß ich etwas brauche.‘ — ‚Wie willſt du denn aber zu Geld kommen?‘ — ‚Nun, . . . weißt du, ſpäter, . . . ich meine einmal viel ſpäter, wenn uns die Mutter etwas hinterläßt. . . .‘

„Mir ſchauderte; ſo weit war die Frau gekommen, die einſt die zärtlichſte Tochter geweſen, daß ſie nun im ſtillen auf den Tod der Mutter wartete, die ihr ihr Lebenlang nur das eine zu Leid gethan, daß ſie zu gut gegen ſie geweſen war.

„Ich bin nicht mehr zu ihnen gekommen, aber es ging traurig. Emilie ſteckte ſich immer mehr und mehr in Schulden. Statt unter die Herrſchaft ihres rechtſchaffenen Mannes hatte ſie ſich unter die Gewalt einer ſchlechten Magd gegeben, die ſie in aller Weiſe mißbrauchte und beſtahl, während all ihr Sinnen und Trachten darauf gehen mußte, ihren Mann geſchickt zu betrügen,

„Die Mutter ſtarb und hinterließ Schulden ſtatt Vermögen. ſo daß der Mann noch von Emiliens nicht großem Heiratsgut an die Geſchwiſter ausbezahlen mußte. Jetzt noch wäre es Zeit geweſen für ſie, alles zu geſtehen, für ihn, ſie mit Güte zu gewinnen; aber er ſprach ſich etwas bitter über ſchlechten Haushalt aus, das ſchreckte ſie wieder ab und ſie ſchwieg.

„Einmal, als ſie beſonders in Not war, lief ein Geldpaket an ihren Mann ein, das ſie heimlich für ſich behielt. Es war das erſte Mal, daß ſie wagte, in dieſer Weiſe Hand an ſein Eigentum zu legen. Sie beredete ſich, ſie könne es bald erſetzen, oder ſie werde es ihm ſpäter ſagen, oder könne ihr's eine Freundin lehnen; — von dem allen geſchah natürlich nichts.

„Der Zins war Waiſengut geweſen und fehlte bei der Abhör. Der Mann ſchöpfte endlich Verdacht; da kam das Gewitter, das lange gedroht, zum Ausbruch: Schulden wurden eingeklagt, verſetzte Stücke gebracht, vieljährige, noch unbezahlte Rechnungen gefordert, von denen ſie ihrem Mann falſche Quittungen vorgewieſen; — die Verwirrung, der Schaden war grenzenlos.

„Die Schande der Frau wird zum Flecken für den Mann. Ein ſolcher Skandal in dem Hauſe eines Kaſſenbeamten vertrug ſich nicht mit ſeiner Stelle. Die Unterſuchung konnte ihm zwar keine Schuld nachweiſen, doch wurde er quiesciert. Er lebt in bitterer Armut in einer kleinen Grenzſtadt und nährt ſich von Kopieren und ſonſtigen Schreibereigeſchäften. ‚Und die Frau?‘ — Er wollte ſie lange nicht vor Augen ſehen; ſie aber hatte ihre volle Schuld erkannt und war gar demütigen Herzens geworden. Sie zog in die Nähe ſeines Wohnorts; ihren Sohn nahm ein Freund ihres Vaters umſonſt in die Lehre, die Tochter hatte eine brave Frau aufgenommen. Sie arbeitete um Geld und ſuchte von ihrem Erwerb heimlich etwas in ſeine Hände zu bringen. Ein Geiſtlicher verſuchte auf ihr Bitten das Werk der Verſöhnung. Der that dem Gatten die Augen auf, und er ſah auch ein, wie es an ihm geweſen wäre, ſein junges, unverſtändiges Weib mit Güte zur rechten Hausfrau zu ziehen, ſtatt daß er ſie durch Unfreundlichkeit verſchüchtert hatte. Nun ſind ſie ſeit lange wieder beiſammen, arbeiten und ſparen treulich und einträchtig miteinander. Vielleicht iſt ihnen doch noch einmal ein beſſeres Los beſchieden!“

Dieſe Geſchichte hatte alle etwas ernſt geſtimmt und es trat eine Pauſe ein. Frau v. Linden bat ſich leiſe Namen und Wohnort der Familie aus und notierte ſich beides. — Nun war nur noch die Mama und Frou Lenz übrig, welch letztere, gegen ihr ſonſtiges hartes und trockenes Weſen, während der Erzählung große innere Bewegung gezeigt hatte. Sie hatte ſich immer etwas abſtoßend und zurückhaltend benommen, darum wagte keine der Frauen, ſie an die Fortſetzung zu mahnen; auch die Mama ſagte nichts und ſah ſie nur ſtill an mit ihren klugen Augen.

Die unglückliche Frau.

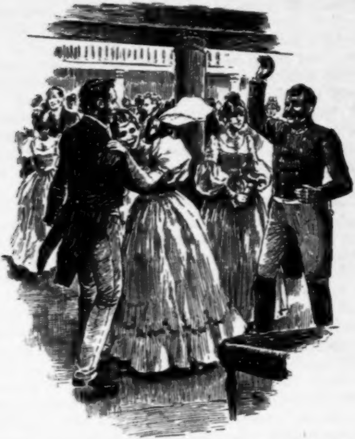
„Ich weiß nicht," fing Frau Lenz endlich an, „warum mich's heute treibt, vor allen zu ſagen, was ich bis jetzt keiner einzigen anvertraut habe. Aber ich meine, heute müſſe heraus, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich fürchte, ich habe nicht vom erſten, ſondern vom letzten Zwiſt zu erzählen.

„Ich habe keine Eltern gehabt, bin als Pflegetochter recht im Wohlſtand aufgewachſen und habe, ich darf's wohl ſagen, Freier genug gehabt. Ich beſann mich lange einen zu wählen, weil ich dachte, ich wolle nur heiraten, um es recht gut zu bekommen. Mein Mann gefiel mir. Er hatte ein ſchönes Gut mit einem Schlößchen, das mir auch gefiel. Ich ſagte ihm aber, daß ich mich mit der Oekonomie nicht plagen könne und daß er dazu ſeine Leute halten müſſe. Er meinte, das werde ſich ſchon geben.

„Nun darf ich aber wohl ſagen, es muß bei mir alles recht ſein, ich mag es nun gern thun oder nicht, und um die Haushaltung habe ich mich angenommen, wie ſich's gehört: aber befehlen laſſen wollte ich mir nicht. Wenn mein Mann ſagte: ‚Bis Abend ſollten Bohnen geſteckt werden,' ſo durfte er gewiß ſein, daß das nicht geſchah; ich wollte ſchon ſelbſt thun, was nötig war. Wenn er mich recht behandelt hätte, ſo wäre alles gut gegangen, aber er wollte überall den Herrn ſpielen.

„Einmal fuhren wir mit Revierförſters zu einem Liederfeſt. Es war aber langweilig, und wir erfuhren, daß zwei Stunden davon, in Bergſtatt, ein Ball ſei. Wir zwei Frauen hatten Luſt, hinzugehen, die Männer aber nicht. Als nun dieſe eben an einem andern Tiſch ſaßen, ſagte die Revierförſterin: ‚Jetzt wollen wir einmal einen Spaß machen: Sie laſſen Ihren Knecht anſpannen und wir fahren hinüber auf den Ball, die Männer können mit unſrer Droſchke dann nachkommen, wenn ſie wollen.‘ Das war mir auch recht; wir ließen in aller Stille anſpannen und fuhren davon. Dem Wirt gaben wir einen Gruß auf, und auf dem Ball könnten uns die Herren treffen. So ganz vergnügt war ich nicht auf dem Ball, und mit einem guten Wort hätte mich mein Mann diesmal leicht gewinnen können. Ich ſah oft aus dem Fenſter, ob er nicht komme. Die Revierförſterin fing eben eine Galopade an, da flog ihr ein Plumpſack auf den Rücken. Es war ihr Mann, der unter lauter Lachen und Scherz kam, um ſie abzuholen. Der meinige war zu Fuß vom Liederfeſte heimgegangen und ließ mir kein einziges Wörtlein ſagen. So fuhr ich nachts allein heim. Vor mir fuhren Revierförſters und ich hörte ihr lautes, fröhliches Gelächter. Das drückte mir faſt das Herz zuſammen; hätte denn mein Mann nicht auch einen Jux daraus machen können? Wie ich heimkam, ſagte er wieder nichts, nicht in gutem, nicht in böſem. Ich hätte mir's vielleicht diesmal gefallen laſſen, wenn er geſcholten hätte. Den Knecht zankte er und befahl ihm, ein andres Mal nur anzuſpannen, wenn er, der Herr, es befehle. So brachte er mich auch noch bei den Dienſtboten ums Anſehen. Das verbitterte mich vollends, und wenn ich ſpäter einmal gern gefahren wäre, ſo ließ ich mir ein Gefährt von der Stadt bringen.

„Es hätte anders werden können, als wir Kinder bekamen, und ich muß ſagen, er hat da recht für mich geſorgt. Aber auch bei den Kindern hat er alles nach ſeinem Kopf haben



wollen und hat mir den Buben in eine Koſt gethan, während ich doch dachte, er hätte bei unſrem Proviſor noch genug lernen können. Bei unſerm Mädchen da habe ich dann meinen Willen durchgeſetzt, die hat eine Franzöſin. Mein Mann hat eine Pfarrerstochter aus dem Land für ſie ins Haus nehmen wollen.

„Ich darf wohl ſagen, daß ich in vielen Jahren keine recht frohe Stunde gehabt habe,“ fuhr ſie düſter fort, „und wir hätten ſo glücklich leben können! Ein ſo ſchönes Gut, keine Nahrungsſorgen und geſunde brave Kinder. — Aber ſo weit kann einen ein Mann bringen, der die Frau nichts will gelten laſſen. Schon gar lang wär' ich gern einmal in ein Bad gegangen. Es hat mir immer gefallen, daß da die Frauen ſo ihr eigener Herr ſind; auch wäre ich gern von daheim fort geweſen, und nahe Verwandte hab' ich nicht. Ich hatte letzten Winter viel Kopf- und Zahnweh; die Revierförſterin meinte, da würde mir Frauenthal gewiß gut thun. Zum erſtenmal wieder ſeit lange gab ich meinem Mann ein gutes Wort darum und ſagte ihm meinen Wunſch, auf die Koſten hatten wir ja nicht zu ſehen. Statt daß er ſich aber gefreut hätte, mir auch wieder einen Gefallen thun zu können, fragte er den Doktor. Der iſt aber gerade ſo einer wie mein Mann. Er lachte und ſagte, wenn ich mich viel im Freien aufhalte und Flußbäder brauche, ſo ſei mir das viel geſünder; meine Natur ſei viel zu hitzig für ein warmes Bad. Was weiß ſo ein Doktor von meiner Natur! Wie ich ſo recht in bitterem Verdruß darüber war, wurde mir ein kleines Erbe von einem entfernten Vetter geſchickt, das mir zugefallen war. Das kam mir eben recht. Am ſelben Tag, wo es kam, ſchrieb ich um drei neue Kleider, um eine Schneidernähterin und um eine Haushälterin in die Stadt. Als das geſchehen war, ſagte ich meinem Mann: ‚Daß du's weißt, ich will dich nicht inkommodieren mit einer Badereiſe; ich gehe für mein eigen Geld. Eine Haushälterin habe ich beſtellt, bis ich wiederkomme.‘ Ich kann's Ihnen nicht beſchreiben, wie er mich darauf angeſehen hat. ‚Du kannſt überhaupt mit deinem Geld thun, was du willſt,‘ ſagte er, ‚wenn du ins Bad gehſt, mir zum Trotz, ſo kommſt du in mein Haus nimmer zurück. So lang du fort biſt, werde ich Sorge tragen, daß dir das deinige unverkümmert geſichert wird. Alſo merk dir's, wenn du diesmal gehſt, ſo gehſt du für immer.‘ Nun ſagen Sie, iſt das auch der Mühe wert, wegen ſo einer Kleinigkeit! Ich war wie vom Donner gerührt; aber das wäre ja niederträchtig geweſen, wenn ich jetzt zum Kreuz gekrochen wäre! Gott weiß, es war mir zu Mute, als ging's zu einer Leiche, als ich mich ins Bad rüſtete, und wenn er ein freundliches Wort geſagt hätte, ſo hätte er mich wieder gewonnen. Aber das that er nicht, obgleich er ausſah wie der Tod.

„Seit acht Tagen bin ich nun hier und weiß nichts von daheim, und weiß nicht, ob ich noch eine Heimat habe. Nun aber ſagen Sie, ob nicht mein Mann an allem ſchuld iſt?“

Die arme Frau verhüllte ihr Geſicht und brach in heftiges Weinen aus. Die andern alle waren ganz ſtill geworden. Die Mama aber ſprach ſachte: „Liebe Frau, Ihr eigen Herz ſagt Ihnen beſſer, als ich's kann, daß Sie ſich ſchwer verfehlt haben. Und ich muß ſagen, daß ich vor Ihrem Manne Reſpekt habe und glaube, daß er ein rechter Ehrenmann iſt. Er iſt von Gott zum Herrn und Haupt ſeines Hauſes geſetzt, und nicht nur zum gehorſamen Diener ſeiner Frau. Wenn ich noch ein Mädchen wäre, ich ſage Ihnen, den nähme ich zehnmal lieber, als einen wie Ihren Revierförſter, der ſich und ſeine Frau ſo wenig reſpektiert, daß er aus einem Unrecht einen Spaß macht.“

„Aber ſollen die Frauen allezeit unrecht haben? ſoll der Mann befehlen wie ein Paſcha?“ fragte Frau Lenz, deren Thränen ſtill ſtanden. „Das ſage ich nicht und das will unſer Herrgott nicht, der die Männer ermahnen läßt: Ihr Männer, liebet eure Weiber. Wir Frauen haben alle ein gar liebebedürftig Herz. Wo ein Mann das verſteht, wird er viel erreichen. Mancher hat das verſäumt, mancher hat's ſchon ſchwer mißbraucht. Wo und wie Ihr Mann gefehlt, kann ich nicht beſtimmen; nur etwas will ich Ihnen ſagen. Mein Mann ſelig hat mir einmal erzählt von einem König von Spanien, dem eine glühende Kohle auf den Fuß gefallen. Er wollte ſie wegwerfen, als ihm einfiel, daß ſich das für einen König nicht ſchicke; ſo hieß er's den Miniſter. Der Miniſter ſagte, das ſei nicht ſein Geſchäft, und befahl's dem Pagen. Der Page aber war adelig, er wollte wieder nicht, und holte den Kammerdiener; bis der aber kam, hatte die Kohle den Schuh und den halben Fuß durchgebrannt. Liebe Frau, wenn Ihnen ein Weh wie eine brennende Kohle aufs Herz fällt, ſo beſinnen Sie ſich ja nicht, wer eigentlich verpflichtet ſei, ſie wegzunehmen, ſonſt könnte ſie Ihnen derweil das Herz durch und durch brennen. Friſch mit Gottes Hilfe ſelbſt ergriffen und weggeworfen, auch wenn das Fingerchen ein wenig ſchmerzt, die Wunde heilt gewiß.“

„Aber,“ ſagte zögernd Frau Lenz, „wenn ich nun mich ganz und gar unterwerfen wollte, wer weiß, wie es mein Mann aufnähme, und ob ich mich nicht vergeblich erniedrigt hätte.“

„Ich glaube, Sie haben's noch nie mit der Liebe und dem Gehorſam verſucht, mit denen die Frau ſich eine mächtige Stimme im Haus erwerben kann. Ein rechter Mann wird ſelbſt demütig, wo er ein demütiges Herz ſieht. Ich kenne Ihren Mann freilich nicht, aber ich halte ihn für einen rechten. Wenn Sie ſich vor Gott bewußt ſind, daß es recht iſt und gut und eine heilige Pflicht, daß Sie umkehren und in ſich gehen, ſo gehen Sie in Gottes Namen, und fragen Sie nicht, was nachher wird! Der Herr wird Ihren Weg ſegnen; und wenn es doch nicht gut würde, ſo wird er Sie tröſten, wie eine Mutter tröſtet.“

Die arme Frau erwiderte nichts und weinte ganz ſtill. Aber in dieſe Pauſe brachen die jungen Mädchen ein, die längſt genug hatten an der Lallah Rookh, und die an dem Lehramtskandidaten die neue wertvolle Entdeckung gemacht hatten, daß er Walzer und Polka zu ſpielen verſtehe. Nun wurde der Kaffeetiſch aufgehoben, in Ermangelung von Herren machte ſich die Hälfte der jungen Damen hübſche Mützchen von Taſchentüchern und engagierte die andre Hälfte. Die Empfindſamen hatten ihre Stammbücher nebſt Herbarium längſt eingepackt; das Alter mußte der Jugend weichen. Aber zu würdigem Schluß dieſes geſelligen Abends ſchlug die Mama gemeinſamen Gerſtenſchleim nebſt Pfannkuchen zum Abendeſſen vor, während ſonſt jede Dame apart ein Waſſerſüppchen oder Täßchen Thee genoſſen hatte. „Ja, das iſt ſchön,“ rief Frau Marie, „und zum Nachtiſch muß die Frau Mama ihr Geſchichtchen erzählen, die allein iſt's noch ſchuldig!“

Der Mama Geſchichte.

Das Abendeſſen war zu Ende; die Mama wurde aufs neue beſtürmt.

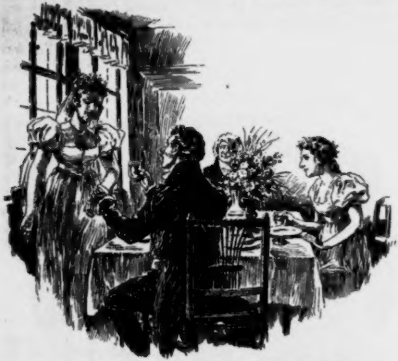
„Iſt kaum der Mühe wert, daß ich expreß noch einmal anfange,“ meinte ſie, „ich habe blutwenig zu ſagen. Ich war eine Waiſe und aß das Gnadenbrot einer Tante, bei der mich mein Mann kennen lernte, der Stunden im Hauſe gab. Als er einen Dienſt hatte und mich fragte, ob ich Frau Schulmeiſterin werden wolle, brauchte ich keine drei Minuten Bedenkzeit. Die Frau Tante war aber nicht damit zufrieden, und obwohl ſie es nicht hindern konnte, ſo hatte ſie ſich doch ſehr ungnädig gezeigt und nicht einmal die Hochzeit bei ſich gehalten; ‚es hätte ſie ſo angegriffen!‘ So feierten wir in unſrer neuen Heimat eine gar ſtille, beſcheidene Hochzeit. Einen königlichen Hochzeittext haben wir aber gehabt: „Die Liebe iſt ſtark wie der Tod. Ihre Glut iſt feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Waſſer nicht mögen die Liebe auslöſchen, noch Ströme ſie erſäufen. Wenn einer alles Gut in ſeinem Hauſe um die Liebe geben wollte, ſo gelte es alles nichts.“*)

„Auf unſrer Hochzeittafel, an der noch eine Freundin und der Herr Pfarrer ſaßen, ſtand kein Champagner, aber ein guter Apfelmoſt, den mein Mann aus unſerm eigenen Baumgut gezogen. Als wir anſtoßen wollten, waren nur drei Gläſer auf dem Tiſch, ich ſtand auf und wollte noch eins holen, wußte aber nur nicht wo, da wir keins mehr hatten; da hielt mich mein Mann bei der Hand: ‚Laß gehen, lieber Schatz, wir zwei trinken aus einem Glas. Wenn wir zum erſtenmal Streit haben, dann ſoll jedes ſein eigenes nehmen.‘

„So ſtand denn von da an ein Glas auf unſerm Tiſche, Tag für Tag, auch als uns der liebe Gott ſo weit geſegnet hatte, daß wir uns an Ehrentagen ein Gläschen guten Wein verſtatten durften. So oft einem ein unfreundliches Wort über die Lippe wollte, ſo ſah es das andre an und fragte: ‚Brauchen wir heut zwei Gläſer?‘ und dann ſchämte ſich's und war ſtill.

---

*) Hohelied 8, 6. 7.



„Und wenn wir Kindtaufe feierten, oder meines lieben Bruders Heimkehr aus fernen Landen, oder ſonſt ein Freudenfeſt und die andern klingelten die Gläſer zuſammen, da ſagte mein Alter: ‚Wir können nicht anſtoßen, gelt Weib?‘ und bot mir das Glas; und ich trank, und er trank, und wir ſahen uns in die Augen; da war mir's jedesmal, als ob wir heute wieder Hochzeit hätten.

„So haben wir vierzig Jahre lang in Lieb' und Frieden miteinander aus einem Glas getrunken, Moſt und klares Waſſer, guten Wein und auch manch bitteren Leidenstrank; immer aus einem Glas.

„Und als mein lieber ſeliger Mann auf ſeinem Sterbebette lag und faſt nimmer ſprechen konnte, netzte ich noch ſeine heißen Lippen mit einem kühlen Trunk. Da bot er mir das Glas, ſah mich noch einmal an und ſagte leiſe: ‚Es iſt eins geblieben.‘ — ‚Und eins ſoll's bleiben in alle Ewigkeit,‘ wollte ich ſagen, aber ſprechen konnte ich nimmer; da falteten wir die Hände ineinander, bis die ſeinen kalt waren. Der Abſchied hat mir ſo wohl gethan, daß mir ſeitdem nichts auf der Welt mehr zu ſchwer geworden iſt.“

Die Mama ſchwieg und aller Augen waren feucht und alle ſagten ſich herzlich, ohne viele Worte, gute Nacht.

Der Regen war vorüber und der allerſchönſte, ſonnenhelle Morgen ging auf nach jenem Abend. In durchleuchtendem weichem Samtgrün lag die Wieſe, und die Waldbäume glänzten wie mit Diamanten beſetzt.

Nur wenige Badgäſte waren auf, die Mama aber ſtand ſchon auf der Terraſſe und ſah mit ihren klaren Augen in die neue Herrlichkeit hinaus. Sie dachte wohl eines noch herrlicheren Morgens nach längeren trüben Tagen.

Im Hof war der Knecht beſchäftigt, die Badkaleſche herzurichten. „So früh auf, Johann?“ fragte die freundliche Mama. — „Muß einſpannen,“ erwiderte er, „eine Madame geht heut früh heim.“ Und nach einer Viertelſtunde ſah ſie die Frau Lenz reiſefertig heraustreten. „Meine weiteren Effekten laſſe ich abholen,“ ſagte ſie dem begleitenden, etwas verblüfften Badewirt.

Die Mama verſtand wohl, warum ſie ſo früh in der Stille gehen wollte. Harte und ſcheue Gemüter verſchließen ſich noch feſter als zuvor, nach einer unwillkürlichen Vertraulichkeit. Leiſe ging ſie herunter und legte ihre Hand auf den Arm der Scheidenden: „Gott geleite Sie, liebe Frau!“ ſprach ſie herzlich. Erſtaunt blickte dieſe auf, ihr bleiches Geſicht trug Spuren ſchlafloſer Stunden und ſchwerer innerer Kämpfe.

„O, wünſchen Sie mir Glück auf den Weg!“ bat ſie. „Gehen Sie mit Gott, liebe Frau,“ wiederholte die Mama, „es wird Sie nicht gereuen!“ Und ſie blickte dem Wagen nach mit gefalteten Händen, ſo lang ſie ihn ſah, dann ging ſie hellen Blicks in ihr Kämmerlein.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Gediegene Schriften für Frauen und Jungfrauen.

Aus der Schule des Lebens.

Erzählungen für Deutſchlands Frauen und Töchter.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Inhalt: Bezwungen. — Jugendliebe. — Auf des Lebens Höhe. — Das Fiſchermädchen. — Geſtorben.

Auf eigenen Füßen.

Erzählungen für Deutſchlands Töchter.

Mit einem Anhange: Berufsarten für die Töchter gebildeter Stände.

Dritte Auflage. Elegant gebunden Preis 4 Mark.

Inhalt: Kunſt und Brot. — Der Onkel aus Amerika. — Die arme Sarah. — Zwei Frauen. — Durch Nacht zum Licht. — Die Emanzipierte. — Der alten Muhme Myrtenſtock. — Auf gleicher Flur. — Berufsarten für die Töchter gebildeter Stände.

Flitter und Gold.

Ein Roman für Mütter und Töchter.

Vierte Auflage. Mit einem farbigen Titelbilde.

Elegant gebunden Preis 5 Mark.

Inhalt: Die Konfirmation. — Eliſabeth. — Im Nachbarhauſe. — Die Freundinnen. — Eine Roſe und ihre Folgen. — Ein harter Schlag. — Der Abſchied. — In der Ferne. — Die Verſuchung. — Briefwechſel. — Fortſetzung des Briefwechſels. — Gedemütigt. — Freunde zur rechten Zeit. — Der Beſuch. — In die weite Welt. — Der Ball. — Ein Abend bei der Doktorin. — Der Ruſſe. — Im Förſterhaus. — Die Heimfahrt. — Briefe. — Ein Chriſtabend. — Vereint. — Eliſabeths Entſagung. — Eine Kataſtrophe. — Zwei Schwiegerſöhne. — Die arme Mutter. — Glückliche Löſung. — Schluß.

Die Prieſterin des Glücks.

Roman für Mütter und Töchter.

Mit einem farbigen Titelbilde.

Elegant gebunden Preis 5 Mark.

Inhalt: Im Banne der Verhältniſſe. — Lenzeswehen. — Die Löwenbergs. — Aſchenbrödel. — Lilys Freundſchaft. — Briefwechſel. — Adda lernt Menſchen kennen. — Ein Novemberabend. — Wandlungen. — Eine Verleumdung. — Adda bewährt ſich. — Der achtzehnte Geburtstag. — Was aus Adda geworden. — Reiſepläne. — An der Riviera. — Das Vermächtnis. — Adda beginnt ihre Miſſion. — Ein Anfang und ein neuer Plan. — Die Prieſterin des Glücks. — Mädchenſtolz. — Eine neue Erſcheinung. — Briefe. — Pflichten und Sorgen. — Was iſt Glück? — Schluß.

Zu haben in den meiſten Buchhandlungen.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine Zierde für jede Bibliothek iſt:

Bildersaal der Weltlitteratur.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Dritte neu bearbeitete und ſtark vermehrte Auflage.

3 Bände in Groß-Oktav.

Preis eleg. broſchiert 18 Mark, eleg. in 3 Halbfranzbände gebunden 24 Mark.

* * *

Bildersaal der deutſchen Litteratur.

Von

Dr. Johannes Scherr.

(Separatausgabe aus „Bildersaal der Weltlitteratur“.)

Preis elegant broſchiert 8 Mark, elegant in Halbfranz gebunden 10 Mark.

Das Werk gibt ein klares Bild des geſamten dichteriſchen und litterariſchen Schaffens aller Zeiten und Völker. Mit feinem Sinn und tiefem Verſtändnis hat der Herausgeber das eine Epoche, eine einzelne dichteriſche Perſönlichkeit charakteriſtiſch Bezeichnende ausgewählt und in fragmentariſcher Form dargeboten. Die klare, überſichtliche Anordnung des rieſigen Stoffes verleiht dem Buche einen erhöhten Wert.

Zu haben in den meiſten Buchhandlungen.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Vierter Band:

Aus dem Frauenleben.

Zweiter Teil.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Aus dem
Frauenleben.

Von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Inhalt.

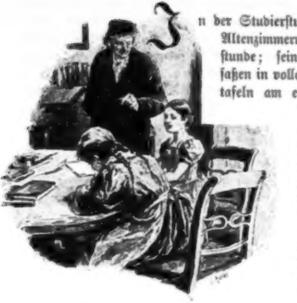
Die Lehrjahre der zwei Schweſtern 1
Mädchenbriefe 87
Lebensglück 171
Ein Herbſttag bei Weinsberg 267
Tote Treue 315

Die Lehrjahre der zwei Schweſtern.

Z' lützel und z' viel
Verderbt alles Spiel.
Altes Sprichwort.

1.

Im Vaterhaus.



In der Studierſtube des Pfarrers zu Altenzimmern war eben Lehrſtunde; ſeine zwei Töchterlein ſaßen in voller Arbeit mit Rechentafeln am eichenen Tiſch. Der Pfarrer ging, wie es ſchien, in einiger Verzweiflung raſch auf und ab und blieb endlich vor dem älteren der Mädchen ſtehen, das ſeine Tafel vor ſich mit verwirrter Miene anblickte, während das andere eifrig und emſig fortrechnete. „Aber ich bitte dich, Leonore,“ begann er jetzt mit mühſam errungener Geduld, „verſtehſt du noch den Anſatz nicht? Siehſt du nicht ein, daß die zwei inneren Glieder miteinander multipliziert werden müſſen und mit dem äußeren dividiert, um das Reſultat zu finden?“

„Sieh, ſo!“ zeigte ihr Sophie, die jüngere, die eben triumphierend das Facit ihrer Rechnung aufſchrieb. Leonore blickte auf die Tafel der Schweſter ebenſo verwirrt als auf ihre eigene; ſie hatte keine andere Sehnſucht, als aus der Lehrſtube fort zu ſein, während Sophie, etwas großthueriſch, ſich ein neues ſchweres Exempel vom Papa erbat, den der Eifer der jüngeren Tochter um ſo mehr gegen die Hartlernigkeit der älteren aufbrachte. Er mußte zuletzt darauf verzichten, Leonore heute noch die Regel de tri beizubringen, und ließ ſie eine einfache Addition rechnen, die ſie endlich herauswürgte.

Nun ging's ans Diktiertſchreiben: Sophiens Feder ging wie geflogen, und im Triumphe zeigte ſie die korrekte Schrift dem Vater, der wirklich nicht einen Fehler darin entdeckte. Leonore ſeufzte beſtändig: „Ich hab's noch nicht, wie ſchreibt man denn das?“ und ſuchte, ſoweit es ihr möglich war, über der Schweſter Achſel in ihre Schrift zu ſpähen, die in kindiſchem Neide ſie mit beiden Armen deckte. Aengſtlich übergab Leonore endlich ihr mühſames Gekritzel dem Vater, ſchon gewöhnt an das Ach und Oh, mit dem er ihre Kunſtwerke aufnahm. „Aber um Gottes willen, wie greifſt du's an, ſo zu ſchreiben? Wäld ſtatt Welt, und Fader ſtatt Vater! — kein ABC-Schütz würde ſolche Fehler machen, und biſt zwölf Jahre alt!“ Ein Strich um den anderen kam mit der roten Tinte, die Schrift ſah wie ein wahres Blutbad aus, bis der Vater im höchſten Aerger das ganze Geſchreibſel durchſtrich und Leonore vor die Füße warf.

Er faßte ſich gewaltſam und begann die Geographieſtunde mit den Mädchen. Sophie wußte über alles Beſcheid, fand alle Städte, nach denen der Vater fragte, auf der Karte und wußte faſt von allen etwas Merkwürdiges zu erzählen; Leonore blickte mit derſelben Angſt auf die Landkarte, wie zuvor auf ihre Schiefertafel und ihre Diktierſchrift, nannte Nürnberg als die Hauptſtadt von Oeſterreich, verſetzte den Kaukaſus nach Spanien und wurde immer blöder und dummer, je ärgerlicher der Vater und je triumphierender Sophie wurde. Da ertönte von unten die Stimme der Frau Pfarrerin: „Schick' mir doch eines von den Mädchen, es ſollte mir in der Küche helfen!“ Plötzlich erheiterte ſich Leonorens Geſicht, und ohne des Vaters Erlaubnis abzuwarten, war ſie auf der Treppe, ſeelenfroh, der gehaßten Stube entrinnen zu können.

Zum Mittageſſen kam Sophie erſt mit dem Vater, als die Suppe ſchon auf dem Tiſche ſtand; ſie hatte vergeſſen, daß es an ihr geweſen wäre, den Tiſch zu decken. Leonorens Armenſündermiene hatte ſich etwas aufgehellt, als ſie Klößchen auftrug, die ſie, nach der Mutter Zeugnis, ſelbſt verfertigt hatte; auch der Vater konnte ihr, dem wohlgelungenen Gericht zuliebe, den ſpaniſchen Kaukaſus verzeihen. Er repetierte übrigens mit Sophie unter dem Eſſen franzöſiſche Konjugationen, die Leonore der Gipfel des Entſetzens waren, und bemerkte nicht, wie dieſe der Mutter alle Handreichung bei Tiſche that, während Sophie, achtlos und gleichgültig darauf, ſich bedienen ließ, ſtatt zu dienen.

Es war Nachmittag; der Vater hatte ſich in ſeine Studierſtube zurückgezogen und die Mädchen ſollten ſich jetzt bei der Mutter mit Handarbeit beſchäftigen. Nun aber wendete ſich das Blatt; der Morgen war Sophiens Glanzzeit, am Nachmittag ging Leonorens Stern auf. Leonore, bereits vom Strickſtrumpf zum Nähzeug vorgerückt, ſaß, geſetzt wie eine alte Perſon, der Mutter gegenüber, und ſtichelte emſig und zierlich darauf los. Sophiens Strickzeug ſah leider ſo fatal aus, zeigte ſo viele gefallene und geſpaltene Maſchen, hatte meiſt eine ſolch ſchmutziggraue Farbe, daß die Mutter ihr noch keine andere Arbeit geſtatten wollte. Sie hatte ſich mit ihrem Strickſtrumpfe hinter die Mutter geſetzt, und ſie wußte wohl warum; denn als einmal Leonore und die Mutter recht im Zuge waren, und ſie nicht beachteten, zog ſie ein Büchlein aus der Taſche und hub an eifrigſt darin zu leſen. Zwar behielt ſie auch die Arbeit dabei in der Hand und ſuchte anfangs beides zu vereinigen; bald aber war das Buch viel intereſſanter als der Strumpf, ſie ſtrickte achtlos über gefallene Maſchen hinüber, und als es im Buche ſo gar ſchön kam, ließ ſie zuletzt das Strickzeug ganz in den Schoß ſinken.

„Strickſt du auch, Sophie?“ fragte endlich die Mutter, der das lange Schweigen verdächtig wurde.

„Nein, ſie lieſt," ſagte Leonore, die nach ihr hingeſehen.

„Aber, Sophie, ich bitte dich!" rief die ſchwer geärgerte Mutter, indem ſie ihr das Buch wegriß, „wie kannſt du das thun? Da ſieh dein abſcheuliches Strickzeug, das einem ſechsjährigen Kinde Schande machen würde, und du willſt noch leſen dazu? Denkſt du denn gar nicht, was aus dir werden ſoll, wenn du auch nicht einmal die allernötigſten Arbeiten verſtehſt?"

Sophie mußte ſich nun der Mutter gegenüber ſetzen, damit dieſe ſie im Auge habe, und ſie ſaß da mit trübſeligem Geſicht und dachte, welche Langweilerei das ſei, während Leonore mit immer heiterer Miene ihre wohlgelungenen Nähte und Säume der Mutter zeigte.

„Du biſt recht garſtig," ſagte Sophie zu Leonore, als die Mutter aus dem Zimmer war; „was brauchteſt du der Mutter zu ſagen, daß ich leſe?"

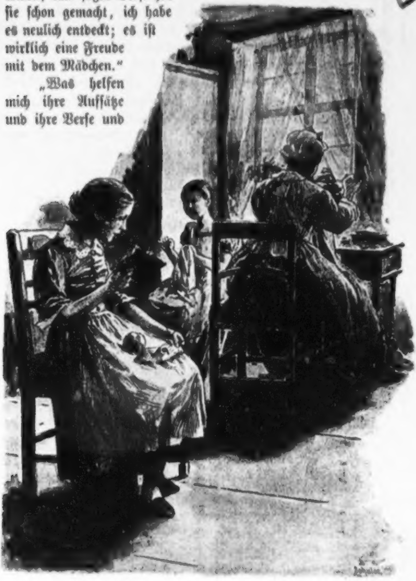
„So? Meinſt du, ich ſoll dir zu allem helfen, und du haſt mich heute nicht einmal einſehen laſſen beim Diktiertſchreiben?"

„Wenn du," begann Sophie, die eben an einer ganz ſchwierigen Stelle ihres Strumpfes zu ſein ſchien, etwas zögernd, „mir geſchwind die Neſter da zurecht machen willſt, ſo will ich dich morgen einſehen laſſen und will dir auch bei deiner Rechnungsaufgabe helfen." So verſöhnten ſich die Schweſtern und vereinigten ſich zu gegenſeitiger Hilfe; das wäre recht hübſch und gut geweſen, wenn ſie einander geholfen hätten, ihre Fehler zu verbeſſern, ſtatt ſie zu verbergen, was nur den Schaden vergrößerte.

Der Tag mit ſeinen Mühen war vorüber. Die Mädchen hatten ihre Freiſtunde benützt, jede nach eigenem Gefallen. Sophie hatte ſich in die Laube des Hausgärtchens mit einem Buche geſetzt, und Leonore ſpielte mit den Nachbarmädchen Frau Baſe: ſie war die Hausfrau und ſchulte ihre Mädchen tüchtig herum, wobei ſie wirklich ſchon ganz hübſche Kenntniſſe in Hausgeſchäften und Küchengarten verriet.

Nach dem Abendeſſen waren die Mädchen zu Bette gegangen, und der Pfarrer und ſeine Frau ſaßen noch in ruhigem Geſprüche beiſammen. „Ich verſichere dich, Luiſe,“ fuhr er fort, „Sophie macht dir einen Aufſatz, ſo gut, daß man ihn drucken könnte, und ſogar Verſe hat ſie ſchon gemacht, ich habe es neulich entdeckt; es iſt wirklich eine Freude mit dem Mädchen.“

„Was helfen mich ihre Aufſätze und ihre Verſe und



ihr guter Kopf," begann in etwas klagendem Tone die Frau Pfarrerin, „wenn ſie ſo ungeſchickte Hände dabei hat? Ich will von der Küche gar nicht ſagen, ſie iſt ja noch jung, obwohl Leonore ſchon voriges Jahr auf dem Schemel am Herde ſtand; aber einen ordentlichen Strumpf könnte man von einem elfjährigen Mädchen doch erwarten, und ich verſichere dich, ſie kann keinen Tiſch vernünftig decken, immer mit den Gedanken in den verwünſchten Büchern! Erſt geſtern deckte ſie dir zwei Gabeln, mir zwei Meſſer und ſich drei Löffel, und dieſen Morgen warf ſie ein Waſchbecken, das ſie ausleeren ſollte, ſamt dem Waſſer zum Fenſter hinaus."

„Wird ſich ſchon noch geben," meinte der Pfarrer, „jetzt iſt ja doch eigentlich die Zeit des Lernens für Kinder; da macht mir Leonore viel mehr Sorge mit ihrer grenzenloſen Unwiſſenheit, mit ihrem Mangel an aller Freude am Lernen, das erſetzt ſich ſpäter viel, viel ſchwerer."

„Nun," ſagte die Mutter beruhigt, „zur Gelehrten iſt eben Leonore nicht beſtimmt."

„Handelt ſich nicht um Gelehrſamkeit, aber ſie weiß ja nicht das Notdürftigſte; wie nur zwei Schweſtern ſo verſchieden ſein können!"

„Weißt du," ſagte die Pfarrerin nachdenklich, „das kommt wohl neben der natürlichen Begabung auch von der verſchiedenen Umgebung der Kinder in den erſten Lebensjahren. Leonore hat die Mutter ja zu ſich genommen, wie ich, dem Tode nahe, in den Wochen lag mit Sophie. Den alten Großeltern, die einſam wohnten, war das Kind, das bald liebte, ihnen kleine Dienſte zu thun und mit der Großmama im Hauſe herumzutrippeln, viel zu lieb, als daß ſie's mit Ernſt zum Lernen angehalten hätten, zu dem es nie beſondere Luſt zeigte; wenn die guten Eltern nicht geſtorben wären, ich glaube, wir hätten das Mädchen gar nicht wieder bekommen, und ſie hätte nicht buchſtabieren gelernt. Die Sophie aber, das weißt du ſelbſt am beſten, nahmſt du, als ich ſo lange ſchwach und leidend blieb, tagelang auf deine Stube und ließeſt ſie mit Büchern ſpielen; da muß dem Mädchen der Lerngeiſt angeflogen ſein."

„Das wäre nicht übel,“ ſagte lächelnd der Pfarrer, „wenn das Talent mit dem Bücherſtaub in den Menſchen eindränge; da thäte man am beſten, die Knaben, bei denen doch das Lernen unentbehrlich iſt, alle in Bibliotheken aufzuziehen. Wir haben keinen Buben, darum laß mir die Freude, den Geiſt der Sophie auszubilden, an dem mancher Knabe froh ſein dürfte! Das Stricken und Nähen wird ſich ſchon noch finden; ein geſcheites Mädchen erkennt ſpäter ſelbſt, was da nötig iſt.“

„Gott geb's,“ ſagte die Mutter mit einem Seufzer; ihr ſchien Leonorens Unwiſſenheit viel weniger bedenklich als Sophiens frühe Gelehrſamkeit.

2.

Das erſte Leid.

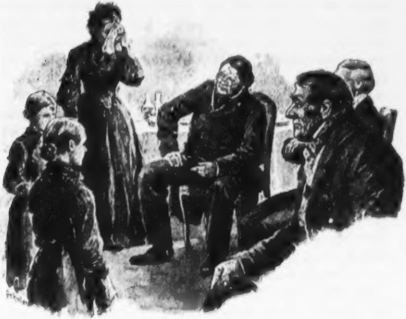
Nicht lange mehr war's der beſorgten Mutter vergönnt, ſich mit dem treuen Vater über die Entwicklung ihrer Kinder zu beſprechen. In das friedliche Stillleben des Pfarrhauſes brach das Leid plötzlich, ungeahnt und darum um ſo ſchwerer. Eine Entzündungskrankheit raffte in wenigen Tagen den Vater weg, der ſeither mit ſeiner geiſtigen und körperlichen Kraft der Mutter ſchirmend und ſtützend zur Seite geſtanden war. Die arme Frau, die immer nur in dem Gatten gelebt, in allen Fällen um Rat und That zu ihm aufgeblickt hatte, brach faſt zuſammen unter dieſem Schlage und konnte ſich nicht denken, wie ſie jetzt noch das Leben ertragen könne. In die harmloſe Seele der Kinder, die ſeither nur die kleinen Leiden und Freuden des Alltagslebens gekannt, fiel dieſer erſte tiefe Jammer mit furchtbarer Gewalt: ſie glaubten nicht, daß ſie je in ihrem Leben wieder froh werden könnten. Die ſo verſchiedenartigen Schweſtern waren eins in dem tiefen Leide. Sophie beſonders war troſtlos, es war ihr ſo unendlich viel mit dem Vater geſtorben, deſſen Liebling ſie geweſen, der mit ſo herzlicher Liebe und Freude die

Entwicklung ihres jungen Geiſtes überwacht hatte; Leonore fühlte neben der Trauer um ſeinen Verluſt tiefe Bekümmernis darüber, daß ſie ſo oft ihn betrübt hatte und ſo gar nicht nach ſeinem Sinne geweſen war. Sie gelobte ſich, nun dem Toten zuliebe alles zu thun, was ſie bei dem Leben des Vaters ſo oft nur mit Widerwillen und aus Zwang gethan hatte, und nach all den Kenntniſſen zu ſtreben, auf die er ſo hohen Wert gelegt hatte. Auch Sophie ſprach in der Stille heilige Gelübde aus; ſie ahnte wohl, was die Mutter verloren, und ſie wollte ihr nun eine treue, gehorſame Tochter ſein, ſie wollte ihr Freude machen mit all den häuslichen Uebungen und Handfertigkeiten, die ſie ſeither ſo vernachläſſigt hatte. — Eine ſchöne Sache um dieſe jugendlichen Vorſätze: es ſind Funken, die zur Lebensleuchte werden können, wenn man ſie nährt aus der Quelle des ewigen Lichts, in herzlichem, demütigem Gebet; aber ſie ſind ein Strohfeuer, das aufflackert und bald zuſammenſinkt, wenn man glaubt, aus eigener Macht ſie zur Flamme anfachen zu können.

Bald nach der Beerdigung des Pfarrers, der ſeiner Herde ein ſo treuer Hirte geweſen als den Seinigen ein guter Vater, verſammelten ſich auf die Bitte der Witwe ihre nächſten Angehörigen, um mit ihr zu beraten, was für ihre und der Kinder Zukunft am beſten ſei. Es kam Stadtpfarrer Winter, ein älterer Bruder des ſeligen Pfarrers; der alte Amtmann Maier, ein Onkel der Pfarrerin, und ihr einziger Bruder, der Profeſſor an einem Gymnaſium war. Herr Maier, der Begütertſte von den dreien, war zugleich Vormund der Mädchen, die beiden andern aber beſaßen mehr guten Willen als Mittel, der Witwe ihre Zukunft zu erleichtern; beide hatten ſelbſt eine zahlreiche Familie.

Zunächſt war von wirklichem Mangel auch nicht die Rede; das kleine Vermögen der Pfarrfrau nebſt ihrer Penſion konnte für ihre beſcheidenen Bedürfniſſe ausreichen, beſonders wenn ſie, wie es ihr ſehnlichſter Wunſch war, auf dem Dorfe bleiben durfte, wo ihr Mann im Segen gewirkt und auch ſie bis jetzt viel Liebe und Teilnahme erfahren hatte. Hauptſächlich war nun zu erwägen, wie am beſten für die Ausbildung und die

Zukunft der Mädchen geſorgt werde. Die Mutter teilte den Verwandten die Eigentümlichkeiten der beiden Kinder mit, und die großen Mängel, die ſich noch bei jedem von ihnen fänden: Sophiens Nachläſſigkeit, ihre Trägheit und ihr Ungeſchick in allen Handarbeiten und häuslichen Geſchäften und Leonorens Unwiſſenheit, wobei ſie freilich als zärtliche Mutter nicht verſäumte, auch ihre Vorzüge zu erwähnen.



In den Kummertagen, wo ſich die Mutter ſo einſam gefühlt, waren die Kinder die einzigen Vertrauten ihrer Sorgen und Pläne geweſen; ſo glaubten ſie auch jetzt Sitz und Stimme in dem Familienrate zu haben, zumal da ſich's um ihre Zukunft handelte. Sophie bat dringend, man möge ihr doch geſtatten, zu lernen und zu leſen, Handarbeiten und das alles könne ſie noch lange lernen und wolle gewiß ſpäter alles thun; von den Gründen des ſeligen Vaters hatte ſie gerade ſo viel aufgeſchnappt, als für ihre Wünſche bequem war; ebenſo bat Leonore mit Thränen, ſie doch mit dem unnötigen Lernen zu verſchonen, die Mutter habe ja auch nicht Franzöſiſch und Geographie gelernt und ſei doch eine rechte Frau u. ſ. w. Daß ſie aber dabei nicht ordentlich leſen und ſchreiben könne, das ſagte mein Lorchen ſo wenig als Sophie bekannte, daß ſie keinen Strumpf zu ſtricken im ſtande ſei.

„Du haſt recht, Mädel!“ rief der Amtmann, „die gefällt mir, Frau Nichte, und wenn ſie nimmer weiß, wohin, ſo gibt's in meinem Hauſe ſchon noch ein Plätzchen für ſie; aus der wird etwas! Wer hat denn zu unſerer Mütter und Großmütter Zeiten von dem gelehrten Zeug gewußt, das wirklich die Mädchen unbrauchbar macht . . .“

„Die Zeiten unſerer Väter und Großmütter waren andere als die unſerigen,“ meinte der Stadtpfarrer mit ſeinem ruhigen Lächeln, „mehr Mädchen als in früherer Zeit kommen in die Lage, auf eigenen Füßen ſtehen zu müſſen; darum iſt es nötig, keine Fähigkeit auch bei ihnen unausgebildet zu laſſen.“

„Nicht wahr, Onkel?“ rief die kleine Sophie mit Thränen, „und ſo iſt's gewiß für mich das Beſte . . .“

„Es mutet dir niemand zu, Kind, ſchon zu wiſſen, was für dich das Beſte iſt,“ ſagte mit etwas ernſtem Tone der Stadtpfarrer, der es nicht liebte, daß ſich die Kinder in den Familienrat miſchten; „Einſicht in die Verhältniſſe iſt von den Kindern noch nicht zu erwarten, aber ſie haben ein köſtliches Erſatzmittel dafür: den Gehorſam. Selbſt wir Alten können ſchwer beurteilen, was für euch das Klügſte iſt; was aber das Rechte iſt, das läßt ſich mit Gottes Hilfe finden, und recht iſt vor allem, daß ihr der Mutter gehorcht ſo gut wie den Wünſchen des ſeligen Vaters.“

„Es kommt mir überflüſſig vor, darüber zu ſtreiten, ob es beſſer ſei, den Mädchen mehr eine häusliche oder eine wiſſenſchaftliche Bildung zu geben,“ fiel etwas ungeduldig der junge Profeſſor ein; „wir haben hier nur den Winken der Natur zu folgen, jede Erziehung wird verkehrt, die der angeborenen

Richtung der Kinder widerſtrebt; darum laſſen wir jede der Mädchen nach ihrer Eigentümlichkeit gewähren und legen keiner ein Joch auf, das ihrer Natur Zwang anthut.“

„Es gibt ein Geſetz, das über dem der Natur ſteht, Herr Schwager,“ fiel der Stadtpfarrer ein, „wir wollen Lorchen nicht zur Gelehrten zwingen und Sophie nicht zum Hauskäferlein; aber jenes höhere Geſetz verlangt für's erſte, daß wir kein Pfund vergraben, es ſei ſo klein es will. Darum ſoll Leonore wenigſtens das Nötige lernen, zu dem auch ſie die Gaben empfangen hat, und Sophie ſoll bedenken, daß wir das Unſerige ſchaffen ſollen mit unſeren eigenen Händen, und daß ihr Geſchlecht vor allen und neben allen Kenntniſſen zur treuen Gehilfin des Hauſes berufen iſt.“

Wir wollen den Streit der Herren, der noch gar lange dauerte, nicht wiedergeben. Das Ende der Beratung war, daß Frau Winter im Dorf bleiben und Leonore bis zur Konfirmation bei ſich behalten ſolle, wo ſie neben weiblichen Geſchäften den Unterricht der Dorfſchule fleißig benützen könne. Sophie wollte man in ein Töchterinſtitut der Hauptſtadt bringen, wo ſie außer dem wiſſenſchaftlichen Unterricht auch die beſte Gelegenheit habe, ſich in Handarbeiten zu üben. Nach der Konfirmation erbot ſich der Amtmann, Leonore in ſein Haus zu nehmen, wo ſie reichlich Gelegenheit hätte, ihre häusliche Fertigkeit zu üben; Sophie ſollte dann bei der Mutter oder beim Onkel Stadtpfarrer wenigſtens das Nötigſte der Haushaltung lernen. Dem Onkel Profeſſor machten ſeine ſieben eigenen Kinder, die er alle nach ihrer Eigentümlichkeit erziehen wollte, den Kopf warm genug; er konnte nicht noch eine weitere Eigentümlichkeit über ſich nehmen, aber er verſprach, einen Beitrag zu dem Penſionat für Sophie zu geben.

Die drei Onkel reiſten ab; Leonore hatte großes Zutrauen zum Großonkel Maier, Sophie gefiel beſonders der Onkel Profeſſor, der Onkel Stadtpfarrer hatte keiner von beiden ſehr gefallen; was der eine von der Eigentümlichkeit geſagt, war viel angenehmer als das vom Gehorſam. Die Zeit wird lehren, welcher von beiden recht hatte.

3.

Gegenſeitiger Unterricht.

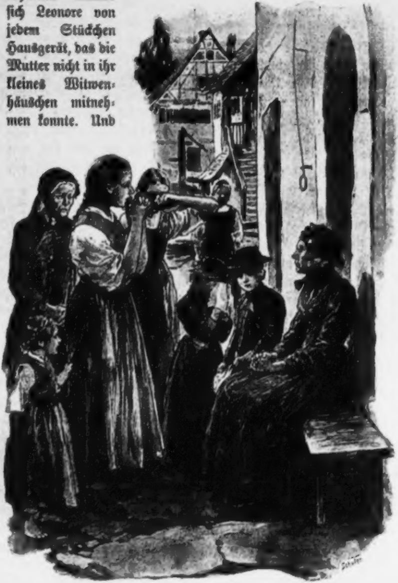
Ein Vierteljahr war der Witwe vergönnt, noch im Pfarrhauſe zu bleiben, und ſo lange behielt ſie beide Mädchen bei ſich. Es war dies eine ſtille, traurige, aber doch eine gute, friedliche Zeit für die Mädchen; ſie gaben ſich Mühe, der Mutter Freude zu machen, und lebten im Gefühle der nahen Trennung einträchtig zuſammen. Nur mit dem Arbeiten und Lernen wollte es nicht recht gehen. Leonore hatte große Scheu vor der Dorfſchule und wollte ſich lieber noch dazu entſchließen, einſtweilen von der jüngeren Schweſter zu lernen, die ſich dadurch ſehr wichtig fühlte. Die Lektionen ſollten in des Vaters Zimmer gegeben werden, da der Mutter Ruhe und Stille ſo not that, und Leonore auch nicht liebte, daß jemand ſie als die Schülerin der Jüngeren ſehe. Die Vorbereitungen zu den Lehrſtunden wurden ſtets mit großer Feierlichkeit gemacht. Leonore hatte alles Nötige bei der Hand; Sophie dagegen mußte ihr Buch und was ſie ſonſt brauchte, meiſtens erſt lange zuſammenſuchen, bis es ſpäter Leonore in Verwahrung nahm. Nun fing man an: Sophie diktierte ein Rechenexempel aus des Vaters Buche: „Das iſt nur zum Addieren, das mußt du können!“

Leonore rechnete mit vieler Mühe die erſte Reihe zuſammen und ſchrieb 47 darunter. „Du darfſt bloß 7 ſchreiben,“ ſagte Sophie, „die 4 mußt du behalten.“ — „Warum behalten? Das hilft mich nichts!“ — „Weil es Zehner ſind, mußt du die 4 zu den Zehnern rechnen!“ ſchrie Sophie, bereits ungeduldig. — „Was Zehner?“ rief Leonore weinerlich; „47 iſt herausgekommen!“ — „Siehſt du, ſo!“ rief die ungeduldige Sophie, und rechnete ihr das ganze Exempel ohne weitere Erklärung vor. „Begreifſt du's jetzt?“ — „Ja,“ ſagte Leonore, die es keineswegs begriffen, und ſchrieb mit allerlei krummen und mißgeſtalteten Zahlen das ganze Exempel ab, während Sophie für ſich eine ſchwerere Aufgabe löſte oder auch ein Leſebuch erhaſcht hatte, in das ſie ſich ſo vertiefte, daß ſie ganz vergaß, nach der Schweſter zu ſehen. Dieſe, nachdem ſie ihre Zahlen, die ebenſowohl chaldäiſch hätten ſein können, hingekritzelt, fand das müßige Daſitzen langweilig und zog ihr Strickzeug hervor, und in dieſer Weiſe endeten meiſtens die ſchweſterlichen Lektionen. Nicht viel beſſer ging's mit den Handarbeiten, bei denen jetzt Leonore die Lehrerin vorſtellen ſollte, da die Mutter oft noch zu matt und angegriffen war, um viel danach zu ſehen. Anfangs ging es recht hübſch. „Wir wollen in die Wette ſtricken, Sophie!“ ſchlug Leonore vor, die ſich beim Arbeiten immer wieder aus dem Stand der Demütigung erhob, in den ſie das Lernen verſetzt hatte. — „Iſt recht,“ ſagte Sophie, „wir wollen Nadeln zählen.“ Da ging's aber eins, zwei, drei bei Lorchen, bis Sophie eine einzige Nadel hinuntergeknoppert hatte. „Du zählſt nicht ehrlich!“ klagte Sophie. Oder: „Halt, es gilt nicht, mir iſt eine Maſche gefallen!“ Dann wieder: „Warte, ich muß die Hände waſchen, ſie ſind ſo heiß!“

Zuletzt überließ Leonore die Schweſter ihrem Schickſal, ſtrickte auf eigene Hand weiter und betrachtete wohlgefällig die langen ſchneeweißen Stücke, die dem Strumpfe anwuchſen, während Sophiens Strickzeug nur kurze Abſätze von Braun in Grau ſchattiert zeigte. Wenn ſich die Mutter wieder der Sache annahm, ſo wurde ſie durch Sophiens Ungeſchick ſo betrübt, daß dann Leonore heimlich nachhalf, nur um die Mutter zufrieden zu ſtellen.

So ſuchte ſich jede, ſo gut ſie konnte, dem Teil ihrer Pflicht zu entziehen, der ihr unbequem war; und all die Steinchen, die wir aus Bequemlichkeit geſchwind aus unſrem Wege werfen, wachſen doch ſo leicht zu einem Steinhaufen, der ſpäter erſt recht läſtig auf unſrem Lebensweg liegen kann! —

Nun kam eine unruhige und eine kummervolle Zeit, bis die Mutter ſich angeſchickt hatte, das liebe Haus zu verlaſſen, in dem ſie ſo manches glückliche, friedvolle Jahr verlebt. Mit lautem Weinen ſah Sophie die Bücher des Vaters fortführen, die ſie am allermeiſten an ſein Weſen und Wirken erinnerten; mit Thränen trennte ſich Leonore von jedem Stückchen Hausgerät, das die Mutter nicht in ihr kleines Witwenhäuschen mitnehmen konnte. Und



als an einem ſtillen Abend die Witwe mit den zwei Kindern aus der Pfarrwohnung trat, die Pforte des Hauſes hinter ſich zuſchloß und noch einmal auf die Bank vor der Thüre ſank, auf der ſie manch traulichen Abend mit ihrem Gatten geſeſſen war, da ſammelten ſich laut weinend die guten Nachbarinnen um ſie, und ein langer trauriger Zug geleitete ſie in die kleine Wohnung, wo ſie ihre Tage beſchließen ſollte.

4.

Das Inſtitutsleben.

Sophie war in die Penſion eingetreten. Der Abſchied von Mutter und Schweſter war ihr ſehr ſchwer gefallen, auch hatte ſie ſich in den erſten Wochen recht allein gefühlt. Sie kam ſich ſo ungeſchickt und unbeholfen vor unter den zierlichen, gewandten jungen Fräulein hier; ihre Spiele und Erholungen, ihre Scherze und ihre Geſpräche waren ſo verſchieden von allem, was ſie indes gewöhnt war; und dann das Begaffen und Bekritteln, die lauten und leiſen Bemerkungen, denen eine Neuankommende ausgeſetzt iſt — eine Unſitte und Unzartheit, der ſich, zur Schande ſei es geſagt, am meiſten junge Mädchen ſchuldig machen, ſtatt als Kinder ſchon in herzlicher Freundlichkeit gegen Fremde das Engelamt zu üben, zu dem unſer Geſchlecht vor allem berufen iſt —, dies alles machte ihr in den erſten Tagen ſchmerzliches Heimweh. Das aber verlor ſich bald, und es gefiel ihr in kurzem ungemein in der neuen Umgebung.

Daheim war von ſeiten der Mutter das Lernen als eine Art von Luxus angeſehen und nur eben geduldet worden; hier war es Pflicht und Hauptaufgabe. Freilich waren ihr manche Fächer noch fremd; die veraltete franzöſiſche Ausſprache vom Papa her wurde etwas belächelt; aber zu ihrem natürlichen Lerneifer geſellte ſich nun noch ein glühender Ehrgeiz, und bald fühlte ſie ſich den andren gleich und hörte ſich mit geheimem Vergnügen das talentvolle Mädchen nennen. Wunderbar leicht fand ſie ſich in die feinere Sitte, die reinere Ausſprache, und ſie ſetzte etwas darein, daß niemand in ihr das Pfarrtöchterlein vom Lande erkennen ſollte.

Nachmittags waren einige Stunden der Uebung in weiblichen Handarbeiten beſtimmt. Dieſe wurden von einer franzöſiſchen Demoiſelle geleitet, die vor allem darauf achtete, daß richtig und viel franzöſiſch parliert wurde; ſah ſie im übrigen die Mädchen nur mit der Arbeit in der Hand, ſo war ſie nicht gerade aufmerkſam darauf, ob und wie jede einzelne arbeite. Geſtrickt wurde in Sophiens Klaſſe nicht mehr, da man annahm, daß jede im zwölften Jahre dieſe erſte und einfache Arbeit gehörig verſtehe. Man überließ die Beſtimmung, was die Mädchen arbeiten ſollten, gewöhnlich den Eltern. Sophie beſann ſich nun nicht eben, was ſie noch zu lernen hatte, ſondern darauf, wie ſie ihre Unkenntnis am beſten verbergen könne. Nun fehlt es in unſren Tagen nicht an ſchönen Handarbeiten, die zwar oft ſehr unſchön ausfallen, aber doch einen recht anſtändigen Vorwand zum Nichtsthun geben. So begann ſie denn eine Theeſerviette zu häkeln, eine Arbeit, an der ſich die Fortſchritte nicht ſo recht beurteilen ließen; hie und da machte ihr eine mitleidige Freundin ein paar Reihen daran, im übrigen ſagte ſie ihre franzöſiſchen Fabeln vortrefflich auf, und Mademoiſelle Duprés fragte nicht, wie langſam die Serviette vorrücke. Als freilich die Arbeiten vor der Prüfung vorgelegt werden ſollten, kam auch die mißgeſtaltete Serviette zu Tag, und Sophie wurde ſtark getadelt; da ſie aber bei der öffentlichen Prüfung die Vorſteherin entſchuldigend ſagen hörte: „Das Mädchen iſt vom Lande und in Arbeiten etwas vernachläſſigt, ſonſt aber eine der talentvollſten Schülerinnen,“ tröſtete ſie ſich wieder; ſie wurde belobt und belohnt, kehrte mit einem Preiſe gekrönt zum Ferienaufenthalte nach Hauſe zurück und nahm ſich vor, das nächſte Mal Drahtkörbchen mit bunter Wolle zu flechten, eine hübſche, unnötige und müheloſe Arbeit.

Heim, in die Ferien! Für wen iſt das nicht ein goldenes Wort! Es war es auch für Sophie; ſo leicht ſie ſich in den Ton der Reſidenzpenſion gefunden hatte, der Zauber der Heimat übt ſeine Macht über jedes Herz, und als ſie wieder auf der Höhe ſtand und hinabſah auf das alte, traute Dörfchen, in Obſtgärten gebettet, da ſchwanden alle Schatten, die ihr je das Elternhaus getrübt, und mit Jubel eilte ſie der Mutter und Leonore, die ihr entgegengegangen waren, in die Arme.

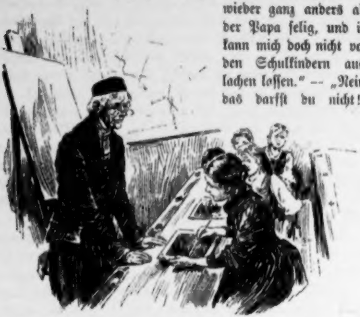
5.

Das Leben im Witwenhauſe.

Die Mutter und Leonore hatten indes gar ſtill zuſammengelebt. Nachdem ſie in ihrem Häuschen eingerichtet waren, ſollte Leonore mit dem Schulbeſuche beginnen. Dem alten Schulmeiſter, den es früher etwas gekränkt hatte, daß der Herr Pfarrer ſeine Kinder ſelbſt unterrichtete, ſchmeichelte es nun, daß man ihm doch eines der Pfarrtöchterlein anvertraute, und er empfing das „Jungfer Lenorle“ mit großer Höflichkeit, räumte ihr auch vorweg den erſten Platz ein, da es ſich von ſelbſt verſtand, daß Jungfer Lenorle alles am beſten können müſſe. Das war aber leider nicht ſo. Das Lenorle ſtotterte beim Leſen, machte beim Schönſchreiben Krakelfüße wie kaum die ſiebenjährigen Kinder; beim Rechtſchreiben wimmelte es bei ihr von Fehlern, und beim Rechnen ſaß ſie noch verdutzt vor ihrem Exempel, wenn die andren lange damit fertig waren. „Ei, ei, ei, Jungfer Lenorle!“ ſagt ein Mal über das andre der höfliche Schulmeiſter, „was haben aber der Herr Papa ſelig gedacht, daß Sie Ihne nicht beſſer unterrichtet haben;“ und die Dorfkinder ſteckten die Köpfe zuſammen, kicherten und lachten, daß die Pfarrjungfer eine „Nixkönnerin“ ſei.

Das gute Lorchen wäre nun nicht zu dumm geweſen, dieſen demütigenden Mängeln noch nachzuhelfen, aber es war zu faul.

Statt an die Lehre des Onkel Stadtpfarrers von Treue und Gehorſam zu denken, dachte ſie lieber an die des Profeſſors von den Eigentümlichkeiten und ſuchte der Schule los zu werden.



„Mama, ich kann wirklich in der Schule nicht recht mitlernen,“ verſicherte ſie; „der Schulmeiſter unterrichtet eben wieder ganz anders als der Papa ſelig, und ich kann mich doch nicht von den Schulkindern auslachen laſſen.“ — „Nein, das darfſt du nicht!“ ſagte die Mutter mit der gewöhnlichen Witwenempfindlichkeit. „Ich weiß wohl, gegen Witfrauenkinder nimmt man ſich alles heraus. Aber was thun?“ ſeufzte ſie. „Das Gelerne muß eben einmal ſein, bis zur Konfirmation wenigſtens.“ — „Du könnteſt mir ja von Herrn Fingerle Privatſtunden geben laſſen,“ ſchlug Lorchen als bequemeren Ausweg vor.

Herr Fingerle war ein ſehr beſcheidener junger Unterlehrer, der ſich gern dazu verſtand, gegen ein monatliches Honorar von zwei Gulden dem Pfarrtöchterlein täglich eine Stunde zu geben; er ſagte ihr unermüdet die Sätze vor, die ſie fehlerhaft las, korrigierte ihre Hefte, die eine ganze Feuerleiter von Fehlerſtrichen zeigten, verbeſſerte ihre Krakelfüße, rechnete die Exempel richtig nach, die ſie falſch gemacht hatte, und ſah daneben fleißig auf die Uhr, bis zu großer Erleichterung des Lehrers und der Schülerin die Stunde ausſchlug; ſo blieb denn Lorchen ſo unwiſſend als zuvor.

Dagegen war ſie ein fleißiges, brauchbares Töchterchen daheim, und das verſöhnte die Mutter wieder mit ihren Mängeln. Sie litt nicht, daß die Mutter eine Magd nahm, ſie ſelbſt kehrte und putzte, ſpülte und kochte; ihre Strümpfe waren ſchneeweiß und tadellos, ihre Hemden hübſch genäht, und bald ſpann ſie einen ſo feinen Faden wie die beſte Spinnerin. Das Gärtchen hinter dem kleinen Hauſe gedieh unter ihrer Pflege; beſonders als die Konfirmation ſie vollends von der läſtigen Unterrichtsſtunde befreite, widmete ſie ſich ganz und gar den häuslichen Geſchäften. Die Bauernweiber, welche die Frau Pfarrerin beſuchten, ſagten ihr viel Schmeichelhaftes über die geſchickte Jungfer, „die ja Fuchs und Haſ'“*) ſei, die werde beſſer zu brauchen ſein als die andre mit ihrer Wiſſenſchaft, und die Mutter hörte das ſehr gern. Der Pfarrer, dem Leonorens Unwiſſenheit im Konfirmandenunterricht aufgefallen war, hatte ſich erlaubt, der Mutter eine Vorſtellung deshalb zu machen; dieſe aber hatte es dem jungen Manne ſehr übel genommen und pflegte ſeither wenig Umgang mehr mit dem Pfarrhauſe.

„Der Profeſſor mit ſeiner Eigentümlichkeit hat am Ende doch nicht unrecht,“ dachte die Mutter, als ſie Leonore ſo emſig und zufrieden im Hauſe ſchalten ſah, ſeitdem ſie Bücher und Federn hatte zur Ruhe legen dürfen. Sie führten wirklich ein recht ſtilles, ungeſtörtes Leben zuſammen. Lorchens Fleiß überhob die Mutter jeder beſchwerlichen Arbeit, und ſie war in allen Geſchäften, die ihr noch neu waren, eine gelehrige Schülerin. Die Mutter konnte ſchon frühmorgens ruhig an der Kunkel ſitzen, der einzigen Arbeit, die ihre ſchwachen Augen verſtatteten, während Leonore das Haus reinigte, die Hühner fütterte, das Gärtchen und die einfache Mahlzeit beſorgte; dann ſetzte ſie ſich ſelbſt auch ans Geſchäft, und die Mutter freute ſich ihrer flinken, geſchickten Hand. Bei alledem aber fühlte die Witwe mehr und mehr eine Oede und Leere, ein recht ſchmerzliches Heimweh in ihrer Zurückgezogenheit. Sie hatte immer gern daheim und ſtill für ſich gelebt, auch war ſie eine Frau von einfacher Bildung; aber doch hatte ſie ſtets ihren Sinn offen erhalten für alles Gute und Schöne, das ihr Mann aus dem Schatze ſeines Lebens und Wiſſens ihr mitgeteilt hatte. An ſeiner Seite waren ihr die langen Winterabende nie lang geworden. Bald hatte er ihr etwas Anziehendes vorgeleſen oder Ereigniſſe aus ſeinem Amt und Leben mit ihr beſprochen; auch war er ſtets willig, in ihre Fragen über die Geheimniſſe des Gottesworts einzugehen, und ſo fiel in ihr Alltagstreiben immer wieder ein Funke aus einem höheren Leben.

---

*) Ein Volksausdruck für große Gewandtheit und Flinkheit.

Nun ſaß ſie mit Lorchen den langen, langen Abend allein; man hörte oft geraume Zeit keinen Ton als das Schnurren der Räder; die Stille wurde der Pfarrerin drückend, und ſie war nicht gewöhnt, ſelbſt die Unterhaltung anzuregen. Endlich machte ſie wohl einen Verſuch und hub an: „Weißt du noch, Leonore, wie uns an einem ſolchen Abende der Vater von der Beſteigung des hohen Bergs erzählte? fällt dir der Name nimmer ein? Weißt du, wo die Wege am Ende auf lauter Schnee und Eis gingen!“

„Weiß nimmer,“ ſagte Lorchen gleichgültig, „aber denk', jetzt iſt 's Werners Brunnen auch gefroren, man wird heut' nacht die Eier in die Stube ſtellen müſſen.“

Wollte dann Leonore etwas zur Abendunterhaltung beitragen, ſo wußte ſie etwa noch, daß der neue Flachs mehr Garn gebe als der vorjährige und daß Schäfers Kuh ein Kalb habe.

Zur bloßen Hausmaſchine war Leonore nicht ſtumpf genug; was ſie von Erheiterung und Zerſtreuung bedurfte, ſuchte ſie in der Unterhaltung mit Nachbarweibern, und ſie war ſtets auf dem Laufenden mit allen Dorfneuigkeiten; auf dem Lande wie in der Stadt liegt etwas Verflachendes und Austrocknendes in dem Tagesgeſchwätz, wenn ſich die Seele nicht tiefere und edlere Quellen daneben offen hält.

Die Mutter hatte ſich ſo oft bei Leonorens Unwiſſenheit damit getröſtet, daß ein frommes Herz ja doch beſſer ſei als alles Wiſſen; aber ſie hatte nicht bedacht, die gute Mutter, daß die einfachſten Elemente des Lernens auch die Schlüſſel zu den höchſten geiſtigen Gütern ſind. Jetzt ahnte ſie das freilich, wenn ſie ſich von Leonore wollte die Bibel vorleſen laſſen und bei dem mühſeligen, ausdrucksloſen Geleſe zu keinem Eindruck des herrlichen Inhalts kommen konnte, wenn ſie ſah, daß Leonore, der das Memorieren ſtets ſo zuwider geweſen war, nicht einmal die ſchönen Sprüche und Lieder auswendig wußte, die ſo manchem alten Mütterchen bis zum Grab eine tröſtliche Mitgabe aus der Schulzeit bleiben.

Es war der Mutter eine liebe Gewohnheit geweſen, mit ihrem Mann am Mittagsmahl oder abends ſeine Predigt zu beſprechen, den Eindruck, den ſie wohl auf dieſen oder jenen gemacht, und das, was ihr etwa nicht ganz klar geworden war; auch mit Lorchen hätte ſie gern in ihrer Weiſe dieſe Sitte fortgeſetzt.

„Meinſt du nicht," fragte ſie einmal, „der neue Pfarrer predige doch nicht ſo eindringlich wie der ſelige Vater?"

„Das weiß ich nicht," ſagte Leonore; „ich meine, er ſchreie lauter."

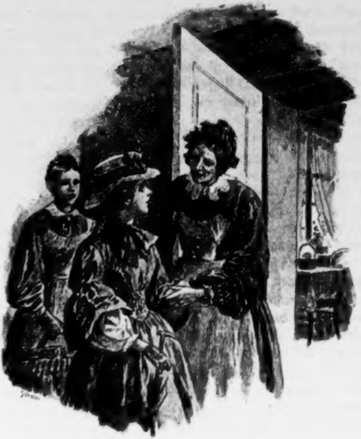
„Erzähle mir auch von der Predigt!" bat die Mutter ein andermal, als ſie nicht hatte zur Kirche gehen können, „ich bin begierig, wie *der* die Hochzeit von Kanaan ausgelegt hat; das war allemal des Vaters ſchönſte Predigt."

„Ja, das kann ich nicht ſo ſagen. Das Evangelium war das nämliche; dann kam Reuters Anna vor mich zu ſtehen, die trägt jetzt auch keine Haube mehr, und die Schulzin kam heute mit ihrer Schwiegertochter in die Kirche — ſie müſſen wieder gut zuſammen ſein.“ So ſah die Mutter mit Seufzen, wie weit die Folgen der Unwiſſenheit gingen; aber wie alle ſchwachen Eltern beruhigte ſie ſich mit dem leidigen Troſte, das Leben werde ſie vielleicht noch ziehen!

In die Langweile, die ſo trotz des Fleißes das Witwenſtübchen manchmal heimſuchte, kamen Sophiens Ferienbeſuche höchſt erwünſcht. Sie war ſo lebhaft, ſo heiter, wußte ſo viel zu erzählen, konnte abends der Mutter vorleſen — es gewann alles ein andres Anſehen. Leonore freilich war nicht ſo recht befriedigt. Sophie ſah die Proben ihres Fleißes, die Strümpfe, die Hemden, das feine Garn, ziemlich vornehm an; ſie ſelbſt brachte als Beweis ihrer Kunſt ein Drahtkörbchen, mit Bändern eingeflochten, ziemlich hübſch, nur zu gar nichts zu gebrauchen. Doch blieben die Schweſtern im ganzen gut Freund: Sophie hatte ſehr nötig, Leonore gute Worte zu geben, damit ihr dieſe ihre zerriſſenen Strümpfe und Kleider wieder inſtandſetze.

Ein paar Tage ging es ſo aufs beſte; dann fing Sophie das Stillleben zu entleiden an. Sie betrachtete ſich daheim als eine Art Prinzeßlein, das ſich bedienen ließ und dazu die Hände in den Schoß legte. Sie holte ihre Bücher und Hefte hervor und vertiefte ſich darein, daß ſie es oft überhörte, wenn die Mutter mit ihr ſprechen wollte; nur abends widmete ſie ſich ihr noch, las vor und erzählte, und das ſchon war eine Erquickung für die vereinſamte Frau.

Leonore brachte gutwillig Sophiens Wäſche und Kleider in Ordnung und kochte ihre Leibgerichte; aber ſie fühlte tief das vornehme, herabſehende Weſen, mit dem die kenntnisreichere Schweſter ſie behandelte. Noch bitterer kränkte ſie, daß die Mutter ſo auflebte in Sophiens Geſellſchaft: ſie kam ſich wie ein verkanntes, mißhandeltes Aſchenbrödel vor und bedachte nicht, wie ſehr es ihre eigene Schuld war, daß ſie außer der äußeren Hilfe der Mutter ſo wenig bieten konnte. Sophie, ſo vornehm ſie that, ſah doch die häuslichen Fertigkeiten mit einem gewiſſen Neide; aber ſie verbarg ſich das ſelbſt und machte ſich weis, dergleichen ſei doch nur für beſchränkte Naturen gut. So trat



jedesmal bei längerem Zuſammenſein eine allmähliche Entfremdung zwiſchen den Schweſtern ein, die erſt beim Abſchiede wieder aufrichtigem Bedauern wich.

Der Mutter ſelbſt war ihre gelehrte Tochter etwas entwachſen, und ſchwerer als ihr Mangel an weiblichem Fleiße fiel ihr die große Selbſtgenügſamkeit aufs Herz, die aus Sophiens ganzem Weſen ſprach; dieſe konnte eben keinen Augenblick vergeſſen, was für ein geſchicktes, talentvolles Mädchen ſie ſei. „Liebes Kind," bat die Mutter oft mit Thränen beim Abſchiede, „habe Gott vor Augen und im Herzen; vergiß nicht, daß Chriſtum lieb haben beſſer iſt, denn alles Wiſſen, und daß Gott dem Demütigen Gnade gibt.“ Das alles wußte Sophie ſchon lange, gab ſie doch die richtigſten Antworten in der Religionsſtunde und machte die beſten Aufſätze! — ob ſie auch im Herzen trage, was ſie ſo fertig auf den Lippen hatte? darum bekümmerte ſich niemand als ihre Mutter.

6.

Noch ein Sterbebett.

Die drei Onkel hatten indes die Schweſtern nicht ganz vergeſſen, ſie hatten die Mutter von Zeit zu Zeit beſucht: der Profeſſor war höchſt zufrieden mit der naturgemäßen Entwickelung der beiden, der Stadtpfarrer ſchüttelte den Kopf dazu, der Amtmann fragte gar nicht mehr nach Sophie und freute ſich nur über Leonorens Brauchbarkeit. Er lud ſie wiederholt in ſein Haus, aber ſie konnte der Einladung nicht folgen, da die Mutter ſchwächer und ſchwächer wurde. Eine zehrende Krankheit hatte ſchon ſeit des Vaters Tod ihren zarten Körper untergraben; ſie fühlte ſich immer ſchwächer, bis ſie ſich nicht mehr vom Lager erheben konnte und der gerufene Arzt Leonore riet, ihre Schweſter ohne Verzug kommen zu laſſen.

Sophie hatte immer viel zu viel mit ſich ſelbſt zu thun gehabt, als daß ſie bei ihren Beſuchen daheim die zunehmende Schwäche der Mutter bemerkt und die häufigen Anſpielungen auf ihr nahendes Ende in ihren Briefen verſtanden hätte. So traf ſie die Nachricht wie ein Donnerſchlag, und ſie ſtand troſtlos, ohne alle Faſſung an dem Krankenbette der Mutter, das ſo bald ein Sterbebett werden ſollte.

Wer im Zweifel war, ob Lorchens häusliche oder Sophiens geiſtige Bildung vorzuziehen ſei, der mußte im jetzigen Augenblick gewiß der erſten den Vorzug geben und ſich der unermüdeten Aufmerkſamkeit freuen, mit der ſie den Zuſtand der

Mutter erleichterte, für ein reines und bequemes Lager ſorgte, ihr Erfriſchungen bereitete und ihre Wünſche und Bedürfniſſe verſtand. Die arme Sophie hätte gern auch geholfen; ſie hätte ſo viel gegeben um einen dankbaren Blick, wie ihn die Mutter oft auf Leonore richtete, wenn ihr dieſe die Kiſſen zurecht machte oder ein kräftiges Süppchen reichte. Aber ach! ihre feinen Finger, der Arbeit ſo ungewohnt, ließen ſich zu allem ungeſchickt an. Auch hatte ſie ſich gar nie geübt, aufmerkſam zu ſein auf die Wünſche und Bedürfniſſe andrer; ſo konnte ſie nie erraten, was die Mutter eben brauchte, und das thut Kranken ſo wohl. Krankenpflege lernt ſich nicht wie eine andre Handfertigkeit; es gehört eine geſchickte Hand, ein aufmerkſames Auge und ein liebevolles Herz dazu, und Sophie, die ſeither gethan, was ihr Freude machte, und nur an ſich dachte, hatte keines von dieſen geübt.

Nur in einem war ihre Gegenwart der Mutter lieb: ſie konnte ihr die ſchönen Lieder und Sprüche leſen, nach deren Troſt es ſie ſo ſehr verlangte, und die Leonore ihr ſo ausdruckslos und ungeſchickt vorgeſtammelt hatte. Die Mutter lauſchte mit Sehnſucht und Freude; aber wenn ſie gern mit ihrem Kinde auch über den Inhalt geſprochen hätte, über die lebendige Hoffnung, die dem Tode den Stachel nimmt — ach! da wurde ſie inne, daß auch ihre gebildete, geiſtreiche Tochter arm war an dem, was allein die Seele reich macht; daß ihr Wiſſen von der höchſten Wahrheit nur ein leeres und totes war, und Sophie ſelbſt fühlte dies ſchmerzlich, wiewohl noch unbewußt, wenn ſie auf die langen Fragen, auf die Worte voll Sehnſucht und Hoffnung, für welche die Mutter ſo gerne eine Beſtätigung gehabt hätte, nur ein totes „Ja!“ oder „O gewiß!“ antworten konnte, von dem ihre innerſte Seele nichts wußte.

Man hatte den Verwandten Nachricht gegeben von dem ſchweren Erkranken der Witwe. Onkel Maier und ſeine Frau kamen nicht: ſo etwas greife ſie ſo an, ſie ſeien ſelbſt ſchon alte Leute und müſſen ſich ſchonen; auch habe die Tante gar keine Zeit. Onkel Profeſſor kam, mit einiger Ueberwindung, wie es ſchien; „Krankenbetten ſind nie meine Liebhaberei geweſen,“ verſicherte er den Doktor. Er reichte der Kranken flüchtig die Hand und ſah über ſie hin: „Wie geht dir's, Karoline?“ Was er ihr zu ſagen wußte, beſchränkte ſich auf die gewöhnlichen Vertröſtungen: „Du biſt noch lange nicht ſo krank, wie du glaubſt,“ — „Mußt dich nur recht pflegen,“ — „Es kann immer noch beſſer werden.“ Aber dieſe Troſtgründe halfen der Seele nicht mehr viel, die fühlte, daß ſie an der Grenze der Ewigkeit ſtand. Als ſie die tiefſten innerlichſten Sorgen ihres Herzens mit ihm beſprechen wollte, beruhigte er ſie mit flüchtigen Worten: „Mache dir jetzt das Herz nicht ſchwer mit Anfechtungen! Du haſt ja immer rechtſchaffen gelebt, und deine Kinder werden wir auch nicht verlaſſen.“ Dann aber verſicherte er, daß er nur kurzen Urlaub habe, gab der Kranken noch einmal die Hand und eilte raſch fort, als fürchte er ſich vor der Bewegung beim letzten Abſchiede von ſeiner einzigen Schweſter.

Als Engel des Troſtes kamen der Stadtpfarrer und ſeine Frau zu den verlaſſenen Schweſtern. Die gute Tante erleichterte Lorchen in der Pflege der Kranken und wußte aus ihrer reichen Erfahrung gar vieles zu ihrer Stärkung und Linderung; ſie redete ihr mit ſanften Worten zu und zeigte ihr durch ihre Liebe und Freundlichkeit gegen die Mädchen mehr als durch ſchöne Worte und Verſprechungen, daß ſie auch als Waiſen nicht verlaſſen ſein würden. Mit der ganzen Kraft und dem Frieden des ewigen Wortes, deſſen treuer Diener er war, trat der Schwager an das Sterbebett. Er tröſtete die Sterbende nicht mit ihrem rechtſchaffenen Leben, wohl aber mit der ewigen Barmherzigkeit deſſen, der für uns des Todes Bitterkeit empfunden; er beruhigte ſie über ihrer Kinder Zukunft nicht mit menſchlichen Verheißungen, aber mit der Treue deſſen, der der rechte Vater iſt über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Getröſtet und hoffnungsvoll empfing ſie mit ihren Kindern das Abendmahl; in herzlichem Gebet empfahl ſie dieſelben dem Herrn, der durch ſeine Führung gut machen möge, was ſie in Schwachheit verfehlt, und entſchlief mit ſeligem Lächeln. Ein ſo tiefer Friede lag auf den Zügen der Entſchlafenen, daß ſelbſt der Schmerz ihrer Kinder nur in leiſes Weinen ausbrach; ſie mußten ihr die Ruhe gönnen.

7.

Beim Onkel Profeſſor.

Wir finden die Waiſen wieder, nachdem ſich das ſtille Mutterhaus für ſie geſchloſſen und ſie keine Heimat mehr hatten als die, welche ihnen der gute Wille der Verwandten öffnete. Sophie, die jetzt ſechzehn Jahr alt war, hatte die Penſion verlaſſen, und die Schweſtern hatten ſich zuerſt beim Onkel Profeſſor zuſammengefunden. Sie wären am liebſten bei dem Stadtpfarrer geweſen, zu dem beide ſeit der Mutter Tod am meiſten Vertrauen fühlten; aber da in deſſen Hauſe eben eine anſteckende Kinderkrankheit war, ſo war es natürlich, daß ſie die dringende Einladung des Profeſſors annahmen, der ſich Vorwürfe machte, daß er nichts für ſeine kranke Schweſter gethan, und gern an den Waiſen etwas gut machen wollte.

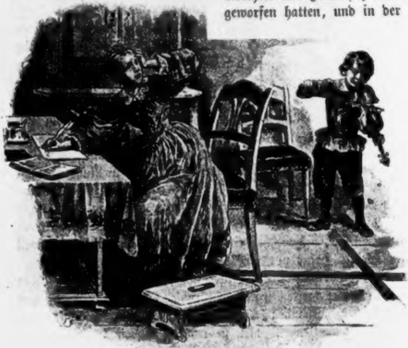
Den Mädchen aus dem ſtillen Trauerhauſe wurde es aber „wind und weh“, als ſie unter die ſieben eigentümlichen Vettern und Bäschen hineinkamen. Zwar waren zwei außer dem Hauſe; dafür aber waren zwei Kleine nachgewachſen. Wenn man jede Natur gewähren läßt und die eine immer der andren widerſpricht, ſo gibt's ein hübſches Durcheinander. Da war Vetter Eduard, ein fleißiger Junge, der nur die Eigentümlichkeit hatte, daß er bloß arbeiten konnte, wenn es vollkommen ſtill um ihn war. Heinrichs Eigentümlichkeit aber war, den ganzen Tag zu ſingen und zu pfeifen, wenn er nicht zur Abwechſelung auf einer Kindergeige kratzte oder die Mundharmonika blies. Da ſchrie dann Eduard: „Laß mich in Ruh'! Geh' hinaus! Pfeif' auf der Gaſſe!“ Und Heinrich pfiff zur Antwort: „Der Vogelfänger bin ich ja!" bis Eduard ihm mit dem Lineal nachſprang und die Sache mit einer naturgemäßen Prügelei endete.

Minchen hatte eine recht gute, ordnungsliebende Natur und wurde Leonorens Liebling. Sie liebte beſonders, ihre Puppen hübſch anzukleiden, ihnen zu kochen, ſie zu Bette zu legen und einen ordentlichen Haushalt mit ihnen zu führen. Die kleine Adelheid dagegen liebte, ſie ſplitternackt auszuziehen und auf dem Boden herumzuwerfen; die Küchengeſchirrchen mit Sand und Spreu aus dem Spucknapfe zu füllen, kurz alle Arten von Unfug zu verüben, was dann zu einem endloſen Kriege der Mädchen, einem ewigen Verklagen und Geſchrei: „Das Minchen kneipt mich!" — „Die Adelheid verderbt mir alles!" führte. Otto, vermutlich ein künftiger Maler, bekundete ſeinen natürlichen Beruf dadurch, daß er, in Kreide und Kohle abwechſelnd, auf Fußboden, Tiſche und Wände Gemälde aller Art entwarf; bisweilen auch zur Variation nur mit ſeinen Fingern, die wahrſcheinlich zu dieſem Zweck immer ſchmutzig waren, auf die Fenſterſcheiben malte. Der dicke Ludwig hatte die vorherrſchende Eigenſchaft, alles zu eſſen, was er erreichen konnte, und zu ſchreien nach dem, was er nicht erreichte, es mochte nun ihm oder jemand andrem angehören. Da ertönte denn von verſchiedenen Seiten der Schrei: „Der Ludwig hat meinen Apfel genommen! Der Ludwig ißt mein Brot! Der Ludwig hat den Wurſtteller vom Ofen geriſſen!" ſo daß die geplagte Frau Profeſſorin nicht wußte, wo ihr der Kopf ſtand, und ſich durch allgemein ausgeteilte Püffe zu helfen ſuchte, welche die Zwietracht wenigſtens in ein gemeinſames Geheul verwandelten. Der kleine Richard zeigte noch wenig Eigentümlichkeit, bloß eine ſeltene Stimme und Ausdauer im Schreien und Heulen. Er ſchrie, wenn man ihn anſah und nicht anſah, wenn man ihn ankleidete und wenn man ihn auszog, wenn er keine Spielſachen hatte und wenn die Spielſachen, die man ihm gab, nicht die rechten waren. „Warum ſchreit das Kind? Wer hat dem Kind was gethan? Gebt doch dem Kind, was es will!" gehörte auch zu den Grundtönen in dem häuslichen Konzerte.

Der Profeſſor entzog ſich dieſer Muſik, ſo viel er konnte; er brachte die Tage in ſeiner Klaſſe, die Abende auf ſeiner Stube oder auf dem Muſeum zu. Der rechte Zeitpunkt war, ſchien es, noch nicht gekommen, wo er die Eigentümlichkeiten ſeiner Kinder zu einem günſtigen Erfolge ausbilden konnte; inzwiſchen wollte er noch zuſehen, was die Natur für einen Gang mit ihnen nehme. Während der kurzen Zeit des Frühſtücks, des Mittag- und Abendeſſens, bei dem ſich die getrennten Naturen wieder in einer Unart vereinten, wurde ihm freilich der Kopf heiß genug, ſo daß er in ſeine Schule meiſt in ſehr übler Laune kam und dort ein ziemlich ſummariſches Verfahren *beobachtete, d. h. tüchtig dreinſchlug auf die verſchiedenartigſten* Köpfe und Rücken. Die arme Frau aber lief beſtändig mit betäubtem Kopfe unter dem wilden Heere herum und hatte vom Morgen bis zum Abend nur eine Sehnſucht: die nach der Nacht, wo ſie endlich das unruhige Volk zur Ruhe gebracht hatte, obgleich es in neuerer Zeit der Eigentümlichkeit Eduards und Minchens widerſtrebte, ſich mit den Kleinen zu Bette legen zu laſſen. Selbſt die Schulſtunden, welche die vier älteren Kinder beſuchten, verſchafften ihr nicht viel Erleichterung, weil die Kleinen dafür nur um ſo ärger hauſten.

Sophie that es dem Onkel nach; ſie ſuchte ſich mit ihren Büchern oder Heften irgend ein ruhiges Plätzchen, wenn noch ein ſolches vorhanden war, und ließ die Kinder ſchreien und die Tante ſeufzen, ſo viel ſie wollten. „Sie könne da doch nicht helfen,“ meinte ſie; doch blieb ſie immerhin nicht verſchont von den Eingriffen der Kinder. Heinrich wußte ſie überall aufzufinden und kratzte ihr mit ſeiner Geige vor, wenn ſie eben im beſten Zuge war. Otto beſchmierte ihre Hefte und Zeichnungen, abgeſehen von der allgemeinen Unbequemlichkeit des Hauſes, daß Ludwig ihr wie andren den Biſſen vom Munde und vom Teller nahm, wo er ihn erhaſchte, worauf der Vater, wenn er es ſah, nur die Bemerkung machte: „Ja, das iſt ein ganz eigener Kerl! Ich glaube, der gibt einen Soldaten, weil er ſich ſo gern von andrer Leute Teller ſatt ißt!“

Leonore ſuchte mehr ſich nützlich zu machen und war auch hie und da der geplagten Tante wirklich ein Troſt. Aber an Ordnung und beſtimmte Thätigkeit gewöhnt, war es ihr eine beſtändige Qual, den Tag damit zuzubringen, zu putzen, was Otto beſudelt und der Kleine beſchmutzt, aufzuräumen, was Adelheid und Heinrich herumgeworfen hatten, und in der Küche und Stube beſtändig alles zu flüchten, was der gierige Ludwig verſchlingen konnte. Sie wußte es gar nicht anzugreifen, die Kinder irgendwie zu unterhalten; ihr ganzes Geſpräch mit ihnen war: „Eduard, du machſt ja Tintenflecke!“ — „Heinrich, lärm' doch nicht ſo! Aber Otto, wie garſtig!“ — „Adelheid, gleich hebſt du die Puppen auf!“ — „Ludwig, Ludwig, wer wird denn Butter eſſen?“ u. ſ. w., und das machte ſie nicht artiger. Da ging's viel beſſer, wenn Sophie ſich einmal dazu hergab,



ſich zu ihnen zu ſetzen und ihnen zu erzählen, das gab wirkliche Ruhepunkte. Sogar der gefräßige Ludwig ſperrte ſeinen Mund zum Zuhören auf, und Heinrichs Trompete verſtummte. Aber Sophie war nicht allezeit willig dazu; ſie war zu ſehr gewöhnt, an ſich ſelbſt zu denken. Zwar hatte ſie von der Mutter Sterbebett viel gute Vorſätze mitgebracht; aber ſie meinte, jetzt ſei noch nicht die eigentliche Zeit, ſie auszuführen.

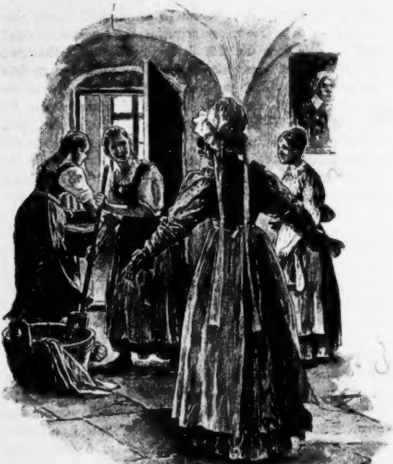
So waren beide Schweſtern herzlich froh, als Onkel Maier und der Stadtpfarrer ſie zu ſich einluden. Lorchen ging ins Amthaus, Sophie ins Pfarrhaus, bis ſich für beide Mädchen eine paſſende Stelle gefunden.

8.

Im Amthauſe.

Tante Profeſſorin ſah Leonore ungern ſcheiden, die Kinder aber dafür um ſo lieber. Sie war ihnen mit dem ewigen Tadeln und Zanken verdrießlich geworden, und doch hatte Lorchen die Kinder wirklich lieb; aber wenn man ſie nimmer wickeln und füttern konnte, wußte ſie nichts mit ihnen anzufangen.

Im Amthauſe waren keine kleinen Kinder mehr. Als Leonore ankam, traf ſie das ganze Ameublement auf dem Hofe; die Tante hatte kaum Zeit, ſie willkommen zu heißen. „So, du biſt's, Bäschen? Grüß' Gott! Wenn du müd' biſt, ſo geh' zum Großonkel hinauf; unten iſt keine Stube, wo man hinein kann.“ Oben traf nun denn Leonore wirklich den Onkel vor einem Glaſe Bier und einem Teller mit Käſe und Wurſt. „So, Bäschen Lore, ſchön, daß du kommſt; da ſetz' dich und iß! Die Weibsleute drehen heut' wieder einmal das Haus um.“ Leonore ſaß nicht lange; ſie band eine Schürze vor und bot der Tante ihre Hilfe an, was ſie gleich bei dieſer empfahl. „Putzen darfſt du gerade nicht, das thut die Magd oben; kannſt aber nachſehen, ob ſie zu den Lambrien gewiß die wollenen Lappen



nimmt. Du könnteſt helfen Möbel polieren, oder Spiegel putzen, oder oben die Kleider bürſten; ich habe den Kleiderkaſten geleert.“ Das waren eine Menge Befehle durcheinander. Leonore ſuchte ſo viel wie möglich eins nach dem andren zu thun; aber wie die Tante ſelbſt keine Ruhe hatte, ſo konnte ſie auch niemand in Ruhe laſſen: ſie jagte Lorchen und ihre beiden Mägde beſtändig im Hauſe herum. Sie ſelbſt zog bald voran, bald hinterdrein und machte die Leute verwirrt durch ihre gemiſchten Befehle, bis endlich von oben des Amtmanns ſtarke Stimme erſcholl, der „die Weibsleute“ in die Küche kommandierte, damit man auch ein Abendeſſen bekomme.

Es war ſeit der Ankunft der erſte ruhige Augenblick, als man ſich zu Tiſche ſetzte, und nicht einmal dieſer blieb ruhig: „Lorchen, gelt, du ſiehſt nach, ob die Magd die Brühe auch verdünnt hat und ob die Kartoffeln nicht zu früh herausgenommen werden; man kann ſich in nichts auf die Leute verlaſſen.“ Ehe aber Leonore draußen war, folgte ihr die Tante auf dem Fuße und ſah ſelbſt nach; es war dieſelbe Raſtloſigkeit bis zum Schluſſe des Abendeſſens. Die Tante war ſchon wieder auf, ehe ſie den Löffel gewiſcht hatte; Leonore wollte ihr folgen, der Onkel hielt ſie aber zurück. „Bleib' du nur ſitzen,“ ſagte er, „biſt ja eben erſt gekommen, wirſt hier noch oft genug Gelegenheit haben, herumzuſpringen; ſiehſt du, mein Weib iſt eine excellente Hausfrau, aber wir haben etwas verſchiedene Grundſätze. Mein Grundſatz iſt: recht arbeiten, das Seinige erwerben, und dann ſich's wohl ſein laſſen; meine Frau meint: allezeit ſchaffen, allezeit ſparen, allezeit erwerben, bis man nimmer kann, und ſo gönnt ſie ſich keine Ruhe — wer von uns hat nun recht?“

Leonore, ſo beſchränkt auch ihr Gedankenkreis war, war's doch, als gäbe es noch einen dritten Lebenszweck; ſie wußte ſich aber nicht darüber auszuſprechen und ging lieber der Tante nach, die ſie ganz erſchöpft auf der Schwelle der Speiſekammer traf. „Da ſiehſt du, ſo geht mir's, jetzt kann ich nimmer!“ Leonore ſah fragend umher, ob denn irgend ein Unglück geſchehen ſei. „Da will ich den Abend noch die Speiſekammer einräumen und entdecke, daß ſie mir einen Schmalzhafen, den ich beiſeite geſtellt hatte, mitſamt einem ganzen Reſt Schmalz aus der Lauge geputzt haben! Jetzt denk' dir das! Ganz kaput! Wohl ein halb Pfund Schmalz! Tunkt ihn mir nichts dir nichts mitſamt dem Deckel in den heißen Keſſel und entdeckt den Schaden erſt, als das Fett herumſchwimmt! So übel bin ich dran und plage mich ab vom Morgen bis in die Nacht und trinke keinen Tropfen Rahm in meinem Kaffee, und ſo geht dann alles zu Grunde!“ Die ſchuldige Magd ließ ſich blicken und wurde von der Frau Amtmännin tüchtig ausgeſcholten; ſie verteidigte ſich ſehr geräuſchvoll, ſie habe eben geglaubt, es *müſſe* alles geputzt werden, und die Frau habe ſie ſo oft von einer Arbeit zur andern geſchickt, daß ſie zuletzt nimmer gewußt habe, woran ſie ſei. Die Widerrede machte die Frau noch heftiger, und der Tumult dauerte bis tief in die Nacht, wo endlich des Amtmanns gewaltige Stimme wieder Ruhe gebot und die geplagte Frau Lorchen ihr Stübchen anwies, das noch naß vom Aufwaſchen war, und ſeufzend ihr eigenes Lager ſuchte. Leonore, ſparſam und in beſchränkten Verhältniſſen erzogen, wußte wohl, daß man in der Haushaltung auf das Kleinſte achten muß; aber daß ein halbes Pfund Schmalz der Gegenſtand ſolchen Jammers ſein könne, begriff ſie doch nicht recht; denn die Klage um das halbe Pfund Schmalz ſtand am andern Morgen mit der Tante auf und tönte fort, bis ſie einen zerbrochenen Teller entdeckte, der ihr einen neuen Grund zum Jammer gab.

Daß die nächſten Tage ſo unruhig waren wie der erſte, fand Leonore natürlich; denn eine ſolche Putzerei nimmt wohl ein paar Tage in Anſpruch, und als alles fertig eingeräumt war, da hatten die Mägde mit ihren ſchmutzigen Schuhen den Fußboden wieder ſo verdorben, daß er aufs neue gewaſchen werden mußte. Endlich war dies Geſchäft am Ziele; nun wurden Lichter gegoſſen, was die Frau Amtmännin viel vorteilhafter fand, als ſie zu kaufen. Aber wie man anfangen wollte, hatten die Mäuſe einen Teil des Unſchlitts auf dem Boden gefreſſen, was wieder einen großen Sturm hervorrief gegen die Mägde, die nicht genug Mäuſefallen geſtellt hatten. Nach den Lichtern wurde Seife fabriziert, und nach dieſem große Wäſche gehalten, um die Seife zu benutzen, die etwa noch im Keſſel hängen geblieben ſei. Nach der großen Wäſche mußten Betten verleert und beſtrichen werden; dazwiſchen aber waren die Mägde zur Feldarbeit nötig. Leonore that ihr Beſtes und lernte wirklich viel Neues; aber ſie ſehnte ſich doch oft ſehr nach einem ruhigen Augenblick, nach einer der ſtillen Stunden in der Mutter Witwenſtübchen. Gab es einmal einen ruhigen Tag, ſo brachte die Tante ſolche Gebirge von Flickwäſche und wußte ſo unendlich viel, was alles noch genäht und hergeſtellt werden ſollte und was nicht geſchehen ſei, daß ſie gar keinen Mut zum Anfangen fand.

Zu einem Sonntagsgefühl kam man in dieſem Hauſe nie. Bei der Mutter daheim waren nach alter Sitte ſchon am Samstagabend die Spinnräder aus der rein geputzten und gelüfteten Stube geſtellt worden; kein Zeichen von Werktagsſorge und Mühe durfte in den Tag des Herrn herüberkommen. Die Mahlzeit, etwas beſſer als am Werktage, war ſchon am vorhergehenden Tage vorbereitet worden; es durfte ſelbſt in der Küche kein geräuſchvolles Geſchäft, Stoßen, Reiben, Wellen ꝛc., vorgenommen werden, der Tag mußte in heiligſter Stille verfließen. Es iſt wahr, das arme Lorchen, das nicht ſchreiben und nur ſehr mangelhaft leſen konnte, das ſich in der Beſchäftigung mit geiſtigen und göttlichen Dingen nie geübt, hatte oft ziemliche Langeweile gehabt, und ſich zuletzt eben aufs Plauderbänkchen zu einer Nachbarin geſetzt; aber doch war ein Sonntagshauch über dem ganzen Tage gelegen, der noch erfriſchend durch die Woche wehte — eine Vorahnung der ewigen Ruhe.

Das fühlte Leonore, der früher der Sonntag oft beinahe eine unwillkommene Unterbrechung geweſen war, jetzt erſt, wo vom Sonntag keine Rede mehr war.

Das Amthaus lag eine Viertelſtunde von der Kirche entfernt; da gehörte es zu den unerhörten Begebenheiten, wenn man einmal zur Kirche fertig wurde. Die Mägde, namentlich zur Zeit der Feldarbeit, konnten ſelten am Sonnabend mit dem Reinigen der Zimmer fertig werden. Dann wurden am Sonntagmorgen noch Möbel geklopft, Frieſe geölt, die Amtmännin trug die gebrauchte Wäſche in die Kammer; da fand ſie ſtets ſo viel zu ordnen, zu putzen und zu jammern, daß ſie meiſt ſpät herabkam. Dann hatte ſie eigene Sonntagsgeſchäfte, die an keinem andern Tage vorgenommen werden durften: fehlende

Knöpfe an des Herrn Kleider zu nähen, die Werktagskleider durchzuſehen und herzuſtellen, die große Kommode im Wohnzimmer bohnen und die Meſſingknöpfe daran glänzend zu reiben. Das alles hätte am Werktage, wie ſie ſagte, die Zeit verdorben! Onkel Amtmann feierte ſeinen Sonntag zunächſt damit, daß er morgens gehörig ausſchlief. Dies und die Butterbrezeln zum Frühſtück rühmte er ſtets als ſeine erſten Sonntagsfreuden, und der Kirchgang wurde ihm ſchon dadurch meiſt unmöglich; dann verlangte er auch etwas beſonders Gutes zum Eſſen und machte nachmittags gern eine kleine Luſtfahrt, wenn nicht Beſuche kamen: „Man muß auch wiſſen, daß Sonntag iſt.“

Die Tante wußte nicht, daß Sonntag war. Wie ſie Sonntagsgeſchäfte hatte, ſo hatte ſie auch Sonntagsſorgen; im günſtigſten Falle gewährte das große Wohnzimmer nachmittags einige Stunden lang einen wirklich ſonntäglichen Anblick: der Boden rein gewaſchen, die Möbel glänzend geputzt, der rote Teppich auf dem Tiſche, die Ueberzüge von Sofa und Seſſel abgenommen. Waren aber die Beſuche, denen zuliebe man dieſe Herrlichkeit entfaltet, abgereiſt, dann mußte man wieder eilen. „Leonore,“ hieß es, „leg' den Tiſchteppich zuſammen! Dorle, klopf' den Fußteppich aus! Rike, bring' warmes Waſſer zum Taſſenſpülen!“ Dann wurden die Möbel wieder bedeckt und eingehüllt, und das alles nahm ſo viel Zeit weg, daß an eine ruhige Abendſtunde nicht zu denken war.

An des Amtmanns Fahrten nahm die Frau ſelten teil; ſie verachtete alle Frauen, die gern aus dem Hauſe gingen. „Ich komme nicht des Wohllebens wegen in keine Kirche,“ ſagte ſie Lorchen zur Entſchuldigung und ſich ſelbſt zur Beruhigung, „ich muß ſie mit lauter Arbeit und Sorge verſäumen, da wird der liebe Gott ein Einſehen haben.“ Arme Frau! Sie bedachte nicht, daß ſie ihre eigene unſterbliche Seele verkürzen und darben laſſe in lauter elenden Erdenſorgen, ſo daß ſie am dunkeln Tag und in der Todesſtunde Licht und Kraft vergeblich ſuchen mußte!

An ſtilleren Abenden oder an Regenſonntagen hatten beide

Gatten nicht ſelten eine ruhigere Beſchäftigung: ſie rechneten. Leonore, des Rechnens unerfahren, konnte daran nicht teilnehmen, ſie hörte nur die Reſultate. Der Amtmann berechnete, wieviel er am Ertrage ſeiner Felder gewinne, wieviel am Vieh, wie hoch dies oder jenes Stück Gut im Werte geſtiegen, — die Frau rechnete, wieviel ſie an den ſelbſtgemachten Lichtern und Seife erſparte, am ſelbſtgebackenen Brote, an Butter, an Geflügel, an Schweinen. Sie rechnete mit Seufzen, wieviel Dienſtboten koſten, Taglöhner, Arme; jede Ausgabe kam ihr wie ein wahres Unglück vor, und wenn ſie ſich müde gerechnet hatte, ſo ſagte ſie: „So, jetzt muß ich aber ins Bett, zum Abendſegen langt's nimmer." Zum Abendſegen reichte es gar oft nicht mehr, zum Morgenſegen noch ſeltener, ſo oft es ein Hauptgeſchäft gab, und ein ſolches gab es faſt immer. Und es war auch kein Haus des Segens, obſchon die Scheunen ſich füllten, die Kapitalien und Güter ſich mehrten; es war ein Haus ohne rechten Frieden, ohne Herzensfreude.

Onkel Maiers hatten drei Kinder, vier waren geſtorben, und obgleich die Mutter natürlich mit Liebe von den Abweſenden ſprach, ſo geſtand ſie doch oft, es ſei ihr recht wohl, daß ſie ihr „aus den Füßen" ſeien, es ſei ein entſetzliches Hindernis um Kinder! Recht nach ihrem Sinne war von ihren Kindern nur einer, der Aelteſte, ein Kaufmann: der ſchaffte und ſparte wie ſie, und ſorgte und klagte wie ſie, und hatte keine gute Stunde wie ſie. Ihre verheiratete Tochter trat gar nicht in der Mutter Fußſtapfen: ſie hielt zwei Mägde, ließ außer dem Hauſe waſchen, außer dem Hauſe nähen, putzte ſich, ging auf Bälle und in Viſiten. „Und ſie iſt doch ſo im Geſchäft aufgewachſen!" ſeufzte die Mutter. Der jüngſte Sohn ſtudierte ſchon ſeit Jahren, der ahmte wenigſtens in einem dem Vater nach: er wollte ſich's wohl ſein laſſen; nur wollte er nicht vorher arbeiten, und es war nicht der kleinſte und wohl der gegründetſte Jammer der Mutter, „daß der Bub ſo viel brauche und am Ende erſt nichts aus ihm werde!"

Obgleich es Leonore nicht erſtaunlich wohl wurde in dem

Amthauſe, ſo wäre ſie doch inſoweit am Platze geweſen, als man hier am wenigſten vermißte, was ihr fehlte. Aber der Großonkel wußte am beſten, wie nötig ſie habe, ſich etwas zu verdienen; daher dünkte es ihm nicht recht, ſie ohne Belohnung im Hauſe zu behalten, und einen Gehalt ausgeben, das ſchien der Tante fürchterlich, ganz unmöglich! „Nein, ich kann gottlob noch allein fertig werden, eine Hausjungfer brauche ich nicht, abplagen muß ich mich doch und wenn ich zehn Jungfern hätte!“ Das war gewiß. So ſuchte und fand man denn für Leonore eine Stelle als Haushälterin bei einer älteren Kaufmannsfrau, und ſie ſchied nicht ungern vom Amthauſe, etwas nachdenklich darüber, ob denn dieſe Art von Häuslichkeit und Geſchäftigkeit die rechte ſein könne.

9.

Beim Onkel Stadtpfarrer.

Es wurde Sophie gleich zu Anfang unbeſchreiblich wohl, als ſie in das Haus des geiſtlichen Onkels eintrat und ſich mit der ruhigen Herzlichkeit empfangen ſah, die allen Bewohnern dieſes Hauſes eigen war. Die einfache Einrichtung des Hauſes ſchon gemahnte ſie an ihr Elternhaus. In Onkel Profeſſors Haus war eine urſprünglich elegante Einrichtung geweſen, die aber überall die leidigen Spuren der Eigentümlichkeit der Kinder trug. An den geſtickten Gardinen hatte der fleißige Eduard zuweilen ſeine Feder und der thränenreiche Richard ſeine Naſe geputzt; das rote Plüſchſofa war der allgemeine Tummelplatz für die geſelligen Abendfreuden der Kinder; an den fein polierten Stühlen hatte Otto ſich bald in der Holzſchneidekunſt verſucht, bald Zeichnungen in Kritzelmanier angebracht, und ſo ging es durch alles. Hier nun waren freilich die Kinder meiſt ſchon größer; doch zeigte das alte Tuchſofa, das die Tante von ihrer Mutter ererbt hatte, wie ſorgfältig es von jeher geſchont worden war. Es herrſchte eine geräuſchloſe Ordnung im Hauſe, die das unfaßbare Geheimnis der echten Hausfrauen iſt, dabei eine heitere, fröhliche Geſchäftigkeit; nicht daß die ſechs Kinder des Stadtpfarrers lauter Engel geweſen wären, ach nein, es gab noch manchmal etwas zu richten und zu ſchlichten! aber ein Hauch des Friedens wehte durch das Haus, der von dem ſanften und ſtillen Geiſte der Hausfrau ausging; der ließ nichts von der Säure und Herbe aufkommen, die in manchem Hauſe keines mehr die Liebe fühlen läßt, die doch vielleicht alle zu einander haben. Es waren einfache Geſetze im Hauſe, die aber ſtreng eingehalten wurden. Wer nicht arbeitet, der ſoll nicht eſſen! Wer alſo eine Schul- oder Hausarbeit gar nicht oder ſchlecht ausgefertigt hatte, der war vom Veſper ausgeſchloſſen, und das Veſper war doch ſo ein Feſt! Es beſtand gerade nicht aus Delikateſſen: Schwarzbrot, dazu Butter oder Obſt, oder im Winter ſüße warme Milch; aber es wurde ſtets zur beſtimmten Stunde aufgetragen und alles verſammelte ſich dazu mit einer gewiſſen fröhlichen Feierlichkeit, Sommers in der Gartenlaube, Winters um den eichenen Tiſch der Wohnſtube. Die Tante verſtand es, auch dem Kleinſten und Einfachſten einen heiteren, feſtlichen Anſtrich zu geben.

Wer Streit anfing oder veranlaßte, kam allein in eine Kammer oder mußte an einem beſonderen Tiſchchen ſitzen, und das begegnete meiſt beiden ſtreitenden Parteien. Für grundloſes Geſchrei und Weinen, das freilich nur noch Julchen, die Kleinſte, ausſtieß, wurde ſie einfach zur Thüre hinausgeſtellt. Das oberſte Geſetz, das ſich freilich nicht mit Strafen durchführen läßt, war in den Sprüchen enthalten: „Jeder ſuche nicht das Seine, ſondern das, was des andern iſt!“ — „Was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch!“ Daß das recht und ſchön iſt, weiß nun freilich jedermann und auch jedes Kind; aber wiſſen und thun iſt zweierlei, und es iſt ſehr natürlich, daß auch das Beſte zuerſt an ſich denkt. Wenn nun aber die jüngeren bei den älteren Geſchwiſtern ſahen, wie herzlich eines dem andern zuvorkam, wenn ſie die Freude der Eltern fühlten über jeden kleinen Liebesdienſt, den ſie einander erwieſen, ſo fingen ſie doch allmählich an, ſich in andrer Freude freuen zu lernen.

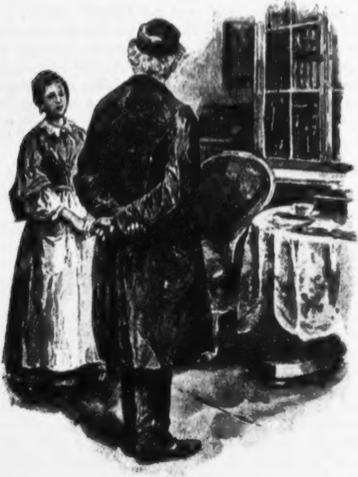
Es wurden nicht viel Worte gemacht über Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit, und doch war ihr Segen unverkennbar. Jede Arbeit durfte unterbrochen werden, wo eines dem andern etwas zuliebe thun konnte. Die zwei älteren Töchter waren ſchon erwachſen, und an ihnen ſah Sophie zum erſtenmal, was ein ſchönes Jugendleben iſt. Wenn ſie mit der Mutter um den Arbeitstiſch ſaßen und ein frommes Lied zuſammen anſtimmten; wenn ſie ſo freundlich in die Spiele und Freuden der jüngeren Geſchwiſter eingingen; wenn ſie, mit allerlei häuslichen Vorräten beladen, ihre ſtillen Abendgänge machten in die winkeligen, ſchmutzigen Gäßchen der Stadt, wohin Sophie ſich nicht getraut hätte, in ihren Zeugſtiefelchen einen Fuß zu ſetzen, — und von wo ſie mit klaren Augen und frohen Herzen zurückkehrten, weil ſie dort Kranke erquickt, arme Kinder gekleidet, Traurige getröſtet hatten — da kam Sophie ihr bisheriges Lernen und Treiben oft zweck- und wertlos vor. Es hätte ihr dies Haus recht zum Segen werden können, aber — aber die leidige Eitelkeit!

Sie wollte gegenüber von den Couſinen doch auch etwas gelten und bemühte ſich ſo viel wie möglich, das Licht ihrer Penſionsbildung leuchten zu laſſen. Klara und Marie wußten wirklich nicht ſo viel wie Sophie, denn ſie hatten nur den Unterricht genoſſen, den ihnen ihr Vater und die Lehrer der kleinen Landſtadt geben konnten; ihre franzöſiſche Ausſprache war mangelhaft; ſie kannten Blumen und Pflanzen ihrer Gegend, ihren Nutzen und Gebrauch, und freuten ſich ihrer Schönheit, aber ſie verſtanden nicht, ſie in Klaſſen einzuteilen; und ſo gab es gar manches, wo ſie ſich freuten, von der gelehrten Couſine noch zu lernen. Das that denn Sophie gar wohl, und ſie ließ bei jeder Gelegenheit etwas von ihrer Weisheit einfließen. Manchmal mußte ſie ſich geſtehen, daß die Mädchen das Wenige, was ſie wußten, mehr zu eigen hatten, daß ſie mehr darüber nachdachten und es auf das Leben ſelbſt anwandten, während es in ihrem Kopfe noch etwas tot lag, ordentlich in Fächer abgeteilt.

Wenn ſie nur ſo willig geweſen wäre, von den Bäschen zu lernen, als ſie zu unterrichten! So aber ſchämte ſie ſich hier mehr als anderswo ihrer Unbeholfenheit und that alles, ſie zu verbergen: das aber war das einzige, was ihr den Aufenthalt in dieſem Hauſe des Friedens ſtörte. Jede Verheimlichung iſt Unwahrheit, und dieſe liegt als dunkler Schatten auf dem klarſten Tage.

„Sophie, Kind! Dein Weißzeug ſcheint mir ſchadhaft, du könnteſt ſo nicht unter Fremde; ſolang du bei uns biſt, können dir die Mädchen helfen, dich neu auszuſtatten, und du kommſt dabei in Uebung," meinte die gute Tante. — „Die Mutter hat noch neue Sachen für mich in Vorrat beſorgt," ſagte Sophie; „ich brauche gar nichts." Das war nur zum Teil wahr; aber ſie ſagte es, damit man ja nicht merke, daß ſie keinen ordentlichen Stich zu nähen verſtünde. Sie las während der Arbeitsſtunden vor, trieb mit den Bäschen Franzöſiſch, lehrte die Kleinen ein wenig Zeichnen und entzog ſich, wo ſie konnte, allen Geſchäften, die ſie nicht verſtand. Je ernſter die Tante nach den erſten Wochen, wo ſie ganz als Gaſt behandelt wurde, darauf dringen wollte, daß ſie das Verſäumte nachhole, deſto unbehaglicher wurde ihr in dem Hauſe, wo es ſonſt allen wohl war.

Der Onkel war damit einverſtanden, daß ſie eine Stelle als Erzieherin ſuche; aber ſie ſchien ihm noch viel zu jung. „Verdaue erſt deine Gelehrſamkeit ein wenig, liebes Kind," meinte er, „lerne dich im Hauſe tummeln und laß dich noch ein bißchen ſelbſt erziehen, ehe du erziehen willſt!" Das war aber gar nicht nach Sophiens Geſchmack; es verlangte ſie nach Selbſtändigkeit, nach Anerkennung. Hier war ihr das Thun und Weſen des Hauſes ein beſtändiger ſtiller Vorwurf; wäre ſie nur einmal draußen, meinte ſie, ſo würde ſich alles geben und niemand nach der Nähnadel und nach dem Kochlöffel fragen. Es iſt eine gar häufige Meinung, beſonders junger Leute, daß



ſie überall vortrefflich ſein würden, nur nicht eben da, wo ſie ſind.

Sie hatte ſich an die Vorſteherin des Inſtituts gewandt mit der Bitte, ihr eine Stelle zu verſchaffen, und war nun voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen. Indes hatte ſie zu ihrer Freude eine Partie alter Romane und Taſchenbücher entdeckt, in die ſie ſich in Ermangelung beſſerer Lektüre vertiefte.

Von Stund an war ſie für die Geſellſchaft verloren, ſie würzte ſich die langweiligen Hausgeſchäfte mit Leſen und machte merkwürdige Erfindungen darüber, wie ſich Arbeiten aller Art damit vereinigen ließen. Freilich verbrannte einmal der Kaffee, den ſie leſend geröſtet hatte, und ein andermal bei demſelben Geſchäfte das Buch, das ſie aus Schrecken über der Tante raſchen Eintritt ins Feuer fallen ließ. Ein Almanach, in dem ſie beim Wäſcheeinſchlagen geleſen, kam aus Verſehen unter die Wäſche und wurde unter der Mange zerquetſcht. Der Scherz, der mit dieſen Unfällen getrieben wurde, kränkte ſie ſehr und erregte in ihr immer mehr den Wunſch, an eine Stelle zu kommen, wo ſie ſelbſt ihre Beſchäftigung zu beſtimmen habe und namentlich der Lektüre ſich widmen könne, ſo viel ſie wolle.

Unerwartet kam ein Brief der Vorſteherin, worin ſie ſchrieb, daß ſie für Sophie eine Stelle als Erzieherin in dem Hauſe einer Gräfin in Holſtein gefunden, die es trotz ihrer Jugend mit ihr wagen wolle, ihrer vorzüglichen Zeugniſſe wegen. Da war nun große Freude bei Sophie; ſie ſah lauter Herrlichkeit in dieſer neuen Zukunft und nahm den Abſchied gar leicht. Sie reiſte noch nach der Reſidenz, um unter Anleitung der Vorſteherin ſich für die neue Stelle auszurüſten, was einen großen Teil des kleinen Vermögens wegnahm. Mit Leonore, die faſt zugleich in ihre Stelle eintrat, war ſie noch wenige Tage beiſammen im Hauſe Onkel Stadtpfarrers und ſchied dann wehmütig, doch ohne großes Bedauern aus dieſer Friedensheimat.

10.

Leonore als Haushälterin.

Leonore hatte keinen zu ſchweren Eintritt auf dem herben Pfad der Dienſtbarkeit. Frau Römer, die Kaufmannswitwe, der ſie als Gehilfin im Hausweſen dienen ſollte, empfing ſie mit einer kurz angebundenen Freundlichkeit, die ſich gleich auf den rechten Fuß mit ihr ſetzte.

„Jungfer Winterin (ich denke, Sie werden mir nicht zumuten, daß ich nach der neuen Mode meine Hausjungfer Fräulein tituliere), es freut mich, daß ich gehört habe, Sie ſeien noch nach der alten Art erzogen, wo man die Mädchen nicht in Porzellankäſten ſtellte. Ich denke, wir werden gut miteinander auskommen; ich habe freilich mein Lebtag meine Geſchäfte ſelbſt verrichtet, nun aber hat mich unſer Herrgott heimgeſucht mit dem Fußleiden, daß ich nicht mehr fortkommen kann, da ſoll mir ſo ein Paar junger Füße wohl zu ſtatten kommen; nur müſſen Sie ſich freilich drein ſchicken, daß Ihre jungen Hände und Füße einem alten Kopf folgen müſſen.“

Das war nun allerdings etwas, das gelernt werden mußte; daheim war Lorchen bei ihrer Brauchbarkeit und der zunehmenden Schwäche der Mutter unbeſchränkte Hausregentin geweſen; hier mußte ſie ſich ohne viel Beratung und Widerrede einem fremden Willen fügen, und da Frau Römer natürlich die Arbeiten raſcher im Kopf ausdachte, als Leonore ſie mit den Händen vollbringen konnte, ſo war ſie oft eine ungeduldige Gebieterin, und Leonore, die im Gefühl ihrer häuslichen Tüchtigkeit ſich keiner beſonderen Demut befliß, konnte ſich hie und da eines dumpfen Gemurmels nicht enthalten, wenn Frau Römer ihren wohlüberdachten Vorſchlag: „Ich denke, heute will ich die Betten ſonnen,“ mit dem kurzen Befehl abſchnitt: „Nein, heute eilen Sie, in den Garten zu kommen!“ Aber die Gebieterin befahl nichts Unvernünftiges und nicht ſechſerlei auf einmal wie Tante Amtmännin, ſo war es nicht ſchwer, ihr zu gehorchen.

Und Lorchen erwarb ſich mehr und mehr ihre höchſte Zufriedenheit; die Arbeit ging gut von ſtatten, Haus und Geräte blickten reinlich und ſauber; Roſen und Nelken im Garten wurden zwar nicht mehr ſo gehegt wie früher, dagegen brachte Leonore Kohlköpfe zu ſtande wie Kanonenkugeln, Blumenkohl wie Zinnteller, Salat und Zwiebeln über alle Vergleichung erhaben. Die Küche wurde gut beſorgt, die Wäſche war ſchön und weiß, richtig geſtärkt und gehörig ausgetrocknet; ſelbſt Suſanne, die alte Magd der Frau Römer, die lange in heimlichem Krieg mit der Jungfer gelebt und ihr beharrlich die Schuhe nicht geputzt hatte, mußte zugeſtehen: „Eine rechte Jungfer und verſteht ihr Sach, ſo jung ſie iſt.“

Und Leonore wurde es mehr und mehr behaglich im Hauſe; es war ein ſtattliches Haus, das Frau Römer mit ihrem Sohne, der die Handlung führte, allein bewohnte; bewohnt wurde zwar eigentlich nur die Ladenſtube, aber dieſe war geräumig und freundlich, ihre Fenſter gingen auf einen ſonnigen kleinen Hof, hinter dem der ſchöne große Hausgarten begann; es ſtand da ein eichener Eßtiſch mit ſchweren gedrehten Füßen, um den unten ringsum eine kleine Fußbank lief, zur Seite der Schreibtiſch des jungen Herrn Römers, ein altes Kanapee mit gewürfeltem Barchent bezogen, und am Fenſter ein Nähſtock; es war ein ganz behagliches Wohngelaß.

Im oberen Stock, da war außer den Schlafzimmern noch eine verborgene Herrlichkeit in einer Reihe von Prunkgemächern, die Lorchen, die noch nicht zu viel von der Pracht und Eitelkeit der gottloſen Welt geſehen hatte, als der Inbegriff alles Wünſchenswerten erſchienen. Da waren Sofa und gepolſterte Stühle von Damaſt; große Porträte in künſtlichen Rahmen von Ahnherren und Ahnfrauen des Römerſchen Geſchlechts, deren reicher Anzug und prächtiges Geſchmeide gerade keinen Beweis gaben von den einfachen Sitten der guten alten Zeit; hohe Kommoden mit heimlichen Schätzen von ſchwerem Silber und feinem Linnen, ſogar noch die wunderlichen, reich geputzten Häubchen, in denen die kleinen Römer vergangener Tage waren zur Taufe getragen worden; keine adelige Familie konnte ſorgſamer die Reliquien der Vergangenheit bewahren.

Die zukünftige Beſitzerin all dieſer Schätze dünkte Leonore die Glücklichſte der Sterblichen, und — dieſer Beſitz, ſo unumſchränkt ihn auch jetzt Frau Römer verwaltete, mußte doch dereinſt an die künftige Gattin ihres Sohnes übergehen. Leonore dachte zwar nicht, wenn ſie den jungen Herrn Römer hinter ſeinem Ladentiſch betrachtete, gleich der Prinzeſſin Eboli:

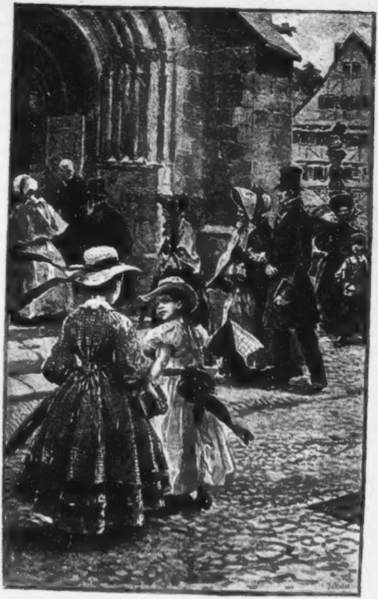
Wie ſchön iſt dieſe Hand,
Wie reich iſt ſie! — Und dieſe Hand hat noch
Zwei koſtbare Geſchenke zu vergeben —
Herr Römers Herz und dieſes volle Haus!

ſintemal ſie den Schiller nicht geleſen hatte und in Verſen weder ſprach noch dachte; aber in Proſa kam ihr denn doch der Gedanke: „Wie gut hat es einmal die, die als Frau in dieſes Haus kommt! Und der Herr Römer iſt dazu noch ein netter Mann und ſo brav!" Lorchen war jung, aber ihre Großmutter hatte ſchon im ſechzehnten Jahre geheiratet; wer weiß, wie viel nicht dieſer leiſe Gedanke im Hintergrund zu der unermüdeten Treue, der ſtillen Emſigkeit, der geduldigen Fügſamkeit beitrug, mit der ſie ihre Pflichten erfüllte!

Und Herr Römer war wirklich ein netter junger Mann von ſtillem, geſetztem Weſen, der von ſeinen Reiſen nichts von der windigen Gewandtheit eines gewöhnlichen Commis Voyageur in das ſolide Vaterhaus gebracht hatte. Er war ein guter Sohn ſeiner Mutter, trug ihr zuliebe noch die feinen Jabothemden des ſeligen Vaters und ſtützte und führte ſie mit rührender Geduld in die Kirche oder in den Garten. Noch andre und tiefer blickende Mädchen als unſer praktiſches Lorchen hätten das Los ſeiner künftigen Gattin für beneidenswert halten können.

Leonore hatte eines Abends eine große Wäſche ſiegreich vollendet und eingeräumt und ging früher, als man es für möglich halten konnte, in den Garten, wo Frau Römer und ihr Sohn waren, da der Laden bereits geſchloſſen war. Sie nahte ungeſehen der Laube, wo die beiden ſaßen; da ſie ihren Namen nennen hörte, hielt ſie ſich mäuschenſtill, um dem Geſpräch zu lauſchen — ob das gerade recht und nobel ſei, darüber kamen ihr keine Bedenken, ſie hielt es für höchſt natürlich, da das Geſpräch ſie anging.

„Ein ganzes Mädchen, die Leonore," ſagte Frau Römer; „da hat ſie mitgewaſchen, gekocht daneben, alles allein geſtärkt und aufgehängt, allein gebügelt, und ſie iſt im ſtande und flickt noch heute abend." — „Es iſt wahr," ſprach Wilhelm, „es



Er führte ſie mit rührender Geduld in die Kirche. (S. 48.)

wird alles ſo gut beſorgt, als wie Sie ſelbſt noch in Thätigkeit waren, Mutter.“ — „Weißt du, Wilhelm, was ich ſchon gedacht habe?“ — „Nein,“ ſagte Wilhelm einfach. — „Meinſt du nicht, ein ſo fleißiges, ordnungsliebendes, ſparſames Mädchen ſei in ein Geſchäft beſſer als eine mit großem Vermögen? Wir haben ja das gottlob nicht nötig.“ — „Mir kam derſelbe Gedanke,“ erwiderte offen der Sohn, „als ich ſo zu Anfang das rührige, thätige Weſen des Mädchens ſah. Ich dachte, ſie gäbe eine gute Tochter für Sie und vielleicht ein gutes Weib für mich. Aber, liebe Mutter, ich bin fürs Geſchäft erzogen und lebe darin den ganzen Tag, ich bin kein Mann der Geſellſchaft und kein Mann der Wiſſenſchaft; da möchte ich denn am Abend bei meiner Frau das tägliche Treiben vergeſſen, mich erfriſchen an einem guten Buche und an einem vernünftigen Geſpräch. Was hilft mir da eine Frau, die von nichts zu reden weiß als von ihren gelben Rüben und vom Fruchtpreiſe und von Stadtgeſchwätzen? Solange Sie leben, Mutter — und will's Gott, ſo wird er Sie mir noch manches Jahr erhalten —, vermiſſe ich das nicht; Sie kennen die Welt und das Leben, Sie freuen ſich mit mir eines guten Buches; aber wenn ich einmal allein wäre ...“ Die Augen des guten Sohnes wurden feucht, er ſagte nichts mehr; auch die Mutter ſchwieg lange; endlich ſagte ſie: „Du haſt nicht unrecht, Wilhelm; ich wußte oft ſelbſt nicht, was mir abgeht bei der Leonore; aber es iſt wahr, über ihre Küche und den Gemüſegarten verſteigt ſie ſich höchſtens noch zu einem Dorfgeſchwätz.“

Lorchen ging leiſe ins Haus zurück, ganz in der Stille, ſo matt und erſchöpft, wie ſie nie von der ſchwerſten Arbeit geworden war. Ach, ſie hatte ſich ja ſelbſt die goldene Hoffnung nicht geſtanden, mit der ſie indes ſo fröhlich und unverdroſſen hier geſchafft und gedient hatte, die Hoffnung, aus der Dienerin noch die Herrin zu werden! — Und nun war dieſe Hoffnung ſchon begraben. — Mit tiefer Erbitterung überdachte ſie wieder das Geſpräch, das ſie belauſchte. „Alſo zu dumm bin ich ihnen,“ dachte ſie, „ich, die ich mir's ſo ſauer werden ließ, der wunderlichen alten Frau alles recht zu thun! Ja freilich! Wäre ich ſo faul hingeſeſſen und hätte ein bißchen geſchrieben und in Büchern geleſen wie meine Sophie, ſo wäre ich vielleicht recht. Wollte doch ſehen, was Frau Römer ſagte, wenn ſie die Löcher ſähe, die die Sophie zugeflickt hat.“

Und Leonore entſchlief an dem Abend in bitteren Thränen und kam ſich wie eine verkannte Unſchuld und unſchuldig Zurückgeſetzte vor; nur ſehr leiſe und ſehr langſam brach ſich der Gedanke in ihr Bahn, daß ſie ſelbſt die Schuld des Mißgeſchickes trage — ſie mußte noch manch ſauren Tritt thun, bis ſie den Pfad der Demut fand.

Es wollte nicht mehr ſo raſch und freudig vorwärts mit den Geſchäften, wie zuvor. Herr Römer mußte eine kleine Reiſe machen, und die Mutter, die ſtets die einfache Handelskorreſpondenz geführt hatte, wurde krank. Sie diktierte Leonore einen Brief, den dieſe mit tauſend Aengſten niederkritzelte. „Nun, Kind, zeigen Sie mal her! Ja, du meine Güte, da weiß man nicht, ſoll man lachen oder weinen über das Geſchmiere. Geſchwind ins Feuer damit, daß niemand ſieht, wie Sie ſchreiben. Und Ihr Vater ſelig war ein Pfarrer!“

Mit bitterer Beſchämung dachte Leonore in der Stille der vergeblichen Mühen des treuen Vaters um ihre Ausbildung und wagte nichts zu erwidern.

Im Laden war die Schwierigkeit noch größer; Lorchen brach der helle Angſtſchweiß aus, wenn ſie rechnen ſollte, was ein halber Vierling Kaffee ausmacht, wenn das Pfund 28 Kreuzer koſtet. Sie ſtand mit der Kreide, rechnete und löſchte wieder aus, bis ſich der Laden mit ungeduldigen Kunden füllte. Sie mußte des Ladengeſchäfts ein- für allemal enthoben werden.

Freilich kam ihr manchmal der Gedanke, noch einzuholen, was ihr fehlte, und das verſcherzte Paradies vielleicht dennoch zu gewinnen. Aber wie hätte ſie das angreifen ſollen? Sie konnte doch nicht wieder mit Kindern in die Schule gehen, und ſie fühlte, daß ſie weniger wußte als ein Kind.

Lange war ihr bange vor dem Wort, das endlich eben doch ausgeſprochen wurde. „Liebes Kind,“ ſchlug ihr Frau Römer eines Tages vor, „wie wär's, wenn Sie zu dem Steuerrat Benzing als Haushälterin gingen? Da iſt erſt die Frau geſtorben und Kinder genug, die aber faſt alle ſchon in die Schule gehen. Zu arbeiten, zu nähen und flicken gibt's da genug, und man wird nicht viel nach Leſen und Schreiben bei Ihnen fragen. Der Gehalt iſt größer als bei mir, und — nehmen Sie mir's nicht übel! aber in ein Kaufmannshaus taugen Sie einmal nicht, obgleich Sie die beſte Hausjungfer von der Welt ſind; da müßten Sie doch etwas beſſer Schreiben und Rechnen verſtehen!“

Die Sache arrangierte ſich und Leonore verließ in heißen Thränen, mit bitterem Herzweh das Haus, in dem ihr einmal ſo wohl geworden war. Frau Römer und auch Wilhelm, ihr Sohn, beſchenkten ſie noch auf alle Weiſe, wie um ihr dies ſtille Weh zu vergüten.

Wir laſſen ſie indes bei dem Herrn Steuerrat, wo ihr in dem engen, überfüllten Stadtlogis unter den vielen Kindern erſt recht das Heimweh kam nach den behaglichen Räumen bei Frau Römer, mit dem Gedanken: „Und ich will hier erſt noch zeigen, was man auch ohne Schulbildung und Gelehrſamkeit ausrichten kann, daß euch's noch reuen ſoll!“ und ſehen uns nach Sophie um.

11.

Sophie als Gouvernante.

Sophie hatte einen recht freundlichen Eintritt an ihrem neuen Beſtimmungsorte. Von der Gräfin wurde ſie mit vieler Güte, von den Kindern, vier Mädchen im Alter von 6 bis 12 Jahren, die ſich freuten, eine ſo junge hübſche Gouvernante zu bekommen, mit zutraulicher Freundlichkeit empfangen. Es wurde ihr ein freundliches Zimmer angewieſen, und das Zimmermädchen hatte auch ſie zu bedienen. Die ſchöne Umgebung des freundlich gelegenen Landhauſes, die gute Tafel, die artige Behandlung, das alles that ihr gar wohl, und ſie ſetzte ſich an dem Morgen, wo ihr Unterricht beginnen ſollte, mit beſonderem Behagen an den Tiſch im Lehrzimmer. Die Gräfin ſelbſt wohnte dem Unterrichte bei, was Sophie etwas beklommen machte, da ſie doch fand, daß ſich das Unterrichten nicht ſo von ſelbſt gebe, wie ſie ſich gedacht hatte; aber ſie war ein geſcheites Mädchen und hatte auch ſchon im Inſtitut und in Onkel Stadtpfarrers Hauſe einige Vorübungen gemacht. So ging es bald gut; die Kinder lernten gern, und die Gräfin war zufrieden.

Die erſten Wochen verfloſſen ihr äußerſt angenehm, wenn ſie auch das Unterrichten etwas anſtrengte. Sie genoß das Frühſtück auf ihrem Zimmer, bereitete ſich in dem ſchönen Garten auf ihre Lektionen vor, erteilte dieſe in dem anmutigen Gartenſaale; dazwiſchen machte ſie eine Pauſe, in der ſie ſich mit den Kindern zwiſchen den Bäumen und Büſchen erging. Mittags bei der Tafel wurde ſie vom Grafen und der Gräfin wie ein Glied des Hauſes behandelt; nachmittags machte man hübſche Ausfahrten oder große Spaziergänge, da den Kindern alle Tage ein neuer Ort einfiel, den man dem Fräulein Winter auch noch zeigen müſſe; abends machte man Muſik.

So ging das eine Weile aufs ſchönſte. Die fatalen Arbeitsſtunden ſuchte Sophie ſo lange als möglich ferne zu halten. Sie hatte ſich wohl gedacht, daß man auch Unterricht in Handarbeiten verlangen werde, aber ſich dann wieder leicht getröſtet. Viel, dachte ſie, wird ja in einem vornehmen Hauſe doch nicht gearbeitet; kann ich doch ein wenig häkeln und Körbchen flechten! Stricken werden die Kinder ſchon können.

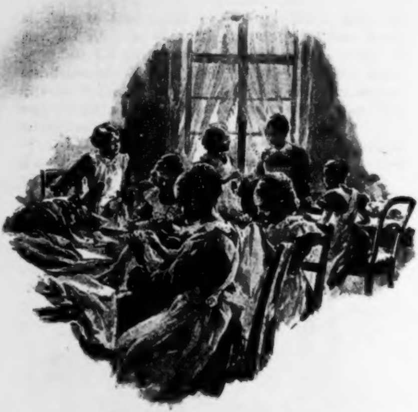
Vierzehn Tage nach Sophiens Ankunft ſagte die Gräfin: „So, ihr Lieben, nun haben die Feiertage ein Ende! Ich trete eine kleine Reiſe an,“ ſprach ſie, zu Sophie gewendet, „und überlaſſe die Kinder ganz Ihrer Aufſicht. Ihre Vorgängerin, Mademoiſelle Lacroix, ließ die Kleineren nachmittags zwei Stunden, die Aelteren drei Stunden ſich mit Handarbeiten beſchäftigen. An vier Tagen in der Woche überlaſſe ich Ihnen, die

Arbeiten zu beſtimmen; Mittwochs und Samstags geht's in unſre kleine Fabrik, die habt ihr Fräulein Winter auch noch nicht gezeigt," ſchloß ſie, zu den Kindern ſich wendend.

„Ja, in die Fabrik, in die Fabrik!" jubelten die kleinen Mädchen und hingen ſich an Sophiens Arm, die nicht recht wußte, was das bedeuten ſollte. Die Fabrik war ein großes helles Zimmer im oberen Stock, in dem es aber keineswegs gräßlich ausſah. Da ſtanden zwei Tiſche, der eine mit Strickkörbchen, der andre mit Nähzeug, angefangene Röckchen, Leibchen, Kinderjäckchen. Was konnte die Gräfin damit wollen?

„Sehen Sie, meine Liebe," ſagte die Gräfin, „das iſt unſre Fabrik! Hierher kommen zweimal in der Woche Mädchen vom Dorfe, die ich dazu ausgewählt habe, und hier wird von unſeren Armen und für dieſe gearbeitet. Die kleinen Mädchen ſtricken, die größeren üben ſich an alten Kleidern und einfachen Stoffen im Nähen. Meine Kinder ſollen ihre Zeit und ihre Hände nützlich anwenden lernen. Ueber die Strickerinnen führt meine Henriette und ein älteres Dorfmädchen die Aufſicht; zum Zuſchneiden und Nähen kommt hie und da eine Perſon vom Dorfe, die aber jetzt krank iſt. — Sie, als die gut erzogene Tochter eines bürgerlichen Hauſes, werden es leicht finden, inzwiſchen ihre Stelle zu erſetzen: es iſt alles ganz einfach, wie Sie ſehen." Sophie murmelte ein paar Worte der Zuſtimmung, ließ aber zugleich die Bemerkung fallen, daß ſie in gewöhnlichen Handarbeiten etwas außer Uebung ſei. Das kam ihr doch ganz ungeſchickt! Welch ein unnötiger Einfall der Gräfin, eine Schneiderei zu errichten!

„Das wird ſich bald wieder geben," meinte zuverſichtlich die Gräfin; „es iſt ja nicht mehr nötig, als jedes junge Mädchen verſtehen muß, um ihre eigene Garderobe im ordentlichen Stande zu erhalten; mit dem Schnitte nehmen's unſre Dorfkinder nicht ſo genau, nur gut genäht!" — „Und alle Weihnachten und Oſtern wird beſchert, um Weihnachten Winter-, an Oſtern Sommerkleider," erzählten die Kinder; „das iſt ſo hübſch!" — „Und an den andern Tagen müſſen Sie uns was



Schönes machen lehren auf Mamas Geburtstag!“ flüſterte ihr Henriette, die Aelteſte, zu. Sophie war keineswegs erbaut von dieſen Ausſichten; der Schrecken von der Nähſtube war ihr in alle Glieder gefahren.

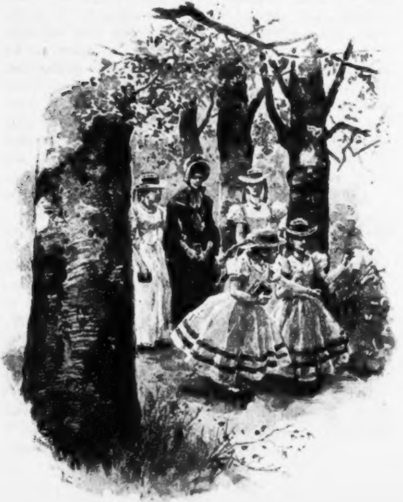
Die Gräfin reiſte ab, beruhigt, ihre Kinder in ſo guten Händen zu laſſen; Sophiens Kenntniſſe, ihr lebhaftes Weſen, ihre heitere Weiſe, ſich mit den Kindern zu beſchäftigen und ihre Gabe, ſie zu unterhalten, gefielen ihr ſehr wohl. Fertigkeit in Handarbeiten ſetzte ſie bei jedem Mädchen voraus, zumal da ſie hierin keine hohen Anſprüche machte.

Sophie ſuchte ſich zu helfen, ſo gut ſie konnte: ſie ließ eines der Mädchen ein Drahtkörbchen flechten, ihre einzige Kunſt, die zweite häkeln, was ſie auch noch ein wenig verſtand, und die andern thun, was ſie wollten. Sie ſelbſt nahm eine Arbeit in die Hand und gab ſich mehr Mühe, ſie hübſch zu machen, als je zuvor in ihrem Leben; aber Kinder haben gar ſcharfe Augen für die Mängel von Vorgeſetzten, und Sophie entgingen die ſpöttiſchen Blicke nicht, welche die Mädchen manchmal auf ihre Arbeit warfen. Die Fabriktage waren Tage ſauren Schweißes für ſie; zwar wandte ſie all ihren Verſtand an, um ihre Unkenntnis zu verbergen und ſelbſt von der Geſchicklichkeit der älteren Mädchen zu lernen; aber oft kam ihr vor, als ob es abſichtliche Bosheit der Kinder ſei, wenn ſie immer wieder um Dinge fragten, die ſie nicht wußte, oder wenn ſie ihre Arbeit aufmerkſam beſahen und riefen: „Wer hat ſo krumme Stiche an der Schürze gemacht?“ und kichernd die Köpfe zuſammenſteckten.

Das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit machte ſie auch hie und da übler Laune in den Lehrſtunden, und das Verhältnis zwiſchen ihr und den Kindern blieb nicht immer ſo heiter wie anfangs. Und doch war ſie ſo gern hier. Die fatalen Arbeiten waren der einzige Schatten auf ihrem Leben. Es war ein edler, freundlicher Ton in dem Hauſe, ſo wie ihn wahrhafte Bildung gibt, die auf dem Grunde eines echt chriſtlichen Sinnes ruht.

Am ſchönſten waren die Sonntage. Da machte man bei ſchönem Wetter in aller Frühe den Gang zur Kirche in das Dorf, das eine Viertelſtunde vom gräflichen Schloß entfernt war. Der Weg führte durch eine wunderſchöne Allee alter Buchen; die kleine Kirche und das Pfarrhaus lagen auf einer Anhöhe etwas abgeſondert vom Dorf. Es war ſo recht das Ideal eines Pfarrhauſes! Der Eingang war von hohen Linden beſchattet, und ein ſchmaler Weg führte über den grünen Raſen bis zu der Kirche. Ein Blumengärtchen, der Stolz der Fräulein Ludovike, der bejahrten Tante des jungen Pfarrers, umgab die andere Seite des Pfarrhauſes — es war wunderbar ſtill und friedlich hier; es wurde Sophie ſo heimatlich zu Mute, daß ſie vor Heimweh hätte weinen mögen. Die Kinder waren hier ganz zu Hauſe; der Spitz, der ſich vor der Hausthür ſonnte, ſprang wie toll vor Freude, wenn er ſie von weitem ſah; die alte Pfarrmagd legte ihr Geſicht in die freundlichſten Falten, wenn die kleinen Gräfinnen kamen, und die Mädchen meinten, ſogar der Kanarienvogel ſtimme ſein ſchönſtes Liedchen an, wenn ſie eintreten.

Da die Kinder nachmittags noch eine Religionsſtunde bei dem Pfarrer hatten, an der Sophie teilnahm, ſo wurde meiſt



der Mittag bei Paſtors zugebracht und die Mädchen glaubten zuverſichtlich, daß keine Delikateſſe der gräflichen Tafel daheim je der ſüßen Grütze der Tante Ludovike gleich komme. Der Pfarrer war ſehr ernſt, faſt etwas zu bedächtig für ſeine Jugend; doch konnte er hie und da im Kreiſe der Kinder eine kindliche Heiterkeit zeigen, die, aus der Tiefe eines warmen, rein bewahrten Herzens quellend, ihm doppelt liebenswürdig ſtand.

Hier erſt lernte Sophie begreifen, daß die Harmonie des Alltaglebens, dieſe höchſte und ſchwerſte Aufgabe, nicht durch geiſtige und nicht durch häusliche Vorzüge allein erreicht werde, ſondern nur durch die Treue und Liebe, mit der jede Kraft ausgebildet, jede, auch die kleinſte Pflicht erfüllt wird.

Sie fühlte nun wohl, welche Quelle harmloſer Befriedigung ſie ſich verſtopft hatte, indem ſie alle weiblichen Fähigkeiten vernachläſſigt hatte; ſie hätte auch gern noch gelernt, aber das war nun ſchwer, wo ſie ſchon allerlei kleinen Betrug anwenden mußte, um ihre Unkenntnis zu verbergen.

Fräulein Ludovike dachte dem jungen Mädchen wohl zu thun, wenn ſie ſie recht oft in die Erinnerungen an ihre Jugend, an ihr Leben und die Lebensweiſe daheim zurückführte. Da und dort kam bei dieſer Gelegenheit zu Tage, wie gänzlich fremd Sophie allen häuslichen Uebungen geblieben war; Ludovike ſchüttelte in der Stille bedenklich den Kopf dazu und dachte bei ſich: „Nein, wenn ich Mutter wäre, ich ließe kein Mädchen ſo zur Gelehrſamkeit allein ausbilden; das gibt in Ewigkeit keine Hausfrau!“ Und Sophie errötete tief, wenn ſie bei einem ſolchen Geſpräch den ſtillen Augen des Pfarrers begegnete, die ſo aufmerkſame und ihr ſo furchtbare Zuhörer waren.

Hie und da taute auch der ſtille junge Pfarrer auf und vertiefte ſich mit Sophie in ernſte, tief eingehende Geſpräche, wo ſie ſo gern, ach ſo gern all ihre Mädchengelehrſamkeit dem gediegenen männlichen Wiſſen unterordnete, ſich ſo willig belehren ließ. Sollte er, ſo geiſtig, ſo vielſeitig gebildet, wirklich ſo großes Gewicht auf häusliche Fertigkeiten einer Frau legen? Sie wagte nicht, ſich die Frage zu verneinen, da ſie zu verſtändig war, um nicht allmählich einzuſehen, wie ſehr auch das geiſtige Glück im Familienleben von der guten Ordnung und verſtändigen Leitung des Haushalts abhängig iſt. Sie bekam jetzt auf einmal einen faſt übermäßigen Reſpekt vor den Geheimniſſen der Haushaltungskunſt und weiblicher Handfertigkeiten, ſo daß dieſe ihr, ſo jung ſie noch war, faſt unerreichbar ſchienen.

Als einmal der Graf im Scherz zu Ludovike etwas über die künftige Frau Pfarrerin ſagte, hatte ſie geäußert: „O gnädiger Herr, mein Neffe kommt in ſeinem Leben nicht zu einer Frau!“ — „Iſt er denn ſo anſpruchsvoll?“ hatte der Graf gefragt. — „Das nicht eben, aber ſo bedächtig, ſo gar gewiſſenhaft! Bei einer zweifelt er, ob er ſie glücklich machen könne, bei der andern, ob ſie ihn beglücken würde; einmal will er nicht wählen ohne beſondere Zuneigung, was man ſo Liebe nennt, und wenn ich denke, er ſei verliebt, ſo iſt er erſt recht beſorgt, ob er auch ein rechtes Urteil über den Gegenſtand habe, gerade weil er ein wenig verliebt ſei. Er will gar keine Anſprüche machen, und doch iſt ihm keine vollkommen genug; Sie werden ſehen, er kommt zu keiner!“ Sophie mußte oft unwillkürlich an dies Geſpräch denken, wenn ſie den ſtillen, prüfenden Augen begegnete.

Als die Gräfin von der Reiſe zurückgekehrt war, hatten ſich die Mädchen beeilt, ihr mit kindiſchem Wichtigthun ihre Entdeckungen über die neue Gouvernante mitzuteilen. „Mutter,“ hieß es, „Fräulein Winter kann nicht weiß ſticken: ich wollte noch einen neuen Stich an meinem Kragen lernen, da wußte ſie nicht einmal recht, wie man die Nadel hält!“ — und: „Mutter, Fräulein Sophie kann gar nicht recht nähen: an dem wollenen Röckchen hat ſie eine Ueberwindlingnaht gemacht und nicht umgebogen, wo kein Salband iſt; alles iſt wieder aufgegangen, und ſchneiden kann ſie gar nicht!“ — und: „Mutter, ſie kann nicht einmal flicken,“ — und: „Mutter,“ wußte die Kleinſte, „ſolch ein garſtiges Strickzeug hat ſie! Und ich ſah in ihrem Körbchen zwei angefangene Strümpfe, die ſie gar nicht fortgeſtrickt hat!“

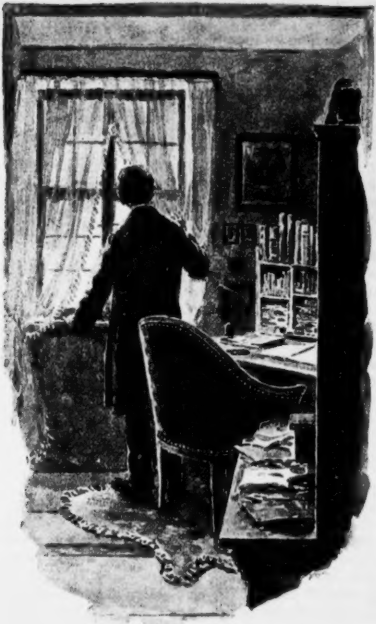
Die Mutter hörte dieſe ſchweren Anklagen zuerſt mit Lächeln und verwies den Kindern ein unbeſcheidenes Spionieren nach Fehlern; aber ſie nahm ſich vor, aufmerkſam zu ſein. Sophie bemerkte dies und fühlte ſich ſehr unbehaglich. Sie wollte ihr Beſtes thun; aber es kam gerade oft ungeſchickter heraus, und ſie fühlte mehr und mehr, daß das Verhältnis ein untergrabenes ſei. Endlich kam eine Erklärung der Gräfin, die Sophie geahnt, aber zu ſehr gefürchtet hatte, um nicht doch darüber zu erſchrecken. „Liebes Fräulein, Sie taugen nicht für mein Haus; die Lehrerin meiner Kinder ſoll ihnen auch in weiblichen Tugenden und Fertigkeiten Beiſpiel ſein. Ich ſchätze Ihre Talente und Kenntniſſe, ich könnte den Unterricht in Handarbeiten etwa durch andere erteilen laſſen; aber Sie ſind durch dieſe Mängel zu ſehr in der Achtung der Kinder geſunken, Sie hätten keine Autorität mehr. Ich weiß nicht, ob es eine Stelle gibt, bei der Sie weibliche Handarbeiten ſo ganz entbehren können; ich rate Ihnen daher, nach Hauſe zu gehen und das Verſäumte ſo viel wie möglich nachzuholen, ſolange Sie noch jung ſind.“

Dazu aber konnte ſich Sophie nicht entſchließen, nachdem ſie erſt ein halbes Jahr vorher ſo fröhlich, ihrer Sache ſo ſicher ausgezogen war! Ueberdies wußte ſie nicht einmal, wohin. Onkel Stadtpfarrer würde ſie freundlich aufnehmen, aber doch nur aus Güte; — dagegen ſträubte ſich ihre ganze Natur. Die Gräfin ſah das und verſprach, ſich nach einer andern Stelle für ſie umzuſehen. Da traf es ſich denn glücklich, daß eine alte Dame ihrer Bekanntſchaft eine Geſellſchafterin und Vorleſerin ſuchte. Die Gräfin ſchlug Sophie vor, und dieſe, der die neue Stelle, wo man gewiß keinen Näh- und Flickunterricht verlangte, wie eine wahre Himmelsgabe vorkam, ſchlug mit Freuden ein. Der Abſchied aus dem gräflichen Hauſe fiel ihr übrigens ſehr ſchwer; auch die kleinen Mädchen, denen man den Grund des Wechſels natürlich nicht mitteilte und die ſie lieb gehabt hatten, waren ſehr betrübt. Die Gräfin, die großes Mitleid mit ihr fühlte, beſchenkte ſie reichlich, auch die Kinder brachten ihr hübſche Andenken; aber nichts konnte Sophie von dem bittern Gefühle befreien, daß ſie durch eigne Schuld dieſe freundliche Stätte verliere. Sie ging noch ins Pfarrhaus hinüber, um Abſchied von Fräulein Ludovike zu nehmen. Bis jetzt hatte ſie ſich zuſammengenommen und nirgends merken laſſen, wie ſchwer ihr der Abſchied wurde. Als ſie aber hier in dem traulichen Stübchen ſaß, auf deſſen hellen Wänden die Schatten der Linden hin und her ſpielten, da war ihr erſt, als müſſe ſie mit dem Abſchied von dieſer Stätte von ihrem Paradieſe ſcheiden, und ſie konnte kaum mehr reden vor unterdrücktem Weinen.

Ludovike wußte von der Gräfin, die ſich manchmal mit ihr beraten hatte, und aus ihrer eignen Beobachtung wohl die Gründe für Sophiens baldige Entfernung; ſie war eine herzensgute Perſon und hatte Sophie aufrichtig lieb gewonnen; aber ihr, die ſehr häuslich erzogen war, kamen ihre Mängel ganz unerſetzlich und furchtbar vor, und das arme Mädchen, die mit achtzehn Jahren noch nicht ordentlich ſtricken, nähen und flicken konnte, betrachtete ſie mit einem ganz unausſprechlichen Mitleid und wußte kaum, wie ſie ſie tröſten ſollte.

„Sie ſind ja noch jung, liebſtes Fräulein,“ ſagte ſie endlich, „es kann Ihnen noch lange gut gehen, und daheim gibt es manches noch zu lernen.“ — „Ich gehe nicht heim, ich habe keine Heimat,“ ſagte ſie, und ihr gedrücktes Herz machte ſich in bittern Thränen Luft; aber ſie trocknete ſie raſch bei dem Eintritt des Pfarrers.

Der Abſchied des Pfarrers war kurz; obgleich er Sophiens Hand länger in der ſeinen hielt, als nöthig geweſen wäre, ſo that es ihr doch weh, daß er ſo wenig Worte für ſie hatte. Sie wußte nicht, daß er hinter dem Vorhang ſeines Studierzimmers ihr nachblickte, ſolange er ſie noch ſehen konnte, daß er nachher lange, lange in innerem Kampfe auf und ab ſchritt; ſie wußte nicht, wie gern er ſie gebeten hätte, ſein Haus und Herz als Heimat anzunehmen. Aber Tante Ludovike hatte nicht unrecht, er war eine bedächtige Natur, die Für und Wider bei allen Schritten genau, faſt zu genau abwog. Sein Frauenideal mußte er ſich neben allem Reichtum des Gemüts denn doch ſtets



in emſigem, häuslichem Walten als umſichtiges Hausmütterchen denken, und die innigſte, wahrſte Liebe war bei ſeiner ernſten Natur nicht feurig genug, um alle Schattenſeiten des geliebten Gegenſtandes zu verklären. Er war, ſei es geſagt auf die Gefahr hin, daß poetiſche Seelen ſich mit Abſcheu von ihm wenden, er war proſaiſch genug, ſelbſt der Dame ſeiner ſtillen Liebe gegenüber an die Nachteile von zerriſſenen Hemden, verbranntem Eſſen, unordentlichen Zimmern zu denken und zu glauben, daß dieſe Uebelſtände in die Harmonie der Seelen einen Mißlaut bringen könnten. Er ſagte ſich freilich: „Sie iſt ſo jung, ſo talentvoll, das bißchen Haushaltung wird ſich wohl noch einholen laſſen;“ aber, kam das Bedenken wieder, ein Mädchen, die ſo das Nötigſte der echt weiblichen Ausbildung verſäumt hat, hat auch keinen Sinn, kein Herz für ihren weiblichen Beruf, kein rechtes frommes, demütiges Frauenherz; ſie würde ſich unglücklich fühlen, ans häusliche Joch geſchmiedet zu ſein. „Aber da iſt ja die Tante,“ ſchlug wieder die Stimme des Herzens vor. — „Meine Frau ſoll einmal Hausfrau, die leitende Seele des Hauſes ſein, nicht ein Gaſt unter ihrem eignen Dach, der ſich füttern und kleiden läßt,“ ſagte der nüchterne Verſtand darauf. Und, um es offen zu geſtehen, obgleich ein Mann im rechten Sinn des Wortes, hätte der Pfarrer doch kaum den Mut gefunden der Tante nur von einer ſolchen Wahl zu reden, ihr, die nur im Ton des tiefſten Mitleids von „dem armen, verwahrloſten Mädchen mit ihrem bißchen Wiſſenſchaft“ ſprach.

Und ſo ließ er Sophien ziehen mit einem Herzweh, wie er es nie empfunden; er wurde von der Zeit an ſtiller, ſcheuer in Geſellſchaft, und die Tante verzagte mehr und mehr daran, daß er „noch zu einer komme“.

Mit dem Beginn des Frühlings war Sophie in Diepenbrok, dem Gut der Gräfin eingezogen; es war im Oktober, mit den Herbſtwinden und fallenden Blättern, als ſie an dem etwas trübſeligen Schlößchen vorfuhr, das Frau von Ahrens, ihre neue Herrin, bewohnte, und ſie brachte wenig von dem guten

Mut mit, der ihr den erſten Eintritt in die Fremde erleichtert hatte.

Leonore hatte ſie in dieſer Zeit einigemal geſchrieben, und dieſe hatte auch ihr einige Briefe geſchickt, die man für Hieroglyphenſchrift hätte halten können. Aber die Schweſtern verſtanden ſich zu wenig, und Leonorens Unfähigkeit zum Schreiben erſchwerte den Verkehr zu ſehr, als daß ein Zuſammenleben in der Ferne möglich geweſen wäre. Die Schweſtern, die beide ſo allein in der Welt ſtanden, dachten freilich oft mit Liebe aneinander. Daneben aber kam bei Sophie hie und da im ſtillen der Gedanke: „Meine Leonore, die unwiſſender iſt als ein Bauernmädchen, die macht ihren Weg in der Welt mit ihrem bißchen Flicken und Stricken und Kochen, und ich mit meinen ſchönen Kenntniſſen ſoll nicht einmal eine paſſende Stelle finden!“ Und ſo dachte Lorchen auch wohl mit einiger Bitterkeit: „Ja, die Sophie, die ihr Lebtag nicht ſchaffen mochte und ſich hinſetzte wie eine Prinzeß und nicht ihre eigenen Strümpfe flicken kann, die lebt jetzt in Schlöſſern herrlich und in Freuden mit ihrem Bücherleſen und Schreiben, und ich, die ich mir's immer ſauer werden ließ und alles verſtehe, ich ſoll von Haus zu Haus ziehen und nirgends gut genug ſein!“ Wie bitteres Unrecht geſchieht doch den Leuten auf der Welt!

12.

Zuſammentreffen.

Das Witwenhäuschen in Altenzimmern ſtand, ſeit es die Schweſtern verlaſſen, wohl verſchloſſen, aber in ſeiner ganzen, einfachen Einrichtung noch unverändert, wie es bei der Mutter Lebzeiten geweſen war. Es war von einer längſt verſtorbenen Frau Pfarrerin für Pfarrwitwen geſtiftet worden und wäre leer geblieben, da keine Witwe im Ort war; die Verwandten beſchloſſen, hier den Schweſtern die Betten und das Hausgerät vorläufig aufzubewahren. Frau Hauſch, die verwitwete Schultheißin, früher die Geheimerätin und Hausfreundin der ſeligen Frau Pfarrerin, erbot ſich mit Vergnügen, für das Lüften der Zimmer und die Erhaltung der Sachen Sorge zu tragen. Frau Hauſch war ſtolz auf ihr anvertrautes Amt, namentlich gegenüber der regierenden Pfarrerin, die ihren Rat und ihre Freundſchaft nicht verlangte und gegen die ſie daher eine unauslöſchliche Pike hatte, und beſorgte alles aufs beſte.

Es waren bald zwei Jahre, nachdem die Schweſtern die Heimat verlaſſen hatten, im Beginn des Frühlings, als man alle Fenſter des Häuschens offen und die rüſtige Witwe mit ganz beſonderer Geſchäftigkeit darin hantieren ſah. „Jungfer Lorchen" hatte ihr geſchrieben, daß ſie in den nächſten Tagen in aller Stille gern in ihrer alten Heimat einkehren und einige Zeit da verweilen wolle. Frau Hauſch hatte den neugierigen Dorfbewohnern nie zugegeben, daß die Pfarrtöchter in Dienſte getreten ſeien; „ſie helfen vornehmen Herrſchaften eine Weile aus, ſolange es ihnen gefällt," ſagte ſie. So erklärte ſich's auch ganz natürlich, daß Lorchen wieder eine Zeitlang hierher kam. Leonore war von Frau Hauſch wie vom übrigen Dorf ſtets der Schweſter vorgezogen worden; zwar bewunderten ſie Sophie höchlich wegen ihres hübſchen, feinen Ausſehens, ihres modiſchen Anzugs und wegen ihres reinen Deutſch und nannten ſie vorzugsweiſe „die g'ſcheite Pfarrjungfer"; aber Lorchen war viel populärer, ſie intereſſierte ſich für jede Kuh im Dorfe, konnte mit jeder Bäuerin plaudern — ſie freuten ſich alle, daß ſie wieder bei ihnen einkehrte.

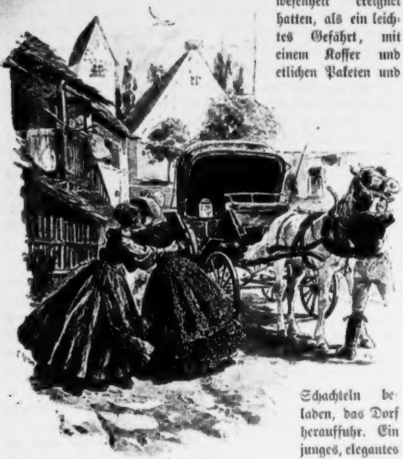
Frau Hauſch hatte die Wohnſtube behaglich erwärmt, das Bett in der uralten Himmelbettlade, das die Schweſtern von Kindheit auf geteilt hatten, friſch bezogen; auf dem Tiſch prangte ein „dicker Kuchen", den ſie ihrem „Lenorle" zum Eintrittsgruß gebacken hatte; freundliche Bauernweiber hatten den Küchenkaſten mit allerlei Grüßen an Mehl, Butter, Eiern, getrocknetem Obſt geſpickt; Lieschen brachte noch einen Stock mit braunen Nelken — ſie konnte kaum erwarten, bis ſie endlich das

„Pfarrlenorle“ in dem bekannten dunkeln Shawl das Dorf herabkommen ſah.

„Ei du meine Güte, Jungfer Lenorle,“ empfing ſie ſie nach dem erſten Gruß, „ich meine, Sie ſehen nicht ſo gut aus wie ſonſt; haben Sie ſich denn ſo abſchaffen müſſen? Du lieber Gott, ein Waislein iſt eben übel dran; kommen Sie denn zu Fuß?“ — „Ich bin bis Untersberg mit der Poſt gefahren,“ ſagte Leonore, die es ſehr nach Einſamkeit und Stille verlangte, von der ſie früher keine beſondere Freundin geweſen war. Zur Einſamkeit kam ſie nicht ſo bald; es ſtellten ſich noch einige Dorfweiber ein, die einen Küchengruß brachten und hören wollten, wie es ihr indes gegangen, die den Papa ſelig lobten und über den neuen Pfarrer ein wenig ſchimpften. Da aber Leonore viel ſtiller war als ſonſt, ſo entfernten ſie ſich bald und meinten auf dem Heimweg, ſie ſei doch draußen etwas ſtolz geworden. Das ließ Frau Hauſch nicht gelten, obgleich ſie ſelbſt auch nicht recht zufrieden war: „Was glaubt ihr, wenn man wiederkommt an einen Ort, wo man vorher daheim geweſen iſt, da wird einem immer das Herz ſchwer, und das iſt bei Privatleuten noch viel mehr als bei unſereinem. Ich habe noch die gar alte Frau Pfarrer Bauzenbergerin gekannt; wie die einmal wieder als Witfrau in das Pfarrhaus gekommen iſt, hat ſie geſchrieen, daß man's drei Häuſer weit gehört hat.“ Gegen ſo ein eklatantes Beiſpiel wußten die Weiber nichts einzuwenden und gaben ſich zufrieden.

Leonore ſchrie nicht, daß man's drei Häuſer weit hörte; nachdem ſie dem Andenken der lieben Mutter ihre Thräne geweint, richtete ſie ſich ein in den engen vier Wänden und fühlte ſich ganz unbeſchreiblich wohl wieder in einem Eigentum. Es dünkte ihr, nach den Erfahrungen, die ſie gemacht, in dieſem Augenblick eine Glückſeligkeit, ihr lebenlang hier zu „eigenbrödeln“, wo man nicht mehr von ihr verlangte, als was ſie wußte und konnte; — aber ſie fühlte bald, daß ſie dazu zu jung ſei und daß ſie ein berufloſes Leben nicht ertragen könnte. Nach wenigen Tagen ſchon dünkte ihr dies Leben zwecklos und einſam; ſie ſehnte ſich nach Stoff für ihre Thätigkeit.

Den ſollte ſie nun ganz unerwartet finden. Sie ſaß abends mit Frau Hauſch auf der Bank vor dem Hauſe, emſig ſtrickend, und ließ ſich Dorfbegebenheiten erzählen, die ſich in ihrer Abweſenheit ereignet hatten, als ein leichtes Gefährt, mit einem Koffer und etlichen Paketen und Schachteln beladen, das Dorf herauffuhr. Ein junges, elegantes Fräulein ſtieg aus. „Sophie! Grüß Gott, Sophie!“ rief Leonore, und lachend und weinend lagen ſich die Schweſtern in den Armen; ſo innig, mit ſo unbeſchreiblicher Freude und Liebe hatten ſie ſich nie begrüßt.



Leonore war ſtolz, die Wirtin zu machen; ſie führte Sophie ins Zimmer, nahm ihr die überflüſſigen Hüllen ab, brachte ihr Gepäck unter und bewirtete ſie mit ihren ländlichen Vorräten. Mit tiefer innerer Beſchämung und Rührung ſah Sophie die häusliche Geſchäftigkeit, die dienende Sorgfalt der Schweſter, die ſie ſich ſonſt ſo vornehm hatte gefallen laſſen.

Wie freute ſich Leonore, daß ſie, mit ihrer gewohnten Umſicht, vor ihrem Abzug in die Heimat ſich noch in der Stadt mit einigen Vorräten eingerichtet hatte und die Schweſter mit Thee bewirten konnte, dem ſie ſelbſt ſonſt wenig nachfragte! Wie oft hatte ſie bei der Mutter gemurrt, wenn Sophie früher in den Ferien Thee zum Abendbrot erſchmeichelte ſtatt der Suppe, die Leonore für geſünder und wohlfeiler hielt! Nun ſie die Wirtin war, ordnete ſie ſo freundlich die Taſſen, die ſchöne, friſche Butter und das gute Brot, ja ſie bereitete ſogar einige Eier dazu, was ihr ſonſt der Gipfel von Uebermut und Luxus erſchienen war, und brachte zuletzt noch ein Täßchen mit ſchönem, klarem Honig, den ihr die Müllerin verehrt hatte.

„Wie gut du biſt, Lorchen!“ ſagte Sophie, einmal über das andre; „komm, ich bitte dich, ſetze dich endlich und genieße auch etwas! Ich ſchäme mich, wenn du mir ſo aufwarteſt; ſo, nun will ich auch dich bedienen,“ ſagte ſie, als endlich Leonore ſich niederließ, und ſchenkte ihr Thee ein und ſtrich ihr Butterbrote, und die zwei Schweſtern waren im ſtillen ganz verwundert über das neue Element von Liebe und Freundlichkeit, das in ihnen erwacht war, und fühlten ſich ſeelenwohl darin.

„Ja, Leonore,“ hub Sophie an, „wenn ich ſo ein Hausmütterchen wäre wie du, ſo wäre ich wohl nicht hier.“ — „O Sophie,“ ſeufzte Leonore, „wenn ich nur ein bißchen von deiner Gelehrſamkeit profitiert hätte, wer weiß, wo ich jetzt wäre und wie gut ich's haben könnte!“ Zu einem rechten Aufſchluß über die Vergangenheit kam es aber beim Thee noch nicht.

Erſt als die Schweſtern ſich zur Ruhe gelegt hatten unter dem gemalten Himmel der alten Familienbettſtatt, wo ſie das bedeckte Lager gegenüber im Auge hatten, auf dem die ſelige Mutter einſt zum letzten Schlummer entſchlafen war; als das

Licht gelöſcht war und nur ein Streifen klaren Mondlichts das Stübchen erhellte, gingen die Herzen recht auf, und ſie fühlten beide das Bedürfnis rückhaltloſen Vertrauens. „Schläfſt du, Leonore?“ fragte Sophie. — „Ach nein, ich kann gar nicht ſchlafen,“ ſagte dieſe; „ich muß an ſo vieles denken.“ — „Nun, Lorchen, ſo möchte ich dir gerade jetzt alles erzählen, wie mir's indes gegangen iſt, morgen käme ich vielleicht wieder nicht dazu.“ Stolz und glücklich über das Vertrauen der Schweſter, vor der ſie ſonſt immer das peinliche Gefühl der Unterordnung gehabt, richtete ſich Leonore auf als bereite und aufmerkſame Zuhörerin.

Und Sophie fing an und erzählte ihr zuerſt von dem Aufenthalt bei der Gräfin, von aller Liebe und Freude, die ſie dort genoſſen, von dem Pfarrhaus bei den grünen Lindenbäumen; und offener als ſie gewollt, offener als ſich ſelbſt, geſtand ſie, nun das Vertrauen im Fluß war, der Schweſter, wie allein an ihr ſelbſt, an ihrem Mangel an weiblichem Fleiß und Geſchick es gelegen, daß ſich dieſer freundliche Aufenthalt für ſie geſchloſſen hatte.

„Nun kam ich,“ fuhr ſie fort, „zu Frau von Ahrens, und obgleich mir's ſchon beim Eintritt in ihre düſtere Wohnung heimwehartig zu Mute ward, ſo nahm ich mir doch vor, alles zu thun, um hier bleiben zu können. Frau von Ahrens war eine alte, kränkliche Dame; ſie ſaß, faſt ſo lange ich da war, Tag für Tag in einem ſamtenen Lehnſtuhl am Fenſter, ich ihr gegenüber auf einem Taburett. Ich fing mein Amt mit Vorleſen an; meine Stimme, meine deutſche und franzöſiſche Ausſprache gefielen ihr; manchmal muſizierte ich ihr ein wenig, dann nahm ich etwas in die Hand, was einer Arbeit gleich ſah, erzählte ihr etwas Geleſenes oder Erlebtes — wir kamen vortrefflich miteinander aus in den erſten Wochen.

„Aber Frau von Ahrens war ſparſam und durchaus nicht geſonnen, mich zum bloßen Vorleſen zu beſolden, obgleich meine Stelle dieſen Namen hatte. Auch war es wohl natürlich, daß ſie von einem geſunden jungen Mädchen noch andre Dienſte erwartete. Sie hatte eine beſondere Liebhaberei für feine Stickarbeiten, da ſie ſich auf ihr ſcharfes Geſicht bei ihrem Alter etwas zu gute that. Ihre Freude dauerte aber nicht zu lange; wenn ſie einige Blumen genäht hatte, ſo gab ſie die Arbeit mir: ‚Nicht wahr, Fräulein Winter, Sie vollenden mir das?‘ Ich that's freilich; aber wie? — Dann hatte ſie ganze Käſten und Truhen voll alter Atlaskontuſchen und Saloppen und Enveloppen und Aufſätze von ihren Urahnfrauen her. Wenn ſie ſich nun einen ſchönen Tag machen wollte, ſo mußte die alte Kammerjungfer einen Korb voll davon auf den Platz bringen; ſie wurden probiert und ſollten verändert werden nach neuem Geſchmacke. Ebenſo hatte ſie beſtändige Veränderungen mit Spitzenhauben und Kragen im Plane. Die alte Kammerjungfer konnte ſie zwar vortrefflich ankleiden und friſieren, aber zu Nadelarbeiten reichten ihre Augen nimmer aus; da hieß es denn: ‚Wir haben uns ſchon lange gefreut, ein Paar junger Augen zur Hilfe zu bekommen,‘ und überall ſollte ich aushelfen. Alles verſchwor ſich gegen mich: einmal erkrankte die Kammerjungfer und Köchin zugleich; da ſollte ich gar noch an der Köchin Stelle treten und, wie Frau von Ahrens meinte, wenigſtens ihr Krankenſüppchen kochen. Und meine Kochkunſt ging doch nie über die Bereitung eines Thees hinaus. Nun ſagte ich wohl, ich habe mich zur Erzieherin ausgebildet und verſtehe weder Schneiderei noch Putzmachen, am wenigſten die Küche; das verſtimmte aber meine Gnädige ungemein, und ſie meinte, was ſie wünſche, *müſſe* ſich bei jedem Mädchen von ſelbſt verſtehen, zumal bei einer Pfarrtochter. Es iſt nicht zum erſtenmal, daß mir dieſer Vorwurf ins Herz ſchnitt, der eigentlich — und wie unverdient! — unſrer guten, treuen Mutter galt.“ Leonore nickte bedeutſam. „Nun, daß ich's kurz mache, unſer Verhältnis wurde immer kühler; mit den verzweifelt ſcharfen Augen bemerkte Frau von Ahrens auch jeden Mangel meines Anzugs, wo mir in Diepenbrok noch die gefällige Kammerjungfer nachgeholfen. Sie meinte, dazu ſollte doch wenigſtens eine Erzieherin erzogen ſein, ihre eigene Garderobe in Ordnung zu halten, und bald nach Neujahr riet ſie mir, bis zum Frühling eine andre Stelle zu ſuchen. Ich war ſo gebeugt und mutlos, ſo verzagt an mir ſelbſt, daß ich der Gräfin alles ſchrieb und ſie um ihren Rat bat. Sie antwortete mir ſehr gütig und meinte ganz beſtimmt, ich ſolle zunächſt an gar nichts denken, als um jeden Preis das Verſäumte einzuholen, ſolange ich noch jung ſei, und wenn mich's die größte Ueberwindung und Demütigung koſte. ‚Sehr wenige und ſeltene Ausnahmen unſres Geſchlechts,‘ ſchrieb ſie mir, ‚ſind zu ausſchließlich geiſtigem Wirken berufen, und ſelbſt dieſen verzeiht man kein zerriſſenes Kleid. Ohne eine geſchickte, fleißige Hand und ein liebevoll aufmerkſames Auge für die kleinen Bedürfniſſe des Lebens werden Sie nirgends recht am Platze ſein und nirgends ſich zufrieden fühlen. Und es mag wohl ſein, daß ein edler, guter Mann, der Ihnen eine freundliche Heimat fürs Leben hätte bieten mögen, nur durch die Erwägung zurückgehalten wurde, daß, um ein Herz und ein Haus zu beglücken, nicht nur eine gebildete, ſondern vor allem auch eine häusliche und fleißige Frau nötig iſt.‘“ — „Was hat ſie denn damit eigentlich gemeint?“ fragte Leonore, bei der dieſe Stelle auch eine innere Saite anſchlug.

„Ach, ich weiß nicht ſo recht; ich ſage dir das ein andermal,“ ſagte Sophie, froh, daß die Nacht ihr tiefes Erröten verhüllte. „Da beſchloß ich denn, dem Rat der Gräfin zu folgen, und, wohl oder übel, wie ein kleines Mädchen mit Stricken und Nähen zu beginnen, mir mit Mühe unter Fremden die nötigſten Begriffe des Haushalts zu erwerben, die mich die ſelige Mutter ſo gern umſonſt gelehrt hätte. Ehe ich aber mich zu der Demütigung entſchloß, mich über dieſen Plan mit der Tante Stadtpfarrerin zu beraten, zog mich's in die alte Heimat, um einige Tage hier in der Stille auszuruhen und mit mir ſelbſt ins klare zu kommen. Nun danke ich Gott, daß ich dich hier getroffen und dir alles ſagen konnte.“

Sophiens Bericht war Leonore einigermaßen tröſtlich und wohlthuend geweſen neben allem Mitleid, das ſie mit der Schweſter hatte. Sie war in der letzten Zeit oft ſo gedemütigt worden, all ihr Fleiß und ihre häuslichen Fertigkeiten ſo gering geachtet, und nun ſah ſie, daß dieſe doch auch noch eine Geltung hatten in der Welt!

„Nun aber, Lorchen, was dem einen recht iſt, iſt dem andern billig! Rücke auch mit deinen Erlebniſſen heraus!“ ermunterte ſie Sophie.

„Von Herzen gern,“ ſagte Leonore und hub an: „Hätte ich auch damals gedacht, als ich die Minuten zählte auf des Vaters Schwarzwälderuhr, ob die verdrießliche Lehrſtunde noch nicht aus ſei, daß ich einen Finger von der Hand geben möchte, um dieſe Lehrſtunden zurückzurufen? Ich glaubte ſonſt, wenn man einmal von der Schule erlöſt ſei, ſo komme ein Mädchen mit Nadel und Rührlöffel durch die ganze Welt, und nun muß mir das verwünſchte Leſen und Schreiben und was alles mein Lebtag überall zwiſchen die Füße kommen!“

„Du biſt auf gutem Wege zur Gelehrten,“ lächelte Sophie, „wenn du ſo anfängſt.“

„Nun, ſei nur ruhig, du behältſt recht!“ fuhr Lorchen fort. „Wie mir's bei Frau Römer ging, das habe ich dir geſchrieben, ſo gut ich konnte; dort fehlte mir wirklich gar nichts als eben das bißchen Lernen. Nun kam ich zu den acht Kindern des Steuerrats; die Frau war lange krank geweſen, da gab's zu waſchen, zu flicken, neu zu machen; ich dachte, da biſt du am Platze; wenn die leibhaftige Safao, oder wie ſo eine Gelehrte geheißen hat, da wäre, ſo könnte ſie an kein Buch und an keine Feder denken. Ja, proſit! Wie ich die Kinder endlich herausgeflickt und das Hausweſen geſäubert hatte, kamen wir ſoweit in Ordnung und Ruhe; die Großen gingen in die Schule, einen Spruch überhören konnte ich allenfalls noch; aber ich mußte mich bald von den Grampen auslachen laſſen, wenn ſie mich leſen hörten oder ein paar Buchſtaben in meinem Hauskalender ſahen. Die großen Buben kamen fort, es ward wieder ruhiger; ich ließ die Mädchen ſtricken und nähen, da wollten ſie noch Unterhaltung dazu: ‚Die Mutter hat mit uns geſungen, die Mutter hat uns vorgeleſen, die Mutter hat uns erzählt!‘ — ‚Ei was,‘ ſagte ich ihnen, ‚Arbeit iſt Unterhaltung!‘ — ‚Sie haben recht,‘ ſagte eine Frau Tante, die oft ins Haus kam, ‚es iſt nicht nötig, daß die Kinder die Arbeit als Nebenſache und die Unterhaltung als Hauptſache anſehen; aber ein gutes Geſpräch oder eine nette Erzählung oder ein nützliches Buch belebt manchmal den Fleiß.‘ Ja, die hatte gut reden! Dann kamen Klagen vom Lehrer, die Schularbeiten ſeien unpünktlich ausgefertigt. ‚Bitte, nehmen Sie ſich auch der Aufgaben ein wenig an!‘ ſagte der Steuerrat, ‚meine Frau ſelig hat das noch auf dem Bette gethan.‘ Da ſollte ich Schönſchreibhefte, Rechnungen, Aufſätze durchſehen, und die Kinder fragten mich noch alle Augenblicke. Dann kamen die Abende, da wollten ſie wieder unterhalten ſein; und wenn ich Gänsdarmen ſtatt Gensdarmen las, oder ſo etwas, ſo gab's ein Gelächter.

„Auch war ein kleines unmüßiges Mädchen da, das noch nicht in die Schule ging, mit dem ich mir gar nicht zu helfen wußte. ‚Das Spielen reicht für dies lebhafte Kind nicht aus; Sie ſollten es ein wenig buchſtabieren lehren, etwas ſchreiben laſſen, kleine Lieder lehren‘ ꝛc., meinte die Frau Tante. Nun, die Buchſtaben kenne ich gottlob; aber wie ich's mit dem Unterrichten angreifen ſollte, wußte ich nicht recht. Kurz, es war eine Not und Drangſal, und zuletzt hielt ich's ſelbſt für Pflicht, der Tante zu ſagen, ein Mädchen von mehr Schulbildung werde beſſer hier am Platze ſein. Sie nahm das ſehr willig an: ‚Es thut uns wirklich leid, Fräulein Winter, Ihre häuslichen Fähigkeiten zu verlieren; vielleicht aber wollen Sie ſelbſt noch etwas für Ihre Ausbildung thun, die von Ihren Eltern verſäumt zu ſein ſcheint‘ (o, wie bat ich dem treuen Vater meine Trägheit ab!), ‚und ich muß Ihnen ſagen, wenn Sie nicht Köchin oder Nähterin werden wollen, ſo thun Sie daran wohl!‘ Das war nun grob, aber wahr. Der Steuerrat dankte mir übrigens tauſendmal für meine Mühe und Treue im Ordnen ſeines Haushalts. Ich aber habe mir vorgenommen, noch einmal in die Schule zu gehen, es koſte, was es wolle, und nicht mehr in die Welt hinaus, bis ich nur auch das Nötigſte gelernt habe. Weil ich aber nicht recht wußte, wie ich das angreifen ſollte, und mich auch ein wenig ſchämte, ſo ging ich zunächſt hierher; hier verſauern will ich aber nicht.“

Es war faſt Morgen geworden, bis die Schweſtern ihre Geſtändniſſe vollendet hatten und ſich zum Schlummer niederlegten. Am andern Morgen am Frühſtückstiſche, den Leonore emſig bediente, hub Sophie an: „Weißt du was, Lorchen? Ich will bei dir die Haushaltung, und was dazu gehört, ſtudieren!“ — „Und weißt du was, Sophie? Ich will bei dir das ABC noch einmal lernen! Das iſt das beſte. Wir zwei haben am wenigſten Grund, uns voreinander zu ſchämen, und am meiſten Urſache, Geduld miteinander zu haben.“

Unter Lachen und Weinen, wenn ſie an die verlorene Zeit ihrer frühen Jugend dachten, die nun ſo mühſam eingeholt werden mußte, entwarfen die Schweſtern ihren nächſten Lehr- und Lebensplan und teilten ihn dem Onkel Stadtpfarrer, der, ſeit Großonkel Maier geſtorben, ihr Vormund war, zur Genehmigung mit. Beide, beſonders Sophie, hatten von ihrer Dienſtzeit ein Sümmchen zurückgelegt, das ihnen leicht möglich machte, ein Jahr hier zuſammen zu leben. Onkel Profeſſor hatte wirklich nicht Zeit, ſich um andrer Angelegenheiten zu bekümmern. Einer ſeiner Söhne war durchs Examen gefallen, weil er ſeine Studienjahre gar zu eigentümlich benützt hatte, und der andre aus der Lehre entlaufen, die ſeiner Eigentümlichkeit gar nicht zuſagte.

Onkel und Tante hatten nun freilich ihre Zweifel über das Praktiſche des Plans und bezweifelten, ob die Geduld der Schweſtern den Familienunterricht, dieſe höchſte aller Geduldsproben, beſtehen würde, namentlich ſchien für Sophie der Schauplatz gar zu klein zur Erlangung von Haushaltungskenntniſſen; aber ſie meinte, es handle ſich bei ihr ja nur um ein Verſtändnis des Nötigſten, das ſich in Einfachheit, in Stille und Ordnung am beſten erwerbe, und da Luſt und guter Wille von beiden Seiten ſo groß war, ſo willigte man endlich in den Verſuch.

Auf des Onkels Anraten wurde auch das Eis gebrochen und die Nachfolgerspike überwunden, die ſich zwiſchen der alten Frau Pfarrerin und dem neuen Pfarrer gebildet hatte, und die Schweſtern fanden bei dem gebildeten Pfarrer und ſeiner liebenswürdigen Frau herzliche Aufnahme und freundlichen Rat.

Daß die Waiſen das Witwenhäuschen bewohnten, fand keinen Anſtand, der einfache Haushalt wurde wieder inſtand gerichtet und es begann zum zweitenmal ein

Wechſelſeitiger Unterricht.

Die Schweſternſchule wäre freilich ein gewagtes Unternehmen und wohl ein unmögliches geweſen, wenn nicht die Mädchen zuvor in der Schule des Lebens den Anfang in der ſchwerſten Lektion, der Selbſtverleugnung und Demut, gemacht hätten. Aber die rechte Schweſterliebe, die ſie in der Fremde zuerſt gelernt; der Gedanke an die treuen Eltern, denen ſie den oft verſäumten Gehorſam nun doch als Gabe aufs Grab legen wollten; die Erkenntnis, daß gerade zu den kleinſten Werken die Kraft aus der höchſten Quelle geſchöpft werden muß, gab ihnen Geduld und Ausdauer, mehr, als man für möglich gehalten hätte. Vielleicht auch ruhte leiſe und verhüllt im Hintergrunde der Herzen ein Traum von irdiſchem Glück, das noch nicht ganz verſcherzt ſei und das der Preis ihrer treuen Beſtrebungen werden könnte — wer kann's leugnen und wer wollte es tadeln! Was ſich ein Mädchen ſelbſt nicht ſagt, das brauchen auch andre nicht zu ſagen.

Ein Jahr iſt freilich eine gar kurze Zeit, um einzuholen, was durch eine ganze Kinderzeit verſäumt wurde; darum ſollte dies treulich benützt werden, und die Mädchen begannen mit großem Eifer ihr beiderſeitiges Lehramt. Leonore war die erſte, die früh am Tage die ſchlaftrunkene Sophie weckte. Dieſe wollte recht von unten auf dienen. Keine Arbeit ſollte mehr nur für die Schweſter recht und für ſie zu gut ſein; darum begann ſie damit, Feuer aufzumachen, Frühſtück zu kochen, Zimmer und Haus zu reinigen und die einfachen Mahlzeiten zu bereiten.

Leonore zeigte große Geduld, wenn ſie die Schweſter in Handarbeiten unterrichtete; aber es zuckte ihr in allen Fingern, ſelbſt anzugreifen, wenn Sophie in Haus und Küche ſich oft ſo ungeſchickt zeigte. Im ganzen war es freilich ein gar kleiner Hausſtand, wenn ſie auch je und je ein Nachbarkind zu Gaſte luden; doch meinte Lorchen, zum erſten Anfang ſei es wohl genügend und ein großes Hausweſen bekomme Sophie doch nicht zu leiten. Auch war es gut, daß Zeit genug zu Lehr- und Arbeitsſtunden übrigblieb.

Sophie zeigte wirklich viel Gaben und Geduld zum Unterrichten und viel Verſtand in der Auswahl des Nötigſten für ihre bald neunzehnjährige Schülerin, und es begegnete je und je noch dem guten Lorchen, daß ſie mit Seufzen nach der Uhr ſah, ob es noch nicht Zeit ſei, in die Küche zu gehen; aber Sophiens Beharrlichkeit beſchämte ſie. Sie rief ſich all die trüben Stunden zurück, die ihr die Unwiſſenheit gemacht, und ſie faßte ſich wieder und that ihr Beſtes, glücklich, wenn die Schweſter ihre Schülerarbeit lobte. Ebenſo ſtichelte Sophie unermüdlich, trennte auf und nähte wieder nach den Anweiſungen ihrer ſehr pünktlichen Lehrmeiſterin, als ob ſie nie etwas andres thun wollte. Nur wenige Zeit geſtattete ſie ſich zur Fortübung in den Fächern, die ihr ſpäter wieder nötig ſein würden, zur Korreſpondenz mit der gütigen Gräfin, die ſich ihrer noch mit mütterlicher Treue annahm; auch die Abendſtunden widmete ſie, neben dem unerläßlichen Strickzeuge, der Schweſter und las ihr, nach der Anleitung Onkel Stadtpfarrers, Werke vor, die ganz geeignet waren, ihr allmählich Geſchmack und Freude an dem Höheren beizubringen.

Nicht, daß ſie nun gerade wie die leibhaftigen Engelein miteinander gelebt hätten und alles ineinander gegriffen hätte wie ein gutes Rechenexempel — das eben nicht; gar manchmal wurde die Lehrerin heftig und die Schülerin widerſpenſtig; aber ſie ließen die Sonne nicht untergehen über ihrem Zorn und erzählten ſich nachher ſelbſt nützliche Exempel aus ihrer Vergangenheit.

Der Verkehr mit dem Pfarrhauſe war eine wohlthuende Abwechſelung in ihr Stillleben, und auch Leonore lernte die Abende dort dem Plauderbänkchen der Frau Hauſch, die nicht recht mehr zufrieden war, weit vorziehen; ſie hörte da in anſpruchsloſer Weiſe ſo manches Gute und Schöne aus der ihr neuen Welt des Geiſtes, zu der ſich ihr nun wenigſtens ein ſchmales Pförtchen aufgethan, und Sophie fand in dem kinderreichen Hauſe reichlich Gelegenheit, ideale und reale Fertigkeiten in freundlicher Aushilfe zu üben.

Auch Feſte wurden hie und da im Schweſternhauſe veranſtaltet, wenn Onkel Stadtpfarrers zu Gaſte kamen, um den kleinen Haushalt zu erweitern. Es war ergötzlich zu ſehen, wie ſich Sophie als Hausfrau gebärdete und mit Stolz den ſelbſtverfertigten Pudding auftrug, und wie jede der Schweſtern die neu erworbenen Kenntniſſe der andern ins Licht zu ſetzen ſuchte, um zugleich ihren Ruhm als Lehrerin zu erhöhen.

Lorchens Eroberungen auf dem Gebiete der Litteratur blieben freilich gemäßigt, obwohl ſie ſich auf Sophiens Antrieb bis zur Lektüre von Schillers Dramen verſtieg, die ſie recht ſchön, jedoch ein wenig übertrieben fand; aber ſie ſchrieb nun doch einen hübſchen, korrekten Brief, ſie wußte ihren Sonntag mit dem Leſen guter Andachtsbücher beſſer als ſonſt zu verbringen, und ſie kopierte zu ihrem Privatvergnügen alle Kaufmannsnotas, die ihr in die Hand fielen, und rechnete ſie ſorgfältig nach, verſteckte jedoch dieſe Zeugen ihres Fleißes ſelbſt vor der Schweſter.

Unternehmender war Sophie als Köchin, ſie wollte ſich — nicht zufrieden mit den gegebenen Rezepten — ſogar in neuen Kompoſitionen verſuchen, was Leonore aber zu gewagt und koſtſpielig fand.

13.

Ein wunderbarer Zufall.

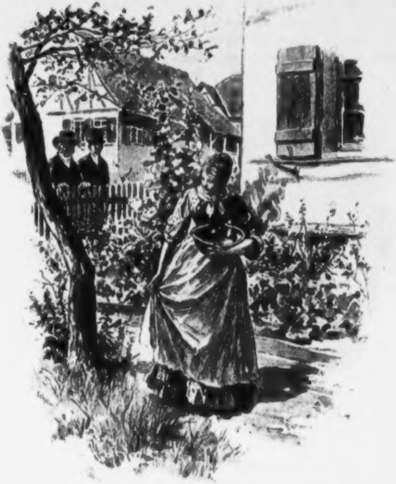
Das Lehrjahr war vorüber; der Frühling ſandte ſeine Vorboten ins Land, und auch die Schweſtern, ſo wohl ſie ſich in ihrem Stillleben befanden, fühlten doch, daß es nicht ſo bleiben könne, um ſo mehr, als ihre Erſparniſſe ſich ſehr erſchöpft hatten und der Fonds des beſcheidenen Vermögens nicht angegriffen werden ſollte.

Sophie hatte längſt ſchon die Gräfin gebeten, ihr wieder für eine paſſende Stelle zu ſorgen, und auch Leonore wollte ſich nach einem Wirkungskreis umſehen. Sophie hatte ihr im Scherz einmal geraten, der Frau Römer zu ſchreiben, um ihr zu zeigen, welch gute Feder ſie jetzt führe. Das aber hatte ſie mit Indignation verworfen; es wäre ihr wie ein indirekter Antrag vorgekommen, und „gelehrt oder nicht gelehrt,“ ſagte ſie zu der Schweſter, die Mühe hatte, ſie nach dieſem Vorſchlag wieder zu verſöhnen, „ich bin ein Mädchen, ich will mich ſuchen laſſen und nicht ſuchen und zehnmal lieber ſitzen bleiben, als einen Schritt zu viel thun.“ Sophie errötete tief bei dieſen Worten; war nicht ein leiſer, ein ganz leiſer Gedanke im Hintergrunde ihrer Briefe an die Gräfin gelegen? — Sie wollte lieber nicht daran denken; der Pfarrer hatte gewiß längſt den Phönix gefunden, den er geſucht; die Gräfin hatte ſo wenig als ſie ſelbſt je ſeiner in ihren Briefen erwähnt.

Im Gedanken an eine nahe Trennung hielten die Mädchen noch inniger zuſammen als zuvor und pflegten recht mit Treue das kleine Hausgärtchen, um ein gutes Andenken zu hinterlaſſen, wenn ſie nun bald der Weg wieder in die Fremde führe.

Es war ein ſtiller, ſchöner Morgen, als Sophie allein im Gärtchen beſchäftigt war; ſie hatte Kreſſe geſät: allerlei myſteriöſe Namenszüge, die die Schweſter nicht enträtſeln konnte; und während ſie das Beet begoß, flogen ihre Gedanken weit, weit weg über Thal und Hügel. Da hörte ſie eine Stimme, eine Stimme, ach, wie man nur eine, nur eine einzige im ganzen Leben hört: „So fleißig, Fräulein Sophie?“ Sie blickte auf; am Gartenzaun ſtand der Pfarrer, neben ihm ein jüngerer Mann. War's möglich? War's kein Traum? Konnte ſich in dieſem wirklichen, nüchternen Leben etwas ſo Wunderbares ereignen? — Aber nur das Aufleuchten ihrer Augen, die tiefe Glut, die ihre Wangen einen Augenblick überzog, zeigten ihre innere Bewegung; mit echt weiblicher Faſſung grüßte ſie zuerſt den Pfarrer vom Ort und fragte dann, als ob ſie ihrer Sache nicht recht gewiß wäre: „Herr Paſtor Jürgens?“ — „Und ein alter Freund, wie ich hoffe,“ ſagte der Paſtor aus Holſtein, ihr die Hand bietend; er war faſt befangener als Sophie, und ſelbſt dem Paſtor Loci dämmerte eine Ahnung, als ob dies wunderbarliche Zuſammentreffen von zwei alten Bekannten kein ſo ganz zufälliges ſei, obgleich Mannsperſonen nicht mit abſonderlicher Spürkraft in Herzensgeheimniſſen begabt ſind.

Es war alſo Herr Paſtor Jürgens aus Diepenbrok, deſſen gute Tante, Fräulein Ludovike, vor einigen Wochen geſtorben war und der, um ſich zu zerſtreuen und aus rein theologiſchen Intereſſen die Verſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins hierzulande hatte beſuchen wollen. Er hatte ein Empfehlungsſchreiben an Pfarrer Horſt in Altenzimmern, der in ſeiner Jugend in Norddeutſchland geweſen war, und war deſſen Einladung gefolgt, ihn auf ein paar Tage zu beſuchen, um auch das Landleben in Schwaben kennen zu lernen. Geſtern abend war er im Pfarrhaus eingetroffen; bei der Unterhaltung über die Orts-



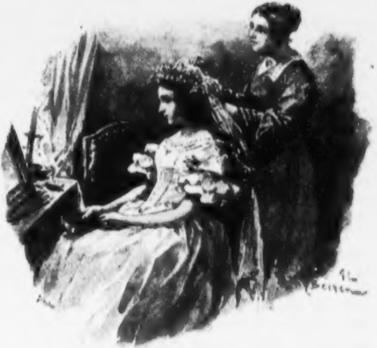
verhältniſſe war natürlich auch die Rede auf die verwaiſten Schweſtern gekommen, und die Pfarrerin hatte ihm das Leben und Streben der zwei Mädchen gar anſprechend geſchildert. Als ihre Namen genannt wurden, vermutete er faſt mit Gewißheit, daß er eine der Schweſtern ſchon früher im Hauſe der Gräfin Stein als Gouvernante geſehen haben werde, und der Pfarrer führte ihn auf dem Morgenſpaziergang an dem kleinen Schweſternhauſe vorüber; ſo ſtellte ſich die Sache der gläubigen Pfarrfamilie dar. O du grundredlicher Paſtor Jürgens, von dem Tante Ludovike rühmte, daß du ein Nathanael ohne Falſch ſeieſt, warum haſt du denn gänzlich verſchwiegen, daß die Gräfin ſo freundlich war, dir, auch zufällig und gelegentlich, alle Briefe Sophiens mitzuteilen? Daß du vollkommen gut wußteſt, wo die zwei Schweſtern lebten und wie ſie lebten, und daß der einzige freundliche Zufall bei der Sache war, daß du gerade auf dieſes kleine Fleckchen Erde ein Empfehlungsſchreiben bekommen konnteſt?! — „Wie ſonderbar," meinte auch Sophie, als ſie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen Leonore die Begegnung erzählte, „wie ſonderbar, daß Paſtor Jürgens gerade hierher kommen mußte!" — „Ueberaus ſonderbar," ſagte Lorchen ironiſch; „o geh, ich bin nicht ſo dumm, als ich ausſehe; ich weiß auch, was die Glocke geſchlagen hat!"

Die Schweſtern wurden im Pfarrhaus zu Mittag geladen, und Leonore, als die Aelteſte, lud, nach manchem Bedenken Sophiens, Pfarrers nebſt ihrem Gaſt zum Abendthee.

Wenn nun auch der Pfarrer wohl gewußt hatte, daß er Sophie hier traf, ſo hatte er doch nicht gewußt, wie liebenswürdig ſie ſich in ihrer häuslichen Geſchäftigkeit ausnahm. Seine ſchüchterne, bedachtſame Liebe machte rieſige Fortſchritte, kein Erwägen und kein Ueberlegen hätte ihn mehr abhalten können, die Frage auszuſprechen, die eine bedeutſame Frage, auf die er einer ſüßen Antwort ſo ziemlich gewiß war.

Die grüne Laube des kleinen Gärtchens, wo ſonſt nur ſtille Witwen ihrem vergangenen Glück nachgeträumt hatten, wurde nun auch einmal zur Wiege eines jungen Glückes, aber nicht lange; der Paſtor mußte abreiſen, und das war gut, denn die Dorfbewohner hätten großen Anſtand an der bräutlichen Zärtlichkeit genommen und fanden die „g'ſcheite Pfarrjungfer" ſehr ungeſcheit, daß ſie ſich am Arm führen laſſe, wo ſie doch allein gehen könne.

Nun gab's erſt Uebung im Nähen, als die Schweſtern zuſammen die Ausſteuer machten, und Leonorens praktiſche Tüchtigkeit und Geſchick zeigten ſich in vollem Glanze. Im Herbſt durfte ſie der Schweſter den Brautkranz in die Locken flechten, und Onkel Stadtpfarrer ſegnete den Bund mit tiefer Rührung in der kleinen Kirche, wo einſt der Vater Sophie getauft hatte.



Wie gern hätte Sophie der Schweſter den Liebesdienſt erwidert! Sie glaubte, es komme die Gelegenheit dazu, als kurze Zeit vor ihrer Hochzeit ein Brief der Frau Römer an Leonore anlangte. Leonore, die kühle, beſonnene, vernünftige Leonore konnte kaum vor innerem Zittern das Siegel erbrechen. Wie geſpannt war Sophie auf den Inhalt! Aber Lorchen wandte ſich ab, als ſie den Brief geleſen hatte, und blieb eine Weile ſtill im Schlafſtübchen; dann ſtieg ſie auf den Boden, dann trug ſie die zehnmal geſonnten Betten nochmals an die Sonne, dann grub und jätete ſie im Gärtchen, wo nichts mehr zu jäten war, kurz, ſie arbeitete viel und ſprach nichts.

Bei Nacht erſt, als das Licht ausgelöſcht war, vertraute ſie der Schweſter, was in dem Briefe geſtanden war. Frau Römer hatte ſie gefragt, ob ſie nicht wieder als Jungfer bei ihr eintreten wollte; ihr Sohn ſei ſeit einem Jahre verheiratet, die junge Frau habe Zwillinge und ſei dadurch erſtaunlich in Anſpruch genommen; ihr eigenes Fußleiden habe ſich aber ſehr verſchlimmert, und eine treue, umſichtige Hilfe thäte ihr not. „Was Schreiben und Rechnen anbelangt,“ ſchrieb ſie ihr, „ſo wird das wenig an Sie kommen, da meine Söhnerin ſehr bewandert in der Feder iſt; ſonſt habe ich in allen Stücken das beſte Zutrauen zu Ihnen, Jungfer Winter.“

Leonore teilte das Sophie in kurzen Worten mit, ohne Kommentar, und Sophie nahm ſie ohne Kommentar in die Arme und weinte herzlich mit ihr, bis ſie beide einſchliefen.

Am andern Morgen lehnte Leonore dankend das Anerbieten der Frau Römer ab, da ſie gegenwärtig ihrer Schweſter noch nötig ſei; geſprochen wurde nichts mehr darüber. Leonore aber hat nicht vergebens dieſe ſchwerſte Schule ſtiller Entſagung durchgemacht.

14.

Zu guter Letzt.

Und nun ſehen wir noch einmal hinein in das Pfarrhaus bei den grünen Linden, wo Sophie als glückliche Frau Paſtorin lebt und waltet. Es ſind zehn Jahre des Glückes und Friedens, die ſie hier verlebt hat; aber Lehrjahre waren es auch noch, ohne Lehrgeld ging es nicht ab. Sie mußte gar oft erfahren, wie auch das Glück der Herzen abhängig iſt von den Kleinigkeiten, die eine Frau nie ungeſtraft vernachläſſigt, und manche ſtille Thräne war aus den hellen Augen gefloſſen, wenn ſie die Nachſicht und Geduld ihres Mannes in Anſpruch nehmen mußte, wo ſie ſich gern geweidet hätte an ſeiner Freude und Zufriedenheit. Aber wie die Lehrjahre hienieden nie ganz ein Ende nehmen, ſo iſt es auch zum Lernen nie zu ſpät für alle, denen es ernſt damit iſt.

Leonore hatte ſich in dienender Liebe, in aufopfernder Thätigkeit als treue Schweſter bewährt; nun aber weilt ſie am eigenen Herd als die Gattin eines Gutsbeſitzers, deſſen mutterloſen Kindern ſie eine gute Mutter geworden iſt. Sie gilt als Muſter einer vortrefflichen Hausfrau, „wenn ſie gleich eine Fremde iſt“, und Schwager Jürgens lächelt oft über den Eifer, mit dem ſie für gehörigen Unterricht ihrer Kinder ſorgt, wie er ſich ergötzt an den ſchönen, lehrreichen Reden über weiblichen Fleiß und häusliche Tüchtigkeit, die ſeine liebe Sophie an ihre Mädchen hält, die ſich ſogar ſchon zu der Drohung verſtiegen, alle Bücher zu verbrennen, wenn ſie darüber die Handarbeiten verſäumen ſollten.

Durch Onkel Stadtpfarrers ſtehen die Schweſtern noch in ſtetem freundlichem Verkehr mit der Heimat. Onkel Profeſſor hat, ſoviel mir bekannt iſt, fünf von ſeinen eigentümlich Erzogenen nach Amerika ſpediert; Otto fungiert dort als Kaminfeger mit allerlei Nebenämtern, Heinrich iſt Oberkellner, Ludwig Hausknecht und Richard mit der ſchönen Stimme Pfarrer daſelbſt geworden.

Tante Maier lebt als Witwe bei ihrer Tochter, in deren Hauſe ſie mit grimmiger Thätigkeit ſchaltet und bitterlich klagt, daß ſo wenig Segen und Freude bei dem Reichtum ſei, den ſie doch mit ſo ſaurer Mühe erworben und zuſammengeſpart habe.

Ob nun vielleicht zur Abwechſelung Sophiens Töchter Haushaltungsgenies und die Leonorens Gelehrte werden, weiß ich nicht; auf jeden Fall iſt ihnen zu gönnen, wenn ihre Laufbahn zu ſo glücklichem Ziele führt wie die Lehrjahre der zwei Schweſtern.

Mädchenbriefe.

Und ſchlummern alte Kinder,
So träumen ſie nicht minder
Von Luſt und holden Scherzen,
Von bitterſüßen Schmerzen.

Und wenn ſie dann erwachen,
Sie große Augen machen,
Viel anders iſt es aufgekeimt,
Als ſich ihr thöricht Herz geträumt,
Und immer doch hielt weich und warm
Die ew'ge Liebe ſie im Arm.
Drum ſchlaf, mein Kindlein, ſchlaf!
Den Kindlein wird's im Schlaf.
(Wiegenlied.)

I.

Liebſte Julie!

Kaum kann ich vor Wehmut die Feder ergreifen, wenn ich denke, daß uns nun Berge und Thäler trennen, daß wir ſo lange, ach, wie lange keine Hoffnung haben, uns wiederzuſehen. Du von mir fern, die Du meiner Seele innerſtes Meinen verſtanden haſt! Ich bin freilich nicht arm an befreundeten Herzen; da iſt Ida und Klara, die muntere Henriette und Irene, lauter intime Freundinnen, aber keiner, keiner kann ich ſo wie Dir alle Falten meines Herzens enthüllen!

Aber was hilft das Klagen?

Entbehren und Entſagen
Macht hier auf Erden reich,
Das Finden und Erjagen
Iſt nur fürs Himmelreich.

Von mir und unſrem hieſigen Leben weiß ich Dir wenig zu berichten, es iſt immer das alte: um acht Uhr Klavierübungen, um neun Uhr italieniſche Stunde — Du weißt, daß ich mit dem Engliſchen und Franzöſiſchen jetzt fertig bin —, um zehn Uhr Generalbaß (man ſagt uns, daß Kenntnis im Generalbaß wirklich immer von einer Muſiklehrerin gefordert wird); im Inſtitut höre ich nur noch Phyſik, Aſtronomie und die Theorie der Kochkunſt; Singen — bei Almorini! — Zeichnen treibe ich nur für mich allein. Es iſt mir leid, dieſe Stunden koſten die Mutter ungeheuer viel; aber ſie ſagt, es ſei ein Kapital für die Zukunft. Ich weiß nicht, wie das iſt, aber wir haben immer ſo viel nötig, um ſparen zu können, und das Geld iſt wieder fort, ehe man dazu kommt, es einzuteilen; dann müſſen wir aufs neue auf Rechnung nehmen, und ſo können wir gar nie mit dem rechten Sparen anfangen, von dem wir doch ſo viel reden. Die gute Mutter rechnet ſich faſt zu Tode und iſt ganz glücklich, wenn ſie nur wieder weiß, wofür all unſer Geld ausgegeben wurde, aber draußen iſt's, das iſt gewiß.

Die arme Mutter freilich, die in Glanz und Herrlichkeit erzogen wurde und nun ihre letzte Kraft daran ſetzt, um mit den Künſten und Fertigkeiten, die der Zeitvertreib ihrer jungen Tage waren, ihre Kinder zu erhalten!

Nun, ich hoffe einmal als Erzieherin eine recht glänzende Stelle zu erhalten, dann ſoll es die Mutter noch gut bekommen. Ich höre wirklich auch eine Vorleſung über Pädagogik; ich kann es oft kaum erwarten, bis ich junge Seelen bilden kann; am liebſten möchte ich eine Prinzeſſin erziehen, damit die Keime, die ich in ihre zarte Seele legen dürfte, zum Baume würden, der ſeine ſegensreichen Aeſte über ein ganzes Land breitete! — „Der Traum iſt kindiſch, aber göttlich ſchön!“

Wäreſt Du noch am Sonntag in der Kirche hier geweſen! nein, dieſe Predigt von Herrn Lambert! Er ſprach über des Chriſten Kampf und Sieg, Antworten auf die tiefſten Fragen unſres Herzens. Ich hatte ein wenig nachgeſchrieben und wollte es abends für Dich ins reine bringen; aber Don Juan wurde gegeben, und obgleich ich die Mutter nicht gern zu der Ausgabe veranlaſſe, ſo meinte ſie doch ſelbſt, es ſei für meine muſikaliſche Ausbildung nötig; die Nina ſang einzig, ganz göttlich! Ja, was ich ſagen wollte, nun iſt mein Konzept von der Predigt verwiſcht, weil's mit Bleiſtift geſchrieben war; ich hoffe ein andermal beſſer Zeit zu finden.

Deinen Hut, liebes Herz, will ich erſt beſorgen, wenn der meine fertig iſt, er muß ganz gleich werden:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Ich ſage Dir, der meine wird allerliebſt: weiß, auf der Seite nur eine dunkelrote Kamelie mit Samtlaub; die Blume macht ihn ſehr teuer, aber die Mutter meint, es ſei beſſer geſpart, wenn man gleich etwas Rechtes nehme, und es iſt wahr, die teuren Kornblumen, die ich im vorigen Jahre kaufte, ſind noch wie neu; wenn man einmal wieder Guirlanden trägt, kann ich ſie gut brauchen.

Aber das Papier geht zu Ende und wieviel wüßte ich Dir noch zu ſagen! Die Mutter ſchilt, ich ſoll nicht zu viel ſitzen, der Doktor fürchtet Bleichſucht, ich ſoll mir Bewegung machen. Bewegung im Schloßgarten, wo ich jedes Blättlein auswendig weiß, von den langweiligen Pomeranzenbäumen am Eingang bis zu den langweiligen Genien am Ausgang!

Die Bleichſucht? — könnte es nicht auch die Schwindſucht ſein? Wäre ich die erſte Blüte, die welkt, ehe ihr der volle Frühling aufgegangen?

Warum weilſt du, ſtiller Knabe,
Mit dem tief geſenkten Blick?
Noch verhüllſt du deine Gabe,
Streckſt die Fackel ſcheu zurück.
Willſt du zagend vor mir fliehen,
Weil mein Lenz mich noch umweht,
Jugendlich die Wangen blühen
Und im Haar die Roſe ſteht?
Ach, die Blum' in meinem Haare
Gib mir freundlich in das Grab,
Grün bekränzt ſei meine Bahre,
Eine Roſe fall ich ab — —
— — — — — — — — — — —

Du, meine Teure, Du wirſt mein nicht vergeſſen, wenn ich früh ſcheiden ſollte, und ich werde Dir nahe ſein im Flüſtern der Trauerweide auf meinem Grabe.

Aber ich muß ſchließen, Herz, es iſt ſechs Uhr vorüber, und heute iſt unſer franzöſiſches Kränzchen, und weißt Du, ich trinke den Thee gern noch warm.

Leb wohl, Du Glückliche, die ausruhen darf am Buſen der Natur! Die Mutter grüßt Dich mit mir. In Eile

Deine ewig treue

Fanny.

Wenn Du Deinen Kragen noch nicht angefangen haſt, ſo laß es lieber, man trägt jetzt nur kleine Chemiſetten.

2.

Höre und ſtaune, meine Teuerſte! Das iſt der letzte Brief, den Du aus den toten Mauern der Hauptſtadt erhältſt, ich gehe aufs Land, liebſtes Herz, aufs Land!

> Fern von der Menſchen Streben,
> Bin wieder frei gegeben
> Der alten Einſamkeit,
> Wie 's Vöglein ſingt in Lüften,
> Ausſtrömt die Blum' in Düften
> Wohl all ihr Herzeleid.

Ja, das hat ſich wunderbar gefügt.

Die Mutter und ich wußten kaum, daß Vater einen alten Onkel, Gutsbeſitzer weiß nicht wo, hat, mit dem er ſeit langen Jahren nicht mehr zuſammenkam. Er hat, glaube ich, Vaters Heirat nicht gern geſehen. — Nun, der Onkel kam, ich glaube ſeit Olims Zeiten zum erſtenmal wieder, in Geſchäften hierher und wollte bei der Gelegenheit doch nach der Witwe und den Kindern ſeines Neffen ſehen.

Er iſt ein recht guter Mann, der Onkel, etwas eigen, etwas — ich möchte nicht gern ſagen roh, aber wie man eben auf dem Lande wird, und ziemlich materiell. Er wußte der Mutter ſeine Liebe und ſeinen guten Willen nicht beſſer zu zeigen, als daß er ihr Viktualien aller Art heimlich in die Küche ſtellte, bald eine Weinflaſche, bald Würſte, einmal zog er ſogar einen Haſen aus ſeiner eigenen Taſche. Nun, der Wille war gewiß gut, und er hat mich überglücklich gemacht durch ſeine Einladung, auf längere Zeit zu ihm auf ſein Landhaus zu kommen. „Das ſchmächtige Töchterlein geben Sie mir mit, Frau Nichte, die ſoll ſich bei uns rote Backen holen; wird ihr auch nicht ſchaden, wenn ſie einmal ſieht, wo das Brot wächſt und daß man die Milch nicht aus dem Brunnen ſchöpft wie in der Stadt.“

Das war ein Himmelswink für die gute Mutter, die ſich ſchon lange mit Plänen gequält, wie ſie einen Landaufenthalt für mich möglich machen ſolle, und für mich! — ich hätte laut jubeln können.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!

Der Onkel reiſte gleich ab, morgen werde ich nachfolgen, nachdem endlich, nach unendlichen Mühen, meine Ausſtattung für den einfachen Landaufenthalt beſorgt iſt.

Die gute Mutter! ſie hat ihren Hochzeitſchmuck aufgeopfert, um alles recht herzuſtellen, ſie hat ihn mir zum Brautſchmuck aufheben wollen — mir zum Brautſchmuck! — arme Mutter! — Sie weiß nicht, daß ihr Kind dieſe Träume längſt begraben hat und getroſt einer einſamen Zukunft entgegengeht, die es ſich ſchmücken will mit allen Blüten der Freundſchaft und der Dichtung.

Bereits iſt alles fertig und gepackt. In zwei Koffern, drei Schachteln nebſt der Hutſchachtel, einer Reiſetaſche und einem Neceſſaire iſt außer dem kleinen Handgepäck, das noch nachkommt, alles glücklich untergebracht. Die Guitarre hat er mir noch geſtimmt. — Es iſt etwas viel Gepäck, aber ich wußte von meiner bisherigen Garderobe nichts zu entbehren, ſelbſt nicht das Muſſelinkleid, das ich aber im Koffer verborgen laſſen will, damit man nicht denkt, ich mache Anſpruch auf Vergnügungen; zu ländlichen Tanzfeſten beim Ton der Schalmeien hoffe ich doch, es gebrauchen zu können. Und dann mußte ich mich doch auch mit ſoliden, einfachen Kleidern verſehen, da ich bei der Tante die Haushaltungskunſt lernen werde: zwölf Küchenſchürzen, ein Dutzend Vorärmel, allerliebſte Holzpantöffelchen, ſogar ein Kleid von waſſerdichtem Stoff hat die beſorgte Mutter gekauft, die ſelbſt mit den Bedürfniſſen des Landlebens wenig bekannt iſt; wozu, weiß ich nicht recht, vielleicht für den Fall einer Ueberſchwemmung, wo ich in einem Kahn Menſchenleben durch die wogende Flut retten könnte.

Dann meine Bibliothek — die Kinderſchriften, mit denen ich vielleicht die Kinder des Dorfes um mich verſammeln könnte; meine Kleinodien, meine lieben Dichter, die ich noch ergänzt — wie ſüß wird ſich's damit träumen im Schatten ſäuſelnder Linden! Und die engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Bücher, und die Noten — er ſelbſt hat mir noch neue Muſikalien bezeichnet, die mußt' ich natürlich anſchaffen.

Mein Gartenhut iſt wundernett, ungeheuer groß, er wogt wie Meereswellen, mit langflatternden himmelblauen Bändern.

Fürchte nicht, Liebe, daß mir die ländlichen Arbeiten ſchwerfallen werden! wie freue ich mich, morgens eine Schar munter gackernder Hühner mit einem Regen goldener Körner an mich zu locken! Auch das Melken und Buttern muß allerliebſt ſein; es iſt ſonderbar, daß mir Mutter nicht erlaubte, aus dem neuen Holzwarenlager einen zierlich geſchnitzten Melkkübel und ein niedliches Butterfaß mitzunehmen; es hätte auf die Großtante gewiß einen guten Eindruck gemacht, wenn ſie mich ſo wohl vorbereitet aufs Landleben geſehen hätte.

Und nun noch eins, meine Teure, zum erſten-, vielleicht zum letztenmal, das ſüße, ſchmerzliche, unausgeſprochene Geheimnis meiner Seele, das Du längſt erraten. Ich ſcheide von dem Gewühl des Städtelebens, aber ich ſcheide ja auch von ihm!!

Sein hoher Gang,
Seine edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

O, das iſt ſchmerzlich, und weißt Du, daß er jetzt ſchon zweimal mit mir geſprochen und ich einmal mit ihm! In der letzten Singſtunde, wo ich wagte, ihm zu ſagen, daß ich austrete, und um ſeinen Rat über Muſikalien bat.

O, er wußte nicht, warum meine Stimme zitterte! Wir blieben kühl und fremd, er war der Lehrer, ich die Schülerin; — es iſt wohl beſſer, wenn ich gehe, ich werde ihn ja nie mehr ſehen.

Wandle, wandle deine Bahnen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Ach, ich habe wohl einmal geträumt — geträumt, wenn ich — es will nicht aus der Feder — wenn ich ſein wäre! — welch ſelige Zukunft wäre das! Ich weiß wohl, er iſt arm, wie ich; aber das iſt ja ebenſo göttlich, da kann man ſich ſolche Opfer bringen — er hat Talente, und ich, o wie hätte ich arbeiten wollen! Ich hätte Stunden gegeben den ganzen Tag — und die Nächte durch hätte ich gearbeitet — für ihn! Die Mutter hätten wir zu uns genommen und auf den Händen getragen — und für alle Mühe hätte mich ein Lächeln von ſeinen Lippen (weißt Du noch, dieſen wunderbar fein geſchnittenen Mund zwiſchen dem ſchwarzen Bart?) reich, o wie reich belohnt!

Es ſollte nicht ſein.

Was iſt's, wenn er im Leben
Von mir gewendet geht?
Ich will ihm gern vergeben,
Daß er mich nicht verſteht.

Du kehrſt bald in die Reſidenz zurück, teure Julie; in der Singſtunde denke auch an Deine

entſagende

Fanny.

Bitte, ſchicke mir den Thomas a Kempis und Dein breites blaues Band zur Guitarre, kannſt mein roſafarbenes dafür nehmen; ich denke doch, Hut- und Lautenband ſollten gleich ſein.

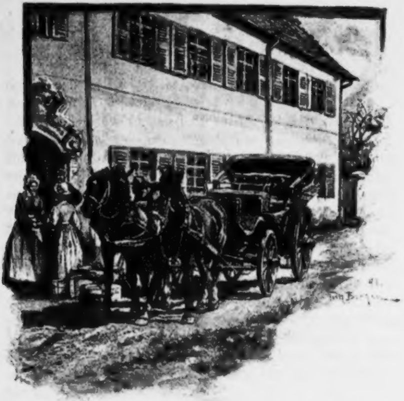
Den nächſten Brief von Stauffenberg aus, welch romantiſcher Name! Ich kann mir Großonkels altertümliches Schlößchen ganz vorſtellen, ich werde wohl ein Erkerſtübchen bewohnen; da wird's freilich ein bißchen ſchauerlich ſein.

3.

Stauffenberg.

So wäre ich alſo hier, meine Liebe; ich komme ſpäter zum Schreiben, als ich geglaubt; — es iſt alles ſo viel anders, wie ich mir vorgeſtellt, aber doch freundlich und ländlich, gewiß ganz ländlich. Ich bin letzten Freitag angekommen, Onkels Gefährt hat mich auf der Poſt abgeholt, eine etwas ſonderbare Kutſche! Sie iſt grün angemalt und hat keine Thürchen zum Oeffnen, man muß oben hineinſteigen; ein alter Knecht in einem grauen Mantel kutſchierte, die Pferde ſind angezogen wie Ackergäule, es iſt alles recht nett: aber ich war eigentlich doch froh, daß mich niemand aus der Stadt geſehen hat. Eben wollte ich mich dem biedern Alten mit ein paar freundlichen Worten nähern, da fing er an auf eine ganz rohe Weiſe zu fluchen über mein vieles Gepäck, zu dem außer dem früher beſchriebenen nur noch das Notenkiſtchen und das Guitarrenfutteral gekommen war; wenn mir's nicht Spaß gemacht hätte, als er bei der Guitarre ſagte: „Dui Geig' ka des Jungferle uf d' Schoß nemme,“ ſo hätte mich dieſe Roheit recht gekränkt, obwohl er's nur für ſich brummte. Er brachte alles unter, ging aber ſo rückſichtslos mit den Sachen um, daß ich immer in Todesangſt war, da bei jedem Stoß auf dem ſteinigen Weg alles zuſammenholperte und -rumpelte.

Wir kamen endlich an; ach Julie! Das Schloß iſt ganz anders, als ich mir gedacht; es iſt gar kein Schloß, und iſt nicht alt und hat keinen Erker und ſteht auf keiner Höhe — es iſt nur ein Haus, lang und gerade mit vielen Fenſtern; einige Schnörkel über dem Portal und blecherne Delphine an den Waſſerrinnen ſind der einzige Schmuck. Und dann ſteht es mitten im freien Ackerfeld, ringsum nichts als Aecker und ein Gemüſegarten, nur auf der Rückſeite ſieht man auf den grünen Wald. Ach, Liebſte, in ſo langweiligen Räumen kann ſich nichts ereignet haben!



Großonkel und -tante empfingen mich unter der Hausthüre recht freundlich; ich war froh, daß ich den Onkel ſchon kannte, denn die Großtante ſieht etwas trocken aus, ſie iſt eine ältliche Frau und wird nie ſchön geweſen ſein; ſehr einfach gekleidet, aber ſo gar friſch und ſauber, alles wie ganz neu, und doch bemerkte ich ſpäter, daß ihr graues Kleid vielfach ausgebeſſert iſt.

Ich glaubte, der Onkel wolle ſich krank lachen über mein Gepäck; als ich vollends noch den geſtickten Feldſtuhl, den mir die Mädchen für meine ländlichen Spaziergänge zum Abſchiedsgeſchenk gegeben, die Farbenſchachtel und die vielerlei kleinen Sachen ablud, da war er nimmer zu halten; nur die Magd ſchien mit großem Reſpekt die vielen Sachen zu betrachten; der Knecht aber ſtimmte mit ins Lachen ein, was mich faſt zu Thränen brachte. Ein junger Mann, der etwas anders als ein Bauer ausſieht, obgleich er nicht viel beſſer gekleidet iſt, nahm raſch und leicht einen Koffer und ein paar Schachteln und trug ſie hinein, allmählich kamen die andren Sachen nach. Großtante hatte mir Thee gemacht, und es wurde mir ziemlich behaglich, aber doch anders, ſo ganz anders, als ich mir gedacht hatte; warum, weiß ich ſelbſt nicht recht.

Der junge Mann iſt eigentlich mein Vetter, obgleich er gar nicht ſo ausſieht; er iſt der Enkelſohn Großonkels, ſeine Eltern leben nicht mehr. Er wäre ſchon ordentlich, ſcheint aber ganz ungebildet, und denke nur, aber ich kann's faſt nicht ſchreiben — auch darfſt Du es niemand ſagen — denke nur, er heißt Tobias! Das iſt doch gewiß gar zu ländlich. Aber nicht wahr, behalte es für Dich! Wenn eines der Mädchen wüßte, daß ich einen Vetter habe, der Tobias heißt!

Ich bewohne ein nettes Stübchen, doch es iſt kein bißchen ſchauerlich. Noch bin ich nicht recht daheim, das wird aber ſchon gehen, die Tante iſt ſehr gut gegen mich.

Und Du biſt in der Reſidenz, und wir wären jetzt wieder beiſammen!

Sei ſtille, mein Herz, und ſchlage nicht ſo,
Iſt alles denn hin, wenn die Liebe entfloh?

Grüße mir alles viel tauſend, tauſendmal, und wenn Du in die Singſtunde kommſt, ſo denke an mich, wenn Du in die ſchwarzen Augen ſiehſt, in deren Tiefe mein Glück verſunken iſt; grüßen darfſt Du ihn nicht, auch nicht leiſe; ich wag's nicht im Traum.

Lebe wohl und denke an Deine

Fanny.

Wenn Du etwas Neues in Schürzen ſiehſt, ſo teile mir's doch mit; man geht hier in Schürzen aus.

4.

Es fängt ſchon an, ſich hier angenehmer zu geſtalten, wenn ich auch immer noch vieles anders finde als meine Träume. Wo im Leben iſt das anders?

Die Lage von Stauffenberg iſt doch freundlich, der Garten freilich unendlich langweilig; Tante gibt mir aber Erlaubnis, Blumen darin zu pflanzen, ſo viel ich will. Das werde ich denn auch, ſobald ich nur mit meinen eigenen Angelegenheiten ein wenig im reinen bin. Nur geht das nicht ſo ſchnell, weißt Du, bis ich alles ausgepackt und eingeräumt und ausgebügelt habe; es hält hier ſo ſchwer, heiße Bügelſtähle zu bekommen, die Leute ſind gar nicht darauf eingeſchult, da es nur in der großen Wäſche vorkommt; Tante trägt immer graue Kleider und ſehr einfache Hauben. Dann bin ich mit meinen Arbeiten noch nicht fertig; ich habe angefangen, mir Kragen und Aermel zu einem Morgenröckchen zu feſtonnieren, Du weißt, das nimmt viel Zeit. Bei Licht häkle ich mir einen Fenſterteppich in mein Stübchen, um es doch ein wenig herauszuputzen, und ſo gibt es den ganzen Tag zu thun, ich habe nicht zu viel Zeit für die Muſikübungen und Sprachen.

Von Muſik ſcheint der gute Onkel eigene Begriffe zu haben. Neulich kam er bald vom Felde heim, wo er immer ſelbſt nachſieht; wir ſaßen in der Dämmerung im Zimmer. „Spiel' uns auch was, Bäschen!“ bat er; ich ſagte, daß ich meine Noten noch nicht ausgepackt habe. „Ja was?“ rief er, „kannſt du denn nichts auswendig? Spiel' mal einen Walzer oder einen Marſch! Das höre ich am liebſten.“ Ich erklärte ihm, daß ich nur Sonaten, Variationen und größere Muſikſtücke ſpiele, und daß mein Lehrer nicht wünſche, daß ich auswendig lerne. Da hätteſt Du ſehen ſollen, wie ärgerlich der Onkel wurde! „Was? Wozu gibt man das ſchwere Geld für euch aus, wenn ihr nicht imſtande ſeid, etwas Räſonnables zu ſpielen!“ Tante hatte Mühe, ihn wieder zu begütigen.

Den Vetter ſehe ich ſelten; morgens iſt er meiſtens ſchon auf dem Feld oder ſonſt in Arbeit, auch mittags bleibt er nicht lange da, nur abends, wo er nach Tiſch oft vorlieſt; aber ich muß geſtehen, das Vorleſen iſt mir langweilig, er lieſt meiſt Biographien oder landwirtſchaftliche Sachen, und Sonntags lieſt er aus der Bibel. Das iſt doch etwas ſonderbar von einem jungen Mann; wenn es noch ein Andachtsbuch wäre, aber geradezu aus der Bibel! — freilich, wenn man auch Tobias heißt!

Mit der Oekonomie, die ich hier lernen ſoll, habe ich eigentlich noch nicht angefangen. Sie lachten alle zuſammen, als ich fragte, ob ich melken ſolle und bedauerte, daß ich den netten Melkkübel nicht mitgebracht. „Das thut ſchon die Stallmagd,“ meinte die Tante, und in der That, als ich einmal in den Stall hineinkam, lüſtete mich's nicht nach einem zweiten Beſuch, und der Vetter, der trockene Tobias, wollte ſich wieder faſt krank lachen, als er ſah, daß ich ein parfümiertes Taſchentuch an die Naſe hielt. Auch das Buttern habe ich verſucht, aber ich kann den ſchweren Stöpſel gar nicht halten. Die Hühner ſind immer ſchon gefüttert und weiden auf dem Wieſenplatz am Hauſe, wenn ich aufſtehe. Mit der Küche will's auch nicht ſo recht gehen, Tante kocht meiſtens allein und ſchickt die Mägde aufs Feld; aber ich kann die rußigen Töpfe doch nicht ſelbſt heben, auch lege ich die Halbhandſchuhe nicht gern ab, es gibt ſonſt ſo häßliche Hände. Ich denke, ſpäter wird's ſchon noch gehen, und ſagte der Tante, ich wolle vorher mit meinen Sachen ins reine kommen. Sie lächelte und meinte, das ſolle ich nur thun.

Großtante iſt eine eigene Frau, etwas trocken und macht nicht viele Worte, auch geht ſie nicht ſchnell und thut alles geräuſchlos; aber es iſt, als ob ihr die Erdmännlein hülfen bei der Arbeit, dabei iſt alles nett und ſauber; freilich, ſie trägt im Hauſe Salbandſchuhe, die ziemlich plump ſind, aber ſie geht ſo leicht und leiſe darauf; ihre grauen Kleider ſind immer wie neu, und wenn ſie gekocht hat, ſetzt ſie eine blendend weiße

Haube zu Tiſch auf und thut ein ebenſo weißes Halstuch mit ſchmalen Spitzen um den Hals; das ſieht recht nett und friſch aus, wenn auch gar nicht modern.

Onkel und ſie machen nicht viel Worte miteinander, aber es iſt angenehm, zu ſehen, wie ſie für ihn ſorgt und denkt, und wie großes Vertrauen er in ſie ſetzt. „Fragt nur meine Frau!“ beſcheidet er in tauſend Dingen die Leute, und wenn die Frauen der Nachbarſchaft hie und da zu Beſuch kommen und von ihren häuslichen Anordnungen daheim reden, ſo ſagt der Onkel gewiß: „Da müſſen Sie ſich an meine Frau wenden, die hat eine ganz vortreffliche Methode in dieſen Sachen.“ Er iſt ſehr gut und freundlich gegen mich, aber ich merke doch, daß er nicht viel auf mich hält, weil ich nun eben wieder anders bin als ſeine Frau. Aber jede Zeit macht andre Anforderungen.

Es iſt komiſch, wie mich der gute Onkel immer zum Eſſen nötigt, ich weiß mir oft nimmer zu helfen: entſetzlich fettes Fleiſch und ſchwere Klöße will er mir aufdringen, und ich muß mich wirklich erſt ein wenig an die rauhe Koſt hier gewöhnen; die gute Tante hat mir oft ſchon in der Stille den hoch beladenen Teller abgenommen, den ich mit wahrer Verzweiflung betrachtete.

Im ganzen bin ich gewiß gern hier, und es iſt nicht bloß das thränenfeuchte Lächeln eines reſignierten Herzens, mit dem ich der guten Mutter heitere Berichte ſchreibe.

Nur leiſe will ich klagen,
So lange die Thräne noch rinnt,
Und träumen von ſchöneren Tagen,
Die lange verfloſſen ſind.

O cara memoria!

Denkſt du der Stimme,
Die uns getönet
Wie Zauberklänge
Aus fernen Welten?

O Teure, ich habe auch Dein Herz wohl verſtanden! Ein Herz und eine Seele, eine Liebe, ein hoffnungsloſes Leid, das muß uns binden für die Ewigkeit.

Geſellige Verbindungen habe ich noch keine angeknüpft; die Frauen der Nachbarſchaft, die hie und da Tante beſuchen, ſchwatzen von Seife und Lichtern, von Hanf und Flachs, von Obſt und Moſt, als ob das Leben daran hinge; die wenigen jungen Mädchen, die ich ſah, ſind ganz flache, gehaltloſe Geſchöpfe, ohne Tiefe und Wert.

Aber mein Brief iſt ein Buch geworden, gute Nacht. Lebe wohl, Teuerſte, und vergiß nicht

Deine Fanny.

5.

So ganz nüchtern und ohne Geheimniſſe, wie ich glaubte, iſt doch unſer Herrenhaus nicht; ich habe wirklich eine nette Entdeckung gemacht, von der ich Dir berichten will; ich ſage Dir, es iſt faſt wie im Dornröschen.

Unſer Haus iſt ſehr groß und die Zimmer im obern Stock faſt alle unbewohnt; nun habe ich im Dachſtock vom Garten aus hie und da abends Licht bemerkt zur Zeit, wo ich wußte, daß keines der Dienſtmädchen oben war; das ſah gar geheimnisvoll aus, ich mochte nicht fragen, es iſt ſo hübſch, etwas Räthſelhaftes ſelbſt zu ergründen. Eines Abends, als ich das Licht wieder erblickte, entſchloß ich mich, ihm nachzuſpüren.

Sie ſtieg hinauf zum Dache
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenſchein,

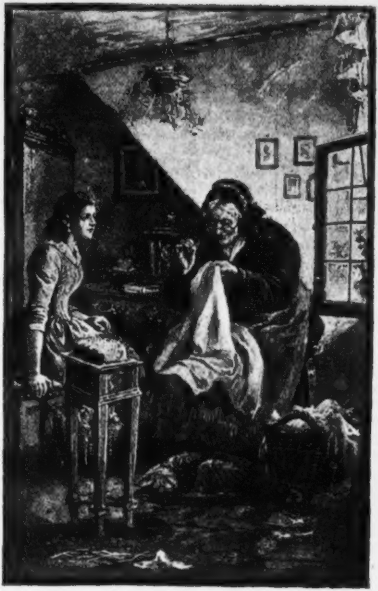
Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand drückte ich die Klinke auf und richtig:

Ein Weiblein grau von Haaren

ſaß da, das zwar nicht ſpann, aber nähte. Ich war ſo überraſcht, daß ich, als ſie aufblickte und die Augen mit der Brille zu mir wandte, mit einem Schrei davonſprang, die Treppen hinunter und bis in die Küche zur Tante, die mich ganz verwundert anblickte.

„Tante, was habe ich für ein ſeltſames, altes Weiblein entdeckt!“ — „Wo denn, du albernes Kind?“ — „Oben, ganz oben in einem verborgenen Dachſtübchen, da ſitzt ſie bei einer Lampe und näht.“ — „O du einfältiges Dinglein,“ lachte die Tante, „das iſt ja das Annamreile (Anna Marie), unſre alte Näherin.“ — „Aber warum habe ich nie von ihr gehört, Tante?“ — „Ja, was hätteſt du denn von ihr hören ſollen?“ — „Und warum ſitzt ſie ſo hoch oben und ſo allein und kommt nie herunter?“ — „Sie bleibt am liebſten in dem Dachſtübchen, weil ſie da ſchon gewohnt hat, als ſie meine Schwiegermutter in Dienſt nahm, und ſie kommt nicht herunter, weil ſie nicht mehr gut Treppen ſteigen kann; morgen kannſt du ihr neue Flickwäſche hinaufbringen und ſehen, daß ſie keine Fee und kein Erdfräulein iſt.“

Ich wurde noch viel ausgelacht mit meiner merkwürdigen Entdeckung; am andern Morgen ging ich bei Tageslicht hinauf und habe mir alles beſehen. Annamreile iſt kein Weiblein, ſondern eine alte Jungfer, wohl achtzig Jahre alt oder mehr; mit der Brille aber, die, glaube ich, auf ihrer Naſe angewachſen iſt, kann ſie noch das Feinſte nähen bei Tag und Nacht; ich möchte ſie malen, wie ſie abends den Faden am Licht abbrennt, ehe ſie einfädelt. Sie ſitzt unverrückt vom Morgen bis in die ſpäte Nacht auf einem alten runden Taburett mit drei gedrehten Füßen und einem verſchoſſenen blauen Ueberzug; vor ihr ein Nähkiſſen, mit zahlreichen Stecknadeln beſteckt, die ſie aus zerbrochenen Nadeln mit Siegellack verfertigt; zu ihren Füßen eine alte graue Katze, zu ihrer linken Seite ein Korb mit dem ſchadhaften Weißzeug, zur rechten einer, in den das ausgebeſſerte kommt; ſo ſitzt ſie Tag für Tag in ihrer Dachkammer am Fenſter, vor dem ein Rosmarin- und ein Nelkenſtock ſteht. Das Eſſen wird ihr hinaufgebracht, und wenn ſie bei dieſer Gelegen-



Am andern Morgen ging ich bei Tageslicht hinauf und habe mir alles beſehen.
(S. 104.)

heit nicht ein wenig plaudert, ſo hört und ſpricht ſie oft tagelang kein Wort. Tante beſucht ſie bisweilen abends und ſteht ſehr vertraut mit ihr.

Mir kam die Entdeckung ganz erwünſcht. Mein Morgenkleid hatte im Garten einen Riß bekommen und mein Hauskleid einen großen Brandfleck in der Küche; ausbeſſern war nie meine Liebhaberei, Strümpfe ſtopfen, das iſt ohnehin mein Tod; da habe ich denn alles dem Annamreile hinaufgetragen, ſie flickt excellent.

Ich habe eine Art von Freundſchaft mit ihr geſchloſſen und verplaudere hie und da ein Stündchen an Regentagen, obgleich die Luft in ihrem Stübchen etwas dumpfig iſt. Es iſt ſüß, ſich für andre hinzugeben, und meine Beſuche ſind gewiß ein Lichtblick in dieſem einſamen Leben.

Zudem — im tiefſten Vertrauen, meine Teure — ich werde mich hier im Hauſe eben nie, nie ſo daheim fühlen, ich fühle mich ſo unverſtanden unter dieſen guten Leuten.

Fremd dem Ohr iſt meine Sprache,
Fremd den Herzen iſt mein Leid.

Der Onkel zwar iſt ein prächtiger Mann mit dem ſchwarzen Samtkäppchen auf ſeinem grauen Haare, immer zufrieden, immer heiter; aber — ſeine Späße verletzen mich doch hie und da. Auch iſt mir's peinlich, daß er verlangt, ich und Tobias ſollen einander duzen, das kann ich doch unmöglich. Tante iſt ſehr gut, gewiß, aber ſie iſt doch gar zu geſchäftig, ich ſehe nicht ein, wozu ſie Mägde hat, wenn ſie alles ſelbſt thut; wenn ich mit meiner Arbeit in der Laube ſitze, iſt mir's peinlich, wenn ſie ſo hackt und gräbt. Ich meine oft, ſie thut es abſichtlich, nur mir zum Beiſpiel; ich habe mich wohl oft ſchon angeboten, ihr zu helfen, dann weiſt ſie mir immer Arbeit an; aber von dem Begießen bekam ich abſcheulich naſſe Strümpfe, bei dem Setzen wurden meine weißen Aermel ſchwarz und ſchmutzig von Erde; da fiel mir das waſſerdichte Kleid ein, und ich ſagte der Tante, ich wolle das anziehen.

Bis ich mich aber umgekleidet hatte (ich fand ſo lange niemand, der mir das Kleid zugemacht hätte), war Tante mit allem fertig, und ich hatte das ſteife Kleid vergebens an.

Vetter Tobias, der iſt mir vollends unbequem, er hat ſo ſtille Augen, mit denen er einen verfolgt; ich glaube nicht, daß er etwas dabei denkt, o nein, es ſind im Grunde fade, graue Augen, nicht „zwei Königskinder, in Demanten blitzend“, wie jene Augen; aber ſie inkommodieren mich doch, er macht ſo hie und da ſeine trocknen Bemerkungen. Als der Onkel neulich mir rief, die Suppe hereinzubringen, ſagte er: „O nein, Fanny würde ihre Handſchuhe verderben, das iſt nur für Großmutter.“ Was geht es ihn an, was ich arbeite oder nicht! Ich gehe wahrhaftig nicht müßig, ſchon das ganze Kleid feſtonniert, und nun habe ich eine Haube auf der Tante Geburtstag angefangen, obgleich ich mit meinen eignen Sachen nicht halb fertig bin.

So oft ich mich in ein ordentliches Geſpräch mit ihm einlaſſen will, ſchreckt mich ſeine Plumpheit zurück — und er hat nicht einmal ſtudiert und ſpricht nicht franzöſiſch, das einfachſte Erfordernis höherer Bildung.

Ich brachte neulich das „Wort der Frau“ von Heiden aus meiner kleinen Bibliothek zum Vorleſen; Tobias las es wirklich nicht übel vor, und es fand mehr Beifall, als ich geglaubt hätte, obgleich der Onkel ein paarmal dabei einſchlief und nachher verſicherte, er wiſſe nichts mehr davon, als daß von einem gewaltthätigen Weibsbild die Rede ſei.

„Frau Irmengard iſt auch nicht mein Ideal einer Frau,“ ſagte ich. — „Wollen Sie uns vielleicht Ihr Ideal ſchildern, Fanny?“ fragte Tobias. — „Ich höre lieber vorher das Ihrige,“ entgegnete ich; denn in der That, ich fand es nicht leicht und nicht nötig, das ganze Bild ſüßer, hingebender Weiblichkeit, vereint mit dem höchſten Geiſtesadel, ſo wie es mir vor der Seele ſchwebt, vor dieſen profanen Augen zu entfalten.

„Mein Ideal,“ ſagte er, „das iſt nicht weit zu ſuchen, es iſt meine Großmutter.“ Tante war ſchon wieder draußen, ich weiß nicht, was ſie immer zu thun hat.

„Natürlich," ſagte ich etwas gereizt und unartig, wie ich nachher einſah, „iſt Ihnen die häuslichſte Frau auch die beſte; je mehr eine wäſcht und näht, kocht, pflanzt und ſpinnt, deſto vortrefflicher —"

„Nicht weil die Großmutter kocht und ſpinnt, wäſcht und näht und noch viel mehr thut, was Sie, Bäschen, nicht einmal wiſſen," fiel er auch in verſtärktem Tone ein, „ſondern weil ſie alles thut, was ſie kann, um andre glücklich zu machen; weil ſie mit ſtillem Sinn vor Gottes Augen ihre Pflicht thut und über der Erde den Himmel nicht vergißt. Und wenn ich Ihnen in Kürze ſagen ſoll, welche ich für die beſte Frau halte, ſo ſage ich, es iſt die, die ſich am meiſten ſelbſt vergißt, die am treueſten iſt über das ihr Anvertraute, ſei es nun wenig oder viel."

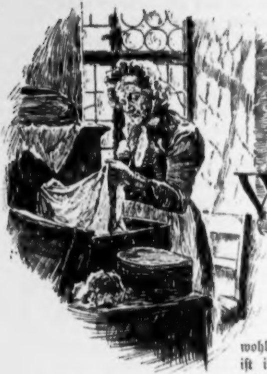
Ich weiß gar nicht, wie der ſtille Tobias zu ſo einer Rede und ich zu ſo heftiger Aufregung kam; faſt weinend ſagte ich: „Und weibliche Bildung, Talent, Kenntniſſe, verwerfen Sie natürlich, ſelbſt wenn ſie um eines Berufes willen ausgebildet werden?" Eine ſo entſetzliche Ungerechtigkeit bringt mich immer beinahe außer mir.

„Keineswegs," antwortete er wieder ganz ruhig, „ſie gefallen mir ſehr, wo ſie dieſer Treue im nächſten und kleinſten nicht in den Weg treten, es kann auch Pflicht ſein, ſie auszubilden; aber wer ſich nicht ſelbſt vergeſſen lernt, wird weder als Hausfrau noch als Erzieherin glücklich ſein und glücklich machen."

Großtante kam wieder, und Onkel rief: „Gut, daß du kommſt, die zwei da wären ſich bald in die Haare geraten; da ſieh, wie die Fanny ein rotes Köpfchen hat, weil Tobias nicht die Mädchen bewundert, die ſich mit vier Sprachen abgeben und Sternkunde verſtehen."

Ich verließ das Zimmer in höchſter Bewegung; ich begreife wirklich nicht, warum ein ſo ungebildeter Menſch mich ſo kränken kann, noch jetzt hat mich die Erzählung aufgeregt. Gute Nacht für heute, meine Liebe; Du, Du verſtehſt mich, wenn alle mich verkennen. Lebe wohl!

Vergiß nicht die neueſte Nummer der Muſterzeitung!



6.

Wir haben wirklich Regentage, Du haſt keinen Begriff, Teuerſte, wie trübſelig das auf dem Lande iſt. Hier fühlen ſie es nicht. Tante hat angefangen, ihre Kammern zu rangieren, obwohl da nichts zu ordnen iſt, da iſt immer alles wie ausgeblaſen. Aber ſie behauptet, es ſehe ſchrecklich aus, und ſteht in einem ſchauerlichen Chaos von Leinwandballen, von Tuchreſten, von was weiß ich alles. Ich lief im Schrecken davon, als ich verſucht hatte, meine Hilfe anzubieten. Tante ſelbſt iſt aber höchſt vergnügt dabei und verſichert, ſo oft ſie aus dem Drangſal zum Eſſen kommt, es ſei einem doch recht wohl, wenn man auch wieder einen klaren Ueberblick über ſein Beſitztum bekomme. Bald fällt ihr über einem alten Bettcouvert ihre Urgroßmutter ein, aus deren Staatsrock es gemacht iſt; bald erinnert ſie ein wurmſtichiger Perückenſtock an ihren Papa ſelig; dann hat ſie eine Leinwand entdeckt, die ihre Muhme als ſiebenjähriges Kind geſponnen. Ich gönne ihr die Freude, aber wenn mein Beſitztum aus ſolchem alten Plunder beſtände, ich wäre froh, wenn mir's in Ewigkeit nicht unters Geſicht käme. Sie hat mir auch Leinwand geſchenkt, um Hemden für die Mutter zu machen; es iſt gewiß recht freundlich von ihr, nur ſehe ich nicht ab, wie ich zu einer ſolchen Näharbeit kommen ſoll.

Onkel, der ſtudiert in einem uralten Folianten: „Der kluge und rechtsverſtändige Hausvater“. Daß er Vergnügen daran findet, kann wohl ſein; aber daß Tobias mit ſolchem Intereſſe ſeine Vorleſungen daraus hört und die alten Bilder beſieht — das ſcheint mir faſt Heuchelei. Tobias zeichnet daneben eine Karte von dem Gut und iſt mit Leib und Seele in dieſe Arbeit vertieft. Und in all dieſem proſaiſchen Treiben Deine arme Fanny allein —

Allein, wie in dem Sarg die Leiche,
Allein, wie in des Blau's Bereiche
Die dunkle Wolke ſturmbeſchwert
Am heitern Tag vorüberfährt.

Allein mit ihren ſtillen Thränen, ihren ſüßen Erinnerungen

Unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Das klingt freilich zu hart, iſt aber auch nicht ſo ſchlimm gemeint.

Mit Tobias bin ich noch ernſtlich geſpannt; ich hätte ihm vielleicht das bittre Unrecht verziehen, das er mir kürzlich zugefügt — mich ſelbſtſüchtig zu nennen, deren höchſter Wunſch nur darum eine glückliche Zukunft iſt, weil ich die Mutter beglücken möchte! aber verkannt zu werden iſt ja Erdenlos.

Ich habe ſchon vergeben.
Des Friedens Schatten ſchweben,
Wo ſanft ein Herz voll Liebe ruht.

Aber er läßt nicht nach, mich zu kränken. Kürzlich war Beſuch vom Städtchen da: eine Frau Verwaltungsaktuarin und ihre Schweſter, die Frau Amtspflegerin mit ihrer Tochter — Du kannſt dir nichts Langweiligeres denken. Ich flüchtete mich in meine geliebte Laube mit einem italieniſchen Buch; o dieſe ſüßen Laute! — Da ſtand auf einmal der Vetter Tobias vor mir. „Es iſt Beſuch oben, Bäschen,“ ſagte er in einem rechten Schulmeiſterton. — „Ich weiß es,“ erwiderte ich gleichgültig. — „Man weiß, daß Sie da ſind,“ ſagte er wieder; „es fällt doch auf, wenn Sie allein im Garten ſitzen.“ — „Ich halte nicht für nötig,“ ſagte ich ziemlich gereizt, „meine Zeit in einer Geſellſchaft zuzubringen, in der ich nicht verſtanden werde, wo ich weder Genuß noch Veredelung ſuchen darf.“ Ich konnte ihm freilich nicht ſagen, daß die Frauen oben und ſelbſt die Mädchen von kleinen Kindern, Windeln und was ſonſt geſprochen hatten, was ein feinfühlendes Weſen doch in etwas geniert.

„Wiſſen Sie das gewiß?“ fing er wieder an; „Mathilde, die Schweſter der einen Frau, hat ihre alten Eltern jahrelang mit Treue gepflegt und mit ihrer Hände Arbeit erhalten; Sophie, die Tochter der Amtspflegerin, iſt die älteſte von zwölf Geſchwiſtern und mehr als die rechte Hand der Mutter; da wäre es keine verlorene Zeit, wenn Sie ſolchen Umgang ſuchten.“

„So verlieren Sie doch keine Zeit, Vetter,“ ſagte ich etwas aufgeregt; „gehen Sie, um Ihr Ideal zu finden!“ Er ſah mich ſonderbar an und ging langſam, ſagte aber noch im Gehen: „Vielleicht wäre es auch freundlich geweſen, wenn Sie der Großmutter bei Bewirtung der Gäſte geholfen hätten.“

Nun, das war richtig, es war vergeßlich von mir, daß ich daran nicht gedacht, aber er brauchte mir das juſt nicht zu ſagen; ich wäre nun gern gegangen, aber dann hätte er gedacht, ich gehe auf ſeinen Befehl, und das wollte ich gerade nicht.

Tante kam nachher mit den Gäſten in den Garten; ich ſchämte mich ein bißchen und ſchloß mich an ſie an, pflückte auch den Mädchen einen Blumenſtrauß. Aus meiner Blumenkultur iſt noch nicht viel geworden, vielleicht könnteſt Du mir Abſenker von weißen Moosroſen, Tulpenbäumchen und Kameliaſamen von einem Gärtner beſorgen.

Die Mädchen ſind wirklich nicht ſo übel; in manchem ſind ſie freilich hier ſehr zurück, die eine trug noch ſtatt der Mantille oder Viſite ein dreieckiges ſeidenes Halstuch! Von tieferem Anklang iſt natürlich keine Rede.

Aber zu dem alten Annamreile habe ich einen wunderbaren Zug; in dieſen Regentagen habe ich mich mit meiner Arbeit ganz bei ihr etabliert, und ſie taut allmählich auf. Für die nächſte Vergangenheit und Umgebung iſt ihr Gedächtnis etwas ſchwach; ſie begreift nie ſo recht, wer ich eigentlich bin und woher ich komme, und heißt mich oft Bertha, eine längſt verſtorbene Schweſter des Onkels, und oft Roſalie — ſo hieß meine Großmutter —, aber in alten Zeiten da lebt und webt ſie.

Vergangene Geſchichten
Aus längſtvergangener Zeit
Iſt ſie mir zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Ich teile Dir nächſtens mit, was ſie mir aus der Familie erzählte; ich ſchreibe mir's manchmal abends nieder, ehe ich an mein Tagebuch gehe, das wirklich oft vernachläſſigt wird. Was ſollte ich auch ſchreiben?

Lebe wohl und liebe

Deine Fanny.

Geſchichten der alten Nähterin.

Berthas Blumengarten.

Unter Annamreiles Fenſter, dicht am Hauſe, iſt ein kleines Gärtchen, verwildert und verwachſen, nur zahlreiche Roſenſtöcke haben ſich unter dem Unkraut erhalten und ſchmücken es zur Sommerzeit. Die alte Nähterin ſieht alle Morgen und alle Abend in das Gärtchen hinunter; ich habe ihr von den Roſen gebracht, obſchon ſie ſchwer zu pflücken ſind unter Neſſeln und Unkraut, und ſie ſtellt ſie mit beſondrer Freude im Glaſe vor ſich hin.

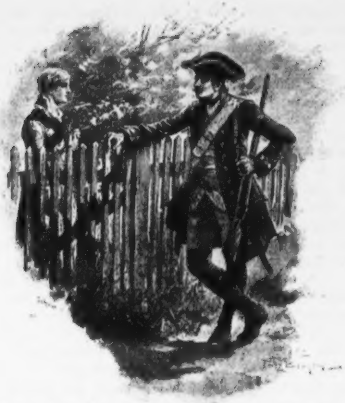
„Das Gärtchen, mußt du wiſſen,“ ſo erzählt Annamreile — ſie duzt mich immer —, „das hat der Bertha gehört; da hat's vor Zeiten zuſammengeblüht wie im Paradiesgarten: Roſen und Aurikeln, und die Beete mit blauem Vergißmeinnicht eingefaßt, du haſt nichts ſo Schönes auf der Welt geſehen. Ich bin als ganz junges Mädchen zu der alten Frau (Großonkels Mutter) in Dienſt gekommen und habe die Kinder alle aufziehen helfen, und ſo ein ſchönes und ſo ein liebes Kind wie die Bertha habe ich vorher und nachher nie mehr geſehen.

„Ein ganz beſondres Kind iſt ſie geweſen, es hat ſich kein Tierlein vor ihr gefürchtet, und wo ſie ein krankes Blumenſtöcklein in Pflege genommen, da iſt es wieder gediehen. Dabei war ſie fröhlichen Herzens und hat geſungen wie eine Nachtigall. Obgleich ſie ſo fein, weiß und rot war wie eine Prinzeſſin, ſo hat ſie ſich doch von keinem Geſchäft abgezogen, und die Feldarbeit war ein wahres Pläſir, wenn die Bertha mit hinausgezogen iſt. Kränze und Blumen hat's überall gegeben, wo ſie dabei war; aber das ſah nur um ſo luſtiger aus, und die Mutter ließ ſie machen und ſagte: „Du biſt eben ein Kindskopf.“

„Alle Kinder ſind ihr von weitem entgegengeſprungen, und wenn die Weiber auf dem Feld waren, ging ſie in die Häuſer, wo man die kleinen Kindlein zurückgelaſſen, geſchweigte ſie und legte ſie trocken. Die allerkleinſten Kinder haben zu ſchreien aufgehört, wenn die Bertha ſie auf den Arm genommen.

„Der Mutter war zu Anfang vieles nicht recht von ihrem Weſen, ſie war gar eine g'ſchäffnige (rührige) Frau und meinte, man habe alleweil im eignen Hauſe genug zu thun; aber am Ende hatte ſie nichts dawider. Es war — Gott rechne mir's nicht zur Sünde — faſt, als ob der liebe Heiland ins Dorf käme, wenn Bertha hinunterging, und ſie ſelber hat es gar nicht gewußt; ſie hat nicht anders gethan und geredet als wie ein andres junges Mädchen, nur die Engel im Himmel haben's gewußt, und auf der Welt hat ihr, glaube ich, niemand, ſolange ſie lebte, eine harte Rede gegeben.

„Am allerglückſeligſten iſt ſie in ihrem Gärtchen drunten



geweſen, und wer ihr etwas Liebes hat erweiſen wollen, der hat ihr ſchöne Blumenſtöcke darein verehrt, ſie ſelbſt aber iſt die allerſchönſte Blume geweſen.

„So ſchön und lieb wie ſie war, hätte man denken ſollen, die Freier um ſie hätten faſt das Haus weggelaufen; es kamen aber doch nicht ſo viele, ſie hat gar ſtille für ſich gelebt und ging nicht gern unter viel Leute, und dann war eben etwas Beſonderes an ihr: es hatten alle ſo viel Reſpekt, ſo beſcheidentlich ſie war. Sie ſelbſt dachte gar nicht ans Heiraten, es war ihr ſo wohl daheim.

„Nun war ich dazumal ſchon nicht gut zu Fuß und hatte das Nähen angefangen; an dem Fenſter da bin ich immer geſeſſen, und es war meine Freude, wenn ich am Morgen und Abend hinausguckte, die Bertha zu ſehen, wenn ſie bei ihren Blumen war; die Täublein vom Dach flogen ihr auf den Kopf, und Hündlein und Kätzlein ſchmeichelten ihr.

„So ſtand ſie an einem Abend, ich meine, es ſei heute, am Gartenzaun; es war gerade zur Roſenzeit und blühte alles zuſammen. Da kam den Weg vom Wald her ein junger Jägersmann bis an den Zaun und fragte ſie um den Weg. Ich ſehe immer noch die zwei am Zaun ſtehen, ſie innen und ihn außen; ein heller Streif von der Abendſonne ſchien auf das Gärtchen, das Haar der Bertha glänzte wie lauteres Gold; der Jäger hatte kohlſchwarze Haare und war ein gar ſchöner Mann — er ſchaute die Bertha an, als wollte er ſie durch und durch gucken. Mir hat's nicht recht gefallen, aber ich ſah gleich dazumal, wie es kommen werde.

„Der Jäger war Praktikant oder wie ſie's hießen, beim Förſter in Eichelberg drüben, und er hatte ſich verirrt; weiß Gott, wie er's angegriffen hat, daß er ſo weit herübergekommen iſt, ich wollte, er wäre auf einer andern Seite vom Wald herausgekommen!

„Der alte Herr kam dazu, als der Jäger eben wieder fort wollte, und hat ihn ins Haus eingeladen; er bat aber um Erlaubnis, im Gärtchen bleiben zu dürfen; da ſetzte er ſich auf die Steinbank an der Mauer, an der Bertha ihr Tiſchchen, und ſie brachte ihm Wein und Brot heraus; er hat kein Auge von ihr gelaſſen, wo ſie ging und ſtand.

„Nun, daß ich's kurz mache, der Jäger war nicht zum letztenmal da, er war bald daheim wie das Kind vom Hauſe. Er war reich und vornehmer Leute Kind, das merkte man wohl an ſeinen fürſtlichen Manieren. Ich konnte ihm nicht mehr feind ſein, wenn ich ſah, wie die Bertha ſo glückſelig war, wenn er kam — ich habe keine Augen mehr ſo glänzen ſehen ſeitdem.

Mit ſeinem Forſtſtudieren muß es nicht viel geweſen ſein, denn er blieb oft tagelang hier. Das allein betrübte Bertha, daß er nie mit ihr in die Kirche gehen wollte. Ich hatte das

Herz und ſagte ihr einmal: ‚Und ich thäte keinen nehmen, der nicht in eine Kirche geht; wer nicht betet, der glaubt nichts, und wer nichts glaubt, dem frißt eine verborgene Krankheit am Herzen und bricht einmal aus mit Schrecken.‘ Da ſchaute ſie mich ſo herzbeweglich an mit ihren blauen Augen und ſagte: ‚Und wenn du einen recht lieb hätteſt und du wüßteſt, daß ihm ein geheimes Uebel am Herzen nagt, wollteſt du ihn dann verlaſſen — allein laſſen, ohne einen Gott? Nein, das thäteſt du nicht,‘ ſagte ſie dann wieder; ‚du wollteſt bei ihm bleiben Tag und Nacht und beten, daß Gott dir Frieden gebe für dich und ihn. Und wenn die dunkle Stunde kommt, wo ſein Herz ſich elend fühlte und gottverlaſſen, da wollteſt du erſt recht bei ihm ſtehen und ſehen, ob dir's Gott verleihe, ihn zurückzuführen.‘ Ich hab's immer gewußt, daß ſie ein Engel war, aber dazumal mußte ich bitterlich weinen; denn ich ſah wohl, daß ſie bei uns nicht bleiben werde.

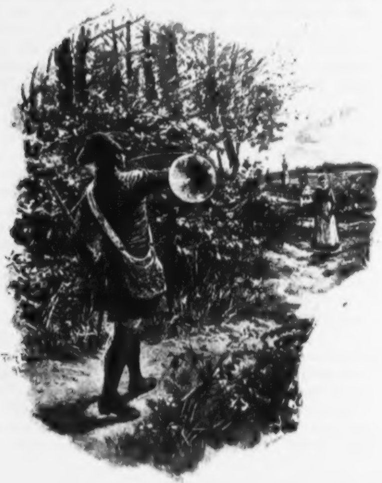
„Es dauerte nicht lange, ſo waren ſie Braut und Bräutigam, und ein Stein hätte ſich freuen müſſen, zu ſehen, wie die beiden ſo glücklich waren. Er hatte ein Horn, mit dem blies er wunderſchön, wenn er vom Wald herunterkam. Bertha, die meiſt in ihrem Gärtchen ſaß, ſang die nämliche Melodie; dann ging ſie ihm entgegen, und wenn die zwei miteinander den grünen Weg daherkamen, mußte man ſich freuen, daß ſie zuſammengekommen.

„Sie ſaßen oft und oft auf der Steinbank im Gärtchen manchmal tief in die Nacht hinein, bis der helle Mond ſchien. Ich hätte gern gewußt, was ſie denn immer einander zu ſagen hätten, aber horchen wollte ich nicht.

„Am Tage ging Bertha auch wohl mit ihm in den Wald und kam wieder mit einem grünen Kranz von Eichenlaub um ihr ſchönes helles Haar — ſie wurde alle Tage ſchöner.

„Auch von der Hochzeit wurde geredet; der Jäger — ich will ſeinen Namen nicht nennen — ſagte, ſeinen Eltern ſei alles recht; das glaubten wir auch. Wem wird denn ſo ein holdſeliger Engel nicht recht ſein? Und aufs nächſte Jahr wollte er Bertha heimführen, er bekomme bis dahin einen Dienſt in ſeiner Heimat; das alles war gut und im reinen, der alte Herr hatte nachgefragt.

„Da habe ich denn genäht, und Bertha hat treulich mitgeholfen, wenn ſie nicht der Mutter half oder wenn der Bräutigam nicht da war. Das war ein luſtiges Schaffen! Sie ſang und jubilierte dazu wie ein Vöglein, Schelmenliedlein und andre; wenn ſie aber das Horn blaſen hörte, da war's, als ob der



klare Tag über ihr ſchönes Geſicht ſchiene, und ſie warf ihr Nähzeug in alle Weite — ich mußte nur zuſammenleſen, und drunten war ſie wie geflogen. Ja, das war eine luſtige Zeit.

„Einmal, es war des alten Herrn Geburtstag, hatte ſie den ganzen Tag umſonſt auf den Bräutigam gewartet und war voller Angſt, als er nicht kam; es waren viele Gäſte da, denen allen war es unkommod, Angſt zu haben; ſo meinten ſie, er werde eben ſonſtwo ſich verweilen. Sie war zu gut, jemand in den Wald zu ſchicken; aber es ließ ihr keine Ruhe mehr, und ſo ging ſie allein hinaus ihm entgegen. Ich ſaß eben an meinem Fenſter, nähte und dachte an nichts; da ſah ich ſie auf einmal vom Wald her rennen, ganz atemlos, ohne Hut, ihr Haar flog ihr ums Geſicht.

„Sie hatte den Bräutigam in ſeinem Blute im Walde gefunden, ein Wilderer hatte ihn geſchoſſen. ‚Hilfe! Hilfe!‘ rief ſie mit ihrem letzten Atem, ſank am Hauſe nieder wie tot und konnte nur noch ſagen, wo man ihn finde. Man trug ſie herauf und holte den Jäger aus dem Wald; er war ohnmächtig, aber der Schuß nicht gefährlich. Bertha ſtand wieder auf und pflegte ihn, obgleich ſie ſelbſt Pflege gebraucht hätte. Das furchtbar ſchnelle Rennen und der Schrecken hatten ihr einen Treff gegeben, ſie iſt von der Stunde an nimmer geſund geworden.

„Der Jäger war bald wieder rüſtig und geſund; Bertha aber hatte einen böſen Huſten und klagte über Schmerzen auf der Bruſt; ſie hat es niemand geſagt als mir, ich ſagte es der Mutter; man brauchte Thee und Säfte, aber es half nichts. Ihre Wangen waren ſchön rot wie immer und ihre Augen noch heller als vorher; aber ich ſah wohl, daß das alte Leben nicht mehr in ihr war. Es ging freilich ganz langſam abwärts mit ihr, aber abwärts ging's doch. Daheim hörte ſie ganz auf zu ſingen, nur wenn ſie das Waldhorn hörte, fing ſie immer wieder an; aber es klang ſo traurig, daß ich weinen mußte, ſo oft ich's hörte.

„Im Spätherbſt ging der Bräutigam zu ſeinen Eltern nach Hauſe, im Frühling ſollte die Hochzeit ſein, da wollte er wiederkommen, um ſie zu holen.

„Nun iſt es eine eigene Sache; die Bertha war ſo ein frommes Kind und hatte in frühen Jahren ſchon ihr Herz zum Tode bereitet; oft und oft, noch ehe ſie Braut war, als ein halbes Kind voller Leben und Geſundheit, hat ſie mit mir vom Sterben geſprochen; — ſeit ſie aber den Huſten hatte, war es, als ſei der Gedanke an den Tod wie weggewiſcht von ihrer Seele. Wir nähten und nähten an der Ausſteuer wie ſonſt, aber es war nimmer ſo luſtig; ſie konnte wenig ſchlafen vor Huſten und ſpät aufſtehen, aber heiter war ſie immer. ‚Es ſei ein recht hartnäckiger Katarrh,‘ meinte ſie; ‚bis zum Frühjahr aber da ſei ſie ganz geſund.‘ Und ſie ſchrieb Briefe voll Hoffnung und Leben, trug ihr Myrtenbäumchen jedem Sonnenſtrahl nach und ſprach tagelang davon, wie ſie ihr künftig Haus einrichten wolle; der Bräutigam hatte ein Bildnis davon geſchickt, es war ein ſchönes Jagdſchlößlein. Die Mutter und ich ſahen einander oft nur an und ſagten nichts.

„Da kam der Frühling und kam der Bräutigam. Es war am Oſterſonntag, ein ſo wunderſchöner Tag, und Bertha war ganz weiß angezogen und ſaß im Gärtchen; da kam der Jäger mit raſchen Schritten wie vor Zeiten zu ihr herein; ſie ſprang auf, ihm entgegen — ſie konnte nicht, es quoll ihr Blut aus dem Munde und über das weiße Kleid. Man trug ſie ins Haus, da erholte ſie ſich bald wieder und ſaß mit ihrem alten Lächeln bei dem Bräutigam auf dem Sofa und verſicherte, es habe gar nichts zu bedeuten.

„Er aber war ſehr erſchrocken und bekümmert; ihr Geſicht war freilich ſo ſchön wie immer, aber ihre Geſtalt war dünn und zart geworden, auch konnte ſie nicht mehr bis in den Wald mit ihm gehen.

„So blieb er nun ein paar Wochen da; Bertha war immer und immer glückſelig, wenn ſie ihn nur ſah, und klagte nie. Das Brautkleid war fertig, aber niemand redete von der Hochzeit. Nur Bertha ſprach oft und viel von ſeinen Eltern und von ihrer künftigen Heimat. Wir wußten wohl, wie es ſtand, und alle wollten noch um ſie ſein, ſolange es nur möglich war;

dem Bräutigam aber ſchien's immer weniger wohl zu werden, er wurde ſtiller und ſtiller, wenn er ſo bei ihr ſaß. Ach, wenn ich dir's nur ſagen könnte, wie ſanft und holdſelig ſie ihn allemal angeſchaut hat!

„Einmal war der Doktor da, den Bertha immer verſicherte, es gehe ihr ganz erträglich; eh' er ging, hörte ich, wie ihn der Bräutigam bat, in die obere Stube zu kommen, es war die Stube neben der meinen; ſie wußten nicht, daß ich da war, und als ſie einmal die Stube geſchloſſen hatten, wollt' ich mich nimmer hören laſſen. Der Jäger fragte den Arzt ernſtlich um den Zuſtand ſeiner Braut; der zuckte die Achſeln: ‚Die Lungen ſind angegriffen, von gänzlicher Herſtellung wird keine Rede ſein; aber wie lange es anſteht, das iſt ſchwer zu beſtimmen, es ſcheint noch viel Lebenskraft da zu ſein.‘

„Der Bräutigam ging heftig auf und ab. ‚Ich bitte um Ihren Rat, Herr Doktor,‘ ſagte er; ‚mir iſt die Sache natürlich ſehr ſchmerzlich. Ich wünſche als rechtlicher Mann zu handeln, aber Sie müſſen geſtehen, es iſt eine eigene Zumutung, ſich mit einer Sterbenden zu verbinden.‘ — ‚Von Hochzeit kann zunächſt keine Rede ſein‘, meinte der Doktor, ‚obwohl man ſeltene Fälle weiß, wo eine bereits keimende Schwindſucht nach der Verheiratung ſich wieder gebeſſert hat.‘ — ‚Nun, wenn auch,‘ ſagte der andre, ‚ſo iſt dies doch ein höchſt peinlicher Zuſtand; meine Zukunft iſt geſichert, ich muß meine Stelle antreten, meine Eltern wünſchen eine baldige Verheiratung; wie kann ich mich nur aufs Unbeſtimmte an ein Siechbett feſſeln? Zudem habe ich einen wirklichen Horror vor der Krankheit, es greift meine Nerven an, den Huſten zu hören; ich riskiere wahrhaftig meine eigene Geſundheit.‘ — ‚So reiſen Sie für einige Zeit nach Hauſe,‘ riet der Doktor, ‚eine totale Aufhebung des Verhältniſſes könnte bei der Ahnungsloſigkeit der Kranken wirklich von plötzlicher Gefahr ſein.‘ ‚Meine Meinung iſt,‘ ſagte der Bräutigam wieder, ‚daß dieſe Ungewißheit, der leidenſchaftliche Wunſch, um meinetwillen geſund zu werden, viel aufregender und nachteiliger für ihren Zuſtand iſt als eine ſchonende

Auflöſung des Verhältniſſes. Ich wiederhole es, ich will als rechtlicher Mann handeln, aber unter dieſen Umſtänden ſcheint mir das Recht vollkommen auf meiner Seite; ich ſelbſt leide am meiſten darunter.‘

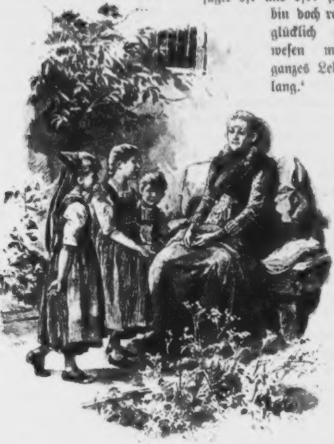
„‚Thun Sie, was Sie nicht laſſen können!‘ ſagte der Doktor; ich hörte wohl an ſeinem Ton, daß er nicht viel auf ihn hielt. ‚Wenn Sie mich auf ärztliche Pflicht fragen, ſo muß ich wiederholen, daß Ihre Braut an Lungenſchwindſucht leidet, daß ich aber das Ziel ihrer Krankheit nicht beſtimmen kann. Für die Folgen eines plötzlichen Schrittes kann ich nicht ſtehen.‘

„Der Doktor ging, und im Hauſe blieb noch eine Weile alles beim alten. Der Jäger konnte es, ſcheint's, doch nicht recht übers Herz bringen, ihr geradezu die Treue aufzuſagen; ſie lebte wie ein Kind, von einem Tag auf den andern, immer in Hoffnung auf beſſere Zeiten.

„Da bekam er Briefe; er mußte ſchleunig nach Hauſe reiſen, wie er ſagte. Bertha begleitete ihn bei ſeinem Gehen noch bis an die Gartenthüre, müde und ſchwach, wie ſie war; ſie ſah ihn ſo ſelig und ſo traurig an mit ihren ſchönen Augen. ‚Lebe wohl, lebe wohl!‘ ſagte ſie tauſendmal; ‚wenn du wiederkommſt, bin ich geſund.‘ Warum hat er ſie nicht ſterben laſſen im Glauben an ſeine Liebe?

„Bald nach ſeiner Abreiſe kamen wieder Briefe von ihm — von ſeiner Frau Mutter — an Berthas Vater und Mutter, an ſie ſelbſt — viele Worte; der Sinn war aber: mit der Brautſchaft ſei es vorüber. ‚Man ſollte es ihr recht ſchonend beibringen — es würde für ihre eigene Ruhe beſſer ſein.‘ Weiß nicht, was ſie als für ſchöne Worte machten, weiß auch nicht, wie man es der Bertha mitgeteilt — ſie hat nicht viel darüber geſprochen; aber von dem Tage an war ſie auf ihren Tod bereit. Zu mir ſagte ſie nur einmal mit ihrer alten holdſeligen Freundlichkeit: ‚Es iſt recht gut, daß ich nun weiß, wie es mit mir ſteht; ihr alle ſeid viel zu gut geweſen, nun kann ich mich rüſten zum Abzug.‘

„Ihre Schwäche nahm raſch zu, aber ſie iſt ſchön geblieben bis auf die letzte Stunde, freundlich und geduldig in all ihren Leiden. Kein einzig bitteres Wort über den Ferdinand kam über ihre Lippen, ſie ſagte oft und oft: ‚Ich bin doch recht glücklich geweſen mein ganzes Leben lang.‘



„An ſchönen Tagen trugen ſie die Brüder noch in ihr Gärtchen, man hatte die Steinbank mit weichen Kiſſen belegt; da ließ ſie auch noch Kinder zu ſich kommen, im Zimmer konnte ſie kein Geräuſch mehr ertragen. Die Leute vom Dorf, denen ſie ſo viel Gutes gethan, ſchlichen dann nur ſtill am Zaun vorüber;

ſie hätten ſie gern noch einmal geſehen und grüßten ſie von weitem; ſie nickte allen freundlich mit dem Kopfe, reden konnte ſie nicht mehr viel.

„Wie ſie es erfahren, daß der Ferdinand ſich mit einer andern verheiratet, weiß ich nicht; die Eltern und Brüder waren ſo erbittert, daß ſie vielleicht ſelbſt nicht vorſichtig mit der Nachricht waren; ich dachte mein Teil, ſagte aber nichts Schlimmes gegen ihn, darum blieb ſie gegen mich zutraulicher als gegen die andern.

„An einem gar ſchönen, warmen Tag im September war ſie zum letztenmal im Gärtchen, ich durfte bei ihr ſein; da zeigte ſie mir ihre allerſchönſten und liebſten Pflanzen und bat mich, die recht ſorgfältig herausnehmen zu laſſen und an die Frau des Ferdinand zu ſchicken. Ich ſolle ſie bitten, daß ſie dieſe Blumen in ihren Garten pflanze, und ihr ſagen, daß ſie bis zum letzten Hauch zu Gott um Segen für ſie gebetet habe. ‚Es geht ihm gewiß gut,‘ ſagte ſie mit freudiger Zuverſicht. ‚Man ſagt, gebrochene Treue bringt Unſegen; aber es war der Tod, der unſer Band gelöſt hat, als er mich berührte und nicht Ferdinand. Ich habe dem Ferdinand gewiß ſo viel Segen gewünſcht für all ſeine vergangene Liebe, daß ſelbſt der Fluch gehoben ſein müßte.‘

„Am andern Tag nahm ſie mit den Eltern und allen im Hauſe das Abendmahl. Die Ihrigen mußten ihr feierlich verſprechen, daß ſie keinen Groll gegen Ferdinand hegen wollen. Es dauerte nicht mehr lange. Sie hatte noch einen ſchweren Kampf, aber im Tode war ſie wie ein Engel.

„Die Blumen habe ich an die Frau Forſtmeiſterin geſchickt, was ſonſt noch Schönes im Gärtchen war, haben wir auf ihr Grab gepflanzt; eine lange Zeit war das Grab vom ganzen Dorf gepflegt wie der ſchönſte Garten. Jetzt iſt es ein wenig verlaſſen und nur Roſen und weiße Lilienblumen ſtehen noch darauf.“

7.

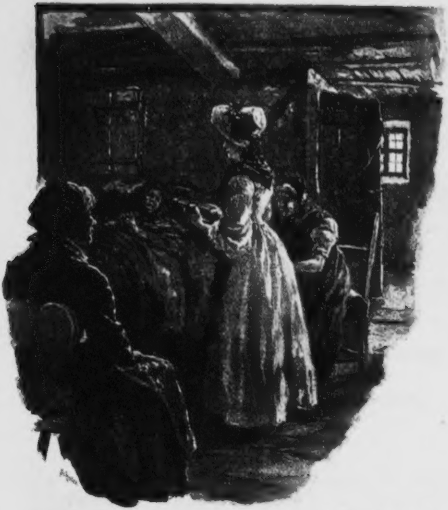
Da habe ich Dir eine von Annamreiles Geſchichten mitgeteilt, ſie iſt mir recht zu Herzen gegangen. Ich habe geſtern angefangen, das Blumengärtchen der Tante Bertha herzuſtellen, aber das iſt nicht ſo leicht, wie ich mir gedacht; ich hätte wohl ſchon abgelaſſen, wenn mir nicht Vetter Tobias beigeſtanden wäre — da gibt's freilich ein Stück, wenn der arbeitet. Er grub alles um, ſchonte aber recht ſorgfältig der Roſenſtöcke; ich konnte zuerſt nichts thun, als das Unkraut zuſammenleſen, jetzt aber haben wir die Beete hübſch abgeteilt; ich habe Dir gearbeitet! alles bepflanzt, obwohl das Bücken recht läſtig iſt und meine Finger ein paar Tage zu rauh waren zum Sticken.

Du glaubſt aber nicht, wieviel Freude mir die Arbeit machte. Onkel kam und ſah uns mit großer Luſt zu; Bertha iſt ſeine liebſte Schweſter geweſen, auch Tante freute ſich. „Es war meine Verſäumnis, daß ich über den nötigen Geſchäften das Gärtchen ſo zerfallen ließ,“ ſagte ſie, „aber die Pflege ſchickt ſich auch beſſer für eine junge Hand.“

Ich ſehe nun alle Tage nach meinen Pflänzchen, Roſen und Lilien kann man freilich erſt aufs Spätjahr pflanzen; aber die Sommerblümchen wachſen ſchon hübſch.

Tobias war ſehr gefällig und hilfreich; noch jetzt überraſcht er mich faſt alle Tage mit einem neuen Schmuck im Gärtchen; die verwilderten Reben über der Steinbank hat er zu einer Laube gezogen, die Beete zum Teil mit hübſch geflochtenen Weiden eingefaßt; dabei iſt er gar freundlich, mir manches zu ſagen, was ich nicht verſtehe und mich ſcheue, zu fragen. Ich habe mich ſo ziemlich mit ihm verſöhnt und finde das angenehmer, als in Fehde zu leben.

Du weißt, daß es immer meine Abſicht war, mich der Kinder und Armen und Kranken im Dorfe anzunehmen; bis jetzt aber kam ich nie dazu, es iſt bei Onkels ſelten die Rede von ſolchen Liebeswerken. — Tante geht, glaube ich, bisweilen



ins Dorf, aber ſie ſpricht nicht davon, und bei ihrer etwas trockenen Weiſe glaube ich gerade nicht, daß ſie ſehr zu einem „Engel des Troſtes“ taugt. Tobias ohnedies ſcheint mir ziemlich ſtumpf; ich hörte einmal, wie er arme Kinder ausſchalt und fortſchickte, ich eilte ihnen nach und ſchenkte ihnen einen Sechſer; darüber war er ganz ärgerlich, als er's bemerkte und ſagte: das ſei faules Volk, er habe ſie früher Steine vom Acker leſen laſſen wollen, da ſeien ſie aber davongelaufen. So iſt er eine nüchterne, rauhe Natur.

Für des Lebens zartgeſchwungne Laute
Iſt denn doch das Weib nur die Vertraute.

Seit mir nun das Bild der Bertha ſo lebendig vorſchwebt, habe ich mir feſt vorgenommen, den Plan auszuführen.

Geſtern ſagte Tante von einer ſehr kranken alten Frau; ich bat ſie nachmittags um Erlaubnis, ſie beſuchen zu dürfen. „Du, die Urſel?“ ſagte Tante mit einiger Verwunderung; „was willſt du denn bei ihr thun?“ Sieh, ſo wenig weiß man hier von Werken der Barmherzigkeit! „Sie beſuchen, ſie tröſten, ihr vorleſen,“ ſagte ich etwas verlegen. — „Nun, geh nur immerhin! Lieſe kann dir den Weg zeigen und die Weinflaſche mitnehmen, die ich ihr ſchicken wollte; Glück auf den Weg!“

Auch Lieſe ſchien etwas erſtaunt, als ich mich zu dem Gang gerüſtet hatte. Die Kinder im Dorf ſind gar nicht lieb und zutraulich, wie ich mir gedacht; ſie gaffen mich an, und wenn ich ſie anreden will, ſpringen ſie mir lachend davon; ja ich hörte ſchon, wie ſie ſich über mich und meine langen Kleider luſtig machten.

Wir kamen bei der Hütte an, ich nahm Lieſe den Wein ab und trat ein. Ach Julie, dieſer Qualm und Dampf! Hinten im Zimmer ſtand ein großes Bett, aber es ſah gar ſchmutzig aus — und das alte Weib darin! Sehen denn die alten Frauen auch ſo aus, die ihr vom Verein aus beſucht habt? Es ſaßen noch ein paar Weiber in der Stube; dieſe und die Kranke gafften mich an, als wäre ich vom Himmel gefallen. Ich gab der Kranken den Wein, fragte, wie es ihr gehe — dann aber war ich in der tödlichſten Verlegenheit, was ich weiter reden ſollte. Die Weiber boten mir einen Stuhl, aber auf den konnte ich in meinem hellen Kleide nicht ſitzen. Endlich ſetzte ich mich auf die Bank und fragte die Frau, ob ich ihr etwas vorleſen ſollte; ſie hatte nichts dawider, und ich las etwas recht Schönes aus dem neuen Gebetbuch, das ich mitgenommen.

Als ich geendet, fragte ich die Frau, ob es ihr gefallen; ſie meinte ja, es ſei recht ſchön, nur glaube ſie, nicht recht deutſch, die vornehme G'ſprach verſtehe ſie nicht wohl, die Madel leſe ihr aus dem Starkenbuch, das ſei beſſer für „ſottige Leut".

Ich hatte doch nach den Vorleſeregeln des Herrn Profeſſor Albert geleſen! Ich ſchenkte der Frau noch ein wenig Geld und war froh, fortzukommen. Schreibe mir doch, wie ihr es denn macht bei euren Armen- und Krankenbeſuchen! Hier mag ich nicht fragen.

Das Grab der Tante Bertha habe ich auch beſucht; es iſt wahr, die weißen Lilien ſtehen wunderſchön darauf. An dem einfachen Kreuz hängt ein verwelkter Kranz, den ſoll einmal ein fremdes junges Fräulein gebracht haben, vielleicht eine Tochter des Ferdinand.

Du hörſt bald wieder etwas von Annamreiles Geſchichten. Lebe wohl! Du ſchriebſt mir keine Silbe von ihm.

Deine Fanny.

8.

Ich habe dem Annamreile das Fehlſchlagen meines inneren Miſſionsplans geklagt, ich wußte, daß die mich nicht auslacht; aber ſie iſt, wie ich Dir früher ſagte, oft nicht recht klar über das Nächſtliegende; ſie ſah mich eine Weile an und ſagte: „Du biſt aber auch ſo weit her und ſo fein angezogen — man muß die Leute kennen."

„Ich glaube, ſie ſind es hier auch nicht gewöhnt, daß man ſich ihrer annimmt," ſagte ich noch etwas gereizt; „Tante gibt vielleicht den Armen etwas, die auf den Hof kommen, Tobias nicht einmal das, ſonſt aber bekümmern ſie ſich nicht weiter um das Volk.“

Annamreile iſt immer gar bedächtig, wo es ſich um Sachen aus der Gegenwart handelt, als traue ſie da ihrem eigenen Gedächtnis nicht recht. Endlich aber hub ſie ſachte an: „Ich will Dir von der jungen Frau (ſo nennt ſie die Tante) etwas erzählen. Vom jungen Herrn (das iſt Großonkel), da kann man gar nicht anfangen, was der im ſtillen thut; wenn es ſcheint, er ſpotte die Leute nur aus mit ſeinen Späßen, ſo bringt er ihnen eine Gutthat bei, und das thut er im Dämmer, wenn man meint, er gucke noch nach den Knechten oder dem Vieh — es ſieht's kein Menſch als der liebe Gott. Wenn ein armes Weib vom Feld kommt und will nach einer Brotkruſte ſuchen in der Tiſchlade und findet einen großen Laib darin oder am Sonntagmorgen ein Stück Fleiſch in der Küche, oder wenn dem Aehne ſeine Tabaksdoſe neu gefüllt iſt und ein gutes warmes Wams am Nagel hängt, dann wiſſen ſie wohl, wo ſolche Stücklein herkommen; aber wenn ſie ſich bedanken wollen, ſo weiß er von nichts. Seine Frau merkt's wohl, wenn er ſo pfiffig herumſucht nach dem Speiskammerſchlüſſel; dann legt ſie ihn verſtohlen hin, wo er ihn finden kann. Manchmal wird's ihr auch zu viel und ſie ſagt: ‚Aber Alter, warum haſt du denn das gute Morgenwams verſchenkt?‘ — ‚Ha, weißt, das alte zerreißt ſo bald,‘ ſagte er dann mit Lachen, ‚und der alte Stoffel hat kein Annamreile, die alles ſo gut zuſammenflickt.‘ Und das Annamreile lachte herzlich über ihren luſtigen jungen Herrn.

„Aber du haſt mir ja von der jungen Frau erzählen wollen.“ — „Ja ſo, freilich, und auch vom Kleinen!“ (Das nämlich iſt Tobias, der, glaube ich, ſechs Schuh lang iſt.)

„Die junge Frau iſt geſetzter als ihr Mann, und iſt ihr nicht gegeben, daß ſie's den Leuten mit einer ſo heiteren Manier gibt; aber ſie thut viel. — Da iſt im Dorf eine alte Ausdingerin geweſen bei ihren Stiefkindern, die war waſſerſüchtig, und das junge Weib klagte einmal der Frau, es ſei arg, daß die Ahne ſo lang' nicht erlöſt werde, man könne wegen dem Geruch faſt nicht mehr in ihr Stüble. Da kommt meine junge Frau am nächſten Mittag hinaus zu den Leuten, und der Knecht trägt einen Bund Stroh nach. So ein Jungferle wie du wär' ohnmächtig worden, wenn ſie in ſo eine Stube käme; die junge Frau aber zieht ſelber das Weib friſch an und hilft ihr aus dem Bett in die Stube, läßt den Strohſack füllen und macht warm Waſſer und waſcht die Ueberzüge und überzieht das Bett friſch von ihren eigenen und lüftet und kehrt die Stube, alles mit eigenen Händen. Und wie das alte Weib wieder ſäuberlich hineingebettet iſt und meint, ſie ſei im Himmel, da ſchenkt ſie der Söhnerin Seife und ſagt dem großen Enkelkind, die dabei ſtand und 's Maul aufſperrte: ‚So, Kätherle, wenn du jetzt die Ahne und ihr Stüble recht ſauber hältſt, ſo kriegſt du am Chriſttag einen neuen Schurz.' Die Söhnerin freilich hat geſchimpft, nicht ſchlecht, aber meine junge Frau die geht ihres Wegs. Sie hat nicht viel Zeit, daß ſie den Leuten vorlieſt und mit ihnen betet; meine Bertha ſelig hat das oft und viel gethan, und wäre der jungen Frau ein Töchterlein beſchieden, die das rechte Herz dazu hätte, ſo thät' ſie's auch freuen; aber an Herzen iſt nicht ſo leicht zu kommen wie an eine verdumpfte Stube."

„Aber Herr Tobias, der kann nicht an ſo etwas denken," fing ich wieder an; ich hätte nun doch gern auch von dem gewußt.

„Na, der kann freilich keine Leintücher waſchen, er füllt auch, ſoviel ich weiß, keine Schnupftabaksbüchſen, weiß überhaupt nicht ſo viel von ihm, weil ich faſt nimmer fort komme" — Annamreile weiß übrigens alles, obgleich ſie kaum von ihrem runden Stühlchen aufſteht —; „nur ein Stücklein hat mir neulich die Botin erzählt, als die Herrſchaft nicht daheim war. Der Kleine war hinübergegangen nach Weißburg, um einen Maurer zu beſtellen zu dem neuen Scheunenbau. Wie er nun auf des Maurers Haus zukommt, da hört er nichts als Aechzen und Winſeln; der Mann war vor ein paar Tagen von einer

Leiter gefallen und an allen Gliedern zerſchlagen. Eben wie der Kleine hereinkam, ſollte er in ein andres Bett gebracht werden, und ſein Weib, ein Nachbar und der Kijurg, der gar ein leibarmes Mannchen iſt, plagten ſich und den Kranken ganz jämmerlich. Der Kleine, weißt, iſt gar ſtark und groß von Poſtur, er nahm nun den ſchweren Mann auf die Arme und lupfte ihn hinüber. Der bedankte ſich gar ſchön und ſagte: ‚So gut und ſtet habe ihn noch kein Menſch gehoben.‘ Was thut nun mein Kleiner? Von da an geht er alle Morgen zur Stunde, wo der Maurer verbunden wird, nach Weißburg hinüber, das iſt hin und her eine gute Stunde, und hebt und legt den Kranken, und nach wie vor geht er daneben an alle Arbeit wie ſonſt, vier Wochen lang, bis der Mann geſund iſt.“

Nun, Julie, was ſagſt Du? Das gehört auch noch ins Feld der inneren Miſſion. So etwas freilich könnte ich nicht — aber das Beſte iſt es doch noch nicht, wenn man den Leuten trockene Kleider und Pflege gibt; ich habe ſogar mit Tobias darüber geſprochen — gelt, wir werden ganz vertraut! Sei ruhig, Geliebte, er iſt eine ſehr, ſehr ungefährliche Perſonnage! — Er gab mir darin recht, aber er ſagt: nicht jedes von uns iſt zu geiſtlichem Beiſtand berufen und geſchickt; nur der Heiland hat dem Kranken die Sünden vergeben, ehe er ihn aufſtehen und wandeln hieß, und gar vielen hat er leiblich geholfen, ohne ein Wort der Predigt — an die Herzen iſt er wohl ſpäter zur rechten Zeit und Stunde gekommen. „Ehe wir mit den Leuten beten, Bäschen,“ ſagte er mit einem ernſten Lächeln, das ihm wirklich gut ſteht, „müſſen wir zuvor gewiß ſein, daß wir von Herzen für ſie beten können.“ Da hat er wohl recht, und er hat mir viel zu denken gegeben.

Uebrigens iſt mir lieb, daß ich im Frieden mit dem Vetter auskomme, es iſt doch wohl beſſer, wenn man unter einem Dache leben muß.

Nicht wahr, Julie, Du beſuchſt auch die Mutter häufig? Es thut ihr gewiß wohl; ihre Briefe ſind oft etwas gedrückt — ich freue mich ſehr auf Eduards Ferien, die ſie hierher bringen.

Wie möchte ich ihr den Ueberfluß gönnen an all den täglichen Notwendigkeiten, deren ich hier genieße und deren Anſchaffung ihr ſo viel Sorgen macht! Nun, die gute Tante iſt meinem ſtillen Wunſch durch eine reichliche Sendung zuvorgekommen; das erfuhr ich erſt aus der Mutter Brief.

Adieu, Du hörſt bald wieder eine von Annamreiles Geſchichten.

Deine Fanny.

Geſchichten der alten Nähterin.

Der luſtige Robert.

„Es iſt nicht immer ſo ſtill und ruhig im Haus zugegangen wie jetzt; mein junger Herr iſt freilich heiteren Sinnes, aber er macht nicht viel Lärm, die Frau iſt allzeit ſtill geweſen und der Kleine red't auch nicht zu viel.

„Wie aber meine alte Frau noch jung war und die vier Kinder ſo heraufgewachſen ſind, und jedes von ihnen hat ſeine Kameradſchaft mitgebracht, da war es oft laut und luſtig genug, und ich habe nicht viel gute Ruhe gehabt zum Nähen. Keine ſchöneren Kinder hat's auf der Gotteswelt nicht gegeben als unſre vier, die drei Buben und die Bertha — aber der allerſchönſte von ihnen iſt doch mein Robert geweſen. Und gar ein luſtiger Käfer! Wie oft haben ſie mich geplagt, ich ſoll mit ihnen in den Wald, ins Erdbeerenſuchen; wenn ich mich aber herunterbückte, um Beeren zu brechen, flugs ſaß mir der Robert auf dem Buckel und ich mußt' ihn reiten laſſen wohl oder übel; er war aller Streich' voll und hatte immer die Buben vom halben Dorf hinter ſich; da haben ſie Schifflein gebaut und Bäche abgegraben und Eichhörnlein gefangen und oft den Kühen die Schwänz' zuſammengebunden — alles hat er können und mögen, nur nicht ſchaffen und lernen, und er hat erſt noch ſo einen guten Kopf gehabt! — Der Schulmeiſter hielt's nicht mit ihm aus, bald hatte er aus dem Stecken einen Butzenmann gemacht, bald das Buch mit Vogelleim zugepappt oder am Subſellium ein Hexenklavier ausgeſchnitten — es kam alle Tag ein andrer Streich heraus; der Papa hat nicht gern zugeſchlagen, und als ihn die Mama einmal ins Ofenloch geſperrt hat, da ſtieg er oben zum Kamin heraus aufs Dach, und man mußte ihn mit Todesängſten herunterholen.

„Man that ihm einen Informator ins Haus, aber da ging's nicht viel beſſer. Wenn der meinte, er ſei endlich im Zug mit Lernen oder Aufſagen, flugs ſtand er hinter ihm auf ſeiner Stuhllehne, und einmal machte er einen Purzelbaum über des Informators Kopf und über den Tiſch hinüber gerad' ins Tintenfaß, das war eine ſchöne Geſchichte!

„Es hätten die Schelmenſtücklein nicht viel geſchadet — der Heinrich war auch luſtig —, wenn Robert nur ein bißchen gelernt hätte, aber er iſt grundfaul geweſen.

„Wie die Buben größer wurden, machte man aus, was aus ihnen werden ſollte. Karl, das iſt der junge Herr drunten, ſollte des Vaters Gut übernehmen; Heinrich wollte Kaufmann werden — ich glaube, es war ihm nur drum, in die Welt hinauszukommen, denn das Schenie zu einem Kaufmann hatte er nicht: Robert, der doch kleiner war, hatte ihm immer die wurmigen Aepfel für gute und um Weihnachten alte Butterkrapfen für Lebkuchen verhandelt; der Robert, der wollte partu ſtudieren, natürlich nur, weil er gern Student geworden wäre.

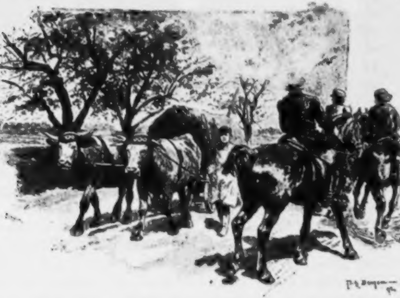
„Dem alten Herrn war's nicht recht, er wußte, daß Robert nicht gern lerne, und fürchtete die Koſten; er hatte das Gut in ſchlechtem Zuſtand übernommen und es koſtete viel, es aufzubringen; aber dem Robert hat niemand etwas abſchlagen können. So that man ihn denn in ein Gennaſium, da kam er gleich nachher wie ein Prinz; aber die Zeugniſſe, die waren nicht ſo fürnehm, die Mutter und auch die Bertha ſprachen ihm oft recht beweglich zu; auf Bertha hat er noch am meiſten gegeben, aber es that nicht auf lange gut.

„Wie er auf die Univerſität wollte, hat man ihn zuerſt gar nicht genommen, weil er nicht genug könne. Ich hab' freilich geglaubt, darum ſtudier' man gerad', weil man nichts könne; aber es muß, ſcheint's, anders ſein. Nun hat man ihm wieder einen extra Informator gehalten, und weil er ſo gar gern Student worden wäre, ſo hat er diesmal auch gelernt.

„Das war eine Herrlichkeit, wie der Robert zum erſtenmal als Student in die Vakanz kommen iſt, in einem polniſchen Rock mit Zotteln und Schnüren, und ledernen Hoſen und hohen Stiefeln auf einem Reitgaul! Ein bildſchöner Menſch iſt er geweſen, iſt ihm alles wohl angeſtanden. Der Heinrich war eben aus der Lehre getreten und ein beſcheidentlicher Ladendiener; dem kam's oft hoch herauf, wenn die andern Studenten, die den Robert gar oft in der Vakanz beſuchten, etwas ſpöttiſch fragten: ‚Iſt das der Bruder Schwung?‘ Karl, der junge Herr, der iſt immer der Brävſte geweſen, er war zurückgekommen aus einer Ackerbauſchule — ich hab' auch vorher nicht g'wußt, daß man das Ackerbauen in einer Schule lernt —, jetzt arbeitete er treulich mit, wie ſein Vater; aber wenn er, wie's hier im Hauſe der Brauch iſt, hie und da ſelbſt hinausfuhr auf den Acker und daneben die Studenten mit Jodeln und Singen hinausritten, ſo iſt's ihm doch vielleicht auch etwas verbärmlich geweſen.

„Der alte Herr hatte gar keine erſtaunliche Freude an dem Weſen, er fragte oftmals: ‚Haſt du denn auch ſchon etwas gelernt, Robert?‘ — er wollte auf einen Oberamtmann ſtudieren. — ‚Im erſten Jahre lernt kein Student nichts!‘ rief der luſtig; ‚wart' nur, Papa, wie ich im nächſten Jahre ſtudieren werde!‘

„Da kam das nächſte Jahr, wo er ſo viel lernen wollte, man hat aber nicht viel davon geſpürt; Geld brauchte er viel und viel, daß es ein Graus war: einmal ſchrieb er an den Vater, dann wieder an die Mutter, dann an beide zuſammen, oft g'ſpaßige Briefe, oft ganz demütige — aber Geld iſt in allen geſtanden. Die Mama hat ihm zugeſchoben, was ſie gekonnt; ſie hat ihre ſchönen Granatlen und ihre großen Ohrenringe zuletzt einmal für ihn hergegeben; er gab die allerbeſten Wörtlein, und man glaubte ihm immer wieder alles, was der Informator ſchon geſagt hatte, er habe ſo einen guten Kopf, und die vornehmen Herren Lehrer am Gymnaſium auch; ſo war



man gewiß, daß er lernen könne, was er wolle, ſobald er nun einmal recht wolle.

„Der alte Herr war oft grauſam bös über ihn, eh' er in die Vakanz kam; aber wenn er ſo hereinſchaute mit ſeinem guten, ſchönen, luſtigen Geſicht und ließ dann alles über ſich ergehen und verſprach das Allerbeſte, da konnte ihm niemand mehr feind ſein. Und wenn die Mama oder der Vater krank war, verpflegte er ſie wie der beſte Doktor. War dann die Vakanzzeit zu End', da ſchlich er ein paar Tage lang ganz degenmäßig (zahm, kleinlaut) herum und hatte ein ganz feines Stimmlein, bis er dem Vater die Konto gezeigt hatte; da ging's dann allemal arg her, der alte Herr fluchte im ganzen

Jahr nicht ſo viel wie in der einen Stunde; der Robert muckſte nicht und ließ alles über ſich ergehen. Zuletzt zahlte der alte Herr, und Robert kam heraus wie ein gebadeter Pudel, wurde aber gleich wieder ganz luſtig und ſchrieb dann noch von der Univerſität einen ganz ſchönen Brief, in dem er die beſten Verheißungen gab, ſo daß die Mama weinte und ſagte: ‚'s G'müt, das hat er doch von mir.'

„So ging das eine lange Zeit; der alte Herr iſt auch ſelbſt einmal auf die Univerſität gereiſt und wollte ihn heimnehmen; da haben ihm aber die andern jungen Herren ſo ſchön gethan und ſolche Flattuſen gemacht über ſeinen talentvollen Sohn, daß er ihm wieder Friſt gegeben hat.

„Dazwiſchen hinein kam der Tod der Bertha; darüber war Robert auch im tiefſten betrübt, und es war ihm, glaub' ich, Ernſt, den Eltern den Jammer zu vergüten, und es blieb eine Weile ruhig.

„Er hatte ſchon vier Jahre lang ſtudiert; um das Geld, das er gekoſtet, hätte man zehn Reiter mitſamt den Gäulen ausſtaffieren können, und er war immer noch nicht fertig. Da ſchrieb er auf einmal, er habe jetzt auch eine Braut, die er ſchon liebe, kein Menſch weiß wie lang, und ſie ſei ein wahrer Engel, und ihr zulieb werd' er jetzt alles thun — und kurz, das war noch ſein allerſchönſter Brief. Der Vater aber war bös und wollte ihm alles rund abſchlagen. Hatte noch keiner der älteren Brüder ans Heiraten gedacht, was ſollte er, der unſres Herrgotts Garnichts ſei, daran denken! Die Mutter betrübte es freilich, daß er jetzt einer jungen Braut zulieb thun wolle, was er ſeinen Eltern nie zulieb gethan; aber ſie meinte, man ſolle ihm nicht entgegen ſein, das werde ihn doch anſpornen.

„So brachte er denn die Braut einmal heim, ein nettes, feines Fräulein, klein und hüpfenig wie eine Bachſtelze, und ſie hatten einander recht lieb. Die Mutter hatte ſie gar gern; der Vater ſchüttelte den Kopf, als Robert alle lieben Tage mit den Ackergäulen die Braut kutſchenführen wollte und ein Chaischen von der Stadt kommen ließ; und wir hatten doch die ſchöne Kutſche, in der heut' noch der junge Herr fährt! Die Mama der Braut war auch mit da, eine gute, dicke, dumme Seele in einer großen Haube mit breiten Spitzen; ſie ſaß immer auf dem Sofa und legte die Hände übereinander, und wenn der alte Herr oder die Frau etwas Ernſthaftes mit ihr redeten, ſo ſagte ſie nur: ‚Ja, 's iſt erſtaunlich!‘ Der Herr meinte, es wäre beſſer geweſen, die jungen Leute hätten mit dem Verlöbnis gewartet, bis Robert ein Examen gemacht hätte; die Frau Mama aber ſagte: ‚O, mein Mann ſelig hat gar kein Examen gemacht und iſt doch Salzfaktor geweſen.‘ Es war nichts mit ihr anzufangen.

„Ein nettes Pärchen war's freilich zuſammen, ſie ſo ‚rahn und züchtig‘ (ſchlank und fein gewachſen) und er ſo robuſt; ſie lachten, ſangen und jubilierten den lieben, langen Tag, und als Robert ging, war er wieder aller guten Vorſätze voll; aber ſelbſt die Mutter hatte keinen rechten guten Mut mehr.

„Soviel der alte Herr vernehmen konnte, iſt es mit dem Studieren beim Robert nicht viel beſſer worden; jetzt mußte er auch noch der Braut Beſuche und Präſenter machen und Luſtfahrten mit ihr anſtellen; das Wirtshaus hat er daneben nicht verſäumt, und wie man dem alten Herrn einmal berichtet, daß er an einem Morgen ein Champagnerfrühſtück gehalten und ausgerufen habe, wie der Pfropf in die Luft flog: ‚Ich ſauf' Champagner, mein Alter kann Moſt trinken!‘ da hat er lang' nichts mehr von ihm hören wollen. Die nächſten Ferien kam er nicht heim; ‚er wollte mit der Braut ihre Verwandten beſuchen.‘

„Auch zu Weihnachten iſt er nicht mehr gekommen, wo ſonſt noch alle die Kinder zuſammengekommen ſind; ‚er wollte diesmal recht fleißig arbeiten,‘ hat er heimgeſchrieben. — Ich meine, wenn er vorher was gethan hätte, wär' er wie ein ordentlicher Sohn über die heilige Feſtzeit nach Hauſe gegangen — es war ein trauriger Chriſttag.

„Weiß nicht mehr wie lang' er's mit dem Studieren trieb, er kam noch manchmal mit der Braut und redete jetzt immer vom Examen. Ach du liebe Zeit, ich habe vorher gar nicht gewußt, was ein Examen iſt, und nachher hat es mir ſo viel Drangſal angethan! Endlich iſt er heimgekommen von der Univerſität, der Papa hat ihn geholt — iſt gut einpacken geweſen, er hat nicht mehr viel Gutes mitgebracht; wenig Kleider, keine Uhr, nur ſo lange Säbel und Handſchuhe von ſteifem Bocksleder und Affengeſichter von Draht.

„‚Haſt du jetzt dein Examen gemacht, Robert?‘ fragte ich ihn. — ‚So ſchön,‘ ſagte er mit Lachen, ‚daß ich's den Herren noch einmal vormachen muß.‘ Es iſt ihm aber nicht halb ſo lächerlich zu Mute geweſen.

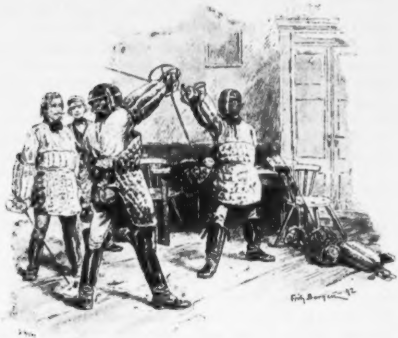
„Nun hat er ſich in dem oberen Stübchen eingerichtet und ging ans ‚Ochſen‘, wie er ſagte. Verzeih' mir's Gott, er iſt mir wahrhaftig wie ein Ochs vorgekommen, wenn er ſo auf die Bücher hineingeſtiert hat, und es ſchien mir oft, er verſteh' nicht mehr davon als ich. Dazwiſchen kamen wieder Kameraden, die ihn abholten oder mit denen er gefochten hat im Saal drunten, oder ging er auf einen Ball, dann war's mit dem Ochſen wieder drei Tage aus. Die Braut kam auch noch einmal, es ging aber nicht mehr ſo luſtig her bei den zwei, es ſah aus, als ſitzten ſie nur noch brauchshalber zuſammen; ſie war gar freundlich, aber er war oft verdrießlich und wußte manchmal nicht, was er nur mit ihr reden ſollte; ich glaube, er ſchämte ſich auch ein bißchen vor ihr und vor ſich.

„Er reiſte wieder ins Examen; diesmal hat er nicht gelacht, als er zurückgekommen iſt — im Haus hat niemand mit ihm gered't; der Vater iſt fortgegangen, nur die Mutter ſtieg nachher in ſein Stüblein hinauf und hat da bitterlich geweint.

„Die Frau Schwiegermama hat auch geſchrieben, ihre Tochter ſei jetzt neunundzwanzig Jahre alt, ob er nicht probieren wolle, ob's nicht zum Salzfaktor reiche. Er hat allerlei probiert, wollte Schreiber werden und Apotheker; aber ich glaube, es gibt keinen ehrenwerten Beruf, in den einer taugt, der ſeine Kraft und Zeit ſo ſündlich verſchlenkert hat.

„Es war ein rechter Jammer, und that mir das Herz im Leibe weh, wenn ich den ſchönen, ſtolzen Menſchen, der ſonſt dahergezogen war wie ein Fürſt, ſo erſchrocken und demütig herumſchleichen ſah und ausweichen, wenn ihm jemand begegnete.

„Es war um die Zeit, daß der Heinrich eine gar ſchöne, junge Braut heimbrachte — war zwar dem alten Herrn anfangs auch nicht ganz lieb, doch war große Freude im Hauſe; Robert machte wohl hie und da ſeine alten Späße, aber es ging nimmer ſo recht. Er ging bisweilen auf Beſuch zu alten Freunden, die waren meiſt in Amt und Brot, oder doch auf dem Weg dazu; auch beſuchte er einmal die Braut, die ſei jetzt ſo kränklich, habe Zahnweh und Nervenleiden — da iſt, ſcheint's, die Freude auch nicht groß geweſen.



„Dann kam er wieder und fing friſch an mit dem Studieren, es kam eine ganze Kiſte voll Bücher, und ich glaube, er iſt jetzt fleißig geweſen; aber 's ſcheint, er hat ſich den guten Kopf doch verderbt durch das luſtige Leben, und 's iſt nicht mehr ſo recht gegangen. Unſres Schulmeiſters Ludwig, der zwei Jahre nach ihm angefangen hat und den er und ſeine Kameraden, mit Reſpekt zu vermelden, einen Nachtſtuhl geſcholten, war jetzt ſchon lang' Aktuar in der Stadt drüben; der kam manchmal und hat ihm geholfen, und am Ende iſt er wieder in das Examen gegangen.

„Der alte Herr hat in der letzten Zeit nicht viel mit Robert geredet; es ſind immer wieder und wieder alte Schulden herausgekommen, und der Herr mußte vom Gut ſelbſt einige Stücke verkaufen, das hat ihm grauſam weh gethan; wie Robert aber wegreiſte zu dem verwünſchten Examen, da bot er ihm die Hand und ſagte: ‚Mach', daß du wieder zu Ehren kommſt!' Der Karl, unſer junger Herr, hat allzeit wie ein rechter Bruder an ihm gehandelt, ihm beim Vater zum Beſten geredet und ihn niemals an die Zeit erinnert, wo er mit den Studenten an ihm vorbeigeritten iſt und geſungen hat:

Was macht der Musjeh Frähr?
Was macht der lederne Musjeh Frähr? —
Er treibt die Ochſen aus,
Er treibt die ledernen Ochſen aus — —

und ſolche Schelmenliedchen mehr; der wünſchte ihm auch alles Glück auf den Weg. Der Mutter iſt kein Auge trocken worden in dieſer Zeit, und wenn ſo ein Examen ſich erbeten und erbitten ließe, es hätte müſſen gut gehen; aber ich denk', der liebe Gott hat den Söhnen den Verſtand nicht darum gegeben, daß zuletzt die Mutter das Examen herausbeten ſoll.

„Nach vierzehn Tagen kam Robert wieder, ziemlich heiter; er meinte, es ſei ihm gut gegangen, in ein paar Tagen werde es ſchriftlich kommen, und ich mußte ihm ſeine Halsbinden überziehen und ſeinen Schlafrock herſtellen — aber es trieb ihn eine beſtändige Unruhe um; er lief durchs Haus, durch den Garten, auf die Straße, dem Boten entgegen, er hatte nirgends

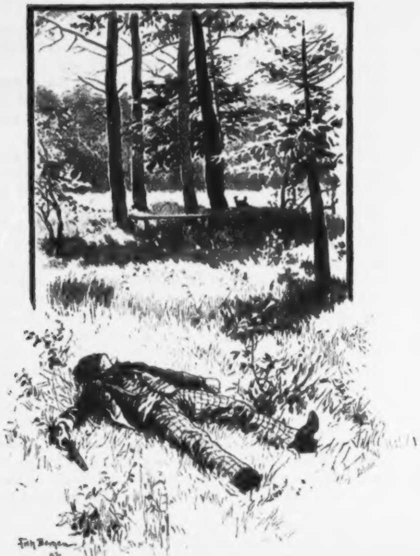
Ruh'. Karl ſagte einmal zu ihm vor meinen Ohren: ‚Wenn's wieder mißglückt, ſo bleibſt du bei mir auf dem Gut, Beſchäftigung findeſt du immer.‘ — ‚Gelt, ich Knecht und mein Weib Magd?‘ ſagte Robert mit einem unguten Lachen, ‚paſſ' nicht dazu!‘ Und es iſt wahr, er hatte es oft ungeſchickt genug angegriffen, wenn er etwas thun wollte; auch hätte das Gut, heruntergekommen, wie es durch die großen Ausgaben war, wohl keine zwei Familien mehr erhalten.

„Nach acht Tagen, glaub' ich, kam der Bote mit einem großen Brief an Robert. Er war allein daheim, und mir hat er verboten, etwas davon zu ſagen, hat mir auch nichts geſagt, was darin ſteht; aber mir war nichts Gutes vor, ich dachte gleich, es werde wieder nichts ſein mit dem Examen. Seine Schlafſtube iſt unter der meinen geweſen, da hörte ich ihn die halbe Nacht herumgehen. Ich dachte, ich wolle mit der Mutter reden oder mit ihm ſelbſt, aber er iſt früh am Morgen aus dem Haus gegangen.

„Siehſt du das grüne Plätzlein mit den vier Tannenbäumen dort oben, eh' der Laubwald anfängt? Das war in jungen Jahren des Robert ſein Lieblingsplätzchen geweſen, und er iſt ſpäter, ſolange die Bertha noch lebte, auch gar manchmal mit ihr dort geſeſſen, eh' der Bräutigam kam. Von dorther hat man einen Schuß gehört, und dort hat man den Robert tot gefunden. Er hat zwei Briefe hinterlaſſen, an die Braut und an die Eltern; was darin ſtand, weiß ich nimmer — er könne nicht mehr leben ohne Ehre und ſo allerlei; aber er hat Gottes Barmherzigkeit angerufen, die möge ſich ſein erbarmen.

„Gott behüte dich davor, einen ſolchen Jammer auch nur mitanzuſehen, liebes Kind! Sie waren alle nicht zu tröſten, und der alte Jammerruf Davids ertönte wieder von des Vaters Lippen: ‚Mein Sohn, mein Sohn, o daß ich hätte für dich ſterben dürfen!‘

„Das Mitleid war groß mit dem armen, verirrten Menſchen, er wurde gar ſchön und in allen Ehren begraben. Es ſind auch noch von ſeinen alten Freunden gekommen und um das Grab her geſtanden, da haben ſie einen ſchönen, beweglichen Geſang angeſtimmt. Weiß nicht, ob's keinem unter ihnen eingefallen, daß auch er mit Schuld trage an dieſem Tode, weil er mit zu einem Spaß und zu einer Freude gemacht, was eine ſündliche Verſchleuderung des anvertrauten Pfundes geweſen.



„Alle Morgen und alle Abend, wenn ich nach meiner Bertha Blumengärtchen hinausſchaue, das du wieder ſo ſchön gemacht haſt, blicke ich auch hinauf zu den Tannen und bete ein Vaterunſer für meinen Robert.

„Wenn ich ſo luſtige junge Herren ſehe, denen ich's ja von Herzen gönnen mag, ſo möchte ich ihnen doch auch gern von dem armen Robert erzählen und ihnen den Spruch von Salomo ſagen: ‚So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge ſein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüſtet und deinen Augen gefällt; aber wiſſe, daß dich Gott wird um dies alles vor Gericht führen.'"

9.

Wer hätte gedacht, liebe Julie, daß durch dieſe Räume, die ſo gleichgültig, ſo gewöhnlich ausſehen, ſo viel tiefes Leid gegangen wäre! Es thut mir faſt leid, daß mir die poetiſche Fröhlichkeit des Studentenlebens nicht mehr in ſo anziehendem Lichte erſcheint. O, dieſe rauhe, kalte Welt mit ihren Forderungen!

Aber, Teuerſte, ich bitte Dich, kann denn wahr ſein, was mir die Mutter, die gute Mutter, — ſo ahnungslos, welchen Todesſtoß ſie ihrem Kinde verſetzt! — von Almorini — einmal will ich doch den Namen ausſprechen — in ihrem letzten Briefe ſchreibt? Er ein Betrüger, ein Schwindler, ein muſikaliſcher Uhrmachergeſell, der mit ſeiner ſchönen Geſtalt und Stimme und ſeinem italieniſchen Ausſehen ſelbſt die Vorſteher des Inſtituts zu berücken gewußt und nun wegen Schulden und Betrügereien ſchimpflich fortgewieſen?! — Es kann nicht ſein, es darf nicht!

Dieſe Bruſt voll Kraft und Liebe,
Dieſer liederſüße Mund.

Dieſe adelige Geſtalt und das tiefe, tiefe Auge — o, ich bitte Dich, ſchreibe mir umgehend, daß alles Irrtum und Verleumdung iſt. Wäre es aber doch ſo — nein, es darf nicht ſein! — dann, Teure, ſchweig und laß uns weinen, daß ſo das Schöne enden muß. —

Wird alles denn zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?

Hier natürlich muß ich ſchweigen von dem, was mich ſo tief bewegt; wäre aber dieſer Schatten nicht, ſo wäre ich mit jedem Tage lieber hier.

Ich kann jetzt da und dort der Tante helfen, habe auch ſchon einmal ganz allein gekocht, dem Tobias hat's geſchmeckt; es iſt freilich faſt proſaiſch, ein ſo großer Appetit, aber es freute mich doch.

Habe auch wieder einen Krankenbeſuch gemacht, diesmal ging die Tante mit mir hin; ſie meinte, ich ſolle bei den Beſſeren anfangen. Wir waren bei einem jungen Mädchen, die an einem ſchmerzhaften Fußleiden ſchon ſeit Jahren daniederliegt. Sie iſt oft tagelang allein, da ihre Eltern ins Feld gehen; aber ihr Stübchen iſt nett und reinlich. Tante bat mich, ich ſolle ſie häkeln lehren, da ſie mit den Händen arbeiten kann; das macht jetzt uns beiden Freude. Ich bin nicht mehr ſo verlegen, auch Chriſtine iſt gerade nicht ſchüchtern; ſie hat ſehr viel geleſen, zwar nur die Bibel und den Arndt und ſolche Bücher, Du glaubſt aber nicht, welche Ruhe und Klarheit das Mädchen hat. Ja, liebes Herz, das Blättchen wendet ſich, hier ſitze ich und laſſe mich belehren, obgleich es Chriſtine nicht merkt. Dieſer Frieden und dieſe Heiterkeit bei einem ſo jammervollen Leben! — Ich ſchäme mich faſt meiner Freuden und — meiner Thränen.

Gegenwärtig habe ich überhaupt ungeheuer viel zu thun; meine Stickereien liegen ganz danieder. Aus dem Fenſterteppich in mein Stübchen will ich jetzt dem Onkel eine Bettvorlage machen; Kragen und Aermel und Chemiſetten habe ich genug auf lange, ich habe an ſo viel andres zu denken.

Tante hat eine arme Wäſcherin vom Dorf; wenn die hier iſt zur Wäſche, ſo kommen ihr fünf kleine Mädchen nachgekrappelt und treiben ſich im Hof herum, ein Nanele und ein Minele, ein Rösle und ein Luisle und ein Hannele, ganz gleich, wie ein Schachteleinſatz, nur immer eine ein bißchen größer als die andre; wie es neulich ſo kühl war, hieß mich die Tante ſie in die Geſindeſtube führen, da bin ich ſo nach und nach mit ihnen bekannt worden. Ich wollte ihnen Unterricht geben, wie das ja in den engliſchen Erzählungen ſo hübſch kommt; aber Tante meint, die Größeren lernen, was ſie brauchen, in der Schule, ich ſoll mich lieber mit den Kleinen ein bißchen befaſſen. Nun habe ich ihnen Puppen gemacht; hätteſt Du dieſe Glückſeligkeit geſehen! Und Annamreile hat mir Jäckchen für ſie geſchnitten; nachts ſtricke ich Strümpfe — ich weiß nicht anzufangen vor Geſchäften und wünſche mir nur die gute Ruhe der Tante, die immer zu allem Zeit hat und mit allem fertig wird. Sie ſelbſt ermahnt mich oft, die Muſikübungen nicht liegen zu laſſen; ich habe aus den alten Noten der ſeligen Bertha, die auf der Bodenkammer liegen, ein Menuett und ein paar Lieder gelernt — früher wollte ich nur italieniſch ſingen, Du weißt warum —, wenn ich die anſtimme, da lacht und weint der Onkel vor Freude und Rührung; ich habe mich nie eines Beifalles ſo gefreut.

Und Tobias, was meinſt Du? der iſt jetzt mein Schüler im Franzöſiſchen, damit ich's nicht verlerne, ſagt er. Das iſt eine ſonderbare Lektion; mein Schüler fragt mich eine Menge Dinge, auf die ich mich ſelbſt noch nie beſonnen habe; dann unverſehens nimmt er die Grammatik und fängt an, mich zu belehren. Ich höre jetzt erſt, daß er ganz gut Latein und Griechiſch verſteht. Er iſt gar nicht ſo trocken, wie ich meinte, und es geht oft ganz luſtig zu in unſrer Stunde.

Im ſtillen Kämmerlein, da freilich erwacht oft wieder die ſchwere Frage: Iſt es wirklich? Iſt er in Staub geſunken, der hohe Stern der Herrlichkeit? —

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und rot;
Wären tödlich ſolche Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, ſchon lange wär' ich tot!

Dazu iſt nun freilich keine Ausſicht; es iſt mir etwas bang, bis Du mich wiederſiehſt, ich bin faſt zu blühend, die Bleichſucht iſt wie weggeblaſen.

Meine Haare trage ich jetzt in tiefen Scheiteln, die coiffure à la chinoise gefiel der Tante nicht. Annamreile hat mir nun auch die Heiratsgeſchichte von Großonkel und Großtante erzählt; Du ſollſt ſie das nächſte Mal bekommen.

Und nun, Herz, antworte bald, ſei es nun Leben oder Tod,

Deiner bekümmerten Fanny.

Geſchichten der alten Nähterin.

Rahel und Lea.

„Ich habe dir ſchon erzählt, daß Heinrich, der Kaufmann war und ein ſchöner ſtattlicher Mann, wenn auch nicht ſo ſchön wie der Robert, unverſehens eine Braut ins Haus gebracht hat. Roſalie hieß ſie und war die allerſchönſte Jungfer, die ich nur geſehen habe. Ganz anders als die Bertha ſelig; ſie hatte kohlſchwarze Haare, die glänzten wie ein Spiegel, und ſchwarze Augen — eine doppelläufige Flinte hat's der Robert einmal im Scherz genannt —, und ſchöne, ſchöne rote Backen, wie Samt, und ſie ging einher wie eine Herzogin.

„Nun war ſie aber ganz arm, ihr Vater war ein bankerotter Kaufmann geweſen; der Heinrich hatte ſie kennen gelernt, wie man dem Vater ausverkaufte, und hatte ſich gleich am andern Tag mit ihr verſprochen. Heinrich ſelbſt war noch jung, und der alte Herr war der Meinung, ein bißchen Warten wäre klüger geweſen; ein Kaufmann ſoll nicht nur ſo nach Guſto zulangen, ſondern auch aufs Zeitliche denken. Als die Mama meinte, die habe er jetzt eben lieb gehabt, da ſagte der Papa

ärgerlich: ‚Dummheit, kann man ſich denn nicht auch in vermögliche Mädchen verlieben?‘

„Nun, geſchehen war geſchehen, dem alten Herrn gefiel das ſchöne, fröhliche Töchterlein ſelbſt, und wäre er nicht durch den Robert ſo gar ausgeſchöpft geweſen, er hätte gleich von Anfang nichts dawider gehabt.

„Alles hat mir an der ſchönen Braut nicht gefallen; ſie brachte drei Hüte und drei Paar Zeugſtiefeln, aber keinen guten Lederſchuh; alle Morgen kam ſie in der Stille zu mir herauf, damit ich ihr die Haare flechte, weil ſie es nicht ſelbſt konnte; überhaupt war ſie gegen mich gar zutraulich, weil ſie alleweil ſo gar viel zu flicken hatte — nein, die Löcher, Kind, wie die zuſammengezogen waren! und ein ſchwarzſeidenes Kleid, da waren die ſchadhaften Stellen mit engliſchem Pflaſter verpappt. Einen ſchönen Samtſalopp, den ihr der Bräutigam verehrt, zog ſie morgens zum Friſieren an und hatte dazu ein Handtuch um den Hals geſchlungen, weil ſie juſt ihr Halstuch nicht gefunden — und die geſtickten Kragen waren nur ſo obendrauf aufs Kleid genäht — nein, Kind, das iſt keine Kaufmannsfrau, und wenn ich ein Mann wäre und mir ein Mädchen gefiele, — ich ließ erſt eine gute Nähterin nach ihren Sachen ſehen, um zu wiſſen, ob ſie auch eine rechte Hausfrau gibt. Mit Stecknadeln und Haarnadeln war's wie geſät, wo ſie geweſen war, und ihren ſchwarzen Atlasſtiefel hat ſie einmal mit einem alten Bindfaden geſchnürt. Ein Suchen und Jagen war den ganzen Tag: ‚Annamreile, hat Sie mein Sacktuch nicht geſehen? Marie, wo ſind meine Handſchuhe? Herz (das war nämlich der Heiner), du haſt gewiß meinen Geldbeutel gefunden,‘ und ſo ging's fort. Die Mama dachte wohl auch ihr Teilchen, aber ſie ſagte nichts, und wenn die Roſalie mit ihren Sonnenäuglein einen anblickte, ſo vergaß man alles. Der Papa hatte ſeine größte Freude an ihr und tröſtete ſich eben, Karl müſſe dann um ſo vernünftiger wählen.

„Heinrich etablierte ſich, auch gegen des Vaters Willen, in einer kleinen Stadt. Er war in Bremen, in Hamburg, in all den großen Handelsſtädten geweſen; nun ſollte er auf einmal Schnupftabak verwiegen und den Käſe kreuzerweiſe verkaufen.

„Aber er wollte eben heiraten und dachte an ſonſt nichts, kam ihm alles lauter Herrlichkeit vor. Die junge Frau ſagte zwar mit Lachen, daß es all ihr Leben lang ihr ſchauerlichſter

Gedanke geweſen ſei, einen Detailkaufmann zu heiraten, der Heringe und Stockfiſche führe, und verlangte mit Thränen, er ſolle Bankier werden oder doch ein Modewarenlager in der Reſidenz errichten; wie ſie aber einſah, daß es nicht ging, ſchickte ſie ſich drein. Sie machte nur die eine Bedingung, daß ſie nie den Laden betreten dürfe, und richtete ſich dann in den oberen Zimmern wie eine Prinzeſſin ein — Plüſchmöbel, geſtickte Vorhänge, glaube gar ein gläſernes Waſchbecken auf ihren Toilettentiſch — Tiſchzeug und Bettwäſche machte man dann von Baumwolle; ihre Küche mußte man ſchließen, damit kein ordentlicher Menſch hineinſehe; ſtatt einer rechtſchaffenen Waſſerſchapfe hatte ſie ein zerbrochen irden Töpfchen — kein Zinn natürlich, nur Porzellanteller; das gab den ganzen Tag Muſik vom Zerbrechen, und der kleine Hof hinter dem Haus hatte das ſchönſte Pflaſter von Porzellanſcherben aller Farben. Sie ſchickte ſich ganz gut in ihre Verhältniſſe, wie ſie glaubte, und fand es recht kommod, Zucker und Kaffee umſonſt zu haben.

„Die alte Frau hatte manche ſtille Sorge darüber; da kam aber Roberts Tod, der nahm allen kleinen Kummer mit fort und gab ihr einen ſchweren Herzſtoß. Sie trug es nicht zu lange mehr.

„Die Mutter lag wochenlang krank. Frau Roſalie kam herüber, um ſie zu pflegen; ſie that ihr alles mit dem beſten Willen, wenn ſie nur nicht ſo oft den Speiſekammerſchlüſſel verlegt hätte, eben wenn man etwas brauchte; auch legte ſie den einen Tag der alten Frau zum Eſſen eine feine Damaſtſerviette aufs Bett, die man nur bei den höchſten Feſten nehmen ſollte, bald wieder ein ſchmutziges Trockentuch, wie's ihr gerade in die Hand kam, und lächelte ebenſo holdſelig, wenn man Haarnadeln in der Suppe fand, als wenn alles in Ordnung war. Das machte die alte Frau ungeduldig und ich mußte ſie bald allein beſorgen.

„Von allen Beſuchen war ihr einer der liebſte, das war das Fräulein Luiſe, des Amtmanns Tochter von Seeburg drüben. Schön iſt die gar nicht geweſen, auch gar nicht — duhs von

Farbe (ſchlicht, unſcheinbar) und von ſtillem Weſen, aber wo ſie ging und ſtand, wurde alles recht ſäuberlich; es ſah immer aus, als ob ſie ausruhe, und doch hat ſie zweimal ſo viel gethan als andre. Sie war gar eine reiche Jungfer, ein einziges Kind, und hatte anerſtorbenes Großmütterliches, weiß kein Menſch wieviel; aber ſo beſcheiden dabei und ſo gut — wenn ſie den Gulden verſchenkte, ſo achtete ſie auf den Kreuzer — eine Ausbundsjungfer das. Sie war einmal da zur Zeit, wo auch Heinrichs Frau hier war, und ſaß am Bett der kranken alten Frau; da lag unter dem Stuhl ein prächtiger Florſhawl der Frau Roſalie, wie denn immer etwas von ihr herumlag. Sie hob ihn ſtill auf und legte ihn zuſammen. ‚So ſollten Sie ſich einen kaufen,‘ ſagte ich. — ‚Wozu?‘ fragte ſie und ſah lächelnd in den Spiegel, ‚ſehe ich einem ſolchen Shawl gleich?‘ Nun, es iſt wahr, der Roſalie hat er prächtig geſtanden.

„So lieb ſie der alten Frau war, ſo kam ſie doch gar ſelten herüber; es ſchien beinahe, als ob ſie unſrem jungen Herrn, dem Karl, aus dem Wege ging, und ſie hätte das nicht nötig gehabt; außerdem daß er ſie grüßte, nahm er ſie gar wenig in acht. Ich ſah wohl, daß das der alten Frau weh that, ſah auch, wie die Luiſe ganz beſonders eifrig ſtrickte oder nähte und nicht aufblickte, wenn der junge Herr in die Stube kam, und wenn ſie eben vorlas, ſo klang ihre Stimme auf einmal ganz anders; aber er, wie geſagt, machte ſich nicht viel aus ihr, und nötig hatte ſie's nicht, ſich um ihn zu kümmern; du lieber Gott, wo ſo ein Vermögen iſt, da gibt's Freier im Ueberfluß.

„Die alte Frau iſt geſtorben. ‚Gönnt mir's nur!‘ hat ſie, und es war ihr zu gönnen, ſie iſt recht müde geweſen. Sie war mit Karl noch viel allein und hat ihn tauſendfach geſegnet als ihren lieben Sohn, der ihr keine trübe Stunde gemacht. Was ſie alles mit ihm geſprochen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie ihm gewiß nichts anbefohlen hat, dazu war ſie zu geſcheit; ſie wußte, daß es Gottes Sache iſt, die Zukunft der Unſrigen zu ordnen, und nicht Sache der Sterbenden, die keine Stunde im voraus wiſſen und kein Wort mehr zurücknehmen können.

„Es iſt eine ſchwere Trauer, wo ſo eine Hausfrau fehlt; der liebe Gott wolle mich das nicht noch einmal erleben laſſen. Frau Roſalie kam über die Zeit der Teilung; ſie ſah wunderſchön aus in der Trauerkleidung, und war ihr von Herzen leid um die gute Mutter; aber einen Durcheinander gab's, wo ſie ging und ſtand, und ſo lieb ſie dem alten Herrn war, er atmete doch leicht auf, als ſie und Heinrich miteinander gingen. Es ſchien bei Heinrich nicht ſplendid zu gehen: eh' er ging, hörte ich jedesmal die Geldkaſſe des alten Herrn klingeln, und doch war der Heiner geſchickt und fleißig. — Die Herrlichkeit mit der Liebe war auch nicht mehr ſo groß wie dazumal, wo ſie einander ſo gern hatten, daß es eine Schande war, und er ſie auf den Händen trug und ſich den Kopf abgeriſſen hätte und ihr zu Füßen gelegt, wenn ſie's gewollt, und wo ſie dummer als die kleinſten Kinder miteinander geredet hatten.

„Ich hörte jetzt manch ſcharfes Wort fallen, dann weinte die junge Frau und ſchloß ſich ein, und er klopfte an der Thür, bis ſie aufmachte, und ſie küßten ſich einander wieder — ein närriſches Leben das.

„Jungfer Luiſe vom Amthaus war nur ein einziges Mal dageweſen, am Tag der Leiche, und hatte einen Kranz von grünem Epheu in den Sarg gelegt. Nachher kam ſie nicht mehr; aber Herr Karl ging nun manchmal nach Seeburg hinüber, und als ſie nach einem Halbjahr Braut und Bräutigam waren, da waren wir gar nicht verwundert, aber recht vergnügt; wir wußten wohl, was ſie für eine gute Frau ins Haus gebe; der alte Herr weinte vor Freude.

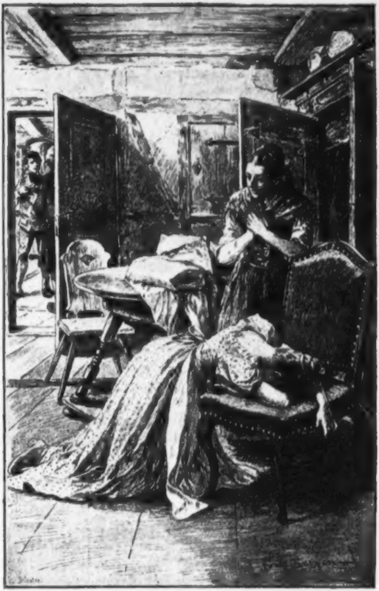
„Nach dem Trauerjahre ſollte die Hochzeit ſein. Die Braut kam manchmal auf Beſuch, und als ſie der alte Herr darum bat, nahm ſie ſich auch da und dort ſchon um das Hausweſen an, in aller Beſcheidenheit; aber was ſie nur anrührte, hatte eine Art.

„Braut und Bräutigam waren freilich nicht ſo zärtlich zuſammen, wie früher der Heinrich und vorher Robert, der arme Junge, mit ſeiner Braut geweſen war. Sie gaben einander nicht ſo kindiſche Namen; ſie hatten nie keinen Hehling (Geheimnis) miteinander, ſie redeten von vernünftigen Sachen und begehrten nie allein zu ſein. Es war ſo recht geſcheit, aber ich dachte doch manchmal, es könnte anders ſein; ein bißchen mehr dürfte man doch ſehen, daß ſie Braut und Bräutigam ſind, und ich meine faſt, Jungfer Luiſe dachte es ſelber.

„Wenige Wochen vor der Hochzeit war ſie noch einmal hier. Der alte Herr wollte den jungen Leuten alles übergeben, ſo war manches zu beſprechen; die Braut kam herauf zu mir, um wegen der Geſindebetten zu reden, wir beſahen eben die alten Sachen, was noch zu brauchen ſei, als wir den alten und den jungen Herrn miteinander in die äußere Stube kommen hörten. In der äußeren Stube ſtand der Schrank mit den Schriftlichkeiten, da hatten ſie etwas nachzuſehen. Wir dachten an keinen Hehling und wollten nur ſtill bleiben, bis die Herren fertig ſeien, um nicht zu ſtören; die wußten nicht, daß Luiſe oben ſei, und an mich dachte man nicht — wenn man ſo lang in einem Hauſe iſt, ſo iſt man am Ende wie gar niemand.

„Der alte Herr legte dem Karl, wie's ſcheint, Papiere vor und ſagte: ‚So, nun ſiehſt du, was deine Brüder ſchon empfangen haben; es iſt freilich viel mehr, als jetzt noch frei auf dem Gute ſteht, und Robert, der arme Junge, hat ſein Erbteil reichlich vorausbezogen, aber mit dem ſchönen Vermögen deiner Braut —'

„‚Natürlich!' brach jetzt der Karl los, ſo hitzig, wie ich ihn niemals geſehen, ‚mit dem Vermögen meiner Braut! Für mich iſt alles gut. Die Brüder gehen hin, treiben, was ihr Herz gelüſtet, genießen das Leben nach allen Seiten, verlieben und verloben ſich nach ihres Herzens Wunſch, während ich daheim der Laſteſel bin; zuletzt bin ich gut genug, ohne Liebe um des Geldes willen zu heiraten, damit dem Gute aufgeholfen wird. Natürlich!' und er ſchritt heftig auf und ab; ich zitterte wie ein Eſpenlaub und wagte nicht, die Braut anzuſehen.



„. . . die Luiſe aber lag auf ihren Knieen und hatte ihr Geſicht auf dem Stuhl liegen und weinte und ſchluchzte.“ (S. 155.)

„‚Aber lieber Karl,‘ ſprach der alte Herr, ſelber ganz erſchrocken, ‚es hat dich ja niemand gezwungen.‘ — ‚Gezwungen? Nein, man hat mich nicht mit Gewalt hinübergeführt; aber der Mutter Wunſch, und dein Wunſch, und das herabgekommene Gut, und Heinrich, der immer noch daran melkt, das alles trieb mich dazu, und ich redete mir ein, es ſei ein edles Opfer, und jetzt, wo es Ernſt wird, ſehe ich, daß es eine Niederträchtigkeit iſt.‘

„‚Aber Karl, hat denn deine Braut keinen Wert als ihr Geld? Haben wir's wirklich ſo ſchlimm mit dir gemeint?‘ — ‚Eben weil ich ihren Wert erkenne, ſehe ich, wie ſchlecht es iſt, ihr eine Hand ohne Liebe zu bieten.‘ — ‚So geh in Gottes Namen und hol' dir ein ſchönes Weib, und verlaß deinen alten Vater,‘ ſagte gebeugt der alte Herr, ‚um meinetwillen darfſt du keine Reiche nehmen, ich habe, was ich brauche für meine paar letzten Tage.‘ Wie nun der Karl ſeinen Vater ſo unglücklich ſah, that's ihm leid, denn er hat das beſte Herz. Er tröſtete ihn wieder und verſicherte ihn, er ſelber ſei nicht unglücklich, es ſei ihm nur unedel vorgekommen; es gehe gewiß gut, und er wolle ſeiner Frau alles Gute und Liebe thun, damit ſie nicht empfinde, daß er ſie doch nicht ſo recht gern haben könne. So gingen die zwei in gutem Frieden miteinander, die Luiſe aber lag auf ihren Knieen und hatte ihr Geſicht auf dem Stuhl liegen und weinte und ſchluchzte, als wir allein waren — Kind, ich habe ſchon viel weinen ſehen, aber ſolche Thränen noch nie.

„Endlich ſtand ſie auf und ging auf und ab, ſo heftig wie Karl vorhin, und ſie war doch ſonſt ſo ſanften und ſtillen Sinnes. ‚Er ſoll mein Geld haben, alles, alles!‘ ſagte ſie, ‚ich aber will fort, weit, weit — mein Brot mit meinen Händen verdienen, er ſoll nie wieder von mir hören; o, er ſoll wählen nach Liebe!‘ Dann weinte ſie wieder bitterlich und zog den Verlobungsring ab und gab ihn mir, ich ſolle ihn ihm bringen — ich wußte mir nicht zu helfen. Endlich faßte ich mir ein Herz und ſtellte ihr all das Elend vor, das ihr Zurücktreten ſo kurz vor der Hochzeit über alle bringen würde; das Leid ihrer Eltern, den Jammer des alten Herrn; davon, daß es auch Karl leid wäre, wollte ſie nichts hören, aber das ſah ſie ſelbſt ein, daß er ihr Geld ohne ſie gewiß nicht annähme und daß er auch nicht glücklich werden könnte, wenn er all den Jammer verſchuldet. Aber ſie wollte ihn doch nimmer, ſie war ganz wie von Sinnen. ‚Nun,‘ ſagte ich zuletzt, ‚wenn Sie ganz gewiß glauben, daß es Gottes Wille iſt und nicht der Wille Ihres ſtolzen Herzens, ſo thun Sie es in Gottes Namen!‘ Da iſt ſie lang' ſtill geblieben und hat ihr Geſicht wieder verhüllt, dann blickte ſie auf und ſagte: ‚In Gottes Namen! Ich glaube, es iſt ſein Wille, daß ich das Los der Lea tragen ſoll. Du,‘ ſagte ſie zu mir, ‚verſprich mir, daß niemand erfährt, was hier vorgegangen! Auch mich ſelbſt darfſt du nie, nie daran mahnen; aber beten darfſt du für mich, daß Gott mir hilft meines Weges zu gehen mit demütigem Herzen.‘ So haben wir geſchwiegen.

„Sie war eine lange Zeit gar ſtill, und an der Hochzeit ſah ſie aus wie ein Opferlamm; das demütige Weſen ſtand ihr aber gut an, ſie war auch ſonſt nie ſtolz geweſen, aber ſo ſicher und geradeaus. Den Karl focht es manchmal an, ob ſie keinen ſtillen Kummer habe, und ſo bekümmerte er ſich mehr um ſie, als wenn ſie ſo ruhig und ſicher wie zuvor geweſen wäre.

„Eine treuere Haushälterin über Gottes Gaben, als die junge Frau nun war, iſt gewiß noch nie auf Erden geweſen. Unermüdet vom Morgen bis zum Abend auf das Kleinſte wie auf das Größte bedacht, vor keiner Arbeit ſcheu, als ob ſie blutarm geweſen wäre, und das alles in ſanftem und ſtillem Geiſt, ſo daß man wohl ſah, daß ſie zu ihrem irdiſchen Tagewerk ſich die Kraft von oben geholt. Die alte Frau, Gott hab' ſie ſelig, war eine rechtſchaffene Hausfrau; aber man hörte, was ſie that, und ſie war der Meinung, wenigſtens einmal in vier Wochen müſſe das ganze Hausperſonal von der Küchenmagd bis zum Stallbuben tüchtig abgerumpelt werden. Das war nicht der jungen Frau ihr Sinn, und doch iſt alles in der Ordnung geſchehen; freilich ſetzte es die Leute in Reſpekt, daß man wußte, wie eine reiche Tochter ſie war und ſie doch arbeiten ſah wie eine Magd, wo es not that.

„Und wie ſie den alten Herrn in Ehren hielt und verſorgte, und wie ſie auf den jungen Herrn Bedacht nahm, und wie ſie ihm an den Augen abſah, was er dachte und wünſchte — ſo hab' ich noch nichts geſehen; es mußte ihm wohl dabei ſein, und der Segen und das Gedeihen kam übers Haus wie im Schlaf.

„Aber viel Freude iſt nicht dabei geweſen. Etwas Scheues und Stilles war an der Frau, wenn ſie bei dem Herrn allein war — ich, ich einfältiges altes Ding merkte oft, wie ihm das Herz voll war und wie er ihr gern geſagt hätte, was ſie für ein Weib ſei; aber ſie merkte es, ſcheint's, nicht, und er konnte nicht beikommen, es ihr zu ſagen; ſie that ſo viel, aber ſie that es faſt nur wie eine treue Haushälterin, nicht wie eine Frau. Ich hätte gern etwas geſagt, aber ich war nicht ſo keck, weil ſie ſelbſt wollte, ich ſolle nicht mehr an das denken, was wir damals zuſammen gehört.

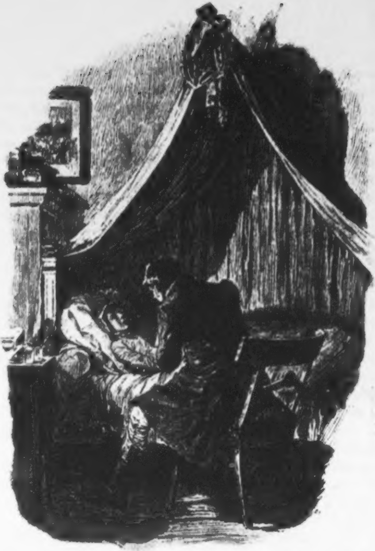
„Da wurde die Frau krank. Sie hatte ihren Vater verpflegt, der am Schleimfieber geſtorben war, und lag nun ſelbſt ſchwer danieder. Ich durfte ſie verpflegen, und ſie verbot, den Herrn zu ihr zu laſſen wegen der Anſteckung; er ließ ſich aber nicht abhalten und ging immer ab und zu. Am ſiebenten Tage ſah es gar ſchlimm aus, und eh' der Doktor abends ging, ſprach er noch mit dem Herrn und ſagte ihm wohl nichts Tröſtliches.

„Die Frau lag da wie tot, ich war allein bei ihr, um die Nacht zu wachen; da kam der Herr herein ganz totenbleich. ‚Laß mich da,‘ ſagte er, ‚ich wache die Nacht hier.‘ Ich wollte das nicht zugeben, da wehrte er mit der Hand und ſagte leis: ‚Wenn's doch vorüber iſt, ſo will ich noch bei ihr ſein, ich ganz allein.‘ Dann ſank er zuſammen am Fuß des Betts und drückte den Kopf in die Decke und weinte und ſchluchzte wie ein Kind. Kind, es iſt furchtbar, wenn ſo ein Mann weint. ‚Es war zu viel Segen, ich war dieſen Schatz nicht wert,‘ ſagte er noch, dann aber nahm er ſich zuſammen, ließ ſich alles von mir ſagen und ſetzte ſich ſtill ans Bett; eine von ihren Händen lag auf der Decke, da legte er leiſe die ſeinige darauf. Ich ging in die Nebenſtube, um bei der Hand zu ſein.

„Mitten in der Nacht hörte ich leiſe reden. Ich fürchtete, es gehe zum Ende, und ſah hinein. Die Frau lag noch ſo matt da wie immer, aber der Herr hatte den Kopf zu ihr herabgebeugt und ſie redeten miteinander. Es war mir ſeltſamlich zu Mut, doch wagte ich nicht, hereinzukommen, und ging ſtill wieder fort.

„Am nächſten Morgen lag die Frau immer noch ſo da, ich wußte zuerſt nicht, ob ſie geſtorben war; wie ich aber herauskam, da lächelte ſie ſo glückſelig wie ein Kind, und ſie und der Herr ſchauten einander an, Kind, mit ſolchen Augen! Ich ſage dir, die ſchöne Frau Roſalie iſt mir nie ſo ſchön vorgekommen wie meine junge Frau, die nie ſchön geweſen, an dem Morgen, krank und ſchwach wie ſie war. Ich fürchtete, ſie werde ſterben, weil ſie ausſah wie ein Engel.

„Aber ſie iſt nicht geſtorben, ſie iſt geſund geworden und hat wieder gethan, was ſie vorher that; aber eine ganz andre Freude und Luſt und Liebe iſt in allem geweſen. In ſelbiger Nacht iſt ſie's inne worden, wie lieb er ſie hat. Sie und der Herr haben freilich auch jetzt noch nicht ſo dumme Sachen miteinander gemacht wie vor Zeiten der Heinrich und ſeine Braut; aber wenn ſie nur einander angeſehen haben, ſo iſt einem ein ganz helles Licht aufgegangen. Der Herr hat niemalen zu ihr geſagt: ‚Du biſt eben mein Stern und meine Roſe und mein Engel und meine Nachtigall!‘ wie der Heiner zu der ſeinen, auch nicht ſo kindiſche Wörter wie Robert, der arme Junge, der ſo dumm redete, daß ich mich ſchäme zum Wiederſagen; aber wenn ſie nachts, wenn alles in Ruhe war, auf dem Sofa zuſammenſaßen und die Hände ineinander legten und redeten, oft nur von dem Tagesgeſchäft und was morgen geſchehen ſollte, und wenn man ſo ſpürte, wie er ſich auf ſie ſo von ganzem Herzen verließ in allen Dingen und wie ihr ſein Vertrauen wohlthat — Kind, das wäre mir lieber als ſo ein Abend in einer Roſenlaube.“



„‚Aber, Annamreile, ich möchte einmal glücklich in der Roſenlaube ſitzen und nachher erſt noch auf dem Sofa.‘

„‚Du biſt nicht dumm, geht dir wie dem Schulbuben, der einen gemäſteten Ochs mit Liebe begehrte, als man ihn über den bekannten Spruch befragte — kann auch geſchehen, nur dünkt mich, iſt das Brautglück ein goldnes Samenkörnlein, läßt man's nur ſo liegen und ſpielt mit, ſo ſtirbt's ab. Du mußt ihm guten Boden bereiten und es treulich pflegen, dann wächſt's mit Gottes Sonnenſchein und Regen und trägt hundertfältig Früchte.'

„Der alte Herr hat noch glückſelige Tage mit erlebt, und wenn er die zwei ſo vergnügt beiſammen ſah, hat er oft mich nur hehlings angeſtoßen und mit den Augen gewinkt — ich war dazumal noch öfter unten.

„‚Und die ſchöne Roſalie?' fragte ich — denn du mußt wiſſen, Julie, daß das meine Großmutter war; ich möchte wiſſen, ob ich ihr ein wenig gleich ſehe.

„Die Roſalie? Ach, da iſt's traurig gegangen. Sie konnte nicht ſparen und that allzeit vornehmer, als es reichte; wenn ſie einmal eine Waſſerſuppe kochte, ſo buk ſie einen Kuchen dazu, daß es nicht gar ſo ſchlecht ſei. Der junge Herr half und ſtützte ſo viel wie möglich, aber der Wagen war im Fallen. Zuletzt war nimmer zu helfen; dem Heinrich ging's wie ſeinem Schwiegervater, und er und ſeine Frau kamen hierher ſamt ihrem einzigen Kind. (Sie vergißt immer wieder, daß dies Kind mein Vater war.) Liebes Kind, Gott bewahre dich, daß du nie aus deines Mannes Munde ein Wort hören dürfeſt, wie die arme Roſalie viele hören mußte! Von der Roſenlaube waren ſcharfe Dornen übriggeblieben.

„Heinrich fand eine Stelle als Buchhalter, Roſalie blieb hier, und Frau Luiſe hat wie eine rechte treue Schweſter an ihr gehandelt. Sie war ein gutes Kind, die arme, ſchöne Frau; ſie nahm Vernunft an und was ſie noch lernen konnte, das hat ſie gelernt.

„Später ſind die Eheleute wieder zuſammengekommen und iſt ihnen noch leidlich gut gegangen, aber Frau Roſalie hat nicht lange mehr gelebt.

„So iſt der Lea ein beſſer Los gefallen als der ſchönen Rahel.“

10.

Seit Annamreiles Erzählung ſehe ich die zwei alten Leutchen mit ganz andern Augen an und verſtehe jetzt erſt die ſtille Innigkeit ihres Verhältniſſes. Es thut mir aufs neue leid, daß mein Vater dieſem gütigen Onkel ſo entfremdet wurde; aber ich kann mir nun wohl erklären, daß er, nach allem, was er für ihn und den Großvater gethan, gekränkt war, als der Vater gegen ſeinen Rat und Zuſtimmung eine Verbindung ſchloß; und mein guter Vater ſcheint etwas aufbrauſender Natur geweſen zu ſein.

Jetzt aber vergütet der Großonkel alles Verſäumte reichlich an mir. Ich genieße viele Liebe hier, und ſeit ich die Herzensgeſchichte der Großtante kenne, könnte ich ihr alles, alles zuliebe thun. Sie gewinnt auch allmählich Glauben an meine Leiſtungen und vertraut mir an, daß ſie wohl fühle, wie ſie alt werde und gern einen Teil ihrer Regierung in jüngere Hände legen würde. Nun, Vetter Tobias wird ſchon in irgend ſo einer Verwaltungsaktuarstochter mit fünfzehn Geſchwiſtern ſein Ideal finden und heimführen.

Unſre franzöſiſche Stunde nimmt ihren guten Fortgang und ich lerne immer noch von meinem Schüler mehr als er von mir.

Da Du nun durch mich und Annamreile die ganze Genealogie unſres Hauſes erfahren, ſo möchteſt Du doch wohl wiſſen, von wannen der Tobias ſtammt. Der iſt der Sohn von Großonkels einziger Tochter — zwei Söhne ſind ihnen noch klein geſtorben.

Die Tochter hieß Luiſe wie ihre Mutter; ſie war die älteſte, ein Jahr nach jener Krankheit der Großtante geboren. Sie ſei nicht ſehr ſchön geweſen und auch kein Haushaltungsgenie wie ihre Mutter, aber ein gutes, frommes und fröhliches Geſchöpf. Nun war es ein ſeltſames Ereignis in einem ſo ganz nüchternen bürgerlichen Hauſe, daß dieſes Töchterlein ſich in einen jungen Offizier verliebte, der im Herrenhauſe im Quartier lag. Der

Großonkel wollte nichts davon hören; aber die Großtante, ſie, die doch ſelbſt in einer Verſtandesheirat, wenigſtens von des Mannes Seite, ihr Glück gefunden, wollte, wie es ſcheint, doch dem Töchterlein das kindiſche junge Glück gönnen, das ſie ſelbſt nicht gekannt, und der Großonkel that es ihr zuliebe.

Der junge Krieger entſchloß ſich, die Waffen niederzulegen und mit dem Schwiegervater Kohl zu pflanzen. Es war eine kurze Herrlichkeit. In den Befreiungskriegen verließ er mit Bewilligung der Eltern ſeine junge Frau in der Hoffnung, nur ein bißchen mitzuſiegen und dann fröhlich zu ſeinem Herd und Hof zurückzukehren. Es war anders beſtimmt. Er fiel bei Waterloo, noch ehe ſein Sohn das Tageslicht geſehen.

Die arme Luiſe ſtarb bald nach der Geburt des Kindes. „Du arme Waiſe," ſagte ſie im Scheiden, „Gott ſende dir einen Engel zum Geleit wie dem Tobias, da Vater und Mutter dich verlaſſen!" Darum heißt der Vetter Tobias.

Ich kann nicht mehr lachen über ſeinen Namen, und wie er ſelbſt mir erzählte, daß er nie eine Vaterhand gedrückt und nie einer Mutter Lächeln geſehen habe, da hätte ich weinen können. Das muß doch einer Seele ein lebenslängliches Heimweh laſſen.

So haben die ſtillen Augen der guten Großtante ſchon viele Thränen vergoſſen, aber ihr Glück iſt nur inniger geworden durch alles Leid. Wenn ich Frau würde — nun lache nicht, Julie! es iſt ja alles auf der Welt möglich —, dann möchte ich wohl auch, daß mich mein Mann im Alter noch ſo lieb hätte und ſo herzlich anblickte wie der Großonkel die Tante, obwohl er kein einziges zärtliches Wort zu ihr ſpricht. — Träume, Schäume.

Tobias hat mir auch anvertraut, daß er ſo ſehr gern ſtudiert hätte — er wollte Arzt werden —; aber der Großonkel hatte von ſeinem Bruder Robert her ein ſolches Grauen vor der Univerſität, daß er Tobias mit Thränen beſchwor, von dem Wunſch abzuſtehen. So hat er nun ſeines Großvaters Beruf mit rechtem Ernſt ergriffen und tritt ein geſegnetes Erbe an; die Verwaltungsaktuarstochter kann die Hälfte ihrer fünfzehn Geſchwiſter darauf verſorgen.

Nun ſind es wenige Tage noch, bis die Mutter kommt und Eduard! Ich freue mich unbeſchreiblich. Diesmal helfe ich doch ſelbſt beim Buttern, es ſchmeckt ihr gewiß beſſer, und ich darf alles ſelbſt kochen, wenn ſie da ſind, das hat mir Großtante verſprochen. Und wenn die Mutter erſt das Blumengärtchen ſieht! Nur an eine Trennung von hier kann ich nicht denken.

Gewiß, Julchen, Du mußt ſpäter auch kommen zu Deiner landwirtſchaftlichen

Fanny.

N. S.

Alſo wahr mit Almorini?

Traut, Schweſtern, Männerſchwüren nie!

Nun, Herz, ich bitte Dich nochmals, verbrenne alle meine Briefe, in denen auch nur entfernt von ihm die Rede iſt — alle, hörſt Du; begrabe alles ins tiefſte Schweigen! Ach, gottlob, daß ich wenigſtens nie ein Wort mit ihm geſprochen habe als die Antworten in der Lehrſtunde. Nochmals, begrabe alles!

Weißt du, warum der Sarg wohl
So groß und ſchwer mag ſein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Noch eines, Julie, im Vertrauen! Meinſt Du auch wirklich, daß ich ihn geliebt habe?

11.

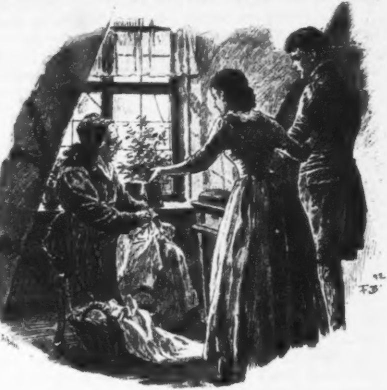
Liebſte, beſte Julie, die Mutter iſt hier und Eduard, und ſie finden mich ſo gut ausſehend und wir ſind alle ſo glücklich! Heute feierten wir Großonkels Geburtstag in der Rebenlaube im Blumengärtchen und noch ein Feſt, rate einmal — meine Verlobung mit — mit — nun in Gottes Namen ſoll's heraus, mit Vetter Tobias. Nun, liebes, liebes Herz, beklagen darfſt Du mich nicht! Ich habe es freiwillig gethan, ich glaube, daß ich glücklich, recht, recht glücklich werde, und — aber Du darfſt mich nicht verachten — ich glaube, ich liebe ihn und habe nie einen andern geliebt, und wenn ich ſeine Hand faſſe, ſo faſſe ich ſie mit inniger Zuverſicht — den Halt und Hort meines Lebens.

Wie das ſo ſchnell gekommen? Ach, liebes Herz, es iſt eigentlich langſam gekommen, wenn ich denke, wie wir uns einmal ſo fremd, faſt feindſelig betrachtet haben. Ich weiß es kaum; es war heute in der Frühe, — ich ſtehe jetzt ſehr früh auf, — da ordnete ich die Laube, und Tobias kam und ſprach lange nichts, und ich fühlte wohl, daß er etwas auf dem Herzen habe. Liebes Herz, ich hab's ſchon lange gemerkt, trotz der Sophie mit fünfzehn Geſchwiſtern — da fragte er endlich — ach, ich kann das alles nicht ſo ſchreiben, vielleicht flüſtere ich Dir's ins Ohr, wenn Du kommſt.

Waren's doch die Zauberworte,
Daß ich ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und ewig bleiben werde.

Und ich ſagte nicht nein, und ich ſah endlich auf in ein verklärtes Angeſicht, und es war mir, als ſei ein ewiger Sonntag angebrochen.

Mir war recht bange, wie es Großonkel und Tante aufnehmen — ich Kindskopf einſt Herrin und Erbin dieſes Gutes! Aber ſie nahmen mich auf als ein geliebtes Kind; bei der lieben Mutter waren wir zuerſt geweſen — die kann nur weinen vor Freude. Eduard freut ſich königlich, daß er einen Schwager hat und einmal auf unſern Ackerpferden reiten darf.



Aber wir ſind noch ſo gar jung, ich wenigſtens. Tobias iſt ſchon ſechsundzwanzig; da ſoll er noch ein Jahr reiſen — früher ſein ſehnſüchtiger Wunſch, dem er aber jetzt, glaube ich, gern entſagt hätte, und derweile ſoll ich ungeſchicktes Kind mich zur Hausfrau ausbilden. Nun, Gott helfe dazu! Ich habe an der Großtante eine liebe und geduldige Lehrmeiſterin.

Dem Annamreile haben wir in ihrer Dachkammer eine Brautviſite abgeſtattet, und ich hab's ihr endlich begreiflich gemacht, daß ich die Enkeltochter ihres Heinrich und der ſchönen Roſalie bin. Sie lachte und weinte, und ſie meint, ich habe die Haare von der Roſalie, aber die Augen und das Herz von der Bertha.

Liebſte, beſte Julie, ich glaube, ich habe mein eigenes Herz, und das iſt ein ſehr fröhliches und ein ſehr kindiſches und gehört

Deiner glücklichen

Fanny.

Ich habe es Tobias auch anvertraut mit Almorini und bat ihn, nicht zu lachen. Er ſah mich mit recht ernſthaften, faſt traurigen Augen an (ich ihn gar nicht), dann aber lächelte er doch und ſagte: „Couſinchen, *wie* früh muß man denn kommen, um eines Mädchens erſte Liebe zu ſein?“

Denke, Tobias ſagte mir, daß er auch Robert heißt, und hat mir die Wahl unter ſeinen Namen gelaſſen; Robert klingt natürlich doch hübſcher und nobler; Du ſagſt alſo den Mädchen, mein Bräutigam heiße Robert.

Ein Frauenbrief.

(Sechs Jahre ſpäter.)

Endlich, liebe Julie, haben wir Hoffnung, Dich bei uns zu ſehen; wer hätte gedacht, daß es ſo lange anſteht, bis Du mich in meiner Heimat beſuchſt? Komm nur, Du ſollſt das Stübchen bewohnen, wo ich als Mädchen reſidierte, es iſt etwas eleganter als damals; der Fenſterteppich, an dem ich ſo lange geſtickt, iſt wirklich einmal fertig geworden, wann und wie, weiß ich nimmer; denn jetzt gehören ſchöne Arbeiten für mich auch zu den „begrabenen Träumen“, weißt Du noch?

Komm nur, Du ſollſt Deiner Gouvernantenſorgen für eine gute Weile vergeſſen und ſollſt Dein Erziehungstalent üben an meinen leider ſehr unerzogenen kleinen Kreaturen. Ich habe das pädagogiſche Kolleg lange ſchon vergeſſen. Sie ſind aber doch köſtlich, beſonders der kleine Bube, der jetzt eben auf meinen Stuhl geklettert iſt und ruft: „Mama, net beiba!“

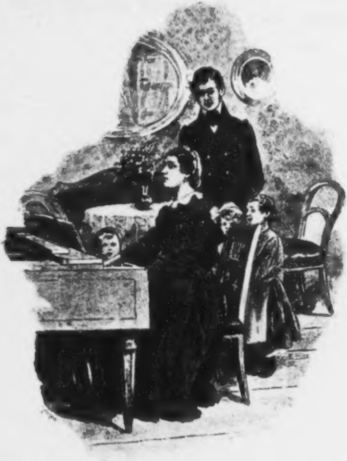
Ich muß eilen, Beſte, ich laſſe Kartoffeln ſtecken, und wenn ich nicht ſelbſt auf den Platz komme, ſo werden ſie mir verwechſelt, Tobias verſteht das Brachfeld nicht ſo; er heißt nämlich längſt wieder Tobias, er hörte mich nie, wenn ich ihm Robert rief, und als Tobias habe ich ihn ja lieb gewonnen!

Meiner Garderobe ſollſt Du Dich annehmen, wenn Du kommſt; ich könnte mich wahrhaftig nicht mehr über den Grenzen der kleinen Stadt ſehen laſſen, ich habe ſo wenig Zeit, an mich zu denken.

Du mußt unſer Herrenhaus unterhaltend finden, jetzt enthält es drei verſchiedene Generationen. Oben, wo Annamreiles ſtille Heimat war, hat die Mutter ihre allerliebſten Zimmerchen, Tobias war ſo ſehr freundlich und rückſichtsvoll auf ihre Ausſchmückung bedacht; die Mutter lebt ſonſt mit uns und iſt ſo froh, der häuslichen Sorgen enthoben zu ſein, ihr zierliches Stübchen iſt aber ein Feſtſaal für die Kinder.

Im zweiten Stock reſidieren die Großeltern, ſie haben ſich nach ihrem einfachen Sinn eingerichtet; das Kanapee mit dem alten Barchentüberzug und der ſchwarzlederne Lehnſtuhl, aber es iſt unbeſchreiblich behaglich bei ihnen. Tobias ſtaunt auch, daß die Großmutter ſich ſo leicht in die Ruhe finden konnte; ſie aber verſichert, ihr ſei ſehr wohl dabei, und ich laſſe ihr gar nicht zu viel Ruhe: ich ſpringe wohl zehnmal die Treppe hinauf mit meinen häuslichen Anliegen und Fragen, und die gute Großmutter in ihrer ſtillen Weiſe arbeitet heute noch mehr mit ihrem klugen Wort als ich mit Händen und Füßen.

Tobias hat als Empfangsfeierlichkeit für Dich auch das Klavier ſtimmen laſſen; ich komme ſo ſelten zum Spielen, außer unſerm Choral am Sonntag morgen, wo groß und klein mit einſtimmt. Meine Roſa hat wirklich ein allerliebſtes Stimmchen. Die Guitarreſaiten habe ich leider abgelöſt, um Seife damit zu ſchneiden, und das himmelblaue Band iſt ein Wiegenband



geworden. Wenn aber die Kinder größer ſind, will ich meine alten Künſte wieder hervorſuchen, auch Italieniſch und Franzöſiſch; — Spaniſch iſt mir indes hie und da etwas vorgekommen.

Das Buttern habe ich indes gelernt, ſogar das Melken, wenn's not thut; was ich aber noch nicht gelernt habe, das iſt die Stille und Ruhe, mit der die Großmutter ihr Tagewerk vollbrachte; es geht bei mir noch geräuſchvoll genug zu. Großmutter meint, dafür ſei ich friſcher und heiterer, und das iſt auch wahr, mit ſo dreiſtimmiger Begleitung durfte ſie doch nicht arbeiten. Wenn ich ſie aber frage um das Geheimnis ihres ſtillen Schaffens, ſo zeigt ſie mir das Tiſchchen am Fenſter gegen Morgen, auf dem ihre Bibel liegt: „Das iſt mein Zauberbuch, und kein Tag war je ſo unruhig und kein Geſchäft ſo dringend, wo ich nicht dafür eine ſtille Morgenzeit gefunden hätte.“ Julie, liebe Julie, da bleibt mir noch viel zu lernen!

Du mußt uns nicht für ganz verbauert halten wegen der entweihten Guitarreſaiten; ein gutes Wort und ein gutes Buch findet immer ſeine gute Statt bei uns, zumal zur Winterszeit, wo wir unſre Abendkränzchen mit Pfarrers halten.

Unſer Gefährt holt Dich ab — nicht mehr die grüne Kaleſche; Tobias hat zu meinem erſten Geburtstag im Eheſtand ein neues gekauft, das freilich wenig gebraucht wird. — Ich ſchicke Dir ein Verzeichnis der Sämereien, die Du mir mit bringen könnteſt; auch von dem Reis zu herabgeſetzten Preiſen, wohlfeilen Biber zu Weihnachtsgeſchenken für meine Mägde, — man kann nicht zu früh ſorgen —, ein hübſches Morgenhäubchen für die Mutter, warme Schuhe für die Großmutter — am beſten, ich ſchreibe Dir alles auf einen beſondern Zettel.

Schade, daß Du unſer Annamreile nimmer triffſt; dieſer ehrwürdigſte Reſt der älteſten Generation liegt ſeit vier Jahren auf dem Kirchhof, wo unſer Geſchlecht ſchon eine lange Reihe füllt. Sie hat meine Roſa noch erlebt; dies neue Glied hat aber ihre genealogiſchen Erinnerungen gänzlich verwirrt — eine Urenkelin der ſchönen jungen Roſalie —, das ging über ihren Horizont. Nun aber hat der Brief ſechs Seiten! eine unerhörte That für mich, die ſeit Monaten keinen Brief geſchrieben als an Müller und Kaufleute.

Das kleine Volk wird laut an allen Ecken. Du kommſt ja ſelbſt, dann ſollſt Du ſehen, wie ich mich als Landwirtin gemacht, und Tobias ſoll Dir erzählen, wie weit ich noch hinter ſeinem Ideal zurückſtehe.

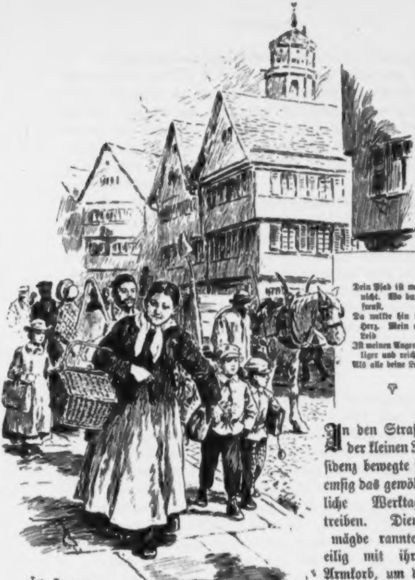
Komm bald, meine Liebe, zu

Deiner glücklichen

Fanny.

◆

Lebensglück.



Dein Lied iſt meiner nicht. Wo du dich freuſt,
Da welkte hin mein Herz. Mein eigen Leid
Iſt meinen Augen heiliger und reicher
Als alle deine Luſt.

◆

In den Straßen der kleinen Reſidenz bewegte ſich emſig das gewöhnliche Werktagstreiben. Dienſtmägde rannten eilig mit ihrem Armkorb, um das verplauderte Viertelſtündchen durch verdoppelte Eile einzubringen; Schulkinder trabten von verſchiedenen Seiten mit gemäßigtem Lärm daher, da es erſt in die Schule, noch nicht heraus ging, und ein Karrenbauer, der den Kehricht fortführte, brachte nervöſe Ohren zur Verzweiflung mit dem langſamen, ſchwerfälligen Geraſſel ſeines Fuhrwerks.

Nur der erſte Stock eines hübſchen Wohnhauſes zog durch ſeine feſtliche Miene die Blicke der Vorübergehenden auf ſich; die Fenſter des Salons waren geöffnet, um die kühle Morgenluft einzulaſſen; man ſah grüne Guirlanden zwiſchen den ſchneeweißen Gardinen, blumengefüllte Vaſen auf einer gedeckten Tafel; weißgekleidete Konditorjungen gingen ein mit geſchmückten Torten, die viel lüſterne Blicke auf ſich zogen — kurz, ſelbſt die Milchfrau vom Lande erriet die Bedeutung dieſer Anſtalten, wenn ſie eine Bäckerfrau der Nachbarſchaft, die recht wohlhäbig unter ihrer Hausthür ſtand, fragte: „Gelt Sie, da oben gibt es eine Hochzeit?“ — „O ja,“ belehrte ſie dieſe, „die Tochter der Frau Regierungsrätin Gruber.“ — „Wen nimmt ſie?“ fragte eine Stadtmagd, die ſich dazu geſellte. — „Einen Witwer mit einer Laſt Kinder,“ ſagte dieſe etwas geringſchätzig. — „Dann iſt's aber nicht die Schöne?“ fragte die Magd. — „Bewahre, die Kleine iſt ja kaum recht aus der Schule; die Große iſt's erſter Ehe, aber bereits eine geſcheite und brave Jungfer, reich gerade nicht, das Vermögen kommt von der zweiten Frau. Das Eſſen laſſen ſie aus dem Schwanen kommen, aber in die Kirche fahren ſie erſt um elf Uhr; ihr könnt nicht darauf warten.“ Die andern gingen weiter, und die Bäckerin machte ſich an ihrem Fenſter einen Wachtpoſten zurecht, wo ſie über ihr Strickzeug weg das Terrain bequem überſchauen konnte.

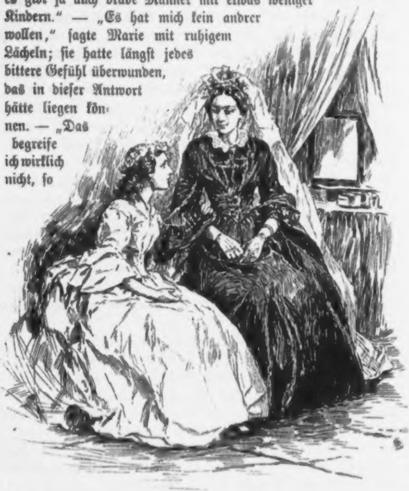
Im Feſtlokal oben waren die Anſtalten ſchon weit gediehen; Frau Schmekenbächerin, eine alte Hausfreundin, von Natur zwar Schneidermamſell, die aber als Vertrauensperſon zur Feſtordnerin geladen war, legte eben das ſchwere Silberzeug, das den ſoliden Wohlſtand des Hauſes beurkundete, auf das feine Damaſtgedeck und betrachtete nebenher wohlgefällig, wie eine Schöpfung ihrer eigenen Hand, die Brautmutter, die in einem prachtvollen Penſeekleid von ſchwerem Moiree ſich wahrhaft fürſtlich ausnahm.

In dem Hinterzimmer, deſſen Fenſter auf ein kleines Gärtchen gingen, das als blühende Oaſe in dem ſteinernen Häuſerkarree verborgen lag, herrſchte feſtliche Stille, wie ſie dem Tag ziemte. Die Toilette der beiden Mädchen, die es bisher bewohnt, war vollendet. Die Braut ſelbſt hatte die alte Ordnung darin hergeſtellt, und die Schweſtern ſaßen in Stille beiſammen in dem alten traulichen Raum, den ſie ſo lange ſchon einträchtig zuſammen bewohnt hatten.

Wer die Königin des heutigen Feſtes, die Braut, hier geſucht hätte, deſſen Auge wäre wohl zuerſt auf die blühende, jugendſchöne Geſtalt im weißen Kleide gefallen, die, einen Kranz von Roſenknoſpen in der glänzenden Fülle des braunen Haars, von all dem duftigen Zauber umweht war, den man unbewußt mit dem Namen „Braut“ verbindet; nur zu jung faſt erſchienen die kindlichen Züge des klaren Angeſichts. Auch war nicht ſie die Braut: Schleier und Myrtenkranz ſchmückten die ernſte hohe Geſtalt im ſchwarzen Atlaskleide, die, wohl zwölf Jahre älter als das ſiebzehnjährige Kind, faſt mehr einen nonnenhaften als bräutlichen Eindruck machte.

Marie war nicht ſchön, ihr Teint war farblos, ihre Züge unbedeutend, ihr Wuchs beinahe zu hoch; aber ihre dunkeln Augen mit dem Ausdruck herzlicher Güte und klaren Verſtandes, die ganze wohlthuende Harmonie ihres Weſens machten ſie doch zu einer anmutigen Braut. Eliſabeth ſaß achtlos auf die weitausgebreitete Wolke ihres lichten Gewandes auf einem Schemel zu den Füßen der Schweſter und ſah ſie etwas bedenklich an. „Es iſt doch ſchade, Marie,“ ſagte ſie, „daß du nicht in Weiß gehſt, du ſiehſt wahrhaftig wie eine Nonne aus!“

„Was ſollte eine ehrſame Frau Dekanin mit ſieben Kindern nachher mit einem ſo luftigen weißen Staat anfangen?“ erwiderte Marie lächelnd. — „Ach ja!“ ſeufzte Eliſabeth etwas kläglich; „bitte, ſage mir, Marie, iſt dir's denn nicht entſetzlich bang?“ — „Entſetzlich nicht, aber ein wenig wohl,“ ſagte dieſe mit etwas gedämpfter Stimme; „doch Gott wird mir beiſtehen und es liegt ein reiches Feld vor mir.“ — „Erſtaunlich reich!" ſeufzte die Kleine wieder; „ach, ſage mir, aber du darfſt nicht böſe ſein, jetzt darf ich dich das ſchon noch fragen, warum haſt du nicht lieber früher einen andern genommen? Weißt, es gibt ja auch brave Männer mit etwas weniger Kindern." — „Es hat mich kein andrer wollen," ſagte Marie mit ruhigem Lächeln; ſie hatte längſt jedes bittere Gefühl überwunden, das in dieſer Antwort hätte liegen können. — „Das begreife ich wirklich nicht, ſo klug und gut und geſchickt, wie du biſt," ſagte Eliſabeth nachdenklich vor ſich hin; „aber du hätteſt ja auch bei uns bleiben können! Ich weiß noch gar nicht, wie wir zurecht



kommen ohne dich.“ — „Du glaubſt wohl nicht, daß ich heirate, bloß um einen Mann zu bekommen?“ ſagte nun etwas pikiert die ſonſt ſo nachſichtige Schweſter und ihre Wange färbte ſich dunkelrot.

„O nein, o, ich bitte dich, verzeih, wie du mir ſo oft ſchon verziehen haſt!“ bat die warmblütige Eliſabeth, indem ſie die Arme um der Schweſter Hals ſchlang und ſie liebevoll anſchaute mit den wunderbaren braunen Augen; „du weißt ja, ich meine es nicht bös, aber ich bin und bleibe eben ein dummes, junges Ding.“ — „Sei zufrieden, Liebſte!“ ſagte Marie begütigend; „ich habe nichts zu verzeihen, verzeih nur du deiner läſtigen Gouvernante, die du ja heute los wirſt!“ — „O, du biſt nur zu gut, zu lieb gegen mich geweſen!“ rief die Kleine mit der überſtrömenden Liebe, die ein warmes Herz vor dem Scheiden fühlt. „Was haſt du für Geduld mit mir gehabt! wie tauſendmal meine Unordnung geebnet, meine Unbeſonnenheit gut gemacht; o, wo wird eine ältere Schweſter ſo freundlich ſein wie du?“ — „Nun, dann gebe ich doch keine ſchlimme Stiefmutter,“ ſagte lächelnd Marie. — „Du? Ach nein, die allerbeſte; den Dekan hat wahrhaftig ein guter Stern mit dem kranken Baron ins Bad geführt, und geſcheit iſt er, daß er an dem einen Tag, wo du Mama abholteſt, gleich merkte, welch ein Kleinod da für ihn zu finden ſei! Mich hatte er in den drei Wochen, wo ich dort war, oft genug geſehen, fiel ihm kein einzigmal ein, daß ich eine Mutter für ſeine ſieben Unmündigen geben könnte!“ — „Das glaube ich,“ ſagte ſcherzend Marie, und ihr Auge ruhte mit neidloſer Bewunderung auf dem blühend ſchönen Antlitz der Schweſter; „die Trauben wären ihm zu hoch gehangen!“ — „Und ein Kind weiter zu erziehen, hätte er nicht brauchen können,“ meinte Eliſabeth fröhlich; „es iſt gewiß ſchön von dir, Marie, daß du ihn genommen, aber ſchrecklich edelmütig biſt du doch!“ — „Schrecklich? Das wäre ſchlimm!“ — „Nun, weißt du, ich könnte nicht ſo ſein! Wenn ich heirate, möchte ich es gut haben, recht unmäßig gut!“ — „Dazu helfe dir Gott!“ ſagte Marie innig und drückte einen ſchweſterlichen Kuß auf den ſchönen Mund.

„Dürfen wir kommen?“ fragte draußen ein junges Stimmchen. — „Nur herein!“ rief Marie freundlich; doch lag in ihrer Stimme faſt mehr mutige Ergebung als ſchüchterne, ſüße, bräutliche Erwartung. Die Thür ging auf und herein trat der Bräutigam, Dekan Gerhard, ein ſtattlicher Mann nahe den Fünfzigern; er war in ſeiner Jugend Hofmeiſter geweſen und hatte nichts von der Unbeholfenheit, die hie und da dem Landgeiſtlichen anhängt; er nahm ſich ſehr reſpektabel und würdig aus in der neuen feinen ſchwarzen Kleidung; hinter ihm ſein älteſter Sohn Ernſt, der angehende Seminariſt, ein netter, klug und beſcheiden ausſehender Junge mit glatt gekämmtem blonden Haar, der halbverſteckt ein Karmen in der Hand trug, mit dem er die neue Mutter begrüßen wollte; dann kamen die ſechs andern, zwei Knaben und vier Mädchen, gutmütig ausſehende Kinder, noch etwas unkultiviert und linkiſch, wie es ſchien, obwohl ihnen Marie nicht mehr fremd war. Nathanael, der Jüngſte, ein dreijähriger Knabe, ſchien ſchwach auf den Füßen und wurde von den Schweſterlein geführt, plauderte aber vergnügt davon, daß er habe Kutſchen fahren dürfen.

„Da bringe ich dir die kleine Herde, Marie,“ ſprach Gerhard mit bewegter Stimme. Marie reichte ihm ſchweigend die Hand, ſie ſahen ſich tief und innig in die Augen; beide verſtanden wohl, daß es ſich hier mehr um einen ernſten und heiligen Entſchluß für die Zukunft handle, als um ein ſeliges Ja, das auf glühende Herzenswünſche das Siegel drückt; das lag auch in dem leiſen Kuß, den er in keuſcher Scheu vor den Kindern auf ihre Stirn drückte. Er trat in tiefer Bewegung ans Fenſter, während Marie mit inniger Liebe ſich zu den Kindern niederbeugte, denen die ungewohnte Erſcheinung der neuen Mutter in dem langen ſchwarzen Gewand und weißen Schleier einige Scheu einflößte, bis ſie freundliche, herzliche Worte zu ihnen ſprach und ſie ſo liebevoll anſah mit den guten, treuen Augen, daß alle Furcht verging und ſie wieder zutraulich mit ihr plauderten.

Eliſabeth war beim Eintritt des Bräutigams heimlich zur Seitenthür hinausgeſchlüpft, nicht ohne daß der naſeweiſe kleine Heinrich zuvor dem Schweſterlein zugeflüſtert hätte: „Du, die wäre aber ſchöner geweſen! Wenn die der Vater genommen hätte!“ Worauf Fränzchen ihm ſachverſtändig entgegnete: „Dummer G'ſell, das iſt ja ein Stadtfräulein, keine Mutter!“

Das Stadtfräulein flog zur Mutter hinüber, die eben befriedigt das gelungene Arrangement überſah. „Ach, Mütterchen,“ ſagte ſie, halb lachend, halb weinend, „drüben iſt nun die ganze Schar, unſer Stübchen läuft faſt über; o lieber Gott, was hat doch die Marie einen guten Mut! Sieben auf einmal, wenn's nur auch drei wären oder vier! Aber ich glaube, die Witwer haben immer ſieben Kinder,“ fuhr ſie nachdenklich fort; „es liegt ein gewiſſer Rhythmus darin: ein Witwer mit ſieben Kindern!“ — „Dein Vater hatte nur eins,“ ſagte lachend die Mutter. — „Das iſt wahr, und noch ſo ein gutes wie die Marie! Da muß es ein Spaß ſein, wenn man ſo ein Püppchen ſchon fertig antrifft; aber ſieben!“ — „Es ſind aber im ganzen nette Kinder,“ ſagte begütigend die Mutter, die nicht leiden konnte, daß man die Heirat ihrer Stieftochter ſo gar verwunderlich fand. — „Gewiß recht ordentlich, beſonders weil Marie ſich ihrer Toilette annahm; der himmelblaue Tibet kleidet die Mädchen ganz niedlich.“ — „Ja, den ſchauderhaft roten Zitz, den die Jungfer Tante zum Feſtſchmuck gekauft hatte, haben wir glücklicherweiſe zu Bettüberzügen genommen,“ ſagte lachend die Mutter.

Inzwiſchen fuhren die Wagen vor, die Braut trat ein an der Hand des Bräutigams, um vor dem feierlichen Gang von der Mutter Abſchied zu nehmen. Mutter und Tochter hatten ſich vielleicht nie mit ſo tiefer Bewegung umarmt; wo iſt ein Scheiden auf Erden, dem ſich nicht ein leiſes Gefühl der Reue beimiſcht? Man hatte das gute Einvernehmen der Frau Gruber und ihrer Tochter ſtets als ein Muſter für dies ſchwierige Verhältnis angeführt und ſie als Beiſpiel einer guten Stiefmutter gerühmt, auch war ſie ſich ſelbſt jederzeit als ein ſolches erſchienen. — Erſt in dieſem Augenblick ſagte ihr ihr eigenes Herz, daß es nicht ihr Verdienſt war, wenn das Kind, das ſie während der erſten Jahre ihres Eheſtands, die ſie in rauſchendem Geſellſchaftsleben zugebracht, meiſt ſich ſelbſt, der Schule und den Dienſtboten überlaſſen, das ſie ſpäter faſt zur Dienerin ihres eigenen Lieblings, der reizenden Eliſabeth, gemacht hatte, nun als gereiftes, innerlich klares Weſen vor ihr ſtand, ihre Stütze und Hilfe, die liebevolle, geliebte Leiterin der jungen Schweſter.

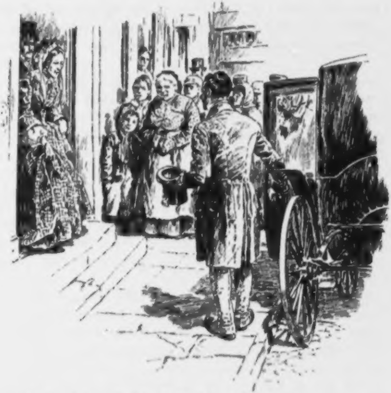
Marie war eine demütige, ſelbſtloſe Seele, die mehr an ihre eigenen Verſäumniſſe dachte als an die anderer; ſie fühlte in aufrichtigem Herzen den Dank, den ſie an der Schwelle ihres neuen Lebens der Mutter darbrachte.

Mariens Entſchluß ſchien der Regierungsrätin nicht zu ſchwer, hatte ſie ſelbſt doch auch einſt als ziemlich junges, hübſches und verwöhntes Mädchen einen Witwer geheiratet. Freilich hatte ſie ihn aus dem einfachen Grunde genommen, weil er ihr gefiel und ihr eine behagliche, angeſehene Lage bot und das eine ſtille Kind, das nun in die Schuljahre kam, eben keine ſchwere Zugabe war.

Mariens Gefühle, mit denen ſie ſieben Kinder ans Herz nahm, die ſie nicht unter dem Herzen getragen hatte, waren freilich andre. Dieſe mütterliche Aufgabe vor allem, ſo ſchwer, ſo hoch und ſchön, wie ſie vor ihr ſtand, hatte ſie erwogen, als ſie ihren Entſchluß faßte. Es war nicht eben ſchmeichelhaft für den Dekan, daß ſie mehr den Vater den Kindern zulieb, als die Kinder dem Vater zulieb nahm; aber eine gute Bürgſchaft für das Glück und den Frieden ſeiner Zukunft war es jedenfalls.

Endlich wurde das geduldige Harren der Neugierigen vor der Hausthür belohnt; die Brautjungfern waren ſchon von ihren Wohnungen aus nach der Kirche ſpediert worden, in drei Wagen ſtieg jetzt der Kern der Hochzeitgeſellſchaft ein. Die

Regierungsrätin hätte ſich wohl kaum den Luxus von drei Wagen erlaubt, wenn nicht die elegante Equipage eines Hochzeitsgaſts, Herrn Gérards, eines Vetters des Bräutigams, der ſich als Kaufmann im Auslande eine halbe Million und einen franzöſiſchen Namen erworben, ausgeholfen hätte.



Mit vielem Selbſtgefühl ließ ſich die Brautmama von Herrn Gérard in den prächtigen Wagen heben, den ſie mit einer Baſe von Diſtinktion und Minchen, der älteſten Tochter des Dekans, einnahm. Sie atmete leicht, daß die alte Jungfer Tante, die indes die Haushaltung des Dekans geführt, die Einladung abgelehnt hatte, da ihr eine große Wäſche und der eigene nahe Abzug ſo viel zu thun machte. Sie wußte, daß ihr rettungslos abgeſchmackter Aufzug die ganze Geſellſchaft blamiert hätte, da ſie ſicher die eleganteſte Haube, die man ihr verehrt, noch verkehrt aufgeſetzt oder durch irgend ein altes Ranunkelröschen verunziert hätte.

Nun wurden unter dem Fittich einer Frau Tante Kontrolleurin die fünf Jüngſten in einen Wagen gepackt, nach einem kleinen Aufenthalt, den die ſchauderhafte Entdeckung veranlaßte, daß die Jungfer Tante dem Fränzchen blaue Strümpfe angezogen hatte, und die Not, bis man von einem Nachbarskind weiße herbeiſchaffte. Die Kleinen fuhren aber glückſelig ab, ſtreckten mit dem Gefühl großer Wichtigkeit ihre blumengeſchmückten Häupter aus den Wagenfenſtern, um die Inſchriften der Kaufläden zu ſtudieren, und hatten leider wenig Zeit, zu beten und an die ſelige Mutter zu denken, wie ſie Marie ermahnt hatte.

Die ſpöttiſchen Bemerkungen, mit denen man die fünf Unmündigen begleitet hatte, verſtummten vor dem würdigen Eindruck, den das Brautpaar machte, vor der blühenden Erſcheinung der ſchönen Eliſabeth, die nebſt dem Seminariſten mit ihnen einſtieg. Der junge Ernſt machte ſich ſo ſchmal wie ein Lineal, damit Eliſabeth gehörig ihre luftigen weißen Gewänder ausbreiten konnte. Obwohl ſie nur zwei Jahre älter war als er, ſo wagte er doch kaum, ſie von der Seite anzuſehen, und mußte ſich in der Stille beſinnen, ob ſo ſchön wohl die griechiſche Helena geweſen ſei. Daneben war ſein Geſchmack ſo unklaſſiſch, daß *ihm die ſchlanke, blühende, bewegliche* Geſtalt in dem modiſchen Kleid doch beſſer gefiel als die lange, gerade Helena auf Bildern, in den faltigen Gewändern, bei denen man fürchtete, ſie müſſe bei jedem Schritt darüber fallen. Die junge Eliſabeth dachte wenig an ihren ſtummen Verehrer; ſie hielt die ſchönen, unſchuldigen Kinderaugen immer auf die liebe Schweſter gerichtet, wie in mitleidiger Frage: ob ſie's denn gewiß nicht bereue? Marie nickte ihr zu mit freundlich beruhigendem Lächeln, und Eliſabeth ahnte, wenn ſie es auch noch nicht wiſſen konnte, daß das ſtille Licht, das in dieſen Augen aufgegangen war, vielleicht den häuslichen Herd ſicherer warm und hell halte als das auflodernde Freudenfeuer eines liebeſeligen jungen Herzens. — Die Brautfräulein harrten bereits in der Kirche und machten Raum für die Braut und Eliſabeth. Es waren Mariens Jugendfreundinnen. „Herbſtflora!“ flüſterte Herr Gérard ironiſch ſeinem Nachbar zu; und in der That, Eliſabeths junge Schönheit hob ſich aus den andern wie eine friſch erblühte Roſe aus einem Aſternbeet, während Minchen als beſcheidenes Maßliebchen auch noch der Reihe der Brautjungfern eingefügt wurde.

Ein Amtsbruder und Jugendfreund des Bräutigams traute das Paar; es ſchien den Anweſenden ſeltſam, zu einem Hochzeittext die Worte zu nehmen: „Wir heben unſere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt;“ daß er aber damit den Sinn der Braut wohl verſtanden hatte, das zeigte ihm der verklärte Ausdruck ihrer Züge, wie ſie nach oben ſchaute. Es kamen in der Hochzeitrede wenig von den rührenden Stellen und beweglichen Schlagworten vor, bei denen alle Thränenquellen flüſſig werden; die Braut weinte auch nicht, ihre ganze Seele, alle Kraft ihres tiefen Herzens faßte ſie zuſammen in dem Gebet, mit dem ſie Gott um Segen bat und Kraft für ihre Aufgabe.

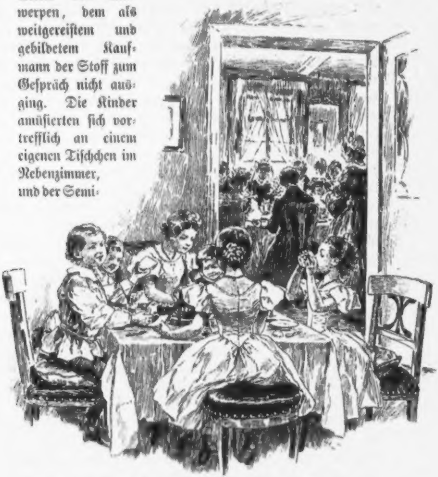
Die junge Eliſabeth aber, die weinte zum Herzbrechen; der Vetter Kaufmann ſah ganz mitleidig zu ihr hinüber, und die Mutter, die in der Reihe hinter ihr ſtand, ſuchte ihr durch leiſe Berührungen mehrmals zu bedeuten, daß das über den erforderlichen Anſtand gehe; auch faßte ſie ſich wieder, als die Schweſter zum Stuhl zurückkehrte und ſie, ehe ſie ſich neigte zum ſtillen Gebet, mit dem ſanften Lächeln anſah, das ſo oft ſchon die Wellen ihrer jungen Seele gelegt hatte.

Die Wagen fuhren mit der Hochzeitgeſellſchaft nach Hauſe, und das weibliche Publikum, das in großer Anzahl der Feier beigewohnt hatte, ließ nun auf dem Heimweg ſeinen Bemerkungen freien Lauf. „Eine ganz paſſende Partie,“ meinte eine, „nur iſt ſie beinahe größer als er.“ — „Aber ahnd wird's ihr thun,“

ſagte die andre, „ſo gut wie die's daheim hatte! Die hochſchließenden Kleider ſtehen doch nicht recht gut." — „War eben auch kein Plaiſir," warf die dritte ein, „ſo einen Backfiſch neben ſich aufwachſen ſehen!" — „Wenn's nur nicht ſieben wären!" tönte eine andre teilnehmende Stimme, „und vier Mädchen darunter! Es wollte ja gar kein Ende nehmen mit Kindern; und eins iſt noch dazu kontrakt oder ſo!" — „Sie iſt aber ein geſcheites Mädchen, ſie wird ſchon mit ihnen fertig, und iſt doch eine Verſorgung!" — „Was Verſorgung? Wenn der Mann wegſtirbt, ſo liegen ihr die ſieben Würmer auf dem Hals, mit hundertundzwanzig Gulden Penſion!" — „Sie haben Mütterliches und erben eine ledige Tante," tröſtete wieder eine. — „So, meinetwegen, dann iſt's was anders; eigener Nachwuchs wäre nicht mehr wünſchenswert."

„Nicht geſcheit iſt ſie doch," hub wieder die Frau Häusler an, „ſie hätte das Heiraten nicht nötig gehabt, ſind ja vermöglich." — „Aber das Herz, Frau Häusler," warf ſchüchtern Fräulein Heinerike Merzler ein, „das Herz will auch ſeine Gefühle!" — „Ach was Herz!" entgegnete die energiſche Frau Häusler; „nehmen Sie mir's nicht übel, aber bei einem Special mit ſieben lebendigen Kindern, da iſt nicht mehr viel Gefühl vorhanden." — „Gerade!" meinte Fräulein Eberhardine Strubel, die von minder empfindſamer Natur war als Jungfer Heinerike, „die Witwer ſind eben die ärgſten Narren. Geſegnete Mahlzeit! Wird allemal ſpät mit ſo einer Hochzeit."

„Soll man ſagen leider oder zum Glück," wie einmal der alte Fouqué ſelig anhebt, daß eine ernſte, feierliche Stimmung doch oft wie eine Art Druck auf den Menſchen laſtet, auch wenn ihr Ernſt noch ſo ungeheuchelt war, und daß ſie mit einem gewiſſen Gefühl der Befreiung zu der Stimmung und Unterhaltung des Alltaglebens zurückkehren, leicht aufatmend mit dem unausgeſprochenen Gedanken: So, das wäre abgemacht! So ging es auch der Hochzeitgeſellſchaft im Hauſe der Frau Regierungsrätin, nachdem die Umarmungen und Glückwünſche vorüber waren und ſich alles um die ſchön arrangierte Tafel ge-



ordnet hatte; auch Eliſabeth hatte ſich die hellen Augen trocknen laſſen von der ſanft liebkoſenden Hand der Schweſter, und ſie glänzten wieder freundlich in lebhafter Unterhaltung mit dem Vetter von Antwerpen, dem als weitgereiſtem und gebildetem Kaufmann der Stoff zum Geſpräch nicht ausging. Die Kinder amüſierten ſich vortrefflich an einem eigenen Tiſchchen im Nebenzimmer, und der Seminariſt, den man als konfirmierte Standesperſon zu den Erwachſenen geſetzt hatte, blickte manchmal ſehnſüchtig nach ihrer ungezwungenen Heiterkeit hinüber; er ſaß freilich der jungen Tante gegenüber, deren Schönheit er wohl zu würdigen wußte;

aber was half's ihm? So oft er ſeine ſchüchternen Blicke zu ihr erhob, begegnete er einem ironiſchen Lächeln des Kaufmanns, das ihn glühend rot machte, bis ihn ſeine Nachbarin, eine der Brautjungfern, ein gutmütiges, verſtändiges Mädchen, in ein Geſpräch über ſein Seminarleben, ſeine kleinen Ferienreiſen und über die Eigenſchaften ſeiner Geſchwiſter brachte.

Und nun entlud ſich das Gebirge der Hochzeitſträuße auf die Tafel, die allerdings Leben und Bewegung in die Geſellſchaft bringen, aber jede gemütliche Unterhaltung unmöglich machen.

Hochzeitſträuße nämlich (zur Notiz für ſolche, die dieſe glückliche Sitte nicht kennen) ſind kleinere oder größere Gaben, die bei Hochzeitmahlen meiſt anonym, weniger dem Brautpaar als den Hochzeitgäſten, zumal den Brautjungfern, von anweſenden und abweſenden Bekannten zugeſandt werden; das iſt denn eine Spannung und Ueberraſchung, eine hübſche Gelegenheit, einen neckiſchen Scherz oder eine ſonſt verborgene Huldigung darzubringen, und — eine weitere Illuſtration zu dem ſchwäbiſchen Sprichwort:

> G'vatterſtehn und Hochzeitgehn
> Iſt 'ne Ehr' und macht den Beutel leer.

Auch hier türmten ſich Berge von großen und kleinen Paketen zumeiſt vor den Damen auf; ſie erhielten allerlei ſcherzhafte Zuſendungen, Figuren in Wachs und Tragant, unter denen Pfarrer en miniature eine große Rolle ſpielten, mit neckiſchen Gedichten begleitet, die ſie mit einigem Geräuſch zu verſtecken ſuchten, bis ſie erbeutet und unter großem Proteſt zu allgemeinem Ergötzen vorgeleſen wurden. Auch ließen ſich, da es für Ehrenſache gilt, recht viele Hochzeitſträuße zu erhalten, jüngere und ältere Damen von Haus aus wertvolle Gegenſtände ſchicken: Uhren, Schmuck, Kleiderſtoffe, welche die übrige Geſellſchaft mehr in Erſtaunen ſetzten als ſie ſelbſt, ſintemal ſie dieſe Gegenſtände längſt beſeſſen und ſich nur wieder hatten ſchicken laſſen, um neue Koſten zu erſparen.

Der Seminariſt war glückſelig über eine ſilberne Cylinderuhr, das Geſchenk ſeiner neuen Mutter; am Kindertiſch brach vollends lauter Jubel aus über neue Puppen der Mädchen und ein wunderſchönes Bilderbuch des kleinen Nathanael. Der aber ſchlich ſich bald hinaus und niſtete ſich unverſehens auf Mariens Schoß ein. Er fühlte ihren liebevollen, warmen Blick wie ein krankes Pflänzchen den Sonnenſchein; ſie wehrte lächelnd dem Vater, der ſie von der Laſt befreien wollte, und hielt das Kind weich und warm an ihrem Herzen, bis es, müde von der ungewohnten Aufregung, eingeſchlafen war; ſie trug es leiſe in ihr Mädchenſtübchen hinüber, legte es ſanft auf ihr Bett und kam mit klaren Augen zurück, um ſich am Anblick der eigenen und fremden Herrlichkeiten zu ergötzen.

Dem Kaufmann, der ſehr lange ſchon von der Heimat abweſend war, war die Sitte der Hochzeitſträuße, die auch erſt in neueren Zeiten eine fabelhafte Ausdehnung gewonnen hat, fremd geweſen; er ſelbſt wurde als Fremder nicht beſonders reichlich bedacht, die umſichtige Brautmutter ſogar hatte ihn vergeſſen und improviſierte nur noch eine Sendung, beſtehend in einem geſchliffenen Trinkglas des ſeligen Herrn Regierungsrats, von der Sorte, wie ſie nie gebraucht und nur je zuweilen zerbrochen worden. Unverſehens verſchwand Herr Gérard für einige Zeit; kurz nach ſeinem Wiedererſcheinen wurde der verlaufene Strom der Hochzeitſträuße aufs neue flüſſig, und zu großer, wirklicher Ueberraſchung erhielten die Brautfräulein allerliebſte Kleinigkeiten von Gold, die ihnen in der That noch gänzlich neu waren. An Eliſabeth kam ein beſonders elegantes Etui; das ſchien nun wirklich ein ernſthafter Scherz! Das Brillantſchlößchen eines wundervoll gearbeiteten Armbandes blitzte ihr entgegen, als ſie es öffnete; ſie erſchrak faſt, und doch ließ ſie geſchehen, daß Herr Gérard es ihr anlegte, um zu beweiſen, daß es viel zu eng für dieſen vollen Arm ſein müſſe. Es ſchloß aber doch um das feine Gelenk, der ſchöne weiße Arm und das goldene Band ſahen aus wie zuſammengewachſen — es wäre Sünde geweſen, es wieder zu löſen; doch hatte Eliſabeth ihr Bedenken dabei;

.... und Ringe ſind's, die eine Kette bilden,

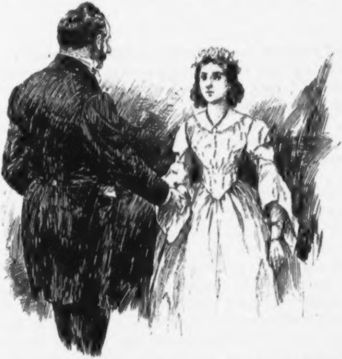
kam ihr als unwillkürliche Reminiscenz zu Sinn. Aber ſelbſt die geſchmackvollen Geſchenke des Kaufmanns traten in Hintergrund gegen die Hochzeitgabe des Barons von Ellershauſen, des ehemaligen Zöglings des Dekans, dem ſeine leidende Geſundheit nicht geſtattet hatte, an dem Feſte teilzunehmen: ein ſilberner Pokal mit Sinnbildern aus der Bibel in erhabener Arbeit und der Inſchrift: Wohl dem, dem ein tugendſam Weib beſchert iſt, die iſt viel edler denn die köſtlichſten Perlen.

„Faſt zu koſtbar für einen geiſtlichen Haushalt,“ ſagte der Dekan mit unverhehltem Wohlgefallen an dem edeln Gerät, „und doch beſchert uns Gott wohl hie und da ein Familienfeſt, das ein Ehrentrunk aus dieſem Pokal verherrlichen ſoll.“

Vor ſechzehn Jahren, an ſeinem erſten Hochzeitsfeſt, hatte die Mutter des Barons, eine praktiſche Dame, die beſcheidene Einrichtung des jungen Pfarrers mit einem Hochzeitgeſchenk von ſoliden ſilbernen Löffeln ergänzt; er dachte dankbar, wie mit den ſieben Kindern doch auch der Segen eingekehrt ſei, ſo daß er jetzt gern das Schöne zum Nützlichen hinnehmen dürfe, den edeln Feſttrunk nach dem täglichen Brot.

Es wäre nun der Zeitpunkt geweſen für die Hochzeitgeſellſchaft, ſich zu zerſtreuen, in zwangloſe Gruppen zu teilen; dazu aber war der Raum etwas beſchränkt, das Gärtchen unten allzu ſehr der Oeffentlichkeit ausgeſetzt. — Eines der Brautfräulein ließ ſich endlich bewegen, ans Klavier zu ſitzen, das man ins Nebenzimmer placiert hatte, und die Variationen, die es ſpielte, halfen der ſtockenden Konverſation wieder auf, ſo daß das Brautpaar Gelegenheit fand, ſich wegzuſtehlen. Eliſabeth, die in fieberhafter Angſt war, Marie möchte ohne Abſchied von ihr gehen, ließ ſich nicht mehr halten durch die brillante Konverſation des Kaufmanns und ſchlich hinüber ins alte Stübchen.

Mariens Reiſekleid war ſchon bereit gelegt — eine Hochzeitreiſe war bei dem Amt und Hausſtand des Dekans kaum ſtatthaft, ſie wollten nur einen Ausflug von einigen Tagen an den Rhein und auf das Gut der Baronin von Ellershauſen machen, da ohnehin die Jungfer Tante darauf beſtand, noch eine große Wäſche zu Ende zu bringen; die Kinder ſollten einſtweilen unter der Obhut einer alten Magd nach Hauſe reiſen.



„Komm, Kind, hilf mir!“ ſagte Marie lächelnd und ſetzte ſich, um Kranz und Schleier löſen zu laſſen. Eliſabeths Hand zitterte, und als ſie ſich vor ſie ſtellte, um die Nadeln auszuziehen, da umfaßte Marie die Schweſter, legte ihr Haupt an Eliſabeths Herz, und ſie, die allezeit Ruhige und Gelaſſene, weinte bitterlich wie ein Kind. Ja, wie ein Kind; wenn das auch ſonſt nicht ſtets ein treffender Vergleich iſt, ſo paßt er doch auf die Thränen einer Braut — ſie fließen ſo heiß, ſo reichlich, und doch ſind ſie bald getrocknet wie Kinderthränen. Ob

Mariens Thränen nur dem Abſchied von den Mädchentagen und der Schweſter galten, ob lange begrabenen Jugendträumen, die ſich einſt ein andres Los gemalt als das reſignierte Glück einer zweiten Gattin, einer Mutter fremder Kinder? — Niemand weiß es, und niemand hat ein Recht, danach zu fragen. Die Thränen einer Braut ſind heilige Thränen, wenn ihre Augen nachher ſo innig und andächtig zum Himmel blicken können, ſo liebevoll und klar in das Auge des Gatten wie die Mariens. Auch vergaß Marie bald die eigenen Thränen in zärtlichem Tröſten der Schweſter, die ganz aufgelöſt war in Abſchiedsleid. — Der Abſchied von der Mutter war ein ruhigerer, und der Dekan, der ſeine erſte Gattin einem zahlreichen Familienkreis hatte entreißen müſſen unter ſo herzbrechendem Jammer, als ob ſie, eine zweite Andromeda, einem Drachen geopfert werden ſollte, war noch recht dankbar, ſo leichten Kaufs davonzukommen, und eilte, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Bei der Geſellſchaft oben wollte die Unterhaltung nicht mehr recht gehen, obgleich man ein Geſellſchaftsſpiel: Suchen nach der Muſik, in Gang gebracht hatte. Eliſabeth konnte ſich mit ihren verweinten Augen kaum mehr ſehen laſſen und war unempfänglich für die Tröſtungen Herrn Gérards; die Kinder waren ohnehin überſättigt, müde und langweilig, froh, daß die Frau Baſe Kontrolleurin ſie nach Hauſe nahm, bis auf Minchen, die Aelteſte, die Mariens Stelle im Jungfernſtübchen einnahm, und den Seminariſten, der bei einem Freund ein Unterkommen gefunden hatte.

Auch die übrige Geſellſchaft fand bald, daß es ſpät ſei, zu unendlicher Erleichterung der ermatteten Regierungsrätin. Herr Gérard mußte früh am Morgen wieder abreiſen, erbat ſich aber die Erlaubnis, bei den neuen Verwandten wieder einſprechen zu dürfen, wenn ihn ſeine Geſchäfte ſpäter in die Reſidenz führten. Er hielt recht bedeutſam einen Augenblick die ſchöne kleine Hand Eliſabeths in der ſeinen; aber die erhöhte Feſtſtimmung war verflogen — um weiter zu bringen, mußte er günſtigere Zeiten abwarten. Die übrigen Hochzeitgäſte machten ſich inzwiſchen ihre Gedanken, die Brautfräulein fuhren nach Hauſe, um ihre Geſchenke und ihre Mitteilungen auszulegen; die Mama leerte das Deſſert zuſammen. Es brachen Mägde ein, um Stühle und Geräte fortzuſchaffen, und der Feſtſaal nahm einen höchſt unerquicklichen Charakter an.

Es war Nacht, Eliſabeth verweilte noch ein wenig bei der Mutter, ehe ſie in ihr verwaiſtes Stübchen ging, wo Minchen bereits ſteinfeſt ſchlief. „Ach, glaubſt du gewiß, daß Marie glücklich wird?“ fragte ſie, wohl zum zehntenmal. — „Gewiß,“ tröſtete ſie die Mutter, die ungeduldig geworden wäre, wenn ihr nicht dieſe Liebe ihres ſchönen Kindes zu der viel älteren Stiefſchweſter eben gar zu liebenswürdig und bewundernswert erſchienen wäre; „der Dekan gefällt mir immer beſſer, er iſt ein würdiger Mann und ein Mann von Welt dazu, und dann denke, daß man mit neunundzwanzig Jahren andre Anſprüche an Glück macht als mit ſiebzehn.“ — „O Mütterchen, ich ſage dir, mir iſt ganz bange geworden unter der Hochzeitrede, wie der Pfarrer die Hingebung und Aufopferung eines ganzen Lebens ſo herrlich und ſegenbringend darſtellte; es kam mir am Ende ſelbſt ganz ſchön und als das einzig Wahre und Rechte vor, ſo daß ich fürchtete, ich werde nun auch unverſehens ganz freiwillig wie die Marie einen Witwer mit ſieben oder gar mit neun Kindern heiraten müſſen. Ach, Mutter, liegt denn wirklich Glück und Segen allein in der Aufopferung? Weißt, ich wäre doch auch gern ſelbſt glücklich geworden!“ — „Sei nur ruhig!“ lächelte die Mutter, die ſelbſt wenig Erfahrung im Gebiet der Aufopferung hatte — denn der Regierungsrat ſelig war, wie die Welt meinte, ein guter Hammel geweſen —, und ſtreichelte ihr tröſtend die glühenden ſamtweichen Wangen; „du ſiehſt mir noch nicht danach aus, und es gibt verwöhnte Lieblinge der Natur, Sonntagskinder, die es auf ihr eigen Köpfchen hinausführen dürfen.“ Eliſabeth hatte wie ein Kind den Kopf auf den Arm der Mutter gelegt, die ihr den Roſenkranz aus den ſchönen Haaren gelöſt hatte; wer, wenn er in dieſe leuchtenden Sonnenaugen, in dies blühende, helle Angeſicht ſah, konnte der Mutter verdenken, wenn ſie dachte, jetzt eben ein ſolches Sonntagskind vor ſich zu haben! „Gute Nacht, Mütterchen! Du machſt den Anfang mit Verwöhnen!“ rief ſie heiter und ſuchte ihr Lager, auf dem ſie bald ſo ſüß ſchlief als ihre neue Nichte. Doch nicht ſo feſt, denn ſie träumte, ſie ſei die Braut eines dicken alten Herrn mit einer roten Schnupftabaksnaſe, und wußte doch gar nicht, wie das zugegangen ſei. Sie mußte bitterlich weinen und hatte noch naſſe Augen, als ſie morgens erwachte und die klare Sonne in ihr Fenſter ſchien und Minchen bereits mit verſchlafenem Geſichtchen nach ihr herüberſah; aber ſie war ganz ſeelenfroh, daß es ein Traum geweſen. „Ach, Gott Lob und Dank, daß ich noch keine Braut bin! Guten Morgen, Minchen; ſchlafe nur noch ein wenig, bis ich angekleidet bin, ich helfe dir nachher.“

Es iſt ein Segen um die leiſe Macht der Gewohnheit, um das augenblickliche Vergeſſen, das, wie weiches Moos einen zerklüfteten Stamm, die Wunden der Trennung überzieht und wie milder Frühlingswind die Thränen des Leides trocknet — ein Segen und eine Wohlthat; denn wer vermöchte ſeinen Lebensweg zu gehen, wenn all die Laſt von Weh und Herzeleid auf der Seele liegen bliebe, die von jungen Jahren an darübergeht! Und doch empfinden wir dies Vergeſſen wieder mit leiſer Reue, dies Entwöhnen als Schwäche, ja als Schuld, als ein Unrecht gegen die, von denen wir mit Schmerzen geſchieden ſind. Es lebt das unverlöſchliche Gefühl in der Seele, daß ſie für ewiges Feſthalten an dem, was ihr eigen, geſchaffen iſt, für ewige Liebe und Treue.

Die Regierungsrätin fand es nicht ſo ſchwer, ohne Marie fortzuleben, obgleich ſie die Stieftochter aufrichtig lieb gehabt und wahrhaft hoch geſchätzt hatte. Eben dieſe Hochſchätzung, die ſie Mariens echten Tugenden nicht verſagen konnte, war ihr je und je etwas läſtig geworden; ſie war eine Frau der Geſellſchaft, ſie liebte ihr Kaffeekränzchen am Nachmittag, ihren Theeabend mit einem ruhigen, anſtändigen Kartenſpielchen, ihre Sonntagspartie in den Luſtgarten eines umliegenden Ortes, und das Gefühl, daß der ernſtere Sinn ihrer Tochter an all dieſem wenig Geſchmack finde, es für überflüſſig, am Ende gar für Unrecht halte, bedrückte ſie, obwohl ſich Marie nie darüber ausſprach; ſie konnte das ruhige Lächeln nicht ertragen, mit dem Marie ihren endloſen Beratungen über einen Kleiderſtoff, über eine Haubenfaçon zuhörte; und die Kürze und Einfachheit, mit der ſie ihre eigenen Toilettenangelegenheiten behandelte, ſchien ihr übertrieben und unnatürlich für ein Mädchen. Und Eliſabeth war ihr Abgott! Sie war eiferſüchtig auf die Liebe und Verehrung geweſen, mit der ſie zu der Stiefſchweſter aufſah, und dann hatte wieder die Furcht, zu parteiiſch zu ſcheinen, ihrer Zärtlichkeit für ihr Kind Zwang aufgelegt. Nun wollte ſie ihrem Liebling erſt goldene Tage machen! „Marie hat gewiß den beſten Einfluß auf meine Kleine gehabt,“ gab ſie zu, „aber ſie hätte mir das Kind zur Nonne gemacht. Die gute Marie, die ſelbſt wenig Aeußeres hat, that freilich wohl, ſich mehr auf ernſterem Gebiet zu halten, ſie hat ja nun auch auf dieſem Wege ihre Verſorgung gefunden; aber meine Eliſabeth iſt doch wohl für eine andre Zukunft berufen!“ Eliſabeths Leid um die Schweſter war ein ungemiſchtes, Mutter und Schweſter hatten unbewußt bei ihr die Rollen gewechſelt: während ſie bei der Mutter Gewährung jedes Wunſches, Sympathie für jedes kindiſche Vergnügen, Nachſicht für jeden Fehler fand, blickte ſie zu der Schweſter auf mit unbedingtem Glauben, mit vollſtem Vertrauen; ſie war ein verwöhntes Kind, aber kein eigenwilliges, es war ihr ſüß, ſich leiten zu laſſen. Mit dem Inſtinkt eines liebewarmen, großmütigen Herzens hatte ſie früh geſucht, durch reiche Liebe die Parteilichkeit der Mutter zu vergüten, und Marie hatte ihr dieſe Liebe ſo innig, ſo dankbar erwidert. Immer noch war ſie wohl zehnmal des Tages im Begriffe, zu fragen: „Was meinſt du, Marie?“ oder: „Nicht wahr, Marie?“ Sie ermüdete die Mutter mit ihren endloſen Fragen und Geſprächen über Marie; wo ſie jetzt wohl ſei? und was ſie jetzt wohl thue? Und ſie trug den erſten Brief der Schweſter bei ſich wie einen Brautbrief, um ihn immer wieder zu leſen.

Aber die Mutter that ihr Beſtes, das Kind zu zerſtreuen, ihm Vergnügen zu machen, und das war bei Eliſabeth nicht ſchwer. Sie trat in ein franzöſiſches Leſekränzchen zur weiteren Ausbildung in der Sprache, wo man viel Thee trank, eine Weile aus der Bibliothèque pour la jeunesse vorlas, ziemlich ſchlecht franzöſiſch plauderte, bis es immer holperiger ging, man ſich gegenſeitig auslachte und dann mit unendlichem Vergnügen zur lieben Mutterſprache zurückkehrte und nach Herzensluſt deutſch ſchwatzte. Sie wurde in dieſem Winter zum erſtenmal in die Welt eingeführt, in die muſikaliſchen Abende der Madame Scheeler, zu den geiſtvollen Zirkeln mit Tableaus und Jeux d'Eſprit der Frau Kommerzienrat Schneemüller, und wenn ſie ſich auch da noch etwas ſchüchtern und nicht ganz zu Hauſe fühlte, ſo übte doch die ganze Atmoſphäre von Blumen und Düften, von Sang und Klang, welche die geſchmückten, teppichbelegten Räume durchwehte, einen bezaubernden Einfluß auf ihr junges, poeſiereiches Gemüt, und ſie meinte jeden Abend: heute ſei es doch am ſchönſten geweſen. Der Frühling kam, aus den Soireen beim Lampenlicht wurden Abende im Freien; die jungen Mädchen machten Frühſpaziergänge in das nahe Wäldchen und hielten fröhliche Picknicks in der Gartenlaube einer ländlichen Schenke, Eliſabeth war überall die Heiterſte. Doch vergaß ſie der Schweſter nicht, und das Heimweh nach ihr wachte oft lebendiger als je auf, wenn ſie abends in ihr Stübchen kam.

Sie hatte zu Anfang Marie lange Briefe, halbe Tagebücher geſchrieben, aber die gute Marie hatte bei dem beſten Willen nicht viel Zeit zum Antworten; ſo wurden auch Eliſabeths Briefchen immer kürzer und ſchloſſen ſtets „in Eile“.

Vor Schlafengehen hatten die Schweſtern ſtets ein Kapitel der Bibel zuſammen geleſen, ehe ſie ihr ſtilles Nachtgebet geſprochen; Marie hatte gern noch mit der Schweſter darüber geredet, nicht im Lehrton, ſelbſt als eine Suchende; aber eben ihre beſcheidenen Fragen und Bemerkungen hatten Eliſabeths Sinn tiefer in das Verſtändnis der heiligen Blätter geführt. „Wer lieſt nun die Bibel mit mir?“ hatte ſie vor dem Scheiden in klagendem Ton Marie gefragt. — „Die Mutter vielleicht,“ beruhigte ſie Marie. — „Ach nein, du weißt, die Mutter hat Witſchels Morgen- und Abendopfer, daraus lieſt ſie hie und da abends; aber ſie ſagt, die Bibel verſtehe unſereins doch nicht recht, da laſſe man's lieber gehen.“ — „Lies für dich!“ bat ſie Marie, „und wenn du willſt, ſo ſchreibe dir hie und da deine Gedanken darüber auf und teile ſie mir mit; willſt du?“ — „Herzlich gerne, aber ich werde nicht können.“ — „Verſuch's!“

Es kam nicht oft zum Verſuch; die Mutter hatte ſich bald nach Mariens Abzug bei einer Leihbibliothek abonniert; da kamen gar zu intereſſante, ſchöne Geſchichten. Eliſabeth las der Mutter daraus vor, bis ſie eingenickt war; dann las ſie noch für ſich oft tief in die Nacht hinein, bis auch ihr die Augen zufielen. Pflichtmäßig öffnete ſie noch vor dem Einſchlafen ihr kleines Teſtament, die müden Augen konnten kaum mehr die Worte unterſcheiden, viel weniger drang der tiefe Sinn in das zerſtreute Köpfchen, und ſie entſchlummerte, ehe ſie nur geſucht, ihn zu erfaſſen. Manchmal freilich faßte ſie wenigſtens die großgedruckten Stellen auf, und ſie konnten ihr zuzeiten Nachdenken verurſachen. „Ach, Mütterchen,“ ſagte ſie einmal abends, als ſie mit ihr allein war, „weißt du, daß ich heute immer an die Stelle denken muß: ‚Wer nicht ſein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann mein Jünger nicht ſein.‘ Mutter, ich habe ja gar kein Kreuz zu tragen.“ — „Einfältiges Kind, du wirſt doch das Kreuz nicht gewaltſam herbeirufen wollen! Das iſt nicht ſo gemeint. Warte nur, das Kreuz kommt früher oder ſpäter von ſelbſt, und dann, wenn es einmal kommt und wir nicht ausweichen können, dann ſollen wir mit religiöſer Ergebung uns darein ſchicken, wie du ſiehſt, daß ich mich jetzt in meinen Witwenſtand ſchicke; es gibt auch Frauen, die ihr Leben lang darüber ſeufzen, daß ſie Witwen geworden ſind, ſiehſt du, die wollen dann ihr Kreuz nicht auf ſich nehmen; das iſt der Unterſchied."

So ganz überzeugt fühlte ſich Eliſabeth doch nicht; das mußte man allerdings der Frau Regierungsrätin nachſagen, daß ſie ihr Kreuz mit Leichtigkeit und Anſtand trug; ſie hatte ſich wohl die ſcharfen Kanten weich ausgefüttert, um es deſto länger tragen zu können.

„Aber heute, Mutter, muß ich zu der alten Braun," ſagte Eliſabeth an einem andern Morgen, „Marie hat mich nun ſchon zweimal gefragt, ob ich ſie nicht vergeſſen habe." — „Heute iſt es unmöglich, wir müſſen in die Blumenausſtellung und nachher habe ich der Frau Präſident verſprochen, mit dir in ihren Garten zu kommen; Rike kann der Braun übriges Eſſen und etwas Geld bringen."

„Aber ſie hat ſich ſo gefreut, als ich einmal nach Mariens Hochzeit ſelbſt bei ihr war, und geſagt, es habe ihr indes niemand vorgeleſen." — „Dazu gibt es andre alte Weiber, die beſſer Zeit haben als du," entſchied die Mutter. „Ueberhaupt muß ich dir ſagen," fuhr ſie fort, „daß mir das Weſen mit Beſuchen bei Bettelleuten und in Spitälern und Kleinkinderſchulen etwas affektiert vorkommt. Das war zu meiner Zeit gar nicht der Brauch, und man iſt damals auch fromm geweſen und wohlthätig. Die Bettelleute ſind ſo frei und kommen zu uns, die brauchen wir nicht aufzuſuchen, und die verſchämten Armen werden nur unverſchämt, wenn man ſo expreß zu ihnen geht; glaube mir, das iſt eine Modeſache."

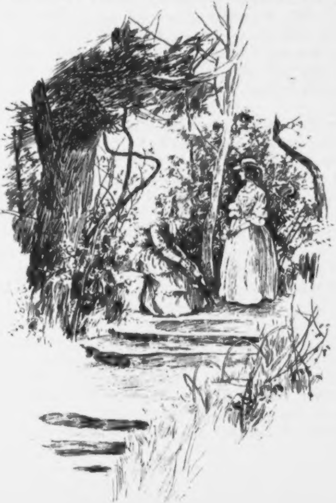
„Aber Marie hat es nicht als Modeſache gethan," ſagte Eliſabeth, in der Schweſter Seele gekränkt, mit naſſen Augen. — „Gewiß nicht," ſagte die Mutter begütigend; „nur weißt du, Marie war doch ſo allmählich auf dem Weg zur alten Jungfer; da ſucht man allerlei, um das Herz auszufüllen, und es iſt ja jetzt gut, daß ſie mit ſolchen Sachen umgehen kann, nun ſie eine geiſtliche Frau iſt; aber bei dir, Kleine, hat's immerhin noch Zeit." — „Es iſt wahr, ich verſtehe mich nicht ſo recht darauf und bin bei den armen Leuten immer in Verlegenheit," ſagte Eliſabeth erleichtert und legte beruhigt dies Stückchen Kreuz wieder beiſeite.

Der Sommer kam und mit ihm in dem Bekanntenkreiſe der Regierungsrätin die große Frage: „Wohin?" das heißt: „In welches Bad werden Sie diesmal gehen?" — „Ich bin noch nicht entſchieden," meinte Frau Geheimerat; „Baden iſt mir zu geräuſchvoll und Niedernau zu ſtill; Wildbad echauffiert mich zu ſehr und wird immer teurer, und ein Seebad greift mich an." — „Kreuznach, meint mein Doktor, würde mir vielleicht gut thun," ſagte Frau Hofrat Willing, „aber die Einrichtung ſei dort etwas mangelhaft." — „Homburg iſt meinem Mann verordnet," ſagte Frau Oberfinanzrat Andres, „und der Medizinalrat meint, es könnte mir auch gut thun; aber es gehen gar keine von meinen Bekannten hin, da wäre mir's doch langweilig." — „Mein Sohn ſoll nach Helgoland," ſagte Frau Kommerzienrat Kurz, „und er ſchlägt mir vor, das auch zu verſuchen, da mir Ems im vorigen Jahre ſo gut wie gar nichts geholfen; aber denken Sie ſich die abſcheulichen Hüte, die man dort trägt! Nein, ich bin mein Lebtag nie eitel geweſen und werde jetzt nicht erſt anfangen, aber wenn ich mich in einer ſolchen Vogelſcheuche ſehen müßte! Lieber nach Weißbad in der Schweiz, das der Madame Ulrich voriges Jahr ſo gut that." — „Das ſei aber für Bruſtübel, und Sie leiden ja im Kopf." — „Ach, der Doktor meint, der Unterſchied ſei nicht ſo groß, man muß alles verſuchen; was haben Sie denn im Sinn, Frau Regierungsrätin?" — „Ich gehe eben in Gottes Namen wieder nach Baden," ſeufzte dieſe ergeben, „ich habe diesmal gar einen ordentlichen Winter gehabt, und ich denke, das iſt noch die Nachwirkung vom vorigen Jahre. Warme Bäder kann ich zwar nicht gut ertragen, aber die Ruhe und die Luftveränderung iſt doch die Hauptſache, und eine Erholung thut mir ſo not nach der großen Anſtrengung mit der Ausſteuer und Hochzeit meiner Marie." — „Ach, freilich," ſtimmte Frau Hofrat Berzenberg andächtig bei, „jawohl, die Luft iſt die Hauptſache und die Nachkur." — „Allerdings die Nachkur," fiel die Frau Geheimerat ein; „mir wird's jedesmal ſchlechter im Bad, man hat da ſeine gewohnte Ordnung nicht; aber den Winter bringe ich dann doch immer wieder erträglich zu.“ — „Sie nehmen natürlich Ihre Eliſabeth mit, Frau Regierungsrätin?“ — „Glaube kaum,“ ſagte dieſe; „zwei Perſonen kommen doch ſehr hoch, und Sie wiſſen wohl, eine Witfrau muß ſich nach der Decke ſtrecken. Meine Kleine plagt mich ſo, ſie zu der Marie zu laſſen, die wir ja noch nicht beſucht haben; da will ich ſie auf der Reiſe nach Baden hinbringen und ſehen, ob ſie lange dort bleiben mag.“

Die Regierungsrätin hatte in der That Grund, auf einige Erſparniſſe zu denken; ſie war nicht eben reich, und durch Mariens Verheiratung fiel noch ein Teil ihrer Einkünfte weg; aber ſie hielt es für Eliſabeths Zukunft viel beſſer, bei ſparſamer Einteilung des inneren Haushalts, nach außen durch geſelligen Aufwand ſich in den Ruf großer Wohlhabenheit zu ſetzen. Deshalb hatte ſie auch nie zugegeben, daß Marie früher ihrem Herzensdrang folgte und als Lehrerin oder Erzieherin einen eigenen Beruf wählte. „Sagte ich nicht, du würdeſt mir's noch danken?“ ſagte ſie bei dem Antrag des Dekans; „als Gouvernante hätteſt du noch lange warten können, bis du Braut geworden wäreſt; da trifft's unter Hunderten kaum eine, nun kannſt du ja doch noch erziehen nach Herzensluſt.“

Doch war es nicht, als ob die Regierungsrätin Tag und Nacht auf nichts geſonnen hätte, als ihre Tochter mit Glanz an den Mann zu bringen, wie es unſre modernen Schriftſteller als Typus einer Mutter aufſtellen; o nein, ſie träumte ſich freilich eine glänzende Zukunft für ihr ſchönes Kind, aber ſie freute ſich von Herzen ihres Beſitzes und war ihrer Jugend froh, bei der eine Trennung noch in der Ferne lag. Sie war viel zu feſt überzeugt, daß der Beſitz ihrer Eliſabeth dereinſt der Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit ſei und daß kein Sterblicher ungefährdet in dieſe Sonnenaugen blicken könne, als daß ſie daran gedacht hätte, Pläne zu machen. Eliſabeth beſann ſich darüber gar nicht; ſie wußte oder fühlte doch wenigſtens unbewußt, daß ſie liebenswürdig war und geliebt, aber ihr glückſeliger Uebermut hatte nichts Verletzendes; ſie war ſo bereit, jede ihrer Schwächen einzugeſtehen, jeden Vorzug andrer anzuerkennen, ſo warmen Herzens und allezeit fröhlich!

Sie war im vorigen Jahre königlich vergnügt in Baden geweſen in ihrer neuen reizenden Toilette, auf den Promenaden, unter den mannigfaltigen bunten Geſtalten, in der märchenhaften Pracht der Säle, auf den ſchönen einſamen Waldwegen; aber ſie freute ſich nun auch wie ein Kind, als ſie hörte, daß



ſie diesmal wenigſtens die erſten Wochen während der Mutter Badeaufenthalt bei Marie zubringen ſollte. So brachte ſie denn die Mutter zu Dekans, ohne ſich länger als einen Tag dort aufzuhalten; Eliſabeth aber verſprach ihr genaue Berichte über all ihre Erlebniſſe bei Marie.

Eliſabeth an die Mutter.

1.

Ja, liebe Mutter, da wäre ich nun bei der Marie, aber ich muß ſagen, trotz allem, was ihr von dem ſchönen Wirkungskreis geſagt habt, der ſie erwartet, gelüſtet mich's doch gar nicht nach ſo einem; du liebe Zeit, was iſt die Marie für ein geplagtes Geſchöpf vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend! Da ſollen um ſieben Uhr ſchon die Buben zur Schule und vorher noch überhört werden; den Mädchen muß man die Zöpfe flechten, und der Kleine iſt ſkrofulös und ſoll Dreifaltigkeitsthee trinken, und die Pauline hat Anlage zum Schiefwerden, mit der ſoll man gymnaſtiſche Uebungen vornehmen; dem Minchen Liebe und Geſchmack zu Haushaltungsgeſchäften beibringen, und ſie mag doch nicht. Daneben haben ſie Aecker, da ſoll man nach den Tagelöhnern ſchauen und für alle Wöchnerinnen des Städtchens kochen! Und der Herr Dekan, ja der thut nichts zur Sache, als daß er hie und da einen neuen Befehl erläßt, was alles noch geſchehen und nicht geſchehen ſollte, und wenn er einmal einen loſen Knopf an ſeinem Rock hat, ſo kommt er mit der Miene einer gekränkten Unſchuld, daß ſeine Frau dieſen ſchweren Unfall nicht ſchon lange vorhergeſehen und beſeitigt hat.

Ja die Männer! Behüte mich Gott, daß ich heiraten ſollte; nein, wenn ich denke, was wir daheim ein nettes, behagliches Leben zuſammen führen!

Marie iſt übrigens nicht unglücklich, oder geſteht ſie's mir nur nicht, weil ſie wohl weiß, daß ich dieſe Heirat nicht zugeben wollte. Sie iſt ſehr ſelten übler Laune, hat mit den Kindern eine merkwürdige Geduld und ſie und ihr Mann ſcheinen ſich ganz gut zuſammen zu verſtehen, was mir unbegreiflich iſt. Du glaubſt nicht, was er für Prätenſionen an ſie macht! „Liebe Frau, könnteſt du nicht heute ſelbſt auf dem Acker nachſehen und einen Verſuch mit der neuen Maisgattung machen?" und: „Marie, nicht wahr, du biſt ſo gut und ſiegelſt und überſchreibſt mir die drei Päckchen oben an die Pfarrämter Schnekenthal und Ladenburg und eins ans Konſiſtorium? Aber verwechſele ſie nicht und beſorge ſie alle noch vor zehn Uhr! Minchens Aufſatz ſollteſt du noch leſen, und halt! ſieh mal, die Gartenmauer vor dem Haus ſieht ſo kahl aus, ſorge doch für Gefäße zu Topfpflanzen, aber von hübſchen etruriſchen Formen, nur ganz wohlfeile von gewöhnlichem Thon . . ." — „Ja, Schatz, ſolche hat der Töpfer nicht." — „Ach was, er muß ſchon haben, aber was ich will, findet allemal Schwierigkeiten." Wenn ich dann denke, Marie ſei ganz außer ſich über ſolch unſinnige Zumutungen, ſo lacht ſie nur und ſagt: „Nur gemach, verehrte Regierung, die getreuen Stände haben auch eine Stimme!" Ich weiß nicht, was er für Vorſtellungen von den Fähigkeiten einer Frau haben muß; nein, in Ewigkeit nehme ich keinen Mann!

Er hält freilich viel auf Marie und nimmt vorweg an, daß ſie alles verſtehe und alles aufs beſte mache: aber das iſt ein koſtbares Zutrauen, wenn man einem aufladet, was für drei zu ſchwer wäre!

Du ſagteſt wohl, ich ſolle mich in mein Stübchen ſetzen, oder in den Garten, wenn die Unruhe im Hauſe ſo groß ſei; aber weißt Du, Mütterchen, da habe ich denn doch ein böſes Gewiſſen dabei, wenn ich ſehe, wie viel Marie thut und wie man dem Minchen ein gutes Beiſpiel geben ſoll. Das gerade iſt das Fatale bei ſo einem Getreibe, daß ſich kein Menſch ruhig ſeines Lebens freuen kann.

Es iſt mir ſchon leid, daß ich nur ſo lange bei dem Brief an Dich ſitze, ich meine jetzt gleich, ich ſollte mich des kleinen Nathanaels annehmen, der im Gärtchen unten allein auf dem Boden herumkrabbelt, während Marie die Waſchkiſte des Seminariſten auspackt. Lebe wohl für heute, liebe Mutter; ſchreib' mir auch, wie Dir's im Bade geht! Sie haben mir alle Grüße an Dich aufgetragen. Von Herzen

Deine gehorſame Tochter
Eliſabeth.

2.

Ich muß gleich wieder ſchreiben, daß Du nicht der armen Marie und ihrem Mann Unrecht thuſt.

So ſchlimm, wie Du meinſt, iſt es wahrhaftig nicht hier; weißt Du, ich bin eben verwöhnt von unſerm gemütlichen, angenehmen Leben daheim.

Es iſt oft wirklich auch nett, wenn man einmal die Kinder im Frieden beiſammen hat und das Völklein ſo fröhlich um den Tiſch ſitzt, wenn man nicht gerade zanken darf: „Pauline, wie iſſeſt du ſo garſtig! Fränzchen, verſchütte nicht immer Waſſer! Heinrich, bleib ſitzen!“ Auch die gemeinſamen Spaziergänge ſind hübſch, nur geht meiſt eins der Kinder verloren, oder patſcht eins ins Waſſer, oder werfen ſie das Wägelchen mit Nathanael um; ſonſt aber ſind ſie vergnügt. Der Schwager iſt gewiß ein braver Mann, und ich ſehe wohl, daß ihn Marie von Herzen lieb hat und er ſie; nur meine ich, er ſollte viel mehr erkennen, was er an ihr hat, er nimmt es nur ſo hin. Marie lacht, wenn ich das zu ihr ſage, und meint, ob ich verlangen wollte, daß mein Mann alle Tage und Stunden bewundernde und anerkennende Reden an mich hielte. — Nun, das iſt wohl wahr; ich kann mir aber überhaupt nicht vorſtellen, wie's wäre, wenn ich einen Mann hätte; es müßte doch noch ein ganz andrer ſein als der Marie ihrer, wenn ich mich entſchließen ſollte!

Mit den Kindern ſteht ſie ganz nett; freilich gibt's aber auch Schwierigkeiten, an die eine rechte Mutter nicht denkt. Der Seminariſt iſt, glaube ich, das beſte von allen; wenn der gute Menſch nicht den Fehler hätte, daß er ſeine Waſchkiſte jedesmal zur Unzeit ſchickte und beſtändig das Unglück gehabt hätte, daß ihm ſeine Lampe umgefallen iſt und Oelflecke auf Bücher, Betten und Kleider gemacht hat, ich glaube, Marie hätte gar nichts an ihm auszuſetzen. Er verehrt ſeine Mutter ſehr und erſtreckt ſeine Verehrung auch auf mich; ſeiner letzten unglückſeligen Waſchſendung hat er ein Sträußchen mit Genzanien und allerlei ſeltenen Waldblümchen für mich beigelegt. Mit dem Minchen iſt's ſchwieriger, die iſt jetzt vierzehn und fühlt ſich; da will ſie bald ein neues Kleid, das der Vater unnötig findet; bald wird ſie zu einer Tanzpartie eingeladen, was der Vater nicht zugibt, und Marie ſoll dann der Popanz ſein und alles abſchlagen und verbieten. Es freut mich, daß ſie darüber doch ein Wort mit ihrem Mann geſprochen hat, deſſen Ausſprüche ſie ſonſt verehrt, als ob er ihr Papſt wäre. „Liebes Herz," ſagte ſie freundlich, „du mußt mir die Liebe der Kinder gewinnen und erhalten helfen; du mußt hie und da den Ernſt und die Strenge über dich nehmen und mir erlauben, zu gewähren und zu mildern. Stiefmütterchen ſind ein Gartengewächs und brauchen Pflege, wenn ſie gut anwachſen ſollen," ſetzte ſie wehmütig lächelnd hinzu.

Als ſie den Kleinen geſtern zu Bett legte, fing er plötzlich an zu weinen: „Iſt's wahr, Mutter, daß du nicht unſre rechte Mutter biſt, nur eine Stiefmutter? Und Stiefmütter ſind doch bös." — „Wer ſagt dir das?" — „Pauline." Die Pauline, die ich immer am wenigſten von den Kindern mag, ſah flammrot aus wie das böſe Gewiſſen. Ich war ſo bös über ſie, es war natürlich, daß man bisher das Kind noch nicht mit dem Begriff von zwei Müttern verwirrt hatte; was brauchte ſie es zu ſagen! „Gelt, Mutter, es iſt nicht wahr?" fragte das Kind ängſtlich. — „Du haſt noch eine Mutter im Himmel, lieber Nathanael," ſagte Marie liebevoll. — „Ich brauche keine

Mutter im Himmel, ich will dich!“ rief das Kind faſt heftig. — „Deine Mutter hat dich ſehr lieb gehabt,“ fuhr Marie fort, „und hat geweint, daß ſie dich und die Geſchwiſter allein laſſen mußte. Wie ſie nun im Himmel war, beim lieben Gott, hat ſie ihn gebeten, er ſolle ihren Kindern wieder eine treue, gute Mutter ſchicken, die ſie hütet und für ſie ſorgt. Da hat mich der liebe Gott zu euch geſchickt; wollt ihr mich lieb haben?“ — Der Kleine antwortete mit Küſſen; Fränzchen aber fragte bedenklich: „Wenn wir dann alle einmal in den Himmel kommen zu der rechten Mutter, wo thut man dich dann hin?“ — „Dann ſind wir alle daheim,“ ſagte Marie, indem ſie das Kind zu ſich zog, „in dem ſchönen Paradiesgarten, und eure ſelige Mutter und ich ſind beiſammen und haben einander lieb wie Schweſtern; dann erzähle ich ihr, wie ihr gut geweſen ſeid und wie ihr mich lieb gehabt habt!“ Die andern Kinder waren im Zimmer, und ich ſah wohl, wie ihre Herzen auch weich geworden waren von der Mutter Worten, nur die Pauline ſah noch ſtöckiſch aus; Marie ſagte nichts zu ihr, aber ſpäter, als ſie zu Bett waren, ging ſie leiſe zu ihr hinauf und blieb lange oben. Was ſie mit ihr geſprochen, weiß ich nicht, aber ſeitdem iſt das Mädchen viel freundlicher und williger. Ich meinte, durch ſo viel Entgegenkommen vergebe ſich Marie den Reſpekt gegen die Stiefkinder; aber ſie ſagte: „Laß mich nur, Liebe! Ein Pfropfreis muß ſorgſamer gehütet werden, bis es angewachſen iſt, als der natürliche Zweig.“ Sie mag recht haben, aber ich muß ſagen, mir käme es ſauer an, noch um Liebe zu betteln, wenn ich ſolche Opfer gebracht! Wie ich denn immer ein unbeſonnenes Ding bin, ſo habe ich auch Marie Deinen letzten Brief leſen laſſen, worin Du mich ſo bedauerſt wegen all der Unruhe. Ich geſtand ihr natürlich, daß ich in meinem Brief an Dich ihr Schickſal beklagt habe; ſie wurde aber nicht böſe, ſie küßte mich und ſagte lachend: „Tröſte dich, Eliſabethchen, mein Los iſt nicht ſo ſchlimm.“ — „Aber ſage mir, Marie, biſt du wirklich glücklich, im Ernſt ſo recht glücklich? — „Liebes Herz,“ ſagte ſie, „ich habe in Wahrheit kaum

Zeit, mich nur darüber zu beſinnen; aber ich glaube, ich bin an dem rechten Platz, für den Gott mich beſtimmt hat, und das zu wiſſen, iſt ſchon viel.“ Sie ſah mir wohl an, daß mir das wie ein mageres Glück vorkam, und ſagte recht herzlich: „Glaube mir, Eliſabeth, das glücklichſte Los iſt das, das uns lehrt, am meiſten und unmittelbarſten in Gottes Augen zu ſchauen, und das iſt das meine. Dann weißt du, daß ich einen Gatten habe, der mich liebt und mir vertraut, und den ich achten und lieben kann von Herzen — gräme dich ja nicht um mich, liebes Herz! Wenn dir ein poeſiereicheres Los fällt als das meine, ſo wünſche ich dir von Herzen, daß es dabei auf ſo ſicherem Grunde ruhe.“ — „Mutter, ein neues Heft!“ „Mutter, die Spinnfrau iſt draußen!“ „Frau Speciälin, welches Salatland ſoll geleert werden?“ tönte ſchon wieder ein dreiſtimmiger Ruf von außen — das war die erſte ruhige Unterredung, die ich mit Marie hatte, ſeit ich hier bin.

Alſo ſchreibe nichts Bedaurendes mehr, liebe Mutter! Ich freue mich, daß Du Dich gut unterhältſt, aber ich freue mich noch mehr, bis ich Dich abholen darf, obgleich ich gewiß gern hier bin und viel bei der Marie lernen kann. Lebe wohl und vergnügt und vergiß nicht

Deine
verwöhnte Eliſabeth.

3.

Diesmal, Mütterchen, komme ich nur auf einen Sprung zu Dir; Marie bittet mich, Dir die ſüßen Brötchen zu einem Abendbrot ins Bad zu ſchicken. Es iſt mir rührend, wie die Marie an alles denkt und zu allem noch Zeit findet. Wenn ich zu Dir komme, müſſen wir für all die Kinder etwas Hübſches kaufen. Ich wäre immer lieber hier, wenn man nur auch einmal in Ruhe bleiben könnte; aber das ärgert mich, daß ich bei jedem Vergnügen, das ich mir gönne, dann doch ein böſes Gewiſſen habe, da ſich Marie ſo abmüht. Wenn ſie nur zwei

Mägde hielte oder eine Hausjungfer, ſo könnte man doch ſeines Lebens auch froh werden! Da hat ſie nun neben der Köchin nur ſo ein junges, verwahrloſtes Waiſenkind, von dem man mehr Mühe als Hilfe hat; Marie iſt aber jederzeit ruhig und zufrieden.

Nun kommt wieder eine neue Geſchäftsvermehrung: der kranke Baron von Ellershauſen, weißt Du, der Zögling des Dekans, hat ſich als Gaſt angemeldet. Er ſoll wieder eine Luftveränderung verſuchen und ſich erheitern, da dieſen Frühling ſeine Mutter geſtorben iſt. Man richtet ihm im Gartenhaus eine Wohnung ein. Er bringt freilich ſeinen Bedienten mit; aber man muß ihn unterhalten, zerſtreuen, ihm vorleſen, und das, meinte Marie, könnte ich hie und da thun, bis Ernſt in die Ferien kommt. Ich will ihr's gern zuliebe thun, aber langweilig finde ich's doch, wenn ein ſo junger Mann gar nichts als krank iſt — es ſei ein Herzleiden, ſagen ſie.

Mich wundert, daß er nicht lieber in ein Bad geht, wo er alles bequemer fände und weniger Mühe machte; doch iſt er, ſoviel ich weiß, nicht ſehr reich und wird ſich auch einſam fühlen unter Fremden. Ich will mich gern ſeiner annehmen, ſoviel ich kann, nur das thäte mir leid, wenn man in einem fort betrübt ſein müßte; ich habe ja auch die ſelige Frau Baronin gar nicht gekannt.

Du biſt gut, liebe Mutter, daß Du mich jetzt ſchon zu Dir nach Baden berufen willſt, und ich würde mich ſehr freuen; aber ich kann's doch faſt nicht übers Herz bringen, Marie gerade jetzt zu verlaſſen, wo es beſonders viel zu thun gibt. Sollte ich freilich gute Reiſegelegenheit finden, ſo ſtehe ich nicht dafür, ob ich nicht doch komme, aber hier geht niemand in Bäder; hier fragt man ſich nur: Baden Sie im Neckar oder im Zuber?

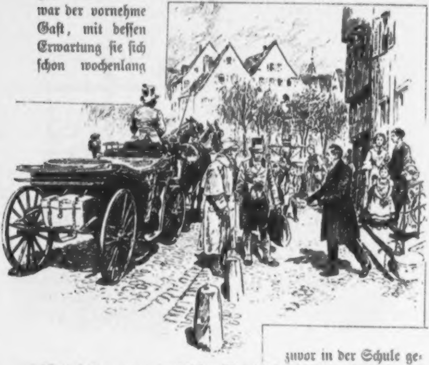
Nun adieu für heute, lieb Mütterlein!

Die junge Eliſabeth that wirklich ihr Beſtes, nicht zu ſehr hinter der emſigen Schweſter zurückzubleiben; aber doch kam ihr hie und da der Aufenthalt in dem geſchäftigen Hauſe wie eine Art Exil vor, und ſie dachte mit geduldiger Sehnſucht an die Herrlichkeiten Badens, an ihr heiteres, genußreiches Leben in der Reſidenz.

Bei Marie erreichten die Geſchäfte den Kulminationspunkt, als die Vorbereitungen für den längeren Aufenthalt des Barons getroffen wurden: Handwerksleute aller Art gingen ab und zu; die Zimmer alle ſollten in komfortablen Stand geſetzt und die Kinder hübſch gekleidet werden; der Dekan kam nur hie und da aus ſeinem Studierzimmer, um zu Eliſabeths großer Empörung neue Anordnungen zu treffen und an dem Geſchehenen Ausſtellungen zu machen; Marie beſorgte alles nach beſtem Wiſſen in guter Laune und ließ ſich den Tadel nicht zu ſchwer kümmern. Eliſabeth griff gutwillig allenthalben an, aber das Wetter war eben wunderſchön, es kamen Aufforderungen zu Landpartien von befreundeten Familien des Städtchens, die ſie oft ſchweren Herzens abſchlug; es war denn doch verdrießlich, gerade jetzt ans häusliche Joch geſpannt zu ſein.

Im Hauſe war große Bewegung, als endlich der Wagen des Barons anfuhr und der Bediente dem bleichen jungen Mann ſorgfältig heraushalf. Lehrer und Zögling begrüßten ſich mit einer Innigkeit, die Eliſabeth erſt Reſpekt vor dem Schwager einflößte; auch Marie grüßte der Baron herzlich mit der Bitte: „Wollen Sie meine Freundin ſein? Ich habe keine Mutter mehr.“ Er bat, gleich in den Garten gehen zu dürfen. „Der Herr Baron können im Augenblick keine Treppe ſteigen,“ verſicherte der Bediente, „Sie haben kürzlich einen neuen Anfall gehabt.“ Eliſabeths Augen hingen mit innigem Mitleid an dem Kranken, doch ſeufzte ſie in der Stille: „Mein Gott, welch ein trauriger Gaſt!“ Marie ſchien in dem Augenblick keine Pflicht mehr zu haben als die der mütterlichen Fürſorge für ihren reiſemüden Pflegling, und bald war er zu behaglicher Ruhe im Gartenhaus eingerichtet.

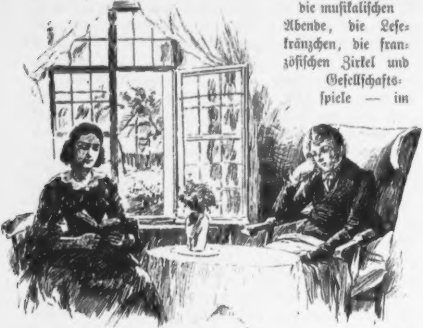
Der Baron war durch den Tod ſeiner Mutter beſonders geſchwächt und bedurfte der äußerſten Ruhe; ſo führte er denn ſeinen eigenen kleinen Haushalt im Gartenhaus, ohne zu ahnen, wie ſehr das die Mühen der Hausfrau vermehre; nur ein oder zwei Mitglieder der Familie lud er abwechſelnd ſich zu Gaſte. Für die Kinder war der vornehme Gaſt, mit deſſen Erwartung ſie ſich ſchon wochenlang zuvor in der Schule gerühmt hatten, von unendlicher Wichtigkeit, ſelbſt unabhängig von den niedlichen Geſchenken, die er ihnen mitgebracht hatte. Vom frühen Morgen an ſchlichen ſie um das Gartenhaus und freuten ſich, ihn zu ſehen oder einen Gruß von ihm zu erhalten, und erzählten ſich dann, was er mit ihnen geſprochen. Wer vollends mit dem Baron ſpeiſen durfte, wo es immer einige Extrabiſſen gab, war der Glückliche und Beneidete. In einem unruhigen, betriebſamen Hauſe iſt es wohlthätig, wenn ein feſter Ruhepunkt da iſt, um den ſich die andern zuzeiten ſammeln können: eine



behagliche Großmama, ein Großvater im Lehnſtuhl; ein Krankenbett ſelbſt, wenn es nicht zu leidensvoll iſt, kann zu einem ſolchen Ruhepunkt werden. So brachte auch die Anweſenheit des Barons, nachdem er einmal im Gartenhauſe eingerichtet war, müde und krank, wie er war, doch ein wohlthuendes Element, einen Hauch von Ruhe und Poeſie in das Alltagsleben des kinderreichen Dekanatshauſes. Er hatte nicht umſonſt die ſchwere, lange Schule des Leidens durchgemacht; er war ſelten ungeduldig und hatte gelernt, ſeine peinliche Reizbarkeit zu unterdrücken, dankbar für jede freundliche Aufmerkſamkeit, die man ihm widmete; ſeine Schwäche hatte nichts Weichliches, ſeine Sanftmut nichts Weibiſches, ſein tiefer Blick zeigte, daß in dem kranken Körper die Seele geſund und lebensvoll geblieben war.

Er fühlte ſich bald daheim in der bürgerlichen Umgebung bei der unbedingten Liebe und Verehrung, die er für ſeine Wirte hatte, und wenn er abends auf der Terraſſe ſaß, von blühenden Roſenhecken umgeben, freute er ſich herzlich, wenn ſich die muntre Jugend im Garten tummelte. Eliſabeth hatte meiſt das Amt der Vorleſerin, überhaupt entfaltete ſie alle Liebenswürdigkeit ihres Weſens in der freundlichen Bemühung um den Kranken. „Weißt du, Marie,“ meinte ſie, „ſo ein Kranker iſt nicht wie ſonſt ein junger Mann; man fühlt ſich ſo gar nicht geniert, das finde ich angenehm.“ Ob der Baron ſie ebenſo ungefährlich fand wie ſie ihn, ob er immer auf das hörte, was ſie las, ließ ſich wohl nicht beſtimmen, ſo klar und wohlklingend auch die Stimme der ſchönen Vorleſerin war; er ſaß oft ſo tief in ihrem Anblick verſunken, ſein Blick ſog ihre junge Schönheit ein wie eine ſchwache Pflanze das Sonnenlicht. Aber es lag kein glühendes Verlangen, nur ein inniges, wehmutsvolles Entſagen darin; obwohl noch jung, fühlte er ſich doch ſo außerhalb des friſchen hellen Lebens, dem dieſe ſüße Knoſpe erſt entgegenblühte, daß ſein Ton im Verkehr mit ihr faſt der eines älteren Bruders war.

Eliſabeth fühlte ſich auch mehr befriedigt von der Häuslichkeit der Schweſter und lernte den Schwager lieber gewinnen



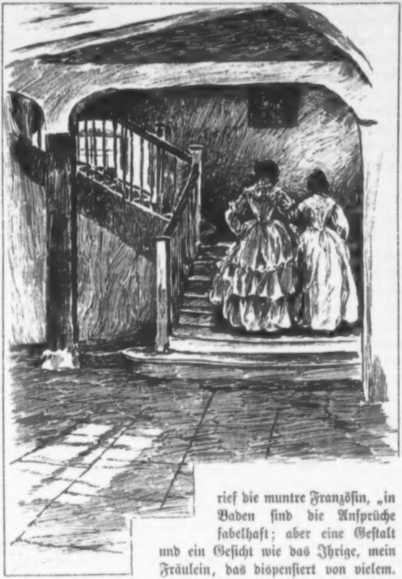
und beſſer verſtehen im Umgang mit dem Baron, und nur ſelten noch ſeufzte ſie bei ſich, daß dies Leben eigentlich doch ſchrecklich einförmig ſei. Der reichgebildete Geiſt und die tief poetiſche Seele des Barons, der hohe Ernſt, mit dem er den wahren Grund des Lebens erfaßte, regten ganz neue Saiten in ihr an; denn ſo ſehr gebildet auch die Kreiſe der Hauptſtadt waren, in denen ſie ſich bewegte, die muſikaliſchen Abende, die Leſekränzchen, die franzöſiſchen Zirkel und Geſellſchaftsſpiele — im ganzen war es doch leichte Münze, die da kurſierte, und alles Nachdenken über ſich ſelbſt, über die ernſte und tiefe Bedeutung des Lebens wurde dabei mehr eingeſchläfert, als aufgeweckt. Im Verkehr mit einem Geiſte, der Auge in Auge mit dem Tode ſich entfaltet hatte, mußte ſich freilich die Anſchauung des Lebens anders geſtalten, und die Mutter bemerkte mit einiger Sorge den nachdenklichen Ton in Eliſabeths letzten Briefen. „Du weißt, Kind, wieviel ich auf Religion halte,“ ſchrieb ſie ihr, „aber das viele Reden davon oder gar ein übertriebenes, ernſtes Weſen, wie es ſich in Deinem letzten Brief ausſpricht, habe ich nie mögen; freuet euch mit den Fröhlichen, ſteht in der Bibel. Darum wird es Zeit ſein, daß Du nun hierher kommſt, ich bleibe ohnehin nicht lange mehr und vermiſſe Dich ſehr, da meine Gefährtin, die Frau Hofrätin, heute ſchon abreiſt; auf Gelegenheit kannſt Du nicht mehr warten, reiſe nur von der nächſten Station aus mit dem Eilwagen.“

Es ging einmal wieder ſehr werktäglich im Dekanathauſe zu — Marie hatte große Wäſche, und der Baron, der das wußte, hatte ſich die zwei Kleinſten zur Geſellſchaft ausgebeten, um niemand von den brauchbaren Mitgliedern des Hauſes in Anſpruch zu nehmen. Eliſabeth hatte das Küchenamt und befand ſich eben in einigem Gedränge zwiſchen dem überkochenden Fleiſchtopf und der heißen Butter, als die Kinder mit ſchmetterndem Geſchrei ankündigten: eine Chaiſe, eine Chaiſe! Frau Marie trat aus der Waſchküche mit lobenswerter Seelengröße dem eleganten Wagen entgegen, aus dem ſich ein ebenſo eleganter Herr und eine noch elegantere Dame erhoben, während ein zierliches Kammerfräulein vom Bock hüpfte; ſie wurde noch gefaßter, als ſie in erſterem Vetter Gérard, den Kaufmann aus Antwerpen, erkannte. „Der bringt eine alte Braut!“ war ihr erſter Gedanke beim Blick unter den feinen Spitzenhut der Dame; es war aber gar keine Braut, ſondern Madame Buiſſon, die Frau ſeines Aſſocié, die er, da er ohnehin auf Reiſen war, nach Baden begleiten ſollte, wo ſie einige Zeit verweilen ſollte.

Er hatte einen kleinen Umweg nicht geſcheut, um den Vetter in ſeinem neuen Eheglück zu begrüßen, und fühlte ſich mehr als belohnt, als er ſeine ſchöne Tiſchnachbarin von der Hochzeit hier wieder fand, die in anmutiger Verlegenheit in dem Hauskleidchen, das ihrer jungen Schönheit wenig Eintrag that, unter der Küchenthüre ſtand. Auch Eliſabeth errötete freudig und ließ in der Ueberraſchung das Fleiſch überkochen und die Butter verbrennen. Die erſte entſchiedene Aufmerkſamkeit, die ein junges Mädchen von einem Manne erfahren, wird ſelten von ihr vergeſſen.

Mit der Geiſtesgegenwart einer echten Frau hatte Marie indes die Gäſte ins Zimmer geführt und für Erfriſchungen geſorgt. Den weitern Hausfrauenſorgen bei einem ſo plötzlichen Ueberfall war der praktiſche Vetter zuvorgekommen, indem er, gleich einem wohlthätigen Hausgeiſt, allerlei Delikateſſen: Paſteten, kaltes Geflügel und Konfekt aus ſeinen Wagentaſchen herbeizauberte, die der frugalen Familientafel aufs glänzendſte aufhalfen.

Auf Eliſabeth war nicht viel zu rechnen, ſie mußte doch Toilette machen, das ſah die Schweſter ſelbſt ein, und in dem himmelblauen Muſſelinkleid, das ihr freilich am beſten ſtand, konnte ſie in der Küche nicht mehr verwendet werden; Minchen dagegen, die ſonſt oft auf die junge Tante eiferſüchtig war, fühlte ſich geſchmeichelt von ihrer eignen Brauchbarkeit und that ihr Beſtes, während Eliſabeth ſich, bis der Herr des Hauſes kam, der Unterhaltung der Gäſte widmete, was ja auch eine nützliche Leiſtung war und keine zu ſchwere, da dieſe, zumal die Dame, die Koſten derſelben allein trugen. Madame Buiſſon, die Reiſegefährtin Herrn Gérards, fand die Freude und das Intereſſe ſehr natürlich, mit dem dieſer eine ſo ſchöne Bekanntſchaft erneuerte; mit aller Lebhaftigkeit ihres beweglichen Weſens beſchloß ſie alsbald, das liebliche Kind zu protegieren, und war in kurzer Zeit auf dem intimſten Fuße mit ihr. Bald erfuhr ſie, daß eben jetzt Eliſabeths Mutter in Baden ſei. „Das iſt ja allerliebſt, liebes Fräulein, da gehen Sie morgen mit uns, ſie zu beſuchen.“ — „Die Mutter wünſcht das ſelbſt,“ ſagte Eliſabeth etwas verlegen, da ihr die Reiſegelegenheit nun doch zu ſchnell kam, „aber ich kann gerade jetzt meine Schweſter nicht verlaſſen.“ — „O Kind, Sie ſind gar zu gewiſſenhaft! Wo würden Sie wieder ſo gute Gelegenheit finden? Das ſieht Ihre Schweſter ſelbſt ein.“ — „Und dann — ich könnte noch gar nicht all meine Sachen richten.“ — „Das glaube ich gern,“



rief die muntre Franzöſin, „in Baden ſind die Anſprüche fabelhaft; aber eine Geſtalt und ein Geſicht wie das Ihrige, mein Fräulein, das dispenſiert von vielem. Ich kann Ihnen ſo leicht mit allem aushelfen; mein guter Mann hat mich mit einem lächerlichen Ueberfluß von Toiletteartikeln auf die Reiſe verſehen, der mir wahrhaft läſtig wurde, und manches darunter, das entſchieden zu jugendlich für mich iſt. Ce cher Henri! er möchte mich immer jünger machen und verſteht nicht, daß das nicht mit Roſabändern und hellen Sommerſtoffen zu erreichen iſt, ſondern daß eben dunklere oder mattere Farben den Teint ſpäter mehr heben; aber der klügſte Mann bleibt immer un peu bête, das werden Sie auch noch erfahren, liebes Kind. Was nun von dem Kram für eine ſo junge Schönheit taugt, da thun Sie mir den Liebesdienſt, mich davon zu befreien! Kommen Sie einmal, laſſen Sie uns Ihre Garderobe ein wenig muſtern! Ich laſſe dann auch meine Koffer und Schachteln in Ihr Zimmerchen bringen, wir werden ſchon miteinander zuſtande kommen!“ Die lebhafte Dame, die nun ganz in ihrem Element war, nahm Eliſabeth, die kaum wußte, wie ihr geſchah, am Arm und hüpfte mit ihr die Treppe hinauf. Gérard war hoch erfreut durch die unverhoffte Ausſicht auf die reizende Reiſegefährtin und ergab ſich gern darein, daß ſie vorderhand von Madame Buiſſon ſo ganz in Beſchlag genommen war.

Um ſeiner Frau die drangvolle Viertelſtunde der letzten Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu erleichtern, führte der Dekan den Vetter in den Garten und ſtellte ihn dem Baron vor. So artig ihre gegenſeitige Begrüßung war, ſo lebhaft die Unterhaltung namentlich von ſeiten des weltgewandten Kaufmanns geführt wurde, ſo war doch eine gewiſſe Zurückhaltung, ein leiſes Unbehagen von ſeiten des Barons fühlbar; er war lange geübt in der Schule der Entſagung und hatte gelernt, ohne Bitterkeit und Klage auf die Jungen und Fröhlichen zu ſehen — aber ein junger Mann ſeines Alters, ſtrotzend vor Geſundheit und Lebensfülle inmitten voller rüſtiger Thätigkeit, erregte ihm immer ein peinliches Gefühl; er empfand da ſeine eigene Unthätigkeit als einen Vorwurf, und Gérard in unbewußtem Gefühl der Ueberlegenheit dem kränklichen Manne im Lehnſtuhl gegenüber hatte nicht Feinheit genug, ihm darüber wegzuhelfen. „Du weißt, daß wir auf dem Wege nach Baden ſind,“ ſagte er beiläufig zum Dekan, „und daß wir Fräulein

Eliſabeth entführen." — „Das trifft ſich ja ganz geſchickt, da die Reiſe von hier aus umſtändlich iſt und ihre Mutter ſie lange ſchon dort zu haben wünſcht," ſagte dieſer; er bemerkte nicht, wie die bleiche Wange des Barons noch bleicher wurde und ſein Blick ſich traurig ſenkte — wieder ein Sonnenſtrahl weniger in ſeinem freudearmen Leben!

Marie, die ſich überall gern Zeit zum Ueberlegen nahm, kam der Plan zu Eliſabeths morgender Abreiſe gar zu plötzlich und die Freundſchaft der Madame Buiſſon für eine zweiſtündige Bekanntſchaft gar zu vertraut vor; aber ſie wurde überſtimmt, da die Gelegenheit ſo günſtig war, und mußte ſich fügen.

Madame Buiſſon war ſehr glücklich in ihrer großmütigen Sorge für Eliſabeths Garderobe, die, obgleich ſie aus der Reſidenz kam und die Mutter nicht daran geſpart hatte, doch für Baden nicht zulänglich gefunden wurde. Ihr Kammermädchen mußte in aller Eile noch arrangieren und verändern, und ſie putzte den ſchnell gewonnenen Liebling ſo ſchön und eifrig heraus wie ein Kind ſeine Weihnachtspuppe. Eliſabeth war es wie ein Traum; ſie kam ſich vor wie Aſchenbrödel im Feenmärchen, daneben war ihr unheimlich, daß das fremde Mädchen ſo unter ihren Sachen wirtſchaftete, und ſie glaubte durch doppelte Dienſtfertigkeit Marie vergüten zu müſſen, daß ſie ſie ſo ſchnell verließ.

Marie, obgleich ihr nur halb wohl bei dem raſchen Entſchluß und bei dem raſtloſen Treiben der neuen Freundin war, beruhigte und tröſtete ſie. „Nun ſei nur noch ganz in Ruhe bei uns," bat ſie, „wir wollen den Thee auf der Terraſſe bei dem Baron trinken."

Der Abend war kühl und angenehm. Die Kinder, die in der grünen Laube ihre Seitentafel hatten, ſchielten verſtohlen nach dem Theetiſch, der heute beſonders reich beſetzt war; Minchen ſervierte bei den Erwachſenen. Der Baron war ſchweigſam, und ſein Schweigen bedrückte auch die ſonſt ſo heitere Eliſabeth, die, ohne ſich zu überſchätzen, mit dem Irrtum der Jugend ſich da für unentbehrlich hielt, wo ſie einmal ein Plätzchen ausgefüllt hatte, und daher ihr Weggehen faſt als eine Schuld empfand.

Deſto lebhafter führten die neuen Gäſte die Unterhaltung: Gérard war überall geweſen, hatte alles geſehen; die Jungfrau war „ſuperbe“, der Kölner Dom „in der That intereſſant“, die Terraſſe von Konſtantinopel „magnifique“; viel gründlichere Kunde als von den Gegenden bekam man aber durch ihn von den Gaſthöfen, und er wurde am ergötzlichſten, als er auf die Drangſale ſchlechter Wirtshäuſer zu ſprechen kam. Der Baron wurde immer ſtiller, Madame Buiſſon hatte vergeblich ihre ganze Unterhaltungsgabe an ihn verſchwendet und wandte ſich endlich mitleidig zum Dekan mit der leiſen Frage: „Nicht wahr, er iſt auch geiſtesſchwach, der arme Mann?“ was dieſer lächelnd verneinte.

Es wurde kühl, der Bediente des Barons trat hinter ſeinen Stuhl, um ihn zum Aufbruch zu mahnen. „Singen Sie uns noch etwas!“ bat er Eliſabeth, aus ſeiner Apathie erwachend, „ich habe die Guitarre hier.“ Er ſelbſt hatte Eliſabeth auf dem nun bald veralteten Inſtrument Unterricht gegeben. Eliſabeth nahm ſie, ohne ſich lange bitten zu laſſen; es ſchien, ihre Gedanken waren mehr bei den ſeinen als bei der Unterhaltung des Vetters geweſen, denn ſie ſtimmte ſein Lieblingslied an:

„Es iſt beſtimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebſten, was man hat,
Muß ſcheiden.
Wiewohl im ganzen Lauf der Welt
Dem Herzen nichts ſo ſauer fällt
Als Scheiden — ja Scheiden.“

Sie hörten alle in tiefer Stille der ſchönen, klaren Stimme zu, wie ſie in dem dunkelnden Abendhimmel verklang, und erhoben ſich, um ins Haus zu gehen.

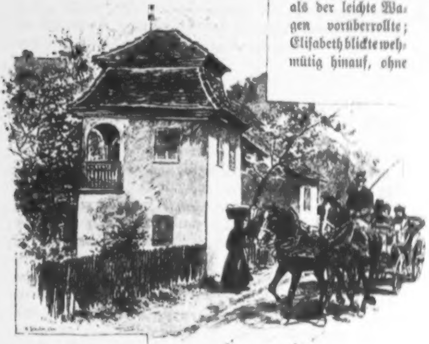
„Ich ſehe Sie nicht mehr,“ ſagte der Baron zu Eliſabeth, „Sie werden früh reiſen; leben Sie wohl, ich wünſche Ihnen recht fröhliche Zeit zum Erſatz für die trübſeligen Stunden, die Sie einem Kranken erheitert haben, Gott geleite Sie!“ — „Ein ſeltſamer Wunſch in ein Bad,“ flüſterte die Franzöſin mit unbewußter Ironie, indem ſie Eliſabeths Arm nahm, die nur wenig Abſchiedsworte mit beklommener Stimme ſagen konnte.

Der Baron ſah der hellen, leichten Geſtalt nach, bis ſie im Hauſe verſchwand, dann wandte er ſich langſam zum Gehen und ſagte leiſe, leiſe vor ſich hin:

„Ich mußte von dir ſcheiden
Und wußt', ich ſtürbe doch bald;
Du warſt der ſcheidende Sommer,
Ich war der ſterbende Wald.“

Am frühen Morgen fuhr der Wagen Gérards vor. Eliſabeth erſchien in der zierlichen Reiſetoilette, der die Hand der jungen Pariſerin jenen letzten Hauch von leichter Eleganz gegeben hatte, der das unerreichbare Talent der weſtlichen Nachbarn iſt, um deswillen wir Frankreich gern den Ruhm zugeſtehen müſſen, die Kammerzofe von ganz Europa zu ſein. Marie hatte immer noch an ihr zu beruhigen. „Ach ja,“ lächelte Eliſabeth unter Thränen, „ich weiß wohl, es iſt einfältig von mir, zu denken, ich ſei euch nötig geworden. Du wirſt mich nicht lange vermiſſen; o, ich hatte wohl recht, Marie, den Abſchied von dir an deiner Hochzeit ſo ſchwer zu nehmen, es war ein Scheiden auf immer. Du gehörſt nicht mehr mir! Es iſt doch nichts mehr mit den Frauen!“ — „Das Herz wird immer weiter, je mehr es Kammern vermietet,“ ſagte Marie heiter, ihr die Thränen von den Augen küſſend; „liebes Kind, du wirſt auch einmal ſo von mir ſcheiden und deine Abſchiedsthränen werden trocknen in einem einzigen ſtrahlenden Blick; aber wenn der Herzenskönig ſein Reich eingenommen hat, dürfen all die alten Freunde auch wieder einziehen und fröhlich daneben wohnen.“

Madame Buiſſon und der Vetter traten ein und mahnten zum Gehen. Eliſabeth wurde faſt nicht fertig mit Abſchiednehmen von den Kindern, ſie verſprach jedem etwas recht Schönes von Baden zu bringen; auch von dem Schwager, mit dem ſie ſich in letzter Zeit erſt recht befreundet hatte, ſchied ſie herzlich. Marie, über deren Gleichgültigkeit ſie geklagt hatte, küßte ſie ſchweigend, um nicht weinen zu müſſen; ſie war eine glückliche Frau und eine gute Mutter, aber ein Stück Frühling und Sonnenſchein ſchied ihr doch wieder mit der blühenden Schweſter.



Die Jalouſien am Gartenhaus waren noch feſt geſchloſſen, als der leichte Wagen vorüberrollte; Eliſabeth blickte wehmütig hinauf, ohne das Witzwort zu hören, das Madame Buiſſon Herrn Gérard zuflüſterte über die junge sœur grise. Aber es ging hinaus in die weite, freie, bunte Welt, im goldnen Sonnenſchein zwiſchen grünen Bäumen; all der fröhliche, ſorgloſe Reiſeleichtſinn, der ſogar oft kühle, nüchterne Naturen ergreift, kam über ſie, und ſie gab ſich dem ganzen ſüßen Gefühle jungen, friſchen Lebens hin.

Der Dekan und ſeine Familie waren derweil von der Begleitung ins Haus zurückgekehrt, in der etwas öden, langweiligen Stimmung, die nach jeder Abreiſe die Zurückbleibenden beſchleicht. „Das hat ſich ja ganz prächtig gefügt,“ meinte der Dekan, „die Frau Mama wird erfreut ſein, die ſchon lange fürchtete, ihr Töchterlein gehe bei uns zu Grunde in häuslicher Drangſal!“ — „Ich weiß nicht recht,“ meinte Marie bedenklich, „es gefällt mir nicht ſo ganz, das junge Mädchen mit dem jungen Mann …“ — „Nun die Jugend ſchadet dem Vetter Georg nichts mehr, er muß vorn in die Dreißig ſein; auch iſt ja die Frau Aſſocié nebſt Kammerjungfer als Ehrenwache da, und dann — wäre es auch kein Unglück, wenn aus dem Reiſegefährten ein Aſſocié für unſre Eliſabeth würde; geſtehe nur, das haſt du auch ſchon gedacht!“ — „Gedacht vielleicht, aber nicht gewünſcht,“ ſagte Marie; „ich weiß nicht, ob es gut wäre für Eliſabeth.“ — „Je nun, Georg iſt ein guter Burſche, ziemlich ſolid, wie ich glaube; die Frau Mama würde ſich nimmer kennen vor Freude, und Eliſabeth gäbe eine prächtige Dame in ſo glänzende Verhältniſſe; war ihr's doch oft viel zu werktäglich bei uns, da könnte ſie immer Sonntag haben!“ — „Vielleicht nie,“ ſagte Marie ernſt; „glaubſt du nicht, daß wir mehr Sonntag haben und wäre unſre Arbeit doppelt ſo viel, als ein ſolches Leben voll äußerlichen Glanzes?“ — „Du haſt recht,“ ſagte der Dekan, dem ſich, wie das auch ernſten und guten Menſchen zu gehen pflegt, die tiefere Anſicht der Dinge unter der Oberfläche verſteckt hatte, und gab der ſanften Mahnerin die Hand. „Dem Baron wird's fehlen um ſeine Vorleſerin und Sängerin,“ fing er wieder an. — „Seinetwegen iſt mir Eliſabeths Abreiſe eigentlich lieb,“ ſagte Marie; „der Verkehr hätte am Ende doch gefährlich werden können.“ — „O, wohin denkſt du?“ ſagte lachend der Dekan, „ein Siecher wie er! So einfältig iſt der Baron ſelbſt nicht, der arme Mann, dem von der Wiege auf der Sarg neben dem Bette ſtand; und vollends Eliſabeth, ein ſo junges, ſchönes, lebensluſtiges Geſchöpf!“

„Mitleid iſt ein gefährliches Ding,“ meinte Marie. — „Nicht wahr,“ lächelte der Dekan, „ſonſt hätteſt du mich auch nicht genommen?" — „Die Ehre iſt meinerſeits," ſcherzte Marie; „haſt du mir nicht neulich aus der Bevölkerungsliſte nachgewieſen, daß allein in unſerm kleinen Vaterland zehntauſend unverheiratete Frauen übrig bleiben?" — „Dreizehntauſendachthundertundneunundvierzig ſogar," berichtete der Dekan." — „Da muß ich mich ja noch ſchön bedanken," lachte Frau Marie und ging getroſten Mutes wieder an das bewegte Tagewerk, wegen deſſen ſie Eliſabeth ſo beklagt hatte, um in emſiger Arbeit das Heimweh nach ihrem Sonntagskind zu verarbeiten.

Das Sonntagskind hätte wahrhaftig kein Recht gehabt, der Schweſter Kühle und Gleichgültigkeit vorzuwerfen; ſie ſelbſt dachte nicht gar zu oft an Marie und ihre ſieben Unverſorgten, an ihre großen Wäſchen und die vielen zerriſſenen Strümpfchen, ja nicht einmal ſehr oft an den armen Baron, der im ſtillen um ſeinen geſchiedenen Sommer trauerte; ſie lebte inmitten aller Herrlichkeiten Badens, in Konzerten und Bällen, Eſelspartien und Picknicks, bewundert und gehätſchelt von allen Seiten. „Es iſt doch eine ſchöne Sache um den Reichtum!" dachte die Mama, nicht zum erſtenmal in ihrem Leben, als ſie ſah, wie ſelbſt die Perle der Schönheit in reicher Faſſung ſchöner glänzt. Es war doch ein ganz andres Leben, nun ihnen die elegante Equipage Herrn Gérards zu Gebot ſtand, in der Geſellſchaft der gewandten Dame, die es verſtand, überall Bekanntſchaften anzuknüpfen, als zuvor, wo ſie und die Frau Hofrätin miteinander zwei Zimmer bewohnten, ſich aus einer Privatmenage ſpeiſen ließen und allein auf der Promenade herumſpazierten. Das Bad mußte ſchon recht wohlthätig gewirkt haben, denn es war in der That merkwürdig, wieviel die Mama an Vergnügungen und Partien aushalten konnte; Eliſabeths heitere Laune und blühende Geſundheit waren vollends unverwüſtlich, und jeden Abend, wenn die Mutter ernſtlich anhub, vom Heimgehen zu reden, bat ſie ſchmeichelnd: „O Mütterchen, noch ein paar Tage!

Weißt, morgen iſt die Partie aufs alte Schloß, und übermorgen die Fahrt nach Schloß Eberſtein; dann kommt auch die Prinzeſſin, die möchte ich doch gerne noch ſehen!“

An Marie hatte ſie nur einmal geſchrieben. „Es iſt zu ſchön hier, liebe Marie,“ hieß es in dem Brief, „und wie ich denn immer ein verwöhntes Kind bin, ſo geht mir's auch hier wieder viel zu gut. Du glaubſt nicht, wie freundlich jedermann gegen mich iſt, beſonders die gute Madame Buiſſon; wir müſſen auch hier mit ihr zuſammen wohnen in ſehr ſchönen Zimmern, und ich glaube, ſie bezahlt ſie allein. Auch euer Herr Vetter iſt ſehr artig; er will durchaus, ich ſoll ihn Couſin nennen; geſtern hatte er bei der Tafel ein Vielliebchen an mich verloren, da ſchickt er mir dieſen Morgen eine allerliebſte kleine Cylinderuhr; ich erſchrak darüber, und Mutter und ich ſind ſehr in Verlegenheit, ob wir es annehmen ſollen. Madame Buiſſon ſagt, wir dürfen nicht ans Zurückſchicken denken, er ſei ja unſer Vetter, und er kaufe ſolche Sachen in der Schweiz ganz wohlfeil.

„Ich habe unmöglich Zeit, lange zu ſchreiben, ich ſoll noch mit ausfahren; wenn wir wieder daheim ſind, ſchreibe ich Dir alles recht ausführlich — es wird mir ein wenig ahnd thun nach all der hieſigen Herrlichkeit; aber ich freue mich auch wieder, bis ich alles meinen Freundinnen erzähle. Wenn Du nur eine Weile ſtatt meiner hier ſein könnteſt, Dir wäre eine Erholung ſo wohlthätig! Empfiehl mich dem Herrn Baron, wenn er noch da iſt, und grüße all die Kinder, auch Deinen Mann!“

Eliſabeth hatte freilich keine Zeit zum Schreiben, auch nicht zum Leſen; das kleine Teſtament, aus dem ſie vorzeiten mit Marie geleſen, blieb unausgepackt im Koffer; ſie hatte auch keine Zeit, zu denken und zu beten, aber ſie war nicht bekümmert dabei; ſie meinte es ja mit keiner Seele bös, that niemand was zuleide und jedermann hatte ſie lieb, der liebe Gott nahm ihr's gewiß nicht übel, daß ſie ſo vergnügt war, dachte ſie. Freilich fiel ihr zuweilen der arme Baron ein; es waren doch auch ſchöne Abende geweſen, wo ſie ihm geleſen oder vorgeſungen hatte; ſie wußte, er würde jetzt in der kühlen Jahreszeit auf ſein Gut zurückkehren, da Marie nicht Raum hatte, ihn über den Winter zu beherbergen, und dort mußte er wohl ſehr allein ſein. „Er ſoll ſich dann einen Vorleſer halten,“ tröſtete ſie ſich, „vielleicht wird auch ein braver Pfarrer da ſein, der ſich ſeiner annimmt; der Baron iſt ja ſo gebildet und ſo fromm, da wird ihm die Einſamkeit nicht zu drückend vorkommen.“

Couſin Georg blieb nicht immer in Baden, er machte ab und zu kleine Geſchäftsreiſen; immer aber brachte er eine kleine Ueberraſchung, ein neues Vergnügen für Eliſabeth mit, und ſie amüſierten ſich ſtets vortrefflich miteinander. Schon, daß er ein ſo aufrichtiger Bewunderer ihrer Schweſter war, empfahl ihn bei ihr. „Mein Vetter, der Dekan, hat wirklich mehr Glück als Verſtand,“ meinte er, „eine ſo geſcheite und gebildete Frau, und ſo häuslich daneben; in keinem Gaſthof habe ich ſo delikate Krebsſuppe gegeſſen. Aber er äſtimiert ſie wirklich nicht gehörig: keine Frau von Bildung dürfte ſo angeſtrengt ſein, ſie ſollte eine perfekte Köchin, eine Bonne für die Kinder und ein Zimmermädchen haben; aber freilich eine Dekanatsbeſoldung! Ich würde, wenn ich mich verheiratete, den Reichtum nur ſchätzen, weil er mir erlaubte, meiner Frau das Leben ſo ſüß als möglich zu machen. Ich wäre nicht einmal an Antwerpen gebunden — wir könnten den Winteraufenthalt in jede beliebige Stadt verlegen; im Frühling ſchöne Reiſen, ſommers ein Bad, zum Ausruhen einen hübſchen Landſitz, ſo einen Feengarten nach Ihrer Phantaſie, Fräulein Eliſabeth!“ Eliſabeth wurde glühend rot und rief ſchnell der Madame Buiſſon, um ihr eine Blume zu zeigen, die am Weg blühte, obgleich ſie wiſſen konnte, daß Madame Buiſſon keine Blumen bewunderte als gemachte. So gern ſie ſich mit dem Vetter unterhielt, ſo bange wurde ihr, wenn er einmal ſentimental werden wollte; mehr inſtinktmäßig als abſichtlich vermied ſie jede ernſtere Annäherung, und als endlich die Mutter auf der Heimkehr beſtand und auch der Vetter ſeine Reiſe weiter ausdehnen mußte, trennten ſie ſich, ohne daß es zu einer beſtimmten Erklärung von ſeiner Seite gekommen wäre, die in aller Stille die Mutter erwartet, Eliſabeth faſt gefürchtet hatte. Daß er ſie bewunderte, vielleicht liebte, daran konnte kein Zweifel ſein; möglich war aber doch, daß ihn außer Eliſabeths Zurückhaltung auch noch eigene Bedenken abhielten, ſein Glück und Geld einer Schönheit zu Füßen zu legen, deren materieller Beſitz jedenfalls für einen Kaufmann nicht der Rede wert war.

Madame Buiſſon konnte kaum ertragen, daß der Badeaufenthalt nicht mit einer ſolennen Verlobung enden ſollte; ihre Zärtlichkeit für Eliſabeth war ſich gleich geblieben, mehr noch um der Bewunderung willen, die ihre Schönheit erregte, als wegen ihrer eigenen kindlichen Liebenswürdigkeit. „Es iſt hohe Zeit,“ meinte die Mutter wohlgefällig, „daß ich die Kleine heimnehme, ſie würde mir verdorben hier;“ und ſie hatte recht, vielleicht dankte ſie es nur dem träumeriſchen Sinn, dem glücklichen Selbſtgenügen der erſten Jugend, die, in eigenen Idealen verſunken, achtlos auf ihre Umgebung iſt, daß Eliſabeth kindlich und unbefangen blieb unter den vielen Huldigungen, die zart und unzart ihrer Schönheit gebracht wurden.

So war denn die Kleine wieder daheim, und trotz ihrer glücklichen Heiterkeit brauchte es eine Weile, bis ſie ſich an den Uebergang zum Werktagsleben aus dem vielbewegten Badeleben gewöhnte. Ohne es zu wollen und zu glauben, war ſie denn doch verwöhnt worden; die Verhältniſſe ſchienen ihr jetzt etwas klein, regelmäßige Arbeit langweilig, und doch war eben dieſer Herbſt und Winter vorher ſchon zu praktiſchen Studien und Handarbeiten beſtimmt geweſen, die indes über Stickereien, Muſik-, Sprach- und Zeichenſtunden etwas verſäumt worden waren.

Aber die Zumutung, jetzt noch Kleidernähen zu lernen, erſchien ihr als reine Unmöglichkeit; mit dem Arbeitskörbchen über die Straße gehen, ſich wie ein Kind beſtimmte Stunden in eine Nähſtube ſperren laſſen — es ging wahrhaftig nicht! „Siehſt du, Mütterchen, mit achtzehn iſt man dazu wirklich zu alt; auch macht ſich nicht eine der Mädchen, die Schneidern gelernt, ihre Kleider ſelbſt, und die Schmekenbächerin wäre ja ganz gekränkt, wenn wir ſie nicht mehr nehmen wollten.“ — „Nun meinetwegen, du verwöhntes Kind,“ meinte die nachſichtige Mutter ſcherzend, „du mußt eben einmal einen Millionär heiraten, damit du nicht nötig haſt, deine Kleider ſelbſt zu machen.“

Die Anſpielung der Mutter war unſchwer zu erraten, und obwohl ſich Eliſabeth vor einem Antrag Gérards gefürchtet hatte, obwohl er keine beſondere Rolle in ihren Gedanken und Träumen ſpielte, ſo gewöhnte ſie ſich doch allmählich daran, ſich ihre Zukunft unter glänzenden, ſorgloſen Verhältniſſen zu denken, und geſtattete ſich, durch die Schwäche der Mutter begünſtigt, manchen Luxus, der über ihre Verhältniſſe ging.

Es kam ihr wirklich ſchon beſcheiden vor, daß man zum Arrangieren der Wintergarderobe die Schmekenbächerin ins Haus nahm, da manche ihrer Freundinnen ihre Kleider beim Schneider machen ließen. Frau Schmekenbächerin, die alte Hausfreundin, war eine ſehr geſuchte Schneidermamſell oder vielmehr Madame, zumeiſt in vornehmen Familien, wo man durch häusliche Beſchränkung à tout prix ein anſtändiges Auftreten nach außen ermöglichen will. Ihre Lebensweiſe erſchien erſtaunlich einförmig. Tag für Tag ſah man ſie frühmorgens mit einer ungeheuren Taſche am Arm, in einen ſehr bunten, altmodiſchen Shawl gehüllt, zur Arbeit ausziehen; dieſe Taſche war eine wahre Arche Noah an mannigfaltigem Inhalt: ſie enthielt ihre Muſter, eine gewaltige Schere und hölzerne Nadelbüchſe nebſt eiſernem Fingerhut, eine Schürze zum Arbeiten; ein Paar weiche Pantoffeln, die ſie ihrer Größe wegen faſt als kleine Boote hätte vermieten können; die neueſten Hefte des Modejournals, und je nachdem die vornehme Familie, in der ſie arbeitete, frugale

Sitten hatte, auch einige Semmeln und Würſte, um der Mahlzeit nachzuhelfen.

Nachdem ſie zugeſchnitten hatte, thronte ſie in unverrückter Majeſtät am Nähtiſch, kommandierte die Töchter des Hauſes oder die untergeordneten Nähterinnen, die ihr zur Hilfe beigegeben waren, aß erſtaunlich viel für ihre ſitzende Lebensart und gern etwas Gutes, wurde auch ſtets beſonders berückſichtigt und ſelbſt in den ſparſamſten Familien mit einem Hefenring zum Kaffee und einem Biskuittörtchen zum Veſper regaliert, während die Hilfsnähterin nur mit einem Wecken oder einer Laugenbrezel abgeſpeiſt wurde.

So flink ihre Zunge war, ſo flink war auch ihre Nadel, und gewöhnlich war abends um neun Uhr das rohe Zeug in ein vollendetes Kunſtwerk umgeſchaffen, wo ſie dann zum Lohn der Tugend ein anſtändig gekleidetes Individuum unter der Hausthüre erwartete, an deſſen Arm ſie nach kurzer Promenade durch die Hauptſtraße nach Hauſe zog. Dies Individuum fand ſich getreulich auch unter allen Unbilden der Witterung ein, und die Mägde der jeweiligen Familie, in der ſie arbeitete, waren ſchon von ihr angewieſen, ihm bei ſchlimmem Wetter die Hausthüre zu öffnen.

Die Schmeckenbächerin, obſchon in geſetzten Jahren, hielt etwas darauf, in allen Ehren ein ſolche Freundſchaft zu unterhalten. „Sehen Sie, Madame," erklärte ſie der Regierungsrätin, „es muß das Herz an etwas hangen; ich habe früher Katzen und Hunde gehalten, aber Hunde werden nicht gern geſehen in den Kundenhäuſern, die Katze hat mir daheim Hunger gelitten und den Hausleuten geſtohlen: es war der helle Verdruß. Nachher wiſſen Sie wohl, habe ich mich einmal verheiratet mit dem Silhouettierer; das war aber ein ſchlechter Menſch, ich darf nicht daran denken, wieviel er mich gekoſtet, bis ich ihn nach Amerika ſpediert. Sehen Sie, die Mannsleut' können's nicht ertragen, wenn ſo ein ſchöner Verdienſt von der Frau kommt; wenn's der Geiß z' wohl iſt, ſo ſcharrt ſie, ſagt das Sprichwort. Da halt ich's denn für beſſer, einen rechtſchaffenen

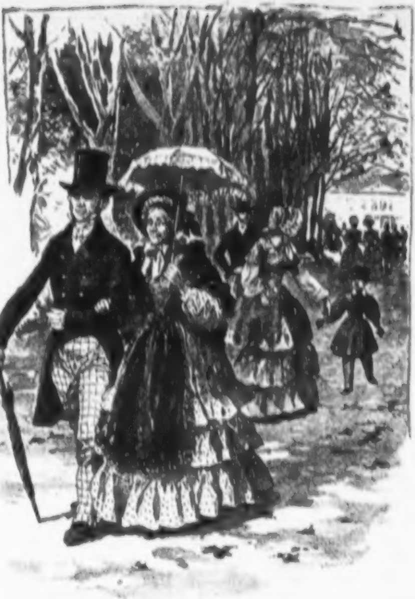
Menſchen zu begünſtigen, dem ich ſein ordentlich Taſchengeld in den Sack gebe, ohne daß er zu übermütig wird; ſo hab' ich denn doch jemand, der mich abholt und mit dem ich Sonntags ſpazieren gehen kann; aufs Heiraten laß ich mich nicht mehr ein, das iſt viel koſtſpieliger."

Sonntags hätte man die Schmekenbächerin nicht wieder erkannt; da zog ſie im allermodernſten Putz, erforderlichen Falls mit ſechs Volants am Kleide, in Atlashut und Samtmantille, mit dem eleganteſten Sonnenſchirmchen bewaffnet, ſogar mit einer Uhr am Gürtel, morgens in die Kirche und nachmittags im Schloßgarten ſpazieren, am Arm des Individuums, dem ſie zu dieſem Zweck einen feinen Tuchrock und ſeidenen Regenſchirm in ihrem eigenen Kaſten verwahrte; auch bekam er zu weiteren Promenaden mit Einkehr außer ſeinem gewöhnlichen Taſchengeld noch einen rotſeidenen Geldbeutel mit etlichen Thalern und kleiner Münze, aus dem er die Zeche bezahlen durfte, den er ihr aber nach der Heimkehr wieder zuſtellen mußte.

So ſchien das Leben der Schneiderin ſich ſehr einförmig abzuhaſpeln; aber im Grunde war es äußerſt mannigfaltig und wenn das jeweilige Individuum zufällig ein Litterat geweſen wäre, ſo hätte ſie ihm den ſchönſten Stoff zu Memoiren liefern können.

Hinter ihrem Nähtiſch hatte ſie die beſte Gelegenheit, allmählich nicht nur das Thun und Treiben, die geſelligen und pekuniären Verhältniſſe, ſondern auch das Sein und Weſen ihrer Kunden zu ſtudieren, und die Schmekenbächerin war weder taub noch blind. Kein glänzender Anſtrich nach außen, kein liebenswürdiges Benehmen vor den Augen der Welt konnte ihren Blick täuſchen, der auf den Grund geſchaut hatte.

In aller Stille, wie ein Schwamm die Flüſſigkeit, ſaugte ſie in einem Hauſe die Notizen ein, und es bedurfte im nächſten eines geringen Druckes, um den Strom der Neuigkeiten in Fluß zu bringen. Verſchwiegen war ſie nur über die Geheimniſſe ihres Berufs: wo ſie die Kleider beſonders auspolſtern und wattieren mußte, um einem mangelhaften Wuchs, einer



ſchiefen Seite nachzuhelfen, das konnte keine Seele von ihr erfahren, das waren Amtsgeheimniſſe; aber über das, was ſie auf eigene Hand bemerkte, hatte ſie keine Pflicht der Bewahrung.

Um die Reſultate ihrer Beobachtung zu erfahren, durfte man nur mit dem Gegenteil von dem anfangen, was man zu hören wünſchte. „Da führt der Kommerzienrat Riegel wieder ſeine Frau am Arm, was das ein galanter Ehemann iſt! So ſind nicht mehr alle nach zwanzigjährigem Eheſtand!“ — „Juſt 's konträre, Frau Oberamtsrichter; wenn Sie wüßten, was der für Spektakel verführt und der Frau den Kreuzer ſchwer macht! Da haben Sie nicht Urſach', einen Vergleich zu machen; wenn er einen Kronenthaler gibt in die Haushaltung, ſo ſoll ſie elf Gulden für Rechnungen davon bezahlen, und wenn ich dort arbeite, ſo muß ich ins Hinterſtübchen ſitzen und die Frau bringt mir das Eſſen ganz heimlich, als ob ich ein Verbrechen beginge; ja wohl da, ‚das Amarmführen koſtet nichts!‘ Da wär' mir der Herr Oberamtsrichter am kleinen Finger lieber.“ — „Nein, wie hübſch die Emilie Felter geſtern abend war in dem neuen Barege; die müſſen reicher ſein, als man weiß! Sie hat immer das Neueſte,“ bemerkte eine junge Dame. — „Im Gegenteil, Fräulein Fanny, ſo iſt's keine Kunſt; fragen Sie einmal, was ſie daheim im Kaſten hängen hat? Ein Kleidchen am Leib und eins in der Garderobe (ſo nennen ſie ihren Kleiderkaſten, an dem ſie zu drei haben), das andre kommt an die Verkäuferin — nicht ein einziges ſolides Kleid mit neuem Futter, wie Sie haben; zu der Emilie Winterkleid mußte ich das Futter aus ihres Vaters Schlafrock nehmen; der iſt dann doch noch warm genug, weil er ſiebenzig Flicken hat, und ein Hauskleid hat ſie ohne Aermel, weil ſie eine Jacke dazu trägt aus ihres Vaters Frackſchwänzen. Nein, mit dem Reichtum iſt's da nicht gefährlich; das Kapital, was die haben, will ich noch nach dem Nachteſſen auf dem Butterbrot eſſen.“

„Hat Fräulein Klein bald Hochzeit?“ fragte eine beſorgte Mutter in einem andern Hauſe. — „Glaub's nicht, im Gegenteil,“ ſagte die Schmekenbächerin, bedeutſam den Kopf ſchüttelnd, „'s ſcheint mir, der Bräutigam wolle rückwärts; kein Wunder, wenn er das hungrige Leben im Haus mit anſieht! Stellen Sie ſich vor, Frau Aſſeſſor, wie ich kürzlich dort war, hatten ſie Kohl gekocht und nichts als die hellen, lieben Kartoffeln dazu; kommt noch um Mittag der Bräutigam! Je was iſt zu thun? ‚Katharine, hol' Sie noch zwei Bratwürſte!‘ Am Tiſch will Sophie, die Kleine, die Würſte zerſchneiden. ‚Schneid' nicht zu viel zuſammen, es iſt nachher ſo unnützlich,‘ flüſterte ihr Julie, die Braut, zu. Schneiden ſie wahrhaftig die eine Wurſt in Rädlein und laſſen die andre ganz! Sollte wohl noch ein Nachteſſen für den Bräutigam geben. Der guckt die Sache etwas wunderbarlich an und nimmt ſich ein Rädlein: ich aber, nicht faul, nahm die ganze Wurſt. Nein, die Augen hätten Sie ſehen ſollen! Den Bräutigam lächerte es, der hat ſein Teil gedacht! Mich wundert's nicht, wenn er nicht mehr will; eine Frau aus ſo einem geizigen Haus! Wenn ich da an Ihre anſtändigen Braten denke, Frau Aſſeſſor! Ich glaube, wenn die Kleinin ihre Leute nur an ſo einem riechen ließe, ſie kochte acht Tage lang kein Fleiſch mehr, im Gegenteil!“ Und die geſchmeichelten Frauen hörten wohlgefällig auf ſolche Mitteilungen, nicht bedenkend, daß ſie jetzt die Schleuſe fürs nächſte Haus füllten und daß die Schmekenbächerin vielleicht morgen bei Fräulein Klein ſagte: „Kein Wunder, daß Aſſeſſors Töchter keinen Mann bekommen, ſie lernen nicht ſparen! Die Frau braucht dritthalb Pfund Butter die Woche, da bleibt nichts mehr übrig.“ Da Frau Schmekenbächerin wohl wußte, daß ſie bei den Herren des Hauſes höchſtens ein geduldetes Subjekt ſei, ſo zog ſie Witwenhäuſer als Kundſchaft vor, vorausgeſetzt, daß es nicht allzu ſchmal darin hergehe; die Frau Regierungsrätin, bei der ſie ſeit langen Jahren ganz einheimiſch war, war aber gewiß, daß ſie zu ihr jedesmal kam, auch wenn ſie ſonſt mit Beſtellungen überhäuft war. Eliſabeth war allezeit ihr Liebling geweſen, „es war der Kleinen ſo gut Kleider machen, ſie hatte ihr Lebtag ſo einen geſchickten Wuchs gehabt!“

Sie mußte ihr bewundernd nachſehen, wo ſie ging und ſtand; „nein, wie dem Kinde alles paßt, der ſchottiſche Leib wieder wie angegoſſen aufs erſte Probieren!“ Sie witterte ſogleich die Aenderungen, die ſich die Pariſer Kammerjungfer mit Eliſabeths Garderobe erlaubt; da ſie aber ſelbſt manches daran abſehen konnte, ließ ſie es in Gnaden paſſieren und that ihr Beſtes, dem luxuriöſen Geſchmack der Kleinen noch mehr Vorſchub zu thun. Es konnte gar nichts zu ſchön ſein für ihre Eliſabeth, und ſie wußte eine Menge Exempel von Eltern, die es viel weniger aufwenden können, und die doch viel mehr an Töchter wenden, bei denen es nicht halb ſo der Mühe wert ſei. Sie verſtand ſchon die Richtung des Windes; wäre die Mutter entſchieden für größere Einfachheit geweſen, ſo hätte ſie bemerkt: „Da haben wieder Sie recht, Frau Regierungsrat, unſre Eliſabeth iſt in allem ſchön, das Einfache iſt wieder das Nobelſte; die Morizſchen drüben ſehen in all dem Staat nicht halb ſo vornehm aus wie unſre Eliſabeth, im Gegenteil!“ Nun aber wurde Eliſabeth wie eine junge Fürſtin geputzt, und um ihre Nachgiebigkeit zu entſchuldigen, ließ die Mutter gegen die Schmekenbächerin einige Andeutungen über die wahrſcheinliche Zukunft ihres Töchterleins fallen, die nicht verloren waren, und bald flüſterte man ſich zu, die junge Gruber ſei heimlich verlobt mit einem Millionär aus England oder ſonſtwo.

Ob es dieſe Neuigkeit allein war, die den Leuten erſt recht die Augen öffnete über Eliſabeths Schönheit, oder ob neue Bekannte von Baden her auf ſie aufmerkſam gemacht hatten, genug, ſie kam dieſen Winter förmlich in die Mode; ihre Schönheit, ihre liebliche Singſtimme, die kindlich unbefangene Fröhlichkeit ihres Benehmens machten ſie in viel weiteren Kreiſen als im vergangenen Winter geſucht und bewundert. Die Regierungsrätin bekam neue Bekannte, ſie wußte kaum wie, und ihr Spiegel ſteckte ſtets voll Einladungskarten.

So wurde denn die Gefahr des Verwöhnens daheim noch größer und anhaltender für die Kleine; die Mutter ſelbſt wurde beſorgt bei dem andauernden Taumel von Feſten und Genüſſen, zunächſt freilich nur für Eliſabeths Geſundheit, obgleich dieſe friſch und elaſtiſch wie immer durch all dieſe Herrlichkeiten ging, beglückt von den gelungenen und beluſtigt von den mißlungenen Partien. Ihrer eigenen Schwäche ſich bewußt, getröſtete ſich die Mutter auf einen lange verſprochenen Beſuch Mariens, der dem Strudel ein wenig Einhalt thun würde. Auch Eliſabeth freute ſich kindlich darauf, wenn auch nicht mehr ſo, wie ſie ſich vor einem halben Jahr gefreut hätte. Die Mutter glaubte, es ſchicke ſich, für die Frau Tochter die Gaſtſtube zu räumen, die gewöhnlich zum Abſtellquartier für allerlei heimatloſe Effekten diente, ja ſie legte ſogar die geſtickten Ueberzüge bereit. Eliſabeth aber beſtand darauf, daß man Mariens Bett wieder in dem alten Mädchenſtübchen aufmache, das die Schweſtern ſo lange geteilt. Der Streit erledigte ſich von ſelbſt, Marie ſchrieb, daß ſie unwohl ſei und ſich nicht getraue, zu reiſen, ſchrieb überhaupt ſehr wehmütig; ſie wiſſe nicht, ob ſie Mutter und Schweſter nur wiederſehen würde — es war ein Ton, den man gar nicht an ihr gewöhnt war und der Eliſabeth aufs höchſte beunruhigte.

Die Mutter lächelte dazu und machte allerlei Einkäufe in weißer Ware, die ſie zu verſchiedenen kleinen Gegenſtänden zuſchnitt; auch fing ſie an, feine Jäckchen und Häubchen zu ſtricken, und hörte gern, wenn man ſie im Kränzchen darum berief und ſagte: „Ja, ja, das iſt eine gute Stiefmama; wird freilich angelegt ſein bei der Frau Dekanin, die nicht viel übrige Zeit hat.“ Für Eliſabeth war dieſer neue Zweig der Thätigkeit eine höchſt wohlthätige Ableitung von den endloſen Sorgen für ihr Vergnügen und ihre Toilette; Trägheit war nie ihr Fehler geweſen, aber es wurde ihr ſchwer, bei einer geordneten Arbeit feſt zu bleiben. „Aber heute, Mama, muß der Kragen feſtonniert werden,“ konnte ſie am Morgen ſagen, dann ſetzte ſie ſich am Arbeitstiſchchen feſt und ſtichelte ſo emſig und flink wie Frau Schmekenbächerin. „Aber Mama,“ fiel ihr plötzlich ein, „meine Blumen! Es könnte ſicherlich heute noch regnen, ich *muß* mein Myrtenbäumchen hinaustragen!“ Nun das geſchah und ſie ſetzte ſich wieder. „Aber Mama, was ich geſtern für ein einziges Deſſin von Julie mitgebracht habe! Das müßte die netteſte Morgenhaube für dich geben, ich muß es nur geſchwind durchzeichnen, Julie könnte es wiederverlangen.“ Nun ging's an ein Suchen nach dem Deſſin, das in höchſtem Eifer durchgezeichnet wurde; der Kragen wurde wieder vorgenommen, aber da fiel ihr ein, daß der Kanarienvogel notwendig friſches Vogelkraut haben ſollte — ſo ging's mit Unterbrechungen fort, und der Kragen, deſſen Vollendung ſo große Eile hatte, war in drei Tagen faſt noch auf demſelben Standpunkt zu finden! — es waren ſo gar viel notwendige Geſchäfte dazwiſchen gekommen!

Wo ſie aber eine Arbeit zu beſtimmtem Zweck und Ziel vor ſich ſah, eine Arbeit, die ſie jemand zuliebe thun konnte, da wurde die fröhliche Ballkönigin zum emſigen Bienchen, und die Liedchen, die ſie bei der Arbeit ſang, klangen noch einmal ſo heiter und lieblich als die Weiſen, die ſie zu ihren Ball- und Feſtvorbereitungen trillerte. Sie war glückſelig mit der kleinen Ausſteuer von zierlichen Sachen, die ſie nun in tiefem Geheimnis für ihre liebe Marie anlegte.

Auf Schloß Ellershauſen, dem beſcheidenen Erbgut des Barons, war der Winter dem kranken Gebieter viel ſtiller und langſamer hingeſtrichen als der fröhlichen Eliſabeth in der Reſidenz. Mit ſeiner Mutter hatte er früher auch einigemal den Winter in der Stadt zugebracht, aber diesmal hatte er bald den Gedanken daran aufgegeben. Obwohl ein Mann von feiner Sitte und hoher Bildung, hatte er doch zu viel allein gelebt, um nicht etwas menſchenſcheu zu ſein; die Geſchäftigen wie die Fröhlichen brachten ihm ſeine gezwungene Thatloſigkeit immer ſchmerzlich zum Bewußtſein, und ſeit der Mutter Tod wurde ſeine Neigung zur Stille faſt unbeſiegbar.

Und doch fühlte er ſich ſo allein, ſo unendlich allein, nun die Mutter nicht mehr war, deren ſtarke Liebe vom Keime an mit dem Tod um ſein Leben gerungen, die nur für ihn allein geſorgt und gelebt hatte. Sein einziger Gang, wenn er das Haus verlaſſen konnte, war auf den Friedhof, wo ſeine Mutter ruhte. Die alte Familiengruft war lange nicht mehr zugänglich geweſen; neben dem ſchön gearbeiteten Marmordenkmal der Mutter war ein Kindergrab mit einem kleinen ſteinernen Kreuz, vor dem er oft und lange in tiefem Sinnen ſtand; hier ruhte ſeine kleine Zwillingsſchweſter, die bald nach der Geburt geſtorben war, und er konnte den Gedanken nicht los werden, daß das Grab, das die Hälfte ſeines Lebens aufgenommen, ein beſonderes Recht auf ihn habe. Die Mutter hatte ihm ſo oft erzählt, welch zartes und ſchwächliches Kind er ſtets geweſen, wie von ſeiner Geburt an alle ihre Freunde jahrelang nicht geglaubt, daß das Kind den nächſten Tag überlebe; wie ſie mit unerhörter Mühe und allerlei wunderbaren Verſuchen doch ſein Leben von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr erhalten habe, daß ihm oft dünken wollte, dies Leben ſei gewaltſam dem Tode abgerungen und er habe kein Recht zum Daſein. Er konnte ſich keiner Zeit erinnern, wo er friſch und geſund wie andre Kinder ſich ſeines Lebens hätte freuen können.

„Guſtav, ich bitte dich, nimm dich in acht!“ war der Refrain aller Reden ſeiner Mutter, ſo lange er zurückdenken konnte. Selbſt die glückliche raſche Entwickelung ſeines Geiſtes, ſein raſtloſer Eifer für die Studien war ihr nur ein weiterer Gegenſtand der Sorge; ſie hätte wie ſeine geiſtige Entfaltung ſo auch gern das Wachstum ſeines Körpers zurückgehalten, nur damit ſich ſeine Kraft nicht daran erſchöpfe.

Aerzte und Badekuren, Tannenwälder und Bergluft wollten nicht hinreichen, dem geliebten Leben Kraft und Geſundheit, den bleichen Wangen Blüte zu geben; jedem Aufſchwung jugendlicher Lebenskraft folgte eine um ſo größere Erſchöpfung. „Danken Sie Gott, daß der Junge überhaupt noch lebt!“ war der leidige Troſt des Arztes, „mir iſt jedes Lebensjahr bei ihm ein Wunder," und die Mutter hatte ſich endlich damit begnügen lernen, das teuer erkaufte Leben, ſo wie es war, mit Dank hinzunehmen. Ihr Verhältnis zu ihrem Gatten war ein ziemlich kühles geweſen, er ſtand in friedlichem Kriegsdienſt bei einem auswärtigen Fürſten und lebte viel an dem dortigen Hofe. Sein Tod hatte wenig Aenderung in ihre Lebensweiſe gebracht, nur daß ſie jetzt ihre Kraft und Zeit noch viel ungeteilter hatte dem Sohne widmen können.

Für den Sohn ſelbſt war freilich die Leidensſchule ſchwerer noch als für die Mutter. In dem ſchwachen Körper lebte ein ſtarker Geiſt, eine feurige Seele, der die kraftloſe Hülle oft zur ſchmerzlichen Pein, zum unerträglichen Hemmſchuh wurde. Alles, was groß und ſchön war, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, begeiſterte ihn, riß ihn zur Bewunderung und Nachahmung hin. Er wollte alles werden: Seemann, Kriegsheld, Staatsmann, Künſtler, Gelehrter, je nachdem gerade ein Ideal vor ſeiner Seele ſtand; neben der reinen Liebe für das Edle und Hohe lebte ein glühender Ehrgeiz im Grund ſeiner Seele: ein Name, der noch Jahrhunderte überdaure, das war das Ziel ſeines ſehnſüchtigen Verlangens. — Und nichts, nichts von alledem ſollte er erreichen! Ueberall ſtand ſeine körperliche Schwäche als unüberſteigbare Schranke vor jeder Laufbahn, die er ſtürmiſchen Mutes betreten wollte; kein Heroenbild der Vorzeit ſollte er mehr anſchauen, nur Tantalus und Prometheus ſchienen ihm Vorbilder ſeines Daſeins, und Prometheus hatte doch etwas vollbracht! Im dünkte, er wollte ſich gern an den Felſen ſchmieden, gern den Geier am Herzen nagen laſſen, wenn er nur eine Menſchenſeele mit unſterblichem Feuer belebt hätte. So war er ein reizbarer, verſchloſſener, unzufriedener Knabe; nur ſein feiner und edler Sinn ließ ihn die hingebende Liebe ſeiner Mutter nicht mißbrauchen. Der warme Odem dieſer ſelbſtloſen Liebe bewahrte ihn vor Selbſtſucht und Verbitterung. Nach vielen verunglückten Verſuchen mit Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrern gelang es dem jungen Theologen Gerhard am dauerndſten, die Liebe und das Vertrauen ſeines Zöglings zu gewinnen. Der Lehrer war dem Schüler wohl kaum gleich an geiſtiger Begabung, an feurigem Schwung der Phantaſie; aber ein ruhiger, ſteter Sinn, der es verſtand, ſich im Gegebenen wohnlich anzubauen, ſtatt machtlos ſtets nach dem Geträumten zu ſtreben, wirkte beruhigend auf den raſtloſen Geiſt des jungen Guſtav. Er verſtand es, ihn anzuregen für kleine Liebhabereien, harmloſe Beſchäftigungen, die wohlthuend den Geiſt losſpannen und die Zeit kürzen, und die Mutter ſah mit Entzücken, wie unter ſeiner Leitung mehr Heiterkeit und Leben bei ihrem Liebling einkehrte.

Die tiefſte und höchſte Lehre, die in der Schule des Leidens zu lernen iſt, das eine Wort, das dem Schmerz die Bitterkeit nimmt und dem Tode den Stachel — das freilich kann der Lehrer mit dem beſten Willen ſeinen Schüler nicht lehren, eben weil es nicht nur ein Wort iſt, ſondern eine Lebenskraft, die kein Menſch dem Menſchen verleihen kann.

Gerhard wünſchte aufrichtig und mit vollem Herzen, ſeinem Zögling mit dem Glauben an eine allweiſe gütige Vorſehung Ergebung in ſein Geſchick beizubringen. Aber es iſt ſchwer für den Glücklichen und Geſunden, dem Kranken und Unglücklichen von Geduld und Ergebung zu predigen. „Du haſt gut reden,“ iſt die leiſe, bittere Gegenrede des Leidenden, und ſelbſt die ſeligſten Troſtworte der Schrift aus Menſchenmunde ſind kranken Herzen oft nur wie flüchtiges Begießen der ausgebrannten Aue. Vom Himmel allein muß der Segensſtrom quellen, der den harten Grund erweicht und die welke Pflanze belebt und aufrichtet, ſei es nun im milden, leiſen Regen oder in mächtigem Gewitterſchauer. Nur einer iſt, der alles Leid empfunden und aus deſſen tiefſter Tiefe den unſterblichen Lebensquell gegraben hat, der Heilung gibt für jede müde Seele; und wenn er ſeinen Weg unmittelbar zu einem Herzen findet, ſo iſt es gewiß zumeiſt in der Nacht des Leidens. „Der Herr will im Dunkeln wohnen.“ „Sein Pfad geht in tiefen Waſſern.“

In den langen, langen, ſchlafloſen Nächten, in denen er nur das Pochen ſeines kranken Herzens hörte, ging auch für

Guſtav endlich die rechte Löſung für ſein dunkles Geſchick auf, und er fand es nicht mehr zu ſchwer, mit Geduld durch den Kampf zu laufen, der ihm verordnet war.

Seine ganze Umgebung, die Mutter zumeiſt, fühlte ſich innig wohlthätig berührt von dem neuen Leben, von dem inneren Friedenshauch, der ſich ohne Worte in ſeinem Benehmen kundgab; ſie ſchob alles auf Rechnung des guten Herrn Gerhard, der ſelbſt erſtaunt war über die Wirkungen des Religionsunterrichts, den er, faſt mit einiger Schüchternheit, dem geiſtvollen, tiefdenkenden Knaben erteilt hatte. Er hatte, beſſer als er wußte, ſeine Pflicht erfüllt, indem er ihn ohne viel eigene Zuſätze in die Schrift einführte; lautet doch die tröſtliche Weiſung des Herrn an Petrus nur: „Weide meine Lämmer," und nicht: „Speiſe du ſie ſelbſt!"

Die erſte ſelige Freudigkeit, mit der der Pilger von der Höhe das ferne Ziel erblickt, bleibt freilich nicht immer dieſelbe, wenn es gilt, den Weg Schritt um Schritt zum Ziele zu gehen. Und auch dem Baron dünkte doch oft noch ſein Pfad viel ſchwerer und mühſamer, als zu ertragen ſei. Das hatte er nie ſo empfunden wie in dieſem Winter, dem erſten, den er ſeit der Mutter Tod auf dem einſamen Gut zubrachte; er liebte die Stille, aber es kann doch auch zu ſtill ſein, wenn ſo ein Tag um den andern heraufſteigt und keiner ein anderes Geſicht trägt als der vorige.

Als die Mutter noch gelebt, da hatte er doch einen Lebenszweck außer ſich gehabt, ein Weſen, an das er denken, für das er ſorgen, das er lieben und erfreuen konnte, erfreuen ſelbſt in der Mühe und Sorge, die ſie durch ihn hatte. Er konnte wenig thun für die Mutter, aber er dachte für ſie. Er ſuchte beim Leſen alles zu bezeichnen, was für ihre gemeinſame Abendlektüre taugte, er überſetzte aus fremden Sprachen, was ſie anſprechen könnte; er hatte ſich erfreut an ihrer Freude, wenn ihm ein neues Gericht zuſagte; wenn er ſich auf ihren Wunſch nach Tiſch auf das Sofa legte, hatte er in unſchuldiger Heuchelei ſich tief ſchlafend geſtellt, nur um ſie zu beglücken durch ſeinen ruhigen Schlummer. Er hatte unermüdet den alten Hofgeſchichten aus der glänzenden Zeit ihrer Jugend gelauſcht und ſich immer wieder die Reliquien jener vergangenen Herrlichkeit zeigen laſſen und ſie bewundert und ſich im ſtillen an der adligen Grazie ergötzt, mit der Mama die Frau Pfarrerin protegierte, die ſich ihrerſeits durchaus nicht protegieren laſſen wollte.

Ihre Liebe und ihre beſtändige Sorge für ihn hatte freilich oft etwas Bedrückendes, Einengendes gehabt, ein beſtändiges Hofmeiſtern und Hüten, er blieb ihr fortwährend das Kind ihrer Pflege; aber es war doch Liebe geweſen, und nun war das alles vorüber. Sein Bedienter und die Köchin, aus denen derzeit ſeine Dienerſchaft beſtand, wären für ihren jungen Herrn durchs Feuer gegangen; Madline, die Köchin, ſetzte ihre Ehre darein, ihn, wie ſie der ſeligen Mama verſprochen, ſo gut zu verſorgen als dieſe ſelbſt; ſo ging ihm an Pflege und Aufmerkſamkeit nicht viel ab. Aber all ſein Leben und Leſen und Studieren kam ihm ſo zwecklos vor! Er fürchtete ſich faſt vor dem Ton des Pianos, wenn er einmal wieder ſpielen wollte; ſeinen Zeichenapparat mochte er nicht anſehen. Er ging an ſonnigen Tagen im Garten auf und ab, an trüben im großen Salon; er ſchrieb Briefe, aber ſeine wenigen Korreſpondenten hatten alle einen Beruf und waren nicht raſch im Antworten; er war glücklich, wenn er über einer Lektüre einmal den Schlag einer Viertelſtunde überhört hatte — ſie ſchlichen ſo langſam.

Der einzige Wechſel ſeines Daſeins, und auch dieſer war wechſellos, war ein Beſuch des Pfarrers, der allabendlich zu einer Schachpartie kam. Schach war des Pfarrers Liebhaberei, beſonders weil das Spiel das Schweigen ſo ſehr begünſtigt, denn im Schweigen hatte er's zu einer wahren Virtuoſität gebracht. Er reichte mit einem Satz für die ganze Abendkonverſation aus. Wenn er vor dem Beginn des Spiels anhub: „A—h—ber, Herr Baron,“ ſo ſchloß er vielleicht, wenn es nach zwei Stunden beendigt wurde: „Wir haben heuer einen merkwürdig gelinden Winter," und bemerkte nachher daheim gegen ſeine Frau: „Man unterhält ſich immer gut mit dem Baron." Der Baron verſuchte, ſich um die Angelegenheiten der Dorfbewohner — ſeine Unterthanen waren ſie nicht — zu bekümmern, ſie teilnehmend anzuhören, ihnen aufzuhelfen, faſt mehr als in ſeinen Mitteln lag; hatte er aber einmal einem geholfen, ſo kam gewiß am nächſten Tag ein andrer: „Aber, Herr Baron, Sie dauern mich, daß Sie ſich von dem Kerle haben anführen laſſen, da iſt keine Hoffnung und kein Schmalz (Hopfen und Malz verloren), da wär's bei mir zum Beiſpiel beſſer angelegt; ſo ein redlicher Mann, wie ich bin, und mein Weib ſo ſparſam, daß ſie ihrer eigenen Mutter den Biſſen nicht gönnt!" Er wurde in Wahrheit von redlichen Leuten aller Art mißbraucht, belogen und betrogen; und durch ſeine körperliche Schwäche verhindert, in eigener Anſchauung ihre Verhältniſſe und ihr Treiben näher kennen zu lernen, wandte er ſich faſt mit Widerwillen von dem Volk ab; er that ihnen noch Gutes aus bloßem Pflichtgefühl, ohne rechte Liebe und Freude.

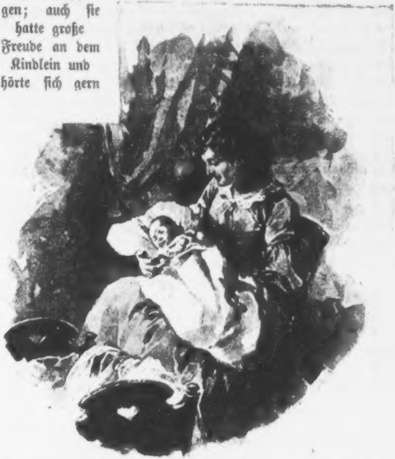
Alle Tage ging er nach Tiſch in das Zimmer ſeiner Mutter, das unverändert bleiben mußte; er legte ſich auf ihr Sofa und verſuchte zu ſchlafen, nur um einen Augenblick träumen zu können, daß noch ein paar liebevolle Augen ſeinen Schlummer bewachen. Und doch ſah er ſo oft im Wachen und Träumen ein andres Bild als das ehrwürdige Geſicht ſeiner Mutter, ein Bild, das nie in dieſen Räumen geweilt hatte, jung, blühend und ſtrahlend vor Lebensfreude, und ob er ſich tauſendmal ſagte: „Es iſt Wahnſinn, wollteſt du die friſche Blüte an dein welkes Leben binden!" tauſendmal mußte er wieder denken: „Es wäre doch ſchön! Und ich wollte ſie lieben und im Herzen tragen mit einer unendlichen Liebe, die ihr alles, alles erſetzen ſollte!" Und er träumte ſich die liebliche Geſtalt an ſeine Seite, wo er ging und ſtand, ihre leuchtenden Augen auf ſein Buch geheftet, ihre ſüße Stimme am Klavier, ihren leichten, elaſtiſchen Schritt im Garten — bis er zuletzt wehmütig den Kopf ſchüttelte und ſagte: „Es wird ja doch in Ewigkeit nichts."

Er wollte ſich nicht verzehren in fruchtloſem Sehnen und müßigem Klagen, er kämpfte ritterlich, den Frieden wiederzufinden, der vorher ſein inneres Leben ſo hell gemacht; aber es ging ſchwer — wieder und wieder kam ihm die tiefe Sehnſucht, einſchlafen zu dürfen, um nimmer zu erwachen, und faſt mit Bedauern fühlte er ſich mit dem Beginn des Frühlings etwas kräftiger als im vorigen Jahr. Einmal, nur ein einziges Mal wünſchte er Eliſabeth noch zu ſehen, um, wenn auch ohne Worte, doch in ſeiner Seele Abſchied zu nehmen von dem einzigen Traum von Erdenglück, den er je gehegt. Wie er dies möglich machen ſollte, wußte er freilich nicht recht.

Da kam im Mai, im wunderſchönen Monat Mai, ein Brief ſeines alten Freundes, des Dekans, mit der Kunde, daß ihm ein Söhnlein geboren ſei, das achte Kind, aber mit demſelben Jubel aufgenommen, als ob es das erſte wäre — und eine Einladung zum Tauffeſt, um Pate zu werden. Dahin mußte auch Eliſabeth kommen, hoffte er, und ſeine Hand zitterte wie die eines Mädchens beim erſten Liebesbrief, als er mit geflügelten Worten ſeine bereitwillige Annahme der Einladung ſchrieb. Er fügte die dringende Bitte bei, ihm für einige Wochen eine Wohnung in der Nähe zu mieten, damit er im Hauſe nicht Mühe und Störung mache, was ſelbſt Frau Marie, deren großer Liebling der Baron war, bereitwillig und dankbar einging.

Das Dekanathaus füllte ſich mit Gäſten. Eliſabeth hatte faſt nicht erwarten können, bis ſie das Kind ihrer Marie ſehen durfte; ſie ſaß lachend und weinend an der Wiege und ſtudierte in dem geweihten Halbdunkel des Wochenzimmers die Züge des ſchlummernden Kindleins; dann reichte ſie wieder Marie leiſe die Hand, vor der ſie eine eigentümliche Ehrfurcht empfand, ſo daß ſie gar nicht dazu kommen konnte, mit ihr von dem zu reden, was ſie im Augenblick ſo gewaltig bewegte. Sie hätte ſich gern nützlich gemacht, konnte aber neben der ingrimmigen

Thätigkeit der Wartefrau nicht beikommen; auch hatte ſie diesmal etwas beſonders Träumeriſches und Gedankenabweſendes, das ſogar Marie auffiel. Die Mama begnügte ſich mit vielen weiſen Ratſchlägen; auch ſie hatte große Freude an dem Kindlein und hörte ſich gern Großmama nennen, wobei ſie beiläufig in den Spiegel ſchaute und fand, daß ſie für dieſen ehrwürdigen Titel noch merkwürdig jung ausſehe.



Ein Glück war's, daß die Kinder des Dekans herzensgute Geſchöpfe waren und ſelbſt die größte Freude an dem Brüderlein hatten; ſonſt hätten ſie billig eiferſüchtig werden können, da der Papa ſich in Wahrheit gebärdete, als ob dies das erſte Kindlein ſei, das er erlebe, und noch dazu von einer ganz beſonders ausgezeichneten Species. Aber ſie wußten nichts von Neid, und als die Mutter ſie zum erſtenmal um die Wiege verſammelte und ihnen das Kindlein zeigte und ſie dabei mit ihrer ſchwachen Stimme liebevoll fragte: „Das iſt nun euer Brüderlein, das euch der liebe Gott geſchickt, wollt ihr es recht lieb haben?“ da fanden ſie es faſt verwunderlich, wie man das nur noch fragen könne. Ernſt, der Seminariſt, der beſonders an der Mutter hing, der hätte ſein Herzblut für das Kind gegeben; die Mutter hatte es ſelbſt auf ſeine Arme gelegt und ihm geſagt: „Ich weiß nicht, lieber Ernſt, wie lange dein Vater und ich bei dem Kinde ſein dürfen; ich lege es dir ans Herz, ich glaube, du wirſt einſt ſein treueſter Freund, ſein Schutz und Leiter ſein.“ Seitdem war ihm das kleine Weſen lieb und heilig als ein anvertrautes Kleinod, und in tiefſter Seele that er ein ſtilles, ernſtes Gelübde, des Vertrauens der Mutter wert zu werden.

Minchen, von der Mutter zuvor noch möglichſt in die Geheimniſſe der Haushaltung eingeweiht, waltete im glücklichen Gefühl ihrer Wichtigkeit, allezeit mit dem Schlüſſelbund klirrend, in Küche und Keller, und es war merkwürdig, wie ſie manches, was die Mutter mit vielfachem Predigen nie hatte von ihr erreichen können, nun aufs beſte vollbrachte im Bewußtſein ihrer Verantwortlichkeit.

Am Tage vor der Taufe trafen von verſchiedenen Seiten Vetter Gérard und der Baron ein. Erſterer hatte ſich im Gaſthof einquartiert, dem Baron hatte man ein paar hübſche Zimmer in einem freiſtehenden Hauſe der Nachbarſchaft gemietet; die Wöchnerin war ſo wohl auf, daß ſie beide auf dem Sofa empfangen konnte. Der Baron ſah zum erſtenmal ein kleines Kind in der Nähe, und das kleine Weſen mit den winzigen Fingerchen erſchien ihm faſt ſo wunderbar, als es den Kindern vorgekommen war, Vetter Gérard fand es nicht ſo erſtaunlich, er ſah nur flüchtig darüber hin und ſagte: „Ja, ja, es kann wahrſcheinlich noch einmal ein ganz netter Junge werden; kann's ſchon ſehen? Die Dinger kommen, glaube ich, blind auf die Welt? Und garſtig ſind ſie ſo zum Anfang, das müſſen wir geſtehen.“ Er bemerkte die Indignation der Mutter gar nicht, da eben Eliſabeth eintrat; ſo tief ſich auch der Baron in dem Augenblick auf das Kindlein neigte, um das mädchenhafte Erröten zu verbergen, das ſeine bleichen Wangen überzog, es entging ihm doch nicht die ganz beſondere Befangenheit, mit der Eliſabeth den Kaufmann begrüßte, der ſeinerſeits auch nicht mit der fließenden Sicherheit ſprach, die ihm ſonſt eigen war. Der Baron vergaß darüber ganz, Eliſabeth zu grüßen, und ſchrak faſt zuſammen, als ſie ſelbſt ihn freundlich anredete: „Guten Abend, Herr Baron; wie geht es Ihnen?“ So wohl ihm dieſe Freundlichkeit that, ſo durchzuckte ihn doch wieder ſchmerzlich der Gedanke: „Nur einen ganz ungefährlichen Mann grüßt ein Mädchen zuerſt,“ und Eliſabeth betrübte ſich faſt über ſeinen kurzen Gruß. — Der Baron bemerkte, daß ſie ein Beiſammenſein mit dem Kaufmann zu vermeiden ſchien. „Auch das iſt ein Zeichen eines befangenen Herzens!“ ſeufzte er bei ſich; „ſie iſt gar nicht mehr dieſelbe, all ihre unbefangene Fröhlichkeit iſt weg! In Gottes Namen! Aber ich hätte ſie lieber einem andern gegönnt.“

O, er hatte freilich recht geſehen, das leichte Herzchen der fröhlichen Eliſabeth war ein recht ſchweres; trug ſie ſich doch mit dem gewichtigſten Entſchluß, den ein junges Mädchen faſſen kann. Vor wenigen Wochen hatte Vetter Gérard bei der Mutter und bei ihr förmlich um ihre Hand geworben.

Der Mutter war dieſe Werbung nicht unerwartet und nicht unerwünſcht gekommen. Freilich hätte ſie gern die Trennung von ihrem einzigen Liebling länger verſchoben; aber es war denn doch auch hübſch, in dieſen bedrängten Zeiten eine Tochter ſo jung und ſo brillant verſorgt zu wiſſen. Daß Eliſabeth der Antrag willkommen ſein werde, bezweifelte ſie keinen Augenblick; ſie legte mit recht vielſagendem Lächeln den bedeutſamen

Brief in ihre Hand und war hoch erſtaunt, als das Kind todbleich wurde und die Hände zuſammenlegte mit dem Ausruf: „Ach um Gottes willen!“ — „Nun, nun,“ ſagte die Mutter beruhigend, „ſtelle dich nicht ſo närriſch, Kleine! Das iſt noch lange nicht das Schlimmſte, das einem begegnen kann, wenn ein Mann von einer halben Million um einen wirbt; es kann dir unmöglich ſo ganz unvermutet kommen; haſt du in der That nie gemerkt, daß du ihm gefällſt?“

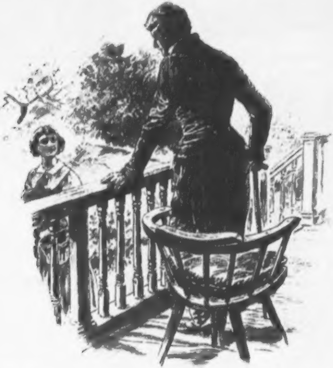
„Ach, das natürlich!“ entgegnete Eliſabeth unſchuldig, „aber weiter habe ich eigentlich nie gedacht, es kommt mir ſo plötzlich.“ — „Nun, ſo nimm dir Zeit, dich an den Gedanken zu gewöhnen,“ tröſtete die Mutter, „es muß ja nicht im Augenblick ſein; ich ſchreibe indes dem Gérard; oder ſoll ich nein ſchreiben, ganz entſchieden?“ — „Ach nein, das doch nicht!“ ſagte Eliſabeth wieder ängſtlich; „aber warum kommt er denn gerade an mich? Ich dachte, er werde drinnen eine Reiche wählen.“ — „Drum biſt du ein Sonntagskind,“ ſagte liebkoſend die Mutter und küßte die ſchöne Stirn der Tochter; „ich ſagte dir’s ja, es gibt Lieblinge der Natur, die’s auf ihr eigen Köpfchen hinaustreiben.“ — „Aber ich weiß nicht, ob das mein eigen Köpfchen iſt!“ ſagte Eliſabeth weinerlich. — „Nun ſo beſinne dich noch darüber und gib dich indeſſen ganz zur Ruhe!“

Aber Eliſabeth konnte ſich nicht zur Ruhe geben; die Frage: „Soll ich, oder ſoll ich nicht? Will ich, oder will ich nicht?“ ging mit ihr zu Bette und ſtand mit ihr auf und lag wie ein Schatten auf allem, was ſie ſonſt erfreut hatte. Der Mutter war ſie unbegreiflich, und zum erſtenmal in ihrem Leben wurde ſie ernſtlich böſe über ihren Liebling. „So ein unnötiger Jammer!“ meinte ſie, wenn ſie die ſchweren Seufzer Eliſabeths hörte. „Du weißt ja, daß ich dich nicht zwinge; ſchreibe ihm ab, wenn du einen Widerwillen gegen ihn haſt, obgleich das unverantwortlich dumm wäre!“ — „Das nicht, gewiß nicht, liebe Mutter; er hat mir immer gefallen, wir waren ja in Baden oft ſo vergnügt zuſammen.“ — „Nun gut, ſo ſagſt du ihm zu, ſo weiß er, woran er iſt und du auch.“ — „Nein, o nein, ich bitte dich! Wenn er nun käme und ich müßte gleich ſeine Braut ſein! Gewiß, Mütterchen, das kann ich noch nicht.“ — „So nimm dir Zeit, aber nicht zu lange, das biſt du ihm ſchuldig; ich fürchte auch, die Sache kommt in der Leute Mund; es ſcheint mir, die Schmekenbächerin hat etwas gemerkt, und was die weiß, das weiß die Stadt.“ Wie nun die Schmekenbächerin etwas davon ſollte erfahren haben, konnte Eliſabeth nicht ergründen, beſann ſich aber auch nicht darüber; ſie hatte ſich genug zu beſinnen über ihr eigenes Herz und kam zu keinem Schluß. Die Mutter hatte Herrn Gérard geſchrieben, daß Eliſabeth noch ſo jung und nicht vorbereitet auf einen ſo entſcheidenden Entſchluß ſei und darum um Bedenkzeit bitte. Da ſchon das Tauffeſt bei Dekans in Ausſicht ſtand, ſo hoffte ſie, er werde bei dieſer Gelegenheit am leichteſten die Antwort perſönlich holen. Deſſen getröſtete ſich auch der Vetter, obſchon ihm dieſer Aufſchub höchſt unerwartet und unbequem kam, da er ſich die Ueberraſchung und Freude der Kleinen über ein ſolches Glück gar nicht groß genug hatte denken können. Doch ſchickte er ſich darein: „Ein bißchen Sprödethun muß man ihr immerhin zu gute halten, es iſt ja ein- für allemal; ich finde es faſt pikanter, als wenn es ſo ganz von ſelbſt gegangen wäre.“ Inzwiſchen holte er ſich die Waffen, mit denen er das junge Herz vollends zu erſtürmen gedachte, bei Goldſchmied und Juwelier und wartete beruhigt der entſcheidenden Stunde.

Die Schmekenbächerin, die den Gevatterſtaat fertigen mußte: neue Franſen an das Penſeekleid der Mama und ein ſchwarzes Satinkleid für Eliſabeth, begriff nicht, warum das Fräulein diesmal ſo gar ſchweigſam und ſo gleichgültig über Schnitt und Garnitur des neuen Kleides war. „Na, wollen ſehen, ob Sie beſſer aufwachen, wenn ich Ihnen einmal das Hochzeitkleid mache! Weißen Atlas und Seidentüll darüber, garniert mit echten Blonden; hab's zwar verſchworen, keinen Seidentüll mehr zu verarbeiten, es iſt ein infamigtes Nähen, weil man immer nichts in der Hand hat; Ihnen zulieb thät' ich's aber doch, weil's ſo einzig ſteht; Sie müßten die allerſchönſte Braut ſein, wie ein eingeborner Engel.“ Selbſt dieſe Ausſicht erheiterte Eliſabeth nicht ganz, und doch knüpften ſich an die Schilderung der Brauttoilette allerlei Bilder einer glänzenden Zukunft, voll von Feſten und Genüſſen, wo ſie, wie eine Feenkönigin, mit vollen Händen Glück und Freude ausſpenden könne. Wenn ſie bei einem Ausgang an prachtvollen Kaufmannsgewölben vorüberkam, konnte ſie ſich mit gewiſſem Behagen eine Zeit ausdenken, wo nichts von dieſen Herrlichkeiten mehr zu koſtbar für ſie ſein würde, und doch fand ſie nicht den Mut, das Wörtlein auszuſprechen, das der Schlüſſel zu dem goldnen Schatz war.

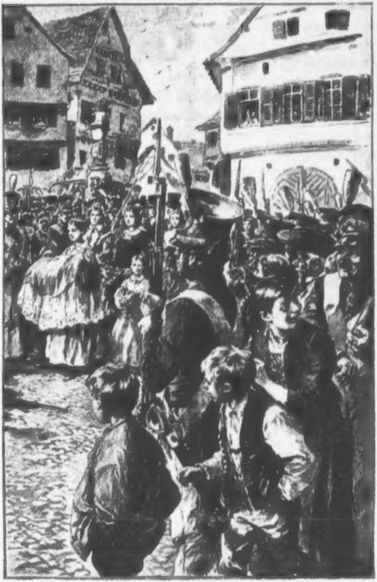
So ſtanden die Sachen, als die kontrahierenden Mächte bei Dekans zuſammentrafen, und je näher die Entſcheidung rückte, deſto banger wurde Eliſabeth davor; ſie wurde mit einemmal ungeheuer geſchäftig und machte ſich überall zu thun, wo der Vetter nicht war, nur um einer Erklärung auszuweichen. Herr Gérard war ſehr unzufrieden darüber, es wollte ihm mit dem Warten zu lange werden. „Aber wunderſchön iſt ſie,“ dachte er wieder, „Madame Buiſſon hat recht, Schönheit imponiert viel mehr als Reichtum; ſie muß ſich einzig ausnehmen, wenn ſie vollends ins rechte Licht geſetzt wird; nein, die werden Augen machen!“ Und in dieſer Hoffnung reſignierte er ſich, zu warten, bis die Taufgeſchichte vorüber ſei.

In der Frühe des Tauftages ging Eliſabeth in den Garten, um Blumen zum Schmuck der Tafel zu holen; der Vetter war noch nicht erſchienen, aber als ſie in ſo tiefen Gedanken, wie ſie ſie ſonſt wohl ſelten gekannt, an der Terraſſe vor dem Gartenhaus vorüberging, hörte ſie die bekannte tiefe, wohlklingende Stimme des Barons: „Guten Morgen, Fräulein; ſind Sie ſo eilig?“ — „Das nicht,“ entgegnete ſie, etwas verlegen über das unerwartete Begegnen, „ich gehöre eigentlich heute zu den entbehrlichen Perſonen, es ſind ſo viel geſchäftige Leute oben!“ — „Nun, ſo könnten Sie wohl eine Weile Ihre alte Miſſion erfüllen und einem Kranken Geſellſchaft leiſten.“ Eliſabeth ſetzte ſich auf ihr altes Plätzchen, ihm gegenüber auf der Terraſſe. Ihre Nähe that ihm ſo wohl, er hatte nicht vergebens mit ſich gerungen; bald hoffte er im ſtande zu ſein, ſie klaglos ſcheiden zu ſehen ins friſche, frohe, regſame Leben, dem ſie angehörte, und er dachte ſich zuvor noch ohne Gefahr dem ſüßen Zauber ihres Umgangs hingeben zu können. „Wie haben Sie den Winter verlebt, Herr Baron?“ brach Eliſabeth das Schweigen, das ſie etwas bedrückte. — „Allein, ganz allein,“ ſagte er mit tief wehmütigem Ton; „und Sie, liebes Fräulein?“ fuhr er heiterer fort, ſich ermannend, „in Glanz und Freude und Herrlichkeit unter Muſik und Tanz, denke ich?“ — „Ach ja,“ ſagte Eliſabeth mit halbem Schuldbewußtſein, „es iſt wahr,



ich bin vor lauter Vergnügen gar nicht zu mir ſelbſt gekommen. Es war freilich recht ſchön,“ ſetzte ſie hinzu, und ihre Augen leuchteten in fröhlicher Erinnerung; „aber nicht wahr,“ und ſie blickte ſchüchtern in die dunklen tiefen Augen, die auf ihr ruhten, „Sie halten das doch nicht für recht?“ — „Sie würden mich für den Fuchs mit den ſauren Trauben halten, wenn ich die Freuden der Welt verdammen wollte,“ ſagte er lächelnd. — „O nein,“ ſagte Eliſabeth ſehr ernſt, „gewiß nicht, ich weiß, daß Sie über allen Neid erhaben ſind, und ich glaube an Ihre Worte. Sehen Sie,“ fuhr ſie mit kindlichem Vertrauen fort, „ich weiß wohl, daß ich ein verwöhntes Kind bin; die Mutter iſt zu gut für mich, und . . . und . . . ich weiß nicht, ob ich nicht für mein Leben lang allein meinen Weg zum Himmel ſuchen muß, da möchte ich gern einen treuen Freund, der mir ſagte, was recht iſt. Halten Sie die Freuden der Welt, den Tanz zum Beiſpiel, für Sünde?“ Ihre Augen waren feucht von tiefer Bewegung, wie ſie ihn ernſt, faſt ängſtlich fragend anſah. — „Das iſt wohl ſchwer zu entſcheiden,“ ſagte der Baron ernſt auf ihre ernſte Frage, „zumal für mich; das Gebiet, das zwiſchen dem einfachen Recht und Unrecht liegt, iſt wohl das ſchwierigſte. Gewiß ließ Gott nicht ſo viel liebliche Wieſen, ſo viel ſchöne Blumen wachſen, wenn ſein Wille wäre, daß wir abſichtlich nur einen ſteinigen Pfad ſuchen ſollten, und ich denke, die Blumen, die von ſelbſt am Wege blühen, dürfen wir ohne Gefahr pflücken; wenn wir aber den Weg verlaſſen und nach mehr, nach immer neuen Blumen ſuchen, ſo iſt die Gefahr groß, daß wir die rechte Richtung ganz verlieren.“

„Das eben iſt auch ſchwer zu ſagen, welche Blumen ſelbſt am Wege wachſen! Alle dieſe Freuden wurden mir eigentlich entgegengebracht,“ ſagte Eliſabeth, „und doch iſt mir, es könnte mir ein Hindernis auf dem rechten Wege ſein.“ — „Kein Menſch kann für den andern den Himmel finden,“ ſagte der Baron; „ich ſelbſt muß erkennen lernen, was ſich zwiſchen mein Herz und ſeinen Gott ſtellt, und das iſt mir Sünde und wenn es noch ſo ſchuldlos wäre für die ganze Welt. — Die fünf



An dem Tauffeſt des Dekans nahm das ganze Städtchen Anteil. (S. 251.)

klugen Jungfrauen durften ſchlummern ohne Gefahr, denn ihre Lampen waren bereit; ob ſie auch hätten tanzen können, ohne ihr Oel zu verſchütten,“ fügte er mit ſeinem ernſten Lächeln hinzu, „das kann ich nicht entſcheiden, es iſt eine Verſuchung, in die ich nie gekommen bin.“ — „Ach ja, Sie haben es gut!“ rief Eliſabeth in vollkommenem Ernſt, errötete aber im Augenblick tief über die unbedachte Aeußerung. — „Sie haben recht, ich habe es gut,“ ſagte der Baron ruhig; „mein Beruf iſt ſo einfach, ich habe nicht zu wählen, nur zu leiden und — zu entſagen. Das iſt kein ſanfter Weg, aber ein gerader. Möge Gott Sie, wenn es ſein kann, auf weicheren Pfaden zum Ziele führen!“ ſchloß er herzlich. — „Eliſabeth!“ rief es oben, „Eliſabeth, wo bleibſt du? Es iſt Zeit zum Ankleiden!“ — „Vielleicht ſprechen wir uns noch einmal, ich danke Ihnen,“ ſagte flüchtig Eliſabeth in der halben Verlegenheit, die meiſt den Uebergang aus dem höheren Leben ins Alltägliche begleitet.

Der Baron ſah ihr lange nach, und was durch ſeine Seele zog, das war nicht mehr die Klage um ein verſagtes Gut, nur ein inniges Gebet für ſie, die ihm nicht beſchieden war.

An dem Tauffeſt des Dekans, der bei der Gemeinde ſehr beliebt war, nahm das ganze Städtchen Anteil; ſinnige Jungfrauen hatten die Kirche und den Taufſtein bekränzt und mit dem tonkundigen Schullehrer ſchöne Geſänge einſtudiert; die Schuljugend ſollte gleichfalls das Feſt durch Geſang verherrlichen; die Bürgergarde bildete Spalier vom Dekanathaus bis zur Kirche, was nur dadurch ermöglicht wurde, daß die vorderen Glieder immer hinter den letzten durchſprangen und ſich vorn wieder aufſtellten. Die Oeffentlichkeit der Scene, der Kirchgang zu Fuß brachte Eliſabeth, die bei ſolchen Gelegenheiten an die geſchloſſenen Wagen der Reſidenz gewöhnt war, in nicht kleine Verlegenheit; dem Volk aber war das Ergötzen an dem ſchönen Aufzug wohl zu gönnen.

Voraus der kleine Feſtkönig, unbewußt ſeiner Würde, friedlich ſchlummernd unter dem grünſeidenen Tuch, auf den Armen der Schweſter Pauline, umringt von den vier jüngſten Geſchwiſtern, die alle ſtrebten, wenigſtens einen Zipfel des Tauftuchs zu erfaſſen; dann die ſtattliche Großmama in der Blondenhaube und dem penſeeſeidenen Kleid; Eliſabeth, in aller Blüte ihrer jungfräulichen Schönheit, noch ſchöner faſt in dem ſchwarzen Kleid, mit dem frommen Ernſt auf den lieblichen Zügen, als einſt im weißen Kleide und Roſenkranz. Gérard, ihr Mitgevatter, hatte ihr ein prachtvolles, feines Blumenbouquet in Gold und Perlen als Gevatterſtrauß überreicht, das als Broſche getragen werden ſollte; der Baron hatte in feuchtem Moos die auserleſenſten Blumen ſeines Gewächshauſes von daheim mitgebracht; Eliſabeth hatte die goldnen Blumen beiſeite gelegt und ſich mit den duftenden geſchmückt. „Wie ein Engel,“ flüſterten die ſtaunenden Zuſchauer des Zugs. Wie einen Engel blickte Ernſt, der mit ſeiner Schweſter Minchen in aller Würde der erſten Gevatterſchaft hinter ihr ſchritt, die ſchöne Geſtalt an.

Ein ungleiches Paar folgte: der Baron und der Kaufmann. „Das iſt ein ſchöner Herr,“ entſchied die Volksſtimme über den letzteren, „ſo ſtarklecht und ſieht ſo gut aus und ſo gar ſchön angezogen. Sehet, die weiße Weſte iſt von Atlas mit Silber geſtickt!“ Der Baron zog höchſtens mitleidige Blicke auf ſich und den Ausruf: „Das iſt ja ein wahres Stilett!“ (Skelett). Der Papa in feſtlichem Amtsornat ſchloß den Zug, und Eliſabeth atmete leicht auf, als ſie, der öffentlichen Volksſchau entrückt, in die Kirche eingetreten waren. Ihre Gedanken waren ſo ſehr ernſt dieſen Morgen, die feierliche Luft der Kirche that ihr wohl; die Klänge der Orgel, der ſchöne Geſang, die heiligen Worte, mit denen das Kindlein geweiht wurde für das Leben, über das Leben hinaus, zu einem unvergänglichen Erbe, drangen in ihre innerſte Seele. Alle Wahl und Qual, die ſie in den letzten Wochen umgetrieben hatte, löſten ſich in dem einen Gebet aus tiefſtem Herzen: „Herr, zeige du mir den rechten Weg!“ Sie hielt das ſchlummernde Kindlein mit den weichen

Zügen voll tiefen Friedens auf den Armen, und ihre Seele vereinte ſich mit den Worten des Liedes, das eben von der Orgel herabtönte:

„Hirte, nimm das Schäflein an,
Haupt, mach' es zu deinem Gliede,
Himmelsweg, zeig' ihm die Bahn,
Friedefürſt, ſei du ſein Friede,
Weinſtock, nimm's zu deinen Reben,
Laß es ewig an dir ſchweben.“

Die Welt wog ihr ſo leicht in dieſem Augenblick, es dünkte ihr nicht ſchwer, ſie von ſich zu werfen, und ihr graute faſt, wieder zurückzukehren in ein Leben voll Luſt und Unruhe, von dem ſie doch leiſe fühlte, daß es ihr wieder lieb, ach nur zu lieb werden könnte.

Sie dachte an den Entſchluß, der ihr bevorſtand. „In Gottes Namen!“ beſchloß ſie bei ſich, „wenn es der Mutter Wunſch iſt und ich Gérard ſo glücklich mache, ſo will ich ja ſagen. Der neue Stand bringt ja auch viel ernſte Pflichten mit ſich, ich habe dann ſo viel Mittel zum Gutesthun und Gott wird mir helfen, auch durch die Welt den rechten Weg zu finden.“ Ihre Blicke fielen auf Gérard, der ihr gegenüberſtand; ach, es lag ſo gar nichts in ſeiner Haltung, in ſeinem ganzen Weſen, das von einem Eindruck der heiligen Handlung zeugte; er ſah nach ihr mit einer ungeduldigen Begehrlichkeit, die ihr bange machte; ſie fühlte faſt ein Grauen, wenn ſie daran dachte, in dieſe Hand vor dem Altar die ihre zu legen. Sie ſah nach dem Taufſtein hinüber, wo eben der Baron das Kind über die Taufe hielt; welch tiefer, heiliger Ernſt lag auf ſeinen Zügen, wie innig und liebevoll ruhte ſein Blick auf dem Kindlein, als wollte er ihm mit dem Segen des Himmels auch alles Glück der Erde wünſchen, das ihm ſelbſt verſagt war! Sie konnte Gérard nicht mehr anſehen, und all der Mut und die Freudigkeit, das Ja zu ſprechen, waren ihr wieder entſunken; unſchlüſſiger als zuvor ging ſie den Weg von der Kirche heimwärts und beneidete alle, die ſich nicht quälen durften mit ſolch einer Entſcheidung. Daheim verſammelten ſich die Kinder mit dem Täufling um die Mutter, die mit Freudenthränen ihr Kindlein auf die Arme nahm. Vetter Gérard lehnte im gedeckten Feſtſaal am Fenſter, gähnte und ſtreckte ſich und ſagte: „Ich habe gar nicht gewußt, daß die Geſchichte ſo lange dauert; auf Ehre, es iſt halb vier Uhr, Zeit, daß man ſich zu Tiſche ſetzt.“ Die Tafel war aufs ſchönſte geſchmückt, eine teilnehmende Freundin aus der Stadt hatte die Anordnung übernommen, damit die Familie ſich ohne Sorgen der Feſtfreude widmen konnte. Der Baron ſaß Eliſabeth gegenüber, neben ſie ſetzte ſich Gérard, dem es nun hohe Zeit ſchien, daß das lange Beſinnen zu Ende ſei, wie die „Geſchichte mit der Taufceremonie“; er wurde mit jedem Glas des edlen Taufweins zutraulicher, nannte die Regierungsrätin Frau Mama, als er mit ihr anſtieß, und gebärdete ſich ſo ſiegesſicher, daß dem Baron, der Eliſabeths tiefes Erröten mißverſtand, denn doch das Herz zu ſchwer wurde; er zog ſich geräuſchlos zurück, was nicht auffiel, da er ja ſehr ſelten in größerer Geſellſchaft verweilte. Dem Dekan, der ſehr fröhlich angeregt war in dem Feſtgefühl, das auch einmal alle Alltagsſorgen zurückdrängte und ihn im Blick auf ſein Kinderhäuschen diesmal nur Hoffnungen und Freuden ſehen ließ, wäre es ganz hübſch erſchienen, das häusliche Feſt mit einer Verlobung zu ſchließen. Die Mutter hielt ohnehin Eliſabeths Zögern nur für mädchenhafte Schüchternheit und dachte, es wäre das beſte, ſie ein wenig zu überrumpeln; immer bedeutſamere Reden und Blicke zielten auf die arme Eliſabeth, die endlich einen geſchickten Vorwand ergriff, in den Garten zu entſchlüpfen, um nur noch einen Augenblick Ruhe und Zeit zu gewinnen; ihr war, als möchte ſie lieber ans Ende der Welt entfliehen, um gewiß allein zu ſein.

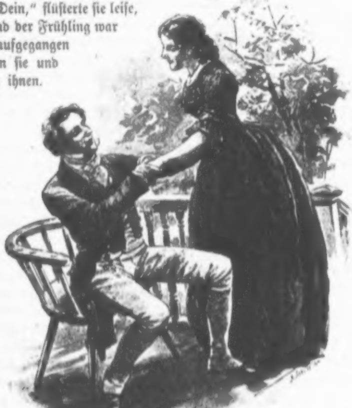
Aber auch im Garten war ſie nicht allein; auf der Terraſſe ſaß der Baron, den alle in ſeiner Wohnung geglaubt hatten, und es machte ſie etwas befangen, daß es nun faſt den Anſchein hatte, als ſei ſie ihm gefolgt. Sie wollte mit flüchtigem Gruß an ihm vorübergehen, aber ſeiner freundlichen Bitte:

„Bleiben Sie nicht ein wenig hier?“ konnte ſie doch nicht widerſtehen.

„Ich möchte gern hier Abſchied nehmen von Ihnen,“ fing er an, „ich werde morgen abreiſen.“ — „So früh ſchon?“ fragte Eliſabeth; „ich dachte, Sie nehmen wieder einen Sommeraufenthalt hier.“ — „Diesmal nicht, ich muß vielleicht ins Bad und will mich die übrige Zeit in meine Einſamkeit begraben. Da ich bald gehe, ſo nehmen Sie vielleicht meinen Glückwunſch nicht für voreilig an,“ ſetzte er hinzu, ſich gewaltſam zuſammennehmend; „Gott ſegne Sie, liebe Eliſabeth, und geleite Sie, wohin Sie auch Ihr Weg führt! Sie werden wenig Zeit mehr haben, an mich zu denken; aber es kommen doch vielleicht Augenblicke, in denen es Ihnen wohl thut, zu wiſſen, daß ein Weſen, dem Sie einmal Leben und Sonnenlicht waren, Ihrer denkt und für Sie betet, hier — oder dort.“ Er nahm in tiefer Bewegung Eliſabeths Hand in die ſeine, ſie ſah ihn an mit naſſen Augen, ihr Herz war zu voll zum Sprechen, kaum brachte ſie die Worte hervor: „Ich bin noch nicht Braut, ach, ich weiß ja gar nicht ...“

„Wenn Ihr Herz gewählt hat, liebe Eliſabeth,“ ſagte der Baron, deſſen mühſam errungene Kraft zu wanken begann, „ſo laſſen Sie es ſich durch keine Skrupel ſchwer machen, Sie können für jeden Kreis ein Segen werden — werden Sie glücklich — leben Sie wohl!“ Er wollte ſich erheben, Eliſabeth aber bat ihn faſt ängſtlich, ſeine Hand haltend: „O, bleiben Sie noch! Der treue Rat eines ruhigen Freundes iſt mir ſo nötig.“ — „Ich bin kein ruhiger Freund!“ rief der Baron aus, überwältigt von ſeinem lange verhaltenen Gefühl; „Eliſabeth, laſſen Sie mich gehen! Ich kann Sie noch nicht als die Braut eines andern ſehen! O, wäre mir vergönnt geweſen, Sie durchs Leben zu tragen! Ich habe nie, nie mit dem Schickſal gehadert bis zu dieſer Stunde! Gott wird mir helfen, ohne Klage in mein trübes Daſein zurückzukehren; aber jetzt laſſen Sie mich gehen! Leben Sie wohl, Eliſabeth,“ ſagte er noch einmal mit weicher Stimme; „nehmen Sie meine Worte auf wie die eines

Sterbenden, dem ja auch vergönnt iſt, den Schleier von ſeiner Seele zu nehmen, der ſie lebenslang verhüllen mußte, „und zürnen Sie mir nicht!“ Er wollte aufſtehen, aber Eliſabeth hielt noch immer ſeine Hand; er wagte ſie anzuſehen, ſie hatte ihre wunderbar ſchönen Augen zu ihm aufgeſchlagen, und aus dem Schleier jungfräulicher Scheu brach ihm ein Himmel ſo inniger, voller, hingebender Liebe entgegen, daß er in einem nie geträumten Entzücken ausrief: „Eliſabeth, iſt's möglich? Eliſabeth, o ſprich ein einziges Wort, iſt's nicht Mitleid? Biſt du mein?“ — „Dein,“ flüſterte ſie leiſe, und der Frühling war aufgegangen um ſie und in ihnen.



Droben hatte Herr Gérard ſich indes mit Eliſabeths Mutter verſtändigt, die durchaus kein Hindernis für ſeine Wünſche wußte und ihm riet, bei Eliſabeth gerade aufs Ziel zu gehen. „Sie müſſen natürlich zu Anfang noch Geduld haben mit der Kleinen, ſie iſt ſchüchterner, als man ihr anſieht; ſie wird ſelbſt ſchon ruhiger und klüger werden, wenn ſie einmal entſchieden hat.“

Aber Eliſabeth wollte lange nicht wiederkommen, die Mutter und der Bräutigam in Hoffnung beſchloſſen, ſie im Garten aufzuſuchen; Gérard ſteckte den prächtigen Brillantring in die Weſtentaſche, der nun bald die ſchöne Hand ſeiner Braut ſchmücken ſollte.

Es war ſehr ſtill im Garten, und ſie kamen, ohne einen Laut zu hören, bis zu der Terraſſe; da ſahen ſie denn freilich eine überraſchende Gruppe. Der Baron ſaß in ſeinem gewöhnlichen Lehnſtuhl, Eliſabeth hatte einen niedrigen Gartenſtuhl neben ihn gerückt und ruhte, den Kopf auf ſeinem Arm, ihre Hand in der ſeinen, die Augen zu ihm aufgeſchlagen, wie ein Kind an ihn geſchmiegt; keines von den beiden ſprach, nur ihre Blicke floſſen ineinander, ſo voll inniger Liebe, voll ſeliger Ruhe — ein Lied ohne Worte.

Eliſabeth ſah die Mutter mit Gérard kommen; ſie erſchrak nicht, ſie fuhr nicht betroffen auf, ſie fühlte ſich ſo innig wohl und geborgen in der Gewißheit, die ihr nun geworden, wie eine Taube in der Felſenhöhle; ſie richtete nur den Kopf auf und ſah ſie freundlich lächelnd an mit ſüßem Erröten und ſagte ruhig: „Liebe Mutter, es iſt doch anders gekommen, als wir glaubten; ich weiß nun gewiß, was ich gewollt. Nicht wahr, Mütterchen, du gibſt uns deinen Segen?“ Die Mutter war ſo betroffen, daß ſie zuerſt nicht Worte finden konnte; auch Herr Gérard war darauf nicht vorbereitet — dieſer Fall war in dem „Galanthomme, oder der junge Mann, wie er ſein ſoll,“ ſo gar nicht vorgeſehen; er hub mit glühend rotem Geſicht und unterdrückter Heftigkeit an: „In der That, mein Fräulein . . .“ Aber der Taube war mit einemmal der Mut gewachſen, und mit kindlicher Offenheit, wenn auch zu Anfang mit ſchüchternem

Ton, ſagte Eliſabeth: „Es thut mir herzlich leid, Herr Gérard, wenn ich Sie je über meine Gefühle getäuſcht habe, meine Abſicht war es gewiß nicht; mein Herz habe ich bis jetzt ſelbſt nicht gekannt, ſonſt hätte ich Ihnen viel früher gewiſſe Antwort gegeben; halten Sie es meiner Jugend und Unerfahrenheit zu gute," und ſie bot ihm freundlich die Hand. So raſch aber ging es bei dem ſchwer gekränkten Liebhaber nicht mit der Verſöhnung, er war zu bitter getäuſcht und glaubte ſich abſichtlich gefoppt. Nie war ihm im Traume eingefallen, den ſiechen Baron für einen gefährlichen Nebenbuhler zu halten; mit Bitterkeit ſagte er: „Wirklich wußte ich bis jetzt nicht, wie ſchwer der Rang einer Baroneſſe in den Augen einer jungen Dame wiegt; wenn Sie, Madame Gruber, eine ſolche Verbindung über Ihr mütterliches Gewiſſen bringen, ſo habe ich nichts einzureden." — „In der That, Herr Baron," hub die Mutter an, „kann ich kaum glauben, daß Sie eine ſo raſche Gefühlsaufwallung eines Kindes wie Eliſabeth für entſcheidend und bindend annehmen; Sie ſelbſt müſſen wiſſen, welche Bedenken..." — „Ich weiß ſie alle und habe ſie lange und wohl erwogen, verehrte Frau," ſagte ruhig und mit feſter Stimme der Baron; „auch war es die Ueberwallung eines lange bekämpften Gefühls und nicht beſonnene Ueberlegung, was mir den Mut gab, um ein Gut zu werben, das mir ſtets ein unerreichbarer Stern ſchien. Eliſabeth iſt jung, Sie ſind die Mutter, wir beide haben kein Recht, unſern geſchloſſenen Bund für feſt anzunehmen ohne Ihre Einſtimmung, und ich lege Eliſabeths Wort wieder in die Hand ihrer Mutter. Ich kann ihr nichts bieten als eine Lage, die ſorgenfrei iſt für beſcheidene Bedürfniſſe, nichts von allem Glanz des Lebens, nichts von Freude und Luſt der Jugend, kein friſches, freudiges Zuſammenwirken von Mann und Weib — nichts als ein Herz voll unendlicher Liebe, um ein Leben voll Opfer und Entſagung zu lohnen, eine Ehe, die ein Brautſtand ſein möge für die ſelige Vereinigung in der Ewigkeit."

„Gratuliere zum ewigen Brautſtand," ſagte mit hämiſchem Ton der Kaufmann, indem er ſich empfahl.

Der Baron küßte Eliſabeth leiſe auf die Stirn und führte ſie der Mutter zu. „Eliſabeth, wie auch dieſer Tag ende, ich werde ihn ſegnen als einen Stern meines trüben Lebens. Entſcheide dich frei und glaube, wenn du auch nur dieſen Augenblick mein geweſen biſt, du bleibſt doch mein guter Engel!“ Er ſchritt langſam dem Hauſe zu, nicht mit dem raſchen Schritt eines Siegers, müde, faſt überwältigt von der Bewegung der letzten Stunden. Die Mutter ſah ihm ſeufzend nach: „Ach, es wäre ja alles recht, es müßte gerade kein Millionär ſein, und eine Baroneſſe wäre auch nichts Schlechtes; aber das iſt doch in Ewigkeit kein Mann für meine blühende Eliſabeth!“

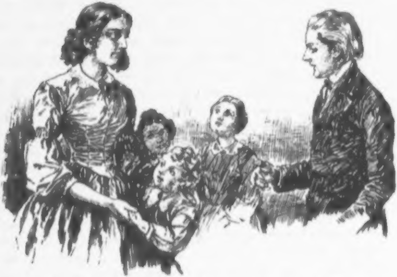
Herr Gérard empfahl ſich franzöſiſch mit Hinterlaſſung eines reichen Patengeſchenks; auch der Baron reiſte in der Frühe des nächſten Tages ab, nach einer langen Unterredung mit dem Dekan; Eliſabeth wollte er nicht mehr ſehen, ehe ihre Mutter entſchieden hatte, um ihre Wahl nicht zu beſtechen.

Ach, da konnte von keiner Beſtechung mehr die Rede ſein! Durch alles Wiegen und Wägen des Familienrats über ihre Zukunft, durch alle Für und Wider, Wenn und Aber blieb die junge Eliſabeth, das ſonſt ſo kindiſche, unſchlüſſige Weſen, feſt wie eine Mauer. „Du gibſt es gewiß noch zu, Mütterchen,“ ſagte ſie zuverſichtlich, „denn es iſt mein Glück.“

Man beriet nach des Barons Wunſch die Aerzte, die ihn ſo lange behandelt; ſie kamen überein, daß der Sitz des Leidens ſchwer zu ergründen ſei, es ſei vielleicht das Rückenmark angegriffen, vielleicht liege der Grund des Uebels im Herzen, möglicherweiſe auch bloß in den Nerven; es ſei kaum anzunehmen, daß der Baron je zu voller Kraft und Geſundheit komme; man habe aber auch Beiſpiele, daß man bei ſolchen Zuſtänden alt werden könne, ebenſowohl müſſe man jedoch auch auf ein plötzliches Ende gefaßt ſein. „Und wenn ich nur einen

Tag die Seine bin," entſchied Eliſabeth auf dieſen Ausſpruch, „ſo iſt mir dieſer eine Tag mehr wert als ein ganzes Leben von Weltglück."

Es war verwunderlich, daß die ſonſt ſo nüchterne und beſonnene Marie die erſte Bundesgenoſſin der Schweſter wurde; bedenklicher blieb der Dekan, ſchon aus Pflichtgefühl, weil er innerlich doch die Partei ſeines Freundes nahm: aber auch er ging über, und der Mutter blieb zuletzt keine andre Wahl, als ſich überſtimmen zu laſſen; ob der Gedanke an „meine Tochter, die Baronin von Ellershauſen," nicht ebenſoviel dazu beitrug als der innige Herzenswunſch Eliſabeths, ſei dahingeſtellt. So ward das Jawort abgeſandt; es gab großen Jubel unter der Kinderſchar des Dekans, daß Eliſabeth Braut ſei und daß ſie alle zur Hochzeit dürfen. Ernſt teilte es Eliſabeth ſelbſt mit, er wünſchte ihr Glück mit ſchüchterner Stimme; in der ſtillen Nacht aber entſtand ſein erſtes Gedicht, das anhub:



„So biſt du denn verſunken,
Du ſchöner Jugendtraum,

Du lichter Himmelsfunken,
Ich ahnete dich kaum!“

Es hat es aber niemand je zu Geſicht bekommen.

Und abermal tagte ein Hochzeitmorgen in der Frühe eines goldenen Herbſttages, und Frau Schmekenbächerin hatte das Glück, ihre ſchöne Eliſabeth wie einen eingeborenen Engel herauszuputzen. Marie hatte noch einmal das Mädchenſtübchen geteilt und ſah mit liebevollem Lächeln in das ſtrahlende Angeſicht, aus dem durch allen Ernſt des Tages, durch alle Thränen des Abſchieds eine ſtille, ſelige Gewißheit inneren Glückes leuchtete.

„Kind, liebes Kind,“ bat Marie, „ich danke Gott für deine Freudigkeit, aber nimm dir's nicht zu leicht, du weißt doch nicht, ob dich lauter Glück erwartet!“ — „Nicht lauter Glück, aber lauter Segen,“ ſagte die Braut mit inniger Zuverſicht und ging dem Bräutigam entgegen.

Die ſchauluſtige Menge jedes Standes vor dem Hauſe und in der Kirche hatte diesmal noch viel mehr Veranlaſſung zu Anmerkungen als vor zwei Jahren bei Mariens Hochzeit. Frau Schmekenbächerin zwar verſicherte ihre Nachbarn, „der Herr Baron ſei gar nicht ſchwindſüchtig, im Gegenteil, ſo bleich ſei er eben von Natur“; aber es wurden doch verſchiedene Vergleichungen angeſtellt: „Wie der Winter und der Frühling“ — „Wie Tag und Nacht“. Die poeſiereichſte blieb aber die eines jungen Künſtlers, den lange ſchon im ſtillen die ſchöne Eliſabeth begeiſtert hatte: „Wie ein Engel des Lichts, der einen Toten nach Walhalla führt.“

Mit der Hochzeit ſchließt wie billig ein rechter Roman; da aber unſre Geſchichte keinen Anſpruch auf den Titel eines

Romans machen kann und da viele der teilnehmenden Leſer ſo beſorgt als die Zuſchauer in der Kirche der Schließung des ungleichen Ehebundes zugeſehen haben, ſo ſei uns vergönnt, den Vorhang auch nach dem fünften Akt noch einmal aufzuziehen und zu ſehen, welch mächtige Erzieherin eine echte Liebe für unſre verwöhnte Eliſabeth geworden iſt.

Die Aerzte haben bis jetzt recht behalten; auch mit all dem reichen Zuwachs an Glück und Herzensfreude, auch unter all der zarten, liebevollen Pflege, die ihm durch ſeine junge Frau geworden, iſt der Baron nicht zu voller Kraft und Geſundheit erſtarkt. Wir finden ihn wieder in einem Bade, das ſo manchmal ſchon ihm Stärkung und Erquickung gab; immer noch ſind große Geſellſchaften für ihn angreifend, immer noch kann er nicht teilnehmen an den Genüſſen der Jungen und Fröhlichen und ſucht Stille und Einſamkeit. Aber es iſt eine liebliche Einſamkeit, denn ſie iſt geteilt durch den blühenden Engel, der ihn noch nicht nach Walhalla, aber in ein Leben voll Frieden und Segen geführt hat. Sie ſcheint geſchaffen zur Zier fröhlicher Geſellſchaften, zum Schmuck des Ballſaales, in ihrer unverwelkten, feengleichen Schönheit, und doch ſcheint es nicht, als ob ſie auch nur mit einer leiſen Klage zurückverlange nach den Kreiſen, in denen ſie ſich einſt ſo fröhlich bewegte. Sie hat genug zu thun, bis ſie jeden Lichtblick, der in der Macht menſchlicher Liebe ſteht, in das kranke Leben ihres Gatten leitet; ſie allein weiß, wenn er gern ihr fröhliches Geplauder, ihre lieblichen Lieder hört, oder wenn es ihm wohlthut, ſtill, ganz ſtill an einem heimlichen Plätzchen des grünen Waldes ſein Haupt ruhen zu laſſen an ihrer treuen Bruſt. Sie weiß, wenn ſie den kleinen Kreis erwählter Freunde um ihn ſammeln darf, die teilnehmen an ſeinen geiſtigen Intereſſen und Beſtrebungen; ſie verſteht es, Beſuche fern zu halten, ohne zu kränken, wenn ihm Stille Bedürfnis iſt. Sie weiß mit heiterem Scherz ſeine düſteren Grübeleien zu zerſtreuen, und in den ſchwerſten Stunden findet er in ihrem Auge die ſtille Thräne, die dem wunden Herzen wohler thut als alle Worte des Troſtes.

„Eine gefährliche Sache für einen ſiechen Mann, mit einer ſo ſchönen, jungen Frau in ein Bad zu gehen,“ meinten wohl frivole Stimmen; aber ſie kennen nicht den gefeiten Kreis, den die rechte Herzenstreue um eine vermählte Frau zieht und der ſelbſt die Keckſten und Verdorbenſten abhält, ihr auch nur mit einem Blick, mit einem Wunſche nahe zu treten. „So ſind ſie nun nicht mehr zwei, ſondern eins.“ Die Wahrheit dieſes Wortes empfand man nicht leicht bei einem Ehepaar wie bei dieſem. Auch Vetter Gérard fühlte dies, als er mit einer glänzenden Braut, der reichen Erbin eines vormals jüdiſchen Kaufherrn, denſelben Badeort beſuchte, wo er gehofft hatte, wenigſtens einiges Bedauern in der jungen Frau zu wecken, die nun an einen kranken Mann gefeſſelt war.

Eliſabeths neidloſe Freude über ſein Glück, ihre harmloſe Herzensgüte verſöhnten ihn, und er verſuchte ſich darein zu ergeben, daß das thörichte Kind eben ihr Glück mit Füßen getreten habe.

Freilich ſah Eliſabeth wie ihr Gatte mit einiger Sehnſucht dem Ziel' des Badeaufenthalts entgegen, wo ſie heim durften; heim! der Baron hatte nie gewußt, welcher Zauber in dem Worte liegt, ehe ſeine Heimat ſo belebt und verſchönt war von dem Hauch eines jungen, warmen Lebens, das alle Schätze, die ihm Gott verliehen hatte, hingab im Dienſte der Liebe.

Der Inſtinkt des Herzens mehr als Ueberlegung hatte Eliſabeth gelehrt, daß ein bloßes Sonntagsleben, geteilt zwiſchen Muſik, Lektüre, leichten Studien und Phantaſiearbeiten nicht hinreiche, um ein Daſein befriedigend auszufüllen; ſie hatte ſich einen Beruf geſchaffen unter den Bewohnern des Dorfes, an denen die wohlwollende Abſicht des Barons früher ſo oft geſcheitert war. An die Alten hatte auch ſie ſich nicht gewagt, denn ſie hatte nicht die Energie, den Leuten die Wahrheit zu ſagen und in Verhältniſſe einzugreifen, die ihr fremd waren. Sie begann mit Kindern, mit den Kleinſten, für die ſie einen leeren Saal im Parterre ihres Schloſſes eröffnete; der Kreis erweiterte ſich allmählich, ſie zog ſich Gehilfinnen heran unter den größeren Mädchen, und Frau Schmekenbächerin ſelbſt ließ ſich herbei, einmal ohne Begleitung eines Individuums einen Ferienaufenthalt in Ellershauſen zu nehmen und mit ihrer ariſtokratiſchen Schere, die ſchon fürſtliche Roben zugeſchnitten, zweckmäßige Jacken und Kleidermuſter für die Dorfmädchen zu ſchneiden und den Gewandteſten darunter die nötigen Handgriffe zu lehren.

Was Eliſabeth halb als Spiel begonnen, wurde freilich bald ernſtliche Arbeit und brachte Mühe, Verdruß und Schwierigkeiten mit ſich; aber die Baronin hielt ſich tapfer, geſtützt und getragen von der herzlichen Teilnahme ihres Gatten, der gern, wenn ſein Kopf zu müde war für tiefe Studien, Lieder und Geſchichten auswählte oder dichtete für die verſchiedenen Kinderkreiſe und die Rechnungen für ihre Arbeitsſchule führte.

Wie ſchön und genußreich wurden dadurch die ſtillen Feierſtunden, wo ſie als gelehrige Schülerin dem geliebten Lehrer lauſchte und ſeine Strenge ſo liebenswürdig fand als ſeine Güte, wo ſie gemeinſam ſich ergehen konnten in den Zaubergärten der Poeſie, der Muſik, wo ihre Seele ruhte im tiefſten, innigſten Einklang über die heiligen Wahrheiten des Lebens. Die Mama Regierungsrätin durfte ihre Nachſicht nie bereuen und kehrte ſtets mit neuer Befriedigung von jedem Beſuch bei „ihrer Tochter, der Baronin,“ nach Hauſe zurück, wenn ihr auch die eigentliche Quelle dieſes Glücks verborgen blieb.

So iſt denn Eliſabeths Leben ein Leben von ungetrübtem Sonnenſchein, voll edler Beſchäftigungen und idealer Genüſſe? Ach nein, auch die Sonntage wurden manchmal unterbrochen von langen trüben Stunden und endloſen Nächten, die Eliſabeth an dem Lager ihres Gatten verwachte in verhaltenen Thränen, in tiefer Angſt vor dem plötzlichen Tod, den die Aerzte als möglich prophezeit.

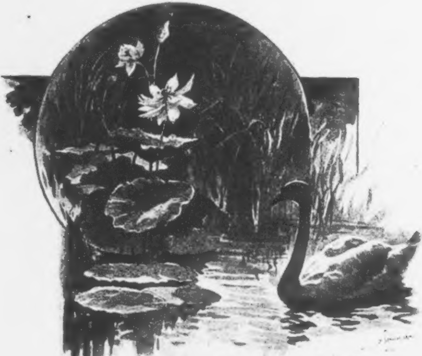
Wohl war er ihre geiſtige Stütze, ihr Leiter und ihr Halt auf dem Weg zum höchſten Ziel; aber es gab auch Zeiten, wo das Leiden, die Schwäche des Körpers ſeine Seele verdunkelten.

Wenn ein Pulsſchlag regen Lebens durch die Völker zog, wenn Genoſſen ſeiner Jugend in thatkräftigem Wirken, in neuen Bahnen auf dem Gebiet des Wiſſens die Lorbeeren pflückten, die der Traum ſeiner Jugend geweſen, und er mußte in thatenloſer Stille, als der Pflegling ſeiner Frau, daheim bleiben — da konnte ſelbſt ihre ſanfte Stimme, ihr lieblicher Geſang nicht immer den Dämon der Schwermut bannen. Und wenn er ſie bat: „O, bete du für mich, daß Gott mir auch nur eine Stunde Geſundheit, volles, kräftiges Lebensgefühl ſchenkt!“ und ihre innigen Gebete blieben unerhört — da floſſen wohl in der Einſamkeit ihres Zimmers heiße Thränen des Mitleids, wie ſie ſie nie geweint um eigenes Leid; und wenn ſie aus fröhlichen Familienkreiſen kam, wo ein kräftiger Mann mit geſunden Kindern ſcherzte und ſpielte, da konnte ihr doch oft die eigene Heimat ſtill dünken und die Zukunft einſam.

Aber die Sonne inniger Liebe, ſtarken Glaubens bricht ſiegreich durch jede Nacht; ſie fühlt ſich geliebt, wie ſelten ein Weib geliebt ward, ſie weiß, daß in jedem Morgen- und jedem Abendgebet ihr Gatte Gott dankt für ſie als für ſeinen höchſten Segen.

Und wenn es Stunden gibt, die ſchwerſten und bitterſten ihres Lebens, wo ſelbſt ihre warme, reiche Liebe dem Gatten nicht alles vergüten kann, ſo erhält ſie eben das demütig und führt beide immer wieder zur rechten Quelle alles Troſtes. Immer tiefer, immer reicher haben ſie hier ſchöpfen gelernt, immer mehr verſteht ſie Mariens Worte: „Das ſchönſte Los iſt, das uns lehrt, am unmittelbarſten in Gottes Augen zu ſchauen,“ und durch all die leiſen Schatten und ſtillen Thränen, die ihr Erdenglück noch begleiten, tönen ihr wie heiliger Orgelklang die Worte: Ein Brautſtand für die Ewigkeit.

Ernſt, der Seminariſt, hat nun ſeine Studien beendet; er iſt Pfarrgehilfe im Dorf Ellershauſen und der ſchönen Burgfrau treuer Gehilfe bei ihren Reformen im Dorfe. Eliſabeth iſt noch das Ideal ſeiner Gedanken, die Dame ſeiner Lieder, ohne daß ſie oder ſonſt eine ſterbliche Seele je etwas davon geahnt haben. Aber es iſt ein ſtilles Lieben, ein ſchmerzloſes Entſagen ohne Wunſch und ohne Klage. Er hat ein Märchen geleſen von der weißen Waſſerroſe, die ein Schwan von fern umzieht mit leiſem Geſang. Er gedenkt nicht zu vergehen im Singen wie der Schwan; er gedenkt der weißen Blume, die nie ſein eigen wird, wert zu bleiben in friſchem, kräftigem Leben. Und wenn er dereinſt der Braut, von der er noch nicht weiß, wo ſie für ihn erblüht, ein reines und unentweihtes Herz entgegenbringt, eine warme Seele für das Schöne und Edle, nicht verkühlt und nicht befleckt vom Hauch der Welt, ſo dankt er es der weißen Blume, die es nie geahnt hat und nie erfahren wird, was ſie ihm geworden.



Ein Herbſttag bei Weinsberg.

O, wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt! **Goethe.**

Weißt du, was das Weib am meiſten ziere?
Nicht, daß das Haus mit Kraft und Umſicht ſie regiere,
Nicht, daß der Großen Art und Haltung ſei die ihre,
Auch nicht, daß ſie den Mann mit Feinheit führe.
Nein, daß Gemüt und Lieb' in Wort und That man ſpüre.
A. Scholl.

Ein Weib, das ein beſtändiges Gemüt hat, iſt wie die goldenen Säulen auf ſilbernen Stühlen.
Sir. 26. 23. 24.

Um einen Herbſttag in Schwaben zu ſchildern, darf man freilich keinen Herbſt der letzten ſonnenloſen Jahre wählen, keinen erfrorenen, verregneten, trübſeligen Herbſt, wo man die Trauben nach Pfunden kauft und den Herbſtſegen im Korbe heimtragen kann. Auch keinen blaſſen, ſentimentalen, hinwelkenden Herbſttag, an dem ſchwermütige Dichter beim Geräuſch der fallenden Blätter dem Weltſchmerz nachhängen und reſignierte Fräulein deklamieren und ſingen:

> „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!
> Mir hat er abgeblüht!“

Nein, wir müſſen um mehr als zwanzig Jahre zurückgreifen und einen reichen, gottgeſegneten Herbſt wählen, einen lichten, ſonnenklaren Tag, wo die ſchöne Natur vor dem Scheiden noch ihre reichſten Schätze ausgießt und hinter buntfarbigem Schleier ihr Abſchiedsleid verbirgt; wo der Menſch, am Ziele der mühſamen Arbeit des Jahres, ſich des kargen Maßes entbunden fühlt und reichlich genießt und reichlich ſpendet wie die Natur.

Die ſchöne, gaſtliche Reichsſtadt Heilbronn ſteht von alten Zeiten her im Rufe, daß ſie von allen weingeſegneten Gauen Schwabens es am beſten verſtehe, die fröhliche Herbſtzeit würdig zu begehen. Auch heute lebten und wimmelten all die ſonnenbeſchienenen Berge vom frühen Morgen an von frohen, geſchäftigen Menſchen; da und dort tönte der muntere Geſang der Leſerinnen, dazwiſchen der kräftige Baß der Buttenträger, die auf ihrem mühſamen Gang den Berg hinauf mit neckiſchem Zuruf von den Mädchen aufgehalten wurden. — Der Herbſt iſt faſt die einzige Zeit im Jahre, wo der ſchwäbiſche Landmann ſeine Schwerfälligkeit etwas ablegt, wo Luſt und Arbeit nicht zwei ſtreng geſchiedene Elemente ſind. In der Stadt war wohl kein Haus, wo man nicht in irgend einer Weiſe ſich rüſtete zur Teilnahme an den Herbſtfreuden; wer ſelbſt nicht ſo glücklich war, einen Weinberg zu beſitzen, war gewiß von guten Freunden eingeladen; die Allerärmſten noch waren als Hilfe willkommen, wo es ſo vieler Hände bedurfte.

Auch im Hauſe des Herrn Archivar Radius, der in ſeine Vaterſtadt Heilbronn eingezogen war, um ſeine alten Tage allda in Ruhe zu beſchließen, wurden verſchiedene Vorbereitungen getroffen, obgleich ſein eigener kleiner Weinberg längſt abgeleſen war. Sein Neffe Edmund, ein junger Mediziner, der den Onkel in den Ferien heimſuchte, putzte den ganzen Morgen Flinten und Piſtolen und rüſtete Vorräte an Feuerwerk zur Verherrlichung des Herbſtfeſtes, zu dem die Familie heute bei einem reichen Kaufherrn geladen war, wobei er emſig unterſtützt wurde von Arthur Grote, einem jungen, reichen Sachſen, der in Tübingen Humaniora, in Hohenheim etwas Land- und Forſtwirtſchaft ſtudieren ſollte und ſich ſehr gern dem Freunde angeſchloſſen hatte, um die erſte Weinleſe zu ſehen. Mine, die Schweſter des Herrn Radius, war emſig beſchäftigt, das Haus in Ordnung zu bringen und ſchon vorläufig alles wohl zu verſchließen, weil auch die Magd den Nachmittag im Weinberg eines befreundeten Metzgers zubringen wollte, und die Leute überhaupt, wie ſie meinte, „im Herbſt rein für gar nichts“ waren. Herr Radius ſelbſt ruhte gemächlich in ſeinem Lehnſtuhl und ging in Gedanken den Schatz von Anekdoten durch, die in ſeinem Gedächtnis aufgeſpeichert lagen; er liebte bei ſolchen Gelegenheiten „eine ſolide Unterhaltung“, wie er's nannte. Man ſollte nicht nur ſo in den Tag hinein plaudern, meinte er, ſondern durch irgend welche Geſchichte den Grundton der Unterhaltung anſchlagen, ſo daß man auch wiſſe, von was man rede, und da er gern und gut und doch nicht immer erzählte, ſo war er wirklich ein beliebter Geſellſchafter. Manche Hausfrau, die angefochten war, wie ſich wohl die Unterhaltung bei einer eingeladenen Geſellſchaft machen werde, deren einzelne Mitglieder nicht recht harmonierten, dachte getroſt: man ladet Herrn Radius ein, der weiß immer etwas.

Auch Emma, das achtzehnjährige Töchterlein des Hauſes, hatte das dunkelblaue Tibetkleid, das ſo ſehr gut ſtand zu ihren blonden Haaren und blühenden Wangen, ſchon angezogen, den Strohhut und das blanke Häpchen bereit gelegt; aber das alles nicht fröhlich trällernd und ſingend wie ſonſt; nur leiſe, leiſe ſummte ſie Gretchens Lied vor ſich hin:

„Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer.“

Die Sonne ſchien ſo golden, die Lüfte wehten ſo lind, ſie war ſo jung — warum doch ſah die Welt heute ſo traurig aus?

Es waren nun acht Tage, ſeit der junge Sachſe mit Vetter Edmund in die Ferien gekommen war, acht fröhliche Tage! Es iſt eine alte Schwäche oder ein freundlich gaſtlicher Zug der Schwaben, daß das Fremde, eine ausländiſche Mundart, fremde Sitten, einen gewiſſen Reiz auf ſie üben: der Sachſe, obwohl vier Jahre älter als Vetter Edmund, hatte noch einen Ueberſchwang jugendlicher Poeſie, der heutigestags ſelten wird und in den Augen eines achtzehnjährigen Mädchens kein Fehler iſt. Emma hatte, ſeit ſie Jean Paul geleſen, vergebens in ihrer Umgebung nach einem echten Jüngling geſucht, wie dieſer ſie ſchildert, der noch in die Mondnacht hinausſtürmt, der weich iſt wie ein Kind und daneben überſtrömend von jugendlichem Thatendrang. Sie hatte nur junge Herren kennen gelernt, keine Jünglinge, und mit Vetter Edmund ſtand ſie auf dem ſchweſterlich neckiſchen Fuß, der nie ein Verſtändigen über tiefere und ernſtere Dinge zuläßt. Arthur Grote nun war ein echtes Exemplar eines ſolchen Jünglings, und daß er daneben ein wirklich gutes, tüchtiges Gemüt ſei, rein und unverdorben, das ſagte ihr nicht die Erfahrung, wohl aber der Inſtinkt eines reinen Mädchenherzens.

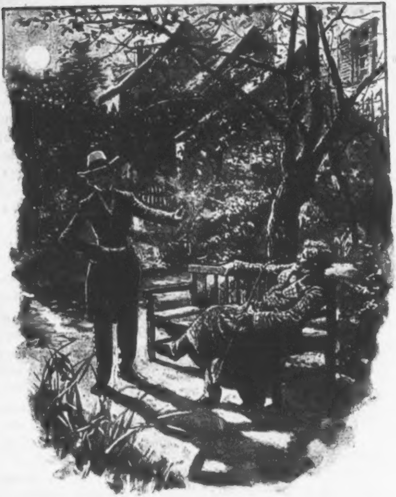
Sie waren ſo froh zuſammen geweſen in dieſen acht Tagen, auf ihren Spaziergängen über Hügel und Thäler, bei der fröhlichen Waſſerfahrt den blauen Neckar hinab, bei der Weinleſe im eigenen kleinen Weinberg, ſo kindlich glücklich! Es war freilich nicht „viel Rechtes und Solides“ nach des Papas Geſchmack verhandelt worden; aber Grote war eine warme, begeiſterungsfähige Natur, ſo daß auch durch das leichte, fröhliche Plaudern tiefe, poeſiereiche Klänge tönten. Emma war jung und unbefangen, ſie war ein echtes und ſtolzes Mädchen und keineswegs in beſtändiger Erwartung, daß von irgend einer Seite her „der Liebe heil'ger Götterſtrahl“ auf ſie niederfallen müſſe; ſie hatte ſich fröhlich und harmlos dem Eindruck der heiteren Gegenwart hingegeben, ohne weiter zu denken — ein Geſpräch, das ſie geſtern nacht angehört, hatte ihr mit einemmal den Schleier von ihrem eigenen Herzen gezogen.

In der vergangenen Nacht war ſie noch wach in ihrem Stübchen geweſen, hatte das Licht gelöſcht, um ſich ſo recht in den vollen Glanz des Mondes zu verſenken, der in wolkenloſer Klarheit hinter den Hügeln aufſtieg, der alte Freund junger Herzen und ſüßer Träume.

Sie hörte Edmund und Arthur unten im Hausgärtchen und bedauerte, daß ſie ſchon gute Nacht geſagt hatte und nun nicht mehr mit luſtwandeln konnte. Aber ſie hörte die Unterhaltung der beiden, ſie mußte ſie hören, da ſie laut genug geführt wurde.

„Du haſt mich betrogen!“ hörte ſie Arthur, der ſtürmiſch auf und ab ging, mit ſeiner gewohnten Leidenſchaftlichkeit ausrufen, „du haſt mich getäuſcht!“ — „So? Mit was?“ fragte phlegmatiſch Edmund, der nach bekannter ſtudentiſcher Unſitte in einem kattunenen Schlafrock behaglich auf der Gartenbank ruhte.

„Womit?“ fragte noch heftiger Arthur, „haſt du mir nicht geſagt, Heilbronn ſei gerade ſo gut wie Weinsberg?“ — „Für deine Zwecke allerdings,“ ſagte Edmund höchſt gelaſſen; „du wollteſt Schwaben kennen lernen, du wollteſt eine Weinleſe mitmachen, du wollteſt nicht in einem Gaſthof, ſondern im Schoß einer Familie wohnen, und das alles vorzugsweiſe in Weinsberg; da du nun aber doch nicht in den nächſten beſten Familienſchoß zu Weinsberg hineinplatzen konnteſt, bot ich dir als ſehr günſtigen Zufall meines Onkels Haus an. Bei Juſtin Kerner hätte man dich freilich am Ende auch noch behalten; da aber dort gegenwärtig das ganze Haus nebſt Geiſterturm und Gartenhaus vollgeſteckt iſt von Norddeutſchen, verwundeten Polen und ſonſtigen Beſeſſenen, ſo wäre dein Zweck, Urſchwaben



kennen zu lernen, doch verfehlt worden. Was iſt dir denn hier widerfahren, daß du mich mit ſo ſchnödem Undank überfällſt? Sind nicht die Dampfnudeln meiner Tante tadellos, ihre Miſchung von altem und neuem Sauerkraut nebſt geprägelten Spätzlein ſo echt ſchwäbiſch, daß ſie gar nicht deine ſächſiſche Kehle hinunter wollen? Iſt mein Onkel mit ſeinem ſchnupftabaksfarbenen Rock nicht eine Art von Original und mein Bäschen ein ganz nettes Exemplar einer Schwäbin?“

„Das eben iſt's!“ ſagte wehmütig der Sachſe. „Sieh, ich muß dir alles erklären, aber du darfſt mich nicht auslachen.“

„Keineswegs,“ ſagte Edmund mit demſelben alten Phlegma, „im Gegenteil, blutige Thränen könnte ich weinen über ſolch ein Ungeheuer von Undankbarkeit; ich glaube nicht, daß der Nero vorzeiten ſo undankbar geweſen wäre wie du.“

„Nun, höre mich ohne Scherz!“ bat Arthur. „Ich weiß nicht mehr, wie jung ich war, als die liebliche Geſchichte von der Weibertreue mir euer Schwaben lieb und anziehend machte; ſo unwürdig Bürger den edeln Stoff behandelt hat, ſo machte doch der Schluß ſeiner Ballade:

Fällt mir einmal das Freien ein,
So will ich eins aus Weinsberg frein,

beſonderen Eindruck auf mich, und die Idee, mir einſt meine Braut aus Weinsberg in Schwaben heimzuführen, wuchs allmählich mit mir groß und machte mich gleichgültig gegen die Reize meiner Landsmänninnen.“

„Na, das nenne ich eine reelle Wirkung eines Dichterworts!“ rief lachend Edmund; „wie oft habe ich in meiner Kindheit beim Handwerkerſpiel auf die Frage: ‚Wo kommt Ihr her?‘ den Spruch hergeleiert:

‚Von Sichſen, von Sachſen,
Wo die ſchönen Jungfern auf den Bäumen wachſen,‘

und iſt mir nie eingefallen, mein Liebchen dereinſt aus Sachſen zu holen, was ich jetzt eigentlich zur Revanche deinen Landsmänninnen ſchuldig wäre.“

„Ach, ich wußte recht wohl, daß du mich verhöhnen würdeſt,“ fuhr Arthur fort, „aber es iſt nun ſo; der Gedanke an eine Blume von Weinsberg iſt mir ans Herz gewachſen. Mein Vater wünſchte, daß ich mich bald verheirate, um ſein Gut zu übernehmen, ich aber erklärte, daß ich zuvor noch die Welt anſehen und mir einen Bildungsfonds ſammeln müſſe, und bezog eure kleine Univerſität hauptſächlich in der ſtillen Hoffnung, hier im Lande eine Verbindung anzuknüpfen, die mich nach Weinsberg führe ..." — „Und warſt ſo glücklich, mich zu finden!" — „Ja, dich, der du mich hierher locteſt mit der Vorſpiegelung, Heilbronn ſei eigentlich ganz dasſelbe wie Weinsberg. — Und ich glaubte ſie gefunden!" ſchwärmte Arthur, „die Roſe von Schwaben, das Kind der Natur, unberührt vom Hauche der Welt, frei von jedem Firnis falſcher Bildung, das unmittelbare Geſchöpf eurer blauen Flüſſe und grünen Hügel; o, ich glaubte ſie ſchon mein eigen!"

„Ich auch," ſagte Edmund mit unerſchütterlicher Ruhe; „und nun?"

„Und nun iſt ſie wie alle andern: ein Geſchöpf, behängt mit dem Flitterſtaat moderner Bildung, mit angelernten Gefühlen, ohne Herz, ohne Natur, ohne häuslichen Sinn!"

„Höre, wenn du von meinem Bäschen ſprichſt," ſagte Edmund, indem er aufſtand, ſeines Phlegmas vergeſſend, „ſo verbitte ich mir eine ſolche Sprache! Es hat ſie dir noch kein Menſch angetragen und ſteht noch ſehr dahin, ob du ſie bekämeſt, wenn du wollteſt; ſo aber brauchſt du nicht von ihr zu reden! Wer hat dir denn den Unſinn über Emma in den Kopf geſetzt?" fragte er etwas milder, da er die wirkliche Betrübnis des Freundes ſah.

„Wer? Ach, ſie ſelbſt! Hat ſie nicht geſtern geſtanden, daß ſie als Kind eine franzöſiſche Bonne hatte, daß ſie früher eine höhere Töchterſchule beſucht hat und ſpäter noch in einer franzöſiſchen Penſion war; daß ſie franzöſiſch plaudert und engliſch lieſt; daß ſie Phyſik, Mythologie, Geologie, Aſtronomie, Zoologie und wer weiß was für abſcheuliche Dinge noch gelernt hat! Was iſt nun mein Schwabenkind? — Eine Puppe der Ziviliſation. Sieh, darum haſt du mich betrogen. Euer Heilbronn nimmt nun ſchon die Miene einer großen Handelsſtadt an; wie konnte ich noch hoffen, hier ein Kind der Natur zu finden!"

„Alſo das iſt's!“ ſagte lachend Edmund, „ja, darauf wäre ich nicht verfallen, ich muß geſtehen, ich hätte dich für keinen ſolchen Narren gehalten. Weißt du was? Laß mein Bäschen examinieren, ſo wirſt du wohl finden, daß ihr von all dieſen ungeheuerlichen Wiſſenſchaften nur ſo viel geblieben iſt, um, wie man ſagt, ihren Kopf auszuputzen und ihren Sinn zu wecken. Hat ſie eine franzöſiſche Bonne gehabt, ſo hatte ſie daneben eine gute deutſche Mutter, und ich verſichere dich, ſie verſteht auch einen guten Pfannkuchen zu backen und ein Hemd zu nähen, und ſiehſt du denn nicht mit eigenen Augen, daß ſie ein ganz liebes, natürliches Mädchen iſt?“ — „Wie kann ich wiſſen, was noch natürlich an ihr iſt!“ ſeufzte der Sachſe; „es wird alles angebildet in dieſen Penſionen, ſogar die Natur.“

„Biſt du denn ſchon in einer geweſen?“ — „Ich nicht, aber die erfahrenſten Männer ſagen das. Ich ein Geſchöpf aus Penſionen heimführen! Nein, ich muß ſie aus dem Herzen reißen und wäre ſie mit tauſend Banden daran feſtgebunden.“

„Du biſt ein Narr,“ ſagte Edmund verdrießlich; „glaube was du willſt! Ich werde dir Emma wahrhaftig nicht antragen. Wenn dich aber nach einem Naturkind verlangt, ſo kommt morgen Minchen Eichelbeck, ein ganz unverfälſchtes Produkt aus Weinsberg ſelbſt, glaube ich, oder aus der nächſten Umgegend, zu Bernhards, wohin wir geladen ſind; da kannſt du dein Glück verſuchen.“

Die beiden jungen Männer gingen ins Haus. Emma machte leiſe, ganz leiſe ihr Fenſter zu und legte ſich nieder, ach, mit ſo viel ſchwererem Herzen, als ſie am Morgen aufgeſtanden war!

Zunächſt empörte ſich ihr beleidigter jungfräulicher Stolz, ſich verſchmäht zu wiſſen, ehe ſie gewonnen war. „Mag er ſein Naturkind ſuchen, wo er will!“ ſagte ſie ſich trotzig; „ich hätte ihn in keinem Fall genommen.“ Aber andre, weichere Gefühle gewannen wieder die Oberhand, liebliche Träume, die in den letzten Nächten ihr Lager beſucht und ſie wachend umſchwebt hatten, Blicke, Worte, die die Ahnung einer Seligkeit in ihr geweckt, wie ſie ſie in all den fröhlichen Tagen ihrer ungetrübten Jugend doch noch nicht geträumt hatte, und — ſie konnte den Trotz nicht feſthalten; er ward zur ſchmerzlichen Wehmut. So oft ſie auch mit Edmund ſagen wollte: er iſt ein Phantaſt, ein Träumer, eine andre Stimme in ihr ſagte doch wieder: er iſt ein reines, warmes Herz und hätte dich glücklich machen können, wenn du nicht von ihm verkannt würdeſt. Das freilich hätte ſie nie geträumt, daß ein Uebermaß von Bildung und Gelehrſamkeit ſie um ihr Herzensglück bringen würde. Bei der guten Mamſell Suzon, die ihre Mutter aus Mitleid aufgenommen, hatte ſie wahrhaftig nicht zu viel gelernt, und daß ſie der Vater nach dem frühen Tode der Mutter nach Montmirail geſandt, das war doch auch nicht ihre Schuld. Bis jetzt hatte ſie es in ihres Herzens Unſchuld für Pflicht gehalten, alle Gelegenheit, ſich zu unterrichten, fleißig zu benützen; hatte doch ihre ſelige Großmutter ſelbſt, obgleich ſie eine ſchlichte Bürgersfrau war, ihr oft geſagt: „Lerne, was du kannſt, Mädchen, du trägſt an nichts ſchwer; ich wollte, man hätte mir's meiner Zeit auch ſo kommod gemacht mit dem Lernen.“ Und nun machte ihr der eine, von deſſen Lippen ihr ein Lob ſüß geklungen hätte, zum Verbrechen, was ſie für recht und gut gehalten hatte! „Eine Puppe der Ziviliſation!“ Das war ein hartes Wort, aber ſo oft ſie ſich trotzig abwenden wollte von dem, der ihr ſo bitter unrecht that, immer wieder gewann ein milderer Geiſt die Oberhand; ſie fand es ſüßer, zu vergeben, ſie wollte ihm ja allen Segen wünſchen zu der Wieſenblume, die er ſich irgendwo am Fuß der Weibertreue pflücken würde, und ſie war endlich eingeſchlafen mit dem Reimlein auf der Lippe:

„Daß du den Zorn im Buſen ſtillſt
Und deinem Feind vergeben willſt,
Nennſt du das ſchwerſte Streben;
Weißt du denn auch, wie ſchwer es fällt,
Dem Allerliebſten auf der Welt
Ein Herzleid zu vergeben?“

Daher kam's, daß Emma heute nicht fröhlich wie ſonſt ſich zu dem Herbſtfeſte anſchickte; erſt als ihr einfiel, daß Edmund und Arthur am Ende auf die Vermutung kommen könnten, daß ſie ihr Geſpräch belauſcht, raffte ſie ſich gewaltſam auf und empfing Minchen Eichelbeck, die kam, um ſich an ſie anzuſchließen, faſt zu freundlich.

Edmund warf Arthur einen ſchelmiſchen Seitenblick zu, als er ihm Fräulein Eichelbeck aus Weinsberg vorſtellte, die ſeine Verbeugung mit einem etwas ungeſchickten Knicks erwiderte. Sie war in der That eine recht ſolide Wieſenblume in einem ſchönen grasgrünen Kleid und einem roſaſeidenen Hut, der nicht ſo recht zu ihren rötlichen Haaren paßte. Faſt unwillkürlich mußte Arthur ihre etwas eckigen Bewegungen mit Emmas natürlicher Grazie vergleichen; aber war dieſe denn auch natürlich? War nicht alles eingelernt in dieſen franzöſiſchen Penſionen?

Endlich war man fertig zum Abzug; ein Nachbarjunge trug den jungen Leuten ein ganzes Arſenal von Flinten, Piſtolen, Pulverhörnern und Feuerwerk nach. Tante Mine rannte atemlos durch Küche, Zimmer und Speiſekammern, ſchloß die Thüren mehrmals zu und wieder auf, kehrte einmal auf der Treppe wieder um, weil ſie den Schlüſſel zum Mehlkaſten hatte ſtecken laſſen; das zweite Mal unter der Hausthür, weil ſie ihre Brille vergeſſen hatte; das dritte Mal auf der Straße, weil ihr einfiel, daß am Ende die Katze ſich in den Aſchenwinkel gelegt habe und durch etwaige glühende Kohlen, die ihr möglicherweiſe am Schwanz hängen bleiben möchten, eine furchtbare Feuersbrunſt veranlaſſen könnte, was ſich ſchon mehrmals ereignet haben ſoll.

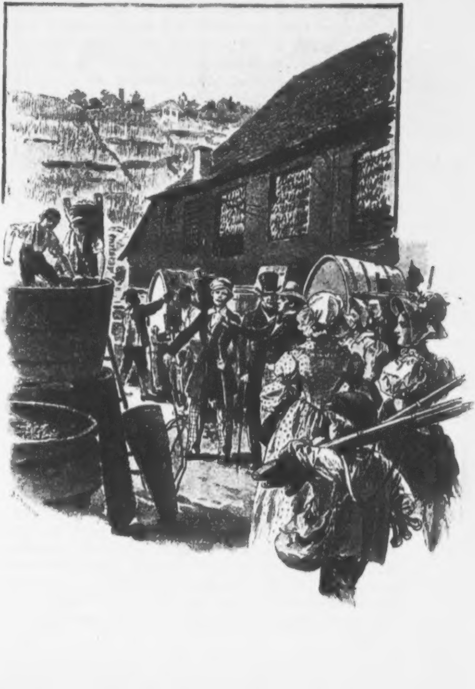
Zuletzt aber geſellte ſie ſich doch zu den ungeduldig Harrenden. Die beiden Mädchen, zwiſchen denen die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte, gingen wie zwei Adjutanten zu ihrer Rechten und Linken. Arthur hatte jetzt Gelegenheit, die Natürlichkeit und den praktiſchen Sinn des Naturkindes zu bewundern in einem Streit, den ſie mit Tante Mine über die

Vorzüge eines ſchwarzen Katers und einer grauen Kätzin führte, und einer angehängten Abhandlung, ob die Katzen aus Hunger oder aus Uebermut Mäuſe fangen. Das Thema dünkte ihm doch zu proſaiſch, und er wandte ſich wieder zu Emma, die ganz ſtill dahinging und leiſe vor ſich ſummte:

„Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?“

mit der Frage: woher wohl die Sitte des Schießens bei der Weinleſe ſtamme? „Vielleicht von den alten Bacchusfeſten,“ ſagte Emma etwas gedankenlos. — „Oho, Fräulein Baſe!“ rief Edmund mit ſchallendem Gelächter; „iſt das ein Pröbchen Penſionsgelehrſamkeit? Hatte man denn dazumal ſchon das Schießpulver erfunden?“ — „Vielleicht haben ſie damals mit Pfeilen geſchoſſen,“ meinte begütigend der Papa, um der armen, errötenden Emma aus der Verlegenheit zu helfen. — „Na, da ſiehſt du, daß es nicht zu gefährlich iſt mit der Weisheit,“ flüſterte Edmund ſeinem Freunde zu. — „Eben das iſt's ja,“ ſagte dieſer mißmutig, „alles oberflächlich, nichts Vernünftiges.“

„Aber um Gott!“ rief er plötzlich erſchrocken, „iſt das etwa noch ein Ueberreſt altheidniſcher Herbſtfeier?“ — „Was denn?“ fragte Herr Radius. — „Ach, der ſchmutzige Junge dort, der wie wahnſinnig in einer Kufe mit abſcheulicher Brühe herumtanzt.“ — „Der träppelt Trauben,“ belehrte ihn Minchen lakoniſch. — „Nicht möglich, ich bitte Sie! Da leeren ſie wirklich wieder eine Bütte voll Trauben hinein und das kleine Ungetüm zerquetſcht und zertritt ſie mit ſeinen ſchmutzigen Stiefeln.“ — „Das iſt das Los des Schönen auf der Erde!“ ſagte ſcherzend eine Dame, die eben auch auf der mühſamen Wallfahrt zu der Höhe des Weinberges begriffen war. — „Die gewöhnliche Art, hier die Trauben zu zerquetſchen,“ erklärte Herr Radius; „nur wenige Weinbergbeſitzer, ich zum Beiſpiel, bedienen ſich der rationelleren und reinlicheren Methode des Raſpelns. Dies Zertreten ſchadet aber nichts, der Schmutz ſetzt ſich und man merkt dem Wein nichts mehr an, wenn er ein-



mal geklärt aus dem Faſſe rinnt.“ So rechten Appetit zu ſüßem Wein hatte der Sachſe doch nicht mehr.

Nun war die Höhe erreicht; auf dem geräumigen grünen Platz zeigten die reich gedeckten Tiſche der offenen Laube lockende Zurüſtungen zum ſolennen Herbſtmahl. Alles war unter der Leitung der geſchäftigen Hausfrau aufs zierlichſte geordnet — im Hintergrund brodelte der Kaffeekeſſel; der klare Wein in weißen Flaſchen mochte wohl auch der Tage ſeiner Jugend gedenken, wo er unter ſo fröhlichem Lärm ſeine ſonnige Heimatſtätte verlaſſen hatte, um ſich im Keller zu einem kühlen, beſonnenen Herrn zu klären, dem aber der Schalk hinter den Ohren ſitzt.

Bald ſammelten ſich die Gäſte, die, von allen Seiten herkommend, in friſcher, erwartungsvoller Stimmung ſich mit fröhlichem Zuruf begrüßten. Der große alte Birnbaum vor der Laube ſah, mit bunten Shawls, Hüten und Schleiern behängt, bald wie ein wunderlicher Weihnachtsbaum aus.

Wer Raum fand, ſetzte ſich um den Tiſch, förmliche Vorſtellungen fanden nicht ſtatt, man überließ den Gäſten, ſich allmählich ſelbſt kennen zu lernen.

Ein Kanzleirat von Stuttgart, der ſich vom friſchen Herbſtwind den Aktenſtaub wegblaſen laſſen wollte, ſetzte ſich neben Frau Elſinger, eine echte Heilbronnerin, bei der das raſche, bewegliche Pfälzerblut das bedächtigere ſchwäbiſche Element überwog; zu ihrer andern Seite nahm Herr Radius Platz, neben ihm Frau Cäcilie Behrens, auch ein Heilbronnerkind, aber längſt im Ausland verheiratet, die in ſtarkem Verdacht ſtand, eine Dichterin zu ſein, da ſie ſchwarze Locken trug und den Hut auf Spaziergängen meiſt am Arm hängen hatte; dann kam der „gar alte Herr Stadtſchreiber“, der den letzten Zopf des Jahrhunderts als ganz kleines Zöpflein unter ſeinem grauen Härlein verſteckt trug, die übrige Geſellſchaft in buntem Durcheinander. Doktor Halm, ein werdender Hageſtolz und bleibender Privatdocent, der in den Ferien war, hatte Emma unter ſeinen Schutz genommen. Die jungen Herren nahmen nur flüchtig

Platz in der Laube, ſie luden Piſtolen und boten ſie den Damen zum Schießen an, was dem Sachſen eine höchſt verwunderliche Galanterie ſchien; auch gebärdeten ſich die Damen zum Teil ſehr ſcheu und erſchrocken dabei, verſicherten, daß ſie ſich entſetzlich vor dem Schießen fürchten, hielten die Piſtole mit abgewandtem Geſicht und ließen die Herren losdrücken. Wenn dann der Knall tauſendſtimmig von den Bergen wiederhallte, fuhren ſie mit allerlei ſchrillenden und nervenſchwachen Ausrufen zurück, ſahen aber alsbald wieder hin, ob nicht aufs neue ein aufmerkſamer Kavalier ihnen die ritterliche Huldigung einer geladenen Piſtole darbringe.

Minchens Scheu vor der Piſtole, der Schrei, mit dem ſie ſie fallen ließ, nachdem ſie losgegangen, ſchien ebenſo ungeheuchelt als ungraziös, auch ließ ſie ſich in der That nimmer zum Schießen bewegen und ſetzte ſich in die Laube. Emma, für einen Augenblick von der allgemeinen Fröhlichkeit belebt, hielt ihre Piſtole leicht und frei in eigener Hand und drückte los mit kindiſcher Luſt am hellen Knall; da ſchien ihr aber, Arthur blicke mißbilligend auf ſolchen Heroismus, der ihm ein ſträflicher Emancipationsverſuch deuchte, wenn er auch gerade nicht eingelernte Ziererei ſchien. Sie lehnte die nächſte Piſtole dankend ab und zog ſich auch in die Laube zurück, obgleich ſie ſich wieder über ſich ſelbſt ärgerte, daß ſie ſich um den Sachſen und ſein Urteil überhaupt kümmere.

Arthur, um gewaltſam den Zauber abzuſchütteln, den die „Puppe der Ziviliſation“ wider ſein beſſeres Wiſſen noch über ihn ausübte, erging ſich in lauter Bewunderung der anmutigen Gegend, was ihn bei den Heilbronnern ſehr empfahl. So ein bewundernder Fremder, der alles, was er bei uns ſieht, ſchön und gut findet, iſt für patriotiſche Gemüter eine rechte Erquickung. Man fühlt ſich ordentlich gehoben bei jedem Buſch oder Bächlein, das er preiſt, und nimmt das Lob der heimiſchen Gegend mit beſcheidenem Selbſtgefühl auf, als ob man ſie eigenhändig verfertigt hätte; wie eine junge Heilbronnerin einſt einem Fremden den ſchönen Kirchturm der Stadt zeigte mit der rühmenden Bemerkung: „Er iſch von Stain unn iſch hier g'macht worden.“

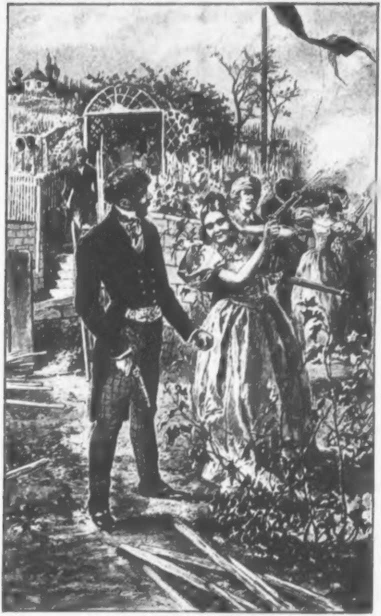
Der Kaffee war getrunken, auch die ſchießende Jugend pauſierte, und aller Blicke ſchauten mit ſtiller Luſt hinab auf das ſonnenhelle, ſchöne, fröhlich belebte Landſchaftsbild.

„Eine liebliche Gegend!“ rief Arthur Grote immer wieder von neuem aus, „ein anmutiger Schauplatz für die ſchöne That der Frauentreue . . .“ — „Welche ſich,“ fiel Herr Radius ein, froh, etwas von ſeinem geſammelten Geſprächsſtoffe an Mann zu bringen, „im Jahre elfhundertundvierzig zugetragen hat.“ — „Haben ſoll,“ warf der Kanzleirat ein. „Die hiſtoriſche Richtigkeit der Geſchichte iſt bekanntlich keineswegs verbürgt, und der Geſchichtſchreiber Kaiſer Konrads erwähnt mit keiner Silbe dieſer artigen Anekdote.“

„Fort! Werft das Scheuſal in die Wolfsſchlucht!“ deklamierte mit komiſchem Pathos der Hausherr; „unſre Frauen erwürgen dich eigenhändig, wenn du ihnen dieſe ruhmvolle Tradition raubſt.“ — „Ich weiß auch in der That nicht,“ begann Frau Cäcilie eifrig, „warum man ſich ſo emſig bemüht, jeden poetiſchen Zug aus der Geſchichte zu verwiſchen, jede Blume auszureißen, auf der das Auge noch gern ausruht in dem Gewühl von Streiten und Kriegen, das ſonſt die Weltgeſchichte bildet. So raubt man uns den heldenkühnen Tell; den intereſſanten Don Carlos macht man zu einem mißgeſchaffenen Blödſinnigen; die gottbegeiſterte Johanna zu einer Stallmagd und . . .“ Sie konnte vor Bewegung gar nicht weiter reden, es ſtanden ihr die hellen Thränen in den Augen.

Der Kanzleirat war ganz überraſcht und betroffen über die Alteration, die ſeine Bemerkung hervorgebracht, die er dazu noch von ſeinem Freunde, dem Bibliothekar, geſpickt hatte, und meinte eingeſchüchtert: der Wahrheit gebühre eben doch vor allem die Ehre, wenn auch ſelbige minder poetiſch ſei als Gedichte und Theaterſtücke.

„Was mich betrifft,“ ſagte die Frau vom Hauſe begütigend, „ſo thäte mir's zwar leid, wenn unſre Weibertreue ihren ſchönen



Die jungen Herren luden Piſtolen und boten ſie den Damen zum Schießen an.
(S. 283.)

Namen verlieren ſollte; aber die Geſchichte ſelbſt ſcheint mir mehr ein glücklicher Einfall als eine außerordentliche That der Frauen."

„Freilich," meinte lachend Frau Karoline, „wenn man auch mit ſeinen Männern nicht zum beſten dran iſt, totſchlagen ließe man ſie doch nicht geradezu, wenn man's ändern könnte; ich hätte zuletzt den meinen auch herausgetragen, nur weiß ich nicht, ob ich von ſelbſt drauf verfallen wäre, daß er meine größte Koſtbarkeit ſei."

„So nahe ſcheint dieſer Gedanke wirklich nicht zu liegen," meinte Dr. Halm ſchelmiſch lächelnd, „ſonſt hätte der Kaiſer doch an die Möglichkeit dieſes Auswegs gedacht."

„Nur daß die Frauen ſo robuſt waren und es preſtiert haben, wundert mich," ſagte die Jungfer Tante.

„Sie vergeſſen, daß die Männer durch die lange Belagerung abgemagert und ausgehungert waren," bemerkte ſehr verſtändig der Kanzleirat.

„So, meinen Sie," rief entrüſtet Frau Karoline, „die Weiber hätten ſich allein herausgefüttert?"

„Es iſt mir wirklich neu," fiel der Doktor ein, „daß die Damen ſelbſt den Wert der vielgeprieſenen That herabſetzen. Was ſagen Sie dazu, Fräulein?" wandte er ſich an Minchen, „Sie als Weinsbergerin haben die erſte Stimme; glauben Sie wirklich, daß die That der Weinsberger Frauen ſo gering anzuſchlagen iſt?"

Minchen war eben in eine tiefſinnige Betrachtung des Kleides ihrer Nachbarin verſunken, ob ſelbiges wohl halb ſeiden oder ganz ſeiden ſei, und mußte ſich die Frage wiederholen laſſen. „Eine Kleinigkeit war's gewiß nicht," entſchied ſie, „aber ich finde es ganz geſcheit; was hätten denn die vielen Frauen nachher alle anfangen ſollen ohne Männer, beſonders im Krieg, wo vorher ſchon ſo viele erſchoſſen worden ſind?"

Das laute Lachen der Herren über dies naive Zugeſtändnis brachte Minchen in einige Verlegenheit; um ihr daraus zu helfen, bat Grote die Damen, höhere und ſchwerere Proben von Frauentreue zu erzählen, und forderte Minchen auf, ſelbſt den Anfang zu machen.

Minchen, die noch nie als Erzählerin aufgetreten war, kam in große Verlegenheit und mußte ſich ſchrecklich lange beſinnen. Obgleich Grotes Erwartungen von dem Kind der Natur etwas herabgeſtimmt waren, ſo ſah er doch geſpannt auf ſie, lauſchend, in welch ſchlichtem, lieblichem Beiſpiel ſich die holde ſchwäbiſche Einfalt kundgeben werde.

„Ich weiß ſelber nicht mehr ſo recht,“ begann Minchen ſtockend, „aber das iſt doch ganz ſchön von der Mimili, die faſt geſtorben iſt, wie ſie geglaubt hat, er wolle nichts mehr von ihr; und ſie iſt ihm doch getreu blieben, bis ſie ſich zuletzt noch gekriegt haben.“

„Sehr ſchön, in der That,“ ſagte mit möglichſter Ernſthaftigkeit der Doktor, während Arthur nicht recht wußte, was für ein Geſicht er dazu machen ſollte; „und woher ſtammt denn dieſes rührende, wenn auch mir noch etwas unklare Exempel von Frauentreue?“

„Aus einer ſchönen Geſchichte: Mimili von Clauren,“ berichtete Minchen; „die Frau Notarin hat ſämtliche Werke, es iſt ſo unterhaltend.“

„O Natur, o Natur!“ flüſterte Edmund ſeinem Freunde zu; „armer Arthur! Die Schwabenkinder haben auch geleſen.“

Frau Cäcilie, die gern den komiſchen Eindruck verwiſcht und das Geſpräch auf ernſterem Grunde erhalten hätte, erbot ſich, ein wahres Beiſpiel von Frauentreue zu erzählen, das mehr als alle Dichtung ſei, eine Geſchichte aus dem Mittelalter.

„Und wie benennen Sie dieſe Wundergeſchichte: etwa ‚Treue bis zum Tod‘, oder ſonſt einen nagelneuen, nie gehörten Titel?“

„Treue durch mehr als Tod,“

ſagte Cäcilie etwas pikiert und begann:

„Eine Gräfin, Mathilde von Felseck, war vermählt an einen Grafen Hugo von . . . Ich entſinne mich des Namens nicht mehr genau.“

„Der Name thut nichts zur Sache,“ ſagte tröſtend der Kanzleirat.

„Die Gräfin war wunderſchön, ihr Gemahl aber dunkel und unſchön von Angeſicht. Er wußte, daß ſie ihn nach ihres Vaters Willen gewählt, und konnte trotz all ihrer Verſicherungen nicht an ihre Liebe glauben. Mehr und mehr quälte ihn der Gedanke, daß ſie ſich an ſeiner Seite nur unglücklich fühlen könne, und er beſchloß zuletzt, von ihr fort in den Krieg zu ziehen. Im Kriege verlor er aber nicht ſein Leben, wie er gehofft und gewünſcht hatte, ſondern nur ſein rechtes Auge.

„Da ſandte er der ſchönen Gräfin Botſchaft: nun, da er noch ſeines Auges beraubt und viel mehr als zuvor entſtellt ſei, achte er ſich auf ewig von ihr geſchieden; er ziehe ins heilige Land. Wenn er daſelbſt den Mühſalen des Krieges erlegen ſei, ſolle es ihr ſein Knappe berichten, damit ſie dann frei einen Gatten von ſchöner Geſtalt wählen könne, der ein würdiger Genoſſe für ſie ſei.

„Die Gräfin hieß den Knappen, der die Kunde gebracht, einige Tage verweilen; ſie ſchloß ſich in ihre Gemächer ein, und niemand wußte, was ſie daſelbſt that. Nach mehreren Tagen kam ſie hervor, dicht in Schleier gehüllt, zur Reiſe gerüſtet, und gebot dem Knappen, ſie zu ſeinem Herrn zu geleiten.

„Der Ritter ſaß in ſeinem Zelt finſter und allein, als ſeine holdſelige Frau mit verſchleiertem Antlitz zu ihm eintrat und ihn grüßte. ‚Laß ab von mir!‘ rief er düſter, ‚du folgſt mir nur aus Pflicht, lieben kannſt du mich nimmermehr!‘ Die Gräfin aber ſchlug ihren Schleier zurück und beugte ſich liebevoll nieder auf den düſteren Gemahl; er blickte auf und ſah — in eines ihrer ſchönen blauen Augen, das andre hatte ſie ſelbſt ſich ausgeſtochen. ‚Nun ſind wir einander gleich,‘ ſagte ſie lächelnd, ‚und du darfſt nicht mehr fürchten, ich ſei zu ſchön für dich.‘

„Da erkannte er ihre unendliche Liebe; all ſeine Zweifel waren überwunden, er kehrte mit ihr heim, und ſie lebten fortan glückſelig zuſammen.“

„Das iſt Treue!“ rief Grote begeiſtert. — „Faſt gar zu ſchön,“ meinte lächelnd der Doktor. — „Und was die hiſtoriſche Wahrheit betrifft, ſo wird die höchſt dubiös ſein,“ bemerkte der Kanzleirat. — „Als Erfindung eines alten Minneſängers hat es vielleicht einigen Wert,“ ſagte Herr Radius anerkennend. — „Sie hätte die Operation gar nicht ſelbſt vollziehen und nicht ſo ohne weiteres überſtehen können,“ warf wieder der Kanzleirat ein.

„Nicht geſcheit iſt ſie geweſen!“ platzte Frau Karoline heraus. — „Na, auf ſolchen Beweis von Treue hätte ich auch keinen Anſpruch gemacht,“ ſagte ihr Gemahl. — „Iſt auch nicht nötig,“ entgegnete ſie lachend; „ich wäre meinetwegen zu dir gekommen mit allen zwei Augen und hätte dir geſagt, du ſeiſt mir doch ſchön genug und ich wolle mit dir vorlieb nehmen, ſo wie du ſeiſt. Hätteſt du's dann doch nicht geglaubt, ſo wär's dein eigener Fehler geweſen. Wenn der Mann einäugig iſt, ſo hat die Frau zwei Augen um ſo nötiger.“

„Auch richtig,“ gab der Kanzleirat zu; „aber Sie, Madame Elſinger, worin beſteht denn Ihr Ideal von Weibertreue?“ — „Ach, ich habe nicht viel Zeit, mich mit Idealen abzugeben,“ ſagte dieſe; „aber ich meine, die Bürgermeiſterin von Schorndorf hat ihrem Manne einen viel beſſeren Dienſt gethan als die Frau Mathilde dem ihren.“

„Wer war die Bürgermeiſterin von Schorndorf?“ fragte Arthur. — „Ach, das iſt eine bei uns wohlbekannte Geſchichte,“ ſagte Herr Radius, recht vergnügt über den ſoliden Fortgang des Geſprächs, „die im Jahre 1688 paſſierte, wo der franzöſiſche General Melac als Verderber und Mordbrenner durch unſer Land zog. Die Feſtung Asperg hatte er durch Gewalt und Drohungen ſchon beſetzt und einen Befehl zur Uebergabe der Stadt Schorndorf bei der Regierung erſchlichen.

„Mit dieſem Befehl ward ein Regierungskommiſſär nach Schorndorf abgeſandt. Der dortige Kommandant widerſetzte ſich der Uebergabe; ein Teil des Magiſtrats aber, der ſich auf dem Rathaus verſammelt hatte, wurde bedächtig und ſchwankend und glaubte, es werde keine Wahl bleiben, als dem Befehle zu gehorchen. Die Frau Bürgermeiſter Künkelin von Schorndorf, die wußte, warum ſich der Magiſtrat verſammelt hatte, ſchöpfte Verdacht; da die Sitzungen des Rates, wie billig und natürlich, für Frauen nicht zugänglich waren, ſo ſchlüpfte ſie in höchſteigener Perſon in den großen Kachelofen der Ratsſtube und hörte allda, daß, wenn auch mit ſchwerem Herzen, der Beſchluß gefaßt wurde, ſich in Gottes Namen dem herzoglichen Befehl und der Uebermacht des Feindes zu fügen und die Stadt auf glimpfliche Bedingungen zu übergeben."

„Die Frau Bürgermeiſterin aber," nahm Karoline eifrig das Wort, „ſchlüpfte aus dem Ofen heraus — ob ſie ſich rußig gemacht, weiß ich nicht —; ſie rief, im Verein mit einer Freundin, alle Weiber der Stadt zuſammen und ſagte ihnen, welche Gefahr ihrer Stadt drohe.

„Ehe noch der wohlweiſe Magiſtrat ſeine Sitzung und Beratung vollendet hatte, da er ſich wahrſcheinlich nicht darüber vereinigen konnte, wer bei dem ſchmählichen Abzug aus den Thoren ſeiner Heimat den Vorrang haben ſolle, hatten ſich ſämtliche Frauen vor dem Rathaus verſammelt. Sie waren gerüſtet mit allen Waffen, die Frauen zu Gebot ſtehen ..." — „Alſo Lächeln, Thränen, ſüße Ueberredung, anmutige Liſt," fügte der Doktor ein. — „Keineswegs, Herr Doktor, zu ſüßen Worten war keine Zeit. Die Weiber hatten Beſen, Ofengabeln und Feuerzangen und erklärten den Männern, wenn ſie den Franzoſen die Thore öffnen, ſo wollten ſie, die Frauen, ihnen den Eingang noch wehren, bis die letzte von ihnen tot liegen bleibe. Dieſer Mut der Weiber beſchämte die Männer; der herzogliche Kommiſſär wurde unverrichteter Dinge fortgeſchickt und hatte zu thun, daß er mit heiler Haut davonkam. Als nach ein paar Tagen der Melac daherkam und geradezu einrücken wollte, da fand er die Thore verſchloſſen und eine kampfbereite Bürgerſchaft auf den Wällen, die ſich zeigte als die rechten und tüchtigen Männer ihrer mutigen Weiber."

„Die Franzoſen haben die Volkswaffen reſpektieren lernen, die nicht das Kommandowort eines Generals, ſondern ein mutiges deutſches Herz in die Hand gibt," fügte Herr Radius ein. „Melac mußte mit Schimpf und Schande abziehen und die Stadt blieb unſer."

„Die Frauen aber," ſchloß Frau Karoline, „warfen Beſen und Ofengabel weg, kehrten in ihre Küche zurück und kochten ihren Männern ein gutes Mittagsmahl." — „Wovon zwar die Geſchichte ſchweigt," ſagte Doktor Halm. „Allen Reſpekt vor der Bürgermeiſterin; gewiß hat ſie ein Beiſpiel weiblicher Energie gegeben. Da wir aber juſt von Treue reden . . ." — „Und iſt es nicht die höchſte Treue, an des Mannes Wert und ſeine Kraft zu glauben und ſie in ihm zu wecken auch da noch, wo er ſich ſelbſt aufgegeben?" fragte Emma mit leuchtendem Blick, errötete aber tief, als ſich die Blicke auf ſie wandten. — „Eine recht poetiſche Verklärung der Frau Bürgermeiſterin mit Beſen und Ofengabel," ſagte der Doktor wieder; „aber ich beneide denn doch ihren Mann nicht. Mein weibliches Ideal iſt ſanfte Hingebung, ſelbſtvergeſſene Demut . . ." — „Ein ſolches Beiſpiel," meinte die freundliche Hausfrau, „könnte ich vielleicht anführen, wenn es auch kein hiſtoriſches iſt." — „Schön, ſchön," ſtimmten alle bei, auch Arthur, der ſich eben beſonnen, ob ihm die Probe ſchwäbiſcher Frauentreue, die die Frau Bürgermeiſterin gegeben, nicht gar zu maſſiv wäre.

Opfer ohne Dank.

„Eine Freundin meiner Mutter, ein ſchönes, liebenswürdiges, reichbegabtes Weſen, hatte, dem Wunſch ihrer Eltern zuliebe, einen etwas eigenſinnigen, wunderlichen Mann geheiratet. Wenn ſie aber auch nicht aus Liebe gewählt hatte, ſo war ſie doch jederzeit heiter, liebevoll und aufmerkſam auf die kleinſten Wünſche ihres Gatten. Nur an der großen Zärtlichkeit, mit der ſie Blumen pflegte, ließ ſich vielleicht vermuten, daß ihr Herz nicht ganz ausgefüllt ſei.

„Einſt hatte ſie von ihrem Bruder auserleſen ſchöne holländiſche Hyacinthenzwiebeln erhalten, die ſie ſehr glücklich machten; ſie pflegte ſie ſorgſam und belauſchte mit kindlicher Freude das Keimen der Pflanzen, das allmähliche Schieben der Knoſpen.

„Im Februar, faſt an einem Tag, gingen die Blumen alle auf: das Zimmer blühte und duftete wie der ſchönſte Garten, und glückſelig zeigte ſie ihrem Mann die herrliche Flora, als er von einer kleinen Geſchäftsreiſe zurückkehrte. Er nahm wenig Notiz davon und bemerkte bald: ‚Die Blumen riechen viel zu ſtark; ich bin überzeugt, daß ich Kopfweh davon bekomme.‘ — ‚Ich glaube, daß es auf dem Gang draußen zu kalt für ſie iſt,‘ ſagte die Frau, ängſtlich um das Schickſal ihrer Lieblinge beſorgt, ‚und da ſie nicht im Schlafzimmer ſind und dein Arbeitszimmer oben iſt, ſo fürchte ich nicht, daß dir der Duft ſchade.‘ — ‚Du weißt, daß bei unſrer kleinen Wohnung der Geruch überall durchdringt,‘ entgegnete er gereizt — er war jederzeit gereizt — und verließ das Zimmer. Als er ſpäter die Treppe wieder herabkam, trat ihm die Frau entgegen; ſie trug alle ihre ſchönen Hyacinthen abgeſchnitten in einem Körbchen. ‚Was willſt du damit?‘ fragte er mit der halben Beſchämung, die auch der gewaltthätigſte Menſch fühlt, wenn man plötzlich ſeiner Caprice nachgibt. ‚Es iſt heute abend Ball, da will ich meine ſchönen Blumen den jungen Mädchen verteilen,‘ ſagte ſie heiter; ‚ſo haben ſie doppelte Freude gemacht.‘“

„Das gebe ich zu,“ ſagte Herr Radius, „mag eine ſchwerere Probe ſein, als den Mann auf dem Rücken zu tragen, zumal wenn die Geſchichte noch verſichern kann, daß die Dame nachher nicht in offener oder verblümter Weiſe dem Mann das Leben ſauer gemacht hat wegen der geopferten Blumen.“

„Ein höchſt unnötiges Opfer!“ rief Frau Karoline; „es geſchieht den Männern ein ſchlechter Dienſt damit, wenn man jeder ihrer wunderlichen Launen nachgibt. Den wollte ich gelernt haben, meine Blumen zu riechen!" — „Ja, ja," lächelte der Doktor etwas ſpöttiſch, „der Herr Gemahl darf ſich vielleicht mehr auf die Schorndorfer als auf die Weinsberger Treue gefaßt machen."

„Sie, Fräulein, ſind uns Ihr Beiſpiel von Frauentreue noch ſchuldig," ſagte Arthur, den ein unwillkürlicher Zug doch immer in Emmas Nähe führte, deren ſtille Augen und gedämpfte Heiterkeit mehr Anziehung auf ihn übten als die laute Fröhlichkeit der jungen Mädchen draußen, unter denen er doch die ſchönſte Gelegenheit gehabt hätte, ſein Urbild einer Schwäbin zu ſuchen.

„Ach," rief Frau Karoline, „das Ding wird am Ende einförmig, wir können uns nicht immer ſelbſt loben; wie wär's, wenn die Herren zur Abwechſelung etliche Exempel von Männertreue brächten?"

Die Männer beſannen ſich. Keinem, ſelbſt dem mundfertigen Sachſen wollte jetzt gerade ein ſolches Beiſpiel einfallen, und die Hausfrau ſprach lachend: „Ja, das wird eine vergebliche Forderung ſein! Kennen Sie nicht das alte Liedchen vom munteren Ritter, der mit ſeinem Liebchen die Höhe von Weinsberg beſteigt und bei den Trümmern der Weibertreue den Schwur ewiger Treue von ihr verlangt?

Bei dieſen Trümmern der — verzeih' —
Faſt ganz verfallnen Weibertreu'.

„Das Liebchen verſpricht zu ſchwören, wenn er ihr auch nur einen einzigen Stein von der Männertreue zeigen könne.

Nur einen Stein der — o verzeih' —
Noch nie beſtandnen Männertreu'.

„Man ſagt, daß der Ritter bis heutigestags den Stein noch nicht aufgefunden habe."

„Ein eklatantes Beiſpiel von Männertreue iſt auch mir im Augenblick nicht erinnerlich," gab der geſchichtskundige Herr

Radius zu. — „Weil bei Männern die Treue Regel iſt und die Untreue Ausnahme,“ behauptete Arthur, wobei er einem ungläubigen Lächeln der Damen begegnete.

„Aus der Ritterzeit vielleicht,“ gab Frau Cäcilie zu. — „O Ritterzeit!“ rief der Doktor, „von keiner iſt mehr gelogen worden; weiß nicht, ob die Treue unſrer Damen heutzutage ſtandhielte, wenn ſie eine Behandlung erfahren müßten, wie die minniglichen Frauen des Mittelalters von den biderben Rittern, wie ſolches die ſchöne Chriemhild noch ganz begreiflich fand.“

„Nun, dann waren die Damen des Mittelalters in ihrem guten Recht, daß ſie den Männern oft die Werbung ſo ſauer machten,“ meinte die Hausfrau.

„Einen Ritter,“ ſagte Herr Radius, der endlich hoffte, ſeinen Unterhaltungsſtoff anzubringen, „habe ich ſelbſt noch in hieſiger Gegend gekannt, der zwar keiner Dame Treue beweiſen konnte, da er Malteſer war, der aber doch einen Beweis gibt, daß die ritterliche Geſinnung deutſcher Männer auch in der Ferne einen guten Klang hat.“

„Einen Ritter, den Sie noch gekannt?“ fragte zweifelnd Frau Karoline.

„Allerdings,“ verſicherte Herr Radius, „es war zwar nicht der letzte Ritter von Marienburg, aber doch der letzte Ritter von Affaltrach. Freilich war es keiner in ſilberblanker Rüſtung wie der Otto von Trautwangen; es war ein alter, behaglicher Herr von ſtattlicher Geſtalt und anſehnlichem Bauch, mit einem Zopf und gepuderten Haaren, der immer im langen Frack ging, bei hohen Feſten von ſcharlachroter Farbe, aber ein Ritter war es immerhin: der letzte Malteſer, Franz Karl, Freiherr von Truchſeß zu Appenweiher, grand bailif und Komtur. Er hatte ſeinen Ruheſitz in dem Dörfchen Affaltrach, unweit Weinsberg, das bis in die neueſte Zeit dem Malteſerorden gehörte. In ſeiner Jugend war er auf Malta, und Kommodore einer Schiffsabteilung des Ordens geweſen. Die Kriege mit den Sarazenen hatten damals aufgehört und die Schiffe dienten nun dem friedlichen Zweck, Früchte von Sizilien nach Malta zu bringen. Eine

Dürre auf Sizilien hatte den Kommodore einſt genötigt, Getreide vom Dei in Algier zu kaufen, bei welcher Gelegenheit beide gut miteinander bekannt wurden.

„Im folgenden Jahre machte der Freiherr wieder eine Uebungsfahrt nach Algier; er hörte dort, daß der Dei auf ſeinem feſten Schloß Laſauba von wilden Gebirgsvölkern belagert ſei. Der bedrängte Dei ſah die Schiffe der Malteſer; er ſandte eine Botſchaft an den Freiherrn, um ihn anzuflehen, ſich ſeiner Frauen anzunehmen. Er wiſſe ſie auf einem geheimen Wege zu flüchten, könne aber keine Männer zu ihrer Bedeckung entbehren; ſo bat er denn den ritterlichen Deutſchen, ſie ſicher zum Paſcha von Rhodus, ſeinem Freunde, zu führen. Er ſelbſt wolle hier bleiben und kämpfen wie ein Mann.

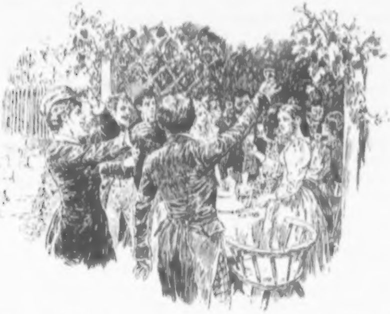
„Er überſchickte dem Ritter noch einen koſtbaren Ring, mit dem er ſich bei dem Paſcha von Rhodus beglaubigen könne. Der Deutſche ſagte ſeinen Schutz zu, und in tiefem Dunkel der Nacht, bei dem Schein weniger Fackeln, die Sklaven trugen, zogen die ſchüchternen Tauben des Harems herab auf die deutſchen Schiffe.

„Treu ſeinem Ritterwort, ehrte der Kommodore ſogar die ſtrengen Haremsgeſetze und verlangte nicht einmal zum Dank das Antlitz ſeiner ſchönen Schützlinge zu ſehen. Wohlbehalten nach glücklicher Fahrt übergab er ſie dem Paſcha von Rhodus und nahm freundlich den leiſen Dank, mit dem die ſcheuen Vöglein von ihrem edlen Beſchützer ſchieden.

„Den Ring hat der Freiherr als Kleinod bewahrt, ſo lange er lebte; er zeigte ihn noch als Greis ſeinen Freunden und erzählte lachend, wie ſich wohl ſeine Malteſerſchiffe damals gewundert hätten über die ſchöne Laſt, die ſie nach Rhodus tragen mußten.“

„Aber, Herr Radius, über Ihrem letzten Ritter vergeſſen wir ganz das Gläschen Wein, dem doch die alten und neuen Ritter nie abgeneigt waren,“ mahnte der Hausherr. „Angeſtoßen, ihr Herren! Aufs Wohl aller Männer, die noch einen Funken alter Ritterlichkeit in ſich tragen!“ — „Hoch!“ rief die

Geſellſchaft und „hoch!“ ſtimmten der Spur nach die Jünglinge ein, die ſich mit vollen Gläſern um die Laube gruppierten.



Arthur verweigerte anzuſtoßen. „Das erſte Glas gebührt den treuen Frauen,“ ſagte er, „und Fräulein Emma hat uns ihr Ideal noch nicht genannt.“ — „Herr Doktor Halm iſt ein Hiſtoriker, der weiß gewiß die ſchönſten Beiſpiele,“ ſagte ausweichend Emma, die durch das erſte harte Urteil, das ſie überhaupt gehört, ganz um ihre ſonſtige Unbefangenheit gebracht war. — „Ich?“ rief mit komiſchem Erſtaunen der Doktor; „o ja, allerdings, die Hiſtorie bietet uns unterſchiedliche glorreiche Beiſpiele getreuer und vortrefflicher Gattinnen und Mütter, wie in jedweder Grammatik, lateiniſchen oder franzöſiſchen Chreſtomathie zu leſen iſt: eine Arria, Kornelia, und wie ähnliche Schulkamerädinnen von uns heißen; aber ſie ſind doch allzu bekannt. Ich bin gewiß, der Herr Stadtſchreiber wüßte uns aus dem Schatz ſeiner Erinnerungen viel unbekanntere und pikantere Beiſpiele zu nennen.“

Der gar alte Herr Stadtſchreiber hatte indes wenig Teil an der Konverſation genommen; er ſaß nur ganz behaglich — in ſich hinein vergnügt wie ein Maikäfer, ſagt der Schwabe —, ſchenkte ſeinen Nachbarn fleißig ein und verſäumte nicht, nachher jedesmal ſein eigen Gläschen zur Hälfte zu füllen, weshalb auch ſeine Augen immer heller glänzten und ſein Zöpflein vergnüglich wackelte.

Als man ihm aber ſagte, wovon die Rede ſei, ſo meinte er: „Wenn Sie von merkwürdigen Frauenzimmern ſprechen, ſo dürfte wohl billig der Frau des Landſchaftsſekretarius Stockmeyer erwähnt werden, die im Jahre 1804 durch ihre Standhaftigkeit dem Lande einen großen Dienſt erwies.“ — „Da haben Sie recht, Herr Stadtſchreiber,“ rief Radius, „daß Sie dieſer Frau erwähnen, die zur Schande unſres Geſchlechts ſchon jetzt faſt vergeſſen iſt; zu ihrer ſchlichten That würde am beſten die Ueberſchrift paſſen: ‚Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen.‘

„Im Anfang dieſes Jahrhunderts,“ hub der Herr Stadtſchreiber an, „machte der alte König Friedrich, damals Kurfürſt, Gott hab' ihn ſelig, ein geſcheiter, aber auch ein gewaltthätiger Fürſt, verſchiedentliche Verſuche, die von ihm ſelbſt beſchworenen Rechte der Landſchaft anzutaſten. Wie aber jeder Regent unterthänige Diener und bereitwillige Hände zu jeder Gewaltthat findet, ſo hat es auch zu jeder Zeit offene, redliche Männer gegeben, die es beſſer mit dem Fürſten gemeint haben als er mit ſich ſelbſt und die unerſchütterlich der Wahrheit die Ehre gegeben haben. Unter dieſe gehörte der Landſchaftsſekretär Stockmeyer, der die widerrechtlich geforderten Sigille der Landſchaft den Beamten des Kurfürſten verweigerte und deshalb von Amt und Familie fortgeführt und eingeſetzt wurde.

„Obgleich er niemand ſprechen ſollte, ſo gelang es doch ſeiner Frau, zu ihm ins Gefängnis zu kommen und ihm Troſt und Nachricht von den Seinigen zu bringen. Die treue Frau bemerkte aber bald, daß eine beſonders ſchwere Sorge ihres Gatten Herz belaſte. Auf ihr Drängen geſtand er ihr, daß im

Rathauſe noch wichtige Papiere verwahrt ſeien, die der Landſchaft gehören, und daß es im höchſten Intereſſe der Rechte des Landes liege, ſolche in Sicherheit zu bringen, daß er aber keine Seele wiſſe, der er dieſen wichtigen Auftrag vertrauen könnte.

„Die mutige Frau nun erklärte ſich dazu bereit, und das war kein Spaß, wenn man den alten Herrn ſelig kannte und ſeinen Zorn.

„Sie brachte die Papiere mit großer Vorſicht aus dem Rathaus, während bereits die kurfürſtlichen Beamten im Hauſe waren und danach ſuchten, verwahrte ſolche in einem verborgenen Käſtlein und begrub die Schlüſſel eigenhändig in ihrem Keller.

„Die That war ganz verborgen geblieben, die Papiere aber wurden bald vermißt und mit Ingrimm geſucht. Gegen ihre eigene Anſicht mußte Frau Stockmeyer auf Befehl ihres Mannes einem nahen Verwandten, der auf des Kurfürſten Seite war, mitteilen, was ſie gethan, weil Stockmeyer hoffte, dieſen dadurch wieder zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Dieſer, wegen der Sache verhört, lieferte alsbald den Brief der Frau aus, in dem ſie ſich zu der That bekannte.

„Alſobald wurde ſie von hohen Beamten aufgefordert, zu ſagen, wo ſich die Akten befinden, und die Schlüſſel auszuliefern; ſie erklärte zum unausſprechlichen Erſtaunen der Herren, daß ſie dies weder könne noch wolle. Sie habe die Papiere im Auftrag ihres Mannes in Sicherheit gebracht, und nur wenn dieſer ihr frei gegenübergeſtellt werde und ſie mit eigenem Munde ihres Verſprechens der Verſchwiegenheit entbinde, ſo werde ſie dieſelben ausliefern. Bitten und Drohungen, gütliche und heftige Vorſtellungen ſcheiterten an der ruhigen, gelaſſenen Feſtigkeit der Frau.

„Am Ende ſagte man ihr, daß ſie zur Strafe ihrer Widerſpenſtigkeit, zur Beugung ihrer Hartnäckigkeit gefänglich eingeſetzt werde; ſie blieb unerſchüttert und bat nur, das Kind, das ſie noch ſtille, mit ſich nehmen zu dürfen. Mit dem Kinde und einer treuen Magd, die ſich freiwillig mit ihr einſperren ließ, wurde ſie nun in ein Zimmer des Rathauſes eingeſchloſſen, mit dem Verbot, ſich an keinem Fenſter ſehen zu laſſen. Von ihrem Gatten, den ſie leidend wußte, bekam ſie nicht die geringſte Kunde; von ihren vier Kindern daheim, denen die treue, beſorgte Mutter ſo ſehr fehlte, durfte ſie keines ſehen. Die beſtändige Sorge, der ungewohnte, gänzliche Mangel an Luft und Bewegung machten ſie am Ende ernſtlich krank. Von Zeit zu Zeit kamen immer wieder die kurfürſtlichen Kommiſſarien, die vornehmſten Herren des Landes, um ſie zu verhören, um zu ſehen, ob ſie noch nicht mürbe geworden ſei; ſie aber blieb feſt, unbeweglich, eine treue Hüterin des Vertrauens ihres Gatten.

„Man ſagte ihr endlich, ihr Mann habe den Verwahrungsort der Papiere angegeben, ſie habe nur noch die Schlüſſel abzuliefern; ſie aber beharrte darauf: nur dem mündlichen Befehl ihres freigelaſſenen Gatten, als deſſen Werkzeug ſie gehandelt, werde ſie Folge leiſten.

„Und ‚Treue gewinnt‘, hieß es zuletzt; der Kurfürſt gab energiſchen Vorſtellungen andrer rechtſchaffener Männer nach, der Sekretär ward ſeiner Familie zurückgegeben, die ſtandhafte Frau in Freiheit geſetzt und die Rechte des Landes blieben für diesmal unangetaſtet.

„Die Frau Stockmeyer wurde von allen Seiten mit großen Ehren überhäuft; ſämtliche Prälaten und die Herren von der Landſchaft erließen ein feierliches Dankſagungs- und Belobungsſchreiben an ſie, worin ihr eine lebenslängliche Penſion zugeſichert und ein reiches Geſchenk angeboten wurde, welch letzteres ſie aber ablehnte. Ein angeſehener Prälat beſtimmte ihr in ſeinem Teſtament eine goldene Medaille, die er ſelbſt früher zum Dank für ſeine Verdienſte von der Landſchaft empfangen hatte; ſie wurde in Proſa und Verſen geprieſen. Sie aber kehrte in aller Stille ins Privatleben zurück, war nach wie vor eine emſige Hausfrau, eine ſorgſame Mutter und eine liebevolle Ehefrau und ſuchte keinen Ruhm, als den ſtillen Ruhm vor Gottes Augen, daß ſie als eine getreue Haushälterin erfunden werde.“

„Allen Reſpekt!“ rief der Hausherr. „Gott gebe jedem

Mann ein ſo zuverläſſiges Weib, wenn ſie auch nicht auf ſo ſchwere Proben geſetzt wird. Angeſtoßen! Auf das Wohl aller treuen und ſtarken Frauen!“

„Aber, Herr Doktor,“ mahnte Radius, „es wäre doch fatal, wenn Sie als Hiſtoriker uns nicht auch mit einem Exempel regalieren wollten.“

„Der Beiſpiele des Guten,“ meinte der Doktor, „könnten es doch am Ende zu viel werden: eine merkwürdige Frau aber, wenn auch nicht eben ein Exempel von Treue, ſchwebt mir im Augenblick vor, da ſie einen Teil ihrer abenteuerlichen Lebensrolle auch in hieſiger Gegend ſpielte. Wenn ich Sie nicht langweile . . .“

„O nein,“ verſicherte die Hausfrau; „wir haben noch eine ſchöne Pauſe, ehe es dunkel genug wird, das Feuerwerk zu beginnen.“ — „Nun denn, ſo hören Sie die Geſchichte der Frau von Krüdener.

„Sie wiſſen wohl beſſer als ich, daß im Juli 1815 der glorreiche Tag war, wo die ruſſiſche und öſterreichiſche Armee ſich in und um Heilbronn zum Zuge nach Frankreich ſammelten, wo die alte Reichsſtadt die zwei erſten Herrſcher der Chriſtenheit in ihren Mauern beherbergte; Kaiſer Franz von Oeſterreich und den ſchönen, ritterlichen Kaiſer Alexander von Rußland.

„Kaiſer Alexander hatte ſich, müde von der Reiſe, von Audienzen und Huldigungen, in ſeine Gemächer zurückgezogen, als man eine Dame meldete, die ihn dringend zu ſprechen wünſche. Der Kaiſer ließ ſie erſt vor, nachdem ſie ſich als Frau von Krüdener genannt. Der Name war ihm nicht fremd; faſt noch aus ſeiner Knabenzeit erinnerte er ſich der jungen Frau des Freiherrn von Krüdener, deren anmutige, feenhafte Erſcheinung einſt den Hof von St. Petersburg bezaubert hatte.

„Ein Herbſtabend iſt viel zu kurz, um auch nur einen Abriß des wechſelvollen Lebens dieſer abenteuerlichen Frau zu geben. Als Tochter eines reichen livländiſchen Barons wurde ſie von Anfang von allen Gaben der Natur und des Glücks überſchüttet. An dem üppigen Hof zu Paris war ſie zu allen

Talenten und Künſten gebildet, die ihre natürliche Anmut noch erhöhen konnten, von Veſtris ſelbſt im Tanz und graziöſen Attitüden unterrichtet, und lebte, als Kind ſchon ein Wunder ihrer Kreiſe, in einem endloſen Traum rauſchender Feſte und Freuden, ehe ſie auch nur einmal mit wachen Augen ins Leben geſehen hatte. Im fünfzehnten Jahre heiratete ſie den edeln und hochgebildeten Freiherrn von Krüdener.“

„War ſie ſchön?“ unterbrach die Hausfrau den Doktor.

„Sie ſoll weniger ſchön als außerordentlich ſein, zierlich, geiſtvoll und anmutig geweſen ſein, voll Leben und Bewegung,“ fuhr dieſer fort. „Ihre Reiſen, ihr Aufenthalt, anfangs noch an der Seite des Gatten, am Hof von Petersburg, von Berlin, von Kopenhagen, in Paris, in Venedig, in deutſchen Bädern waren lauter Triumphzüge; überall glänzte ſie als erſter Stern, und ſo hinreißend ihre äußere Erſcheinung war, unterſtützt von den Geheimniſſen einer feenhaften Toilette, die ihr niemand nachahmen konnte, ſo ſoll doch ihr Geiſt und Witz, ihr Talent in dramatiſchen Darſtellungen, ihre lebendige Unterhaltungsgabe noch viel mehr gefeſſelt haben.“

„Der Doktor wird ganz feurig,“ lächelte Frau Cäcilie. „Halten Sie inne, Doktor, mit Ihrer Schilderung! Sie verleiden ſonſt unſern Männern ihre guten, hausbackenen Frauen.“

„Weiß nicht,“ ſagte der Doktor lächelnd, „ob einer aus unſrer Geſellſchaft das Verlangen hätte, Beſitzer eines ſo viel bewunderten Prachtexemplars zu ſein.“ Es ließ keiner der Herren einen ſolchen Wunſch laut werden, und Frau Karoline fragte:

„Welche Rolle ſpielte denn ihr Mann, während ſie ihre Triumphe feierte?“

„Er war ein Ehrenmann,“ ſagte der Doktor ernſthaft, „an Jahren und Erfahrung ihr weit überlegen, aber, wie alle, hingeriſſen und geblendet von dem Zauber ihres Weſens. So war er ihr erſter Anbeter und Bewunderer, ihr Freund und Beſchützer, ſolange ſie ſich von ihm beſchützen ließ; aber er beſaß nicht die Kraft, ſie entſchieden in die Schranken ihrer Pflicht zu weiſen, als ſeine ernſten und liebevollen Vorſtellungen erfolglos blieben. Sie ſelbſt liebte und verehrte ihn; aber ihr raſtloſer Hang nach rauſchenden Freuden und Zerſtreuungen, ihre Sucht, zu glänzen und ſich bewundern zu laſſen, ließen ſie kein häusliches Glück genießen oder bereiten. So war es ein wunderliches Verhältnis. Bald trennte ſie ſich von ihrem Mann und ſtürzte ihn durch raſende Verſchwendung in Verlegenheit und Verzweiflung; dann ſchrieb ſie ihm wieder die rührendſten Briefe voll ſchöner Gefühle und edler Vorſätze; dazwiſchen ſchloß und löſte ſie allerlei romantiſche und unromantiſche Herzensverhältniſſe, bis ſie ihren Mann nach ſeinem Tod in troſtloſem Leid beklagte, um ſo heftiger, je kürzer es dauerte.

„Alles aber nimmt ein Ende, und obgleich die ſchöne Frau es verſtand, ihren Frühling lange, bis in den Sommer auszudehnen, fand ſie doch allmählich, daß der Zauber zu ſchwinden begann und ihre Erſcheinung kühler aufgenommen wurde. Sie ließ aber die Schwingen nicht ſinken; als die Roſenkränze welkten, ſtrebte ſie nach dem Lorbeer der Schriftſtellerin und ſuchte im Ruhm den Durſt einer nicht gemeinen Seele zu ſtillen. Man ſagt, daß ſie ebenſoviel Geiſt und Kunſt aufgeboten, um ihren Werken Verbreitung zu gewinnen, als um ſie zu ſchaffen. Sie hatte zuerſt einen Roman unter dem Titel ‚Valerie‘ geſchrieben; nach ſeinem Erſcheinen zog ſie und ihre Vertrauten in allen Putzläden und Kaufgewölben der Stadt umher und fragten überall nach Hüten, Shawls, Tüchern u. ſ. w. à la Valerie. ‚Es iſt uns nichts derart bekannt,‘ erwiderte man ihnen. — — ‚Was? noch nichts à la Valerie?‘ fragte ſie erſtaunt. — ‚Ja, wer iſt denn die Valerie?‘ — ‚Ach, das iſt ja der berühmte Roman der Frau von Krüdener; iſt's möglich, daß Sie den noch nicht kennen?‘ Nun ſtrömte und rannte alles nach dem Buch, und aufs neue hatte Frau von Krüdener erreicht, daß ihr Name von tauſend Lippen genannt wurde. Aber inmitten dieſer neuen Erfolge bemächtigte ſich, ohne alle äußere Veranlaſſung, eine troſtloſe Oede, eine unbeſiegbare Schwermut ihrer Seele, ſo daß ſie matt und überſatt ſich auf ein Gut ihrer Eltern zurückzog und vergeblich nach einem Licht in die farbloſe Leere ihrer Seele ſuchte.

„In dieſer Zeit brachte ihr ein armer Schuſter Schuhe. Sein heiteres Ausſehen fiel ihr auf, und ſie fragte ihn, wie es ihm gehe. ‚O, ich bin ein glückſeliger Menſch,‘ antwortete ihr der aus vollem Herzen, ‚ich habe Frieden gefunden.‘ Er war Mitglied der böhmiſchen Brüdergemeinde und gab ihr in ſeiner ſchlichten Weiſe den Grund der Hoffnung an, die in ihm war. Da wurde ihr mit einemmal die Urſache ihrer Herzensöde, die Nichtigkeit ihrer glänzenden Vergangenheit klar, und mit aller Begeiſterung einer feurigen Natur warf ſie ſich rückhaltlos dem Glauben in die Arme, mit einem gewaltigen Stoß brechend mit aller Herrlichkeit der Welt. Aber es war nicht ihre Art, nun in Stille und Demut dem neuerſchienenen Stern nachzugehen; nein, ſie glaubte ſich alsbald zur Predigerin und Prophetin berufen. Aufs neue durchzog ſie alle Lande, nicht in den glänzenden Gewändern der Weltdame, auch ſuchte ſie nicht mehr Paläſte und Prunkſäle; aber wie vorzeiten als ſchimmerndes Weltkind, ſo ſammelte ſie jetzt als Bußpredigerin begeiſterte Scharen um ſich, die an ihren Lippen hingen und ihren Schritten folgten.

„Wie weit ſie wirklich eine Reuige und Gläubige, wie weit ſie Schwärmerin war und wieviel ſie ſelbſt von der ehemaligen Kokette in ihr neues Leben hinübergenommen, das iſt wohl für menſchliche Blicke ſchwer zu unterſcheiden. In Paris hielt ſie außer ihren Vorträgen auch Abendverſammlungen, die nur ſtillem Gebet geweiht waren. Die andächtige Menge verſammelte ſich in einem matt erleuchteten Saale, durch deſſen offene Thür man am Ende einer langen Zimmerreihe, von hellem Lampenlicht umfloſſen, Frau von Krüdener in prieſterlichen Gewändern betend auf den Knieen liegen ſah. In ſolchen Zügen glaubt man die Attitüden von Veſtris wiederzuerkennen. — Das aber glaube ich, daß man ihr entſchieden unrecht thut, wenn man ſie für eine Betrügerin hält. Sie hat ſich ihrer Ueberzeugung mit voller Seele hingegeben, hat ihr große Opfer gebracht und für ſich nie einen Vorteil erkauft und errungen.

„Kurze Zeit vor dem Wiederausbruch des Krieges hatte ſie ſich auf einem Hof bei Weinsberg angekauft, wollte hier eine neue Gemeinde gründen und auf einem nahen Hügel eine Kirche bauen.“

„Doch nicht auf der Weibertreue?“ fragte Frau Cäcilie.

„Nein, ſo anmaßend war ſie nicht,“ lächelte der Doktor, „nur dort auf dem Hügel, wo die Pappeln ſtehen; als ſie aber die Ankunft des Kaiſers erfahren, glaubte ſie ſich zu einer höheren Miſſion berufen, und um dieſe zu erfüllen, verlangte ſie die früher erwähnte Audienz.

„Der Kaiſer, etwa auf die Bitte einer verarmten Hofdame gefaßt, war erſtaunt, als die Frau, an der er keinen Zug der früheren Schönheit wiederfand, als begeiſterte Bußpredigerin vor ihm ſtand, ihn, den Alleinherrſcher aller Reußen, ſchalt um ſeiner Genußſucht, ſeines Stolzes und Leichtſinns willen, ihm aber zugleich verkündete, daß er zum Stifter eines neuen herrlichen Gottesreiches, zum Friedensfürſten Europas berufen ſei. Sie verhieß durch ihr Gebet den Sieg ſeiner Waffen, den Untergang Napoleons zu erflehen; dann aber ſollte er mit den chriſtlichen Fürſten Europas ſich zu einer heiligen Allianz verbinden und das Beiſpiel eines Kaiſers geben, in deſſen Landen Friede und Gerechtigkeit herrſchen.

„Alexander wurde von den begeiſterten Worten der Frau bewegt, erſchüttert, hingeriſſen. Er ging in ihre Pläne ein, und dieſe Unterredung dauerte drei volle Stunden. Als ſpäter der Kaiſer einige Zeit in Heidelberg verweilte, bewohnte Frau von Krüdener ein kleines Häuschen vor der Stadt, wohin ſich Alexander jeden Abend begab, um ſich mit ihr zu beſprechen und mit ihr zu beten.

„Nach dem Sieg der verbündeten Waffen und ihrem Einzug zu Paris ließ Alexander, ſeines Verſprechens eingedenk, nach eigener Angabe die Akte der heiligen Allianz abfaſſen und unterzeichnete ſie am 26. September zu Paris, und alle chriſtlichen Fürſten folgten ſeinem Beiſpiel. Der erſte Gedanke dazu war aber das Ergebnis jener nächtlichen Stunde zu Heilbronn,

und darum hat dieſe Geſchichte auch ihr Recht, wo es ſich um die Denkwürdigkeiten dieſer Gegend handelt."

„Frau von Krüdener hat, ſoviel ich weiß, ihre Prophetenrolle noch lange geſpielt?" fragte der Sachſe. — „Jawohl," entgegnete der Doktor, „es iſt ſchwer, in chronologiſcher Ordnung ihren Zügen zu folgen; ſo viel iſt gewiß, daß der alte Zauber ihres Weſens nicht gebrochen war. Wohin ſie kam, verſammelte ſie Zuhörer aus allen Klaſſen um ſich. Mehr noch freilich zog ihre wahrhaft fürſtliche Freigebigkeit Scharen von Armen nach. In den Teuerungsjahren 1817 bis 1818 ſpeiſte ſie täglich eine große Anzahl armer Hungriger, ſo daß ſie zuletzt dieſes Gefolges wegen überall für einen gefährlichen Gaſt gehalten wurde. Zuerſt wurde ihr der Aufenthalt in den deutſchen Staaten verboten; die Schweiz gewährte ihr eine Zeitlang Aſyl, bald aber wurde ſie auch da fortgewieſen und zog nun mit ihren Anhängern wie ein geſcheuchtes Wild von Ort zu Ort, von Land zu Land.

„Zuletzt wandte ſie ſich nach Petersburg zurück; aber auch ihr kaiſerlicher Beſchützer war mißtrauiſch gegen ſie geworden und geſtattete ihr keinen Aufenthalt mehr. Endlich ſchien ſie doch einzuſehen, daß das Predigtamt kein Frauenberuf iſt; müde, mit gebrochenem Körper, aber ungebeugter Seele, zog ſie ſich mit ihrer Tochter auf ein Landgut in der Krim zurück, wo ſie im ſechzigſten Jahre an einer ſchmerzhaften Krankheit ſtarb."

„Ein trauriges Prophetenlos!" ſeufzte Arthur. „Nach dieſem zerfahrenen Leben und Gemüt thäte uns ein einfaches, klares Frauenbild wohl; wiſſen Sie uns wirklich nichts zu erzählen, Fräulein Emma?"

Treue im Tod.

„Wenn ich von treuen Frauen höre," ſagte Emma etwas ſchüchtern, „ſo muß ich an Gertrud von der Wart denken." — „Wer war die?" fragte Frau Karoline. — „Die Frau eines deutſchen Edelmanns, Rudolf von der Wart, der der Mitſchuld an Kaiſer Albrechts Tod angeklagt und von der blutigen Rache der Königin Agnes zum Tod auf dem Rad verurteilt wurde.

„Der Henker hatte ſein blutiges Amt gethan, der Unglückliche lag noch lebend in furchtbarer Qual, und ſelbſt das ſchauluſtige Volk floh mit Entſetzen von der Jammerſtätte. Eine Frau allein, Gertrud, ſein Weib, hielt bei ihm aus. Sie hatte nicht Macht genug gehabt, ihn von ſeinen finſteren Plänen abzuhalten; aber ſie hatte die Kraft, bei ihm zu bleiben in ſeinem ſchrecklichſten Elend. Ob ihr auch ſein namenloſes Leiden das Herz zerriß und jede Fiber erbeben machte, ſie wich und wankte nicht; ſie netzte ſeine brennende Zunge mit friſchem Trunk, ſie ſprach ihm Troſt zu mit bleichen Lippen, ſie hielt ihm das Bild des ſterbenden Heilandes vor, der ſchuldlos gelitten und ſo ſchwer wie er. Wenn ihr Gatte im Uebermaß der Qual in Flüche und Verwünſchungen ausbrechen wollte, ſo ſchickte ſie feurige Gebete für ihn zum Himmel und flehte zu Gott, daß er ihre heißen Thränen annehme zur Sühne für ſeine Schuld.

„Drei Tage und drei Nächte hat ſie ſo bei ihm ausgeharrt ohne andres Labſal als den kühlen Trunk, mit dem ſie auch ſeine Lippen netzte — allein mit dem Verzweifelnden unter allen Schrecken des Hochgerichts; ſie blieb ihm nahe, wo er verlaſſen ſchien von Gott und der Welt; ſo oft er noch aufblicken konnte, ſah er in ihre treuen Augen, und in ſein angſtvolles Stöhnen tönte ihre leiſe, ſüße Stimme. Da brach ſein trotziger Sinn, ſein Leiden verlor den Stachel, und mit ſeinem letzten Hauche ſtimmte er ein in ihr frommes Gebet.

„Am Morgen des vierten Tages war er verſchieden, und Gertrud wankte dem Kloſter zu, wo ſie ihre Tage verleben wollte. Unterwegs aber ſank ſie zuſammen — das Kloſter konnte nur ihre Leiche aufnehmen. Ich denke, das war Frauentreue,“ ſchloß Emma leiſe, ſelbſt tief bewegt von ihrer Geſchichte.

„Ja, das war Frauentreue!“ ſtimmte Arthur begeiſtert ein, „aber ein zweites Beiſpiel wie dies bietet die Geſchichte nicht.“ — „Vielleicht nicht die Geſchichte, aber das Leben,“ ſagte Cäcilie. — „Die That der Rizpa,“ ſagte Emma, „iſt faſt eine ähnliche, nur iſt es hier die treue Mutter, nicht die Gattin, was ein Weib ſo ſtark gemacht.“

„Rizpa iſt mir kein bekannter Name,“ geſtand Herr Radius.

„Sie war die Mutter von zwei Söhnen Sauls, die mit ihren fünf Stiefſöhnen als Opfer einer alten Blutſchuld Sauls den Gibeonitern ausgeliefert und auf einer Höhe aufgehängt wurden. Rizpa aber breitete ein Tuch über die Leichen und hütete ſie bei Tag vor den Vögeln des Himmels, bei Nacht vor den Tieren des Feldes, von der Zeit der Ernte bis der Regen vom Himmel über ſie troff. David erbarmte ſich endlich der Leichen und gab ihnen ein friedliches Grab, ſo daß die Mutter nicht vergebens gewacht hatte.“

„Wirklich, es iſt ſchade, daß man nie in der Bibel lieſt,“ ſagte naiv Frau Cäcilie, „es kommt doch manches Schöne darin.“ — „Ach, mir ſind das grauſige Geſchichten von Geräderten und Gehängten,“ ſagte Minchen. „Ich habe zwar auch einmal mit zuſehen wollen, wie man den Koſeritz erſchießen wollte, und Papa und ich haben uns recht geärgert, daß wir umſonſt gereiſt ſind; nachher aber bin ich wieder froh geweſen, es muß doch ſchauerlich ſein — das Ding hätte mir im Traum vorkommen können.“

Arthur hatte vorderhand genug an dem Naturkind, er mußte auf Emma ſehen, deren blaue Augen ſo ſchön glänzten, in tief innerer Erregung. Und ſie las die Bibel, ſie ſchien ganz daheim in den heiligen Blättern; nein, ihr Herz mußte warm und friſch geblieben ſein! Nur gegen ihn ſelbſt war ſie heute ſo bedenklich kalt und fremd.

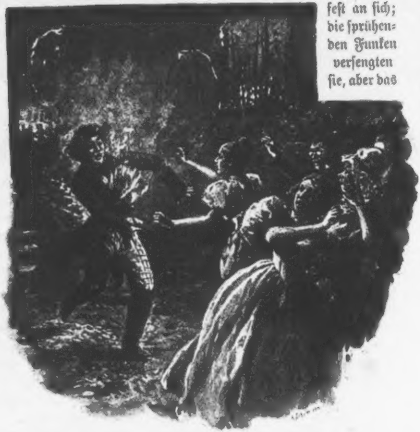
Nun aber war's vorüber mit Geſchichten und Geſprächen; Kaiſer und Ritter, Weinsberger und Schorndorfer Weiber wurden vergeſſen, da eben ziſchend eine prachtvolle Raketenreihe aufſtieg. Die Geſellſchaft gruppierte ſich in Eile an ſichere Stellen;

wer mit Feuerwerk verſehen war, eilte, es loszulaſſen, da ein Teil der Jugend noch Abſichten auf den Ball auf dem Wartberg hatte. Mit lautem Ziſchen ſtiegen die Raketen, praſſelnde Schwärmerkaſten jagten da und dort die Gruppen auseinander, widerſpenſtige Feuerräder drehten ſich rechts und links; es ſprühten die Fontänen, in magiſchem Glanz leuchteten die farbigen Flammen romaniſcher Lichter, und ſtille bengaliſche Feuer beleuchteten verräteriſch heimlich flüſternde Pärchen.

Emma lehnte träumeriſch an der Laube und ſchaute in die raſch verglühende Herrlichkeit; ſie dachte an Jean Pauls Ausſpruch: „Was iſt das Leben und die Liebe? Ein gutes, rechtes Feuerwerk. Lange ſteht es da mit einem bunten, hohen Schaugerüſt mit Statuen, kleineren Gebäuden und Säulen und verſpricht noch mehr, als es ſchon verhüllt und verrät. Da ſpringt ein Funken, die Formen reißen, es ſchweben Palmen und Pyramiden und eine hängende Sonnenſtadt am Himmel, in der Nachtluft entfaltet ſich gewaltig eine rege, fliegende Welt zwiſchen den Sternen und füllt das Auge; und das arme Herz und der glückliche Geiſt, ſelber ein Feuer zwiſchen Himmel und Erde, ſchweben mit. — Einen ganzen Augenblick lang — dann wird's Nacht und wüſte, und am Morgen ſteht das Gerüſt da — dumm und ſchwarz.“

Er hatte recht — ſo war's ja ihr gegangen; ſie hatte noch nicht einmal gewußt, daß ſie glücklich ſei, und nun war's ſchon vorüber.

Plötzlich hörte ſie einen durchdringenden Schrei des Entſetzens; Arthur ſtürzte aus dem Gewühl der Feuerwerkenden gegen die Laube, ein Funkenregen ſprühte von ihm aus, er ſchien in hellen Flammen zu ſtehen; alles ſchrie und jagte durcheinander. Minchen namentlich rannte eiligſt davon, den Weinberg hinab, immer mit dem Zetergeſchrei: „Der Sachs brennt, der Sachs brennt!“ — „Waſſer!“ riefen die andern, „werft ihn in den Brunnen!“ alle, ohne ſelbſt etwas zu thun. Emma ſchrie nicht; ohne ſich zu beſinnen, ſchneller als ein Gedanke flog ſie auf ihn zu, umfaßte ihn und drückte die brennende Seite feſt an ſich; die ſprühenden Funken verſengten ſie, aber das



Feuer erſtickte. „Bravo, bravo, Fräulein Emma!“ riefen ihr die Männer zu, die den betäubten Grote zu ſich nahmen, während Emma, tief errötend, ſich raſch hinter die Frauen verſteckte.

„Wie kam's denn?“ ſchrie alles zuſammen. — „Ach, das Unglückskind hatte Schwärmer in der Weſtentaſche; er muß einen glimmenden Zunder dazu geſchoben haben, der ſie anzündete,“ rief Edmund halb lachend, halb ärgerlich; „er kann von Glück ſagen, daß er ſo davonkommt.“ Wirklich hatte, da das Feuer mehr nach außen geſprüht, außer einigen leichten

Brandwunden am Kinn, nur Arthurs Rock und Weſte Schaden gelitten.

Er hatte ſich bald erholt und ſuchte nun ſeine Retterin, die ſich, tief beſchämt über die raſche That ihres Herzensinſtinkts, weit von der Menge zurückgezogen hatte, wo ſie die freundliche Frau Bernhard zu beruhigen ſuchte und ihr kühlende Umſchläge über die Arme machte. Tante Mine war zum Glück früher nach Haus gegangen, die hätte den Schreck kaum überlebt.

„Darf ich Ihnen nicht meinen Dank ſagen, Emma, liebe Emma?“ fragte Arthur in tiefer Bewegung, indem er die verletzten Hände an ſeinen Mund zog. „O, wieviel Unrecht habe ich Ihnen gethan! Wie kann ich Ihnen danken?“ — „Gar nicht,“ erwiderte Emma in peinlicher Verlegenheit; ſie hätte ſich lieber in die Erde verborgen, als ihre That preiſen hören. — „Gar nicht?“ ſagte Arthur traurig und fuhr dann wieder mit allem Feuer ſeiner raſch erregten Natur fort: „Emma, als meine Retterin haben Sie mich umfaßt; wollen Sie mir nicht vergönnen, das Leben, das Sie mir gerettet, Ihnen zu weihen, Sie zu umfaſſen, zu ſtützen, zu tragen in treuer Liebe ein ganzes Leben lang?“ — „Wir ſpielen keinen Roman,“ ſagte Emma. „Was ich gethan, that ich ohne Beſinnen und hätte es für jedermann gethan; es legt Ihnen keine Pflicht auf und gibt Ihnen kein Recht.“ Die Roſe, die ſich einen Augenblick erſchloſſen hatte, hüllte ſich wieder dicht in Blätter ein und zeigte nur die ſchirmenden Dornen.

„Die Fackeln brennen!“ rief es von der andern Seite; „nach Hauſe!“ Arthur war etwas feuerſcheu geworden, er nahm keine der brennenden Fackeln für ſich; Emma aber ließ es doch geſchehen, daß er ihren Arm nahm und ſich dem Zuge anſchloß, der ſingend beim ſchwanken Fackellicht den Berg hinabzog.

Arthur hatte nicht mehr den Mut, mit ihr zu reden, nachdem ſie ihn ſo kurz und ſpröde abgefertigt hatte, und Emma war dies am liebſten; ſie fühlte ſich angegriffen und das Weinen war ihr näher als das Zürnen.

Die jugendliche Schar vorn ſang allerlei ſchöne alte und neue Lieder. Arthur war ſo verſchüchtert durch die unerwartete Ungnade der erſt Verſchmähten, die ihm nun eine Perle ſonder Preis erſchien, daß er erſt gegen das Ende einzuſtimmen wagte in den wehmütigen Schluß des alten Wanderliedes:

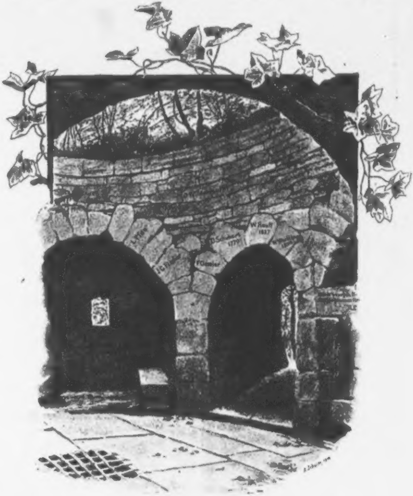
Und ſoll ich dich nimmer wiederſehn, dich wiederſehn, dich wiederſehn,
Ade, ade, ade,
Ja Scheiden und Meiden thut weh.

Aber von Emmas Munde klang kein einziger Laut. Die Stadt war erreicht, die Fackeln wurden auf einen Haufen geworfen und loderten in gewaltigem Feuer auf, ehe ſie zuſammenſanken. Um das Feuer ſchallten noch die ſchönſten Geſänge. Emmas Lippe blieb ſtumm, ihr Auge tief geſenkt: Arthur konnte kein Wort mehr von ihr gewinnen, als ſie im milden Mondlicht vollends die Heimat ſuchten.

An der Hausthür erſt trafen ſie Papa Radius und Edmund, jeden in ſeiner Art begeiſtert. Als die drei Männer zugleich eifrig der Jungfer Mine die große Begebenheit des Abends und Emmas beſonnenen Heldenmut verkündeten, war dieſe längſt in ihrem Stübchen und fand endlich die Thränen, in denen ſich all die widerſtrebenden Gefühle des Herbſttages löſten.

Der Sachſe ſprach nicht mehr von Schwabenkindern, noch von Civiliſationspuppen; er glaubte die eine gefunden zu haben, die er geſucht. Aber die eine war nicht ſo leicht mehr zu gewinnen, nicht ſo leicht zu überzeugen, daß keine Art von Dankbarkeit oder Pflichtgefühl, ſondern Liebe, wirkliche Liebe ihn zu ihren Füßen führe — er mußte noch abreiſen ohne Hoffnung. Emma konnte den Gedanken nicht verwinden, daß ſie ſich ihm im buchſtäblichen Sinn an den Hals geworfen.

„Aber 's iſt nichts übers Nichtnachlaſſen,“ ſagt ein ſchwäbiſches Sprichwort, und ein Jahr darauf ward auf den ſonnigen Rebenhügeln bei Heilbronn ein zweites Herbſtfeſt gefeiert, zu dem Arthur frei öffentlich ſeine Emma führen durfte — ein glückſeliger Bräutigam; und Emma konnte es nun ertragen, daß man ſie neckte mit der Lebensrettung vom vorigen Jahre,



und konnte lächelnd dem Geliebten erzählen, wie ſie ſein Geſpräch in jener Nacht belauſcht, das er ihr indes viel tauſendmal abgebeten hatte.

Und ein junges Ehepaar ſtellte ſich zur Vermehrung der

Rührung der fröhlichen Geſellſchaft dar. Minchen Eichelbeck, diesmal in amarantrotem Gewand, mit Dr. Halm, dem Privatdocenten der Weltgeſchichte.

„Ich habe eine vortreffliche Hausfrau,“ verſicherte dieſer mit einer für einen jungen Ehemann erſtaunenswerten Ruhe; „mit Geiſt und Reflexionen, ebenſo mit unverſtandenen Gefühlen beläſtigt ſie mich nicht; ginge aber die Not an Mann, ſo glaube ich, ſie würde mich ſo gut wie eine der alten Weinsberger Frauen heraustragen, vorausgeſetzt, daß ſie ihren neuen Sparherd auch mit aufladen könnte.“

Und Arthur hat den Krieg mit Töchterinſtituten aufgegeben. Im frohen Beſitz einer harmoniſchen, innerlich reichen Häuslichkeit gibt er gern zu, daß wahre Geiſtesbildung ein treues, gutes Frauenherz nicht verderbe, ſondern nur ſchmücke, wie die edle Faſſung einen echten Diamant; nur darin wird er niemals ganz mit ſich einig, ob ſeine Emma ein ſolches Kleinod ſei, weil oder obgleich ſie in einer Töchterpenſion geweſen ſei.

Tote Treue.

Allzu tief verſinkt oft in der Wehmut
Feſſelloſes Sehnen, weſſen Wille,
Sich nicht lauter zu der Sonne wendet.
Täuſchend hüllet wohl verborgnen Bannes
Schmerzgefühl ſich in der milden Klage,
In der ſtillen Sehnſucht Trauerkleider.
Schone nicht! zerreiße ſolche Flöre!
Treuer Wille wieget mehr als Wehmut.
A. Knapp.

Es war ein grauer Herbſtabend; ſeltſame, geſpenſtiſche Wolkengebilde zogen in raſchem Flug am Horizonte hin; die Zeit der wehmütig ſchönen Herbſttage war vorbei, über die Erde zog nicht mehr das ſüße ſchmerzliche Weh des Scheidens, mit dem ſie dem ſchwindenden Sommer das Geleite gibt; es war das dumpfe Vermiſſen, mit dem nach einem Abſchied der Zurückbleibende in ein verödetes Haus zurückkehrt. Etwas von dieſem Gefühl ſchien ſich auch in den Zügen, im freudloſen Blick einer Frau zu ſpiegeln, die, ſelbſt noch nicht im Spätherbſt des Lebens, am Fenſter des Pfarrhauſes zu Düſterfeld ſaß und dem Zug der fliegenden Wolken nachblickte.

Sie war gar manchen Tag ſchon dageſeſſen, ſeit der Pfarrer ſie als ſeine allbewunderte, ſchöne Braut in dieſes Zimmer eingeführt; aber niemand hatte in langen Jahren ein glückliches Lächeln, einen frohen Blick auf dieſem ſchönen, regelmäßig gebildeten Geſicht geſehen; nie, auch als junge Frau nicht, hatte ſie ſich in helle, farbige Gewänder gekleidet, der einzige Wechſel ihrer Toilette war von Schwarz zu Grau, von Grau zu Braun. Ihr Wohnzimmer ſelbſt trug den ſtarren, farbloſen Charakter ihrer eigenen Erſcheinung: ſauber erhaltene Möbel, mit grauem Tuch bezogen, die Tiſche, Kommoden und Schränke ohne Staub, aber auch ohne ein Zeichen, daß das Zimmer von lebendigen Menſchen bewohnt war, alles wohl verſchloſſen und aufgeräumt.

Da lehnte in der Fenſterecke keine Pfeife, die gezeigt hätte, daß ſich's der Hausherr hier zuweilen behaglich mache; kein vergeſſenes Arbeitsgerät, an dem man geſehen, daß die Hausfrau etwa ein Weilchen an des Mannes Seite gearbeitet und geplaudert hatte; kein Buch, kein Blumentopf, kein Spätblümchen aus dem Garten, der auch zur Blütenzeit wenig Blumenflor zeigte — eine lebloſe Ordnung; es ſchien alles im Zimmer ſo gewachſen und ſeit Jahren nicht verrückt worden zu ſein.

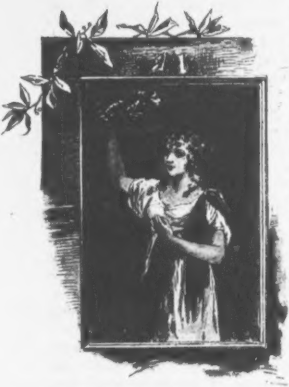
Und auch im ganzen Umkreis des Hauſes wehte dieſer kühle, austrocknende Hauch. Die geraden Beete des Gartens wurden zwar im Sommer unter der Aufſicht der Frau Pfarrerin mit Küchengewächſen bepflanzt; aber kein Blumenbeet zeigte Spuren der freundlichen Liebhaberei einer Hausfrau; in den Rabatten wuchs fort, was etwa ſchon unter dem früheren Pfarrer gepflanzt worden war; die Laube, früher der Sammelort gemütlicher Freunde, der Tummelplatz einer mutwilligen Kinderſchar, war längſt zuſammengefallen; der Hof vor dem Hauſe glich einem begraſten Kirchhof, die Läden, die nach vorn gingen, waren immer geſchloſſen; wer noch veranlaßt war, das unfreundliche Haus zu betreten, der mußte durch eine Hinterthür eingehen.

Es beſtand hier aber noch nicht der lebendige Verkehr, der ſonſt wohl ein Pfarrhaus zum Mittelpunkt des Dorfes macht. Keine Nachbarin ſchlüpfte mit einer Schürze voll Eiern in das Pfarrhaus, um bei der Gelegenheit der Frau Pfarrerin ihr Herz ausſchütten zu können; kein Kind mit linkiſcher Höflichkeit, ängſtlich und vergnügt zugleich, daß es ins Pfarrhaus durfte, brachte von der Mutter ein Metzelſüppchen, das mit freundlichen Worten und einem kleinen Geſchenk vergolten wurde; kein verſchämtes Brautpaar ſtellte ſich lächelnd und errötend den Blicken der Frau Pfarrerin dar und hörte ihre herzlichen Glückwünſche und Ermahnungen an; keine bekümmerte Mutter bat zutraulich um ein Labſal für ihr krankes Kind. Das kühle, teilnahmloſe Weſen der Frau, das die Leute für lauter Hochmut hielten, hatte längſt die meiſten verſcheucht; nur die Bettler gemeinſter Sorte, die mehr auf großes Salär als auf gute Behandlung ſehen, und Leute, die amtlichen Verkehr mit dem Pfarrer hatten, betraten noch das verſteinerte Haus.

Und wo war denn der Pfarrer, der beneidenswerte Beſitzer dieſes geordneten Etabliſſements, das Haupt dieſes geräuſchloſen Hauſes? Der ſaß oben in ſeiner Studierſtube und rauchte ſeine Pfeife und ſtudierte, und in dem Zimmer daneben ſaß der Vikar und rauchte ſeine Cigarre und ſtudierte auch. So ſaßen ſie vom frühen Morgen, wo ihnen das Frühſtück aufs Zimmer gebracht wurde, bis zum Mittag, wo die Magd zum Eſſen rief. Die Mahlzeiten ſelbſt trugen ein gewiſſes freudloſes Gepräge; keine beſondere Ueberraſchung, kein abgelauſchtes Leibgericht unterbrach die regelmäßige Wochenordnung, in der ſich die Speiſen folgten. Freilich litt man auch nie unter den Drangſalen einer Wäſche oder Hausreinigung; alles war regelmäßig, ordentlich und kühl. Schweigſam wurde die Mahlzeit eingenommen, ſchweigſam machte der Pfarrer mit dem Vikar einen Spaziergang nach Tiſch, bis ſich jeder wieder in ſeine Rauchhöhle zurückzog, wenn nicht ein amtliches Geſchäft den einen oder den andern abrief, oder wenn ſie ſich nicht durch einen Gang in die ziemlich entlegene Stadt für die troſtloſe Oede ihres Aufenthalts entſchädigten.

Nur ein Gegenſtand im Wohnzimmer war ein Augentroſt für den Vikar wie für jeden, der genötigt war, es zu betreten, eine friſche grüne Oaſe inmitten einer Sandwüſte, auf der das Auge gern ausruhte. Es war das Bild eines jungen, hochgewachſenen, blühend ſchönen Mädchens in der idealen Kleidung, mit der ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts geiſtvolle Künſtler dem Ungeſchmack der Mode zu entziehen wußten. Ein ſchmuckloſes weißes faltiges Gewand umſchloß die ſchlanke Geſtalt, die blonden Haare ſchmückten Kornblumen und in der einen ausgeſtreckten Hand hielt ſie einen vollen Lorbeerkranz, wie bereit, um einen Sieger zu krönen. Der junge Vikar war von Anfang an ſo niedergedrückt worden durch die Eisluſt des Hauſes, daß er nie nach dem Bild zu fragen gewagt hatte. Der

Pfarrer hatte ihm aber anvertraut, es ſei das Porträt ſeiner Frau aus jungen Tagen, das dieſe ſchon lange in eine obere Kammer habe verbannen wollen; er habe aber durchgeſetzt, daß es bleibe. Seitdem war es ein fortgeſetztes Studium für den Vikar, das ihm die troſtloſe Einförmigkeit des Tages etwas verkürzte, in den ſteinernen Zügen der früh gealterten Matrone die Spuren des ſchönen Jugendbildes zu ſuchen und ſich auszudenken, wie es wohl gekommen, daß dieſe jugendliche Viktoria zu dem grauen Steinbilde geworden, das hier Haus und Herzen verdüſterte.



Ein ungewöhnliches Ereignis unterbrach heute die gewohnte Stille des Abends. Der Bote, welcher Briefe und Zeitungen von der Stadt brachte, war wie gewöhnlich in des Pfarrers Stube hinaufgeſtiegen; die Pfarrerin las keine Zeitungen und erhielt keine Briefe; nicht daß ſie gar nicht geleſen hätte, ſie galt ſogar für eine gelehrte Frau, ſie las Griechiſch und Latein und hatte ihre regelmäßige Abendſtunde, die ſie der Lektüre der Klaſſiker widmete; aber die Ereigniſſe der Gegenwart ließen ſie ohne Intereſſe und Teilnahme. Es war daher wirklich eine Begebenheit, als der Pfarrer, kurz nachdem der Bote das Haus verlaſſen, eilig zu ſeiner Frau herabkam, und ſie ſelbſt ſah etwas verwundert von ihrer Arbeit auf.

„Ein Brief von Julie,“ ſagte der Pfarrer, deſſen Stimme von tiefer Bewegung zeugte. — „Von Julie?“ fragte die Frau, ließ die Arbeit ſinken und griff nach dem Brief; „es ſind ja erſt acht Tage, ſeit ſie geſchrieben.“

Julie war ihr einziges Kind, ſeit lange bei der Großmutter, und ſie hatte die Erlaubnis oder die Weiſung von der Mutter, alle vierzehn Tage regelmäßig zu ſchreiben, was ebenſo regelmäßig beantwortet wurde. Der Brief enthielt in den unſchuldigen, faſt noch kindiſchen Zügen einer jungen Mädchenhand die wenigen Worte:

„Liebe Eltern, die gute Großmutter iſt tot. Sie iſt in dieſer Nacht ganz unerwartet ſanft eingeſchlafen, nachdem ſie noch abends ihr Lieblingslied gebetet hatte: ‚Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.‘ Ich kann euch nicht ſagen, wie betrübt es hier iſt. Uebermorgen iſt die Beerdigung; ich hoffe, der liebe Vater kommt und nimmt mich mit nach Hauſe. Tante Meier iſt hier, die alles beſorgt. Ich freue mich zu euch.

Eure tiefbetrübte
Julie.“

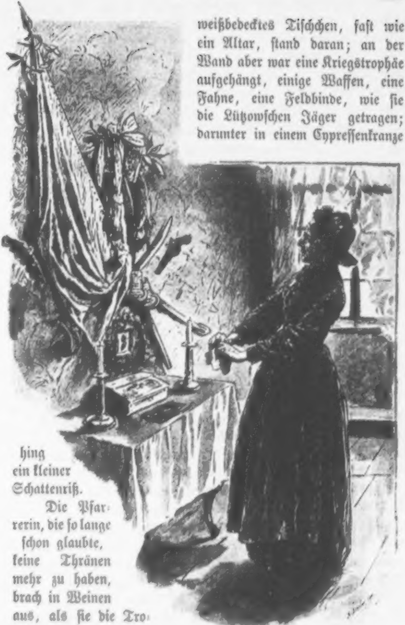
„Meine gute alte Mutter! Gott ſei gedankt für ihr ſanftes Ende!“ ſagte der Pfarrer im tiefſten Leid; auch die Augen der Frau waren feucht, ſie hätte wohl gern einen Weg gefunden über den Eisſee zwiſchen ihren Herzen. — „Du wirſt morgen früh abreiſen müſſen,“ ſagte ſie; „ſoll ich mit dir gehen?“ — „Ich kann dir's nicht zumuten,“ ſagte der Pfarrer; „du weißt, es iſt kein ordentliches Gefährt hier, ich muß ſehr früh gehen und ſchnell reiſen, das wäre zu anſtrengend für dich.“ — „Wie du willſt,“ ſagte ſie wieder kurz und ſchickte ſich an, für den Trauerflor und die Vorbereitungen zur Reiſe zu ſorgen.

Der Pfarrer war zur Abreiſe gerüſtet; er gehörte nicht zu den verwöhnten Männern, die wie ein Kind überall der Dienſte und Pflege einer zärtlichen Hand bedürfen; er hatte lernen müſſen, für ſich ſelbſt zu ſorgen; nur was ſo eigentlich nach ſtrengem Recht ins Gebiet der Hausfrau gehörte, daran ließ es dieſe nicht fehlen. Und doch ſchien dieſen Morgen ein etwas weicheres Element zwiſchen die Gatten eingedrungen, ging doch der Pfarrer zu ſeiner Mutter Leiche. Aber wenn dies der Frau den Wunſch erregte, ihm etwas Liebe und Teilnahme zu zeigen, ſo verkühlte ihn wieder der Gedanke, wie er nun das letzte liebende Herz verliere und wie auch die Mutter wenig Liebe und Freude genoſſen habe von dieſer Tochter. Es iſt ſo ſchwer, die Brücke zu finden, die entfremdete Herzen wieder zuſammenführt!

„Ich bringe Julie mit zurück,“ ſagte der Pfarrer, dem in der Hoffnung auf das lange vermißte Kind ein plötzlicher Freudenſtrahl aufging. — „Natürlich,“ ſagte die Mutter. — „Nun, ſorge nur,“ fuhr der Vater fort, „daß das arme Kind, das aus dem Trauerhauſe kommt, einen freundlichen Eintritt in die Heimat hat. Richte ihr ein hübſches Stübchen ein, das iſt eine Freude für junge Mädchen. Im Alkoven bei dir hat ſie nicht mehr Platz, ſie muß doch auch ihre Siebenſächlein unterbringen können; die untere Hinterſtube iſt ſo groß und kalt, die neben mir hat der Vikar; es bleibt wohl,“ ſetzte er etwas zögend hinzu, „nur das obere Hinterſtübchen übrig, das hat auch die freundlichſte Ausſicht.“

Der Pfarrer hatte lange nicht ſo viel mit ſeiner Frau geſprochen; ſie hatte ein freundliches Abſchiedswort, einen herzlichen Gruß an die Tochter auf den Lippen gehabt, des Pfarrers letzte Worte verſchloſſen ihr wieder Herz und Mund.

„Alſo darauf iſt's abgeſehen!“ murmelte ſie, als der Pfarrer abgefahren war; „die letzte Erinnerung will man mir nehmen!“ Und mit ihrem gleichmäßigen, geräuſchloſen Schritt ging ſie hinauf in das obere Stübchen, wirklich das freundlichſte des Hauſes, das unbetretene Heiligtum, zu dem nur ſie den Schlüſſel hatte. Das Zimmer enthielt in einer Ecke zuſammengeſtellt wenige Möbel und Betten, die eben nicht im Gebrauch waren. Eine Wand aber war freigelaſſen, nur ein



weißbedecktes Tiſchchen, faſt wie ein Altar, ſtand daran; an der Wand aber war eine Kriegstrophäe aufgehängt, einige Waffen, eine Fahne, eine Feldbinde, wie ſie die Lützowſchen Jäger getragen; darunter in einem Cypreſſenkranze hing ein kleiner Schattenriß.

Die Pfarrerin, die ſo lange ſchon glaubte, keine Thränen mehr zu haben, brach in Weinen aus, als ſie die Trophäe betrachtete, zum letztenmal, wie ſie dachte. „Auch das noch!“ ſagte ſie ſich mit der finſteren Genugthuung eines freudloſen Herzens, das im Unglück ſchwelgt; „auch das Letzte ſoll ich hingeben!“ Und leiſe und langſam löſte ſie eines um das andre ab und legte es in einen Koffer; nicht ein Gedanke in ihrer Seele an ihr einziges Kind, dem ſie eine freundliche Heimat bereiten ſollte; ſie dachte nur an ihr begrabenes Leid, an das ſchwere Unrecht, das ihr widerfahren, als ſie den Koffer ſchloß, die letzte Spur von dem Trauerſchmuck des Zimmers entfernte und dann langſam herabſtieg und der Magd Anweiſung gab, wie ſie das Zimmer zu rüſten habe. Dann ſank ſie auf das Sofa, deckte ihr Geſicht mit den Händen und kehrte noch einmal zurück in die Vergangenheit, zu dem lange begrabenen Liebesfrühling ihres Herzens.

Jenes ſchöne Bild an der Wand war ſeiner Zeit keine Lüge geweſen. So jung, ſo ſchön, ſo blühend und hoffnungsreich hatte Eliſe einſt ins Leben hinausgeſehen, die jetzt ſo erſtarrt, ſo freudlos, ſo wenig freudebringend in ſo dumpfer Reſignation von einem Tag zum andern hinlebte. Ein reicher, goldener Frühling war ihr beſchieden geweſen, und kein Maler könnte die glühenden Farben wiedergeben, in denen ſich ihr junges Herz einſt die Zukunft ausgemalt hatte — die Zukunft, die nun Grau in Grau ſo öde vor ihr lag.

Die Poeſie des Herzens iſt nicht an äußere Umgebungen gebunden; kühle, ſteinerne Städte haben poeſiereiche Gemüter groß gezogen, und doch iſt für eine innerlich reiche Natur gewiß die Kindheit und Jugend auf dem Lande genußvoller und ſchöner als in der Stadt. Die Wonne der Einſamkeit, des unbewußten, träumeriſchen, ungeſuchten Verkehrs mit der Natur iſt ſo fruchtbringend für die innere Entfaltung, und Eliſe hatte dieſe unverkümmert in reicher Fülle genoſſen.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Landpfarrers und teilte den Unterricht des Vaters, die Freuden des Elternhauſes mit einem einzigen Bruder. Ihre Erziehung war von der anderer Mädchen ſehr verſchieden. Der Vater, der früher Lehrer geweſen, wollte die Kinder allein unterrichten; er teilte ihnen mit, was er ſelbſt wußte; neue Sprachen waren Nebenſache, aber Griechiſch und Lateiniſch konnte er nicht früh genug den Kindern beibringen, um ihnen die Schätze des klaſſiſchen Altertums aufzuſchließen, und obgleich Eliſe ein Jahr jünger war als ihr Bruder, ſo hielt ſie doch durch raſche Faſſungskraft und glühenden Eifer gleichen Schritt mit ihm.

Statt Kindermärchen und Romanen war Cornelius Nepos, Livius und Julius Cäſar die erſte geiſtige Nahrung des Mädchens, und was dieſe Schulbildung ihr hätte Trockenes geben können, das erſetzte ihre eigene poetiſche Begabung, die durch die anmutige Umgebung ihres Heimatsorts genährt wurde. Auch wehte damals neben dem trockenen Rationaliſmus in Glaubensſachen ein ſentimentaler Hauch durch die gebildete Welt, dem kein Herz ſich ganz entziehen konnte.

Einen Nachteil hatte Eliſens Erziehung: die Mutter hatte zu wenig Einfluß auf ſie. Gewiß iſt es ſchön und gut, weſentlich und fruchtbringend für die innere Entwickelung, wenn der Vater ſich der Erziehung der Töchter annimmt; wo aber dieſe väterliche Erziehung den Einfluß und die Geltung der Mutter zurückdrängt, da entſteht leicht ein gewiſſer Vaterkultus, der ein ſicheres Zeugnis einer einſeitigen Bildung iſt, wo er ſich findet. Es hat etwas Verletzendes, wenn „der Vater" das dritte Wort im Munde eines Mädchens iſt, wenn die töchterliche Zärtlichkeit gegen ihn einen ſentimentalen, die väterliche einen chevalereſken Anſtrich hat, und die Mutter nichts als die gute Frau iſt, die kochen darf und Strümpfe flicken und ihre talentvollen Töchter bewundern. Es mag dies oft durch die Verhältniſſe, durch den Bildungsgrad der Mutter bedingt ſein, es ſieht auch zuzeiten recht hübſch aus, aber es iſt und bleibt etwas Verkehrtes.

Eliſe fügte ſich freilich auch den Wünſchen der Mutter, ſoweit ſie der Vater unterſtützte; ſie nahm ſich häuslicher Geſchäfte an, wo es nötig war, und ihr Verſtand und ein natürliches Geſchick unterſtützten ſie hierin; aber ihre Seele legte ſie nie in dieſe kleinen Sorgen, ſie lebte in der Welt des Altertums, in Träumen von großen und herrlichen Thaten, von ungeheuren Entſagungen und Opfern für das Vaterland.

In den Lehrſtunden beim Vater wurden die Alten ſtudiert, auch nachdem der Bruder auf eine Schule gekommen war; mit ihm, der von dem nicht entlegenen Gymnaſium gar häufig in der Heimat verweilte, las ſie neuere Dichter, berauſchte ſich in ihrer glühenden Sprache und machte begeiſterte Pläne zur Hebung und Rettung des Vaterlandes, deſſen Erniedrigung und Unterdrückung damals ſchon begann. Aber wenn ſie allein war, allein an den anmutigen Ufern des Fluſſes, der an ihrem Heimatsort vorbeifloß, allein auf der kleinen felſigen Anhöhe, wo ſie ſich von wilden Reben eine Laube gebildet hatte, und hinausblickte in die duftige Ferne, in das ſonnige Land, da wachte ein weiches, klopfendes Mädchenherz auf und goldene, ſüße Bilder einer ſchönen Zukunft ſtiegen vor ihr empor. Sie träumte von der verwandten Seele, in der ſie die ſchönere, reichere Seite ihres eigenen Weſens wiederfinden würde; von einer Sonne, die alle verhüllten Blüten ihres tiefſten Innern zum Leben entfalten werde; von einer Eiche, die ſie als Epheu umranken könnte. Man nannte ſie ſtolz, ſie wollte es ſein; aber ach, mit welch unendlicher Demut wollte ſie ſich neigen vor dem „hohen Stern der Herrlichkeit“, der ihr einſt aufgehen mußte! Und während dieſer geträumte Stern reich ſein ſollte an tiefem Wiſſen, an Talenten und geiſtigen Schätzen aller Art, ſollte er zugleich ein Vorbild ritterlicher Herrlichkeit ſein, ein Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes.

Wenn ſie aus ſolcher Welt der Träume von ihren einſamen Gängen nach Hauſe zurückkehrte und die Mutter ſie bat, doch nach der Suppe zu ſehen, oder ſie mit dem Seufzer empfing: „Nun denke aber, jetzt ſchickt der Julius heute ſeine Waſchkiſte, nachdem man vorige Woch' die große Wäſche gehabt!“ da lächelte ſie mitleidig wie eine Göttin aus Wolken über dieſe kleinlichen Sorgen. War ſie einmal eine Frau, ſie wollte zeigen, was eine ſchöne, freie Häuslichkeit ſei, unbeengt von dieſen Mühſeligkeiten, die ſich ja nebenher abmachen ließen. Die Mutter war eine herzliche, gemütliche Frau von einfacher Bildung und geſundem Verſtand; aber ſeit der Geiſt der Tochter ſeinen hohen Flug genommen, ſeit der Vater nur in Bewunderung ſeines Kindes aufging, fühlte ſie ſich mehr und mehr zurückgedrängt, verſchüchtert, wohl manchmal auch verbittert, wenn ſie nicht wieder in der Zärtlichkeit ihres Sohnes Troſt gefunden hätte. Das geduldige Lächeln, mit dem Eliſe ihre Lehren und Bemerkungen anhörte, wenn ſie je noch ſolche ausſprach, brachte ſie mehr aus der Faſſung, als der entſchiedenſte Widerſpruch gethan hätte. Sie ſchwieg, und wenn ſie die Geringſchätzung anſah, mit der Eliſe ſich abwandte von den kleinen Lebensſorgen, die in das Gebiet der Frau fallen, von allen Menſchen, die nicht in die höhere Klaſſe der Weſen gehörten, zu der ſie ſich zählte; wenn ſie ſah, wie die Tochter unter Menſchen umherwandelte im beſtändigen Gefühl, „unter Larven die einzige fühlende Bruſt“ zu ſein, da ſeufzte ſie bedenklich: „Wer da ſteht, der ſehe zu, daß er nicht falle!“

Gegen alle Männer, die in ihren Bereich kamen, und gegen ihre Aufmerkſamkeit blieb Eliſe kalt. In ihrem Tagebuch ſtand:

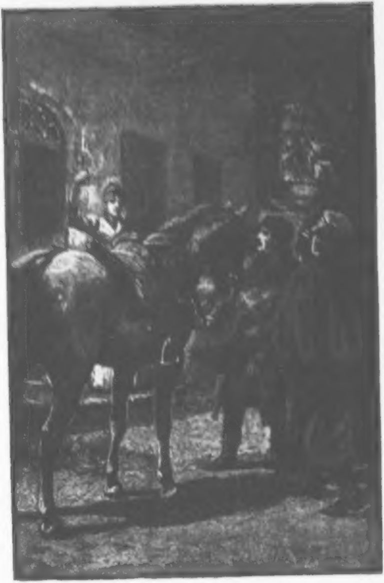
Einmal nur, doch dann zu Luſt und Qual,
Neigt mein Herz zu ſeines Herrſchers Wahl,
Und ſein Reich wird Ewigkeiten dauern.

Der Herrſcher ſollte kommen. — Der Bruder war zur Univerſität abgegangen. Ein hochgeehrter Verwandter des Hauſes war Profeſſor in Jena, und dies beſtimmte die Eltern, ihn dorthin zu ſenden. Die Trennung war ſchmerzlich, aber die Korreſpondenz mit dem fernen Bruder wurde nun erſt recht eine Quelle des Genuſſes für Eliſe. Das rege geiſtige Leben, das damals, von den höchſten Geiſtern angeregt, unter allem politiſchen Druck fortglühte, die wachſende Sehnſucht nach Abſchüttelung des fremden Jochs, die Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes, die kaum wagten, ſich in geheimnisvollen Andeutungen auszuſprechen — das alles hielt ſie in beſtändiger Aufregung. Sie glaubte oft den ſchleppenden Gang der Alltäglichkeit nicht mehr ertragen zu können. Glück, und Glück in unerhörter, wunderbarer Geſtalt, forderte ſie vom Himmel, und in jugendlicher Vermeſſenheit bot ſie dem Geſchick ihr ganzes Leben zum Opfer an, wenn ſie nur einmal, nur einmal recht und voll glücklich geweſen ſei.

Es war im März, in den erſten goldenen Tagen, wo die Sehnſucht nach dem heranziehenden Frühling faſt noch ſüßer und mächtiger iſt als die volle Schönheit des Frühlings ſelbſt; wo das Herz einen unausſprechlichen Zug in die Weite fühlt, wo die hellſten Träume von der Zukunft wach werden, während ein Herbſttag, und ſei er noch ſo ſonnig und ſchön, nur wehmütig-ſüße Erinnerungen weckt. Eliſe war ſpät erſt vom Spaziergang zurückgekommen und ſaß beim eben angezündeten Licht am Tiſch mit den Eltern, da tönten die Hufſchläge raſcher Pferde durchs Dorf herauf. „Um Gottes willen, Feuerreiter!" rief die Mutter. In dem Augenblick hielten die Reiter vor dem Pfarrhaus, und laut und heftig wurde die Hausglocke gezogen. Erſtarrt vor Schrecken, vor Furcht einer nahen Trauerbotſchaft, blieb die Mutter ſitzen. Eliſe eilte raſch mit dem Licht hinunter und öffnete die Hausthür, während Knecht und Magd in der Küche beſtürzt herumrannten und ſich in abenteuerlichen Vermutungen erſchöpften.

Zwei junge Männer ſprangen von ſchäumenden Roſſen; das volle Licht des Mondes fiel auf die ſchöne, edle Geſtalt eines Jünglings, der ſich, glühend vom raſchen Ritt, vom Roſſe ſchwang und wie träumend das blühende, ſchlanke Mädchenbild anſtarrte, das mit der Kerze vor ihm ſtand und in dem einen Augenblick begriff, daß hier die wunderbare Erfüllung aller ihrer Träume vor ihr ſtehe. „Eliſe!" rief der andre, als er abgeſtiegen war, und Eliſe hielt den Bruder umſchlungen.

Nun kam der Vater und aus lauter Angſt folgte ihm die Mutter, es kam der Knecht und kam die Magd; es ging an



„Eliſe!“ rief der andre, als er abgeſtiegen war.

ein Fragen, Verwundern, Ausrufen; Julius bat aber um Stille, übergab dem Knecht die Pferde und führte den Freund ſchnell ins Haus. Während der alte Johann die ſchönen abgehetzten Tiere zum alten, geſetzten Pfarrgaul in den Stall brachte, hatten ſich die unerwarteten Gäſte in der Stube geſetzt; die Mutter, noch zitternd vor Schrecken, hielt ihres Sohnes Hand in der ihren und vermochte kaum zu ſprechen; Eliſe, die der Herzensinſtinkt mit einemmal zur flinken Hauswirtin gemacht, flog leicht und raſch hin und her und brachte alles, was das gut eingerichtete Haus zur Stärkung und Erquickung der müden Reiter vermochte. Der Fremde folgte ihren anmutigen Bewegungen mit leuchtenden Blicken.

Der edle Elfer des Pfarrkellers hatte die Reiſenden geſtärkt; Julius zog die geſchäftige Eliſe neben ſich nieder und begann: „Nun ſollt ihr hören, warum wir hier ſind. Vater! Eliſe! die Zeit der deutſchen Schmach iſt vorüber. Da leſt die Worte eines Königs!“ Und mit erhobener Stimme las er den Aufruf des Königs von Preußen an ſein Volk. Eliſe hing an ſeinem Munde mit ſtrahlendem Geſicht. „Und nun, Vater,“ ſchloß Julius, „iſt die Stunde gekommen, wo es keinen Beruf mehr gibt als den Kampf fürs Vaterland; hier bin ich nun, mir euren elterlichen Segen zu erbitten; mit meinem Freund, Graf Falkenſchwerdt, trete ich in ein Freicorps, das ſich mit Bewilligung des Königs bildet. Gott ſegne unſre Waffen, Gott muß ſie ſegnen, es gilt der guten Sache!“

Die Mutter faltete erſchrocken die Hände und blickte todbleich mit naſſen Augen auf ihren Liebling, den Sohn ihres Herzens, der aus dem ebenen, gebahnten Pfad eines bürgerlichen Berufs auf einen felſigen, halsbrechenden Weg fortgeriſſen wurde. Jetzt ſchon kämpfte ihr Herz den Schmerzenskampf des letzten Abſchieds. Eliſe weinte nicht, ſie bebte nicht, ſie ſah den Bruder und den Fremden mit glänzenden Augen an als Geweihte fürs Vaterland; kein Wort der Abmahnung kam auf ihre Lippe, kein Gedanke der Furcht in ihre Seele, es mußte ſein; ein berauſchendes Gefühl von Glück kam über ſie, nun endlich war ſie eingetreten in die Welt des Großen und Wunderbaren, von der ſie ſeither nur geträumt.

„Du vergißt, Julius,“ ſagte der Vater nach langem Nachdenken, „daß du als mein Sohn Unterthan eines Fürſten biſt, der noch verbündet iſt mit Napoleon.“ — „Auch das iſt vorgeſehen,“ ſagte Julius. „Der Oheim, der meinen Entſchluß billigt, hat mich förmlich adoptiert; dadurch bin ich Unterthan eines andern Staates, und nicht lange wird es mehr dauern, ſo wird jeder deutſche Fürſt ſtolz ſein, deutſche Söhne, deutſche Krieger und nicht Tyrannenſklaven ſeine Unterthanen zu nennen. Wir müſſen hier noch meinen Entſchluß geheim halten; nur wollte ich nicht ins Feld ohne euren Segen.“

„Auch ich,“ begann der Fremde, der indes geſchwiegen, „habe mit dem Bedenken eines allzu zärtlichen und allzu vorſichtigen Vaters zu kämpfen; meine Mutter lebt nicht mehr, mein Vater glaubt noch nicht an das Gelingen unſres großen Werkes. Nur unter fremdem Namen iſt mir vergönnt, am Kampfe teilzunehmen, von dieſer kleinen Reiſe mit meinem Freund darf ich nur unter dem angenommenen Namen zurückkehren, unter dem ich mich bei Ihnen eingeführt. Mein wahrer Name bleibt verſchwiegen, ſelbſt für Sie, bis wir zuſammen als Sieger zurückkehren.“ Seine Augen begegneten denen Eliſens; ſie brauchte keinen Namen zu wiſſen von dem, deſſen tiefſte Seele ſie erkannte.

Es wurde den begeiſterten Jünglingen nicht zu ſchwer, die Einwilligung des Vaters zu erringen, der ſelbſt ein Mann von deutſcher Geſinnung war und der auch einſah, daß es einen Punkt der inneren Entwickelung gibt, wo ein elterliches Machtwort, das den Willen brechen wollte, ein ganzes Leben brechen würde. Die Mutter gab mit ſchwerem Herzen ihre Einwilligung; ſie ſetzte keinen Ehrgeiz darein, eine Spartanerin zu ſein; der Kampf mochte ja ganz recht ſein und gut, das wollte ſie zugeben, aber warum ſie ihren einzigen Sohn drangeben ſollte, ehe ſeine Pflicht und ſein König ihn dazu beriefen, das konnte ſie eben nicht einſehen.

Die jungen Männer hatten am andern Morgen wieder abreiſen wollen; der Zuſtand ihrer Pferde machte dies nicht möglich, und ſo wollten ſie noch einen Tag zugeben. Julius war über den Aufſchub ungeduldig, er hätte das Abſchiedsweh, vor dem ihm ſelbſt bange war, lieber mit einemmal überwunden; die verweinten Augen der Mutter thaten ihm weh. Aber der ſonſt ebenſo kampfdurſtige Falkenſchwerdt war ſehr bereit dazu, und Julius ahnte mit Lächeln den Grund; er wußte ihn, als, da ſie endlich nach Mitternacht ihre Ruheſtätte ſuchten, Oskar ihn mit mehr als Freundesliebe umarmte; er wußte ihn und er freute ſich darüber. Kein Gedanke an den mit Orden bedeckten Staatsmann, den Vater ſeines Freundes, ſtellte ſich verdüſternd und abkühlend vor das leuchtende Zukunftsbild, das vor ſeiner Seele aufſtieg; er dachte an eine Zeit, wo es nur Deutſche, nur befreite Brüder eines großen Vaterlandes geben werde, nicht Bürger und Barone, Staatsräte und Pfarrer.

Der Pfarrer ſchlief wenig in dieſer Nacht, er ſchritt lange auf und ab in tiefem Sinnen; die Mutter ſaß wach auf ihrem Bette und betete: „Jſt's möglich, Herr, ſo nimm den Kelch von mir; wo nicht, ſo geſchehe dein Wille!“ Auch Eliſe konnte nicht ſchlafen; ſie erhob ſich vom Lager, ſie ſah hinaus in die helle Mondnacht und ſah weiter und weiter hinaus in eine Zukunft voll wunderbarer Ereigniſſe, voll ungeahnter Freuden, während die müden Jünglinge längſt ſchliefen und träumten von Schlacht und Siegen.

Einen Tag verweilten ſie noch im Pfarrhaus, einen Tag, deſſen Inhalt lange Jahre aufwog. Die Eltern, beſonders die Mutter, wollten den Sohn noch recht genießen vor dem Abſchied, der, ſo bangte ihnen allen, der letzte ſein konnte. Julius verſtand die Mutter viel beſſer, als je die Schweſter gethan, und wenn ſie mit ſchwimmenden Augen ins kleinſte Detail einging über die Strümpfe, Socken und Unterleibchen, die ſie ihm nachſchicken wollte, ſo verſtand er darin das Mutterherz ſo gut, als ob ſie die ſchönſte ſentimentale Rede gehalten hätte, und wenn ſie ihn ſchüchtern bat: „Aber nicht wahr, Julius, wenn man ſchießt, ſo ſtellſt du dich nicht gerade vorn hin und denkſt auch an deine Mutter?“ ſo wandte er ſich nicht verächtlich von ſo feigem Rate ab, er küßte lächelnd ihre Hand und ſagte: „Ich denke an meine Mutter, gewiß, gewiß, in jedem Augenblick.“

Eliſe ſtörte heute nichts, die ganze Welt ſchwamm in roſigem Licht, und während ihre Seele glühte von großen Gedanken, entfaltete ſie eine weibliche Liebenswürdigkeit, eine häusliche Sorgfalt und Geſchäftigkeit, die ihrem oft ſo zerſtreuten, ſtolzen Weſen ſonſt abging und die ihr nun einen neuen Reiz gab. Es war keine Verſtellung, keine Koketterie, es war die gehobene Stimmung des Herzens, die ſie mit einemmal zum ganzen Weibe machte. „Aber, Eliſe, du biſt ja wie ein Engel,“ ſagte der Bruder leiſe und lächelnd. — „Gott mache mich glücklich und ich will ein Engel werden!“ rief Eliſe. Ihr ganzer Sinn lag in dieſen Worten, ſie ſetzte ihre Veredelung der Vorſehung als Preis für das Glück, das ſie forderte.

Julius wollte an dem ſchönen Märztage die Lieblingsplätze ſeiner Knabenzeit noch einmal beſuchen. Alle gingen mit, ſelbſt die Mutter, obgleich ſie den ganzen Tag zu ſorgen hatte, um Julius womöglich noch alle ſeine Leibgerichte zu bereiten. Die Eltern gingen voran mit Julius, Eliſe und Falkenſchwerdt folgten. Sie fühlten ſich in einem ſo bedeutenden Augenblick über alle Schranken der Konvenienz weggehoben und tauſchten in glühenden, lebensvollen Worten alle Erinnerungen, alle Träume, alle Hoffnungen ihres jungen Lebens aus. Sie ſprachen kein Wort von Liebe, aber ihre Blicke, die ſich begegneten, ihre Hände, die ineinander ruhten, ſprachen deutlicher als Worte, und als am Morgen des Abſchieds Eliſe ſich aus des Bruders Armen wand und Oskar die Hand bot, da zog dieſer ſie an ſich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und flüſterte: „Und kehre ich als Sieger zurück, ſo reiche dieſe Hand mir des Sieges Preis!“

Die Jünglinge ritten fort, nicht ſo raſch, wie ſie gekommen waren, aber ſiegesmutig, kampfbegierig, reich an Hoffen. Ueber

die Zurückbleibenden ſenkte ſich das ſchwere bleierne Gefühl des Alleinſeins, das Bewußtſein einer unendlichen Lücke, während jene freudig in die Welt hinauszogen, der eine reicher um ein ſeliges Gefühl. Zum erſtenmal faſt ſeit der Kinderzeit umſchlang Eliſe die Mutter und legte ihr Haupt an dieſe treue Bruſt, und die Mutter verſtand ſie, aber ſprechen mit ihr wollte ſie nicht; ſie wollte den Himmel nicht trüben, den ſich der Tochter Seele malte, wo vor ihren Augen noch ſo viele Wolken und Nebel lagen.

Während die Welt draußen immer mehr bewegt wurde von Krieg und Kriegsgeſchrei, war das Leben im Pfarrhaus äußerlich ein gar ſtilles, innerlich aber, zumal in Eliſens Seele, reich an tiefer, mächtiger Bewegung. Zeitungsnachrichten, die freilich damals oft noch langſam ihren Weg in abgelegene Pfarrhäuſer fanden, und die Briefe des Bruders waren ihr einziges Lebenselement. Die Bildung des Lützowſchen Freicorps, dem die zwei Freunde beitraten, die feierliche Einſegnung desſelben in der Kirche zu Rochau, ſeine erſten Waffenthaten begleitete Eliſe mit ihrem glühenden Anteil, mit ihren Thränen und ihren Gebeten. Jedem Brief des Bruders war ein Gruß, irgend ein bedeutſames Wort von Oskar beigefügt; Pläne für die Zukunft ließen ſich freilich nicht machen, wo der Augenblick ſo ſtürmiſch und ſo inhaltreich war.

Eliſe lebte ganz in den jungen Helden, ihre einſamen Gänge führten ſie immer auf die Felſenhöhe, wo ſie am weiteſten hinausblicken konnte; ſie dachte und träumte nur von dem ſeligen Augenblick, wo ſie die rückkehrenden Sieger begrüßen würde. Die Eltern geſtatteten ihr, ihre einzige Freundin in der Reſidenz zu beſuchen; dort ließ ſie ihr Bild malen, für den Bruder, wie ſie ſagte; Vater und Mutter dachten wohl mit der Tochter an mehr als an den Bruder, als ſie ſich des ſchöngelungenen Bildes freuten, doch ſprach keines darüber. Der Lorbeer war zu früh gewunden.

Der Sommer, der all dieſe Hoffnungsblüten der Reiſe entgegenbringen ſollte, brachte ihnen die Todesſichel. Im Juni, inmitten des Waffenſtillſtandes, währenddeſſen die jungen Kämpfer hätten Kräfte ſammeln ſollen, wurde das Lützowſche Corps überfallen, die ſchönſte Blüte der deutſchen Jugend fiel — unter deutſchen Waffen.

Eliſe und die Eltern harrten mit Sehnſucht auf Kunde von dem Sohn; da kam ihnen durch den Oheim die Botſchaft von ſeinem Tod und zugleich all ſein kleiner Nachlaß, ſeine Waffen, ſeine Uhr und ſeine Schreibtafel, in die er, wie es ſchien, mit ſterbender Hand die Worte geſchrieben: „Lebt wohl alle! Eliſe, Oskar iſt gefallen . . .“ Auf ſpätere Nachfragen erfuhr auch der Pfarrer, daß Graf Falkenſchwerdt unter den Gefallenen bei Kitzen ſei. Seinen wahren Namen hatten ſie nie erfahren.

Da brachen Zeiten großen und tiefen Leides über das Pfarrhaus herein, Tage, in denen die Zeit unbeweglich wie eine ſchwarze Wolke über uns hängt, wo das Herz nicht glauben will, nicht tragen will, was es doch hinnehmen muß. Die Mutter fand in der Tiefe eines frommen Gemüts am leichteſten Troſt für das unſägliche Leid, mit dem ſie ihren einzigen Sohn begrub; der Vater, der an ſo vielen Sterbebetten, an ſo vielen Gräbern geſtanden hatte, bereit mit dem Troſt des ewigen Wortes — ach, er fand, wie es ſo viel leichter iſt, andern zu predigen als ſich ſelbſt. So reich, ſo ſchön, ſo mannigfaltig ſind die Troſtworte für Leid und Tod in der Schrift, daß uns nichts leichter dünken ſollte, als zu leiden und mit dieſer Hilfe das Leid zu überwinden; aber ach, wo Schriftworte nicht das Amen ſind auf ein beſtändiges, ſtilles Herzensgebet, wie ſtarr, wie tot ſtehen ſie in der Stunde des Jammers vor unſern Augen! wie tauſendmal wiederholt ſich in unſerm Innern die Antwort jener alten Frau, die ihren Sohn verloren, auf die Ermahnung des Geiſtlichen: „Und wenn ich die ganze Bibel auswendig lerne, er kommt eben doch nicht wieder!“ Wohl der weichen Seele, die ſtill hält und den Blick nicht abwendet von der dunkeln Tiefe, bis ſie die Perle darin gefunden; wohl der ſtarken Seele, die in der Dämmerung ringt mit dem Herrn mit den gewaltigen Worten: „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn!“

Eliſe begehrte nicht zu ringen mit ihrem Schmerz, ſie ſuchte nicht nach den Perlen in der dunkeln Flut; ſie empfand dieſes Leid, das ſo viel gewaltiger war, als ſie je hätte ahnen können, wie einen Hohn des Schickſals auf die ſtolze Forderung ihres Herzens um eine Stunde voller Seligkeit für ein Leben voll Schmerz.

Ihr Schmerz war ihr einziger Kultus; ihr Stolz war, daß ihr Jammer ſo tief ſei, daß niemand ihn faſſen könne; ſie verſchmähte, teilzunehmen an den Klagen der Eltern, ſie konnte, ſelbſt von der Mutter, nicht die leiſeſte Hindeutung auf ihren beſonders ſchweren Teil an der Trauer aller ertragen; eine Königin des Jammers zog ſie ſich ſtolz ab von allen und begrub ſich in ihr Leid. Sie ſuchte alle Stellen auf, wo ſie an dem einzigen Frühlingstag ihres Lebens mit ihm gewandelt war; das ſtillſte Plätzchen im Garten weihte ſie beſonders ſeinem Andenken; mit dem Schattenriß, der Haarlocke, mit einem feurigen Gedicht, den einzigen Andenken, die ihr Julius von ihm nach und nach geſchickt, konnte ſie tagelang daſitzen ohne Thränen, ohne Klage, nur froh, wenn nichts ſie ſtörte.

Vater und Mutter mußten jeden Verſuch aufgeben, ſie zu tröſten. Wenn der Vater, zwar mit gebeugtem Haupt, aber doch getreulich wie ſonſt ſeinem Berufe nachging; wenn die Mutter, eifrig wie zuvor, wenn auch mit gar ſtillem Weſen, ihre Geſchäfte beſorgte, ſo galt das Eliſe nur für einen Beweis, daß eben in ihre Seele das Leid gar nicht ſo tief eingedrungen ſei, und wenn die Mutter ſie weinend umfaßte und fragte: „Soll uns denn ein Schlag beide Kinder geraubt haben?“ ſo hatte ſie keine Antwort als: „Beide, arme Mutter, beide.“

Sie hatte keinen Troſt, keine Hoffnung als die Gewißheit, daß ſie bald ſterben, daß ſie drüben ihrem geliebten Helden den Lorbeerkranz bieten dürfe, den ſie hier vergebens für ihn gewunden. Sie ſchwelgte recht in ihrem Schmerz, in der Gewißheit, daß er in kurzem ihr Leben aufreiben müſſe. Aber ſie lebte fort. Ihr Geſicht war blaß, aber ihre Wangen blieben voll, ihre Geſtalt zerfiel nicht; ſie fand, daß der Tod am gebrochenen Herzen doch ein ſeltener ſein müſſe.

So vergingen Jahre; wie im Traum horchte ſie den großen Zeitbegebenheiten, die in ſtürmiſchem Wechſel vorüberzogen, dem rauſchenden Flügelſchlag des deutſchen Adlers, bis er mit gebundener Schwinge ſich niederſenkte. Der Vater war geſtorben, die Mutter zog mit Eliſe in die kleine benachbarte Stadt.

Es war ein allgemeines Erſtaunen, als ſich die Kunde verbreitete, Eliſe ſei die Braut des jungen Pfarrers Stern, der früher ſchon ein Nachbar ihrer Eltern geweſen und ſich der verwitweten Mutter mit treuer Freundſchaft angenommen hatte.

Eliſe ſelbſt konnte ſich wohl die Gründe dieſes Entſchluſſes, den ſie nur nach langem und ſchwerem Kampf gefaßt, nicht recht zergliedern. Zunächſt ſah ſie den Entſchluß als ein Opfer an, das ſie den Wünſchen der Mutter brachte, obgleich ſie bis jetzt nicht ſehr aufopfernd gegen die Wünſche der Mutter geweſen war. Sie kannte Stern ſeit lange, ſie hatte um ſeine Abſicht gewußt, wenn er ſie auch früher nie gegen ſie ausgeſprochen; ſein ernſtes, einfaches, mannhaftes Weſen flößte ihr Achtung ein, aber an die Möglichkeit, ſich je zu verheiraten, hätte ſie nie gedacht.

Sie hatte dieſe ganze Zeit her ſo ſtill, ſo einſam gelebt wie immer; nur gegen eine Freundin hatte ſie nach den erſten Zeiten tiefſten, einſamen Jammers ihr Leid in Briefen ausgeſchüttet; ſeit dieſe ſich verlobt und ſie nicht mehr auf volle Sympathie hoffen durfte, hatte ſie ſich auch von ihr zurückgezogen; jede Zerſtreuung, ſelbſt die harmloſeſte, dünkte ihr ein Unrecht. Und doch fand ſie es allmählich ſchwer, vom Leide allein zu leben. Sie hatte ſich müde geweint; den himmliſchen

Troſt, der uns das Leid nicht entführt, ſondern es uns verklärt zum ewigen Beſitze gibt, hatte ſie nicht geſucht und nicht gefunden; die Ausübung der täglichen Pflichten, die ſie gleichgültig, ohne Liebe und Treue verrichtete, gab ihr nicht Troſt und Freude; der geſellige Verkehr der kleinen Stadt endlich, über den ſie ſich ſo hoch erhaben dünkte, war ihr unerträglich; ſie verſtand es nicht, Liebe zu gewinnen, ſie ſuchte es auch nicht, und doch gibt es kein Herz, das nicht vertrocknen müßte, wo es ſich nicht geliebt und geſchätzt fühlt.

Stern hatte die Mutter immer von Zeit zu Zeit beſucht, und Eliſe hatte ihre Kälte und Geringſchätzung gegen alle Männer, die nicht den Tod fürs Vaterland geſucht hatten, ſo weit überwunden, daß ſie zugegen blieb, wenn er da war, und mit mehr Intereſſe in ſeine Geſpräche einging als je im Verkehr mit andern. Nun begab es ſich, daß er eine angenehme Stelle erhielt, und obwohl er vielleicht an mancher Thür einen freundlicheren, willigeren Empfang hätte hoffen dürfen als bei Eliſe — wie einmal des Menſchen Herz iſt, das ſchwer zu Erreichende ſteigt im Wert —, er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieſes ſchöne, reichbegabte Weſen in einer gewaltſam feſtgehaltenen Trauer verkümmern ſolle, und er wagte die Bitte an Eliſe, ihn zu ihrem Freund, zu ihrem berechtigten Beſchützer fürs Leben zu wählen.

Das Mädchen iſt noch nicht geboren, für das in der ernſt gemeinten Werbung eines rechten Mannes nicht etwas Wohlthuendes läge. Nicht lange zuvor hatte Eliſe in ihr eigenes Ohr die ſchnippiſche Bemerkung eines jungen Mädchens gehört: „Und wenn ſie ſich noch ſo königlich hinſtellt, am Ende wird ſie eben doch eine alte Jungfrau, wie ordinäre Leute auch.“ — Ob dieſe kleinliche Aeußerung auch in einer ſo großartigen Seele beitrug, einen Weg für Sterns und der Mutter Wünſche zu bahnen, wer weiß es? Eliſe ſchrieb ihm:

„Ich erkenne den Edelmut, der in Ihrem Anerbieten liegt: meine Mutter unterſtützt Ihre Wünſche, aber mein Herz ruht im Grabe. Was ich Ihnen noch bieten kann, meine Achtung, meine Treue, das reicht nicht hin, um ein Menſchenleben auszufüllen. Bedenken Sie wohl, was Sie wagen, und wählen Sie ſich lieber ein Weſen, das Ihnen ein ganzes, volles Herz entgegenbringt!“

Der Pfarrer antwortete ihr: „Liebe Eliſe, ich will Ihrem Herzen und Ihrem Willen keine Gewalt anthun; wenn Sie aber den Entſchluß faſſen, ſich mir anzuvertrauen, ſo baue ich auf mein redliches Streben, um Ihre Liebe zu werben, auf die ſtille Macht der Häuslichkeit. Verhüte Gott, daß ich die Liebe gering ſchätze! Aber ich glaube, ſie muß kommen, wo zwei gute Menſchen in demſelben Streben eines Weges gehen. So bitte ich Sie denn zunächſt nur um Ihr Vertrauen, ich will all Ihr Leid, zukünftiges und vergangenes, treulich mit Ihnen tragen.

„Fern ſei es von mir, Ihnen die Erfüllung meiner Wünſche als Pflicht vorzuſtellen; aber glauben Sie wirklich, daß Sie Gott zu nichts anderm berufen, als einen Toten zu beweinen? daß das Leben nicht noch höhere und, ſo Gott will, ſüßere Aufgaben für Sie hat? — —“

Kapitulieren iſt immer gewagt. Eliſe gab nach, ſie wußte nicht wie, und ſagte dem Pfarrer ihre Hand zu, wenn er glaube, glücklich werden zu können ohne ihr Herz. Stern nahm ſie getroſt und freudig an. Er wollte ſie fürs Leben gewinnen, er wollte ſie zur Thatkraft zurückführen, er wollte ſie glücklich machen, und ſchließlich — das redlichſte Herz hat einen unausgeſprochenen Hintergrund — er liebte ſie und wünſchte ihren Beſitz und glaubte darum von Herzen gern alles, was für ſeine Wünſche paßte. Ob ſeine Annahme ſicher war, daß zwei gute Menſchen, die mit gutem Willen zuſammen ihres Weges gehen, ſich auch glücklich machen müſſen, das ſollte die Zeit lehren. Es bleibt allezeit ein gewagtes Experiment, eine Verbindung zu ſchließen in der Zuverſicht, die Liebe werde nachkommen; es hat ſchon manchmal fehlgeſchlagen.

Einen ſonnigen Brautſtand hatte Stern nicht; gar zu oft kämpfte Eliſe wieder mit der Reue über das, was ſie die Untreue ihres Herzens nannte; gar zu oft tauchte die ritterlich ſchöne Geſtalt ihres Jugendideals neben der ernſten, ſchlichten des Geiſtlichen auf. Ein toter Rival iſt gefährlicher als ein lebender, weil auch die reinſte Frauenſeele im Andenken an einen Geſchiedenen keine Untreue ſieht. Der Abſtand in der äußeren Erſcheinung beruhigte aber Eliſe wieder. Ein Freund nach einem Geliebten, das war doch mindere Untreue. Stern trug ihre wechſelnden Stimmungen mit vieler Geduld, auch war er meiſt abweſend an ſeinem neuen Berufsort, und im ſchriftlichen Verkehr ebnete ſich das Verhältnis viel harmoniſcher. Es iſt, zumal in jungen Jahren, wo man ſich ſelbſt zu wenig kennt und zu viel auf ſich vertraut, gar leicht, ſich in Tagebüchern und Briefen in ſchönen und edeln Gefühlen ſo recht zu ergehen. Auch die reſignierte Seele Eliſens, die reine Achtung, die ſtille Pflichterfüllung, die ruhige Freundſchaft, die ſie ihrem künftigen Gatten zubringen wollte, nahmen ſich gar ſchön aus auf dem Papier, und es war alles redlich gemeint. Und aus eigener Kraft, aus den Tiefen ihrer ſtarken Seele allein wollte Eliſe das ſtille, harmoniſche Daſein geſtalten, das vor ihr lag; aus eigener Kraft wollte ſie, ſelbſt freudlos, als milder, freudeſpendender Engel durchs Leben gehen, bis ſie an der Pforte des Himmels der verklärte Heldenjüngling, der allein ihr Herz beſeſſen, empfangen würde. Das war ihr ſelbſtgeſchaffener Glaube, mit der Vorſehung hatte ſie ſich ſo ziemlich abgefunden; ſeit ſie ihres Herzens ſeligſte Hoffnung begraben, glaubte ſie ſich im vollen Recht, für ein verarmtes Erdenleben eine ſelige Ewigkeit zu fordern. Sie bedachte nicht die Worte: „Wer da nicht hat, von dem wird genommen auch das er hat.“

Eliſe war nicht in die Ehe getreten als die ſteinerne Niobe, als die ſie jetzt ihr Haus verkältete. Sie hatte den Willen gehabt, ihren Gatten glücklich zu machen, ſoweit ihr das möglich war. Und als er ſie einführte in die Räume ihrer neuen Heimat, wo die Hand ihrer Mutter alles freundlich geordnet hatte, als er ſie bat, auf ſeine Liebe zu vertrauen und an eine glückliche Zukunft zu glauben, da blickte ſie ihm mit inniger Zuverſicht ins Auge und ſagte aus vollem Herzen: „Es wird gut gehen.“

Stern und Eliſe hatten gewünſcht, daß die Mutter ihre neue Heimat teile; aber dieſe hielt es für viel beſſer, daß die jungen Leute ſich allein zuſammenfinden, und behielt ihren bisherigen, nicht allzu fernen Wohnſitz bei. Das freie Schalten und Walten im eigenen Beſitz, die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, die kindliche Freude des Gatten an der eigenen Häuslichkeit, ſeine Bewunderung und Zufriedenheit mit allem, was ſeine Frau that, belebten und erwärmten ihr Herz, und ſie ſuchte oft mit Reue ihren Kultus des Leides mühſam wieder hervor, zu dem ſich nicht wie ſonſt ihr Herz von ſelbſt hinwandte.

Flitterwochen, Honigmonde, das ſind kindiſche Bezeichnungen für die erſte Zeit des Eheſtandes; es ſollte ein ſchönerer Name dafür gefunden werden, aber einen eigenen Namen verdient ſie, und es iſt lächerliche Pedanterie, dieſes erſte warme Gefühl des Glücks hemmen und abkühlen zu wollen, damit es nachher nicht weniger ſchön komme. Es iſt aber auch kindiſche Begehrlichkeit, gerade in dieſer Geſtalt, in dieſer Neuheit und Friſche das Glück feſtzuhalten, deſſen innerer Beſitz reicher iſt und ſchöner als ſein erſter Anblick, wenn auch minder glänzend. Mit leuchtendem Auge, mit frohem Herzen ſieht der Bergmann die Silberader glänzen im dunkeln Geſtein; er muß ſie freilich noch herausarbeiten, glühen und läutern, bis das Silber rein und ganz zu Tage kommt; wollt ihr ihm darum die Freude des erſten Anſchauens mißgönnen, die ihm Mut gibt und Freudigkeit zu der erſten Arbeit?

Ihr gebt dem Kinde am Weihnachtsabend Spielſachen, Arbeitsgeräte, Kleidung, die durch das ganze Jahr ſeine Freude werden ſollen. Wollt ihr ihm den Jubel, das Entzücken der erſten Stunde der Beſcherung rauben und die Gaben alle klug verteilen durchs ganze Jahr, damit ja nicht auf einmal der Freude zu viel werde? — Freilich iſt es des Kindes Schuld, wenn es ſeine Reichtümer in den erſten Tagen achtlos verſchleudert und zerbricht und ſich ſo die Freude des Jahres nimmt; und ſolche Kinder ſind wir nur gar zu oft.

Eliſe machte ſich das ſtille Wohlgefühl, das im eigenen Hauſe über ſie kam, faſt zum Vorwurf, und gleichſam zur Sühne ſuchte ſie in den Geſprächen mit ihrem Mann die Erinnerung an den Bruder, an Oskar, an jenen einen ſonnigen Tag, an die lange Nacht, die ihm folgte, wieder hervorzurufen. Der Pfarrer hätte gut gethan, mit Liebe und Intereſſe in dieſe Erinnerungen einzugehen; es war das erſte Mal, daß ſie ſich ausſprach gegen irgend eine Seele; ſeine Teilnahme hätte ihr wohlgethan, das mächtigſte Gefühl ihres Herzens wäre zu beider Eigentum geworden und hätte ſo keine Scheidewand mehr zwiſchen ihnen bilden können; aber wenige Männer verſtehen, wie die weibliche Offenheit eine Bürgſchaft für ihren Frieden, eine Quelle für ihr Glück werden könnte. Er wurde ungeduldig über die wiederkehrenden Beziehungen auf die ſelige und ſchmerzliche Vergangenheit, eine verzeihliche männliche Eiferſucht regte ſich, die die geliebte Frau auch nicht mit einem Toten teilen wollte. Dieſe Eiferſucht nimmt im Grunde keine Frau übel, aber ſie ſprach ſich bei ihm nur in einer kurz angebundenen oder ablehnenden Weiſe aus, mit der er ihre Ergießungen abſchnitt, und das verletzte ſie tief; es war der Anfang zu der allergefährlichſten, unheilbarſten Krankheit des ehelichen und weiblichen Glücks, zu dem Unverſtandenſein. „Er verſteht mich nicht; was die Seele meines Lebens iſt, das läßt ihn kalt,“ dachte Eliſe mit bitterem Herzweh. Sie weihte das Oberſtübchen, in dem ſie die Waffen des Bruders und alle Reliquien aus der kurzen Zeit ihres Liebesfrühlings ſammelte, zum Heiligtum ihrer Trauer; da las ſie die Freiheitslieder aus jenen Tagen, die Totenopfer für die gefallenen Helden, und wenn ſie herabſtieg nach einer ſolchen Trauerſtunde, in denen ſie freilich nicht immer die rechte Stimmung fand, und der Mann dann ungeduldig fragte: „Wo warſt du denn wieder?“ da antwortete ſie mit dem kalten Schweigen, das ſpäter der Fluch ſeines ehelichen Lebens wurde.

Doch kam das nur allmählich; es war dieſer ſtille Totengarten in ihrem Herzen zunächſt das einzige, das Eliſe für ſich allein behielt, alles andre wollte ſie gern mit ihrem Manne teilen. Sie war als Kind und Jungfrau lernluſtig und ſtrebſam; ſelbſt in den Tagen ihres Leides war die Beſchäftigung mit Büchern, mit Wiſſenſchaften der einzige belebende Gaſt geweſen, den ſie zu dem Heiligtum zugelaſſen hatte. Durch ihre Erziehung ſchon war ihrem geiſtigen Leben eine ernſtere Richtung gegeben worden als die gewöhnliche weibliche Strebſamkeit, die ſich begnügt, da und dort vom Schaum des Wiſſens zu nippen. Für Frauen zugeſtutzte Lehr- und Bildungsmittel waren ihr nicht zugänglich geweſen, gründliche Studien der Geſchichte, der alten Klaſſiker hatten ſie allein beſchäftigt. Nach des Vaters Tode hatte ſie es ſchwer gefunden, ohne männliche Hilfe weiterzugehen, und ſie hatte ſich nun gemeinſame Studien als den Hauptreiz einer Ehe der Freundſchaft gedacht, als ſie endlich ihren Entſchluß gefaßt. Nun iſt es gewiß nicht nötig für den Wert einer Frau und das Glück ihres Mannes, daß ſie Latein verſteht und Griechiſch treibt, aber ein abſolutes Hindernis iſt es doch ſicherlich auch nicht. Der Pfarrer aber ſchätzte zwar weibliche Bildung und hatte ſich auch der Seltenheit halber an den griechiſchen Heften ſeiner Braut ergötzt; eigentlich aber hatte er vor weiblichem Wiſſen ganz den hergebrachten Horror der Männer, die nie ſo ehrlich und ſo tief auf den Grund der Verhältniſſe geblickt, um zu erkennen, daß wertloſe Ehen, freudloſe Häuslichkeiten gewiß mehr auf Rechnung flacher, vergnügungſüchtiger als lernluſtiger Weiber zu ſchreiben ſind. Er wollte ſeiner Frau in nichts Zwang anlegen; er ſelbſt gehörte nicht zu den Männern, denen ihr Beruf Handwerk und die Wiſſenſchaft Handlangerin iſt; er gab ſich mit Eifer ernſten, tief gehenden ſprachlichen und theologiſchen Studien hin; wenn er aber müde von Amtsgeſchäften und Studien mit der Pfeiſe zu ſeiner Frau herabkam, ſo wollte er ausruhen in einer leichten Unterhaltung oder in behaglichem Schweigen, das Männern ſo viel genußreicher iſt, als Frauen begreifen können. Kam dann ſeine Frau mit dem griechiſchen Wörterbuch, mit Plato und Plutarch angezogen, ſo wurde ihm angſt und bange. „O Schatz, nur heute nicht mehr ſtudieren!“ hieß es faſt jeden Abend; „willſt du mit Gewalt Klaſſiker leſen, ſo gibt's Ueberſetzungen genug; komm, ſitze zu mir und erzähle mir was Schönes!“ Eliſe trug ſchweigend, mit gekränkter Würde die Bücher weg und holte ihr Strickzeug. „Unverſtanden,“ tönte es abermals in ihrer Seele, und die Mauer zwiſchen den beiden Herzen wuchs unbemerkt höher und höher und warf ihren Schatten in das kaum angepflanzte Gärtchen häuslichen Glücks.

Ach, ſie hätten ſich ſo leicht helfen können! Wenn der Pfarrer einmal verſucht hätte, mit freundlichem Sinn in die Studien ſeiner Frau einzugehen, er hätte wohl gefunden, daß das Lehramt bei einer geliebten, empfänglichen weiblichen Seele etwas blühender und erfreulicher iſt als trockenes Schulmeiſtern, und die Klaſſiker, die alten Genoſſen ſeiner Schuljahre, wären ihm, aufgefaßt von einem lebendigen, poeſiereichen Gemüt, vielleicht erſt wieder lieb und wert geworden. Und hätte ſie mit liebevollem Sinn ihres Mannes Bedürfnis verſtanden und zunächſt und vor allem für die traute Behaglichkeit des häuslichen Herdes geſorgt, wie leicht wäre es ihr geworden, leiſe und allmählich die ernſten Geiſter der alten Tage, ihre lieben Dichter und Schriftſteller, an dieſen Herd einzuführen und ihn damit zu verſchönern!

So aber verſäumte jedes das liebevolle Eingehen auf die Wünſche des anderen. Sie dachte: „Alſo nur zur erſten Magd will er mich machen. Dazu bin ich gut; das Reich des Geiſtes ſoll mir verſchloſſen ſein.“ Und er dachte: „Ich hätt's doch eben beſſer bedenken ſollen; ſie iſt am Ende doch eine kalte Natur und keine Hausfrau.“

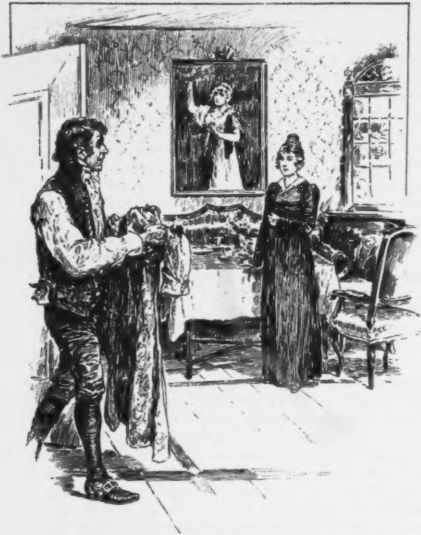
Eine Hausfrau — das war eine weitere Klippe dieſes ehelichen Glücks. So viel Vertrauen haben die meiſten Männer, daß ſie denken, mit dem Hochzeittag müſſe auch die Braut zur perfekten Hausfrau werden. Sie ſchlagen vielleicht einen Beruf zu leicht an, der die Aufgabe und das Studium eines ganzen Lebens iſt, ſind aber im ganzen in ihrem Recht, wenn ſie von der Frau verlangen, was ſie ihr zutrauen und was nötig iſt.

Die Haushaltungskunſt war nie Eliſens Studium geweſen. Sie hatte daheim gethan, was nötig war, und es für entſetzlich kleinlich gehalten, großes Gewicht auf kleine Genüſſe und Mängel des täglichen Lebens zu legen. Der Pfarrer aber, der Sohn einer Mutter, die weit und breit für das Muſter einer guten Hausfrau galt, legte eben ſehr großen Wert auf die Hausfrauentüchtigkeit und konnte ſich von einer verbrannten Suppe, von einem zerbrochenen Teller, über die ſeine Frau mit überweiblicher Seelengröße wegſah, faſt allzuſehr ärgern laſſen.

Eliſe hatte den Willen, ihre Pflicht zu erfüllen, aber nicht die Demut, ihre Fehler einzuſehen. Das unbehagliche Gefühl, das ihr doch das Bewußtſein einer Verſäumnis machte, ſchob ſie auf Rechnung ihres Mannes. Wo ſie aber auch wirklich ihr Unrecht fühlte, da fehlte ihm die Großmut, die ſich eben in den allerkleinſten Fällen gegenüber von andrer Verſehen am ſchönſten zeigen kann und die bei feinen Gemütern nie verloren iſt. Kleine Vorfälle, faſt zu klein, um genannt zu werden, endeten in gegenſeitiger Bitterkeit, und viele Nadelſtiche geben eine Wunde.

Nicht daß Eliſe ſich nicht zuzeiten all der ſchönen Vorſätze am Beginn ihres Eheſtandes erinnert hätte; ſie konnte ſich oft wieder ganz in die Gefühle der edeln, hingebenden Gattin hineinleben; aber es ſchien ein neidiſcher Dämon jede Blüte ehelichen Glücks im Keime zerſtören zu wollen. Der Unſtern des Pfarrers, der nicht eben zu den poetiſchen Naturen gehörte, führte meiſt ſelbſt die Störung herbei. Einſt an einem Winternachmittage ſaß Eliſe allein daheim, ihr Mann war in einer Amtsverrichtung auswärts; ſie dachte auch einmal an die Gegenwart, nicht wie ſonſt immer an die Vergangenheit, ſie dachte an ihren Mann, an ſeine Berufstreue, ſeinen redlichen, ehrenhaften Sinn; ſie fühlte, wie manches ſie indes verfehlt, und beſchloß, ihm nun gewiß auch mit Aufopferung eigener Wünſche den eigenen Herd recht behaglich zu machen. Sie holte eigenhändig ſeine Pantoffeln und ſeinen Schlafrock, um ſie zu wärmen; ſie wollte abends ein Brettſpiel mit ihm machen, eine alte Liebhaberei von ihm; ſie fing an, ſich auf ſeine Rückkehr zu freuen wie noch nie. Endlich läutete er, ſie ging ihm bis zur Thür entgegen; aber ehe ſie ihn begrüßen konnte, fing er in etwas ärgerlichem Tone an: „Aber ich bitte dich, Eliſe, was ſoll das heißen? Jetzt iſt das Holz noch nicht im Schuppen, noch im Hof aller Näſſe ausgeſetzt, und ich wollte es ſchon vor acht Tagen im Trockenen haben; wozu hat man eine Magd?“ — „Ich kann es ja ſelbſt thun,“ ſagte Eliſe gereizt, „wenn das ſo unendlich wichtig iſt, daß du keinen andern Gedanken mit nach Hauſe bringſt.“ — Abermals geärgert über ihren gereizten Ton, überhörte er den leiſen Vorwurf in ihren Worten und ſteigerte ſich recht in Verdruß über das verwahrloſte Holz hinein. Auf Eliſens aufflammende Vorſätze war das kaltes Waſſer; ſie hüllte ſich wieder in ihr gekränktes Schweigen, auch als der Pfarrer, der die Pantoffelaufmerkſamkeit bemerkt, gern wieder eingelenkt hätte. „Unverſtanden, unverſtanden!“ tönte es wieder in ihrer Seele. Das Bild des ritterlichen Grafen, des Lebens voll ſeliger Harmonie, das ſie an ſeiner Seite geführt hätte, ſtieg wieder vor ihr auf, und die Scheidewand wuchs immer höher. Sie hatte ſich einſt nicht ohne ſchweren Kampf entſchloſſen, Stern ihre Hand zu geben, ihre Idee von ewiger Treue gegen den Toten aufzuopfern. Mit dem Irrtum ſo mancher Frauen meinte ſie, für dieſes Opfer von ſeiner Seite ganz beſondere Anerkennung, beſondere chevalereske Huldigung erwarten zu dürfen. Stern aber meinte einfach, mit dem Ja am Altare ſei ſeine Frau eben ſeine Frau geworden und habe ein Recht an all ſeine Liebe und Treue, ſeinen Schutz und ſeine Fürſorge, aber an außerordentliche Anerkennung von ſeiner Seite dachte er nicht. Wie bei den meiſten Männern ſollten die weichen und zarten Saiten bei ihm erſt von liebender Hand zum Klange geweckt werden, Eliſe aber erwartete ſchon entgegenkommende Klänge.

Der Pfarrer hatte ein unglücklich ſchwaches Gedächtnis für Geburtstage, er war überhaupt kein Freund von Feſtfeiern und hätte am liebſten gehabt, wenn man den ſeinigen ganz vergeſſen hätte; Eliſe aber, in deren Elternhaus man Bekränzungen, Blumen und Familienfeſte liebte, war an aufmerkſame, feierliche Begehung des ihrigen gewöhnt. Der erſte Geburtstag, den ſie im Eheſtand feierte, mahnte ſie gar ſchmerzlich an all die vergangenen mit ihren Freuden, ihren Träumen, ihren Thränen; heute fühlte ſie ſich recht liebebedürftig. Sie hatte ſich ſorgfältig angekleidet und erwartete den Gatten und ſeinen Glückwunſch; er mußte von der Brautzeit her noch das Datum ihres Geburtstags wiſſen. Da öffnete ſich die Thür, der Mann erſchien, ziemlich im Negligé, und bot ihr den Aermel ſeines Schlafrocks dar: „Nun bitte ich dich, Eliſe, erbarme dich einmal über den zerriſſenen Ellbogen, ſeit vierzehn Tagen treibe ich's jetzt, ich blamiere mich vor den Bauern; und höre, könnteſt du denn nicht auch ein einzigmal ſelbſt nachſehen, wenn die Magd bei mir einheizt? Das iſt ein unſinniger Holzverbrauch bei ſechs Grad Wärme draußen.“ Das waren nun ſchreiende Mißlaute in Eliſens gehobene Stimmung, und ſtatt mit einem gemütlichen Scherz, mit einem freundlichen Vorwurf die Saiten wieder zu ſtimmen, ließ ſie ſie lieber abreißen und machte ſo die künftige Harmonie unmöglich. „Unverſtanden, allein auf der Welt!“ In dieſem Gefühl nahm ſie mit der Würde einer tief gekränkten Unſchuld nach dem Frühſtück den leidigen Schlafrock in Kur und ſprach kein einziges Wort, ſo daß der verblüffte Pfarrer nicht begriff, was es für ein Verbrechen ſein könne, von ſeiner Frau einen ſo natürlichen Dienſt zu verlangen. Daß ſie ſolche häufig wiederkehrende Mißlaute durch etwas mehr Aufmerkſamkeit vermeiden könnte, fiel Eliſe nicht ein; ſie hüllte ſich nur immer ins Gefühl ihrer beleidigten Würde und that ihre Pflicht zwar genauer, aber in immer kälterer, unlieblicher Weiſe.



Freilich kam an jenem verhängnisvollen Geburtstag noch eine Schachtel mit Geſchenken von Eliſens Mutter, auch eine Sendung von ſeinem Flachs von der Mutter des Pfarrers, einem guten, etwas ceremoniöſen alten Frauchen, mit einer ſehr höflichen Gratulation an die „liebwerte Frau Söhnerin“ und einer Mahnung an den Pfarrer: „Lieber Chriſtian, du wirſt doch deiner Frau Geburtstag nicht vergeſſen? Ich weiß, du haſt für ſolche Tage ein kurzes Gedächtnis; bei uns that das nichts, aber eine junge Frau erwartet einige Attention . . .“ Da war's nun dem Pfarrer herzlich leid, daß er den Tag ſo proſaiſch begangen hatte; er hätte die Sache gar gern wieder gut gemacht und kam mit einer humoriſtiſchen Entſchuldigung. Aber Eliſe war ſo unnahbar, ſo ruhig und kalt im Bewußtſein des Unverſtandenſeins, daß er, ſeinerſeits auch gekränkt, ſich zurückzog und dieſer Tag die trennende Kluft wieder erweiterte.

Gute Worte geben, das war nicht des Pfarrers Sache, alle Arten von Scenen, auch Verſöhnungen, waren ihm in der Seele zuwider. „Wenn man weiß, wie man miteinander dran iſt, wenn man ſich lieb hat und das Rechte will, wozu ſolche Umſtände? Da kann ſich jedes ſelbſt zurecht finden.“ Es lag dem zum Teil ein geſunder Sinn zu Grunde. Frauen lieben Scenen, Verſöhnungen, alles, was innerlich erregt, und können wohl je und je die Güte des Mannes mißbrauchen, der allzu bereitwillig in jede Schattierung ihrer Stimmungen eingeht. Aber er vergaß wie viele Männer, daß über dieſem geſunden Sinn, der alles Eingehen und Ausſprechen über die innere Welt der gegenſeitigen Gefühle vermeidet, gar oft die Poeſie des Verhältniſſes verloren geht, die neben der unvermeidlichen Proſa beſchränkter bürgerlicher Verhältniſſe gar wohl ihre Rechte wahren dürfte; er vergaß, welche Macht ein zartes, liebevolles Wort über ein Frauenherz hat, und wie es auch dem ſtarken und ſtolzen Mann gar gut anſteht, zuweilen freundlich einzugehen ſelbſt in eine Schwäche der Frau, ihr aus einer gedrückten Stimmung zu helfen, ihr auch in kleinen Drangſalen die Stütze einer kräftigen Hand zu leihen.

Dieſe Trockenheit ſo vieler Männer, die ſich mit dem innerlichen „Gutmeinen“ begnügt, löſt nun freilich ein ſo tief gegründetes heiliges Verhältnis nicht; aber ſie macht es nüchtern, proſaiſch, die kleinen Blüten des Lebens ſterben ab, und es bedarf wieder großer, tiefer Erregungen, für die freilich die Vorſehung ſorgt, um den Gatten die ganze heilige Bedeutung ihres Verhältniſſes zum Bewußtſein zu bringen.

Eliſens Natur war aber nicht für ein gewöhnliches Verhältnis geſchaffen; zu ſtolz, zu ſehr gewöhnt, ihr eigener Mittelpunkt zu ſein, verſuchte ſie keinen der Fäden wieder anzuknüpfen, die in ſo kleinlichen Mißverſtändniſſen abriſſen. So gingen ſie weit und weiter auseinander; der Pfarrer, deſſen warmer, gemütlicher Natur die Liebe ein ſo tiefes Bedürfnis war, ſah mit Schrecken die immer wachſende Entfernung, und ſie büßten beide ſchwer den Irrtum, mit dem ſie die mächtige, gewaltige Bedeutung der Ehe nicht begriffen, in der es kein Halbes geben kann, kein zurückbehaltenes Gefühl, keine nachzuholende Liebe. Wohl iſt ſie ein Wachſen und Werden, eine Schule, in der man nicht auslernt; aber das ganze Herz, den ganzen Willen muß man dazu mitbringen, ſonſt iſt die meiſte Schulzeit verloren.

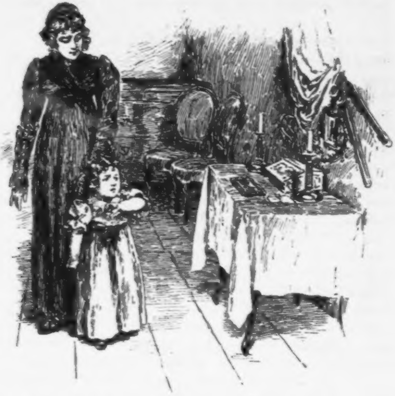
Das mächtigſte Medium, die reichſte Kraft der Ausgleichung, ein gemeinſamer Glaube, war nicht zwiſchen den beiden. Eliſe hatte von der Vorſehung Glück gefordert, volles, ſeliges Glück als Preis ihrer Veredelung; ihr Unglück ſah ſie nun, um einen irdiſchen Vergleich zu brauchen, als vollgültige Freikarte zum Himmel und ſeiner Seligkeit an; weiteren Strebens glaubte ſie ſich entbunden. Das tiefe, heilige Myſterium des Glaubens, nach deſſen Verſtehen bei der rationaliſtiſchen Richtung ihres Vaters nie ein Sehnen in ihr geweckt worden war, blieb ihr fremd. Wenn ſie die Predigten ihres Gatten hörte, der in die Glaubenswahrheiten tiefer eindrang, der ſich nicht begnügte, auf ſelbſt gezimmertem Floß über eine Tiefe zu gleiten, deren unermeßliche Schätze er ahnte, ſo that ſie es nur, um ſich daraus einen Maßſtab zu bilden, an dem ſie haarſcharf all ſein Thun und Laſſen, ſein Reden und Schweigen maß; in ihr eigen Herz ließ ſie ſich nie von ſeinen Worten führen, und glaubte ſie je, etwas in ſeiner Predigt zu finden, das auf ihre Fehler, auf ihren Herzenszuſtand deutete, ſo erbitterte ſie das nur. Des Pfarrers Herzenswunſch und ſein ſtilles Gebet war, dieſe verdüſterte, verſtörte Seele auf den einen Weg leiten zu können, auf dem auch gebrochenen Herzen Licht und Frieden aufgeht; aber wie ſelten ein Arzt gern im Hauſe verordnet oder ein Richter gern Streitigkeiten in der Familie entſcheidet, ſo liebte auch er nicht, zu predigen in der Wohnſtube; was ſein Herz bewegte, das vertraute er dem Kanzelworte an, und da verfehlte es ſeine Wirkung bei dem einen Herzen, für das es eben beſtimmt war. — Eliſe ſah mehr und mehr ihre ſegensloſe, freudenloſe Ehe als Strafe für die Untreue an dem Ideal ihrer Jugend an; immer leidenſchaftlicher gab ſie ſich dem Kultus ihrer Erinnerungen hin und immer weniger bemühte ſie ſich, noch eine Blume häuslichen Glückes zu pflegen.

Eine Hoffnung ging dem Hauſe auf, die Hoffnung auf ein junges, neues Leben, und beide Gatten knüpften daran eine hellere Ausſicht für die Zukunft, obwohl ſie nie darüber ſprachen. Eliſe hoffte auf einen Sohn; der ſollte Oskar heißen, den wollte ſie erziehen zu einem kraftvollen, ſchönen, feurigen Knaben, zum Abbild ihres begrabenen Helden; ſeine junge Seele wollte ſie nähren mit all den Träumen, die ſie ſchlafen gelegt, mit all den Hoffnungen für Größe und Freiheit des Vaterlandes, die nun untergegangen. Der Pfarrer machte keine Pläne, aber er hoffte, ein junges, friſches Leben ſollte ſein düſteres Haus erhellen, das verſchloſſene Herz ſeines Weibes auftauen und ſie mit der Gegenwart verſöhnen.

Das Kind war eine Tochter, und der erſte Blick auf das kleine Geſicht zeigte auffallende Aehnlichkeit mit dem Vater. Eliſens Mutter, die bei ihr war, begriff nicht, wie eine junge Mutter mit ſo wenig Freude ihr erſtes Kind aufnehmen könne; aber es war ſo. Eliſe hatte gar nicht an ein Mädchen gedacht und ſah in dem kleinen Weſen bereits ein beklagenswertes Opfer des Schickſals. Und nun ihr die Hoffnung auf ein Abbild ihres Jugendgeliebten entſchwunden war, hegte ſie ſein Andenken mit neuer Treue und fertigte Gatten und Kind mit kalter Pflichterfüllung ab. Die kleine Julie wuchs fröhlich und ahnungslos in dieſem ſtarren Boden auf; es war freilich nicht möglich, daß die Lieblichkeit der erſten kindlichen Entfaltung nicht hie und da der Mutter Herz gewonnen, ihr Auge erheitert hätte; aber je mehr bei ſpäterer Entwickelung das Kind des Vaters Eigentümlichkeiten zeigte, je mehr es ſich inſtinktmäßig dieſem zuwandte, deſto mehr verkühlte die Mutter wieder. Es war dem kleinen Kinde ſchon ein Feſt, wenn es der Vater in ſeine Stube nahm, und ſie ſtreckte von weitem die Aermchen gegen ihn aus; ſobald ſie ein wenig gehen konnte, kroch ſie ihm nach und ſiedelte ſich in einer Ecke der Studierſtube an, wo ſie ſich an alten, wurmſtichigen Kupferwerken ergötzte, die als Inventarſtücke auf der Pfarrkanzlei lagen. Einmal hatte die Mutter die vierjährige Julie mit in ihr Heiligtum genommen; aber ſie riß die Feldbinde herab und nannte den Schattenriß einen „wüſten ſchwarzen Mann"; von da an blieb ihr die Stube verſchloſſen. — Das allmähliche Abwenden des Kindes galt Eliſe nur für einen neuen Beweis, wie arm ihr Daſein ſei und wie ſich die gebrochene Treue gegen den Geliebten auch daran räche, daß ihr nicht einmal ihres Kindes Herz gehöre.

Der Pfarrer aber lebte auf in ſeinem Töchterlein, und wenn Eliſe Vater und Kind im Garten ſo fröhlich miteinander lachen hörte, ſo ſchloß ſie den Laden und wandte ſich mit tiefer Bitterkeit ab, obgleich ſie ſelbſt verweigerte, mitzugehen, weil der Vater das Kind von ihr gefordert hatte. Der Vater unterrichtete Julie ſelbſt, das war aber keine beſonders lohnende Arbeit. Die Kleine lernte langſam, mehr aus Gehorſam als aus Luſt, und obwohl im täglichen Leben ein munteres, aufgewecktes Kind, zeigte ſie doch keine raſche Faſſungskraft. Dagegen lernte ſie ſehr früh ſtricken von der Großmutter und ſpinnen von der Magd und war gar emſig und wichtigthuend mit ihren kleinen Händen. — „Eine ganz gewöhnliche Natur, gut zu einem verwaſchenen und verflickten Daſein," entſchied die Mutter bei ſich und ließ ſie gewähren.

Eliſens Mutter ſtarb bald, tief bekümmert über die freudloſe Ehe der Tochter; die Mutter des Pfarrers aber, eine herzensgute Frau, glaubte bei ihren ſeltenen Beſuchen in des Sohnes Hauſe mit übermäßiger Höflichkeit und Rückſicht gegen die Frau Söhnerin alles gut machen und ausgleichen zu können; aber ſie



blieb auch „unverſtanden“ gegenüber der kalten, unnahbaren Weiſe ihrer Schwiegertochter und ging wieder nach Hauſe, je früher je lieber, in lauter Herzensangſt, der Sohn möchte bei ihr klagen über ſeine Frau, und da hätte ſie doch nicht gewußt, was ſie ihm entgegnen ſollte.

Nicht umſonſt hat die Gaſtlichkeit der Pfarrhäuſer ſo guten Klang. Den geſelligen Verkehr des Landlebens trifft am wenigſten der Vorwurf, den man unſerem ſüddeutſchen Leben nicht mit Unrecht macht, daß ſich die Erholungszeit der Männer und Frauen in Wirtshaus- und Viſitenleben teilt. Hier trifft man noch gemütliches Beiſammenſein ganzer Familien, und der Pfarrer, der daran immer beſonderes Wohlgefallen gefunden, hatte ſich als Vikar ſchon auf ſein eigenes Pfarrhaus gefreut und wie gut er's da den Freunden machen wollte.

Sobald es ſein konnte, hatte er denn auch ſeine junge Frau in der Nachbarſchaft eingeführt, glücklich im Gedanken, wie man ſeine Wahl preiſen werde. Eliſe aber war der Ruf großer Gelehrſamkeit und eines eigentümlichen Weſens vorangegangen, und das legte den Pfarrfrauen einen Zwang auf. Sonſt begannen gewöhnlich Männer und Frauen ihre Geſpräche geſondert, und da kam man dann von häuslichen Angelegenheiten, von Küche und Garten etwa auf Erziehungsfragen, wobei die Männer ein Wort mitredeten, auf Amtserlebniſſe, an denen die Frauen teilnahmen, und ſo ſpielte ſich allmählich die Unterhaltung zuſammen und gewann durch die Männer an Ernſt und Tiefe, durch die Frauen an Leben und Friſche. Bei Eliſens Einführung aber wollte es nicht recht von ſtatten gehen. Unſern meiſten Männern wird's angſt und bange, ſobald ſie fürchten, daß eine Frau Anſpruch auf gehaltvolle Unterhaltung von ihrer Seite mache. Die Frauen erwarteten vergeblich, daß die gelehrte Frau Pfarrerin ein geiſtreiches Geſpräch aufbringe, von dem ſie profitieren könnten. Endlich unterhielten ſie ſich halblaut über die nächſtliegenden Angelegenheiten, bis ſie allmählich in Eifer kamen und die gelehrte Frau vergaßen; die Männer hielten ſich geſondert mit einer zufällig ſehr materiellen Disputation. Der Pfarrer ſah ſeine Frau immer ſchweigſamer, immer unverſtandener in dem belebten Kreiſe ſitzen und fühlte ſich ſelbſt immer peinlicher, wo ihm ſonſt ſo wohl geweſen war. Frühzeitig brach er auf; Eliſe war ſehr willig dazu. Sie gingen lange ſchweigſam dahin, bis die Frau anhob: „Aber ich bitte dich, wie kannſt du in ſolchen Kreiſen Genuß finden, wo Männer einen ganzen Nachmittag vom Obſtzehnten reden und Frauen von Hanf und Flachs!“ — „Ich verſichere dich, ſo iſt es nicht immer, wir haben ſchon viele genußreiche, gemütliche Unterhaltungen zuſammen gehabt; aber je und je muß man ſich auch über ſolche Dinge verſtändigen, und ſie ſind oft nur die Brücke zu tieferen Lebensfragen. Du biſt doch ſelbſt ein Pfarrtöchterlein, bei euch daheim wird man auch nicht lauter druckfertige Dialoge gehalten haben.“

„Ich habe mir daheim ſchon die Freiheit genommen, mich von jeder gehaltloſen Unterhaltung zurückzuziehen, und das werde ich auch ferner thun.“ — „Wäre es nicht freundlicher, wenn du in ſolche Geſpräche eingingſt und verſuchteſt, ihnen eine bedeutendere Wendung zu geben?“ — „Danke, zur Reformation fühle ich mich nicht berufen; ich bin lieber allein mit meinen eigenen Gedanken.“ — Arme Frau! deine eigenen Gedanken waren oft eine recht traurige Geſellſchaft.

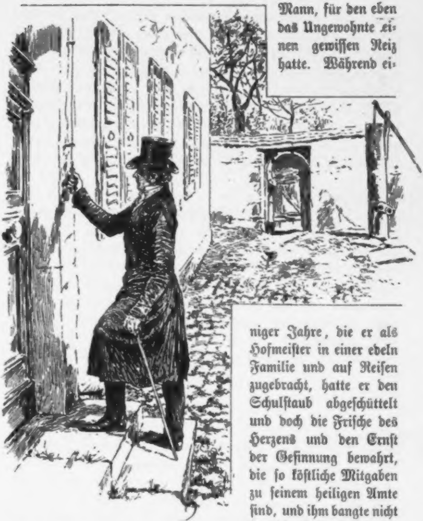
Bei jedem weiteren Verſuch, Eliſe mit dem geſelligen Verkehr der Nachbarſchaft zu befreunden, benahm ſie ſich ſo vornehm, empfing die Gäſte unter ihrem eigenen Dache ſo kühl, daß das Pfarrhaus bald vereinzelt blieb. Gras wuchs im Hofe und Moos auf der ungaſtlichen Schwelle. Der Pfarrer, der keine Gaſtfreundſchaft annehmen wollte, die er nicht erwidern konnte, der ſich auch vor bedauernden Blicken und Fragen fürchtete, beſchränkte ſich auf den geſelligen Verkehr, der ihm je und je an öffentlichen Orten zugänglich war, und erſt als ſein Töchterlein heranwuchs, fühlte er wieder mit tiefer Herzensbitterkeit, wie freudlos und öde ſein Haus ſei, das nicht einmal dem Kinde Umgang mit gleich erzogenen Altersgenoſſen geſtattete.

Julie fühlte dieſe Lücke nicht, ſie tummelte ſich fröhlich mit Bauernmädchen, die die „Pfarrjungfer“ mit großer Liebe und Verehrung betrachteten. Der Vater gab ſich zufrieden, als er beobachtete, wie kindlich harmlos und gut geſittet dieſes fröhliche Treiben war; die Mutter aber, die ihre Kindheit nur mit Büchern, mit der ſüßen träumeriſchen Einſamkeit und dem geliebten Bruder geteilt hatte, fand in der Freude des Kindes an Spiel und Geſpielen nur wieder einen neuen Beweis ihrer geringeren Natur und ließ es gleichgültig gewähren. Die Mutter des Pfarrers faßte eine unausſprechliche Liebe für das Enkeltöchterlein; ſie wohnte in einer kleinen Stadt, die immerhin mehr Gelegenheit zu Umgang und Unterricht für Julie bot als das Dorf und das freudloſe Elternhaus, und als ſie älter und hinfälliger wurde, entſchloß ſich der Pfarrer zu dem ſchweren Opfer, das Licht ſeiner Augen, die einzige Blume, die aus dem öden Boden ſeiner Häuslichkeit ſproßte, ziehen zu laſſen und ſie der Mutter zu übergeben. Eliſe willigte ohne Widerſtand ein; konnte ſie doch nie hoffen, bei dem Kinde Sympathie für ihre Gefühle zu finden; faſt fühlte ſie ſich erleichtert, als mit Julie das letzte Band entfernt war, das ſie an die Gegenwart knüpfte; denn ihr Verkehr mit dem Gatten war allmählich ein ſo kühler und entfernter geworden, daß er keinen Teil mehr an ihrem innern Leben hatte.

So waren ſchon Jahre über das Pfarrhaus hingegangen. Wie das Schloß Dornröschens ſtand es verſteinert und verwachſen, aber die Herzen drin ſchlummerten nicht in unverwelkter Jugend, die nur auf den erweckenden Kuß wartet; ſie ſelbſt wurden verwachſen und verſteinert. Selbſt das Andenken an die Liebe ihrer Jugend ſtand in Eliſens Herzen wie ein ſteinernes Grabmal, um das keine Roſe blüht, das kein Grün umrankt, und nur in ſeltenen Stunden noch wachte das begrabene Leid auf und ſah ſie mit lebendigen Augen an.

In der Umgegend hatte man ſich über das ſeltſame Haus, über das eigentümliche Verhältnis des Ehepaars müde geſprochen, man ließ es ſtehen und gehen; nur der junge Vikar wurde bedauert, den ſein Geſchick und der Wille der Behörden unter dieſes trübſelige Dach führten, als ein anhaltendes Unwohlſein den Pfarrer nötigte, ſich nach einer Hilfe umzuſchauen.

„Geben Sie acht, Sie verſteinern in kurzer Zeit,“ warnte man den jungen Mann. „Aus dem Haus trägt keiner eine lebendige Seele davon.“ Vikar Wolker aber war ein junger



Mann, für den eben das Ungewohnte einen gewiſſen Reiz hatte. Während einiger Jahre, die er als Hofmeiſter in einer edeln Familie und auf Reiſen zugebracht, hatte er den Schulſtaub abgeſchüttelt und doch die Friſche des Herzens und den Ernſt der Geſinnung bewahrt, die ſo köſtliche Mitgaben zu ſeinem heiligen Amte ſind, und ihm bangte nicht für ſeine lebendige Seele.

Etwas ängſtlich war ihm aber doch am erſten Abend ſeiner Ankunft zu Mute, als er über den graſigen Hof ſchritt und, unkundig des Seiteneingangs, an der verroſteten Glocke der Vorderthür zog, deren Thon gellend durch das ſchweigſame Haus ſchallte. Auch dem Pfarrer, der ſeit Jahren in ſtumpfer Gewohnheit das Joch ſeiner trübſeligen Häuslichkeit trug, war es bange, einen Fremden einzuführen. Eliſens erſter Empfang war übrigens, neben allem Würdevollen, doch viel freundlicher, als er erwartet hatte. Sie ahnte wohl, welche Meinung der junge Mann von ihr mitbrachte, und war trotz der Verſteinerung Frau genug, um zu wünſchen, einen beſſeren Eindruck zu machen.

Bei Tiſche aber verſank ſie wieder in das alte Schweigen, während der Vikar ſich in Betrachtung des ſchönen Mädchenbildes verſenkte, das ihm noch lange nachher der einzige Lichtpunkt des Hauſes blieb. „Sie waren Hofmeiſter?“ unterbrach der Pfarrer die Stille. — „Ja, drei Jahre, in der Familie eines ſchleſiſchen Grafen,“ erwiderte der junge Mann lebhaft. „Es war die reichſte und ſegensvollſte Zeit meines Lebens.“ Eine eigentümliche Bewegung lebte in den Zügen der Pfarrfrau auf, und der junge Mann, dem das Herz warm wurde in Erinnerung, ſchilderte beredt das ſchöne, edle Familienleben jenes Hauſes, das reiche, ausgebreitete Wirken des Grafen, die ſtille Liebenswürdigkeit der Gräfin, das ſchöne, innige Verſtändnis zwiſchen beiden Gatten, bis ihn endlich das Schweigen ſeiner Zuhörer zum Bewußtſein brachte, daß er wohl eine Taktloſigkeit begangen, indem er das Bild einer ſo glücklichen Häuslichkeit in einem Hauſe des Unglücks entwickelt hatte. Aber Eliſens Augen waren naß, als ſie ihm gute Nacht ſagte, und wie ſie, von mannigfachen Gedanken bewegt, ſich zur Ruhe legte, da hörte ſie noch bis tief in die Nacht den Schritt ihres Mannes oben, der raſtlos hin und her ging, aufgeregt von dem Bilde eines Glücks, das ihm kein verlorenes, ach, ein nie gefundenes Paradies war. Aber wenn ſich der Gatte fragte: „Wie weit iſt es meine Schuld, daß es ſo gekommen?“ ſo verſchloß dagegen Eliſe ihr Herz den anklagenden Gedanken, die aufſteigen wollten, und ſagte ſich nur: „Und ein ſolches Leben hätte ich leben können, ſo reich, ſo ſelig!“ und ſie wandte die Selbſtanklage um in eine Anklage des Geſchicks.

Der Vikar fügte ſich allmählich dem Haushalt ein, und wenn er auch für ſeine einſamen Stunden und für freundlichen Verkehr nach außen ſeine lebendige Seele beibehielt, im Hauſe ſelbſt kam bald, mit ſeltenen Ausnahmen, der Geiſt des Schweigens über ihn. Und doch kam ihm der Aufenthalt nicht ſo drückend, wie andre wohl glaubten, vor; ein geheimnisvolles Intereſſe, das das ſchöne Bild vor allem wach erhielt, feſſelte ſeine Phantaſie, und er glaubte ſich nicht zu täuſchen, wenn er in den ſteinernen Zügen der Pfarrfrau, in ihrem ſonſt ſo düſteren Blick doch hie und da etwas wie Intereſſe und Teilnahme für ſich fand.

Aber viele Stunden gab es, wo er ſich wie verzaubert in einem verzauberten Hauſe vorkam, und es berührte ihn recht angenehm, als der Pfarrer bei ſeiner Abreiſe zu der Mutter Begräbnis gelegentlich erwähnte, daß er ſeine Tochter mit nach Hauſe bringen werde. Wenn nun dieſe Tochter das Ebenbild der ſchönen Viktoria im Wohnzimmer wäre! Ein ſo holdſeliger Engel, der *müßte* den Bann löſen, der auf dem Elternhauſe lag, und noch größere Wunder wirken. Er wagte aber nicht, während der wenigen Tage, die er mit der Pfarrerin allein war, ihrer Tochter zu erwähnen; wie leicht hätte ſie ſeine Gedanken erraten können!

Eliſe hatte der Tochter Zimmerchen bereitet, den Koffer mit ihren teuren Reliquien in ihren Alkoven geſtellt; ſie hatte Trauerkleider beſorgt und erwartete nun die Rückkehr des Gatten. Es regte ſich doch ihr Mutterherz, als am dritten Tage nach des Pfarrers Abreiſe der Wagen vorfuhr und ein junges Mädchen in tiefer Trauer die Arme um ihren Hals ſchlang und in innigem Tone unter Thränen rief: „Mutter, liebe Mutter, jetzt gehöre ich euch allein!“ Sie hatte ihr Kind lange nicht geſehen, und nun ſie ſie oben beim Kerzenlicht betrachtete, konnte ſie ſich noch gar nicht darein finden, daß das ihre Tochter ſein ſolle. Keinen Zug hatte ſie von ihr und dem ſeligen Bruder, nach dem ſie genannt war. Der Vikar, der das Geräuſch der Ankommenden gehört, fand es ſelbſt recht kindiſch, daß ſein Herz ſo klopfte, als er zum Abendeſſen herabſtieg; aber wie ſehr fühlte er ſich enttäuſcht, wie gleichgültig wandte er ſich nach höflichem Gruß von dem Bilde ab, das ſo gar nicht ſeinem Ideal entſprach! Nicht eine Idee von der hohen, ſchlanken Geſtalt, den goldblonden Locken, dem lilienweißen Teint und den tiefblauen Augen der Viktoria im Bilde: ein blühendes, brünettes Geſichtchen, dunkle, unſchuldige, runde Kinderaugen mit dem bläulichen Weiß, das nicht durch Nachtwachen und Thränen, auch durch keine tiefen Studien vergilbt war, eine weiche, rundliche Geſtalt, dunkle, geſcheitelte Haare: „ganz wie das Jugendbild meiner Mutter!“ verſicherte der glückliche Vater. Das war dem Vikar ganz gleichgültig, was kümmerte ihn das Jugendbild der ſeligen Frau Bürgermeiſterin? Er hatte ein anderes, ein ganz anderes Jugendbild vor der Seele gehabt! Julie hatte ſich gar kein Bild von dem Vikar entworfen und kümmerte ſich im jetzigen Augenblick wenig um ihn; ſie fand es mehr ſtörend als erfreulich, einen Fremden im Elternhauſe zu treffen, deſſen Schatten ſie längſt vergeſſen hatte. Der Schmerz um den Tod der Großmutter, der erſte ihres jungen Lebens, war ein ſo überwältigender, daß ſie glaubte, gar nie mehr recht froh werden zu können, und gleichgültig war gegen jede äußere Erſcheinung.

Dieſes Leid war nun ſchon beim Eintritt ins Elternhaus ein Band, das ſie näher zum Vater als zu der Mutter zog. Eliſe hatte die Schwiegermutter gern gehabt, wie man ſo ſagt; aber ihre Gegenwart in früheren Zeiten war ihr ſtets wie ein ſtiller Vorwurf geweſen, ihre ceremoniöſe Höflichkeit war ihr langweilig; ſie blickte nicht tief genug, um als Quelle derſelben ein feines und liebevolles Gemüt zu erkennen, und ſo war ihr Leid um den Tod der alten Frau ein ſehr vorübergehendes. Bei dem Vater aber goß Julie ihre ganze kindliche Trauer aus; ſie wurde nicht müde, von der Großmutter zu erzählen, von ihrer Güte, von der Freundlichkeit, mit der ſie die Fröhlichkeit der Jugend gefördert hatte, von ihrem ſanften Tod, und der Vater wurde nicht müde, ihr zuzuhören.

Eliſe war nicht ſo gleichgültig gegen die Liebe ihres Kindes, wie es ſcheinen mochte; mit einem bitteren Weh fühlte ſie, wie Vater und Tochter zuſammenhielten, aber ſie war zu ſtolz geweſen, um etwas zu thun, ihres Gatten Liebe zu gewinnen; ſollte ſie nun werben um die ihrer Tochter? Stiller und kälter als je zog ſie ſich ab von Juliens ſchüchterner Zärtlichkeit, die ihr wie ein Almoſen ſchien, das ſie ihr zuwenden wollte; ſo wagte dieſe keine herzliche Annäherung mehr, und wieder war Eliſe „allein auf der Welt“.

Der Mutter kaltes, zurückhaltendes Weſen laſtete freilich als ein ſchwerer Druck auf Juliens offener Seele; der einſame Winter dünkte ihr, die an heiteren Mädchenverkehr gewöhnt war, oft unerträglich lang. In der erſten Zeit paßte die Stille zu ihrer Trauer; aber Julie war jung, und ein junges Herz trägt nicht zu lange das Gewicht des Kummers, zumal wenn der Verluſt ein ſo natürlicher iſt. Sie machte ſich zuerſt bittere Vorwürfe, daß ſich leiſe und allmählich ſo viel andre, junge, helle Gedanken in das dunkle Trauerſtübchen ihres Herzens einſchlichen; dann aber gedachte ſie auch der Worte der ſterbenden Großmutter: „Mußt dich nicht ſo um mich grämen, Kind; denke du an mich in Liebe und Freude, denke an mich, wenn du zum blauen Himmel aufſiehſt, und nicht an mein dunkles Grab!“ Und ſie ließ den Sonnenſchein herein, und hie und da hörte man wieder ein fröhliches Mädchenlied, wenn ſie, wie ſie tags zehnmal that, die Treppen hinaufſprang zum Vater.

Der Vikar mochte nun braune Augen und runde Wangen noch ſo gering ſchätzen, das mußte er doch geſtehen, daß das junge Mädchen in das düſtere Haus gekommen ſei wie ein friſches Waldbächlein über ein dürres Heideland, und es geſchah wohl je und je, daß ſein Blick von den blauen Sternen der gemalten Viktoria ſich auf die runden klaren Kinderaugen wandte, in denen freilich noch keine Welt von Hoffnungen untergegangen war.

Julie war juſt nicht, was man eine poetiſche Natur nennt; ſie hatte einen geſunden Blick für die praktiſche Seite des Lebens, die „Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas“ war ihr wenigſtens nie zum Bewußtſein gekommen, und der Zauber einer Mondnacht hatte ſie nie zu Thränen bewegt. Aber ihr ganzes Weſen war zu urſprünglich und friſch, als daß nicht die reinen Elemente der Natur, Licht und Luft, Blumen und Sonnenſchein unbewußt auf ſie gewirkt hätten. Der Vikar hatte ſich freilich eine weibliche Seele viel ſenſibler, poeſiereicher, zarter beſaitet gedacht; aber Juliens vertrauensvolle Offenheit, die kein Mißverſtändnis zuließ, ihre unverwüſtliche gute Laune, ihre heitere Geſchäftigkeit, was der Engländer household virtues nennt, fand er mehr und mehr liebenswürdig. Sein Arbeitszimmer ſtieß an das des Pfarrers; in die tiefſten Studien verſunken, hörte er doch den elaſtiſchen Schritt auf der Treppe, den Ton der friſchen Stimme, mit der ſie irgend eine kleine Wichtigkeit zu verkünden hatte.

Unten freilich herrſchte bei Tiſche meiſt noch das alte Schweigen; aber die ſtarre Ordnung des Zimmers war unterbrochen durch ein zierliches Arbeitskörbchen, durch ein paar Blumentöpfe, die Spuren einer jugendlichen Hand zeigten; auf Spaziergängen begleitete Julie den Vater, und der Vikar ſchloß ſich natürlich mit Vergnügen an. Freilich hielt ſich Julie bei jedem ſchmutzigen oder ſchreienden Kind auf, um ihm die Naſe zu putzen, das Tüchlein feſter zu binden und es zufrieden zu ſtellen; auch war ſie bald auf dem Laufenden mit den Familienangelegenheiten der Nachbarn und konnte eine tiefſinnige Erörterung über das Wohl Deutſchlands mit einer ſehr praktiſchen Frage unterbrechen: „Wie wär's, Vater, wenn du dem Michel Geld vorſtreckteſt zu einem neuen Karren? Er könnte mit Fuhrwerken doch am meiſten verdienen.“ Aber in ihrer Proſa lag ſo viel Selbſtloſes und Liebevolles, daß man ihr die Gleichgültigkeit gegen tiefere Lebensintereſſen wohl vergeben konnte.

Alle religiöſen Zweifelsfragen, der Kampf der Geiſter, der damals wie faſt jederzeit die geiſtige Welt bewegte, lagen ihr fern; mit demütiger Kinderſeele gab ſie ſich ihrer Bibel hin, nahm ſich aus dem gepredigten Wort, was ihre Seele bedurfte, und konnte die Möglichkeit eines Zweifels gar nicht begreifen. Der junge Mann, der eben jetzt noch mit den Wogen rang, durch die zumal der Theologe ſich durchkämpfen muß, bis er ſein Schifflein in die ſichere Strömung gebracht, die zum rechten Port führt, hatte nie geahnt, wie unendlich wohlthuend ein ſolch klares, zweifelloſes Gemüt für eine ringende Seele iſt, und nun erſt wurden ihm die Worte klar: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo habt ihr keinen Teil an mir.“

Und Julie? — Nun es zeigten ſich durchaus keine Symptome geheimen Herzwehs bei ihr, keine ſtille Schwermut, keine träumeriſche Zerſtreutheit; nur fand man die Leibgerichte des Vikars auffallend oft auf dem Tiſch — die Leitung der Küche hatte die Mutter ihr überlaſſen —, und wenn ſie den Vater zum Spaziergang abholte, pflegte ſie wohl ein paarmal den Kopf zu drehen nach der Thür des Vikars und auf der Treppe zu zögern. Wenn dieſer nicht erſchien, fragte der Vater: „Siehſt du nach etwas?“ und ſie antwortete: „O nein, ich glaubte nur, deine Thür ſei nicht recht geſchloſſen.“ Meinte dann der Vater: „Der Vikar kommt uns vielleicht nach, er iſt noch beſchäftigt,“ ſo ſagte Julie äußerſt gleichgültig: „Ja ſo, ich habe gar nicht an ihn gedacht,“ und wenn die Mutter ein Mutterauge gehabt hätte, ſo hätte ſie wohl je und je zu ſolchen Zeiten ihr tiefes Erröten geſehen.

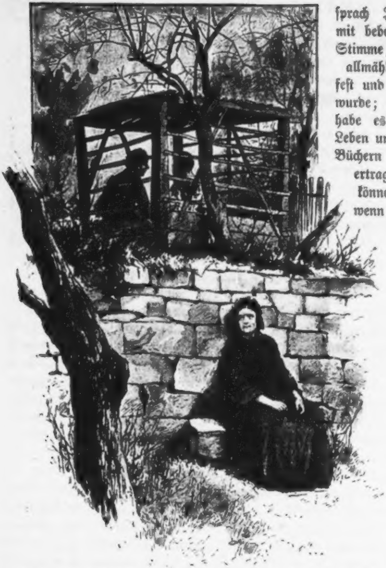
Es brauchte keinen langen Winter, bis der Vikar mit ſich dahin ins klare gekommen war, daß es ſchade wäre, dieſe friſche Blume daheim verkommen zu laſſen, und daß ſie wenn keine poetiſche Geliebte, ſo doch eine recht liebe Hausfrau geben müſſe; aber freilich, die Zeit war noch fern, wo er nach einer Hausfrau zu blicken hatte, und vor einer langen Brautſchaft hatten ihn Papa und Mama redlich verwarnt. Julie war noch jung genug, noch ſo jung, daß er wohl mit einer Werbung warten konnte; er hätte indeſſen doch gern gewußt, woran er mit ihr ſei; aber eben das war ſchwer zu erfahren.

Der Frühling ſchien in dieſem Jahre ungewöhnlich früh zu kommen, ſchon der Februar brachte ſo ſchöne, goldene, ſonnenwarme Tage, daß man ihm gern alles Gute glaubte und der tückiſchen Märzfröſte und Aprillaunen nicht gedachte. An einem dieſer Tage ſah der Vikar Julie in das ſeither ſo öde Hausgärtchen treten; flugs eilte er nach, heute mußte alles Eis tauen. „Welch herrlicher Tag!“ fing er an, „die ganze Luft voll Frühlingsahnung.“ — „Und ſo prächtig warm,“ ſagte Julie. — „Setzen Sie ſich nicht in die Laube?“ fragte Wolker; er hatte die zerfallene ſelbſt wieder ein wenig zurecht gezimmert. — „O, was denken Sie! Sehen Sie nur die Bank an!“ rief Julie und öffnete die Gartenthür, die auf die Straße führte. „Geſchwind, Michele, Jakoble, holt eine Hacke, ihr könnt das alte Eis aus dem Wege fortſchaffen. Gretle, willſt du einen Beſen bringen und die Laube ſchön putzen? Im Sommer dürft ihr dann Stachelbeeren eſſen.“ Und eine Schar Freiwilliger aus der Nachbarſchaft trat ein und begann unter Juliens Direktion den Garten zu reinigen; da mußte denn der Vikar ſein aufquellendes Herz wieder zurückdrängen, und er ſtieg etwas verdrießlich in ſeine Stube. Von droben aber mußte er doch wieder herunterſehen und ſich geſtehen, daß Julie ſich allerliebſt ausnahm, wie ſie in ihrer flinken, munteren Weiſe das unbeholfene Corps dirigierte, auch meinte er doch ein paarmal zu bemerken, daß ſie gelegentlich ein klein wenig zu ihm hinaufblickte. Nun, die Welt ward ſchöner mit jedem Tag, der rechte Augenblick mußte ſchon noch kommen.

Ob Eliſe dieſen keimenden Frühling in zwei jungen Herzen bemerkte, ſah niemand; keine äußere Spur zeigte, ob nicht auch das Eis ihres Herzens zu brechen beginne. Es kamen die Märztage, in denen ſie immer mehr noch als ſonſt ſich von der Außenwelt abzog und verſuchte, das ſteinerne Grabmal in ihrem Herzen mit neuen Blüten zu ſchmücken, die der erſtarrte Grund längſt nicht mehr treiben wollte. In dieſen Tagen verließ ſie manchmal das Haus, um einſam hinauszugehen, ob ſie draußen nicht Keime des erſtorbenen Frühlings finden möge.

Ein blauer, ſchöner Märztag, noch ſchöner als jener im Februar, wo dem Vikar ſeine Erklärung mißlungen, hatte ſie weit hinausgelockt; ſie kam durch den Obſtgarten zurück, an den das etwas höher gelegene Hausgärtchen ſtieß, und ſetzte ſich, müde von dem ungewohnten Gang, auf einen Stein. Da hörte ſie über ſich in der Laube Stimmen; es ſchien, Julie und der Vikar ſeien oben; ſie konnte hier nicht bemerkt werden, ſie lehnte ſich an die Mauer und hielt ſich ſtill. „Liebe Julie," bat Wolker, „wollen Sie nicht ein klein wenig aufhören zu arbeiten? Ich möchte Ihnen vielerlei ſagen." — „Kann ich's nicht auch mit dem Strickzeug hören?" fragte das junge Mädchen mit einem Ton, dem man innere Befangenheit anmerkte. — „Ich habe unerwartet eine freudige Nachricht erhalten," fuhr der Vikar fort, „und Sie ſollen die erſte ſein, die ſie erfährt. Mein edler Freund, Graf Arendsberg in Schleſien, ſchreibt mir heute, daß die Pfarre auf ſeinem Gut frei ſei, daß er mir ſie ſchon lange zugedacht; er iſt auf einer Reiſe hier im Land und will in den nächſten Tagen meine Antwort abholen." — „Das freut mich von Herzen für Sie," ſagte Julie herzlich, aber nicht mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. — „Julie," begann der junge Mann wieder im Tone tiefer Bewegung, „Schleſien iſt nicht ſo ſchön wie Ihr Vaterland; aber das Pfarrhaus dort liegt wunderlieblich in Gärten und Bäumen, der Umgang mit der edeln Grafenfamilie könnte Ihnen an der Seite eines treuen Gatten die Heimat vielleicht etwas erſetzen, unſer Leben könnte ſehr ſchön werden: Julie, könnten, wollten Sie es mit mir teilen?"

Die lauſchende Mutter unten hatte vergeſſen die Jahre voll Leid und Trauer, die zwiſchen jenem Märztag lagen und dieſem; zum erſtenmal fühlte ſie mit ihrem Kinde, ihr Herz klopfte faſt hörbar, atemlos horchte ſie auf Juliens Antwort. Es gab eine lange Pauſe. „Ich will Sie nicht drängen," ſagte endlich Wolker in gekränktem Ton, „noch weniger Sie betrüben mit meiner Bitte. Sie haben mir nie Grund gegeben, ein tieferes Gefühl zu hoffen; ich darf mich nicht beklagen über ein Nein." — „Sie müſſen mich wohl verſtehen,"



ſprach Julie mit bebender Stimme, die allmählich feſt und klar wurde; „ich habe es im Leben und in Büchern nie ertragen können, wenn ſich die Leute mißverſtehen. Gott weiß es, daß ich Sie lieb habe von ganzem Herzen und mit Ihnen gehen könnte bis ans Ende der Welt. Aber“ — unterbrach ſie eine freudige Bewegung

Wolkers — „ich kann Ihnen nicht folgen, ich kann meinen Vater nicht verlaſſen, ſo lange er lebt. Ich weiß wohl, was Sie ſagen wollen,“ fuhr ſie traurig fort, „es iſt der Mädchen Beſtimmung, Vater und Mutter zu verlaſſen, und mein Glück würde auch den Vater glücklich machen, aber er iſt ſo allein. Ich weiß nicht, warum es ſo geworden iſt zwiſchen den Eltern, aber ſo, wie es iſt, kann ich ihn nicht mehr allein laſſen; der Vater bedarf Liebe, mehr als Sie wohl denken, und das kann ich ihm geben; darum iſt mir's gewiß, daß es Gottes Wille iſt, daß ich bei ihm bleibe. Und vielleicht kommt auch bei der Mutter eine Stunde, wo ihr Herz aufgeht, wo ſie ihr Haupt gern an ihres Kindes Herz legen möchte und wo es ihr weh thun müßte, wenn ich ſo von ihr geſchieden wäre, wie es jetzt iſt.“ Ihre Stimme brach in leiſem Weinen. „Sie müſſen nichts mehr ſagen,“ ſagte ſie ſanft, „ich habe alles wohl bedacht und bin gewiß, daß es ſo recht iſt. Sie müſſen mir nicht böſe ſein; denken Sie an mich in Liebe und Freundlichkeit, Gott läßt Sie gewiß noch recht glücklich werden, und um mich ſeien Sie nicht bange! Ich kann hier nichts anderes machen, aber ich kann ſie beide lieb haben, und Gott wird mir Kraft geben und Freudigkeit.“

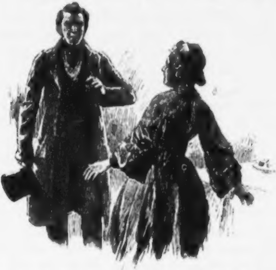
Es ward ſtill. Julie entfernte ſich langſam, Wolker folgte ihr, und lange, lange nachher erhob ſich die Mutter aus ihrem tiefen Sinnen und ging ins Haus zurück. Julie ſaß an der Arbeit, emſig wie immer, und wandte die rot geweinten Augen nach dem Fenſter; ſie beſorgte Küche und Keller wie ſonſt, ſie vergaß keines der kleinen Bedürfniſſe, das ſie allmählich dem Vater abgelauſcht; nur ihre Stimme klang nicht mehr ſo hell wie zuvor, und über den klaren Kinderaugen lag es wie ein leichter Flor.

Das war das Kind, das die eigene Mutter gering geſchätzt hatte, weil es nicht tiefen Geiſt, nicht hohe Gefühle zeigte nach ihrem Sinn! Noch zeigte das bewegungsloſe Antlitz der Mutter keine Spur davon, daß ein milder Tauwind durch ihre Seele zog; aber wenn ſie allein war, ſaß ſie nicht mehr unbewegt ſtill, ſie ſchritt raſtlos hin und her und drückte in heftigen Bewegungen und Selbſtgeſprächen die Kämpfe ihrer Seele aus.

Der Vikar hatte dem Pfarrer die erfreuliche Kunde ſeiner Anſtellung mitgeteilt, und dieſer war erſtaunt über die Ruhe und Kälte, mit der er ein ſo ſeltenes Glück aufnahm. Sein Vaterherz hatte wohl auch noch an eine Frage gedacht, die ſich an eine ſolche Mitteilung knüpfen könnte, und mit einem leiſen Gefühl der Enttäuſchung ſah er die jungen Leute ſo fremd und kühl nebeneinander hingehen. Oft drängte es Wolker, ihm ſein Herz zu öffnen und um ſeine väterliche Fürſprache zu bitten; aber Julie hatte ihn ſo ernſt und herzlich gebeten, gegen den Vater zu ſchweigen, und ſo fügte er ſich ihrer Bitte; aber er warf faſt einen Haß auf das Ehepaar, deſſen unnatürliches Verhältnis nun auch ſein Lebensglück morden ſollte.

Wenige Tage nach jener inhaltsſchweren Stunde war Eliſe allein zu Hauſe; der Pfarrer hatte mit Julie einen großen Spaziergang unternommen, der Vikar war in die Reſidenz abgereiſt, um dort vielleicht den Grafen zu treffen und ſeine Entlaſſung bei der Behörde zu betreiben. Eliſe ſaß in tiefe Gedanken verſunken, Gedanken, die wie ein lange eingedämmter Strom in den unbewegten See ihres bisherigen Trübſinns eingedrungen waren und alles lange Verſenkte vom tiefſten Grunde aufwühlten. Sie hatte vor ſich ihre Tagebücher liegen, von der erſten dämmernden Mädchenzeit bis zum Beginn ihres Eheſtandes; länger waren ſie nicht fortgeführt. Sie las die hochfliegenden Phraſen, in denen ſie ihre Hoffnungen von der Zukunft, ihre glänzenden Träume, ihre edeln Vorſätze ausgeſprochen. Hoffnungsgrün wie ein junges Saatfeld hatte das Leben vor ihr gelegen; was war jetzt die Ernte? Sie las ihre Klagen um den geliebten Toten, ihr Gelübde, um ihr Leben, ihre ganze Seele als Totenopfer zu weihen, Gelübde, die ſie noch auf der Schwelle des Eheſtandes wiederholt hatte. Sie hatte es gehalten; alle Thatkraft, alle Liebeskraft hatte ſie von dieſem Opferfeuer verzehren laſſen — jetzt lagen um ſie Trümmer und Aſche, ihr eigen Herz war verkohlt, ihre Häuslichkeit verödet. Sie dachte darüber nach, wie ſie ihres Kindes Glück noch möglich machen könne, das ſo ſtill, ſo klagelos ſeines Herzens Wunſch entſagt hatte; aber ſie wußte keinen Weg mehr zu finden an ihres Gatten Herz.

Ein raſcher Zug an der Klingel unterbrach ihr düſteres Brüten. Ein Fremder, eine unerhörte Erſcheinung hier, ſtand unten und trat bald mit vornehmem Anſtand ins Zimmer, eine hochgewachſene Geſtalt, ziemlich bleich, das Geſicht etwas entſtellt von einer tiefen Narbe über die Stirn, die ſich bis in ein erblindetes Auge zog, und doch lag etwas ſehr Einnehmendes in dieſen Zügen, im ganzen Weſen des Fremden. Eliſe aber fühlte ſich ſeltſam befangen, von ihrer ſonſtigen ruhigen Sicherheit verlaſſen und fuhr zuſammen, als er anfing zu ſprechen. Er ſtellte ſich als Graf Arendsberg, den Patron Wolkers, vor, den er ſelbſt habe aufſuchen wollen, um mit ihm das Nötige über ſeinen Eintritt in die neue Stelle zu beſprechen.



Eliſe gab ihm Antwort, ſein Blick aber war auf ihr Jugendbild gefallen, das er wie verzückt anſtarrte, ohne auf ſie zu hören. „Eliſe!“ rief er endlich in tiefer Bewegung und blickte verwirrt auf die ältliche Frau vor ihm, die ihn feſt und lange aus ihren großen blauen Augen anſah und endlich langſam mit bebender Stimme fragte: „Und Sie ſind Oskar? und Sie leben?“

Eliſe war bleich und matt in einen Stuhl geſunken, der Graf bemühte ſich um ſie; befangen, ungewiß, welchen Ton er anzuſchlagen habe, redete er ſie als die Schweſter ſeines teuren Freundes an, bat ſie, ſich zu beruhigen. Er fürchtete ſich faſt vor dem geiſterhaften Blick dieſer Augen, den ſie keinen Augenblick von ihm wandte. „Sie leben!“ rief ſie endlich mit herzzerſchneidendem Tone. „Sie haben gelebt, während ich Ihren Tod beklagt habe mit unausſprechlichem Jammer! O, mein verlorenes Leben!“

Der Graf führte ſie zum Sofa, denn ſie war wie zuſammengebrochen; er bemühte ſich, ſeine Seele zu faſſen unter dem überwältigenden Eindruck dieſes ungeahnten Wiederſehens. Er ſetzte ſich ihr gegenüber und begann: „Wollen Sie mich ruhig anhören, liebe Eliſe?“ Sie ſah ihn immer an und nickte ſtumm.

Der Graf begann: „Daß ich Ihrer nicht vergeſſen, das ſagt Ihnen dieſes Wiederſehen ſelbſt. Als wir ſchieden an jenem Märzmorgen, da begleitete mich Ihr Bild als eine ſiegbringende Walküre in Kampf und Schlacht; es ſchwebte vor meinem brechenden Blick als der Engel mit der Palme, als ich an jenem unſeligen Tage bei Kitzen an Ihres Bruders Seite, der noch aufrecht ſtand, niederſank. Eine tiefe dunkle Nacht deckte mir die Zeit nach jener Stunde, wo ich meine Seele Gott empfahl und meine Augen zu ſchließen glaubte zur letzten Ruhe. Ich habe erſt lange nachher erfahren, wie ein treuer Diener eines Oheims, der nach mir ausgeſandt war, den Totgeglaubten unter Leichen hervorgezogen und auf das Schloß ſeines Herrn gebracht. Mein Auge war verloren, mein Gehirn tief verletzt; ſo lag ich lange Zeit, abwechſelnd bewußtlos oder raſend, wie es ſchien, fürs Leben verloren. Da ich unter falſchem Namen ins Lützowſche Corps getreten war, wurde ich auch unter dieſem in die Totenliſte eingetragen; der Name Falkenſchwerdt ſteht noch neben dem Ihres Bruders auf einem Kriegsmonument.

„Nach vielen Wochen erwachte ich todesmatt unter der Pflege der Meinen, vor allem meiner Couſine Agnes, die als hilfreicher Engel an meinem Krankenbette ausgeharrt hatte. Agnes war durch den Wunſch unſerer Eltern von jeher für mich beſtimmt geweſen; aber jedem Zwang abhold, hatte ich mich bis jetzt immer von ihr abgewendet, da ihr ſtilles Weſen mir leer und unbedeutend ſchien. In den langen Tagen eines faſt hoffnungsloſen Siechtums, die meinem Erwachen folgten, lernte ich dieſes Engelsgemüt kennen, das unverrückt in ſanftem, ſtillem Geiſt ſeine Wege ging; ich entdeckte das reiche, innige Leben unter dieſer ruhigen Außenſeite, das ſeine Fülle und Kraft aus einer unverſieglichen Quelle ſchöpfte.

„Ich hatte Sie nicht vergeſſen, Eliſe. Ihr jugendſchönes Bild hatte mich in den wildeſten Fieberträumen nicht verlaſſen; es tauchte mit dem erſten ſchwachen Lebensgefühl in meinem Bewußtſein auf, aber es ſtand mir in unermeßlicher dämmernder Ferne, weit, weit in nebelhafter Vergangenheit, ſo unerreichbar fern wie meine Jugendkraft, mein Lebensmut. Ich ſprach zu Agnes von Ihnen, und ihre ſtillen Augen ruhten ſanft und freundlich auf mir, wenn ich ihr von jenem Frühlingstag erzählte; aber es klang auch ihr faſt wie ein Märchen, das nicht zu verwirklichen iſt.

„Endlich und endlich genas ich; ich freute mich der neu erſtandenen Freiheit des Vaterlandes, aber thätige Teilnahme an ſeinem Geſchick war mir nicht mehr möglich. Mein Vater, der noch im Staatsdienſt war, wünſchte, ich ſollte unſer Gut übernehmen; er ſprach keine Wünſche wegen Agnes aus, ich ſelbſt fühlte, daß ſie mir unentbehrlich zum Leben geworden war, daß eben ſie in der ſanften Klarheit ihres Weſens meine ſtürmiſche Natur am beſten ergänze; aber ich konnte doch noch nicht ohne Skrupel in meines Vaters Wünſche eingehen. — Eliſe, ich will ganz wahr ſein: Ihre liebliche Erſcheinung begleitete mich nur noch wie ein lichter Jugendtraum. Es war Agnes, die mich feierlich erinnerte, daß jenes flüchtige Wort am Scheidemorgen, unſer Zuſammenhang durch den Bruder doch von tieferer Bedeutung als ein Traum geweſen ſei, und auf ihre Bitte ſtellte ich Nachfrage nach Ihnen an durch den Geſandten ihres Vaterlandes, da ein Brief in Ihren Heimatsort, deſſen Namen ich mich nicht genau erinnerte, unbeantwortet geblieben war. Ich hörte, Ihr Vater ſei geſtorben und Sie verheiratet. Ob dieſe Nachricht ganz richtig war oder ob ſie der Geſandte nach meines Vaters Wünſchen ſelbſt ergänzt hat, weiß ich nicht; ich glaubte ihr damals und wollte Ihre Ruhe, Ihr häusliches Glück nicht mehr ſtören. Agnes zögerte aber noch lange, die Meinige zu werden; erſt als ich durch meines Vaters Tod ganz allein daſtand, gab ſie mir ihre Hand. Sie iſt der gute Engel meines Lebens geblieben, Eliſens Bild hat mich begleitet in unverwelklicher Schönheit und Jugend; und im Vollgefühl meines Glücks, meiner endlich wiedergekehrten Geſundheit habe ich oft Gott gebeten, auch den Morgenſtern meiner Jugend zu ſegnen mit Friede und Freude, wie er mich geſegnet.

„Der Wunſch, einmal, nun unſer Leben ſich dem Abend zuneigt, wieder von Ihnen zu hören, Sie vielleicht noch einmal zu ſehen, beſtimmte mich zumeiſt, Ihr Land wieder zu beſuchen. Ich hatte Ihren Wohnort noch nicht erfahren können, als mich der Zufall jetzt eben zu Ihnen führte. Darf ich hoffen, daß auch Sie als Freundin meiner gedacht?“

„Als Freundin!“ brach Eliſe, die ihm bis dahin lautlos zugehört, mit der lange verhaltenen Heftigkeit ihrer Natur aus; „als Freundin! Während Sie meiner gedacht in müßigen Stunden, waren Sie mein Morgen- und Abendgebet, mein Leben, mein Licht, meine Hoffnung, mein einziges Denken! Während Sie meiner vergeſſen hatten oder an mich dachten wie an ein kindiſches Spielzeug, das Sie weggelegt, habe ich Sie beweint mit einer Trauer, wie ſie noch kein Frauenherz getragen! Während Sie um eine andre geworben und froh waren, daß Sie mich mit einer kühlen Nachfrage abgefertigt, habe ich alle Männer fortgeſtoßen, die mir nahen wollten! — Ich habe mich auch vermählt, es iſt wahr, und ich habe es bereut tauſendfach, mit heißen Thränen; aber ich war ein ſchutzloſes Weib, und ich wählte einen Gatten, von dem ich hoffte, er ſolle als Freund meine Trauer teilen, mir helfen, Ihr Andenken heilig zu halten. Nicht wie Sie habe ich gefreit, um des Lebens Luſt zu genießen; als ich fand, daß mein Gatte mein Herz und meine Trauer nicht verſtehen konnte, habe ich mich verſchloſſen und abgewandt von ihm, mich verſchloſſen für jede Lebensfreude, ſelbſt für das Mutterglück. Mein Leben war kein Garten wie das Ihre; es war ein Friedhof, auf dem ich keine Blumen pflegte als die um Ihr Grab — und Sie haben gelebt und ſich des Lebens gefreut!“ — Eliſe hatte aufgerichtet mit geröteten Wangen und funkelnden Augen geſprochen; nun ſank ſie wieder zurück, ihr weiblicher Stolz erwachte mit bitterem Gefühl, daß ſie ein vergeſſenes, verſchmähtes Herz ſo offen dargelegt, und mit tonloſer Stimme ſagte ſie: „Verzeihen Sie, Herr Graf, einen ſo unwillkürlichen Ausbruch längſt vergangener Gefühle! Ich bitte, laſſen Sie mich allein.“

„Ich laſſe Sie nicht allein,“ ſprach der Graf mit tiefer Bewegung. „Gott vergebe mir meine Schuld an Ihrem zerſtörten Daſein, das einſt ſo herrlich aufgekeimt war! Ob das lange, ſchwere Siechtum, das meine Kräfte gebrochen, ob doch eine Unbeſtändigkeit meines Herzens die Schuld trägt, daß die erſte Liebe meiner Jugend, die Liebe eines Tages, damals nicht mit der alten Kraft aus dem Sturm hervorgegangen — ich weiß es nicht; aber wohl hätte ich ernſter die Bedeutung jedes Wortes aus jener Zeit erwägen und kein neues Band ſchließen ſollen, ehe es zwiſchen uns ganz klar und wahr geworden wäre. Es war vielleicht eine mir unbewußte Falſchheit meines Herzens, daß ich mich mit der Nachricht von Ihrer

Vermählung ſo leicht zufrieden gab. Soweit die Schuld mein iſt, will ich ſie tragen, und wo ich kann, mit Gottes Hilfe ſühnen. Aber wenn ich Ihnen nicht treu war, Eliſe, ſo war ich es meinem Gott; ich war es den heiligen Gelübden meiner Jugend, ich war es jedem ernſten und erhabenen Gefühl, das uns damals zuſammengeführt, ich habe an Sie geglaubt und an Ihren Wert. Als ich hörte, Sie ſeien vermählt, da glaubte ich, daß Sie dem Manne, den Sie gewählt, ein gutes und treues Weib ſein werden, treu in Ihren tiefſten, innerſten Gefühlen, und daß der Gedanke an die Liebe der Jugend erhebend und läuternd Sie begleiten werde, wie er mich begleitet hat. Ich habe oft noch der Stunde gedacht, wo unſre Herzen ſich eins gefühlt in einem Glauben, in einer Hoffnung, in einer jugendlichen Begeiſterung; und wenn mir mit Gottes Hilfe gelang, mein Haus zu einer Wohnung des Friedens zu machen, das edle Herz zu beglücken, das ſich mir zu eigen gegeben, Segen zu bringen in die Hütten der Armen, ein männlich Wort zu ſprechen für die Rechte des Volks — da dachte ich auch an Sie, die Sie in Ihrem Kreiſe nach gleichem Ziele ſtreben werden, und bat Gott, daß er Ihr Leben und Streben ſegnen möge, wo Sie auch ſeien, und ich hoffte, daß eine Stunde kommen werde, hier oder dort, wo wir uns wiederſehen und jedes dem andern ſagen dürfte: ‚Ich bin deiner wert geblieben.‘ So aber wie heute habe ich mir unſer Wiederſehen nie gedacht.“

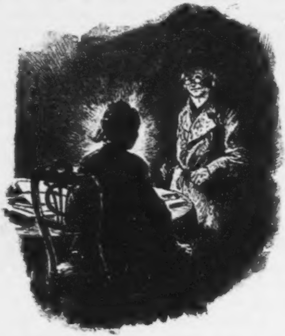
Eliſe hatte ihr Geſicht mit beiden Händen verhüllt; heiße, bittere Thränen quollen dazwiſchen hervor. Endlich ſah ſie ihn an mit ihren verweinten Augen, nicht mit dem alten, ſtarren Ausdruck, und ſagte leiſe: „Ich bitte Sie, laſſen Sie mich jetzt allein!“ — „So können und dürfen wir nicht ſcheiden, Eliſe; ich will gehen, wenn Sie wollen, aber erlauben Sie mir, wiederzukommen?“ — Eliſe nickte. — „So reiſe ich jetzt ab. Wollen Sie Wolker ſagen, daß ich wiederkommen werde, weil ich ihn verfehlt? Darf ich hoffen, daß wir uns noch einmal freundlich begegnen?“ Eliſe gab ihm ſchweigend die Hand; er ſchied zögernd.

Es war eine ſchwere Stunde für Eliſe, die ſie nun durchkämpfte, eine Stunde bitterer Reue und Selbſtanklage. Der Schleier der Selbſttäuſchung war zerriſſen und ihr ganzes verfehltes Leben, das zerſtörte Glück ihres Gatten, ihres Kindes, das Feld, das ihr der Herr zum Bauen gegeben und das ſie wüſt gelaſſen, das reiche Pfund, das er ihr anvertraut und das ſie in finſterem Trotz begraben, das alles erhob ſich zu ſchwerer Anklage gegen ſie, und ſie war der Verzweiflung nahe, als ſie immer wieder und wieder denken mußte: „Zu ſpät! zu ſpät!“ Aber es iſt ein heiliges Vorrecht des Menſchen, ſich ſelbſt zu richten, und aus dem heißen Kampf der Reue und Buße ging ihr der Stern der Vergebung, des Troſtes auf.

Sie zog ſich zurück, ehe ihr Mann und Julie zurückkehrten; es war das nicht das erſte Mal. Sie brauchte Einſamkeit, um fertig zu werden mit ihrem Herzen. Ihr Stolz war gebrochen, ſie fühlte ſich faſt glücklich im Gefühl tiefer Demütigung. Auf Glück hoffte ſie nimmer, das hatte ſie unwiederbringlich verſcherzt. Einſt hatte es wohl eine Zeit gegeben, wo es an ihr geweſen wäre, einen inneren Einklang, ein Verſtehen mit ihrem Gatten möglich zu machen. Dazu war es jetzt zu ſpät; aber ſie wollte ſich demütigen vor ihm, ſie wollte ſeinem Willen leben, ſich geduldig und gehorſam fügen ſeinen Wünſchen, ſeinen Eigenheiten und auf dem Wege gänzlicher Hingabe, ſtiller Verleugnung Frieden ſuchen und Vergebung.

Es war Nacht. Julie hatte ſich zur Ruhe gelegt, der Pfarrer ſchritt einſam in ſeiner Studierſtube auf und ab, wie er ſchon ſo manche Nacht gethan. Da öffnete ſich leiſe die Thür. „Du biſt's?“ fragte er aufs äußerſte erſtaunt, als ſeine Frau über die Schwelle ſchritt. — „Ich habe noch mit dir zu reden,“ ſagte Eliſe mit weicher, ſanfter Stimme, wie er ſie faſt nie von ihr gehört. Sie ſtellte das Licht auf den Tiſch und ſetzte ſich. Ihm war ganz bange, eine alte Furcht tauchte in ihm auf; er glaubte, ſie ſei irre.

„Unſere Julie und der Vikar haben einander lieb,“ hob ſie an, immer noch unſicher, wie ſie anknüpfen ſollte. — „Nun, wenn das iſt, warum erklärt er ſich nicht?“ fragte der Pfarrer. — „Er hat ſich erklärt,“ fuhr Eliſe fort; „Julie aber hat ihn abgewieſen.“ — „Warum denn? Das einfältige Kind!“ — „Julie will dich nicht verlaſſen, weil ſie fürchtet, dein Abend werde zu öde und einſam und dein Sterbebett verlaſſen, wenn du mit mir allein bleibſt. Und da wollte ich dich fragen,“ fuhr ſie leiſe mit bebender Stimme fort, „ob du nicht doch das Kind ziehen laſſen und es mit mir allein verſuchen wollteſt? Ich möchte mit Gottes Hilfe gut machen, was ich ſo lange verſäumt. Ich weiß wohl, du kannſt mich nicht mehr lieb haben, aber . . .“



Ihre Stimme brach; der Pfarrer eilte zu ihr, er nahm ihre Hand, er richtete ihr geſenktes Haupt auf und ſah ihr voll und herzlich in die Augen: „Und wer ſagt dir das? Weißt du nicht, daß ich all mein Leben lang niemand geliebt habe als dich? Weißt du, wie manche einſame Stunde ich mit dem Schmerz gerungen, daß du mein und doch mir verloren ſeieſt, und weißt du, daß ich dich doch lieb behalten habe? Aber meine Schuld iſt, daß ich dich in früheren Tagen nicht genug, nicht ſo ſelbſtlos geliebt habe, um dir Zeit zu laſſen, mit deinem Herzen ins klare zu kommen. Ich wollte dich zu eigen haben, ehe dir ſelbſt die rechte Freudigkeit gekommen, und das war eine Verſündigung an der Ehe und an dir. Was mir ſonſt noch fehlt an Poeſie und Phantaſie," fuhr er in ſeinem alten, gutmütigen Ton fort, „da weißt du wohl, mußt du eben mein Leben lang Geduld mit mir haben und manchmal an meine Liebe glauben, ohne zu ſehen."

Lange, bis tief nach Mitternacht ſaßen die Gatten beiſammen. Ein Gefühl von Frieden und Klarheit, wie ſie es nie gekannt, in den ſeligſten Zeiten ihrer Jugend nicht, zog in Eliſens Seele ein, als ſie ſo an ihres Gatten Seite ſaß, das Haupt an ſeine Schulter gelehnt, ihre Hand in der ſeinen, als ſie in ſeine guten, treuen Augen ſah und ihm alles, alles enthüllen konnte, was in den langen Jahren ihr Gemüt verdüſtert, ihr Leben bedrückt hatte. Und ſie fand hier ſo viel mehr, als ſie gehofft und geglaubt hatte; ſie fand ſich geliebt, nicht als eine Idee, ſondern ganz und gar ſo, wie ſie war; eine Liebe fand ſie, die ihr treu geblieben durch ſo viele Jahre der Verdüſterung, die ſie und ihr ewiges Wohl auf dem Herzen getragen hatte, auch wo ſie nichts als Kälte gegeben, und Eliſe legte ſich endlich zur Ruhe, ſo matt und ſo ſelig wie ein Kind, das nach langem, langem Umherirren ſein Vaterhaus gefunden.

Der Vikar kam zurück; er hatte den Grafen nur einen Augenblick geſprochen und ihn, wie er ſagte, ſehr verändert gefunden, ſo unruhig, ſo bewegt; er hatte aber verſprochen, ihn noch einmal hier zu beſuchen. Eliſens Blicke und ihres Mannes begegneten ſich mit einem halben Lächeln. Ein tiefes Erröten, das auch die Matrone gut kleidet, zog über ihr Geſicht, und Julie, die zufällig dieſe Blicke bemerkte, blieb ſtarr vor Erſtaunen. Ueberhaupt wußten die zwei jungen Leute nicht, was mit den zwei alten vorgegangen war. Zwar waren beide, zumal Eliſe, ſchüchtern wie eine junge Braut; ſo ſelten als zuvor richtete ſie in andrer Gegenwart ein Wort an ihren Gatten, aber der Ton war ein ſo ganz andrer. Sie fuhr zuſammen, wenn jemand eintrat und eben ihre Hand in der ihres Mannes lag, ein Julie unerhörter Anblick. Dann hatte die Mutter alle Augenblicke etwas zu fragen in des Vaters Stube und der Vater etwas vergeſſen in der Wohnſtube, und einmal — nein, Julie täuſchte ſich nicht — hatte ſie die beiden zuſammen laut lachen gehört, als die Mutter einen Knopf an des Vaters Rock nähte, eine nie gehörte Muſik im Pfarrhauſe zu Düſterfeld.

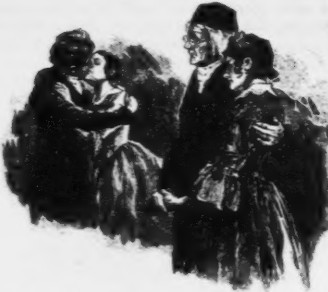
Auch dem Vikar, wenn er gleich ſeltener auf dem Schauplatz war, entging dieſes Tauen des Eiſes und vor allem die faſt überfließende Heiterkeit des Pfarrers nicht, und er wagte es auf einem gemeinſamen Gang, Juliens Gebot zu übertreten und dem Vater ſein Herz zu öffnen, natürlich ohne ihrer Weigerung zu erwähnen. „Wollen einmal ſehen, was meine Frau dazu ſagt,“ ſprach der Pfarrer gut gelaunt und führte ihn zurück und hinauf in die Wohnſtube.

Da ſaßen Mutter und Tochter faſt ſo ſtill wie ſonſt, aber in den bewegten Blicken, mit denen ſie ſich zuzeiten betrachteten, ließ ſich ahnen, daß das Eis gebrochen ſei und der erſte Sonnenſtrahl die Blumen wecken könne. „Was meinſt du, Eliſe,“ begann der Pfarrer in einem Ton, der Julie wie ein Traum dünkte, „der neue Herr Pfarrer von Arendsberg thut unſrer Julie die Ehre an, um ſie zu werben; willſt du der Kleinen zureden?“

Julie erhob tief errötend die Augen ſchüchtern zu der Mutter; ermutigt durch den Blick, der ihr hier entgegenkam, flog ſie auf, ſchlang die Arme um ihren Hals und verbarg ihr Geſicht an ihrer Bruſt. „Nun, Kleine, was biſt du geſonnen?“ fragte der Pfarrer. „Uns würde es freilich ſchwer, dich ſo weit ziehen zu laſſen; aber die Mutter und ich, wir wollten's in Gottes Namen wieder allein miteinander probieren.“

Eliſe wand ſich errötend aus dem Arme des Gatten, der ſie umſchlingen wollte, und ließ ihm die Hand. Und die zwei jungen Leute?

Nicht länger blieben ſie ſtehen,
Eins von dem andern fern,
Und was nun wär' geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern.



Wer's aber nicht ſelbſt erlebt hat, der kann ſich's doch nicht recht vorſtellen, und wer's erlebt hat, der weiß es noch ganz gut.

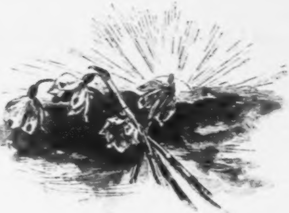
Nach zehn Tagen kam der Graf wieder, etwas bange, mit ſchwerem Herzen. Er konnte nicht recht klar mit ſich werden, wie er denn mit Eliſe ſprechen ſollte und wie mit ihrem Gatten, und doch wollte er nicht ſo von ihr ſcheiden, wie er geſchieden war. Er ließ wieder den Wagen in der Schenke und betrat klopfenden Herzens das Pfarrhaus. Aber ſiehe, da hieß es:

„Der Winter iſt vergangen und der Regen iſt weg und dahin, die Blumen ſind hervorgekommen, der Lenz iſt herbeigekommen und die Turteltaube läßt ſich hören im Lande.“ Er wußte nicht, träumte er jetzt oder hatte er früher geträumt, als er die hochgewachſene, ſtattliche Matrone ſo friedlich und freundlich bei ihrem Gatten auf dem Sofa ſitzen ſah, wie ſie beide mit vergnüglichem Lächeln das junge Paar betrachteten, das eifrig flüſternd am Fenſter tiefe, hochwichtige Geheimniſſe verhandelte.

Er wurde vom Pfarrer mit großer Achtung und Herzlichkeit empfangen, wußte dieſer doch, wie viel er ihm zu danken hatte, von Eliſe etwas ſchüchtern und befangen; es iſt nicht leicht, nach einem ſo bedeutungsvollen Begegnen die Brücke zum gewöhnlichen Verkehr zurückzufinden; aber ihr ganzes Weſen, das ſtille Friedenslicht, das in ihren Augen aufgegangen war, ſagte ihm alles und das Beſte, was er zu wiſſen wünſchen konnte. Julie, die er mit Freuden als ſeine künftige Pfarrerin begrüßte, that ihr Beſtes, um in der Bewirtung des verehrten Gaſtes zu zeigen, daß ſie trotz ihrer Jugend ſchon zur Hausfrau befähigt ſei. Die Nachbarn blieben erſtaunt vor dem Pfarrhaus ſtehen, als ſie Fenſter und Läden geöffnet ſahen, um die milde Frühlingsluft einzulaſſen, und von oben fröhliche Stimmen und lautes Lachen hörten.

Beim Abſchied reichte Eliſe dem Grafen die Hand und ſagte leiſe: „Ich habe Frieden gefunden. Bitten Sie Ihre Agnes, daß ſie meinem Kinde eine Mutter ſein möge!“ Und er ſchied von dem verſöhnten Hauſe getroſt und freudig mit innigem Dankgebet.

Julie iſt mit ihrem Gatten in ſeine neue Heimat gezogen und hat in der Gräfin eine zweite Mutter gefunden. Eliſe wünſchte zuerſt, daß ihr Mann ſich einen andern Berufsort ſuchen möge; aber ſie fügte ſich ſeinem Willen, der Gemeinde, in der ſie ſo lange ein Stein des Anſtoßes geweſen, nun auch das Bild eines friedlichen, freundlichen Pfarrhauſes zu geben. Der Garten ſteht nun in Blüten, um die bedeutungsvolle Laube ſind Roſen gepflanzt, das Ehepaar trinkt dort ſeinen Kaffee und der Pfarrer raucht ſeine Pfeiſe; durch die hellen Fenſter des Hauſes ſcheint die Sonne, und der begraſte Hof iſt abgetreten von den Schritten gemütlicher Gäſte, die ſich ganz allmählich dem neu aufgegangenen Sonnenſchein nachgezogen haben. Der wunderbare Wechſel im Pfarrhaus hat gar viel zu reden gegeben. Die allgemeine Annahme iſt, daß er das Werk des Töchterleins ſei; die Bauernweiber meinten, wie die jungen Leute ſo vergnügt geweſen, habe es die Alten „gekeit“ und ſie haben es auch nachgemacht. Eliſe aber ſagt einfach: „Der liebe Gott hat gut gemacht, was ich ſchlimm gemacht.“



Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Fünfter Band:

Lebensrätſel, gelöſte und ungelöſte.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Lebensrätſel,

gelöſte und ungelöſte.

Von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

— 1892 —

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart

Vorwort zur erſten Auflage.

Lebensrätſel wird man wohl kaum erwartet haben von einer Feder, die bisher meiſt einfache, klar zu Tage liegende Erſcheinungen des Lebens geſchildert hat und die Nachtſeiten der Natur und der Menſchengeſchicke beſcheiden in ihrem Dunkel liegen ließ.

Auch von den vorliegenden Bildern iſt nicht viel Geheimnisvolles und Abenteuerliches zu hoffen. Jedes Menſchenleben iſt, wenn nicht ein Rätſel, ſo doch eine Aufgabe, die es gilt auf die rechte Weiſe zu löſen, ſo daß ſie abſchließt im Frieden des eigenen Herzens, im Segen für andre.

Manchen iſt ihre Aufgabe leicht und einfach geſtellt; aber es gibt auch dunkle Führungen, eigentümliche Verwicklungen, durch die Macht der Verhältniſſe herbeigeführt, Fälle, wo nicht klar zu Tage liegt, was hier recht und gut iſt. Dies nenne ich Lebensrätſel; wohl dem, der auch für dieſe das rechte Wort der Löſung findet! Früher laſſen ſie ihn nicht zur Ruhe kommen, und leider gibt es Menſchenleben, die für ſich und andere ſo unbefriedigend ſind und enden wie ein unerratenes Rätſel.

Neben den lösbaren treffen wir freilich im Leben auch ungelöſte Rätſel: Charaktere, zu denen wir den rechten Schlüſſel nicht finden, Schickſale, Geſtaltungen der Verhältniſſe, deren Zweck und Bedeutung uns unerklärlich iſt und unerklärt bleibt.

Wenn ſolche auf der einen Seite den Reiz des Geheimnisvollen bieten, ſo mögen ſie auf der andern Glauben und Hoffnung anregen auf eine Zukunft, die unſer Auge öffnen wird zu höherem und klarerem Schauen in den Zuſammenhang der Dinge, in die verborgenen Tiefen der Menſchenſeele.

Mögen die Freunde des Wunderbaren und Seltſamen ſich nicht getäuſcht fühlen, wenn ſie dieſe Rätſel einfacher finden, als ſie ſich gedacht!

Tübingen, im Sommer 1863.

Ottilie Wildermuth.

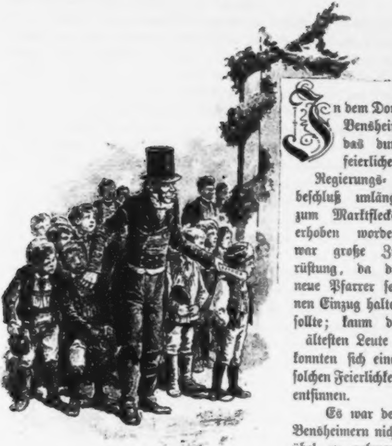
Inhalt.

Kloſterfräulein 1
Liebeszauber 85
Mußte es ſo ſein? 137
Eine dunkle Familiengeſchichte 205

Drei Feſte:

I. Weihnachten 239
II. Karfreitag 268
III. Oſtern 300

Kloſterfräulein.



In dem Dorfe Bensheim, das durch feierlichen Regierungsbeſchluß unlängſt zum Marktflecken erhoben worden, war große Zurüſtung, da der neue Pfarrer ſeinen Einzug halten ſollte; kaum die älteſten Leute konnten ſich einer ſolchen Feierlichkeit entſinnen.

Es war den Bensheimern nicht übel zu nehmen, daß ſie ſich freuten auf dieſes feſtliche Ereignis. Der alte Herr Pfarrer — Gott hab' ihn ſelig! — hatte gar ſo lange gedauert, ſo lange, daß es den Leuten am Ende faſt langweilig wurde, zumal man den alten Herrn nur ſelten mehr ſah und ſein Amt ſeit langer Zeit durch immer wechſelnde Vikare verſehen wurde. Das Dorf hatte ihn herzlich betrauert und feierlich zu Grabe geleitet, als er endlich heimgegangen; aber eine große Lücke hatte er nicht gelaſſen. Seine Frau hatte ſchon vor ihm das Zeitliche geſegnet und das Pfarrhaus wurde ſeit Jahren von der Jungfer Bäbel regiert, die viel mehr gefürchtet als geliebt war.

Nun ſollte ein neuer, noch junger Pfarrherr einziehen, der Frau und Kinder, und darum auch wieder mehr Leben und Freude mitbrachte ins Dorf; der zuvor Diakonus in einer Stadt geweſen war und den Bauern ſchon deshalb etwas vornehmer erſchien, als einer, der nur „auf dem Bauernort draußen“ geweſen war. Denn man mag von Gleichheit und Gleichberechtigung predigen wie man will, Landleute mögen als Vorgeſetzte gern etwas anderes, etwas beſſeres und höheres um ſich ſehen. Ein Pfarrer würde auch beim würdigſten Charakter auf dem Dorf gering geſchätzt, wollte er leben wie ein Bauer, ſelbſt wenn ſeine Verhältniſſe es ſo forderten, oder vielleicht gerade deshalb. Wenn das lang prophezeite und ſchwer drohende Proletariat der gebildeten Stände endlich hereinbrechen ſollte, würde man an der Trockenheit und Poeſieloſigkeit des Lebens, an der rohen Verwendung des Reichtums erſt ſehen, wie not allen Kreiſen eine Ariſtokratie thut.

Die Bauern von Bensheim reflektierten nicht ſo weit; aber ſie freuten ſich, als ſie mit ihren ſtarken Ackergäulen den Hausrat des neuen Pfarrherrn einführten, daß der Wagen ſo hoch bepackt war mit neuem ſchmuckem Geräte, und ein ſchönes Sofa, mit grünem Wolldamaſt bezogen, unter dem verhüllenden Tuch hervorlugte; das Kanapee des alten Herrn mit ſeinem verblichenen Kattun war ſo gar unſcheinbar und zuſammengeſeſſen geweſen.

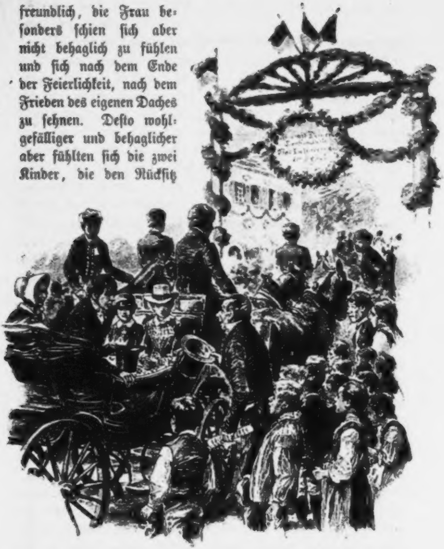
Der Wagen ſtand abgeſpannt vor dem bekränzten Hauſe; gegenüber hielt der Schulmeiſter mit ſeiner Jugend, räuſperte ſich und probierte ſeine Stimme zu wiederholten Malen, um zu rechter Zeit den Begrüßungsgeſang anſtimmen zu können; die Schulbuben trippelten ungeduldig hin und her wie angeſchirrte

Roſſe und beneideten augenſcheinlich das Los der nicht Muſikaliſchen, die vom Geſang ausgeſchloſſen waren und dafür ſich als Vorpoſten verteilt hatten weit bis vors Dorf hinaus, um die Ankommenden verkünden zu können.

Endlich rannten ſämtliche ausgeſtellte Poſten, ſtaubige Barfüßler, in hellem Galopp einher und ſchrieen mit ihrem letzten Atem: „Sie kommen!“ auch ließen ſich bereits die Töne der Muſik vernehmen. Es waren nämlich dem Pfarrer alle vorhandenen Muſikanten der Gegend auf einem Wagen zur Verherrlichung des Feſtes entgegengeſendet worden; leider konnten ſie aber nichts ſpielen als etliche Walzer, und da ihnen dieſe eines Herrn Pfarrers nicht recht würdig erſchienen, ſo blieſen ſie dieſelben im langſamſten Tempo, faſt wie eine Leichenmuſik.

Hinter dieſer betrüblichen Muſika fuhr langſam die bergige Straße herauf die offene Kutſche des Schwanenwirts mit der Pfarrfamilie, eine ſehr ehrenwerte Kutſche ſchon deshalb, weil ſie trotz ihres hohen Alters nicht zuſammenbrach. Der Schwanenwirt rühmte unter ihren vielen Vorzügen beſonders, daß man da doch auch wiſſe, daß man fahre; in ſo neumodiſchen Kutſchen da ſei's wie in einem Schlitten, man merke gar nicht, daß es vom Fleck gehe; ſei er aber in ſeiner Kutſche gefahren, ſo ſpüre er's noch ein paar Tage lang. Neben dieſem anſehnlichen, ſchön gelb lackierten Gefährt ritten ſechs Bauernburſche in neuen gelben Lederhoſen, Sammetwämſern mit Thalerknöpfen, und trotz des ſommerlichen Wetters in prächtigen Pelzmützen, oben mit goldgeſticktem grünen Sammet verziert. Hinter der Pfarrkutſche fuhr das Bernerwägelchen des Herrn Schultheißen und nach dieſem auf zwei Leiterwagen kamen die Mitglieder des Gemeinderats. Auf das Hochrufen waren die Bensheimer Bauern durchaus nicht dreſſiert; ſie begnügten ſich alſo, den feſtlichen Zug mit offenen Augen und Mäulern anzuſtarren und es war ſchon viel, wenn es einem unter ihnen einfiel, ſeine Mütze zu ziehen.

Der Pfarrer und ſeine Frau ſchienen noch nicht gewöhnt, der Gegenſtand ſo öffentlicher Aufmerkſamkeit zu ſein; ſie grüßten freundlich, die Frau beſonders ſchien ſich aber nicht behaglich zu fühlen und ſich nach dem Ende der Feierlichkeit, nach dem Frieden des eigenen Daches zu ſehnen. Deſto wohlgefälliger und behaglicher aber fühlten ſich die zwei Kinder, die den Rückſitz der Kutſche einnahmen, als Feſtkönige. Jeder Wechſel hat großen Reiz für Kinder, und ſo wichtige Perſonen waren ſie Tag ihres Lebens noch nicht geweſen. So ſahen ſie denn friſch und fröhlich um ſich und grüßten huldvoll nach allen Seiten.



Pfarrkinder waren für das Dorf auch wieder eine ganz neue Erſcheinung, da die Ehe des alten Pfarrherrn kinderlos geweſen war, und ſo wurden ſie denn, zumal es ſchöne freundliche Kinder waren, beſonders wohlgefällig aufgenommen.

Endlich hielt der Wagen vor der bekränzten Pforte, über der in einem großen Blumenkranz, mit mehr gutem Willen als richtigem Takt, die Inſchrift aus einem Adventsliede prangte:

Zeuch mit deiner Sanftmut ein,
Was du findeſt, das iſt dein.

Es war ein großes, ſtattliches Pfarrhaus, ein kleines Gärtchen mit grüner Laube daneben. Die Pfarrfrau betrachtete, während ſie abſtieg, mit feuchten Augen die neue Heimat im Gedanken an all das Glück und Leid, das hier auf ſie warten mochte, während der Pfarrer ſich der Kinderſchar zuwandte, wo eben der Schulmeiſter mit einem ſchönen Schnörkel den Begrüßungsvers angeſtimmt hatte:

Wir nehmen hier aus deiner Hand
Den Lehrer, den uns Gott geſandt ꝛc.

nach deſſen Beendigung er ſeine Rede anhob: „Hochehrwürdiger Herr Pfarrer! Gleichwie Melchiſedek vor Zeiten dem Abraham entgegen zog — —“ da kam aber plötzlich dem guten Schulmeiſter der Gedanke, der ihm während des langen Studiums der langen Rede nie gekommen war, daß es doch nicht recht ſchicklich ſei, ſich ſeinem Pfarrer gegenüber einem Könige zu vergleichen. So blieb er ſtecken in großer Verlegenheit; als er aber in das beſcheidene, würdige Geſicht des jungen Pfarrers ſah, faßte ſich der alte Mann plötzlich ein Herz; er bot ihm die Hand und ſagte herzlich: „Gott ſegne Ihren Eingang und Ausgang, Herr Pfarrer!“ „Amen,“ ſagte der Pfarrer freundlich; „ich hoffe, Herr Schulmeiſter, wir werden gute Freunde werden und treulich zuſammenwirken.“ — Der alte Schulmeiſter war ganz glücklich über den herzlichen Empfang; denn der ſelige Pfarrherr hatte ihn noch im alten Stil mit Er tituliert und ſehr von oben herab behandelt.

Inzwiſchen begann die Pfarrfamilie Beſitz zu nehmen von ihrer neuen Heimat. Wenn es in der Inſchrift hieß: „Was du findeſt, das iſt dein,“ ſo war das vor der Hand noch nichts als die leeren Wände; nur in einer Hinterſtube hauſte der Pfarrverweſer, der das Amt zu übergeben hatte. — Nun wurde unten der Wagen abgeladen, welche Handlung ſo ziemlich einem räuberiſchen Ueberfall glich, da jedermann dem neuen Pfarrer dienſtbar ſein und Hand dabei anlegen wollte. Mädchen, Burſche und Kinder ſchleppten und trugen um die Wette die Stiege hinauf, was ſie nur ſchleppen und tragen konnten, das Geräte und Möbel, ohne Unterſchied Standes und Geſchlechts, und überſchwemmten damit die arme ratloſe Frau, die ſich in dieſem Chaos nicht zu helfen wußte, während die eigenen Kinder, vereint mit den zahlreichen Hilfstruppen der Bauernkinder, immer hitziger und unermüdeter wurden. Sie trugen Ofenſchaufeln und Kochhäfen ins Wohnzimmer, geſtickte Schemel und Sofakiſſen in die Küche, legten das Vogelkäfig und die Blumentöpfe aufs Bett. Die klagende Stimme der Pfarrerin wurde gar nicht mehr gehört im Tumult, während oben dem Pfarrer ſeine ſchöne Bibliothek zu wahrem Jammer wurde, weil er ebenſo mit den Büchern überſchwemmt war. Es war in der That ein embarras de richesse, und die Pfarrerin mußte mit Seufzen des ſchwäbiſchen Sprichworts gedenken: „Nix han iſt a ruhigs Leben.“

Da zeigte ſich aber zumal, wie recht Doktor Luther hatte, wenn er „gute Freunde und getreue Nachbarn“ zum Segen des täglichen Brotes rechnete, um die man täglich bitten dürfe. Inmitten dieſes geſchäftigen Gewühles und Getümmels rief eine helle Stimme: „Halt, ſachte!“ Eine ſtattliche, wohlhäbige, rotbackige Frau keuchte die Treppe herauf, gefolgt von einer Magd, die einen glänzenden braunen irdenen Kaffeetopf nebſt Milchkanne trug, und einem jungen Mädchen, bewaffnet mit einem Butterkuchen, ſo groß wie ein Mühlrad.

Das war die Frau Schwanenwirtin, deren frequenter Gaſthof, obwohl in der anſtändigen Entfernung, die ſich zwiſchen Pfarrhaus und Wirtshaus geziemt, doch noch zur Nachbarſchaft gezählt wurde. „Was macht ihr denn da für Spektakel?“ ſchrie ſie mit ſehr vernehmlicher Stimme dem ungebetenen Hilfscorps zu. „Ihr drückt ja die Frau Pfarrerin zu tot mit all dem Gerümpel! Ordnung muß ſein! Alle Kinder marſchieren ſogleich nach Hauſe; könnt vorher noch mit meiner Karoline gehen, die gibt jedem ein Glas Moſt. Ein paar Burſche ſollen abladen und die Sachen einſtweilen in den unteren Oehrn ſtellen, bis die Frau Pfarrerin ſie brauchen kann. So, fort mit euch! — Nun, Frau Pfarrerin, müſſen Sie eine kleine Stärkung haben und ein wenig ausruhen.“

Seelenfroh, daß ſich ſo zur rechten Zeit ein Oberkommandant aufgethan, ließ ſich die todmüde Frau inmitten all der verſchiedenartigſten Elemente einer neuen Welt nieder, ſtärkte und erquickte ſich nebſt Kindern, Pfarrer und Amtsverweſer, bis ſie ſpäter, unter dem wirkſamen Beiſtand der rüſtigen Frau, Luft und Ordnung ſchaffen konnte, wenigſtens ſo viel, daß ſie mit der einbrechenden Nacht ein Plätzchen zum Ruhen fanden.

Die neue Heimat war eingerichtet; bei der Pfarrerin regte ſich einiges Heimweh nach der behaglichen Geſelligkeit der kleinen Stadt; die Kinder aber fanden alles recht und ſchön und machten glückſelig ihre Entdeckungsreiſen in dem neuen Beſitztum. Da war doch alles viel ſchöner als in der Stadt, wo ſie außer der Wohnung nichts hatten als ein Gärtchen, ſo klein, daß es reichlich begoſſen wurde, wenn man nach Tiſch ein Glas Waſſer zum Fenſter hinaus goß. Hier war am Hauſe ein kleiner Geflügelhof und dann das Gärtchen, das hauptſächlich mit Blumen bepflanzt werden ſollte, mit der dichten, grünen Laube, aus der man ungeſehen alle Vorübergehenden beobachten konnte. Dem Haus gegenüber, auf der anderen Seite der

Straße, lief eine lange hohe Mauer hin, und ein großer, hoher Thorbogen führte in den Kloſterhof. Die rieſigen Thorflügel waren ſeit langen Jahren nicht mehr geſchloſſen worden. Zur Seite des Thors war ein kleines altes Häuschen an die Mauer angebaut, darin wohl ehemals der Thorwächter des Kloſters gewohnt hatte. Das Kloſter bedurfte nun keiner Wache mehr und das kleine Haus war von einer blutarmen Schreinersfamilie bewohnt. Es war ſo wunderbar, dies Häuschen, wie jene künſtlichen Glasflaſchen, in denen ein vollſtändiges Bergwerk enthalten iſt, wenn an ſonnigen Tagen die ganze kleine Brut hervorquoll, die es enthielt. Emma, des Pfarrers Töchterlein, brauchte ein monatelanges Studium, nur ihre Namen zu unterſcheiden; denn ſie waren wie ein Schachteleinſatz, ganz gleich, nur jedes immer ein bißchen kleiner: Rösle, Minele und Nanele, Mariele und Hannele; bloß Michele und Jakob, die Prinzen des Hauſes, waren leichter zu unterſcheiden.

Hinter dem Kloſterhof lag der eigentliche Pfarrgarten, der Stolz der Kinder und ihr Glück, mit einem rechten, gebauten Gartenhaus und einem kleinen Wäldchen von Stachelbeeren und Johannisbeeren. Ferner führte an einer alten leer ſtehenden Scheuer vorüber, die aus den beſſeren Zeiten des Kloſters ſtammte, der Weg in einen prächtigen Baumgarten, der, auch ein ehemaliges Kloſtergut, nun dem Pfarrer zur Benutzung gehörte. Das war ein tiefer, ſtiller Wieſengrund, durch welchen ein breiter Bach floß, der ihn herrlich grün erhielt. Es war ſo kühl und ſchattig unter den langen Reihen der ſchönſten Obſtbäume, und während die Kinder mit lautem Jubel den Segen des künftigen Herbſtes begrüßten, fühlten ſie, wenigſtens Emma, unbewußt den geheimnisvollen melancholiſchen Reiz des einſamen Grundes.

Nachdem die Unruhe und Aufregung der erſten Wochen vorüber war, wurde ein feſter Lebens- und Studienplan für die Kinder entworfen. Guſtav ſollte die gute lateiniſche Schule der benachbarten Landſtadt beſuchen, die ſo nah war, daß er morgens hingehen und abends zurückkommen konnte. Emma ſollte einigen Unterricht in der Dorfſchule nehmen, im übrigen wollte dann der Vater nachhelfen. Für das arme Mädchen fing aber, ſeit der Bruder „aus- und einging“, eigentlich doch eine trübſelige Zeit an, und es regte ſich immer mehr das Heimweh nach dem Stadtleben, das ſie mit dem leichten Herzen der Kindheit verlaſſen hatte. Dort hatte ſie Freundinnen und Geſpielinnen genug gehabt; hier wollte ſich's mit den Bauernmädchen, unter denen ſie nicht aufgewachſen war, nicht ſo recht machen. Sie verſtanden ſie nicht; zwar bewunderten ſie Pfarrers Memma, wie ſie ſie nannten; aber ſie waren nicht gewöhnt, mit einem Kind umzugehen, das nicht vollkommen ihresgleichen war. Die Spiele, die Emma vorſchlug, konnten ſie nicht recht begreifen, und wenn Emma ſich einmal unwillig abwandte und ungeduldig ſagte: „Ach, ihr ſeid dumme Mädchen!“ ſchrieen ihr ein paar der keckſten nach: „Und Sie iſt eben a ſtolze Dinge!“

Schon bei der Kindheit macht ſich, früher als man glaubt, die tiefe Kluft fühlbar, die gebildete und ungebildete Stände trennt; nicht der natürliche Menſch, nur der Sieg über den natürlichen Menſchen verſteht die rechte Brücke zu ſchlagen, die hinüberführt.

Schwanenwirts Karoline war das einzige Mittelglied. Aelter als Emma, geſcheit und munter ſagte ſie dieſer am beſten zu, und da Karoline zu Hauſe nicht entbehrt werden konnte, ſo unterhielt es die Kleine ſehr, mit ihr zu gehen und ihr bei den mannigfaltigen Geſchäften im Wirtshaus Hilfe zu leiſten, was ihr viel beſſer gefiel als der einförmige Strickſtrumpf daheim. Das war nun aber eben der Pfarrerin Wunſch und Geſchmack nicht, und die verſtändige Schwanenwirtin ſtimmte ihr ſelbſt bei, als ſie ſie bat, es nicht übel zu deuten, wenn ſie der Kleinen die Beſuche im Schwanen unterſage. „Sie haben recht, Frau Pfarrerin: gut iſt gut und beſſer iſt beſſer. Ich wollt', ich könnt' meine Karoline ſelbſt beſſer in acht nehmen. Wenn ich auch auf Ordnung halte in meinem Haus, — die rohen und wüſten Reden, die oft geführt werden, kann ich nicht vorher anbinden. Mein Mädchen iſt nun aber Feldgewächs, wie ich's auch geweſen bin; ſie muß lernen rechtſchaffen bleiben neben viel Wüſtem, das ſie ſieht und hört. Man kann's auch, gottlob, und was man von Jugend auf anhört, iſt nimmer ſo wichtig und gefährlich. Ihr Töchterlein hat unſer Herrgott in einen Garten geſetzt; da iſt's auch Ihre Sache, es ſorgſam zu hüten und zu pflegen. Ich habe mir's früher oft ſo gewünſcht; aber ſo lange die Welt ſteht, muß es Wirtshäuſer geben, und wenn ich jetzt mein Mädchen ſorgſam erziehen wollte, ſo wäre ſie nachher nur um ſo heikler und leichter verdorben.“

So war denn Emma meiſt zu Hauſe, ſaß auf dem Fenſtertritt, auf dem der Mutter Arbeitstiſch ſtand, und ſtrickte ihre aufgegebene Zahl. Die Mutter war gut und freundlich, aber etwas paſſiv; ſie verſtand nicht, das lebhafte Kind zu unterhalten und zu beſchäftigen. Erzählen war durchaus ihr Talent nicht; ihr Vorrat war zu Ende, ſeit Emma ſich nicht mehr begnügen wollte mit der Geſchichte vom zuckerigen Häuslein und den ſchönen Reimen vom „Hähnchen und Hühnchen“ oder vom Jokele, der nicht Birnen ſchütteln will. Die Lehrſtunden beim Vater wollten ſo allein auch nicht recht vorwärts gehen, und Karoline war beleidigt, daß ſie nicht mehr zu ihr kam und ſagte empfindlich: „Nun, wenn du ſo zuckerig biſt, ſo mußt du eben zum Kloſterfräulein gehen.“

Das Kloſterfräulein! Das war ja Emmas Traum bei Nacht und ihre Sehnſucht bei Tag; aber ſie hatte dies geheimnisvolle Weſen, obgleich ſie faſt ihre Nachbarin war, noch nicht einmal zu Geſicht bekommen.

Innerhalb des Hofes, durch den der Weg zum Pfarrgarten und Baumgut führte, lag das Kloſter ſelbſt, ein altes, zweiſtockiges, ſehr langes Gebäude. Die frommen Kloſterfrauen waren längſt ſchon ausgezogen und ausgeſtorben; ein Teil des Gebäudes wurde zu Fruchtkammern benutzt, der andere war mit dem großen Garten verkauft worden. Von dieſem Garten nun und ſeiner Schönheit erzählten die Dorfkinder Wunderdinge. Sie ſelbſt hatten ihn zwar nie geſehen, aber ihre Väter und

Brüder hatten ſchon als Taglöhner darin gearbeitet. Da war ein Springbrunnen mit Fiſchen, ein See und ein kleines Wäldchen und wunderſchöne Blumen. Die Kloſterbewohner ſelbſt lebten ſo eingezogen, als wären auch ſie noch durch ein Gelübde an die Mauern gebunden. Es war ein Herr von Minkwitz, ein ehemaliger Offizier, mit ſeiner Frau und einem Enkeltöchterlein, aus Preußen oder Polen, der ſich hier an dem wenig bekannten Orte angeſiedelt hatte.

Den alten Herrn ſah man hie und da im Dorfe, wenn er über ſeine Güter etwas zu beſprechen hatte; die Frau, die immer krank war, niemals; die Enkeltochter, im Dorf das Kloſterfräulein genannt, gar ſelten. Eine alte Dienerin, die mit niemand Verkehr hatte, war mit der Herrſchaft gekommen; die übrigen Dienſtboten, Leute aus dem Dorfe, wechſelten oft, obgleich ſie gut bezahlt und behandelt wurden. Es war ſo ſtill und unheimlich im großen, langen, uralten Haus; ſie fürchteten ſich entſetzlich, wenn ſie abends in der Küche die Geſpenſtergeſchichten erzählten, mit denen man ſich im Dorf über das Kloſter trug. In der Badſtube war einmal eine Nonne eingemauert worden, da klopfte es manchmal leiſe, ſchauerlich in der Wand; am Brunnen im Kloſtergarten ſaß zuzeiten in hellen Mondnächten eine weiße Kloſterfrau mit gerungenen Händen, und durch die obern Kammern ſchlurften grüne Pantoffeln ohne alles weitere Zubehör.

Von den lebenden Kloſterbewohnern wußte man wenig, nicht ob ſie reich oder in beſchränkten Verhältniſſen, von altem oder neuem Adel waren. Der alte Herr war im ganzen beliebt im Dorfe; von der Dame munkelte man allerlei, unter anderem, daß ſie nie das Abendmahl nehme, weil ſie einen unverſöhnlichen Groll im Herzen trage. Das Kloſterfräulein, Ines genannt, war ein liebes, heiteres Kind.

Ines! Was war nun das vollends für ein wunderbarer Name! Emma hatte, wie viele kleine Mädchen, eine beſondere Paſſion für ſchöne romantiſche Namen; ihre große Puppe hatte nacheinander Adelgunde, Blanka, Sarinka und Thorilde geheißen. Ines wurde jetzt die kleine, feine Puppe mit natürlichen ſchwarzen Haaren getauft, die ſie von der Tante Finanzrätin aus der Reſidenz erhalten hatte. Wie gern hätte ſie die lebende Ines geſehen!

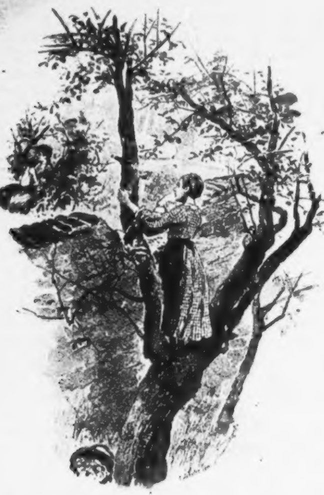
Der Pfarrer hielt es für Pflicht der Höflichkeit, ſeinem Nachbar im Kloſter einen Beſuch zu machen. Der alte Herr empfing ihn freundlich, mit militäriſcher Höflichkeit und entſchuldigte das Nichterſcheinen ſeiner Frau mit ihrem leidenden Zuſtand; vom Töchterlein war nicht die Rede. Der Major gab den Beſuch heim und damit hatte der Verkehr vorderhand ein Ende.

Seit die Pfarrfamilie aufgezogen, war die Witterung faſt immer trübe und unfreundlich geweſen. Eines Abends aber ſtrahlte die Sonne warm vom blauen Himmel, und da flog des Pfarrers Töchterlein mit der lang gedämmten Jugendluſt fröhlich hinaus ins Freie. Nur einmal hinaus! zunächſt hinüber in den Kloſterhof, wo ſie ſich eine Weile mit den ſcheuen kleinen Schreinerkindern umtrieb. Das Mariechen und das Hannchen hatten hübſche neue Schürzen um, über den zerfetzten Reſten von Kleidern. „Wo habt ihr denn die her?“ fragte Emma verwundert. — „Vom Kloſterfräulein,“ ſagte Röschen, die älteſte, wichtig. — „Kommt denn die zu euch?“ — Nein, aber bei Nacht legt ſie oft ſo was auf unſern Fenſterſims.“ Das war wieder etwas Wunderbares vom geheimnisvollen Kloſterfräulein. Von ſolch verborgenem Wohlthun hatte Emma nur in Geſchichtenbüchern geleſen; die Mutter gab eben den Armen, wenn ſie kamen und bettelten. Sie mußte ſich jetzt das Kloſterfräulein immer halb ſchwebend, weiß gekleidet und in einen Schleier verhüllt vorſtellen. Wie ſehnſüchtig ſah ſie hinüber zu der ſchweren eiſenbeſchlagenen Pforte des Kloſters, die ſich ſo ſelten öffnete, daher auch der gepflaſterte Hof mit hohem Gras bewachſen war.

Die Mutter hatte ihr einen Korb gegeben mit der Weiſung, im Baumgarten das gefallene Obſt aufzuleſen. Obſt aufleſen iſt immer ein vergnügliches Geſchäft für Kinder. Mag es noch ſo verdrießlich ſein, daß ein großer Teil des reichen Segens zum voraus unreif oder wurmſtichig abfällt, für ſie iſt das Vergnügen nur um ſo größer, je reichlicher die Aepfel im grünen Graſe liegen, und ins Baumgut ging Emma ohnehin ſo gern; es war ſo grün und ſo ruhig. Furchtſam war ſie nicht; die tiefe Stille und Einſamkeit machte ihr kein Grauen, nur ein ſeltſam heimliches Gefühl.

Eben warf ſie wieder Aepfel von dem ſchönen Baum, der nahe der Mauer ſtand, in den Korb; da hörte ſie ſingen, eine leiſe, ſüße Stimme. Ei, das war ja die Mauer, die das Baumgut vom Kloſtergarten trennte, und jetzt bemerkte ſie, daß hinter dem Baum die Mauer ſchadhaft war und eine Lücke hatte. Mit klopfendem Herzen und nicht ohne Mühe kletterte ſie mit Hilfe des Baums bis zur Oeffnung hinauf. Da lag das langerſehnte Paradies, der ganze große Kloſtergarten vor ihr ausgebreitet, mit dem Springbrunnen, den eine offenſtehende Taxushecke umgab, mit wundervoll blühenden Blumenbeeten und dem Wäldchen. Aber was ſie in der Nähe ſah, das war noch viel lieblicher und wunderbarer. Eine uralte hohe Haſelſtaude war in zwei Teile geteilt, ſo daß ſich inzwiſchen ein natürlicher Sitz gebildet hatte. Da ſaß denn das Kloſterfräulein, ein junges Mädchen, wohl etwas älter als ſie, von ungefähr dreizehn Jahren. Sie trug aber kein weißes Kleid und war nicht verſchleiert; ihr einfaches Gewand war von lichtem Grau, die dunkeln weichen Haare waren geſcheitelt und hingen in langen Flechten herab. Das zarte, roſig angehauchte Geſicht war Emma von der Seite zugewendet; das Kloſterfräulein arbeitete an einer Stickerei und ſang dazu gar lieblich vor ſich hin.

Emma fiel das Märchen von den ſieben Raben ein, wo das treue Schweſterlein im Walde ſitzt und unter anmutigem Geſang an den Gewändern wirkt, welche die ſieben Brüder retten ſollen. Ines ſah die Lauſcherin nicht, und ſo ſehr dieſe anfangs fürchtete bemerkt zu werden, ſo ſehnlich wünſchte ſie es nach und nach. Aber Ines blickte vor ſich hin, oder hinauf in die blaue Luft, nach der Mauer nicht ein einzigmal. End-



lich faßte ſich Emma ein Herz und warf den ſchönſten roten Apfel, den ſie ſich zum Privatgebrauch in der Taſche reſerviert hatte, nach dem Kloſterfräulein hinüber. Der Liebesgruß fiel geſchickt dem Mädchen gerade in den Schoß, und Emma, die ſich eben raſch verſtecken wollte, blickte nun doch hinüber in die ſchönen dunkelblauen Augen, die das Kind von drüben verwundert nach ihrer Seite wandte.

„Willſt du deinen Apfel wieder?“ fragte ſie und hob ihn lächelnd empor. — „Willſt du ihn nicht behalten?“ fragte Emma noch etwas ſchüchtern. — „Warum nicht? Ich danke dir!“ entgegnete freundlich das Kloſterfräulein. „Biſt du des Pfarrers Töchterlein?“ — „Ja, mein Vater iſt aber vorher Diakonus geweſen,“ ſagte Emma mit einigem Stolz. „Haſt du mich ſchon geſehen?“ — „Ja, von unſrem Dachfenſter, wie ihr angekommen ſeid, und Großpapa hat der Großmutter von euch geſagt. Willſt du herüber kommen?“ — „Ich kann nicht,“ ſagte Emma, traurig an der hohen Mauer hinabblickend, die jenſeits gar keinen Halt bot, „und dein Großvater könnte ſchelten.“ — „Der Großvater nicht,“ ſagte Ines; „aber — — ich will einmal bei der Großmutter anfragen, dann kannſt du vielleicht morgen durch die Thüre kommen. Wo biſt du denn vorher geweſen?“ — So kamen die Kinder in ein harmloſes Plaudern, bis ſich oben am Eingang des Gartens eine alte, ſchwarz gekleidete Perſon zeigte. „Das iſt unſere Milka, ich muß zur Großmutter. Gute Nacht!“

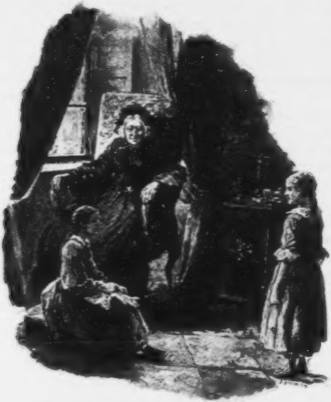
Es dunkelte, und auch nach Emma war ein Bote ausgeſandt worden, als ſie, mit nur halb gefülltem Korbe, aber ganz erfüllt von der wichtigen Begegnung, nach Hauſe eilte, um zu verkünden, wie ſie das unſichtbare Kloſterfräulein geſehen, mit ihr geredet, wie ſie ſo ſchön ſei und freundlich, und wie vornehm die Leute ſein müſſen, da ſogar die Magd noch Milka heiße, und wie wunderſchön der Garten. Sie konnte gar kein Ende finden und ſchlief endlich bei den wunderbarſten Träumen ein, in denen das Kloſterfräulein ihr bald als Fee, bald als Nonne erſchien, immer lieblich, im grauen Gewand mit den langen dunkeln Flechten.

Am andern Morgen war keine Aufmerkſamkeit bei all ihren kleinen Geſchäften; die Taſſen hätte ſie beim Spülen beinahe zerbrochen, in der Lektion beim Vater war ſie zerſtreut; ſie mußte wieder und wieder hinüberſchauen nach dem langen Dach des Kloſtergebäudes, wo die neue wunderbare Freundin wohnte. Aber wie klopfte erſt ihr junges Herz, als es um elf Uhr an des Vaters Thür pochte und der alte Herr von Minkwitz mit dem ehrwürdigen ſchneeweißen Schnurrbart in ſeiner ſteifen, militäriſchen Haltung ſich präſentierte! Wie ſie gewöhnt war, wenn jemand beim Vater vorſprach, wollte Emma das Zimmer verlaſſen; der alte Herr aber winkte freundlich: „Bleiben Sie, bleiben Sie, kleines Fräulein! Mein Geſuch an den Herrn Paſtor geht auch Sie an.“ Und nun brachte er dem Pfarrer in militäriſcher Kürze die Bitte vor, ſeine Enkeltochter mit ſeinem eigenen Töchterlein in Unterricht zu nehmen. „Meine Frau, die immer leidend und durch ſchwere Schickſale menſchenſcheu iſt, wünſchte das Kind allein und ganz in der Stille zu erziehen,“ fuhr er fort; „aber das Unterrichten will bei uns zwei alten Leuten nicht ſo recht von ſtatten gehen; auch dauert mich doch das arme Kind in ſo völliger Einſamkeit. Da erzählte ſie uns, ſie habe die Kleine hier geſehen, und es ſcheint mir eine Fügung des Himmels, daß wir vielleicht dem Kinde Umgang und Unterricht gewähren können, ohne es von uns zu laſſen.“

Der Pfarrer, der wohl die leuchtenden Blicke ſeines Kindes verſtand, das nur der Reſpekt vor dem vornehmen alten Herrn abhielt, laut aufzujauchzen, zeigte ſich gerne bereit, und es ward beſchloſſen, daß dieſen Nachmittag Emma den erſten Beſuch im Kloſter machen und ihre neue Gefährtin im Pfarrhaus einführen ſolle.

Mit welchem Herzklopfen ging das rotwangige Pfarrtöchterlein in hübſchem blauen Kleid, mit friſchgeflochtenen, glänzenden Zöpfen hinüber und zog an der Kloſterpforte die Glocke, die laut nachhallte in einem langen Gang! Nicht die dunkle, geheimnisvolle Milka, nur Lieſe, die Hausmagd, ein argloſes Dorfkind, öffnete und führte Emma hinauf bis an die Zimmerthüre, wo ſie mit reſpektvollem Flüſtern ſagte: „Da drinne iſt die gnädige Frau!“ und die Kleine ihrem Schickſal überließ. Sie ſtünde vielleicht noch vor der Thüre, da ihr leiſes Klopfen nicht gehört wurde, und ſie zu ſchüchtern war es zu wiederholen, wenn nicht Milka den Gang herabgekommen wäre und ſie ins Zimmer geführt hätte.

Da ſaß die gnädige Frau, zurückgelehnt und ganz verſunken in einem tiefen Lehnſtuhl; nicht groß, das abgemagerte, bleiche Angeſicht noch bleicher durch die ſchwarze Blondenhaube, wie denn die ganze Dame in tiefſte Trauer gekleidet war. Auf einem Taburett zu ihren Füßen ſaß Ines im grauen Kleid. Sie ſtand auf und ging mit freundlichem Gruße Emma entgegen, die kaum zu atmen wagte vor Angſt und Ehrfurcht und gar nicht begriff, wie Ines neben dieſer dunkeln, unheimlichen Erſcheinung noch ſo unbefangen ſein, wie ſie ſo harmlos ſagen konnte: „Da iſt Emma, Großmama, mit der ich jetzt lernen ſoll.“ — „Tritt näher, Kind!“ ſagte die Dame mit leiſer,



ſchwacher Stimme und bot ihr die dünne, ſchneeweiße Hand. Die gute Emma, die nicht mehr in der Zeit des Handküſſens erzogen war, gab ihr die ihrige, wenn auch mit geheimem Bangen; indeſſen ſchien die alte Dame den Etikettenverſtoß nicht zu hoch aufzunehmen. „Ines' Großvater glaubt, mein Kind, daß ſie zum Lernen und Spiel Geſellſchaft ihres Alters haben ſollte. Ich hoffe, du wirſt ein gutes Kind ſein, nicht zu lärmend und luſtig, denn das ziemt ſich nicht für meine arme Ines. So ſollt ihr bei deinem Vater zuſammen lernen und hie und da miteinander ſpielen. Nicht wahr, mein Kind?“

Emma brachte ein kaum hörbares Ja heraus; ſie hätte alles auf der Welt verſprochen dieſer ehrfurchtgebietenden Dame gegenüber. Noch als ſie entlaſſen waren und Erlaubnis hatten in den Garten zu gehen, ſchlich ſie ſcheu und ängſtlich durch den langen Gang an den vielen, geheimnisvollen Thüren vorüber, während Ines leicht und geräuſchlos wie ein Vogel, froh der lang entbehrten Freiheit vorausflog bis zur hintern Pforte, die in den Garten führte.

Erſt da, in dem herrlichen friſchen Grün, als Vogelſang und Blumenduft ihnen entgegenſtrömten, wachte auch in Emma die helle Kinderluſt wieder auf. Fröhlich und glücklich hüpfte ſie mit dem Kloſterfräulein durch die verſchlungenen Gänge, an das klare, tiefe Becken des Springbrunnens und ſetzte ſich mit ihr in der wunderbaren Laube von Paſſionsblumen zu allerlei phantaſtiſchen, anmutigen Spielen, wie ſie ſich Ines mit Blumen, grünen Zweigen und bunten Steinchen in der langen Einſamkeit ausgedacht hatte.

Ein reiches, fröhliches Leben begann nun für die beiden Kinder, lieblich in Arbeit und in Spiel. In den Unterrichtsſtunden fand ſich freilich, daß Ines, die recht gut franzöſiſch plaudern konnte und viel aus der Geſchichte wußte, gerade in den gewöhnlichſten Fächern faſt gänzlich vernachläſſigt war; ſie holte dies aber mit einer ganz ungewöhnlichen Faſſungskraft raſch nach, und wenn Emma die neue Freundin nicht ſo gar lieb gehabt, ſie nicht von vornherein als ein höheres Weſen betrachtet hätte, ſo hätte ſie wohl eiferſüchtig werden mögen über die Freude, die der Vater an ſeiner neuen Schülerin hatte.

Die Arbeitsſtunden, in denen Emma ſich bei der Mutter an dem unerläßlichen Strickſtrumpf und in kleinen Hausgeſchäften üben mußte, brachte Ines bei der Großmutter zu. Die Pfarrerin meinte oft, es ſei Sünd' und ſchade, daß das Mädchen nicht mehr im Häuslichen eingeübt werde; denn auch zu Geſchäften, die ſie nie verrichtet, zeigte ſie wunderbares Geſchick, eine leichte und leiſe Hand, wenn ſich die gute Emma mit vieler Mühe im Schweiße ihres Angeſichts plagen mußte.

Das eigentliche rechte Leben der Kinder aber war für ſie die Spielzeit, der Abend, den ſie im Pfarrgarten oder im Kloſtergarten verbringen durften, in deſſen ſchützenden Mauern man ſie ohne beſondere Aufſicht ließ. Da ſuchten ſie Blumen, banden Sträuße und wanden Kränze mit der ſorgloſen Verſchwendung, womit die Jugend in den Reichtümern der guten Mutter Natur hauſt, oder verfertigten Perlenſchnüre und Armbänder aus Beeren, die Korallen und Perlen vorſtellen mußten. Ines war unerſchöpflich in abenteuerlichen Spielen, in die Emma leicht und bereitwillig einging. Bald war ſie eine Waſſernixe und niſtete ſich im Uferſchilf des Baſſins ein, Emma aber war das arme Menſchenkind, das ſich von ihr mit Perlen, Edelſteinen und lieblichem Geſang verlocken ließ; bald wandelte ſie als geſpenſtiſche Kloſterfrau in den verfallenen Mauern einer alten Kapelle, die am Ende des Gartens ſtand; dann wurde eines der beiden Mädchen als Nonne eingekleidet und ſie wandelten miteinander unter feierlichem Geſang in den alten Kreuzgängen umher. Auch die Märchenbücher, die durch Emma in Ines' Stillleben eingeſchmuggelt wurden, trugen ihre Früchte; ſie führten Feen- und Rittergeſchichten auf und ſangen rührende Lieder nach eigener Kompoſition.

Der alte Herr kam manchmal in den Garten. Vor ihm hatte Emma bald alle Scheu verloren, auch war er ganz beſonders freundlich gegen das Pfarrtöchterlein; er freute ſich zu ſehen, wie ſein liebes Enkelkind in ihrem Umgang auflebte, wie ihre zarten Wangen ſich mit lieblichem Rot färbten und die blauen Augen ſo viel heller glänzten als zuvor. An die alte Dame aber konnte ſich Emma nimmermehr gewöhnen, wie oft ihr auch Jnes verſicherte, Großmama ſei gut und thue niemand etwas zuleide. Sie war nie ohne banges Herzklopfen, konnte nie mehr als ja oder nein antworten, wenn ſie mit Jnes in ihr Zimmer berufen wurde, und obgleich das Backwerk, das ſie bei der gnädigen Frau zum Veſperbrot erhielten, ſo viel feiner war als Aepfel und Butterbrot daheim, ſie konnte es doch nie über ſich gewinnen, einen Biſſen zu eſſen, ſolange das durchdringende ſchwarze Auge der bleichen Dame auf ihr ruhte. Jnes hatte nun freilich nicht dieſe Scheu vor der Großmutter, bei der ſie ja lebte, ſolange ſie ſich denken konnte; indeſſen hörte man ſie nie in ihrer Gegenwart lachen oder ſingen, was ſie doch ſonſt ſo gerne that. „Großmama will nicht, daß ich luſtig bin,“ war ihre einfache Antwort, als Emma ſie einmal darum fragte, und ſie ſagte das ohne Klage und Vorwurf. „Großmama ſagt, es ſei alles ſo ſehr traurig, aber ich könne es noch nicht verſtehen.“

Bruder Guſtav war anfangs nicht ſehr erbaut über die neue Freundin ſeiner Schweſter. Die geſchwiſterliche Eintracht hatte durch ſeine häufige Abweſenheit in letzter Zeit gewonnen; Emma war an den freien Sonntagen ſeine allezeit willige Geſpielin geweſen: nun war ſie faſt unzertrennlich von Jnes, und was er mit dem „adligen Fratzen“, wie er dieſe ungalanterweiſe nannte, anfangen ſollte, wußte er nicht. Er war gerade in dem Alter, wo vom „Mädchen ſtolz ſich reißt der Knabe“, und außer der knabenhaften Oppoſition gegen das zarte Geſchlecht — dem Dorn, der die edle Knoſpe reiner Liebe vor zu früher frevler Entfaltung ſchützen ſoll — hatte er noch eine gewiſſe republikaniſche Verachtung gegen Adel und Adelsvorrechte, über die er ſich gerade keine Rechenſchaft geben konnte, die es ihm aber als Bürgertugend erſcheinen ließ, grob zu ſein gegen Adlige.

Dazu konnte er nun bei Ines nicht kommen; das Kind war ſo ganz unbefangen freundlich, hatte, obgleich ſie in der adligſten Atmoſphäre aufgewachſen war, doch ſo gar keine Spur von vornehmen Prätenſionen, daß er ſich ſelbſt gegen Emma zum Geſtändnis herbeiließ, es ſei ein „ordentliches Ding“. Die natürliche feine Sitte in Ines' Weſen übte einen unwillkürlichen Einfluß auf ihn und entwaffnete die knabenhafte Roheit. So war Guſtavs Anweſenheit keine Unterbrechung für den freundlichen Verkehr der Mädchen, und das Trio gewöhnte ſich bald recht gut zuſammen.

Mit dem unternehmenden Knaben machten ſie auch weitere Ausflüge; ſo einmal einen Zug in das Tannenwäldchen, das, eine Seltenheit in der weinreichen Unterlandsgegend, ſich an einem Hügel aus einer engen Thalſchlucht hinaufzieht. Da lagerten ſie ſich im Grünen, teilten die Mundvorräte, mit denen die gute Pfarrmama ſie verſorgt hatte; da ſchauten ſie hinüber zum rebenbewachſenen Sonnenberg, auf dem der Sage nach eine Burg geſtanden, von der leider keine Spur mehr zu ſehen war. Dann machten ſie große Plane, wie ſie dort den verſchütteten Keller entdecken und den Schatz heben wollten, der darin noch verborgen liege.

„Dann verſtecken wir ihn erſt wieder recht unter Laub und Erde,“ ſagte Guſtav, „bis wir ihn teilen und heimlich nach Hauſe ſchaffen können. Sagen dürfen wir keiner Seele etwas.“ — „Aber was thun wir damit, wenn wir ihn haben?“ fragte Emma. — „Ich kauf' mir ein kleines Pferd, auf dem reit' ich in die Schule,“ rief Guſtav. „Da werden die Burſche aufpaſſen, wenn ich mein Pferd anbinde am Pfoſten vor dem Schulhaus, und erſt der Präzeptor! Und dann? Je nun, ſtudieren muß ich doch; aber dazu kann man auch viel Geld brauchen, und nachher — da bau' ich vielleicht wieder eine Burg auf den Sonnenberg mit Zugbrücke und Graben.“

„Und was thuſt du nachher?“ fragte die ſpöttiſche Schweſter. — „Das wirſt du dann ſchon ſehen!“ rief Guſtav etwas ungeduldig; „fiſchen und jagen und meine Unterthanen glücklich machen.“ — „So? woher nimmſt du denn Unterthanen? Willſt du die auch ums Geld kaufen?“ fragte die immer widerſpruchsluſtige Emma wieder.

Ines, die ſich vor allem Streit der Geſchwiſter fürchtete, fiel ſchnell ein: „Und du? was würdeſt du damit thun, Emma?“ — „Ich würde es gleich wieder begraben, bis ich größer bin; da wollt' ich mich erſt recht beſinnen, was damit thun. Einſtweilen würd' ich nur etwas herausnehmen, ſo eine rechte Handvoll Goldſtücke, und der Mama ein ſchwarzſeidenes Kleid kaufen und mir ein himmelblaues und einen Hut mit Roſen, und allen den Schreinerskindern neue Kleider, und — auch eine Torte, die äßen wir miteinander im Garten, und —“ — „Nun, da fiel dir wohl alle Tage ſo etwas ein und der Schatz wäre zu Ende, eh' du groß und geſcheit wirſt!“ lachte Guſtav. „Aber was thäte denn Ines?“

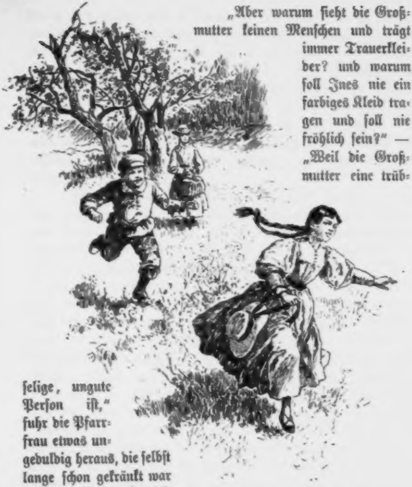
„Ich möchte hinausziehen in alle Welt, und prächtige Schlöſſer ſehen und große Städte und hohe Berge und das Meer,“ ſprach Ines mit leuchtendem Auge; „dann aber,“ fügte ſie leiſe hinzu, „dann würd' ich wieder heimgehen und ein Kloſter bauen und da ſterben.“ — „Warum nicht gar!“ rief Guſtav ungeduldig. „Die Klöſter ſind aus der Mode auch bei katholiſchen Leuten; das iſt ja eine Langweilerei! Möchteſt du denn ſo leben?“ — „Vielleicht nicht; aber ich glaube, es wird doch ſo,“ ſagte Ines leiſe, in der träumeriſchen Weiſe, die hie und da zwiſchen ihrem einfach klaren Kinderweſen auftauchte.

Guſtav verſtand ſich durchaus nicht aufs ſentimentale Genre und ſchlug vor: „Wir wollen derweil den Moſt vollends austrinken, 's iſt ſo heiß.“ Und nachdem er allein in eigener Perſon ſeinen Vorſchlag ausgeführt, ſtreckte er ſich der Länge nach ins weiche Moos. Es ſchläft ſich ſo lieblich unter blauem Himmel und grünen Bäumen! Auch Emma ſchlummerte ein, den Kopf an die Freundin geſchmiegt, die daſaß, an den Stamm einer alten Tanne gelehnt. Ines ſchlief nicht, ſie ließ ihre blauen Augen weit hinausſchweifen auf den Berg hinüber im grünen Rebenkleid, ins weite Land mit ſeinem bunten Herbſtſchmuck, hinauf zum blauen Himmel, mit einem Blick, der ernſt war und ſinnend über ihre Jahre. Es tauchten inmitten der harmloſen Kinderluſt oft Augenblicke bei ihr auf, wo ſie ſich ſelbſt wie ein trauriges Rätſel vorkam neben den fröhlichen Kindern; wo ſie fühlte, daß auf ihrem Leben ein dunkler, ſchwerer Schatten lag. Ein armes Kind, das Tannenzapfen ſammelte, raſchelte durch das Laub und weckte die Schläfer, die, wie gewöhnlich, meinten, ſie haben unendlich lang geſchlafen und ſich eilig zum Heimgehen anſchickten.

„Du, iſt ſie katholiſch, daß ſie ins Kloſter will?“ fragte Guſtav im Hinabſteigen leiſe die Schweſter, indem er etwas ſcheu und mißtrauiſch auf das Kloſterfräulein blickte, das vogelleicht den Berg hinunter vorausflog. — Es regte ſich ſchon in dem Knaben jene eigentümliche Intoleranz der Kinder gegen Andersglaubende, noch eh' ſie ihren eigenen Glauben oder den fremden recht verſtehen können.

„Ich glaube nicht,“ erwiderte Emma; „ihre Großmutter iſt's nicht, und ihr Großvater geht ja in unſre Kirche zum Abendmahl. Aber höre, es muß etwas ganz Geheimnisvolles ſein mit der Ines und mit ihren Eltern und mit der Großmutter!“ — „Wo bleibt denn ihr?“ rief von unten Ines' helle Stimme. „Kommt, holt mich ein!“ Und leicht wie ein Lichtſtrahl flog ſie über die grüne Wieſe hin; Guſtav aber ließ den leeren Vorratskorb in der Schweſter Händen und vergaß, indem er mit Jagdgeſchrei und Hundegebell hinter der Flüchtigen herjagte, Geheimnis und Glaubensbekenntnis in übermütiger Knabenluſt.

Emma beſchäftigte das Dunkle und Geheimnisvolle, welches das Leben ihrer Freundin umgab, viel mehr als den Bruder; hatte ſie doch noch nicht einmal von ihr gehört, wer ihre Eltern geweſen. Die Mutter, die ſie endlos damit plagte, wies ſie zur Ruhe. „Laß mich zufrieden, Mädchen! Der Vater war Offizier in ruſſiſchen Dienſten und iſt im polniſchen Aufſtand gefallen; die Mutter ſei ein polniſches Fräulein geweſen, ſie iſt auch geſtorben; das iſt alles ſehr' betrübt für die arme Ines, aber geheimnisvoll iſt es juſt nicht.“



„Aber warum ſieht die Großmutter keinen Menſchen und trägt immer Trauerkleider? und warum ſoll Ines nie ein farbiges Kleid tragen und ſoll nie fröhlich ſein?“ — „Weil die Großmutter eine trübſelige, ungute Perſon iſt,“ fuhr die Pfarrfrau etwas ungeduldig heraus, die ſelbſt lange ſchon gekränkt war über das ſtarre Zurückziehen der alten Dame. „Es gibt Leute der Art, die meinen, wenn ihnen ein Herzeleid zuſtößt, wie es ſchon Tauſende getroffen, es ſei ihnen vom lieben Gott ein beſonderes Unrecht widerfahren, und grollen dann ihr Leben lang mit Gott und Welt.“ Emma war immer noch nicht befriedigt; aber eine leiſe Scheu, die angeborene Delikateſſe eines feinen Herzens hielt ſie ab, die Freundin ſelbſt um ihr Schickſal zu fragen.

Im Winter war das Zuſammenſein der Kinder lange nicht ſo ſchön; ſie teilten freilich noch die Lehrſtunden, aber die Nachmittage mußte Ines mehr bei der Großmutter zubringen. Emma ward hie und da eingeladen, doch verlor ſie nie ihre Scheu vor der alten Dame und ſaß unbeweglich, die Augen feſt auf ihre Arbeit geheftet, auf dem Taburett, das man ihr angewieſen, und ſtaunte immer wieder, wie es Ines möglich ſei, ſo nahe bei der dunkeln Großmutter zu ſitzen, ja ſogar ihren Kopf in ihren Schoß zu legen. Die ſtreichelte ihr dann wohl, aber gar ſelten, wehmütig die weichen dunkeln Haare und flüſterte leiſe: „Pauvre enfant!“ Selten ward Ines geſtattet, die Abende im Pfarrhauſe zuzubringen. Da war's denn doch viel heimlicher: die Pfarrfrau ſpann; eine Lieblingsbeſchäftigung, die ſie ſich nicht nehmen ließ, wie oft man ihr auch ſagte, es ſei keine nutzbringende Arbeit; die alte Magd ſpann daneben, der Pfarrer las vor. Die Mädchen zogen ſich zurück in die Ofenecke und ſchlüpften zuſammen in den uralten ledernen Großvaterſtuhl. Da flüſterten ſie oft leiſe miteinander, wenn etwa die Mutter eingenickt war und der Vater ſich in ſeine Lektüre vertieft hatte, ſo daß niemand auf ihr Geplauder achtete.

„Weißt du,“ flüſterte einmal Ines in ſolcher traulichen Plauderſtunde der Freundin ins Ohr, „weißt du, ich glaube, daß meine Mutter noch lebt.“ — „Ei!“ fragte Emma faſt erſchrocken und ſah erſtaunt der Freundin ins Geſicht. — „Ich glaube es gewiß,“ fuhr Ines leiſe und traurig fort. „Sieh, die Großmutter hat mir nie recht ſagen wollen, wo meine Mutter begraben iſt; ſie ſagte nur immer: ‚Sie iſt tot, tot!‘ und ich weiß, daß ſie eine ſo ſchöne Frau war, ſo blühend und ſo jung! Papa kann ich mir nicht ſo recht denken; ich weiß nur, er war ein ſchöner Offizier und iſt in den Krieg gegangen; ich war mit Mama allein und es kamen abends viele Leute zu ihr, auch mein Oheim, vor dem ich mich immer fürchtete, weil er ſo laut ſchrie. Aber an einem Tag — es war im Sommer — da war viel Lärm und Geſchrei auf der Straße; ich ſprang ans Fenſter und ſah unter vielen, vielen wilden Leuten meinen Vater ganz bleich und blutig, und er ſchaute zu mir herauf; o, es war ſo furchtbar! Ich ſchrie laut auf und wollte ihm nach; aber von da weiß ich nicht mehr recht, wie es gegangen iſt, nur daß die Mama hinunterſprang auf die Straße. Sie iſt lange nicht wiedergekommen, und nachher ſah ſie ganz eigen und unheimlich aus; wenn ich nach Papa fragte, ſo ſagte ſie nichts und ſchaute mich nur an, ganz ſeltſam, daß ich mich fürchtete. Die alte Milka holte mich dann zu den Großeltern. Vater und Mutter habe ich nicht wieder geſehen; man ſagte mir, ſie ſeien tot.“

„Wie lange iſt denn das her?“ fragte Emma, die bei aller Teilnahme doch ein unbewußtes grauſiges Behagen empfand, daß ſie eine Freundin habe, die ſo traurige und geheimnisvolle Begebenheiten erlebt, wie ſie ſonſt nur in „Geſchichten“ vorfallen. — „Wie lange? O, wohl acht oder neun Jahre,“ ſagte Ines; „ich muß noch ganz klein geweſen ſein und weiß ſonſt gar nichts mehr aus jener Zeit.“ — „Aber warum meinſt du, daß deine Mutter nicht tot ſei?“ — „Da kam geſtern ein Brief von weit her und der Großvater brachte ihn der Großmama; ſie wußten nicht, daß ich hinter dem Ofenſchirm ſaß mit einem Buch. — ‚Aber was thun, wenn ſie geſund würde?‘ fragte der Großvater. — ‚Sie wird nicht geſund,‘ ſagte die Großmutter beſtimmt, ‚und wenn auch, für das Kind muß ſie tot bleiben.‘ Ich hätte ſo gerne mehr gehört und doch fürchtete ich mich entſetzlich, wenn mich die Großmama gewahr geworden wäre; da kam Milka herein und ſie gingen in ein andres Zimmer. Ich glaube aber gewiß, daß ſie von meiner Mutter geredet haben.“

„Aber wenn deine Mutter lebt, warum ſollte man dir's nicht ſagen?“ — „Weiß nicht,“ ſagte Ines, traurig den Kopf ſchüttelnd; „du aber gib mir die Hand darauf, daß du es niemand ſagſt, keiner Seele!“

Emma verſprach es; eben wachte auch die eingenickte Mutter auf an der hellen Flamme des Lichts, das der Vater im Leſeeifer vergeſſen hatte zu putzen.

Emma hielt ihr Wort, wie ſehr ſie's auch verlangte, der

Mutter die merkwürdige Vermutung mitzuteilen; aber nie wieder kam ſo ein traulich heimliches Plauderſtündchen bei Nacht, und nie wurde am hellen Tage von den Mädchen jenes nächtliche Geheimnis erwähnt.

Sechs Jahre hatten wenig ſichtbaren Wechſel in das Dorf Bensheim gebracht; die Bensheimer hatten ſich an ihren Pfarrer, deſſen Namen ſie bis zum heutigen Tag nicht wußten oder wieder vergeſſen hatten — er war eben der Pfarrer — gut gewöhnt und er ſich an ſie. Der alte Herr aus dem Kloſter war zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und mit Stolz rühmen ſich die Bensheimer des ſtattlichen Grabmals, das, mit adligen Wappen und Inſignien des Krieges geziert, nun der Schmuck ihres ſchlichten Kirchhofs iſt; die alte Dame aber lebte noch fort, krank, von der Welt vergeſſen, wie ſie der Welt vergeſſen zu haben ſchien.

Die wunderbarſte, wenn auch die natürlichſte Verwandlung war mit den drei jungen Geſtalten vorgegangen, die heute bei einer kleinen ländlichen Bewirtung im Gartenhaus des Pfarrgartens ſitzen. War dieſes hübſche, ſchlanke, blühende Mädchen mit den lockigen blonden Haaren die kleine ſtumpfnaſige, rotbackige Emma? Das Stumpfnäschen ſteht ihr gar nicht ſchlecht, gewiß, und der hochgewachſene Student, ſo recht in der glücklichen Periode unbekümmerten, ſorgloſen Burſchentums, das war doch Pfarrers Guſtav, der nun freilich, ſeit er nicht mehr mit dem Ranzen zur Schule wandert, ſchon tiefe Züge aus dem Born der Weisheit gethan hatte und im Begriff war, dem Rätſel der Welt demnächſt auf die Spur zu kommen. Einſtweilen, in der goldenen Ferienzeit hatte er ſeine Weisheit beiſeite gelegt, trug dem beſchränkten Standpunkt ſeiner Umgebung Rechnung und gab ſich fröhlich der fröhlichen Stunde hin. Am leichteſten war wohl das Kloſterfräulein wieder zu erkennen an der zarten, ſchlanken Geſtalt, den feinen Farben und den tiefblauen Augen, in denen immer noch eine ſtille Frage zu ſchlummern ſchien; das zarte, leicht gerötete Geſicht eingerahmt von den tiefgeſcheitelten, ſammetweichen Haaren, die langen Flechten mit ſilbernen Nadeln aufgeſteckt.

Der erſte Blick eines Beſchauers wäre wohl auf Emma gefallen in ihrer vollen, friſchen Blüte; aber der zweite mußte auf der traumgleichen Schönheit, der ſchlanken Lilie haften bleiben, auf welcher ein Zauber ruhte, der ſich nicht mit Worten ſchildern läßt. Guſtav ſcheint auch ſo zu denken. Obwohl er das Kloſterfräulein vor ſeinen Augen hatte allmählich aufblühen ſehen, ſo überraſchte ihn doch ihre wunderſame Erſcheinung jedesmal wieder, und da es längſt nicht mehr gegen den Komment war, von dem die männliche Jugend ſo unendlich abhängiger iſt, als ſelbſt die in enge Schranken geſtellte weibliche, einem Mädchen Aufmerkſamkeit zu erweiſen, ſo ſuchte er ihr auf alle denkbare Weiſe gefällig zu ſein.

Ines war immer noch in Grau, Weiß oder Schwarz gekleidet; der Wille der Großmutter war ihr zur Gewohnheit geworden, und die ſtillen Farben paßten zu dem ſtillen Reiz ihrer klöſterlichen Erſcheinung. Sie genoß viel mehr Freiheit als früher, obgleich ſie die kranke Großmutter mit großer Treue pflegte. Viel Pflege aber brauchte die alte Frau nicht; ſie lag ſehr oft in ſtumpfer Betäubung, in der ſie des Kindes nicht bedurfte und es nicht vermißte. Ines mißbrauchte dieſe Freiheit nicht, obwohl ſie ſich auch von der Pfarrfrau nicht ſo unbedingt leiten ließ, wie dieſe in gutgemeintem mütterlichem Eifer für das einſame Kind gewollt hätte. Sie war und blieb noch Emmas treue Herzensfreundin; ſie arbeiteten, ſie laſen, ſie ſangen, ſie plauderten zuſammen, ſie wandelten miteinander ihre Lieblingswege. Aber das Kloſterfräulein ging doch auch ihre eigenen ſtillen Pfade, auf denen ſie ſelbſt nicht die Begleitung der Freundin wünſchte. Sie war gerne allein im ſchönen verborgenen Kloſtergarten oder auf dem grünen Kirchhof, wo ſie ſich unter einem hohen Baum ins weiche Gras ſetzte und ihre traurigen Lieder ſang, oder Kränze flocht von Blumen, welche ſie vom Garten gebracht und an die ſchlichten Kreuze hing, die in ſcheuer Entfernung den prunkenden Grabſtein des Großvaters umgaben. Und noch ein andres Ziel hatten Ines' einſame Wege: die Hütten der Armut. Der Pfarrer und ſeine Frau waren herzgute, wohlthätige Leute; ſie nahmen ſich der Armen in ihrer Gemeinde nach Kräften, faſt über Kräfte an; die Pfarrerin kochte für Wöchnerinnen und kranke Leute, ſie verſchenkte alte Kleider und Leinenzeug. Kein Armer ward von der Thür gewieſen, ohne wenigſtens ein Stück Brot zu erhalten. Aber die Armut bei ſich ſelbſt in der ärmlichen Hütte aufzuſuchen, das ſchien ihr unnötig und übertrieben. „Wer etwas braucht, iſt ſchon ſo frei und ſagt's," meinte ſie. „Dieſe Leute, bei denen es oft ſo abſcheulich ausſieht, kämen nur in Verlegenheit und ſuchten einen zu belügen, wenn man ſelbſt käme, und wer weiß, was man da alles mit heimſchleppen könnte!"

Auch Emma war ein herzgutes Kind, das geben mochte, ſolange es zu geben hatte. Den Apfelkorb auszuleeren vor einer Kinderſchar, die glückſelig danach ſprang; den zerlumpten Schreinerskindern ihre alten Kleider zu bringen, ihre Sparbüchſe an ein paar alte arme Weiber zu verteilen, war ihr eine Freude. Seit ſie eine Ahnung von Ines' ſtillen Wegen hatte, die nie davon ſprach, verſuchte ſie auch da und dort eine Gabe ſelbſt ins Haus der Armen zu bringen, aber ſie fühlte ſich da ungeſchickt, verlegen; beim beſten Willen wußte ſie nicht recht, was ſie reden ſollte, und war heimlich froh, wieder fort zu kommen. Auch Ines ſprach nicht viel mit den Leuten, das war nie ihre Weiſe; aber ſie kannte keine Unbeholfenheit, keine Aengſtlichkeit, auch keinen Ekel und Widerwillen. Licht und leiſe wie ein Sonnenſtrahl glitt ſie in die trübſte und düſterſte Stube, nahm ein armes kleines Kind auf die Arme, lockerte einem alten elenden Mütterlein das dünne Kopfkiſſen. Ihr ſtilles, mildes Weſen, ihre weiche Stimme, ihr graues Gewand thaten keinem kranken und trüben Auge weh; gleich dem Sonnenſtrahl ſchien ſie eine Botin aus höherer Welt und doch daheim überall, wo ſie eingedrungen war.

„Bitte, wie machſt du's?" fragte Emma, obwohl ſie wußte, daß Ines nicht gern davon ſprach. „Ich meine es ja gewiß gut mit den Leuten und möchte ihnen gern helfen, aber ich weiß nichts mit ihnen anzufangen.“ — „Ich habe ſie lieb,“ ſagte Ines einfach. — Emma beſann ſich und konnte nicht recht zum Schluß kommen, ob ſie trotz ihres guten Herzens das auch von ſich ſagen könne. „Du biſt eben eine geborene soeur grise!“ ſagte ſie lächelnd. — „Mag ſein, daß ich dazu beſtimmt bin,“ erwiderte Ines nachdenklich; „aber einmal hätte ich doch gerne gewußt, was Leben iſt!“ — Sie ſollte es erfahren.

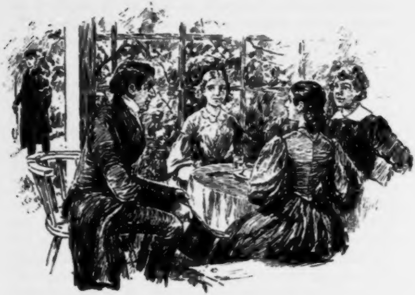
Doch wir haben die jungen Leute in der Laube des Pfarrgartens verlaſſen, wohin Guſtav, der während der Ferien gebietender Herr im Hauſe war, das Veſperbrot kommandiert hatte. Ines war dazu eingeladen und ſie ſaß dabei nicht als Fee oder Kloſterfräulein, ſondern als ein heiteres, junges Menſchenkind, das ſogar aus dem Bierglas nippte und mit ihrem leiſen, lieblichen Lachen den luſtigen Erzählungen Guſtavs von den wichtigen Vorfällen ſeines Studentenlebens zuhörte.

Emma machte die geſchäftige Wirtin; ſo wichtig ihr aber der Bruder und ſeine Erlebniſſe auch waren, ſie ſchien doch noch jemand zu erwarten. Es war eine gewiſſe Unruhe, ein häufiges Blicken nach der Gartenthür an ihr bemerklich, das Guſtav endlich auffiel. „Nun, nach was ſchaut die Mamſell Soeur?“ fragte er lachend. „Schlägt dich dein töchterliches Gewiſſen, daß du die Mama allein daheim gelaſſen mit der alten tauben Nähterin? Nimm's nicht übel, aber du verſtehſt doch nichts davon und hätteſt's der Mama nimmermehr recht gemacht. In den Ferien hab' ich ein Monopol auf dich. Unſre verehrten Alten werden ſich demnächſt einfinden.“

Emma vergaß den Verweis, den ſie ſonſt regelmäßig Guſtav wegen dieſes unehrerbietigen Ausdrucks erteilte, und zum Glück bemerkte niemand die höhere Röte, die über ihr blühendes Antlitz flog, als eben eine, wie's ſchien, wohlbekannte Hand die angelehnte Gartenthür öffnete und ein neuer Gaſt der Laube zuſchritt. „O, der lange Amtsverweſer!“ rief Guſtav ſcherzend. „Er ſcheint eine recht brüderlich väterlich freundſchaftliche Zuneigung zu mir gefaßt zu haben, daß er uns ſo oft heimſucht.“

Der lange Pfarrverweſer Hort vom benachbarten Dörfchen Beſenweiler war endlich in dem glücklichen Alter angelangt, wo ein Theolog unſres engeren Vaterlandes allmählich Hoffnung auf eine Anſtellung faſſen darf, die ihm erlaubt, einen eigenen, wenn auch beſcheidenen Herd zu gründen, eine Gefährtin „zur Lebensfahrt auf Numero drei“ zu engagieren. Es war ein großer, ſchmaler, ziemlich ernſter Mann mit ſchlichtem, dunklem Haar, das kein Friſeur der Reſidenz zugeſchnitten, mit verſtändigem Geſicht. Anzug, Gang und Haltung, ſowie der Schnitt der Kleider trugen jenen nicht recht zu beſchreibenden Stempel der Nichteleganz, wie ihn ein längerer Aufenthalt auf dem Lande, auch beim redlichſten Streben dagegen, doch am Ende aufdrückt. Sein Publikum war aber nicht ſo kritiſch; er ward von den Geſchwiſtern mit freundlichem Gruß, von Ines mit ihrem anmutigen Kopfneigen willkommen geheißen. Daß Emma unmerklich hinaufgerückt war, um ihm Platz zu machen, ſchien er nicht bemerkt zu haben; er holte ſich einen etwas wackeligen Gartenſtuhl, auf dem er ſeine lange Geſtalt recht geſchickt an Ines' Seite balancierte. Emma rückte ebenſo unmerklich wieder herunter, fand aber bald ihre Fröhlichkeit wieder in der ungezwungenen Unterhaltung, wobei ſich Horts einfach praktiſcher Verſtand und ſein warmes redliches Gemüt, der nagelneu errungenen Weltweisheit und dem ſtudentiſchen Uebermut des jungen Mannes gegenüber, allerdings, wie dieſer bemerkt, in etwas väterlich brüderlicher Weiſe ausſprach. Guſtav nannte ſonſt wohl Hort geringſchätzig „einen billigen Denker, dem die neuen Syſteme keine ſchlafloſe Nacht machen“. Darin mochte er recht haben; aber er war ein verſtändiger, pflichttreuer Menſch, ein gewiſſenhafter Seelſorger, der an Kranken- und Sterbebetten gelernt, wie wenig weit man da mit Syſtemen kommt, und der, wie viele ſchon, die Wahrheit des Glaubens aus dem Leben erkannt hatte. Emma wurde wenig beirrt durch des

Bruders Urteile über Hort, wenn ſie auch nicht wagte, ſeine Partei zu nehmen; der Vater that das um ſo eifriger, und ſchließlich freute ſie ſich, wenn ſie auch nur ſeinen Namen nennen hörte. Warum er ihr ſo wichtig war, der ältere geſetzte Mann dem blühenden Mädchen, das wohl zwölf Jahre weniger zählte als er? — Fragt ein junges Herz warum? Von tauſenden wird nicht eines antworten können.



Emma war noch ſo jung, ſie war noch ſo ganz und gar nicht in Verlegenheit mit ihrem Herzen geweſen und hatte ſich nicht ein einzigmal beſonnen, ob ſie Luſt habe, an einen geſetzten Pfarrverweſer dieſes junge Herz zu verſchenken, das durch die Liebe zur Heimat, durch ihre ſchwärmeriſche Freundſchaft für Ines ganz ausgefüllt war. Der Mann war ihr und Ines zum erſtenmal begegnet im ſtillen, grünen Thal zwiſchen Bensheim und Beſenweiler. Die Begegnung an der einſamen Stelle war ſo überraſchend geweſen; er hatte ihnen ein paar ſeltene ſchöne Blumen geholt, die ſie noch nie am Bach gefunden; gerade ſein geſetztes Ausſehen und Weſen hatte die Mädchen zutraulich gemacht und ſie hatten ſich gern unter gemütlichen Geſprächen von ihm zurück begleiten laſſen. Bald darauf hatte er ſeinen Nachbarſchaftsbeſuch bei Emmas Vater gemacht, und ſeitdem war er ein häufiger und ſtets gerne geſehener Gaſt im Pfarrhauſe zu Bensheim. Die Mutter hatte ſo allmählich bei ſich überlegt, daß Hort, wenn auch ein bißchen alt, doch im ganzen ein ſauberer und braver Mann für ihre Emma wäre und ja mindeſtens noch ein Jahr zur völligen Anſtellung vor ſich habe. Sie trieb den faulen Weber unerbittlich, ihre Leinwandſtücke noch auf die Bleiche zu fertigen, und hielt Emma ziemlich ſtrenge zu häuslichen Arbeiten an mit dem früher nie gehörten Zuſatz: „Wie wollteſt du denn eine Frau werden, wenn du das nicht einmal verſtehſt!“ Dem Pfarrer kamen die häufigen Beſuche des Nachbars nicht ſo bedeutſam vor; aber er hatte den wackeren Mann ſehr lieb, und mußte es ſein, ſo hatte er auch nichts gegen den Gedanken, ihn dereinſt als Sohn zu ſehen. Emma wollte nichts wiſſen von den Neckereien andrer Pfarrtöchterlein; aber ſie hörte ſie doch nicht ungern und ſie ward nicht einmal böſe, wenn ſogar Margret ihr mit pfiffigem Lächeln meldete: „Fräle Emma, der Herr Amtsverweſer ſind beim Herrn Papa.“ Aber ſie griff ſelbſt in ihren leiſen Gedanken der Zeit nicht voraus; ſie war ja noch ſo jung, es war ihr ſo wohl im Leben. In reinen jungen Herzen kann gar lange ein harmloſes Wohlgefallen als friedliches Lämpchen brennen, wenn unberufene Hände nicht die Thür öffnen dem heißen Hauch des Sehnens und Verlangens, der das ſtille Licht zur Flamme anbläſt. Nicht einmal mit Ines hatte ſie noch viel geredet über den geiſtlichen Nachbar; in Ines' ſtillem, ſinnigem Weſen fanden gewöhnliche Mädchenplaudereien wenig Boden; ſie konnte ſich mit Emma eifrig und innig in die Traumwelt eines Buches vertiefen, aber ſie baute keine Brücken aus dieſen phantaſtiſchen Wunderlanden zurück ins Tagesleben.

In der Laube hatte ſich indes auch der Pfarrer eingefunden, äußerſt erſchöpft und müde, wie er häufig zu ſein pflegte, und ſich ziemlich breit auf die Bank niedergelaſſen. Selbſt die Frau Pfarrerin hatte ſich losgeriſſen von der tauben Nähterin, was Guſtav zu Ehren geſchah.

„Ich komme etwas ſpät," ſagte der Pfarrer; „der Schulze hat mich ſo lange aufgehalten." — „Ja, warum that denn der ſo wichtig?" fragte die Pfarrerin. „Auch im Schwanen drüben iſt ein beſonderes Rennen und Laufen." — „Je nun, für Bensheim iſt es ſchon ein Ereignis," meinte der Pfarrer. „Das Herbſtmanöver wird in hieſige Gegend verlegt, wir bekommen Quartier." — „Ei, das wird unterhaltend ſein!" rief Emma. „Da hören wir ſchöne Militärmuſik."

„Ich finde das eigentlich eine unnütze Spielerei, Zeit- und Geldverſchwendung," meinte der Pfarrverweſer, dem beim Gedanken an militäriſche Einquartierung etwas unbehaglich zu Mute wurde. „Wo es ernſt wird, hilft das Vorher-manövrieren wenig." — „Gewiß," ſtimmte ihm diesmal Guſtav bereitwillig bei, in dem ſich die alte ſtudentiſche Eiferſucht gegen den Soldatenſtand regte; „das Soldatenweſen taugt überhaupt nicht viel, ein ſtudentiſches Freicorps richtet mehr aus, wo's gilt, als zehn Kompanien ſolch eindreſſierten Volks." — „Laßt mir die Leute in Ruh'!" rief die Pfarrerin. „Wenn man einmal Soldaten braucht, ſo müſſen ſie auch eingeſchult ſein. Ich danke Gott, daß es nicht ernſt iſt, und will gern im Hauſe Raum ſchaffen für ſie, wenn's ordentliche Leute ſind." — „Und Sie, Fräulein Ines," fragte der Pfarrverweſer, „iſt Ihnen ſolch ein ‚Lärm um nichts' nicht auch zuwider?" — „Ich bin ein Soldatenkind," ſagte Ines mit leicht geröteten Wangen, „und habe doch ſeit früher Kindheit kaum mehr einen Soldaten geſehen. Ich geſtehe, ich freue mich, das Kriegsweſen, wenn auch nur im Spiel, zu betrachten."

Der Pfarrverweſer, dunkelrot über den Mißgriff, den er mit ſeiner Geringſchätzung des Militärſtandes gemacht, murmelte nur etwas von ehrenwerten Kriegern, wenn's wirklich Krieg gebe. — „Aber wenn dann Frieden geworden iſt, kann man doch die Uebriggebliebenen nicht auf einmal totſchießen, und wenn wieder Krieg kommt, müſſen neue bereit ſein," ſagte Ines unſchuldig.

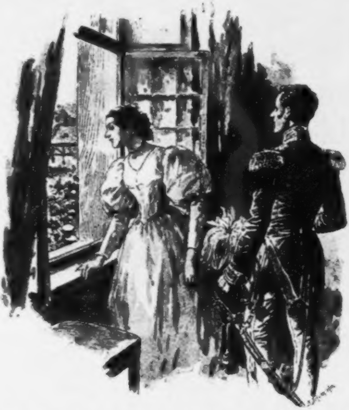
„Aber, Ines, was machen wir mit Ihrer Großmutter?" fiel hier der Pfarrer ein. — „Wie ſo?" fragte Ines erſchrocken. „Die ſoll ja doch nicht zum Manöver?" — „Das nicht," ſagte der Pfarrer lachend; „aber der Schulze kann das Kloſter nicht mit Quartier verſchonen, und bei der großen Menſchenſcheu Ihrer Frau Großmutter —" — „Mein Vater, der Großmutter einziges Kind, war Soldat," ſagte Ines; „der Großvater ſelbſt iſt es geweſen; ich glaube, daß Großmama immer noch Sympathie für den Stand hat, dem Guſtav und der Herr Pfarrverweſer ſo gram ſind; zudem iſt ja das Kloſter ſo geräumig, daß man im Notfall ganz getrennt bleiben kann. Ich denke nicht, daß es Schwierigkeiten macht."

„Wie machen denn Sie es, Herr Pfarrverweſer, einen Kriegsgott aufzuheben?" fragte Guſtav neckend. — „Raum iſt bei mir genug," erwiderte dieſer; „auf ein üppiges Lager wird ein Verteidiger des Vaterlandes keinen Anſpruch machen, und zur Mahlzeit —" — „Bringen Sie den Brotlaib am Meſſer geſpießt und geben ihm die Erlaubnis, Rüben und Rettiche im Garten auszuraufen," ſagte Emma lachend.

Der Pfarrverweſer war aber gar nicht mehr zum Scherzen aufgelegt; die Ausſicht auf das kriegeriſche Schauſpiel ſchien ihm in alle Glieder geſchlagen zu haben; er fand gar bald, daß es Zeit ſei zum Aufbrechen. Der Pfarrer und Guſtav gaben ihm das Geleite und Ines ging heim, um die Großmutter auf das neue Anſinnen vorzubereiten.

Die Krieger waren eingezogen und hielten einen Raſttag, der das ſonſt ſo friedliche Anſehen des Dörfchens wunderſam veränderte. Die Dorfleute nahmen mit gutem Willen die Gäſte auf, waren es doch Kinder ihres Stammes. Wer irgend einen Sohn draußen hatte beim Militär, der that ſein Möglichſtes, die anweſenden Soldaten gut zu bewirten, die in Ermangelung kriegeriſcher Erfahrungen Kaſernengeſchichten zum beſten gaben. Ob Emma ſo ganz erbaut war, als im Pfarrhaus ein alter Oberſt einquartiert wurde, der keuchte und raſſelte wie eine Kanone, kann ich nicht beſtimmen. Jedenfalls verſöhnte ſie ſich mit dem Geſchick, das ihn unter ihr Dach geführt, und ſtand bald auf beſtem Fuß mit dem alten Herrn, der mehr zu erzählen wußte als die jungen, und ſogar mit Guſtav gut Freund wurde. Der Pfarrerin Herz hatte der alte Herr gänzlich erobert durch den Appetit, mit dem er ihrem Feſtmahl zuſprach, das für das halbe Corps ausgereicht hätte. Nur als er gleich nach dem erſten Kaffee ſich die Erlaubnis ausbat, ſeinen Kaffee durch den Burſchen in ſeiner Maſchine machen zu dürfen, ſank er ſehr in der Gunſt. Sollte ihr Kaffee nicht gut genug ſein? War er doch ſo ſchön ſchwarz geröſtet, daß er ſchwitzte, und hatte ſie doch ein ungewöhnlich großes Maß Kaffee und nur wenig Surrogat genommen? Guſtav triumphierte; er hatte längſt ſchon den mütterlichen Kaffee gering geſchätzt, und die Mama baß entſetzt, wenn er ihr zeigte, wieviel er zu einer Taſſe brauche, und wie er nicht einmal den alten Satz abkoche.

Gegen ein Ständchen, das die Militärmuſik vor dem Hauſe bringen wollte, hatte der Pfarrer ſeine Bedenken; es klang doch ſo gar weltlich, die Gemeinde könnte Anſtoß daran nehmen. Deſto herrlicher klangen die freudigen Töne herüber vom Kloſterhof, vom ſtillen, begraſten Kloſterhof, wo ſonſt nur ſelten ein Menſchentritt widerhallte, der heute aber angefüllt war mit entzückten Zuhörern. Und, o Wunder! auch oben waren die ewig verſchloſſenen grünen Jalouſien, ſelbſt die Fenſter offen und ließen die fröhlich berauſchenden Töne eindringen in die alten Räume, durch die vor Zeiten nur Horen und Bußpſalmen getönt. Die Dienerſchaft, ſelbſt die ſchwarze Milka, legte ſich lauſchend weit aus den Fenſtern, da ſie natürlich auch ſehen wollten, was ſie hörten. Am Fenſter des Zimmers, in deſſen Hintergrund die Großmutter in ihrem tiefen Lehnſtuhl lag, lehnte Ines im weißen Kleid, die Wangen leicht gerötet von der Erregung der freudigen Muſik. In reſpektvoller Entfernung an demſelben Fenſter ſtand ein junger Offizier, ſo recht eines der immer ſeltener werdenden Bilder männlicher Kraft und Schöne, in reicher Uniform.

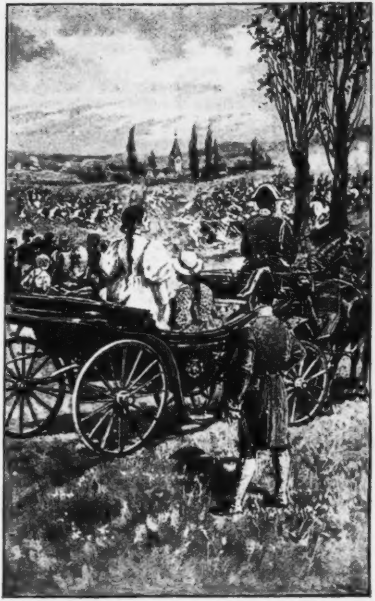


Es war der vornehme Quartiersmann des Kloſters, der zweite oder dritte Sohn eines regierenden Hauſes, der junge Fürſt Hohenſtein, den der Schultheiß aus Reſpekt vor der alten Dame dort einquartiert hatte, und der auch ohne Schwierigkeit von ihr angenommen worden war, ſamt ſeinem Adjutanten und zwei Bedienten.

Was war das für ein ſeltſames Leben, als durch die

Kloſtergänge Sporen klirrten; als das helle Lachen der Lieſe erſchallte, die ſich in der Küche mit dem Bedienten amüſierte, und der wichtige, feſte dienſtliche Schritt klang, mit dem der Adjutant ſeine hochwichtigen Meldungen überbrachte! Milka blickte immer nur mit ſtummem Erſtaunen nach ihrer Herrin, die ſich das alles gefallen ließ. In dieſer aber ſchien ſich ein eigentümliches Leben zu regen, wenn der Fürſt mit der freien, ritterlichen Grazie, die den Beſten ſeines Standes eigen iſt, ſich zu ihr wandte, ganz arglos und ahnungslos, daß die alte, ſchwächliche Dame ſonſt in das geheimnisvolle Dunkel einer gefürchteten Norne gehüllt war; wenn ſein warmes, klares Auge, aus dem eine rein bewahrte Seele ſprach, ſich auf ſie heftete. Und Ines? ſie beſann ſich nicht, ſie wunderte ſich nicht, und doch war alles ſo anders; ſie wandelte wie in einer neuen Welt, wie in einem Märchen, und wie einem Märchen lauſchte ſie der klangvollen Stimme des Gaſtes, der nun freilich nicht von Schlachten und Kämpfen zu erzählen wußte, aber doch von Reiſen in ferne Länder, von fremden Sitten und eigentümlichen Zügen der Menſchen, mit denen ihn ein frühes Reiſeleben in Verkehr gebracht; von ſeiner Mutter, einer Frau von reichem Geiſt und ſtarkem Herzen, der er alles dankte, was er geworden. Sie wandelte mit ihm in den Gängen des Gartens, deſſen klöſterliche Schönheit er bewunderte. Wie anders, wie ganz anders und wunderbar waren dieſe altvertrauten Gänge, dieſe Ruheplätze, auf denen ſie ſo tauſendmal mit Emma geplaudert! Heute plauderte ſie nicht, ſie war ſtill, und ſie wußte es nicht; er verſenkte ſich ſo ganz in das Anſchauen dieſer ſüßen Lilie, er hatte ſo tiefe Rätſel zu leſen aus dieſen blauen Augen, von den feinen, geſchloſſenen Lippen. Ein Wunder war ihm die ganze Erſcheinung, die ſo ungeahnt vor ihm aufgetaucht war auf dieſem kindiſchen Kriegszug in dem hausbackenen ſchwäbiſchen Dorfe.

Die Großmutter ließ ihren Lehnſtuhl in den Salon rollen, wo zum erſtenmal ſeit Ines' Gedenken der Ueberzug von den roten Sammetſtühlen abgenommen und die Tafel mit ſchwerem



In Ines aber war das Soldatenkind erwacht; ohne es zu wiſſen, hatte ſie ſich im Wagen erhoben. (S. 44)

alten Silberzeug gedeckt war. Ines, obgleich ſie nie zur Repräſentation geſchult, machte mit angeborener Grazie die Honneurs, und die alte Dame hatte noch nie ſo wie jetzt einem natürlichen, wenn auch nicht einem gewöhnlichen Menſchenkind gleich geſehen. Nur wenn der Fürſt die Rede auf ihren Gemahl und ſeine militäriſchen Dienſtzeiten lenken wollte und nach ihrem Sohne, Ines' Vater, fragte, von dem er gehört, daß er auch Offizier geweſen, brach ſie kurz ab und verſank in ihr düſteres Schweigen.

Der Raſttag war vorüber, die Heere waren ausgezogen zur unblutigen Schlacht. Recht feierlich, wie ein Scheiden auf Leben und Tod, hatte es Ines gemahnt, als im frühen Morgenlicht der Fürſt und ſein Adjutant, die Hüte mit wallendem Federbuſch in der Hand, gekommen waren, um Abſchied zu nehmen.

Unabſehbare Menſchenmaſſen ſtrömten hinaus auf das abgeleerte Blachfeld vor dem Dorfe, das zum Hauptſchauplatz des Manövers erſehen war, um des ſeltenen Schauſpiels zu genießen. Durch das Gedränge fuhr raſch und ſicher die leichte, elegante Equipage des Fürſten, und darin ſaß Ines im weißen Kleid und Emma in Roſenrot, die jungen Geſichter ſtrahlend in heller Luſt. Ines neigte ſich leiſe mit ihrer gewöhnlichen Ruhe; Emma aber machte es unendlichen Spaß, ungemein vornehm mit gnädiger Handbewegung zu grüßen, als ſie an dem Vater, Guſtav und einigen jungen Geiſtlichen der Nachbarſchaft vorbeifuhren, die eilig zur Seite weichen mußten. Die Frau Pfarrerin, die im ſchön erhaltenen Hut vom vorigen Jahr als Ehrendame neben Ines im Wagenfond ſaß, gab ſich die größte Mühe von der Welt, höchſt gleichgültig auszuſehen, als ob ſie ſich alle Tage in Wagen mit fürſtlichem Wappen auf weichen Polſtern wiege. Sie wäre weniger erbaut geweſen, wenn ſie die Vermutung einiger fremden Zuſchauer gehört hätte, die bei Ines' Anblick meinten: „Es wird die Braut oder die Frau des Fürſten ſein mit ihrer Kammerfrau oder Kammerjungfer.“

Der Wagen hielt auf einem geſicherten Hügel. Da lag im herrlichſten Sonnenglanz noch bunt durcheinander in anſcheinender Unordnung das ganze Heer. Und als nun helle Trompetenſtöße tönten und wie durch einen Zauberſchlag die bunten Maſſen ſich gliederten und ordneten in geregelte Scharen, die hier auf der Ebene herzogen, dort hinter dem Hügelgebüſch ſich feſtſetzten; als ein Trupp leichter Reiter auf weißen Roſſen wie im Flug eine Höhe hinanſprengte; als unter den begeiſternden Klängen die Scharen gegeneinander rückten; als die Sappeurs leicht wie Kieſel die ſchwere Verrammelung einer Brücke zur Seite warfen und die Schar freudig und kriegsmutig, als gälte es blutigen Ernſt, hinüberdrang: da begriffen ſelbſt Emma und die nüchterne Mutter, woher Kampfesfreudigkeit und Schlachtenmut auch dem ſonſt trägen Blute kommt und Gefahr und Tod vergeſſen macht; ſelbſt ohne Plan und Sinn des Ganzen zu verſtehen, folgten ſie mit freudigem Intereſſe den Bewegungen der Scharen. In Ines aber war das Soldatenkind erwacht; ohne es zu wiſſen, hatte ſie ſich im Wagen erhoben; ihr Hut war zurückgeſunken, eine der ſchwarzen Flechten war von der raſchen Bewegung losgegangen; ſie bemerkte es nicht, ſie achtete es nicht. Mit leuchtendem Auge ſah ſie die Ebene hinab, mit ſcharfem Blick erkannte ſie die Geſtalt des Fürſten auf weißem Roß, und als nach dem Plan des Kampfes ſeine kleine Schar umringt und bedrängt wurde, da hätte wenig gefehlt, daß ſie der naheſtehenden Wache die Waffe entriſſen und ſich hinuntergeſtürzt hätte ins Schlachtgewühl.

Emmas lautes Lachen weckte ſie aus der Verzückung. „Da ſeht Ines! Wer kennt noch die begeiſterte Kriegsjungfrau!“ rief ſie. — „Ines, Kind, dein Haar!“ mahnte die Pfarrerin. Errötend ſteckte ſie es auf; eben ſprengte der Fürſt an den Wagen heran mit dem ſchönſten militäriſchen Gruß; ſein leuchtendes Auge begegnete Ines' ſtrahlendem Blick, und während ſie gleichgültige Worte tauſchten, Erklärungen des Schlachtplans, Bewunderung der Truppen, fanden ſich wieder und wieder dieſe Augen, und die Gedanken, die freien Gedanken flogen ihre eigene Bahn, und es war wohl bei beiden dieſelbe.

Raſch und leicht mit ritterlichem Gruße ſprengte der Fürſt wieder dahin, und eine etwas andre Geſtalt, der Pfarrverweſer in ſeinem langen blauen Rock, den kein Reſidenzſchneider gemacht, trat an den Wagenſchlag. Emma hatte achtzehnjährige Augen und ein ebenſo junges Herz; ſie wußte auch, was ſchön iſt, aber ſie war ein echtes Pfarrersblut und ein getreues Herz; der geſetzte Pfarrverweſer dünkte ihren Augen doch noch ſchön, ſelbſt nach dem jungen Kriegsgott, und ſie unterhielt ſich heiter und lebhaft mit ihm, angeregt vom herrlichen Morgen, von der ungewohnten Fahrt und dem lebensvollen Schauſpiel, während Ines mit träumeriſchem Lächeln im Wagen zurückgelehnt lag und freundlich, aber faſt wie im Traum, auf Horts Fragen antwortete, bis Raum war zum Weiterfahren und Emma ſich wieder mit huldreicher, vornehmer Handbewegung verabſchiedete.

Die Truppen waren abgezogen, die Dorfbewohner zu ihren Arbeiten zurückgekehrt. Der heimelige Takt des Dreſchens war die einzige Muſik, die ſich noch hören ließ. Nur das Soldatenſpiel der Kinder auf den Straßen erinnerte noch an das flüchtige Scheinbild von Kampf und Schlacht, das vorübergegangen war. Ob da und dort ſich ſo ein Kriegerbild tiefer eingeprägt? das blieb im ſtillen, oder kam nur in vertraulich geflüſterten Geſprächen am Brunnen oder in den Spinnſtuben ans Licht.

Emma dachte, wenn er ihr gerade einfiel, freundlich und dankbarlich an den alten Oberſt, der ihr hübſche Ohrringe zum Gruß und Andenken geſchickt hatte; heute aber, an einem ſonnenhellen Nachmittag in der erſten Frühlingszeit, wo ſie zum erſtenmal wieder mit der Arbeit in der Laube des Hausgartens ſitzen konnte, ganz umrankt von ſüßduftendem Geißblatt und Syringen, heute hatte ſie an ganz andre Dinge zu denken, als an den alten Herrn.

Pfarrverweſer Hort hatte eine Stelle erhalten, die er demnächſt beziehen ſollte; er konnte jeden Tag kommen, um Abſchied zu nehmen. Sie ſagten, ſeine neue Pfarrei ſei gar anmutig gelegen, eines der hübſcheſten Pfarrhäuſer im Lande. Es war im Pfarrhaus zu Bensheim nicht viel darüber geredet worden, und doch war wohl eine geheime Sympathie zwiſchen den Träumen und Gedanken des Töchterleins, die unten in der Laube nähte, und denen der Mama, der gerade heute einfiel, oben ihre Leinwandballen zu lüften und die Säckchen mit geſammelten Federn an die Sonne zu hängen.

Und als ob die Gedanken Geſtalt gewonnen hätten, erklang eine wohlbekannte Stimme vor der Laube: „Sie ſind allein hier, Fräulein Emma?“ — „Ja, der Vater wird gleich vom Spaziergang zurückkommen,“ ſagte Emma mit etwas befangener Stimme, indem ſie grüßend aufſtand. „Möchten Sie vielleicht ins Zimmer hinauf, Herr Amtsverweſer?“ — „Danke, wenn Sie erlauben, bleibe ich noch einen Augenblick hier,“ ſagte Hort; „es iſt ſo ſchön warm und riecht ſo gut.“ Und er ſuchte ſeine lange Geſtalt möglichſt auf der kleinen Bank der Laube unterzubringen.

Der jungen Emma ſtand das Herz ſtill; gewiß, ach gewiß hatte er etwas Bedeutſames zu ſagen, und wenn ſie auch in ſtillen Mädchenträumen und Wünſchen ſchon bis zu dem verhängnisvollen Punkt einer Erklärung gekommen war, jetzt, wo der Augenblick da war, jetzt fühlte ſie eine wahre Herzensangſt und wünſchte ſich weit weg; machte aber doch keine Miene zu gehen; wäre auch ſchwerlich erbaut geweſen von einer Störung, die ſie aus dieſer gefahrvollen Lage befreit hätte. Daneben war ſie denn wieder ein fröhliches Kind, und wie ihr plötzlich zu Sinne kam, wenn nun der Hort vor ihr auf die Kniee fallen würde, wie unbequem das wäre in der engen Laube mit ſeinen langen Beinen, da hätte ſie im tief bedeutſamen Moment faſt lachen mögen.

Sie hatte Zeit zu dieſen Reflexionen; Hort ſchien ſehr verlegen, wie er anfangen ſollte. Endlich begann er mit ſeiner tiefen, herzlichen Stimme: „Da ich Sie ſo geſchickt allein getroffen, liebe Fräulein Emma, ſo dürfte ich vielleicht eine Frage an Sie richten, deren Beantwortung vor meiner Abreiſe mir ſo ſehr am Herzen liegt." Emma antwortete nicht, ſie konnte ihn nicht anſehen, aber das geſenkte Angeſicht mit den glühenden Wangen war ihm zugewendet. — O du blinder Pfarrverweſer! — „Können Sie mir ſagen," fuhr er mit plötzlichem Entſchluß fort, „ob das Herz Ihrer Freundin Ines noch frei iſt?"

Emma blickte auf, ſie ſah ihn an; in ſeinen eigenen Gedanken befangen, bemerkte er nicht, wie tot und erſtorben dieſer Blick war; wie die blühenden Wangen des eben noch ſo erglühten Geſichts von tötlicher Bläſſe überflogen waren; er hörte nicht, wie tonlos ihre Stimme klang: „Ich weiß nicht, ich glaube wohl —". Er ſprach weiter: „Sie ſelbſt, liebe Emma, waren ja immer zugegen, wenn wir beiſammen waren. Sie könnten vielleicht wiſſen, ob ich Hoffnung habe. Ich bin kein Mann von Welt, Ines iſt ein ſo zartes, ſchönes Weſen, ſo gar nicht wie andre; ich glaube nicht, daß ich den Mut gefunden hätte, ihr zu zeigen, wie teuer ſie mir iſt; ſie ſtand mir immer zu hoch. Jetzt aber, wo ich ihr eine eigene freundliche Heimat zu bieten hätte, dachte ich doch, es würde ſich das zarte, ſchöne Kind da wohler fühlen als in dem freudloſen Kloſter. Ich wollte ſie auf den Händen tragen, ich wollte ſie behüten wie meinen Augapfel." Sein Auge war feucht, die innere Bewegung überwältigte ihn.

Sei es ſo jung es wolle, ein echtes, reines Mädchenherz wird zur rechten Stunde auch dem Manne gegenüber den jungfräulichen Stolz finden, der ſich wohl verträgt mit kindlicher Demut; den Stolz, mit dem ſie, die blutende Wunde im Herzen, noch lächelnd ſagen kann: „Es ſchmerzt nicht!" Auch Emma fand ſich mit ſtarker Willenskraft alsbald in die Rolle der Vertrauten, auf die ſie ſo gar nicht vorbereitet war. Ueberraſchend freilich war ihr die Vorſtellung in jedem Sinne: Ines, die zarte, ſchlanke Lilie, das Feenkind, — als Pfarrfrau; wie ſie ihrem Mann die Kragen ausbügelt; wie ſie im Kreiſe anmeldender Bauernweiber Kaffee einſchenkt und je und je von ihrem Herrn einen kleinen Verweis hinnimmt, wenn ſie vergeſſen hat, eine angeſagte Taufe zu melden! Alle ſolche Alltagsſituationen hatten für ſie, wenn ſie ſich an des Geliebten Seite dachte, noch einen poetiſchen Reiz, aber Ines! — Wäre ihr nicht ſo ſchwer zu Mute geweſen, ſie hätte faſt lachen müſſen. Und doch, er wollte ſie ja auf den Händen tragen; wie ſüß und ſchön mußte das ſein!

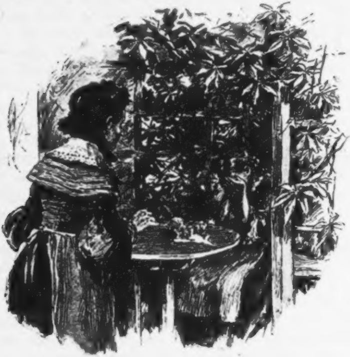
„Wirklich, ſo ganz gewiß kann ich Ihnen nichts darüber ſagen,“ erwiderte ſie in möglichſt ruhigem Ton. „Bis jetzt freilich hat Ines ja ſo ſehr einſam gelebt und niemand außer Ihnen geſehen; aber der Fürſt beim Herbſtmanöver —“ — „Da gälte es ja eben, das edle Kind aus großer Gefahr zu retten!“ rief Hort plötzlich erglühend, in großer Aufwallung. „Die Großmutter,“ fuhr er nach einer Pauſe etwas ruhiger fort, „ſcheint nach allem, was ich gehört, das Kind nicht zu lieben und nicht zu bedürfen, und würde ſo vielleicht wenig Schwierigkeit in den Weg legen. Für reich halte ich ſie nicht und die Adelsvorurteile verſchwinden doch in unſern Tagen immer mehr. Aber Ines ſelbſt! — es kommt mir oft wie eine vermeſſene Anmaßung vor, daß ich die Augen nur zu ihr erhebe.“ Daß es ihm zuzeiten auch ein großes Wagſtück, eine kühne That des Edelmuts erſchien, vor der ihm ſelbſt ein wenig bangte, ein ſo dunkles, unheimlich umgebenes Geſchick wie das dieſes Kindes mit dem ſeinen zu verflechten, das ſagte er Emma nicht; er ſagte es vielleicht ſich ſelbſt kaum. Des Menſchen Herz iſt ein trotzig und verzagt Ding.

„Nun lege ich zunächſt alles in Ihre Hand, liebe Emma,“ ſchloß er endlich; „ſo jung Sie ſind, ſo haben Sie doch wohl das feine, rechte Verſtändnis vom Herzen der Freundin. Ich kann keinen Schritt wagen, ehe ich auch nur einigermaßen des Erfolges ſicher bin. Wollen Sie meine Sache führen? wollen Sie das Herz Ihrer Freundin erforſchen? Vielleicht könnte es noch ſein, ehe ich abreiſen muß?“

Er hatte ihr wie zum Bunde die Hand geboten, ſie legte die ihrige darein; dieſe war ſtarr und eiskalt, aber ſie zitterte nicht. — „Der Vater wird zurück ſein,“ ſagte Emma, als beide aufgeſtanden und vor die Laube getreten waren; „wollen Sie nicht hinaufgehen?“ — „Ich danke. Es iſt mir wirklich unmöglich, ich bin zu erregt; ich gehe lieber allein zurück und komme ſpäter wieder, um Abſchied zu nehmen. Leben Sie wohl für heute, liebes Fräulein Emma!“

Die Mutter war eben mit einem Sack voll weichſten Flaums, ihres Herzens Stolz, beſchäftigt geweſen, als ſie den Pfarrverweſer hatte auf die Laube zuſchreiten ſehen, in der ihre Emma ſaß. Sie ſah ein lange geahntes, nicht unerwünſchtes Ereignis herankommen; ſie hatte gar nichts dagegen, dachte auch nicht daran, dem bedrängten Töchterlein zu Hilfe zu kommen. Sie war auch einmal jung geweſen und wußte, daß es Dinge gibt, die junge Leute allein miteinander auszumachen haben; aber ihr mütterliches Herz war bewegt, ſie ſetzte ſich auf eine Flachskiſte nieder, legte die Hände zuſammen und betete ein ſtilles Vaterunſer. Auch als ſie nachher den Pfarrverweſer durch Garten und Haus fort und davon gehen ſah, und Emma in der Laube zurückblieb, fand ſie das nicht unnatürlich. Sie hatte freilich erwartet, das junge Paar werde jetzt zuſammen herauf kommen und um der Eltern Segen bitten — ſo ungefähr war's ſeiner Zeit bei ihnen zugegangen — und ſie gedachte ſchon zu dieſem feierlichen Akt eine hübſchere Haube aufzuſetzen. Nun hatte aber, ſo ſchien es, das Kind ſich Bedenkzeit ausgebeten, wollte zuvor mit Papa und Mama reden, und das war auch gut und ſchicklich. Bei Flaum und Federn litt's aber das Mutterherz nicht mehr; ſie ſtieg hinunter ins Gärtchen. Da ſaß Emma noch unbeweglich in der Laube, den Kopf auf die Hände geſenkt, als fürchte ſie ſich, die Welt noch einmal anzuſehen, die eben erſt ſo ſchön, ſo grün und blühend vor ihren Augen gelegen hatte. Das war nun doch der Mutter zu ernſthaft. „Kind, was haſt du denn? iſt der Hort da geweſen?“ Emma erhob den Kopf und ſagte leiſe und tonlos: „Ja, Mutter; er hat mich gebeten, bei Ines ein gutes Wort für ihn einzulegen; er liebt ſie.“

Die Pfarrerin war eine einfache Frau, die das Leben, wie es kam, geradezu und unvermittelt aus Gottes Hand nahm; ſie hatte ſich nie viel bemüht mit Reflexionen über eigene und fremde Gefühle, aber ſie war Mutter und konnte ihr Kind verſtehen; ſie verſtand auch Emmas ſtille Angſt, ſie möchte mehr darüber reden und fragen. Sie nahm das thränenmüde Haupt ihres Kindes in ihre Arme und ließ ſie ausweinen an ihrem Herzen; es fiel ihr kein Troſtwort ein, als eine Strophe ihres Lieblingsliedes:



Dein ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, ſiehet recht,
Was gut ſei oder ſchade
Dem ſterblichen Geſchlecht.

Was ſie dachte, als ſie allein war, was ſie ſagte, als ſie abends im Vertrauen ihrem Mann berichtete, weshalb Emma ſo ſtill und trübe dahin ging: das klang nun freilich nicht wie lauter fromme Poeſie und mochte wohl etwas mit unterlaufen von dem dummen Dings, der ſein Glück mit Füßen trete und ſich in die Ines verliebe, die zu einer Pfarrfrau tauge wie eine Nachtigall in den Hühnerſtall, und die er erſt nicht kriege. Sie meinte es aber doch nicht böſe; ſie legte ihres Kindes Geſchick aufs neue in Gottes Hand und fand auch für ihr eigen Herz Troſt in ihrem Liede:

> Ihn, ihn laß thun und walten!
> Er iſt ein weiſer Fürſt
> Und wird ſich ſo verhalten,
> Daß du dich wundern wirſt.

Auch war das Kind ja noch ſo jung.

Während hüben im Pfarrhaus ein junges Herz den heißen Kampf des Entbehrens und Entſagens zum erſtenmal kämpfte, war drüben im Kloſter ein leichter und freudiger Sieg errungen worden. Faſt zur ſelben Zeit, als der lange Pfarrverweſer auf die Pfarrlaube losſteuerte, ſprengte eine ſchlanke ritterliche Geſtalt auf weißem Roß leicht in den Kloſterhof, warf die Zügel des Pferdes dem nachfolgenden Reitknecht zu, ſandte ſeine Karte der alten Dame hinauf, fragte aber zunächſt nach Fräulein Ines. Sie war im Garten.

Im Garten war der Fürſt nicht mehr geweſen, ſeit er im Herbſt mit Ines zwiſchen den Bäumen und Büſchen gewandelt. Nur zweimal hatte er während des Winters einen Beſuch in ſeinem alten Quartier gemacht. Er hatte Ines nie allein geſprochen, und doch wußte er, daß er nicht mehr unbefangen kommen konnte; er wußte auch, daß er nicht fürchten durfte, verſchmäht zu werden. Aber die Hinderniſſe, die ſich einer Verbindung mit dem rätſelhaften Kind entgegenſtellten, ſchienen zuerſt unüberwindlich, und er achtete ſie zu hoch und heilig, um ihren Frieden trüben zu wollen. Doch ſein junges, ſtarkes Herz war mächtiger geweſen als all dieſe Hinderniſſe; mit unermüdlicher Ausdauer hatte er alle beſiegt, und nun eilte er raſch, ſtürmiſch und freudig zu ihr, um Herz und Leben ihr zu Füßen zu legen.

Es war ſo ſchön und herrlich im Garten, alles voll jungen, keimenden, knoſpenden Lebens, ein Singen und Zwitſchern von den Bäumen, ein Summen und Regen in den Büſchen, ein Blühen und Duften von den Beeten, und ein ſanfter Roſenhauch färbte die Wangen der weißen Lilie, die auf einer wohlbekannten Bank im Gebüſche ruhte in all dieſer Herrlichkeit. Brauchte es da noch viel Worte zwiſchen zwei jungen Herzen, um ſich zu verſtehen? Hatte Ines lange Zeit zu überlegen, ob ſie auch ein Recht habe zu ihrem leiſe geflüſterten Ja; ein Recht, den Kopf ſo ſelig an das treue Herz zu ſchmiegen, das ihr, der ſcheuen Taube, nun eine ſchöne, freudige Heimat bieten wollte? Ines hätte oft ſo gerne wiſſen mögen, was Glück ſei, auch nur einen Augenblick lang; nun durfte ſie es erfahren, volles, ſüßes, ungetrübtes Glück, einen ganzen, langen ſeligen Augenblick.

„Die Großmutter!“ Sie kam ihr plötzlich in den Sinn, nicht im Drang eines kindlich liebenden Herzens, das die Ueberfülle ſeines Glücks in eine treue Mutterbruſt gießen möchte, nein, in geheimer Angſt. Es war ihr noch wenig Liebes und Frohes von der Großmutter gekommen, und ſie dachte nun mit Bangen daran, daß ſie es ſei, deren Wort das Siegel auf ihr Glück drücken müßte. — „Ich führe dich zu ihr!“ ſagte der Fürſt, ihr ſtolz und ritterlich ſeinen Arm bietend. „Ich habe mir ja das Recht errungen, um dich zu werben; ſie wird kein Hindernis unſres Glückes ſein; ſie ſelbſt muß fühlen, daß ſie deiner Jugend wenig Freude und Sonnenſchein bieten kann: ſie wird dich gerne in eine treue Hand geben.“

„Sie bedarf meiner wenig,“ ſagte Ines, ſich bei ſich ſelbſt entſchuldigend, daß ihr der Gedanke an die Trennung ſo gar kein ſchmerzlicher war. „Sie iſt meiſt in ſtumpfe Apathie verſunken, in ihren ſeltenen klaren Stunden ſpricht ſie nur mit Milka; nach mir fragt ſie nie, und wenn ich bei ihr bleibe, ſcheint ſie meine Nähe kaum zu wünſchen und zu beachten.“

Eben kam der Bediente, der die Karte des Fürſten überbracht, mit einer förmlichen Einladung der alten Dame, daß er ſich gütigſt zu ihr bemühen möge. Etwas verwundert ſahen die Kloſtermägde ihr Fräulein am Arme des Fürſten heraufkommen; vor der Thür der Großmutter machte ſich Ines leiſe los und trat vor ihm ein.

Die alte Dame ſchien ſich in der That auf einen beſonders feierlichen Akt vorbereitet zu haben. Das reiche ſchwarze Kleid fiel in ſchweren Falten um die zerfallene Geſtalt; eine ſchwarze Blondenhaube faßte das bleiche Geſicht ein; nicht trübſelig in ſich verſunken, eher in einiger Spannung, ſchien ſie ihren vornehmen Gaſt zu erwarten. Sie ſah ihn mit klarem, ſcharfem Blick an, als ſie ſeinen Gruß mit vornehmem Neigen des Hauptes erwiderte und ihn bat, Platz zu nehmen. Ines ſchmiegte ſich in die Ecke des Kanapees im Hintergrund; ihr Herz klopfte faſt hörbar.

Hatte der Fürſt ſeinen Kriegermut noch nicht auf blutigem Schlachtfeld zeigen können, ſo bewies er doch hier, daß er verſtehe, gerade auf ſein Ziel loszugehen. In der offenen und doch ritterlich feinen Weiſe, die ſein Weſen immer ſo hinreißend gemacht, bekannte er Frau von Minkwitz ſeine Liebe zu ihrer Enkeltochter, und erwähnte flüchtig aller Schwierigkeiten, die ſich ihrer Verbindung entgegenſtellten. „Eine Kaiſerkrone wäre nicht zu viel für dieſe reine Stirn,“ fuhr er in herzlichem Ton fort; „ich habe keine zu geben, aber auch das Diadem der Fürſtin möchte ich ihr nicht bieten, wenn es mit dem Frieden unſres Herzens und Hauſes erkauft werden müßte; wenn Standesvorurteil, Neid, Intriguen ſich zwiſchen uns und unſer Glück drängen könnten. So glaube ich in Ihrem und Ines' Sinne zu handeln, wenn ich auf meine etwaigen Anſprüche auf die

Erbfolge, die ja kaum wahrſcheinlich iſt bei einem jüngeren Sohn, ein für allemal verzichtete, ehe ich mich in einen Streit über mögliche Ebenbürtigkeit des Fräuleins einließ.

„Von allen Vorrechten und Hoffnungen meiner Geburt,“ fuhr er mit einem Lächeln fort, das zeigte, wie leicht ihm in dieſem Augenblick das Fürſtendiadem wiege, „habe ich nur ein Erbteil meiner Mutter, ein ſehr ſchön gelegenes Landgut mit bedeutenden Einkünften, mir vorbehalten; es war das Paradies meiner Kindheit; es ſoll, ſo Gott will, der Himmel meines Erdenlebens werden. Auf Hoffähigkeit und all dergleichen Herrlichkeit habe ich in Ines' Sinne zum voraus verzichtet. Und nun, gnädige Frau, bitte ich Sie um Ihren Segen für unſer Glück und gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß ich das Kleinod, das Sie mir anvertrauen, treu behüten will.“

Ines wagte nicht ihr Haupt zu erheben; ſie zürnte ihm nicht, daß er ſo ſiegesfreudig, ihrer ſo ſicher mit der Großmutter ſprach, es war ja die Wahrheit. Aber aus ihrer Seele war mit einemmal Mut und Hoffnung geſchwunden, all der ſelige Glaube an ihr Glück war dahin, und wäre er's nicht geweſen, er hätte vergehen müſſen vor dem kalten, ſtarren Ausdruck, mit dem die alte Frau ihr todbleiches Geſicht zu dem Fürſten erhob.

„Ich danke Eurer Hoheit für die Ehre, die Sie meiner Enkelin erweiſen; ich bedauere, ſie ein für allemal beſtimmt ablehnen zu müſſen. Ines iſt nicht zur Ehe beſtimmt.“ So ſprach ſie mit einem Ton ſo ſtarr wie ihr Blick.

„Aber, gnädige Frau, ich kann nicht glauben, daß Sie jetzt, in unſern Tagen, durch ein Gelübde die Zukunft des Fräuleins gebunden haben, das ja nicht katholiſch iſt.“

„Ich zwinge ſie zu gar nichts,“ fuhr die alte Frau mit derſelben eiſigen Ruhe fort, „am wenigſten zum Kloſter. Ines iſt die einzige Frucht einer unſeligen Verbindung; der Fluch, der auf ihrem Geſchlecht liegt, ſoll mit ihr ſterben. Ich will hier nicht in Rätſeln ſprechen, es iſt Zeit, daß dieſes Kind ſein Geſchick kennen und ſeine Aufgabe verſtehen lerne.“ Ines ſaß bleich und unbewegt, die erloſchenen Augen auf die Großmutter gerichtet.

„Wir führen den Namen eines preußiſchen Geſchlechts, aus dem ich ſtamme,“ begann Frau von Minkwitz. „Den wahren Namen meines Gatten, der mit mir und dieſem Kinde ausſtirbt, werde ich mit ins Grab nehmen. Mein Mann ſtammte aus polniſchem Geſchlecht, war aber wie ich in Rußland geboren und erzogen, und durch Bande perſönlicher Dankbarkeit dem Kaiſerhauſe verknüpft. Unſer einziger Sohn war Offizier“ — hier allein leuchtete ein Strahl von Leben und Liebe auf in den ſtarren, erloſchenen Augen der alten Frau — „und welch ein Sohn! ein ſchöner, edler, hochherziger Junge! Er kam mit ſeinem Regiment nach Polen, zu ſeinem Fluch. Er heiratete eine Polin; dieſes Kind hier hat die unſelige Schönheit geerbt, mit der die Mutter einſt meines Sohnes Herz bezaubert; nur war dort alles blühender, üppiger, feuriger. Sie zog ſein Herz von den Eltern ab, von dem Land, das ihm Ehre, Brot, Heimat gegeben; ſie wußte ihn ganz mit den fanatiſchen polniſchen Ideen zu berauſchen, die den Frieden des unglückſeligen Landes untergruben, bis die fluchwürdige Revolution des Jahres 1830 zum Ausbruch kam. Durch ſein Weib bethört, vergaß mein armer Sohn Pflicht und Fahneneid und ſtellte ſich an die Spitze eines aufrühreriſchen Regiments. Sie ſelbſt, aller weiblichen Sitte und Zurückhaltung vergeſſend, entblödete ſich nicht, ſich unter Männer zu begeben und durch wilde Reden ſie noch mehr zum wahnſinnigen Unternehmen aufzureizen.

„Lange konnte keine Warnungsſtimme ſeiner Eltern zu unſerm Sohne dringen. Endlich gelang es meinem Mann, einen Brief an ihn gelangen zu laſſen, in dem er ihn an Eid und Pflicht gegen ſeinen Kaiſer mahnte; ihm all das Wahnſinnige und Hoffnungsloſe des Unternehmens klar vor Augen legte und ihn beſchwor, ſolange es noch Zeit ſei, ſich, ſein Kind und ſein Weib, wenn ſie ſich retten laſſen wolle, zu retten und die Gnade des Kaiſers anzunehmen.

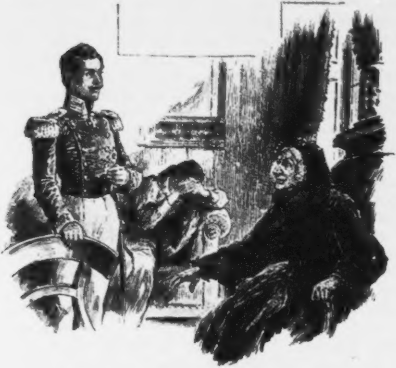
„Welchen Eindruck dieſer Brief auf ihn gemacht, ob er ihn veranlaßt hat, einen Schritt zurück zu thun auf der unheilvollen Bahn, wir haben nichts davon erfahren. Wir wiſſen nur," fuhr langſam, mit entſetzlichem Nachdruck, die alte Frau fort, „daß er von dem Bruder ſeines eigenen Weibes, alſo auf ihren Rat, verhaftet ward, weil ſeine Treue gegen die Aufrührer in Zweifel gezogen wurde; wir wiſſen, daß er am 15. Auguſt von der wahnſinnigen Rotte aus ſeinem Kerker geriſſen und ohne Urteil und Recht als Verräter in grauenvoller Weiſe ermordet worden iſt.

„Dieſe Folgen ihrer That," ſchloß ſie mit ſchneidendem Hohn, „ſind denn doch, wie es ſcheint, der Frau Schwiegertochter zu ſtark geweſen. Sie wurde wahnſinnig und lebt in einem Irrenhauſe bei Wien."

Totenſtille herrſchte in dem Gemach; entſetzt über ein ſo furchtbares Schickſal, war Fürſt Oskar verſtummt; Ines lag ſtill mit geſchloſſenen Augen, ihr Geſicht mit den Händen bedeckt.

„Sie finden nun begreiflich, Hoheit," hob die Großmutter wieder an, „daß ein ſo unſeliges Geſchlecht nicht fortdauern ſoll; daß das Kind dieſer Ehe des Fluchs nur in tiefer Stille und Verborgenheit die Sünde der Mutter zu beklagen hat, bis mit ihr unſer Name und unſer Geſchlecht erliſcht. Sollten Sie wider Vermuten eine andre Anſicht haben," ſchloß ſie, ſich erhebend mit einer Kraft und Feſtigkeit, deren ſie niemand mehr für fähig gehalten hätte, „ſo gebe ich Ihnen mein feſtes Wort — es iſt nur das Wort einer Frau, aber ein unverbrüchliches — daß ich nun und nimmermehr meinen Segen zu einer Verbindung meiner Enkelin geben werde, daß ſie mit meinem Willen nie mein Dach verlaſſen wird.

„Wir ſind hierher gezogen in dieſen abgelegenen Winkel eines kleinen Landes, wo unſer Name und unſer Geſchick ganz fremd ſind; ich hoffte nie mehr genötigt zu ſein, es aus dem Grabe der Vergeſſenheit zu rufen. Ich kann dieſes Kind nicht lieben, denn ſie iſt die Tochter ihrer Mutter; aber ſie iſt auch meines Sohnes Kind; darum wollte ich ſie hier in der Stille ſchützen vor dem Fluche, der die Sünde der Väter heimſucht auf das unſchuldige Haupt der Kinder. Es thut mir leid, daß ich ihr ſelbſt die Augen öffnen mußte. — Und nun bitte ich, gnädigſter Herr,“ ſagte ſie mit adeliger Würde, „daß Sie das aufgeregte Gefühl des Kindes ſchonen und uns verlaſſen — für immer.“



Es war, als hätte die ſchwere Wucht dieſes Geſchicks all den freudigen Mut des jungen Mannes zuſammengebrochen; er fühlte ſich machtlos, wie gelähmt. Langſam ſchritt er zu der blaſſen Ines; ſie ſchlug die halbgebrochenen Augen auf und bat leiſe, aber dringend: „Geh!“ Er beugte ſich über ſie; war es ein leiſes Gelübde, das er auf die bleiche Stirn hauchte?

Er verließ den Saal, ſtumm, mit militäriſchem Gruß, und es blieb gar ſtill hinter ihm. Er ließ ſein Pferd ſatteln und ritt langſam weiter.

Emma hatte Ines beſuchen wollen; das Fräulein ſei unwohl, hatte ſie einigemal zur Antwort erhalten. Sie ward recht ungeduldig darüber; ſie hatte mit ihrem Herzen gerungen und hatte geſiegt, und nun lag ihr alles daran, daß Hort auch keine leiſe Ahnung haben ſollte von den ſtillen Träumen und vorlauten Vermutungen, die zuvor durch ihre Seele gegangen. Es kam ein wahrer Feuereifer über ſie, ihm die ſchöne Braut zu gewinnen, die Bedenken der Freundin zu überwinden und ſich zu freuen, neidlos, klaglos bei ihrem Glück.

Endlich durfte ſie wieder den Kloſtergarten betreten. „Die alte gnädige Frau ſind alleweil trübſeliger als je,“ erzählte Lieſe. „Sie ſind, ſozuſagen, ganz dahin gefallen und eigentlich gar nichts mehr, ſeit der Herr Fürſt, oder wie er heißt, wieder dageweſen ſind; auch das Fräulein ſchleicht nur herum wie ein Schatten.“

Leiſe wie ein Schatten, leiſe und gar müde, trat Ines ihrer Freundin entgegen. „Ines, was haſt du? wie ſiehſt du ſo bleich!“ fragte Emma erſchrocken. — „Frage mich nicht; komm, habe mich nur lieb und laß mich bei dir ausruhen!“ bat Ines.

Emma war ſchüchtern, zu fragen, es war ein ſo zarter Punkt. Sie dachte wohl, der Fürſt habe ihr aus Standesrückſichten entſagt, und doch drängte ſie's auch, zu ihrem Ziel zu kommen. „Fürſt Oskar war hier?“ fragte ſie endlich leiſe. Da zog ein ſüßes Lächeln über Ines' Geſicht, ſelig in allem Weh. „Fürſt Oskar war hier,“ ſagte ſie. „Emma, ich habe hineingeſehen in einen Himmel von Glück; aber es geht nicht, in Ewigkeit nicht; und nicht wahr, nun fragſt du nicht mehr, gar nie mehr?“ Und ſie drückte leiſe ihre Lippen auf Emmas Mund.

Wie ſollte es nun die gute Emma anfangen, mit all ihrem edelmütigen Herzen die Sache des Pfarrers Hort zu führen? Und doch, ſie verſuchte es nach beſten Kräften, wie ſie ſo mit Ines im Grünen ſaß. Sie lenkte das Geſpräch auf ihn. Sie ſchilderte mit leiſem Herzweh beredt ſeine reizende neue Heimat; ſie ſprach von ſeinem treuen Sinn, von ſeiner ſtillen Liebe zu Ines; ſie deutete endlich doch die Möglichkeit an, daß ſie ſpäter Troſt finden könnte und Erſatz in einem friedlichen Aſyl, an einem treuen Herzen.

Ines hörte ſie zuerſt zerſtreut an, wie im Traum; der lange Pfarrverweſer war ihr ſo ganz und gar nicht eingefallen; endlich ſchüttelte ſie das Haupt. „Nein, o nein,“ ſagte ſie trübe lächelnd, „daran iſt nun und nimmermehr zu denken. Danke ihm in meinem Namen, liebe Emma, aber danke ihm ganz und für immer!“

„Und ſoll ich ihm gar keine Hoffnung laſſen?“ fragte Emma, die lebhaft empfand, daß hier voller Ernſt ſei, nicht das Zögern und Sträuben eines Mädchenherzens, das ſich auch noch anders beſinnen kann. — „Gewiß nicht, liebe Emma,“ ſagte Ines beſtimmt. „Verhüte Gott, daß ich mit einem treumeinenden Herzen ſpielen ſollte! Gott laſſe ihn finden, was ihn in Wahrheit beglückt! Mit mir war es wohl nur ſo eine Phantaſie. Aber bitte, liebes Herz, ſchweige von allem andern gegen ihn!“

Emma verſprach es; ſie fühlte zu fein, um noch einmal in die Freundin zu dringen; aber recht ſchade war's, daß ſie ihren Edelmut nun ſo gar nicht ausüben konnte, und keine leichte Sache, in einem eigenhändigen Brief es Hort mitzuteilen. Die Mutter wußte darum, der Vater nicht. „Den laß hier nur aus dem Spiel,“ ſagte die Mutter, „und beunruhige ihn nicht damit!“ ‚Männer kapieren ſo etwas oft ſehr ſchwer,‘ dachte die Frau Pfarrerin bei ſich; ‚man muß ſie mit Vertraulichkeiten in Herzensangelegenheiten nicht zu viel behelligen. Ging's unſer Kind ſelbſt an, ſo wäre es Pflicht einer rechtſchaffenen Mutter.‘

Ines ſchien aber nicht ſo gering von den Männern zu denken. Mehr als einmal ſah man ſie in der Morgenſtunde, wo der Pfarrer allein war, in ſeine Studierſtube hinaufſteigen. Was ſie miteinander beſprachen, das erfuhr weder Frau noch Kind, obgleich der guten Pfarrerin die Neugier faſt das Herz abdrückte, da es noch nicht oft vorgekommen war in den einfachen Verhältniſſen des Landlebens, daß ihr Mann ein beichtväterliches Geheimnis zu bewahren hatte.

Er bewahrte es aber treu und feſt trotz aller offenen und verdeckten Verſuche der Frau. Sie konnte es nicht leicht verwinden, die Frau Pfarrerin, daß um ſo eines jungen Dings willen, das ſie hatte aufwachſen ſehen, ihr Mann einmal zu ihr geſagt hatte: „Nicht wahr, liebes Weib, du läßt uns allein?“ Aber ſie konnte es Ines doch nicht nachtragen; ſie war ſo ſanft, ſo kindlich beſcheiden, auch ſchien das Leben des armen Kindes bei der Großmutter ſich immer trüber zu geſtalten, und ſie wurde von Tag zu Tag ſtiller und bleicher. Sie hätte ja das Geheimnis nur wiſſen mögen, um dem Kinde raten und wohlthun zu können; Männer ſind oft merkwürdig ungeſchickt! Aber der unerbittliche Mann ſchwieg wie das Grab.

Emma hatte ihre ſchwierige Miſſion erfüllt und ſo zart und freundlich als ſie konnte, dem armen Hort ſein Hoffnungslichtchen ausgeblaſen. Er ſchrieb noch einmal und dankte ſeiner gütigen jungen Freundin tauſendmal; er hätte doch gerne noch nähere Gründe gewußt, und Emma ſchrieb wieder, ſie könne keine näheren Gründe angeben. „Nun aber Punktum!“ ſagte die Mutter; „wenn er noch mehr wiſſen will, ſoll er kommen und ſelbſt fragen.“

Der Sommer war vergangen. Emma hatte fleißig gearbeitet, gepflanzt, gejätet, gekocht, genäht, der Mutter eine treue Hilfe, ſo daß dieſer recht das Herz aufging in Freude an dem Kind und manche ſtille Randgloſſe abfiel über den albernen Mann, der ſo ein Kleinod hatte überſehen können. Getröſtet brauchte Emma nicht zu werden. Sie hatte noch heimliche Stunden, wo ſie ihre kleinen Lieder ſang, wohl auch ihre ſtillen Thränen weinte, aber ihre Augen blieben darum klar und ihre Wangen rot.

Anders war es mit der bleichen Nachbarin drüben, der holden Ines. Da ſchien es ein Feuer gewaltigerer Art, das in dieſem ſtillen Weſen glühte. Sie hatte nicht den heiligenden Segen nötigender Alltagspflicht; die Großmutter, vor der ſie ſeit jenem Tage eine unüberwindliche Scheu hatte, bedurfte und wollte keine Pflege von ihr; ſie war von da an faſt immer in die gleiche Apathie verſunken. Zur Beſorgung des kleinen Haushalts waren nur zu viele Hände vorhanden, und Milka, die alte ruſſiſche Magd, führte ja längſt ein unbeſtrittenes Regiment, und zu den ſtillen Uebungen der Wohlthätigkeit, die ihr ſonſt ſo lieb geweſen, fehlte ihr nun Mut und Freudigkeit. Heißer und heißer flammte die innige Liebe ihres Herzens auf, die Sehnſucht nach dem unausſprechlichen Glück, das ihr für immer ſollte verloren ſein um der Schuld der Mutter willen, die ſie nie gekannt. Darum war etwas Raſtloſes an dem Kinde, das man ſonſt nicht an ihr gekannt, eine aufflammende Röte und tiefe Bläſſe auf dem ſchönen Geſicht, und die wenigen, die der armen Ines in Teilnahme näher ſtanden, ſahen es und wußten nicht zu helfen.

Guſtav kam in die Herbſtferien, zum letztenmal, bevor ſeine Studien beendet waren und er hinaus ſollte in Welt und Leben. Er war des Vaters Stolz, der Mutter Glück, der ſchmucke, tüchtige, junge Menſch. Recht fröhlich zog er heim, das friſche, muntere Blut, die alten, wohlbekannten Wege, die er als Knabe ſo oft mit ſeinem Ranzen gegangen war.

- Es iſt im Leben, zumal in unſern Tagen, wohl ſeltener als in Romanen, daß eine Kinderliebe zur Jugendliebe, zur Mannesliebe wird. Schon in den äußeren Verhältniſſen unſres Zeitalters liegt es, daß es jungen warmen Herzen gar ſelten vergönnt iſt, ſich jung und warm einander zu erſchließen, wenn ſie nicht ſtark genug ſind, den Gefahren eines langen, ermüdenden Brautſtandes trotzen zu können. Mädchenreiz und Männertreue, die Treue des Herzens, nicht die des Wortes, ſind nicht dauerhafter geworden, ſeit die leidigen Zeiten dem Manne faſt erſt im Schwabenalter geſtatten, den eigenen Herd zu gründen, und das Bewußtſein dieſer Verhältniſſe hat eine unwillkürlich rückwirkende Kraft auf die Sitten, ſelbſt auf die Gefühle. Zudem ſind die Beziehungen und Begegnungen des Kinderlebens nicht rein poetiſcher Natur; die Gewohnheit frühen Verkehrs ſtumpft lebhafte Gefühle ab, und es geſchieht manches, was ſpäter die Illuſion ſtören kann, die, wenn nicht die Liebe ſelbſt, ſo doch eine Brücke zur Liebe iſt.

Ines aber war zu jeder Zeit eine poetiſche Erſcheinung geweſen; kein Mißlaut hatte ſich in die reine Harmonie ihres Bildes geſchlichen. Guſtav hatte den ganzen Zauber ihrer Lieblichkeit von jeher eingeſogen, ohne ſich darüber zu beſinnen, wie ein Kind, das mit köſtlichen Perlen ſpielt. Erſt in der Welt draußen, im Vergleich mit andern, hatte er den ſeltenen Reiz ihrer Erſcheinung begreifen lernen; erſt dann ward er ſtolz auf das geheimnisvolle Kleinod, das ſeine ſtille Heimat barg; und Sehnen und Verlangen wächſt bald aus ſo tiefer Bewunderung.

Aber konnte er im Ernſte daran denken, dieſes wunderbare Kind ſich zu eigen zu gewinnen? Das war ja gerade das Eigentümliche ihres rätſelhaften Geſchicks; darin eben glich ſie der verzauberten Prinzeſſin im Feenmärchen, daß ſie vollkommen ebenbürtig erſchien für den Königsſohn, oder zu gewinnen für das ärmſte Menſchenkind, das ein treues Herz für ſie einſetzte und ein kühnes Wagen; von Horts vereitelten Wünſchen war ihm nichts bekannt.

Er war auf dem letzten Hügel vor Bensheim angekommen. „Juhe! daheim!“ rief er in übermütigem Knabenmute und warf die Mütze hoch in die Luft, und als er von ferne die hohen Bäume des Kloſtergartens ſah, ſtimmte er als grüßenden Geſang an:

Wohin ich immer ſchaue,
Auf Meer, Gebirg und Thal,
Auf Blumen, Städt' und Aue,
Viel hohe, ſchöne Fraue,
Grüß dich viel tauſendmal!

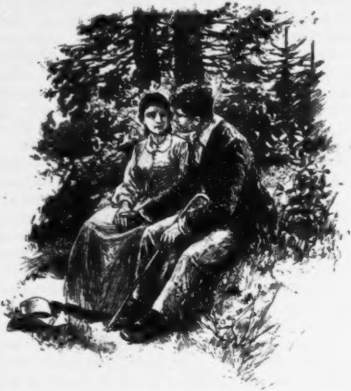
So zog er hinab, bis ihm die Nähe des Dorfs, die begegnenden Landleute, die den „Pfarrguſtav“ herzlich grüßten, eine geſetztere Haltung und ſtilleres Gebaren zur Pflicht machten; bis Emma, die eben mit dem Korb vom Garten kam, den Herannahenden bemerkte und mit einem hellen Freudenſchrei ihm entgegen flog.

Es war Beſuch im Pfarrhaus, ein bleichſüchtiges Bäschen, dem Landluft und Aufenthalt im Freien verordnet war. Emma nahm ſich liebevoll und treulich ihrer an und Guſtav ſorgte für immer neue hübſche Spaziergänge, wollten ſie doch ſelbſt noch die freundliche Gegend recht genießen; denn zu Emmas großem Leid ſah der Vater demnächſt ſeiner Beförderung auf eine beſſere, aber weit entlegene Stelle entgegen.

Heute wanderten ſie in das wohlbekannte Tannenwäldchen, deſſen junge Bäume nun ſchon ziemlich höher und ſchattenreicher gewachſen waren. Auch Ines hatte ſich bereden laſſen mitzugehen, und ſtolz und glücklich klimmte Guſtav mit der leichten Gazelle auf den ſteilſten Pfaden voran, während die gutmütige Emma mit dem müden Bäschen langſam folgte. Es wurde ihm eigen zu Mute, als Ines ſelbſt oben einen grünen ſchattigen Verſteck aufſuchte und ſich neben ihm auf dem weichen Moosſitze niederließ; als ſie da ſo verborgen, ſo ſtill, ſo nahe beiſammen ſaßen. Es fiel ihm gar nichts ein, was er ſagen könnte; was er ſo gern geſagt hätte — ach, das wollte nicht über ſeine Lippen.

Aber Ines begann ſelbſt: „Lieber Guſtav, ich hätte lange ſchon gern allein mit dir geſprochen.“ Da ward ihm noch heißer, noch wunderlicher zu Mut, und doch fühlte er, ohne daß er Zeit hatte es zu denken, es müſſe etwas anderes kommen, als was ſein eigen Herz bewegte.

„Sieh,“ fuhr Ines fort und ſah ihn recht ſchweſterlich mit ihren wunderbaren Augen an, „ich bin ja ſo gar allein auf der Welt; da dachte ich, der liebe Gott habe dich mir als einen getreuen Bruder geſandt.“



Einen Bruder! O junges Hoffen und Träumen! Ahnſt du da unten, Emma, wie deines Bruders Los dem deinen ſo gleich gefallen iſt? Ein jähes Weh zuckte durch das junge Herz, aber auch ein freudiger Stolz, ein redlicher Entſchluß. Sei's drum! ſagte er bei ſich ſelbſt, und die ſtarke Rechte, mit der er Ines' zarte weiße Hand faßte, war die treue, gute Hand eines Bruders.

„Dein Vater hat mich treu und väterlich beraten, er hat mir viel guten Troſt gegeben; aber helfen kann er mir nicht, das kannſt du ganz allein, und ich muß dich bald darum bitten; ſonſt zieht ihr ja alle fort, und ich habe keine Seele mehr und bin allein, ſo ganz allein!“ Und ſie weinte bitterlich; der neue Bruder aber war in rechter Herzensnot.

Doch es war nicht Zeit zum Weinen. Ines erzählte ihm mit tief geſenkten Augen, immer aber ihre Hand in der ſeinen, vom Fürſten Oskar, von ſeiner treuen, ſtarken Liebe, von dem kurzen, ſeligen Augenblick, wo er gekommen war, um ſie zu werben. Leiſe, leiſe, mit gedämpfter Stimme und mit kurzen Worten berichtete ſie ihm dann den Inhalt der ſchweren Worte, mit denen die Großmutter ihr junges Lieben und Glück im Keime erſtickt hatte. — „Sieh,“ fuhr ſie fort, „ich nahm ja der Großmutter Willen hin als Gottes Willen; ich wollte nichts mehr wiſſen vom Leben und Glück und dachte, ich ſei beſtimmt, in einſamem Herzeleid die Schuld meiner Eltern zu ſühnen. Wie gern wäre ich gleich geſtorben!“ Und in heißen Thränen verhüllte ſie wieder ihr Geſicht.

„Aber ſiehſt du,“ ſagte ſie vertraulich, „man kann nicht ſterben, wie man will, und das Leben in Leid iſt ſo lang! Von niemand geliebt ſein, niemand dienen und helfen können, ein andres geliebtes Herz fern wiſſen und einſam und traurig — und daneben denken,“ fuhr ſie auf einmal mit erhobenem Kopf, mit ſtrahlenden Blicken fort, „denken, daß ein ganzer voller Himmel von Glück und Seligkeit vor dir liegt, und du darfſt den Fuß nur heben, um einzutreten — ſieh, das iſt ſchwer und dunkel!

„Ich hätte ſelbſt vielleicht nicht ſo daran gedacht; ich hätte geduldig mein ſchweres Geſchick getragen,“ hob ſie nach einer Pauſe wieder an, „wenn nicht Oskars Briefe geweſen wären. Und ſieh, wie er mir ſchrieb, ſo voll inniger Liebe und ſtarker Treue! wie will er nicht alles gut machen und ſchön und das Kind des Jammers erheben zum ſchönſten Glück der Erde!

„Ich habe deinem Vater alles vertraut als meinem Lehrer und Führer; als den Diener des Gotteswortes ihn gefragt, ob es Pflicht für mich ſei, meinem Glück zu entſagen, um der Eltern Schuld zu ſühnen. Er glaubt das nicht; er glaubt, der gute Gott könne mir verwaiſtem Kinde gerade zur Vergütung den Segen treuer Liebe beſchieden haben; aber“ — ſetzte ſie leiſe und etwas ſcheu hinzu — „er glaubt nicht, daß dieſer Bund nach Gottes Willen ſei, weil die Großmutter mir an Eltern Statt geſetzt ſei und ich ihren Willen als Gottes Willen ehren müſſe. Eine ſolche Verbindung ſei auch nicht nach den Landesgeſetzen, und da Oskars Familie ſie mehr duldet als wünſcht, ſo würde ſicherlich von ſeiten der Behörden nichts geſchehen, ſie zu erleichtern. Aber für unmöglich hält es Oskar nicht, und, lieber Guſtav, wir möchten eben doch zuſammen glücklich werden!“

Ehe ſie weiter ſprechen konnte, hörte man Emma und die bleichſüchtige Julie, welche die Verſteckten ſuchten. Julie fand dieſes Verſchwinden zuſammen „ſehr auffallend“. „Bitte, Guſtav, willſt du nicht morgen früh in unſern Garten kommen? An der Lücke zwiſchen demſelben und eurem Baumgut will ich auf dich warten,“ ſo flüſterte ihm Ines zu, ehe ſie den zwei Mädchen aus ihrem Verſteck entgegentrat.

Ein ſeltſames Rendezvous, zu dem Guſtav in der Frühe des nächſten Morgens ſich über die Gartenmauer ſchwang. Es war ihm noch nicht klar, was Ines von ihm wollen mochte; aber er konnte nicht glauben, daß es etwas ſei, das ihm ihr reines Bild hätte trüben können. — So dachte er auch, als er ſie den Gang herabkommen ſah, als ſie ihm ſchweſterlichen Gruß zunickte, ſo ſchlicht, ſo einfach und ſchmucklos in weißem Kleide, und doch die königliche, die makelloſe Lilie.

Erlenthal iſt ein kleiner, wenig bekannter Badeort, etwa ſechs Stunden von Bensheim, deſſen unſchuldige Quelle meiſt nur von Frauen und Landleuten aus der nächſten Umgebung beſucht wird. Das Gebäude gleicht mehr einem großen Bauernhaus als einem Badehotel; im Garten, wo ſchwache Verſuche zu Anlagen gemacht ſind, laufen in paradieſiſcher Unſchuld Hühner und Gänſe herum, die der ſpekulative Badewirt von ſeinen Gäſten füttern läßt mit dem Brote, das ſie ihm abkaufen um ihr gutes Geld. Aber hinter den verwilderten Anlagen ziehen ſich prachtvoll grüne Wieſen hin, und waldige Hügel im ſchönſten bunten Herbſtſchmuck ſchauen herein in den verwahrloſten Garten, wo ſich ein junges Paar auf die Bank unter einer Linde geſetzt hatte zur Zeit, als die Saiſon von Erlenthal bereits vorüber war.

Soviel ſich beide Mühe gaben, recht unbefangen auszuſehen, war doch an ihnen, zumal an der Dame, eine gewiſſe Aufregung nicht zu verkennen; auch daß ſie ſich „Bruder“ und „Schweſter“ nannten, hätte einem ſcharfen Beobachter auffallen können, da denn doch gewöhnlich Geſchwiſter ſich einfach beim Vornamen zu nennen pflegen. Scharfe Beobachter fanden ſich aber zum Glück in Erlenthal nicht; das gebildete Dienſtperſonal, aus einem Kellner und einer Stubenjungfer beſtehend, nur für die Sommerſaiſon gemietet, war bereits entlaſſen, und der Wirt, der ihnen Kaffee ſervierte, war eine höchſt argloſe, wenn auch, wie alle Wirte, etwas neugierige Perſon.

„Ich wollte meiner Schweſter gern Erlenthal zeigen, da ſie nächſten Sommer vielleicht das Bad brauchen ſoll,“ ſagte Guſtav möglichſt unbefangen. — „Ja, ja, ſo bleiche Frauenzimmerchen haben wir ſchon mehr gehabt,“ ſagte der Wirt beifällig; „erſt dieſen Sommer kam eine; ſag' Ihnen, die ſah ſo weiß aus wie dieſe Serviette (die, beiläufig geſagt, keineswegs ſehr weiß war), und ſie iſt fortgegangen mit Backen, ſag' ich Ihnen, ſo rot wie eine aufgeblaſene Ackerſchnalle.“

Ines mußte lächeln über dieſe anziehende Ausſicht. „Wir glaubten unſre Tante bereits hier zu treffen,“ ſagte Guſtav, wieder äußerſt unbefangen, „eine ältere Dame. Iſt noch niemand angekommen?“ — „Bis dato nicht,“ ſagte der Wirt bedauernd; „werde aber Befehl geben, daß die Herrſchaften gleich in Kenntnis geſetzt werden.“

Er ging, und Ines machte die Honneurs beim Kaffee mit einer Befangenheit, wie ſie ſie dem Jugendgeſpielen gegenüber nie gekannt hatte; auch Guſtav fühlte ſich ſcheu und etwas gedrückt, neben all dem aufregenden Reiz, den eine neue ungewöhnliche Situation für die Jugend hat.

Es war gar ſtill und heimlich hier; die ganze Herrlichkeit eines ſonnigen Herbſttages, ein wonniges Gefühl der Freiheit, ſüßer goldener Hoffnung zog durch die Seele des armen Kloſterfräuleins, das ſeiner Haft entflogen war. „Guſtav,“ bat ſie, und bot ihm ſchweſterlich die Hand, „bitte, denke nicht unrecht von mir; aber ſieh, es war ſo gar traurig daheim, und es iſt doch ſo ſchön, zu leben und zu lieben!“

Das fühlte Guſtav ja auch, wie er da ſaß, der ſüßen, anmutigen Geſtalt gegenüber, die ihn ſo ſchüchtern, ſo treuherzig anſah mit den rührenden Augen. Aber er ſaß hier als ihr brüderlicher Beſchützer, der ſie dem verlobten Bräutigam entgegenführen ſollte. Ines war unter dem Vorwand einer kleinen Reiſe mit Emma dem düſtern Kloſter entflohen; er hatte ſie hierher begleitet, wo eine Dame, die der Prinz abgeſandt, ſie empfangen und unter ihren Schutz nehmen ſollte; aber er fand die Feuerprobe ſchwer für ein junges warmes Herz. Er ſtand auf und ging ein paarmal raſch hin und her, wie um nach dem erwarteten Wagen auszuſehen.

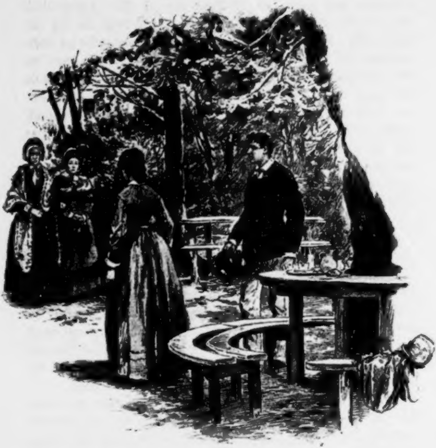
„Wenn nur Frau von König gewiß kommt!“ fing Ines ängſtlich wieder an. „Es war doch alles ſo beſtimmt verabredet. Ich hoffe,“ ſagte ſie leiſe, „Oskar begleitet ſie; dann kann er dir auch gleich ſelbſt danken für deine brüderliche Treue.“ Guſtavs Schweigen bedrückte ſie. Sie fühlte, ſo rein ihr Herz und ihr Wollen war, daß ſie doch einen Schritt über die zarte Grenzlinie weiblicher Sitte gethan hatte, entſchuldigt freilich und gerechtfertigt durch ihr ungewöhnliches Geſchick, aber doch einen Schritt darüber.

„Glaube mir, Guſtav,“ ſagte ſie leiſe und herzlich, indem ſie aufſtand und zu ihm trat, „ich hätte ja die Großmutter nie verlaſſen, wenn ich ſie hätte lieben und pflegen dürfen; aber ſo wie ſie mich anſieht, waren wir uns ja nur zur Qual. Und dein Vater ſelbſt ſagte, er ſehe in meiner Verbindung mit Oskar kein Unrecht an ſich; nur wollte er es nicht gegen den Willen der Großmutter durchführen, weil ſie doch aus ihrer Stumpfheit plötzlich wieder aufflammen kann, wenn's gegen ihren Sinn geht. Aber Oskar hat jetzt alle Wege zu unſrer Verbindung geebnet —" — „Iſt dies ſo beſtimmt?" fragte Guſtav nachdenklich. — „Gewiß, gewiß!" verſicherte Ines eifrig. „Die Papiere des Großvaters waren alle bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft. Nach ſeinem Tode war verſäumt worden, mir einen ordentlichen Vormund zu ſetzen; ſo läßt man mich ſchon jetzt mündig ſprechen, und wenn wir nur fein im ſtillen bleiben, nicht zu Hofe wollen und kein Fürſtentum, ſo ſteht gar nichts mehr im Wege." Sie ſah ſo glücklich aus; was galt ihr der Hof und ein Fürſtentum!

„Ob ſie mich wohl bald vermißt haben?" fragte ſie wieder ängſtlich. „Aber dein Vater ſieht alles ein, wenn er meinen Brief lieſt," tröſtete ſie ſich wieder; „er wird gewiß jeden auffallenden Schritt verhindern, wenn je die Großmutter einen thun wollte. Bis man nur erfährt, wohin wir ſind, bin ich bei Frau von König und unter Oskars Schutze! Auch dir bringt es gewiß nicht Schaden, wenn man je erfährt, daß du mich begleitet, ſtatt heute die neue Amtslaufbahn anzutreten. Oskar hat Einfluß." — „Ich habe noch nie an mich ſelbſt oder an des Fürſten Einfluß gedacht, wenn es galt, dir zu helfen," ſagte Guſtav, ſich trotzig abwendend.

Sie wollte begütigend ihm die Hand bieten; da eilte eben der Wirt vom Hauſe her. „Die Frau Tante," rief er eifrig, „ſind wahrſcheinlich ſoeben angefahren und kommen in den Garten." Etwas beklommen ging Ines der neuen, ihr ſelbſt noch unbekannten Beſchützerin entgegen, bei der ſie ein Aſyl finden ſollte, bis Fürſt Oskar ſie heimführen konnte in ſein kleines Paradies.

Eine hohe, ſchlanke Dame mit ſchneeweißen Haaren, die ſie älter erſcheinen ließen, als man nach ihrer Geſtalt und ihrem ſchönen todblaſſen Geſicht vermuten konnte, kam langſam mit einer bürgerlich gekleideten Frau den Gang herab. So gar ſtill und trüb war der Ausdruck ihrer Züge, ſo keine Spur einer freundlichen Begrüßung, daß Ines ängſtlich ſtehen blieb. Ein etwas freundlicherer Ausdruck erhellte indeſſen das düſtere Geſicht, als ihr Blick auf das junge Mädchen fiel. „So könnte ſie ſein,“ ſagte ſie mit einem etwas fremden Accent zu ihrer Begleiterin.



„Frau von König?" fragte jetzt Guſtav mit höflicher Verbeugung. — „Es ſcheint, man hält uns hier für andre Perſonen," ſagte die Begleiterin. „Wir ſind empfangen worden als Erwartete, und doch iſt unſer Kutſcher irre gefahren. — Es iſt ſo ſchön hier," ſagte ſie freundlich zu der Dame; „wollten Sie ſich nicht ein wenig im Freien ſetzen, gnädige Frau? Vielleicht wäre das Fräulein ſo gütig, Ihnen Geſellſchaft zu leiſten, indes der Herr hier die Freundlichkeit hätte, unſrem Kutſcher Auskunft über den Weg zu geben. — Sie können unbeſorgt allein mit ihr bleiben," flüſterte ſie Ines zu, die nicht erſchreckt durch dieſe bedenkliche Beruhigung, ſanft die Hand der Dame nahm, die ihr leidend ſchien, und ſie zu der Bank unter der Linde führte. Die dunklen Augen der Fremden ruhten mit ſo ſtillem und innigem Ausdruck auf ihr, daß ſie keine Scheu vor ihr fühlte.

„Ich bin recht froh," ſagte die Begleiterin im Wiener Dialekt, indem ſie mit Guſtav dem Haus zuging, „daß ich jemand finde, der in der Gegend bekannt iſt; der Wirt iſt ſo konfus. Wir kommen von Wien, aus der berühmten Irrenanſtalt." Erſchrocken blickte Guſtav nach Ines und der Fremden hinüber. — „Sein S' ganz ruhig," verſicherte die Frau, „die gnädig Frau iſt wie ein Kind und ſozuſagen vollkommen wieder bei Verſtand. Was mich betrifft, ſo bin ich Wärterin in der Anſtalt und der gnädigen Frau zur Begleitung und Bedienung beigegeben. Meinen S', man ließ' ſie mit einer Frauensperſon allein reiſen, wenn da noch Gefahr wäre?"

„Ich muß Ihnen gerade alles ſagen," fuhr die geſprächige Frau fort. „Die Dame iſt eine Ruſſin oder Polin und ſeit den Kriegszeiten krank in unſrer Anſtalt; ihre Familie aber lebt hier zu Lande und hat ſich, ſcheint's, nichts um ſie bekümmert. Es wird in Wien ein eigenes Vermögen für ſie verwaltet. Seit mehr als einem Jahr aber hat ſich's wunderbar gebeſſert mit der armen Dame; ſie war wohl noch etwas ſchwermütig, aber ganz vernünftig und ſanft wie ein Kind. Ihr alleinziges Verlangen war nun dieſes ganze letzte Jahr her, ihre Tochter wieder zu ſehen, die, ſoweit der Direktor weiß, am Leben ſein muß. Auf alle Briefe, die er an die Familie geſchrieben, iſt keine Antwort erfolgt. Da ließ ſich denn endlich die Dame nicht mehr aufhalten, ſie wollte ſelbſt reiſen und ihr Kind ſuchen. Da ſie nun ſonſt ſo ganz ruhig und vernünftig iſt, hat der Herr endlich die Reiſe geſtattet und mich als Begleitung mitgegeben, weil ſie an mich gewöhnt iſt. Wir waren an einen Herrn in der Reſidenz gewieſen, welcher der gnädigen Frau dort für ein Unterkommen ſorgen und einſtweilen die Verhandlung mit den Großeltern führen ſollte, bei denen das Töchterlein iſt. Wie ſie nun aber hörte, daß das Dorf, wo dieſe wohnen, nicht weit mehr entfernt ſei, hatte ſie keine Ruhe. So nahm ich in Gottes Namen einen Kutſcher. Der hat nun aber, ſcheint's, ſelbſt den Weg nicht gewußt; der Wirt ſagt mir, der Weg über dieſen Badeort ſei ein älterer, der lange nicht mehr gebraucht worden, und es gäbe eine weit nähere Straße nach Bensheim."

„Ines' Mutter!" rief in höchſter Ueberraſchung Guſtav, deſſen Vermutung durch Nennung des Ortsnamens zur Gewißheit geworden war. Und: „Meine Mutter!" „Mein Kind!" rief es zugleich unter dem Lindenbaum. Die Kranke, durch ein inſtinktives Vertrauen zu dem jungen Mädchen gezogen, hatte ihr mitgeteilt, wohin ſie reiſe und wen ſie ſuche, und Mutter und Kind, ſo wunderbar hier zuſammengetroffen, hatten ſich unglaublich ſchnell verſtändigt.

„Mein Kind, mein Kind!" rief die arme Mutter immer wieder in rührender Glückſeligkeit, „du mein eigenes Kind!" Und ſie zog das liebliche Geſicht nahe, ganz nahe zu ſich und ward nicht müde, in die blauen Augen zu ſehen. — „Mutter, liebe Mutter!" flüſterte Ines in nie empfundenem Glück; ſie konnte jetzt nicht mehr an die düſtern Worte, an die Verwünſchungen der Großmutter denken.

Aber die Mutter dachte daran; ſie wußte, welch ſchwerer Verdacht der alten Dame auf ihr laſtete; ſie hatte davon gehört, ehe der Wahnſinn ihre Sinne bedeckt hatte. „Ich habe es nicht gethan," verſicherte ſie Ines, „gewiß, ich habe nicht gethan, was ſie mir ſchuld geben! Mein Bruder — es iſt gräßlich genug — mein Bruder fand den Brief deines Großvaters; er glaubte deinen Vater des Verrats ſchuldig — es war entſetzlich!" Sie verhüllte das Geſicht und Ines ſah ſie bang und angſtvoll an. „Ich bitte Sie, Fräulein," ſagte die Begleiterin näher tretend, halblaut, „alle heftigen Gemütsbewegungen der gnädigen Frau zu erſparen, und da kein Zweifel iſt, daß Sie ihre Tochter ſind, ſo kann ich Ihnen den Brief des Direktors übergeben."

Der Brief, an die Verwandten der hergeſtellten Kranken gerichtet, bat um ſorgfältigſte, ſchonende Behandlung derſelben. Für das Beſte und Sicherſte hielt der Arzt einen Aufenthalt auf dem Land, wo ſie viel im Freien ſein könnte, wenig in größeren geſelligen Verkehr käme und in beſtändiger, liebevoller Obhut wäre. „Ich will dich hüten, Mutter!" rief Ines.

„Und ich will ausruhen bei dir, mein Kind!" ſagte die Mutter und lehnte den Kopf an ihre Bruſt; „ich bin müde, ach ſo müde!"

„Noch eine Dame ſind angefahren," meldete der eiligſt herbeikommende Badewirt, der gar nicht wußte, warum in ſo ſpäter Saiſon ſeinem Hauſe noch ſolche Ehre widerfahre.

„Es wird Frau von König ſein," ſagte Guſtav.

„Ach ja," ſagte Ines, welche die ganze Welt vergeſſen hatte über der wunderbar gefundenen Mutter, und trat mit ihm beiſeite. „Guſtav, bitte, geh zu ihr, ſprich mit ihr! die Mutter muß allein bleiben."

„Vielleicht könnte ſie deine Mutter mit dir aufnehmen," ſagte Guſtav etwas ratlos in ſeiner neuen Beſchützerrolle, da er ſolche Zwiſchenfälle nicht vorgeſehen hatte.

„Nie, o nie!" rief Ines, die mit ſchnellerem Takt das Richtige erfaßt hatte. „Wie könnte ich meine Mutter wie eine Bettlerin aus Gnaden mitnehmen laſſen in ein fremdes Haus! Der Himmel ſelbſt hat uns an dieſen ſtillen, geſchützten Ort geführt; hier bleibe ich zunächſt mit der Mutter."

„Und Oskar?“ fragte Guſtav zögernd; er nannte noch ſehr ungern den Namen.

„Gott wird mir weiter den Weg zeigen,“ ſagte Ines ſanft, aber feſt; „im Augenblick liegt er klar vor mir. Bitte, Lieber, ſorge, daß ich ungeſtört bei der Mutter bleiben kann!“

Es war wirklich Frau von König, eine ältere, ſehr würdige Dame, einſt die Erzieherin einer Schweſter des Fürſten, die jetzt kam, um ihren Schützling in Empfang zu nehmen, etwas verſpätet, da ſie gehofft, es werde dem Fürſten ſelbſt möglich ſein, ſie zu begleiten. Guſtav teilte ihr das Nötigſte über das ſeltſame Zuſammentreffen mit. Die würdige Dame war über den unvorhergeſehenen Fall auch betroffen, zudem hatte ſie eine krankhafte Scheu vor Geiſteskranken, ſo daß ſie ſehr bald und gern mit Guſtav darin übereinkam, es ſei am beſten, zunächſt das Fräulein mit der Mutter und der verſtändigen Wärterin hier im Bade zu laſſen, bis alles bereinigt ſei. Sehen wollte ſie aber doch ihre Schutzbefohlene, und Ines kam auf ihren Wunſch, nicht ſchüchtern und zaghaft, wie ſie ihr vielleicht noch vor einer Stunde entgegengetreten wäre, in ihrer ſtillen Weiſe, nein, ruhig und ſicher im Bewußtſein einer beſtimmten Pflicht, eines feſten Haltes im Leben. Die Dame war erſtaunt über ihre wunderbare Schönheit und begriff nun wohl den ſtandhaften, durchdringenden Mut des Fürſten. „Was darf ich Fürſt Oskar ſagen?“ fragte ſie. „Ich fürchte, der Dienſt und die Anweſenheit hoher Gäſte erlauben ihm in nächſter Zeit noch nicht, Sie ſelbſt zu beſuchen.“

Ines ſtand mit geſenktem Haupt, ein unendlich ſchmerzlicher Ausdruck lief über die feinen Züge; endlich ſah ſie auf und blickte die Dame ſtill und feſt an. „Sagen Sie ihm tauſend Grüße,“ ſprach ſie leiſe, „und es habe nicht ſein ſollen.“

Die Dame ging, und ob auch vor Ines nur die nächſte Zukunft klar lag, ſie fühlte doch mit tiefem Weh, als der Wagen dahinfuhr, daß ſie geſchieden ſei; daß ſie verzichten müſſe auf all die ſelige, freudige Lebens- und Liebeshoffnung, die ihr aufgegangen war — einen Augenblick lang. Aber ſie wandte ſich zu der Mutter, die mit langem, angſtvollem Blick nach dem Kinde hinüber ſah, umſchloß ſie mit zarter Liebe und ſagte ihr leiſe tröſtend: „Mutter, ich verlaſſe dich nicht."

„Es hat nicht ſein ſollen!" ſagte eine junge blühende Frau, die mit ihrem Mann an der Spitze einer kleinen Karawane auf dem anmutigen Fußweg dahinzog, der durch das Wieſenthal nach dem Dorf Bensheim führt, „es hat nicht ſollen ſein, daß ich früher hierher kam. Sollte man glauben, daß man in zehn langen Jahren die liebſte Freundin und die Jugendheimat nicht einmal ſehen kann, wenn man doch in demſelben kleinen Lande wohnt!"

„Nun, es kamen eben allerlei ſchwere Ereigniſſe," meinte der Mann lächelnd.

„Freilich, die Verſetzung des Vaters, ſo weit weg," ſagte die Frau.

„Dann ſo ein ungeſchickter Freier," fuhr der Mann lachend fort.

„Ach ja, und die weite Reiſe zu deiner Tante nach Schleſien —"

„Die uns aber die Gunſt der guten Tante und ein freundliches Vermächtnis eingetragen hat —"

„Und dann unſre Marie —"

„Hierauf der Guſtav, hernach die Lina, und ferner der Auguſt und ſchließlich das Klärchen."

„Ach geh!" ſagte die junge Frau lächelnd.

„Und jetzt," fuhr er tröſtend fort, „benützen wir ja die erſte glückliche Pauſe, wo unſre kleine Schar flügge iſt, um hierher zu gehen."

„Iſt vielleicht auch beſſer, daß wir nicht früher gegangen," ſagte ſie neckend, „beſſer für deine Herzensruhe."

Pfarrer Hort aber — denn er war der Führer des Zugs — ſah etwas ernſt zu dieſem Scherze und ſagte nur leiſe vor ſich hin:

Lilienſtengel,
Zu einem Strauße warſt du nicht geſchaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

„Es iſt doch ein ſchweres Geſchick," hob Frau Emma, auch wieder ernſter, an, „das der armen Ines! Ihre Jugend mußte ſie bei der finſtern, unguten Großmutter vertrauern, ihre Liebe einer geiſteskranken Mutter opfern und nun verkümmern all ihr Lebenlang im trübſeligen Kloſter!"

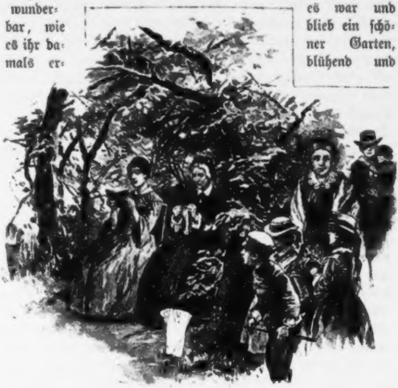
„Wir wollen ſehen, wie wir ſie finden," meinte Hort.

„Nein, man kann ſich's gar nicht düſter genug vorſtellen," ſagte Emma eifrig. „Auf ihre Briefe gebe ich nichts, das Papier iſt geduldig."

„Aber Ines iſt wahrhaftig."

„Nun freilich. — Aber ſieh doch! da geht mir das Linchen tief ins Gras und pflückt gelbe Wegwarten im neuen Roſakleid, und der Junge, der Guſtav, ſitzt dort am Bach und macht einen Kanal! Marie, was thuſt du mit den vielen Blumen? Auguſt, Kind, komm! Papa trägt dich ein wenig, du kannſt ja nicht mehr fort." Und alle Betrachtungen über die Vergangenheit gingen unter in der Sorge um die Gegenwart.

Endlich gelangten ſie auf wohlbekannten Wegen an das Baumgut. Noch von alten Zeiten her hatte die Hecke eine Oeffnung nach dem Fußweg hin; nun war keine Gefahr mehr, daß die kleine Herde ſich zerſtreute; ſie drängten ſich alle dicht an die Mutter, in der die Kinderzeiten wieder lebendig wurden. Sie erzählte ihnen von den Spielen ihrer Jugend, und vom Kloſterfräulein, das ſie nun bald ſehen ſollten, und ſuchte die Mauerlücke, durch die ſie zum erſtenmal hinübergeſchaut in den geheimnisvollen Kloſtergarten. Es war keine Lücke mehr da, dafür aber eine bequeme Thüre. Der Baumgarten ſchien jetzt zum Kloſter zu gehören. Die Thüre war leicht angelehnt; Emma trat ein und überſchaute zum erſtenmal wieder das Paradies ihrer Kindheit. Es war alles nicht mehr ſo großartig, ſo wunderbar, wie es ihr damals erſchienen; aber es war und blieb ein ſchöner Garten, blühend und duftend in aller Herrlichkeit der ſchönſten Roſenzeit, noch viel ſchöner und ſorgſamer gepflegt als ehemals.



Warum aber hielten ſich die Kleinen ſo gar ſtill und ſcheu an die Mutter gedrängt? es war ſonſt ihre Art nicht. Sie hatten geſehen, was die Mutter noch nicht ſah: zwei Damen, die mit Buch und Arbeit beiſammen ſaßen in der natürlichen Laube, welche von einer ſtarken Haſelſtaude gebildet war. Endlich zupfte Marie die Mutter am Kleid, die noch ganz in Betrachtung des Gartens verſunken war; ſie ſah zur Seite. „Ines!“ rief ſie froh überraſcht; da ſaß ja das Kloſterfräulein, wie vor Jahren im hellgrauen Kleid, die weichen ſchwarzen Flechten um den Kopf gewunden; das alte Kloſterfräulein in unverwelkter Lieblichkeit, wenn auch beim näheren Blick die Jahre ſich nicht verleugneten.

Nicht ſo plötzlich hatte Ines in der ſtattlichen, blühenden Frau ihre Emma erkannt; doch bedurfte es keiner Vorſtellung, und an der innigen Freude und Liebe, mit der ſie ſie umſchlang, mit der ſie ihr lächelnd in die glücklichen braunen Augen blickte, fühlte Emma wohl, daß die Liebe, wie jeder echte Edelſtein, nicht erblindet durch langes Aufbewahren. „Und das ſind deine Kinder?“ fragte Ines, indem ſie eines der Kleinen um das andre herzlich küßte und mit heiterem Lächeln betrachtete, „und — der Herr Pfarrer?“

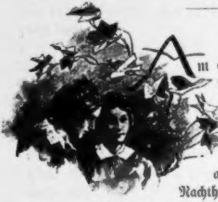
Hort hatte für beſſer gehalten, ſich während der Erkennungsſcene etwas zurückzuziehen. So ganz ohne Verlegenheit ging auch jetzt die Begrüßung nicht ab. Er ſah Ines zum erſtenmal wieder, ſeit er ſie mit ſo ganz andern Augen angeſehen; aber bei Ines konnte keine Verlegenheit aufkommen; ſo einfach, ſo herzlich, ſo liebevoll und ernſt gemeint war ihr Gruß, war ihr ganzes Weſen, daß man ſich bei ihr nicht außerhalb, wohl aber über den gewöhnlichen Formen fühlte.

„Das iſt meine Mutter,“ ſagte Ines und führte die Freundin zu der hohen, hagern Dame mit den ſchneeweißen Haaren. Als Hort in die Züge des einſt ſo ſchönen Geſichts, in dieſe Augen blickte, getrübt von lange getrockneten Thränen, da fielen ihm unwillkürlich die Worte des Hohenliedes ein: „Da bin ich geworden vor ſeinen Augen als die Friede findet.“ Die Kinder betrachteten ſie mit gewaltigem Reſpekt, ſie kam ihnen wie eine Königin vor.

Emma und Ines ſaßen Hand in Hand beiſammen und plauderten von alten Zeiten, als ob nicht zehn Jahre, inhaltsſchwere Jahre, ein ganzes Menſchengeſchick dazwiſchen lägen. Die Kinder hatten ſich in Haus und Garten zerſtreut und kamen nur von Zeit zu Zeit herbei, um atemlos von immer neuen Wundern zu berichten. „Mutter, ein Springbrunnen!“ und „Mutter, ein ganzer Hof mit Hühnern! und ein Taubenhaus, Vater, und weiße Pfautauben!“ — „Aber oben, Mutter,“ verkündete endlich Marie, „in einer großen Stube mit vielen Fenſtern ſitzen viele Mädchen und arbeiten.“ — „Ei ja, zeig uns doch auch die Wunder deines kleinen Reiches!“ bat Emma. — „Gern,“ ſagte Ines; „ſollte ich doch ohnehin nach meinen Kindern ſehen.“ — „Sie werden finden,“ ſagte die Mutter lächelnd, „daß unſre Einſamkeit keine unbelebte iſt.“

Und wirklich, das war ſie nicht; eine ganze kleine Kolonie ſchien in dem weitläufigen Kloſtergarten und Haus angeſiedelt. Mehrere junge Mädchen arbeiteten im Garten, andre waren im Hof mit Wäſche beſchäftigt; im offenen Gartenſaal ſaß unter heiterm Geſang eine ganze Tafel voll jüngerer Mädchen, mit den verſchiedenſten Handarbeiten unter Leitung einer älteren Frau beſchäftigt, der zugleich von ältern Mädchen hie und da Rapporte aus der Küche, wie es ſchien, gebracht wurden.

„Aber, Ines, wie haſt du ſo viel Mühe und Unruhe über dich nehmen können?“ fragte Emma erſtaunt. „Ich hörte davon, wie viel du für arme Kinder thuſt, aber ſo großartig hätte ich mir's nicht gedacht. Und du, mit deiner Neigung zur Stille, und nach —“ — „Einem Entſagen, das ein Herz wohl ſtille machen kann,“ fiel ihr Ines leiſe ins Wort. „Meine Thaten ſind nicht ſo groß, als du wohl denkſt,“ fuhr ſie in heiterm Tone fort. „Unternehmungsgeiſt iſt meine Stärke nicht, nur hübſch geordnet habe ich immer gern alles gehabt. Ich hatte das Glück, eine vortreffliche Frau zu finden, der ich mein Werk anvertrauen konnte, und ſo iſt alles faſt von ſelbſt gewachſen. Als ich nach der Großmutter Tode mit der Mutter hierher kam, trafen wir den Garten verwildert, das Haus leer. Wir ſuchten uns vor allem wieder wohnlich einzurichten und nahmen dabei arme Dorfmädchen zu Hilfe. Die Kinder zeigten ſich gelehrig, und daraus entſprang unſer Plan, die großen Kloſterräume zu dem Werke zu benützen, das uns mit Gottes Beiſtand gelungen iſt. Die ärmſten Kinder ſind ganz im Hauſe, die andern Glieder unſrer jungen Kolonie ſind Mädchen vom Dorf oder der nächſten Umgegend, die nur in ihrer freien Zeit hier arbeiten und unterrichtet werden."



Am epheuumrankten Fenſter des kleinen Gartenſtübchens, Ines' Stübchen von alter Zeit her, ſaßen am Abend die zwei Freundinnen beiſammen, die Hände ineinander gelegt, die Augen auf den tiefblauen, ſternhellen Nachthimmel geheftet. „Mir iſt's wie ein Traum, daß wir wieder da ſitzen," ſagte Emma. „Ich meine, die ganze alte Zeit müſſe wiederkommen, und doch iſt alles ſo ganz anders geworden!" — „Und alles ſo gut," ſagte Ines. Emma ſah ſie zweifelhaft an. „Ja, alles gut!" wiederholte Ines. „Wie bin ich ſo froh, daß du ſo glücklich biſt, mein liebes Herz!"

„Ach ja," ſagte Emma etwas verlegen, „Gott weiß, von Herzen glücklich, aber — achteſt du mich nicht gering, daß ich genommen, was du verſchmäht?" — „Ei, ich war ſicher, daß ihr zuſammengehörtet; daß Hort nur ſich ſelbſt nicht verſtand, als er an mich dachte."

„Ich weiß nicht," ſagte Emma nachdenklich; „es war ja wieder ſo natürlich, daß niemand mich begehren konnte, der dich ſah, und es war thöricht, daß ich das nicht gleich begriff. Sieh, ich hatte es auch ganz verſchmerzt und hätte mich gefreut für ihn, recht von Herzen, wenn du ihn gewollt hätteſt; und als es nichts war, da dachte ich, es ſei nun alles vorüber und ich werde ihn nie mehr ſehen, da ich ja mit den Eltern ſo weit wegzog, ſo weit von ſeiner eigenen Heimat. Nun ſieh, — es iſt eigentlich gar nichts Wunderbares dabei. Eines Tages kam er, den Vater zu beſuchen, und er blieb bei uns, und blieb immer noch da. Ich merkte wohl, daß er mich gern allein geſprochen hätte; aber nun wollte ich nicht, nein, um keine Welt!“ — „Du böſes, kaltes Herz!“ lächelte Ines. — „Ja, ich kann dich verſichern, es war mir bitterer Ernſt, und er mußte mich faſt mit Gewalt feſthalten, als er mich endlich doch allein im Zimmer fand. Da ſagte er — alles weiß ich nicht mehr, aber er ſagte, — mußt's nicht übelnehmen — ob ſeine Phantaſie oder ſein Herz ihn zu dir gezogen, könne er nicht ſagen, und ſo wiſſe er nicht, ob er mir ſeine erſte Liebe bringe, — er war eigentlich auch ſchon ein wenig alt für eine erſte Liebe; — aber ſeine ganze und volle Liebe ſei es, der tiefſte, reifſte Wunſch ſeines Lebens, mich ſein eigen zu nennen.“

„O wie gut, daß du ‚ja‘ geſagt!“ — „Das that ich erſt noch nicht,“ rief Emma eifrig; „ich gab ihm noch keine Antwort, ich konnte jene Stunde nicht vergeſſen in der Laube, und daß ich ihn eher lieb gehabt, als er mich. Ich ſprach mit der Mutter; die hatte es damals auch gekränkt, und ſie meinte, man dürfe ſich nun auch wohl ein wenig koſtbar machen und müſſe ſich beſinnen. Wir ſagten es dem Vater; der aber wollte nichts mehr wiſſen und hören von früherer Zeit; er fragte einfach: ‚Glaubſt du, daß er dich von Herzen lieb hat?‘ — Ach ja, ich konnte nicht anders. — ‚Und kannſt du ihn von Herzen lieben und ehren?‘ — ‚Ich glaube wohl.‘ — ‚Dann iſt eure Verbindung nach Gottes Willen, ob er nun vor dir an eine andre gedacht oder nicht. Eines rechten Mannes rechte Liebe iſt ein edles Gut; willſt du es verſchmähen, ſo thu's auf deine Gefahr; zwingen wird dich niemand.‘ — Siehſt du, ich hätte mich faſt lieber zwingen laſſen; aber zuletzt mußt' ich's doch ſelber thun.“ — „Und haſt's ſelbſt gethan,“ ſagte Ines und küßte ſie lächelnd auf den roten Mund. — „Und hab' es nicht bereut,“ ſagte Emma aus vollem Herzen; „es iſt Gottes Wille geweſen.“

„Und nach Gottes Willen geht es immer gut,“ ſagte

Ines, und jetzt erſt ſah Emma ſo recht, wie ihr ſchönes Geſicht den Ausdruck tiefen innern Friedens trug, noch mehr als in den Tagen ihrer lieblichſten Jugend. Aber die Scheu, die ſie als Kind ſchon abgehalten, nach des Kloſterfräuleins Geheimniſſen zu forſchen, erlaubte ihr auch jetzt keine der Fragen, die doch ſo lebendig ihre Seele bewegten; Ines verſtand ſie aber doch.

„Ich ſpreche eben nicht gern von mir und meiner Vergangenheit,“ ſagte ſie; „aber ich habe keinen Grund, es nicht zu thun. Vor allem und über alles laß mich dir ſagen, daß Gott es wohl gemacht hat mit mir. Was ich hingegeben, weil ich glaubte, daß es ſo ſein Wille ſei, das hat er mir hundertfältig vergolten — ich habe Leben und volle Genüge gefunden. Ich habe erfahren, was Erdenglück iſt, volles, ſeliges Liebesglück, nicht lange, aber ganz. Doch als ich dieſes Glück zu eigen haben ſollte für ein ganzes, ſchönes Leben, ſiehe, da lag etwas in der Tiefe meiner Seele, das mich der Hoffnung nicht ſo recht froh werden ließ. Meine Großmutter war im Irrtum mit ihrer düſtern Anſchauung von meiner Beſtimmung, um ſo mehr, als ſie meiner armen Mutter ſchwer unrecht gethan; aber doch ſoll die Jungfrau die ſchützende Heimat nicht ohne Segen verlaſſen.

„Als mir in dem Augenblick, wo ich ſelbſt mir das Glück nehmen wollte, das man mir verſagt, ſo wunderbar meine Mutter mir zugeführt wurde, da erkannte ich Gottes Willen darin. Wenn noch eine Schuld auf der Vergangenheit meiner unglücklichen Eltern lag, hier war der Weg, wie ich ſie ſühnen ſollte. Ich wollte das nicht gleich glauben, Emma; das Herz iſt ein eigenwillig Ding, und als Oskar nachher ſo warm und innig in mich drang, da glaubte ich auch eine Zeitlang, es ſei möglich, meine Kindespflicht mit dem Glück meiner Liebe zu vereinen. Du weißt, ich blieb mit der Mutter in Erlenthal, während dein Vater die Großmutter von ihrer Ankunft unterrichtete; ich blieb in der ſtillen Hoffnung, von da vielleicht mit der Mutter einziehen zu können in die ſchöne Heimat, die Oskar mir bereiten wollte. Aber nur zu bald fand ich, daß der Zuſtand der Mutter ſo war, daß ſie ein ganzes Kind bedürfe, nicht ein geteiltes, eine volle, geduldige, hingebende Liebe, wie ſie das geliebte Weib eines geliebten Mannes ihr nicht hätte widmen können. Es war die Stunde, wo Gott vor mein Herz trat mit der Frage: ‚Haſt du mich lieb?‘ Denn, liebe Freundin, die Kindesliebe allein hätte nicht ausgereicht zu dem Opfer. Aber es ward mir gegeben, Oskar zu entſagen, ganz und voll; ohne Klage, ohne Bitterkeit gegen das Geſchick ſeinem Bitten und Drängen zu widerſtehen; ſein eigen Herzeleid mit dem meinigen zu tragen und ihn ſelbſt zu überzeugen, daß wir ſcheiden müſſen.

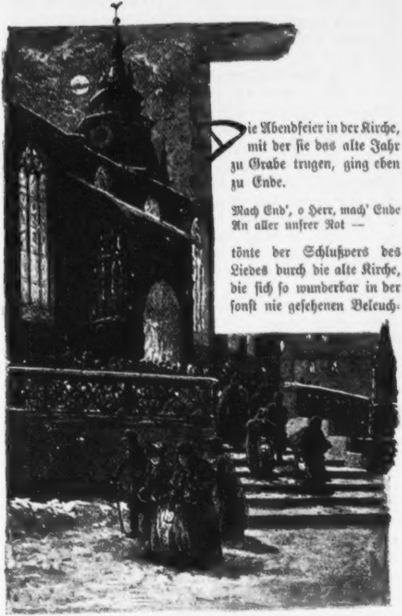
„Du weißt wohl,“ fing ſie nach einer Pauſe wieder an, „daß ſpäter, durch den unerwarteten Tod ſeiner ältern Brüder, Oskar der Erbe der Herrſchaft geworden iſt. Du dachteſt vielleicht, das habe uns geſchieden, aber du würdeſt ihm unrecht thun; er wäre ſeinem Wort treu geblieben. Mir aber war es eine neue Beſtätigung, daß es nicht Gottes Wille war, daß wir zuſammen gehen ſollten. Er hat jetzt, höre ich, eine edle, würdige Wahl getroffen, und ich danke Gott, daß ich mich darüber von ganzem Herzen freuen kann. Da hauſe ich denn als das alte Kloſterfräulein,“ ſchloß ſie lächelnd; „mit der Mutter hat es ſich wunderbar gebeſſert und Gott ſelbſt hat mir ja den Weg gezeigt, daß unſer Leben nicht öde wurde und zwecklos. Die alten Kloſtergeſpenſter haben uns noch nicht viel geſtört. Und nun gute Nacht, mein Herz, und ſei gewiß, daß das Los mir aufs lieblichſte gefallen iſt!“

Hort erwartete Emma bereits im Gaſtzimmer. Sein Mund floß über von dem, was der Pfarrer, den er eben beſucht, ihm zu Ines' Lobe geſagt, wie ſegensreich ihr ſtiller Einfluß, wie anſpruchslos ihr Wirken ſei. „Sie hätte doch auch eine gute Pfarrfrau gegeben,“ ſagte Emma halb neckend, halb bedenklich über dieſes begeiſterte Lob. — „Mag ſein,“ erwiderte Hort; „aber ſiehſt du, ich glaube, wenn ſie meine Frau geworden wäre, mir wäre doch immer geweſen, als ſollte ich den Abendſtern zur Hauslampe nehmen. Aufrichtig geſtanden, ſelbſt als ich ihren Beſitz ſo ſehnlich wünſchte, hatte ich doch wieder ein geheimes Bangen davor, dieſe Lilie ins Alltagsleben zu verpflanzen. Sie war doch immer wie ein feines, zartes Glasgerät, das leicht zerbrechen konnte im täglichen Gebrauch.“

„So, ſo, und ich war dir gut genug zur Hausampel und zum Küchengewächs und als irden Geſchirr!“ meinte Emma ſchmollend. „In Gottes Namen!“ — „In Gottes Namen, ohne bildliche Redensart, biſt du mein gutes, treues Herz!“ ſagte Hort und küßte ſie zur guten Nacht.

◆

Liebeszauber.



Die Abendfeier in der Kirche, mit der ſie das alte Jahr zu Grabe trugen, ging eben zu Ende.

Mach End', o Herr, mach' Ende
An aller unſrer Not —

tönte der Schlußvers des Liedes durch die alte Kirche, die ſich ſo wunderbar in der ſonſt nie geſehenen Beleuchtung ausnahm. Die Gemeinde erhob ſich; die Herzen waren ſtill geworden, die Schauer der Vergänglichkeit, etwas von dem heiligen Wehen der Ewigkeit war durch jede Seele gezogen.

Vor der Kirchthür zogen wie Leuchtwürmchen die vielen Laternchen, jedes ſeinen eigenen Weg. Junge Mädchen trippelten leichtfüßig über den gefrorenen Boden, froh, daß ſie nun dem Ernſt des Lebens ihren Tribut gezahlt hatten und ſich mit leichterem Gewiſſen einer Sylveſterbeluſtigung hingeben durften. „Recht geſcheit vom Herrn Diakonus, daß er den Gottesdienſt ſchon um fünf Uhr hält,“ ſagte ein bewegliches kleines Dämchen zu ihrer Begleiterin; „ſo iſt man doch fertig und hat ſeinen Abend für ſich; nicht wahr, Natalie?“ — Natalie hörte kaum auf dies ſchmeichelhafte Lob für den Herrn Diakonus; in ihrer Seele hatten die Worte des Geiſtlichen ernſte, ſtille Gedanken geweckt, ſie freute ſich nicht, fertig zu ſein; es war ihr faſt bange, aus dem Frieden der Kirche zurückzukehren in das Treiben der Geſellſchaft. Nur eins hätte ſie gern gewußt, ob noch eine Stimme, eine tiefe, wunderbare, wie es nur eine gibt für jedes Ohr und jedes Herz, mit ihr in den Geſang eingeſtimmt habe.

„Gute Nacht, Natalie!“ rief eine freundliche Stimme, nicht die eine, o nein, ſie kam von einer ältlichen, wohleingehüllten Frauengeſtalt; aber es war ein willkommener Gruß und Natalie erwiderte herzlich: „Gute Nacht, liebes Fräulein Veronika, ich komme morgen bald!“ — „Eine abſonderliche Freundſchaft, die du mit der alten Jungfer haſt! Wird wohl eine Ahnung ſein, daß du ihre Kollegin wirſt!“ rief übermütig Melanie, die kleinere, die mit ihren ſiebzehn Jahren ſchon halb mitleidig auf die einundzwanzigjährige Natalie blickte. Natalie ward die Antwort, die vielleicht etwas bitter geworden wäre, erſpart, da eben an der Hausthür die übrige Familie zu den Mädchen ſtieß, alle etwas erfroren und ſehnſüchtig nach dem warmen Zimmer.

Auch Fräulein Veronika hatte ihr Stübchen erſtiegen, das, hoch im Giebel eines alten Hauſes gelegen, weit ins Land hinaus ſchaute und das Menſchenleben und Treiben nur in der Vogelperſpektive ſah. Es war ein gar trauliches Zimmer in ſeiner tadelloſen Ordnung und behaglichen Wärme, die der kleine Ofen, zugleich Veronikas Kochherd, treulich bewahrt hatte. Die Einrichtung gehörte freilich einer noch frühern Zeit an als Fräulein Veronika ſelbſt, obwohl dieſe bald ſechzig Jahre zählte. Es waren die Ausſteuermöbel ihrer Mama ſelig, einſt ein Wunder von Eleganz, jetzt eben recht, um die friedliche, einſame Heimat der alten Jungfer zu ſchmücken.

Die Stube war eine Art von Stammbuch und Geſchlechtsregiſter, jedes Stück weckte eine andre Erinnerung. Die großartige Schwarzwälderuhr mit dem langen Gehäuſe hatte die ländliche Stube des Großvaters väterlicherſeits geſchmückt, die Veronikas fernſte Erinnerung war, durchduftet vom friſchen Kuchen und der Fülle von Nüſſen und Aepfeln, welche ſie oft darin erfreut hatten. In dem ſchwarzſaffianenen Lehnſtuhl konnte ſie ſich noch die Großmutter denken, die Mutter der Mutter, eine feine Frau Profeſſorin im ſchwarzſeidenen Ueberrock und Spitzenhäubchen. Das bequeme Sofa und die hochlehnigen Stühle waren in der Staatsſtube des Elternhauſes geſtanden; den runden Tiſch mit kunſtvoll eingelegter Arbeit hatte ſie aus dem Forſthauſe erkauft, das ihr eine zweite Jugendheimat geweſen war; wie viele liebe, heitere Geſichter hatte ſie nicht darum verſammelt geſehen! O, es hat redende Tiſche, ſprechende Stühle gegeben, lange eh' die Klopfgeiſter Mode wurden!

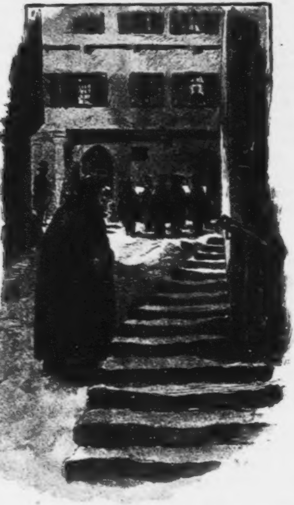
Im Schlafzimmer hatte Veronika eine alte geſteppte Bettdecke, ein Wunderwerk von Fleiß und Geduld aus vielen hundert bunten Läppchen zuſammengeſetzt; die war erſt das rechte Stammbuch. Aus den vielfarbigen Stückchen erſtand für Veronika die ganze goldene Jugendzeit in tauſend Farben: in dem roſa Kleid hatte ſie am Schäfermarkt getanzt; in dem himmelblauen konnte ſie ſich noch eine frühverſtorbene Schweſter denken; die grünen Stückchen waren aus Gerdas Sonntagskleid; der glänzende

Seidendamaſt aber ſtammte aus einem Staatskleid der Großmama. Die jungen Mädchen, die Veronika häufig beſuchten, ließen ſich gar zu gern von dem Bettcouvert erzählen.

Veronika hatte den Mantel und das wollene Häubchen ſorgſam verwahrt und ſchlüpfte in ihre weichen Pantoffeln. Mit ihrer ſtattlichen, behaglichen Geſtalt, dem klaren Blick und der Ruhe ihrer Bewegungen war ſie eine paſſende Bewohnerin dieſer friedlichen Heimat. Auch ſchien es nicht, daß ſie Mangel leide; ſie ordnete auf ihrem runden Tiſch das zierliche Theegerät, das ſie ſonſt nur zu beſondern Feſtlichkeiten gebrauchte: die Zuckerdoſe von ſilbernem Laubwerk mit blauer Glasſchale, die geſchnörkelte Thee- und Rahmkanne mit Aepfeln und Birnen auf dem Deckel, die feine chineſiſche Taſſe, welche die Mama ſo hoch gehalten; und nun zündete ſie gar noch die Lampe des Theekeſſels an, während ſie doch ſonſt ihr Waſſer beſcheidentlich im Töpfchen ſiedend machte. Trotz dieſer feierlichen Anſtalten ſchien es nicht, daß Veronika Geſellſchaft erwartete; nur eine Taſſe ſtand auf dem Tiſch, und außer dem Ticken der Uhr und dem leiſen Singen des Theekeſſels war kein Laut vernehmbar.

Es waren eigentümliche Gäſte, die Veronika an jedem Sylveſterabend zu ſich lud und für die ſie auch jetzt ihr Herz und ihr Stübchen traulich und heimlich machte: die ſtillen Toten wollte ſie ſich zu Gaſte bitten. Veronika war keine Geiſterbannerin, es ging alles natürlich zu. Die Bilder der Eltern an den Wänden, eine Schatzkammer getrockneter Blumen, eingewickelter Haarlocken, vor allem Briefe mit Bändern aller Farben zuſammengebunden — das war der ganze Zauberapparat, mit dem ſie die Geiſter vergangener Tage heraufbeſchwören wollte.

Aber eh' ſie noch mit dem Thee ihr Herz erwärmen konnte für die ſtille Begegnung, polterte es draußen auf der Treppe. „Wer kommt ſo ſpät?“ rief ſie. — „Verzeihen Sie, was ſollen wir ſingen?“ fragten ein paar junge Stimmchen. — Ja ſo! das waren die Armenſchüler, die nach alter Sitte zur Weihnachtszeit bis Neujahr vor jedem Haus einen Choralvers je nach eigener Wahl der Bewohner abſangen. — „Ich habe nun



den Grund gefunden“, beſtellte Veronika, indem ſie die Kleinen mit einigen Reſten der Weihnachtskuchen beglückte.

Sie öffnete ihr Fenſter ein wenig, um dem Geſang ſeine gebührende Ehre anzuthun, und lauſchte andächtig, ungeſtört von etwaigen Mißlauten des jungen Sängerchors. Sie ſtand noch lange am Fenſter, vergeſſend ihres Theekeſſels und ihrer Briefe; ſie hörte die Geſchichte jedes Hauſes aus dem Choralvers, den man ſingen ließ. „Nun danket alle Gott“, ließen die jungen Eheleute unten im Haus ſingen, die morgen ein Kindlein zur Taufe ſchickten. „Was Gott thut, das iſt wohlgethan“, hatte die bleiche Frau drüben verlangt, der ſie ihr Kind begraben hatten. „So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen!“ ſangen ſie unter den hellen Fenſtern dort, wo ein glückliches Brautpaar herausſah. „Meiner Frau iſt's eins, was man ſingt,“ rief das ſchnippiſche Stubenmädchen aus einer eleganten Wohnung. Aber zwiſchen allen frohen und allen ſchmerzlichen Klängen ertönte wieder und wieder das alte: „Befiehl du deine Wege“, das ſchon manch ſtürmiſches Herz zur Ruhe geſungen, und Veronika dachte: alle Lorbeeren der Welt wiegen nicht die Krone des Dichters auf, dem es vergönnt war, alſo den rechten Friedenslaut für die Seele zu finden! —

Der Geſang war aus ihrer Hörweite; ſie ſchloß das Fenſter, goß den Thee an und ſetzte ſich zu ihrem einſamen Mahl; aber eh' ſie beginnen konnte, klopfte es leiſe an die Thür. „Herein!“ rief etwas ärgerlich Veronika; doch ihr Geſicht klärte ſich auf, als Natalie eintrat, das junge Mädchen, das ihr vor der Kirche begegnet war.

„Du hier, Kind?“ fragte ſie verwundert; „iſt mir zwar eine große Ehre, aber ich glaubte dich dieſen Abend in Luſt und Herrlichkeit bei deiner Tante und nicht in einem Altjungfernſtübchen!“ — „Das iſt ja ein Vorzeichen für mich, meinte Melanie,“ ſagte Natalie mit einem leichten Aufwerfen ihrer feinen Lippen. „Nein, im Ernſt, Fräulein Veronika, mir iſt's viel wohler bei Ihnen; ich habe nie die lärmende Neujahrsfeier geliebt.“ — „Allen Reſpekt vor deinem ernſten Sinn, mein Kind,“ ſprach Veronika mit dem warmen mütterlichen Ton, der ſchon viele junge Seelen aufgeſchloſſen. „Aber eben heute hätte ich nicht gedacht, daß du die Einſamkeit ſuchen würdeſt, heute, wo ihr eine Art von Abſchiedsfeſt feiert." — „Eben darum!" ſagte Natalie, die nicht zu den verſchloſſenen Naturen gehörte, mit glühenden Wangen; „das eben iſt's! Ich will mich nicht wegwerfen!"

„Nein, wegwerfen ſollſt du dich nicht, Kind!" redete Veronika mit Nachdruck, indem ſie mit mütterlichem Wohlgefallen die blühenden Züge, die klaren braunen Augen ihres Lieblings betrachtete, die, obwohl keine Schönheit, doch ihren Augen die anmutigſte Erſcheinung dünkte. „Komm, ſetz' dich, trink' Thee mit mir und erzähl' mir, was dich denn fortgetrieben aus dem Kreis der Fröhlichen!" Veronika bediente ihren Gaſt und ſich ſelbſt und fing behaglich an, ihren Thee zu ſchlürfen. Sie war gewiß kein kaltes Gemüt, aber ſie war längſt am Ufer und konnte ruhig zuſehen, wie ein junges Herz noch mit den Wogen rang; wußte ſie doch, daß es nicht ſo leicht Schiffbruch leiden würde.

Natalie hatte wenig Luſt, Thee zu trinken, aber ihr Herz mußte ſie ausſchütten; ſie lehnte ſich in die Ecke des Sofas, hielt die Hände vor ihr Geſicht und begann: „Sie wiſſen ja, daß Rudolf — Herr Normann, wollte ich ſagen —, ſeit er hier iſt, faſt jeden Tag zu der Tante kommt. Ich bin gewiß kein eitles Ding, das ſich einbildet, daß jeder Mann, der ſie von weitem anſieht, ein Auge auf ſie habe. Gewiß, ich hielt mich zurück, mehr, viel mehr vielleicht, als mein Herz gewollt hätte. Ich dachte an nichts weiteres; ich freute mich, ihn zu verſtehen, freute mich des Verkehrs mit einem ſo reich gebildeten Geiſte. Von der Zukunft wollte ich nichts — nicht einmal träumen," ſetzte ſie leiſe hinzu. „Nun kam Normanns ſchnelle Abberufung. Es war mir ein klein wenig bang auf den Abſchied und doch freute ich mich auf den letzten Jahresabend bei der Tante; da ſollten wir noch einmal recht vertraulich beiſammen ſein. — Aber nun kam die Melanie zur Tante, wie ein Wirbelwind, der alles untereinander weht. Bitte, mißverſtehen Sie mich nicht! Ich bin nicht eiferſüchtig, ich habe kein Recht, es zu ſein; Gott weiß, ich wollte ihn ohne Klage an der Seite einer andern ſehen, eines hohen, zarten, ſchönen Weſens, das ſeiner wert wäre! Aber daß er, der edle, ernſte Mann, dem ich nur mit ſtiller Verehrung nahte, mit einem ſo kindiſchen Ding ein ſo kindiſches Treiben anfängt!“ —

„Nun, wenn's Kinderei iſt, ſo wird's ja nicht viel bedeuten,“ meinte begütigend Veronika. „Was für Verbrechen haben ſie denn begangen?“ — „Ach, ſeit ſie da iſt, läßt ſie ihn nicht los und plaudert die dummſten Sachen an ihn hin, und wirft ihm die Katze auf den Schoß und ißt Vielliebchen mit ihm, — ich ſchämte mich für mein Geſchlecht wegen ihres vorlauten Weſens. Er aber, nein, es iſt zu arg, er ſchien noch Gefallen daran zu finden! Er kam zweimal ſo oft zur Tante als ſonſt und geht in all ihre Poſſen ein. — Wir hatten kürzlich ein engliſches Gedicht zuſammen geleſen,“ fuhr Natalie nach einer Pauſe mit leiſer Stimme fort; „Normann erklärte es für unüberſetzbar; ich hatte doch eine metriſche Ueberſetzung verſucht und freute mich, ihm, wenn es Gelegenheit gäbe, meinen Verſuch zu zeigen. Wie ich zur Tante kam, hörte ich ein Geſchrei im Salon; was war es? Normann jagte mit Melanie die Katze herum, welche ſie wie ein Fräulein aufgeputzt hatte, und die davon ganz toll geworden war, — dieſer Mann! Und ſie iſt nicht einmal hübſch,“ fügte ſie kleinlaut hinzu.

„Nein, das iſt ſie nicht,“ verſicherte Veronika, die trotz der großen Erregtheit des jungen Mädchens herzlich über dieſen Schluß lachen mußte; „ſie hat gar nichts als die doppelläufige Flinte, die paar Augen im Kopf, aber ſo ein Paar Augen hat ſchon viel Unheil angeſtiftet. Allen Reſpekt vor den Herren der Schöpfung! Ich will in meinen alten Tagen nicht noch anfangen über die Männer zu ſchimpfen, daß man nicht denke, ſie ſeien ſaure Trauben für mich; aber das iſt doch meine Erfahrung, daß noch nie ein Mädchen zu den gefeierten gehört hat, wenn ſie nicht etwas kokett war. Das thut jedoch nichts. Wo es gilt, fürs Leben zu wählen, ſucht man doch nach echtem

Gold." — „Aber ſo will ich nicht," ſagte wieder erglühend Natalie; „ich will mich nicht in die Reſerve ſtellen laſſen, bis es ſo einem Herrn der Schöpfung gefällt, die Hand nach mir auszuſtrecken. Wenn mein Glück nur um den Preis feil iſt, ſo laß ich's liegen!"

„Du haſt recht, Kind," meinte wieder ernſter Veronika; „ein rechtes Mädchen muß ſich ſuchen laſſen, und ein rechtes Mädchen läßt ſich's nicht reuen, wenn ſie ungefunden bleibt. Da muß ich dir geſchwind eine Stelle von Jean Paul leſen, die mir ſchön und wahr dünkt, obſchon er jetzt aus der Mode iſt." Und Veronika nahm aus einem Schiebfach ihrer Kommode ein altes Heft, in marmoriertes Papier gebunden, wo ſie bald die betreffende Stelle gefunden hatte: „Du Verlaſſene, aber Geduldige, Verkannte und Verblühte! Denke nicht der Zeiten, wo du noch auf ſchönere hoffteſt, und bereue den edlen Stolz deines Herzens nie! Es iſt nicht allemal Pflicht zu heiraten; aber es iſt allemal Pflicht, ſich nichts zu vergeben, auf Koſten des Zartgefühls nie glücklich zu werden, und Eheloſigkeit nicht durch Ehrloſigkeit zu vermeiden."

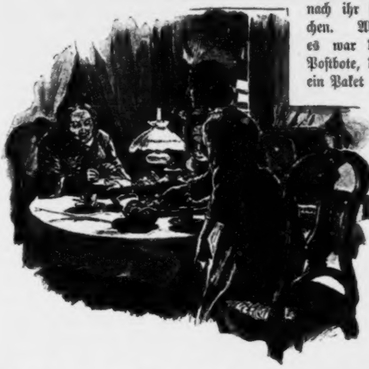
„So gefährlich iſt's nun aber noch nicht mit dir, Kind," ſchloß lächelnd Veronika, indem ſie ihre Blumenleſe wieder verwahrte; „da hat's noch gute Wege mit dem Vergeſſenwerden und Verblühen, obwohl ich mir das zu einer Zeit abgeſchrieben habe, wo mein Herz noch ſo jung war wie das deine."

Natalie ſaß ſtill mit geſenktem Haupt; endlich erhob ſie das glühende Geſicht und ſagte leiſe: „Ach, ich habe noch etwas auf dem Herzen, das mir keine Ruhe mehr läßt; aber — Sie dürfen mich nicht verachten und — auch nicht auslachen." — „Nun, was wird das für ein gefährliches Staatsgeheimnis ſein?" fragte lächelnd Veronika. „Komm, Kind, ich kann auch ernſt ſein; du haſt mich ja lange ſchon an Mutterſtatt angenommen, rück heraus!"

„Geſtern nacht," begann Natalie, die ſich ganz in Schatten geſetzt hatte, „plauderte die alte Nähkatharine noch mit unſrem Gretchen, die ihr, ſcheint's, einen Herzenskummer anvertraut hatte. ‚Ich will dir ſagen,‘ flüſterte Katharine geheimnisvoll, ‚ich weiß dir ein Mittel, wie ein Mann all ſein Leben lang nicht mehr von dir laſſen kann: du darfſt ihm nur drei Tropfen von deinem Blut in einem Getränke beibringen, ſo iſt er dein für alle Zeit.‘ — Ich mußte bei mir lachen über dies Geſchwätz und dachte, warum ſich denn wohl die Katharine nicht ſelbſt eines Herzens verſichert habe mit dieſem Wundermittel. Dieſen Abend vor der Kirche bat mich die Tante, Orangen zu rüſten zum Biſchof für die Nacht; ich ſchnitt mich unvorſichtig in den Finger; da träufelte, ehe ich's verhüten konnte, etwas Blut in die Terrine. Ich dachte daran, alles auszugießen, aber — es wäre ſo ſchade geweſen um den Wein und die ſchönen Orangen! — Ich — ich ließ es, und nun trinken ſie drüben den Biſchof und er auch! — O bitte, glauben Sie gewiß, daß alles Unſinn iſt?“

Veronika war es nicht ganz behaglich; vielleicht vermutete ſie doch eine halb unbewußte Abſicht, die ihr leid that an ihrem Liebling. Doch ſuchte ſie die Aengſtlichkeit wegzuſcherzen und bemerkte lächelnd: „Wie ſchrecklich, wenn nun die ganze Abendgeſellſchaft, den alten Medizinalrat mit eingeſchloſſen, in Liebe zu dir entbrennen müßte!“ — „Ach nein,“ bat Natalie, „lachen Sie nicht! Es iſt gewiß ein Unſinn; oder glauben Sie, daß es Liebeszauber gibt?“ fragte ſie wieder ängſtlich. — „Weiß nicht,“ verſetzte Veronika, ernſthaft und bedächtig den Kopf hin und her wiegend; „es gibt gar ſeltſame Mächte und Gewalten in der Natur und im Menſchenherzen, es iſt beſſer ſie ſchlafen zu laſſen. Ich habe Dinge erlebt, Kind, Dinge, die mich an Liebeszauber glauben laſſen könnten, obwohl er über mich keine Gewalt hatte.“ — „O, welche Dinge?“ fragte Natalie, die ſich gern die eigenen quälenden Gedanken vertrieben hätte. „Bitte, erzählen Sie!“ — „Laß ruhen die Toten!“ ſagte wehmütig Veronika. „Komm, Kind! ich will dir friſchen Thee geben, der deine iſt kalt. Leg du dein Los in Gottes Schoß! — das iſt der beſte Zauberſpruch. Es iſt nicht gut, ſein Schickſal ſelbſt zu machen.“ — „Aber das können Sie mir doch erzählen, die ſeltſamen Dinge, von denen Sie geſagt, ſchon zum Lohn, daß ich ſo ordentlich bei Ihnen bleibe."

Ehe Veronika antworten konnte, klopfte es wieder; Natalie ſah geſpannt nach der Thür, ſie hoffte denn doch im ſtillen, man werde nach ihr ſuchen. Aber es war der Poſtbote, der ein Paket an Fräulein Veronika brachte, das noch heute übergeben werden ſollte.



Diesmal war die Reihe, bewegt zu ſein, an der alten Jungfer. „Woher mag das ſein? Eine ganz fremde Hand, und heute noch zu übergeben?" murmelte ſie, indem ſie ſorgſam die Knoten der Schnur auseinander wickelte, ohne die Schere zu benützen, die ihr Natalie zu ſchnellerer Löſung bot. „Wenn man jung iſt," ſagte ſie lächelnd, „ſchneidet man gern die Knoten durch; als alt nimmt man ſich Zeit dazu." —

Endlich war's geöffnet; ſie faltete die vielen Papiere auseinander: drei weibliche Bildniſſe von verſchiedener Größe und ein ungefaßtes männliches bildeten den Inhalt des Pakets, ein kurzer Brief lag dabei.

„Im Auftrag meines Oheims, des unlängſt verſtorbenen Gutsbeſitzers Bruno Dettloff auf Buchhof, habe ich die Ehre, Ihro Wohlgeboren anbeifolgende Porträts aus ſeinem Nachlaſſe zu überſenden. Da ich aus dieſem Vermächtnis ſchließe, daß Ihro Wohlgeboren zu den näheren Bekannten meines verſtorbenen Oheims gehört haben, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen auch ſein wohlgetroffenes Bild beizulegen, nach einem Gemälde lithographiert. — Infolge eines Wunſches meines Onkels ſollen Sie die Bilder am Sylveſterabend erhalten. Ich hoffe, daß ſie noch rechtzeitig eintreffen.

Habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Ihro Wohlgeboren
gehorſamſter Diener
Oskar Dettloff."

Während Veronika tief bewegt den Brief las, hatte ſich Natalie erlaubt, die Bilder zu muſtern. Einige Aehnlichkeit war unter den drei hübſchen Mädchengeſichtern nicht zu verkennen, ſo verſchieden ſie ſonſt auch wieder waren. Das erſte, ein größeres Paſtellbild, ſtellte in etwas verblichenen Farben ein ſchönes, blühendes Mädchen von ſchlankem, kräftigem Wuchs dar, die lichtbraunen Haare in natürlichen Locken von einem grünen Bande gehalten; das helle Bild hob ein dunkler Waldhintergrund. — Das zweite Bild war ein feines Miniaturbild, die blauſchwarzen Haare in zierlichen Löckchen à la Titus geordnet, die mandelförmigen Augen mit einem Ausdruck ſchmachtender Zärtlichkeit auf den Beſchauer geheftet; die Dame ſchien kleiner, von weicheren, volleren Formen als die erſte. — Das dritte Bild, am ſorgfältigſten in einen ſchönen Goldrahmen gefaßt, eine leichte Skizze, feſſelte den Beſchauer mit dem mächtigſten Reiz; man konnte das Auge nicht mehr abwenden von den feinen Zügen, dem ſinnenden, tief wehmütigen Blick, dem lächelnden Munde.

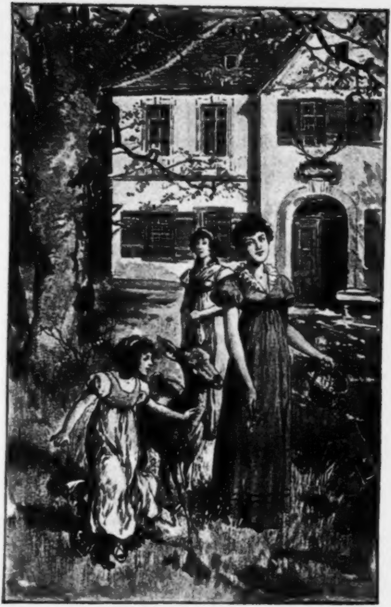
„So, ſo, er iſt tot,“ ſagte Veronika vor ſich hin. „Gott hab' ihn ſelig! der Herr allein kennt die Herzen! Habe lange nichts mehr von ihm gehört; er hat ein langes, einſames Alter gehabt.“ — Sie betrachtete nun die Bilder, eins ums andre mit naſſen Augen; von dem letzten konnte ſie ſich faſt nicht losreißen. „Du biſt's, ja, du biſt's,“ flüſterte ſie wieder und wieder; „ja, ja, du biſt jung geblieben, und ich bin ſo alt geworden, ſo ſehr alt! — Es iſt wunderbar, Kind,“ fuhr ſie zu Natalie gewendet fort, „daß die Bilder gerade heut kommen! Nun muß ich dir am Ende doch noch erzählen, die alte Zeit wird mir ſo lebendig. Komm, leg mir die Bilder in Ordnung daher; gib uns noch ein wenig warmen Thee und leg etwas Holz nach, du ſollſt alles wiſſen!

„Du kannſt wohl kaum mehr glauben, wenn du mich ſo anſiehſt, daß ich auch einmal jung geweſen bin, und doch war ich's, und das recht. Es gab eine Zeit, wo ich mehr geſprungen oder gehüpft bin als gegangen, und wo ich nachts oft eine gute Weil' nicht einſchlafen konnte vor lauter Luſt und Erwartung, was mir alles noch für wunderbare Dinge paſſieren würden. Hätt's damals nicht gedacht, daß ich mir dereinſt mit meiner Mama alten Möbeln ein Stübchen einrichten würde,“ ſchaltete ſie mit gutmütigem Lächeln ein. — „Eine fröhliche Kinderzeit habe ich gehabt, Gott ſei Dank dafür! Das iſt Goldes wert! Mein Vater war Pfarrer in Oberſtaig; ich war das einzige Kind und wuchs auf im Bergwind friſch und geſund wie ein junges Bäumlein. Einſam war ich auch nicht, wenngleich ohne Schweſtern; ich hatte meinen Hofſtaat unter den Bauernmädchen; da iſt ein Pfarrtöchterlein wie eine kleine Prinzeß, oder war's wenigſtens zu meiner Zeit. Man hat damals die Kinder nicht ſo viel gehütet und erzogen. Meine Aufgabe mußt' ich ſtricken, da hätte der Kaiſer nichts davon abbedungen; aber dann hatten wir freie Pirſch in Wieſen und Gärten und trieben uns um bis zum Betglockenläuten.

„Ich muß aber geſtehen, daß meine Dorfgeſpielen nur ein Notbehelf für mich waren; mein Herzenszug ging hinunter einen hübſchen ſteilen Weg durch Büſche und Brombeerranken, auf die grüne Wieſe, über den Steg, der über den klaren Bach führte, hinein in den dunkeln Wald bis zum Förſterhaus.

„Ich bin ſchon lange nicht dort geweſen; aber ich glaube, es gibt in der Welt kein ſo ſchönes Plätzchen mehr, als das Forſthaus war. Es ging nicht tief in den Wald, und doch war es, als habe man die ganze Welt zurückgelaſſen, wenn man vor dem alten Hauſe ankam, ſo ſtill und einſam ſtand's auf dem grünen Grunde mit dem ſtattlichen Hirſchgeweih im Giebel, ringsum ein Kreis von prächtigen, hohen Buchen; es ſoll vor Zeiten ein gräfliches Jagdſchloß geweſen ſein. Selbſt den Weg ſah man nicht mehr, durch den man hineingekommen; es war wie im Feenland. Und wenn die drei ſchönen Kinder des Förſters auf der Steinbank ſaßen, oder ſich auf dem grünen Grunde herumtrieben mit dem zahmen Reh, das ſie zu eigen hatten — kein Bild kann ſo anmutig ſein wie das! — Es geht mir faſt wie meinem ſeligen Vater, der immer behauptete, es gebe gar keine ſo ſchönen Mädchen mehr auf der Welt wie in ſeiner Jugend.

„Zur Zeit, als ich faſt Tag für Tag hinunterſprang ins Forſthaus, beſann ich mich darüber juſt nicht; ich hatte es zunächſt mit Gerda zu thun, der jüngſten von des Förſters Töchtern. Wir waren ein paar luſtige wilde Dinger und trieben uns um wie die wilden Katzen in den Büſchen und auf den Bäumen. Gerda that mir's in allem zuvor; man ſah wohl, daß ſie im Wald aufgewachſen war; ſie war raſch und gewandt wie ein Eichhörnchen, immer voll Poſſen und phantaſtiſcher Stückchen. Einmal mußt' ich mich mit ihr als Zigeunerin verkleiden und den Schweſtern wahrſagen; dann kleidete ſie ſich wieder als eine Waldhexe und erſchreckte alte Weiber, die Holz ſuchten, oder nahm heimlich das lange weiße Kleid ihrer Schweſter Elfriede und erſchien den Kindern, die Erdbeeren ſammelten, als Fee. — Lernen war nicht ihre ſtarke Seite; wenn ſie aber



Und wenn die drei ſchönen Kinder des Förſters ſich auf dem grünen Grunde herumtrieben mit dem zahmen Reh — kein Bild kann ſo anmutig ſein wie das. (S. 100.)

beim Arbeiten einmal angreifen wollte, was freilich nicht oft der Fall war, ſo ging es zweimal ſo gut von ſtatten als bei andern.

„Erzogen wurde ſie eigentlich nicht viel, ſie wuchs auf wie ein wildes Reh im Walde; der Vater, der für all ſeine Kinder weich und gut war, hatte für die Kleine eine blinde Zärtlichkeit. Er war ein ſtiller Mann, der Förſter, und hatte nicht viel von dem rauhen Weſen ſeines Standes. Man erzählte ſich abſonderliche Geſchichten von ſeiner Heirat; man ſagte, ſeine Frau, ein zartes, ſchönes Weſen, ſei ein vornehmes Fräulein geweſen, das er irgendwo entführt habe. Die Kinder ſelbſt wußten davon natürlich nichts. Verwandte ſah man nie bei ihnen; aber etwas Feines und Beſonderes hatten ſie alle, das iſt wahr, und führten auch die eigentümlichen Namen. Die Mutter habe ich nie gekannt; ſie ſtarb bei der Geburt der Gerda, die viel jünger war als die zwei Schweſtern.

„Daß der Förſter den Frauen gefallen hat, konnte man ſchon glauben. Er war ein ſtattlicher, wohlerhaltener Mann, und obwohl ſtiller Art, konnte er doch recht in ſich hinein vergnügt ſein — wenn er ſeine Aelteſte ſchalten und walten ſah mit ihrem ruhigen Anſtand und anmutigen Weſen; wenn Thereſe, ſein Kätzchen, wie er ſie nannte, ſich ſchmeichelnd an ihn ſchmiegte und die wilde Gerda ſo luſtig um ihn herumflog.

„Die Förſterskinder lebten in der Stille für ſich, doch nicht gerade ſo ganz einſam und verborgen wie verwünſchte Prinzeſſinnen. Es war nicht zu weit nach der Stadt, wo ſie ihre Einkäufe beſorgten und gute Bekannte hatten. Gerda erhielt Unterricht mit mir von meinem Vater und vom Schulmeiſter. Viel Umgang liebte aber der Förſter gerade nicht; er war, wie geſagt, ein ſtiller Mann und hütete ſeine Töchter wie ſeinen Augapfel.

„Bei der Elfriede hatte er nun das Hüten nicht nötig, die ging gerade und ſicher ihres Weges; ſie hatte ſo jung ſchon die Sorgen für Haushalt und Geſchwiſter übernommen, und das gab ihr einen ſteten, bedachten Sinn, obwohl ſie hell und heiter drein blickte. Sie wußte immer, was ſie zu thun hatte; Dienſtboten und Taglöhner fragten nur nach der Jungfer, und der Vater war ſtolz darauf, ſeiner Tochter alles überlaſſen zu können. Wir Kleinen hatten gewaltigen Reſpekt vor ihr, obgleich ſie allzeit ſanft und gut war, gar nicht ſo ſtreng gegen Gerda, die wilde Hummel, als dieſe vielleicht nötig gehabt hätte. ‚Iſt's wahr, Elfriede, daß du ſo vorzüglich biſt?‘ fragte ſie einmal Gerda. — ‚Ach geh, ſprich nicht ſo einfältig!‘ — ‚Gewiß,‘ verſicherte die Kleine; ‚alle Leute ſagen, du ſeieſt eben ſo vorzüglich; ich ſagte, ich wiſſe nichts davon.‘ Von da an hieß Elfriede bei uns ‚die Vorzügliche‘.

„Vor Thereſen, der zweiten, war unſer Reſpekt nicht ſo groß; 's kann vielleicht ſein, ſie hätte eher gehütet werden ſollen als Elfriede; ſie hatte gar ein weiches Herz, ihre blauen Augen ſchwammen immer in Thränen, und wußte doch niemand warum; ſie ſpielte Guitarre und ſang rührende Lieder. Wir fügten ihr allerlei Poſſen zu, weil ſie immer ſo zerſtreut geweſen; doch war ſie ein gutes Kind, und da ihr Elfriede zu vorzüglich war, ſo hielt ſie an uns Kinder oft ſchöne Reden über Gefühle, von denen wir nichts wollten und nichts verſtanden.

„Der Förſter hielt darauf, daß ſeine Töchter gute Bücher laſen, obſchon er ſelbſt nicht ſehr beleſen war, und ſchaffte allerlei ſchöne Werke an. Gerda aber las blutwenig; Thereſe verſchaffte ſich aus einer Leihbibliothek Romane und Taſchenbücher für Liebe und Freundſchaft, die ſie auch immer bei ſich trug. Nur Elfriede las hiſtoriſche Werke und Reiſebeſchreibungen, weil ſie ſo vorzüglich war.

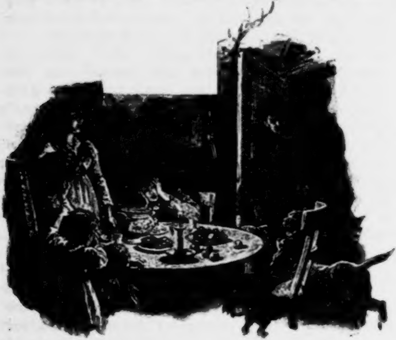
„So zurückgezogen die Mädchen lebten, ſo fehlte es doch nicht an Freiern für Elfriede, die in der That wegen ihrer Vorzüglichkeit in der ganzen Umgegend berühmt war. Und ſchön war ſie auch, wie eine ſchlanke Tanne, friſch und hell. Aber der Förſter that mit ihr koſtbar, und der Elfriede eilte es auch nicht; — ſo zogen ſie wieder ab, und die ſchöne Förſterstochter galt für ſehr ſtolz. Wir waren ein paar kleine, naſeweiſe Mädchen und wollten gar zu gern wiſſen, was wir nicht wiſſen ſollten; ſo brachten wir alles heraus. ‚Du,‘ meinte Gerda, ‚wenn nur die Herren zu meiner Theres kämen! ich glaube, die ſchickte keinen fort.‘ Thereſe war aber damals noch ſehr jung.

„Im Winter konnte ich mit Gerda freilich nicht ſo alle Tage zuſammenſpringen. Da wurde aber der Jubel noch größer; denn nun durfte Gerda oft auf Wochen zu mir heraufkommen, und ſtatt in dem kleinen Bett in der Eltern Schlafzimmer durfte ich dann mit ihr hoch oben in einem großen Himmelbett im Gaſtſtübchen ſchlafen, wo alte geſchwärzte Ahnenbilder hingen; wo wir uns flüſternd Geiſtergeſchichten erzählten und uns nachher ſo entſetzlich fürchteten, daß wir nicht mehr zu atmen wagten und in dem großen Bett ganz eng zuſammenſchlüpften. Gerda war überhaupt ſcheu und furchtſam, ſo luſtig und keck ſie in andern Stücken wieder ſein konnte; ſie fürchtete ſich vor Hexen und Geſpenſtern, vor Gewittern und Stürmen, an denen ich mein Lebtag eine geheime Luſt hatte. Ich höre nie den Sturm dahinbrauſen, ohne daß ich an Gerda denken muß, die er nun längſt nicht mehr ſtört in ihrem tiefen Schlummer.

„Sylveſterabend wurde in dem Familienkreis im Forſthauſe allzeit feſtlich begangen; ſie ſagten, der Förſter habe vor Jahren am Sylveſterabend ſeine junge Frau heimgeführt. Wenn beſonders klares Wetter war, kamen wohl auch meine Eltern herab; einmal aber hatte ich Erlaubnis erhalten, über Neujahr ein paar Tage allein im Forſthauſe zu bleiben, was mich ſehr glücklich machte.

„Es iſt mir, als ſähe ich noch heute die Förſterſtube von jenem Abend vor mir. Es war ein ſchönes, hohes Zimmer, an den Wänden alte Tapeten, auf denen eine Jagd abgebildet war; Rehgeweihe mit Verzierungen ſchmückten die Pfeiler; draußen blickte der Vollmond über die Bäume, und der Wald lag in tiefſter Stille. Im Ofen knatterte ein luſtiges Feuer, und die drei großen Hunde lagen behaglich davor. Auf dem

Tiſch ſtanden Aepfel und Nüſſe, Pfefferkuchen von Weihnachten her und die ſchöngeformte alte Punſchterrine. Oben im Lehnſtuhl ſaß behaglich der Förſter in ſeinem Hausrock mit Marderpelz und beſchaute ſich der Reihe nach ſeine drei Kinder, ſeine Kleinode und ſeines Herzens Luſt. Ich und Gerda hatten uns in ein Eckchen des Kanapees geſchmiegt und plauderten; Thereſe hielt heimlich einen Apparat zum Bleigießen bereit und ſah inzwiſchen ſchmachtend an den Mond hinauf; Elfriede ſtand mit dem Anſtand einer jungen Fürſtin vor der Punſchterrine.



„Da klopfte es raſch, und ohne auf das Herein zu warten, trat ein fremder Mann, in einen Mantel gehüllt, mit einem großen Wolfshund ins Zimmer. Der Förſter fuhr erſchrocken auf, Gerda flog zu ihm und barg ihr Köpfchen an ſeinem Arm; Thereſe ſchrie laut auf, ſelbſt Königin Elfriede ward bleich und ließ den ſilbernen Punſchlöffel ſinken. Am tollſten waren aber die drei Hunde des Förſters; ſie fuhren wie wütend auf den fremden Hund los, der ſich tapfer wehrte. Und da auch noch der Jägerburſch und die Magd aus der Geſindeſtube herbeirannten, ſo gab es ein Rufen, Knurren, Bellen und Kreiſchen, wie ich all mein Lebtage noch nichts gehört habe. Eben dieſer Höllenſpektakel brachte aber den Förſter am ſchnellſten wieder ins Gleis; er ſchrie, donnerte und wehrte an ſeinen Hektor, Wächter und Pollux hin; der Fremde und der Jägerburſch riſſen jeder ſo eine Beſtie am Schwanz, während Gerda und Thereſe immer kläglicher ſchrieen, und als endlich das Getiere auseinander gebracht war, hatte die Motion dem alten Herrn ſo gut gethan, daß er mit lautem Lachen in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank und den Fremden fragte: ‚So, Herr, und wer ſind Sie, mit Erlaubnis, der Sie da ſo mäuschenſtill hereinkommen?‘

„Elfriede hatte ſich auch bald gefaßt und dem Fremden einen Stuhl geboten, der nun Hut und Mantel ablegte und ſich als einen jungen Mann von mehr unterſetzter als ſchlanker Geſtalt, mit etwas dunklem, nicht einnehmendem Geſicht, im ganzen aber als ein gewöhnliches Menſchenkind zeigte. Er ſtellte ſich als den neuen Gutsbeſitzer Dettloff von dem benachbarten Buchhof vor. Der Gegend noch unkundig, hatte er ſich auf dem Heimweg von dem Städtchen im Walde verirrt und bedauerte nun ſehr, daß er zu ſo ungeeigneter Stunde ſeinen Anſtandsbeſuch im Forſthauſe mache und ſolchen Schrecken gebracht habe.

„Man entſchuldigte ſich andrerſeits über dieſen unziemlichen Schreck, man bat den Gaſt, zu verweilen und ſich's bequem zu machen; Elfriede bot ihm Punſch an, der Förſter ſprach zu und belehrte ihn gründlich über die Bodenbeſchaffenheit ſeines neuen Hofs, — aber es wollte nicht mehr recht gehen. Die Hunde wollten nicht Freundſchaft ſchließen; man mußte den Pluto des Fremden einſperren, um Ruhe zu bekommen. Da heulte das Tier fort und fort, was keine ſchöne Nachtmuſik war; Herr Dettloff zeigte ſich nicht ſehr redſelig, und Thereſe hob ihre ſchmachtenden Aeuglein kein einziges Mal auf; ſelbſt

Elfriede, ſonſt ſtets eine freundliche, angenehme Wirtin, ward immer ſtiller, oft zerſtreut, und mußte vom Vater vielfach gemahnt werden, die Gläſer wieder zu füllen, und doch blieben alle ſitzen wie gebannt. Gerda hatte ſchon lange ihr Köpfchen in die Sofaecke gedrückt und ſchlief; ich allein mußte in kindiſcher Neugierde mit weit offenen Augen den Fremden und die ganze Scene anſchauen, immer unter dem leiſen Gefühl, daß etwas Unheimliches vorgehe. Ich konnte aber nicht ſagen, was.

„Endlich ſchlug die große Wanduhr zwölf, langſam, laut und deutlich, da kein Menſch redete. Der Förſter erhob ſich, ſelbſt wie erleichtert. ‚Wir wollen anſtoßen, Herr Dettloff,‘ ſprach er; ‚kommt, Kinder, füllt auch eure Gläſer! Auf gute Nachbarſchaft, Herr, und uns allen ein glückſeliges Neujahr!‘ Der Förſter und ſein Gaſt ſtießen zuerſt die Gläſer zuſammen, da ſprang des Förſters Glas von oben bis unten mit einem ſchrillen Klang. Er ſtellte es totenbleich nieder und ſetzte ſich ohne ein Wort zu reden. Es war nicht das Glück von Edenhall, kein Pokal mit alten Familienwappen; aber es war eine Gabe ſeiner ſeligen Frau geweſen und wurde nur an Feſten gebraucht. Es war künſtlich geſchliffen mit Täubchen und Blumengewinden und trug eine Inſchrift nach Art der damaligen Zeit: ‚Ewig, wie unſre Liebe, ſei unſer Glück.‘ Nachher ſuchte man freilich ſich und den Fremden zu beruhigen — der Punſch ſei zu heiß geweſen, fein geſchliffene Gläſer können heiße Flüſſigkeiten nicht gut ertragen. Aber es war und blieb jedem unheimlich zu Mute.

„Für die Nacht machte man dem Fremden ein Gaſtbett zurecht; in der Frühe zog er ab und bat um Erlaubnis, zu ſchicklicherer Zeit ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen.

„Nach dem gewöhnlichen Brauch, der weniger fein als natürlich iſt, machte jedes über den Abgehenden ſeine Bemerkungen. Thereſe und wir zwei Kleinen, die ſonſt ſelten harmonierten, waren diesmal darüber eins, daß Herr Dettloff eigentlich ein garſtiger Dings und dazu noch ein trutziger ſei; Elfriede ſagte nichts, kein einziges Wort; der Förſter aber ſchalt uns naſeweiſe Dinger; es brauche nicht jedermann ſchön und rotbackig zu ſein; Herr Dettloff habe eine ſaubere Geſtalt, wenn auch nicht ſehr groß, und ſcheine ein geſetzter Menſch zu ſein. Ich glaube aber, Gerda hatte nicht unrecht, wenn ſie mir ins Ohr flüſterte: ‚Du, dem Vater wär's doch recht, wenn er nicht mehr käme.‘

„Aber er kam, er kam oft und viel, ohne beſonderen Vorwand und Ausrede, auch ohne viel zur Unterhaltung beizutragen; aber er kam, bei Tag und zur Abendzeit.

„Wie alles weiter gegangen, kann ich ſo genau nicht mehr ſagen; wir Kinder waren zwar naſeweis, aber doch noch klein und unerfahren und verſtanden nicht, was vorging. Das ſahen wir freilich, daß ihn niemand recht mochte im Hauſe. Die Hunde knurrten, auch wenn er ohne ſeinen Pluto kam. Der Papa, der ſonſt geſprächig ſein konnte mit Fremden, wurde noch einſilbiger als Dettloff ſelbſt; ſie konnten oft halbe Stunden lang miteinander im Zimmer auf und ab gehen, ohne ein Wort zu reden. Gerda ſprang ihm davon; Thereſe las, während er im Zimmer war. Nur ein Geſicht gab es, das errötete, ein Auge, das glänzte bei ſeinem Eintritt: — Elfriede, die Vorzügliche, die allzeit Beſonnene und Tadelloſe, verlor Kopf und Sinne, wenn er in der Nähe war; ſie ſchenkte dem Vater Eſſig ein ſtatt Wein, und gab der Magd eine Lichtſchere ſtatt des Kellerſchlüſſels. — Der Förſter ſah dazu ſelbſt ſo ſauer wie Eſſig. Elfriede ging manchmal mit verweinten Augen umher; wenn die Mädchen wie ſonſt mit der Arbeit auf dem Raſen beiſammen ſaßen, hörte man ſelten mehr ſingen und plaudern; Elfriede war oft abweſend, — es war nicht das alte Leben mehr.

„Was Dettloff gethan, um Elfriedes Herz zu gewinnen, — ich kann dir's nicht ſagen; wie ich überhaupt dieſe ganze dunkle Geſchichte als ein Rätſel mit mir durchs Leben getragen habe. Dettloff hatte nichts von all dem, was ſonſt Frauenherzen gewinnt: nichts Hohes und Ritterliches, nicht den friſchen, gutmütigen Humor, nichts Zartes und Gemütliches, auch nichts

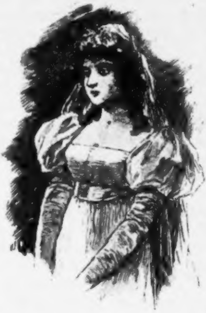
Gewaltiges und Imponierendes. Er war auch nicht, was man ſo einen biedern redlichen Mann nennt, obwohl ich nichts Unredliches von ihm ſagen kann."

„Es iſt wahr," ſagte Natalie, das Bild betrachtend, „in dieſen dunklen Zügen liegt nichts Bedeutendes, nichts Gewinnendes, und doch möcht' ich ſie auch nicht gewöhnlich nennen, — unter dieſen Augen ruht etwas wie ein verſteckter Vulkan — aber mehr zu fürchten als zu lieben." — „Das mag's wohl ſein!" ſeufzte Veronika, „zu fürchten war er freilich; aber ein ſchlechter Mann war er nicht, und doch auch kein glücklicher, o gar nicht!

„Der Förſter, wie ich nachher hörte, hat ſich allerorten nach ihm erkundigt und nichts Schlimmes erfahren. Er war guter Leute Kind aus einem kleinen Fürſtentum, nicht ſehr weit entlegen. Er ſei ein wilder Student geweſen, Juriſt, glaub' ich. Da es nun nicht gut zum Examen reichte und er daheim nichts andres anfangen mochte, hatte ihm ſein Vater den Buchhof bei uns gekauft. Der Hof war gut und wurde ordentlich bewirtſchaftet, wenn der Herr ſelbſt auch viel abweſend war. Er hatte gute Dienſtboten und ſie waren ihm anhänglich, obwohl er, wenn auch nicht hart oder ungerecht, doch unfreundlich gegen ſie war. Man ſagte, daß beſonders die weiblichen Dienſtboten, wenn er auch noch ſo wenig mit ihnen machte, für ihn durchs Feuer gegangen wären und ſeinen Nutzen beſſer hüteten als er ſelbſt." — „War er ein gebildeter Mann?" fragte Natalie dazwiſchen. — „Ich glaube ja, wenn ich auch kaum ſagen kann, warum. Er hat ja viel geleſen, ſprach aber nie darüber; er galt allgemein für ſehr geſcheit, und doch wüßte ich dir nicht eine bedeutende Aeußerung von ihm zu ſagen.

„Der Förſter war trotz allem nicht geneigt, ihm die Krone ſeines Hauſes anzuvertrauen. Gerda erzählte mir, Dettloff ſei lange bei dem Vater geweſen; dann ſei er in heftigem Zorn fortgeritten, ohne jemand zu grüßen; ſein Geſicht ſah ſo dunkel, wie wenn ein Wetter heraufzieht. Seither komme er nicht wieder. — Elfriede ging von da an gar ſtill umher, immer bleich mit verweinten Augen; es that weh, ſie anzuſehen.

„Es war vielleicht ein Vierteljahr nach dieſem Auftritt, als Gerda eines Abends atemlos zu mir heraufkam: ‚Nun, Bronele, ich hab' etwas, was du nicht haſt. Rat' einmal, was?‘ Ich riet lange vergeblich an allerlei Herrlichkeiten herum, bis Gerda rief: ‚Einen Schwager hab' ich, einen Schwager! Meine Elfriede iſt Braut.‘ — ‚Mit Dettloff?‘ fragte ich verwundert. — ‚Ach ja,‘ ſagte Gerda altklug und entſchuldigend; ‚es iſt uns gerade nicht beſonders lieb; aber vielleicht wird ſie jetzt wieder vergnügt, weil ſie ihn doch ſo gern hat.‘ Sie war noch ein Kind, meine gute Gerda, und ein Schwager war etwas Neues. — So war nun Elfriede Braut, aber vergnügt iſt ſie nicht wieder geworden. Es wurde Ausſteuer zugeſchnitten und emſig genäht; der Buchhof aufs ſchönſte hergeſtellt. Am Hochzeitstag kamen berittene Bauern der Gegend, um der ſchönen Braut das Geleite zu geben; aber Elfriede, die blühende Waldroſe, war nun zur weißen Roſe geworden. Ich hatte mir immer unter einer Braut etwas ganz Wunderbares, Herrliches gedacht; aber als ich Elfriede daſitzen ſah in dem weißſeidenen Kleid, ſo bleich und zitternd, wie ihr Thereſes Hand den Kranz in die Locken heftete, da dachte ich eher an eine Sterbende als an eine Braut.



„Gerda kam oft zu der Schweſter auf den Buchhof, ich durfte ſie manchmal begleiten. Wir freuten uns ſehr, als wir nicht zu lange nachher in neuen weißen Kleidern Elfriedes erſtes Kindlein zur Taufe tragen durften; ich habe aber nie eine junge Mutter ſo weinen ſehen. Es iſt nicht gut davon zu reden. — Elfriede ging ſelten aus, man rühmte ſie als ein Muſter von Fleiß und Emſigkeit, von unermüdeter Pflichttreue. Ich ſah ſie faſt nie mit ihrem Gatten beiſammen, aber ich machte mir darüber keine Gedanken; wir Mädchen waren wieder heiterer als in der letzten Zeit vor der Hochzeit. Nur einmal fiel mir ein, Gerda zu fragen: ‚Du, iſt denn jetzt deine Elfriede vergnügt?‘ Da ſah ſie mich mit einem Blick an, wie ich ihn nie bei einem Kinde geſehen, einem Blick voll tiefen, glühenden Haſſes, und ſagte: ‚Weißt du, was die Hölle iſt? Das iſt ein Leben, wie es meine Elfriede hat.‘

„Ich vergeſſe das Entſetzen nicht, das mir die wenigen Worte erregt; es war mir der erſte Einblick in die Nachtſeite des Lebens. ‚Aber hat ſie denn ihren Mann nicht mehr gern?‘ fragte ich ängſtlich. — ‚Das weiß ich nicht, ich glaube eher zu lieb,‘ verſetzte traurig Gerda; ‚aber ich weiß nur, daß ſie ſehr unglücklich iſt; vielleicht plagt ſie ihn auch, weil ſie ihn ſo arg lieb hat, aber er! O ſieh, ich könnte ihn umbringen, wenn ich ſehe, wie er zornig und hart iſt gegen meine Elfriede!‘ Und Gerda war ſonſt nie zornig oder heftig; ſie war überhaupt ſtiller und ſanfter geworden, ſeit ſie ſo viel zu Elfriede kam, die oft krank war.

„Ich fragte Gerda von da an nie mehr nach der Schweſter; aber bald darauf hörte man, daß Elfriede aufs neue ſchwer erkrankt ſei. Thereſe, die ſonſt gar nicht gern in des Schwagers Haus kam, ging zur Pflege hinüber; auch der Förſter beſuchte jetzt oft ſeine Lieblingstochter; Dettloff blieb meiſtens daheim, und man hörte rühmen, daß er die kranke Frau treulich pflegen helfe. — Im Frühling ſtarb ſie. Der Förſter hatte ſich nach dem Tode ſeiner Frau einen eigenen Begräbnisplatz im Walde umzäunen laſſen; er bat, auch die Tochter dort begraben zu dürfen. So trugen ſie den Sarg herüber an einem ſchönen Maimorgen; alle Vögel ſangen zuſammen, ſo luſtig, als ob's ein Hochzeitsfeſt wäre. Der Sarg wurde von Dettloffs Arbeitern getragen; auf dem grünen Raſen vor dem Forſthauſe ſetzten ſie ihn nieder und machten noch Guirlanden von grünem Eichenlaub herum. Thereſe weinte zum Verzweifeln; Gerda weinte nur leiſe und flüſterte mir ins Ohr: ‚O, ſie hat vergnügter ausgeſehen im Sarge als an ihrer Hochzeit, und denke, ſie hat ihren Mann doch noch lieb gehabt bis in den Tod; o, ſie war ſo glückſelig, als er ſie pflegte!‘

„Vom Forſthaus bis zum Grabe trugen die Jäger den Sarg. Dettloff war mit geſenktem dunklem Antlitz hinter der Bahre geſchritten; ehe ſie ſie wieder aufhoben, beugte er ſich tief, tief auf den Sarg und rief, nicht laut, aber wie aus der innerſten Seele: ‚O, ich habe dich doch lieb gehabt! weiß Gott, ich habe dich doch lieb gehabt!‘ Als er ſich aufrichtete, trat der Förſter zu ihm, bot ihm die Hand und ſagte: ‚Wir wollen keinen Groll vom Grabe mitnehmen.‘

„Im Forſthaus ging es wieder die alten Wege, wenn auch nicht mehr ſo fröhlich wie vor Zeiten. Thereſe war gar ein hübſches Mädchen geworden; ſie that dem Vater zulieb, was ſie konnte, wenn auch vielleicht ihre ſchwimmenden Aeuglein ſonſt noch herumſtreiften. Dettloff kam bisweilen herüber, aber nicht oft. Gerda und ich waren nun vierzehn Jahre alt geworden, und wenn Thereſe niemand anders hatte, ſo hielt ſie immer noch zu Zeiten ihre ſchönen, gefühlvollen Reden an uns. Auf den Hof hinüber kamen der Förſter und Thereſe nur noch einmal, als Elfriedes einziges Töchterlein ſtarb; ſie legten es in ſeiner Mutter Grab.

„Eines Abends kam ich mit Gerda vom Berg herunter; da begegnete uns Thereſe an Dettloffs Arm. Sie wurde etwas rot und verlegen und ſagte zum Schwager: ‚Ich will jetzt mit den Kindern zurückgehen,‘ und kehrte mit uns um. Gerda hatte dem Schwager einen trotzigen Haß bewahrt; ſie mochte ihn kaum grüßen, und fragte Thereſe vorwurfsvoll: ‚Und du begleiteſt ihn noch?‘ — ‚O, er iſt ſo einſam, ſo allein!‘ meinte Thereſe ſchmachtend. — ‚Mag er's ſein!‘ ſagte trotzig Gerda, ‚hat er's doch nicht anders gewollt.‘ — ‚Aber du weißt,‘ verſetzte Thereſe entſchuldigend, ‚wie gut er war gegen Elfriede in den letzten Zeiten.‘ — ‚Was hilft mich das, wenn mich einer ins Waſſer ſtürzt und er zieht nachher meine Leiche noch ſo ſanft ans Land?‘ rief die unerbittliche Gerda. Thereſe ſeufzte und war ſtill.

„Nicht lange aber ſtand es an, ſo kam Gerda in großer Aufregung zu mir: ‚Du, Veronika, denke, Dettloff iſt geſtern bei meinem Vater geweſen und hat um meine Thereſe angehalten!‘ — ‚O, das kann nicht ſein!‘ — ‚Gewiß, ich hab' es gehört; der Vater aber gab ihm ganz kurzen Beſcheid: ‚Mit meinem Willen nun und nimmermehr!‘ Dettloffs Geſicht war wie die ſchwarze Nacht, als er vom Vater ging; o, ich würde mich zu Tode fürchten, wenn ich allein mit ihm ſein müßte! In der Nacht, als ich ſchon zu Bette war, hat der Vater noch lange mit Thereſe geſprochen; ich verſtand aber nicht was. Sie ſagte nicht viel, ſie weinte und ſchluchzte nur bitterlich, noch lange in die Nacht hinein.‘

„Wir hatten viel zu thun, bis wir in tiefem Geheimnis unſre Vermutungen und unſer maßloſes Erſtaunen austauſchten, daß Thereſe, die ſonſt am heftigſten auf den Schwager erbittert war, ihn im Ernſt lieben könne. Als wir aber wieder einmal abends im Wald herumſtreiften, da ſahen wir plötzlich auf einer verborgenen Ruhebank unter einer Buche — dort war früher Elfriedes Lieblingsplätzchen geweſen — Thereſe und Dettloff ſitzen. Thereſe, die freilich allzeit thränenreich war, lehnte dicht an ihm und weinte wieder einmal ganz zum Herzbrechen. Er ließ ſich ſcheint's den Jammer ziemlich ruhig gefallen; ich hörte nicht, daß er viel gethan hätte, um ſie zu beruhigen; er murmelte nur ſo ein wenig an ſie hin. Da brach auf einmal zwiſchen den Büſchen der alte Förſter hervor, alt war er geworden ſeit Elfriedes Tod. Wir zwei Verborgene zitterten und bebten, und fühlten wohl, daß es keine Scene war für uns. Thereſe war ganz vernichtet und rief flehend: ‚Ich wollte ja nur Abſchied nehmen, nur Abſchied nehmen!‘ Dettloff war aufgeſprungen. Er kam mir, Gott verzeih mir den Vergleich, faſt wie ſein großer Wolfshund vor, der nicht wußte, ob er knurren oder beißen oder davonlaufen ſolle. — ‚Komm mit mir heim, Thereſe!‘ ſagte der alte Förſter mit erzwungener Ruhe; ‚gute Nacht, Herr Dettloff!‘ — Wir zwei ſchlichen uns verſtohlen davon und hatten nicht mehr Luſt zu lauſchen.

„Bald darauf hieß es, Thereſe ſei Braut; viel Freude kam aber mit der Brautſchaft nicht ins Haus, noch weniger als früher bei Elfriede. Thereſe war doppelt zärtlich gegen ihren Vater, der ſich's ruhig gefallen ließ. Als ſie ihn einmal ſchüchtern ſchmeichelnd fragte: ‚Ach, Väterchen, haſt du denn gewiß auch gern Ja geſagt?‘ — da verſetzte er kurz: ‚Frage mich nicht! ich habe Ja geſagt, um größeres Unheil zu verhüten.‘ — So thränenreich Thereſes Brautſtand war, ſo war ſie doch eine ungemein zärtliche Braut; ihre Zärtlichkeit war viel ſichtbarer, als einſt die der armen Elfriede. Auch verſäumte ſie nicht, ſich für recht ſchönen Hochzeitſtaat zu ſorgen; meine Mutter, die früher Elfriede bei ihrer Ausſteuer beraten hatte, meinte, es ſei doch zu hoffärtig für eine Förſterstochter und ſehe mehr einem Ballſtaat, als einem Hochzeitgewand gleich. Aber wahr iſt's, das himmelblaue Atlaskleid mit leichtem Spitzengrund darüber und der volle Myrtenkranz ſtanden ihr ſchön, und wenn auch etwas bleich, ſo war ſie doch eine vergnügtere Braut als Elfriede.

„Die Hochzeitgeſellſchaft war nicht groß und die Vergnüglichkeit war auch nicht beſonders; der Förſter und der Bräutigam waren beide ſtill, einer wie der andre. Wir leichtſinnigen jungen Mädchen freuten uns, daß wir diesmal als rechte Brautjungfern mit Blumen in den Haaren auftreten durften; aber ein gedämpfter Ton lag auf allen. — Als Thereſe von ihrem Vater Abſchied nahm, weinte ſie wieder ſo ganz bitterlich, daß ich in meiner Einfalt denken mußte, warum ſie denn doch nicht lieber bei ihm daheim geblieben ſei. ‚Gib mir deinen Segen!‘ —

bat ſie; ‚o Vater, gib mir deinen Segen! Gibſt du mir ihn denn auch von Herzen?‘ — ‚Von Herzen, Kind,‘ ſagte der alte Förſter mit unendlich betrübtem Ton; ‚verhüte Gott, daß ich dir meinen Segen vorenthalte! du haſt ihn nötig. Geh in Gottes Namen!‘

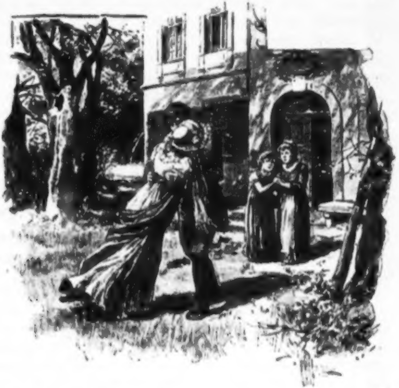
„Einmal ſah ich Thereſe in einem neuen ſchönen Gefährt ausfahren mit Dettloff; ſie war ſehr ſchön geputzt und ſah vergnügt aus, aber die Freude muß nicht lange gedauert haben. Wenn ich Gerda nach ihr fragte, ſo wurde ſie betrübt und ſchüttelte den Kopf; herüber kamen ſie nicht viel. — Wir zwei Mädchen lebten einträchtig wie immer zuſammen; der alte Herr hatte eine unendliche Liebe zu ſeiner Einzigen, wie er nun Gerda nannte, auch wuchs aus der ſchwarzen Walddroſſel ſo ganz allmählich ein ſchönes Mädchen heraus; es war wieder eine gute Zeit, aber nicht lange. Den Tag über mußten wir hübſch ſtill ſitzen bei meiner Mutter und nähen lernen; abends begleitete ich dann Gerda heim und blieb mit ihr und dem Vater auf dem grünen Raſen, bis der helle Mond herauf kam. Sie und ihr Vater begleiteten mich dann wieder zurück bis zum Waldrande, und ich hüpfte vollends unſern Berg hinauf. Furcht kannte ich nicht, Gerda aber war immer ein ſcheues Täubchen.

„Wie wir nun einmal vor dem Forſthauſe ſaßen am ſchönen klaren Sommerabend, da brach es durch die Büſche wie ein ſcheues Wild. Wer aber da hereinflog, verſtört und atemlos, das war Thereſe, in Hut und Shawl, doch alles nur ſo eilig um ſie herumgewickelt. Mit all der Heftigkeit, die unter ihrem ſanften Weſen verborgen lag, warf ſie ſich ihrem Vater um den Hals: ‚Nimm du mich wieder, Vater, nimm dein unglückliches Kind wieder heim! Ich gehe nicht mehr zurück, nein, um keine Welt!‘

„Der Förſter ſah nicht halb ſo entſetzt und erſtaunt aus wie wir, nur ſehr traurig. ‚Das dacht' ich wohl,‘ ſagte er langſam; ‚komm, ſteh auf, Thereſe! Gerda, führe deine Schweſter in euer Stübchen! Leg dich zu Bette, Kind,‘ redete er ſanft zu Thereſe weiter; ‚leg dich zu Bette, du biſt ſo aufgeregt!

Gerda, geh mit ihr!' Ich wagte nicht mitzugehen; ich mochte mich nicht rühren, um den alten Mann nicht zu ſtören, der nur langſam den Kopf hin und her wiegte und murmelte: ‚Das wußte ich wohl!'

„Nicht lange nachher hörten wir den Wolfshund bellen, und ihm nach kam Dettloff, in großer Erhitzung und ſtark atmend. ‚Iſt meine Frau hier?' fragte er heftig. — ‚Ja,' verſetzte der Förſter ruhig, ohne aufzuſtehen. — ‚Ich bitte, veranlaſſen Sie ſie mit mir zurückzugehen!' ſagte Dettloff; ‚ich will den Skandal nicht weiter treiben, den ihre maßloſe Heftigkeit ſchon veranlaßt hat. Sie ſoll mit mir zurück. Muß ich Ihnen erſt mein Wort geben, daß Ihre Tochter nichts zu fürch-



ten hat unter meinem Dach?‘ fuhr er mit ſteigender Heftigkeit fort. ‚Sie wird mich der Härte, der Rauheit anklagen; aber ſie wird verſchweigen, wie ſie mich gequält hat mit maßloſer, grundloſer Eiferſucht, die ſchon der Dämon zwiſchen mir und Elfriede war; ſie wird verſchweigen, welch leidenſchaftliche Natur in dieſer Taube ſteckt! Ich will mein Weib zurück!‘ ſchloß er faſt drohend und ſeine Miene ward wie der Wetterhimmel.

„‚Wir wollen nicht miteinander hadern,‘ ſagte der Förſter, indem er aufſtand, mit der alten traurigen Ruhe. ‚Ich habe kein Recht mehr dazu; ich bin ein ſchwacher Vater, ich habe meine armen mutterloſen Kinder nicht ſchützen können. Sie haben ein Recht, Ihr Weib zu fordern; aber,‘ ſchloß er mit ſichtlich ſchwerer Ueberwindung, ‚ich bitte Sie, ſie noch hier zu laſſen, ſie iſt krank.‘ — ‚Kann ich ſie ſehen?‘ — ‚Nicht jetzt.‘ — ‚Bruno!‘ rief mit ſchwachem Tone aus dem obern Zimmer Thereſe, welche die Stimme gehört hatte, ‚Bruno, komm!‘ — Gerda kam herunter, ganz bleich und finſter blickend. ‚Thereſe will dich ſprechen,‘ ſagte ſie kurz und trocken zu Dettloff und ſetzte ſich zu ihrem Vater. Dettloff ſtieg hinauf und blieb lange oben; der Förſter ſprach in der Zeit nichts, er ſchüttelte nur hie und da den Kopf.

„‚Thereſe iſt wirklich krank!‘ ſprach Dettloff herabkommend. ‚ich will heute noch den Arzt ſchicken und morgen wieder nach ihr ſehen.‘ Er entfernte ſich mit ſtummem Gruß; wir gingen hinauf zu der Kranken, die in ſtarkem Fieber lag und Dettloffs Namen abwechſelnd mit heftigen Vorwürfen, dann wieder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit rief.

„Thereſe hat ihres Vaters Dach nicht wieder verlaſſen. Das Fieber war ein hitziges, dann wurde es ein ſchleichendes; ſie ſtand nicht mehr vom Bette auf. Dettloff kam faſt täglich, ſie zu beſuchen, ſie erwartete ihn mit ängſtlicher Sehnſucht; — es kam kein Wort des Vorwurfs mehr über ihre Lippen; ſie ſchaute ihn glückſelig an, wenn er kam, und ließ ſeine Hand nicht los bis zum Abſchied. — Es dauerte nicht lange. Es war Frühling geweſen, als ſie kam; in den erſten Herbſttagen ſtand wieder ein Sarg auf dem grünen Raſen. Diesmal reichten ſich der Förſter und Dettloff keine Hand, ſtumm und geſenkten Hauptes geleiteten ſie die Bahre.

„Es folgte eine traurige Zeit und ich mußte mich oft recht beſinnen auf die fröhlichen Tage, die wir ſonſt im Forſthauſe gehabt. Der Förſter kam einmal zu meiner Mutter, um mit ihr wegen Gerda zu reden. ‚Sie ſollten das Mädchen ein wenig hinaus thun, Herr Huber,‘ meinte meine Mutter; ‚ſie hätte noch manches zu lernen, und es iſt wohl auch beſſer, ſie lernt das Leben außerhalb des Waldes kennen.‘ — ‚Sie haben recht, Frau Pfarrerin,‘ antwortete der Förſter; ‚bei mir iſt's gar zu traurig für das Kind, und — vielleicht hätte ich meine Mädchen noch, wenn ſie Leute und Leben beſſer gekannt hätten, als es unſre Einſamkeit möglich machte. Gerda hat eine vornehme Tante. Wir ſtanden ſonſt in keinem Verkehr, — aber ſie ſchrieb mir nach dem Tode meiner zweiten Tochter; ich könnte mich entſchließen, ſie zu bitten, meine Gerda für einige Zeit aufzunehmen.‘ — ‚Thun Sie das, Herr Förſter! aber Sie werden ſehr allein ſein.‘ — ‚Sehr! wer weiß übrigens, ob ich nicht auch einſam würde, wenn ich das Kind dabehalte!‘

„So kam denn Gerda zu der vornehmen Frau Tante. Da ich ſchmerzliches Heimweh nach ihr hatte, beſchloſſen die Eltern, mich in die hieſige Stadt zu thun, wo meine Großmutter lebte, die mich ſehr lieb hatte. Da lernte ich denn allerlei: Kleidernähen und Putzmachen, ein bißchen Franzöſiſch und ſogar Tanzen. Bei der Großmutter war ich ſehr gern; aber es fiel mir ſchwer, daß ich nicht wie daheim frei in der ſchönen Gegend herumſtreifen durfte.

„Im Herbſt kam ich nach Hauſe, da mein Vater viel unwohl war. Gerda war noch fort. Ich beſuchte gar manchmal den einſamen Mann im Forſthauſe, und er kam oft zu uns herauf ins Pfarrhaus. Mein Vater hatte einen Vikar nehmen müſſen; er hieß Heller und war ein Bauernſohn aus der Nachbarſchaft; aber auf ſeine Züge und in ſeine Seele hatte der

Herrgott ſelbſt den Adelsbrief geſchrieben. Er zeichnete ſehr ſchön und gab mir Unterricht. Abends brachte er immer etwas zum Leſen, — der Winter wurde mir gar nicht lang, obgleich Gerda nicht da war.“

Es ſchien Natalie, als ob die Stimme der Fräulein Veronika ſtocke, die ſeither faſt ohne Unterbrechung fortgeſprochen hatte. Sie ſchob das langherabgebrannte Licht hinauf, ſtellte eingemachte Früchte auf den Tiſch und fragte: „Aber, Kind, ich komme da ſo lang, ſo lang ins Schwatzen; es wird dir doch langweilig, willſt du nicht jetzt zu deiner Tante?“ — „O nein, nein!“ verſicherte eifrig das junge Mädchen, „es vermißt mich niemand. Bitte, bitte, fahren Sie fort!“ — „So geht's,“ ſagte Veronika; „ich wollte dir's nur in der Kürze erzählen; aber wie ich nun wieder hineinkomme, wird mir alles lebendig, als ob's heut geſchehen wäre.

„Im Frühling ſtarb Gerdas Tante und ſie kam wieder zurück wie ausgetauſcht, die luſtige Walddroſſel. Ich ſage dir, wie eine Prinzeſſin war ſie, ſo fein und ſchön; aber ihre wunderſchönen veilchenblauen Augen blickten noch ſo treuherzig wie immer, und wenn ſie gleich ganz anders ſprach als früher, ein reines Hochdeutſch, ſo war doch, was ſie ſagte, gut und lieb wie ſonſt; es war die alte, getreue Gerda noch.

„Natürlich kamen wir Mädchen jetzt oft und oft wieder zuſammen; es war ein neues Leben im Waldhauſe aufgewacht; auch der Förſter verjüngte ſich mit ſeinem Kinde. Der Vikar begleitete mich gar manchmal hinunter oder holte mich ab. Er war erſtaunlich beſorgt, mich den Weg nicht allein gehen zu laſſen; — ach, ich wußte ſo wohl, was ihn hinunter zog! Der Menſch war wie verzückt; ſeine Predigten wurden immer ſchöner und feuriger; daneben ſchrieb er auch eine Menge Verſe, die nicht ins Geſangbuch gehörten.

„Gerda ſchien es nicht zu merken, daß ſie ihm als ein neuer Stern aufgegangen war. Sie war ſtiller geworden als ich, ſanfter, zurückhaltender, aber doch heiter und kindlich dabei. Der Förſter wollte Staat machen mit ſeiner ſchönen Tochter;

er ging mit ihr auf Maienfeſte, Bälle und Landpartien rings in der Gegend. Ich durfte manchmal auch mit; Gerda wollte nicht ohne mich gehen und die Mutter war nachſichtig. Da traf ſie denn auch einmal wieder mit ihrem Schwager Dettloff zuſammen, der ſeit Thereſes Tod nie mehr ins Forſthaus gekommen war. Er grüßte ſie mit wenigen Worten und bot ihr die Hand; die ihrige zitterte, als ſie ſie in die ſeine legte, und ſie war blaß und befangen. Von da kam er je und je wieder ins Forſthaus, ſo einſilbig wie er immer geweſen. Viel Ermutigung fanden ſeine Beſuche bei dem alten Herrn nicht.

„Gerda und ich hatten uns ſo lieb wie früher, und doch war mir's oft, als ſtehe ein Schatten zwiſchen uns. Ich traute meinem eigenen Herzen nicht recht und meinte oft, es kränke mich, daß ſie dem Heller ſo viel beſſer gefalle als ich, und das war doch ſo natürlich.

„Einmal war ein ſchöner, milder Abend, ſo recht ein Abend, wo Herzen aufgehen. Ich ſaß mit Gerda an unſrem allerliebſten Plätzchen, in einem Waldthälchen auf einer kleinen Brücke, unter der ein verſtecktes Bächlein hinrieſelte. Heller hatte mir ſein Herz aufgeſchloſſen, ſeine unendliche Liebe für Gerda, und mich gebeten, ſeine Fürſprecherin zu ſein; ich ſuchte nur nach dem rechten Augenblick.

„‚Wie ſchön iſt's hier!‘ ſagte Gerda leiſe und innig, ‚nachdem wir lange in tiefen Gedanken ganz ſtill dem Waſſer nachgeblickt: ‚o, ich möchte mein Lebenlang nicht weg von hier!‘ — ‚Du kannſt noch nicht wiſſen,‘ entgegnete ich ſcherzend, ‚an welchem Ende der Welt dein Hüttchen gebaut iſt!‘ — ‚Das ſteht ſchon lange,‘ ſprach ſie ruhig und beſtimmt und ſah mir voll in die Augen. — ‚Wo, o ſage wo?‘ rief ich faſt ängſtlich in banger Ahnung. — Sie deutete mit der Hand hinauf nach der Gegend, wo der Buchhof lag, ganz ſtill, wieder mit dem ſeltſamen, wehmütigen Lächeln. — ‚O, ich bitte dich, das iſt nicht dein Ernſt!‘ ſagte ich erſchrocken; ‚wer könnte dich zwingen, den Dettloff zu nehmen, der viel älter iſt als du, und mit dem deine Schweſtern ſo unglücklich geweſen ſind?‘ — ‚Gewiß niemand,‘ verſetzte ſie leiſe und mit derſelben Ruhe; ‚ich fürchte eher, ich werde es am Ende erzwingen müſſen.‘

„Ich war jung und warmherzig, achtlos auf Klugheit und äußere Rückſichten; ſo goß ich denn mein volles Herz bei ihr aus. Ich erinnerte ſie an die traurige Ehe ihrer Schweſtern, an ihren frühern Widerwillen gegen Dettloff, an ihre heißen, bittern Klagen über ihn, und beſchwor ſie, von dieſer undenkbaren Idee abzuſtehen. Sie blieb unbewegt, ſanft, faſt traurig, aber feſt. ‚Ich kann nicht anders; — und er hat gewiß nicht umſonſt ſo viel gelitten,‘ war ihre ganze Antwort.

„‚Aber weißt du,‘ rief ich außer mir, ſicher, daß ich damit die Sache entſcheide, ‚weißt du, welch edles Herz dir eine erſte, reine, unentweihte Liebe zu Füßen legt, eine Zukunft voll Friede und Freude? weißt du, daß Heller dich liebt?‘ — ‚Das thut mir leid!‘ ſagte ſie wehmütig, ‚ich hatte das nicht gewollt und hatte mir's anders ausgedacht. Doch,‘ fügte ſie heiterer hinzu, ‚er wird ja nicht ſterben; man ſtirbt nicht mehr an der Liebe heutzutage. Mit mir iſt's nichts, ich muß dem Zuge meines Herzens folgen.‘ — Was ſollt' ich thun? Ich war nicht überzeugt, o gar nicht; aber ich wollte ihr das Herz nicht noch ſchwerer machen; ich war ſelbſt bange, wie es ihr Vater aufnehme.

„‚Ach ſieh, Gerda, ich will dich nicht betrüben,‘ fing ich noch einmal an; ‚aber glaubſt du denn, daß du glücklich mit ihm werden wirſt?‘ — ‚Das weiß ich nicht,‘ entgegnete ſie einfach; ‚aber ich weiß, ich wäre noch viel, viel unglücklicher, wenn ich nicht die Seine würde.‘

„Mir war das Herz unbeſchreiblich ſchwer; ich bat ſie endlich um Erlaubnis, es meinen Eltern ſagen zu dürfen; ſie hatte zu beiden, beſonders zu meinem Vater, ihrem Religionslehrer, großes Vertrauen und gab es zu. Aber auch ſeine Vorſtellungen glitten machtlos ab. ‚Ich weiß nicht, ob es mein Glück iſt,‘ blieb ihre ſtete Antwort, ‚aber ich weiß, daß ich nicht anders kann.‘

„‚So verſprich mir wenigſtens, mein teures Kind, daß du nichts ohne Wiſſen und Willen deines Vaters thuſt,‘ bat ſie mein Vater, ‚und das eine noch, Kind: daß du recht von ganzem Herzen dein Geſchick in Gottes Hand legſt! Glaubſt du,‘ fragte er ſie, ‚daß der Bund deiner Schweſtern wirklich im Aufſehen auf Gott geſchloſſen wurde?‘ — Gerda ſchüttelte traurig den Kopf. ‚Ich glaube kaum,‘ meinte ſie leiſe, ‚obwohl Elfriede gut und fromm war, auch Thereſe. Aber der meine ſoll es werden!‘ ſetzte ſie freudiger hinzu, ‚ſo wird uns auch der Segen nicht fehlen. O lieber Herr Pfarrer, ich möchte ſo reich an Frieden und Segen werden, daß ich ihm davon mitteilen könnte!‘

„Man mußte ſie ihre Wege gehen laſſen. Der arme Heller ſah ſich die Augen faſt blind nach ihr; noch manch andres junges Blut hätte gern geworben um des Förſters einziges, ſchönes Töchterlein: ſie ſah es nicht. Sie wollte auch nicht mehr tanzen, ſo heiter ſie ſonſt ſein konnte; es mache ihr Bruſtſchmerzen, ſagte ſie. So traf ſich's, daß ſie und Dettloff bei ländlichen Ausflügen meiſt beiſammen ſaßen, — ein ſeltſames Paar — ſie wie der lichte blühende Frühling, — er wie ein recht dunkler, trüber Herbſttag. Ich hatte einmal ein Bild von Pluto und Proſerpina geſehen, das fiel mir immer bei den beiden ein.

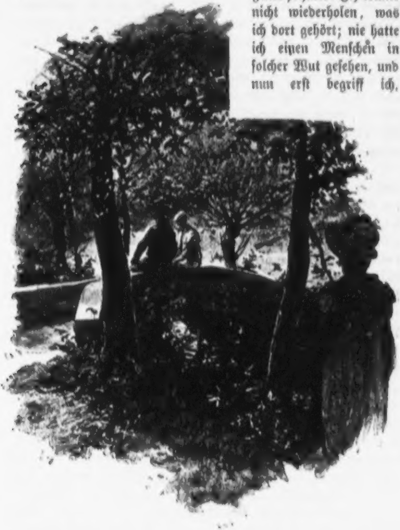
„Weder Dettloff noch Gerda hatten recht den Mut, mit dem Vater zu reden. Es ſcheint, dem Förſter gingen ſelbſt die Augen auf und er ſprach mit Gerda. Sie war von Kind auf ſein verzogener Liebling geweſen; diesmal aber ſprach er mit dem ganzen Ernſt des Vaters und erklärte ihr feſt, daß er nun und nimmermehr in dieſe Verbindung willigen werde. — ‚Es iſt genug an zwei!‘ rief der alte Mann im Ton des tiefſten Jammers. — ‚Aber, lieber Vater, wenn er an den beiden gefehlt hat, vielleicht möchte er's an mir wieder gut machen!‘ ſagte ſie mit ſchmeichelndem Ton; ‚laß es uns verſuchen, ob wir's nicht verſtehen, miteinander glücklich zu werden!‘ — ‚Nun und nimmermehr!‘ ſprach aber der Förſter in eiſenfeſtem Ton, ‚und du, meine Letzte und Einzige, nicht wahr, du wirſt mir nicht ungehorſam?‘ ſetzte er dann wieder ſo innig bittend hinzu, daß Gerda in Thränen zerfloſſen an ſeinem Halſe hing und ihn verſicherte, ‚nie, nie wolle ſie ihn betrüben.‘

„Sie erzählte mir das an einem der nächſten Abende. ‚Ich gehorche meinem Vater,‘ ſagte ſie traurig ergeben; ‚aber dieſen Abend noch mußt du mich in den Wald begleiten, wo ich mit Dettloff reden muß. Ich habe dem Vater verſprochen, ihn nie mehr allein zu ſehen, aber ſehen muß ich ihn noch einmal. Ich muß ihm alles ſagen, ich allein. Der Vater will ihm ſchreiben, da könnte es zu ſchlimm werden, er iſt ſo heftig. Aber gehe du mit mir, daß ich dem Vater nicht ungehorſam bin.‘

„Wir gingen zuſammen, ſehr ſtill. Gerda fröſtelte, obſchon ſie gegen ihre Gewohnheit einen Shawl umgenommen hatte und der Abend mild und ſchön war. Wir kamen an ihr Lieblingsplätzchen im Thal, da ſahen wir Dettloff ungeduldig hin und her gehen. Ich wollte mich zurückziehen. ‚Ich will allein hinunter; doch bleib nicht zu weit weg, liebe Veronika, nicht wahr?‘ bat Gerda mit einer ſeltſamen Aengſtlichkeit, die mir faſt unheimlich war; aber ſie war ja immer furchtſam geweſen. ‚Bleib hier!‘ bat ſie; ‚da ſiehſt du uns und hörſt uns nicht!‘

„Sie ging hinunter; er kam ihr entgegen, ſie gab ihm die Hand und ſetzte ſich mit ihm auf die Brücke — ich vergeſſe das Bild nie; ſie im himmelblauen Kleide und weißen Shawl, ohne Hut, mit den lichten goldbraunen Haaren; daneben ſeine dunkle Geſtalt, darüber der klare Abendhimmel, die dunkelgrünen Erlen, die den Bach begrenzten, — es war mir damals wie ein Traum, und doch ſehe ich ſie heute noch.

„Sie ſprach, zu ihm geneigt, leiſe, angelegentlich, wie bittend; ſeine Stimme wurde immer leidenſchaftlicher, lauter. Von unwiderſtehlicher Angſt getrieben kam ich näher, ohne daß er mich bemerkte, — mein innerſtes Herz erbebte vor der maßloſen Heftigkeit der Vorwürfe, mit denen er ſie überſchüttete: ſie war's, die ſich von ihm losriß, ſie hatte längſt ihr Auge auf jüngere, ſchönere Männer geworfen! Da müſſe nun der Vater dazu herhalten, der ihm die andern wahrlich nicht ſchwer gemacht hatte! Ich könnte nicht wiederholen, was ich dort gehört; nie hatte ich einen Menſchen in ſolcher Wut geſehen, und nun erſt begriff ich, warum die Schweſtern geſtorben, warum dieſe Natur zerſtörend wirken mußte. — Warum ihn aber Gerda liebte — das, Kind,



habe ich nie begreifen lernen, in den vierzig Jahren nicht, die nun dazwiſchen liegen!

„Gerda war ſtill, ſie zitterte wie ein Eſpenlaub. ‚Du thuſt mir unrecht,‘ ſagte ſie endlich leiſe. — Ich wollte keinen neuen Ausbruch abwarten, ich trat raſch näher und ſprach: ‚Komm mit mir, Gerda!‘ — Ich weiß nicht, ob er Luſt hatte, auch mit mir anzubinden — ich hätte ihn nicht gefürchtet, das weiß ich gewiß — aber er faßte ſich mühſam, als er Gerda anſah, die todbleich und dem Umſinken nahe war. ‚Du biſt unwohl, ſoll ich dich führen?‘ fragte er kurz. — ‚Danke, mir iſt recht wohl, gute Nacht!‘ ſagte ſie ſanft in einem Ton — o, ich hätte Blut weinen können! — Dettloff blickte uns nach, ſolange er uns noch im Walde ſah, und Gerda nahm ſich zuſammen, feſt zu gehen. Aber ihr Schritt wurde wankender; ich fürchtete, ich bringe ſie nicht nach Hauſe; wir ſprachen kein einziges Wort. Doch geleitete ich ſie langſam, langſam endlich bis auf den Raſenplatz und ließ ſie auf die Bank nieder, da — brach ein Strom Blut aus ihrem Munde.

„Der Förſter war abweſend im Wald, ich brachte die Kranke zu Bett und ſandte nach dem Arzt. Der verordnete einiges, empfahl äußerſte Ruhe und meinte mit bedenklichem Achſelzucken: ‚Ja, ja, die älteſte Schweſter ſtarb an der Auszehrung — iſt ſcheint's in der Familie.‘ — Ich ſchickte den Jägerburſchen hinauf, um meinen Eltern ſagen zu laſſen, daß ich im Forſthaus bleibe; dem Förſter ſagte ich, als er nach Hauſe kam, ſie habe ſich bei dem Waldſpaziergang erkältet.

„Nach einigen Tagen erholte ſie ſich etwas. Sie war wieder ganz heiter und bemerkte lächelnd zu mir: ‚Nicht wahr, wie ich ein dummes ängſtliches Ding bin? Es war gar nicht bös gemeint von Bruno; er iſt nur ſo heftig, und niemand um ihn, der ſein leidenſchaftliches Weſen zügeln könnte. Das war aber auch gar nicht ſchuld; ich hatte vorher ſchon Bruſtweh.‘ Ich war jung und hoffnungsreich und glaubte gern das beſte; ihr Vater aber täuſchte ſich nicht mehr.

„Bruno hatte vom Arzt Gerdas Erkranken erfahren; er ſandte herüber, um nach ihr fragen zu laſſen. Ich und der Vater waren bei ihr, als der Diener ſeinen Auftrag ausrichtete. ‚Geh nur hinunter, du bekommſt gleich Antwort,‘ ſagte ſie freundlich zu dem Boten. Als er fort war, nahm ſie des Vaters Hand in ihre beiden ſchmalen, weißen Hände und blickte ihn ſo innig bittend an: ‚Vater, lieber Vater, erlaubſt du nicht, daß er uns einmal beſucht? Ich will nichts weiter, gewiß nicht! Aber er ängſtet ſich um mich; da möchte ich ihm gern zeigen, daß es gar nichts zu bedeuten hat.‘ — Der Vater blickte mit tiefer Wehmut in ihre Augen, in denen er ſchon das Todeslichtlein brennen ſah, — er konnte ihr nichts mehr verweigern. ‚In Gottes Namen, Kind,‘ erwiderte er ergeben; er legte jetzt ſchon im Herzen ſein Kind ins Grab. —

„Und Dettloff kam; er kam wöchentlich, er kam am Ende täglich — niemand wehrte es ihm. Gerda erſtarkte nicht wieder; die Anfälle kamen ſelten, aber ihre Geſundheit kam nicht mehr. Doch war ſie immer hoffnungsreich; ſie hoffte von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern. Die Mutter geſtattete mir, daß ich ganz um ſie bleiben durfte, und die Zeit dieſes Beiſammenſeins iſt die ſchönſte Erinnerung meines Lebens, ſo traurig ſie war.

„Die arme Gerda hatte wenig Schlummer und erwachte immer matter, als ſie ſich niedergelegt hatte. Der Morgen brachte ihr wieder etwas Kraft; da mußt' ich ſie ankleiden und auf den Stuhl ans Fenſter ſetzen, und dann blickte ſie hinaus, bis ſie Dettloff kommen ſah. Der Förſter und ich waren ihm freilich nicht hold; aber wie konnten wir ihm noch böſe ſein, wenn wir ſahen, wie die matte Blume auflebte, ſobald ſie nur ſeinen Tritt hörte; wie ihr Auge leuchtete und das alte ſüße Lächeln auf ihre Lippen trat, ſowie er ins Zimmer kam! Was ſie zuſammen geſprochen, wenn ſie allein waren, weiß ich nicht; in meiner Gegenwart, obgleich ſie ihnen keinen Zwang anlegte, ſprach er ſo wenig wie immer und nichts Bedeutendes, und wieder und wieder mußt' ich mich beſinnen: warum, ach warum denn muß ſie ihn ſo lieben?

„An Sorge und Aufmerkſamkeit für ſie war er unerſchöpflich. Er ſandte ihr einen bequemen Krankenſtuhl, in dem ſie ſich an ſchönen Tagen auf den Raſen tragen laſſen konnte; er brachte ihr Blumen, Orangen, alles, was ſie erquicken konnte; und es erquickte ſie alles, was von ihm kam. Wenn ihre Leiden nicht zu heftig wurden, war ſie immer heiter. Ihre blühende Geſtalt zerfiel und magerte ab; ihr Geſicht aber blieb lieblich, faſt bis auf die letzte Stunde; das ſiehſt du an dem Bilde, das Heller noch in ihren letzten Lebenstagen zeichnete.

„Dettloff wußte von Anfang, daß keine Hoffnung war; ſie aber dachte an kein Sterben. Sie war ſo glücklich, daß ihr Vater und ihr Geliebter in Frieden miteinander verkehrten, obwohl ihm der Förſter meiſt auswich. Sie glaubte, daß alles gut gehen werde, und machte Pläne auf Frühling und Sommer. Weder Dettloff noch ſie hatten mehr mit dem Vater geſprochen; die Männer verſtanden ſich ſchweigend, daß hier nichts mehr zu gewähren und zu verweigern ſei als das Recht, dies kurze Leben noch zu erheitern, ſolange es möglich war.

„Dettloff ließ ſeine Zimmer drüben neu tapezieren, ließ Roſenhecken und Blumenboskette in ſeinem Garten anlegen, — ihr Geſicht ſtrahlte vor Freude, wenn er ihr von neuen Verſchönerungen erzählte; — er wußte wohl, daß ihr Auge ſie nie erblicken werde.

„Der arme Heller hörte nur durch mich von der Blume, nach der ſein Herz begehrte; er wußte, daß ſie im Leben oder Sterben für ihn verloren war; doch hörte er mit Begier alles, was ich ihm von ihr erzählte. Er beſuchte je und je den Förſter, der ihn ſehr lieb hatte; Gerda ſah er nie, da ſie die Krankenſtube nicht mehr verließ.

„Der Winter ging, der Frühling nahte, auf den die Kranke mit ſo ſehnſüchtiger Hoffnung wartete; — ſie verfiel mehr und mehr, aber niemand wagte mit ihr vom Sterben zu reden. Mein Vater beſuchte ſie oft, aber der Förſter bat ihn immer: ‚O, ja kein Wörtchen vom Tod! Sie muß geſchont werden.‘ Und ſie ſelbſt, ſo gern ſie den alten Freund empfing, wich allem aus, was darauf führen konnte. Mein Vater fügte ſich anfangs; ſpäter, als der Tod näher und näher rückte, hielt er es für Pflicht, ihr zu ſagen, wie es mit ihr ſtehe, — aber er wurde ſelbſt leidend und konnte ſie nicht mehr beſuchen. Von uns allen hatte keines den Mut, ihre fröhlichen Hoffnungen zu zerſtören.

„Da, mit den erſten Schneeglöckchen, mit den ſüßen, milden Frühlingslüftchen, die jedes Herz zum Leben und zur Freude locken, kam an Gerdas Herz der Frühlingsgruß aus einer andern Heimat. Er kam ihr nicht von Menſchenmunde; — die Gewißheit, daß ſie nicht mehr zum Erdenleben berufen ſei, und die ſelige Hoffnung, die über alles Erdenhoffen geht, kamen ihr mit einemmal: — der Herr ſelbſt hatte zu ihrer Seele geredet. ‚Du höreſt ſein Rauſchen wohl, aber du weißt nicht, von wannen es kommt!‘ — Sie brauchte unſres Troſtes nicht mehr, ihre Leiden wuchſen, aber ſie war ſelig in Hoffnung. Sie ließ meinen Vater bitten, ihr das Abendmahl zu reichen; er aber war krank, und ſo war es Heller vergönnt, ihr, der er im Leben nichts ſein durfte, den letzten ſeligen Troſt zu bringen, von ihren eigenen Lippen das freudige Bekenntnis des Glaubens zu vernehmen, der ihr ſo herrlich durch das Thal der Schrecken half. Sein Antlitz war wie verklärt, als er von ihr ging.

„Ihr freudiger Mut verließ ſie nicht bis zur letzten Stunde; ſie nahm von allen innigen, liebevollen Abſchied, ihr Ende war nicht ohne Kampf, aber es war ein ſeliges. Die Lerchen ſangen und jubelten, die erſten Waldvöglein verſuchten ihre Stimmchen und der Raſen glänzte in friſchem Grün, als wieder ein Sarg vor dem Forſthauſe ſtand, ganz bedeckt mit den ſchönſten Blumen. Ich habe ihr ſelbſt das weiße Brautkleid angezogen und den Myrtenkranz aufgeſetzt; ſie lag ſchön wie ein Engel in ihrem Sarg. Warum ihr Herz ſo unbegreiflich hatte wählen können, das weiß ich nicht; aber ich weiß, wenn ſie auch gewählt nach eigenem Sinn, ſie hat ihr Los in Gottes Hand gelegt, und Gott hat es wohl mit ihr gemacht. Rein und ſchön hat ſie ſcheiden dürfen, unberührt, eine fleckenloſe Lilie. Die Leute ſind von nah und fern gekommen, um die ſchöne Waldblume zu Grabe zu geleiten."

— — — — — — — — — — — —

Veronika ſchwieg in tiefer Bewegung, die alte Zeit war ſo mächtig in ihr geworden. — „Und Dettloff?" fragte endlich Natalie, die, des eigenen Leids vergeſſend, in höchſter Spannung zugehört hatte.

„Er iſt tot," ſagte Veronika ernſt; „Gott nur weiß, ob der unerklärliche Einfluß, der ihn ſo anziehend und ſo unheilvoll machte, ſein Unglück oder ſeine Schuld war. Er hat nicht mehr geheiratet, obwohl es noch viele gab, für die er die Anziehungskraft hatte, die mir immer ein Rätſel geblieben iſt. Man hat wenig von ihm gehört. Ob ihm Gerdas Tod zum Segen geworden, weiß ich nicht. Gott allein kennt die Herzen."

„Und Sie ſelbſt und Heller?" fragte etwas ſchüchtern das junge Mädchen.

„Wenn man jung iſt, iſt das Leben und das Herz noch nicht ſo vielfältig zuſammengeſetzt, wie in ſpäteren Tagen," verſetzte Veronika mit einigem Zögern. „Man lebt und liebt und leidet voll und ganz. Ich darf wohl ſagen, daß Gerdas Krankheit und Tod alle meine andern Gedanken und Träume zurückgedrängt hatten; und zudem, ich hatte ein ſtolzes Mädchenherz, das keine unerwiderte Liebe hegen wollte.

„Hellers Liebe zu Gerda ſchien mir nun durch ihren Tod verklärt, ſo heilig und geweiht, — etwas fürs ganze Leben. Ob er auch ſo gedacht, — ich weiß es nicht gewiß; er war ein Mann von ſehr zartem Gefühl und hätte wohl kaum gewagt, mir ohne Ermutigung ein Herz zu bieten, von dem ich wiſſen mußte, daß es zuvor einer andern gehört. Er wurde Miſſionär. Eh' er ging, ſagte er etwas wie eine Frage: ob er wieder kommen dürfe, um eine Gehilfin zu holen, wenn er ihr erſt die Wege geebnet habe. — Er konnte erraten, daß die Antwort nicht Nein ſein würde. — Er kam wieder, krank und erſchöpft zum Tode. Er lag drüben in ſeinem Heimatdorf in einem armen Bauernhauſe. Mein Vater war geſtorben, die Mutter aber lebte noch und wir beſuchten ihn oft und viel; er ſtarb ſo ſelig wie einſt Gerda. Mir iſt die

Erinnerung an ſeine letzten Tage ein Beſitz fürs Leben geblieben. Ein reiches und volles Leben kann ſich in wenige kurze Tage drängen; ich darf nicht klagen, daß ich verkürzt ſei in meinem Anteil am Leben.

„Ich zog mit meiner Mutter hierher zu der Großmutter. Die Mutter ſtarb bald; die Großmutter aber durfte ich noch lange Jahre pflegen und lebte mit ihr in großer Stille. Die Jugend lag weit hinter mir, als ich mich allein und unabhängig befand, — ich hatte es nicht bemerkt, wie ſie floh. Ich glaube, ich hatte meine Jugend, was man ſo nennt, ſchon in Gerdas Sarg gelegt. Aber mein Leben, ſo einſam es ſcheint, hat ſich doch freundlich für mich geſtaltet; ich habe noch immer jemand gefunden, dem ich beiſtehen, den ich tröſten, mit dem ich mich freuen kann. Es muß auch Zuſchauer geben bei dem Schauſpiel des Lebens. Am Sylveſterabend ſchlage ich jedesmal ein Kapitel aus der Vergangenheit auf, diesmal haſt du es mit mir leſen müſſen, mein Kind.

„Den Förſter habe ich noch einigemal beſucht, aber er hat nicht lange mehr gelebt. Er wurde bei ſeinen Kindern begraben und hatte vor ſeinem Tode gebeten, daß der kleine Begräbnisplatz im Walde nicht weiter benützt werde. Das gab ſich von ſelbſt. Der neue Förſter zog in die Stadt und das Forſthaus im Walde ſteht allein. Verlaſſen im Walde ſteht auch der grüne Platz, wo die Gräber ſind. Es iſt kein Stein darauf, nur Roſen und dunkelgrüner Epheu haben faſt alles überwachſen. Eine Hecke von wilden Roſen ſchließt das ſtille Plätzchen ein, und die hohen Eichen ringsum ſind die Wächter der Gräber."

Es war ſehr ſpät geworden; die Uhr war nahe zu zwölf gerückt, und ſtill war's in dem Stübchen, ganz ſtill. Die beiden waren jedes in ſeine eigenen Gedanken verſunken. Natalie hatte über der Erzählung von lange begrabenem Lieben und Leiden beinahe vergeſſen, was ſie heute aus dem Kreiſe der Fröhlichen ausgeſchloſſen und was ſie ſpäter ſo bekümmert hatte.

„Und glauben Sie denn," fragte ſie endlich wieder mit unſicherem Tone, „daß Dettloff wirklich durch beſondere Mittel auf die armen Schweſtern gewirkt?"

„Nein, nein, Kind," ſagte traurig Veronika; „es gibt noch Rätſel im Menſchenherzen, geheimnisvoller als alle Zauberkräuter —“

„Guten Abend, meine Damen!“ tönte da eine wohllautende männliche Stimme. Natalie fuhr auf, tiefe Glut ergoß ſich über ihr Geſicht, das war ja die eine Stimme? Und wie kam er hierher?

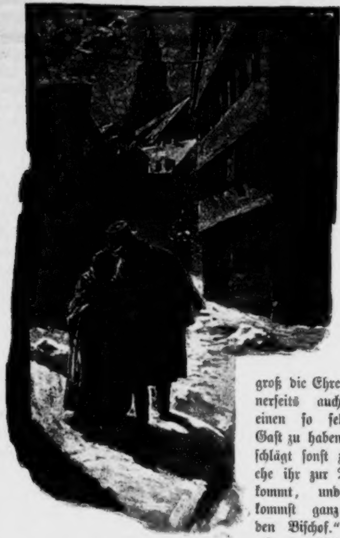
Profeſſor Normann, der überraſchende Gaſt, wandte ſich zuerſt mit höflicher Entſchuldigung an Veronika. „Wir wollen nicht gern das alte Jahr ſchließen ohne Fräulein Natalie, die in ſo rätſelhafter Weiſe verſchwunden war,“ ſagte er; „nun bin ich ſeit bald einer halben Stunde auf der Entdeckungsreiſe begriffen, bis mir endlich eine mitleidige Magd auf die Spur geholfen.“

„Aber Melanie hätte es ſicher wiſſen können,“ bemerkte Veronika, nur um etwas zu ſagen; denn ſie kannte Natalie gar nicht wieder, die in maßloſer Befangenheit und Verwirrung daſtand.

„O, Fräulein Melanie iſt dieſen Abend unzurechnungsfähig,“ meinte Normann mit leichtem Lächeln; „einer der anweſenden Studenten hat eine neue Spezies von Hund, über deſſen Schönheit und Dreſſur ſie außer ſich iſt.“

„Da hat's keine Gefahr!“ dachte Veronika und brachte Natalien, die noch immer faſſungslos war, Hut und Mantel. Sie ahnte nicht, was das Mädchen bewegte und ihr zur Qual machte, was ſie ſonſt ſo beglückt hätte. Dieſes angelegentliche Suchen, dieſe gänzliche Gleichgültigkeit gegen Melanie, die ſichtliche Freude, mit der er ſie gefunden, — was konnte das andres ſein als Wirkung des Zaubermittels, das er ohne ihr Wollen, doch nicht ohne ihr Wiſſen durch ſie erhalten! Und ſie, ein Mädchen, hatte auf ſo unheimliche Weiſe einen Mann an ſich gezogen! O, ſie hätte in die Erde ſinken mögen, ihr graute vor ſich ſelbſt.

Veronika fielen ſo abenteuerliche Vermutungen gar nicht ein; ſie begriff Natalie immer noch nicht. „Geh, Kind, laß den Herrn Profeſſor nicht zu lang warten!“ ermahnte ſie, „ſo



groß die Ehre meinerſeits auch iſt, einen ſo ſeltenen Gaſt zu haben. Es ſchlägt ſonſt zwölf, ehe ihr zur Tante kommt, und du kommſt ganz um den Biſchof.“ — „O, der Biſchof!“ ſagte lachend der Profeſſor, während Natalie bei dieſer Erwähnung noch tiefer erglüht war, „da iſt Ihnen eine furchtbare Kataſtrophe erſpart geblieben, Fräulein Natalie! Wiſſen Sie, daß Ihre Tante dies edle Getränke, um es für den rechten Zeitpunkt zu ſparen, in den Ofen geſtellt hatte? Das aufmerkſame Dienſtmädchen aber heizte für mehrere Perſonen; ob auch die Terrine einen Riß hatte, weiß ich nicht, — genug, der Boden ſprang ab mit einem Knall und nicht ein Tropfen der koſtbaren Flüſſigkeit, die ziſchend über den Ofen floß, konnte gerettet werden.“

„Gottlob!“ ſeufzte Natalie unwillkürlich aus tiefer Bruſt, ihr war eine Welt vom Herzen gefallen. Leicht und raſch ſchlüpfte ſie in den Mantel und fragte nur noch ſchüchtern: „Aber daß gerade Sie ſich bemühten?“ — „Ich habe von Ihrem Vater Erlaubnis erhalten,“ ſagte er halblaut, indem er ihr den Pelz umlegte; „ich wagte ihm heute einen Brief zu ſenden, den er mir gütig verſprach bei ſeiner Tochter zu befürworten.“

Und das alte Leid und die neue Sorge war vergeſſen, als Natalie ſich auf den ſtarken Arm lehnte, der ſich ihr bot, und halb die Augen erhob zu dem edlen Geſicht, das ſich zu ihr neigte. Wie eine begnadigte Sünderin fühlte ſie ſich, ſo ſelig, ſo demütig. Faſt hätte ſie vergeſſen, ihrer alten Freundin gute Nacht und ein glückliches Neujahr zu wünſchen, wenn ihr Begleiter nicht aufmerkſamer als ſie geweſen wäre.

„Gute Nacht, liebes Kind, ſchöne Träume und ein glückſeliges Neujahr!“ rief ihr Veronika nach, und ſie blieb allein, allein mit ihren Bildern, ihren Briefen und mit all ihren Erinnerungen.

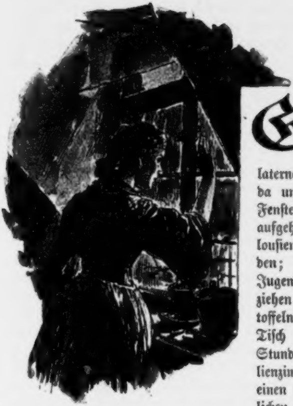
Da ſchlug es zwölf. Sie blickte hinab auf die mondhelle Straße; dort wandelte noch das junge Paar in angelegentlichem Flüſtern. Veronika ſah ihnen lächelnd nach und murmelte vor ſich hin:

„Ich war auch jung und bin jetzt alt.
Der Tag iſt heiß, der Abend kalt:
Sind euch die Blumen eben recht,
Sind mir ſechs Bretter auch nicht ſchlecht!“

Jetzt erſcholl die volle Choralmuſik vom Turme, die alten herrlichen Töne, die der Seele eine Ahnung ewiger Jugend geben. Sie ſchaute auf zum Sternenhimmel und fühlte in ſeliger Gewißheit, daß ihr das Licht von oben klarer aufgehe, je mehr die Erdenlichter erbleichen. Sie ſchloß ihr Fenſter; ſie verwahrte ihre Bilder und Briefe und lange noch blieb ſie wach, bis ſie endlich einſchlief mit der leiſen Bitte:

„Herr, führ' durch alles uns zur Ruh
Und unverrückt dem Himmel zu!“

Mußte es ſo ſein?



Es war zur Stunde, wo man die Straßenlaternen anzündet; wo da und dort an den Fenſtern die Lichter aufgehen und die Jalouſien geſchloſſen werden; wo die wilde Jugend die Stiefel ausziehen und ſich in Pantoffeln gebildet um den Tiſch ſetzen muß: die Stunde, wo ein Familienzimmer rechter Art einen ungemein gemütlichen Eindruck macht.

Zu dieſer Zeit drückte ein junges Mädchen in einer Manſarde ihre Stirn an die Scheiben und ſah hinüber über die enge Straße nach den hellen Fenſtern eines ſtattlichen Nachbarhauſes. Gar manches liebe Mal hatte ſie ſchon hinübergeblickt mit dem reſignierten, hoffnungslos ſehnſüchtigen Blick, mit dem ein Bettelkind durch die Scheiben des hellerleuchteten Konditorladens ſieht, das ja wohl weiß, daß all dieſe ſchönen Dinge ihm nie gehören werden.

Es waren keine Kriminalgeheimniſſe, die ſie da drüben erlauſchte, ſie wäre dazu zu ſchüchtern und zu beſcheiden geweſen; es waren auch keine Wunderdinge, die der milde Schein einer einfachen Lampe beleuchtete; helle Lichter, welche die Straße entlang funkelten, mochten wohl manch glänzenderes Zimmer, manch reizendere Gruppe beſcheinen; für Elsbeth aber, für das einſame Mädchen am Manſardenfenſterlein, hatte eben dieſes Zimmer ſeinen beſondern Reiz.

Sie konnte von ihrer dunkeln Höhe aus das nicht zu große Zimmer ganz überſehen: die Lampe ſtand inmitten eines runden Tiſches vor dem bequemen Sofa; auf dem Sofa ſaß die Mama, eine noch recht ſtattliche Dame, in dunklem Ueberrock mit ſchmalem weißem Krägchen und einer zierlich gefalteten Negligéhaube; gewöhnlich, ehe ſie dazu kam, ſich ruhig niederzulaſſen, zeigte ſich eine gewiſſe Unruhe und ſuchende Bewegung unter der kleinen Familie drüben. Elsbeth, das lauſchende Mädchen von der Manſarde, hatte längſt ergründet, daß dies eine kleine Jagd nach der Brille der Mama war; ſie, ſonſt allem nach ein Muſter der Pünktlichkeit, hatte dieſelbe regelmäßig verlegt, und bildete ſich auch jedesmal ein, dies unentbehrliche Kleinod liege zertreten auf dem Fußboden, bis es an irgend einem verwunderlichen Platz aufgefunden und im Triumph beigebracht wurde.

Die kleine Ouverture mit der Brille war aber an dieſem Abend bereits vorüber und die Mama ſaß, wie ſie immer zu ſitzen pflegte, emſig ſtrickend in ihrer Sofaecke. Sie machte dabei oft unwillkürlich im Geſchäftseifer ein gewaltig böſes Geſicht; dann ſchaute ihr wohl das ſchöne junge Mädchen, das neben ihr ſaß, lachend in die Augen, und die Mama lächelte auch und ſtrich ihr liebkoſend über die welligen, glänzendbraunen Haare. Das war Eugenie, die jüngſte Tochter, Elsbeths Jugendliebe. Sie mußte wohl neben der Mama ſitzen, denn an dem Strickzeug gab's beſtändig kleine Unfälle, welche dieſe trotz der Brille nicht wohl ſelbſt reparieren konnte; da war es denn gut, daß die jungen hellen Augen aushelfen konnten. Eugenie ſelbſt arbeitete auch heute abend, wie faſt immer, an einer ſchönen, farbenreichen Tapiſſerie. Die arme Elsbeth, die ſie auch um dies Mädchenvergnügen heimlich beneidete, hörte freilich nicht, wie oft die Mama darüber ſchalt und ſagte: „Mädchen, du ruinierſt deine Augen mutwillig!“ Das leichtſinnige Geſchöpf drüben ließ ſich aber ſolches Schelten nicht groß anfechten und ſagte bloß: „Weißt, Mütterchen, nur heut noch laß mich nähen! ich werde ſonſt nicht fertig; ich nähe grün, das ſtärkt ja die Augen.“

Auch die hübſche, ſtarke, blühende Dame mit dem feinen Blondenhäubchen und der eleganten Toilette kannte Elsbeth wohl, ſie hatte von jeher Reſpekt vor ihr gehabt; es war Amalie, die immer die Hausprinzeſſin geweſen, von der die Familie ſtets unter ſich geſagt: „Ihr werdet ſehen, die Amalie treibt's hinaus,“ und die Amalie hatte es hinausgetrieben; ſie war nun die Frau eines adeligen Legationsrats, und wenn ſich die Mama auch bemühte, im allergleichgültigſten Tone zu ſagen: „Meine Tochter, die Frau v. Arensberg,“ ſo klang eben doch der geheime Reſpekt durch, mit dem ſie dieſelbe betrachtete. Die Frau von Arensberg hatte infolge ihrer Würde ein geſticktes Rückenkiſſen hinter ſich und einen geſtickten Schemel unter ſich; auch drehte man ihr ſtets die hellſte Seite der Lampe zu, obgleich ſie nicht viel zu arbeiten pflegte, und ſie ließ ſich recht ruhig und bequem bei der Mama daheim all die Aufmerkſamkeit und ſorgſame Bedienung gefallen, deren Mittelpunkt ſie war.

Eugenie ſchien der aufmerkſam beobachtenden Elsbeth eine kleine Rebellin, welche die Oberherrlichkeit der adeligen Schweſter nicht gehörig anerkannte; ſie wandte ihre Aufmerkſamkeit lieber noch der älteſten Schweſter Paula zu, einer ſehr großen, hagern Geſtalt, die etwas bleich und müde in einem bequemen Lehnſeſſel gebettet ruhte.

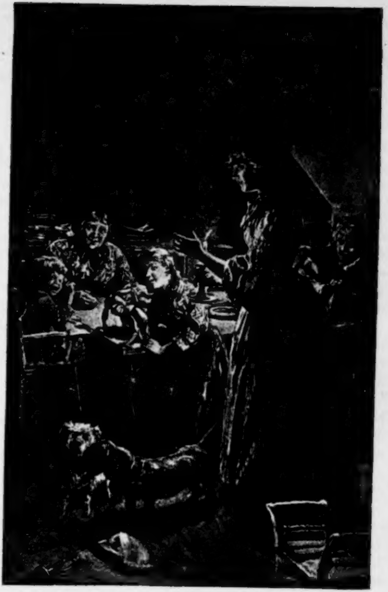
Paula, ziemlich älter als Elsbeth und durch ihre Kränklichkeit immer dem Verkehr mit Kindern fern gehalten, war für Elsbeth die fremdeſte der Familie; doch hatte ſie von ihren

Fenſterſtudien aus Teilnahme für ſie gefaßt, und ſah gern, wenn Eugenie die blumige Arbeit beiſeite legte, um der Schweſter einen kleinen Dienſt zu thun, wofür ſie auch, wenn ſie das Rechte erraten hatte, ein freundlicher Blick aus Paulas klugen ſchwarzen Augen belohnte.

Daß an dieſem Abend ein junger Mann in dem kleinen Familienkreiſe ſaß, war in dem Witwenhaus der Frau Direktor Bronner eine ungewöhnliche Erſcheinung. Elsbeth aber, die ſich von ihrem Fenſterlein aus ſeit Jahren in die Familie eingelebt, erriet bald in ihm Hugo, den älteſten Sohn des Hauſes, der heute von einer Reiſe nach Norddeutſchland zurückgekehrt war; ſie hatte geſehen, wie Eugenie das Zimmer mit Epheu bekränzt und die Magd eine ſtattliche Torte ins Haus getragen hatte. Er ſchien recht in dem Erzählereifer zu ſein, der den erſten Abend eines Heimkehrenden ſo fröhlich belebt; aller Augen waren auf ihn geheftet. Eugeniens lachender Mund ſchien jeden Augenblick eine Frage dazwiſchen zu werfen, und der jüngſte Bruder, Eduard, der von allen gehätſchelt und von allen erzogen wurde, und der eben an einem Seitentiſchchen ſeine Schularbeit ausfertigen ſollte, ließ beſtändig die Feder ruhen und ſchaute bewundernd und vergnügt nach dem gereiſten Bruder hinüber.

Aber die arme Elsbeth bleibt am Ende an ihrem Fenſterlein ſtehen und wir mit! denn das Zimmer drüben wird immer anziehender und heimeliger; der blinkende Theekeſſel wird hereingebracht; Eugenie ordnet zierlich das ſchimmernde Gerät mit allerlei lockenden Zuthaten zu dem aromatiſchen Trank und bedient die kleine Geſellſchaft mit dem Thee, den Paula bereitete, und der zu Ehren des Neuangekommenen heute beſonders feſtlich arrangiert iſt.

Zum Unglück aber oder zum Glück rief eine etwas ſchrille Stimme aus der äußern Stube: „Aber Elsbeth, ſo bring doch Licht! Hörſt du nicht, wie der Romarino ſchreit?“ Ach, nein, ſie hatte es nicht gehört, wie der Romarino ſchrie, es war dies eine gar zu gewohnte Melodie! „Gleich, Mutter!“ rief ſie



„Aber, Elsbeth, ſo bring doch Licht! Hörſt du nicht, wie der Romarino ſchreit?"
(S. 112)

reuevoll und brachte in möglichſter Bälde auf einem baufälligen Meſſingleuchter eine dünne Talgkerze, die in der zu weiten Röhre des Leuchters gefährlich hin und her ſchwankte.

„Welch elender Dirmel von einem Licht!“ rief die Mutter erboſt, „bring ein gegoſſenes!“

„Iſt keins mehr da, Mutter, das iſt unſer letztes.“

„So ſchick den Gulielmo zum Seifenſieder!“

„Ich geh nicht, Mutter,“ erklärte der Gulielmo, ein aufgeſchoſſener Knabe, der ein Paar dünne lange Arme und ditto Beine aus einem verwachſenen Paletot herausſtreckte; „geh nicht; der Seifenſieder hat geſagt, wir ſollen vorher die Seife von der letzten Waſch her bezahlen.“

„Rohes Volk!“ murrte die Mutter, deren Haushalt nicht ſo ausſah, als ob er ſtark in der Seifenkonſumtion wäre; „ſieh nach, Elsbeth, ob nicht in der zerbrochenen Laterne oben noch ein Lichtſtümpchen ſteckt!“ Inzwiſchen behalf man ſich mit dem „Dirmel“ ſo gut es ging; auch war der Anblick, den das Zimmer darbot, nicht ſo reizend, daß man viel ſtrahlende Kerzen hätte wünſchen mögen, um es zu beleuchten.

An einem etwas wackligen Tiſch, der übrigens beſſere Tage geſehen hatte und einſt poliert geweſen war, ſaß die Mutter in einem verſchliſſenen Muſſelinkleide, darauf ein ganzer Frühling voll längſtverblichener Blumen ausgeſchüttet war; in einer Filethaube, deren Glück es war, daß ſie von Natur ſchon ſchwarz ſah. Der ſchreiende Romarino, des Hauſes jüngſte Blüte, noch in der Erinnerung an die Zeit der Polenbegeiſterung ſo getauft, ſaß neben ihr in ein hohes Stühlchen gebannt und ſchrie, wie ſchon gemeldet, ganz jämmerlich in Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas. Aennchen, das jüngere Schweſterlein, bemühte ſich vergeblich, ihn vermittelſt einer verſtümmelten Gliederpuppe zu beſchwichtigen; unter dem Tiſch aber knurrten, bellten und zerrten verſchiedentliche Hunde — Möpſe, Dächſe, Pinſcher — die eben nicht zur Ordnung und zum Frieden des Gemaches beitrugen. Der obengenannte Gulielmo ſuchte Hefte zu einer Schularbeit zuſammen, und zu ihrem Jammer ſah Elsbeth, wie er zuvor in der Muße der traulichen Dämmerſtunde das Sofa zerwühlt, über deſſen einſt buntgeblümten Ueberzug ſie eine künſtliche Decke von dunkler Wolle gehäkelt hatte, um ſeine Blößen zu decken. Das Klavier war mit allerlei Geſchirr und Speiſereſten bedeckt, aus denen das Abendeſſen komponiert werden ſollte; Elsbeths Nähzeug lag ſamt dem Nähkiſſen unter dem Tiſchchen am Fenſter, von wo es wahrſcheinlich Gulielmo heruntergezerrt, der überhaupt im Zweifelsfall alles Schlimme gethan und alles Gute verdorben hatte, was überhaupt gethan und verdorben werden konnte.

„So, nun iſt's Zeit, daß du auch um etwas ſorgſt," rief ärgerlich die Mutter; „wo ſteckſt du denn im Finſtern? da nimm die Kartoffeln und das übrige Fleiſch drüben, kannſt es zuſammen dämpfen!"

„Die Butter iſt aus, Mutter . . ."

„So geh und entlehn' bei der Hausfrau unten ein Stück!"

„Wenn wir lieber geſtern nicht Zwiebelkuchen gebacken hätten . . ." ſagte etwas ſchüchtern Elsbeth.

„Freilich, Jungfer Weisheit!" rief ungeduldig die Mutter, „und wenn man kein Eſſen brauchte und keine Kleider, ſo könnte man billig leben; weißt wohl, daß wir ſonſt nicht viel gegeſſen haben geſtern; gönnſt den Kindern das bißchen Kuchen nicht! Die Hausfrau drunten kommt nicht zu kurz, in acht Tagen kommt des Vaters Gehalt."

Leiſe ſeufzend ging Elsbeth den ſchweren Gang die Treppe hinunter und bereitete das Abendbrot. Hinüber blickte ſie nicht einmal mehr nach den hellen Fenſtern; ja, ſie ſchloß ſorgfältig alle Läden ihrer Wohnung, obwohl es von drüben nicht möglich war hereinzuſchauen; ſie fürchtete ſich vor jedem Laut, der von hier hinüberdringen könnte in jene Welt, die ihr erſchien als ein verſchloſſenes Paradies.

Drüben war indes längſt der Thee ſerviert, ein verbeſſerter Thee mit allerlei feſtlichen Zuthaten, bei dem ſelbſt auch der Herr Legationsrat, der einem bloßen Damenthee mit Zwieback und Butterbrötchen nicht viel nachfragte, ſich dem Schwager zu Ehren eingefunden hatte. Eugenie erſchien ſogar noch mit einer Punſchterrine und bemühte ſich vergebens, dazu ein gleichgültiges Geſicht zu machen; es wurde die Geſundheit des Heimgekehrten getrunken, die des abweſenden Bruders, der als Kaufmann bei einem Onkel in Wien ſeine Studien machte; kurz, es ging überaus heiter und vergnügt her.

„Iſt denn unſre Nachbarſchaft noch die alte?“ fragte Hugo, nachdem man allerlei Reminiscenzen beſprochen hatte. Wie fiel ihm nur die Nachbarſchaft ein? Er hatte ja noch nicht einmal aus dem Fenſter geſehen, ſeit er wieder daheim war. Hatte er unbewußt einen magnetiſchen Zug der dunkelblauen Augen gefühlt, die vorhin ſo innig, ſo wehmütig herübergeblickt? Nach ihm hatten ſie ja nicht geſchaut, noch nicht.

„Ach, Nachbarſchaft!“ ſagte Schweſter Amalie, „das iſt heutzutage nicht mehr Mode, daß man ſeine Nachbarſchaft kennt. Es iſt nicht mehr wie in unſrer Kinderzeit, wo wir mit der ganzen Vorſtadt auf Du ſtanden und Hofſchneiders Fritze drunten mich weinen machte, weil er ſagte, ſein Vater ſei der Nächſte am König. Unſre Kinder ſpielen nicht auf der Gaſſe; man ſchickt ſie mit der Bonne in den Schloßgarten, und ſie kommen nur zu Kindern, deren Eltern wir kennen.“

„Ei nun,“ ſagte lachend die Mama, „an uns iſt doch auch nichts verdorben worden, und uns und unſre Spielkameraden hat man einander nicht vorgeſtellt.“

„Auch an uns nicht,“ verſicherte Hugo. „Ottokar Milenius drüben war zwar ein Schlingel erſter Sorte und hat mir manche Schulſtrafe zugezogen, aber die kleine Elsbeth war ein nettes Kind.“

„Beſagter Ottokar iſt auch von Haut und Haar nichts geworden,“ verſicherte der Legationsrat. „Der Alte hielt ihn für ein Genie, wie er ſich ſelbſt für eins hält, und ſtieß alle

Thüren auf um Stipendien für ihn zum Studieren, wurde aber alles nichts; er iſt jetzt ſamt dem zweiten Bruder in Amerika und hat bereits von dort um Unterſtützung zur Heimreiſe gebeten, um ſeinem Landesvater als getreuer Unterthan in der Heimat dienen zu können; wird aber nichts gereicht. Die Alten wohnen noch da drüben; ein Wunder, daß ſie der Werkmeiſter behält. Weiter als zum Dekopiſten hat's der Alte leider nicht gebracht, doch hat er kürzlich ohne all ſein Verdienſt ein Gratial erhalten; er hat immer noch geniale Ideen, macht Verſe und thut, was er nicht ſoll; ſie ſagen, er habe heimlicherweiſe ſchon Gaſtrollen gegeben bei der Bande, die ihre Bude auf dem Sophienplatz hatte."

„Aber wovon leben eigentlich die Leute?" fragte Hugo, „es waren früher immer noch kleine Kinder vorhanden."

„Sind auch jederzeit noch neue nachgekommen," ſagte die Mutter; „aber zu ihrem Glück ſterben die Würmchen immer wieder, drei oder vier mit prachtvollen Namen ſind noch vorhanden außer der Elsbeth; ich glaube, der Alte zieht Hunde und Vögel auf als Nebenerwerbszweig."

„Die Elsbeth dauert mich," ſagte Eugenie; „ich glaube, die iſt beſſer als die andern; das Herz thut mir weh, wenn ſie mich ſo ſchüchtern grüßt; ſie konnte ſo ſchön ſpielen und kleidete mir meine Puppen vor Zeiten ſo nett."

„Genug vorderhand von dieſer Nachbarſchaft!" meinte der Legationsrat, „wir müſſen von Hugos Ausſichten reden."

Inzwiſchen war in der Manſardenwohnung drüben Herr Milenius, das Haupt des Hauſes, heimgekehrt; er war guter Laune, obgleich er den gedämpften Kartoffeln wenig Ehre anthat, da er beſte Ausſicht hatte, ſeinen grauen Pinſcher ſehr vorteilhaft an einen fremden Jäger zu verkaufen; nur erklärte er, daß es höchſt nötig ſei, daß er ſich noch an dieſem Abend mit dem hoffnungsvollen Pinſcher ins Kreuz verfüge, allwo der Jäger ſich aufhalte.

„So, wenn du noch Geld ins Kreuz haſt, ſo haſt du auch Geld für uns,“ meinte die Frau.

„Ein ſehr unlogiſcher Schluß,“ erklärte ihr der Gatte; „im Gegenteil, wenn ich mein bißchen Geld ins Kreuz brauche, ſo bleibt mir nichts für mein Hauskreuz, was, beiläufig geſagt, als Wortſpiel nicht übel iſt, brauchbar in den Stadtpoſtillon. Zudem iſt es jetzt Nacht, wo die Bedürfniſſe des Tages ſich vermindern, und ich ſehe keinen Grund, nächtliche Schwelgereien bei euch zu begünſtigen. Wenn der Jäger ein Angeld gibt, ſo kann immer noch Rat werden. Teures Weib, gebiete deinen Thränen! Komm, Pinſcher!“

Und fort ging er, nachdem er den Hausſchlüſſel noch geſchickt in ſeine Taſche praktiziert. Mehr als das Keifen der Frau ſchien ihn Elsbeths wehmütiges Geſichtchen zu bewegen, die ihm die Treppe hinableuchtete und freundlich bat:

„Nicht wahr, Vater, du kommſt nicht ſpät?“

„Keineswegs,“ verſicherte er ſie; er fühlte manchmal eine ſeltſame Bewegung, wenn er in das liebliche Geſicht ſeines Kindes blickte.

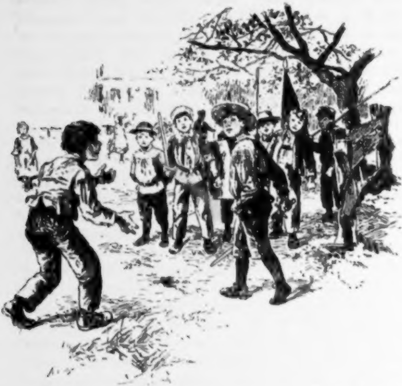
Elsbeth hatte ſich in ihr Stübchen begeben, eben die Manſarde, deren Fenſter zum Nachbarhauſe hinüberging, und die ſie noch mit dem Schweſterchen teilen mußte; das Kämmerchen bildete aber eine tröſtliche Oaſe in der Wildnis des übrigen Haushalts. Die Blumen am Fenſter durften freilich nicht zu zarte Gewächſe ſein, da das Stübchen nicht heizbar war; ein dunkelgrüner Ephen an einem Stabgeflecht hinaufgezogen trotzte dem Winter, und ein Körbchen recht hübſch gemachter Papierroſen, in grünes Moos gebettet, gab dem Stübchen wirklich ein faſt frühlingsartiges Anſehen; allerlei zierliche Kleinigkeiten, kleine Geſchenke aus der Kinderzeit waren auf einem runden Tiſchchen ſymmetriſch aufgeſtellt; auf einem Bücherbrettchen ſtanden einige Dichterwerke, des Vaters Geſchenk, der von Buchhändlern, denen er oft kleine Dienſte leiſtete, hie und da befekte

Exemplare erhielt. Ein Bonbonskörbchen mit verblichenem blauſeidenem Täſchchen wurde beſonders ſorgſam aufgehoben; das hatte ihr einſt Eugenie als Kind geſchenkt, damals, als ſie noch das „Kind“ der Vorſtadt, der kleine Abgott der ganzen Nachbarſchaft war.

Das Schweſterlein ſchlief; auch in der allgemeinen Schlafkammer der Eltern war es vorläufig ſtill. Der Papa war noch nicht zurück. Elsbeth ſaß auf ihrem Lager, der helle Mond ſchien durch die Epheuzweige, ſie ſchauten mit wachen, trüben Augen in die mondhelle Nacht. Sie hatte doch ſo oft und oft ſchon hinübergeblickt in das Nachbarhaus: warum war ihr nur heute der Kontraſt wieder ſo ſchmerzlich, warum mußte ihr gerade heute das Andenken an frühere, ſchönere Tage ſo lebendig werden? Wer von uns allen iſt ſo jung, daß er nicht ſeine alten Tage hätte?

Ja, es waren fröhliche Tage geweſen, dieſe alten Tage vor etwa zwölf Jahren, wo die nun ſo bevölkerte Vorſtadt aus wenigen Häuſern beſtanden hatte; eine harmloſe kleine Republik, deren Bewohner noch ein gewiſſes Gefühl neuer Anſiedlung verband, das den Rangunterſchied, wenn nicht aufhob, ſo doch einigermaßen milderte.

Die Kinder der Vorſtadt bildeten damals eine eigene kleine Truppe, die ſich regelmäßig, ohne beſondere Verabredung, in den Freiſtunden zuſammenfand zu fröhlichem Spiel auf dem grünen Raſen, wo kaum erſt künftige Bauplätze ausgeſteckt waren. Da kamen die Gärtnerskinder aus dem kleinen, grünen Häuschen; die Kinder des Werkmeiſters, der gute Geſchäfte machte bei den neuentſtehenden Häuſern; das luſtige kleine Mädchen der trübſeligen Witfrau, die bei dem Gärtner wohnte, und der Fritze des Hofſchneiders; kam die aufblühende Familie Milenius, deren Vater, ein verkanntes Genie, wie er glaubte, nur „einſtweilen“ die Stelle eines Dekopiſten angenommen hatte, um ſeine Geliebte, die als Statiſtin beim Theater angeſtellt war, heimführen zu können, und der dieſe Stelle „einſtweilen“ ſchon ſeit neun Jahren verſah. Direktor Bronner, damals noch Regierungsrat, hatte ſeiner kranken Bruſt wegen die freie Lage gewählt; die Frau war ſehr in Anſpruch genommen von der Pflege des ſchwächlichen Mannes, und froh, daß die Kinder ihren Spielplatz in der Nähe hatten; ſo ließ ſie ihnen volle Freiheit, ſich mit der kleinen Nachbarſchaft umzutreiben. Die älteſte, Paula, war freilich ſchon damals ein ſchwächliches Kind, das nur mit Vater und Mutter ins Freie durfte; Amalie war jederzeit etwas vornehm und bequem, ſie ſetzte ſich meiſt auf die Bank unter den Nußbaum als Zuſchauerin und übernahm nur ſelten eine Rolle im Spiel. Hugo dagegen, ein talentvoller, fleißiger Knabe, war, wenn er ſeine Schularbeiten beendet hatte, jederzeit friſch und fröhlich dabei, der Heerführer bei allen Spielen, dem nur hie und da Ottokar Milenius als erſter Komiker den Rang ſtreitig machte. Ottokar konnte die ſchönſten Purzelbäume ſtellen und die vielbelachteſten Witze machen; wenn Hugo eben eine kleine Schar alter Deutſcher gegen das Römerheer führen wollte, das ſich aus „Stadtbuben“ geſammelt hatte, ſo hüpfte richtig der Ottokar mit ein paar Bocksſprüngen dazwiſchen, als Hanswurſt oder als Handelsjude, der ganz und gar nicht in die Römerſchlacht taugte; fing an zu tanzen mit den kleinen Mädchen, die als Schildjungfrauen mitziehen ſollten, und verdarb ſo die ganze Herrlichkeit. Dabei war er ziemlich feige und wußte ſich Hugos Rache immer ſchlau zu entziehen; war dann dazwiſchen wieder ſein getreuer Diener und Schildknappe, der ihm Hornſchröter und Goldkäfer lieferte. An der wohlverdienten Strenge ſeiner Lehrer rächte er ſich dadurch, daß er ſie vortrefflich mimiſch darſtellte zum Ergötzen der andern Jungen, von denen er nach Umſtänden ſogar Honorar dafür bezog. „O du, mach den Profeſſor Maier, ich gebe dir zwölf Nüß! Ottokar, gelt, den Profeſſor Hartriegel, kriegſt einen Wecken,“ wurde je und je verlangt. In Hugos Gegenwart, deſſen ehrenhafter Sinn ſich dagegen empörte, wagte er übrigens ſolche Aufführungen nicht. Trotz der Geringſchätzung, womit dieſer ihn behandelte, fanden ſie ſich aber doch immer wieder auf dem Spielplatz zuſammen. Hugos Schützling war die blonde Elsbeth, die leicht wie ein Vöglein herumhüpfte und, klein und zart wie ſie war, doch zu allen Spielen taugte. Elsbeth mußte immer das Königstöchterlein vorſtellen, wenn man ſpielte: Ei, wer ſitzt in dieſem Turm? Sie wurde auch hie und da als Grafenkind von Zigeunern geſtohlen und von Räubern entführt, und überall und immer trat Hugo als ihr Beſchützer auf. Sie war der allgemeine Liebling, bis die noch jüngere Eugenie, Hugos Schweſterchen, mit ihrem Kindermädchen hie und da auf dem Schauplatz erſchien; die wunderhübſche Kleine in ihrem weißen Kleidchen und dem Roſaſeidenhütchen mit Schleier wurde



die unbeſtrittene Königin des kleinen Reichs. Glücklich war, wen ſie anlächelte oder wem ſie ihr weißes Händchen bot. Elsbeth war die erſte, der neuen Königin zu huldigen; auch wurde ſie bald der Liebling der Kleinen, die, ihrer Macht recht wohl bewußt, ſparſam that mit ihren Gunſtbezeigungen und ſich von dem wilden Ottokar um keinen Preis berühren ließ, wenn er auch ſeine ſchönſten Sprünge vor ihr aufführte. Aber Elsbeth konnte ihr hübſch erzählen, konnte Jungfräulein machen aus den dicken Knoſpen der roten Ackerſchnallen, und Blätterguirlanden flechten, die ſie um ihr lockiges Köpfchen legte; ja die kleine Elsbeth ging ſo nett, ſo ſorgſam mit dem Kinde um, daß ſogar das Kindermädchen in Gnaden geruhte, ſie ihr ganz allein zu überlaſſen, indes ſie irgendwo der Liebe und Freundſchaft oblag. Nur einmal war Elsbeth in das ſchöne helle Wohnzimmer bei Bronners gekommen, als ſie Eugenien ein verlorenes Shäwlchen gebracht hatte. Die Frau Regierungsrätin war ſehr freundlich geweſen und hatte ihr ein Stück Kuchen geſchenkt; zum Wiederkommen hatte ſie ſie aber nicht eingeladen; bei dem kränklichen Mann lag viel Kinderverkehr im Hauſe keineswegs in ihren Wünſchen. Um ſo lebhafter, in allem Nimbus des erſten entzückten Anblicks blieb das freundliche, ſchön geordnete Zimmer, der reich blühende Blumentiſch mit dem Glas mit Goldfiſchen und dem luſtigen Kanarienvogelbauer in ihrem Gedächtnis, und lange und oft verſuchte ſie dem gemiſchten Haushalt daheim etwas von der Ordnung und Eleganz des Zimmers drüben mitzuteilen; aber es war vergeblich. Nur ihr eigen Stübchen und ihr immer reiner und netter Anzug zeigte, daß ſie nicht umſonſt ſeit Jahren mit ſo ſehnſüchtigem Blick hinübergeſchaut in die geordnete Heimat einer glücklichen Familie.

Jahre waren dahingegangen ſeit jener Zeit und hatten viel gebracht und viel genommen. Anſcheinend langſam und faſt doch ſo raſch wie im Feenmärchen wuchs ein ſtattliches

Haus um das andre aus dem Boden und raubte die grünen Spielplätze den Kindern. Herr Bronner hatte ſich nicht lange ſeiner neuen Würde als Direktor erfreuen können; die wohlhabende Witwe aber blieb in der Wohnung und behielt ſich ein Stückchen des Gartens vor, in dem ſie ſo manchesmal mit dem huſtenden kranken Gatten geſeſſen. Ihr aufrichtiges tiefes Witwenleid nahm eine ſtille, friedliche Farbe an im Verkehr mit den heranwachſenden Kindern, deren ſie ſich jetzt erſt recht freuen konnte. Hugo war ein ſtattlicher Student, der Stolz ſeiner Mutter; Amalie erwuchs zum ſchönen Fräulein und verheiratete ſich; mit der kranken Paula reiſte die Mutter jeden Sommer in ein andres Bad; Heinrich, der zweite Sohn, der des Vaters ſtille Natur hatte und nie viel von ſich reden machte, ſtudierte Kaufmannſchaft bei einem reichen Onkel in Wien, der die Schweſter der Mutter geheiratet, die als Gouvernante in ſein Haus eingetreten war. Eugenie war nach wie vor die Blume des Hauſes, nach wie vor im ſtillen bewundert von ihrer einſtigen Gefährtin, der blonden Elsbeth, die einſam aufwuchs inmitten einer nur allzu zahlreichen Familie.

Auch die Familie Milenius war herangewachſen und die Frau mußte ihrer Stellung auf dem Theater entſagen, da ihre Geſtalt immer minder taugte, um unter einem Chor griechiſcher Jungfrauen oder ſchalkhafter Landmädchen zu figurieren; die Verdienſte und Talente des Papas, der ſich früher in gar verſchiedenen Berufsarten verſucht, wurden noch nicht gehörig anerkannt. Es gehörte zu den vielen ungelöſten Lebensrätſeln, wovon denn die Familie mit den ſechs Kindern, die nach manchen Todesfällen noch übrigblieben, eigentlich leben konnte, zumal da man noch häufig Kuchen backen und hie und da an Sonntagen die Familie, ſoweit ſie mobil war, in einem Fiaker zu irgend einer Luſtpartie ausfahren ſah. Zudem ſchien Frau Milenius keineswegs das Muſter einer geordneten, ſparſamen Hausfrau; und doch, wie geſagt, beſtand der Haushalt fort, ſogar willigte der Werkmeiſter immer wieder ein, ſie in der Wohnung zu behalten, trotz vieler Differenzen über den Termin, wann der Mietzins bezahlt werden ſollte; es ging ein Jahr ums andre hin.

„Aber fragt mich nur nicht wie?“

Ein paar Buben wurden nach Amerika ſpediert, und Elsbeth blühte auf, wie manchmal eine liebliche Blume neben einem Schutthaufen.

Wenn Elsbeth in dem Nachbarhauſe ſo ganz und gar einen Himmel auf Erden erblickte, ſo ſah ſie es freilich auch mit den Augen der Jugend, die ſich beſonders das Ferne und Unerreichbare gern zum Wunderbaren verklärt; ſie blickte hinüber mit den Augen des Darbenden, dem das verſagte Brot der köſtlichſte Biſſen dünkt. Doch die kleinen Nadelſtiche blieben auch drüben nicht aus. Es waren trübe Schatten geweſen, welche die langjährige Kränklichkeit und peinliche Reizbarkeit des Vaters über das Haus geworfen, und trüber noch hatten Trauer und Witwenleid auf ihm gelegen. Amaliens Anſprüche und ihr etwas egoiſtiſcher Charakter hatten auch gar manchmal die Harmonie geſtört, und jetzt, wo dieſe Anſprüche befriedigt waren und ſie, ihrer Meinung nach, die rechte Stelle inne hatte, war Paulas immer leidende Geſundheit, ihre häufige Verſtimmung und Bitterkeit der „Stein“, der nach dem Volksſprichworte vor jeder Thür liegt. —

Und doch war es ein glückliches Haus nach all unſern menſchlichen Begriffen und Anforderungen, die ja tadelloſe Vollkommenheit ſelbſt ausſchließen; Eintracht, Liebe, Wohlſtand, Ehre und Anſehen unter den Menſchen, das alles fand ſich vereint, und als nun Hugo, immer der Stolz und der Liebling der Mutter, geſund an Leib und Seele zurückkam; als ihm, dem jungen Manne, ſchon eine Profeſſorsſtelle am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt vorläufig übertragen wurde: da blieb zunächſt keine Klage mehr in dem Hauſe der Witwe, als Paulas

Krankheit, an die man, wie dieſe mit einiger Bitterkeit bemerkte, ja ſchon ſo gewöhnt war, daß man faſt nicht mehr daran dachte.

Es war ſeltſam, daß Elsbeth ſeit einiger Zeit nie mehr ſo lange hinüber ſchaute, ſo oft ſie ſich auch unwillkürlich an das Fenſter gezogen fühlte; es war, als empfinde ſie jetzt erſt, ſeit der junge Profeſſor drüben daheim war, daß ſolches Beſchauen und Belauſchen denn doch nicht recht paſſend ſei, wie harmlos es auch von ihrer Seite gemeint war. Faſt alles, was ſie von feiner Sitte, von Ordnung und Zierlichkeit ſich angeeignet, hatte ſie allmählich gelernt bei dieſen Fenſterſtudien. Ach, freilich auch all ihr Herzweh, all dieſe leiſe Bitterkeit gegen das ſorgloſe, nachläſſige Haushalten der Eltern; die innerliche Scham, mit der ſie ſich den Familienpartien anſchloß, wo ihr der unfeine Ton, den der Vater bei ſeinen Wirtshaus- und Hundefreunden angenommen, ſo peinlich bewußt war; das tiefſchmerzliche Gefühl der Einſamkeit, wenn ſich drüben ein fröhlicher Mädchenkranz um den Theetiſch ſammelte oder wenn ſie Eugenie in emſigem, angelegentlichem Plaudern eine Freundin begleiten ſah — ſie hatte keine Freundin! In all den Häuſern, mit denen ihre Eltern verkehrten, war kein Mädchen, deren Umgang ſie hätte wünſchen können, und ſolche, die ihr lieb geweſen wären, wagte ſie nicht in ihr Haus zu laden.

Der junge Profeſſor war ihr einmal begegnet; er hatte ſie nicht erkannt, nicht gegrüßt, nur als er ſchon an ihr vorüber war, hatte er ſich noch einmal umgeſehen und halb unſchlüſſig den Hut gelüpft. — Wie einfach mußte ein Leben ſein, in dem das ſchon eine Begebenheit war! und ſie wäre noch wichtiger geweſen, wenn Elsbeth gewußt, wie oft dem Profeſſor das anmutige Mädchengeſicht noch zu Sinn gekommen war, das ihm halb bekannt erſchien, und wie doch eine ſeltſame Scheu ihn abhielt, Mutter oder Schweſter zu fragen, ob das nicht die blonde Elsbeth ſei. Wozu auch fragen? Durch gelegentliches

Hinüberſchauen hatte er ja dasſelbe feine Köpfchen mit dem etwas wehmütigen Ausdruck drüben an dem Manſardenfenſter geſehen und ſich überhaupt allmählich durch eigene Beobachtung verſichert, daß es in der That ſeine Jugendgeſpielin war, nun ſo lieblich erblüht und durch ſolch eine Kluft von ihm getrennt.

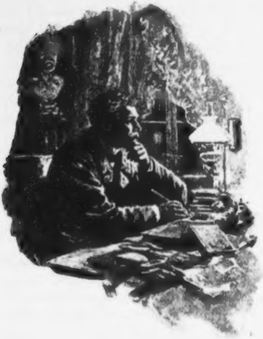
Es ging auch einmal hoch her im Hauſe Milenius. Ein Gedicht, das der Papa auf den Geburtstag eines hochgeſtellten Herrn gemacht, war ſehr anſtändig honoriert worden, natürlich mußte die unerwartete Einnahme gleich wieder verjubelt werden, obgleich Elsbeth ziemlich bedeutſam einige Rechnungen in des Vaters Weg gelegt hatte.

„Dazu hat mir der Graf den Louisdor nicht verehrt,“ meinte er; „wie wär's denn, wenn ich das Geld gar nicht erhalten hätte? dieſer Blutegel von Schuhmacher müßte dann auch warten. Es iſt ja eine wahre Fügung des Himmels, daß der Louisdor gerade auf meinen Geburtstag kommen mußte; ich hätte gute Luſt, auch noch ein Gedicht an mich ſelbſt zu machen, und mir dasſelbe doch wenigſtens mit einem Kronenthaler zu honorieren, damit man etwas mehr leiſten könnte.“

So wurde alſo Herr Zeeb, derzeit Souffleur an der Oper, mit Frau Gemahlin eingeladen, und Herr Züberle, Mitredakteur des Stadtpoſtillons; dazu noch, zu Elsbeths Qual, Herr Schnorr, ein Winkeladvokat; lauter Freunde ihres Vaters, deren beſtändige Verſuche, ihr den Hof zu machen, unendlich peinlich für ſie waren.

Die Mutter war ſchon am Nachmittag vor dem feſtlichen Tage bei ihrer beſten Freundin, der Frau Pelz, geweſen, die mit ihrem Putzgeſchäft ſich ſelbſt und eine Art von Stiefmann ernährte, den ſie der Repräſentation wegen geheiratet hatte; ſtatt ihrer Handarbeit hatte ſie einen Haſen nebſt Speck in ihrem Körbchen mitgenommen, um ſelbigen in angenehmer Geſellſchaft zu ſpicken, obgleich Frau Pelz nichts erfahren durfte von der Geſellſchaft, da Herr Pelz nicht recht hoffähig im Hauſe Milenius war. Der Konditor und der Weinhändler waren höchlich erſtaunt, nicht ſowohl daß Kuchen, Konfekt und

Wein zu Milenius geholt, ſondern daß dieſe Artikel gleich bezahlt wurden. Frau Milenius ließ auch abſichtlich den Thaler, mit dem ſie den Konditorjungen bezahlte, auf den Steinboden im Oehrn fallen, daß die Werkmeiſtersfrau unten, die ſchon öfter ihre Bemerkungen über den Haushalt oben gemacht, gewiß hören möge, daß bar bezahlt werde.



Elsbeth freute ſich am Ende auch, daß ſie einmal Erlaubnis und ſogar Befehl hatte, das Wohnzimmer ſo ſchön als möglich aufzuräumen; freilich mußte dies teilweiſe auf Koſten der andern Stuben geſchehen, in denen alles nur denkbare Gerümpel aufgeſtaut wurde, alſo daß man von ihnen hätte ſagen können: „Da drinnen aber iſt's fürchterlich!“ doch ſah es außen nun wirklich einigermaßen komfortabel aus.

Aber als die kleine Geſellſchaft anrückte und ſich's bequem machte; als die Mutter in der Küche kommandierte: „Elsbeth, ſtell die Porzellanſchüſſel doch ſo, daß die abgeſchlagene Handhabe auf des Vaters Seite ſteht, und ſorge, daß die zerbrochenen Teller unvermerkt an uns kommen!“ als ſo in jeder Weiſe die Mängel des Hausweſens künſtlich überklebt werden mußten; als die Späße des Herrn Zeeb immer plumper und die Artigkeiten Herrn Schnorrs und Herrn Züberles immer handgreiflicher wurden: da wurde ihr der Kontraſt mit Geſellſchaften, die ſie drüben mit angeſehen, wieder ſchmerzlicher fühlbar und ſie flüchtete an ihr altes Fenſterlein. Klares Lampenlicht erhellte den Schreibtiſch im oberen Zimmer, das ſich nun der junge Profeſſor eingerichtet. Da ſaß er in emſigem Studium zwiſchen Büchern und Schriften; er blickte hie und da ſinnend auf und ſchrieb dann einige Zeilen auf ein Blatt; wie wunderbar dünkte es Elsbeth, ſo in die Werkſtätte des denkenden, ſchaffenden Geiſtes zu blicken! dies einfache, harmoniſch eingerichtete Zimmer, die Bücher, die Büſten und Statuetten, — o wie herrlich mußte es ſein, da zu weilen; wie lieblich einmal für eine Hausfrau — das dachte ſie ganz leiſe — da zu walten, ſachte, um nicht zu ſtören; vorſichtig, mit ſchonender Hand den Staub zu entfernen und das Heiligtum in ſchöner Ordnung zu halten!

Unten im Familienzimmer war es gar ſtill. Amalie war nicht da; Paula ſchien keinen guten Tag zu haben und lag müde in ihrem Lehnſtuhl; die Mutter nickte und doſte verſchiedene Male bei ihrem Strickzeug und Eugenie ſchrieb. Aber auch dies Stillleben erſchien Elsbeths Augen als ein ſeliges Friedensbild gegenüber dem unſchönen Lärm und Geſchrei, das die Leute in ihrem Wohnzimmer machten, wo ſoeben auf allerlei bekannte und unbekannte Größen angeſtoßen wurde, und die Mutter gellend nach ihr rief, da die Herren Schnorr und Züberle ſie ſchmerzlich vermißten. Sie bemerkte freilich auch nicht, daß drüben an dieſem Abend einige Verſtimmung herrſchte; daß Eugenie ſehnſüchtig an eine Theegeſellſchaft dachte, der ſie Paula zulieb entſagt hatte, die nun erſt das Opfer nicht anerkannte und zu müde war, um ſich vorleſen zu laſſen; ſie ſah nicht, daß Paula ſich gekränkt fühlte, weil ihr niemand anſah, wie angegriffen ſie heute ſei, und weil die Mutter ſie gefragt hatte, ob ſie diesmal nicht auch mit den Geſunden zu Abend eſſen könnte. —

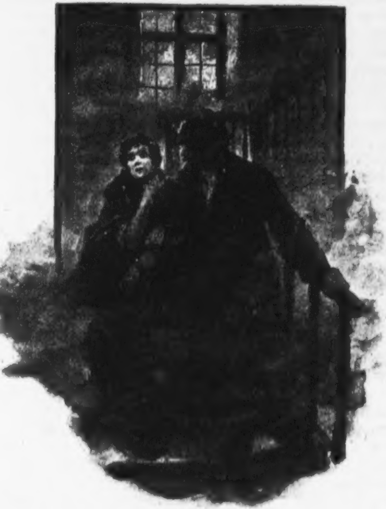
Das hatte Elsbeth nicht geſehen; ſie ſaß nur da mit geſenktem Köpfchen und müden Augen, als ſie zurückgekehrt war unter die luſtige Geſellſchaft. Und als Herr Zeeb dem Vater vorſchlug, er ſolle den neueſten Hundshandel bei dem reichen Grafen Brok durch ſein Töchterlein betreiben laſſen; nicht daß dem Kinde Ungebührliches zugemutet werden dürfe, aber nur, daß man den Herrn ein bißchen ſteigere, hinhalte: — da flüchtete ſie ſich mit glühenden Wangen in ihr Kämmerlein; ſie blickte nicht mehr hinüber, ſie empfand ſchon ſolche Worte als eine Befleckung. O, es war nicht das erſte Mal, daß, wenn auch verblümt, ein frecher Antrag, eine zweideutige Anſpielung an ſie gekommen war! — Schutzlos — ſchutzlos, ſelbſt im Elternhauſe, dachte ſie mit unſäglich bitterem Gefühl; o die glücklichen Töchter einer geachteten Heimat! Kein unreiner Hauch wagt ſich an ihre Jugend und Schönheit; o ſelig, wer daheim ſein kann in ſeinem Vaterhauſe!

Ein dumpfer Lärm, ein durchdringender Schrei weckte ſie lange nach Mitternacht. „Feuer, Feuer!“ hörte ſie rufen von unten; „wir verbrennen!“ ſchrie es im Hauſe. Sie fuhr auf, warf eilig einige Kleider um und rannte zu der Thür; ein erſtickender Rauch quoll ihr entgegen. „Hierher, Fräulein, durch! Die Treppe brennt noch nicht,“ rief eine Stimme; willenlos, betäubt, von unbekannter Hand gezogen, ſtürzte ſie vorwärts, halb die Treppe hinunter; plötzlich hielt ſie an: „Wo ſind die Kinder, wo meine Eltern?“ rief ſie in Angſt.

„Alles ſicher,“ rief es von oben durch den Rauch, „nur zu und hinaus!“ „Herr Milenius!“ ſchrie dieſelbe Stimme von oben, „gehen Sie ins Kuckucks Namen aus dem Rauch! ich ſage Ihnen, es brennt nichts, wir werden bald Meiſter.“

„Ich — gleich — ich rette nur — den letzten Jahrgang vom Regierungsblatt!“ rief der arme Dekopiſt, der ganz und gar den Kopf verloren hatte und der, mit einem Mäntelchen ſeiner Frau ſpärlich dekoriert, verzweifelt umherrannte.

„Zum Kuckuck mit dem Regierungsblatt!“ ſchrie der Feuerwehrmann oben wieder, und ſtieß ihn die Treppe hinunter, wo er zum Glück gliedganz ankam; „ich ſage, nur Ruhe! es iſt gar nicht ſo ſchlimm, wie's ausſieht.“



Vor dem Hauſe war ein wildes Getöſe und wirres Getümmel, durch das beſchwichtigend die Kommandorufe der Löſchmannſchaft drangen. Die jüngeren Glieder der Familie Milenius, als die Nächſtbeteiligten, hielten ſich verpflichtet, aus vollſtem Halſe zu brüllen; die Mutter lag in einer Art von Ohnmacht im Arm einiger Frauen; Elsbeth blickte jetzt erſt den unbekannten Retter an, der ſie die Treppe herabgeführt, — es war der junge Profeſſor Bronner.

Aus dem Fenſter des Wohnzimmers oben drang ein bereits ſchwächer werdender Rauch. „Ich ſagt's ja,“ rief wieder ein Feuerwehrmann, „'s iſt nicht ſo ſchlimm, ein Glück, daß man's ſo bald bemerkt hat!“

Elsbeth war noch zu betäubt und erſchrocken, das Geſchrei der Kinder, der Menſchenzuſammenlauf zu groß, als daß man ihr hätte klar begreiflich machen können, wie alles gekommen. Jetzt hörte ſie nur da und dort fragen: „Wie iſt's denn angegangen?“ und die ſchonungsloſe Antwort: „Nun, der Schreiber oben wird eben einen Rauſch gehabt haben.“

Hugo bemerkte, was das junge Mädchen litt, die vergebens verſuchte, die ſchreienden Geſchwiſter zu beruhigen; da oben der Rauch immer ſchwächer wurde, fing die Menge an ſich zu verlieren, faſt etwas ärgerlich, daß ſich der Lärm teilweiſe als ein blinder erwieſen. „Ich denke, wir können bald wieder hinauf,“ meinte Elsbeth ſchaudernd vor Froſt, verwirrt und ängſtlich, unbewußt an ihren Retter gelehnt.

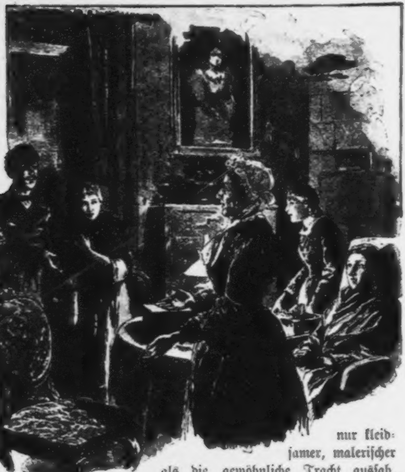
„Daran iſt nicht zu denken,“ ſagte einer der Feuerwehrmänner, der herab kam; „die Zimmer müſſen noch die ganze Nacht durch bewacht werden, ob's nicht wieder ausbricht; zudem ſieht's oben greulich aus. Ihre Mama hat im allgemeinen Rettungseifer gleich zuerſt alle Waſſerkübel im Haus umgeſchüttet, die Zimmer ſind halb überſchwemmt; ſuchen Sie ſonſt ein Unterkommen! Um Ihre Sachen dürfen Sie nicht mehr ſorgen, kommt nichts weg.“

Frau Pelz war dienſtwillig herbeigeeilt und hatte die Mama und Aennchen unter ihre Fittiche genommen; den Kleinen nahm die Gärtnersfrau mit ſich; der Vater mit Gulielmo ſuchte bei einem befreundeten Traiteur ein Unterkommen. Elsbeth ſtand noch ratlos. „Bitte, kommen Sie mit mir zu meiner Mutter!“ bat Hugo. Elsbeth ließ ſich willenlos von ihm fortführen. Es war ihr wie im Traume, als widerfahre ihr ein großes Glück, während der edelmütige Retter an ihrer Seite nicht ganz ohne Bangen war, wie der ſpäte Gaſt bei ſeiner Mutter aufgenommen würde, wo man natürlich durch den Feuerlärm auch in großer Aufregung und keineswegs auf Gäſte gefaßt war.

Wie das Feuer, das ſo bald gedämpft war, eigentlich ausgebrochen, wurde, wie in den meiſten derartigen Fällen, nie klar ermittelt; man vermutete, ein Zigarrenreſt Herrn Züberles, unvorſichtig in einen Haufen Papiere geworfen, habe das Unheil verſchuldet.

Hugo, der ſich in dieſer Nacht ungewöhnlich lange ins Studium vertieft, hatte zufällig den Rauch bemerkt, der aus Milenius' Wohnzimmer nach der Vorderſeite der Straße drang; er hatte raſch die Mutter geweckt, die mit der ihr eigenen Beſonnenheit gleich die nötigen Maßregeln traf, und war hinuntergeeilt, um nach Hilfe zu rufen. Durch einen wunderbar glücklichen Zufall begegneten ihm einige Mitglieder der Feuerwehr, die ſich auf dem Heimweg vom Theater verſpätet, und ſo raſch und ſicher wurde die erſte Hilfe gebracht, daß die größte Gefahr ſchon gehoben war, ehe ſie die beſtürzten Bewohner nur recht erkannten.

Bei Frau Bronner drüben war natürlich alles auf und in Bewegung, obwohl ſie durch einige Abgeſandte der Aſſekuranzgeſellſchaft vom Flüchten ihrer Habe abgehalten worden war. Paula hatte ſich im Schrecken und in der Aufregung des Augenblicks allein erhoben und angekleidet, ſaß aber jetzt doppelt matt und erſchöpft im Lehnſtuhl. Eugenie, dem Kindskopf, ging es faſt wie dem Volk; es that ihr unbewußt halb leid, daß alles ſchon vorüber und nicht ein Brand mit edeln Lebensrettungen, Flucht und Zuflucht zu ſtande gekommen war. Siehe, da ſtand mit einemmal der Bruder unter der Thüre im Schlafrock, der, ſehr elegant gemacht und mit Samt ausgeſchlagen, eigentlich



nur kleidſamer, maleriſcher als die gewöhnliche Tracht ausſah, und an ſeiner Seite ein ſchlankes, liebliches Mädchen, flüchtig aber züchtig gekleidet, mit dunkel erglühenden Wangen, ſchüchtern aufblickend zu der ihr ſo lieben und doch ſo fremden Familie.

„Fräulein Milenius iſt durch den Unfall der Nacht obdachlos; ich wußte, liebe Mutter, daß du ſie gern aufnimmſt,“ ſagte er etwas entſchuldigend zu dieſer.

„O gewiß,“ ſagte die Mutter mit all ihrer herzlichen Güte; „da, liebes Kind, ſetzen Sie ſich am Ofen! er iſt noch ein wenig warm. Eugenie, gib einen Shawl! Ihr Bett iſt im Augenblick gerüſtet.“

Elsbeth war immer noch wie im Traum; ſie hatte im ganzen wohl lernen müſſen, ſich ſelbſt zu helfen, und war eben nicht ängſtlich bei Fremden; dies aber war gar zu wunderbar: ſie in demſelben Zimmer, das ſeither ihr unerreichtes Paradies geweſen, gepflegt und beſorgt wie ein Kind des Hauſes, ſie, die arme Elsbeth! Wie träumend ließ ſie ſich alles gefallen; nur als ſie ſah, daß Paula eines der Kiſſen, mit denen ſie ſich ſtützte, herabgeglitten war, eilte ſie raſch hinüber, hob es auf und wußte ihr zu einer recht bequemen Lage zu helfen; „geſchickter als ihr alle,“ verſicherte Paula nachher.

Eugenie, hoch erfreut, daß ſich doch etwas einigermaßen Romantiſches begeben, kam bald, ſie in ihr Stübchen zu führen, nachdem die Mutter ſie noch zu einer Taſſe warmen Thees genötigt hatte, und nicht lange nachher war das Haus wieder in tiefe Ruhe verſunken; nur Hugo ging noch einmal hinüber ins Nachbarhaus, um ſich zu verſichern, daß keine Gefahr mehr zu beſorgen ſei. Auch Elsbeth ſchlief den ſüßen Schlaf der Jugend nach all den Stürmen, und aus den verworrenen Bildern ihres Traums tauchte nur eine Geſtalt auf, das Bild ihres Retters.

Was war das für ein wunderbarer Morgen, als ſie in dem eleganten Gaſtzimmerchen drüben erwachte! das blendend weiße Bett, die anmutige Landſchaft auf dem Fenſterrouleaux, die geſtickte Vorlage, die Toilette mit ſpitzenbeſäumtem Vorhang, — ach das alles war ein unerhörter Luxus und ſchien doch ihrem natürlichen Schönheitsſinn eine recht heimatliche Welt, und dazu der Gedanke, unter weſſen Dache ſie ſchlief! . . .

Ein leichter Finger klopfte an die Thür. „Darf ich hinein?“ fragte Eugeniens freundliche Stimme, und ehe Elsbeth ſich auf die Antwort beſonnen, ſchlüpfte ſie herein, friſch und blühend, ein Röslein im Morgentau. „Mutter meint, Sie — du ſeieſt zu müde zum Aufſtehen; du weißt doch noch, daß wir uns du ſagen, Elsbeth? ich dachte aber, wenn du doch lieber aufſtehſt, ſo fehlt dir's vielleicht an Kleidern; da habe ich einiges mitgebracht. Ich denke, wir ſind von gleichem Wuchs, nur du ein bißchen größer, ich ein bißchen ſtärker; ſoll ich dir helfen?“ Elsbeth dankte, die freundliche Botin entfernte ſich; der Traum ward immer lieblicher und ſchöner, als ſie nun friſch und ſorgfältig gekleidet, die blonden Haare leicht und anmutig geordnet, in dem kleinen Kreis beim Kaffee ſaß, Hugo ihr gegenüber. „Nicht im unerläßlichen Schlafrock,“ bemerkte Eugenie lächelnd, auf ſeine Kleidung deutend. Elsbeth errötete tief; ſie wagte nicht, auch nur die Möglichkeit anzunehmen, daß er ſich um ihretwillen geniere; aber in innerſter Seele that ihr's doch wohl, daß er ſie als eine Dame achtete. Ihre Schüchternheit wich allmählich vor Eugeniens herzlicher Freundlichkeit, vor der mütterlichen Güte der Mama und Hugos ruhiger, rückſichtsvoller Artigkeit. Das Ereignis der letzten Nacht mit ſeinen Schrecken wurde beſprochen. Elsbeth erfuhr jetzt erſt, daß Hugo wirklich der Retter des Hauſes geweſen, obwohl er die Ehre ablehnte und meinte, die Feuerwehrleute hätten den Rauch ohnehin bemerken müſſen. — Alte Erinnerungen aus der glücklichen Schul- und Spielzeit wurden jetzt hervorgeholt; nur Hugos feines Ohr bemerkte, daß die Mama dieſe Reminiscenzen nicht ſehr beförderte und ſich etwas kühl dazu verhielt. Mit ſchwerem Herzen ſtand endlich Elsbeth auf, um, wie ſie ihr Pflichtgefühl ſchon lange trieb, nun doch nach den Ihrigen zu ſehen und nach dem zerſtörten Hauſe.

„Kommen Sie zu Mittag wieder!“ lud die Mutter freundlich ein, die ihr in ihr Stübchen gefolgt war und ihr ein Umſchlagtuch brachte; „bis zum Mittageſſen iſt ja Ihr Haushalt drüben doch noch nicht in Ordnung.“

„Ach, er iſt nie in Ordnung!“ rief Elsbeth mit einer Bitterkeit, die unwillkürlich plötzlich hervorbrach, als ſie im Begriff war, dies ihr Paradies zu verlaſſen.

„Das wäre ſchlimm, liebes Kind,“ ſagte die Direktorin mit mütterlichem Ernſt; „eine erwachſene Tochter wie Sie kann ja wohl vieles hübſch und gut machen, wenn auch nicht alles nach Ihrem Sinne geht.“

„O, ich habe es oft ſchon verſucht,“ ſagte Elsbeth mit Thränen kämpfend; „aber es iſt alles vergeblich, und ſagen darf ich nicht viel, . . . es ſind meine Eltern . . .“

„Gewiß, liebes Kind, und es iſt auch nicht an Ihnen, mit Worten da viel zu ändern; aber thun können Sie doch vielleicht manches. Sie haben die jüngeren Geſchwiſter, Sie konnten ja früher ſchon ſo hübſch mit Kindern umgehen.“

„Ich will's wieder verſuchen,“ verſprach ihr Elsbeth durch Thränen lächelnd. Ach, dies mütterliche Wort, ſelbſt wenn ein leiſer Tadel darin lag, that ihr ja ſo unbeſchreiblich wohl, und wie glücklich machte ſie die Ausſicht auf dieſen Mittag! es war ja zum letztenmal.

Noch einmal ſaß ſie dann zu Tiſche im Familienkreis, noch einmal plauderten ſie heiter zuſammen, als ob ſie hierher gehört hätte, und Hugo ſchenkte ihr ein, Hugo unterhielt ſich mit ihr; er hob ihr das Tuch auf, das ihr zu Boden gefallen. Paula, die im ſtillen gefürchtete Paula, ſprach ſo gütig zu ihr, und Eugenie, die warmherzige, leichtbewegliche, war ſo fröhlich und zutraulich, als ob ſie ſeit den Kindertagen in ununterbrochener Freundſchaft gelebt hätten — Elsbeth wollte ſich's ſo recht von Herzen wohl ſein laſſen —; doch in jedem bewußten Glück liegt zugleich ein leiſes Weh: das Gefühl, daß es enden muß.

Und es ging zu Ende; ſie mußte hinüber und wollte ſich erſt umkleiden; aber Eugenie litt nicht, daß ſie ihr das blaue Kleid wieder gab. „Du biſt jetzt eine Abgebrannte,“ ſagte ſie mit fröhlichem Lachen; „Abgebrannte müſſen ſich gefallen laſſen, daß man ſie beſchenkt; ich habe das Kleid faſt nie getragen, weil Mama immer zankte, daß es ſo übermäßig lang ſei; dir ſitzt's wie angegoſſen.“

So ging es ans Scheiden. Alle gaben ihr die Hand, allen dankte ſie mit herzlichen Worten; vor Hugo allein verneigte ſie ſich und konnte kaum die Worte hervorbringen: „Ich danke Ihnen"; das Herz war ihr gar zu ſchwer.

„Mutter," ſagte Paula abends, als ſie allein waren, „du haſt ſo gar kühl eingeſtimmt, als Eugenie die arme Elsbeth einlud, uns oft wieder zu beſuchen, und doch wäre es gewiß eine Wohlthat für ſie, und das Mädchen gefällt mir; ſie hat auch gar nichts Gemeines an ſich."

„Gewiß, Paula; aber dir kann ich's wohl ſagen," erwiderte die Mutter; „Gott weiß, das Herz hat mir wehe gethan um das arme Kind, dem ich gern wohlthun möchte; aber — haſt du nicht den Blick bemerkt, mit dem ſie einmal Hugo angeſehen? Es geſchah unwillkürlich, denn man muß es dem Kind laſſen, daß ſie ſich ſittſam und zurückhaltend benimmt. Ich will nicht zu den eiteln Müttern gehören, die ſich einbilden, daß die ganze Mädchenwelt nach ihren Söhnen trachte und ſchmachte; aber bei einem Mann wie Hugo iſt es doch natürlich, daß er Eindruck macht auf ein Mädchen, die Sinn für's Schöne und Edle und daneben ſo ein verkümmertes Leben hat; warum ſollten wir dem armen Kind unnötiges Herzweh machen?"

„O Mutter, wie meinſt du denn, daß ſie daran denken könnte!"

„Weiß nicht," ſagte die Mutter, „ein junges Herz fragt nicht; weit davon iſt ſicher vor dem Schuß."

„Nun, es iſt freilich wahr," ſagte Paula nachdenklich, „und ſie iſt ein hübſches Mädchen; am Ende könnte ſie Hugo auch ſelbſt gefallen, wenn auch nur aus Mitleid — und doch könnte er ja nicht im Ernſt an ſie denken."

„O nein, gewiß nicht! Gott weiß, ich will ja nicht anſpruchsvoll ſein, obgleich ich bei Hugo das Recht dazu hätte. Bei einem armen Mädchen, ſo nötig er auch hätte, auf einiges

Vermögen zu ſehen, — ich war ſelbſt arm — ſogar bei einem Mädchen von niedriger Herkunft wollte ich ihm nicht entgegen ſein, wenn es eine tiefe Herzensneigung wäre, obgleich das immer ſein Mißliches hat; nur eine geordnete, anſtändige Familie. Aber ein ſolches Hudelgeſchlecht! ... aus einem ſolchen Hauſe kann keine rechte Hausfrau kommen, und die Sippſchaft ...! Denke nur auch an Amalie und an Arensberg!“

„Nun, dies hochmütige Geſchlecht wäre mein Gegengrund nicht,“ ſagte Paula etwas gereizt; ſie hatte immer eine gewiſſe Pike auf die Familie Arensberg. „Wenn nun die beiden einander recht lieb hätten? Die alten Milenius könnten ja ſterben ...“

„Nun,“ ſagte lachend die Mutter, „wir wollen doch keine Totenliſten ſchreiben, ſonſt werden wir unbarmherzig aus lauter Barmherzigkeit; die Eltern ſind noch ganz rüſtig. Und zunächſt iſt ja noch gar nicht die Rede von einer Neigung, es handelt ſich nur darum, ihr zuvorzukommen. Sprich mit Eugenie nicht darüber! die wäre im ſtande und begeiſterte ſich für das Projekt. Man muß nur einem Verkehr mit Elsbeth keinen Vorſchub thun, dann ſchläft's von ſelbſt ein. Iſt Hugo einmal verſorgt, ſo kann man ſich ihrer ja immer wieder annehmen; ich meine es gewiß gut mit ihr.“

Sie meinte es gut und redlich, die Mutter, gewiß, und ſie kämpfte ihr gutes Herz nieder, das ſie trieb, dem verlaſſenen Kinde eine freundliche Hand zu bieten; ſie überwand die leiſe Stimme, die ihr ſagte: „Vielleicht könnte die Liebe deines Sohnes dem einſamen Herzen einen Himmel auf Erden bereiten und er ſich eine treue, ergebene Seele gewinnen“ — und ſie that es nicht in Hochmut und Egoismus, ſondern in ehrlicher Abſicht, das Kind zu bewahren vor hoffnungsloſer Liebe, den Sohn vor den Folgen einer unpaſſenden Wahl; — gewiß hatte ſie recht, und doch war ihr nicht ſo ganz wohl dabei. — O, das Leben gibt oft ſehr ſchwere Rätſel auf! es iſt nicht immer leicht, das Rechte und Gute zu finden. Eine reine Abſicht iſt der einzige Troſt für unſre Mißgriffe; aber wer kann ſagen, ob ſeine Abſicht rein iſt, ganz rein und lauter bis zum tiefſten Grunde? Wer ſich geübt hat, ſein Wollen recht klar ins Licht des göttlichen Willens zu ſtellen, der wird, wenn er auch nicht immer das Rechte, das Beſte treffen kann in unſern komplizierten Lebensverhältniſſen, ſich doch des Glaubens getröſten dürfen:

Der aber, der uns ewig liebt,
Macht gut, was wir verwirren.

Drüben waltete indes Elsbeth wieder in dem unerquicklichen Haushalt, der durch die Verwirrung des Brandes doppelt unerquicklich geworden war. Aber ſie hatte guten Mut mitgebracht, ein inneres Freuden- und Hoffnungslicht, das ſelbſt dieſes Chaos aufzuhellen im ſtande war; eine glückſelige Erinnerung, die ſie über die ungute Gegenwart hinüber hob.

Der Mutter wußte ſie nicht viel zu erzählen von den wenigen Stunden, die ſie drüben zugebracht; aber für ſie ſelbſt, o welch unerſchöpflicher Quell lieber Gedanken und ſüßer Träume war dieſer eine Tag!

Und ein friſcher Lebenstrieb lag in dieſer keimenden, unausgeſprochenen Liebe. Sie wagte nicht zu hoffen; er ſtand ihr noch immer unerreichbar hoch, aber ſie wollte ſeiner wert werden. Ach, ſie konnte es nicht durch glänzende Kenntniſſe und Fertigkeiten; aber ſie wollte es in ſtiller Treue auf dem freudeloſen Arbeitsfeld, das ihr Gott angewieſen. Sie begnügte ſich nicht mehr, nur das Ihre zierlich und in Ordnung zu erhalten und jeden freien Augenblick, den ſie gewinnen konnte, ſich abzuziehen und zu brüten über dem, was ihr verſagt war; nein, die mütterlichen Worte der Direktorin ſollten nicht an ihr verloren ſein. Mit unermüdeter Geduld und Sorgfalt ſuchte ſie immer wieder Ordnung und Syſtem in den Haushalt zu bringen. Sie ſeufzte nicht mehr nach jeder Gelegenheit, die unartigen Geſchwiſter fort und ſich vom Halſe zu ſchaffen; ſie erzählte ihnen, ſie ſang ihnen, ſie unterrichtete ſie, und am Abend lehnte ſie nicht mehr ſtundenlang am Fenſter; nur verſtohlen warf ſie einen Blick nach dem Lichte oben; war es Täuſchung, wenn ſie glaubte, bisweilen auch einem Blick Hugos zu begegnen, der herüber ſchaute nach ihrem Fenſter? Dann flüſterte ſie eine leiſe, leiſe Gute Nacht hinüber; war ihr doch, als hätte ſie den ganzen Tag für ihn allein gelebt.

Und Hugo? — ach, es gibt ſo viel mehr Schattierungen des Gefühls in Männerherzen als in Mädchenherzen, ſo viel Zwiſchenſtationen zwiſchen völliger Gleichgültigkeit und zwiſchen der ſiegenden Gewißheit: „Dieſe und ſonſt keine!“ Der alte Ausſpruch Jean Pauls: „Die Liebe iſt das ganze Leben des Weibes und eine Epiſode im Leben des Mannes“ iſt, wenigſtens in Beziehung auf die Jugendliebe, ewig wahr.

Hugo dachte wirklich gar oft und gern an die Jugendgeſpielin, die er um Mitternacht unter ſeiner Mutter Dach geführt; er ertappte ſich manchmal auf einem unwillkürlichen Blick nach dem Nachbarhauſe drüben; das blonde Köpfchen, die rührenden blauen Augen tauchten vor ihm auf, wenn er eben an der ſchwarzen Tafel eine mathematiſche Aufgabe löſen wollte; aber der Kopf ging mit dem Herzen denn doch nicht durch, der ſtand klar darüber. Hugo war eine reine, edle, geſunde Natur, wohl eines eigenen Entſchluſſes fähig; aber er war auch ein Kind der Reſidenz, ein Kind ſeiner Familie, mit einem feinen Sinn für das Schickliche, Schöne und Anſtändige begabt. Wenn er weiter dachte, wohin ihn das Gefühl, das ihn zu dem blonden Nachbarkinde zog, führen müſſe, dann ſagte auch er wie Paula und wie die Mutter: „Es iſt undenkbar“, und er blickte mit einemmal wieder gar eifrig in ſeine Bücher und nicht nach dem Fenſter hinüber.

Hugo brauchte für ſeine Klaſſe die wertvolle Ueberſetzung eines Klaſſikers von einem frühern verſtorbenen Lehrer, die aber ziemlich undeutlich auf halbzerriſſenes Papier geſchrieben war.

„Ich glaube kaum, daß einer der jungen Leute Geduld und Einſicht hätte, es ordentlich abzuſchreiben,“ bemerkte er im Geſpräch mit dem Vorſtand des Gymnaſiums. „Wiſſen Sie was?“ ſchlug dieſer vor, „in Ihrer Nähe da draußen wohnt ſo ein alter Dekopiſt, ein mißratenes Genie, das noch etwas Latein verſteht; bringen Sie's dem! Sie müſſen ihm natürlich einige Anweiſung geben, aber ich glaube, der kann's.“ Hugo fand den Rat ſehr zweckmäßig und hörte ihn heimlich gern, und doch koſtete es ihn eine Welt von Beſinnen, bis er ſich entſchloß, in eigener Perſon den Papa Milenius aufzuſuchen.

Elsbeth hatte nur einmal noch einen kurzen Beſuch drüben gemacht, um für die genoſſene Güte zu danken; ſie war freundlich empfangen worden, doch hatte man ſie „nicht ſo ſehr dringend“ eingeladen, wiederzukommen. Eugenie, die damals nicht zu Hauſe geweſen, hatte immer bei zufälligen Begegnungen kurze Plauderſtündchen mit ihr gehalten in freundlicher, traulicher Weiſe. „Die Kleine“ war nicht eingeweiht in den Familienrat; doch ahnte ſie ſchon ein wenig, warum die Mutter nicht ſo freundlich und herzlich wie ſonſt ſich des Nachbarkindes annahm, und ihr war, als hätte ſie etwas gut zu machen.

Es war mittlerweile Frühling geworden. Elsbeth ſtellte friſche Blumen in die Stube, und ihr eigen Herz ſchlug fröhlicher, wenn ſie über die Dächer hinüber ſah auf grüne Hügel. So ſaß ſie abends, eine leiſe Melodie ſummend, am Fenſter, emſig mit der Ausbeſſerung eines ziemlich hoffnungsloſen Kleidungsſtückes von Gulielmo beſchäftigt; es war die Stunde, wo die Klaſſe ſchloß, wo der junge Profeſſor heimzukehren pflegte. Daß ſie das wußte, war wohl kein Unrecht; daß ſie hie und da das Auge erhob, wenn er vorüberging, war auch keines; ſie war ihm ſeit jenem Tage wohl manchmal begegnet und hatte einen Gruß von ihm erhalten, ſo freundlich, ſo ernſt, ſo ritterlich. Was hatte ſie nicht alles in dieſem Gruße geſehen! Aber ſie ging jetzt nicht mehr zu der Stunde aus, und wenn ſie herunterblickte, ſo geſchah es nur verſtohlen hinter dem Vorhang. Auch heute kam er wieder zur gewohnten Stunde und ging in der Mutter Haus — doch nein, er ging nicht hinauf; er gab ein Buch, das er trug, dem Dienſtmädchen, das eben hineinging, ſchien ſich noch einen Augenblick zu beſinnen und kam dann herüber, geradeswegs herüber auf ihr Haus zu, und als ſie ſich noch beſann, ob das denn Wahrheit ſei und kein Traum, da hörte ſie ſchon ſeinen Schritt auf der Treppe, da klopfte es, da trat er herein. — Es war

Sein hoher Gang,
Seine edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt —

und „Guten Abend, Fräulein Elsbeth! könnte ich Ihren Herrn Vater ſprechen?“ fragte die Stimme, die ſie, ach nur zu oft, in Gedanken hörte. „Der Vater iſt oben,“ brachte ſie eben heraus vor lauter Herzklopfen, ſtand auf und ging voraus, um ihm die Treppe zu zeigen, während Hugo ſelbſt, der gelehrte, gereiſte, gewandte Profeſſor ſich auch befangen fühlte und ſich vergebens auf ein Wort gleichgültiger Artigkeit beſann, das er dem Mädchen ſagen könnte.

Erſt als Hugo den Giebel erſtiegen hatte, wo zur Sommerszeit Papa Milenius in Wahrheit ein ſogenanntes eigenes Zimmer hatte, in dem er ſeine Privatſchreibereien beſorgte und der Erziehung der jungen Hunde und Vögel oblag, erſt dann fiel ihr ein, daß ſie den Vater hätte ins Wohnzimmer rufen ſollen, welches ſie, da eben die ganze Familie ſich auswärts herumtrieb, mit vieler Mühe in recht ordentlichen Stand geſetzt hatte; denn droben war's entſetzlich, namentlich für ſeine Geruchsnerven. Aber was konnte der Profeſſor beim Vater wollen? Sie hatte auch ſchon Gedichte und Geſchichten geleſen, wie die von des Goldſchmieds Töchterlein, wo der Hohe, Stillgeliebte mit einemmal die niedrige Magd zu ſich erhebt, ſie überſchüttet mit dem königlichen Schatz ſeiner Liebe; — ſollte er . . .? Doch nein, dieſen Gedanken wagte ſie nicht auszudenken; auch ſtolperte Hugo ſehr bald vom Vater begleitet die halsbrechende Treppe herab, ging an der Zimmerthür vorüber, aus dem Hauſe, und der Vater trat ein mit einigen Heften in der Hand. „Eine ziemlich difficile Arbeit, die mir der junge Herr da gebracht hat; glaub's gern, daß das nicht jedermann kopieren kann, glaub's recht gern; werd' aber auch ſo frei ſein und die Rechnung dafür machen," bemerkte er.

So war Hugo alſo nicht gekommen, wie der junge Ritter zum Goldſchmied:

Helene ſüß, Helene traut,
Der Scherz ein Ende nimmt!

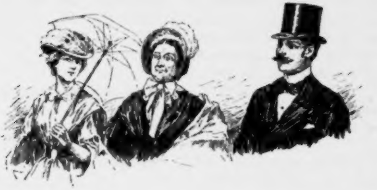
Sie hatte ſich das ja auch gar nie eingebildet, und flüchtig wie ein Schatten zog das Herzeleid der Täuſchung durch ihre Seele; aber das durfte ſie denn doch wohl glauben, daß er vielleicht an ſie gedacht, als er die Arbeit gerade ihrem Vater überbracht. — O, von wie wenig kann junge Liebe zehren!

Wenn nun freilich der Hundeſtall, in dem Hugo Herrn Milenius getroffen, keineswegs geeignet war, romantiſche oder gar ſöhnliche Gefühle zu nähren; ſo war der Eindruck, den auf ihn das anmutige junge Mädchen in der ſonnenloſen Stube unten gemacht, kein ſo ungünſtiger geweſen. Wie die verzauberte Jungfrau in der Meerſtadt oder wie ein verwünſchtes Königskind war ihm die ſchlanke leichte Geſtalt in der unharmoniſchen Umgebung erſchienen, und zum erſtenmal kam ihm ernſtlicher der Gedanke: „Es müßte ſchön ſein, dieſe liebliche Blume in ein beſſer Land zu verſetzen!"

Er hatte nicht lange Zeit, dieſen Träumereien nachzuhängen. Drüben empfing ihn ein Sturm von Fragen und Mitteilungen: „Aber, Hugo, bitte, wo bleibſt du?" „Hugo, iſt's wahr, daß du dich in der Familie Milenius eingeführt haſt?" „Denke, Hugo, Onkels von Wien ſind angekommen und ſie logieren im Ruſſiſchen Hof; wir müſſen ſogleich hin und ſie zu uns einladen und wir können doch nicht ohne dich in den Gaſthof!" „Und deine Atlasweſte ſollteſt du anziehen und den feineren Rock." Es brauchte eine gute Weile, bis er die Mutter und

Eugenie — Paula verhielt ſich ziemlich ſtill — ein wenig beruhigen und ſich zu dem gewünſchten Gang in den Ruſſiſchen Hof anſchicken konnte.

Es war der erſte, ſeit ſechs Jahren ſchon verſprochene Beſuch, den der Schwager mit den Seinen bei den Verwandten ſeiner Frau machte. So ſeltſam fremd und vornehm es auch die Frau Direktorin fand, daß die Verwandten eine Karte vom Gaſthof geſchickt, ſtatt ſelbſt zu kommen — von ihrer Seite ſollte doch gewiß nichts verſäumt werden, ihnen alle Ehre und Liebe zu erweiſen; war es ja doch ein unerhörtes Glück, das die Schweſter mit dem ſchwer reichen und obendrein noch braven Mann gemacht, der nur ein einziges Kind aus erſter Ehe hatte.



In höchſtem Staat, im ſchwarzſeidenen Kleide, zwiſchen Eugenien, die im hellen Roſenrot wie eine Maikönigin ausſah, und dem ſchönen ſtattlichen Sohn, zog ſie dem Gaſthof zu, in gerechtem Mutterſtolz und doch in heimlichem Bangen. Warum werden doch die beſten, unabhängigſten Naturen oft ſo ſchwer den Reſpekt vor dem Reichtum los? Eugenien machte die Million des Onkels weniger Sorge; aber die neue Couſine, die reiche Erbin, die werde wohl recht ſtolz und vornehm ſein, fürchtete ſie. Hugo war der Gleichgültigſte bei der Sache; er ſah den Beſuch als einfache Notwendigkeit an und wünſchte nur, daß er abgemacht wäre.

Alle Zweifel und Beſorgniſſe verſchwanden vor der innigen Freude, mit der die Tante, vor der gemütlichen Herzlichkeit, mit der Herr Zimmer und ſeine Tochter ſie begrüßten. Auch mit der Karte war's nicht ſo ſchlimm gemeint geweſen.

„Sehen S', Frau Schwägerin," ſagte der Bankier, „daheim rühr' ich mich tüchtig im Geſchäft; auf ſo einer Erholung aber, die ich mir ſelten genug gönne, da mag ich's fein bequem. Allein wollt' ich meine Frau nicht ſchicken, und drei Mann hoch in den Gaſſen herumziehen und die Häuſer ſuchen und die Leut' zuletzt gar nicht, oder im Negligé oder bei einer Waſch treffen, das wollt' ich nicht. Nun haben S' gewußt, daß wir da ſind und haben ſich ſo ſchön geputzt; nachher beſuchen wir Sie ſchon auch."

Natürlich drang die Frau Direktorin darauf, daß ſie bei ihr wohnen ſollten; davon aber wollte der Schwager nichts wiſſen.

„Schauen S', Frau Schwägerin, das muten S' mir nicht zu! Ich bin gern ungeniert; wenn wir Gäſte bei Ihnen ſind, ſo machen S' Umſtände, klopfen mit dem Mörſel und rollen mit dem Nudelwalkerl vom frühen Morgen an, und ich weiß nie, ob ich zu früh oder zu ſpät zum Frühſtück komme, und ob Sie nachts ſchläfrig ſind, wenn wir zuſammen ſitzen bleiben, oder ob Sie's übelnehmen, wenn wir zu bald aufbrechen: da bleiben wir am beſten gut Freund, wenn wir im Gaſthof wohnen und einander beſuchen und manchmal mitſammen eine Spazierfahrt machen."

Clara, die einzige Tochter aus Herrn Zimmers erſter Ehe, war von der Stiefmutter immer als ein gutes Kind gerühmt worden. Alle Scheu Eugeniens vor der reichen Erbin verſchwand vollends vor dem äußerſt gutmütigen, geraden und unbefangenen Weſen, mit dem Clara ihnen ſo zutraulich entgegenkam. Sie war eine höchſt erquickliche Erſcheinung, dieſe Clara, ganz und gar nicht ätheriſch, aber ſo durch und durch kerngeſund, friſch und blühend, ſo harmoniſch und fertig in ihrer Art, daß man gar nichts anders gewünſcht hätte, weder an den runden roten Wangen, noch an den friedfertigen braunen Augen oder an dem kräftigen Ebenmaß der ganzen Geſtalt. Sie hätte freilich ebenſowohl ein Kind vom Lande als ein ſteinreiches Töchterlein der Reſidenz ſein können; aber ſo wie ſo wäre ſie ſicherlich jedem gerade recht vorgekommen. Das einzige, was ſie vielleicht ihrem Reichtum verdankte, war eine glückliche Sicherheit und Unbekümmertheit, die aber neben ihrer natürlichen Gutmütigkeit und Freundlichkeit nie verletzend wurde. Es gab niemand, mit dem leichter zu verkehren war als Clara; von Empfindlichkeit, von Skrupeln und Bedenken wußte ſie gar nichts; ſie wußte immer gewiß, was ſie thun wollte; fand alles gut und recht, wie es geſchah, und war mit Gott und der Welt und ſich ſelbſt im Frieden.

Frau Bronner konnte nicht unterlaſſen, ihr viel Schönes zu ſagen über die Liebe und Bereitwilligkeit, mit der ſie die neue Mutter aufgenommen.

„Nun, das war doch natürlich,“ ſagte Clara mit heiterem Lachen; „ſehen S', meine liebe Mama ſelig habe ich ja gar nicht gekannt, und alle Welt ſagte, der Papa werde doch einmal wieder heiraten, wenn er auch noch ſo lang warte. Da war's ja ganz geſchickt, daß er mir die Mama da brachte, die ich ſchon ſo gut kannte und lieb hatte, und wie wäre mir's langweilig geweſen, wenn er gar nicht geheiratet und ich ſchon hätte dem Hauſe vorſtehen und Geſellſchaften halten und am Tiſch präſidieren ſollen! Nein, ich bin noch recht froh, daß ſie nur hat den Papa haben wollen.“

Für Hugo, der im Augenblick von ſo viel inneren Kämpfen und Zweifeln umgetrieben war, hatte dieſe ruhige, unbefangene Natur etwas ungemein Erfriſchendes; der Umgang mit ihr war ein wahres Ausruhen.

Eugenie liebte und bewunderte ſie bald mit echtem Mädchenenthuſiasmus; nur Paula, der ſich natürlich die Verwandten bald vorſtellten, fand weniger Gefallen an ihr; dieſe wirklich auffallende Geſundheit that unbewußt der Kranken wehe. Clara war zu gutmütig, um je verletzend ſein zu können; aber zu unbekümmert, um die kleinen Rückſichten zu beobachten, die Leidenden wohlthun.

Es entſtand ein äußerſt angenehmer gemütlicher Verkehr zwiſchen den Familien; an jedem ſchönen Tag fuhr die Equipage vor, um zu einem Ausflug abzuholen; bei dem mäßigen Wohlſtand der Mama Bronner und einer anerzogenen billigen Sparſamkeit hatte ein ſo durchaus freies Schalten mit der Börſe, wie es Herrn Zimmer in ſeinen Ferienzeiten eigen war, etwas ſehr Angenehmes und Behagliches, zumal da bei ihm wirklich keine Spur von Geldſtolz zu Tage trat. Selbſt Paula befreundete ſich zumeiſt mit Herrn Zimmer, der großen Reſpekt vor ihrem Verſtand hatte und für alle denkbare Bequemlichkeit ſorgte, damit ſie auch hie und da an den Ausflügen teilnehmen konnte. Ihre notgedrungene Ruhe behagte ſeinem ſteten Weſen. Die Abende brachten ſie dann meiſt zuſammen im Familienkreiſe zu.

Elsbeth fühlte manchen Stich im Herzen, wenn ſie bei flüchtigem Hinüberſchauen — lange verweilte ſie nie mehr am Fenſter — die kleine Tafelrunde drüben ſo erweitert ſah und die blühende, friſche Mädchengeſtalt mit der immer heiteren Miene bemerkte. Armes Schneeglöckchen, das ein früher Sonnenſtrahl hervorgelockt, deine Stunde iſt vorüber, wenn die friſche Centifolie erblüht! Doch war ſie nicht ſo ganz vergeſſen drüben, wie ſie glaubte, wenn auch nicht von ihr geredet wurde.

„Gebildet iſt Clara im ganzen nicht,“ bemerkte Paula gegen ihren Bruder, der ſein gewöhnliches Halbſtündchen nach dem Frühſtück mit ihr verplauderte.

„Gebildet? nun, das iſt ein ſchwer zu definierendes und viel mißbrauchtes Wort,“ meinte Hugo; „ihre Sitte, ihre Haltung, ihr ganzes Weſen und Benehmen iſt das einer gebildeten Dame.“

„Nun ja, das heiße ich gut erzogen; gebildet noch lange nicht," ſagte Paula; „gebildet iſt nach meiner Anſicht, wer mit den Mitteln, die ihm zu Gebot ſtehen, ſeinen Blick ins Leben reicher, höher, tiefer gemacht hat; aber beſinne dich einmal, was Clara während eines ganzen Abends ſpricht, was ſie gern hört; ſind es nicht die allergewöhnlichſten Dinge? Auch die Tante ſagt, daß ihr ſchon von Kindheit auf Leſen mehr eine Pflicht als eine Luſt geweſen ſei; ſie ſpielt recht fertig Klavier, aber Seele liegt nur darin, wenn ſie einen Walzer ſpielt; — heißt du das gebildet?"

„Du magſt recht haben," ſagte Hugo nachdenklich, „und doch vermißt man nichts bei ihr; ſie legt in dieſe gewöhnlichen Dinge ſo viel natürlichen Verſtand, ſo viel Herzensgüte."

„Sag' lieber Gutmütigkeit," fiel Paula ein. „Güte iſt mir faſt zu viel; Gutmütigkeit iſt die Güte, für die man nichts kann."

„Nun meinetwegen," lächelte Hugo; „nenn's wie du willſt; aber gib zu, daß man ihr gern zuhört!"

„Das eben iſt der Fehler," eiferte Paula; „ſie zieht einen herab in die Sphäre, in der ſie ſich ſo vergnüglich bewegt."

„Muß dir leider auch darin widerſprechen, geſtrenge Schweſter. Ich finde nicht, daß ſie herabzieht, ſondern daß man neben ihr ganz gemütlich bleibt, wer man iſt. Sei nun der Grund, daß Klara wirklich eine gewaltige und bedeutende Natur, oder daß ſie ſo leidenſchaftslos iſt — aber niemand läßt mich innerlich ſo frei, all meinen eigenen Gedanken nachzugehen, als ſie; ich glaube, daß ſich vortrefflich neben ihr arbeiten ließe."

„Nun, ſo verſuch's eben, dies ‚goldene Herzchen' zu gewinnen, neben dem man ſo leicht arbeiten kann," ſagte lächelnd Paula. „Die Mutter wirſt du ſehr glücklich machen, und vollends Arensbergs, die ſind ja ganz hingenommen von der neuen Couſine; ich will dann gewiß nichts gegen ſie geſagt haben."

Es war das erſtemal, daß dieſer Gedanke in Hugo angeregt wurde; Mutter und Schweſtern hatten natürlich lange ſchon daran gedacht. Wo wäre eine Mutter und Schweſtern mit einem heiratsfähigen Sohn und Bruder, die nicht an jedes Mädchen dieſen höchſten Maßſtab legten: „Würde die wohl für unſern Chriſtian oder Albert oder Fritze paſſen?“ Hugo ſelbſt hatte bis heute noch nicht daran gedacht, aber es war nicht zum letztenmal.

Freilich ſtieg ein andres Angeſicht vor ſeinem geiſtigen Auge auf, ein liebliches, zartes, mit ſo rührenden dunkelblauen Augen; ein Kind, in deſſen freudeloſes Daſein er Leben, Licht und Glück bringen konnte; denn ſo wenig eitel er war, er hatte ſich doch die ſtille Sprache dieſer wehmütigen Augen gedeutet, ſelbſt wenn ſie tief geſenkt waren — und Klara, nun wenn ihn auch ihre Augen gerade ſo gemütlich und freundlich anblickten wie alle Welt, ſie brauchte ihn nicht; ſie war gewiß nicht weniger zufrieden ohne ihn und konnte mit einem andern, wenn er nicht ſchlimm war, ebenſo das ruhige Maß von Glück genießen, deſſen ſie fähig war, als mit ihm.

Aber es gab noch einen andern Gegenſatz: hier lag ein ſicheres, ruhiges, friedliches Glück, mit voller freudiger Zuſtimmung der Seinen; ein behagliches, gemütliches Leben mit reichen Mitteln ſich und andern Gutes zu thun — dort Widerſpruch, Kampf, gezwungenes Nachgeben, endlos ſchiefe Stellungen, Schwierigkeiten, ein Ringen mit kleinen Beſchränkungen und Beſchwerden. Es ſchien, ſeine Sohnespflicht liege immer klarer vor ihm; die Rechte des Herzens traten mehr und mehr in den Hintergrund.

Die ganze Familie hatte eine großartige Fahrt nach einem fürſtlichen Luſtſchloß unternommen, das für Eugenie lange ſchon ein Ziel der Sehnſucht geweſen war. Man hatte gehofft, Paula werde mitgehen können, aber ſie war gerade weniger gut auf; die Mutter und Eugenie hatten einen langen, edelmütigen Wettſtreit geführt, wer bei ihr daheim bleiben ſolle. Da aber Hugo unbeſonnenerweiſe in Paulas Gegenwart geſagt hatte: „O, das iſt ſchade, wenn eine von euch da bleibt!“ ſo war Paula dermaßen gekränkt, daß ſie das Opfer durchaus nicht annahm. Man wollte ihr Fräulein Pilſen, eine Freundin, einladen; ſie erklärte aber, die Pilſen ſei ihr unausſtehlich, ſie bleibe viel lieber allein; Ruhe und Stille ſei ihr am allernötigſten.

Aber das Alleinſein fand ſie gerade heute noch viel unausſtehlicher als Fräulein Pilſen. Leſen that ihr weh im Kopf, ſchlafen konnte ſie nicht; ſie fühlte ſich bitter gekränkt, daß man ſie verlaſſen und war ganz froh, daß es endlich klopfte, mochte es ſein, wer es wollte. Es war ein ſchmächtiges Mädchen von etwa dreizehn Jahren, mit friſchgeflochtenen blonden Zöpfen, einige Hefte und Papiere in der Hand.

„Was bringſt du, Kleine?“ fragte Paula.

„Die abgeſchriebenen Sachen von meinem Vater.“

„Wer iſt dein Vater?“

„Der Herr Milenius.“

Es war nie mehr die Rede geweſen von Hugos Geſchäft mit dem Schreiber, ſo wußte Paula nicht Beſcheid.

„Ich glaube, der Vater hat etwas für den Herrn Profeſſor geſchrieben,“ ſagte die Kleine, „und er wollte, Elsbeth ſolle es herüber tragen; aber ſie hat ſich geniert und hat es mir gegeben.“

„Wo iſt denn deine Elsbeth?“

„Sie iſt drüben ganz allein; die Mutter iſt bei Frau Pelz.“

„Geh geſchwind und ſage ihr, ich laſſe ſie bitten, herüber zu kommen, ich ſei auch allein; da nimm ein Stückchen Kuchen mit!“

War es nicht ein geheimer Widerſpruchsgeiſt, eine unbewußte kleine Malice von Paula, daß ſie das Nachbarstöchterlein, mit der die Mutter den Verkehr abzubrechen wünſchte, nun doch herüberbitten ließ? Die Auskunft wegen Hugos Schriftlichkeiten hätte am Ende nicht ſolche Eile gehabt.

Elsbeth kam mit Herzklopfen und doch ſeelenfroh, daß Paula ihrer begehrte. Ueber die Kopien wußte ſie wirklich Beſcheid; ſie hatte ſelbſt unter des Vaters Anleitung alles geſchrieben; ihre Schrift war ſehr ſchön und ſicherer, als die Papas, deſſen Hand zu Zeiten etwas unſtet war.

Paula hatte am wenigſten Notiz von Elsbeth genommen an jenem einen Abend, als dieſe der Gaſt des Hauſes geweſen.

Eugenie war damals ſo warm und überfließend von alter und neuer Freundſchaft. Diesmal machte ihr das ganze Weſen des Mädchens einen beſonders wohlthuenden, angenehmen Eindruck. Clara war ihr gar zu geſund und zufrieden; dies arme Kind, dem ſie noch Liebe erweiſen konnte, hatte nichts Verletzendes für ſie, und ihre leichten, anmutigen Formen und Bewegungen waren eine Erquickung für ihren Schönheitsſinn — Paula war ein wenig Künſtlerin —; der unwillkürliche Ausruf Elsbeths: „O, wie ſchön und behaglich iſt es bei Ihnen!“ that ihr wohl und machte ſie zufrieden.

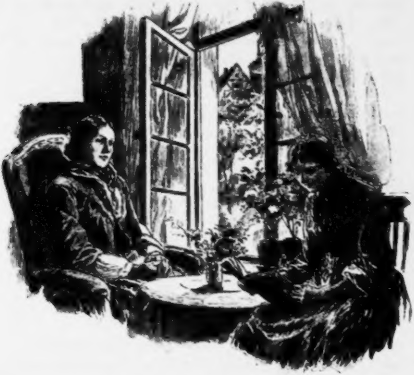
„Können Sie nicht ein wenig bei mir verweilen?“ bat ſie, als Elsbeth gehen wollte; „ich bin ſo allein und Leſen thut meinen Augen weh.“

„Herzlich gern, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann,“ ſagte Elsbeth mit glänzenden Blicken; „ich will nur meinem Aennchen rufen, daß ſie der Mutter ſagt, wo ich bin.“

O, wie wohl war es Elsbeth, als ſie Hugos Schweſter gegenüber ſaß an dem zierlichen Fenſtertiſchchen zwiſchen Blumen mit der Ausſicht in den Garten; als ſie mit ihr plaudern, ihr vorleſen, ſie bedienen durfte! Von Elsbeth ließ ſich Paula Hilfe und Dienſte gefallen, die ſie ſonſt nie annehmen wollte; ſah ſie doch, wie ſie ihr damit Freude machte. Sie ſchrieb all dieſe ſtille Freudigkeit dem Wohlbehagen an einer ſchönen harmoniſchen Umgebung zu; der Gedanke mit Hugo — das war wohl nur eine Einbildung von der Mutter.

Immer lieber und angenehmer wurde ihr das Mädchen; ihre ſanfte melodiſche Stimme beim Leſen, ihre geräuſchloſe, achtſame Dienſtfertigkeit, ihre aufrichtige Bewunderung der Schätze ihrer Zeichenmappe, die ſie nur wenigen Erkorenen zu zeigen pflegte: das alles gewann ihr Paulas ganzes Herz. So kam unerwartet der Abend. Elsbeth war ſo glücklich, Hugos Schweſter zu dienen, und Paula ſo froh im Gefühl, daß es hier kein Opfer ſei, bei ihr zu bleiben.

Mit einemmal tönte draußen das Geräuſch der Heimkehrenden, für die das Stubenmädchen, auf der Mama Befehl, Thee im Salon arrangiert hatte. Verlegen und erglühend ſtand Elsbeth auf, als die Geſellſchaft eintrat. Paula beeilte ſich, zu erklären, wie es komme, daß ſie hier ſei, und ſtellte ſie der Tante und Klära vor. „So, Sie ſind Nachbarsleute?“ ſagte dieſe in ihrer freundlich gleichmütigen Weiſe; „nun, das iſt ſchön,



daß Sie die Couſine unterhalten haben; Sie werden doch bei uns bleiben?“ Auch die andern, die Mutter, ſelbſt Hugo, etwas verlegen, Eugenie aber mit ganzem Herzen, ſtimmten ein. Die Tante ſah ſo ganz und gar nichts Verfängliches in dem ſchönen Nachbarstöchterlein, deren Anzug, wie ſorgfältig er auch war, doch ihre Dürftigkeit bekundete, und Elsbeth hütete diesmal ihre Blicke beſſer, als in der Aufregung jenes Brandabends.

So recht wollte die Unterhaltung beim Thee nicht fließen. Elsbeth ſaß ſtill, in ſchmerzlichem Glück; ſie hatte faſt ein Gefühl wie der Verurteilte beim letzten Mahl. Auch Hugo ſprach nicht viel; Elsbeth ſaß ihm gegenüber, und das Herz that ihm heimlich weh, wenn er das liebliche Antlitz anſchaute, das neben der vollblühenden Klara etwas blaß erſchien. Klara war unbefangen und heiter wie immer und erzählte recht vergnüglich von der heutigen Fahrt.

„Aber viel Bettler haben S' hier," bemerkte Herr Zimmer, „all Schritt einen; hätte ja nichts dagegen, Almoſen zu geben, wenn ſ' einem nur nicht immer ſo im Weg ſtünden. Muß der Klara wirklich ihren Beutel zweimal in der Woche füllen!"

„Die letzte Ernte war ſchlecht," bemerkte Hugo, „und der Winter lang; ſo iſt dieſer ſchöne Frühling für die Armen eine ſchwere Zeit, die wohl bis zur nächſten Ernte dauert."

„Ach ja, man macht ſich einen Vorwurf aus jedem Lebensgenuß," wagte Elsbeth zu ſagen, deren weiches Herzchen wirklich nie zur Ruhe kam vor Mitleid. Das arme Kind, ſie hatte ſich nicht viel Lebensgenuß vorzuwerfen, und hatte erſt in der Frühe dieſes Morgens ihr einziges ſeidenes Tüchlein einem armen kranken kleinen Kinde umgeknüpft!

„So anfechten laß ich mich nicht," ſagte Klara höchſt beruhigt; „ich gebe her, ſo lange ich kann, und das thue ich von Herzen gern; wenn's dann nicht weiter reicht, ſo bekümmert mich das gar nicht; das laß ich gern dem lieben Gott über, der iſt ein reicher Herr, und wenn er nicht allen gibt, ſo weiß er beſſer als ich, warum. Und ſo expreß nachlaufen den Leuten, wie's jetzt Mode iſt, das thu' ich auch nicht. Der barmherzige Samariter hat den Kranken aufgehoben, der an ſeinem Wege lag; aber grad rumg'ritten iſt er nicht, wo er vielleicht einen fände."

Hugo mußte lachen über dieſe bequeme Philoſophie, und Elsbeth begriff nicht recht, warum ſie nicht auch ſo ruhig ſein konnte bei ſo viel Elend in der Welt.

„'s iſt ein lumpiger Bub draußen, ſcheint's ein Laufbub," meldete das Stubenmädchen, die neu eingetreten, die Nachbarſchaft noch nicht kannte; „fragt nach Fräulein Elsbeth.“

„Das wird mein Bruder ſein,“ ſagte Elsbeth erglühend, in dem zweifach peinlichen Gefühl, ſich eines Angehörigen zu ſchämen; „ich muß nach Hauſe.“

Paula dankte ihr warm für ihre freundliche Geſellſchaft; die Mutter war innerlich froh, daß Gulielmo, der allerdings ganz und gar nicht wie ein junger Gentleman ausſah, Hugo der Verpflichtung enthob, den Gaſt nach Hauſe zu begleiten; aber ſie gab ihr, wie zur Vergütung, doppelt herzlich die Hand und dankte ihr um Paulas willen; Eugenie begleitete ſie bis auf die Schwelle.

Klara hatte indes um nähere Notizen über dieſen Gaſt gebeten. „Ach, eine herabgekommene Schreibersfamilie, die eigentlich gar nie oben war; die Mutter eine ausgediente Choriſtin,“ ſagte Mama Bronner; „das Mädchen iſt brav,“ fügte ſie entſchuldigend hinzu, „und viel nobler als die ganze Familie,“ und erklärte dann, wie ſie zu näherer Bekanntſchaft mit ihr gekommen. Sie hätte keine Entſchuldigung nötig gehabt; Klara war ganz und gar nicht hochmütig und fragte nur, wie man dem armen Ding vielleicht ein beſſeres Halstuch beibringen könnte.

Elsbeth hatte wieder lange Zeit aus der Erinnerung zu leben, die diesmal gar keine ſo ungetrübt ſelige war. Eugenie hatte ſich zwar feſt vorgenommen, die arme Elsbeth nicht wieder zu vernachläſſigen, aber — es war ihr ſelbſt ein neuer Stern aufgegangen, vor deſſen Glanz Edelmut und Freundſchaft zurücktreten mußten! Ach, und der Stern war ein Offizier, ein höchſt edler, ſchöner, tugendhafter, gebildeter Offizier von der Artillerie, wozu man immer die beſten nimmt, ein wahrer Phönix von einem Offizier. Aber die Mama und auch der Papa ſelig, die ganze Familie mit Ausnahme des Schwagers hatten ein ſo unchriſtliches Vorurteil gegen Offiziere, — würden ſie denn wohl auch einſehen, daß gerade dieſer Herr von Staufeneck ſo vorzüglich war, wie noch gar niemals ein Offizier je geweſen? Und noch eine Schwierigkeit: die Mama konnte unmöglich die große Kaution ſtellen, mit der ein Offizier ſeine Heiratsfähigkeit erweiſen muß. — Herr von Staufeneck beſaß auch nicht viel mehr als eine alte reiche Tante, die noch dazu nicht einmal geizig war, wozu doch ſonſt alte reiche Tanten berechtigt ſind; aber ſie war adelſtolz, und dieſer Adelſtolz der Tante und der Bürgerſtolz der Mama würden ſich eben ſchwerlich gut vereinen laſſen.

All dieſe ſchweren Sorgen und anſcheinend unüberſteiglichen Hinderniſſe brachten der ſonſt fröhlichen Eugenie zwar keine ſchlafloſen Nächte, aber manche kummervolle Stunde. Paula konnte ſie nicht zur Vertrauten machen; die war die Aergſte in Bezug auf das Vorurteil gegen Offiziere; ihr hatte ſie ſchon früher nie geſtanden, wenn ſie auch nur mit einem Lieutenant getanzt hatte. Aber Hugo eröffnete ſie ihr Herzchen; der tröſtete ſie, er kannte ſelbſt den Oberlieutenant als einen braven, gediegenen Mann, und wenn er auch nicht die Kaution herbeiſchaffen und ſeine Eugenie nicht adelig machen konnte, ſo konnte er doch inzwiſchen die Mutter günſtig ſtimmen.

Um unſre Leſer mit dieſer „nie dageweſenen und unerhörten Liebesgeſchichte mit Schwierigkeiten“ nicht aufzuhalten, ſei zu allſeitiger Erleichterung geſagt, daß weder die gute Mama Bronner, noch die gnädige Tante von Staufeneck von Stein waren. Der junge Herr von Staufeneck hatte früher ſchon einen ſo bedenklichen Hang zur Poeſie und Romantik, ſo freiſinnige Anſichten über die Gleichheit der Menſchen vor Gott geoffenbart, daß ſeine Tante, die ihn ſehr lieb hatte, das Schlimmſte von ihm fürchtete, und im ſtillen darauf gefaßt war, er werde eines ſchönen Morgens ſich mit einem „Weib aus dem Volke“, mit einer „armen Hirtin von der Flur“ ihr zu Füßen werfen und ſie um ihren Segen und zwölftauſend Gulden Kaution anflehen. Als er ihr daher mit ſchüchternem Herzen anvertraute, daß ſeine Wahl auf die liebliche Eugenie Bronner gefallen, welche der alten Dame, die Freude hatte an jungen und hübſchen Leuten, längſt ſchon angenehm aufgefallen war: da war ſie innerlich ſehr erleichtert, hielt nur pro forma noch einen kleinen Vortrag über den alten Satz: Noblesse oblige, ließ ſich aber dann in nicht allzu langer Zeit erweichen und empfing Eugenie ſehr gnädig, ſogar freundlich, als der überglückliche Bräutigam das Jawort der guten Mama erſtürmt hatte und ſeine liebliche Braut ihr vorſtellte. Ja, ſie ließ ſich herab, bei Mama Bronner den erſten Beſuch zu machen, bevor dieſe das glänzende Verlobungsmahl hielt; ſie vertraute ihr an, daß ſie allerdings andre Pläne für ihren Neffen gehabt, „aber wiſſen Sie, liebe Frau Direktor, was will man machen? Er iſt ein vorzüglicher Menſch und hat uns nie in Fatalitäten mit Spielen und ſonſtigem Unfug gebracht; da konnte man ihm dieſen Herzenswunſch auch nicht erſchweren, und ich war eigentlich noch froh; eine ſo anſtändige Beamtenfamilie iſt immerhin beſſer als gar nichts.“

„Will's meinen,“ dachte die Mama ziemlich pikiert, „eine Direktorstochter!“ Um ihres lieben, glückſtrahlenden Kindes willen ſchluckte ſie aber ihren Verdruß, war auch ihrerſeits delikater als die gnädige Tante und ſagte dieſer nicht, wie ſehr ſie und ihr ſeliger Mann gegen Offiziersehen geweſen ſeien, und wie ihr ein Aſſeſſor im ſchwarzen Frack mit Ausſicht auf den Oberjuſtizrat, ja ſelbſt ein Pfarrer lieber geweſen wäre als Adel und Epauletten. Sie ſah, daß ihr Kind glücklich war; ſie lernte den Schwiegerſohn herzlich achten und lieben, und ſo weit war alles ſchön und gut.

Paula küßte und ſegnete ihr liebes, ſchönes Schweſterlein von Herzen. Was in der Stille durch ihre Seele ging, als dieſer Wendepunkt im Leben der Familie ihr neu fühlbar machte, daß alle Hoffnung auf Geneſung, jeder Traum von einem Anſpruch an volles Lebensglück und Liebe, wie jedes Mädchenherz ihn einmal träumt, vergeblich ſeien, daß ihr Los Einſamkeit ſei und Entſagung; — das iſt das Geheimnis einer Jungfrauenſeele, das ſie zwiſchen Gott und ſich allein abzumachen hat; kein neugieriger, kein ſpöttiſcher, nicht einmal ein mitleidiger Blick hat das Recht hineinzudringen.

Eduard, der Gymnaſiaſt, war am glücklichſten und ſtolzeſten über den neuen Schwager. Er hatte keineswegs das Familienvorurteil geteilt; ihm gefiel ein ſo ſtattlicher, ehrenfeſter Offizier viel beſſer als ein ander Menſchenkind, und er zeigte ihm eine faſt rührende Liebe und Ergebenheit, die ihn zum doppelten Liebling Eugeniens machte. Da es ſich nach der herkömmlichen Sitte durchaus nicht ſchickte, daß ſich das Brautpaar irgendwo allein ſehen ließ, ſo wurde Eduard bald von ihnen als der unſchädlichſte Begleiter erkannt und hatte das Vorrecht als Ehrenwache ſie allenthalben hin zu eskortieren.

„Weißt du, Hugo, daß Onkels in vier Tagen abreiſen werden?“ fragte die Mutter den Sohn in einer ſorgſam arrangierten Stunde des Vertrauens.

„Ich kann mir's wohl denken,“ war Hugos gleichmütige Antwort; „ſie ſind nun doch ſchon lange hier.“

„Hugo,“ begann die Mutter wieder zögernd, „iſt dir's ganz gleichgültig, wenn ſie gehen?“

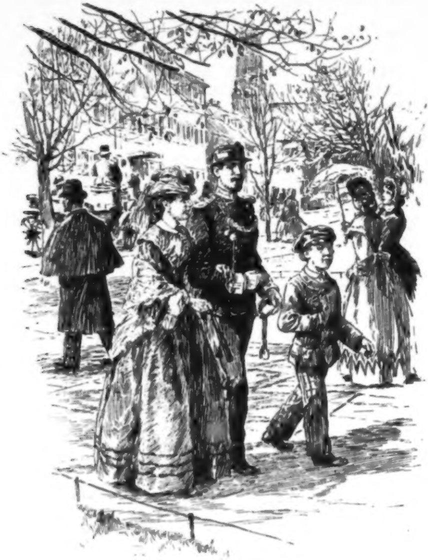
„Nein, ich glaube, ich werde ſie mit euch ſehr vermiſſen.“

„Hugo,“ ſagte endlich die Mutter, etwas ungeduldig über ſeine Ruhe, „haſt du gar nie daran gedacht, Klara ganz bei uns zu feſſeln?“

„Kaum, Mutter,“ geſtand Hugo aufrichtig; „die Partie iſt faſt zu brillant für meine Wünſche; ich habe nichts gegen Klara, aber ſie läßt mich vollkommen ruhig.“

„Gerade die beſte Bürgſchaft für dauerndes Glück,“ fiel die Mutter ein; „gewiß, die Klara iſt eine Perle; ein ſo reiches Mädchen von ſo viel Herzensgüte, ſo einfach! Und du, Hugo, biſt doch auch kein Kind mehr, das meint, es müſſe nur durch eine Liebesgeſchichte gehen.“

„Und wenn ich nun ein Kind wäre?“ fragte Hugo, der ſich in eine dunklere Zimmerecke zurückgezogen, mit etwas unſteter Stimme, „wenn mir nun im Traum der Nacht und durch



die Gedanken des Tages ein anmutiges Bild vorſchwebte, das nicht Klara heißt, das keine Erbin iſt, bei dem ich aber einen Schatz von tiefer, zarter Liebe ahne; ein Weſen, von dem nicht ich mich überſchütten laſſen muß mit Reichtum, der bei der Welt natürlich für das einzige Motiv meiner Wahl gälte; ein Weſen, dem ich mit meiner Liebe Leben, Glück, Freude, alles, alles geben könnte, was ein ungerechtes Schickſal ihm verſagt — Mutter, was ſagſt du dann?“ Er ſchwieg, ganz erſtaunt, daß Gedanken, die er ſich ſelbſt kaum geſtanden, ſo plötzlich Worte gefunden.

„Ich kann mir denken, wen du meinſt,“ ſagte weich die Mutter, ihre eigene Herzensregung gewaltſam niederkämpfend. „Du weißt, wenn ich in dieſer Sache noch mütterliche Gewalt über dich habe, ſo werde ich nie Gebrauch davon machen, um dir einen Herzenswunſch zu durchkreuzen; aber bedenke, was du thuſt! Ich ſchweige von meinen eigenen Wünſchen, von den tauſendfachen Unannehmlichkeiten für uns alle, die aus der Verbindung mit ſolcher Sippſchaft entſtehen würden; aber denke an deine eigene Zukunft! Wird es nicht deiner Stellung ſchaden, dein Leben verbittern, deine Wirkſamkeit hemmen, in unabweisbarer enger Berührung mit ſolchen Menſchen zu ſtehen? Und angenommen, daß aus einem ſolchen Haus wirklich eine rechte Hausfrau hervorgehen könnte, müßte ſie ſelbſt das Bewußtſein nicht niederdrücken, dich unglücklich gemacht zu haben? Und du weißt, wie teuer gegenwärtig zu leben iſt; mit den äußerſten Opfern könnte ich dich nicht vor Sorgen bewahren, vor Beſchränkungen, zu denen du nicht erzogen biſt . . .“

Hugo ging heftig auf und ab. „Du haſt recht, Mutter,“ ſagte er dumpf; „ich will es mir überlegen.“

Hugo überlegte ſich's. Er fühlte nun einen ungeſtümen Drang, aus all den zweifelnden Gedanken zur Ruhe, zu einem feſten Entſchluß zu kommen; ein erneuter, beſcheiden unternommener Anlauf der Mutter war ihm eben nicht leid. Es gibt Zeiten, wo auch eine ſonſt unabhängige Natur ſich gern von außen beſtimmen läßt, und froh iſt, unter der Firma „Pflicht“ Ruhe zu finden.

„Ich glaube nur, Mutter,“ war ſein letzter Einwurf, „du machſt die Rechnung ohne den Wirt; die reiche Erbin, die Tochter einer glänzenden Hauptſtadt macht andre Anſprüche als den Gymnaſialprofeſſor einer kleinen Reſidenz.“

„Erlaubſt du mir, zu erfragen, ob du Klaras Anſprüchen nicht genügſt?“

„In Gottesnamen, Mutter, thue, was du für gut hältſt!“ ſagte Hugo, überraſcht von ſo plötzlicher Wendung, und froh, daß eben ſeine Klaſſenſtunde ſchlug und ſo ſeine Gedanken auf andres gewandt wurden.

Wie erfreut war die Mutter, nun doch ſo weit zu ſein! Es war ja ein ſo lieber Wunſch von ihr und der Tante, ſolch ein Glück für Hugo! Und doch kam ihr der Gang im ſtillen wieder als ein halbes Unrecht vor gegen das arme Kind in dem Manſardenkämmerlein drüben.

Einfacher als Klara hat gewiß noch nie ein Mädchen eine Werbung aufgenommen. Nicht einmal die Andeutung der Mama wäre nötig geweſen, daß es ſehr möglich ſei, Hugo werde noch Univerſitätsprofeſſor. — „Warum ſollte ich Ihren Sohn nicht wollen?“ fragte ſie mit ruhiger Heiterkeit; „er iſt ja brav und geſchickt, und er gefällt mir auch ganz wohl.“

„Aber die Verhältniſſe meines Sohnes ſind ſo viel einfacher, als Sie's gewöhnt ſind . . .“

„Nein, hören Sie, Frau Tante! da ſind Sie im Irrtum, wenn Sie meinen, ich wollt' einen Kaufmann heiraten, oder einen, der ſo reich iſt wie mein Papa. Nein, das iſt ein geplagtes Leben mit den Papieren und Spekulationen; Papa iſt daheim lang nicht ſo heiter wie auf der Reiſe. Ich habe mir's immer ausgedacht, ich wolle einen Beamten oder noch lieber einen Gelehrten, wenn er nicht gar zu gelehrt wäre, heiraten, weil ich das für ein ruhigeres Leben halte. Nun ſehen Sie, Ihren Sohn, den kenne ich ſchon, das iſt mir auch ſo kommod; einen andern müßte ich erſt kennen lernen. Papa iſt reich genug für uns alle beide; der kann uns dann etwas Jährliches geben, ſo haben wir gar keine Mühe mit dem Geld.“

Die Mama war etwas erſtaunt über dieſe große Unbefangenheit; es ging ſelbſt ihr doch faſt gar zu fadengerade, gar zu einfach; ſie deutete ſchüchtern den Ernſt einer ſolchen Wahl und den höhern Geſichtspunkt an, unter den ſie geſtellt werden müſſe.

„Nun, Sie werden doch nicht glauben,“ ſagte Clara warm, „daß ich ſo einen Entſchluß faſſen könnte ohne den lieben Gott? Das verſteht ſich doch von ſelbſt. Aber was ſollte der liebe Gott dagegen haben, wenn zwei brave Leute zuſammen kommen?“

Das wußte nun die gute Mama auch gar nicht; es blieb nur übrig, Hugo ſelbſt mit ſeinem Glück bekannt zu machen.

Elsbeth war mit den kleinen Geſchwiſtern allein daheim. Aennchen drehte bewundernd die ſchöne Verlobungskarte in der Hand, die Eugenie in den letzten Tagen herübergeſchickt.

„Gehſt du hinüber, Elsbeth, und bedankſt dich?“ fragte ſie.

„Weiß noch nicht,“ ſagte Elsbeth leiſe in tiefen Gedanken.

Das Liebesglück iſt anſteckend. Alte Eheleute blicken einander tief in die Augen und gedenken ihres Liebesfrühlings, wenn ſie neben einem frohen Brautpaar ſitzen; dürre Hageſtolze fühlen wieder die Stelle, wo einmal vor Zeiten ihr Herz geſchlagen, wenn ſie ſo ſelige junge Augen ſich begegnen ſehen. Elsbeth aber war jung und warmen Herzens; was ſie in den letzten Tagen geſehen von dem Glück da drüben, war genug, um auch ihr Herzchen ſchneller ſchlagen zu machen. All die wenigen Lichtpunkte ihres Lebens glühten wieder auf; alles, was ſie je geleſen und geträumt von wunderbarem Liebesglück, das wie eine Feengabe vom Himmel fällt, kam ihr zu Sinne; ſie wollte zwar nicht hoffen, aber eine ganz leiſe Stimme ſagte: „Gerade was man gar nicht hofft, das geſchieht oft.“

„Und faſt hätte ich's vergeſſen,“ plauderte Aennchen weiter;

„vielleicht bekommſt du bald noch eine ſolche Karte, am Ende noch ſchöner als die.“

„So, von wem?“

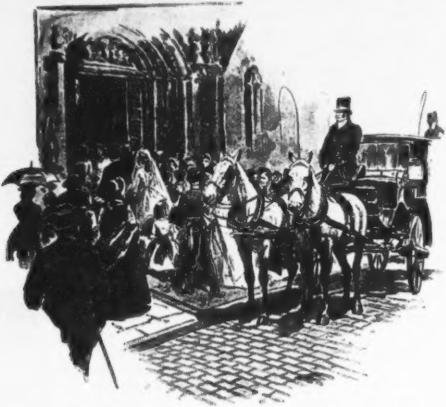
„Der Sohn drüben, weißt, der Herr Profeſſor, der einmal beim Papa war, der heiratet das reiche Fräulein, die mit ihren Eltern im Ruſſiſchen Hof wohnt und die immer in der ſchönen Kutſche kommt; die Köchin drüben hat mir's geſagt; ich trage ihr oft die Zeitung fort, wenn ich in die Schule gehe. Sie gehen aber jetzt zurück nach Wien, erſt im Frühling kommen ſie wieder; dann ſind die zwei Hochzeiten an einem Tage, weil die Eugenie noch ſo jung iſt. Meinſt du nicht, die laſſen vielleicht goldene Karten ſtechen, weil ſie ſo reich ſind? Aber was haſt du, Elsbeth?“

Elsbeth war leichenblaß und ſtarrte mit toten Augen vor ſich hin. „O, nur mein Kopfweh!“ ſagte ſie tonlos; „ich will mich ein wenig aufs Bett legen; nicht wahr, Aennchen, du bleibſt da und läßt niemand zu mir?“

„Bewahre,“ verſicherte Aennchen und ſetzte ſich im Gefühl ihrer Wichtigkeit an Elsbeths Nähtiſchchen, während dieſe leiſe leiſe in ihr Kämmerlein ſchwankte, an ihrem Bett niederkniete und ihr Haupt in die Kiſſen verbarg, allein mit ihrem Leid — allein mit ihrem Gott.

Es war der erſte ſchöne lichte Tag des Vorfrühlings, an dem die fröhliche Doppelhochzeit im Hauſe Bronner gefeiert wurde, und mit klaren Augen und friedevollem Herzen ſah Elsbeth die geſchmückten Paare zur Kirche fahren. Wie reizend ſah Eugenie aus in den lichten, weiten, weißen Gewändern! Wie eine Königin erſchien Klara in dem reichen, ſchweren Seidendamaſt, der ihre volle, ſchlanke Geſtalt umfloß; — es gab Damenaugen, die dem in ernſtes Schwarz gekleideten Profeſſor den Vorzug gegeben hätten vor dem glänzenden Artillerielieutenant in ſchönſter Uniform, obgleich Eugenie die bloße Idee für unmöglich hielt, daß etwas auf Erden noch ſchöner und vortrefflicher ſein könnte als ihr Max.

Elsbeth ſah den ſchönen Zug nicht mehr von ihrer alten Wohnung aus, ſie wohnten nun in dem engen Gäßchen bei der Kirche. Wer weiß, ob es ihr wohl oder wehe gethan hätte, wenn ſie bemerkt, daß Hugo noch einen flüchtigen Blick nach der Manſardenwohnung hinauf geworfen, ehe er einſtieg; nur einen flüchtigen, denn er ſah darauf in die guten, klaren Augen ſeiner Braut, die ſo ruhig in die ſeinigen blickten, und er gelobte ſich leiſe aufs neue: „Ich täuſche dein Vertrauen nicht,“ und drückte feſt und innig ihre Hand.



Elsbeth hatte viel durchlebt in den wenigen letzten Monaten. Sie blieb allein mit ihrer innern Welt in dem zerfahrenen, unruhigen Treiben ihres Elternhauſes, und ſie konnte ihr Leid ſo recht innerlich ausleben, wie das die Frauenherzen nicht ungern thun; aber ſie konnte auch Licht und Troſt und Stärke ſuchen bei Ihm, deſſen Kraft in den Schwachen mächtig iſt, und ſie klopfte nicht vergeblich an deſſen Pforte, der die Mühſeligen und Beladenen zu ſich ruft.

Was ſie ſeither gethan um irdiſcher Liebe, um irdiſcher Hoffnung willen, das lernte ſie jetzt thun um des Herrn willen; wo das grüne Laub ihres jungen Hoffens verweht war, da ſchaute der ewige Himmel herein. Sie hatte freilich noch viel zu ringen; es war ein ſchweres, freudeloſes Tagewerk in der Hunde- und Katzenwirtſchaft des Elternhauſes, deſſen Geiſt ſie nicht zu ändern vermochte; doch fühlte ſie, daß ihr Einfluß bei den Geſchwiſtern nicht vergeblich war. Sie klagte nicht, ſie hatte nur eine Sehnſucht noch: nach Ruhe, nach Stille und Frieden.

Auch ein eigener Herd war ihr geboten worden in dieſer Zeit, Hand und Schutz eines wackern Mannes. Der Handſchuhfabrikant Braun im erſten Stock, ein Witwer ohne Kinder; ein Mann in den beſten Jahren, ein recht wackerer Mann in guten Umſtänden; ein Mann, der im ſtande war, ſeine Frau am Sonntag in den Kaffeegarten und in die Reunionen des Bürgermuſeums zu führen, hatte ſchon lange ein Auge auf das liebliche, ſittſame Mädchen geworfen und nach vielem Bedenken den Entſchluß gefaßt, ihr trotz ihrer Familie ſeine Hand zu bieten, freilich mit dem ſtillen Vorbehalt, daß er alsdann in den entfernteſten Stadtteil ziehe mit ſeiner Frau, dieſer Perle von einem Schutthaufen.

Es hatte Elsbeth einen langen, ſchweren Kampf gekoſtet, nicht mit den Ihrigen, denn die hätten es doch für eine Art Mesalliance gehalten, und meinten, es müßte noch etwas Beſſeres kommen; auch nicht mit ihrem Herzen, ach, das wußte nur zu gewiß, daß es nicht wollte: aber mit ihrem Gewiſſen, mit dem

Gedanken, ob es nicht doch Pflicht ſei, die friedliche Heimat anzunehmen, die ihr geboten würde. Sie bat Gott recht innig, ihr Freudigkeit ins Herz zu geben, wenn die Wahl ſein Wille ſei. Die Freudigkeit kam aber nicht und ſie fühlte tief, daß es nicht der alte Traum, nicht ein falſcher Stolz ſei, was ihr das Ja unmöglich mache, wohl aber das Gefühl einer innern unüberſteiglichen Scheidewand. So herzlich, ſo demütig hatte ſie dem guten Manne für ſeinen ehrenden Antrag gedankt, daß er traurig und gekränkt, mit Thränen in den Augen, auf ihre Frage: „Nicht wahr, Herr Braun, Sie bleiben doch mein guter Freund?“ ihr die Hand gegeben und geſagt hatte: „Gott weiß, man kann Ihnen nicht feind ſein,“ und in Wahrheit ihr Freund blieb.

Nach dieſer Ablehnung waren die Eltern ſelbſt einverſtanden geweſen, daß man beſſer thue, auszuziehen. Aennchen und die Mama wurden noch vom Herrn Braun mit ſehr ſchönen Glacéhandſchuhen beſchenkt, wie ſie nicht oft an ihre Hand gekommen waren.

So war Elsbeth in die enge Kirchgaſſe gekommen, von der aus ſie den ſchönen Hochzeitszug ausſteigen ſah; — in die Kirche wollte ſie lieber nicht, ſie betete im ſtillen daheim.

Elf Jahre, Kind! 's iſt eine lange Zeit;
Elf Jahre, Kind! haſt du dich auch gefreut,
Haſt du gejubelt, und haſt du gejammert?

fragt ein neuer Dichter ein ſchönes Kind, das er nach dieſer Friſt wieder ſieht.

Wenn wir Elsbeth nach elf Jahren noch ſo fragen wollten, ſo möchte ſie antworten: „Gejubelt und gejammert habe ich nicht, wohl aber geweint und gebetet; aber auch gelächelt, ja, und das recht von Herzen.“

Viel Veränderung hatten elf Jahre in den beiden Familien hervorgebracht. Die Sterbeliſte, die einſt Paula ſo bereitwillig für die Familie Milenius entworfen, war zwar nur teilweiſe verwirklicht worden; der Papa allein war dem Loſe der Sterblichen verfallen, was bei ſeinem unregelmäßigen Leben nicht zu verwundern und kein unerſetzlicher Verluſt für die Welt und die Seinen war, obgleich die Mutter gar tragiſche Szenen an ſeiner Leiche aufführte und Elsbeth bittere Thränen weinte; die bitterſten, weil ſich ihnen eine ſo bange Frage beimiſchte, eine Frage, die eines Kindes Lippe nie ausſprechen kann.

Die Mama hatte ſich nebſt Gulielmo und Romarino entſchloſſen, ihr Glück bei ihren Söhnen in der neuen Welt zu ſuchen, wo der entlaufene Ottokar bereits als Geiſtlicher wirkte und ihr beſte Hoffnung machte auf eine glänzende Zukunft.

Elsbeth und Aennchen hatten nicht Luſt und Mut dazu gehabt, obgleich Ottokar verſichert hatte, daß ſie in kurzer Zeit die ſchönſten Männer bekommen könnten. Elsbeth hatte für den Augenblick mit der Schweſter Unterkunft und Beſchäftigung in einer Weißzeughandlung gefunden.

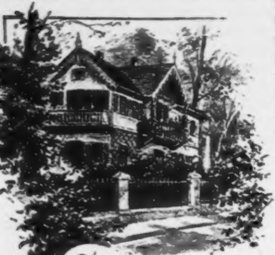
Jetzt aber, ſchon ſeit vier Jahren, iſt Aennchen die äußerſt vergnügte Frau des Handſchuhfabrikanten Braun, der ſein junges Weibchen wahrhaft auf den Händen trägt. Frau Pelz ſagt ihm nach, er mache ſie „recht mit Fleiß“ ſo glücklich, damit es die Elsbeth „keuen“ ſoll.

Elsbeth iſt mit dieſer Rache vollkommen zufrieden.

Eugenie iſt noch immer eine ſchöne Frau; ſie hat die ſchönſten und niedlichſt gekleideten Kinder der ganzen Reſidenz, und iſt auch noch immer der Ueberzeugung, daß ſie den beſten Mann habe, den es nicht nur unter den Offizieren, ſondern überhaupt auf der Welt geben kann.

Ihr einzig tiefes Leid, das ſie in dieſen elf Jahren erlebt hat, iſt der Tod ihrer Mutter, die eine Entzündungskrankheit unerwartet ſchnell weggerafft, und wenn ſie heute noch weint um ſie, ſo weint ſie auch, daß ſie ſo kurz nur erleben durfte, wie glücklich der Max ihr Kind gemacht.

Auch der Onkel Bankier iſt der Cholera erlegen; Bruder Heinrich aber führt ſein großes Geſchäft trotz ſeiner Jugend mit vielem Glücke fort. Der Bankier hat Paula ſeine Zuneigung durch ein reiches Legat bewieſen, das er ihr durch mündliche Verfügung noch beſtimmte; ſeine Witwe ließ ſich durch ihre Freunde bewegen, ihren Wohnſitz in Wien zu behalten und kehrt nur alljährlich als willkommener Gaſt bei ihrer Tochter ein.



In einem der ſchönſten Gärten, auf einer der Anhöhen, welche die Reſidenz umgeben, ſteht ein anmutiges kleines Schweizerhaus; die Eingangspforte des Gartens iſt mit Geißblatt umrankt, der Zaun mit Roſen durchwachſen, der hölzerne Balkon des kleinen Hauſes mit der ſchönſten Flora geſchmückt und mit reichen Gehängen wilder Reben umzogen; ein Springbrunnen kühlt den grünen Raſen vor dem Hauſe, kleine Lauben und beſchattete Sitze unter blühendem Gebüſch bieten lockende Plätzchen zum Ruhen und Plaudern.

„Wer bewohnt dieſen reizenden Sitz?“ fragt wohl manchmal ein Vorübergehender. — „O, nur zwei alte Jungfern,“ iſt die gleichmütige Antwort des Ortskundigen.

„Schade! Das wäre ein Elyſium für ein junges Liebespaar,“ ſeufzt wohl dann der Fremde.

Mehr als einmal haben die „zwei alten Jungfern“ ſelbſt in irgend einem grünen Verſteck ihres kleinen Eldorados ein ſolches Geſpräch gehört; und wenn die ältere, bleiche, kränkliche das erſte Mal zuſammenzuckte bei dem geringſchätzigen „nur“, ſo ſchaute ihr die jüngere, wenn auch nicht mehr junge, ſo friedlich und freundlich in die Augen und ſagte lächelnd: „Wenn nur jedes Liebespaar ſo zuſammenpaßt wie wir!“ daß das nur ſeinen Stachel für ſie verlor.

Paula iſt es und Elsbeth, die ſich hier als Schweſtern zuſammengefunden, obwohl es nicht hatte ſein ſollen, daß ſie ein äußeres Recht an dieſen Namen hätten. Und Elsbeth hatte recht; nicht leicht hat ſich wohl ein Liebespaar paſſender und glücklicher zuſammengefunden als dieſe Wahlſchweſtern.

Wer hätte beſſer für Paulas reizbare, leicht verletzte Natur gepaßt als Elsbeths weiches, ſchmiegſames Weſen, in dem eine kindliche Heiterkeit wie ein lauterer Quell ſo lange vergraben geweſen war unter dem Schutt verſchrobener und drückender Verhältniſſe! Und wie fand Paula eine ſo gelehrige, dankbare Schülerin in Elsbeth für ihre reichen, bei einer Frau wirklich ſeltenen Kenntniſſe! Mit wie inniger Freude ſah ſie, wie dieſer verkümmerten Blume noch ein Nachſommer blühte, ſeit ſie aus all der Not und Sorge, aus allem Kampf mit ſich und ihrer Umgebung verſetzt war in eine klare, friedliche Atmoſphäre! Und nicht nur fand Paula in dem freundlichen Aſyl, zu dem ihr das Vermächtnis Zimmers und die Großmut ihrer glücklich verſorgten Geſchwiſter verholfen, unter der unermüdeten, hingebenden Pflege Elsbeths Stärkung für ihre Geſundheit: es gab einen Punkt, wo die Lehrerin zur Schülerin wurde und mehr empfing, als ſie gab.

Die arme, mangelhaft gebildete Elsbeth war aus ihrer Prüfungsſchule fertiger hervorgegangen als Paula, bei der ihre heitere, glückliche Umgebung ſie immer ſchmerzlicher gemahnte an das, was ihr verſagt war. Freudige Ergebung, kindliche Herzenshingabe an den Herrn, ſtilles Gottvertrauen, liebevolles Selbſtvergeſſen: das waren die Perlen, die Elsbeth aus mancher thränenvollen Stunde gewonnen, und dieſer Schatz wurde nur reicher durch alles, was ſie, faſt ohne es zu wiſſen, der Freundin davon mitteilte.

Es war ein friedliches und freundliches Leben, das die beiden führten, und ein wirklich ſchönes und behagliches dazu; denn in Elsbeth wachte ein Geiſt der Ordnung und Zierlichkeit auf, wie er ſeltener, als man annimmt, den Frauen wirklich angeboren iſt; jetzt erſt, wo ſie das kleine Anweſen niedlich und rein wie ein Puppenkäſtchen halten konnte, ſchien ſie recht in ihrem Element, und Paula, die die peinliche Skrupuloſität hatte, welche Kranke, wenn ſie ſelbſt nichts thun und nur alles ſehen und bemerken können, ſo wunderlich macht; die ſelbſt in dem ſchön geordneten Haushalt ihrer Mutter in dieſen Kleinigkeiten ſtets von Dienſtboten abhängig geweſen und dadurch tauſendfältig verſtimmt worden war — Paula war durch ihr anmutiges Hausmütterchen vollſtändig zu Ruhe und Frieden gebracht. Auch das kleine Mägdlein, ein mißhandeltes Waiſenkind, das Elsbeth aus der harten Barmherzigkeit der geſtrengen Frau Werkmeiſterin erlöſt hatte, ging vollkommen in die Ideen ihrer neuen Gebieterin ein, die in ihren Augen zunächſt nach dem lieben Gott kam, und war ganz poſſierlich in ſeinem flinken unermüdeten Weſen „wie ein ſchwarzes Kätzchen“, meinte Amalies humoriſtiſches Töchterlein, wenn ſie ſie mit ihren langen ſchwarzen Zöpfen in Haus und Garten herumhuſchen ſah.

Ein unthätiges und ſelbſtſüchtiges Leben iſt das Leben in dem Schweizerhäuschen nicht. Schon Paulas Pflege und Unterhaltung, die Ordnung des Häuschens und Gartens möchten Tagewerk genug erſcheinen; aber das Tantenhaus iſt auch gar eine liebliche Heimat für Eugeniens luſtige Schar, für das geſetzte Kinderpärchen, das Hugos Familie bildet, für das nette Töchterlein Aennchens, die ſelbſt aus edlem Bürgerſtolz nur ſelten die Schweſter aufſucht, die aber etwas darein ſetzt, daß ihre kleine Elsbeth ſo gut erzogen und gekleidet iſt, als die Kinder der ariſtokratiſchen Familien.

Selbſt an einem Liebespaar fehlte es nicht; Amaliens Tochter, die trotz des Adels ihr Herz an einen jungen Stadtgeiſtlichen verloren hat, findet mit ihrem Bräutigam die Rebenlaube in der Tante Garten als das lieblichſte Plätzchen für eine ſtille Abendſtunde, und innig und neidlos ruhen Elsbeths milde blaue Augen auf dem glücklichen Paar.

Elsbeth hat ſelbſt die Bedrängnis des Lebens zu genau kennen gelernt, als daß ſie nicht verſtünde, ſoweit ihre Zeit frei iſt, verborgene Not zu finden und zu lindern, und Paula iſt glücklich, ſoweit geſund zu ſein, daß ihre fleißigen Hände allen Wünſchen ihres Großalmoſeniers, wie ſie ſcherzend Elsbeth nennt, mit warmen Strümpfen, Jäckchen, Röckchen ꝛc. nachkommen können; ſie findet aber auch dieſe Thätigkeit erfriſchender, als jede ſchöne Phantaſiearbeit zuvor.

Und Hugo, — wir haben von ihm noch nicht geſprochen, und ſehr viel iſt auch nicht zu ſagen, da er eine durchaus zufriedene, normale Ehe führt, und heute noch oder vielmehr wieder die Profeſſorſtelle in ſeiner Vaterſtadt bekleidet. Der verlockende Zauber des Reichtums und der vollen Freiheit, die er verleiht, hatte ihn kurz nach ſeiner Verheiratung veranlaßt, einen langen Urlaub zu nehmen; er hatte mit Klara, und ohne ſie, ſchöne große Reiſen gemacht und eine Zeitlang einen reizenden Landſitz am Bodenſee bewohnt, um ſich dem freien Dienſte der Wiſſenſchaft zu widmen.

Aber, ſeltſamerweiſe, dieſe volle Freiheit hatte ihn nicht ſo glücklich gemacht, als er ſich gedacht; er fühlte mehr und mehr, daß, ihm wenigſtens, der feſte Reſonanzboden einer beſtimmten Pflicht zur Harmonie des Lebens nötig ſei, und ſo übernahm er ſeine alte Stelle wieder mit Klaras Zuſtimmung; er gönnt ſich daneben mit ſchönen Ferienreiſen, einer prächtigen Bibliothek, heiterer Geſelligkeit allen Genuß, zu dem ihn ſeine Verhältniſſe ſo wohl berechtigen.

Klara iſt eine ganz gute, muſterhafte Hausfrau, die nie ſich ihres Reichtums überhebt und mit derſelben unerſchütterlichen Ruhe durch das Meer des Lebens ſegelt, wie ſie ſich einſt eingeſchifft hat; ſie hat viel Embonpoint, was ſie ganz gut kleidet, und heute noch verſteht ſie die Kunſt, alle Schwierigkeiten des Lebens, alle Klippen des ehelichen Verhältniſſes durch gänzliches Ignorieren derſelben zu beſiegen. Sie iſt recht froh, daß Elsbeth ſich, wie ſie ſagte, „ſo auf die Wohlthätigkeit verſteht“ und überläßt ihr mit Vergnügen ihre Börſe. Auch die kleinen Aufmerkſamkeiten des Lebens ſind nicht ihr Fach und ſie lacht oft über das Talent der „Tanten“, Feſte anzuordnen; ihres Mannes Geburtstag hatte ſie regelmäßig vergeſſen, ehe die Kinder groß genug waren, ſie daran zu mahnen, und hatte dann, wenn es durch die Aufmerkſamkeit der Schweſtern zu Tage kam, mit größter Seelenruhe zum Gärtner um einen Blumenſtrauß, zum Traiteur um ein Leibgericht und zum Buchhändler um irgend ein Prachtwerk geſchickt.

„Könnteſt dir's ja ſelbſt kaufen,“ ſagte ſie dann gutmütig lachend; „aber ihr ſeid nun einmal ſo närriſch.“

Man konnte ihr um nichts feind ſein, und Hugo liebte ſie mit all der guten, ſteten, zufriedenen Liebe, zu der er vollen Grund hatte.

Elsbeth iſt von den Geſchwiſtern hochgeſchätzt, ſchon um Paulas willen, deren Zukunft nach der Mutter Tode allen ſchwer auf dem Herzen gelegen war, da man ſie nicht allein in bezahlter Pflege laſſen wollte, und ſie doch weder in Eugeniens noch in Amaliens Haushalt recht gepaßt hätte; ſie preiſen heute noch die Stunde, wo Elsbeth nur ſchüchtern gewagt, Paula nach der Mutter Tode zu beſuchen, und wo dieſe den glücklichen Gedanken gefaßt hatte, ſie ſich zur Gefährtin zu gewinnen.

Ob eines von ihnen noch daran denkt, daß es auch anders hätte kommen können? Hugo vielleicht bisweilen, aber ſehr ſelten; die tägliche Gewöhnung des ruhigen Verkehrs dient wohl am beſten dazu, romantiſchen Jugenderinnerungen den gefährlichen Reiz zu nehmen und das Herz im ebenen Geleiſe der Pflicht zu erhalten. Wenn ihm früher manchmal ein Bedenken kam, eine leiſe Reue, daß er der Stimme kühler Vernunft gefolgt, ſtatt der Stimme des Herzens, ſo hat er es ſich nie recht zum Bewußtſein kommen laſſen und ſich beruhigt mit den fertigen Phraſen: „Das iſt die Macht der Verhältniſſe, der man weichen muß; wir können in dieſer materiellen Zeit den Intereſſen des Herzens nicht Rechnung tragen.“ Ob er die Aufgabe ſeines Lebens richtig gelöſt, — Gott allein kann es entſcheiden.

Elsbeth hat für die ihrige die Löſung gefunden. Ihre Ruhe iſt nicht Gewöhnung, nicht jungfräulicher Stolz allein, auch nicht nüchternes Pflichtgefühl; ſie iſt eine Gottesgabe, als Siegespreis für einen guten Kampf, den ſie gekämpft, und weil dieſe Ruhe von oben ſtammt, ſo iſt ſie auch von hoher Art und hält ihr Auge klar und ihr Herz freudig.

Paula allein iſt es, die vielleicht zuzeiten noch leiſe bedauert, daß es ſo gekommen und nicht anders; aber ſie redet nicht davon.

Nur einmal, an einem gar klaren, ſchönen Sommerabend, ſaß ſie mit Elsbeth zuſammen auf der Terraſſe vor ihrer kleinen Einſiedelei. Hugo hatte ſoeben mit ſeinen Kindern, die er hier abgeholt, Abſchied von ihnen genommen; er war diesmal mehr als ſonſt herzlich und lebendig geworden. Sein Töchterlein, der liebſte von Elsbeths Lieblingen, winkte der „ſchönen Tante“, wie ſie ſie zum Unterſchied von Paula heimlich nannten, noch einmal mit dem Tuche zurück.

Paula blickte ihnen nach in tiefem Sinnen und ſah auf in Elsbeths immer noch anmutiges, ſeelenvolles Geſicht.

Sie konnte nicht anders, ſie mußte denken, wie manche der damals unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe ſich nun doch ſelbſt weggeräumt, und wie anders, wie viel reicher und ſchöner ſich vielleicht des Bruders ganzes Weſen entwickelt hätte im Sonnenſchein einer ſo recht tiefen, innigen, zarten Liebe, an der Seite einer ſo weichen, ſo poeſievollen Natur — und unwillkürlich brach ſie faſt leidenſchaftlich in den Ausruf aus: „O Elsbeth, mußte es ſo ſein? Hätte Hugo, hätten wir nicht beſſer gethan, der leiſen Stimme des Herzens zu folgen?“

Elsbeth blickte auf; eine lichte Röte flog über ihr Geſicht, der letzte Widerſchein des lange verblichenen Morgenrots.

„Hätte er mich lieb haben können?“ fragte ſie leiſe und innig. Dann aber blickte ſie Paula mit klaren Schweſteraugen an und ſagte herzlich: „Wir wollen nichts mehr fragen und denken, als daß Gott alles gut gemacht hat. Es iſt wohl ſchwer, Einfluß zu üben auf ein Menſchengeſchick; wer aber ſeinen Weg mit Gott geht, dem wird er auch zum Himmelsweg.“

Und als ſei nun die letzte Schranke gefallen, hielten die beiden ſich innig, wie nie zuvor, umfaßt.

Das war das eine Mal, daß die Schweſtern geredet hatten über die Vergangenheit.

Eine dunkle Familiengeſchichte.

> Denn es verdroß mich, da ich ſahe, daß es den Gottloſen ſo wohl ging . . . .
>
> Sie ſind nicht im Unglück wie andre Leute und werden nicht wie andre Menſchen geplagt. Darum muß ihr Trotzen ein köſtlich Ding ſein und ihr Frevel muß wohlgethan heißen . . . .
>
> Ich gedachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte, aber es war mir zu ſchwer.
>
> Bis daß ich ging in das Heiligtum Gottes und merkte auf ihr Ende. Pſ. 73.

Es ſind wohl mehr als fünfzig Jahre, als in dem Pfarrhaus eines bayriſchen Dorfes, unweit der böhmiſchen Grenze, ein gar gemütlicher Familienkreis beiſammen ſaß, während draußen ein Gewitter tobte, wie ſeit Menſchengedenken keines über das friedliche Dörfchen losgebrochen war.

Ganz ungemein ſicher und geborgen fühlten ſich die in ihren feſten vier Wänden; es waren eben vor Ausbruch des Wetters liebe Gäſte angekommen: die Großtante und Onkel Franz, und bei jedem Donnerſchlag, bei jedem neuen Regenguß, der an die Fenſter ſchlug, pries man es zuſammen als ein beſonderes Glück, daß die Gäſte noch ſo trocken und ſo gut angekommen ſeien.

Auch war es in der That recht traulich in der großen geräumigen Familienſtube; Fenſter und Läden waren wohl verſchloſſen mit Ausnahme des einen Ladens im Nebenzimmer, wo der Pfarrer das Gewitter beobachtete. Den Ehrenplatz auf dem gepolſterten Kanapee, mit ſelbſtgeſponnenem Barchent überzogen, hatten die lieben Gäſte: in der einen Ecke die Großtante, noch eine ſtattliche aufgerichtete Geſtalt mit dem verwitterten, aber unendlich gutmütigen Geſicht; in der andern Ecke der ſtille Onkel Franz, der Liebling der Kinder, ſchon beſchäftigt, ihnen allerlei künſtliche Sachen, Soldatenmützen, Schiffchen, Salzbüchſen ꝛc. aus Papier zuſammenzulegen. Die Großtante hatte natürlich ihr Strickzeug, das zuoberſt in ihrem „Schaffbeutel" lag, gleich zur Hand genommen, ließ es aber aus Reſpekt vor dem Gewitter ungebraucht im Schoße ruhen; neben ihr ſaß die freundliche Pfarrfrau, die allzeit beſorgte Wirtin, und um den runden Tiſch gruppierte ſich die blühende Familie des Pfarrers: zwei erwachſene Töchter und Theodor, der Student, der Liebling der Großtante; die drei Kleinen, die des Gewitters wegen noch auf ſein durften, ſaßen an einem Tiſchchen in der Ecke, beſchäftigt mit gewiſſenhafter Verteilung des Backwerks, das die Großtante mitgebracht. Damals hatte jede Familie noch ihr erb- und eigentümliches Backwerk, das bei allen feſtlichen Gelegenheiten verfertigt wurde; ſo brachte auch die Großtante regelmäßig eine beſondere Art von Mandelringlein, die nach ihr „Großtantelein" benannt wurden, — die Mutter ſchrieb ſich alljährlich wieder das Rezept ab; aber bei ihr waren ſie jedesmal verlaufen, — ſie blieben das ausſchließliche Eigentum der Großtante.

„Aber das war ein Schlag!" rief Emilie ſchaudernd und verſteckte ihr Geſicht an Theodors Schulter, der ihr vergeblich zu beweiſen ſuchte, wie einfältig es ſei, den Donner noch zu fürchten, nachdem der Blitz ſchon vorüber ſei. „Thut nichts," beruhigte die Großtante; „die ärgſte Gewalt des Wetters iſt doch ſchon gebrochen; ich meine, Marie, du ſollteſt die Kinder zu Bett ſchicken, ſie werden alle ſchläfrig." „Ich weiß nicht," ſagte bedenklich die Pfarrerin; „bei einem Gewitter, denk' ich, ſollte niemand im Bett ſein . . ." „Ja, ja, ſo war's bei uns zu Haus," ſagte lachend die Großtante; „wir mußten mitten in der Nacht aus dem Bett, dazu noch in die untere Hausflur ziehen, die Hausthüre offen, damit man im Notfall gleich draußen ſei; nicht unter den Glockendraht ſitzen; keine Haarnadel auf dem Kopf, keine Stricknadel in den Händen, — meine Mutter war ſo ängſtlich; jetzt bin ich froh, daß ich auch beim Gewitter ruhig fortſchlafen darf. He, ihr Kleinen, wollt ihr ins Bett?"

„Ja, wenn Onkel Franz noch kommt und eine Geſchichte erzählt,“ erklärte Minchen als Sprecherin der übrigen. „Nun, geht nur, ich komme dann bald nach,“ verſprach dieſer mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Freundlichkeit; „ich habe erſt eine ganz ſchöne geleſen.“

Onkel Franz war der ältere Bruder des Pfarrers und lebte gewöhnlich bei der Großtante, welche ein kleines Gut bewirtſchaftete, das ihr als Witwe durch eine Erbſchaft zugefallen war. Dort führte er die Rechnungen, beaufſichtigte die Arbeiter und wußte ſich ſo überall ein Geſchäftchen zu machen. Er war ein eigentümlicher Menſch; früher hatten die Pfarrkinder oft ihre Mutter in Verlegenheit gebracht mit der Frage, was denn der Onkel Franz eigentlich ſei; und das war wirklich ſchwer zu beantworten. Er war nicht dumm, nicht träge, nicht ungeſchickt und ungelehrt, am allerwenigſten leichtſinnig, und doch hatte er es zu keinem ordentlichen Beruf gebracht. Eine ſeltſame Abneigung gegen jeden Beruf, eine unbeſiegbare Scheu und ein Mißtrauen gegen Fremde machten ihn zu allem untauglich. Am Ende gewöhnte man ſich, ihn im ſtillen ſeines Wegs gehen zu laſſen, da er im höchſten Grad bedürfnislos war. Er hielt ſich abwechſelnd bei ſeinen fünf Brüdern auf, von denen der Pfarrer der jüngſte; war überall der Liebling der Kinder und hatte ſtets etwas zu thun, bis er ein feſtes Aſyl bei der Großtante gefunden.

Bereits war ein Ruf aus der Kinderſtube erklungen: „Onkel, komm! Wir ſind im Bett,“ und ruhigen Schrittes war er hinübergewandert. Die Donner wurden ſchwächer, nur der Regen rauſchte mit neuer Gewalt; — nachdenklich blickte die Großtante dem Abgehenden nach und ſagte zum Pfarrer: „Denke, Karl, ich meine, Franz wird freundlicher, umgänglicher und weniger mißtrauiſch, ſeit er unter erwachſenen Leuten ſolche ſieht, die er von Kindheit auf gekannt hat.“ „Wollte Gott, es wäre früher ſchon ſo geweſen!“ ſagte der Pfarrer mit einem Seufzer; „es war ſeinerzeit für die Eltern doch ſchwer, den gut begabten Sohn ſo berufslos aufwachſen zu ſehen.“

„War der Onkel immer ſo?“ fragte Auguſte. „Nicht immer,“ ſagte die Großtante; „ich weiß eine Zeit, — du, Karl, kannſt dir's freilich kaum mehr denken, — wo er friſch, fröhlich und voll junger Pläne war, faſt wie der arme Wilhelm ſelig, wenn auch nicht ſo ſchön wie der; aber ſeit deſſen Tod, und all den andern traurigen Geſchichten . . . ſei froh, Karl, daß du damals noch ſo jung geweſen biſt . . .“

„Ich habe nie den Mut gehabt, die Mama ſelig recht zu fragen, wie es denn mit Wilhelm eigentlich war,“ ſagte der Pfarrer nachdenklich. „Und wir wiſſen gar nichts,“ rief Emilie, „und doch ſind wir auch alt genug, um erfahren zu dürfen, was in der Familie vorgegangen iſt!“

„Das iſt keine Erzählung zum Pläſir,“ ſagte ſehr ernſt die Großtante; „es iſt eine gar traurige Geſchichte, nicht wegen des vielen Geldes, das wir verloren, aber wegen des armen Wilhelm . . .“

Die jungen Leute, die ſo gern verſtanden hätten, wovon eigentlich die Rede ſei, hatten ſich hinter die Mutter geſteckt, die in ihrem Namen das Wort nahm: „Tante, Sie erzählen ſo gut; die Kinder ſind alt genug; wollen Sie uns nicht recht in der Ordnung ſagen, was es eigentlich für eine Bewandtnis hat mit dem Schwager Wilhelm, mit der Familie Perneaux und jener Erbſchaftsgeſchichte?“

„Warum nicht?“ ſagte die Tante bereitwillig; „ich bin der Meinung, die Kinder ſollen beizeiten die Wege Gottes in der eigenen Familie kennen lernen, wenn auch vieles noch dunkel dabei iſt. Sorg nur, daß es ruhig bleibt, liebe Marie! Franz wird von den Kindern aus ſchon in ſein Zimmer gegangen ſein, es iſt ſo ſeine Art.“ Sie putzte die Lichter, ſetzte ſich zurecht und begann nun zu ihrer aufmerkſam zuhörenden kleinen Tafelrunde:

„Wir ſind drei Geſchwiſter geweſen: Heinrike — deine Mutter ſelig, lieber Karl; der Bruder Auguſt und ich. Heinrike und ich waren immer einträchtig zuſammen; der Auguſt aber, der hat ſein Lebtag ſeltſam Tuch an ſeinem Rock gehabt; —

fleißig iſt er geweſen und ſtrebſam, das muß man ihm laſſen, und grundgeſcheit; von daheim bekam er leider nicht viel Unterſtützung zu ſeinem Lernen. Die Eltern hatten kein ſchlechtes Einkommen; nur mein Vater ſelig, — ich ſag's nicht gern, aber wahr iſt's, — der konnte nicht ſparen; er hat für ſeinen eigenen Leib zu viel gebraucht, da ging es denn aus an Frau und Kindern. Ich und die Heinrike, wir haben uns beizeiten ſchicken lernen; aber dem Auguſt, fürchte ich, hat es frühe das Herz verhärtet; zumal wie ihm der Vater erklärte, er habe kein Geld, ihn ſtudieren zu laſſen, er müſſe Schreiber werden. Es ſtanden damals gutgelernten Schreibern viel mehr Stellen offen, als heutzutage; aber der Auguſt hat hoch hinaus wollen, und — wie geſagt, — es hat ſeinen Sinn verbittert.

„Er iſt Schreiber geworden, und ein grundgeſchickter. Wie er noch Subſtitut war, kam er einmal zuſammen mit einem Herrn aus Preußen, der eine Erbſchaftsſache bei uns betrieb; der muß bald gemerkt haben, was hinter ihm ſteckte, denn er hat ihn überredet, nach Preußen überzuſiedeln, und teilzunehmen an einer Zeitungsſchreiberei. Es muß ſich auch da gezeigt haben, wie geſchickt Auguſt war; denn er hatte bald die ganze Herausgabe der Zeitung unter ſich, und wir hörten, er werde ſteinreich dabei. Wir haben davon nicht viel erfahren, obgleich wir von dem Reichtum hätten wohl etwas brauchen können; die Mutter war tot, der Vater penſioniert und uns Mädchen wurde es blutſauer, für ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen.

„Es waren viele Jahre vergangen, ſeit Auguſt in Preußen eine Stelle gefunden hatte: unſer Vater war tot, meine Heinrike hatte geheiratet und hatte ſchon ſechs Buben; du, lieber Karl, der ſiebente, warſt damals noch gar nicht auf der Welt; ich hatte einen Dienſt als Hausjungfer gefunden. Da kam unſer Bruder Auguſt wieder, nicht freiwillig, er war auf der Flucht. Er hatte durch eine bittere Satire König Friedrich den Großen beleidigt und ſchleunig fliehen müſſen. Ich denke, er hätte das auf allen Fall bleiben laſſen können; in der Bibel ſteht: ‚Fluche dem König nicht in deinem Herzen!‘ und ſo wird's auch nicht recht ſein, ihn in einer Zeitung auszuſpotten; aber der Auguſt hat immer ein böſes Maul gehabt und zu viel Galle. Uebrigens hat ſich Auguſt, als er vor preußiſche Gerichte geladen wurde, ſpäter dort geſtellt, und er habe eine ſo glänzende Verteidigungsrede gehalten, daß er freigeſprochen wurde und wieder hin konnte, wo er wollte.

„Mit der Zeitung war's natürlich vorbei und auf den großen König hatte Auguſt einen bittern Haß, den er bis zu ſeinem Tode behielt. Da wäre es ja natürlich geweſen, er wäre mit ſeinem großen Reichtum — dreimalhunderttauſend Gulden hatte er erworben — in die alte Heimat zurückgekehrt, und wir alle waren hoch verwundert, als wir hörten, daß er ſich wieder in einer preußiſchen Stadt niedergelaſſen habe; wir wußten nicht, daß da ſchon die Leute dahinter ſteckten, von denen uns alles Unheil gekommen iſt. Er hat uns Schweſtern nicht geſchrieben, uns auch nicht eingeladen, ihn zu beſuchen. Dein Vater, Karl, wäre viel zu ſtolz geweſen, in ſeiner Armut einen reichen Schwager aufzuſuchen; ich aber, die ich verdiente, was ich für mich allein brauchte, ich dachte: Nein, du gehſt zu ihm, und wenn's wahr iſt, daß er ſo reich iſt, ſo ſagſt du ihm, was ſeine Schuldigkeit iſt gegen ſeine Geſchwiſter.

„So reiſt' ich denn hin, als meine alte Frau Pupillenrätin geſtorben war und ich noch keine neue Stelle hatte. Er wohnte in einem ganz ſchönen, prachtvoll eingerichteten Hauſe, dem man wohl anſah, daß er ſo reich war. In der Wohnſtube ſaß er, recht bequem in einem Schlafrock von oſtindiſchem Zitz und rauchte, und bei ihm, auf einem ſamtenen Kanapee, ſaß eine ſehr geputzte junge Frau in einem ganz zierlichen Blondenhäubchen und las ihm vor aus einer Zeitung. Als ich hereinkam, ſtand er etwas unwillig auf und fragte kurz: ‚Was hat man wollen?‘ Ich hatte mein beſtes Kleid an, aber viel habe ich mein Lebtag nicht an den Staat wenden können, ſo mochte er mich wohl für eine Steifbettlerin halten. Ich aber bot ihm die Hand und ſagte: ‚Bruder Auguſt, geiſtweis brauchſt du gerade nicht mit mir zu reden; ich bin deine leibliche Schweſter, die Luiſe, wirſt ſie dir wohl noch denken können.' Da iſt denn ſo etwas wie eine kühle Freundlichkeit über ſein Geſicht gekommen: er hat mich begrüßt und beſtellt, daß man Schokolade bringen ſolle.

„Sodann ſtellte er mir die Dame vor als unſre Couſine, die Frau Landrätin Perneaux, mit deren Gemahl er ſeit Jahren befreundet ſei. Es fiel mir nun ein, daß ich einmal gehört hatte, die Tochter von einem Geſchwiſterkind meines Vaters ſelig, die als Kammerjungfer nach Berlin kam, habe dort einen emigrierten Franzoſen in preußiſchen Dienſten geheiratet; — meine Mutter hatte nie viel auf die ganze Sippſchaft gehalten.

„Gar feine Manieren hatte die Dame und ging überaus charmant mit dem cher cousin um; ſie ſtopfte ihm die Pfeife und rückte ihm den Stuhl zurecht und wärmte den Kaffee auf, — ich habe dieſe Art von Dienſtbefliſſenheit nie leiden können; ſo alt war der Auguſt doch noch nicht.

„Jedermann ſagte, die Perneaux ſei eine ſchöne Frau; ich aber, ich kann nichts dafür, ich habe ſie nie ſchön finden können; bei ihren ſcharfen, hellen ſchwarzen Augen habe ich — ich weiß nicht warum — an das ſpitzige Zünglein einer Schlange denken müſſen, und ihre roten Wangen ſind mir, obgleich ſie damals noch jung war, nicht natürlich vorgekommen; ſie hatte prächtiges, glänzendes ſchwarzes Haar und war nett und zierlich angezogen in allem, was ſie anhatte. Sie war gar zu artig gegen mich, nannte mich gleich Jungfer Bäschen und chère cousine, und lud mich ein, bei ihr zu logieren, da mein Herr Bruder gar nicht auf Gäſte eingerichtet ſei, — und er wohnte in einem Palaſt! Dafür dankte ich ihr und ſagte, mein einziger Bruder werde ſchon noch ein Plätzchen für ſeine Schweſter haben, ich könne auf jedem Kanapee ſchlafen. Das war ihr gewaltig ungeſchickt; meinem Bruder, wie es ſchien, auch; aber ich habe mich nicht viel darum gekümmert. Die Madame ſorgte noch für das Abendeſſen, und ſie ſchien ungern zu gehen, als ihr Mann, auch ein ſehr feiner Herr, kam, um ſie abzuholen; ich habe wohl gemerkt, daß ſie uns Geſchwiſter nicht allein laſſen wollte.

„Darum habe ich auch gleich die erſte Zeit benützt und dem Auguſt von unſrem Ergehen erzählt. Ich ſagte ihm, wie Schweſter Heinrike einen ſo grundbraven Mann habe, aber auch einen wie ſchweren Haushalt bei den vielen Kindern; ich ſagte ihm, daß ſie nichts von ihm verlangen, daß ich aber denke, es wäre recht und brüderlich, wenn er ſie unterſtützen oder wenigſtens ſpäter ihren Kindern die Erlernung eines Berufes erleichtern würde. ‚Für mich ſelber,‘ ſagte ich, ‚verlange ich nichts von dir; brauchſt du mich, ſo bin ich bereit, als eine getreue Schweſter deinen Haushalt zu führen und für dich zu ſorgen in geſunden und kranken Tagen und ich thue das natürlich lieber, als mich unter Fremden behelfen; — brauchſt du mich nicht, auch gut; ich werde nicht Hunger ſterben, ſolang ich noch arbeiten kann.‘

„Nun muß ich ſagen, ſeine Manieren hat mein Bruder von der chère cousine nicht profitiert; auch iſt er nicht falſch geweſen, aber grob. Er ſagte mir rundaus, daß er nie etwas von ſeinen Geſchwiſtern verlangt habe, auch zu Zeiten, wo es ihm noch hart gegangen, — möcht' wiſſen, was wir ihm dazumal hätten geben können! — daß er aber auch nicht geſonnen ſei, etwas für ſie zu thun; — was er beſitze, habe er ſauer erworben und habe nicht Luſt, es andern Leuten in den Schoß zu ſchütten. Er ſelbſt habe ohne Hilfe ſeinen Weg in der Welt ſuchen müſſen; es ſei ſein Schade nicht geweſen; ſo ſollen's denn die Kinder ſeiner Schweſter auch lernen. Sie habe gewußt, was ſie gethan, als ſie einen armen Pfarrer geheiratet; nun möge ſie ſelbſt zuſehen. Für meine Dienſte danke er. Er ſei mit ſeiner Magd und einem Diener gut verſehen; auch ſei die Frau Couſine ſo freundlich, ſich ſeines Haushaltes anzunehmen. Beſuche von den Seinigen wünſche er nicht; wir ſeien längſt voneinander entwöhnt und er ſei ein Mann von ſehr regelmäßigen Gewohnheiten, — und was dergleichen mehr war.

„Eine einzige Nacht ſchlief ich unter ſeinem Dach. Die Köchin, die ſcheint's auch nicht ſehr erbaut war von der Oberaufſicht der Frau Couſine, faßte ein ſchnelles Zutrauen zu mir und klagte mir viel, wie dieſe den Herrn ganz einnehme und ſich allerlei Nutzen zuwende, während man in manchen Stücken wieder ſparen müſſe, daß es eine Schande ſei für einen ſo reichen Herrn. Sie ſchien noch allerlei Schlimmes von der Dame zu denken; ich glaube, darin hat ſie ihr unrecht gethan; ſie hatte ja einen jungen netten Mann, mit dem ſie im beſten Vernehmen ſtand; mein Bruder war damals ſchon zweiundfünfzig und iſt ſein Lebtag nicht ſchön geweſen. Nein, das Intereſſe, das ſie an ihm nahm, war ganz andrer Art. Daß aber Männer, die es zur rechten Zeit verſäumt haben, in Liebe und Treue ſich ein Herz zu gewinnen und einen ordentlichen Hausſtand zu gründen, daß die dann oft in ſpäteren Jahren noch zum Narren werden an jungen Weibern, auch wo es eine Verſündigung iſt gegen das zehnte Gebot — das hat man oft ſchon erlebt.

„So ſchied ich denn am andern Morgen früh von meinem Bruder, damit ich nicht noch einmal der Couſine begegnen müßte, — nicht mit fröhlichem Herzen, auch eben nicht mit liebevollem; das wollene Halstuch, das er mir zum Präſent machte, ſchenkte ich der Köchin. Alle Herzensbitterkeit aber habe ich verloren in den paar Monaten, die ich in meiner lieben Schweſter Haus zugebracht, bis ich wieder einen Platz hatte. Ein gottgeſegnetes Elternhaus haſt du gehabt, lieber Karl, wenn auch der leibliche Segen knapp zugemeſſen war. Dein Vater lehrte mich die Härte des Bruders als eine Schickung von Gott anſehen, der da wolle, daß wir zu ihm und ſeiner Hilfe unſre alleinige Zuflucht nehmen ſollen. Knapp iſt's oft hergegangen, das iſt wahr; das ſonntägliche Feſtmahl beim Abendeſſen waren zwei Würſte zu den Kartoffeln; davon bekam der Vater eine halbe, eine halbe eure Mutter und ich miteinander, eine halbe bekam die Magd, und die letzte Hälfte wurde für die Kinder in Rädlein geſchnitten. Aus des Vaters altem Kirchenrock ſchneiderte meine Heinrike noch künſtlich ein Sonntagsgewand zurecht für zwei oder drei Buben; die Werktagskleider waren von ſelbſtgeſponnenem Zwilch. Einmal hat ſie auch aus einem alten Bettſchlauch noch ſchöne geſtreifte Kleidchen für ihre zwei Kleinſten gefertigt, und aus dem abgenommenen Milchrahm hat ſie ſämtliche Butter für den Hausverbrauch gewonnen. Aber ihr Mann iſt ein rechter Mann und ein rechter Pfarrer geweſen und hat ſie mit frommem Herzen und fröhlichem Mut aufrecht gehalten, wo ihre Kraft ſinken wollte. Darum iſt auch der Segen Gottes über dieſem Hauſe geweſen; ihr ſeid alle ſtark und ſauber aufgewachſen in den billigen Kleidern: ja, es war ein gutes und glückliches Haus. Gott vergebe es denen, die ſo ſchweren Jammer darüber gebracht haben!“

„Aber, Kinder, es iſt ſpät,“ ſagte die alte Frau plötzlich, die trüben Gedanken unterbrechend, in die ſie nach ihren letzten Worten verſunken war. „Da ſeht, wie die Emilie Sperrhölzchen macht! auch mein Herr Neffe iſt ſchläfrig genug. Das Wetter iſt ja lang vorüber; kommt, wir wollen zu Bett!“

„O, Großtante,“ ſagte Emilie, die bis jetzt vergeblich auf das ‚Dunkle‘ der Geſchichte gewartet hatte, „wir möchten doch gern alles wiſſen; von Onkel Franz iſt ja noch gar nicht die Rede geweſen.“

„Nun ich denke,“ vertröſtete ſie die Großtante, „ich komme morgen dazu, euch alles vollends zu ſagen; nur möchte ich nicht, daß der arme Franz dabei um den Weg wäre, es regt ihn ſo ſehr auf.“

„Der arme Franz will morgen ſelbſt die Geſchichte weiter erzählen,“ tönte plötzlich die immer etwas gedämpfte und bewegte Stimme des Onkels aus der Ecke, wo er ſich längſt unbemerkt niedergelaſſen hatte. — Alle fuhren zuſammen, als ob ein Geſpenſt geſprochen hätte. „Niemand weiß es beſſer als ich,“ fuhr er fort, „und ihr ſollt wiſſen, wie es gekommen, daß ich zum Leben und zum Verkehr mit den Menſchen keinen rechten Mut mehr habe faſſen können.“ Sie ſahen ihn alle verwundert an; keines konnte ſich denken, daß Franz je von ſich ſelbſt geſprochen hatte. „Nun, in Gottesnamen, beſinn dich bis morgen, lieber Franz, ob dir's nicht zu ſchwer wird, von dieſen Sachen zu reden! Jetzt aber wollen wir den Abendſegen beten und dann im Frieden zur Ruhe gehn.“

Man ſah wenig mehr von dem geſtrigen Sturm und Wetter, als ſich die Pfarrfamilie am andern Nachmittag zum Kaffee in der ſchönen großen Buchenlaube des Pfarrgartens geſammelt hatte. Ein Nachmittagskaffee war im Pfarrhaus ein beſonders feſtliches Ereignis, und noch dazu in der Laube! Das war nur zu Ehren der Großtante geſchehen. Ein angenehmes, kühles Lüftchen wehte durch die Bäume, die in neuem, friſchem Grün glänzten; die Vöglein ſangen und zwitſcherten zuſammen; im Gras und Gebüſch regte ſich das tauſendfältige leiſe Summen und Schaffen der Käferlein, der Bienen und Mücken, — es war alles ſo hell und fröhlich ringsum, gar nicht wie ein Ort, wo eine dunkle Geſchichte erzählt werden ſollte.

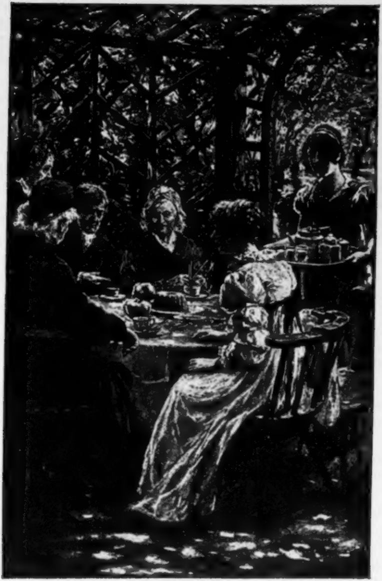
Es ſchien den ſonſt ſo ſtillen Onkel Franz heute ſelbſt zu verlangen, ſein Verſprechen von geſtern nacht zu löſen. Er hatte die Kinder, nachdem ſie geſpeiſt und getränkt waren, auf eine große Expedition nach der Vergißmeinnichtwieſe geſandt, und die Großtante ſah, daß ſie nur ſeinen Wunſch erfüllte, wenn ſie ihn daran mahnte, vollends mitzuteilen, was er von Onkel Auguſt wiſſe. Noch nie, nicht einmal mit der mütterlichen Tante, hatte er je von der traurigen Begebenheit geſprochen, die für ihn die Jugend abgeſchloſſen, — nun auf einmal war durch die geſtrige Erzählung alles in ihm aufgewacht; es drängte ihn, den Seinigen und ſich ſelbſt zu erklären, warum ihm ſo früh die Schwingen gelähmt worden waren.

„Nun, Franz,“ begann die Großtante, die ihn von allen am beſten kannte, „glaubſt du nicht, daß es dir zu traurig iſt, die alte Zeit wieder heraufzurufen? — Den Anfang aber laß mich noch erzählen, das weiß ich doch beſſer als du.

„Wir haben alſo den Bruder Auguſt gänzlich ſeines Wegs gehen laſſen und gar wenig von ihm gehört, bis mir nach einigen Jahren die alte Köchin ſchrieb, ich ſolle wieder einmal ihren Herrn beſuchen; er werde älter und hinfälliger, und die Frau Landrätin gewinne immer mehr Herrſchaft über ihn; ſie meine, die eigenen, leiblichen Geſchwiſter ſollten doch auch ein wenig nach ihm ſehen.“

„Nun hatte ich eigentlich nicht viel Luſt nach der letzten Verabſchiedung meinen Bruder noch einmal aufzuſuchen; ich hatte mich inzwiſchen verheiratet mit meinem Mann ſelig, dem Auskultator Siebert, dem ich zuvor hausgehalten hatte; — iſt gerade nicht aus Pläſir geſchehen; ich war ſchon in dreißigen, mein Seliger ſechzig, dazu ſehr kränklich und ein bißchen wunderlich; geſchah auch nicht aus Eigennutz, denn ſeine Penſion und ſein Vermögen reichten eben hin, um uns zu ernähren. Aber er war ein braver Mann und der Pflege bedürftig, und wenn ich ihn nicht genommen hätte, ſo wäre eine gewaltthätige Schwägerin zu ihm gezogen, vor der er ſich ſehr fürchtete; er behauptete, ſie habe einen ſchwarzen Bart, und mein Seliger war immer etwas unkeck. Wir wohnten nur eine Stunde weit von deinen Eltern, lieber Karl, und es freute mich, daß wir Schweſtern ſo beiſammen blieben. Wenn ich doch den Auguſt beſuchte, ſo war's meiner Schweſter Heinrike zulieb; der ſiebente Bub war eben angekommen, du, lieber Karl, und die älteren wuchſen heran und koſteten ſchwer Geld, und ich dachte, es ſei jetzt doch Zeit, daß der reiche Bruder etwas thue.

„Auguſt empfing mich freundlicher als das erſte Mal; es ſchien ihm lieb zu ſein, daß ich kam; die Frau Couſine war eben verreiſt, deshalb hatte mir die alte Liſette geſchrieben. — Die konnte mir nicht genug erzählen, wie die Couſine ſich im Haus eingeniſtet, und wie ſie und ihr Mann den alten Herrn ganz und gar beherrſchten. ‚Das ſoll lauter Liebe und Sorgfalt ſein,‘ ſagte ſie; ‚ſie ſchenkt ihm morgens den Kaffee ein



Die Pfarrfamilie beim Nachmittagskaffee in der ſchönen großen Buchenlaube des Pfarrgartens. (S. 217.)

und rührt abends ſeine Grütze um, und der Herr Rat beſorgt ihm ſeine Sachen. Ich glaube, er hätte ihm längſt gern alles abgenommen; aber ſo dumm iſt mein Herr nicht! Geld und Papiere gibt er nicht aus der Hand!'

„Es kam mir nun doch vor, als ob es dem Auguſt wohl thue, eine eigene Seele um ſich zu haben, und ſo faßte ich denn auch ein Herz und ſtellte ihm noch einmal die Lage unſrer Schweſter vor; ich ſagte ihm, daß ich nichts für ſie thun könne, als eines ihrer Kinder bei mir haben, daß es aber an ihm wäre, mehr zu thun; es ſei ja ein Gottesſegen, wenn er den braven und armen Söhnen der Schweſter zu ihrem Fortkommen verhelfe. Er wurde unruhig und ärgerlich. ‚Laßt mich in Ruhe!' ſagte er endlich und fing wieder die alte Geſchichte an: ‚Was ich habe, iſt mühſam ſelbſt erworben, ich kann jetzt nichts von mir geben; es ſind unruhige Zeiten, kein Menſch weiß, wie er um das Seinige kommen kann . . .'

„‚Dann wär's ja eben gut, wenn du vorher etwas davon für die Deinen verwendet hätteſt,' ſagte ich.

„‚Ich kann's nicht und ich thu's nicht,' ſagte er wieder erzürnt. ‚Ich habe mir ausgedacht, wie hoch noch alles anwachſen muß, jetzt gebe ich nichts her; die Söhne der Heinrike ſollen lernen und ſich allein wehren, wie ich's gethan; kommen ſie nachher zu einem Beſitz, ſo iſt's nur um ſo beſſer angewendet. Wenn ich ſterbe,' das ſagte er leiſe und bedeutſam, ‚ſo bekommt ihr alle genug und werdet reich und glücklich werden.'

„‚Ich habe, was ich brauche,' ſagt' ich; ‚ich ſpreche nicht wegen meiner; aber, Auguſt, ich habe gehört, daß man von einer Erbſchaft, die aus Preußen ausgefolgt wird, ungeheuer hohe Sporteln dahin zahlen müſſe; thäteſt du denn da nicht beſſer, noch etwas bei Lebzeiten abzugeben?'

„‚Auch dafür iſt geſorgt!' ſagte er triumphierend und holte aus einem Schiebfach von ſeinem Schreibtiſch, das mit weiß wie vielen Schlöſſern verſchloſſen war, ein ſehr feſt und künſtlich gearbeitetes Käſtchen; das ſchloß er auf mit einem Schlüſſelein, das an einem blauen Bande hing, nahm ein Blatt heraus und ſagte ganz geheimnisvoll zu mir: ‚Da lies und ſieh, ob ich nicht ſorge für euch!‘

„Auf dem Blatt ſtand, daß wir, ſeine zwei einzigen Geſchwiſter, nach Landesrecht und nach ſeinem Willen die Erben des ganzen Vermögens ſeien; daß er aber, um uns die ſehr bedeutenden Sporteln zu erſparen, in ſeinem öffentlichen Teſtament ſeine Couſine, die Frau Landrätin Perneaux, zu ſeiner Univerſalerbin ernannt habe. Dieſe Couſine aber und ihr Mann haben ſich eidlich verpflichtet, das ganze Vermögen, mit Ausnahme von vierzigtauſend Gulden, die er ihnen als Legat beſtimme, alsbald nach Antritt der Erbſchaft in die Hände ſeiner Schweſtern zu übergeben.

„‚Hör, lieber Auguſt,‘ ſagt' ich ihm, ‚das kommt mir eine eigene Geſchichte vor; laß du der Sache lieber ihren Lauf; laß uns gleich zukommen, was uns gehört, und zahlen, was ſein muß; führe nicht andre Leute erſt in Verſuchung mit einem Vermögen, das ſie wieder hergeben ſollen!‘

„‚Von Verſuchung iſt gar nicht die Rede,‘ ſagte er ungeduldig. ‚Die vierzigtauſend Gulden ſind ſo viel mehr, als Antoinette — ſo hieß die Couſine — je möglicherweiſe erwarten konnte, ſie wollte nicht ſo viel annehmen. Ich will nicht, daß von meinem mühſam erworbenen Vermögen durch ungerechte Sporteln noch die Regierung bereichert werde, die mir genug zu leide gethan; es war recht umſichtig von dem Vetter, mich darauf aufmerkſam zu machen.‘

„‚Aber,‘ ſagt' ich noch einmal, ich thät's nicht um meinetwegen — ‚du kennſt doch auch die Welt, Auguſt; bedenkſt du nicht, welche große Verſuchung in einem ſolchen Vermögen liegt, das man mit einem Schein Rechtens an ſich bringen kann? Biſt du des Vetters und ſeiner Frau ſo ganz gewiß?‘

„‚Höre,‘ ſagte er mir ganz langſam, leis und feierlich, ‚der Landrat, der zugleich Vollſtrecker meines Teſtaments iſt, hat mir's mit einem teuren Eide beſchworen, daß er alles gewiſſenhaft in eure Hand geben wolle, und er hat mit mir das heilige Abendmahl darauf genommen; — glaubſt du's jetzt?

Sieh, dieſes Käſtchen enthält neben meiner Privatbeſtimmung mein ganzes Vermögen in Gold und Papieren.' Er legte das Papier wieder hinein und verſchloß es ſorgfältig. ‚So, nun weißt du alles; laß mich aber jetzt in Ruhe!' ſagte er; ‚es bleibt dabei.'

„So ſagte ich denn nichts mehr und reiſte ab, ehe die Couſine zurückkam; aber ich konnte nicht ſagen, daß mir die Einrichtung gefallen hätte. Den Geſchwiſtern und meinem Mann, denen ich alles genau mitteilte, ging's wie mir; ſie wären mit dem Legat der Couſine zufrieden geweſen, wenn ſie nur das gewiß gehabt hätten.

„Zehn Jahre lang haben wir von unſrem Bruder nichts mehr gehört; da, es war im Jahr 1770, mein ſeliger Mann war gar hinfällig, ſo daß ich ihn Tag und Nacht nicht verlaſſen konnte, — da erhielt die Heinrike zu unſer aller großer Verwunderung einen Brief von Bruder Auguſt, darin er ihr ſchrieb, er ſei krank und fürchte, ſeine Tage ſeien gezählt; er möchte gern eines der Seinigen bei ſich ſehen, und bitte ſie, ungeſäumt einen ihrer Söhne zu ihm zu ſchicken.

„Dazu ward nun der Wilhelm auserleſen. Franz, willſt du jetzt weiter erzählen?"

„Weiß nicht, Tante," ſagte dieſer, der indes mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört hatte, in ſeiner gewöhnlichen, etwas trübſeligen Weiſe; „Sie erzählen vielleicht alles beſſer, Tante; Sie können ſagen, warum man gerade den Wilhelm ſchickte."

„Nun, das iſt leicht zu ſagen: die Kinder meiner Schweſter ſind alle brave und ſaubere Burſchen geweſen; aber Wilhelm, der war doch die Krone von allen. So ein offenes, fröhliches Geſicht, ſo ein herzgewinnendes Weſen habe ich in meinem Leben ſonſt nicht geſehen . . ."

„Nicht einmal bei mir, Großtante?" fragte Theodor dazwiſchen.

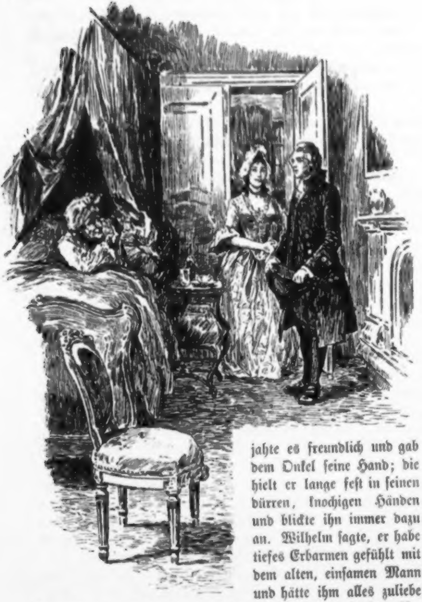
„Nicht einmal bei dir," fuhr ſie ruhig fort, „und er war ſo beſcheiden dabei und iſt einem nicht ein einziges Mal in die

Rede gefallen. Nein, im Ernſt, er war wie ein Kind, ſo treuherzig, ſo herzgut und beſcheiden . . .“

„Drum war er auch der Liebling von allen,“ fiel Onkel Franz ein mit einer Wärme, die man nie an ihm geſehen; „ich weiß keinen Menſchen, der ihn nicht lieb gehabt hätte; er war zwei Jahre älter als ich, und ſo lang ich mir denken kann, habe ich ihn unausſprechlich lieb gehabt. Die gewöhnlichen Bubenhändel gab es zwiſchen uns beiden nie, es war gar nicht möglich, mit Wilhelm Händel zu bekommen. Wir waren zuſammen auf der Univerſität, er als Theolog, ich war zum Juriſten beſtimmt; knapp genug mußten wir uns behelfen mit ein paar Stipendien, dem ſpärlichen Zuſchuß von daheim und einem Thaler in jeder Vakanz von Tante Luiſe; aber der Wilhelm war allezeit ſo fröhlich dabei und wußte mir immer noch etwas Gutes zuzuwenden, — o, es war eine ſchöne, glückliche Zeit!“ Der alternde Mann hielt lange die Hand vor die Augen, ehe er fortfuhr: „Es war in den Ferien, als Onkel Auguſt ſchrieb, und gleich wurde beſchloſſen, daß Wilhelm zu ihm ſollte. Um den nie geſehenen Onkel konnte er nicht viel Betrübnis fühlen; aber er freute ſich, dem einſamen alten Mann noch Liebe erweiſen zu können. Er ließ ſich von der Mutter noch ſüßen Saft und allerlei Erquickungen für Kranke mitgeben, packte Bücher ein, die er für paſſend hielt zum Vorleſen, und war guter Dinge, wie er es immer geweſen iſt. Ich begleitete ihn noch bis zur Poſt im nächſten Städtchen. ‚Gib acht, Franz,‘ ſagte er, ‚ich werde jetzt des alten Onkels Intimus und liebſter Freund; ich werde ihn geſund pflegen und fidel machen; ich werde dann das alte Haus im hellen Jubel in den Kreis ſeiner Familie zurückführen, dann hat der Vater ausgeſorgt. Du darfſt vierſpännig auf die Univerſität zurückfahren, und dem alten Herrn ſoll's erſt noch rechtſchaffen wohl werden!‘ Noch einmal ſah ich ſein liebes, helles, fröhliches Geſicht aus dem Wagenfenſter zurückſchauen und ſah ihn ſein Hütchen ſchwenken; es war mir plötzlich, als ſollt' ich wieder zu ihm umkehren; — o, hätt' ich's doch gethan!

„Was ich jetzt erzähle,“ fuhr Onkel Franz nach einer langen Pauſe fort, „das hat mir mein Bruder in den wenigen klaren Stunden vertraut, die er vor ſeinem Tod noch hatte; vorher, das wiſſen Sie ja, Tante Luiſe, war es unmöglich, irgend einen deutlichen Bericht von ihm zu erhalten.

„Als Wilhelm bei dem Onkel ankam, empfing ihn die alte Magd ſehr betrübt. ‚Mit dem Herrn ſteht's ſchlimm,‘ ſagte ſie; ‚geſtern hat ihn der Schlag gerührt, gerade während das Weibsbild bei ihm war,‘ flüſterte ſie ingrimmig; ‚er wird nicht mehr ſprechen können; einen Pfarrer durft' ich auch nicht holen, ſie haben's nicht gelitten.‘ Im Vorzimmer der Krankenſtube ſaß die Frau Rätin, jetzt noch eine ſchöne Frau, in ſehr ſorgfältigem Morgenanzug mit äußerſt betrübtem Ausſehen. ‚Ach, wie ſchön, daß Sie den lieben Onkel noch beſuchen!‘ ſagte ſie, indem ſie Wilhelm freundlich die Hand gab. Wilhelm aber, der ſonſt von keiner Seele etwas Arges dachte, ſagte, als ſie ihn anſah, ſei ihm geweſen, als habe ihn eine Schlange geſtochen — und Tante Luiſe hatte ihm nie von dem Eindruck geſagt, den ihr die Couſine gemacht. Sie wollte ihn ins Krankenzimmer führen. ‚Madame, der Herr Doktor haben geſtern, als Sie noch reden konnten, verlangt, daß man Sie nicht mehr hineinführen ſoll,‘ bemerkte ſcharf die Köchin. — ‚Das iſt ein Mißverſtändnis,‘ entgegnete die Dame im ſanfteſten Ton, ‚ich muß unſern jungen Verwandten ſelbſt einführen.‘ Der Kranke lag ganz zuſammengeſunken im Bett; im Augenblick aber, wo die Couſine leichten Trittes hereinkam, richtete er ſich auf und winkte ſie mit allen Zeichen des Abſcheus mit beiden Händen hinaus; er konnte nur undeutliche Töne ausſtoßen. Der erſchrockene Wilhelm wollte mit ihr das Zimmer verlaſſen; aber der Onkel winkte ihm ebenſo deutlich zu ſich her und legte ſich erſt ruhig nieder, als er an ſeinem Bette ſaß. Da blickte er ihn denn lange, lange an; ich glaub's, daß das dem alten ledernen Herzen wohlgethan hat; denn in ein klareres und treueres Paar Augen konnte man auf der Welt nicht ſehen. ‚Der Schweſter Sohn?‘ brachte er endlich mühſam und undeutlich heraus; Wilhelm be-



jahte es freundlich und gab dem Onkel ſeine Hand; die hielt er lange feſt in ſeinen dürren, knochigen Händen und blickte ihn immer dazu an. Wilhelm ſagte, er habe tiefes Erbarmen gefühlt mit dem alten, einſamen Mann und hätte ihm alles zuliebe thun können. Endlich nahm der Onkel mit äußerſter Anſtrengung ein Schlüſſelein, das er an einem blauen Band um den Hals trug, und hing es dem Wilhelm um. Dem graute wohl an dem Band, ſo vom Hals des Sterbenden weg; auch wußte er nicht, was denn der Onkel damit wolle; ſo nahm er den Schlüſſel wieder ab und legte ihn ſachte aufs Bett. Noch zweimal legte ihm der Sterbende den Schlüſſel wieder um und ſtammelte beim dritten Mal mit ſeinen letzten Kräften: ‚Ach, — ſo — behalt er ihn — doch —!‘ Von da an ſprach er nichts mehr. Wilhelm behielt den Schlüſſel und dachte nicht mehr daran im Bemühen, dem Scheidenden bei dem letzten Kampf, der bald darauf eintrat, Beiſtand zu leiſten. Der Geiſtliche, nach welchem er noch die Magd ſchickte, kam zu ſpät, der Onkel redete nicht mehr; aber bis zum letzten Hauch zeigte er noch den tiefſten Widerwillen, wenn ſich die Couſine auch nur auf der Schwelle zeigte oder er von ferne ihre weiche, ſüße Stimme hörte.

„Es war das erſte Mal, daß der lebensfriſche Jüngling ſo dem Tod ins Auge geſehen hatte. Der furchtbare Ernſt des Sterbens, dem er hier ſo unvorbereitet entgegen getreten, hatte einen faſt vernichtenden Eindruck auf ihn gemacht. Und er hatte den alten Mann lieb gewonnen in dem letzten Blick, in dem Händedruck, den einzigen Liebeszeichen, die er in ſeinem ganzen Leben von ihm empfangen hatte.

„‚Kommen Sie, lieber junger Herr,‘ ſagte die alte Köchin; ‚Sie müſſen ſich niederlegen und ganz in der Stille ausruhen, ehe Sie etwas zur Stärkung nehmen.‘ Das gaben aber die Couſine und ihr Mann nicht zu, die ſich äußerſt liebevoll beſorgt um Wilhelm zeigten. ‚Sie müſſen mit uns, lieber Vetter,‘ ſagte teilnehmend die Dame; ‚hier, im Hauſe der Leiche, können Sie ſich nicht von dem ſchnellen Schlag erholen; Sie treffen bei mir ein freundliches, ſtilles Zimmerchen, Ruhe und Stärkung, indes mein lieber Mann die traurige Pflicht übernimmt, für das Leichenbegängnis zu ſorgen und Ihre Eltern zu benachrichtigen.‘ — ‚Was haben Sie denn hier am Hals?‘ fragte lächelnd der Mann der Couſine, als er ihn in ſeine Wohnung begleitet hatte; ‚das ſieht ja ganz bedeutungsvoll aus!‘ — ‚Der Onkel hat es mir übergeben,‘ ſagte Wilhelm, der trotz ſeiner augenblicklichen Betäubung doch inſtinktartig fühlte, daß dieſer Schlüſſel von Wichtigkeit ſei; ‚ich will ihn behalten, bis mein Vater kommt.‘

„‚Da haben Sie vollkommen recht,‘ gab der gefällige Vetter zu, ‚nur bitte ich Sie auf einen Augenblick darum, da er verzeichnet werden muß mit den Gegenſtänden, die ſich im Sterbezimmer fanden.‘

„Wilhelm war zu müde und angegriffen, um ſich über die Notwendigkeit dieſer Maßregel zu beſinnen, und ließ ſich den Schlüſſel vom Halſe nehmen.

„Was von da an mit ihm geſchehen iſt, das konnte er nie mehr ſagen. Er wußte noch, daß die Couſine ihm einen ſüßen, gewürzten Wein brachte, ‚zur Stärkung‘, wie ſie ſagte, und daß er darauf in einen tiefen, langen Schlaf verfallen war. Als die Eltern und ich zur Beerdigung kamen, fanden wir ihn gar ſtill und in ſich verſunken, ohne viel Teilnahme an irgend etwas. ‚Das ſei eben noch der angegriffene Zuſtand von dem unerwartet ſchnellen Sterben des Onkels her,‘ meinten Vetter und Couſine, und die Eltern fanden das natürlich; mir aber war dies Weſen doch gar auffallend und war mir gleich bange dabei.

„Der Onkel wurde mit viel Prunk und Feierlichkeit begraben; zwei Tage nachher war in Gegenwart aller Verwandten die gerichtliche Teſtamentseröffnung. Die Magd war mit einem anſehnlichen Legat bedacht, wie auch verſchiedene andre Diener; jede der zwei Schweſtern erhielt dreihundert Gulden. Die Couſine aber war zur Univerſalerbin des ganzen Vermögens von mehr als zweimalhunderttauſend Gulden bar, von dem prächtigen Haus und von einem ſchönen Landgut, das der Onkel ſich in den letzten Jahren noch gekauft hatte, ernannt, ‚wenn nicht,‘ ſo lautet ein Nachſatz, ‚ſich ſpäterhin eine anderweitige Verfügung von dem Erblaſſer vorfinde.‘

„Die Gerichtsperſonen waren ſehr verblüfft über dies Teſtament, das ſie ſo ungerecht fanden; die Geſchwiſter nicht, ſie kannten ja die Abſicht des Onkels . . .“

„Ich habe vorhin geſagt, daß mir bei dieſer Einrichtung nie wohl geweſen iſt,“ nahm nun Tante Luiſe das Wort; „ich habe dem Volk nicht getraut, obwohl ich nicht für möglich gehalten hätte, daß ſie ſo ruchlos ſein könnten.

„Den Tag nach der Eröffnung ging mein Schwager, der Pfarrer, zu dem Herrn Landrat und dankte ihm, daß er nach des Onkels Willen die Laſt mit der Uebernahme des Vermögens auf ſich genommen. Er bat ihn, nun wo möglich gleich alles ins reine zu bringen, und ließ ihm die Wahl, ob ſeine Frau die ihr zugedachten vierzigtauſend Gulden bar wünſche, oder ſtatt deſſen lieber das Landgut, das viel höher im Wert ſtand. Der Vetter war aufs äußerſte erſtaunt und wollte ihn gar nicht begreifen: er wiſſe wirklich nicht, was der Herr Pfarrer wolle; es thue ihm dieſe ungünſtige Faſſung des Teſtaments freilich leid wegen der Angehörigen des Verblichenen; ſie habe ſich aber bei deſſen langjähriger Entfremdung von den Seinigen faſt vorausſehen laſſen; ſeine Frau werde indes gern bereit ſein, das Legat zu verdoppeln, oder den Neffen des Verſtorbenen eine jährliche Unterſtützung zu ihren Studien zu bewilligen. . . . Mein Schwager konnte an ſolche Niederträchtigkeit noch nicht glauben. — Zunächſt wurde das ganze Haus des Verſtorbenen durchſucht, um jene Verfügung zu finden, die er mir ſelbſt gezeigt hatte. Es fand ſich nichts, nicht ein Buchſtabe. Ich erinnerte mich genau, daß das Papier in dem Käſtchen geweſen war, das ein Schlüſſel an blauem Bande verſchloß. Das Käſtchen wurde gefunden; es enthielt das ganze große Vermögen in Gold und Wertpapieren, — es war alles in Ordnung, außer daß näher Unterrichtete meinten, das Vermögen könnte noch größer ſein, — das Papier fand ſich nicht.

„Bei dem Anblick des Schlüſſels, den Herr Perneaux beibrachte, fiel dem Schwager ein, daß ihm Wilhelm gleich am erſten Tag des Wiederſehens in ziemlich verworrener Weiſe von einem Schlüſſel geſagt hatte, den ihm der Onkel gegeben habe. Er eilte zu Wilhelm, er ſollte die Sache deutlicher erzählen, ſollte ſogleich Mitteilung vor Gericht machen. Mit dem armen Wilhelm war nichts mehr anzufangen; ſein ſtumpfes, gleichgültiges Weſen hatte zugenommen, er gab faſt gar keine Antwort mehr; nur wenn der Name des Vetters oder der Couſine genannt wurde, ſo brach eine maßloſe Wut an ihm aus, die ſich kaum mehr beſchwichtigen ließ; — es war keine Rede, daß er zu einer Ausſage vor Gericht zu vermögen geweſen wäre.

„Ich habe mein Zeugnis über die letzte Unterredung mit meinem Bruder niedergelegt und habe mich erboten, es mit jedem heiligen Eid zu erhärten; aber es war vergeblich, ich hatte keine Zeugen dabei gehabt. Die Köchin wußte nichts zu ſagen, als daß der verſtorbene Herr in letzter Zeit einen immer größeren Widerwillen gegen die Frau Landrätin gezeigt und daß er ihr aufgegeben habe, den Brief, in dem er ſeinen Neffen zu ſich berief, heimlich, ohne Vorwiſſen der Couſine, zu beſorgen.

„Alle Verſuche, unſer Recht zu erlangen, blieben umſonſt; der Landrat war ein angeſehener Mann, ſie eine ſcharmante Dame: da, wo Beſtechung nötig und möglich war, hatte er reichlich die Mittel dazu; — wer fragte nach dem armen Pfarrer aus Baiern und nach ſeiner obſkuren Schwägerin? Selbſt die Advokaten hielten es für eine von vornherein verlorene Sache, und wollten einen Prozeß nur führen gegen Hinterlegung einer Summe, die all unſre Mittel überſtiegen hätte. Meine Schweſter hatte in der letzten Zeit ohnedies nur noch Sinn für ihren Wilhelm, ihren Liebling, ihren ſchönen, braven, fröhlichen Jungen, der nun herumging wie ein Schattenbild. So haben wir denn alles dem anheimgeſtellt, der da recht richtet, und ſind heimgezogen mit unſern dreihundert Gulden und mit dem armen Wilhelm."

„Iſt es wieder beſſer mit ihm geworden?" fragte ſchüchtern Emilie.

„Auf Erden nicht mehr," ſagte traurig die Tante; „alle Verſuche von geiſtlichen und leiblichen Aerzten, ihn wieder aufzurichten, ſind vergeblich geblieben. Matt und elend ſchlich er umher; nur wenn der Name des Vetters oder der Stadt, in welcher der Onkel geſtorben war, vor ihm genannt wurde, oder wenn ihn ein zufälliger Umſtand an jene traurige Geſchichte erinnerte, brach wieder jene furchtbare Wut bei ihm aus, ſo daß man alles fürchten mußte, und man ihn bei Tag und Nacht ſorgfältig bewachte.“

„Aber wie war das möglich bei einem geſunden Menſchen, nur von der Erſchütterung eines Todesfalls her, der ihm nicht einmal ſehr zu Herzen gehen konnte?“ fragte Theodor.

„Die Aerzte ſagen, es ſei die Wirkung von Gift geweſen,“ erwiderte Onkel Franz mit tonloſer Stimme, „man hat Spuren davon nach ſeinem Tode gefunden; er hat es wohl in jenem Schlaftrunk erhalten.“

Alle waren ſehr ſtill geworden und ſeltſam ſchien ihnen der lichte Sonnenſchein und all das fröhliche Blühen und Summen ringsum, verglichen mit dieſem lange begrabenen tiefen Leid.

„Neun Monate hat unſer armer Wilhelm ſo gelebt,“ vollendete die Tante die traurige Geſchichte. „Da iſt er nachts einmal ſeinem Wärter entſchlüpft; er wolle den Schlüſſel ſuchen, hörte man ihn rufen. Kaum bekleidet war er bei grimmiger Kälte zum Fenſter hinausgeſtiegen und quer feldein dem Walde zugerannt, wo ihn die Suchenden halb erfroren fanden. Darauf brach ein heftiges Nervenfieber bei ihm aus, und es hat nicht lang mehr gedauert; vor ſeinem Tode hatte er noch wenige Stunden vollkommen klarer Beſinnung, und da hat er unſrem Franz alles mitgeteilt.“

„Und meine Eltern haben ihren ſchönen hoffnungsreichen Sohn begraben, und haben in Mühe und Arbeit und Sorge ihr Leben beſchloſſen,“ brach Franz aus, mit einer Heftigkeit, die keines noch an ihm geſehen hatte, „und die Mörder meines Bruders, die Räuber unſres Erbes, die leben in Glanz und Herrlichkeit und Freuden, und niemand hat ihnen ein Haar gekrümmt! — Darum wollt' ich nicht Juriſt werden, weil ich ſah, wie ſchändlich hier das Recht unterdrückt wurde; ich wollte nicht Theolog werden, weil ich nicht mehr glauben kann, daß eine Gerechtigkeit im Himmel iſt; nicht Mediziner, denn keine Salbe und kein Kraut hat meinem armen Bruder helfen können! — mein eigenes verlorenes Leben können ſie auch noch zu dem andern Raube legen . . .“ und er verſank in ſein altes, düſtres Schweigen.

„Lieber Franz,“ hub die alte Frau bittend wieder an, „miß doch die Gerechtigkeit des Herrn nicht allein nach dem, was vor Augen liegt! Dein Bruder iſt vielleicht das Opfer einer ſchwarzen That geworden; aber was geſäet worden iſt in Schwachheit, das kann der allmächtige Gott auferwecken in Kraft und Herrlichkeit; ein Lebensfunke, den der Herr geweckt, der liſcht nicht für ewig aus von einem Tropfen Gift. — Deine Eltern ſind heimgegangen nach einem Leben voll Sorge und Mühe; aber ſie ſtarben in Frieden und Liebe, geſegnet von ihren Kindern, die alle mit Gottes Hilfe rechte und brave Leute geworden ſind, und hat kein einziges von ihnen Not und Mangel leiden dürfen. Uns allen iſt es gut gegangen, ſelbſt mein Alter iſt noch durch das ungehoffte Erbe von meiner Schwägerin ſorgenlos und freundlich geworden. Was aber hinter jenem Glanz und Glück ſteckt, Franz, das wiſſen wir nicht. Freilich hat ſich der Herr Perneaux in den Adelſtand erheben laſſen; ſie fahren vierſpännig und geben die prächtigſten Geſellſchaften; ſie machen ſchöne Reiſen und ziehen in Bäder, — der Glanz iſt groß; aber ich möchte um all dieſe Herrlichkeit nicht eine einzige Nacht, nicht eine Stunde mit der Couſine tauſchen! Einmal habe ich durch die alte Köchin von ihnen gehört: die Frau ſoll wie beſeſſen von einem Vergnügen zum andern rennen, als ob ſie ein böſer Geiſt umtriebe; ſo verſchwendet ſie alles und er will's halten, wird ängſtlich und geizig; er ſoll, wie der Bruder ſelig, den Schlüſſel zu ſeinem Geldkiſtchen um den Hals tragen aus lauter Angſt, ſie könnte es öffnen! — und das iſt wohl noch das wenigſte!“

„Franz,“ ſagte der Pfarrer zu dem noch immer ſchweigſamen Bruder, „ich bitte dich, lege den alten Groll zur Ruh, wie wir es mit Gottes Hilfe gethan; die Rache iſt des Herrn.“

„Gott mag ihnen vergeben, wenn ſie ihre Schuld gebüßt haben!“ ſagte Franz düſter, „ich kann es nicht. Sei's um das Erbe, das ſie uns geſtohlen, ſei's um den Eid, den ſie gebrochen, — aber den Bruder meiner Seele kann ich nicht vergeſſen!“

Sie waren alle gar ſtille geworden; ſtill und geräuſchlos räumten die Mädchen das Geräte zuſammen, der Pfarrer ſtieg in ſeine Studierſtube hinauf; Onkel Franz ging ſeine eigenen Wege, auf denen ihn niemand ſtören durfte; die Großtante aber und die Pfarrerin blieben noch mit dem Strickzeug beiſammen ſitzen; es gab noch ſo viel zu fragen und zu ſagen von den alten Zeiten.

„Willſt du mich begleiten, Franz?“ fragte einige Tage nachher der Pfarrer, der gern jede Gelegenheit ergriff, den Bruder aus ſeinem thatloſen Leben aufzurütteln. „Es gilt einen Gang an die entfernteſte Grenze meines geiſtlichen Gebietes, nach Schlößchen Schauenſtein, wo die proteſtantiſche Pächterfamilie noch zu meinen Beichtkindern zählt. Es ſind zwei Stunden; aber es iſt ein netter Punkt, der Gang wird dir gut thun.“

„Iſt jemand von Pächters krank?“ fragte die Pfarrerin teilnehmend.

„Das nicht, — es iſt zu — doch, die Pächterin bat mich, nicht davon zu reden.“

„O! das iſt am Ende zu den geheimnisvollen Leuten aus Preußen, die erſt das Schlößchen gemietet haben!“ rief Emilie mit großem Intereſſe; „die Bötin hat von ihnen geſagt.“

„Nun, Geheimnisvolles wird gerade nichts da ſein,“ ſagte der Pfarrer; „es iſt ja nicht zum erſtenmal, daß das Schlößchen drüben im Sommer vermietet iſt; den Namen der Bewohner wiſſen die Pächtersleute gewöhnlich nicht; wer gerade da wohnt, heißt bei ihnen die Herrſchaft. Reiche und vornehme Leute ſeien es diesmal, behauptet die Pächterin; aber der Herr ſei tiefſinnig, und ſie haben wohl deshalb das abgelegene Schlößchen gewählt; er werde immer ſorgfältig bewacht in einer oberen Stube.“

„Aber iſt's da nicht gefährlich für dich, Heinrich?“ fragte die Pfarrerin beſorgt.

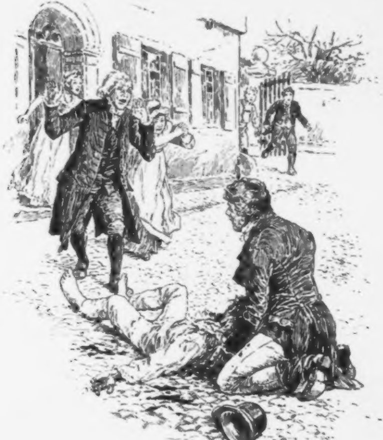
„Ich ſoll gar nicht zu ihm; es ſcheint nicht, daß er für Zuſpruch empfänglich iſt; nur zu der Frau, die, wie mir die Pächterin ſagt, oft am Verzweifeln iſt, und doch den Mann nicht fremden Händen übergeben will, weil, wie ſie einmal ſagte, die Leute ſeine konfuſen Reden für Ernſt nehmen könnten. Die Frau muß ein qualvolles Leben führen und ich bin aus den Reden der Pächterin nicht recht klug geworden, ob die Dame ſelbſt nach geiſtlichem Troſt verlangt, oder ob nur die Pächterin aus guter Meinung mich berufen hat. Drum iſt's mir lieb, wenn Franz mitgeht, es hat dann mehr das Anſehen eines Spaziergangs."

Die beiden Männer gingen ziemlich ſchweigſam ihres Wegs den oft etwas beſchwerlichen Pfad, der hinüber nach Schauenſtein führte. Franz war zwar ſeit jener Erzählung der Familiengeſchichte etwas lebendiger; aber mit der alten Zeit war ihm auch das alte Leid wieder aufgewacht, und mehr als je lebte er im Gedanken an den verlorenen Bruder.

Gar einſam lag Schloß Schauenſtein inmitten eines grünen fruchtbaren Thales, das auf einer Seite ein Wäldchen begrenzte. Zu ſchauen gab es da nicht viel, auch ſchien der Platz nicht gut gewählt für einen Geiſteskranken; der Ort war eher geeignet, ſchwermütig zu machen, als Schwermütige zu heilen. Die Gärten hinter dem Haus waren verwachſen und verwildert; nur der große Gemüſegarten auf einer Seite war unter der Pflege der Pächterin reinlich gehalten und im beſten Stand; aber totenſtill war der gepflaſterte Hof, der das Schlößchen von der Pächterwohnung trennte. Von Bewohnern des Schloſſes war nichts zu hören und zu ſehen.

Während Franz langſam im Hofe auf und ab ſchritt, ging der Pfarrer zur Pächterin, um ſie nochmals über ſeine Miſſion zu befragen. Eigentlich verlangt habe ihn die Dame freilich nicht, geſtand ſie mit einiger Verlegenheit; aber die Frau führe ein gar zu elendes Leben, und ſie meine oft, ſie müſſe etwas Schweres auf dem Herzen haben; da denke ſie eben, weil der Herr Pfarrer ſo ſchön zuſprechen könne, es wäre gewiß wohlthätig; — ſie gehe oft morgens im Garten, da könne er ihr ja zufällig begegnen. . . . „O Herr," ſchloß die gute Frau, „die iſt in ihrer Art bedürftiger als das Allerärmſte! nicht um alles Geld der Welt möchte ich nur einen Tag leben wie ſie! Vor ihrem Mann fürchtet ſie ſich entſetzlich und iſt doch nicht ſo keck, daß ſie ihn mit andern Leuten allein läßt, — und ſie ſelber hat auch keine Ruh bei Tag und Nacht.“

Ein ſchwerer Fall, ein entſetzlicher Schrei ertönten von draußen. Erſchreckt ſtürzten der Pfarrer und die Pächterin hinaus: — da ſaß Franz auf dem Boden ganz mit Blut und



Gehirn überſpritzt und hielt auf dem Schoß einen furchtbar zerſchmetterten Leichnam.

„Um Gotteswillen, der Herr von droben!“ ſchrie die Pächterin, und bereits rannten die Wächter des Kranken herbei; — mit der verzweifelten Kraft des Wahnſinns hatte der wohl Verwahrte oben die Fenſtergitter auseinander gebogen und ſich herabgeſtürzt. In dem fürchterlichen Getümmel, das dann erfolgte, da nun von überall her das Geſinde herbeiſtürzte und vor allen eine Dame in halber Toilette mit gräßlich verſtörtem Ausſehen, — in all der Aufregung dachte der Pfarrer zunächſt an ſeinen Bruder, für den er alles fürchtete von dem grauſenvollen Schrecken. Franz aber legte ſachte, ſchonend die verſtümmelte Leiche, die er im Augenblick nach dem Sturz aufgehoben, auf den Boden, blickte den Bruder mit einem ernſten, aber klaren Blick an und ſagte feierlich, leiſe: „Der Herr hat gerichtet!“ und er deutete auf den Hals des blutenden Leichnams: — da hing ein kleiner Schlüſſel an blauem Bande.

Wo Frau von Perneaux ihr Leben geendet, ob im Irrenhauſe, ob in Reue und Buße oder in weltlichem Vergeſſen, — das iſt der Familie nicht bekannt worden, ſie hat auch nicht danach geforſcht. Keinem von allen kam der Gedanke, ihre augenblickliche Erſchütterung zu benützen, um ein Geſtändnis und eine Erſtattung von ihr zu erpreſſen: es graute ihnen vor dieſem Beſitz. Auch brauchten ſie ihn nicht; denn der Segen des Herrn war mit ihnen, und es iſt heute noch ein glückliches, geſegnetes Geſchlecht. Onkel Franz hat in ſeinem äußeren Leben nicht viel geändert; aber thätiger, liebevoller, hilfreicher und zufriedener ſchien er allen, die ihm näher kamen, und nicht einmal mehr hörte man ihn klagen über die Mangelhaftigkeit menſchlicher Rechtspflege oder zweifeln an der Gerechtigkeit des Herrn.

◆

Drei Feſte.

I.

Weihnachten.

Es war die heilige Weihnacht, eine klare, ſtille, ſternhelle Winternacht, wie man ſich am liebſten die geheimnisvolle Nacht denkt, die für das kühlſte Herz nicht ganz ihren Zauber verloren hat und die für die kindliche Ahnung, für den gläubigen Sinn ſich mit ſo wunderbaren Bildern belebt.

Da flüſtern die Kindlein mit ahnungsvollem Schauer, wie nun das Chriſtkind in goldnem Gewande mit ſchimmernden Flügeln vom Himmel niederſchwebt und dann von Haus zu Haus zieht, begleitet von dem treuen Palmeſelein, das mit ſilbernem Körbchen beladen iſt, angefüllt mit den reichen Gaben, die ſo wunderbar erſcheinen beim Glanz der Weihnachtslichter, daß man gar nicht glauben ſollte, das alles ſeien nachher Kleider und Spielſachen, die in täglichem Gebrauch wieder ausſehen wie gewöhnliche Dinge.

In andern Gegenden denken ſich die Kinder den heiligen Chriſt, wie er hoch auf ſchneeweißem Roſſe am Fenſter vorüberzieht und der Mutter den Korb mit den Gaben hineinbietet.

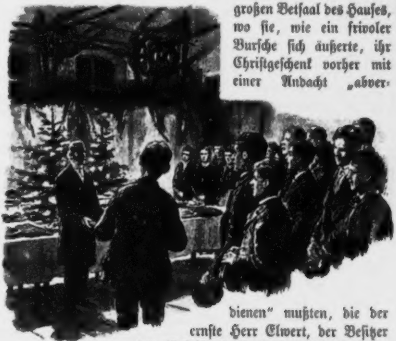
Es gibt auch ein vielgeſehenes Bild von der Chriſtnacht, wie die Engel niederſchweben, um das heilige Kind der Erde zu bringen; ſie tragen mit der Palme das Kreuz und die Dornenkrone, und einige verhüllen ihr Antlitz in Leid im Gedanken an die Nacht der Schmerzen, um welche dies Kind die Herrlichkeit des Himmels verläßt.

Das mag ſchön ſein, aber mir iſt es zu traurig. Die ſchönſte Ahnung von der Herrlichkeit der Weihnacht bringt uns die ſchlichte und doch ſo wunderbare Erzählung des Evangeliums: „Und es waren Hirten in derſelbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herden.“ Keine Phantaſie kann einen ſchöneren Gruß erſinnen als: „Fürchtet euch nicht; ſiehe, ich verkündige euch große Freude!“ — keine Dichtung einen herrlicheren Geſang als: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“

Wir können nicht allen Weihnachtslichtern nachziehen, wie ſie ſcheinen durch Palaſtfenſter und durch die gefrorenen Scheiben der Hütten; wir ſehen ſie diesmal ſchimmern an der langen Fenſterreihe eines großen, ſtattlichen Hauſes, das ganz einſam, nur in der Ferne von einigen Hütten umgeben, mitten im freien, flachen Felde ſteht. Ein Palaſt iſt es nicht; — wie weit und hoch ſich auch ſeine drei Flügel ausbreiten, wie ſchön auch zur Sommerzeit die parkähnliche Gartenanlage hinter dem Hauſe grünen und blühen mag: etwas Froſtiges, Werktägliches liegt doch auf dieſer langen, gleichmäßigen Fenſterreihe; nicht die hausbackene Gemütlichkeit des gewöhnlichen Wohnhauſes, nicht die Romantik der Hütte im Thal, auch nicht die düſtere Poeſie, welche noch die ſteinerne Kühle der Schlöſſer umweht.

Wenn es Tag wäre, ſo würden wir nicht einen Augenblick im Zweifel ſein, daß es ein Fabrikgebäude iſt, und alle Eleganz des Wohnhauſes, ſelbſt der blumengeſchmückte Balkon und die geſtickten Vorhänge, die an den Fenſtern wehen: das alles kann den kühlen, poeſieloſen Hauch nicht überwinden, den die Göttin dieſes Zeitalters, die Induſtrie, um ſich verbreitet überall, wo ſie nicht Dienerin geblieben, ſondern Herrin geworden iſt.

Aber es war Weihnachten, auch in der Fabrik. In dem großen Saale waren die Webſtühle mit Tüchern bedeckt und lange Tiſche in die Mitte geſtellt, auf denen in regelmäßigen Zwiſchenräumen kleine Weihnachtsbäume brannten. Ebenſo regelmäßig ſtanden in langer Reihe die Teller mit verſchiedenem Weihnachtsgebäck, und lag neben jedem Teller ein warmes Kleidungsſtück; denn Geld wollte der Fabrikherr nicht geben, aus Furcht vor Mißbrauch. In derſelben gleichmäßigen Ordnung traten auf ein gegebenes Zeichen die unverheirateten Arbeiter und Arbeiterinnen ein, für die je beſondere Tiſche gedeckt waren. Sie kamen aus dem großen Betſaal des Hauſes, wo ſie, wie ein frivoler Burſche ſich äußerte, ihr Chriſtgeſchenk vorher mit einer Andacht „abverdienen“ mußten, die der ernſte Herr Elwert, der Beſitzer der Fabrik, ſelbſt hielt und mit einer kräftigen Ermahnung an ſeine Leute ſchloß, „in tiefer Beugung, im Gefühle ihrer bodenloſen Sündhaftigkeit die heilige Feſtzeit ſtill und andächtig zu begehen und ſie nicht durch ſündliche Luſtbarkeit zu entweihen“.



Von der ſüßen Weihnachtsbotſchaft: „Fürchtet euch nicht; ſiehe, ich verkündige euch große Freude“, war nicht viel zu hören aus Herrn Elwerts ernſten Worten; auch ſchien der Eindruck, den ſie machten, kein gewaltiger zu ſein. Einige der

Leute, die in der Nähe des Herrn ſtanden, hatten ſeinen Vortrag freilich mit demütig geſenkten Köpfen und fromm verdrehten Augen angehört; bei andern hatte kaum das Halbdunkel des Saales die ſtumpfe Gleichgültigkeit, die mürriſche Ungeduld verhüllt, mit der ſie die lange Rede über ſich ergehen ließen, oder gar den frevelhaften Hohn, der über die verwilderten Züge blitzte; nur wenige unter den Mädchen lauſchten mit demütiger Beugung und wirklicher Andacht.

Nach der Rede hatte ſich Tabea, die älteſte Tochter des Hauſes, an die Hausorgel geſetzt und ein Weihnachtslied angeſtimmt; die reiche, klangvolle Stimme der jungen Lydia führte den Chor und all die rauhen und feinern Stimmen der Arbeitsleute fielen allmählich ein, ſo daß immer voller und voller der Choral durch die hohen Räume ſcholl. Da glätteten ſich die mürriſchen Geſichter; die ſtumpfen Züge hellten ſich auf, das höhniſche Lächeln verſtummte, und es war vielleicht nicht eines, dem nicht eine Ahnung von der wunderbaren Herrlichkeit der erſten Weihnacht aufdämmerte, als ſie wie mit einer Stimme die Worte ſangen:

„Das ewig Licht geht da herein,
Gibt der Welt ein' neuen Schein;
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht."

Große Ueberraſchung konnte nun freilich bei den Leuten nicht mehr ſein, als ſie endlich zu der Beſcherung zugelaſſen wurden; denn das wollene Halstuch, die warme Jacke, mit der ſie bedacht wurden, wußten ſie ſo ziemlich zum voraus; doch liegt für arme Leute immer ein gewiſſes Behagen im Beſitz guter neuer Gegenſtände und es waren in dem Augenblick, wo die Herzen durch das fromme Lied ſanfter geſtimmt waren, nur wenige Unzufriedene, die im ſtillen murrten: „Iſt ein rechter

Bettel das; wir machen ihn reich und er meint Wunder was mit ſo einem Kittel!“

Die Familie Herrn Elwerts: die ernſte Tabea, die blühende Lydia und die drei Knaben, die heute von der Stadt zu den Weihnachtsferien gekommen waren, ſchauten der Beſcherung zu; die letzteren nicht ohne ein gewiſſes Selbſtbewußtſein, daß ihr Papa es war, der ſo viel austeilte; aber doch mit innerer Ungeduld, bis alles vorüber war und der „rechte Chriſttag“ ſeinen Anfang nehme.

Mit einem „danken gehorſamſt, Herr Elwert“ zogen die Leute ab, Samuel, Stephan und Johannes, die Söhne des Hauſes, ſtürmten und trabten hinüber in den Wohnflügel, wo Maria und Martha, die zwei kleinen Schweſterlein, in der Kinderſtube von dem Kindermädchen mit Weihnachtsgeſchichten beſchwichtigt wurden; Tabea ging, um der Mutter bei der Zubereitung zum „rechten Chriſttag“ zu helfen, und Lydia, die noch das Vorrecht der Kinder genoß, ſich überraſchen zu laſſen, lehnte an dem Fenſter ihres Stübchens und ſah träumeriſch hinaus in die klare Sternennacht.

Die beiden Mädchen waren heute ſchon ſehr geſchäftig geweſen und hatten in ihrer Art das Chriſtkindlein vorgeſtellt. Tabea hatte nämlich ſeit einigen Jahren ſchon vom Vater erbeten, daß die ältern, verheirateten Arbeiter, die ſich meiſt in kleinen Häuschen unweit von dem großen Gebäude angeſiedelt hatten und deren Kinder auch ſchon Dienſte in der Fabrik thaten, nicht zu der großen offiziellen Beſcherung gerufen wurden, ſondern ihren Weihnachtsabend mit ihrer Familie daheim feiern durften; ſie hatte ſich die ſonſt bewilligte Summe ausgebeten, und ſchon monatelang vor Weihnachten war ſie mit der Schweſter geſchäftig, aus dieſer Summe möglichſt viel nützliche Gaben für all die armen Familien herauszubringen.

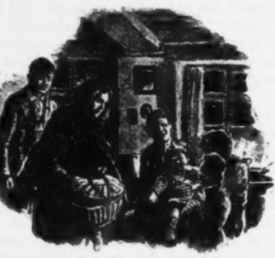
Tabea war dabei ganz ungemein erfinderiſch, das Kleinſte zu nutze zu machen; auch konnte man nicht ſagen, daß ſie ihre Leute mit „der Pracht und Eitelkeit der gottloſen Welt“ verderbe; ſie ſtückelte Kinderhäubchen, Jäckchen und Röcke zuſammen auf ganz fabelhafte Art. Aus einem ſchadhaften Schirmüberzug konnte ſie noch die ſchönſten Jackenfutter hervorbringen, und ein Haufen abgelegter Kleider war für ſie eine Quelle der reinſten Freuden.

Obgleich jedermann darin einig war, daß Tabea die beſte Seele von der Welt und eine vortreffliche Perſon ſei, ſo war ſie doch nicht immer von all ihren Bekannten gern geſehen; denn unwillkürlich griff man bei ihrem Anblick in die Taſche, ob man wohl auch etwas zum Verſchenken bei ſich habe. Nicht genug, daß ſie für Samojeden und Lappländer, für Malabaren und Hottentotten ihre Sammelbüchſen hielt: ſie hatte allezeit noch beſondere Anliegen auf dem Herzen, die Hand für andre Zwecke offen. Bald wußte ſie einen jungen Mann, der den Fuß gebrochen, oder einen alten, der gar keinen mehr beſaß; oder hatte ſie von einem Familienvater gehört, der ſeine einzige Kuh verloren. Einmal brauchte ſie Lehrgeld für einen verwahrloſten Knaben, dann ein Bett für ein verwaiſtes Mädchen; eine Bettjacke für ein altes Weib oder Windeln für ein armes Kindlein: — kurz, Unglücksfälle und Bedürfniſſe aller Art fanden den Weg zu ihrem weichen Herzen. Es war ſchön, gut und edel von ihr, das gaben ihre Freunde herzlich gern zu; auch that ſie ſelbſt mit höchſter Aufopferung ſoviel ſie konnte; aber — unbequem war's ihnen doch, wenn ſie immer wieder den Beutel ziehen ſollten. Gegen Weihnachten hin war Tabea eine geſchätzte Perſon; da war es ſo äußerſt bequem, allen unnützen Plunder, abgetrennte Kleiderleiber, verſchoſſene Seidenbänder, getragene Hüte, verwirrte Garnreſte, und was ſonſt noch, für ſie zurückzulegen: „O, da iſt Tabea noch froh daran!“ Wie angenehm, die Sachen los zu werden und noch zugleich ein gutes Werk damit zu thun! Frau Inſpektor Fromann bot ihr ſogar ihres Mannes alte Perücken an, „es ſeien gewiß kahlköpfige alte Männer im Kreiſe ihrer Bekanntſchaft, denen ſie damit eine Ehre anthäte.“ An dieſe Gabe wagte ſich übrigens ſelbſt die genügſame Tabea nicht und verfertigte lieber Hauskäppchen aus alten geſtrickten wollenen Aermeln; die rötliche Haarfarbe des Herrn Inſpektors hätte doch ihren greiſen Schutzbefohlenen nicht recht getaugt. — Lydia war ihre treue Gehilfin, aber minder genügſam; ſie wollte hübſche neue Stoffe verarbeiten, farbige Bändchen kaufen zum Auspuz und verſchmähte die unerſchöpfliche Schatzkammer der ſparſamen Schweſter, die wohl auch bei ihren Gaben etwas auf den Schmuck des Lebens verwenden wollte, ſolchen aber mit Zugaben an farbigen Papierſtückchen von Arzneigläſern, mit ausgeſchnittenen Bildern von Zeitungsanzeigen und dergleichen wertvollen Gegenſtänden beſtritt, um das Geld für nötige Dinge zu ſparen. Uebrigens vertrugen ſich die Schweſtern einträchtig und freuten ſich gemeinſam auf den Weihnachtstag, wo ſie ihre Gaben verteilen durften.

Auch hier zeigte ſich noch ihre Verſchiedenheit. Tabea, in ſtiller Sorge, das Gebot des Herrn nicht zu übertreten, daß die linke Hand nicht wiſſen ſoll, was die rechte thut, ſchob ihr Päckchen oft etwas ungeſchickt auf den Herd, das Fenſtergeſims oder in einen Waſchkorb und ſchlich davon. Lydia aber mochte gar zu gern eintreten in den Familienkreis; ſich ergötzen an den Kindergeſichtchen, die ſo ſcheu und freudig nach dem verdeckten Körbchen lugten; mochte gern auspacken, Stück für Stück, für den Jakob, das Gretchen und das kleine Schweſterlein, und ſich weiden an ihrer Ueberraſchung und an dem lauten Jubel; Tabea ließ ſie gewähren. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb,“ ſagte ſie ſich zum Troſte, und ſonnte ſich an dem ſtrahlenden Geſicht, mit dem Lydia aus den Hütten zurückkehrte.

Lydia aber dachte nicht mehr an Armenbeſcherung und Kinderjubel, wie ſie ſo da lehnte und in die mondhelle Nacht hinausblickte; — ſie dachte an vergangene Weihnachtsabende, an vergangene, obgleich ſie erſt achtzehn Jahre alt war; an Weihnachtsabende, wo, als ſchon die Lichter brannten, ſich der Hufſchlag eines Rößleins hatte vernehmen laſſen; wo man hernach einen leichten, elaſtiſchen Tritt auf der Treppe und den hellen Gruß gehört hatte: „Guten Abend beiſammen! Hat das Chriſtkind auf mich gewartet?“

„Der Hugo!“ hatten dann die Kinder gerufen; „Hugo, du kommſt ja zu ſpät,“ und „Sieh, Hugo, mein ſchönes Bilderbuch!“ — „Hugo, willſt du meinen großen Pfefferkuchen verſuchen?“ — Hugo war der allgemeine Weihnachtsfreund und mußte überall bewundern, erraten, koſten, bis er endlich im Triumph vor ſein eigen Tiſchchen geführt wurde. Große Beſcherung gab's da nicht; neben den unerläßlichen Süßigkeiten etwa ein geſchliffenes Trinkglas, eine Taſſe, ein Schreibzeug,



oder ſonſt eine der unnötigen Kleinigkeiten, mit denen man junge Männer beſchenken kann. Erſt am vorletzten Chriſtfeſt hatte Lydia gefunden, Herr Staiger komme doch gar zu ſchlecht weg; etwas Farbiges gehöre auf einen Weihnachtstiſch! So hatte ſie denn „äußerſt ungern“, wie ſie mit mädchenhafter Heuchelei verſicherte, ein Notizbuch von farbigen Perlen für ihn geſtickt, natürlich nur um die Hausehre zu retten; — ſie hatte auch wahrſcheinlich den Blick gar nicht geſehen, mit dem Hugo die Gabe, die er für ihre Arbeit erkannt, in ſeine Bruſttaſche geſchoben hatte.

Hugo Staiger war Studierender der Medizin geweſen in der nahen Univerſitätsſtadt. Sein Vater, ein Jugendfreund Herrn Elwerts, hatte dieſem den Sohn dringend ans Herz gelegt, da der gute Vater noch in dem glücklichen Wahne ſtand, alte Freunde der Eltern ſeien im ſtand, einen Studenten zu hüten, wenn dieſer nicht geſonnen ſei, ſich ſelbſt zu hüten.

Zum Glück war bei Hugo Staiger das Hüten nicht eben nötig, das auch für den vielbeſchäftigten Fabrikherrn aus ein paar Stunden Entfernung etwas ſchwierig geweſen wäre. Hugo zeigte ſich als raſches, fröhliches Blut; aber er wußte Maß zu halten, und der warme, lebendige Eifer für philoſophiſche und mediziniſche Studien bewahrte ihn davor, in ſeinem erſten Semeſter nichts zu thun, wie dies nach der Tradition des Studentenlebens nötig ſein ſoll.

Sein Eifer für die Medizin war zu Anfang ſo groß, daß er oft Herrn Elwert über Tiſch — er war ein häufiger Sonntagsgaſt in der Fabrik — mit ſo merkwürdigen Geſchichten von Sektionen und Operationen unterhielt, daß Tabea ſchweigend, Lydia ſchreiend davon lief, bis die Mama endlich die mediziniſchen Geſpräche ein- für allemal unterſagte.

Hugo hatte bald beſſern Takt gelernt und war zum allgemeinen Liebling des Hauſes geworden; er war eine heitere, leichtlebige Natur und gehörte nicht zu denen, die überall nur ihre Eigentümlichkeit geltend machen wollen; ſeinen Weg ging er ziemlich entſchieden, aber er ließ andre auf dem ihrigen. So zeigte er auch durch die Weihnachtsgaben, die er zur Beſcherung mitbrachte, wie gut er verſtand, jedes zu erfreuen; er brachte Luftballone und Kreiſel für die Knaben; Tabea beglückte er mit der ſchönſten Sammlung alter Hemden und Röcke für ihre Schutzbefohlenen und mit dem Thomas a Kempis obendrein; die junge Lydia führte er, nicht ganz mit obrigkeitlicher Bewilligung, in den gefährlichen Zaubergarten der Heineſchen Poeſie und freute ſich, als ſie ihn fragte, ob das nicht zu vergleichen ſei mit jenen Geigen, in welche der Sage nach ein Engel gebannt ſei, deſſen ſüße Himmelstöne man oft höre zwiſchen die gemeinen Geigenklänge hinein. Nur an den Papa hatte er ſich nie gewagt mit einem Geſchenk; der war unnahbar von allen Seiten. Er rauchte nicht, er ſchnupfte nicht, er hatte keine Schwäche und keine Liebhaberei; er war, wie ein jovialer junger Hausfreund aus Wien einmal bemerkte, ſo unfaßbar wie ein Nudelwalkerl ohne Handgriff.

Das aber war alles vorüber. Im Frühling war es ein Jahr geweſen, ſeit Hugo mit rühmlichem Examen ſeine Studien abſolviert hatte und fortgegangen war auf Reiſen; ſchon zum zweitenmal fehlte er am Weihnachtstiſch. Ein einziges Mal hatte er an Frau Elwert geſchrieben, kurz nach ſeiner Abreiſe, ehe er eine große wiſſenſchaftliche Reiſe antrat, herzlich, freundlich und dankbar; — ſeither hatten ſie nichts mehr von ihm gehört und die Buben trieben und nötelten gar oft und viel, ob denn die große Schachtel mit öſterreichiſchen Dragonern noch nicht gekommen ſei, die ihnen Hugo verſprochen.

Heute hatten ſie Hugo und Oeſterreicher gänzlich vergeſſen, als drüben im großen Salon das Glöcklein tönte, die Thür ſich öffnete und groß und klein eintrat in den lichterhellen Raum. „Aber meins!“ „O meins!“ „Da ſieh, was ich habe!“ tönte es allerorten; an Tabeas Platz hatte die Mutter leiſe ein neues Andachtsbuch und einen warmen Mantel gelegt. — „Den darfſt du aber nicht verſchenken,“ mahnte ſie; denn zweimal ſchon hatte Tabea für das Geld, das man ihr zu dem warmen Kleidungsſtück gegeben, Holz für Arme gekauft, und wandelte in einem grauen Tuch einher, wie es keine Fabrikarbeiterin getragen hätte. Sie nahm es ſtill, wie ſie immer war, während Lydia mit kindlichem Vergnügen ſich an ihren Gaben, an allerlei beſcheidenem Mädchenputz, Schleifen und Täſchchen ergötzte, vergebens aber außer dem Spitta nach einem weltlichen Dichter ſuchte.

Frau Elwert blickte mit geheimer Aengſtlichkeit von den fröhlichen Kindertiſchchen, an denen ſich ihr Herz und Auge erfreute, hinüber zu dem ernſten Gemahl; ſie mußte die Weihnachtsfreude meiſt zuvor mit ſtillen Herzensnöten erkaufen. Elwert hielt ſtreng den Grundſatz feſt: „Was nicht fördert, das hindert,"" und wollte alles Ueberflüſſige, alles rein Weltliche von der Beſcherung verbannt wiſſen, und doch war nur eines ſeiner Kinder, nur die ſtille Tabea, frühe ſchon ſo ganz dem Ewigen zugewandt, daß bei ihr von ſelbſt Luſt und Freude an bloß äußerlichen Dingen wegfiel. All die andern aber waren Kinder, Kinder mit kindiſchen Wünſchen, mit rechter Herzensluſt an Spielſachen, an Bildern, an Süßigkeiten; und die Mutter dachte, Weihnachten ſei ja doch zunächſt da, um fröhliche Herzen zu machen und durch die irdiſche Freude ſie aufzuſchließen für die Ahnung des höchſten Segens. Sie konnte dem Mann freilich nicht unrecht geben, wenn er ſagte: „Ueber all dieſen Einkäufen und Zurüſtungen, über all der Freude an Spiel und Tand wird die rechte heilige Bedeutung des Feſtes ganz aus den Augen verloren." — Es iſt überall ſchwer, in der Arbeit wie in der Luſt des Lebens, „das Fenſter gegen Zion" offen zu laſſen; ſie konnte nicht leugnen, daß ihr eigenes Mühen und Sorgen, wie die Gedanken und Geſpräche des jungen Volks, ſich vor Weihnachten viel mehr um die äußeren Gaben als um die innere, ſegensvolle Bedeutung der Chriſtzeit drehten.

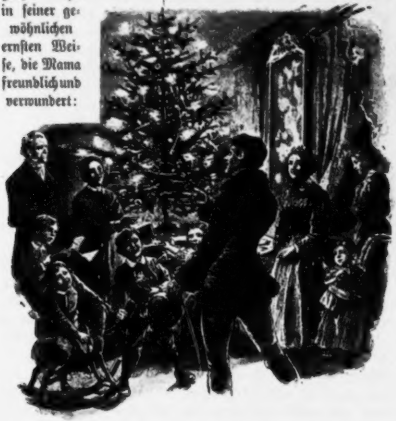
Aber die Mutter wußte von ihrer eigenen Kinderzeit her, wo auch ſie als ein fröhliches, gedankenloſes Kind ſich an Puppen und neuen Kleidchen erfreut hatte, daß die Weihnachtsfreude doch eine andre iſt, als die Freude auch an dem reichſten Geſchenk, das zu andern Zeiten kommt; daß das Wort Chriſtnacht uns tönt wie Engelgeſang; daß ein Licht, wunderbarer und klarer als alle Kerzen des Baumes auf den Weihnachtserinnerungen liegt, ſelbſt ehe noch der Seele die rechte Herrlichkeit der Weihnachtsbotſchaft aufgegangen iſt.

So ſchlichen ſich denn jedes Jahr neben den offiziellen Gaben an Kleidern und nützlichen Büchern noch allerlei bunte Geſchenke, Spielzeug, Bilderbücher, Bleiſoldaten und Puppen ein, die eben das Hauptglück des Abends bildeten, und jedesmal blickte die Mutter mit leiſer Angſt auf die ernſte Miene des Gatten.

Da aber Elwerts Herz weicher war als ſeine Grundſätze und ſich auch freuen mußte mit den Fröhlichen, ſo äußerte er ſein Mißfallen höchſtens durch leiſes Kopfſchütteln und mußte ſelbſt lachen, als ſein Samuel aus inſtinktartigem Reſpekt dem ernſten Papa nur die ſolide blaue Seite ſeines hölzernen Hampelmanns zuwandte und die rote verbarg. Der Papa war etwas nachſichtiger geworden, ſeit er während einer Krankheit der Mutter einmal verſucht hatte, Weihnachten nach ſeinen Grundſätzen zu feiern; er hatte nicht leugnen können, daß es etwas trocken und ſtill dabei hergegangen war, und mußte geſtehen, daß er ſeine Kinder nicht frömmer und andächtiger gefunden hatte, darum daß die Weihnachtsfreude kühler geweſen.

Auch heute ließ er denn die Kinder gewähren, obgleich ihm nie gelang, die Einzelheiten der Beſcherung zu bewundern: Marias Puppe, die die Augen ſchloß, und die Reiter des Lukas, die von den Pferden ſteigen konnten, aber mit ihren geſpreizten Beinen dann etwas ſeltſam ausſahen.

Lydia war nicht ſo emſig wie ſonſt mit den Puppen der kleinen Mädchen beſchäftigt, auch das hübſche blaue Kleid lag unbeachtet auf dem Stuhle; ſie lehnte ſchon wieder am Fenſter und war ärgerlich über ſich ſelbſt, daß ſie immer wieder hinaus lauſchen mußte, ob ſie noch keinen Hufſchlag vernehme, was ja doch rein unmöglich war. Da, — nein, es war Täuſchung — nein, nein es war doch ſo, das war ein Pferdetritt! Nun, es wird Matthees, der Knecht, ſein, der ein Pferd beſchlagen ließ, — ſagte die kühle Ueberlegung dazwiſchen; aber das that man doch ſonſt nicht am Feſtabend, meinte die Hoffnung. — Das Pferd hielt, — das Fenſter durfte ſie nicht öffnen; ſie blieb wie gebannt ſtehen, man konnte vor dem Kinderlärm auch gar nichts mehr vernehmen. Aber doch, — nun klang ein elaſtiſcher Schritt durch den Gang, die Thür ging auf: „Guten Abend zuſammen! Hat das Chriſtkind nicht auf mich gewartet?“ rief eine helle Stimme, und „Hugo, das iſt ja der alte Hugo!“ ertönte es jubelnd von verſchiedenen Seiten. Tabea blickte auf von der neuen Ausgabe des alten Arnd, in die ſie vertieft war, und bot dem überraſchenden Ankömmling mit ſtillem, freundlichem Gruße die Hand; die Knaben zeigten ſogleich ihre neuen Herrlichkeiten, als ob Hugo eben nur geſchwind von der Stadt herübergekommen ſei zur Beſcherung wie ſonſt. Der Papa begrüßte ihn in ſeiner gewöhnlichen ernſten Weiſe, die Mama freundlich und verwundert:



„Ja, wo kommen denn Sie her in aller Welt? Wir glaubten, Sie ſeien noch weit fort in fremden Landen.“

„Bin's auch geweſen, Frau Mama,“ er hatte ſie manchmal in Geſellſchaft mit den Kindern zum Scherz ſo geheißen, „nun aber kam mich gegen die Weihnachtszeit in Wien mit einemmale ein Heimweh an und ließ mir keine Ruhe, mein Papa daheim erwartete mich noch nicht: ſo habe ich den Weg über die alte Muſenſtadt gemacht, konnte ſogar mein altes Rößlein bei demſelben alten Philiſter noch bekommen, und da bin ich!“

„Weiß Ihr Vater ſchon von Ihrer Rückkehr?“ fragte Papa Elwert, der beharrlich den Studenten nie du genannt hatte, obgleich Vater und Sohn ihn darum erſucht; „es iſt dies ein ziemlich weiter Umweg von Wien über hier.“

„Nun, ich habe auch drin in der Bibliothek noch vieles einzuſehen, mich über manches zu beſprechen,“ entſchuldigte ſich Hugo, während ſeine Augen einen andern Weg nahmen, „da ich geſonnen bin, mich als Privatdozent in einer Univerſitätsſtadt meiner Heimat niederzulaſſen . . .“

Ohne das Kopfſchütteln des alten Herrn zu beachten, trat Hugo nun ans Fenſter, wo die eine ſtand, die ihn allein noch nicht gegrüßt; die zuerſt im Begriff geweſen war, ihm entgegenzueilen und dann, von mädchenhafter Scheu gehalten, ſtehen geblieben war; deren Herz ein leiſes Weh zuſammenzog im Gedanken: „Dich ſucht er nicht, dich hat er vergeſſen!“

„Grüß Gott, Lydia!“ ſagte er innig, freudig überraſcht von der Lieblichkeit des Mädchens, die doch anmutig genug in ſeiner Erinnerung gelebt hatte; „nun müſſen Sie den ungeſchickten Weihnachtsgaſt noch einmal haben! Bin mir faſt vorgekommen wie der arme kleine Anton in Schmids Weihnachtsabend, den uns vor fünf Jahren Stephan vorgeleſen, als ich ſo allein im dunklen Gang ſtand; — ſo bin ich denn nun eingetreten, um zu ſehen, ‚ob das Lieschen nicht auch ein rotes Aepfelein für mich hat.‘“

„Weiß nicht, ein Weihnachtsgeſchenk haben wir nun freilich nicht für Sie . . .“ ſagte Lydia immer noch verlegen. „Nun am Ende wage ich's, ſelbſt um eines zu bitten!“ rief Hugo in fröhlichem Uebermut und wandte ſich zu der Deputation der jüngeren Geſchwiſter, die bereits eine Kollekte von Aepfeln und Backwerk für ihn angeſtellt hatten; — nach langer Ueberlegung hatte Samuel noch ein farbiges Bleiſtift beigefügt, damit der arme Hugo nicht leer ausgehen ſollte. „Verſuch meins!" „Nein, meinen Krapfen, Hugo!" „Mein Springerlein iſt beſſer!" Und Hugo koſtete und lobte, und verwunderte ſich und machte Verſuche, auf dem hölzernen Pferd Samuels ſpazieren zu reiten und die große Puppe der kleinen Maria am Arm zu führen. Er war der alte Hugo wieder; er fühlte ſich ſelbſt wieder als ein fröhlicher Knabe wie vor zwei Jahren, und doch waren ſo viele Erlebniſſe ſeitdem an ihm vorübergegangen, mehr innere als äußere; er war ſich ſo alt vorgekommen auf der nächtlichen Fahrt hierher, ſo gereift und ſo ernſt.

Wie ein frommer, glücklicher Knabe fühlte er ſich, als Tabea auf des Vaters Wink ſich wieder ans Klavier ſetzte; als Lydias Stimme, ſchön wie er ſie nie gehört, voll und ſelig das Jubellied der Engel anſtimmte:

„Ehre ſei Gott in der Höhe, der Herr iſt geboren!" Er fiel herzhaft ein mit ſeinem prächtigen Bariton, ſo daß die Mama dem ernſten Vater zuflüſterte: „Siehſt du, du haſt ihm unrecht gethan, ein Philoſoph könnte nicht ſo ſchön mitſingen!" Die Mama hielt nämlich Philoſophen und Gottesleugner für ganz gleichbedeutend und für ſchreckliche Leute im allgemeinen, und der Papa hatte früher manchmal bedenklich den Kopf geſchüttelt, wenn es zu einer Disputation mit dem jungen Menſchen gekommen war.

Aber Zweifel und Philoſophie waren untergegangen in dem ſchönen Choralgeſang; die jüngeren Kinder ſuchten freudemüde ihre Bettchen und die kleine Tafelrunde ſaß heiter und gemütlich, wie es nicht allzu oft an Elwerts Tiſche war, beim Thee, wo Hugo erſt ſeine Reiſeerlebniſſe und ſeinen raſchen nächtlichen Ritt hierher beſchreiben mußte.

„Es iſt gewiß recht ſchön, daß Sie zu uns kommen," meinte die beſorgte Mama, „nur . . . aber . . . meinen Sie nicht, es könnte Ihren Herrn Vater betrüben, das erſte Weihnachtsfeſt . . ." ſie ſchwieg wieder, beſorgt, unhöflich geweſen zu ſein.

„O, Sie wiſſen, wo keine Mutter mehr iſt, da hat das

Chriſtfeſt ſeinen gemütlichen Reiz verloren," ſagte Hugo traurig; „der Vater iſt ſeit Jahren gewöhnt, den Weihnachtsabend mit ein paar älteren Freunden zuzubringen; uns gab dann die Haushälterin die nüchterne Beſcherung. Erſt bei Ihnen habe ich frohe Weihnachten gefeiert."

„So, und Lydia iſt nie zufrieden geweſen mit unſrer Chriſttagsfeier, und meinte, bei andern Leuten ſei es viel heiterer, belebter . . ." ſagte die Mama vorwurfsvoll.

„O, nur das letzte Mal war's ſo langweilig," rief Lydia unbedacht und errötete über und über.

Ob Hugo dieſen Ausruf gehört, wußte man nicht recht; er ſprach ſehr geſetzt mit Herrn Elwert über ſeinen Vater und deſſen Befinden in den letzten Jahren; wurde aber etwas bange, der alte Herr könnte ihn, wie er ſchon einmal gethan, über den Seelenzuſtand des Jugendfreundes befragen, und der Sohn, der vielleicht über ſeinen eigenen noch nicht gehörig im klaren war, hätte darüber kaum Auskunft zu geben gewußt. Dazu kam es aber nicht. Herr Elwert erzählte von den dürftigen Weihnachtsbeſcherungen ſeiner Kinderzeit — er war der Sohn eines armen Handlangers geweſen —; im Vergleich mit dieſen waren freilich die Gaben, welche ſeine Kinder empfingen, enormer Luxus. „Ein Apfel und drei Nüſſe, das war alles," verſicherte er; „im höchſten Fall noch ein Lebkuchen von der Kaufmannsfrau, bei der mein Vater arbeitete."

„Gelt, Papa," fragte der naſeweiſe Stephan, der ſchon zum großen Tiſch beigelaſſen war, mit natürlichem Rückſchluß, „dein Vater hat als Kind nur ein Stück Schwarzbrot zum Chriſttag bekommen? aber dem ſein Vater?" „Schläge!" rief der aufgebrachte Papa, und hätte wahrſcheinlich die Sache gleich illuſtriert, wenn nicht Hugo geſchickt dazwiſchen gekommen wäre mit einer näheren Schilderung ſeiner freudloſen Chriſttage daheim unter Leitung der brummigen Haushälterin, von der die Mama höflicherweiſe vorausſetzte, ſie werde wenigſtens eine wohlmeinende reſpektable Perſon geweſen ſein. Es war nun ſchon ziemlich ſpät geworden; Frau Elwert nickte zu verſchiedenen

Malen und meinte, es werde doch gut ſein zur Ruhe zu gehen, damit man morgen zeitig zur Kirche fertig werde.

An der Abendandacht nahm Hugo teil mit ernſtem Anſtande, indem er ſich innerlich bewies, daß es nicht Heuchelei ſei, ſondern einfache Menſchenpflicht, zu achten was andern heilig iſt; zudem verehrte er das Gebet, wenn auch nicht das laute, öffentliche. Er ſah nur einmal leiſe hinüber auf Lydias geſenktes Haupt, auf das blühende Geſicht, ſo lieblich von den tiefgeſenkten Wimpern beſchattet; — es war ihm wirklich wohl, alle Philoſophie beiſeite zu werfen und ſich wieder als Kind des Hauſes zu fühlen.

Sie hatten wenig zuſammen geſprochen, die beiden, und doch hatten ſie ſo viel, ſo viel zu denken und zu träumen, zumal Lydia, die noch mit helloffenen Augen auf ihrem Bette lag, als alle Lichter im Hauſe längſt erloſchen. Tabea, immer die Späteſte, trat endlich ein mit ihrem geräuſchloſen Schritt, ihr kleines Laternchen in der Hand; ſie hatte wohl noch irgend ein Krankes oder ſonſt ein trauriges einſames Herz zu tröſten gehabt in einer der Hütten draußen. Sie kam leiſe ans Bett der Schweſter; — verſtand denn die ſtille Jungfrau die leuchtenden Augen, die ſie ſo glückſelig und wieder ſo mitleidig anſchauten? „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen!“ ſagte ſie der Schweſter zum Gutnachtgruß, eh' ſie ſich vertiefte in ihr Teſtament. Es kam Lydia faſt ſonderbar vor; das war ja ein Troſtſpruch und troſtbedürftig fühlte ſie ſich im Augenblicke ganz und gar nicht. Aber Tabea hatte immer ſo eigene Sachen, man mußte ſie gewähren laſſen.

Das war ein ſchöner, heller, friſcher Weihnachtsmorgen! Blendend weiß gedeckt all das weite Land, weiße Kriſtalle ringsum funkelnd, ſoweit das Auge ſchaute; es liegt etwas ungemein Friſches, Belebendes in einer Schneelandſchaft. Tiefe, feſtliche Stille allenthalben; nur hie und da flog ein Rabe ſchreiend auf die hohen Erlen draußen; ein paar kleine Kinder zeigten ſich von fern mit neuen roten Schürzchen, mit einer Puppe oder einer Trompete.

Vor dem Wohnhaus ſtanden zwei Schlitten angeſpannt, der erſte ein überaus ſolides Gehäuſe; es war die alte reſpektable Familienkutſche, in der Stadt der Backofen genannt, die winters auf Schlittenläufe geſetzt wurde. Herr Elwert behielt ſie nur bei aus Einfachheit und Pietät, nicht aus Sparſamkeit; ſie koſtete alljährlich mehr für Reparaturen, als ſie wert war; ſie war mit Stroh und Heu im Boden belegt, mit Fußſäcken und alten Pelzen ausgerüſtet und verwahrt, alſo daß eine überfallende Räuberbande leichtes Spiel mit den Inſaſſen gehabt hätte, die ſich nicht rühren und regen konnten. In dieſem Bauwerk ſaßen Papa und Mama mit ſo viel kirchenfähigen Kindern, als ſich möglicherweiſe hineinpacken ließen, alle in dreifachem Ueberzug. Neben der Kirche in der Stadt wohnte ja die Frau Rumplerin, die eine ſolide, ſtille Wirtſchaft hatte; hier durfte der Kutſcher abſteigen und die Kinder konnten die Hüllen ablegen, die ihnen das Gehen unmöglich machten. Der Papa trug noch den Mantel von unzerreißbarem Tuch, den er ſich vor langen Jahren angeſchafft von ſeinen erſten Erſparniſſen, man hätte eine ganze Generation darein kleiden können; eine Wildſchur, ein Erbſtück vom Großpapa mütterlicher Seite, wurde noch zur Vermehrung der Rührung über das Ganze gebreitet. Endlich ſetzte Matthees mit gelindem Knallen der Peitſche und mit einem „Hott, in Gottes Namen!“ — jeden rauhern Ausdruck gegen ſeine Pferde hatte er ſich längſt abgewöhnt — die Maſchine in Bewegung; die Kinder ſchauten etwas ſchüchtern zum Papa auf, ob er ihre vergnügten Geſichter nicht bemerke, ſich wohl bewußt, daß das Vergnügen nur der Schlittenfahrt und nicht der Kirche gelte; und mit mäßigem Geklingel, ſintemal nur ein gemeinſamer alter Schellenriemen die zwei wohlgenährten Braunen deckte, fuhr der Backofen der Stadt zu.

Nun kam ein eleganteres Geſpann an die Reihe, — der neue hübſche Schlitten, deſſen ſich der Papa ſonſt zu eiligen kleinen Reiſen bediente, rot ausgeſchlagen mit einem Tigerfell zur Decke. Dieſes Prachtſtück hatte Hugo heute erbeutet, und Lydia im neuen Mantel, im blauen Samthut mit wehendem Schleier ſetzte ſich darin mit dem noch nicht untergebrachten Stephan zurecht; Hugo kutſchierte. Die Mama hatte kaum geglaubt, daß auch er mit zur Kirche werde fahren wollen und hatte allerlei entſchuldigende Redensarten bei dem Papa eingeleitet; um ſo mehr überraſcht war ſie, als er ſchon beim Frühſtück erſchien und ſich anbot, die zwei Fräulein zu führen. Tabea blieb aber daheim, ſie, die frömmſte Seele des Hauſes, die das wahrhaftigſte Verlangen zum Hauſe des Herrn zog; ſie wußte wohl, wenn ſie Köchin und Stubenmädchen nicht zur Kirche ſchickte, ſo kämen die den ganzen Tag zu keiner Andacht; und Lydia, — wer weiß, ob ohne ſie der Gaſt mitgegangen wäre, und allein konnte ſie ja doch die beiden nicht daheim laſſen. Tabea wußte aus jeder Küchenecke ein Betkämmerlein zu machen. Die kleine Martha und Maria gingen diesmal freiwillig zur Kirche; der Vater hätte ſie dispenſiert, doppelt, wenn er gewußt hätte, daß ſie den neuen Hütchen und Müffchen zuliebe gingen.

Stephan ſaß bei Lydia im Schlitten; Hugo aber war ſo äußerſt gutmütig und gefällig, daß er, ſobald ſie im Freien waren, ſeinen Bitten nachgab, ihn auf den Kutſcherſitz ließ und ſich neben Lydia in den Schlitten ſetzte.

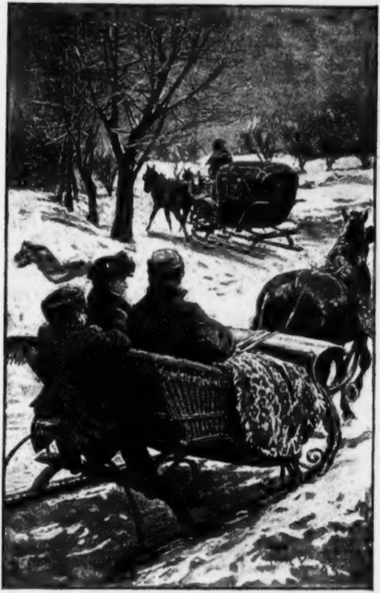
Es war das nicht gefährlich, gar nicht! Sie ſchauten ſich nur fröhlich und freundlich in die Augen; Lydia hatte den Schleier zurückgeſchlagen, die friſche Luft that ihr ſo gut, und die Hände ruhten unter der Tigerdecke einträchtig ineinander gelegt. Sie redeten nicht viel, ſie waren zu glücklich dazu; es war zu keiner Erklärung gekommen und doch verſtanden ſie ſich ſo wohl!

Stephan hätte gar zu gern mit ſeinem Rößlein die geſetzten Braunen des Vaters überholt, das aber litt Lydia nicht; es ſei gegen den Reſpekt, ſagte ſie; man mußte mitunter das Pferd fein ſachte gehen laſſen.

Sie mußten doch noch Gelegenheit gefunden haben zu bedeutſamen Worten, die beiden; denn als ſie am beſcheidenen Hotel Rumpler anhielten, das nur durch eine gemalte Weinbouteille als ſolches kenntlich war, und Lydia leicht herunterhüpfte, die Ritterdienſte Hugos verſchmähend, da flüſterte er ihr leiſe zu: „Darf ich? heute noch?“ Mit tiefem Erröten ſagte Lydia: „Wir gehen ja jetzt in die Kirche, wir wollen Gott um Segen bitten“; daß ſie damit zugleich ein volles Jawort gegeben, ehe er noch in aller Form ſeine Bitte an ſie ausgeſprochen, das fühlte ſie erſt, als ſie ſchon in der warmen Bäckerſtube der Frau Rumplerin in den Kreis der ganzen Familie eingetreten waren.

Alle Glocken läuteten zuſammen, als die Familie ehrbar in ſittigem Zug, wie in alten Zeiten, zur Kirche ſchritt. Die Straßen waren trotz der Kälte voll von geputzten Kindern, welche die neuen Puppen und Kleidchen verglichen, alles in höherem Stil als draußen bei den armen Fabrikkindern. Ein Feſteshauch lag auch auf den alten und großen Kirchengängern, als hätten ſie etwas Beſonderes und Schönes erlebt in der vergangenen Nacht. Wie ein Engelsgruß tönte der Feſtgeſang und der Ruf von der Kanzel: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“

Auch in die zwei jungen Herzen, die ſo ſchnell, ſo ohne viel Worte in ein neues wunderbares Lebensgebiet eingetreten waren, tönte der Gruß und verklärte ihr Glück, das ihnen ſelbſt noch wie ein fremder Beſitz erſchien. Lydia ohnedies konnte den Troſt brauchen: „Fürchtet euch nicht!“ denn ihr war bange, wie der Vater das Geſtändnis aufnehmen werde, und es that ihr wohl, ihre ganze aufgeregte Seele ins Gebet zu verſenken. Sie hörte kaum auf den Gang, auf die einzelnen Worte der Predigt; aber ihre Seele ſuchte die Hilfe, die Nähe des Herrn, wenn auch noch nicht den Herrn um ſeinetwillen, und der Herr ließ ſich finden. Es iſt auf dem geheimnisvollen Gebiete des geiſtigen Lebens wie im äußern Leben: Kindern fällt oft wie im Schlafe ohne Mühe zu, was ernſte Seelen mit Kampf und Mühe ſchwer



Lydia hatte den Schleier zurückgeſchlagen und die Hände ruhten unter der Tigerdecke einträchtig ineinander gelegt. (S. 257.)

errungen, — Friede und Freude in dem Herrn. Es iſt freilich noch nicht das Kleinod; es iſt ein Unterpfand, es iſt der Blick ins gelobte Land, welcher der Pilgerfahrt dahin vorangeht; aber wer dieſen Blick gethan, der kann ihn nicht leicht wieder vergeſſen.

Und Hugo? — auch er war feierlich und freudig geſtimmt und fand, daß dieſe Feſtandacht für die Menge ſchön und gut gewählt ſei, und wenn ſein eigen Herz warm wurde, wenn etwas von dem tiefen Wohlgefühl ihm durch die Seele zog, das ſie ergreift, wo ſie angeweht wird von Heimatluft: ſo beſann er ſich nicht mehr, ob es ein Weſen oder ein Symbol ſei, vor dem er ſich hier beuge in tiefer Andacht. — Er gelobte ſich, das Herz, das er ſich ſo ſchnell zu eigen gewonnen, treu zu hegen und zu hüten; er fühlte ſich glücklich, gut, zu allem fähig, und faſt unbewußt ſtimmte er ſo herzlich und kräftig in den Schlußgeſang ein, daß der alte Herr, der neben ihm ſtand, ſeine Herzensfreude daran hatte.

Beim Heimfahren fand die Mutter doch paſſender, Lydia in den Backofen zu packen und Samuel und Maria zu ihrem großen Jubel unter das Tigerfell zu ſtecken. Am Morgen war das ganze Arrangement ſo ſorglos getroffen worden; jetzt erſt kam ihr vor, als ſei etwas Beſonderes an den beiden. Lydia fügte ſich willig, ſie hätte alles gethan, was man verlangt haben würde; der Mutter hätte ſie gar zu gern ein Wörtchen ins Ohr geflüſtert von dem, was geſchehen war und geſchehen ſollte; aber das ging nicht und die Blicke wollte die Mama ſo gar nicht recht verſtehen.

Man ſaß beim Nachmittagskaffee; die Winterſonne ſchien hell auf den roten Teppich der Wohnſtube, der ſo hübſch und einladend mit dem blinkenden Geräte beſetzt war. Die Kinder ſpielten drüben mit ihren Herrlichkeiten; Tabea war zur Nachmittagskirche in die Stadt gefahren, das Ehepaar ſaß auf dem

Sofa, und Herr Elwert hatte ſeit lange nicht ſo behaglich ausgeſehen. Lydia ſaß neben der Mutter und war ungewöhnlich ſtill; ſie konnte kaum atmen vor Herzbeklemmung, ſie wußte ja, jetzt mußte es kommen. Hugo hatte ſich ans Fenſter geſtellt und wußte wahrſcheinlich nicht, nach was er ſo angelegentlich hinausblickte. Es wurde ihr gar zu bang, wenn er jetzt anfangen würde; ſie wollte hinüber, ſagte ſie, und den Kleinen Kaffee bringen.

„Ich muß dieſen Abend noch fort,“ fing Hugo endlich an, an den Tiſch tretend; ſo ſehr er verſuchte, friſch und ſogar etwas burſchikos zu ſprechen, man merkte ihm doch eine heimliche Beklemmung an. „Aber, Mama, laſſen Sie mich denn ſo leer gehen? Sie haben mir ja geſtern ſchon ein Chriſtgeſchenk verſprochen!“ „Ja ſo!“ dachte die gute Mutter in höchſter Verlegenheit; das hatte ſie rein vergeſſen, und ſie hatte ſich doch geſtern ſchon beſonnen; etwa das große geſchliffene Trinkglas? — aber ſolch große Gläſer waren nicht mehr Mode; oder ein halb Dutzend weißleinene Taſchentücher? der Hugo war freilich ein vermöglicher Menſch, aber er hatte ja keine Mutter, — da wär's denn doch vielleicht angelegt. „Nein, nein, es iſt nicht vergeſſen,“ ſagte ſie freundlich; „nur wiſſen Sie ja, — wir dachten nicht an Ihren Beſuch, — und man kann hier ſo gar nichts haben . . .“

„Das Schönſte, das Beſte, das Liebſte kann man hier haben!“ rief Hugo, der ſeine ganze ſchön einſtudierte Rede an den Papa vergeſſen hatte; „bitte, Herr Elwert, wollen Sie mir Lydia anvertrauen? Sie ſollen ſie gewiß in eine treue Hand geben!“

„Das iſt eine ſehr raſche Frage in einer ſehr ernſten Sache,“ ſagte Elwert langſam und gewichtig, ohne ſeine Ueberraſchung zu zeigen. „Glauben Sie, daß ich Ihnen ſogleich darauf antworten kann?“

„Und warum nicht?“ fragte Hugo; „Sie kennen mich ja vom Knaben an; Sie kennen meinen Vater, meine Studien, meine Ausſichten, meine Verhältniſſe . . .“

„Und iſt das alles?“ fragte der Vater mit großem Ernſt, „alles, worauf ich die Zukunft meines Kindes gründen ſoll?“

Lydia trat ein. Sie war mit einer gleichgültigen Frage der Kinder wegen gekommen; aber ſie ſah auf einen Blick, wie es hier ſtand und ſchlich leiſe zum Fenſter. „Nein, es iſt nicht alles!“ rief Hugo und nahm ihre Hand; „aber die Liebe, die treue, innige Liebe, die iſt alles; Lydia, willſt du mit mir den Vater bitten?“

Obgleich ſich Herr Elwert nie beſonders auf das Studium weiblicher Herzen gelegt, weil er alle Herzen ſchlechtweg für grundverdorben hielt, ſo brauchte es doch keiner tiefen Menſchenkenntnis, um ein volles, freudiges Ja in Lydias geſenkten Blicken und glühenden Wangen zu leſen. Der alte Herr fühlte ſich ſelbſt etwas überrumpelt und mußte ſeine ernſte Beſinnung gewaltſam feſthalten.

„Auch das iſt nicht alles,“ ſagte er feierlich; „wollen, können Sie mir verſprechen, daß Sie meinem Kinde treulich helfen wollen, den Weg zum Himmel zu ſuchen?“

„Das will ich, ſo wahr mir Gott helfe!“ ſagte Hugo, und es kam in dieſem Augenblick vom Grund ſeiner Seele. Es war ja das gemeinſame Streben nach allem, was da ſchön und rein und edel war, zu dem er ſich verpflichtete mit dieſem Verſprechen.

Eine Unterbrechung in ſolchen Augenblicken kann unter Umſtänden unerträglich ſein; diesmal aber kam der Eintritt des Buchhalters, der ganz ohne ſeine Schuld ein ſeltenes Talent entwickelte, überall ungeſchickt zu kommen, viel mehr als die jungen Leute wußten, zu ihren Gunſten. Es war kein Tag für Geſchäftsberichte; aber den Brief, den Möſer eben von der Stadt mitgebracht, den konnte er nicht zurückhalten. Es war eine über die Maßen günſtige Nachricht für die Fabrik, die Anknüpfung einer Geſchäftsverbindung, die Elwert lange vergeblich geſucht und gewünſcht hatte; das Angeſicht des Buchhalters glänzte vor Freude und Elwert ſelbſt war denn doch ſo viel Geſchäftsmann, um in etwas davon angeſteckt zu werden.

Tabea kam herein, als der Buchhalter auf die höfliche Bitte der Mama gerade Platz nahm, um Kaffee zu trinken.

Elwert war ganz verwirrt; die Werbung und die günſtige Handelsbotſchaft, alles kam ihm durcheinander; er wußte nicht mehr recht, was er ſchon geſtattet hatte und was nicht. Die Mutter ſagte etwas ſchüchtern: „Hör', Elwert, ich meine, du könnteſt ja wohl; es iſt gewiß Gottes Wille . . .“

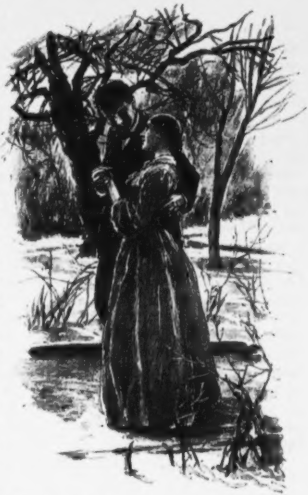
„Vater,“ bat Hugo, indem er mit Lydia an der Hand vor den alten Herrn trat, „darf uns Tabea Glück wünſchen? nicht wahr, ſie darf?“ Und Lydias ſchüchterne Blicke baten noch lauter als ſeine Worte.

„Nun denn,“ rief in einer guten Laune, wie man ſie lang nicht an ihm geſehen, der Vater, „nun denn, in Gottes Namen! wir wollen alles noch mit dem Herrn beraten und ſpäter näher beſprechen. Jetzt geht nur ein wenig! ich habe noch mit dem Herrn Buchhalter zu reden.“

Das junge Paar war keineswegs empfindlich über dieſe Ausweiſung; ſie zogen ab, nachdem der Buchhalter noch ſeinen reſpektsvollen Glückwunſch geſtammelt, zunächſt hinüber ins Kinderzimmer, wo Hugo feierlich ſeine Braut vorſtellte. Das gab viel Jubel und Verwunderung! „Jetzt haben wir einen Schwager!“ jubelte Martha; „Stiftungspflegers Lottchen hat ſchon lang Staat gemacht, daß ſie einen habe.“ Stephan aber bemerkte pfiffig: „Das hab' ich ſchon geſtern gemerkt, daß ihr einander heiraten wollet.“

Hugo führte dann ſeine im Sturm Errungene hinaus in den Garten, wo der letzte Strahl der Winterſonne die weißen Beete vergoldete. „Haſt du mich lieb?“ fragte er leiſe und innig und ſenkte den Kopf tief herab, um ſo recht in ihre blauen Augen zu ſehen. „O Hugo,“ ſagte Lydia noch etwas bange, „es iſt ſo gar ſchnell gekommen; glaubſt du, daß der Vater doch einwilligen wird, ganz und gern? Ich kann's noch nicht glauben, es iſt mir wie ein Traum.“

„Ich frage nur, ob du mich lieb haſt,“ ſagte Hugo wieder, ſie an ſich ziehend, „ſo recht und ganz, wie ich dich! nicht bloß mit der zahmen, ſtillen Liebe, die ſie ‚Neigung‘ nennen? Wenn das ſo iſt, wenn du mir eigen biſt, ſo ganz eigen, dann fürchte ich gar nichts auf der lieben weiten Welt; die Liebe iſt allmächtig!“



Die Sonne war untergeſunken; trüb und graulich wie ein Leichentuch breitete ſich die Schneefläche aus; auf einmal fühlte Lydia, wie kalt es war und fuhr fröſtelnd zuſammen. Hugo ſchlang ſeinen Arm um ſie und führte ſie ins Haus zurück; ihr Haupt war geſenkt, es hatte ſie durchzuckt wie eine bange Ahnung. Auf der Schwelle wandte ſie noch einmal den Blick zurück. Da ſtand der Abendſtern am tiefblauen Himmel; recht wie ein ſüßer Troſt glänzte er in ihr Auge und in ihr Herz, und wie die zwei blühenden jungen Geſtalten Hand in Hand eintraten ins obere Zimmer, wo die

Eltern allein beiſammen ſaßen, da lag ein ſo heller Freudenſchein auf den Geſichtern, daß ſelbſt der ſtrenge Vater nicht vermocht hätte, mit einem ernſten Wort die innere Seligkeit zu dämpfen, die aus ihren leuchtenden Blicken ſprach.

Die Mutter ſchlich leiſe hinunter und beſtellte ein kleines Feſtmahl zur Abendfeier; auch die Kleinen durften aufbleiben. Der Buchhalter wurde geladen, der allerdings wieder zur unrechten Thür hereinkam, gerade zwiſchen das junge Paar, das, während gedeckt und angerichtet wurde, ſich ein lauſchiges Eckchen erſehen hatte, um zu flüſtern. Es wurde Punſch gebraut, ein unerhörtes Ereignis; man hörte Gläſer klingeln, eine noch unerhörtere Muſik in dieſen Räumen; ſelbſt Tabea ſtieß mit ihrem Schwager an und trank drei Schlückchen von ihrem Punſch, ehe ſie ihn leiſe zurückſtellte für den armen kranken Jakob.

Lydia war immer noch wie in einem glückſeligen Traum, als ſie gute Nacht geſagt und ſich mit der Schweſter in ihr Kämmerlein verfügt hatte. Dies Schweſternſtübchen zeigte ſchon beim erſten Anblick die große Verſchiedenheit der Bewohnerinnen. Auf Lydias Seite ſtand, was ſie von zierlichem Gerät im Hauſe hatte auftreiben können: ein halbrundes Tiſchchen mit einer Marmorplatte, beſetzt mit bunten Porzellanfigürchen; über dem Bett ein Bücherbrett mit allerlei weltlichen Dichtern, die nicht die Cenſur des Papa paſſiert hatten; ein paar engliſche Kupferſtiche von Abälard und Heloiſe, ſogar ein bunt und kunſtvoll geſtickter Kaminſchirm, darauf eine lächelnde Schäferin ſich erging: — es waren lauter Prachtſtücke aus der Erbſchaft eines auktionsluſtigen Onkels, die ſie hier zum Schmuck ihres Kämmerleins verwendete.

Dagegen ſtand auf Tabeas Seite das ſchlichte, nonnenhafte Lager; auf den Federkiſſen, die dazu gehört, ſchliefen längſt arme Fabrikkinder, und ſie verſicherte, daß ſie viel beſſer ruhe auf dem niedrigen Polſter; auf dem Bücherbrett Arnd, Kempis, Hillers geiſtliche Lieder, Richard Baxter; über dem Tiſchchen hing ſtatt des Spiegels ein Chriſtusbild mit grünen Tannenzweigen umflochten. Tabea ließ ſich nicht irre machen dadurch, daß Lydia dies katholiſch fand: ſie ſagte nur mit ihrem ſtillen Lächeln:

„Mein Herze ſoll dir grünen
In ſtetem Lob und Preis.“

Lydia lag mit geſchloſſenen Augen; ſchlummerte ſie ſchon, oder ließ ſie nur all die wunderbaren Ereigniſſe der letzten Stunden an ſich vorübergleiten? Tabea war an ihr Bett getreten, um ihr den Bibelſpruch noch zu leſen, den ſie eben in ihrem Schatzkäſtlein für ſie gezogen hatte. Aber ſie ſah das ſelige Lächeln, das ſtille Glück, das um die Lippen, das auf den glühenden Wangen lag; ſie konnte es nicht übers Herz bringen, ſie zu ſtören, auch wenn es nur wache, nicht Schlummerträume waren, die ſie ſo glücklich machten, und ihre Hände waren ja gefaltet; gewiß hatte ſie des Gebets nicht ganz vergeſſen. Nur um ſo ernſter, inniger wollte Tabea beten, daß der Schweſter irdiſches Glück ihr auch zu ewigem Segen werde. Den gezogenen Spruch aber legte ſie auf ihr Bett, er hieß: „Die mit Thränen ſäen, die werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Das ſchien nun abermals der jungen Lydia ein ſeltſamer Verlobungstext, als ſie das Blättchen beim Erwachen fand. Sie hatte keineswegs mit Thränen geſät, und ſie gedachte dennoch mit Freuden zu ernten; faſt wäre ſie böſe geworden über die ſtille Schweſter, die wie ein aufgehobener Finger ſich vor jede Herzensfreude ſtellte. Und doch mußte ſie bei dem Spruch wieder an jenen Schauer im Garten denken und an den Abendſtern, der ſo tröſtlich hereingeblickt.

II.

Karfreitag.

Wie hatte ſich Lydia auf den Frühling gefreut! Der Winter war freilich auch ſchön geweſen, nachdem ſie das tiefe, ſchwere Vermiſſen nach dem erſten Scheiden überwunden hatte. Es war ein ſo neues, ſo wunderbares Gefühl, ſich „ſein eigen“ zu wiſſen; und die Briefe, die ſtillen Tauben, die mit verſchloſſenem Munde das leiſe Flüſtern der Liebe ſicher über Berg und Thal tragen, was waren dieſe Briefe für eine Glückſeligkeit! Wieviel Vorwände wußte ſie, um zur Stunde, wo der Burſche ankam, der jeden Morgen zur Poſt geſchickt wurde, unten im Hofe zu ſein! „Nichts für mich, Peter?“ hatte ſie nur anfangs gefragt. Jetzt verſtand der Peter längſt, was das Fräulein wollte; hatte das kleine Briefchen, wenn eines für ſie da war, bereits beſonders gethan und überreichte es ihr mit pfiffigem Lächeln. Nur zuweilen tappte der gute Buchhalter recht ungeſchickt dazwiſchen, um dem Peter die Geſchäftsbriefe abzunehmen und ſagte dann mit verlegener Höflichkeit: „Ah, angenehme Korreſpondenz? gratuliere!“

Freilich war der Briefwechſel, wie das ganze Verhältnis, vom Vater immer noch mehr geduldet als anerkannt; es war bei jenem kurzen Weihnachtsbeſuch zu einer förmlichen Auseinanderſetzung mit Hugo, namentlich in Glaubensſachen, die doch dem Vater zumeiſt am Herzen lagen, nicht mehr gekommen. Die jungen Leute hatten ihr Glück ganz und gar als vollendete Thatſache hingenommen, und das war hier die beſte Politik.

Elwert ſelbſt, obwohl ein umſichtiger Geſchäftsmann und ein kräftiger Charakter, gehörte doch keineswegs zu den klaren, ſicheren Naturen, welchen überall gleich der Weg vor Augen liegt, den ſie zu gehen oder andre zu führen haben. Eine geheime Unentſchloſſenheit, eine gewiſſe Scheu vor beſtimmtem Abmachen einer Sache findet ſich bei dem ſtarken Geſchlecht häufiger, als wir glauben; auch gibt es wohlmeinende Männer, die es doch ſchwer über ſich gewinnen können, eine erfreuliche Zuſage ganz unbedingt und unbeſchränkt zu geben. So hing denn immer noch eine leichte Wolke über dem jungen Glück und nur bei der nachſichtigen Mutter wagte Lydia ſo recht von ihren Briefen zu plaudern. Die Mutter ſtellte ſich auch auf die Seite der vollendeten Thatſache; ſie hielt in der Stille Muſterung unter ihren Leinwandballen und fing mit Tabeas Hilfe an, ſo allmählich die Ausſteuer zuzuſchneiden. Tabea war eine neidloſe Seele, die für ſich ſelbſt an keine Ausſteuer dachte, und doch kann nicht geleugnet werden, daß ſie die Leinwandballen hie und da mit etwas beutegierigen Blicken betrachtete im Gedanken, was für ſchöne Kinderhemdchen, Miſſionslinnen oder Armenbetten aus dieſen Vorräten abfallen könnten! Doch fügte ſie ſich geduldig in das, was die Mutter für gut hielt, und nähte emſig, viel emſiger als die Schweſter, deren Gedanken gar zu oft ausflogen, weit, weit bis zu jener Univerſitätsſtadt, deren Name ſchon ihr tönte wie liebe Muſik.

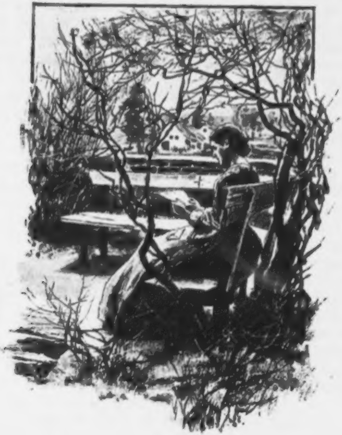
Lydia hatte ihr eigen liebes Plätzchen, wo ſie Hugos Briefe las, an dem kleinen Nähtiſchchen im Kabinett, das ſie ſich ſo allmählich angeeignet und als Boudoir eingerichtet. — Wie es in jedem Hauſe ein Prinzeßlein gibt, ſo war es auch im Hauſe Elwert Lydia geworden, trotz des puritaniſchen Ernſtes des Vaters. Tabeas ſtilles Verzichten auf allen Glanz und Schmuck des Lebens, die opferwillige Demut, mit der ſie alle Geſchäfte übernahm, welche andre liegen ließen, waren nicht zum nachgeahmten Beiſpiel für die jüngere, lebensluſtigere Schweſter geworden. Freilich wäre es nicht möglich geweſen, lieblos oder unfreundlich zu werden neben einer ſo hingebenden, liebevollen

Seele; aber für die unbewußte Selbſtſucht der Jugend iſt es oft gefährlich, ein zu opferwilliges Weſen neben ſich zu haben. „O, da macht ſich Tabea nichts daraus!“ „Tabea bleibt gern daheim!“ „Tabea thut das immer!“ Das war eine höchſt bequeme Beruhigung für Lydia, wenn ſie ſich allerlei kleine Vorteile und Vergnügen aneignete. Welches Opfer, welche ſtille Verleugnung all dieſe kleinen Entſagungen die Schweſter koſteten, daran dachte ſie nicht.

Das ſtille Glück aber, das mit jedem Briefe Hugos inniger über ſie kam, machte ſie viel liebevoller und demütiger. Sie hatte ſolches Mitleid mit der armen Schweſter, die nicht ſo glücklich war, wohl nie ſo glücklich werden würde, und ſie meinte, es ihr in aller Weiſe vergüten zu müſſen. Ob ſich's angeſichts dieſer jungen Glückſeligkeit, die aus den leuchtenden Augen, aus dem ſüßen Lächeln Lydias, aus jeder ihrer leichten, fröhlichen Bewegungen ſprach, — ob ſich da nie in der ſtillen Schweſter ein mädchenhaftes Sehnen nach dem Erdenglück regte, das ihr verſagt ſchien? — Niemand wußte das; ihr Blick, ihr Angeſicht war wie ein ſtiller See; wenn je einmal Stürme darüber geweht, ſo hatte das kein Menſchenauge geſehen.

Nun kamen die Märztage, es kamen die erſten linden Lüfte und Sonnenſchein. Da flüchtete ſich Lydia mit ihren koſtbaren Briefen in den Garten. Unten an der Mauerecke war ein beſonders ſonniges Plätzchen, von dem man hinausſchauen konnte auf die Straße; da ſaß ſie ſo ganz ungeſtört — nicht einmal der Buchhalter hatte hier je etwas zu thun — und las all die feurigen Worte, in denen ihr der Geliebte ſein Glück, ſeine Hoffnungen, ſein ganzes geiſtiges Leben und Streben darlegte.

Sie verſtand ihn nicht immer ganz. Es erhöhte nur ihre Bewunderung, ihr demütiges Staunen, daß ein ſo reicher und hoher Geiſt ſich zu ihr, dem unwiſſenden Kinde, in Liebe herabneige. Wenn ſie die glänzenden hochfliegenden Gedanken las, in denen er ihr darlegte, wie auch der Glaube ſich auf eine höhere Stufe erhoben; wie der reine lautere Wein müſſe abgelaſſen werden, damit die trübe Hefe zurückbleibe: da wurde ihr doch oft bange, ob denn dieſes das Rechte ſei. Aber ſie getröſtete ſich wieder, etwa wie Gretchen:



So ungefähr ſagt's der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Sie hatte ja das ganze Leben vor ſich, um von ihm zu lernen, ein langes glückſeliges Leben! So manches wollte ihr daheim nicht recht gefallen. Des Vaters Ernſt und Strenge, mit denen er ihnen zu eiſernem Geſetz gemacht, was erſt als die Frucht eines richtig geleiteten Gemütes hätte erwachſen ſollen, hatten ihr oft weh gethan. Wie ſchön, wie frei und freudig mußte alles Gute keimen aus dem Garten, in den Hugos Liebe ſie einführen wollte! Er ſchrieb ihr viel von einem hochbegabten Freund, dem er die reichſte Förderung ſeines geiſtigen Lebens danke; wieviel Freude und Genuß verſprach der Umgang mit dieſem Manne und ſeiner gleichgeſinnten Frau für ihre Zukunft!

Jetzt erſt empfand Lydia drückend den Zwang des Vaterhauſes und ſehnte ſich recht ungeduldig nach Freiheit und Selbſtändigkeit.

Das Gärtchen wurde ſo ſchön, das kleine Gärtchen, das Lydia noch von den Kindertagen her ganz zu eigen hatte. Leberblümchen und Krokus blühten in allen Farben, und Kreſſe ſäte Lydia, ein H und L ſchön verſchlungen, und ſchaute alle Tage, ob ſie nicht aufgehe, bis Hugo komme.

Auch Tabeas Gärtchen war ſorgſam gepflegt; ſie pflanzte vor allem Aurikel, Rosmarin und Röschen, und ihr großes Ziel war, ſie bis zur Konfirmationszeit in Blüte zu bringen, wo alle Fabrikkinder vor der Einſegnung ſich ein Sträußchen bei ihr holen durften. Die Gärtchen der Kleinen, mit denen allerlei abenteuerliche Verſuche gemacht wurden, verfielen ziemlich bald wieder in einen wilden Zuſtand.

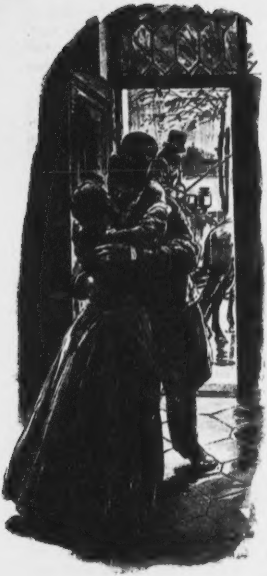
Endlich waren es nur noch wenige Tage bis zum Wiederſehen. An die ernſte Feier, die dem fröhlichen Oſtern vorangeht, konnte Lydia diesmal nicht viel denken; ſie ſah nur Freudenfeſte! Sie wußte, wann Hugo kommen werde, und beſann ſich lange, ob ſie ihm bis zur Stadt entgegengehen wollte, — nicht offiziell, — natürlich. Aber es gab immer gar vielerlei in der Stadt zu beſorgen; wie leicht ließen ſich höchſt notwendige Einkäufe gerade auf den Tag richten, wo er kommen mußte! Aber nein, es könnte doch zu viel ſein; ſie wollte ihn lieber daheim erwarten. Es war ja auch ſo hübſch, wenn er hoch zu Roß wieder anſprengen würde, wie am Weihnachtsabend. Sie wollte warten an ihrem Gartenplätzchen; vielleicht hält er das Pferd an und ſchwingt ſich über die Mauer.

Wahl und Qual aber blieben ihr erſpart, auch das Warten auf der Gartenmauer. Sonnenſchein und Frühlingslüfte zogen ſich ſcheu zurück; vom Palmſonntag an begannen rauhe Winde, dichte Nebel und kalter Regen; Tag und Nacht ſtürmte und regnete es fort. „Hab's geſagt," erklärte triumphierend der Buchhalter, „hab's immer geſagt, die vierzig Ritter ſind kalt geweſen, das gibt Unwetter vierzig Tage lang." — „Aber Herr Buchhalter, ich glaubte nur Gefrierkälte bedeute es," entgegnete Lydia mit klagender Stimme; „am Tage der vierzig Ritter war ja ganz klares Wetter, und ſeither haben wir ſo ſchöne Tage gehabt." — „Thut nichts," ſagte der bedenkliche Buchhalter; „gefroren war's an den vierzig Rittern, und wenn's einmal da gefroren war, ſo kann das Wetter thun was es will vierzig Tage lang." — „Ach, ich meine, es thut jederzeit, was es will," ſeufzte die ungläubige Lydia. — „Es thut, was der Herr will," ſagte mit ernſter Stimme der Vater, der eben eingetreten war. Es folgte ein tiefes Schweigen, wie meiſt bei Elwerts Eintritt, und Lydia klangen ſeine Worte mehr wie eine trübe Mahnung, denn wie ein frommer, tröſtlicher Spruch.

Die ſtille Woche war ſehr ſtill in Elwerts ganzem Beſitztum. Vom Palmſonntag an ſtanden alle Räder und Webſtühle ſtill; im Hauſe ſelbſt mußte jedes laute Geräuſch, jede lärmende Arbeit vermieden werden; alles ſollte ernſte, ruhige Vorbereitung ſein auf die heiligen Feſte.

Es lag ein Segen auf dieſem heiligen Ernſt; ſelbſt den Kindern, die freilich nicht all dieſe Tage mit frommen feſtlichen Gedanken ausfüllen konnten, blieb ein tiefer Eindruck davon, und die helle Freude des fröhlichen Oſterfeſtes fiel nur um ſo wunderbarer in dies heilige Dunkel.

Für Elwert ſelbſt, von Natur ein eifriger Geſchäftsmann, war dieſes ſtrenge Halten der Feſtzeit vielleicht mehr eine ernſte Pflicht, die er ſich auflegte, als ein Herzensdrang, dem er ge-



nügte; er diente ſeinem Herrn als ein getreuer Knecht; als Kind im Vaterhauſe fühlte er ſich noch nicht. Tabea vielleicht war die einzige, die ſich in dieſen Tagen ganz glücklich fühlte. Sie lebte ſich ein in das Leiden des Herrn; ſie hatte für jeden Tag ihre beſondere ſtille Feier, ihre eigene Lektüre, und wie einen hohen Genuß ſparte ſie ſich Karfreitagspredigt und Evangelium auf den Tag ſelbſt und trug ganz mit voller Seele das ſchwere Leid dieſer Tage, die tiefe Stille vor dem großen Sabbath, bis ſie ſich geſtattete, ihr Herz zu ſonnen in der ſeligen Oſterkunde.

Lydia, die ein gutes Kind war, und ohne Widerſtreben ſich fügte in das, was ihr als Recht und Pflicht erſchien, hatte ſonſt gern mit der Schweſter die ſtillen Wege, die ernſten Betrachtungen der Feſtzeit geteilt, — diesmal wurde ihr etwas unheimlich und unwohl dabei; der

Ernſt und die Stille der Umgebung bedrückten ſie; zum erſtenmal kam ihr die Furcht, Hugo werde nicht recht hineinpaſſen. Er war noch nie zu dieſer Zeit bei ihnen geweſen, da er als Student die Feſtzeit ſtets daheim zugebracht hatte.

Mit wahrer Erleichterung, nicht nur mit Herzensfreude begrüßte ſie den Mittwoch, der Hugo bringen mußte. „Gelt, du weißt, warum du bei dem garſtigen Wetter immer am Fenſter ſtehſt?“ fragte ſchelmiſch Stephan; die Mutter drückte ein Auge zu, und Tabea arbeitete für zwei, um die heut ſo läſſige Schweſter zu erſetzen.

Kein flinker Reiter ſprengte diesmal an; ein alter Wagen mit ein paar dürren Pferden mußte durch den endlos herabrieſelnden Regen den ungeduldigen Hugo an das Ziel ſeiner Sehnſucht bringen, aber er war's doch! Und wie er aus dem Wagen ſprang und im Gange unten die holdſelige Geſtalt umfaßte und in die freudeglänzenden Augen ſchaute, — da war Frühling und Sonnenſchein genug und die zwei glückſeligen Menſchenkinder hätten wohl Welt und Zeit und Raum um ſich vergeſſen, zuſamt dem harrenden Kutſcher und ſeinen dürren Braunen draußen im Regen, wenn nicht ein „ganz gehorſamer Diener, Herr Doktor“ des Buchhalters in ihre glückſelige Begrüßung etwas nüchtern hereingetönt hätte.

Sie mußten dem alten Mann alles verzeihen, weil er damals doch offenbar geſchickt dazwiſchen gekommen war, und ſo ſagte Hugo lachend: „Ebenfalls gehorſamſter Diener, Herr Buchhalter; hätten Sie wohl die große Gefälligkeit, meinem Kutſcher zu ſagen, wo er die Pferde unterbringen kann? ich habe ihm verſprochen, daß er über den ſtärkſten Regen hier bleiben dürfe.“

Und nun führte er ſein Liebchen in hellem Triumph hinauf, wo ihn oben die junge Familie mit lauter Freude, Tabea mit ſtillem Gruße empfing. Die Kleinen ſtanden beſtändig mit aufgeſperrten Mäulern um Schweſter und Schwager, um zu ſehen, wie ſich ein Brautpaar ausnehme, bis ſich endlich das angeſtaunte Paar flüchtete in Lydias Kabinett und dort ſaß, glückſelig, Hand in Hand und Auge in Auge. Sie hatten ſich ſo unendlich viel ſagen und fragen und erzählen wollen, und nun fiel ihnen nichts mehr ein, gar nichts, als daß ſie beiſammen waren und ſich eigen, ganz eigen gehörten.

Papa Elwert, der den Morgen in ſeinem Zimmer zugebracht, kam erſt, als man zu Tiſch ging, und begrüßte Hugo freundlich, ſoweit ſich das bei ihm mit dem Ernſt dieſer Tage vertrug. Nun war freilich von keinem Flüſtern und Koſen mehr die Rede; ernſthaft und ehrbar mußte Hugo ſich zur Seite des Hausvaters ſetzen, und Lydia an ihren gewöhnlichen Platz neben der Mutter; Tabea ſaß unter den jüngeren Geſchwiſtern, um dieſe über Tiſch zu verſorgen und in Ordnung zu halten. Nicht einmal die Hände konnten ſich begegnen, die Augen allein, und auch die nur ſchüchtern; denn Hugo mußte dem Papa verſtändige Auskunft geben über ſeine Zuhörer und den neueſten Stand ſeiner Wiſſenſchaft, und eine Privatvorleſung über Homöopathie anhören, zu welcher ſich der alte Herr in neuerer Zeit ſehr hinneigte; aber Lydia war ja ſo glücklich, den Geliebten in angelegenem, vertrautem Geſpräche mit dem Vater zu wiſſen, ſeine ruhigen, reſpektsvollen Erwiderungen zu hören; — es war alles ſchön, und ſie ſonnte ſich in lauter ſtillem Glück.

„Fällt mir eben ein, daß ich meinen Kutſcher noch nicht abgefertigt habe,“ ſagte Hugo, nach Tiſch aufſtehend. — „Warten Sie ein wenig!“ ſagte der Vater; „bei dieſem Wetter verſäumt der Burſche am Ende nicht viel, wenn er bis morgen hier bleibt. Eins unſrer Pferde iſt gegenwärtig untauglich und in der offenen Droſchke kann man auch nicht fahren; da könnten wir gerade Ihr Gefährt benützen, wenn wir morgen zur Beichte fahren.“

„Iſt es auch nötig, Papa?“ fragte die ſparſame Mutter, der es Luxus erſchien, den Kutſcher mit Wagen und Pferden über Nacht zu behalten.

„Ich denke doch,“ ſagte Elwert; „du und ich, Tabea und Lydia füllen unſern Wagen ganz; der Buchhalter möchte ſich auch gern anſchließen, der könnte dann mit Herrn Staiger fahren.

„Sie gehen doch zur Beichte mit uns?" wandte er ſich an dieſen; „Lydia wird Ihnen geſagt haben, daß wir alle am Karfreitag nach alter Sitte zum Abendmahl gehen."

„Zur Beichte?" fragte Hugo etwas betroffen; Lydia hatte deſſen mit keinem Worte gedacht.

„Ja, die Beichte auf Karfreitag iſt gleich nach dem Gottesdienſt morgen; wir gehen dann natürlich zuvor in die Kirche."

„Ich werde mich gern anſchließen," ſagte Hugo etwas zögernd und betreten; „nur zur Beichte, — ich bin da in keiner Weiſe vorbereitet . . ."

„Eine lange Vorbereitung iſt durchaus nicht nötig da, wo ſie nach den Umſtänden nicht möglich war," ſagte Elwert ſehr beſtimmt; „wir haben einen ſtillen Nachmittag vor uns, den jedes für ſich allein zu ruhiger Sammlung benützen kann."

Das war nun ganz und gar nicht in Hugos Abſicht geweſen; überhaupt widerſtrebte es ſeinem Gefühl, ſeinem Unabhängigkeitsſinn, ſich gleichſam überrumpeln zu laſſen zu einer Handlung, die für ihn längſt zum überwundenen Standpunkte gehörte. „Ich bedaure," ſagte er nun feſter, „aber ich bin jetzt durchaus nicht in der Stimmung, mich bei einer Feſtlichkeit zu beteiligen, die mir zu ehrwürdig iſt, als daß ich ſie als bloße Form mitmachen möchte."

Die Kinder, auch die Mutter, hatten ſich nach und nach entfernt, nur Tabea lehnte ſtill mit gefalteten Händen in einer Ecke, und Lydia ſtand unten am Tiſch und ſchaute mit angſtvollen Blicken die beiden an; das Geſicht des Vaters nahm einen furchtbaren Ernſt an.

„Es ſcheint, ich muß hier nachholen, was ich leider früher verſäumt habe," begann er; — „um Stimmung und Nichtſtimmung handelt es ſich hier nicht. Der natürliche Menſch iſt ſehr ſelten geſtimmt zu dem, was ihm zum Heile dient; den Ertrinkenden fragt man nicht, ob er ‚in der Stimmung' ſei, ſich retten zu laſſen. Es handelt ſich hier darum," fuhr er langſam, gewichtig fort, „ob Sie, Hugo Staiger, der meine Tochter von mir begehrt hat, ob Sie durch die heilige Handlung, die wir zuſammen begehen werden, ſich als Chriſt bekennen wollen, als einen, der auf Chriſti Blut und Sterben ſein ganzes Heil ſetzt?"

Es entſtand eine lange Pauſe; Lydia hörte ihr eigenes Herz ſchlagen, mit atemloſer Angſt ſah ſie nach Hugo hinüber.

„Ich möchte nicht, daß Sie mich mißverſtehen, . . ." begann dieſer.

„Es iſt hier nicht die Rede vom Mißverſtehen," fiel mit faſt hartem Tone der Vater ein; „ich will einfache Antwort auf die einfache Frage: ‚Sind Sie ein Chriſt? können Sie in vollem, demütigem Glauben an die Wahrheit des Evangeliums mit uns Leib und Blut des Herrn genießen?'"

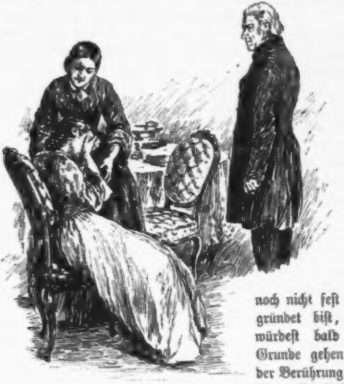
„O, thu es!" bat Lydia, die ſich nicht mehr halten konnte, indem ſie zu ihm flog, ſeine Hände faßte und ihm ſehnſüchtig flehend ins Geſicht ſah; „thu es mir zulieb! Es iſt ja gewiß gut für dich, und Gott wird dir's ſegnen, daß du recht glauben kannſt!"

„Zurück, Lydia!" gebot der Vater; „da ſei Gott vor, daß irgend ein menſchlicher Beweggrund ihn dazu führen ſollte, ſich ſelber das Gericht zu eſſen und zu trinken! daß Menſchengefälligkeit . . ."

„Davor ſind Sie ſicher," ſagte Hugo mit aufflammendem Stolz; „nie werde ich meine Ueberzeugung verleugnen und würde mir der Himmel auf Erden geboten. Wenn mein Standpunkt ein andrer iſt als der Ihrige, wenn ich an das Wahre, Schöne, Hohe, an eine ewige Offenbarung Gottes im Menſchengeiſt, in der Geſchichte, nicht in der beſchränkten Form glaube wie Sie . . ."

„So mögen Sie mit Ihrer unbeſchränkten Form zur Hölle fahren!" brach der alte Eiferer los; „mein Kind, das Gott mir anvertraut, werde ich nimmermehr in ſolche Hand geben. Laß ſeine Hand los, Lydia! ihr ſeid geſchieden; wir büßen nun beide, was wir zu unbedacht eingegangen haben."

„Aber Vater, o Vater," wagte die todbleiche Lydia ihre Stimme zu erheben; „verwirf ihn nicht ganz, es kann ja anders werden! Und gewiß, ich wollte mir recht Mühe geben," fügte ſie leiſe und ſchüchtern hinzu, „wenn ich ſein wäre, ihn zu überzeugen."



„Thörin," ſagte mit verächtlichem Lächeln der Vater, „ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen; du, die du ſelbſt noch nicht feſt gegründet biſt, du würdeſt bald zu Grunde gehen in der Berührung mit ſeinem Unglauben. Ganz verwerfen will ich ihn nicht; der Herr ſelbſt will nicht den Tod des Sünders. Wenn er mit demütigem, bußfertigem Herzen und reuigem Bekenntnis mit dir zum Mahle des Herrn gehen kann, ſei's früher oder ſpäter, — dann magſt du noch die Seinige werden; jetzt aber: reiß aus das Auge, das dich ärgert, und wirf es von dir, damit nicht der ganze Leib zur Hölle fahre!" Und er nahm Lydias zitternde Hand, um ſie wegzuführen.

„Wie Sie von Ihrem chriſtlichen Standpunkt dieſe Härte rechtfertigen wollen, weiß ich nicht,“ ſagte Hugo erbittert. „Ich, den Sie für einen Heiden halten, ich verzeihe Ihnen, und will Ihnen zeigen, daß auch ich meine Ueberzeugung nicht verleugne, und ſei es um des Liebſten und Teuerſten willen. Leb wohl, Lydia.“

Welchen von den vier, die hier im Zimmer waren, das Herz am weheſten that, das iſt wohl nicht zu ſagen; mitleiden iſt oft noch ſchmerzlicher, als ſelbſt leiden, wenn es auch vergänglicher iſt; man empfindet das fremde Leiden, dem man nicht helfen kann, faſt wie eine Schuld. — Und der Vater, der mit der ernſten, unerbittlichen Miene wie ein Richter dort am Fenſter ſtand? O, ſein Herz war nicht ſo unbewegt wie ſeine Züge; und hätte ein Engel vom Himmel ſeine Hand zurückgehalten, wie einſt Abrahams, als er den Opferſtahl zückte, — er hätte, wie dieſer, mit Freuden ein andres Opfer gebracht, als das des Kindes.

Hugo war hinausgeſchritten, feſt, trotzig faſt, ohne ſich umzuſehen; Lydia war auf einem Stuhl zuſammengeſunken, ihr Geſicht in die Hände begraben, — weinen konnte ſie nicht; der Vater wollte zu ihr hingehen, er wollte ſprechen; da kam leiſen Trittes Tabea aus der Ecke, und nahm die Schweſter in ihre Arme, dann verließ auch er das Zimmer.

Das war ein trüber Karfreitag; der Regen hatte aufgehört, aber ein dichter, grauer Nebelſchleier lag über allem Land. Hugo war abgereiſt; er hatte mit des Vaters Bewilligung noch einmal Abſchied genommen von Lydia in Gegenwart der Mutter; die Mutter, die dieſe Gunſt noch vom Vater für ſie erlangt, hatte es faſt bereut nachher, — es war gar zu ſchmerzlich; der finſtere, trotzige Zug auf Hugos Geſicht that ihr und Lydia faſt noch weher als das Scheiden.

„Iſt denn jetzt des Fabrik-Elwerts andre Tochter auch ſo fromm worden wie die große?" fragten einige, die am Karfreitag mit ihnen in der Kirche waren; „die hat ja die ganze Predigt durch geweint noch ärger als die Tabea." — „Bewahre," entgegneten andre, beſſer Unterrichtete, „das war nicht aus Frömme; um den Bräutigam hat ſie geweint, 's ſei wieder ausgegangen, vielleicht hat der Alte nichts herausgeben wollen; 's iſt immer nichts mit ſolchen Studentenliebſchaften!"

Ach, wohl war es nicht aus „Frömme", warum Lydia während der Kirche weinen mußte, als ſollte ihr Herz brechen! Und wenn ſie es auf einer Seite als eine Schuld empfand, daß ihr Herz ſo gar nicht bei der heiligen Feier, ſo ganz bei ihrem Liebesleid war, ſo ſtieg auf der andern Seite Trotz und Bitterkeit in ihr auf, gerade gegen den Glauben, der hier Herz vom Herzen trennte. — Sie wollte dem Herrn dienen, der ein ſo ſchweres Opfer von ihr gefordert, aber düſter, freudlos, kalt; ihr Herz und ihres Herzens Glück, das ſie ſo freudig gemacht, ſo demütig, ſo voll frommen Dankes, das hatte man ja von ihr genommen.

All die ſchönen Bibelſprüche und Liederverſe, die Tabea in beſter Meinung ihr allenthalben in den Weg gelegt, hatte ſie kalt beiſeite geſchoben; bei der Mutter allein hatte ſie weinen können. Der Vater hätte wohl gern ihr ein tröſtendes Wort geſagt; aber ihr maßloſes Leid erbitterte ihn, gerade weil es ihm ſelbſt weh gethan, daß er ihr hatte weh thun müſſen. Es ſind nicht immer rauhe und hartherzige Männer, die gereizt und ärgerlich werden durch Frauenthränen; der Aerger iſt oft nur eine Waffe gegen die eigene Bewegung, der ſie nicht gern nachgeben wollen; ſie empfinden dies Leid als einen Vorwurf, und es iſt ſeltſam, — wie beſcheiden, ſelbſt demütig ein Mann im Herzensgrunde auch ſein mag, wie willig er zugibt, daß er noch lange nicht vollkommen iſt, — im einzelnen Fall hat er eigentlich doch nie unrecht gehabt.

Ob Lydia die heilige Feier würdig beging, die zur Scheidewand geworden war zwiſchen ihr und ihrem Herzensglück, — ach, das wäre wohl kaum zu bejahen geweſen. Ihre Thränen waren verſiegt; ſtumm, mit trockenen Augen folgte ſie den Ihrigen zu dem Altare, und hörte nicht die milde Stimme, die ihr rief: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“ Sie wollte nicht erquickt und getröſtet ſein; man hatte ſie unglücklich gemacht, ſo wollte ſie auch unglücklich bleiben.

An demſelben Karfreitagnachmittag ſaß in der Univerſitätsſtadt Doktor Geier, außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, mit Emilien, ſeiner jungen Frau, etwas gelangweilt am Kaffeetiſch; ein Gebirge von Zeitungen und Journalen lag abgefertigt neben ihnen. „Niederträchtiges Wetter!“ ſchimpfte der Mann; „läßt ſich gar nichts anfangen heute! Und das Muſeum iſt auch geſchloſſen!“ — „Nicht einmal arbeiten darf man ehrenhalber!“ ſeufzte die Frau. — „Nun, da würd' ich mich zwar nicht genieren!“ meinte der Mann; „dieſe lächerlichen Accommodationen . . .“ — „Nein, wenn du das alterierte Geſicht der Chriſtine geſehen hätteſt,“ ſagte die Frau, „als ich dieſen Morgen meine Stickerei ein bißchen vornahm! Sie verſicherte mich, da ſchlage ſicherlich das Wetter ins Haus, wenn am Karfreitag gearbeitet werde.“ — „Schön!“ lachte Geier; „ich hätte kaum geglaubt, daß noch ſolch volkstümliche Urſprünglichkeit zu finden wäre; da wird's ihr auch ein Greuel ſein, daß wir nicht zur Kirche gehen.“

„Gewiß!“ ſagte Emilie; „ich dachte auch ſchon . . . Die Tante könnte es ohnehin nicht verſchmerzen, wenn ſie wüßte, daß ich gar nicht mehr in die Kirche komme; ich ſollte wirklich einmal wieder hineingehen; wenn's nur heute nicht ſo ſchmutzig geweſen wäre!“ — „Na, da warte, Kind, bis Hugo ſein Liebchen bringt, der wird ſich bei dem alten Puritaner für Kirchgänge verbriefen und verſiegeln müſſen; da kannſt's ja wieder verſuchen.“

„Wenn man den Wolf nennt!“ rief lachend und überraſcht Frau Emilie, als der Genannte plötzlich eintrat.

„Nun, woher kommſt du ſchon, glücklicher Bräutigam?“ fragte Geier erſtaunt; „wir haben dich vor acht Tagen noch nicht erwartet.“

„Es iſt vorüber!“ ſagte Hugo, deſſen bleiches, verſtörtes Geſicht die Freunde jetzt erſt bemerkten.

„Vorüber!“ riefen beide mit einer Stimme; „aber bitte, wie und warum?“

„Ich ſollte mich der Familie, dem Buchhalter und Geſinde anſchließen zu Beichte und Abendmahl; da ich dazu juſt nicht aufgelegt war, ſo hat der Herr Schwiegervater mich in die unterſte Hölle verdammt und ungnädigſt entlaſſen,“ platzte Hugo heraus, kalt und bitter. „O, über das Pietiſtenvolk!“ rief Geier mit höhniſchem Lachen. „Und Lydia?“ fragte die Frau.

„Die geht vielleicht zu Grunde,“ ſagte Hugo ſcharf und kurz; „mag es der alte Zelot verantworten!“

„Ach, Sie hätten es doch nicht thun ſollen!“ ſagte Emilie, von Mitleid erregt. „Wenn Sie nun ihr zulieb doch mitgegangen wären? Man kann ja ſeinen eigenen Sinn hineinlegen . . .“

„Nimmermehr!“ rief Hugo, ſich ſtolz aufrichtend; „ſie erwarteten, daß ich es in ihrem Sinn begehe; ich hätte ſie ſchweigend auf dem Glauben laſſen müſſen, und das wäre eine Lüge geweſen! Gerade das hält den Sieg der Wahrheit noch auf, daß ſie ſich überall wieder feige verkriecht und verſteckt hinter lauter Accommodationen! Durch! und koſte es Herz und Leben; man muß auch ein Opfer bringen können für Wahrheit und Ueberzeugung.“

„Aber,“ begann zögernd Emilie, der eben doch das mitleidige Frauenherz wieder aufwachte, wohl auch die Erinnerung an eine Zeit, wo ſie anders geglaubt und gefühlt als jetzt, „Sie können ja doch ſo gewiß nicht wiſſen, ob Ihre jetzige Ueberzeugung immer dieſelbe bleibt; Sie ſind noch jung . . .“

„So, meinen Sie? da ſoll ich mir ein Hinterthürlein offen laſſen, wenn ich doch noch einmal zum Kreuz kriechen wolle? Nein, eher ſoll . . .“

Er vollendete nicht; ſie wußte nicht warum, er wußte es vielleicht ſelbſt nicht. War es die Erinnerung an ſein bleiches Lieb, an den letzten Blick voll bittender Frage, den ſie ihm zugeworfen, oder tauchte ein Bild aus viel früheren Zeiten bei ihm auf? ein Bild aus den Kindertagen, wo die Mutter ihn entlaſſen zur Koſtſchule und ihm den Spruch geſagt beim Abſchied, den ſie in ſeine Schulbibel geſchrieben: „Ich bin in guter Zuverſicht, daß, der in dir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen, bis an den Tag Jeſu Chriſti.“ Er hatte lange nicht mehr an jenen Spruch gedacht, oder ihn ſich gedeutet nach ſeiner Weiſe; — doch genug, der angefangene Satz blieb unvollendet, und auch der Freund ergänzte ihn nicht. Aber ſeine Bewegung überwand Hugo bald; die Freunde hatten zu viel Takt und Zartgefühl, um ihn raſch tröſten zu wollen; doch zerſtreute man ſich mit heitern Geſprächen. Geier hielt es in der Stille für ein wahres Glück, daß Hugo die pietiſtiſche Sippſchaft los geworden war. Es mußte eine Flaſche alten Ungarweins herbei, die zu fröhlicherem Zweck geſpart geweſen war; und Hugo ging abends in ſeine einſame Wohnung zurück, wenn nicht getröſtet, ſo doch ſtolz, erhobenen Hauptes, als ein Märtyrer der Wahrheit.

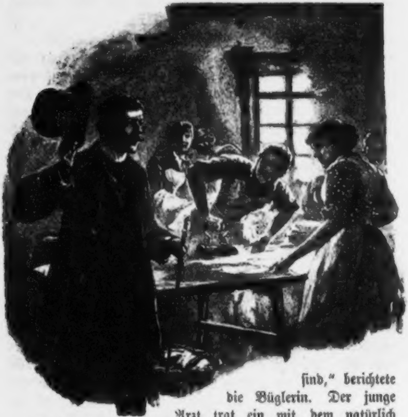
Ein Märtyrer der Wahrheit, wollte er fortan ſeine Wege gehen, mutig und ſicher; wollte ſich nach dem Rate des Freundes freuen, daß er von dem „Pietiſtenvolk“ los ſei; aber — es wollte ſo recht nicht gehen. Lydias verweinte Augen blickten ihn allenthalben an; er konnte das Herzweh nicht abſchütteln um die verlorene Liebe, und er wollte den Grimm nicht überwinden über die finſtere Beſchränktheit, die ihm ſein Glück geraubt.

„Das Ding geht ſo nicht,“ meinte Geier endlich, als er ſein trübes, verſchloſſenes Weſen beobachtete, und die Zuhörer klagten, er werde langweilig; „verſuche es mit der Praxis, kuriere zuerſt Mägde, Marktweiber, oder was dir in den Weg kommt! Gebildete Familien mit intereſſanten Patienten folgen nach.“

Es kam Hugo ein gewiſſes Herabſteigen vor, als er einwilligte, ſeine Dienſte als praktiſcher Arzt dem Publikum anzubieten. Mit intereſſanten Patienten hatte es inzwiſchen noch keine Eile; die Magd vom Hauſe zog ihn zu Rate wegen eines „böſen Fingers“, verſicherte ihn aber zugleich, daß ſie keine „Arzenei“ nehmen könne, noch viel weniger etwas mit dem Finger vornehmen laſſe; ſchrie auch beim Beſichtigen und dem leiſeſten Berühren des Schadens dermaßen, daß er von dieſem erſten Verſuch der Praxis alsbald abſtehen mußte. Die Magd verſicherte dann im Vertrauen die Hausgenoſſen, der „ſtudierte Herr Doktor“, wie er zum Unterſchied von einem gewöhnlichen Arzt genannt wurde, könne nicht viel, ihr Finger thue ihr noch ſo weh wie vorher; ſie werde zu dem berühmten „Mah“ (Mann) nach Reglisweiler müſſen, der habe Füße geheilt, die die Doktoren ſchon halb abgeſägt gehabt.

Trotz dieſem wenig verſprechenden Anfang kam doch eines Tages Frau Menſch, die Büglerin, die im Hinterhaus wohnte, und bat ihn, nach ihrem Mädchen zu ſehen; „es könne da freilich kein Doktor mehr helfen, aber das arme Ding habe ſolche Schmerzen! Vielleicht gebe es dagegen doch ein Mittel.“

Das war abermals kein vielverheißender Fall. Hugo begriff nicht recht, wie ſein Freund glauben konnte, die Praxis werde ihn erheitern und zerſtreuen, als er über Gerölle und Unrat des Hofes ſchritt und die Hühnertreppe des Hinterhauſes hinaufſtieg. Auf dem Vorplatz flammte ein Feuer, darin Bügelſtähle ſollten glühend gemacht werden; die alte bucklige Mutter der Frau Menſch war beſchäftigt, das Feuer, welches von dem wohlfeilſten Brennmaterial genährt werden ſollte, in Glut zu erhalten. Frau Menſch „bügelte aus“ für gewöhnlich; nur einmal in der Woche hatte ſie „Bügeljungfern“, junge Mädchen, die ihren Unterricht in dieſer nützlichen Kunſt genoſſen. Man hörte viel lautes Geplauder drin, Hugo wollte durch die nächſte Thür eintreten. „Nicht da, bitt Ihnen, das iſt der Mutter Kammer, da bügeln die g'meinen Jungfern; zu meinem Dörchen geht's durch unſre Wohnſtube, wo die vornehmen Jungfern ſind," berichtete die Büglerin. Der junge Arzt trat ein mit dem natürlich menſchlichen Grauen, das faſt jede Mannsperſon befällt, wenn ſie allein in größere Damengeſellſchaft eintreten ſoll.



Bei den „vornehmen Jungfern" ging's allerdings lebendig genug zu. Obgleich die mit Lohkäs erhitzten Bügelſtähle der Frau Menſch nie in übermäßige Glut gerieten, ſo herrſchte doch ein artiger Dampf im Zimmer, ſo daß die Angeſichter der jungen Mädchen, die da eifrig hantierten, kaum zu unterſcheiden waren.

Die Jünglein aber waren nicht gehemmt; die gingen in möglichſter Geſchwindigkeit über allerlei wichtige Themate, und die unerhörte Erſcheinung eines ſchönen jungen Mannes fiel wie ein Bombenſchuß in die junge Geſellſchaft. Eh die erſchreckten Fräulein ſich aber noch beſinnen konnten, hatte Hugo die Schwelle des düſtern Manſardenſtübchens überſchritten, wo auf einem reinlichen Bett eine kümmerliche Geſtalt lag. „Es iſt nicht gerade immer bettlägerig,“ ſagte die Mutter; „aber wenn es auf iſt, ſieht es ſo gar verbärmlich aus; da laß ich's im Bett an den Tagen, wo ich die Lehrjungfern habe.“

Das war nun freilich ein kümmerliches Blümchen, ein Geſchöpf, von dem ſich nicht beſtimmen ließ, ob es jung oder alt war, das ſich da mühſam aufrichtete und den neuen Doktor ohne beſonderes Erſtaunen mit ſtillen, geduldigen Augen anſah.

Ein paar wunderbare Augen waren es, die aus dem abgezehrten, ſchmerzverzogenen Geſicht leuchteten, wie Sterne über ein Leichenfeld. Der junge Arzt war in Krankenhäuſern von einem Schmerzensbett zum andern gegangen; er hatte an der Seite des Profeſſors Armenhütten der Stadt beſucht: aber da waren ihm die Kranken nicht ſo recht als Menſchen, nur als Gegenſtände erſchienen, und nun hatte er ſich ſeit lange nicht menſchlichem Leben und Leiden ſo unmittelbar gegenüber geſehen.

„Wo fehlt es denn zumeiſt?“ fragte er.

„Ach, überall, Herr Doktor!“ ſeufzte die Mutter, und nun begann eine ſehr geläufige Darſtellung, wie man ſie ſchon vor der Heirat mit ihrem ſeligen Mann, dem Schneider Menſch ſelig gewarnt habe, weil in dem ſeiner Familie ſo ungeſundes Blut ſei; denn von ihrer Familie, da komme es gar nicht her, im Gegenteil, da ſeien die Leute ſehr robuſt und merkwürdig geſund, faſt gar zu geſund, gar nicht zum Umbringen! Ihr älteſter Sohn, jetzt Soldat, der ſchlage in ihre Familie, ein Staatsmenſch, eine wahre Pracht von einem Mannsbild; man könnte zwei aus ihm machen, wie ſein Vater einer geweſen. Aber noch ehe das Dörchen, das arme Tröpfle, zur Welt gekommen, ſei aus ihrem Mann ſelig, der, mit Reſpekt zu melden, jederzeit ein leibarmes Mannle geweſen, die alte Familienſchwächlichkeit herausgeſchlagen, und ſie habe ſo viel mit ihm durchgemacht, daß kein Wunder ſei, daß das Tröpflein ſo erbärmlich ausgefallen. Eine Laſt ſei ihr aber das Kind nicht, — im Gegenteil . . .

Während der Doktor ſich vergeblich bemühte, dieſen Redefluß zu unterbrechen, hatte ſich das kranke Mädchen mühſam vollends aufgerichtet und ſah mit leuchtenden Augen hinüber nach dem einen Dachfenſterlein, vor dem ein Blumenbrettchen angebracht war mit einer Flora von Nelken, Reſeden und Balſaminen. „Es kommt ſchon wieder,“ flüſterte ſie glückſelig; die Mutter hielt augenblicklich inne und ſah hinüber. „Es kommt jetzt alle Tage!“ lächelte das Mädchen wieder, und das kümmerliche Geſicht gewann einen faſt lieblichen Ausdruck in der lautern Herzensfreude, mit der ſie auf ein Vögelein zeigte, das ſich bis zum Sims des niedern Fenſterleins gewagt hatte und eifrig die Broſamen aufpickte, die die Mutter auf ihr Bitten am Morgen ſchon ausgeſtreut hatte. „Nur leiſe!“ bat ſie wieder, und unwillkürlich blieb der junge Mann wie die Mutter lautlos ſtehen und ſahen dem Vögelein zu, das ſchon ziemlich daheim ſchien, von Zeit zu Zeit mit ſeinen klugen Aeuglein aufſchaute und dann wieder fortpickte, bis es, durch ein lauteres Geräuſch von draußen erſchreckt, endlich davonflog. Faſt ängſtlich blickte die Mutter nach dem kranken Mädchen, das aber lächelte zuverſichtlich: „Es kommt wieder; es weiß jetzt ſchon, daß ihm nichts geſchieht.“

Die Mutter wurde abgerufen, und Staiger war froh, von dem Mädchen ſelbſt ihr Leiden erfragen zu können, ohne wie bei der Mutter auf den Urſprung aller Dinge zurückkehren zu müſſen. Freilich war die ganze Geſchichte dieſes ſechzehnjährigen Lebens eine Leidensgeſchichte, die ihm das Kind ſo ruhig, ſo klagelos erzählte, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde. Gehen hatte ſie nie können, außer an Krücken, aber ſie hatte Zeiten gehabt, wo ſie faſt ohne Schmerzen geweſen war. — „Es iſt mir oft recht gut gegangen," ſagte ſie mit dem eignen ſanften Lächeln, das ſelbſt dieſen leidensvollen Zügen einen Reiz gab; „wir haben einmal ein Gärtchen gehabt hinter dem Haus; da haben ſie mich ſchon früh am Morgen hinunter getragen, und ich hörte ſingen von der Kirche und faſt gar predigen!"

„Jetzt aber wohnet ihr trübſelig," ſagte Hugo mitleidig.

„Ja, aber jetzt kommt das Vögelein, oft kommen auch zwei!" ſagte das arme Kind mit glücklichem Geſicht, „und manchmal lieſt mir eine von den Fräulein draußen vor."

Hugo hörte noch all die nähern Umſtände des Leidens und verordnete etwas, wenigſtens zur Linderung der Schmerzen. Die jungen Mädchen draußen lachten und plauderten und ſteckten die Köpfe zuſammen über das Phänomen des jungen Arztes, den eine ſogar als einen Privatdozenten erkannte, welcher, obgleich noch ein Mann zweifelhafter Zukunft, doch in einer Univerſitätsſtadt immerhin mehr wiegt, als ein gewöhnlicher Menſch irgend eines andern Standes. Alle wußten ſo beiläufig, daß Frau Menſch eine elende kümmerliche Tochter in einem Nebenſtübchen habe; unter allen war aber eine, nur eine einzige, die vor den Lehrſtunden, oder wenn ſie vorüber waren, ſich leiſe hineinſchlich in das Schmerzenskämmerlein, einen friſchen Blumenſtrauß oder etwas Obſt auf das Bett legte und dafür ein glückſeliges Lächeln zum Dank erntete, das ihr Herz warm machte für den ganzen Tag. Und doch waren es lauter gutherzige Kinder, und es wäre ihnen gar nicht auf kleine Geſchenke für die Kranke angekommen, wenn Frau Menſch ſie darum gebeten hätte. Dieſe aber ſetzte eine Ehre darein, ihr krankes Kind allein zu erhalten, und die „kleinen Freundlichkeiten", dieſe guten Engel des Alltagslebens, können ja nur Wert haben, wenn ſie freiwillig aus liebevollem Herzen kommen.

Wie ſchön iſt es, wenn junge Augen frühe ſchon genetzt ſind mit dem Himmelstau, der die Blicke öffnet für das verborgene Leid der Erde, für das gerade junge Weſen, welche noch nicht ſchwerfällig geworden ſind von den Erdſchollen, die ſich ſo gern an die Tritte der Langgewanderten anhängen, ſo anmutigen Troſt bieten können! Das ganze Thun und Leben würde ſo viel reicher, die Enttäuſchungen, die keinem jungen Herzen erſpart bleiben, wären ſo viel leichter zu tragen, wenn das Herz ſich frühe geübt hätte in der edlen Kunſt, ſich ſelbſt um andrer willen zu vergeſſen.

Die erſten Mittel, die Hugo verordnet, verſchafften wirklich der Kranken Erleichterung, und eine Orange, die er ihr mitbrachte, die erſte, die ſie koſtete, machte ſie glücklich in ihrer ſtillen Weiſe. Sie nahm alles Freundliche, was ihr widerfuhr, in eigentümlicher Weiſe auf, mit herzlicher Dankbarkeit und Freude und doch wieder mit einem ruhigen Ausdruck, der zu ſagen ſchien: „Ich hab's ja wohl gewußt.“ Die gerührte Frau Menſch ſäumte nicht, das Lob des neuen Arztes in allen ihren Kundenhäuſern zu ſingen; und — war es dieſe Empfehlung, war es die den Profeſſoren wohlbekannte wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit des jungen Mannes; hatten etwa auch die „vornehmen Jungfern“ bei Frau Menſch, denen der junge Arzt, der ſo gewiſſenhaft die arme Kranke beſuchte, ſehr intereſſant war, ſo daß ſie ſelbſt hie und da in dem Stübchen einkehrten, einigen Einfluß? — Genug, da und dort ward Doktor Staiger berufen, und er mußte ſeinem Freunde Geier recht geben, die Praxis hatte etwas Zerſtreuendes, Erfriſchendes ſogar, wenn es ihn auch oft ungeduldig machte, ſeinen Studien zuviel entzogen zu ſein. Er fand nicht eben Befriedigung, aber Vergeſſen hie und da; er war aufgelegt in Abendgeſellſchaften zu gehen, und Frau Emilie Geier war zufrieden mit ihm, obwohl er ſich nicht ſehr erwärmt und erfriſcht fühlte von ihrer kühlen, leichten Art, alle Lebensfragen abzufertigen. Er konnte nicht ganz vergeſſen, was ihm ſchwer auf der Seele lag, aber er konnte es zurückſchieben; die körperliche Ermattung am Abend machte ihm heitere Geſellſchaft wünſchenswert, und Frau Emilie hoffte bald, ihn gänzlich zu kurieren.

Das kranke Mädchen beſuchte er fleißig, obgleich er keine Hoffnung auf die Möglichkeit einer Herſtellung hatte; die [illegible]ngen

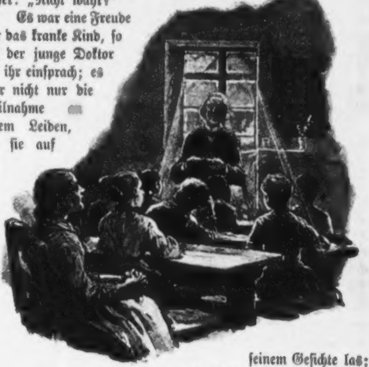
Fräulein aber waren ſehr im Irrtum, die da in der Stille glaubten, es ſei ihm doch ungeheuer intereſſant, ihnen zu begegnen an dieſem obſkuren Orte. Es war dieſe hinwelkende Blume allein, dies leidende Kind, das nie gewußt hatte, was Leben heißt, das eine wunderbare Anziehungskraft auf ihn ausübte. Es klang in ihm noch den ganzen Tag in alles Alltagsleben und Treiben hinein wie eine ſüße, wehmütige Melodie, wenn er morgens an dieſem Schmerzenslager geſtanden, — er mußte darüber nachdenken, mehr als über ſein philoſophiſches Problem. Es war nicht die ſtille Geduld, mit der ſie ihr Leiden ertrug, nicht der kindliche Sinn, mit dem ſie ſich am Kleinſten erfreuen konnte: es war die tiefe, ſelige Sicherheit, die aus dem Blick dieſer Augen leuchtete, die aus dieſem ſüßen Lächeln ſprach, das nach den leidensvollſten Stunden doch wieder auf den blaſſen Lippen lag; man fühlte, ſie wußte ſich wie ein Kind in Mutterarmen geborgen. Er ſprach einmal von dieſer ihm wunderbaren Erſcheinung mit Frau Emilie Geier; ſie hörte ihm mit etwas zerſtreutem Intereſſe zu. „Ja, es iſt eine eigentümliche Sache,“ meinte ſie, „aber nicht zu verwundern; es findet ſich ſolche Standhaftigkeit im Leiden häufig bei Pietiſten. Sie wiſſen ja, es iſt die alte Geſchichte wie bei den Märtyrern, die am Ende nicht mehr fühlten, wenn man ſie durch und durch ſägte; etwas Aehnliches findet ſich auch bei den Indianern, die höchſt fidel in den martervollſten Tod gehen. — Das iſt eine Aufgabe für euch, ihr Herren, den wunderbaren Zuſammenhang der Einbildungskraft oder des Glaubens, wenn ihr es ſo nennen wollt, mit den Nerven zu ergründen; — ich könnte auch eine Portion dieſer Kraft brauchen, wenn mein fatales Zahnweh wieder kommt. Wir nüchternen Menſchenkinder brauchen ein gut Teil mehr Stärke zum Ertragen, da wir nicht gleich einen Himmel in petto haben mit einer neuen Zahnreihe. — Ich habe gar nicht gewußt, daß die Menſchin fromm iſt, ſie kam mir nicht ſo vor.“

Es war das zum letztenmal geweſen, daß Hugo im Kreiſe ſei[illegible] Bekannten von dem kranken Kinde redete. Es war ihm, als ſei ein leichter Riß zwiſchen ihm und ihnen, und er hätte Frau Emilie ſchwer begreiflich machen können, was er ſo tief fühlte, daß das ſtille Friedenslicht auf dieſem blaſſen Geſicht etwas ganz andres ſei, als der trotzige Todesmut des Indianers.

„Sind Sie denn ſtets ſo geduldig und zufrieden geweſen, Dörchen?“ fragte er ſie einmal. — „O nein, nicht immer, ich bin's auch jetzt noch nicht; Sie ſehen mich nur nicht, wenn ich widerwärtig bin; aber es iſt noch anders geweſen. O, ich war ſo ungeduldig! Wenn ich andre habe um mich ſpringen und lachen hören, und mir that alles weh; oder wenn ich von kranken Kindern reicher Eltern hörte, die ſorgfältig gepflegt wurden und ſpazieren fahren durften und in Bäder reiſen, — das hat mir alles ins Herz geſchnitten; ich wollte oft keinen Menſchen ſehen, und habe meiner armen Mutter das Leben ſchwer gemacht.

„Da haben ſie mich hinübergetragen in die Schule, wo der Herr Stadtpfarrer den Vorbereitungsunterricht gab; ich bin in einer Ecke von der großen ſtaubigen Schulſtube geſeſſen, und nachdem die Kinder ein paarmal nach mir geguckt, haben ſie mich faſt vergeſſen. Aber ein ganz heller Sonnenſtrahl ſchien bis in die Ecke, wo ich ſaß, gerade wie zu mir hin, und in dieſem Sonnenſtrahl ſtand auch der Herr Pfarrer; er ſah immer gar bleich aus, — er iſt ſchon lang geſtorben, — aber ſo ehrwürdig! Da war mir's immer, als ob ich in meiner Heimat ſei, und ich freute mich von einem Tag zum andern. Ich habe dem Unterricht nicht immer nachfolgen können, — ich bin gar langſam von Verſtändnis; aber all die vielen ſchönen Worte, die ich gehört, die ſind ganz in meine Seele hineingegangen; ich habe geſpürt, daß das alles für mich, ganz für mich allein iſt, wie wohl ſchon für viel tauſend arme Herzen. So oft mir's jetzt wieder zu ſchwer wird, ſo fällt mir eins von den ſchönen Worten ein; da kann ich nicht mehr klagen.“

Und mit ihrem ſeligen, zuverſichtlichen Lächeln, mit einer ſo innigen Sicherheit, daß alle philoſophiſchen Beweiſe daran ſchmolzen wie ſcharfes, helles Eis an der Sonne, ſagte ſie ihm einige ihrer Lieblingsſprüche: „Denn ich achte, daß dieſer Zeit Leiden nicht wert ſind der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbar werden.“ „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben!“ — und dann legte ſie ſich müde zurück und ſagte nur noch, ſo ganz ſiegesſicher: „Nicht wahr?“

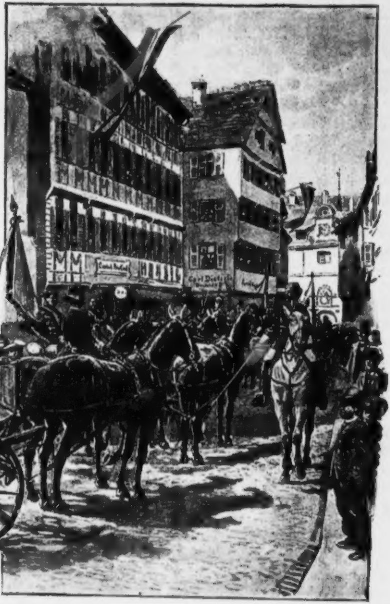


Es war eine Freude für das kranke Kind, ſo oft der junge Doktor bei ihr einſprach; es war nicht nur die Teilnahme an ihrem Leiden, die ſie auf ſeinem Geſichte las; auch nicht die kleinen Gaben waren es, ein hübſches Bildchen, eine Blume, eine Frucht, mit denen er ſie hie und da beſchenkte: — es war ein Stück Leben, dieſe kräftige, männlich ſchöne Geſtalt; ſein bloßer Anblick erfriſchte ſie, wie vielleicht ein grüner Baum es gethan hätte, und in der letzten Zeit war Hugos Gang wieder elaſtiſcher und leichter, ſeine Miene nicht mehr finſter und verdroſſen, wie ſie nach ſeiner Rückkehr aus den Oſterferien geweſen war.

Von Lydia hörte er nichts. Es ſchien, als ob ſie auf einem andern Stern weilte; nicht eine Seele hier, die ſie gekannt, niemand, mit dem er von ihr reden konnte. — „Es iſt gut ſo,“ dachte er, und doch wollte ſich das Heimweh nach ſeinem kurzen Glück nicht bezwingen laſſen. Oft ſchon hatte er ihre Briefe, ihre kleinen Gaben in der Hand gehabt, um ſie zu verbrennen oder ſie ihr wieder zu ſenden, — er vermochte es nicht. Solange ſie die ſeinigen behielt, wollte er ſich auch nicht von den ihrigen trennen.

Es beſtand ſo gar keine Aehnlichkeit zwiſchen dem blühenden Jugendbild ſeiner Lydia und der abgezehrten Jammergeſtalt in dem Dachſtübchen der Büglerin, und doch, ſo oft er bei der kranken Dorothee ſaß, tauchte ihm Lydias Bild lebendiger auf, regte ſich eine leiſe Hoffnung in ihm, als ſei ſie ihm doch nicht ganz verloren. Wie er ſie wieder gewinnen könne, das war ihm freilich noch nicht ganz klar; denn nachgeben, zum Kreuze kriechen? — nimmermehr!

Er wußte allmählich die Tage, an denen Frau Menſch „ausbügelte“, und wo die Kranke mit der ſtocktauben Großmutter allein war. Es war ein prachtvoller Herbſtmorgen, als er nach einem Frühritt ins Freie ſein Pferd nach Hauſe ſchickte, um nach Dörchen zu ſehen. Draußen war es ſo ſchön! — ein Reichtum von Glanz und Farben, ein geſchäftiges, munteres Regen und Leben, wie es nur ein reicher, ſonniger Herbſt mit ſich bringt. Eine fröhliche Geſellſchaft, Studenten und junge Mädchen nebſt einigen Reſpektsperſonen, war eben an ihm vorübergezogen, um auf einem benachbarten Landgut einzufallen als munteres Starenvolk; ein glänzender Studentenausritt mit Muſik und geſchmückten Reitern, mit Flaggen und Fahnen bereitete ſich in einer Seitenſtraße vor; luſtige kleine Buben ſchauten zu und biſſen keck in rotbackige Aepfel, von denen ihre Taſchen ſtrotzten: — alles Luſt und Leben. In dem Krankenkämmerlein war's düſter, als er eintrat; es bekam erſt gegen Abend ein wenig Sonne. Die Ahne war in dem alten Lehnſtuhl in der Ecke eingenickt; Dörchen aber lag wach und grüßte ihn mit ſchwachem Lächeln.



Ein glänzender Studentenauftritt mit Muſik und geſchmückten Reitern, Flaggen und Fahnen bereitete ſich in einer Seitenſtraße vor. (S. 294.)

„Sie haben viel Schmerzen gehabt?“ fragte er; er ſah es an dem Ausdruck ihres Geſichts.

„Ach ja,“ ſagte ſie matt, „die ganze Nacht! aber es iſt dann nachher ſo gut, wenn's vorüber iſt; ich bin jetzt ganz froh, daß ich ſo ruhig liegen darf; ich möchte gar nicht gehen, wenn ich auch könnte.“

Er ſah wohl, daß er im Augenblick nichts thun könne, als ſie vollkommen ruhen zu laſſen, und doch that es ihm weh, ſie ſo allein laſſen zu müſſen, und diesmal hatte er nicht einmal daran gedacht, ihr etwas mitzubringen. „Kann ich gar nichts zu Ihrer Erleichterung thun?“ fragte er; „ich habe heute ruhige Zeit, ich könnte mich wohl ein wenig verweilen.“

„O, wenn Sie . . .“ hub Dörchen an, hielt aber wieder ſchüchtern inne, als wäre ſie im Begriff geweſen, zu viel zu verlangen.

„Wenn ich?“ fragte er lächelnd.

„Fräulein Jettchen kann heute nicht kommen,“ begann ſie wieder ängſtlich und errötend; „die Mutter iſt auch fort und die Ahne ſieht nichts mehr; wenn Sie — mir ein wenig weiter leſen möchten, da wo wir geblieben ſind. Wenn die Nacht ſo ſchlecht geweſen, ſo kann ich ſelber nicht recht denken, da thut mir's ſo wohl; aber — es iſt zu keck von mir,“ ſagte ſie zagend.

„Herzlich gern,“ ſagte Hugo freundlich; — er wunderte ſich gar nicht, wie er, der geiſtvolle Dozent, ſo mit einemmale zum Vorleſer eines armen, kranken Mädchens geworden, — „ſagen Sie mir nur, wo ich Ihre Lektüre finden kann.“ Sie nahm mit ihren ſchwachen Händchen die Bibel, die auf dem Tiſchchen lag, und ſchlug ſie auf. „Da ſind wir, am einundzwanzigſten Kapitel der Offenbarung.“

Nun, das dünkte ihm doch ſtark, daß er auch noch aus der Offenbarung leſen ſollte! Sie war ihm freilich ziemlich unbekannt; denn ſein ſehr vernünftiger Lehrer hatte ſo unverdauliches Zeug in der Schule nicht leſen laſſen. Er kannte ſie nur aus grotesken Bildern in Bauernſchenken, wo das Tier aus dem Abgrund, die himmliſche Schar auf weißen Pferden, die Verdammten im Feuerpfuhl auf grelle und geſchmackloſe Weiſe zuſammengeſtellt waren.

„Hören Sie nicht lieber andre Stellen, vielleicht die Bergpredigt?“ fragte er; „die Offenbarung iſt ſchwer verſtändlich...“ — „Das kann ſein,“ ſagte Dörchen, „ich verſuche auch nicht, alles zu verſtehen; aber wenn ich müde bin zum Denken, dann thun mir die ſchönen Bilder ſo wohl; ich fühle recht, wie herrlich das ſein muß, für das der Apoſtel eben auch nur Worte von dieſer Welt hat finden können; wie ſo viel ſchöner als dieſe Bilder! Es iſt, als ob ein kleiner, kleiner Spalt von der Himmelsthür aufginge...“

Um ſie vor weiterem Reden zu bewahren, nahm er das Buch und las, las weiter, ruhig, langſam, deutlich, wie ſie's wünſchte, und hatte bald vergeſſen, wie ſeltſam, faſt lächerlich ihm ſeine Situation hier vorgekommen war. „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menſchen; und er wird bei ihnen wohnen und ſie werden ſein Volk ſein, und er ſelbſt, Gott mit ihnen, wird ihr Gott ſein; und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen... Und ich will den Durſtigen geben von dem Brunnen des lebendigen Waſſers umſonſt... Wer überwindet, der wird es alles ererben.“ Er fühlte, wie ſolche Worte ſo müden Herzen klingen mußten; er fühlte, daß alle Quellen menſchlichen Geiſtesreichtums für die Verlaſſenen der Erde keinen Labetrunk bieten können, wie dieſe Verheißungen.

Und wenn er weiter las von „der großen Stadt, dem heiligen Jeruſalem, die die Herrlichkeit Gottes hatte und deren Licht war gleich dem alleredelſten Stein, einem hellen Jaspis; von den Perlenthoren und goldnen Gaſſen und dem lauteren Strom des lebendigen Waſſers, der vom Stuhle Gottes und des Lammes ausgeht,“ fand er es noch lächerlich oder dachte er noch an jene Bilder der Dorfſchenke? Tauchte nicht vielmehr eine Ahnung in ihm auf von dem Reiche, in das dem Seher ein Blick vergönnt war, das nicht nur ein Reich des Rechtes und der Wahrheit, nein, auch ein Reich des Lichtes und der reinen Schönheit iſt? wo nicht nur Leid und Sünde ausgeſchloſſen ſind, nein, wo auch Kunſt und Poeſie, die reine Welt der Farben und der Töne geläutert, geklärt, ihre rechte Heimat finden werden?

Es wäre wohl anders geweſen, wenn er all dieſe Worte geleſen hätte daheim, in ſeinem kühlen Arbeitszimmer, umgeben von all dem geiſtigen Apparat, der ſo oft zu einem Arſenal für den Unglauben wird. Hier aber, wo er unter dieſen Worten das leidensvolle Geſicht ſich verklären ſah in ſüßem Frieden, wo er vermöge der geheimnisvollen Divinationskraft der Menſchenſeele fühlen mußte, wie in ihre Seele hinein die Himmelsbotſchaft wie erfriſchender Balſam auf eine welkende Blume fiel, — da war es ein andres.

Er ging an dieſem Abend nicht in Geſellſchaft.

III.

Oſtern.

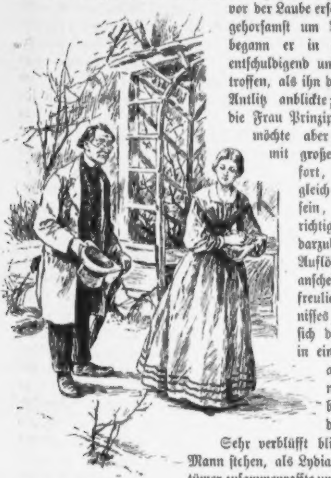
Gar trübe war der Frühling für Lydia verfloſſen. Sie ſah, daß es ſchön war draußen; ſie hörte die Vögel ſingen, — aber ſie fühlte es nicht, ſie hegte und nährte ihr Leid recht gefliſſentlich; ſie ſaß bis in die tiefe, ſpäte Nacht einſam in ihrem dunkeln Zimmer und blickte hinaus in die Ferne, wo ſie nichts mehr ſuchen durfte. Es that ihr leid, wenn die Müdigkeit ſie nötigte, das Lager zu ſuchen, und war ihr nicht lieb, daß ſie, nach den erſten halbdurchweinten Nächten, doch gewöhnlich erſt am klaren Morgen aus einem feſten Schlaf erwachte; es that ihr leid, daß ſie geſund blieb, wenn auch ihre Wangen etwas bläſſer, ihre Augen trüber waren als zuvor. Sie wäre ſo gern geſtorben! waren ja doch Liebe und Leben für ſie vorüber; dann, auf ihrem Sterbebette hoffte ſie vielleicht Hugo noch einmal ſehen zu dürfen. Sie wollte ja gern ihr junges Leben dahin geben um eine ſelige Abſchiedsſtunde! Daß es ihr in den Tiefen des Herzens eine ſtille Befriedigung war, zu denken, wie bitter ihr Vater ſeine Härte bereuen mußte, wenn ſie das Opfer derſelben würde; wenn Hugo ſelbſt wohl das Leben ohne Liebesglanz nicht mehr ertragen könnte und *eine* Gruft die beiden Leichen decken, *eine* Trauerweide ſich über beider Hülle neigen würde: — daß es ihr wohl that, im Gedanken an das Herzeleid ihrer Eltern zu ſchwelgen, das geſtand ſie ſich nicht und wußte es nicht.

Mechaniſch, willenlos that ſie all ihre Geſchäfte, half auch Tabea bei ihren Liebeswerken, wenn dieſe ſie darum bat; aber ſie fand nicht Freude und nicht Frieden dabei. Tabea hatte gelernt, all ihre Sorgen, ſo auch die um die Schweſter, in ihrer ſtillen Seele zur Ruhe zu legen. Die Mutter litt am ſchmerzlichſten unter Lydias troſtloſer Trauer; ſie trug das alte Frauenlos, zwiſchen Gatten und Kind mitten inne zu ſtehen. Bei ihrem Gatten hätte ſie auch nicht den leiſeſten Verſuch gewagt, ſeinen Sinn zu ändern; ſo verſuchte ſie denn, wo ſie konnte, dem Kind eine kleine Freude zu machen mit Blumen, mit Büchern, mit den Kleinigkeiten, die ſonſt einen Mädchenſinn zerſtreuen und ergötzen, und ſie fühlte eine wahre Dankbarkeit, wenn ſie einmal ein Lächeln auf dem trüben Geſicht hervorrufen konnte. Lydia ahnte nicht, wie grauſam egoiſtiſch ſie war, nicht, weil ſie Leid trug um ihr Liebesglück, nein; aber weil ſie dies Leid eigenſinnig und gewaltſam feſthielt, ſtatt es in ſich zu verklären. Sie wußte nicht, daß ſie unrecht that, wenn ſie ihre Seele verſchloß allen freundlichen Eindrücken, die ihr Troſt und Frieden bringen konnten; — ſie glaubte nur eine heilige Liebespflicht zu erfüllen, indem ſie alle andern Pflichten von ſich ſtieß.

Mit Hugos Vater hatte ſich Elwert verſtändigt nach der Auflöſung des Verhältniſſes; es war von dort kein Widerſpruch erhoben worden, Briefe und Geſchenke wurden nicht ausgetauſcht, — kein Laut, nicht die leiſeſte Kunde drang mehr zu Lydia aus der verſunkenen Wunderſtadt ihres kurzen Glückes.

Es war ihre einzige, traurige Freude, wenn ſie allein ſein konnte, die wenigen Reliquien aus ihrer goldenen Zeit: Hugos Briefe, ein Löckchen von ſeinen Haaren, ſeine Gaben vor ſich auszubreiten und ſich wieder recht einzuleben in jene ſeligen Tage. Ein zierliches, kunſtvoll gearbeitetes Ei von Elfenbeinſchnitzerei lag unter den Geſchenken, — das hatte Hugos Oſtergabe ſein ſollen, es enthielt die Verlobungsringe; — es war dageblieben und ſie hatte es nur einmal geöffnet.

So ſaß ſie eines Morgens in der kleinen Laube, vor ſich all die teuren Beſitztümer, und konnte ſich einmal wieder recht von Herzen ausweinen. Sie hörte leiſes Geräuſch, — ach, es war der wetzſteinfarbne Biberrock des guten Buchhalters, der vor der Laube erſchien. „Bitte gehorſamſt um Verzeihung,“ begann er in aller Breite entſchuldigend und etwas betroffen, als ihn das verweinte Antlitz anblickte; „ich habe die Frau Prinzipalin geſucht, möchte aber,“ fuhr er mit großer Höflichkeit fort, „möchte zugleich auch ſo frei ſein, mein aufrichtiges Beileid darzubringen zu der Auflöſung eines anſcheinend ſo erfreulichen Verhältniſſes; hoffe, daß ſich demunerachtet in einer oder der andern Weiſe noch alles zum beſten wenden werde.“ Sehr verblüfft blieb der gute Mann ſtehen, als Lydia ihre Heiligtümer zuſammenraffte und mit dunkelglühendem Geſicht an ihm vorüberrauſchte. Das war jetzt doch die paſſende Gelegenheit geweſen, nach der er ſchon lange geſucht, um ſeine Teilnahme auszuſprechen! Er hätte gern auch noch eine beſtimmtere Vertröſtung auf anderweitige glückliche Verſorgung ausgeſprochen. Er wußte in der That nicht, wie man mit den Frauenzimmern daran war, ſo alt er auch ſchon geworden.



Lydia war froh, daß dieſer Sommer ſtiller als ſonſt für die Familie vorüberging. Trotz der ſehr ernſten Geſinnung ihres Oberhauptes, die dem ganzen Hauſe ihren Stempel aufdrückte, ward doch die Familie Elwert den Sommer über ſonſt fleißig heimgeſucht von Frau Schwägerinnen, denen die Landluft gut that, wenn ſie auch der Fabriklärm etwas angriff und der Anblick ſo vieler armen Leute ihnen zuſetzte; von jungen Vettern, die ſich gern dazu hergaben, einmal der Abendandacht beizuwohnen, — das Morgengebet verſchliefen ſie, — um ſich dafür mit dem ſchönen Bäschen im Garten und auf Waldſpaziergängen amüſieren zu dürfen; von armen Verwandten, die ſich wärmten an dem behaglichen Herd, den ſich der Herr Vetter gegründet, deſſen Verwandtſchaftsgrad mit ihnen faſt nicht mehr zu ermitteln war.

Zufällig kamen dieſen Sommer wenige ſolcher Gäſte, und Tabea konnte nach Herzensluſt ihre eignen Wege gehen: Montags in die Bibelſtunde, wo für die Miſſion gearbeitet wurde; Mittwochs in das Armenkränzchen, wo man für Wöchnerinnen und arme Konfirmanden nähte; Freitags in den Verein zur Ausſtattung armer Dienſtmädchen und Lehrjungen. Es beirrte ſie nicht, wenn man ihr lächelnd nachſchaute aus den Häuſern der Stadt, an denen ſie ihr Weg vorüberführte, und fragte: „Nun, in was für eine barmherzige Viſite geht's heute?“ Es bekümmerte ſie nicht, wenn ſie da und dort lehrreiche Anſpielungen hörte über dieſe geiſtige Vielgeſchäftigkeit; ſie ging ihrer Wege im Frieden, glücklicher als andre, die ſich zum Balle rüſteten. Sie hatte jeden Tag um etwas Beſonderes zu beten; auf jeden Tag zu ſorgen, jeden Tag etwas, auf das ſie ſich freute. Ihr Leben war ſo reich, ſo ausgefüllt. Was Langeweile und Ueberdruß ſei, hatte ſie nie erfahren. Auch verſäumte ſie keine näher liegenden Pflichten, und es lagen ihr deren doppelt viel ob, ſeit Lydia, in ihr Leid verſunken, alles andre nur mechaniſch that. Sie hatte vom Vater außer der Schulſtunde, die den Fabrikkindern zugeteilt war, noch eine Abendſtunde herausgeſchlagen, an denen ſie die Kleinen um ſich verſammelte zu leichten Handarbeiten und wo ſie ihnen bibliſche Geſchichten vorlas; ſie leiſtete der Mutter treuliche Hilfe. — Es iſt merkwürdig, wieviel ein ſelbſtloſes Gemüt der Zeit abzugewinnen weiß, die ſo vielen nicht hinreichen will für ihre eignen Geſchäfte! Nur an der Schweſter ging trotz des redlichſten Willens ihre innere Miſſion zu Ende, — ſie fand das rechte Verſtändnis nicht für dieſes ſo feſtgewurzelte Leid, und ein hartes Wort konnte ſie ihr darüber nicht ſagen.

Die Lichtpunkte in Tabeas ſtillem Leben waren aber die Sonntage, an denen der „neue Dekan“ predigte. Wenn ſie ſeinen Namen auf dem Kirchenzettel las, ſo verklärte ſich ihr Geſicht wie bei einer unerhörten Freude. Der neue Dekan war ſchon ſeit einem Jahre in der Stadt; aber da er nicht lang nach dem Tode ſeiner Frau gekommen war, trat er nur ſelten auf, und ſeine Predigten, die Kraft und Tiefe mit ſeltenem Wohllaut des Vortrags verbanden, wurden mit der Begeiſterung gehört und aufgenommen, wie ſie gerade auf geiſtlichem Gebiete nicht ſelten aufflammt und leider auch nicht ſelten wieder erkaltet, ohne daß an dem Prediger ungewöhnliches Verdienſt oder beſondere Schuld zu finden wäre. Und doch war es auch nicht Heuchelei, keine eigennützige Abſicht, kein Sinnenreiz, was die Menge zu den Füßen des Predigers trieb, — bloße Neugier doch nur bei der Minderzahl, — was denn? Es iſt wohl dasſelbe, was einen neuen Wunderdoktor geſucht und umringt macht: es iſt ein verborgenes Gefühl der Hilfsbedürftigkeit, es iſt der Drang nach Frieden, nach Genügen im beſten Sinne, was die Mehrzahl hinführt zu dem Prediger, deſſen Worte ſie einmal ins Herz getroffen; aber — ſie möchten einen geiſtlichen Wunderdoktor, der ſie ſelig mache ohne Mühe. Geht's an den Ernſt der eignen Verleugnung, an die völlige Hingabe des Herzens, — dann bleibt's bei dem alten Ausſpruch des Landpflegers Felix: „Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her laſſen rufen.“ Und der Prediger hat dasſelbe Schickſal, wie es Hugo bei ſeiner erſten Patientin hatte; — er wird für ungeſchickt erklärt, weil der Kranke ſich nicht dazu hergibt, ſich heilen zu laſſen.

Bei Tabea war es kein ſolches Strohfeuer; ihr ging das Herz auf bei jedem neuen Zeugnis der alten Wahrheit, und ſie begriff nicht, wie Lydia, die natürlich pflichtſchuldig zur Kirche gehen mußte, nach einer ſolchen Predigt ſo trübe in ſich verſunken daſitzen konnte; ſie meinte, das müſſe ihr Herz auftauen. Lydia aber wußte nachher nicht, war es der Dekan geweſen, der gepredigt hatte, oder einer der andern Geiſtlichen.

Das aber war ein gloriöſer Tag für Tabea, als der Dekan, er ſelbſt in eigener Perſon, ihren Vater beſuchte, um ſich mit ihm über eine neue Armenſchule, an der auch Fabrikkinder teilnehmen ſollten, zu beſprechen. Die gute Tabea war in manchen Stücken noch wie ein Kind; es war ihr kaum denkbar, daß der Mann, zu dem ſie bis jetzt nur auf die Höhe der Kanzel emporgeblickt, nun in ihrer Gartenlaube ſitzen ſollte wie ein andrer Menſch, und den Kaffee trinken, den ſie bereitet, den Lydia ihm anbot! Sie hatte freilich auch ſchon andre Geiſtliche im Alltagsgewand geſehen, aber dieſer! — der war eben gar nicht wie andre.

Dekan Günter zeigte ſich als ein anſprechender Mann; war er auch nichts weniger als ſalbungsvoll in ſeinem geſelligen Auftreten, ſo trug doch ſein Weſen den Stempel eines ernſten, feſten Kernes; ſein ſtattliches Aeußeres hatte etwas Anſprechendes. „Er könnte einen Ledigen vorſtellen,“ meinte Suſanne, die alte Magd des Hauſes, „und das einzige Kind da, das er hat aus erſter Ehe, das iſt ja gar nicht der Rede wert!“ Er ſagte dem Fabrikherrn ſehr zu; die Männer fanden vielerlei zu beſprechen. Er kam wieder, und die kleine Melanie, ſein Töchterlein, kam gar zu gern mit dem Papa heraus, wo der große Garten zu jeder Jahreszeit reiche Weide gab, und wo ſich unter den Kindern Geſpielen ihres Alters fanden. Tabea hätte ihre Augen ausgeriſſen und dem Kinde gegeben; ihre ſchönſten Bibelbilder, die niedlichſten kleinen Blumenſträuße und Schächtelein, in deren Verfertigung ſie eine faſt nonnenhafte Geſchicklichkeit hatte, — alles ſparte ſie für die Kleine auf; ſelbſt Lydia konnte ſich dem Einfluß der Lieblichkeit des Kindes nicht ganz entziehen und — ſei es der Zauber der Schönheit, ſei es der unbewußte Widerſpruchsgeiſt der Menſchen-, zumal der Kindernatur, — ein freundliches Wörtchen, ein Blümlein oder gar eine kleine Geſchichte von Lydia waren Melanie viel wichtiger als alle Gaben und Erzählungen der unerſchöpflich guten Tabea.

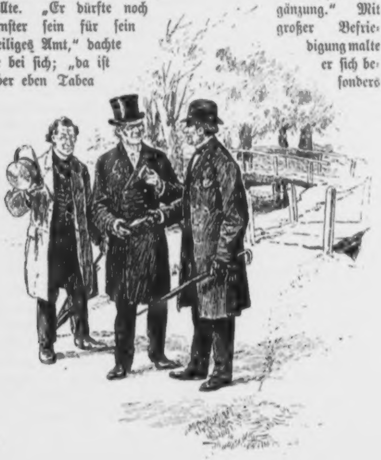
Das allein that Tabea leid bei ihrem hochverehrten Dekan, daß er, wie die meiſten Geiſtlichen, den Prediger mit dem Kirchenrock rein auszog, wenn er auch jederzeit ein würdiger Mann blieb; daß er durchaus nicht darauf aus war, theologiſche Geſpräche zu führen, und eher mit einer Art Aengſtlichkeit auswich, wenn er zu fürchten ſchien, ſie wolle eine geiſtliche Unterhaltung auf die Bahn bringen, welche Scheu vor tiefer eingehenden Geſprächen mit Frauen gar vielen Männern erb- und eigentümlich iſt. Lydia, die anfangs in geheimer Sorge geweſen, er könnte ihr predigen wollen, war erleichtert, in ihm nur den ernſten, angenehmen Geſellſchafter zu finden, und entzog ſich ihm weniger, als ſie bei andern Männern that; auch ſah ſie in der Stille den künftigen Schwager in ihm, dem ſie doch nicht unfreundlich begegnen konnte. Die Welt, ſoweit ſie ſich um das Haus Elwert bekümmerte, war bald darüber im klaren, daß der Herr Dekan nicht bloß um der Armenſchulen willen ſo oft in die Fabrik wandere, daß auch Tabea der Kleinen nicht nur um *ihrer* blonden Löckchen willen ſo ſchmeichle. Die Dienſtboten des Hauſes fanden es ganz in der Ordnung, daß die brave Jungfer, die ſo gut gegen die Armen ſei, noch eine Frau Dekanin werde, nach der Volksmeinung eine der angeſehenſten Stellungen auf Erden. In der Stadt war man der Anſicht, daß, wie ſchön auch der Dekan predigen mochte, der Reichtum des Alten mehr in die Wagſchale fallen werde bei ihm, als die geſchmackloſe Vorzüglichkeit der Tabea, und man hoffte, als ſeine Frau werde ſie ſich denn doch ein wenig beſſer anziehen.

Lydia hatte kaum gefühlt und geſehen, daß der Sommer allmählich vorübergezogen war, der trübſte Sommer ihres Lebens! Es war ſchon recht herbſtlich draußen, als ſie mit den Ihrigen an einem Samstagabend von einem größeren Spaziergang zurückkehrte. Solche gemeinſame Gänge waren ſelten, an Werktagen faſt unerhört; heute aber war der Papa ganz beſonders heiter und gut aufgelegt. Es war in letzter Zeit in all ſeinen Geſchäften ein ganz beſonderes Gedeihen und Gelingen geweſen. Günſtige Einkäufe, neu angeknüpfte vorteilhafte Geſchäftsverbindungen, zweckmäßige neue Maſchinen, — alles war zuſammengekommen, um das Gebäude ſeines irdiſchen Glückes auf das ſicherſte Fundament zu ſtellen. Die Arbeiter waren heute mit erhöhtem Lohn früher entlaſſen worden, nachdem ſie ernſtlich gelobt, keinen Branntwein zu trinken. Elwert kehrte von einem Gang aus der Stadt zurück, der ihm gut gethan; in langer Zeit war ſeine ernſte, düſtere Miene nicht ſo heiter geweſen wie heute. Recht zu guter Stunde war ihm auch, unweit der Stadt, der Dekan begegnet. „Ach, das trifft ſich ja glücklich, Herr Elwert!“ hatte dieſer mit eigentümlich freundlicher Befangenheit geſagt; „ich war im Begriff, einen Brief an Sie . . .“ — „Um ſo beſſer, nun können Sie mir's mündlich ſagen,“ meinte der gut aufgelegte Fabrikherr, der einige Ahnung hatte von dem, was da kommen würde. „Mein einziges Töchterlein,“ hub der ſonſt ſo beredte Dekan, immer noch etwas befangen, an — „Bitte gehorſamſt um Entſchuldigung, falls ich ſtören ſollte,“ ertönte da die Stimme des Buchhalters, der, wie vom Himmel geſchneit, mit einemmale auftauchte; „aber der Herr Prinzipal hatten den einen Brief an Müller u. Co. vergeſſen. Da ich nun wußte, daß Ihnen an ſelbſteigner Uebergabe desſelben viel liege, ſo dachte ich meinen Feierabend nicht beſſer verwenden zu können, als denſelbigen eigenhändig zu beſorgen, und falls ich nicht geniere . . .“

Ehe noch der Prinzipal eine ordentliche Form gefunden hatte, den Buchhalter abzuſchütteln, hatte ihm der Dekan, faſt erleichtert, wie es ſchien, ſeinen Brief in die Hand gegeben.

„Ich hätte ohnehin wegen des morgenden Sonntags nicht Zeit... wenn Sie gefälligſt leſen wollen ... werde vielleicht morgen abend mir die Freiheit nehmen ... mit meiner Kleinen ...“

„Wird uns jederzeit freuen, Herr Dekan,“ ſagte mit väterlicher Würde Herr Elwert, der über den Inhalt des Briefes kaum im Zweifel war. Dieſen ſelben Brief trug er noch uneröffnet in der Taſche, als ihm die Seinigen entgegenkamen und ſie zuſammen dem Hauſe zuwandelten. Es hatte keine Eile mit dem Erbrechen, neugierig war der alte Herr nicht; aber er freute ſich, daß ſeine ſtille Tabea nun doch zu ihrer rechten Würdigung kommen ſollte. „Er dürfte noch ernſter ſein für ſein heiliges Amt,“ dachte er bei ſich; „da iſt aber eben Tabea die rechte Ergänzung.“ Mit großer Befriedigung malte er ſich beſonders



für ſeine Frau das Glück aus, das geehrte, wohl gegründete Haus der Tochter ſo nahe zu haben, in beſtändigem freundlichem Wechſelverkehr ... Sein Gemüt, das gewaltige Kämpfe des inneren und äußeren Lebens ernſt und hart gemacht hatten, fing an, ſich zu erweichen im Gefühle des Glücks. Er ſah auch Lydia, die geſenkten Hauptes zur Seite ging und gedankenlos Blumenblätter zerſtreute, mit milderen Blicken an als ſeit lange und bat Gott im ſtillen, das ſchwache Kind noch die rechte Stütze finden zu laſſen; ja, was unerhört war, er flüſterte der Mutter etwas ins Ohr über den Brief und deſſen wahrſcheinlichen Inhalt. Nur als ſie bat: „O Vater, mach ihn auf! wir können ihn ſchon im Gehen leſen,“ da erwiderte er mit ſeiner alten Gravität: „Nach dem Abendgebet.“

Das Haus mit den ſtattlichen Nebengebäuden lag im rötlichen Licht der Abendſonne, als ſie es erreichten. In bunten Farben glänzten die Geſträuche des Gartens; die jüngeren Kinder tummelten ſich im Spielen auf dem Vorplatz, alle blühend und geſund, — mit wohlgefälligem Blick, wie er ihn ſich ſelten geſtattete, betrachtete ſie der Vater. Nun durfte er hoffen, jedes von ihnen dereinſt auf eigenen Füßen in die Welt hinausſtellen zu können: ein wohlbegründetes Haus!

„Der Herr thut wohl an mir nach meiner Gerechtigkeit, er vergilt mir nach den Werken meiner Hände;“ war es bewußt oder unbewußt, daß dieſe Pſalmworte durch ſeinen Sinn gingen? Es dünkte ihm nicht unrecht; es war ja ein Dankgebet!

Das Abendgebet war vorüber, das Geſinde hatte ſich zurückgezogen; die jüngeren Kinder waren zu Bett, die Knaben hatten Erlaubnis erhalten, auf ihrer Stube ein ſehr kunſtreiches Maſchinenwerk eigener Erfindung zu vollenden, das ſie ſich heute ausgedacht; ein leiſer Hauch der Erwartung zog durchs Zimmer. Die Mutter hatte nicht ganz ſchweigen können gegen Tabea vom Inhalt des Briefes; man merkte aber nichts an ihr, nur daß ſie ihr Haupt noch demütiger neigte beim Gebet als ſonſt, ihre Hände noch inniger faltete. Wie ſollte ihr ein ſolch wunderbares Glück kommen! wie hatte ſie das verdient! und wie konnte ſie all ihr Lebenlang genug thun, um ſolchen Segens auch nur von ferne ſich würdig zu machen!

Der Vater öffnete den Brief in ſeiner langſamen, würdevollen Weiſe. Tabea wollte nicht fühlen, wie ihr Herz klopfte; auch hielt ſie die Arbeit, die ſie ergriffen, etwas verkehrt in der Hand, ohne es zu wiſſen; ſelbſt Lydias erſtorbenes Herz fühlte ein wehmütiges Intereſſe an dem Glück, das nun der reſignierten Schweſter erblühen ſollte. Der Vater zog die Lampe näher zu ſich, öffnete den Brief, las, las ihn wieder, hielt ihn ans Licht; dann endlich ließ er ihn langſam ſinken und ſagte mit ruhiger, etwas tonloſer Stimme: „Der Herr Dekan Günter thut uns die Ehre an, um die Hand unſrer Tochter Lydia zu werben.“ Die Mutter fuhr auf. „Wie? bitte, laß mich den Brief leſen!“ Es war ſo; auch Lydia hatte einen Ausruf ungläubiger Verwunderung nicht unterdrücken können. „Ich danke dafür!“ ſagte ſie dann kurz und wegwerfend und verließ das Zimmer; nur Tabea war ſtill geblieben; ſie legte, ohne aufzublicken, die Arbeit zuſammen und ſtand auf. „Meine Tochter,“ wollte der Vater in ſeinem feierlichen Tone beginnen; ſie ſah bittend zu ihm auf. „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln,“ ſagte ſie leiſe, wie um ihn zu beruhigen, und ging dann ſtillen Schrittes in ihr Gemach.

Die Schweſtern redeten nicht miteinander in dieſer Nacht; aber in dem Kuß, den ſie ſich zur guten Nacht gaben, fühlten ſie, daß ſie ſich verſtanden zum erſtenmal. Tabea wußte nun, was Herzeleid iſt, und in Lydias Seele regte ſich eine Sehnſucht nach dem Frieden, der auch in bitterem Weh getäuſchter Hoffnung auf den ſtillen Zügen der Schweſter lag.

Bis tief in die Nacht hatte Elwert, der ſonſt ſo gar nicht mitteilend war, mit ſeiner Frau geredet über die unerwartete Wendung des Antrags. Wenn ſie nun alles wohl erwogen, ſo mußten ſie geſtehen, daß Günters Betragen durchaus keinen Grund gegeben hatte, an eine Werbung um Tabea zu denken; aber — Grund hin, Grund her, das Schlußreſultat bei Frau

Elwert blieb: „Und er iſt ein alter Narr; was braucht er die Junge?“ Eh' dieſer Punkt gehörig erörtert war, waren beide eingeſchlafen.

Ein furchtbares Erwachen war heute den Schläfern im Fabrikgebäude beſtimmt, ein Erwachen von dem Ruf: „Feuer!“ Fragen durfte niemand mehr: wo? Eine entſetzliche Helle vom Hauptgebäude aus beleuchtete das furchtbare Gewühl und Getümmel, wie es immer durch den Kampf mit den Elementen hervorgerufen wird.

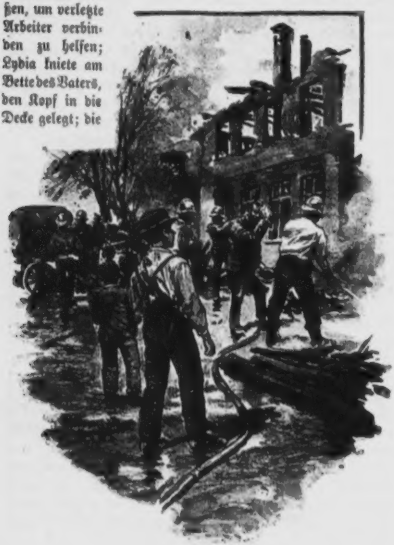
Es war ein ungleicher Kampf gegen die gewaltige Flamme: der Fluß, die Bronnen waren ſeicht von langer Trockenheit; wohl war eine höchſt zweckmäßig konſtruierte kleine Feuerſpritze vorhanden; aber das war ein Tropfen in das Glutmeer. Der ſchwache Ruf der Fabrikglocke konnte nicht weit tönen; die furchtbare Helle war ein beſſerer Wegweiſer, der endlich fremde Hilfe herbeibrachte, als es zu ſpät war.

Die Arbeiter hielten ſich wacker; wie immer in ſolchen Fällen, geſchahen Wunder von Unerſchrockenheit, auch Wunder von faſt lächerlicher Gedankenloſigkeit; wenn der Buchhalter einen Korb mit feinem Porzellangeſchirr die Feuerleiter ſachte hinabrutſchen ließ und ein paar verblühte Topfpflanzen triumphierend aus einem ſchon brennenden Zimmer rettete; wenn die Köchin mit höchſter Anſtrengung einen blechernen Badezuber herauszog, während ſie Betten und Weißzeug der Flamme ließ, und der obige Buchhalter, als nach der furchtbaren Nacht ein trauriger Morgen heraufdämmerte, an Lydia vorbeieilte mit dem höflichen Gruß: „Wünſche recht wohl geruht zu haben!“ Aber Humor hatte niemand heute, darauf zu achten.

Das war ein trüber Morgen, als ſich langſam die ſchweren, ſchwarzen Rauchwolken verzogen; als da und dort die zum Tod ermatteten Arbeiter ruhten und allmählich die entſetzliche Zerſtörung überſehen werden konnte. Von einem Gebäude war der erſte Stock ſtehen geblieben, — alles andere lag in Schutt und Trümmern; es zog eine Schutzwache auf, um die noch glühende und rauchende Brandſtätte zu hüten. Drüben, in der

Wohnung des Aufſehers, war die Familie verſammelt; es war kein Menſchenleben zu beklagen.

Die keckſten unter den Buben hatten ſich ſchon auf die Brandſtätte hinausgewagt; die kleinen Mädchen begrüßten mit rührender Freude eine gerettete Puppe mit ihrem Wägelchen. Tabea war draußen, um verletzte Arbeiter verbinden zu helfen; Lydia kniete am Bette des Vaters, den Kopf in die Decke gelegt; die



Mutter bereitete Umſchläge, denn der Herr des Hauſes lag ſchwer verletzt danieder.

Der Schaden war unberechenbar trotz aller Feuerverſicherungen: die neuen, noch nicht verſicherten Maſchinen, die lange Stockung des Geſchäfts, die ſich vorausſehen ließ; bares Geld und Wertpapiere, die zu Grund gegangen waren, — der Buchhalter rechnete ſeinen alten Kopf müde, er kam zu keinem Reſultat. Den Herrn des Hauſes ſchien es nicht zu kümmern; ſie hielten es für Betäubung, daß er ſo ſtill war; nur ſeine Frau verſtand ihn, als er mit ſchwacher Stimme zu ihr ſagte: „Es mußte ſo kommen; ich habe Fleiſch für meinen Arm gehalten und mein Vertrauen auf Reichtum geſetzt. Ich wußte es nicht; aber jetzt weiß ich's, daß ich Gottes Segen hingenommen als verdienten Lohn meiner Frömmigkeit; das habe ich anders lernen müſſen.“

Gute Freunde kamen in Menge; die Familie würde reichlich Unterkunft gefunden haben für die erſte Zeit, und wenn ſie ſich verdreifältigt hätte. Kleider, Lebensmittel, ja ſelbſt Kredit und Geld, womit die freundliche Menſchheit ſonſt ſparſam zu ſein pflegt, wurden angeboten. Tabea vollends, die wurde förmlich überſchwemmt von freundlichen Anerbieten all ihrer Schützlinge und Zöglinge, von Produkten aus der Armenſchule. Obſt und Trauben, ſogar Blumenſträuße brachten ihre kleinen Freunde und ihre alten Weiblein, obgleich jetzt gewiß nicht der Augenblick war, an Zimmerſchmuck zu denken. Zu Zeiten iſt die Menſchheit gar nicht ſo ſchlimm, als ſie ausſieht, und Freunde in der Not ſind ſo ſelten nicht, wie man ſagt; nur darf die Not nicht lange dauern, ſonſt wird's den Freunden langweilig.

Der Urſprung des Feuers konnte nicht ermittelt werden. Einige vermuteten Brandſtiftung durch einen ſchlechten Arbeiter, der wegen Trunkſucht entlaſſen worden war. Andere behaupteten, der Buchhalter habe im Saal, wo die neuen Maſchinen und ſehr wertvolle Waren aufgehäuft waren, aus übergroßer Vorſicht ein Nachtlicht gebrannt, um Diebe abzuhalten, und das ſei von einer Katze umgeſtoßen worden. — Es blieb wie in den meiſten Fällen im Dunkel.

Die Knaben kehrten in ihre Koſtſchulen zurück; die kleinen Mädchen hatte die Tante Pfarrerin, eine Schweſter der Mutter, zu ſich geholt; Mutter und Töchter aber hatten ſich zur Pflege des Vaters in dem Aufſeherhäuschen eingerichtet.

Die Pflege ward ihnen nicht ſchwer; denn ein andrer Geiſt, als der Geiſt düſterer Strenge, war in dem alten Herrn erwacht, ſeit alle ſeine irdiſchen Stützen zuſammengebrochen waren; in Sturm und Feuer war ihm der Herr erſchienen, aber das ſtille, ſanfte Säuſeln danach war nur ihm vernehmlich geworden. Die Milde und Güte des ſonſt ſo ernſten und ſtarren Mannes auf ſeinem Leidenslager hatte etwas beſonders Ergreifendes, und auch er fühlte, wie anders willige, freudige Liebe dient, als erzwungener Gehorſam.

Der Wiederaufbau der Fabrik wurde begonnen, konnte aber bei der ſpäten Jahreszeit nur ſehr langſam fortſchreiten. Der Buchhalter that ſein Beſtes; ſachverſtändige Freunde ſtanden bei mit Rat und That. Elwert ließ alles geſchehen, ſeine Energie war gebrochen, mit ſeiner Geneſung wollte es nicht vorwärts: es ſchienen innere edle Teile verletzt. Aber das kleine Krankenſtübchen, deſſen Fenſter hinausſahen auf die Seite des Gartens, die von der Zerſtörung des Brandes nicht berührt worden, war ein lieblicher, traulicher Vereinigungspunkt der Familie. An freien Tagen kamen die Knaben von der Stadt heraus und wurden nicht müde, neue Entdeckungen auf der Brandſtätte zu machen. Jeder kleine Fund wurde mit Jubel begrüßt; man hätte denken ſollen, es gebe nichts Vergnüglicheres, als ſein Haus abbrennen zu laſſen und nachher Trümmer ſeiner Habe aus dem Schutt herauszufinden.

Aber edlere Kleinodien als Kinderſchlitten und Bauholzkiſtchen, geborgen unter zuſammengeſtürzten Balken, waren aus dem Brande gerettet worden. Lydia hatte ihr Kindesherz wieder gefunden, ihren Vater im Himmel und ihren Vater auf Erden. Sie diente dem Vater mit liebevoller Demut, wie er ſie nie geſehen; all der finſtere Gram von ihrem jungen Geſicht war verſchwunden; ſie lernte denken und ſorgen für die Ihren wie nie zuvor: — es war ein ſtiller, freundlicher Wetteifer, ſich das beſchränkte Leben in dem kleinen Hauſe leicht zu machen. Selbſt die Kinder fühlten unbewußt, daß ein andrer Geiſt hier eingezogen war, und meinten, es ſei viel netter in dem kleinen Haus als im großen; wenn ſie nur alle da wohnen könnten!

Von jenem Brief des Dekans und ſeinem unerwarteten Inhalt war lange nicht die Rede geweſen. Eines Abends aber, es war ſchon recht kalt und winterlich, wo Elwert ſich etwas beſſer fühlte, wo der Buchhalter, der ſonſt gar oft Berichte zu bringen hatte, ſicher auf einige Tage verreiſt war: da rief der Vater Lydia zu ſich. Die Mutter ſaß am Fuß des Bettes, Tabea arbeitete ſtill am Tiſchchen drüben, wo die Lampe ſtand.

„Lydia,“ begann der Vater in dem milden Ton, der allen noch ſo neu und ſo wunderbar klang, „trägſt du mir noch nach, daß ich Einſprache thun mußte gegen deine Wünſche?“ Er bot ihr ſeine Hand. — „O Vater,“ bat Lydia mit hervorbrechenden Thränen, „verzeih all den ungeſtümen Trotz, mit dem ich mich empört habe gegen deinen Willen! Ich weiß, du haſt es gut gemeint und gethan, wie du für recht hielteſt!“

„Das habe ich,“ ſagte der Vater ruhig; „und noch jetzt, wo ich manches habe anders anſehen lernen, noch jetzt muß ich glauben, eine Verbindung kann keine ſegensreiche ſein, wo die Herzen im Höchſten und Erſten, was not thut, nicht einig ſind. Weißt du etwas von Hugo ſeit jener Zeit?“

„Nein.“

„Dann ſcheint es, er hat ſeinen Sinn nicht geändert und ſieht euer Band als gelöſt an; ſo hab' ich's mit ſeinem Vater beſprochen.“ Lydia ſchwieg. „Lydia, der Dekan hat ſich als ein treuer Freund in der Not bewährt; er hat ſeine Wünſche nicht geändert, obwohl er weiß, daß ich kein reicher Mann mehr bin. — Wir hatten früher freilich eine andre Bitte von ihm erwartet, — aber es lag nie etwas in ſeinem Betragen, das dazu Grund gab. Er weiß, daß du ſchon andre Wünſche gehegt; aber er will in Geduld und Treue um deine Liebe werben und iſt gewiß, daß dieſe ſeine Liebe alles überwinden wird. Er will dir ein liebevoller Freund, deinen Geſchwiſtern ein treuer Berater und Beſchützer ſein; und, meine Kinder, ich weiß nicht, wie lang ich das noch ſein kann. Ihr ſeid nicht arm, trotz unſres Unglücks; aber ich glaube nicht, daß ich die Fabrik je wieder übernehmen werde; dann ſeid ihr heimatlos.“ Die Mutter ſchluchzte leiſe; Tabea ließ die Arbeit ruhen und legte die gefalteten Hände ineinander; Lydia hatte ihr Geſicht tief in die Hände begraben. „Lydia, mein Kind,“ fing der Vater wieder an, „du haſt wohl gelernt, wie trügeriſch jugendliche Träume ſein können; — willſt du mir die Beruhigung geben, dich an der Seite eines treuen Beſchützers zurückzulaſſen?“ Er rührte leiſe an ihre Hände, die ſie noch feſt vors Geſicht gedrückt hielt; ſie ließ ſie ſinken, ſah ihm ſtill und feſt in die Augen und ſagte dann mit ſanfter, klarer Stimme: „Lieber Vater, ich habe gewiß all mein Unrecht eingeſehen, ich will mich fügen in deinen Willen; ich will Hugo nicht angehören, wenn wir nicht in einem Glauben uns vereinen können; aber die Frau des Dekans kann ich nicht werden.“

„Warum nicht?“ Ein Ton der alten Strenge klang durch des Vaters Frage.

„Weil ich ihn nicht ſo lieben kann, wie eine Frau den Mann lieben ſoll, dem ſie eigen werden will fürs Leben; weil mein Herz an Hugo hängt,“ brach ſie mit einem Tone tiefer Liebesinnigkeit aus, „und wenn wir uns fern bleiben müſſen unſer Leben lang! Ein Jawort ohne Liebe und Herzensfreudigkeit kann nicht Gottes Wille ſein.“

Bange ſah die Mutter eine Wolke auf der Stirn des Vaters aufſteigen, dem in alten und neuen Tagen niemand je ſo geradezu widerſprochen hatte. Tabea war leiſe aufgeſtanden und an ſeinem Bett niedergekniet: „Gott wird uns nicht verlaſſen, noch verſäumen,“ ſagte ſie ſanft, „auch wenn du von uns gerufen würdeſt, Vater. Er will ein Vater ſein der Waiſen und ein Richter der Witwen.“

„So ſei es!“ ſagte auch der Vater mit ergebenem Tone; „wir wollen thun, was wir für Gottes Willen erkannt haben, und unſer Vertrauen auf den Herrn ſetzen und nicht auf Menſchen.“

Die Gattin legte ihre Hand in die ſeine, die Schweſtern hielten ſich feſt umſchlungen, es war ſehr ſtille; ein Engel ging durch das Gemach.

Alte Frauen wollen behaupten, Oſtern ſei heutzutage nicht mehr ſo ſchön und warm, wie es früher geweſen. Zu ihrer Kinderzeit habe man am Oſterfeſt immer weiße Kleidchen getragen, dazu habe die Sonne ganz hell und warm geſchienen, und die Oſtereier habe man im Grünen geſucht.

Es mußte einer jener guten Oſtermorgen aus alter Zeit geweſen ſein, der klar und ſonnenhell in die Lande kam, nachdem der Familie Elwert ein gar trüber, trauervoller Winter langſam verfloſſen war. Ein Monat, eine Woche, ach, ein Tag kann ſo unausſprechlich lang ſein, während Wochen, Monate, Jahre eines ebenen, gleichmäßigen Geſchickes ſich ſo unvermerkt aneinander reihen.

Ein herrlicher Oſtermorgen tagte; in die Augen aber, die viel geweint, kann der Oſterglanz noch nicht recht eindringen.

Der Feſttag traf die Familie nicht beiſammen, wie in früheren Jahren, wo die Mutter halb verſtohlen am frühen Morgen die Oſtergaben beſchert hatte, weil der Vater es für eine Entweihung des Feſtes hielt; wo aber doch ein ernſter Feſthauch durch die ſtillen Räume der Fabrik geweht hatte: — nein, ſie waren weit getrennt, die damals fröhlich beiſammen geweſen.

Der Vater lag im Grabe nahe der Stätte ſeines langjährigen Wirkens und Arbeitens. Er hatte ſich nicht mehr erholt von den Folgen jenes Falles; aber er war recht im Frieden entſchlafen. Der treue Knecht, der ſeinem Herrn gedient hatte mit Furcht und Zittern, hatte eingehen dürfen in ſeine Heimat als ein friedliches Kind.

Die Witwe hatte nicht gewagt, den Wiederaufbau des Anweſens zu übernehmen, da die Söhne zu jung waren, und ſo kam nun alles in fremde Hände. Stephan, den älteſten, hatte ein Geſchäftsfreund des Vaters zu ſich genommen, um ihn für den Handel auszubilden; die Mutter wollte ſich mit den Töchtern in der Stadt einrichten, wo die Koſtſchule ihrer Knaben war. Von glänzendem Reichtum war nicht mehr die Rede; aber es war ſoviel gerettet, daß ſie ohne Sorgen leben und für die Erziehung ihrer Kinder alles Nötige thun konnte.

Während nun die Mutter mit Tabea den neuen Haushalt einrichtete, war Lydia abgeſandt worden, um die kleinen Geſchwiſter bei Onkel Pfarrers abzuholen. Sie hatte in der letzten Zeit ſo gar bleich ausgeſehen, und die Mutter dachte, friſche Landluft und die friedliche Stille des Dorflebens werde ihr gut thun; auch war ſie immer ſehr gern zu Pfarrers gegangen, ein Landleben ohne Fabrik hatte ſeinen eigenen Reiz. Es war kein Dorn in Lydias Seele geblieben von dem Scheiden des Vaters; er war recht in Liebe und Segen von ihr gegangen und hatte auch jenes Ablehnen der letzten Bewerbung für recht erkannt, ſo leid es ihm that. Aber eben weil ſie ſich nicht mehr in gewaltſam erzwungener, ſondern in freier Kindespflicht für gebunden hielt, nur im Sinne des Vaters zu wählen, ſo dünkte ihr Hugo jetzt erſt recht verloren für ſie. Früher, wo ihr Herz und Wille nicht bei des Vaters Wort war, da hatte ſie viel mehr auf eine äußere Aenderung gehofft, die ſie frei gebe.

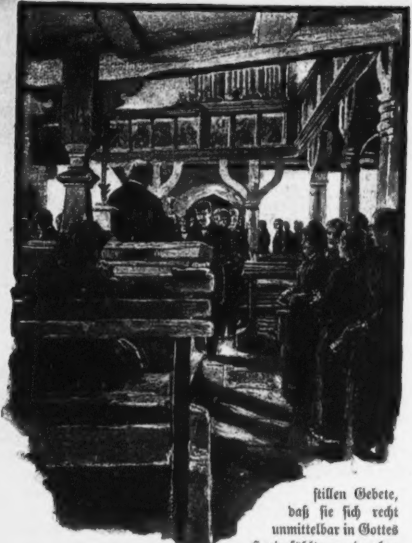
Aber es war ein ſtilles, klageloſes Leid, und recht innig wohl that ihr an dieſem ſchönen Oſtermorgen der linde, friſche Frühlingswind, der jubelnde Lerchengeſang, der Duft der jungen Blümchen, Veilchen, Hyacinthen, Aurikeln, als ſie in dem kleinen Pfarrgärtchen ſaß. Sie hätte nicht, wie in andern Frühlingszeiten, hinausfliegen mögen in alle Lande vor lauter überquellender, junger Lebensluſt, ſondern blieb ſtille in der Laube und ſah dem fröhlichen Treiben draußen zu. Geputzte Dorfkinder zogen mit glitzernden Geſichtern vorbei, um den „Haſen" von der Dote heimzutragen, und zeigten die roten und gelben Eier triumphierend den kleinen Pfarrgäſten, die ſich auf dem Raſen vor dem Gärtchen umtrieben. Lydia hatte die kleinen Mädchen an dem warmen Tage weiß gekleidet, die ſchwarzen Kleidchen wären ihr ſo traurig für Oſtern erſchienen. Die Moosneſtchen waren ſchon geleert und in der Laube bei Schweſter Lydia war der ganze Reichtum niedergelegt worden. Der Oſterhaſe der Tante Pfarrerin war ein ſehr gebildeter Haſe, der nicht nur Eier in den ſchönſten bunten Farben, mit Namen und ſchönen Inſchriften aus den Oſtereiern Chriſtoph Schmids legen konnte, z. B. Beſcheidenheit das ſchönſte Kleid, oder: ein gutes Kind gehorcht geſchwind, nein, auch zuckerne Häschen, Hirſche, Schwanen, Aeffchen, eine ganz ſüße Menagerie; daneben Backwerk, ſogar Bälle und andres Spielzeug: ein ganz bewunderungswürdiger Haſe! „Heb du's auf, Lydia!" hatten die Kleinen gebeten; „wir eſſen gar nichts, wir ſparen alles auf und zeigen's noch der Mutter daheim und Tabea.“ Da und dort aber wurde dieſer ſelbſtverleugnende Entſchluß wankend. Eins um's andre ſchlich ſich her: „Nicht wahr, Lydia, Brezeln werden altbacken? ich will lieber ein Stückchen abbeißen.“ „Gelt, Lydia, wenn ich meinem Zuckerhaſen die Ohren ablecke, ſo wird es ein Lamm?“ Und die Vorräte ſchmolzen mehr und mehr. Lydia legte wenig Einſprache ein, ihr Herz ruhte aus und ſah zurück nach vergangenen Tagen. Sie war immer gern bei Tante Pfarrerin geweſen; die friedliche Ruhe des kinderloſen Hauſes hatte ihr auf eine Weile wohlgethan nach dem unruhigen Treiben daheim. Die allezeit heitere, allezeit zufriedene Weiſe des Onkels, der überall das Beſte hoffte und glaubte, der ſo ruhig und behaglich mit dem ſchwarzen Käppchen durch ſeine Aurikelbeete ſchritt, war ihr ein Ausruhen von dem ſtrengen Regiment des Vaters geweſen, und — Steinbach lag auf dem Wege nach Hugos Heimat. Einmal vor Jahren war ſie auch zu Oſtern hier geweſen, als ganz unvermutet der junge Student mit dem Reiſetäſchchen eingekehrt war. — Sie waren rechte Kindsköpfe geweſen damals, ſie hatten ſich Oſterhaſen verſteckt und Eier gepickt, — aber ſchön war's doch geweſen!

Da fingen die Oſterglocken an zu tönen, ein einfaches Geläute auf dieſem Dorfkirchlein; doch übte auch dieſer Glockenton ſeine wunderbare Macht aus auf ihre Seele und zog die Gedanken von alter Kinderluſt und ſüßem Mädchenglück fern zu des Vaters Grab und aufwärts zu dem blauen Himmel, der ſie heute ſo licht, ſo troſtverheißend anſah. Sie hatte das Geſangbuch neben ſich und das zierliche Sträußchen, das die Dorfſitte fordert, um in die Kirche zu gehen; aber ſie mußte noch auf die Tante warten: es war Gebrauch, daß die Frau Pfarrerin zuletzt in die Kirche kam. Die Kinder wurden hinaufgerufen, um ſich während des Gottesdienſtes oben ſtille zu halten, wo die „Baſe“, eine arme lahme Verwandte des Pfarrers, ihnen die Bilderbibel zeigte und ſie Oſterlieder beten ließ. Da war's denn ſo ſtill um ſie; freudig, innig, hoffnungsreich, wie ſeit lange nicht, konnte ſie all ihr Geſchick in Gottes Hand legen, auch ihre Liebe.

Die Tante holte ſie ab. „Willkommen, Held im Streite!“ tönte ihnen der Osterchoral recht wie ein heller Jubelruf aus dem Kirchlein entgegen; auch des Onkels Predigt dünkte Lydia heute beſonders kraftvoll und ergreifend. „Chriſt iſt erſtanden!“ klang es durch ihre Seele, nicht wie eine alte, oft gehörte Lehre, nein, recht als eine neue, ſelige Botſchaft ihr zu fröhlichem Troſte verkündet.

Die Predigt war zu Ende; wer von der Gemeinde nicht Teil am Abendmahl nahm, ging hinaus; auch die Frau Pfarrerin und Lydia. Der Pfarrer ging in der Sakriſtei auf und ab, um ſich zur Erteilung des Abendmahls zu bereiten; da öffnete ſich leiſe das Thürchen, das vom Kirchhof in die Sakriſtei ging, und erſtaunt ſah er Lydia hereinſchlüpfen. „Onkel, ich möchte das Abendmahl genießen!“ bat ſie. — „Aber Kind, du warſt ja nicht zur Beichte; willſt du nicht lieber daheim mit den Deinigen . . .?“ — „Onkel, ich habe dem lieben Gott mein ganzes Herz geöffnet; ſieh, ich habe lange das heilige Mahl nicht mit dem rechten Sinn genoſſen, ich habe gerade heute ein herzliches Verlangen . . .“ — „So geh im Frieden, mein Kind! der Herr wird dir es ſegnen;“ und leiſe trat ſie in die Kirche hinaus, um ſich in ſtillem Gebet für die heilige Handlung zu bereiten.

Unter dem Geſang eines Abendmahlsliedes traten nach der Sitte des Dorfes zuerſt die Männer vor. Lydia, die noch mit tiefgeſenktem Haupte daſtand, glaubte eine leiſe Bewegung der Mädchen neben ſich zu bemerken und blickte auf. — Unter der Reihe der Männer, die dem Altar nahten, ging eine jugendlich kraftvolle Geſtalt, die nicht dem Dorfe angehörte; — war es ein Traum, oder war ſie ſchon im Himmel? — Das war Hugo, der in tiefem Ernſt, demütig, geneigten Hauptes die heiligen Gaben empfing und den geheimnisvollen Troſtesworten der Einſetzung lauſchte. So wunderbar, ſo ſelig über all ihr Bitten und Verſtehen war Lydia dieſe plötzliche Erhörung ihrer



ſtillen Gebete, daß ſie ſich recht unmittelbar in Gottes Hand fühlte, und ohne mit Fragen und Beſinnen ſich zu ſtören, in inniger Andacht das heilige Mahl empfangen konnte mit voller, ganzer Seele, als ſollte es ihr letztes auf Erden ſein, das ſie hinüber geleite zur ewigen Ruhe, und nicht als ſollte es ihr die Thüre aufthun zur Erfüllung ihrer Erdenhoffnungen.

Auch daheim im Pfarrhauſe, in das der ſo ganz ungeahnte Feſtgaſt nach der Kirche eintrat, lag ein Feſteshauch über den Gemütern, eine Ahnung, daß hier etwas Wunderbares geſchehen.

Lydia war ganz ſtill und glühte in ſeliger Freude, ſo demütig wie nur das höchſte Glück uns machen kann. Sie wagte noch gar nicht Hugo anzuſehen, der mit leuchtenden Augen zu ihr hinüber blickte; ihr Herz ruhte in tiefem, innigem Frieden.

Bei Tiſch nun erklärte Hugo ſeine unerwartete Erſcheinung. Er war in den letzten Monaten in höherem Auftrag nach Wien geſendet geweſen, um dort die Choleraepidemie zu ſtudieren.

„Ich war, während ich dort verweilte, faſt ohne alle Kunde von daheim,“ erzählte er, zu dem Pfarrer gewendet; „erſt bei einem Beſuch zu Hauſe nach meiner Rückkehr erfuhr ich von meinem Vater, welches Unglück unſre Freunde getroffen, und daß Herr Elwert geſtorben ſei. Es verlangte mich ſehr, ſtatt zu ſchreiben, lieber ſelbſt die Freunde zu beſuchen,“ fuhr er etwas befangen fort, „und ich nahm mir damals ſchon vor, einmal wieder den ſchönen Weg über Steinbach zu machen, um zuerſt von Ihnen zu hören, wie es mit — Fräulein Lydia und ihrer Mutter ſtehe. Aber die Rückſicht auf eine Kranke, ein armes Mädchen, die ich ungern in den letzten und ſchwerſten Stunden verlaſſen wollte, hat mich bis jetzt zurückgehalten. Vorgeſtern, in der Frühe des Karfreitags, hat meine kranke junge Freundin vollendet, und es trieb mich unwiderſtehlich fort bei dem herrlichen Frühlingswetter. — Die Kranke kannte meinen Wunſch, und ich hatte ihr verſprechen müſſen, nicht einmal mehr ihr Begräbnis abzuwarten,“ ſagte er mit feuchtem Auge, in der Erinnerung an das bleiche Kind. „Ohne Ahnung, Fräulein Lydia zu treffen, kam ich hierher.“

Das war ehrliche Wahrheit, obgleich Lydia ſo rot dabei wurde.

„Ich trat in die offene Kirche, nicht lange vor Beginn des Abendmahls, und . . .“

„Folgten einem raſchen Einfall, zum Tiſche des Herrn zu gehen?“ fragte etwas mißbilligend die Pfarrfrau, die faſt eifriger noch als ihr Mann auf die Würde des geiſtlichen Amtes hielt. Lydia erſchrak über die ſcharfe Betonung bei den Worten der Tante; ſie war ſo glücklich geweſen, ohne Zagen und Fragen; nun wurde ihr auf einmal wieder bange.

„Nein, Frau Pfarrerin,“ ſagte Hugo beſcheiden, aber mit tiefem Ernſt, „ein raſcher Einfall war das nicht. Ob ich das ganze Myſterium der heiligen Handlung vollkommen erfaßt, das weiß ich nicht, und Bedenken darüber haben mich vielleicht zu lange ſchon zurückgehalten. Aber ich komme von einem Sterbebette, Frau Pfarrerin, mit dem feſten Glauben an eine Quelle des Lebens und Friedens, die über allem ſteht, was wir hier Geiſt und Leben nennen, mit einer tiefen Sehnſucht nach Segen und Kraft aus dieſer Quelle. Noch im Zweifel, ob ich berechtigt ſei zur Teilnahme an dem Mahl, trat ich in Ihre Kirche, und die erſten Worte, die ich hörte, waren die Worte des Herrn: ‚Mich hat herzlich verlanget, dies Mahl mit euch zu eſſen;‘ da dachte ich, auch mir werde herzliches Verlangen den Zutritt geſtatten . . .“

„Und Sie haben wohl gethan,“ ſagte der Pfarrer, ihm freundlich die Hand bietend. „Wollte Gott, wir hätten mehr ſolcher Abendmahlsgäſte!“

Und das einfache häusliche Mahl ſchloß in Freude und Friede.

Onkel und Tante wußten genug von Lydias Herzensgeſchichte, um die ſtille Glückſeligkeit zu begreifen, mit der ſie dies Zuſammentreffen erfüllen mußte; aber ſie hatten ernſten und feinen Takt genug, um nicht mit einem Wort, mit einem Lächeln den heiligen Ernſt ihrer Freude zu ſtören. Auch ſchienen die jungen Leute ſelbſt noch eine zarte Scheu zu haben, das Glück, das ihnen in tiefſter Seele aufgegangen war, zu erfaſſen, — die Scheu des Kindes, das nicht gleich wagt, ſeine Weihnachtsbeſcherung zu berühren.

Abends wandelte, wie das ſo gewöhnlich war an Sonntagabenden, der Pfarrer mit ſeiner Frau gemütlich dem Tannenwäldchen zu, einen gar freundlichen, traulichen Spazierweg; die kleinen Mädchen hüpften zur Seite, Lydia und Hugo folgten, ehrbarlich nebeneinander gehend. Beim Eingang ins Wäldchen ſetzte ſich das Pfarrpaar behaglich auf den Raſenſitz nieder; die Kinder ſpielten miteinander, und die zwei jungen Leute durften weiter gehen den lockenden grünen Pfad in das liebliche Dunkel. Was die beiden ſich in dieſer Stunde vertraut, das hat kein drittes erfahren. Die Wege des Herrn in einer Menſchenſeele ſind verborgene Wege; gar ſelten laſſen ſie ſich erzählen und in Worte faſſen wie der Gang irdiſcher Geſchicke. Aber das war ihnen klar von nun an, daß ſie ſich angehörten und angehören durften für alle Ewigkeit.

An demſelben Oſterabend, zu der Stunde, wo hier zwei Herzen in inniger Seligkeit ſich ſo recht eins fühlten zum erſtenmal, zu dieſer Stunde läuteten noch einmal die Oſterglocken, und man hat ferne von da ein ſtilles Mädchen zu Grabe getragen, ein Kind, das ſich keines Erdenfrühlings hatte erfreuen dürfen, das aber hinübergegangen iſt mit einer ſeligen Gewißheit des ewigen Frühlings.

Recht ſchön in Blumen gebettet lag das bleiche, abgezehrte Geſichtchen, der Mutter eine wehmütige Freude, daß noch ſo viele an ihr armes Kind gedacht, — einen Palmzweig hatte Hugo neben der Leiche niedergelegt. Sie war geſtorben mit gefalteten Händen, mit einem Lächeln auf den bleichen Lippen: ſie hatte gewußt, daß ihr letztes Gebet um ihren Freund erhört war.

Mit gutem Grunde ſchließt nach alten Traditionen eine Geſchichte ab auf dem Punkte, wo „ſie ſich haben“. Die Höhepunkte des Lebens ſind es, die der Poeſie gehören, und wenn wir auch wiſſen, daß es oft von dieſen Höhen wieder abwärts geht, ſo mögen wir es nicht gerne ausſprechen. Und doch dürften wir uns nicht fürchten, Hugo und Lydia von dieſem Oſtermorgen an noch weiter zu begleiten. — Es ſind Werktage gekommen, aber auch Pfingſtfeſte und Weihnachten, und ſie ſind ihre Wege gegangen, nicht immer in der heiligen Stimmung jenes erſten Erkennens, nicht als Engel, aber als redliche Menſchen, die erkannt haben, was ihnen Frieden bringt und wiſſen, wo ſie Vergebung ſuchen dürfen und neue Kraft.

Auch der Mutter iſt ein friedlicher Lebensabend und Freude an ihren Kindern geworden.

Tabea iſt noch heute, wie ſie immer war, die Hilfe der Hilfsbedürftigen, der Troſt der Traurigen, der gute Engel für Kranke, Arme und Bedrängte. Aber ein klein wenig weltlich iſt die gute Tabea in ihren ältern Tagen doch geworden; ſie öffnet ihr Jungfernſtübchen für heitern Mädchenverkehr, ſie läßt ſich je und je einladen zu guten Freunden, ſie macht kleine Reiſen: — ja ſie hat jetzt erſt recht gelernt nicht nur zu weinen mit den Weinenden, ſondern auch ſich zu freuen mit den Fröhlichen. Das macht Melanie, ihr blühendes Pflegekind, das der Dekan, der unerwartet früh das Opfer einer anſteckenden Krankheit geworden, in ſeinem letzten Willen Tabeas Obhut und Leitung übergeben hat. Der Herr hat ſie mit allen Schwächen, mit allen Freuden der echten Mutterliebe für dies Kind geſegnet und nicht ein bitteres Gefühl, nicht ein unbefriedigter Anſpruch an das Leben iſt in ihrer Seele zurückgeblieben.

Elwert hatte die Seinen gebeten, ihm keinen Grabſtein zu ſetzen: ſo grünt denn eine Tanne auf ſeinem Grab. Sie iſt nur langſam erwachſen: aber ſie ſteht nun Sommer und Winter in ernſtem, dunklem Grün.

Dorotheas Grab wird erhalten wie ein immerblühender, duftiger Blumengarten, und an jedem Oſterfeſt, ſelbſt wenn es draußen noch winterlich iſt, liegt ein Kranz der lieblichſten Frühlingsblumen darauf.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Sechſter Band:

Die Heimat der Frau.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Die

Heimat der Frau.

Von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Vorwort zur erſten Auflage.

Es iſt eine gar einfache, ſelbſtverſtändliche Wahrheit, die mir bei der Ueberſchrift für die nachſtehenden Erzählungen im Sinne lag: die Heimat der Frau, der vermählten Frau, iſt an der Seite des Mannes, dem ſie mit Gottes Segen angetraut iſt.

Wo aber unſre Heimat iſt, da muß nicht nur unſer Sorgen und Arbeiten, da muß der ganze Mittelpunkt unſres Liebens, unſres Strebens und Wirkens ſein, und dieſe natürliche Folgerung einer unbeſtrittenen Wahrheit wird leider nicht immer gehörig verſtanden und beachtet.

Untreue der Frau im gröbſten Sinne des Wortes iſt wohl ſehr ſelten in unſern geordneten Verhältniſſen bei dem natürlichen Sinne des Weibes für Zucht und Sitte; aber Treue im höchſten und reinſten Sinne iſt, fürchte ich, beinahe ebenſo ſelten, ſonſt müßten wir mehr volles, echtes Herzensglück in den Ehen finden.

Dieſe echte und tiefe Treue zu bewahren oder zu gewinnen mag leichter oder ſchwerer ſein, je nachdem die

Wahl der Frau im rechten Sinne getroffen wurde; aber ſie iſt und bleibt die einzige Bedingung ihres Glücks und ihres Friedens.

Was ich hier darzuſtellen verſucht, das ſind Klippen des ehelichen Glückes; Prüfungen der echten Frauentreue, wie ſie gerade unſer modernes geſelliges Leben mit ſich bringen kann; Konflikte, wie ſie ſich leicht ergeben aus dem Irrtum, der ſich ſo oft einſchleicht bei der Einen großen Wahl, die eine Frau zu treffen hat; aus den Eigentümlichkeiten der weiblichen Natur: und ich möchte zeigen, daß in der rechten, geſunden ehelichen Treue eine Macht liegt, die ohne ſchweren Kampf dieſe Klippen und Gefahren überwindet.

Wenn ich dem Buche freundliche Aufnahme bei Frauen wünſche, ſo wünſche ich dabei von Herzen, daß ſeine Lehre recht vielen entbehrlich ſein möge, weil ſie ihre glückliche Heimat ſchon gefunden und feſtgegründet haben.

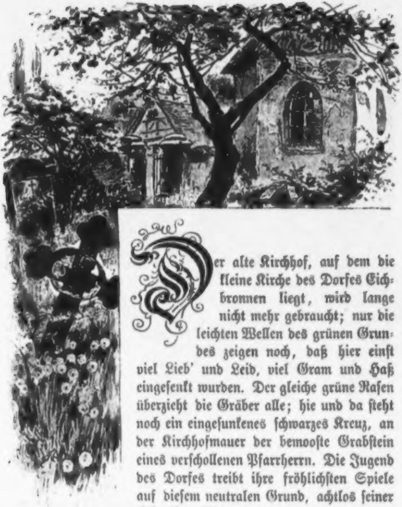
Tübingen, im Sommer 1859.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Heimkehr 1
Verfehlte Wahl 125
Daheim 255

Heimkehr.



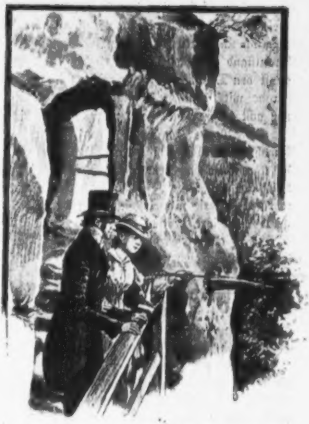
Der alte Kirchhof, auf dem die kleine Kirche des Dorfes Eichbronnen liegt, wird lange nicht mehr gebraucht; nur die leichten Wellen des grünen Grundes zeigen noch, daß hier einſt viel Lieb' und Leid, viel Gram und Haß eingeſenkt wurden. Der gleiche grüne Raſen überzieht die Gräber alle; hie und da ſteht noch ein eingeſunkenes ſchwarzes Kreuz, an der Kirchhofmauer der bemooſte Grabſtein eines verſchollenen Pfarrherrn. Die Jugend des Dorfes treibt ihre fröhlichſten Spiele auf dieſem neutralen Grund, achtlos ſeiner tiefernſten Bedeutung.

Das Kirchlein ſteht ſo recht friedlich inmitten des grünen Raſens, durch das niedere Fenſter der Sakriſtei kann man in dem offenen Geſangbuch des Pfarrers das Lied nachleſen, das vergangenen Sonntag geſungen wurde; ſchöne Bäume, das Eigentum des Schulmeiſters — weil die Frau Pfarrerin kein Kirchhofobſt eſſen wollte — ſchauen durch die Kirchenfenſter; es ſind gut vaterländiſche Obſtbäume, aber manch müdes Auge hat ſchon auf ihnen ausgeruht, manch bekümmerte Seele bei ihrem Wehen und Säuſeln an die Palmen des Paradieſes gedacht. — Der alte Kirchhof verbindet das obere und untere Dorf und hat zwei Pforten; die eine iſt ein enges Thörlein, ganz mit Reben umwachſen, von dem ein ſchmaler Weg nach dem andern Ausgang mit hohen Thorbogen führt, deſſen Gitterthor längſt der Zeit anheimgefallen iſt; von da leiten breite Stufen gerade zu dem Pfarrhaus, das von einer rieſigen Akazie beſchattet, dem Beſucher recht freundlich und einladend entgegenwinkt.

Zur Seite der rebenumrankten Pforte ſteht ein kleines Haus, das ſich nur durch die ſorgſam gepflegten ſchönen Blumen vor dem Fenſter, und mehr noch durch die weißen Gardinen von den Bauernhäuſern unterſcheidet. Hinter dieſen Gardinen hauſte mit ihrem einzigen Töchterlein Lina die alte Frau Pfarrerin, ſo genannt als die Witwe des verſtorbenen Pfarrers, obgleich es keine junge Frau Pfarrerin im Ort gab.

Die Frau Pfarrerin hatte nie eine andre Heimat gekannt als Eichbronnen, ſie hatte kaum eine Vorſtellung, wie ſich's an andern Orten leben laſſe. Nur einmal in ihrem Leben, wie ſie als Braut den Hochzeitſtaat eingekauft, hatte ſie in der Reſidenz übernachtet; damals aber hatte ſie ein ſolches Heimweh überfallen, daß ſie am frühen Morgen zu Fuß den weiten Weg nach Hauſe wanderte, ohne den Bräutigam abzuwarten, der ſie in der gelben Staatskaleſche in heller Glorie hat abholen wollen.

Pauline, ihre ältere Schweſter, Linas Patin, hatte dagegen, wie die Frau Pfarrerin meinte, immer einen leichtfertigen Sinn gehabt; die hatte erzwungen, daß man ſie in der Reſidenz Kleidernähen und Putzmachen lernen ließ, hatte ſpäter mit dem ausländiſchen Bauführer an der neuen Kirche in Reichenhall drüben eine „Amour“ angefangen, noch eh' Papa und Mama davon wußten, und zog nun als Frau Baurätin mit ihrem Gatten faſt in allen deutſchen Landen umher; man hatte ſeit Linas Taufe nichts mehr von ihr geſehen. — Marie nun, unſre Frau Pfarrerin, hatte ſich an dieſem kecken Schritt, über den



ſie ſich heute noch nicht vor Erſtaunen erholen konnte, ein abſchreckendes Beiſpiel genommen, war daheim in der Stille bei Papa und Mama geblieben, hatte ſich mit Leib und Seele eingelebt in dem Dorf, mit deſſen Bäumen und Kindern ſie groß geworden war. Auch ihre Augen und ihr Herz hatte ſie hübſch daheim behalten, in der guten Zuverſicht, daß ſie ihre Beſtimmung nach Gottes Willen auch da finden könne.

Sie war nicht mehr jung, als der Vater genötigt war, einen Vikar zu nehmen, der von Anfang an nichts andres wußte und wünſchte, als in der Pfarrtochter ſeine Zukünftige zu finden. Zu rechter Zeit und Stunde hatte er ſich erklärt und ſie hatten einen gar friedſamen Brautſtand zuſammen verlebt. — Man zeigte ſich halsbrechende Stellen an Steinbrüchen, verborgene Waldplätzchen und romantiſche Thäler der Gegend, wo voreinſt der Architekt mit ſeiner Braut herumgeſtiegen war. Marie und der Vikar fanden in der Gartenlaube oder ſelbſt am runden Tiſch neben den Eltern Raum zum Austauſch ihrer Gefühle, Geheimniſſe hatten ſie nicht; aber ſie blickten ſich vergnüglich und herzinnig in die Augen, und als nach achtjährigem Brautſtand der Vater ſtarb und der Vikar aus beſonderer Vergunſt den Dienſt erhielt, da reichten ſie ſich die Hand am Altare gerade mit demſelben Gefühle friedlichen Glücks, wie ſie ſich vor acht Jahren die Verlobungsringe an die Finger geſteckt.

Die Mutter zog in das Oberſtübchen, das ſeither der Vikar bewohnt; im Wohnzimmer, wo ihr braunes Kanapee geſtanden, da ſtand nun das neue grüne Sofa der jungen Leute, und der Lehnſeſſel des Vaters ſelig war der Großmama Ehrenplatz geworden. Marie ordnete die Zimmer und bepflanzte den Garten gerade wie ihre Mutter gethan; der Herr Sohn hielt die Frau Mama in allen Ehren, da er in ihr nicht nur die Mutter ſeiner Frau, ſondern auch ſeine ehemalige Frau Pfarrerin verehrte, und dieſe ſah in gutem Frieden ihre alten Tage verrinnen.

So hatte das Ehepaar zehn Jahre in Eintracht und Genüge gelebt; ſie hatten zwei Söhnchen begraben und faſt auf Kinderſegen verzichtet, als ihnen in der kleinen Lina, einem beſonders kräftigen, aufgeweckten Kinde, noch eine ungehoffte Freude erwuchs. Lina war ſechs Jahre alt, als der Sonnenſchein ſich wendete: nach langem ſchwerem Siechtum ſtarb der Pfarrer, und die alte Großmutter folgte ihm, noch eh' ſie genötigt war, ihr liebes Pfarrhaus zu verlaſſen.

Gewiß konnte kein Witwenleid tiefer und aufrichtiger ſein als das Mariens; aber der Tag, an dem ſie aus dem Haus ſcheiden mußte, das ihre erſte und einzige Heimat geweſen, dünkte ihr noch ſchwerer als der, an dem man die Leiche ihres Gatten hinausgetragen. Jedes Stückchen Hausgerät, das ſie vor der Schwelle des kleinen Witwenhauſes zurücklaſſen mußte, ging ihr vom Herzen; ſie glaubte nicht, daß ſie auch nur ein Jahr außerhalb ihres lieben Pfarrhauſes werde leben können.

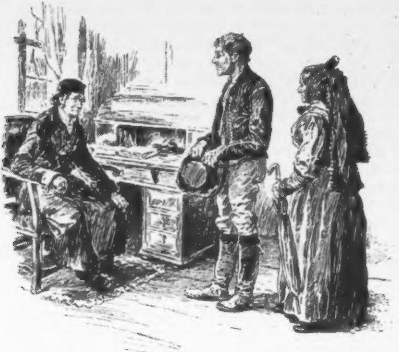
Die kleine Lina nahm den Wechſel nicht ſchwer; ſie machte luſtige Entdeckungsreiſen in den geleerten Zimmern, jubelte über verſchollenes Spielzeug, das unverſehens hinter irgend einer Kommode zum Vorſchein kam, ſpielte Viſiten mit den Bauernkindern auf den Stühlen, die man auf die Straße geſtellt, hielt es aber doch für nötig, ſie zu verſichern, daß ſie deshalb, weil ſie nun in ein ſo kleines Haus ziehe, noch kein Bauernmädchen werde. Kein Menſch glaube, daß Pfarrkinder, in ländlicher Unſchuld aufwachſend, nicht ariſtokratiſch ſeien, im Gegenteil, niemand iſt es mehr als ſie, die wie der König, nicht alle Tage ihresgleichen ſehen.

Die Frau Pfarrerin lernte ſich ſchicken in ihr Witwenſtübchen und lernte ihr Herz ſtillen. Zur Zeit, wo wir einen Blick in ihr Haus werfen, war ihrer Trauer längſt der Stachel genommen, ja ſie hatte das Schwerſte überwunden; ſie konnte allſonntäglich wieder in die Kirche gehen und mit Andacht und Erbauung auf die Predigten des neuen Pfarrers hören, ja ſie konnte zu friedlichem, freundlichem Verkehr das Pfarrhaus betreten, an das ſie kein Anrecht mehr hatte.

Es iſt ein ſehr menſchliches, wenn auch eben nicht ſehr edles Gefühl um die ſogenannte „Nachfolgerspik", jene geheime Antipathie zwiſchen Vorgängern und Nachfolgern in einem Amt, ſei es nun die Königswürde oder das Aemtchen eines Bettelvogts. Der feinfühlendſten Hausfrau thut insgemein jeder Schmutzfleck wohl, den ihre Vorgängerin hinterlaſſen hat, und dem edelſten, ſelbſtloſeſten Geiſtlichen gibt es doch einen geheimen Stich ins Herz, wenn ihm eine dienſtfertige Seele erzählt, wie die Kirche nicht Raum mehr habe für die Zuhörer ſeines Nachfolgers. Liebe und Selbſtverleugnung erweiſen ſich als kräftigere Waffen gegen dieſen Stachel, als Grundſätze und Philoſophie.

Für unſre Frau Pfarrerin war zunächſt die kleine Lina die Brücke geworden, die ſie ohne Neid und Klage die Stätte ihres früheren Glücks wieder beſuchen ließ. Jungfer Chriſtiane, die Schweſter des neuen unverheirateten Pfarrers, hatte die Kleine ſo freundlich angelockt, ſie reich gemacht mit tauſend kleinen Herrlichkeiten, die ſie aus ihrer eigenen Kinderzeit geſpart hatte. Und als das Eis gebrochen war, da holte ſie vor jedem wichtigen häuslichen Unternehmen den Rat der Frau Pfarrerin ein; ſie nahm ihre Waſchfrau, ihren Taglöhner und hielt bei den Leuten das Gedächtnis des ſeligen Pfarrherrn in Ehren. Und Jungfer Chriſtiane war ſo höflich, ſo voll Reſpekt, keine Spur von Uebermut des Beſitzes! Allſonntäglich führten die Damen zur Erbauung der Gemeinde einen höflichen Wettſtreit auf um den Ehrenplatz im Pfarrſtuhl, den Mittelſitz, wo das verquollene Gitter geöffnet war und den Blick auf die Kanzel freiließ. „Bitte recht ſehr, Jungfer Chriſtiane, es iſt doch angenehmer, wenn Sie den Herrn Bruder ſehen.“ — „Ach, nein, bitte gehorſam, Frau Pfarrerin, ich ſehe ihn ja alle Tage.“ — Lina ſtand mit unterdrücktem Lächeln daneben, bis nach beendetem edlem Wettſtreit die Damen einrückten; ſie ſchlug ihnen das Lied auf, und die Andacht wurde nicht weiter geſtört.

Der Pfarrer war ein ältlicher Herr, älter noch als Linas Vater, welchen der ſtille, abgelegene Ort angezogen hatte, ein Gelehrter, wenn auch ſeine Gelehrſamkeit keine Früchte für Mit- und Nachwelt trug; ein Schüler Bengels und Hahns, der ſich vertiefte in chiliaſtiſche Studien und geheimnisvolle Berechnungen, in Erforſchung wunderbarer und geheimer Naturkräfte; dem die ſichtbare Welt mit ihren Erſcheinungen nur Symbol der unſichtbaren geiſtigen war. Die Stille war recht eigentlich ſein Element, und wenn er auch ganz wohlhäbig und behaglich in einem lauten und fröhlichen Kreiſe ſitzen, oder freundlich ſeiner geſprächigen Schweſter zuhören konnte, ſo war das aus lauter Vergnügen, daß er dabei ſo ſtill ſein durfte, und er unterhielt ſich auf dieſe Weiſe vortrefflich. Als Theologe war er ein Kind geblieben, eine Mariaſeele, die zu den Füßen des Meiſters verweilen und ohne Mühe und Sorge das gute Teil erlangen durfte. In ſeinen Predigten lag eine kindliche Kraft, die nicht gewaltig ergriff, aber wohlthat durch die ruhige Wärme zweifelloſer Ueberzeugung; er hatte wenig Worte für Kranke und Sterbende, aber ſein klares Auge blickte ſie an wie ein Friedenslicht aus dem ſicheren Port.



Mit den andern Zweigen der Paſtoraltheologie, mit der perſönlichen Sorge und Teilnahme an den Angelegenheiten ſeiner Gemeinde kam er nicht recht zu ſtande. Es war ein ſchweres Opfer, wenn er die tiefe Stille ſeines Studierzimmers mußte unterbrechen laſſen durch ſtreitende Nachbarn, entzweite Eheleute oder einen alten ausgedingten Vater, der ſeine pflichtvergeſſenen Kinder verklagte. So etwas konnte er nun einmal nicht begreifen, und ſeine einfachen Argumente wollten wiederum den Leuten nicht immer einleuchten. „Aber warum lebt ihr denn nicht im Frieden zuſammen, ihr Leute? das iſt ja ſo viel angenehmer. Seht ihr denn nicht, wie die Blumen in eurem Garten ſo einträchtig beiſammen ſtehen und haben Luft und Licht genug von oben?“ — „Mir hent koen Garta und koene Sträuß', Herr Pfarrer.“ — „Nun, auch auf eurer Wieſe ſtehen die tauſenderlei Pflanzen, die niemand pflegt, und ſie ſtehen neidlos in ſtillem Frieden, ſo gut wie die prächtigen Gartenblumen.“ — „Ha, wann ſe anander verſchlah könntet, ſe thäetet's kahſoi (kann ſein) au.“ — Das war dem Pfarrer noch nie eingefallen; am Ende war es aber auch nicht groß gefehlt, wenn er in ſolchen Dingen unpraktiſch war. Jungfer Chriſtiane, die beſſer als er in die Einzelheiten des Dorflebens eingeweiht war, konnte ihn da und dort ergänzen mit einem treffenden Worte oder mit einem praktiſchen Rat.

Lina war ebenſowohl als das Kind des Pfarrhauſes wie des Witwenhäuschens aufgewachſen, das belebende Element, die kleine Königin dieſes engen Kreiſes, ohne daß die Alten es ahnten. Sie hatte nie ihr Dörfchen verlaſſen, aber eine freie, fröhliche, farbenhelle Kinderzeit verlebt. Auch in der Schule war ſie die kleine Herrſcherin, unbeſtritten die begabteſte und unangefochten die erſte, der Liebling des Lehrers; ſo eine Art weiblicher Premierminiſter, hatte ſie überall etwas dreinzureden und wurde von den Dorfkindern mit guten Worten und ländlichen Gaben ſo vielfach zu beſtechen geſucht, wie nur je der Günſtling eines Machthabers mit goldenen Doſen. In den Freiſtunden leitete ſie die Spiele, und glücklich und beneidet waren die erkorenen Gefährten, die ihre oft recht phantaſtiſchen Ideen mit durchführen durften. Die Gärten des ganzen Dorfes ſtanden ihr offen; zur Obſtzeit durfte ſie nie ohne eine Schürze voll ſüßer Gaben heimkehren und zur Zeit der Weinleſe konnte ſie gar nie alle Einladungen annehmen.

Die Mutter legte ihrem freien frohen Herumſtreifen wenig in den Weg, wenn ſie auch oft ſchalt über die zerriſſenen Kleider und Schürzen; über die Maſſen von Blumen und Waldbeeren, aus denen Lina ſich allerlei Geſchmeide fertigen wollte, und mit denen ſie die tadelloſe Ordnung ihres Stübchens ſtörte. Hausbeſuche waren ihr aber nur bei Schulmeiſters geſtattet, ſo lockend oft die Lichter der Spinnſtuben ſchienen, in denen Geiſter- und Hexengeſchichten erzählt wurden. Aber auch bei Schulmeiſters war's ſchön. Man ſaß um einen großen runden Tiſch mit einer Schieferplatte, eine unerſchöpfliche Unterhaltungsquelle für Lina. Der Proviſor las den vier Töchtern vom Hauſe den alten Ueberall und Nirgends vor und die rührende Kloſtergeſchichte von Siegwart. Atemlos lauſchte Lina dieſen ſchönen Geſchichten, die nur um ſo mehr Reiz für ſie hatten, weil ſie bloß Bruchſtücke daraus hörte, und während eine der älteren Töchter ihr gefällig die unerläßliche Strickaufgabe vollendete, zeichnete ſie Illuſtrationen zu dem Geleſenen: den unglücklichen Siegwart im Kloſtergarten, die verklungene Sophie auf der Totenbahre.

Die Mutter meinte freilich kopfſchüttelnd, das Mädchen habe zu viel von der Schweſter Pauline, ihr ſei ein ſolches Herumziehen ihr Lebtag nie eingefallen. Eine Beratung mit Pfarrers brachte ſie zu dem Reſultat, daß das Kind nicht genug beſchäftigt ſei, und zu ihrem und der Jungfer Chriſtiane Erſtaunen erbot ſich der Pfarrherr ſelbſt, Lina in höheren Wiſſenſchaften zu unterrichten. Dieſe Lehrſtunden waren eine neue Quelle des Glücks für Lina; ſie hatte den guten Pfarrer unbeſchreiblich lieb und hätte ſchon ihm zuliebe gelernt, wenn nicht das Lernen ſelbſt Reiz für ſie gehabt hätte. Die franzöſiſche Ausſprache zwar, die ihr der alte Herr beibrachte, war etwas veraltet; aber die Novellen Florians, die er dem Unterrichte zu Grund legte, hatten ſo viel Anziehendes, daß ſie ihnen zulieb die Schwierigkeiten des Diktionärs und der Grammatik leicht überwand, um ſich in die ſchönen Schäfergeſchichten vertiefen zu können.

Die Geographie belebte ihr der Lehrer mit einem ungeheuren uralten Atlas, in dem die Namen der Länder mit wunderbarlichen Bildern und Schnörkeln umgeben waren, unter denen die Flüſſe als ſchöne Frauen mit langen Haaren oder alte, bärtige Männer ſaßen; den Geſchichtsunterricht mit vergilbten Chroniken, von denen er eine große Sammlung hatte und in denen viel merkwürdigere Geſchichten ſtanden als in dem ordentlichen Lehrbuch. Die Naturwiſſenſchaften ſtudierte ſie aufs eifrigſte mit ihm und war mit ihrem jungen ſcharfen Auge eine unermüdete Sammlerin für ſeine Vorräte.

Wie das Kind Licht und Leben in ſein ſtilles, einſames Daſein brachte, deſſen war ſich der Pfarrer nicht eben bewußt, und Jungfer Chriſtiane, ſo lieb ihr die Kleine auch war, hätte es doch für eine vermeſſene Idee gehalten, daß ſo ein Gelbſchnabel für ihren gelehrten Herrn Bruder von Bedeutung ſein könnte. Aber ſie hätte ſehen können, wie er ſich von Tag zu Tag verjüngte und eigentlich jetzt friſcher ausſah als in ſeinen Studentenjahren, wo man ihn ſchon den Urgreis genannt hatte; wie er zu der Stunde, wo ſeine junge Schülerin zu erwarten war, ohne auf die Uhr zu ſehen, mit dem Stuhl rückte und ſeine Arbeit ruhen ließ; wie man ihn ſogar manchmal laut lachen hörte, wenn Lina die botaniſchen und mineralogiſchen Schätze eintrug, die ſie auf eigene Hand geſammelt hatte, und darunter oft höchſt Gemeines als wichtige Entdeckung auskramte.

Lina wurde durch den Unterricht im Pfarrhaus ihren Schulgefährten etwas entfremdet; ſie zeigte ſich ſeltener auf den Spielplätzen, ſeit ſie mit dem Pfarrer Spaziergänge machte; nur wenige ihrer erwählten Trabanten nahm ſie auf ihren botaniſchen Wanderungen mit und verſuchte, ihnen ihre neue Weisheit zu lehren, aber leider mit nicht viel Erfolg. Eine ſtille und heilige Zeit war ihr die der Vorbereitung auf die Konfirmation, und der Tag, an dem ſie ihr väterlicher Freund einſegnete zum Eintritt ins irdiſche Leben, zur Hoffnung aufs ewige, ſchien ihr die Pforte des Himmels. Mit getroſter Zuverſicht nahm der gute Pfarrer die Gelübde ſeines Zöglings an; eine der wenigen bevorzugten Naturen, denen vergönnt iſt, ohne Kampf und Zweifel auf einem Wege vom Beginn bis zum Ziele zu gehen, ahnte er keine Gefahr für dies offene Herz, dieſen feurigen lebensvollen Geiſt. Sie feierten das Feſt zuſammen, in der kindlichen Täuſchung von einem

qui chante la victoire sans prévoir les combats.

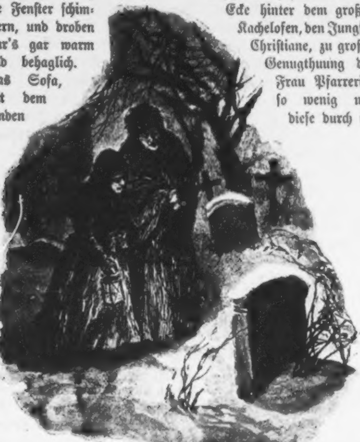
Er ahnte nicht, daß unter all dem Schönen, was er Lina gelehrt, die ſchwere Tugend der Selbſtverleugnung nicht war; ihre Genüſſe waren einfach, aber ihr Wille war regierendes Geſetz in ihrem Kreis; ſie hatte nie gelernt, einen Wunſch zu opfern um einer Pflicht willen.

Linas Leben wurde durch ihren Austritt aus der Schule wenig geändert. Mit den alten Freundinnen zwar konnte ſie ſich allmählich nicht mehr recht verſtehen; nur mit Luiſen, der Jüngſten des Schulmeiſters, die den Siegwart und den alten Ueberall und Nirgends vollſtändig in ſich aufgenommen hatte, mochte ſie gar zu gern ein Dämmerſtündchen vor der Hausthür verplaudern. Den Familienkreis bei Schulmeiſters ſuchte ſie ſeltener auf; ihre Unterhaltungen mit Luiſe wurden meiſt flüſternd geführt, weil die Mädchen, die in ihren Träumen und Zukunftsplänen der Zeit etwas vorgriffen, den Spott der älteren Schweſtern fürchteten, und die Mutter, ach die Mutter, hätte es gar nicht hören dürfen, obgleich alles gewiß höchſt unſchuldig war. Was würde ſie gedacht haben, wenn ſie gewußt hätte, daß ihr fünfzehnjähriges Töchterlein ſchon von Verlieben und Verloben plauderte, nicht in Beziehung auf ſich ſelbſt, behüte! aber doch im allgemeinen.

Das Pfarrhaus aber war und blieb Linas liebſte Heimat; da wurde ſie noch ordentlich als Kind angeſehen und behandelt, und befand ſich wohl dabei. Im Winter wurde allabendlich, wenn das Waſſerſüppchen mit Kartoffeln verſpeiſt war, im Hauſe der Witwe das Laternchen angezündet und das Licht gelöſcht;

die Mutter nahm die Kunkel und die Tochter das Strickzeug, und, ſo wandelten ſie über den Kirchhofpfad ins Pfarrhaus, etwas dicht aneinander, denn es war doch ein bißchen gruslich ſo allein bei Nacht über die Gräber zu gehen. Wenn aber der helle Mond ins Sakriſteifenſter fiel, wo wie zu ihres Herrn Zeiten das offene Geſangbuch lag, da verging der Witwe das Grauen, ſie faltete die Hände und dachte des Geſchiedenen.

Auf der Steintreppe ſahen ſie ſchon das gaſtliche Licht des Pfarrhauſes durch die Fenſter ſchimmern, und droben war's gar warm und behaglich. Das Sofa, mit dem runden Tiſch davor, ſtand in einer Ecke hinter dem großen Kachelofen, den Jungfer Chriſtiane, zu großer Genugthuung der Frau Pfarrerin, ſo wenig wie dieſe durch ir-



gend einen modernen Säulen-, Oval- oder Regulierofen hatte verdrängen laſſen. Zwar war die Einfahrt in dieſen Ofen unermeßlich tief, und es war tägliche Gefahr, daß Jungfer Chriſtiane, wenn ſie nach ihren Töpfen ſchaute, eines Tages darin ſtecken bleiben würde, wie die Hexe in Hanſel und Gretel; aber ein reſpektabler Ofen war es doch mit ſeiner weiten Bratkachel und dem breiten Kranz, auf dem eine ganze Haushaltung Platz hatte, mit den Abbildungen aus dem Evangelium vom reichen Mann, wo der Lazarus etwas unbequem in Abrahams Schoße ſaß, mit dem tiefen Ofenhafen auf ſeinem Gipfel, der ſtets warmes Waſſer bereit hielt. Die Vortrefflichkeit dieſes Ofens im Gegenſatz zu der oberflächlichen Eleganz moderner Geſchwiſter bildete ein unerſchöpfliches Geſprächsthema für die zwei alten Damen.

In der einen Ecke des Sofas ſaß der Pfarrer mit einem Buch in der Hand und ſtreckte den ſtets willkommenen Gäſten die Hand zum Gruß entgegen, die andre Ecke mußte Lina einnehmen; das warme Ofenplätzchen wurde der Mama mit ihrem Spinnrad eingeräumt, Jungfer Chriſtiane brauchte weiten Raum, um ihre Spindel gehörig tanzen zu laſſen. Es war ein kleiner Differenzpunkt zwiſchen den Damen, ob das Handgeſpinſt oder das vom Rädchen das beſſere ſei; aber er ſtörte ihren Frieden nicht, und jede bewunderte pflichtſchuldig die Arbeit der andern.

Man konnte keine einträchtigere Geſellſchaft beiſammen ſehen als dieſe kleine Tafelrunde. Die graue Katze lag behaglich in ſich geſchmiegt hinter dem Ofen, und nach vollendeter Hausarbeit erſchien auch Suſanne, die alte Magd, entweder mit ihrem ſchwerfälligen Spinnrad oder mit einer Schüſſel Erbſen oder Linſen, die ſie an einem Seitentiſchchen las, wozu ſie bald Schlafkomplimente nach allen Seiten hin machte, bis ſie in ein herzliches Schnarchen in verſchiedenen Tonarten ausbrach, aus dem ſie nur manchmal Linas helles Lachen erweckte. Der nahm ſie aber nichts übel, ſie ſagte nur gutmütig brummend: „Die hat gut lachen! wenn man wie ich den ganzen Tag im Kalten geweſen, dann kommt's einen in der warmen Stube faſt gar an wie ein 'biſſel Schlaf." — „Schlaf du nur, Suſanne!" ſagte der gutherzige Pfarrer. — „Der Bruder verzieht die Leute entſetzlich," flüſterte Jungfer Chriſtiane der Pfarrerin zu, die beifällig nickte.

Für eine kleine Erquickung, „etwas zum Netzen", wie ſie's nannte, hatte Jungfer Chriſtiane ſtets geſorgt: ſchöne rote Aepfel, davon etliche für leckere Mäuler in der Bratkachel ziſchten, oder getrocknete Pflaumen, Butter und Honig, Pflaumenmus, ſchöne Nüſſe, denen Lina und der Pfarrer mehr Ehre anthaten, als die zwei älteren Damen, die behaupteten, ſie fragen den Nüſſen nichts mehr nach, weil ſie nicht zugeben wollten, daß ſie keine mehr beißen konnten; — zu feſtlichen Zeiten ſogar Aepfelküchlein oder ſonſtige Delikateſſen, die in unſrem mageren Zeitalter unterzugehen drohen. Freilich proteſtierte die Frau Pfarrerin höchlichſt dagegen und entſetzte ſich über ihr keckes Töchterlein, das getroſt ſagte: „Ei, das iſt herrlich, Jungfer Chriſtiane; machen Sie's nur noch mehr ſo!"

Die Unterhaltung ging dem kleinen Kreiſe nie aus: Erfahrungen über die Dorfbewohner, Kochrezepte und Gartengeheimniſſe, Erinnerungen von den ſeligen Eltern her bildeten das Thema der älteren Damen; wohl auch, während der Pfarrer und Lina zuſammen in ein Buch ſchauten, Erörterungen über eine höchſt geheimnisvolle und merkwürdige Geſchichte, von der das junge Ding, die Lina, beileibe noch nichts erfahren durfte, eine Geſchichte von einem Stadtſchultheißen, der einmal beinahe der Bräutigam der Jungfer Chriſtiane geworden wäre, aber durch die Ränke einer neidiſchen Baſe abſpenſtig gemacht worden war. — Lina und der Pfarrer waren dabei meiſt bloß Zuhörer, wenn ſie nicht eine gelehrte Unterhaltung zuſammen führten; jedes hing ſeinen eigenen Gedanken nach, die freilich bei Lina wohl buntfarbiger waren, als bei dem ehrwürdigen Herrn. Hie und da las auch Lina vor, wobei es den älteren Damen jezuweilen ging wie Suſanne. Immer aber trennte man ſich gegenſeitig vollkommen befriedigt mit einem herzlichen gute Nacht! und der Wächterruf: „Zehn Fromme waren nicht dort bei Sodoms Strafgericht“ — begleitete die Witwe und ihre Tochter regelmäßig heim in das erkaltete Stübchen.

Am Sonntag abend aber war es Sitte, daß der Pfarrer und Jungfer Chriſtiane die Viſite heimgaben. Da war Lina unermüdlich, das allezeit hübſche Zimmer noch hübſcher herzurichten, des Vaters Lehnſtuhl recht bequem zu ſtellen und ihren ehrwürdigen Freund nach ſeinem Geſchmack zu bewirten. An dieſen Sonntagabenden war der Pfarrer immer am beſten aufgelegt. Zu Ehren des Sabbats mußte Lina, die beim Schulmeiſter recht braven Muſikunterricht genoß, einen Choral ſpielen und ſingen, wobei ihre Mutter noch mit klarer und ſicherer Stimme, Jungfer Chriſtiane etwas ſchätterig, wie das Volk ſagt, mit einfiel. Auch wurde am Sonntag abend Thee getrunken, eine Neuerung, die der Pfarrer aus England gebracht. Dabei wurde der alte Herr warm, er erzählte aus ſeiner Jugend, deren einzige Begebenheit eine Hofmeiſterſtelle bei einem Baron geweſen war, mit dem er eine Reiſe nach England gemacht. Er ſprach auch von den Reſultaten ſeiner geheimnisvollen Studien, von den alten Männern des Glaubens, die ähnliche Forſchungen gemacht, von Oettinger, der den Geiſtern gepredigt und der in wunderbarem Zuſammenhang mit ihnen gelebt; er ſprach von den herrlichen Tagen des tauſendjährigen Reichs, wo Gerechtigkeit und Friede herrſchen würden auf Erden, wo die Löwen mit den Lämmern weiden, und vor ſeinem verklärten Auge öffneten ſich ſchon die Thore der goldenen Stadt. In ſtiller Andacht lauſchten ihm die älteren Frauen, Linas ſtrahlende Blicke hingen an den ſeinen; die Erde mit all ihren Hoffnungen verſank ihr in fahles Grau. Wenn man ihr in ſolchen Augenblicken die Herrlichkeit der Welt zu Füßen gelegt, ſie hätte es nicht der Mühe wert gefunden, die Hand danach auszuſtrecken. Wer es verſtünde, ſolch goldene Sonntagslichter feſtzuhalten im Alltagsleben!

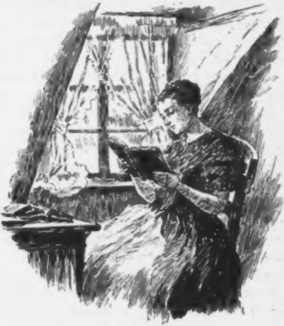
Obwohl Lina den Frieden und die Freuden ihrer ſtillen Heimat in bewußtem Wohlſein empfand, ſo würde ſie ihr doch wohl gar zu ſtill und einförmig geweſen ſein, wenn ihr nicht eine neue goldene Welt darin aufgegangen wäre, eine gar gefährliche — die Bücherwelt! —

Sie war längſt vom Pfarrer zu ſeinem Bibliothekar ernannt worden und hatte endlich hinter den endloſen Reihen theologiſcher Bücher und alter Klaſſiker, vergeſſene, beſtaubte Bände hervorgezogen, die ihr werter waren, als all die andern geiſtigen Schätze des alten Herrn. Das war die ſchöne Litteratur aus ſeiner Jugendzeit: Grandiſon und Klariſſa, Les enfants de l'Abbaye, Siegfried von Lindenberg und die Herren von Waldheim; Vater Emmerich, eine komiſche Geſchichte; die Geſchichte des Herrn von Morgenthau, der „Hör Sie“ zu ſeiner Geliebten ſagt; Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, ein Buch, das ſelbſt Jungfer Chriſtiane alljährlich noch einmal las. — Das war ein Fund! Mit unbewußtem, ſchlauem Inſtinkt zeigte ſie dem Pfarrer zunächſt nur den Grandiſon, den ſie ihn ſelbſt ſchon hatte rühmen hören, und bat um Erlaubnis, ihn leſen zu dürfen. „Immerhin, mein Kind, es iſt ein ſchönes und tugendhaftes Buch, aber zu viel von ſolchen Sachen mußt du nicht leſen, man ſagt, es ſei ſchädlich für junge Leute; mir hat es zwar nicht geſchadet,“ fügte er unſchuldig hinzu.

Dies eine Buch nahm Lina mit obrigkeitlicher Bewilligung, bei den ſpäteren aber nahm ſie ſich die Erlaubnis ſelbſt. Früher hatte Mutter und Tochter das kleine Schlafzimmer unten geteilt, ſeit lange aber lüſtete es Lina nach einem eigenen Zimmer, und ſie hatte mit unglaublichen Anſtrengungen ein Dachkämmerchen zu einem recht hübſchen Mädchenſtübchen hergerichtet; dahin trug ſie nun ihre Schätze, von denen die ſchönſten mit Schulmeiſters Luiſe geleſen wurden. Die humoriſtiſchen Geſchichten ſagten ihr nicht ſehr zu und Klariſſa fand ſie doch etwas gar zu lang; auch der Siegwart war nicht mehr ſo ſchön wie damals, wo ihn der Proviſor vorgeleſen, aber Sophiens Reiſen, das war erſtaunlich ſchön! Die Helden zwar wurden von den zwei Mädchen ſcharf kritiſiert; den edeln Herrn Leß fanden ſie unerträglich hochmütig und den gutmütigen Puff etwas altbacken.

Schulmeiſters Luiſe, die in mehr Verbindung mit der

Außenwelt ſtand, brachte den Zauberring, einige Bände von Schiller und noch eine Maſſe kunderbunten Zeugs. Wenn aber auch Linas Geſchmack ſich allmählich bildete, ſo war doch ihr Heißhunger nach Unterhaltungslektüre zu groß geworden; ſie verſchlang ohne Wahl alles, was ſich ihr darbot. Nun war ſie eine geſunde Natur, umgeben von der warmen, wohlthätigen Atmoſphäre häuslicher Liebe, darum wurde ihr das Alltagsleben mit ſeinen kleinen Freuden nicht eben entleidet durch dieſe Welt der Phantaſie, und wenn ihr auch in unbeſtimmten Umriſſen goldene Bilder einer traumhäften Zukunft vorſchwebten, ſo war doch ihr Sinn zu jungfräulich, ihr Ideal zu hoch, als daß ſie auch nur entfernt geſucht hätte, dieſen Bildern beſtimmte Geſtalt geben zu wollen.



Was ihr verloren ging, das war der Sinn für die kleinen Opfer und Pflichten, die der Tag fordert, die ſtille Arbeit an ſich ſelbſt, und während ſie ſchwelgte in edlen Gefühlen, verlernte ſie doch allein zu ſein mit ihrem eigenen Herzen, Rede zu ſtehen den Gedanken, die ſich untereinander verklagen und entſchuldigen; ſie lernte ihre Wünſche und nicht ihre Pflicht zur Richtſchnur ihres Thuns machen; die höchſte Treue, die Treue im Gebrauch der Zeit, die lernte ſie nicht.

Der Verkehr mit Nachbarorten, der ſonſt ſo heiteren Wechſel in das Landleben bringt, war den Pfarrfamilien in Eichbronnen kaum möglich; die naheliegenden Orte waren katholiſch, der Verkehr der beiderſeitigen Pfarrherrn blieb ein friedlicher und höflicher, mehr nicht. War der Pfarrer krank, ſo kam der Amtsverweſer eines ziemlich entlegenen evangeliſchen Dorfes, um ſeine Amtsgeſchäfte zu verſehen. Es war ein noch junger Mann, von ernſtem, faſt düſterem Ausſehen, der wenig ſprach, deſſen Predigten in ihrem gewaltigen Ernſt etwas tief Ergreifendes für die Zuhörer hatten. Die Kirche war übervoll, wenn man wußte, daß Herr Arnold predigen werde, und ein Bauer ſagte mit naiver Entſchuldigung zu dem Pfarrer: „Wiſſet Se, Herr Pfarrer, äll Sonntag wär's eim' z'viel ſo, aber manchsmal thut's eim' gut, wenn mer au recht a'grumpelt wird.“ —

Jungfer Chriſtiane ließ ſich's nicht nehmen, den gefälligen Nachbar jedesmal aufs beſte zu bewirten, ſo wenig Wert er auch auf die Genüſſe der Tafel zu legen ſchien. Sie ſchlug das Kochbuch auf und ſuchte allerlei Delikateſſen hervor, welche ſie ſeit ihrer Jugend nicht mehr bereitet hatte. Lina war bei allen Notfällen die Gehilfin im Pfarrhaus und mußte dann auch an der Mahlzeit teilnehmen. Die tiefen dunkeln Augen des jungen Geiſtlichen, die Gewalt ſeiner Rede, die unverkennbar aus der Fülle innerſten Ernſtes ſtrömte, übten auch auf ſie einen mächtigen Zauber; ihr ſonſt ſo heiteres, lebendiges Weſen war wie gefeſſelt in ſeiner Nähe; ſie ſaß meiſt ſchweigend, faſt ängſtlich, keines ſeiner Worte aus der Unterhaltung mit dem

Pfarrer zu verlieren, ſo daß Jungfer Chriſtiane nicht mit ihr zufrieden war. Die zwei Geiſtlichen verſtanden ſich nicht ſo recht. Die kindliche Natur des alten Herrn, der ohne Forſchen und Zweifel ſich aus der Offenbarung alles zu eigen genommen, was ihm Troſt und Frieden gab, begriff das mächtige Ringen einer ſtarken Seele nicht, welcher in der Dämmerung der Herr erſcheint wie ein Feind, bis ſie ſiegt mit dem gewaltigen Rufe: „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn.“ Noch weniger begriff er die Heftigkeit, mit der Arnold jeden Schatten einer abweichenden Glaubensanſicht angriff; er ahnte nicht, daß dieſer Eifer meiſtens das Gefühl eigener Schwäche iſt, die bei ſich ſelbſt das Kleinod des Glaubens noch nicht geborgen weiß und deshalb ergrimmt über Zweifel, die ſie noch nicht gründlich überwunden. — Wer ſicher ruht am Vaterherzen, der kann über irrende Brüder trauern, aber erbittert wird er nicht. — Ein andres iſt freilich der heilige Ernſt der Wächter, die der Herr zum Schutze ſeines Heiligtums berufen, aber der hat nicht die düſtere Farbe der Intoleranz.

Arnold ſelbſt ſchien die friſche Blume, die das altväteriſche Pfarrhaus belebte, wenig oder gar nicht zu beachten; er ſah Lina nie an, wenn ſie ihm bei Tiſche etwas anbot, und wenn ſie je einen ſchüchternen Einwurf in ſein Geſpräch mit dem Pfarrer wagte, ſo fertigte er ſie mit einer kurzen Schärfe ab, die ihr wenig Mut zu weiterem Einmiſchen gab. Lina war an Nichtbeachtung am allerwenigſten gewöhnt, ſie, die unbewußt doch der Mittelpunkt ihres kleinen Kreiſes war, und ſie hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn es ſie nicht bitter gekränkt hätte, ſolche Vernachläſſigung gerade von dem erſten und einzigen jungen Mann zu erfahren, der in ihren Weg geführt wurde.

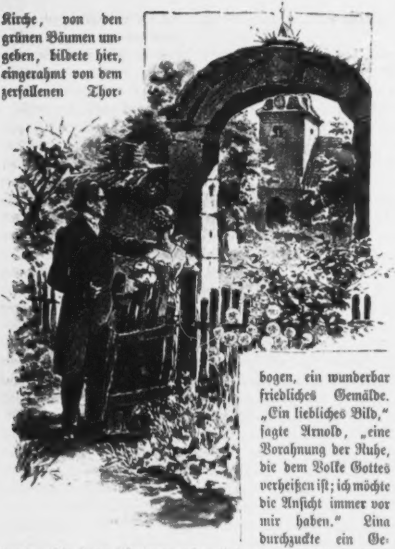
So gern ſonſt gutmütige alte Jungfern Heiraten ſtiften, ſo hatte doch Jungfer Chriſtiane für das Kind, die Lina, noch keinen ſolchen Plan, und fand es nicht verwunderlich, daß der ernſte ſchweigſame Mann wenig Notiz von dem fröhlichen Kinde nahm; auch begriff ſie nicht, warum Lina oft ſo böſe über ihn zu ſprechen war. „Lina, Kind, bring doch dem Herrn Amtsverweſer etwas Bouillon vor der Predigt!“ — „Schicken Sie Suſanne,“ erwiderte Lina kurz. — „Hat er wieder recht ſchön gepredigt, Lina? Es that mir ſo leid, daß ich wegen des Puddings nicht gehen konnte.“ — „Ich kann das große Aufheben von neuen Geiſtlichen nie leiden, wenn man lange im Beſitz der alten glücklich war,“ bemerkte Lina verſtändig, und Jungfer Chriſtiane dachte gutmütig: nun, dem jungen, heiteren Blut gefällt eben der ernſthafte Mann nicht und ſie iſt gar blind für ihren alten Lehrer, das iſt auch ſchön. Sie war nicht ſtark in der Herzenskenntnis, die gute Jungfer Chriſtiane!

Trotz ihrer Geringſchätzung des Neuen konnte es Lina doch nie über ſich gewinnen, eine Predigt des Amtsverweſers zu verſäumen, der in letzter Zeit öfter veranlaßt wurde, herüberzukommen; auch konnte ſie der Jungfer Chriſtiane ihre Hilfe im Pfarrhaus nicht verſagen, wenn ſie gleich oft meinte, ſie möchte lieber mit dem unfreundlichen Menſchen gar nicht mehr zuſammentreffen.

Nur von der Kinderlehre, in der ſie mit den „ledigen Töchtern“ unter achtzehn Jahren hätte vorſtehen müſſen, diſpenſierte ſie ſich und zog es vor, ſich in die Laube des Pfarrgärtchens zu ſetzen, wo man den Geſang und ſelbſt noch etwas von der Stimme des Geiſtlichen vernahm. — Einmal, es war ein goldener Frühlingsnachmittag, ſaß ſie auch ſo da; der Choral war verſtummt, aber um ſie her ſang und ſummte und blühte es von Bäumen und Büſchen, und das volle unbewußte köſtliche Gefühl jungen Lebens ſchwellte ihr Herz. Sie hatte die Jungfrau von Orleans erbeutet, und verſunken in den Zauber der Dichtung vergaß ſie alles, ſelbſt den unfreundlichen Vikar und ſeine tiefe Stimme, als ſie plötzlich dieſe Stimme in unmittelbarer Nähe fragen hörte: „Was leſen Sie?“ Inmitten des Schreckens, mit dem ſie ſo unerwartet die hohe, dunkle Geſtalt vor ſich ſah, bemerkte doch das ſcharfe Mädchenauge in dem Ausdrucke ſeiner Züge etwas mehr als die kalte Gleichgültigkeit, die ſie bisher ſo verletzt hatte.

Sie reichte ihm ſchweigend das Buch. „Das iſt Ihre Sonntagslektüre?" fragte er mit nachdrücklichem Ton. — „Eine ſo reine und herrliche Poeſie kann das Sonntagsgefühl nur erhöhen," ſagte Lina, die auf einmal Mut bekam, mit großem Feuer, „und," ſetzte ſie etwas ſchüchterner und proſaiſcher hinzu, „ich habe Werktags keine Zeit zum Leſen." — „Das nennen Sie rein und herrlich?" fuhr Arnold mit gleicher Schärfe fort, „das ſoll Ihr Sonntagsgefühl erhöhen? um ſolch ein Linſengericht laſſen Sie ſich Ihr unvergängliches Erbe abkaufen, während Sie den friſchen, kräftigen Lebensborn, das Wort des Herrn, daheim im Staube liegen laſſen?" — „Was können Sie aber in dieſer reinen und ſchönen Dichtung Sündliches finden?" fragte Lina mit glühendem Geſicht. — „Was nicht aus dem Glauben geht, das iſt Sünde," ſagte Arnold mit ſcharfem Ernſt, „ſündlos iſt nichts, was uns vom ſchmalen Pfade abzieht, und dann — gleich auf den erſten Blättern dieſer reinen Dichtung finden Sie ein Weib, die mit dem Manne, dem ſie nach Gottes Ordnung nicht angehört, in ſündlicher Verbindung lebt, von dem Dichter als ein Urbild ſchöner Weiblichkeit dargeſtellt, das nennen Sie rein?" Lina ſchwieg errötend und tief verletzt. Sie hatte ſich harmlos dem Eindruck der Dichtung hingegeben, ſich an Agneſens ſelbſtloſer Liebe erfreut, ohne an einen Flecken auf dem ſchönen Bild zu denken; ſie fühlte, daß ihr unrecht geſchah und erhob ſich mit Thränen im Auge: „Ich habe es arglos geleſen," ſagte ſie mit einem Mut, den ſie früher nie gehabt hätte; „Sie haben nun freilich das Verdienſt, mir meine reine Freude für immer getrübt zu haben."

Arnold hielt ſie ſanft zurück. „Sie müſſen nicht zürnen," ſagte er in milderem Tone als zuvor, „wenn mir Ihr Heil am Herzen liegt. Unſre Friſt iſt wahrhaftig zu kurz, als daß uns Zeit zum Vertändeln übrig bliebe, zumal am Tage des Herrn." Lina ſchwieg, im Herzen war ſie ſchon verſöhnt und ſchweigend blieben ſie noch eine Weile beiſammen. Sie ſtanden an dem Gartenpförtchen, das in den Hof führte; die kleine alte



Kirche, von den grünen Bäumen umgeben, bildete hier, eingerahmt von dem zerfallenen Thorbogen, ein wunderbar friedliches Gemälde. „Ein liebliches Bild,“ ſagte Arnold, „eine Vorahnung der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen iſt; ich möchte die Anſicht immer vor mir haben.“ Lina durchzuckte ein Gedanke. Sie hatte ſeit jenen erſten Uebungen auf Schulmeiſters Schiefertiſch die Zeichenverſuche nie ganz aufgegeben, wenn ſie auch nur mangelhafte Anleitung gefunden, hatte wohl ſchon verſucht, Landſchaften aufzunehmen, — nun wollte ſie's mit der Kirche wagen. Es kam ihr ſo leicht vor, wie ſie das ruhige

Bild mit den Augen maß, ſie meinte es im Fluge hinwerfen zu können; ſchade, daß ſie kein Zeichengeräte hatte.

Aber Arnold zögerte noch unter der Gartenpforte, und Lina fühlte, wenn auch mit einiger Demütigung, daß er nicht gerade an ihrer Seite über den Hof und ins Haus gehen wollte. Mit den Worten: „ich habe etwas vergeſſen“, eilte ſie in die Laube zurück und ſah Arnold erſt ſpäter wieder, als er ſich oben ſchon reiſefertig machte. Er nahm nicht beſondern Abſchied von ihr, doch blickte er ſie an, als er beim Gehen grüßte, und das war zuvor noch nie geſchehen.

Es war Lina, als hätte ſie ein unendlich wichtiges Geheimnis auf dem Herzen, als hätte ſich dieſen Nachmittag etwas Unerhörtes begeben. Sie trug doch ſonſt ihr Köpfchen ſo hoch; konnten ein paar Worte ſtrengen Tadels, der zum Teil wenigſtens noch ungerecht war, ſolchen Eindruck auf ſie machen? — O, ein Mann hat noch nie bei einem Mädchen verloren, beim ſtolzeſten nicht, wenn er ſich als Mann ihr gegenüber, ja, über ſie ſtellt. Selbſt wo ſie ſich verletzt fühlt, empfindet ſie noch einen Reiz, und ein paar milde Worte aus einem ſonſt ernſten Mund üben einen gewaltigen Zauber.

Schulmeiſters Luiſe ſaß wie ſonſt am Abend auf dem Plauderbänkchen. Lina brachte ihr die Jungfrau von Orleans zurück, Luiſe wollte ihr wieder ein Buch zuſtecken, Lina lehnte es ab, ſie habe nicht Zeit zum Leſen, — zum erſtenmal. Es war ihr, als hätte ſie Luiſe unendlich viel mitzuteilen, zu vertrauen, — aber nein, es ſollte nicht über ihre Lippen, in Ewigkeit nicht! Was denn? Ja, das wußte ſie ſelbſt nicht, aber ein Geheimnis war's, ein tiefes und wunderbares. Sie ſagte Luiſen bald gute Nacht; ſie ſetzte ſich zur Mutter und las ihr eine Predigt; ſie nahm in ihr Kämmerlein kein Buch als die Bibel, und las eifrig darin; dazwiſchen ſchlug ſie Sprüche auf, um ein Orakel für ihre Zukunft darin zu finden. — Kind, thörichtes Kind, was ſuchſt du in den heiligen Blättern? Suchſt du den Herrn und ſein Licht, oder ſuchſt du dein eigen kindiſch

Herz und ſeine Wünſche und Träume? Hüte dich! des Menſchen Herz iſt ein trügeriſch Ding.

Sie legte ſich zur Ruhe, nicht zum Schlaf; wache Träume ſind oft ſo viel lieblicher als die Kinder des Schlummers. Es mußte doch ſchön ſein, ſein Leben lang zu den Füßen eines ſo hohen und edlen Mannes zu ſitzen; dieſes ernſte, tiefe Auge in Liebe auf ſich geheftet zu ſehen; die Wolken auf dieſer düſteren Stirn zu zerſtreuen und dieſem ſtrengen Munde ein Lächeln abzugewinnen! Alle dieſe wachen Träume wiegten ſie ein, und der erſte Sonnenſtrahl weckte ſie, und das Leben ſah ſo golden und roſig aus, ſie griff es ſo friſch und freudig an; was hätte ſie nicht heute alles der Mutter zulieb gethan! O, es war ein Kinderſpiel, gut zu ſein und glücklich!

„Was treibt denn die Lina, daß ſie den ganzen Tag unter der Gartenthür ſitzt?“ fragte der Pfarrer. Ja, Lina macht Zeichenſtudien. Sie hatte auf einmal gefunden, daß es eine wahre Sünde ſei, daß ſie das Zeichnen ſo lange vernachläſſigte, während der Proviſor doch ſchon geſagt hatte, ſie habe Talent. Mit den langweiligen Vorlagen, die ihr der Pfarrer einmal angeſchafft, wollte ſie ſich nicht mehr placken, mit den Altären und ſteifen Blumenkörben; nein, die Natur war gewiß die beſte Meiſterin, und da wollte ſie damit anfangen, die Kirche aufzunehmen. Der Pfarrer bemerkte dieſen Eifer recht beifällig, Jungfer Chriſtiane aber ſchien es etwas unnötig. So leicht fand Lina die Aufnahme nun nicht, wie ſie ſich's vorgeſtellt, und unzählige Blättchen wurden zerriſſen, bis ſie endlich eines ihrem väterlichen Freunde vorlegte, der es ſehr gelungen fand. Ein andres Blättchen vom feinſten Papier, noch viel ſorgſamer ausgeführt, bekam niemand zu ſehen, das hatte Lina zurückgelegt, — für Arnold? — O behüte, wie konnte ihr ſo etwas auch nur einfallen! um keinen Preis! Vielleicht, daß er es einmal ſehen durfte, weil ihn doch die Anſicht ſo intereſſiert hatte, aber behalten? Nein, da hätte er erſt recht ſchön darum bitten müſſen! Auch ihren Namen wollte ſie nicht darunter ſchreiben; zuletzt kam er aber doch in eine kleine, ganz kleine Ecke unter ein Roſenbüſchchen, das ſie an der Seite gezeichnet hatte.

Der Pfarrer hatte diesmal einen ganz guten Frühling, ſein Geſundheitszuſtand war beſſer als je. Lina konnte ſich nicht genug freuen und verwundern darüber; ſie war noch nie ſo beſorgt um ihn geweſen, hatte noch nie ſo oft gefragt, ob er ſich ganz wohl fühle und ob das Predigen ihn gar nicht anſtrenge. „Durchaus nicht, ich bin recht froh, daß ich den Arnold nicht ſo bald wieder in Anſpruch nehmen darf,“ ſagte er vergnügt.

Es kam aber doch wieder ein ganz ſchlimmer Katarrh, und Lina ſtimmte der Jungfer Chriſtiane vollkommen bei, daß es gar zu gefährlich wäre, wenn der Bruder gerade bei dem warmen Wetter in der kühlen Kirche predigte. „Aber er wird nicht wollen, daß man den Arnold herbemüht,“ meinte die Schweſter. — „So ſchreiben Sie ihm!“ ſagte Lina. — „Weißt was, Kind, ich bin nicht ſehr gelehrt in der Feder, ſetze du's auf! du ſchreibſt ſo ſchön.“ — Lina ließ ſich willig finden; aber als ſie das Papier bereit gelegt hatte und die Feder eingetaucht, da fand ſie's doch unmöglich; ſie ſtand errötend auf: „Es geht nicht wohl, der Herr Pfarrer könnte böſe werden, wir müſſen ihn fragen.“ So geſchah's denn; der Pfarrer willigte mit Widerſtreben ein, er ſchrieb ſelbſt und Arnold kam.

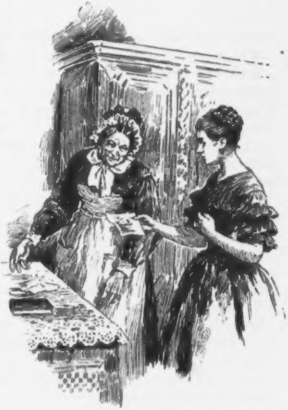
Lina war, wie ſonſt auch, im Pfarrhaus; das Herz ſtand ihr ſtill, als er ſie nach der Rückkehr von der Kirche mit ſtummem Neigen begrüßte. Das Blättchen mit der Zeichnung hatte ſie in der Taſche, warum ſollte ſie es ihm nicht gelegentlich zeigen, weil er ja doch von der Anſicht geſprochen? Aber ſie fand keinen rechten Augenblick und keinen Mut dazu; endlich legte ſie es — gewiß zufällig — auf die kleine Kommode, wo Arnolds Agendenbuch lag, — er brachte immer ſein eigenes mit, in dem ſelbſtgeſchriebene Gebete waren, — ſie hätte es ja in der Taſche ganz zerknittern können!

Er brach heute früher als gewöhnlich auf; er hatte ſie nicht angeredet, aber einmal hatte er ihr auf eine Frage geantwortet, die ſie an den Pfarrer gerichtet hatte. Man kannte die Lina gar nicht mehr, wenn Arnold da war, ſo ſtill, ſo ſchüchtern, als ob ſie nicht fünfe zählen könnte. Als Arnold ſein Buch zur Hand nahm, ſtand ſie in der andern Ecke des Zimmers; man hätte ihr Herz klopfen hören können, als ſie ſah, daß er das Blättchen zur Hand nahm, es beſah, einen flüchtigen Blick nach der Seite warf, wo ſie ſtand, und es dann langſam zwiſchen die Blätter ſeines Buches legte und dies einſteckte. Er gab beim Abſchied wie gewöhnlich dem Pfarrer und Chriſtianen die Hand, diesmal bot er ſie auch Lina: hatte er gefühlt, wie ſie zitterte in der ſeinen?

Lina ging heim wie eine Träumende; ſie las der Mutter, ſie wußte nicht was; ſie ging in ihr Stübchen, ſie ſtützte ihr glühendes Geſicht in die Hand, ſie weinte und ſie lächelte. Er hatte ihr die Hand gegeben, er hatte das Blättchen mitgenommen! Aber, — o das Blättchen! Mußte er nicht glauben, daß ſie es für ihn hingelegt, und war das nicht unzart und unweiblich? Was mußte er von ihr denken? Alle ihre Gedanken gingen unter in dieſem einen, den ſie nicht abſchütteln konnte. Es war die erſte ſchlafloſe Nacht ihres Lebens.

Die Tage kamen und gingen in ihrem gewohnten Gleis. Schulmeiſters Luiſe hatte gar viel zu berichten von dem jungen Unterlehrer, der ein Aug auf ſie habe; Lina hatte ihr nichts dagegen zu vertrauen, es wollte nicht über ihre Lippen. Sie ſaß jetzt mehr als ſonſt bei der Mutter und ließ ſich erzählen von ihrer Jugend und von der Tante Pauline, die faſt verſchollen war; ihre Skrupel wegen des Blättchens hatten ſich gelegt, hatte er ihr doch nachher die Hand gegeben. Jeden Morgen erwachte ſie mit dem unbeſtimmten Gefühl, heute müſſe ſich etwas Beſonderes ereignen; jeden Abend ſchlief ſie ein mit dem Gedanken: es kann ja morgen kommen.

Sie kam einmal wieder zur Lektion ins Pfarrhaus. „Weißt du auch,“ ſagte Jungfer Chriſtiane, „daß der Arnold jetzt einen Dienſt hat? Er war ein trutziger Ding und gab nicht viel gute Worte um einen Kreuzer, aber doch gefällig. Wer weiß, was jetzt für einer nach Sternfels kommt.“ — „Wohin kommt er denn?“ fragte Lina. — „Nach Winterzell, an der Grenze, eine blutarme, ſchrecklich verwahrloſte Gemeinde; ich glaube, er hat ſie ſich mit Fleiß ausgeſucht. Das iſt freilich ſo gut als ob er unter die Heiden ginge.“ — „Hat er ſelbſt geſchrieben?“ — „Ja, er hat ſich ſchriftlich vom Bruder verabſchiedet, weil er ſo bald aufziehen muß; ich glaubte, der Bruder habe dir's geſagt, aber der vergißt alles!“ — „Schreibt er vergnügt?“ fragte Lina, die doch gern den Brief geſehen hätte. — „Vergnügt? der und vergnügt!“ lachte Jungfer Chriſtiane. „Nun wart', der Brief muß irgendwo liegen; ja, da iſt er, auch das Blättchen dabei, wo du einmal die Kirche hingemalt haſt; wie iſt denn das wohl in ſein Buch gekommen? Das ſieht ſeiner Gewiſſenhaftigkeit gleich, daß er den kleinen Wiſch zurückſchickt; heb's nur auf, 's iſt doch nett!“ — Da lag das Blättchen und der Brief daneben, Lina konnte nur die Nachſchrift leſen: „Beiliegendes Blättchen kam aus Verſehen in



mein Buch; ich vermute, daß es in Ihr Haus gehört.“ Sie las noch den Gruß an Jungfer Chriſtiane in dem Brief, — an ſie ſtand keiner dabei. — Auf der Rückſeite des Blättchens fand ſie in kleinen, ganz kleinen Ziffern die Schriftſtelle Matth. 5, 29, bezeichnet, ſie ſuchte ſie auf in dem kleinen Teſtament, das ſtets da lag; — das alſo war ſein letztes Wort!

Die Augen vergingen ihr darauf, mechaniſch ſtrich ſie das Blättchen glatt und ſteckte es ein, mechaniſch räumte ſie die längſt aufgeräumte Kommode auf, wo es gelegen; ſie hätte ſo gern vermieden, Chriſtianen ins Geſicht zu ſehen. Endlich konnte ſie glücklich an ihr vorüber kommen und ein Adieu über die Lippen bringen. Wäre es nicht ſo gar lange her geweſen, daß der treuloſe Stadtſchultheiß davon gezogen, wer weiß, ob Jungfer Chriſtiane nicht aus ihrer tonloſen Stimme ein ſchmerzlicheres Lebewohl herausgehört hätte; ſo aber ſagte ſie nur: „Adieu, Kind, kommt auch auf den Abend!“ Es war ſchon herbſtlich und ein bewegtes Leben draußen; die Sonne ſchien wunderbar hell, als Lina über den grünen Kirchhofweg zwiſchen den ſpielenden Kinderſcharen durch nach der Mutter Häuschen ging, — ſie ſah alles wie durch einen Nebel. Das war nicht die alte Sonne mehr.

Am Abend mußte die Mutter allein ins Pfarrhaus. Lina bat ſie darum, ſie hatte Kopfweh und wollte bald zu Bett, die Mutter traf ſie aber noch auf bei ihrer Rückkehr und ſchalt darüber; zwar hatte ſie nicht geleſen, auch nicht in der Bibel, — die hatte ſie weit weggeſchoben, — ſie blätterte nur in den Liedern ihres Notenbuchs und wandte ſich ab, als die Mutter eintrat, um ihr Nachtlämpchen anzuzünden. „Und du haſt mir ja gar nicht geſagt, daß der Amtsverweſer von Sternfels angeſtellt iſt,“ ſagte die Mutter; „da wird's unſerm Herrn Pfarrer fehlen.“ — „Ich hatte es nur vergeſſen,“ ſagte Lina tonlos, „gute Nacht!“

Sie hatte ſchon ihr Lämpchen gelöſcht, als ein leiſer Schritt durch ihr Stübchen kam, es beugte ſich über ihr Bett und ſie fühlte eine warme Thräne auf ihrem Geſicht. „Gute Nacht, Kind!“ Und Lina richtete ſich auf und umfaßte die Mutter und weinte ſich recht von Herzen aus.

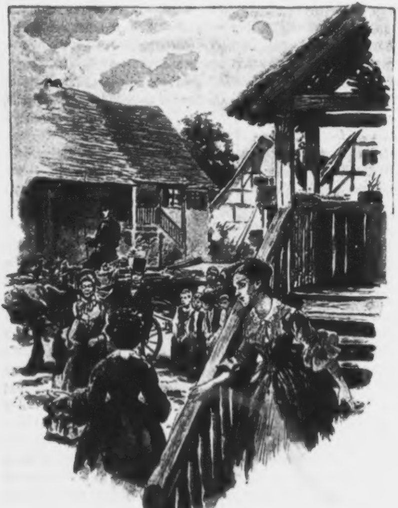
Geſprochen wurde nichts mehr darüber, weder von der Mutter noch Tochter.

Wenige Wochen nach dem Tage, wo Lina das Bildchen mit der Kirche in ihre Bibel zurückgelegt hatte, war große Bewegung in dem ſonſt ſo ſtillen Witwenhäuschen, und ein ungewöhnlich rühriger Verkehr mit dem Pfarrhaus. In der kleinen Küche waltete Lina; Jungfer Chriſtiane mit der Schaumgabel und der Schüſſel mit Eiweiß hatte ſich auf die Hausſchwelle geflüchtet, weil innen der Raum ſo eng war; die Pfarrerin lüftete und putzte und bürſtete in der Stube, um ihr altes Ameublement wieder anſtändig in ſtand zu ſetzen; Schulmeiſters Luiſe rannte zum Bäcker mit Kuchenblechen, Nachbars Hansjakoble wurde ſehnſüchtig aus der Stadt zurückerwartet mit Kalbfleiſch: — Tante Pauline, die Frau Oberbaurat Holzen ſollte heute kommen.

Bei der Pfarrerin war vor lauter Geſchäft und Sorgen noch kein Raum für Gemütsbewegung über das nahe Wiederſehn ihrer einzigen Schweſter. „Welcher Unſinn!“ ſagte ſie, „iſt ſiebzehn Jahre fortgeblieben und jetzt kommt ſie auf einmal wie vom Himmel heruntergeſchneit! Hätte ſie nicht acht Tage vorher ſchreiben können?“ Lina dagegen konnte vor freudiger Bewegung gar nicht zum Sorgen kommen; die unbekannte Tante, ihre Pate, deren Bild ſie nur mit ein paar koſtbaren Geſchenken verband, welche die Mutter wie Heiligtümer aufbewahrte, — das war doch eine Erſcheinung, welche die unendliche Leere in ihrem Herzen etwas ausfüllen konnte.

Die Kuchen waren glücklich beim Bäcker, der Braten am Feuer, die Veredlung der Stube beinahe vollendet, da rannten die Dorfkinder, die man als Wachpoſten ausgeſtellt hatte, atemlos herbei: „Sie kommen, ſie kommen!“ und unmittelbar hinter ihnen, mit einem großen Gefolge von Dorfjungen, rollte ein eleganter Wagen den holperigen Feldweg daher.

Ihr kleines Häuschen hatte die Pfarrerin nie gedrückt; jetzt erſt kam es ihr wie eine Nußſchale vor, als der Wagen in der nötigen Entfernung hielt, als eine Dame in glänzend ſeidenem Kleid abſtieg und mit der Lorgnette die Häuſer muſterte,



bis ſie der Schweſter anſichtig wurde. „Du biſt's, Marie! ich hätte dich wahrhaftig nimmer gekannt!" — Die Pfarrerin hätte ihr das Kompliment zurückgeben können, ſchöner war Pauline gewiß nicht geworden in den ſiebzehn Jahren, trotz der prachtvollen Toilette. „Und das iſt die Lina?" ſagte ſie, als ſie auf der Schwelle des Hauſes ankam; „nun, die läßt ſich ſehen! Kopf in die Höh, mein Kind! Na, das iſt ja ganz hübſch aufgeblüht! Und hier wohnſt du wirklich, Marie?" — „Du haſt ja das Häuschen früher ſchon geſehen," verſetzte dieſe etwas gekränkt. — „Wohl, aber ich wußte nimmer, daß es ſo klein iſt; thut aber nichts, ich ſage dir, ich habe genug durchgemacht mit großen Logis; ich wäre oft lieber eine Schnecke geweſen, die ihr Haus auf dem Rücken trägt. Stoß den Kopf nicht an, Holzen!" rief ſie dem Gemahl zu, der, ängſtlich bemüht, der Oeffentlichkeit der Szene ein Ende zu machen, den Damen ins Haus folgte. „Wirklich, ich finde es ganz nett bei dir," verſicherte Pauline gnädig, „ganz paſſend für deine Verhältniſſe; Linchen, Kind, ſetz' dich zu uns!" Es brauchte lange, bis Linchen ſich ſetzen konnte, obgleich Jungfer Chriſtiane ſich nicht nehmen ließ, die Direktion der Küche zu beſorgen und dort in beſcheidenem Dunkel zu verbleiben.

Die zwei Schweſtern konnten ſich nicht ſo recht mehr zuſammen finden, Pauline war in der langen Zeit, wo ſie ſich nicht geſehen, ſo gar weit herumgekommen; zumeiſt war der Oberbaurat in der Schweiz feſtgehalten worden, aber auch eine längere Reiſe nach England und Frankreich hatten ſie zuſammen gemacht. „Es war ihm gewaltig ungeſchickt, mich mitzunehmen," ſagte ſie lachend; „er ſtellte mir ganz rührend vor, wie ich nun auch einmal wieder meine Jugendheimat beſuchen, bei meiner Schweſter verweilen könne. Aber du nimmſt mir's nicht übel, Marie, bei dir wär' ich vor Langerweile vergangen, und ich ſagte: ‚Gilt's dir, ſo gilt's auch mir; mußt du die Häuſer ſtudieren und die Kirchen, ſo ſtudier' ich die Moden,' und wohl oder übel, er hat mich haben müſſen."

„Mein Beutel hat's empfunden," bemerkte der Oberbaurat, der nach der Mahlzeit das Stübchen in der Länge und Breite durchmeſſen, alle Bilder an den Wänden betrachtet, alle Bücher auf der Kommode geöffnet und wieder zugemacht und ſich endlich ans Fenſter geſtellt hatte. „Da ſehen Sie gerade den großen Nußbaum auf dem Steinberg, Herr Schwager,“ ſagte die Pfarrwitwe, „auf den Sie vor Zeiten geſtiegen ſind, um nach dem Pfarrhaus herüber zu ſehen, wo Pauline vom Taubenſchlag aus mit dem Tüchlein hinüberwinkte.“ — „Na, man thut viel Dummes, wenn man jung iſt,“ ſprach gähnend der Herr Schwager; „ich hätt's auf ebenem Boden verſehen können, aber zu geſchehenen Dingen —“. „Ja,“ erwiderte lachend Frau Pauline, „hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte lieber den Taubenſchlag vernageln laſſen, ſtatt meine Kleider darin zu verderben.“

Lina hörte dieſen Neckereien, in welche im Verlauf der Rede manch bitteres Wörtchen fiel, erſtaunt zu. War das die romantiſche Tante mit der poetiſchen Jugendliebe? dies das Ergebnis einer Liebesheirat? — Die Tante ſchien aber eine große Zuneigung zu ihr zu faſſen; ſie ließ ihre Hand nicht mehr los, fand ihre Antworten allerliebſt, und wunderte ſich fortwährend, wie ſie ſich doch auf dieſer Einöde ſo ordentlich gemacht habe. „Abzuſchleifen gibt's freilich noch genug; aber wenn wir ſie ein bißchen herbilden, kann ſie's mit jeder aufnehmen.“

Der Pfarrer oder vielmehr Jungfer Chriſtiane hatte die Geſellſchaft zum Thee geladen; man ging zuſammen über den graſigen Kirchhofweg, der Baumeiſter lorgnettierte die Kirche ein wenig, Paulinens Blick ſtreifte ſie gleichgültig. „Schade, daß nicht Sonntag iſt,“ meinte die Pfarrerin, „daß wir hätten zuſammen in die Kirche können; es hätte dir gewiß wohl gethan, Pauline, nach ſo langer Zeit, und der Herr Schwager war ja auch früher ein fleißiger Zuhörer des Papa ſelig.“ — „Ach ja, was thut man nicht, wenn man jung und dumm iſt!“ ſagte gedankenlos der Baurat. — „Ein großes Kompliment für die Predigten des Papa,“ lachte Pauline; „ja ich wäre gern 'mal wieder in das Kirchlein gegangen. Ich muß ſagen, ſeit ich fort bin von hier, bin ich dem lieben Gott nicht viel beſchwerlich gefallen; ich glaube, Pfarrkinder bekommen das Kirchengehn in der Jugend ſatt." — „Ich baue die Kirchen," ſprach der Baurat, „den Beſuch überlaſſe ich andern." Frau Marie ſeufzte tief, zur Entgegnung fand ſie keine Worte. Auf Linas junge Seele fielen dieſe frivolen Reden wie erkältender Meltau; vor wenig Wochen noch hätte ſie ſich faſt mit Grauen von der Tante abgewandt, damals, als ihr Herz glühte, ſich dem Herrn zu ergeben und — ihr irdiſches Glück zu finden. — Nicht die Vöglein unter dem Himmel hatten die edlen Saatkörner von ihrer Seele weggepickt, Dornen und Diſteln des erſten Herzeleids hatten ſie erſtickt.

Im Pfarrhaus hatte Jungfer Chriſtiane Wunder gethan nach all ihren Leiſtungen im Witwenhäuschen; der ehrwürdige alte Herr mit ſeinem ſchwarzen Samtkäppchen empfing die Gäſte oben an der Treppe, Jungfer Chriſtiane im höchſten Staat erwartete ſie im Zimmer. Der Pfarrer, der ſich ſehr für Kirchenbaukunſt intereſſierte, auch noch einige rare alte Kupferwerke mit Abbildungen alter Kirchen beſaß, war bald im eifrigen Geſpräch mit dem Baurat. Frau Pauline rückte hier mit ihrem Plan heraus, das liebe Kind, die Lina, ſogleich mit ſich zu nehmen und für längere Zeit zu behalten, um ihre Bildung zu vollenden. „Es iſt die höchſte Zeit, daß etwas für das Kind geſchieht," ſagte ſie; „mein Mann hat jetzt eine bleibende Anſtellung in der Reſidenz. Ich bin gar nicht gewöhnt, lang an einem Orte zu ſein; da iſt mir's wohlthätig, etwas Junges um mich zu haben."

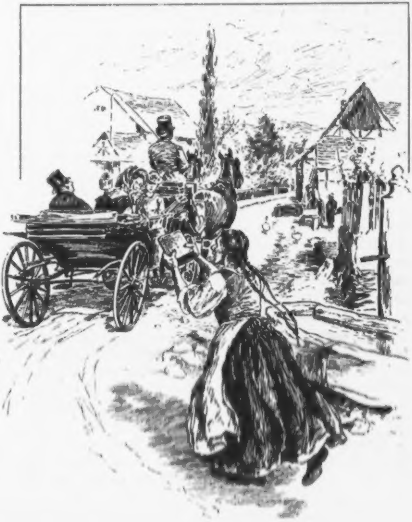
Die Pfarrerin hatte nach dem Geſpräch auf dem Kirchhof ihre ernſten Bedenken, ihr Kind, mit dem ſie das Licht ihrer Augen, den Troſt ihrer Tage dahingab, in Paulinens Händen zu laſſen; aber — lernen ſollte Lina freilich noch manches, und gerade jetzt würde dem armen Kinde eine Zerſtreuung gut thun; ſie war ſo gar ſtill geweſen in den letzten Wochen. Jungfer Chriſtiane und der Pfarrer ſahen in ihrer Argloſigkeit nur ein großes Glück für Lina darin, ſo ſchmerzlich ihnen auch die Trennung fiel. Lina ſelbſt hatte in letzter Zeit die Einförmigkeit ihres Lebens drückend gefunden; die freundliche Umgebung ſchien ihr öde, die gewohnten Studien waren ihr entleidet, — wie einen Wink des Himmels ergriff ſie die Ausſicht, die ihr die Tante eröffnete; — ſie hatte keinen Einwand, wenn auch Tante und Onkel lange nicht ihrem Ideal entſprachen. Als jedoch die Tante gar davon redete, ſie noch denſelben Abend mitzunehmen, da erhob ſich von allen Seiten ſtürmiſcher Widerſpruch. Es war aber eben das Element der Frau Pauline, durch Widerſpruch ihren Willen durchzuſetzen; ſie widerlegte ſiegreich alle Einwürfe und die andern wurden überſtimmt.

Der Wagen ſollte am Pfarrhaus vorfahren; die Pfarrerin und Lina gingen nach Hauſe, um wenigſtens das Nötigſte zu packen, — ſo kam es doch auch für Lina gar zu ſchnell. Mit zitternder Hand legte die Mutter die Sachen zuſammen, die ihr Lina aus den Schränken bot, und ſah dazwiſchen ängſtlich auf, ob das Kind doch noch da ſei; — das Herz war ihr unbeſchreiblich ſchwer, ſie konnte den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihr Töchterlein dahingebe für immer.

Der Wagen war vorgefahren, ſämtliche Reiſeeffekten ins Pfarrhaus geſchafft. „Gut, daß wir mit dem Hut nicht bei Tag einfahren,“ meinte die Tante, als ihre Nichte ganz gerüſtet daſtand. Lina hatte den Abſchied leicht genommen und mit innerem Vorwurf gefühlt, daß ſie mit trockenen Augen dem naſſen Blick der Mutter begegne; von Schulmeiſters Luiſe war ſie mit ziemlich leichtem Herzen geſchieden und hatte ihr zu ſchreiben verſprochen. Als aber Chriſtiane ihr noch ein Sträußchen ihrer auserleſenſten Blümchen bot und vergeblich verſuchte, ihre guten Abſchiedswünſche auszuſprechen, die in Thränen erſtickten; als der Pfarrer ihr ſeinen Segen zum Scheiden gab und mit bebender Stimme ſagte: „Der Herr geleite dich, mein Kind, er behüte deine Seele und führe uns droben wieder zuſammen!“ — als die Mutter ſie in die Arme ſchloß und kein Wort reden konnte vor heißem Weinen; als die alte Suſanne ihr noch ſchluchzend die Hand hinſtreckte: — da fühlte ſie, was ſcheiden heißt, und es war ihr, als ziehe man ihr das Herz aus der Bruſt.

Onkel und Tante hatten ſich, um der Abſchiedsſzene zu entgehen, in den Wagen geſetzt und erwarteten Lina mit einiger Ungeduld. „Komm nur, Kind, ſei nicht ſo troſtlos! das gibt ſich bald; adieu, Marie, wir laſſen ihr nichts geſchehen.“

Der Wagen fuhr ab, Lina hob ihre naſſen Augen aus



dem Tuch, um die Kirche und das Dörfchen noch zu ſehen. Da ſah ſie die Pfarrſuſanne dem Wagen nachrennen und mit allerlei telegraphiſchen Zeichen Stillſtand bedeuten; man hielt, und atemlos rannte die gute Perſon herbei, ein Buch in der Hand haltend. „Was gibt's, Suſanne?“ fragte Lina erſchreckt. — „Die Frau Mama ſchickt mich,“ keuchte Suſanne, „Sie haben Ihre Bibel vergeſſen!“ Und ſie bot ſie in den Wagen. „Welcher Unſinn!“ murmelte der Baurat, „hätte man ſie nicht nachſchicken können!“ Es war die Bibel des Vaters, welche die Mutter Lina an ihrem Konfirmationstage übergeben hatte. Lina nahm ſie mit tiefer Rührung in die Hand, da fiel ein Blättchen heraus, — es war ihre Zeichnung. Ein tiefes Gefühl der Bitterkeit verdrängte die Wehmut; ſie legte das Blättchen mit der Bibel zur Seite und reichte Suſanne die Hand ohne ein Wort.

Der Wagen fuhr weiter, Dorf und Kirche verſchwammen im Abenddunkel, die Töne der Betglocke klangen ihnen nach. Die Mutter hatte nach der Sitte des Dorfes immer das Betglockengebet laut geſprochen, und Lina, die ſich müde von all der Erregung in die Ecke gelehnt hatte, tönten wie im Traum noch deſſen Schlußworte durch den Sinn:

In dieſer letzten böſen Zeit
Verleih uns, Herr, Beſtändigkeit.
Laß uns in guter ſtiller Ruh
Das zeitlich Leben bringen zu,
Und wenn das Leben neiget ſich,
Laß uns einſchlafen ſeliglich!

Der Winter war eingebrochen und der Kirchhof verſchneit; Suſanne mußte den Pfad abkehren, damit die Frau Pfarrerin zu den Spinnabenden ins Pfarrhaus kommen konnte. Es war wie in andern Wintern auch, nur ſtiller war alles geworden, viel ſtiller, vor allem der Pfarrherr, deſſen Stimme man oft den ganzen langen Abend nur hörte, wenn er die Freundin grüßte, oder gute Nacht ſagte, oder vor allem, wenn er fragte: „Nichts Neues von unſrer Kleinen?“ Bei der Frau Pfarrerin und Jungfer Chriſtiane ging das Geſpräch nicht aus und die Kleine ſelbſt lieferte reichlichen Stoff dazu; aber es fehlte doch überall, und daheim bei der Mutter war es gar zu ſtill. Schulmeiſters Luiſe kam bisweilen herüber, aber ſie war empfindlich über Linas ſeltenes Schreiben und meinte, die werde eben ſtolz und treulos in der Stadt. Die Bauernweiber beriefen die Frau Pfarrerin oft in der naiven Weiſe des Dorfes: „Ei du lieber Gott, wie werden Sie nicht ſo alt!“ Ihr ſelbſt dünkte es, als ob mit Lina der letzte Funken ihrer Jugend dahin ſei. Chriſtiane vertröſtete ſie aufs Wiederſehen; die Mutter ſchüttelte wehmütig den Kopf: „Wiederſehen werde ich ſie ſchon, wieder haben nicht mehr.“

Linas Briefe brachten die einzige farbenhelle Abwechslung in das Stillleben, und zu Zeiten ſchrieb ſie recht liebe herzliche Briefe, wo zum Schluß noch Grüße an die alte Suſanne und Erkundigungen nach der Katze ſtanden; in allen rühmte ſie die Güte der Tante und die vielen Freuden ihres neuen Aufenthalts. Anfangs berichtete ſie über ihre Lektionen und rühmte, wie viel ſie ihrem gütigen Lehrer, dem Pfarrer, danke, der ihr ſo gute Grundlagen gegeben. Dieſe Berichte hörten allmählich auf und die Briefe wurden immer flüchtiger; „in Eile“ ſtand faſt unter jedem, und er hätte auch ohne den ausdrücklichen Beiſatz den Stempel dieſer Eile verraten. Vor dem Neujahr hatte die Mutter ſie freundlich erinnert, wie ſie den erſten Jahrestag immer mit dem heiligen Abendmahl gefeiert, und ſie gebeten, dieſe Sitte nicht zu unterlaſſen, ſie wollten dann im Geiſte zuſammen ſein. Lina ſchrieb, die Tante meine, ſie ſolle das lieber im Frühling verſehen, wenn ſie auf Beſuch zur Mutter komme, es ſei in der Stadt zu unruhig dazu. „Das wird wohl wahr ſein!“ ſagte die Mutter mit einem Seufzer. Die Ausſicht auf das Wiederſehen im Frühling war doch ein lichter Punkt, der ſie viele Sorgen vergeſſen ließ.

Ja, Lina die hatte freilich nicht viel freie Zeit und noch weniger freie Gedanken zum Briefſchreiben, und es war verwunderlich, daß ſie nur ſo viel geſchrieben. Die Tante war ein ganz raſtlos betriebſamer Geiſt, neben dem nicht viel Raum zur Ruhe blieb, und eine lebendige Puppe wie Lina, um Verſuche mit ihr zu machen, hatte ſie bisher noch nie gehabt. Es hatte eine Weile gebraucht, um Lina „herzubilden", wie ſie's nannte, zunächſt ihre Garderobe. Die Tante war ſtolz auf ihre Sparſamkeit und fand es ſehr ökonomiſch, Linas Garderobe aus ihrer eigenen herzuſtellen und ſich dagegen Neues anzuſchaffen. „Siehſt du, Kind, ſo kann auch mein Mann nichts drein reden; denn das weiß er längſt, daß meine Garderobe meine Sache iſt, wenn er ſie auch bezahlen darf." — Lina fühlte ſich verletzt, daß ſie Veranlaſſung zu einer Täuſchung geben ſollte, wie ſie denn überhaupt hier zum erſtenmal die Armut als einen Druck empfand und den Reichtum als wünſchenswertes Gut erkannte.

Nun ſie „hergebildet" war, wurden Beſuche gemacht. „Meine Nichte, Lina Müller, — Fräulein Klotilde Berner, Fräulein Emma von Sternberg, Fräulein Natalie ſo und ſo," — ging's halbe Vormittage nacheinander. Lina hatte zu thun, bis ſie die verſchiedenen Geſichter und Namen nach und nach wieder auseinanderwickelte und machte manchen Mißgriff. — Lehrer wurden beſtellt, man fand zum Teil Lina viel gebildeter, als man ihr zugetraut; die franzöſiſche Konverſationsmademoiſelle ſagte, daß ſich ihr altmodiſcher Accent wunderbar ſchnell verbeſſere; nur der Tanzmeiſter meinte, es ſei unmöglich, dieſem Gang, dieſen Bewegungen noch den Schmelz, die Harmonie, die Grazie zu verleihen, die nur durch früheſte Uebung zu erlangen ſei. Lina aber ging gerade zu und lachte den Tanzmeiſter aus. Auch in der Muſik ſchien es unmöglich, daß ſie es je bis zum Brillantſpiel bringen könnte. Die andern Lektionen ließ die Tante baldigſt fallen, ſobald ſie ſah, daß ihre Nichte dennoch präſentabel ſei; auch koſteten ſie Geld, und Geld war bei der Tante Oberbaurätin oft ein gar ſeltener Artikel. Geld war der Dämon ihres Lebens, der allein ihre meiſt heitere Laune trübte und

Zwiſt in ihre gewöhnlich ſo verträgliche Ehe warf, in der ſonſt jedes das andre unbekümmert ſeiner Wege gehen ließ. Es ſtand ein hübſches Maſerkäſtchen auf einer Kommode des Speiſezimmers, deſſen bloße Berührung die Tante ſorgfältig vermied; in dies Käſtchen wurden die unbezahlten Rechnungen geworfen, und erſt wenn es zum Ueberlaufen voll war, ſandte man es dem Herrn auf ſein Zimmer, was dann nicht verfehlte, einen häuslichen Sturm hervorzurufen, bei dem ſich Lina wieder mit Schaudern fragte: „Und das war eine Liebesheirat?“

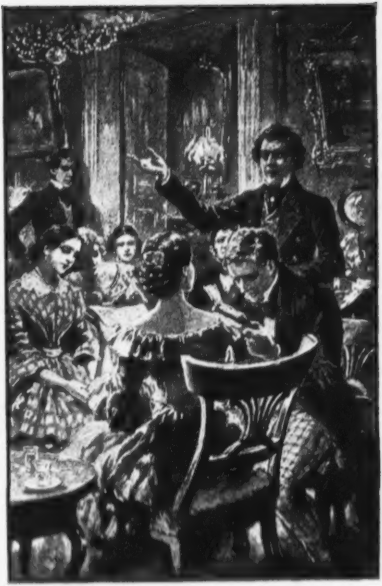
Der Sturm ging freilich vorüber, und nach dem Schmollen einiger Tage war alles wieder auf dem alten Fuß. „Früher haben wir allemal noch Verſöhnungsſzenen aufgeführt,“ ſagte lachend die Tante zu Lina, „jetzt geht's auch ohne das. Was will man machen? haben muß man ja einander doch! Das verwünſchte Geld! und ich ſpare doch ſo unmenſchlich, trage denſelben Ueberwurf ſchon den zweiten Sommer, nur mit andern Garnituren, und habe die letzte Theeviſite bloß mit Eingemachtem und Theekuchen beſtritten! Ja, wer Geld genug hätte!“

„Ja, wer Geld genug hätte!“ ſeufzte Lina der Tante nach, ſie, die ſonſt in Jahren kaum daran gedacht hatte, ob ſie arm ſei oder reich, ſo einfach geregelt waren daheim bei der Mutter Einnahmen und Ausgaben. Aber der Sparpfennig, den dieſe ſenden konnte, war ſo gar beſcheiden, und die Abhängigkeit von der Tante neben dem beſtändigen Geldjammer ſo gar drückend. Es gibt wohl kaum ein noch ſo einfaches Weſen, das nicht zwei Seelen hätte, und während Linas eine Seele ſich noch eine Liebe träumen konnte, wo „ein Herz nur, ach, und eine Hütte!“ die ganze Seligkeit ausmachte, ſo erging ſich die andre in Bildern eines angenehmen behaglichen Lebens, wo der Dämon Geld ein allzeit bereiter Diener ſei, der zu jedem Genuß helfen, jede Not erleichtern könne.

Aber es gab Zeiten, wo Herzensträume und Geldwünſche in den Hintergrund traten vor der heitern Gegenwart, der ſie ſich mit friſcher Jugendluſt hingab. Sie hatte zuerſt für „ein liebes, ſchüchternes, beſcheidenes Kind“ gegolten, weil die Tante ſie bei den erſten Beſuchen nicht zu Worte kommen ließ; bald aber errang ſie trotz der ländlichen Erziehung ein gewiſſes Uebergewicht über die jungen Mädchen ihres Alters durch ihren lebhaften und raſchen Verſtand und die Wärme und das Intereſſe, mit dem ſie alles ergriff. Sie wurde bald die Angeberin der Geſellſchaftsſpiele, die Direktrice bei Sprichwörteraufführungen, die Hauptfigur bei lebenden Bildern, wozu ſich ihre ſchlanke blühende Geſtalt eignete, ſelbſt ohne den unerſetzbaren Schmelz des Tanzmeiſters. Sie fühlte ſich wunderbar leicht daheim in dem bewegten Treiben, überall voll Luſt und Leben. Daß ihr junges Herz ſchon eine Welt begraben, hätte gewiß niemand dieſen hellen braunen Augen angeſehen. Sie ſelbſt ſchob jenen verſunkenen Traum in den tiefſten Hintergrund ihrer Seele. So gerne ſonſt Frauen vergangenes Leid hegen und hüten: ein verſchmähtes Herz bleibt ein wunder Fleck, den man nicht gern berührt; es trägt ſich noch leichter, verlaſſen zu ſein, als verſchmäht.

Bälle waren nicht der Glanzpunkt ihres nun ſo bewegten Jugendlebens; ſie fühlte wohl, daß ſie hier nur eine zweite Rolle ſpiele, ſchon weil ihre Toilette es nicht mit der andrer aufnehmen konnte. Auch bei Muſikabenden war ſie lieber Zuhörerin; aber jeux d'esprit, Sprichwörter, improviſierte Theater und vor allem Leſeabende, bei denen man Dramen in Rollen verteilte: — das war ihr Leben, darin verſenkte ſie ſich mit ganzer Seele, und ſie war wohl nicht ganz von Betrug freizuſprechen, wenn die Rollen zu Zeiten verloſt wurden und ſie eine ihrer Lieblingsheldinnen, eine Leonore oder Thekla, nicht gern in fremde Hände laſſen wollte. Die Geſellſchaft verlor nicht dabei; denn war ihr Accent auch noch etwas breit ſo las doch keine mit ſo viel Seele und natürlichem Ausdruck wie ſie.

Mit einem Jüngling mit ſchwarzen Haaren und dunklen Augen traf ſie gegen Ende des Winters in vielen Geſellſchaften zuſammen, und es fand ſich ſeltſam, daß ſie beide meiſt die Hauptrollen bekamen, und der Jüngling las ſo ausdrucksvoll, ſein Ton wurde ſo innig, ſo durchdringend, daß Lina nicht mehr



Sein Ton wurde ſo innig, ſo durchdringend, daß Lina nicht mehr wagte, die Augen zu ihm zu erheben. (S. 49.)

wagte, die Augen zu ihm zu erheben. Man machte gerade nicht viel aus ihm, obgleich die jungen Mädchen fanden, daß er „ungeheuer intereſſant" ausſehe. Es war ein junger Litterat ohne Namen, der die Erſtlinge ſeiner Muſe einem Buchhändler anzuvertrauen verſuchte, was ihm durch die merkantiliſche Vorſicht dieſer Spediteure im Reiche des Geiſtes bedeutend erſchwert wurde. Seine dunklen Augen mahnten ſie zu Zeiten an die, die ihr einſt ſo wohl und ſo weh gethan, obwohl eine andre, ſo viel andre Glut in ihnen flammte, und als beim nächſten Leſeabend Frau Doktor Martens, die Beſchützerin aller ſchönen Künſte, verkündete, daß Herr Leon abgereiſt ſei, da durchzuckte ſie ein Gefühl von Bedauern; ſie las die Elvira in Müllners Schuld nicht mit dem Ausdruck und Feuer wie früher, und der Hugo, den doch ein Aſſeſſor aufs ſchönſte vortrug, kam ihr etwas matt und hölzern vor: — aber es war nicht tief gegangen.

In Eichbronnen wurden feſtliche Anſtalten getroffen für den Empfang des „Kindes", das zu Oſtern kommen ſollte. Die Mutter hatte ihr Stübchen von einem aus der Fremde heimgekehrten Dorfkünſtler malen laſſen, roſenrot mit einer Guirlande von recht handfeſten Maiblumen; es war das erſte gemalte Zimmer im Ort, das Wunder des ganzen Dorfes. Früher hatte Jungfer Chriſtiane wohl ihren Liebling zu Zeiten ein bißchen geſcholten, wenn ſie die rarſten Blümchen ihres Gärtchens, mit deſſen Pflege ſich das flüchtige Mädchen ſelbſt nie viel befaſſen mochte, nur ſo geſchwind zum Vergnügen gepflückt hatte und nachher verwelken ließ, — nun aber hegte ſie die ſeltenſten Frühblümchen, die ſchönſten Hyazinthen, um einen recht ſchönen Strauß zu Linas Begrüßung binden zu können. Der alte Herr hatte ſich Schillers Werke angeſchafft, um welche ihn Lina früher oft vergeblich gequält hatte; er ſtellte die Bücher mit ihren glänzenden Rücken recht in die Vorderreihe ſeiner Bibliothek und rieb ſich in ſtiller Freude die Hände, wenn er an ihre Ueberraſchung dachte. Ueber die verſchiedenen Leibgerichte, mit denen man das Kind regalieren wollte, wechſelten die Frau Pfarrerin und Jungfer Chriſtiane zahlreiche Komplimente: „Bitte, Jungfer Chriſtiane, Sie werden ſich mit dem Mädchen doch nicht verunköſten!“ — „Bitte, Frau Pfarrerin, das iſt ja nur mein Vergnügen.“ — Zuletzt verſtändigten ſie ſich dahin, daß Jungfer Chriſtiane Apfelküchlein backen, die Mutter aber die Dampfnudeln übernehmen ſollte, von denen Lina zu Anfang geſchrieben, daß ſie bei der Tante gar nicht ſo gut ſeien, wie bei der Mutter daheim. Auch ein Programm für die Vergnügungen der Feſttage wurde gemacht: — ein ſolennes Frühſtück im Pfarrgarten, ein Spaziergang auf Linas Lieblingsplatz, einen nahegelegenen Hügel am Wäldchen, wo ein Veſpermahl im Freien genommen werden ſollte, — lauter unerhörte Dinge für die ſtillen, alten Leutchen; aber was thut man nicht einem Kinde zulieb?

Die Mutter wünſchte ſehr, Lina wieder ganz bei ſich zu behalten; ſie fühlte ſich früh gealtert und meinte nicht lange mehr zu leben, auch war ihr das Stadtleben ganz unheimlich, ſeit ſie die zerrüttete Oekonomie ihrer Schweſter ahnte. Sie hatte auf die wohlverſorgte, gutmütige Schweſter ſtille Hoffnungen für Linas ſpätere Verſorgung gebaut, — jetzt laſtete des Kindes Zukunft doch manchmal ſchwer auf ihrer Seele; zunächſt aber fühlte ſie nur die reine Freude, ſie wiederzuſehen.

Wenige Tage vor Oſtern kam ein Brief von der Schweſter, eine unerhörte Sache, ſie hatte ſonſt nie Zeit zu ſchreiben; ein ganz kleiner von Lina war dabei. Paulinens Brief lautete:

„Diesmal iſt's der Mühe wert, liebe Marie, Dir zu ſchreiben; ich komme mit einer Neuigkeit, wie man ſie nicht alle Tage hört. Deine Lina wird zu Dir kommen, wie verabredet, aber — als Braut. Ja, wundere Dich nur, es iſt nichts ſo gewöhnliches, daß ein ſo junges, ein ſo vermögensloſes Mädchen ohne beſondere Schönheit, ohne die feine Bildung, die man heutzutage erwartet, eine Partie macht, und eine ſolche!! Der Bankier Dörner, einer unſrer angeſehenſten Kaufleute, deſſen

Reichtum ſich ſchwer berechnen läßt; ein ganz ſtattlicher Mann, wenn auch nicht mehr in erſter Jugend; ein ſehr rechtſchaffener Mann, der in allgemeiner Achtung ſteht; ein Mann, dem hier keine Thür verſchloſſen geweſen wäre, keine, bis zum höchſten Adel nicht: — der wirbt um Deine Lina!! —

„Es iſt wirklich ungeheuer und obgleich ich mir einiges Verdienſt dabei zuſchreiben darf, ſo habe ich doch Mühe, es ſelbſt zu glauben. Es iſt mir in der That eine Verlegenheit, wenn ich an die Verwunderung und den Neid denke, welche dieſe Neuigkeit hier hervorrufen wird. — Man wird Wunder meinen, was ich dazu gethan, und ich habe eigentlich kaum an einen ſo vermeſſenen Plan für das Kind gedacht; der Zufall führte ihn bei einem Souper an ihre Seite, und erſt als ich ſah, daß der ſonſt ſtille Mann an dem Geplauder und dem lebhaften Weſen des Mädchens Gefallen fand, trug ich Sorge, daß er ſie öfter ſehen konnte. — Es iſt wirklich reine Glücksſache, oder wenn Du willſt, eine Fügung des Himmels, daß dem Mädchen ein ſolches Los zufällt! —

„Du weißt gar nicht, wie gut ſie's bekommt: ein Landhaus, Equipage, hier in der Stadt einen wahren Palaſt, ich kann gar nicht alles ſo auf einmal ſagen. — Wenn das unſre Mutter ſelig erlebt hätte, die ſolchen Reſpekt hatte vor reichen

Leuten! — Ich ſage Dir, wenn man ſich durch die Welt behelfen muß wie ich; in einer Stellung, die viele Anforderungen macht; mit einem Mann, der zwar ein großes Einkommen hat, aber ſonſt nichts: da lernt man den Reichtum ſchätzen. —

„Das einfältige Kind will noch Umſtände machen, ſich nicht als Braut betrachten, ohne Deine Einwilligung, als ob daran ein Zweifel wäre! — Hat auch vielleicht noch von dem vielen Theaterleſen her romantiſche Ideen im Kopf von Zuſammenklang der Seelen, — was dabei heraus kommt, darüber könnt' ich ſie vollſtändig aufklären, aber ich bin jetzt ſchon ſo weit zufrieden; das wird ſich alles bald geben, ſie bekommt's wie eine Fürſtin!

„Ich bitte Dich, ſchreib' umgehend! ein ſolcher Mann läßt ſich nicht lange hinhalten. Als Gegenantwort kommt dann das Brautpaar, brauchſt Dich nicht mit Küchenſorgen zu plagen, wir bringen unſer Diner mit. Von Ausſteuer iſt natürlich keine Rede. — Nein, es iſt fabelhaft, dieſes Glück! — Leb' wohl und ſchreib' bald! —

N. S.

„Dörner iſt auch religiös, was Dir doch lieb ſein wird.“

Lina ſchrieb:

„Ach, liebe Mutter, ich weiß noch nicht recht, wo mir der Kopf ſteht, es iſt gar zu raſch gegangen; ich habe nie an eine ſolche Möglichkeit gedacht, und weil es ein älterer Mann iſt, ganz unbefangen mit ihm geſprochen. Er iſt ein ganz würdiger Mann und wird Dir gewiß gefallen, aber er iſt vierzig und ich achtzehn. Ich habe gar nichts gegen ihn, aber ich kann mich doch noch nicht entſchließen.

„Du weißt, ich habe nie Wert auf den Reichtum gelegt; aber es muß doch ſchön ſein, ohne Sorgen zu leben und ſo viel Gutes thun zu können. Auf ein andres Glück, — auf eine Seligkeit, die kein Gold aufwiegt, — Mutter, da habe ich längſt verzichtet; es iſt mir lieber, einen ruhigen Bund zu ſchließen als einen, der Herzensanſprüche an mich machte. Aber ich komme doch nicht zum Entſchluß.

„Frage auch den Herrn Pfarrer und ſchreibt mir Eure Meinung! Wenn ich nicht ja ſagte, ſo könnte ich keine Stunde mehr bei der Tante bleiben; ſie iſt ganz elektriſiert, man meint, *ſie* ſei die Braut. Ich könnte es kaum übers Herz bringen, ihre Freude zu vernichten.

„Liebe Mutter, ſtehe bald mit Deinem Rate bei
Deinem Kinde.“

Die Mutter an Lina:

„Liebes Kind!

„Der Herr ſegne Dich und den Mann Deiner Wahl und laſſe Euch's wohl gehen auf Erden! Der Reichtum würde mich nicht beſtechen, obſchon er auch ein Segen von oben iſt, aber ich höre überall, daß der Herr Dörner ein ſo rechtſchaffener Mann ſei. Denke, er hat vor Jahren einmal für Pfarrers eine kleine Erbſchaft vom Ausland beſorgt und ſich dabei ſehr redlich und uneigennützig gezeigt. Wie wunderbar, daß die ihn ſchon kennen!

„Du ſchreibſt, daß du Achtung und Wohlgefallen an ihm findeſt; ich meine, das ſei genug, liebes Kind. Mir iſt's mit Deinem Vater ſelig auch nicht anders zu Mut geweſen; bei uns ging's nie ſo hitzig zu und wir haben dann ſo vergnügt zuſammen gelebt! Du ſiehſt's ja ſelbſt bei der Tante, was bei der Verliebnis heraus kommt, und da iſt's erſt noch beſſer als an andern Orten. Jungfer Chriſtiane ſagt's auch; wenn ſie nach ihrer Eltern Wunſch dazumal einen Apotheker genommen hätte, ſtatt auf den Stadtſchultheiß zu warten, es wäre beſſer gegangen; wiewohl ſie jetzt auch zufrieden iſt.

„Daß Du Dich nicht ſo geſchwind entſchließen kannſt, iſt ganz natürlich; meine Mutter ſelig ſagte mir oft, zu ihrer Zeit wär's recht unanſtändig geweſen, wenn ſich ein Frauenzimmer nicht wenigſtens vier Wochen Bedenkzeit ausgebeten hätte. Ich habe mich freilich nicht ſo lange beſonnen; aber ich weiß doch auch, daß ich lang vor der Thüre ſtand und mich nicht überwinden konnte hineinzugehen, während mein Liebſter mit dem Papa geſprochen hatte.

„Berate es mit Gott, liebe Lina! in ihm iſt Weisheit und er wird Dir Freudigkeit ins Herz geben. Ich ſehe dies Glück als eine Fügung von ihm an, und ſo glauben auch Pfarrers. Nochmals, der Herr ſegne Dich, liebes Kind! Das iſt das beſtändige Gebet

Deiner treuen Mutter.“

N. S.

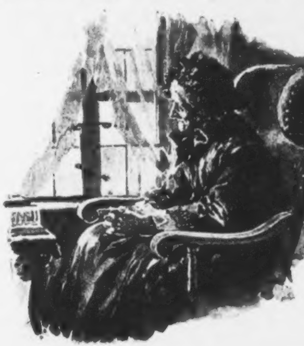
„Wenn ihr kommt, ſo iſt mir's doch faſt eine Verlegenheit mit meiner kleinen Stube; aber der reiche Boas hat wohl auch die niedere Hütte der Naemi nicht verſchmäht.

„Die Tante ſchreibt, ihr bringet das Eſſen mit; aber eine gute Nudelſuppe will ich doch auf allen Fall richten.“

Das Witwenhaus war mit feſtlichen Guirlanden umhangen, Schulmeiſters Töchter hatten dazu den jungen Wald geplündert und alle Narziſſen und Syringen der Dorfgärten herbeigebracht. Mit klopfendem Herzen ſaß die Matrone am Fenſter in dem ſchwarzſeidenen Kleid und der Spitzenhaube, die ſie ſonſt nur an Abendmahlstagen ſchmückten. Heute konnte ſie nicht wie ſonſt geſchäftig herumtrippeln in ihren Vorbereitungen, ſie war zu bewegt dazu; ſie hatte Arndts Paradiesgärtlein vor ſich gelegt, aber ſie konnte auch nicht leſen, ſie konnte nur die Hände falten.

Endlich fuhr der Wagen an, — ein ganz andrer noch als der, in dem einſt Tante Pauline gekommen war. Auf dem Rückſitz ſaß neben dem Oberbaurat ein ſtattlicher Herr von etwas gerundeter Geſtalt, mit verſtändigen gutmütigen Zügen; neben Tante Pauline ſaß Lina, im glänzenden blauſeidenen Kleide, im weißen Atlashut mit Roſen, geſchmückt mit Ketten und Spangen, — war das die alte Lina noch? Der Bräutigam hob ſie ſorgſam herunter und führte ſie vorſichtig über die Schwelle, über die ſie doch ſo viel tauſendmal gehüpft. Die Mutter konnte nur weinen, aber der Bräutigam hatte mit dem erſten Händedruck ihr ganzes Herz gewonnen.

Tante Pauline rannte wie ein Lauffeuer vom Haus zum Wagen, vom Wagen zum Haus, packte aus und legte aus, Geſchenke für die Mutter, für Pfarrers: Torten, Paſteten, kaltes Geflügel, mit ſo beglückendem und Verwunderung forderndem Geſicht, als ob das alles ihre Spende wäre. Sie arrangierte die Tafel und machte dazwiſchen die Mutter auf Linas prachtvolle Toilette aufmerkſam. „Und daheim hat ſie noch ein graues Atlaskleid, und den Blondenſchleier ſollteſt du ſehen, und die Samtmantille! Nein, er verwöhnt die Kleine wahrhaftig! Und wenn ihr geſehen hättet, als wir herausfuhren, wie Geheimerats die Fenſter aufriſſen! ja ich möchte an manchen Thüren horchen



können, bis die Neuigkeit überall bekannt iſt!“ — Die Mutter allein empfand peinlich Paulinens Indelikateſſe. Lina war ihres Weſens ſchon gewohnt; ſie ſaß wie im Traum und ließ ihre Hand willenlos dem Bräutigam, der ſie mit ſtrahlendem Vergnügen betrachtete und daneben mit der Mutter ganz gemütlich plauderte.

Die Mutter war glückſelig; ſo hatte ſie ſich den reichen Herrn Tochtermann nicht gedacht, ſo einfach, ſo gar nicht hochmütig. Wie er ihr erzählte von ſeinem Vater, der einſt ein armer Kaufmann in einer kleinen Stadt geweſen, von ſeiner eigenen entbehrungsvollen Jugend, bis eine glückliche Spekulation mit ſeinen erſten Erſparniſſen ihm den Weg zum Reichtum geöffnet habe; wie er ſo lang allein geblieben, weil er gar nie Zeit gehabt habe, nur ans Heiraten zu denken, und weil er nie ein Mädchen geſehen, wie er es jetzt in Lina gefunden, einfach erzogen, natürlich und doch gebildet, und wie es ihn nun glücklich machen werde, Linas Jugend und der Mutter Alter zu verſchönen: — da hörte ſie in ſtummem Glück zu; ſie konnte es kaum erwarten, Lina auch recht eindringlich zu ermahnen, ſich dieſes Segens würdig zu machen, und begriff nicht, warum ſie ſo ſtill ſei und ſich all die Herrlichkeit ſo ruhig gefallen ließ, als müſſe das ſo ſein. Aber das Mädchen hatte immer einen hohen Geiſt gehabt.

Im Pfarrhaus wurde das Brautpaar mit Freude und tiefer Rührung aufgenommen. Suſanne konnte ſich nicht halten; ſie ſprang mit lautem Jubel und Verwunderungsrufen im Kreis herum, um ihre ſchöngeſchmückte Jungfer Lina von allen Seiten zu betrachten, und ließ ſich's nicht nehmen, den Bräutigam „gnädiger Erlenz“ zu titulieren. „Wie eine Königin!“ rief ſie immer wieder triumphierend, wenn ſie die jugendliche Geſtalt in dem ſchimmernden Gewand gehen ſah.

Den Pfarrer blendete der Schimmer nicht, er legte ſegnend ſeine Hand auf ihre Stirn. „Gott ſegne dich, Kind, und mache dich zum Segen! Vergiß den edelſten Schmuck nicht, den ſanften und ſtillen Geiſt, der köſtlich iſt vor Gott!“ Jungfer Chriſtiane zerfloß in Thränen, konnte ſich aber dazwiſchen nicht enthalten, der Mutter beifällig zuzunicken im Blick auf die beiden.

Frau Pauline und der Oberbaurat machten, was ihnen ſchon gar lange nicht mehr begegnet war, aus lauter Langerweile einen ſentimentalen Spaziergang ins Weidenthälchen.

Mit den Ueberraſchungen war's nun freilich nichts. Wozu ihr den neuen Schiller zeigen, da bereits, wie ihnen Frau Pauline vertraut, ein höchſt eleganter Bücherſchrank, mit allen möglichen Klaſſikern gefüllt, für Lina beſtellt war. Was war für ſie jetzt das gemalte Zimmer mit den Maiblumen und gar die Apfelküchlein der Jungfer Chriſtiane!

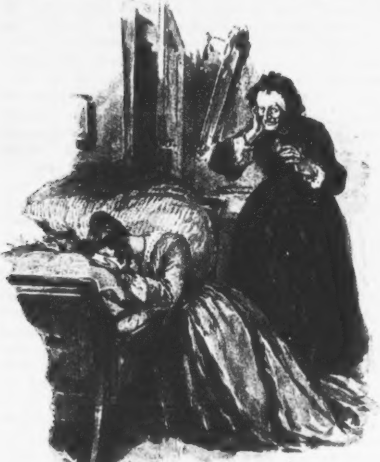
Auch im Pfarrhaus gefiel der Bräutigam außerordentlich wohl, und während ſie dort in behaglichem Geſpräch ſaßen, flüſterte ihm Lina ins Ohr, ſie wolle ihre Freundin Luiſe beſuchen, die ſich mit beſcheidenem Stolze bis dahin von der glänzenden Jugendgeſpielin ferngehalten hatte. Gern hätte er ſie begleitet, er ließ nur unwillig und zögernd ihre Hand aus der ſeinen; aber das unvermeidliche Gefolge der gaffenden Dorfkinder war ihm läſtig, ſo ging ſie allein.

Allein, wieder einmal ganz allein ging ſie den altbekannten grünen Kirchhofpfad. Das ſeidene Gewand umrauſchte ſie; die Spangen an den Armen blitzten ihr entgegen, wenn ihr Blick ſich ſenkte, — ſie kam ſich wie ausgetauſcht vor. Leiſe, langſam, immer noch wie träumend, ging ſie den Weg, den ſie ſo oft leichten Trittes gehüpft war, und leiſe ſtieg ſie hinunter bis zum Schulhauſe, wo ſie verwunderter Jubelruf empfing.

Sie kam lange nicht mehr zurück. Dörner wurde unruhig und hätte gern nach ihr geſehen; aber der alte Herr hatte ein Geſpräch über England mit ihm angeknüpft, er konnte ſich nicht losreißen. Die Mutter ſtand auf und flüſterte ihm gutmütig zu: „Ich will ſie ſchon bringen.“

Lina war nicht mehr im Schulhaus, aber das Witwenhäuschen ſtand offen. Das Wohnzimmer war leer, die Mutter ſtieg hinauf in Linas neugeſchmücktes Gemach, das ſie ihr noch nicht einmal zu zeigen gewagt hatte. Da kniete Lina vor dem

Bette und hatte das Geſicht in die Kiſſen gedrückt und ſchluchzte und weinte bitterlich. „Um Gotteswillen, Kind, was iſt's mit dir? Steht es ſo? Ach, Kind, wir haben uns wohl zu leicht von dem äußern Glück blenden laſſen! Es muß ja nicht ſein, du biſt ja noch nicht gebunden.“ Lina richtete ſich auf und trocknete die Augen. „Sei ruhig, Mütterchen!“ ſagte ſie, indem ſie ihr die Hand gab; „es kam mir nur alles ſo plötzlich, ich



bin gewiß zufrieden und werde auch glücklich werden." — „Kind," ſprach die Mutter kopfſchüttelnd, „ſo weint keine glückliche Braut. Komm, Lina," fuhr ſie mit tiefem Ernſt fort, „beſinn dich noch, ſo lang es Zeit iſt! es wäre freilich arg, wenn alles wieder nichts würde, aber lang nicht ſo ſchlimm, als wenn du deinem Mann kein treues, liebevolles Herz zubrächteſt. Du wirſt doch nicht," ſagte ſie leiſe und zögernd, „das heilige Ja ausſprechen wollen mit einem andern im Herzen? — Der Arnold?" — Ein glühendes Rot, mehr des Unwillens, als eines Herzens, das ſich getroffen fühlt, flog über Linas Züge. „Nein, o nein, Mutter," rief ſie entſchieden aus, „und wenn der käme mit all ſeinem Geiſt und ſeiner Frömmigkeit und ſeinem Stolz und fiele mir zu Füßen, ich ſtieße ihn weg. So bin ich nicht geſunken, daß ich mein Herz einem nachwürfe, der es in den Staub geſtoßen! Nein, Mutter," fuhr ſie ruhiger fort, „du darfſt keine Sorge haben; aber es kam ſo ſchnell, man ſetzte alles ſo gewiß voraus, ich hatte noch keinen Augenblick der Ruhe; die Thränen haben nur den alten Mädchentagen gegolten, die nun enden ſollen, eh ſie recht angefangen. Sei ruhig, Mütterchen, ich werde gewiß ein glückliches Weib!" — „Und ein gutes, Lina, und ein treues, treu mit deinem innerſten Herzen, nicht wahr?" — „Gewiß!" rief Lina wieder heiter und ſchlug ihre Hand in die dargebotene der Mutter; „darauf freue ich mich ja gerade, den guten Dörner ſo recht glücklich zu machen, der mit all ſeinem Geld indes ein ſo langweiliges Leben geführt."

Drunten wurde es laut. Tante Pauline kam lachend mit dem Bräutigam, um die Verlorne zu ſuchen. Es ſollten noch ernſte Beratungen gepflogen werden wegen der Hochzeit. Ueber die Zeit waren die Anſichten geteilt. Lina meinte in einem Jahr, die Mutter milderte es zu einem halben; Dörner aber wollte höchſtens drei Monate warten, und mit Hilfe der unwiderſtehlichen Tante Pauline ſetzte er ſeinen Antrag durch. „Aber die Ausſteuer!" meinte bedenklich die Mutter; „ich habe zwei Jahre an der meinigen genäht." — „Das iſt meine Sache," ſagte der Bräutigam, „durch die Hand unſrer allmächtigen Tante kommt wohl alles zu ſtande." — „Gewiß, verlaßt euch darauf!" rief die Tante, deren Augen funkelten beim Gedanken, ſolch großen Umtrieb für ihre Raſtloſigkeit zu haben und ſo recht mit vollen Händen in eine Börſe greifen zu dürfen, ohne einen ſcheltenden Gemahl zu fürchten. „Hände gibt's genug; Möbel, Garderobe, Küchengeräte und Weißzeug, alles ſoll auf's ſchönſte bereit ſein, und eine Reiſe macht ihr doch? Der Rhein und die Schweiz ſind nimmer neu, Paris iſt moderner, oder Italien? Bis ihr da zurück ſeid, trefft ihr alles im beſten Stand, wenn mir der Herr Neveu Carte blanche gibt." — „Gewiß, gewiß!" — „Der Herr Tochtermann ſind allzugütig," ſagte die Witwe, mehr beſchämt und verwirrt als vergnügt; „aber — die feine Leinwand, das ſchöne Tiſchzeug, das ich mit eigener Hand für meine Lina geſponnen, das iſt nun wohl auch zu gering?" — „Das nehmen wir recht mit Dank an," ſprach der Bankier, „es ſoll unſrem Hauſe Segen bringen und wir wollen es in Ehren halten." Nun war die Mutter wieder heiter.

Lina beſtand darauf, in der Mutter Heimat von ihrem alten Freunde getraut zu werden, für ſo unſinnig es auch die Tante erklärte. Die Mutter freute ſich darüber, nur meinte ſie bedenklich: „die vielen Gäſte —". „Was Gäſte!" rief die Tante, „welcher Unſinn! da komme höchſtens ich mit; ſie laſſen ſich in der Stille trauen, trinken eine Taſſe Schokolade und fahren in die weite Welt. Das thäte uns not, ein ſo ſolennes Hochzeitsfeſt, wie vor Zeiten das meine, wo ſieben Pfarrer der Umgegend Feſtreden hielten und der Schulmeiſter und zwei Proviſoren zuletzt dazu heulten!" — „Aber bis zur Hochzeit laſſen Sie Lina noch hier?" fragte die Mutter. Der gutmütige Dörner ſagte nicht gern nein; aber die Tante drang ſiegreich mit ihrer Meinung durch, indem ſie bewies, wie nun Lina Kleider probieren, Hüte beſtellen und Viſiten machen müſſe. — Höchſtens ein paar Tage vor der Hochzeit wurden zugeſtanden. Die Stunde der Trennung ſchlug und ſie fuhren dahin. Lina winkte nicht mehr ſo oft zurück, wie jenes erſte Mal; nur Tante Pauline richtete ſich noch einmal auf und blickte triumphierend nach dem kleinen Dörfchen zurück, und fühlte ſich ſtolz und ſiegesfroh als die Beglückerin der Familie.

Es war der Irrtum eines weltlichen Sinns, der in der Ehe nur eine Verſorgungsanſtalt ſieht, was die Tante ſo ganz unbedingt dies Glück für ihr Pflegekind ergreifen ließ; es war der Irrtum eines einfältigen, weltunerfahrenen Herzens, was die Mutter, trotz eines leiſen inneren Bangens, widerſtandslos machte; — es war ein Mißverſtehen der hohen, tiefen Bedeutung der Ehe, war Unkenntnis des eigenen Herzens, was Dörner und Lina zuſammenführte: — es iſt nicht allein unbedachte jugendliche Neigung, die gewagte Verbindungen ſchließt, elterliche Vorſicht und kühle Berechnung thun es auch zu Zeiten.

Und doch ſind die Saatkörner zum Glück in die Hände gegeben, die ſich in reinem Sinn und gutem Willen am Altare ineinander legen. Die ewige Liebe hat das Glück, auch das Glück der Ehe, nicht nur an eine Bedingung gebunden. Alle gute Gabe kommt von oben herab, auch die rechte Liebe; „der Herr kann auch eine Brautliebe ſchaffen,“ iſt ein tiefes und wahres Wort einer Frau, und denen, die in rechtem Sinne darum werben, die das Eheglück ſuchen, wie wir das ewige Glück ſuchen müſſen, mit der Treue im kleinen, denen wird er ſie nicht vorenthalten. Ob Lina dies Werben verſtehen wird, das übermütige Kind, das ſich einbildet, ihr freudeſtrahlender Verlobter ſei zunächſt beglückt genug, daß ſie überhaupt die Seine werde? — die Zeit muß es lehren.

Sechs Jahre ſind verfloſſen, ſeit Lina zum erſtenmal als Frau die kleine Dorfkirche verlaſſen, ſeit ſie das ſchimmernde Atlaskleid, den duftigen Schleier und den blühenden Myrtenkranz abgelegt hatte und an der Seite ihres hochentzückten Gatten hinausgefahren war in die weite, neue Welt.

Sie iſt nun lange wieder daheim, daheim auch in ihrer neuen behaglichen Lage, in der Eleganz und dem Reichtum ihrer

Umgebung. Sie hört nicht mehr mit Verwunderung ihre ſeidenen Gewänder rauſchen oder blickt erſtaunt auf ihre funkelnden Armbänder. Sie trägt und gebraucht das alles mit Anſtand und Sicherheit, mit Takt und Geſchmack, als ob ſie es nie anders gewöhnt geweſen wäre. Man fand früher, daß ſie ein hübſches Mädchen ſei, jetzt gilt ſie für eine ſchöne Frau; ihr Salon iſt der geſuchteſte, ſie ſelbſt mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrem leichten, raſchen Urteil die Zierde jeder Geſellſchaft.

Auch der Armen hat ſie nicht vergeſſen in ihrem Glück; ſie ſpendet gerne und mit vollen Händen und iſt die Protektorin zahlloſer wohlthätiger Vereine.

Sie hat drei Kinder, die niedlichſt gekleideten der ganzen Stadt, ſie freut ſich von Herzen ihres Heranwachſens und ihrer kindlichen Lieblichkeit; ſie ſpielt und tändelt gern mit ihnen, zumal im Sommer, wenn ſie zuſammen auf dem Landgut ſind; winters in der Stadt iſt es zu unruhig, da findet ſie wenig Zeit dazu.

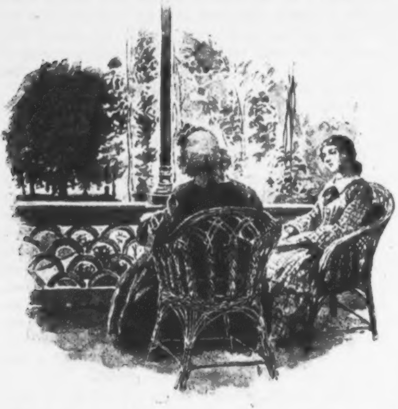
Ihr Mann iſt unverändert geblieben in ſeiner Güte. Er freut ſich, wenn die Frucht ſeiner angeſtrengten Arbeit für ſie zu heiterem Genuſſe wird; er freut ſich, ſie ſchön geſchmückt und lebensvoll in Geſellſchaften zu ſehen; er begleitet ſie dahin, ſo oft ſie es wünſcht; geht ſie gerne allein, ſo findet er's auch behaglich, ſeinen Klub zu beſuchen. Die Mutter hält er hoch in Ehren, und da ſie nicht zu bewegen war, ihren Witwenſitz und ihre alten Freunde zu Eichbronnen zu verlaſſen und ſich in der glänzenden Stadtwohnung auch nicht behaglich fühlt, ſo muß ſie wenigſtens jeden Sommer einige Wochen auf Roſenau, ſo heißt der Landſitz, zubringen.

Es fehlte Lina an nichts, jeden Drang nach geiſtiger Weiterbildung, jede Freude an Kunſtgenuß konnte ſie befriedigen. Bücher und Lehrer, Künſtler und Dichter, Muſik und Bilder ſtanden ihr zu Gebot, und doch fühlte ſie eine Leere im innerſten Grund ihres Weſens, doch ſchien ihr oft, ihr Leben ſei ein Traum und ſie möchte erſt wieder neu beginnen von der Zeit, wo ſie ihre ſtille Jugendheimat verlaſſen hatte; doch war es ihr, als ſei ſie um ein unendliches, unausſprechliches Glück betrogen, und ſie, die heitere Zierde geiſtvoller Zirkel, war daheim oft eine verſtimmte, reizbare Hausfrau. Warum das?

Lina nennt es, aber nur im tiefſten Grund ihrer Seele, ein unausgefülltes Herz, und ſie denkt, es ſei recht viel, daß ſie mit ſo heiterem Mut ein Leben trage, dem eine ſo unendliche Lücke geblieben. Die Mutter, die mit ihren ſtillen Augen, ihrem weltunerfahrenen Sinn nun ſeit Jahren in der Tochter Hausſtand blickt, die denkt: wenn ſie nur ihr Herz in ihre Pflichten legen möchte, ſo wäre die Lücke nicht ſo tief — aber ſie weiß es nicht recht zu ſagen; ſie wird immer ſtiller der beredten glänzenden Tochter gegenüber.

Mutter und Tochter ſitzen auf der Terraſſe zu Roſenau, wo ſich der ſchön angelegte engliſche Garten vor dem Blick ausbreitet, — reizende kleine Gebüſche, weiche, grüne Raſen mit bunten Blumenpartieen dazwiſchen, im Hintergrund maleriſche Baumgruppen; alle Proſa der Pflanzenwelt, Gemüſe und Küchenkräuter, ſind verbannt in den Küchengarten hinter dem Hauſe. Die Roſen auf Roſenau ſind verblüht, nur an hohen Noiſettebäumen hängen noch die dornloſen Blütenbüſchel, aber das iſt nicht die friſche naturwüchſige Roſe; die vermeſſene Kunſt des Menſchen, der den Schöpfer ſpielt, kann den urſprünglichen Zauber der unmittelbaren Schöpfung nicht wiedergeben. Doch Malven blühen und Dahlien in buntfarbiger Pracht; Reſeden haben halbe Beete überwuchert und überduften den leiſen Moderhauch, der auch die klarſte Herbſtluft durchzieht.

„Wie ſtill und behaglich iſt's heut, noch gar kein fremder Menſch gekommen!“ ſagte die Mutter. — „Ja, ſchon ſeit drei Tagen nicht,“ verſetzte Lina mit unterdrücktem Gähnen, „ich glaube, wir müſſen an den Umzug denken.“ — „Freilich, deinem Mann wird's auch jetzt einſam werden, an den kurzen Tagen kann er abends nicht ſo oft mehr herauskommen.“ — „Nun, es geht ihm nichts ab, ich habe ihm ja diesmal die Köchin drin gelaſſen und behelfe mich mit den beiden andern Mägden.“ — „Heute aber kommt er gewiß, es iſt ja Samstag; ſollteſt du nicht ſein Zimmer ein wenig heizen laſſen, Linchen? — „Weiß nicht; wenn er warm will, wird er's ſchon ſagen, er bringt ja den Friedrich mit.“ — „Und ſollteſt du nicht ein anderes Abendeſſen beſtellen? Du weißt, er klagte das letzte Mal, daß er auf den Thee ſchlecht geſchlafen; ein gutes Süppchen —?“ „Das kann er ja noch beſtellen, wenn er kommt,“ lachte Lina, „ſo keck iſt er ſchon; ich für mich bin den Thee gewöhnt.“ —



„Nun ich dachte nur, ein gemeinſames Abendeſſen ſei ihm behaglicher. Ich weiß ja wohl,“ fuhr ſie etwas ſchüchtern fort, „daß es bei euch an gar nichts fehlt, was zur Bequemlichkeit gehört; aber ich meine doch, die Hand der Frau läßt ſich dem

Manne mit nichts erſetzen. Darum hat mich eine Königin immer ſo gedauert, weil ſie ihrem Mann ſo wenig zuliebe thun darf. Dein Vater ſelig hätte gar nicht geglaubt, daß das ein Heimkommen ſei, wenn ich ihm nicht Schlafrock und Pantoffeln bereitgeſtellt hätte; ich hatte ja auch eine Magd, aber du lieber Gott! er konnte eben nicht ſchlafen, wenn ich ſeine Kiſſen nicht geſchüttelt. Und wie hätte er Kaffee trinken können, wenn ich ihn nicht eingeſchenkt! Und das war ein Fragen und ein Gucken nach mir, wenn ich nur vor der Thür war! und in ſeiner letzten Krankheit, wie ihn der Doktor noch ſo geplagt hatte mit Blaſenziehen und Schröpfen, und ich dann an ſein Bett kam und ihn verband, da hat er meine Hand gefaßt und lächelnd geſagt: ‚Da kamen die Engel zu ihm und dieneten ihm.‘ Siehſt du, das thut mir doch noch wohl!“ Und ihre naſſen Augen glänzten in der Abendſonne.

Lina war eine Weile ſtill. „Das iſt nun in unſern Verhältniſſen anders, Mutter, und darin beſteht auch Liebe und Treue nicht; mein Mann hat vorher ſchon lange allein gelebt und ſich ſelber helfen lernen. Auch mache ich an ihn gar nicht die Anſprüche, die andre Frauen machen,“ ſagte ſie ſo leichthin; „als jung denkt man ſich einen Mann, der Gedichte an uns macht und uns abends vorlieſt.“ — „Nun, das iſt freilich nicht jedem gegeben,“ meinte die Mutter; „der Vater ſelig las auch nicht beſonders gern vor, und wollte ich ihm leſen aus ſeinen Büchern, ſo brachte ich die fremden Wörter nicht recht heraus. Aber du kannſt ſo ſchön vorleſen, Lina, lies du deinem Mann vor!“ — „Unſer Geſchmack iſt verſchieden; die Zeitung und der Walter Scott, was meines Mannes Lieblingslektüre iſt, wird mir langweilig; ich glaube er hat ſich zum Zeitungsvorleſen wenigſtens den Friedrich dreſſiert.“

„Wo bleiben denn die kleinen Herzchen?“ fragte die Großmutter, die das Geſpräch nicht mehr fortſetzen mochte. „Sie ſind noch fort mit der Franzöſin.“ — „Meinſt du nicht, es werde zu kühl für ſie?“ — „Man muß die Kinder auch abhärten, die Margot kommt ſchon zur Zeit.“ — Eben kamen die Kleinen den Gang herauf mit Margot, die einen Roman in die Taſche ſchob; der ſchwarzaugige Otto, der kleine Eugen, der noch nicht recht gehen konnte, und Amelie, die zu der Mutter Bedauern mehr ein häßliches, als ein ſchönes Kind war. Der Kleine wurde geherzt, Otto erzählte die Abenteuer des Spaziergangs und Amelie ſchmiegte ſich in der Großmutter Schoß; die Mutter hatte ſie auch lieb, aber ſie wußte nicht viel mit ihr anzufangen; ſie hatte noch nie verſucht, in das ſtille Weſen des Kindes einzugehen.

Da fuhr vorn am Hauſe ein Wagen an, ein im Augenblicke unerwartetes Ereignis, denn der Vater pflegte an ſchönen Abenden zu Fuß zu kommen. Man hörte, noch ehe man vor die Hausthüre kam, die laute Stimme der Tante Pauline: „Friedrich, Sie nehmen meine Schachtel; wo iſt Babette? ſie ſoll mir Hut und Schirmchen heraustragen. Du, Junge, da nimm den Joli, das arme Tier! Entſchuldigen Sie, Herr Neveu, in der Taſche ſtecken die Törtchen!“ — „Das iſt Tante Pauline!“ riefen die Kinder, Großtante zu ſagen war ſtreng unterſagt. — „Grüß dich Gott, Lina, grüß Gott, Schweſter!“ rief Pauline, indem ſie mit viel Geräuſch und Umſtand endlich den Wagen verließ; „immer glücklich auf eurem Feenſitz? Nun, ich hoffe auch noch auf ein paar Wochen zu kommen; meines Mannes langweiliger Fuß iſt jetzt ſo weit, daß ich nicht immer auf dem Platze ſein muß; er iſt ohnedies ſo wunderlich, ſoll's nun auch ohne mich verſuchen.“

Dörner begrüßte herzlich ſeine Frau und ſtellte ihr einen Herrn vor, der jetzt erſt aus den Schachteln, Hauben- und Hundekörbchen der Tante ſich herausarbeiten konnte: „Herr Leon —,“ er wandte ſich um nähere Bezeichnung verlegen zu der Tante. — „Dichter der Frühlingsſtürme, der —,“ ergänzte dieſe, die auch in den Titeln der neueſten litterariſchen Erzeugniſſe nicht ſehr bewandert war, „Lina braucht keine nähere Vorſtellung.“ — „Gewiß nicht,“ ſagte dieſe, erfreut und doch mit einem leichten Anflug von Verlegenheit; ſie wußte ſchon, daß der wenig beachtete ſchwarzlockige Jüngling, mit dem ſie früher

Dramen vorgeleſen, nun zum gefeierten Dichter geworden war. „Sie haben uns manch ſchöne Stunde gemacht und wir uns mit Vergnügen der Zeit erinnert —“ — „wo ich, ein ſchüchterner Fremdling, in Ihren Kreis eingeführt war,“ ſprach Leon, der ſich nur dunkel erinnerte, die ſchöne Frau einmal geſehen zu haben. — „Und nun ziehen Sie wie ein Sieger in lauter eroberte Lande ein,“ bemerkte Lina. Ein ſtolzes Lächeln flog über Leons Geſicht. Das Blatt hatte ſich gewendet; das Glück, welches Geiſtesgaben und Erfolg nicht weniger launig verteilt als materielle Güter, hatte ihm plötzlich die volle Gunſt des Publikums zugewandt, dem die Kritik nur langſam und zögernd das Recht zugeſtand, ſich für ſeine Werke zu begeiſtern. Der junge Dichter, der mit ſeinen Manuſkripten im Comptoir der Buchhändler geſtanden, die ihn achſelzuckend verſicherten, wie gegenwärtig eben gar kein Boden ſei für epiſche Dichtungen und wie die bedrohlichen Zeiten das kleinſte Unternehmen mißlich machten, war nun der Löwe des Tages geworden; ſeine Gedankenſpäne wurden mit Gold aufgewogen, und Damen feinſten Tons ſchätzten ſich glücklich, ihn für ihre Salone zu gewinnen.

Tante Pauline, die ein großes Talent hatte, das Neueſte auf jedem Gebiet zu entdecken, hatte Leons Ankunft in der Reſidenz erfahren und alles daran geſetzt, ihn Geheimerats abzuſpannen, die bereits eine Fahrt nach der Lindenhöhe mit ihm beabſichtigten. Dörner, dem ſie vorſtellte, wie ſehr es Lina freuen und intereſſieren würde, den Dichter bei ſich zu ſehen, ließ ſich gern bereit finden, ihn einzuladen. Ein glücklicher Zufall führte Leon in einer Geldangelegenheit zu dem Bankier; er nahm die Einladung nach Roſenau an, und in hellem Triumph fuhr die Oberbaurätin mit ihrer Beute zum Thor hinaus. „Geheimerats hatten ſchon den Wagen beſtellt; da haben ſie noch den Dichter Braun eingeladen, deſſen Verſe niemand lieſt als er ſelber, und die Seger, die kleine Kindergeſchichten ſchreibt; helf was helfen mag!“ erzählte ſie, ſtolz auf ihre Eroberung, lachend ihrer Nichte, während Dörner Leon den Garten zeigte; dann rannte ſie wieder zum Wagen und ins Haus, um die kleine Kollation herzudirigieren. Die Pfarrerin war immer halb entſetzt über die Keckheit ihrer Schweſter; ſie ſchaltete nach ſechs Jahren noch nicht ſo ungeniert im Haushalt ihres eigenen Kindes, wie Pauline in den erſten Tagen.

Man mußte ſich bald von der kühlen Terraſſe in den Gartenſaal zurückziehen. Pauline arrangierte einen Punſch, der Dichter wurde ſehr liebenswürdig, man verſtändigte ſich jetzt erſt über die frühere Bekanntſchaft; es war für Lina eine kleine Demütigung, daß er ſie nicht gleich wieder erkannt. Zuerſt war die Unterhaltung eine allgemeine über große Städte, wo ſich der Dichter zuletzt aufgehalten und mit welchen auch die andern bekannt waren; allmählich ſprach nur noch Lina und der Gaſt, und mit ſtillem Vergnügen hörte der Bankier die lebhafte, feurige Beredſamkeit ſeiner Frau, wie ſie über Dichterwerke und ihren Eindruck, über Kindheitserinnerungen, über den Zauber der Natur und den geheimnisvollen Reiz der einfachſten Erſcheinungen ſprach. „Kein Menſch merkt's an ihr, daß ſie nicht in Salonen erzogen iſt,“ flüſterte er der Tante zu; „aber ich habe ihr auch alles leicht gemacht, dem lieben Kind, was ſie zu ihrer Bildung bedurfte.“ — „Sie könnte gleich ſelbſt Geſchichten ſchreiben,“ ſtimmte dieſe flüſternd bei, „es iſt das aber doch nicht beſonders nobel. Man reißt ſich wohl um die Dichter in Geſellſchaften, aber im ganzen gelten ſie eben ungefähr eine Klaſſe höher als Schauſpieler erſten Ranges; in England iſt das wieder anders."

Aber das bloße Zuhören macht müde. Dörner und die Mutter zogen ſich allmählich zurück, nur Tante Pauline hielt als Ehrendame aus bei den beiden, die ſo ins Geſpräch vertieft waren, daß ſie noch kein Ende finden konnten. Sie ſprachen über Leons letzte Dichtung. „Der Schluß hat mich überraſcht," ſagte Lina, „ich hatte mir ihn viel anders gedacht." — „Mein eigener Plan war auch ein ganz andrer," entgegnete Leon, „aber die innere Entwicklung des Werks zog mich faſt wider Willen auf dieſe Bahn: das iſt die eigene, lebendige Seele eines Werkes unſrer Hand, unſres Geiſtes, von der die Morgenländer fabeln; der geheimnisvolle Zauber des Werdens, der uns aus unſrer eigenen Schöpfung entgegenweht —" — „Des Herrn Waſchſchüſſel iſt zerbrochen," meldete der eben eintretende Friedrich, „und Madame müſſen den Schlüſſel zum oberen Zimmer verlegt haben, wo das Porzellan ſteht." — „Es iſt morgen noch Zeit," beſchied ihn unwillig Lina, „Sie haben's gehört!" Der Diener entfernte ſich zögernd. Aber der Faden war abgeriſſen, man ſtand auf, und Leon recitierte halblaut Pfizers Worte:

„O habt ihr es auch ſchon empfunden,
Wie Unmut faſt die Bruſt zerſprengt,
Wenn in den Kreis geweihter Stunden
Ein ungeweihter Gaſt ſich drängt?"

Ueber dem ungeweihten Gaſt fiel der Tante der mitgebrachte Gaſt ein, und ob die Nichte in ihrem poetiſchen Glück auch Sorge für ihn getragen habe. Das hatte aber ſchon die Mutter gethan.

Angenehm aufgeregt, wie lange nicht mehr, ging Lina auf ihr Zimmer; und der gute Dörner ſchüttete am andern Morgen Waſſer aus der Flaſche auf ſein Handtuch, weil er die Frau nicht noch einmal um ſeine Waſchſchüſſel bemühen wollte.

Das Landhaus war geſchloſſen; die Mutter ſpann wieder daheim in der Geſellſchaft der Jungfer Chriſtiane, welcher des Bruders Geſundheit dieſen Winter viel Sorge machte, und Lina hatte ſich in der Stadt eingerichtet. Die geſelligen Kreiſe waren diesmal beſonders belebt durch die intereſſante Perſönlichkeit Leons, und Dörners wurden vielfach beneidet, da ſich der Dichter, wie es ſchien, am liebſten in ihrem Hauſe aufhielt. Tanzunterhaltungen und Kartenſpiel wurden weit in den Hintergrund gedrängt durch Vorleſungen, freie Vorträge, Beſprechungen über neue litterariſche Erſcheinungen, die ſich unter Leons Leitung zu einem förmlichen Gerichte in der Form der alten cours d'amour bildeten, nur daß die ſchuldig Befundenen meiſt in contumaciam verurteilt wurden.

Lina lebte und webte in all dieſem; das war eben die Saite ihres Weſens, die bis jetzt nur flüchtig angeklungen hatte. Gerade ihre einfache Erziehung, die doch ihrem Geiſt volle Freiheit gelaſſen hatte, ſich zu entwickeln, gab ihrem Urteil eine Friſche und Originalität, die, zumal bei einer Dame, leicht den Mangel gründlicher Bildung bedeckt. Ueberall, ohne daß es darauf angelegt war, ſpielten ſie und Leon die Hauptrollen, und nur ihre Unbefangenheit und das ehrende Vertrauen, das ihr Gatte ihr zeigte, und — die allgemeine Leidenſchaft der Damen für den intereſſanten Dichter ließ die lauten und leiſen Bemerkungen darüber nicht zu ſchlimmer Nachrede werden,

> Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
> Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht,

und dieſe Mauer ſchützt nicht nur nach innen, auch nach außen.

Der Gerichtshof war wieder einmal verſammelt, es lag ein neues Werk über weibliche Beſtimmung vor. „Nun, ich muß ſagen, unſre Schriftſteller ſind nicht ſchuldig, wenn unſre Frauen noch nicht wiſſen, wie ſie mit ſich ſelber dran ſind,“ meinte ein älterer Herr; „von allen Seiten her, Männer und Weiber, Pfarrer und Dichter, alles predigt ſie an über ihren

Beruf und ihren Wert und ihren Lebenszweck.“ — „Und immer praktiſcher werden die Ratſchläge,“ lachte Lina. „Ein Buch über weibliche Beſtimmung muß künftig als Anhang ein Kochbuch haben, nebſt einer Anweiſung zum Beſtreichen der Betten. Die Männer müſſen ſich ungeheuer gut ſtehen, wenn einmal das ſo gebildete Geſchlecht heranwächſt.“

„Mir kommen alle dieſe Werke und Anleitungen ſchrecklich unſinnig vor,“ ſagte Leon. „Während man im Reich der Natur, in jedem einzelnen Gebiet die unendlichſte Mannigfaltigkeit der Erſcheinung und der Beſtimmung ſieht; während man bei dem Manne die vollſte Entwicklung ſeiner eigenſten Individualität nicht nur geſtattet, ſondern fordert, ſie als Bedingung ſeiner geſunden Exiſtenz anſieht, will man die Frau, dieſes individuellſte Weſen, für das ſchon Goethe auch in Aeußerlichkeiten volle Freiheit zur eigenen thunlichen Entfaltung in Anſpruch nimmt, will man ſie, wie ihr zu ſagen pflegt, über einen Kamm ſcheren. Freilich iſt die Frau zur Hausfrau geſchaffen, zur Köchin, zur Nähterin, zur Erzieherin, aber nicht jede Frau. Während die eine unübertrefflich iſt in ihrer Küche, die andre vortrefflich in ihrer Kinderzucht, iſt jenes zarte, liebliche Weſen offenbar nur eine Blume zur Zier des Gartens, und ſie hat ihre Miſſion erfüllt durch die Anmut ihrer Erſcheinung.“ — „Aber wenn ſie einen Mann hat und Kinder, und die wollen eſſen?“ warf der proſaiſche Herr dazwiſchen.

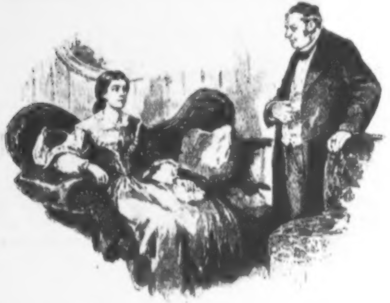
Ohne dieſen Einwurf zu beachten, fuhr Leon mit Feuer fort: „Selten ſind wohl die Erkorenen im Frauengeſchlecht, denen beſchieden iſt, im Gebiete der Kunſt, der Litteratur ſelbſt ſchaffend aufzutreten und eine neue Bahn zu brechen; aber auch die ſind auf dieſem Felde berechtigt, die in weicheren Schwingungen als anmutiger Nachhall die Saiten ausklingen laſſen, welche die ſtärkere und rauhere Männerhand angeſchlagen hat. Und wenn die Nachtigall mit ihren ſüßen Tönen eine Welt in eurer Seele weckt; wenn der Nachklang dieſer Töne, die für das Entzücken eines Augenblicks geſchaffen ſcheinen, weit, weit und lange in die Welt des Geiſtes hinauswirkt: wollt ihr dann beklagen, daß ſie kein nützliches Hofhuhn geworden? Die höchſte, die ſchönſte, die naturgemäßeſte Miſſion aber für eine begabte Frau ſcheint mir die, als Muſe den Geiſtern zur Seite zu ſtehen, die da berufen ſind, ihrem Geſchlecht als Sterne voranzuleuchten; das heilige Feuer des Genius, das in der Seele des Mannes ſchlummert, zu wecken, anzufachen und zu erhalten, ſei es mit ſüßem Geſang, mit dem Zauber der Schönheit, ſei es mit der bloßen Einwirkung ihres weicheren, biegſameren, leichter faſſenden Weſens. Warum klagt ihr, daß unſre Zeit arm ſei an großen Erſcheinungen? Seht auf die Dichterheroen unſrer nächſten Vergangenheit! welch mächtigen, belebenden Einfluß haben Frauen auf ihre Entfaltung, auf ihre Schöpfungen gehabt! Ihr wollt das Schönſte, das geſchaffen wurde, die Krone der Schöpfung herabziehen zum bloß Nützlichen; es iſt eure Schuld, wenn euch beides verloren geht.“

„Aber ich muß nochmal ſagen,“ begann der beharrliche Herr, „nicht alle Männer ſind eben in der Lage, eine Frau als Muſe zu erhalten, da müßte man gleich eine Hausjungfer daneben einthun.“ — „Nicht alle Männer brauchen eine Muſe,“ brach Leon los, gereizt durch das Lachen, das den ganzen Eindruck ſeiner Rede zu zerſtören drohte. „Ihr Pfarrer, Kommerzienräte, Fähndriche, Sekretäre und Huſarenmajore, ſucht ihr euch immer Hausfrauen nach Herzensluſt, die Schinken einſalzen und wollene Wämſer ſtricken! aber daß es auch ſolchen, die den wahren Wert einer echten Frau verſtehen, die eine edle Blume hegen möchten und pflegen, damit ſie ihr ſüßer Duft erquicke und belebe ein ganzes Leben durch, daß es dieſen ſo ſelten beſchieden iſt, die Seele zu finden, die ſie ergänzt, daß ſie die Blume müſſen welken ſehen im Gemüſegarten —“. Seine Bewegung übermannte ihn, er ſchwieg, während einige Damen ſich bedeutſame Blicke zuwarfen. „Na, ich glaub', er ißt doch auch gern Schinken und lebt überhaupt nicht von der Luft und vom Duft,“ murmelte der Proſaiſche.

Frau von Leiningen, eine ältere Dame, kein regelmäßiges Mitglied des Gerichtshofs, die durch die Lebhaftigkeit der Beſprechung herbeigezogen worden war, ſagte begütigend: „Sie nehmen's zu tragiſch, lieber Leon. Wir alle, die wir hier ſind, können eben nicht klagen, daß wir für Nützlichkeitszwecke mißbraucht werden, auch unſern jungen Mädchen macht man nicht den Vorwurf übergroßer Brauchbarkeit. Ich denke, das alte Segenswort: ‚Dein Weib wird in deinem Hauſe ſein wie eine Rebe‘, ſcheint mir ein ſchönes Bild weiblicher Beſtimmung. Die Rebe iſt eine Zier des Hauſes, und während ſie tief und feſt an ihm wurzelt, umrankt ſie es leicht und anmutig mit friſchem Grün und füllt es mit lieblichem Duft zur Zeit der Blüte. Daß ſie im Herbſt die köſtlichſte Frucht bringt und für den Winter den edlen Wein, “das werden unſre Männer ihr nicht zum Vorwurf machen,“ ſchloß ſie lächelnd gegen Leon gewendet. — „Gnädige Frau ſind ja ſehr bibelfeſt,“ meinte ein junger Mann etwas ſpöttiſch; auch einige Damen fanden das Citat „ein bißchen geſchmacklos“. Lina hatte wenig davon gehört, ihre Seele lag noch in Leons Worten; ſie ſah aber nur flüchtig nach ihm hin und ging nach Hauſe, ohne ihm beſonders gute Nacht zu ſagen.

Die Bewegung von dem Geſpräche des Abends klang in Lina noch am folgenden Morgen nach, als ſie, in tiefe Gedanken verſunken, in dem weichen Diwan ihres Zimmers lehnte. Leons Worte hatten den Schleier von den ſtillen Wünſchen ihres Herzens weggezogen. Das war ja ſtets ihr Ideal der Ehe geweſen, ein Ineinanderfließen der Seelen, eine gegenſeitige geiſtige Anregung, ein Verſtehen ohne Worte, das die edelſten Blüten des Geiſtes weckt. „O, was hätte da aus mir werden können!“ ſagte ihr Seufzer ohne Worte, „und was iſt meine Ehe?“

Ihr Mann trat ein, den ſie lange auf dem Comptoir geglaubt hatte. Es war dies eine ganz ungewöhnliche Stunde, auch ſchien er ſelbſt etwas verlegen. „Liebes Kind,“ begann er zögernd, „ich hätte ſchon lang gern mit dir geſprochen, aber wir ſind ſo ſelten allein.“ — „Was wollteſt du denn?“ fragte Lina zweifelnd und befangen. — „Liebes Kind,“ begann er wieder, ſich ein Herz faſſend, „ich muß mit dir über unſre Verhältniſſe reden. Du weißt, ich habe dir nie etwas erſchwert und es freut mich, wenn du unſer Leben mit den Mitteln, die uns gegeben, ſo freundlich wie möglich geſtalteſt; aber — unſer Verbrauch iſt wirklich ohne alles Verhältnis mit unſrer Stellung, mit unſern Mitteln ſelbſt, wenn ich an die Zukunft unſrer Kinder denke.“ — „Du darfſt nur gebieten, wo abgebrochen werden ſoll,“ ſagte Lina im Ton einer gekränkten Unſchuld; „verkaufe Pferde und Wagen, ich bin lange zu Fuß gegangen, ich kann es wieder; verabſchiede von den Dienſtboten, wen du willſt, es ſteht ganz zu dir, ich habe hier nichts zu ſagen!“ —



„Ich bitte dich, Kind,“ ſprach er faſt ängſtlich, „nimm es nicht ſo! das alles verträgt ſich ganz wohl mit unſern Mitteln. Wenn du nur hie und da ein Auge haben wollteſt auf das Treiben der Dienſtboten, genaue Rechnung führen, die

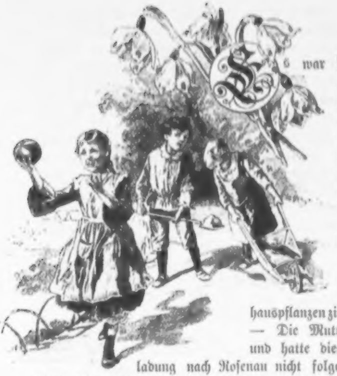
Noten der Kaufleute durchſehen! Ich glaube, daß du die ganze Garderobe deiner Dienerſchaft mit bezahlen mußt, und die häuslichen Vorräte — ich verſichere dich, es geht ins Unendliche, was die Köchin verrechnet.“ — „Rechentalent habe ich nie viel gehabt,“ erwiderte Lina mit einiger Ironie; „ich glaube, wenn du die Küchenrechnung durchſehen wollteſt und der Köchin Zucker und Schmalz vorwiegen, es käme viel mehr dabei heraus.“ — Gereizt durch ihren Ton, fuhr er etwas entſchiedener fort: „Und dann wollte ich dich auch bitten, dich mehr der Kinder anzunehmen. Frau Oeſter, die nahe dem Schloßgarten wohnt, ſagte mir, daß ſie ſtundenlang dort ohne Aufſicht ſind, da die Franzöſin lieſt oder mit Freunden promeniert. Und dann,“ fügte er wieder milder bei, „ich will dir den Genuß deiner Abende gewiß nicht verkümmern, — aber wenn du die Kleinen wenigſtens bei dir haben wollteſt bis zur Stunde, wo du ausgehſt —“.

„Das fehlte noch,“ rief Lina in heftige Thränen ausbrechend, „daß du mich eine gewiſſenloſe Mutter nennſt, und ich habe mir die unendliche Mühe gegeben, eine taugliche Perſon zu finden, und ich opfere ihnen jeden freien Augenblick! Daß ich allerdings nicht viel freie Augenblicke habe, daran ſind die Verhältniſſe ſchuld, in die mich meine Stellung als deine Frau geführt; — aber ich kann abbrechen, ich kann alle die geiſtigen und die Kunſtgenüſſe aufgeben, die ich mir zum Teil nur eben um der Kinder willen geſtattete, um ihre ſpätere Entwicklung beſſer leiten zu können, — du darfſt nur befehlen!“ — „Ich will nicht befehlen, das weißt du wohl,“ ſagte er nun auch gekränkt und verlegen, wie er wieder einleiten ſollte; „aber wenn du mich abſichtlich ſo mißverſtehen willſt, ſo bleibt mir nichts mehr zu ſagen.“

Er ging, und neben dem Gefühl der Kränkung, in das ſich Lina gewaltſam hinein geſteigert hatte, tauchte eine Regung von Reue in ihr auf, die Stimme des unbeſtechlichen Richters, die ihr ſagte, daß ihr Mann recht gehabt. Aber bei erregbaren ſtolzen Naturen braucht es Zeit, bis es ſtill genug geworden; daß dieſe Stimme ſich geltend machen kann; und eh ſie dieſe Stille gefunden, kam ihr Mädchen und brachte ihr ein Büchlein in feinſter Enveloppe: einen kleinen Band in Goldſchnitt, Leons neueſte Dichtungen. Er hatte ihr faſt alle ſchon vor ihrem Erſcheinen vorgetragen und ihr Urteil darüber gehört. Sie blätterte darin; da und dort fand ſie ihre eigenen Gedanken wieder, in die edlen ſchönen Formen ſeiner Poeſie gegoſſen. Eine Widmung fand ſie auf dem erſten Blatt: „Der Ungenannten“, und es ſtanden Uhlands Worte darunter:

In meiner Seele Tiefen,
O ſähſt du da hinab,
Wo alle Lieder ſchliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdeſt du erkennen,
Wenn Echtes ich erſtrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch iſt's von dir belebt.

Sie verſtand die Meinung dieſer Worte an dieſer Stelle und ſie durchbebten ihre tiefſte Seele. — Hier dieſe reine ſtille Huldigung, — dort kalter Tadel, Unzufriedenheit, ſchulmeiſterliche Vorſchriften! — „O, er hat recht!“ ſeufzte ſie, „ich habe meine Beſtimmung verfehlt!“



Es war Frühling, das Landhaus war wieder geöffnet, die Kinder tummelten ſich glückſelig in den Gärten; Krokus, Schneeglöckchen und Leberblümchen belebten die Gartenbeete und ein Teil der Gewächshauspflanzen zierten die Gänge. — Die Mutter war krank und hatte diesmal der Einladung nach Roſenau nicht folgen können, ſie hatte dies ſelbſt an Lina geſchrieben und hinzugefügt:

„Die Pauline ſchreibt mir vielerlei durcheinander von ſelbigem jungen Menſchen, den ſie uns dazumal herausbrachte, und ich ſollte Dich verwarnen wegen der Leute. Liebes Kind! Du kennſt die Leute beſſer als Deine alte Mutter, und weißt, wie nötig es iſt für eine Frau, auch allen böſen Schein zu meiden. Du biſt die Ehre Deines Mannes und Deines Hauſes; die darfſt Du wohl in acht nehmen. Es iſt wieder etwas ganz andres; aber ich habe als Braut meinen Liebſten nie vor den Leuten am Arm geführt, geſchweige denn gelüſt, weil ich wußte, daß die Bauersleute daran Anſtoß nehmen.

„Das darf ich Dich nicht erſt bitten, Dein eigen Herz zu hüten. Ich denke mit dem heiligen Eid vor dem Altar gibt der liebe Gott uns ſelbſt eine Schutzwache ins Herz, und der heiligt eine vermählte Frau auch vor den Augen der Männer, wenn ſie nicht ganz gottvergeſſen ſind; darum ſorge ich nicht für Dich.

„Aber du ſchreibſt ſo verdroſſen, liebe Lina, und das dünkt mich nicht recht, da Dich der Herr ſo reich geſegnet. Mir ſcheint, nimm's Deiner Mutter nicht übel, Du ſollteſt lernen mehr Freude zu finden an Deiner Pflicht, an dem, was Gott Dir gegeben; ich ſage nicht von zeitlichem Glück und Gut, aber einen ſo braven Mann und ſo liebe Kinder.

„Was Du von Deinem Herzen und Deinen geiſtigen Bedürfniſſen ſchreibſt, verſtehe ich nicht ganz; aber weißt Du, alles kann man nicht nach Wunſch haben. Ich meine das geiſtvolle Weſen und die Verſe, woran Du jetzt ſo Deine Freude haſt, gehe auch mit der Jugend vorüber, und die Bibel und der Paul Gerhard bleiben zuletzt wieder das Schönſte; das andre hilft doch nicht zu einer ſanften Todesſtunde.

„Und ſo wird auch eine Zeit kommen, wo Dir's wohler thut, wenn Du ein Segen geweſen biſt für Deinen Mann und Deine Kinder, als wenn alle Dichter von der Welt Dich geprieſen hätten in den ſchönſten Verſen.

„Nimm mir's nicht übel, Kind! ich ſchreibe, wie ich's verſtehe, und der Herr hat mich ebene Wege geführt, wenn auch durchs Dunkel. Da muß ich Dich ſeinem Schutz befehlen, wo ich nicht recht hineinſehe. Aber ich möchte gern einmal ſterben mit dem Troſte, daß du glücklich biſt und deines Hauſes Zier und Krone.“

Lina las den Brief der Mutter und ſenkte wehmütig das Haupt. „Ja wohl iſt ſie ebene Wege geführt worden, die gute Mutter; ſie kann die Stürme nicht verſtehen, die meinen Frieden bedrohen,“ ſeufzte ſie, und faltete den Brief zuſammen. „Kann ich denn beglücken, wo ich ſelbſt nicht glücklich bin?“

Sie fühlte ſich unbeſchreiblich allein, aber ſie blieb es nicht lange. Leon ſprach ein auf Roſenau, bald flüchtig auf einem Spazierritt, bald in Geſellſchaft eines Freundes, bald Sonnabends mit dem Herrn des Hauſes. Allein oder nicht, der Verkehr hier auf dem Lande war freier und ungezwungener; es gab ſtille Morgenſtunden, es gab einſame Spaziergänge, die zufällig zuſammenführten, und die herrliche, weiche, friſche Luft, die goldene Vorahnung des Frühlings lockte auch die Blüten des Geiſtes reicher, üppiger ins Leben. Die beiden hatten kein Geheimnis zu beſprechen, man hätte ihre Geſpräche drucken dürfen: es war die Welt der Poeſie und ihre Quelle, das Menſchenherz, ſeine unergründlichen Tiefen und ſeine ſeltſamen Geſchicke, was den Stoff ihrer Geſpräche gab, die Lina in beſtändiger angenehmer Spannung und Aufregung erhielten, ſo daß ſie einſchlief zu bunten, reichen Träumen und erwachte mit unbeſtimmten, angenehmen Erwartungen. Aber es kann dies Thema gefährlich werden in ſo weicher Frühlingsluft, ſo dunkeln Augen gegenüber, für ein Herz, das nicht gehütet iſt von dem heiligen Engel der Pflichttreue.

Daß in dieſem Frühling weniger Beſuche aus der Stadt nach Roſenau kamen, fand Lina ganz angenehm; ſie vermißte ſie nicht; der Sonnabend brachte meiſt Tante Pauline und ihren Gatten, wohl auch einen kleinen Kreis ihrer erwählten Freunde. Auf der Terraſſe im goldenen Abendlicht las und plauderte ſich's noch viel hübſcher als bei Lampenlicht um den Theetiſch. Dörner war vielfach verſtimmt, er hatte Mißgeſchick und Verluſte im Geſchäftsleben erfahren. Wenn Lina, die in dieſem Frühling meiſt heiter, in gehobener Stimmung war, ihm fröhlich entgegenkam mit dem guten Willen, ihm freundlich zu ſein, den uns manchmal das leiſe Bewußtſein eines geheimen Unrechts den Unſern gegenüber gibt, ſo fühlte ſie ſich durch ſein verſtimmtes Ausſehen, ſeine kurzen, zerſtreuten Antworten bald wieder abgekühlt. Zu Vorſtellungen, wie im vergangenen Winter, war es nicht mehr gekommen; er ſprach ſeine Unzufriedenheit nur manchmal in kurz ausgeſtoßenen Bemerkungen aus, die ſie noch mehr reizten und verletzten als offener Tadel.

Dagegen Leon, — dieſe immer wache Aufmerkſamkeit auf ihre leiſeſten Wünſche, dies Eingehen in jede unausgeſprochene Stimmung, dieſe tiefe Verehrung, die ſich nicht in Worten kundgab, — ſie wollte nicht vergleichen, aber ſie mußte es unwillkürlich.

Bei der Rückkehr von einem kurzen Beſuche, den ſie bei ihrer noch immer kranken Mutter gemacht hatte, fand ſie einen Brief von Tante Pauline.

„Ich darf nicht länger ſchweigen, liebe Lina, und da ich alle perſönlichen Aufregungen fürchte, ſo ziehe ich vor, Dir zu ſchreiben, daß es nun höchſte Zeit iſt, Dich entſchieden von Leon zu trennen. Du haſt nicht gemerkt, oder wollteſt nicht merken, daß man ſich allmählich von Dir zurückzieht. Die Geſellſchaft, die ſich jetzt noch bei Dir einfindet, gehört nur zu denen, die man in der Maſſe mit ankommen läßt, weil ſie geſellige Talente haben, die aber als ausſchließlicher Umgang nicht guter Ton ſind. Ich ſagte lange nichts gegen Leons Courmachen; ein Dichter hat ſo ein bißchen Narrenfreiheit, und es ſchadet keiner Dame von Ton, wenn poetiſche Huldigungen in ihrem Album ſtehen, die ihr allein gelten. Aber eine Paſſion mit tragiſchem Ausgang, — in Paris gilt das vielleicht noch, bei uns nicht, und für Dich ſteht eine ganze Exiſtenz auf dem Spiel. Gott ſegne das unſchuldige Herz Deines Mannes! Der träumt von nichts, ſteckt auch gegenwärtig ſo tief in Geſchäften; aber trau nicht! Wenn's bei ſo ſtillen Männern losbricht, ſo wird's furchtbar, weil ſie ſich dann ärgern über ihre eigene Dummheit. Mein Mann kam heute furios über Dich aus ſeinem Klub, und wenn der einmal was merkt, ſo iſt's hohe Zeit.

„Leon kommt heute noch hinaus; mache alſo, daß er ſo ſchnell wie möglich abreiſt und nicht ſo bald wieder zurückkommt; das übrige laß mich arrangieren! Zunächſt muß alles geſchehen, um Dein gutes Einvernehmen mit Deinem Mann zu zeigen; ſpäter gibſt Du etwa ein ſplendides Erntefeſt mit ländlichem Ball, wozu man die ganze Elite ladet, — ſie kommen ſchon; und nächſten Winter iſt Gras darüber gewachſen. Folge meinem Rat ungeſäumt!

Deine treue Tante Pauline."

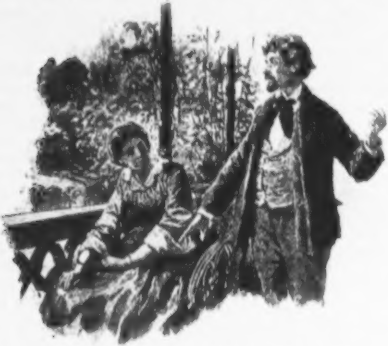
„P.S. Verſteht ſich von ſelbſt, daß Du die ganze Sache in aller Ruhe, ohne Scene, ohne Thränenſtröme und dergleichen abmachſt; die Wände haben Ohren bei ſolchen Geſchichten.“

Am Abend dieſes Tages kam Leon. Lina ſaß auf der Terraſſe und blieb unbeweglich ſitzen, als das Mädchen ſeine Ankunft meldete; er kam mit raſchen, elaſtiſchen Schritten, ſie blickte auf mit matten Augen; ſie ſah ſeine ſchöne, leichte, ritterliche Geſtalt, ſeine leuchtenden Blicke, den geiſtigen Ausdruck ſeiner Züge, und ſie ſenkte den Blick mit einem nie empfundenen Weh.

„Die Tante hat Ihnen geſchrieben?“ fragte er in heftiger Bewegung. — Lina nickte mit dem Kopf, ein glühendes Rot zog über ihr verblaßtes Geſicht: „Ich ſoll Sie bitten abzureiſen,“ ſagte ſie leiſe. — „Ich habe ſie auch geſprochen,“ ſprach er, mit raſchen Schritten auf und ab gehend, „und ich reiſe nicht ab.“ — „Haben Sie nicht ſo viele Rückſicht für mich?“ fragte Lina mit bebender Stimme; es war ja das erſte Mal, daß ein Wort ſolcher Art zwiſchen ihnen gewechſelt wurde. — „Rückſicht auf die Welt und auf die Klatſchmäuler und auf elende, erbärmliche Verhältniſſe, — nein, die habe ich nicht! Ich reiſe nicht ab, aber ich will dich auch nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen in dieſer Weiſe! Ich bin geſonnen, mein heiliges Recht anzuſprechen.“ — Erſchreckt ſah Lina zu ihm auf, zum erſtenmal war ihr bange vor ihm. „Erſchrick nicht, meine Blume!“ fuhr er weicher fort, „und zürne nicht, wenn ich ausſpreche, was du als Wahrheit empfinden mußt, auch wenn ich es noch nicht von deinen Lippen gehört. Du gehörſt mir, Lina, mir allein und keinem andern, und mein mußt du werden!“

„Ich bin das Weib eines andern,“ ſagte Lina zitternd, aber beſtimmt. — „Eines andern!“ rief Leon mit zornigem Lachen, „eines andern, dem man dich hingab als Kind, das ſein Herz und die Welt nicht kannte; der dich in ſeinem ſchönen Hauſe hielt und kleidete wie ein hübſches Stück Hausgerät;

der deinen wahren Wert nie verſtanden hat, keinen Augenblick; dem eine gute Kindsmagd und Haushälterin reichlich, überreichlich erſetzen kann, was du ihm geweſen. Iſt das nicht wahr?“ — Lina konnte dem nicht widerſprechen, ſie ſelbſt hatte es in der letzten Zeit oft gedacht; doch raffte ſie ſich



auf. „Ich bin ein Weib, erzogen in Zucht und Sitte; nimmermehr werde ich auch das höchſte Glück mit Schuld und Schmach erkaufen.“ — „Das ſollſt du auch nicht, meine ſchöne Blume,“ ſprach Leon, „ich will dich nicht gewaltſam losreißen vom Stamme; ausgraben will ich dich mit all deinen Wurzeln und hegen und pflegen in dem rechten Grunde, wo du erſt all die herrlichen Keime deines innerſten Seins entfalten ſollſt. Wir löſen dieſe Ehe, die, ohne Liebe geſchloſſen, zur Sünde wird,“ fuhr er fort, als ſie ihn immer noch zweifelnd anblickte, „zur

Verſündigung an dir ſelbſt und deiner herrlichen Beſtimmung. Du wirſt mein, ganz mein, wenn du ſo willſt nach allen Geſetzen, die mir auch vor der Welt ein heiliges Recht an dich geben; und dann ſoll ein neues Leben beginnen, ein volles, reiches, ein Leben der Liebe und Treue.“ — „Treue?“ wiederholte Lina unwillkürlich leiſe. — „Ja, Treue gegen das heilige Ideal deines Herzens, die echte wahre Treue, die einzig mögliche, weil ſie allein auch Treue gegen dich ſelbſt iſt!“ — „Und meine Kinder?“ — „Sind ſie deine Kinder? Findeſt du dein eigenes Weſen in ihnen, ſo daß nur du im ſtande wärſt, ſie zu verſtehen und ihre Entfaltung zu leiten? Sind nicht fremde Elemente in ihnen, die gar nicht zu dir gehören, die einer Entwicklung durch deine Hand gar nicht bedürfen, gar nicht fähig ſind? Was kannſt du deinen Kindern ſein mit geteiltem Herzen, mit gebrochener Kraft? Was trägt zu ihrer Entfaltung eine Ehe bei, die keine Ehe iſt, keine Verſchmelzung verwandter Geiſter? Sage aufrichtig, Lina, glaubſt du, daß du deinen Kindern unentbehrlich biſt?“ Mit leiſem Stich ins Gewiſſen fühlte Lina, daß ſie ihr möglichſtes gethan habe, ſich ihren Kindern entbehrlich zu machen.

„Und mein Gatte, der alles für mich gethan, dem ich alles verdanke?“ — „Alles?“ rief Leon, „ſteht denn dies alles, das er dir gegeben, im Vergleich zu dem Opfer, das er gefordert, ehe du ſeine Bedeutung erkannt? Biſt du, ich wiederhole es, biſt du die Frau nach ſeinem Herzen, haſt du die Eigenſchaften, die er am höchſten ſchätzt, die ihn, gerade ihn glücklich machen?“ — Lina dachte an die Vorſtellungen, die ihr Gatte ihr gemacht, an ſeine Verſtimmung in der letzten Zeit, und ſie wußte nichts zu entgegnen. „Aber meine Mutter?“ rief ſie, in Angſt vor ſich ſelbſt, und griff nach dem letzten Halm, um ſich vor ihrem eigenen Herzen zu retten, „meiner Mutter würde es das Herz brechen.“

Dagegen wußte ſelbſt Leon nichts einzureden. „So folge denn deiner Mutter, daß dir's wohl gehe und du gemächlich lebeſt!“ rief er mit Bitterkeit; „mich ſtoße hinaus in die Welt, nachdem ich die einzige Seele erkannt, an deren Seite ich den Himmel hienieden gefunden hätte, die einem zerriſſenen, umnachteten Leben der leuchtende Stern, der rettende Engel hätte ſein können! Und wenn du hörſt, daß ich untergegangen bin in Einſamkeit und Verzweiflung, daß die Blüten abgefallen, die du hätteſt zur Reife bringen können, — dann ſetze dich bequem auf den Sofa zur Frau Mama und zum Herrn Bankier und ſage: es geht doch nichts über eine gute Verſorgung!“

„O Leon,“ ſagte Lina weinend, „Sie thun mir unrecht! Suchen Sie ſich ein junges, friſches Herz, das Sie mehr beglücken kann als ich, — ein Mädchenherz.“ — „Ein Mädchenherz!“ rief er beinahe höhniſch. „Ach ja, ſo ein Täubchen, das nicht weiß, was es will, und dem die erſte Huldigung gefällt, weil's eben die erſte iſt; das doch einmal gern Frau werden möchte, und eine ungewiſſe Verſorgung beſſer findet als gar keine, und einen Dichter ein bißchen intereſſanter als einen Regiſtrator! — Ich habe einſt von einer andern Liebe geträumt,“ fuhr er weicher fort, „von einer Liebe ohne Preis, die alles um das Eine hingeben könnte, ohne zu fragen: was wird mir dafür? einer Liebe, ſich bewußt und ſtark und doch blind in ſüßer Hingebung — einer Liebe, ach, wie ſie die Erde nicht bietet! — Gute Nacht, Madame Dörner!“ Er fuhr mit dieſen Worten haſtig auf und ging auf ſein Zimmer.

Lina ſaß allein auf der Terraſſe, lange, lange, bis in die tiefe Nacht hinein. — Im zauberhaften Mondlicht, wie ein Feengarten lagen die Büſche und Blumen vor ihr; die Saiten klangen in ihr nach, die Leon mit ſo gewaltiger Hand angeſchlagen, und ſie tönten fort ſüß und tief und mächtig wie die Muſik, die bethörte Menſchenkinder hineinlockt in die Zauber des Venusbergs; ſie weckten wieder alle Träume ihrer jungen Tage, die geheimnisvollen Stimmen längſt vergangener Mondnächte, ſie gaben Sprache den Lauten, die ihre Seele bewegt im lauen Frühlingswehen, im melancholiſchen Rauſchen des Herbſtwinds. — Ihr Herz pochte mit Macht und forderte ſeinen Anteil am Lebensglück, eine unausſprechbare Glückſeligkeit, um die ſie betrogen worden. — Der Mond ging unter, ſie erwachte aus dem goldenen Traum und ging ins Haus, um eine ſchlafloſe Nacht zu verweinen.

Leon kehrte früh am andern Morgen in die Stadt zurück, ohne Lina Lebewohl zu ſagen. Sie war voll Angſt vor einem verzweifelten Schritt von ſeiner Seite und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er im Groll von ihr geſchieden. So ſchrieb ſie ihm ein paar Worte, die ihn beruhigen ſollten und verſöhnen; er ſchrieb eine glühende Erwiderung, und ehe ſie es wußte und wollte, fand ſie ſich in eine geheime Korreſpondenz verwickelt, faſt noch gefährlicher als die mündliche Beſprechung. Ihr letzter ſchwacher Stab war und blieb das Wort: meine Mutter würde es nicht erleben.

Die mächtigſte Stütze, ſtärker und gewaltiger als dieſer Reſt von Kindesliebe oder Kindesfurcht, hatte ſie lange fallen laſſen. Sie war einſt fromm geweſen, wie es junge Herzen ſind, die den Glockenklang aus der Heimat hören und die glauben, der rechte Weg dahin verſtehe ſich von ſelbſt. Das erſte halb träumeriſche Erwachen ihres Mädchenherzens hatte zugleich eine Mahnung an den Ernſt des Lebens und ihrer Beſtimmung in ihr geweckt. Aber indem ſie glaubte, Gott zu ſuchen, hatte ſie ihren Herzenstraum geſucht. Getäuſcht, verſchmäht, verworfen, wie ſie ſich glaubte, hatte ſie ſich faſt mit Widerwillen von allem abgewandt, was ſich ihr in eins mit dieſem Traum verſchmolzen hatte; als Preis für ihr Glück hatte ſie dem Himmel ein frommes Herz bieten wollen; nun er ihr die Gabe entzog, zog ſie auch ihr Opfer zurück. Der Glockenton aus der Heimat war ihr verhallt in einem Leben voll Wechſel und Bewegung. Sie hatte indes hingelebt, wie andere auch; ſie hatte die Kirchen beſucht; die Taufe ihrer Kinder war wohl auch als Mahnung in ihr Herz getreten, aber ſie hatte ſonſt ſo viel zu thun und zu leſen, und der Kultus des Genius war der einzige, den ihr Herz noch kannte.

Jetzt freilich, in dem peinlichen Kampf ihres Herzens, griff ſie wieder einmal nach der Bibel, — aber was ſollte ſie damit machen? Sie fand keine Antwort auf ihre Fragen, keine Löſung für ihre Kämpfe, und ſtieß ſie auf die Ausſprüche des heiligen Buches über die Ehe, die ihr wie Schwerter ins Herz drangen, nun ſo dachte ſie, das ſei doch für andere Zeiten und Verhältniſſe geſchrieben.

Ihr Mann kam wie gewöhnlich am Sonnabend, arglos, freundlich wie immer; aber daneben zerſtreut, verſtimmt, von Geſchäftsſorgen umgetrieben, die ſie langweilten, und ihr unendlich kleinlich dünkten, wenn er davon ſprach. Er kann mich nicht verſtehen, ich kann ihn nicht beglücken, ſagte ſie ſich aufs neue, — aber nicht mit Bedauern. Sie verſuchte ſich mehr mit ihren Kindern zu beſchäftigen, aber — auch das natürlichſte, ſchönſte Verhältnis bedarf einer gewiſſen Herzenspflege, um zum Genuß zu werden; ſie hatte nie ſo mit ihren Kindern fortgelebt, um daheim zu ſein in der Welt ihrer kindlichen Anſchauungen. Müde von ihren eigenen Gedanken, befangenen Herzens, wie ſie jetzt war, verſtand ſie nicht, Amelies verſchloſſenes Weſen zu beleben oder die lebendigen Knaben zu unterhalten; ſie wurden ihr läſtig und ermüdend, und wenn ſie die Kleinen wieder fröhlich von der verſtimmten Mama zu den alten Spielſachen und zu der munteren Franzöſin hüpfen ſah, dachte ſie mit bitterem Gefühl: auch meinen Kindern bin ich entbehrlich.

Eine Botſchaft rief ſie zu der Mutter, deren Krankheit ſich ſchnell verſchlimmert hatte. Sie traf ſie nicht mehr lebend; die gute Chriſtiane hatte ſie gepflegt und den letzten Segensgruß an ihr Kind von ihren Lippen genommen. Der tiefe Frieden dieſes Totenbettes wiegte zum erſtenmal die Kämpfe ihres Herzens auf eine Weile zur Ruhe, und wenn ſie dieſen ſtillen, einfachen Lebensgang überblickte, ſo ergriff ſie eine ſchmerzliche Sehnſucht, zurückkehren zu können in den ſtillen Kreis, in dem ihre Jugend ſo friedvoll verfloſſen; der lange, lange verſunkene Traum aus jener Zeit tauchte wieder auf, und faſt mit Bitterkeit gegen die Vorſehung dachte ſie: es hat ja nicht ſein ſollen! —

Dörner riß ſich trotz einer kritiſchen Geſchäftskriſis los, um ſeiner hochverehrten Schwiegermutter das letzte Geleite zu geben. Lina hielt ſich wieder feſt an ihn; ſie wünſchte in dieſem Augenblick, es möchte alles ein Traum geweſen ſein, was ſie in der letzten Zeit ſo heftig bewegt, — aber ſie mußte doch wieder zurück. Im Pfarrhaus hatte ſie nicht mehr ſo recht anwachſen können. Der alte Herr war ſchwerhörig und dadurch noch ſtiller als zuvor; er hatte ſeine alte Lina nie ganz wiedergefunden in der ſtattlichen, eleganten Dame. Jungfer Chriſtiane war freilich die alte geblieben, aber Lina ſelbſt war ſo anders geworden.

Und doch riß ſie ſich ſchwer und langſam los von der Mutter ſtillem Grab, das an des Vaters Seite neben den Gräbern der Großeltern bereitet war; ſie fühlte wohl, daß dieſe tiefernſte Pauſe in ihrem Leben die aufgeregte Leidenſchaft nur in kurzen Schlummer gewiegt, nicht geſtillt hatte. Leon war abgereiſt; aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr ſchrieb er und forderte ihre Einwilligung als ein Recht, da nun der einzige Grund, der ihre Verbindung gehindert, weggefallen ſei. Er ſah ſie ſchon als ſein eigen an und legte ſeine ganze wilde Seele, ſeine Zukunft, ſeinen Dichterruhm in ihre Hand; er wollte ſehen, ob eine treue Frau auf Erden ſei, eine, die da fähig ſei, alles um Liebe zu geben. — Lina ſchwindelte, ſie wußte ſelbſt nicht mehr, auf welcher Seite das Recht ſei. Die Bücher, die ſie las, um ſich zu zerſtreuen, die predigten das neue Evangelium ihrer Zeit, die glühenden Bilder von einer Liebe, reiner und heiliger als die der Ehe; von einer Ehe, der allein wahren und echten, auf glühende Herzenswahl gegründeten, — und ſie verwirrten noch mehr ihre Begriffe von Recht und Unrecht: ſie alle machten ihr ein Leben der Pflicht ſchal und grau, — und lockender und lockender klangen die Töne aus dem Venusberge, die ein Echo finden in jedem Menſchenherzen, und immer weniger hörte ſie auf die Warnungsſtimme des treuen Ekhard, die jeder Bruſt beigegeben iſt.

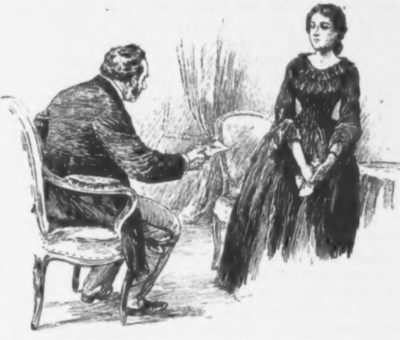
Vielleicht hätte ſie länger widerſtanden, wenn ſie ſchwere

Not oder Krankheit mit dem Gatten zu teilen gehabt hätte. Aber ein Leben des Reichtums und des Behagens hinzugeben, freiwillig wegzuwerfen für ein Leben der Beſchränkung, der Entbehrung, und nichts dafür begehren als Liebe um Liebe — das hatte einen wunderbaren Reiz für ihr Gemüt, — und ſie hatte ja geſagt, eh der Kampf in ihrem Innern ganz entſchieden war.

Sie erhielt nur wenige, jubelatmende Zeilen von Leon. Was nun geſchehen ſollte, wußte ſie nicht, ihr war bange davor. Indes hielt ſie ſich ruhig auf dem Landgut, froh, daß ihr die Trauer Vorwand gab, alle Beſuche abzuweiſen. Dörner kam heraus; gegen ſeine Gewohnheit ging er auf ſein Zimmer, ohne wie ſonſt ſie im Gartenſaal oder auf der Terraſſe aufzuſuchen, und ließ ſie bitten, zu ihm zu kommen. Sie ſtieg hinauf mit bebendem Schritt; ſie wußte nicht, wie ſie die nächſte Stunde überleben ſollte. Sie erſchrak vor dem Ausſehen ihres Gatten, er ſaß da und ſchien unfähig ihr entgegen zu gehen; er winkte ihr zu ſitzen und reichte ihr den Brief, den er in der Hand hielt. „Den Brief erhielt ich dieſen Morgen von Leon; ſag mir, ob er wahnſinnig iſt, oder was er will?“ Lina las, obwohl ihr die Augen vergingen auf dem Papier, das in ihrer Hand zitterte. Leon legte ihrem Gatten darin mit feurigen und beredten Worten dar, wie ihre Ehe ein Irrtum ſei; wie er und nur er ein heiliges Recht auf Linas Beſitz habe; wie ihre Herzen darüber einverſtanden ſeien, und bat ihn, auf die möglichſt ſchonende Weiſe das Band zu löſen, das für alle nur eine Feſſel ſein könne. Lina ſchwieg und ließ den Brief auf ihren Schoß ſinken.

„Wußteſt du darum?“ fragte Dörner mit durch unterdrückte Bewegung gedämpfter Stimme. — Lina nickte bejahend, ihn anzuſehen wagte ſie nicht. — „Und du biſt einverſtanden?“ — „Ja,“ ſagte ſie leiſe, „ich glaube, es iſt beſſer für uns alle.“ — „Und das iſt wahr, und das iſt auch nur möglich?“

rief der ſonſt ſo ruhige Mann heftig aus, indem er raſch im Zimmer auf und ab ſchritt; „du, mein angetrautes Weib, die mit dem Segen der Kirche und deiner Mutter mein biſt; du, die Mutter meiner drei Kinder, die du in ſieben Jahren nicht ein hartes Wort von mir gehört haſt, du willſt mit einem Riß ein ſo heiliges Band trennen, um dich einem Fremden, einem hergelaufenen Dichter an den Hals zu werfen, der —“. Der Zorn gab Lina wider Sprache. „Ich werfe mich niemand an den Hals,“ ſagte ſie hoch aufgerichtet, „ich will ein Band trennen, das keines von uns beglückt hat, und ich will mich einem Manne zu eigen geben, dem ich nötig bin zu ſeinem innerſten Sein, wie Licht und Himmelsluft; der meine tiefſte Seele verſteht, während ich dir nicht einmal nötig bin.“



„Alſo das iſt's!“ ſprach Dörner ruhiger, mit tiefem, bitterem Weh, „ich genüge dir nicht. Es hat mir wohl oft leid gethan, als ich ſah, woran dein junges Herz ſich erfreute, daß ich in einem Leben voll harter Arbeit und Mühe nicht die Bildung mir hatte erwerben können, wie ſie dich angeſprochen hätte. Aber ich hoffte, durch dich ſollte mein trockenes Daſein ſich beleben, in dir ſollte mir zu eigen werden, was ich in meiner freudloſen Jugend hatte entbehren müſſen; ich ſuchte dir all die Freuden und Genüſſe zu gewähren, für die ich ſelbſt den Sinn nicht hatte nähren können.“ — „Ja, du gingſt deinen Weg und ließeſt mich den meinen gehen,“ ſagte Lina, froh an einem Grund, die Laſt von ihrem Gewiſſen zu wälzen. — „Gott ſoll richten,“ ſagte er, „ob ich dieſen Vorwurf verdiene! Ich ſuchte bei dir, und bei dir allein, Erheiterung, Leben und Friſche, bei dir wollt ich mich von des Tages Arbeit erholen. Liebes Kind,“ fuhr er immer milder fort, „ich mußte bald fühlen, daß meine Geſellſchaft dir langweilig ſei; der geſellige Kreis, in dem ich mich zumeiſt bewegt hatte, meine Freunde waren dir's noch mehr, und in der Geſellſchaft, die du vorzogſt, war ich über die Achſel angeſehen, galt ich für den guten Papa, der das Geld verdienen darf. Das fühlte ich, obgleich mir's heute erſt klar wird. Ich hatte dich lieb und wollte dich heiter und glücklich ſehen, mir ſelbſt war Erholung Bedürfnis, und ſo ließ ich dich freilich in deinem Element. Es hätte nicht ſo ſein ſollen,“ ſetzte er mit traurigem Ton hinzu und ließ den Kopf auf die Hand ſinken. Auch Lina ſchwieg und ſuchte die Stimme ihres inneren Richters niederzukämpfen mit all den ſchönen Worten und Gedanken von dem Ideal des Herzens.

„Lina,“ unterbrach Dörner das lange, trübe Schweigen, „ich bin nicht beredt genug, um dir alles vorſtellen zu können, wie ich wollte. Ich habe am Altar verſprochen, dich zu ſchützen und zu tragen, ich darf dich nicht ſo leichtſinnig aufgeben, wenn ich auch wollte und könnte. Berate dich mit deinem Herzen, mit redlichen Freunden! Willſt du in Liebe und Treue mein Weib bleiben und die gute Mutter meiner Kinder, ſo will ich dir vertrauen und alles ſoll vergeben und vergeſſen ſein; wir beide wollen einander treulich helfen gut zu machen, was wir beide verfehlt. Kannſt und willſt du das nicht, kannſt du kein Herz mehr für mich finden, ſo will ich dich nicht zwingen, mein Weib zu ſein; aber der Schutz meines Namens und meines Daches, das volle Mutterrecht an deine Kinder ſoll dir bleiben, ich will dich ſchützen als dein treueſter Freund. Allein brechen mußt du ganz und für immer mit dieſem Menſchen, jetzt von dieſer Stunde an. Willſt und kannſt du das alles nicht, bleibſt du bei deinem Willen —" und er ſtand wieder auf in heftiger Bewegung, „ſo vergebe dir Gott! ich will dir keinen Fluch mitgeben auf deinen ſelbſtgewählten Pfad."

Er verließ raſch das Zimmer, und Lina hörte, wie er noch in der Nacht abfuhr. Sie blieb zurück in ſchmerzlichen Kämpfen, ratlos hin und her gezogen von der Stimme der Pflicht und des eigenen Willens. So tief aber hatte ſie ſich von frühe auf in die Welt ihrer Romane eingelebt, daß ſie inmitten der Qualen dieſes Zwieſpalts geheimen Genuß empfand im Gefühl, daß ſie ſelbſt nun eingetreten ſei in dieſe Welt wunderbarer Erlebniſſe und gewaltiger Herzenskämpfe.

Nicht leichten Kaufs gab Dörner ſein Anrecht und ſeine Pflicht für ſeine Gattin auf. Er ſandte ihr Tante Pauline zu, die ihr mit ſtürmiſcher Beredſamkeit die äußeren Folgen des unſinnigen Schrittes darſtellte und eben darum der ſchlechteſte Advokat war, weil Lina darin die Größe ihres Schrittes ſuchte, daß ſie denſelben trotzte. Er ſandte ihr den erſten Geiſtlichen der Stadt, der den Namen ihres Beichtvaters trug, weil ſie zu ihm alle Jahre oder alle zwei Jahre einmal eine Magd ſandte mit der Anmeldung zum Abendmahl. Dieſer hatte ſich mit Lina, als Dame des Hauſes bei förmlichen Einladungen recht gut unterhalten; nun fand er es nicht leicht, kraft ſeines Amtes mit Ernſt und Weihe zu der Dame zu reden, die ihn, etwas frappiert über ſeinen Beſuch, im eleganten Boudoir empfing und mit Erfriſchungen bedienen ließ und die ihm mit vieler Sicherheit die Unvereinbarkeit der Charaktere in ihrer Ehe bewies. Seine Vorſtellungen prallten machtlos ab. Dörner rief ihren väterlichen Freund, den Pfarrer von Eichbronnen, auf, ſie an das heilige Gelübde zu mahnen, das ſie vor ihm abgelegt; aber Jungfer Chriſtiane ſchrieb tief betrübt, daß infolge eines Schlaganfalls der liebe Bruder in einen träumeriſch brütenden Zuſtand verſunken ſei, in dem er für die Außenwelt ganz verſchloſſen bleibe. Ihre eigenen rührenden Bitten an ihr liebes Kind machten nur vorübergehenden Eindruck, ſie konnten ſich nicht verſtehen.

Dörner willigte endlich in die Scheidung. Das reiche Jahrgeld, das er Lina ausſetzte, wies ſie nach Leons Willen entſchieden ab, ebenſo das Landgut, das er ihr zum Eigentum gegeben hatte. Auf einem aber beſtand der ſonſt ſo weiche, nachgiebige Mann feſt: für ihre Kinder müſſe ſie tot ſein. Nicht eine Ahnung, daß ihre Mutter als das Weib eines andern lebe, dürfe in ihre Seele kommen. Wenn nach Jahren ihr Bild ſich bei ihnen verwiſcht habe, wollte er ihr ein Wiederſehen möglich machen, aber nie als ihre Mutter; nur indem ſie ihrer als einer Toten gedächten, könne ihr Gedächtnis fleckenlos erhalten werden.

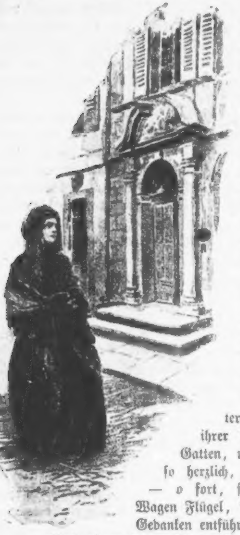
Es war eine ſchwere, lange, trübe Nacht, als Lina noch einmal mit dem Licht an die Betten ihrer Kinder trat, von denen ſie nicht Abſchied nehmen ſollte. Sie lagen in tiefem Schlaf, — Otto, ein ſchöner trotziger Junge, den dunkeln Krauskopf zurückgeworfen, ſein kleines Schwert neben ſich; der kleine Eugen hatte die Decke über ſein Köpfchen gezogen, in ſich zuſammengeſchmiegt, wie ein Täubchen mit dem Kopf unter den Flügeln; Amelie ſah auch im Schlaf nicht blühend und freundlich aus. Sie war nie der Mutter Liebling geweſen; in dieſem Augenblick aber kam Lina ein tiefes Erbarmen an, gerade mit dieſem Kind, das ſo wenig Herzgewinnendes hatte. Ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen; jetzt erſt fühlte ſie, was es iſt, von Kindern ſcheiden. Für immer! klang es ihr, wie ein Verdammungsurteil; ſie brach in heiße Thränen aus und konnte ſich nicht losreißen. Amelie huſtete, ſie klagte über Durſt; die Bonne ſchlief. Lina brachte ihr Waſſer; halb im Schlaf ſah das Kind ſie verwundert an und ließ dann das Köpfchen wieder aufs Kiſſen ſinken. Lina ſetzte ſich ans Bettchen, ſie hielt die heiße, dünne Hand des Kindes in der ihren und blieb ſo ſitzen, lange, lange. Müde von Gedanken legte ſie den Kopf auf die Arme auf der Ecke des Bettchens und ſchlummerte ſo ein wenig. Ihr war, als möchte ſie nie wieder erwachen.

Der grauende Tag weckte ſie. Früh am Morgen wollte ſie mit dem Eilwagen abreiſen nach einer Stadt im nahen Ausland, wo ſie bei einer Freundin Leons, einer älteren Dame, ihren Aufenthalt nehmen ſollte, bis der Scheidungsprozeß vorüber und die Wege zur Verbindung geebnet wären. Dörner hatte eine kleine Reiſe gemacht, ſie wollten ſich nicht mehr ſehen. Mit mattem Tritt, als ginge es in ihr Grab, ſtieg ſie die Treppe hinab. Ein Frühſtück ſtand in ihrem Zimmer bereit; die Dienſtboten, halb ahnend, was dieſe Reiſe zu bedeuten habe, ohne die Sache zu begreifen, hielten ſich in ſcheuer Ferne. „Darf ich Sie begleiten, Madame?“ fragte ihr Mädchen; Lina ſchüttelte den Kopf, hüllte ſich in ihre Tücher und Mäntel und ging, ohne ſich umzuſehen, aus dem Zimmer und aus dem Haus.

Unten blieb ſie noch einen Augenblick ſtehen und ſah noch einmal auf das hohe ſtattliche Haus, in das ſie vor ſieben Jahren eingezogen, und das ihr ſeither zwar nicht ein Himmel des Glücks geweſen war, wohl aber eine ſichere, ſchirmende Heimat. Welcher Zukunft ging ſie nun entgegen? Sie fand ja nun, was ſie je geträumt, eine wilde, heiße Liebe, die ihr alles ſein, alles erſetzen wollte — und doch zog eine bange Ahnung durch ihr Herz, und ihr war einen Augenblick, als zöge ſie in eine Wüſte hinaus.

Allein, ganz allein ging ſie durch die ſtillen Straßen, in denen ſich kaum da und dort ein Zeichen von Leben regte.

Sie war ſo reich an Freunden geweſen. Aber nicht einen, nicht eine hätte ſie bitten mögen, ſie zu begleiten. Tante Pauline hatte ſich erbittert von ihr losgeſagt; andre Bekannte, die ſich zum Teil ſchon früher zurückgezogen hatten, wurden vollends ſcheu, als das Gerücht von einer baldigen Scheidung umging. Obwohl Dörner mit äußerſter Rückſicht für ſeine Frau zu Werke gehen wollte, mußte man doch den Ausgang des Prozeſſes abwarten, bevor man ſich auf irgend einen Fuß mit ihr ſetzte.



Sie ſtieg in den Wagen und grub ſich tief in die Ecke. Ach, die Geſtalten konnte ſie nicht verhüllen, die vor ihrem inneren Auge aufſtiegen: ihre Kinder daheim, die beim Erwachen keine Mutter mehr fanden; das Grab ihrer Mutter, das Bild ihres Gatten, wie er ſie zum letztenmal ſo herzlich, ſo kummervoll angeſehen — o fort, fort! Sie wünſchte dem Wagen Flügel, daß er ſie ihren ſchweren Gedanken entführe.

Nach einem langen Tag und einer endloſen Nacht war ſie am Ziele; am Wagen ſtand Leon, hob ſie heraus und ſchlang den Arm um ihre bebende Geſtalt und führte ſie nach der freundlichen Wohnung, die zunächſt ihre Zuflucht war. Da entledigte er ſie der läſtigen Hüllen; er bedeckte ihre Hand mit Küſſen und trocknete die Thränen von ihren Augen; er ergoß ſich in glühenden Worten des Dankes für ihr Opfer und pries ſie als eine Perle ihres Geſchlechts, die da vermöge, alles zu geben um Liebe.

Und die mahnenden Stimmen ſchwiegen. Zum erſtenmal vermochte Lina ſich ganz und voll der Zukunft in die Arme zu werfen und ihr Auge zu ſchließen vor der Vergangenheit; zum erſtenmal wagte ſie an das Glück ihrer Zukunft zu glauben.

Frau von Nolten, ihre neue Beſchützerin, war einſt, obwohl mehrere Jahre älter als Leon, der Gegenſtand ſeiner leidenſchaftlichen Knabenliebe geweſen und ſeine treue Freundin geblieben. Sie war nur um eine Oktave höher, in einer etwas andern Tonart eine Art von Tante Pauline; wie dieſe, immer unbeſchäftigt und immer geſchäftig. Wo aber Tante Pauline Geſchäfte machte im Arrangieren von Landpartien und Soireen und Salons, oder wenn's gut ging und hoch kam, im Heiratſtiften ohne Rückſicht auf Herzensmotive, die ſie nicht hoch anſchlug: da intereſſierte ſich Laura von Nolten nur für tragiſche Liebesgeſchichten, gebrochene Herzen, Mißverſtändniſſe zwiſchen Liebenden und unlösbare Konflikte. Ihr eigenes Leben war äußerlich zu ihrem Leidweſen in ſehr geregeltem Gang verlaufen; es war ihr nichts geblieben, als auf eigene Hand unglücklich zu lieben und ſich mühſam ſchmerzliche Kämpfe zu bereiten, aus denen aber ihr äußerer Menſch ganz wohl konſerviert hervorgegangen war, auch zu ihrem Leidweſen. Ihr Name, dank ihrem weiblichen Gefühl und ihrem ebenen Schickſalsweg, war durchaus fleckenlos geblieben, und die Mehrzahl ihrer Bekannten beehrten ſie nur mit dem Namen einer Phantaſtin.

Sie redete viel von ihrem unendlich tragiſchen Geſchick, während niemand recht begriff, wo die tragiſche Pointe eigentlich liege. Seit ſie älter geworden, liebte ſie es mehr, in andern die Kämpfe und Leiden ihrer Jugend wieder durchzuleben, als der Lampe ihrer eigenen Schmerzen neues Oel zuzugießen. Ihr Freund Leon mit ſeiner wilden Natur, mit dem Mißgeſchick, das ſeine Jugend begleitet, bis ihn raſcher Erfolg in den Augen der Menſchen auf eine glänzende Höhe gehoben, war ein unerſchöpflicher, unſchätzbarer Stoff innerer Bewegung für ſie, und mit dem tiefſten Intereſſe hatte ſie all ſeine mannigfachen Herzensgeſchichten geteilt. Aber auf eine ſo wirkliche, ſo großartige, ſo tief tragiſche Begebenheit, wie ſein Verhältnis zu Lina, in der ſie ſelbſt eine ſo bedeutende Rolle übernehmen ſollte, hatte ſie nie zu hoffen gewagt, und ſie ging mit ſolchem Feuer darauf ein, daß es Leon nicht mehr möglich geweſen wäre, zurückzutreten, ſelbſt wenn ihm gebangt hätte, vor den Folgen des kühnen Schrittes. Daß Laura ſelbſt noch ein tieferes Intereſſe, als das einer mütterlichen Freundin an ihm nahm, daß der Traum ihrer eigenen Jugend in dieſem Paare verwirklicht wurde nun, da ihre Blüten verwelkt waren, — das eben verlieh der Sache noch einen beſonders pikanten Reiz für ſie. Sie überhäufte Lina mit Liebe und Wohlwollen, ſie pries ihre Opferfähigkeit und das ſeltene Los, das ihr beſchieden; ſie ſtellte Leon ins höchſte und ſchönſte Licht vor ihren Augen. Aber ſie ging auch bereitwillig in all ihre Zweifel und Kämpfe ein; es würde ja nicht tragiſch und nicht intereſſant geweſen ſein, wenn alles ſo eben verlaufen wäre.

Frau Laura bewohnte ſeit dem Tode ihres Mannes ein kleines, hübſches Haus in einem Garten der Vorſtadt. Lina fand bei ihr Pflege, Liebe, leidenſchaftliche Teilnahme; aber Frieden fand ſie nicht. Wie hätte ihr ihn auch dieſe friedloſe Natur geben können, die im Leben nur Rechte, keine Pflichten zu haben glaubte und darum ewig getäuſcht und mit dem Geſchick zerfallen war? — Leon beſuchte ſie auf ihren Wunſch nur ſelten; ſeine Ankunft brachte ihr Freude, Aufregung; die Abende, in denen er ihr all die Schätze ſeiner Poeſie aufthat, ſeine Liebe, ſeine wilde Sehnſucht ausſprach, brachten ihr reichen und tiefen Genuß, — aber Frieden brachten ſie ihr nicht.

Frau Laura ſorgte mit mütterlicher Güte für ihren Freund;

ſie ſah das Paar beiſammen in ſeinem ſchmerzlichen Glück, ſie ſah ihre Hände ineinander ruhen und Leons Augen in ihrer dunkeln Glut in die Linas geheftet, — dann ſchritt ſie ernſt und dunkel wie Melpomene in ein Zimmer, das ſie immer geheizt hielt, um ihren Gefühlen nachhängen zu können, und ſchwelgte in dem Schmerz ihrer begrabenen Hoffnungen.

Endlich und endlich nach langen Monden waren die Wege geebnet, die Scheidung ausgeſprochen und die Erlaubnis des geſchiedenen Gatten zu einer neuen Heirat gegeben. Leon, aller Schritte im bürgerlichen Leben, aller Mühen und proſaiſchen Hinderniſſe ungewohnt, ertrug all dies mit knirſchender Ungeduld; tauſendmal lieber wollte er mit der Geliebten wegziehen, fern dieſen ſchnöden Verhältniſſen, auf eine blühende Inſel der Südſee, — aber, wenn auch nicht die goldenen Schwingen zu ſo weitem Fluge gefehlt hätten, hier blieb Lina feſt; ohne den Segen der Kirche wollte ſie nun und nimmer die Seine werden.

Endlich war denn alles im reinen, mit ſchweren Koſten das Aufgebot abgekauft, alle Papiere geordnet, und Leon kam glühend und freudig, um ſeine Braut heimzuholen.

Frau von Nolten hatte ſich lange ſchon auf die Hochzeit gefreut, heldenmütig, wie ein todeskühner Indianer auf ſeinen Kampf am Marterpfahl. Da wollte ſie recht auskoſten die Tiefen des Seelenſchmerzes. Ob ſie wohl in Ohnmacht fallen würde? Sie hoffte es faſt, obſchon ihr dieſer Genuß in ihrem vielbewegten Leben noch nie zu teil geworden war; aber ſie dachte jedenfalls noch Kraft zu finden zu den ſchönen, entſagungsvollen Worten, mit denen ſie Lina entlaſſen wollte und die ſie ſich in manch ſchlafloſer Nacht ſchon ausgedacht hatte. Lina machte einen Strich durch dieſe Rechnung; ſie wollte um keinen Preis hier getraut werden; ihre Verhältniſſe waren allmählich bekannt geworden, die Stadt war gerade klein und groß genug, um ein Klatſchneſt in erweitertem Maße zu ſein, und ſtand mit der Reſidenz ihres eigenen kleinen Heimatlandes in vielfacher Verbindung.

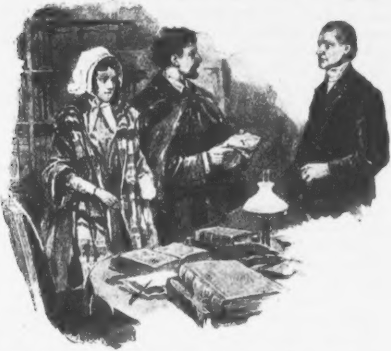
Ein kleiner Grenzort obſkuren Namens wurde auserſehen. In der Frühe eines nebeligen Märzmorgens fuhren Leon und Lina aus, allein miteinander, ſo recht allein zum erſtenmal, und ſie verſenkte gewaltſam, was Trübes in ihr aufſteigen wollte, und gab ſich voll und ganz dem Zauber der Gegenwart hin und der ſüßen Ahnung goldener Tage der Erfüllung.

Sie hielten in dem kleinen Gaſthof des Orts und gingen zuſammen zum Geiſtlichen, um die Trauung zu beſtellen.

Das ſchöne Paar wurde von der verwunderten Magd, die wohl ſelten ſolche Beſuche geſehen, in des Herrn Zimmer gewieſen. Es war ſeit lange zum erſtenmal, daß Lina wieder die Studierſtube eines Geiſtlichen betrat, und wunderbar fühlte ſie ſich angeſprochen von dem einfachen Gerät: die Bibel auf dem Tiſch, umgeben von alten Folianten ehrwürdigen Gepräges, die überfüllten Bücherſchränke, die ſchlichte Lampe, die wohl ſchon ernſte Stunden voll tiefen Sinnes erhellt hatte, — es wehte ſie hier an wie Heimatluft, und ſie vergaß einen Augenblick, warum ſie da war.

Der Pfarrer trat ein, eine hohe, magere Geſtalt, Spuren ernſter Kämpfe und tiefer Gedanken auf dem noch nicht gealterten Geſicht. Lina ſah ihn an und fuhr zuſammen, eine dunkle Röte bedeckte ihr Geſicht, — ſie ſah ihn nicht zum erſtenmal. Er betrachtete ſie einen Augenblick zweifelnd; er ſchien ſie nicht zu erkennen und wandte ſich zu Leon, der ihm in bündiger Weiſe mit der Art eines Herrſchers ſein Anliegen auseinanderſetzte und bat, die Zeremonie ſo kurz und ſo einfach wie möglich zu machen. Nachdem er ihm die Papiere vorgelegt, ſtellte er ſich ans Fenſter, um ſich den Blicken zu entziehen, die der Pfarrer unzweifelhaft auf ihn richten würde, wenn er mit der Prüfung fertig wäre. Lina hatte ſich niedergeſetzt.

Der Pfarrer durchſah die Papiere; bei Leſung der Namen fuhr er plötzlich auf und ſah raſch nach Lina hin; ihre Blicke begegneten ſich einen Augenblick, dann ſenkte ſie den Kopf und barg ihr Geſicht in die Hände. Arnold, denn er war es, wollte ſprechen, aber er ſchwieg wieder und fuhr fort in aufmerkſamer Prüfung der Papiere. Endlich legte er ſie ſorgſam zuſammen und ſagte mit ruhigem, beſtimmtem Ton zu Leon:



„Es thut mir leid, ich kann Sie nicht trauen.“ — „Warum nicht, ſind die Papiere nicht in Ordnung?“ fragte Leon mit unterdrückter Heftigkeit. — „Sie ſind's und nach den Rechten weltlicher Obrigkeit können Sie getraut werden; aber mein Gewiſſen ſtellt mich unter das Wort eines höheren Richters, der da ſagt: Wer eine Abgeſchiedene freiet, der bricht die Ehe.“ — „Als Diener Ihres Staates ſind Sie gezwungen, es zu thun,“ fuhr Leon auf.

„Ich weiß, daß ich mein Amt verlieren kann, wenn Sie auf Ihrer Forderung beſtehen," ſagte Arnold gelaſſen, „aber ich kann nicht anders." — „Und wie wollen Sie es über Ihr prieſterliches Gewiſſen bringen, einer Verbindung, die den Segen der Kirche ſucht, dieſen zu verſagen?" ſtürmte Leon; „laden Sie nicht dadurch den Fluch auf ſich, der nach Ihrer Anſicht auf einem ungeſegneten Bunde liegt?" — „Das Wort Gottes iſt lebendig und kräftig und ein zweiſchneidig Schwert, nicht ein Rohr, das ſich im Winde biegt," ſprach der Pfarrer. „Wer ſich davon richten läßt, den weiſt es weiter, die gerade Straße zum Leben; wer es verwirft, dem wird es zum Tode. Nicht hinausſtoßen in eine ſegensloſe Verbindung will ich Sie," fuhr er mit weicherer, tiefeindringender Stimme fort, mehr zu Lina gewendet, „zurückſchrecken möcht ich Sie von dem Pfade des Fluchs auf den Weg der Verleugnung, der im Lichte endet."

Lina ſaß in ſich zuſammengeſunken, wie vernichtet, ohne aufzublicken; nur als Leon fortfahren wollte, faßte ſie ſeine Hand und ſagte leiſe: „Beſteh nicht darauf!" Leon raffte die Papiere zuſammen, richtete Lina auf und ſtützte ſie mit ſeinem Arm. „Wir hoffen, Herr Pfarrer, bei einem Ihrer Amtsbrüder weniger prieſterliche Härte zu finden," bemerkte er; „inzwiſchen haben Sie die Beruhigung, mit Ihrem zelotiſchen Eifer eine wehrloſe Frau niedergedonnert zu haben." Und raſch zog er Lina fort, ohne dem Pfarrer, der noch zu ihr ſprechen wollte, Zeit zu einem Worte zu laſſen.

Ohne ſich aufzuhalten, hob er Lina in den Wagen und fuhr dem nächſten Dorfe zu, zu dem er ſich den Weg bezeichnen ließ. Schweigend, bleich und geknickt lehnte Lina in der Ecke und hörte kaum Leons donnernde Tiraden über finſtere Pfaffen und prieſterlichen Zelotismus; willenlos ließ ſie ſich am Ziel der Fahrt herausheben und wartete im Gaſthof, bis Leon zu dem Geiſtlichen ging. Dieſer war ein junger Mann, der Sinn fürs Romantiſche hatte und Leons Gedichte kannte. Die Geſchichte, die er aus den trockenen Papieren herauslas, war ihm viel zu wunderbar und anziehend, als daß ihm die Einſegnung des Paares, der ja auch kein geſetzliches Hindernis im Wege ſtand, Skrupel gemacht hätte.

Leon eilte zurück, beruhigte und tröſtete Lina mit ſüßen Worten und führte ſie zu der Kirche, die inmitten der Häuſer und nicht ſo anmutig im Grünen lag, wie das Kirchlein zu Eichbronnen.

Und Lina ſtand an der Seite des Geliebten, dem ſie nun der Segen der Kirche zu eigen geben ſollte, des einen, der die ſchlummernden Akkorde ihres tiefſten Seelenlebens geweckt; des Mannes, wie ihn ihr Mädchenherz in ſeinen ſtolzeſten Träumen ſich gedacht. Warum durchdrang nicht ihre Seele das Gefühl unendlichen Glücks, das die Krönung der höchſten Wünſche begleiten ſollte? Warum glitt das Ja ſo ſcheu von ihren Lippen? warum vergaß ſie des Geliebten an ihrer Seite und hörte nicht die poetiſchen Worte, mit denen der junge Geiſtliche die vorgeſchriebene Formel ſchmückte? warum ſah ſie im Geiſte nur jenes Kirchlein, in das die grünen Bäume hereinnickten, und blickte in der Mutter frommes Auge und in das verklärte Antlitz ihres alten Freundes, und hörte wieder die Worte der Weihe, die er damals geſprochen, nicht für ein Leben voll irdiſchen Glücks, aber für ein Leben treuer Hingabe an heilige Pflichten? — Und als ſie die Kirche verlaſſen hatten, als ihr Blick auf den kleinen Spiegel des Dorfwirtshauſes fiel und darin eine ſchöne bleiche Frau ſah im grauen Seidenkleid, da tauchte ihr früheres Bild vor ihr auf als jungfräuliche Braut im Kranz und Schleier, die friſche Mädchenblüte auf den Wangen, heilige Vorſätze im Herzen, wie der Engel ihrer beſſeren Tage, — und entſchwand.

Ein anmutiges Aſyl hatte Leon für ſein junges Glück gegründet, ein niedliches Landhaus, das verlaſſene Eigentum eines Fabrikanten in einem der grünen Thäler ſeines Vaterlandes. Eine ſehr anſehnliche Summe, die Dörner ſeiner Frau als das Erbe ihrer Mutter überſandt hatte, beſtritt reichlich die Koſten der erſten Einrichtung, deren graziöſe Einfachheit ziemlich koſtbar wurde.

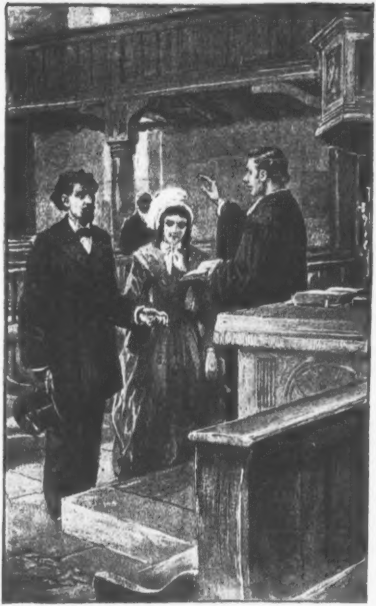
Es war goldenes Frühlingsleben, das ſie hier führten, und ein ſchönerer Mai hatte in ihren Augen nie die Erde gegrüßt. Der Tag teilte ſich in die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, in Streifzüge und Entdeckungsreiſen in die Gegend, die, ſo einfach ſie war, doch ſtets neue, verborgene Reize enthüllte, und in die ſtillen Stunden am häuslichen Herd, die der Lektüre und der Muſik geweiht waren. Leon begleitete Linas Klavierſpiel mit der Flöte, auf der er Meiſter war; Lina war keine Meiſterin und wollte nie Takt halten, ſie blieben zuſammen ſtecken, und mit Lachen wurden die Variationen meiſt in der Mitte geſchloſſen.

Man hatte ein einziges Dienſtmädchen, ein Kind vom Lande, genug für das zufriedene Paar. Leon trug Lina ſelbſt unter Lachen und Scherzen Holz zu in die Küche; ſie nahm ſich ſo allerliebſt aus am Kochherd, wo ſie die lang vernachläſſigte Kunſt ihrer Jugend wieder übte. Auf ein mißlungenes Gericht mußte ſie zur Strafe einen Punſch brauen, wenn nicht ein Kuß hinreichte, es zu verſüßen. Sie dünkte ſich wieder zum Kinde geworden zu ſein. Leon genoß dies einfache Leben, das Element ihrer Jugend, zum erſtenmal; für beide hatte es einen köſtlichen Reiz. Die Erinnerung an die Vergangenheit trat zurück, die Bilder ihrer Kinder wurden ihr wie ein Traum, die qualvolle Scene des Hochzeitsmorgens erblaßte; Lina wähnte ſich ſchuldlos, weil ſie glücklich war.

Und Leon war ſo glückſelig! Auch er fühlte ſich entſündigt, verſöhnt, wie er ſagte, in dieſer Lebensluft des Glücks; und wenn ihn Lina mahnen wollte, auch ſeine Feder wieder aufzunehmen, ſo ſagte er ſcherzend:

„Frühling iſt ein hohes Feſt,
Laß mich ruhn und beten!“

„Du beteſt ja nie,“ ſprach auch ſie halb ſcherzend, halb



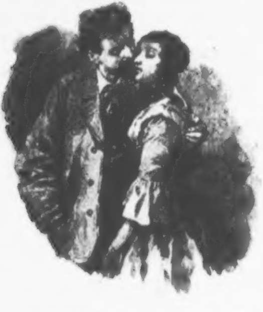
Und Lina ſtand an der Seite des Geliebten, dem ſie nun der Segen der Kirche zu eigen geben ſollte. (S. 97.)

ernſt. — „Glück iſt Gebet!“ rief er, ſie feurig umarmend, „wir beten wie die Blumen und wie die Lerchen!“

Aber der milde Frühling ſchwand, die Roſen des kleinen Gartens welkten und ein ſchwüler Sommer ſenkte ſich mit faſt unerträglicher Hitze auf das enge Thal. Die Frühſtückſtunden unter der Veranda und die klaren Sternennächte waren immer noch reizend, aber die Tage wurden unendlich lang. Arbeiten erklärte Leon für rein unmöglich; Lina war ſeit lange des Arbeitens zu beſtimmtem Zweck entwöhnt, Vergnügen machte es ihr jetzt nicht, und ohne Arbeit wollte der Tag doch auch kein Ende nehmen. Beim Leſen abends ſchliefen ſie ein, auch die Muſik wollte nicht mehr recht gehen; Linas Klavierſpiel wurde immer nachläſſiger, harmonierte immer weniger mit der Flöte, zuletzt wurde Leon ungeduldig und warf dieſe weg. Lina ſchmollte, und die dritte und vierte Verſöhnungsſcene war ſchon nicht mehr reizend wie die erſte.

„Was ſagſt du zu Ems?“ unterbrach Leon einmal die ſchläfrige Stille eines Nachmittags. Lina erſchrak faſt über der Frage; hatte ſie auch in der letzten Zeit manchmal einen Wechſel herbeigeſehnt, vor einem Eintritt in die große Welt bangte ihr doch. „Nun?“ fragte Leon etwas ungeduldig, „oder ziehſt du Karlsbad vor, oder irgend ein kleineres Bad?“ — „Ach, nein! in kleineren Bädern iſt man viel mehr gekannt und beobachtet.“ „So, das iſt's!“ rief Leon heftig, „du ſchämſt dich meiner, du willſt nicht als meine Frau auftreten, meine Frau!“ und vor ſeiner Seele ſtanden die gebrochenen Herzen, die er hätte beſeligen können mit der bloßen Hoffnung auf dieſen Titel; die ſchwärmeriſchen Jungfrauen, die ſich glücklich geprieſen, ein Blättchen von ſeiner Hand zu beſitzen, die nicht zu denken gewagt hätten an eine Locke von ſeinen dunklen Haaren. — Und ſeine Frau, um die er ſeine goldene Freiheit dahingegeben, um die er Kämpfe und Mühen beſtanden, wo ihm andre Früchte mühelos in den Schoß gefallen wären, ſeine Frau wollte ſich dieſes Namens ſchämen!

„Bitte! mißverſtehe mich nicht,“ bat Lina ängſtlich, „aber wir müſſen auch bedenken, ob unſre Mittel —.“ „O, die ſorgſame Kaufmannsfrau! natürlich ob habet und debet ſich gleich gegenüberſteht, freilich!“ — Durch dieſe Anſpielung fühlte ſich nun Lina tief verletzt und das Begütigen war wieder an Leon. „Siehſt du, Kind, Dichter können nicht rechnen. Du weißt ja, unſer Goldquell muß meine Feder ſein. Was nun meine Lebensgeiſter auffriſcht, mir neue Geſtalten zur Anſchauung bringt, das iſt für die Zukunft geſorgt. Ich bin nun einmal kein Hamſter, der im Boden wühlt und Schätze aufſpeichert; ich bin eine Lerche, die Morgenluft trinken muß und Blütenduft genießen, dann fällt ihr die Nahrung wie im Traume zu. Ein Dichterlieb muß das Rechnen verlernen,“ ſchloß er, ſie auf den Mund küſſend, „Sorgloſigkeit iſt die beſte Sorge eines Dichters!“ — Lina ſchwieg, ſie fragte auch nicht: Alſo bedarfſt du der Welt und des Wechſels? ſollte denn nicht ich deine Muſe ſein, der Sieg und Sang bringende Genius deiner Zu-



kunſt? Ob ſie es dachte, — wir wiſſen es nicht; ſie bereitete ſich für die Badereiſe.

Sie wagte nicht zu geſtehen, mit welch innerer Pein ſie ſich das erſte Mal an Leons Arm auf der Promenade, in den Konverſationsſälen ſehen ließ. Wohl waren viele, die ihr Los beneideten; viele, denen ſie unendlich intereſſant wurde durch ihre Geſchichte, die bald von allen Lippen geſagt und geflüſtert wurde: ſie aber fühlte die neugierigen Blicke wie glühende Kohlen, und alle Huldigungen junger Künſtler, berühmter Schauſpieler und emanzipierter Frauen, die ſich bald um das anziehende Paar ſammelten, vergüteten ihr nicht die kühle, ablehnende Verbeugung, mit der Bekannte aus früherer Zeit ſie begrüßten. Leon litt darunter nicht; ob er einem rechtlichen Manne das Weib ſeines Herzens, den Kindern ihre Mutter entführt hatte — er konnte durch all das nur intereſſanter werden, ihm ſtand nach wie vor jeder Salon offen, nur von ſeiner Frau rückte man etwas auf die Seite. Auch fand er ſeine ganz wilde, luſtige, ſchwermütig dämoniſche Stimmung wieder, die ſich in dem idylliſchen Frühlingsleben verklärt, im ſchwülen Sommer verdumpft hatte; er ſprudelte über von geiſtreichen Einfällen, er warf abends flüchtige Zeilen aufs Papier, reich und tief wie die Lieder, die ihm ſchon ſo viele Herzen gewonnen. Lina ſah mit Freude ſeinen Dichtergeiſt wieder erwachen, ſie fühlte manchmal mit Stolz, daß dieſer gefeierte Name der ihre war; aber ſie empfand mit tiefem Weh, daß ſie ihm zur Begeiſterung nicht nötig ſei, — ſie hatte ihn glücklich gemacht für eine Weile, — zum Dichter machte ſie ihn nicht.

Je mehr das gehobene Gefühl des eigenen wiederkehrenden Genius, die Bewunderung und Huldigung der Menge Leons Lebensgeiſter ſteigerten, deſto peinlicher empfand er, daß Lina nicht freier, nicht ſtolzer und glücklicher in dem neuen Element ſich bewege. Die Verleugnung hatte er nicht, um ihretwillen die Geſellſchaften ganz zu meiden, in denen ſie nicht anerkannt wurde; obgleich ihm ſelbſt eigentlich wohler war in dem zwangloſeren Kreiſe der Künſtler und Schöngeiſter, wo ſie als Königin verehrt war, als in hochariſtokratiſchen Zirkeln.

Eines Abends war in dieſem Kreiſe von einer neuen litterariſchen Erſcheinung die Rede, die von den Männern bewundert, von den Frauen mit großem Eifer abſolut verworfen wurde. „Nun geſegnet ſeien die Damen,“ rief ein junger Mann mit Dickens Worten, „ſie thun nichts halb!“ — „Umgekehrt, junger Mann,“ fiel Leon ein, „ſie thun alles halb und ſind alles halb; darin beſteht vielleicht ihr Reiz, es iſt aber auch ihr Unglück. Sie ſind halb ideal, halb praktiſch; halb ſentimental, halb ſchalkhaft; halb edel, fromm und tugendhaft, und laſſen ſie ſich die ſchöne Sünde locken, ſo tauchen ſie auch nur halb unter in die verführeriſche Flut; ſie kommen nicht zur Tiefe, wo die wunderbaren Korallenhaine ſind und die Muſchelgrotten, und der ſüße Geſang der Seejungfrauen ſie in Schlummer wiegt, und doch bringen ſie den Kopf nimmer herauf ans Himmelslicht. Da zappeln ſie denn zwiſchen Erd' und Himmel, immer am Erſticken und doch nicht erſtickt.“ Er ſprach dieſe Worte faſt höhniſch und ſein Blick, der Lina ſtreifte, traf ſie wie ein Dolch. Hatte er ſie gemeint? Er ſelbſt nannte Sünde, was ſie um ſeinetwillen gethan. Nun erſt fühlte ſie mit unſagbarem Weh, was ſie vermißt hatte, ſelbſt in den Stunden des Glücks und noch mehr hier unter der Menge, und was ihr nichts auf Erden erſetzen konnte, auch die Liebe nicht: — es war die Achtung ihres Gatten. Sie konnte dieſe Worte nie wieder vergeſſen.

Die Badeſaiſon ging vorüber. Leon hatte, wie er es gewöhnt war, auf ſehr behaglichem Fuße hier gelebt; ſeit er Lina die Kaufmannsfrau vorgeworfen, hatte ſie nie mehr nach den Mitteln gefragt, mit denen ihr Aufwand beſtritten wurde, obwohl ſie ſich ſtiller Sorge darüber nie erwehren konnte.

Nun teilte er ihr den Plan mit, die ſchönen Septembertage zu einer Reiſe nach Oberitalien zu benutzen. „Du begleiteſt mich, Kind?“ fragte er, „oder ziehſt du vielleicht vor, in unſer kleines Aſyl zurückzukehren und es wohnlich zu bereiten?“ — „Ich kann ſchon morgen früh nach Erlenthal abgehen,“ ſagte ſie tief verletzt darüber, daß er auch nur an die Möglichkeit einer Trennung denken konnte.

„Nu, nu, Närrchen, ſei nicht böſe, ſo war es ja gar nicht gemeint! Mir iſt ja das Reiſen mit dir natürlich viel genußreicher; aber du haſt ſelbſt in den letzten Tagen ſo oft die Sehnſucht nach ländlicher Ruhe ausgeſprochen, und dann — das Reiſen mit einer Frau iſt allerliebſt, aber ſehr koſtbar. — Doch die nächſte Zeit muß goldene Früchte bringen, da können wir ſchon was wagen, und weißt du was? Wir reiſen nur nach Tirol, das iſt minder koſtſpielig: ſiehſt du, ich kann auch rechnen.“ — „Freilich,“ murmelte er für ſich weiter, „einen ſüdlichen Hintergrund hätte ich zu meinen neuen Bildern haben ſollen.“ — Es war das erſte Opfer, das ihm der Eheſtand auflegte, und es zu bringen, fand er nicht ſehr ſüß. Lina ließ ſich gern zu dem neuen Plane bewegen und ſie zogen wieder heiter miteinander in die Welt hinaus.

Im Spätherbſt kehrten ſie in ihr Aſyl zurück, aber zur Regenzeit war das Thal noch trübſeliger als in der Sommerglut; auch beabſichtigte Leon ſeine neuen Dichtungen herauszugeben, dazu war der Aufenthalt in einer Stadt zweckmäßiger. Lina willigte gern ein; nur erklärte ſie für unmöglich, in die Reſidenz ihres Vaterlandes zurückzukehren, wozu Leon die meiſte Luſt gehabt hätte. Er gab ihr mit einiger Verſtimmung nach und ſie mieteten ein beſcheidenes Quartier in einer andern großen Stadt, Leons früherer Heimat.

Der Geldpunkt, der leidige, proſaiſche Geldpunkt, mußte nun endlich doch zwiſchen den Gatten beſprochen werden. In dem langen peinlichen Jahre des Scheidungsprozeſſes und den Monaten heftiger Aufregung, die ihm vorangegangen, war Leons Muſe ganz verſtummt geblieben; auch während der roſigen Flitterwochen war nichts geſchehen; die Nachernte früherer Werke war zum voraus eingenommen und der Reſt ſeines eigenen Vermögens ſehr gering. Die bedeutende Summe, die Lina als Muttererbe empfangen hatte, war bis jetzt ihre einzige Reſſource geweſen und auch dieſe ging auf die Neige, ohne daß irgendwie für die Zukunft geſorgt worden wäre. Leon ſchien der Reſt noch ſehr anſehnlich, als er denſelben mit Lina überzählte. „Nun teilen wir redlich, Weibchen," rief er; „die Hälfte iſt mein, darein muß ich mich mit meinen perſönlichen Bedürfniſſen ſchicken, wie ich kann; die andre ſteht zu deiner Verfügung, damit beſorgſt du den Haushalt für den Winter." — „Für den ganzen Winter?" fragte Lina zweifelhaft, die ſelbſt nicht ſtark war in Haushaltungsberechnung, aber die ſich der Summen wohl erinnerte, die früher ihr Mann in ihre Hand gegeben. „Freilich, Liebſte! Das iſt ja eben die reizendſte Eigenſchaft der Hausfrauen, aus wenigem viel zu machen. Wie oft haben mich früher meine Freundinnen verſichert, wenn ſie gegen meine Verſchwendung predigten: Geben Sie acht, Sie brauchen nicht die Hälfte, wenn Sie eine gute Hausfrau haben! — Und wer ſollte eine beſſere Hausfrau ſein als meine Lina, die als Pfarrtöchterlein Einfachheit, als Bankiersfrau Rechnen gelernt hat! Im Frühling nehme ich mein Honorar ein, ſpäter gründen wir ein Journal; ohnehin braucht man im Sommer faſt nichts, wo das verwünſchte Brennholz nicht nötig iſt; alſo nur hübſch geſpart über den Winter, ich denke mir das allerliebſt!"

Ach, es war nicht ſo allerliebſt, wenn die Gerichte für ſeinen verwöhnten Gaumen immer einfacher wurden; wenn Lina teure Lehrgelder in der Haushaltungskunſt bezahlen mußte und mit Schrecken ihren kleinen Schatz mehr und mehr ſchwinden ſah, und doch wollten und ſollten ſie Geſellſchaft ſehen. Leon ſollte außerordentliche Zuſchüſſe aus ſeinem Reſervefonds geben, aber der war ihm jetzt ſo nötig, um ſich je und je für die einfachen Mahlzeiten daheim zu entſchädigen. Eine Beſprechung darüber begann oft im Scherz und endete von Linas Seite in Thränen, von ſeiner in bitterem Unmut, daß er ſich von dieſen Erbärmlichkeiten ſollte knechten laſſen.

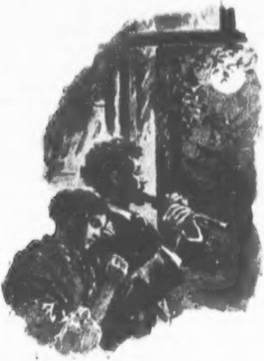
Er war ein verwöhntes Kind geweſen ſein Leben lang und hatte ſich jeder unſanften Berührung mit der Außenwelt entzogen. Ungeduldig, mürriſch, wie ein verwöhntes Kind nahm er nun auch dieſen Kampf mit der Drangſalen des Alltagslebens auf. Es war freilich nicht ſeine erſte Geldverlegenheit; für den jungen Mann war das ein Spaß geweſen, er hatte nach wie vor an der Table d'hote geſpeiſt und bei einem Freunde geborgt, ſicher daß es bald wieder anders kommen müſſe; die Geldverlegenheit eines Hausvaters aber hat ein viel ernſthafteres Geſicht.

Mit dem Frühling hob ſich die Ebbe etwas, und wie in ein verlornes Paradies ſehnte ſich Lina zurück nach dem Landaufenthalt, der ihr ſo ſelige Tage gewährt hatte. Das Haus in Erlenthal war wieder zu mieten und Lina glaubte gewiß, mit den alten Räumen müſſe das alte Glück wiederkehren.

Es war noch die Veranda mit ihrer Ausſicht ins grüne Thal hinauf, und der rebenumrankte Balkon und die freundlichen kleinen Zimmer; es war Leon, der ſie darin einführte und freundlich auf die Stirn küßte, auf der ſich dieſen Winter die erſten Falten gebildet hatten, und mit leidenſchaftlicher Bewegung ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ſagte: „O, nun wird alles, alles wieder gut!“

Und doch wollte es nicht wieder ganz ſo werden, wie es geweſen. Lina fühlte ſich nicht geſund und friſch wie im vergangenen Frühling, ſie vermißte jetzt manche kleine Bequemlichkeit, an die ſie damals nicht gedacht; die kleinen Sorgen des Haushalts wurden ihr, die nie gelernt, ſich Zwang anzuthun, läſtig und ermüdend. Oft hatte ſie früher an Dörner das Talent pour les petits soins vermißt. Er hatte es gewöhnlich ungeſchickt angegriffen, wenn er ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit erweiſen wollte; aber es war ihm doch eine Herzensangelegenheit geweſen, daß ſie nichts vermiſſen ſollte. Leon war es noch gar nie eingefallen, für andere zu ſorgen. — Er war gewöhnt, daß aufmerkſame Freundinnen die Wünſche aus ſeinen Augen laſen; daß er als werter Gaſt verhätſchelt und an kleine Bedürfniſſe gewöhnt wurde, die ihm ſelbſt kaum eingefallen wären: nun fand er es höchſt unbequem, beſondere Rückſichten auf ſeine Gattin nehmen zu ſollen.

Wohl gab es noch ſchöne Abende in Erlenthal, wo ſeine Flöte wieder die alten Zauberklänge hören ließ, wo Lina ihr müdes Haupt an ihn lehnte und mit ihm hinausblickte in die klare Mondnacht; aber ſie dachte in ſolchen Augenblicken nicht mehr an ein langes ſeliges Leben an ſeiner Seite, — ſie dachte nur, es müſſe ſchön ſein, ſo zu ſterben.



Fleißig war er diesmal, viel fleißiger als ſonſt; er hatte gelernt, an den Silberwert des Talents zu denken. Lina freute ſich deſſen, doch war ſie dadurch ſehr viel allein. Als der Sommer kam, war Leon dringend einer Erholung bedürftig, die Kaſſe war wieder flott, Lina konnte nicht reiſen; Leon wollte ihr Frau von Nolten zur Pflege und Geſellſchaft verſchreiben, aber Lina graute vor dieſer ruheloſen Natur. Leon machte unerhörte Anſtrengungen, eine reſpektable, erfahrene Witwe aus dem Bürgerſtande für ſie zu gewinnen und erſchien ſich ſelbſt als ein Wunder eines beſorgten Gatten und Hausvaters, daß er erſt zu einer Erholungstour abreiſte, als er Lina in guten Händen wußte.

Er kehrte im Herbſt zurück, raſch, in ungeduldiger Freude, ſeinen erſten Sohn zu umarmen, — er traf das Kind nicht mehr lebend und konnte nur die ſchmerzgebeugte Mutter tröſten. Er teilte Linas Leid; er war ſo froh und ſtolz im Gedanken an einen Sohn, den Erben ſeines Namens, geweſen, und nun tief betrübt über die Vernichtung dieſer Freude. Daß man aber ein Kindlein, in dem man doch nichts als eine Hoffnung verloren, ſo tief und ſo lange betrauern könne wie Lina that, war ihm unbegreiflich; er fand es nicht einmal mehr poetiſch, er glaubte nicht an die Wahrheit dieſes Gefühls.

Lina dagegen glaubte Anſpruch zu haben auf ein doppelt reiches Maß von Liebe und Zärtlichkeit von dem Mann, mit dem ſie allein ſtand auf der weiten Welt; er aber grollte dem eigenſinnigen Schmerz, der ihm die Sorgfalt, die Aufmerkſamkeit ſeiner Gattin entzog. Er wich jeder Erwähnung des Kindleins aus und ſchob alles beiſeite, was daran erinnern konnte, weil er das Leid ſeiner Gattin nicht nähren wollte. Dichter und Herzenskenner wie er war, überſah er doch, daß man die Wunden des Herzens, wenigſtens des Frauenherzens, ausbluten laſſen muß, um ſie zu heilen; das erſte Leid, das Gattenherzen am innigſten verbinden ſoll, wurde zwiſchen ihnen zur erſten Scheidewand.

Seit ſie ihr Kind verloren, fühlte Lina ein unausſprechliches Verlangen, von ihren lebenden Kindern zu hören. Sie ſchrieb an Tante Pauline, die ihr, wie es ſchien, noch unverſöhnlich grollte; natürlich äußerte ſie nicht die leiſeſte Klage über ihre ehelichen Verhältniſſe, aber demütig, faſt ſchüchtern bat ſie um Nachricht. Die Tante war viel zu gutmütig, um unerbittlich zu bleiben; ſie machte Lina keine Vorwürfe, ſchonte ſie aber auch nicht. Sie ſchilderte ihr das freudloſe Leben Dörners, wie er, faſt ganz von aller Geſellſchaft abgezogen, einſam lebe inmitten der großen Stadt und wie ſehr leidend ſeine ſonſt ſo feſte Geſundheit ſei. Roſenau ſei verkauft; die Knaben wachſen fröhlich heran, Amelie habe eine Gouvernante, die ſich aber nicht recht mit dem Kind ſtellen könne. Sie ſelbſt ſtehe in wenig Verkehr mehr mit dem Bankier; nur einmal ſei er bei ihr geweſen und habe ſie dringend gebeten, ihm doch mitzuteilen, wenn Lina in Not ſein ſollte. „Ich will dir keine Vorwürfe machen," ſchloß die Tante, „ich will nur wünſchen, daß du nie bereuen dürfeſt, ein ſolches Herz von dir geſtoßen zu haben, ganz zu ſchweigen von dieſer prächtigen Stellung." Lina verheimlichte dieſen Briefwechſel vor Leon, — eine weitere Schranke.

Die Jahre kamen und gingen. Sie brachten keinen Lenz mehr wie jenen erſten in Erlenthal; noch zwei Kinder durfte Lina ans Herz drücken, um ſie ins Grab zu legen. Auch ihre Mutter hatte Kinder in zartem Alter verloren und ſie hatte als alte Frau noch mit hellen Thränen im Auge von ihnen reden können, wie lieblich ſie unter den Blumen im kleinen Sarg gelegen ſeien. „Jedes dieſer Engelein war mir wie ein Bote vom Himmel, der mir nur geſandt worden, um mein Herz hinaufzuziehen," ſagte ſie oft. Ach, für Lina war jedes tote Kind eine ſchwere, dunkle Mahnung an die lebenden, die ſie verlaſſen; ſie hatte keine Thränen mehr, ihr Schmerz ward zur dumpfen Ergebung.

Sie wurde äußerlich ruhiger, geduldiger, je mehr ſie in jedem Leid, das ſie betraf, eine gerechte Nemeſis erkannte. Es kam nie mehr zu heftigen Scenen, wie es wohl in den erſten Jahren gegeben, wo eines dem andern, wenn auch nicht mit klaren Worten, die Größe der gebrachten Opfer vorgeworfen. Aber die Kluft zwiſchen den Gatten wurde immer größer, ſeit Leon in ihrem ſchwermütigen Hinbrüten, in der tonloſen Gelaſſenheit ihres Weſens gewaltigere Vorwürfe las, als je ihre

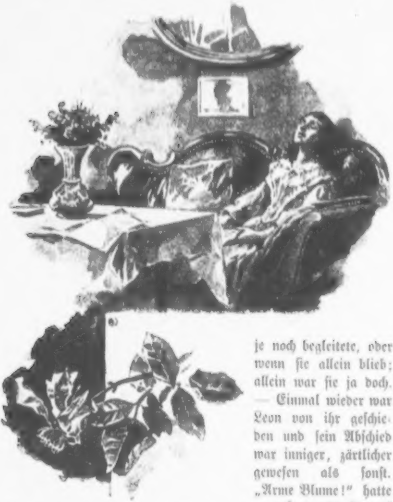
Lippen hätten ausſprechen können. — Es iſt mein alter Unſtern, ſagte er ſich mit bitterer Genugthuung; ich Thor, der ich geglaubt, daß mir noch ein Glück beſchieden ſei! — Es iſt kein Segen in dieſem Bund, es *kann* kein Segen ſein, ſagte *ſie* ſich, und damit war es für beide vorüber mit jeder Anſtrengung, den Fluch zu ſühnen, die Kluft auszufüllen.

Die Geldverlegenheit war oft zu bitterer Not geworden. Lina hatte Summen von unbekannter Hand erhalten und behalten; Leon wußte darum und fragte nicht, woher ſie kämen. Wenn es ihm möglich war, ſuchte er ſich auf Reiſen zu zerſtreuen, Lina behalf ſich daheim, ſo gut es gehen wollte. Sie hatte Umgang gefunden, aber ſie ſuchte ihn nicht; denn klagen wollte ſie niemand. Sie wollte beten, aber ein Bann lag auf ihrer Seele; ſie dachte nur an den ſtarken, eifrigen Gott, der die Sünde heimſucht bis ins dritte und vierte Glied.

Frau von Nolten kam einigemal auf Beſuch, voll Teilnahme an dem inneren Weh, das an dieſem Hauſe nagte. Sie hatte einen tragiſchen Ausgang vorhergeſehen, wie ſie ſagte; ſie ſchwelgte in dem Unglück ihrer Freunde, wie ſie früher in ihrem eigenen geſchwelgt hatte, und wußte Lina ihr unheilbares Unglück ſo meiſterhaft zu zergliedern, daß dieſe bald in völlige Schwermut verſunken wäre. Ihr Beſuch hatte den Vorteil, daß beide ſich erleichtert fühlten, wenn ſie wieder abgeſchwebt war.

Noch kamen immer Lichtblicke des alten Glücks. Wenn Leon ſchied oder wenn er heimkehrte, und die verblühte, gealterte Frau, neben der er in all ſeiner Bläſſe faſt noch in romantiſcher Jünglingsſchönheit ſtand, wehmütig in die Arme ſchloß; wenn ſie ſeine Lieder las oder den Tönen ſeiner Flöte lauſchte, die er ſelten mehr berührte: — da tauchte noch ein Gefühl ſchmerzlicher Seligkeit in ihr auf, etwas von dem Glück jener Verdammten Dantes, die durch die Hölle ziehen, aber vereint.

Oefter aber wurde die Liebe, die noch in ihr lebte, zur Qual. Wenn ſie Leon ſah oder ſich vorſtellte im Kreiſe der Damen, geſchmeichelt, gefeiert, bedauert nun, bedauert, weil er an ſie gebunden war: da verzehrte ſie eine wilde Eiferſucht, um ſo qualvoller, weil ſie dieſelbe ſtrenge verſchloß in ihr tiefſtes Herz. Sie wußte nicht, ob ſie mehr litt, wenn ſie ihn je und je noch begleitete, oder wenn ſie allein blieb; allein war ſie ja doch. — Einmal wieder war Leon von ihr geſchieden und ſein Abſchied war inniger, zärtlicher geweſen als ſonſt. „Arme Blume!“ hatte er geſagt und ſie auf die eingeſunkenen Augen geküßt. Und es regte ſich in ihrer Seele wie leiſe Hoffnung, ob ſie nicht auf dem Acker des Fluchs unter Dorn und Diſteln doch noch ein Blümchen pflegen könne.



Sie wollte ſich mehr ſelbſt vergeſſen, heiterer ſein, wieder ſuchen mehr Intereſſe zu gewinnen an dem, was ihn noch freute, ſich wieder hübſcher und jugendlicher kleiden; — ſie trat vor den Spiegel, um zu ſehen, ob ihrer verfallenen Geſtalt noch etwas abzugewinnen ſei: da brachte man ihr einen Brief von Leon, auch eine ſeltene Erſcheinung. Sie erbrach ihn mit bebender Hand; ſie las ihn, dann faltete ſie ihn zuſammen und ſagte mit leiſer, brechender Stimme: „So mußte es kommen, es iſt gut ſo."

Ihre Aufwärterin fand ſie am andern Morgen noch wie erſtarrt auf dem Sofa mit dem Brief in der Hand.

Der Brief lautete:

„Meine arme Blume!

„Wir haben uns glücklich machen wollen und haben uns grenzenlos unglücklich gemacht. Einen kurzen Frühling des Glücks haben wir mit zwölf Jahren des Unglücks erkauft und gebüßt. Es iſt mein altes finſteres Geſchick, mein böſer Dämon, der mir den Wahn zuflüſterte, ich könne glücklich werden und beglücken. *Mein* Glück darf ich nur ſchlürfen wie den flüchtigen Schaum eines Bechers; ich wollte mich ſetzen und trinken in Ruhe, nur zu bald iſt die bittere Hefe gekommen. Und auch Du haſt Dich wohl getäuſcht, Du Kind des ſtillen Dorfes, der ein nüchternes Glück im Behagen des ebenen Thales gegönnt war, daß Du es von Dir warfſt, um dem wilden Jäger zu folgen auf ſteile Klippen an den Rand des Abgrunds.

„Wir haben beide unſern Irrtum ſchwer gebüßt und wollen uns keine Vorwürfe machen. Ich thue, was ich längſt hätte thun ſollen; ich gebe Dich frei, und folge dem Zuge meines dunklen Geſchicks. Nach Amerika, dem Lande der Verheißung, zieht mich's, nicht um dort glücklich zu werden, nur um zu vergeſſen.

„Vergiß auch Du! Du wirſt mich nie wieder ſehen, und mein Verlaſſen macht Dich ſo frei, als Dich mein Tod gemacht hätte.

„Kannſt Du zurückkehren in die alten Verhältniſſe, ſo ſei gewiß, daß ich Dir darob nicht grolle.

„Wir werden nie mehr voneinander hören; meinen Namen will ich verſenken in die Tiefe des Weltmeers.

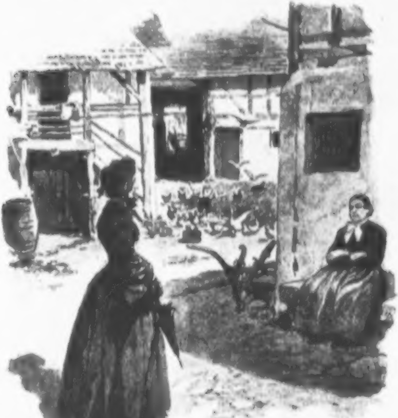
„Denke meiner als eines Geſtorbenen. Lebe wohl auf ewig!“

Am Fuß des Hügels, auf dem das Dörfchen Eichbronnen liegt, ſtrömt ein luſtiger, waſſerreicher Bach. Die Frau Müllerin, eine wohlerhaltene, behagliche Frau in den beſten Jahren, ſitzt auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe, einen Augenblick verſchnaufend von der heißen Küchenarbeit; es iſt heut Erntetag und die Schnitter erwarten ein reichliches Abendeſſen. Die Scheune ſteht weit offen, um den Segen aufzunehmen, die Mühle klappert luſtig mit dem Korn der Armen, für welche der ſpärliche Ernteſegen von der Hand in den Mund geht; im Hofe tummelt ſich ein kleiner Junge unter den ſchnatternden Geflügelſcharen, die größeren Kinder hüten die Schätze von Kuchen in der Küche: gefährliche Hüter!

Da kommt von der Landſtraße her eine hagere, bleiche Frau, anſtändig, aber höchſt einfach in Trauer gekleidet, mit müden Schritten. Die Müllerin ſteht auf und geht dem unbekannten Gaſt entgegen. „Erlauben Sie, daß ich ein wenig hier bei Ihnen ausruhe?“ fragte die Unbekannte. — „Freilich! wollen Sie aber nicht lieber in die Stube ſpazieren?“ ſagt die Müllerin, die Lebensart hat, „und mit was kann ich aufwarten?“ — „Ich bitte Sie um ein Glas Milch, und will hier bleiben, wenn Sie erlauben.“ — Allem gaſtlichen Drängen zu weiteren Genüſſen widerſtehend, ſetzt ſich die Dame zu der neugierigen Müllerin, die endlich fragt: „Wohin geht denn noch der Weg, wenn man fragen darf?“ — „Ich habe Verwandte in der Gegend und wollte nur einen kleinen Spaziergang hierher machen; das Dorf iſt ſo freundlich gelegen.“ —

„Ja, das iſt wahr,“ meint die Müllerin mit Stolz, „nur zu weit von der Stadt.“

„Sie ſind von hier?“ fragte die Dame, die das Geſicht im Augenblick erkannt hatte. — „Freilich, ich bin des penſionierten Schulmeiſters Tochter; früher einmal meinte ich wohl, ich möchte weiter hinaus in die Welt, aber es iſt jetzt gut, daß es ſo gekommen.“ — „Ihr Vater lebt noch?“ — „Ja wohl, bei uns hier; er hat das ſchönſte Stübchen im Haus und ein heiteres Alter. Ich hatte einmal anders gemeint,“ fuhr die mitteilſame Frau fort; „ich habe ſo gern in den Büchern ge-

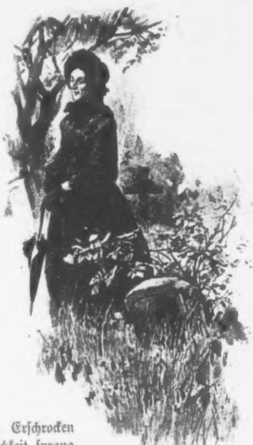


leſen, wie ich noch jung war, und unſer Proviſor, der war wie ich, und wenn's nach uns gegangen wäre, ſo wäre ich nicht Müllerin hier. Mein Vater ſah es aber nicht gern. Der Unterlehrer war arm und wir waren arm; er hatte noch für eine alte Mutter und eine blödſinnige Schweſter zu ſorgen; wir jungen Leute hätten das nicht ſchwer genommen, wenn man — ſich lieb hat, ſo traut man ſich alles zu. Der Vater aber ſagte: ‚Umſtände ſind Gottes Boten; wenn man nicht vorausſieht, die Kinder, die Gott ſchickt, ohne Sorge und Kummer aufnehmen zu können, ſo muß man lieber nicht heiraten.‘ Ob er recht gehabt hat, weiß ich nicht; ich glaube wir wären zwar mit Sorgen und Mühe, aber doch wohl in Liebe und Frieden miteinander durchs Leben gegangen. Aber erzwingen wollt' ich's nicht, und als der Müller um mich warb und mein Vater es ſo ſehr wünſchte, da hat mir der Lehrer ſelbſt mein Wort wiedergegeben; er ſah wohl, daß das ſchmale Brot kaum für Mutter und Schweſter reiche.

„Da habe ich nun dem Müller mein Wort gegeben, — aus Gehorſam gegen meinen Vater, und ich weiß nicht, ob's von dem recht geweſen iſt, daß er's von mir gefordert hat, und wurde mir angſt, wie ich dem Mann, den mein Herz nicht zuerſt erwählt hatte, vor dem Altar Liebe und Treue verſprochen habe. Dann aber dacht' ich: was ich vor Gott verſprochen in redlichem Willen, das wird mir Gott auch helfen zu halten. Und der liebe Gott hat geholfen,“ ſchloß die redſelige Frau; „mein Mann und ich ſind einander recht von Herzen lieb geworden und mein Vater hat ein gutes Alter. Auch dem Lehrer geht's jetzt gut, er iſt Schulmeiſter in Eſtelfingen drüben und wir ſind gut Freund zuſammen.

„Aber,“ ſetzte ſie plötzlich errötend hinzu, „ich weiß nicht, warum ich Ihnen gleich ſo viel von mir vorplaudere; es muß nur ſein, weil Sie mir ſo bekannt vorkommen.“

Die bleiche Frau ſaß in tiefen Gedanken; hier war ein einfaches Gemüt auch in den Konflikt zwiſchen Herz und Leben gekommen, und es hatte ihn einfach gelöſt in der Kraft kind-



lichen Glaubens und ſchlichter Pflichttreue; und ſie? — Sie bemerkte, daß die Müllerin ſie verwundert und fragend anſah. „Ich war früher ſchon einmal hier im Ort," ſagte ſie etwas verlegen. — „Sind Sie vielleicht mit dem ſeligen Herrn Pfarrer Günther verwandt geweſen?" — „Nein, nur etwas bekannt, iſt der geſtorben?" — „Ja wohl, voriges Jahr, am Schlagfluß; ſeine Schweſter iſt weit weggezogen zu einem Vetter, auch ſo einem alten Herrn. Oder ſind Sie —?" — „Mein Name iſt Ritter," ſprach raſch die Unbekannte, „ich war nur einmal kurz hier." — „Holla, aufg'ſperrt!" tönte des Müllers Stimme, der mit glühendem, ſchweißtriefendem Geſicht neben einem hochbeladenen Erntewagen herging, „jetzt gilt's, Weib!" — Erſchrocken über ihre lange Vergeßlichkeit ſprang die Müllerin in die Scheune, in die Küche, an drei Orte zugleich. Die Unbekannte entfernte ſich unbeachtet und ging das Dorf hinauf, dem Kirchlein zu. Es war ganz ſtill, wie ausgeſtorben im Dorf; nur kleine Mädchen ſaßen vor den Thüren, die noch kleinere Kinder hüteten, da und dort auch eine alte Ahne mit den Enkelchen.

Die Dame ging leiſe und langſam zwiſchen den wohlbekannten Häuſern durch; das kleine Häuschen am Kirchhofeingang ſchien leer zu ſtehen; die Laden hingen herab, vor den Fenſtern ſtanden leere Scherben mit längſt abgeſtorbenen Pflanzen. Sie ſetzte ſich einen Augenblick auf die Thürſchwelle, aber ſie fürchtete aufzufallen und ging weiter, leiſe, langſam über den grünen Kirchhofpfad; ſie kam ſich wie ein ruheloſer Geiſt vor, der die Stätten ſeines Erdenlebens durchwandelt; ſie ging ohne Ziel, ohne Zweck, von einem dunkeln Inſtinkt gezogen, der ſie trieb, noch einmal die Heimat ihrer ſchuldloſen Jugend zu ſehen.

Sie ſtieg die Treppen am Kirchhof hinunter, da lag noch das alte Pfarrhaus freundlich wie immer; die Laden waren geſchloſſen, vielleicht vor der Sommerſonne: es ſchien Lina, es ſei auch dies unbewohnt. Das Gartenpförtlein in dem Hof war offen, und von einem unwiderſtehlichen Zug getrieben trat ſie ein.

Es waren noch die Länder und Beete, zwiſchen denen ſie als Kind ſich getummelt, wo Jungfer Chriſtiane ihr Anleitung in der Gartenkunſt gegeben hatte. Die alte Laube ſtand leer, ſie ſetzte ſich, und nun zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit löſte ſich das Band, das ihr Herz zuſammengeſchnürt hatte; ſie legte den Kopf auf die Arme und weinte, weinte lange und bitterlich; ihr war als möchte ſie ihre müde Seele auflöſen in Thränen.

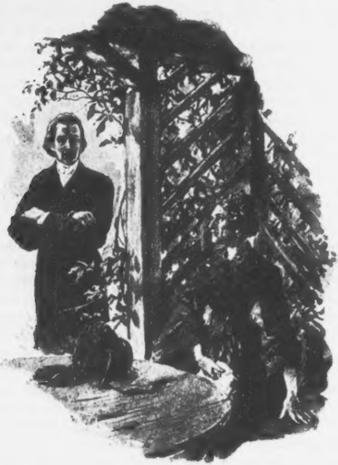
Endlich erhob ſie das Haupt; ihr Blick fiel auf die hohe Geſtalt eines Mannes, der mit verſchränkten Armen vor der Laube ſtand. Nicht zum erſtenmal ſah ſie in dieſe ernſten Augen, nie aber waren ſie mit einem ſolchen Ausdruck des tiefſten, innigſten Erbarmens auf ſie geheftet geweſen.

Sie war unerkannt durch das Dorf gegangen; alte Leute, unter denen ſie aufgewachſen war, hatten fremd ihrem Gruße genickt; die Geſpielin ihrer Kindheit und Jugend hatte lang mit ihr geſprochen, ohne ſie zu kennen: Arnold aber hatte ſie auf den erſten Blick erkannt. „So ſind Sie hierher zurückgekommen?“ fragte er mit weicher Stimme. — „Ich mußte meine Jugendheimat noch einmal beſuchen," ſagte Lina tonlos, „und meiner Mutter Grab ſehen und dann —." — „Und dann?" — „Ich weiß nicht," murmelte ſie, „ſterben vielleicht, wenn ich den Mut habe." — „Und dann?" — Sie verſtummte.

„Wir begegnen uns nicht zum erſtenmal," begann Arnold wieder, „ich glaube, ich habe eine alte Schuld bei Ihnen zu ſühnen." — „Wer weiß?" ſprach Lina bitter; „ich zweifle, ob Ihr Segen über meine zweite Ehe kräftiger geweſen wäre." -- „Nicht deshalb; ich könnte heut noch nicht anders handeln als damals. Aber ich glaube," fuhr er leiſer, faſt demütig fort, „daß eine Zeit war, wo Gott Ihre junge Seele in meine Hände gelegt hatte. Daß ich ſie von mir wies, rechnete ich mir damals an als ein hohes Opfer, das ich dem Herrn dargebracht, — ich fürchte, es war geiſtiger Dünkel dabei. Ich habe den Irrtum durch lange Jahre tiefer Herzenseinſamkeit gebüßt, in bitterer Reue, als ich ſpäter ſah, auf welche Irrpfade Sie gekommen. Nun iſt meine Seele geneſen und mein Lebensweg klar; da, wo Ihre einſtige Heimat war, habe ich nun meinen Wirkungskreis gefunden. — Wollen Sie die treue Hand eines Bruders annehmen, ſo ſei ſie Ihnen von Herzen geboten."

Keine Seele auf Gottes weiter Erde war ſo einſam, ſo rat- und troſtlos, ſo ganz verlaſſen, wie Lina in dieſer Stunde, und ſie ergriff die Hand, die ſich ihr bot, wie der Ertrinkende das Rettungsſeil.

Da begann ſie und ſchüttete ihre ganze leidensmüde Seele vor ihm aus, den ganzen Gang ihres inneren und äußeren Lebens. Eine wunderbare Gewalt aber hatten dieſe ernſten, ruhigen Augen, die er fortwährend auf ſie heftete. — Sie hatte ſich entſchuldigen wollen, ihr Unglück, nicht ihre Schuld wollte ſie ihm zunächſt darlegen; aber indem ſie ſprach, wurde ihr, ohne daß er ein Wort einwarf, erſt dieſe ganze Schuld klar: wie ſie früh in kindiſchem Trotze die Leuchte von ſich geſtoßen, die ihr den Lebensweg hätte klar machen können; wie es an ihr geweſen wäre, das Haus, in das ſie nicht die Wahl des Herzens geführt, dennoch zu einem Haus des Segens zu machen; wie nicht ein dunkles Verhängnis, nicht fremde Schuld, ſondern ein eigenwilliges und unerzogenes Herz ſie an den Abgrund geführt hatte, an dem ſie jetzt ſchaudernd ſtand. Ihre Erzählung ward zur Beichte, und wie vernichtet von bitterer Selbſtanklage, verhüllte ſie ihr Geſicht, als ſie zu Ende war.



„Das zerſtoßene Rohr wird er nicht zerbrechen,“ ſagte Arnold mit milder Stimme als einzige Antwort, „werfen Sie die Hoffnung nicht weg!“ — „Mein Leben iſt gebrochen, meine Zukunft vernichtet; was bleibt mir, als die Hoffnung auf den Tod?“ — „Zunächſt brauchen Sie Ruhe und die finden Sie, wenn Sie mein Haus nicht verſchmähen. Ich glaube, daß Gott einen weiteren Weg für Sie ſchon gezeigt hat.“

Eine junge, blühende Frau mit ſanften blauen Augen kam, um zu ſehen, wo ihr Mann ſo lange bleibe. Arnold ſtellte ihr die fremde Dame noch ohne Namen als eine frühere Bewohnerin des Pfarrhauſes vor und übergab ſie ihrer Sorgfalt. In keine beſſeren und ſanfteren Hände hätte die wege- und thränenmüde Lina fallen können; geſtärkt und erquickt legte ſie ſich zur Ruh in dem ehemaligen Kämmerlein der Jungfer Chriſtiane, zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit zu einem ſüßen, tiefen, erquickenden Schlaf.

Wie in einem Traum, aber in einem freundlichen, fand ſie ſich bei Tage in dieſen alten, wohlbekannten Räumen, die durch ein paar fröhliche Kinder belebt waren. Es wehte ein andrer Lebenshauch hier, als zu den Zeiten des alten Herrn Pfarrers, lebenskräftiger, bedeutender. Aber der Ernſt des Hausvaters war gemildert durch die ſanfte Heiterkeit der Frau, die alles zum beſten kehrte und allezeit guten Mutes war. Lina wußte nicht, was der Pfarrer ſeiner Frau über ihre Vergangenheit mitgeteilt; aber ſie fand ſich gepflegt und geehrt wie einen werten Gaſt; nur die Kinder waren etwas ſcheu vor ihr. Von den Dorfbewohnern, die im Pfarrhaus aus und ein gingen, erkannte ſie niemand, und das war nicht zu wundern: die lichtbraunen Haare waren ergraut, die Stirn von tiefen Furchen durchzogen, die einſt ſo ſchlanke, kräftige Geſtalt abgemagert und gebückt. Sie fühlte ſich geborgen in dieſem Hauſe des Friedens, und doch empfand ſie, daß in die Länge hier ihres Bleibens nicht ſei.

Arnold zögerte nicht zu lange, ihr den angedeuteten Ausweg zu zeigen. „Haben Sie Nachrichten aus S., Ihrem ehemaligen Wohnort?" — „Seit mehr als einem Monat lebe ich ohne allen Verkehr mit der Welt." — „So wiſſen Sie nicht," ſagte er zögernd, „daß der Bankier Dörner geſtorben iſt?" — „Auch das noch!" ſprach Lina ſchmerzlich, „ich hätte ſo gern um ſeine Verzeihung gebeten. O, ich weiß, was ihn getötet," rief ſie plötzlich in Thränen ausbrechend.

„Ein Geiſtlicher der Reſidenz, mein Jugendfreund, der ihn viel beſucht, ſchreibt mir, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens ſehr ſtill, zurückgezogen, aber in friedlichem Genuſſe reichen Wohlthuns und der Freude am Gedeihen ſeiner Söhne gelebt habe; daß er mit friedevollem, völlig verſöhntem Herzen geſtorben iſt, und daß nach Ihrem Aufenthalt geforſcht wird, weil er Ihnen ein bedeutendes Legat beſtimmt hat." — „Und ſeine Kinder?" fragte Lina atemlos, meine wagte ſie nicht zu ſagen. — „Die Knaben wohlgebildet und begabt, ſind gut untergebracht in Erziehungsanſtalten; aber ein Mädchen iſt da, ein verwaiſtes Geſchöpf, arm in ſeinem Reichtum, weil ſie niemand lieb hat, nicht ſchön und wenig begabt. Und doch glaubt mein Freund, daß in ſtiller, einfacher Umgebung, unter liebevoller Leitung das Daſein des armen Kindes ſich noch harmoniſch entwickeln könnte, dem bisher glänzende Fertigkeiten und Kenntniſſe aufgedrungen werden ſollten, für die es nicht geſchaffen iſt. Wollen Sie nun die Waiſe an Ihr Herz nehmen und ihr die Liebe und Sorgfalt weihen, die ſie bisher bei Gouvernanten und Inſtitutsdirectricen nicht gefunden?" — „O gerne!" rief Lina mit thränenvollen Augen, „aber wie ſoll ich, deren Kraft gebrochen, deren Seele müde iſt bis zum Tode, wie ſoll ich ein verkümmertes Daſein aufrichten und beleben?" — „Im Vertrauen auf den, deſſen Kraft mächtig iſt in den Schwachen."

Nur zaghaft, mehr als eine Buße, denn als ein Glück nahm Lina die neue Aufgabe über ſich. Aber als ſie zum erſtenmal das Kind wieder ſah, — an deſſen Bettchen ſie in jener furchtbaren Nacht geruht, — bleich, farblos, neben den blühenden Brüdern, den ſcheuen Blick fragend auf die neue Erzieherin geheftet: da erfaßte ſie ein unendliches Mitleid, und eine Kraft kehrte ihr wieder, die Kraft einer reichen, innigen Mutterliebe.

Und wieder iſt das Witwenhäuschen bewohnt, etwas verſchönert und zierlicher ausgebaut; ſtille Blumen, Reſeda und Rosmarin duften vor dem Fenſter und eine Mutter und Tochter weilen wieder darin in friedevollem Walten. Und wieder gehen ſie abends den ſchmalen Kirchhofpfad, wo ihnen das Licht vom Pfarrhaus entgegenſchimmert; aber der Tochter Blick ſchweift nicht hinaus in die blaue Ferne, um dort ein fabelhaftes Glück zu ſuchen. Mit geduldiger, freudiger Sehnſucht ſchaut ſie wohl auf zu den Sternen; auf Erden ſucht ſie keine andere Heimat als die ſtille, die ſie am Mutterherzen gefunden. Sie hat ihr Geſchick begriffen, das ſie nicht zur Freude und Zier der Glücklichen, ſondern zum Engel der Leidenden, zum Troſt der bekümmerten Herzen beſtimmt hat, und neidlos ſieht ſie die Schönen und die Fröhlichen. Ihr iſt nicht beſchieden, mit vollen Segeln ins blaue Meer hinauszufahren; aber ſie hat auch nicht zu fürchten, auf zertrümmertem Fahrzeug durch Sturm und Wellen den Hafen ſuchen zu müſſen.

Für die Tochter iſt es längſt kein Geheimnis mehr, daß es das Mutterherz war, das ſich ihrer annahm mit einer Liebe, einer Treue und Geduld, in der ihre verkümmerte Seele zum Licht erwachte; aber die Brüder, deren fröhliche, ſtürmiſche Gegenwart wohl je und je das kleine Dorf belebt, ſollen erſt ſpäter erfahren, wer die Frau Ritter iſt, die ſich ſo mütterlich ihrer annimmt, die aus der trübſeligen Amelie eine ſo liebe, freundliche Schweſter gemacht hat. Das Legat ſteht noch in Verwaltung; die Welt glaubt, die unglückliche Gattin des Dichters Leon ſei ihrem Mann in die neue Welt gefolgt.

Von dieſem ſelbſt hat man nichts mehr vernommen; man vermutet, daß ein Schiff verunglückt iſt, auf dem er vom Lande der Verheißung in das alte Europa zurückkehren wollte.

Und Lina hat gefunden, was ſie nicht mehr auf Erden zu finden gehofft: ein Herz, das ihr angehört in tiefer, inniger, hingebender Liebe; ſie hat gelernt ſtille zu halten dem ſchweren Gericht, das in dunklen Stunden über ihre Seele erging, und ſie hat Frieden gefunden und Vergebung.

Verfehlte Wahl.

Lucie war ſechzehn Jahre alt, eben heute ſechzehn geworden und ſechzehn iſt ein wunderſchönes Alter, was eine ziemlich alte Wahrheit iſt und doch ſelten von denen gehörig anerkannt, die inmitten dieſes goldenen Alters ſtehen. Mit ſechzehn weiß man noch nicht ſo recht, wie man mit ſich ſelbſt daran iſt: mit den Puppen und Kinderſpielen iſt's vorbei, in Geſellſchaft zählt man noch nicht mit, leſen darf man auch noch nicht alles, was man gern möchte, und hat den Mut nicht, an allerlei ſchöne Sachen zu denken, die ſich ſpäter ereignen könnten. Achtzehn, denkt man, ja achtzehn! Das muß ein ſchönes Alter ſein, da ſind die Roſen aufgegangen, die jetzt noch ſo in grüner Knoſpe liegen; da darf das Myrtenbäumchen knoſpen, das man jetzt noch in aller Stille hinter die Gardine ſtellt! Mag ſein, und doch iſt ſechzehn eine ſchöne goldne Zeit, lieblich wie die erſten ſonnigen Märztage, und Veilchen und Schneeglöckchen ſind nicht zu verachten, wenn es auch noch keine Roſen ſind.

Daß der Reiz dieſes Alters ein unbewußter iſt, thut nichts, das meiſte Glück auf Erden iſt unbewußt. Bewußtes Glück iſt faſt ſchon fliehendes Glück; nicht umſonſt hat man von uralten Zeiten her eine Scheu, ſein Glück zu berufen.

Es gibt im Frauenleben, nicht in jedem Frauenleben, nur zwei Augenblicke vollen, bewußten, ſüßen Erdenglücks: der eine iſt nach dem Ja einer glücklichen Braut, der andre tagt für die Mutter, die ein liebes Kindlein eigen nennen darf. Jede andre Lebensperiode, jede andre Lage kann Frieden bieten und

Freuden, Ruhe und Behagen; Glück, volles ſeliges Glück, kennt ſie nur noch in Stunden, in Vorahnungen, die nicht mehr der Erde gehören.

Lucie alſo war ſechzehn, eine recht friſche Knoſpe, die eine blühende, wenn auch keine wunderbare Roſe verhieß, ein helles und fröhliches Herz, ein gutes und unverbildetes Kind. Sie hatte den Morgen ihres Wiegenfeſtes nicht mit begehrlichen Wünſchen und Träumen begonnen; die guten heiligen Vorſätze von der Konfirmation her waren noch nicht in ihrer Seele verklungen. Ach dieſe Vorſätze! dieſe hellen Blüten am jungen Lebensbaum, wie viele davon werden verweht, wie viele taube Blüten ſind darunter, bis das Herz lernt, auf eigene Kraft verzichten und ſich ſtille ins Licht der ewigen Sonne ſtellen, damit ſie zur Reife bringe, was noch geblieben iſt!

Heute, am Geburtstage, war es nicht ſchwer, dieſe Vorſätze zu halten; es lag ein Feſthauch über dem ganzen Hauſe. Die Mutter ließ einmal wieder ihrer Liebe den freien Lauf und drückte das Töchterlein recht innig ans Herz, was im Alltagsleben, wo es oft ſo viel zu zanken und zu ermahnen gab, gar ſelten vorkam. Der Vater, der gern allen Rührungsanſtalten aus dem Weg ging, hatte ihr doch die Hand gegeben und mit unterdrückter Bewegung geſagt: „Ja, ja, du wirſt groß und alt, bleib nur brav!“ Die Geſchwiſter waren in feſtlichem Zug in ihr Stübchen gekommen, um ihr allerlei wertvolle und nützliche Geſchenke, als da ſind: Nadelbüchschen, farbiges Poſtpapier, eine blaue Kaffeetaſſe rc. zu verehren; jedes wollte das Beſte und Willkommenſte gebracht haben. „Gelt, Lucie, Nadeln braucht man immer?“ rief die kleine Luiſe, „und du läßt Dampfnudeln kochen?“ Der jeweilige Feſtkönig oder die Königin hatte nämlich nach den beſtehenden Hausgeſetzen das Recht, das Mittageſſen zu beſtimmen. „Nein, Lucie, Pfannkuchen!“ rief Heinrich, „Nadeln ſtechen und man verliert ſie auch; da ſieh meine Kaffeetaſſe, was für ein ſchöner blauer Vogel darauf iſt!“ — „Aber ſo blaue Vögel gibt's nicht,“ bemerkte Franz ſehr weiſe, „und die Taſſe zerbricht; da ſieh das ſchöne Papier und auf dem weißen ſind Blümchen! Und Zwetſchgen und Schwedenklöße ſind viel beſſer als Pfannkuchen.“

Lucie küßte die Geſchwiſter der Reihe nach, nicht beachtend, daß die ungalanten Buben ſorgfältig wieder die Wange abwiſchten; ſie zeigte ſich gehörig überraſcht und erfreut über jedes der Geſchenke und entſchied die große Frage wegen des Mittagessens für ſüßen Pudding, welche kühne Idee von den Kindern mit bewunderndem Staunen aufgenommen wurde. So hoch hätte ſich keines der Kleinen verſtiegen; aber freilich die große Schweſter, die der Mutter ſchon helfen konnte, die durfte wohl einen ſo verfeinerten Geſchmack zeigen. „Und heute nachmittag nach der Schule ſpielſt du mit uns,“ jubelte Heinrich, „Glock' und Hammer oder Lotto.“

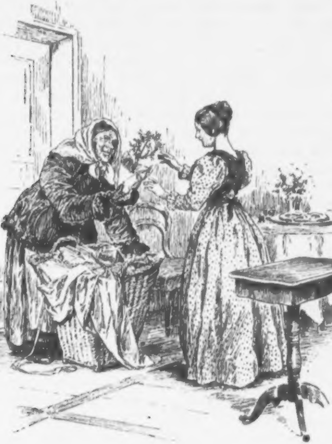
„Und beim Licht erzählſt du, gelt, Lucie?“ fragte Luiſchen, „du kannſt's ſo ſchön!“

„Alles, alles,“ verſprach die gefeierte Schweſter, glücklich im Gefühl der häuslichen Liebe, und ging mit der kleinen Schar hinüber zum Frühſtück. Neben der Geburtstagsſchokolade, zu der Heinrich eifrig die Feſttaſſe mit den blauen Paradiesvögeln aufſtellte, prangte eine rieſige Brezel, eine Gabe von Rike, der alten Magd, dem Schatz und zugleich der Tyrannin des Hauſes, die ſich auch mit ihrem Glückwunſch einſtellte: „Grat'lier Ihne, Fräle Lucie (ſie hatte ſich etwas ſchwer zu Sie und Fräulein entſchloſſen, was ihr doch jetzt erforderlich ſchien), „werdet Sie nur ſo brav, wie Ihne Ihr Frau Mama, daß Sie auch ſo einen braven Herrn bekommen, wie Ihne Ihr'n Herrn Papa.“ Lucie dankte freundlich für den Glückwunſch, über den ſie im ſtillen lächeln mußte, — allen Reſpekt vor dem Papa und vor dem häuslichen Glück der Eltern, aber bei ihr mußte es doch einmal noch ſchöner kommen, noch viel ſchöner. Ein zierlicher Arbeitstiſch, das Feſtgeſchenk der Eltern, krönte Luciens Wünſche. Wie hübſch war es, nun ein eigen Plätzchen zum Arbeiten zu haben, nicht mehr die langweilige Ecke am großen Eßtiſch! Von der Fenſterniſche, wo es ſtand, ſah man weit über die Häuſer weg auf den Waldhügel, wo die alte Burgruine ſtand, ein trauliches Plätzchen für junge Gedanken.

Während Lucie alte und neue Schätze an Seidenſternen, Fadenröllchen, Scheren und Nadeln in die Fächer ordnete, lauſchte ſie dazwiſchen, ob ſie nicht den ſchweren Tritt der Sondelsberger Bötin vernehme, denn Lucie erwartete noch einen Feſtgruß. Einen unverfänglichen, — das Pfarrtöchterlein in Sondelsberg war ihre intimſte Herzensfreundin, mit der ſie einen höchſt wichtigen, ununterbrochenen Briefwechſel führte. Der Doktor, Luciens Vater, meinte zwar, ſie könnten's mündlich verſehen, da Sondelsberg nur zwei Stunden von Feldſtadt entlegen war; die Mädchen aber dachten nicht ſo. Sie hatten nicht nur Briefe auszutauſchen, ſondern auch noch alles Neue und Schöne, was ſie von Litteratur habhaft werden konnten, entlehnt natürlich; denn zum Bücherkaufen ſind die Papa in der Regel nicht ſehr aufgelegt, ſo lange es noch redliche Seelen gibt, von denen man entlehnen kann.

Die Bötin hatte bis jetzt ſämtliche Kommiſſionen für das Pfarrhaus gegen ein jährliches Honorar von einem Kronenthaler beſorgt, wozu noch je und je ein Kelchlein Schnaps nebſt einem halben Pfund Kaffee vom billigſten zu Weihnachten kam. In Anbetracht der wachſenden Korreſpondenz aber hatte ſie wahrhaftig eine Zulage von einem Gulden erlangt; dazu kam noch gratis das Hochgefühl, eine ſtets willkommene Erſcheinung zu ſein.

Um zehn Uhr wirklich erſchien ihr breites, wettergebräuntes Geſicht auf der Schwelle. „Hat Sie Bücher, Kellenbienzin?“ rief Lucie entgegen. „Ei, was Bücher!“ war die ſtehende Antwort der Bötin, „leſet in der Bibel!“ Aber mit beglückender Miene zog ſie aus ihrem Tragkorb ein ſchönes junges Myrtenbäumchen, ſorgſam mit einer Papierkappe verwahrt. „So, das ſchickt Ihnen die Jungfer Julie, hab's zulieb von einem Stuttgarter Gärtner holen müſſen um ein Heidengeld, gern einen halben Gulden,“ ſagte ſie, um den Wert der Gabe zu erhöhen, während Lucie mit freudigem Erröten ein Roſablättchen aus den grünen Blättchen löſte, und eilig der Bötin ein Stück Geburtstagsbrezel nebſt einem Glaſe Wein auftrug, um ungeſtört in einem ſicheren Eckchen das wichtige Blatt zu leſen.



Herzensgeheimniſſe tauſchten die Mädchen noch nicht aus, obgleich Julie, die zwei Jahre älter war, öfter bedeutſame Anſpielungen auf einen jungen Praktikus machte, der ſich zu Sondelsberg niedergelaſſen. — Gedichte waren es, die erſten Ergüſſe ihrer jungen Muſe, die ſie ſich zuſandten, und dann wieder, ſo oft ſie zuſammenkamen, mit hohem Genuß einander vorlaſen, ein Genuß, bei dem Geben meiſt ſeliger iſt als Nehmen. Ein Gedichtchen war denn auch auf dem Roſapapier enthalten, eine Zugabe zu dem Myrtenbäumchen, in etwas mangelhaften Diſtichen, die jedoch Lucie mit hoher Befriedigung las bis zu dem Schluß, der ein tiefes Erröten hervorrief:

Wenn dann die Myrte dereinſt die glückliche Braut wird bekrönen,
O ſo gedenke auch mein, die ſie voll Liebe dir weiht!

Die Mutter hatte ihr über die Achſeln geſehen und fuhr lächelnd mit der Hand über das roſige Geſicht: „Nun, bis dahin hat's noch gute Wege." Das dachte Lucie auch, doch ſtellte ſie das Myrtenbäumchen recht ſorgſam in die ſonnige Fenſterecke bei ihrem Arbeitstiſchchen neben die knoſpende Monatroſe und verſuchte, ſich ruhig an die Arbeit zu ſetzen, denn die Bereitung des Feſtmahls hatte diesmal die Mutter übernommen.

Mit dem ruhig Arbeiten wollte es aber nicht ſo recht gehen; ein Lebensabſchnitt iſt noch ſo wichtig für a lady in her teens, wie der Engländer ſagt, und neben den frommen Vorſätzen, mit denen ſie den Morgen begonnen, wogten und webten allerlei ſüße, unbeſtimmte Träume und Bilder durch ihre Seele. Nach dem alten Volksbrauch, den ſie der Rike abgelernt, griff ſie nach dem Geſangbuch, um einen bedeutſamen Vers für den Tag aufzuſchlagen. Es war ein Vers des altbekannten ſchönen Liedes: „Du biſt ein Menſch, das weißt du wohl."

Wie oft biſt du in großer Not
Durch eignen Willen kommen,
Da ein verblend'ter Sinn den Tod
Fürs Leben angenommen,
Und hätte Gott dein Werk und That
Ergehen laſſen nach dem Rat,
In dem du's angefangen,
Du wär'ſt zu Grund gegangen.

Das ſchien ihr nun nichts beſonders Schönes und Glückverheißendes, wie ſich's für heute geſchickt hätte, es paßte eigentlich auch ganz und gar nicht für ſie; ſie legte das fromme Buch unbefriedigt beiſeite und ſah träumend hinaus in die winterliche Landſchaft. Etwas Beſonderes, meinte ſie, ſollte ſich doch an dieſem merkwürdigen Tag noch ereignen; mit dem ſüßen Pudding war das häusliche Feſtprogramm erſchöpft und der hatte nun eben nicht mehr den Wert wie vor acht Jahren.

Da läutete es am Haus und Emilie, die Tochter der verwitweten Frau Amtspfleger gegenüber, ſprang atemlos, mit fliegenden Locken die Treppe herauf. „Eine Schlittenfahrt, Lucie, eine Schlittenfahrt!“ rief ſie ihr von weitem zu. „Kameralverwalters haben ſie veranſtaltet, rüſte dich nur!“ Lucie war rot vor Freude und Ueberraſchung, verſetzte aber gleich wieder kleinlaut: „Du weißt, der Vater fährt nicht mit; er ſagt, er habe ſein Pferd, um zu Patienten zu fahren, nicht fürs Pläſir.“ — „Aber ich ſoll dich ja einladen!“ rief Emilie triumphierend. „Frau Kameralverwalter ſchickt mich, wir Mädchen werden verteilt; weißt ja wohl, wir haben auch keinen Schlitten daheim als meines Bruders Bergſchlitten, und ich fahre doch mit!“ — „Ja du,“ meinte Lucie, „das iſt ein andres, dich braucht man überall.“ — „Nun ja, wenn auch,“ lächelte Emilie ſelbſtgefällig, „diesmal will man aber dich auch dazu; Frau Kameralverwalter hat mich beauftragt, rüſte dich nur!“ — „Ich weiß aber nicht,“ ſagte die Mutter, der die wichtige Neuigkeit von Lucie mit freudeglühendem Antlitz mitgeteilt wurde, „Lucie iſt ja noch nie ohne mich ausgeweſen, und ſie iſt noch zu jung.“ — „O, Frau Doktorin, wie lang wollen Sie ſie noch in der Kinderſtube behalten?“ rief die erfahrene Emilie, „wie würde das die Frau Kameralverwalter übel nehmen!“ — „Es iſt wahr, ſie will nur der Kleinen die Ehre anthun, ſie würde es ſehr übel nehmen,“ entſchied die Mutter bei ſich, mit dieſem triftigen Grund jedes Bedenken niederſchlagend, und ſie ſicherte zu, daß Lucie um ein Uhr bereit ſein werde.

O junge Lucie! wo ſind all die ſchönen Pläne und Gedanken vom Morgen geblieben: wie du deine Freude und dein Glück allein im Kreis der Deinen ſuchen wollteſt, der Mutter eine treue Tochter, den Geſchwiſtern die liebende hingebende Schweſter ſein? Etwas wie Reue zog durch ihr Herz, als die Geſchwiſter, die von der Schule heimtobten, ſie an all die Verſprechungen vom Morgen mahnten. „Ich gehe zu einer Schlittenfahrt, aber ich bringe euch etwas Gutes mit,“ ſagte ſie beſchwichtigend, und ſchenkte noch zur Beruhigung ihres ſchweſterlichen Gewiſſens den Brüdern lang geſparte Bildchen und Luischen ein koſtbares, oft begehrtes Püppchen, das ſie noch aufbewahrt und nicht lange zuvor neu gekleidet hatte. Der Vater, der gewöhnlich ſehr müde und erſchöpft nach Hauſe kam, wollte ſo wenig wie möglich mit häuslichen Anfragen und Angelegenheiten behelligt ſein; hatte die Mutter Erlaubnis zu etwas gegeben, ſo wurde die ſeinige gewöhnlich ſtillſchweigend vorausgeſetzt; wenn er dann freilich einmal ein Veto einlegte, ſo war es ein ſehr entſcheidendes. Lucie war nur noch mit halbem Herzen bei dem leckeren Feſtmahl, das von den Brüdern gehörig gewürdigt wurde; ihre Gedanken waren bei der Garderobe, die noch herzuſtellen war, bei der Geſellſchaft und der Fahrt, — nicht eben mit ungeteilter Luſt und Verlangen, es war ein gewiſſes Bangen dabei; aber die Mutter fühlte mit ſtillem Leid, wenn ſie nach dem Kinde hinüberſah, daß nun ihr Leben, ihre Freuden, ihre Intereſſen ſich zu trennen begannen vom Leben des Vaterhauſes.

Muß das ſo ſein, oder läßt es ſich ändern? Wer will ein Arges finden an der harmloſen Jugendluſt, die ihr eigenes Anrecht an eigene Lebensfreude zu fühlen beginnt? Muß nicht das flügge Vöglein ſeine Schwingen erproben, eh' es ſich das eigene Neſtchen baut? Wer will den Stab brechen über Spiel und Scherz und Tanz, die natürlichen Aeußerungen der Lebenskraft und Lebensfreude? Liegt doch in ſchuldloſer Jugendluſt ein unbewußtes Lob des Schöpfers, wie im fröhlichen Gezwitſcher der Vögel und im neckiſchen Spiel der Lämmer.

Wer aber will die Grenze ziehen, wo die Luſt aufhört, ſchuldlos zu ſein, wo ſie eine Scheidewand bildet zwiſchen dem Herzen und ſeinem Gott; wo die Herrſchaft der Welt beginnt und das ſtille Reich des ewigen Geiſtes zur Seite drängt? Das iſt die Frage an jedes einzelne Herz, denn die Welt und ihre Gefahr liegt für jedes Herz nach einer andern Seite. Du kannſt dein Kind ausſchließen von Bällen und weltlichen Geſellſchaften, du kannſt vielleicht ſelbſt die Luſt dazu in ihm ertöten; aber kannſt du ſeine Seele mild erhalten und demütig, liebevoll und hingebend, heiter und harmlos mit den Fröhlichen? Es gibt prieſterliche Seelen, die unberührt von Welt und Weltluſt durchs Leben gehen können; aber ſie ſind nicht das Werk eines menſchlichen Erziehers, und wer die Seele ſeines Kindes offen erhalten kann in Luſt oder Leid für die Stimme des Herrn, die an jedes Herz zu ſeiner Stunde beſonders tönt, der hat gethan, was er konnte, auch wenn er ihm ſein beſcheiden Teil von Jugendfreuden gegönnt hat.

Durch der Mutter Seele mochten ſolche Gedanken ziehen, Lucie hatte dazu nicht Zeit. Das Mahl war geendet; der Doktor, der ſonſt ein behagliches „Tiſcheln“ liebte, ſah mit ärgerlichem Brummen, wie die ganze Tiſchgeſellſchaft auseinanderſtäubte, um zu dem großen Werk von Luciens Toilette beizutragen, die noch nicht auf ſolche Ereigniſſe wie eine Schlittenfahrt eingerichtet war. „Heinrich, bitte, hol meine Stiefelchen! Luischen, bring auch meinen Hut! Mutter, nicht wahr, du borgſt mir deine Pelzmanſchetten!“

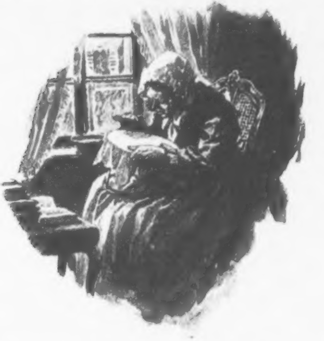
Mit ſechzehn Jahren iſt übrigens die Toilette noch keine ſchwierige Sache. Eben griff Lucie nach dem alten Muff der Großmutter ſelig, von echtem Marderpelz, ein Familieneigentum, welches ſie ſich bisher noch nie angemaßt; da läutete es an der Hausthür: „Iſt's ſchon Emilie?“ Nein, es war nur das Laufmägdlein der Fräulein Berg im Hinterhaus: „Fräulein

Lucie ſollen doch geſchwind noch zum Jungfer Lieschen kommen." — „Unmöglich!" rief Lucie, „auf den Abend!"

„Lucie, Kind! du mußt einen Augenblick hingehen!" bat die Mutter; „das gute Lieschen arbeitet ſchon ſeit Wochen an einer Ueberraſchung für dich und freut ſich darauf wie ein Kind!" Wie hatte ſich Lucie ſelbſt gefreut auf dies verheißene Geſchenk Lieschens, das dieſe ſorgſam vor ihr verſteckte und auf das ſie nur geheimnisvolle Anſpielungen machte, und wie war es ihr jetzt ſo läſtig! „Meinetwegen, ich komme geſchwind! adieu, lebt wohl!" Mit dieſem flüchtigen Abſchied flog ſie aus dem Haus und die ſteile Treppe des Hinterhauſes hinauf in das Stübchen der zwei Schweſtern, das in ſeinem ungebrochenen Frieden und ſeiner tadelloſen Ordnung einen Gegenſatz zu aller Unruhe der Welt bildete.

Da ſaßen ſie, wie ſie ſeit zwanzig Jahren an jedem Wochentage geſeſſen hatten; denn ihre Tafel war längſt aufgehoben. In dem hübſch möblierten Zimmer, in das man zuerſt eintrat, war Mathilde, die jüngere Schweſter, von der die Sage ging, daß ſie einmal ſchön geweſen ſei. Mathilde war tiefſinnig, junge Mädchen betrachteten ſie mit Scheu und Intereſſe, weil es hieß, ſie ſei durch unglückliche Liebe ſo geworden; darum ſaß ſie immer allein hinter herabgelaſſenen grünen Vorhängen und ſtickte in Seide und Perlen in prächtigen bunten Farben Blumen, Vögel, Schmetterlinge, und ihr eigenes Leben war ſo dunkel, ſo farblos!

Im inneren Stübchen, wo das große Himmelbett der ſeligen Eltern ſteht, das nun der Schweſtern Ruheſtätte iſt, da iſt der helle liebe Sonnenſchein; da leuchten Lieschens klare braune Augen aus dem apfelrunden alten Geſicht, dem man gewiß anſieht, daß es all ſein Lebenlang keine Anſprüche auf Schönheit gemacht hat, — auch gar keine. Da ſitzt Lieschen auf dem Fußtritt am Fenſter mit ihrer ewigen Weißſtickerei, die nicht ſtirbt wie der König, weil ſtets ein Nachfolger bereit iſt; ihr zur Seite das Schüſſelchen mit Holunderthee, mit dem ſie hie und da die müden Augen ſtärkt, vor ihr der Stuhl, auf dem das neue Teſtament, der Pſalter und noch ein kleines Gebirge religiöſer Broſchüren aufgetürmt iſt, aus denen ſie ihre Seele erquickt. All ihre Freunde ſchenken ihr fromme Bücher und Traktätchen, und da ſie aus Pietät keins davon aus ihrer Nähe verbannen will, ſo würde das Gebirg anwachſen, bis es über ihrem Kopf zuſammenſtürzte, wenn nicht immer wieder andre Bekannte, zumal die Armen und Kranken, die Vergeſſenen und Betrübten, von den Büchern entlehnen würden. Denen allen leiht ſie Lieschen gern und fordert ſie nicht wieder. „Man muß ein frommes Buch nie zurückverlangen,“ meinte ſie; „man weiß nicht, wo der liebe Gott ſein Werk damit treibt.“



Lieschen iſt von früher Kindheit auf lahm durch einen Unglücksfall. Ihr zur Seite lehnen die Krücken, mit deren

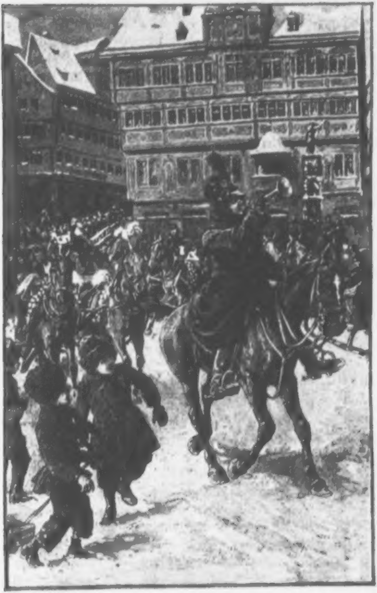
Hilfe ſie allein ſich bewegen kann; darum konnte ſie auch der jungen Lucie, die in ihrem Winterſtaat eilig mit glühendem Geſicht hereinſtürmte, nicht entgegengehen. Sie grüßte ſie nur freundlich aus ihren guten braunen Augen: „Ei, ei Kind, wie eilig! was iſt denn los in der Welt? zu uns haſt du dich nicht ſo prachtsmäßig herausgeputzt und nicht ſo warm eingemuckelt!“ — „Ach nein!“ rief in höchſter Eile Lucie, „es iſt eine Schlittenfahrt, alles wartet auf mich, nur weil Sie geſagt haben . . . . .“ „Ja, ja freilich, da hat's Eile,“ ſagte in gutmütiger Ruhe Lieschen, während ſie aus ihrem großen Arbeitskorb mit ſtrahlendem Geſicht ein leichtes Päckchen zog; „ſo warm eingehüllt und nicht einmal einen Schleier über das liebe Geſichtchen! da werden die Roſen ja blau, wie wäre ein ſchwarzer Schleier ſo nett auf dem himmelblauen Hütchen!“ — „Ach, freilich!“ ſeufzte Lucie, indem ſie das roſa Seidenpapier des Päckchens, das Lieschen ihr überreichte, ſchüchtern öffnete. „Ah!“ rief ſie überraſcht; der feinſte ſchwarze Spitzenſchleier, wie von Feenhänden geſtickt, fiel ihr in die Hand; „ach, wie ſchön! und wie gut von Ihnen, die feine Arbeit mit Ihren müden Augen!“ — „Ei, ich mußte doch auch eine kleine Abwechslung haben von dem ewigen Weiß! Bück' dich, Kind, daß ich dir den Schleier feſtbinde! So, nun Vöglein, flieg aus, daß dir deine Schlitten nicht davonfahren!“ Und dahin flog Lucie nach einigen eilig geſtammelten gerührten Dankſagungen. Mit düſterem Blick ſah Mathilde ihr nach, mit hellem und zufriedenem das arme Lieschen, die nie des Lebens Herrlichkeiten gekoſtet. Nun hatte ſie ſchon wieder einen vergnügten Menſchen gemacht!

Die Schlitten waren ſchon auf dem Marktplatz verſammelt und klingelten mit ihren Schellen zuſammen; einige Damen in Mantel, Muff und Schleier trippelten hin und her, um ſich zu erwärmen. Emilie, die allenthalben der ordnende Genius ſein wollte, rannte hin und her, als Adjutantin der Frau Kameralverwalter. „So, kommſt du endlich, Lucie? bald wären wir ohne dich fortgefahren; nur her, es iſt ſchon arrangiert, wir kommen in Kameralverwalters Schlitten. Da iſt ein warmer Schafpelz auf dem Boden, und ſo ein netter Vetter fährt mit!“ flüſterte ſie Lucien äußerſt profitabel zu.

Nun ordnete ſich die Fahrt, die vorhandenen Damen wurden von artigen Herren in die Schlitten verteilt und abgeführt; etliche bejahrtere und minder ſchöne, die im Reſt geblieben waren, wurden ohne weiteres dem Herrn Rechtskonſulent Haderer, einem Junggeſellen und Weiberfeind, zugeſchoben. Emilie, die ſich ſelbſt mit ihren ſchwarzen Locken unter einem roſa Hut bezaubernd vorkam, hatte ſich mit ſchlauer Beſcheidenheit auf den Rückſitz von dem ſehr eleganten Schlitten Kameralverwalters geſetzt. So kam ſie neben den Neffen, Robert Volkmann, einen bald ausſtudierten Studenten, wie der Kameralverwalter ihn vorſtellte; die arme Lucie aber wurde im Fond zwiſchen den Kameralverwalter in der Wildſchur und ſeine Frau im wattierten Mantel einquartiert, wo ſie zwar nicht frieren, aber auch kaum atmen konnte. Der mitleidige Neffe erbot ſich zwar mit Freuden, den Platz zu räumen und zu kutſchieren; dem Onkel aber waren, wie er ſagte, ſeine Knochen zu lieb, um ſie ſo einer leichtſinnigen Studentenhaut anzuvertrauen. „Es iſt nur, bis man eine Weile fährt,“ meinte er, indem er ſich gehörig ausdehnte, „dann ſitzt man herrlich, nicht wahr, Fräulein Lucie?“ — „O gewiß, ich ſitze ganz bequem,“ verſicherte dieſe, obgleich ſie ſich nicht rühren konnte, und in der That, ihr junges Köpfchen ſah zwiſchen den zwei alten ganz vergnügt in die Welt hinaus. „Raum iſt in der kleinſten Hütte,“ hub der Neffe luſtig an zu deklamieren; der alte Trompetermelcher, ein ehemaliger Militär, der zum Vorreiter zugeſtutzt war, ſtieß ſchmetternd in ſeine Trompete, und mit luſtigem Geklingel flog der Zug hinaus an der gaffenden Volksmenge vorüber.

Hinaus, hinaus aus den winkligen Gaſſen, hinaus auf die ſchneehelle, ſonnenbeſchienene Fläche an den eingeſchneiten Bäumen und ſchimmernden Hecken vorüber! hinaus in die weite, weite Welt, die ſich ſo endlos vor den Blicken dehnte, hinaus in lauter, heller, lichter Jugendluſt! Robert unterhielt die Mädchen mit allerlei luſtigen Studentengeſchichten, daß ſie gar nicht aus dem Lachen kamen, ſie hätten auch nicht anders können als lachen. Alles war unwiderſtehlich luſtig: der alte krumme Wegweiſer an der Straße, der dem langen Rechtskonſulenten ähnlich ſah; die Bauernbuben, die mit ihren Bergſchlitten und weit aufgeſperrten Mäulern am Wege ſtanden; die Hunde aus dem Dörfchen, die ſich kläffend und bellend dem Zug auf eigne Rechnung anſchloſſen. — Geburtstag und Vorſätze, Eltern und Geſchwiſter glitten nur ſo raſch wie im Schlittenflug durch Luciens Sinn, und hätte ſie nicht mit ſtillem Vergnügen den leichten ſchwarzen Schleier im Winde wehen ſehen, das arme lahme Lieschen wäre nicht einmal im Flug in ihren Gedanken aufgetaucht. Emilie mit ihrer oft bewunderten Unterhaltungsgabe ſuchte jede etwaige Lücke des Geſprächs auszufüllen; Robert aber wandte ſich viel mehr dem einfachen blauen Hut zu als Emiliens roſenrotem Prachtſtück, das ihr die Mutter, wie ſo viel andern unnötigen Putz, alles aus Mitleid gekauft hatte, weil ſie eben ein armes Waislein ſei. Das arme Waislein ließ ſich's nicht lange verdrießen, daß ſie diesmal neben dem Backfiſch die zweite Rolle ſpielte; ſie ſah mehr auf großes Salär als auf gute Behandlung, d. h. mehr auf eine ſolide Partie als auf einen angenehmen Courmacher und war gutmütig genug, der Lucie, dem Kind, auch ein Vergnügen zu gönnen, die ja ohnehin in der That keine Schönheit war: das bißchen rote Wangen und blaue Augen und blondes Haar!

Der Trompetermelcher blies einen ſchmetternden Tuſch; der Zug war angelangt vor der Krone in Ingelsberg, einem der Phönixe von guten Gaſthöfen, wie ſie hie und da in den obſkurſten Orten auftauchen. Doch veranlaßte die Anfahrt einigen Schreck, einiges Hin- und Herrennen in der Krone; die Schlittenfahrt war etwas zu ſpät angeſagt worden.



Der alte Trompetermelcher, der zum Vorreiter zugeſtutzt war, ſtieß ſchmetternd in ſeine Trompete. (S. 139.)

Man ſtrömte in den äußerſt kunſtloſen oberen Saal, wo der eilig geheizte Ofen Glutſtröme ausgoß, während der übrige Teil des Zimmers noch unheimlich kalt war. — Allmählich gruppierte ſich die Geſellſchaft auf den hölzernen Stühlen um die langen, ſchmalen Tafeln mit rot und blau gewürfelten Teppichen bedeckt. Ungeheure irdene Kaffeetöpfe erſchienen; der berühmte gute Kaffee der Kronenwirtin erwärmte die Herzen von innen, und die heiterſte Laune belebte bald die bunte Geſellſchaft. Lucien hatte die Frau Kameralverwalter unter ihre Fittiche genommen, zu ihrer linken Seite ſetzte ſich der Neffe Robert, — es war ihr zu Mute wie in einem Traum. Dieſe erſte größere Geſellſchaft wirkte in der That berauſchend auf ſie, — ſie hörte das Geſumm und Getöſe fröhlicher Stimmen; fühlte, wie die Hand der alten Frau liebkoſend über die glatten, glänzenden Scheitel ihrer blonden Haare ſtrich; ſie lauſchte dem heiteren Geplauder Roberts und gab lachende Antworten; ſie ſtimmte mit ein in die Lieder aus alter und neuer Zeit, die von alten und jungen Herren angeſtimmt wurden, — alles halb träumend; was andern die liebe, lichte Proſa war, das geſtaltete ſich ihr zum bunten Märchen voll Licht und Glanz.

„Du biſt ja ganz verzückt!“ rief Emilie ſchelmiſch zu ihr hinüber, die ihre charmante Unterhaltung zwiſchen dem verwitweten Poſthalter und Herrn Haderer teilte, obgleich ſie keineswegs geſonnen war, „ihr Herz, ihr liebenswürdig Selbſt“ zu ſo herabgeſetztem Preis abzugeben. — Lucie nickte ihr lächelnd zu, ſie war zu innerlich fröhlich, um viel reden zu können.

Der Kaffee war längſt getrunken; der dunkelrote Wein, auch einer der Magnete des Gaſthofs zur Krone, ſteigerte die allgemeine Heiterkeit auf einen ſehr hohen Grad. Lucien ſtörte das nicht in ihrem glückſeligen Traum; lächelnd ſtieß ſie mit ihrem Nachbar, deſſen Fröhlichkeit nicht die Grenzen des Anſtands überſchritt, auf die zahlloſen Toaſte an, die immer witziger, immer ſchallender belacht wurden. „Unſere Zukunft!“ trank ihr Robert zu. „Ach wäre doch die Zeit ſchon da,“

hub etwas ungeſchickt der Kameralverwalter an und jubelnd ſtimmten alle ein:

Ach wäre doch die Zeit ſchon da,
Die noch ſo ferne ſcheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf immer uns vereint!

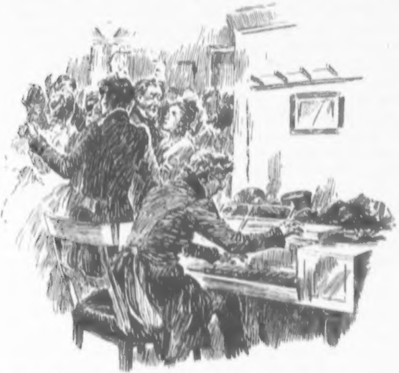
Hinter der Bretterwand, die den großen Saal in zwei Hälften ſchied, hatte man längſt allerlei verdächtiges Geräuſch und Gerumpel gehört. „Die Honoratioren von Backenheim haben heut auch eine Schlittenfahrt hierher gemacht,“ ſagte auf Befragen der Wirt mit einiger Verlegenheit. Backenheim und Feldſtadt nämlich, ſonſt zwei ſehr befreundete Städte, lebten ſeit längerer Zeit geſpannt miteinander, weil die Feldſtadter widerrechtlich das letzte Liederfeſt an ſich geriſſen hatten.

Eine Zeitlang hörten die Feldſtadter mit dumpfem Groll, wie die Backenheimer hinter dem Bretterverſchlag auf eigene Hand jubilierten und anſtießen; als aber die Heiterkeit immer höher ſtieg, da erhob ſich ein großherziger Verwaltungsaktuar mit dem Rufe:

Groll und Rache ſei vergeſſen,
Auch dem Todfeind ſei verziehn!

und riß mit Bärenſtärke ein Stück des trennenden Verſchlags weg. Mit lautem Beifallsjubel wurde dieſe Großthat von drüben aufgenommen, Stück für Stück der trennenden Wand wurde entfernt und hinter jedem gelöſten Brett kamen ein paar neue freudeglitzernde Backenheimer Köpfe zum Vorſchein. Allgemeine Verſöhnung! Rund- und Chorgeſänge, Verſuche zu tanzen, die aber aus Mangel an Raum und Muſik ſcheiterten; denn das Klavier, das oben im Saale ſtand, erwies ſich als gänzlich heiſer und unbrauchbar, obwohl es der Unterlehrer mit Fäuſten und Füßen grauſam behandelte, ſo daß man von dieſem Wunſche abſtehen mußte und ſich mit neckiſchen Geſellſchaftsſpielen behalf.

„Meine Herrſchaften, es iſt eingeſpannt!“ meldete der Wirt, bei dem einige ſolide und nüchterne Mitglieder der Geſellſchaft längſt die Zeche berichtigt hatten, und nun zum Aufbruch trieben. Neues Getümmel! furchtbare Verwirrung, bis all die Mäntel und Ueberzieher, Hüte, Schleier, Muffe, Boa, Pelzmanſchetten und Fußſäcke von den verſchiedenen Eigentümern auseinandergeleſen waren! Lucie ſelbſt konnte es nicht mehr poetiſch finden. In dem Fußſack der Frau Oberamtmännin hatte ſich eine Katze eingeniſtet, an der Boa der Frau Salzfaktor zerrten bellend und knurrend ein paar Hunde. Ledige Mitglieder, die nichts zu verlieren hatten, ſangen dazwiſchen aus allen Tonarten: „Nun ſchwingen wir den Hut, der Wein, der Wein war gut!“ Lucie mit all der mädchenhaften Pietät



für ihre hübſchen Sachen war ſehr bekümmert, ſie aus dem Chaos herauszufinden. Robert aber zeigte ſich als hilfreicher Kavalier und half ihr und der Tante zu ihrer Garderobe und in den Schlitten. Vor dem Haus war das Getümmel aufs höchſte geſtiegen; der Trompetermelcher, zum Reiten nicht mehr geeignet, wurde einem Schlitten hintenauf gepackt, und endlich nach unſäglichen Schwierigkeiten und Verwirrungen ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, und die Glöckchen klangen hinaus in die ſtille Nacht.

Lucie war durch das Getöſe und Treiben und Lärmen etwas ängſtlich und betäubt geworden; jetzt aber beim Hinfliegen über die ſtille, ſchneeweiße Fläche, darüber der ſternhelle Himmel und das klare Mondlicht, ſog ſie wieder den ganzen Zauber der wundervollen Nacht in ſich; es ſtörte ſie nicht, daß Robert ein humoriſtiſches Mondlied anſtimmte, ſie lachte herzlich dazu, noch mit Thränen in den Augen. „O, wären wir doch daheim!“ ſeufzte die Kameralverwalterin, „ich habe ſo kalte Füße.“ — „O kämen wir doch nie heim!“ dachte Lucie, ſie hätte fort und fort ohne Ende ſo hinfliegen mögen.

Es nimmt alles ein Ende. „Alles geht vorüber, alle Töne verhallen, und die ſchönſten Stunden ſchlagen aus,“ wie uns eine äußerſt wahre, ganz unbeſtreitbare Stammbuchſentenz verkündigt, und ſo hielten auch in dieſer denkwürdigen Nacht die Schlitten um zehn Uhr auf dem Marktplatz. — Die Leute waren meiſt etwas verkühlt und ziemlich ſtill; außer der tragiſchen Entdeckung, daß Herr Buchhalter Müller, der auf dem letzten Reiber fuhr, ſeine Dame, die ledige Schwägerin des Apothekers, unbemerkterweiſe verloren hatte, waren alle glücklich angelangt.

In größter Verlegenheit bot der Buchhalter Freiwillige zu einem Streifzug nach der Verlorenen auf, die ihnen bereits vor dem Stadtthor auf eigenen Füßen entgegen kam; ſie war, wie ihre Schweſter, die Apothekerin, ein Weib aus dem Volke, und ſchnitt die ſchüchterne Entſchuldigung des Buchhalters damit ab, daß ſie ihm höchſt unumwunden ihre Meinung über ſeine

Nachläſſigkeit und Ungalanterie ſagte und ihn nach dem Volksausdruck „keinen Regierungsrat“ hieß.

Inzwiſchen hatte Robert Lucien heimgeleitet, auch ein unerhörtes Ereignis in ihrem jungen Leben. Sie wagte nicht den Arm abzulehnen, den er ihr bot, obgleich es zum erſtenmal geſchah, daß ſie am Arm eines Herrn ging; ſie legte nur ganz leicht und loſe ihren Arm in den ſeinigen und ſo fröhlich ſie unterwegs mit ihm gelacht und geplaudert hatte, ſo antwortete ſie ihm jetzt nur halblaut und ſchüchtern. Sie war froh, als ſie glücklich unbemerkt an der Hausthür angelangt waren, und doch hätte es ihr ein wenig wohl gethan, wenn Rike, die ſie ſo oft noch als Kind behandelte, geſehen hätte, wie ſie nun als großes Fräulein nach Haus geführt werde. Es war aber beſſer, daß Rike es nicht geſehen, die entſchiedenen Anſtoß an allem Führen von Herrn und Damen nahm und der Meinung war: „Blinde und Rauſchige ſollen ſich führen laſſen, junge, geſunde Leute können allein laufen.“

Daheim war alles in Ruhe, nur die Mutter erwartete ſie noch. „Ei, Mädchen, wie ſpät! ich hoffe, das iſt dieſen Winter das letzte Mal.“ — „Spät, Mutter? das kann faſt nicht ſein, es war ſo gar ſchön!“ — „Freut mich, jetzt aber trink warmen Thee und mach, daß du ins Bett kommſt!“

Lucie legte ſich nieder und ließ mit geſchloſſenen Augen all die Bilder des Tages noch einmal an ſich vorübergleiten: Schellengeklingel, helles Lachen, fröhliches Singen und das letzte „Gute Nacht“, bis ſie entſchlief, den tiefen, feſten, ſüßen Schlaf der Jugend. Ob ſie träumte? ſie wußte es nachher nicht, ſie ſchlief zu gut; aber wenn ſie träumte, ſo mußten es ſüße Träume ſein, ihr Mund lächelte im Schlaf und ihre Wangen glühten wie von heller Freude.

„Der andre Morgen“, nach wie mancher Luſt iſt das ein fataler Nachklang, der aus matten Augen, aus bleichen Wangen und aus verdroſſener Stimme ſpricht; für Lucien war es nicht ſo, ſie wachte hell und fröhlich auf wie ein Vögelein. Ihr war, als ſei ſie unendlich reicher geworden durch dieſen einzigen Tag; die leiſe Reue über ihren ſelbſtſüchtigen Genuß machte ſie nur freundlicher, dienſtwilliger gegen alle. Sie holte in aller Eile für ihr Taſchengeld noch Bonbons, um ſie den Geſchwiſtern zu verteilen, und erzählte ihnen von der Schlittenfahrt, was nur immer zu erzählen war; daneben mußte ſie ſtets vor ſich hin lächeln, als wüßte ſie noch wunder was Herrliches und Schönes, das ſich gar nicht ſagen ließe. Aber das Plaudern mit den Kindern, die ſie ja doch nicht verſtanden, genügte ihr nicht; das Stillſitzen an dem hübſchen neuen Arbeitstiſch wollte heute wieder nicht gehen. „Mutter, ich habe mein Taſchentuch mit Emiliens verwechſelt," ſagte ſie, „und Lieschen habe ich noch gar nicht genug für den Schleier gedankt, ich ſollte notwendig zu ihnen."

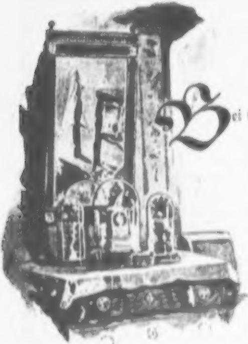
„Höchſt notwendig", lächelte die nachſichtige Mutter; „weiß wohl, nach ſolchen Geſchichten müßt ihr Mädchen geplaudert haben; ſo ſchwatz dich aus, aber dann laß ein Ende ſein und komm beizeiten wieder zurück wegen der Küche!"

„Gewiß, gewiß!" verſicherte Lucie und hüllte ſich in ein warmes Tuch. Zuerſt zu Lieschen, bei welcher in der wandelloſen Ordnung des Stübchens, das doch ſo unzählige Gegenſtände enthielt, die Zeit ſtill zu ſtehen ſchien.

An der trüben Mathilde vorüber, die mit ihrem düſterſten Angeſicht einen farbenhellen Blumenteppich ſtickte, eilte ſie zu Lieschen, die ihr freundlich zunickte. „Guten Morgen, Kind! gut geſchlafen? ſchöne Bahn gehabt? wo ging's denn hin?"

„In die Krone nach Ingelsberg, und es ging wie geflogen! O, es war ſo herrlich!" rief Lucie und bereute faſt wieder ihren Enthuſiasmus, welcher der alten Jungfer ja doch nur das Herz ſchwer machen mußte, die ſo ganz ausgeſchloſſen war von aller Luſt und Freude der Welt. Lieschen aber verſetzte mit ihrer herzlichen Freude an allen Fröhlichen: „Bis Ingelsberg! Du lieber Gott, wie müßt ihr's euch ſauer werden laſſen um euer Pläſier! wie hat's dagegen unſer eins ſo gut, das im warmen Stübchen ſitzen bleiben darf! aber ich weiß auch noch," ſetzte ſie ſtolz hinzu, „daß es etwas recht Angenehmes um das Schlittenfahren iſt. Meiner Mutter Bruder auf dem Roggenhof hatte einen Schlitten; ſie hießen ihn den Badzuber, war aber ein netter Schlitten, grün angemalt, da bin ich manch liebes Mal darin gefahren. Mit wem fuhrſt du denn, Lucie?" — „Mit Emilie und Kameralverwalters, und es fuhr auch ein Student mit, ein Vetter von ihnen."

„So, ein Student? iſt aber nicht Vakanz gegenwärtig." — „O, ich glaube, er hat bald ausſtudiert, und er iſt recht brav und geſcheit, und ſo luſtig; ich habe mich ſo gut mit ihm unterhalten!" — „So, was habt ihr denn Schönes zuſammen geredt? ſo ein Student muß doch allerlei Geſcheites wiſſen." — „Ja, das kann ich nicht mehr ſagen," lachte Lucie, „es war eben recht nett und luſtig; wiſſen Sie, Lieschen, auf einer Schlittenfahrt hält man keine geſetzten Geſpräche, wie Sie und der Herr Stadtpfarrer miteinander." — „Ach ja, der Herr Stadtpfarrer," ſagte Lieschen, und die friedlichen Lichter ihrer guten Augen leuchteten in hellem Glanz, „wie gut von ihm, daß er mich einfältiges altes Ding ſo oft beſucht! Denk nur, geſtern abend war er eine volle halbe Stunde da und hat mir vorgeleſen; dann kommt auch Mathilde herein," flüſterte ſie bedeutſam und ſetzte mit dem Ausdruck freudigſten Danks hinzu: „Du lieber Gott, wie hab ich's doch verdient, daß mir's ſo gut geht; ſag nur ſelbſt, Kind, wer wird ſich ſonſt um eine lahme alte Jungfer kümmern!" — „Ei, Sie haben's den ältern Herren eben angethan," ſagte fröhlich Lucie; „Papa bleibt auch bei Ihnen länger, als bei all ſeinen andern Patienten zuſammen, wenn Ihnen was fehlt." — „Ja, dein guter Vater, der ſo viel für uns thut und ſo uneigennützig! was ſind wir für Glückskinder, einen ſolchen Arzt!" „Aber ich muß noch zu Emilie," ſagte Lucie geſchäftig; „guten Tag, Lieschen, ich habe Ihnen nur noch danken wollen für den herzigen Schleier!"



Bei Emiliens Mutter war man allezeit gewiß, alles hübſch aufgeräumt und im ſtande zu treffen, ſauber abgeſtäubt, die neuſilbernen Leuchter auf den Kommoden glänzend, im Glaskaſten das übrige Silbergerät des Hauſes, plattiert oder nicht, — allenthalben einen ſoliden Wohlſtand zur Schau getragen. — Es wollten Leute zwar behaupten, es werde, wenn man Beſuch wittere, alles, was die Ordnung des Zimmers ſtöre, eiligſt ins Schlafzimmer geſchoben, von dem man ſagen könne: „da drinnen aber iſt's fürchterlich“; ſowie ſie auch in der Küche nur blankes Geſchirr zur Schau ſtelle und das rußige, in dem gekocht werde, ins Ofenloch verſtecke. Das war aber teilweiſe Verleumdung. Frau Bartenbach war in Wahrheit eine ordnungsliebende Frau, nur ging ihr die anſtändige Außenſeite noch über die innere Ordnung.

So hielt ſie auch für Pflicht, ſich durchaus das Anſehen ziemlichen Wohlſtandes zu geben; mit welchen Opfern ſie insgeheim dieſen äußern Anſtand erkaufte, ob ſie Brei zu Mittag ſpeiſte und Waſſerſuppe zu Nacht, um dafür Mandeltorte zu einer Geſellſchaft zu haben; ob ſie das Pferdehaar aus Sofa und Stühlen verkaufte und ſie mit Seegras füllte, um dafür moderne Ueberzüge anzuſchaffen: — das war ihre eigene Sache.

Emilie war immer modiſch und elegant gekleidet, trug eine ſilberne Damenuhr mit vergoldetem Rand und eine Broche, die möglicherweiſe echt ſein konnte, und trat durchaus als die beſcheidene Erbin eines honetten Vermögens auf.

Frau Bartenbach gehörte nicht zu den allzeit ſeufzenden und klagenden Witwen, ſie beſprach ſich gern mit Herrn Haberer über die zweckmäßigſte Art, Geld anzulegen; — die vier Koupons, die ſie abzuſchneiden hatte, waren übrigens immer einen Monat vor der Zeit verwertet.

In tiefem Mitleid mit ihrer Emilie, ‚daß ſie eine Waiſe ſei‘, hielt ſie für Mutterpflicht, ihr das doppelte Maß von Putz und Vergnügen zu verſchaffen, als andre Mädchen hatten: „Kommſt ja doch nirgends hin, weil du eben ein Waislein biſt.“

Gut erzogen war Emilie, obgleich ſie ein Waislein war; ſie war frühzeitig in allen häuslichen Geſchäften angehalten, in allen Handarbeiten unterrichtet, flink und gewandt und hatte ein großes Talent, allenthalben am rechten Fleck anzugreifen. Muſiktalent hatte ſie nicht, aber ſie war unbezahlbar beim Arrangieren eines Muſikkränzchens. Frau Bartenbach wußte wohl, daß nichts umſonſt iſt auf dieſer böſen Welt; darum mußte ihre Emilie Zutritt zu Geſellſchaften, Landpartien, Schlittenfahrten erkaufen durch die allezeit willige und geſchickte Hand, die ſie bei Waſchen, Schneidereien, beim Wurſtmachen und Kuchenbacken, bei Trauer- und Freudenfeſten zu Hilfe lieh. Da ſie daneben hübſch, geſcheit und ziemlich gutmütig war, in allen Häuſern daheim und mit allen Verhältniſſen bekannt, ſo war ſie allenthalben gern geſehen und wurde von vielen Müttern ihren Töchtern als Beiſpiel vorgeſtellt.

Unterricht in Muſik, Zeichnen, Sprachen, Geſchichte, und was ſonſt über die Fächer der Landſchule hinaus geht, hatte die umſichtige Mama für überflüſſig gehalten. „Siehſt du,“ ſagte ſie im Vertrauen ihrer Herzensfreundin, der verwitweten Frau Stadtpfarrer, „das iſt alles Luxus für reiche Mädchen, eine Zugabe, die niemand verlangt. Der Männer wegen? bah, unter zwanzig Männern ſind nicht zwei, die nach dem Zeug fragen; im Gegenteil, es wird ihnen ganz bange vor einer Frau, die Engliſch lernt.“ — „Aber um im Notfall ſelbſt ihr Fortkommen zu finden?“ warf beſcheiden die Frau Stadtpfarrer ein. „Gerade darum ſieht's gleich verdächtig aus, wenn ein Mädchen in mittleren Verhältniſſen ſich auf Sprachen, Muſik und Bildung verlegt; „die will Gouvernante werden,“ nimmt man an, und keiner denkt, daß ſie auch zum Heiraten da ſei. Nein, du kennſt die Männer ſchlecht, wenn du meinſt, der Verſtand bei einer Frau ſei ihnen ſo wichtig; im Gegenteil: Verſtand, denkt jeder, habe er genug für zwei. Wenn je ſo ein armer Tropf von Gouvernahte einmal einen Mann kriegt, ſo iſt's höchſtens ein Pfarrer mit nichts. Nein, wenn alle Stränge brechen, ſo kann man eine gute Hausjungfer allenthalben brauchen.“

Daß ſo viel Abſicht und Berechnung ihrem Verfahren zu Grunde liege, daß bei allem Thun und Treiben, Helfen und Schaffen Emiliens, in Ernſt und Scherz nur Ein Gedanke im Hintergrund lag, — eine gute Verſorgung, das geſtand die Frau Amtspflegerin weder der Freundin noch ſich ſelbſt; es war zwiſchen ihr und Emilie über dieſen zarten Punkt ein ſchweigendes Einverſtändnis ſchöner Seelen, ein wortloſes Zuſammenwirken zu gemeinſamem Zweck.

Zwiſchen Lucien und Emilien beſtand kein Seelenbund wie der mit Julie; wohl aber die Freundſchaft der Gewohnheit, wie ſie ſich leicht bei Mädchen bildet, die zuſammen aufwachſen, zumal wenn die Eltern befreundet ſind.

Doktor Weybold, Luciens Vater, war ſeit vierzehn Jahren Hausarzt bei Frau Bartenbach und wurde dieſe vierzehn Jahre her mit einem und demſelben Dukaten honoriert, — Emiliens Patenpfennig, — der an jedem Neujahr eingeſiegelt zu ihm wanderte und ebenſo zurückgeſandt wurde. Die Doktorin, ſonſt eine gute Frau, meinte: „Nun, die Amtspflegerin, die ſo flott thut, möchte immerhin bezahlen.“ — „Laß gut ſein!“ ſagte der Doktor; „mag leicht, ſo hängt ein ſtiller Seufzer an Witwengeld, auch wenn's nicht den Anſchein hat. So lang ich lebe, ſoll ſie für mich mit dem einen Dukaten reichen.“

Dabei blieb's und Frau Bartenbach zeigte ſich erkenntlich mit einer Torte an Doktors Geburtstag, oder mit einer Börſe, einem Serviettenring, einem Tabaksbeutel von Emiliens Arbeit, welche Herrlichkeiten ungebraucht liegen blieben, bis ſie etwa von der Frau Doktorin zu irgend einer wohlthätigen Lotterie verwendet wurden.

Zugleich war Emilie der hilfreiche Genius im Doktorshaus bei Bügeltagen, Schneidereien, protegierte überhaupt Lucien auf jede Art und war ihr an praktiſchem Geſchick und savoir faire weit überlegen. Lucie fühlte ſich geſchmeichelt von dem Entgegenkommen der gewandten, beliebten Emilie und ſchloß ſich mit der leichten Beweglichkeit eines nach Freundſchaft dürſtenden jungen Herzens an ſie an. Doch blieb Emilie nur im Vorhof; im innerſten Heiligtum ihres Herzens bewegte ſich eine ſüße, wunderbare Welt von Ahnungen und Träumen, für welche Emilie, die klare, verſtändige, praktiſche, kein Auge und keinen Sinn hatte. Zu dieſem Kämmerchen hatte Julie den Schlüſſel, Julie, in der Lucie allein die verwandte Seele, das Echo der ihrigen fand. Wenn ſie einmal, im überfließenden Herzensdrang, Emilien eins ihrer Gedichte vorlas, ſo bewunderte es dieſe zwar aufrichtig und bereitwillig, es war das ein Feld, auf dem ſie nicht konkurrierte; recht verſtehen aber konnte ſie nur Julie, die an begeiſtertem Schwung allezeit noch über ihr war.

Heute freilich verlangte ſie mehr nach Emilien, welche die geſtrige Freude geteilt hatte. Dieſe ſaß ſchon im kleidſamen Morgenröckchen am Fenſter; über die Papilloten, die vor Mittag nicht aufgewickelt werden durften, waren künſtliche Locken geheftet. „Nun, Lucie, wie geſchlafen?“ rief ſie ihr entgegen. „O, herrlich! Und ich habe ſo ſchön geträumt, weiß nur nicht mehr von was.“ — „So, ſo? aber ich weiß, du kleiner Schelm . . .“ — „Ei, ei, Lucie, was machen Sie für Sachen!“ ſagte Frau Bartenbach, die eben das Zimmer verließ, ſchalkhaft den Finger erhebend; „erſt ſechzehn Jahr und laſſen ſich ſchon die Kour machen!“

„Aber ich bitte dich," ſagte Lucie mit dunkelglühendem Geſicht, „was meint deine Mutter?"

„O, etwas Schreckliches;" ſagte lachend Emilie; „heißt du das keinen Kourmacher, wenn einer ſich faſt den ganzen Tag mit dir unterhält und dich zuletzt noch nach Haus führt?"

Lucie lauſchte gern Emiliens Geplauder, mit dem ſie, was flüchtig wie ein ſüßer Traum, durch ihre Seele zog, zu einem farbenhellen Bild ausmalte, und doch fühlte ſie ſich wieder verletzt durch dieſe nüchterne laute Beſprechung eines ſo ſüß knoſpenden Geheimniſſes.

Ach, dies harmloſe Geplauder über zarte Angelegenheiten! wie oft gleicht es dem Hauch eines Kindes, ſchwach an ſich, und doch fähig, eine zerſtörende Flamme anzufachen! Wenn man bedächte, wie viel Unheil unnötige Worte ſtiften können, man würde den Spruch nicht mehr zu hart finden: „Ihr ſollt Rechenſchaft geben von jedem unnützen Worte, das ihr geredet habt."

Lucie, die ſeither noch ſo wenig Sehnſucht nach aller Herrlichkeit des geſelligen Lebens empfunden, die einen ſtillen Leſeabend allen lauten Vergnügen vorgezogen, vertiefte ſich recht mit Luſt mit Emilien in jenes harmloſe, unwichtige Plaudern, mit dem junge Mädchen verſtehen, ein genoſſenes Vergnügen ſechsfach wiederzukäuen. Doch war ihr, als ſie von Emilien ſchied, nicht mehr ſo innerlich froh ums Herz; ſie fühlte, wenn ſie es auch nicht wußte, daß ihr Heiligtum von profaner Hand angefaßt worden war. Dennoch ließ ſie ſich nach Tiſch von Emilien zum Spaziergang abholen, obgleich das Wetter nicht beſonders verlockend war, und ſie begegneten Kameralverwalters, die ihren Neffen zur Poſt begleiteten. Er grüßte ſehr höflich, was ein höchſt glückliches Ereignis geweſen wäre, wenn nicht der Gedanke, er könnte dieſe Begegnung für keine rein zufällige halten, Lucien nachher wieder lange unglücklich gemacht hätte.

Der Schnee ſchmolz; ein rauher, ſonnenloſer und ſchneeloſer Winter herrſchte, und der Neffe war abgereiſt, das Leben kehrte in ſein alltägliches Geleiſe zurück. Lucie machte noch ihre Studien in der Küche und ging nachmittags zu Lieschen, um fein nähen und ſticken zu lernen. Lieschens ſtille Friedensaugen, ihre beſtändige herzliche Genügſamkeit wirkten beruhigend auf alle Wellen, die ſich in ihrer jungen Seele erhoben, und ſie begriff nicht, wie Mathilde ſo dunkel und trübſelig bleiben konnte im beſtändigen Umgang mit dieſem friedevollen Gemüt.

Vergeſſen hatte ſie freilich jene Schlittenfahrt nicht, und ihren fröhlichen Nachbar; aber trotz Emiliens Anſpielungen hatte ſie ſo gar kein Zeichen, daß auch er ihrer gedachte, und eh ſie deſſen gewiß, ganz gewiß war, wollte ſie eigentlich gar nicht an ihn denken. Nur ſo ganz leiſe, leiſe, nachts vor dem Entſchlummern, oder wenn ſie ganz allein war, tauchte das heitere Bild bei ihr auf. Gegen Emilien erwähnte ſie ſeiner nie mehr, wenn ſie auch ihre Anſpielungen nicht ſo ganz ungern hörte; ſelbſt Julie ſollte nichts erfahren, und gut wäre es für den Frieden und die Jungfräulichkeit eines jungen Herzens, wenn es vermöchte, ſolch ein knoſpendes Geheimnis allein, ganz allein in tiefſter Stille zu wahren und ſtill zu erwarten, ob es zu Licht und Luft beſtimmt iſt. Aber neben der tief zarten, poetiſchen, jungfräulichen Seele, die wie die Muſchel ſich feſt verſchließen möchte mit der keimenden Perle, wohnt der leicht bewegliche, leicht überfließende Mädchenmund; in vertrauter Plauderſtunde holt man allmählich ſeine geheimſten Schätze hervor, und will man ſie nachher wieder verſchließen, ſiehe, ſo iſt's nicht das alte Heiligtum mehr.

In ihren Briefen an Julie hatte Lucie wirklich nur flüchtig „des wunderſchönen Tages und der Begegnung mit dem heitern, liebenswürdigen Studenten“ erwähnt; aber im März kam dieſe auf einige Wochen zu Beſuch, und welches Mädchenherz vermöchte in ſo trautem Beiſammenleben ein Geheimnis zu bewahren! Auf einſamen Spaziergängen in der erſten goldnen Frühſonne, im Wehen der herrlichen linden Lüftchen, wo „die

Welt wird ſchöner mit jedem Tag“, oder vollends nachts, wenn es draußen ſo ſtill iſt, die Gardinen herabgelaſſen und das Licht gelöſcht ... Und als Julie im allertiefſten Vertrauen immer intereſſantere Sachen von dem jungen Praktikus wußte, wie er ihrer Mama eine blühende Kamelia geſandt, die eigentlich ihr gegolten, und wie er dem Papa jeden Sonntag in die Kirche gehe, ſogar in die Kinderlehren, und wie er überaus geſchickt und vorzüglich ſei, nur leider keine Patienten habe: — ach, da mußte Lucie doch ahnen laſſen, daß auch ſie vielleicht, möglicherweiſe, mit der Zeit ein kleines Herzensgeheimnis haben könnte.

Julie faßte alles zarter und poetiſcher auf als Emilie, ſie beantwortete das erſte Geſtändnis nur mit einem Kuß und einer Umarmung; aber ſie teilte Lucien ſo viel ſchöne Poeſien mit über erſte Liebe, und ‚heimliche, ſtille Liebe, die niemand nicht weiß‘, daß der Traum immer ſchöner und bunter wurde, und Lucie vor ſtillem Glück ſich oft nicht zu helfen wußte. Sprechen mochte ſie aber doch nicht gern viel davon, ſelbſt mit Julie nicht, — denken und träumen viel lieber, und vor dem Entſchlummern legte ſie jedesmal recht von Herzen ihr Geſchick in Gottes Hand. Ach freilich, bei ſo viel jungen und alten Herzen klingt durch die Bitte: „Dein Wille geſchehe,“ leiſe und uns ſelbſt unbewußt: „mache, daß mein Wille geſchehe.“ Wir wollen nicht gerade Gottes Wege geführt ſein, nur unſern eigenen Weg ſoll der liebe Gott uns leicht und bequem machen.

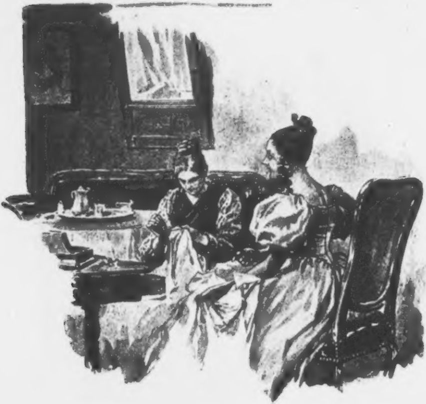
Zu der Mutter kam Lucie nicht mit ihrem Vertrauen, obgleich ſie gut und liebevoll und einſichtsvoll genug geweſen wäre; wie denn überhaupt gar ſelten die Jugend da Rat ſucht, wo ſie ihn am beſten finden könnte. Da ſteht das reife Alter mit ſeiner teuer erkauften Erfahrung, die es ſo herzlich gern der thörichten Jugend zu Nutzen geben möchte, und die thörichte Jugend geht daran vorbei und zahlt ihren eigenen teuren Preis um dieſelbe Erfahrung, die ihr ſo willig umſonſt geboten wurde. — Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu!

Glücklich die Tochter, die zu allen Zeiten, für alle Gefühle die erſte und liebſte Vertraute in der Mutter findet! Gewiß wird auch jedes reine Mädchenherz, das ſo glücklich iſt, eine gute Mutter zu haben, noch ſo glücklich werden, in ihr die erſte und liebſte Freundin zu ſehen; aber ſelten entfaltet ſich das Verhältnis zwiſchen Eltern und Kindern ſo ſchön und harmoniſch, daß es nicht eine Uebergangsperiode gäbe, in der durch all das unerläßliche Tadeln und Ermahnen nicht die Liebe, wohl aber das volle, offene Vertrauen etwas zurückgehalten wird. Die Jugend fürchtet die kühle Einſicht des reiferen Alters; ſie fühlt, daß ſie bei denen, die des Lebens Mittagshöhe erſtiegen, nicht die volle Sympathie für Herzensangelegenheiten finden kann, wie bei denen, die noch im Thal mit ſeinen Dämmerungen und wechſelnden Lichtern weilen: es iſt das halbbewußte Abwenden des Schläfers, der fortträumen will, wenn auch das Erwachen und Aufſtehen noch ſo gut und zweckmäßig wäre.

Es kam der Frühling, der volle helle, goldne Frühling, und mit ihm wurde der Neffe erwartet, der als Volontär beim Oberamtsgericht arbeiten ſollte. Ein ſolenner Ball, mit dem der Pflugwirt ſeinen neuerbauten Saal einweihen wollte, war auf Anſtiften der Frau Kameralverwalterin noch bis zur Ankunft Roberts verſchoben worden, da ohnedies nie Ueberfluß an Tänzern vorhanden war. Es war Luciens erſter Ball; Emilie hatte ſiegreich die Bedenken der Mutter überwunden, und das erſte Ballkleid wurde mit ihrer Beihilfe gefertigt.

Der große Tag brach an und es ſchien Lucien erſtaunlich lang, bis endlich die Zeit kam, ſich zum Balle zu rüſten. Mit dem beſten Willen war ſie zerſtreut bei all ihren Geſchäften, und die Mutter drückte ein Auge zu. „Geh ein bißchen zu Lieschen hinüber, ſie hat nach dir geſchickt!“ riet ſie dem unruhigen Töchterlein, und Lucie that das ſo gern, nirgends konnte man beſſer Geduld lernen als bei Lieschen. Und wirklich leuchtete ihr auch das runde Angeſicht mit ganz beſonderer

Freude und Freundlichkeit entgegen. „So, das iſt ſchön, daß du heute auch noch Zeit für uns haſt! Ei, ei, das iſt nun auch ſchon eine Balldame geworden!“ und ſie betrachtete die noch ſehr ungeſchmückte Lucie mit freundlicher Neugier. „Du biſt wohl recht vergnügt, Kind?“ fragte ſie, als Lucie, wie ſie gern that, auf den Schemel zu ihren Füßen ſich niedergeſetzt. „Nimm mir's nur nicht übel, daß ich das nicht ſo recht verſtehe! ich gönne dir's doch von Herzen. Weißt du, ich bin eine gar bequeme Perſon, ich habe mich immer glücklich gefühlt, daß ich hübſch daheim bleiben durfte und mich nicht ſo anſtrengen mußte. Halte mich deshalb nicht für egoiſtiſch!“ — „Gewiß nicht,“ verſicherte lächelnd Lucie. „Siehſt du, meine arme Mathilde,

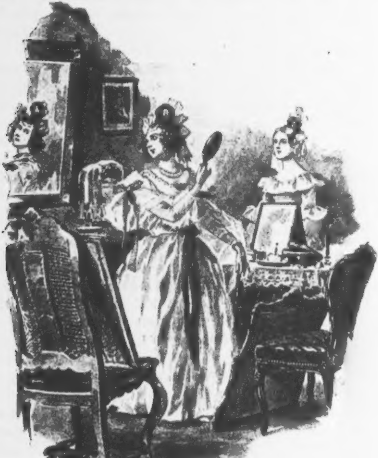


die war einmal ſchön, recht wie eine Königin auf den Bällen, und es wurde nachher ſo traurig. — Aber dir, Kind, will ich ja nicht das Herz ſchwer machen; komm einmal, da habe ich etwas für dich!" „O, wie hübſche Spitzen zur Garnitur!" rief überraſcht Lucie, „wie gut ſind Sie immer!" — „Diesmal war mir's eine wahre Erholung, den Tüll auszunähen," verſicherte Lieschen. „Ich hatte ſo eine entſetzlich mühſelige Arbeit, ſechs Linontaſchentücher; da ſoll ich **E. v. W.** hineinſticken für eine Dame, die in der Fabrik draußen zu Beſuch iſt; ſo verzweifelte gotiſche Buchſtaben mit viel hundert Schnörkeln! Weiß nicht, was die Leute für eine Freude haben an Namen, die kein Menſch leſen kann! ich denke oft, dieſe gotiſchen Buchſtaben habe der Herr mir zur Geduldsprobe erſchaffen," und ſie netzte die Augen wieder mit Holunderthee.

„Armes Lieschen!" ſagte Lucie mitleidig und betrachtete einen der wunderlich verſchlungenen Namen. „Wie viel haben Sie noch zu machen? — „Keinen mehr, Kind!" rief Lieschen triumphierend; „ich bin fertig, vollkommen fertig mit allen ſechs; werden noch heute abend abgeſchickt, ſobald unſer Laufmädchen kommt. Und weil es ſo eine beſonders große Mühe war, werde ich mir auch eine beſondere Güte darum anthun, weiß nur noch nicht was? Auf allen Fall wird morgen nachmittag ein friſcher Kaffee gemacht und den mußt du mittrinken; ich weiß, du Leckermäulchen, daß du nach unſerem gewärmten wenig fragſt. Am Ende laſſ' ich noch Brezeln dazu holen, ich üppige Perſon; iſt ja morgen zugleich mein Namenstag." Lucie verſprach, dem Schmauſe beizuwohnen, und ging vergnügt und ruhigeren Herzens mit ihren Spitzen von dannen.

Die große Balltoilette ſollte bei Emilien gemacht werden. „Du verſtehſt dich doch nicht darauf," ſagte ſie mitleidig zu Lucien.

Auch betrachtete dieſe wirklich mit unverhehltem Erſtaunen die unendlichen Umſtände, die Emilie mit ihrer eigenen werten Perſon machte, wie ſie Hals und Nacken mit feinem Puder rieb, um ihn weißer erſcheinen zu laſſen; die Lippen mit Zitronenſaft beſtrich, damit ſie röter wurden, und alle Spiegel des Hauſes auf dem Boden, an der Wand, auf Stühlen aufhängte und aufſtellte, um ſich von allen Seiten betrachten zu können. Lucie mußte endlich laut auflachen über dieſe Anſtalt, obwoll ihr Herzchen immer banger klopfte, je näher die große Stunde kam, wo der Ball beginnen ſollte. Was kümmerte ſie ihre Toilette viel, war ſie ſelbſt ja doch dieſelbe, die ſie im Winter geweſen. Er würde ſie wohl ſchon wieder kennen!



Endlich war das große Werk vollbracht. „Kinder, wollt ihr noch eine Taſſe Thee?“ fragte Emiliens Mutter. „Behüte, Mutter, was denkſt du!“ rief Emilie, „das würde einen abſcheulich echauffierten Teint geben, gib mir nur kalte Milch! Lucie, du wirſt doch nicht mehr ſitzen, wenn du dein Ballkleid anhaſt!“ — „Warum nicht? das Sitzen wird ohnehin noch an mich kommen,“ lachte Lucie gleichmütig und ließ ſich den Thee wohl ſchmecken, obwohl Emilie recht hatte; ihr ohnehin glühendes Geſicht wurde noch erglühter davon.

Frau Doktorin kam, um die Mädchen abzuholen, ſie hatte wirklich ihren Mann bewogen, auch mitzugehen; Ballwagen waren noch nicht gebräuchlich in der guken Stadt Feldſtadt, und unter dem ſtaunenden Gaffen der lieben Straßenjugend, die Spaliere bildete, zog allmählich das Publikum ein.

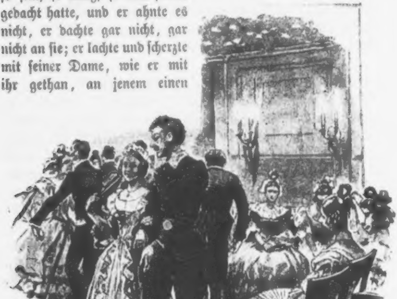
Lucie konnte kaum atmen vor Herzklopfen, als ſie die Schwelle des Ballſaals überſchritt, während Emilie, das arme Waislein, ſiegesſicher, nach allen Seiten hin huldreich grüßend, den Saal durchſegelte. Wir könnten nun nicht eben rühmen, daß ihnen „feenhafter Glanz entgegengeſtrömt wäre, daß ſüß berauſchender Blumenduft ihre Sinne gefangen genommen,“ wie man ſonſt in Ballbeſchreibungen lieſt, o nein! Es hing auch kein kryſtallener Kronleuchter von der Decke, die mäßige Höhe des Saales hätte ſolches nicht erlaubt. Das Licht entſtrömte einer Reihe von Talgkerzen, die in blechernen Leuchtern längs der Wände angebracht waren; der Plafond aber war himmelblau mit ſehr ſichtbaren Sternen bemalt, „perſpektiviſch“, damit es höher ausſieht, wie der Pflugwirt verſicherte, der, ſich wohlgefällig die Hände reibend, in dem Saal auf und ab ſpazierte und ſeine Gäſte begrüßte.

Deſto glänzender war der Damenflor, der die Wände des Saales garnierte. Jetzt erſt fühlte ſich die unſchuldige Lucie „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“; wer hätte in dieſem weltverborgenen oberſchwäbiſchen Städtchen ſolche Eleganz geſucht! Da waren Oberförſterstöchter aus dem benachbarten W. in farbigen Ballgewändern mit Gold- und Silberlaub in den Locken; da war die junge Frau des Fabrikanten Bocksfuß, die ein ganzes Kornfeld: Haber, Dinkel und Gerſte, nebſt Kornblumen und Ackerſchnallen in den künſtlich friſierten Haaren trug; da waren vier Kaufmannstöchter aus Backenheim mit weißen und blauen und roſenroten Schleifen, die vom Gürtel, von den Haaren, von den Aermeln nach allen Seiten hinaus- und herniederflatterten: — die arme Lucie verſchwand ganz in dieſer Herrlichkeit.

Die Gentlemen dagegen, die noch in den Nebenkabinetten verweilten, und nur hie und da auf der Schwelle erſchienen, um prüfende Blicke auf das bunte Blumenbeet zu werfen, hatten ſich gar nicht ſo übermäßig mit ihrer Toilette angeſtrengt; ſie wußten aus Erfahrung, daß allhier im Orte Tänzer in jeder Tracht geſchätzt waren. In tadelloſem Ballkoſtüm, ein leuchtendes, unerreichbares Vorbild für die andern, erſchien allein der Gerichtsverweſer, der Löwe des Ortes, den ein unglücklich Geſchick aus der Reſidenz in dies Städtchen verſchlagen, wo er, wenn er den Geſchmack Cäſars hatte, wenigſtens die Befriedigung genoß, der erſte zu ſein. Er glänzte in einem feinen Frack von neueſtem Schnitt, in weißer Weſte und Halsbinde, weißen Glacés und trug einen Claquehut unter dem Arm, eine zu Feldſtadt noch nie geſehene Erſcheinung. Dieſer äußere Schmuck war noch das Wenigſte, verglichen mit der ſchönen Geſtalt, die Natur ihm verliehen, und vor allem mit ſeinem ſchwarzen Backenbart, deſſen Schönheit und Vollkommenheit ihn ſelbſt zu täglicher Bewunderung hinriß. Er führte auch einen eigenen kleinen Handſpiegel bei ſich, in dem er dieſes Kleinod von Zeit zu Zeit beſchaute, und eine beſonders künſtliche Schere nebſt Kämmchen, um es in Ordnung zu halten. Die übrigen Herren verzichteten auf ſolchen Glanz. Ihre Fräcke ſtammten noch aus den Tagen des erſten Examens, wenn nicht gar von der Konfirmation her; baumwollene, waſchlederne und allerhand mißfarbene Handſchuhe, Weſten und Halsbinden in beliebigen Kouleuren ließen ſich ſehen. Einige hatten ganz auf den Frack verzichtet, nicht zu ihrem Nachteil, und unter dieſen erſchien eine leichte, gefällige Geſtalt in kurzem Studentenröckchen; Lucie ſah dieſe allein, ihre Wangen färbten ſich mit dunkler Glut, — es war Robert.

Die Muſik, diesmal ungewöhnlich vollzählig, begann: Geigen, Klarinetten und Baßgeige. Der Gerichtsverweſer eröffnete den Ball mit der ſtattlichen Fabrikantenfrau, ein ſchönes Paar, das prächtig tanzte; während das Ackerfeld auf dem Haupt der Dame wogte und ſchwankte, folgte ein adeliger Forſtaſſiſtent ſamt der roſenroten-Tochter des Oberförſters mit Silberlaub, nach ihr die himmelblaue mit Gold im Arme des jungen Fabrikanten, nicht erſtaunlich befriedigt; war noch eine feuerfarbene übrig, die der Kameralamtsbuchhalter erbeutete, ſtaunend über ſeine Keckheit und ſein Glück. Nach dieſen wurde Emilie, die eine vortreffliche Tänzerin war, von dem Oberamtsaktuar entführt und warf im Scheiden noch einen mitleidigen Blick auf Lucie zurück, die nur hie und da die geſenkten Augen erhob und beruhigt eine glänzende Dame um die andre dahinbrauſen ſah. Die zahlreichen noch ſitzenden Mädchen fingen an, eifrig flüſternd die Köpfe zuſammenzuſtecken, um ja nicht als wartende zu erſcheinen; Lucie plauderte nicht mit, es fiel ihr gar nichts ein, was ſie jetzt hätte ſagen können, und ihr Herz klopfte ſo laut, denn jetzt, eben jetzt trat der ſchwarze Samtrock unter die Thür. Ohne lange Wahl ging er auf die Reihe der Damen zu und wählte unweit von ihr Anna, die Tochter des Oberamtmanns, die mit einem Diadem von weißen Roſen ſich wirklich hübſch und ſtattlich ausnahm, ohne einen Blick auf Lucien zu werfen. Die vier Damen aus Backenheim mit den langen Schleifen ſagten beruhigt: „Wir haben gottlob unſre eigenen Herren mitgebracht!“ Es erſchienen wirklich drei Kommis und ein Apothekergehilfe aus beſagtem Ort, die ſich in die viere redlich teilten. Lucie aber, die arme Lucie blieb ſitzen mit etlichen andern; man konnte ſie auch gar nicht mehr ſehen, weil der alte Apotheker in ſeiner Gutmütigkeit ſie unterhalten wollte, und mit ſeiner breiten Geſtalt ſie vollſtändig zudeckte. Sie beachtete das kaum, mechaniſch antwortete ſie auf die Fragen des alten Herrn; es lag ihr gar nicht mehr daran zu tanzen, — war Er doch an ihr vorübergegangen.

Die Kolonne der pauſierenden Paare kam vor ſie zu ſtehen, da ſtand auch Anna im blauen Kleid mit den weißen Roſen. Sie hatte das lachende Geſicht ihr zugewandt; ihr Tänzer Robert ſtand ſo, daß er ihr den Rücken zukehrte; ſo nahe, ſo nahe dem Herzen, das ſo lange von ihm geträumt, ſo ſtill, ſo innig, ſo treu ſeiner gedacht hatte, und er ahnte es nicht, er dachte gar nicht, gar nicht an ſie; er lachte und ſcherzte mit ſeiner Dame, wie er mit ihr gethan, an jenem einen



ſchönen Tage. Luciens Mutter, die oben bei den nicht tanzenden Damen ſaß, ſchlüpfte hinter der Kolonne zu ihr hin, ſetzte ſich neben ſie und flüſterte ihr lächelnd zu: „Mußt kein ſo trübſeliges Geſicht machen, wenn du einmal ſitzen bleibſt, Lucie! das kann dir noch manchmal begegnen.“ Ach, daran hatte ſie nicht gedacht, daß ihr Geſicht traurig ausſah; ihr Mädchenſtolz regte ſich, ſie lächelte der Mutter zu, ſie flüſterte eine heitere Bemerkung über eins der Paare — und die Mutter ſelbſt ahnte nicht, welch lichter Stern leiſer goldner Träume ihrem Kinde in dieſem Augenblick unterging.

Wie ſo ganz anders hatte es Lucie ſich gedacht! Sie hatte Romane geleſen, und nach dieſen war es ja ganz natürlich, daß Robert zuerſt auf ſie zuflog und den ganzen Abend mit ihr, mit ihr allein tanzte. Sie hatte ſich darüber ſchon zum voraus ein bißchen verlegen gefühlt; was würde die Mutter, was Emilie, und was würden die Leute dazu ſagen! Vielleicht auch war er vorſichtiger, tanzte nur hie und da mit ihr; dann konnten ſie um ſo beſſer ungeſtört und unbeobachtet zuſammenreden, reden und was? — Daß ſie all das wirklich gedacht und geglaubt, ward ihr jetzt erſt klar, wo alles vorüber war, — alles.

Der Fortgang war beſſer als der Anfang. Neue Touren kamen, und auch Lucie wurde aufgefordert: der Praktikus engagierte ſie, um mit ihr von Julien ſprechen zu können, der ihr ſtrenger Vater den Ballbeſuch nicht geſtattete; ſelbſt der Löwe mit dem Backenbart ohnegleichen beehrte ſie mit einem Walzer. — Er allein kam nicht. Sie machte wohl keine Eroberung an dieſem Abend und errang nicht den Ruhm einer flinken Tänzerin. Wenn ſie ſich auch auf die Bemerkung der Mutter hin etwas zuſammennahm, mit andern Mädchen auf und ab ging und ſcherzte —

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,

klang ihr als Text aus all den fröhlichen Walzermelodien.

Das Bitterſte von allem war ihr Emiliens Teilnahme. — „Ich begreife es nicht,“ ſagte dieſe empört; „wäre nur ſeine Tante da! ich muß ihm doch eine Andeutung geben.“ „Ich beſchwöre dich,“ flüſterte Lucie, krampfhaft ihre Hand faſſend, „laß ihn nichts ahnen! lieber ſterben, als daß er auf Zureden mit mir tanzt!“ „Nun, wie du willſt,“ meinte Emilie, die heute viel zu thun hatte, ſich die Freundſchaft der Oberförſterstöchter zu erwerben. „Man muß ſich überall wohl dran machen,“ war die Maxime der Mutter, und Emilie ſteckte der einen ihre abgeriſſene Garnitur feſt; vertraute der andern ein Geheimnis, aufgelöſte Locken wieder kraus zu machen, und nähte der dritten das Schuhband an, und bald war die wertvolle Freundſchaft in ſchönſtem Flor. Lucie war froh, ihrer Protektion enthoben zu ſein.

Die Mutter, in der Stille ſelbſt gekränkt über den geringen Erfolg ihres Töchterleins, dem ſie ihre Niedergeſchlagenheit zuſchrieb, meinte, es werde doch ein andermal notwendig ſein, mehr für ihre Toilette zu thun und ſchlug ihr vor, früher nach Hauſe zu gehen. „Ich bin zum Cotillon engagiert,“ ſagte Lucie. Nicht nur die Freude, auch das Leid wollen junge Herzen gern auskoſten bis zum Grunde. „Nun gut, jetzt holſt du ihn im Cotillon!“ flüſterte tröſtend Emilie; aber Lucie holte ihn nicht, ja ſie verſchmähte ihn ſogar, als er ihr mit andern Kavalieren zur Auswahl vorgeführt wurde, und dieſer kleine Sieg des jungfräulichen Gefühls über das ſchwache Mädchenherz half ihr das Köpfchen aufrecht tragen bis ans Ende.

Mit leiſem, langſamem Schritt und ſchwerem Herzen ging ſie an der Seite der Mutter nach Hauſe. Sollte ſie ihr um den Hals fallen und ihr alles, alles ſagen, als ſie ihr gute Nacht bot? Aber was ſagen? es war ja vorüber, ehe es angefangen, und die Mutter würde vielleicht nur lachen, daß ſie ſo jung ſich ſchon ſo etwas in den Kopf geſetzt.

Mit dem Morgen, dem klaren lichten Morgen, kam freilich auch das bittere Herzweh der frühen Enttäuſchung zurück und mit dieſem Leid auch etwas von dem Segen der erſten Heimſuchung, der in großem und gewaltigem Schmerz ſo gut als in dem grundloſen Kummer des Kindes ſeine läuternde Kraft üben kann. Allem Leid, das wir vor Gottes Auge legen können, iſt der Stachel gebrochen, und auch Lucie konnte all ihre wehmütigen Betrachtungen ſchließen mit den Worten:

Dein ewig Treu und Gnade,
O Vater, ſiehet recht,
Was gut ſei oder ſchade
Dem ſterblichen Geſchlecht.

Und ſie konnte mit ruhiger und heiterer Miene zum Frühſtück kommen, wo der Vater lobte, daß ſie doch geſund und friſch ausſehe, „nicht wie ſo ein bleichſüchtiger Dürftel“; ſie konnte ſogar dem neugierigen Luischen einen Ballbericht geben, von dem ſich die Brüder mit ſtolzer Verachtung abwandten.

Sie räumte ihr Stübchen auf, ſie verrichtete alle ihre kleinen Tagesarbeiten. Mit wie heller Stimme hatte ſie geſtern dazu geſungen:

Frühlingsluſt und Glückesſchein
Kehren manchmal bei uns ein.

Nun klang es leiſe, leiſe:

Haben wir auch ſchön geträumet
Von des Glückes Zauberlanden,
Wo ſich ew'ge Freudenkränze
Um die trunk'nen Schläfen wanden,
Und wir wachen auf am Morgen:
Kehren zu des Tages Mühen
Ohne Klagen wir zurücke;
Träume müſſen ja verblühen.

In dieſe ſanfte, wehmütig ergebene Stimmung hinein kam Emilie faſt wie ein Mißlaut. Sie ſah nicht ſehr liebreizend aus, etwas gelblich, mit aufgewickelten Haaren; ſie bewunderte Luciens blühendes Ausſehen, bedauerte ſie äußerſt liebevoll wegen des geringen Ballglücks von geſtern, und Mitleiden iſt zu Zeiten die ſchlechteſte Ehre, die man uns anthun kann. Das gänzliche

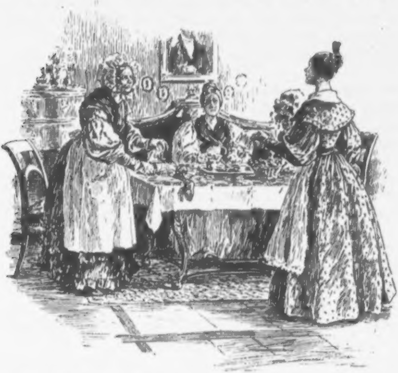
Ignorieren von ſeiten Roberts konnte ſie nicht begreifen und witterte irgend eine geheimnisvolle Intrigue darunter. „Du warſt auch in Wahrheit etwas zu einfach,“ bemerkte ſie, „bedenke die Eleganz der andern! Du biſt ja gewiß hübſch, aber es war möglich, dich geſtern zu überſehen.“ „Mag ſein,“ ſagte Lucie kurz, „wer wehender Fahnen und goldner Kränze bedarf, um mich zu finden, mag wegbleiben.“ — „Nun, nun, nicht gar ſo koſtbar!“ ſagte Emilie; „wenn man ſchon jemand ſicher hat, ſo kann man's etwa riskieren mit der Einfachheit, aber zum Anfang . . .“ Lucie war aber nicht zu Mitteilungen und Herzensergießungen zu bewegen; ein erkühlender Hauch der Welt wehte ſie aus Emiliens Worten an, der ihren kaum erkämpften Frieden wieder zerſtörte. Sie ſehnte ſich ſo, weinen zu können, und Emilie entfernte ſich etwas beleidigt.

Die Einladung zu Lieschen hätte ſie vergeſſen, wäre nicht das kleine Laufmädchen erſchienen, um ſie daran zu mahnen. Sie ging ſo gern. Arbeiten und ſtillſitzen wollte ihr nicht recht behagen, reden und erzählen mochte ſie auch nicht; ſie meinte, daheim müſſe jedermann ihre Herzensgeſchichte auf ihrem Geſicht leſen: mit wahrer Sehnſucht dachte ſie an die friedliche Atmoſphäre von Lieschens Stübchen.

Friedlich und zierlich wie immer war das Stübchen der Schweſtern bereitet. Lieschen hatte den Arbeitskorb beiſeite geſtellt und ſich heute zur Erholung für ihre Augen ein Strickzeug vergönnt; die ſchöne gemalte Taſſe von ihrer Mutter ſelig und das hübſche Rokokokaffeezeug, mit Bocksfüßchen unten und mit roten Aepfelchen auf dem Deckel, ſchmückte den Tiſch, und ſogar ein Körbchen mit Backwerk. Es war Mathildens Amt, den Kaffee zu bereiten und ihr trübſeliges Geſicht hatte ſich bei der Beſchäftigung ein wenig aufgeklärt.

„So, Kind, mach dir's bequem!“ ſagte Lieschen, glücklich, daß ſie auch einmal Wirtin und Gaſtgeberin ſein ſollte. Lucie ſah ſich mit ſtiller Wehmut in dem Stübchen um, das ſie geſtern ſo mit ganz andern Augen angeſehen hatte; es war derſelbe Raum, und doch alles, alles ſo anders!

„Eigentlich verkauſe ich diesmal die Haut, ehe ich den Bären erlegt habe,“ ſagte Lieschen, indem ſie die Honneurs machte; „weißt du, daß ich das Geld für meine ſchönen Linonſacktücher noch nicht bekommen habe? aber es kommt heute nachmittag um ſo gewiſſer. Die Dame war geſtern nicht zu Hauſe; da hab' ich mir ſelbſt indeſſen das Geld zu den Brezeln vorgeſtreckt.“



Es klopfte. Ein elegantes Stubenmädchen trat ein, ein gut Teil eleganter als das gute Lieschen; in der Hand hielt ſie — nicht das Geldpäckchen, nein, o Schreck! dieſelben feinen Linontaſchentücher. „Gnädige Frau laſſen ſehr bedauern,“ meldete ſie in etwas ſchnippiſchem Ton, „die Namen ſind falſch. L. v. M. ſollte es ſein, Luiſe v. Mühlen heißen die gnädige

Frau; ſie können alſo die Taſchentücher ſo nicht brauchen, und da die Namen wahrſcheinlich nicht gut mehr ausgetrennt werden können, ohne die Tücher zu beſchädigen, ſo bedauern die gnädige Frau; aber die Jungfer Berg müßten dann für neue beſorgt ſein und die alten ſonſt verwerten. Meine gnädige Frau können natürlich den Schaden nicht tragen.“

Lucie hatte bei dieſer Schreckensbotſchaft nach Lieschen hinübergeſehen; das gute, zufriedene, runde Geſicht war etwas bleich geworden, ſie hatte unwillkürlich im Schreck die Hände zuſammengelegt. „Es iſt gut, Jungfer,“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme, „ich will alles beſorgen.“ Als die Jungfer, die ſich ſchon auf heftige Remonſtrationen gefaßt gemacht hatte, etwas verblüfft abgezogen war, ſagte Lieschen mit einem leiſen Seufzer: „O, Mathilde, du haſt mir die Namen falſch geſagt!“ „Iſt mir leid,“ ſagte dieſe in ihrem alten trübſeligen Gleichmut. „Aber, armes Lieschen!“ rief Lucie im höchſten Mitleid, „was thun Sie jetzt? es iſt unmöglich, dieſe Namen auszutrennen.“ — „Muß es doch verſuchen,“ ſagte Lieschen ruhig, nur etwas müde und erſchöpft; „neue kann ich nicht kaufen; laß dich das nicht kümmern, liebes Kind, und laß dir's ſchmecken! ‚der Unkoſten iſt ſchon aufgewandt‘, wie man in Schwaben ſagt.“ Und bald kam ſie wieder in ihr altes harmloſes Geplauder, welches vereint mit dem Beiſpiel dieſer Geduld das junge Herz in Ruhe wiegte, ſo daß Lucie ſich auf ihr Leid faſt beſinnen mußte und ſich ihres Herzwehs beinahe geſchämt hätte im Anblick der heiteren Gelaſſenheit des armen Lieschens, dieſes Stiefkinds des Glückes. „Und doch,“ dachte ſie wieder, „Lieschen iſt das nun ſchon ſo gewöhnt, ſie hat auch gar kein Herz, das Bedürfniſſe hat, und was iſt am Ende eine vergebliche Stickerei gegen ein gebrochenes Herz!“

Und Stunde für Stunde, Tag für Tag ſaß Lieschen mit einer feinen Nadel und grub leiſe, langſam, ſorgfältig Fädchen um Fädchen der künſtlichen Stickerei aus, mit unermüdeter Geduld. Mit unermüdeter? ach, nein! — ſie war oft herzlich müde, — aber doch mit klagloſer. Wenn ſie gar zu erſchöpft war, wenn Unmut in ihr aufſteigen wollte, ſo erholte ſie ſich einen Augenblick mit einem Blick in eines ihrer Traktätlein oder in ihr Teſtament. „Es iſt wunderbar,“ verſicherte ſie Lucien, „ich finde jedesmal eine paſſende Stelle, alles iſt wie für mich gemacht.“ Und nach wenigen Wochen zeigte ſie Lucien triumphierend die Taſchentücher, ſchneeweiß gewaſchen und gebügelt, fein geſtickt L. v. M. in den kunſtvollſten Schnörkeln.

„Jetzt ſag mir, Kind,“ fragte ſie frohlockend, „wo findeſt du eine Spur der alten Namen, wo ein einziges zerriſſenes Fädlein an den Tüchern?“

„O, welche Geduld, welche wunderbare Geduld!“ rief Lucie bewundernd und gerührt aus. — „Na, Kind, das iſt die Tugend, auf die ich juſt angewieſen bin,“ ſagte Lieschen; „kein Wunder, wenn ich ſie nach und nach lerne, der liebe Gott gibt mir Zeit dazu.“

Luciens Blicke hingen nachdenklich an dem friedlichen Geſicht, ſo ſchön in all ſeiner Unſchönheit; eine Frage bewegte ihr Herz. Hatte dieſe Geduld ſich auch ſchon an größeren Verleugnungen üben müſſen? oder war ſie, die keinen Anſpruch auf des Lebens und Liebens Freude und Herrlichkeit hatte, auch allem Kampf des Herzens und Lebens fern geblieben? Endlich konnte ſie nicht mehr ſchweigen, mochte es auch unbeſcheiden ſein; ſie fragte halblaut: „Lieschen, liebes Lieschen, nicht wahr, Sie haben nie — jemand lieb gehabt?“

„Ich, Kind?“ fragte erſchrocken das gute Lieschen; „o lieber Gott, was hätt' ich denn vom Leben, wenn ich die Leute nicht lieb haben dürfte? Nein, Gott ſei Dank! dich hab' ich lieb, du böſes Kind, wenn ich dir's gleich nicht zumuten kann, daß dir's auch ſo geht, und meine arme Mathilde und deinen Vater, und, — o, ich kann gottlob die Leute nicht alle zählen, die ich lieb habe!“

„Ach, das weiß ich wohl!“ ſagte Lucie, noch mehr rot und verlegen, „ſo meinte ich's nicht; ich meinte, ob — ob — Sie, was man ſo heißt, — geliebt haben?“ Da Lieschen ſchwieg, ſah das Mädchen auf, ängſtlich, ob ſie ſie nicht beleidigt habe; o Wunder! ein tiefer Purpur bedeckte das unſchöne Geſicht der guten alten Jungfer.

„O Kind,“ ſagte ſie, nicht in ihrem gewöhnlichen, etwas breiten, behäbigen Tone, „es wird dir lächerlich vorkommen, nur ſo etwas zu fragen, wo ſo gar keine Rede davon ſein kann, daß ich jemand hätte gefallen können. Aber du ſollſt jetzt doch hören, was außer dem lieben Gott noch kein Menſch gehört; damit du mich nicht für dümmer und nicht für geſcheiter hältſt als ich geweſen bin. Nur thu mir den Gefallen, und ſetz dich ein bißchen auf die Seite, ſo daß du mir nicht gerade ins Geſicht ſiehſt!“

Mathilde ſaß im äußeren Zimmer und ſtickte Roſen und Maiblumen in einen Klingelzug; ſie hörte nie, was um ſie geſprochen wurde.

„Siehſt du, liebe Lucie,“ begann Lieschen, „ich war zwölf Jahre alt, als ich den unglücklichen Sturz that und mußte viele, viele Wochen und Monate liegen und unendlich viel Kuren durchmachen, bis endlich meine liebe Mutter ſelig einſehen lernte, daß ich nicht mehr hergeſtellt werden könne zum rechten Gebrauch meiner Glieder. Sie nahm's damals viel ſchwerer als ich; ich war durch das lange Liegen und die vielen Kuren ſo herunter gekommen, daß ich dachte, wenn ich nur einmal frei werde von den Aerzten, ſo ſei mir alles andre gleich.

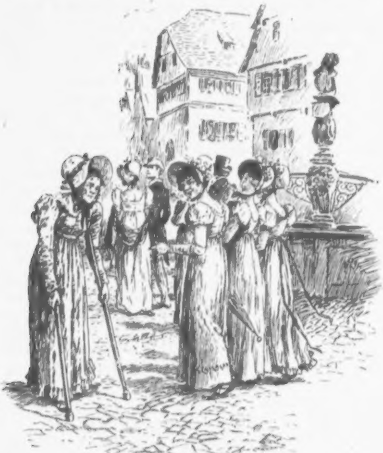
„Als endlich meine Krücken ankamen, die mir allein noch das Gehen möglich machten, da weinte die Mutter bitterlich; ich aber lachte und freute mich, daß ich nun doch unter den andern herumgehen konnte. Ich hatte nichts mehr zu klagen, alle waren gut und liebevoll gegen mich, man trug mich oder führte mich in einem Wägelchen in die Schule, an das Gaffen der Gaſſenbuben war ich bald gewöhnt. Der Lehrer begegnete mir freundlich, die Nählehrerin lobte meine Geſchicklichkeit. Wenn die Mädchen in der Erholungsſtunde im Hof ſpielten, ſo ſetzte man mich auf ein weiches Plätzchen unter dem großen Nußbaum; bei mir war Freiſtätte, wohin man ſich flüchten durfte. Ich bewahrte ihnen Bälle oder Puppen auf, ich mußte Schiedsrichterin ſein in jedem Streit, — ja, ich ſag dir, Kleine, ich war eine Art Reſpektsperſon. Ich fühlte mich vollkommen zufrieden und ganz vergnügt, wenn man mir höhere Krücken machen mußte, als Zeichen, daß ich doch immer noch größer wuchs.

„Die Zufriedenheit blieb ſich freilich nicht gleich; ich kam aus der Schule, ich wurde ſiebzehn Jahre alt, meine Freundinnen mit mir. Meine Schweſter Mathilde wuchs neben mir heran ſchön, ſchlank und blühend, die Mädchen ſchmückten ſich und freuten ſich ihres jungen Lebens; ſie erzählten mir von Bällen und Luſtfahrten, von allerlei lieben Worten, die ſie gehört, von jungen friſchen Hoffnungen und Träumen, ich hörte ihnen zu und lächelte ſie an, aber mein Herz war nicht ſo ſtill. Oft und oft zog es ſich ſchmerzhaft zuſammen und die bittere Frage: warum, Herr, o warum? ſtieg in mir auf und ich konnte keine Antwort finden. Aber ich ſagte es niemand, und ſie merkten es nicht.

„Ich ging immer gern in die Kirche; da wurde mein Herz ſtiller, wenn auch die Stille nicht lange anhielt. So ging ich denn auch an einem prächtigen Sommernachmittag der Kirche zu; alles blühte und duftete draußen, zu allen Thoren ſtrömte es hinaus. Eine kleine Schar junger Leute kam mir entgegen, die Mädchen, meine Schulfreundinnen, in roſenroten, weißen und himmelblauen Kleidern und blumengeſchmückten Sommerhüten: ſie zogen zu einer fröhlichen Waſſerfahrt, lachend und plaudernd, — ich hinkte der Kirche zu an meinen Krücken. „Grüß Gott, Lieschen!“ riefen ſie in heiterſter Laune; „in die Kirche? O du edelmütige Seele, dich ſollten die Pfarrer in Gold faſſen, daß du die leeren Nachmittagskirchen füllſt; ſitz nur recht in die Mitte, damit man dich auch ſieht! Adieu, bet auch für uns!“ Sie meinten nichts Böſes und zogen fröhlich weiter. Ich aber, Kind — — Gott ſei Dank, daß ich jetzt nicht einmal mehr recht ſagen könnte, was damals mein Herz bewegte; all die bitteren Fragen und Klagen, die durch meine Seele zogen!

„Die Kirche war in der That wie ausgeſtorben; mechaniſch ſuchte ich mein Lied und ſang nach, ohne viel auf die Worte zu hören; ich achtete auch nicht auf die tiefe, ernſte Stimme des Predigers, als er das Gebet ſprach; ich hatte nicht die Gewohnheit, den Geiſtlichen anzuſehen.

„Da klangen mir aber beſonders ernſt und bedeutſam geſprochen die Worte ins Ohr: ‚Laſſet uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet iſt, und aufſehen auf



Jeſum den Anfänger und Vollender des Glaubens.‘ — Iſt dir's noch nie ſo gegangen, Kind, daß ein Wort, vor Jahrtauſenden geſprochen und allen verkündet, ein Wort, das du ſelbſt vielleicht ſchon tauſendmal gehört und geleſen, in deiner Seele mit einemmal lebendig wurde, als wäre es für dich, für dich allein und zum erſtenmal geſprochen? Sieh, ſo ging mir's mit jenem Spruch, und jedes der Worte, die der Prediger aus der Fülle eines überfließenden Herzens beifügte, ſenkte tiefer und tiefer den ſeligen Glaubensmut in mein Herz, aus dem ſie geſprochen waren.

„Jetzt blickte ich auf; ein junger, ſchöner Mann, ernſten, etwas bleichen Angeſichts, ſtand auf der Kanzel. Ich hatte ihn nie zuvor geſehen, ich wußte nichts von ihm; aber es ward mir klar beim Blick in ſein edles Angeſicht, daß er aus der Tiefe eigener Ueberzeugung redete; daß auch ihm, jung, ſchön, reichbegabt mit kraftvollem Geiſt und Körper wie er vor mir ſtand, ſein Kampf verordnet war, den er gelernt mit Geduld zu durchlaufen.

„Ich hätte ewig, ewig zuhören mögen; all die Pforten und Pförtlein der Welt, aus denen mir bis jetzt nur Leid und Unfrieden zugefloſſen, ſchloſſen ſich zu, und die eine, ſelige Pforte des Himmelsfriedens that ſich auf.

„Auf dem Heimwege hörte ich wie im Traum die paar alten Weiber, die mit mir in der Kirche geweſen waren, bewundernd reden über die gar ſchöne Predigt des neuen Vikarius; ich konnte mit niemand davon ſprechen. Ich ſchloß mich daheim in mein Kämmerlein, ſo reich, ſo ſelig, ſo voll von tröſtlichen Gedanken, daß ich kaum hörte, wie am Abend Mathilde in dem Zug der jungen Leute mit fröhlichem Lärm nach Hauſe kam — ich beneidete niemand mehr.

„Von da zählte ich mein Leben nur nach den Tagen, an denen der neue Vikar predigte, — ich konnte mich wochenlang im voraus freuen darauf. Abends ſchrieb ich mir ſeine Predigten aus dem Gedächtnis, und hatte daran ins Reine zu ſchreiben und darüber zu denken die ganze Woche.

„Was ich von ihm erfuhr, das ſagte mir, daß er in Wahrheit ſchon einen ſchweren Lebenskampf geſtritten hatte. Er war Hofmeiſter in dem Hauſe eines ſehr reichen Kaufmanns in der Schweiz geweſen. Die einzige ſchöne und junge Tochter des Hauſes hatte eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt, die er erwiderte. Die Eltern hatten nach langem Kampf dem Wunſche des Kindes nachgegeben und ihm ſelbſt ihre Hand angeboten; aber dem geiſtlichen Stand ſollte er entſagen, denn zu einer Frau Pfarrerin paßte das in fürſtlichem Reichtum mit fürſtlichen Anſprüchen erzogene Mädchen einmal nicht. Als Raimund fand, daß ſeine Geliebte ſelbſt zu ſehr an der Welt und ihrer Herrlichkeit hänge, um eine Pfarrfrau nach ſeinem Sinn zu werden, entſagte er ſeiner Liebe und allem Glanz, um als Diener des Worts wieder an die beſcheidene Stelle zu treten, die er jetzt einnahm. Sein Ruf als Prediger, wohl auch die Geſchichte dieſer Entſagung, verbreitete ſich, und bald waren es nicht nur die paar alten Weiber und das lahme Lieschen, welche die Nachmittagskirche füllten. Mich freute das nicht ſo recht; in der ſtillen, leeren Kirche war mir geweſen, als ob ſeine Worte mir allein gälten. Ich beſann mich aber darüber nicht und lebte in ſtiller Freude von einer Predigt zur andern.

„An einem Wochentag, bei ſehr ſchmutzigem, kaltem Wetter hatte ich mich auch, gegen den Rat meiner Mutter, zur Kirche gerüſtet; eine alte, fromme Baſe ſprach bei uns ein, „der Diakonus predigt heute, der Vikar iſt unwohl,“ ſagte ſie beiläufig. — „Da will ich doch lieber bei dem Wetter daheim bleiben,“ meinte ich. „Ei, ei, Lieschen,“ ſagte die Alte und hob den Finger auf, „der Diakonus predigt auch Gottes Wort und der Segen iſt nicht an Menſchenmund gebunden.“ Ich ging ſchweigend zur Kirche, das Wort war wie ein Blitz in mich gefahren; hatte ich wirklich aus aufrichtigem Herzen Gottes Wort geſucht, oder den Menſchen, der es verkündete?

„Ich bat den Herrn von Herzen, er möge meine Andacht ſegnen, auch unter der etwas langweiligen Predigt des Diakonus, und wenn ich gerade nicht alles hörte, was er ſagte, ſo iſt dafür der Herr ſelbſt mit ſeinem Troſt zu meiner Seele gekommen.

„So ganz aufs klare konnte ich mit meinem Herzen nicht kommen; inzwiſchen aber beſchloß ich zum Opfer zu bringen, was mir das Liebſte war, bis mir gewiß ſei, daß ich den Herrn, und den Herrn allein mit lauterem Sinne ſuche. So ging ich nicht mehr in die Kirche, wenn Raimund predigte, obgleich mir's war, als ziehe es mich mit tauſend Seilen, ſo oft ich die Kirchenglocken läuten hörte, und mein Herz mir einreden wollte, es ſei nur heilige Pflicht zu dem Prediger zu gehen, bei dem man die meiſte Erbauung finden könne. Ich traute einmal dieſem Herzen nicht mehr und betete: wenn ich auch hier im Irrtum ſei, ſo ſoll mich Gott darum nicht verlaſſen.

„Und er hat mich auch nicht verlaſſen," ſchloß Lieschen, die eine Weile ſtill vor ſich hingeblickt hatte und ſchaute das junge Mädchen mit einem gar getroſten Lächeln an; „was ich dahingegeben, das hat er mir reichlich vergolten an Frieden und Herzenstroſt, ich habe nie keinen Mangel gehabt. Nicht einmal Raimunds letzte Predigt hörte ich mehr, als er von hier fort kam; aber ich habe ihm tauſendmal Gottes Segen gewünſcht für das, was ich ihm doch verdanke. — Nun, liebes Kind, für dich liegen wohl andre Prüfungen bereit; aber früher oder ſpäter klopft der Herr auch an deinem Herzen an und will ein Opfer. Da wollt' ich dir nur ſagen, daß du davor nicht erſchrecken ſollſt; ſei gewiß, was du Ihm darbringſt, das vergilt er dir tauſendfältig!"

Das war die Herzensgeſchichte des armen Lieschens. Lucie war ſehr ſtill geworden; endlich ſtand ſie auf, nahm Lieschens Hand, küßte ſie, eh' die beſcheidene Seele es ändern konnte, mit inniger Ehrfurcht und Zärtlichkeit und flog hinaus.

Wäre der junge Volkmann nicht in Luciens Nähe geblieben, ſo hätte ſie wohl einen leichteren Kampf gehabt als dereinſt das arme Lieschen, ihren Traum zu begraben; hätte ſie ihr Herzchen hübſch in der Stille gehütet und ihre Lebensaufgabe friſch angefaßt, ſo wäre das alles bald vorübergegangen; das Leben iſt reich, und das Herz hat eine wunderbare Erneuerungskraft. So aber blieb Robert in Feldſtadt, ſie ſahen ſich wieder und traten in die leichten, unbefangenen Beziehungen, die das geſellige Leben einer kleinen Stadt mit ſich bringt. Da war Emilie, mit ihrer beſtändigen Beobachtung, mit ihren Neckereien und Anſpielungen; da war Julie, die Herzensvertraute, mit ihrer innigen Teilnahme, mit dem reichen Vorrat von Liebesgedichten, der ihrem Gedächtnis zu Gebot ſtand, und da war Luciens eigenes, phantaſiereiches, warmes Herz, das wiegte ſich tiefer und tiefer aufs neue in den Traum ein, aus dem ſie doch ſchon ziemlich nüchtern geweckt worden war.

Dem friſchen, geſunden Herzen, das ſeither in einer friedlichen Alltäglichkeit geſchlummert, war dies ſtille Liebesleid ein liebes, ſorgſam gehegtes Schoßkind, gepflegt mit leiſem, leiſem Hoffen und ſüßen Thränen. Ihrer jungfräulichen Würde wollte ſie nichts vergeben, ja nicht; — mehr an ihrer Zurückhaltung, als an ihrem Entgegenkommen hätte Robert erraten können, wie wichtig er ihr ſei, wenn er ſich überhaupt die Mühe gab, zu raten.

Dieſe Zurückhaltung wurde Lucie nicht einmal ſchwer; — es war ſeltſam, daß in ſeiner Nähe, in dem unbefangenen, leichten, geſelligen Verkehr mit ihm, ihr Gefühl mehr zurücktrat, ſo daß ſie es faſt ſelbſt vergeſſen hätte. Erſt in der Einſamkeit ſtellte ſie ſich wieder ſein Bild in idealem Glanze auf, ſann jedem ſeiner Worte nach, und legte ihm tiefen, bedeutſamen Sinn unter, ſaugte ſüße Hoffnung oder bitteres Herzweh daraus. Sie betete nicht um Erfüllung ihrer Wünſche, um ſeine Liebe, — das ſchon wäre ihr unweiblich vorgekommen, ſie betete nur um ſein Glück. So mädchenhaft war ihr Gefühl, ſo ohne Verlangen, ſo ſelig in ſich ihre Liebe, daß ſie kein Arg darin finden konnte, ſie zu nähren.

„Vielleicht liebt er mich im ſtillen und will mich nur prüfen, ob ich ſeiner Liebe wert bin,“ dachte ſie wieder in aller Demut und ſuchte die Tugenden zu erringen, die ihr noch fehlten, um ihm einſt wirklich ein Kleinod bringen zu können, wenn ſeine verhüllte Liebe leuchtend hervortreten würde. Und all die unbewußte Poeſie ihres Herzens floß über in Worten, die niemand zu ſehen bekam, niemand als Julie, die Vertraute ihrer geheimſten Gedanken.

Und er, der ſie heraufbeſchworen
In dieſes Glückes Wunderland?

Ach, er hatte ſo gar keine Ahnung von all dieſen Wundern, die er hervorgebracht! Eitelkeit gehörte nicht zu den Fehlern von Robert Vollmann; es fiel ihm nicht ein, daß das hübſche Backfiſchlein, mit dem er ſich bei der Schlittenfahrt ſo gut unterhalten und das er beim Balle ganz überſehen, mehr für ihn empfinden ſolle, als er für ſie. Er machte gern einen Spaß mit dem fröhlichen, jungen Weſen; eingehende, längere Unterhaltungen, Geſpräche über Litteratur waren nicht ſein Geſchmack, und Lucie ſuchte oft ſolche Geſpräche herbeizuführen. So gern hätte ſie aus dem Mund, der ihr der wichtigſte war, ein Urteil gehört über ihre Lieblingsdichter, Aufſchluß über Fragen, die ihre Seele bewegten; denn daß ſie das alles bei ihm finden könne, bei dieſem Urbild aller Vollkommenheiten, daran zweifelte ſie keinen Augenblick.

„Hör, er kann recht angenehm ſein, aber er kommt mir nicht ſehr bedeutend vor,“ meinte etwas bedenklich Julie, als ſie wieder einmal Gaſt bei Lucien war. „O,“ ſagte dieſe mit ſicherem, ſtolzem Lächeln, „du kennſt ihn nicht! du weißt nicht, welch reicher Geiſt, welch tiefes Gemüt ſich unter dieſer leichten, heiteren Außenſeite birgt!“ „Wirklich?“ fragte Julie noch ein wenig ungläubig, „was haſt du denn für Beweiſe dafür?“ — „Beweiſe? o, ich könnte dir genug geben! aber das iſt nicht nötig,“ ſchloß Lucie, ſelig lächelnd. „Siehſt du, ich glaube an ihn,“ und die enthuſiaſtiſche Julie ließ ſich auch hinreißen von dem Glauben der Freundin; nur konnte ſie viel, viel weniger als dieſe verwinden, daß dieſer Phönix kein Auge haben ſolle für die Blume, die ihm und nur ihm erblühte.

Emilie, die, ſobald ſie keine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, die gefälligſte und aufopferndſte Freundin war, konnte das noch weniger ertragen; obgleich ſie nicht eigentlich in Luciens Vertrauen eingeweiht war, ſo ahnte ſie doch die Wahrheit, hatte aber durchaus keinen Begriff von einer ſolchen ſtillen Blumenliebe. „Die Sache iſt ſehr einfach,“ ſtellte ſie Lucien vor, „entweder du willſt ihn, oder du willſt ihn nicht. Willſt du ihn, nun, ſo könnte man ja ganz leicht, ohne daß du kompromittiert wäreſt, indirekt einen kleinen Wink geben, es iſt oft nur bis man den Leuten den Verſtand macht; willſt du das nicht, oder geht es wirklich nicht — die Männer ſind oft merkwürdig dumm — nun ſo ſchlägſt du dir ihn aus dem Sinn, aber auch ganz. Du biſt noch ſo jung, kannſt lange noch einen Mann bekommen, und ſo ein Verplempern vorher thut nicht gut; die Männer können das nicht leiden, ſie wollen mit Gewalt die erſte Liebe ihrer Frau ſein, auch wenn die Frau ihre zwölfte iſt: darum beſinn' dich nicht lang und mach der Sach' ein Ende!“ So unverſtanden wie Lucie ſich hier ſah, konnte ſie nur Emilien verſichern, daß wirklich gar nichts daran ſei, und ſie beſchwören, zu ſchweigen. „Lieber tauſendmal ſterben, als um eines Mannes Liebe werben!“

Robert indes, dies Ideal, das ſeine außerordentlichen Vorzüge ſo tief verbarg, daß nur ein Auge ſie ahnen konnte, ſchien in der That weder von hoffnungsvoller, noch hoffnungsloſer Liebe erfüllt zu ſein. Er nahm die Pflichten des neuen Amtes nicht zu ſchwer, er fand Zeit zu Ausflügen aller Art und freute ſich höchſt unbefangen ſeines jungen Lebens. Er war ein gern geſehener Geſellſchafter; männliche Koketterie, ein Spielen mit Mädchenherzen kannte er nicht, er wäre auch etwas zu bequem dazu geweſen; aber er liebte es, ſich necken zu laſſen mit dem Glück, das er bei Damen machte.

Luciens Mutter war nicht eingeweiht in das ſchmerzlich ſüße Geheimnis, in dieſe Liebſchaft, „wo der Herr nichts davon weiß“, wie ſich einſt ein naives Fräulein ausdrückte; — aber ſie merkte genug, um zu wünſchen, ihr Kind aus dem Bereich des gefährlichen Neffen zu entfernen. Da dieſer ſelbſt, obgleich ohne eigentlichen Beruf, doch ziemlich ruhig bei ſeinem Onkel vor Anker zu liegen ſchien, ſo ſollte die Lucie eine Zeitlang fort, aber wohin?

Die großartigſte Idee der Familie Weybold, wenigſtens des weiblichen Teils, war der Onkel in Berlin, eine ziemlich unbekannte Größe, aber doch eine Größe. Er war ein Halbbruder der Frau Doktorin, zuerſt das Genie, ſpäter der Taugenichts des Hauſes, da er zwar viel und vielerlei las und ſtudierte, nur nichts Rechtes. Nach der Eltern Tod war er mit dem Reſt ſeines Muttergutes als Privatgelehrter nach Berlin gezogen, hatte dort kein neues Gebiet des Wiſſens erobert, wohl aber das Herz einer reichen Witwe.

Doktor Springer ſchilderte ſeiner Schweſter ſein eheliches Glück mit beredten Zügen, ſprach auch von baldigen Beſuchen in der alten Heimat, von Einladungen an Neffen und Nichten, ſobald ſeine geliebte Luiſe nicht mehr ſo angegriffen ſei. Es ſchien aber die Angegriffenheit fortzudauern und der Onkel von Berlin ward faſt zum Mythus und diente nur noch zu pädagogiſchen Zwecken: „Aber, Lucie, ſitz doch aufrecht! wenn dich ſo die Tante von Berlin ſähe!“ — „Was meinſt du, Franz, beim Onkel in Berlin dürfte man ſo mit den Füßen gampeln?“ — „Nein, wie der Heinrich wieder ſchmutzig iſt! den müßte man verſtecken, wenn der Onkel aus Berlin käme!“

Der Onkel aus Berlin kam nicht; aber er mußte als Hintergrund doch wieder auftauchen, als Frau Doktor Weybold ihrem Mann vorſtellte: „Siehſt du, es muß doch etwas für Luciens Ausbildung geſchehen, wenn ſie je einmal der Bruder in Berlin haben wollte!“ — „Was, Bruder in Berlin!“ meinte ärgerlich der Doktor, „ſeit zehn Jahren ſoll man die Kinder herausputzen und herſtutzen, alles auf den Onkel in Berlin, der ſein Lebtag nicht kommt.“ — „Nun aber,“ meinte die Frau bedächtig, „es liegt gewiß nicht an ihm. Man weiß ja nicht, was Gott beſchließt; ſeine Frau iſt immer krank, und kinderlos ſind ſie auch, wenn er nun eins unſrer Kinder zu ſich nehmen wollte und ſie wären nicht vorbereitet?“ — „Na, laß mich in Ruh' und thue meinetwegen mit dem Mädchen, was du willſt, obſchon ich nicht weiß, was noch für extra Bildung nötig ſei: nähen kann ſie und ſtricken auch, Klavierſpielen lernt ſie ja ſchon ſeit ſechs Jahren ...“

„Aber bei einem Schulmeiſter ...“

„Nun, wer ſoll denn Klavierſpielen können, wenn's nicht ein Schulmeiſter iſt?“

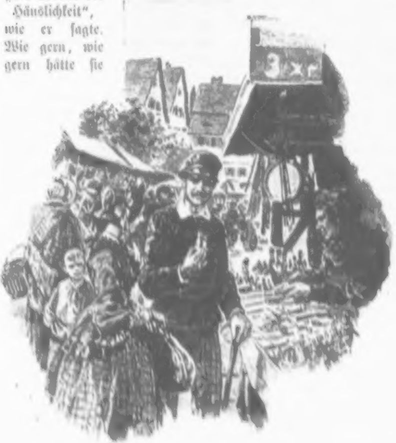
Am Ende aber drang doch die Mutter durch und Lucie kam ein paar Monate in die Reſidenz.

Lucie nahm die Trennung von der Heimat, von dem Orte, wo er war und weilte, gar nicht ſo ſchwer. Sie war ſo reich in ihren Gedanken und Träumen, und Gedanken ſind zollfrei auch in der Reſidenz. Die flogen denn heimwärts, ein gut Teil, während ſie Stickſtunden, Nähſtunden, franzöſiſche Stunden und Muſikſtunden fleißig beſuchte. Sie plauderte und lachte mit den vielen Mädchen, ſie that gerade wie andre Menſchenkinder, und je ferner ihr die wirkliche Geſtalt Robertſ rückte, deſto ſchöner und lichter ſtand das ideale Bild ihres Geliebten vor ihrer Seele, des hohen Sterns der Herrlichkeit, zu dem ſie aufſah, wie zu des Himmels Sternen.

Die Korreſpondenz mit Julien war ein großer Troſt für die Trennung; zu ihr konnte ſie von ihm reden, von dem „Namenloſen“, wie er in ihren Briefen hieß, und Julie konnte durch den Praktikus immer Kunde von ihm erlangen. Sie war viel zu gefühlvoll und freundſchaftlich, als daß ſie nicht Luciens Glauben an den unendlichen Wert des ſtill Geliebten geteilt hätte, und ſo oft ſie ſeufzte: ach, wenn doch Karls Praxis beſſer würde, daß er wagen dürfte, ſich an den Vater zu wenden!

floß immer der Wunſch mit ein: „o Teuerſte, wenn doch unſre ſtillen Wünſche an einem Tage gekrönt würden!“

Und einmal ſah Lucie den Namenloſen leibhaftig und wahrhaftig auf der Meſſe, eben als ſie mit ſchwerbeladener Taſche herumzog, um Kommiſſionen zu beſorgen. O welch wunderbares Ereignis! Er begrüßte ſie freundlich und fröhlich, wie Landsleute ſich in der Ferne grüßen; er ging ein paar Gänge weit mit ihr und kaufte ihr an einer Spielſachenbude ein ſcherzhaftes Marktgeſchenk: eine hölzerne Frauensperſon, die Butter ausrührte, mit angeſetzter Naſe und ſchönen roten Backen, „als Vorbild der Häuslichkeit“, wie er ſagte. Wie gern, wie gern hätte ſie



den Scherz erwidert! Aber ſie wagte das nicht, ſie wagte nicht, länger mit ihm zu gehen; ſo verabſchiedete ſie ſich und ging heim, in glückſeliger Betäubung, immer das butternde Weib in der Hand haltend. „Sie habe es für ihr kleines Schweſterchen gekauft,“ ſagte ſie bei Frau Pfarrer Lindner, der ehrſamen Verwandten, bei der ſie in Koſt und Wohnung war, und niemand argwohnte ein Liebespfand unter dieſer intereſſanten Phyſiognomie; Lucie aber mußte hell auflachen, ſo oft ſie das Stück anſah.

„Faſſe Dich, Liebe!“ ſchrieb Julie; „Du wirſt Robert nicht mehr finden, wenn Du zurückkehrſt; er iſt als Aſſiſtent an das Oberamtsgericht in L. verſetzt. Denke, der hieſige Oberamtsrichter ſagt, er ſei zwar ein jovialer und herzguter Menſch, aber ein fleißiger Arbeiter ſei er keineswegs geweſen; ich mußte lächeln, als ich das hörte. Glaubſt Du nicht, Lucie, daß er vielleicht ein wenig zu viel an eine Freundin von mir gedacht und deshalb zu wenig gearbeitet hat? Auch uns, Teuerſte, dämmert ein Hoffnungsſtern: der Oberamtsarzt zu Berlingen iſt krank, der Wundarzt dort hat ſelbſt den Fuß gebrochen und es bricht dort ſoeben eine Scharlachfieberepidemie aus. Ahnſt Du, Liebe, welch ſüße Hoffnungen mir daraus erblühen? Wie günſtig ſind dieſe Umſtände für einen jungen Praktikus! und dann, dann — krönt bald ſelige Erfüllung unſer geduldiges Warten. Glaube nicht, daß wir unſer Glück auf das Unglück andrer gründen wollen! Ach nein, der alte Doktor wird wieder geſund, und wenn er ſich zur Ruhe ſetzen muß, iſt das nur gut für ihn; des Wundarztes Fuß wächſt wieder gerade und die Epidemie geht vorbei. Es heißt da auch:

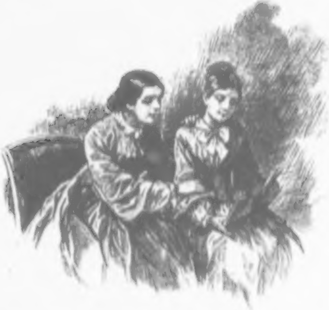
Voran, voran ihr Bittern,
In ſengenden Gewittern,
Wir ziehen heilend, ſegnend nach
Mit klar geſtimmten Zithern,

wie Gottfried Keller ſo ſchön ſingt.“

Lucie nahm die Nachricht, daß ſie Robert nicht wieder ſehen ſollte, mit Faſſung auf, wenn es auch ſtille Thränen koſtete; nur reicher als zuvor ergoß ſich der Quell der Poeſie. Vielleicht, wie Goethe durch den Werther ſich befreite von einer kranken Leidenſchaft, ſollte auch ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine Liebe ohne rechte Wurzel und Lebenskraft ausgießen in Dichtungen, um dann mit klar gewaſchenen Augen im Leben weiter zu gehen.

Der Kurſus der Reſidenzſtudien war beendet, Lucie kehrte nach Haus zurück; ſie kam heiter und fröhlich, wie ein geliebtes Kind in die Heimat kehrt. Sie hatte ein geſundes Kindesherz neben all dem krankhaften Wähnen und Sehnen; den Geſchwiſtern hatte ſie mitgebracht, was nur ihr Herz erfreuen konnte und tummelte ſich luſtig in ihrer Fröhlichkeit. Das ſchöne hölzerne Butterweib aber bekam Luischen nicht; es wurde ſorgſam eingeſchloſſen und nur hie und da hervorgeholt, um die goldene Stunde jener wunderbaren Begegnung zurückzurufen.

Emilie war verreiſt; die Frau Amtspflegerin ſchickte ſie gern auf Reiſen, „um ſich überall nützlich zu machen“, wie ſie ſagte, und weil man nicht weiß, ob ſich nicht draußen ein guter Anſtand findet, wie ſie der Stadtpfarrerin anvertraute: ſo war niemand, der Lucien merkwürdige Nachrichten zutragen konnte, niemand, bei dem ſie wagte, Roberts Namen zu nennen. Nur ſelten hörte ſie ihn zufällig erwähnen, eine Muſik, die dann freilich wieder lange in ihrem Herzen nachtönte. Die Mutter war zufrieden, ihr Töchterlein wieder zu haben; ſie hatte alle Sorgen vergeſſen, die ihr der luſtige Neffe eingeflößt. Lucie begann erſt wieder recht für die Ihrigen zu leben, ſie arbeitete emſig den Tag über, ſie ſprach in Lieschens ſtillem Stübchen ein und teilte ihr die neuerlernten Künſte mit; ſie ſang und ſpielte am Abend. Nur tief in der Nacht, wenn alle andern Lichter erloſchen waren, brannte das ihre noch in dem traulichen Mädchenſtübchen. Da ſchwelgte ſie in ihren lieben Dichtern, in denen ſie immer ſo wunderbare Beziehungen fand auf ihren eigenen Herzenstraum, der immer traumartiger, luſtiger und duftiger wurde; — gut vielleicht, wenn er auch ſo allmählich zerronnen wäre. Julie kam als glückliche Braut, bereits mit einem neuen weißen Shawl, dem Haftgeld der Bräute, bekleidet, den der glückliche Doktor in Hoffnung auf den Ertrag der Epidemie, die noch in ſchönſtem Gange war, angeſchafft hatte. Wie viel, wie unendlich viel hatte ſie der Freundin zu erzählen, wunderbare und nie erhörte Geſchichten; wie ſo ſchön



ſich alles vollends geſtaltet habe, wie ſie im Garten ſpaziert ſei, ſo lange Karl oben beim Vater geweſen, und wie ihr dann der Vater gerufen und geſagt: „Der Herr Doktor hier thut dir die Ehre an, um dich zu werben; ich fürchte, daß du dich nicht wirſt entſchließen können,“ und wie ſie dann Karl angeblickt und Karl ſie, wie Karl ſie ohne weiteres geküßt und zu der Mutter geführt habe. „Und den Gutsbeſitzer Kraus hat er jetzt auch noch, der das ganze Jahr die Gicht hat!“ verkündete ſie frohlockend; „auch drei Judenfamilien, und Juden ſind eine ſehr gute Kundſchaft für einen Arzt, ſie ſterben ſo ungern." Es dauerte viele Abende lang, bis Julie ihr glückliches Herz ausgeſchüttet hatte und bis endlich Raum wurde für Lucien, ihr hoffnungsloſes zu öffnen.

Ach, es hatte ſich gar wenig begeben in der Geſchichte ihrer Liebe, das große Ereignis mit der hölzernen Butterfrau war das einzige; aber das himmelblaue Heft mit Gedichten wurde geholt, „Dornröschen" überſchrieben, weil ſeine Roſen auf den Dornen ſtillen Herzeleides erblüht waren. Vorleſen konnte ſie Lucie nicht, Julie ſah über ihre Schulter und las:

Schwanenlied.

Bald iſt mein irdiſch Weh und Glück verſchwunden,
Denn ſtille naht die letzte meiner Stunden,
Des neuen Morgens Röte ſteigt herauf,
Vollendet iſt des heißen Tages Lauf.
Bald wird dies Herz, das einſt ſo heiß geſchlagen,
Im Grabe liegen, frei von Schmerz und Klagen.

„Biſt du das?" fragte Julie, mit faſt komiſchem Ausdruck die blühende, helläugige Freundin betrachtend. „Ach, ja!" ſagte Lucie errötend; „ich weiß ja wohl, daß ich nicht ſterbe," fügte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu, „ich dachte nur, es müßte ſo ſchön ſein." Julie las fort:

Da möcht' ich an des Grabes dunklen Pforten
Mit lang verſchwiegner, treuer Liebe Worten
Nur einmal, o mein Leben, dich begrüßen,
Nur einmal möchte liebend ſich ergießen
Dies arme, bange, vielgequälte Herz,
Dir nennen all ſein Glück und ſeinen Schmerz.

Und warum ſollte ich dir jetzt nicht ſagen,
Daß ich geliebt dich in der Jugend Tagen,
Daß mir dein Bild mit wunderbarer Macht
Das erſte Glück, das erſte Weh gebracht! —
Der ſtrengen Sitte eiſern Machtgebot
Verſtummet wohl, wenn naht der ernſte Tod,
Und einem Herzen, das in Lieb' gebrochen,
Dem wird ein mildes Urteil wohl geſprochen.

Mit bewegtem Herzen las Julie weiter in der Dichtung die ganze kurze Geſchichte dieſer jungen Liebe, das ſelige Begegnen, — die Zeit der goldnen Träume — die bittere Enttäuſchung. Es war lang, dieſes Schwanenlied, es ſchien, daß das brechende Herz noch leibliche Kraft hatte. Es fuhr fort, nachdem bereits das ſchmerzliche Wiederſehen vorüber war:

. . . .

Und dennoch mußte ich dich ſerner lieben,
Auch ohne Hoffnung bin ich treu geblieben.
Du zogeſt froh des jungen Lebens Bahnen,
Du mochteſt nicht in leichtem Mute ahnen,
Wie oft in heißem, innigem Gebet
Ich zu dem Höchſten um dein Glück gefleht;
Wie ich ihn bat, dir jedes Glück zu ſenden,
Das mir wollt' ſeine Vatergüte ſpenden!
Nun hat er dir ein fröhlich Erdenleben,
Mir hat er mild den ſtillen Tod gegeben.

Vergib mir, wenn in deines Glückes Schein
Ich einen trüben Schatten warf hinein!
Des ſchönſten Erdenlebens reichſte Blüten
Sie ſollen dir das leiſe Weh vergüten,
Und wenn du weilſt im Arm der holden Braut,
Die ihres Lebens Glück dir hat vertraut,
So ſende freundlich einen ſtillen Blick
Auf unſrer Jugend gold'ne Zeit zurück;
So denke ihrer, deren einzig Lieben
Im Leben wie im Tode du geblieben!

Dein Schutzgeiſt werde ich hernieder ſehn
Und für dich wachen in des Himmels Höhn.

. . . .

Weiter konnte Julie nicht mehr leſen; Lucie hatte ihren Kopf tief, zu tief auf das Blatt gebeugt, um die Thränen zu verhüllen, die heiß, unwiderſtehlich aus ihren Augen quollen.

„O du thörichtes Kind!" rief Julie, indem ſie ſie in die Arme nahm, „was für edle Perlen ſchütteſt du da aus für einen, der ihren Wert nicht verſteht! da ſollte mir Karl kommen und ſo achtlos an mir vorüber gehen! Liebes Herz, ſo kann es nicht fortgehen!“ Lächelnd deutete Lucie auf eine andere Stelle ihrer Gedichte, eine Verteidigung ihrer Liebe:

Iſt auch die Lieb' nur leichter Schaum,
So iſt ſie doch ein ſüßer Traum.
Muß ſie ſich auch verſchließen ſtille,
So quillt in ihr doch ſel'ge Fülle.
Sie iſt ſich ſelbſt ein klares Licht,
Sie braucht der Gegenliebe nicht.

„O, du Einfältiges!“ wiederholte Julie; „komm, laß mich nur die Verſe ein bißchen mitnehmen, damit ich ſie daheim in Ruhe durchleſen kann, du bekommſt ſie bald wieder.“ — „Aber, Julie, Julie, ſei vorſichtig damit! es iſt mein innerſtes Herzblut, das ich in deine Hand gebe.“ — „Ja, ja, ſei nur ruhig! ich will's erleben, daß ich dich doch noch glücklich ſehe.“ Lucie ſchüttelte wehmütig das Haupt.

Jahre gingen vorüber mit allerlei Luſt und Leid. Ein Jahr iſt eine inhaltreiche Zeit in einem jungen Leben, jedes hat ein ganz eigenes Geſicht; es geſchieht noch ſo viel in einem Jahr, wenn man jung iſt, darum iſt auch ein Geburtstag, ein Jahreswechſel für die Jugend ein ſo wichtiges Ereignis, und man behält alle Daten in treueſtem Gedächtnis. Später iſt das nicht mehr ſo, obgleich man in der Regel in reiferen Jahren mehr erlebt als in jungen. Die Jahre gleichen ſich da mehr, ſie ſind nicht mehr ſo farbenhell, nicht mehr roſenrot, himmelblau, golden oder tief ſchwarz; es ſind bräunliche, wenn nicht gar graue Schattierungen, und geräuſchlos und unmerklich ſchließt ſich eins an das andere an.

Die Farbe dieſer Jahre hätte nun Lucie ſchwer zu beſtimmen gewußt; roſenrote waren es eben nicht, auch nicht hoffnungsgrüne; himmelblau etwa, die Farbe der Treue, denn kein anderer Herrſcher hatte das eine Bild im tiefen Grunde ihres Herzens verdrängt. Auf dem Blumenbrett vor ihrem Fenſter ſtand zwiſchen Roſen und Myrtenbäumchen ein ſchöner Epheu, um deſſen Stamm, in Blätter verſteckt, ein Papier mit der Inſchrift gewunden war: „Ewig halt' ich das Erwählte.“ So ganz getreu war zwar der Epheu nicht; er hatte zuerſt einen einfachen Stab umſchlungen und jetzt umſchlang er ein künſtlich geflochtenes Gitterwerk, — that aber nichts, es war doch ein Epheu und an den Epheu knüpft ſich nun einmal die ſchöne Tradition von ewiger Treue.

Lucie hatte die Freundin zum Altare geleitet, die durch Epidemien und allerlei ſonſtige Drangſale ihrer Mitmenſchen glücklich ans Ziel ihrer Wünſche gelangt war. In Weiß und Himmelblau, mit weißen Roſen im Haar (ſie verſchmähte ganz helle Farben und heitere Symbole), ein Bild blühenden Lebens, ging ſie der überglücklichen Braut zur Seite. „Wer ſetzt denn dir den Myrtenkranz auf?“ flüſterte die Braut. „Niemand,“ ſagte Lucie mit ſtiller Ergebung.

Doch war ſie heiter genug bei dem Feſt, das ein paar muntere Freunde des Bräutigams belebten. „Und wie freue ich mich, bis du uns beſuchſt! wir haben ein herziges Gaſtſtübchen, das mußt du einweihen,“ rief Julie vor dem Abſchied, lächelnd unter Thränen. „Ach, in der erſten Zeit kann man doch nicht zu euch kommen,“ meinte Lucie. „Aber in der zweiten!“ verſicherte Julie, und der Bräutigam, der es hörte, war ſehr begierig, zu erfahren, welches denn die zweite Zeit ſei.

Nach drei Monaten hatte Lucie angenommen, werde etwa die zweite Zeit eingetreten ſein und hatte die erſte Reiſe unter das eigene Dach der Freundin gewagt. Sie ward mit Jubel aufgenommen und in das neue Stübchen geführt, das mit nötigen und unnötigen Gegenſtänden: gläſernen Lavoirs, geſtickten Kalendern, Handſchuh- und Taſchentuchkiſtchen, gehäkelten, filetgeſtrickten und geflochtenen Hängkörbchen, perlengeſtrickten, lederblumengarnierten Etageren, geſtickten Stiefelziehern, Etuis zu Zahnbürſten und andern ſchönen Sachen zum Ueberfließen voll war.

Ob Lucie trotz der liebevollen Aufnahme bei dieſem Beſuch alles fand, was ſie ſich verſprochen, kann uns vielleicht ein Blick in ihr Tagebuch zeigen, das ſie mit großer Genauigkeit führte.

„So bin ich nun unter Juliens Dach; ach, wie ſchön habe ich mir das gedacht! Sie ſind gewiß auch recht glücklich, und ſehr liebevoll und freundlich gegen mich, aber — es iſt ſcheint's noch nicht die zweite Zeit, und ich hätte vielleicht beſſer gethan, erſt ſpäter zu kommen. Lieber Gott! iſt dies kindiſche Weſen und Thun miteinander die Seligkeit, die ich mir gedacht, wenn zwei Weſen, die ſich gehören, ganz, ganz vereinigt ſind? Iſt dies das tiefe, innige Verſtehen, der Zuſammenfluß der Seelen, der Austauſch der höchſten, heiligſten Gedanken und Gefühle? Habe ich auch nur zwei geſcheite Worte von ihnen gehört? Da ſitzen ſie in der Sofaecke und küſſen ſich und geben ſich die einfältigſten Namen und ſchieben einander das Eſſen in den Mund und verſtecken ſich, und alles läuft dann wieder aufs Küſſen hinaus; verhüte Gott, daß ich einmal ſo lieben ſollte! Ich habe einen neuen Band Gedichte mitgebracht und dachte, Julie werde entzückt davon ſein; behüte, ſo lang der Doktor da iſt, iſt ſie rein ungenießbar; wenn ich vorleſe, ſo ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und flüſtern dumme Sachen; ich kenne Julie nicht mehr. Ich ſagte ihnen offen, daß ich das nicht begreife. ‚Das glaub' ich, liebe Lucie,‘ ſagte der Doktor, ‚um das zu begreifen, muß man ſelbſt den Raptus haben.‘ Vor dieſem Raptus bewahre mich der Himmel! Wenn Julie allein iſt, iſt ſie noch ziemlich genießbar, bis die Stunde kommt, wo ſie ihren Mann erwartet. ‚Laß mich, Lucie! ich kann nicht mehr leſen, mein Männchen kommt, mein Alterle, mein Mäuschen (das Mäuschen iſt ſechs Fuß hoch), ich muß ihm ſeine Pantöffelchen rüſten (ſie ſind ſo groß wie Schifferboote) und ſein Schlafröcklein und ſein Käpplein; es wird ſo erfroren ſein, das arme Männlein.‘ — ‚Es iſt gar nicht kalt!‘ werfe ich ein. — ‚Ach, er iſt doch erfroren, der arme, gute Hammel!‘ verſichert ſie. Dann kommt der gute Hammel, dann geht das Küſſen wieder an; ‚o, armes Männlein, biſt du recht erfroren?‘ — ‚Du armes, liebes, junges, kleines Fraulein, biſt du recht müde? O, es wird ſich ſo müde geſchafft haben, ſo müde, das Weiblein!‘ — ‚Bewahre, ſie iſt den ganzen Mittag bei mir auf dem Sofa geſeſſen,‘ ſage ich. — ‚O nein, es iſt erſchrecklich müde,‘ ſagt er, ‚weil es eben auch noch ſo gar jung iſt, ſo ganz jung und klein‘ (ſie iſt doch bald zweiundzwanzig), und ſo geht's mit Weiblein und Männlein, bis mir ganz ſchwach ums Herz iſt. Die lieben Leute ſehen mich an und beklagen mich im ſtillen, daß ich nicht auch ſchon in dies Himmelreich eingegangen ſei; — ſie ahnen nicht, wie ich mich ſtolz und frei und glücklich fühle gegenüber dieſer Kinderei! ‚Du hängſt an einem Schatten,‘ ſagt Julie; mag ſein,

Aber frei und ohne Wanken,
Unſichtbar und zeitenlos
Steht das Reich mir der Gedanken
Unerreichbar, ſchrankenlos.

„Sei es, daß mein Herz nicht mehr mein eigen iſt; mein Fühlen und Denken und Träumen iſt mein, mein Leid ſelbſt iſt mein Königreich und die Perlen meiner ſtillen Thränen wollt' ich nicht geben um eine Hand voll Bohnen wie die arme Julie.“

Die arme Julie! Mitleiden iſt eine ſchöne Tugend, aber es wird oft gar unnötig verſchwendet. „Die arme Lucie!“ ſeufzten Julie und der Doktor, „wie wird ihr junges Herz oft ſo voll ſein von Sehnſucht nach einem ſolchen Paradies!“ — „Wenn wir ihr nur dazu helfen könnten,“ meinte der mitleidige Doktor, „ſie iſt ein nettes Mädchen und geſcheit . . .“ — „Ich wüßte wohl ein Mittel,“ meinte Julie mit feinem Lächeln. „Du? goldnes Weiblein, Herzblättchen, Zuckerkind, laß hören!“ — „Das behalt' ich einſtweilen für mich.“

Zu den Ereigniſſen dieſer Jahre gehörte auch, daß der Onkel aus Berlin auftrat, nicht in eigener Perſon, wohl aber in Geſtalt einer goldnen Armſpange, die er ſeinem älteſten Patchen Lucie zum Gruß ſandte. Seine liebe Luiſe war immer noch angegriffen, aber er hoffte doch, in einem oder zwei Jahren die Seinigen begrüßen zu können. Die Mutter freute ſich ſehr dieſer Hoffnung; auch Lucie dachte ſich eine ſchöne poetiſche Geſchichte aus, wie der Onkel ſie nach Berlin führen werde, das ſie ſich nach allgemeinen romantiſchen Vorſtellungen als glänzende Hauptſtadt, voll eines Wirbels rauſchender Vergnügungen vorſtellte; wie ſie dann umworben werde von allerlei edlen und vornehmen Jünglingen, die ſie alle abweiſen würde, um dem einfachen Referendär ihr Herz zu bewahren. Vor der Hand wurde ſie noch nicht in Verſuchung geführt; der Onkel kam nicht, und verſank nach der Armſpange wieder in Nacht und Schweigen.

Der Verkehr mit Emilien, ſo angenehm er war, ließ ſtets einen Mißlaut in Luciens Seele zurück; ſie fand ſich nicht mehr ſtill, heiter, ergeben. Die Welt mit ihren Anſprüchen, ihren Freuden, ihrer Eitelkeit ſchlich mit Emiliens beredten Worten in ihr Herz; ſie ſchaute gern in den Spiegel und ſetzte ſich Schönheitsmilch an, wenn ſie lang und oft mit ihr beiſammen geweſen; ſie fand es ſchrecklich langweilig in dem kleinen Neſt und las Romane an den Abenden, wo ſie ſonſt mit den Geſchwiſtern geſpielt.

Um das Gleichgewicht ihrer Seele wiederzufinden, durfte ſie nur zu Lieschen gehen, die ſie mit der gleichen Liebe und Freundlichkeit empfing, mochte ſie nach zwei Tagen oder nach zwei Wochen wieder bei ihr einſprechen. Lieschen hatte immer gerade etwas beſonders Angenehmes erlebt, ſo oft ſie zu ihr kam. Einmal war eine neue Mode- und Muſterzeitung angekommen, einer der beſonderen Lichtpunkte ihres Lebens, und ſie ſchwelgte in neuen Zeichnungen und ſchönen Namen zu Stickereien; oder hatte ſie eine recht erquickliche Betrachtung geleſen, wieder gerade wie für ſie allein geſchrieben; oder war ihr gelungen, aus einem alten Halstuch ihrer Mama ſelig einen Vorhang an einen Toilettentiſch zu fabrizieren, — niemand kam ſo wie ſie dem Gebot des Apoſtels nach: „Seid allezeit fröhlich!“ Lucie wußte nicht, ob ſie ihr Herzensgeheimnis ahnte, ſie ſelbſt vergaß alles „Hangen und Bangen“ am Geſtade dieſes wellenloſen Sees.

„Aber es geſchieht doch auch gar nichts in dieſer Geſchichte!“ klagt vielleicht eine ungeduldige Leſerin. Gewiß, ſie hat recht, das iſt ja im Leben ſo oft das Leiden, daß nichts geſchieht. — Bekanntlich iſt eine lange Windſtille ſchwerer zu ertragen als ein Sturm; da aber dieſe Geſchichte ein treues Lebensbild ſein ſoll, ſo müßt ihr euch auch die Windſtille gefallen laſſen. Einmal geſchieht doch etwas.

Es war etwas geſchehen, das größte Ereignis, das ein Mädchenherz kennt; das ſagt uns ein Blick in Luciens Stübchen, wo ſie inmitten reicher Gaben, ſelbſt in feſtlichem Schmucke ſteht: eine glückliche Braut. Eine glückliche? — nun ja, das ſind ja Worte, die ſo zuſammengehören, daß ſie faſt eines bilden, wie ſollte ſie nicht glücklich ſein? War ſie doch am Ziel ſo lang gehegter ſtiller Wünſche, war doch der blühende Myrtenkranz auf ihrem blonden Scheitel die Krone jahrelanger ſtiller Treue, war doch alles wahr geworden, was ſie kaum mehr zu hoffen gewagt! Gewiß, gewiß, ſie war glücklich, unausſprechlich glücklich! das verſicherte ſie ſich ſelbſt tauſendmal; wie kam's, daß ſie nur für nötig hielt, dies ſelbſt zu ſagen?

Es war ſo gar ſchnell, ſo unvermittelt gekommen, dies wunderbare Glück, auch auf ſo ganz andre Weiſe als ſie gedacht. Wenn ſie es je noch für möglich gehalten, daß ihre ſtillen Wünſche gekrönt würden, ſo hatte ſie ſich ausgedacht, wie ein freundliches Geſchick Robert wieder in ihre Nähe führen müſſe; wie ſie dann in allerlei bedeutenden Situationen zuſamentreffen würden, bis endlich, endlich die Knoſpe der Liebe aufſpringen müſſe.

Während ſie ſo in ihrem Herzenskultus lebte, war ihr Roberts Bild ein immer idealeres geworden, ſeine wirkliche Geſtalt ihr immer ferner gerückt. Sie hegte und pflegte mit Träumen und Liedern ihren Liebesſchmerz wie ein geliebtes Kind. Daneben verkehrte ſie neckiſch und fröhlich nach außen; faſt ſchien es, als ob ſie die demütige Liebe ihres innerſten Herzens zu einem durch ſorgloſen Uebermut gegen das ganze Geſchlecht rächen wollte; nur dieſe Unbekümmertheit um alle Männer hätte vielleicht ahnen laſſen, daß ihr Herz einem gehöre.

„Hör, das iſt eine gewagte Sache,“ warnte ſie Emilie; „willſt du denn wirklich gar keinen andern nehmen?“ — „Hat mich ja noch keiner in Verſuchung geführt,“ lächelte Lucie. — „Je nun, ja, das glaub' ich, wenn man ſo wie du alle auslacht und ſich um keinen kümmert. Weißt du, das kann ſich nur eine Schönheit erſten Rangs herausnehmen oder eine Erbin. Daß man ihnen zu viel entgegenkommt, mögen die Männer nicht; aber das gefällt ihnen, wenn ſie ahnen können, daß man in der Stille ungeheuer viel von ihnen hält.“ An Lucien waren dieſe weiſen Lehren verloren; Emilie aber nahm ſich vor, ihr wider Willen zu dienen.

„So, nun iſt ja Kameralverwalters Neffe als Aktuar angeſtellt,“ ſagte eines Morgens der Vater, ohne die tiefe Röte zu beachten, welche dieſe Neuigkeit auf Luciens Wangen hervorrief. — „Gib acht, was geſchieht!“ ſagte Emilie. — „O, gar nichts,“ verſicherte Lucie; „was ſollte auch geſchehen?“

Da war plötzlich, unvorbereitet, unvermittelt, ein Brief an den Vater gekommen mit einem Einſchluß an ſie — eine

Werbung. Und der erſte Eindruck war bei Lucien nicht jubelndes, überwältigendes Glück, es war faſt Beſtürzung; wie kam das ſo ſchnell? Auch die Worte dieſer Werbung, dieſe wunderbaren Worte, die ſie ſich ſo ſüß und ſchön geträumt, ſie lauteten ſo ganz anders, ſo viel nüchterner! Erſt als der Vater ſich nicht beſonders eingenommen zeigte für die Wahl, als die Mutter bedenklich meinte: „Aber wir kennen ihn doch zu wenig; ich meine faſt, Lucie, du mit deinen Talenten könnteſt andre Anſprüche machen. Ich habe wenig mehr als Späße von ihm gehört; meinſt du, daß er dir genüge?“

Da erſt erwachte wieder mächtig der Herzensglaube der langgehegten Liebe: „O, Mutter, du kennſt ihn nicht! du weißt nicht, wie viel Geiſt und Tiefe hinter ſeiner leichten Außenſeite verborgen liegen, wie edel und rein ſein Herz iſt und — wie ſtill und treu er mich geliebt hat.“ — „Nun, es iſt wahr,“ gab die Mutter zu, „daß er dich ſo lang im Herzen getragen, ſpricht ſchon für ihn; ich glaubte gar nicht, daß er überhaupt an dich denke.“

„Er ſchwieg,“ rief Lucie mit der begeiſterten Ueberzeugung eines liebenden Herzens, „er ſchwieg, weil er noch nicht wagte, um mich zu werben, ehe ſeine Zukunft ſicher war; weil er ohne den vollen Segen meiner Eltern auch nicht mit einem leiſen Wort mein Herz feſſeln wollte, und doch iſt er ſo treu geblieben ohne Worte, ohne Bürgſchaft; o, ich wußte das wohl!“ Der Widerſpruch erſt hatte ſie erweckt zum vollen Gefühl des Glückes.

„Na, wenn die Sachen ſo ſtehen,“ ſagte der Vater, „ſo nimm ihn in Gottes Namen! Geſchichten aufführen kann ich nicht; ich habe nichts gegen ihn, obgleich ich meine, ſo hätteſt du's noch bekommen können, wenn der Markt verlaufen iſt. Schreib du auch in meinem Namen — ich bin kein Briefſchreiber — er ſoll kommen, wenn er will, nur keine Geſchichten!“ Und der Vater ging eilig weg, weil er ſein eigen weiches Herz fürchtete und ſich der Thränen ſchämte.

Brautzeit, du goldner, duftender, ſonniger Frühling, du Zeit des vollſten ſeligſten Glaubens, des unbedingten Vertrauens, ein ſüßer, wonniger Ruhetag für das Herz, ein Sehnen ohne Verlangen, ein Ausruhen im Hafen! Was die Brautzeit für den Mann iſt, — ich kann es nicht ſagen, für ein Mädchen iſt ſie wie ein klarer Sonntagmorgen. Wahl und Qual, Sorgen und Bangen ſind zu Ende, kein Zweifel an die volle ſelige Erfüllung aller Hoffnungen ſchleicht ſich in die Seele; keine äußere Sorge trübt das heitere Bild; doppelt glücklich in der Jugendheimat, deren Liebe man noch in reichen, vollen Zügen auskoſtet, nimmt man den ganzen Himmel künftigen Glückes im voraus in Beſitz. — Welche Braut könnte glauben, daß dies Auge, das ſo zärtlich und bewundernd auf ihr ruht, auch einmal unfreundlich blicken könnte; daß dieſer lächelnde Mund auch ärgerliche Worte ſprechen, daß er — o Entſetzen! ſchelten könnte, wenn ſein Engel, ſein Täubchen, ſein Kind oder wie ſie ſonſt heißt, einmal Geld verlangt! Nicht nur der Tod hat reinigende Kraft, auch das Glück hat ſie; man fühlt ſich rein und heilig, weil man glücklich iſt.

Ach, daß es doch ſo bliebe,
Dies Paradies!

Aber, — es gibt nur eine Verſicherung für Herzensglück, und wenige, o wenige ſind es, die ſich dabei in Zeiten verſichern! Wohl ihnen, wenn ſie ſpäter, und ſei's um teuren Preis, nicht mehr das verſchwundene Glück, aber doch den Frieden der Ergebung, den Segen der Pflichttreue dafür erringen! Es gibt freilich auch Leute, die ſich zu arrangieren wiſſen, und mit Kohl und Rettichen vorlieb nehmen, wenn die Roſen verblüht ſind.

Lucie koſtete die Herrlichkeit der Brautzeit in reichen Zügen: die Beſuche des Geliebten, die mit ſelig klopfendem Herzen erwartet wurden, die jubelnde Begrüßung, die einſamen Spaziergänge, den verſtohlenen Händedruck und die Blicke, die ſich lächelnd ſuchten und begrüßten inmitten der Menge! — Aber manche leiſe Enttäuſchung lief doch mitunter. Zu dem innigen Austauſch der Gedanken und der Seelen, den ſie ſich als das Schönſte gedacht, wollte es nicht recht kommen. Lucien war ſo vieles im Gang dieſer Liebe noch rätſelhaft; wie hatte ſie ſich gefreut, mit Robert bis an die erſte Quelle, bis zum leiſen Keimen des ſüßen Gefühls zurückzugehen! — aber er mochte ſich nie darauf einlaſſen. „Nur nicht ſentimental, Schätzchen!" bat er mit einem Kuſſe, ſo oft ſie darauf kommen wollte; „die Hauptſache iſt, daß man ſich lieb hat, das Wie und Wie lang thut nichts zur Sache." So zog auch ſie einen Schleier über die Vergangenheit; jetzt noch wollte ſie ihm um keine Welt bekennen, daß ſie ihn vielleicht zuerſt allein geliebt, lag ja doch eine ganze, ſchöne, reiche Zukunft vor ihnen; da ließ ſich alles, alles noch einholen.

Auch auf ſeine Briefe hatte ſie ſich ſo ſehr gefreut. Der Briefwechſel war ihr immer als die ſchönſte Zugabe des Brautſtandes erſchienen, und ſie ſchrieb und ſchrieb, trotz alles Neckens der Geſchwiſter und des gutmütigen Scheltens der Mutter, ſie ſchrieb am frühen Morgen und ſpät in der Nacht: aber die Antwortbriefe, denen ſie mit ſehnſüchtigſter Ungeduld entgegenſah, kamen ſo ſelten, ſo kurz! „Schätzchen, du weißt, das Briefſchreiben war nie eine Männertugend; ſchon der Apoſtel Paulus hätte den Brief an die Römer nicht geſchrieben, wenn er's ihnen hätte mündlich ſagen können. Deine Brieflein freuen mich ungeheuer; ſei nur fernerhin ſo großmütig! Was ſollte ich dir ſchreiben? daß ich dich lieb habe, weißt du ſchon, und ein Aktuar erlebt keine ſo allerliebſten Sachen mit Blumen und Träumen und Poeſien wie ein junges Fräulein."

Zu Lieschen kam ſie immer noch oft und gern; ihr ſchüttete ſie das Herz aus, wenn ſie das Heimweh des Abſchieds quälte; bei ihr fand ſie ein allezeit freundliches Ohr, wenn ſie ihr die ſichtbaren und unſichtbaren Vorzüge ihres Bräutigams ſchilderte, und Lieschen half ihr ihre goldnen Zukunftspläne ausmalen, während ſie feine Ueberzüge zur Ausſteuer für ſie ſtickte. Luciens glückliches Verhältnis mit Lieschen war zu Anfang in großer Gefahr geſtanden. „Zu Lieschen müſſen wir zuerſt," hatte ſie bei Roberts erſtem Beſuche geſagt; „das iſt meine treueſte Freundin, keine freut ſich ſo herzlich wie die über unſer Glück." — „Ja, Kind," begann Robert zögernd, „da bin ich in einiger Verlegenheit; ich kann faſt nicht mit dir gehen." — — „Wie? doch nicht, weil ſie alt und lahm iſt und nicht ſchön?" fragte Lucie erſchrocken. „Keineswegs, Beſte; vorausgeſetzt, daß meine Braut hübſch iſt, ſtelle ich der übrigen Menſchheit frei, ſo häßlich zu ſein, als ihr beliebt; aber ich fürchte, dieſe reſpektable Perſon könnte ſchwer beleidigt ſein." — „Durch dich?" — „Nicht gerade, aber, um das Verbrechen zu geſtehen: Ich fuhr ſchon vor Jahren, als ich hier war, mit dem Aſſiſtenten Balzig in einem Einſpänner hinaus, als gerade die beſagte ehrenwerte Perſon an Krücken, wie das ſo ihre Eigenſchaft iſt, vor uns herging und nicht ſchnell ausweichen konnte, ſo daß ich kaum das Pferd zurückzuhalten vermochte. Balzig aber rief ärgerlich laut genug: „Na, die alte Schachtel ſollte nicht auf Fahrwegen gehen!" Die Jungfrau wandte ihr rundes Angeſicht und hatte ſcheint's alles gehört. Nun that mir's gleich ungeheuer leid, und es geniert mich wirklich, zu ihr zu gehen; kann ſie ja nicht wiſſen, von welchem von uns beiden jener ungalante Ausruf kam." — „O, da muß ich freilich erſt zu ihr und ihr ſagen, wie unſchuldig du biſt!" rief Lucie und eilte zu Lieschen, um ihr ſo ſchonend als möglich beizubringen, warum Robert ſich ſcheute, ſie zu beſuchen. — „Und das iſt alles?" fragte Lieschen lachend, „daß ſein Freund mich eine alte Schachtel geheißen? Und wenn er's ſelbſt gethan hätte, meinſt du, ich habe das zum erſtenmal gehört? Ich will dir ſagen, Kind, eine Schachtel iſt gar nichts ſo Schlimmes, zumal eine alte. Siehſt du je einen Boten mit einer Schachtel, ohne daß ſie dich ſo recht lockend und verheißungsvoll anſieht? eine Erinnerung an Traubenſchachteln, Weihnachtsſchachteln und an allerlei gute Dinge? Haſt du je etwas Unangenehmes in einer Schachtel erhalten? und die vielerlei Reſte von Siegeln auf alten, vielgewanderten Schachteln, erzählen ſie nicht ganze Geſchichten von ihren weiten Reiſen; von Freuden, die ſie gemacht, von fröhlichen Ueberraſchungen und milden Spenden? Wollte Gott, ich wäre ſo eine alte Schachtel, die ſchon recht viel Vergnügen in der Welt herumgetragen! Das Schlimmſte, was man einer Schachtel nachſagen kann, iſt, daß ſie leer ſei; davor muß ich mich denn eben ſchön hüten. Nein, Kind, komm du nur mit deinem Liebſten, wenn er die alte Schachtel nicht fürchtet!“ Robert kam, und kam wieder; er fand ſich ganz behaglich bei der alten Jungfer, bei ihrem friedlichen Lächeln und guten Humor. Auch Lieschen gewann ihn lieb und hatte gern ihren Spaß mit ihm; doch betrachtete ſie oft nachdenklich das junge Pärchen, und wenn Lucie ihr glückliches Herz bei ihr ausſchüttete, ſagte ſie freundlich nickend: „Ja, es iſt ein guter Kern in ihm; Gott helfe dir, daß du ihn zu Tage bringſt!“

Heute alſo ging die Brautzeit zu Ende und während wir ſie durchflogen, hat die Braut die Grüße und Glückwünſche all der Gäſte empfangen und tritt an der Hand der tiefbewegten Mutter dem Bräutigam entgegen, mit ahnungsvollem Schauer, mit dem ſtolzen Gefühl, das in dieſem Augenblick auch die demütigſte Seele überſchleichen kann, dem Gefühl, daß ſie ihm eine königliche Gabe gibt: all ihr Sein und Fühlen und Wollen, ein volles, reines Mädchenherz.

Und wenn ſie in dieſem Augenblick dem Mann, ihrem künftigen Herrn mit jungfräulichem Stolze nahte, ſo beugte ſie ſich um ſo tiefer in kindlicher Demut vor den Eltern im leiſen, reuevollen Gefühl verſäumter Pflichten; zumal vor dem Vater, bei deſſen tiefer Rührung ihr jetzt erſt klar wurde, wie es an ihr geweſen wäre, ſeine Liebe zu ſuchen, ihr zuvorzukommen, ſtatt daß ſie bei ſeiner trockenen Außenſeite ſich gewöhnt hatte, trocken neben ihm herzugehen; ſie meinte, ihm alle ihre Liebe nun auf einmal zeigen zu müſſen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Emilie, des bezaubernden Eindrucks gewiß, den ſie machen mußte, Granatblüten in den ſchwarzen Locken, die den blendend weißen, blühenden Teint, ein Meiſterſtück der Kunſt und der Natur, hervorhoben, nahm den Arm des erſten Brautführers; ein ſchüchternes, blondes Bäschen des Bräutigams folgte mit ihrem Kavalier; Schweſter Luischen als heranblühendes Fräulein zum erſtenmal in ihrem Leben mit Roſen im Haar, durfte die Braut begleiten; dann kamen die Brüder in ſchwarzen Samtjacken und neuen Mützen möglichſt kultiviert, die Mutter und Julie im Blondenhäubchen und der ganze Zug der andern teilnehmenden Freunde.

Luciens ganze Seele war verſenkt in die heilige Handlung; ſie wagte nicht, die Augen zu erheben zu dem, der ihr zur Seite ſtand, jetzt ihres Lebens Hort und Halt. Mit demütiger Seele nahm ſie alle Ermahnungen des Geiſtlichen in ihr Herz auf und fühlte ſich faſt verlegen, wenn ſie dieſer auch an Robert richtete, und doch iſt die Hochzeitrede faſt die einzige Gelegenheit, wo auch den Ehemännern, in ihrer Eigenſchaft als ſolche, gepredigt wird. Den guten Frauen predigt man das ganze Leben durch, als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Witwe. Wir haben eine ganze Litteratur von Ermahnungen an Frauen, und während man ihnen aufs dringendſte empfiehlt in tiefſter Demut zu verharren, legt man das ganze Gewicht der Verantwortung für das Wohlſein des Hauſes, das Gedeihen der Kinder, für das zeitliche und ewige Glück des Gatten auf ihre ſchwachen Schultern. Das iſt alles recht ſchön und gut, auch wahr, und die Frauen dürfen ſich's gerne geſagt ſein laſſen; die wenigſten unter uns haben nur die Hälfte davon erfüllt. Aber ich wünſchte doch, daß auch jemand ſich die Mühe nehme, den Männern zu predigen, ihnen zu ſagen, daß da nicht nur ihre Frau iſt, die ſie zu ernähren und anſtändig zu behandeln haben, ſondern eine unſterbliche Seele, die in ihre Hand gelegt iſt, der ſie zum Licht und Führer oder zum Verderben werden können; eine Blume, die nicht nur ein anſtändiges Plätzchen im Garten braucht, wo man ſie unbehindert ſtehen läßt, ſondern auch milde Luft und Sonnenſchein, wenn ſie dem Hauſe blühen und duften ſoll.

Glücklich die Frau, die aufſehen darf mit voller Liebe und unbeſchränktem Vertrauen zu dem Herrn und Haupt ihres Hauſes, der ihr mehr gibt als den frommen Wunſch: ſo ihr aber Nahrung und Kleider habt, ſo laßt euch genügen! Glücklich das ganze Frauengeſchlecht, wenn die Männer zeigen, daß ſie der Ermahnung nicht bedürfen; daß ſie aus freiem Triebe die Frau in Liebe reich machen wollen aus der Fülle eines ſtärkeren Geiſtes, um, was ſie hingeben nur reicher und ſchöner von ihr zurückzuerhalten!

Die heilige Handlung war vorüber. Lucie konnte all die teilnehmenden Glückwünſche nur mit einem ſtillen Händedruck erwidern; es verlangte ſie nach der Hand deſſen, dem ſie nun eigen war; ihr war, als ſei ihr jede Brücke weggezogen und ſie ſtehe mit ihm auf einer Inſel allein, ganz allein über der Welt. Er verweilte noch bei ſeinen Freunden. Jetzt wendete er ſich zu ihr, ihr Auge erhob ſich in tiefer Liebe zu ihm. „Nicht wahr, ich darf den Frack jetzt ausziehen?“ waren die erſten Worte, die ſie von ſeinen Lippen vernahm, ſeit er ihr angetraut worden für das Leben. Ein kalter Stich fuhr durch ihr Herz; aber er ſah ſie mit ſeinem alten gewinnenden Lächeln an und wiſchte ihr die Thränen ab und ſagte auf ihren fragenden Blick halblaut: „Weißt, Schatz, das Beſte behält man für ſich!“ daß ſchnell wieder der Glaube an den tiefen Wert ſeines Innern wuchs, den die leichte Außenſeite nur verhüllte, und bald war ſie die heitere Königin des fröhlichen Hochzeittiſches, nur ſtill, viel ſtiller als ſonſt; das war ja natürlich.

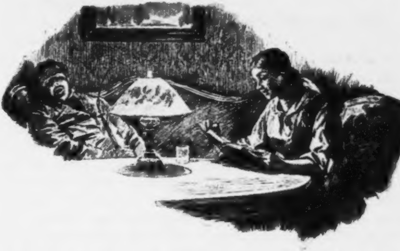
Lucie war eine junge Frau, gewiß auch ein fröhlicher Zeitpunkt im Leben des Weibes: das erſte Gefühl der Selbſtändigkeit, das Schalten und Walten in dem neuen, hübſch eingerichteten Beſitztum; das Gefühl, der Mittelpunkt viel freundlicher Aufmerkſamkeit zu ſein: — die Welt iſt nicht halb ſo böswillig und klatſchſüchtig, wie man ihr nachſagt — eine junge Frau an einem neuen Ort wird meiſt mit wohlwollenden, freundlichen Augen angeſehen; junge Mädchen fühlen ſich geehrt durch ihr Zuvorkommen, ältere Frauen protegieren ſie gern und geben ihr häusliche Ratſchläge. — Und die eigene Heimat! das trauliche Zuſammenſitzen an dem kleinen Tiſchchen, der zärtliche Abſchied am Morgen, die fröhliche Begrüßung am Mittag; einſame Streifzüge und Entdeckungsreiſen in der Gegend, die erſten lieben Gäſte, die man ſelbſt bewirtet! — Kein Wunder, daß junge Frauen ſelten viel arbeiten, — das Glück iſt ihr Beruf. Auch Lucie genoß all dies Glück und war jung und lebensfroh genug, um ſich der goldnen Tage zu freuen; auch war ſie nicht mehr ſo vernünftig wie damals, als ſie Juliens Thorheit beſeufzt hatte. Sie räumte ihre Zimmer ein und aus wie ein Puppenhaus, errichtete heute den Salon, wo geſtern das Schlafzimmer geweſen war; ſie ließ ſich in Kaffeeviſiten einladen, um mit „ſchrecklichem Heimweh“ zu ihrem Liebſten zurückzukehren; ſie kochte eigenhändig ſeine Leibgerichte und erzählte ihm von den wunderſamen Erſparniſſen, die ſie machte. Allmählich hörten die einſamen Spaziergänge auf; die Abende waren warm und ſchön, man ging in einen Geſellſchaftsgarten und machte Sonntags einen Ausflug an benachbarte Orte. „Schätzchen, nur nicht ſentimental!“ bat Robert, ſo oft ſie der ſchönen ſtillen Gänge der erſten Wochen gedachte; ſie lachte und ging willig mit in den Biergarten. War das die „zweite Zeit“? Es war eine heitere, luſtige, abwechslungsreiche. Lucie ließ ſie ſich gefallen und doch dünkte ſie ihr oft wie ein proviſoriſcher Zuſtand; das rechte, eigentliche Leben, meinte ſie, müſſe erſt kommen.

Lucie hatte vor der Hochzeit die ſchönſten Pläne für Lektüre und Studien gemacht; ſie wollten zuſammen Franzöſiſch treiben, Engliſch und Italieniſch lernen; das Leben dünkte ihr viel zu kurz, um nur zur Hälfte mit dieſen Plänen fertig zu werden.

„Was leſen wir zuerſt?“ war die große Frage. — „Nun, was wir haben,“ meinte Robert phlegmatiſch; „par exemple den Schiller, der nächſt dem Corpus juris und einem alten Kommersbuch derzeit meine Bibliothek bildet.“ — „Gern,“ rief Lucie, „wenn ich ihn auch auswendig weiß, zuſammen haben wir ihn noch nicht geleſen.“ — „Aber Vorleſen iſt nicht meine Paſſion; ich muß genug ſchreien in der Amtsſtube; lies du, Schätzchen!“ — „Herzlich gern.“ — „Die warme Luft macht müde,“ ſagte der Zuhörer und arrangierte ſich in der Sofaecke. Lucie begann die Braut von Meſſina; wie lange waren ihre geliebten Dichter, die Freunde und Gefährten ihrer goldenen Jugend, vergeſſen gelegen! Sie las ſich ins Feuer, all dieſe ſchönen Klänge waren ja ganz ihr eigen, ihre eigene junge Seele hatte ſie darin niedergelegt; ſie fand wieder all ihre erſten roſigen Träume, ſelbſt nach ihrem Robert ſah ſie lange nicht, bis ſie endlich bei den Worten: „Das iſt der Liebe heil’ger Götterſtrahl, hier gilt kein Widerſtand und keine Wahl!“ nach ihm hinüber blickte. Ein lautes Schnarchen tönte vom Sofa her, Lucie ward ſtill und las für ſich; — es war alles nicht mehr ſo herrlich, doch las ſie weiter, bis ſie tief in der Nacht ſich erhob und Robert weckte. „Ja, ſiehſt du, Schätzchen, drum war ich gar müde; ſchade, daß ich es verſäumt, du haſt gewiß prächtig geleſen!“

Am nächſten Abend wurde abermals der Verſuch gemacht, vorzuleſen und wieder mit demſelben Erfolg, bis Robert endlich vorſchlug: „Weißt was, Schätzchen, das gar zu ſolide Leben bin ich nicht gewöhnt; wie wär’s, wenn ich zur Abwechslung wieder einmal einen Abend ins Adlerkränzchen ginge? du könnteſt ſonſt in Gefahr kommen, für eine kleine Haustyrannin zu gelten.“

Lucie gab es lächelnd zu und fand zu ihrem Erſtaunen, daß ihr der einſame Abend zu Haus auch behaglich war. Aus dem einen Ausgangsabend wurden allmählich ſechs, am Sonntag blieb Robert zu Hauſe und — ſchlief: „Sonntag iſt ja der Ruhetag.“ Lucie las für ſich Schiller und Goethe, ſie las und las, was ſie habhaft werden konnte; ſie abonnierte ſich auf eine Leihbibliothek und erhielt da langes und kurzes Futter für ihren Leſehunger; die langen Abende wurden ihr oft ſehr kurz. „Kommſt du ſchon?“ fragte ſie meiſt, wenn Robert, der ziemlich regelmäßige Stunden hielt, gegen elf Uhr nach Hauſe kam. — „Schon? ein ſcharmantes Weibchen! Das werde ich den Neidern ſagen, die dich für eine Haustyrannin gehalten; es iſt eigentlich nicht mehr ‚ſchon‘, Schätzchen, es iſt ‚erſt‘! Schließ eiligſt dein Buch und laß uns zur Ruhe gehen!“ Lucie gehorchte. Auf ihrem Nachttiſch lagen die Bibel und das Gebetbuch, aus denen ſie in den Mädchenzeiten jeden Abend unverbrüchlich ihre Andacht gehalten hatte. „Noch leſen, Teuerſte?“ proteſtierte der Gatte. „Unmöglich! du haſt geleſen genug; jetzt muß das Licht alſobald gelöſcht werden, das iſt meine Bedingung.“



„Nur noch,“ entſchuldigte ſich Lucie halb verlegen, „ein Kapitel aus meiner Bibel, ich war das immer ſo gewöhnt.“ — „Habe gar nichts dagegen, Schatz, du hätteſt lange Zeit gehabt zum Bibelleſen; jetzt aber bitt ich dich, löſche das Licht, kannſt ja heute abend aus dem Herzen beten!“ Gewiß konnte ſie das, auch lagen ihr ja ſchöne Bibelſtellen genug im Gedächtnis, an denen ſie ſich erbauen konnte; „das bloße Leſen thut's nicht,“ ſagte ſie ſich, „das wäre eine Art Aberglauben, es iſt die Herzensſtimmung, welche die Andacht macht.“

Dieſe kleine Scene wiederholte ſich faſt jeden Abend. Lucie nahm, wenn Robert ausgegangen war, Bibel und Gebetbuch mit ins Wohnzimmer, um vorher ihre Andacht zu halten; aber — der Roman war ſo gar ſpannend, ſie wollte nicht ohne Not vorher aufhören, nach der Bibel konnte ſie doch nicht mehr Romane leſen, und — ehe ſie ſich's verſah, kam Robert nach Hauſe, das Licht mußte gelöſcht werden, und ſie verſuchte aus dem Herzen zu beten. Aus einem immer zerſtreuteren und unruhigeren Herzen kam dies Gebet, immer fremder wurde ihr ihre Bibel; ſie ſchlug ſich hie und da noch einzelne Stellen darin auf, aber ſonſt wußte ſie nicht viel mehr damit anzufangen. „Bibelleſen macht noch nicht fromm,“ „Kirchgehen allein macht nicht fromm.“ Ach, freilich! es gibt noch eine Menge ſolcher anſcheinend äußerlicher Dinge, die alle es nicht machen. Ein Schritt vom Weg ab führt dich noch nicht irre, auch nicht zwei, auch nicht zehn, du haſt den rechten Weg ja immer noch im Auge, du kannſt darauf zurückkehren, ſobald du nur willſt; aber ein Schritt um den andern führt dich allmählich ab, weiter, weiter, unverſehens kommt eine Wendung und der rechte Weg iſt deinen Augen entſchwunden. Möge es dir möglich ſein, ihn wieder zu ſuchen und zu finden!

Es gibt eine Freiheit, die zum Zwang führen muß, es gibt auch einen Zwang, der zur Freiheit führt.

Freier Gehorſam, freie Liebe iſt wohl erſt das Rechte und Wahre; aber wir dürfen auch im Gebiete des geiſtigen und geiſtlichen Lebens nicht immer auf die freien Regungen warten, wir müſſen unſer Herz dazu erziehen. Es iſt gewiß die ſchönſte Freude der Mutter, wenn das Kind in ihre Arme eilt mit dem Ruf: „Ich will bei dir bleiben, weil mir da am wohlſten iſt;“ aber auch ehe es ſo weit kommt, iſt es ſchön, wenn das Kind die verlangenden Augen abwendet von dem luſtigen

Treiben der Geſpielen und ſich zur Mutter wendet: „Ich will bei dir bleiben, weil du es willſt.“

„Aber Glauben und Liebe iſt ja Gnade und nicht unſer eigen Thun,“ wirft man ein. Gewiß! Gnade iſt es, unausſprechliche Gnade, wenn ſich den harrenden Jungfrauen die Thüre öffnet, aus der das wunderbare Licht der Herrlichkeit ſtrahlt; aber doch ſind ſie angewieſen, ihre Lampen brennend zu erhalten; doch ſchließt ſich die Thüre vor denen, die ſie, nicht einmal in bedachter Schuld und Sünde, nur in ſorgloſem Leichtſinn erlöſchen ließen.

Die himmliſche, wie die irdiſche Liebe bedarf der Pflege; Lucie verſäumte ſie bei beiden.

Sie hatte ſich das alles freilich einſt anders geträumt in ihren Mädchentagen: einen ſtarken, ernſten, treuen Führer, ein leuchtendes Vorbild auf dem Weg zur Höhe. Und auch als dies Ideal ſich aufgelöſt hatte in ein harmloſes fröhliches Menſchenkind, hatte ſie ſich's wieder ſchön gedacht, gemeinſam nach einem Ziel zu ringen und zu ſtreben, gemeinſam die eine köſtliche Perle zu ſuchen. Sie hatte beides nicht gefunden, ſie fand auch keinen Unglauben, keine Feindſchaft gegen ihren Glauben; o bewahre! Robert fand das alles recht ſchön und gut, er hatte gar nichts gegen eine religiöſe Frau; er war nur gegen alles, was er pietiſtiſches Kopfhängen und Eifern nannte; er wollte, wie der große König Friedrich, jeden nach ſeiner Façon ſelig werden laſſen.

Und mehr und mehr gewöhnte ſich Lucie an dieſe gemächliche Straße, ſie gingen friedlich, ohne Streit darauf zuſammen. Es ließ ſich gut leben mit Robert, aber wohl, recht innerlich von Herzen wohl ward ihr nicht dabei.

Drei Jahre waren vorübergegangen und wieder einmal war der Abend von Luciens Geburtstag. Sie war allein; — ſehr allein fühlte ſie ſich, und es iſt ein anderes um die Einſamkeit einer Frau und um die eines Mädchens, wenn nicht das Alleinſein notwendig in den Verhältniſſen bedingt iſt. Die Mädcheneinſamkeit iſt eine ſelbſtgewählte, eine reiche, lebensvolle; die der Frau hat ein Gefühl des Verlaſſenſeins in ſich; wenn ſie nicht mehr traurig iſt, ſo iſt ſie öde oder gefährlich.

Luciens Vater war geſtorben, ſchnell und unerwartet, das Opfer einer Seuche, die er jahrelang ſchon ungefährdet behandelt hatte; ihr älteſter Bruder war Landwirt und die rüſtige, thätige Mutter war mit Luischen zu ihm gezogen auf einen entlegenen Hof; ſo war ihr die Jugendheimat, auf die ſie ſich ſo ſehr gefreut hatte, ſchon jetzt verſchloſſen.

Lucie war durchaus keine unglückliche Frau, auch die heutige Einſamkeit war eine zufällige. Der Poſtmeiſter, der die Jagd gepachtet, hatte einen fetten Rehbock geſchoſſen, mit dem er dieſen Abend die Herren des Städtchens regalieren wollte; Robert würde vielleicht zu Hauſe geblieben ſein, wenn ſie ihn darum gebeten hätte; warum aber hätte ſie ihn bitten ſollen?

Lucie hatte kein Kind, und viel von der unbefriedigten Sehnſucht ihres Herzens ſchob ſie auf Rechnung dieſes unerfüllten Wunſches; ſie glaubte ſich berechtigt zu ſtundenlangem Hinbrüten über dies verſagte Glück und mußte bei jeder Veranlaſſung denken: „Ach, alles wäre eben anders und alles ſchöner, wenn wir Kinder hätten!“

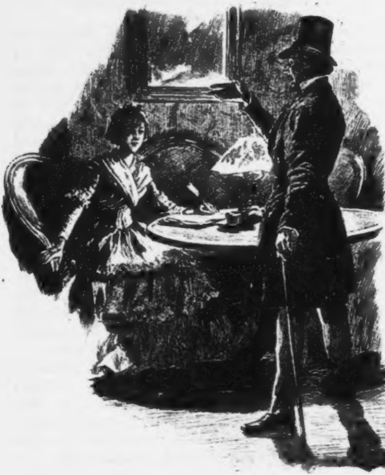
Sie war lange ihres Wegs gegangen, ohne einen Haltpunkt zu machen, und ſie wäre vielleicht auch heute nicht dazu gekommen, wenn nicht eben ihr Leſevorrat erſchöpft geweſen wäre. Sie war ſelten ganz allein mit ihren Gedanken, diesmal aber rief ihr die Stille, die ſie umgab, einmal wieder die vergangenen Tage zurück; jenen Geburtstag mit der Schlittenfahrt, den Ball mit der bitteren Herzenstäuſchung, ihr langes, ſtilles Lieben und Hoffen; den Tag, der ihre leiſen Wünſche gekrönt; — aber ſie mochte ſich nicht gerne in dieſen Bildern ergehen, was ſie ſich früher ſo ſchön gedacht. Es lag etwas Unklares dazwiſchen, ſie hatte ſich mit Robert nie recht verſtändigt über den inneren Gang ihrer beiderſeitigen Herzensgeſchichte; ſie hatte eine geheime Scheu, es zu thun und jetzt kam gar nie mehr eine Zeit, wo eine innere Verſtändigung möglich geweſen wäre, ohne daß eine Schuld, ein Streit ſie getrennt hätte; ihre Wege liefen nicht auseinander, aber ſie liefen getrennt nebeneinander her; Ein Weg war es nicht mehr.

Ihre Schuld war es nicht, daß es ſo gekommen, das ſagte ſich Lucie immer wieder, ſo oft das Bild der Ehe, wie ſie es ſich einſt gedacht, und der, wie ſie jetzt war, vor ihre Seele trat; ſie hätte es ja nicht beſſer verlangt, als ſich immer tiefer, immer inniger mit ihrem Gatten einzuleben. Sie wußte nicht, wie es gekommen; aber es war ſo, und ſie befand ſich im ganzen nicht ſchlimm dabei. Robert war eine ganz verträgliche, bequeme Natur; er hatte wenig Eigenheiten, machte nicht viel Anſprüche und gewöhnte ſich anſcheinend leicht auch an das, was ihm nicht lieb war.

Luciens Leſeſucht war ihm anfangs bequem, ſie war ſo wohl verſorgt, wenn ſie daſaß in ihr Buch vertieft, und er war dann frei, die Garçonspartien mitzumachen, bei denen es ihm denn doch am behaglichſten war; er fühlte ſich wirklich erleichtert, wenn ſie eingeladen war; ſo hatte ſie auch ihr Vergnügen und er konnte ohne Gewiſſensbiſſe das ſeinige ſuchen. Als ihre Leſeleidenſchaft um ſich griff, als ſie mit einer neugewonnenen Freundin romantiſche Spaziergänge machte mit Büchern in der Taſche und im Mondlicht zurückkehrte; als es nachmittags zu den Seltenheiten gehörte, wenn er ſeine Frau daheim traf: — da wurde ihm das allerdings oft unbequem und er konnte hie und da darüber brummen, was Lucie mit der duldenden Sanftmut einer großen Seele ertrug, ohne weitere Notiz davon zu nehmen.

In dieſer faſt unbeſchränkten Freiheit, die ſie ſich nahm; in dem reichen, ja überreichen Verkehr mit allen dichteriſchen Erzeugniſſen, die immer in das abgelegene Städtchen drangen, wachten aber bei Lucien die eingeſchlafenen Accorde aus jungen Tagen wieder auf. Lieder über „das welke Antlitz, das aus des

Lebens buntem Schleier blickt“, Variationen nach dem Grundton der großartigen Diſſonanzen, die George Sand angeſchlagen, wurden zu Papier gebracht; ſie hatte ihre erſten Verſuche Robert vorgeleſen. „Schätzchen, wirſt doch kein ſolches Kamel ſein und Verſe machen?“ hatte er gefragt, „das iſt etwas für ſehnſüchtige Jungferlein; jetzt, wo du das Glück haſt, einen Mann zu haben, kannſt du das aufſtecken.“ Tief verletzt zog ſich Lucie zurück. Die Korreſpondenz mit Julien war lange ein-



geſchlafen, wenn nicht ein jeweiliger Gevatterbrief des Doktors mit der Zuſicherung, daß dies nun ſicher der jüngſte und letzte Sproß ihrer Ehe ſei, die Stille unterbrach; aber mit Frau von Sommer, einer jungen, ſchwärmeriſchen Offizierswitwe, hatte ſie Freundſchaft geſchloſſen und fand bei ihr ſo reiche Bewunderung für ihr Talent, daß ſie wohl ein großes Publikum aufwiegen konnte.

Vielleicht daß an dieſem Abend ſtiller Einkehr doch auch die Frage an Luciens Herzen klopfte: „Haſt denn du gethan, was du konnteſt, um das Glück zu erhalten, das du verloren, du weißt nicht wie?“ Lucie aber war nicht mehr gewöhnt, ihrem eigenen Herzen ſtille zu halten; darum ſchob ſie auch jetzt all dieſe Gedanken beiſeite und blätterte in ihren Poeſien, „dem königlichen Trauergewand um geſtorbenes Glück“, wie ſie eine engliſche Dichterin nennt.

Sie hatten ihr im Augenblick des Entſtehens nie ganz genügt, dieſe Dichtungen; jetzt aber, wo die gehobene Stimmung, die ſie hervorgerufen, erblaßt war, erfreute ſie ſich doch daran, ſie ſich ſelbſt vorzuleſen.

Eine Sonne glühet ſtill verborgen,
Die der ſel'gen Heimat iſt entflammt,

begann ſie eben wieder, als Robert eintrat und aus dem Stegreif deklamierte:

Was, eine Dichterin wohnt hier in Stockheims Mauern?
Wie, ſollt es möglich ſein? ja, geh, du darfſt nur lauern,
Wie ſie bei Tag und Nacht Gedichte deklamiert
Und ſie zum Zeitvertreib auf ein Papierblatt ſchmiert!

„Aber, Robert, du kommſt heute ſpät,“ ſagte Lucie, indem ſie ihr himmelblaues Heft ſchloß, lächelnd über die Improviſation; „ich habe ſchon ſo lange gewacht!“

„Dein Schutzgeiſt werde ich herniederſehn
Und für dich wachen in des Himmels Höhn,“

citierte Robert etwas ungeſchickt, doppelt ungeſchickt, denn Luciens Seele durchzuckte dies Citat wie ein ſcharfes Schwert. „Wo haſt du das her?“ fragte ſie auffahrend mit glühendem Geſicht. „Nu, nu, Schätzchen, ja nicht ſo hitzig!“ bat Robert lachend in etwas gehobener Weinlaune; „freut dich's nicht, wenn ich auch einmal poetiſch werde? Daß ich dieſe ſchöne Poeſie auswendig behalten, hätt' ich ſelbſt nicht geglaubt.

„So höre mich denn: ſchön und frei von Sorgen,
Erblühte mir dereinſt des Lebens Morgen,“

hub er wieder an zu deklamieren. „Ich bitte dich, woher haſt du das?“ rief Lucie wieder; das war ja aus ihrem Schwanengeſang! Sie hatte als Mädchen noch das Manuſkript vermißt, und war nie dazu gekommen, ihn wieder niederzuſchreiben; nie, nie hatte ſie Robert davon geſagt, weil es ja nie zur Verſtändigung über frühere Zeiten gekommen war, wie konnte er davon wiſſen? Ergötzt von ihrem Eifer und ihrer Indignation begann er wieder:

„So trat ich ſorglos in das Weltgedränge,
Da — ſah ich dich im weiten Kreis der Menge;
Zu tief ſchaut ich in deinen klaren Blick,
In ihm verſank die Ruh' und all mein Glück.“

„Das heißt man, glaub' ich, falſche Reime, Kind; aber wir Schwaben nehmen das nicht ſo genau.“ — „Nein, ich bitte dich,“ rief Lucie weinend in Aerger und Scham, als er fortfahren wollte, „wie kamſt du dazu? ich wollte das ins Grab nehmen! wer hat mir das entwendet?“

„Von Entwenden iſt keine Rede,“ ſagte Robert etwas abgekühlt; „wenn du es ins Grab nehmen wollteſt, hätteſt du jedenfalls vorſichtiger damit ſein ſollen. Mir wurde dies Gedicht vor Zeiten zugeſandt, mit den Anfangsbuchſtaben deines Namens darunter. Ob mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung, weiß ich freilich nicht ...“

„Iſt's möglich? Kann das ſein?“ rief mit immer heißer ausbrechenden Thränen Lucie; „wer konnte mich ſo verraten?“ — „Aber ſo ſei doch ruhig!“ bat Robert, deſſen Gutmütigkeit dieſer Jammer ſelbſt leid that, „iſt's ja doch dein eigener, eheleiblicher Mann, an den dieſe ſchönen Worte gerichtet ſind; ich war freilich ſelbſt verwundert genug über dieſe ſentimentale Poeſie, die meiner Wenigkeit gelten ſollte, wie einige beigelegte Zeilen von einer unbekannten Damenhand andeuteten. Unter uns — ich glaube, dieſe Zeilen ſtammen von deiner Herzensfreundin Julie, die Ueberſchrift iſt aber offenbar von Emilien; ſo haben die beiden ſcheint's ein Freundſchaftsſtückchen thun wollen und ich meine, das Reſultat braucheſt du nicht gar ſo bitterlich zu beweinen . . .“

„Und das war der Grund, warum du kamſt? . . .“ fragte halblaut Lucie, das Geſicht mit beiden Händen verhüllt, in einem Gefühl tiefer, bitterer Demütigung. „Na, wie man's nimmt,“ geſtand offenherzig Robert. „Zuerſt frappierte mich das Ding mehr, als mich's freute; weißt, gewöhnlich iſt das doch nicht, auch wußte ich nicht gleich, ob du der Sache ganz fremd ſeieſt, und hatte, aufrichtig geſtanden, nicht ſo viel an dich gedacht, obgleich wir uns ja immer ſo gut unterhalten haben.“ — „Aber der Ball nach jener erſten Schlittenfahrt, dein ſo ganz verändertes Benehmen?“ fragte Lucie, deren Thränen für den Augenblick getrocknet waren, in einiger Spannung. „Welchen Ball, Kind? ich kann unmöglich alle Bälle auswendig behalten.“ — „Ach, den Ball, wo wir uns zum erſtenmal wiederſahen, wo du gar nicht mit mir getanzt . . .“ — „Ja ſo!“ und Robert citierte wieder aus dem unglücklichen Schwanengeſang:

Ich ſah dich wieder, — anders als ich glaubte;
Die lang und heiß erſehnte Stunde raubte
Mit einemmale mein erträumtes Glück,
Und nur der Roſe Dorn blieb mir zurück.

„Na, ſiehſt du, Kind, bei der Schlittenfahrt hatteſt du mir ganz wohl gefallen; ich war auch ein wenig weinwarm und fürchtete faſt aus den ſpäteren Neckereien meiner Tante, ich ſei zu weit gegangen, was für einen Studenten doch der bare Unſinn geweſen wäre. In der Zeit bis zum Ball hatte ich in Wahrheit viel andres dazwiſchen gedacht; ich ſah dich auch nicht gleich und dann — Tanzen iſt meine ſtarke Seite nicht, und ich bemerkte, wenn du mir's nicht übel nimmſt, daß du auch keine ſplendide Tänzerin warſt: da hielt ich's für geratener, nur gewandte Damen zu engagieren und kam nicht einmal mehr dazu, mich mit dir zu unterhalten ....“ Zehn Jahre waren für einen Augenblick von Lucien vergeſſen, ſie fühlte noch einmal das tiefe, bittere Weh ihres Herzens über jene Zurückſetzung, und Er — war nur nicht dazu gekommen. „Nun,“ fuhr Robert in ſeiner Erklärung fort, „frappierte mich, wie geſagt, die Zuſendung ſo aus blauem Himmel, und wenn mir's auch ſchmeichelte, der Gegenſtand ſo zarter und hoher Gefühle zu ſein, ſo war mir's wieder etwas bang vor einer ſo feurigen Dichternatur. Du weißt, die Sentimentalität iſt juſt nicht meine Sache. Wie ich mir aber alles näher überlegte, fand ich doch, daß du daneben ein ganz gutes, luſtiges und natürliches Kind geweſen, und je länger, je weniger ſah ich einen Grund, warum ich ſo koſtbar thun und die Perle nicht aufheben ſollte, die mir da zugeworfen wurde. Siehſt du, ſo ging es, daß wir zuſammengekommen ſind,“ ſchloß er mit gutmütigem Humor; „ich hab's gern gethan und jetzt iſt weiter nichts zu machen. Ich denke, du haſt nichts zu bereuen, und wenn du vielleicht nur etwas weniger Romane leſen wollteſt und ein bißchen lieber daheim bleiben, ſo können wir in allewege zufrieden miteinander ſein.“ — „Ja, es iſt ſo und nicht mehr zu ändern,“ ſagte Lucie, indem ſie aufſtand und das Licht nahm, „wir wollen alles Geſchehene ruhen laſſen; das aber kann ich vor Gott beteuern, daß ich keine Ahnung von dem Gebrauch hatte, den die beiden von dieſem Gedicht gemacht.“ — „Nu, aber das Unglück iſt doch nicht ſo groß,“ erwiderte Robert, etwas verblüfft durch Luciens tragiſche Haltung. „Gewiß nicht,“ ſagte dieſe, ohne heitere oder traurige Bewegung zu zeigen, „gute Nacht!“

Lucie brauchte Stille und Ruhe, um den unendlich peinlichen Eindruck zu verwinden. Sie fühlte tief die Wahrheit jener Dichterworte:

Auch unverſchuldetes Weh iſt ein Raub
An zarter Sittſamkeit Ruhme,
Nicht fehlen darf der geringſte Staub
Der duftig ätheriſchen Blume.

Es war eine Demütigung, wenn auch eine unverſchuldete; aber es wäre auch die Stunde zur klaren Verſtändigung geweſen, die ihr ſo lange gefehlt hatte, die Stunde, wo ſie in der vollen, freien, demütigen Hingebung der Gattin die Höhe hätte wieder gewinnen können, von der man ohne ihr Wiſſen die Jungfrau gezogen: ſie ließ dieſe Stunde unbenutzt verſtreichen, und was die Herzen hätte erſt recht in Wahrheit und Liebe vereinen können, führte ſie zum erſtenmal wirklich auseinander.

Lucie konnte nicht verſchmerzen, daß ihr innerſtes Heiligtum ſo entweiht worden war; es war ein ſchneidender Mißlaut durch die Vergangenheit, und ſie glaubte durch ein kühles, etwas hochfahrendes Weſen jetzt noch ihre beleidigte Mädchenwürde rächen zu müſſen; ſie bedachte nicht, daß Roberts bisheriges Schweigen bei ſeinem ſonſt ſorgloſen, unbedachten Weſen immerhin ein Beweis von Delikateſſe war. Sie konnte nicht verwinden, daß es den Anſchein gehabt, als ſei der erſte Schritt von ihr ausgegangen; es kam ihr all ihre Vergangenheit wie ein weſenloſes Schattenbild vor, ihre Ehe ein Haus auf Sand gebaut, — und es war ſo. Welch andern, feſten, ewigen Grund für ihr Glück hatte ſie denn geſucht, als die Wünſche und Träume ihres kindiſchen Herzens? Sie hatte Gottes Segen erbeten für ihre Ehe als eine angenehme Zugabe; aber ſie hatte dieſen Segen nie geſucht als die einzige Bedingung ihres Glücks.

Robert war anfangs verlegen, dann verdrießlich über die unerwarteten Folgen ſeiner unbedachten Eröffnung; er beobachtete mehr als zuvor die einfache Politik des Gehenlaſſens.

Gelegen und ungelegen kam eben zu dieſer Zeit Emilie, die in der Regel alle Jahr einmal einen ziemlich dauerhaften Beſuch bei Lucien machte. Emilie kam wie immer, „ewig jung und ewig grün", wie Robert ſie mit etwas zweideutiger Artigkeit verſicherte. Sie brauchte noch länger wie ſonſt zu ihrer Toilette, hielt auch ihr Zimmer während des Ankleidens ſorgfältig verſchloſſen; es ſchien, daß da allerlei künſtliche Anſtalten getroffen wurden, um die „ewige Jugend" zu erhalten, die durch bedenkliche Fältchen in den Mundwinkeln etwas in Zweifel geſtellt wurde.

Emilie war munter, geſchäftig und nützlich, wie ſie ſtets geweſen. Robert hatte gern ſeinen Spaß mit ihr, ſie beſſerte ſeine Handſchuhe aus und verfertigte ihm neue Krawatten aus alten Schlipſen; ſie moderniſierte Luciens Chemiſetten und Kleider, wußte überall das Allerneueſte und zugleich Nützlichſte, was mit den wenigſten Koſten am meiſten vorſtellte; ſie brachte allerlei angenehme, kleine Vergnügungspartien in Anregung, wußte in geſchickter Weiſe die Geſelligkeit des Hauſes mehr zu beleben, was im jetzigen Augenblick bei der tiefen, inneren Verſtimmung beider Eheleute wohlthätig war: aber es iſt ein trauriges Zeichen, wenn in einer Ehe ein fremdes Element erwünſcht iſt.

Und Emilie war kein verſöhnendes, wohlthuendes Element; um ein Mißverſtändnis löſen zu helfen, dazu beſaß ſie nicht Zartheit, nicht Liebe und Selbſtloſigkeit genug. Es war gewiß nicht ihre Abſicht, Unfrieden zu ſtiften; aber ſie hatte nichts dagegen, dem Mann den bedauernden Gedanken zu erregen: „Nein, was hätte die Emilie eine gute Frau für mich gegeben!"

Auch in den Zeiten des erſten Glücks war Lucie mehr eine zärtliche, als eine aufmerkſame Frau für ihren Mann geweſen. Zärtlichkeit iſt leichter als immer wache Liebe; mit der abnehmenden Zärtlichkeit hatte die Aufmerkſamkeit nicht zugenommen, zumal jetzt, wo ſie die, für eine liebende Frau ſo ſeltſame fixe Idee hatte, ſich ihrem Manne gegenüber ja nichts zu vergeben. Emilie übernahm all die kleinen Dienſte für ihren Mann, die eine Frau ſich nie ſollte abnehmen laſſen. „Geh du immerhin in dein Kränzchen zu Frau von Sommer!“ ermutigte ſie ſie, „mir liegt daran nichts; ich will ſchon für deinen Mann ſorgen.“ Und ſie arrangierte aufs appetitlichſte das kleine Veſper, wie er es liebte, und unterhielt ihn ganz ſcharmant, und ſprach ſo verſtändig, zwar in liebevoll entſchuldigendem Tone, über Luciens unbegreifliche Leidenſchaft, daß Robert bei Luciens Heimkunſt verſtimmter, und dieſe kühler und würdevoller war als je zuvor.

Lucie konnte nicht lange zurückhalten mit dem ſchweren Vorwurf gegen Emilie, der ihr auf der Seele lag. Emilie geſtand offen ein, daß ſie und Julie ihren „Schwanengeſang“ anonym an Robert geſchickt hatten. „Aber ich bitte dich, Emilie, wie konntet ihr mir, wie konntet ihr unſrem ganzen Geſchlecht das zuleide thun!“

„Was machſt du jetzt für ein Aufheben von der alten Geſchichte!“ ſagte Emilie gleichgültig. „Julie und ich haben es gut mit dir gemeint; es war nur zum Spaß, aber wir dachten, es ſei auch kein Unglück, wenn es zum Ernſt führe. Das glaubſt du doch auch nicht?“

„Nein, o nein!“ beteuerte Lucie errötend; „aber mein halbes Leben gäbe ich, wenn es nicht auf dieſe Weiſe ſo gekommen wäre.“

Emilie gelobte tiefes Stillſchweigen, es war nie mehr zwiſchen den Freundinnen davon die Rede; aber Lucie ſelbſt konnte es nicht mehr vergeſſen, und — ſeltſam, das leiſe Gefühl, als ob ſie ſich etwas vergeben, verkühlte, erbitterte ſie faſt gegen den Gatten, der doch wahrhaftig unſchuldig daran war.

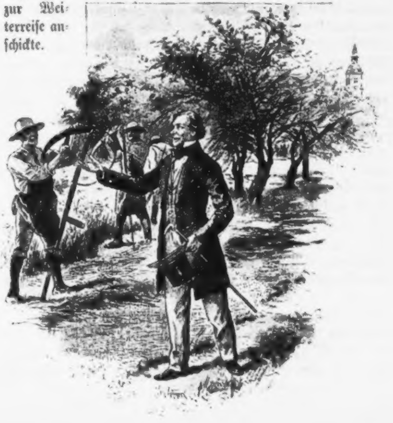
In die farbloſe Zeit eines inneren Ueberdruſſes, wo ihr die Erfüllung ihrer Pflichten wertlos ſchien, das Leben langweilig und wo ſie nicht einmal gern zu ihren geliebten Büchern und Dichtern zurückkehrte, weil ihr der Kontraſt mit der ſchalen Wirklichkeit zu grell erſchien, kam als plötzlicher Lichtpunkt der mythiſche Onkel aus Berlin. Der Tod hatte die geliebte, angegriffene Luiſe endlich ernſtlich angegriffen und dem troſtloſen Gatten entführt, der jetzt, um ſich von ihrem Tod und von ihrem Leben zu erholen, ſein Vaterland wieder beſuchen und eine Rundreiſe zu Verwandten machen wollte.

Luciens Mutter war überglücklich, daß die ſo lang gehegte Hoffnung doch endlich in Erfüllung gehen ſollte. „Wenn's nur der Papa ſelig auch noch erlebt hätte!“ ſeufzte ſie wiederholt, nicht bedenkend, daß der Papa ſelig nie mit großem Enthuſiasmus vom Onkel aus Berlin geſprochen hatte.

Da der Onkel zuerſt in Pfaffenhofen, Heinrichs Gut, erwartet wurde, ſo ließ ſie hier anhaltend und energiſch ſcheuern und putzen, anſtreichen und verſchönern durch alle Gemächer, Kammern, Speicher und ſonſtige Lokale, von denen natürlich kaum wahrſcheinlich war, daß er ſie je betreten würde, und reiſte nachher noch zu Lucien, um auch dieſer bei dem großen Werk der Hausreinigung beizuſtehen. Wie man vor Zeiten einmal in Frankreich dem durchreiſenden König zu Ehren einem Wegweiſer einen weißen Handſchuh angezogen und den Gehenkten am Galgen raſiert hatte, ſo wurde zu Ehren Onkel Wilhelms die Waſſertonne vor dem Haus mit neuen Reifen verſehen und der Hühnerſtall friſch angeſtrichen.

So ganz fand ſich freilich die zärtliche Schweſter bei dem Wiederſehen nicht befriedigt. Onkel Wilhelm war ein ſchmaler, dünner, eleganter, ältlicher Herr; in ſeiner leichten, gewandten, ſehr wortreichen Unterhaltung ſchien das ſchwäbiſche Element ſo ziemlich ganz verſchwunden zu ſein. Er fand alles gar ſo fremd und ſonderbar; als er auf Heinrichs Wieſen ſpazieren ging, wo die Mähder eben ihre Senſen dengelten, hielt er dies für eine ländliche Freudenmuſik zu ſeinen Ehren und winkte gnädig mit der Hand: „Schon gut, lieben Leute, ſchon gut, ich danke euch!“

Sein feines weltgewandtes Weſen, eine gewiſſe chevalereske Aufmerkſamkeit, durch welche die ſchwäbiſchen Frauen in der Regel nicht verwöhnt ſind, that ihr ſehr wohl, und ſie freute ſich, bis ſie den Onkel Lucien zuführen könne. Heinrich war weniger erbaut von dem Onkel und ſeinem herablaſſenden Ton; er ſprach ſo oft zu ihm von dem beſcheidenen Kreis, den ihm das Schickſal angewieſen; er beleidigte ſeinen Herzensfreund, den Revierförſter, tödlich, indem er ihn „lieber Mann“ anredete: kurz, Heinrich war nicht untröſtlich, daß der Onkel, nachdem er ſüße Sahne und friſche Butter in reichlichem Maß genoſſen, ſich zur Weiterreiſe anſchickte.



Wechſel war dem Onkel Wilhelm Bedürfnis, Einſamkeit durchaus nicht ſein Geſchmack. Lucie war ihm immer als das Genie der Familie geſchildert worden, und er freute ſich, eine Seele zu finden, die ſeine Geiſtreichheit zu würdigen wußte.

Natürlich begleitete ihn die Mutter; wie hätte ſie Lucien allein laſſen können bei einem Gaſt mit Umſtänden, wo mindeſtens dreimal mehr gekocht und gebacken werden mußte, als ein normaler Menſch mit dem beſten Willen zu ſich nehmen konnte!

Lucie fühlte ſich mit der Ankunft des Onkels neu belebt. Hingeriſſen von ſeinem feinen Benehmen, beſtochen von der Leichtigkeit, mit welcher er verſtand, alles und noch mehr zu ſagen, als er wußte, überſchätzte ſie ſeinen Geiſt weit, und hielt für lauter eigenes Licht, was er nur gelegentlich eingeſogen hatte, um es in Bälde wieder ausſtrahlen zu können.

Robert war etwas geärgert durch den ungeheuren Umſtand, der mit dem Onkel gemacht wurde. „Nicht wahr, lieber Robert, ihr räumt dem Onkel euer Schlafzimmer?“ fragte die Mutter, und „du wirſt dein Fauteuil nicht vermiſſen? — und etwas beſſeren Wein müßt ihr doch holen laſſen, dem Onkel ſagt der Landwein nicht zu ....“ — „Na,“ meinte er, „man wird dem Großmogul ein neues Haus mieten müſſen!“ Doch war er gaſtlicher Natur und nahm den ſo vielbeſprochenen Onkel mit der alten jovialen Heiterkeit auf, die man in letzter Zeit ſelten mehr an ihm bemerkte. Er ſchenkte ihm von dem teuren roten Wein ein, bis er aufs Tiſchtuch überfloß; er machte Ausflüge mit ihm in die Gegend, er nahm ihn mit ſich in den Abendklub auf die Poſt und in den Adler.

Onkel Wilhelm aber langweilte ſich auf der Poſt und im Adler, er war nicht mehr an ausſchließliche Männergeſellſchaft gewöhnt; Lucie arrangierte litterariſche Theeabende, zu denen Frau von Sommer und hie und da der Redakteur des ſtädtiſchen Wochenblatts, ein verunglücktes Genie, beigezogen wurden.

Robert verſuchte einmal, dieſe äſthetiſche Häuslichkeit zu teilen; er hatte über Geleſenes hie und da ein gutes, treffendes Urteil, ohne eben in die Tiefe zu gehen; aber er gefiel ſich in derben Witzen und etwas rohen Formen. Das wurde dann vom Onkel mit einem vornehm abwehrenden Lächeln aufgenommen. Ueberhaupt nahm dieſer einen Ton mitleidiger Protektion gegen ihn an, der Robert, bei dem ſich das Selbſtgefühl des Beamten einer Provinzialſtadt reichlich ausgebildet hatte, mit innerer Wut erfüllte, um ſo größer, als es nicht möglich war, ſie irgend wie auszulaſſen.

„Heute haben wir nicht das Vergnügen der Geſellſchaft des Herrn Aſſeſſors!“ bemerkte eines Abends Frau von Sommer. „Er wird den Adlerflug genommen haben,“ bemerkte ſpöttiſch lächelnd der Onkel; „eine ökonomiſche Geſellſchaft dort. Ein Gedanke reicht für mindeſtens eine Woche aus.“ Lucie wußte nicht, wie viel ſich eine Frau vergibt, in deren Gegenwart man ſpöttiſche Bemerkungen über ihren Mann wagen darf.

Die Mutter fühlte manchmal mit einer gewiſſen Unbehaglichkeit, daß der ihr unerklärliche Riß zwiſchen den Ehegatten tiefer wurde durch des Onkels Anweſenheit; aber der Bruder war ihr ein ſolcher Gegenſtand des Kultus, daß ſie jede Kälte gegen ihn als Majeſtätsverbrechen anſah; hatte er doch dem Robert ein chemiſches Feuerzeug verehrt und der Lucie ein ſeidenes Kleid, und war ein ſo ſcharmanter Mann, der jedem Haus als Gaſt zur Ehre gereichte!

Der Onkel war ſtolz auf das poetiſche Talent ſeiner Nichte; „welche Schätze müſſen hier noch ſchlummern,“ meinte er, „wenn unter aller Ungunſt der Verhältniſſe ihre Gabe ſich ſo ſchön entwickeln konnte!“ — „O gewiß, ſie iſt eine zweite Sappho!“ ſeufzte Frau von Sommer; „wenn dies Gemüt eine gleichgeſtimmte Seele gefunden hätte, oder wenn ſie frei wäre von dieſen kleinlichen, drückenden Umgebungen, — hier würde man Wunder ſehen!“ Und der Onkel beſchloß dies Wunder zu vollbringen.

„Ich werde nun bald an die Heimreiſe denken müſſen, Herr Neveu,“ begann der Onkel eines Morgens. „Glück auf den Weg!“ dachte Robert erleichtert, „ſo hört's doch mit dem äſthetiſchen Unfug auf“, ſagte aber artig: „So bald ſchon? ich dachte, Sie würden ſich ganz in dem alten Vaterland anſiedeln." — „Das geht nicht, mein Lieber," ſagte herablaſſend der Onkel. „Die Jugenderinnerungen haben ihre gewiſſen Rechte, allerdings, aber Berlin iſt meine geiſtige Geburtsſtätte, und ſo hat es mehr Recht an mich; ich muß dahin zurück, wie — wie . . ."

„Wie Schillers Denkmal auf den alten Schloßplatz in Stuttgart," ergänzte Robert trocken.

„Gewiß, ja, in manchem Betracht," ſagte der Onkel etwas verwirrt; „auch habe ich in Berlin noch meine eigene hübſche Wohnung; öde freilich wird es ſein, ſehr öde, wo ſonſt meine geliebte Luiſe waltete."

„Müſſen ſich eben nach einem Erſatz umſehen," meinte Robert ziemlich kühl.

„Erſatz! ja, mein lieber Herr Neveu, Sie mit Ihrer glücklichen Nonchalance der Gefühle können ſich freilich nicht vorſtellen, was ein tiefer beſaitetes Gemüt empfindet; auch werde ich als Uebergang von der alten zur neuen Heimat noch eine Tour durch die Schweiz machen, einſam, ſehr einſam. Wie wär's, Lucie, mein Kind, wenn du mich begleiten würdeſt?" wandte er ſich plötzlich an dieſe. Eine helle Freudenröte flog über Luciens Wangen. Reiſen! hinaus aus all dieſen kleinlichen Verhältniſſen in die weite, freie Welt! Das war's, was ſie ſchon lange geträumt; Roberts gedehntes Geſicht, mit dem er den Vorſchlag aufnahm, kühlte ſie etwas ab. „Das müßte denn doch noch beſprochen werden," meinte dieſer; „ich habe Lucien lange ſchon verheißen, ſie einmal nach Berlin zu führen, wenn ich Urlaub bekommen kann." — „Um ſo ſchöner, dann können Sie ſpäter die Gemahlin abholen; aber dieſer Reiſe dürfen Sie ſich nicht widerſetzen, es wäre ein Seelenmord an Luciens Genius; Sie wiſſen nicht, was ſich unter glücklichen Umſtänden noch aus ihrer ſeltenen Begabung entwickeln kann." — „Habe dieſen Genius immer für eine Art von Luxusgegenſtand gehalten," ſagte Robert aufſtehend, „wir können ja noch davon ſprechen."

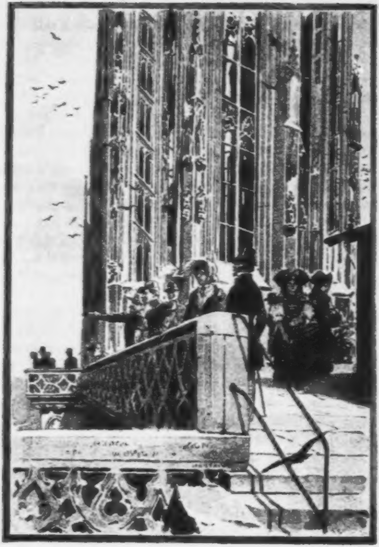
„Du mußt mit!“ ſagte der Onkel, als Robert das Zimmer verlaſſen hatte, „du biſt zu Beſſerem berufen, als hier zu verkümmern.“ — „Du mußt mit, er kann dich wohl mitlaſſen,“ ſagte die Mutter, tief gerührt über ihres Wilhelms Güte und über die Freude, die ihrer Lucie zugedacht war; „wir wollen ihm ſchon für eine paſſende Perſon ſorgen.“ — „Ich muß mit,“ ſagte ſich Lucie ſelbſt, berauſcht von der Ausſicht auf ein freies, glänzendes, wechſelvolles Reiſeleben, alle leiſen Bedenken niederkämpfend. „Robert wird mich nicht einmal viel vermiſſen!“

Lucie war auf Reiſen. Sie fühlte das ganze friſche, fröhliche, bezaubernde Gefühl, hinauszuziehen in die Welt, ſie zu genießen, ohne Fuß auf ihr zu faſſen; das Gefühl, das in gewiſſem Sinn den Traum vom Fliegen verwirklicht. Los und frei von allen kleinlichen Alltagsſorgen; keine Magd mit der peinlichen Frage: „Was kocht man heute, Frau Aſſeſſor?“ oder „Der Salat ſchießt, man ſollte das Beet leeren“, — nichts von all dem! Reiſeſorgen hatte ſie keine; der Onkel, der mit der angegriffenen Luiſe früher alljährlich ein neues Bad beſucht hatte, war ein vortrefflicher Reiſemarſchall. Er gefiel ſich in der ihm neuen Rolle eines Protektors und zeigte der bewundernden Nichte die Schönheiten des Schweizerlandes mit ſo viel Selbſtgefühl, als ob er ſie perſönlich verfertigt hätte. So neu war Lucien das Reiſen, daß ihr ſchon die bloße Exiſtenz in einem Gaſthof, das Bedientwerden, das Sichgehenlaſſen ein Genuß war. Die feinen Anſtandsregeln des Reiſens, die der Onkel ihr empfahl, eignete ſie ſich bald an, obwohl es ihr ſchwer fiel, ſo fremd und ſtumm neben Mitreiſenden hinzugehen, wo der Onkel nicht eine Annäherung für paſſend hielt.

Der Onkel, deſſen großes Ziel war, ſeine Nichte zur berühmten Frau zu bilden, ermunterte ſie eifrig, ein Reiſetagebuch zu führen; ſie that es anfangs pünktlich und mit Luſt, allmähſich kam die Trägheit über ſie, die faſt jeden beſchleicht in einem Leben, das keine beſtimmten Pflichten mit ſich bringt. Nur auserwählte Geiſter ſind es, die kein Muß brauchen, um ihr Leben harmoniſch auszufüllen; die Alltagspflicht iſt der Reſonanzboden, auf dem erſt die Saiten höherer Genüſſe, poeſiereichen Schaffens recht ertönen können.

Zu geiſtiger Arbeit kam nun Lucie zunächſt nicht; aber es kehrten ihr Augenblicke faſt ungetrübten, vollen Genuſſes wieder, wie ſie ſeit Jahren ſie nicht gekannt; Augenblicke voll unbeſtimmten Dichtens und Trachtens, wie in der goldenen Mädchenzeit, unter dem wunderbar klaren Himmel, auf den tiefblauen Seen und inmitten der geheimnisvollen, märchenhaften Berge; ſie träumte ſich wieder als Mädchen, ſie ſah wieder hinaus in eine dämmernde Zukunft voll wunderſamen Glücks, — da fuhr es wie eine kalte Hand dazwiſchen: die Wirklichkeit, kühl, unſchön, leer und bedeutungslos, ſtand vor ihr, all ihr Lieben und Leben und Träumen kam ihr ein verlorenes vor. Sie riß ſich los von dieſem Brüten, ſie ſuchte Bekanntſchaften anzuknüpfen mit der bunten Reiſegeſellſchaft, ſie liebte Bergtouren zu machen und ſich als kühne Reiterin bewundern zu laſſen, ſich zu bewegen in den ſchimmernden Sälen beſuchter Bäder, mit Einem Wort, ſich zu „zerſtreuen", in der ganzen Bedeutung dieſes unſäglich traurigen Wortes, das meiſt ſo gedankenlos in heitrem Sinne gebraucht wird. Wohl hat nach dem Prediger Salomo alles Ding ſeine Zeit, auch Sammeln und Zerſtreuen; aber wer kennt die Grenze des Zerſtreuens und weiß, ob noch etwas zu ſammeln danach übrig bleiben wird?

Lucie hatte ſich nicht im Unfrieden von ihrem Mann getrennt, obgleich ſie ſich nicht verbergen konnte, daß er in tiefer Verſtimmung ſich die Einwilligung zu ihrer Reiſe hatte abdringen laſſen; — ſie ſchrieb ihm anfangs fleißig, ſeine Antworten aber waren ſelten, kurz und trocken. Es gehe ihm ganz gut, verſicherte er ſie, er ſpeiſe im Gaſthof, Jungfer Baſe Knapp, welche Luciens Mutter zur Oberaufſicht ſeines kleinen Haushalts beſtellt, verſorge ihn gehörig mit reiner Wäſche und gutem Kaffee



Doktor Wecker und Lucie auf dem Münſterturm. (S. 229.)

und geniere ihn im übrigen in keiner Weiſe. Lucie überſah oder wollte überſehen, daß ſich ein Gefühl von Verlaſſenheit, von Kränkung zwiſchen dieſen Zeilen leſen ließ; ſie fühlte ſich wenig angeregt zu neuen Briefen, die Korreſpondenz erlahmte allmählich.

Aber inmitten aller Reiſeherrlichkeit überſchlich ſie mitunter ein Gefühl von Heimweh, ein Ueberdruß an all dieſem Gehen ohne Abſchied, dieſem Ankommen ohne Gruß. Ein Heimweh — nach was? nach ihrem Gatten? ach, das wußte ſie kaum! keine Erinnerung aus der letzten Zeit lockte ſie zurück. Verlangte ſie nach den engen Gaſſen, nach den geiſtloſen Geſellſchaften der kleinen Stadt, nach den Abenden, wo Robert Vergnügen und Unterhaltung außer dem Hauſe ſuchte oder wo er gelangweilt und langweilend an ihrer Seite ſaß; wo er die Späße und Witze längſt erſchöpft hatte, mit denen er draußen die Geſellſchaft amüſierte? verlangte ſie nach ihrem Hausweſen, deſſen kleine Sorgen ihr nur läſtig waren? — Ach, ſie wußte nicht, nach was ſie ſich ſehnte, aber reiſemüde war ſie am Ende, recht von Herzen reiſemüde. Der Onkel war es im ſtillen längſt geweſen; als bloße Unterhaltung iſt man des Reiſens bald ſatt, Strapazen waren nicht ſeine Leidenſchaft. „Reiſen iſt nicht das Wahre für dich, mein Kind,“ verſicherte er Lucien; „du mußt mit mir nach Berlin. Von den Bergen haben wir jetzt ſchon einen Begriff, und in meinem Salon hängt ein Alpenglühen, das ruft dir die ſchönſten Schweizerabende zurück.“

An einen Aufenthalt in Berlin hatte Lucie noch nicht gedacht, obwohl keine Sehnſucht ſie nach Haus und zu ihrem Manne zurücktrieb. Der Onkel aber hatte ſich feſt in den Kopf geſetzt, nicht ohne ſie heimzureiſen; er mochte nicht allein bleiben, er konnte ſich daheim keinen Abend ohne Theetiſch, keinen Theetiſch ohne präſidierende Dame denken.

Wieder heiraten, ein Unternehmen, das faſt in jedem Alter noch gewagt wird, war ihm zu umſtändlich, wenn er an all die Schritte dachte, die zwiſchen dem Entſchluß und ſeiner vollendeten Ausführung liegen; eine Haushälterin war ihm auch unbequem, und er hielt viel auf ſeinen unbefleckten Ruf; die Nichte aber, die hübſche, junge, begabte Frau, das machte ſich ſo natürlich; was ihr an geſelliger Tournüre abging, das erſetzte ihr poetiſches Talent. Ein etwaiger Widerſpruch ihres Mannes beirrte ihn nicht, er ſah Luciens Verbindung für eine geiſtige Meſalliance an; ſelbſt wenn es zur Trennung dieſer Ehe käme, — eine ſolche Trennung hatte in Berlins Glanzzeiten zum guten Ton in geiſtvollen Kreiſen gehört; er wollte ſie nicht herbeiführen, aber er hätte ſie auch für kein Unglück gehalten.

So wandten ſie ſich denn dem Rückzuge zu. Lucie nahm Abſchied von der ſchönen Schweiz, einſt dem Ziel ihrer Sehnſucht. Sie hatte alles ſo ſchön und ſchöner gefunden, als ſie ſich gedacht: Berge und tiefblaue Seen, leuchtende Gletſcher und ſmaragdgrüne Thäler mit den raſchen, wilden, ſilberhellen Gießbächen, und doch ſchied ſie mit einem leiſen Gefühl der Enttäuſchung, der Heimatloſigkeit.

Lucie und der Onkel ſaßen in dem eleganten Zimmer eines Hotels in Straßburg, das bei aller Eleganz den unwohnlichen Charakter trug, der von einem Gaſthofzimmer faſt untrennbar iſt. Der Onkel lag auf dem Divan, Lucie ſaß mit einem Journal am Fenſter; ſie gähnten, zu Zeiten eine unvermeidliche Sache, zumal für berufsloſe Leute. Lucie war lebhaft, liebenswürdig, talentvoll; der Onkel gebildet, ſogar geiſtreich zu Zeiten, aber man kann unmöglich in einem Zug fort geiſtreich ſein, und den Onkel plagte die peinliche Angſt, der Geiſt ſeiner Nichte, den er gern wohlkonſerviert, ſchwäbiſch-originell nach Berlin gebracht hätte, könnte vorher auf der Reiſe ſich noch abſtumpfen.

„Du beſtehſt darauf, mein Kind, den Münſterturm zu beſteigen?“ fragte er.

„Ich will Sie nicht ſtören, Onkel, ich kann wohl allein gehen; aber ich geſtehe, ich möchte gern ſteigen, ſteigen, ſo hoch es nur geht!“

„Ein löblicher Wunſch! Aber ich verſichere dich, für poetiſche Anregung gewinnſt du nichts dabei; ich hörte oft von Dichtern, eine ausgebreitete Fernſicht ſei weit nicht ſo begeiſternd als zum Beiſpiel irgend ein romantiſches Thal, ein See, — das Münſter ſelbſt als Gebäude hat ſeine Poeſie; Neues jedoch läßt ſich darüber kaum mehr ſagen . . .“

„Aber, Onkel, wir reiſen ja zu unſerm Genuß und machen keine poetiſche Handwerksreiſe!“

Ein Kellner trat ein und präſentierte eine Karte. „Doktor Wecker!“ rief der Onkel, erfreut aufſpringend, „welcher gute Stern führt den daher! Nun gib acht, Lucie, das iſt ein geiſtvoller Mann; der ſteigt auch mit dir auf den Münſterturm!“

Der Onkel eilte, Doktor Wecker zu holen, ſeinen vertrauten Freund von Berlin, den ein günſtiger Zufall auf der Rückreiſe von Paris gerade in dieſen Gaſthof geführt, wo er Springers Namen im Fremdenbuch geleſen. Doktor Wecker war Litterat, in verſchiedenen Gebieten daheim; er ſchrieb Reiſeſkizzen, Korreſpondenzartikel, vor allem Rezenſionen; er wußte ſo treffend zu tadeln, ſo vortrefflich zu charakteriſieren, kleine Blößen und Mängel aufzudecken, ſo total in mitleidig ſchonendem Ton ein junges Werk auf ſeinem erſten Ausflug totzuſchlagen, daß man unwillkürlich denken mußte, wenn er ſich einmal herbeiließe, ſelbſt Romane oder Poeſien zu ſchreiben, was das für Meiſterwerke ſein müßten! Vorderhand aber begnügte er ſich, ſeine Größe nur ahnen zu laſſen.

Doktor Wecker war ziemlich jünger als der Onkel, ein hübſcher Mann, äußerſt wohlerhalten und ſorgfältig gekleidet, lebhaft und mitteilend. Er begegnete Lucien mit feinſter Artigkeit und wußte eine Menge hübſcher, pikanter Dinge von Paris zu erzählen; er begleitete ſie auf den Münſterturm, verwickelte ſie in anziehende Geſpräche über Heine und Lenau, noch ehe ſie den erſten Kaffee getrunken hatten; kurz, die Reiſe bekam friſches Leben und Intereſſe, ſeit ſich der neuerbeutete Freund ihr anſchloß.

Der Onkel war in beſtändigem Entzücken über dieſen Glücksfall, er war ſo lange gewöhnt, ſeinen Geiſt von außen ernähren zu laſſen; er hatte ihn in der letzten Zeit Lucien zulieb ungewöhnlich angeſtrengt, nun konnte er ihn eine Weile ausruhen und verlüften laſſen. Wecker las abends ſeine neuen Reiſeſkizzen vor, die ihr ſehr witzig und ergötzlich waren; Lucie wurde mit einemmal eifrig, die ihrigen, die ſie unterwegs bald vernachläſſigt hatte, auszuführen, um ſie an den nächſten Abenden vorleſen zu können: es entſtand eine Art von geiſtvollem Wettſtreit, der den Onkel höchlich amüſierte. Der Doktor kritiſierte Luciens Gedichte, die der Onkel und ihre Freundin Sommer nur bewundert hatten; eben ſeine kritiſche, ſcharfe Natur wirkte angenehm aufregend auf ſie. Er erſt verſtand, ihr das geiſtig bewegte Leben einer Weltſtadt anziehend zu ſchildern, und charakteriſierte dagegen die lächerlichen Beſtrebungen einer halbgroßen Provinzialſtadt ſo komiſch, daß Lucie nicht ohne Grauen an ihre Rückkehr in dieſe Verhältniſſe denken konnte.

Nun der Zeitpunkt zu Luciens Heimkehr dageweſen wäre, ſprach der Onkel ganz entſchieden den Wunſch aus, daß Lucie noch einige Zeit in Berlin bei ihm bleibe, um den einſamen Herd ihres alten Onkels zu verſchönen — er nannte ſich ſehr ſelten alt. — „Aber, es wird nicht angehen, und mein Mann iſt auch einſam,“ warf Lucie ein, obwohl ſie in der geiſtigen Aufregung der letzten Tage viel weniger an ihren Mann gedacht hatte als zuvor.

„Glaubſt du, daß er ſeine Einſamkeit ſo bitter empfindet?“ fragte ſpöttiſch der Onkel; „werden nicht Adler und Poſt, Schwan und Bär, Muſeumsgarten und Trompeterallee, oder wie die anziehenden Reunionsplätze alle heißen, ihm die einſamen Abende verſüßen? Und die ſonntäglichen Ausflüge nach Steinach und Berrach und andere intereſſante Ach? Lucie, nicht in meinem Intereſſe, im Intereſſe deines Geiſtes, für den du auch heilige Pflichten haſt, bitte ich dich, laß dein Pfund nicht verkommen in einer elenden, geiſtloſen Umgebung! Doktor, habe ich nicht recht? Iſt es nicht Pflicht, ſie in einen geiſtig belebteren Boden zu verſetzen?“

„Gewiß, gewiß! eine Pflicht der höchſten und heiligſten

Art,“ fiel dieſer ein; „eine Pflicht, wenn Sie mir erlauben wollen, ganz offen zu reden, für Ihr eheliches Verhältnis ſelbſt, Madame Volkmann.“ Der Onkel hatte Doktor Wecker längſt von ſeinem Geſichtspunkt aus über Luciens häusliche Verhältniſſe unterrichtet. „An der Seite eines Gatten, der Sie nicht verſtehen kann, — verzeihen Sie meine Offenheit! — mit einer ſtrebſamen, dürſtenden Seele, der ewig die Schwingen gebunden ſind, die immer wieder in den Staub des Alltagslebens herabgezogen wird, muß Ihr beiderſeitiges Verhältnis ein unklares, unbeſtimmtes bleiben. Nun aber weilen Sie eine Zeit lang bei uns, wo Sie geiſtige Hilfsquellen die Fülle finden. Sie erwerben ſich eine klare, beſtimmte Lebensanſicht, innere Freiheit und Selbſtändigkeit, Ihr Talent findet Raum zur Entfaltung und Anerkennung; wenn Sie wieder zu Ihrem Gatten zurückkehren wollen, ſo werden Sie frei und ſicher Ihren Platz an ſeiner Seite einnehmen, ihm geben aus Ihrem Reichtum, was er bedarf, und im übrigen ein freies, volles Daſein leben, ſogar in der ſelbſtgewählten Beſchränkung einer kleinlichen Umgebung. So wie es jetzt iſt, können Ihre Seelen nicht zuſammenſtimmen: retten Sie ſich die Harmonie der Ihrigen!“

Lucie hatte kein Recht mehr, empfindlich zu ſein über die Einmiſchung eines Fremden in das zarteſte, innigſte Verhältnis des Lebens, das, ob freudenhell oder trübe, als geſchloſſenes Heiligtum nach außen daſtehen ſollte, zu welchem dem Herrn allein der Zutritt geöffnet iſt. Sie ſelbſt hatte unbedacht, in geſteigerter Laune, oft Schwächen ihres Mannes humoriſtiſch dargeſtellt, hatte durchblicken laſſen, wie ſie ſich einſt getäuſcht und ihre Feuerſeele an einen Erdenkloß gebunden; auch fühlte ſie nur dunkel, wie viel ſie ſich vergeben, und war überzeugt, ja hingeriſſen von Weckers Worten.

Sie ſchrieb ihrem Manne, ausführlicher, herzlicher als ſeit lange. Sie ſtellte ihm den dringenden Wunſch des Onkels vor, ſie einige Zeit bei ſich in Berlin zu haben; allen geiſtigen Genuß und Gewinn, den ſie ſich von der Hauptſtadt verſpreche; ſie wiſſe, daß er vorderhand gut verſorgt ſei, daß auch die

Mutter ſich gerne ſeines einſamen Haushalts daheim annehmen werde. „Noch immer hoffe ich, daß Du mich ſpäter in Berlin abholen wirſt. In der That, es iſt mir ſelbſt leid, Dich ſo lange allein zu laſſen; aber, Du ſiehſt gewiß ein, daß wir dem Onkel, der es ſo gut meint, ſeine Bitte nicht abſchlagen können" ꝛc. Im ganzen teilte ſie Robert den Entſchluß ſchon als fertig mit; doch beſtand ſie darauf, nicht weiter zu reiſen, bis ſeine Antwort eingelaufen ſei, was der Onkel für höchſt überflüſſig hielt.

Sie wünſchte Roberts Zuſage, weil ihr heimlich graute vor dem Rücktritt in all die alten kleinlichen Verhältniſſe und weil das Leben in Berlin in neuem Glanz vor ihren Augen ſtand; und doch regte ſich auch wieder die Sehnſucht nach daheim, — wenn nur Robert ſo recht verlangend, recht liebevoll und ſehnſüchtig ſchreiben wollte, — ſie ließe am Ende Geiſt und Freiheit im Stich und wollte verſuchen, die erſtorbenen Blüten ihres häuslichen Glücks wieder zu beleben.

Roberts Brief kam, als ſie mit den beiden Herren am Frühſtückstiſch ſaß; zum erſtenmal auf der Reiſe machte ein Brief ihres Mannes ſie blaß und rot und verurſachte ihr Herzklopfen.

Doktor Wecker beobachtete ſie aufmerkſam; die erglühte Wange wurde blaß, ihre Züge kälter und ſchärfer, während ſie für ſich las:

„Dein Brief, liebe Lucie, hat mich äußerſt befremdet; ich glaube in der That, daß das höchſte Maß von Geduld eines Ehemannes erſchöpft iſt, wenn die Frau vier Wochen in der Schweiz herumzieht. Deine Verpflichtungen für den Onkel gehen keinesfalls den Verpflichtungen eines Weibes vor; wenn es ihm in Berlin nicht gefällt, ſo ſoll er hier im Lande bleiben; wenn er ſich zu einſam fühlt, ſo ſoll er ein Weib nehmen, Du gehörſt nun einmal hieher. Was den Kultus deines Geiſtes betrifft, ſo denke ich, wenn Du für mich geiſtvoll genug biſt, ſo biſt Du's für jedermann. Kurz, ich erwarte Dich auf dem nächſten Wege, mit oder ohne Onkel.

„Dein treuer Mann

Robert V."

Lucie ließ den Brief ſinken; ſie geſtattete, daß ihn der Onkel aus ihrer Hand nahm, daß er und Wecker ihn zuſammen laſen mit allen Zeichen und Ausrufungen tiefen Abſcheus. „Nein, ſolche Roheit! Iſt das denn nur möglich? Wenn das nicht ein Scheidungsbrief iſt!“

Lucie brach endlich in Thränen aus. Ein Wort der Liebe und Güte, eine Berufung auf ihr Gefühl, eine Klage über ſeine Einſamkeit und Verlaſſenheit hätten genügt, ſie ihm zurückzuführen. Dieſer Brief aber ſchloß ihr das Herz zu. Bleich, verweint, ſtumm, im vollſten Gefühl, das beklagenswerteſte Schlachtopfer zu ſein, erhob ſie ſich.

„Wohin willſt du, meine arme Lucie?“ fragte der Onkel. „Einpacken, nach Hauſe reiſen,“ erwiderte Lucie troſtlos; „was bleibt mir ſonſt übrig?“

„Nimmermehr!“ rief der Onkel, der, entſchiedenen Auftretens ungewohnt, ſich ſehr gefiel in der Rolle eines ritterlichen Schirmherrn. „Glaubſt du, dieſe Kälte, Härte und Roheit, dies Pochen auf die materielle Macht des Beſitzes genüge, um ein edles, zartfühlendes Weſen in ſeine Gewalt zurückzuführen?“ — „Verehrte Frau Lucie,“ bat Wecker, „vergeſſen Sie nicht, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind!“

„Laß mich ihm ſchreiben!“ bat der Onkel; „ich, dein älteſter Verwandter, ſtehe hier an Vaters Stelle und habe ein Recht, mich deiner anzunehmen.“

„Wohl, aber ich bitte, Onkel, ſagen Sie nichts, was den Riß größer machen könnte!“ bat Lucie. „Sei ruhig, Kind! ich verſpreche dir, daß ich alles thun werde, um ihm ein vernünftiges Einlenken auf die rechte Bahn zu erleichtern.“

Roberts Antwort auf des Onkels Brief war noch kürzer als ſeine erſte: „In drei Tagen, von heute an, kann meine Frau, Lucie Volkmann, bequem hieher reiſen, ſo lange ſteht ihr mein Haus offen; kommt ſie bis dahin nicht, ſo bleibt ſie draußen!“

Lucie war von innerem Kampf während der letzten Tage ganz aufgerieben; ihre Mutter, an die ſich der Onkel gewendet, ſchrieb: „Dein Mann iſt ſehr aufgebracht, liebe Lucie, er nimmt gar keine Vernunft an; unbegreiflich, daß er die große Güte des Onkels gegen Dich nicht mehr erkennt, daß er nicht einſieht, wie wir auch um der Zukunft willen Rückſicht auf den Onkel nehmen müſſen. Komm einſtweilen zu mir, mein armes, liebes Kind! wir wollen Dich tröſten und Deinen Mann zu beruhigen ſuchen, ſo wird ſich nach und nach alles machen."

Der Onkel gab nicht zu, daß Lucie dieſen Vorſchlag annahm. „Nach dieſer rohen, rückſichtsloſen Behandlung darfſt du nicht einen Schritt entgegen thun," entſchied er; „du gehſt mit mir und bleibſt unter meinem Schutz, bis er ſein Unrecht einſieht."

Lucie ließ ſich überſtimmen, die Abreiſe wurde auf den andern Morgen feſtgeſetzt; vorüber an der Heimat ihrer Jugend, vorüber an dem Mutterhauſe, vorüber an dem Hauſe des Gatten, — ſie legte, wie träumend, die Hand an die Stirn und fragte ſich, wie denn alles ſo gekommen? Aber zurück wollte ſie nicht, ſich demütigen vor ihm, ſie, die längſt gelernt hatte, ſich als ein Weſen höherer Ordnung zu betrachten! Nein, ſie wollte einmal vielleicht zurückkehren, milde, verzeihend, wie eine Göttin zu dem irrenden Sterblichen, aber nicht jetzt.

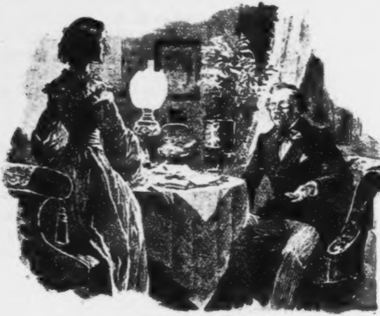
Sie war wirklich angegriffen, aufrichtig betrübt und bekümmert, und doch gefiel ſie ſich unbewußt in dieſer Niedergeſchlagenheit, beſonders vor dem Doktor, der auf die feinſte Weiſe ihr ſeine ſtille Bewunderung, ſeine tiefe Teilnahme zu erkennen gab; ſie lebte ſich ganz in die Rolle eines duldenden Engels hinein.

Lucie war in Berlin in der eleganten Wohnung des Onkels als Dame des Hauſes inſtalliert. Herr Springer hatte von jeher viel auf einen geachteten Namen gehalten, ſeine Nichte fand volle Geltung in den angeſehenen Kreiſen, wo er ſie vorſtellte. Doktor Wecker trug dazu bei, die hübſche Frau mit einem anziehenden Nimbus zu umgeben; einzelne ihrer Gedichte erſchienen in Tagblättern; die Geſchichte einer unglücklichen Ehe, einer verfehlten Liebesheirat machte ſie noch intereſſanter; ihr Mann erſchien in allen Schilderungen als ein wahrer Oger und Blaubart, der all die zarten geiſtigen Eigenſchaften ſeiner begabten Frau in roher Weiſe unterdrückt hatte. Zuerſt ſchüchtern mit bebender Stimme, allmählich mutiger, las ſie ihre Gedichte bei ſtrahlendem Lampenlicht vor einer gewählten Geſellſchaft; der berauſchende Zauber litterariſchen Erfolgs kam über ſie und ſteigerte ſie zu neuen Leiſtungen. Junge Künſtler baten ſie um Texte für Kompoſitionen, die ſchüchternen Träume ihres Mädchenherzens hörte ſie in langgetragenen Tönen durch die Salone erklingen; hochgeſtellte Damen warben um ihre Beiträge für ihre Albums; die Schüchternheit und Unbeholfenheit einer beſchränkten Erziehung verlor ſich allmählich, das volle ſtolze Gefühl der königlichen Berechtigung des Genius kam über ſie.

Die Brücke zur Heimat war abgebrochen; ſie erfuhr aus der Zeitung und aus der Mutter Briefen, daß Robert zum Landrichter befördert ſei, — von ihm ſelbſt hörte ſie nichts. Die Mutter fühlte mit peinlicher Reue, daß ſie, ſo viel wenigſtens an ihr geweſen, die Tochter auf andere Bahn hätte leiten ſollen. Aber ſie fand nicht den Mut, dem Bruder entſchieden entgegen zu treten, der ihr ſo entzückt die Erfolge ihrer Tochter rühmte und ihr verkündete, wie nun bald Lucie durch eine größere Dichtung ihren Ruhm in weitern Kreiſen begründen werde und wie dann auch der rechte Zeitpunkt ſei, den Reſt eines unpaſſenden Bandes zu löſen, um ſo mehr, als faſt alle berühmten Frauen geſchiedene Ehefrauen geweſen ſeien. Von dieſer Berühmtheit wollte die bekümmerte Mutter jedoch nichts wiſſen.

Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug. Wer hätte Lucien einſt geſagt, als ſie daheim verſtohlen Romane las, mit Julien Gedichte austauſchte und für Dichter ſchwärmte, als ſie ſich einen Dichter kaum als einen lebendigen Menſchen vorſtellen konnte, daß ſie ſelbſt noch zu dieſer glorreichen Schar gezählt werden würde? Was damals ein mühſam erhaſchtes Deſſert geweſen, das war jetzt Alltagskoſt; ihre eleganten Tiſchchen waren bedeckt mit dem Neueſten der ſchönen

Litteratur; geiſtvolle Geſpräche, witzige Scherze, ſchalkhafte Korreſpondenzen würzten ihre Stunden und doch — wenn die Aufregung des Augenblicks vorüber war, wenn ſie allein war in ihrem Zimmer, ſo kam ein Gefühl von Oede und Leere über ſie, daß ſie ſich manchmal zur Ruhe legte mit dem Gedanken, es ſei nicht der Mühe wert, wieder zu erwachen.



Der Quell der Poeſie floß ihr nicht mehr ungeſucht und mühelos wie in jungen Tagen, wo ſie an der Ecke eines alten Tiſchchens in ihrem Mädchenſtübchen verſtohlen, mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen ihre erſten Dichtungen niedergeſchrieben. — Jetzt hatte ſie das eleganteſte Kabinett, das der Onkel ſelbſt mit vielem Geſchmack zu einem Muſentempel eingerichtet hatte; auf dem ſanft blauen Grunde der Wände hoben ſich die anmutigen Formen feiner Gipsabgüſſe; eine auserwählte kleine Bibliothek ſtand auf fein gearbeiteten Büchergeſtellen; der eleganteſte Schreibtiſch mit perlmutternem Schreibzeug und bemalten Federn, mit einer Mappe in goldgepreßtem Leder, mit allem denkbaren, zierlichen Schreibgerät ſtand bereit, ihre geiſtigen Ergüſſe aufzunehmen, aber — ſie ſaß oft, verdrießlich an der Feder kauend, in dem weichen Fauteuil von blauem Samt — durch immer neue Aufregung mußte ſie ſich zu neuer Begeiſterung ſteigern. Sie fühlte wohl, daß ihre Geltung in dieſen Kreiſen, daß die teilweiſe Unabhängigkeit neben dem Onkel, auf die ſie Wert legte, von ihren Erfolgen abhing, und die geſpannte Aengſtlichkeit, mit der ſie nach neuen Gedanken, nach poetiſcher Einkleidung der alten haſchte, dünkte ihr jetzt oft eine peinlichere Sklaverei, als wenn früher die Mutter ſie von einem lieben Buch weg in die Küche oder auf den Trockenboden gerufen hatte. Dort waren ihre Gedanken luſtig in heller, goldener Freiheit hinausgeflogen in alle Lande; jetzt kamen ihr alle ihre Ideen und Phantaſien wie verdingte Knechte vor, die um Lohn arbeiten, aber — zurück konnte und wollte ſie nicht, die Brücke war abgebrochen. Ihr Mann rief ſie nicht mit einem Worte zurück: ſollte ſie als demütig Bittende zurückkehren, gewärtig, daß er ſie verſtoße? Nimmermehr!

An einem Abend, wo der Onkel nicht empfing, ſondern ſich, von Gichtſchmerzen geplagt, früh zurückgezogen hatte, ſaß Lucie mit Doktor Wecker bei dem hellen Licht der Kugellampe am Theetiſch, der belegt war mit einer Maſſe zierlich und elegant gebundener Bücher, beſchäftigt mit einer heitern Arbeit, wie ſie ſie manchmal gemeinſam vornahmen; Doktor Wecker hatte Lucien lange ſchon zur Mitarbeiterin bei einem Litteraturblatt geworben. Jedes von beiden las die zum Gericht vorliegenden Werke zuvor flüchtig durch, dann wurden die Urteilsſprüche in gemeinſamer Sitzung abwechſelnd oder gemeinſam verfaßt und ſogleich niedergeſchrieben. Seit Lucie die erſte Aengſtlichkeit überwunden hatte, fand ſie es ſehr ergötzlich, ſo hoch herab günſtige, ermunternde, abſprechende oder gänzlich vernichtende Urteile zu fällen, abweichende Anſichten gegen ihren Mitarbeiter zu verfechten und im Notfall mit Stellen aus den Werken zu belegen.

Sie kamen an einen Band Gedichte, welchen der Doktor als „Philiſterweisheit“ kurz abfertigen wollte. Lucie meinte, manches Schöne darin gefunden zu haben. Sie ſchlug auf Geratewohl auf und las:

Es iſt ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir ſpricht:
„Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht!“
Das nehme wahr dein Wille
Wie gleichen Pendelſchlag,
Der nur erſt, ſchweigt er ſtille,
Die Ruh dir ſtören mag.

„Das ſcheint mir eher ein Beleg als eine Widerlegung meiner Anſicht,“ meinte der Doktor. Lucie aber hörte ihn kaum, ſie las trotz ſeiner ſichtlichen Ungeduld das Gedicht durch mit leiſem, faſt traurigem Ton, bis zum Ende:

O halte ſie in Ehren,
Die fromme Schaffnerin,
Sie bringt noch im Entbehren
Dir köſtlichen Gewinn,
Und rettet dir aus trüber
Bedrängnis dieſer Welt,
Was übers Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Der Doktor durfte ganz allein den Urteilsſpruch abfaſſen; Lucie war in tiefe Gedanken verſunken und hörte nicht einmal ſeine ſpitzen Bemerkungen. Es war, als ob ihr die einfachen Worte der Dichtung mit einemmale die rechte Löſung des Lebensrätſels gebracht, wo ſie ſich mit einer falſchen gequält.

„Schöne Frau,“ begann endlich Wecker, die Bücher zurückſchiebend, „ich habe Ihnen heute, wo wir glücklicherweiſe ungeſtört ſind, einen Vorſchlag zur Güte zu machen.“ Erſtaunt und geſpannt erhob Lucie den geſenkten Blick zu ihm. „Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß Ihr Herr Onkel nächſten Monat genötigt iſt, für längere Zeit nach Liverpool zu reiſen, um den Prozeß mit den Erben ſeiner verſtorbenen Frau zu betreiben; wenn Sie ihn dahin begleiten, ſo ſehen Sie jedenfalls einen höchſt langweiligen Aufenthalt voraus, da Ihr Onkel viel in Anſpruch genommen und mutmaßlich oft verſtimmt ſein wird. Hier bleiben werden Sie doch auch nicht wollen; nun ſchlage ich Ihnen vor, mich zu einem Sommeraufenthalt nach Rügen zu begleiten. Sie ſind hier durch den Onkel immer noch an viel zu viel Rückſichten und Konvenienzen gebunden, Sie werden ſehen, wie in voller Freiheit erſt die reichſten, üppigſten Blüten der Poeſie ſproſſen; ich habe göttliche Pläne zu gemeinſamen Arbeiten. Bitte, entſchließen Sie ſich raſch! ich muß die Beſtellungen bald treffen ...“

Erſtaunt, betroffen von dieſem ſeltſamen Vorſchlag blickte Lucie ihn an; „ich, — wirklich ... davon kann ja wohl keine Rede ſein,“ ſagte ſie. „Nun, warum nicht?“ fragte Wecker verwundert, etwas gereizt; „ſehen Sie nicht ſelbſt, daß Sie aus der Sklaverei Ihres Mannes nur in eine Sklaverei andrer Art gekommen ſind? Ihr Mann war ein roher Vandale, der alle Blüten Ihres Geiſtes in plumper Proſa zertrat; Ihr Onkel iſt, verzeihen Sie, ein Kind, das in kindiſcher Ungeduld die Blumenblätter auseinanderlegt, ſtatt ihr Erblühen abzuwarten. Er will Sie mit Gewalt als berühmte Frau ſehen, ängſtlich haſcht er nach jedem Funken esprit, der etwa von Ihren Lippen fällt, um ihn ſogleich in Geſellſchaft zu produzieren; er hält den Tag für verloren, an dem Sie kein Gedicht geſchrieben. Ich ſehe, daß dies Treiben, dies ungeduldige Warten Sie peinigt, Ihre geiſtige Thätigkeit hemmt. Geben Sie Ihren Geiſt in meine Pflege! In dem Gaſthofleben zu Liverpool wird der Onkel Sie nicht vermiſſen; ich weiß das rechte Maß von Ruhe, von ſtillem Einſaugen, von harmloſem Genießen, von flüchtigem Nippen, das der Seele not thut, und das ſeiner

Zeit goldne Früchte trägt.“ — „Der Seele“ — das Wort fiel ſeltſam in Luciens Ohr, ſie hatte ſonſt einen andern Begriff damit verbunden; hatte ſie ſeit lange auch ihrer Seele gedacht? Aber Wecker wartete auf Antwort: „In der That . . . es geht gewiß nicht an . . .“ ſagte ſie in peinlicher Verlegenheit. „Und warum nicht?“ wiederholte der Doktor lachend, „Sie laſſen ſich doch nicht von kleinlichen Schicklichkeitsrückſichten halten? Da kann ich Ihnen genug Beiſpiele geiſtvoller Frauen anführen, die höher ſtanden als die Zungen der Frau Baſen, und die ſich um das, was die Leute wohlanſtändig nennen, nicht viel bekümmert haben. Ich dächte,“ fuhr er fort, mehr gereizt durch ihr ſtummes Kopfſchütteln, „eine Frau, die ohne beſondern Grund jahrelang getrennt von ihrem Manne lebt, im Hauſe eines unverheirateten Onkels, der im Notfall auch einen Verehrer vorſtellen kann, hätte hinlänglich bewieſen, daß ſie nicht an ſittlichen Vorurteilen hängt . . .“

Totenbleich erhob ſich Lucie; Wecker, der ſich im Aerger vergeſſen hatte, fuhr zuſammen über dem Ausdruck ihres Geſichts. „Sie haben recht,“ ſagte ſie mit tonloſer Stimme, ergriff ein Licht vom Seitentiſchchen und verließ das Zimmer. „Aber, beſte Madame Volkmann, Lucie, Sie mißverſtehen mich!“ rief der Doktor und wollte ihr nacheilen. „Madame Volkmann ſind nicht ganz wohl, ſie laſſen ſich entſchuldigen,“ ſagte das Dienſtmädchen, die ihm aus ihrem Zimmer entgegenkam. Etwas verblüfft entfernte ſich der Doktor, der wohl fühlte, daß er diesmal zu weit gegangen, und murmelte zu ſeinem Troſt etwas von „Frauengunſt, Aprilenwetter“ vor ſich hin. Es war ihm in Wahrheit nicht in den Sinn gekommen, ein Verhältnis tieferer Art mit der jungen Frau zu ſuchen; er intereſſierte ſich für ihre geiſtige Entwickelung, er dachte ſich das Zuſammenleben im Bade mit ihr pikant und angenehm, und eben weil ihm ſeine Abſichten ſo ganz harmlos ſchienen, hatte es ihn aufgebracht, daß ſie die Sache ſo ernſt nahm.

Lucie lag in der Ecke ihres Sofas, das Geſicht in die Hände begraben, zu tief gedemütigt, um nur weinen zu können, —

das war der Lohn der Welt! Mit welchen Augen mußten ſie Fremde anſehen, wenn der, den ſie für ihren Freund gehalten, der ihre innerſten Beweggründe durchſchaut hatte, glauben konnte, daß ihr Ruf ihr ſo gleichgültig, oder daß er in den Augen der Welt ſchon verloren ſei! Wer konnte ihr den guten Namen wieder geben, der gewiſſer bleibt denn große Schätze Goldes? Jetzt, mit einemmale, erſchien ihr an der Seite ihres Gatten die geſicherte, friedliche Heimat in kleinem Kreiſe, die ſie ſo oft gering geſchätzt hatte, wie ein verlorenes Paradies; — freilich, wenn ſie wahr ſein wollte, es war kein Paradies geweſen, und eben die Sehnſucht nach einer harmoniſchen Geſtaltung des Lebens hatte ſie ja fortgetrieben vom eigenen Herd.

Müde von trüben Gedanken, erhob ſie endlich das Haupt beim Eintreten des Dienſtmädchens. „Entſchuldigen Sie, Madame Volkmann, da iſt ein Brief, der ſchon vor ein paar Stunden gekommen iſt; ich wollte nicht ſtören, ſolange der Herr Doktor da waren.“ Das etwas pfiffige Lächeln des Mädchens bei dieſen Worten ſchnitt Lucien aufs neue ins Herz. Sie nahm den Brief, froh, mit irgend etwas ſich ihren Gedanken entziehen zu können; dieſe breiten, deutlichen, etwas altmodiſchen Schriftzüge ſchienen ihr bekannt, ſie hatten ſo gar keine Aehnlichkeit mit ihren neuern Korreſpondenten. „Lieschen!“ rief ſie, als ſie den Brief öffnete und mit einemmal das gute runde Geſicht mit den klaren Augen, die gebrechliche Geſtalt ihrer alten Freundin vor ihrer Seele ſtand. Lieschen hatte ihr nie geſchrieben; auch gehörte ſie zu den Leuten, nach denen man nie fragt, weil ſie und ihr Schickſal einem ſo ganz fertig vorkommen, daß da nie mehr etwas anders werden könne, — was konnte ſie wollen?

„Meine liebe Lucie,“ lautete der Brief, „ich weiß zwar nicht, ob ich Dich noch ſo anreden darf; aber vor meiner Seele ſehe ich Dich niemals anders, als wie Du als ein fröhliches Mädchen ſo freundlich und gern in das Altjungfernſtübchen gekommen biſt. Ich habe eine ſolche Liebe zu Dir bewahrt, wie Du es wohl nicht weißt, mute Dir's auch nicht zu; weißt

Du, bei mir ereignet ſich nicht viel, da habe ich Zeit genug, das Wenige in mir zu bewegen, und ein ſo freundliches Geſicht wie das Deine hat unſer Stübchen lange nicht mehr aufgehellt. Mit mir aber, meine liebe Lucie, hat es der Herr über all mein Erwarten ſchön und gut gefügt, was ich Dir doch zuerſt erzählen muß, damit Du ſiehſt, wie wir zu keiner Zeit unſer Vertrauen wegwerfen ſollen und wie wunderbar der Herr die Seinen führt.

„Daß meine arme liebe Mathilde geſtorben iſt, hat Dir wohl Deine liebe Mutter geſchrieben; ich konnte nicht wagen, ſie zurückzuhalten, nicht einmal mit meinen Thränen, ſie hatte ſo wenig Freude vom Leben.

„So wohl ich ihr aber die Ruhe gönnte, ich war doch ſo ſehr allein und mußte gar viel weinen, ſo daß meine Augen den Dienſt nicht mehr thun wollten. Das ſah nun ſehr troſtlos aus. Du weißt wohl, daß ich ſonſt mit nichts mein Brot verdienen könnte, und meine arme Mathilde hatte alle häuslichen Dienſte gethan, die ich nicht verſehen konnte.

„Da fragte mich unſre Frau Stadtpfarrer, die es immer gut mit mir gemeint, ob ich mich nicht entſchließen könnte, zu einem Pfarrer zu ziehen, einem älteren Mann, der ſeine Frau verloren und ſeine einzige Tochter weit weg verheiratet habe. Alle Hausgeſchäfte werden da von einer braven Magd beſorgt, nur wünſche er eine ſtille, fromme Perſon, die um ihn ſei, daß er ſich nicht gar ſo einſam fühle. Das war nun freilich für mich wie gemacht; aber ich konnte nicht glauben, daß man mich gebrechliche, einfältige Perſon zu etwas brauchen könne.

„Und doch war es ſo. Und da bin ich jetzt in einem netten, ſtillen Pfarrhaus und führe in Frieden den Haushalt mit einer braven Chriſtine. Meine Augen reichen noch, daß ich meinem geiſtlichen Herrn das Weißzeug hübſch in Ordnung halten kann, zu ſticken brauche ich nicht mehr. Auch den Leuten vom Dorf kann ich hübſch Red' und Antwort geben, was meinem Herrn gar geſchickt iſt. Und alle Abende lieſt er mir vor, und hat ſo ſchöne Predigtbücher; er iſt gar ernſthaft und oft traurig, aber alles im Frieden des Herrn. O, liebes Kind, ich muß immer und immer wiederholen: Herr, ich bin nicht wert der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan! Und weißt Du, wer mein Herr Pfarrer iſt? Es iſt jener Raimund; aber lächeln mußt Du nicht. Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn liebe und verehre, wie ich ihn als einen ſeligen Engel lieben und verehren dürfte.

„Aber eigentlich habe ich Dir auch nicht deswegen ſchreiben wollen, mein liebes Kind; weiß ich doch gar nicht, ob Du nur noch an das arme, lahme Lieschen denkſt! Du ſeieſt ja ſo geiſtreich worden und berühmt? wer hätte das vor Zeiten gedacht!

„Aber von Deinem Mann wollte ich Dir ſchreiben, liebe Lucie; denn Du weißt vielleicht noch nicht, daß Herr Pfarrer Raimund in Edelſingen iſt, nur eine kleine halbe Stunde von dem Ort, wo Herr Volkmann jetzt angeſtellt iſt.

„Ich kann ja nicht recht wiſſen, was Dich ſo lange, lange forthält, liebe gute Lucie. Was die Leute alles ſchwatzen, glaube ich nicht, und was Deine Mutter mir ſagte, verſtehe ich nicht ſo recht; ich kann nicht glauben, daß einem Onkel, oder ihrem Geiſt, oder ihrer Berühmtheit zulieb eine Frau ihren Gatten verlaſſen könnte und ihr Haus: ſo etwas würde man ja einem Manne übelnehmen, wo es erſt noch ein andres wäre. Ich will aber darein nicht reden; ich wollte nur ſagen, daß ich meine, Du ſollteſt zu Deinem Mann kommen, es mag nun ſtehen zwiſchen Euch, wie es will. Er kommt manchmal zu meinem Herrn Pfarrer hierher in die Kirche — Du mußt wiſſen, es kommen Leute aus der ganzen Gegend — und ſpricht auch oft im Pfarrhaus ein (denk, er hat mich wieder gekannt); da ſehe ich wohl, daß er nicht geſund iſt, ſie ſagen, er leidet an der Leber, und er iſt ſo gar allein.

„So habe ich mir denn ein Herz gefaßt und bitte Dich, liebe Lucie, komm, wenn Du kannſt! Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden, ich will ſonſt nicht viel ſagen. Man erkennt ſein altes, heiteres Weſen nicht mehr, aber es wird nicht zu Deinem und ſeinem Schaden ſein. Es iſt eine gar ſtille Sache, wenn der Herr einzieht in eine Menſchenſeele, und laſſen ſich nicht viel Worte darüber machen.

„Weißt Du noch, wie mich Dein Robert einmal eine alte Schachtel geheißen hat? es fällt mir oft noch ein. Wenn ſo eine alte Schachtel genug in der Welt herumgehumpelt iſt und wird breſthaft, ſo ſtellt man ſie am Ende in ein ruhiges Eckchen und bewahrt wohl noch etwas darin auf: ſo bin ich jetzt auch eine zur Ruhe geſetzte alte Schachtel und werde, will's Gott, keine neue Adreſſe mehr bekommen als meine letzte.

„So, nun behüte Dich Gott! Sagſt natürlich nichts, daß ich Dir geſchrieben, das könnte ihn genieren, nämlich Deinen Mann.

„In der ſtillen Hoffnung, Dich bald zu ſehen,

Dein altes Lieschen.“

Gott ſei Dank! war Luciens Seufzer aus tiefſter Seele. Es war keine Freudenbotſchaft, aber ſie ſah einen Weg vor ſich, einen klaren Weg; aus aller Unruhe, allem Treiben und Grübeln der letzten Zeit ſtanden mit einemmal wie ein klarer Stern vor ihr die Worte:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht.

Nun ſie ſich Robert müde, leidend, troſtbedürftig dachte, — denn warum hätte er ſonſt den fremden Pfarrer geſucht? — ſank all die Zeit dazwiſchen, all ihr Ungenügen, ihre lange, tiefe Verſtimmung wie ein Nebel zuſammen, ihre Stelle war bei ihm, ſie wollte heim, heim — in dem Worte lag mit einemmal ein eigentümlicher Zauberklang für ſie — heim! Sie legte ſich kaum mehr zur Ruhe in dieſer Nacht; ſie packte und räumte und ordnete, um den Onkel am Morgen ſchon mit einem fertigen Entſchluß überraſchen zu können.

In dem Lehnſtuhl eines hübſchen, geräumigen Zimmers ſaß Landrichter Volkmann; vor ihm auf dem Tiſch lagen unberührt die Zeitung, Zigarren, ein Bierglas, der ganze Apparat eines Junggeſellenveſpers. Die Kanzlei war geſchloſſen, es war die Abendſtunde, die ihn ſonſt in ſeine Geſellſchaft rief; aber er ſchien keine Luſt dazu zu haben, obwohl das ſtaubige Zimmer wenig wohnlichen Reiz bot. Wer hätte in dieſem düſtern, verdrießlichen Geſicht den allezeit aufgelegten, heitern Robert erkannt, den fröhlichen Geſellſchafter, der mit ſeinen trockenen Späßen die ganze Wirtstafel in Luſt und Lachen erhalten hatte! Er war noch jung, und doch lag ein tiefer Ueberdruß, eine Lebensſattheit in den gezogenen Falten am Mund, in dem matten Blick der Augen.

Volkmann war krank, das war unverkennbar, aber es war nicht die Körperkrankheit allein: eine tiefe, innerliche Bitterkeit nagte an ſeinem Herzen, die nur in ſeinen beſten Stunden einer wirklichen Trauer, einer ernſten Einkehr in ſich ſelbſt Platz machte.

Er war zu ſtolz geweſen, zuzugeben, daß ihn die freiwillige Trennung ſeiner Frau, ihre gänzliche Nichtachtung ſeines Willens ins innerſte Herz getroffen. Erbittert und aufgebracht, hätte er vielleicht Schritte zur wirklichen Scheidung gethan; aber ſein natürliches Phlegma und die Scheu, in ſeiner Stellung als Beamter Aergernis zu geben, hatten ihn abgehalten. So lebte er äußerlich ein ganz angenehmes Junggeſellenleben, hielt ſich ein Reitpferd, machte Ausflüge, kleine Badereiſen und war das pünktlichſte und heiterſte Mitglied aller geſelligen Kreiſe, faſt ängſtlich bemüht, daß niemand ahnen ſolle, welch tiefe Bitterkeit ihm am Herzen nagte, wie öde ihm ſein Haus erſchien, wenn niemand als die alte Baſe ihn darin empfing.

Lucie hatte ſich nicht ganz getäuſcht, wenn ſie einſt im Enthuſiasmus eines liebenden Mädchenherzens verborgene Goldkörner unter den leichten Wellen von Roberts jugendlichem Uebermut geahnt; er war von Natur gut und glücklich begabt, aber eine gewiſſe angeborene Bequemlichkeit, eine ſchlaffe Erziehung hatten ihn von jeder ernſten Anſtrengung ſeiner Fähigkeiten ferngehalten und ſein geiſtiges Pfund brach liegen laſſen. Als fidele Haut mit einem guten Teilchen Mutterwitz hatte er Geltung in der Geſellſchaft gewonnen und ſich von allem Streben nach tieferer Bildung dispenſiert; mit ein paar guten oder ſchlechten Witzen zog er ſich aus der Schlinge jedes wiſſenſchaftlichen Geſprächs. Als ihm ſpäter das Gefühl der Notwendigkeit, ein gewiſſer praktiſcher Takt zu ernſtlicherem Fachſtudium trieb, blieb um ſo mehr jeder Zweig allgemeiner Bildung unkultiviert; er machte Glück in der Welt, er fühlte keine Leere — warum ſollt' er ſich mit den Geſchichten plagen? Das eine bedeutendſte, mächtigſte Seelenorgan, das Glaubensbedürfnis, von deſſen geſunder Ausbildung Wärme und Lebenskraft durch alle Adern des Geiſtes ſtrömt, blieb bei ihm wie bei ſo vielen unausgebildet liegen; früh verwaiſt, hatte er keine häusliche Pflege dafür gefunden, und die Seele kann ſo leicht ihres tiefſten, innerlichen Durſtes vergeſſen, wenn ihm nie Befriedigung geboten wird; vergeſſen, bis er wieder aufwacht, um ewig ungeſtillt an der Seele zu zehren.

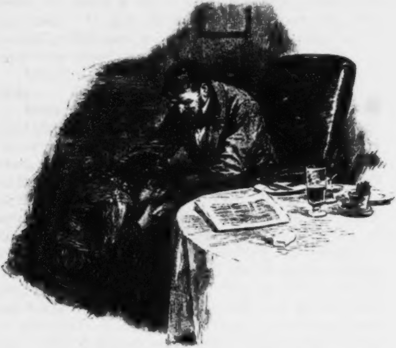
Daß er einer Frau nicht genügen könne, war ihm nicht im Traum als Möglichkeit erſchienen; um ſo weniger, als Lucien gegenüber er ſich als der Beglückende erſchien, der großmütig das ſchüchtern liebende Kind zu ſich heranzog. Als er ſpäter fühlte, daß dem doch ſo war, daß ſie innerlich darbte an ſeiner Seite, daß ſie begann, ein Leben für ſich zu leben, an dem er keinen Teil hatte, da hatte ihn dies nur erbittert. Er ſuchte ſich gleichgültig zu zeigen gegen alles, was für ſie Wert hatte, mehr als er es wirklich war; er ſuchte ſie zu demütigen, wo er fühlte, daß er die natürliche Stellung des Mannes verlor. So waren ſie auseinandergewachſen. ſo war es zu der Trennung gekommen, die er zu Anfang ſchon viel bitterer empfand, als er je ſehen ließ.

Vielleicht hätte er ſich verhärtet gegen das Gefühl der Herzenseinſamkeit und wäre vollends verflacht in einer flachen Umgebung, wenn nicht Krankheit, eine ernſte Lehrerin, ſeinem beſſern Genius zu Hilfe gekommen wäre. Sein Uebelbefinden war von jener unbeſtimmt quälenden Art, deſſen eigentlicher Sitz ſchwer zu finden iſt. Es entleidete ihm die Geſellſchaft, es entleidete ihm die Genüſſe der Tafel, die nie überwiegenden Wert für ihn gehabt, es führte ihn in die Stille und in ſein eigen Herz.

Der Arzt hatte ihm Ruhe, Fernhalten jeder Aufregung, Bewegung im Freien verordnet; ein Spaziergang in der Sonntagfrühe führte ihn in das Dörfchen, wo Pfarrer Raimund ſeit einiger Zeit als ſehr beliebter Prediger wohnte; der Merkwürdigkeit halber konnte er ſchon einmal in die Dorfkirche gehen — die Stadtkirche beſuchte er regelmäßig am Neujahr und am Geburtstag des Königs — was er dort hörte, feſſelte ſeine Seele in ernſterer und tieferer Weiſe. „Thue Rechnung von deinem Haushalten!“ tönte ihm hier, nicht wie aus Menſchenmund, entgegen und drang wie ein Stachel in ſeine Seele, den er nicht wieder los werden konnte. Falſche Scham hielt ihn freilich noch zurück, ſich vor einem Menſchen als eine müde, heilsbedürftige Seele zu bekennen; doch ſuchte er die Bekanntſchaft des Predigers, und Raimund gehörte zu den glücklichen, harmoniſchen Naturen, bei welchen das religiöſe Leben ſo ganz zur lebendigen Wahrheit geworden, daß man nicht mit einer gewiſſen Verlegenheit den Uebergang vom Menſchen zum Geiſtlichen ſuchen muß.

Und wie Robert nun ſo daſaß, einſam, freundlos und freudlos, da ſtieg die vergangene Zeit vor ſeinem Blicke herauf. Er ſah Lucie wieder, nicht die unbefriedigte, zerſtreute Gattin, nicht die pflichtvergeſſene, die ihn verlaſſen hatte, — er ſah ſie, ein blühendes, harmloſes Mädchen, die ihm ein ganzes, warmes Herz voll bewundernder Liebe zugebracht. Wie hatte er dies Herz gehütet, das ſich ihm ſo innig, ſo vertrauensvoll zu eigen gegeben? Was hatte er gethan, um ihren Glauben an ihn zu rechtfertigen, ſeine edelſten Keime zu pflegen, damit ſie ihm zur

Freude und zum Segen aufgeblüht wären? Er hatte in gedankenloſem Scherz den Ernſt des Lebens abgeſchüttelt, ſie um die Tiefe ihrer frommen Gefühle betrogen. Wie ſchal und elend erſchien ihm in dieſem Augenblick alles, was er indes Freude genannt, gegen den Segen einer glücklichen Häuslichkeit; — wie hätte er das Leben neu beginnen mögen! Aber es war zu ſpät — zu ſpät. Er konnte ſie mit Gewalt zurückfordern, aber konnte er die tote Liebe neu beleben? —



— — — — — — — — — — — — — — — —

Da öffnete ſich leiſe, leiſe die Thür; eine Frau ſtand auf der Schwelle, es war Lucie! Sie hatte auf der Reiſe lange mit ſich gekämpft, wie ſie eine Annäherung an ihren Gatten einleiten wolle, ohne ſich einer Demütigung auszuſetzen. Die

Stimme der Pflicht, nicht die Stimme des Herzens, hatte ſie geradezu hierher geführt; ſie wollte über ſich nehmen, ſie wollte tragen in Geduld, was da kommen könne. — Wie ſie ihn nun wieder ſah, müde, krank, früh gealtert, da waren Pläne und Ueberlegungen vergeſſen. „Robert, lieber Robert, verzeih mir; da bin ich wieder!“ rief ſie weinend, ſank zu ſeinen Füßen nieder und legte ihr Haupt auf ſeine Kniee.

Robert ſah ſie ſtill an mit ſeinen müden Augen. „Du kommſt wieder, du kommſt ſelbſt?“ ſagte er endlich mit innigem Ton und zog ſie an ſein Herz; zum erſtenmal weinten die Gatten zuſammen, lange, lange.

Es gibt Augenblicke, wo das Herz mit einemmal in ſeine Rechte tritt; ſie ſind fliegende Brücken, die raſchen Zugs über eine tiefe Kluft führen; aber ausgefüllt muß die Kluft dennoch werden, denn ſolche erhabene Augenblicke ſind ſelten, und dieſes Ausfüllen iſt ein ernſtes Stück Arbeit. Werft gute Vorſätze hinein, ſoviel ihr wollt, ſie thun's nicht; es geht allein mit Gott und einem demütigen Herzen.

Eine mächtige, wenn auch traurige Gehilfin für die beiden war Roberts Krankheit, die vielleicht durch die Erſchütterung des Wiederſehens zu heftigem Ausbruch kam. Es muß keine weibliche Ader in der Frau ſein, in der nicht alle Liebeskraft erwacht, wo ſie zu helfen, zu pflegen, zu tröſten hat, und Robert war ſo rührend glücklich in Luciens Pflege nach der langen Einſamkeit, und ſie ſo froh, ſo befriedigt im Gefühl eines Berufs. Die Krankheit ſchied die Gatten von aller Neugier und Zudringlichkeit der Außenwelt; nur der liebe, wohlthuende Beſuch Pfarrer Raimunds, nur Lieschens glückſeliges, gutes Geſicht belebten das ſtille Krankenzimmer. Es kamen beſſere Tage, ruhige Stunden für gemeinſame Lektüre, Tage tiefer Ruhe, wo für den Geneſenden das bloße Daſein Genuß iſt; die köſtliche Zeit wiedererwachenden Lebens, wo das Herz ſo weich und offen iſt für jeden guten Eindruck; wo es nicht ſchwer ſcheint, ein neues Leben neu zu beginnen.

Selbſt die Welt, die man überhaupt für ungerechter hält, als ſie iſt, erzeigte ſich nicht ſo ſchlimm. Was man auch in der Stadt zuvor von der abweſenden Gemahlin des neuen Landrichters geſagt und geflüſtert hatte, — nun man zuerſt von ihr hörte als der treuen, aufopfernden Pflegerin ihres Gatten, ſie allmählich kennen lernte, freundlich, natürlich und anſpruchslos, da fand ſie lobende Anerkennung und hätte bereitwillige Aufnahme in alle Kreiſe gefunden, mehr, als in ihrem neuen Lebensplane lag.

Was Gott zuſammengefügt, das hatte er wieder zuſammengeführt.

Robert ſaß in dem Lehnſtuhl, in dem Lucie ihn zuerſt wiedergeſehen; nicht mehr trübe und grämlich, ein befriedigtes, heiteres Lächeln ſpielte um ſein noch bleiches Geſicht; durch die offenen Fenſter wehte die köſtliche Herbſtluft den feinen Duft der Reſeda vom Gärtchen; ſein Auge aber ſah nicht nach Bäumen und Blumen, es ruhte auf Lucien, ſeinem Weibe, die auf einem niedrigen Taburett neben ihm ſaß und ihm vorlas. Sie fürchtete nicht mehr, der Hoheit des Weibes etwas zu vergeben, ſie hatte in freiwilliger Demut dieſe Hoheit erſt recht gefunden.

Sie las ihm aus dem Leben eines berühmten Mannes, eines echten Mannes vor, wie ſie, Gott ſei Dank, jede Zeit noch bringt; und wie man ſagt, die Luft unter Bäumen ſtärke die Geſundheit, ſo wirkte auch hier der geiſtige Lebensodem eines in Gott ſtarken und reichen Geiſtes kräftigend und belebend auf Roberts Seele.

Noch eine Zuhörerin war die dritte in dem kleinen Kreis, die aber, als noch viel glücklichere Zuſchauerin, mit leuchtenden Augen das wiedererſtandene Glück ihrer Kinder betrachtete. Es war die Mutter, welche, lange bei ihren andern Kindern zurückgehalten, endlich zu ihrer Lucie hatte eilen können, die ſelbſt in der erſten Zeit lieber allein mit Robert ſein wollte.

Roberts freundliche Augen begegneten denen der Mutter.

„Ach, Gott Lob und Dank, Kinder, daß ihr wieder glücklich beiſammen ſeid!“ ſagte ſie endlich freudeweinend; „aber,“ fügte ſie etwas naiv in plötzlicher Beſorgnis hinzu: „Kinder, hält's denn auch?“

Robert mußte lachen trotz aller Bewegung, einmal wieder ſein altes Lachen; ja, „hält's auch?“ hatte er ſich freilich ſchon manchmal in der Stille gefragt, wenn er mit wahrer Scheu wieder an die Rückkehr ins Alltagsleben gedacht hatte. „Hält's auch?“ das war ſelbſt Luciens leiſe Beſorgnis, wenn ſie an ihr eigen trotzig und verzagtes Herz, an die tauſend Störungen gedacht, die das erſte Mal ihr Glück untergraben. Aber ſie baute nicht mehr auf dies eigene Herz und auf ihre jungen Träume von Glück, und wenn ſie ſich als Wahlſpruch die Worte nahm:

Verrichte allerwegen
Getreulich deine Pflicht,

ſo wußte ſie wohl, weſſen Hilfe ſie bedurfte, um nach dieſem Wahlſpruch leben zu können. Darum, als Robert ihr lächelnd die Hand entgegenſtreckte mit der Frage: „Hält's auch?“ ſchlug ſie freudig ein und ſagte zuverſichtlich: „Es hält!“

Und es hat gehalten. Nicht in einem Zuſtande ungetrübter Seligkeit und idylliſchen Glückes, aber in dem treuen, ernſten, geſunden Streben von zwei Herzen, die den rechten Urgrund alles Glückes erkannt haben. Der unendliche Reichtum der ewigen Liebe zeigt ſich am ſchönſten im Vergeben; ſollte irdiſche Liebe glauben, daß eine Zeit für ſie kommt, wo nichts mehr zu vergeben wäre? Aber zwei Herzen, die jeden Abend das innige Bedürfnis fühlen, ihren Frieden mit Gott zu erneuern, können ſich voneinander auch nie zu weit entfernen.

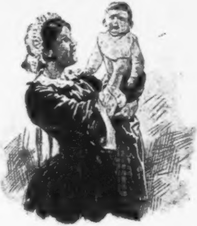
Lucie hatte in der letzten Zeit den Geiſt, ſozuſagen, mit Löffeln gegeſſen; ſie konnte jetzt ihrem Mann leicht verzeihen, daß er nicht geiſtvoll war; ſchwer aber wäre ihr geworden, in dem, den ſie nun von Herzen gern als ihren Herrn lieben und verehren wollte, die alte Flachheit und Leere wieder zu finden. Aber auch Robert hatte die Treber eines geiſt- und gemütloſen Alltagtreibens ſatt bekommen; ſein eigenes Bedürfnis und ſein männliches Selbſtgefühl trieb ihn, ſeiner Frau daheim etwas von dem bieten zu können, was ſie in der Fremde geſucht. Und zu ſeinem Erſtaunen fand er, daß es mit dem Wiſſen einer Frau ſelten ſo gefährlich ſteht, als es ausſieht, daß Lucie immerhin noch von ihm lernen könne. Dieſe Erfahrung half viel, ſehr viel dazu, die beiden vollends ins rechte Verhältnis zu einander zu bringen.

Luciens etwas künſtlich geſteigerter Erfolg in der Welt war nun freilich von kurzer Blüte und ging bald zu Grabe; das aber kümmerte ſie beide nicht ſchwer.

Wie Robert ſich entſchloſſen hatte, trotz ſeiner angeborenen Bequemlichkeit aufwärts zu ſteigen über das Gebiet des Alltagsverkehrs, ſo hatte Lucie ſich gern entſchloſſen, herabzugehen; und ſiehe, — die Arbeiten und Sorgen des Alltagslebens, die anſpruchsloſen Werke der Küche und Nadel, die ſie in reſigniertem Pflichtgefühl wieder auf ſich nahm, gaben ihr eine nie geahnte Friſche und Befriedigung, ein wahres Gefühl der Erlöſung von der ſchweren Verpflichtung, den ganzen Tag geiſtreich zu ſein. Wenn ſie ſo am Nähtiſch ſaß, da kamen ihr erſt wieder junge, friſche Mädchengedanken und Poeſie, wenn auch nicht in Maß und Form gegoſſen; und wenn ſie nach der ſchöpferiſchen Thätigkeit der Küche mit erglühten Wangen ins Zimmer kam und den Mann mit einer Leibſpeiſe überraſcht hatte, ſo ſaß ſie mit einem Behagen an ſeiner Seite, das ſie ſeit lange nicht empfunden, und ſchaute mit wahrem Genuß, faſt mit einer Art von Dankbarkeit ſeinem ſehr proſaiſchen Appetit zu. Die Abende, die je nach Belieben der Lektüre, zwangloſem Geplauder oder gemeinſamen Studien gewidmet waren, hatten nun erſt einen beſondern Reiz.

Freilich erlitten Studien und Spaziergänge einige Unterbrechung, und Luciens Poeſie nahm einen neuen Aufſchwung, als ihr noch das unverhoffte Glück ward, einem unmüßigen kleinen Buben Wiegenliedchen ſingen zu dürfen, welche ihren Gatten nun erſt ganz und vollſtändig verſöhnten mit ihrer Poeſie.

Die Mutter erlebte noch den Troſt einer Ausſöhnung mit Onkel Wilhelm. Er kam einmal zu Beſuch, und läßt ſich heute



noch nicht nehmen, daß er eigentlich das eheliche Verhältnis ſeiner Nichte hergeſtellt habe. „Ich allein habe ſie gelehrt, ihre Stellung beſſer zu behaupten und ihrem Mann gehörig zu imponieren!“

Doktor Wecker war noch ſo glücklich geweſen, eine Begleiterin nach Rügen zu finden; ſie haben ſich für litterariſche Berichte in die Gäſte und Bewohner geteilt und ſchreiben ziemlich biſſige Skizzen von da.

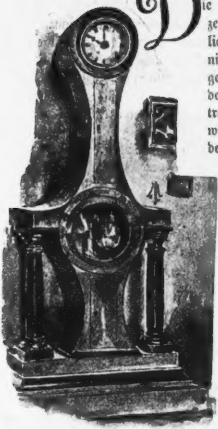
Emilie, das Waislein, lebt trotz ihrer eigenen und der Mutter Bemühungen noch in jungfräulicher Einſamkeit und entflieht eilig, wenn ſie die alte Magd beſucht, die immer mit dem Gruß eintritt: „Guten Tag, Fräulein Emilie, — immer noch ledig?“

Dank den Fortſchritten der zahnärztlichen und Friſeurkunſt in unſern vorgeſchrittenen Zeiten hat ſich ihr äußerer Menſch bewundernswert erhalten, und der Onkel fürchtete faſt, ſie ſei zu jung, als er ſich auf Luciens Empfehlung entſchloß, ſie zur Haushälterin zu nehmen. Emiliens ſchmiegſames Weſen und ihre allſeitige Brauchbarkeit ſagen ihm übrigens vortrefflich zu. Auch iſt Emilie, in der ſtillen Hoffnung, dereinſt noch Frau Hofrätin zu werden, die aufmerkſamſte aller Haushälterinnen, und wird ganz ſentimental, wenn ſie davon ſpricht, wie ſchön es ſei, einem würdigen Manne ſeinen Lebensabend zu erheitern. Wir wollen ihr dieſe Hoffnung nicht zerſtören; wer weiß, was noch geſchieht!

Das gute Lieschen ruht im Frieden. Im Tode noch hätte es ihr wohlgethan, die ſchöne Leichenrede zu hören, die Pfarrer Raimund ſeiner treuen Freundin hielt über den Text: „Du biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über vieles ſetzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Daheim.

⁂



Die Schwarzwälderuhr ſchlug eben zehn; ſie erhob dabei einen ſchrecklichen Lärm und konnte ſich lange nicht zufrieden geben. Die Urſula, gemeinhin Urſchele genannt, hinter dem Ofen, deren junge Augen trotz aller Anſtrengung immer wieder zufielen, während die alten der Frau Verwalterin noch hell und wach waren, erhob ſich bei dem Schlag, holte das ſchwarz gebundene Abendſegenbuch und legte es auf den Tiſch vor ihre Herrin; die kurze Brille, Naſenklemmer genannt, bezeichnete den Tag, an dem man heute war. Die alte Frau aber ſchaute durch den einzigen halben Laden, der an dem wohlverwahrten Stübchen offen geblieben war, hinüber nach den noch hellen Fenſtern eines Nachbarhauſes. „Wir können noch nicht beten, Urſula,“ ſagte ſie; „zünd' dein Laternchen an und warte bei Frau Hofrätin, bis Martha kommt!“ — „Es wird nicht nötig ſein,“ ſtellte die ſchlaftrunkene Urſula vor, die gar nicht mehr verlangend war, die ſchöne Sternennacht zu genießen; „die Frau

Hofrätin haben neulich geſagt, das Fräulein finde ſchon Begleitung auf dem kurzen Weg.“ — „Thu', was ich ſag'!“ ſagte die alte Frau; „du kannſt noch ſchlafen genug, die Nacht iſt lang; ſchwatz drüben mit der Line, dann vergeht dir der Schlaf. Und hörſt du!“ rief ſie der verdrießlich Abtrollenden nach, „du brauchſt nicht zu treiben; du warteſt nur, bis die andern auch gehen und Martha von ſelbſt kommt.“

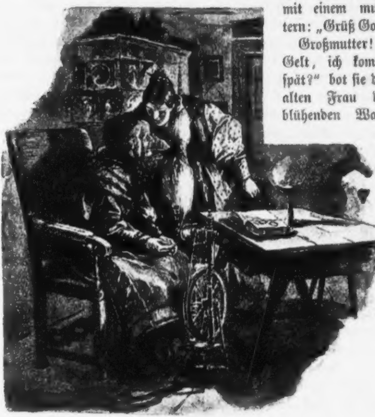
Die alte Frau ſetzte ſich wieder ans Rädchen und murmelte in halblautem Selbſtgeſpräch, das ſie ſich in den vielen einſamen Stunden ihres langen Witwenſtandes angewöhnt hatte: „Brauch keine galante Heimbegleitung für ſie! — Einfältiges Kind, da fliegt ſie jetzt herum und verbrennt ſich die Flügel! Kann's nicht aufhalten, wird nicht daran ſterben!“ Und emſig ſchnurrte das Rädchen fort.

Ein ſteter, kräftiger Schritt ließ ſich auf der Treppe hören, und unangeklopft nach alter Sitte, weil es Nacht war, trat ein Mann mittlerer Größe ein, in einen Biberüberrock eingeknöpft — „Sie ſind's, Herr Doktor? woher ſo ſpät?“ — „Von Thorwarts, ihr Kind liegt an der Bruſtentzündung,“ ſagte der Doktor nach freundlichem Gruß; „will mein Licht anzünden, wenn Sie gütigſt erlauben.“ Seit Herr Doktor Enchelmaier vor zehn Jahren als junger Unteramtsarzt hier im Hauſe eingezogen war, hatte er jeden Abend ſein Licht bei der Frau Verwalterin angezündet, da die edle Erfindung der Zündhölzer noch nicht ins Leben getreten war, und jeder Abend hatte ein neues Siegel auf ihre Freundſchaft gedrückt und ihren Reſpekt vor einander befeſtigt, mochte nun der Doktor nur flüchtig gute Nacht ſagen, oder einen Stuhl nehmen und noch ein Viertelſtündchen mit der alten heitern Frau verplaudern.

„Sie ſind allein, Frau Verwalterin?“ fragte er, indem er ſich im Zimmer umſah; „die Jugend ſchon zur Ruh?“ — „Ach, nein! meine Kleine iſt noch drüben bei der Hofrätin. Dort ſind ſie ja gegenwärtig wie von der Kette mit Pläſir, ſeit der fremde Menſch hier iſt. Urſula iſt hinüber, ſie zu holen. Brauchen Sie nichts für das kranke Kind? etwas Saft?“ —

„Vielleicht bitt' ich morgen darum, dieſe Nacht wird's ruhig bleiben. Gute Nacht, Frau Verwalterin." — „Gute Nacht, Herr Doktor."

„Ein ſcharmanter Mann, der Doktor, immer auf dem Platz!" Das war das einzige Selbſtgeſpräch der alten Frau, während das Rädchen einförmig weiter ſchnurrte. Endlich hörte ſie drüben die Hausthüre klinken und vernahm durch die ſtille Nacht die heiter plaudernde Stimme der Kleinen. Sollte ſie mit Urſula ſo eifrig reden? Unten ging die Hausthür, und während Urſula noch am Schloß drehte, flog ſchon Martha die Treppe herauf, warf den warmen Shawl und das wollene Häubchen ab, und mit einem muntern: „Grüß Gott, Großmutter! Gelt, ich komm' ſpät?" bot ſie der alten Frau die blühenden Wan-



gen zum Kuß, die, köſtlich angehaucht von der friſchen Winterluft, wie Samtroſen glühten.

„Nun, nun, nicht ſo raſch!“ meinte die alte Frau mit geheimem Wohlgefallen an dem friſchen Kinde, „fein ſachte! Haſt mit deinem Tuch Urſcheles Kunkel umgeworfen. Spät genug iſt's. Nur ordentlich ruhig! Wir wollen zu Nacht beten.“

Urſula hatte ſich auch eingefunden, und in andächtiger Stille lauſchten die Mädchen dem Abendſegen, den die alte Frau las. Ob Marthas Gedanken auch ganz dabei waren, das ließ ſich nicht ſo leicht entſcheiden.

Das Buch war geſchloſſen. Urſula hatte, mit der Wärmflaſche bewaffnet, ſehnſüchtig ihr Kämmerlein aufgeſucht, die Augen der Kleinen aber waren noch gar hell; die alte Frau konnte nicht ſo grauſam ſein, ſie zu Bett zu ſchicken, ehe ſie noch einen Bericht von ihr gehört. „Nun, iſt's ſchön geweſen?“ — „Großmutter, ich kann dir gar nicht ſagen, wie ſchön! Wir haben geſungen und geſpielt, auch ein wenig getanzt; es war gar zu ſchön!“ — „So? wer war denn da?“ — „Nun, viel junge Leute, die Mädchen vom Haus natürlich, Schettler und der Aktuar und Müller —“ — „Sonſt niemand?“ — „Ach, ja, der Felſen, weißt du, der junge Mann mit dem Prozeß, ein Norddeutſcher; ich hätt' ihn faſt vergeſſen.“

Der, den ein Mädchen nach einem gewiſſen Zögern zuletzt nennt, der iſt allzeit der Gefährliche, darauf könnt ihr zählen. — Martha hatte eine Menge dürrer Blättchen an der Großmutter Geraniumſtock abzuzupfen. — „So, und wer hat dich heimgeführt?“ — „Mich? niemand, das heißt, Herr Felſen ging zufällig auch heim und hat den kleinen Umweg mitgemacht; der Weg ſei ſo glatt, meinte er.“ — „So, ſo, und da biſt du nicht ausgeglitten?“ ſagte die alte Frau in komiſch trockenem Ton. — „Nein, wir ſind geſchliffen,“ ſagte Martha lachend, „es ging ſo geſchwind.“ — „Nun gut, zünd' nur dein Lichtchen an; gute Nacht!“ — „Gute Nacht, Großmutter! aber du biſt doch nicht böſe, daß ich ſo ſpät gekommen? Es wäre doch ſehr unſchicklich geweſen, wenn ich zuerſt aufgebrochen wäre.“ —

„Höchſt unſchicklich," ſagte die Großmutter in demſelben ernſthaften Tone, der Martha doch ein klein wenig verwirrte. — „Und bei dir iſt gewiß der Herr Doktor geweſen, daß du nicht allein warſt," ſagte Martha beruhigend. — „Nicht lang, er kam von einem kranken Kind." — „Das iſt ja ganz ſchön," meinte Martha zerſtreut. „Gute Nacht, Großmutter!" Und ſie küßte und drückte die alte Großmutter ſo heftig, daß dieſe ſich losmachen mußte und kopfſchüttelnd vor ſich hin murmelte: „Gilt's mir, oder gilt es dir?" als die Kleine trällernd den Gang in ihr Stübchen hinüberging.

Das war ein wunderbares Stübchen; Martha wenigſtens meinte, ein ſolches ſei noch nie dageweſen. Tapeten hatte es nicht, aber die weiße Wand ſtach recht hübſch ab von der dunkelbraunen, ſeltſam geſchnitzten Zimmerthür. Es hatte einen großen, altertümlichen Kachelofen, der niemals geheizt wurde, da das eine furchtbare Holzverſchwendung geweſen wäre; um ſo beſſer konnte ihn Martha zu einer Art von Etagere benützen und auf ſeinem breiten Kranz alle Raritäten aufſtellen, die ſie von frühen Kinderjahren her geſammelt hatte: den ſchlanken Blumentopf von Marienglas mit einem Vergißmeinnichtkranz, unter dem zu beſſerer Verdeutlichung die Inſchrift ſtand: „Vergiehß mein nicht!" eine kunſtvolle Urne von geſchnitztem Elfenbein, die Nadelbüchſe, Stecknadelkiſſen, Nähkiſſen und Fingerhutbehälter in einer Perſon vorſtellte und zu einem ſo unbrauchbar war wie zum andern; ein hübſches Leſepult mit aufgeklebten Bildern, und noch eine Menge niedlicher Kleinigkeiten, die ſich auf dem ſchwarzen Grund des Ofens nicht viel ſchlimmer ausnahmen als auf einem Spiegeltiſch. Einen Toilettentiſch hatte ſie ſich mit einem alten geſtickten Muſſelinrock der Großmutter garniert, und ſolchen keckerweiſe mit dem Roſaſeidentuch gefüttert, unter dem ihr Papa und der Onkel Philipp ſelig zur Taufe getragen worden waren, aus lauter Pietät, wie ſie der ſcheltenden Großmutter verſicherte, um ſo das werte Andenken immer vor Augen zu haben.

Mit Blumenkultur konnte ſie ſich hier nicht viel befaſſen, die Pflanzen wären im Winter erfroren; dafür hatte ihr die

Großmutter einen Blumentopf mit Aſtern und ein Pomeranzenbäumchen, beide von farbiger Wolle, geſchenkt, die ſie von einem reiſenden Schauſpieler gegen ein Reiſegeld zum Präſent erhalten hatte. Ferner ſchmückte ihr Boudoir ein altes Tiſchchen mit Bocksfüßen, auf dem ſich ein kunſtvolles Schreibzeug mit einem porzellanenen Tiroler befand, ſowie ſchön bemaltes Briefpapier und allerlei zierliche Körbchen zu keinerlei Gebrauch. Die Schieblade des Bocksfüßigen ſchloß mit einer Feder und verwahrte Marthas Tagebuch, ein tiefes, undurchdringliches Geheimnis für jedermann. Die weißen Wände ſchmückte ein ehrwürdiges Familiengemälde, das Marthas verſtorbene Eltern in einer Gartenlaube vorſtellte, und Martha als Kind ſtand in rührender Unſchuld, mit einem hölzernen Hemdlein bekleidet und mit einem ſteifen Röslein in der Hand, mitten darin. Sie hatte auch andere verſchollene Familienbilder wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und zu Ehren gebracht; aber die alten Urahnen ſchauten entſetzlich langweilig herab auf ihr blühendes Enkelkind. Weitere herzbewegliche Bilder hatte ihr die Großmutter geſtiftet, als ſie dem ungeſtümen Kind auf ſein Drängen ein eigenes Zimmer verwilligte: Altäre mit Thränenkrügen, von Trauerweiden beſchattet, darüber hingebeugt Jungfrauen mit aufgelöſten Haaren, und eine haarſträubende Darſtellung von Bürgers Leonore. Als Toilettenſpiegel benützte Martha eine beſondere Rarität, die ſie bei der Großmutter aufgefunden, einen Spiegel, darauf ein Totenkopf gemalt war und daneben eine entblätterte Roſe. Man fürchtet ſelten den Gedanken des Todes, wenn man jung iſt und geſund, und Marthas roſiges Geſicht nahm ſich gar nicht übel aus neben dem grinſenden Schädel.

Sie hatte ſich mit Hilfe ihrer allerbeſten Freundin grüne Gewinde von künſtlichem Epheu gemacht und dieſe an Fenſtern und Wänden leicht herumgezogen. Das gab den alten Herrlichkeiten ein friſches, junges Anſehen, und es war, als ob die ſüßen, traulichen Mädchengedanken, die kindlichen Gebete und die frommen Vorſätze, die alle in dieſem ſtillen Raum erwachten, einen heimlichen, anmutigen Hauch über das alte Gemach gegoſſen hätten.

Auch heute wieder überſtrömte der ganze wunderbare Reiz der Einſamkeit Marthas junge Seele, als ſie die Thüre ſchloß und ihre Lampe auf den Tiſch ſtellte. Er hatte ſie heimbegleitet! zum erſtenmal! Hatte er es wohl nicht übel genommen, daß ſie ſeinen Arm nicht angenommen? Gewiß nicht! er hatte mit ſo weicher, tiefer Stimme geſagt: „Gute Nacht, Fräulein, ſüße Träume!“ Wer hatte ihr je ſo ſchön gute Nacht geſagt? Für die ſüßen Träume durfte er freilich nicht ſorgen, die kamen von ſelbſt. Martha freute ſich jede Nacht auf ihre Träume; ſie waren ſo bunt, ſo mannigfaltig; ſie mußte ſich oft am Morgen beſinnen, was Traum und was Wahrheit geweſen. Heute aber konnte ihr Traum unmöglich ſo ſchön ſein, wie das Wachen geweſen.

Die Großmutter drüben in ihrer alten Himmelbettlade mit geſtreiften Vorhängen lag noch lange wach; ſie hatte nicht mehr den feſten Schlaf der Jugend, aber die einſamen Nächte wurden ihr doch nicht lang. Sie dachte recht mit Wehmut an das glückſelige Geſicht mit den ſtrahlenden Augen, das eben von ihr geſchieden. „Werden auch noch trüb brennen, die hellen Lichter!“ ſeufzte ſie leiſe; aber ſie faßte ſich, indem ſie Luſt und Leid der Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen ließ und ſie ſchloß ihre Betrachtungen mit der Bitte:

„Mein Vater, führ' uns immerdar
Nur ſelig, wenn auch wunderbar!“

Was war das für ein wunderſames, begebenheitsreiches Leben, das Martha dieſen Winter führte! Der nächſte Tag war nur ein ganz ordinärer Wochentag, und doch erlebte ſie wieder ſo viel! Am frühen Morgen rüſtete ſie draußen den Kaffee und die Ahne mußte lachen, als ſie ſie ſingen hörte:

„Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.“

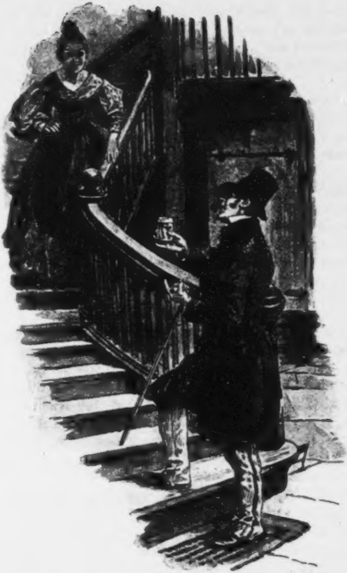
Nun, kalt war's wenigſtens und Licht brannte auch noch, da war der Anachronismus ſchon zu entſchuldigen. Es wäre Martha auch gar nicht darauf angekommen, ein Frühlingslied anzuſtimmen, obgleich's mitten im eiskalten Januar war; aber ſie ſang vor der Hand nur:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimlich ſtille Liebe, die niemand nicht weiß.“

und ſchwieg beſchämt, als Urſula, die in der Küche Schuhe putzte, trocken bemerkte: „Das ſingen gerade die ledigen Burſche auch.“

Der Kaffee war indeſſen unter lauter Geſang ganz gut geraten; und als Martha am alten geſchnitzten Tiſch ſaß mit der Großmama, fragte ſie: „Großmutter, haſt du auch ſolche Tage, wo du meinſt, es müſſe etwas ganz Beſonderes geſchehen?“ Die Großmutter ſah lachend in die ſtrahlenden blauen Kinderaugen und meinte: „Das juſt nicht, ich bin recht froh, wenn nichts Beſonderes geſchieht; es iſt einem am wohlſten, wenn alles beim alten bleibt.“ — „Ja, ich meine nichts Betrübtes, etwas Gutes und Schönes.“ — „Natürlich!“ ſagte lächelnd die Großmutter, „ich glaube, dir kommt's jetzt alle Tage ſo vor; aber ich will dir ſagen, etwas Beſonderes geſchieht immer nur, wenn man am wenigſten daran denkt.“

Ehe ſich Martha an die Arbeit ſetzte, mußte ſie doch hinüberſchauen nach Hofrats Haus. Richtig, an Annas Fenſter flatterte ein rotes Tuch; dies war das Zeichen, daß es heute einen Spaziergang aufs Eis gab. Welch glorioſe Ausſicht! Nun mußte die Arbeit flink von ſtatten gehen. Etwas lang war freilich der Vormittag; beim Kochen aber verging die Zeit raſcher als am Nähtiſch, und wenn ſie der Schwarzwälderuhr in das breite, gutmütige Antlitz ſchaute, ſo wurde ſie manchmal mit einer ſpäteren Viertelſtunde überraſcht, als ſie gehofft.



Der Doktor kam, bevor er ausging, und bat um etwas Himbeerſaft für das kranke Kind. Allzeit bereit, und froh jeder

Unterbrechung, die den Vormittag kürzen half, hüpfte Martha hinaus. Der Doktor ſchaute wie mit ſtiller Frage in das fröhliche Geſicht und ging mit freundlichem Dank. Die Großmutter beklagte die arme Thorwartin, wenn ſie das einzige Kind verlieren ſollte. „Ach, ja!“ ſeufzte Martha nach, aber es war ein etwas heuchleriſcher Seufzer; auch war ihr wirklich kaum zuzumuten, daß ihr glückliches junges Herz Raum haben ſollte für das Kreuz der Thorwartin.

Endlich ſchlug doch die Uhr zwölf. Es kam Martha als eine rechte Zumutung vor, heute zu Mittag eſſen zu müſſen; ſie war ſo gar nicht hungrig. Ehe ſie auftrug, hörte ſie an der Treppe leiſe ihren Namen rufen. Der Doktor ſtand unten und winkte ſie herab. Was konnte der ſo im Geheimnis wollen? „Liebe Martha,“ ſagte er atemlos, „Sie haben mir Moſtliqueur ſtatt Himbeerſaft gegeben; man hätte faſt das Kind damit umgebracht, wenn ich's nicht bemerkt hätte. Tauſchen Sie mir's doch geſchwind aus! die Großmutter könnte böſe werden.“ — „Freilich, freilich,“ flüſterte Martha, die wohl wußte, daß die ſonſt ſo nachſichtige Großmutter in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand. „O, ſie würde ſo ärgerlich, daß ich nimmer den Mut hätte, ſie um Erlaubnis zum Spaziergang zu bitten, und ich ginge doch ſo gern!“ Und ſie eilte, den Mißgriff gut zu machen. Die Großmutter aber hörte doch, daß draußen etwas vorging; ſie kam heraus und ſah den harrenden Doktor unten an der Treppe ſtehen, während die ſchlaue Martha ſchleunig das fatale Fläſchchen in ihre tiefe Kleidertaſche ſchob. „Was thun denn Sie da unten, Herr Doktor?“ rief die alte Frau. — „Ach, verzeihen Sie,“ ſagte der geſetzte Mann, dunkelrot und verlegen wie ein Schulknabe, „ich hatte eine Bitte an Martha; das arme, kleine, kranke Mädchen hat gar kein Spielzeug, da wollt' ich Martha um eine Puppe für ſie bitten.“

Für eine erſte Lüge war ſie dem Doktor gar nicht übel gelungen; er erſchrak ſelbſt über dieſes gefährliche Talent, das er heute zum erſtenmal an ſich entdeckte. Martha aber in ihres Herzens Dankbarkeit und in kindiſcher Luſt an Schelmenſtreichen holte in Eile aus ihrem Schatz ihre ſchöne Amalie, der ſie vor einem halben Jahr noch eigenhändig einen neuen Hut verfertigt und die ſie bis jetzt ſehr hoch gehalten hatte, und praktizierte mit ihr glücklich und unbemerkt das Fläſchchen in des Doktors Taſche.

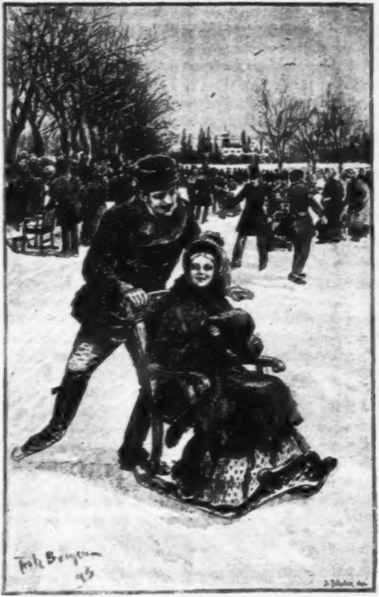
„Ei, das hätte jetzt auch nicht ſo preſſiert“ brummte die alte Frau bei der erkalteten Suppe. „Wenn das Mädchen ſo krank iſt, braucht ſie keine Puppe; zu meiner Zeit hat's auch gute Leute gegeben, habe aber nie gehört, daß die Doktoren den Kranken noch Spielzeug mitbringen.“

Die Tafel war abgedeckt und liſtig begann Martha: „Machſt du heut einen Spaziergang, Großmutter?“ — „Ich möchte ſchon einmal wieder an die Luft,“ meinte dieſe, „aber es wird ſehr glatt ſein.“ — „Ja, es ſcheint äußerſt ſchlüpfrig,“ bemerkte Martha ſachkundig, indem ſie auf die Straße hinunter ſah; „die Milchfrau iſt heute früh gefallen.“ — „Nun, da wollen wir lieber hübſch daheim bleiben.“ — „Wenn mich,“ begann Martha zögernd, „die Hofratsmädchen zum Spaziergang abholen wollten, erlaubſt du es?“ — „Hab' nichts dagegen. Meine Mutter zwar hätte mich ſchön angelaſſen, wenn ich am hellen Werktag hätte ſpazieren gehen wollen; aber ich weiß wohl, die Mode iſt jetzt anders. Geh immerhin, zieh dich warm an!“

Noch einmal hatte die Großmutter zu brummen über den blauen Seidenhut, den das hoffärtige Kind auch am hellen Werktag aufgeſetzt. Nun kamen aber die drei Hofratstöchter, um Martha abzuholen, mit ſolchem Geräuſch und ſolchem Gekicher und ſolchem Geplauder, daß der alten Frau angſt und bange wurde, und ſie froh war, als die alte Ruhe wieder in ihrem Stübchen hergeſtellt war. Wohlgefällig hörte ſie Urſulas Bemerkung: „die Unſer iſt doch die ſchönſt',“ und ſah dem jungen Blut nach, wie ſie fröhlich trippelnd die beſchneite Straße hinauszogen.

Aufs Eis! Das war in dieſem Winter ein Zauberwort für die Jugend der kleinen Stadt. Der Fluß, der den Reiz und den Stolz derſelben ausmachte, war ſo feſt gefroren wie noch nie. Wie ein rieſiger Spiegel lag ſchimmernd im Sonnenſchein die leicht beſchneite Eisfläche. In Mäntel und Boa eingehüllt, in roſenroten Hüten und himmelblauen Hüten, mit grünen Schleiern und blauen Schleiern und weißen Schleiern, ſammelte ſich allmählich die junge Damenwelt am Ufer, oder probierte die ſchüchternen Füßchen auf dem Eis; junge Herren mit Schlittſchuhen tummelten ſich bereits auf dem Fluß, ſchoben kleine Stuhlſchlitten ans Ufer und luden die erkorene Dame ein, Platz zu nehmen. Die Spannung, wer wohl aufgefordert werde, war hier noch größer als auf einem Ball. Etwas ſchüchtern unter den Fittichen der Hofratstöchter nahte auch Martha dem Eiſe. Und, ſiehe! Felſens ſchlanke Geſtalt, in einen kleidſamen Pelzrock gehüllt, ſchob ihr, ihr vor allen, den eleganteſten Schlitten entgegen, den er erbeutet. Errötend ſetzte ſie ſich, und dahin flog der Schlitten, von dem gewandten Ritter geſchoben, ſchneller als ein Gedanke, durch die friſche klare Winterluft im kalten, hellen Sonnenſchein hinaus, hinaus, als ging's weit in alle blaue Ferne hinein. Das war eine Herrlichkeit! Bedeutſame Worte waren es eben nicht, die ſie mit ihrem Ritter wechſelte, leichte Fragen, raſche Antworten zurückgeworfen; aber es war eben alles Luſt und Freude, ein angenehmes Grauen beim Gedanken an die gefährliche Tiefe, über die ſie hinglitten, ein friſches, ſchwellendes Vollgefühl der Jugend und des Lebens. „Aber wir ſind zu weit!“ rief Martha ängſtlich, „dort rauſcht ſchon das Wehr!“ — „Fürchten Sie ſich vor dem Sterben, Fräulein?“ — „Ach, nein!“ ſagte Martha unſchuldig, „aber heut kommt mir das Leben ſo ſchön vor.“ — Ein Siegerlächeln flog über die feinen Züge des jungen Mannes, der mit raſcher Wendung den Schlitten drehte und zu dem allgemeinen Tummelplatz zurückflog.

Auf der Hauptfläche war ein gar fröhliches Treiben und Drängen. Die Federhüte der Hofratstöchter nahmen ſich am glänzendſten aus. Damen, die nicht in Schlitten geführt wurden, verſuchten ſich im Schleifen und waren außerordentlich heiter


Fritz Bergen
95

Errötend ſetzte ſie ſich, und dahin flog der Schlitten, von dem gewandten Ritter geſchoben. (S. 268)

und ſcherzhaft untereinander, um den leiſen Verdruß zu verbergen; dort glitten in den graziöſeſten Schwingungen die jungen Männer umher und verſuchten ſogar Namenszüge ins Eis zu ziehen. Solche Herrlichkeit hatte Martha früher nur in ihrem Bilderbuch unter der Rubrik „Winter“ geſehen. Felſen war es, der fremde Meteor, der dieſes ritterliche Vergnügen eingeführt, der auf eigene Koſten die Stuhlſchlitten beſtellt und die männliche Jugend der Stadt zu einer Liebenswürdigkeit veranlaßt hatte, über die ſie ſelbſt ebenſo erſtaunt als vergnügt war.

Wer war denn dieſe leuchtende Erſcheinung? Ein junger Mann vom fernen Ausland, das heißt, aus einem wohl zwanzig, dreißig Meilen entlegenen deutſchen Ländchen, der einen weitläufigen Erbſchaftsprozeß führte und ſich hier aufhielt, um genealogiſche Forſchungen über verſchollene Vorfahren anzuſtellen. Da ſeine Zeit, wie es ſchien, zu ſeiner freien Verfügung ſtand, ſo hielt er ſich in der gaſtlichen Stadt Pappelburg länger auf als er beabſichtigt, und die Frau Hofrätin, die ſeit Jahren ſchon ſich abquälte, die Geſelligkeit zu heben, war ſelig froh, in dem gewandten, vornehm ausſehenden Sohn einer Jugendfreundin einen ſolchen Hebel zu finden.

Die Frau Hofrätin, die Sonne von Pappelburg, bewohnte mit drei Töchtern ein eigenes Haus. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß es auch einen Herrn Hofrat gab, mit dem man nach Tiſch Domino ſpielte und der im Garten ſpazieren ging. Welchen Hof er einſt beraten, war nicht zu entdecken; er war von Natur ein Apotheker, und das ſtattliche Haus, das nun ſeine Frau beherrſchte, war ſeines Vaters, eines Kaufmanns, Eigentum geweſen. Noch als Gehilfe hatte er das große Los gewonnen, hatte an unbekannten Stätten den Hofratstitel und ſeine Frau erbeutet und lebte unter ihren Fittichen in geheimnisvollem Nichtsthun ſei langen Jahren.

Die Frau Hofrätin war unermüdlich beſorgt für das Vergnügen junger Leute. Martha war die beſte Herzensfreundin ihrer jüngſten Tochter Anna, und da ſie großes Mitleid hatte mit dem armen Kind, das, wie ſie meinte, bei der alten Frau verkümmerte, ſo ließ ſie es ſo viel wie möglich teilnehmen an allen Vergnügungen, die ihre Töchter genoſſen. Sie zeigte darin große Gutmütigkeit: denn Martha war zwar minder elegant und gebildet, aber viel hübſcher als ihre Töchter; ſie war überhaupt der Liebling des Hauſes, ſogar der Papa hatte einmal mit ihr geſprochen, und ſelbſt Charlotte, die Aelteſte, die ein wenig ausſah wie ein Zeug, der ſchon gewendet iſt, ſtreichelte ihr oft wohlwollend die roten Wangen.

Noch war die fröhliche Geſellſchaft in vollſter Luſt, als der Doktor, den ſein Weg am Fluß hinführte, in eifrigem Geſchäftsſchritt vorbeiging. „Wohin ſo ſchnell, Herr Doktor?“ rief die geſprächige Hofrätin. — „Zu Patienten,“ war die kurze Antwort. Er warf einen Blick auf die blanke, bunt beſäte Eisfläche und ging ſeines Wegs weiter. Martha hatte ihn flüchtig begrüßt; warum ihm ein Ausbruch lauten Gelächters nachfolgte, wußte ſie nicht, bis Anna rief: „Aber um Gottes willen, Martha, das iſt ja deine Amalie!“ Wahrhaftig, aus der Taſche des Biberrocks hatte ſich der Kopf der gefangenen Puppe heraufgeſchoben, und bei jedem Schritt nickte ihr ſchönes, einfältiges Geſicht im Roſahut den Beſchauern zu. „Was iſt das für ein verdächtiges Liebespfand, Fräulein Martha?“ fragte Felſen, königlich amüſiert. Martha aber riß ſich los und flog eilenden Fußes dem Doktor nach, der ſich erſtaunt umſah, als er ihre Hand in ſeiner Taſche fühlte. „Die Puppe, Herr Doktor, die Puppe!“ rief ſie mit ihrem letzten Atem. „Ja ſo,“ ſagte er lächelnd und etwas verlegen, „ich dachte nicht, daß ich das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft veranlaßt hatte,“ und ſchob die naſeweiſe Kreatur tief in die Taſche zurück. „Die Freude wird die Kleine halb geſund machen; viel Vergnügen, Martha, erkälten Sie ſich nicht! Sie ſind erhitzt.“ Martha mußte viel leiden von den Herren, welche die geheimnisvolle Geſchichte von der geraubten Schönen wiſſen wollten; aber ſie hatte doch nicht zugeben können, daß der gute Freund ihrer Großmutter zum Gelächter wurde.

Den fröhlichen Tagen folgten ſtille Abende, wo die Großmutter, Martha und Urſula im Trio ſpannen. Es kam Martha viel romantiſcher und mittelalterlicher vor, an der Spindel zu ſpinnen als am Rädchen, und ſie nahm ſich auch wirklich ganz hübſch aus an der zierlichen Kunkel mit dem himmelblauen Band, ihrer Lieblingsfarbe, und dem ſchön bemalten Netzſchüſſelchen, das ihr der Doktor einſt zum Jahrmarkt gekauft hatte. Die Rädchen ſchnurrten, die Spindel ſurrte, ſonſt war alles ſtill.

Martha begann mit Urſula ein Volkslied zu ſingen:

„Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein Kleid. —
Ja, ja, meine liebe Mutter, das iſt mir nicht leid —“

und ſo fort, bis ſie den Schlußreim:

„Spinn, ſpinn, meine liebe Tochter, ich kauf' dir ein' Mann. —
Ja, ja, meine liebe Mutter, der 's Tanzen recht kann.“

mit hellem Lachen ſchloß.

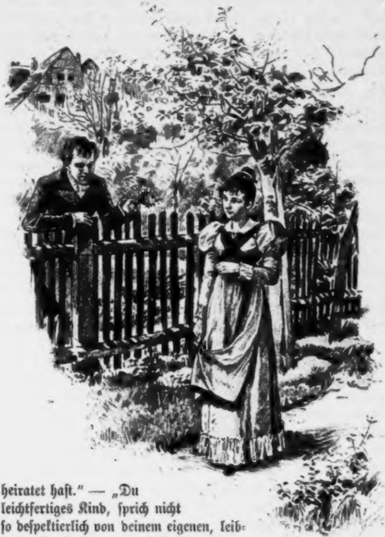
„Ja, ja, ſo einer wär' dir der beſte!“ ſagte die Großmutter auch lachend. — „Großmutter,“ begann Martha nach einer Pauſe, „das war doch hübſch, wie du mir früher zum Spinnen ſo ſchöne Geſchichten erzählt haſt; du erzählſt mir gar nichts mehr.“ — „Du einfältiges Kind, wer wird ſo einem großen alten Ding noch Geſchichten erzählen!“ — „Ei, das kann man wohl, nur wieder ein bißchen andre als die von Hänſel und Gretel. Hör', Großmutter, wie haſt du denn eigentlich den Großvater kennen gelernt?“

Die Großmutter lachte und ſprach: „Nun, das ging einfach zu. Mein Vater ſelig war gar beliebt beim Herzog Karl, und wie dieſer einmal bei ihm war, fragte er ihn: „Hat Er keinen Sohn, der zu Seinem Amtsnachfolger zu brauchen wäre?“ — „Nein, Euer Durchlaucht,“ ſagte der Papa, „ich habe nur vier Töchter.“ — „Nun, ſo will ich Ihm ein taugliches Subjekt ſchicken, das ſich zuvor ſchriftlich verpflichten ſoll, Seine älteſte Tochter zu heiraten, damit Er ihn noch bei Seinen Lebzeiten zuſtutzen kann.“ — „Mich bei Euer Durchlaucht unterthänigſt zu bedanken,“ ſagte mein Vater. Nachher erzählte er der Mutter, was der Herzog geſagt, wir Mädchen durften's nicht hören; unſere Kleine aber, die Guſtel, ein gar naſeweiſes Ding, horchte im Alkoven und erzählte uns wieder, daß der Herzog einen Mann für mich ſchicken wolle, denn ich war die Aelteſte. Da fing ich aber an zu weinen; denn mir gefiel unſer Subſtitut, der Herr Grundler, und ich wollte keinen Mann vom Herzog, aber der Grundler konnte als Subſtitut nicht heiraten. Meine zweite Schweſter, die Heinerike, ſagte gleich, ſie wolle das Opfer werden und den Herzoglichen nehmen. Sie war gar hoffärtig und bildete ſich, glaub' ich, einen Junker ein mit Band und Stern.

„Da faßte ich mir ein Herz und ſagte es der Mama, und die Mama ſagte es dem Papa und fragte ihn, ob denn nicht der Grundler auch ein taugliches Subjekt wäre. Der Papa hatte ihn lieb und ſchrieb an den Herzog, und dem Herzog war's auch recht, und ſo kamen wir glücklich zuſammen. Die Heinerike aber hat lange mit mir getrutzt, daß ſie wegen meiner keinen Herzoglichen kriegte; aber ſie bekam ſpäter den Pfarrer Schnepf und war beſſer daran.“ — „Und die andern Großtanten?“ — „Die Ludovike nahm der Doktor Schnurrer und die kleine Guſtel wurde Frau Oberamtmännin. Ja, ja, wir gingen weg, wie die neugebackenen Wecken; das war eine andere Zeit!“

Martha lachte hell auf und fing an zu ſingen: „Und als der Großvater die Großmutter nahm,“ und ihre Schelmenaugen glänzten hell hinüber zur Großmutter.

Am nächſten Abend hatte ſich der Doktor früher eingefunden und behaglich bei der Großmutter niedergelaſſen. Martha mußte lachen, ſo oft ſie ihn anſah, weil ihr allemal die Amalie einfiel, die ſich ſo anmutig aus ſeiner Taſche heraus verneigt hatte. „Was haſt du denn immer zu lachen?“ fragte endlich die Großmutter. — „Ei, Großmama, die ſchöne Geſchichte iſt mir wieder eingefallen vom tauglichen Subjekt, das du ge-



heiratet haſt.“ — „Du leichtfertiges Kind, ſprich nicht ſo deſpektierlich von deinem eigenen, leiblichen Großvater!“ —„ Aber nicht wahr, Großmutter,“ begann Martha wieder ganz geſetzt und ernſthaft, „das Verlieben war doch eigentlich noch nicht Mode zu deiner Zeit?“ — „So, meinſt du?“ ſagte die alte Frau, die das auf Ambition nahm, „nur gar zu ſehr.

Bedenkſt du denn nicht, daß der Goethe, von dem ſie ſo großes Weſen machten, und der Schiller und der Bürger gerade in meiner Jugendzeit gelebt haben? Die haben auch ihre tauglichen Subjekte gehabt, mehr als nötig! Und auch die andern ordinären Leute — o, ich könnte dir allerlei erzählen; ich kann dir nur ſagen, es iſt dazumal mehr bei der Verliebnis herausgekommen als in unſern Tagen.“ — „Bitte, Großmutter, erzähle einmal etwas davon!“ — „Ja, ja, Frau Verwalterin,“ ſtimmte der ſchweigſame Doktor bei, „ich zünde dann mit Ihrer Erlaubnis meine Pfeife dazu an.“

„Nun, wenn's ſo gemeint iſt,“ ſagte die Großmutter, „muß ich mich erſt noch recht beſinnen. — Nun, ja, als ich noch daheim war, wohnte nicht weit von uns ein adeliger Oberſt, der hatte ſechs Töchter, nicht eben ſchön, aber feine Fräulein, beſonders Elma, die jüngſte. Hinter der Kaſerne, wo der Oberſt ſein Quartier hatte, war ein Garten, an welchen der des Kaufmanns Ringhard ſtieß. Das waren vermögliche Leute, aber gar ſtill, ſo ein bißchen altbacken. Der Sohn war weit herumgekommen, in England und Hamburg und Bremen, war jetzt aber wieder daheim und wog Zucker und Kaffee aus in des Vaters Laden. Die ſchlanken Fräulein, wie ſie ſo im Garten ſpazierten, oder ſtickten oder Guitarre ſpielten, gefielen ihm gar wohl, die Elma aber am beſten. Einmal faßte er ſich ein Herz, ihr ein Bouquet über den Zaun hinüber anzubieten; auch erfuhr ſie, daß er Engliſch verſtand, was ſie ſo gerne gelernt hätte. Kurz und gut, ſie ſprachen manchmal mit einander und immer lieber. Ihm aber kam das Fräulein ſo hoch vor, als ob ſie am Himmel hinge, und er wagte kein Sterbenswort von ſeinem Attachement zu ihr; waren auch beide noch gar jung.

„Der Oberſt kam in eine andere Garniſon und wurde General; der alte Ringhard ſtarb bald, nicht lange darauf ſeine Frau, und der junge Mann verkaufte den Laden. Es war ihm nicht mehr wohl im einſamen Haus und Garten, und er hätte gern mehr von der Welt geſehen. So kam er weit herum und ließ ſich's ſauer werden; aber Gottes Segen war mit ihm, weil er ſeinem Vater ſo viel zuliebe gethan. Nach zehn Jahren etwa war er Teilhaber an einem prächtigen Bankgeſchäft in Hamburg, deſſen Chef ſein Vetter war. Fräulein Elma hatte er nicht vergeſſen; er ſchrieb an einen Freund in der Heimat und fragte, was aus der Familie geworden. Der antwortete ihm, der General ſei geſtorben, Vermögen habe er nicht hinterlaſſen, wohl aber Söhne mit Schulden. Eines der Fräulein ſei an einen Offizier verheiratet, die andern hätten's mit dem Adel nicht mehr genau genommen; die älteſte habe einen Doktor, die andere einen Pfarrer, von den drei jüngeren wiſſe er nichts zu ſagen.

„Nun ging der Ringhard her und ſchrieb an den Doktor, deſſen Namen er wußte, und fragte ihn nach ſeiner Schwägerin Elma, ob ſie noch lebe und wo ſie ſei. Der Doktor aber — ich habe ihn wohl gekannt — das war der allerzerſtreuteſte und vergeßlichſte Menſch auf Gottes Erdboden. Seine erſte Braut hatte ihn aufgegeben, weil er in Gedanken ihren kleinen Finger genommen, um ſeine Pfeife damit zu ſtopfen. Man ſagte ihm nach, er habe einmal abends beim Auskleiden ſeinen Rock ins Bett gelegt und ſich an den Nagel hängen wollen. Die Namen ſeiner Schwägerinnen konnte er nie behalten, und das war kein Wunder, denn da hieß eine Alma und eine Selma und eine Meta und eine Linda; weiß Gott, wo die Obriſtin den Unſinn zuſammen gefunden. Wie ihn nun ein fremder Menſch auf einmal nach der Elma fragt, ſo meint er, es ſei die Selma, und ſchreibt in der Eil' — er war immer in der Eil' —" — „wie der Herr Doktor da!" warf Martha ein, — „ſchreibt in der Eil', die ſei ſchon ſeit drei Jahren verheiratet an den Pfarrer ſo und ſo; und vergißt nachher auch nur ſeiner Frau, die glaub' ich, Minna hieß, etwas von der Anfrage zu ſagen. So erfuhr die Elma kein Sterbenswörtchen von dieſer Frage und lebte ſtill für ſich hin, hilfreich bei den Schweſtern, wo man ſie brauchte; ſie war ſanften und heitern Gemüts und ſie blieb ein feines Fräulein, wenn auch kein junges mehr. So oft ſie in unſere Stadt kam, ging ſie wieder in den alten Garten, wo ſie in der Laubhütte Engliſch gelernt hatte. Ob der Ringhard noch lebe oder nicht, wußte ſie nicht.

„Dieſer aber konnte ſie nicht vergeſſen, und kam darüber nicht zum Heiraten. In Hamburg aber hatte er eine Landsmännin, eine verheiratete Frau. Der ging es wie mir; ein lediger Mann, der heiraten könnte, kam ihr wie eine leere Kutſche vor, die wohin fährt, und wobei einen der gute leere Platz darin dauert. So wollte ſie ihn denn zum Heiraten bewegen; er aber vertraute ihr an, wie er nur zu einer einzigen habe ein Herz faſſen können, die für ihn verloren ſei. Sie hatte die Familie des Generals auch gekannt, und es that ihr leid um den Ringhard.

„Es war wohl zwei Jahre nach dem Brief des Doktors, da kam ſelbige Landsmännin zum Beſuch in ihre alte Heimat. Sie wurde viel eingeladen und traf auch mit Fräulein Elma zuſammen, die ihr in ihrem ſanften, verſtändigen Weſen gar wohl gefiel. Als ſie ihre nähere Bekanntſchaft gemacht, ſagte ſie ihr einmal: ‚Ich kenne in Hamburg einen Landsmann von Ihnen, der ein recht treuer Freund Ihrer jüngſten Schweſter iſt.‘ — ‚Ich bin die jüngſte meiner Schweſtern,‘ ſagte Elma und wurde rot. — ‚So haben Sie einen Kaufmann Ringhard gekannt?‘ — Elma wurde noch röter und erzählte manches von der Gartennachbarſchaft ihrer jungen Jahre, ſo daß die geſcheite Frau ſchon merken konnte, was die Glocke geſchlagen. Sie war aber mäuschenſtill, denn mit ſolchen Affairen muß man gar delikat umgehen. Wie ſie nun wieder in Hamburg war, erzählte ſie alles dem Ringhard, wie nur die Alma und die Minna und die Selma und die Meta Männer hätten — die Linda war, glaub' ich, geſtorben — die Elma aber ſei noch daheim.

„Da war der Kaufmann vor Freude wie ein Jüngling. Die geſcheite Frau aber ſagte: ‚Sachte! wiſſen Sie auch, daß das Fräulein derweile zwölf Jahre älter geworden? Und in zwölf Jahren wird ein Mädchen weder jünger noch ſchöner.‘

— ‚Und ich habe ſie die zwölf Jahre in meinem Herzen getragen,‘ rief der Ringhard, ‚da iſt ſie nicht alt geworden! Wie ſie ausgeſehen, das ſchwebt mir noch vor wie ein Traum, aber wie ſie iſt, ſo ſanft und ſo heiter und ſo ſittſam und ſo fromm, das iſt noch lebendig in meiner Seele und ich will ſie lieb haben und behalten.‘

„Bleib's dabei! der Ringhard hat die Elma geholt. Der war's wie ein Traum. Ich ſage dir aber, wie ſie am Altar ſtand, ſo ſchlank und züchtig, mit ihren ſtillen, frommen Augen, da war ſie noch ſchön genug, und er muß es auch gedacht haben, ſo glückſelig ſchaute er ſie an. — Es iſt ihnen recht gut gegangen; ihren eigenen Mädchen aber haben ſie ordentliche Chriſtennamen gegeben, damit keine ſolche Verwechslung mehr vorkäme, denn nicht alle Mannsleute haben ſo getreue Herzen.

„Nun, Kleine,“ ſagte die Großmutter eine Weile nachdem ſie geendet hatte, „willſt du heute wieder dazu tanzen?“ Martha ſchüttelte ſchweigend den Kopf, in ihren Augen ſtanden helle Thränen. — Der Doktor blieb diesmal da, bis der Abendſegen geleſen war, dann ſagte er gute Nacht.

Am nächſten Morgen wehte wieder eine rote Flagge an Annas Fenſter. Es mußte etwas Beſonderes los ſein. Martha hatte höchſt nötig der Anna ein Stickmuſter zu bringen, und ſie verſchwatzte ſich darüber ziemlich lang. Eine Stunde, nachdem ſie wieder daheim war, kam Anna herüber, und da gab es ein neues Geflüſter; auch war der Spaziergang nach Tiſch wieder unerläßlich, obgleich das Wetter rauh und trüb war und das Eis nicht mehr ſicher. Die Großmutter wurde etwas unmutig über das viele Zuſammenlaufen der Mädchen; doch wußte ſie wohl, daß Martha nicht lange ein Geheimnis bei ſich behalten konnte. Nach zwei Uhr rückte die alte Freundin der Großmama, Jungfer Jakobine, mit ihrer Kunkel an, welches angenehme Ereignis alle vier Wochen wiederkehrte. Martha mußte einen Extrakaffee machen und den rotgewürfelten Teppich auflegen. Die alten Damen vergaßen gar bald in traulichem Geſpräch die Geheimniſſe der jungen Welt. Jungfer Jakobine war in den Bruder ſelig der Großmama verliebt geweſen, und das knüpfte ein unzerreißbares Band zwiſchen ihnen. Jetzt waren freilich die romantiſchen Ideen längſt begraben und tauchten nur ſelten an beſonderen Tagen auf; es waren meiſt reelle Gegenſtände, die ſie beſchäftigten und unterhielten.

Gar leicht wandte ſich ihre Unterhaltung aufs Kochen, und ſo einfach und frugal die zwei alten Damen für ſich lebten, mit ſo vielem Genuß beſprachen ſie die Leckerbiſſen, die ſie in früheren

Tagen bereitet. Wenn Jungfer Jakobine von den Müslein erzählte, die einſt ihrem Bruder, dem Amtmann, ſo geſchmeckt, ſo beſchrieb die Großmutter die Süpplein, mit denen ſie ihren Mann, den Verwalter, erquickt hatte. Und immer glänzendere Bilder entfalteten ſich: großartige Gaſtmähler aus den Tagen ihrer Blüte tauchten auf; neben dem Butter und Honig und dem Zwetſchgenmus, die das beſcheidene Tiſchlein zierten, erhoben ſich imaginäre Lerchenpaſteten und gefüllte Spanferkel, Aufſatztorten, Muskazin und Tabaksrollen, von lange vergangenen Viſitations- und Marktſchmäuſen.

Und Martha — mit welch glückſeligem Uebermut hörte ſie das Geſpräch der zwei ehrwürdigen Damen, welche ſie ſo beſcheidentlich bediente wie eine Fee, die aus ihrem Königreich voll Roſenwolken und goldenem Duft ſich einmal herabläßt, armen Menſchenkindern den Tiſch zu decken! Was waren doch die Süppchen des Großpapa ſelig, und die Saucen und Brätlein, mit denen Jungfer Jakobine ihren Bruder regaliert, und die Puddinge, welche längſt verſchollene Amtmänner und Prälaten geſpeiſt hatten, gegen die Herrlichkeiten ihrer Gegenwart und die goldenen Berge ihrer Zukunft!

Der Abend kam und die Spinnräder ſchnurrten wieder. Die Großmutter ſah mit verſtecktem Lächeln nach Martha hinüber, begierig, wann das große Geheimnis zu Tage kommen werde. Martha ſetzte verſchiedene Male an, ſie konnte die rechte Form der Mitteilung nicht finden; endlich verſuchte ſie's geradeaus: „Was thäteſt du ſagen, Großmutter, wenn nächſten Dienstag ein Ball wäre?“ — „Ich? ich thäte ſagen, es ſei recht unnötig; ihr habt ja erſt im Herbſt einen gehabt. Da iſt gewiß wieder der fremde Menſch ſchuldig, der Pelze, oder wie er heißt —“ — „Felſen! Großmutter, iſt das nicht ein intereſſanter Name? Die norddeutſchen Namen ſind doch viel hübſcher als unſre.“ — „Nun, das weiß ich gerade nicht, der Name thut nichts zur Sache. Vor Zeiten war ein Strumpfwirker hier, der hieß Falkenhorſt, das iſt auch ein flotter Name.“ — „Ein prächtiger, Großmutter! der hätte ſeine Söhne ſollen Soldaten werden laſſen." — „Er hatte nur ein Mädchen, die heiratete den Seckler Katzenwadel." — „O, pfui!" — „Ei, der Name thut nichts zur Sache, ſie lebte vergnügt mit ihm. Und was den Pelze betrifft —" — „Felſen, Großmutter!" — „ſo will mir nicht gefallen, daß der Menſch ſo müßig herumliegt." — „Aber ſein Prozeß, Großmutter! Weißt du, er iſt eigentlich in der Erwartung auf die Erbſchaft erzogen worden und hat nur Jus ſtudiert, um ſelbſt Einſicht darein zu bekommen. Wenn er gewinnt, will er ein eigenes Landgut bewirtſchaften." — „Gefällt mir nicht," wiederholte die Großmutter kopfſchüttelnd, „gefällt mir gar nicht! Wär' ich ein Mann, ich wollte zu ſtolz ſein, um meine Zukunft an einen Prozeß zu hängen. Ein Mann ſoll ein Mann ſein, ob er einen Pfennig hat oder nicht. Da ſieh den Doktor an! der iſt im Waiſenhaus erzogen und hat ſich ſelbſt mit Gottes Hilfe ſeinen Weg gebahnt, und iſt jetzt reſpektiert von den Reichen und ein Segen für die Armen; das nenn' ich einen Mann!" — „Aber, Großmutter, die Naturen ſind verſchieden; der Doktor iſt arm erzogen, für den war es nicht ſchwer, ſich zu behelfen, und arbeiten mußte er, um zu leben. Weißt du, alle Leute können nicht gerade ſein wie Doktor Enchelmaier; ſo bekäme ja keiner eine Frau." — „So, meinſt du, der bekäme keine Frau?" ſagte die Großmutter faſt zornig; „zehn für eine, ſage ich dir; aber das leichtfertige Mädchenheer unſrer Tage iſt ihm nur nicht gut genug." — „Dann ſoll er ſich eine vom Himmel herunterholen," ſagte Martha, nun ihrerſeits empfindlich. Natürlich! ein Mädchen, ein ſtolzes, junges Blut, wie ſie nicht ſo ſelten ſind als ſiegesſichere Männer glauben, teilt in Gedanken wohl hundert Körbe aus; aber daß einer dieſer zum voraus Verſchmähten nicht nach ihr verlangen könnte — das wäre eine tiefe Kränkung.

Sie mußte jedoch die Großmutter wieder umſtimmen des Balles wegen; darum lenkte ſie begütigend ein: „Du wirſt ſehen, Großmutter, der Doktor findet noch einmal eine ganz ordentliche ſtille Frau, gerade wie ſie für ihn paßt. Verlieben wird ſie ſich nicht in ihn, aber darauf wird er auch keine Anſprüche machen; er findet darum doch ein ſo zahmes, ſtilles Glück." — „Wolle Gott, wenn dich's einmal auch nach einem zahmen Glück verlangt, daß du dann noch eines findeſt," murmelte die Großmutter für ſich, wehmütig den Kopf hin und her wiegend.

Nun aber brach Anna ein, und dem vereinten Andringen der jungen Mädchen konnte die Großmutter nicht widerſtehen; die Erlaubnis zum Balle wurde erteilt. Alsbald begann große Revue unter den vorhandenen Blumen und Bändern; ſtarke Zuſchüſſe zum Taſchengeld wollte die Großmutter nicht verwilligen, und Urſula erhielt Befehl, das weiße Kleid einzuſeifen; denn die Zeiten und Sitten der kleinen Stadt waren ſo harmlos, daß ein gewaſchenes weißes Kleid und eine ſchon getragene Roſe noch ballfähig waren.

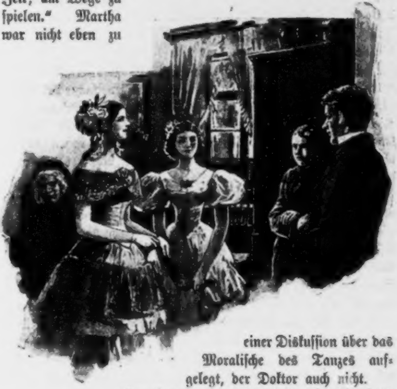
Martha hatte kaum geglaubt, daß ſie den Dienstag wirklich erleben würde. „O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr; o ſtürz nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!" war ihr ſtiller Stoßſeufzer geweſen. „Du wirſt ſehen," ſagte ſie oft zu Anna, „es geſchieht gewiß vorher noch etwas!" Freilich, ſie ſelbſt bekam einen heiſeren Hals, und ob ſie auch ihre Schmerzen beim Schlingen mit dem Mute eines Scävola verbiß, die Stimme verriet ſie. „Herr Doktor, kurieren Sie mich nur geſchwind einſtweilen!" bat ſie den Hausfreund, „nachher habe ich ja wohl Zeit zum Kranksein." Der gute Doktor aber kurierte ſie ſogar definitiv, nicht nur proviſoriſch, und ein Huſten, der die Großmutter befiel, machte ihr Daheimbleiben nicht eben nötig. „Gelt, Großmütterchen, dir iſt es lieber, wenn es bald ruhig wird und du zu Bette kannſt? Und ich komme ſo leiſe heim, ſo leiſe, daß es kein Mäuschen ſtört." — „Ja, ja," lächelte die Großmutter, „geh immerhin!" Wie ſchaut die Jugend, die ſich auf den goldenen Wellen ſchaukelt, ſo triumphierend auf das Alter am Strande, und mit welch behaglicher Herablaſſung ſehen die Alten von der ſtillen Bucht auf das kindiſche Treiben des jungen Volkes!

Es wurde Dienstag morgen, und gewiß und wahrhaftig, es wurde auch Dienstag abend. — Urſula hatte Bewegung genug den Tag über; Martha machte bei Hofrats ihre Toilette, und mit vielem Selbſtgefühl trug das Dienſtmädchen mit hochausgeſtrecktem Arm das ſchöngebügelte Ballkleid über die Straße.

In der Dämmerung ſchlüpften Martha und Anna herüber, um ſich der Großmutter in ihrem Glanz zu präſentieren. Anna hatte nun freilich ein himmelblaues Florkleid und eine Guirlande von Phantaſieblumen mit Silberblättern; aber ihre Farbe war unſcheinbar und ihre langgeſtreckte Geſtalt wenig jugendlich, obgleich ſie ſich allezeit recht wohl gefiel und intereſſant erſchien, auch vorzugsweiſe die tragiſchen Romane liebte, in denen hohe Geſtalten die Heldinnen waren. Martha aber, ſelbſt ein friſches Röslein, einen Roſenzweig in den dunkelblonden Haaren, die Augen glänzend von heller Jugendluſt, war trotz des gewaſchenen Kleides ſo recht ein Bild des jungen Lebens. Die Großmutter betrachtete ſie mit unverhohlenem Wohlgefallen, wenn ſie es auch für unpädagogiſch hielt, ſolches in Worten zu erkennen zu geben; Urſula aber, deren Entzücken ſich zwiſchen ihrer jungen Herrin und zwiſchen Fräulein Anna in Silberlaub teilte, eilte in der überfließenden Fülle ihres Herzens zum Doktor hinauf. „Herr Doktor, kommen Sie doch herunter! Unſre Fräulein ſind — ſo ſchön! man meint, es ſeien dem lieben Gott zwei Engel 'nausgekommen!“ Mit geruhigem Lächeln erhob ſich der Doktor, wechſelte ſeinen bequemen Schlafrock mit dem Patientenrock und ſtieg ſachte hinab. Er blieb lächelnd unter der Thüre ſtehen und betrachtete die zwei jungen Geſtalten. Es lag etwas wie Wehmut in ſeinen Augen. Martha errötete bis unter die Locken, ſo als Schauſtück dazuſtehen, doch lächelte ſie den Doktor an, glücklich in halbbewußtem Gefühl ihrer friſchen Jugendſchöne.

„Gehen Sie nicht auch ein wenig auf den Ball?“ fragte ſie. — „Ei ja, Herr Doktor,“ rief die keckere Anna; „ich erbiete mich, Sie aus der Tour zu holen.“ — „Danke verbindlich,“ ſagte der Doktor, „ich habe nie getanzt.“ — „Halten

Sie Tanzen für unrecht?" fragte Martha. — „Ach nein!" rief Anna dazwiſchen, „der Herr Doktor wird es nicht können." — „Sie werden recht haben, Fräulein," ſagte der Doktor und ſetzte, zu Martha gewendet, hinzu: „Mein Leben iſt frühe ſehr ernſt geworden und mein Ziel lag gerade vor mir; ich hatte keine Zeit, am Wege zu ſpielen." Martha war nicht eben zu einer Diskuſſion über das Moraliſche des Tanzes aufgelegt, der Doktor auch nicht.



„Nun komm, nimm doch deine Handſchuhe!" mahnte Anna, „es iſt Zeit." Freilich, die Handſchuhe, wie hatte ſie die vergeſſen können! Sie holte eiligſt die vom letzten Ball; aber, ach! der Herr Subſtitut hatte damals in ſchwarzen bockledernen Handſchuhen getanzt, die auf ihren blaßroten Glacés rettungsloſe Flecken zurückgelaſſen; daran hatte ſie nicht mehr gedacht. „Schicke ſchnell zur Putzmacherin!" trieb Anna; „die allein hat helle Glacés, einen Gulden das Paar." — „Was? einen

Gulden ein Paar Handſchuhe?“ eiferte die Großmutter. „Das ginge mir ab! Hat ſie nicht noch die neuen däniſchen, die ich ihr zu Weihnachten gab? Die ſind lange ſchön genug!“ — „Aber däniſche Handſchuhe zu einem Ballſtaat, beſte Frau Verwalterin!“ ſtellte Anna vor, „das iſt unmöglich.“ — „Ei was, unmöglich! haben ſie doch einen halben Gulden gekoſtet. In meiner Zeit hatte ein einziges Paar ſchokoladefarbene ſeidene meine ganze Jugend hindurchgereicht; kein Gedanke an helle Glacés um einen Gulden!“

Anna wollte nicht nachlaſſen, die Großmutter nicht nachgeben. Martha, mit dem Weinen kämpfend, verſuchte vergeblich die geſchwärzten zu reinigen oder umzuwenden; die Großmutter blieb unerbittlich bei der Verſicherung, die däniſchen ſeien Prachthandſchuhe. Sie wollte den Doktor zum Zeugen aufrufen, der aber war abhanden gekommen, und Martha mußte endlich mit den däniſchen abziehen. Die teilnehmende Urſula hatte ein Paar weißbaumwollene von ihrer Konfirmation her ſchüchtern unter der Schürze gehalten, aber nicht gewagt, ſie anzubieten.

Unter der Hausthür erſchraken die Mädchen über eine dunkle Mannesgeſtalt, die atemlos herbeigerannt kam, Martha ein kleines Päckchen in die Hand drückte und dann im Dunkel der Hausflur verſchwand. — War es ein Genius im Flausrock, oder war es wirklich und leibhaftig der Doktor geweſen, der trockene, ernſthafte Doktor, der ſparſame Doktor, der ſeine Röcke zweimal wenden ließ, und der nun Martha ein Paar weiße Glacéhandſchuhe in die Hand gedrückt, ſo weich und fein, daß eine Prinzeſſin ſie hätte tragen dürfen? Martha konnte es wirklich nicht glauben, fand auch nachher nie den Mut, dem Doktor zu danken; indeſſen nahm ſie es hin als eine Feengabe. Nun war kein Wunſch in ihrem jungen Herzen zurück, und ſtrahlend vor innerem Glück, mit ſittſam geſenktem Haupt und klopfendem Herzen betrat ſie unter dem Schutz der Frau Hofrätin den Ballſaal.

Die Großmutter ſchritt inzwiſchen höchſt unzufrieden in ihrem Stüblein auf und ab; es gereute ſie, dem Kind nicht den Wunſch erfüllt zu haben, und ſie machte ihrem Unmut durch laute Ausbrüche über die verwöhnte und eitle Jugend Luft. — Der Doktor beendete noch eine ſchriftliche Arbeit, dann wickelte er ſich aufs neue in ſeinen Biberrock, um einen Kranken zu beſuchen. Er ging ſtill vorüber an den hellen Fenſtern des Ballſaals, der ihm bis in die arme Hütte einzelne gellende Töne ſeiner fröhlichen Muſik nachſandte.

Wären nicht die Handſchuhe geweſen, die ſich ſo gar weich und fein um ihre Finger ſchmiegten, Martha hätte gewiß kein einziges Mal an den Doktor gedacht. Sie war gar zu glücklich! Alle Mängel der Muſik und der Beleuchtung, die den Tänzern häufigen Stoff zum Geſpräch gaben, waren für ſie nicht vorhanden. Für ſie lag auf allem noch der goldene Duft der unausgeſprochenen Poeſie eines jungen Herzens; alles war heute ſchön und gut; ihre Seele hatte keinen Raum für einen Mißlaut.

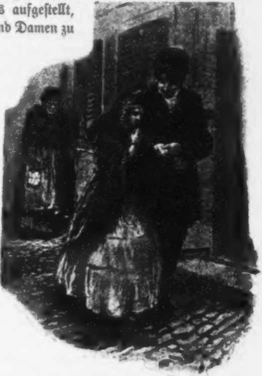
Zwar ihr weibliches Selbſtgefühl fühlte ſich etwas verletzt davon, ſo harrend in der Reihe der Jungfrauen ſitzen zu müſſen, den Männern gleichſam zur Wahl angeboten. Aber nun kam der bedeutungsvolle Moment, wo die ſchwarze Wolke der Herren ſich löſte, um die Erkorenen zum Tanze zu führen, — voraus engagieren war nicht Sitte in Pappelburg, — und die eine, edle, ſchlanke Geſtalt, höher, bedeutender als alle übrigen — wen wird er wählen? Gewiß Anna mit dem Silberkranz, oder die Gutsbeſitzerstochter mit der Tunika von rotem Flor und den Granatblüten im Haar. O nein, es iſt Martha, das friſche Röschen, in ihrem ſchlichten weißen Kleid, die nun ſo ſelig an ſeiner Hand dahinzieht, die mit ihm ſich wiegt und wogt auf den Wellen der Töne; die er am Schluß ſo ſorgſam feſthält, damit ihr, dem Kinde, dem der Tanz noch ſo neu iſt, nicht ſchwindle. Und wie lebendig und bedeutend war ſeine Unterhaltung, wie ſo ganz anders als die herkömmliche der längſt bekannten männlichen Jugend der Stadt! Plauderte ſie mit ihm, ſo wurde ſie unwillig, wenn der Tanz wieder begann; tanzten ſie, ſo wünſchte ſie, daß es kein Ende nehmen möge. Die ſpäteren Touren mit andern waren nur Erinnerungen an dieſe erſte. Und wie oft benutzte er die Pauſen, um ſich neben ſie zu ſetzen; mit wie inniger Luſt ſah er den erregten, lebensvollen Ausdruck ihrer Züge, wenn er, der gebildete Mann, ihr Gebiete aufſchloß, in welche ſich bis jetzt höchſtens ihre Gedanken gewagt hatten! In welch vollem Glanze zeigten ſich hier ſeine edle Geſtalt, ſeine vornehmen Manieren! Ja, er hatte recht, wenn er ſcherzend behauptete, er ſei zum Freiherrn geboren. Und wenn ſeine Hoffnungen ihn täuſchen ſollten, — gewiß, in Unglück und Entbehrung müßte er ſich noch viel ſchöner, viel edler ausnehmen. Es waren ganz wunderbare Texte, die Martha der mangelhaften Muſik des Pappelburger Stadtzinkeniſten unterlegte.

Und nun noch der Kotillon, dieſe getanzte Novelle, zu der man nur die Wichtigſte oder die Ungefährlichſte als Gefährtin wählt! und wieder war es Martha, die er ſich erkieſte und die in glückſeliger Beſtürzung ihm zu dem Reigen folgte.

„Was kann er eigentlich an der Kleinen finden?“ fragten ſich die Damen. „Es iſt wahr, Martha hat ſich in letzter Zeit ſehr hübſch gemacht,“ gaben die Männer zu, denen jetzt erſt ein Licht aufging über ihre jugendliche Anmut. Martha aber war faſt zu Mute wie der Johanna Gray, als ſie zur Königin berufen wurde. Den Vortanz lehnte Felſen ab. „Wir wollen lieber plaudern,“ flüſterte er ſeiner Dame zu. Aber zum Plaudern fand ſich wenig Zeit; die Damen drängten ſich dem intereſſanten Fremden die Honneurs ihrer Stadt zu machen. Er wurde fortwährend aus der Tour geholt, wurde überſtrömt mit Roſen und Ringen; er durfte nicht einmal hinter dem Stuhl ſtehen, nicht einmal allein mit dem Korbe tanzen; er konnte gar nicht fertig werden und ſah ſeine Gefährtin mit einem komiſch klagenden Blick an, wenn er immer wieder von ihrer Seite gerufen wurde.

Aber das Ende kam wie es von allen ſchönen Dingen kommt. Ein Glück für Martha, daß ſie das verhaltene Gähnen ihres Ritters nicht bemerkt hatte. Sie hatte keinen Begriff davon, daß man an einem ſolchen Abend geſättigt und müde ſein könne; aber ſie war auch viel zu dankbar für das Glück, um zu klagen, daß es nun vorüber ſei. Sie freute ſich ſchon wieder auf die Einſamkeit ihres Stübchens.

Nach alter ehrwürdiger Ballſitte in Pappelburg wurden nach beendetem Tanz lange Tafeln in der Mitte des Saals aufgeſtellt, um die ſich die Herren und Damen zu gemeinſamem Thee ſetzten. Unter Begleitung der etwas ſchläfrigen Muſik wurden dann Lieder angeſtimmt, alte philiſterhafte Freudenlieder mit Zöpfchen: „Streicht die Falten vom Geſichte!“ — „Alles was wir lieben, lebe!“ — „Es kann ja nicht immer ſo bleiben,“ ein Lied, das Herrn Schettler immer zu Thränen bewegte. Martha ging's wie dieſem; die Muſik brachte ſie leicht zu Thränen, und ſie hatte Mühe, ſie zu verbergen. Felſen ſaß ihr gegenüber, er blickte in dieſe „zwei Veilchen, feucht vom Tau“; es war ein neuer Reiz der jungen Roſe.



Dann der Heimweg an ſeinem Arm! ſein bedeutungsvolles Flüſtern vom nahen Scheiden! Urſula mit der Laterne zog reſpektvoll ein gut Stück Wegs hintendrein; die Hofrätin und ihre Töchter folgten in kürzerer Entfernung, unbeachtet von dem Paar. „Würden Sie mir auch zu einem andern Gange die Hand bieten?“ fragte endlich Felſen, als ſie der Hausthüre nahe gekommen, aufgeregt von dem heiteren Abend und dem Champagner, mit dem er das Feſt beſchloſſen. Er erſchrak ſelbſt ein wenig ob dem kecken Wort; Marthas tieferglühendes Geſicht konnte er nicht ſehen, und da ſie keine Antwort gab, nahm er an, ſie habe ihn nicht verſtanden, und — wiederholte die Frage nicht. Urſula ſchloß die Hausthür auf. — „Gute Nacht, mein Fräulein!“ Der weiche, reiche Ton dieſer Stimme, die bedeutungsvolle Frage klang nach in ihren Träumen unter den Tönen der Walzer und der Lieder, die ſie in Schlummer wiegten.

Und Felſen? Nun, für ihn war ein Ball in Pappelburg kein ſo unerhörtes Ereignis; aber dieſe helle, friſche Blume, dieſes Kind mit den klaren, blauen Augen und dem warmen jungen Herzen war ihm doch eine neue, liebliche Erſcheinung, und mit einem Gefühl wahrhaft fürſtlicher Großmut hatte er ihr alle Juwelen ſeiner Huld in den Schoß geſchüttet. Er war vornehm erzogen, und er liebte es, Glückliche zu machen. Wer konnte noch wiſſen, wenn er den Prozeß gewinnen ſollte, und mit ihm des Urgroßonkels Beſitz, der ihm die Thüren der reichſten und edelſten Häuſer öffnen mußte, ob es ihm dann nicht einfiel, zum Erſtaunen der Welt gerade dieſes Veilchen im Graſe zu pflücken und die ſtolzen Tulpen ſtehen zu laſſen? Er malte ſich ſchon das Glück des Kindes aus, wenn er, wie der Märchenprinz zum Köhlerkinde, vor ihre Pforte kommen würde, um ſie auf ſein Schloß zu führen.

Die Großmutter des jungen Mannes, einſt eine glänzende Schönheit, der Stolz, und wie man munkelte, ſogar die ſtille Liebe eines hochfahrenden, reichen Oheims, deſſen einzige Erbin ſie war, hatte gegen deſſen Willen einen Lieutenant geheiratet. Sie hatte die Kraft gehabt, dieſen Schritt zu wagen, aber nicht die Kraft, ſeine Folgen zu tragen, die Liebe in der

Hütte, die ſich ſo ſchön ausnimmt in Mädchenträumen. Sie brachte ihr Leben damit zu, nach den Gütern und Genüſſen zu ſeufzen, die ſie um der Liebe willen geopfert.

Ihre Tochter, Felſens Mutter, ſchön wie ſie, ſollte den ſtarren Oheim wieder gewinnen. Sie wurde in der Hoffnung auf das Erbe anſpruchsvoll erzogen, ſie heiratete in der Hoffnung auf das Erbe einen ſpekulativen Gutsbeſitzer; aber rührende Briefe und überraſchende Brautviſiten ſchlugen fehl bei dem ergrimmten Oheim, deſſen ſtarker Geiſt und zähe Körperkraft ihm Methuſalas Alter verhießen. Die Großmutter ſtarb in der Hoffnung, daß dem Enkel, einem ſchönen, begabten Knaben, gelingen würde, was ihr und der Tochter nicht gelungen.

Oskar Felſens Vater, der Gutsbeſitzer, ſtarb nach vielen mißglückten Spekulationen. Seine Frau, die der Mutter zähe Hoffnungskraft geerbt, zweifelte keinen Augenblick an ihres Oskars Erfolgen, und ſo wurde denn dieſer als künftiger reicher Erbe verwöhnt und gebärdete ſich auch von Jugend auf als ſolcher. Hausgenoſſen, Dienſtboten, Schulkameraden, ſelbſt die Lehrer bis zu gewiſſem Grade, trugen dazu bei, ihn in ſeinem Glauben zu beſtärken, ohne daß ſich irgend jemand den Grund dieſer Anſprüche an ſeine Zukunft klar gemacht hätte.

Oskar lernte gut, und der ſteinerne Urgroßonkel erhielt alljährlich Gratulationen in lateiniſchen Diſtichen, Zeugniſſe, Preismedaillen, Zeichnungen von behelmten Köpfen im Profil mit der Unterſchrift: „O. Felſen fecit.“ Vergeblich, der Mann blieb von Stein und verlangte nicht einmal den hoffnungsvollen Urneffen zu ſehen. Was ihn ſo ingrimmig auf ſeine Familie machte, das war nicht mehr die Heirat der ſchönen Nichte mit dem längſt dahingegangenen Lieutenant, es war der Aerger, daß man auf ſein Geld und ſomit auf ſeinen Tod warte; und mit grimmiger Schadenfreude ſah er eines der jüngeren Familienglieder ums andre ins Grab ſinken: „Nicht wahr, dir hab' ich das Warten auch vertrieben? Auf mein Geld hin wollte der Lieutenant den Abſchied nehmen, wenn er nicht vorher gefallen wäre; auf mein Geld hin hat das Mädchen geheiratet und der

Gutsbeſitzer ſpekuliert; auf mein Geld hin wird der Bube erzogen wie ein Prinz!“ Die ſcharfſinnige Idee ſchien ihm nie zu kommen, daß er durch Freigebigkeit im Leben ſeine Familie des Wartens auf ſeinen Tod entheben könnte; er war feſt entſchloſſen, wenn er einmal wirklich nicht umhin könne zu ſterben, ſollten ſie erſt keinen Nutzen davon haben.

Der einſame alte Mann ließ es geſchehen, daß ſich allmählich ein Schmarotzergeſindel um ihn ſammelte, das behauptete, von ſeinem lange verſchollenen Mutterbruder abzuſtammen, und ihn unter niederträchtigen Schmeicheleien beſtahl, wo es konnte.

Oskar bezog eben mit den letzten Mitteln ſeiner Mutter die Univerſität in der ſicheren Hoffnung, der Alte, der jetzt ſechsundneunzig zählte, müſſe nun doch endlich ſterben, und dann werde es ſo ziemlich gleich ſein, was er ſtudiert habe, da doch die Verwaltung des Gutes und Vermögens ſeine ganze Zeit in Anſpruch nehme. Der Alte that es aber nicht unter neunundneunzig Jahren, und in ſeinem Teſtamente war die Familie Zeyher eingeſetzt, von deren Verwandtſchaftsanſprüchen Oskars Mutter keine Ahnung gehabt. Das brach ihr Herz und ſie erholte ſich nicht mehr von dem Schlag. Oskars Vormund fing einen Prozeß an, um die Echtheit jener Abſtammung zu beſtreiten. Die Mutter erlebte das Ende desſelben nicht mehr; Oskar aber betrieb nun ſeine juridiſchen Studien mit vielem Eifer, in der Hoffnung, einſt ſelbſt glücklicher zu ſein, als ſein Advokat. Es handelte ſich freilich hier nicht ſowohl um juridiſche Feinheiten, als um den einfachen Beweis, daß die jetzige, unbeſchreiblich dürftige Familie Zeyher nicht von jenem verſchollenen Mutterbruder abſtamme; denn mit „geſchwächten Geiſteskräften“ des alten Herrn zur Zeit der Abfaſſung des Teſtaments ließ ſich lediglich nichts anfangen: ſein Geiſt war ſo lederzäh geweſen wie ſein Körper.

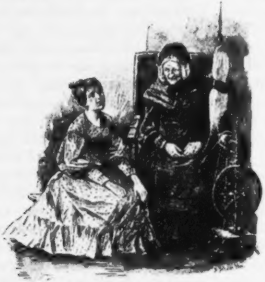
Sechs Jahre dauerte nunmehr der Prozeß. Felſen hatte ein wenig als Advokat praktiziert und mit ſeinem kleinen Einkommen, mit dem Reſt des Muttererbes, wohl auch mit fremdem Geld ſeither ein äußerſt vornehmes Leben geführt; jedermann ſah in ihm fortwährend noch den künftigen reichen Erben und zweifelte nicht an dem glücklichen Ausgang ſeines Prozeſſes. Er ſelbſt hatte ſeine bisherige Exiſtenz von jeher für eine proviſoriſche angeſehen; war der Prozeß gewonnen, dann ſollte erſt ein definitives Daſein beginnen, dann wollte er ein würdiger, gediegener Bürger des Staats, ein edler Gatte und Vater, ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechts werden; einſtweilen — nun, da mußte man die flüchtige Stunde genießen, wie ſie ſich finden ließ.

Nun hatte er Hoffnung, in alten Familienbüchern des Städtchens Pappelburg Notizen über den wirklichen und echten Urſprung des Geſchlechts Zeyher zu finden. Er hatte ſich zu dieſen Nachforſchungen und Auszügen gehörig Zeit und Muße genommen. Das Leben einer kleinen Stadt war ihm neu; vermöge ſeiner ſanguiniſchen Natur liebte er es, ſeine Strahlen auch dieſem beſchränkten Kreiſe zuzuwenden. Bei der Hofrätin hatte er ein gaſtliches, unterhaltendes Haus gefunden, in der blühenden Martha eine anmutige Anregung für ſein Herz, und wenn er jetzt endlich am Ziele ſeiner Wünſche war, ſo eilte es ohnehin gar nicht mehr mit der Advokatenpraxis.

So hatte er den Ball noch mitgemacht, der ihm zu Ehren veranſtaltet worden, und dabei faſt zu tief in Marthas dunkelblaue Augen geſchaut. „Es iſt Zeit, daß ich gehe,“ ſagte er ſich, als er daheim war; „ich mache ſonſt Dummheiten. Ich muß vorläufig die Kleine frei laſſen, und mich ſelbſt auch.“

Die Großmutter hatte ſich immer gefreut, daß Martha nach einem genoſſenen Vergnügen hellauf und früh wie ein Vögelein wieder an ihre Tagesarbeit ging. Diesmal war's ihr jedoch faſt zu viel mit der Friſche und Munterkeit; die Augen glänzten, die Wangen glühten, das Kind hüpfte und ſang, als ob jetzt erſt eine ganz neue Herrlichkeit anbrechen ſollte, nicht als ob's mit dem Ballvergnügen nun auf mindeſtens ein Jahr vorüber ſei. Der Großmutter Blicke folgten ihr etwas bedenklich.

„Nun, ſo erzähl mir auch von eurem Ball!“ ſagte ſie endlich. Martha ſetzte ſich auf den hölzernen Schemel zu ihren Füßen und ſchaute auf mit den blauen Augen, in denen ein ganz neuer Himmel aufgegangen war, und begann: „O, ſo ſchön iſt's geweſen, Großmutter!“ — „Ja, wie ſchön denn?“ — „Ja, eben gar zu ſchön, ſo ſchön wie noch gar nie.“ — „Nun, was war denn ſo beſonders ſchön dabei? Hat der Waldhornwirt einen Kronleuchter aufgehängt? Da hättet ihr euch ja die Köpfe eingeſtoßen.“ — „Nein, aber auf den Ofen hat er zwei Talglichter geſtellt, ſobald er kalt geworden war.“ — „So, das war die Schönheit?“ — „Nein,“ ſagte Martha lachend; „weißt du, Großmutter, du kannſt das doch nicht mehr ſo recht verſtehen; ich kann dir's nicht ſo begreiflich machen, warum's ſo ſchön war.“ — „Natürlich!“ ſagte die alte Frau trocken, und die Erzählung hatte ein Ende.



Als aber Anna kam, ziemlich verwachten, verſtörten Ausſehens und mit aufgewickelten Locken, und ſich mit Martha in ihr Stübchen zurückzog, da gab's zu plaudern und zu erzählen die Hülle und Fülle. Martha wollte freilich nichts verraten von dem ſüßen Geheimnis und von den bedeutſamen Worten vor dem Abſchied, keine Silbe; aber ſo allmählich erriet es Anna doch und baute Marthas Traumgebäude viel ſtolzer und kecker aus, als dieſe ſelbſt gewagt.

„Mutter ſagt, er ſei in ſechs Tagen hier fertig geweſen, und er blieb ſechs Wochen da; dies iſt nur dir zulieb geſchehen.“ — „Glaubſt du? Nein, nein, das glaube ich in Ewigkeit nicht!“ — „Und dieſen Abend iſt er zum letztenmal bei uns, du kommſt doch auch?“ — „Wenn's die Großmutter erlaubt.“ — „Da fehlt es nicht,“ meinte Anna.

Es fehlte aber doch; die alte Frau, die ſonſt Martha keine Freude verſagte, ſchlug diesmal die Einladung rund ab. „Es war ſo vielerlei in der letzten Zeit, Viſiten, Schlittenfahrten, Ball, es iſt vorderhand genug.“ — „Nur heute noch, Frau Verwalterin!“ — „Martha läßt der Frau Mutter gehorſam danken und wird ſelbſt noch ihre Dankſagung machen.“ Bei dieſem Beſcheid blieb's.

Martha kam ſich als das allerunglücklichſte und mißhandeltſte Geſchöpf auf Erden vor. Bei Anna wollte ſie nicht klagen über die Großmutter, aber in ihrem Kämmerlein weinte ſie ſich recht aus, ſo recht von Herzen. Dieſes eine Mal, das allerletzte Mal, ſollte ſie ihn nicht mehr ſehen! Das war doch zu hart! — Die Großmutter merkte nichts von den verweinten Augen, von der dumpfen Reſignation, mit welcher Martha ihr Tagewerk mechaniſch verſah, behüte! die ſpann, als ob nichts geſchehen wäre. Es iſt merkwürdig, wie gefühllos das Alter wird!

Als Martha abends das Licht brachte, hatte ſich das tiefſte Leid wohl ein wenig gelegt, aber die hellen Fenſter bei Hofrats drüben weckten es aufs neue. Die Großmutter ſetzte ſich ganz behaglich zurecht. „So, rück' näher! wir ſind ſchon lange nicht mehr ſo in der Stille beiſammen geſeſſen. Die Anna iſt mir lieb und wert, aber das ewige Geſpringe und Geflüſter iſt mir doch oft zu viel. Heut' iſt wohl eine Abſchiedsviſite drüben?“ —

„Ich glaube,“ ſagte Martha tief errötend. — „Nun, ſiehſt du, das war meiner Zeit noch nicht der Brauch, daß man Mädchen eingeladen hat zu einem Herrn; dazumal überließ man's den Herren, die Jungfern aufzuſuchen.“ — „Nun ja, aber manchmal geht das eben doch nicht.“ — „Allemal nicht, iſt auch nicht nötig; aber deſſen ſei gewiß: wo's einem Mann ernſtlich um ein Mädchen zu thun iſt, da findet er auch die Wege zu ihr; was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl. Das haſt du an der Geſchichte von dem Kaufmann und der Elma geſehen. Tauſendmal lieber eine alte Jungfer bleiben, als einem Mann nur mit dem kleinen Finger winken; ſo habe ich gedacht, wie ich noch jung war, auch wo mir mein Mann ſelig recht wohl gefallen hat.“ Martha ſpann mit ungeheurem Eifer und blickte nicht auf.

„Ich hatte eine gute Freundin,“ hob die Großmutter wieder an, „die war freilich etwas anders geſinnt: kein freies oder leichtſinniges Mädchen, aber ein heißes, ungeſtümes Blut, das ſein Schickſal hat ſelbſt machen wollen.

„Ihr Vater war ein adliger Oberförſter, der in einem einſamen Schlößchen wohnte. Ein bürgerlicher Aſſiſtent kam ins Haus, und wie das ſo zu gehen pflegt, die jungen Leute, die ſo viel allein beiſammen waren, gefielen einander wohl. Dem Alten gefiel das aber nicht, er wollte mit der Julie hoch hinaus, die nicht eben ſchön war, aber ein geſcheites, talentvolles Mädchen. Er fing Briefe auf von den jungen Leuten, obwohl ſie's mündlich hätten verſehen können, ſchöne Verſe von der Julie an den Aſſiſtenten; dieſer vermochte keine Reime, er ſchrieb eben, wie man ſchreibt, aber gar zärtlich. Der alte Herr ſpie Feuer und Flamme und ſchickte Knall und Fall den jungen Mann fort. Doch war es nicht ſo bös gemeint; er verſchaffte ihm gleich darauf eine gute Stelle.

„Julie ſchickte man auf Beſuch fort zur Zerſtreuung. Das iſt mir immer lächerlich vorgekommen; eine Liebe, die ſich durch's Reiſen vertreiben läßt, wäre auch daheim vergangen. Mit einer vornehmen Heirat wollte es ſich indeſſen nicht ſchicken bei der Julie, und ſie dachte mehr und mehr wieder an den Römer —

ſo hieß der Aſſiſtent —, der aber gar nichts von ſich hören ließ. Sie behauptete, das ſei lauter männlicher Stolz, er vergehe mittlerweile vor ſtiller Liebe, und ſie ſei um ihr Lebensglück betrogen. Ich aber meinte, wenn ſie ihm ſo tief im Herzen liege, wie er ihr, ſo verſuche er gewiß einmal wiederzukommen, ſo oder ſo. Da ſeufzte ſie nur und ſprach von Seelen, die in ſtummer Liebe vergehen. Die Männer aber vergehen nicht ſo leicht, das kannſt du mir glauben, Kind.“ — Martha ſeufzte.

„Nach acht Jahren ſtarb der Oberförſter. Julie hatte in der Zeit ganze Hefte voll der ſchönſten Verſe gemacht. Der Römer war irgendwo Revierförſter. Da meinte denn Julie, es wäre doch Pflicht, ihm als einem alten Bekannten des Vaters Tod anzuzeigen. ‚Und ich thät's nicht,‘ ſagte ich. ‚Er hat es in der Zeitung geleſen; denkt er noch an dich, ſo kommt er ſelber; thut er's nicht, ſo wollt' ich ihn nicht daran mahnen.‘ Sie lebte damals bei einer alten Fräulein Tante in meiner Heimat, wo wir uns kennen gelernt hatten.

„Nun, daß ich's kurz mache, die Julie wollte nicht auf mich hören: es ſei Pflicht der Höflichkeit, machte ſie ſich weis. Was können die Leute nicht alles nach Umſtänden zur Pflicht machen! Sie war ſonſt ein ſtolzes Mädchen geweſen, aber das Herz iſt wie ein eigenwilliges Kind; gibt man ihm einmal nach, ſo wird man nicht mehr Meiſter. Zuletzt hielt ſie's gar noch für Pflicht, den Römer verblümt einzuladen auf das Schlößchen, bevor ſie ausziehen mußte. Nun, was will man machen, wenn man ſo höflich eingeladen wird! Der Römer kam. Wie es weiter ging, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es endete mit einer Verlobung.

„Als ſie eines ſchönen Morgens als Braut und Bräutigam zu mir kamen, konnte ich mich nicht ſo recht freuen, wie ich gerne gewollt. Ein boshafter Freund ſang ihnen halblaut nach aus ſo einem leichtfertigen Lied von dem Goethe: ‚Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin.‘ Ich denke, ſie hat's nicht gehört.

„Sie ſelbſt war keine ſo glückliche Braut, wie man hätte denken ſollen. Sie ſuchte mir immer zu beweiſen, wie ſie ſo gar nichts dazu beigetragen habe, und wie Römers frühere Zurückhaltung nichts als männlicher Stolz und ſtille Liebe geweſen ſei; aber ſie ſah oft ſo ängſtlich in ſeine Augen, und ſie war ſo bemüht vor den Leuten, ſeine Zärtlichkeit zu zeigen, was eine rechte Braut lieber für ſich behält. Mir iſt das Herz oft ſchwer dabei geworden.“

„Und wie iſt es ſpäter gegangen?“ fragte Martha die Großmutter, die in trübes Nachdenken verloren daſaß. — „Kind, ſo beſcheiden iſt ſelten ein Mann, daß er's nicht merkt, wenn ihm ein Mädchen entgegenkommt, und ſo fein und nobel iſt noch ſeltener einer, daß er eine Liebe nicht geringer anſchlägt, die er ungeſucht gefunden. Nach zehn Jahren habe ich Julie wieder geſehen: eine gute und treue Frau, die ihrem Manne zuliebe that, was ſie konnte, aber eine glückliche nicht. Er war Oberförſter geworden, aber ſie hatte wenig Genuß davon. Er ließ ſie ſo deutlich merken, daß er ſie nicht vermißte in Geſellſchaft, die er doch liebte und ſuchte. Sie war ſo ängſtlich bemüht, ſich jung und ſchön zu erhalten, was freilich nicht recht gelingen wollte. Sie ſah älter aus als er, obwohl ſie eines Alters waren. Sie ſtudierte allerlei Bücher über die Behandlung der Männer und wie man ihre Liebe erhalten könne. Mir kommt es ſchon traurig vor, wenn eine Frau dazu noch andre Anleitung braucht als ihre Bibel und ihr Herz. Sie meinte das eine Mal, ſie zeige ihm zu viel Liebe, dann wieder zu wenig. Ich hatte mein Lebtag noch nicht gewußt, daß es eine ſo komplizierte Sache um den Eheſtand ſei; bei uns ging's ſo einfach. Mir ſchnitt's ins Herz, wenn ich hörte, wie er ſie ſo von oben herab behandelte. Ich weiß gewiß, ſie hat mehr Verſtand und Bildung gehabt als er; aber wo eine Frau ſich nicht äſtimiert weiß, ſinkt ihr Geiſt zuſammen. Man kannte ſie gar nicht mehr, ſo verſchüchtert war ſie geworden. Das Geſinde, ja ihre eigenen Kinder haben ſie nicht hoch angeſchlagen, und doch hat ſie treulich ihre Pflicht gethan. Geklagt hat ſie mir kein einziges Mal; nur einmal ſagte ſie: ‚O Marie, die einen Mann einmal ſucht, die muß ihn ihr Lebenlang ſuchen!‘“

Martha war ſtill nach dieſer Geſchichte; man hörte nur das Schnurren der Räder und das einförmige Kreiſen der Spindel. Sie war nun froh, daß ſie nicht zu Hofrats gegangen, und ſtolz, daß ſie ihm geſtern beim Kotillon den Kranz nicht gegeben; ſelbſt die Blume, die er von ihr erhalten, hätte ſie gerne wieder zurückgenommen. Nur noch einmal hätte ſie ihn gern geſehen, — nur ein einzig Mal!

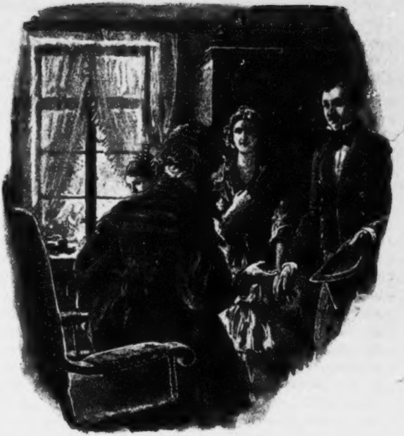
Am andern Morgen erwachte Martha mit trüben Augen und ſchwerem Herzen. Heute reiſte er ja ab, und ſie ſollte ihn nicht mehr ſehen, vielleicht ihr ganzes Leben nicht mehr, und ſie hatte ihm nicht einmal Lebewohl ſagen können! Sie meinte, wenn ſie nur das gekonnt, dann wollte ſie alles ertragen; aber ſo wußte er ja nicht einmal, ob ſie aus Gleichgültigkeit gegen ihn geſtern von Hofrats weggeblieben! Es kamen ihr ganz traurige Geſchichten zu Sinne von Herzen, die ſich gegenſeitig nicht verſtanden und einſam fern voneinander durchs Leben gegangen, recht herzbewegliche Geſchichten. Wohl dachte ſie daran, geſchwind zu Hofrats hinüberzugehen, wo er doch Abſchied nehmen würde. Sie hatte allerlei an Anna zu beſtellen. Aber nein, die Großmutter hatte all ihr jungfräuliches Gefühl geweckt; lieber wollte ſie einſam, unverſtanden vergehen, als nur um eine Linie die Schranken weiblicher Sitte überſchreiten.

Mit geſenktem Kopf und verhaltenen Thränen ſaß ſie beim Frühſtück; aus der Küche klang nicht wie ſonſt ihre glockenhelle Stimme, nur halblaut ſang ſie vor ſich hin: „Ja, Scheiden und Meiden thut weh.“ Die Großmutter verhielt ſich ganz achtlos und gefühllos dabei, wenn auch ihr Auge oft mit gutmütigem Leid den matten Bewegungen des ſonſt ſo elaſtiſchen Kindes folgte; ſie wußte wohl, daß es auch ein Schlafwandeln des Herzens gibt, das man beſſer nicht beim Namen ruft.

Martha hatte ihre Arbeit draußen verrichtet; ſie ſaß am Fenſter mit dem Nähzeug und beugte ſich tief herab, damit die Großmutter ihre naſſen Augen nicht ſehen möge. Da hörte ſie einen Schritt auf der Treppe, leichter, elaſtiſcher als der des Doktors. Es klopfte; war es Wahrheit oder ein Traum? war das wirklich ſein hoher Gang, ſeine edle Geſtalt? Es war ſo, und Anna mit beglückendem Lächeln trat mit ein. „Herr Felſen wünſchte noch die Frau Verwalterin zu beſuchen,“ ſagte ſie, ihn vorſtellend. „Ich erbot mich, ihm den Weg zu zeigen.“

Ueberraſcht, aber gar nicht außer Faſſung gebracht, empfing die alte Frau den unerwarteten Gaſt mit der zierlichen Höflichkeit der alten Welt und nahm neben ihm auf dem Sofa Platz, während Martha mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen ganz faſſungslos am Fenſter ſaß und nicht wagte, herüberzublicken, als ob ſie den Mann in ihrem Leben noch nie geſehen. Auch die Großmutter mußte bei dem überraſchenden Beſuch an beſondere Motive denken, ſo unwahrſcheinlich ihr dies wieder war, und ſie dachte ſchon auf eine anſtändige Formel, mit der man den Freier zunächſt vertröſten könne, bis ſeine Exiſtenz gegründet ſei; denn das ſtand ihr feſt, an einen Prozeß durfte Martha ihre Zukunft nicht knüpfen. Aber es hatte keine Gefahr; ehe ſie den Gedanken ausdenken konnte, hatte Felſen in ſeiner leichten, gewinnenden Weiſe ihr geſagt, daß er heute erſt im Geſpräch mit der Frau Hofrätin darauf gekommen, wie ſie die Frau Verwalter Großmann ſei, bei welcher ſeine Großmutter, Frau von Ehrenſtein, früher einmal ſo freundliche Unterkunft gefunden, die ſie in dankbarem Herzen bewahrt habe, und wie er nun die Stadt nicht verlaſſen könne, ohne ihre Bekanntſchaft zu machen.

Die Großmutter erinnerte ſich im Augenblick der jungen ſchönen Offiziersfrau, die im Begriff, ihren Mann ins Feld zu begleiten, auf der Durchreiſe durch ihren früheren Wohnort erkrankt und von ihr aus dem ſchlechten Gaſthof zu ſich eingeladen worden war. Sie hatte ihr ſpäter noch einmal geſchrieben und ihr ein goldenes Medaillon mit ihren Haaren geſchickt. Daß das aber die Großmutter des hier ſo viel beſprochenen Herrn Felſen geweſen, hatte ſie nie geträumt. — Nun entſpann ſich ein äußerſt lebendiges Geſpräch zwiſchen der alten Frau



und dem jungen Mann, der ſich ihr ſo hingebend widmete, als ob er nie ein andres Intereſſe gehabt, und Martha erſt allmählich ins Geſpräch zog, als ſie nach flüſternder Unterhaltung mit Anna ſich von der Ueberraſchung etwas erholt hatte. Aber er mußte nach Tiſch abreiſen; er brach auf, verabſchiedete ſich ſehr höflich von der Großmutter, und Martha bot er die Hand zum erſtenmal. Wie zitterte die ihrige in der ſeinen! — „Leben Sie wohl, Fräulein Martha! Auch Ihnen habe ich zu danken für die Güte und Freundlichkeit, mit der Sie dem Fremden begegnet, und die ich hier ſo reichlich erfahren durfte. Einen fröhlichen Lenz! Möge uns in beſſeren Tagen ein Wiederſehen beſchieden ſein!" — Martha ſtand ganz ſtill, es wollte keine Silbe über ihre Lippen, bis er geſchieden war.

Als die Großmutter von ſeiner Begleitung zurückkehrte, war Martha nicht mehr im Zimmer; ſie hatte ihr Stübchen geſucht, und als ſie wieder kam, bemerkte die Großmutter abermals die roten Augen nicht, durch die ein glückliches Lächeln ſchimmerte. Nun hatte ſie doch Abſchied von ihm genommen und er war bei ihr geweſen! Die ſchlichte Stube war nun geweiht für alle Zeiten; die Sofaecke, wo er geſeſſen, der Geraniumſtock daneben, mit dem ſeine Finger während des Geſprächs geſpielt, die Stelle, wo er ihr Lebewohl geſagt: das alles waren nun geheiligte Stätten, das waren Reichtümer für ihre Erinnerung; wegen der Frau Lieutenant ſelig war er doch wohl nicht zur Großmutter gekommen. Die Trennung bekümmerte ſie nicht. Der jungen Mädchenliebe genügt der „Duft der Blüte, vom Golde ſchon der Glanz"; ſie iſt in ihren Träumen reicher als in der Wirklichkeit; das Sehen, das Beiſammenſein hat nur Wert, weil es den Träumen neuen Stoff gibt. Daß der ſo unerwartete Beſuch ſchon jetzt einen reellen Zweck haben könnte, daran hatte nur die alte Frau gedacht, das junge Mädchen nicht; das wäre ihr zu raſch gekommen. O, ſie konnte ſich gedulden!

Die Großmutter war äußerſt wohl aufgelegt. Sie liebte den Verkehr mit jungen Leuten, zumal mit jungen Männern; es freute ſie, ſich noch beachtet zu ſehen, und hatte diesmal Felſen den Zaun um des Gartens willen gegrüßt, nun, ſo hielt ſie das auch für keine Sünde. Daß er ſich nicht erklärt, war recht vernünftig; aber ſie zweifelte nicht, daß ein ſo ſcharmanter junger Mann ſeinen Weg in der Welt machen werde, auch ohne die Erbſchaft; es ſchien ihr das ſogar für ihre Martha der glücklichere Fall, denn ob er mit der Erbſchaft noch kommen würde, nach dem Kinde zu ſehen, das war ihr höchſt zweifelhaft.

Inzwiſchen ließ ſie die Sache gehen und ſtehen, wie ſie ging und ſtand. Sie hatte nichts dawider, wenn die Rede mit

Martha auf Felſen kam, wobei dieſe ſich ſehr kühl, nüchtern und vernünftig benahm. Sie redete auch wohl hie und da mit dem Doktor, der in allen Stücken ihr geheimer Rat war, von der Sache, aber da ſchien ſie nicht viel Anklang zu finden: er blieb meiſt kürzer als ſonſt, und zuletzt gab ſie in Gedanken der Martha nicht ſo ganz unrecht, die gemeint hatte, zum Verlieben ſei der Doktor nicht geſchaffen.

Und wieder war's Winter, kein friſcher, kalter, klarer, ſonnenheller Winter im blanken Panzer von Eis, den blendend weißen Samtmantel übergeworfen: trüb und feucht, ſchwer und nebeldicht lag er auf der Erde, und Mut und Luſt und Gelegenheit fehlten zu all den winterlichen Freuden, die im vergangenen Jahr die kurzen Tage ſo fröhlich und die langen Nächte ſo hell gemacht hatten. Keine telegraphiſchen Zeichen flatterten mehr an Annas Fenſter; Martha hätte auch gar nicht Zeit gehabt zu dem eifrigen Hin- und Herſpringen, wie im letzten Winter. Die Großmutter kränkelte; Martha hatte ihr liebes, trauliches Stübchen verlaſſen und ſich zu der Kranken gebettet. Es war die erſte trübe Zeit ihres Lebens, und es war ihr oft, als ſei es mit aller Freude vorüber. Nicht immer: ein Stern war ihr auch im trüben Winter nicht erbleicht und hielt ſie aufrecht in langen dunklen Nächten. Wohl war im Ernſt des Lebens der glänzende Traum etwas erbleicht; aber im Hintergrund ihrer Seele, da ſchlummerten ſie noch, die traulichen Gedanken von der ſtillen verborgenen Treue, die nach langen Jahren des Harrens glänzend hervortritt; aber ſie wagten ſich gar ſelten ans Licht.

Anna freilich that ihr Beſtes, der Flamme Nahrung zu geben, ſobald ihr einmal Martha an einem beſonders ſchönen Mondſcheinabend im allertiefſten Vertrauen ihr Herz erſchloſſen hatte. Nächſt der ſüßen Rolle einer Geliebten gibt es keine wichtigere und angenehmere, als die einer Vertrauten, und es iſt gewiß ein gutes Zeichen für die Verleugnungs- und Liebefähigkeit weiblicher Herzen, daß ſie ſich dieſer Rolle ſo aufopfernd hingeben, ſo willig in den Hintergrund zurücktreten können. Manchmal ſind Vertraute weiſe, kühl, belehrend, ſelbſt wenn ſie kaum achtzehn Jahre alt ſind, und haben für die Freundin viel Weisheit übrig, deren ſie ſelbſt noch recht bedürftig wären; oft aber ergänzen ſie aus überfließender Herzensfülle, was etwa der Freundin noch abgeht, und ſteigern durch treuliche Beihilfe ein Gefühl, das ſonſt leicht wie ein Traum vorübergegangen wäre.

Im letzteren Fall war Anna, die ſelbſt eine ſehr romantiſche Richtung hatte. Sie war unermüdet, mit Martha jeden Augenblick jener glückſeligen Zeit wieder durchzuleben; jedem Blick Felſens, jeder Silbe, die er geſprochen, die höchſtmögliche Bedeutung zu geben und das ſchöne Zukunftsbild, das Martha nur im fernſten Nebelduft vorſchwebte, zu zweifelloſer Gewißheit zu erheben.

Die Großmutter hatte einen recht erträglichen Tag und ſaß im Lehnſtuhl am Fenſter, als Anna raſchen Schrittes eintrat, wie eine, die gute Botſchaft bringt. „Nun, Fräulein Anna, was bringen Sie gutes Neues? ſind Sie Braut?“ — „Ich nicht,“ rief Anna mit wichtiger Miene; „Herr Felſen hat ſeinen Prozeß gewonnen!“ — „So? Nun, das iſt ja ſchön; wenn nur das Glück den jungen Menſchen nicht übermütig macht!“

Martha war ganz ſtill, ſie wußte nicht warum, aber ſie konnte ſich nicht recht freuen. Der Erbe eines Landhauſes und eines unermeßlichen Vermögens war ihr in unabſehbare Ferne gerückt; ſie hatte ſich ihn immer unglücklich gedacht, vom Geſchick getäuſcht; ſie hatte nie ſein Glück geliebt und ſeine glänzenden Hoffnungen, nur ihn. — „Vermelden Sie unſre ſchönſten Glückwünſche, wenn die Frau Mama ſchreibt,“ ſagte die höfliche Großmutter. — Anna hätte gern Martha noch allein geſprochen, aber dieſe verſtand nichts und blieb bei der Großmutter ſitzen. Sie ſchalt ſich ſelbſt über ihre Teilnahmloſigkeit und ihren

Egoismus; aber ſie konnte nicht anders, die Glücksbotſchaft lag ihr wie Blei in den Gliedern.

„Wer weiß, ob das des Menſchen Glück iſt!“ hob die Großmutter wieder an; „wenn er nicht gewonnen hätte, würde er mehr ſeine eigene Kraft brauchen müſſen.“ — „Ja, und manche, die ſich vor ſeinem Glanz ſchüchtern zurückzieht, würde mit Freuden Sorge und Armut mit ihm geteilt haben!“ rief Martha mit erglühenden Wangen, ſchwieg aber plötzlich erſchrocken ſtill. — „Was das anbelangt,“ ſagte die Großmutter bedächtig, „ſo iſt's zwar ums Teilen eine ſchöne Sache; aber die Armut kann's nicht ſo recht vertragen, die genießt man lieber aparte. Sie ſingen wohl: ‚Geteilter Schmerz iſt halber Schmerz‘, wenn ich aber ein ſchmales Brot teile, ſo wird's alleweil noch ſchmäler, was weniger angenehm iſt. Aber der Felſen hat ja das Seine gelernt, hat einen guten Kopf und iſt ſauber von Leibesgeſtalt; der hätte ſchon ein anſtändiges Auskommen auch für zwei finden können.“

Bei der Großmutter war von der Sache nicht weiter die Rede. Martha wollte alle vermeſſenen Gedanken und Hoffnungen in ſtrenger Hut halten; aber Anna ruhte nicht mit ſchmeichelnden Bildern, bis ſie die Freundin in einen Zuſtand glückſeliger Erwartung verſetzt hatte, ſo daß dieſe im ſtillen jede Stunde des Prinzen mit der goldenen Kutſche gewärtig war, wie ſie in Märchen angefahren kommen. Nur der leidende Zuſtand der Großmutter dämpfte wieder den innerlichen Jubel.

Martha ſaß mit dem Strickzeug am Bett der ſchlummernden Großmutter, die ſich heute recht krank und müde fühlte, als Anna wieder herüberkam, nicht ſo freudig und leichtfüßig, wie vor einigen Wochen, wo ſie die Botſchaft vom gewonnenen Prozeß verkündet; indeſſen hielt ſie auch diesmal einen Brief in der Hand. Martha winkte ihr, zu ſchweigen und leiſe aufzutreten. Anna ſelbſt ſchien heute nicht beſonders zu Mitteilungen aufgelegt; ſie legte den Brief aufs Bett neben Martha und ſchlich ſich fort.

Es war ein Brief Felſens an die Hofrätin. Mit bitterem Humor dankte er der verehrteſten Freundin für ihre Gratulation. „Das Erbe, das ich antreten ſoll, iſt im brillanteſten Zuſtand. Das Landhaus iſt durch den alten Cyniker und durch die ſcharmante Familie Zeyher in einen Zuſtand verſetzt, der einen Verkauf wie eine Herſtellung gleich unmöglich macht. Nicht nur die Bäume des Gartens, nicht nur Parkettböden und Treppengeländer ſind verkauft und als Brennholz verbraucht worden, ſogar die Fenſterſcheiben ſind herausgenommen, und die fünf Jahre, in denen es unbewohnt war, haben es zur Ruine gemacht. Mit einem Teil des Kapitalvermögens, das urſprünglich nur etwa den zehnten Teil von der Summe betrug, die unſre Familientradition annahm, hat ſich ein Sachwalter aus dem Staub gemacht; der Reſt iſt ſo elend angelegt, daß mir kein Jude ein Viertel dafür gibt. — So iſt's vorüber mit meinen

Beglückungsplanen für die Menſchheit im allgemeinen und im beſonderen. Ein Reſt bleibt mir freilich, mit dem ein redlicher, ſparſamer Menſch neben einer ordentlichen Praxis leben könnte, mit einer Frau, die ſich darauf verſteht, auch Mannskleider zu flicken und übrig gebliebenes Rindfleiſch zu dämpfen. Dazu bin ich aber weder geboren noch erzogen u. ſ. w.“

Als Anna wieder kam, traf ſie Martha in ihrem Stübchen; ſie gab ihr den ſorgfältig zuſammengelegten Brief zurück und ſagte leiſe in gepreßtem Ton: „Es iſt gut ſo, es iſt vorüber,“ und mit den heißen Thränen, die ihr nun entſtrömten, trug ſie ihre Jugendliebe zu Grabe. — „Aber Martha,“ ſtellte die Freundin vor, „das iſt nur Schüchternheit, weil er nun nicht reich iſt, und ſiehſt du, ein Advokat hat ein ungewiſſes Einkommen, und er iſt an ſo vieles gewöhnt; aber er iſt gewiß edler, als er ſich ausſpricht.“ — „Ich hoffe das zu Gott!“ ſagte Martha mit traurigem Lächeln. „Geliebt hat er mich nie. Sei nur ruhig, Anna! ich klage ja nicht.“

Die Großmutter ſchlief noch, als ſie hinüberkam. Martha barg ihr Haupt am Fußende des Bettes und weinte ſich ſo recht ſatt.

Ein Frühling und ein Sommer waren dahingegangen, gar ſtill für die ſtill gewordene Martha, die ſelten der Großmutter Krankenſtube verließ. Es ſchien ihr oft, als liege ihre Jugend ſchon hinter ihr in unvordenklicher Ferne und werde nie mehr wiederkehren. — Da kam der erſte Novemberabend wieder, wo die Großmutter ſonſt die Kunkeln angelegt für Martha und Urſula, und Aepfel gebraten hatte. Martha hatte ſich immer ſo gefreut auf die traulichen, langen Lichtabende. Heute ſchnurrte kein Rädchen in der Stube, und die fleißigſte Spinnerin lag tief im Grabe. Es war ſehr ſtill im Zimmer, hinter dem Ofen ſaß Urſula und ſchlief; ſie pflegte alle Abende, wenn ſie ins Zimmer kam, zu weinen um ihre gute alte Herrin, bis ſie ſich in Schlaf geweint.

Martha ſchlief nicht; in tiefe Trauer gekleidet, ſaß ſie im Lehnſtuhl der Großmutter, ihre Arbeit ruhte unberührt in ihrem Schoß. Die ſchönen blauen Augen, die ein gut Teil ernſter blickten als vor zwei Jahren, ſahen auf zu dem Doktor, der vor ihr ſtand, den feſten, tiefen Blick auf ſie geheftet. Es mußte etwas recht Ernſtes und Wichtiges ſein, was die zwei zu beſprechen hatten.

Es war an dem, daß Martha die liebe, traute Wohnung verlaſſen ſollte, in der einſt das verwaiſte Kind eine ſo volle Herzensheimat gefunden. Schon vor zwei Monden hatte ſie der Großmutter die Augen zugedrückt, aber bis jetzt hielt ſie noch ängſtlich feſt an den Räumen, in denen all ihre Erinnerung, ihre ganze Jugend ruhte, und ſie hatte ſorgſam alles unverrückt, wie zu den Zeiten der Großmutter, erhalten.

Nun ging das nicht mehr; das junge Mädchen konnte nicht allein bleiben, und ſie hatte nur zu wählen, bei welchem der Seitenverwandten der Großmutter ſie zunächſt ihre Heimat ſuchen wollte, die ihr recht freundlich angeboten wurde.

Die Großmutter war hellen Geiſtes und getroſten Mutes geſtorben; das lange Krankenlager hatte ihren klaren Sinn nicht trüben können. — „Für dich ſorgen kann ich nicht, Herzenskind,“ ſagte ſie zu Martha, die in Thränen aufgelöſt an ihrem Lager kniete; „die Sorge für die Lebenden gehört dem Herrn, nicht den Sterbenden; ich kann nur für dich beten. Ganz arm biſt du nicht, und verlaſſen wirſt du auch nicht ſein. Unſre Familie hat immer zuſammengehalten. Solange du ein Plätzchen ausfüllſt in der eigenen Familie, mußt du nicht unter Fremde gehen. Um deine Zukunft kümmere dich nicht! Der Herr heißt uns nur um unſer täglich Brot bitten. Für heute Brot, für heute Licht, für heute Kraft, ſo iſt's genug; nur der verlorene Sohn hat ſein ganzes Erbe zum voraus wollen. Geht dir's nicht nach deinem Wunſch, ſo geht dir's doch nach Gottes Willen, und zuletzt ſiehſt du dann immer, daß der recht gehabt hat.“

Der Doktor hatte ſich als ein treuer Freund gezeigt und war Martha zu unbeſchreiblichem Troſt geweſen; bei Tag und

Nacht war er unermüdet der Kranken zur Seite und pflegte ſie wie ein treuer Sohn, nicht nur wie ein gewiſſenhafter Arzt. Beſuche wollte die alte Frau nicht mehr annehmen; ſo hatte ſich während der letzten Wochen der Krankheit die Außenwelt für Martha ganz geſchloſſen, und nur die ernſte Seite des Lebens war ihr zugewendet. Wie ein älterer Bruder hatte der Doktor mit ihr die Kranke gepflegt, wie ein älterer Bruder hatte er nach ihrem Tode für ſie geſorgt. Er, der ſonſt ſo ausſchließlich für ſeinen Beruf lebte und ein wahres Grauen hatte vor Korreſpondenzen, vor amtlichen und Geldgeſchäften, hatte ſich ihrer Angelegenheiten angenommen mit einer Umſicht und Pünktlichkeit, die er ſich ſelbſt nicht zugetraut hätte.

Nun erſt, als die Zeit kam, die ſie der alten Heimat entführen ſollte, hatte er zu Marthas unausſprechlichem Erſtaunen eine andre als eine brüderliche Frage an ſie geſtellt: die Frage, ob ſie nicht an ſeiner Seite ihre Heimat finden wolle für immer, und jetzt, zu dieſer Stunde ſtand er vor ihr, um von ihren eigenen Lippen die Antwort darauf zu holen. O, wenn ſie nicht ſo viel Ernſtes in der letzten Zeit erlebt hätte, dieſe Stunde hätte ſie gar nicht überleben können vor innerer Beklemmung! Was ſollte ſie dem Doktor ſagen, der ſo gut war und ſo edel, und den ſie eben doch nicht lieben konnte?

„Ich will Sie nicht drängen, liebe Martha,“ ſagte er, und ſie fand zum erſtenmal, daß der tiefe Ton ſeiner Stimme etwas Angenehmes hatte. „Entſcheiden Sie ſich mit aller Ruhe und Freiheit, ein Entſchluß fürs Leben darf nicht übereilt werden.“ — „Ich nehme Ihre Geduld ſo lange ſchon in Anſpruch,“ ſagte Martha in einem ſanften, faſt ſchüchternen Ton, den der alte Freund nicht an ihr gewöhnt war; „wirklich, ich glaube gar nicht, daß ich Ihnen genügen könnte.“ — „Das laſſen Sie meine Sorge ſein,“ ſagte der Doktor lächelnd. Sie hatte unbewußt hier eigentlich einen beſtimmteren, lebhafteren Widerſpruch erwartet, obgleich es ihr mit dem Zweifel ernſt geweſen. — „Sie ſind ſo gut, Sie haben ſo viel für die Großmutter gethan und für mich!“ — „Das darf Ihren Entſchluß nicht beſtimmen, Martha.

Dasſelbe hätte ich für meine gütige alte Freundin gethan, auch wenn ich Sie nie geſehen hätte; was ich für Sie thun konnte, war einfache Pflicht eines Freundes und Hausgenoſſen, die ein andrer nur beſſer erfüllt hätte.“

„Aber er hat auch gar nichts Feines, nichts Gefühlvolles,“ dachte Martha, die denn doch oft im ſtillen die Hingebung für die Großmutter noch andern Motiven zugeſchrieben. „Warum kann ich denn eigentlich doch nicht Nein ſagen?“ — „Ich habe Ihnen nicht verſchwiegen —“ begann ſie wieder mit geſenktem Blick und tiefem Erröten. — Der Doktor fiel ihr in das Wort: „Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit, mit der Sie mir, mit Ueberwindung Ihres Gefühls, ſelbſt mitgeteilt, was mir kein Geheimnis war. Ich habe auch einmal geträumt, Martha, wenn ich Ihnen gleich nicht ausſehe wie ein Träumer; geträumt von einer Knoſpe, die unter meinen Augen aufgekeimt, auch einſt unter meinen Augen erblühen würde, für mich erblühen, in Glück und Liebe. Der Traum iſt zu Schaum geworden, und die Schuld iſt wohl mein, daß ich die Knoſpe nicht zu wecken verſtand. Ich bin kein Sonnenſtrahl, Martha, höchſtens ein gutes warmes Herdfeuer. Wollen Sie ſich aber daran wagen, liebe Martha, ſo denke ich, auch Ihr Herzenstraum und Ihr Herzeleid ſollen nicht Steine in unſerm Wege ſein, ſondern Stufen, auf denen wir höher ſteigen wollen.“

„Aber — freilich, Sie ſind ſo allein, ſo einſam im Leben; wenn Sie ſich begnügen könnten mit meiner ſchweſterlichen Zuneigung, meiner Treue, meiner Hochachtung —“ Sie hielt plötzlich erſchrocken inne; das würde er am Ende ſchon für ein Jawort nehmen, und ſo hatte ſie's doch nicht gemeint.

„So genügſam bin ich nicht, liebe Martha,“ ſagte der Doktor mit ernſtem Lächeln. „Ihre erſte Liebe konnte ich nicht gewinnen, aber Ihre ganze Liebe iſt das einzige Ziel, das mir begehrenswert iſt. Sie können und dürfen nur mein ſein mit vollem Herzen, mit Ihrem ganzen Willen; kein Gedanke als der an Gott darf zwiſchen uns beiden ſtehen; es darf keinen möglichen äußeren Fall im Leben geben, der Sie Ihr Ja auch nur eine Sekunde bereuen ließe. Es muß Ihnen klar und feſt ſtehen, daß Ihr Entſchluß Gottes Wille iſt, daß Sie Ihre ganze Seele in meine Hand legen können, damit wir gemeinſam unſern Weg zum Himmel ſuchen. — Die Einſamkeit meines Herzens und Lebens darf Sie nicht zum Mitleid bewegen,“ fuhr er ruhiger fort; „ich bin allein, es iſt wahr, und ich werde mich ſehr einſam fühlen, wenn Sie fort ſind und dieſe Thüre geſchloſſen iſt. Aber ich habe gelernt, allein zu ſein mit Gott, und mein Leben auszufüllen mit meinem Beruf; ich habe gelernt, auch ohne Hoffnung zu lieben, ohne darum herzkrank zu ſein. Sagen Sie alſo durchaus nicht Ja aus Mitleid, liebe Martha!“

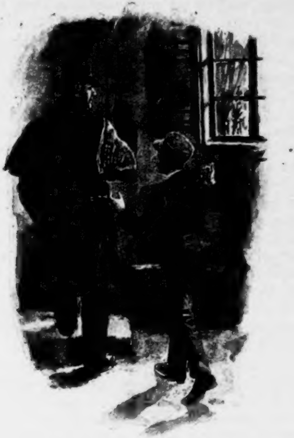
„Warum will er mich denn aber, wenn er mich nicht braucht?“ dachte Martha. — „Nun, liebe Martha,“ ſagte der Doktor, deſſen raſches Auf- und Abgehen mehr als ſeine Worte, ſeine innere Bewegung gezeigt hatte, indem er vor ihr ſtehen blieb, „nun laſſe ich Sie noch einmal allein mit Gott und Ihrem Herzen. Er lenke Ihren Sinn nicht nach meinem, ſondern nach ſeinem Willen! Gut freund bleiben wir auf jeden Fall, Martha,“ ſetzte er im alten gemütlichen Ton des Hausfreundes hinzu, indem er ſein Lämpchen anzündete und gute Nacht ſagte.

Marthas Licht war tief herabgebrannt, als ſie Urſula weckte und zu Bette ſchickte, in deren Schlummer keine Ahnung von der Lebensfrage gedrungen war, die vor ihr beſprochen worden. — Martha blieb lange noch auf mit ihrem Gedanken. „Hat denn wohl je in aller Welt einer ſo um ein Mädchen geworben?“ fragte ſie ſich. „Wer weiß, wenn er mir ſeine ſtille Liebe und ſeine Einſamkeit ſo recht beweglich vorgeſtellt haben würde, was ich hätte thun können, der Großmutter zuliebe, die ſich gewiß im Himmel noch darüber gefreut hätte! Statt deſſen beweiſt er mir in einemfort, daß er mich eigentlich nicht braucht, und iſt dazu noch ſo anſpruchsvoll, daß er mich nicht einmal will, wenn ich ihn aus Achtung nehme! Und doch kann ich nicht Nein ſagen!“

Die arme, bedrängte Martha ſchlief endlich ein. Der Doktor hatte recht: er war kein Sonnenſtrahl, wenigſtens kein gewaltiger, aber ihr letzter Gedanke beim Einſchlummern und ihr erſter beim Erwachen war dennoch: „Warum kann ich denn nicht Nein ſagen?“

Ich weiß nicht, warum wir in dieſer Geſchichte ſo viel mit Wintertagen zu thun haben. Aber ich kann es nicht ändern; es war in der That wieder ein trüber, nebeliger, ſonnenloſer Tag zu Ende Februars und es wurde Nacht, ehe es recht Tag geworden war. Da und dort blinkten an den Fenſtern die Lichter auf; die Laden wurden eilig geſchloſſen, ein paar Buben, die ſich mit dem ſpärlichen Schnee erluſtigt hatten, zogen ſich auch in die Häuſer zurück, und nur noch ein Mann im wohl zugeknöpften Winterrock ſchritt eilig durch die Straßen. Er ſchritt einem Licht zu, das von dem Fenſter eines netten Hauſes ganz beſonders freundlich und einladend ſeinen Schein auf die Gaſſe warf. Wer gute Augen hatte, konnte ſogar erkennen, daß eine Frau bei dieſem Licht noch emſig arbeitete, und der geſtrenge Eheherr, der auf dieſen Schein losſteuerte, bereitete ſich ſchon auf einen Verweis vor für die ungehorſame Frau, die gegen ſein Verbot bei Licht noch nähte. Gar zu ſcharf wird er übrigens nicht ausfallen; denn er ſchaut hellen Auges nach dem Schein, der ihm eine gute, trauliche Heimat erleuchtet, und denkt der langen Jahre der Einſamkeit, wo kein Licht und kein Herz ſeiner wartete, wo kein Auge heller blickte, wenn er heimkam, und überzählt nun den Reichtum, den Gott ihm verliehen.

Endlich war das Haus erreicht und er wollte eben an der Klingel ziehen, als in atemloſer Haſt ein Burſche um die Ecke gerannt kam und ihn auf der Schwelle ſeines häuslichen Glücks am Rocke zurückriß. „Herr Doktor,“ keuchte der Jüngling, in dem er den Kellner des erſten Gaſthofs, der Poſt, erkannte; „Herr Doktor, kommen Sie geſchwind zu uns! geſchwind! ſo ſchnell Sie können.“ — „Nun, was gibt's?“ fragte der Doktor, in dieſem Augenblick gar nicht erbaut von dem Verlangen. — „Ein Herr, ein ganz vornehmer Herr — ein Graf — ein Fürſt oder ein Herzog iſt bei uns abgeſtiegen. Sein Begleiter, wahrſcheinlich ein etwas geringerer Prinz, iſt beim Ausſteigen gefallen und hat den Arm gebrochen oder ſonſt was. Kommen Sie doch geſchwind!“



Ohne weitere Frage riß der Doktor an der Klingel, eilte mit flüchtigem Gruß an der Frau vorbei, achtete der Kinder kaum und rannte mit ſeinen Inſtrumenten wieder fort, indem er nur noch der Magd zurief, wo er zu finden ſei.

Die junge Frau oben hatte ſeit zwei Stunden auf ihn gewartet. Allerlei kleine Delikateſſen, mit denen ſie ihn zum Veſper überraſchen wollte, ſtanden zierlich geordnet auf dem Tiſchchen vor dem kleinen Sofa; auf dem Lehnſtuhl lagen Schlafrock und Hausmütze, am Ofen ſtanden Pantoffeln, um ihn recht gründlich zu erwärmen, wenn er von dem kalten Gang nach einem nahen Dorf zurückkehren würde. Auch von den Kindern erwarteten den Heimkehrenden allerlei Ueberraſchungen. Alfred, dem älteſten Sohne, hatte der Präzeptor ein ehrendes Laudo mit roter Tinte unter ſein Argument geſchrieben; die fünfjährige Dorothee hatte den erſten Strumpf fertig gebracht; Annchen, die auch nicht zurückbleiben wollte, erklärte, ſie habe dem Vater auf ihre Tafel eine Kutſche gemalt, damit er fahren könne, und Wilhelm, der kleinſte, hatte heute die erſten ſelbſtändigen Schritte gemacht.

Aus allen dieſen ſchönen Dingen war nun nichts geworden. Seufzend ſtellte Frau Martha die Speiſen zurück, legte den Kleinen zu Bett und ſuchte die Mädchen zu bereden, ihre Ueberraſchungen bis morgen zu verſparen. Alfred mit ſeinem Laudo war am allerunzufriedenſten und meinte vorlaut: „Aber das iſt doch nicht recht vom Vater, daß er ſo an uns vorbeirennt und gar nicht nach uns ſieht, wenn wir ihm eine Freude machen wollen.“

„Der Vater denkt zuerſt an ſeine Pflicht,“ ſagte die Mutter, dem Knaben und ſich ſelbſt zur Belehrung. „Bei uns zu ſein, wenn ihr brav ſeid, das iſt ſeine Freude; aber die gönnt er ſich erſt, wenn er ſeinen Beruf erfüllt hat. Sieh, darum ſteht der Vater ſo in Ehren bei Hoch und Niedrig vor vielen vornehmeren Leuten, weil er ſo treu iſt in allem, was ihm anvertraut iſt, und dabei nicht an ſich denkt. Wenn du einmal groß biſt,“ ſagte ſie mit feuchtem Auge, „ſo wirſt du erſt wiſſen, was für ein Gut dir der Vater in ſeinem guten Namen erworben. Meine Mäuschen gehen nun zu Bett, und den Strumpf und die ſchöne gemalte Kutſche geben wir dem Papa morgen zum Frühſtück; der große Alfred darf noch aufbleiben, wenn er ſich hübſch ſtill unterhalten will.“

Mit guten und ernſten Worten gelangte die Mutter endlich dazu, das kleine Volk zur Ruhe zu bringen. Die Magd, die auf eigene Rechnung aufs Rekognoszieren ausgegangen, brachte Kunde von dem vornehmen Herzog auf der Poſt und dem faſt ebenſo vornehmen Herrn, der die Hand gebrochen, und der wahrſcheinlich des Herzogs Bruder ſei. Alfred war für ſein Warten reichlich entſchädigt durch die Erwartung der merkwürdigen Dinge, die der Vater zu erzählen haben werde, und wir wollen nicht dafür ſtehen, ob nicht Frau Martha ſchon im Geiſte ihren Gatten wegen beſonderer Verdienſte mit einem Orden geſchmückt erblickte.

Endlich ertönte die Hausglocke, und diesmal, unbehindert von einem ſchnellfüßigen Kellner, trat der Doktor müde und erfroren in die behagliche warme Stube. Es war unſer alter Freund, der Doktor Enchelmaier, und er ſchien ſich in den zwölf Jahren, ſeit wir ihn nicht mehr geſehen, faſt verjüngt zu haben, trotz der Falten auf ſeiner Stirn. Es lag ein behaglicher Ausdruck in ſeinen ernſten Zügen, den ſie früher nicht gezeigt: ein Zug von Daheimſein. Von der jungen Frau, die ihn mit einem herzlichen Kuß begrüßt, und in der wir längſt die roſenwangige Martha wieder erkannt, könnten wir eben nicht ſagen, daß zwölf Jahre ſpurlos an ihr vorübergegangen wären. So ſchlank ihre Geſtalt noch war, ſo war es doch keine Mädchengeſtalt mehr, und es begegnete ihr nur noch ſelten, daß man ſie „Fräulein“ anredete und den Doktor für ihren Papa hielt, was in den erſten Jahren ihres Eheſtandes zu ihrem unbeſchreiblichen Ergötzen oft geſchehen war; aber die ſonſt faſt allzublühende Röte ihrer Wangen war einer feinen Roſenfarbe gewichen, in den lachenden blauen Augen war ein milderes und tieferes Licht aufgegangen, und wenn die zwölf Jahre ſie nicht jünger gemacht, ſo konnte man doch im Zweifel ſein, ob ſie ſie nicht ſchöner gemacht hätten, was des Gemahls Fall nicht war, der im Artikel der Schönheit nie große Geſchäfte gemacht hatte.

Während wir in der Eile dieſe Perſonalien geben, iſt der Doktor glücklich in Schlafrock und Hausmütze und in ſeine gewohnte Sofaecke gekommen; nur die Pantoffeln hat er verſchmäht, ein Zeichen, daß er noch einmal ausgehen wird. Alles Fragen beim Nachhauſekommen war längſt verboten, und Frau Martha war darin ſo gehorſam, daß nicht einmal ihr Geſicht mehr neugierig ausſah. Alfred hatte es nicht ſo weit gebracht; obgleich er nicht fragte, war doch ſein ganzes Geſicht ein Fragezeichen. Wie eine Militärbedeckung begleitete er den Vater mit offenem Munde auf jedem Schritt, um ja nichts von der wichtigen Mitteilung zu verlieren, die bevorſtand, ſo daß der ernſte Doktor hell auflachen mußte.

Nun war alles arrangiert, und die geſchäftige Hausfrau ſaß in Ruhe an des Mannes Seite und ſetzte ihm Suppe vor. In dieſem außerordentlichen Fall war doch wohl das Fragen erlaubt und ſie hob an: „Was haſt du denn ſo ſpät noch für einen Patienten erhalten?“ — „Den Sekretär, Hofrat, oder wie man ihn tituliert, des regierenden Fürſten von Biberſtein-Kahleneck-Bergheim, der mit dem Fürſten hier durchreiſte und die Hand gebrochen hat.“ — „Iſt es bedeutend?“ — „Gefährlich eben nicht, aber langwierig. Der Patient iſt höchſt ungeduldig und unglücklich, wochenlang hier verharren zu müſſen, ſtatt mit der Durchlaucht nach Italien zu reiſen. Nach Tiſche gehe ich noch einmal hin. Die Durchlaucht iſt dennoch abgereiſt, ſo unendlich ſie den Unfall des treuen Dieners beklagte; aber hier eine Nacht zuzubringen! Uebrigens hat er mir den Patienten aufs dringendſte empfohlen.“ — Man beſprach den Vorfall zuſammen, Alfred fand noch Gelegenheit, mit ſeinem Laudo hervorzurücken, und legte ſich, befriedigt vom väterlichen Lob, zur Ruhe.

Martha war allein noch auf und ſaß etwas ſchläfrig an ihrem Buch bei tief herabgebranntem Licht, als ihr Gatte nach Hauſe kam. „Weißt du, wer der fürſtliche Hofrat iſt?“ fragte er ſie, nachdem er ſie begrüßt. — „Nein, wie ſollt' ich?“ — „Er heißt Felſen,“ ſagte der Doktor langſam, „und iſt ein alter Bekannter.“ Ein tiefes Erröten flog über Marthas Geſicht; mit einem fragenden Blick bog ſich der Doktor von hinten über ihren Stuhl und ſah ihr in die Augen. Er konnte zufrieden ſein mit der Antwort, die ihm in dem langen tiefen Blick der jungen Frau entgegenkam, mit dem glücklichen Lächeln, mit welchem ſie aufſtand und ihre Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihr Haupt ausruhen ließ an ſeinem treuen Herzen.

Der Doktor beſorgte treulich und emſig ſeinen ungeduldigen und ziemlich unliebenswürdigen Patienten, der keinen alten Bekannten in ihm vermutete, wenn ihm auch je und je vorkam, er ſollte ihn ſchon geſehen haben. Martha hatte gerade nicht Zeit, viel über dieſes wunderſame Zuſammentreffen nachzudenken und ſich auf das Wiederſehen vorzubereiten, denn ſie erwartete einen lieben Beſuch. Anna hatte ſich auf einige Wochen angeſagt, und wenn auch der Doktor das verheißene Vergnügen etwas kühl aufnahm, da er nie ein beſonderer Verehrer Annas geweſen war, ſo freute er ſich doch der Freude ſeiner Frau, die mit gewiſſenhafter Treue das Gefühl einer Freundſchaft feſthielt, der ſie durch ihre innere Entwickelung ziemlich entwachſen war.

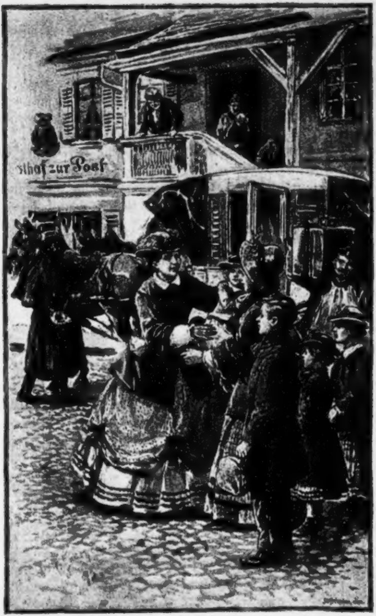
Es war noch Fräulein Anna, die mit der verwitweten Mutter und den Schweſtern jetzt in der Reſidenz ein ziemlich langweiliges Leben führte, wie vielfach es auch durch Konzerte, Theater und Vorleſungen gewürzt war. Anna hatte nicht innere Kraft, nicht Demut und Selbſtverleugnung, nicht Liebesthätigkeit genug, um ihr einſames Daſein klar und harmoniſch zu geſtalten; aber ſie war zu gutmütig, um verbittert und böswillig zu werden und durch Schmähen über andre ſich für verfehltes Lebensglück ſchadlos zu halten. Sie begnügte ſich, ganze Hefte voll Gedichte abzuſchreiben, lauter Variationen über das Thema:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht!“

und ſolche mit ſchmelzender, wenn auch nicht immer ſchmelzreicher Stimme zur Guitarre zu ſingen. Ihrer Freundin Martha gönnte ſie ihr häusliches Glück von Herzen und war die Pate ihres jüngſten Töchterleins; aber das proſaiſche Ausſehen des Doktors half ihr noch mehr als Freundſchaft und Herzensgüte über jedes Gefühl von Neid oder Bitterkeit hinweg. Sie fand es recht vernünftig, daß Martha dieſen Entſchluß hatte faſſen können; ſie ihrerſeits wäre das nicht im ſtande geweſen, und es war ein Glück für die Welt, daß nicht viel ſolcher zartbeſaiteten Seelen waren, die lieber einſam verklingen wollen, als ihrem Ideal entſagen.

Da es des Doktors Eigentümlichkeit war, jeden Ausdruck des Gefühls faſt ängſtlich dem Auge andrer zu entziehen, ſo daß er ſeine Frau faſt eher noch vor andern geſcholten als geküßt hätte, ſo hielt ihn Anna auch wirklich für den trockenen Michel, für den er ſich gab, und betrachtete Martha mit einem gewiſſen ſchonenden Mitleid, das ſie nicht mahnen wollte an die Ideale, die ihr zerronnen waren. Martha dagegen, die einem Mädchen kein beſſeres irdiſches Los wünſchen konnte als einen ſo braven Mann wie den ihren, gab ihr in Gedanken dieſes Mitleid reichlich zurück, und ſo war zwiſchen ihnen, neben aller wirklichen Zuneigung und äußeren Herzlichkeit, wenig inneres Verſtehen.

Gegen Abend zog die Doktorin mit ihrer kleinen Familie auf die Poſt um Anna abzuholen. Alfred hatte es zuerſt unter ſeiner Würde gefunden, mitzugehen, ließ ſich aber doch dazu bewegen, als die Mutter ihm ſagte, er müſſe des Vaters Stelle vertreten. So machte ſich die kleine Karawane auf, Wilhelm auf der Mutter Arm. Endlich kam der Wagen, und die Kinder, die ſich Annas nicht mehr erinnern konnten, waren etwas enttäuſcht; ſie hatten ſich unwillkürlich etwas beſonders Reizendes und Schönes gedacht. Alfred ſagte leiſe zu Dorothee: „Du, ſie iſt nicht ſchön!“ — „Aber ihr Kleid und ihr Hut!“ flüſterte Dorothee. Anna umarmte die Freundin, herzte und küßte die Kinder, und aus ihrer Taſche ſah eine große, vielverſprechende Tüte hervor, ſo daß das kleine Volk ſehr hoffnungsvoll voranhüpfte.


hof zur Post

Anna umarmte die Freundin, herzte und küßte die Kinder. (S. 318.)

An einem Fenſter des Poſthauſes ſtand ein etwas blaſſer Mann, den Arm in der Schlinge, und ſah auf die Damen, als eine Abwechſelung in ſeiner troſtloſen Langeweile. Aber raſch fuhr er zurück, als Martha zufällig den Kopf gewandt hatte. „Wäre es möglich?“ fragte er ſich, und die Einförmigkeit ſeiner Krankenſtube war heute etwas belebt durch alte Gedanken und Erinnerungen.

Anna war im traulichen Gaſtſtübchen untergebracht, wo ihr die Freundin alles ſo komfortabel als möglich bereitet hatte. Die alten Herrlichkeiten der Mädchenſtube ſpielten noch eine Rolle beim Aufputz des Gaſtzimmers. Dorothee ſchaute mit offenem Munde zu, wie der Gaſt die feinen Kragen, Shäwlchen und Mantillen in die Schubladen räumte; Martha half ihr und hörte daneben ein Privatiſſimum über das Neueſte, was man trug, und obgleich Anna verſicherte, ſolche Dinge haben nicht den mindeſten Wert für ſie, und Martha erklärte, ſie habe weder Zeit noch Geld, an neue Moden zu denken, ſo wurde das Thema doch mit bedeutendem Intereſſe verhandelt.

Für Kinder ſind Gäſte immer ein willkommenes Ereignis, für Frauen iſt bisweilen das Vergnügen ein mäßiges. Gäſte, die zu Wagen anfahren, die Umſtände erwarten und ein geheiztes Gaſtzimmer; junge Mädchengäſte, die Anſpruch auf Vergnügungen machen und ein Ballkleid im Koffer haben; männliche Gäſte, namentlich halbgewachſene Jünglinge, die entſetzlich langweilig an den Fenſtern herumlehnen — dieſe alle können zu Zeiten ein zweifelhaftes Glück gewähren. Aber behagliche Gäſte, bei denen die ſtrenge Regel des Hauſes etwas gelöſt iſt, ein beſcheidenes Leibgericht, oder ein Kuchen den Tiſch ziert; für die ſich der Mann ein Erholungsſtündchen von der Arbeit gönnt; alte Freunde, die einen friſchen, geiſtigen Lebenshauch in die nüchterne Häuslichkeit bringen; mit denen man aufſitzt in intereſſanten Geſprächen bis um Mitternacht; oder weibliche Gäſte, die ſich mit ihrer Arbeit in einer ſtillen Zimmerecke niederlaſſen, den Kindern Geſchichten erzählen und mit der Hausfrau die Arbeitsſtunden verplaudern: dieſe gehören gewiß zur Würze des häuslichen Lebens. Man fühlt da erſt recht, wie es etwas Großes und Schönes iſt um den eigenen Herd, wenn man für den Freund Raum daran machen kann.

Und ſo waren es auch für Martha behagliche Stunden, wenn ſie mit Anna an dem kleinen Nähtiſch ſaß, Dorothee auf einem Stühlchen mit dem Strickzeug daneben und Ännchen mit Wilhelm auf dem Boden herumkrabbelnd; wenn ſie von alten Zeiten plauderten oder in alten Poeſiebüchern blätterten, die ſie als Mädchen entzückt. Es geſchah wohl freilich hie und da, daß die Kinder recht ungeſchickt dieſe Reminiscenzen unterbrachen und etwas ungeduldig zur Ruhe verwieſen wurden. Was aber die Ordnung des Hauſes und der Küche betraf, da geſtattete ſich Frau Martha keine Verſäumnis; denn, wie Anna mit Seufzen bemerkte und ſie ſelbſt mit Lächeln zugab, ſie fürchtete ihren Mann; eine Wolke auf ſeiner Stirn, eine etwas verdrießliche Bewegung, mit der er bei Tiſch den Teller zu früh zurückſchob, ging ihr viel tiefer zu Herzen als ehedem tüchtige Scheltworte der Großmutter. Nun war der Doktor zwar ſicherlich kein Haustyrann und ſeine Frau hatte noch kein rauhes und unzartes Wort aus ſeinem Munde gehört; aber er kam zu Zeiten müde und verſtimmt nach Hauſe, und da es unter tauſend Männern kaum einen gibt, der es verſucht, aus eigener Kraftanſtrengung eine üble Laune auf der Schwelle des Hauſes abzuſchütteln, ſo iſt nicht zu erwarten, daß er gerade einer dieſer ſeltenen war. „Kein Gefühl für weibliche Würde mehr!“ ſagte Anna kopfſchüttelnd bei ſich, wenn ſie bemerkte, wie Martha mit kleinen Aufmerkſamkeiten, mit guten Worten, auch da, wo ſie nichts verfehlt, dem Mann ſeine Verſtimmung nach und nach wegſchmeichelte. Martha aber trug ihre Erniedrigung mit merkwürdig gutem Mut und lachte Anna aus, wenn ſie ihre Gedanken erriet. Das bißchen üble Laune, das konnte jedermann ſehen; wie lieb ihr Mann ſie aber hatte und wie hoch er ſie hielt, das war ihr allein bekannt.

Anna wußte ſo viel zu erzählen aus den alten Zeiten, auch Begebenheiten, deren ſich Martha trotz ihres guten Gedächtniſſes nicht mehr ſo recht erſinnen konnte; von allerlei ſtillen Verehrern, die nicht gewagt, um ſie zu werben, oder von ſolchen, die förmlich um ſie geworben. Bei jedem Beſuch, den Anna gemacht, hatte ſich die Zahl dieſer möglichen und wahrſcheinlichen Aſpiranten um ihre Hand vermehrt. Die gutmütige Anna erſchien zuletzt als eine wahre Turandot, und ſie glaubte ſelbſt ſteif und feſt daran.

Jener glänzende Winter mit den Eispartien und dem Ball ſpielte natürlich auch eine Rolle in dieſen Memoiren; aber nähere Anſpielungen auf Felſen und die Bedeutung, die er für Martha gehabt, wagte Anna doch nicht. Es lag etwas in dem ſonſt ſo offenen Weſen der jungen Frau, das dergleichen Mitteilungen abſchnitt. Die Handſchuhe hatte Martha noch aufgehoben, die ihr damals der Doktor gebracht. „Und denke nur,“ fügte ſie lachend hinzu, „obgleich er mir Ballhandſchuhe gekauft, hat mich doch der Tyrann nachher kein einziges Mal auf einen Ball gelaſſen! Es ſchicke ſich nicht für eine Frau, zu tanzen, wenn der Mann nicht tanzt. Ich ſage dir, es war mir recht weinerlich am erſten Abend, als die prächtigen Walzer und Polka herübertönten.“

„Und ſo läßt du dir wie ein Kind verbieten und befehlen?“ fragte Anna empört.

„Das iſt gar nicht mehr nötig,“ ſagte Anna lächelnd. „Das war nur zu Anfang, jetzt ſehe ich ihm ſchon lang an den Augen an, was ihm recht iſt und nicht. Es iſt gut, daß er mich erzogen hat, ehe ich die Kinder zu erziehen hatte.“

„Nein, dieſe Erniedrigung!“ ſeufzte Anna wieder; „ſo hätte ich es nicht ertragen können!“ Die erniedrigte Martha ging aber ganz getroſt ihrer Wege und gönnte der Freundin ihre weibliche Hoheit.

„Heute abend will ich einen Gaſt zum Thee bringen,“ ſagte der Doktor an einem der nächſten Tage. „Ich kann meinen unmüßigen Patienten nicht mehr im Zimmer halten. Richte dich darauf, Kind!“

„Welchen Patienten?“ fragte Anna.

„Den Hofrat eines reiſenden Fürſten; er hat hier die Hand gebrochen,“ ſagte Martha. Wollte ſie Anna überraſchen oder was war es ſonſt, was ſie abgehalten, ihr mitzuteilen, wer eigentlich der Fremde ſei? Auch der Doktor hatte kein Wort davon geſagt.

Der Theetiſch war ſehr hübſch arrangiert, die große ſchöne Lampe angezündet; das Zimmer ſtrahlte im freundlichſten Schmuck, Marthas beſcheidener Silberreichtum blinkte auf dem Tiſch; gewiß eine ſehr verzeihliche Koketterie, daß ſie ihr ganzes kleines Beſitztum ins ſchönſte Licht ſetzen wollte.

Auch ſie ſelbſt hatte wohl ein bißchen mehr in den Spiegel geſchaut, als bei einem bloßen Familienthee der Fall zu ſein pflegte. Das dunkelblaue Kleid, das ſie trug, war zwar lang nicht ihr ſchönſtes, aber gewiß ihr kleidſamſtes. Anna, obwohl ahnungslos, hatte dem fürſtlichen Hofrat zu Ehren ihren höchſten Schlag losgelaſſen, ein bunt karriertes Seidenkleid, und trug rote Chenillen im Haar.

Und ſo etwas wie Herzklopfen ſpürte Martha doch, als der Doktor eintrat mit dem ſchönen, feinen, blaſſen Mann, der mit dem Arm in der Schlinge nur um ſo intereſſanter ausſah. „Herr Hofrat Felſen,“ ſtellte der Doktor vor; „Fräulein Anna Vogt, — meine Frau. Sie ſind, wie ich glaube, alte Bekannte.“ — Diesmal war Martha im Vorteil, die auf das Wiederſehen vorbereitet war; Anna aber konnte ſich gar nicht zurechtfinden über dieſe wunderbare Fügung, und Felſen ſelbſt war etwas verblüfft. „Wohl glaubte ich vor einigen Tagen, dieſe blauen Augen wieder zu erkennen,“ ſtotterte er, „aber ich traute meinen Blicken nicht. Wirklich, Fräulein Martha?“

„Nun Frau Doktor Enchelmaier,“ ſagte Martha lächelnd. „Haben Sie bis jetzt meinen Mann nicht erkannt?“

„Wirklich nicht! Ich glaube, ich hatte nur einmal das Vergnügen.

„Ach ja,“ lachte Martha, „und das war von hinten, als ihm meine Amalie aus der Taſche nickte.“

Erheitert durch dieſe Erinnerung, ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft um den Theetiſch. Anna erholte ſich von ihrem Erſtaunen und ließ nur hie und da unendlich wehmütige Blicke von Martha zu Felſen gleiten, der immer noch nicht ganz ſeine alte Sicherheit wieder gewonnen hatte. Martha dagegen, das früher ſo ſchüchterne, errötende Kind, das zu dem gewandten Weltmann wie zu einer Art höherem Weſen aufgeblickt hatte, bewegte ſich mit der harmloſeſten Sicherheit und Unbefangenheit.

Allmählich, in einer Skizze, die er von ſeiner Vergangenheit gab, fand Felſen ſeine glänzende Unterhaltungsgabe wieder. Mit köſtlichem Humor erzählte er von ſeinem Triumph beim gewonnenen Prozeß, von den Champagnerdejeuners und Feſten, mit denen er ihn gefeiert, den Pferden und Equipagen, die er gleich bei der erſten Kunde angeſchafft, und wie dann der wirkliche Erfund des Erbes ſeine glänzenden Illuſionen, eine nach der andern zu nichte gemacht. Ueber einige Jahre, in denen er als Rechtsanwalt an verſchiedenen Orten Verſuche gemacht, ging er flüchtig weg, und ſchilderte dann wieder mit farbiger Detailmalerei ſein Zuſammentreffen mit dem Fürſten, die Art, wie er ihm unentbehrlich geworden, und ſeine jetzige glänzende Stellung bei ihm.

In ergötzlicher Weiſe zeichnete er den neckiſchen Dämon, der ihn überall im Leben verfolgt und ihn hier noch, beim Beginn einer anziehenden Reiſe, die Hand brechen ließ, um ihm ſtatt des Dufts der Orangenhaine den Stallgeruch des Poſtzimmers zuzuwehen. „Aber eine kleine wohlthätige Elfe folgt doch immer dieſem Kobold auf dem Fuß und mildert ſeine Unthaten. Sie hat mich auch jetzt zurückgezaubert in eine der reizendſten Epiſoden aus der Zeit, wo ich noch gehofft und geträumt habe.“

Die Unterhaltung um den kleinen Theetiſch belebte ſich immer mehr. Alte Pappelburger Erinnerungen wurden aufgefriſcht, die Großmama am Spinnrad, der Eislauf und andre geſellige Freuden; nur jenes Balles erwähnte niemand. — Der Doktor hatte nicht viel zum Geſpräch beigetragen; nach zehn

Uhr mahnte er, kraft ſeines Amtes, den Patienten, die Ruhe zu ſuchen; warf ihm trotz alles Widerſtrebens ſeinen alten warmen Reitmantel noch über den Burnus, und geleitete ihn nach Haus. Seufzend erbat ſich Felſen die Erlaubnis, in dieſer anmutigen Villa hie und da vor der entſetzlichen Langeweile und Unbehaglichkeit des Wirtszimmers Zuflucht ſuchen zu dürfen, was ihm auch bereitwillig gewährt wurde.

Martha half, wie gewöhnlich, der Freundin beim Auskleiden. Anna war immer noch außer ſich über die Merkwürdigkeit dieſes Zuſammentreffens: „Aber, Martha, wie intereſſant! und ſo ganz zufällig! Hat ihn dein Mann erkannt?“

„Gewiß, aber Felſen ihn nicht.“

„Begreiflich,“ ſagte Anna in unbewußter Unhöflichkeit. „Aber es iſt doch zu merkwürdig! Warum haſt du mir's nicht geſagt?“

„Nun, ich wollte dich überraſchen. Gute Nacht, Anna!“

Wenn auch Felſen ſeine Verwunderung nicht ſo geräuſchvoll äußern konnte, wie Fräulein Anna, ſo hatte doch das unerwartete Wiederſehen einen Eindruck auf ihn gemacht, über den er ſelbſt erſtaunt war. Er hatte allerdings je und je immer noch an die friſche Roſenknoſpe gedacht, an das blühende Kind mit den blauen Augen, das er einſt ſo huldvoll angeblickt, ſo glücklich gemacht mit ſeinen Aufmerkſamkeiten, aber doch als an etwas Fernes und Abgethanes. Nun ſtand die Knoſpe vor ihm in voller Blüte fraulicher Anmut, ſicher, wie es ſchien, im Gefühl einer erreichten Beſtimmung, eines ausgefüllten Lebens. Und er? — Er hielt es für beſſer, zunächſt keine Parallele zu ziehen; nur das hätte er gern gewußt, ob dieſes Zuſammentreffen auf die Frau denſelben, oder einen noch tieferen Eindruck gemacht als auf ihn.

Schon am folgenden Vormittag erſchien er wieder in des Doktors Haus; er hatte Fräulein Anna einen Liedertext verſprochen. Martha, die eben ihren Kleinen mit Brei fütterte, grüßte ihn unbefangen als alten Bekannten: „Guten Morgen, Herr Hofrat, wie haben Sie geſchlafen?“

„Nicht eine Minute,“ ſagte er mit mehr Ernſt als Wahrheit.

„O, das iſt mir leid; unſer Thee iſt gewiß unſchuldig, aber es war Ihr erſter Ausgang. Ich habe auch die halbe Nacht nicht geſchlafen.“

„Wirklich?“ fragte Felſen noch bedeutſamer.

„Ach ja, mein Kleiner da hat bis drei Uhr gehuſtet, und bei Tag iſt er nun munter, als ob nichts geſchehen wäre, der kleine Schelm!“ Die lachenden Augen der Mutter und des Kindes begegneten ſich, und der melancholiſche Blick, den Felſen auf ſie heftete, ging ganz verloren.

Nun erſchien Anna, in empfindſames Blaßblau gekleidet, und die Unterhaltung kam in lebhaften Gang. „Es ſcheint warm heute,“ bemerkte Martha etwas proſaiſch.

„Ein Tag voll Lenzahnung,“ ſagte Felſen feurig; „ich höre von meinem Zimmer aus den losgebundenen Bach rauſchen, ein verborgenes Schwellen und Drängen überall; der Frühling fordert ſeine alten, heiligen Rechte wieder.“

„Glauben Sie, daß der Mühlbach ausgetreten iſt?“ fragte Martha beſorgt. „Mein Mann hat heute noch einen Krankenbeſuch in Ellingen zu machen, da könnte der Weg gefährlich ſein.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Felſen etwas abgekühlt und verſtimmt, und ſtellte ſich ans Fenſter.

Anna aber probierte das mitgebrachte Lied, die Schlußſtrophen von Byrons Farewell, auf dem Piano und hob an zu ſingen:

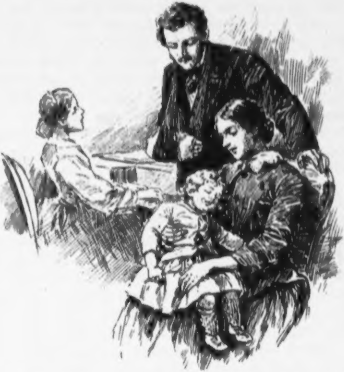
Dein Name erklingt mir
Wie Totengeläut.
Wie warſt du ſo lieb mir!
Es ſchauert mich heut.
Sie wiſſen nicht, wie ich
So gut dich gekannt;
Wie ich dich beweinte,
Kein Wort hat's genannt.

Wir ſah'n uns verſtohlen;
Und ſtumm iſt mein Schmerz,
Daß dein Sinn konnte täuſchen,
Vergeſſen dein Herz.
Und ſeh'n wir uns wieder,
Wenn Jahre ſind um,
Wie ſoll ich dich grüßen?
In Thränen und ſtumm.

Leiſe verklangen die Töne, Felſen ſah ſich um nach Martha; ſie hatte unter dem Geſang den Kleinen auf ihren Armen in Schlummer gewiegt und ſah lächelnd auf ihn nieder. Sie winkte Felſen zu ſich, er flog hinüber. „Bſt! da ſehen Sie einmal!" flüſterte ſie, indem ſie mit hohem Ergötzen auf den Kleinen deutete. Der kleine Burſche hatte den Breilöffel mit dem Händchen gepackt und hielt ihn feſt, während er in ſüßem Schlummer lag, die reichlichſten Spuren ſeiner Mahlzeit auf dem vollen, roſigen Geſicht. „Iſt das nicht köſtlich?" flüſterte ſie. — „Entzückend," flüſterte Felſen; konnte aber in der That nicht begreifen, was es denn ſo Außerordentliches ſei um ein Kind, das im Schlaf ſeinen Breilöffel hält. — „Iſt dieſe Gleichgültigkeit eine Pike über frühere Vernachläſſigung von meiner Seite, oder ſtellt ſich die junge Frau ſo ruhig, weil ſie für ihre Ruhe fürchtet? O, ſie darf unbeſorgt ſein, ich bin kein Don Juan, und begehre nicht, ihr hausbackenes Glück zu ſtören."

Für Anna war der intereſſante Freund in der kleinen Stadt, die ſie noch unbedeutender fand als vor Zeiten Pappelburg, ein unbezahlbarer Fund. Sie hatte diesmal Einſicht genug, um zu wiſſen, daß ſie weder eine alte noch eine neue Liebe Felſens ſei; aber auch der bloß freundſchaftliche Verkehr, zu dem er ſich ſehr gerne hergab, hatte großen Reiz für ſie.

Es gab immer Lieder auszutauſchen, Bücher zu entlehnen, Beſprechungen darüber; der kranke Arm machte ihn ſo hilflos, und Martha überließ meiſt ihr die kleinen Dienſte, deren er bedurfte, und die ſie ihm mit vieler Grazie leiſtete. So kam es bald, daß Felſen täglicher Gaſt in des Doktors Hauſe und faſt zu allen Stunden dort zu treffen war. Des Doktors gute Laune ſchien dadurch nicht eben zu gewinnen. Er und Felſen verſtanden ſich nicht beſonders gut, und die für jenen wenig anziehenden Geſpräche, welche dieſer aufbrachte, und die Ueberlegenheit, welche er dabei geltend zu machen wußte, erfüllten nicht ſelten den Doktor mit verbiſſenem Aerger. Er war gaſtlicher Natur, aber ſeine Gäſte mußten auch ſeine Gäſte ſein;



er liebte es nicht, ſeinen häuslichen Herd allzulange von Fremden belagert zu ſehen, die ſich auf eigene Rechnung daran amüſierten. Die beſtändige Gegenwart Felſens und Annas that ihm auch in ſeinen häuslichen Gewohnheiten einen gewiſſen Zwang an, der ihm um ſo läſtiger wurde, als er ſich eben nicht recht geſund fühlte. Obgleich herzgut und liebevoll, war er doch nicht frei von der menſchlichen, beſonders männlichen Untugend, eine Verſtimmung, die man nicht an den rechten Mann bringen kann, an den oft ganz unſchuldigen, liebſten und nächſten Perſonen auszulaſſen. Er kam oft in übler Laune nach Haus, und Martha, die eben jetzt ihr häusliches Glück gern im ſchönſten Glanze hätte leuchten laſſen, fand ihn verſtimmt, unfreundlich ſogar, wie ſie dies nie zuvor erfahren.

War es die Weichheit, die jede Geneſung mit ſich bringt, oder war es ein neu erwachendes tieferes Gefühl? Felſen zeigte, zumal im Verkehr mit den Damen allein, viel weniger den vornehmen, etwas ironiſchen Ton des Weltmanns, als eine poetiſche Stimmung mit einem leiſen Anflug von Wehmut, die Martha, welche von jeher in Freud und Leid alles gern ernſtlich und geradezu genommen und von jeder Ironie verwirrt wurde, viel beſſer gefallen mußte.

Eines Abends ſaß ſie mit Anna und Felſen zuſammen; Felſen trug mit unnachahmlichem Ausdruck ein Gedicht Byrons in guter deutſcher Ueberſetzung vor. Seine ganze Seele ſchien er in die Stelle zu legen:

„Die Dame ſeiner Liebe war vermählt
Mit Einem, der nicht heißer ſie geliebt.“ — —

Da trat eben der Doktor ziemlich durchnäßt ins Zimmer. „O, Ludwig,“ rief Martha erſchrocken, „ich habe gar nicht bemerkt, daß es regnet!“ — „Ich hatte dich gebeten, mir zu Müllers einen Schirm zu ſchicken,“ ſagte er kurz und ärgerlich. — „Es thut mir leid, ich hatte es ganz vergeſſen.“ — „Natürlich, weil es mich angeht.“ Die junge Frau ſchwieg gekränkt über den ungerechten Vorwurf. Anna machte die ſehr natürliche Bemerkung: „Aber warum nahmen Sie keinen Schirm von Müller mit?“ — „Weil ich nicht fremden Leuten läſtig fallen will,“ ſagte der Doktor noch ärgerlicher, da er ſelbſt einſah, daß ſie recht hatte und daß er aus einer Art Trotz im Regen fortgelaufen ſei, und ging ins Nebenzimmer. Martha eilte ihm nach, um für trockene Kleider zu ſorgen und — um ihre Thränen zu verbergen. Mit unendlicher Wehmut blickte ihr Anna nach. „O, ſie trägt viel im ſtillen!“ antwortete ſie leiſe auf Felſens fragenden Blick; „ſie iſt ein ſtarkes Herz!“ Anna hatte nie den Gedanken los werden können, daß Martha ein Opfer ſei.

Felſen hatte ſo ſeine eigenen Gedanken über die Verſtimmung des Doktors, und ſie waren ihm nicht ganz unangenehm. Eiferſucht? natürlich. Nun, der gute Mann darf ruhig ſein. Nur wiſſen möcht' ich einmal, woran ich bin mit der kleinen Frau; dann will ich ja gern das Ehepaar ſeinem häuslichen Glück und ſeinen kleinen Breilöwen überlaſſen.

Welche Erniedrigung weiblicher Würde Martha ſich wieder hatte zu ſchulden kommen laſſen, als ſie ihren Bären in warmem Schlafrock und Pantoffeln in ganz leidlich guter Laune aus dem Nebenzimmer hervorbrachte, das geſtand ſie Anna nicht; aber die blauen Augen, die ſich ſo leicht mit Thränen füllten, von denen der Doktor gar kein Freund war, glänzten wieder ganz hell. Das Ehepaar ſchien allerlei geheime Einverſtändniſſe miteinander zu haben, und Anna hatte Felſen allein zu verſorgen, auf den ſich allmählich des Dokters üble Laune zu vererben ſchien, ſo daß er einen frühen Abſchied nahm.

Er konnte es nicht verwinden, daß dieſe ganz einfache Frau ſo ruhig, ſo unbeſorgt ihm gegenüberſtehen ſollte, während er nicht nur aus eigener Wahrnehmung, ſondern auch aus Annas bereitwilligen Mitteilungen wußte, was er ihr einſt geweſen. Es mußte eine künſtliche Ruhe ſein, und Verſtellung konnte er nicht ungeſtraft laſſen. Nur einmal, ein einzig Mal nur mußte er ſie zum Geſtändnis bringen, daß auch auf ihr

Herz die Vergangenheit noch ihre Rechte habe; dann wollte er ja weiter ziehen und ihren Frieden nicht ſtören. Er bemerkte nicht, daß er ſelbſt, während er Fäden anlegte, um zu ziehen, längſt gezogen ward, gezogen von ſeinem eigenen unerzogenen Herzen, das nie gelernt, ſich eine Schranke zu ſetzen.

Er ſah im tagtäglichen Verkehr in des Doktors Hauſe neben den Lichtſeiten auch die Schattenſeiten der Häuslichkeit: unartige Kinder, die Stürme der Waſch- und Putzfeſte, ungeſchickte Dienſtboten, die junge Frau zu Zeiten müde und verſtimmt darüber; er ſah, wie der Doktor in der raſtloſen Uebung einer mühevollen Pflicht oft kaum Viertelſtunden fand für häusliche Ruhe, für den Verkehr mit den Seinen; und doch, er mochte ſich dieſe Kehrſeiten des Familienglücks noch ſo oft und noch ſo karikiert vor die Augen halten, eine unabweisbare Stimme ſagte ihm: „Das iſt doch Leben, und dein Beruf iſt keines Mannes Beruf!“

Für unerhörtes Glück hatte es gegolten, daß ihm, dem Verwöhnten und vom Glück Verſtoßenen, die Gunſt des Fürſten und mit ihr ein bequemes Schlaraffenleben wie aus den Wolken zufiel, und er hatte ſich auch viel Schönes weisgemacht über die Bedeutung ſeiner Stellung als Vertrauter eines Mächtigen; aber ſtatt eines beratenden Freundes, war er nicht vielmehr nur der Diener ſeiner Launen? Was ihn an den Fürſten feſſelte, war es der gelinde Grad von Zuneigung und Anhänglichkeit, die er für ihn empfand? War es die Sorge für Angehörige, deren Exiſtenz er zu ſichern hatte, oder war es nicht vielmehr ſeine eigene Weichlichkeit, die nicht ein Jota aufgeben wollte von dem Luxus und Komfort des Lebens, den er ſich zum Bedürfnis gemacht? Frei von dieſer Schwäche hätte er, auch ohne das Erbe des Großonkels, ſeinen Weg ſuchen und bahnen können wie andre, denen Gott einen hellen Geiſt und einen geſunden Arm gegeben; hätte ſich die Blume pflücken können, die er achtlos am Wege hatte ſtehen laſſen, weil er ſich gefürchtet vor einem Leben der Arbeit und Beſchränkung!

Es war ſelten, daß er ſolche Gedanken in ſich wach werden ließ; aber gerade jetzt gab es oft Zeiten, wo er nicht nur den Doktor beneidete, ſondern den niederſten Taglöhner, bei dem er denken mußte: „Du gibſt deine Mühe und deinen ſauren Schweiß doch um Brot für Weib und Kind; ich aber verſchleudre meine Kraft und Zeit um feine Cigarren und edle Weine, um ſeidene Sofa und amüſante Reiſen!“ Er wußte gar nicht, woher ihm ſolche Gedanken kamen, und der Aerger darüber wurde ihm wieder zu einer Art von Rachegefühl gegen den philiſterhaften Doktor und ſeine Frau.

Und nun kam allmählich die goldene Frühlingszeit mit warmen Winden, die liebliche Mären erzählten von vergangenen Träumen, welche man ihnen mitgegeben vor langen Jahren und welche ſie immer wieder mitbringen auf ihren leichten Schwingen und neckiſch an der Seele vorüberführen und altes ſüßes Leid damit aus dem Schlummer locken. Die Syringen knoſpeten und die Vögel zwitſcherten; und die kleine Doktorsfrau mit den ſchönen, tiefen blauen Augen, die ſollte allein ganz unbewegt und vergnüglich unter ihren Kindern und Kochtöpfen ſich bewegen? Nein, er mußte ihr noch ein Zeichen des Gefühls entreißen, ehe er ging, oder wenn wirklich in Küchendampf und Kinderſtube jeder Funke tieferen Gefühls in ihr erſtickt war, ſo ſollte ſie wenigſtens ſeinen Hohn fühlen.

An Anna hatte er eine bereitwillige Bundesgenoſſin. Sie war längſt gekränkt über das, was ſie Mangel an Vertrauen bei der Freundin nannte. Seit Felſens erſtem unverhofften Erſcheinen hatte ſie jeden Abend erwartet, daß ihr Martha mit Thränen in den Augen um den Hals fallen, ihr geſtehen werde: „Die alte Liebe erſcheinet, ſie ſtieg aus dem Totenreich!“ Dann hatte ſie ihr beiſtehen wollen, den Rieſenkampf der Pflicht zu kämpfen. Sie hatte ſich eine ſchöne, tragiſche Scene gedacht, voll Liebe und Entſagung, wo Felſen mit verhülltem Antlitz fortſtürzen und wo Martha erkennen würde, „daß auf des blühenden Traumes Grunde ihr ganzes Leben ein Schatten war“, und hinfort in edler Reſignation ihr Daſein ertragen und ihre Tage beſchließen. Statt deſſen ging Martha in keinen einzigen ihrer einleitenden Seufzer ein und ſtrickte fort an ihres Mannes Socken, während ſie ihr ſang:

Alles iſt vergangen.
Alles um mich her;
Habe kein Verlangen
Hier auf Erden mehr.

Anna meinte es nicht ſchlimm mit der Freundin; ſie ſchrieb und dachte die ſchönſten Phraſen über Tugend und Religion und hätte Martha um keinen Preis ihrer Pflicht untreu machen wollen. Aber nur wiſſen hätte ſie mögen, ob ſie denn wirklich ganz abgeſtorben ſei für jedes tiefere Gefühl, ob es nicht möglich ſei, einen Funken der vergangenen Liebe zu wecken; dem hölzernen, gefühlloſen Doktor würde ja dadurch kein Leid geſchehen.

Von ſeinem Unmut verblendet, hatte Felſen mit weniger Klugheit, als ihm ſonſt eigen war, ſich Anna anvertraut. Sie hatte längſt Martha beibringen müſſen, daß ſie jedenfalls ſeine Erkorene geweſen wäre, wenn ihn das Glück mehr begünſtigt, und wie nur edelmütige Scheu, ſie an ſein unſicheres Geſchick zu binden, ihn abgehalten, um ſie zu werben. Martha war bei der Eröffnung errötet, hatte ſie aber mit demſelben ruhigen Lächeln aufgenommen, das Anna ſchon oft zur Verzweiflung gebracht hatte. Nun war ſeine Hand geheilt. Der Doktor behauptete ſcherzend, er trage ſie nur noch in der Schlinge, weil es ſo intereſſant ausſehe; der Fürſt ſchrieb ihm ungeduldig. Er konnte nicht länger verweilen, aber einmal, nur einmal wollte er Martha ſprechen, ganz ruhig und ungeſtört, und dann fliehen; ‚vielleicht auch bleiben‘, ſagte er ſich im ſtillen, ‚wenn er der jungen Frau gar zu lieb war‘. Anna verſprach, ihm dazu zu helfen.

„Felſen wird nun wohl in den nächſten Tagen abreiſen,“ hob Anna an, als die Freundinnen einmal wieder morgens bei der Arbeit ſaßen. — „Mein Mann,“ erwiderte Martha, „ſagte ſchon letzte Woche, er könne es wagen, und ich glaube in Italien iſt die ſchönſte Zeit bald vorüber.“ — „Martha!“ ſprach Anna, ſie bedeutſam anblickend. — „Anna?“ fragte Martha lächelnd. — „Iſt dir's wirklich ganz gleichgültig, wenn er geht?“ — „Du fragſt, als wären wir noch ſiebzehnjährige Kindsköpfe,“ ſagte Martha errötend und etwas ernſter. „Ich denke, wir alle werden ihn manchmal vermiſſen, hier, wo ſo wenig Wahl des Umganges iſt.“ — „Ich weiß wohl, du haſt kein Vertrauen zu mir,“ ſagte Anna empfindlich; „ich will mich auch nicht eindrängen, nur eine Bitte muß ich dir noch vortragen: Felſen möchte von dir Abſchied nehmen, aber von dir allein und ungeſtört. Das, denke ich, wirſt du ihm bewilligen können.“

Martha ſchwieg. Ein andres Ohr als das ihre hatte, ohne daß es die beiden ahnten, Annas Bitte gehört; ein andres Herz ſtand ſtill und harrte in atemloſer Spannung auf ihre Antwort. „Du weißt,“ ſagte Martha endlich ruhig, „daß ich an jedem hellen Morgen im Gehölz im Hausgarten bin.“ — Die Magd rief ſie ab; es ward nichts mehr davon geſprochen. Aber Anna, die ſonſt ſo gutmütige Anna, voll Tugend und Religion, lächelte manchmal vor ſich hin in ſtiller Schadenfreude. Nun mußte ſie doch aufgehen, die ſich ſo feſt verſchloſſen! Hätte ihr Martha eine Herzensſchwäche bekannt und ſie um Beiſtand gebeten, ſie ſelbſt hätte Felſen beſchworen zu fliehen und die Ruhe ihrer Freundin nicht zu gefährden, aber ſo war es Marthas eigene Schuld; warum war ſie ſo falſch und verſchloſſen? — Unbemerkt von den beiden Frauen war der Doktor, den ſie lang über alle Berge geglaubt, noch im Nebenzimmer geweſen; er hatte ſeine Frau noch etwas fragen wollen. Er fragte jetzt nicht; er ging ſtill und unbemerkt davon; ach, mit wie viel ſchwererem Herzen, als er gekommen war!

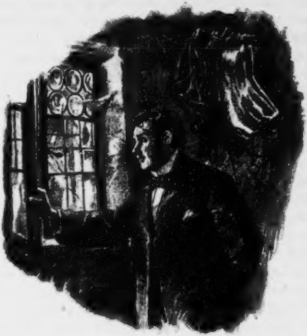
Der ſchönſte ſonnenklare Märzmorgen lag über Thal und Land, ein durchſichtig blauer Himmel, keine Spur einer Wolke, und ſo recht in der Ahnung der nahen Lenzherrlichkeit lachte der Hausgarten, Marthas friedliches Paradies. Das hübſche kleine Wohnhaus, das der Doktor ſich gebaut, wurde beſchattet von einer ſchönen Akazie, die gerade ſo alt war als ſein Glück. Hinter dem Hofe ſtanden die Remiſe und die Stallung, die

Behauſung des ſteten alten Fuchſen, der den Doktor über Land führte; an dieſes Gebäude ſtieß der Hausgarten. Martha war eben keine Gärtnerin erſten Rangs; der kleine Küchengarten neben dem Wohnhaus konnte ſich nie ſehen laſſen neben den Gärtchen der Frau Stadtſchultheißin und der Apothekerin, aber bei der Anlage des Hausgartens hatte der Doktor ſo recht ihren Geſchmack erraten. Es war ein Grasplatz mit den ſchönſten Obſtbäumen, der ſich einen ſanften Abhang hinunter zog; der grüne Grund war von geſchlängelten Wegen durchſchnitten und von kleinen Blumenſtücken unterbrochen, die Terraſſe mit einer Roſenhecke eingefaßt. Oben, um den Stall zu verdecken, war ein kleines Gehölz gepflanzt, das bereits luſtig das niedrige Gebäude überwuchs. Hier ſtanden kunſtloſe Sitze und Tiſche, und hier war Marthas Lieblingsplatz, das einzige Aſyl, wohin ſie ſich oft ohne die Kinder flüchtete. Im Sommer ward hier auch geſpeiſt und an feſtlichen Tagen gefrühſtückt. Der Platz war ſo ſtill, ſo ganz abgeſchnitten von allem lärmenden Treiben der Menſchen. Vögel niſteten faſt auf jedem Buſch und Strauch; man ſah weithin nichts als grüne Bäume, aus denen ſich im Hintergrund nur ein altes Friedhofkirchlein erhob.

Am kleinen Fenſter der Remiſe, das in den Garten ging, lehnte dieſen Morgen der Doktor als Lauſcher, zum erſten- und einzigenmal in ſeinem Leben, mit Gefühlen ſo qualvoll, wie er ſie noch nie empfunden. Es iſt etwas Entſetzliches um den erſten Zweifel in einem argloſen Gemüt, wenn dieſer Zweifel das Fundament des Lebens angreift. Die Anweſenheit des Fremden war ihm bis jetzt nicht eben angenehm geweſen, ſein ganzes Weſen ſagte dem ſeinigen nicht zu. Ein Mann, der ſeine Frau liebt, kann wohl nie mit ganz gleichgültigen Augen den ſehen, der einſt ihrem Herzen nahe geſtanden; aber nie, in ſeine leiſeſten Gedanken nie, hatte ſich ein Zweifel an ſeiner Frau Treue geſchlichen; ſeit jenem einen Blick in der erſten Nacht von Felſens Ankunft war nicht ein Wort, nicht ein Blick mehr über die Sache zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Die eheliche Liebe iſt eine ſo heilige und keuſche Blume, daß ein

Hauch ihre Heiligkeit verletzen kann. Wo Gatten ihre Liebe und Treue zu einem Gegenſtand geſelliger Scherze machen können, da iſt im beſten Fall die Würde und die Poeſie des Verhältniſſes abgeſtreift.

Kein Schatten eines Zweifels, — und nun willigte Martha freiwillig in ein Stelldichein mit dem Manne, der ein ſtrafbares Gefühl für ſie bekannte! Es war zum erſtenmal, zum letztenmal, zum Abſchied — gleichviel, in der Liebe und Treue gibt es nichts Halbes. Der Doktor wußte wohl, ſie würde nichts Unrechtes thun in den Augen der Welt: für ihn aber war es vorüber mit allem Glück für immer!



Er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt als Horcher dazuſtehen, und doch mußte er es; er mußte klar wiſſen, woran er war, um ſeiner ſelbſt willen. Er war früh herabgegangen, um ſich unbemerkt hier einſchließen zu können, und die Viertelſtunde, die er warten mußte, wurde ihm zur Ewigkeit voll bitterer Qual. Er dachte ſeiner langen, treuen ſtillen Liebe für dieſes Kind; wie er ihre Entfaltung belauſcht, wie er mit tiefem Herzweh ihr entſagt um eines jüngeren, ſchöneren Geliebten willen; wie ſelig er ſie dann doch als ſein Eigentum in die Arme geſchloſſen, und wie indeſſen der Gedanke an ſie, bewußt und unbewußt, das Ziel und der Zweck all ſeines Thuns und Denkens und Wirkens geweſen; wie er mit ihr, in ſeinen Kindern, am eigenen Herd den Glauben an die ewige Hoffnung gefunden, um die er Jahre zuvor einſam gerungen und gekämpft. Und nun?

Aber eine Stimme andrer Anklage erhob ſich auch in ſeiner Seele, ein Gericht über ſich ſelbſt. Wohl hatte er ſie geliebt und nie eine andre; aber hatte er ihr dieſe Liebe auch gezeigt, der er ſich ſo unwandelbar bewußt geweſen? Hatte er Rückſicht genommen auf das Bedürfnis einer ſchwächeren, liebedürftigen Natur, die da ſehen will, um glauben zu können? Hatte er bedacht, daß jede edlere Pflanze und vor allem die Liebe, die edelſte von allen, einer Pflege bedarf? Wohl hatte er ſich kein hartes und unedles Wort, nicht eine abſichtliche Kränkung gegen ſeine Gattin vorzuwerfen; aber hatte er nicht ſeinem Unmut über kleine Verſehen oft rückſichtslos nachgegeben, und bedurfte es mehr als einer finſteren Stirn, einer kurzen Antwort, um einem weichen Gemüt unverſchuldet wehe zu thun, wo eine freundliche Rüge beſſer geweſen wäre? „Ihr Männer, liebet eure Weiber!“ das war ihm bisher als ein überflüſſiges Gebot erſchienen, das ſich bei ihm wenigſtens von ſelbſt verſtand; jetzt begriff er es beſſer, und vielleicht ſollte es überſetzt werden: „Ihr Männer, zeiget euren Weibern eure Liebe!“ — Aber: zu ſpät! tönte es in ſeiner Seele.

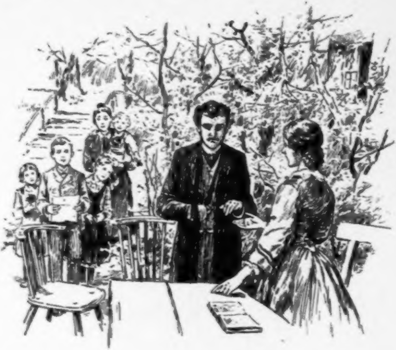
Nun endlich klirrte die Gartenpforte. Martha kam und ſetzte ſich an ihren gewohnten Platz. Sie legte ein Buch vor ſich auf den Tiſch, aber ſie las nicht. Er konnte ihr Geſicht nicht ſehen, aber er ſah, daß ihre Hände zuſammengelegt waren wie zum Gebet, und daß ſie ruhig vor ſich hinausblickte. Mit einem Gefühl wie von ewigem Abſchied ſah er hin auf die liebe, wohlbekannte Geſtalt. Er mochte ſich tauſendmal ſagen, daß ſie ſein eigen ſei und bleibe, daß eine leiſe Verirrung des Gefühls ja leicht zu verzeihen ſei, daß ſie vielleicht bis jetzt lange und redlich gekämpft: wieder und wieder ſagte eine Stimme in ſeinem Herzen: Verloren!

Nun hörte er in der Stille des Morgens einen elaſtiſchen männlichen Tritt. Es war Felſen, er kam unten durch den Garten herauf, nicht oben durch die Pforte, natürlich! Wie Martha das Haupt ſeitwärts bog, um ihn mit leichtem Kopfneigen zu grüßen, ſah der Doktor, daß ihr Geſicht einen Augenblick von einer tiefen Röte überflutet wurde. „Endlich,“ begann Felſen mit tiefer, leidenſchaftlicher Stimme, „endlich bin ich ſo glücklich, Sie allein zu ſehen — vor dem Scheiden,“ fügte er bitter hinzu. — „Sie haben mich alle Tage geſehen,“ ſagte Martha, und in ihrem Ton war ein leiſes Beben. „Alle Tage!“ rief er wieder mit Bitterkeit; „ach ja, umgeben von Ihrem ganzen Hofſtaat, von Mann und Kindern, Freundin und Mägden! Und Sie hätten mich nicht fürchten dürfen, o nein! — ich wollte Ihren Frieden nicht ſtören, nicht als Schlange in Ihr häusliches Paradies mich drängen; nur einmal wollte ich hören, ob jede Erinnerung an eine ſüße Vergangenheit in Ihnen erſtorben iſt; ob Sie mir eine anſcheinende Untreue verzeihen können; ob nicht ein, nicht ein einziger Gedanke in Ihrem Herzen geblieben für einen, der ihm nicht ganz fremd war! Dann wollte ich ja willig gehen und einſam ſterben.“

Marthas Bewegung, durch eine ſo ungeahnte Situation hervorgerufen, wich bei dieſen gar zu leidenſchaftlichen Worten einem unmerklichen Lächeln. „Ich hoffe, Sie dürfen weder einſam leben noch ſterben,“ ſagte ſie im Tone ruhiger Güte. „Ich bitte, ſetzen Sie ſich; ich möchte Ihnen gern ſagen, warum ich Ihnen dieſes Plätzchen noch zeigen wollte. — Sehen Sie,“ fuhr ſie fort, als Felſen ſich auf einen Stuhl in ihrer Nähe geſetzt, mit herzlichem Ton, „nun ſind es zwölf Jahre, daß mich mein Mann zum erſtenmal in ſeine und meine eigene Heimat einführte. Er ſelbſt hatte dieſen freundlichen Wohnſitz an dem neuen Ort ſeiner Beſtimmung für uns ausgebaut, und hier habe ich zum erſtenmal nach langen Monaten, die ich nach der Großmutter Tod unter entfernten Verwandten verlebt, das volle ſelige Gefühl der eigenen Heimat empfunden. Es iſt meines Mannes Sache nicht, viel über ſeine Gefühle zu reden; hier haben wir einander unſre tiefſte Seele aufgeſchloſſen, ſo ganz und offen, wie es überhaupt dem Menſchen nur ſelten im Leben gegeben iſt. Hier habe ich erſt recht erkannt, welch Kleinod mir Gott in dieſem edlen Herzen, in dieſer treuen Liebe anvertraut. Die ganze innige Gewißheit meines Glücks kam über mich und ich hatte keinen Wunſch, keine Bitte mehr, als dieſes Herzens wert zu bleiben. — Man hatte mir vorher oft bange gemacht, daß das Glück der Ehe nicht ſo beſtehen könne, wie es zu Anfang ſei, und ich fürchtete mich ſelbſt, aus dieſer Stunde der Verklärung hinabzuſteigen ins Alltagsleben. Da ſah ich auf zum blauen Himmel, und ich beſchloß, mein Glück in Gottes Hand zu legen, daß er mir es bewahre und es täglich neu aus dieſer Hand zu nehmen."

Martha hatte ſich ſelbſt vergeſſen in dieſer Erinnerung und mit verklärten Blicken zu dem blauen Himmel aufgeſehen, demſelben, der ſich über jener Stunde des Glücks gewölbt hatte. Nun erſt wandte ſie ſich zu Felſen, der ſtumm neben ihr ſaß und in das Angeſicht blickte, in dem eine höhere Schönheit als die der blühenden Jugend aufgegangen war. — „Es ſind keine ſchweren Gewitter über unſer Glück gezogen," fuhr ſie fort, „aber die grauen Tage ſind nicht ausgeblieben, die kühlen Regengüſſe, die unfreundlichen Winde. So oft ich aber fühlte, daß ſie mir die freudige Liebe, den Glauben an mein Glück, den guten Mut aus der Seele entführen wollten, ſuchte ich einen ruhigen Augenblick, um mich hier zu ſammeln, um meinen Schatz wieder zu ſuchen, da wo ich ihn niedergelegt. Und ich darf vor Gott ſagen," ſchloß ſie mit dem ſüßen Lächeln inniger Gewißheit, „daß ich nicht einmal dieſe Stätte verlaſſen habe, ohne mich reich geſegnet zu fühlen, ohne den frohen Mut, aufs neue zu beginnen.

„Ich hätte Ihnen das alles gerne geſagt," hob ſie nach kurzer Pauſe mit klarer Stimme wieder an, „weil ich in der Erinnerung an meine fröhliche Jugend herzlichen Anteil an Ihnen nehme, und weil ich Ihnen einen Gottesſegen wünſche, wie er mir verliehen worden. Darum möchte ich, daß Sie es recht ernſt und heilig nehmen möchten mit jedem Herzensgefühl, und recht leicht und freudig mit dem Leben, wenn Sie einmal in rechtem Ernſt gewählt haben." Sie reichte ihm herzlich die Hand und erhob ſich. Der gebildete, weltgewandte Mann aber ſtand ſtumm neben der einfachen Doktorsfrau und wußte nicht ein Wort zu erwidern.



In dieſem Augenblick hörte man fröhliches Getümmel die

Gartentreppe herab, und ein feſtlicher Zug nahte, voran Alfred, auf einem mächtigen Papierbogen ein lateiniſches Carmen tragend, dem er in Rückſicht auf der Mutter Unwiſſenheit eine deutſche Ueberſetzung beigefügt; Dorothea hielt in hellem Triumph ein etwas mangelhaftes Machwerk, ein paar Strumpfbänder vorſtellend, in der Hand; Annchen trug einen Veilchenſtrauß, ſo groß ihn ihre Händchen umſpannen konnten, und ſelbſt der Kleine auf den Armen der Kindsmagd hielt noch ein paar roſenrote Leberblümchen in den Händen. „Nicht wahr, Mutter,“ rief Alfred triumphierend, „ich hab' daran gedacht! Der Vater hat's richtig wieder vergeſſen, daß heute dein Geburtstag iſt, und auch Fräulein Anna; aber ich wußt' es, und ich habe keiner Seele davon geſagt als Dorchens Strickfrau, die ſie die Bänder ſtricken ließ, und die Blumen hab' ich den Kleinen geholt. Nicht wahr, Mutter, das hätteſt nicht geglaubt?“

In dem allgemeinen Jubeltumult, mit dem nun die Kleinen die Mutter umgaben, erſchien unverſehens auch der Doktor, kein Menſch wußte woher. Er ſah etwas verlegen und beſchämt aus, wahrſcheinlich weil er wieder ſeiner Frau Geburtstag vergeſſen. Seine und Marthas Augen begegneten ſich, und zum erſtenmal in ſeinem Leben ſchloß er in Gegenwart dritter ſein Weib in die Arme, ſein eigen Weib!

Anna, die in großer Spannung, aber mit etwas böſem Gewiſſen ſich in ihrem Zimmer aufgehalten, wußte nicht, was für ein Getümmel unter den Kindern los ſei, bis Alfred, ſtolz, daß er allein der Mutter Geburtstag behalten, heraufſtürmte, um zu verkünden, daß den Nachmittag eine Luſtfahrt gemacht und Schokolade getrunken werde. Felſen hatte die Einladung dazu abgelehnt, auch Anna war ziemlich ſchweigſam bei der Nachricht.

Am folgenden Tag reiſte Felſen ab. Er erbat ſich keine einſame Abſchiedsaudienz mehr; aber er gab beim Abſchied Martha die Hand und ſagte mit vielſagendem Blick: „Ich danke Ihnen.“

Anna hat nicht erfahren, was bei jener Zuſammenkunft vorgefallen war, und gekränkt über dieſen Mangel an Vertrauen iſt ſie bald darauf abgereiſt.

Ob der Doktor je Martha vertraut, wo er an jenem Morgen geweſen und was er gehört, das wiſſen wir nicht; aber Martha dünkte es oft, ihrer Liebe ſei eine ganz neue Brautzeit angebrochen, und ihr Geburtstag iſt von jenem Tage an kein einzig Mal mehr vergeſſen worden.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Siebenter Band:

Im Tageslicht.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Im Tageslicht.

Bilder aus der Wirklichkeit

von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutsche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Vorwort.

Im Tageslicht habe ich über dieſe Geſchichten geſchrieben, weil die Geſchwiſter verſchiedenen Alters doch unter einen Titel gefaßt werden ſollen. Es wird kaum nötig ſein, daß ich ſage, was ich damit gemeint. Es ſind keine Nebelbilder, keine duftig verſchwommenen Geſtalten, die nur ahnen laſſen, was ſie ſind und was ſie wollen; keine Mondſcheinbilder, die die Welt mit magiſchem Zauberlicht übergießen; keine Nachtbilder, die die dunkle, grauenvolle, unheimliche Seite des Lebens vorführen.

Es ſind einfache Geſtalten und Bilder, die das Leben und die Menſchen im klaren Tageslichte zeigen möchten; im Tageslicht, das viele Träume und Illuſionen zerſtört, das aber auch viele Befürchtungen, viel leiſes Grauen zerſtreut.

Was im Mondenſchein geſchimmert wie ein köſtlicher Schatz, das erſcheint im Tageslicht oft als ein Glasſcherben, aber auch was im Dunkel gedroht wie der Arm eines Räubers, das zeigt ſich im Tageslicht als ein harmloſer Baumzweig. Das Tageslicht thut dem verweinten Auge weh, aber es trocknet die Thränen und zeigt alles Schöne und Gute, was noch geblieben; das Tageslicht lockt nicht zum Schlummer, nicht zum Traum, aber es ruft zu redlicher Arbeit.

Wie weit es mir gelungen, was ich gewollt auszuführen, das muß ich dem freundlichen Urteil meiner Leſer anheimſtellen.

Tübingen, im Sommer 1861.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Frauengalerie . . . 1
  Die Frau Ahne . . . 6
  Eine Fremde . . . 21
  Die Hanne . . . 37
  Ein weiblicher Sonderling . . . 52
  Ein fröhlich Gemüt . . . 65
  Ein ſtolzes Herz . . . 96
Vor dem letzten Haus . . . 115
Herr Wezler und ſeine Frau . . . 175
  Herrn Wezlers erſter Sohn . . . 181
  Ausſicht auf die Patronatspfarrei . . . 184
  Wilhelms Beſtimmung . . . 189
  Weitere Ausſicht . . . 191
  Das Hauskäferlein . . . 196
  Striche durch die Rechnung . . . 198
  Abermals neue Hoffnung . . . 201
  Die junge Erbin . . . 206
  Eine neue Freundſchaft . . . 207
  Wiederſehen . . . 211
  Abermals ein Strich durch die Rechnung . . . 212
  Die Wogen glätten ſich . . . 215
  Noch ein Ereignis . . . 216
  Etwas Gutes zum Schluß . . . 221

Wiederſehen 225
Scheiden 227
Wiederſehen 253
Eugenie 271
Ein Waldabenteuer 273
Glücklicher Fund 290
Wiederſehen 297
Entſcheidung 307
Eheſtand 311
Tiefere Schatten 336
Und doch zum Ziel 354

Frauengalerie.

Eine gute Frau ſcheint ein äußerſt einfacher Begriff, und unwillkürlich verbinden wir auch ein gewiſſes Bild damit. Etwa ein blauäugiges, ſanftes Geſchöpf von etwas unterſetzter Geſtalt, das allezeit von kleinen Kindern in verſchiedenen Dimenſionen umringt iſt, und entweder eben Wäſche hat oder gerade gehabt hat; das demütig aufſchaut zu ſeinem Herrn und Gebieter und auf ſeine Befehle lauſcht; das zwiſchen Küche und Nähtiſch ſeine Zeit teilt, bis es im Frieden entſchläft mit gegründeten Anſprüchen auf die Grabſchrift, die ſich annoch auf dem Cannſtatter Kirchhof finden ſoll:

O Wanderer, blick hier herein,
Zur Frau Präzeptor Eiſenbein,
Sie hat gelebt in Ehr und Zucht,
Iſt g'ſtorben an der Waſſerſucht.

Nun aber Scherz beiſeite! Da ſei Gott vor, daß wir die ſchönſten Tugenden der Frauen: Sanftmut, Demut und Fleiß verhöhnen wollten, die hienieden und droben zum Himmelsſchlüſſel für ſie werden können; daß wir rütteln wollten an dem alten heiligen Gebot: „Und er ſoll dein Herr ſein!“, das geklungen hat wie ein Fluch und das doch ein Keim zum Segen iſt!

Eine rechte Frau verlangt es gar nicht beſſer als ihren Herrn zu finden, und wenn es lauter rechte Männer gäbe, ſo wäre es unnötig, daß man verblümt und unverblümt, in Reden und Geſchichten, ſo viel an die Frauen hinpredigt über ihre Pflichten, wie es heutzutage Mode iſt.

Solange nicht die reinen Laute des Weiblichen und Männlichen unverſtimmt ineinanderfließen, wird es immerhin ſchwer werden, ein allgemein gültiges Vorbild einer guten Frau, auch für die oft ſo komplizierten Verhältniſſe des Alltagslebens, aufzuſtellen; jeder Stand, jedes Vermögensverhältnis, jede Individualität des Mannes gibt einen andern Maßſtab für den Wert der Frau.

„Eine vortreffliche Frau,“ ſagt man in unſern Ständen; „ſie lebt ganz für ihre Kinder und für die Ordnung ihres Hausweſens.“ — „Ein faules Weib,“ ſagt die Bäurin; „ſie bleibt alleweil daheim bei ihren Kindern und düftelt die Haushaltung zuſammen; das iſt keine Bäurin, kein Wunder, wenn alles zurückgeht.“ — „Eine brave, fleißige Frau; ſie näht und waſcht alles ſelbſt, und reicht ſo nett mit dem kleinen Einkommen,“ rühmt man von dieſer. „Ein alter Geizdrache; ſie ſtupft und näht alles ſelbſt zuſammen, nur weil ſie einem armen Tropfen von Nähterin den Kreuzer nicht gönnt; ſie hat keine gute, freie Stunde für Mann und Kind übrig vor lauter Gewühl,“ ſchilt man jene. „Eine liebe, ſanfte Frau, die ſich in allem nach dem Mann richtet und ihm nichts mehr ſchwer macht,“ heißt es da; „der Mann wäre ſo ſchlimm nicht, wenn die Frau verſtünde, ihn mit Vernunft zu leiten; ſo aber läßt ſie alles eben gehen und geſchehen,“ ſagt man dort.

Bei dieſen widerſprechenden Anſichten wird man aber darin übereinſtimmen: „Eine gute Frau iſt die, welche im Aufſehen zu Gott und in herzlicher Liebe zu den Ihren ihr Tagewerk treulich und freudig vollbringt.“ Worin aber für eine jede dies Tagewerk beſteht, das begreifen zu lernen, iſt die Aufgabe jedes einzelnen Lebens.

Man hat, im Ernſt oder Scherz, von einer Walhalla für Frauen geſprochen; wenn man zur Ausführung geſchritten wäre, hätte man wohl erſt das Verkehrte der Idee recht einſehen müſſen. Nicht daß ich unbedingt unſrem großen Landsmann beiſtimmte, der für die beſte Frau nur die erklärt, von der man nicht ſpricht; o nein, ich glaube, daß man ſchon von recht guten Frauen geſprochen hat, und daß unter denen, von welchen man nicht ſpricht, auch ſolche ſind, die darüber recht froh ſein dürfen, weil man ebenſowenig Gutes als Schlimmes von ihnen ſagen könnte. Aber das bleibt gewiß: die echten Frauentugenden ſind ſtill, ich möchte ſagen farblos, farblos wie Licht und Luft; ſie eignen ſich daher nicht zum Ausprägen in Erz und Marmor.

Der begabteſten Dichterin, der bezauberndſten Sängerin, der geiſtvollſten Schriftſtellerin wußte die Mit- und Nachwelt kein höheres Lob zu erteilen als das Schlußwort, nach Aufzählung ihrer Verdienſte: „Dabei war ſie eine echte weibliche Natur, eine gute Gattin, eine treue Mutter.“

Es gibt eine Walhalla für Frauen, das iſt die Tradition der Familie, und Frauen ſelbſt haben hier das Amt, das Gedächtnis der ſtillen Tugenden, der lebensvollen Eigentümlichkeiten der Mütter und Ahnfrauen für die kommenden Geſchlechter zu hüten. Auch hier, wo wir Frauen zunächſt unter uns ſind, halte ich es für keine Verletzung weiblicher Beſcheidenheit, wenn ich ein paar anſpruchsloſe Frauenbilder aufſtelle, die ganz gewiß vergeſſen würden, wenn auch die Walhalla in Weinsberg noch zur Ausführung käme.

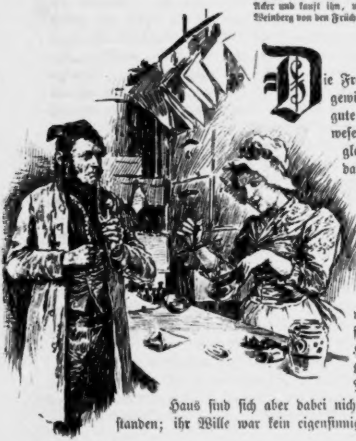
Da ich es aber eine Galerie nenne, ſo ſollen es keineswegs lauter Ideale ſein, ſondern auch mitunter ergötzliche, oder ſeltſame Bilder, wenn ſie irgend etwas Charakteriſtiſches bieten.

◆

I.

Die Frau Ahne.

„Wem ein tugendſam Weib beſcheret iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen und Nahrung wird ihm nicht mangeln ..... Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn, und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.“



Die Frau Ahne iſt gewiß auch eine gute Frau geweſen, wenn man gleich munkelte, daß ſie in aller Liebe und allem Reſpekt vortrefflich verſtehe, hie und da ihren eigenen Willen für den des Herrn zu octroyieren. Ihr Mann und Haus ſind ſich aber dabei nicht ſchlecht geſtanden; ihr Wille war kein eigenſinniger, es war ein guter Wille, nicht auf ihr Behagen, ſondern allein auf das Wohl der Ihrigen gerichtet.

Die Frau Ahne, unter dieſem Namen lebt ſie noch in ihrer Familie, iſt in ihrer Jugend eine gar ſchöne blühende Frau geweſen, die Tochter eines wohlhabenden, angeſehenen Hauſes; ihr Mann war Kaufmann in einer kleinen Stadt, und man hätte faſt glauben ſollen, ſie dünke ſich zu gut dazu, Tag für Tag Schnupftabak auszuwiegen und ſchmieriges Oel zu vermeſſen. Sie ſelbſt aber dachte nicht ſo; was ihr am nötigſten ſchien, das ſchien ihr auch das Ehrenvollſte, und ſie ſchaffte und waltete unter den Heringsfäſſern und Käſelaiben ihres Ladens mit demſelben friſchen Mut und heiteren Anſtand, mit dem ſie an einer Tafel von Geſandten präſidiert hätte, wenn ihr Mann Miniſter geweſen wäre. Es wird aber auch ſelten eine Miniſtersfrau einen ſo ausgedehnten Wirkungskreis haben, ſo viel Gelegenheit, Gutes zu ſtiften und Liebes zu erweiſen, als die Frau Ahne hinter ihrem Ladentiſch gehabt hat.

Das Herz ging den Leuten auf, wenn ſie die freundliche, ſchöne Frau im Laden ſahen, die für jedes Kind eine ſüße Gabe, für die Alten ſtets ein gutes Wort oder einen klugen Rat bereit hatte; kein Beichtvater hat wohl ſo viele und ſo vielerlei menſchliche Anliegen auf dem Herzen tragen müſſen wie ſie: Ehehändel und Liebeskummer, Elternſeufzer und Kindesklagen, die Sorgen der Armut und die Plagen des Reichtums wurden in ihr teilnehmendes Herz ausgeſchüttet: für alles hatte ſie Raum, auf alles einen tröſtlichen und guten Beſcheid.

Da kam am Morgen ein Weib um ein Päckchen Cichorie: „Kaffee langt's keinen mehr; Er läßt mir nicht den Kreuzer dazu; Er meint, das ſei nichts als Schleckerei, und doch thut ſo ein Tröpflein meinem Magen oft viel beſſer als allweil Suppe; aber er gönnt mir nichts Gutes!“ — „Ei, ſag Sie das nicht, Frau Nachbarin! Alle Männer haben ſo was Beſondres; ſo geht's meinem: wenn er den Mörſer ſtoßen hört, ſo meint er immer, der Haushalt gehe zu Grund mit Kücheln und Backen; das iſt nicht ſo ſchlimm gemeint. Sie hat einen fleißigen Hausmann, von dem darf Sie ſich wohl etwas gefallen laſſen.“

„Das iſt wahr, ſo kein Hudel iſt er nicht, wie der Schreiner drüben, wo er Schnaps trinkt und ſie Kaffee, bis nichts zu ſchlucken mehr da iſt,“ ſagte das Weib wieder etwas beſänftigt.

Gegen Abend kam der verklagte Ehemann, um ſein Päckchen Tabak zu holen. „Nicht auch ein paar Lot Kaffee, Herr Nachbar, für die Frau, weil's morgen Sonntag iſt?“ fragte die Kaufmannsfrau. „Das ginge mir ab, den Weibsleuten noch ſelber den Kaffee zuzutragen, ſie verputzen ſo alles; das iſt nichts als G'ſchleck.“ „Ei nein, Herr Nachbar, ein Schälchen guter Kaffee hält länger vor als eine Suppe, wenn man's hie und da zur Rarität trinkt; Sein Weib hat Ihm ja Sein Pfeifchen auch noch nie ſchwer gemacht.“ — „Ja, die käm' mir recht, das iſt ein andres!“ — „Nicht ſo ganz, vom Kaffee wird man noch ſatt, vom Rauchen nicht.“ — „Ei, aber das Geld muß ich verdienen! Mein Rauchen geht niemand nichts an.“ — „Und die Frau hält zuſammen, was Er verdient, da iſt ſie auch ihr Schälchen Kaffee wert. Er iſt lang nicht ſo ung'ſchlacht, als Er thut, Herr Nachbar; Er bringt ſeinem Weib das Kaffeele mit; ſie hat ſo ſaure Nächte mit den Kindern, dann bleibt ſie bei gutem Mute und gutem Willen, und ſucht nicht heimlichen Schleck wie andre Weiber.“ — „Ja, die Weiber helfen einander,“ lachte der Maurer; „wägen Sie's eben 'raus, Frau Nachbarin, Sie verſtehn's!“

Die Frau Ahne lachte in herzlicher Freude, wie ſie am Sonntagmorgen den Maurer und ſeine Frau ſo ganz beſonders einträchtig in die Kirche ziehen ſah. Die Maurerin aber rühmte bis an ihr Lebensende, wie ſie das einmal gefreut, daß ihr Mann ihr aus freien Stücken Kaffee mitgebracht; ſie hätte ihm von da an die Händ' unter d'Füß' legen können.

Noch viel ernſtlichere Spaltungen wußte ſie zu löſen und zu vermitteln mit ihrer freundlichen Weiſe, ihrem offenen Herzen und ihrer freigebigen Hand, und mit dem klugen, ruhigen Blick in die Verhältniſſe des Lebens. Der Geiſtliche der Stadt ahnte wohl nicht, welch wirkſame Gehilfin er an der anſpruchsloſen Frau hatte, die ſelten den Bereich ihres Hauſes und ihrer Ladenſtube verließ.

Doch war der Laden nicht der einzige Wirkungskreis der Frau Munter. Haus und Kinder, von welch letzteren allmählich ein hübſches Trüpplein aufwuchs, wurden tadellos beſorgt; den Lehrlingen war ſie eine treue gute Mutter, und ihrem Mann vor allem nicht nur eine thätige Gehilfin, ſondern auch eine allzeit freundliche und liebevolle Hausfrau, welche die Miſſethaten der Mägde für ſich behielt, und es nie vergaß, wenn der Mann mit einer Behauptung recht gehabt hatte.

Herr Munter war ihr gleich an Herzensgüte, aber nicht an unermüdeter Thätigkeit und Rührigkeit; nicht an Kraft und Entſchiedenheit, das Nötige zu thun, auch mit Verleugnung des eigenen Behagens.

In dem erſten Jahr ihres Eheſtandes hatten ſie die Abende meiſt miteinander im Ladenſtübchen zugebracht, wo die Frau dem Mann, der mehr die Geſchäfte des Kontors beſorgte, von allem erzählte, was ſie den Tag über erfahren; ſie hatten, nachdem der Laden geſchloſſen war, an milden Abenden einen Spaziergang miteinander gemacht; hatten zuſammen ihre Berechnung geſtellt, wobei freilich viel ungezählte kleine Poſten waren, welche die Frau in der Stille angelegt hatte bei einem ſicheren Zinszähler, wenn er auch nicht nach menſchlichen Terminen rechnet; hatten dann mit Magd und Lehrling den Abendſegen gebetet und ſich danach im Frieden zur Ruhe gelegt.

Nun kamen aber die kleinen Kinder, die Abende wurden unruhig; die Frau konnte ſich nicht mehr ſo ungeſtört dem Manne widmen; er fand ſeine Häuslichkeit hie und da unbequem, und aus dem einen Abend der Woche, an dem er ſonſt ſein Schöpplein auswärts getrunken, wurden allmählich ſieben; aus dem einen Schöpplein wurden zwei und drei, und die Mutter ſorgte, die Kinder zu Bette zu bringen, ehe der Vater nach Hauſe kam, damit ihnen nicht die gar zu gute Laune, die er je und je heimbrachte, auffalle.

Die Frau ſah dieſe wachſende Neigung zum Gläschen mit Bekümmernis. Sie kochte dem Mann die beſten Leibgerichte zu Nacht, ſie lehrte die Kinder kleine Künſte und Geſchichten, mit denen ſie ihn unterhalten ſollten, — vergeblich; der Fiſch wurde kalt und die Kinder ſchläfrig, der Papa kam nicht heim.

„Aber, Alter, heute bleibſt du einmal daheim; es iſt unſres Dicken Geburtstag,“ bat ſie eines Abends.

„Kann nicht, Weib, der Bärenwirt nimmt mir's entſetzlich übel, wenn ich wegbleibe. Du weißt wohl, daß er allen Käſe von uns nimmt.“

„Kannſt ja am Samstag zu ihm.“

„Da iſt Lammtag; der Lammwirt würde mir's nicht vergeſſen, wenn ich da nicht käme; er iſt unſer beſter Kunde.“

„Aber Sonntag gehſt du mit uns ſpazieren?“

„Möchte gern; aber was würde der Adlerwirt ſagen! Das wäre dem Zoller draußen eben recht, mir den guten Kunden abzuſpannen.“

„Ei, ſo laß Kunden Kunden ſein!“ ſagte die Frau, der auch einmal die Geduld brach; „deinen Kindern iſt ihr Vater nötiger, als ein paar Wirte, denen du am Ende mehr Geld ins Haus trägſt als ſie dir!“

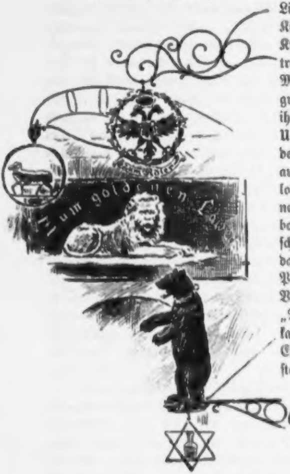
„Das verſtehſt du ſchlecht, Frau!“ ſagte Herr Munter mit großer Würde. „Ihr Weiber ſeht eben, was vor euch liegt; Bekanntſchaft erhält den Geſchäftsmann. Der Wirt iſt's nicht allein. Da und dort ſtopft einer eine Pfeife, oder nimmt eine Priſe. ‚Tauſend, was iſt das für ein Tabak!‘ ‚Leichter Portoriko à 12 kr. das Päckchen,‘ oder ‚Doppelmops erſter Qualität,‘ antworte ich, ſo gibt ein Wort das andre. Ja, du denkſt oft nicht, Weib, wenn du in einem Vergnügen am Ladentiſch ſtehſt und nur ſpringen darfſt, um Kunden zu bedienen, wie ich mir's den Abend vorher im Wirtshaus habe ſauer werden laſſen darum. Meinſt du nicht, es wäre mir kommoder, daheim aufs Kanapee zu ſitzen und meine Zeitung zu leſen, als noch Stiefel anzuziehen und in dem Unwetter hinauszugehen? Aber daran darf der Familienvater nicht denken! Sagt ja ſchon der Schiller:

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben. Ja," ſchloß er väterlich wohlwollend, indem er den Rock anzog, „leg du nur deine Kinder ins Bett, überzähl die Kaſſe, laß noch friſch Waſſer an die Stockfiſche tragen und laß dir's wohl ſein daheim! Ich, ich ſorge für eure Zukunft." Und im Gefühl ſeiner aufopfernden Vaterſorge ſchritt er dem Bären zu, während ihm die Frau mit ſchwerem Herzen nachblickte.

Alle Sonntagmorgen ging Herr Munter mit ſeiner Frau und dem Lehrling zur Kirche; nach dem Gottesdienſt aber hatte er mit einigen Bekannten zu beſprechen, zu welchem Wirte der Umgegend ihn heute ſeine Vaterpflicht treiben werde. Die Frau beſorgte den Laden und las in den ruhigen Pauſen mit den Kindern in der Bibel oder ſah ihren Spielen im Hofe zu. Seit ſie ſo oft den Herrn im Laden zu erſetzen hatte, geſtattete ſie ſich zum Spaziergang nur das Stündchen unter der Kinderlehre, wo der Laden geſchloſſen war.

So wandelte ſie auch eines Sonntags in tiefem Sinnen und bat Gott, ihr einen Weg zu zeigen, wie ſie ihren ſonſt ſo braven Mann von dem gefährlichen Pfad zurückrufen könne, der abwärts führen mußte vom häuslichen Glück und Gedeihen.

Da fiel ihr auf einmal ein, daß im erſten Jahr ihres Eheſtandes ihr Mann keinen größeren Wunſch gehabt habe als den, einen eigenen Garten zu beſitzen; er hatte ſich ſchon als Bube im Hinterhof Gärtchen angelegt und ſtudierte alle alten Gartenbücher, die er unter der Makulatur fand. Sie war damals dagegen geweſen, weil ſie zuvor in ihrem Geſchäftskreiſe zu Hauſe ſich einüben wollte, eh' ſie einen neuen Zuwachs übernahm; ſpäter hatte ſie an den kleinen Kindern genug zu hegen und zu pflegen und dachte nicht an Pflanzen und Bauen. Jetzt aber kam ihr plötzlich der Gedanke: Du willſt einen Garten kaufen, daran wird der Mann Freude haben! Aber wo? überlegte ſie weiter, während ſie ihren Kindern nachging, ohne recht zu wiſſen wohin. Vor dem oberen Thor iſt ein netter Garten feil, gerade recht — aber da muß man am Adler vorbei, da kommt er mir nicht vorüber. Vor dem unteren Thor ſind die ſchönen Obſtgärten — aber da ſtreckt der Bär ſeine Tatzen heraus; an der Gemeindewieſe? — da liegt das Lamm rechts und links der Löwe; überall ſo ein Untier!



Mittlerweile waren ſie an den Friedhof gekommen, einen Lieblingsſpaziergang der Kinder, weil ſie gern die Kreuze und Grabſteine betrachteten; die Eltern Herrn Munters lagen hier begraben, und die Frau hielt ihre Gräber ſchön in Ehren. Ueber die niedere Mauer des Friedhofs fiel ihr Blick auf einen etwas verwahrloſten Garten, deſſen ſchöner lockerer Boden einer beſſeren Pflege würdig ſchien. Sie erinnerte ſich, daß der Garten aus einem Pflegſchaftsvermögen zum Verkauf ausgeſetzt ſei. „Den kaufſt du!“ überkam ſie's wie eine höhere Eingebung, und zum Erſtaunen der Kinder kehrte ſie ſchnurſtracks um, ließ ihnen Freiheit zum Spielen und eilte geradezu zu dem Sachwalter, der den Verkauf zu beſorgen hatte. Der Kaufpreis war mäßig, ‚wegen der unpläſirlichen Lage‘, ſagte der Verkäufer. Ei, die war der Frau Ahne pläſirlich genug; es war die ſchönſte Ausſicht ringsum, und die Nachbarſchaft der ſtillen Toten ſtörte ſie nicht. Sie ging nach Hauſe; ohne diesmal viel nach dem Laden zu ſehen, wo ſich der Lehrling mit den kaufenden Landleuten in Witzen verſuchte, nahm ſie aus dem tiefſten Hintergrund ihres Kleiderſchranks ein altes ſchwarzes Kiſtchen und zählte deſſen reichen Inhalt auf den Tiſch im verſchloſſenen Oberſtübchen.

Es war eine ganz nette Summe in Silbergeld, daneben noch ſchöne rare Münzen in Gold, ihre reichen Patengeſchenke, welche Frau Munter mit einem Wohlgefallen überzählte, wie ſie ſeither noch nie bares Geld angeblickt. „Es reicht prächtig," lächelte ſie; „bleibt noch ein Sümmchen als Anfang zu einem Gartenhaus. Gott gebe ſeinen Segen dazu!"

Wie eine ſo gutherzige und mildthätige Frau eine ſolche Summe hatte erſparen können, dürfte billig verwundern; aber das Geld war ihr beim Abſchied von der Heimat von ihrer Mutter für beſondere Notfälle übergeben worden, und ſie hatte ihr heilig verſprechen müſſen, es nur für ſolche zu verwenden; ſeit die Neigung ihres Mannes zum Wirtshausgehen ihr bedenklich geworden, hatte ſie ihren Schatz durch kleine Erſparniſſe vermehrt, die ſie für die ſpätere Erziehung ihrer Kinder bewahren wollte. „Der Notfall iſt da," ſagte ſie ſich: „ich kann meinen Kindern nichts Beſſeres thun, als ihnen den Vater wieder gewinnen." Sie zählte das Geld und trug es, nachdem ſie den Reſt verwahrt, ungeſäumt zu dem Sachwalter, der ihr den Schlüſſel des Gartens übergab und vorläufig Verſchwiegenheit verſprach.

Gute Gelegenheit, den Mann ins neue Beſitztum zu führen, fand ſich bald. Am Dienstag war der Todestag ſeiner Mutter; da pflegten ſie immer zuſammen den Friedhof zu beſuchen, und weil vieler Feldgeſchäfte wegen der Laden wenig beſucht war, ſo konnten ſie ihn früher als ſonſt dem Lehrling übergeben.

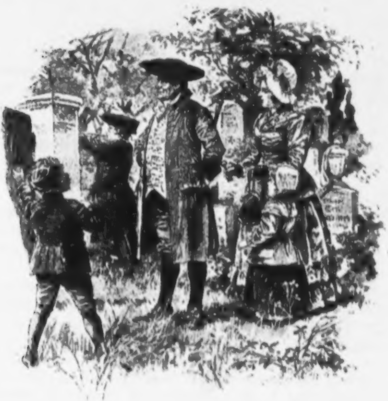
Die Kinder, die nichts ahnten, hüpften fröhlich voraus. Munter war ſo wenig mehr gewöhnt, mit ſeiner Frau auszugehen, daß er ſich faſt ſcheute, und in der Stille ausrechnete, ob es nachher noch in den Löwen reiche.

Man kam an das Grab der Großmutter, die Kinder legten ihre Kränze und Sträußchen darauf; Munter erzählte ſeiner aufmerkſam zuhörenden Frau hundertmal erzählte Geſchichtchen wieder von der Mama ſelig, die immer ſein Herz weich ſtimmten; im Rückweg ſah er in den Garten hinüber, wie ſeine Frau am Sonntag gethan. Der Raſenboden war herrlich grün, die Bäume ſtanden in ſchönſter Blüte. „Ein prächtiger Platz das,“ ſagte Munter; „ſchade, daß der nicht in der rechten Hand iſt.“ — „Da muß es einmal Stachelbeeren und Johannisträublein geben!“ riefen die Kinder lüſtern, „darf man nicht hinein?“ — „Der Vater ſchließt euch auf,“ ſagte die Mutter lächelnd und legte den Schlüſſel in des Mannes Hand. „Wie, was?“ fragte dieſer, der an der Frau Miene, mehr noch als an dem Schlüſſel, merkte, daß etwas Beſondres im Werk ſei. „Der Schlüſſel iſt dein und der Garten dazu,“ ſagte dieſe mit einem herzlichen Kuß. „Mein?“ fragte der erſtaunte Mann. „Unſer?“ ſchrien jubelnd die Kinder, ſtürmten hinein, kugelten auf dem Grasboden herum und zeigten auf alle Weiſe, daß ſie das Beſitzergreifen verſtünden, ſo gut als eine engliſche Kommiſſion. Inzwiſchen wandelte das Ehepaar in großem Behagen in den Gängen herum; die Frau erzählte dem Mann, wie ſie den Garten gekauft; warum? das verſchwieg ſie ihm klüglich. Er war unerſchöpflich in Verbeſſerungsplänen: „das erſte aber muß ein ſchönes Gartenhaus ſein, daß wir auch im Trockenen außen ſitzen können.“ — „Einverſtanden,“ ſprach die Frau, „habe noch ein Reſtchen meines Sparpfennigs dazu zurückgelegt.“

Der Löwenwirt blieb dieſen Abend rein vergeſſen, und am folgenden Abend konnte Herr Munter kaum erwarten, bis die Feierſtunde kam, wo er mit dem Nachbar Werkmeiſter in den neuen Garten ging, um den rechten Platz zum Häuschen auszuſuchen. Nun machte er Akkorde, entwarf Pläne; keine freie Minute verging, die nicht für den Garten benutzt wurde.

Die Kinder, überglücklich in dem neuen Beſitztum, beteiligten ſich bei den Unternehmungen auf die verſchiedenſte Weiſe: mit Ausjäten, Sandführen, Waſſertragen, mit allerlei nützlichen und unnützlichen Dienſten; wenn ſie auch oft dabei im Wege waren, der Vater lebte doch wieder mit ihnen und lernte ſich ihrer recht von Herzen freuen.

Die gute Frau, die hatte ſich freilich mit dem neuen Erwerb eine bedeutende Vermehrung ihrer häuslichen Sorgen und Mühen zugezogen; ſie hatte daheim faſt mehr als zuvor den Herrn zu erſetzen, daneben den Garten zu beſtellen, die Arbeiter darin zu verſorgen — aber ſie that das alles mit freudigem Herzen und gutem Mut; ſah ſie doch ihren Mann neu aufleben im kräftigenden Verkehr mit der ſchönen Natur, glücklich in dem



Seinen und mit den Seinen. Die wilden Tiere: Adler, Löwe und Bär ſtreckten umſonſt ihre Tatzen und Klauen aus. Als man vollends im Herbſt aus den Gartenerzeugniſſen einen Apfelwein produzierte, der nach Herrn Munters Anſicht an Köſtlichkeit und Geſundheit alle bisher dageweſenen Getränke übertraf, ſo war auch für den Winter keine Gefahr mehr, da er nun des Wirtshausverkehrs ſo entwöhnt war, daß er nicht mehr recht den Anſatz dazu faſſen konnte.

Im nächſten Sommer war das Gartenhaus fertig; es war und blieb von da an der Mittelpunkt aller häuslichen Freuden, der Schauplatz aller Familienfeſte, der liebſte Tummelplatz der Kinder und ſpäter die Stätte ihrer lieblichſten Erinnerungen.

Die Nähe des Totengartens, die manchen Leuten ſo fatal erſchien, ſtörte das zufriedene Ehepaar nicht. Wenn ſie heiter im Garten zuſammenſaßen und ſie hörten das Glöcklein läuten und ſahen einen Pilger zu ſeiner Ruhe tragen, ſo winkte wohl die Mutter den Kindern, ruhig zu ſein, die Alten falteten die Hände und ſprachen ein ſtilles Gebet; dann kam die Rede auf die ſeligen Eltern, auf ſo manche andre Vorangegangene und ſo allmählich wieder aufs Leben zurück.

Und wie reich fühlte ſich die gute Frau in dem Beſitz, der ihr die Mittel gab, ſo viele zu erfreuen mit den ſchönen Blumen, den guten Gemüſen und den köſtlichen Früchten des Gartens! Solange ſie hatte, hatte alle Welt, und ihr Gatte, der ebenſoviel guten Willen, nur nicht ſo viel Talent zum Verſchenken hatte, freute ſich mit ihr.

Er hat nie erfahren, was der Hauptgrund war, der ſeine Frau zu dem eigenmächtigen Kauf bewog; aber, obgleich er ſonſt eiferſüchtig auf ſeine Ehemannswürde war, wiederholte er doch oft und viel: „Weib, das iſt dein geſcheiteſter Gedanke geweſen.“

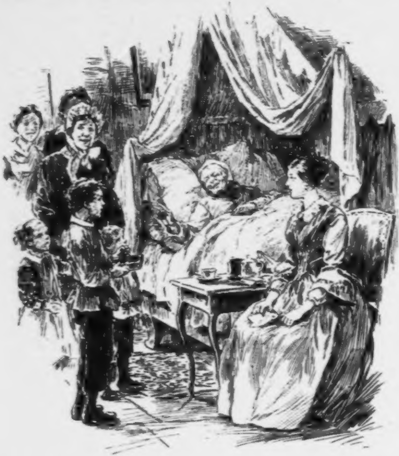
So lebte und wirkte das Ehepaar lange Jahre in guter Ruhe und in Frieden, und wie die Bäume des Gartens wuchſen, ſo wuchſen und blühten die Kinder um ſie. Auf dem grünen

Raſen, wo ſich die Kinder getummelt, da tummelten ſich jetzt die Enkel, und die Kinder ſaßen bei Vater und Mutter im Gartenhaus bei dem Apfelwein, der ſich jedes Jahr noch veredelte, und erzählten von den Freuden und Sorgen ihres eigenen Hausſtandes.

Herr Munter war der erſte, der das Ruheplätzchen im Gartenhaus mit einem noch ſtilleren auf dem benachbarten Kirchhof vertauſchte. Seine treue Frau hielt gute Nachbarſchaft mit ihm, und es waren ihre liebſten Stunden, die ſie im Garten ſeinem Andenken widmen konnte. Daneben aber gehörte ſie den Lebenden mit ihrem unverwelklich friſchen Sinn, ihrem unerſchöpflich guten Herzen und all der reichen Erfahrung ihres langen Lebens.

Sie war eine hochbetagte Frau, als ſie, nach einem Leben faſt ungeſtörter Geſundheit, von ſchwerer Krankheit befallen wurde. Auf ihren Wunſch wurden alle Kinder und Enkel herbeigerufen, und umſtanden in ſtillem und lautem Leid das Bett der ehrwürdigen Frau, die heiter und gefaßt ihr Ende erwartete. Am allertroſtloſeſten gebärdete ſich der jüngſte Enkel, ein Knabe von zwölf Jahren. Er hieß Fritz, wie alle unartigen Jungen, und machte dieſem ominöſen Namen alle Ehre; denn er war der Urheber alles Unfugs, der in der Familie verübt wurde, und galt für einen durchtriebenen Schelm, dem man alles Schlimme zutraute. Um ſo erſtaunter und gerührter waren alle über die tiefe Bewegung, die er beim Tode der Großmutter zeigte. Seine Mutter flüſterte ihrer Schweſter zu: „Das iſt wahr, gute Herzen ſind in unſrer Familie, auch wo man's lange nicht merkt.“ Die Großmutter ſelbſt ſagte mit bewegter Stimme: „Ja, liebes Kind, nun haſt du bald keine Großmutter mehr.“

„'s iſt nicht gerad' deswegen,“ ſchluchzte der Fritz; „aber weißt Sie, meine Geſchwiſter haben alle an der Konfirmation einen goldigen Kreuzer bekommen und ein ſilberbeſchlagenes Geſangbuch, und ich ſoll jetzt nichts kriegen.“



Empört wollte die Mutter den ruchloſen Sohn entfernen, der an der Großmutter Totenbett an ſchnödes Gold und Silber dachte; die Ahne aber lachte ſo herzlich, als es ihre Todesſchwäche zuließ, und ſagte: „Nun, Fritz, ſei getroſt, du ſollſt nicht zu kurz kommen! Mine,“ ſagte ſie der älteſten Tochter, „da nimm den Schlüſſel! In meiner Kommode liegt noch ein neues, ſchönes Geſangbuch, das ich für den Fritz aufgehoben habe, und ein Lammdukaten.“

Aeußerſt befriedigt empfing der Fritz das Präſent und beſchaute es von allen Seiten, unbekümmert, daß er mit dem allgemeinen Unwillen der Familie belaſtet war. „Aber,“ hub er nach einer Weile bedenklich an, indem er nach der Großmutter hinſah, „Ahne, wenn Sie wieder davon kommt und lebt noch, wenn ich konfirmiert werd', krieg' ich dann noch einmal eins?“

„Bleib's dabei!“ ſagte lächelnd die Ahne, während die Familie ſprachlos war vor Indignation; „wenn mich Gott erhält, ſo kriegſt du's doppelt; aber Kaufmann mußt du werden!“

Und die Frau Ahne erholte ſich wieder und der kecke Fritz erhielt an ſeinem Konfirmationstag ein ſilberbeſchlagenes Kommunionbuch und einen Ritterdukaten dazu.

Sie waren den Ihrigen köſtlich, die wenigen Jahre Friſt, die der ehrwürdigen Mutter noch gegönnt waren. Die einſt ſo ſchlanke Geſtalt war gebeugt; das Angeſicht, deſſen Schönheit noch einmal in einer Tochter aufgeblüht, war runzlig geworden; aber das freundliche Mütterchen in der ſchlichten Haube mit dem goldenen Kreuzchen am ſchwarzen Samtband um den Hals war immer noch eine wohlthuende Erſcheinung. Als eine Seltenheit bewunderte man die ſchönen Zähne, welche ihr unverſehrt geblieben, und welche die mehr als achtzigjährige Frau noch alle unter den Boden brachte.

Denn nicht lange nach der Konfirmation des Fritz entſchlief ſie, geſättigt mit langem Leben. Die Leute meinten, das Erbe hätte größer ſein können, wenn Munters eben nicht ſo gar gut geweſen wären; aber die Ausſaat, die ihre milde Hand im ſtillen geſät, ließ nicht auf die Ernte warten. Keines der Ihren hat Mangel zu leiden, und auch der äußere Beſitz iſt ihnen oft ungeſucht wie im Schlafe zugefallen.

Der Garten am Kirchhof iſt noch im Beſitz der Familie, ein grünendes und blühendes Denkmal ihrer hausmütterlichen

Fürſorge, und mit ihm grünt und blüht in den Herzen der Ihren und ſo vieler, denen ſie Liebes und Gutes gethan, das Gedächtnis an ihre Güte, an ihren friſchen Mut und den reinen wachen Sinn, mit dem ſie das rechte Wohl des Hauſes gefördert, mehr als ſeinen irdiſchen Gewinn.

◆

II.

Eine Fremde.

Wir hörten niemals heim verlangen
Den ſtolzen Mund der ſchönen Frau,
Nur auf den ſüdlich blaſſen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granadas Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand,
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland.
Th. Storm.

Eine Spanierin war ſie nun nicht, die Fremde, die vor langen Jahren einmal, ein Meteor, in den nüchternen Kreiſen einer kleinen Stadt aufgetaucht iſt; ſie war eine gute Deutſche, wenn auch ihre Mundart etwas anders klang, als das gemütlich breite Schwabendeutſch, und „ihr beglänztes Heimatland“ lag nicht zu fern am blauen Rhein; aber ſie kam als eine Fremde und als eine Fremde iſt ſie geſchieden.

„Wie ſind wohl dieſe zwei zuſammengekommen?“ iſt eine Frage, die vielen beim Anblick eines Ehepaares aufſteigt und die bisweilen ſchwer zu beantworten iſt; ich glaube, die Beteiligten ſelbſt wüßten es oft kaum. „Wie ſind nun aber dieſe zwei zuſammengekommen?“ fragte man in der guten Stadt Hügelfingen, als Herr Kammerrat Lindenmüller, als neu ernannter Beamter, mit ſeiner Frau die erſten Beſuche machte, und es war kaum möglich, dieſe Frage nicht zu thun.

Der Herr Kammerrat war ein wohlerhaltener und wohlgenährter Herr vorn in den Fünfzigen. Wenn ſeine halbgekräuſelten blonden Haare eine Perücke waren, ſo war ſie vortrefflich gemacht, denn ſie ſahen äußerſt natürlich aus. Er ſchien höchſt zufrieden mit ſich und der Welt und ſpielte immer wohlgefällig mit dem Büſchel Cachets, das aus ſeiner Weſtentaſche hing.

Und neben ihm ſeine Frau! — eine feine, noch jugendliche Geſtalt mit leichten, eleganten Bewegungen; eine matte Bläſſe, nicht der Krankheit, auf den ſchönen Zügen; die feinen, roten Lippen geſchloſſen, als hätten ſie etwas feſt zu verſiegeln, und über das alles ein Paar wunderbare, dunkle Veilchenaugen, in denen auch der nüchternſte Blick ein ſeltſames Rätſel, eine unausgeſprochene Klage leſen mußte. Die zwei waren in der That ein ſonderbares Bild zuſammen: er wie der gemalte Vollmond auf einem Kinderbilderbogen; ſie die ſtille Luna, die hoch oben am dunkeln Himmel zieht.

Die Frau Oberamtmännin, bei der ſie den erſten Beſuch machten, obwohl ſelbſt eine Dame von Welt, die in ihrer Jugend in der Reſidenz geweſen war, fühlte ſich doch etwas befangen der Fremden gegenüber; ſie ſuchte ihr feinſtes Deutſch hervor, ſprach von der romantiſchen Lage der Stadt, die zwar leider an keinem Fluß liege, in deren Nähe ſich aber in naſſen Jahrgängen ein Waſſerfall öffentlich hören und ſehen laſſe, und beklagte, daß noch keine Leihbibliothek hier errichtet ſei. Das letztere bedauerte Frau Lindenmüller nicht; ſie finde ſehr wenig Zeit zum Leſen, da ſie eine unruhige Haushaltung habe und hier einen großen Garten antreffe. Unverſehens entſpann ſich über Lage und Boden der Hügelfinger Gärten ein ſehr praktiſches Geſpräch, in dem die Fremde ganz gründliche Kenntniſſe und vieles Intereſſe zeigte. Sie ſprach auch ſo natürlich, ſo angelegentlich über dieſe Dinge, daß ſich die Frau Oberamtmännin ganz behaglich dabei gefühlt hätte, wenn ſie nicht im Geſpräch zufällig den Augen der Fremden begegnete, die ſie immer wieder verwirrten. Dieſe Augen ſchienen eben ſo gar nichts von der Haus- und Gartenwirtſchaft zu wiſſen; ſie ſchienen etwas zu ſuchen, das fern, fern von ihnen lag.

Ein paar halberwachſene Töchterchen des Hauſes zeigten ſich unter der Thüre: „Ah, Ihre Kinder ſind eben im Alter unſrer Töchter. Sie erlauben wohl, daß ich ſie in den nächſten Tagen bei Ihnen einführe?“ ſagte Frau Lindenmüller. „Haben Sie ſchon ſo erwachſene Kinder?“ fragte die Oberamtmännin höchlich erſtaunt. „Sie erlauben, es ſind die Kinder aus meiner erſten Ehe, denen ich eine ſo ſcharmante Stiefmutter gegeben habe,“ fiel der Kammerrat ein. „Ah ſo, Sie waren ſchon einmal verheiratet?“ — „Jawohl, ich hatte das Vergnügen,“ ſagte ſcherzhaft der Kammerrat; „es iſt eine ſo angenehme Sache um eine Frau, daß man ſie nicht lange entbehren kann, wenn man daran gewöhnt iſt, und ſollte ich nochmals das Unglück haben, Witwer zu werden, ſo weiß ich in der That nicht . . .“

„Das beſte Kompliment für Ihre Frau,“ ſagte die Oberamtmännin, indem ſie ſchüchtern nach der Fremden hinſah, wie ſie dieſe Taktloſigkeit aufnehme; — keine leichte Röte der Wangen, kein leiſes Zucken des Mundes verriet, daß ſie ſich verletzt fühle. In ruhigſter Weiſe wußte ſie das Geſpräch allgemein zu machen, bis man ſich mit gegenſeitiger Befriedigung trennte.

In allen Häuſern der Stadt hatte das ungleiche Ehepaar mehr oder weniger dieſelbe Verwunderung hervorgerufen; überall ſagte man ſich: „Dieſe Frau war nicht für dieſen Mann geſchaffen;“ aber überall hatte man ſie angenehm, natürlich, als eine Frau von häuslichen Kenntniſſen und Intereſſen gefunden. Doch trauten ſie alle dieſer Häuslichkeit nicht recht: „Sie nimmt nun eben den Ton an, der ihr für hier paſſend ſcheint, ernſt iſt's ihr nicht damit; ſie iſt eben eine Fremde."

Und als eine Fremde erſchien ſie aufs neue den Honoratioren von Hügelſingen, als ſie die Beſuche zurückgaben und die Fremde in den Räumen ihres eigenen Hauſes ſahen, obgleich die ganze Einrichtung ſo anſtändig, ſo ſauber und nüchtern war, wie in allen andern Beamtenhäuſern. Da war eine Wohnſtube mit einem alten Kanapee, wahrſcheinlich noch von der erſten Frau; ein Beſuchzimmer mit braunen Tuchmöbeln und einer Standuhr in Form eines Altars, alles reinlich und in ſchöner Ordnung gehalten, aber nirgends beſondere Eleganz; keine Spuren, welche die Dame von höherer Bildung bezeichneten: keine Handbibliothek, nicht einmal ein Buch, keine Guitarre, ein mittelmäßiges Klavier, auf dem Röschen und Mine, die etwas plumpen, rotbackigen Töchter erſter Ehe, Muſikſtunde hatten; nicht einmal Blumen, außer denen im Zimmer der Jungfer Hanne.

Jungfer Hanne war die ſehr kränkliche Schweſter der erſten Frau und gehörte nebſt Herrn Sirmeler und Herrn Fritz, den Amtsgehilfen, mit zum Haushalt des Kammerrats. Die Frau leitete alles, beſorgte alles und legte überall ſelbſt Hand mit an. Sie war bereit, jedem Rede zu ſtehen und blieb gegen alle freundlich und verbindlich; aber immer waren es wieder dieſe tiefen, träumeriſchen Augen, die all ihr Thun und Reden Lügen zu ſtrafen ſchienen.

Allmählich fügte ſich die neue Familie in die Reihe der übrigen ein, und das erſte lebhafte Intereſſe ſtumpfte ſich ab. Die Frau Kammerrätin wurde der Reihe nach eingeladen und hielt ihre Gegenviſiten; dabei wurden Kaffee und Kuchen tadellos befunden, die Rezepte zu den letzteren wanderten bald durch die Stadt: ſie war und blieb eine anſpruchsloſe, recht unterhaltende Frau. Man gewöhnte ſich daran, daß eben ſie und ihr Mann wirklich zuſammengehörten, die ſchlanke Lilie und die gefüllte Ringelblume. Doch blieb ſie immer noch wichtig, und jede Kunde aus Kammerrats Haus, die durch Mägde, Kinder oder Schreiber in die Stadt kam, wurde mit Intereſſe aufgenommen.

Alle Berichte ſtimmten überein: es konnte keine fleißigere, umſichtigere und ſparſamere Hausfrau geben, als Frau Mathilde Lindenmüller. Wenn andre Frauen eben aufgeſtanden waren, ſo kam ſie ſchon von der Gartenarbeit nach Hauſe, um das Frühſtück zu bereiten, das ihr Mann von keiner andern Hand, als von der ihrigen genießen wollte. Sie ſah und bemerkte alles im Hauſe und war von den Dienſtboten ebenſoſehr gefürchtet als reſpektiert. Daneben war für alle Bedürfniſſe der Hausgenoſſen ſo reichlich und anſtändig Sorge getragen, daß jedes zufrieden ſein mußte. Herr Sirmeler und Herr Fritz konnten nicht genug rühmen, wie artig und freundlich ſie jederzeit ſei; wie aufmerkſam auf ihre Bedürfniſſe, wie teilnehmend für ihre Angelegenheiten. Jungfer Hanne litt an Altersgebrechen, die im Verein mit ihrer üblen Laune ihre Pflege höchſt peinlich und mühſam machten, ſo daß allen Dienſtboten und bezahlten Wärterinnen die Geduld bei ihr ausging. Ihrer Schwägerin ging ſie nicht aus; jeder Morgen ſah dieſe ſchlanke, adelige Geſtalt über die mißgebildete Kranke hingebeugt, in Dienſtleiſtungen, wie ſie nur eine barmherzige Schweſter übernimmt; Leinwand, welche keine Magd mehr der Kranken reinigen wollte, wuſchen die ſchönen, feingeformten Hände der Frau Mathilde, die man ſich eigentlich nur am Klavier oder am Zeichenbrett denken konnte. Freilich wagte Jungfer Hanne nicht, bei dieſer Pflegerin ihre ſchlimme Laune auszulaſſen, wollte auch ſolche Dienſte von ihrer Hand nicht annehmen; aber die bei aller Freundlichkeit ſehr ruhige und beſtimmte Weiſe der Schwägerin ließ keine Ablehnung zu.

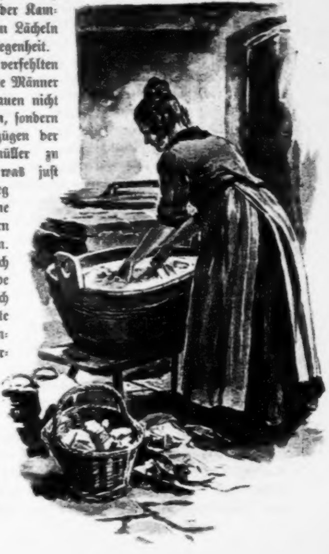
Der Kammerrat war gewiß der befriedigtſte Ehemann von der Welt, und das mit vollem Recht. Sein Haus, ſeine Kinder, all ſeine Angelegenheiten waren in beſter Ordnung und unter ſorgfältiger Leitung; für ſeine perſönlichen Bedürfniſſe wurde mit größter Aufmerkſamkeit Sorge getragen; nie, auch in den leiſeſten Zügen nicht, ließ ihn ſeine Frau ihre Ueberlegenheit fühlen, und ſo blieb er über dieſen Umſtand in glücklicher Unwiſſenheit und lebte der vergnüglichen Ueberzeugung, daß ſeine Frau tagtäglich ihr Geſchick preiſe und reichlich Grund dazu habe.

Nach der löblichen Schwabenſitte pflegten ſämtliche Herren von Hügelfingen ſich allabendlich im Wirtshaus zu verſammeln. Der Herr Kammerrat fand ſich regelmäßig ein, ſicher, ob er nun früh oder ſpät nach Hauſe kam, einen freundlichen Empfang und ein warmgehaltenes Abendeſſen zu treffen. Bei dieſen Geſellſchaften, die aus Ehemännern und Junggeſellen beſtanden, wandte ſich gar häufig die Unterhaltung auf die Frauen und den Eheſtand im allgemeinen, und es war ſeither guter oder ſchlechter Ton geweſen, daß man allerlei ſatiriſche Ausfälle machte; halb komiſche, halb ernſt gemeinte Klagen zu hören gab, und auf dieſe Weiſe allmählich ſo ziemlich die Schattenſeite jedes Haushaltes enthüllte.

Herr Lindenmüller brachte darin einen wohlthätigen Umſchwung hervor. Sein Thema war unwandelbar die allſeitige Vortrefflichkeit ſeiner Frau, und ſo wollten die andern Ehemänner doch auch nicht zurückbleiben und fingen an, ſich auf die Tugenden ihrer Frauen zu beſinnen, ſo daß nun allerlei bis jetzt verborgene gute Eigenſchaften der Hügelfinger Damen zu Tage kamen. Wer zufällig einer ſolchen Unterhaltung gelauſcht haben würde, der hätte glauben können, hier ſei das goldene Zeitalter wiedergekehrt oder doch wenigſtens das ritterliche, wo jeder ſich überbot im Preis ſeiner Dame. „Das muß ich ſagen,“ hub der eine an, „eine Köchin iſt meine Frau; mir ſchmeckt eben in Gottesnamen das Eſſen nicht, wenn ſie nicht ſelbſt gekocht hat.“ — „Meine kocht auch nicht ſchlecht,“ ſagte ein zweiter; „aber ich wundere mich noch mehr über ihr Geſchick im Nähen. Kein Menſch würde glauben, daß ſie ihre Kleider alle ſelbſt macht.“

„Ihre Kleider läßt meine Frau auswärts machen,“ geſtand etwas ſchüchtern Herr Funk, ein Kaufmann; „aber ſie verſieht mir faſt den ganzen Laden und braucht ſelten eine Weißnähterin.“ — „Meine kann beſonders gut mit den Kindern umgehen," rühmte Herr Fink; „meine zwei Buben haben das Leſen daheim gelernt."

„Meine Frau leitet allein die Küche, macht alle Kleider ſelbſt für ſich und die Kinder, daneben noch meine Schlafröcke, und wann ſie den Garten beſorgt, das weiß ich gar nicht; ich ſelbſt darf nicht danach ſehen," ſchloß der Kammerrat mit dem Lächeln völliger Ueberlegenheit.



Zu Hauſe verfehlten dann freilich die Männer nicht, ihre Frauen nicht von den eigenen, ſondern von den Vorzügen der Frau Lindenmüller zu unterhalten, was juſt nicht der Weg iſt, eine Dame bei einer andern beliebt zu machen. War nun auch Frau Mathilde nicht eigentlich beliebt, ſo mußte ſie doch bewundert und anerkannt werden; denn wie ſie umſichtig und gewiſſenhaft im eigenen Hauſe war, ſo war ſie gefällig und aufmerkſam gegen andre. Ohne ſich je eigenmächtig in fremde Angelegenheiten zu miſchen, war ſie doch in den allerverſchiedenſten Fällen zur Hilfe bereit. War es eine Erquickung für Kranke oder ein Gaſtmahl für Geſunde, eine nie geſehene Handarbeit, ein ſchwieriger Kleiderſchnitt oder eine Ballcoiffüre für junge Mädchen, überall war ihre Hand die geſchickteſte, ihr Blick am geübteſten und ihr Rat zuverläſſig.

Sie war zu jedem Beiſtand und Rat erbötig; ſie ſelbſt verlangte keinen, ſie ſchien überall ihres Weges ſicher zu ſein. Ebenſo ſuchte ſie nie Umgang und machte ſelten Beſuche; wer zu ihr kam, wurde mit unveränderter Freundlichkeit empfangen.

Unentſchloſſenheit iſt eine zu allgemeine Krankheit in der Welt, als daß nicht eine ſichere, entſchloſſene Perſönlichkeit überall ein Mittelpunkt würde, der andre anzieht. So wurde auch das Haus der Frau Kammerrätin von jung und alt aufgeſucht und war ſelten leer von Gäſten. Aber zuvorkommend wie ſie war, bereit, jedem Vertrauen zu entſprechen, jede Mitteilung anzunehmen, — ſie ſelbſt hatte keine zu machen. Niemand konnte ſich der kleinſten Vertraulichkeit, eines Blicks in ihre Vergangenheit und in ihr inneres Leben rühmen, und niemand hätte je eine Frage an ſie gewagt. Kein leiſer Seufzer, keine noch ſo flüchtige Andeutung ließ ahnen, ob denn in dieſen märchenhaften Augen einmal eine Welt von Glück und Poeſie verſunken ſei, oder ob ſie ſich wirklich glücklich fühle in dieſem Leben nüchterner, ſtrenger Pflichterfüllung.

Ein Geheimnis ſchien nicht auf ihrer Vergangenheit zu ruhen. Ihr längſt verſtorbener Vater war Hofkaplan bei dem Fürſten ihres kleinen Vaterlandes geweſen, und ihr Gemahl erzählte gern und wohlgefällig, daß ſie dort mit der Prinzeſſin erzogen worden ſei. „Wer ſollte das glauben,“ ſagte er höchſt vergnügt, „wenn man ſieht, was für eine perfekte Hausfrau ſie iſt, und wie ſie ſich jetzt in unſern bürgerlichen Kreiſen ſo ganz und gar befriedigt fühlt! Aber ich glaube, ſie inklinierte immer mehr zu praktiſcher Thätigkeit, und ſie hat's freilich auch prächtig bei mir, eigentlich ſo gut wie eine Prinzeſſin; unſer gut Eſſen und Trinken haben wir gottlob, Staat anſchaffen kann ſie ſich, ſo viel ſie will, ich mache ihr in keinem Stück das Geld ſchwer; auch daß ſie ſo viel arbeitet iſt nur ihr eigenes Plaiſir; ich würde ihr Mägde halten, ſo viel ſie verlangte.“

Eine Fremde war und blieb Mathilde auch den Kindern ihres Mannes gegenüber, gegen die ſie alle Pflichten aufs treueſte und gewiſſenhafteſte erfüllte. Es waren ganz gute Kinder, Röschen und Mine, der Mutter gehorſam, vor der ſie gewaltigen Reſpekt hatten; von der ſie nie ein rauhes Wort hörten, und die nicht nur für ihre Ausbildung, ſondern auch für ihr Vergnügen Sorge trug; aber fremd waren ſie ihr doch, unähnlich in jedem Zug, in jeder Bewegung, und ſo gut es ihnen daheim ging, ſo ſchien ihnen doch über und über wohl zu ſein in Geſellſchaft ihrer Altersgenoſſen, in Bürgerhäuſern von minder feinem Ton; noch als halberwachſene Mädchen biſſen ſie auf der Straße von großen Stücken Brot ab, hätten lieber blaue als weiße Strümpfe getragen und gingen für ihr Leben gern zu der Milchfrau in die Spinnſtube.

Am unbegreiflichſten war den Frauen von Hügelfingen, daß eine ſo fein und vornehm erzogene Dame nicht einmal in ein ſogenanntes gebildetes Geſpräch einging. Wenn man, ausdrücklich ihr zulieb, Geſpräche über Kunſt und Litteratur aufbrachte, ſo ſaß ſie meiſt ſtill und gab mit gewöhnlicher Freundlichkeit nur die nötigen Antworten. Bücher, die ihr zum Leſen angeboten wurden, lehnte ſie dankend ab, da es ihr ganz an Zeit dazu fehle. Muſik ſuchte ſie nie auf; ſie ſelbſt rührte keine Saite an, obgleich ihr Mann verſicherte, ſie habe ſonſt prächtig geſpielt, und geſungen wie eine Nachtigall; — es greife ihre Bruſt an, verſicherte ſie.

Sie führte keine Korreſpondenz; ihre Eltern waren längſt geſtorben, Geſchwiſter hatte ſie nie gehabt. All ihre Zeit und Kraft, ihr ganzes Denken und Sorgen gehörte dem Haushalt, dem Wohl der Kinder und der Bequemlichkeit ihres Mannes. Hier freilich geſchah alles mit einer Ordnung und Pünktlichkeit, mit einer Einſicht ins Große und einer Achtſamkeit aufs

Kleinſte, wie es nur bei der Hingabe einer ganzen Exiſtenz möglich war.

Der Wunſch ihres Mannes allein konnte ihre raſtloſe Thätigkeit unterbrechen. Vom Augenblick an, wo er ins Zimmer eintrat, war ſie nur für ihn da, bereit, ſich ihm zu widmen. Kein häusliches Geſchäft war ſo wichtig, daß ſie es nicht ſogleich zurückgeſtellt hätte, wenn es galt, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten, oder ihm jeden wichtigen oder unwichtigen Dienſt zu leiſten, den er wünſchte. Er hatte nie das Unglück andrer Männer, die mit ihren Bedürfniſſen und Aufträgen immer zur allerungeſchickteſten Zeit kommen; nie erfuhr er, daß es eben jetzt, im Augenblick, wo er ſie fortſchicken wollte, die pure Unmöglichkeit ſei, die Magd zu entbehren; nein, er war in Wahrheit Herr und Gebieter des Hauſes, allein beſchränkt durch den unwillkürlichen Reſpekt vor ſeiner Frau, und es kam ihm nie der Gedanke, daß er hier nur der Nehmende, nie der Gebende ſei.

Obwohl ſie jene geräuſchloſe Ruhe und Schneidigkeit in der Führung des Haushalts beſaß, die das Geheimnis der beſten Hausfrauen iſt, ſo lag doch etwas Fieberhaftes in dieſer raſtloſen, nie ausgeſetzten Thätigkeit. Außer den Stunden, die ſie nach ihres Mannes Wunſch mit ihm der Erholung widmete, gehörte all ihre Zeit der Arbeit. Die ſüße Muße eines verträumten Dämmerſtündchens ſchien ſie nicht zu kennen; faſt meinte man, ſie arbeite ſo angeſtrengt, um nur müde genug zu Bette zu kommen, damit auch ihr Schlaf nicht Raum habe für Träume, die ſie wachend mit ſtarker Hand niederhielt, weil ſie fürchtete, die glänzenden Bilder einer feenhaften Jugend, verlebt in ſchimmernden Sälen und duftigen Gärten, unter Meiſterwerken der Kunſt und unter ſüßen Tönen, möchten in ihrer Seele auftauchen und ſie ſchwach machen zur Erfüllung der nüchternen Tagespflicht.

Eine ſolche Thätigkeit mußte innerlich aufreibend ſein, und die Lebenskraft der Frau wurde davon verzehrt, ehe es andre nur ahnten, da niemand eine Klage von ihr hörte. Ihre Geſchäftigkeit, die unermüdete Sorgſamkeit blieb noch die gleiche, als ſchon all ihre Energie dazu gehörte, ihre müden Schritte aufrecht zu halten, und der Herr Kammerrat ſchnarchte höchſt beruhigt in allen Tonarten, ohne zu ahnen, daß ſeine Frau die Nächte auf dem Sofa des Wohnzimmers zubrachte, um durch ihren Huſten ſeinen Schlaf nicht zu ſtören.

Der Hausarzt wurde endlich aufmerkſam; ſie ſelbſt konnte den Zuſtand innerer Erſchöpfung nicht mehr leugnen, und die äußere Kraft der ſtarken Frau brach zuſammen. Ihr Gemahl war darüber ſehr erſchrocken und betrübt; ſie hatte ſich ja nie beklagt, er hatte an gar nichts gedacht.

Mit der klaren Beſtimmtheit, mit der ſie alle Lebensverhältniſſe erfaßte, fügte ſich nun Frau Mathilde auch in die Anordnungen des Arztes. Sie, die raſtlos Thätige, blieb müde und ruhig auf dem Sofa oder im Lehnſtuhl und überließ die Haushaltung den Töchtern, die alle Geſchäfte mit beſtem Willen übernahmen und nur mit der Mutter ſelbſt und ihrer Pflege etwas in Verlegenheit waren. Sie machte wenig Anſprüche und leitete vom Lehnſtuhl aus alles mit gewohnter Umſicht; auch die äußerſte Schwäche konnte ſie nicht abhalten, ihrem Gatten die kleinen Dienſte zu leiſten, die er von ihrer Hand gewöhnt war.

Er blieb blind für die augenſcheinliche Gefahr ihres Zuſtandes; es wäre ihm ſo gar unbequem geweſen, daran zu denken. Er fand ſie immer heiter, bereit, mit Aufmerkſamkeit in ſeine kleinſten Angelegenheiten einzugehen, und er war recht vergnügt darüber, daß ſie es ſo äußerſt gut habe, den ganzen Tag im Lehnſeſſel ſitzen und nur befehlen dürfe, was ſie wünſche. „Sie könnte es nicht beſſer haben, wenn ſie noch bei der Prinzeſſin wäre,“ ſagte er, ſich zufrieden die Hände reibend; „im Gegenteil, bei vornehmen Leuten ſchiert man ſich wenig um Kranke.“

Andre ſahen wohl, daß die bleiche Lilie ihrem Grabe zuwelkte; ſie bemerkten auch einen Zug von Weichheit und Milde bei ihr, der ſonſt ihrem freundlichſten Lächeln gefehlt hatte, und obwohl ihr Herz und Leben auch jetzt wie zuvor, ein verſchloſſener Garten blieb, ſo gewann ſie doch nun die Liebe vieler, die bis jetzt nur Achtung und kühle Bewunderung für ſie gehabt hatten.

Wie über jede innere Herzensangelegenheit, ſo hatte ſie ſich auch über Sachen des Glaubens nie ausgeſprochen; ſie ſchloß ſich in allem der Sitte der Kirche an, aber niemand ergründete, ob ein wirkliches Glaubensleben in ihr ſei. Der Geiſtliche beſuchte ſie in ihrer Krankheit als ein Freund des Hauſes. Er ſah wohl, wie klar ſie ihren Zuſtand erkannte und um ihr nahes Ende wußte, und faſt war es, als wage ſie nicht, einer unterdrückten Freude darüber Raum zu geben. Auch jetzt noch blieb die tiefſte und heiligſte Angelegenheit des Lebens zwiſchen ihrem Gott und ihrem Herzen allein; nur aus wenigen Worten, aus dem ganzen friedevollen Ausdruck ihrer Züge konnte man auf ihre Seelenſtimmung ſchließen. Es war, als ob mit dem Löſen der raſtloſen Geſchäftigkeit, welche ſie ſelbſt ſich auferlegt, ein Bann von ihrer Seele genommen ſei; als ob ſie die eigenen Gedanken und Erinnerungen, die ſie ſo gewaltſam von ſich geſchoben, nun nicht mehr fürchten dürfe, ſeit ſie allein mit ihnen ſein mußte; als ob Martha, die ſo viel Sorge und Mühe gehabt, ſich nun als Maria ſorgenlos zu des Herrn Füßen niederlaſſe.

Die Fremde iſt längſt heimgegangen. Ihr ſtiller Hügel ſteht faſt vergeſſen. Wie das Grün auf ihm wuchs, ſchloß ſich auch allmählich die Lücke, die ihr Tod gelaſſen und die unausfüllbar geſchienen. Kein Menſch auf Erden iſt unerſetzlich. Ihr Gatte war ſchwer betrübt geweſen über ihren Tod, an den er nie hatte glauben wollen; ſein einziger Troſt war die Gewißheit, daß ſie ſo ſehr glücklich mit ihm gelebt habe und ihr ſo gar nichts abgegangen ſei.

Da es ſchade geweſen wäre, ein ſolches Glück brach liegen zu laſſen, ſo hatte er ſich wieder getröſtet an der Seite eines rechtſchaffenen Frauenzimmers im beſten Alter. Die Hauswirtſchaft wurde ebenſo gut, nur viel geräuſchvoller, geführt wie zuvor; die Töchter wurden ausgeſtattet und der Herr Kammerrat in ſpätem Alter noch mit einem Sohne erfreut. Sie ruhen nun alle im Frieden und das Gedächtnis an die kinderloſe Gattin des Großvaters lebt nur noch wie eine märchenhafte Tradition unter dem nachwachſenden Geſchlecht.

Und märchenhaft war die Vergangenheit der Fremden, im Vergleich zu dem werktäglichen Verlauf ihres ſpätern Lebens. Sie hat das Geheimnis dieſer Vergangenheit mit in die Erde genommen. Aber, haben die Vöglein auf ihrem Grabe davon geſungen oder haben ſich's die Blumen erzählt? Genug, ich weiß die Geſchichte ihrer farbenhellen Jugend.

Sie hatte das Leben und die Liebe gekannt, eigenes, ganzes, volles Leben; der Kelch der ſchlanken Lilie, die aufgeſproßt in goldener Jugendluſt, hatte ſich erſchloſſen im Strahl einer wunderbar ſchönen und reinen Jugendliebe. Der junge Fürſtenſohn, der Bruder ihrer Freundin, war ihr in kindiſchem Spiel, in reiner Huldigung, in glühender Liebe nah und näher gekommen, und für die drei begann in Liebe und Freundſchaft, in harmoniſcher Umgebung unter den edelſten Genüſſen ein Leben, in dem all die tiefe Poeſie in Mathildens Herzen ihre volle Heimat fand.

Es war ein kurzer Traum geweſen, ſo lang man die Kinder noch als Kinder gewähren ließ und ein genialer Hofmeiſter der zwangloſen Entwicklung des Prinzen nichts entgegenſtellte. Die Zeiten wurden ernſter; dem Prinzen ſollte frühe, wie es ſeines Standes Sitte iſt, eine Gemahlin gewählt werden; in überſtrömender Heftigkeit forderte er die Geliebte. Der Gedanke war zu lächerlich, als daß man nur verſucht hätte, ihn zu beſtreiten. Mathilde wurde entfernt; aber der ſtürmiſche Jüngling wußte überall Mittel und Wege zu finden, ihr nahe zu kommen und wollte von keiner andern Verbindung hören. Endlich wandte man ſich an ſie ſelbſt; man legte die Zukunft eines Landes in ihre Hand, und man hatte nicht falſch gerechnet auf ihre große Seele.

Es gab nur Ein Opfer, das den Prinzen ganz und entſchieden von ihr trennte, und ſie entſchloß ſich dazu. Mit welchem Herzen? Das wußte ſie und Gott allein. Nur in Einem wollte ſie bei dieſem Scheiden dem Geliebten, den ſie nicht mehr ſehen ſollte, ihre Treue zeigen; ſie wollte eine Wahl treffen, bei der gewiß ſein mußte, daß ſie nicht ein Schatten von Liebe dabei geleitet. Sie hatte ſeit der Trennung vom Hof bei einer entfernten Verwandten in einer entlegenen Stadt gelebt; aus Rückſicht für die künftige Prinzeſſin Braut war jene ganze „Kinderei“ aufs ſorgfältigſte verheimlicht worden und das Erſtaunen des Publikums ungeheuchelt, als die feine, ſchöne junge Dame den proſaiſchen Witwer dort wählte, deſſen Bewerbung um ſie man für anmaßend gehalten hätte, wenn er nicht reich geweſen wäre.

Gehoben durch das Gefühl ihres ungeheuren Opfers, ging Mathilde ohne Wanken vorwärts bis — zum Altar. Da erſt wurde ihr der furchtbare Ernſt dieſes Schrittes klar; die ganze heilige, gewaltige Bedeutung der Ehe und die Schuld, die ſie auf ſich geladen mit einer Wahl, bei der ſie nicht hoffen, nicht einmal wünſchen mochte, einſt lieben zu können.

Es war zu ſpät zurückzutreten; aber ſie geſtand ſich den Doppelſinn ihres Herzens, das gehofft hatte, als das Weib des einen ihre Erinnerung, ihre Liebe dem andern zu bewahren, und ſie beſchloß, ihre Seele zu retten von dem Abgrund, an dem ſie ſtand; ganz und gar mit einemmale zu brechen mit der Vergangenheit und in raſtloſer Pflichterfüllung die Stimme des Herzens zum Schweigen zu bringen.

Und was ſie beſchloſſen, das hat ſie durchgeführt mit aller Kraft ihrer Seele; nicht einen Laut, nicht einen Duft aus der zauberhaft ſchönen Vergangenheit hat ſie eingelaſſen in das feſt ummauerte Gebiet der ſtrengen Pflicht, und hat ihr Leben ſelbſt daran gegeben an die Erfüllung ihres Gelübdes.

Und war es der rechte Weg, den ſie erwählt? Ich glaube nicht; und ſie ſelbſt ahnte wohl in den letzten Tagen ihres Lebens, daß das Kind, das ſich mit all ſeiner Schwäche vertrauend und demütig an des Vaters Herz gelegt hätte, leichter und einfacher ſein Ziel erreicht haben würde, als die Dienerin, die das ſelbſterwählte Joch eines ſchweren Dienſtes — denn es iſt ſchwerer, ohne Liebe zu vollbringen, was ſonſt nur die reichſte Liebe thut — bis zum Tode trug mit klageloſer Treue.

Aber ich glaube, daß ſie, wenn auch im Irrtum, gethan hat, was ſie konnte; daß ein ſtarkes Herz hier einen guten Kampf gekämpft hat, und daß ſie nun „geworden iſt als eine, die Frieden gefunden“.

◆

III.

Die Hanne.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte dieſem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen ſollte,
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.
Chamiſſo.

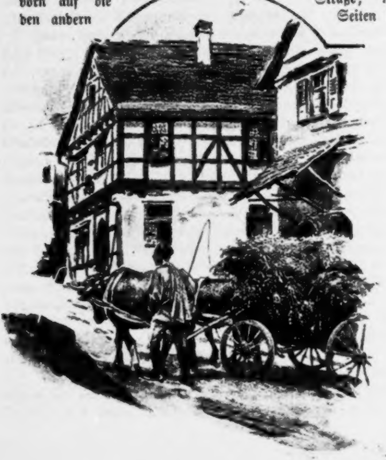
Billig dürfte ich Bedenken tragen, das einfache Bild, das ich hier entwerfen möchte, ein Galerieſtück zu nennen; es iſt freilich ein wahrhaftes und getreues, aber es hat weder poetiſche noch hiſtoriſche Bedeutung. Und doch ſah ich in Galerien zwiſchen großartigen hiſtoriſchen Gemälden, zwiſchen anmutigen oder bedeutungsvollen Köpfen auch kleine Genrebildchen, die da und dort wenigſtens im Vorübergehen ein Auge feſſelten. Als ein ſolches Nebenſtückchen möge denn auch meine Hanne ein Räumchen finden, um zu zeigen, wie ein ſonniges Gemüt an jeder Stelle ſich fruchtbaren Boden ſchaffen kann.

Wer von meinen lieben Leſerinnen (die Leſer will ich zum voraus diſpenſieren) vielleicht ſchon eine Wallfahrt nach Schillers Geburtsſtätte gemacht hat, der iſt wohl auch von dem ſchmuckloſen Schillerhäuschen noch einige Schritte weiter gegangen durch die ſtarken Pfeiler, die noch als Reſte der ehemaligen Stadtthore ſtehen, hinaus in eine kleine Vorſtadt, zwiſchen deren Häuſern von allen Seiten grüne Bäume hereinſchauen.

Zur Seite des Thores zieht ſich der tiefe Stadtgraben hinauf, aus den Zeiten her, wo die Stadt befeſtigt war. Der

Graben iſt längſt ausgetrocknet, über und über mit ſchönem hohem Gras bewachſen; ein Paradies für die Kinder, die hier den herrlichſten Tummelplatz für ihre Spiele, im Frühling ſchöne Veilchen und Schlüſſelblumen in Menge und im Winter eine prachtvolle Schlittenbahn finden.

Am Eingang des Grabens ſtand bis vor wenig Jahren noch ein kleines Häuschen, ein ſehr kleines; ſobald man die Hausthür öffnete, betrat man Küche und Flur in Einer Perſon und ſtand zugleich unmittelbar vor der Thüre der einzigen niedrigen Stube, die das Häuschen enthielt. Aber die Stube hatte Fenſter nach drei Seiten: von vorn auf die Straße, nach den andern Seiten ins



Grüne, und die Sonne konnte durch und durch ſcheinen; ſo war es denn ein gar freundliches Gemach, zumal in den Zeiten, wo es Hanne und Jakob inne hatten.

In dem Thorhäuschen hat vor Zeiten Schillers Großvater von mütterlicher Seite gewohnt, als er in ſehr geſunkenen Vermögensverhältniſſen war; alte Leute erzählen noch, der Enkelſohn ſei, wenn er den Großvater von Ludwigsburg aus beſucht habe, hinten durchs Fenſter hereingeſtiegen, weil er ſich des kleinen niedrigen Häusleins geſchämt habe. Ich denke, man thut damit dem guten Schiller unrecht; er iſt wohl aus purer, heller Knabenluſt lieber durchs Fenſter geſtiegen, als den regelmäßigen Weg gegangen.

Auf dieſen Umſtand aber lege ich wenig Bedeutung; Hanne war an und für ſich wichtig genug, um ihren Freunden das Häuschen lieb und wert zu machen, und Freunde hatte ſie beinahe ſo viele, als die kleine Stadt Bewohner zählte.

Frau Hanne (ihr Familienname war faſt vergeſſen) war, um mich ſo rückſichtsvoll als möglich auszudrücken, die weiſe Frau des Städtchens, nicht die einzige, wohl aber die erſte ihres Berufs. Sie hatte, wie ſie mit großem Selbſtgefühl rühmte, „beim alten Doktor ſtudiert", und da der alte Doktor, der lange vor ihr heimgerufen wurde, ein in der Stadt und Gegend hochgeſchätzter und geliebter Arzt geweſen, ſo fiel ein Abglanz ſeines Ruhmes auch auf die Hanne; ſie galt für ein Orakel in ihrem Berufe und wurde in hohen und niedern Häuſern (Paläſte und Hütten gibt es nicht in Schillers Vaterſtadt) eine Perſon von Wichtigkeit.

Hanne mißbrauchte ihre einflußreiche Stellung nicht; ſie trug nicht Geſchwätze hin und wieder, ſie ſuchte nicht Weiber gegen ihre Männer zu verhetzen; aber ſie hatte ein gutes Mundſtück und verſtand es, einem rohen oder geizigen Ehemann, der ſein Weib in wichtigen Zeiten vernachläſſigte, ſo tüchtig und gründlich die Meinung zu ſagen, daß er für ſein Lebtag über ſich im klaren ſein konnte und nicht mehr wagte, ſich zu muckſen.

Alle Bürgersleute der Stadt, Männer wie Frauen duzte ſie ſchlechtweg, und ſie ließen ſich's alle von ihr gefallen.

Alle Kinder, die ſie einſt in Pflege gehabt, betrachtete ſie lebenslänglich als eine Art von Eigentum; ſie behauptete feſt, ſie ſehe es ihnen ſchon von weitem an und ſie haben eine beſondere Liebe zu ihr. „Das iſt auch einer von den Meinen,“ konnte ſie mit bedeutſamem Nicken ſagen, wenn ein hochgewachſener, flotter Student an ihr vorüberſchritt; „brauchte keinen Hochmut zu haben, der! war ein ſo miſerables Kindlein, daß man ihn hätte in ſeines Vaters Pantoffel ſchieben können.“ Mit wahrem Hochgefühl war ſie in der Kirche, wenn es „eine von den Ihren“ bis zum Traualtar gebracht hatte und ſchaute triumphierend die Brautmutter an: „Nicht wahr?“

Hanne hatte ein freundliches, vor allem ein kinderfreundliches Gemüt und verſtand es, ſich den Kindern groß und klein lieb und wert zu machen; ſie führte immer Ueberreſte von Taufkuchen in der Taſche, um kleines Volk damit zu locken; ihr Gärtchen lag um Oſtern bunt voll mit Haſeneiern und Brezeln, die ſie beſcherte, und ihr Stübchen, ſo klein es war, hatte Merkwürdigkeiten und Reize genug für Kinderaugen und Kinderherzen. Die niedern Fenſter waren umrankt von gelben Kapuzinerblumen und mit Nelken- und Levkoiſtöcken geſchmückt; auf der Himmelbettlade lag eine große, alte Ausgabe von Arnds wahrem Chriſtentum, mit den merkwürdigen ſymboliſchen Bildern; alle Wände waren voll von Käfigen mit luſtigen Vögeln aller Zungen und Weiſen. Das Rarſte aber war eine koloſſale Schwarzwälder Uhr, deren Perpendikel ein Männlein von Pappe mit rotem Wams und ſpitziger Naſe zog, ein Kunſtwerk des Jakob, das die Kinder höchlich bewunderten.

Jakob nämlich war der Gemahl der Hanne, und war ſie kein Fixſtern, ſo war doch Jakob ein Planet, der ſein Licht von ihr empfing.

Schon die äußere Erſcheinung der beiden trug dazu bei, daß er die zweite Stimme in dem häuslichen Duo hatte und ſich's gefallen laſſen mußte, der Mann ſeiner Frau zu ſein.

Hanne war eine ſtattliche, ſchlanke Geſtalt, die faſt bis zum Tode ihre gerade aufrechte Haltung nicht verlor. Jakob aber war bucklig, faſt radförmig gebeugt; ſein ſchwarzes Haar trug er nach uralter Mode, nach hinten gekämmt und mit einem breiten Kamm feſtgeſteckt; ſein intelligentes Geſicht war ſtets heiter, obgleich es nie gen Himmel ſchauen konnte. Er war ein fleißiger Mann, die gute Stunde ſelber, und gegen Kinder ſo freundlich geſinnt und noch viel toleranter als ſeine Ehehälfte.

Wenn Hanne daheim regierte, ſo regierte ſie mit Anſtand und im Frieden, das Ehepaar lebte fleißig und einträchtig zuſammen; wenn Hanne inmitten der Nacht gerufen wurde, ſo bereitete ihr Jakob bis zu ihrer Heimkunft eine warme Suppe; nahm überhaupt die meiſten Mühen und Sorgen des Haushalts über ſich, da Hanne, die nach außen viel zu thun hatte, daheim gern der Ruhe pflegte. Jakob war ſtädtiſcher Beamter, d. h. Thorwart; er hatte das Pflaſtergeld einzuſammeln, und Hanne nahm ſich wie eine Löwin ſeiner an, wenn etwa ein grober Bauer, ohne zu zahlen, an dem kleinen Männlein vorüberfahren wollte.

Sie waren nicht mit eigenen Kindern geſegnet; aber ſie fanden dafür Erſatz in Jakoble, dem angenommenen Kind einer armen Schweſter. Kein Kind kann von eigenen Eltern herzlicher geliebt und ſorgfältiger gepflegt werden als Jakoble; die Augen der Hanne ſtrahlten, wenn ſie nur von ihm ſprach; auch verſicherte ſie, er ſei grundg'ſcheid und ſchreibe ſchon ſo ſchöne Aufſätzlein, als er in ſeinem achten Jahre auf die Tafel ſchrieb: „Der Bär brummt.“ Jakoble war ein guter Junge, der die Liebe ſeiner Pflegeeltern treulich vergalt; ehe er aber zu ihrer Stütze herangewachſen war, erkrankte und ſtarb er.

Dieſen Schlag konnte Hanne nie ganz verwinden; in ihren glücklichſten Stunden, bei der vornehmſten Taufe konnte ſie in Thränen ausbrechen, wenn ſie von Jakoble erzählte, wie er ſo folgſam, ſo geduldig in ſeiner Krankheit geweſen ſei bis zum Tode. „In der letzten Nacht hat er noch Waſſer von mir verlangt, o ſo kläglich! Und ich war nicht ſo keck, daß ich's ihm gab, weil mir's der Doktor verboten hatte, und jetzt iſt er doch geſtorben. O, wenn ich ihm nur Waſſer gegeben hätte!“

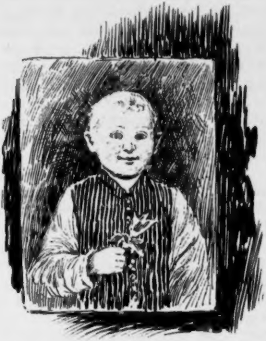
Jakobles Grab bepflanzte ſie mit den allerſchönſten Roſen, und wer recht wohl daran bei ihr war, dem ſchenkte ſie manchmal eine. Jakob, der Pflegevater, wußte ſeine Liebe zu dem Verſtorbenen nicht beſſer zu bethätigen, als daß er im Frühling und Spätjahr mehrere Butten „Guts“, d. h. Dünger, auf ſein Grab trug, was auch die Roſen und Levkoien in recht üppiger Blüte erhielt.

Wie es ihre Pflicht war, ſtand Hanne jeder Zeit jedem, auch dem Aermſten zu Gebot, der ihrer Hilfe bedurfte, und nicht Einmal in ihrem Leben iſt ſie einer Vernachläſſigung angeklagt worden. Auch zur Krankenwache war ſie bereit, und viele Frauen ihrer nähern Bekanntſchaft baten ſich aus, daß ihnen nach dem Tode Hanne, nicht die Leichenwäſcherin, die letzten Dienſte erweiſen möge.

So war ſie allenthalben dienſtfertig; ihre Glorie aber war eine Verrichtung in einem vornehmen Haus. Sie war überall gleich daheim und in ihrem Recht, wo ſie funktionierte; kommandierte die Mägde, ermahnte die Kinder und ließ ſich auch gern ſchmecken, was es Gutes gab. Ungleich ihren meiſten Kolleginnen, verſchmähte ſie gänzlich den Kaffee; liebte aber ein Gläschen guten Wein und war überhaupt ſo frei, ſich auszubitten, was man etwa vergaß, ihr anzubieten.

Wenn dann der glorreiche Tag der Taufe antrat, wie feierlich und im Gefühl ihrer Wichtigkeit ſchritt Hanne herbei in ihrer ehrbaren Bürgerstracht, der ſie getreu blieb in allen Strömungen der Zeit: dem dunklen feinen Tuchkleid und dem kleinen, wohl geſteiften weißen Bandhäubchen. Wie eine Königin ſchritt ſie dem Taufzug voran, mit ſorgſamem Blick auf die kleinen Mädchen, die das Kindlein zur Kirche trugen. In der Kirche dominierte ſie den Mesner, wies den Taufpaten ihren Platz an und kam ſich kaum weniger wichtig vor als der Geiſtliche ſelbſt.

Beim Taufſchmaus führte ſie dann den Vorſitz am Kindertiſche; die wildeſten Buben folgten ihr aufs Wort, weil ſie andererſeits auch einen Spaß mit ſich treiben ließ. Die kleinen Mädchen ſchmiegten ſich vertraulich ganz nahe an ſie, und beſtellten ſich Schweſterlein oder Brüderlein, die ſie ihnen aus dem tiefen Brunnen holen ſollte.



Das Haus des Doktors, der ſie einſt unterrichtet hatte, blieb ihr aber das liebſte und wichtigſte, der Mittelpunkt ihrer Sorgen und ihrer Zuneigung; ſie konnte nichts genießen, das ſie nicht mit den Kindern teilte; keine Hand als die ihre durfte Herrn Doktors Bett machen, und Jakob, als getreuer Ehemann, war wie ſie, in freiwilliger Leibeigenſchaft mit Leib und Seele dem Haus ergeben. Freud und Leid des Hauſes, Hochzeiten und Trauerfälle lebte ſie mit als ihr eigen; das Werteſte und

Wichtigſte der Kinder aber blieb ihr Wilhelm, der jüngſte, deſſen Leben ſie, wie ſie meinte, nächſt Gott dem Tode abgerungen hatte. Wilhelmle war nach ihren Begriffen das vollkommenſte aller Menſchenkinder, der Inbegriff aller Schönheit und Liebenswürdigkeit.

Es war zu dieſer Zeit in der kleinen Stadt ein Paſtellmaler aufgetaucht, der Löchlesgucker genannt, weil er die Perſonen, die er malte, durch ein rundes Löchlein fixierte; die ganze Bevölkerung ließ ſich bei ihm porträtieren und er verübte große Miſſethaten an allen Angeſichtern. Eine ſeiner größten Uebelthaten war das Porträt des Wilhelm, der, obwohl in Wahrheit ein hübſcher und geſcheiter Junge, auf ſeinem Porträt wie ein Mops aus einem geſtreiften Weſtchen hervorblickte. Der Löchlesgucker war, wie der Rattenfänger von Hameln, mit einer eigenen Zauberkraft begabt. Er malte zuerſt den Herrn Oberamtmann in der geſtickten Staatsuniform und ſtellte das Bildnis aus; „nein, aber wie gut getroffen!“ rief die Bevölkerung bewundernd aus, „zum Sprechen!“ Und von Stund an ließ ſich der Herr Stadtſchreiber und ſeine Frau, des Herrn Doktors ganze Familie, kurz die ſämtliche Honoratiorenſchaft nebſt den angeſehenen Bürgern des Städtchens malen, eins immer ſchöner als das andere; bei den Kindern wechſelte er ab zwiſchen blauen und roten Kleidchen; zwiſchen Tulipanen oder Röslein, die ſie in der Hand hielten; zwiſchen dreieckigen oder viereckigen Köpfen, — alle wurden hübſch befunden, Stück für Stück drei Kronenthaler; nur eine ſchöne Pfarrfrau koſtete vier „wegen ihrer angenehmen Phyſiognomie,“ meinte der Löchlesgucker.

Erſt nachdem der Künſtler mit reicher Beute abgezogen war, gingen den Leuten plötzlich die Augen auf; „aber das iſt ja abſcheulich!“ rief jeder bei ſeines Nachbars Bild, und zuletzt bei ſeinem eigenen. Man beklagte ſeine drei Kronenthaler und die Kunſtwerke wurden in die Rumpelkammer verbannt.

Auch von Wilhelms Bild verſchwand der Nimbus, nur nicht für Hanne, die es mit den verklärenden Augen der Liebe anſah; ſie war überglücklich als ihr's die Frau Doktorin zum Geſchenk gab; es war die erſte Zierde ihres Stübchens und erhielt ſeinen Platz dem Ehebette gegenüber, damit ſie morgens und abends gleich ihren Wilhelm anſchauen könne. Der Hanne Stübchen war aber auch für den lebendigen Wilhem eine zweite Heimat; an dem weißgewaſchenen Tiſch mit Fußbänkchen verlebte er mit ſeinen Brüdern und Kameraden ſelige Stunden, wenn ihnen Jakob aus der Franzoſenzeit erzählte, die er, zwar nicht als Krieger, aber doch als Zuſchauer mitgemacht hatte, und Hanne mit Nüſſen, geſottenen Eiern und mit Bergwein aus dem Weinberge aufwartete, den ſie, ihres Herzens Stolz, von ihren Erſparniſſen angeſchafft hatte. Die Apfel- und Zwetſchgenbäume des Ehepaars wurden willig den jungen Freunden preisgegeben, und zur Beſtätigung des Volksglaubens, daß ein Baum, von dem ſich Vorübergehende laben, doppelt trägt, waren ſie faſt jedes Jahr mit Früchten beladen, ſelbſt wenn andere leer ſtanden.

Wilhelm vergaß dieſe glückliche Kinderheimat nicht; bei jedem Beſuch im Elternhaus war Hanne ſein erſter Ausgang; auch ſie ſparte ihre beſten Trauben, ihr ſchönſtes Obſt für ihn, und als er längſt ehrwürdiger Pfarramtsverweſer war, ſchob ſie einem fremden Herrn, der durch ſein Dorf reiſte, einen Sack mit Nüſſen in den Wagen, die er ihrem Wilhelm bringen ſollte.

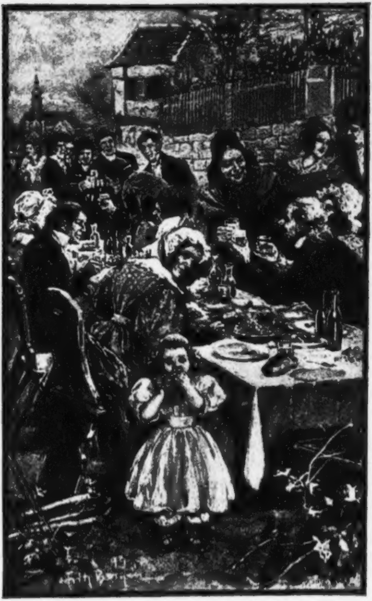
Aber ihr Gönner und Freund, der Doktor ſtarb; ſie mußte ihre Zärtlichkeit von den Kindern auf die Enkel übertragen, was ſie denn mit Jakob auch getreulich that. Ihre Gunſt aber teilte ſich nun zwiſchem dem Hauſe ihres alten Wohlthäters und zwiſchen dem Helferhaus. Durch das Anmelden der Taufen ſchon ſtand ſie mit dem Herrn Diakonus in ſtetem Verkehr, fand aber auch einen reichen Wirkungskreis für ihre Berufsthätigkeit in den geſegneten geiſtlichen Häuſern, vor deren Fenſtern beſtändig Kinderzeug als weiße Friedensflagge wehte. Auch hier war ſie Freundin und Beiſtand in geſunden und kranken Tagen, eine willkommene Erſcheinung für die Kinder; ſie wurde der gute Genius armer Eltern, denen auf ihr Fürwort der mildherzige Geiſtliche die Gebühren erließ; ſie war auch des Helfers aufmerkſamſte Zuhörerin, das Organ, das ihm das Urteil der Gemeinde über ſeine Predigten zutrug. Ein gutes Gedächtnis hatte ſie für die Predigt. Als der Geiſtliche nur einmal, von vielen Geſchäften bedrängt, eine vor Jahren gehaltene Predigt teilweiſe benützt hatte, ſagte ihm Hanne mit ihrem ſchlauen Lächeln: „Ich mein', die Predigt haben Sie ſchon mehr gethan."

Gegenüber der Gemeinde war ſie ſeine feurigſte Lobrednerin und belehrte die Leute über etwaige Mißverſtändniſſe. „Das muß ich wiſſen," ſagte ſie, „ich und der Helfer ſind ja wie David und Jonathan; bei uns iſt's eine Freundſchaft geweſen vom erſten Tag an."

Ihr Stübchen war ſtets in tadelloſer Ordnung. Als vollends ein junger Vetter, der als Zimmermaler von der Wanderſchaft zurückkam, die Stube der Frau Baſe unentgeltlich malte mit einer Guirlande von Aſtern und Sternblumen, da kam ſie ſich wie eine Königin vor in dem Städtchen, deſſen Sitten damals noch ſo einfach waren, daß kaum drei Häuſer tapezierte Zimmer hatten; all ihre Freunde kamen, um die Hanne im gemalten Zimmer zu ſehen, und Jakob war eigentlich in Verlegenheit in ſeiner eigenen Stube.

Eine Freundin der Fröhlichen iſt Hanne geweſen, und wenn ſie gern genommen hat, ſo hat ſie doch gewiß noch lieber gegeben. Der Glanzpunkt ihres Lebens war der ſchöne „Herbſt", den ſie alljährlich in ihrem kleinen Weinberg gab, den Jakob mit unermüdetem Fleiß bebaute und veredelte. Ihre Freunde alle, die ganze Elite der Stadt ſamt Kindern und Gäſten waren geladen, und keine fröhlichere Herbſtfeier hat das fröhliche Städtchen geſehen als den Herbſt der Hanne. Es war ein Picknick: Hanne ſorgte für Tiſche und Bänke für die geſetzten Leute und lieferte Trauben in reicher Fülle; die Gäſte brachten Brot und Wein, Wurſt, Käſe und Schinken genug, ſo daß der Hanne Vorratskammer noch auf lange mit den Reſten verſehen wurde.

Die Jungen halfen im Weinberg, lagerten nachher an dem grünen Rain und ſpielten auf dem Kleeacker, der den



Der Glanzpunkt ihres Lebens war der ſchöne „Herbſt", den ſie alljährlich in ihrem kleinen Weinberg gab. (S. 46.)

Weinberg begrenzte; nirgends fühlte man ſich wohler und zwangloſer, nirgends ließ man der hellen, lichten Jugendluſt ſo frei den Zügel ſchießen als in dem Herbſt der Hanne. Jedes brachte ſeinen Beitrag an Feuerwerk, und jedem Schwärmer, jeder Rakete ſah Hanne mit beſonderem Hochgefühl nach, ſtieg alles doch aus ihrem Weinberg. Ueberhaupt fühlte ſie ſich an dieſem glorreichen Tag gehoben von dem königlichen Gefühl, geben und erfreuen zu können; mit leuchtendem Angeſicht ging ſie von einem Gaſt zum andern, ermutigte die Fröhlichkeit und that Beſcheid in dem guten Wein, den jedes zur Feſtfeier beitrug.

Hanne konnte, durch vieljährige Uebung erſtarkt, ein Gläschen führen; ſie wurde zwar über die Maßen heiter und ſcherzhaft, blieb aber aufrecht und bei hellen Sinnen, auch wenn ſie Weißen, Roten und Schiller gehörig verſucht hatte. Jakob war minder ſtark; den vielen Gläſern, die ihm zugebracht wurden, konnte er nicht widerſtehen, und für ihn nahm das Feſt meiſt den tragiſchen Ausgang, daß er auf einen Wagen geladen und nach Hauſe gefahren werden mußte. Dieſen ſchlechten Spaß nahm aber Hanne trotz ihres guten Humors ſehr ungnädig auf, und ſelbſt der flotte Fackelzug mit Geſang, der ſich von ihrem Weinberg herab bis vor ihr Haus bewegte, das dreifach donnernde Hoch, das ihr und dem Jakob gebracht wurde, konnte ſie nicht ganz verſöhnen. Und doch ſtellte ſie jeden Herbſt wieder die Feier an, jedesmal bat ſie die Herren: „Aber diesmal müßt ihr mir verſprechen, daß ihr dem Jakob nicht zu viel gebt!“ und jedesmal kam der Jakob zu Wagen nach Haus.

Hanne und Jakob durften lange ihren Lebensweg zuſammengehen, bis ſie dem treuen Gefährten die Augen zudrücken mußte. Hanne war ſtets ſo ſelbſtändig, ſo unabhängig von Jakob geweſen, daß man kaum glaubte, daß ſie ihn viel vermiſſen werde. Aber die Trennung ging ihr ans Leben; ſie wurde faſt mit einemmale alt und fand nie mehr ganz ihre frühere heitere Weiſe nach Jakobs Tode.

Die alte Stadtmauer war längſt eingeſtürzt und die Stätte mit neuen Häuſern beſetzt; auch das kleine Thorhäuschen war der Zeit verfallen und ſollte abgeriſſen werden; man hatte es nur noch Jakob zulieb ſtehen laſſen. Nach ſeinem Tode beſchloß der Stadtrat, daß auch Hanne unvertrieben darin verbleiben ſolle und das Häuschen, ſo lange ſie lebe, nicht abgeriſſen werden dürfe. Ihre Kräfte nahmen ab und reichten endlich nicht mehr hin zur Ausübung ihres Berufs; aber, um ſie nicht zu betrüben, wurde ſie neben einer rüſtigen Gehilfin jederzeit noch zu ‚ihren‘ Frauen berufen.

Sie blieb allein in ihrem Häuschen; ihre einzige Geſellſchaft war ihre Bibliothek, lauter geiſtliche Bücher, die zugleich Erinnerungen an beſonders wichtige und glückliche Amtsverrichtungen waren. „Den Braſtberger habe ich von dem Kronenthaler gekauft, den mir der Herr Oberamtsrichter bei ſeinem Kleinen ins Bad ſchenkte; der Skriver-Seelenſchatz iſt von meinem Wilhelmle her, der Oetinger vons Burgermeiſters Luiſele ꝛc.“

Es gab ein friedliches Bild, wenn man an einem ſtillen Sonntagnachmittag durch das niedere Fenſterlein blickte und das alte Weib mit ſchneeweißen Haaren ſo andächtig in ihr Buch vertieft daſitzen ſah.

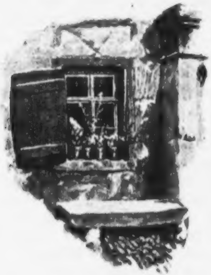
In kleinen Städten wird man nicht ſo leicht verlaſſen und vergeſſen wie in großen, ſelbſt wenn man vom Schauplatz abgetreten iſt. Hanne ward, als ſie noch ſchwächer und hinfälliger wurde, reichlich mit Erquickungen bedacht. Vor allem nahm ſich ein Sohn ihres verehrten Hauſes mit großer Treue und Aufopferung ihrer an. Ihr altes Geſicht leuchtete auf vor Freude, wenn er ſie auf ihrem letzten Lager beſuchte. „Sie müſſen mir verſprechen,“ bat ſie ihn, „daß Sie zu mir kommen, wenn es mit mir zu Ende geht,“ und er ſagte ihr's zu; hielt aber dieſen Zeitpunkt noch für ziemlich fern, da ſie zwar bettlägerig, aber ſonſt noch ordentlich bei Kräften war.

Er war bei einer Familienfeier abweſend, als ihn auf einmal eine unerklärliche Angſt und Unruhe befiel, ſo daß er zuletzt einen Unfall daheim befürchtete und früher abreiſte. Als er nach Hauſe kam, empfing ihn die Nachricht, daß die Hanne ſelig vollendet habe.

Sie war wohl vorbereitet auf ihren Tod geweſen; ſie hatte ihre Bibel, ihren Arnd und Hofacker nicht umſonſt geleſen. Wie man es auf dem Lande häufig findet, hatte ſie ſich auch ein ſchönes langes Hemd und ein feines Leintuch lange Jahre vor ihrem Tod als Leichenbekleidung ſorgfältig aufbewahrt.

Hanne war ſehr alt geworden; ſie wurde mit allen Ehren begraben, und es würde ihr Herz noch erquickt haben, wenn ſie das ſtattliche Geleite hätte ſehen können, das ihr auf den Kirchhof folgte, wo ſie mit ihrem Jakob und Jakoble einer fröhlichen Urſtänd harrt.

Das Thorhäuschen iſt abgebrochen; der Weinberg der Hanne aber wurde von den Honoratioren der Stadt gemeinſam gekauft. Alle Jahre wird dort zu ihrem Andenken ein feſtlicher Herbſt gefeiert und ein lautes Hoch zu Ehren der Hanne und des Jakob hallt tauſendfältig von den grünen Bergen wieder, bis es austönt an der Stelle, wo das kleine Häuschen am Thore ſtand.



IV.

Ein weiblicher Sonderling.

O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit ſechs und fünfzig Katzen?
Th. Storm.

Nicht zum erſtenmal wird dieſes ſeltnen Exemplars aus der bald erlöſchenden Spezies der Originale erwähnt*); doch iſt es immerhin der Mühe wert, das eigentümliche Bild näher zu beleuchten, zumal da Kerner doch nur das Seltſame und Unheimliche, nicht die beſſern Züge jenes Weſens gekannt und dargeſtellt hat.

Wir können freilich auch nur ihre Erſcheinung ſchildern; der Schlüſſel dazu mangelt uns, wie das wohl bei den meiſten Originalen der Fall iſt. An ſonderbaren Gelüſten, an barocken Einfällen würde es ſchließlich keinem Menſchen fehlen; was das Original ausmacht, das iſt am Ende nur der Eigenwille, mit dem man dieſen Einfällen nachgeht, das gänzliche Unbekümmertſein um das Urteil der Welt.

Freifrau v. G. ſtammte aus altadelichem Geſchlechte und war ſorgfältig, wenn auch etwas einſeitig erzogen worden. Zu gewöhnlichen praktiſchen, weiblichen Arbeiten wurde ſie nicht angehalten, für die feinen hatte ſie von Jugend auf eine ſouveräne Verachtung. Mit Eifer aber teilte ſie den Unterricht ihres Bruders und ſprach in ſpätern Jahren noch Latein, Franzöſiſch,

---

*) Juſtinus Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 351.

Engliſch und Italieniſch mit gleicher Fertigkeit. Für die praktiſche Seite ihres weiblichen Berufs bildete ſie ſich ſpäter ganz ſebſtändig aus, deshalb iſt auch das Reſultat ſo ſonderbar ausgefallen.

Man konnte nicht wohl glauben, daß die Freifrau jemals ſollte jung und ſchön geweſen ſein; ſie war von ſtattlichem robuſtem Körperbau und gerader Haltung, ihre Züge ſcharf markiert, beinahe männlich, und ſelbſt der wirklich gute, treuherzige Blick ihrer grauen Augen hatte mehr von der Gutmütigkeit eines alten Militärs als von weiblicher Milde.

Und doch war ſie jung geweſen, und doch ſoll ſie geliebt haben und geliebt worden ſein! Man ſagt, ein ſchöner Offizier ſei ihrem jungen Herzen teuer geweſen und habe um ſie geworben. Sie, die ohnehin ihr Leben lang frei war von Standesvorurteilen, kümmerte es natürlich nicht im mindeſten, daß der Erwählte von niedriger Herkunft war; deſto mehr aber den Papa Miniſter, der ſeinen Stammbaum tadellos erhalten wollte. So mußte ſie ſich denn „ihr Attachement aus dem Kopf ſchlagen“ (wie man damals ſagte ſtatt: ihren Herzenstraum begraben), und eine ſtandesgemäße Ehe ſchließen.

Dies war das eine große Opfer, das ſie der Konvenienz brachte, an der ſie ſich ſpäter durch um ſo größere Nichtachtung rächte. Fleckenlos wie ihr Stammbaum blieb ihr Wandel und ihr Ruf; im übrigen aber fragte ſie nicht mehr lange nach Brauch und Herkommen und geſtaltete ſich ihr Leben nach eigenen Ideen.

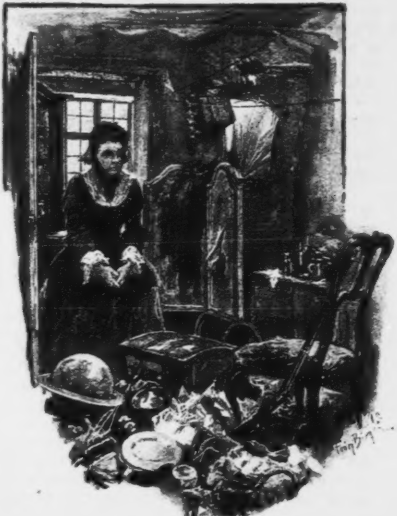
In der kleinen Stadt, wo ihr Mann Oberförſter war wollte ſie ſich zunächſt ihres Hausweſens annehmen; das ging aber nicht ſo leicht, wie ſie ſich gedacht. In der Küche iſt es nötiger als irgendwo im Leben, daß man von unten auf gedient habe. Die Mägde lachten ihr ins Geſicht, wenn ſie befahl, den Haſen zu rupfen; wenn ſie keine Butter zu Bratwürſten geſtatten wollte: „ſtupft nur hinein, ſo brät Fett genug heraus,“ oder kein Schmalz zur Suppe: „man ſchmälzt ſie ja mit Zwiebeln.“ Ihr Ehmann wollte nicht zufrieden ſein mit den Experimenten ihrer Haushaltungskunſt; ihr Herz verſtand er nicht zu gewinnen, begehrte es auch nicht; kurz die kinderloſe Ehe ward eine freudloſe und unglückliche. Es war eine Zeit, in der man Eheſcheidungen nicht ſchwer nahm. „Ich wußte bald woran ich war,“ ſagte ſpäter die Freifrau; „warum ſoll man einander plagen, wenn man es allein gut haben kann?“ So wurde die Ehe geſchieden; den Söhnen ihres Gemahls aus einer früheren Ehe blieb ſie aber ſehr zugethan und erfuhr bis zu ihrem Tod auch viel Liebe von ihnen.

Nun lebte ſie abwechslungsweiſe in den beiden Reſidenzſtädten und geſtaltete ſich ihren Haushalt nach eignem Sinn. Sie ſetzte etwas darein, eine perfekte Hausfrau zu werden, und wie ſich Friedrich der Große mehr einbildete auf ſein Flötenſpiel als auf ſeine Schlachten, ſo war auch ſie viel eitler auf ihre Haushaltungskunſt als auf ihre, für eine Dame wirklich ſeltene gelehrte Bildung, die ſie für etwas ganz Natürliches hielt.

Mit den naſeweiſen Mägden hatte ſie ſich bald überworfen; „die taugen alle nichts, ich muß Subordination haben,“ erklärte ſie und nahm gemeine Soldaten zu ihrer Bedienung, die in ihren Freiſtunden den Zimmerdienſt verſahen und die Ausgänge der Frau beſorgen mußten.

Sie hielt, wie ſie ſagte, außerordentlich viel auf Bequemlichkeit und Komfort; ihre Begriffe davon ſcheinen aber etwas eigentümlich geweſen zu ſein. Die Hälfte ihres Wohnzimmers nahm ein ungeheurer, grün glaſierter ruſſiſcher Ofen ein, den ſie nach eigner Angabe hatte fertigen laſſen, ein Ofen von vielſeitigen Fähigkeiten; er diente ihr zum Kochherd, zur Tafel, ſeine obere Fläche zum Tummelplatz und zum Wochenbett für ihre Katzen, in kalten Wintern zu ihrer eignen Schlafſtätte. Ihre Möbel waren mit Ausnahme einiger ererbter alter Prachtſtücke aus verſchiedenen Auktionen erkauft. Ein rieſenhafter Koffer diente ihr als Kleiderſchrank, Chiffonnière, Vorratskammer und Kommode, ſie zog daraus auf gut Glück Gegenſtände der verſchiedenſten Art: Hauben, Kaffeebüchſen, Zuckerſtücke, Strümpfe, hervor, bis ſie fand, was ſie brauchte. Sie behauptete, das ſei viel einfacher als die Gegenſtände an verſchiedenen Orten aufzuheben; ihre übrige fahrende Habe bewahrte ſie in Säcken auf.

Einſt kam auf ihr dringendes Verlangen eine Pfarrfrau auf Beſuch zu ihr, zu der ſie große Zuneigung gefaßt. „Schön, daß Sie kommen! liebe Frau Pfarrerin; mein Gaſtzimmer iſt



bereit, nur einige Bücher liegen darin.“ Sie öffnete die Thür beſagten Gaſtzimmers; ſiehe, da war der ganze Boden bedeckt mit Büchern im bunteſten Durcheinander! „Sehen Sie, da außen iſt ein hübſcher Schenktiſch mit Fächern, den ich geſtern in der Auktion eines Wirts gekauft habe; da laſſen ſich die Bücher prächtig einräumen. Nun leſen Sie nur aus! die römiſchen Klaſſiker beſonders, dann die italieniſchen, die engliſchen, die franzöſiſchen und die deutſchen, jede Sprache apart; ich hätt's ſchon lang gern gethan, aber die Haushaltung nimmt mich ſo in Anſpruch.“ „Herzlich gern, gnädige Frau; die deutſchen kenne ich wohl, aber wie ſoll ich die andern vier Sprachen auseinander finden?“ „O gehen Sie, das iſt nicht Ihr Ernſt! Jede gebildete Frau weiß doch, was lateiniſch oder franzöſiſch iſt. Sie thun nur ſo beſcheiden; ich würde es gern ſelbſt thun, aber ich muß doch für Ihre Bewirtung ſorgen; Sie wiſſen, das kann nur ich allein.“

Die Frau Pfarrerin hätte ſo herzlich gern ſelbſt für ihre Bewirtung geſorgt; denn die durch Selbſtſtudium erworbenen Haushaltungskünſte der gnädigen Frau, ſowie ihre Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit waren höchſt eigentümliche: den Kaffee bereitete ſie ſtets aus wenigſtens viererlei Surrogaten, für die ſie eine beſondere Liebhaberei hatte; ihr Fleiſch hob ſie auf der Bodenkammer auf, damit es durch den Zugang von Luft und Staub mürbe werde; das Mehl dagegen bewahrte ſie im Keller, weil ſich an trockener Luft leicht ein Teil davon verflüchtige; der Ort aber, wo der gleichen Temperatur wegen ihr Milchkaſten ſeinen Platz hatte, läßt ſich nicht wohl nennen. Sie bereitete ſelbſt Kartoffelzucker; die Milch aber wurde vor dem Gebrauch von ihren Katzen, die wir ſpäter noch erwähnen müſſen, abgerahmt, — ſomit gehörte nicht geringe Selbſtüberwindung dazu, ihr Gaſt zu ſein.

Die gute Frau Pfarrerin war im Schweiß ihres Angeſichts mit den Büchern fertig geworden; auf eine Ausſonderung der Sprachen hatte ſie bald verzichtet, ſie ſtellte ſie mit ihrem natürlichen Ordnungsſinn hübſch gleich nach Einband und Format in die Fächer des Schenktiſches und ſah ſich in dem bereiten Gaſtzimmer um. Nun da waren freilich Gegenſtände der verſchiedenſten Art: ein alter Globus, ein durchlöcherter Ofenſchirm, an dem altes Pelzwerk hing, entbehrliche Pfannen und Tiegel, eine Vogelflinte zur Verteidigung gegen etwaige Räuber, — nur nichts was einem Bette glich.

Die gnädige Frau erſchien wieder: „So, liebe Frau Pfarrerin, nun ſind Sie wohl ſo gütig und rufen drüben an der Kaſerne an, daß man mir zwei Soldaten ſchickt.“ Es lag etwas ſo unwiderſtehlich Gebietendes in dem Weſen der Freifrau, daß die Pfarrerin keine Gegenrede wagte und ſich zur Erfüllung des ungewohnten Auftrags anſchickte. Auch war ihr nicht unlieb, Gelegenheit zu haben, ſich einen Wecken und etwas Obſt mitzunehmen, da die Zubereitungen zum Mittagsmahl ihren Appetit nach demſelben eben nicht ſehr geſchärft hatten.

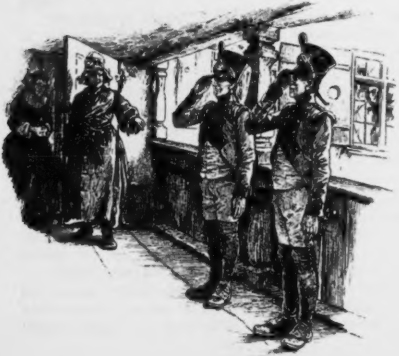
Verzagten Herzens richtete ſie bei dem wachhabenden Unteroffizier ihren Auftrag aus. „Sehr wohl!“ antwortete dieſer, der die Freifrau gut kannte.

Nach kurzer Zeit ertönte der regelmäßige Trab der Soldaten auf der Treppe und in militäriſcher Haltung, die Hand am Tſchako, mit den dummen Geſichtern, die aus unerklärten Gründen unſre gemeinen Soldaten ſo leicht annehmen, präſentierten ſich zwei Streiter fürs Vaterland zu friedlichem Dienſt.

Sie konnten ſich unter der Freifrau mit ihrer geraden ſtattlichen Geſtalt ſchon einen Hauptmann vorſtellen, da auch ihre Hauben etwas Kasketartiges hatten. „Geht auf die Bodenkammer!“ kommandierte ſie; „dort liegen zwei Säcke, die ſchafft herab!“

Während die Soldaten die ungeheuern, vollgeſtopften Säcke herbeiſchleppten, räumte die Freifrau die Beſtandteile einer Bettlade ab, die ſie indes zum Obſttrocknen benützt hatte. In ſtummem Staunen ſah die Pfarrerin zu, was da werden ſollte. „Leert die Säcke aus!“ kommandierte ihre Wirtin wieder. Ach, welch' unermeßlicher Strom unzählbarer, unbeſchreibbarer Gegenſtände quoll da hervor! Haſenſcheren und Bratſpieße, Spitzenhauben und alte Pelzmüffe, Fußſchemel, Trümmer von einem Kronleuchter, alte Hüte und Blumen, die Galauniform des ſeligen Papa Miniſters, dazwiſchen Bettſtücke und Ueberzüge. „So, liebe Frau Pfarrerin,“ ſagte mit vollkommenſter Seelenruhe die Freifrau, „nun leſen Sie ſich ſelbſt aus, was für Ihr Bett taugt! Ich muß für die Herrſchaften auftragen, nachher ſpeiſen wir ſelbſt. Ihr kommt in einer Stunde, um die Säcke wieder auf die Bühne zu tragen!“ befahl ſie der abmarſchierenden Ordonnanz.

Die Herrſchaften waren ihre Katzen, der erſte Gegenſtand ihrer Sorge und Liebe, ihre Freunde, ihre Kinder, ihre beſtändige Quelle des Ergötzens und der Bewunderung. Katzen jedes Standes und Geſchlechts, jeder Größe, jeder Farbe, jedes Alters bevölkerten alle Räume des Hauſes: blinde, altersſchwache Katzen, die das Gnadenbrot aßen; Katzenwöchnerinnen auf weichen Flaumkiſſen, die ſorgſamer gepflegt wurden als manche Menſchen-



mutter; Paradekatzen in ſeltenen Farben mit fürſtlichen Namen; gemeine Haus- und Mauskatzen, die ohne beſonderes Lager ſich auf dem Flur aufhielten. Katzengäſte, die mit der ausgedehnteſten Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurden, natürlich auch Katzenmuſiken waren ihr Zeitvertreib und ihr Erſatz für das frühverlorene Herzensglück. Sie machte Spaziergänge in den Garten mit langen Zügen ihrer Katzen; ſie ſtellte an den Geburtstagen der auserleſenſten beſondere Feſte an und bereitete ihnen Leibgerichte; ſie zerſchnitt ihre beſten Shawls, um die Katzen an den Streifen tanzen zu laſſen; ja, was faſt wie Blasphemie klingt, ſie zündete ihnen um Weihnachten kleine Bäumchen an, mit friſchen Bratwürſtchen behangen, die ſie, wenn die Lichter abgebrannt waren, herabzupfen durften.

Den Katzen wurde immer zuerſt aufgetragen; demungeachtet wohnten die vornehmſten unter ihnen, der eigentliche Hofſtaat der Freifrau, noch ihrer Mahlzeit bei und nahmen ihr und den Gäſten die beſten Biſſen vom Munde; wer aber gewagt hätte, einer der Beſtien einen Tritt zu geben, der hätte es mit der Freifrau für immer verdorben gehabt.

Lange konnte es die Pfarrerin in dieſem Katzenparadies nicht aushalten; aber ſie mußte beim Gehen verſprechen, ihren Auguſt während des Landexamens bei der Freifrau wohnen zu laſſen. Dieſe ging viel lieber mit Knaben als mit jungen Mädchen um: „kein Stahl in den Dingern,“ meinte ſie verächtlich.

Trotz der Katzenmahlzeiten hatte die Frau Pfarrerin viel Güte und Freundlichkeit bei der Freifrau erfahren; ſie dachte, ein Aufenthalt dort könne für Auguſt nur nützlich ſein, und um die Gaſtfreundſchaft dankbar zu erkennen, ſtrickte ſie der gnädigen Frau einen Retiküle (zu deutſch Schaffbeutel genannt) nach neueſter Mode. Ein ſolcher Retiküle war ein kleines Kunſtwerk; er war von dunkelblauer Wolle und ſtellte eine Traube vor, oben waren Rebenblätter von grüner Wolle angeſtrickt. Die gnädige Frau nahm das Geſchenk freundlich auf, obgleich ſie ſchöne Arbeiten verachtete und wenig auf Putz hielt.

Einſt kam ihr Bruder und nötigte ſie, nur auch einmal wieder zu Hofe zu gehen, die Herzogin ſelbſt habe nach ihr gefragt. „Laß mich in Ruhe!“ bat ſie; „ich habe nicht Zeit zu dergleichen Geſchichten, ich will nichts mehr von der Welt.“ „Aber du biſt deinem Stand und deinem unbefleckten Ruf ſchuldig, dich öffentlich zu zeigen; du weißt, wie leicht eine geſchiedene Frau falſch beurteilt wird.“ „Das iſt wahr, die Freifrau v. G. darf ſich zeigen,“ ſagte ſie mit Selbſtgefühl; „aber — die Geſchichte wird ſehr unbequem ſein.“ „Nun, Toilette mußt du natürlich machen,“ ſagte er, lächelnd ihre überaus kunſtloſe Erſcheinung betrachtend; „ich werde dir die Kammerjungfer meiner Frau ſchicken; haſt du noch ein präſentables Kleid?“ „Verſteht ſich,“ ſagte ſie mit Selbſtgefühl, „ein graues Stoffkleid und eine Toque mit Straußenfedern von meiner erſten Präſentation bei Hofe her.“ „Wird freilich etwas außer Kurs ſein,“ meinte der Bruder; „doch wird es immerhin gehen, du haſt eine gute Figur.“

Es wurde ein Wagen beſtellt und die Kammerjungfer kam an, nicht wenig entſetzt über den chaotiſchen Zuſtand des Hauſes und über das Katzenheer, das ſie umſchnurrte. „Wie wollen gnädige Frau friſiert ſein?“ fragte ſie, als ſie die Dame endlich mit Glück dazu gebracht hatte, vor einem Spiegel niederzuſitzen: „à la chignon oder à l’Andromaque?“ „A la Pudel,“ ſagte lachend die gnädige Frau, als ſie zum erſtenmal ſeit Jahren wieder in den Spiegel ſchaute und ihr mehr als ſtruppiges Haar anſah, das ſie gewöhnlich morgens nur unter die Haube ſchob; „thun Sie damit, was Sie wollen, nur daß die Komödie bald aus iſt; die Prinzeſſin wird ungeduldig.“ Die Prinzeſſin nämlich war die große geſtreifte Katze, die, etwas ungnädig ſchnurrend, mit erhobenem Schwanze ihre Dame umkreiſte, verwundert über das ungewohnte Schauſpiel.

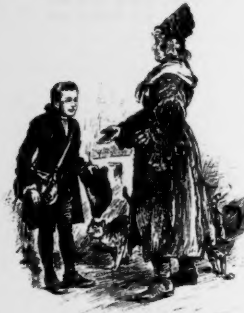
Endlich waren die Haare in etwas gebändigt; nun fragte ſich, wo das berühmte Stoffkleid zu finden ſei. Die Soldaten wurden wieder mit den Säcken kommandiert, alle Kiſten und Kaſten durchſucht, am Ende ſelbſt die geheiligten Betten der

Katzen — vergeblich. Endlich ſah man den Fürſt Menzikoff, einen glänzenden ſchwarzen Kater, an etwas zerren, das hinter der Mehltruhe vorhing, die aber, da das Mehl im Keller aufbewahrt wurde, als Waſchbehälter diente. „Das iſt ja der Aermel von meinem Stoffkleid!“ rief die Dame und zog es vollends hervor, natürlich nicht in hoffähigem Zuſtande. Die Kammerjungfer that ihr Möglichſtes, es noch präſentabel zu machen, fand aber dennoch die Erſcheinung der Freifrau „horrible“, die, ihrerſeits vollkommen befriedigt, zu Hof fuhr, und mit ihrer militäriſchen Haltung ſchnurgerade durch die Reihen der erſtaunten, kichernden Hofdamen ſchritt, bis zu der Herzogin, die allein nicht lachte und ſie mit ihrer gewohnten Anmut empfing. Uebrigens blieb dieſe Präſentation die letzte; der Bruder verſuchte nicht mehr, ſie zu einer weiteren zu bewegen.

Auguſt kam an zum Landexamen, mit allerlei ehrfurchtsvollen Vorſtellungen von der gnädigen Frau. All ſeine Ideen wurden aber von der impoſanten Erſcheinung der Freifrau übertroffen. Geſchmierte Mannsſtiefel, die bis über das Knie reichten, bildeten ihre Fußbekleidung; ihre majeſtätiſche, mannshohe Geſtalt umwallte ein alter Kirchenrock, den ſie als bequemſtes Hauskoſtüm in einer Auktion erſtanden hatte, umgürtet mit einem Strick, in dem ein Schlüſſelbund und ein großes Küchenmeſſer hing. Auf ihrem Haupte thronte ſtatt der Haube der traubenförmige Schaffbeutel; das grüne Rebenlaub hing auf beiden Seiten über die Ohren herab.

„So, grüß' dich Gott, Auguſt! ſchön, daß du kommſt,“ redete ſie den Knaben an, der in ſtummem Erſtaunen vor ihr ſtand; „geh' nur ins Zimmer, ich habe noch zu thun; unterhalte dich indeſſen mit Graf Soiſſons!“ „Auch noch ein Graf! wie wird erſt der ausſehen?“ dachte der Knabe mit verzagtem Herzen und ging ſachte hinein; ſah aber niemand, nur etliche Individuen der Katzenbevölkerung, über deren Mitglieder er bereits auf der Treppe geſtolpert war. Nach einer Weile kam die Freifrau mit Erfriſchungen. „Nun, haſt du dich gut mit dem Herrn Grafen unterhalten?“ „Iſt keiner da,“ ſagte lakoniſch der immer noch verblüffte Auguſt. „Siehſt du ihn nicht dort auf dem Sofa, wie ſcharmant er ſich benimmt?“ Auf dem Sofa aber machte eine graue Katze abenteuerliche Purzelbäume.

Auguſt fühlte ſich ganz in ein Märchenreich verſetzt: die Freifrau in ihrem abenteuerlichen Aufzug; das Katzenvolk, dem hier Menſchenrechte eingeräumt waren; der wunderliche, gemiſchte Hausrat in der fabelhaften Unordnung — alles war geheimnisvoll, märchenhaft, und es rieſelte ihm kalt den Rücken hinauf beim Gedanken, daß er nun vielleicht auch demnächſt in einen Kater mit gräflichem Namen verwandelt werde. Das geſchah aber nicht; die Freifrau blickte viel zu treuherzig und gutmütig drein, um eine böſe Fee vorſtellen zu können und gebärdete ſich in manchen Stücken wieder wie andre Menſchen.



„Deine Mutter hat mir eine gute warme Haube geſtrickt,“ ſagte ſie zu ihm, auf ihre erhabene Kopfbedeckung deutend.

„Das iſt keine Haube, es iſt ein Retiküle," wagte er ihr zu erwidern.

„Was Retiküle! ich trage es, wie mir's bequem iſt; du mußt wiſſen, ich verſtehe mich auf Komfort."

Als er am erſten Tag aus dem Schwitzbad des Landexamens zurückkehrte, kam ihm die Freifrau entgegen: „Gib dein Argument her!" befahl ſie. Reſpektvoll überreichte er ihr ſein Konzept, obwohl er ſich nicht vorſtellen konnte, was eine Frau mit einem Argument zu thun haben könne. „Du haſt einen pommerſchen Schnitzer gemacht!" rief die gnädige Frau, und es war leider ſo, der Schnitzer brachte ihn um etliche Mann weiter hinunter. Das war doch wieder beinahe feenhaft, daß eine Frau ſeine Schnitzer erriet!

Sie befreundeten ſich aber gut zuſammen und zum Abſchied verehrte ihm die gnädige Frau noch einen kalten Rehbraten, den ſie unter ihrer Bettlade vorzog. Auguſt, obwohl ein beſcheidener Jüngling, hatte keinen ſtarken Appetit dazu; machte aber im Eilwagen viel Glück bei ſeiner Reiſegeſellſchaft mit dem Rehziemer, den er ſehr freigebig anbot.

Die Freifrau hatte übrigens immer eine offene Hand für andre, wo es gelang, ihr Herz anzuregen; bei allem Bewußtſein ihrer vornehmen Herkunft doch keine Spur von Rangſtolz und viel Sinn für Freundſchaft. Wenn ſie guter Laune war, konnte man ſich vortrefflich mit ihr unterhalten. Freilich wurde ihre Güte auch oft mißbraucht, und ſie wurde dadurch ſcheu und mißtrauiſch.

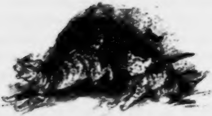
Sie ſtarb nach kurzem Krankenlager, nicht volle ſiebenzig Jahre alt. Juſtinus Kerner erzählt, „daß, als bei ihrem Leichenbegängnis der Sarg auf dem Friedhof niedergeſetzt wurde, zwei große Katzen unter demſelben hervorgeſprungen ſeien und ſich unter den Gräbern verloren."

Ihre größte Sorge war für die Zukunft ihrer Katzen geweſen. In ihrem Teſtament hatte ſie, neben vielen Legaten für Arme, für gute Freunde und Bekannte, auch eine bedeutende Summe für die Verpflegung ihrer Katzen ausgeſetzt; das

Teſtament aber wurde, ich weiß nicht aus welchen Gründen, umgeſtoßen.

So iſt denn das fernere Schickſal all der Prinzen und Prinzeſſinnen, Fürſten und Grafen, denen ſie ein ſo ſüßes Los bereitet hatte, in geheimnisvolles Dunkel gehüllt:

Und keine Kunde ward vernommen
Von ihrem Zug,
Und keiner iſt zurückgekommen,
Der Botſchaft trug.



V.

Ein fröhlich Gemüt.

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus.

Goethe.

Geſegnet ſeien die Fröhlichen, und geſegnet ſei vor allen das Andenken der Frau Lene Gutsmuths! Ihr fröhliches Herz und ihre hellen Augen haben mancher Seele wohlgethan.

Es iſt durchaus nicht guter Geſchmack, den Perſonen in einer Geſchichte ſo gar paſſende Namen zu geben, und wenn ich in dem roten Buch, das meine Kindheit erheiterte, unter andern ſchönen Sachen las: „Herr Frühauf führte ſeinen Namen mit Recht, denn er ſtand alle Morgen um vier Uhr auf,“ oder: „Hehlemann ſtahl ſelber nicht, aber er verhehlte alles, was andre geſtohlen hatten,“ ſo fand ich damals ſchon unwahrſcheinlich, daß ſie gerade dieſen Familiennamen geführt, weil doch ſchwerlich ſchon der älteſte Urvater des Hehlemann Diebshehler geweſen war. Ein guter Mut aber iſt ſchon eher eine erbliche Eigenſchaft, und wenn Frau Gutsmuths mehr Anſpruch auf ihren Namen hatte als ihr Mann, dem er angeboren war, ſo dürfen wir das für eine ergänzende Fügung des Geſchicks anſehen.

Ein leichter heiterer Sinn ſcheint manchem eine bedenkliche Mitgabe, da man annimmt, er ſei zum voraus als Schutzwaffe gegen künftige ſchwere Schickſale beſchieden, und wie Lenchen als ſiebenjähriges Kind die Leiche ihrer Mutter mit Blumen ſchmückte und unter Thränen lächelnd zu der teilnehmenden Nachbarin ſagte: „Gelt, die Mutter ſieht ſchön aus? und ſie kommt auch in Himmel, wo's ganz ſchön iſt und ſie iſt ſo vergnügt,“ da ſeufzte dieſe: „O du armes Kind, wirſt den guten Mut noch wohl nötig haben!“ Sie hat ihn noch nötig gehabt; aber ſie hat ihn ihr Leben lang mit Dank erkannt als eine köſtliche Gottesgabe.

Der Vater der kleinen Lene, ein ſtädtiſcher Beamter, war ſchon vor der Mutter geſtorben und das Erbe ſehr, ſehr unbedeutend. Verwandte genug; die nächſten verſammelten ſich, um Familienrat über das Waislein zu halten: eine Couſine des Vaters, die Frau Geheime Oberfinanzrätin Fröbel, Herr Kommerzienrat Gick aus Klotzingen, deſſen erſte Frau eine Halbſchweſter des Vaters geweſen war, und der Schultheiß Butterbeck mit Frau, ein Stiefbruder der ſeligen Mutter. Die Frau Geheime Oberfinanzrätin erklärte, daß ſie ſchon zu viel in Anſpruch genommen ſei, um ſich mit dem Kinde zu befaſſen; auch müßte ſie doch auf ganz verſchiedenem Fuße neben ihren Töchtern erzogen werden, was ſeine Inkonveniencen hätte. Der Herr Kommerzienrat zeigte ſich ſehr verwundert über die Ehre, die man ihm erwieſen, ihn zu Rate zu ziehen, da die Verwandtſchaftsanſprüche der Kleinen an ihn ja längſt abgeſtorben ſeien; er als älterer Mann könne ſich natürlich nicht des Kindes annehmen, doch ſei er im äußerſten Notfall zu einem kleinen Koſtgeldbeitrag bereit.

Endlich meinte die Tante Schultheißin, ſie wolle es mit der Kleinen verſuchen und ſie zu ſich nehmen. Frau Oberfinanzrätin äußerte gegen den Vormund: „Die Frau ſei doch zu ungebildet, um ihr die Erziehung eines Mädchens zu überlaſſen!“ Da aber keine der gebildeten Baſen und Tanten ſich in der Lage fand, das Kind ohne Koſtgeld zu übernehmen, ſo blieb keine andre Wahl. Lenchen wurde der Tante Schulzin übergeben mit verſchiedenen Andeutungen an dieſe, wie ſie ſich dies Vertrauen zur Ehre ſchätzen müſſe, und allerlei Anleitungen zu ihrer zweckmäßigen und gebildeten Erziehung.

Frau Schulzin beantwortete ſämtliche Andeutungen und Inſtruktionen mit einem trockenen: „Iſt ſchon recht!“ und zog mit der kleinen Pflegbefohlenen ſamt ihrem leichten Koffer ab.

Lenchens Los hätte leicht ſchlimmer fallen können als bei der Tante Schulzin, und ſie hat das bis zu ihrem Tod dankbarlich anerkannt. Landluft durfte ſie einmal in reichem Maße genießen, auch zu eſſen bekam ſie genug,

Aber fragt mich nur nicht wie?

In den Künſten einer feinen Küche war Tante Schulzin nicht erfahren und hielt nichts darauf; wenn nur große Stücke Fleiſch auf dem Tiſch ſtanden und Schüſſeln mit mannhaften Knödeln; eine Suppe, darauf ein ſchwarzes Meer von Fett ſchwamm: ſo dünkte ihr die Mahlzeit vortrefflich beſtellt. Lenchen verſicherte gar oft in ſpäteren Zeiten, wo es manchmal knapp bei ihr zuging, wie ſie der Koſt der Tante Schulzin zweierlei verdanke: „Erſtens habe ich alles gut genug gefunden, auch das Geringſte, wenn's nur ein klein wenig ſorgfältiger gekocht war; und zweitens, wenn mich's noch ſo ſehr hungerte, durft' ich zu meinem trockenen Brot nur an die dickgeſchmälzte Suppe und an die fetten Stücke Keſſelfleiſch denken, die es am Schlachttag bei der Tante gab, ſo war ich ſchon überſatt.“

Die Schule kam der Tante als ein ziemlich unnötiger Luxus für das arme Kind vor. „Wenn die ihren Katechismus beten kann und einmal den Hauskalender einſchreiben, ſo weiß ſie überflüſſig genug; zu rechnen wird ſie ihr Lebtag nicht viel haben.“ So zeigten denn die Schultabellen von der kleinen Lene eine Menge „Verſäumnis wegen häuslicher Geſchäfte“ und bei der Viſitation beſtand ſie niemals glänzend. Aber doch kam ſie zur Not durch; ſie hatte ſo gar gutmütige Augen, und wenn der Lehrer beim Ueberhören endlich ungeduldig fragte: „Nun, Lenchen, wie heißt's weiter?“ ſo ſchaute ſie ihn ſo treuherzig an und verſicherte ernſtlich: „Ja, wenn ich's nur ſelber wüßt', ich thät's Ihnen ja gern ſagen," daß er lachen mußte und nicht ſtrafen konnte. Sie war der allzeit hilfreiche Genius ihrer Mitſchülerinnen: den Armen gab ſie ihr Veſperbrot, andern wuſch ſie die Tintenflecke aus den Kleidern, ſuchte ihnen verlorene Bälle und holte vergeſſene Bücher. Dafür halfen dieſe gern den Lücken ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung nach, die wirklich hier und da noch hinter den beſcheidenen Forderungen der Dorfſchule zurückblieb.

Daheim hatte ſie freilich nicht die mindeſte Zeit für Schularbeiten; denn die Tante erwarb ſich große Verdienſte um das Menſchengeſchlecht dadurch, daß ſie die Welt jedes Jahr mit einem neuen Mitglied, in guten Jahrgängen auch mit zweien zugleich bereicherte. Das Ereignis wurde ſo ganz in den gewöhnlichen Jahreslauf mit aufgenommen, daß die Nachbarſchaft es vollkommen in der Ordnung fand, alle Jahre ein kleines Geſchöpf weiter um Lenchen herumkrabbeln zu ſehen, wenn dieſe im Frühling mit den erſten Gänſeblümchen auf den großen Grasplatz hinter dem Hauſe zog, um allda die jungen Enten und Gänſe nebſt den hoffnungsvollen Sprößlingen des Hauſes zu hüten.

Es war keine Kleinigkeit, ihre verſchiedenen Unterthanen hier zu überſehen und im Zaume zu halten, namentlich die mutwilligen Kleinen vor der Gansmutter zu ſchützen, die beſtändig mit ausgeſtrecktem Kragen im Verteidigungszuſtand begriffen war; daneben die Größeren zu hüten, daß ſie nicht in den Ententeich purzelten, und die zwei Kleinſten im Wägelchen zu beaufſichtigen, die in verſchiedenen Tonarten ſchrieen und einander gegenſeitig aufweckten und ſich mit den kleinen dummen Händlein im Geſicht herumkrabbelten.

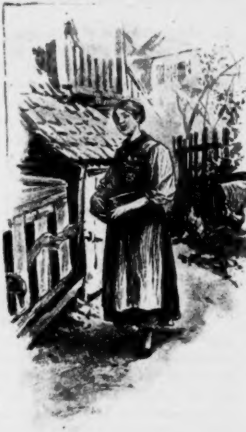
„Das war ein Ernſt," erzählte ſie oft noch mit herzlichem Lachen, „eine koſtbare Schule; ſo arg konnte ſpäter kein Trubel mehr ſein wie der." Die Tante hielt ſie dabei nicht ſchlecht; ſie bekam große Stücke ſchwarz Brot mit auf dieſe Hirtenfahrten und abends Moſt; nur wurde erwartet, daß ſie neben dem

Kinderhüten auch noch blaue Strümpfe ſtricke, die in anſehnlicher Zahl konſumiert wurden. „Das war wirklich ſchwierig,“ verſicherte ſie; „aber die Not macht witzig; ich kam auf allerlei ſcharfſinnige Erfindungen. Das ſah ich bald, daß die alte Gans allein Manns genug war, ihre Jungen zu hüten; unſres Nachbars Fritz, dem ich einmal ſeine Hoſen geflickt, machte mir eine Einzäunung für ſie; da konnte ſie den Kragen herausſtrecken nach Herzensluſt. Meinen kleinen Kindern ſang und pfiff ich, ſo lang ich ſtrickte, oder ſchob das Wägelchen mit dem Fuß hin und her; manchmal ließ ich ſie auch ein bißchen ſchreien, eingedenk des mütterlichen Zuſpruchs der Tante: ‚Schrei du nur! ſo lang d'ſchreiſt, ſo lang lebſt.‘ Für die Großen hatte ich allerlei Unterhaltungen; eine beſonders machte viel Glück; ich hob gelegentlich alle alten Papierſtückchen auf und nähte ſie zu einem ungeheuer langen Schweif zuſammen, den ich hinten an meine Zöpfe band; da durfte dann jedes ein Stückchen abreißen, bis er zu Ende war; dann machte ich ihnen weis, ich könne keinen neuen Schwanz mehr machen, wenn ſie nicht alle Stückchen wieder ſorgfältig zuſammenleſen würden. Ich kann's nicht ſagen, wie viel mir der Papierſchweif erleichtert hat. So oft die Tante befahl: ‚So, Lene, kannſt gehen und das Volk mitnehmen,‘ fragten allemal die kleinen Buben: ‚Mit dem Schwanz, Lenchen, gehſt mit dem Schwanz?‘ und wenn das geſchah, war's eine beſondere Feſtlichkeit. Es waren freilich neben allem Drangſal meine goldenſten Tage, die ich mit der kleinen Herde im Freien zubringen durfte. An Regentagen oder Winters ging's in der Stube oft arg her, und wenn der Lärm zu groß wurde, war keines vor einem Puff der Tante ſicher. Ich bekam manchen unſchuldig; es that ihr nachher leid, doch meinte ſie: ‚Haſt's diesmal nicht verſchuldet, ſo wird's ein andermal geweſen ſein oder iſt's für ſpäter gut.‘“

„Geduld habe ich gelernt in dieſer Schule,“ gab Lenchen zu, „und ſonſt noch allerlei; wäre aber doch ſchlimm geweſen, wenn ich in keine andre gekommen wäre. Denn mit der Ordnung nahm man's nicht genau und ſparen lernte man noch weniger; in Ermanglung eines Schnupftuchs nahm man oft den Leintuchzipfel und bewahrte dürres Obſt in einer ungewaſchenen Bettziehe auf; wenn die Aepfel haufenweiſe verfaulten oder das Gemüſe im Keller verdarb, ſo nahm das die Tante nicht ſchwer: ‚Auf den Düngerhaufen iſt's alleweil noch zu brauchen und kommt ſo dem lieben Feld wieder zu gut,‘ oder: ‚Dem Schwein iſt's auch zu gönnen, wenn's was Gutes kriegt; iſt ja auch ein Hausgenoſſe.‘“

Lene blieb aber heiter und guten Muts. Zu ihrem fröhlichen kleinen Herzchen war ihr eine ſangreiche Kehle verliehen, die ihr und der Kinderſchar über manche drangvolle Stunde hinüber half. Die Familienchöre waren oft ergötzlich zu hören, bei denen Lenchen ſich vergeblich bemühte, einigen Takt hineinzubringen; die kleinen Kreaturen wollten eben mitſchreien, je lauter, je beſſer. Die Schulzin rechnete ſich Lenchens Heiterkeit zum beſonderen Verdienſt an, und wenn die Mägde mit der gewöhnlichen Verachtung des Volks gegen Unbemittelte ſagten: „Jetzt ſingt die wieder! möcht' nur auch wiſſen, für was die ſingt und pfeift, die überall nichts hat!“ ſo ſagte die Frau ſelbſtgefällig: „Ei, gönnt ihr das Singen! da iſt gut ſingen, wenn ein Waislein ſo gut unterkommt und bei ſolcher Koſt!“ Als eine beſtändige Zeugin ihres Edelmuts wurde auch Lenchen gar wohl d'ran bei ihr. Die Leute verzeihen einem vieles leichter, als den Gedanken, daß man nicht gern bei ihnen ſei. Da Lenchens Geſchäfte, auch als ſie allmählich zur Lene avancierte, ſo gar proſaiſcher Natur waren, ſo konnte ſie ihre Muſikſtücke eben nicht immer harmoniſch dazu wählen, und ſie wurde vielfach ausgelacht, daß ſie einmal, während ſie einen Schinken in Rauch hängte, geſungen habe: „Du, du liegſt mir im Herzen,“ und unter dem Gänſeſtopfen: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb.“ Sie ließ ſich das gefallen und ſagte gutmütig: „Ei was, eine Gans iſt auch eine Kreatur Gottes; wer weiß, ob's dem armen Vieh nicht ſeine Drangſale erleichtert, wenn man ihm ein bißchen dazu ſingt.“

Allzulang aber ſollte das gute Kind nicht bei den Fleiſchtöpfen der Tante Schulzin bleiben. Onkel Kommerzienrat hatte ſeine geliebte Gattin verloren, die er, mit der ſichern Ausſicht auf dieſen ſchmerzlichen Fall, vor zwanzig Jahren als ſechsundfünfzigjährige Witwe geheiratet hatte. Seine alte Hausmagd konnte durchaus mit keiner zweiten Perſon auskommen und doch ſollte für Notfälle noch jemand im Haus ſein, damit die Kaſſe nicht unbewacht bleibe. Als glückliches Auskunftsmittel fiel ihm nun ſein verwaiſtes Nichtchen ein. Er brachte den Plan der Katharine in möglichſt ſchonender Weiſe bei und ſchilderte das Kind, das er lange nicht mehr geſehen, als äußerſt ſchmächtig und unbedeutend, um ſeine Aufnahme leichter zu erlangen. „Ei, was denken Sie, ſo eine leibarme Kreatur!“ ſchrie Katharine, „das iſt kein Schutz für die Kaſſe; ſo eins thut man ab ums Umſehen, und im Geſchäft iſt's auch kein Nutzen; im Eſſen vollends, da ſind ſo dürre, ſchmächtige Leute die ärgſten.“ — „Ich glaube, es wird etwas erſtarkt ſein,“ ſagte jetzt begütigend Herr Gick; „es war indes bei der Schulzin in Malzen, ihrer Tante mütterlicherſeits; da wird ſich's herausgegeſſen haben.“



„Ja, und einen ſchönen Appetit bekommen haben," warf Katharine wieder ein; „da können Sie zuſehen, wie Sie die füttern."

Der Antrag ging aber dennoch durch und Lenchen wurde zum Onkel Gick berufen. Das galt in der ganzen Familie für ein äußerſt günſtiges Ereignis, da man als natürlich annahm, daß ſie der Onkel einſt ins Teſtament einſetzen würde. Die ganze Familie ſchwebte nämlich in beſtändiger peinlicher Ungewißheit wegen dieſes Teſtaments, und hielt es jedenfalls für beſſer, wenn eine Verwandte um den Onkel ſei, als die allgefürchtete Katharine allein.

Tante Schulzin entließ ihre treue Kinderwärterin ſehr ungern und fand es höchſt ungerecht, daß man ihr das Mädchen nehme nun, da es eben anfange, etwas nütze zu ſein, nachdem ſie es „aus dem Gröbſten herausgearbeitet und mit der größten Mühe aufgezogen habe". Aber ſie war zu gutmütig, dem Kind vor ſeinem Glück, der möglichen Erbſchaft des Onkels, zu ſtehen; auch teilte ſie den Familienhaß gegen die alte Magd und war der Meinung, daß man dieſer um jeden Preis die Erbſchaft entreißen müſſe.

So zog denn Lenchen nach recht ſchmerzlichem Abſchied von der Schulzenfamilie ab und in ihre neue, etwas trübſelige Heimat ein. „Ein bißchen Heimweh hatte ich wohl," erzählte ſie von dieſem Zeitpunkt; „ich fürchtete die Katharine, und es that mir ſchrecklich ahnd um die Kinder. Aber hier war alles ſo hübſch ſäuberlich geputzt und aufgeräumt; wenn mir das auch zuerſt unbequem und ungewohnt war, ſo lernte ich es doch bald, und es war mir wohl dabei. Auch war der Onkel ſo gar komiſch; er hatte einen Schlafrock aus oſtindiſchem Zitz, den er vor zwanzig Jahren in einer Auktion in Amſterdam erſtanden; der war gar zu unterhaltend; es waren Elefanten und Kameltiere darauf, Mohren und Palmbäume. Ich entdeckte alle Tage etwas Neues auf dieſem Schlafrock, den Katharine mit Stückchen von modernerem Urſprung im Stand erhielt. Dazu trug er morgens eine leinene Schlafhaube; es war zu nett, ich hätte viel gegeben, wenn ich jemand gehabt hätte, um mit mir zu lachen; aber es kam niemand, und als mich die Katharine einmal allein lachen ſah, ſo drohte ſie, daß mich die jungen Adler noch freſſen werden, wenn ich meinen Onkel verſpotte.“

Obwohl nun Lene keineswegs das dürftige, ſchwächliche Perſönchen war, als das ſie der Onkel dargeſtellt hatte, ſondern ein blühendes, geſundes Mädchen, bei der die mannhafte Nahrung der Tante wohl angeſchlagen hatte, ſo erwies ſie ſich doch als anſpruchsloſe Hausgenoſſin, und ihr unverwüſtlicher Frohſinn gewann zuletzt ſelbſt die ledernen Herzen des Onkels und der Katharine.

„Ich hätte es nicht ausgehalten,“ meinte ſie ſpäter, „in der großen Einſamkeit und Trübſal, wenn ich mir nicht immerfort wie eine verwünſchte Prinzeſſin und der Onkel wie ein alter Zauberer vorgekommen wäre. Da unterhielt ich mich viele Stunden lang mit den allerſchönſten Begebenheiten, die geſchehen könnten; iſt aber kein Ritter gekommen, der mich fortgeführt hätte.“ Sorgfältige Küche konnte ſie hier lernen; denn der Onkel verſicherte ſie fortwährend, es ſei gar keine Kunſt, mit vielem gut zu kochen; aber mit wenigem eine feine Tafel herzuſtellen, darin zeige ſich die geſcheite Köchin. Dazu erzählte er eine lehrreiche Geſchichte von dem Leibkoch eines preußiſchen Königs, der aus alten Glacéhandſchuhen ein vortreffliches Ragout bereitet habe. Katharine that auch wirklich ihr möglichſtes, und Lene hatte Gelegenheit, praktiſche Vergleichungen anzuſtellen, ob Qualität oder Quantität der Koſt von weſentlicherer Bedeutung ſei; ſie blieb übrigens auch bei ſchmalen Rationen blühend und geſund.

Gegen ihre Fröhlichkeit hatte der Onkel juſt nichts einzuwenden; nur den hüpfenden Gang mußte ſie ſich abgewöhnen, weil er die Schuhe abnütze; da aber das Singen höchſtens die Kehle abnutzt, ſo ließ er das gern paſſieren. Freilich war das gute Kind in dieſem verzauberten Schloſſe nicht allzeitig ſingluſtig geſtimmt; ſo oft aber ihre helle Stimme erklang, ſo ſagte der Onkel, recht wohlgefällig über ſeine eigene Generoſität: „Ja, ja, ſie darf ſingen, ſo oft ſie will.“

Katharine hatte das allezeit dienſtwillige und zufriedene Lenchen zu ihrer eigenen Verwunderung in Wahrheit lieb gewonnen; aber die ſteigende Zuneigung des Onkels zu dem Kinde wurde ihr doch gar zu bedenklich. — Sie hatte ihn ſchon einmal in einer einſamen Stunde das Teſtament wieder durchleſen ſehen, das doch längſt beſiegelt und unterſchrieben in ſeiner Kaſſe deponiert lag; dieſe Gefahr mußte um jeden Preis beſeitigt werden.

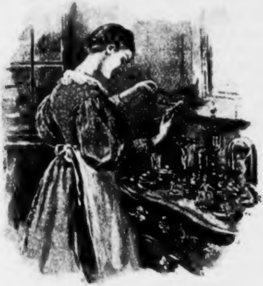
Sie begann allmählich dem Onkel beizubringen, wie es doch koſtſpielig ſei, ſo ein junges Mädchen zu erhalten, auch wenn ſie keinen Lohn bekomme, und wie wenig ſie dagegen nütze. Sie hatte einen ausgezeichneten Fund gethan: eine ſimpelhafte Perſon, die gegen ein Honorar von zwei Stücken Brot täglich alles erforderliche Holz und Waſſer ins Haus tragen würde: „Und das nützt mich eigentlich viel mehr als die Jungfer Lene, wo's not thäte, daß ich ſie noch bediene; das bißchen Kochen und Zimmerbeſorgen kann ich ſelbſt, Flicken auch zur Not; aber zum Waſſerholen gehen mir die Kräfte aus, und dritthalb Perſonen für einen einzigen Herrn zur Bedienung, das wäre ja himmelſchreiend.“ — „Aber dann iſt's doch ein vernünftiger Menſch,“ ſtellte etwas ſchüchtern der Gebieter vor. — „Ei was vernünftig! ich bin auch kein Amphibium; ich ſehe gar nicht ein, zu was wir noch mehr Vernunft im Hauſe nötig haben. Was bei uns zu denken iſt, das können Sie und ich ganz kommod verrichten; noch ein weiterer Verſtand iſt überflüſſig. Sie glauben nicht, was ſo ein junges Mädchen nur an Wäſche koſtet.“

Trotz all dem wäre der Onkel ſchwer dazu gekommen, ſich von dem Kinde zu trennen, wenn nicht das Schickſal beſchloſſen hätte, Lenchen immer höher in der Familie zu führen.

Die Frau Baſe Geheime Oberfinanzrätin, die ſchon mit allen Branchen von Dienſtboten aus den verſchiedenſten Kreiſen: Laufmädchen, Zimmermädchen, Zimmerjungfern, Köchinnen, Haus-

und Kammerjungfern, zahlreiche Verſuche angeſtellt hatte, erinnerte ſich in einer Magdnot gnädig der kleinen verwaiſten Nichte, die indes wohl groß geworden war, und beſchloß, einen neuen Verſuch mit dieſer zu machen.

Nach allerlei gegenſeitigen Unterhandlungen begriff der Onkel ſeine Pflicht, das Kind in ein Haus zu laſſen, wo ſie ſo reiche Gelegenheit zur Ausbildung hätte, und Lenchen ſah ſich wie mit einem Zauberſchlag aus dem nüchternen, beſchnittenen Haushalt des Onkels in die elegante Umgebung der vornehmen Frau Couſine verſetzt, wo alle Etagèren, Konſoltiſchchen und Kommoden mit zierlichen und unnötigen Gegenſtänden bedeckt waren, und man bei jeder Bewegung befürchten mußte, irgend eine Koſtbarkeit herabzuſtoßen.



Lenchens Beruf war ein ſehr mannigfaltiger; zunächſt hatte ſie die Zimmer in Ordnung zu halten, die tauſend und aber tauſend Kleinigkeiten abzuwiſchen: porzellanene Schäfer und

Rokokodamen, geſchmückte Federn und unbrauchbare Schreibzeuge, Stachelſchweine mit Zahnſtochern geſpickt, Ringteller und Armſpangenhalter, dazwiſchen ein Kruzifix und eine Bonbonnière in ſchöner Eintracht beiſammen.

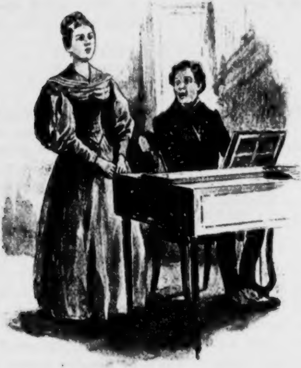
Es brauchte diesmal eine Weile, bis Lenchen ſich in den neuen Ton und die ungewohnte Umgebung gefunden hatte. Nicht einmal die Benennungen der Zimmer und Möbel konnte ſie recht behalten, nannte den Salon Viſitenſtube, das Boudoir Hinterſtübchen und die Etagère Glaskaſten. Als ſie einſt beſchäftigt war, die Frau Couſine zu friſieren, hörte dieſe Beſuche draußen: „Schnell, Lene, weiſ' ſie ab," befahl ſie; Lenchen ging eilig hinaus, wußte aber nicht, wie ſie's mit dem Abweiſen machen ſolle. „Die Wahrheit iſt das Beſte," dachte ſie und bat: „Spazieren Sie nur zu, meine Frau Bas läßt ſich gerade anziehen, ſie wird bald fertig ſein." Welcher Mißgriff und welch ungebildete Ausdrucksweiſe! Die Frau Baſe erſchien nach einer Viertelſtunde mit ſonnenklarem Geſicht, dahinter niemand die Zorneswolken ahnte, welche ſich in halblauten Worten über Lenchens unſchuldiges Haupt entladen hatten, die ſich von nun an die „Frau Bas" gänzlich abgewöhnen mußte.

Nach und nach lernte Lenchen begreifen, und wurde brauchbarer gefunden als viele ihrer Vorgängerinnen; doch geſtand ſie oft, daß hier ihr guter Mut in der größten Gefahr geſchwebt habe. „Ich habe eben nicht hergehört, ich konnte keine Liebe faſſen zu den vielen ſchönen Sachen, die mir anvertraut waren, wegen ihrer großen Unnot. Wenn ich nicht hätte wieder ſo viel lachen müſſen über die überflüſſigen Umſtände, welche die Leute mit ſich und mit ihren Sachen machten, und wenn ich nicht gedacht hätte, es ſei Gottes Wille, daß ich jetzt wieder ein neues Stückchen Leben anſchaue, ich hätt's, glaube ich, nicht ausgehalten.

„Das Singen hätte ich bei der vornehmen Frau Baſe faſt ganz verlernt. Es waren zwei halberwachſene Bäschen da, ſchwarze, magere Dinglein, aber gewaltig geſcheit für ihr Alter, die zeichneten mich vor den übrigen Dienſtboten dadurch aus, daß ſie beſonders naſeweis gegen mich waren; hauptſächlich ſuchten ſie die ungelehrte Baſe mit ihrer Weisheit aus der höhern Töchterſchule aus dem Feld zu ſchlagen. Ich ließ mich aber nicht aus der Faſſung bringen: „Lene, weißt du wie die ſieben Könige Roms hießen?“ fragte Annette. — „Nein! Aber weißt du, Annette, wie man eine Reisſuppe kocht?“ — „Wie einfältig! Sag du mir, wie lang Kaiſer Nero regierte?“ — „Jedenfalls zu lang, und wenn's nur acht Tage gedauert hat. Ich weiß ſchon zu viel von einem ſo ſchlechten Kerl, verlange gar nicht mehr zu wiſſen; ſag du mir, wie lang die Butter kochen muß, bis ſie Schmalz wird?“ So ließ ſich Lenchen mit der Wiſſenſchaft nicht aus dem Feld ſchlagen, aber mit der Muſik kam ſie nimmer auf. Die beiden Couſinen lernten Klavier, jede Woche vier Lektionen bei Madame Coulis, der erſten Lehrerin; jeden Tag zwei Uebungsſtunden die Perſon, das ging über Lenchens Kräfte; auch wenn man ſie nicht verſichert hätte, ihre Stimme ſei ohne alle Schule und Kultur, ſie hätte doch nicht gewagt, ſie noch hören zu laſſen.

Die Uebungsſtunden und Lektionen wurden aber für die Couſinen noch nicht hinreichend befunden; man ſah ein, daß zur Leitung der Uebungen ein Lehrer zweiten oder dritten Ranges nötig ſei, und ein ſolcher wurde gefunden in der Perſon eines Waiſenhauslehrers; „ein lieber, anſpruchsloſer Menſch,“ wie Madame Coulis verſicherte, der er bei Konzerten die Noten umwendete und bei Thés dansants zum Tanze ſpielte.

Der neue Lehrer war für Lenchen ein beſtändiger, ſtiller Herzenskummer, obwohl ſie kein Wort mit ihm gewechſelt hatte; er hatte ſo gar traurige Augen und Lenchen konnte doch keine betrübten Herzen ertragen; ſie las nie die Zeitung, weil ſie da fürchtete, von Drangſalen zu hören, denen ſie nicht abhelfen konnte. Sie wußte gar nicht, was ſie dem traurigen Herrn Gutsmuths zu lieb thun ſollte, um ihn aufzuheitern; den Kaffee, welchen ſie ihm hie und da präſentieren durfte, ſchenkte ſie ſo ſüß ein, daß noch ein reichlicher Syrupniederſchlag in der Taſſe blieb; ſie ſtellte an das Fenſter beim Piano die ſchönſten blühenden Pflanzen und verſetzte unter einem nichtigen Vorwand die Goldfiſchchen nebſt Kanarienvogel in ſeine Nähe, um ihm Vergnügen zu machen. — Alles vergeblich! Er deckte ein Tuch auf den Kanarienvogel und zupfte in Gedanken an den ſchönſten Blüten des Rhododendron. Aber ſo wie ihr ſeine traurigen Augen weh thaten, ſchienen ihm ihre freundlichen wohl zu thun mehr als Goldfiſchchen, Blumen und Vögel, und dieſe vier Augen hatten eine ſtumme Sprache miteinander gelernt, ‚lang eh' ſie andre Worte gewechſelt hatten, als: „Seien Sie ſo gütig!“ und „Danke, Fräulein!“



Einmal war vergeſſen worden, Herrn Gutsmuths die Stunde abzuſagen, als die Familie eine Fahrt nach einem nahe gelegenen fürſtlichen Luſtſchloß gemacht hatte; ſomit traf er Lenchen allein, die ſeit langer Zeit auch einmal wieder nach Herzensluſt ſang, während ſie durch alle Zimmer die Garderobeſtücke zuſammenräumte, welche die Damen da und dort gelaſſen hatten.

„Sie haben eine ſchöne Stimme,“ ſagte der ernſte Gutsmuths, nachdem Lene ihm Beſcheid gegeben.

„Meinen Sie?“ ſagte ſie ſehr vergnügt; „das freut mich, Sie verſtehen ſich doch darauf; hier wird ſo viel und ſo künſtlich muſiziert, daß ich gar nicht mehr wage, laut zu werden.“

„Was ſingen Sie denn, Fräulein?“

„Ach, was ich ſo am Wege aufgeleſen habe, Unterricht habe ich ſeit der Schule nicht gehabt; ich glaube, es ſind lauter altmodiſche Sachen; ſie ſtehen alle in einem alten Notenbuch von meiner Mutter ſelig.“

„Nun, was zum Beiſpiel?“ — „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,“ ſagte Lenchen etwas ſchüchtern. Gutsmuths hatte das Piano ſchon geöffnet, als er noch die jungen Damen erwartete; er ſetzte ſich und fing die Begleitung des oben genannten ſchönen Liedes zu ſpielen an; Lenchen begann mit heller Stimme, Gutsmuths ſekundierte, und ſie ſangen immer herzhafter das Lied durch bis

So knüpfen ans fehlende Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

Weder Augen noch Stimme des Herrn Gutsmuths waren traurig, als er munter vorſchlug: „Noch eins!“ — „Das Schiff ſtreicht durch die Wellen,“ ſtimmte Lenchen an. Der Lehrer ſpielte und ſekundierte wieder, und es ging prächtig fideli—in fi—idela bis zum Schluß: „Meine Lieder bring' ich wieder und mit ihnen meine Treu.“ — „Was ſteht denn weiter im Notenbuch?“ fragte der Lehrer in ſo heiterem Ton, wie ihn kein Menſch ihm zugetraut hätte. „Du, du liegſt mir im Herzen,“ ſagte etwas ſchüchtern Lenchen, die jetzt erſt fand, daß in der Mutter Notenbuch ſchrecklich anzügliche Sachen ſtehen, die einen recht in Verlegenheit bringen; aber es blieb keine Wahl. Gutsmuths hatte ſchon begonnen und ſie mußte mitmachen bis an das ſchmelzende Ende:

Ja, ja, daß uns die Liebe vereint.

„Noch eins!“ befahl der unermüdliche Lehrer, den man gar nicht mehr kannte. „Mir iſt halt nie ſo wohl zu Mut,“ blieb Lenchen halb im Halſe ſtecken.

Als wenn du bei mir biſt,
Wenn meine Bruſt an deiner ruht,
Mein Mund den deinen küßt,

ſang ſiegesmutig Herr Gutsmuths fort; diesmal wäre aber Lenchen wahrhaftig nicht durchgekommen, wenn er nicht den Takt gehabt hätte, in ganz lehrhaftem Ton einige Ausſtellungen an ihrem Geſang zu machen; das half beiden aus der Verlegenheit, bis zu dem gar zu verfänglichen Schluß:

Ach wäre doch der Tag ſchon da,
Der noch ſo ferne ſcheint,
Wo am Altar ein freudig Ja
Auf ewig uns vereint ꝛc. ꝛc.

„Herr je, Fräulein Lene, was verführen Sie für einen Geſang!“ Dieſer verwunderte Ausruf der Köchin rief das Paar wieder in die Wirklichkeit zurück, die ſie ganz vergeſſen hatten. Herr Gutsmuths griff eilends nach Hut und Stock, und ſeine Augen wollten wieder in ihren alten, traurigen Zuſtand zurückfallen. Lenchen aber, obwohl hoch errötet, ſah ihn ſo freundlich an, dankte ihm ſo herzlich für die Mühe, die er ſich mit ihr gegeben, daß die Traurigkeit nicht bei ihm aufkommen konnte, er wagte ſogar das Anerbieten, ihrer ſchönen Stimme durch Unterricht nachzuhelfen, und ſie wollte die Frau Couſine fragen.

Die Frau Couſine war über die Maßen erſtaunt über den kecken Gedanken des armen Bäschens, Muſikſtunden zu nehmen, und Annette und Suzon wollten ſich ausſchütten vor Lachen bei der bloßen Idee; da aber doch Lene möglicherweiſe noch beim Chor in Familienkonzerten nützlich werden konnte, ſo wurde es gnädigſt genehmigt für Abende, an denen die Familie in Geſellſchaft ſein würde. Freilich konnten dieſe Lektionen ſelten ſtattfinden, da Lenchen gar zu oft andre Beſchäftigungen hatte; wenn ſie aber Zeit hatte, gab es ganz gemütliche Muſikſtunden, in denen mehr geplaudert als geſungen wurde. Gutsmuths fand, daß Lenchens blaue Augen ihm in wunderſamer Weiſe das Herz aufſchloſſen; er mußte ihr alles anvertrauen, alle Leiden und Entbehrungen einer einſamen Jugend, alle inneren Kämpfe eines ſtrebſamen Geiſtes mit äußerer Not und Beſchränkung. Lenchen nahm herzlich teil an allem, hatte für alles einen Troſt, wußte überall noch traurigere Exempel und gab ſo ergötzliche Schilderungen aus ihrer eigenen Vergangenheit, daß ſie ihm, er wußte nicht wie, all ſeinen Kummer und Verdruß aus der Seele ſtahl, und er immer leichteren Herzens zu ſeinem mühſamen Beruf zurückkehrte.

Seine Augen wurden immer weniger traurig, ja, ſie bekamen einen ganz hellen Glanz, wenn er ſich nur dem oberfinanzrätlichen Hauſe näherte. Eines Abends aber, als nach längerer Unterbrechung Lenchen wieder einmal Stunde nehmen konnte, kam er mit ſo beſonders heiterer und aufgeregter Miene, grüßte ſie ſo raſch und zutraulich, daß ſie wirklich nicht wußte, was ſie denken ſollte. „Was haben Sie denn, Herr Gutsmuths?“ fragte ſie beſorgt. Statt aller Antwort riß er das Klavier auf, präludierte in einer ihm gar nicht eigenen, ſicheren Manier und hub an zu ſingen: „Reich mir die Hand, mein Leben . . .“ Lenchen kannte wohl die Muſik, aber ſie war viel zu erſtaunt über dies ungewohnte Gebaren des ſoliden Herrn Gutsmuths, der ſo gar nichts von einem Don Juan hatte, als daß ſie hätte reden oder gar ſingen können. Auch ihr Schweigen brachte den aufgeregten Lehrer nicht außer Faſſung; er erhob ſich vom Klavier und ſetzte ihr nun in Proſa und ohne Geſang auseinander, wie er ihr zwar kein Schloß zu bieten habe, aber doch irgend eine beſcheidene Wohnung in der Stadt

N., allwo er zum Lehrer an der höheren Töchterſchule ernannt ſei.

Nun war gar nie zwiſchen den beiden ein Wort von Liebe gewechſelt worden, und doch kam Lenchen dieſer Antrag durchaus nicht unerwartet, vielmehr ganz natürlich vor, wie ſie nachher ihrem Gatten ſelbſt geſtand. Aber diesmal wechſelten ſie die Rollen; ſie war die Bedenkliche, die ihre beiderſeitige Armut und die möglichen Sorgen der Zukunft erwog. Gutsmuts, noch ganz berauſcht von ſeinem Glück und dem raſchen Entſchluß, den er gefaßt, widerlegte alles ſiegreich, und Lenchen war nicht unbeſiegbar. Wo hätte ein junges Herz allzulange bei dieſen materiellen Bedenken verweilt! Welchem liebenden Mädchen wäre es nicht möglich erſchienen, im Notfall mit hundert Gulden des Jahrs auszukommen an des Geliebten Seite!

Eine zweite Frage iſt freilich, ob ſolch junge Herzen auch durchführen können, was ſie unternommen; ob nicht dieſe edlen, weltverachtenden Mädchenſeelen als Frauen nachher dem Mann den Kopf vollſeufzen, wenn ſie einen Hut zwei Sommer lang unverändert tragen müſſen, und ihn unterhalten mit ſchönen Geſchichten von Präſenten, die andre Ehemänner ihren Frauen gegeben.

Das aber war Lenchens Sache nicht; was ſie ſich gelobt, als ſie zum erſtenmal an ihres Mannes Seite eintrat in ihr Eigentum: „Wie's kommt, ſo ſoll mir's recht ſein!“ das hat ſie redlich gehalten.

„Ein Eigentum! wißt ihr auch, was das ſagen will für ein armes Mädchen, die überall in der Welt herumgeſchoben wurde, wie ein fünftes Rad am Wagen?“ ſagte Frau Lene noch als Witwe; „ein Plätzchen, wo man hingehört; ein Herz, das einem eigen iſt; ein Auge, das einen mit Verlangen ſucht und mit Freuden grüßt? O, wenn mir Gott nur acht Tage gegönnt haben würde in meiner eigenen Heimat, ich hätte mein Leben lang kein Recht mehr gehabt, mich zu beklagen. Ich war im erſten Jahr ein paar Tage krank. Ach, was war das für eine Glückſeligkeit, ſo krank zu ſein! Man hat mich zuvor wohl auch nirgends hilflos liegen laſſen; aber die Leute ſahen es bloß als eine Kalamität für ſich an, wenn ich krank wurde, und rechneten mir's zum beſondern Glück, daß ich nur im Bett bleiben durfte. Mein Alter war ein grauſam ungeſchickter Krankenwärter, und da wir keine Magd hatten, mußt' er mir die ganze Speiſekammer vor das Bett bringen — was freilich keine große Arbeit war — damit ich ihm zeigte, was und wie er kochen ſollte. Aber es war doch ſo ein ganz anderes Ding, wie er ſich ſo beſorgt über mein Bett beugte und ſo glückſelig war, wie es mir wieder beſſer wurde; ich wurde vor lauter Lachen geſund, weil er alles ſo dumm angriff, und doch that er mir's ſo gern!

„Mit dem Auskommen iſt's unterſchiedlich gegangen, da wir gleich zu Anfang nichts hatten, und faſt die ganze Hauseinrichtung nach und nach vom Einkommen anſchaffen mußten; aber es ging doch. Mein armer, guter Mann blieb nicht immer ſo getroſten Mutes, wie er an jenem Abend geweſen, als er ſo leichtfertig den Don Juan geſungen. Er hatte das Leben immer ſchwer genommen und Nahrungsſorgen faſt am ſchwerſten; es drückte ihn, zu denken, daß er mit dem Fleiß und der Anſtrengung eines ganzen Lebens es nicht ſo weit gebracht, den Seinigen ihr ausreichendes tägliches Brot zu verſchaffen. Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte; jetzt kam mir die Kunſt von Onkels Katharine zu gut, mit wenigem gut zu kochen; wie der Leibkoch von Preußen lernte ich's freilich nicht, hätte auch keine Glacéhandſchuhe zum Verkochen gehabt und wahrſcheinlich nicht die Zuthaten wie jener.

„Es kamen nach und nach ſechs Kinder; wie ich's angegriffen, daß ich mit denen fertig wurde, weiß ich ſelbſt nicht mehr; doch kam mir da die Schule der Tante Schulzin zu gut. Ich band mir oft das Band um den Leib, mit dem ich das Wägelchen zog und ſpazierte damit auf und ab, indem ich nähte oder ſtrickte; auch lernte ich noch vielerlei, was in keiner meiner Lebensſchulen vorgekommen war: Mannskleider machen und flicken aus dem ff. An das Klavier bin ich nicht oft gekommen; aber das Singen hat mir viel geholfen, meine Kinder hörten's ſo gerne und ließen mich manch Viertelſtündchen ruhig an der Arbeit, ſo lang mir noch ein Liedchen einfiel. Ich bin mir oft wie jener Geiger vorgekommen, der eine Nacht lang dem Wolf vorſpielen mußte, damit dieſer ihn nicht auffraß."

Drei von den Kindern ſtarben in zartem Alter; aber drei wuchſen zu der Mutter Freude auf, und die Erinnerung an eine heitere Jugend, an eine fröhliche Heimat blieb ihnen eine Begleitung für das Leben. Die Mutter war unerſchöpflich in Erfindung wohlfeiler Vergnügungen für ſie; aus einem alten Kartenſpiel, das ihnen ein freundlicher Wirt geſchenkt, ſchnitt ſie faſt ein ganzes Ameublement aus, und ihre ſelbſterfundnen Geſchichten waren ſo wunderbar, daß es den Kindern ſogar zu bunt wurde, wenn z. B. der Walfiſch mit dem Strickzeug zum Elefanten in die Viſite kam, und dergleichen ſchöne Sachen mehr.

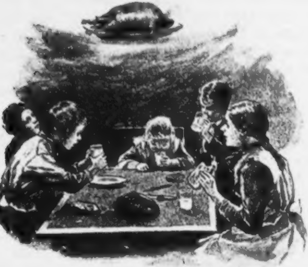
Die Familie war durchaus nicht mit der Heirat einverſtanden geweſen, ſo erleichtert ſie ſich andrerſeits gefühlt hätte, die Waiſe verſorgt zu wiſſen; „das gibt für die Zukunft nur eine vermehrte Laſt," fürchteten ſie. Als ſie aber ſahen, wie heiter und zufrieden ſich Lenchen in ihre Lage fand; wie weit entfernt ſie war, der Familie mit Bitten oder Klagen läſtig zu fallen: da verſöhnten ſie ſich mit ihrer Wahl und gaben ihr ſogar von Zeit zu Zeit reelle Zeichen ihres Andenkens.

Von der Tante Schulzin kam je und je ein Säckchen Mehl, ein fetter Schinken oder ein Töpfchen Schmalz, um den mageren Haushalt zu erfriſchen; Frau Oberfinanzrätin ſchickte zu Zeiten ein abgelegtes Kleid, alte Hüte jeder Geſtalt und ganze Schachteln voll jener heimatloſen Effekten, die bei jedem Aufräumen als Reſt bleiben: abgetrennte Kleiderleiber, zerriſſene ſeidene Geldbörſen, verſchoſſene Haubenbänder, abgedankte Chemiſetten und löcherige Schleier, Gegenſtände, die man nicht gern ins Feuer oder auf den Miſt wirft, und bei deren Anblick man in der Fülle eines wohlwollenden Herzens ſagt: „Wenn ich jetzt nur jemand wüßte, dem ich eine rechte Ehre damit anthun könnte!" Selbſt Onkel Gick, der zu Gevatter gewonnen wurde, ließ ſich bei ſolchen Gelegenheiten mit einem ſilbernen Löffel herbei, nicht ohne nützliche Lehren einlaufen zu laſſen über das Bedenkliche eines allzugroßen Kinderſegens.

Lenchen nahm alles dankbar an, ſogar die gemiſchten Sendungen der Frau Baſe; für die Kinder war immer noch etwas Ergötzliches darunter; ſie veranſtaltete große Lotterien davon und all die Gewinſte erregten unendlichen Jubel, wenn auch das kleine Volk ſelbſt nicht wußte, was damit anfangen, und die Mutter nachher tribulierte: „Mutter, heb mir's wieder auf!“ Später fing ſie unter der Hand eine kleine Puppenfabrik an, und ihre Produkte, in die Lappen der Frau Baſe gekleidet, wurden mit großem Vorteil verkauft.

Es gelang ihr wirklich, ihre Kinder in dem glücklichen Glauben aufzuziehen, daß es eigentlich niemand auf der Welt ſo gut habe wie ſie. Neue Kniee und Ellenbogen an den alten Kleidern kamen ihnen wie die ſchönſten Zieraten vor; klagte Karl, daß Oberamtsrichters Fritz und Oberamtmanns Otto ſich gerühmt haben, ihre Väter ſeien mehr als der ſeinige, ſo zeigte ſie ihm die ſchöne Stelle der Bibel, „daß die Lehrer leuchten werden wie der Sonne Glanz“; ſo etwas Schönes komme von keinem Oberamtmann und von keinem Oberamtsrichter in der Bibel. Manchmal meinte ihr Mann freilich, die Mittel, mit denen ſie ihr kleines Volk zur Zufriedenheit erzog, ſeien zum Teil unpädagogiſch, ſogar oft unlauter; es ſei nichts damit gewonnen, wenn ſie ihnen weismache, das Wohlfeile ſei das Schönſte; ſie ſollen lernen mit dem Wohlfeilen vorlieb nehmen, auch wenn es das Geringere ſei. Die Frau aber hatte darin ihre eigenen Grundſätze, ſie meinte: „Wenn ſie nur derweil brav und zufrieden ſind; das andere lernen ſie, wenn ſie geſcheiter werden.“

Sie hatte ihren guten Mut nötig, wie denn überhaupt dieſe köſtliche Gabe ſelten einem vergeblich verliehen iſt; ihr Mann war viel leidend, namentlich nahm ſein Augenlicht frühe ab; doch waren die Kinder damals ſchon etwas herangewachſen, ſie konnten dem Vater Vorleſer und Sekretäre ſein. Er mußte ſeine Entlaſſung nehmen, und ſein ſorgenvolles Gemüt fühlte ſich ganz niedergedrückt durch die ausſichtsloſe Lage ſeiner Familie. „Da dacht' ich wie der Onkel," ſagte Frau Lene. „Heiter ſein, wenn man genug hat, iſt keine Kunſt; aber fröhlichen Mutes bleiben, wenn alles leidig geht, das iſt eine Kunſt, die ſich nur in unſers Herrgotts Schule lernt."



Und fröhlichen Mutes iſt ſie geblieben. Kein Wort der Klage hat je ihrem Manne das ſchwere Herz noch ſchwerer gemacht. Sie ſuchte alle Künſte, die ſie in den Lehrjahren ihrer Jugend ſich angeeignet hatte, hervor. Bei Tante Schulzin hatte ſie etwas vom Feld- und Gartenbau gelernt, was ſie nun aus eigenen Mitteln auf elegantere Verhältniſſe anwandte, indem ſie als Obergartendirektorin bei ihren Bekannten funktionierte. Nach den Rezepten der alten Katharine verfertigte ſie Anisbrot und Magenſchnitten, die vortrefflichen Abſatz fanden;

bei der Frau Couſine hatte ſie feine Handarbeiten gelernt, die ſie jetzt mit ihrem Töchterchen übte. Der Mann gab Lektionen, wie ſie ein Halbblinder geben konnte. „Wir werden noch ſteinreich,“ verſicherte ſie ihren Mann, „das Geld zieht von allen Seiten ein; ſogar Karl gibt einigen faulen Schulkameraden Nachhilfſtunden gegen ein Douceur von drei Kreuzern, und der kleine Ludwig hat einen äußerſt lukrativen Handel mit Goldkäfern und Hornſchrötern eröffnet; wir müſſen uns nur vor dem Wucher hüten.“

Und muſikaliſch ging's zu in dem Lehrerhauſe! Wenn der Vater mit nichts mehr zu erheitern war, ſo ſtimmte die Mutter an: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,“ und erzählte, wie ſie dazu vor Zeiten eine Gans geſtopft habe; bei dieſer Gelegenheit ergötzte ſie dann die Kinder mit der Beſchreibung einer prächtigen fetten Gans, die ſie zukünftig einmal ſpeiſen würden, wenn mehrere glückliche Umſtände zuſammentreffen ſollten, und der kleine Kreis wurde ganz heiter bei der Schilderung dieſes Feſtmahls, während die Mutter köſtliche ſchaumige Milch mit Schwarzbrot als Abendeſſen verteilte.

Der Gatte ſtarb, und Lenchens froher Mut wurde zum ſtillen Mute auf lange; aber die alte Fröhlichkeit tauchte doch wieder auf. „Mein guter, lieber, ſeliger Mann würde mir's ſchlecht verdanken, wenn ich jetzt für die Kinder nichts hätte, als ein trübſeliges Geſicht und ein ſorgenvolles Herz; hat er doch beim letzten Abſchied zu mir geſagt: „Gott erhalte dir dein fröhliches Herz und deinen leichten Sinn! ſie ſind beide eine goldene Mitgabe für uns geweſen.“ Auch hatte ſie Glück mit den Kindern, „des braven Vaters Segen,“ wie ſie lebenslänglich mit dankbarem Herzen erkannte. Karl beſtand mit Glanz in drei Landexamen und brachte vom niedern Seminar der Mutter und Schweſter ſplendide Chriſtgeſchenke, die er von ſeinem Weingelde erſpart hatte. Ludwig wurde wegen ſeines muntern, alerten Weſens von einem Kaufmann unentgeltlich als Lehrling aufgenommen und entwarf ſchon die ſchönſten Pläne, wie er gleich dem Richard Withington in Katzen oder ſonſt einem neuen Handelsartikel unerhört glückliche Spekulationen machen und ſeine Familie in Ueberfluß verſetzen werde. Sophie, das Töchterlein, gründete mit der Mutter Beiſtand für kleine Mädchen eine Strickſchule, die der heitern Mama wegen, die ſo ſchön zu erzählen wußte, ſehr beſucht wurde.

„Schmal iſt's darum doch oft bei uns zugegangen,“ gab Frau Lene zu; „die Buben, Gott ſei Dank! wurden groß und ſtark, und des Vaters alte Röcke reichten nicht mehr für ſie aus; da koſtete es mich denn ſchwer Geld, ſie herauszukleiden. Wenn Karl in der Vakanz war und Ludwig auch kommen durfte, ſo wollte mir's oft weh thun, daß ich den Kindern nicht auch eine Güte erweiſen, oft nicht einmal eine recht warme Stube machen konnte, bis wieder die Penſion kam. Da ſchlug ich ihnen einmal vor, ein paar Kameraden und Freundinnen zu holen; ich wolle ihnen zum Tanz aufſpielen, damit ihnen warm werde. — Ich ſage euch, es gab einen Prachtsball, und unverſehens brachte noch eine kleine Schülerin der Sophie einen Korb der ſchönſten Aepfel; ſo hatten wir wieder vollauf.“

Die Verwandtſchaft zeigte ſich nicht beſonders großmütig gegen Frau Lene und ihre Familie. Tante Schulzin war geſtorben; die Frau Geheime Oberfinanzrätin mit ihren Töchtern nach München gezogen; dem Onkel hatten die Kinder pflichtſchuldigſt ihre Konfirmation angezeigt, die er je mit einem Kronenthaler honorierte. Seither wurde er, wie man hörte, immer ängſtlicher von der Katharine gehütet und nahm nicht die mindeſte Notiz mehr von ſeinen Patchen.

Die Kinder hörten nicht viel klagen und ſeufzen von der Mutter, was wohl oft ſonſt das Los der Witwenſöhne iſt. Sie ſagte ihnen nie: „Ach, Gott, was iſt es für eine Sorge für eine Witfrau, Kinder groß zu ziehen, und wie ſchrecklich wäre es erſt, wenn ihr nicht erkennen würdet, was ich mit euch durchgemacht!“ Nein, ſie ſagte nur: „Gott ſei Dank, daß ich doch euch habe! ich weiß, daß ihr mein Stolz und meine Freude ſein werdet. Auf eures Vaters Hügel konnte ich nur einen Roſenſtock ſetzen; aber gute Söhne ſind das ſchönſte Denkmal auf eines braven Vaters Grab." Und die Mutter verſtand es ſo gut, die arme Heimat hell und freundlich zu erhalten, daß ſie ihnen das Schönſte und Liebſte blieb. Sophie wirkte treulich mit und half gern arbeiten und entbehren, damit man gemeinſam feſtliche Tage feiern könne, wenn die Brüder kamen.

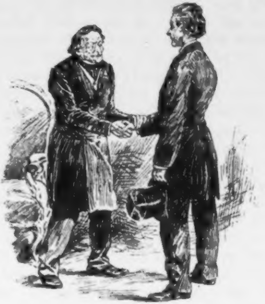
Karl, der älteſte Sohn der Frau Lene, war dem Ende ſeiner Studienzeit nahe. Ein Freund, der Sohn eines wohlhabenden Gutsbeſitzers, bot ihm für die letzte Ferienzeit ein Stübchen in ſeinem elterlichen Hauſe an, wo er ſich bequemer auf ſeine Prüfung vorbereiten könne, als in den engen Manſarden der Mama. Es war dem jungen Menſchen doch auch einmal recht wohl in dem reichlichen, behaglichen Hausſtande, wo man nicht gleich den Töpfen auf den Grund ſah wie daheim. Da trat eines Abends der Herr vom Hauſe eiligſt in die Stube der jungen Leute: „Nun, ihr jungen Kirchenlichter, wer hat Luſt morgen zu predigen? In Klotzingen drüben iſt die geſamte Geiſtlichkeit erkrankt; der Dekan, der vernommen, daß hier zwei hoffnungsvolle Kandidaten ſind, ſchickt da unten ſeine Kaleſche, um einen zur morgigen Predigt zu holen; wer will gehen?"

Eine Predigt noch vom Samstag auf den Sonntag zu ſtudieren, iſt keine kleine Zumutung für einen jungen Kandidaten. Der Sohn vom Hauſe lehnte die Ehre entſchieden ab; Karl habe einen höheren Locus und ein prächtiges Gedächtnis, der könne es wohl thun. Karl war zu ſchüchtern abzulehnen, und ſetzte ſich ſchweren Herzens, mit dem morgigen Evangelium bewaffnet, in die Pfarrkutſche. Daß die ganze Hausgenoſſenſchaft verſprach, ihm morgen in die Kirche zu kommen, trug keineswegs zu ſeiner Ermutigung bei; er hätte lieber diesmal den Geiſtern gepredigt, wie der ſelige Oetinger, als dieſen lachenden ſchelmiſchen Mädchengeſichtern, mit denen er die ganze Woche hindurch Scherz und Poſſen getrieben hatte.

Dem freundlichen, alten Herrn, dem Dekan, ſchüttete er ſein bängliches Herz aus und erhielt guten Troſt. „Ich ſage nicht, daß ihr jungen Leute es zu ernſt nehmet; im Gegenteil, wenn ihr's ernſt genug nehmet und mehr an den Herrn denkt, deſſen Wort ihr verkünden ſollt, als an die Leute, denen ihr's mitzuteilen habt, ſo werden viele unnötige Aengſten wegfallen. Wir Alten haben auch unſere Klippe, ſo gut und mehr als ihr Jungen. Wir haben uns dagegen zu wehren, daß es nicht zum Handwerk werde, wenn wir ſo Jahr um Jahr dasſelbe Wort derſelben Gemeinde zu verkünden haben. Da habe ich von einem alten ehrwürdigen Geiſtlichen ein gutes Rezept dagegen geleſen. Als man den fragte, wie es möglich ſei, daß er in ſo langen Jahren jede Predigt noch mit demſelben Feuer und Ernſt ablege, als verkünde er das Wort zum erſtenmal, da ſagte er: „Ich muß mir bei jedem Gottesdienſt denken, es ſei heute eine Seele zugegen, die den letzten Kirchengang feiere, und in meines Wortes Kraft ſtehe es, nächſt Gott, dieſe Seele noch zu retten.“

Dieſe Worte bewegten Karl wunderbar. Sein Evangelium, „die Arbeiter im Weinberge,“ ſah er nun erſt mit ganz anderen Augen an, und als er am Sonntag die Kanzel betrat, da dachte er nicht an die ihm ungewohnte zahlreiche Gemeinde, nicht an die ſchlauen halblächelnden Mienen, mit denen die Gutsbeſitzersfamilie einen Stuhl gegenüber der Kanzel bezog; er dachte nur an die Eine Seele, die er vielleicht noch zu retten habe für ein ruhiges Sterbeſtündlein, für ein ſeliges Erwachen, und in ſeinen Worten war eine Kraft und ein Feuer, wie es gar nicht in ſeiner ruhigen, ſchüchternen Natur zu liegen ſchien.

Etwas erſchöpft kehrte er in das Haus des Dekans zurück, wohin Magd und Hausfrau ſchon ſein Lob vorausgetragen hatten. Ueber Tiſch kam die Frau Dekanin ſehr verwundert herein: „Der Kommerzienrat Gick läßt fragen, wer heute der junge Prediger geweſen ſei, und läßt ihn bitten, nach Tiſch zu ihm zu kommen.“ — „Der Kommerzienrat?“ fragte der Dekan erſtaunt, „geht denn der in die Kirche?“ — „Erſt ſeit ein paar Wochen, ſeit dem ſchnellen Tod ſeiner Magd, der Katharine; es ſcheint, er fürchtet ſich, ſeit er allein iſt.“ Karl verſprach zu kommen. Nun erſt erinnerte er ſich wieder des Herrn Onkels, von dem er ſeit jenem Konfirmationsthaler nichts mehr vernommen hatte als die wiederholte, ziemlich klare Andeutung, daß er viel zu alt und ruhebedürftig ſei, um noch Beſuche irgend einer Art empfangen zu können. Ohne ſich jedoch über dieſe nähere Beziehung zu äußern, begab er ſich nach Tiſch zu dem alten Herrn.



Eins der ſtillen Wunder, wie ſie wohl täglich, wenn auch tauſendmal unbemerkt und unbeachtet ſich ereignen, war hier vorgegangen. Durch die kunſtloſe, ernſt gemeinte Rede des jungen Predigers war in dieſe alte, verknöcherte Seele ein Licht aus einer höhern Welt gefallen; eine Ahnung war ihm aufgegangen, daß es ein andres Ziel gebe, als ſeinen mühſelig erſparten Mammon mühſelig zu hüten; in dieſem Lichtſtrahl ſah er aber auch ſein vergangenes Leben als ein verlorenes hinter ſich liegen, und griff ängſtlich nach einer Hand, die ihm in dieſem Dunkel einen ſichern Weg zeige. „Ich war ein müßiger Arbeiter,“ ſprach er mit zitternder Stimme zu dem eintretenden Karl, den er nicht kannte, „und ich fürchte, bei mir wird bald die zwölfte Stunde ſchlagen. Sagen Sie mir, ob es nicht zu ſpät iſt!“

Da ſtand der Jüngling, der kaum ſelbſt das Leben kannte und noch ſo wenige ſeiner Verſuchungen beſtanden hatte, vor dem Greis am Grabesrande, und ſollte vor ihm reden als ein Prediger der Buße, als ein Verkünder der ewigen Erbarmung. Recht mit einemmal kam die ſchwerſte, die höchſte und gewaltigſte Bedeutung ſeines künftigen Amtes über ihn. Aber Vertrauen macht ſtark, und wie zuvor auf der Kanzel, ſo ward ihm auch jetzt gegeben, zu reden in der Kraft des Wortes, das ihm vertraut war, im Sinne deſſen, der das zerſtoßene Rohr nicht zerbricht und das glimmende Docht nicht auslöſcht; er vermochte dem verzagenden Herzen einen Stab zu bieten für ſeine letzten Tage.

Der alte Mann wollte ſeinen jungen Freund faſt nicht mehr loslaſſen, und erſt als ſie ſich in leichtern und ruhigern Geſprächen ergingen, erfuhr er, daß er ſein nie geſehenes Patchen vor ſich habe. Das war nun ein Erſtaunen und Verwundern! Das langvergeſſene Bild der kleinen Lene tauchte wieder auf und die Erinnerung an die Zeiten, wo ſie ſeinen trübſeligen Herd erheitert hatte. Karl ſuchte ſo viel wie möglich zu verbergen, durch welch ſorgenvolle Zeiten ſich ſeine Mutter durchgekämpft, und verſprach, ſie werde den Onkel bald beſuchen. So trennten ſie ſich endlich, nachdem ſich ein eigentümlich feſtes Band zwiſchen dem Greis und dem Jüngling geknüpft.

Karl war wieder bei der Mutter und im Begriff, zum letztenmal auf die Univerſität abzureiſen. Das wunderbare Zuſammentreffen mit dem Großonkel hatte er ihr nur kurz mitgeteilt, wie es in der ernſten und wichtigen Natur ſeines Verkehrs mit dem alten Manne lag.

Eben war ſeine Garderobe zur Revue ausgebreitet und große Beratung wurde gehalten, wie ſie ohne Koſten und ohne Schulden wieder anſtändig in ſtand zu ſetzen wäre; einen der Röcke getraute ſich die Mutter zu wenden, dann gebe es noch ein ſcharmantes Röcklein ins Kolleg; für den andern riet Sophie Willerſchen Kräuterbalſam, von deſſen Gebrauch auch an den kahlſten Stellen Haare wachſen: — da kam ein Brief an Frau Gutsmuths, amtlich ſchwarz geſiegelt. — Der Onkel war tot; ſie war ſeine Erbin, mit Ausnahme von bedeutenden Legaten an ſeine übrigen Verwandten. Was kein Unglück leicht über ſie vermocht hatte, das bewirkte dies ungeahnte Glück; ſie ſetzte ſich nieder und weinte bitterlich. „Was haſt du, Mutter?“ rief Sophie erſchrocken. „Haſt du's nicht recht verſtanden?“ fragte Karl, der die Papiere durchgeſehen. „Ach nein, ich verſtehe es wohl,“ ſchluchzte die Mutter; „aber daß es euer guter Vater nicht mehr erlebt hat, der ſich's ſo ſauer werden ließ und ſich im ſtillen ſo abgeſorgt hat um euch!“ — „Aber,“ und plötzlich fing ſie unter Thränen an hellauf zu lachen, „wenn der Vater das wüßte, daß der Karl, ſein ‚Duſemannle‘, wie er ihn genannt, ſo des Onkels Herz gewonnen und das reiche Erbe, der würde aufſchauen! Wie oft hat er geſagt: Um den Ludwig iſt mir nicht bange, das iſt ein gewandter Menſch, der macht ſeinen Weg. Für den Karl, das Duſemannle, müßt ihr eben ſorgen, daß es nicht in der Stille um all' ſein bißchen Habe kommt — und das Duſemannle macht uns nun alle reich!“ und das Lachen gewann die Oberhand; ſie lachte ſo herzlich, als ſie vorhin geweint.

Die Kunde, daß Frau Gutsmuths ein Erbe einthue, das der Volksmund alsbald auf die runde Summe von achtmalhunderttauſend feſtſetzte, verbreitete ſich wie ein Lauffeuer in der Stadt, und die Bettelleute, die ohnehin das Haus der gutmütigen Frau ſehr gut kannten, ſtrömten in hellen Scharen herbei. Im Uebermaß ihrer Güte und ihres Dankgefühls verſchenkte auch die gute Seele ſo viel, daß endlich Karl und Sophie Eintrag thaten und meinten, bis das Erbe erhoben ſei, müſſe man doch auch zu leben haben.

Der Prinzipal ihres Ludwigs, ein ſachverſtändiger und rechtlicher Mann erbot ſich, das Erbe einzuziehen, und riet ihr wohlmeinend, ſich unter Vormundſchaft zu begeben. Davon ſah ſie auch die Notwendigkeit ein, da ſie ſelbſt ihr überfließendes Herz kannte und ihre freigebigen Hände, wo die Rechte und die Linke um die Wette gaben.

Das Erbe ſtellte ſich nun keineswegs ſo ungeheuer heraus, da der alte Herr aus lauter Geiz und Aengſtlichkeit es am rechten Betrieb hatte fehlen laſſen; doch überſtieg es immerhin die kühnſten Erwartungen der kleinen Familie.

Der Grundſtock war unberührbar ſicher geſtellt und von den Zinſen führte Frau Lene mit den Ihrigen ein heiteres, geſchäftiges Leben. Nun konnte ſie ihnen erſt recht eine fröhliche Heimat bieten, und das kalte, tote Geld des Onkels hätte ſich's wohl nie träumen laſſen, daß es noch zu ſo viel lebendiger Herzensfreude werden könnte.

Als ſie noch bei der Tante Schulzin war und Kinder hütete und ihre Liedlein ſang, da war zwiſchen der Tante und einer alten Magd oft ein Streit entſtanden über das heitere Kind. „Die kriegt noch g'nug zu weinen," hatte die alte Dore bedenklich geſagt; „wer mit ſolchem Leichtſinn geboren iſt, der muß noch ſchwer tragen." — „Die treibt's hinaus, ſag' ich," behauptete die Schulzin; „ſo luſtiges, leichtſinniges Volk trägt's in ſich, daß es ihm zuletzt noch gut geht." Und ſie haben im Grunde beide recht behalten.

Und Frau Lene florierte noch lange als ſtattliche Großmama und ſang den Enkelein die Lieder, die ſie einſt geſungen, als ſie Braut geworden. Jung und alt ſammelte ſich gern um ſie und ſonnte ſich in ihrer unvergänglichen Heiterkeit. Bis zum Tode floßen ihre Lippen über von Dank und Freude. „Das darf ich ſagen,“ ſprach ſie noch in ihren letzten Tagen, „daß ich keine gute Stunde vorübergelaſſen habe, ohne mich ihrer zu freuen.“

Aus ihres Sohnes Händen empfing ſie auf dem Sterbebette den letzten Troſt; dann ſah ſie ihn mit hellen Augen an und ſagte: „Lieber Karl, Gott weiß, ich ſterbe ſo gern, wie ich gelebt habe.“ Und das blieb ihr letztes Wort.

VI.

Ein ſtolzes Herz.

Du haſt's gewollt und willſt nicht klagen,
Du haſt's gethan, und willſt es tragen.
Bleib' denn allein auf ſtolzen Höhn,
Wo freie Winde dich umwehn!
Doch, zieht ein müdes Herz dich wieder
Ins ſtille Thal der Demut nieder,
Ein Vaterhaus, ein Vaterherz
Steht offen für des Kindes Schmerz.
Papiere einer Ungenannten.

Man findet ſelten, daß Maler, Dichter, Muſiker als Lebensgefährtin ein gleichgeſtimmtes, poetiſch und künſtleriſch begabtes Weſen finden oder wählen; eine zartbeſaitete Seele, in der jeder Akkord, den ihre Künſtlerhand anſchlägt, ſüßer und tiefer wiederklingt; und wenn ſich das trifft, ſo iſt leider in dieſer unvollkommenen Welt ſehr zu fürchten, daß die Seelenharmonie nur zu leicht durch häusliche Mißtöne geſtört werde; es iſt nicht unmöglich, aber es iſt ſchwer für eine Künſtlerin, das liebevolle Intereſſe, den aufmerkſamen Blick für die kleinſten Einzelheiten zu bewahren, die eine gute Hausfrau machen.

Darum führt die gütige Vorſehung häufig den „Götterlieblingen“, die ſo ſelten verſtehen, auf der Erde ſoliden Fuß zu faſſen, nüchterne, fleißige, praktiſche Frauen zu, die ihren äußern Menſchen in ordentlichem Stand halten; die dem flüchtigen, ungleichen Gewinn des Mannes eine vernünftige Verwendung geben und ihm zu einer behaglichen Heimat verhelfen. Es gilt freilich auch hier, das rechte Maß zu treffen; die Herzen müſſen ſich verſtehen, wo es die Geiſter nicht können; ſonſt bleibt die trockene, nüchterne Hausfrau, die dem Manne wohl das

Haus rein hält, die ihm aber das Herz nicht warm halten kann mit dem Odem der Liebe, leicht allein mit all ihrem Gutmeinen und ihrer Fürſorglichkeit, nur eine Magd, nicht eine Gefährtin, und der beſte Segen der Ehe geht ihr und dem Manne verloren.

Das war übrigens eine Abſchweifung gleich zum Anfang, auf die ich durch die Betrachtung gekommen bin, daß eine ähnliche Verbindung wie zwiſchen Proſa und Poeſie nicht nur oft zwiſchen Mann und Frau, ſondern auch zwiſchen Land und Leuten beſteht. So ſcheint es zum Beiſpiel mit dem ſchönen Schweizerlande zu ſein. Am Fuße dieſer märchenhaften Berge, deren Gipfel hoch in den lichten, reinen Aether ragen, am Ufer dieſer wunderbaren Seen, verſteckt in dieſen heimlichen, lieblichen, traumgleichen Thälern, denkt man ſich als Bewohner ein Volk von Träumern, von Dichtern und Denkern, nur reich an Märchen und Sagen, an Liedern und Sangesweiſen. Nun findet ſich zwar das alles in der Schweiz, aber doch nur ausnahmsweiſe. Die Mehrzahl der Bewohner iſt ein friſches, rühriges, induſtrielles Geſchlecht, nüchtern und praktiſch, das nicht nur dem oft kargen Boden das Mögliche abgewinnt, ſondern ſelbſt die Schönheit und Größe ſeiner Heimatberge, die Geiſtesbildung ſeiner Töchter, den ſtarken Arm ſeiner Söhne nutzbringend zu verwenden weiß und ſo neben der herrlichen, aber oft unfruchtbaren Naturſchönheit auch Wohlſtand und behagliche Exiſtenz in ſeinem Vaterlande heimiſch gemacht hat.

Wie denn aber die Verbindung des poetiſchen Gatten mit dem proſaiſchen Weibe geweiht wird durch innige Liebe, ſo bindet ein tiefes Herzensband den nüchternen, praktiſchen Schweizer an ſeine ſchöne, wunderbare Heimat. Der erwerbſame Kaufmann trägt ſeinen Gewinn über Länder und Meere wieder in die Heimat zurück, um ihn dort zu genießen; dem rauhen Soldaten, der ſeinen Arm fremdem Dienſte verkauft, bricht das Herz, wenn er die Laute ſeiner Heimat hört; das Bauernmädchen, dem jeder Anflug von ſentimentaler Bildung ferne geblieben, bricht in Freudenthränen aus, wenn es nach kurzer Trennung ſein Heimatdorf wieder ſieht, — die Poeſie des Schweizers iſt ſeine Vaterlandsliebe.

So ſoll, was ich bemerkt, nicht ein Vorwurf ſein, nur eine Anerkennung der freundlichen Ausgleichung der Vorſehung, die wir überall finden, wo wir aufmerkſamen Auges Menſchen und Verhältniſſe betrachten.

Das freie Schweizerland hat freilich auch ſeine Ariſtokratie, ſeine genießende Klaſſe, die nicht mit dem zahlt, was ſie *thut*, ſondern mit dem, was ſie *iſt*, oder — mit dem, was ſie *hat*; auffallend aber, wenigſtens in einzelnen Kantonen, erſcheint die ganz ungewöhnliche Rührigkeit der Frauen.

Nicht nur, daß man dort früher als in allen andern Ländern Lehrerinnen, weibliche Poſtſekretäre und Telegraphiſtinnen hatte, daß man ſogar Bahnweiber, ſtatt der Bahnwärter, ausgeſtreckten Arms an der Eiſenbahn ſtehen ſieht: es gibt Kantone, wo auch die Hausfrau, die Mutter keineswegs mit der Erfüllung ihrer nächſten Pflichten den Kreis ihres Berufs abgeſchloſſen glaubt; nicht nur das Erhalten und Verwenden des Erwerbs, das Erwerben ſelbſt fällt mit auf ihren Teil. Die Frau macht Uhren, gibt Stunden, treibt ein Putzgeſchäft, einen kleinen Handel, ganz unbeſchadet ihrer geſelligen Stellung, und präſidiert daneben leicht und gewandt in ihrem Salon, der, wenn auch beſcheiden, doch immerhin ſeine kleine gewählte Bibliothek, auf dem eleganten Theetiſch ſeine ſchönen Bilderwerke und Album zum Durchblättern, kurz alles hat, was zum Schmuck des geſelligen Lebens gehört.

Wie weit dieſe Geſtaltung der Verhältniſſe notwendig, wie weit ſie Geſchmacksſache iſt, wie weit ſie der Poeſie des Lebens zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Kind und Mutter Eintrag thut, darüber kann freilich nur nähere und längere Beobachtung urteilen; jedenfalls gibt ſie der Frau eine Selbſtändigkeit, die in unſern Tagen, wo die natürliche Beſtimmung des Weibes bald nur noch die außergewöhnliche iſt, doch ein Segen genannt werden muß. Vielleicht iſt dieſe Art von Selbſtändigkeit der Frau nur eine Folge geſteigerter, krankhafter geſelliger Verhältniſſe; aber ſie wird oft zur Notwendigkeit und wird für die zum Segen, die ſich in rechter Weiſe darein findet. Vielleicht kann aber auch das Unabhängigkeitsgefühl der Frau zu weit gehen und ein Herzensglück zerſtören, ſtatt es zu begründen, — man könnte davon wohl eine Geſchichte erzählen.

Es war einmal ein Schweizerkind, das nicht zu ſelbſtändigem Erwerb erzogen war. Das Kind reicher Eltern, die „Schönheit“, das Prinzeßlein der Familie, gar bald auch die „Schönheit“ der ganzen Stadt, ſchien ſie vor allem zu dem anmutigen Loſe der Blume berufen, die den Garten ſchmückt, wenn ſie ſich ſelbſt ſchmückt.

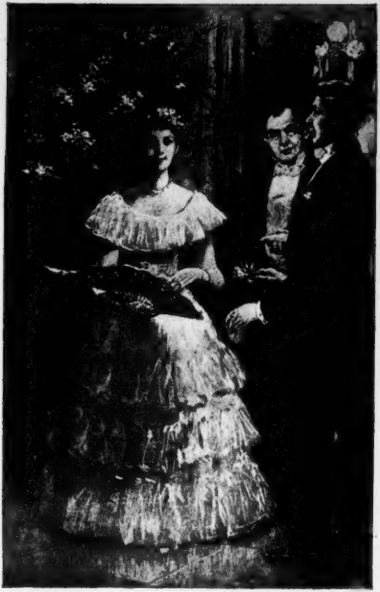
Zum Schmuck und zur Freude ihres eigenen Lebens bildete Amelie leicht und ſpielend die anmutigen Talente aus, die ihr verliehen waren, und ſo wurde ſie die heitere Zierde der geſelligen Kreiſe, in denen ſie ſich leicht und herzensfroh bewegte.

Wenn Amelie Neigung fürs Romantiſche hatte — und welches junge Mädchenherz hat das nicht, ſelbſt wenn es in einer praktiſchen Schweizerbruſt ſchlägt? — ſo war es wirklich ſchade, daß ihre Liebe, ihre erſte und einzige Liebe ſo ganz und gar ohne alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten aufblühte wie eine Gartenblume in wohlgepflegtem Grunde. Da waren keine Klagen und Stürme, kein feindliches Elternpaar, keine Kluft des Standes, kein rachſüchtiger Nebenbuhler, o nein, alles verlief aufs ruhigſte und das einzig Wunderbare und Geheimnisvolle war eben nur, daß ſie ſich ſo unendlich lieb hatten, obgleich gerade das ihnen ſelbſt und der Welt am allernatürlichſten vorkam.

Inmitten der Stadt auf dem Marktplatze ſtand das ſtattliche Haus des reichen Kaufmann Combiers, des Vaters der ſchönen Amelie. Eine kleine halbe Stunde vor der Stadt wohnte inmitten eines reizenden Parks Herr Leblanc, der reiche Fabrikant. Daß er ein ſolcher und kein Freiherr ſei, konnte man freilich nicht an dem anmutigen Landhauſe und dem wundervoll angelegten Garten ſehen; nicht an der ſchlanken, mit nobler Eleganz gekleideten Dame des Hauſes und ihren feingebildeten

Töchtern: man entdeckte es erſt in einer fernen Ecke des Parks, wo die Fabrikgebäude angelegt waren, wo der grüne Raſen bedeckt war mit roten und blauen Garnſträhnen. Herr Leblanc ſtand in freundſchaftlichen Beziehungen zu Herrn Combiers, wenn ihm auch deſſen Geſchäftsbetrieb etwas unklar erſchien und ſeine Unternehmungen gewagt; ſo wurden denn die Töchter des Hauſes, vor allem die ſchöne Amelie, die blühende Zierde jeder Geſellſchaft, zu dem großen Souper geladen, das zu Ehren der Rückkehr des zweiten Sohnes, Louis, von einem längeren Aufenthalt in England gegeben wurde. Solche Feſte waren ſelten in dem ſoliden Hauſe Leblanc; dann aber mußte auch alles recht und ſchön ſein; die Dame des Hauſes hatte Takt und Geſchmack und kein Fürſt hätte ſich dieſer Abendgeſellſchaft ſchämen dürfen.

Amelie ſtand unter dem blühenden Granatbaum am Eingang des Balkons, eine liebliche Geſtalt, umfloſſen von den leichten, duftenden Ballgewändern, einen Roſenzweig im dunkeln Haar, als ihr der Sohn des Hauſes, der König des Feſtes, vorgeſtellt wurde. Mit freudiger Ueberraſchung erkannte er in dieſer aufgeblühten Roſe die kleine Geſpielin wieder, der er manchmal die Schultaſche bis an ihr Haus getragen; die jungen, hellen Blicke begegneten ſich, und — niemand durfte mehr zweifeln an dieſem Abend, wer die erwählte Königin des Feſtkönigs ſei; niemand fragte, woher die wundervollen Blumen kamen, die von dieſem Tage an immer wieder friſch in Amelies Zimmer dufteten. Es gab, wie geſagt, keine Schwierigkeiten und Hinderniſſe; doch zögerte der alte Leblanc etwas mit ſeiner Einwilligung in die Wünſche des Sohnes. „Habe ſchon oft geſagt, die Geſchäfte des alten Combiers gefallen mir nicht beſonders; er läßt ſich in zu vielerlei ein und der Aufwand iſt zu groß.“ — „Aber, Papa, ich heirate die Tochter und nicht das Geſchäft; auf großen Aufwand legt Amelie keinen Wert, und bedenke, welche Zierde iſt ſie für unſern Familienkreis!“ — „Haſt recht, ich habe nichts dagegen,“ war der Beſcheid des Alten. Faſt noch leichter war die Einwilligung Papa Combiers' errungen; man feierte ein ſolennes Verlobungsfeſt, und — Louis



Amelie ſtand unter dem blühenden Granatbaum am Eingang des Balkons.
(S. 100.)

hatte nun das Recht, ſeine Blumen der lieblichen Braut ſelbſt zu bringen.

Ein langdauernder Brautſtand iſt eine vorherrſchend deutſche Sitte; das „Hangen und Bangen in ſchwebender Pein“ iſt nicht Schweizergeſchmack. So war es etwas Ungewöhnliches, daß der Brautſtand des jungen Leblanc mit der ſchönen Amelie beinahe ein Jahr dauern ſollte; dieſe Zeit war aber nötig zur Vollendung des hübſchen Wohnhauſes, das Herr Leblanc für ſeinen zweiten Sohn erbauen wollte. Henri, der älteſte, bewohnte bereits mit ſeiner jungen Frau ein hübſches, neues Gebäude unten, unweit vom Bach, der die Fabrik trieb; für Louis wurde die neue Heimat auf der kleinen Anhöhe gegründet, etwas näher beim Elternhauſe. Es war eine gar anmutige Unterhaltung für das junge Paar, den Plan zu dem Hauſe auszuführen und zu verbeſſern und ſich die ganze Einrichtung ſo ideal als möglich auszudenken von der Veranda vor der Pforte, von reizenden Schlingpflanzen umſponnen, bis zu dem platten Dach, das mit blühenden Geſträuchen verziert werden ſollte. Amelie war in München geweſen, um ihr Zeichentalent auszubilden, Louis hatte engliſchen Komfort ſtudiert; das Schönſte und Beſte was ſie kannten, ſollte ſich vereinen, die neue Heimat ſchön und behaglich zu machen, Louis verſchrieb das Ameublement; Amelies Trouſſeau wuchs zu Bergen von „ſchimmernder Wolle und ſchneeigem Lein“. Herr Leblanc fand für geraten, ſeinen Sohn, ehe er als ſelbſtändiger Teilhaber in das elterliche Geſchäft eintrete, mehr zu auswärtigen Geſchäften zu verwenden, die kleine Reiſen nötig machten; die Schmerzen ſolch leichter Trennung wurden reich aufgewogen durch die goldene Freude des Wiederſehens.

So fuhr denn eines Abends der Bräutigam leichten Sinnes und fröhlichen Herzens nach einer Abweſenheit von wenigen Tagen heimwärts, den Weg, der ihn an dem wohlbekannten Garten vorbeiführte, wo er gewiß war, daß ihn ein lieblicher Gruß erwartete.

Da war ſie; er erkannte die helle Geſtalt in dem kleinen

Pavillon an der Ecke; ſie blickte auf, ſie kannte das Rollen ſeines leichten Wagens; aber ſie flog nicht herunter, ihm entgegen bis zur Pforte, wie ſie ſonſt gethan; ſie neigte ſich nur freundlich grüßend. Täuſchte er ſich, oder war ſie wirklich ſo bleich, ſeine blühende Roſe?

Er ließ den Kutſcher vorausfahren und eilte in den Garten. Da ſaß ſie, müde, bleich und verweint, wie er ſie nie geſehen; ſie ſtand auf und bot ihm die Hand; es war alles ſo ganz anders als ſonſt!

„Bitte, Amelie, was haſt du? Iſt jemand krank?“ fragte er erſchrocken. Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte leiſe, faſt ängſtlich: „Du weißt noch nichts?“

„Nein, was ſoll ich wiſſen?“ fragte er in banger Erwartung. „Der Vater hat Unglück gehabt, großes Unglück,“ ſagte ſie ruhig und langſam, „ſein Geſchäft löſt ſich auf, er iſt abgereiſt nach Amerika. Nicht als Betrüger, Louis, nicht als Betrüger!“ rief ſie, als ſie ſein verdunkeltes Angeſicht ſah; „er hat nur mitgenommen, was er zur Reiſe brauchte. Der Bruder will alles, ſo viel es möglich iſt, ins reine bringen; die Mutter zieht zu der Tante nach Genf.“ — „Armes Kind, wie viel haſt du gelitten! Wie iſt denn das alles ſo ſchnell gekommen?“ fragte Louis noch ganz betäubt. „O, es kam vielleicht langſam,“ ſeufzte ſie; „der Vater ließ niemand recht in ſeine Geſchäfte ſehen, nicht einmal den Bruder.“ — „Nun, du ſollſt nicht lange ohne Heimat ſein, meine Taube,“ ſagte er, indem er ſie tröſtend an ſich zog; „wir warten nicht ab, bis das neue Haus gebaut iſt; in meines Vaters Hauſe findet ſich ſchon ein Kämmerlein für uns.“

Sie wiegte leiſe verneinend das Haupt und ſagte traurig: „Ich wollte gleich Abſchied von dir nehmen, Louis!“ — „Amelie, das ſagſt du nicht im Ernſt; du weißt, daß du mir lieb und teuer biſt, arm oder reich!“ — „Ich weiß wohl, daß du gut biſt und edel, aber ich werde das nicht mißbrauchen.“

Louis ließ ſich nicht in langen Streit ein um etwas, das ihm ſo natürlich ſchien. Er war ſo gewiß, dieſen edelmütigen

Widerſtand bald zu beſiegen und folgte ihrer ſchüchternen Bitte, ſie nun zu verlaſſen; wollte er doch auch mit den Seinen ſich beſprechen und dem armen verlaſſenen Kind eine freundliche Aufnahme ſichern.

Gleichgültig war ihm freilich das Unglück, das ihn wie ein Blick aus heiterem Himmel traf, keineswegs; er lebte in der wirklichen Welt, nicht in einer idealen, wo Gold und Gut leere Spreu ſind, von einem Lächeln der Geliebten aufgewogen, — ein Paroxismus, der, beiläufig geſagt, wo er ſich überhaupt noch zeigt, überaus vorübergehend iſt, — aber er wußte, daß er in dieſer wirklichen Welt auch einer vermögensloſen Frau eine ſichere, geborgene Heimat bieten könne; er hätte ſich dazu als Mann von Ehre gebunden gefühlt, ſelbſt wenn es ihm nicht im heiligſten Ernſt als Unmöglichkeit erſchienen wäre, ohne Amelie zu leben.

Bei den Eltern hatte er keinen ſchweren Stand. Ihnen erſchien freilich das Unglück noch größer, und dünkte ihnen höchſt ungeſchickt, daß Louis ſich hier gebunden, obgleich der alte Leblanc manchmal ſo etwas gefürchtet. Aber gebunden war er, das erſchien auch ihnen klar, und der Vater, der von unten angefangen als armer Färbergeſelle, fühlte einen begreiflichen Stolz, daß er nun die verarmte Tochter eines alten Handelshauſes unter den Schirm ſeiner wohlgegründeten Heimat aufnehmen könne.

So kehrte Louis wieder zu ſeiner Braut zurück, ermächtigt von den Eltern, mit allem Drängen und Bitten der Liebe. — Amelie blieb unbeweglich: „Gott weiß es, wie unausſprechlich lieb ich dich habe,“ ſagte ſie mit der alten, ſüßen, weichen Stimme, die ihm ſo lieblich klang; „aber ich kann nicht ſo unter dein Dach kommen als eine Laſt, ich kann es nicht. Wäreſt du allein und arm auf der Welt, könnten wir zuſammen arbeiten, ſorgen und entbehren, ich wollte heute noch dein ſein; aber ſo mich einführen laſſen in den Kreis der Deinen als eine Geduldete, als ein Gegenſtand des Mitleids, — Louis, es iſt unmöglich.“

Und vergeblich blieben Reden und Bitten, vergeblich ſelbſt die Vorſtellungen von Louis' Mutter, deren Abweiſung die ſtolze Frau mit bitterer Kränkung empfand. Louis war kein Dichter, er konnte ihr nicht mit ſo ſchönen Worten, wie er gewollt hätte, ſagen: daß Liebe allein der Liebe Preis ſei, und daß ſie einen Verrat an den heiligſten Rechten begehe, wenn ſie ihrem Stolze folge, — aber er hatte ein redliches, liebevolles Gemüt, und wenn er ſeinem Leid keine Worte geben konnte, ſo fühlte Amelie an ihrem eigenen Herzen, wie weh ihm das ſeine that.

Eines Morgens, als er den letzten Sturm auf ſie verſuchen wollte, war ſie abgereiſt, zu der Vorſteherin der Penſion, in der ſie früher einige Jahre zugebracht, um von dort aus eine Stelle als Lehrerin zu ſuchen. So war es zu Ende.

Fern von ihrer ſchönen, warmen, ſonnigen Heimat hatte Amelie in Rußland einen ihren Talenten angemeſſenen Beruf gefunden, der ihr eine feſte Stellung im Leben gab und ihrem Herzen Ruhe verſchaffen konnte. Der Beruf einer jungen Lehrerin iſt kein gefahrloſer für ein junges Mädchen von ſo ſeltener Schönheit, zumal unter dem halbkultivierten Adel Rußlands, der an ſchrankenloſe Willkür gewöhnt iſt. Amelie kam unverſehrt durch alle Gefahren, gefeit durch ein großes Herzeleid. Sie ging gerade ihres Wegs, unverletzt von Zurückſetzung, gleichgültig gegen Huldigungen, im ruhigen Bewußtſein, daß ſie ſich ſelbſt allein ihre Stellung verdanke, daß ihr Beruf ein freiwillig gewählter ſei; und ſo blieb ſie unberührt von den vielen kleinen Dornen, die gerade auf dieſem Berufswege ſo häufig ſind. Sie zeigte wirklich eine ſeltene Begabung zur Erzieherin; ihr Leben konzentrierte ſich auf ihr Lehrzimmer, auf ihre Pflegebefohlenen, und ſie wurde eine treue Mutter manchem verwaiſten Kinde, das mutterlos war unter dem Dach einer herzloſen, weltlich geſinnten Mutter.

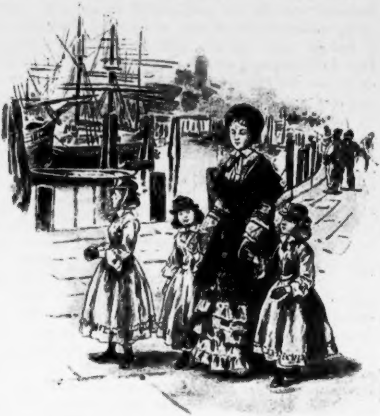
Allen Anſprüchen, allen Hoffnungen auf Glück hatte Amelie entſagt; ruhig, ſtet und ohne Wanken ging ſie den Pfad der Pflicht, — genoß ſie darum Frieden? Es gibt wohl ein Gefühl der Befriedigung, das unzertrennbar iſt von treuer Pflichterfüllung; das iſt der Segen der Arbeit, der Groſchen, der dem fleißigen Taglöhner am Abend des Tages gereicht wird, eine erbarmende Mitgabe des Vaters zu dem ſtrengen Spruche des Richters: im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen! — aber das iſt noch nicht der ſüße Frieden, das ſelige Kindesteil, das der Herr ſchon hier denen verleiht, die mit Kindesſinn ihr Tagewerk aus ſeiner Hand nehmen und es im Aufblick auf ihn vollbringen. Hatte ſie wirklich ihr Los aus Gottes Hand genommen? War es nicht ihr eigenes Thun, daß ſie aus Stolz von der Hand der Liebe nicht hatte alles nehmen wollen, was ſie ſich gefreut hätte, ſelbſt zu geben? Und iſt denn nicht Liebe um Liebe allein ſchon eine reiche Gabe? Es lag ein faſt ängſtliches Streben und Drängen in Amelie, ſich notwendig, unentbehrlich zu machen; ſie ſuchte darin eine Beſtätigung, daß ſie recht gethan, ſich ſelbſt zu verbannen von der einzigen Stelle, wo man ſie, und nur ſie allein, nicht nur ihre nützlichen Eigenſchaften gewollt. Ach, ſie war auch an dieſer Stätte nicht unerſetzlich! Faſt zwei Jahre war ſie ſchon in der Fremde, als ihr die Schweſter ſchrieb, daß Louis eine junge Verwandte heimgeführt in das ſtattliche neuerbaute Haus auf der Höhe; — Amelie drückte feſt, feſt die Hand auf ihr Herz, als ſie dieſe Kunde vernahm; ſie hatte niemand, dem ſie hätte klagen können, und es war ja ihr Wille geweſen.

Gehofft hatte ſie vielleicht wohl noch, daß der Vater mit wiedergewonnenem Vermögen aus Amerika zurückkehre; daß es ihr ſelbſt gelinge, ſo viel zu erwerben, daß ſie mit aufgerichtetem Haupte eintreten könnte in das reiche Haus ihres Gatten — denn das wußte ſie, daß ihr bei den Seinigen eine ſelbſterworbene Mitgift nur Ehre bringen könne —: das alles war nun vorüber.

Louiſon, Amelies Schweſter, hatte ſich nicht mit zartfühlenden Skrupeln gequält; ſie hatte friſchweg und guten Mutes den jungen Fabrikanten geheiratet, den ſie vorher ſchon ſo gern geſehen. Es wäre recht erwünſcht geweſen, wenn Papa noch ſein Vermögen gehabt, und Charles zum Beginn ſeines Geſchäfts hätte unter die Arme greifen können; nun es aber nicht ſo war, ſo mußte man eben klein beginnen. Ce bon Charles war auch ſo zufrieden und ſie fingen getroſt miteinander an; ging's nicht gut, ſo ging's doch. Amelie legte mit einem leiſen Seufzer den Brief beiſeite: wäre er doch arm geweſen! hätte ſie doch mit ihm das Leben beginnen, mit ihm arbeiten und entbehren können! — Es war vorüber.

Amelie gründete eine eigene Erziehungsanſtalt in einer nordiſchen Hauptſtadt. Da war ſie denn eine Königin in ihrem kleinen Reiche, eine anmutige Königin noch immer, ſelbſt inmitten der friſchen Knoſpen, die um ſie heranblühten. Frauen, die früh einem lieben Herzenswunſch entſagen, werden leicht kühl und ſtreng gegen die Jugend, zumal wenn die Entſagung eine freiwillige war, die der eigene ſtarke Wille dem Herzen abgerungen; das Herz, das ſich einmal geſtählt, bleibt Stahl — rein, fleckenlos, aber hart. Bei Amelie war das nicht ſo. Sie war freilich, wie es am Ende jede Erzieherin ſein muß, in äußeren Dingen ſtreng, faſt pedantiſch, zumal was Ordnung und Reinheit an der eigenen Perſon betrifft. „Ein Mädchen kann flüchtig und nachläſſig mit ihren Sachen ſein," gab ſie zu, „und doch ſpäter eine gute und geordnete Hausfrau werden; nie aber wird ſie das, wenn ſie Unreinheit oder Unordnung, zumal verborgene Unordnung neben äußerer Eleganz an ihrer eigenen Perſon duldet; „c'est une élégance de malhonnête femme," ſagte ſie, „une femme honnête n'a pas de cachette."

Sonſt aber war ſie mild und nachſichtig und verſtand es, junge Herzen aufzuſchließen; je weher ſie einſt ihrem eigenen Herzen gethan, um ſo weicher fühlte ſie für fremdes Leid, für fremde Schwäche, und ſie wurde von vielen ihrer jungen Zöglinge mit Kindesliebe umfaßt. Da waren drei liebliche kleine Mädchen in ihrer Obhut, deren Mutter man fortgeführt hatte zu Schiff — ins Irrenhaus. Tag für Tag wanderte ſie mit den armen Kleinen auf ihre Bitte an den Hafen, um zu ſehen, ob Mama denn noch nicht komme, bis ſie endlich getröſtet wurden über die arme Mama durch die ſanften Worte der gütigen Lehrerin, die ihnen von der Zeit erzählte, wo ſie immer



und immer bei der Mama ſein würden in dem ſchönen Himmelsgarten. Wie manchen guten Rat mußte ſie nicht noch ſpäter erteilen an ehemalige Zöglinge in hochwichtigen Herzensangelegenheiten; wie manche glückliche junge Braut ſtellte ihr in hellem Triumph den glücklich Erkorenen vor und wandelte mit beſcheidenem Stolze an den ehemaligen Mitſchülerinnen vorüber, an ſeinem Arm, durch die Gänge, wo ſie einſt mit den Schulbüchern im Arm gewandert war!

So fehlte es nicht an Wechſel, auch nicht an Freuden in dem klöſterlichen Penſionsleben — und doch konnte ſich Amelies

Auge noch umfloren, wenn ſie einkehrte in einen glücklichen Familienkreis; oft, wenn eine Mutter ihr das aufblühende Töchterlein übergab, ſeufzte ſie im ſtillen: „O, wär' ein Kind mein eigen, nicht eine Stunde würd' ich mich freiwillig von ihm trennen!“ Oft fühlte ſie ſich ſo ſterbensmüde von den kleinen und großen Sorgen, die ſie bewegten. Einen Augenblick, o, einen Augenblick nur hätte ſie ihr müdes Haupt an ein treues, ſtarkes Herz lehnen und all ihre vielbewunderte Selbſtändigkeit hingeben mögen um einen Herrn, dem ſie in Liebe hätte gehorſam ſein dürfen. „War es Gottes Wille?“ Die leiſe Frage wollte nie ganz ſchweigen in ihrem Herzen.

Da kam ein Brief mit einem Trauerſiegel. War das vielleicht ein Scheidegruß ihres unvergeſſenen Freundes? Nein, er kam von einem Freunde der Schweſter Louiſon; Charles war geſtorben und die Witwe mit fünf kleinen Kindern allein und krank zurückgeblieben. „Es iſt in jeder Beziehung jammerſchade, daß der Herr Schwager ſo frühe den Seinigen entriſſen worden,“ ſchrieb der Freund; „das Geſchäft iſt nach vielen mühſamen Verſuchen ſo weit im Gang, daß es die Familie nährt; verkauft könnte es nur mit Schaden werden, und es fortzuführen dürfte für die Witwe neben den fünf noch kleinen Kinderlein ſehr ſchwer werden, wie denn auch beſagte Kinderlein ein weſentliches Hindernis bei einer etwaigen zweckmäßigen Wiederverheiratung der Frau Louiſon ſein dürften . . .“

„Nun weiß ich, was Gottes Wille iſt,“ ſagte Amelie ruhig. Die liebſte ihrer früheren Zöglinge, nun ihre erſte Lehrerin, ſtand ſeit Jahren in einem ziemlich ausſichtsloſen Verhältnis mit einem armen, talentvollen jungen Lehrer. In deſſen Hände übergab Amelie ihr jetzt blühendes Inſtitut ohne andre Garantie, als die ihr ſeine Redlichkeit und Tüchtigkeit bot. Sie entſagte ihrer geachteten, ehrenvollen und vorteilhaften Stellung, riß ſich los von ihren geliebten Zöglingen, die ihr mit Kränzen und Liedern und mit tauſend Thränen das Geleite gaben, und ſchiffte ſich ein nach dem Vaterlande, nicht, wie ſie einſt wohl vor Jahren noch geträumt, als eine glückliche Braut, der nach langem

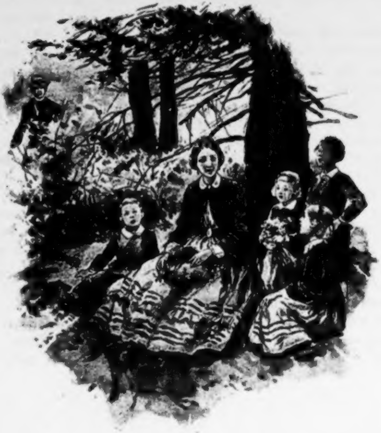
Entſagen noch der Stern des Glückes aufgegangen, aber ſtillen Mutes als eine, die ihr Geſchick erfüllt.

Eine roſige Zukunft war es nicht, der ſie hier entgegengegangen; viel Thätigkeit, Sorge und Mühe, ein beſchwerliches Rechnen und Buchführen: lauter Arbeiten, die ihrer innerſten Natur, ihrem ganzen Bildungsgang und all ihren bisherigen Gewohnheiten entgegen waren; aber ſie bebte nicht davor zurück, ſie griff es an mit gutem Mute. Louiſon erholte ſich bald in ihrer treuen Pflege; ihre unternehmende Natur war ſelbſt durch die Trauer um ce bon Charles nicht unterdrückt und ſie beſorgte alle Geſchäfte nach außen, den Verkehr mit Arbeitern, mit Geſchäftsleuten ꝛc. ꝛc. Amelie führte die Rechnungen, die Korreſpondenz, vor allem aber nahm ſie ſich der Kleinen an, für die in der freundlichen Tante eine neue Welt aufging. Wo ſie ſonſt nur in Eile gekleidet, abgefüttert, gelegentlich einmal geküßt und dann beiſeite geſchoben worden waren, um möglichſt unſchädlich gemacht zu werden, da fanden ſie jetzt ein liebevolles Eingehen in ihre kindiſchen Phantaſien, Märchen und Spiele und über das alles die Leitung einer klugen, feſten Hand, die den Kindern freilich nicht immer unmittelbar wohl thut, aber doch zum Wohlbefinden hilft.

Das war ein ſchweres Tagewerk, das Amelie übernommen, und doch geſtaltete ſich ihr Leben zu einem friedlichen und freundlichen. Sie hatte nicht mehr das ſtolze Gefühl der Selbſtändigkeit einer angeſehenen Stellung, die ſie ihrer eigenen Kraft verdankte. Obgleich ſie eigentlich die Seele des Hauſes war, ſo war ihre Rolle doch eine untergeordnete. Frau Louiſon, wenn auch der Schweſter geiſtig nicht ebenbürtig, verſtand ſehr gut die Herrin des Hauſes vorzuſtellen — aber gerade dieſe demütige Stellung ſühnte in ihrem Gefühl die Schuld ihres früheren Stolzes.

Und daß ſie an Liebe nicht darben durfte, daß all die zehn klaren, lieben Kinderaugen ſo fröhlich und vertrauensvoll zu ihr aufblickten, das galt ihr für den ſchönſten Gottesſegen. Sie war inmitten ihrer kleinen Schar, als ſie zum erſtenmal den

Geliebten ihrer Jugend wiederſah. Sie hatte einen ſchönen Sonntagabend zu einem Waldſpaziergang mit den Kindern benützt; da ſaß ſie auf einer kleinen Erhöhung unter einer Tanne, und das junge Volk ſchleppte ihr geſchäftig Moos, Epheu und Blumen zu, daraus ſie ihnen Kränze winden ſollte. „Mir zuerſt, Tante!“ — „O, Tante, aber mir auch einen!“ — „Ich brauch' nur einen kleinen, aber einen recht ſchönen!“ Um das unruhige Völkchen zu beſchwichtigen, hub ſie an ein Liedchen zu



ſingen und die vier Stimmchen — der Kleinſte war noch nicht waldfähig — ſtimmten gar anmutig mit ein; ſie wußten nicht, daß ſie einen Zuhörer hatten, bis bei einer Pauſe ein ſtattlicher Herr aus dem Gebüſch trat. „Louis!“ rief Amelie in der erſten Ueberraſchung; er machte eine tiefe Verbeugung und wollte weiter; aber er konnte doch nicht, er blieb ſtehen; der Kranz entfiel ihrer Hand, er trat näher — ſie ſtand auf. — „Amelie,“ ſagte er endlich und bot ihr die Hand, und ſie legte gern die ihrige darein. „Wie iſt es Ihnen ergangen?“ fragte er endlich nach langer Pauſe. „Gut, mein teurer Freund,“ ſagte ſie in weichem Ton; es war ihr nicht möglich, eine kühle Haltung zu bewahren, „und wie geht es Ihnen, Louis?“ fragte ſie warm und innig, und ſchüchtern fügte ſie hinzu: „Haben Sie mir verziehen?“

Und Louis vergaß einen Augenblick die Schranken der Konvenienz; er vergaß die Möglichkeit unberufener Zeugen — da lehnte Amelie in ihrem grauen Gewand an der dunklen Tanne, die Liebe ſeiner Jugend, nicht mehr jung und ſchön, aber anmutig in dem Reiz echter Weiblichkeit und eines warm bewahrten Herzens, und ſie redeten zuſammen lange, lange, nicht in der leidenſchaftlichen Erregung ihrer jungen Jahre; denn, was auch Poeſie und Proſa als ein Evangelium verkündet ſeit Jahrhunderten — die Liebe, auch die wahre, warme und reine Liebe zwiſchen Mann und Frau, ſie iſt nicht ein ewiges Feuer, das, wenn es unterdrückt wird, in unverminderter Glut fortlodert und nach Jahren wieder hervorbricht, ungemindert, ungeteilt, zerſtörend, wenn es nicht wärmen kann. Die junge Liebe kann ein Feuerwerkslicht ſein, das einen Augenblick aufflammt, hell und wunderbar, und die Erde ringsum in zauberhaftem Glanze zeigt — es erliſcht und alles liegt im Dunkel; aber Baum und Blüte, Berg und Thal bleiben darum unverändert ſtehen; die Nacht vergeht, das Zauberlicht kehrt nicht wieder, wohl aber der kühle, klare Morgen, und die Erde iſt doch ſchön.

Wo ſolche junge Liebe beſtimmt iſt, ein Haus und ein

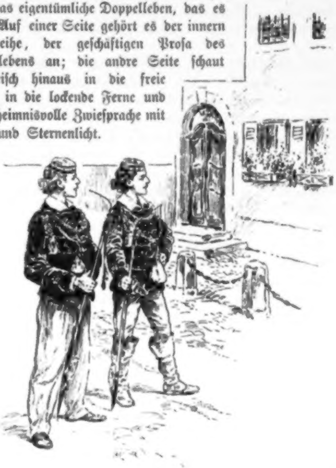
Herz zu erhellen als heitere Flamme, auch da glüht ſie nicht fort aus ſich ſelbſt; ſie muß genährt werden und gereinigt, ſie erſtickt ohne Himmelsluft; ſie zerſtört, wo ſie nicht gehütet wird. Aber die Flamme kann ſich teilen und löſen wie die wohlthätige Glut, die eine warme Quelle durchdringt und ſegensreich wird für viele.

So war auch Amelies Liebe keine zerſtörende Glut mehr; von der Stunde, wo ſie wußte, daß Louis der Gatte einer andern ſei, hatte ſie mit Gottes Hilfe gelernt, ihr Herz zur Ruhe zu legen. Louis nannte ein herzgutes und fröhliches Weib ſein eigen, die ihm das Leben wieder lieb gemacht; — er hatte weniger, viel weniger an Amelie gedacht, als ſie an ihn in all dieſen Jahren, und doch wäre ihm dies Zuſammentreffen vielleicht gefährlicher geweſen als ihr, wenn nicht ihre Ruhe und Klarheit auch auf ſein aufgeregtes Gefühl beſchwichtigend gewirkt hätte. So redeten ſie denn ruhig und herzlich, wie alte Freunde ſollen, von vergangenen Tagen, und nochmals bat ihn Amelie, ihr zu vergeben, wo ſie in falſcher Großmut ihm ſo weh gethan. Und ſie ſchieden im Frieden.

Ob alles leiſe Weh in Amelies Herzen verſtummt war für immer? — Das iſt das Geheimnis eines Frauenherzens; — aber ſie zog ihre Straße fröhlich. Ihr Herz, ihr eigen ſtolzes Herz hatte ihren Weg angeſchlagen, der Herr aber hatte gegeben, daß er alſo fortging, daß er für ſie und andre zum Wege des Segens geworden war. (Sprüche Salomos, 16, 9.)

Vor dem letzten Haus.

Auf allem letzten in der Welt, vom letzten Ritter bis zum letzten Geiger, liegt eine gewiſſe Romantik, und ſo hat auch das letzte Haus eines Ortes ſeine Poeſie durch das eigentümliche Doppelleben, das es führt. Auf einer Seite gehört es der innern Häuſerreihe, der geſchäftigen Proſa des Alltagslebens an; die andre Seite ſchaut träumeriſch hinaus in die freie Natur, in die lockende Ferne und hält geheimnisvolle Zwieſprache mit Mond und Sternenlicht.



Vor dem letzten Hauſe der kleinen ſchwäbiſchen Stadt Gugelfingen ſtanden denn auch zwei Studenten, fröhliches junges Blut, die auf einer luſtigen Herbſtwanderung zum erſtenmal das Schwabenland durchzogen. Das Burſchenleben mußte bei ihnen noch in ſchönſter Blüte ſtehen, das zeigte die etwas übertriebene Studententracht: die buntgeſtickte Cerevismütze, die baumlange Pfeife, deren Rohr ſie noch überragte und der vielfarbige Tabaksbeutel, der vorn an dem Knopfloch des „ſchändlich kurzen Röckleins“ (wie es ein alter Univerſitätserlaß benennt) herunterbaumelte. Die beiden jungen Preußen ſtreiften ſo auf gut Glück herum, in ſicherer Erwartung, auf jedem Schritt einem naiven Annamreile, einem drolligen Tolpatſch oder ſonſt einem ſchwäbiſchen Original zu begegnen. Sie waren nun freilich verwundert zu finden, daß die Leute hier ſich ſo ziemlich gebärdeten wie andern Orts auch; nur an der ſchwäbiſchen Mundart ergötzten ſie ſich höchlich, ohne zu ahnen, daß ſie mit ihrem ſeltſamen Aufzug, ihrem norddeutſchen Dialekt und beweglichen Weſen wieder ihrerſeits zur Beluſtigung des Landvolks beitrugen. Sie wurden bald für Ruſſen, bald für Franzoſen, durchſchnittlich aber für eine Art von Seiltänzern gehalten und meiſt von der Dorfjugend mit der dringenden Anfrage begleitet: „Höret Se, wann ſpielet Se uf?“ Sie notierten dieſen Gebrauch als ſchwäbiſche Dorfſitte und zogen gutes Mutes weiter, glücklich, daß ihnen etwas ſo eigentümlich Schwäbiſches begegnet war.

So ſtanden ſie denn nun vor dem letzten Hauſe und bewunderten die Reinlichkeit und das zierliche Anſehen, wodurch es ſich vor der Mehrzahl der übrigen Häuſer auszeichnete. Es war neu gebaut mit hübſchem Portal, rein weiß getüncht; auf einem Blumenbrett vor den Fenſtern des Parterres prangten Nelken und Levkojen in üppiger Fülle, darüber wiegte ſich mit fröhlichem Zwitſchern ein Kanarienvogel in einem grünen Käfig; das geöffnete Fenſter ließ an der Zimmerwand eine Guitarre an blauem Bande nebſt andern Muſikinſtrumenten ſehen; in der Laube des kleinen Gärtchens neben dem Haus erblickte man zwiſchen dem glühendroten Laub der Jungfernrebe, das ſie in reichen Gehängen ſchmückte, ein paar ſchlanke Mädchengeſtalten.

„Entzückend!" flüſterte Paul Birken ſeinem Freunde Helmſtätt zu; „hätteſt du nach den ſchmutzigen Straßen, die wir durchwandert, hier noch dieſe Poeſie geſucht? Sind es wohl auch Schwaben, die dies reizende Haus bewohnen?" — „Ein ſonderbares Haus," ſagte Helmſtätt, der es genauer betrachtet hatte; „ſiehſt du die niedern, eng vergitterten Fenſter des zweiten Stocks, die ſo ſchlecht zu dem anmutigen Parterre paſſen?" — „Wirklich, das iſt ſonderbar!" bemerkte Paul. — Eben zeigte ſich oben zwiſchen den Eiſenſtäben ein Geſicht, das, ein Inbegriff von Gemeinheit und Bosheit, allerdings einen ſeltſamen Kontraſt zu Blumen, Vögeln und Guitarre bildete.

„Guter Mann," fragte Helmſtätt einen Vorübergehenden, „was iſt das für ein Gebäude?" — Der Gefragte, ein gereiſter Handwerker, der Welt und Erfahrung genug hatte, um die Fremden als Studenten zu erkennen, erwiderte in ſeinem beſten Hochdeutſch: „Das iſt, Ihnen aufzuwarten, das neuerbaute Oberamtsgerichtsgefängnis." — „Ein Gefängnis?" rief Paul. — „Jawohl," fuhr der Einwohner mit gerechtem Bürgerſtolz fort; „nicht wahr, ein wahrer Staatsbau? Wenn es etwas größer wäre, könnte es mit dem ſchönſten Zuchthaus der Reſidenz wetteifern. Es gibt freilich unterſchiedliche Menſchen, auch etwelche, die meinen: was brauchen die Spitzbuben ſo ein Herrenhaus? Ich aber ſage, nicht den Spitzbuben zu lieb, nein nur um der Ehre unſrer Stadt willen —." — „Und die Blumen, das Gärtchen?" unterbrach Paul die weitläufige Erörterung.

„Da unten wohnt, aufzuwarten, der Oberamtsgerichtsdiener," belehrte der Bürger; „der iſt ſeiner Lebtag ſchon allerlei geweſen: Schreiner, Soldat und mit Reſpekt zu melden, ſogar Spielmann; jetzt hat er das Ruheplätzchen bekommen. Er ſtellt ſich nicht ſchlecht hier; die Blumenſtöck' aber gehören ſeinen Mädchen. Es iſt freilich etwas leichtfertig, daß in einem Gefängnis unten manchmal aufgeſpielt wird; aber der Alte thut's nicht mehr oft und ſein Weib beſorgt die Arreſtanten. Die verſteht's."

Zur Erleichterung der Studenten wurde der mitteilſame Flaſchner abgerufen, der ihnen doch nicht originell und ſchwäbiſch genug war zu längerem Verkehr. „Was denkſt du?" fragte Paul ſeinen Freund, „ſchräg über iſt ein Gaſthof; quartieren wir uns da ein und ſtudieren die Myſterien des letzten Hauſes, oben ein Kerker, unten Blumen und Lautentöne? Ich denke mir das anziehend genug." — „Könnteſt dich gewaltig täuſchen," meinte Helmſtätt, bei dem zu Zeiten das nüchterne Element vorſchlug; „und jetzt habe ich noch nicht Luſt, ſchon wieder einzukehren. Der Morgen iſt ſchön, der Weg hier führt durch Weinberge; ziehen wir einmal auf gut Glück hinaus! Meinetwegen wollen wir abends hierher zurückkommen und unſer Quartier in dem Gaſthaus aufſchlagen; dann kannſt du gleich eine Serenade unter den Kerkerfenſtern bringen und lauſchen, ob des Kerkermeiſters Töchterlein mit der Guitarre antwortet."

„Sei's drum!" rief Paul, und mit einem Seitenblick auf die Laube, durch die aber nichts vom Angeſicht der ſchönen Kinder zu ſehen war, die hier Bohnen putzten, zogen die fröhlichen Burſche hinaus, hinaus in die blaue Ferne auf fröhliche Entdeckungsreiſen, und kichernd und flüſternd ſchauten ihnen die Mädchen verſtohlen nach.

Es war Nacht. Frau Hiller, die umſichtige Frau des Gerichtsdieners, hatte die Mädchen kommandiert, ihre Blumen hereinzunehmen und die Läden zu ſchließen; hatte dem einzigen Arreſtanten, den derzeit das Gefängnis aufzuweiſen hatte, ſein Abendeſſen gebracht und nachgeſehen, ob alles in Ordnung ſei, ehe ſie für die Nachtmahlzeit ihrer Familie geſorgt. Der Herr des Hauſes, längſt gewöhnt, die Haus- und Amtsverwaltung in den Händen ſeiner geſtrengen Gemahlin zu ſehen, begnügte ſich, mit militäriſchem Schritt noch überall herumzuwandeln, wo ſie geweſen war; an alle Schlöſſer zu klopfen, die ſie längſt verſchloſſen, und mit ſehr entſchiedener Miene vor ſich hinzuſagen: „Ja, ja, muß alles recht ſein, alles in Ordnung; muß alleweil überall ſorgen!“ was ſie mit überlegenem Lächeln geſchehen ließ.

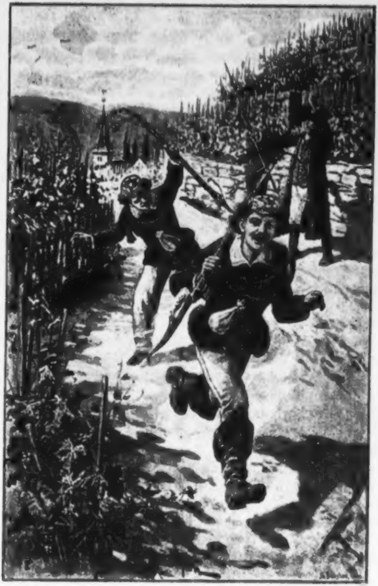
Endlich hatte die geſchäftige Frau ausgeſorgt; der Papa nahm mit verſtohlenem Seitenblick auf ſie die Geige von der Wand, worauf Klara, das ältere der Mädchen, die Guitarre holte, und Pauline, die jüngere, ein Glas Waſſer trank, um ihr Stimmchen zu klären. Frau Hiller war guter Leute Kind und hatte daher auf hübſche Namen und einen gewiſſen Bildungsgrad bei ihren Töchtern geſehen; das Muſizieren übrigens wurde höchſtens von ihr geduldet, da ſie mit ihrer praktiſchen Natur keine Freundin brotloſer Künſte war.

„Schon wieder ein Hauskorſett (ſollte Konzert heißen), Frau Nachbarin?“ fragte der geſprächige Flaſchner, dem wir am Morgen begegneten und der auf ein nachbarliches Plauderſtündchen herüberkam. — „Ja, trägt ſich kaum aus, noch Muſik zu machen in dieſen ſchlechten Zeiten!“ meinte die Frau; „alles ſo teuer und der Verdienſt ſo gering! Da haben wir jetzt ſeit acht Tagen den einzigen Dieb da droben zu zwölf Kreuzer per Tag; dabei kommt nur auch gar nichts heraus!“ — „Nun, Frau Nachbarin,“ tröſtete der Flaſchner, „jetzt kommt der Herbſt; der Wein wird gut; nachher gibt's Schlägereien und Arreſtanten genug.“ — „Da bedank' ich mich erſt dafür,“ ſagte Frau Hiller, während die Töchter anſtimmten: „Einſam bin ich nicht alleine,“ — „für eine Schlägerei, wo man alle Löcher voll Burſche bekommt, über die man nicht Meiſter wird und die faſt die Wände einreißen. Schlägereien und Mörder, das iſt nicht mein Geſchmack, obwohl der letzte ein geſetzter Menſch war; es freut mich noch, daß er nicht geköpft worden iſt. Nein, ſo ein paar ruhige, ordentliche Leutchen — etwa einen betrüglichen Schulzen; einen, der jemand an der Ehre gekränkt oder ſonſt ein leichteres Vergehen begangen — die ſich ſtill verhalten und erkenntlich bezeigen für ordentliche Bedienung —“

Da ſchellte hell und laut die Klingel, die vom Oberamtsgericht nach der Amtsdienerwohnung führte, und „he, Amtsdiener!“ riefen einige Stimmen auf der Straße in wildem Durcheinander. Der Amtsdiener warf die Geige weg und eilte auf ſeinen Poſten. Im Flur des Oberamtsgerichts ſtand in wildem Gedräng ein Haufe Bauern, in ihrer Mitte die zwei Studenten, die am Morgen ſo flott und fröhlich hinausgezogen waren. Paul, ohne Mütze, mit wirren Haaren, blutig, mit glühend rotem Geſicht, ſchlug wild um ſich und war nur mit Mühe feſtzuhalten; Helmſtätt ſah bleich und verſtört aus, redete aber dem Freund zu, ſich zu beruhigen. Dazu kam das wilde Geſchrei der Bauern: „Er hat ihn erſtochen, maustot iſt er; gleich totſchlagen ſollte man den da!“ Dazwiſchen ſchrie Birken: „Laßt mich los, ihr Hunde, ihr niedriges ungaſtliches Geſindel!“ und wieder die beruhigende Stimme Helmſtätts: „Ich bitte dich, ſei ruhig, bleib ſtill!“ Der Beamte ſtand noch auf der Treppe im Schlafrock, hinter ihm die Magd, auf Geheiß der Frau ſeinen Tuchrock mit ausgebreiteten Armen zum Anziehen bereithaltend. Frau Hiller war in gewohnter Geiſtesgegenwart mit einer brennenden Laterne herbeigeeilt und beleuchtete die Gruppe.

Endlich gelang es dem Oberamtsrichter, der ſeine Faſſung bald gewonnen, ſich mit einer Löwenſtimme Ruhe zu ſchaffen; die Gerichtsbeiſitzer wurden gerufen und ein vorläufiges Verhör begonnen. Von Paul war nichts herauszubringen als wilde heftige Ausrufungen gegen das ‚ungaſtliche Geſindel‘. Die Bauern fingen mit dem letzten zuerſt an; Helmſtätt allein gab endlich eine ruhige Darſtellung des tragiſchen Hergangs.

Die Freunde waren am Morgen auf gut Glück ins Freie hinaus gewandert; die grünen Weinberge mit reifenden Trauben hatten ſie zunächſt angezogen, und in liebenswürdiger Unbefangenheit hatten ſie ſich die ſüßen Herbſtgaben recht nach Herzensluſt ſchmecken laſſen. In dieſem Genuß wurden ſie durch die rauhe Stimme des Weinberghüters vom nächſten Dorf,



Während dieſer ſich verdutzt umſah, jagten die zwei Studenten in knabenhafter Luſt mit lautem Hallo den Berg hinab, auf und davon. (S. 125.)

zu dem die Weinberge gehörten, geſtört; er ſtellte ſie zur Rede und befahl ihnen, ihm augenblicklich zum Schulzen zu folgen. Dazu waren ſie nun keineswegs aufgelegt, und indem Helmſtätt mit dem Hüter ſtritt und demonſtrierte, daß ein Geſetz, das ſie nicht gekannt, nicht bindend für ſie ſein könne, worauf dieſer immer mit unerſchütterlicher Ruhe erwiderte: „Iſt mir äll oins, der Schultheiß ſoll's ausmache,“ legte Paul, der gewandteſte Turner unter ſeinen Genoſſen, plötzlich von hinten ſeine Hände auf die Schultern des *‚rohen Häſchers‘ und ſchlug den prachtvollſten* Purzelbaum gerade über deſſen Kopf hinüber. Während dieſer ſich verdutzt umſah, jagten die zwei Studenten in knabenhafter Luſt mit lautem Hallo den Berg hinab, auf und davon, bis ſie dem ſchwerfälligen Diener der Gerechtigkeit aus dem Geſichte verſchwunden waren.

Nach langem, angeſtrengtem Dauerlauf hatten ſie endlich ein abgelegenes Dorf erreicht, wo ſie ſich nach der Anſtrengung gehörig, ja überreichlich ſtärkten und mit dem kühlen Neckarwein erquickten, über deſſen Säure ſie daneben gewaltig loszogen. Aufgeregt von dem kleinen Abenteuer, von ſeinem komiſchen Schluß und ihrer raſchen Flucht, waren ſie ſich hier wie am Ende der Welt vorgekommen und ließen in einer Art von Narrenfreiheit jeder tollen Laune den Zügel ſchießen. Gegen Abend war Paul trotz Helmſtätts Widerſpruch darauf beſtanden, wieder in das Städtchen zurückzukehren und nicht aus feiger Angſt vor dem ‚rohen Schergen‘ einen andern Weg einzuſchlagen.

Der Weinberghüter indes, der Pauls kühnen Purzelbaum für beſonders frechen Hohn gehalten, hatte vergeblich die Spur der Flüchtigen geſucht. In der Hoffnung, daß ſie doch vielleicht nach Gugelfingen zurückkehren würden, hatte er ſich gegen Abend mit einem aufgebotenen Hilfskorps von einigen Bauern am Wege aufgeſtellt.

Mit einbrechender Nacht kamen die Studenten, die wirklich nach einigen Irrgängen wieder die rechte Straße nach Gugelfingen gefunden hatten, ſingend ihres Weges dahergezogen; Paul, noch ſehr aufgeregt von dem ſchwäbiſchen Landwein, der ihnen ſo gut gemundet, Helmſtätt etwas abgekühlter. Da hörten ſie plötzlich ein lautes Halt! und fühlten ſich von derben Fäuſten gepackt. „He, ihr Bürſchle,“ ſchrie ihnen einer der Bauern zu, „alloh duzwitt, zum Schultheiß in Arreſt! Euch wird man's lehren, über den Wengertſchützen hinüberhopſen, paßt nur auf!“ Sie ſuchten ſich loszumachen; die Bauern aber, die ſich nach der Schilderung des Schützen wahre Ungetüme unter ihnen vorgeſtellt, packten ſie feſt und wurden immer handgreiflicher. Wenig begierig nach näherer Bekanntſchaft mit ſchwäbiſchen Fäuſten, ſtieß Paul immer wütender um ſich, während Helmſtätt vergeblich ihn und die Bauern zu beſchwichtigen ſuchte. Unglücklicherweiſe erwiſchte Paul ſeinen Dolch, den er ſich, mehr in kindiſcher Luſt an der romantiſchen Waffe, als zur Notwehr, auf die Reiſe gekauft hatte, und ſtieß in blinder Wut zu; ſchwer getroffen ſtürzte der Flurſchütz mit einem lauten Schrei zu Boden.

Der Schrecken über die blutige That brachte die Bauern zu einiger Beſinnung, obwohl bald die Begierde, den Gefallenen zu rächen, heftiger ward als der Drang, ihm beizuſtehen. Während einige ins Dorf eilten, um den Schultheißen herbeizuholen, brachten die andern unter Vorwürfen und Schmähungen die zwei Verbrecher vors Amt der Stadt. Helmſtätt war wie niedergedonnert von der tragiſchen Wendung eines Jugendſtreichs; vergebens wollte er dem Verwundeten zu Hilfe eilen, er mußte willenlos den Treibern folgen, indeſſen Paul, nach dem erſten Entſetzen über ſeine That, ſich aufs neue zu einer Wut ſteigerte, die für ſeine Sinne bange machte.

Von Helmſtätt erfuhr der Beamte am bündigſten die Bedeutung der wilden Scene. „Wo habt ihr den Verwundeten?“ fragte er die Bauern. — „Erlauba Se, Herr Oberrichter,“ meldete ein eilig Nachkommender, „der Schultheiß läßt ihn draußen auf dem Feld verwachen, wie er liegt.“ — „Iſt er denn tot?“ fragte der Oberamtsrichter. — „Nein, aber der Schultheiß ſagt, er müſſe unverruckt liegen bleiben, wo er bleſſiert worden ſei; das ſei der perſpektive Thatverſtand (objektive Thatbeſtand), und der Schultheiß iſt ein g'ſtudierter." — „O Schreibersweisheit!" ſeufzte der Beamte und ſandte ſogleich nach Arzt und Chirurgen, um den Verwundeten den Umſtänden gemäß nach Hauſe oder zur Stadt ſchaffen zu laſſen.

Die zwei Studenten wurden für die Nacht in zwei getrennten Lokalen des Gefängniſſes untergebracht. Der Frau Hiller, obwohl Frauen nicht im Verhörzimmer zuläſſig ſind, wurde es natürlich nicht ſchwer, das Geſchehene zu erfahren. „Flink, Klara, Pauline!" kommandierte ſie, „ſchafft Betten auf die Pritſchen oben in Nr. 4 und 6. Halt, Pauline, dein Tiſchchen muß hinauf, ein paar Strohſeſſel, ein porzellanenes Waſchgeſchirr, eine gläſerne Flaſche und Waſſer." — „Aber Mutter," warf Klara ein, „es ſind ja Mörder, ſie haben den Schützen erſtochen!" — „Mörder hin, Mörder her! Sie ſind honetter Leute Kind," ſagte in ihrem Eifer die Mama; „der Schütz iſt ein grober Dings, mit dem Umbringen wird's auch nicht ſo arg ſein; wer weiß, ob die Herren nicht morgen wieder frei ſind, da ſollen ſie ſich nicht zu beklagen haben!" — „Viel zu erwerben iſt bei denen nicht, Frau Nachbarin," meinte der weiſe Flaſchner; „das ſind luſtige Studenten, wenn nicht gar Schnurranten." — „Und wenn auch!" entgegnete beleidigt die Gerichtsdienerin; „meinen Sie, es ſei lauter Intereſſiertheit von mir? Erſt nicht! Es iſt die Ehre meines Hauſes, es hat noch jeder ſein' Sach' recht bekommen bei mir — mit Unterſchied, verſteht ſich —, und die Herren ſollen ſehn, daß ſie zu rechten Leuten gekommen ſind, erſt noch!"

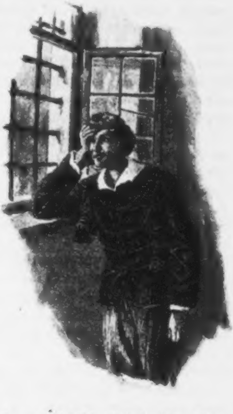
Der Gerichtsdiener brachte die zwei Gefangenen; Helmſtätt ging mit geſenktem Haupte in vollſter Empfindung ſeiner peinlichen Lage; Paul, deſſen Hitze ſich zu legen begann, ſchaute mit wirren Blicken um ſich und ſchien alles noch nicht zu faſſen. Frau Hiller trieb mit ſcharfen Worten die nachdrängende Volksmenge zurück, ſchlug ihre Hausthür zu und inſtruierte ihren Gemahl, während ſie ihm den Schlüſſelbund übergab. „Die Herren werden zur Zufriedenheit bedient werden," ſagte ſie beruhigend zu Helmſtätt; ſie kannte ihre Stellung zu gut, um jetzt viel Worte zu machen, ehe man wußte, wie die Sache verlaufen werde. Die Gefängnisthüren wurden verſchloſſen und auf der Straße wurde es ſtill.

Die Familie Hiller war noch lange in einiger Aufregung über die ungewöhnlichen Gefangenen, deren raſtloſes Auf- und Abgehen man bis tief in die Nacht hinein hörte, während der Dieb des Hauſes den Schlaf eines guten Gewiſſens ſchlief. Der Klara, die Romane geleſen hatte, ſchwebten allerlei ſchöne Geſchichten von Kerkermeiſterstöchtern vor, und daß ſich ſolche wiederholen könnten, hielt ſie ſchon für möglich, als ſie vor Schlafengehen einen Blick in den Spiegel warf, eh' ſie das Licht löſchte. Die junge Pauline aber, welche jetzt erſt erfahren, daß das dieſelben luſtigen Studenten ſeien, die dieſen Morgen ſo fröhlichen Muts an ihrer Laube vorbeigezogen waren, weinte noch lange bitterlich in ihr Kiſſen und entſchlummerte erſt, als die Tritte über ihrem Haupt ſtill geworden waren.

Die Herbſtſonne hatte ſich ſpät aus ihren Nebelſchleiern herausgearbeitet und beſchien klar wie am vorigen Morgen das blumengeſchmückte Fenſter, das goldgelbe Vögelein und die Laube mit den purpurroten Jungfernreben; an dem Fenſtergitter oben aber lehnte ein todbleiches Jünglingsantlitz und beſchaute mit matten Augen die Scene und faßte ſich die Stirne an, ob nicht alles ein wüſter Traum ſei, aus dem es Zeit wäre zu erwachen.

Es war kein Traum, und trotz der Betäubung und des Kopfſchmerzes, die von dem doppelten Rauſche des geſtrigen Abends geblieben, tauchten die Begebenheiten mit peinlicher Treue vor Pauls Gedächtnis auf. Ein Gefangener! Wer kann faſſen, was in dem Wort liegt, der es ſelbſt nie empfunden! Und jetzt, ſo aus der Fülle friſchen, freien, freudigen Lebens herausgeriſſen! Wie ein eingeſchloſſener Löwe ſchritt er raſtlos auf und ab in dem engen Raum und kehrte mit ohnmächtiger

Wut um, wenn er an den kurz geſteckten Grenzen anſtieß. Und ein Mörder vielleicht! Das war noch ein ganz andres Gefühl, das ſich wie ein Alp auf ſeine junge Seele legte, die ſeither in gedankenloſem Jugendübermut nie ein Schuldbewußtſein gekannt hatte. Wenn er nur das hätte abſchütteln können! Aber es ging nicht. Wie oft er ſich auch ſagte, daß der Hüter ſelbſt mit ſeinem groben, plumpen Verfahren alle Schuld trage, wieder und wieder hörte er den furchtbaren Schmerzensſchrei, mit dem er zuſammengeſunken, und es war ihm, als ob alles Leben und Streben in ſeiner Seele für immer zuſammengedrückt ſei von dem Zentnergewicht dieſer Schuld.



Nun hatte er Zeit und Muße, die Myſterien des letzten Hauſes zu ſtudieren! Ein leichter Tritt raſchelte drunten in dem dürren Laube, mit dem der Gartenboden beſät war; es war ein Kind, ein Mädchen von vierzehn Jahren vielleicht, eine ſchlanke, noch kindliche Geſtalt, die reichen blonden Haare in langen Flechten; ſchüchtern hob ſie das Köpfchen zu dem Fenſter. Es war ihm, als finde er den Himmel der Schuldloſigkeit, den er für immer, für immer verloren, in dieſen harmloſen Zügen, in dieſen blauen Kinderaugen wieder. Er warf ſich aufs Bett und weinte.

Die Riegel und Schlöſſer gingen auf; Frau Hiller erſchien mit dem Frühſtück — keine Kerkerkoſt, ſondern ein ganz anſtändig arrangierter Kaffee. Er konnte die Frau nicht anſehen; ein Gefühl tiefſter Demütigung beſchlich ihn, als Gefangener, als ein ſo ſehr Angeſchuldigter irgend einem Menſchen gegenüberzuſtehen. Die Frau fühlte, daß die weiſen Beruhigungsgründe, die ſie ſchon in Bereitſchaft hielt, hier nicht am Platze ſeien; ſie begnügte ſich, nach ſeinen Wünſchen zu fragen, und entſchädigte ſich für dies Schweigen bei Helmſtätt, den ſie zugänglicher fand, und dem es ſehr lieb war, durch die geſprächige Frau, ſo diplomatiſch ſie ſich dünkte, einiges über die Verhältniſſe zu erfahren.

Es war für Birken eine wahre Herzenserleichterung, als er zum Verhör gerufen und dadurch ſeinen eigenen quälenden Gedanken entzogen wurde, obſchon der kurze Gang vom Gefängnis zum Oberamtsgericht durch eine gaffende Volksmenge eine Qual war. Die ſchwarzäugige Klara ſtand zufällig im Gang, als er vorübergeführt wurde; Paulinchen ſaß in der Laube und weinte wieder bitterlich.

Die Freunde ſahen ſich nicht recht in die Augen, als ſie im Gerichtszimmer zuſammentrafen. Ach, wie war aller Humor ſo ganz und gar verflogen, welch bitterer Bodenſatz geblieben von der geſtrigen Luſt, die dazu noch eine gewaltſam geſteigerte geweſen war! Mit welch innerlicher Demütigung wußte Paul nur ſeine Berauſchung als einzigen Entſchuldigungsgrund des geſtrigen Frevels anzuführen! Der Beamte, ein einſichtsvoller und humaner Mann, erkannte bald Helmſtätts Unſchuld und alle Milderungsgründe für Pauls tolle Heftigkeit; aber der Weinberghüter lag noch in ſchwerer Todesgefahr, und bis er ſelbſt gehört werden konnte oder — bis ſeine Anklage im Tode verſtummt war, konnte er die Unterſuchung nicht fördern; die ſtrenge Haft Pauls durfte in keiner Weiſe gemildert werden, und es war den Freunden nicht geſtattet, ſich ohne Zeugen zu ſprechen.

Lange und langſam zogen ſich für Paul die Tage und Wochen hin; die Unterhaltungen mit dem Freund vor Zeugen waren mehr eine Pein als Erholung. In den Verhören, der einzigen Unterbrechung ſeines Kerkerlebens, mußte er dem jammernden Weibe, den ſchreienden Kindern des Todkranken gegenüberſtehen, die Schilderung ſeines Leidens und ihres Jammers hören, und er konnte die qualvollen Eindrücke davon nachher nicht abſchütteln; er mußte ſich ſelbſt ſtill halten in der ſtillen Kerkereinſamkeit. Das aber gerade wollte er nicht; auch in dieſer bittern Schule lernte er den Ernſt des Lebens noch nicht recht begreifen, lernte noch nicht ganz ſeine That und ihre Folgen auf ſich nehmen wie ein Mann und ließ noch nicht das heilige Selbſtgericht der innerlichen Buße über ſich kommen, um nachher den äußern Folgen ruhig entgegenzutreten: — er ließ alles in machtloſer Wut über ſich ergehen wie ein ſchuldiger Knabe.

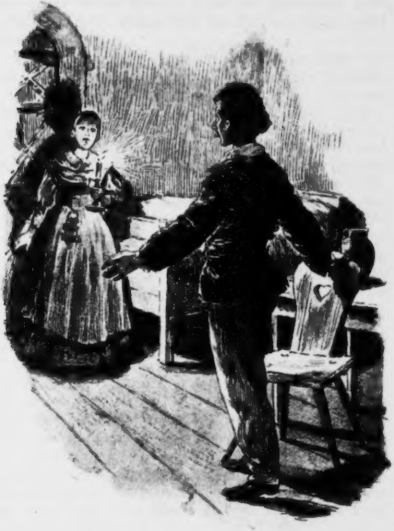
Nur ein Licht fiel in ſein trübſeliges Kerkerleben, die ſchlanke, rehgleiche Geſtalt des blonden Kindes, die leicht und licht wie ein Sonnenſtrahl durch den Garten glitt und ſo oft den unſchuldigen, mitleidsvollen Blick zu ſeinem Fenſter erhob. Pauline war eine jener ſeltenen poetiſchen Erſcheinungen, wie ſie, oft in der ungleichartigſten Umgebung, als ein liebliches Wunder daſtehen, eine Erinnerung an die Natur in ihrer urſprünglichen Schönheit und Reinheit. Jede ihrer Bewegungen war von einer unbewußten Anmut getragen, keine Spur von dem eckigen, verlegenen Weſen, das ſonſt dieſes Uebergangsalter bei Mädchen unſchön macht; wie die Roſe war ſie lieblich auf jeder Stufe ihrer Entfaltung.

Er hatte ſie noch nie geſprochen. Der Freund, der nur noch bis zum Schluß der Unterſuchung auf ſein Ehrenwort in leichter Haft verharren mußte, nahm zu großer Befriedigung der Frau Hiller teil an den muſikaliſchen Familienabenden; ſie hätte Paul ſehr gern auch dies Glück gegönnt, aber ſie hielt zu viel auf Anſtand, um zu erlauben, daß eine ihrer Töchter das Gefängnis betrete, wie viel Luſt auch Klara dazu bezeigte. Nur einigemal durfte Pauline ſie begleiten, wenn ſie ihm das Eſſen brachte. Ein Himmel von Güte und Unſchuld lag in den blauen Augen, welche die Kleine ſo mitleidig und traurig auf ihn heftete; aber er wagte nie, ein Wort an ſie zu richten. Er lauſchte nur, ſo oft er ihre Stimme, ihr ſilberhelles Lachen vom Garten aus hörte oder den leiſen Klang ihres Geſangs zwiſchen Klaras herzhafte Töne hinein vernahm. Frau Hiller hatte ſich mit ihm verſöhnt, ſeit er ſich mehr in Geſpräche mit ihr einließ, hauptſächlich um etwas über das Ergehen des Verwundeten zu hören; doch behielt Helmſtätt bei ihr weit den Vorzug.

Es wurde kühler Spätherbſt, auch die roten Blätter waren gefallen. Der Garten und die Laube ſtanden öde; ſelten, ganz ſelten nur ſah Paul ſeine Roſenknoſpe. Die Kunde ſeines Unfalls war indes in der Heimat dem Onkel zugekommen, der Vaterſtelle an ihm vertrat; die Ermahnungsbriefe dieſes Onkels trugen eben nicht zu Pauls Aufheiterung bei, und an den Beſuch, den er ihm verhieß, dachte er mehr mit Bangen als mit Freude. Die Nächte wurden länger, und bleierner als je laſtete die Zeit auf ihm. Helmſtätt war jetzt entlaſſen gegen Kaution und das Verſprechen, ſich am Schluß der Unterſuchung wieder einzuſtellen, und ſo war er ganz allein.

An einem Abend war die Familie Hiller bei einem Tauffeſte abweſend. Totenſtille lag auf dem Gefängnis; Paul ſaß da in dumpfem Brüten; ihm ſchien, als liege ſeine Jugend in unabſehbarer Ferne hinter ihm, als ſei ſein Leben für immer gebrochen. Da hörte er leiſe Schritte auf der Treppe, im Gang; eine ſchüchterne Stimme fragte durch das Schlüſſelloch: „Sind Sie wach, Herr Birken?“ — „Gewiß; wer iſt's?“ fragte er mit ſeltſamem Bangen. — „Ich bin's, die Pauline,“ rief ſie draußen atemlos, „ich komme nur geſchwind; eben habe ich den Flaſchner geſprochen, der bei dem Schützen in Leiningen geweſen iſt; heut zum erſtenmal hat der Doktor für gewiß erklärt, daß er davonkommt und ihm kein Schaden bleibt; und der Schütz ſelber hat zu dem Flaſchner geſagt, daß er es Ihnen nicht nachtrage und nicht begehre, Sie ins Unglück zu bringen. Auf dem Krankenlager lerne man ſich beſinnen, und er habe eingeſehen, daß er auch zu hitzig dreingefahren ſei.“ Außer Atem von dem raſchen Lauf ſchwieg die Kleine.

„Pauline!“ rief von innen Paul mit bewegter Stimme, „und du kommſt zu mir als Engel des Troſtes? Kind, liebes Kind, kannſt du mir nicht Licht bringen?“ Er mußte ſie jetzt



ſehen! Sie hatte ihm eine Zentnerlaſt von ſeiner Seele genommen, und er ſollte niemand haben, gegen den er ſein erleichtertes Herz ausſprechen konnte, ſollte nicht danken dürfen der lieblichen Friedensbotin? —

Pauline hatte unten Licht gemacht und die Schlüſſel gefunden; nach vielen Verſuchen gelang es ihrer unſteten Hand, das Schloß zu öffnen, und ſie ſtand nun errötend und ſenkte die blauen Augen in nie gekannter Scheu vor dem Jüngling, deſſen lang gedämpftes Jugendfeuer nun erſt wieder aufflammte. „Und du kamſt allein, liebes Kind, um mir die gute Kunde zu bringen?“ — „Ach ja,“ ſagte ſie ſchüchtern, „Sie haben mich ſo gedauert; es muß recht arg ſein, wenn man etwas ſo Schweres auf ſeinem Gewiſſen hat und denken muß, man habe einen Menſchen unglücklich gemacht.“ — „Und da wollteſt du einen Menſchen glücklich machen?“ fragte Paul in innigem Ton.

„Pauline!“ rief unten die ſcharfe Stimme der Mama, die die Entfernung des Mädchens bemerkt hatte und nun mit Entſetzen die Kerkerſchlüſſel vermißte. Raſch und entſchloſſen ſprang Pauline hinaus, die Gefängnisthüre weit offen laſſend. Ans Entfliehen dachte Paul nicht; er lauſchte nur mit einiger Aengſtlichkeit auf die ſcharfen Worte, auf die leiſe ſchüchterne Gegenrede unten. Alſobald kam Frau Hiller mit ingrimmigem Geſicht und herausforderndem Schritt die Treppe herauf, ſchlug die Thüre zu, verſchloß und verriegelte ſie dreifach und verharrte mehrere Tage lang in einem ſehr vorwurfsvollen Schweigen. Paul kümmerte das zunächſt nicht ſehr; die ſchwerſte Laſt war von ſeiner Seele genommen und er träumte Tag und Nacht von der lieblichen Taube, die ihm den Oelzweig gebracht.

Der Verwundete war endlich ſo weit hergeſtellt, daß er vor Gericht erſcheinen konnte. Mit eigentümlichen Gefühlen ſtanden ſie ſich gegenüber — der rauhe, einſt ſo kraftvolle Mann matt und gebleicht von langem Siechlager, der übermütige Jüngling blaß und gebrochen von der Kerkerhaft. Der Zorn eines beleidigten Dieners der Gerechtigkeit, die Rachelust des ſchwer und mutwillig Verletzten waren milder geworden in dem matten, behaglichen Gefühle der Geneſung; auch hatte Pauls Tante aus Preußen die Familie des Verwundeten reichlich unterſtützt. Dieſe mildere Stimmung gab ſich in ſeinem Zeugnis kund, in dem er ſein eigenes barſches Auftreten zugab; die Unterſuchung wurde geſchloſſen, und der Richter ſtellte dem Schuldigen kein zu hartes Urteil in Ausſicht.

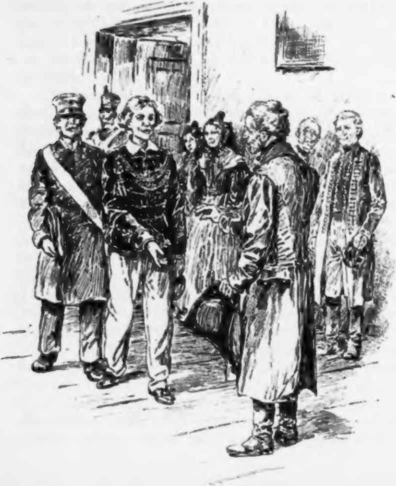
Im Flur vor dem Gerichtszimmer trafen der Thäter und der Verletzte nochmals zuſammen. Paul bot dem Weinberghüter die Hand. „Wollt Ihr mir verzeihen?“ — „Ich trag' Ihnen nichts mehr nach,“ verſicherte dieſer gutmütig, indem er herzlich einſchlug; „ich bin auch hitzig geweſen, ich hätte bei ſo jungen Leuten dem Unverſtand mehr zugeben ſollen.“ — Paul ſteckte lächelnd das Kompliment ein und kehrte mit unendlich erleichtertem Herzen in ſein Gefängnis zurück. Auch die Volksſtimmung hatte ſich durch dieſe Verſöhnungsſcene zu ſeinen Gunſten gewandt und es war mehr ein mitleidiges als unwilliges Gemurmel, das ihn auf dem kurzen Wege begleitete.

Frau Hiller, die ſich jetzt wieder gnädiger zeigte, bat ihn, einſtweilen in ihr Zimmer zu treten, bis ſein Gefängnis oben gründlich gelüftet und hergeſtellt ſei. Sie wünſchte ihm Glück zu dem vorläufig günſtigen Abſchluß; auch der Gerichtsdiener bemerkte ſehr wohlweiſe und ſachverſtändig: „Ja, ja, ich hab's alleweil g'ſagt, 's wird nicht ſo ſchlimm!“ Klara erſchien in beſtem Putz und präſentierte Kaffee mit verbindlichem Lächeln. Die Kleine allein war nicht zu ſehen; ſie waltete oben in ſeinem Kerker und kam erſt nach einigen Stunden, die Paul in dem Hillerſchen Familienkreiſe am Ende unerträglich lang gefunden hatte, um zu ſagen, daß oben alles im reinen ſei.

Paul war ſehr angenehm überraſcht, ſein Gefängnis freundlich und wohnlich hergeſtellt zu finden. Nun erſt nach beendeter Unterſuchungshaft war geſtattet worden, es mit den Gaben der guten Tante zu verſchönern, die ſie längſt geſchickt hatte;

ein bunter Teppich deckte die rohen Dielen des Fußbodens, weiße Gardinen verhüllten die ſchwarzen Gitterſtäbe, und auf dem Tiſchchen am Fenſter ſtand ein Glas mit den erſten Schneeglöckchen, — der Gabe der weißen Friedenstaube, die mit ſchüchternem Erröten bei ſeinem Eintritt verſchwand.

Seine Haft war von nun an gelinder; es wurden ihm Spaziergänge mit Begleitung und an ſonnigen Tagen der Aufenthalt in dem Gärtchen des Gerichtsdieners geſtattet; auch eröffnete ihm Frau Hiller bereitwillig den Familienzirkel. Der



wurde freilich nur durch Paulinens anmutige Erſcheinung für ihn erträglich; denn die weiſen Geſpräche des hausfreundlichen Flaſchners, die beredte Unterhaltung der Mama, die ſachverſtändigen, vielſagenden Bemerkungen des Papas, und Klaras muſikaliſche Leiſtungen würden ihn nicht lange gefeſſelt haben.

Die Kleine blieb freilich das ſcheue Reh, die geſchloſſene Knoſpe, und ſelten gelang es ihm, ihr ein Wort zu entlocken; aber wie viel liebliche Rätſel ſchienen dieſe blauen Augen, dieſe ſüßen Kinderlippen zu bergen! Es gab Augenblicke, wo er ſich jahrelange Kerkerhaft wünſchte, nur um das Entfalten der Knoſpe belauſchen zu können.

Er wollte Verſuche zu Paulinens Bildung machen und brachte abends manchmal ein Buch mit. Wie freute er ſich, dieſer jungen Seele zuerſt die Zaubergärten der Poeſie aufſchließen zu können! „Leſen Sie gern, Pauline?“ fragte er ſie. — „O ja, freilich, nur leidet's als die Mutter nicht.“ — „Was haben Sie denn ſchon geleſen?“ — „Die drei Müllerstöchter und die Genoveva und Roſa von Tannenburg, ich weiß nimmer, wie als die andern Bücher heißen.“ — „Sie ſollen einmal etwas von Schiller hören.“ Er las die Jungfrau von Orleans vor; das mußte ſo ein junges Herz am mächtigſten ergreifen. Wie las er ſich ſelbſt wieder in die erſte Begeiſterung hinein, mit der ihn einſt die herrliche Dichtung durchglüht hatte, und wie erwartungsvoll blickte er hie und da nach dem lieblichen Geſichtchen, das er kaum hinter der Mama erſpähen konnte! „Finden Sie das nicht wunderſchön?“ fragte er endlich. — Klara ſprach ſehr wortreich ihre Bewunderung aus. Frau Hiller dachte nicht, daß man an ſie Anſprüche auf Begeiſterung mache; der Papa ſchnitzte beruhigt Waſchklammern, was neben der Muſik ſein liebſtes Nebenfach war; Pauline ſchwieg ſtill. „Wie finden Sie es, Pauline?“ fragte endlich Birken. — „O, es iſt gewiß recht ſchön,“ ſagte ſie errötend, „aber es wird eben auch ſo ein Märlein ſein.“ Paul belehrte ſie mit größtem Eifer über die wirkliche Geſchichte der Jungfrau, und wenn er auch ihren Sinn für Poeſie nicht ſo erſchloſſen fand, wie er gedacht, ſo ergötzte er ſich doch an ihren naiven, verwunderten Ausrufungen, und ihre ſehr einfache Antwort auf ſeine Frage: „Hätten Sie auch den Mut gehabt, ſo viel für Ihr Vaterland zu wagen?“ — „O nein, ich hätt' mich gefürchtet,“ fand er äußerſt reizend und weiblich.

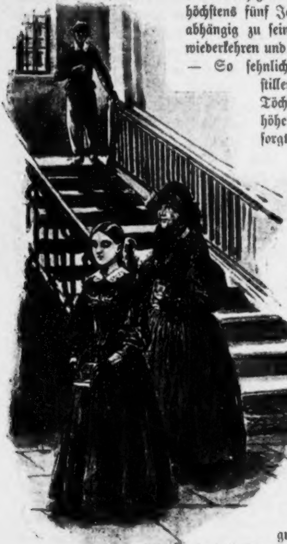
Der lange Winter ging zu Ende. Helmſtätt kam zum Beſuche ſeines Freundes und half ihm die Kerkerhaft kürzen. Paul wurde ſein Urteil verkündet; es lautete auf einige Monate anſtändiger Haft auf der Feſtung, wohin er in den nächſten Tagen abgeführt werden ſollte. Es war nur ein Wechſel des Kerkers, der ihm zunächſt bevorſtand; es war eine Trennung von ſeiner Roſenknoſpe, — aber er konnte nicht helfen, er freute ſich doch darüber; es war eine Veränderung, eine Reiſe, und ſein Geiſt war zu jung, zu elaſtiſch, um ſich nicht danach zu ſehnen.

Es war ein lieblicher Sonntagsmorgen im April, einer jener verheißungsreichen Tage des Vorfrühlings, an denen junge Herzen meinen, diesmal müſſe ſich etwas Wunderbares und Wunderſchönes begeben. Die Freunde lehnten am offenen Fenſter und ſahen in das Gärtchen hinunter; eben kam Pauline aus dem Hauſe, um ſich ein Sträußchen in die Kirche zu pflücken. Ein eigentümlich feſtlicher Hauch umfloß das Kind; die blonden Flechten, die ſonſt hinunterhingen, waren heute kunſtvoll aufgeſteckt; ſtatt des bunten Sonntagskleidchens umhüllte ſie ein ſchwarzes Feſtgewand; eine heilige Sonntagsruhe lag auf den kindlichen Zügen, — es war Paulinens Einſegnungstag. „Beim Himmel, das Mädchen gibt einmal eine Schönheit!“ rief Helmſtätt halblaut. — „Schweig, ſie iſt ein Engel!“ flüſterte Paul, heftig ſeine Hand drückend; „ſtöre du nicht dieſen Gottesfrieden!“ — „Na gut, daß ſie zu jung iſt zum Verlieben und du fortkommſt,“ lächelte der Freund; „ſonſt könnte es einen zweiten Jugendſtreich geben, den dein Onkel noch ſchwerer verzeihen würde als den erſten. Adieu indes, ich will beizeiten die Anordnungen treffen zu der morgenden Fahrt, auf der ich dich natürlich begleite. Frau Hiller ſagte mir, daß du heute an ihrem Feſtmahl teilnimmſt; ich meinesteils danke für ihre Einladung, da ich ſchon das Eſſen im Gaſthof beſtellt habe. Adieu, auf Wiederſehen!"

Gleich nach des Freundes Abgang erſchien Frau Hiller in feſtlichem Schmuck mit einer ehrfurchtgebietenden Staatshaube. „Sie wollen uns heute mittag das Vergnügen ſchenken, mit uns zu ſpeiſen," hob ſie an mit einem gewiſſen bedeutungsvollen Anſatz, der dem Angeredeten immer ein bängliches Gefühl einflößt, bis er weiß, was ſich aus der Rede entwickelt. „Es freut mich ſehr, da wir ohnedies nimmer lang das Vergnügen haben . . ." Paul wußte nicht recht, ob er ſich hierüber bedauernd ausdrücken ſolle. „Nun hätte ich nur ein Anliegen," fuhr ſie mehr im Ton einer Strafpredigt als einer Einladung fort, „daß Sie nämlich die Güte hätten, heute all und jede Dummheiten, mit Reſpekt zu melden, gegen meine Kleine, die Pauline, zu unterlaſſen. Ich bin nicht ſo dumm, wie ich ausſehe, und habe Ihre Augen, die Sie an ſo ein Kind hinmachten, wohl geſehen," ſchnitt ſie ſeine Gegenrede ab. „Sie gehen ja ohnehin und werden uns bald vergeſſen, wenn wir gleich ſo ſchöne Tage miteinander verlebt haben; aber heute iſt des Mädchens Konfirmationstag, da müſſen Sie ihre Andacht reſpektieren; das Kind denkt in ſeiner Unſchuld noch an nichts."

„Glauben Sie," begann Paul mit überſtrömendem Herzen, „die Reinheit Ihres Kindes, die ungeſtörte Entfaltung dieſer ſüßen Blume könne Ihnen mehr am Herzen liegen als mir? Kein Wort, kein Hauch ſoll die reine Seele des jungfräulichen Kindes verletzen, denn ich wünſche ſie mir zu bewahren!" Es war heraus; ohne Abſicht und Ueberlegung war der ſtille Gedanke ſeines Herzens über die Lippen getreten; Frau Hiller ſelbſt war höchlich, wenn auch nicht unangenehm überraſcht von dieſer plötzlichen Erklärung. „Das iſt nicht Ihr Ernſt," ſagte ſie zögernd. — „Sie werden die Werbung eines Gefangenen, eines Verurteilten ſeltſam finden," fuhr er fort, in ſtürmiſchem Feuer der Rede ſeine eigenen warnenden Gedanken überflügelnd;

„aber ich fühle, daß dies Kind mir zugehört, daß ſie beſtimmt iſt, im Licht meiner Liebe zu erblühen! Sie wiſſen, daß ich bald frei ſein werde, meine Studien fortzuſetzen,“ ſprach er etwas ruhiger weiter; „in vier, höchſtens fünf Jahren hoffe ich unabhängig zu ſein, dann werde ich wiederkehren und mein Wort löſen!“ — So ſehnlich Frau Hiller im ſtillen wünſchte, ihr Töchterlein dereinſt in höherem Stande verſorgt zu ſehen, ſo war ſie doch eine zu kluge und praktiſche Frau, um in einen ſo vorzeitigen Antrag nicht Zweifel zu ſetzen. „Sie ſind gar zu gütig,“ hob ſie etwas verlegen an; „ich glaube allerdings, daß meine Pauline in jeden Stand paſſen könnte, wenn man ſie bildet, — und es iſt auch eine verwunderliche Fügung der Vorſehung, daß Sie Paul heißen und ſie



Pauline. Aber bedenken Sie, das Kind iſt noch nicht fünfzehn, und Ihre Verwandten! — Da könnte das Mädchen ihre Jugend verlieren und verpaſſen und am Ende erſt ſitzen bleiben, — und dann, — am heiligen Konfirmationstag, — es thäte ſich ja gar nicht ſchicken.“ — Paul zog, immer leidenſchaftlicher erregt, einen Ring vom Finger. „Das iſt der Trauring meiner Mutter; Sie können ſich denken, daß ich ein ſo heiliges Andenken nicht zum Spiel mißbrauche; ich verſage mir, ihn ſelbſt an Paulinens Hand zu ſtecken, nichts ſoll ihren kindlichen Frieden ſtören. Ich lege ihn in Ihre Hände, bewahren Sie ihn als Pfand meiner Treue bis zu der rechten Stunde!“ — „Mutter, es läutet!“ rief unten Pauline; Frau Hiller eilte hinab, den Ring ſorgſam in ihrer Taſche verwahrend.

Paul trat hinaus und ſah ſie unten an der Treppe ſtehen in all ihrer jungen Lieblichkeit, jedes Gefühl keimender Mädcheneitelkeit niedergehalten durch den Ernſt des frommen Ganges, den ſie antrat; ſein Herz wallte über, aber es erbebte auch in heiliger Scheu. „Gott ſegne deinen Gang, mein Kind!“ ſprach er tiefbewegt und ließ ſie ungehindert ziehen. O wie wünſchte er den Jahren Flügel, als er ihr nachblickte; wie dachte er verlangend des Tages, wo er ſie als Braut ſo zum Altare geleiten könne, ſo ſüß und rein und fromm, und — ſein, ſein eigen!

Paul hatte ſein neues Quartier auf der Feſtung bezogen, es war ein mildes Gefängnis. Wenn er auch die Ausſicht auf das Gärtchen vermißte und den Anblick der Roſenknoſpe, die ſeinen engen Kerker in Gugelfingen erhellt hatte, ſo ſah er dafür von der Höhe des Berges weit hinaus und hinab in das blühende Land, und der Lebensluſt und dem Jugendmut wuchſen die beſchnittenen Schwingen wieder mächtig. Auch fröhliche Geſellſchaft traf er, luſtige Muſenſöhne und junge Litteraten, die wegen einer ſtaatsgefährlichen Verbindung hier feſtgeſetzt waren und ſich, ſo gut ſie konnten, für den Verluſt der goldenen Freiheit zu tröſten ſuchten. Es war ein heiteres, geiſtig belebtes Treiben, und die ſtaatsgefährlichen Subjekte hier oben hatten allen Grund, ſich mit einer Regierung zu verſöhnen, die ihnen ſo gnädige Strafe angedeihen ließ.

Das Geheimnis ſeiner Roſenknoſpe behielt Paul für ſich; er fühlte, wie wenig andre es verſtehen könnten in ſeiner keuſchen Zartheit, und er hätte kein frivoles und kein nüchternes Wort darüber ertragen können. Helmſtätt, ſein einziger Vertrauter, hatte ſich daher auch aller Bemerkungen enthalten müſſen; doch hatte er es für Pflicht gehalten, den Onkel des unbeſonnenen Freundes mit ins Geheimnis dieſes ſeltſamen Verlöbniſſes zu ziehen. Mit Frau Hiller wechſelte Paul von Zeit zu Zeit Briefe; der Mangel an feinem Gefühl und die Halbbildung, die in dieſen zu Tage traten, machten ihm aber die Korreſpondenz mit der Schwiegermama peinlich. Er tröſtete ſich damit, daß ſeine weiße Taube, ein Lieblingskind der Natur, ſich mit unbefleckten Schwingen über den Staub des gemeinen Alltagslebens erheben müſſe.

Das Ende ſeiner Haft nahte; wie ſehnte er ſich, vor der Rückkehr in die Heimat noch nach Gugelfingen zu fliegen, um ſein ſüßes Kind wieder zu ſehen! Nun durfte er doch wohl wagen, ihr ein Wörtchen ins Ohr zu flüſtern von ſeiner Liebe, von ſeiner Hoffnung: ein Körnchen der goldenen Saat, die ihm ſo ſelige Ernte tragen ſollte!

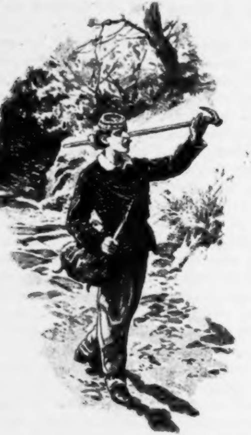
Drei Tage vor ſeiner Freilaſſung kamen Onkel und Tante aus Preußen an. Mit mütterlicher Güte umarmte ihn die Tante; auch der Onkel hatte längſt in ſeinen Briefen den Pflichten väterlicher Ermahnung genügt und ließ nun ſeiner herzlichen Liebe zu dem tollen Neffen freien Lauf. „So, nun haſt du deinen wilden Hafer genugſam geſät und die Suppe ausgegeſſen, die du dir eingebrockt,“ meinte er; „ich denke, deine Studien ſollen mit abgekühltem Blute nun um ſo beſſer gehn.“ Paul verſprach alles Gute, er freute ſich herzlich des Wiederſehens der treuen Verwandten, er erkannte ihre Liebe mit kindlichem

Dank, aber — wie ſollte er's machen, um noch zu Paulinen zu kommen?

„Morgen alſo biſt du frei," ſagte der Onkel, „der Wagen iſt ſchon beſtellt, der uns auf die nächſte Poſtſtation führt; ich denke, wir reiſen ab ohne Sang und Klang ſo ſchnell als möglich." — „Jawohl, Onkel, aber — einen kleinen Ausflug nach Gugelfingen ſollt' ich doch vorher machen, ich bin bis morgen abend wieder zurück." — „Nach Gugelfingen? Was in aller Welt haſt du in dem Neſt zu thun? Deine Verpflichtungen ſind alle reichlich erfüllt, Strafgelder, Krankenkoſten, Unterſuchungskoſten, — wirſt's finden, wenn ich dir die Vormundſchaftsrechnung vorlege. Zum Großthun dort haſt du eben keine Urſache, Naturſtudien wirſt du auch nicht mehr machen wollen; ich denke, du haſt Gelegenheit gehabt, das Schwabenland von unten und aus der Vogelperſpektive gehörig zu ſtudieren. Nein, Junge, komm du nur mit uns, hier zu Lande laß ich dich nicht mehr allein reiſen!" — „Aber ich ſollte denn doch, — ich habe in der Familie des Gefangenwärters wirklich viel Freundſchaft genoſſen!" ſtotterte Paul mit glühendrotem Geſicht, von dem der Onkel kein bißchen bemerken wollte. „Ah ſo, von der Madame Hiller, die deiner Tante ſo wohlgeſetzte Briefchen ſchrieb! Nun, ſie hat ihre Verdienſte ſelbſt gehörig ins Licht geſtellt, und die Tante hat ſie dankbarlichſt und ſehr reell anerkannt; darüber darfſt du beruhigt ſein." — „Aber ich möchte doch . . ." — „Nun, wenn du durchaus mußt, ſo wollen wir ſehen, ob wir nicht meine Frau zu dem Abſtecher überreden können."

Das war nun juſt nicht Pauls Wunſch; wenn er auch hoffte, Paulinens liebliche Erſcheinung müßte alle Herzen erobern, alle Bedenken beſiegen, ſo fand er doch den Mut nicht, ſich dem Onkel oder der Tante vorher anzuvertrauen, und wie ſollte er dann in der Familie Paulinens auftreten, nachdem er der Mutter verſichert, er ſei eigentlich ganz unabhängig und kein Hindernis von ſeiten ſeiner Verwandten zu fürchten?

Der Onkel, der ſein Stocken und Zögern wohl bemerkte, klopfte ihm auf die Achſel und ſagte gutmütig: „Weißt du, Paul, wann ich an deiner Stelle zurückkehren möchte auf den Schauplatz einer unrühmlichen That? Dann, wann du einmal mit Gottes Hilfe durch eigene Tüchtigkeit feſten Fuß im Leben gefaßt haſt und den Leuten ſagen kannſt: ‚Seht, aus dem tollköpfigen Knaben iſt doch ein rechter Mann geworden,‘ dann, eher aber nicht!“ — Paul gab dem Onkel recht; er fühlte, daß er dann auch ſeiner jungen Liebe in ganz andrer Weiſe entgegentreten könne. So überwand er denn ſein Herz, warf



am Morgen der Abreiſe noch einen ſehnſüchtigen Blick weit in die Ferne nach „dem Haus im Thal, das ſeine Liebe hegt,“ und ſummte vor ſich hin, während er den Berg herabſtieg:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand!
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.“

Die Schrift ſagt von dem Erzvater Jakob, als er ſieben Jahre um die ſchöne Rahel dienen mußte: „und es deuchten ihm ſieben einzelne Tage, ſo lieb hatte er ſie.“ — Nach neueren Begriffen wäre dies ein ſchwacher Liebesbeweis: jedes der ſieben Jahre, ja jeder Tag in jedem der ſieben Jahre hätte ihm eine Ewigkeit dünken ſollen. Mich aber hat ſtets die ſtarke und geſunde Liebe des Patriarchen gefreut, der ſein Höchſtes und Beſtes, die Kraft und Freude ſeiner Jugend an ſein Liebſtes ſetzen konnte ohne Klage. Solche ſtarke Liebe iſt freilich ſelten in unſern verkümmerten Zeiten, wo ein junges Herz ſich ſelbſt nicht mehr traut, ob ſeine Liebe auch einen Brautſtand von drei Jahren aushalten könne, ohne ſich abzutragen.

Paul Birken hatte freilich beſſern Glauben an ſich und ſeine Liebe, zumal ſein Liebchen ja erſt dem Glück entgegenblühen mußte, — aber er wußte doch zu Anfang nicht, wie es möglich ſein ſollte, Jahre hinzubringen, ohne ſie nur zu ſehen, ohne ihre liebliche Entfaltung auf jeder Stufe zu beobachten. Zunächſt ſah er freilich ein, daß er vor allem ſich einen feſten Punkt im Leben und Wiſſen zu erringen habe, eh er der Mittelpunkt eines zweiten Daſeins werden konnte. Der ſchwer verbüßte Rauſch eines Tages hatte ihm ein peinliches Nachgefühl gelaſſen und er fühlte, daß er dies nur durch tüchtige Arbeit verwinden könne. Die Studentenſchuhe oder —ſtiefel hatte er ſo ziemlich vertreten; es war ihm lieb, ſeine Studien in

Berlin vollenden zu können, wo der großſtädtiſche Hauch jede Eigentümlichkeit des ſtudentiſchen Lebens verwiſcht. Sein Onkel hatte allen Grund, mit ſeinem Eifer zufrieden zu ſein; er ſöhnte ſich im ſtillen nicht nur mit dem Kerker aus, der ſeinen Neffen ſo wirkſam abgekühlt, ſondern auch mit dem Schwabenkind, das doch wohl als Siegespreis in der Ferne ihn zu ſolchem Eifer anſpornte.

An und für ſich hielt der Onkel natürlich die Sache für einen Unſinn, der durch beharrliches Ignorieren ſich mit der Zeit in ſich ſelbſt auflöſen müſſe. „Bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie mich aufmerkſam machten,“ ſagte er zu Helmſtätt, als dieſer bei dem Abzuge in ſeine entfernte Heimat von peinlichen Skrupeln gequält war, ob er mit der wohlgemeinten Mitteilung an den Onkel nicht einen Verrat an dem Freunde begangen habe; „aber encouragieren Sie ihn ja nicht zu einem Geſtändnis! Bei ſolchen Geſchichten iſt viel beſſer, ſie verteilen ſich, als daß es zum Aufbrechen kommt: und bitte, laſſen Sie ja meine Frau nichts merken! Sie iſt hie und da mit romantiſchen Ideen behaftet; ſie wäre im ſtande und wollte das Mädchen für ihn heranbilden!“ — „Das eben wäre ja wohl das beſte,“ meinte Helmſtätt. — „O behüte! Solche Verſuche fallen immer mißlich aus. Meine Großmutter hat einmal ein Zigeunerkind aufgenommen, das als aufgeblühte Jungfrau mit ſämtlichem Silberzeug der Familie wieder zur Waldesfreiheit zurückkehrte.“

„Nun, das wäre hier wohl nicht zu fürchten,“ ſagte Helmſtätt lachend; „das Kind iſt gut geſittet, verſpricht in der That eine Schönheit zu werden, — und wenn die Frau Geheimrätin ſich ihrer weitern Ausbildung annehmen wollte . . .“ — „Nein, o nein, ich bitte Sie!“ rief der Onkel erſchrocken; „das ſind ſo überſchwengliche Geſchichten, und wir thäten dem Jungen ſelbſt am Ende den ſchlimmſten Dienſt. Bedenken Sie ſelbſt, welch ganz andrer Kopf oft jungen Leuten wächſt!“ — „Aber ſein Wort!“ warf Helmſtätt ſchüchtern ein. — „Na, wo in aller Welt wird ein Wort, das ein Knabe einem Kind, und nicht einmal dem Kinde ſelbſt gibt, für bindend gelten? — Die Mama, die ſeine jugendliche Dummheit und fatale Lage benützte, hat auch kein Recht zur Klage, wenn ihre Spekulation fehlſchlägt, und wird das Mädchen ſo ſchön, wie Sie meinen, ſo fehlt's ihr ohnehin nicht. Kurz und gut, zunächſt laſſen wir die Sache auf ſich beruhen; geht das Fieber ohne Folgen vorüber, ſo iſt's am beſten. Im ſchlimmſten Fall, — nun, da führen wir kein Trauerſpiel auf. Inzwiſchen bin ich froh, wenn ich möglichſt wenig damit behelligt werde."

Paul fühlte ſich durchaus nicht verſucht, dem Onkel, deſſen nüchterne Lebensanſchauung er hinlänglich kannte, ſein Herz zu eröffnen. Die Tante ſtand ihm näher an Jahren, näher durch ihr noch friſches und jugendliches Weſen; aber er fürchtete ihre ſchelmiſchen Augen, das ironiſche Lächeln, den leichten Spott, mit dem ſie ſchon über den Knaben größere Gewalt geübt, als mit ernſten Vorſtellungen. Er ſelbſt ſah ein, von wie vielen Seiten das luſtige Gebäude ſeiner Hoffnungen anzugreifen war; er wußte kaum, wie er es nur in klare verſtändige Worte faſſen ſollte, und ſo behielt er ſein ſüßes Geheimnis noch für ſich und baute auf die Zeit.

Mama Hiller war zu welterfahren, um allzuſichere Hoffnungen auf ein Studentenwort zu bauen; doch wollte ſie die Sache als eine Auskunft für den Notfall, als Fickmühle, wie man in Schwaben ſagt, im Hintergrund behalten. Eine feinfühlende Mutter war ſie nicht, doch auch keine gewiſſenloſe; die Jugend und Unbefangenheit ihres Kindes war ihr heilig; darum durfte Pauline zunächſt noch nicht erfahren, daß ſie Braut ſei. Sie ſelbſt, die ſich als Schulmeiſterstochter etwas auf ihre gewandte Feder einbildete, führte indes die Korreſpondenz mit Paul, um ihn in Atem und Feuer zu erhalten. Papa Hiller brauchte zunächſt gar nichts zu wiſſen, er ſollte ſeiner Zeit erſt überraſcht werden mit dem vornehmen Schwiegerſohn.

Beſonders erbaut wurde nun Paul eben nicht von den gebildeten Briefen der Frau Mama, in denen ſie ihre Verdienſte um Paulinens Erziehung in allen Formen pries. Sie rühmte, daß ſie bereits ſticken und häkeln könne, ja daß ſich nun ſogar Gelegenheit zeige, Franzöſiſch zu lernen, da ſich gegenwärtig ein ſehr gebildeter ältlicher Vagabund im Gefängnis befinde, der früher in Algier geweſen und daher der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig ſei. — Den franzöſiſchen Unterricht legte Paul vorderhand nieder; er wollte ſich die geiſtige Ausbildung Paulinens ſelbſt vorbehalten. Er vertraute auf die ſchöne Natur, die ſich in ihrer lieblichen Erſcheinung ausprägte; er hoffte ſie unverbildet und unverdorben wieder zu finden.

Seine Studien waren endlich vollendet; das Reſultat der Prüfung hatte des Onkels Erwartungen noch übertroffen, und an dem fröhlichen Abend, der Paul zu Ehren gefeiert wurde, fand dieſer den Mut, dem Oheim zu ſagen, daß er vor dem Eintritt in eine bindende Beſchäftigung noch eine kleine Reiſe nach Schwaben machen müſſe.

„Wozu denn, mein Junge?“ fragte der Onkel; „allen Reſpekt vor deinem Examen, aber mich dünkt, der früher beſprochene Zeitpunkt iſt noch nicht da, wo du als gemachter Mann den Schauplatz deiner Dummheit wieder beſuchen kannſt.“ — „Onkel,“ hub Paul feierlich an, „ich habe Ihnen etwas mitzuteilen . . .“ — „Danke, danke verbindlichſt!“ rief dieſer abwehrend, „viel Wiſſen macht Kopfweh. Komm, Paul,“ ſetzte er ernſtlich hinzu, „wir wollen einen Vertrag machen. Du gibſt mir dein Wort, nicht früher als in drei Jahren nach Schwaben zu gehen; ich gebe dir meines, nach drei Jahren, wenn dein Urteil reifer geworden iſt, deinen Wünſchen kein Hindernis in den Weg zu legen.“ — Paul ſah den Onkel betroffen an, er wußte nicht recht, wie er mit ihm dran ſei; aber er fand bei deſſen ablehnender Weiſe den Mut nicht, zu einer entſchiedenen Erklärung zu kommen. So ſchlug er in die dargebotene Hand, — er wußte ſelbſt nicht recht, beging er damit eine Untreue gegen ſein ahnungsloſes Lieb, oder ebnete er mit dieſer Verleugnung die Wege für ihre Vereinigung. —

Frau Hiller deutete in ihrem nächſten Briefe an, daß es denn doch wohl Zeit ſein möchte, dem Paulinchen mitzuteilen, was über ihre Zukunft beſtimmt ſei. „Sie iſt zwar außerordentlich anhänglich an Ihnen; aber da das Kind ſo gar verwunderlich ſauber, ſozuſagen ſchön wird, ſo wäre eben auch die Möglichkeit, daß ſie andrerſeits Wohlgefallen fände, und da wir nicht, wie ich gewiß geglaubt habe, das Vergnügen haben werden, Ihnen hier zu ſehen, wäre es dennoch nützlich, Paulinchen wüßte, woran ſie wäre.“

Paul ſelbſt ſehnte ſich danach, von dem Dorn, der ſein Röslein bewachte, an das Röslein ſelbſt zu kommen. Es galt alſo den erſten Brief an ſein Liebchen. — Wie oft und viel hatte er früher in Gedanken lange, feurige Briefe an ſie geſchrieben! nun durften ja endlich die Worte hervorquellen, wie ein lang gedämmter Strom.

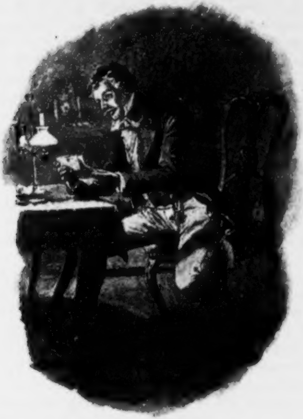
„Mein ſüßes Lieb!“ hob er an; aber nein; durfte er ſie denn ſchon ſein Liebchen nennen? Wollte er denn nicht allmählich den Kelch ſich entfalten laſſen, allmählich ſie gewinnen und erwerben? „Meine holde Roſenknoſpe!“ begann er wieder; aber nein! Pauline war ſo einfach, ſo ganz ein Kind der Natur, nicht an ſolche Sprache gewöhnt. — „Liebe Pauline,“ wählte er endlich und ſchlug, indem er ſich ſo ganz wieder in die Zeiten ſeiner Vergangenheit verſetzte, einen beinahe väterlichen Ton an. Er wollte den Brief nicht wieder durchleſen, — er hatte das nie können; auch fürchtete er, er werde dann zerriſſen werden wie die früher angefangenen, und ſo ſandte er ihn denn ab, vogue la galère! Paulinens Antwort ſollte erſt recht den Ton anſchlagen.

Es war der Geburtstag ſeiner Tante und er hatte den Tag ganz im Hauſe des Onkels zugebracht; in allerlei Gedanken und Erinnerungen verloren, ſaß er abends am Fenſter, als ihm das Mädchen einen Brief brachte, der in ſeinem Logis inzwiſchen eingelaufen war. Es war ein feines Briefchen auf farbigem Poſtpapier; er öffnete das Fenſter, um es noch leſen zu können, als eben die Tante mit der angezündeten Lampe eintrat. „Ei, ei, Paul, wer wird ſo ſeine Augen verderben?“ rief ſie ſcheltend, während er verlegen wie ein ertappter Knabe eiligſt das Brieſchen unter der Tante Arbeitskörbchen ſchob, um es gelegentlich wieder vorzunehmen.

Aber die Gelegenheit zeigte ſich nicht ſo leicht; der Onkel hatte eine kleine Geſellſchaft gebeten, die ſich bald um den Theetiſch ſammelte, die Tante war in ihrer heiterſten Laune; ihre Freundinnen, Damen in dem Alter, wo man ohne Gefahr einen jungen Mann zur Unterhaltung aufmuntern darf, ließen ihm keinen Augenblick freie Zeit. Erſt als er ſich beim Nachhauſegehn empfahl, ward es ihm möglich, ſein Kleinod, das er indes wenigſtens mit den Augen gehütet, geſchwind zu ſich zu ſtecken; dann mußte er noch mit notgedrungener Galanterie Mademoiſelle Vichette, eine ehemalige Lehrerin und nunmehrige Hausfreundin der Tante, nach Hauſe führen, ehe er endlich in ſein Stübchen eilen konnte. Wie oft verſagten die Zündhölzer, bis er Licht hatte! Nahezu hätte er eine Feuersbrunſt angerichtet mit dem Büſchel, das er endlich zuſammennahm, um gewiß nicht mehr zu fehlen.

Und nun ſetzte er ſich und entfaltete das ſchon geöffnete Brieſchen. Wie angenehm war er überraſcht über die klaren, reinen Züge dieſer Schrift, ſo ſicher und doch ſo fein, ſo ganz weiblich! Nein, ſein Herz hatte ihn nicht betrogen! Dieſe Handſchrift allein ſagte ihm ſchon alles, was er je hätte hoffen und wünſchen dürfen, mehr als ihm die Redaktion der Leipziger Illuſtrierten hätte daraus weisſagen können, von ſeinem fernen Lieb. „Teurer, verehrter Freund!“ begann das Schreiben. — Faſt zu reſpektvoll! ſagte er ſich lächelnd. — „Ohne Zögern, mit innigem Dank nehme ich die Heimat an, die Ihre Güte mir bietet.“ — Das geht doch raſch! dachte er mit einiger Verwunderung; hatte er doch noch nicht eine Silbe von der Zukunft zu dem Kinde geſprochen! — „Ich erkenne auch hier wieder die Leitung der treuen Vaterhand, die mich in letzter Zeit oft ſo dunkle Wege geführt.“ — O, das arme Kind, was kann ſie wohl betroffen haben? fragte er beſorgt. — „Hier habe ich abgeſchloſſen,“ fuhr der Brief fort, „ich kann an jedem Tag, den Sie mir beſtimmen wollen, bei Ihnen eintreffen.“ —

Nun, das hieße doch der kühnſten Erwartung zuvorkommen! dachte Paul ganz betroffen; ſind denn ihre Eltern geſtorben? Und was in aller Welt ſoll ich hier mit dem Mädchen thun? Er ſchritt ganz deſperat von dieſem ungehofften Glück in ſeinem Stübchen auf und ab; aber er mußte doch den Brief vollends leſen. „Das Bild Ihrer teuren Gemahlin" — was, auch noch meiner Gemahlin? rief er ganz verdutzt — „war mir von Kindheit auf eine ſonnige, freudenbringende Erſcheinung," hieß es weiter; „und wie ich ſonſt in glücklichen Zeiten



aus Ihrem gaſtlichen Hauſe zu meinem lieben Mütterlein zurückkehrte, ſo komme ich nun von meiner Mutter Grabe zu der neuen Heimat, die ſich mir öffnet. Möge es meinem herzlichen guten Willen möglich werden, Ihnen für dieſe beſte Gabe meinen Dank inniger als in Worten ausdrücken zu können!

Mit kindlicher Liebe und Verehrung
Mathilde Soden.“

„Nun endlich ein andrer Name, Gott ſei Dank!“ ſeufzte Paul wahrhaft erleichtert, denn er war ſich indes wie verzaubert vorgekommen. Er beſah den Brief von außen, ach ja, er war an ſeinen Onkel adreſſiert; auch war es weißes Poſtpapier und Paulinens Briefchen war roſenrot geweſen. Er entſann ſich der unbekannten Mathilde, ihm fiel ein, wie die Tante wiederholt von einem Patchen, der Tochter einer ſehr geliebten Couſine und Jugendfreundin, geſprochen, die durch den ſchnellen Tod ihrer Mutter ganz verwaiſt ſei.

Von der alſo mußte der Brief ſein. Wenn er nur ſeinen eigenen gehabt hätte! Ein hübſch geſchriebener Brief war das freilich; er wollte Paulinens käme ihm gleich, wenn er ihn nur mit Glück hätte!

Er war recht früh am andern Morgen bei der Tante; er hatte ſich noch nie ſo aufmerkſam nach ihrem Befinden erkundigt, aber der Onkel — wehe, der Onkel lehnte ſchon am Fenſter und machte ſich mit dem Arbeitskörbchen ſeiner Frau zu thun, eine ſonſt unerhörte Sache, da er eine krankhafte Angſt vor Nadeln hatte und mit der fixen Idee behaftet war, wo man weibliches Arbeitsgerät erblicke, ſchwebe man alsbald in Gefahr, eine Nadel zu verſchlucken und daran jämmerlich zu verſterben, wie ſolches ſchon unterſchiedlichen Nettchen und Hannchen in nützlichen Beiſpielen für Kinder begegnet iſt.

„Ich glaube, Onkel, wir haben aus Verſehen Briefe verwechſelt,“ ſagte Paul mit gutgeſpielter Gleichgültigkeit, indem er ihm das Briefchen hinbot.

„Wirklich? Eine gefährliche Sache!“ lächelte der Onkel, indem er ihm unverſehrt ein roſenfarbenes Briefchen übergab; „gib nur her! der Brief, den du fälſchlich genommen, enthält kein Geheimnis, wohl aber eine Ueberraſchung für die Tante.“

Mit frohem Erſtaunen las dieſe den Brief Mathildens, der Paul in ſo große Verwunderung geſetzt hatte. „Wirklich, wie gut du biſt!“ ſagte ſie gerührt und flog dem Gatten an den Hals, der ſich etwas verlegen dabei gebärdete, da er durchaus keine Natur für Rührſcenen hatte. „So biſt du meinem ſtillen Wunſche zuvorgekommen! Ich wagte nicht, dich darum zu bitten, da ich weiß, wie ungern du eine Unterbrechung der gewohnten Häuslichkeit haſt.“ — „Nun, Mathilde war immer ein nettes, ſtilles, angenehmes Mädchen,“ ſagte der Gatte ablehnend, „und ich würde ſie bedauern, wenn ſie ihrem Onkel Kaufmann als Spekulationsgegenſtand anheimfallen würde.“ — „Gewiß, ein wohlhabendes Mädchen in ihrer einſamen Lage iſt faſt ſchlimmer daran als eine arme, die von ſelbſt darauf angewieſen iſt, eine abhängige Stellung zu ſuchen. Und ſie ſpielt ſehr gut Schach!“ — „Hat auch immer deine Putzartikel zierlich hergeſtutzt.“ — „Und lieſt ſo hübſch die Zeitung vor, indem ich darüber einſchlafe.“

Während Onkel und Tante ſich erſchöpften in Aufzählung der Vorzüge der unſichtbaren Mathilde, entſchlüpfte Paul glücklich mit ſeinem roſenroten Briefchen. Es waren nun freilich nicht die klaren, ſchönen Schriftzüge des erſten Briefchens; das roſenfarbige Papier war liniert geweſen, die Spuren davon waren aber ſäuberlich mit Gummielaſtikum ausgewiſcht; auch war's eine etwas ſchülerhafte Hand, ſorgfältig korrigiert; aber das war ja eben ſo rührend, ſo unſchuldig!

„Lieber Herr Birken!

Wenn Sie mein Brief wohl antrifft, ſo wird es mich freuen, wir ſind auch alle geſund und wohl.

Es hat mich ſehr verwundert, wie ich in Ihrem Brief ſah, daß Sie immer noch an uns denken und an mich, was ich noch nicht recht glauben kann, weil ich ja noch ſo ſehr jung geweſen bin und habe niemalen an ſolche Sachen gedacht.

Und ich ſtehe der Hoffnung, der liebe Gott werde alles zum beſten lenken, ich von mir aus kann freilich noch gar nichts ſagen, da wir ja einander ſo lange nicht mehr geſehen haben und Sie ſo viele gebildete Frauenzimmer ſeither werden kennen gelernt haben. Aber ich freue mich allemal und danke Gott, ſo oft ich den Wengertſchütz ſehe (welcher erſt heute wieder beim Viehmarkt hier war), ſo freue ich mich, daß er wieder ſo geſund iſt und Sie nichts mehr auf Ihrem Gewiſſen haben.

Der Vater und die Mutter und Klara und wir alle grüßen Sie recht ſchön.

Ihre
gehorſame
Pauline Hiller.“

Welch rührende Demut! dachte Paul; armes Kind! Natürlich, daß ihr Brief noch ſteif iſt und gezwungen! Ich muß ſie leiſe anfaſſen, ganz allmählich ſoll die Knoſpe ſich erſchließen! — Aber er mußte faſt gewaltſam ſich das liebliche Bild des Kindes zurückrufen, ſein Ideal wollte nicht mehr ſo recht ſtimmen mit dem Brief. Sehr froh war er, daß bei Onkels niemand mehr Notiz nahm von dem roſenroten Briefchen; die Tante war eifrig beſchäftigt, ihrem Pflegling ein Zimmerchen einzurichten; der Onkel beobachtete die bequeme Politik des Gehenlaſſens.

Es war gar keine Begebenheit, als Mathilde Soden endlich eintraf; das ſtille, ſchwarz gekleidete Mädchen fügte ſich ſo unmerklich dem kleinen Haushalt ein, daß man ſich bald keine Zeit mehr denken konnte, wo ſie nicht dageweſen wäre. Paul, der zuerſt den Argwohn hatte, die Tante könnte mit dem Patchen Plane auf ihn haben, war zwar geneigt, ihren Wert in Zweifel zu ziehen, und bemerkte gegen den Onkel: „Hm, ſie iſt ſehr negativ, nicht blond, nicht brünett, nicht groß und nicht klein, nicht blühend und nicht blaß, nicht ſchön und nicht häßlich, eine wirklich recht ungefährliche Perſon.“ — „Um ſo beſſer," meinte der Onkel; „denn du deinesteils wäreſt noch gar nicht in der Lage gefährlich zu werden."

Die Tante war glückſelig mit ihrem Töchterlein; die Dienſtboten, die den Eindringling zuerſt mit mißtrauiſchen Augen betrachtet hatten, ſchwärmten für ſie; es lag eine ſtille Harmonie in ihrem Weſen, die unmerklich einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Man hörte nicht mehr den kleinen Alltagsjammer um vergeſſene Dinge, die Blumen waren begoſſen, der Kanarienvogel gefüttert, der Epheu abgeſtäubt; alles geſchah faſt unſichtbar, wie von Erdleutchen.

In den erſten Zeiten war Mathilde noch von der unſichtbaren Mauer umgeben, die das Leid um ein Menſchenherz zieht. Wenn ein großes, tiefes Weh das Herz getroffen, ſo liegt das Leben zuerſt auf uns wie eine unerträgliche Laſt; allmählich erheben wir uns und beginnen den Fels zu überſteigen, der uns zu erdrücken droht, und unmerklich finden wir, daß der Pfad nicht immer bergan geht, wir lernen wieder am Wege ſelbſt Gefallen finden; — wohl und gut, wenn wir nicht am Ende aufs neue um des Wegs willen des Zieles vergeſſen, nach dem wir zuerſt mit ſo ungeduldiger Sehnſucht verlangten!

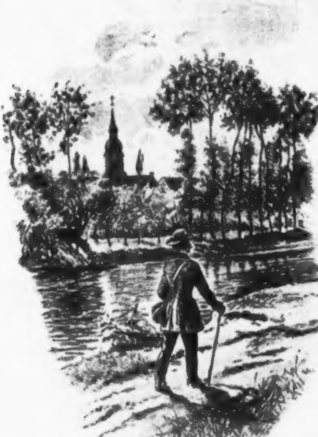
Mathilde fiel niemand läſtig mit ihrer Trauer, ihr Schmerz ſelbſt war anſpruchslos wie ihr ganzes Weſen; nur ein mächtiges Pflichtgefühl, das ihr zum Inſtinkt geworden, lehrte ſie die immer wache Aufmerkſamkeit auf andrer Wünſche. Nach und nach fand auch ſie mit Staunen, daß das Leben leiſe und allmählich an dem Herzen anpochte durch tauſend kleine Boten, und ſie öffnete leiſe, leiſe und ließ die freundlichen Geſandten ein, — das klare Sonnenlicht that ihren Augen nicht mehr weh; nicht mehr mahnte ſie jeder helle Morgen an jenen, an dem ſie der Mutter Leiche geſchmückt hatte; — nicht mehr vernahm ſie aus den Worten eines Dichters nur das allein, was auf ihre Trauer Bezug haben konnte; ihre dunklen Augen glänzten heller, ein gutmütiges, ſanftes Lächeln ſpielte um ihren Mund, und ihre zurückkehrende Heiterkeit war für alle, zumal für die Tante, wie ein glücklicher Fund, ein ſtiller Sieg des Hauſes.

Paul hatte längſt ſeinen Argwohn vergeſſen. Sicher im Bewußtſein ſeiner Treue gegen das ferne Schwabenkind, mit dem er den Briefwechſel regelmäßig fortführte, gab er ſich ganz arglos dem ſtillen Behagen hin, das der Verkehr mit einer ſo friedevollen harmoniſchen Natur für alle brachte. Er geſtand ſich ſelbſt nicht, welch neuen Reiz nun des Onkels Haus für ihn hatte; wie angenehm die Leſeabende waren mit Mathildens ſtillen Augen als Zuhörern; wie überraſchend ſein Geſchmack oft mit dem ihrigen übereintraf, und wenn ihm nun die unerträglichen Jahre des Wartens wunderbar kurz wurden, ſo fragte er ſich nie, ob wirklich nur die ſtarke Liebe zu der fernen ſchönen Rahel ihn ſo geduldig mache.

Fünf Jahre waren ſeit jenem Herbſt ins Land gegangen, als wieder ein Fremder den ſchönen Weg am Fluſſe hinſchritt, der nach dem Städtchen Gugelfingen führt. Ein einſamer Wandrer war's diesmal, und ſeine feine einfache Reiſekleidung war nicht geeignet, die Augen der Einwohner auf ſich zu ziehen, wie früher das phantaſtiſche Studentenkoſtüm. Auch ſchien ihm gar nicht daran gelegen, Aufſehen zu erregen; er kehrte in einem neuerbauten Gaſthof in der Vorſtadt ein, wo er hoffen durfte, daß die Bewohner den wilden Studenten nicht mehr erkennen würden, deſſen Abenteuer noch immer im Städtchen beſprochen wurde.

Es war Paul Birken, der nach ſo langer Zeit erſt zurückkehrte auf die Stelle, wo ſein toller Jugendmut ſich zuerſt zum Ernſt des Lebens gewendet, in die Heimat ſeiner erſten Liebe. Aber wie er damals mehr ein toller Knabe als ein Jüngling geweſen war, ſo ſchien er jetzt faſt über ſeine Jahre ernſt, als er ſinnend die Straßen hinauf blickte, die er damals ſo fröhlich mit ſeinem Freunde durchzogen. Nach kurzer Raſt im Wirtshauſe ſuchte er die verborgenen Wege auf, die ihm aus der Zeit ſeiner Gefangenſchaft wohlbekannt waren, um möglichſt unbemerkt zu dem letzten Hauſe zu gelangen, deſſen Myſterien ihm damals ſo anziehend erſchienen waren.

Warum er ſo verſtohlen und heimlich das Haus wieder ſuchte, zu dem er doch nun als der getreue Ritter kam, der ſiegreich ſein Liebchen heimführen will? — Er war ſich vielleicht ſelbſt nicht ſo recht über die Motive klar; es war eine gewiſſe Furcht vor dem letzten entſcheidenden Schritt; er wollte zuerſt

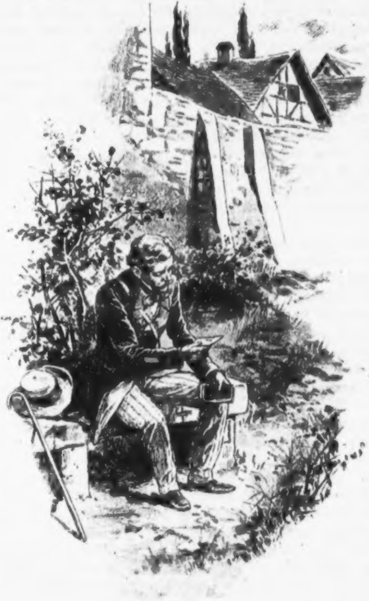


heimlich und unerkannt ſeine junge Liebe, die nun geöffnete Roſe, wiederſehen, ehe er ſie öffentlich heimführte als ſein Eigentum.

Der Tag war günſtig gewählt zu ſolchem Vorhaben; es war ein Feiertag, und ein landwirtſchaftliches Feſt in der Nachbarſchaft hatte faſt die ganze Bevölkerung des Städtchens angezogen; ſo ging er völlig unbeachtet den graſigen Weg hinter der alten Stadtmauer, der zu der Rückſeite des „letzten Hauſes“ führte. Seine Schritte aber ſchienen nicht beſchleunigt von der ſtürmiſchen Ungeduld eines Liebenden, — er ging gar langſam und nachdenklich; faſt war es, als ob ihn eine gewiſſe Scheu abhielte von der Vollendung ſeiner jungen Wünſche. Eine ſteinerne Bank war auf der Mitte des Weges angebracht; er ſetzte ſich, zog eine gefüllte Brieftaſche heraus und fing an ihren Inhalt durchzuſehen.

Das erſte, was er hervorzog, war ein Portrait, eine ſchlecht gemalte Miniatüre, die ihm Pauline vor zwei Jahren geſchickt hatte. So mangelhaft das Bild war, ſo verſchwenderiſch mit Rot und Weiß behandelt, es ließ ſich doch nicht verkennen, daß das Original ein liebliches ſein mußte, — aber er konnte nicht mehr die alten Gefühle für ſeine ſüße Roſenknoſpe dabei finden. Er entfaltete eine Reihe von Briefen, auf roſenrotem, auf grünem, auf himmelblauem Poſtpapier, — Paulinens Briefchen. Sie waren nicht alle mehr ſo ſchülerhaft wie jenes erſte, das er beinahe vergeſſen, aber etwas Schüchternes, Abgemeſſenes zeigte ſich in den zierlichen, mühſam gemalten Buchſtaben, im ganzen Ton der Briefe. Sie ſchrieb über ihre Arbeiten und Studien, deren Reſultate freilich unbedeutend ſchienen; über ihr Gärtchen, über die jeweiligen Gefangenen — es waren Briefe, wie ſie an einen Herrn Paten hätten geſchrieben ſein können. Natürlich! wußte er doch ſelbſt nicht mehr den rechten Ton mit ihr anzuſchlagen. Wie ſollte ſie, die als Kind von ihm geſchieden war, ſich in ein bräutliches Verhältnis finden?

Er las ihre Antwort auf ſeinen letzten Brief noch einmal, in dem er ſie auf ſeine baldige Ankunft vorbereitet hatte; gerade ihre ſchüchterne Zurückhaltung, mit der ſie jedes zärtliche Wort vermied, gefiel ihm. Sie ſchrieb zum Schluß: „Die Eltern und alle freuen ſich, bis Sie kommen; ich bete alle Tage, daß



es der liebe Gott ſo lenken möge, wie es für uns alle gut iſt.“ — Dies jungfräuliche Zagen und Bangen rührte ihn. „Dein Glaube ſoll dich nicht täuſchen,“ ſagte er vor ſich hin, als er mit einer raſchen, feſten Bewegung ſich zum Weitergehen anſchickte, „auch wenn ich dir nicht mehr das junge, kindiſche Herz voll Liebe bringen kann; ich will nicht zu mutwilligem Spiel an der Knoſpe gepflückt haben und ſie für die künftige Blüte verderben!“

In der andern Seite der Brieftaſche ſtak ein einziger Brief, ein Brief von derſelben feſten, klaren Frauenhand, die ihn vor Jahren ſchon einmal überraſcht hatte. Es war ein unerbrochener Brief. Warum bebte ſeine Hand, als er das Siegel löſen wollte, warum legte er ihn verſchloſſen wieder zurück? Er ſcheute ſich ihn zu öffnen, weil er nicht wußte, ob er nicht das heilige Geheimnis eines edlen und zarten Herzens verſchloß; eines Herzens, auf das er keine Rechte hatte; eines Herzens, das er hoch hielt als die reinſte Perle! — Er raffte ſich gewaltſam auf aus allem Brüten und Nachdenken und ging vorwärts; bald hatte er ungeſtört und unbegegnet das letzte Haus erreicht.

Es war ihm ſeltſam zu Mute, als er die weißen Wände, die vergitterten Fenſter wieder aus den grünen Bäumen des Gartens hervorragen ſah; — es war auch hier ſtill und menſchenleer, nur im Gärtchen hörte er Mädchenſtimmen, Paulinens darunter. Das eben war es, was er wünſchte: ſie ſehen, ſie hören, ehe ſie ihn bemerkte. Das Geſträuch, das die Rückſeite des Gärtchens begrenzte, war ſo hoch und dicht, daß er leicht ungeſehen die zwei Mädchen im Gärtchen beobachten und ihr Geſpräch hören konnte, wozu er ſich für vollkommen berechtigt hielt.

Der einen von beiden konnte er voll ins Geſicht ſehen, — ein fremdes, gleichgültiges, höchſt gewöhnliches Geſicht; die andre leichte, ſchlanke Geſtalt, die ihm den Rücken zuwandte, mußte Pauline ſein! Er freute ſich, als er das Klopfen ſeines Herzens fühlte; gewiß, die alte Liebe kehrte zurück!

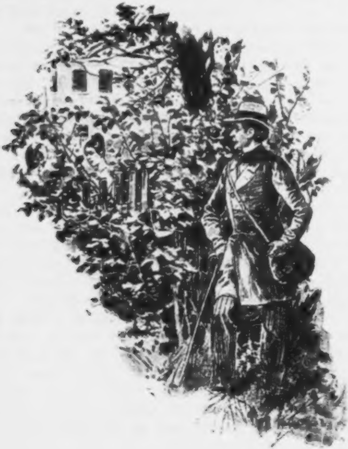
„Aergert dich's nicht,“ fragte die erſte, „daß deine Klara überall dabei ſein will und du immer daheim bleiben ſollſt?“

— „Ach nein,“ klang Paulinens Stimme, eine angenehme Stimme! „Es liegt mir ſo viel nicht dran. Zwar iſt es dumm, daß ich wegen dem einzigen eingeſperrten Weibsbild dableiben muß, die könnte ja doch nicht durchgehen; aber es iſt mir auch recht, wenn ich mein weißes Kleid bis zum Sonntag fertig bringe.“ — „Machſt du weite Aermel?“ — „Schiffärmel,“ entgegnete Pauline mit großer Beſtimmtheit, „mit ſchmalen Spitzchen garniert, aber keinen glatten Leib; der bei meiner Klara gefällt mir gar nicht.“ — „Aber mach' dir keinen ſo hohen Leib mehr!“ ſagte warnend die andre. — „Ich weiß nicht, was ich thun ſoll,“ meinte Pauline nachdenklich. „Mit einem Krauſele oben herum iſt es am Ende doch netter, als wenn ich noch ein Schmieſle dazu brauche.“ So ging das Geſpräch in angelegentlichen Erörterungen über Putzangelegenheiten noch eine Weile fort, bis Pauline aufſtand, um ihrer Arreſtantin die Suppe zu kochen.

Nun ſah Birken ihr Geſicht — ſie war ſchön, die erblühte Roſe; die Knoſpe hatte nicht zu viel verheißen! In ſchlankem Ebenmaß hob ſich die jungfräuliche Geſtalt; die Augen leuchteten in reinem Himmelblau; es war der feine Mund, die zarte Blüte der Wangen, — viel lieblicher noch als es in ſeiner Erinnerung gelebt hatte. Und doch trat er nicht ein, um ſein Liebchen zu begrüßen, um das Kleinod in Beſitz zu nehmen, das ihm ſo ſchön bewahrt geblieben! Unwillkürlich wich er zurück, um ja nicht geſehen zu werden, und ſchritt, während die Mädchen auf der andern Seite ins Haus gingen, raſtlos und unſtet auf der immer noch einſamen Promenade hin und her.

Er konnte ſich kaum Rechenſchaft darüber geben, warum all ſein neuaufwallendes Gefühl für die Braut wie mit kaltem Waſſer begoſſen wieder zurückgetreten war. War ſie nicht ſchöner, als er es ſich hätte träumen können? Konnten ihre Worte allein, dies zufällig nichtsſagende Geplauder all ſein Feuer gelöſcht haben? Würden nicht alle Mädchen, geiſtvolle, hochgebildete Mädchen ſogar, zu Zeiten über ſolche Dinge plaudern? Aber er hatte ſich gedacht, die erſten Worte aus ihrem Mund ſollten ihm zum entſcheidenden Orakel werden — und nun gerade ſolche!

Er war wieder bei der Bank angekommen; er ſetzte ſich, zog zum zweitenmal den verſchloſſenen Brief heraus und erbrach ihn diesmal raſch, ohne Zögern, als ob er hier die rechte Entſcheidung finden müßte. Warum ſtellte ſich vor die liebliche Geſtalt ſeiner Jugendliebe eine andre, nicht ſo hoch und ſchlank, nicht ſo blühend und morgenfriſch, und doch ſo anmutig in ihrem ſanften, ernſten Lächeln, mit den klaren dunklen Augen, in denen ihm zuerſt die Ahnung des rechten Lebens aufgegangen war?



O, er hatte es geſehen dies Bild, in echter Weiblichkeit, die reine Hülle einer lebendigen Seele; er hatte den Zauber jenes reichen Weſens empfunden, wie ſie das ſtille Licht des häuslichen Herdes, die anſpruchsloſe Zier geſelliger Kreiſe, der unermüdet hilfreiche Engel des Krankenbettes war. Ihr ſanftes, verſtändiges Wort, ihr tiefer Blick hatten alles Ernſte und Edle in ihm ins Leben gerufen, und doch ſah ſie wieder mit ſo kindlicher Beſcheidenheit auf zu dem reicheren, ſtärkern Geiſt und Wiſſen des Mannes; denn nie wird eine Frau einem Manne gefährlich ſein, welcher gegenüber er ſich nicht vollkommen als Mann fühlt, wie dies umgekehrt in noch ausgedehnterem Maß beim Weibe der Fall iſt. — Konnte dies Bild auch von der reizvollſten Erſcheinung verdrängt werden? — Er verſenkte ſich tief in den Inhalt des Briefes.

„Lieber, teurer Freund!" begann er. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen aus ganzer Seele; ich will es heilig halten, und ſoweit die Kraft und Einſicht eines ſchwachen Mädchens reicht, ſollen Sie eine treue Freundin an mir finden.

„Aber, lieber Paul, Freunde müſſen offen miteinander ſtehen. Mir vor allem war es lebenslang das erſte und höchſte Bedürfnis, alle meine Verhältniſſe klar vor mir zu ſehen; auch das Dunkelſte und Schwerſte mußte ich ſo lange anſchauen, bis es im Lichte vor mir lag, wenn auch nicht im irdiſchen. Darum verkennen Sie mich nicht, wenn ich die heftigen Selbſtanklagen, Ausrufungen und Bitten Ihres Briefes in klare Sprache überſetze, wenn auch manches darin liegt, was nicht gern über die Lippen oder aus der Feder eines Mädchens will. Sie wiſſen, ich habe keine Mutter mehr und mußte früh lernen für mich ſelbſt denken und reden, zumal da in dieſer Sache Ihre gute Tante zu parteiiſch für mich iſt, um Schiedsrichterin zu ſein.

„Sie haben in früher Jugend Ihr Wort und Ihre Treue verpfändet, — ich wußte davon durch Ihren Onkel; aber es ſcheint, daß er ſelbſt den Ernſt und die Bedeutung jenes Wortes nicht kannte und alles für eine längſtverflogene Jugendphantaſie hielt. Sie haben Ihre Braut, ſeit ſie noch Kind war, nicht mehr geſehen: mit mir aber leben Sie nun ſeit drei Jahren unter Einem Dach, Sie haben mich durch Ihre Tante ſchon mit den parteiiſchen Augen der Liebe anſehen lernen; Sie glauben nun in mir gewiß ein Glück zu finden, das Ihnen bei Ihrer Braut noch ungewiß iſt. Sie fürchten Ihre Liebe zu mir mehr gezeigt und ausgeſprochen zu haben, als ſich ziemt für einen Mann, deſſen Hand ſchon verſagt iſt, und das wirft Sie nun in einen Konflikt von Wünſchen und Pflichten, dem Sie nur zu entgehen glauben, wenn Sie der Erfüllung Ihres Geſchicks raſch entgegen treten. Vorher bitten Sie noch um meine Vergebung, wenn Sie meinen Frieden geſtört hätten; habe ich ſo den Sinn Ihres Briefes recht verſtanden?

„Vor allem nehmen Sie mein ernſtgemeintes Wort: wenn ich Ihnen etwas zu verzeihen habe, ſo iſt es verziehen, ganz, aus vollem Herzen. Glauben Sie, es hat mich noch kein Leid getroffen, das ich nicht als einen Segensgruß von Gott hätte erkennen lernen, — wenn auch oft nach heißen Thränen. Und ſollten Sie mir ohne Wiſſen und Willen ein Herzeleid zugefügt haben, ſo ſeien Sie gewiß, daß auch dieſe Thränen meine Augen klar machen ſollen für die heilige Meinung, die hinter jedem Schmerz liegt, ſelbſt wenn er uns von menſchlicher Hand kommt.

„Und nun laſſen Sie mich bitten: gehen Sie der Löſung eines ſo heiligen Wortes nicht entgegen wie einem Verhängnis! Der unſeligſte Gedanke von allen, der Keim aller Schuld und alles Uebels iſt gewiß der: wie wär' es ſchön, wenn's nicht ſo wäre! Laſſen Sie uns denken: ‚weil es ſo iſt, ſo ſoll's ſchön ſein!‘ Das weckt alle Kraft und bringt Frieden.

„Ihre Pflicht ſcheint mir klar. Sie waren jung, als Sie mit einem ſo heiligen Pfande Ihr Wort gegeben, aber nicht zu jung, um ſeine Bedeutung nicht zu verſtehen. Das Mädchen lernte ſich als Ihre Braut anſehen; die erſte Blütezeit ihrer Jugend gab ſie hin in der Vorbereitung auf eine andre Zukunft, als ihre Geburt ihr anweiſt; ſie hat heilige Rechte auf Sie, ſolange ſie Ihnen rein und fleckenlos bewahrt blieb.

„So bringen Sie ihr denn nicht ein halbes Herz, lieber

Paul! Einer jungen weichen Seele, die Sie vielleicht erſt zu wecken haben für ein höheres, tieferes Leben, ſind Sie einen doppelten Reichtum von Liebe und Treue ſchuldig.

„Aber können wir lieben wollen oder nicht wollen? fragen Sie. Ach nein, lieber Paul, ich glaube nicht! Aber wie wir eine Liebe, die unſer Herz beſchlichen wie der Frühling die Erde, überwinden und heiligen können, wenn es nicht Gottes Wille iſt, ſie zum Ziel zu führen; wie wir dann ohne Wunſch und Klage ein geliebtes Weſen als Eigentum eines andern zu ſehen vermögen: ſo gibt es auch eine Liebe, die wir erringen können als eine edle Gottesgabe, und ſolche Liebe, teurer Freund, iſt gewiß ein Kind unſres ernſten, redlichen Wollens.

„Nun, lachen Sie immerhin über Ihre altkluge Ratgeberin; laſſen Sie uns hoffen, daß aller Rat hier überflüſſig iſt; daß Sie Ihre Knoſpe wiederfinden zur holden Roſe erblüht, deren Anblick alle Glut der erſten Liebe wieder in Ihrem Herzen weckt; daß Sie ganz das Glück empfinden, das für einen Mann darin liegen muß, ein friſches, junges Herz in Liebe zu ſich heranzubilden!

„Und wenn es ſo iſt; wenn die Stunde gekommen iſt, wo Sie jene Herzensaufwallung Ihrer Jugend ſegnen, ſtatt ſie zu beklagen: ſo glauben Sie, daß ſich Ihres Glückes aus tiefſter Seele freuen wird

Ihre Freundin
Mathilde Soden.“

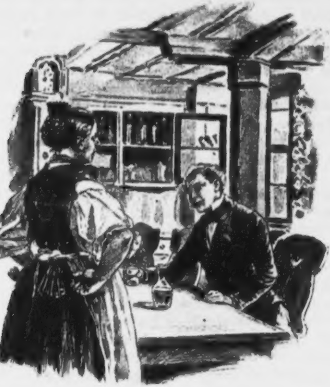
„Ja, das iſt ſie!“ ſeufzte er, als er den Brief zuſammenfaltete; „eine Perle, die ich verſcherzt!“ Sein Gewiſſen war erleichtert durch Mathildens Vergebung. Er hatte ſich ſo gern dem unbewußten ſüßen Reiz ihres Umgangs hingegeben und, ſolange es ihm bequem war, angenommen, für eine ſo ernſte, ruhige Natur wie Mathildens liege gar keine Gefahr in ſeiner Annäherung. Erſt in den letzten Tagen war er inne geworden, wie viel ſie ihm ſei; hatte er geahnt, daß auch ſie nicht ſo kühl geblieben, wie er früher geglaubt; und er hatte als ſchwere

Schuld empfunden, den Frieden dieſer klaren Seele getrübt zu haben. Sein Gewiſſen war leichter, aber ſein Herz ward ſchwerer, als ihm aus ihren Worten klar wurde, daß ſeine Liebe keine hoffnungsloſe geweſen wäre.

War er wirklich im Ernſte gekommen, um ſein Wort zu löſen, oder in der ſtillen Hoffnung, ein Pförtchen zu finden, durch das er mit Ehren entſchlüpfen könne? Wer weiß es und will es beſtimmen? Jeder Menſch hat ſeine anerkannten und nicht anerkannten Gedanken. Aber ſo viel war klar, daß nichts da war, das ihn des Wortes entband, welches er mit dem Ring ſeiner Mutter verpfändet, wenn auch Pauline eine Viertelſtunde lang über Kleiderfaſſonen geplaudert hatte.

Im Gaſthof, wohin er zurückkehrte, war man erſtaunt, daß er nicht zum Feſt gegangen; die Wirtin nahm es faſt übel, da ſie ihn ja auf zwei Hämmel und ein Schwein mit zehn Ferkeln aufmerkſam gemacht, die ihr Mann als Beitrag zu der Feſtherrlichkeit geliefert und die ſie eigenhändig mit roſenroten Schleifen an den Schwänzchen verziert hatte. Sie war aber ſehr aufgelegt, ſich durch eine Unterhaltung mit dem fremden Herrn für das verſäumte Feſt zu entſchädigen, und es wurde ihm nicht ſchwer, das Geſpräch auf die weiblichen Schönheiten der Stadt zu lenken.

„Ja, wir haben ſchöne Frauenzimmer hier,“ verſicherte ſie; „da iſt zum Beiſpiel des Herrn Stadtpfarrers Tochter eine Staatsjungfer, und des Herrn Apothekers, die zwar gar nicht ſchön iſt, aber herentgegen reich; auch der Herr Oberamtmann hat zwei, eine ſchöne und eine wüſte, — Jungfern genug! Wenn ein Ball bei uns iſt, ſo fehlt es nur im Gegenteil an Herren.“ — „Nun, welche iſt denn wohl die ſchönſte von dieſen?“ fragte Paul. — „Was das anbelangt, ſo iſt der Oberamtsgerichtsdiener hier; dem ſeine Pauline, die ſticht alle aus, es haben ſich ſchon fremde Leute bei uns gewundert über dieſe Beauté.“ — „Und iſt eine ſolche Schönheit noch frei?“ fragte Paul mit einigem Herzklopfen. — „Wie man will; ſie ſagen, ſie ſei Braut mit einem vornehmen Herrn aus Preußiſch-Polen oder Polniſch-Preußen, der einmal hier im Arreſt geſeſſen iſt, noch eh wir hierher gezogen ſind. Ich meine, das ſei gerade nichts Flottes, einer wo im Turm geſeſſen! Aber die Amtsdienerin macht erſt noch Staat und ſagt, er habe ja nicht geſtohlen, nur ſchier gar einen totgeſtochen. Weiß nicht, warum das vornehmer ſein ſoll! Was mich anbelangt, ſo wär' mir's doch noch lieber, es thäte mir einer ſtehlen, als er ſtäche mich tot; aber die Geſchmäcke ſind verſchieden. Und wenn der Herr doch etwas Rechts iſt, ſo fürchte ich erſt, er läßt ſie ſitzen, und die Amtsdienerin hat umſonſt gewartet und umſonſt das Mädchen ſo unnötig herausgeputzt." — „Hätte ſie ſich ſonſt nie verheiraten ſollen?" fragte Paul. — „O ja, warum nicht? So



jung ſie iſt, des Kaminfegers Adolf, der das Amt von ſeinem Vater bekommt, hat ſie wollen, und das iſt eine ganz gebildete Familie; ſie haben einen Sofa und der Alte hat einen ſitzenen Schlafrock; Sie wiſſen, Kaminfeger ſind immer ein wenig vornehm. Aber die Alte und die Junge ließen ihn ablaufen; er, das heißt der Amtsdiener, iſt der Niemez (Niemand) im Haus. Auch der Herr Aktuar hat vielfach nach ihr hinübergeguckt; aber daß ſie von dem nichts gewollt, darum lob' ich ſie; es iſt ihm jedes Kellnermädchen gut genug.“

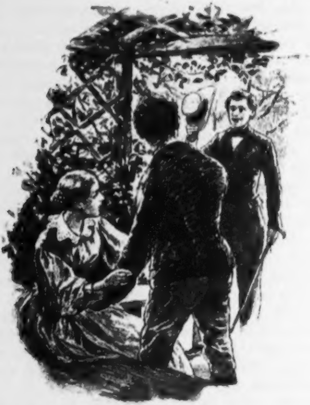
Paul war durch Frau Hiller ſattſam von allen möglichen und wirklichen Anträgen unterrichtet, die Pauline hätte haben können, immer mit der feſten Verſicherung, daß das Kind von keinem andern wiſſen wolle und ihm allein ihr Herz aufhebe. Er war froh, als die geſchwätzige Wirtin endlich abgerufen wurde. Er ließ ſich den Weg nach dem Volksfeſt zeigen, kehrte aber bald wieder auf ſeine einſame Promenade zurück, um in Stille und Nachdenken mit ſich ins reine zu kommen und den rechten Sinn zu finden für den Weg, der nun klar vor ihm lag. Freilich kamen ihm je und je wieder Gedanken von der Treue gegen ſein beſſeres Selbſt, von der Pflicht für ſeine eigene geiſtige Entfaltung, die höher ſtehe als ein kindiſch verſchleudertes Wort; aber er wußte, wie Mathilde über ſolche ſophiſtiſche Vertröſtungen dachte, und „ein Mann, ein Wort!“ war am Ende die einfachſte Löſung des Problems, wenn auch nicht die leichteſte für ihn.

Das Urteil der Welt, das nun auch über den Mann in feſter Lebensſtellung eine andre Bedeutung gewonnen hatte, als über den übermütigen Jüngling, fürchtete er nicht mehr, ſeit er Paulinens anmutige Erſcheinung geſehen. Er wußte wohl, daß ſolche Schönheit in den Augen der Menſchen eine viel größere Unbeſonnenheit als die ſeine rechtfertigen würde. Auch der Onkel würde ſich wohl mit einer ſo lieblichen Nichte ausſöhnen, zumal er ihm, dem nun Mündigen, der ſein Wort ihm gegenüber gehalten, kein Hindernis mehr in den Weg legen konnte.

Auch von Paulinens Bildſamkeit begann er wieder mehr zu hoffen, als am Morgen im friſchen Eindruck der belauſchten Unterhaltung. Dieſe reizende Außenſeite konnte nicht ganz trügen; auch die beſonders ſchöne, gefällige Anlage des kleinen Gartens mußte ihr Werk ſein und zeugte von Geſchmack und Schönheitsſinn.

Und doch wandelte er gar langſam dahin und die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergang, als er zum zweitenmal dem letzten Hauſe nahte. Er wollte nicht mehr zögern, um Pauline zuerſt noch allein zu finden; auf das Zuſammentreffen mit der Familie war ihm etwas bang. Seine Stimmung war nun eine ernſte, feierliche geworden, gewiß die rechte, um ſolch wichtigem Schritt entgegenzugehen. Recht treu und innig wollte er die ſchüchterne Taube an ſein Herz nehmen, die ihm in ſtillem Hoffen und Harren die liebliche Blüte ihrer Jugend bewahrt, und Mathilde — ſie würde ihr gewiß eine leitende, ſchirmende Freundin werden. Das aber war noch ein wunder Fleck, den er nicht wagen durfte zu berühren.

An der Rückſeite des Gärtchens, in dem Gebüſch, war ein kleines Pförtchen, das er früher nicht bemerkt; es ſtand halb offen und er trat ein. Er wollte nicht zum zweitenmal als Horcher kommen und hatte im Sinn, diesmal offen und geradezu zu gehen; er war nicht lüſtern, eine zweite Unterhaltung wie die am Morgen zu belauſchen. Aber ſein Schritt wurde unwillkürlich leiſe, als er bemerkte, daß in der dicht verwachſenen Laube ein Pärchen ſaß — Paulinens helles Gewand ſchimmerte durch das Grün, und die Stimme, die er neben ihr hörte, war diesmal eine männliche, die im Tone ſchmerzlichen Vorwurfs ſprach: „Nicht einmal eine einzige Viertelſtunde willſt du bei mir bleiben, und ich ſoll dich doch nun gar nie, nie mehr allein ſehen!“ — „O, laß mich!“ bat das Mädchen ängſtlich; „wir können ja doch in Ewigkeit nicht zuſammen kommen, du weißt ja alles!“ — „Ach was, den Unſinn von deiner Mutter, daß du auf den vornehmen Bräutigam warten ſollſt, der in fünf Jahren nicht nach dir geſehen hat; der kommt nimmer!“ — „O gewiß kommt er noch,“ verſicherte Pauline; „er hat ja immer geſchrieben und mir die Bücher und die ſchönen Sachen geſchickt, und heut hat mich Schwanenwirts Luiſe ſo erſchreckt; die ſagt mir, es ſei ein fremder Herr da, der ſo ſonderbar nach allen Mädchen gefragt habe; wenn der's wäre!"



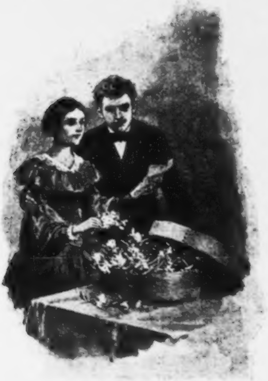
„Und wenn er's wäre!" rief heftig und ungeduldig der junge Mann, „könnt' ich dann nicht zu ihm ſagen: Hören Sie, Sie können Ihre Braut nicht lieb haben, ſonſt hätten Sie in all den Jahren auch nach ihr geſehen! Ich aber habe ſie gekannt, wie wir noch klein waren, und habe ſie lieb gehabt vom Augenblick an, wo ich von der Wanderſchaft zurückkam, und habe ſie jetzt ſo gern, o ſo gern, daß ich mein Leben für ſie laſſen könnte, drum laſſen Sie ſie mir!“ Er ſchwieg in mächtiger Bewegung. — „O,“ ſagte Pauline mit leiſem Weinen, „das würde die Mutter unglückſelig machen. Du weißt, ihr ganzes Herz hängt daran, daß ich eine vornehme Heirat mache, ſeit es mit der Klara nichts geworden iſt.“ — „Nun, was iſt's denn ſo Großes? Jetzt ſoll er Aſſeſſor ſein oder Rat. Ich denke aber, ein Gärtner iſt auch nichts Schlechtes, und nun ich die Gärtnerei von meinem Onkel geerbt habe, da bin ich ein freier Herr, ſo gut als ein Baron. Siehſt du, wenn du ſo einen Schreiber haſt, denn Schreiber ſind's doch, der Titel mag noch ſo vornehm ſein, der iſt den ganzen Tag fort von dir und ſteckt in den Büchern und Schriften, und hat nicht Zeit, daß er nur an dich denkt. Aber was gibt's Beſſeres, als wenn ich Herr bin über einen ſo ſchönen Garten und hab's geradewegs nur mit dem lieben Herrgott zu thun, von dem ich Regen und Sonnenſchein brauche, und du kannſt zu mir kommen und bei mir ſein und mir helfen bei allem, was ich thue, ſo oft du willſt; und ich, wenn ich allein bin in meinem Garten, kann denken: die ich daheim hab', die iſt doch noch die allerſchönſte Blum'! Iſt dir das denn nicht lieber?“ — „O, frag mich nicht!“ bat Paulinens Stimme in ſo ſüßem und innigem Ton, wie ihn Birken hatte dieſen Morgen nicht ahnen können. „Siehſt du, es darf nicht ſein, ich muß der Mutter folgen und halten, was ſie für mich verſprochen hat, und wenn ich nicht glücklich ſein kann mit meinem Bräutigam, ſo will ich doch brav bleiben, wie ſich's gehört für eine rechtſchaffene Braut, und ein gutes Gewiſſen behalten. Du mußt nicht mehr ſo kommen; es iſt nicht recht; leb wohl, behüt dich Gott!“

„Guten Abend, Pauline!“ klang eine fremde Stimme in das heiße Weinen des jungen Mädchens, und Paul trat unter die Laube. — „Herr Birken!“ rief Pauline mit einem Schrecken, der wenig ſchmeichelhaft für ihn war und ihm die Rolle des Entſagenden erleichterte. Er zögerte nicht, den heftigen Schreck der jungen Leute mit freundlichem Wort zu beruhigen, und verſtändigte ſich ohne Duell mit dem jungen, etwas verblüfften

Gärtner. Und als das ſelige Pärchen mit ihm aus der Laube trat und der goldene Abendſonnenſchein auf Paulinens blonde Haare, in ihre thränenfeuchten, blauen Augen fiel, da mußte er ſich mit einigem Hochgefühl über ſeine Großmut geſtehen, daß es kein gemeines Gut ſei, das er ſo edelmütig hingegeben.

Die Ueberraſchung der Familie Hiller war groß, den Bräutigam aus Berlin, der faſt zum Mythus geworden war, bei der Rückkehr vom Volksfeſt vorzufinden; noch größer freilich die Enttäuſchung der Mama, da er nicht als der glücklich Liebende, ſondern als der edle Entſagende auftrat, der das liebende Paar zuſammenführt. Es wollte ihr abſolut nicht zu Sinne, nun die Erfüllung ihres langgehegten Wunſches ihr vor Augen ſtand, dieſen doch aufzugeben und ihre ſchöne Pauline als eine Gärtnersfrau ſehen zu ſollen. Doch war ſie zuletzt geſcheit genug, einzuſehen, daß ſie das Paar eben nicht zuſammenbringen könne, wenn keins von beiden wolle, und machte gute Miene zum böſen Spiel. Papa Hiller aber rieb ſich zufrieden die Hände und bemerkte ſachverſtändig: „Ich hab's ja immer g'ſagt, ſo wär's am beſten.“ Paul führte ſeine Rolle als großmütiger Onkel durch bis zu Ende; er beſtellte ein flottes Verlobungsmahl, dem Klara mit ihrem Bräutigam, einem Schulmeiſter, anwohnte. Die bedeutende Summe, mit der er ſich verſehen hatte, um ſeine Braut anſtändig heimführen zu können, gab ein reichliches Hochzeitsgeſchenk zur Einrichtung des jungen Paares, und als er nach einigen Tagen abreiſte, da waren es lauter zufriedene Herzen, die in Frieden und Freuden voneinander ſchieden. Ob nicht vielleicht ein leiſes, ganz leiſes Bedauern durch das Herz des edelmütigen Aſſeſſors zuckte, als er noch einmal zurückſah auf die holde Roſe, die nun erſt im Sonnenſchein der Liebe ihre vollſte Blüte entfaltet, — das weiß ich nicht; ſeine eigene Gemahlin hat ihn ſpäter nur einmal im Scherz darum befragt, ohne auf die Antwort zu warten.

Der Lenz, der den jungen Gärtner ſo reich gemacht, war dahin und es war Spätherbſt geworden, bis Paul auch den Lohn ſeiner Großmut ernten durfte. Es war der Abend vor ſeiner Hochzeit, als er mit Mathilden am Fenſter ſaß; ihr Haupt ruhte an ſeinem Herzen, ihre Hände lagen ineinander,



und er ſah tief, tief in dieſe ſchönen Augen; das ſeligſte, innigſte Verſtändnis war ihnen aufgegangen, ein Verſtehen ohne Worte, ein ſo tiefes Einsſein der Herzen, wie es uns nur in den höchſten Weiheſtunden des Lebens zum Bewußtſein kommt; wie wir es auf den Höhepunkten, von denen wir das gelobte Land ſehen, im Herzen bewahren ſollen als Bürgſchaft des ewigen

Glücks, zu dem die rechte Liebe berufen iſt, auch wenn viel graue Alltagsſtunden nachfolgen.

„Und ich hätte doch nicht geglaubt, daß du ſo lieben könnteſt,“ flüſterte endlich Paul. — „Glaubſt du, das hätte ich ſelbſt vorher gewußt, oder hätte dir's geſagt, wenn ich es gewußt hätte?“ ſagte Mathilde mit ſüßem Lächeln. — Da trat nach wiederholtem entſchuldigendem Huſten, um ihre ſtörende Anweſenheit kund zu geben, die Magd ein und überbrachte eine Schachtel an Fräulein Soden.

Mathilde öffnete, ein herrlicher Duft drang ihr entgegen, und mit freudigem „Ah!“ ſah ſie hier in feuchtes Moos gebettet, die herrlichſte Blumenfülle, einen lieblichen Frühling in der trüben Herbſtzeit: Roſen, Levkoien, edle Kamelien und dazwiſchen die ſchönſten Orangenblüten und blühende Myrtenzweige in ſeltener Schönheit. Paul öffnete lächelnd das zierliche Briefchen, das darauf lag, deſſen hübſche, etwas ſteife Schriftzüge ihm wohl bekannt waren, und las Mathilden vor:

„Verehrte Fräulein Braut!

„Mein Mann iſt ſo frei und ſchickt Ihnen ein paar Blumen zum Gruß, da wir gehört haben, daß Sie bald Hochzeit haben werden. Wir können gar nicht ſagen, wie wir ſo glücklich miteinander ſind, wir danken alle Tage dem lieben Gott, der alles ſo zum beſten gelenkt und denken auch getreulich an den Herrn Birken, der uns dazu verholfen hat.

„Wir wollen von Herzen beten, daß Gott auch Sie beide ſegnen wolle mit Frieden und Freude, wie er uns geſegnet hat.

Ihre getreue

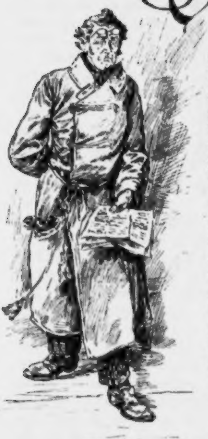
Pauline Reichmann.“

Paulinens Gebet iſt in Erfüllung gegangen.

◆

Herr Wezler und ſeine Frau.

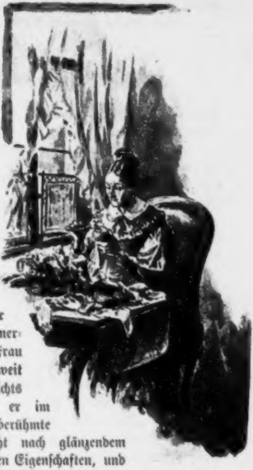
◆



Der Herr Stadtrat, auch Feuerverſicherungsagent Wezler war gewiß der umſichtigſte und fürſorglichſte Hausvater in der Welt. Die berühmte Uhr des Pfarrers Hahn, deren Zeiger alle Weltereigniſſe bis zum Ende der Dinge andeuten ſollen, ſchien ausdrücklich für ihn konſtruiert zu ſein, um ſeine Berechnungen danach zu machen. Schade, daß er ſie nicht beſaß! — Er ging beſtändig mit hinaufgeſchobener Brille, die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt, die Hände auf dem Rücken, mit einigen Zeitungsblättern in der Hand, zwiſchen Barometer und Thermometer auf und ab und meditierte. Das Gewicht ſeines Schlafrocks zog ihn faſt zu Boden, weil er zu demſelben aus Fürſorge den ſtärkſten Kölſch doppelt hatte nehmen laſſen, und als in die Oberhaut beſagten Gewandes am Ende doch Löcher brachen, zeigte er mit rührender Freude ſeiner Frau, wie hübſch es nun ſei, daß darunter derſelbe blaugewürfelte Kölſch das Tageslicht begrüße. Seine Ausgangskleider und Hüte kamen zweimal aus der Mode und zweimal wieder hinein, weil ſie aus Vorſicht von beinahe unſterblichen, luftdichten, waſſerdichten, ſchmutzdichten Stoffen verfertigt waren.

Sein Haus nebſt ſämtlichen Baulichkeiten, bis zum Schweinſtall herab, war mit Blitzableitern wohl verſehen und es war zu verwundern, daß er nicht wie jener Fürſt von Neuwied noch einen Wetterableiter auf dem Hut trug. Daneben war er in allen möglichen Feuer-, Hagel- und Lebensverſicherungen und gab ſich unendliche Mühe, eine Verſicherung gegen Waſſerſchaden zu ſtande zu bringen, weil er eine kleine Wieſe am Bach hatte, die ſeit Menſchengedenken einmal unter Waſſer geſtanden hatte. Natürlich beteiligte er ſich auch bei jeder Art von andern Vereinen, die aus umſichtigen und fürſorglichen Geſinnungen entſpringen, und gründete ſelbſt ſolche. Das ſtädtiſche Wochenblatt war durch ihn faſt beſtändig mit Anzeigen bereichert, in denen er an den Gemeinſinn und die Vorausſorge ſeiner Mitbürger appellierte. Im Februar ſchon erließ er einen Aufruf: „Am Raupenfraß teilnehmende Freunde werden zu einer Beſprechung eingeladen;“ im März forderte er die „Mitbürger, welche die geſegnete Ernte dieſes Jahrs nicht zum Raub der Mäuſe ſammeln wollen,“ auf, jetzt ſchon fleißig Mausgift zu legen, um ganze Generationen von Mäuſen vor der Geburt zu töten; kurz, ſein Leben war eine endloſe Kette von Sorgen und Vorkehrungen für alle denkbaren und undenkbaren Ereigniſſe, die ihn oder andre Leute betreffen könnten.

Seine Frau ſchien dagegen die leibhafte Ruhe zu ſein. Man ſah ſie ſelten anders als den Tag über an ihrem Tiſchchen am Fenſter mit einem Korb voll Socken und Strümpfe zum Stopfen, der, ein umgekehrtes Danaidenfaß, ſich immer wieder zu füllen ſchien, ſo oft er auch geleert wurde; abends bei Licht am eichenen Tiſch, aber in der Mitte des Zimmers, war ſie ebenfalls mit Socken beſchäftigt, diesmal jedoch mit neuen, die von einem ungeheuren Knäuel abgeſtrickt wurden. Sie ſchien, hierin ſo fürſorglich wie ihr Mann, nicht nur ihr Haus, ſondern ganze noch ungeborene Geſchlechter für alle Zukunft mit Socken verſehen zu wollen.



Bei der Wahl dieſer Gattin hatte Herrn Wezler wirklich ſeine Umſicht wenigſtens nicht ganz betrogen. Er hielt es für gut, bei einer Frau auf zeitliche Güter zu ſehen, damit ſie in ihrem Alter dereinſt nicht Mangel leiden dürfe, und zog eine Waiſe vor, weil man nie genau wiſſen könne, was eine Frau bekomme, ſolange die Eltern noch leben. Dieſe Vorausſetzung täuſchte ihn leider; denn nach der Hochzeit ergab ſich, daß ein ſchlechter Stiefvater das ſämtliche „anerſtorbene“ Vermögen ſeiner Frau durchgebracht hatte. So weit hatte alſo die Fürſorge nichts geholfen. Dagegen hatte er im übrigen gewählt wie der berühmte Vikar von Wakefield: nicht nach glänzendem Schein, ſondern nach haltbaren Eigenſchaften, und da hatte er nicht fehlgegriffen. Frau Wezler war ihr Leben lang keine Schönheit geweſen; ein boshafter Gaſt hatte ſogar am Hochzeittag bemerkt, ſie ſehe aus wie ein Zeug auf der Rückſeite; man meine, man müſſe ſie wenden, um auch die hübſche Seite zu ſehen. Aber dieſer farbloſe Teint hatte das Abtragen nicht zu fürchten; wie ſie nie ſehr jung ausgeſehen hatte, ſo wurde ſie auch nicht alt, und zwanzig Jahre nach der Hochzeit ſaß Frau Wezler noch als dieſelbe gute behagliche Mama, in demſelben braunen Kleid, an demſelben Korb mit Socken, wie ſie ſchon acht Tage nach der Hochzeit dageſeſſen hatte.

Sie war nun freilich weder ſchalkhaft noch hinreißend; ſie hatte kein „ſilbernes Lachen“ und keine ſprudelnden Einfälle; hatte auch niemals dem Herrn Stadtrat Wezler „ſein Haus zum Himmel gemacht“, wohl aber zur guten traulichen Heimat, und ſie verbreitete eine ſo behagliche Lebensluft um ſich, daß nicht nur geſetzte Leute, ſondern ſelbſt die jüngſten und lebensfroheſten Mädchen ihren Umgang ſuchten, und gar manches ſonſt ängſtlich bewahrte Geheimnis unverlangt in ihre verſchwiegene Bruſt niedergelegt wurde; ſie ſah ſo ungemein zuverläſſig aus.

Ihre große Ruhe hatte ſie ſich wohl als Gegenſatz zu ihres Mannes raſtloſer Vorſorglichkeit angewöhnt; eine unthätige Ruhe war es darum nicht. Gar manches hatte ſie in aller Stille ſchon gethan, ehe Herr Wezler dazu gekommen war, es anzuordnen; während er für die fernſte Zukunft dachte, ſorgte ſie für den nächſten Augenblick, und ihr allein, ihrer Sparſamkeit und Häuslichkeit war es zu danken, daß Herrn Wezlers ſchönes Vatererbe nicht ſchon lange in lauter Maßregeln für die Zukunft aufgegangen war. Sie hatte ein gar ſtilles und frommes Herz; ihre einzige Beleſenheit war in der Bibel, und an ihrer innigen, getroſten Zuverſicht löſte ſich des Gatten Aengſtlichkeit oft in ein beruhigtes Lächeln auf, wenn ſie ſo herzlich und ruhig ſagte: „Alter, laß auch dem lieben Gott noch was übrig!“

Der ewige Korb mit Strümpfen könnte von einſichtsvollen Hausfrauen nun freilich als ein Beweis gegen ihre Tüchtigkeit angeführt werden, denn eine rechte Hausfrau hat offenbar noch mehr zu thun als Strümpfe zu flicken. Solchen detailkundigen Frauen muß ich nun zugeben, daß allerdings, ehe Frau Wezler ein eigen Töchterlein hatte, im Hinterſtübchen häufig ein armes, lahmes Mädchen ſaß, die den Bedarf an Leinwand verfertigte und flickte, was die von jeher ſchwachen Augen der Frau Wezler nicht gut ertrugen. Daneben that ſie aber in der Frühe des Morgens, und nachts, wenn ſelbſt ihr Gemahl ſein ſorgenſchweres Haupt niedergelegt hatte, manches, wozu es bei einer andern Frau viel Lärmen, Aerger und Kommando bedurft hätte.

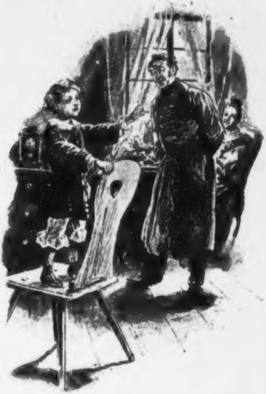
Herrn Wezlers erſter Sohn.

Der liebe Gott hatte es gut gemeint mit Herrn Wezler, daß er ihm keinen zahlreichen Kinderſegen verlieh; die Sorgen für die Zukunft vieler Kinder hätten ihn ſicher vor der Zeit ins Grab gebracht. Schon bei den zwei Söhnen, die ihm geſchenkt wurden, koſtete es ihn Beſinnens und ſchlafloſe Nächte genug, bis er für alle möglichen Fälle ihrer Zukunft gehörig vorgeſehen hatte.

Sein erſter Sohn war noch nicht acht Tage geboren, da ſtieg er eines Abends zur Wöchnerin hinab, die in behaglicher Mattigkeit mit ſeligem Lächeln das Kindlein anſah, das vor ihr auf dem Bette lag. Er hatte alle Hände voll gedruckter Vereinsſtatuten, die er um den Neugeborenen ausbreitete. „Da find' ich höchſt zweckmäßige Anſtalten," begann er eifrig, „wie man eine Leibrente für ein Kind kaufen kann, wenn man gleich nach der Geburt einlegt. Sieh einmal! was würdeſt du vorziehen?" So wenig ſeine Pläne in der Regel bei der Frau Anklang fanden, ſo war's ihm doch Bedürfnis, ſich gegen ſie darüber auszuſprechen. — „Lieber Alter, mein Kopf iſt zu ſchwach zu den vielen Zahlen," ſagte ſie; „meinſt du nicht, wir ſollten das Kindlein zuvor in die ewige Lebensverſicherungsanſtalt thun, ehe wir für eine zeitliche ſorgen?" Daß ſeine Frau damit die Taufe meinte, begriff Herr Wezler nicht gleich, war aber nachher hocherfreut über den guten Gedanken, der ihm die heilige Handlung in ein ganz neues Licht brachte. In den Leibrentenverein ſetzte er das Kind dennoch, obgleich die Direktion nicht in die vielerlei Bedingungen, die er an unzählige mögliche Fälle knüpfte, eingehen wollte.

Was ſoll aus dem Kindlein werden? war natürlich eine Frage, die ſich dem glücklichen Vater ſchon vor deſſen Geburt aufgedrängt hatte, und die jetzt, wo wenigſtens das Geſchlecht desſelben entſchieden war, mit neuer Energie angeregt wurde. — Herr Wezler änderte ſeine Pläne, je nachdem die anſcheinenden Anlagen und Neigungen des Kindes wechſelten. Da ſein erſtes und liebſtes Spielzeug ein Stecken war, ſo glaubte der Papa ihn zum Lehrfach berufen und notierte zu dem Ende bereits alle ausgeſchriebenen Lehrſtellen, um ſich allmählich ein geregeltes Verzeichnis davon anzulegen. Später zeigte der kleine Bube bedeutende Luſt am Hacken und Graben; das ſchien ihn zum Landwirt zu ſtempeln und Herr Wezler beſann ſich, ob er nicht ſeine paar Aecker und Gärten durch Ankauf neuer Grundſtücke nach und nach zu einem kleinen Landgut arrondieren ſolle zum künftigen Beſitz ſeines Sohnes. Als aber die Luſt am Graben durch eine ungemeine Freude an lebendem Geziefer, Käfern und Schnecken abgelöſt wurde, da meinte der Vater, jetzt ſei's klar, daß der Junge einen kapitalen Naturforſcher gebe. — Die Mutter hatte mit dem Adolf ihren eigenen ſtillen Plan, ſagte aber nichts davon, dieweil auch in ihrem Hauſe das ſeltſame Phänomen ſtattfand, das man hie und da beobachtet, daß nämlich die beſten Männer etwas abſolut nicht wollen, bloß weil es die Frau zuerſt gewollt hat; ſchweigend hörte ſie die verſchiedenen Entwürfe an.

In ſeinem vierten Jahr aber nahm ſie Adolf einmal mit in die Kirche, was ſie mit dem meiſt ſtillen und ruhigen Kinde wohl wagen konnte. Richtig ſtieg am Sonntag nachmittag, den Herr Wezler wie immer im Schoß ſeiner Familie zubrachte, der kleine Burſche auf einen Schemel, ſtreckte die Hände hinaus und fing an allerlei Unſinn pathetiſch vorzutragen. „Was thuſt?“ fragte der entzückte Papa. „Predigen,“ erwiderte das Kind ganz ernſthaft, und jetzt ging dem Vater das rechte Licht auf. „Hörſt du's, Hanne?“ rief er der ſtill lächelnden Mama zu; „da haſt's, was der werden ſoll! — Freilich," fing er bedenklich wieder an, „ſind die Ausſichten im geiſtlichen Stande äußerſt gering; kann ſechsunddreißig Jahre alt werden, bis er Pfarrer wird." — „Ja," ſtimmte die Mama bei, „wenn er keinen Patronatsdienſt bekommt." — „Da haſt du recht!" fiel der Vater ein. „Hier kommt alles auf vornehme Bekanntſchaft an; er kann Hofmeiſter werden bei einem adligen Herrn, macht Reiſen, bekommt die Pfarrei auf dem Gut. Man muß nur bei Zeiten darauf denken. — Mein Vater ſelig, der Chirurg, hat einmal einem vornehmen Reiſenden ein gebrochenes Bein

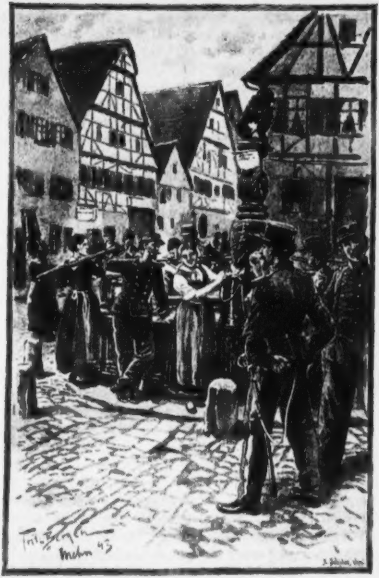


eingerichtet," fuhr er nachdenklich fort; „aber das iſt zu lange her; wir können ja ſonſt ſehen."

Von Stunde an war er ſichtlich erheitert, weil nun ſeine Fürſorge doch ein beſtimmtes Ziel hatte. Alle Spiele und Unterhaltungen, ſelbſt die Kleidung des kleinen Buben ſollten nun auf ſeinen ehrwürdigen Beruf bezogen werden. Trommeln und Trompeten, Peitſchen und Säbel waren verbannt, ein Schaukelpferd wurde mit Rückſicht auf einen etwaigen Filialgaul endlich geſtattet; von allen geſchlachteten Schweinen des Hauſes mußte von nun an die Haut abgezogen und gegerbt werden, um einen dauerhaften Einband für die Bücher des zukünftigen Studenten zu liefern.

Ausſicht auf die Patronalspfarrei.

Ein Jahr darauf, als ein zweiter Sohn, Wilhelm, in der Wiege lag, der vorderhand noch zu nichts als höchſtens zum Ausrufer Fähigkeit zeigte, ſchienen Herrn Wezlers Hoffnungen bereits eine Stütze zu gewinnen. Es kam aus Veranlaſſung eines Manövers Militär ins Städtchen, und nur wer es ſelbſt erlebt hat, weiß, welchen Sturm ſolches Soldatenleben in eine friedliche, kleine Stadt bringt, in der die Schulbuben ſchon einem einzelnen Musketier nachgelaufen ſind. In allen Häuſern wird wochenlang vorher geputzt, gerüſtet, gekocht, gebacken, geräuchert und eingeſalzen, als ob eine einzelne Hausfrau das ganze Regiment zu verſorgen hätte. Und wenn ſie einrücken, die todesmutigen Helden, welche Erwartung, wen man ins Quartier bekommt! welche Verwunderung, daß der Krieger auch iſt und ißt und trinkt wie ein ander Menſchenkind! Dann das klirrende Leben und Treiben auf den Straßen; wie wichtig iſt ſchon das ſimple Waſſerholen für die Mägde, wenn die Brunnen von den jungen Kriegsgöttern umlagert ſind! Die Wachen, die Patrouillen, die ſchönen Muſikaufführungen vor den Häuſern, wo hohe Offiziere wohnen — das alles iſt eine Art Bezauberung, noch ehe der Schlachttag anbricht und



Wie wichtig iſt ſchon das Waſſerholen für die Mägde, wenn die Brunnen von den jungen Kriegsgöttern umlagert ſind! (S. 184.)

die Krieger mit wallenden Büſchen, die Sieger zum voraus ſorgſam bezeichnet, in Sieg oder Tod abziehen. Und welch reichen Geſprächsſtoff gibt das noch nachher in allen Viſiten, wo jede Hausfrau ſich rühmt, den artigſten Quartiersmann gehabt zu haben!

Es war in einer Zeit tiefſten Friedens, als das Städtchen dergeſtalt heimgeſucht wurde. Den Manövern, als einer Anſtalt, die von Sorge für die Zukunft zeugt, war Herr Wezler beſonders hold und er bat ſich mit großem Eifer Einquartierung aus. Er wurde auch wirklich zum Lohne ſeiner Bereitwilligkeit mit zwei Gemeinen und einem Lieutenant bedacht, der nicht bloß von ſimplem Adel, ſondern ein rechter, lebendiger Graf, ein Graf von Schreckenhorſt war. Das war eine Wichtigkeit! Am Tage, wo das Militär einrückte, unterſuchte Herr Wezler in eigener Perſon das Gaſtzimmer, ob es auch würdig hergeſtellt ſei. Den alten Stiefelknecht überzog er eigenhändig mit braunem Glanzpapier, damit er poliert erſcheine, und als die Frau bedauerte, kein Bettcouvert, ſondern bloß Federdecken zu haben, da plünderte er ſein Choleramagazin, wo Pfefferminze und Kamillen in allen Präparaten, Bettwärmer und Flanellſtücke ſeit dem Jahre 1830 als Rüſtzeug gegen den drohenden Feind aufgeſchichtet lagen, und opferte das ſchönſte Stück Flanell zu einem Bettteppich. Da er aus Vorſorge in Auktionen alle nur denkbaren Stücke anzukaufen pflegte, ſo war er im ſtand, das Gaſtzimmer mit allen Utenſilien aufs vollſtändigſte zu möblieren. Als Symbol des Kriegs, zugleich als Zeichen von Vertrauen, wurden ſämmtliche Waffen, die er für räuberiſche Ueberfälle im Beſitz hatte, ein alter Degen und zwei Piſtolen, die nicht losgingen, nebſt einer Trommel, die bei einer möglichen Feuersbrunſt zum Lärmſchlagen dienen ſollte, zu einer zierlichen Trophäe aufgebaut. Unter andern nützlichen und nötigen Gegenſtänden fand ſich auch ein Aderlaßſchnepper vom Papa ſelig, eine Haſenſchere und ein Zollſtab unter der Zimmerausrüſtung; ich glaube nicht, daß Herr Wezler ſelbſt eine klare Vorſtellung von den Fällen hatte, in denen dieſe Werkzeuge nötig werden könnten.

Der junge Graf zog ein und nahm in dankbarer Anerkennung von ſeinem ſo vollſtändig eingerichteten Zimmer Beſitz. Er unterhielt ſich mit dem Hausherrn aufs beſte, indem er ihn alle Möglichkeiten auseinander ſetzen ließ, die auf politiſchem Gebiete erfolgen könnten, wenn irgendwelche unwahrſcheinliche Ereigniſſe einträten, und mit „ja“ oder „vermutlich“ und „ganz gewiß“ zu rechter Zeit einfiel. Der Mama vertraute er ganz unverlangt eine Menge Pferde- und Liebesabenteuer aus der Garniſonsſtadt an, dem kleinen Adolf zeichnete er Soldaten auf die Tafel — kurz, es war ein ſcharmanter Herr.

Schon beim erſten Mittagsmahl brachte der Papa heraus, daß der Graf dereinſtiger Erbe einer Herrſchaft ſei, die zwei gute Pfarreien zu vergeben habe. Das traf ſich ja wie gerufen! Nun rückte er mit ſeinem Plan für den Adolf heraus; explizierte dem Herrn Grafen die Vorzüge, die derſelbe bekommen, die Kenntniſſe, die er ſich erwerben werde, und fragte vorläufig an, ob er ſich wohl entſchließen könnte, ihn als Hofmeiſter für ſeine künftigen Söhne, falls er welche bekomme, anzunehmen. Der Graf ging mit herzlichem Lachen auf den Vorſchlag ein; entwarf noch mit Wezler die Reiſeroute der jungen Leute, faſt in der Art, wie einſt die des Hieronymus Jobs, und trank in Punſch die Geſundheit des künftigen Hofmeiſters und ſeiner Eleven.

„Da iſt nun auch wieder ein Stück Zukunft weggeſchafft!“ ſagte Herr Wezler beim Schlafengehen höchſt vergnügt zu ſeiner müden Ehehälfte. „Jetzt kann man an den Wilhelm denken, den Adolf ſehe ich nun ſchon als verſorgt an. Ich hoffe, der Graf bekommt keine Töchter, oder läßt ſie nicht daheim, damit mir der Burſche kein dummes Zeug mit ſo einer Comteſſe anfängt!“

Die Mama hatte zu all dieſen Plänen ihr eigenes wehmütiges Lächeln und ſprach, als ſie vor dem Einſchlafen das Vaterunſer betete, mit beſonderer Andacht die Bitte: Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel!

Eine Zeitlang ſpielte nun freilich der kleine Adolf nichts als Soldaten, was den Vater etwas beunruhigte; als ihm aber die Mutter einmal von Feldpredigern erzählte, da ergriff er auch dieſen Gedanken, und hielt von nun an dem kleinen Heer begeiſternde Reden; das ſtellte denn auch den Papa wieder zufrieden. Es blieben freilich immer noch einige Kleinigkeiten zu beſorgen und zu bedenken. Z. B. hatte der Graf geäußert, das Gut, wo die beſte ſeiner Pfarreien ſei, leide an verdrießlichem Waſſermangel; aber Herr Wezler kannte den königlichen Waſſerleitungs- und Brunneninſpektor. Er beſchloß durch gelegentliche Zuſendung eines Schinkens die Bekanntſchaft wieder aufzufriſchen und das Herz des Mannes geneigt zu machen, daß er ſeinerſeits für Grabung eines arteſiſchen Brunnens auf dem gräflichen Gut etwas thue. „So wird's noch hie und da was geben," ſagte er beruhigend zu der Frau; „aber in der Hauptſache dürfen wir den Adolf als vollkommen verſorgt anſehen."

Wilhelms Beſtimmung.

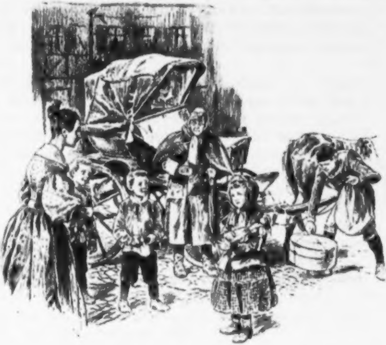
So ernſtlich ſich Papa Wezler jetzt mit dem Gedanken an Wilhelms Zukunft beſchäftigte, ſo wollte ſich doch lange kein entſchiedener Wink zeigen, wozu dieſer beſtimmt ſei; zum Philoſophen oder Demokraten allenfalls, denn aufs Zerſtören, Einreißen verſtand er ſich meiſterlich; zeigte auch ohne alle Anleitung ſchöne Gaben zum Barrikadenbau mit Schemeln, Bauhölzern und hauptſächlich mit Büchern, worin er wirklich ſeiner Zeit voranſchritt. Da dies alles aber eben kein nutzbringendes Gewerbe iſt, ſo konnte Herr Wezler nicht ſchlüſſig werden, und er äußerte manchmal: übereilen wolle er nichts; aber ſo eine lange Ungewißheit ſei wirklich peinlich.

Endlich wurde Wilhelm noch ganz beſtimmungsloſer Abcſchütz; als derſelbe aber ſchon im erſten Schuljahr entſchiedenes Talent zum Zählen und Rechnen zeigte, fühlte endlich Herr Wezler große Erleichterung: zum Kaufmann war der Wilhelm beſtimmt, jetzt war's am Tag! Er erſtand auch noch am ſelbigen Tag aus dem Nachlaß eines verſtorbenen Präceptors einen alten Kompaß, da ſein Sohn doch als Kaufmann ohne Zweifel Seereiſen zu machen hatte, und den ganzen Abend erging er ſich mit ſeiner Frau, die in ihrer gewöhnlichen freundlich ſchweigſamen Weiſe zuhörte, in Plänen für Wilhelms Zukunft. „Und dem armen Schelm, dem Adolf, wird's auch recht gut kommen, wenn er einen Kaufmann als Bruder hat. Pfarrer ſind gar unpraktiſche Leute und werden oft angeführt; da kann der Kleine die Augen für ihn offen haben, ſeine Einkäufe beſorgen. Und ſo einer Windſuchtel von reiſendem Kaufmann kommt's dann wieder gut, wenn ihn ein geſetzter Bruder Gottes Wort nicht vergeſſen läßt. Ja, ja, ſo iſt's gut!"

„Nun iſt freilich noch allerlei vorzubereiten," begann er von neuem, „denn zu eigenem Etabliſſement reicht's von unſern Mitteln nicht; man muß jetzt recht mit Ernſt auf eine gute Partie für den Buben denken; hörſt du, Frau?" — „Freilich," entgegnete dieſe ruhig; „ich zweifle nur, ob ſie ſchon geboren iſt."

Weitere Pläne und Sorgen für die Zukunft ſchienen Herrn Wezler zunächſt erſpart zu bleiben. Adolf und Wilhelm blieben die einzigen Sproſſen ſeines reſpektablen Hauſes, und zu ſeiner großen Freude ſchienen auch ihre natürlichen Neigungen die Knaben auf dem Weg vorwärts zu führen, für den ſie nun beſtimmt waren, wozu wohl die ſtille Leitung der Mutter das Ihrige beitragen mochte. Adolf war ein ernſter, fleißiger Knabe, der ſeinem lateiniſchen Argument ſtets ſo viele Diſticha anhängte, daß der Lehrer genötigt war, ihn auf eine beſtimmte Zahl zu beſchränken. Die Geſchichten aus der ſchönen Bilderbibel, die ihm der Vater angeſchafft hatte, wußte er ſo lebendig und anſchaulich zu erzählen, daß der Vater ſeinen Freund und Nachbar, den Herrn Butzengeiger, verſicherte: „Der könnte heut ſchon die Kanzel betreten."

Wilhelm bekam zu den erſten Weihnachten, nachdem ſein Beruf entſchieden war, einen niedlich eingerichteten Kaufladen. Nachdem er, etwas minder kaufmänniſch, Zucker, Mandeln und Roſinen aus demſelben rein aufgegeſſen hatte, begann er mit Kaffeebohnen, Reis und Grüze ein recht geordnetes Geſchäft, deſſen Betrieb der Vater mit Herzensluſt zuſah. So ſtreng dieſer ſonſt auf Treu und Redlichkeit hielt, er konnte doch ein vergnügliches Schmunzeln nicht unterdrücken, als Adolf den Bruder verklagte, der ihn in einem Handel mit Weihnachtsbackwerk übervorteilt, und ihm eine altbackene Kringel gegen einen Pfefferkuchen aufgeſchwatzt habe: „Barbiert wahrhaftig den alten Kerl, den Adolf, über den Löffel! Ja, ja, dem muß man aufpaſſen!“



Weitere Ausſicht.

Nicht zu lange nach dieſem vielverſprechenden Weihnachtstag hatte Herr Wezler ein Reiſe aus ſehr unangenehmen Urſachen zu machen. Ein Vetter ſeiner Frau, ein Kaufmann, war mit Hinterlaſſung einer bedeutenden Schuldenmaſſe nach Amerika entflohen, und Herr Wezler, das reſpektabelſte Familienglied, ſollte als Vertreter des einzigen Kindes die verwickelten Angelegenheiten in Ordnung bringen helfen. Er reiſte höchſt übellaunig ab. Trotz ſeiner raſtloſen Thätigkeit liebte er doch äußerliche Ruhe, und daß dieſer Fall ein ſehr unerquicklicher und wenig dabei vorzuſorgen war, ſah er ſchon im voraus. „Die Kleine,“ ſprach er zu der Frau, „wird man am beſten bei einer honetten Kleidermacherin in Koſt unterbringen; die kann ſie billig nehmen und ſich zur Hilfe heranziehen. Obgleich ich dem Lump, ihrem Vater, nicht recht glaube, daß er ſie nachkommen laſſen wird, ſo wäre es doch möglich, und Kleidermachen iſt für Amerika am einträglichſten.“ — „Gewiß, und vielleicht, bis wir ein ſolches Unterkommen fänden, könnten wir das Töchterlein aufnehmen,“ meinte die Mama, — „Ja, ja, im Notfall, ein paar Wochen, länger nicht; wäre nicht gut wegen der Zukunft, weißt du; 's iſt beſſer, das Kind wird gleich von Anfang drunten gehalten.“

Die Mama ſchwieg; ſie hatte freilich ein mütterliches Verlangen nach dem armen verlaſſenen Kind; aber ſie wollte nichts erzwingen, und holte einſtweilen zum Troſt eines ihrer Waidſprüchlein hervor, wie ſie deren für alle Gelegenheiten bereit hatte:

Geht's nicht heute, wie man will,
Sei man nur ein wenig ſtill!
Iſt doch morgen auch ein Tag,
Da die Wohlfahrt kommen mag.

Nach vier Tagen kam Papa Wezler wieder mit ganz profitabler Miene; das Töchterlein, ein etwas verwahrloſt ausſehendes blauäugiges Kind mit einer ebenfalls verwahrloſten Puppe im Arm, neben ſich auf dem rumpeligen Kutſchwägelchen. Zehn andre Frauen wären vor Neugierde geſtorben, warum er gerade von dieſem Geſchäft ſo triumphierend zurückkomme, die Mama nicht. Die Buben umſtanden laut begrüßend den Wagen und ließen das kleine Mädchen nach einigem Angaffen ſtehen, bis ſie die Mama mit dem Gepäck belud. Des Kindes Bündelchen war leicht und ſchmal; aber Herr Wezler hatte ſich für alle Wechſelfälle der ſechsſtündigen Reiſe wie zu einer Nordpolexpedition ausſtaffiert gehabt. Endlich war abgeladen; er ſelbſt ſtieg herab, leerte jetzt erſt das Kutſchenkäſtchen, unterrichtete den Knecht über das mit dem dürren Fuchſen zu beobachtende Verfahren und ſtieg nun inmitten ſeiner ſchwerbeladenen Familie langſam die Treppe hinauf, die Kirſchengeiſtflaſche nebſt dem ſteinernen Weinkrug vorſichtig in höchſteigenen Händen tragend.

Droben that er allerlei mitgebrachte Schätze auf. Adolf wäre aber von der Konkordanz, die aus des Vetters Nachlaß, wo ſie ſchon zu Pfefferdüten beſtimmt geweſen, gerettet worden war, ebenſo wenig erbaut geweſen, als Wilhelm von der Handwage und Münzordnung, die er erhielt, wenn nicht der Papa noch aus der Gantmaſſe eine Partie Zuckerkandel für künftige Huſtenfälle und eine Partie Schuſſer ohne weiteren Zukunftszweck mitgebracht hätte. Mit dieſen zogen die Buben lärmend ab; die Mama half Herrn Wezler zu Pantoffeln und Schlafrock, ſervierte die warmgehaltene Gerſtenſuppe — von Thee war er kein Freund — und brachte dann die betäubte und erfrorene Kleine zu Bett, nicht ohne ihre Puppe ſorgſam neben ſie zu legen. Das Kind ließ alles mit ſich geſchehen und ſah die Mama nur mit großen Augen an. „So, Marie, nun wollen wir noch beten,“ ſagte ſie. — „Beten?“ fragte die Kleine verwundert, „nur die Pfarrer beten.“ — „Du armes Tröpflein!“ ſagte die gute Frau mit naſſen Augen, beugte ſich über ſie und faltete die Hände: „Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr ſegne deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!“ betete ſie innig mit leiſer Stimme; das Kind faltete die Händchen auch und ſah in die guten Augen der Mama, die noch kein Menſch je beſungen oder bewundert hatte, bis es einſchlief.

Inzwiſchen hatte Herr Wezler ſich erwärmt und geſtärkt, die Söhne vor ſich berufen, ſie über die Begebenheiten der letzten Tage und ihre Fortſchritte vernommen und ſie ſodann entlaſſen, und ſaß nun recht behaglich mit angezündeter Pfeife neben der Mama, die ſich mit gewohnter Ruhe am Strickkorb etabliert hatte.

„Nun, Mama, was meinſt?“ begann Herr Wezler, „das hätteſt du nicht gedacht, daß ich nebenher eine Frau für den Wilhelm im Sack mitbrächte?“ — „Eine Frau?“ fragte Mama, diesmal mit unverſtelltem Erſtaunen, „die Kleine da?“ — „Warum nicht gar! Da ſtand's ſchlimm, zwar nicht ſo ſchlimm, wie ich vermutet; die Schulden konnten alle bezahlt werden, aber der Kleinen bleibt kaum das Nötigſte, um ein Koſtgeld zu bezahlen.“ — „Das arme Ding ſcheint ſchrecklich verwahrloſt,“ ſagte die Mutter. — „Ja, gewiß! davon ſpäter. Nun höre: Wie ich den Angelegenheiten ihres Vaters auf die Spur komme, ſo ſtellt ſich als Hauptgläubigerin eine Frau Krebſin heraus mit großen Summen, und es war Frau Krebſin hinten und Frau Krebſin vorne. Heinrichs beſter Freund verſicherte mich: ‚Ja, Herr, der Heinrich ſäße noch hier, wenn nicht ſeine Frau ſo bald geſtorben und wenn die alte Hexe, die Krebſin, nicht geweſen wäre. Der Witwerſtand brachte ihn zum Wirtshausgehen, während das arme Tröpflein daheim verkümmerte, und die Alte quälte ihn um jeden Heller Zins bis aufs Blut, ſo daß er immer wieder und immer höher Geld aufnahm, bis er ſich nicht mehr zu helfen wußte.‘ Da hört' ich denn auf nähere Nachfrage, daß die Frau Krebſin eine alte geizige Witwe iſt, die von Haus aus ſteinreich, als alte Jungfer einen noch reicheren alten Weinhändler geheiratet hat. Niemand kann ſagen, wie reich ſie iſt; ſie ſelbſt ſoll's gar nicht wiſſen, obſchon ſie Tag und Nacht Geld zählt.“

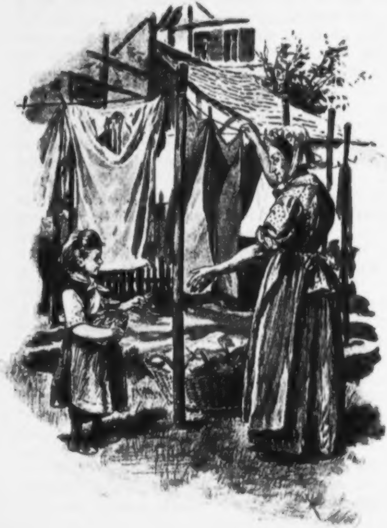
„Und was dann?“ — „Was dann? du fragſt noch?“ fuhr Herr Wezler in atemloſem Eifer fort. „Die Krebſin hat ein einziges Kind, ein kleines Mädchen von zwei Jahren, alſo gerade recht für unſern Wilhelm. Das Kind hat die Hölle auf der Welt, der alte Drache gönnt ſich und ihr das Eſſen nicht. Iſt ſie einmal erwachſen und die Alte lebt noch, ſo thun wir Wilhelm in Kondition nach M., wo ſie lebt; ein Burſch, wie der einer wird, der muß der Jungfer Krebſin, die ſo in der Trübſal aufgewachſen, nicht übel in die Augen ſtechen! Die Alte ſpeit natürlich Gift und Galle, denn ſie muß das ganze Vatergut herausgeben; ich habe ſchon den Notar geſprochen, der ihres Mannes Teſtament gemacht hat. Daß wir die herumkriegen, das glaube ich kaum; thut aber nichts, in ſolchem Fall erſetzt das Gericht die elterliche Einwilligung. Man thut das Mädchen, die ſchlecht genug erzogen wird, in ſo ein Inſtitut oder wie ihr's heißt; da bildet man ſie heraus, und der Wilhelm kann das erſte Geſchäft im Lande gründen.“

„Warum nicht gar, Alter!“ ſprach die Frau mit großem Ernſt. „Verſündige dich nicht! Was könnte auf ſolchem Geld für Segen ruhen?“ — „Ei, Frau, da müßte man alles Geld begraben oder ins Waſſer werfen, das ſchlechte Leute hinterlaſſen. Der Wilhelm wird's ſchon in Umlauf bringen, daß der Fluch davon geht.“ — „Und was für ein Mädchen wird das werden!“ — „Gerade das gibt oft die allerbeſten Menſchen; geizige Eltern haben ſelten geizige Kinder.“ — „Dann wird ſie eine ſchlechte Hausfrau.“ — „Nun, ſiehſt du, da hab' ich vorgeſorgt. Allem nach muß es wirklich eine ſchauerliche Wirtſchaft ſein bei der Krebſin; da hält es denn wohl ſchwer, daß das Mädchen ein rechtes Hausweſen führen lernt, auch wenn man ſie ein Jahr oder ſo vorher zuſtutzt. Darum habe ich dir nun die kleine Marie da mitgebracht; aus der kannſt du ein recht brauchbares Hauskäferlein herziehen; die kann dann einmal ins Mittel treten und die Haushaltung führen für die junge Frau, dann darf das Kind doch nicht bei Fremden dienen.“

„Ja, ja, ich will mein Beſtes an ihr thun,“ verſicherte die Frau, die lächeln mußte, daß ſie ſelbſt ſich ſo ereifere wegen der Frau ihres Sohnes, der ſich eben mit Adolf im Bett um einen zerbrochenen Bleiſoldaten raufte.

Das Hauskäferlein.

Es fügte ſich aber vorderhand alles nach Herrn Wezlers Wunſch. Die kleine Marie, die in der Obhut der Mama recht auflebte, ſchien ſich wirklich mit der Zeit zu einem vortrefflichen



Hauskäferlein zu eignen. Kein eigen Töchterlein hätte mehr mit der Mama verwachſen ſein, mehr an ihrem Munde hängen können, als das lang verſäumte Kind; wie ein Hündlein folgte ſie ihren Tritten, trug ihr das Schlüſſelkörbchen oder Gartengerät nach; reichte ihr Waſchklammern, wenn ſie Wäſche trocknete, und verrichtete ſo tauſend kleine Dienſte. In der Schule that ſie ſich nicht glänzend hervor, aber daheim war ſehr bald die Hilfe der kleinen emſigen Händchen zu ſpüren.

Mit den Knaben ſtand ſie nicht viel im Verkehr. Adolf trat bald ins Seminar ein und Wilhelm war ſo durch und durch ein wilder Schulbube, daß er ſich geſchämt hätte, ſich mit einem kleinen Mädchen abzugeben. Hie und da genoß ſie die Ehre, ſein Pferd ſein zu dürfen und mit einem Zügel im Mund vor ihm herzulaufen, aber nur im engſten Familienkreis; dergleichen Spiele wurden vom Papa nicht begünſtigt. Um Wilhelms Kaufladen erwarb ſich Marie im ſtillen manche Verdienſte, indem ſie ihn aufräumte; denn er ließ oft eine Unordnung darin aufkommen, die kein glänzendes Zeugnis für ſeine künftige Geſchäftsthätigkeit war.

Soviel ſich auch Herr Wezler mit der Zukunft der Seinigen zu ſchaffen machte, ſo überließ er die Sorge für die Gegenwart meiſt der Mama, und unter ihrer ſtillen Herrſchaft verfloß die Kinder- und Knabenzeit der Söhne in recht behaglicher Weiſe. — Nur die Kleidung war eine Schattenſeite, da auf Herrn Wezlers Befehl Wämſer und Hoſen allzeit für die Zukunft berechnet und demnach ſo weit und groß waren, daß die Buben darin faſt verloren gingen. Es koſtete Adolf viel Thränen verbiſſenen Zorns und Wilhelm viel blutige Kämpfe, wenn ihnen die Kameraden nachriefen: „Wezler, nimmſt keine Hausleut' (Mietbewohner) in dein Wams?" Die Mama wußte aber auch da verſöhnend einzuwirken.

Striche durch die Rechnung.

Zwölf Jahre waren ſeit dem Abend verfloſſen, wo Herr Wezler das Pflegetöchterlein und zugleich die glänzende Zukunftshoffnung für ſeinen Wilhelm mitgebracht hatte. Adolf hatte ſeinen Erwartungen nicht ſo ganz entſprochen; zwar war er dem geiſtlichen Stande treu geblieben und hatte den Ruhm eines fleißigen geſetzten Studenten, aber ſein ſtilles brütendes Weſen gefiel dem Papa nicht recht. Mit der Mutter verſtand ſich der Sohn gar wohl; ſo wenig ſie die Stürme, Kämpfe und Zweifel begreifen konnte, die durch ſeine junge Seele zogen, ſo wohl that ſie ihm mit ihren treuen Augen und guten Worten; mit den Sprüchen und Verſen, die ſie ſtets zu guter Stunde zur Hand hatte und mit denen ſie ſeinen hohen philoſophiſchen Gebäuden manchen Stoß gab. Natürlich hatte Herr Wezler den Grafen und das Patronat nicht aus dem Sinn verloren; er hatte ſein Andenken nach alter guter Weiſe je und je durch ein Präſent aufzufriſchen geſucht, das er dem Herrn Lieutenant unter allerlei feinen Wendungen nebſt Berichten über die Fortſchritte des jungen Hofmeiſters zuſandte. Aber er hatte ſelten und ſtets ſehr kurze Antworten erhalten. Als Adolf ſeine Studien vollendet, hatte Herr Wezler eine entſchiedenere Anfrage gewagt, wie es mit „dero werter Familie ſtehe“; aber der Herr Graf hatte geantwortet, er ſei leider bis jetzt nicht vermählt und ſein Herr Vater derzeit noch im Beſitz der Herrſchaft. Adolf that das nicht leid; er trat in ein Vikariat, da er keine Luſt hatte, Hofmeiſter zu werden.

Der Strich, der durch ſeine Pläne gemacht worden, hatte Herrn Wezler ganz konſterniert, und er hatte kein neues beſtimmtes Projekt zum Erſatz für das vereitelte bilden können. Die Hoffnung aufs Patronat hielt er indeſſen noch immer feſt, wenn es gleich mit der Hofmeiſterſtelle nichts war.

Heute war nun Adolf zum Beſuch von dem nicht ſehr entlegenen Vikariat ins Elternhaus gekommen. Da war noch alles wie es immer geweſen: das Kanapee, die hochlehnigen

Stühle, ſtets unter einem Ueberzug von blauem Kattun, unter dem die eigentliche Prachthülle ungeſehen und unbewundert veraltete und zerriß:

„Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborg'nen blüht."

Da ſaß der Vater am Fenſter in ſeinem mit ſchwarzem Saffian überzogenen Lehnſeſſel, der nicht umſonſt den Namen Sorgenſeſſel trug, und zwar hielt er eine Zeitung in der Hand, ſo nachdenklich, daß ihn wohl irgend eine Völkerzukunft beſchäftigen mußte; an dem andern Fenſter am Tiſchchen ſaß die Mama, jetzt mit einer Brille, der einzigen Neuerung, die an ihr wahrzunehmen war, ſtrickend von ihrem Rieſenknäuel; daneben Marie am Nähzeug. — Eine Unterbrechung dieſes Stilllebens war nie unwillkommen und mit dem guten heimatlichen „Grüß dich Gott!" wurde der Ankömmling freudig empfangen. Marie hatte ihm nach einem etwas ſchüchternen ſchweſterlichen Gruß den Platz bei der Mutter geräumt, und bald tönte draußen die gute gaſtliche Hausmuſik der Kaffeemühle, die es wohl mit der vielgerühmten Poeſie des ſingenden Theekeſſels aufnehmen kann.

Von Marie iſt nicht viel zu ſagen, wie denn auch niemand von ihr ſprach; ſie war nicht groß und nicht klein, nicht häßlich und nicht ſchön; ein Paar liebe blaue Augen hatte ſie, in die man gern hineinſehen mochte, wenn ſie einem zufällig begegneten, und einen ſanften Mund, der mehr zum Schweigen als zum Reden gebildet ſchien. Ein recht treues Hauskäferlein war ſie geworden, und die Mama, die nie ſtark im Sorgen geweſen war, hatte es ganz verlernt, ſeit ſie ihre Schlüſſel und ihren Hauskalender in Mariens Hände gegeben hatte. Dabei war Marie keine ſtille lautloſe Dulderin, ſondern ein gutes frohherziges Kind, ſtets zufrieden, wenn man mit ihr zufrieden war. Beleſen war ſie juſt nicht und hatte auch kein Album; aber durch die Schriften und Lebensbeſchreibungen frommer Männer, die Adolf der Mutter nach und nach geſchickt und die ſie ihr vorlas, war ſie wenigſtens in einem Eckchen der äußeren und inneren Welt ganz daheim, und das gab ihr eine gewiſſe ſtille Sicherheit. Eine emſige Hand hatte ſie und einen ſparſamen Sinn. Sie legte Sammlungen aller Art an, wie ſolche nie in Kabinetten vorgezeigt werden: Seide- und Fadenenden, Schnüre und Bindfäden, Bandreſtchen, Kattun- und Leinwandfleckchen. Wer etwas derart bedurfte, ging nie fehl bei ihr, und der Papa bemerkte äußerſt wohlgefällig dieſe, für ihre ſpezielle Beſtimmung ſo nützlichen Eigenſchaften.

Adolf, obwohl ſie ihn ſehr verehrte, war ihr immer ziemlich fremd geblieben; bei Wilhelm aber, der in einer etwas weit entfernten Stadt ſeine Lehrjahre beendigte, war ſie von der Rolle eines Pferdes beinahe zu der einer Schweſter vorgerückt, ſo ſelten ſie ihn auch ſah. Sie hatte aus Papas Andeutungen allmählich den Plan für Wilhelms Zukunft und ihre Rolle dabei erraten; darum fühlte ſie ſich ihm beſonders nahe und jetzt ſchon verpflichtet für ihn zu ſorgen.

Der Kaffee war getrunken, der Papa hatte ſeinen Nachbar, Herrn Butzengeiger, zu ſeinem regelmäßigen Spaziergang abgeholt; Marie fiel es ein, daß ſie Bohnen zu pflücken habe im Garten, und Mutter und Sohn blieben allein. Die Mutter wußte faſt ſeit ſeinem Eintritt, daß Adolf heute etwas Beſonderes auf ſeinem Herzen habe. — Jawohl hatte er das; er hatte auch einen Zukunftsplan gemacht, einen, an den ſich ſeine kampfesmüde Seele hielt wie an einem Felſen in wogendem Meer; er wollte Miſſionär werden, und dieſer Entſchluß war aus ſo viel inneren Stürmen hervorgegangen, daß er nun unerſchütterlich feſtſtand.

Das war für die gute Mutter ein ſchwerer Schlag. Wohl hatte ſie die Sendboten des Evangeliums ſtets mit Bewunderung und Teilnahme mit ihren Gedanken in die Ferne begleitet; aber daß ſie ihr eigen Kind, ihren Lieblingsſohn vom Herzen weg geben ſolle, an die Möglichkeit hatte ſie nie gedacht. Doch die Hand, die ein großes Opfer von uns fordert, beut ſtets auch einen mächtigen Stab; nur wiſſen wir ihn nicht immer zu faſſen. Sobald ſie eingeſehen, wie es wirklich ein

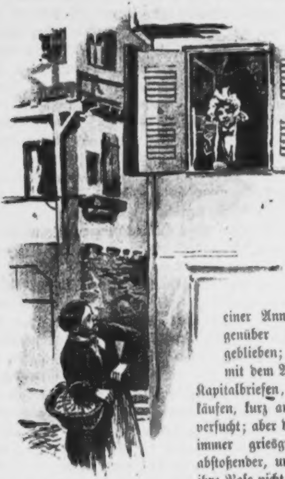
Beruf ſei, zu welchem ihren Sohn ein Gefühl innerer Notwendigkeit ziehe, ſo faßte ſie auch ein männlich Herz, gleich jener Mutter der Makkabäer. Ihr nächſter Gedanke war nun der Vater: „Weißt du was, Adolf? ſchreibe es dem Vater und laß mir den Brief hier; er verarbeitet's ſo leichter.“ Das war dem Sohn auch lieb, und nun ſaßen Mutter und Sohn noch lange ſtill beiſammen, in einer jener gehobenen Stimmungen, wie ſie ſelten im Leben einkehren; wo die innere Welt in ihre Rechte tritt; wo man ohne Worte ſich verſteht, als ob das Herz dem Herzen offen läge: Stimmungen, wie ſie nicht allein jungen Herzen beſchieden ſind.

Der Vater verwand die Mitteilung nicht ſo leicht wie die Mutter. Wo ſie mit ſtarker Seele ein freies Opfer brachte, da ließ er am Ende eben geſchehen, was er nicht zu ändern wußte; aber etwas, was ſo gar nicht in ſeine Pläne paßte, was ſo ganz außerhalb vernünftiger Berechnung lag, das betäubte ihn beinahe, und er ging eine Zeitlang wie im Traume. Erſt als er befahl, daß von nun an baumwollene Hemden gemacht werden müſſen, da man keine Leinwand in heißen Zonen trage, und anfing, in Auktionen und ſonſt wo Glöckchen und Glaskorallen aufzukaufen, weil die bei den Wilden ſo beliebt ſeien, und Adolf unter Wilhelms Anleitung darin einſt vorteilhafte Nebengeſchäfte machen könne, verſöhnte er ſich allmählich mit dem Plan; die Mama ſah darin mit gerührter Seele, daß er den Adolf doch noch als Sohn im Herzen trage, und ſie verfehlte nicht, dieſem ſolche Beweiſe väterlicher Güte recht anerkennend zu rühmen.

Abermals neue Hoffnung.

Wilhelms Lehrjahre waren zu Ende; er ſollte nun in die welſche Schweiz, um ſich vollends auszubilden, ehe er an weiteres Vorrücken denken konnte. Marie nähte Tag und Nacht, um ihn recht anſtändig für die Fremde auszurüſten, und zeichnete ganze Berge von Socken, welche die Mama aus ihrer

Vorratskammer hervorholte. Herr Wezler wandte nun all ſeine Energie der Sorge für die Zukunft dieſes ſeines Lieblingsſohnes zu. Die Schwiegermama Krebs war bis jetzt jedem Verſuch einer Annäherung gegenüber unzugänglich geblieben; er hatte es mit dem Austauſch von Kapitalbriefen, mit Weinkäufen, kurz auf alle Weiſe verſucht; aber die Alte ward immer griesgrämiger und abſtoßender, und wenn auch ihre Naſe nicht ſo fein war, Herrn Wezlers wirkliche Abſicht zu wittern, ſintemal ſie weder ihn noch ſeine Familie kannte, ſo war ſie doch fein genug zu wiſſen, daß er der Mann nicht ſei, mit dem ſich große Geſchäfte machen ließen. Zudem nahm ihr Geiz immer mehr die



urſprüngliche rohe Form an, wie man ſchon im Abcbuch den Geizhals abbildet; ſie zog den Geſchäftsbetrieb ins Kleine und begnügte ſich damit, ihre Zinſen zuſammenzuſcharren. Von ihrem Töchterlein hörte man nur, daß ſie ein verwildertes Geſchöpf ſei, und daß die Mutter ſie in die wohlfeilſte Schule und womöglich in gar keine ſchicke. Herr Wezler konnte ſie nicht einmal zu Geſicht bekommen.

Für den Fall, daß dieſer Plan denn doch fehlſchlage, hätte Herr Wezler ſeinen Wilhelm gern in einem Handelshaus untergebracht, wo eine einzige Tochter oder eine Erbin überhaupt war; es hatte ſich aber nicht ſchicken wollen. Er hatte endlich ein Haus entdeckt, wo nur zwei Söhne und eine Tochter waren; dieſe jedoch heiratete leider, ehe Wilhelms Lehrzeit zu Ende war. Wilhelm aber war in der That ein herrlicher Junge und ſah gar nicht aus, als ob ſein Papa nötig hätte, eine Braut für ihn aus Drachenzähnen zu ziehen. Schlank und kräftig, blühend und helläugig ſah er ſeinem Beruf, wie dem Leben, ſo friſch und zuverſichtlich entgegen, als nur je ein geſundes junges Herz. An des Vaters weitausſehende Pläne war er gewöhnt; ſo fühlte er ſich von dem Krebſiſchen Projekt nicht beängſtigt; nur war er in keiner Weiſe zu vermögen geweſen, eine aktive Rolle dabei zu übernehmen.

Einſtweilen brachte er Luſt und Leben ins ſtille Vaterhaus und machte tauſend luſtige Streiche. Er baute von den ehrwürdigen alten Möbelſtücken künſtliche Türme, an denen er gymnaſtiſche Uebungen anſtellte; er pfiff der Marie beim Nähen neue Walzermelodien vor, damit auch Harmonie in ſeine Hemden komme; er rauchte ſeine Cigarre in der Staatshaube der Mama zum Fenſter hinaus und ſchrieb für Adolf, der in der Miſſionsanſtalt war, ein Komplimentierbuch für Menſchenfreſſer. Marie behauptete, ſie könne keinen Stich mehr machen vor Lachen; der Papa erklärte täglich, der Unfug müſſe aufhören und der Burſche aus dem Hauſe; fragte aber nach ihm, wenn er nur eine Viertelſtunde fort war.

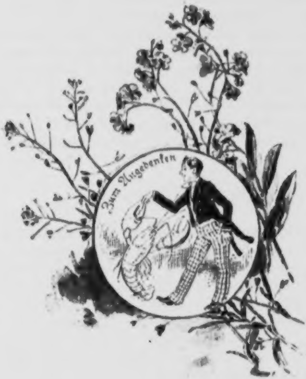
Gerade ehe Wilhelm abreiſen ſollte, kam noch der Schuldner, bei dem das einzige kleine Kapital ſtand, das für Marie gerettet worden war, um das beſcheidene Zinslein zu bringen. Herr Wezler verweilte länger als ſonſt mit ihm in ſeiner Stube; als er zurückkam, ſah man, daß er ſich große Mühe gab, ſein Geſicht in ernſthafte, faſt traurige Falten zu legen, daß es aber nicht recht gehen wollte. „Der Mann da hat mir eine eigene Neuigkeit erzählt,“ begann er. — „Was denn?“ fragte die Mama. — „Denkt euch, die alte Krebſin hat den Hals gebrochen!“ — „Meine Frau Schwieger?“ rief Wilhelm, „das wäre!“ Er hatte die größte Luſt zu lachen, aber er ſtutzte vor dem alterierten Geſicht der Mama, die die Hände faltete und leiſe vor ſich hin betete:

„Vor einem böſen ſchnellen Tod,
Behüt uns, lieber Herr und Gott!“

„Ja, wie denn aber um Gottes willen?“ — „Je nun, es iſt ihr unlängſt in einem Gant ein kleines Gut zugefallen, auf dem ſie einſtweilen einen Verwalter gehabt. Den hatte ſie im Verdacht, daß er ihr Stroh unterſchlagen und in der Scheune verſteckt habe. Weil ſie ſeinen Verſicherungen nicht glaubte, klettert das alte Weib ſelbſt auf den oberſten Scheunenboden, um nachzuſehen; kraftlos iſt ſie ſchon lang, da ſie ſich nichts Gutes gönnt, und ſo, wie ſie wieder herunter will — weiß nicht recht, wie's gegangen — kurz und gut, tot iſt ſie.“ — „Gott erbarme ſich ihrer!“ ſeufzte die Mutter. — „Ja gewiß, das wird nötig ſein!“ meinte der Papa im Geſchäftston. „Nun aber, abgeſehen von unſern Gefühlen — oder vielmehr — es iſt jetzt heilige Pflicht, ſich des verwahrloſten Waisleins anzunehmen.“ — „Aber, Alter, ich bitte dich!“ — „Aber höre doch, Alte! wenn das nicht ein Wink der Vorſehung iſt, ſo gibt's keinen mehr! Erſt geſtern nachmittag um zwei Uhr denk' ich daran, wie wir jetzt den Wilhelm in die Welt hinaus laſſen und noch gar keine Gewißheit über ſeine Zukunft haben, und gerade geſtern vormittag um halb elf Uhr hat die Krebſin den Hals gebrochen. Siehſt du, für ihr Kind iſt es ja jedenfalls eine Wohlthat, wenn ein Chriſtenmenſch an ſie denkt.“

Wilhelm zeichnete derweil der Marie auf ihre Nähſchachtel ſich ſelbſt, wie er einen großen geputzten Krebs zierlich an der Schere faßt, und ſchrieb darunter: „Zum Angedenken,“ und dazu noch das Motto, das er auf der Mama gläſerner Nadelbüchſe gefunden:

Lieben und kein' Luſt dabei,
Das iſt mir grad wie Waſſerbrei.



Die junge Erbin.

Nun, Wilhelm mußte trotz des Todesfalls der zukünftigen Schwiegermutter unwiderruflich abreiſen; es ſchien ihn auch keine liebende Ungeduld in betreff der jungen Erbin zurückzuhalten. Der Papa aber reiſte am Tag der Krebſiſchen Beerdigung nach dem Orte der Trauer, trotz alles Kopfſchüttelns der Mama. Herr Wezler hatte bei Ausführung ſeiner verſchiedenen Projekte Diplomatie gelernt. Er gab ſich für einen Freund des ſeligen Krebſen aus, der ſich für deſſen unglückliche Witwe und hinterlaſſene Tochter intereſſiere, und gelangte ſo in das Trauerhaus und zu dem Anblick der jungen Waiſe. Vielverſprechend war dieſer nicht; ein ſcheu und ungeſund ausſehendes, mageres vierzehnjähriges Mädchen mit ſtruppigen ſchwarzen Haaren, das ſich in dem neuen, ſehr anſtändigen Traueranzug und unter den vielen Leuten höchſt unbehaglich zu fühlen ſchien.

Herr Wezler verſuchte ſich ihr zu nähern. „Wie hat das arme Kind den Schlag aufgenommen?“ fragte er eine Frau Nachbarin, welche die Honneurs machte. — „Sie hat juſt nicht viel gemacht; ihr erſtes Wort war: ‚So krieg' ich doch genug zu eſſen.‘ Sie hat auch vom erſten Geld, das ſie in die Hand bekommen, ſechs Brezeln gekauft und alle aufgegeſſen.“ Im ſelben Augenblick hatte ſich die Waiſe wieder hinter die Reſte eines Kalbsbratens im Nebenzimmer geſetzt. — „Armes Kind! die Natur will ihr Recht,“ ſeufzte Herr Wezler: „das wird ſchon beſſer kommen.“

Da Frau Krebs kein Teſtament hinterlaſſen, war zum Vormund des Mädchens und zum Verwalter des für kleine Verhältniſſe wirklich ungeheuren Vermögens ein entfernter Verwandter ihres Vaters, ein ehrenwerter Kaufmann in der Reſidenz ernannt worden. Herr Wezler ſtellte ſich ihm mit einigem Stottern als alten Freund ſeines verſtorbenen Vetters vor und ließ fallen, ſeine Frau habe ſich immer für das Töchterlein intereſſiert und würde dasſelbe gern unter ihre Obhut nehmen.

Der Vetter ſchnitt das Anerbieten kurz ab mit der Bemerkung, daß bereits fünfundvierzig Freunde der verſtorbenen Eltern ſich zu dieſem Liebesdienſt erboten haben; daß aber nun beſchloſſen ſei, das leider ſehr verwahrloſte Kind zunächſt ein Jahr der Familie eines wackeren Landſchullehrers zu übergeben, um die gröbſten Mängel ihrer Erziehung gut zu machen; daß er ſie ſodann in ſein eigenes Haus aufnehmen werde, wo ſie im Kreiſe ſeiner fünf Töchter und bei den trefflichen Bildungsanſtalten der Reſidenz alle Gelegenheit finde, ihre Erziehung zu vollenden.

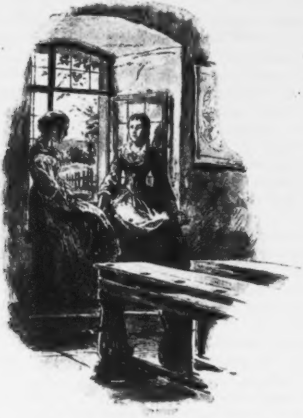
Da war nichts zu machen; zu ſeinem Troſte erfuhr Herr Wezler noch, daß die fünf Töchter wenigſtens keinen Bruder haben, und reiſte ab, nachdem er noch einen Verſuch gemacht, die Erbin auf ein paar Wochen Landaufenthalt in ſein Haus einzuladen, worauf ſie ihn verdutzt anſtierte, ohne zu antworten. Unterwegs aber wuchſen ſeine Hoffnungen aufs neue, und er verſicherte daheim die Mama, das Mädchen ſei in Betracht der Umſtände gar nicht ſo übel, und unterhielt ſie ſchon von den zukünftigen Vorzügen ihrer dereinſtigen Schwiegertochter und über den glücklichen Umſtand, daß die Schulmeiſtersfamilie nur eine halbe Stunde von hier wohne; Marie war dabei eine gar ſtille Zuhörerin.

Eine neue Freundſchaft.

Fünf Jahre waren ziemlich wechſellos über Papa Wezlers Haus hingezogen. Adolf war weit, weit über dem Meer und der Mutter Augen waren viel dunkler geworden ſeit dem Tag ſeines Abſchieds. Aber ſie wurden hell, ſo oft ſie den Briefträger mit vertraulichem Kopfnicken aufs Haus zuſchreiten ſah; denn dann wußte ſie, daß er Kunde aus der Ferne brachte. Der Papa war längſt mit Adolfs Beruf verſöhnt. Er ſchrieb ihm lange Briefe mit allerlei Ratſchlägen, wie er die Wilden ziviliſieren und aus dem Verkehr mit ihnen erlaubten Profit für ſeine Zukunft ziehen könne; er ſah ihn im Geiſte ſchon als eine Art von chriſtlichem Kaziken, herrſchend über einen grundgutmütigen goldreichen Volksſtamm, und beſann ſich, wie das Fäßchen voll Gold am beſten zu verwenden ſei, das Adolf dann doch wahrſcheinlich nach Hauſe ſchicken werde. Die Mutter dachte ſo weit nicht; ſie erquickte ſich an der Kraft und dem Frieden, der aus des Sohnes Briefen ſprach, und hatte nur den einen leiſen Wunſch, ihn noch zu ſehen, ehe ſie ſterbe.

Fräulein Krebs hatte der Papa indes nicht aus den Augen verloren. Solange ſie bei der Schulmeiſtersfamilie war, hatte er einige Verſuche gemacht, ſich ihr zu nähern, ſie aber faſt ſo unzugänglich gefunden als vor Zeiten ihre Frau Mama. Zwar rühmten die Leute, ſie ſei im ganzen ein gutes Kind; lerne ordentlich und finde namentlich viel Vergnügen am Beſitz von Geld, das ſie mit vollen Händen austeile, wenn ſie genug gegeſſen habe; aber gegen Fremde ſei ſie ſcheu. Als er es einmal wieder verſuchen wollte, ſich ihr bekannt zu machen, und ſich mit einer hübſchen Porzellantaſſe bewaffnet hatte, um ihre Gunſt zu gewinnen, hörte er, wie ſie der Schulmeiſterin, die ſie herunterkommen hieß, von der Treppe herab zurief: „Ja, ich komme, wenn der alte Lümmel fort iſt!“ Das indignierte ihn dergeſtalt, daß er vorderhand alle Verſuche aufgab und ſich mit dem Gedanken tröſtete, wenn der prächtige Burſche, der Wilhelm, einmal ſelbſt auftrete, werde ſie ſchon aufſchauen lernen.

Dieſe verunglückte Expedition erfuhr die Mama, obſchon Herr Wezler den feſten Entſchluß gefaßt hatte, davon zu ſchweigen, haarklein, und ſomit auch Marie. Was aber kam das ſtille Mädchen an, daß ſie ihrerſeits Projekte machte und diplomatiſche Zwecke verfolgte? Wie kommt's, daß ſie, die man noch nie weiter als an der Mama Seite in den Garten oder auf den Acker hatte gehen ſehen, nun weite Gänge über Feld macht, von denen ſie erſt abends zurückkommt? Wie hat ſie's angegriffen, daß ſie im Schulhaus zu Bernheim daheim iſt wie das eigene Kind und mit ihrem Nähzeug am runden Schiefertiſch neben der Frau Schulmeiſterin ſitzt, als hätte ſie von Kindesbeinen an da geſeſſen? — Wie hat ſie's ſo weit gebracht, daß Katharine Krebs, die kleine Wilde, ſo zutraulich mit ihr geworden wie mit niemand je zuvor?



Dies weiß kein Menſch, aber ſo war's. Da ſitzen die zwei Mädchen in der alten Schulſtube auf dem breiten Sims, von dem man weit hinunter ſieht ins blühende Thal, und Katharine ſieht mit ihren pechſchwarzen ſtechenden Augen in die milden blauen Sterne der Marie und ſchüttet in rauhen heftigen Worten die heiße Klage über ihre verkümmerte, freudloſe Kinderzeit an der Seite ihrer unheimlichen Mutter vor ihr aus, und Marie mit ihrer ruhigen, ſanften Stimme erzählt ihr, wie ſie ihre Mutter nie geſehen; wie ihr Vater in Not und Jammer fortgezogen ſei weit übers Meer und niemand mehr von ihm gehört habe, und wie es ihr doch ſo gut ergangen ſei und ſie eine liebe Heimat gefunden habe. — „Und gib nur acht, ſo geht dir's auch noch recht gut und du wirſt alles, alles vergeſſen, was ſo traurig geweſen iſt.“ — „Aber nicht wahr, du biſt arm, Marie? Ich will dir Geld geben, wenn ich's bekomme, ich habe viel.“ — „Mir nicht,“ erwiderte Marie ſanft lächelnd; „ich habe, was ich brauche; aber komm, ich will dir zeigen, wem du geben ſollſt.“

So gehen ſie miteinander in die ärmlichen Häuſer des Dorfs, und Marie thut Wunder mit dem anſtändigen Taſchengeld, das der Erbin von der Vormundſchaftsbehörde verwilligt war. Für den jungen Unterlehrer, den Sohn des Schulmeiſters, iſt dieſe Gehilfin bei ſeinem oft ſchwierigen Lehramt faſt gefährlich; er ſieht mit unverhohlener Bewunderung die ſtille Macht dieſer ſanften, friedvollen Natur und lernt erſt von ihr den rechten Weg, ſeiner ſchwer verſäumten jungen Schülerin beizukommen.

Papa Wezler erfuhr nichts von dieſen Gängen; die Mutter ſchwieg ſtill dazu und ließ Marie gewähren; ſie wollte auch nicht, daß dieſe Katharinens Widerwillen, ſie einmal daheim zu beſuchen, zu heftig bekämpfe. „Was ſein ſoll, wird ſich wohl ſchicken,“ meinte ſie ruhig und ſah mit feuchten Augen der ſtillen Friedensbotin nach, wie ſie ihren ſchönen Plan verfolgte.

Allzulange dauerte nun freilich dieſer trauliche Verkehr nicht. Nach einem Jahr holte der Vormund Katharine in die Reſidenz, damit ſie nunmehr ins Feine geſchliffen werde. Es war ſo viel Gerede von der Frau Krebs und ihrem Tod und ihrem Geld und ihrem Kind geweſen, aus dem das Gerücht eine Art weiblichen Kaſpar Hauſer machte, daß er längere Zeit hatte hingehen laſſen wollen, ehe er ſie in den Kreis ſeiner fünf Töchter einführte.

Marie ſchlug Katharinen eine Korreſpondenz vor; damit wollte es aber nicht ſo recht gehen, ſintemal dieſer das Schreiben noch zu neu war; darum blieb der ſchriftliche Verkehr ein ziemlich einſeitiger.

Wiederſehen.

So ſtanden die Dinge, als eines Tages feſtliche Vorbereitungen im Haus Wezler gemacht wurden. Rike, die Magd, die kein andres Feſtvorgefühl kannte, als daß geputzt wurde, hatte bereits das ganze Haus ſamt Flur und Treppen gründlich geſcheuert, und fegte nun in Ermangelung eines andern Gegenſtandes die Hühnerſtälle unter der Treppe. Marie ſchlang leichte Epheuguirlanden über die weißen Vorhänge, um den Schmuck des bekränzten Zimmers zu vollenden; der Papa polierte die kleine Münzſammlung, die er für Wilhelm angelegt hatte, ſchönſtens heraus, und Mama ordnete die Kaffeetaſſen um den prächtigen Gugelhopf, Wilhelms Leibſpeiſe, die ſie nach Jahren wieder einmal eigenhändig verfertigt hatte.

Wilhelm war's, der nach fünfjähriger Abweſenheit im Elternhaus erwartet wurde. Er war indes als Penſionär, als Volontär, als Commis im Auslande geweſen; nun, ſchrieb er, wolle er's auch daheim probieren und eine Stelle im Vaterland ſuchen. Der Papa aber wußte es beſſer, wie's nun kommen müſſe.

Der Kaffee ſtand bereit; die Zimmer waren geſchmückt; Papa und Mama warteten am Fenſter; Strickkorb und Flickkorb waren beiſeite geſtellt, und jetzt raſſelte ein leichtes Fuhrwerk. Der kann's aber nicht ſein, der große ſchöne Mann! Freilich, der iſt's und ſpringt herauf und umarmt den Papa und küßt die Mama und küßt zur Abwechslung die Marie und umarmt die Rike, die in der einen Hand den Beſen weit hinaus hält, und wirft ſich endlich, als der Sturm des Entzückens ſich ein wenig gelegt, mit lautem herzlichem Lachen auf das alte zuſammengeſeſſene Kanapee, daß die Fliegenklatſche des Papas, die darauf liegt, krachend in Stücke ſpringt.

Ja, der iſt's! wie geſund und friſch, wie groß und ſchön, wie hell und unverdorben ſieht er aus! Sie können alle die Augen nicht von ihm wenden. Jetzt aber mahnt Mama an den Kaffee; ſie rücken näher zuſammen; dem Gugelhopf widerfährt ſein Recht; und Wilhelm ſieht ſie nach der Reihe dazwiſchen hinein glückſelig an, und ſagt aus ganzer Seele: „Daheim iſt's doch am beſten!“

Nun werden Adolfs Briefe geholt und gemeinſchaftlich durchgegangen, und Wilhelm hilft den geographiſchen Lücken nach, die den Eltern noch geblieben ſind, und erzählt — wie viel und ſchön weiß er zu erzählen! — von der herrlichen Alpenwelt und den Ufern des Genfer Sees und von ſeinem komiſchen Herrn Prinzipal und ſeinen Genoſſen, von tauſenderlei Dingen, ſo daß der Papa die Fräulein Krebs total vergeſſen hatte und ſie ihm erſt nachts vor Schlafengehen wieder einfiel, wo er in ſeine Decke hineinlachte: „Nicht wahr, Jungfer Krebſin, das iſt kein alter Lümmel? Dem zulieb ließe ſich des Rothſchilds Tochter taufen!“

Abermals ein Strich durch die Rechnung.

Am andern Tag natürlich, da kam die Erbin aufs Tapet. Klar und bündig ſetzte der Papa Wilhelm auseinander, welch unermeßliches Glück er gehabt, daß ihm die reiche Partie bis dato noch nicht weggeſchnappt worden ſei, und wie er kürzlich bei einer Ausſchußverſammlung der Hagelverſicherungsgeſellſchaft die nähere Bekanntſchaft des Vormunds gemacht. Der habe ihm geklagt, er habe mit dem Eigenſinn des Mädchens, die alle Freier verſchmähe, ſeine bittere Not, und habe ſich vorgenommen, den nächſten, der ſich jetzt vorſtelle, den müſſe ſie nehmen. Er, der Papa, habe ſofort Wilhelms erwähnt und alles ſo eingeleitet, daß dieſer ſich jetzt nur präſentieren dürfe, um das Ding ſofort ſiegreich zum Ziel zu führen. „Auch das Frauenzimmer ſelbſt hab' ich geſehen; man kennt ſie gar nicht wieder, ſage ich euch! Ganz elegant, in einem ſeidenen Paletot, oder wie ihr's heißt; ſchön iſt ſie gerade nicht, aber was man ſo intereſſant heißt, pechſchwarze Augen; und Wilhelm, ich ſage dir, viermalhunderttauſend Gulden hat ſie wie einen Kreuzer, verlaß dich drauf!“

„Wenn's wirklich ernſt ſein ſoll,“ fing Wilhelm an, „ſo will ich auch im Ernſt reden. Ich mag das Mädchen nicht, und wenn ſie vier Millionen hätte. Ja, bin jung und geſund, habe Kraft und Geſchick, guten Mut und Gottvertrauen, mir den Weg in die Zukunft zu bahnen. Und ich ſoll mich mit Leib und Seele verkaufen an elendes Gold? an das Gold eines alten Scheuſals, das Mariens Vater hinaus ins Elend getrieben; an ein verwahrloſtes, rohes Geſchöpf, wahrſcheinlich ſo ſchlecht wie die Mutter?“

„Das iſt nicht ſo,“ unterbrach ihn Marie todesblaß, aber mit ſo feſter Stimme, wie man ſie nicht an ihr gewöhnt war. „Wilhelm, ſie iſt ein gutes Geſchöpf, für Liebe empfänglich, und bereit, der Mutter Sündengeld zu gutem Zweck zu verwenden.“ — „Ei, was weißt denn du davon?“ ſprach der Papa, noch ungläubig an die unerwartete Bundesgenoſſin ſich wendend. — „Ich hatte Mitleid mit dem armen Kind und dachte, ein freundliches Wort werde ihr wohlthun, und dachte ...“ Sie ſtockte errötend. „So kam ich zu Schulmeiſters und wir ſind von Herzen gute Freunde geworden, und Katharine hat ſich alles von mir lehren und ſagen laſſen, und — ich glaube, Wilhelm, wenn du Liebe und Geduld haſt, ſo kannſt du glücklich mit ihr werden.“

„Was hab' ich geſagt?“ rief der Papa triumphierend; „das Mädchen, die Marie, gibt einen Schatz für unſer Haus, hab' ich geſagt, als du nicht daran wollteſt, ſie zu nehmen, Alte.“ Die Mama nickte lächelnd unter Thränen.

„Du haſt recht gehabt, Vater,“ ſagte Wilhelm, in tiefer Bewegung des Alten Hand ergreifend; „ſie iſt ein Engel unter eurem Dach. Vater, du wollteſt mir die Marie geben, damit ſie mein Haus behüte und verſorge neben der Erbin; ich bitte, gib mir die Marie allein; dann haſt du ein paar glückliche

Kinder, reich an Frieden und Freude, das iſt mehr als Gold.“ — „Unſinn! Unſinn!“ rief Herr Wezler, dem's trotz aller Anſtrengung nicht gelang, den Zorn wieder zu bekommen, der ihn bei Wilhelms erſtem Wort der Weigerung überkommen. „Unſinn! du weißt, daß ein Kaufmann nicht nur ſo nach Guſto zulangen darf, und Marie ſelbſt will dich nicht ins Elend bringen.“

Marie wollte ſprechen, Wilhelm kam ihr raſch zuvor: „Ein Handelsfreund meines letzten Prinzipals hat mir eine Buchhalterſtelle mit tauſend Gulden Gehalt angeboten, zunächſt auf Probe; die Probe will ich ſchon beſtehen, und glaubſt du nicht, Vater, daß Marie damit haushalten kann? Und ſpäter erhöht ſich der Gehalt; ich mache mich unentbehrlich, werde Aſſocié!“ fuhr er immer eifriger fort. An dieſen Zukunftsplänen erkannte Herr Wezler ihn als ſeinen leiblichen Sohn und der Zorn ſchmolz mehr und mehr.

„In Gottes Namen! wenn meine Kinder alle meine Fürſorge von ſich ſtoßen,“ ſagte er zuletzt reſigniert; „aber in die Lebensverſicherung ſetzſt du mir auf der Stelle, daß der arme Tropf da nicht als hilfloſe Witfrau zurückbleibt.“ — Das war der Schluß der Heiratsverhandlungen; er war ſo im Sturm, ſo ohne eigentliche Abſicht irgend eines Beteiligten herbeigeführt worden, daß es ihnen allen wie ein Traum vorkam.

Beim Papa war die Rührung bald verflogen; er zog ſich mit ſeiner Morgenpfeife in ſeine eigene Stube zurück, ein Zeichen des Schmollens, und brütete über ſeinen umgeſtürzten Planen. Die Mama lächelte und weinte und ſtreichelte Mariens bleiches Geſicht. Marie nahm es ſehr übel, daß Wilhelm ſie erſtürmt, ohne nur ſie ſelbſt zu fragen; Wilhelm verteidigte ſich im Scherz, nahm's dann im Ernſte auch übel; dann mußte ihn Marie wieder verſöhnen, und zuletzt ſchickte Mama die zwei in den Garten, „um geſcheit zu werden“. Ob ſie geſcheit geworden, weiß ich nicht; aber getröſtet kamen ſie wieder und Mariens blaue Sterne leuchteten wie Sonnen.

Dennoch fühlte ſich Marie gedrückt durch ihr unerwartetes

Glück und die ſtets umdüſterte Stimmung des Papas; ſie fand den Mut nicht, ſich ihm als Tochter zu nähern, und es lag noch eine Wolke über allen.

Die Wogen glätten ſich.

Ein Brief kam — zu was in aller Welt ſind nicht Briefe gut! — von Herrn Kurz, dem Vormund der Katharina Krebs. Da Herr Wezler als Freund ſeines ſeligen Vetters allzeit am Ergehen von deſſen hinterlaſſener Tochter Anteil genommen, ſo beehre er ſich, ihm deren Verlobung anzuzeigen. Wenn er Herrn Wezler letztmals recht verſtanden, bedaure er, daß ſomit eine anderweitige, für ſeine Mündel ſehr ehrenvolle Abſicht nicht effektuiert werden könne, aber „Glanz der Familie, Uebereinſtimmung der Herzen“ u. ſ. w. Dabei lag eine zierlich geſtochene Verlobungskarte: „Viktor Graf von Schreckenhorſt, Hauptmann, und Kathinka Krebs.“

Der Papa war ſtumm vor Erſtaunen; ſo waren ſeine beiden glänzenden Plane in einen zuſammen- und an ihm vorbeigefloſſen. Es hatte alſo nicht ſein ſollen; denn ſo hoch er ſeinen Wilhelm hielt, an die Möglichkeit dachte er doch nicht, daß er als ſiegreicher Rival eines regierenden Grafen hätte auftreten können. Marie wußte nicht, ob ſie weinen oder lachen ſollte beim Gedanken, ihren unkultivierten Zögling als Gräfin von Schreckenhorſt zu erblicken. Das hatte ſie nicht für ſie gewünſcht; ſie ſchrieb ihr aber aus überfließendem Herzen einen Brief voll der innigſten Segenswünſche.

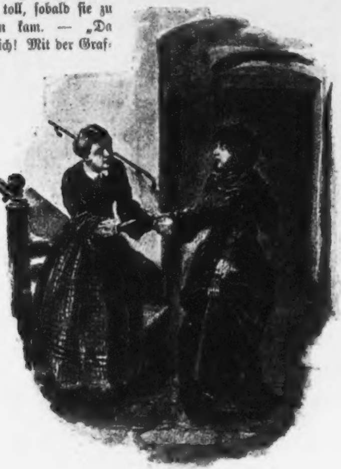
Von da an geſtaltete ſich alles heiterer im Hauſe Wezler; die Mama ſah man kaum mehr vor den Haufen von Leinwandballen, mit denen ſie ſich umgab; nun durfte ſie doch ein Töchterlein ausſtatten! Marie, die nicht emſiger werden konnte als ſie zuvor geweſen, war nun häufiger neben dem Papa als neben der Mama zu ſehen, und wenn ſie ihm all die kleinen töchterlichen Dienſte that, zu denen ſie bisher oft nicht den Mut gehabt, und wenn ſie ſo recht mit innerlichem Ernſt in ſeine Plane einging, da ſagte er nachher oft überraſcht zur Mama: „Hätt's ſelbſt nicht gedacht, daß ſo viel hinter dem Mädchen wäre; in Gottes Namen!“ Wilhelm aber war längſt wieder abgereiſt, um ſeine Stelle anzutreten, und ſchrieb Briefe voll Feuer und Leben, voll Luſt und Liebe und Hoffnung, und Marie erblühte ſo roſig, daß ſie ſelbſt für den ſchönen Wilhelm eine paſſende Gefährtin ſchien.

Noch ein Ereignis.

Die Ausſteuer war fertig; das Hochzeitskleid bereit; nur die Mama wußte noch tauſend unentbehrliche Dinge, an die man bis jetzt gar nicht gedacht hatte: Fruchtſäcke und Samenſäckchen, Abwiſchlappen und Aderlaßbinden; es war wahrhaftig, als ſei der fürſorgliche Geiſt des Papas in ſie gefahren. Der Marie konnte nichts beſcheiden und einfach genug ſein; ſie ſagte niemals, wie bedrückt ſie ſich fühlte, ſo ganz die Nehmende zu ſein, weil ſie der Mama weh damit gethan hätte; aber ſie kämpfte lang im ſtillen mit dieſem beſchämenden Gefühl, bis ſie auch das verſenkte in die Tiefe ihres demutvollen Herzens.

Nun konnte jeden Tag der Wilhelm kommen. Rike fegte und putzte mit ſo verzweifelter Entſchloſſenheit, daß es ein Wunder war, daß ſie nicht die Balken durchrieb. Marie ſaß eines Abends, da Papa und Mama allein in den Garten gewandelt waren, in ihrem Stübchen, von all den bangen und frohen und wehmütigen Gefühlen bewegt, die um ſolche Zeit in einem Mädchenherzen einkehren. Da rief ihr Rike in abſonderlichem Ton: „Jungfer Marie, eine ‚g'ſpäßige‘ Jungfer iſt unten!“ Marie eilte hinunter; da ſtand in der Dämmerung eine ſeltſame Geſtalt, in ein langes prächtiges Seidenkleid gehüllt, das mit einer Schnur zum Gehen aufgeſchürzt war, die Enden einer eleganten Atlasviſite wie ein Halstuch nach hinten geknüpft, beſtaubt und erhitzt, mit allen Spuren eines weiten Marſches. Die ſchwarzen Augen, die zwiſchen dem verwirrten Rabenhaar hervor ſahen, ließen ſich nicht verkennen.

„Katharine! um Gottes willen, wo kommſt du her? Nur ſchnell in mein Stübchen!“ Dort ſetzte ſich die Erſchöpfte nieder und begann zu lachen wie toll, ſobald ſie zu Atem kam. — „Da bin ich! Mit der Grafſchaft iſt's aus!“ — „Aber wie, warum?“ — „Das ſollſt du hören. Dazu bin ich zu gut, daß der ſeine Schulden zahlt mit dem, was die Mutter zuſammengekratzt hat, und mich dann in die Ecke ſtellt wie einen Sack, wenn er geleert iſt. Ich hab'



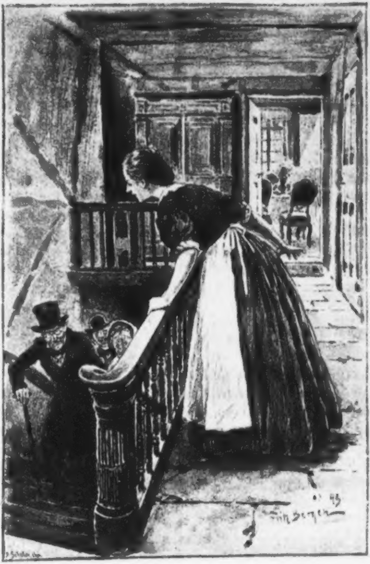
ihn gleich nicht wollen, obſchon ich ein dummes Ding bin, und es mein Lebtag bleibe; aber ich ließ mich überreden. Da ſchickten ſie ein Dutzend Weibsbilder hinter mich, um mich zu putzen, und ſetzten mich in eine Kutſche und ſtellten noch extra eine alte Mamſell an, die mich Mores lehren ſollte; keine Stunde war mir wohl. Und dazu ſah ich mehr und mehr, daß ſich der Herr Graf an mir ſchämte und nicht erwarten konnte, bis er mein Geld habe und mich beiſeite ſchieben könne. Da habe ich ihnen nun einen ſchönen Streich geſpielt und bin durchgegangen, und da bin ich!"

„Aber was willſt du nun thun? — Ich bitte dich!"

„Zu Schulmeiſters will ich und den Martin heiraten, des Schulmeiſters Sohn. Das iſt mein heiliger Ernſt; der hat mir gefallen, ſonſt keiner mein Leben lang. Und wenn er mich auch nicht lieb hat, weißt du, ſo recht, wie man dich lieb haben muß, ich weiß doch, daß er mich nimmt und daß er gut gegen mich ſein wird, und ich und mein Geld ſind am beſten bei ihm aufgehoben."

Daß ſie damit recht hatte, fühlte Marie in tiefſter Seele, und es waren nur noch Scheinwaffen, mit denen ſie ihren Entſchluß bekämpfte. Wäre auch umſonſt geweſen; kaum ließ ſie zu, daß Marie ſie inkognito mit einer Taſſe Thee bewirtete; dann ſchlug ſie ihr Seidenkleid über den Arm und wanderte im Eilſchritt davon.

Das Erſtaunen der Schulmeiſtersfamilie, des Vormunds und des Grafen, alle Stürme und Kämpfe, inmitten deren Katharine ſelbſt, „die Ate dieſes unheilvollen Kriegs", die allerunbekümmertſte Perſon blieb, laſſen ſich leichter denken als beſchreiben. Am Ende ließ ſich nichts machen; der junge Lehrer war ein geſchickter, tadelloſer Mann; der Vormund war zuletzt auch froh, den Kobold von Mündel los zu werden, und der Herr Graf ließ, wie man ſich zuflüſterte, ſein beleidigtes Ehrgefühl mit einer anſtändigen Summe verſöhnen. Katharine kam als freudeſtrahlende junge Frau zu Wilhelm und Marie, die vor ihr in den Hafen eingelaufen



Schnell öffnete ſie die Thür und ſah die zwei lieben alten Leute zuſammen
die Treppe heraufklimmen. (S. 222.)

waren, und Wilhelm verſöhnte ſich vollſtändig mit der lange gefürchteten Krebſin.

Martin, ein ernſter, herzensguter und gewiſſenhafter Mann, nahm das unbedingte Vertrauen, mit dem Katharine ſich und ihre Schätze in ſeine Arme warf, als eine heilige Pflicht auf und gelobte ſich, mit unverbrüchlicher Treue über die Seele des wilden Kindes zu wachen und die Reichtümer zu verwalten, an denen ſo viel Thränen hingen.

Auf einem beſcheidenen Landgut lebte er mit Katharinen auf dem Fuße behaglichen Wohlſtands; ſeine Schweſter wurde die emſige Gehilfin der jungen Frau, die mit unbeſchreiblichem Wohlgefühl ſich zum erſtenmal in ihrem Leben recht daheim fühlte.

Als dem Papa Wezler die Geſchichte allmählich klar wurde, da ſetzte er ſich nieder mit einer Miene, als ob die Welt ſtill ſtände; das ging über ſeinen Horizont und er gab es auf, darüber zu meditieren.

Etwas Gutes zum Schluß.

Noch einen Blick in das Heimweſen Mariens und Wilhelms! Ihr würdet es kaum für möglich halten, daß man in einer engen Gaſſe der Reſidenz eine ſo niedliche, trauliche Heimat gründen könne, wie die ihrige. Schöne Ausſicht vermißte man gar nicht, die Einſicht war ſo freundlich. Mariens Blumen waren von den wohlfeilſten Sorten; um ſo mehr, meinte ſie, mahnen ſie einen an einen eigenen Garten. Wenn Wilhelm irgend welche Wünſche laut werden ließ, die zu ihren Verhältniſſen nicht paßten, ſo beklagte Marie ſcherzend, daß er nicht auf den Krebsfang gegangen ſei.

Es war gerade die Zeit, wo ſie Wilhelm vom Kontor erwartete; aber heute war die kleine Speiſetafel durch ein angeſtoßenes Tiſchchen vergrößert; das allerfeinſte Tiſchzeug, der Stolz der Mama, war aufgelegt und der Tiſch mit allem Schönen, was

Marie an Silbergerät hatte, ins glänzendſte Licht geſetzt. — Um zwölf Uhr kam nämlich auch der Eilwagen und mit dieſem wurden heute zum erſtenmal Papa und Mama erwartet.

Eben kämpfte Marie mit ſich, ob ſie den brodelnden Pudding ſeinem Schickſale überlaſſen und den Eltern entgegengehen ſolle; da hörte ſie den ſchweren Stock und Tritt des Papas ſchon auf der Treppe. Schnell öffnete ſie die Thür, um hell zu machen, und ſah die zwei lieben alten Leute zuſammen die Treppe heraufklimmen und hinter ihnen Wilhelm mit zwei Sätzen nachfliegen. Nun ging die Freude, das Begrüßen, das Verwundern an, wie alles ſo hübſch ſei. Wilhelm holte das Hausbuch, das angelegt war, als ob Millionen darin zu verrechnen wären, und zeigte mit Stolz ihre Erſparniſſe und Mariens pünktliche Rechnung. Marie aber trieb zum Eſſen, die Suppenklöße könnten feſt werden.

„Warte noch, Marie!“ ſprach der Papa. „Da kam geſtern ein Brief an dich unter deinem Mädchennamen, der nach langer Irrfahrt zu uns geſchickt wurde; lies vorher!“ Marie öffnete den Brief und ſetzte ſich damit. Keine Linie ihrer ſanften ruhigen Züge änderte ſich, ſie las ihn ſtill bis zu Ende; dann legte ſie die darin enthaltenen Papiere beiſeite und reichte ihn Wilhelm mit einem Geſicht, ſo ſtrahlend von Glück, wie er es kaum an jenem Verlobungsabend geſehen. Wilhelm las laut:

„Mein armes, liebes Kind! Ob du noch lebſt oder wo du biſt, weiß ich nicht; ich denke, in unſerm alten Heimatorte wird man von dir wiſſen. Ich will dir jetzt nicht ſagen, wie es kam, daß mich die Verzweiflung von Haus und Heimat getrieben, einen verſchuldeten, ehrloſen Mann. Ich war wie von Sinnen durch die beſtändigen Quälereien jenes Teufels von Weib, der Gott vergebe! Mein armes Kind, ich habe damals nicht viel an dich gedacht.

„Ich habe hier viel herbe und ſchwere Zeit gehabt; ſie war mir nötig, um zur Einkehr in mich ſelbſt zu kommen. Jetzt iſt ſie vorüber; Gott hat meinen Fleiß geſegnet, mehr als ich hoffen konnte, und ich habe mein Vaterherz wiedergefunden. Mein Kind, hier lege ich eine Summe bei, um dich zu mir zu bringen, wenn du noch lebſt, wenn du allein und heimatlos im Vaterlande biſt; ſie wird hinreichen, um auch meine alte Schuld zu decken, die aber nicht ſo groß ſein kann, als ich damals geglaubt. Lebt mein Kind nicht mehr, ſo ſollen alle, die ihm Liebe erwieſen, ſich darein teilen.

„Biſt du aber, was ich kaum glauben kann, verlobt oder verheiratet und glücklich, dann, liebes Kind, bleibe, wo du biſt! dann will ich einmal zu dir kommen. Ein großes Heiratgut dir zu ſenden, wäre in dieſem Falle bei der Art meines Geſchäfts nicht möglich; aber ich kann dir mit Leichtigkeit die beigelegte Summe als jährlichen Beitrag geben. Wenn mir Gott ſo gnädig iſt, daß du noch lebſt, ſo ſchreibe mir bald und ſage mir, ob du noch ein kindliches Herz haſt für den Vater, der dich einſt verlaſſen!“

Marie legte den Wechſel, der im Brief gelegen, in die Hand des erſtaunten Papas. „Nun gottlob, daß ihr ſchon beiſammen ſeid!“ ſagte dieſer herzlich. „Nicht wahr, Marie, du weißt, daß du vorher ſchon mein Kind geweſen?“ Marie weinte vor Freuden wie ein Kind, daß ſie nun einen Vater habe, und ſagte lächelnd zu Wilhelm: „Ei, jetzt haſt du doch noch ein Krebslein gefangen!“ Die Mama aber faltete die Hände und ſprach:

Weg' haſt du aller Wegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht:
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.

Adolf iſt nicht Kazike geworden. Es war ihm vergönnt, ſein Leben einzuſetzen für ſeinen Beruf: nach reichem, ſegensvollem Wirken kam er heim, um in der Mutter Schoß ſein Haupt zur letzten Ruhe zu legen; aber ein reiches Erbe von

Glauben und Frieden hat er den Seinen gelaſſen, welches ihnen das Leid verſüßte.

Ob Herr Wezler nun angefangen hat, für ſeine Enkel Plane zu machen, weiß ich nicht; ich glaube faſt, er will's diesmal dem lieben Gott überlaſſen.

Wiederſehen.

Scheiden.

Sie lebten einen Tag allein
Von hoffnungsreichem Lieben;
Doch ihren Herzen iſt der Schein
Von jenem Tag geblieben
Sie ſahn ſich einmal, laßt ſie nie
Das Antlitz wiederſehn,
Das ſie in goldner Jugendfrüh'
Verließen hell und ſchön!
Th. Moore.

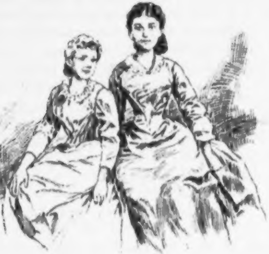
Es iſt ſchon allzu oft geſagt und geklagt worden, daß die einſame Schönheit unſrer Wälder, die geheimnisvolle Stille ihrer grünen Thäler durch das Gepoch der Eiſenhämmer und den Rauch der Fabrikeſſen verdorben und zerſtört worden ſei, als daß ich dieſen vergeblichen Klageliedern noch ein neues anreihen möchte.

Neben all dieſem Räderwerk und Hammergetöſe iſt noch der einſamen Herrlichkeit genug übrig geblieben im grünen Wald; daß wir ſie ſo ſelten finden und genießen, daran iſt nicht der nüchterne Genius der Induſtrie ſchuldig, ſondern die Raſtloſigkeit und Trägheit des Menſchen, der ſich lieber auf Eiſenbahnen mit Gedräng und Geraſſel durch die Welt ſchieben läßt, als daß er pilgern möchte zu den tiefſtillen Hallen, zu den lauſchigen Elfenplätzchen, die ſich da und dort noch verborgen halten.

Das Schwarzwaldthal, in das wir eintreten, iſt leider auch belebt vom Rauſchen der Räder, vom raſtloſen Gepoch der Hämmer, vom emſigen Hin- und Herrennen wild ausſehender, ſchwarzgefärbter Burſche. Aber neben dieſen Hammerwerken und Eſſen ſteht ein ſo freundliches Wohnhaus; an dieſes ſtößt ein ſo zierlich angelegter, reichblühender Garten, und in dem luſtigen

Pavillon, von wilden Reben umrankt, der deſſen Ecke ſchmückt, ſaßen zur Stunde, wo dieſe Geſchichte beginnt, zwei ſo anmutige junge Mädchen, — daß auch ein Gemüt mit poetiſchen Anſprüchen ſich beruhigen und einen Augenblick der verſcheuchten Dryaden vergeſſen kann.

Sie waren noch gar jung, die beiden, in dem glücklichen Alter, wo man ſich ſelbſt noch zu jung iſt, wo man noch nicht die mindeſte Verpflichtung fühlt, reſigniert zu ſein. Die eine, die größere und ſchlankere von beiden, die ſich auch mehr durch Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegungen auszeichnete, war Alma, das einzige Töchterlein Herrn Mainhards, des Beſitzers dieſes Eiſenwerks, das verwöhnte und bewunderte Kind des Thales; angeſtaunt von all ſeinen Inſaßen, vom Schreiber und Gehilfen bis zu den rußigen Schmiedegeſellen, wenn die ſchlanke Waldlilie in ihrer jungen Schönheit an ihnen vorüberging. Denn ſchön war ſie, jetzt ſchon als halbentwickelte Knoſpe. Ueber die welligen, braunen Haare und die weiße Stirn, über die dunkelblauen Augen und den ſüßen Mund lag jener adelige



Hauch echter Frauenſchönheit ausgegoſſen, die nur wenigen Lieblingen der Natur zu teil wird, während es, zum Glück für junge Herzen und friſche Augen, hübſche Mädchen geben wird an allen Ecken und Enden, ſolange noch ein Frühling ins Land kommt.

Die junge Alma war die unbeſtrittene Königin des Thales; ſie war ſich dieſer Macht bewußt und freute ſich ihrer in kindiſcher Luſt, ohne ſie zu mißbrauchen. Nur über ein Herz erkannte ſie ihre Gewalt nicht, und das war das ihres Vaters. Wohl hing ſie mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm; aber von früher Kindheit an gewöhnt, ihn im Nimbus einer faſt unerreichbaren Größe zu ſehen, war ſie heute noch der Ueberzeugung, daß es außer dem König kaum einen merkwürdigeren und angeſeheneren Mann geben könne, als eben ihren Papa, den Herrn Mainhard.

Dieſer hatte ſich aus einer ſehr beſchränkten Lage mit außerordentlichen Anſtrengungen, mit herben Entbehrungen und ſeltener Ausdauer bis zum Beſitz dieſes reichen und ſchönen Anweſens aufgearbeitet; nach dem Maße des Kraftaufwandes, den ſie ihn gekoſtet, ſchätzte er denn auch ſeine jetzige Stellung, und er achtete ſich nicht für den letzten der großen Männer, die ſich aus niedrigen und ungünſtigen Verhältniſſen emporgeſchwungen. Seine Frau hatte er kennen gelernt zur Zeit, als ſie ein armes Fabrikmädchen und er der vielgedrückte, jüngſte Commis in einer großen Kattunfabrik war. Er hatte, ſoviel ihm möglich war, ihre hilfloſe Jugend geſchützt, und als er ſich nach langen, langen Jahren mühevoller Arbeit den eigenen Herd erkämpft, hatte er ſeine beſcheidene Jugendliebe heimgeführt, obwohl ihre einſt ſeltene Schönheit längſt verblüht war. Solch ein Glück hatte ſich das arme Mädchen nie träumen laſſen, und ſie erkannte dieſen Edelmut bis zu ihrem Tode mit gerührter Dankbarkeit, die ſich Herr Mainhard mit paſchagleicher Ruhe gefallen ließ.

So kam es, daß er, nicht gewöhnt, im Alltagsleben ſeinesgleichen um ſich zu ſehen, und von allen Seiten in ſeiner hohen

Meinung von ſich beſtärkt, die blinde Unterwürfigkeit, die ihm die Frau geweiht, auch von ſeinem Töchterlein in Anſpruch nahm, in welchem er, zum Lohn für ſeine Großmut, wie er dachte, all die frühgewelkte Schönheit ihrer Mutter verklärt und veredelt wieder aufblühen ſah.

Frau Wacker, ſeine Haushälterin, wußte beſſer als er ſelbſt, wie er mit abgöttiſcher Zärtlichkeit an dem Kinde hing, und verſtand ihren Vorteil wohl, wenn ſie die Kleine grenzenlos verzog.

Ueber der jungen Königin haben wir beinahe ihre Gefährtin vergeſſen, die ein liebes Kind war, aber ganz und gar nicht königlich dreinſchaute; auch hieß ſie nicht Alma, ſondern Luiſchen; hatte ein rundes, rotwangiges Geſichtchen und freundliche braune Aeuglein, die jedermann anlachten, nur mit einiger Schüchternheit. Luiſchen war ein Pfarrtöchterlein, eine entfernte Verwandte, das Patchen des Herrn Mainhard, die ihren erſten Ausflug in die Welt hatte machen dürfen, und die Mädchen waren, wie natürlich, in drei Tagen des Beiſammenſeins ſchon die vertrauteſten Freundinnen geworden. Nichts behaglicher, als ſo ein Mädchengaſt, der ohne beſondere Anſprüche ſich einniſtet und an die Sitten des Hauſes anſchmiegt! Junge Männer ſind zu Zeiten auch ganz annehmliche Gäſte, doch paſſen ſie mehr für ſchön Wetter, für ein paar feſtliche Tage zu Ausflügen und zu Hausbällen bei Regenwetter; in der Zwiſchenzeit ſind ſie mit ihren langen Beinen überall im Wege, wenn ſie nicht beſonders liebenswürdig ſind, und ſtehen langweilig an den Fenſtern. Ein Mädchen aber iſt mit ihrem Strickzeug oder mit der Weißſtickerei, die nie vollendet wird, immer am Platze und ſtets bei der Hand, wo es not thut; das Ballkleid läßt ſie beſcheidentlich im Boden des Koffers ruhen, damit es für beſondere Glücksfälle bereit iſt, zuvor aber keine Anſprüche an Vergnügungen ausdrückt. Iſt der Mädchengaſt vollends die Zimmergenoſſin der Tochter vom Hauſe, wie raſch bildet ſich da eine harmloſe Vertraulichkeit! Wie wunderbare Dinge laſſen ſich plaudern vor dem Einſchlafen, wenn das Licht gelöſcht iſt!

Viele intereſſante Erlebniſſe hatten ſich nun die zwei Mädchen im Pavillon noch nicht mitzuteilen. Wenn auch Alma ſchon ein Stückchen Welt kannte und recht wohl wußte, daß ſie ſchön war und noch viel ſchöner werden würde, ſo war dagegen das fünfzehnjährige Luischen, das zum erſtenmal das heimiſche Pfarrdorf verlaſſen hatte und das in tödliche Verlegenheit kam, wenn es nur ein Herr grüßte, noch ſo gar jung und grün, daß es Almas Erfahrungen nicht einmal verſtanden hätte. Es waren denn auch bloß harmloſe Bilder aus der Kinderzeit, Bilder der Zukunft und Anſichten vom Leben, die ſie austauſchten.

„Warum ſo ſtill, Luischen?" fragte Alma, als ſie ſo daſaßen und Luischen ſchweigſam vor ſich hin blickte.

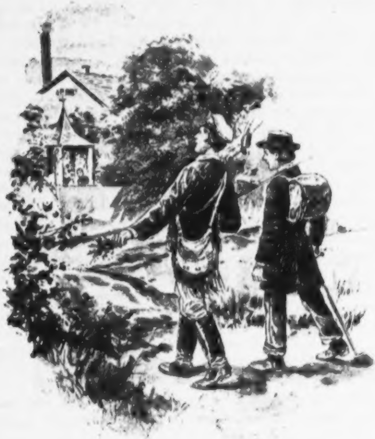
„Es geht mir eigen," antwortete die Kleine; „ich meine immer, ich müſſe warten, bis der Lärm aufgehört habe, und der hört doch nie auf."

„Nein, der hört nie auf!" ſagte Alma ſeufzend; „glaub nur, meine innerſten Gedanken können nie recht aufwachen, weil es pocht und hämmert, noch in die tiefſten Träume meiner Nächte hinein; o, wie ich mich oft ſehne nach Stille!"

„Komm nur zu mir! da kannſt du dieſe Sehnſucht befriedigen," ſagte lachend Luischen; „ich muß ſagen, ich habe zu Zeiten die Stille bodenſatt. Unſer Pfarrhaus ſteht ſo allein abſeits neben der Kirche; die Brüder ſind alle auswärts in der Koſt; der Vater ſpricht nicht viel und die Mutter iſt ſtets angegriffen und kann nicht laut reden hören. Ein Tag vergeht ſo ganz wie der andre, daß ich doch oft ein rechtes Verlangen habe hinaus in die Welt, wo's ein bißchen lauter zugeht; ſelbſt euer Lärm hier, der ſo gar nicht muſikaliſch iſt, thut mir wohl, es iſt doch Leben und Bewegung. — Ich plaudere daheim oft mit der Magd, nur um meine eigene Stimme zu hören."

„Hinaus in die Ferne
Mit lautem Hörnerklang!"

tönten ein paar jugendliche Stimmen von der Höh', und den Pfad vom Walde herab ſah man rüſtigen Schrittes zwei Jünglinge nahen. Der eine, mit grüner Mütze und leichtem Jagdtäſchchen an der Seite und dem keimenden Stutzbärtchen, hatte ein gar keckes, jugendfriſches Ausſehen; der andre, in ein ſorgſam geſchontes ſchwarzes Röcklein gekleidet, von mehr ruhigem und ſchüchternem Weſen, trug noch den Büchſenranzen der guten alten Zeit, den in unſern Tagen ſelbſt der Handwerksburſche von Bildung zu verſchmähen beginnt. „Vetter Rudolf!“ rief Alma, und eine helle Röte flog über ihr ſchönes Geſicht. „Grüß Gott, Bäschen!“ rief der mit fröhlicher Stimme, warf einen Strauß ſchöner Waldblumen hinauf in den Pavillon, ſchwang



ſich, ein rüſtiger Turner, leicht über die Gartenmauer und ſchüttelte lachend die Hände des ſchönen Bäschens, unſicher, ob er eine noch vertraulichere Begrüßung wagen dürfe, der ſie ſich mit lächelndem Erröten entzog. Der Gefährte im ſchwarzen Röckchen, der minder turngewandt ausſah, ſpielte am Fuß der Mauer eine etwas unbeholfene Rolle, da ihn die beiden im Feuer der Begrüßung vergeſſen hatten, bis das ſchüchterne Luischen, purpurrot vor Verlegenheit, hinabging, um ihm die Gartenthür von innen zu öffnen. Nun erſt fiel es dem glücklichen Vetter ein, ſeinen Gaſt vorzuſtellen. „Mein Freund und Nachbar Hermann Kling, Studioſus der Theologie; meine Couſine Alma Mainhard, Fräulein ...“ — „Luiſe Maler aus Mühlberg,“ ergänzte Alma, und es trat, wie nach jeder Vorſtellung, eine etwas verlegene ſtumme Pauſe ein, bis Rudolf mit fröhlichem Geplauder dem Geſpräch wieder einen Weg bahnte und in humoriſtiſcher Weiſe ihre Reiſe beſchrieb und ſchilderte, wie er den unerfahrenen Theologen zum erſtenmal in die Welt einführen müſſe, obgleich dieſer bereits Student ſei. Hermann fand ſich bald in den heiteren Ton der andern. Frau Pfarrer Kling und Frau Mainhard, die Mutter Rudolfs, bewohnten ein paar Witwenſtübchen unter demſelben Dach; der Student und der junge Polytechniker hatten ſich bald befreundet; recht gerne war Kling, der bei der Mutter ein ſehr einförmiges Leben führte, dem Vorſchlag ſeines Freundes gefolgt, ihn auf einer Ferienreiſe zu ſeinem Onkel zu begleiten, und ſchneller als er ſelbſt gedacht, war er daheim in der neuen Umgebung.

Frau Wacker war auf den munteren Gaſt, der alljährlich erſchien, und der nächſt Alma ihr beſonderer Liebling war, ſchon vorbereitet, und das junge Volk, als es um Mittag ins Haus zog, konnte einer guten Bewirtung gewiß ſein. Frau Wacker war eine herzgute Frau, nur befand ſie ſich in einem beſtändigen Zuſtand ſtillen Jammers und lauter Seufzer, oder zur Abwechslung auch umgekehrt. Und es war ihr dies nicht übel zu nehmen, hatte ſie doch ſo viel Unglück in der Ehe gehabt: ihr erſter Mann war ihr durchgegangen und ſie dem zweiten;

nun ſchwebte ſie in beſtändiger Angſt, der eine oder der andre möchte wiederkommen, oder gar alle beide, und ſo war es denn natürlich, daß ſie keine beſonders angenehme Wirtin ſein konnte. Niemand hatte auch nur den Mut, ſie zu fragen „wie geht's?“ weil man ſonſt fürchten mußte, eine ihrer Jammerſchleuſen aufzuziehen. Um ſo beſſer, daß die junge Alma ſchon eine recht liebenswürdige Dame des Hauſes vorſtellen konnte. Neben aller kindlichen Unbefangenheit fehlte es der Blume des Thales gar nicht an der leichten Umgangsgabe der Städterin; ihr Leben war nicht ſo einſam, wie es den Anſchein hatte; nach allen Seiten hin führten Straßen in kleine Städte, in beſuchte Bäder, und ſie hatte unbewußt gerade ſo viel von den Elementen des Weltlebens in ſich aufgenommen, als ihr gut ſtand.

Herr Mainhard erſchien in voller Majeſtät ſeiner unveräußerlichen Würde, die er auch im engſten häuslichen Zirkel nie ganz ablegte. Mit aller fröhlichen Jugendlaune hatte der Neffe, ſo lieb er ihm war, nie dieſe würdevolle Hülle ſprengen und ſich auf einen unbefangenen Fuß mit dem Onkel ſetzen können; der junge Theologe vollends war ganz von Ehrfurcht erfüllt; er wunderte ſich nur, daß er bis jetzt noch gar nicht gewußt hatte, was es für etwas Vornehmes um den Beſitzer eines Hammerwerks ſei. Guter Laune kam Mainhard nie nach Hauſe; es gab täglich tauſendfachen Grund zur Verſtimmung über niedere und höhere Arbeiter, Schreiber und Schmiede; nur der Blick auf ſeine Alma ſtimmte ihn unverſehens milder, und Gäſte wurden, wie es der Ehre des Hauſes zukam, jederzeit gnädig empfangen und unterhalten.

„Nun, Rudolf,“ meinte er nach den erſten Begrüßungen, „es wird Zeit, daß du dich ernſtlich hier umſiehſt; noch ein Jahr, ſo wirſt du ins Geſchäft eintreten; da mußt du doch guten Beſcheid wiſſen. Wir wollen dieſen Nachmittag einen Gang durch die Werkgebäude machen.“

„O, heute noch nicht, Vater,“ bat Alma, „nur heut' nicht! Das geht auch bei ſchlimmem Wetter. Den ſchönen Tag müſſen wir zu einem Gang auf die Waldhöhe benutzen; Luiſchen und

Herr Kling ſehen ja unſre Wälder zum erſtenmal, und der arme Rudolf muß ſich doch auch eine Freude in ſeinen Ferien gönnen.“

„Ich habe niemals Ferien,“ meinte majeſtätiſch Herr Mainhard; „geht indes immerhin! Rudolf wird ſelbſt bald ſo vernünftig werden und einſehen, was er ſeiner Zukunft ſchuldig iſt.“

* * *

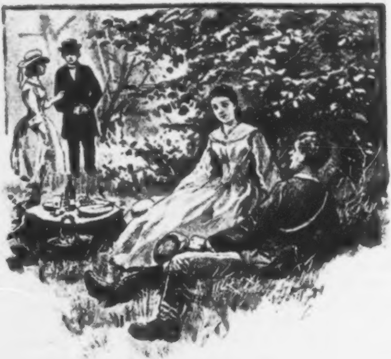
Ach, ſie waren gar nicht vernünftig, all die jungen Leute zuſammen! Sie fühlten ſich ſeelenwohl und erleichtert, als der Kaffee getrunken und Herr Mainhard abgetreten war, und es ging nun emſig an die Zurüſtungen zum Waldſpaziergang. In Körbchen und Taſchen ward der Mundvorrat gepackt, aus dem Frau Wacker hatte das Nachteſſen konſtruieren wollen, und die zwei Paare zogen fröhlich ab, unbekümmert um das emſige Gewimmel und Getreibe geſchäftiger Menſchen um ſie her, im glücklichen Egoismus der Jugend.

„Wir müſſen euch den Weg zeigen!“ rief Alma an Rudolfs Arm lachend den zwei geiſtlichen Kindern zu, die in großer Verlegenheit dem übermütigen Paare folgten, nicht recht wiſſend, wie ſie einander zu behandeln hätten. Die Thalbewohner ſahen recht wohlgefällig ihre junge Königin am Arm des ſchlanken Jünglings; es war eine längſt ausgemachte Sache unter ihnen, daß der Vetter der künftige Gemahl Almas und der Nachfolger des geſtrengen Papas werden würde, und ſie verſprachen ſich von dem jovialen jungen Burſchen einen leutſeligeren Gebieter, als der gefürchtete Herr Mainhard war.

Die zwei bekümmerten ſich, wie es ſchien, nicht viel um Zukunft und Hammerwerkübernahme. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen und zu erzählen von der nächſten Vergangenheit; ſie mußten ſich dazwiſchen wieder ſo verwundert anſchauen, wie der Rudolf ſo ein Herr, und was die Alma für eine Dame geworden ſei, ſeit ſie ſich nicht mehr geſehen hatten, daß ſie nicht Auge und Sinn für Außenwelt und Zukunft übrig behielten.

Da war's gut, daß Hermann und Luiſe in der lauteren Verlegenheit um ſo aufmerkſamer die Schönheiten des Waldes ſtudierten: die lockenden grünen Pfade, die ſich ins Dunkel hineinzogen; die anmutigen Rückblicke in das Thal und die mooſigen Ruheplätzchen im Schatten prachtvoller Bäume.

Endlich hatten die jungen Vögel ſich Neſtchen auserſehen: Rudolf und Alma lagerten an einem grünen Rain; unter einem Erlengebüſch gegenüber wurde der jungen Geiſtlichkeit, wie Alma die zwei andern benannte, ihr Wohnort angewieſen und in der Mitte errichtete ſie auf einem glatt abgeſägten Buchenſtumpf das Büffet. Hermann und Luiſe erholten ſich notgedrungen allmählich von ihrer Verlegenheit, und um den lachenden Blicken des Paares gegenüber zu entgehen, machten ſie ſich auf, Himbeeren zu ſuchen, was den beiden andern nicht leid war, die ſie



mit königlichem Uebermut verabſchiedeten und baldige Nachfolge verhießen.

„Grüß Gott, Alma!“ ſagte Rudolf wieder, als ſie allein waren, und bot ihr die Hand, und der ganze Jubel ſeines Herzens lag in den Blicken, mit denen er ſie betrachtete — er fand ſie ſo viel ſchöner wieder, als er zuvor geträumt hatte. „Grüß Gott, Rudolf!“ ſagte ſie und ſchlug in ſeine dargebotene Hand. Sie wußten nicht recht, was ſie ſich ſonſt ſagen ſollten; aber in den Augen, die da ineinander blickten, ging beiden eine Pforte ungeahnter Herrlichkeit auf, ein heller, goldener Tag voll innerlicher Herzensluſt; — ſo hatten ſie ſich noch nie angeſehen. Und den Jüngling zog es mächtig, ſeine Arme um die ſchöne zarte Geſtalt zu ſchlingen und ſie ſein zu nennen, ganz ſein eigen; aber ſie lächelte ihn ruhig und unſchuldig an, ſo glücklich in dieſer Ruhe, daß er es nicht wagte. „Hier iſt's doch ſtill, gottlob!“ ſeufzte Alma aus tiefſter Bruſt; „ach, wie herrlich! Du glaubſt nicht, wie es mich verlangt, daß es einmal auch ſtill ſein möge, ganz, ganz ſtill.“ — „Aber du biſt ja unter Hämmern groß gewiegt,“ lächelte Rudolf; „das iſt dein Heimatlaut und Feuer und Stahl ſind deine Morgengabe.“ — „O, es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, mein Leben lang in dieſem Gepoch bleiben zu müſſen! Vielleicht, wenn ich nie fortgekommen wäre; aber das Jahr in Montmirail — wie hat mir da die Stille wohlgethan!“ — „Geh ins Kloſter!“ neckte ſie Rudolf; „da iſt's am ſtillſten.“ Sie ſchüttelte das Köpfchen. „Nein, das Kloſter iſt meine Sache nicht; ich muß Menſchen haben, mehr als in unſrem Thal, wo man nur Cyklopen ſieht. Nach einer großen Stadt verlangt mich's auch nicht, da geht man ſo verloren; aber in ein kleines Städtchen etwa, wo ich freundliche Geſichter ſehen kann und fröhliche Stimmen hören, ſo oft ich will; nur in meinem eigenen Häuschen — da müßte es ganz ſtill ſein, ganz ſtill; einen kleinen Balkon müßte es haben und ein Gärtchen, und keinen Lärm als das luſtige Zwitſchern der Vögel; o, wie müßte das ſchön ſein! Ich ſage dir, eine Einſamkeit wie die meine, in einem ſolchen Lärm, iſt qualvoll." — „Und wem gehörte dann dein ſchönes ſtilles Haus? Dir allein?" fragte neckend Rudolf; aber er wagte nicht, ſie dabei anzuſehen. „Verſteht ſich," ſagte ſie ſchelmiſch mit tiefem Erröten und einem halben Blick unter den langen Wimpern hervor.

Da brach mit Lachen die junge Geiſtlichkeit aus dem Gebüſch hervor, die inzwiſchen auch ganz keck und übermütig geworden war und den Weltkindern verſicherte, ſie haben die ſchönſten Himbeeren gefunden; aber um ihretwillen wollten ſie ſich die Hände nicht zerkratzen; das möchten ſie nur ſelbſt thun. Nun gab es noch einen gemeinſamen Streifzug durch den Wald unter großer Heiterkeit. Rudolf aber war ganz ſtill und nachdenklich geworden, ſelbſt Almas Scherze weckten ihn nicht auf; nur als ſie ſchon in der Dämmerung den Weg hinabſtiegen, wo das Pochen und das Hämmern wieder begann, die Eſſen ſprühten und die Rauchwolken das lichte Abendrot umhüllten, da fuhr er auf und ſagte haſtig: „Ja, du haſt recht, es iſt nicht ſchön, wo es laut iſt; du ſollſt es einmal ſtill haben, ganz ſtill, meine liebe Alma, und ſo ſchön dabei!"

Das Geſpräch mit Alma hatte einen neuen Gedankengang in Rudolf wachgerufen. Soweit ſeine Erinnerung zurückreichte, hatte er jede Ferienzeit hier im Thale zugebracht; das Gepoch der Hämmer, das Toſen der Räder war ihm ein heimatlicher Klang, und ſein Herz hatte in Freude geſchlagen, wenn die wohlbekannten Töne allmählich durch die Waldesſtille drangen; wenn er, ein fröhlicher Knabe, ſein Mützchen hinunterwarf und dann in raſchem Galopp den letzten Berg hinabſprang.

Wie tief ihm das Bild ſeiner lieblichen Couſine mit dieſem Thale verwachſen war, das hatte er ſich ſelbſt noch nie klar gemacht; er war ſich jetzt zum erſtenmal bewußt geworden, welch heller Morgenſtern ihm aufgegangen war, ſo oft ihm die leichte, anmutige Geſtalt entgegenkam; früher an der Seite ihrer blaſſen, kränklichen Mutter, ein Bild jungen, friſchen Lebens; ſpäter allein, als aufblühendes Jungfräulein, immer den fröhlichſten Gruß auf der Lippe; denn die Erſcheinung des luſtigen Vetters war eine ſtets angenehme Unterbrechung in dem einförmigen Thalleben. Vetter und Bäschen waren jederzeit die beſten Freunde zuſammen geweſen; die kindiſche Scheu, die in einem gewiſſen Alter Mädchen und Knaben auseinanderführt, fand hier nicht Raum, wo keines von beiden einen Geſpielen ſeines Geſchlechts hatte. Er fing Eichhörnchen für Alma, ſchnitzte ihr Körbchen aus Eicheln und brachte ihr ſeltene Blumen von geheimen Waldwegen nach Hauſe. Alma überraſchte ihn mit allerlei Handarbeiten, Serviettebändern, noch lang eh' er bei Tiſch einer Serviette gewürdigt wurde; Geldbörſen und Brieftäſchchen.

Allmählich, er wußte nicht wie, tauchte ihm der Gedanke auf, Alma werde wohl einmal ſein Bräutchen werden und er der Beſitzer des Hammerwerks; das erſchien ihm gar nichts ſo Ungeheures, wie es dem Onkel und auch wohl Fremden vorkommen mußte für den armen Sohn einer Kanzleiratswitwe in einfachen Verhältniſſen. Er hatte gar nichts dagegen, nur ſchien ihm faſt dieſer Weg zu eben; er hätte gern mehr Schwierigkeiten und Gefahren bekämpft. Er tummelte ſich als Bube wacker zwiſchen den Hämmern und Schmieden herum, und fand es luſtig genug, hier einmal befehlen zu dürfen. Allmählich aber ſchwand ihm die Luſt an dem lärmenden Gewerk; er ſah den Onkel ſtets übler Laune, ſtets unzufrieden mit etwas und mit jemand. Dagegen fand er einen immer größeren Reiz darin, Steinen und Pflanzen nachzuſpüren; den freundlichen Arzt, der im erſten Stock ſeines Hauſes wohnte, beſuchte er ſo oft wie möglich und ſchleppte, zum Entſetzen ſeiner Mutter und ſeines Schweſterleins, Totenſchädel und Armknochen zum Schmuck ſeines Zimmers herbei.

Aber Alma und der Eiſenhammer und ſeine Zukunft hingen ihm doch unzertrennlich zuſammen, ohne daß er ſich eben viel Gedanken darüber machte. Er war ja noch ſo gar jung! Er hätte ſich eigentlich geſchämt, im Ernſt ſchon ans Heiraten zu denken; was hätten die andern Polytechniker dazu geſagt!

So oft die Ferienzeit zu Ende war, hatte er ein wenig

Heimweh empfunden nach der kleinen Baſe und nach dem Wald und ſich gefreut, wenn er ſie wieder ſehen ſollte; mehr war es nicht. Diesmal jedoch, obwohl nur ein Halbjahr zwiſchen der letzten Trennung lag, war Almas Schönheit in überraſchendem Glanz vor ſeinen Blick getreten. Wie ſie ihm aber nun erſt als ein unendlich köſtliches, begehrenswertes Gut erſchien, ſo dünkte es ihm doch auch zum erſtenmal ein recht ſchweres und hohes Opfer, das er bringen ſollte, wenn er alles Denken und Streben, allen Wiſſensdrang ſeines jungen Geiſtes einem Beruf hingeben ſollte, der ſo gar nichts Anziehendes in ſeinen Augen hatte. Niemand hätte gedacht, als er ſo in fröhlicher Knabenlaune dahinzog, wie er daneben in der Stille einen ſchweren Kampf auskämpfte und ſeine liebſten Träume von künftiger Größe zu den Füßen des harmloſen Kindes an ſeiner Seite niederlegte.

Nun aber hatte es Alma ſelbſt ausgeſprochen, daß ihr Herz nicht an dem Thale hange: das klang ihm wie ein Königswort, das einen Kerker öffnet. Er war frei, die Wiſſenſchaft zu ergreifen, zu der ihn ſein Herz zog, und er konnte damit Almas geheime Wünſche erfüllen. Alle andern Schwierigkeiten, die lange, mühſame Laufbahn, die ein Mediziner zu durchgehen hat, bis er ſich den eigenen Herd gründen kann — das alles war keiner Rede mehr wert in ſeinen Augen; dieſe Berge überflog er mit einem Gedanken, und in überſprudelnder Jugendluſt, wie ſelbſt Alma ſie noch nie an ihm geſehen, belebte und ergötzte er den kleinen Kreis in den paar Wochen der Ferienzeit, ſo daß auch der Theologe ganz heiter und lebendig wurde und das ſchüchterne Luischen vor Lachen den Mund nicht mehr zuſammenbrachte.

Nur zu einer Erklärung dem Onkel gegenüber konnte er den Mut nicht finden; er ſchritt inzwiſchen geduldig an ſeiner Seite durch die Hammerwerke und ließ alle Belehrungen über ſich ergehen; hatte er einen Auftrag des Onkels zu beſtellen, ſo that er es ſo ſorglos, als ſei er ein junger Fürſt, der hier ein Eigentum beſichtige, von dem er nicht nötig habe, viel zu verſtehen, ſo daß die älteren, ſachverſtändigen Werkleute etwas bedenklich den Kopf ſchüttelten.

* * *

Ein paar glückſelige Wochen waren den vier Kindern verſtrichen; dann aber war die Ferienzeit zu Ende, und auch Luischen wurde von den Eltern heimberufen. Der trübſelige Morgen des Packens war vorüber. Luischen hatte neue Kochrezepte von Frau Wacker und Gedichte aus dem Poeſiebuch der Freundin abgeſchrieben, ſo recht wehmütig ſchöne, wie die Jugend ſie liebt. Hermann ſaß in der Laube und hatte Luischens Album vor ſich, das ſchöne, rote, nagelneue Album, das ſie zur Konfirmation bekommen und in das bis jetzt noch niemand geſchrieben hatte, als ihre eigenen leiblichen Eltern; den Herrn Paten hatte ſie nicht darum zu bitten gewagt. Alma hatte ſoeben ein bewegliches Gedicht eingeſchrieben, worin

„Das Herz mit ſeinem Wallen,
Das Herz in ſeiner Seligkeit“

die Hauptrolle ſpielte, und das die Mädchen ſelbſt noch nicht recht verſtanden und gerade darum ſo ſehr rührend fanden. Der junge Theologe hätte nun ſo gern etwas recht Schönes gefunden, etwas Eigenes, was noch nie dageweſen; aber ach, es wollte keine Inſpiration über ihn kommen, und zuletzt ſchrieb er nur, was er ſchon einmal geleſen:

Unſer Jugendtraum umfaſſet Welten,
Ach, und auf dem langen Lebenswege
Bleibt ein ewig ſüßes Angedenken
Sterblichen der kurze Jugendtraum.

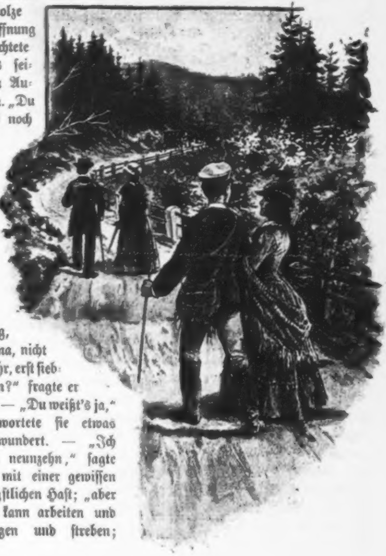
Derweil hatte Rudolf proſaiſchere Abſchiedsverhandlungen mit dem Onkel, der nicht ſo recht mit ihm zufrieden ſein wollte. „Es iſt hohe Zeit, daß du ins Praktiſche kommſt,“ meinte der geſtrenge Herr; bis zum Frühling verläſſeſt du die Schule, und dann mußt du dir gefallen laſſen, allen theoretiſchen Studien für eine Weile ganz und gar zu entſagen und hier ſo recht von unten auf zu dienen: geſchickte Leute brauchen wir hier, gelehrte nicht."

Auch Rudolf war in der Scheu vor dem gewaltigen Onkel erzogen worden, und es wurde ihm heiß und kalt, eh' er ein Wort des Einwurfs gegen ihn wagte, aber gewagt mußte es doch werden. „Onkel," begann er zögernd, „ich weiß in der That nicht, ob ich überhaupt für dies Geſchäft tauge; ich habe mir das früher ſo viel anders gedacht. Meine ganze Neigung zieht mich zur Medizin; etwas Tüchtiges kann ja doch nur erreicht werden, wo der ganze Menſch mit all ſeinem Willen und ſeiner vollen Kraft dabei iſt. . . ." Des Onkels Züge nahmen einen ſtarren Ausdruck an, der Rudolf bange machte. „Wie du willſt," ſagte er eiskalt; „es iſt deine und deines Vormunds Sache, deine Zukunft zu beſtimmen, nicht die meine; deine Mutter hat ohnehin keine Stimme, als die ihres Söhnchens. Ich habe mir dieſes Beſitztum mit dem höchſten Aufwand aller meiner Kräfte, mit Anſtrengungen erworben, von denen du keinen Begriff haſt. Nach dem ſchnellen Tode meines einzigen Sohnes, der als würdiger Erbe in meine Fußſtapfen getreten wäre, dachte ich an die Möglichkeit, daß du, der Sohn meines Halbbruders, dich vielleicht deſſen wert machen könnteſt. Zwang bedarf es nicht, wo es ſich um ſolch ein Glück handelt; es ſteht deinem ganzen Menſchen frei, ſich zu wenden, wohin er will. Leb wohl; grüß deine Mutter! Hier ein kleines Taſchengeld für das nächſte Halbjahr."

Es war Rudolf unmöglich, die Gabe zu berühren, die er bis jetzt immer unbefangen von dem Onkel angenommen hatte; kaum ſtammelte er ſein „Adieu, Onkel," und Alma, die mit Hermann und Luiſen bei einem reichlichen Frühmahl ſeiner harrte, erſchrak über ſein totbleiches Ausſehen.

* * *

Sie ließen den Wagen, der Luiſen bis zur nächſten Poſt bringen ſollte, langſam voranfahren, und gingen noch alle zuſammen bis auf die Höhe, wo ſie ſich trennen mußten. Rudolf führte Alma; ihre ſchönen Augen blickten fragend zu ihm auf; ein andrer Geiſt, als der unbeſorgte Knabenmut, blickte aus ſeinen Zügen; mit Trauer und Furcht rang ein feſter Manneswille und ſtolze Hoffnung leuchtete aus ſeinen Augen. „Du biſt noch jung, Alma, nicht wahr, erſt ſiebzehn?“ fragte er ſie. — „Du weißt's ja,“ antwortete ſie etwas verwundert. — „Ich bin neunzehn,“ ſagte er mit einer gewiſſen ängſtlichen Haſt; „aber ich kann arbeiten und ringen und ſtreben;



Alma, kannſt du warten, kannſt du mir treu ſein? Ich komme vielleicht nicht ſo bald wieder, wirſt du doch an mich denken?" Scheu und erſchrocken blickte ſie an ihm auf: „Ich bitte dich, Rudolf, was haſt du? Was war es mit meinem Vater?" — „Ich ſchreibe dir alles; leb wohl, Alma!" und einmal, ein einzig Mal drückte er ſeine Lippen auf die ihren und hielt die ſchlanke Geſtalt umfaßt, als ſollte er ſie nie mehr loslaſſen.

Sie waren auf der Höhe angelangt; Hermann und Luiſe, die arglos vorausgegangen waren, ſtanden oben und harrten ihrer; die Sonne, die durchs Thal nur einzelne Streifen zog, leuchtete da oben ſchon in goldener Herrlichkeit auf die dunkelgrünen Wälder; ein köſtlicher freier Morgenwind wehte durch die Tannen; Alma hatte den Hut abgenommen und ſtand im lichten Sonnenglanz in all ihrer jungen Schönheit. Rudolf ſah ſie an mit unſagbarem Weh; der Morgen war ſo hell und die Luft ſo friſch; aber er fand mit einemmal ſeinen guten Mut nicht mehr. „Scheiden, ja Scheiden," klang ihm allein durch den Sinn. „Leb wohl, Alma!" ſagte er endlich noch einmal, und all das Leid und all die nie ausgeſprochene Liebe ſeines jungen Herzens lag in ſeinem Blick und ſeiner Stimme. — „Leb wohl, auf Wiederſehn!" ſagte ſie zagend; ſie konnte ihn nicht verſtehen.

Der Kutſcher, der Luischen fortführen ſollte, gab Zeichen von Ungeduld; mit verhaltenen Thränen nahm die Kleine einen wortreichen Abſchied von der Freundin. Rudolf bot ſie ſchüchtern die Hand; ſie fühlte dieſen Morgen eine eigene Scheu vor ihm; mit Hermann war ſie noch nicht ſo weit, um einen ſtummen Abſchied zu nehmen; doch war ihnen auch recht beweglich zu Mute, wiewohl ſie beide ſelbſt nicht recht wußten, ob ſie Zufall oder Herzenszug in den letzten Tagen ſo viel zuſammengeführt: „Leben Sie wohl, Fräulein Luischen! ich wünſche Ihnen einen fröhlichen Sommer; möge es ſich freundlich fügen, daß wir uns wiederſehen!" — „O, das hoffe ich gewiß; leben Sie recht wohl, Herr Kling!" ſagte Luischen unbedacht, und wurde nachher ſehr rot und machte ſich viele Skrupel über dieſe unpaſſende Aeußerung. Und ſie ſchieden. Die zwei Jünglinge ſchritten ſchweigend hinein in die grüne Waldherrlichkeit. Alma ging langſam, geſenkten Hauptes zurück ins Thal und ſah nicht, wie oft Luischen ihr naſſes Tüchlein noch aus dem Wagen ſchwenkte.

Wenn Menſchen voneinander gehn,
So ſagen ſie auf Wiederſehn — auf Wiederſehn!

* * *

Auf Wiederſehn! Wie leicht hatten Alma dieſe Worte geklungen, die ſie ſo oft ſchon ausgeſprochen; wie mancher Tag konnte dazwiſchen liegen, bis es wirklich zum Wiederſehen kam! Sie ging ſtill und nachdenklich nach Hauſe wie nie zuvor nach einem Abſchied; es war ſo gar trübſelig daheim neben der ſeufzenden Frau Wacker und dem verſtimmten Papa; zum erſtenmal in ihrem jungen Leben dachte ſie ernſtlich an eine Zeit, wo das auch anders ſein könnte, — an eine eigene Heimat.

Es dauerte nicht lange, ſo kam ein Brief von Rudolf an Herrn Mainhard. Ehrerbietig und dankbar erkannte er an, was der Onkel bis jetzt für ſeine Erziehung gethan; er legte die Zeugniſſe ſeiner Lehrer bei, die ſich alle dahin ausſprachen, daß er mehr für gelehrte Studien als für techniſche Fächer begabt ſei, und gründete darauf den feſten Vorſatz, ſich dem Studium der Medizin zu widmen. — Die Güte des Onkels wollte er in keiner Weiſe mehr in Anſpruch nehmen; er bat nur, daß dieſer ihm nicht zürnen, ihm ſeine freundliche Geſinnung nicht entziehen möge; — er wolle alles thun, um ſeinem Namen dennoch Ehre zu machen.

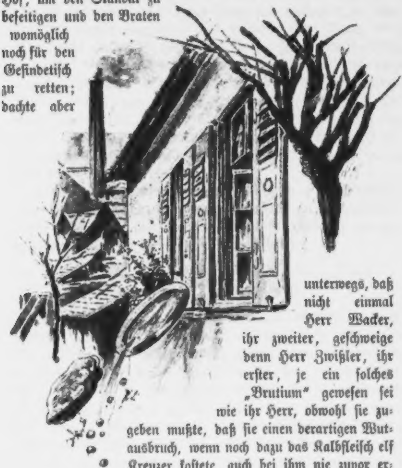
Herr Mainhard war ſo gar nicht gewöhnt, einen Strich durch ſeine Rechnung zu ſehen, und dieſer war der ungeſchickteſte, der ihm kommen konnte. Sein Neffe, der Erbe ſeines Namens, ſchien ihm ſo ganz natürlich zum Erben ſeines Beſitztums, zum Gatten ſeiner Tochter beſtimmt; daß er ein hübſcher talentvoller Junge war, ſah er als ganz von ſelbſt dazu gehörig an; für Rudolf aber achtete er das ihm zugedachte Glück als ein ungeheures, und konnte ſich ſeine frohe Beſtürzung, ſeine Dankbarkeit gar nicht groß genug vorſtellen. Und nun ſollte er wegen eines dummen, knabenhaften Einfalls des Burſchen ſeinen ganzen, ſchönen Plan aufgeben!

Er würdigte den Neffen ſelbſt keiner Antwort, ſchrieb aber der Schwägerin; ſetzte ihr ſehr bündig und gewichtig auseinander, was er alles ſchon für ihren Sohn gethan, obgleich deſſen Vater nur ſein Halbbruder geweſen, und was er ferner beabſichtigt hatte zu thun; ja, er ließ ſogar die höchſte und größte Gabe ahnen, die er ihm noch für die Zukunft zugedacht: — ſein einziges Kind und welch ein Kind! Herr Mainhard hielt im Schreiben öfters inne, überwältigt von ſeiner eigenen Großmut. Er bat ſie, dem Jungen in Kürze den Kopf zurechtzuſetzen; denn lange werde die Gnadenfriſt, die er ihm ſetze, um reuevoll zu ſeinen Füßen zurückzukehren, nicht dauern.

Ach, wie bitterlich ſchwer wurde es der guten Frau Kanzleirätin, dem geſtrengen Schwager, vor dem ſie ſo tiefen Reſpekt hatte, als Herr Mainhard in ſeinen ſtolzeſten Augenblicken nur wünſchen konnte, auseinanderzuſetzen, daß der thörichte Junge eben darauf beſtehe, ſein Glück mit Füßen zu treten; „ſeine Lehrer ſelbſt und der Herr Doktor unten im Hauſe beſtärken ihn noch in ſeinem Entſchluß und meinen, wenn er, was ja gewiß zu erwarten, in dem ſelbſt erwählten Fach etwas Tüchtiges leiſte, ſo werde der Herr Onkel, der ihm ſo viel Güte bewieſen, gewiß ſeine Hand nicht von ihm ziehen ꝛc. ꝛc."

Der Zorn Herrn Mainhards war furchtbar, großartig, wie der Zorn des Löwen, nur daß er nicht geradezu brüllte, ſondern ſich damit begnügte, einigen Fabrikaufſehern, die mit einer Frage kamen, ein „Hinaus!" zuzudonnern; nach Hauſe kam er mit dumpfem Knurren wie fern rollender Donner. Als nun aber bei Tiſch ein zu weich und nicht braun gebratener Kalbsbraten erſchien (Frau Wacker verſicherte, daß die Butter, in die ſie ihn gelegt, laut gepratzelt habe vor Hitze; aber aus purer Bosheit, weil ſie eine ſchutzloſe Frauensperſon ſei, ſei er nicht braun geworden), da entlud ſich die Wolke über dieſem ſchuldloſen Gegenſtand, der zuſamt der Platte, die zum Glück von Zinn war, zum Fenſter hinausflog.

Frau Wacker, als treue Dienerin des Hauſes, eilte in den Hof, um den Skandal zu beſeitigen und den Braten womöglich noch für den Geſindetiſch zu retten; dachte aber unterwegs, daß nicht einmal Herr Wacker, ihr zweiter, geſchweige denn Herr Zwißler, ihr erſter, je ein ſolches „Brutium“ geweſen ſei wie ihr Herr, obwohl ſie zugeben mußte, daß ſie einen derartigen Wutausbruch, wenn noch dazu das Kalbfleiſch elf Kreuzer koſtete, auch bei ihm nie zuvor erlebt habe.



„Alma,“ ſagte indes der Vater oben zu der ſchreckensbleichen Tochter, „von nun an iſt mein beſtimmter Wille, daß all und jede Gemeinſchaft mit dem Burſchen, der ſich einſt meinen Neffen nannte, ganz und für immer aufhört. Du wirſt nie wieder in den geringſten Verkehr, weder ſchriftlich noch mündlich, mit ihm treten; merk dir das als meinen unabänderlichen Befehl! Ich werde dasſelbe heute dem jungen Menſchen durch das einfältige Weib, ſeine Mutter, mitteilen laſſen; ich rechne auf unverbrüchlichen Gehorſam.“

Alma hätte nicht gewagt, etwas zu erwidern, auch wenn der Vater nicht augenblicklich nach dieſer Rede das Zimmer verlaſſen hätte; ſie blieb allein in traurigem Nachdenken; allein mit dem erſten tiefen Herzeleid, das ſeit der Mutter Tod ihr ſonniges Leben traf.

Ein Brief Rudolfs, der trotz des väterlichen Verbots durch ſeine Mutter und die ſeufzende Vermittlung der Frau Wacker in ihre Hände kam, teilte ihr alles mit, was des Vaters Zorn ſo furchtbar erregt. „In Deine Hände, liebe Alma, lege ich nun die Entſcheidung über meinen Entſchluß; ich habe, da wir ſo jung ſind, zuvor noch nie an die Zukunft gedacht; jetzt aber fühle ich, daß ich alles thun könnte, um Dich zu gewinnen, alles, auch ein Eiſenwerk übernehmen und mich mit widerſpenſtigen Arbeitern, betrügeriſchen Aufſehern unter Rädergeraſſel und Hämmergepoch plagen mein Lebenlang. Aber das willſt Du ja ſelbſt nicht, Alma; Du möchteſt es ja ſtill, und ich wollte es Dir ſtill und freundlich machen, wie Du Dir's nur träumen kannſt.

„Du weißt noch von früher, wie mich von Kind auf ein mächtiger Trieb zum Studium der Naturwiſſenſchaften, der Medizin zog; ich glaubte den erſteren auch in dem Beruf, den Dein Vater für mich gewählt, mich widmen zu können; aber ich habe bald gefunden, wie da alles zumeiſt rein äußerlich, ein Kaufmanns- und Beamtengeſchäft iſt. Alma, ich täuſche mich gewiß nicht, wenn ich glaube, ich könnte etwas erreichen in dem Fach, das ich liebe; ich habe Mut und Ausdauer und fürchte mich nicht vor Entbehrungen; aber, Liebe, kannſt Du warten? kannſt Du Treue halten? ſchön, geſucht und vielumworben wie Du biſt, kannſt Du Dein Herz für mich bewahren, bis ich einſt kommen darf, Dich heimzuführen? denn ich bin gewiß, wenn ich mir einen ehrenvollen Namen erworben, ſo wird auch Dein Vater nicht unerbittlich bleiben. Und ich will Dir's vergüten, Alma! Mit tauſendfacher Liebe will ich Dich auf den Händen tragen; keine Mühe ſoll mir zu groß ſein, um Ehre, Wohlſtand, — alles zu erringen, was Dir das Leben lieb machen kann. Aber Geduld braucht's und Treue, und Glauben ohne Worte, denn ich will Dich nicht in die Herzensnot eines geheimen Briefwechſels verwickeln; wir wollen auch Deinen Vater nicht erbittern durch Trotzen gegen ſeine Befehle; wir müſſen aneinander glauben, glauben ohne Sehen. Kannſt Du das, Alma? Kannſt und willſt Du es nicht, ſo gebe ich alle andern Pläne auf; füge mich dem Willen Deines Vaters, und kann ich nicht glücklich ſein durch meinen Beruf, ſo werde ich es ja durch Dich. Alma, meine liebe Alma, entſcheide Du!“

Alma war nicht lange in der Wahl, wie ſie entſcheiden ſollte. Sie wollte ſich von Rudolf auch nicht an Edelmut übertreffen laſſen, nicht das Opfer ſeiner liebſten Wünſche von ihm annehmen. Sie entſchied mit Theklas Worten:

Wie könnte das das Rechte ſein, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?

Und Treue halten, das war ja ſo leicht, ſo natürlich! Alma dachte es ſich ſo ſchön, reiche, ſtolze, vornehme Freier abzuweiſen und ihr Herz dem einen, Armen, Unbekannten, zu bewahren, bis er dereinſt, wie der Königsſohn im Märchen, als ein Mann, der ſein Schickſal ſelbſt bezwungen, an ihre Pforte klopfen und ſie zu Glück und Ehre führen werde. Und daneben, — es gibt wenige ſo lautere Seelen, die nicht auch Gedanken in einem Nebenſtübchen haben, Gedanken geringerer Klaſſe, die man nicht anerkennt, die nicht hervortreten dürfen, die aber denn doch oft ihren ſtillen und mächtigen Einfluß üben, — daneben war Alma die Ausſicht unendlich langweilig, in ihrem Heimatthal ihr Leben verbringen zu müſſen; ſie wollte etwas andres, einen Wechſel, und es ſchwebte ihr, halb unbewußt, das Bild eines berühmten Arztes vor, den ſie voriges Jahr in einem benachbarten Bade geſehen. Mit welcher Aufmerkſamkeit und Achtung wurde der von Hohen und Niedern betrachtet und geſucht; wie war ſelbſt ſeine Frau mit allen erdenklichen Rückſichten behandelt worden! Die Fürſtin des kleinen Nachbarlandes war bei ihm vorgefahren; ein Graf irgend woher hatte ihm ſeinen Wagen geſandt, — warum ſollte es Rudolf nicht ebenſo weit bringen können? und ihr Werk war es, wenn er es ſo weit gebracht! Das waren freilich nur die Gedanken in Numero zwei; die ſchönen, edlen, vornehmen Gedanken erſter Klaſſe, die wollten nichts von Rang und Reichtum und Anſehen, die wollten nur edel ſein gegen den Geliebten, wollten Liebe um Liebe und gerne Glanz und Glück und Jugendfreuden opfern um ſeinetwillen. Auch dieſe Gedanken waren nicht falſch und unwahr; welche von beiden mehr Lebenskraft hatten, ſollte ſich noch bewähren. Es gibt nur eine Macht, welche volle Wahrheit und Einheit in all die verſchiedenen Menſchengedanken bringt; welche alle Zwiſchenwände im Herzen niederreißt und einen heiligen Tempel daraus macht, durch den das eine Wort als Grundton klingt: „Wie Gott will.“

Der Brief Almas, in dem ſie Rudolf ermahnte, ſeinem inneren Zuge zu folgen und ihm freudig Treue zuſagte, war der letzte für lange, lange Zeit. Von da ging ihr Leben in ſeinem alten Geleiſe; zuerſt war eine unendliche Leere, Rudolf fehlte ihr allerorten; ſie hatte ihn freilich auch ſonſt ſelten geſehen; jetzt, ohne Hoffnung auf ſeine Wiederkehr, kamen ihr die erſten Wochen fern von ihm wie eine Ewigkeit vor. — Allmählich aber wachte die alte Lebensluſt wieder auf; ſie empfing Beſuche, machte Beſuche, — ſie benahm ſich zwar noch ſehr ernſt und zurückhaltend für ihre Jugend im Verkehr mit jungen Männern, doch das hielt nicht zu lange an; „daran hängt die Treue nicht,“ meinte ſie und war ſo ziemlich wieder wie zuvor, heiter, lebensfroh und unbefangen. Sie dachte an Rudolf oft und viel, manchmal im Gedränge der Menſchen, wo er in jedem Vergleich den Sieg davontrug; mehr noch in der Einſamkeit der Wälder, an ſtillen Abenden. Auch Frau

Wacker, die ihm ſehr gewogen war, ließ ſein Andenken nicht einſchlummern und ſeufzte vielfach: „Wie aber ein Menſch ſein Glück ſo mit Füßen treten kann! Das ſchöne Beſitztum in Ausſicht haben! und nun ſo in der Welt herumſtudieren und dazu noch ein wüſtes Studium, wo man tote Menſchen zerſchneiden muß und nachher erſt keine lebendigen zu kurieren kriegt! Ihr dauert mich; liebſte Alma, du wirſt's freilich nicht vermögen; wenn du's aber vermöchteſt, und thäteſt gar nicht heiraten, du hätteſt's ja dein Lebtag wie eine Prinzeſſin. ‚Ledige Haut ſchreit laut,‘ ſagt man nicht umſonſt im Sprichwort; wenn ich denke, was mein Zwißler ein ſauberer Mann war, und wie mein Wacker mir gute Worte gegeben hat, bis ich ihn genommen! Und mein Zwißler hat mir all mein nettes Erblein von meiner Dote durchgebracht, und mein Wacker war ſo geizig, daß er die Kartoffeln, ſchon warm, wieder aus dem Hafen nahm! Und mein Zwißler iſt freilich nach Amerika und wir ſind geſchieden worden; aber denk dir den Spektakel, wenn er wiedergekommen wäre, ſolang ich noch mit meinem Wacker gelebt. . . .“

Alma blieb ziemlich kühl bei dieſem ſchweren, oft gehörten Leid; es fiel ihr auch nicht ein, die Herren Zwißler und Wacker ſich zum abſchreckenden Beiſpiel dienen zu laſſen; aber — als ein Jahr vorüber war ſeit jenem Scheiden, da dachte ſie im ſtillen, es ſei doch ſchon recht lange, daß ſie Rudolf Treue gehalten.

Luiſchen ſchrieb ihr manchmal; das gute Kind war keiner goldnen Zeit entgegen gegangen und mußte lange zehren von der Erinnerung an jene fröhlichen Tage im Waldthal. Sie hatte ihren Vater krank getroffen, unheilbar krank wie es ſchien, und teilte ſich nun treulich mit der Mutter in die ſchwere Pflege. Es gab wenig zu berichten aus ihrem einförmigen Leben, und ihre Briefe beſtanden meiſt in Teilnahmsbezeigungen für die Freundin und Erinnerungen aus jener fröhlichen Zeit: „Weißt Du noch? und denkſt Du noch an das?“ Am Rande jedes Briefs ſtand: „Haſt Du gar nichts mehr von Herrn Kling gehört?“ Einmal ſogar ſchrieb ſie: „Der Vater braucht einen neuen Vikar; da habe ich an den Herrn Kling gedacht, weil das ſo gar ein braver Menſch ſein ſoll; aber natürlich der iſt ſchon anderswo angeſtellt, und begreiflich, ſchreiben könnte man nicht an ihn, da er ſo weit weg wohnt und den Vater nicht kennt; ſag lieber keinem Menſchen etwas davon!“

Endlich ſtarb Luischens Vater! ſie blieb allein mit der Mutter und drei unverſorgten Geſchwiſtern. Es waren drei Jahre ſeit jenem Beſuch im Waldthale verfloſſen, als ſie Alma ſchrieb: „Denke Dir nur, Liebe, ich bin Braut mit dem Amtsverweſer Hörner, der über des Vaters letzte Tage hier war und der nun Pfarrer in Hirſchfeld wird. Es iſt gewiß undankbar von mir, daß ich den Entſchluß ſo ſchwer genommen; denn ich muß es mir recht zur Ehre ſchätzen, daß er mir ſo viel Vertrauen ſchenkt; er iſt ein ſehr braver und ein ſehr gelehrter Mann und wohlhabend; die liebe Mutter kann mit uns ziehen und kann die Brüder in Koſt geben. Es wird nur von der Traurigkeit über des Vaters Tod kommen, daß ich noch alles ſo trüb anſehe. Und doch hätte ich ja gar nicht anders können; mein lieber Bräutigam iſt etwas kränklich und hat eine ſehr ernſte Gemütsart; da muß er ja eine eigene Seele haben, die für ihn ſorgt. Bete für mich, liebe Alma, daß es mir gelingen möge, meine Pflicht recht zu erfüllen!

„Schreib mir auch, wie es Dir geht und ob Dein Vetter nicht jetzt ausſtudiert hat. Gott helfe Dir, liebe Alma, daß Du heiraten dürfeſt nach Deines Herzens Wunſch! es iſt das doch gewiß ein recht großes Glück (nicht daß ich nicht auch glücklich wäre, ich meine nur ſo). Auch mein lieber Bräutigam grüßt Dich.

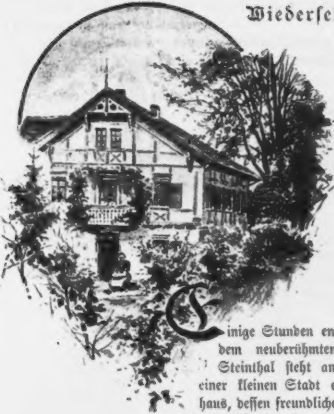
Dein treues Luischen.“

Nach Herrn Kling fragte ſie diesmal nicht, auch am Rande nicht.

Alma ſchüttelte leiſe den Kopf bei dieſem Brief und murmelte vor ſich hin:

„Wird alles denn zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?“

Wiederſehen.



Einige Stunden entfernt von dem neuberühmten Badeort Steinthal ſteht am Eingang einer kleinen Stadt ein Wohnhaus, deſſen freundliches Anſehen und reizende Umgebung jedem Vorübergehenden auffallen; der hölzerne Balkon, nach Schweizerart, iſt mit grünen Schlingpflanzen umzogen; die ſeltenſten, köſtlichſten Blumen und Geſträuche ſchmücken den Garten, deſſen offene Laube recht lockend zum Ausruhen winkt. Doch war es ſtill in der Umgebung des Hauſes; nur auf der Bank unter der Linde, die das Haus beſchattete, ſaß eine alte Frau, emſig beſchäftigt, Gemüſe zu verleſen.

Vor dem erſten Gaſthof des Städtchens, den man von dem hübſchen Hauſe aus noch erblickte, hielt ein eleganter Wagen. Ein ebenſo eleganter, etwas ſteif ausſehender Herr in den beſten Jahren ſtieg aus und ging, geführt von einem

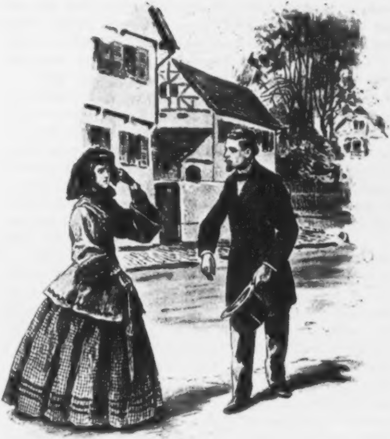
Knaben, auf das freundliche Haus zu. „Mein Sohn iſt daheim,“ ſagte die alte Frau auf ſeine Frage nach dem Herrn Doktor; dieſer, ein noch junger, ſchöner und kräftiger Mann, ſtellte ſich dem Fremden als der Beſitzer der Wohnung vor.

„Ich höre, Herr Doktor,“ ſagte der fremde Herr, „Sie vermieten einige Zimmer zum Sommeraufenthalt für Leidende? Nun bin ich mit meiner Frau, die ſchon längere Zeit kränklich iſt, namentlich an Huſten leidet, im Begriff nach Bad Steinthal zu reiſen; da kommt ihr unterwegs die Idee, ſie möchte lieber einige Wochen einen ganz ſtillen Landaufenthalt genießen. Es iſt das nur ſo eine Kaprice; denn bis jetzt hat ſie trotz ihres leidenden Zuſtandes Bälle, Geſellſchaften, Theater beſucht und anſtrengende Reiſen gemacht; aber, Sie ſind ja Arzt und kennen die Damen, Nachgeben iſt da das beſte; ſie mag's denn mit der Einſamkeit und Stille probieren! Sind Ihre Zimmer noch frei?“ „Wohl, ſie ſtehen zur Einſicht Ihrer Frau Gemahlin offen.“ „Gut, ich werde ſie ſelbſt ſogleich herſchicken; ſie mag dann nach Belieben alles ausmachen. Ich ſollte noch Rückſprache mit dem Wirt nehmen wegen des kleinen Wettrennens, das ja in hieſiger Gegend heute ſtattfinden ſoll; können Sie mir darüber keine Auskunft geben?“ „Bedaure.“ Mit ſteifer Verbeugung entfernte ſich Herr von Bauer, wie er ſich ſelbſt vorgeſtellt hatte; bald darauf kam die angekündigte Dame in ausgeſuchteſtem Reiſeanzug langſam die Straße herab. Der Doktor ging ihr entgegen und bot ihr den Arm; ſie ſchlug den ſchwarzen Spitzenſchleier zurück und ſah auf; eine jähe Röte flog über ihr bleiches Geſicht, es war — Alma. Sie hatte Rudolf raſcher erkannt, als er ſie: — ſo ſahen ſie ſich wieder!

Rudolf führte die augenſcheinlich angegriffene Frau in die Laube des Gärtchens. Die Mutter, aufs höchſte überraſcht, ging, um eine Erfriſchung zu holen. Da ſaßen ſie wieder beiſammen im Grünen, die Blumen dufteten und blühten, die Bäume rauſchten vom leiſen Windhauch bewegt, — alles war Schönheit und Friede um ſie her; aber keines von den beiden fand ein Wort.

„Lebſt du ſeit lange hier, Rudolf?“ fragte endlich Alma; „ich hörte, du ſeieſt im Auslande.“

„Ich ging, nachdem ich meine Studien vollendet, mit dem ruſſiſchen Fürſten Niemirow, den ich auf der Univerſität kennen gelernt, nach Rußland; er wünſchte meine Begleitung und ärztliche Hilfe und bot mir dagegen die Mittel zu meiner Weiterbildung. Ich ſchrieb dir, Alma, vor meiner Abreiſe, — ich erhielt den Brief unerbrochen zurück. Nach drei Jahren,



bald nach dem Tode des jungen Fürſten, kam ich zurück, großmütig belohnt von ſeinen Eltern. Ich ließ mich hier nieder, wo mir, obgleich die Stadt klein iſt, die ſehr bevölkerte Umgegend einen reichen Wirkungskreis öffnete. Vor einem Jahre ſchrieb ich deinem Vater, daß meine Exiſtenz nun gegründet ſei; ich ſchrieb dir, Alma, daß ich nun ein eigen Haus gebaut in einer kleinen Stadt, wo du freundliche Geſichter ſehen könneſt, ſo oft du wolleſt; ein Haus im Grünen mit einem kleinen Balkon und einem Gärtchen, wie wir es uns damals ausgemalt im Walde. Ich erhielt den Brief an dich zurück durch deinen Vater mit dem Bemerken: Du ſeieſt mit Herrn von Bauer, dem künftigen Beſitzer des Eiſenwerks, vermählt und auf einer größern Reiſe über Oeſterreich nach Italien begriffen.“

Alma hatte ihr Geſicht tief in die Hände geſenkt, ſolang Rudolf ſprach; jetzt blickte ſie auf; das unſäglich bittere Weh im Ausdruck ihrer Züge hätte ihn entwaffnen müſſen, auch wenn er noch einen Groll gehegt hätte.

„Alma,“ ſagte er, ihr die Hand bietend, „Gott weiß, ich trage dir nichts nach; ich gebe dir keine Schuld; laß uns denken, es habe nicht ſein ſollen! Wir wollen es nehmen aus Gottes Hand; ich habe einen ſchönen Beruf und kann meiner Mutter eine Heimat bieten; du biſt in einer Lage, wo du ſo viel Segen ſtiften kannſt.“

Frau Mainhard kam mit Wein, Himbeerſaft und Brötchen, — ſie hatte die ſchöne, vornehm erzogene Nichte in früheren Jahren nur ſelten geſehen und war ihr ziemlich fremd geblieben. „Man ſchickt dringend nach dir, Rudolf,“ ſagte ſie geſchäftig, „und ein Bedienter fragt, ob Frau von Bauer gleich hier einziehen werde, der Herr Gemahl wolle alsbald wieder abreiſen.“ „Ich komme,“ ſagte Alma, müde aufſtehend; daß ſie nicht bleibe, verſtand ſie und Rudolf ohne Frage, und ſie ſchied; Rudolf ſah ihr lang und ſchmerzlich nach. Einmal wandte ſie den Kopf um, — war es nach dem anmutigen Wohnhaus? war es nach ihm? — ein einzigesmal!

* * *

Es waren wenige Tage verfloſſen ſeit jenem Wiederſehen. An der Quelle zu Steinbach zeigte ſich in dieſem Sommer ein beſonders reges Leben; die reiche und vornehme Welt erkannte dankbar die Verſchönerungen und Verfeinerungen, die das ſonſt ſo einfache Thal erfahren. Wo in früheren Zeiten nur da und dort eine ſtille Gruppe Leidender ſich geſammelt hatte, da wimmelte jetzt die Promenade von ſchimmernden Gewändern, von eleganten Geſtalten, und rauſchende Trompetermuſik tönte aus den hohen Fenſtern des neuerbauten Ballhauſes.

Nicht zu fern von dem Hauſe, auf einem weichen Sitz, von tiefem Gebüſch verſteckt, ruhte ein Paar, das nichts gemein zu haben ſchien mit all dieſer Luſt und Herrlichkeit. Die Frau war noch jung und blühend, doch trug ihr Geſicht Spuren geduldig ertragenen Leidens; der Mann an ihrer Seite aber ſaß unbewegt, mit geſenktem Haupt, ohne die liebliche Umgebung zu beachten; nur auf die ſanften, ermunternden Worte ſeiner Begleiterin ſchien er wie im Traum zu lauſchen, bis auch ſie verſtummte und mit ſtillem Herzweh der jauchzenden Muſik zuhörte, die eben jetzt wieder zum Tanze rief.

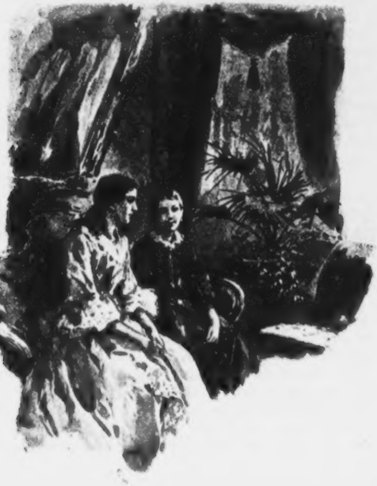
Eine Dame von ſeltener Schönheit, mit ausgewähltem Geſchmack gekleidet, kam eben jetzt mit unſichern Schritten, allein und eilig den Gang herab; die junge Frau ſah, daß ſich die Fremde unwohl fühlte, und erhob ſich raſch von der Bank, um ihr den Platz anzubieten. Kaum erreichte ihn die Dame, als ſie halb ohnmächtig ſich zurücklehnte, bis ein heftiger Huſtenanfall ſie wieder aufrüttelte. Mit aller Sorgfalt und Umſicht bemühte ſich die junge Frau um ſie; der Kranke daneben erhob kaum den Kopf, aber er ſchien doch unruhig gemacht durch dieſe Nähe. „Jakob,“ winkte die Frau einem ſaubergekleideten Bauernburſchen, der ſich am Ende der Allee zeigte, „führ den Herrn Pfarrer auf ſein Zimmer! Ich komme gleich nach, liebes Herz,“ flüſterte ſie ſanft zu dieſem, indem ſie ihn auf die Stirne küßte wie eine Mutter ein krankes Kind, und dann ſich zu der leidenden Dame zurückwandte.

Dieſe hatte ſich wieder aufgerichtet und ſah mit düſterem

Blick auf die Fremde; die Pfarrfrau aber bot ihr in großer Bewegung die Hand und rief: „Alma, nicht wahr, du biſt's! Iſt's denn möglich, ach mein Gott, wer hätte geglaubt, daß wir uns erſt nach ſo langer, langer Zeit wiederſähen, und ſo!“ Sie brach in ſchmerzliche Thränen aus. Alma weinte nicht, aber ſie ſagte mit großer Herzlichkeit: „Biſt du's wirklich, Luischen, mein kleines Luischen? Ich hätte dich nicht gekannt, du biſt ja ſo groß geworden; armes Kind, das war dein Mann! So hat, wie es ſcheint, ſein Leiden immer noch zugenommen?“ — „Gewiß,“ ſagte Luiſe wehmütig. „O, wir haben viel trübe Zeit; wir wiſſen freilich gar wenig voneinander, Alma; du haſt mir nie mehr geſchrieben . . .“ — „Es iſt wahr,“ ſagte Alma errötend, „die Schuld iſt mein; ach, ich war ſo wenig aufgelegt zum Schreiben.“ Herr von Bauer in all ſeiner ſteifen Eleganz kam vom Hauſe her. Alma erhob ſich raſch: „Man ſucht mich; bleibſt du noch lange hier im Bad, liebe Luiſe?“ — „Ich glaube kaum; das Geräuſch hier und das Bad ſelbſt ſcheinen mehr ungünſtig auf meinen Mann zu wirken.“ — „Kannſt du nicht dieſen Abend auf mein Zimmer kommen? mein Mann iſt da beim Roulette; ſag' mir deine Nummer, ich ſchicke dir unſern Bedienten.“

„Herr von Bauer, mein Gemahl,“ ſtellte ſie ihr den Herannahenden vor; „meine Jugendfreundin, Frau Pfarrerin Hörner von Hirſchfeld.“ Herr von Bauer machte eine förmliche Verbeugung, und Luiſe ſchickte ſich zum Weggehen an. „Leb' wohl, Alma!“ „Adieu, Luiſe, auf Wiederſehn!“ Die Worte „auf Wiederſehn“ durchzuckten ſie in ſchmerzlicher Erinnerung, als ſie ausgeſprochen waren.

In einem der vornehmſten Gemächer des Badhotels ſaßen die Freundinnen auf dem weichen Diwan im Zimmer der Frau von Bauer; Alma im reizendſten Negligee, das die Saiſon bot; Luiſe im einfachen ſchwarzſeidenen Kleide, dem einzigen Putz der Pfarrfrau. Es war nicht das fröhliche Luischen mehr mit den runden Wangen und den hellen Aeuglein; aber auch nicht mehr das ſchüchterne Kind, das faſt bei jeder Bewegung, bei jedem Wort fragte: „Du, Alma, macht man's ſo? Schickt ſich das? Was würdeſt du jetzt an meiner Stelle thun, Alma?“ Sie hatte nicht Gelegenheit gehabt, ſich die feinen Formen der Welt anzueignen; aber die ſtille Weihe des Unglücks hatte ſie über dieſe Formen erhoben, und ſie ging ſo ſicher und gerade ihres Wegs, daß ſie nirgends anſtoßen konnte. Alma, die vollendete Dame, fühlte ſich faſt befangen gegenüber der ſchlichten Jugendgefährtin. Aber Luiſens ganzes Herz lag in der Frage: „Nun, meine liebe, liebe Alma, wie geht dir's?“ Dieſer warme Ton ſchloß das Herz auf, das ſich ſo lange nicht mehr im Ver-



trauen hingegeben hatte. „Du hätteſt wohl nicht geglaubt vor zehn Jahren, mich unter ſo fremdem Namen wiederzuſehen?" fragte ſie mit wehmütigem Ton.

„Gewiß nicht; o wer hätte das denken können! Dein Weg ſchien ſo ſicher, ſo eben, ich war ſo gewiß, daß du und . . ."

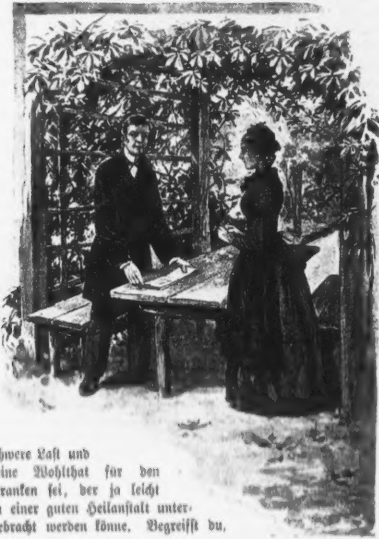
„Und Rudolf, ſprich es nur aus, Luiſe!" ſagte Alma düſter; „ich war es auch gewiß. Du weißt ja alles von damals; weißt, wie mein Vater gänzlich und für immer mit Rudolf gebrochen und mir jeden Verkehr verboten hat. O, es iſt nicht ſo leicht, wie ich mir damals gedacht, Treue zu halten gegen eine ganze Welt; es wurde mit den Jahren immer ſchwerer. Frau Wacker, die ſo ſehr für Rudolf eingenommen war, mit der ich von ihm reden konnte, war eines ſchönen Morgens mit ihrem Zwißler, der von Amerika aufgetaucht, durchgegangen, um ihrem Wacker zu entfliehen, der ſie wieder holen wollte; ſo war ich ganz allein. O, es war eine traurige Zeit! und dann kam es mit Freiern, als ob der Vater mich ausgeboten hätte . . ." — „Und du wurdeſt zu deiner Wahl gezwungen?" fragte Luiſe mit tiefem Mitleid. — „Das eben nicht," ſagte Alma errötend; „aber meine Lage war peinlich. Ich, ſonſt das gehätſchelte Kind, die Herrin des Thales, wurde nun faſt wie eine Strafgefangene daheim behandelt und gehütet. Von Rudolf ſah und hörte ich nichts; daß mein Vater nachgebe, war nie zu hoffen, keine Ausſicht für uns in Ewigkeit. Ich entſchied mich endlich für meinen jetzigen Gemahl; er hatte dem Vater am beſten gefallen, dem auch ſein alter Patrizieradel, auf den ich keinen Wert legte, wohl that. Er zeigte viel Intereſſe für das Eiſenwerk, wenn er es auch nicht ſo gut verſtand wie der Vater." — „Dein Vater lebt noch?" fragte Luiſe. — „Voriges Jahr ſtarb er ſchnell am Schlagfluß," ſagte Alma in der müden tonloſen Weiſe, mit der ſie meiſt ſprach.

„Und du biſt nun glücklich?" fragte Luiſe mit einem etwas beſorgten Blick auf die brennende Röte in Almas Geſicht, auf ihre unnatürlich glänzenden Augen. — „O gewiß," ſagte Alma leichthin. „Alfred iſt ſehr gut, er thut alles, was mich erfreuen kann; wir haben ſchon ſchöne Reiſen gemacht, und ſeit meine Geſundheit leidet, habe ich die Wahl unter den Bädern.“ — „Aber ſchonſt und pflegſt du dich auch, liebe Alma? Schadet dir das allzubewegte Leben nicht? Es iſt ſo laut und geräuſchvoll hier; ſonſt haſt du dir ja Stille gewünſcht . . .“ — „Ich habe meinen Geſchmack geändert,“ ſagte Alma mit einem Lachen, das Luiſe weh that; „es hat nicht ſein ſollen mit der Stille, nun liebe ich's laut, recht laut; ich tauſche gern das einförmige Getöſe unſres Thals mit einem mehr wohltönenden und mannigfacheren Geräuſch.“ — „Aber, liebe Alma, deine Geſundheit?“ — „O,“ lachte Alma wieder, „es hat keine Gefahr, man ſtirbt nicht ſo leicht, wie man ſich einbildet, wenn man jung iſt, und zudem, was liegt an meinem Leben? Kinder habe ich nicht und unerſetzlich bin ich für niemand!“ Und ſie brach in bitteres Weinen aus.

Luiſe beugte ſich leiſe über ſie; ſie vergaß ihr eigenes ſchweres Herzeleid in tiefem Anteil an der Armen, die ihr Leben für nichts mehr achtete, weil es ihre erſten Hoffnungen betrogen. Nach einer Weile raffte ſich Alma auf und trocknete ihre Augen: „Und nun, Luiſe, ſage mir, wie es dir ergangen! Du haſt keine fröhliche Geſchichte zu erzählen.“

„Von mir iſt wenig zu ſagen,“ erwiderte Luiſe; „du weißt ja, daß mein Mann ſchon leidend war, als wir uns verheirateten; eine Nervenkrankheit ſteigerte ſein früher ſchon etwas düſteres Weſen zu dem Zuſtande apathiſchen Trübſinns, mit dem ſeit fünf langen Jahren die Kunſt der Aerzte, wie meine Liebe und Pflege vergeblich ringen. O Alma, das ſind dunkle Stunden! Wie oft, wenn der Morgen heraufkam, konnte ich nicht begreifen, wie es möglich ſein ſolle, daß dieſer Tag zu Ende gehe, und wenn in der Nacht ſeine ſtumme Schwermut ſich in qualvolles Kämpfen wandelte, ſo ſehnte ich mich wieder ſchmerzlich nach dem Morgen, umſonſt! Weißt du noch, Alma, wie mir einſt meine Heimat zu ſtill war und ich mich nach mehr Leben und Bewegung ſehnte? O, und wie ſtill war es jetzt wieder, wie totenſtill! So lieb mich mein Mann zuvor gehabt, ſo ſtumpf und gleichgültig nahm er nun meine Liebe und Pflege auf, und ich hatte nicht einmal den Troſt, ihm mit meiner Nähe wohlzuthun. Lange hatte er ſein Amt noch ſelbſt verſehen; endlich war er genötigt, einen Gehilfen zu nehmen. Er traf ein, und — es war Hermann Kling, weißt du, Alma, der Begleiter Rudolfs aus jenen glücklichen Tagen! Ich erkannte ihn im Augenblick, er aber kannte mich nicht mehr; kein Wunder, es waren acht Jahre vergangen ſeit damals, und Leid und Sorge hatten mich wohl um viele, viele Jahre älter gemacht. Er wurde mir recht zum Troſt und zur Hilfe, und ſchien großes Mitleid mit mir zu haben; aber ich fand nie den Mut, ihm zu ſagen, daß wir uns ſchon geſehen. Doch mußte ich gar viel an jene alten Tage denken, und einmal, früh am Morgen, holte ich auch das Album wieder, in das er mir damals die Worte vom Jugendtraum geſchrieben. Ich wurde ſchnell abgerufen; als ich wiederkam, ſaß der Vikar in der Laube und hatte das Blatt vor ſich. Bei meinem Eintreten fuhr er auf und rief: „Sind Sie denn das Luischen?“ Ach ja, ich war's, und wir vergaßen viele lange, trübe Jahre und plauderten wieder wie Kinder von den alten Zeiten: wir hatten beide auch das Allerkleinſte nicht vergeſſen. Und zuletzt ſagte er mir noch leiſe, wie er immer und immer dieſer Tage gedacht und mich ſo gern wieder geſehen hätte, aber nie habe ihn ein gutes Geſchick in meine Nähe geführt. Er war arm, ohne Ausſichten, ſo hatte er nicht gewagt, mich aufzuſuchen; in den letzten Jahren war er dann als Hofmeiſter im Ausland geweſen. O, er ſah mich ſo tief an, mit ſo traurigen Augen!

„Mir war, als ſollte ich aus einem ſchweren Traum erwachen, als ich durch den Garten ins Haus zurückging; zum erſtenmal ſeit langer Zeit hörte ich wieder, daß die Vögel ſangen, und ſah, daß Blumen und Bäume blühten. Wohin war die Stille meiner Seele gekommen, die klagloſe Ergebung der letzten Jahre? Mein Herz ſchlug laut und gewaltig; es forderte ſeinen Anteil an Glück, Jugend, Lebensfreude und fragte zum erſtenmal mit bitterer Klage: warum mir ein ſolches Los? Oben fand ich einen Brief meines Oheims, der mir ſchrieb, er habe nun ſichere Zeugniſſe, daß mein Mann ſchon früher einmal, vor unſrer Verheiratung, an Schwermut krank geweſen ſei. Er zweifle nicht, daß dieſes unſre Scheidung leicht mache, und biete mir ſeine Hilfe an, ein Band zu löſen, das für mich eine



ſchwere Laſt und keine Wohlthat für den Kranken ſei, der ja leicht in einer guten Heilanſtalt untergebracht werden könne. Begreifſt du, Alma, wie dieſer Brief den Sturm in meinem Innern aufregen mußte, wie eine Stimme meines vermeſſenen Herzens rief: Du kannſt, du darfſt noch glücklich werden auf Erden? Und doch lag tief in mir ein andrer Ton, der den Jubel nicht laut werden ließ. Ich wandte mich zu meinem Mann, der ſtumm, ohne den Brief und meine Aufregung zu bemerken, in der Sofaecke lehnte: ‚Soll ich bei dir bleiben, Lieber?‘ fragte ich; ſeine Antwort ſollte mir ein Orakel ſein. ‚Wie du willſt,‘ ſagte er gleichgültig, und ich kehrte mich ratlos ab.

„Da läuteten die Glocken zur Wochenkirche; ich ging hin, ich weiß kaum, ob um mir ſelbſt zu entfliehen, oder um mich wiederzufinden. Ich ſetzte mich tief in den Hintergrund des Gitterſtuhles, damit mich der Vikar nicht ſehe; ich hörte wenig von der Predigt, meine eigenen Gedanken waren ſo laut.

„Nach der Betſtunde war eine Trauung; das riß mich empor; aufmerkſamer als je lauſchte ich den oft gehörten Worten, welche die heilige Handlung begleiten; wie ein Spruch vom Himmel tönten mir die Einſetzungsworte der Ehe und die ernſte Frage: ‚Willſt du ihn nicht verlaſſen und dich nicht von ihm ſcheiden, bis der Tod euch ſcheidet?‘ Auf dieſe Frage hatte auch ich Ja geſprochen, ohne Bedingung und Vorbehalt, und Gott hatte dies Ja gehört. Und der innere Jubel meines Herzens verſtummte: was ich ſollte, das wußte ich; aber ach, ich wollte es noch nicht; es war nur eine Stimme von Sinai, die mir tönte, nicht die ſelige Predigt des Evangeliums.

„Hermann und ich ſprachen wenig mehr an dieſem Tage, wir wichen einander aus; er ſchien wie ich von mancherlei Gedanken und Kämpfen bewegt. Mein Mann ſaß lautlos, unbewegt wie immer, zwiſchen uns.

„Haſt du die geheimnisvolle Erzählung der Bibel geleſen, Alma, von der Nacht, in der Jakob ringt mit dem Herrn bis zum Grauen des Morgens? Eine ſolche Nacht habe auch ich durchgekämpft, und ich ließ nicht ab in gewaltigem Ringen mit dem Ruf: Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn! — und ich habe nicht vergebens gerungen.

„Der Tag brach an, und ſein Licht ſchien mir heiliger und reiner als je zuvor; ich konnte ſagen aus vollem Herzen: Ich habe den Herrn geſehen und meine Seele iſt geneſen.

„Ich trat an meines Mannes Lager, der gewöhnlich erſt in der Frühe eines ruhigen Schlummers genoß. Das helle Morgenlicht ſpielte auf ſeinen bleichen, leidenden Zügen; ein tieferes Mitleid als je, ein Gefühl von Reue, und mit ihr eine Liebe, reiner, inniger und tiefer als in den kurzen Tagen unſers erſten Glückes, zog ein in mein Herz. Das war der Gottesſegen, der mir geblieben war von dem Kampf in der Nacht. Ich fühlte, wie ich nun mein Leben hingeben könnte für ihn, und ohne Worte ſtieg ein heiliges Gelübde zum Himmel.

„Mein Auge war hell und meine Seele leicht, als ich beim Frühſtück mit dem Vikar zuſammentraf, der etwas überwacht und verſtört ausſah. Mein Mann ſaß teilnahmlos in ſeinem Lehnſeſſel, als Hermann zu mir trat und leiſe mit etwas unſicherer Stimme ſagte: ‚Werden Sie mich nicht mißverſtehen, Frau Pfarrerin, wenn ich mich um eine andre Stelle bewerbe? Ich denke, es iſt ſo beſſer für mich.‘ — ‚Wie Sie glauben,‘ ſagte ich; ‚Gott geleite Sie und bereite Ihnen eine freundliche Zukunft!‘ Ich fühlte, daß ich von nun an ruhig hätte an ſeiner Seite bleiben können; aber er ſollte thun, wie ſein Gewiſſen ihm ſagte. Wir haben uns nicht mehr geſehen, ſeit er von uns ging.

„Mir aber war es von nun an gegeben, meine Pflicht, die ich auch zuvor nicht verſäumt, getroſt und freudigen Herzens zu übernehmen; in die grauen Tage und die endloſen Nächte iſt mir ein Licht von oben gefallen. Gebeſſert hat ſich meines Gatten Zuſtand wenig; aber ſeine Gleichgültigkeit gegen mich hat ſich in eine rührende Liebe verwandelt; freilich mehr die Anhänglichkeit des hilfsbedürftigen Kindes an die Mutter, als die ſtarke, ſchützende Liebe des Gatten zum Weibe. Mich aber darfſt du nicht mehr beklagen, liebe Alma; Gott gebe dir in dein lautes, farbenhelles Daſein all den Frieden und die ewige Hoffnung, die meine ſtillen Tage erhellen!“

Ein Ausdruck von bitterem Weh zog über Almas ſchöne

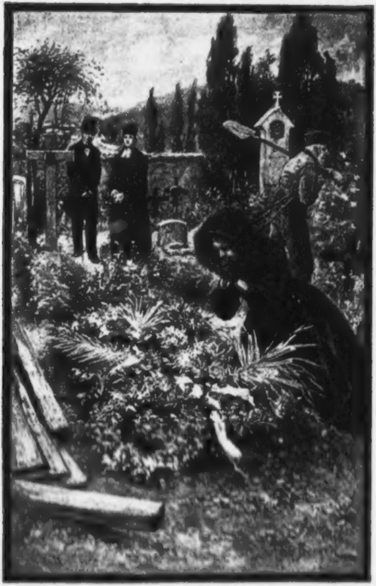
Züge. „Ich glaube, in der Stille läßt ſich ſolche Reſignation leichter finden, als in einem ſo bewegten Leben wie das meine,“ ſagte ſie endlich. „Wir ſind ſo häufig auswärts, wir reiſen viel und halten ein ſehr gaſtfreies Haus; da bleibt mir wenig Zeit zu Meditationen. Ich finde, das beſte iſt, nicht zu viel an die Vergangenheit zu denken; auch habe ich wirklich gar keinen Grund, mich zu beklagen. Gute Nacht, Luiſe!“ ſagte ſie, plötzlich in Thränen ausbrechend, und verbarg lange ihr Geſicht an der Bruſt der Freundin, bis Luiſe ſich ſanft losmachte und zu ihrem Kranken eilte.

Als Luiſe am nächſten Tag, durch eine raſtloſe Unruhe ihres Gatten fortgetrieben, das Bad mit ihm verließ, war Frau von Bauer nicht zu ſprechen: ſie hatte eine große Bergpartie mit der Badegeſellſchaft angetreten.

* * *

Es war drei Jahre nach jener Nacht, und die goldene Frühlingsſonne ſchien in das alte Waldthal, das heute ſeit langen Jahren einmal ſtill war, ganz ſtill. Alle Räder waren verſtummt, alle Hämmer ſtanden ſtill, und die rüſtigen Arbeiter harrten in anſtändiger Feiertagstracht vor den Häuſern. Da klangen durch die tiefe Waldesſtille alle Glocken nah und ferne von den Höhen und aus den Thälern; die Arbeiter ordneten ſich zum Zug, und bei dem gedämpften Ton einer Trauermuſik bewegte ſich ein reichgeſchmückter Sarg durch das Thal aufwärts nach dem Friedhof des nächſten Dorfes. Die Herrin wurde heute zu Grabe getragen, das Kind dieſer Wälder, die ſchöne Blume! in ihren Mädchenjahren einſt der Stolz und die Freude der Thalbewohner — als Frau des Beſitzers war ſie ihnen in den letzten Jahren etwas fremder geworden.

Der hochgelegene Kirchhof, der über die grünen Hügelwellen hin den freien Blick ins ferne Land öffnet, faßte nicht die zahlreiche Begleitung der Leiche: die junge, ſchöne und lebensfrohe Frau wurde von ſo vielen beklagt. „Wer hätte das gedacht, der ſie ſo kurz noch in ihrem Glanz geſehen!“



Die junge Frau kniete in ſchmerzlichem Weinen bei dem friſchen Hügel nieder, auf den ſie einen Strauß wunderſchöner Roſen legte (S. 3611.)

ſeufzte eine ihrer Bekannten. „Die Frau hat ſich tot getanzt,“ bemerkte die andre; „es konnte ihr ja nicht genug werden mit Reiſen und Bällen und Vergnügen; der Mann iſt nur zu gut geweſen.“ „Die Reichen müſſen eben auch fort,“ murmelten ſchadenfroh die verkümmerten Weiber armer Holzhacker, bis Klagen und Bemerkungen verſtummten vor den ergreifenden Worten des jungen Geiſtlichen, des Pfarrers vom Ort, welcher der Verſtorbenen in ihren letzten Tagen beigeſtanden war. Der tiefbetrübte Witwer war mit der Rede nicht zufrieden, die viel mehr den tiefen Ernſt des Todes, als die Vorzüge der Geſchiedenen hervorhob, und das Schlußgebet, in welchem der Geiſtliche die heimgegangene Seele der ewigen Barmherzigkeit befahl, die auch den letzten Seufzer noch vernehme und den Arbeiter der elften Stunde nicht zurückweiſe, dünkte ihm faſt eine Beleidigung.

Der Geſang war verſtummt, die Begleitung zerſtreute ſich; der Geiſtliche und ein noch junger Mann, der unter den erſten Leidtragenden gegangen war, reichten ſich die Hände neben dem Grab, das der Totengräber zu füllen begann. Hermann Kling war es und Rudolf Mainhard, die ſich nach langen Jahren der Trennung hier wiederſahen. Es wurden nicht viele Worte zwiſchen ihnen gewechſelt. Rudolfs Seele war zu tief und ſchmerzlich bewegt: ſeit jener traurigen Begegnung in ſeinem Hauſe hatte er die Liebe ſeiner Jugend nicht mehr geſehen bis heute früh im Sarge. Sie ſprachen von der Geſchiedenen, von ihren Mädchentagen, von ihrem raſtlos zerſtreuten ſpätern Leben, von dem gewaltigen Ringen ihrer letzten Stunden, in denen ſich erſt die niegeſtillte Sehnſucht ihres Herzens nach dem rechten, ewigen Ziel gelenkt hatte.

Langſam wollten ſie ſich von dem nun geſchloſſenen Grabe entfernen, als eine junge Frau in Trauer den Kirchhof betrat. „Sie kommen ſchon zu ſpät,“ ſagte gleichmütig der Totengräber, der eben ſein Geräte zuſammenſuchte. Die Frau kniete in ſchmerzlichem Weinen bei dem friſchen Hügel nieder, auf den ſie einen Strauß wunderſchöner Roſen legte, ohne die Freunde zu bemerken, die ſtehen geblieben; Hermann glaubte eine Bekannte in ihr zu erkennen. Lange hatte ſie ſo ſtille betend und weinend verweilt, als ein großer, etwas hagerer Mann die Höhe heraufkam, leiſe hinter die Weinende trat und ſie ſanft erhob. Sie ſah ihn mit einem innigen Blick an, ſchlang die Arme um ihn und lehnte wie ein müdes Kind den Kopf an ſeine Bruſt. Die Freunde, die ſich flüſternd verſtändigt hatten, traten näher: „Erlauben Sie, Frau Pfarrerin, daß ſich zwei alte Bekannte Ihnen vorſtellen?“ fragte Rudolf. Luiſe, die Pfarrerin, betrachtete ihn aufmerkſam; aber erſt als ſie Hermann angeſehen, rief ſie zu Rudolf gewendet, lächelnd und errötend unter ihren Thränen: „Ach, Rudolf Mainhard, Sie ſind's!“ — „Und ich bin's auch,“ ſagte Hermann, indem er näher trat und ihr herzlich die Hand bot; „ich freue mich innig, Sie beide wohl und glücklich wieder zu ſehen.“ — „Ja, Gott ſei Dank!“ ſagte Luiſe aus voller Seele; „nicht wahr, mein lieber Mann hat Ihnen ſelbſt geſchrieben, wie gut es ihm geht, wie wunderbar die Seebäder ſeine Geſundheit vollends geſtärkt haben?“ — „Und welch ein Engel mich durch die Zeiten der Trübſal geleitet und gerettet hat, das brauche ich Ihnen nicht erſt zu beſchreiben,“ fügte der Pfarrer lächelnd hinzu, nun ein ſchöner, ſtattlicher Mann, dem man außer einiger Bläſſe keine Spur der alten Leiden mehr anſah. — „Aber unſre arme Alma! wie wunderbar, daß gerade Sie wieder in ihre Nähe geführt wurden!“ ſagte Luiſe, die mit innerem Vorwurf empfand, daß ſie im Vollgefühl ihres wiedergefundenen Glückes der Freundin einen Augenblick vergeſſen hatte; „Sie müſſen mir noch recht viel von ihr erzählen.“ — „Ich lade Sie alle freundlich ein, mir in mein Haus zu folgen,“ bat der Pfarrer; „meine Frau wird ſich ſo herzlich freuen, Sie kennen zu lernen, liebe Frau Pfarrerin, und Sie gewinnen ſie gewiß auch lieb.“

Und einmal noch beugte ſich Luiſe auf Almas Grab; dann folgte ſie den andern, auf ihres Mannes Arm geſtützt, und die Tote da unten blieb allein. — Nun war es endlich ſtille um ſie geworden, ganz ſtille!

Eugenie.

Ein Waldabenteuer.

Hat dir ein Glück entführet
Die rauſchende Lebensflut,
Such tief, recht tief im Grunde
Nach dem verlornen Gut!
Mag ſein, daß das Verlorne
Wird niemals wieder dein:
Wohl dir, ward dir ſtatt deſſen
Die Perle echt und rein!

In grüner Waldeinſamkeit liegt Kloſter Altenhauſen, ein hochummauertes, ſchmuckloſes Gebäude mit einer ſchönen altertümlichen Kirche daneben. Eigentlich aber ſpielt das Kloſter nur Verſteckens; es iſt nicht gefährlich mit der Waldeinſamkeit; nach einigen Wendungen führt der Weg hinaus ins Freie und zeigt ſich als weite, offene Landſtraße und der tiefe Kloſterfrieden verliert ſich im proſaiſchen Knarren der Frachtwagen und dem Raſſeln der Diligence.

Die frommen Kloſterbrüder ſind längſt ausgezogen und ausgeſtorben; — „die Einſamkeit iſt nicht mehr Mode,“ hörte ich ein junges Fräulein ſagen, als die Freundin ſie aus dem heißen, ſtaubigen Tanzſaal eines Bades zu einem Waldſpaziergang locken wollte. — Die Gänge und Zellen des Kloſters ſind Kornſpeicher; das altertümliche Gebäude auf der Anhöhe, das einſt der Schirmherr des Kloſters bewohnt, dient zur Oberförſterswohnung; denn die Wälder um Altenhauſen waren ein ergiebiger Jagdgrund, eh' die freien Wilddiebe des Jahrs achtundvierzig Hirſche und Rehlein ausgerottet haben.

Ein Herz aber wünſchte ſich heute in die alten Tage der Kloſtereinſamkeit zurück; ein Auge ſchweifte ſo recht mit Genuß über das tiefe, mannigfaltige Waldesgrün der Berge, die das Kloſter umſchließen, bis hinauf zu der alten Burgruine, die, von wenigen hohen Tannen umgeben, in ernſter Schönheit aus dem friſchen Grün der Eichen hervorſchaut. Das junge Menſchenkind da oben am Fenſter im Eckzimmer des alten Kloſtergebäudes wollte nichts davon wiſſen, daß unten eine bequeme Chauſſee vorbei führe und daß man nur vier Stunden habe bis zu der ſchönen Stadt Dippelsburg, Sitz eines Regierungsamtes; — nein, ſie träumte ſich viel lieber als Burgfräulein oder gar als Kloſterjungfrau mit verklungenem Leben oder gebrochenem Herzen, wie ſie hinaufblickte zu der Burg, wo der hauſte, den ſie geliebt und verloren. Er ſchaute dann wohl herüber von der Burgzinne und ſah ihr einſam Lichtlein brennen, bis er einmal das Totenglöcklein läuten hörte auf der Kloſterkirche, und herniederſtieg in die heiligen Hallen. Da ſtand dann am Altare der offene Sarg und darinnen lag ſie, ſchneeweiß unter Blumen, lieblich und ſchön, natürlich, obwohl ſie ſchon ſeit Jahrzehnten einſam verblüht war in den Kloſtermauern.

Der Ritter warf ſich weinend über den Sarg, und es war noch zweifelhaft, ob er alsbald neben der Leiche ſeiner Geliebten ſeine Seele verhauchen, oder ob er bloß eine ihrer blonden Locken abſchneiden würde, — obgleich ſonſt Kloſterfräulein keine Locken mehr trugen, und trauernde Ritter ſchwerlich zu ſolchem Zweck eine Schere bei ſich führten, — und dann hinausſtürmen in Kampf und Tod.

Eh' das entſchieden war, ertönte eine ziemlich laute Stimme von unten: „Aber, Eugenie, ich bitte dich, wo bleibſt du? Da ſoll man jetzt den Kaſten aufmachen, wo du deine zerbrechlichen Geſchichten zwiſchen die Betten gepackt haſt; geh doch auch ſelbſt auf den Platz!“

Ach, das war ja die Mama, die ſich drunten allein plagen mußte, und Eugenie war vor der Hand noch kein verklungenes Kloſterfräulein, ſondern das Töchterlein des neuernannten Oberförſters, der vor kurzem erſt eingezogen war. Raſch und bereitwillig eilte ſie hinab, um zu ſehen, ob alle ihre Mädchenherrlichkeiten den langen gefährlichen Zug von Elſigheim bis Altenhauſen glücklich überſtanden hatten.

Die Drangſale des Umzugs und der erſten Einrichtung gingen vorüber; unter Seufzen hatte die Frau Oberförſterin ihre ſchönen roten Plüſchmöbel, ihre Etagère mit den prächtigen Taſſen und ihren Fußteppich mit Roſen ſo groß wie Kinderköpfe, in den altertümlichen Stuben mit ſeltſamer Stuccaturarbeit geordnet und ausgebreitet. „Es ſtellt gar nichts vor,“ ſeufzte ſie; „es verliert ſich alles in den gräulichen Stuben! wenn ich da an unſer ſchönes Logis denke in Elſigheim, den Salon mit der hellblauen Tapete! Es iſt freilich einerlei; hier, wo Füchſe und Haſen einander Gutnacht geben, ſieht es doch kein rechter Menſch.“

„Sei getroſt, Mama!“ tröſtete der Oberförſter; „um das, was ich hier weiter Einkommen habe, kann ich eine Droſchke und ein Fahrpferd halten; da ſollſt du Beſuche machen in der Umgegend und wieder Beſuche bekommen nach Herzensluſt, daß die Leute in Ohnmacht fallen aus Erſtaunen über deine ſchöne Einrichtung; da ſieh die Eugenie, die iſt königlich vergnügt über unſere Einſamkeit und iſt doch, glaub' ich, ein bißchen jünger als du!“ — „Ach was, ſo junges Volk iſt wie die Maikäfer in ſich hinein vergnügt,“ meinte etwas verdrießlich die Mama; „wird ihr auch noch anders kommen.“

Eugenie hatte indes all ihre Schätze ins obere Eckzimmer ſchaffen laſſen: ihr zierlich gemaltes Tiſchchen nebſt Fenſtertritt; die hängenden Büchergeſtelle, die nur gar zu leicht nach einer Seite rutſchten; ihre Lieblingsbilder; die Eckbrettchen mit allerlei unnötigen Kleinigkeiten; den Blumentiſch und den großen Epheu, der nebſt den andern Blumenſtöcken in einem proſaiſchen Badzuber die weite Reiſe wunderbar glücklich überſtanden hatte, und ſchuf ſich nun da oben ihre eigene kleine Welt. Der galante Aſſiſtent, Herr von Plümer, der in dem Einzugstumult ſo ziemlich überall im Wege ſtand, bot ſeine Dienſte an; der Eintritt in das Heiligtum ward ihm aber nicht geſtattet, obwohl es viel von ihm war, eine thatſächliche Gefälligkeit anzubieten. Herr von Plümer war ein gutgewachſener junger Mann und brachte ſonſt ſeine Huldigungen mehr in graziöſen Stellungen und charmanten Mienen als in Worten und Thaten dar.

Eugeniens Glück über den neuen Aufenthalt war erſt vollkommen, als alles wieder im Geleiſe ging und ſie ungeſtört an dem Fenſter ſitzen, hinausſehen und phantaſieren konnte. Ferne blaue Berge ragten über die grünen waldigen Hügel hervor; ſie träumte ſich ſtille mondbeſchienene Plätzchen im Walde; lockende grüne Pfade, auf denen einem wunderbare Dinge begegnen müßten; vor allem aber zog immer wieder die Burgruine ihre ſehnſüchtigen Blicke an.

Es lag ihr alles daran, ihre erſte Entdeckungsreiſe nach der Burg allein zu machen; Spazierengehen in Geſellſchaft war gar nicht nach ihrem Geſchmack, wenn es nicht eine recht auserleſene war. Zwar wandelte ſie an den nächſten Abenden recht gern mit Vater und Mutter die hübſchen bequemen Wege, die der Oberförſter ſchon entdeckt hatte: aber die ſchönſten Gänge waren ihr doch die einſamen; ſie dachte wie Jean Paul, welcher der Natur, ſeiner ewig geliebten, gern allein ins Auge ſchauen wollte.

Daß ſich der Aſſiſtent dieſen Familienſpaziergängen anſchloß und ſich bemühte, Eugenien dabei äußerſt liebenswürdig anzublicken, vermehrte den Reiz der Ausflüge nicht beſonders für ſie. Eugenie war es ſo ziemlich gewöhnt, daß die jeweiligen Aſſiſtenten des Vaters ihr Huldigungen darbrachten, ſchon in Ermangelung eines anderweitigen Gegenſtandes dazu. Sie hätte es vielleicht übel genommen, wenn ſie einer einmal gar nicht beachtet hätte; ſie fand es angenehm bei Bällen und Landpartien gewiß auf einen Kavalier zählen zu dürfen, der ihr den Shawl trug und das Garnknäulchen aufhob; zu ihrem Glücke aber trug es nicht bei. Ihr Herz lag noch tief und unberührt, und ſo wie ſie die frühern Jünglinge, die ungebrochenen Herzens, wenn auch anſcheinend tief betrübt, geſchieden waren, leichten Sinnes hatte ziehen laſſen, ſo nahm ſie auch jetzt Herrn v. Plümers meiſt ſtumme Beweiſe von Verehrung ſehr unbefangen auf. Ihre

Schuld war es nicht, wenn ihm nicht klar wurde, daß er nicht ihr Ideal ſei.

Wie freute ſie ſich hier der goldenen Freiheit, mit der ſie zumal in der Frühe allein hinausziehen durfte! Denn, dank einer thätigen Mutter, Eugenie kannte den Zauber der Morgenſtunden, den friſchen, köſtlichen Hauch der Frühe, wo Gottes Odem noch unverwiſcht über der Erde liegt.

Ehedem, da ſie eine größere Stadt bewohnt, hatte ſie ihre Frühſpaziergänge auf Nachbars Gärtchen beſchränken müſſen; hier aber wollte ſie herrliche Entdeckungen machen!

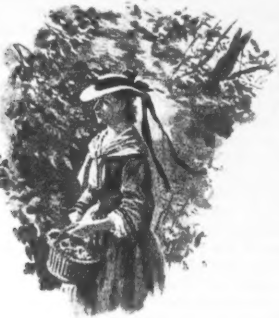
Vorſichtig und diplomatiſch erkundigte ſie ſich in den nächſten Tagen nach dem Weg zu der Ruine. „Den wollte ich Ihnen doch nicht raten, allein zu ſuchen, Fräulein Eugenie,“ ſagte Herr von Plümer; „der eine über den Rührhof, der von Dippelsburg herführt, iſt weit und langweilig; der durch den Wald von hier aus aber ſchwer zu finden. Wenn ich Ihnen meine Begleitung anbieten darf . . .“ — „Danke, danke,“ ſagte Eugenie ſchnell; „ich warte lieber, bis wir einmal Beſuche haben.“ — „Sie ſehen auch wirklich blutwenig oben,“ verſicherte der Aſſiſtent. „Die Ruine nimmt ſich in der Ferne weit romantiſcher aus; ein Stückchen zerbröckeltes Gemäuer, ein verſchütteter Keller, ein viereckiger Turm, der keine Treppe mehr hat, — das iſt alles. Jeden Sommer, höre ich, machen die Dippelsburger eine große Partie zu der Ruine, wo dann ein Bierwirt mit einer kleinen Reſtauration hinaufkommt.“ — „Das iſt mir ganz unausſtehlich,“ eiferte Eugenie, „wenn ſie die ſchönſten, ſtillen Orte, wo die Natur und die Vergangenheit noch ihr Heiligtum haben, entweihen und verderben mit Kneipen und Biertrinken.“ — „Ich verſichere Sie aber, Fräulein,“ entſchuldigte Herr von Plümer, „man wird in der That durſtig, ſelbſt in der göttlichſten Einſamkeit, wenn man zwei Stunden Wegs bergauf macht.“ — „Gewiß, und ein Glas Bier nebſt einem guten Stück Käſe ſchmeckt auch im heiligen Waldesdunkel,“ beſtätigte der Oberförſter. „Nein, auch vollends Käſe!“ rief Eugenie empört mit glühenden Wangen zu herzlichem Ergötzen des Oberförſters, der, um ſie wieder zu verſöhnen, von dem neuen hübſchen Wagen ſprach, den er kaufen wolle, um mit ihr und der Mama ausfahren zu können.

„Uebermorgen mache ich die erſten Beſuche in Dippelsburg,“ fuhr er fort; „da müſſen wir uns freilich noch mit der alten Jagddroſchke behelfen, in der nur Mama neben mir Platz hat. Wir hören dann aber gleich, wo etwa Töchter ſind; die nächſten Beſuche kannſt du mit Mama allein machen.“

Während Mama in Gedanken ihre Toilette für den Beſuch ordnete und ſich beſann, ob der Shawl oder die neue Mantille paſſender ſein werde, machte Eugenie in der Stille ihren eigenen Plan. Ihr eilte es ganz und gar nicht mit den Anſtandsviſiten in Dippelsburg, obſchon ſie zu Zeiten ſehr gern und heiter teilnahm an Bällen und Landpartien, ſelbſt wenn — o Schrecken! — auf letzteren Käſe verſpeiſt wurde. Zunächſt ſtand ihr Sinn nach der Entdeckungsreiſe zu der Ruine, und ſie fürchtete doch, trotz aller elterlichen Nachſicht, dazu nicht Erlaubnis zu erhalten.

Es iſt eine eigentümliche, tiefgewurzelte Idee aller Landbewohner, die in die Stadt reiſen, daß man gar nicht früh genug ausgehen könne, um die Leute in der Stadt doch ja gewiß, wenn nicht noch in den Betten, ſo doch am Waſchtiſch oder beim Frühſtück zu treffen. Demgemäß hatte auch die Frau Oberförſterin vor der erſten Ausfahrt nach Dippelsburg ſich noch bis nachts zwölf Uhr mit Anſtalten und Ausrüſtungen für die Reiſe eines Tages beſchäftigt; ſämtliche Garderobe bis aufs Taſchentuch bereit gelegt; den Frühſtückstiſch geordnet, ja ſogar ſich im Vorrat gewaſchen mit einer Gründlichkeit, als ob ſie nicht jederzeit eine Dame wäre, die ſich gewaſchen hatte; — in der Nacht hatte ſie wohl dreimal die große goldene Taſchenuhr des Gemahls repetieren laſſen, und früh mit grauendem Tage waren ſie abgefahren mit allerlei Tröſtungen für die zurückbleibende Eugenie. Den Aſſiſtenten hatte der Oberförſter ſchon tags zuvor in ein entferntes Revier mit einem Auftrag geſandt, der ihn einige Tage fernhielt, da es die Mama doch nicht für paſſend fand, ihn ganz allein mit Eugenie zu laſſen.

Eugenie ſah den Abfahrenden beruhigt nach; dann eilte ſie in ihr Zimmer hinauf, badete das verſchlafene Geſichtchen in friſchem Waſſer und flog munter wie ein Vogel die Treppe hinab, im grünen Morgenkleid mit Sommerhut und Sonnenſchirm; trotz ihrer Verachtung irdiſcher Nahrung neben dem Naturgenuß trug ſie doch etwas trockenes Obſt und ein paar Brötchen neben Eichendorffs Gedichten in ihrem Körbchen, da ſie ja nicht wiſſen konnte, wie lang die Reiſe dauern würde. Drunten waltete Chriſtine, die langjährige Dienerin des Hauſes, welche, obgleich ſie gegen Waldeinſamkeit die gründlichſte Abneigung hegte, doch ihre Herrſchaft hierher begleitet hatte, nun aber alle Tage erklärte, hier präſtiere ſie's nicht, wiewohl man hätte denken ſollen, Umgang auf dem Niveau ihrer Bildung könne ſie allenthalben finden. Heute wollte ſie die Abweſenheit der Herrſchaft



mit einem gloriöſen Putzfeſt feiern; ſie hatte bereits Thüren und Fenſter des Wohnzimmers geöffnet und angefangen, die Möbel hinauszuſtellen, und kommandierte dabei das neu angeſtellte Dorfmägdlein in gewaltiger Weiſe. „Chriſtine, ich geh' ein bißchen ſpazieren und komme vielleicht erſt etwas ſpät zurück; Sie darf keine Angſt haben!" rief Eugenie. „Hab' auch keine," brummte dieſe, „man iſt's ja von Ihnen ſchon gewöhnt; iſt mir nur um die naſſen Kleider."

Wie friſch und fröhlich flog Eugenie über das Wieſenland und drang ein in den jungen grünen Wald, in dem es noch recht dämmerig war! Der ganze herrliche Zauber der Einſamkeit umwebte ſie; junge Mädchenträume, anmutig, farbig und geſtaltlos wie Nebelbilder, zogen an ihr vorüber, keine klaren, beſtimmten Wünſche. Sie hätte wohl kaum gewußt, was ſie wünſchen ſollte; war ihre Jugend doch ſo ſorglos und ſo heiter! nicht ein Mißklang in all ihrem jungen Leben, keiner wenigſtens, der nicht leicht wie eine Sommerwolke von einem friſchen Lüftchen hätte verweht werden können. Zog wohl auch ein tieferer, ernſterer, heiliger Gedanke durch ihre Seele, als ſie dahinſchritt unter den hohen Bäumen, die ſo oft ſchon, nicht mit Unrecht, die „Kirche von Gottes eigener Hand" genannt wurden? — Es iſt für die Jugend nicht ſchwer, fromm zu ſein; es braucht ſozuſagen keinen Anſatz dazu; fromme und frohe Gefühle fließen leichter ineinander als ernſte, ſtrenge Naturen oft glauben. Aber — eben deshalb iſt auch die Jugend wieder bald zufrieden mit ſich; den ahnungsvollen Blick in das Land der Verheißung nimmt ſie ſo gern für den Beſitz ſelbſt und vergißt den Ernſt der Worte: Du ſollſt Gott lieben von ganzer Seele, von allen deinen Kräften; — ſie gibt dem lieben Gott willig und ohne Widerſtreben, aber nur das, was ſo von ſelbſt abfällt.

Am Eingang des Waldes begegnete Eugenie einem Holzhacker. Sie hatte noch kein oberförſterliches Gewiſſen; ſie beſann ſich gar nicht, ob es nicht ein Holzdieb oder gar ein Holzfrevler ſein könnte. Es war ihr ſehr lieb, daß er ihr auf ihre Frage den Weg zum „Turm", wie ihn das Volk nannte, ziemlich genau bezeichnen konnte, und friſch und leicht ſtieg ſie bergan, höher und höher. So tief mitten im Walde war ſie noch nie allein geweſen.

Endlich drang ſie durch einiges Geſträuch und ſtand nun auf dem kleinen, freien Platz dicht vor der Ruine. Von der Burg ſelbſt war nichts mehr vorhanden als eine zerfallene Mauer mit leeren Fenſterbögen und verſchüttete Keller; aber die Mauern des viereckigen Turms ſtanden noch unverſehrt.

Seltſam! Eugenie war, ſoweit es ſich mit einer echten Mädchennatur verträgt, ein ganz furchtloſes Weſen; von der Mutter vielfach getadelt, von ihren Freundinnen bewundert wegen ihres Mutes und ihrer Unerſchrockenheit. Sie wagte ſich gefährlich weit hinaus auf Berge und Klippen, ſchaukelte höchſt verwegen und übermütig in einem kleinen Kahn auf tiefem Waſſer; ging unnötig nahe an Pferden und Wagen vorüber und konnte ganz gemütlich den Kopf eines eingeſpannten Ochſen, der ihr im Wege ſtand, beiſeite ſchieben, um paſſieren zu können: — hier aber, ſo ganz allein dieſem Geſtein gegenüber, faßte ſie plötzlich ein namenloſes Grauen, noch verſtärkt durch eine Blindſchleiche, die aus dem Geröll der Burgmauer herausſchlüpfte. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, wieder plötzlich umzukehren; auch graute ihr nun ſogar vor dem einſamen dunkeln Wald, und es war ihr, wenn ſie jetzt zurückeilen würde, als müſſe dann etwas ganz Grauenhaftes aus dem Burgkeller hinter ihr her kommen.

Sie ſtand wie gebannt. Keine Seele weit und breit. Die obere Einfaſſung des Turmes glänzte hell im Sonnenſchein; wenn ſie doch da oben wäre, hinausblicken könnte weit ins Land, ſo müßte alles Grauen in der Morgenſonne zerfließen, und ſie konnte dann gewiß leichten Mutes zurückkehren!

Nur die kahlen Mauern des Turmes ſtanden noch, ſtatt der Treppe war eine hohe Leiter angelehnt; raſch, um nicht wieder auf eine Blindſchleiche zu ſtoßen, erſtieg ſie Eugenie; die Leiter reichte zwar nicht ganz hinauf, aber ſie konnte ſich leicht vollends auf die breite Mauer ſchwingen, wo man ziemlich bequem ringsum gehen konnte, geſchützt von einer niedrigen Bruſtwehr.

Eugenie atmete freier da oben; doch wagte ſie, die ſonſt nie Schwindel kannte, nicht recht, außen am Turm gerade hinunterzublicken. Die Fernſicht war nicht bedeutend; zwiſchen waldigen Hügeln durch ſah man ein Stück blaues Gebirge, einige Türme von Dippelsburg, etwas von der Landſtraße, ſonſt nur Wald, wieder Wald, ſchönen, grünen Wald. Sie atmete in vollen Zügen die freie Morgenluft ein; über ihr Grauen von vorhin lächelte ſie jetzt auf ihrer Höhe, wo ſie die unheimliche Burgmauer von oben überblickte. Die Sonne brannte allmählich; ſie wollte nun herab und ohne alle Furcht nach Hauſe gehen. Aber, — wie ſie nun hinunterſteigen wollte, — da fand ſie den Abſtand von der Mauer auf die oberſte Sproſſe der Leiter zu tief; halten konnte ſie ſich nirgends; ſie war gewiß, daß ſie beim erſten Verſuch den Tritt verfehlen und hinunterſtürzen würde. Sie wollte es doch probieren, wieder und wieder, — es kam ihr immer unmöglicher vor, ſie konnte nicht.

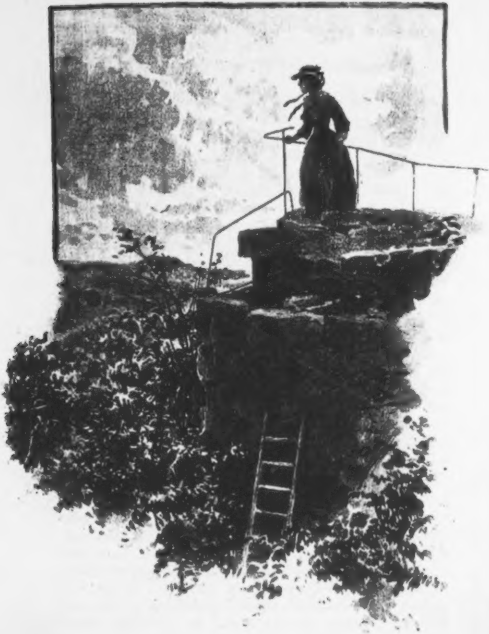
Und da ſtand ſie, allein oben auf dem Turm, keine Seele weit und breit, keine Wohnung, keine Menſchenſpur! Konnte es nicht Tage, Wochen anſtehen, bis ein Menſchenkind hier herauf kam? Sie rief einigemal, — aber nirgends eine Antwort. All ihr Heldenmut war dahin; ſie war nur ein verzagtes Mädchen. Niemand wußte daheim, wohin ſie gegangen; vor Nacht kehrten die Eltern nicht zurück; der Aſſiſtent war fort, — von dem aber hätte ſie ſich auch nicht gern hier finden laſſen; ſie konnte ſich nicht recht vorſtellen, in welcher Attitüde er ihre eigentümliche Lage da oben betrachten würde. Es kam ihr ſchon eine Ewigkeit vor, ſeit ſie auf dieſe Höhe gebannt war; die Sonne machte ihr Kopfweh. Eine grauenvolle Geſchichte fiel ihr ein, welche ſie einmal geleſen von einer Engländerin, die eine Pyramide erſtiegen und die, ſie wußte nicht mehr aus welchen Urſachen, nicht mehr herab konnte, vergeſſen wurde und oben verhungern mußte. Das Körbchen mit den Lebensmitteln hatte ſie ja auch unten auf der Steinbank vor dem Turme ſtehen laſſen!

Troſtlos ließ ſie wieder ihre Augen hinausſchweifen über den einſamen Wald; da — täuſchte ſie ſich nicht? — hörte ſie unten Geräuſch, nicht wie von einem Vogel oder Wild; eine Geſtalt brach durch die Zweige, nicht ein Ritter in ſilberblankem Harniſch, auch kein rauher, biederer Köhler oder Weidmann, wohl aber ein ſchlanker junger Mann in Reiſekleidern, der auf einem ziemlich unwegſamen Pfad den Berg heraufklimmte, auf der entgegengeſetzten Seite, von der ſie gekommen war.

Ein neuer Hilferuf erſtarb in mädchenhafter Scheu vor der ſeltſamen Situation, in der ſie ſich befand; der Jüngling unten aber hatte ſchon mit Erſtaunen die ſchlanke Mädchengeſtalt oben im grünen Kleide mit wehendem Schleier bemerkt. „Allein, ſchöne Waldfee?“ rief er, geſteigert von dem ungewöhnlichen Anblick, als er ſich durchgearbeitet hatte und nun auf dem Raſenplatz vor dem Turme ſtand.

Eugenien war im Augenblick aller romantiſche Schwung genommen und das Weinen ſtand ihr am nächſten; doch flößte ihr der Unbekannte Vertrauen ein und erſchien ja wie vom Himmel geſendet. „Ich . . . habe mich hier verſtiegen . . .“ ſagte ſie verlegen und bemühte ſich, nicht zu weinen; „ich komme nicht mehr herunter . . .“ Der junge Mann trat indes von der andern Seite an die Ruine und überſchaute mit einem Blick die geringe und für das Mädchen doch unüberwindliche Schwierigkeit. Ohne lange Reflexionen erſtieg er die Leiter, die zum Glück ſtark und feſt war. „Bitte, ſtützen Sie ſich auf mich!“ bat er und faßte Eugenie, die von Angſt und Schreck ganz zitternd und hilflos geworden war, mit ſtarken Armen auf.

In Romanen pflegt nun zwar die gerettete Jungfrau eine federleichte Laſt zu ſein, ganz ſo fand es hier der Retter doch nicht. Eugenie war ſchlank und biegſam, aber geſund und kräftig, und es bedurfte keiner geringen Anſtrengung von ſeiten des jungen Mannes, halb führend, halb tragend ſeine Gerettete glücklich bis auf den Boden zu bringen. Die Probe jenes Ritters, der ſeine Geliebte die ſteile Schloßtreppe hinauftragen mußte, hätte er noch weniger als dieſer beſtehen können. Retter und Gerettete ruhten nun auf der Steinbank. Eugeniens ſonſt ſtets fröhliche, ſichere Haltung, all' ihr Mädchenübermut war in dem



Augenblick dahin. Erſchöpft von der ausgeſtandenen Angſt, gedemütigt von der ſeltſamen Lage, in welche ſie ihre Unbeſonnenheit gegenüber einem gänzlich Unbekannten gebracht hatte, fühlte ſie ſich wie ein ſchwaches Kind und hatte immer noch mit dem Weinen zu kämpfen. Das ruhige, achtungsvolle, wirklich chevalereske Benehmen ihres Retters tröſtete ſie allmählich; er that alles, um ſie zu beruhigen, und mit dem ſichern Inſtinkt eines Frauenherzens fühlte ſie ſich geborgen neben ihm, trotz der Eigentümlichkeit dieſer Begegnung.

Sie hatte ſich bald ſoweit gefaßt, daß ſie ihm erzählen konnte, wie ſie zum erſtenmal ihren Frühſpaziergang von Altenhauſen aus zu der Ruine gemacht und wie ſonderbar ängſtlich ihr dort oben zu Mute geworden ſei, ſo daß ſie nun und nimmer hätte den Entſchluß faſſen können, herabzuſteigen. „Es iſt nicht das erſte Mal, daß mir's ſo ging,“ ſagte ſie in plötzlicher Erinnerung; „vor zwei Jahren ſprang ich einmal im Uebermut über ein ſchmales Brett, das Waſſerarbeiter über das reißende Wehr gelegt, und getraute mir nicht mehr zurück, bis endlich meine Freundin einen Fährmann brachte, der mich herüberholte.“ — „Da iſt es freilich bedenklich, Fräulein, Sie ſpazieren gehen zu laſſen,“ meinte lächelnd der Unbekannte. „O, Sie halten mich gewiß für recht leichtſinnig und unbeſonnen!“ rief errötend Eugenie.

„Wenn ich Ihr Vater oder Ihr Bruder wäre,“ ſagte der junge Mann mit einigem Nachdruck, „ſo hätte ich allerdings vielleicht einige Einwendungen gegen ſolche einſame kühne Wanderungen.“

Eugenie errötete noch tiefer; abermals kam ihr beinahe das Weinen. Das klang ja wie Tadel, faſt wie ein Verweis; wie viel galanter würde ſich in dieſem Falle der Aſſiſtent ausgedrückt haben! Und doch, ſonderbar, der Unbekannte verlor dadurch nichts in ihren Augen; ſie fühlte ſogar jetzt noch mehr eine Sicherheit, ein Vertrauen, das ihr wohlthat bei dem eigentümlichen Beiſammenſein, zu dem ſie hier der Zufall gebracht. Da ſie die Augen tief geſenkt hatte, ſo konnte ſie nicht bemerken, daß die Blicke, mit denen der Fremde ihr junges, erregtes Geſichtchen betrachtete, wenn auch lauter und klar, ſo doch keineswegs tadelnd oder väterlich waren.

„Aber ich muß nach Hauſe,“ rief ſie, ängſtlich aufſpringend; „es iſt gewiß ſchon entſetzlich ſpät!“

„Bald neun Uhr,“ ſagte er lächelnd, indem er auf ſeine Uhr ſah. Dem Mädchenblick Eugeniens, die neben aller Erregung doch gar gern etwas über den Stand ihres Retters zuſammenkombiniert hätte, entging es nicht, daß es eine koſtbare Cylinderuhr an ſeiner goldener Kette war.

„Iſt's möglich? ich glaubte, es ſei längſt Mittag,“ rief ſie erleichtert; „nur um ſo beſſer!“ Und ſie ſtrich ſich die Haare zurecht, knüpfte den Hut und nahm das Körbchen mit dem noch unberührten Inhalt; denn zu eſſen wäre ihr trotz aller Erſchöpfung unmöglich geweſen.

„Erlauben Sie, Fräulein, daß ich Sie begleite, bis Sie des Weges ganz ſicher ſind?“ fragte ehrerbietig der Unbekannte. Eugenie fühlte ſich immer noch von allem Mut und Unternehmungsgeiſt verlaſſen und nahm gerne die Begleitung, ſogar den Arm des jungen Mannes an. Es blieb aber etwas Beklommenes in ihrem Ton; ſie hatte ihm geſagt, daß ſie von Altenhauſen hergekommen ſei; aber ſie kam nicht dazu, ihm ihren Namen zu nennen, wie ſie auch den ſeinigen nicht erfuhr. Sie redeten wenig, doch klang ihr ſeine wohllautende Stimme wie Muſik in den Ohren, als er mit Reiſegeſchichten und Schilderung fremder Wälder ſie ruhiger zu ſtimmen ſuchte. Er fand mit ſicherem Inſtinkt den Weg, den er nie gegangen; den halbwelken Strauß von Waldblumen, den Eugenie im Hinaufſteigen geſammelt und nun vergeſſen hatte, trug er in der Hand, — jetzt kamen ſie an die Waldlichtung, wo der Weg zum Kloſter offen lag. „Nun danke ich Ihnen herzlich,“ ſagte Eugenie mit einiger Verlegenheit, indem ſie ſeinen Arm losließ, „Sie haben ſo unendlich viele Mühe mit mir gehabt . . .“ Der Fremde hatte ein hübſches kleines Sträußchen aus Immergrün, ein paar frühen Maiblumen und wilden Hyazinthen gepflückt. „Darf ich

Ihnen den kleinen Erſatz für Ihre welken Blumen geben?" fragte er ſchüchtern. „Danke," ſagte Eugenie leiſe; „nochmals den beſten Dank!" fügte ſie etwas lauter hinzu. „Leben Sie wohl, Fräulein!" ſagte der unbekannte Ritter, und raſch, faſt eilig, ohne ſich umzuſehen, ging Eugenie dem Kloſter zu; nur einmal, als ſie ſchon an den Häuſern war, wandte ſie den Kopf; ihr war, ſie ſehe die dunkle Geſtalt noch am Eingange des Waldes. Schnell, als habe ſie ſich auf Unrechtem entdeckt, flog ſie vollends die Steintreppe hinauf, nach Hauſe.

Wie wenig ſtörte ſie das Gebruddel der alten Chriſtine; wie wenig beachtete ſie, daß dieſe in einer Art von Rachegefühl wegen des unnötigen Spaziergangs nichts zu Mittag gekocht hatte als Waſſerſchnitten, ein bei Eugenien ſonſt höchſt unbeliebtes Gericht! Sie wußte gar nicht, was ſie aß; ſie war nur froh, als ſie in ihr Stübchen flüchten und, nachdem ſie ſich umgekleidet, auf den Fenſtertritt ſetzen konnte, wo ſie noch erregt hinüberſchaute auf den Wald und auf die Burg und erſt allmählich ihre vielbewegten Gedanken in Ordnung brachte.

Nach und nach erſchien ihr zwar ihr Abenteuer auf dem Turme mehr in komiſchem, als in tragiſchem Lichte; oft mußte ſie lachen, oft tief erröten, wenn ſie das Ganze noch einmal durchdachte. Aber über dem allem, über Beſchämung und Aerger über ſich ſelbſt, lag doch ein Gefühl von ſüßem wunderbarem Glück, ein Glück, das ſich nicht begründen und nicht beſchreiben ließ. Er hatte ſich doch gar zu ſchön, gar zu ritterlich benommen; in ſo feiner, achtungsvoller Weiſe ihr über alles Peinliche der Situation weggeholfen, — wer er wohl ſein mochte? War es nicht unfreundlich, daß ſie ſich ſo raſch von ihm losgemacht? Hätte ſie ihm nicht ſagen ſollen, wer ſie ſei, ihn nicht einladen ſollen, die Eltern ſpäter zu beſuchen? Aber es war doch auch ſchön, daß er, ohne ſie zu kennen, an ſie geglaubt; ſie trotz des einfachen Morgenkleides behandelt hatte, wie es nur eine Königin in dieſer Lage hätte verlangen können! War er wohl in den Wald zurückgegangen? Wird ſie ihn je auf Erden wiederſehen? O, welche Menge von Fragen für ein neunzehnjähriges Herz! Kaum fand ſie Zeit, abends unten das Zimmer und das Abendbrot für die Heimkehr der Eltern bereit zu machen; es war herrlicher Mondſchein, ſie ſtieg wieder in ihr Zimmer hinauf. Zauberhaft hob ſich der Turm der Ruine aus der Waldesnacht; jetzt mußte das volle Mondlicht ruhen auf dem grünen Raſen vor dem Turm, — ſie träumte nicht mehr von dem Ritter und Kloſterfräulein; ſie träumte andre gar wunderbare Geſchichten, ſüß und ſelig, vom Wiederfinden; dann wieder tief wehmütige, — vom Nimmerwiederſehen. Recht roh erklang dazwiſchen des Friedrichs kräftiger Peitſchenknall vom Hof und die gellende Stimme der Chriſtine: „Sie kommen!“

Die Eltern kamen äußerſt befriedigt von dem Ausfluge zurück; die Mutter wußte erſtaunlich viel zu erzählen. Die Fahrt war glücklich geweſen; der erſte Aufenthalt im Gaſthof, bis man anſtandshalber Beſuche machen konnte, etwas langweilig, die Leute aber ſcharmant. „Du biſt überall eingeladen,“ erzählte die Mutter in heller Freude; „bei Oberamtmanns iſt eine ganz artige Tochter, ſie werden uns nächſtens beſuchen und dich mitnehmen zu einem Ball.“ Es gab ſo viel zu ſagen und zu berichten, daß Eugenie gar keine Lücke gefunden hätte, ihr Abenteuer einzuſchalten, was ihr eigentlich eine rechte Erleichterung war.

Der Oberförſter, eine behagliche, geſellige Natur, wenn er einmal aufging, hatte überall das Glück, „äußerſt artige Leute zu treffen, mit denen er ſich vortrefflich unterhielt,“ und bald vereinte er ſich mit der Mutter im Lobe eines ungemein höflichen, angenehmen jungen Mannes, den ſie zufällig in der Poſt getroffen.

„Wirklich ein ſehr netter junger Mann,“ verſicherte die Mama, als ſie in ihrem Bericht glücklich durch alle Beſuche durchgeſegelt und wieder zum Gaſthof zurückgekehrt war.

„Ja, ja, haſt recht,“ ſtimmte der Papa bei, „ein ganz geſcheiter, wohlunterrichteter Menſch; muß ſchöne Reiſen gemacht haben; ein gar artiges Benehmen; möchte wiſſen, wer er iſt; hörte ihn nach ſeinem Kutſcher fragen.“

„Eine große Seltenheit,“ meinte wichtig Mama, „wenn gegenwärtig Leute noch mit eigener Equipage reiſen; ich hielt ihn zuerſt für einen Forſtmann, weil er einen Eichenzweig am Hut trug.“

„Bewahre, ein Forſtmann iſt es nicht! das hört unſer einer beim dritten Wort,“ ſagte der Oberförſter; „auch hört' ich, daß er dem Zimmermädel aufgab, ſie ſolle acht haben auf die Waldblumen in ſeiner Stube; einem Forſtmann ſind Waldblumen gerade nichts ſo Rares mehr; aber was Militäriſches hat er in ſeiner Haltung . . .“

„Sicher ein inkognito Reiſender; hätteſt du nur den Wirt ein bißchen gefragt . . .“

„Na, ſo wichtig iſt mir's im Grunde doch nicht, und was gerade ein fremder Prinz oder ruſſiſcher Spion in Dippelsburg zu ſchaffen hätte, weiß ich nicht; ich meinesteils bin müde, Schatz, und möchte bald zu Bett.“ Das blieb dem Papa unverwehrt; er war ſchon gewöhnt, daß Eugenie und die Mutter hier und da noch eine Weile im Wohnzimmer ſitzen blieben, um zu plaudern, und diesmal blieb Eugenie gar zu gern. Der geheimnisvolle Fremde, obwohl er allem nach durchaus nichts Geheimnisvolles gethan oder geſagt, war der Frau Oberförſterin erſtaunlich wichtig, und ſie ahnte nicht, mit welchem Intereſſe ihr Töchterlein jedes Wort ihrer ziemlich breiten Beſchreibung in ſich trank, von den dunkelblonden Haaren und blauen Augen bis zu der ſchwarzen Seidenweſte und der goldenen Cylinderuhr mit feiner Goldkette: — das mußte ja ihr Ritter ſein!

„Ich meinte, ihn einmal vom Wirt ‚Herr Walter‘ nennen zu hören,“ fügte die Mama bei; „das iſt eben ſo ein Name, wie ihn Leute führen, die inkognito reiſen; wie käme ein ſimpler Herr Walter zu eigener Equipage?“ — „Es iſt der Erbprinz von den Malabaren!“ rief jetzt der Oberförſter, der gern Ruhe gehabt hätte, aus dem Nebenzimmer; „ſein Großpapa hat eines ſchönen Morgens all ſeine Geſchwiſtrige gefreſſen; da hat man den jungen Mann zu ſeiner Sicherheit auf Reiſen geſchickt. Geht nur einſtweilen ins Bett und beſchlafet die Sache!“

Eugenie hatte nichts dagegen, ſich zurückzuziehen, wenn auch von Schlaf noch lange keine Rede war. Wie wunderbar, daß er nun mit den Eltern zuſammentreffen und unbekannt ihre Zuneigung gewinnen mußte! So konnte es nicht für immer vorüber ſein. Aber die Vermutungen der Mutter über ſeinen hohen Stand fielen ihr wieder ſchwer aufs Herz; was half ſie alles, wenn er ſo vornehm war! Endlich legte ſie ſich zur Ruhe, wache und Schlummerträume floſſen ineinander; bald ſah ſie ſich mit gebrochenem Herzen als eine edel Entſagende, bald auf einem verborgenen Landhaus als heimliche Gemahlin eines Prinzen; dann wieder an ſeiner Seite mit dem Diadem der Fürſtin auf einem Balkon, unten eine jubelnde Menge, welche die freie Wahl ihres Herrſchers ehrte. Alte, böſe Schwiegermütter und feindliche Hofintriguen kamen freilich auch in den Träumen vor, und Eugenie mußte lächeln, als ſie erwachte und im klaren Morgenlicht hinüberſchaute auf Wald und Ruine. „Warum ſollt' es denn gerade ein Prinz ſein?“ fragte ſie, ihre eigene abenteuerliche Phantaſie verſpottend, und aus der Tiefe ihres hoffenden Herzens rief es: „Um ſoviel beſſer, wenn es keiner iſt! vielleicht iſt er ein Flüchtling, ein Verbannter; wie ſchön, ſein flüchtiges Los zu teilen, ſich mit ihm zu bergen in

Einer Hütte tief im grünen Walde,
Wo die Rehlein graſen auf der Halde
Und die Fiſchlein ſchwimmen in dem See.

Die Mutter hätte gar nicht nötig gehabt, ihre Eugenie ſo zu bedauern wegen ihrer Einſamkeit; dieſe Einſamkeit war reich und belebt genug für all die nächſte Zeit.

Glücklicher Fund.

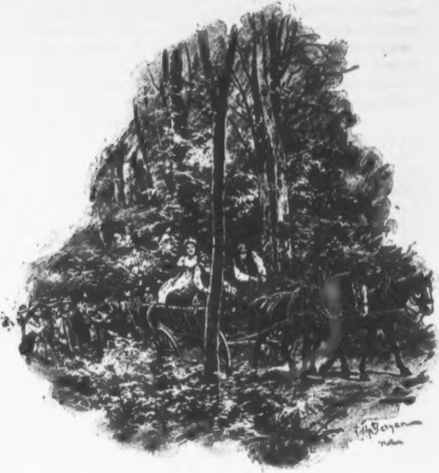
Oberamtmanns hatten den Beſuch heimgegeben, begleitet von ihrer in der That überaus artigen Tochter Karoline; ſie hatten mit unwiderſtehlicher Zuvorkommenheit Eugeniens Eroberung gemacht, und ſich auf die früher ſchon halb gegebene Erlaubnis der Eltern berufend, ſie mit ſich zur Stadt genommen, wo in nächſter Zeit die große Partie nach der Burg mit Muſik und Abendball ſtattfinden ſollte.

Es war edel und ſelbſtverleugnend von Fräulein Karoline, daß ſie die ſchöne, blühende Eugenie ſich zur Geſellſchaft einlud; denn ſie war bis jetzt unbeſtritten der Stern erſter Größe zu Dippelsburg, nicht daß ſie ſo beſonders ſchön geweſen wäre, ſie war mager und etwas zu brünett; aber ſie verſtand ſich ſo vorteilhaft zu kleiden, daß man eigentlich nie darauf kam, ob ſie ſchön oder häßlich ſei. Sie war das Modejournal von Dippelsburg; ſie arrangierte Maskenzüge und Sprichwörterſpiele; protegierte neu auftretende junge Mädchen und wußte unbefugte Eindringlinge in die Geſellſchaft, höhere Schreiners- oder Sattlerstöchter und dergleichen, auf paſſende Weiſe wieder hinauszuſchieben. Aber ſie hielt Eugenie als neuen Stern für viel ungefährlicher, wenn ſie unter ihrem Schutz, als wenn ſie auf eigene Hand aufträte. Eugenie dachte auch nicht entfernt daran, Karolinens Herrſchaft zu ſchwächen; neidlos überließ ſie ihr die Huldigungen des Aſſiſtenten, den ihr gar zerſtreutes, kühles Weſen in letzter Zeit beleidigt hatte, — die Mädchen ſchloſſen trotz großer Verſchiedenheit eine ganz gemütliche Freundſchaft zuſammen, wie das bei Mädchen, die unter einem Dache ſind, faſt unvermeidlich iſt.

Man lacht viel über dieſe leichtgeſchloſſnen Mädchenfreundſchaften. Gar oft haben ſie freilich wenig tiefen Grund, doch entſpringen ſie aus natürlicher Herzensfreundlichkeit, aus der glücklichen weiblichen Eigenſchaft, äußerlich gegebene Verhältniſſe auch mit dem Herzen zu adoptieren. Es iſt wahrhaftig auch nicht lauter Geiſtesernſt und Herzenstiefe, wenn Knaben, Jünglinge und Männer ſich oft ſchwerfällig, langſam aneinander anſchließen! Die Töchter von Geſchwiſtern, von Jugendfreundinnen werden meiſt wieder Herzensfreundinnen zuſammen; ſo pflanzen ſich natürliche Bande in freundlicher Weiſe auf lange Generationen fort. Alten Freunden gelingt es dagegen ſelten, ihre Söhne wieder zu Freunden zu machen, ſei es natürliche Schwerfälligkeit, ſei es ein geheimer Trotz, der ſich keine Freundſchaft oktroieren laſſen will. — Als Knaben machen ſie Köpfe und wiſſen nichts miteinander anzufangen; als Studenten gehn ſie wieder ihre eigenen Wege und haben ihre beſondern Verbindungen, wie denn überhaupt poetiſche Freundſchaften, dergleichen unſre Väter hatten, der männlichen Jugend heutzutage abhanden gekommen ſcheinen.

Fehlgriffe gibt es freilich bei leicht geſchloſſnen Freundſchaftsbündniſſen. Auch Karolinens Freundſchaft war nicht von großem Vorteil für Eugenie; ihre Unterhaltung und ihr Intereſſe drehten ſich ausſchließlich um Toilettenfragen, um Neuigkeiten der Stadt Dippelsburg und der Reſidenz, in der ſie heimiſch war, und vor allem um Aufmerkſamkeiten, die ihr ſchon erwieſen worden waren; um Körbe, die ſie ausgeteilt oder doch hätte austeilen können. Eugenien waren eigentlich all dieſe Dinge ziemlich gleichgültig geweſen, und ihre Seele war noch friſch und jung, mit der echten Jugend, die nicht vieler äußeren Hilfsquellen zur Freude bedarf, wenn ſie nur harmlos nippen kann am Becher des Genuſſes. Natur und Poeſie, und die Ahnung wenigſtens, die Sehnſucht nach dem, was der Natur und Poeſie die rechte Weihe gibt, und die fröhliche Uebung häuslicher Pflichten hatten ihr Leben ausgefüllt. Jetzt erſt gewann ſie ein Intereſſe für Putz und Modegeſpräche und beſann ſich auf vergeſſene Huldigungen verſchollener Forſtamtsaſſiſtenten, auf ſchmeichelhafte Aeußerungen, die ſie da und dort flüchtig gehört, die man auslegen konnte, wie man wollte, — ſie wollte doch auch etwas mitzuteilen haben. Von dem Abenteuer im Walde da ſchwieg ſie aber ſorgfältig; dazu ſtand ihr Karoline lange nicht nahe genug.

Gar zu gern hätte ſie etwas über den intereſſanten Unbekannten erfahren; war er doch über Nacht im Gaſthof geweſen, eine ſo anziehende, ſo bedeutende Perſönlichkeit! Es konnte nicht anders ſein, man mußte in Dippelsburg allenthalben von ihm reden. Zuerſt griff ſie die Sache ganz fein an, fragte, ob häufig fremde Reiſende hierher kämen. „Nicht viele, daß ich wüßte,“ meinte Karoline, „wie denn überhaupt hier nichts ge-



ſchieht; obgleich die Stadt ſchon ziemlich groß iſt, ſo ſpricht man doch drei Wochen lang von jeder neuen Brautſchaft und ſpringt ans Fenſter, wenn eine Chaiſe raſſelt. Wüßte auch kaum, was fremde Reiſende hier zu ſuchen hätten.“

„Meine Eltern trafen kürzlich auf der Poſt einen fremden

Herrn, der dem Vater beſonders gefiel; der mit eigener Equipage reiſte," ſagte Eugenie in erſtaunlich gleichgültigem Ton. „Weiß nicht, wer das war" ſagte Karoline in wahrer, nicht erheuchelter Gleichgültigkeit, „intereſſante Fremde ſind überaus ſelten bei uns." Es war Eugenien rein unbegreiflich, daß nicht ganz Dippelsburg noch in Bewegung ſei wegen der rätſelhaften Erſcheinung.

Die ſchöne Landpartie auf die Ruine kam zuſtande. Dippelsburg war groß genug, um verſchiedene Koterien zu haben; diesmal nahmen nur die erſten Beamten und „die Herren von der Regierung" teil; die Sache hatte aber doch einen recht ländlichen Anſtrich. Wer nicht gut zu Fuße war, der fuhr bis zum Eingang des Waldes; von da aber ging es aufwärts in geordnetem Zug; voran der Wagen mit Bierfäßchen, ein treuer Leitſtern, holpernd und polternd auf dem unebnen Weg. Ein dickköpfiger Junge des Bierwirts und eine reizende Hebe in ſchreiendem Roſakleid ſaßen auf den Fäßchen, wandelbar und unſicher, wie die Fortuna auf dem Glücksrad; dann folgte die Stadtmuſik von Dippelsburg: Flöte, Klarinette, Trompeten und Hoboe, und ſpielte die allerneueſten Walzer; ſodann die fröhliche Geſellſchaft in verſchiedenen Gruppen.

So empört Eugenie geweſen war über die Entweihung der Waldeinſamkeit durch Bierfäßchen und Käſegenuß, ſie konnte nicht umhin, das Lager oben am Fuß der Ruine luſtig und ſelbſt romantiſch zu finden, wo die Biergläſer kreiſten unter fröhlichem Geſang; wo junge Damen große Verheerungen in Margueriten, zu deutſch Gänſeblumen, anrichteten, denen ſie allerlei geheimnisvolle Fragen ſtellten, wo lichte Gewänder ſchimmerten durch grünes Gebüſch und aufmerkſame Kavaliere nachlockten, um zu helfen bei botaniſchen Forſchungen; wo ſie ſelbſt, ziemlich gleichgültig gegen die Aufmerkſamkeiten, die man ihr als einer neuen Erſcheinung widmete, unter einer Eſche ruhte, hinaufſchaute an den grauen Turm und lebte in der Erinnerung an jenes wunderbare Begegnen. Auch Blümchen zupfte ſie verſtohlen: „wiederſehen oder nicht?" — „Wiederſehen" verhieß das letzte Blättchen. „Er liebt mich?“ — „mit Schmerzen,“ war die rührende Antwort.

„Ein Fund, meine Herren und Damen!“ rief ein junger Doktor, der gewiſſermaßen den luſtigen Rat der Geſellſchaft vorſtellte, und hielt im Triumph ein verwaſchenes, zerknittertes Papierblättchen in die Höhe, das er vom Boden aufgehoben. „Wer hat dies fliegende Blatt den Winden gegeben? Ein Dichter ſcheint vor Zeiten hier geweilt und dies Blatt zu unſerm Benefiz hinterlaſſen zu haben. Bitte um Stille!“ Und mit möglichſtem Pathos hob er an zu deklamieren:

Du ſtandſt auf Turmeshöhen
Und ſchauteſt in das Thal,
Da hab ich dich geſehen
Zum allererſtenmal.

Da hab' ich dich getragen,
Ein Kind, in meinem Arm,
Dein Herz, das fühlt' ich ſchlagen
An meinem jung und warm.

Da hab' ich dich verloren
Und blieb im Wald allein,
Da hab' ich dich erkoren
Und bin auf ewig dein.

O, dürft' ich wiederſehen
Dich hier im Walde grün
Und leiſe dir geſtehen,
Wie ich dein eigen bin!

* * *

Die Geſellſchaft lauſchte dem Vortrag mit mehr oder minder Aufmerkſamkeit. Einige hielten es für ein eingeſchmuggeltes Produkt des Doktors, der ſchon einmal ins Wochenblatt ein Gedicht „An Sie!“ hatte drucken laſſen; man konnte ſich zwar den Gegenſtand dieſer Poeſie nicht vorſtellen, zerbrach ſich aber auch den Kopf nicht darüber. Karoline hätte ſie gern auf ſich bezogen, konnte aber durchaus keinen Zuſammenhang mit den Details des Gedichtes und ihrer Perſon auffinden; ſie war ihres Wiſſens niemals auf Turmeshöhe geſtanden, auch nicht in neuerer Zeit als Kind in irgendwelchem Arm getragen worden.

Eugenie aber ſaß mit geſenktem Haupt und glühenden Wangen; ſie wagte nicht, aufzuſehen, weil ſie glaubte, aller Augen müſſen auf ſie gerichtet ſein; alle erraten, daß ihr dieſe Dichtung galt, und daneben durchzog ſie ein ſüßes, warmes Gefühl von Glück. — Wie mangelhaft auch die Poeſie ſein mochte, kein Mädchenherz wird gleichgültig bleiben bei dem erſten Gedicht, das ihr gilt; ſie hätte eine Welt darum gegeben, das Blättchen zu bekommen. Das konnte ſie natürlich nicht; die Verſe aber, die ſie nur einmal gehört, behielt ſie auswendig bis zu ihrem Lebensende; es gibt Dinge, für welche Mädchen ein ganz erſtaunlich gutes Gedächtnis haben.

Allmählich merkte ſie doch, daß niemand ahnte, wie gut ſie die Bedeutung dieſes fliegenden Blattes verſtand, und miſchte ſich wieder fröhlich unter die andern.

Lachen und Luſt wurden lauter, je tiefer die Sonne ſank; der Doktor erſtieg den Turm und hielt unter großem Beifall eine Volksrede; fand auch, glücklicher als einſt Eugenie, das rechte Gleichgewicht zum Hinabſteigen, was wirklich verwunderlich war in Anbetracht des von dem Herrn konſumierten Biers. — Eugenie hörte nicht viel von allem, nicht viel vom Singen, Muſizieren und Scherzen auf dem Heimwege; ihr klangen nur die Verſe des ſo wunderbar gefundenen Blättchens durch den Sinn. Auch auf dem kleinen Ball, der zum Schluß der Feierlichkeit noch gehalten wurde, war ſie ſtill und zerſtreut und zog ſich im allgemeinen das Urteil zu: „Eine hochmütige Kreatur, die ſich einbilden wird, ſie ſei von Adel, weil ihr Vater Oberförſter iſt.“

Karoline konnte ſie ſich nicht anvertrauen, ſo ſehr ihr das Herz überwallte vom Drang, das Geheimnis dieſes wunderbaren Fundes in eine befreundete Seele zu gießen. Karolines Geplauder, wie die Franziska ſo unverſtändig ſei, Roſa zu tragen zu ihrem blauroten Teint, und wie das weiße Kleid der Anna ſo gelblich ausgeſehen und wie ſcharmant die Frau Kommerzienrätin gegen den Doktor geweſen, weil jetzt ſeine Praxis zunehme und ihre Sophie bereits ſechsundzwanzig ſei, — nein, das war kein Schlüſſel, der Herzen erſchließt! — Sie entſchlief endlich leiſe flüſternd:

O, dürft' ich dir geſtehen,
Daß ich dein eigen bin!

Wiederſehen.

Eugenie war wieder zu Hauſe; leichter als je ſchickte ſie ſich in die Waldeinſamkeit, die zwar mehr und mehr durch Beſuche unterbrochen wurde, zu großem Vergnügen der Frau Oberförſterin. Auch die Mutter des Herrn v. Plümer beſuchte ihren Sohn einmal auf ein paar Tage. Es war eine ganz hübſche alte Dame, der die Landluft recht wohl that, da ſie daheim eine elende Manſarde bewohnte, nur um den Aufenthalt in der Reſidenz und eine dementſprechende Toilette möglich machen zu können. Ihr weißes Blondenhäubchen und graues Seidenkleid, ſowie ihre Morgentoilette waren ſtets untadelig; recht mit Genuß ließ ſich die Frau Oberförſterin von ihr gründlich belehren über alles, was man trage, nicht mehr trage und vielleicht bald tragen werde, und hörte dafür geduldig die gründliche Geſchichte der vielen ſchrecklichen Krankheiten an, welche Frau v. Plümer ſchon durchgemacht, und welche ſie nur erzählte, um zu beweiſen, daß ſie eigentlich eine ungeheuer gute Natur habe, die alles das überwinden könne.

Herr v. Plümer hatte wohl früher ſchon gefunden, daß ihm ſeine Mutter ſehr gut zu Geſicht ſtehe. Er gefiel ſich ungemein, wenn er ſeine hübſche, ſchlanke Geſtalt in kindlicher Zärtlichkeit zu ihr herabbeugte, oder wenn ſie ſich an ihn lehnte und er mit den Schleifen ihres Häubchens ſpielte. Daheim bei ihr, in der Manſarde, waren freilich ſeine Stellungen nicht immer ſo kindlich, chevaleresk und anmutig, wenn er ſich auf ihrem kleinen Sofa wälzte und die Beine in die Höhe ſtreckte; — er war darum doch kein Heuchler, ſondern ſogar eine Art von gutem Sohne. So gerne ſeine Mutter der Frau Oberförſterin von ihren Krankheiten erzählte, ſo gern unterhielt ſie Eugenie von den Tugenden ihres Sohnes, die meiſt negativer Art waren. Er war kein Säufer, kein Spieler, ja nicht einmal ein Raucher, und ſo ungeheuer gutmütig, daß er ſeinem Vetter einmal eine Butterbrezel geſtohlen hatte, um ſie einem armen Jungen zu ſchenken. Es war verwunderlich, wie gelaſſen Eugenie bei den Schilderungen dieſer Vorzüge blieb, ja, wie ſie immer kühler wurde gegen den edlen Sohn.

„Die Frau v. Plümer ſtreicht ja ihren Sohn gewaltig bei dir heraus,“ ſagte lachend die Mutter, als ſie eines Abends mit Eugenie in ihr Stübchen hinaufſtieg, um ihre Garderobe oben aufzubewahren; „ich weiß eigentlich nicht, warum du gegenwärtig ſo beſonders ſchnippiſch und kurz angebunden gegen ihn biſt; ſei mir nicht zu übermütig, Mädchen! Herr v. Plümer iſt ein ganz braver Menſch; der Vater meint, er könne es bald zum Revierförſter bringen. Wenn die Mutter auch nicht reich iſt, ſo iſt er dafür der einzige Sohn; auf den Adel lege ich eben keinen Wert; aber zu verachten iſt er auch nicht . . .“

Eugenie ſaß bei ihrem Tiſchchen an dem Fenſter, das den Blick auf die Ruine hatte, ihr Haupt in beide Hände geſtützt; mit einemmal erhob ſie ihr tieferglühtes Geſicht und ſah die Mutter an mit einem Blick, den dieſe noch nie bei dem Kinde geſehen. „Mutter, und wenn der Aſſiſtent der ſchönſte Mann auf der Erde wäre, und ein Graf, oder ein Fürſt, — Mutter, ich wollte ihn doch nicht!“ — „Wie, weißt du etwas Unrechtes von ihm?“ — „Nein, Mutter,“ ſagte ſie leiſe, „aber ich weiß etwas Beſſeres von einem andern.“ Und nun folgte, während ſie ihre Augen zudeckte, um nicht geſehen zu werden, die ganze Erzählung jener Rettung vom Turme, des gefundnen Liedes im Walde, — ach, es war alles ſo bald geſagt, und Eugenie hatte doch vorher geglaubt, es ſei eine ganze lange, wunderbare Geſchichte, die ſie der Mutter zu vertrauen habe.

Wenn es Frau Horſtig einmal gelang, das Gebirge kleiner, äußerlichen Sorgen, unter denen die Fragen: was ſchickt ſich? und womit werden wir uns kleiden? die erſten waren, — von ſich wegzuſchieben, ſo fehlte es ihr nicht an Ernſt und nicht an Gemüt; ſie hörte mit tiefem Anteil des Kindes Geſtändnis, herzensfroh, daß nicht mehr zu geſtehen war, und ging innerlich in all ihre ſanguiniſchen Träume ein, wenn ſie auch äußerlich kühl und beſonnen blieb; am merkwürdigſten war ihr, daß es derſelbe junge Unbekannte ſein ſollte, der ihr und dem Vater ſo wohl gefallen.

„Nun, Kind, auf ein paar Verſe kannſt du noch keine Brücken bauen, wir wollen's in Gottes Hand legen; etwas Beſonderes war an dem Menſchen, das iſt wahr; aber wer weiß, ob er nicht zu hoch für dich ſteht; wiewohl, — eine Oberförſterstochter . . . .“ — „Bitte, Mutter, ſag nichts mehr darüber; ich glaube ja nichts und erwarte nichts; ich hielt nur für recht, es dir zu ſagen, damit du weißt, warum mir der Plümer ſo gleichgültig iſt.“

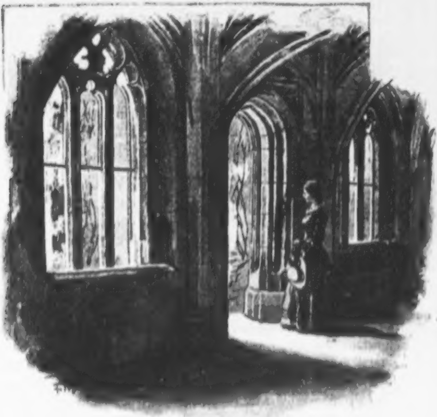
Es iſt fraglich, wer in dieſer Nacht mehr an den Unbekannten dachte, wer glänzendere Luftſchlöſſer baute, die Mutter oder die Tochter.

„Jetzt aber will unſre Frau v. Plümer abreiſen und hat nicht einmal die Merkwürdigkeiten von Altenhauſen geſehen, unſre Kirche und unſer Kloſter,“ ſagte der Oberförſter einige Tage nachher, als der Gaſt ſich zur Abreiſe anſchickte; „heute noch müſſen wir das in Augenſchein nehmen.“ Nun lag der alten Dame zwar nicht erſtaunlich viel an Kloſter und Kirche; aber ſie war doch von der Reſidenz her gewöhnt, alle Merkwürdigkeiten zu beſehen, deren Anblick frei war; ſomit ließ ſie auch dieſe Laſt geduldig über ſich ergehen.

Es war ſchon Abend, als man durch den Reſt alter Kreuzgänge das ſchöne Kirchlein betrat. Herr v. Plümer hatte ſich alsbald an einen grauen Pfeiler gelehnt, von dem ſeine dunkelgrüne Geſtalt vorteilhaft abſtechen mußte. Frau v. Plümer bewunderte pflichtſchuldigſt alles, auf was man ſie aufmerkſam machte, meiſt mit dem Ausdruck: „Es iſt erſtaunlich; und daß die Leute dazumal noch alle katholiſch geweſen ſind!“ Da ſchlurfte der alte Meßner, der die wohlbekannte Familie allein gelaſſen, den Gang herauf; hinter ihm klang der feſte elaſtiſche Schritt eines Fremden, den er noch hereinführte.

„Sie kommen eben noch recht,“ verſicherte er ihn; „in der Abendſonne nimmt ſich das Kirchlein, wie ſchon einige intereſſierte Fremde bemerkt, bereits ganz gotiſch und romaniſch aus.“ In der Abendſonne, die durch das Kirchenfenſter ſtrömte, erblickte aber der Fremde vor allem eine ſchlanke Mädchengeſtalt, auf deren Wangen ein lichtes Rot aufleuchtete; deren Augen heller glänzten als das Abendlicht, wie ſie ihn plötzlich gewahr wurde.

„Fräulein!“ rief dieſer in höchſter Ueberraſchung, ach, er wußte ja nicht einmal ihren Namen! Eugenie fühlte, daß den andern dieſe beiderſeitige Ueberraſchung nicht entgangen war, und gewann Faſſung genug, ihn artig zu grüßen und in leichtem Tone zu ſagen: „Ich weiß nicht, Vater, ob du den Herrn kennſt, oder ob ich euch erzählt, aus welch großer Not und Verlegenheit er mich dieſen Frühling errettet.“ Leicht und ſcherzend wurde nun das Waldabenteuer erzählt. Herr v. Plümer hatte indes ſeine intereſſante Situation an der Säule aufgegeben und ging ziemlich raſchen Schrittes auf und ab, der Oberförſter lachte über das Abenteuer und ſagte: „Das geſchah dem wilden Mädchen ſchon recht; Sie hätten ſie ſollen eine Weile zappeln laſſen. Na, gelt, davon haſt du fein geſchwiegen; weißt wohl, daß ich ſolche Geſchichten nicht leiden kann. Da hat ſie ſich an unſrem frühern Wohnort einmal auch romantiſch über den Fluß rudern wollen, auf eine kleine grüne Inſel, Nachtigallenhain genannt, obwohl mehr Gänſe und Enten als Nachtigallen darauf ſind; hat aber falſch gerudert und wäre glücklich über das Wehr hinabgeſchwommen, wenn nicht der alte Fiſcher hineingewatet wäre und hätte das Schifflein ans Land gezogen! Nun, bedank dich immerhin noch bei dem Herrn; es hätte können ſchlimm ausfallen. Aber, wenn mir recht iſt, haben wir uns ſchon einmal geſehen?“



Mit großem Vergnügen erneuerte der geſellige alte Herr die Bekanntſchaft von der Poſt zu Dippelsburg her, während Herr v. Plümer ſeine Mutter verdrießlich durch mehrere höchſt bedeutungsloſe alte Kirchenſtühle ſchleppte. „Aber, es wird dunkel,“ bemerkte plötzlich der Oberförſter; „was haben Sie für heute noch im Sinn, Herr . . .?“ — „Walter,“ ergänzte der Unbekannte; die Mutter blickte bedeutſam zu Eugenie hinüber. Walter, dachte ſie, das iſt, wie ich geſagt, ebenſo ein Name für ein intereſſantes Inkognito! „Ich habe mich im Weg hierher etwas verrechnet,“ ſagte Walter, „und ging zu ſpät von Dippelsburg weg; doch denke ich noch zu rechter Zeit wieder dorthin zu kommen; mein Wagen iſt in der Poſt.“

„Das freut mich, daß Sie trotz der Equipage nicht vergeſſen, daß Sie eigene Füße haben,“ ſagte der Oberförſter; „für heute aber rate ich Ihnen, nicht mehr weiter zu gehen, als mit uns hinauf ins Forſthaus; ein Nachtquartier finden Sie da zur Not; dann können Sie morgen im Frühlicht Kirche und Kloſter noch ſehen und doch bei guter Zeit in Dippelsburg ſein.“

Aller höfliche Proteſt Walters ſcheiterte an der gaſtlichen Laune des alten Herrn, der ſo gar nicht ahnte, was für zwei glückſelige Herzen er mit ſeiner Einladung machte. Auch die Mutter war glücklich. Wenn nun das nicht eine Fügung des Himmels war! Auch konnte ſie ohne Hausfrauenſchrecken dem unerwarteten Gaſt entgegen ſehen, war doch ſchon der Frau v. Plümer wegen die Küche gut beſtellt, — ſo unterſtützte ſie ihres Mannes Einladung mit aller Freundlichkeit.

Sie gingen hinauf in der Abenddämmerung; Eugenie und Walter fanden ſich zuſammen. Was ſie da geſprochen? O, es waren Worte, höchſt unbedeutende Worte, wenn ſie kühl und tot auf dem Papier ſtehen; aber da waren zwei junge Herzen, die wußten zwiſchen den Zeilen zu leſen. Es ging wunderbar ſchnell mit dem Verſtehen, und wenn Walter auch diesmal nicht fühlen konnte, wie Eugenies Herz ſchlug, ſo wußten ſie doch beide innerlich, wie ſie miteinander daran waren, als ſie eintraten in das alte Forſthaus.

Einen Augenblick nur konnte Eugenie in ihr Stübchen eilen, nur einen einzigen Augenblick; aber er war lang genug, daß ſie mit ſeligem Blick in der ſicheren, ſchönen Ahnung eines nahen, glückſeligen Ausgangs hinausblicken konnte auf ihren lieben Wald, hinauf zum Himmel, und als leiſes Gebet flüſtern:

Dir geb' ich mich in deine Hand,
Daß du mich meinem Lieben gebeſt;
Du haſt geſchlungen dieſes Band,
O, daß du's immer feſter webeſt!

Unten bei der Abendtafel wurde die Unterhaltung, die meiſt zwiſchen dem Oberförſter und dem neuen Gaſt geführt wurde, heiter und lebhaft. Die Rede war auf Walters Reiſen gekommen; er erzählte ſehr anſchaulich und gut, ſo daß es auch Frau v. Plümer erſtaunlich fand; aber die brennende Frage, die mehr noch auf dem Herzen der Mutter als der Tochter brannte, die Frage: „Wer iſt er?“ die war noch nicht erledigt. Eugenie war das völlig gleichgültig, wie ſie glaubte:

Und wärſt du ſelbſt der Niedrigſte geboren,
Du müßteſt dennoch meine Liebe ſein;
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren!

mußte ſie denken. Der Papa ſelbſt ſchien jedoch nicht ganz ohne Neugier. „Wie kommt's, Herr Walter, daß Sie ſchon wieder in Dippelsburg einkehren?“ fragte er, „für einen, der ſo weit gereiſt iſt, ſollte die Stadt gerade nicht viel Merkwürdiges haben.“

Walter wurde dunkelrot, auch Eugenie, die ſich ihrerſeits die Frage ſchon zu beantworten wußte. „Mich hat doch die Gegend in Wahrheit ſehr angezogen,“ ſagte er bedeutſam, „und,“ fügte er mit etwas ſtockendem Ton hinzu, „es lag teilweiſe im Gang meiner Geſchäfte; ich reiſe für ein Frankfurter Haus.“

Fühlte er, daß Eugenies Herzblut ſtille ſtand; daß ihre Mutter war wie mit kaltem Waſſer begoſſen; daß über Herrn von Plümers Züge ein höhniſches Lächeln flog, bei dieſer ſo einfachen, ſo natürlichen Eröffnung? Der Papa allein, deſſen humaner Sinn ſich für alle Stände gleich intereſſirte, blieb unbefangen. „Wirklich?“ ſagte er arglos; „ich bilde mir ſonſt ein, aus kurzem Geſpräch den Stand der Leute zu erkennen, in Ihnen aber hätte ich in der That keinen Kaufmann vermutet.“ — „Es war auch,“ ſagte Walter, „nicht meine Wahl, die mich zu dieſem Beruf führte, ſondern der entſchiedene Wille eines Verwandten, der Vaterſtelle an mir vertreten; doch habe ich gelernt, auch dieſem Stand ſeine angenehmen Seiten abzugewinnen.“

„Gewiß, die ſchönen Reiſen und die ſeltene Menſchenkenntnis, die man dabei erlangt . . .“, meinte etwas ſpöttiſch Herr v. Plümer. „Allerdings,“ ſagte Walter trocken. Der Oberförſter redete unbefangen fort und ließ ſich von Walter mit wirklichem Intereſſe über die Art und Weiſe ſeines Geſchäftsverkehrs, über die Stadt Frankfurt und über den Cyklus ſeiner Reiſen belehren. Er führte aber die Unterhaltung faſt allein; nur die Mama ſuchte hie und da ein höfliches Wort einzuſchalten, und vielleicht war es eine allſeitige Erleichterung, daß Frau v. Plümer, der noch von ihrem vorletzten Schleimfieber her lange Nachtruhe Bedürfnis war, einen baldigen Aufbruch veranlaßte.

Frau Horſtig war beinahe im Begriff, die geſtickte Vorlage und andre elegante Geräte wieder fortzunehmen, mit denen ſie das Gaſtzimmer zweiten Rangs für den intereſſanten Fremdling komfortabel zu machen geſucht hatte; ſie ſchämte ſich aber doch und ließ ſie an Ort und Stelle.

Wie anders kam Eugenie wieder in ihr Stübchen als nur zwei Stunden zuvor! Wie unzufrieden mit Walter, mit dem Schickſal, mit der ganzen Welt, am allermeiſten mit ſich ſelbſt! Ach, ſie hatte ja nie Rang und Reichtum begehrt; ſie wäre bereit geweſen, das Los eines armen Dichters, eines Flüchtlings, irgend eines edlen Unglücklichen zu teilen, aber ein Commis Voyageur! Vergeblich predigte ſie ſich, daß es ein durchaus ehrenwerter Stand ſei; daß alles, was vielleicht manchmal dieſe Klaſſe herabgeſetzt: leichte Sitten, oberflächliche Bildung, geiſtige Flachheit, bei Walter ja gar nicht zutreffe, — es war und blieb eben ein proſaiſcher Strich in ihre poetiſchen Träume und es erſchien ihr als eine Art Falſchheit, daß Walter ihre Gefühle für ihn ſo weit hatte kommen laſſen, eh' er ſeinen Stand genannt. — Sie fand das fromme Gefühl nicht mehr, mit dem ſie ihre Liebe und Zukunft in Gottes Hand gelegt hatte; das eigene Herz, der eigene Wille waren jetzt obenauf, und wäre ſie ruhig und ehrlich genug geweſen in dieſem Augenblick, ſo hätte ſie finden müſſen, wie unlauter dieſe Gottergebenheit geweſen war, wie ſie keineswegs Gottes Willen, ſondern höchſtens eine göttliche Beſtätigung für ihren eigenen Willen geſucht hatte.

Es war früh am andern Tage, als Eugenie nach kurzem Schlummer mit unerquicklichen Träumen in dem kleinen hochummauerten Gärtchen ſtand, das die Oberförſterswohnung umgab. Ein friſcher, kühler Morgenwind wehte um ihre heiße Stirn, das helle Tageslicht war für ihre diesmalige Lage und Stimmung beſſer als romantiſche Mondſcheinbeleuchtung; es zerſtreute allerlei Nebel und ließ ſie einen klaren Blick in ihr Herz und in das Leben thun. Ein männlicher Schritt klang hinter ihr. Commis oder nicht, ſie fühlte denn doch, daß ihr Herz ſtärker ſchlug bei dieſem Schritt, — es war Walter, auch er ſah bleich und verwacht aus, mehr noch als ſie.

„Entſchuldigen Sie gütigſt, Fräulein Horſtig," ſagte er in einem gemeſſenen Tone, den ſie nie von ihm gehört, „wenn ich mir erlaube, eh' ich von Ihren Eltern Abſchied nehme, Ihnen hier Lebewohl zu ſagen und um Ihre Vergebung zu bitten!"

„Vergebung, warum?" fragte Eugenie beklommen, ohne aufzuſehen.

„Es ſcheint, Fräulein," fuhr er freier und offener fort, „Sie haben ſich über meinen Stand getäuſcht. Ich ſagte geſtern, daß er nicht meine Wahl war; doch fiel mir nie ein, mich desſelben zu ſchämen; als ich veranlaßt wurde, ihn zu nennen, ward mir aber klar, daß ich vielleicht nicht ohne Abſicht ſo lange damit zurückgehalten, im dunklen Gefühl, daß er Ihre Geſinnungen gegen mich ändern könnte. Verzeihen Sie alſo, wenn ich mich dadurch einer Täuſchung gegen Sie ſchuldig gemacht, und laſſen Sie mich hoffen, daß die Erinnerung an unſer kurzes Begegnen keine ganz peinliche für Sie ſein möge! Der Commis Voyageur wird Ihre Wege nicht mehr kreuzen.“

In Eugenies Herzen war längſt wieder das reinere, beſſere Gefühl erwacht. „Wie können Sie glauben,“ fragte ſie, und das Auge, das ſie zu ihm erhob, war feucht vor innerer Bewegung, „daß etwas ſo Aeußerliches Einfluß auf meine Gefühle haben könnte?“ Eugenie ſagte mehr, als ſie wollte, in dieſem Augenblick; auch mehr als ſie ehrlicherweiſe ſollte, denn dies Aeußerliche hatte Einfluß auf ihre Gefühle gehabt.

„Ich müßte wenig von der Menſchenkenntnis haben, die Herr v. Plümer mir ſo gütig zugeſtand,“ ſagte Walter, „wenn ich nicht gefühlt hätte, welchen Eindruck geſtern die einfache Mitteilung meines Standes vor allem auf Sie gemacht; ich glaube,“ fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „wenn ich mich als irgend einen gefürchteten Räuberhauptmann, Königsmörder oder Hochverräter enthüllt hätte, es würde Sie kaum weniger erſchreckt haben als der reiſende Kaufmann.“

Eugenies Erröten und geſenkter Blick ſagte, daß er recht hatte, und — ſeltſam, auch diesmal war es wieder eine gewiſſe Ueberlegenheit von ſeiner Seite, die ihn ihr näher brachte und lieber machte, als eine bloß ſchüchterne Huldigung.

„O, Sie verſpotten mich,“ ſagte ſie beſchämt, „gewiß, wenn ich . . .“

„Ich will die großmütige Aufwallung des Augenblicks nicht mißbrauchen,“ begann er wieder, während ſie ſtockte und nach dem rechten Ausdruck rang, „ich darf nicht länger bleiben; aber, Fräulein, erlauben Sie mir noch zu hoffen? — nicht zu erwarten, — hoffen iſt ja nicht viel!“

Sie legte einen Augenblick ihre Hand in die ſeine, die er ihr bittend dargeboten. „Ich muß jetzt hinauf,“ ſagte ſie erglühend und eilte vorüber; — er verlangte im Augenblick keine weitere Antwort.

Entſcheidung.

Es war die ſchöne, wehmütige Zeit, wo der Wald beginnt, ſich bunt zu färben, — wie vor Zeiten die Nonne noch in ihr reichſtes Feſtgewand gehüllt wurde, eh ſie dem Glanz und der Freude des Lebens entſagte für immer. — Im Forſthaus wurde es ſtill, alle Gäſte waren abgereiſt, ſelbſt Herr v. Plümer hatte Urlaub genommen. Er war zu einer Hochzeit geladen, wo er hoffte, ſich vortrefflich auszunehmen; namentlich, dachte er, müßten bei der Tafel die weißgekleideten Brautfräulein, zwiſchen denen er zu ſitzen hoffte, gut zu ihm paſſen, ſeine knappe dunkelgrüne Jagduniform zwiſchen den luftigen weißen Gewändern! Es war damals nämlich noch nicht die ſchöne Zeit, wo die kräftigſte Männergeſtalt zwiſchen zwei Damen höchſtens ausſehen kann wie ein dunkler Hering zwiſchen zwei hellbehängten Tonnen; man konnte damals noch jungfräuliche Geſtalten ſehen und ſchönen Faltenwurf bewundern.

Eugenie dachte nicht viel daran, ob und wie ſich Herr von Plümer ausnehmen werde, ihr Herz war bewegt von ernſteren Gedanken: — Hermann Walter hatte geſchrieben.

Er hatte Eugenies Vater klar und einfach ſeine Verhältniſſe auseinandergeſetzt: ſein Vater, ein niederer Beamter, war frühe geſtorben; ein Vetter ſeiner Mutter, ein ſehr wohlhabender Kaufmann in einer kleinen Stadt, hatte ſich ſeiner angenommen und in jeder Beziehung Vaterſtelle an ihm vertreten. Der unbeugſame Wille dieſes Paten und Vormundes war aber, daß Hermann Kaufmann werden ſolle wie er, um dereinſt ſeine Handlung übernehmen zu können, das alte Erbe ſeiner Väter, auf dem ſie ſich ihren ſicheren Wohlſtand erworben und das er ſo hoch anſchlug als ein Ritter ſeine Stammburg. Hermann, den ſeine Neigung viel mehr zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen trieb, hatte ſich zumeiſt um der Mutter willen gefügt. Der Vetter hatte ihm bereitwillig jeden Weg zu der vielſeitigſten Ausbildung eröffnet, ihm ferne Reiſen und längeren Aufenthalt in großen Städten geſtattet, ohne zu bedenken, daß er dadurch den jungen Mann, wenn nicht ungeeignet, ſo doch ungeneigt zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung mache. Jemehr ſich Hermanns Blick erweiterte für großartige Handelsverhältniſſe, ſein Geſchmack ſich bildete an den geiſtigen Genüſſen großer Städte: deſto weniger war er geneigt, ſich zu begraben in dem dumpfigen Spezereiladen des Städtchens Dietmannsweiler, und nur um dieſem Los zu entgehen, hatte er die Stelle als Reiſender angenommen, da Vetter Bürner ihn in keine Stelle treten laſſen wollte, die ihn feſter und dauernder gebunden hätte.

Er wollte nicht wagen, Fräulein Eugenie eine Zukunft zu bieten, vor der er ſich ſelbſt fürchtete; aber er hoffte durch eine herzliche und beſtimmte Vorſtellung an den Vetter, deſſen Vormundſchaft er zwar entwachſen war, von dem er ſich aber um keinen Preis losſagen wollte, die Einwilligung zur Annahme einer ſehr vorteilhaften Stelle als Buchführer bei einem großen Bankgeſchäft der Reſidenz zu erhalten. „So würde Fräulein Eugenie wenig von dem zu erfahren haben, was ihr den Kaufmannsſtand unangenehm machen kann, und mein Gehalt würde mir, auch ohne Beiſtand meines Vormunds, den ich nicht gerne in Anſpruch nehme, möglich machen, ihr eine Stellung zu bieten, die, wenn auch beſcheiden, ihrer immerhin nicht ganz unwürdig wäre.“

In dem Briefe an Eugenie ließ er ſein Herz ſprechen, ein volles, warmes und reines Herz, ein ernſtes, glaubensvolles Gemüt; es wäre Eugenie nicht mehr möglich geweſen, auf dieſen Brief nein zu ſagen.

Vater und Mutter waren nicht beſonders erbaut von der Werbung; dem Vater wurde es überhaupt ſehr ſchwer, ſich von dem Kinde zu trennen. Er war ein ungemeiner Freund des Beſtehenden; ihm graute vor einem ſo gewaltigen Umſchwung, wie ihn die Heirat ſeiner einzigen Tochter mit ſich bringen mußte; mag auch ſein, daß er ſich unbewußt eine glänzendere Zukunft für ſie gedacht. Bei der Mutter war dies nicht unbewußt. So ſchwer auch ihr die Trennung von dem Kinde fiel, ſie hatte, wie wohl jede Mutter, in der Stille doch keinen lieberen Wunſch für ſie gehabt, als daß ſie eine glückliche Frau werde; aber bei einer glücklichen Frau dachte ſie eben über das Herzensglück hinaus noch an allerlei angenehmes Nebenwerk: Rang und Titel, Familie, Reichtum, — von dem allem war da gar nichts; ſie ſah durchaus keinen Grund, gleich bei dem erſten Antrag ja zu ſagen.

Aber Eugenie geſtand, daß ſie Walter liebe, daß ſie glaube, mit ihm glücklich zu werden. Walters innige Worte, der ernſte, fromme Sinn, mit dem er Gott bat, ihr Herz ſo zu lenken, wie es ſein heiliger Wille ſei, hatten das tiefe und wahre Gefühl ihres Herzens, die echte Poeſie der Liebe wieder erweckt, — und die Eltern waren keineswegs dazu aufgelegt, die Grauſamen zu ſpielen.

„Machet ihr beide es aus miteinander!“ ſagte der Vater; „ich ſehe keinen Grund, warum das Mädchen ſchon heiraten ſoll. Zuletzt aber iſt mir ein Kaufmann, wenn er ſonſt brav iſt und ſicher ſteht, ſo lieb wie ein andrer; hinter einen Ladentiſch würde die Eugenie freilich juſt nicht paſſen.“

„Hinter einen Ladentiſch!“ — der bloße Gedanke verurſachte der Mutter faſt Krämpfe. „Daran muß man jedenfalls entſchieden feſthalten, daß er die Stelle in der Reſidenz annimmt; dann ſehe ich im Grunde nicht ein, warum du nicht ebenſo angeſehen ſein könnteſt wie andre Frauen. Tante Präſidentin freilich und Onkel Oberſts werden ſich ein wenig wundern; aber Kaufmannsfrauen ſind gegenwärtig eigentlich die eleganteſten. Ja,“ fuhr die gute Mama fort, ſich mehr und mehr für die Sache erwärmend, „ich glaube ſogar, daß Heiraten mit Kaufleuten immer mehr aufkommen werden; es gibt wirklich eine Art von Mode auch in ſolchen Dingen. Vor wenig Jahren noch hörte man von nichts als Pfarrersbrautſchaften; Töchter aus den reichſten, vornehmſten Häuſern wollten Pfarrer haben; ſie gingen dann unter in irgend einem verſchollenen Winkel, von wo ſie nur alle paar Jahre auftauchten mit einem Häufchen Kinder und mit Kleidern und Hüten vom vorigen Jahrhundert. — Neuerer Zeit hört man viel mehr von Verbindungen mit

Kaufleuten; hat nicht ſogar Staatsrat Pauls Tochter einen Bankier genommen?“

Eugenie beachtete nicht mehr viel die geiſtvolle Auseinanderſetzung der Mutter; die anziehende Ausſicht, daß man jetzt die Kaufleute „trage“ etwa wie die ſchwarzſeidenen Viſiten, daß auch ſie daher bald nach neueſter Mode ſein werde: — der kühle Welthauch war verflogen. Die friſche junge Liebe, die keinen Rang und Stand kennt, blühte wieder auf in ihrem Herzen; ſie dachte nur noch an ſeine tiefen, dunkelblauen Augen, an ſeine ernſten, innigen Worte. Sie dachte auch über das hinaus an den Felſengrund, auf dem er ſein Haus bauen wollte; ſie fühlte ſich geborgen bei ihm wie damals, als er ſie vom Turme herabgetragen. — Den Brief mit ihrem Jawort ſchrieb ſie oben, an dem Fenſter mit der Ausſicht auf die grüne Waldecke und die Burg, — Hermann ſelbſt konnte dieſen Brief nicht lieber und ſchöner geträumt haben.

Ob des Vaters Brief, von der Mutter inſpiriert, nicht etwas durchfühlen ließ, wie er ſich's zur Ehre zu ſchätzen habe, die Tochter eines Oberförſters zu bekommen, und wie er gar nicht genug thun könne, dieſer Ehre würdig zu werden? — wir wiſſen es nicht mehr; aber als Hermann kam, zum erſtenmal, um die Beſtätigung des Ja von Eugenies eigenen Lippen zu hören und zu — nehmen, da war alles Friede und Freude. Oberförſters waren nach gefaßtem Entſchluß ungemein vergnügt über das glückliche Paar und über ſich ſelbſt; auch fielen ihnen alle Tage neue Geſchichten ein von berühmten und angeſehenen Kaufleuten aus alter und neuer Zeit, die es ſehr weit gebracht. Hatte die Mutter, der ihrer Tochter Glück ſo ſehr am Herzen lag, die ſo reiflich jeden äußern Umſtand erwog, hatte ſie an die Aufgabe der Ehe gedacht, die unſre Trauungsformel ſo ſchön, ſo einfach ausdrückt mit den Worten: „daß eins das andre mit ſich in den Himmel bringe?“ — „Natürlich,“ hätte ſie geantwortet, wenn ihr ſie gefragt: „das iſt ja die Hauptſache“; ſie glaubte das auch und freute ſich der Stellen in Walters Briefen, die für den Ernſt ſeiner religiöſen Ueberzeugung bürgten. Ob aber die Gewißheit, daß er der reiche, vornehme Fremde ſei, für den ſie ihn gehalten, nicht ihren Entſchluß viel raſcher beſtimmt haben würde als die Ueberzeugung, daß er ein gottesfürchtiger Mann ſei, bei dem ihres Kindes edelſtes Teil wohl aufgehoben, — wir wollen es nicht entſcheiden.

Wir finden unter den Frauen unſrer Tage gewiß wenig Freigeiſter, wenig Ungläubige und Religionsſpötterinnen; wohl aber viele, die es ſo gar leicht nehmen mit dem Pfad, von dem geſchrieben ſteht: „Wenige ſind ihrer, die ihn finden.“ Sie wiſſen und glauben es, daß uns ein herrliches, königliches Erbe um unſchätzbaren Preis erkauft worden iſt; ſie wiſſen, daß die ewige Seligkeit oder Unſeligkeit davon abhängt, ob wir dies Erbe erlangen; — aber ſie ſind höchſt beruhigt darüber, ob ſie denn auch auf dem rechten Wege dahin ſind. Sie laſſen ſich's blutſauer werden um viele Dinge; das höchſte und edelſte Gut aber, das meinen ſie, müſſe ſich ganz von ſelbſt geben.

Mögen ſie nicht zu ſpät erſt erwachen aus ſolcher Gleichgültigkeit mit der Frage ſchmerzlichen Erſtaunens: „Herr, wann haben wir dich geſehen, und haben dir nicht gedient?“

Eheſtand.

Und Eugenie ward eine junge Frau, Madame Walter, zu geheimem Leidweſen der Mutter, der dieſe Anrede immer fatal geweſen; doch unterließ ſie nicht, den Verwandten und Bekannten zu bedeuten, daß Walter außerdem, daß er ſeiner Bildung nach eigentlich Profeſſor ſein könnte, auch noch alle Ausſicht habe, einen ſteinreichen Vetter zu beerben und ſpäter ſehr leicht den Titel Kommerzienrat erlangen könne, wenn ihm überhaupt etwas daran liege.

„Nur alles recht nobel!“ war die Loſung der Frau Oberförſterin bei Beſorgung der Ausſtattung; „wir müſſen da wirklich etwas Uebriges thun,“ verſicherte ſie den Vater, „damit man unſre Eugenie ja für keine gewöhnliche Kaufmannsfrau anſieht.“ Der Oberförſter kratzte am Kopf, zog den Beutel und ging in ſeinen Wald. Die Mama aber fuhr in die Reſidenz, — die Läden von Dippelsburg waren lange nicht ausreichend, — ſtürmte ganze Magazine, ließ turmhohe Ballen von Möbelzeug, Vorhangſtoffen ꝛc. vor ſich aufhäufen, Kamelslaſten ins Haus der Tante Obriſtin ſchleppen, wo großer Rat gehalten wurde; ſie durchpilgerte mit mütterlichem Heldenmut Möbelmagazine und Werkſtätten, bis endlich ziemlich die ganze Summe, die der Vater zur Mitgabe überhaupt verwilligen konnte, glücklich aufgebraucht war. Eugenie, die keinen großen Wert auf dieſe Herrlichkeiten legte, erſchrak ordentlich, wenn die Mama wieder mit einer andern Bekannten zuſammentraf, der irgend ein neuer eleganter Unfug von chiffonière, étagère, coin de chambre, causeuse oder chaise longue einfiel, oder was ſonſt zu einer noblen Einrichtung gehörte. Daß die Couſinen bei Oberſts ſpöttiſch lächelten über die Tante, die der mittelmäßigen Partie der Eugenie mit dieſer Eleganz aufhelfen wolle; daß man da und dort die Achſeln zuckte über die Prätenſionen der Bourgeoſie: das ſah die Mama in ihrem Eifer nicht; „nur recht nobel“ war ja das große Wort. Walter hätte ſehr gerne die beſcheidene Bitte ausgeſprochen, ſtatt dieſer übermäßigen Nobleſſe der Einrichtung auch nur eine mäßige Summe baren Geldes zur Mitgabe zu erhalten; aber das wäre ja entſetzlich gemein geweſen und — er mochte ſo viel männliches Selbſtgefühl aufbieten als er wollte, — er konnte der vornehmen Familie gegenüber nicht ganz das drückende Gefühl los werden, daß er geduldet ſei, und bot daher alles auf, nur ja den Kaufmann nicht zu zeigen.

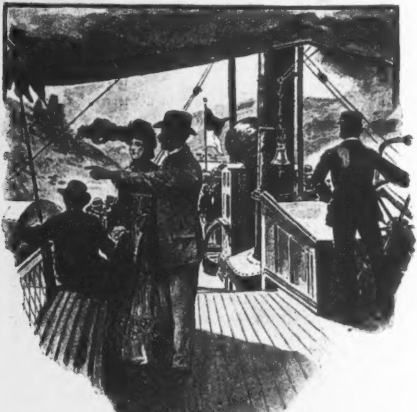
Vetter Bürner in Dietmannsweiler hatte mit väterlicher Güte, wenn auch nicht eben mit Freuden, ſeine Einwilligung zum Eintritt in die Stelle in der Reſidenz gegeben.

„Werde zunächſt weder deiner ehelichen Verbindung mit beſagtem Frauenzimmer, noch dem Eintritt in obengenannte Stelle irgendwelches Hindernis in den Weg legen, wünſche in contrario allen göttlichen Segen. Lebe der Hoffnung, daß du ſeinerzeit noch kontant ſein wirſt, auf hieſigem Platze mein Geſchäft zu übernehmen, das ich mit Gottes Hilfe annoch ſelbſt gedenke fortzuführen. Bleibe inzwiſchen unter wiederholter Anwünſchung göttlichen Segens dein wohlgewogener Vetter.“

Gar gerne hätte Hermann dem väterlichen Freund ſeine Braut gebracht, gewiß, daß vor Eugenies Liebenswürdigkeit vollends alle Bedenken des alten Herrn verſchwinden müßten, aber — allein mit der Braut die ſechs Stunden zu reiſen, das ging doch unmöglich. Die Sitte der Welt iſt ſo unendlich fein geworden; niemand bedenkt, welche innere Gemeinheit der Anſchauung zu Grunde liegt, wenn man dem, dem man ſein Kind für's Leben übergibt, dasſelbe Kind als Braut, wo ſie ihm doppelt heilig ſein muß, nicht zu einem Gang oder einer Fahrt von einigen Stunden anvertraut. — Es hätte alſo eine Ehrenwache mitreiſen müſſen, wer ſollte dieſe ſein? Die Mutter nicht; Walter konnte die Scheu nicht überwinden, ſie in den mit Schnupftabak und Käſe parfümierten Laden eintreten zu laſſen mit dem bloßen Gedanken, daß ſolch ein Los ihrer Tochter möglicherweiſe hätte zugedacht werden können; noch weniger die eleganten Couſinen, deren ſämtliches Patſchouli den gemeinen Geruch nicht überwunden hätte; der Oberförſter, der ſich mit dem alten Kaufmann ſicherlich noch am beſten verſtändigt hätte, konnte nicht abkommen: ſo mußte der Beſuch verſchoben werden bis nach der Hochzeit.

Die Hochzeitreiſe auf dem grünen Rhein, das Ziel von Eugenies Mädchenträumen, war gar ſchön geweſen, lauter Glück und lauter Poeſie. Walter war es von Herzen zufrieden, den Kaufmann, in den er ſich einſt mit Mühe eingelebt und eingearbeitet, eine Weile ganz beiſeite zu legen und nichts zu ſein, als der Gatte einer lieblichen und liebenden Frau; in ihre braunen Augen zu ſehen, ſie leiſe zu umſchlingen, wenn ſie mit auf dem Verdeck ſtand und der Wind ihren blauen Schleier hinauswehte, — doch berührte es ihn zu Zeiten unangenehm zu bemerken, wie ängſtlich Eugenie bemüht war, ja nicht ſeinen

Stand, dieſen guten und ehrenwerten Stand, zu verraten; wie viel lieber ſie für eine Baronin, oder die Frau eines müßigen Touriſten gehalten ſein mochte, als für die glückliche Frau eines gebildeten Kaufmanns. Aber „das iſt eine Schwäche, die ſich geben wird,“ tröſtete er ſich, und war glücklich in der ſchönen Gegenwart. Auch ihm erſchien in dieſem Liebesfrühling ſein Comptoir nicht gerade als ein irdiſches Paradies und doch freute er ſich in den letzten Reiſetagen auf den Einzug in ſein Eigentum; er freute ſich ſelbſt aufs Comptoir, wenn er es auch Eugenie nicht geſtand; auf die beſtimmte Berufsthätigkeit, von



der er ja immer wieder heimkehren durfte in eine glückliche Häuslichkeit.

Sie zogen ein. Die Mutter hatte alles aufs ſchönſte bereitet; ſie blieb nur noch, um das junge Paar zu empfangen und dann mit einer Taſche voll unbezahlter Rechnungen heimzufahren zu dem ungeduldigen Gemahl, der all ſein innerliches Heimweh nach der Tochter in beſtändigem Schimpfen über die unnötige Heiraterei ausließ. Eugenies Entzücken über die niedlich eingerichtete neue Heimat befriedigte die Erwartung der Mutter und ſteigerte noch ihre Bewunderung des eigenen Werks. „Ich verſichre dich, Eugenie, Tante Obriſtin kann jedesmal gar nicht mehr, wenn ſie deine Zimmer ſieht, und die andern Leute können auch nimmer!“ (was die Tante und die Leute nicht mehr konnten, blieb unenthüllt). „Es kam während eurer Abweſenheit ein recht anſehnliches Geſchenk in Geld von Ihrem Herrn Vetter, lieber Sohn, vor dem ich alle Achtung habe; ich dachte ganz in Ihrem Sinn zu handeln, wenn ich darum einen großen Ankleidſpiegel für Eugenie, den prachtvollen Fußteppich in den Salon und grünſeidene Decken auf die Betten anſchaffte.“

Der liebe Sohn lächelte beifällig, doch etwas bitterſüß; er hätte gern des Vetters Geſchenk für die teure Hochzeitsreiſe verwendet.

„Der Teppich iſt wirklich einzig,“ verſicherte die glückliche Mutter wieder; „die Gräfin Kulm kam nachher und fand weit keinen ſo ſchönen mehr, und dann dieſe modernen Couvertüren mit den geſchmackvollen Quaſten, kein Menſch würde dem Bett mehr anſehen, daß es ein Bett iſt!“

„Davon ſehe ich den Zweck nicht recht ein,“ bemerkte Hermann zögernd, „warum es ſchöner ſein ſoll, wenn mein Bett wie ein Billard ausſieht, als wenn es unter einer reinen weißen Decke iſt.“

„Es wundert mich, Herr Tochtermann,“ ſagte ſchon etwas pikiert die Mama, „daß Sie auf Ihren Reiſen nicht bemerkt, wie das Ziel einer noblen Einrichtung iſt, daß man nirgends

Betten ſieht. So könnt ihr alle Zimmer ineinander öffnen und man erblickt keines.“

Warum dies ſo gar ſchön ſein ſollte, erkannte der undankbare Sohn immer noch nicht. Auch Eugenie meinte: „Aber, Mama, daheim habt ihr eine gemütliche Schlafſtube und ſie hat den Leuten wohl gefallen.“ — „Das iſt auf dem Lande, Kind,“ belehrte ſie die Mutter, die ſelbſt erſt in den letzten Wochen wunderbar viel Neues über noble Einrichtung gelernt hatte, „und dann, — dein Vater iſt Oberförſter, das weiß jedermann; er hat nicht nötig, erſt ſeine Stellung zu begründen; bei jungen Leuten iſt das anders. Sie verſtehen mich gewiß, lieber Sohn?“

Der liebe Sohn verſtand ſie, ſein Lächeln war jedoch abermals etwas bitterſüß.

Die Mutter reiſte ab, und der junge Eheſtand begann unter Schutz und Schirm der Tante Obriſtin und der Tante Präſidentin. Zu der gemütlichen Häuslichkeit, nach der Walter ſich ſo geſehnt, wollte es lange nicht kommen. Zuerſt hatten ſie gemeinſame Beſuche zu machen in der Familie, bei Walters Bekannten. Niemand hatte an dem ſchönen Paare etwas auszuſetzen und man begriff die rührende Geſchichte, welche Tante Präſidentin ſo mit halben Worten unter dem äſthetiſchen Teil ihrer Bekannten ausgeſtreut, von einer romantiſchen Liebe, die auf einer Burgruine begonnen; von einer Art von Entführung, ſo daß die Eltern am Ende ja ſagen mußten, um nicht das Herz ihres Kindes zu brechen. Sie ließ das freilich nur erraten in äſthetiſchen Kreiſen, wo es die junge Frau intereſſant machte, ſo daß ſie es desavouieren konnte in ſoliden Familien, wo es Anſtoß erregt hätte. Tante Obriſtin ſchlug in ihrem Kreis keine romantiſchen Saiten an, um der Nichte Eingang zu verſchaffen; ſie ſprach nur von dem reichen Vetter, der mehr und mehr zu einem geheimnisvollen Nabob wurde, oder zu einem Geizhals, der in einer düſteren Spelunke über unermeßlichen Geldſäcken brütet; es war noch gar nicht zu ermeſſen, welch ein Haus ihre Nichte machen würde, wenn beſagter

Geizhals, der allmählich nahezu hundert Jahre alt wurde, einmal die Augen zuthat, was doch unfehlbar geſchehen mußte.

So war der jungen Frau der Weg trefflich gebahnt. Sobald der Cyklus der gemeinſamen Beſuche geſchloſſen war, kamen die Tanten, um ſie in ihren Zirkeln einzuführen. „Wir können Ihnen nicht zumuten, alle dieſe Beſuche noch mitzumachen,“ verſicherten ſie Walter, „und doch wollen Sie gewiß die junge Frau nicht ganz dem Kreis entziehen, den Sie früher gewöhnt war?“ — „O, durchaus nicht,“ verſicherte dieſer und ſchluckte die Pille; er hatte in letzter Zeit ſo viel von Kreiſen und abermals Kreiſen gehört, daß es ihm ſelbſt wie ein Kreis im Kopfe herumging.

Die Frau ſeines Chefs hatte Eugenie huldvoll, aber doch herablaſſend empfangen und zu einer großen Abendgeſellſchaft geladen, in welcher aber nur Kaufleute waren, reiche, elegante, ſcharmante zum Teil, aber — die Dame hatte auch noch mit höheren ariſtokratiſchen Kreiſen Verkehr; es war immerhin beleidigend, daß ſie nicht auch noch eine vornehmere Zugabe dazu genommen. „Sei zufrieden!“ tröſtete Tante Präſidentin; „du ſollſt noch in Salons kommen, wohin die ſtolze Dame keinen Fuß ſetzen darf; laßt euch ja nicht beigehen, in die untere Harmonie einzutreten, wo deines Manns ſeitherige Freunde ſind! Man ſagt, es kommen da auch Leute aus offenen Geſchäften. Freilich, in die obere Harmonie, wohin der Miniſter kommt, wo *wir* ſind, da iſt's unmöglich; es thut mir leid, denn es iſt *ſehr* fein dort. In der mittleren Harmonie ſchon ſpricht und tanzt man nur mit ſolchen, die einem vorgeſtellt ſind; in der oberen aber ſieht man gar niemand an, der einem nicht vorgeſtellt iſt . . .“ — Eugenie fiel unwillkürlich ihre Köchin ein, die einſt ſehr befriedigt von einem Tanz heimkam. „Sie glauben nicht, wie nobel es herging, lauter Bäcker und Sattler! Einen Maurergeſellen, der auch herein wollte, hat man gleich die Stiege hinuntergeworfen!“

„Aber in die mittlere Harmonie,“ fuhr die Tante nach einigem Nachſinnen fort, „in die mittlere Harmonie, wo auch

Oberſts ſind, da muß es gehen! Wird zwar ſchwer halten, aber ich verſpreche dir, es durchzuſetzen.“

So kamen ſie denn in die mittlere Harmonie, die meiſt aus höheren Offizieren, einigen Beamten und Bankiersfamilien beſtand; man ließ die hübſche Frau mit ankommen, das Friſche, Jugendliche ihres Weſens, eine gewiſſe Waldluft, die ſie noch umwehte, machte ihre Erſcheinung neu und anziehend; ſie kam ſogar förmlich in die Mode und wurde mit Einladungen überhäuft. Auch den Mann fand man „recht nett“, doch wurde er mehr geduldet. Walter fühlte das, er ärgerte ſich ein wenig und langweilte ſich ſehr, ließ ſich aber alles gefallen, um die junge Frau „nicht ganz ihrem gewohnten Kreis zu entziehen“; er verlangte nur, daß ſie den Verkehr mit ſeinen früheren Bekannten nicht abbreche. Um es mit dieſen nicht ganz zu verderben, trat er in den Klub der Strohwitwer ein, den junge Kaufleute urſprünglich gegründet, ſolange ihre Frauen in Bädern waren; um dieſem Beiſpiele der Demut zu folgen, ließ dann auch Eugenie ſich bewegen, an einem Kränzchen junger Kaufmannsfrauen teilzunehmen.

Es koſtete Mühe und Zeit, all dieſen Verpflichtungen gehörig nachzukommen und harmoniſch zwiſchen verſchiedenen Harmonien durchzuſegeln; zur rechten Zeit zu protegieren oder ſich protegieren zu laſſen; zu wiſſen, wo es nobel war, einfach oder luxuriös zu ſcheinen oder zu bewirten. Es koſtete erſtaunlich viel Geld nebenher, all das zu beſtreiten, und der hohe Gehalt Walters, von dem er allmählich eine Summe zu eignem Etabliſſement zurückzulegen hoffte, wollte nicht mehr reichen.

Wo war aber die ſchöne Häuslichkeit, der Frieden des eigenen Herdes, den Walter ſich geträumt; wo waren die traulichen Abende, an denen er mit einer gemütvollen, geiſtig regſamen Frau die altgeliebten Studien wieder aufnehmen konnte, denen er zum Teil hatte entſagen müſſen? „Es iſt nur, bis die erſte Zeit vorüber iſt,“ tröſtete ihn Eugenie, wenn er zu Mittag vom Comptoir heimkam und ſtatt eines gedeckten Tiſches ein paar elegante Damen auf dem Sofa ſitzend fand, und, wenn er zu müde war, den Angenehmen zu ſpielen, genötigt war, ſich im Nebenzimmer umzutreiben, bis endlich die Belagerung abzog und die überkochte Mahlzeit genoſſen werden konnte; wenn ihn abends ſtatt einer freundlichen Genoſſin für ſeinen Spaziergang nur die Meldung empfing: „Die Madame ſind zum Thee bei der Frau Geheimrätin“; wenn er am Sonntag, nachdem ſie recht anſtändig und ſchön geputzt zuſammen einen Prediger gehört, der eben in der Mode war, nach einer Flut kurzer Viſiten nachmittags eine Landpartie in zahlreicher Geſellſchaft machen mußte, bei der man zwar mäßig lebte von einem Glaſe Milch und einem Glaſe Bier, aber ebenſo genügſam mit dem Stoff der Unterhaltung war, ſo daß man ziemlich ausgemoſtet nach Hauſe kam und ſeinen Geiſt noch ein wenig auffriſchte durch den Beſuch des Theaters, in das man gehen mußte, um das teure Abonnement nicht vergeblich zu bezahlen.

„Es iſt nur ſo in der erſten Zeit,“ er glaubte das und wartete geduldig wie jener Fremde in London, der einen ganzen Tag lang unter der Thür des Gaſthauſes ſtehen blieb, nur weil er „warten wollte, bis ſich das ärgſte Gedräng verlaufen.“ Das Gedränge verlief ſich nicht, und die andre Zeit wollte nicht kommen.

Und ſtürzte ſich denn Eugenie, die doch in einfachen Verhältniſſen erwachſen war, ganz und gar bezaubert und berauſcht in glückſeligem Taumel in dieſen Strudel des geſelligen Lebens? Ach nein, es wurde ihr oft ein ſchweres Joch, und wer ſie ſo tief aufſeufzen hörte: „Schon wieder,“ wenn eine neue Einladung kam, der hätte recht Mitleid mit der jungen Frau bekommen.

„Aber, bitte, ſo lehne doch einmal ab!“ bat Hermann; „es iſt gewiß nicht ſo unumgänglich nötig.“

„Heute geht's nicht, Lieber,“ verſicherte Eugenie; „ich muß es in Wahrheit für eine Ehre rechnen, daß Frau v. Eichſtett mich einladet, Tante Präſidentin würde mir's nicht verzeihen.“ — „Und morgen?“ fragte Hermann etwas ſpöttiſch. „Morgen,“

ſagte Eugenie pikiert, „hat mich Madame Zwiebel eingeladen; es iſt dein eigener Wunſch, daß ich die Verbindung mit deinen früheren Bekannten fortſetze . . .“

„Und übermorgen?“ — „Nun, du magſt lachen wie du willſt, da muß ich die Majorin Breitkopf mit ihrer Schwägerin einladen, die ſie ausdrücklich zu mir geführt hat. Du weißt, wie intim ſie mit Onkel Oberſts ſtehen. „Ich hoffe dann,“ fuhr die ökonomiſche Frau nachdenklich fort, „ich könne allerlei damit abmachen, die Bartenſtein jedenfalls und Maiers, die paſſen ſchon noch; wenn ich wüßte, daß Madame Rumpel und Madame Steinmann es nicht annehmen, — ich glaube, ſie haben Gäſte — ſo könnte ich die recht geſchickt mit dieſer Einladung wegbringen, die mich ſchon lange drückt . . .“ — „Nun,“ ſagte Hermann lachend, „wenn dir das Ablehnen eine ſo erwünſchte Möglichkeit iſt, glaubſt du nicht auch, deine Bekannten könnten es überſtehen, wenn du hie und da dankteſt?“ — „Wir können uns über dieſen Punkt nie ganz verſtändigen,“ ſagte Eugenie mit Thränen im Auge, „wenn du mir nicht einmal glaubſt, wie oft ich mich nach einer recht guten, ruhigen Zeit ſehne, wo ich an eine ordentliche Arbeit gehen dürfte; wo wir ſchöne, ſtille Spaziergänge machen könnten: aber, ſo iſt eben das Leben in einer großen Stadt, das war ja nicht meine Wahl.“

Es war keine Lüge, wenn Eugenie ſagte, ſie ſehne ſich nach Ruhe; die Poeſie ihrer Waldheimat war nicht ſo ganz erſtickt worden von dem glänzenden Gerümpel, das man geſellige Freuden und Pflichten nennt; ſie dachte oft recht wehmütig an ihren Mädchentraum von Liebesglück. „Wäre er doch ein armer Flüchtling geweſen!“ ſeufzte ſie, „mit dem ich in der Stille eines Waldthales mich hätte verbergen müſſen, oder ein Prediger in einem von Reben umrankten idylliſchen Pfarrhauſe mit einem Blumengärtchen davor!“ So war er allerdings ſehr häufig ein verſtimmter Ehemann, der ſeinerſeits auf Billard, Muſeumsleſezimmer und in Klubs ging, und bei dem ſie immer noch nicht die rechte Zeit und Stunde hatte ausfindig machen können, wann ſie Geld fordern ſollte, eine Aufgabe, die, beiläufig geſagt, viel arme Frauen ihr ganzes Leben lang nicht löſen können. Aber, ſeltſam, bei all dieſer Sehnſucht nach Ruhe mußte ſie doch jeden Morgen darüber nachdenken, „was gibt's heute?“ und fühlte eine unbehagliche Leere, wenn ein paar „uneingeladene“ Tage kamen, wenn ein ſtiller Sonntag gefeiert werden mußte. Sie machten dann wohl einen Spaziergang zuſammen; aber zu ihrer eigenen Pein mußte ſie ſich häufig erſt beſinnen, was ſie mit ihrem Mann eigentlich reden ſollte. Die Geſellſchaften, die ſie zuſammen oder jedes für ſich beſuchten, gaben oft wirklich ſpärliche Ausbeute für die Unterhaltung. Der innere Verkehr, der eigentliche Gedankenaustauſch muß gepflegt werden; es braucht nicht immer Streit, Eiferſucht, nicht eine große Kataſtrophe zu ſein, ſelbſt zwiſchen zwei Menſchen, die ſich lieben, was den Faden des gegenſeitigen Verſtändniſſes abreißt, ſo daß er ſchwer wieder anzuknüpfen iſt.

„Es iſt die Schuld eurer Stellung,“ ſagte Tante Präſidentin, wenn Eugenie ihr einmal klagte über die ewige, anſtrengende Unruhe, „nur eurer Stellung, daß du mit keinem Kreiſe brechen kannſt, und das iſt ſo angreifend; bei uns iſt das viel einfacher.“

War es wirklich nur die Stellung? Und iſt nicht jede Stellung mit ihren Schwierigkeiten eine Aufgabe, die uns von Gott gegeben iſt, und die wir löſen ſollen, alſo daß etwas Rechtes daraus werde zur Ehre Gottes? „Stelle mich, wohin du willſt, mein Gott, wenn ich dich nur noch ſehen kann!“ hörte ich einſt ein frommes altes Weiblein ſagen; ſtand Eugenie ſo, daß ſie ihren Gott noch ſehen konnte? Es ſchienen ſo leicht zerſtreubare Dünſte, die ihr das rechte Lebenslicht verhüllten, und doch verhüllten ſie es und ſie lernte ſich begnügen in einem unerquicklichen Halbdunkel, und es ward ihr ſeltſam zu Mute, wenn ſie einmal wieder blätterte in dem Tagebuch, das ſie nach ihrer Konfirmation angefangen; wenn ſie der ſeligen Zeiten junger Andacht ſich erinnerte, wo ihr das Lied aus tiefſtem eigenem Herzen geſchrieben war:

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu!

und wenn ihr jener Abend in der Brautzeit aufſtieg, wo ſie und Hermann allein im Walde zum erſtenmal zuſammen gebetet hatten.

Es war ſo anders geworden, ſie wußte nicht wie. Ging ſie doch beinahe jeden Sonntag in die Kirche, wenn das Wetter nicht zu ſchlecht und die Hitze oder die Kälte nicht zu groß war; hatte ſie doch, was in jetziger Zeit ſo ſelten iſt, einen religiöſen Mann!

Walter hatte ein frommes Herz. Der Segen einer gläubigen Mutter, einer chriſtlichen Jugenderziehung hatte ihn auch noch aus der Heimat begleitet, er hatte ſich ſeines Gottes nicht geſchämt, — was, wie der alte Rieger ſagt, eine Erſcheinung iſt, die nur bei Chriſten vorkommt, bei Heiden und Türken nicht —. Gottesfurcht war es, welche unter allen Gefahren, die vielleicht gerade ſeinen Stand beſonders bedrohen, ſein Herz rein, ſeine Jugend unbefleckt erhalten hatte; — aber er hatte in all ſeiner Umgebung wenig Anklang gefunden; ſein Leben war ein unruhiges und heimatloſes geweſen in der letzten Zeit, und ſo ging es ihm faſt wie jenem Baron, der verſicherte, er habe viel Religion, mache nur keinen Gebrauch davon! Aber ein Suchen und Sehnen war ihm geblieben, und war es auch zunächſt nur ſein eigenes warmes Menſchenherz und nicht die Himmelsſehnſucht geweſen, die ihn zu Eugenie geführt, ſo hatte er doch wirklich gehofft, in ihr die Seele zu finden, mit der er ſeinen Weg zum Himmel ſuchen könne. Von daheim gewöhnt, in der Frau die Pflegerin des heiligen Feuers auf dem häuslichen Herde zu ſehen, war er der guten Zuverſicht, daß Glaube und Frömmigkeit die unverlorene Wiegengabe jeder guten Frau ſeien, und obwohl er ſonſt ein Mann war, der gelernt hatte ſich ſelbſt zu führen, ſo wollte er hier doch gerne ſich leiten laſſen von einer lieben treuen Hand und hoffte mit ihr und durch ſie zu erreichen, was ihm bisher noch gefehlt, einen feſten Glaubensgrund, den rechten Frieden. Es war ſein Wunſch wie der ihre, durch Hausandacht, durch gemeinſames Leſen und Studieren der Bibel das innere Leben zu fördern, der Häuslichkeit die rechte Weihe zu geben; als es aber in der erſten Zeit nicht dazu kam, und die andre Zeit nicht kommen wollte, ſo getröſtete er ſich wieder, daß das Herz und gute Grundſätze die Hauptſache ſeien. Er machte, wie Eugenie, faſt jeden Sonntag ſeine Staatsviſite beim lieben Gott; fand die Predigt „gut“ oder „unbedeutend“, und ſie lebten in Frieden, wie man ſo ſagt, und keines fragte das andre, keines wagte ſich ſelbſt zu fragen: „Iſt das das Glück, welches du gehofft und geträumt?“ Ferne, ferne rauſchte der grüne Wald mit ſeinen ſtillen, heimlichen Pfaden; die Stimmen, die ſie dort gehört, konnten ſie nicht mehr vernehmen auf der frequenten Straße, im Getümmel der Menſchen, im Geraſſel der Wagen.

Ein paar Tage ließen ſich denn doch finden, um endlich den Vetter zu beſuchen; und da Dietmannsweiler ziemlich abliegt vom großen Weltverkehr, ſo ward ihnen der ſeltene Genuß, auch wieder einmal allein in eigenem Wagen miteinander hinauszufahren. Es lag etwas Erfriſchendes darin, ohne weiteren Anhang die anmutige, Eugenie noch unbekannte Gegend zu durchfliegen, allein miteinander, in der milden friſchen Herbſtluft; die Herzen ſchlugen wärmer, die Augen ſuchten ſich, die Hände ruhten ineinander, es ward Eugenie unbeſchreiblich wohl zu Mute. „Am Ende wär's doch auch ſchön, draußen in der ländlichen Stille zu leben,“ ſagte Hermann. „Nun, wir wollen nichts ſagen, eh wir Dietmannsweiler geſehen,“ meinte lächelnd Eugenie; ſeit lange zum erſtenmal lehnte ſie ihr Haupt an ihn und ſah müde, aber recht glücklich zu ihm auf. „O, Herz, warum iſt's denn nicht, wie es ſein könnte?“ ſeufzte er. Eugenie ſchmiegte ſich feſter an ihn und drückte ſeine Hand, aber ſie ſchwieg; in ſich den Fehler zu ſuchen, fiel ihr nicht ein, und die Verhältniſſe, dieſen großen Sündenbock, der aller Welt Schuld und Schulden tragen muß, wollte ſie jetzt im Augenblick auch nicht anklagen.

„Viel Konverſation darfſt du vom Vetter nicht erwarten,“ ſagte Hermann vorbereitend; „er iſt ſo ſchweigſamer Natur, daß ich als Knabe drei Jahre lang täglich die Zeitung bei ihm holte, ohne ein einziges Wort von ihm zu hören; als er einmal, während der letzten Krankheit meines Vaters, fragte: ‚Wie geht's deinem Vater?‘ ſprang ich in hellem Erſtaunen heim: ‚Papa, Papa, der Onkel hat g'redet!‘ Bei einer großen Schlittenfahrt hatte er einmal eingewilligt, auf einem Reiber mitzufahren, auf dem noch meine kleine Schweſter Marie ſaß. Bei einer raſchen Wendung ſtieß der Schlitten an eine Ecke und das Mädchen fiel in den Schnee. Der Vetter blieb in Ruhe ſitzen. ‚Aber wo iſt denn die Kleine?‘ fragte erſchrocken der junge Doktor, der kutſchiert hatte, als ſie am Ziel waren.

„‚Runterg'fallen,‘ ſagte der Vetter.

„‚Aber um Gottes willen, warum haben Sie nicht gerufen?‘

„‚Hätt' ich denn deß'twegen reden ſollen?‘ ſagte er ärgerlich; ‚die nach uns werden ſie ſchon aufg'leſen haben!‘“

Eugenie lachte hell auf. „Da dürfen wir uns doch nicht mit Unterhaltung anſtrengen!“ — „Nun,“ fuhr Hermann fort, „hat er nicht viel geredet, ſo hat er doch viel gethan; hat er meine kleine Marie im Schnee liegen laſſen, ſo hat er dafür die Mutter aus Sorge und Armut gehoben, daß ſie dem zarten Kinde nichts durfte mangeln laſſen bis zu ſeinem Tod; er iſt ohne viel Worte der Mutter ein treuer Bruder geweſen und mir ein Vater.“ — „Und hat dich zum Kaufmann genötigt!“ — „Du ſollteſt nicht immer wieder aufregen, Eugenie, was ich ſelbſt einmal überwunden,“ ſagte Hermann mit leiſem Vorwurf; „er hat es gut gemeint und nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen für mich geſorgt. Keiner von den angeſehenen Verwandten, die gemeint: ‚Es iſt ſchade, daß Sie für den begabten Jungen nicht ein gelehrtes Fach wählen,‘ hat meiner Mutter die geringſte Hilfe angeboten.“

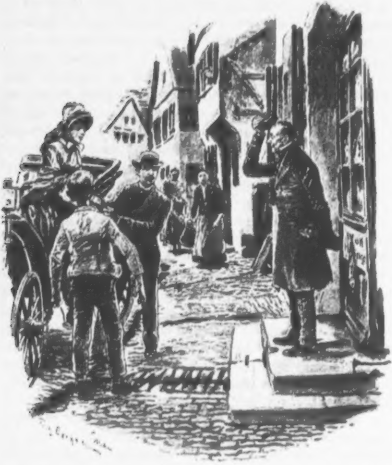
Hermann vergaß alle Verſtimmung; ſeine ganze Kinderzeit wachte auf, je näher ſie der alten Heimat kamen. Da war ja der Fluß, auf dem ſie als Knaben geſchifft in des alten Fiſchers

Kahn, welchen ſie heimlich abgelöſt; dort der Hügel, auf dem er ſeltene Schneckenhäuſer und Muſchelſchalen gefunden; zur Seite die Schlucht, in der ſie einmal nach Schätzen gegraben; hier der weiche grüne Fußpfad, auf dem er die kranke Mutter ſpazieren geführt, wobei er ſich etwas verſchämt und ängſtlich umgeſehen, ob es keiner ſeiner Kameraden bemerke und ihn auslache, daß er ſo ein Mamakindlein ſei, — und da, ja, da lag das alte Städtchen auf Rebenhügeln und ſonnte ſich im Fluß; da fuhren ſie ein durch das uralte Stadtthor, deſſen Flügel ſeit lange nicht mehr bewegt werden konnten, von dem nur noch die alten Pfeiler ſtanden mit großartigen, längſt zerbrochenen Laternen, — aber klein, erſtaunlich klein fand er doch dieſe Häuſer! Da war das Rathaus, das ihm ein ſtolzes Prachtgebäude erſchienen war; dort die Apotheke, von der er gedacht, ſie wäre eine Wohnung nicht gerade für den König, aber doch für einen erſten Miniſter, — wie waren die alle jetzt ſo zuſammengeſchrumpft! Er konnte Eugenie nicht unrecht geben, wenn ſie meinte: „Aber, hör, da iſt ja Dippelsburg eine wahre Reſidenz dagegen!“ Er war freilich nicht zum erſtenmal ſeit ſeinen Kinderjahren hier, aber früher waren die Zwiſchenräume kürzer geweſen.

Alle Fenſter flogen auf, als der Wagen etwas langſam die bergige Straße hinauffuhr und endlich vor dem Hauſe des Vetters hielt, das eins der ſtattlichſten in ſeiner Umgebung war.

Der Herr Vetter in einem abgetragenen, ſchnupftabakfarbenen Comptoirrock trat unter die Ladenthür und lüftete ſein grünſaffianenes Davidskäppchen. „Grüß Gott, Hermann! gehorſamer Diener, Frau Bäschen!“ war ſeine ganze Begrüßung; aber er ſchnupfte öfters und ſchneuzte ſich wiederholt, um ſeine Bewegung zu verbergen. Chriſtian, der Lehrling, ein aufgeſchoſſener Junge, der ſehr lange, dünne Arme aus einem Nankingjäckchen hervorſtreckte, eilte herbei, um ſich beim Abſteigen nützlich zu machen, während Herr Eidenbenz, erſter und zweiter Commis in einer Perſon, unerſchüttert am Ladentiſch ſtand, um einem gaffenden Weib den verlangten Pfeffer abzuwägen.

Daß des Vetters Geſchäft ein ſehr gemiſchtes ſei, ſah man ſchon an den Schaufenſtern: ein langer Hering, am Schwanz aufgehängt, baumelte an der Ladenthür; an den Fenſtern prangten eiſerne Geräte, Gläſer mit Kaffee, Reis und Gerſte gefüllt; Wachsſtöcke, Tabakspäckchen mit „Hurra Koſak“; aufgeklebte Siegellackſtangen, von der Sonne krumm gebogen; ein ſchön rotes Zitzhalstuch und ein Reſtchen eines antiken Weſtenpiqués; kurz,



nützliche Kunſtprodukte und Erzeugniſſe aus allen drei Naturreichen in gewiſſer Symmetrie geordnet. Aus dem Laden, durch den ſie geführt wurden, ſtrömte ihnen ein gemiſchter Duft von Käſe, Schnupftabak, Heringen und Stockfiſchen entgegen. — Eugenie war wirklich froh, daß niemand aus ihren Kreiſen, niemand von der mittleren oder gar von der oberen Harmonie ſie als Gaſt in dieſen Räumen erblickte; ſie nahm ſorgſam ihr blaues Seidenkleid zuſammen, um nirgends anzuſtreifen, als der Herr Vetter ſie mit ceremoniöſer Höflichkeit an zwei vergitterten Ställchen vorüber, wo ſein und Herrn Eidenbenz' Pult ſtand, — der Lehrling arbeitete an einem Tiſchchen in freiem Raum — in die Ladenſtube führte.

„Hier Platz nehmen!“ ſagte er und deutete auf ein ſehr zuſammengeſeſſenes Kanapee mit verſchoſſenem, verſchollenem Sitzüberzug; „man iſt oben noch nicht fertig.“

„Aber hier iſt's freundlich, Herr Onkel!“ rief Eugenie überraſcht; die Fenſter der Ladenſtube gingen hinaus in ein grünes Wieſenthal; Pappeln und Erlen wehten lockend am Ufer des kleinen Bächleins, das er durchfloß.

„Nicht Onkel, nur Vetter,“ entgegnete etwas geſchmeichelt Herr Bürner; „Hermanns Mutter ſelig und ich Geſchwiſterkinder.“

„O, Sie erlauben doch, daß ich Onkel ſage,“ rief Eugenie, die durch die kleine Reiſe in liebenswürdigſter Laune war. „Sie ſehen ſo ehrwürdig aus, viel mehr wie ein Onkel als wie ein Vetter; Sie ſind doch gewiß ſchon älter als mein Papa, der iſt nun bald ſechzig.“

„Bin neunundſiebzig,“ ſagte der Vetter mit der verzeihlichen Eitelkeit des rüſtigen Alters, das mit ſeinen hohen Jahren kokettiert, wie ſiebzehnjährige Mädchen mit ihrer Jugend.

„Iſt's möglich!“ rief Eugenie, in Wahrheit erſtaunt, und ſah mit Verwunderung, wie der Herr Vetter mit einem langen Kehrbeſen bewaffnet, in den Laden ſchritt und mit beſagtem Inſtrument ſtark an die Decke klopfte, worauf ſich oben ein Schieber öffnete und eine etwas gellende Stimme herunterrief: „Kommt ſchon!“ — „Was iſt das?“ fragte Eugenie, die ihm, trotz ihrer

Scheu vor dem Käſegeruch, nachgefolgt war, höchlich amüſiert. „Zwei Löcher,“ bedeutete ſie der Vetter und zeigte ihr die zwei viereckigen Oeffnungen an der Ladenecke oben, die gewöhnlich mit einem Brettchen verſchloſſen waren; „eins in die Küche, eins in die Stube; habe der Hannebine gerufen.“ — „Das iſt ja allerliebſt,“ ſagte Eugenie; „da konnten Sie mit der ſeligen Tante ſich vom Laden aus unterhalten!“ — „Habe mich nicht mit ihr unterhalten.“ — „Nun, aber doch geredet?“ — „Gar nicht, wir haben oft einen Tag lang nichts geredt und ſind ganz gut Freund geweſen; ſie hat geſehn, was ich gethan hab' und ich hab' geſehn, was ſie gethan hat; was braucht's da noch Redens?“

So viel hatte der Vetter lange nicht geſprochen; Chriſtian, der Lehrling, ſah ganz erſtaunt herüber; Herr Eidenbenz verwunderte ſich längſt über nichts mehr auf Erden. Durch ein geheimes Pförtlein der Ladenſtube trat jetzt Hannebine — eine ökonomiſche Zuſammenziehung von Johanna und Jakobine — ein, mit einem lackierten Theebrett, darauf eine ſchöngemalte Schokoladekanne mit einem roten Aepfelein auf dem Deckel, nebſt Taſſen von demſelben Service und einer ſilbernen Zuckerdoſe. Hannebine, die ſich längſt von der Köchin zur Haushälterin aufgeſchwungen, war von Natur nicht ſo ſchweigſam wie ihr Herr. Gegen Eugenie aber trat ſie mit einer gewiſſen beleidigten Würde auf; ſie konnte ihr ſchwer verzeihen, daß ſie nicht hatte nach Dietmannsweiler ziehen wollen, was ihr doch für das „beſte Plätzchen auf der Welt außer dem Himmel“ galt; Hermanns herzliche Begrüßung, der ihr ſeine Frau vorſtellte, verſöhnte ſie einigermaßen. „So, das iſt Ihne Ihre Frau; na, iſt recht viel von Ihne, daß Sie doch auch einmal zu uns nach Dietmannsweiler gekommen ſind!“ Eugenie nahm den Stich nicht ſchwer und ſtrengte ſich über Kräften an, die Schokolade zu bezwingen, die durch reichlich viele Eierdotter gehörig dick gemacht war.

Jungfer Hannebine zog ſich zurück, da ſie heute ein Treffen liefern wollte, wie ſie ſeit lange zu keinem Veranlaſſung gehabt; es war eine ſeit Jahren nicht mehr gehörte Muſik in der Küche: Fleiſchklopfen, Mörſerſtoßen, Reibeiſenraſſeln, Schaumſchlagen, Butterrühren, Schmalzgepraſſel.

„Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein.“

Hannebine verſöhnte ſich mit der jungen Frau nur, weil ſie ihr Gelegenheit bot, einmal wieder ihre alten Künſte zu üben. „Die ſoll ſehen, ob man in Dietmannsweiler ein Gaſteſſen herſtellen kann! Wird's denen nicht wohlthun nach der hungrigen Reſidenz, wo der Kreuzerweck einen Groſchen koſtet, und wo ſie den Nachtſchatten kriegen vom ungeſchmalzenen Eſſen. Madele, träuf die Ente! Lisle, Sie iſt ſo gut und ſchöpft den Krebsbutter ab.“ Hannebine verſah ſonſt den Dienſt allein mit Hilfe eines unterjochten Nachbarmädchens; heute aber waren noch ungewöhnliche Hilfstruppen aufgeboten worden.

Hermann erlöſte ſeine Eugenie von der Schokolade und führte ſie in den Garten des Onkels; der war mit einer Mauer umgeben, in vier gerade viereckige Beete geteilt, die reichlich angepflanzt waren mit Kohl und Kohlraben, gelben Rüben und Bohnen und allem nur denkbaren Küchengewächs, eingefaßt mit Rabatten, darinnen Ritterſporn und Aſter nebſt rotem Fuchsſchwanz und etlichen Levkoien wuchſen. Inmitten des Gartens ſtand ein ſteinernes Gartenhaus, ſo ſchweigſam wie der Vetter ſelbſt; eines jener alten, geheimnisvollen Häuschen, wie ſie von früheren Zeiten her noch in Gärten und Weinbergen ſtehen; Häuschen, die ſich ſelten eröffnen beim Tageslicht, in denen man ſich aber zur Geiſterſtunde vier geſpenſtiſche Philiſter mit Zöpfchen vorſtellen muß, die einander gegenüberſitzen und mit geiſterhaften, ſpitzen Kelchgläſern anſtoßen.

„Aber ich bitte dich,“ ſagte Eugenie, als ſie um alle vier Beete herumſpaziert waren, „wie haſt du's ausgehalten in dieſem Neſt, wo ſelbſt die Gärten noch Langeweile atmen?“ „Ich verſichere dich,“ ſagte Hermann, beinahe beleidigt, „daß gerade dieſer Garten mir einſt prächtig erſchien. Welches Glück, wenn die Baſe mich hineinrief zur Zeit der Stachelbeeren und der reifen Aepfel! Dort unter dem Nußbaum in der Ecke habe ich im vierzehnten Jahr das Nibelungenlied geleſen, das mir der Vikar geliehen."

„Uns iſt in alten mären wunders vil geſeit,"

murmelte er für ſich in glücklicher Erinnerung, — aber, von dem Thorturme der Stadt ſchlug es zwölf Uhr und begann zugleich ein gellendes Läuten, während von beſagtem Turme ein etwas mißtönender Choral geblaſen wurde; —

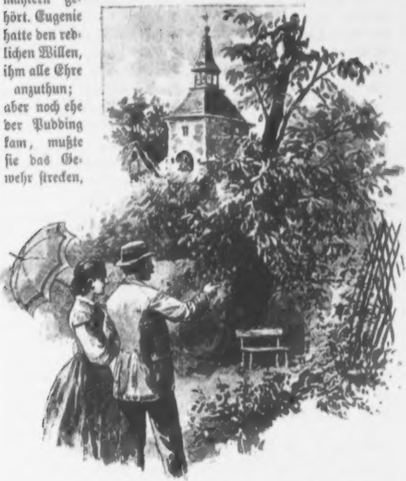
„Von Helden, lobebären, von grôzer kuonheit,"

fuhr lachend Eugenie fort; „komm nur heim, der Onkel ſprach von ‚präzis Eſſen' und ich habe ſolche Anſtalten in der Küche oben gehört, daß wir nur mit ‚grôzer kuonheit' an das bevorſtehende Treffen gehen können."

Jungfer Hannebine hatte im oberen Staatszimmer gedeckt, das ſeit dem Tode der ſeligen Frau Bürner nicht mehr geöffnet worden war; ſie hatte die Ueberzüge von den Möbeln abgenommen, die nun in all dem verblichenen Glanze ihres grünkarrierten Merinoüberzugs erſchienen. Die einzige Zierde der ſchön weiß getünchten Wand waren die großen Bruſtbilder Herrn Bürners und ſeiner Gemahlin, die ſich mit unverwandter Treue anſahen, wahrſcheinlich zur Entſchädigung dafür, daß ſie ſo wenig miteinander geſprochen; Herr Bürner hatte ſein Hauptbuch vor ſich, die Dame ein Strickzeug in der Hand und einige Tortenmödel im Hintergrund, wohl um ihre häuslichen Fertigkeiten anzudeuten.

Jungfer Hannebine hatte ein feines, etwas vergilbtes Damaſttuch aufgelegt, darauf kunſtvoll eine Jagd eingewoben war; altes, ſchweres Silberzeug, ſeltenes Porzellangeſchirr mit niedlichen Früchten auf dem Deckel ſchmückten die Tafel. Das Gaſtmahl der Jungfer Hannebine, die, ſchon ſeit der Beſuch angeſagt war, der Löfflerin Kochbuch aufgeſchlagen auf ihrem

Nachttiſch liegen und in jeder freien Stunde darin geblättert hatte, übertraf alles, was man in Dietmannsweiler von Gaſtmählern gehört. Eugenie hatte den redlichen Willen, ihm alle Ehre anzuthun; aber noch ehe der Pudding kam, mußte ſie das Gewehr ſtrecken, und ſich begnügen, mit lächelnder Bewunderung Hermann anzuſtaunen, der, ſei es Pietät, ſei es wirklicher Appetit, in der That Großes leiſtete; der durch Pudding, Spanferkel und Fleiſchpaſtete bis zu der prachtvollen Aufſatztorte, an der Eugenie noch ein wenig knuſperte, mit unverdroſſenem Mute ſegelte,



gleich dem Klas Avenſtaken im Märchen, welcher ſich durch den Pfannkuchenberg hatte durcheſſen müſſen. Er gewann dadurch aufs neue das Herz der Jungfer Hannebine, die daneben wieder für ſich ſeufzte: „Ach ja, der arme Menſch muß ſich wieder auf lange herauseſſen; ſie kann's gute Eſſen gar nicht ertragen; ſie ſieht aus, als ob's ihr faſt übel wäre."

Herr Eidenbenz und ſogar der Chriſtian durften auch an dem Gaſtmahl teilnehmen; der erſtere blieb bis zum Spanferkel, Chriſtian verſchwand nach dem Gemüſe; geſprochen hatte keiner ein Wort als: „Geſegnete Mahlzeit!" „Sprechen die Herren gar nie, Onkel?" fragte Eugenie. „Chriſtian redet nie; Herr Eidenbenz beim Frühſtück, wo das Nötige beſprochen wird," beſchied ſie der Vetter. „Iſt er von Natur ſo ſchweigſam?" fragte die neugierige Eugenie weiter, die gern die Naturgeſchichte der neuen Weſen ſtudiert hätte, welche ſie hier kennen lernte. „Im Wirtshaus red't er viel und macht ſogar Witze, dreimal in der Woche des Abends, wenn der Laden geſchloſſen iſt," erwiderte Herr Bürner, welchen nun Hermann, der immer den Mutwillen ſeiner Frau fürchtete, eilig in Beſchlag nahm, um ſich mit ihm zu beraten über ein neues Unternehmen, zu dem er Luſt hatte.

Es war ihm nämlich drückend, immer nur in einer abhängigen Stellung zu ſein, die ihm durch die bedauernden Bemerkungen der Verwandten ſeiner Frau noch peinlicher wurde; er wollte auf eigene Hand ein Geſchäft beginnen, das ihm, wenn es gut gelang, zur völligen Unabhängigkeit helfen ſollte. Daß ein Nebenerwerb nötig ſei, weil ſein Einkommen nicht zureiche, das vertraute er gerade dem Herrn Vetter nicht an. Es hatte ſich ein Franzoſe, ein Herr Gablon, in der Reſidenz etabliert, der allem nach glänzende Geſchäfte machte und ihm die Teilhaberſchaft daran angeboten hatte. Das Geſchäft umfaßte verſchiedene Artikel, die bis dahin nie in den Großhandel gekommen waren, unter andrem Haſenpfoten und Kapaunenſchwänze; gerade deshalb aber erwartete Herr Gablon einen ausgezeichneten Erfolg, und die erſten Berechnungen, die Hermann dem Vetter zur Einſicht vorlegte, waren ſehr günſtig. So ſehr Eugenie eine ſelbſtändige Stellung ihres Mannes wünſchte, ſo langweilig und widerwärtig war ihr alles Detail der Geſchäfte; die kaufmänniſche Verhandlung, die reichliche Mahlzeit, die ſteifen Bildniſſe des Bürnerſchen Ehepaars mit dem unverwandten Blick übten eine ſehr einſchläfernde Macht auf ſie; nach langem Kampf gab ſie dem Schlummer nach und wachte ſchon aus ſüßen Träumen auf, als Hermann rief: „Eugenie, liebes Kind, wollen wir nicht ein wenig das Haus ſehen? Ich will dir die Stübchen meiner Mutter zeigen." Froh, des Schlafes los zu werden, erhob ſie ſich, und hörte noch die letzten Worte des Vetters: „Damit du alſo gewiß weißt, woran du biſt: ich gebe weder Vorſchuß noch Bürgſchaft zu einem Geſchäft, worauf ich nichts halte, keinen Heller; richt' dich danach!" Hermann ſchluckte die Bitterkeit, die in ihm aufſtieg, und führte Eugenie in den weiten, zum großen Teil unbenützten Räumen des Hauſes herum, bis hinauf zu den netten Dachſtübchen, die ſeine Mutter von des Gatten Tode an unentgeltlich bewohnt hatte. Auch jetzt hauſte eine arme Witwe mit ihrer Tochter darin; ihr Mann war Zinkeniſt geweſen, ein muſikaliſcher Freund Herrn Bürners, der in freien Stunden mehr zu ſeiner eigenen, als zu der Erheiterung ſeiner Nachbarſchaft das Fagot geblaſen; auch ſie hatte die Wohnung frei, obgleich Herr Bürner der Ordnung halber ſich ſelbſt alle Vierteljahr pünktlich die Miete bezahlte aus der beſonderen Kaſſe, deren Ausgaben in ſeinem Hausbuch unter der Rubrik ſtanden: „Bei dem lieben Gott angelegt."

Da ſtanden noch all die alten Geräte der Mutter; der Vetter hatte ſie nach ihrem Tode gekauft und hier gelaſſen: der Lehnſeſſel mit abgerutſchtem ſchwarzen Saffian, an deſſen Seitenwände ſich der Mutter müdes Haupt gelehnt; der Tiſch mit eingelegter Arbeit, gedrehten Füßen und mit der Fußbank, die ringsherum lief; die Aufſatzkommode, die der Mutter weniges Silber und Kleinodien nebſt Hermanns Patenpfennigen enthielt, und einen Ring mit dem Miniaturbild ſeines ſeligen

Vaters, jene Aufſatzkommode, die ihm ſtets eine Quelle verborgener Herrlichkeit erſchienen war; das Wandſchränkchen, aus dem ihm die Mutter das Veſperbrot geholt und das er einſt auf ſein Bett herabgeriſſen, wie er, als Rekonvalescent vom Scharlachfieber, mit wiederkehrendem Appetit es zu öffnen verſucht hatte, alſo, daß er faſt davon erſchlagen worden war, — er hätte weinen können wie ein Kind. Eugenie verſtand ihn und unterhielt ſich freundlich mit der Frau Zinkeniſtin, um ihn ruhig und unbeobachtet zu laſſen.

Dieſe Hausbeſichtigung, ein Spaziergang am Flußufer hin und der delikate Kaffee der Jungfer Hannebine halfen ſo ziemlich den Nachmittag verbringen, da ſie nicht am gleichen Tage zurück konnten; der Abend aber ſchien ganz unvertilgbar, bis endlich das ſolenne Nachteſſen überſtanden war und Eugenie ſich in das hochgetürmte Bett mit der großgeblümten Zitzdecke begraben durfte. Es war ein endloſer Abend geweſen, obgleich ſelbſt Herr Eidenbenz ausnahmsweiſe die Bemerkung ausgeſprochen hatte, daß es heute den ganzen Tag ſchön Wetter geweſen ſei, daß es aber morgen thun könne, was es wolle. Hermann war innerlich ſehr niedergeſchlagen über des Vetters Mißbilligung des neuen Projekts, von dem er, ſelbſt wenn er gewollt hätte, ſich ehrenhalber nicht mehr zurückziehen konnte; er war ſtill und ſchlief wenig, obgleich er jetzt das Prunkgemach in dem Hauſe einnahm, wo er einſt die beſcheidene Rolle des Chriſtian geſpielt.

Nach verſchiedenen Frühſtücken und Gabelfrühſtücken ſchickte man ſich am andern Vormittag zur Abreiſe an. Des Vetters Herz war wirklich bewegt vom Scheiden, und ſeine Liebe und Rührung gab ſich in zwei anſehnlichen Geldpäckchen kund, von denen er eins Hermann in die Taſche ſchob mit dem Späßchen: „Da, ein Geld, von dem 's Weib nichts weiß;“ das andre Eugenie mit der Bemerkung: „Da, Frau Bäschen, zu Kluſen und Bändeln!“ Ein ſtattlicher Zuckerhut nebſt einem Kaffeeſäckchen vollendeten die Mitgabe. Jungfer Hannebine war durch die Schönheit und Freundlichkeit der jungen Frau, die ihr, nach

Hermanns Rat, ein prächtiges Haubenband mitgebracht, faſt verſöhnt. Schweigſam half der Lehrling Chriſtian beim Aufpacken, ſchweigſam ſtand Herr Eidenbenz unter der Ladenthür, bis er den Mund aufthat zu einem „glückliche Reiſe!“ Der alte Bürner ſchnupfte und ſchneuzte viel, als ſie abgefahren waren; dann ging er zurück in ſeine Umzäunung, indem er für ſich murmelte: „Werdet noch froh dran ſein.“

„Aber ich bitte dich,“ ſagte Eugenie, als ſie das Städtchen hinter ſich hatten, „welche Exiſtenz! Dies Leben zwiſchen Käſe und Stockfiſchen hinſchleppen Tag für Tag, zur Erheiterung einmal das ſteinerne Gartenhaus beſuchen und an hohen Feſten die hölzernen Bilder des Herrn Vetters und der Frau Baſe anſchauen, wie läßt ſich das nur ertragen! — und du haſt jahrelang in dieſer Trübſal vegetiert!“ „Nun, ſo ſchrecklich war dies Vegetieren nicht,“ ſagte Hermann, in welchem nach dem Beſuch in ſeiner Jugendheimat andre Saiten klangen, etwas gereizt; „ich war nicht ſo ganz der ſtumme Chriſtian, und hatte mehr innere Freuden als du glaubſt. Du weißt nicht, wie glücklich mich die Sprachſtunden machten, die ich beim Diakonus nehmen durfte; die Abende, die ich bei meinem Mütterlein zubrachte, um ihr vorzuleſen; die Bücher, die ich verſtohlen hinter dem Ladentiſch las; meine botaniſchen Wanderungen früh am Tage, ehe der Laden geöffnet wurde, ſelbſt die Träume unter meinen Fäſſern und Ballen, die mich in die Länder trugen, wo der Pfeffer wächſt und die Citronen blühn! — o, die Jugend braucht nicht kolorierte Bilder, ſie koloriert ſelbſt.“ — „Nun, mag ſein,“ gab Eugenie zu; „mit einem guten Teil junger Poeſie läßt ſich's vielleicht aushalten;“ — ach, wie viel junge Poeſie hatte ihr nicht ſchon der Welthauch abgeſtreift! — „an und für ſich iſt es doch eine grauenvolle Exiſtenz. Nein, unſer jetziges Leben mag ſeine Inconvenienzen haben; aber wenn ich mir das Los einer ſolchen Frau denke! denn, nicht wahr, auch Frauen müſſen ſich perſönlich bei Eſſig und Oel, bei Heringen und Stockfiſchen beteiligen? nein, lieber ſterben!“ „Nun, der ſichere, faſt unwandelbare Erwerb eines ſolchen Geſchäftes, das rechte Verhältnis zwiſchen Einnahme und Ausgabe —"

„Das freilich iſt etwas wert," ſagte Eugenie mit Thränen in den Augen, „und ich wollte wahrhaftig nicht gerade ein Spezereigeſchäft, aber doch die einfachſte Hütte einem Reſidenzleben mit dieſer ewigen Not um das Unentbehrliche vorziehen, — ich denke, das wird gewiß beſſer werden, wenn deine neue Unternehmung glückt; laß dich nur nicht abwendig machen!"

Nicht umſonſt ſagt der Berliner: ‚In Jeldſachen hört alle Jemütlichkeit auf'; nur die leiſe Berührung dieſer fatalen Saite hatte die neuerwachte Harmonie des Paares wieder geſtört: Hermann brütete im ſtillen darüber, wie weit dieſes Unentbehrliche wirklich unentbehrlich ſei; Eugenie dachte an ihre Jugendträume von einer immer wachen, immer aufmerkſamen, immer zuvorkommenden Liebe, von einem Leben voll Duft und Poeſie. „Es ſind die Verhältniſſe," ſeufzte ſie bei ſich; „Tante Präſidentin hat nicht unrecht: der Stand iſt nicht ſo gleichgültig bei einer Wahl, wie junge Leute glauben." — („Der Stand iſt nicht gleichgültig," ſagte jener Ochſenbauer, als ſeine Tochter den Sohn eines Kühbauern heiraten wollte.) —

So kehrten ſie wieder heim in das ſchöne Logis in der Prinzenſtraße, wo ſich eine Reihe Viſitenkarten vorfand, ohne den köſtlichſten Gewinn, den jede Reiſe bringen ſoll: die neue Herzensfreude an der alten Heimat. Der Haupteindruck blieb, daß Eugenie hie und da noch ſeufzte: „Nein, ich bitte dich, ein ſolches Leben in einem ſolchen Neſt!"

Tiefere Schatten.

Es waren zwei Jahre vergangen ſeit dem Beſuch in Dietmannsweiler. Viel Glück und Herzensfreude geht in den Raum von zwei Jahren, auch viel Sorge, Aerger und Kümmernis. Dem jungen Paare hatte er mehr von den letzteren gebracht. Eugenie fand durchaus die Kraft nicht, ſich dem Sklavendienſt der Geſellſchaft zu entziehen, der für ſie, der verſchiedenen Kreiſe wegen, ein doppelt ſchwerer wurde. Sie kam nicht aus den

Sorgen, wem ſie nun eine Einladung ‚ſchuldig‘ ſei und wer ihr; wie ſie dieſe Viſite zweckmäßig konſtruieren und jenen Abend anſtändig arrangieren ſolle; wo etwa bloß die Frau, oder aber wo Mann und Frau einzuladen ſeien. Dazu kamen allerlei Kränkungen: Einladungen, wo ſie übergangen worden; Partien, wo ſie ſich vernachläſſigt fühlte, — es iſt ein mühevoller und dankloſer Dienſt, der Dienſt der Welt.

All ihre lieben Mädchenbeſchäftigungen, ihre Bücher, ihre ſtillen Wanderungen, ihre Zeichnungen, — ſie fand nicht Zeit und nicht Freude mehr dazu; nur Muſik übte ſie hie und da noch ein für geſellige Zwecke. Sie hätte mit Goethes Schäfer ſingen können:

Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch ſelber nicht wie?

Aber iſt denn dies Herunterkommen eine notwendige Folge des Lebens in der Welt und mit der Welt, ſo wie es durch die Verhältniſſe bedingt iſt, wenn man ſich nicht völlig iſolieren will? Wie viele müſſen all dies: Viſiten, Abendgeſellſchaften, Partien, — wenn auch nicht gerade in drei Kreiſen, — mitmachen, ohne deshalb gleich Herzensglück und häuslichen Sinn total zu verlieren!

Gewiß, es gibt ſehr vielſeitige, ſtarke Naturen, die ſich dieſen „geſelligen Pflichten“ mit Leichtigkeit hingeben; bei denen ſie nur einen Teil ihres Weſens in Anſpruch nehmen, und die ihr Beſtes daneben für ſich und die Ihrigen behalten. Es gibt heitere, ſonnige Gemüter, die überall Stoff zu harmloſer Freude finden, überall Gelegenheit, andern Freundliches zu ſagen oder zu erweiſen, die auch an der beſtaubten Landſtraße noch Blumen finden. — Es gibt ſtille, innerliche Naturen, die unberührt durch alles Weltgedränge gehen; es gibt aber auch ſo gänzlich äußerliche Geſchöpfe, die überhaupt nichts Beſſeres haben, als die kleine Münze, die ſie im täglichen Verkehr ausgeben; die auch ihrem eigenen Hauſe nichts Beſſeres geben könnten, wenn ſie es nie verließen. Und endlich gibt es hohe und klare Weſen, die ihre reine Atmoſphäre in jeden Kreis bringen; die ohne Kunſt und Abſicht in jeder Seele die edleren und höheren Töne wecken, welche darin liegen; die ihre Umgebung nach ſich, nicht ſich nach ihrer Umgebung ſtimmen. All dieſe ſtehen wenig in Gefahr, ihr Beſtes zu verlieren an die Geſelligkeit. — Aber, ſei die Natur wie ſie wolle, man muß für ſein Herz und Leben einen feſten Mittelpunkt gefunden haben, ehe man ſich ungefährdet der Außenwelt hingeben kann, ſei es nun ihrer Mühe und Arbeit, ſei es ihren Freuden und Genüſſen. Eugenie hatte etwas in ſich von alledem, was ſicher durch den Strudel des Lebens tragen kann: ein warmes und reines Herz, einen tiefen Zug nach oben, eine innige, treue Liebe, Fröhlichkeit und Herzensgüte; aber ihr fehlte doch der Mittelpunkt; ſie hatte nicht recht tiefe Wurzel gefaßt in ihren neuen Verhältniſſen und Pflichten, eh ſie ſich in dieſen Strudel ziehen ließ; ſie hatte ſich die eine köſtliche Perle nicht geſichert und verſchleuderte nun ihre Habe an Tändeleien.

Und Hermann, ihr Herr und Haupt und Führer? O, er hatte immer das Beſte gewollt, ſeine Häuslichkeit ſich ſo ganz anders gedacht; er war zu jedem Opfer bereit geweſen und von Anfang an mehr der Leidende als der Genießende bei dieſen „geſelligen Freuden“. Aber er hatte ſich zu leicht, zu paſſiv in dieſen Zuſtand der Dinge gefügt; mit ein paar Worten: „Hört denn dieſe Einladerei gar nicht auf?“ oder: „Aber, Herz, du gehörſt ja gar nicht mehr mein eigen!“ iſt es da nicht gethan. Wohl iſt die Frau zunächſt zur Hüterin und Pflegerin der heiligen Flamme auf dem häuslichen Herde berufen, aber es gibt doch wohl Fälle, wo der Mann, ihr Schutz und Hort, ſie zu ſchirmen hat gegen Gefahren, die leiſe und unmerklich in harmloſem Gewande heranſchleichen, — gegen ſich ſelbſt. Und die mächtigſte Waffe zu dieſem Zweck iſt freilich nicht Verſtimmung, nicht Brummen und unfreundliche Anſpielungen, es iſt — die Liebe. „Ihr Männer, liebet eure Weiber!“ iſt nicht umſonſt als ein ausdrückliches Gebot gegeben; eine Frau kann den Ermahnungen eines Mannes widerſtehen, ſie kann ſich an ſeine Verſtimmung gewöhnen, ſeinen Zorn und Aerger ertragen lernen, — ſeiner Liebe, einer innigen, nicht ſinnlichen Liebe, die ſich in der That, in Worten und Geduld zeigt, wird ſie nicht widerſtehen. Aber eine ſolche Liebe, die nicht nur alles glaubt und alles trägt, ſondern auch alles überwindet, ſchöpft ſich nur aus einer Quelle, aus einem Brünnlein, das Waſſers die Fülle hat, komme, wen dürſtet, und trinke wer will! Hermann hatte dieſe Quelle rauſchen hören, aus ihr getrunken hatte er nicht.

Das alles überwindende Heben und Tragen einer Liebe, die nicht müde wird, hatte ihn ſein eignes Herz nicht gelehrt; in gutem Willen, es ſeiner jungen Frau angenehm zu machen, hatte er ſie ihre Wege gehen laſſen; verſtimmt, gekränkt, als ſich nichts in ſeinem Hauſe nach ſeinen Wünſchen geſtaltete, hatte er ſich zurückgezogen in ſeine alten Junggeſellengewohnheiten und ſo mit ihr hingelebt, gut gelebt, wie es die Leute nennen, ohne viel Streit und Hader, ohne rechte Liebe, ohne rechtes Glück. Das Rauſchen der Quelle hörten ſie nur noch ferne, ferne; aber wer es einmal gehört, deſſen Durſt wird doch nicht mehr geſtillt aus „löchrigen Brunnen“.

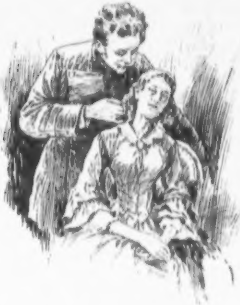
Ein Beſuch daheim hatte Eugenien immer gut gethan. Mit der friſchen Waldluft wehten ſie ihre alten, lieben Mädchengedanken, ein Hauch ihrer jungen, friſchen Liebe wieder an. Mit Sehnſucht und Verlangen erwartete ſie dann Hermann, der immer nur auf kurze Zeit kommen konnte; ſie ging ihm mit Freuden entgegen und wandelte mit ihm die alten Pfade hinauf zu der Burgruine. Wenn ſie dann ſo da ſaßen auf der Steinbank wie damals, da kam ihm wohl manchmal der Gedanke, ſein liebes Kind habe ſich im Leichtſinn und Uebermut abermals verſtiegen auf einen gefährlichen Punkt und er müſſe ſie herabtragen mit ſtarkem Arm. Aber er wußte nicht recht, wie er das angreifen ſolle; jedes Wort, mit dem er zur Sache kommen wollte, rief Entſchuldigungen von Eugenien hervor, die gar leicht zur Anklage wurden, was dann ihn wieder bitter ſtimmte. Vor allem hatte er immer noch einen ſchwachen Punkt, deſſen

Berührung er nicht ertragen konnte, und Eugenie war nicht immer zart genug, dieſelbe zu vermeiden — es war ſein Stand, ſein guter, ehrlicher, nützlicher Stand und Beruf, der zuletzt an allem ſchuldig ſein mußte, und den er immer noch wie einen Vorwurf empfand. So blieb alles unausgeſprochen, und die kurzen Tage im Kloſter waren eine grüne Oaſe im Sandfeld.

Und ſie waren es nicht einmal ganz. „Geſellige Rückſichten“, dieſe kleinen Dämonen, fanden ihren Weg auch in das ſtille Kloſterthal im grünen Walde. „Oberamtmanns würden es uns nicht verzeihen, wenn wir dich nicht gleich hineinbrächten,“ verſicherte die gute Mutter; „auch ſtehen wir neuerer Zeit ſehr intim mit Steuerrats und Doktors; ich habe gewiß verſprochen, den erſten Beſuch mit dir dort zu machen, und weißt du, daß Herr von Plümer jetzt Revierförſter in Sontberg iſt, und eine Fräulein von Steigentäſch hat?“ „Mit einem Beſuche dort wollen wir warten, bis mein Mann da iſt,“ entſchied Eugenie.

So ging es denn bald wieder mit Viſiten und Gegenviſiten, und die Viſiten auf dem Land ſind dauerhafter als die in der Stadt; die Stunden für ſtille Waldgänge waren immer ſchwer zu finden.

Der Beſuch bei Herrn von Plümer wurde gemacht. Seine Frau ſah wirklich ſehr nobel aus; wenn auch ſie ſelbſt nicht ſchön war, ſo war es doch ihre Toilette, die zwar ihre magere Geſtalt und ihr dünnes Geſicht mehr verhüllte als verſchönte; was den Effekt betraf, auf den Herr von Plümer ſo viel hielt, ſo waren freilich Hermann und Eugenie ein andres Paar, wenn auch ihre friſche Blüte vom Hauch des Reſidenzlebens etwas gelitten hatte. Herr von Plümer ſchien das zu fühlen und führte darum das ſchönſte Tableau ehelicher Zärtlichkeit vor ſeinen Gäſten auf, alſo daß ſich die dünne Frau ganz verwunderte. Es mußte ihm gut ſtehen, wie er ſich herabbeugte, um ſie auf die Stirn zu küſſen; wie er mit ihren Locken ſpielte, was gefährlich hätte ausfallen können, da ſie mehr der ordnenden Menſchenhand, als der freigebigen Natur entſtammten, und wie er ihr zärtlich ins Ohr flüſterte: „Laß Wein vom Gaſthof bringen, der unſre iſt ſo ſauer!“ Auch Eugenie fühlte ſich unwillkürlich getrieben zu zeigen, daß ihr Los aufs liebliche gefallen ſei; auch rückte ſie näher zu ihrem Gatten, als ſie ſonſt vor andern gewöhnt war, und konnte nicht umhin, daneben all ihrer vornehmen Bekanntſchaften gelegentlich im Geſpräch zu erwähnen; das aber verſtimmte Hermann. Er ſeinerſeits ſpielte



nun ganz und gar nicht den liebenswürdigen Ehemann, ſo daß Eugenie allmählich weniger als eine glückliche Frau, denn als eine edle Dulderin erſchien, ſanft, nachgiebig, lächelnd unter Thränen, was daheim ſonſt nicht eben ihre Stärke war. Daß dies mehr Darſtellung war als Wahrheit, wußte ſie nicht; ſie empfand es erſt an einem innerlich unbehaglichen Gefühl, als ſie mit Hermann ſchweigſam nach Hauſe fuhr.

So gab es Mißlaute, ſelbſt in der Ruhezeit des Landlebens. Die Mutter fühlte wohl, daß nicht alles ſtand, wie es ſollte; aber der tiefſte Grund der Verſtimmung wurde ihr nicht klar, und wo ſie ſich bemühte, an den Außenwerken zu beſſern, wurden ihr Verſuche nicht freundlich aufgenommen. „Meinſt du nicht vielleicht, Kind, deinem Mann ſei der geſellige Verkehr zu viel?“ fragte ſie beſorgt; „gib am Ende lieber einen Teil auf, wenn dich's kein zu großes Opfer koſtet.“ „Mich? ein Opfer? meinſt du denn, Mutter, mein Herz hänge an dieſen Geſchichten? Du weißt gar nicht, wie wenig ich ſie ſuche. Aber du biſt da ganz im Irrtum. Hermann iſt es vollkommen gleichgültig, wie viel oder wenig ich Umgang habe; er ſteckt ſo tief in ſeinen Geſchäften und in dem neuen Unternehmen, daß ich gar nichts von ihm habe, auch wenn ich nicht mehr über meine Schwelle käme.“

„Nun freilich, verderben darfſt du es auch mit niemand,“ beruhigte die Mutter wieder. „Angeſehene Verbindungen können doch von Nutzen ſein; ich denke immer, wenn Walter noch eine Anſtellung an der Hofbank haben könnte, dann wäre er doch Beamter ......“ Das war und blieb der guten Mama fixe Idee. „Wenn ſie nur Kinder hätten, dann würde wohl alles ganz gut,“ ſeufzte ſie ein andermal. Aber, ach, es gibt auch kühle und verſtimmte Eheleute, wo Kinder ſind; dort denkt wohl dann die Frau: Die Kinder bringen eben viel Verſtimmung mit ſich; eine kinderloſe Frau kann viel mehr ihrem Mann und ihrer Zärtlichkeit leben!

Eugenie hatte teilweiſe recht; ſeit Walter ſein Unternehmen auf eigne Hand begonnen, war eine Raſtloſigkeit und Zerſtreutheit an ihm, die ihn wenig mehr auf den Verkehr ſeiner Frau achten ließ. Jeden Augenblick, den ihm ſeine regelmäßigen Geſchäfte übrig ließen, arbeitete er auf einem eigenen Kontor mit Gablon, oft bis tief in die Nacht, wo er dann wohl noch mit ihm in eine Reſtauration ging, um Eugenie nicht mehr zu ſtören. Gablon machte die nötigen Reiſen, und Walter hatte dann daheim doppelt zu arbeiten. Er kam oft gereizt und verſtimmt nach Hauſe und empfing ſeine Frau, wenn ſie ſpäter als er kam, in übler Laune. Eugenie antwortete ſelten heftig; aber ſie war durchdrungen von dem Gefühl, wie unrecht es ſei, daß er den Aerger, den Geſchäfte ihm verurſachen, an ihr, der Unſchuldigen, auslaſſe; ſo antwortete ſie kurz und trocken, oder hüllte ſich in das Schweigen beleidigter Würde. Sie war doch nicht verpflichtet, ihm noch mit guten Worten zu ſchmeicheln, wenn er ihr unrecht that! Hatte ſie vergeſſen, daß Liebespflicht höher ſteht als jede irdiſche Verpflichtung? Daß es ein Mägdedienſt iſt, wo man treue Dienſte nur gibt um guten Lohn; ſanfte Worte und liebevolle Pflege nur wieder um ſchöne liebe Worte der Zärtlichkeit? ein Engeldienſt aber, wo man liebend, pflegend, helfend und ſorgend naht, auch wo uns nicht vergolten wird?

So ging ſie in ihre Geſellſchaften und er zu ſeinen Geſchäften, jedes mit geheimer Bitterkeit im Herzen, ein Arbeiten ohne Dank und ohne Freude, ein Genießen ohne Luſt. Sie hatten ſich nicht viel mehr zu ſagen und zu fragen in den wenigen Stunden, die ſie beiſammen blieben; es war beinahe geworden wie bei Vetter Bürner und ſeiner Frau, und dort war vielleicht bei allem Schweigen noch mehr herzliches Einvernehmen geweſen. Wie das ſo gekommen? Keines von beiden hätte es ſagen können; es war kein Gewitter, aber ſchwere graue Luft.

Eine gute und fröhliche Hoffnung kann aber wie ein friſcher Lufthauch viele Dünſte und Nebel zerſtreuen; das hoffte auch Eugeniens Mutter, als ſie Hermann ahnen ließ, daß Eugenie beſonderer Schonung und Rückſicht bedürfe. Er war nun freilich erfreut und herzlich beſorgt um ſeine Frau; doch fühlte ſich die Schwiegermutter gekränkt, daß ſo bald wieder finſtere Wolken in ſeinen Zügen aufgeſtiegen waren.

Nichtsdeſtoweniger führte dieſe Kunde eine beſſere Zeit herauf. Er war beſorgt und zärtlich gegen Eugenie; ſie war weich und liebevoll zwiſchen der fröhlichen Hoffnung und zwiſchen den Sterbegedanken, mit denen ſich alle jungen Mütter tragen; ſie hatte ſo viel echten Frauenſtolz, um nicht unter der Firma des Angegriffenſeins allen unleidlichen Launen den Lauf zu laſſen, wie manche Frauen thun, und bei unwillkürlichen Verſtimmungen blieb er ruhig und geduldig. Aber die Wolke wollte doch nicht weichen und ſie drückte ſchwer und ſchwerer auf Eugeniens Seele, ſeit ſie wieder gelernt hatte, auf ihres Gatten Ausſehen und Stimmung mit liebevollem Auge zu achten. „Laß nur, es ſind die Geſchäfte!“ ſagte er abwehrend auf ihr freundliches Befragen. Einmal aber ſagte er gepreßt: „Ich kann dir's nicht mehr verſchweigen, der Chef hat mir die Stelle aufgeſagt; er meint, ich ſei zu ſehr von meinen eigenen Geſchäften in Anſpruch genommen, um den ſeinen gehörig vorſtehen zu können.“ „Nun, am Ende iſt das beſſer,“ ſagte tröſtend Eugenie; „du haſt dann mehr Zeit für deine eigenen Angelegenheiten, und wenn dieſe gut gehen ......“ „Ja wenn,“ ſagte er gedrückt und brach das Geſpräch ab.

Es tagte ein fröhlicher Morgen nach einer ſchweren Nacht. Da lag das kleine Wunder mit ſeinem roten Köpflein in weißen Kiſſen, ſo rührend in ſeiner Hilfloſigkeit, ohne Geiſt, ohne Liebe und Leben in dem weichen unfertigen Geſichtchen, und doch ſo lieblich und ſo köſtlich für das Mutterauge, ſo reich und koſtbar ausgeſtattet vom Himmel mit einem Schatz von Liebe, die es findet und empfängt, lang eh es ſie erwidern kann. — O, es iſt gut, daß nicht Frauen zu Gericht ſitzen dürfen, wo über eine Kindsmörderin gerichtet wird; keine Frau, die je ihr eigen Kindlein im Arm gehalten, dürfte zu einem milden Urteil geneigt ſein!

„Und dazu noch ein Büblein!“ ſagte mit beſonderem Nachdruck die Wärterin (die Mutter war durch eine Krankheit des Vaters ferne gehalten). Sonſt hatte ſich Eugeniens Frauenſtolz empört über den beſonderen Jubel, mit dem ſo ein kleiner Herr der Schöpfung empfangen wird. Heute ſtimmte ihr Herz gerne mit ein; iſt es nun eben doch einmal ſo, daß Vater und Mutter froher und ſtolzer ſind, wenn der Erſtling ein Knabe iſt. „Und ein ſchönes Büble,“ verſicherte ſie, „ſo vollkommen und ſein ähnlicher Papa!“ Das fand nun Walter gerade nicht, als er das kleine Geſchöpfchen auf den Armen hielt, deſſen Aeuglein feſt geſchloſſen waren. Ueberhaupt fühlte ſich Eugenie, die in Proſa und Poeſie ſo viel Schönes geleſen hatte über das Entzücken eines Vaters an der Wiege ſeines Erſtgeborenen, etwas getäuſcht, daß es ſich bei ihrem Mann ſo ſtill äußerte. Hermann legte das Kindlein ſachte in die Wiege zurück; er reichte ihr innig die Hand und küßte ſie leiſe auf die Stirn, mit der Bitte: „Schone dich nur!“ Er beugte ſich noch einmal über die Wiege und ſagte aus tiefſter Seele: „Gott ſegne dich, Kindlein!“ dann ging er, und die Wolke von ſeiner Stirn war wieder nicht ganz gewichen.

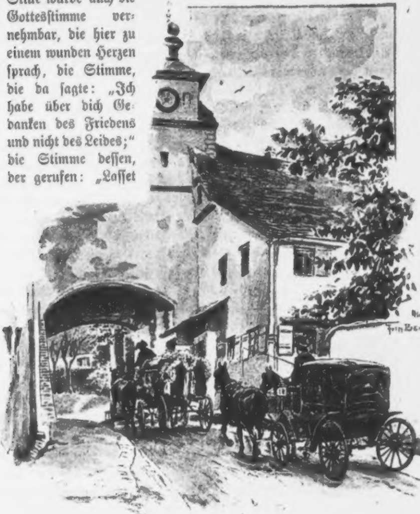
„Der Herr ſind gar beſorgt, daß Sie ſich nicht verderben,“ ſagte die Wärterin, die vielleicht die leiſe Enttäuſchung der jungen Frau ahnte; „und wie leis Sie nicht auftreten! Da ſollten Sie den Oberjuſtizrat Zettler hören, der trappt wie ein Dragoner in der Wochenſtube. Aber nur Stille bei einer Wöchnerin, nur Stille! Das ſage ich immer und deshalb laſſe ich auch die Frau Schniezerin nie lange da; wiſſen Sie, ſolche Leute können und können eben nicht ſchweigen, und der Kopf iſt doch angegriffen bei einer Wöchnerin, der Kopf, wiſſen Sie, da iſt Stille die Hauptſache, nur Stille und Ruhe! Unſer Büblein ſelber iſt mir freilich faſt gar zu ſtill.“ Und ſie ging, um mit derſelben Einſilbigkeit der Magd draußen äußerſte Stille und Ruhe zu empfehlen.

Zwei Tage lang waltete und ſorgte die Wärterin für das kleine Weſen, das Eugenie faſt nicht aus den Armen laſſen wollte; zwei Tage lang vertiefte ſie ſich in den Anblick des kleinen Geſichtchens, lauſchte den lieben Atemzügen und ſuchte aus den ſelten geöffneten Aeuglein ihre Farbe zu erraten; — am dritten Morgen trat Walter leiſe, wie er gewöhnt war, in das Zimmer. Es war ſo gar ſtill darin; die Wärterin, die ſich ſpät gelegt hatte, ſchlief noch, Eugenie hatte das Kindlein vor ſich, und ſah traurig zu ihm auf; „es iſt ſo ſtill,“ ſagte ſie, „horch nur, es atmet kaum!“ Er trug es ſachte an das Fenſter, er lauſchte auf die Atemzüge, — der Atem ſtand ſtill, das Geſichtchen erkaltete, — das Kindlein war tot. Keine Bemühung des ſchnell gerufenen Arztes konnte es erwecken; es ſei eine Halsgicht, entſchied er, und da ſei nichts zu machen;

er legte ſachte das tote Kindlein in die Wiege, die es ſo kurz bewohnt, und ging; „lieber Gott, ich wüßte Häuſer, wo's angelegt wär', wenn eins ſtürbe!“ murmelte er für ſich im Gehen. Die Mutter hatte ſich von Hauſe losgeriſſen, ſie durfte das Kindlein noch in den Sarg ſchmücken; es lag unter den Blumen wie ein Engelsbildchen; es war, als ob ein Funken der ſchlummernden Seele noch in den ſterbenden Zügen erwacht ſei; ein Siegel des Himmels, dem es eigen, war auf dieſe kleine bleiche Stirn gedrückt und Walter fühlte, als er mit tiefem Weh ſein Kindlein zum letztenmal anſah, daß nichts, dem der Herr einen lebendigen Odem eingehaucht, nur geboren werde, um zu ſterben, möge es nun als Knoſpe welken, als Blüte oder als Frucht abfallen.

Es war ein ſchwerer Kampf, der ausgekämpft wurde in dieſem ſtillen Wochenzimmer, das die Mutter nun wirklich ſtill zu halten verſtand. Ach, Eugenie *wollte* nicht das Kindlein hingeben, an das ſie all ihre Hoffnung auf neues Lebens- und Liebesglück geknüpft; mit dem ſie ſchon Jahre voraus gelebt, glückliche, ſonnige Jahre vom muntern Knaben, deſſen fröhliches Lachen Herz und Haus erhellte, bis zum begabten Jüngling, der Ehre und Freude heimbringen ſollte ins Vaterhaus; ſie *wollte* ihr Kindlein nicht verlieren und es ſchien ihr ein grauſamer Hohn des Geſchicks, ihr ſo viele Hoffnung und Freude nur zu zeigen, damit ſie ſie verlieren müſſe mit Schmerzen. Es war gar ſtille bei dieſem verwaiſten Wochenbett; eine milde Frühlingsluft wehte durch das offne Fenſter des Nebenzimmers, und ein Frühlingshauch der göttlichen Gnade wehte ſie an aus den Bibelworten, die ihr der Geiſtliche vorlas, der ſie auf Hermanns Bitte beſuchte. Konnte denn nicht ihr Kindlein ein Himmelsbote ſein, den der Herr ihr geſandt, um auch ihr Herz nachzuziehen in die Heimat, wo ihr liebes Eigentum ſo frühe geborgen war? Waren all ihre Hoffnung und Liebe, all ihr Leid und ihre Thränen vergeblich, oder waren ſie ihr nicht vielmehr ein Pfand für ihr Eigentumsrecht an das, was ſie ſo bald hatte hingeben müſſen?

Früh am lichten Morgen unter Vogelſang und Blumenduft fuhr der Wagen hinaus, in welchem der kleine bekränzte Sarg ſtand. Hermann und die Wärterin waren mitgefahren; die Mutter, angegriffen von einer ſchnellen Reiſe und dem Leid um ihr Kind, hatte ſich auf Eugeniens dringende Bitte auf dem kleinen Sofa neben ihr zur Ruhe gelegt; es war ſtill, ſo totenſtill im Zimmer, wo die leere Wiege ſtand, — aber in dieſer Stille wurde auch die Gottesſtimme vernehmbar, die hier zu einem wunden Herzen ſprach, die Stimme, die da ſagte: „Ich habe über dich Gedanken des Friedens und nicht des Leides;“ die Stimme deſſen, der gerufen: „Laſſet



die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“ Hermann kam zurück; er beugte ſich über das Bett ſeines Weibes und weinte wie ein Kind; ſie ſah ihn an, innig wie lange nicht und ſagte leiſe: „Ich habe den Herrn geſehen und meine Seele iſt geneſen.“

Die Wärterin brachte die Kränze und Blumen, mit denen der kleine Sarg geſchmückt geweſen, und hängte ſie im Zimmer auf. Eugenie wollte zuerſt die Wiege im Zimmer behalten; aber es war ſo traurig, ſie ließ ſie bald wegnehmen. Nun kamen gar ſtille Tage, wie ſie ſie ſeit Jahren nicht gekannt, und es wären gute Tage geweſen in all dem Schatten, der auf ihnen lag, wenn nicht Walters Miene immer düſterer und trüber geworden wäre.

Allmählich kamen die Bekannten. — Eugenie konnte nun ein Stündchen auf dem Sofa ſitzen, — nicht allzu viele, die meiſten hatten keine Zeit, doch immer noch zu viele. Sie waren recht teilnehmend; bei wenigen kam das von Herzen; andre tröſteten gar wirkſam: „Es iſt wirklich betrübt, Madame Walter, da es noch dazu ein Büblein war; aber Sie müſſen ſich in acht nehmen, ſich ja nicht ſchaden durch zu große Trauer!“ „Sie werden finden,“ beruhigte eine andre, „daß man ſich doch viel ſchneller erholt, wo kein Kindlein iſt, und nicht die fatale Nachtunruhe.“ „Ich habe es auch erlebt, mehr als einmal,“ verſicherte Madame Stein; „es hat mir freilich wehe gethan; aber, lieber Gott, was ſollte aus den Kindern werden, wenn ſie alle am Leben geblieben wären! Die machen am wenigſten Sorge, ſage ich oft zu meinen Großen, denen man höchſtens alle Jahre ihr Gräblein herrichtet, oder das nicht einmal; aber Zeit braucht's freilich, bis man das einſehen lernt!“

„Ihr ſeid mir leidige Tröſter,“ hätte Eugenie mit Hiob ſprechen können; aber ſie wurde nicht viel davon angefochten, ihr Herz war ſo ſtill geworden in dieſen letzten Wochen. — Es bangte ihr wirklich vor der Rückkehr in die Welt, und gerne ging ſie in der Mutter Vorſchlag ein, den Hermann bereitwillig unterſtützte, ſie für einige Wochen nach Altenhauſen zu begleiten, um ſich in der Stille dort recht zu erholen. Hermann war bis zur Stunde ihrer Abreiſe ſchweigſam und zerſtreut, nur beim Abſchied drückte er ſie mit einer Leidenſchaft an ſich, die ſie faſt nie an ihm gekannt, und ſagte „Lebewohl!“ als gälte es ein Scheiden auf ewig. „Nicht wahr, Sie beſuchen Eugenie recht bald?“ rief die Mutter noch aus dem Wagen; Eugenien ſelbſt war das Herz zu ſchwer zum Sprechen. Sie fuhren am Kirchhof vorüber; ſie erkannte das kleine Grab an der jungen Tanne, die der Vater auf ihre Bitte aus dem Walde bei Altenhauſen geſchickt. „Es ſoll meines Kindleins Chriſtbaum ſein,“ hatte ſie gedacht; ſie grüßte es leiſe, verhüllte ihr Geſicht und fuhr weiter.

Eugenie ſaß daheim an dem Fenſter ihres alten Mädchenſtübchens und ließ vergangne Tage an ſich vorübergleiten. Langverſunkne Zeiten dünkten es ihr, die ſie ſo nach und nach wieder durchlebte, und doch war ſie noch ſo jung, noch nicht fünfundzwanzig Jahre!

Sie dachte an ihre goldne, fröhliche, träumeriſche Mädchenzeit, an all das wunderbare Glück, das ſie ſich ausgeſonnen; ſie dachte an ihr erſtes Zuſammentreffen mit Hermann, an die Welt von Lieben und Hoffen, die ſich daran geknüpft; an den Mißklang, der ſich in ihr werdendes Glück geſtohlen; der Mißklang war verſtummt in der ſeligen Harmonie ihrer liebenden Herzen, — aber war er gelöſt worden, völlig gelöſt? Weiter mochte ſie nicht denken; die Vergangenheit der letzten Jahre rief ſie nicht gern zurück und die Zukunft lag grau und geſtaltlos vor ihr. Es ſollte anders werden als es geweſen, das ſtand ihr feſt; aber wie? das wußte ſie nicht. Sie erinnerte ſich faſt mit Widerwillen des bisherigen Getriebes; aber ſie konnte ſich nicht freuen auf ein ſtilles, zurückgezogenes Leben, wie ſie es nun führen wollte; — es war alles Grau in Grau. Ihre Liebe zu ihrem Gatten war nicht erſtorben; aber ſie war wie ein Stamm, dem alle Sproſſen abgeſchnitten und an dem noch keine neuen gewachſen ſind.

Sie war im Augenblick bekümmert, daß ſie ſo lange keine Kunde mehr von ihm hatte; er hatte ſie beſucht; ſpäter nur einmal kurz und eilig geſchrieben, zärtlich nach ihrem Befinden gefragt und einen baldigen Beſuch verheißen. Auf dieſen Beſuch wartete ſie nun täglich; ach, nicht mit den Gefühlen einer Braut, ſo gerne ſie gewollt hätte, und doch, ſo viel ſie Troſt und Liebe bei den Eltern fand, ſie wollte am liebſten an ſeine Bruſt ihr müdes Haupt lehnen und ſich ausweinen, — ſie wußte kaum warum. Es war nicht ihr Kindlein allein, um das ſie weinte.

Da kam die Mutter, die ihr allerlei kleine Erfriſchungen und Stärkungen brachte, wie nur eine Mutter ſie zubereiten kann; ein Brief von Hermann lag obendrauf. Eugenie wußte nicht, warum ſie gerade diesmal den Brief ſo gern allein für ſich geleſen hätte; warum ihr lieb war, daß die Mutter gleich wieder abgerufen wurde. Sie hatte richtig gefühlt: es ſtand viel in dem Brief, was beſſer war, allein zu leſen und zu bedenken.

Zum erſtenmal ſprach Walter offen und eingehend mit ihr über ſeine Geſchäfte, über das Unternehmen, auf das er ſo viele Hoffnungen gegründet. Das traurige Reſultat all ſeiner Auseinanderſetzungen war — daß alles fehlgeſchlagen; daß Gablon, ſein Compagnon, teils ihn, teils ſich ſelbſt getäuſcht und ſchließlich mit dem wenigen, das er noch aus den Trümmern des Geſchäfts hatte retten können, ſich aus dem Staub gemacht hatte. „Ich wußte das zum großen Teil ſchon noch während du hier warſt,“ fuhr Hermanns Brief fort; „aber ich konnte den Mut nicht finden, es dir zu ſagen; ich hoffte von Tag zu Tag noch etwas zu entdecken, das einen Ausweg öffne aus meiner verzweifelten Lage. Ich entdeckte nichts, aber ich faßte einen Entſchluß, der noch verzweifelter war. Ich bin tiefer verſchuldet, als ich je hoffen kann zu bezahlen; mein Wort und meine Ehre iſt verpfändet; keine Möglichkeit, durch die angeſtrengteſte Arbeit auch nur annähernd ſo viel erwerben zu können, als nötig wäre, um meinen Verpflichtungen zu genügen. Mut, Hoffnung, Kredit und Ehre verloren, — es war ja nichts mehr zu verlieren als das Leben!

„Ich will offen ſein, Eugenie! Nicht der Gedanke an dich war es, was die Ausführung des dunkeln Entſchluſſes verzögerte, den ich lange in mir getragen; ich dachte, mein Tod könne dich ja nicht ſo unglücklich machen, als dich mein Leben machen müßte. An die Sünde, ein Leben wegzuwerfen, das nicht ohne eigne Schuld elend geworden war, dachte ich nicht viel; ich war zerfallen mit dem Himmel wie mit dem Leben und mit mir ſelbſt; warum hatte er mich ſo unglücklich werden laſſen! Ich hatte hart gearbeitet; ich hatte redlich leben wollen, gut und rechtſchaffen, wenn er mir Glück und Gelingen gegeben hätte!

„Unſer totes Kindlein war es, Eugenie, der Engelsfrieden in dem bleichen Geſichtchen, der mich wieder glauben ließ an eine Seligkeit; der mich die Sünde fürchten ließ, die mich auf ewig ausſchließen mußte von der reinen Welt, der dieſer Engel angehört. Und doch iſt der Dämon wieder erwacht, doch fand ich nicht den Mut, ein Leben hinzuſchleppen ohne Ehre, ohne Hoffnung; das Lebewohl, das ich dir beim Gehen ſagte, meinte ich als einen Abſchied auf ewig.

„Geſtern Abend, Eugenie, ging ich aus, um eine Piſtole zu kaufen. Auf meinem Wege an der Poſt vorbei eilte mir der wohlbekannte Briefträger nach: ‚Eben ſo gut, daß ich Sie begegne, Herr Walter; es iſt da ein Brief an Sie, der gleich übergeben werden ſoll.‘ Ich las ihn beim Schein der Straßenlaterne. Eugenie, Gott iſt barmherzig, er will den Tod des Sünders nicht, ſondern daß er ſich bekehre und lebe! Vetter Bürner in Dietmannsweiler iſt geſtorben und hat mir ſeine Handlung, ſeinen ganzen Beſitz, mit wenigen Abzügen, vermacht, unter der unabänderlichen Bedingung, daß ich die erſtere in eigner Perſon übernehme und fortführe. Ich hätte nie gewagt, bei ſeinem Leben ihn um Hilfe zu bitten; er hatte ſich zu beſtimmt gegen meine Plane ausgeſprochen; er wird mir nicht zürnen, daß mir ſein Tod eine wunderbare Hilfe, eine Bewahrung vor dem ewigen Tode geworden iſt.

„Und nun, liebe Eugenie, iſt alſo zunächſt gar nichts zu thun, als daß ich den Laden des Vetters in Dietmannsweiler übernehme, Käſe ſchneide und Schnupftabak verwäge. Ich kenne dein Grauen vor dieſem Leben zu gut, als daß ich dich bitten oder nötigen möchte, es mit mir zu teilen, zumal da für die erſte Zeit große Einſchränkung nötig iſt. Bleibe du inzwiſchen in Gottes Namen in der anmutigen und friedlichen Heimat, die du im Elternhauſe findeſt! Gott weiß, es war nicht mein Wille, wenn es auch meine Schuld iſt, daß ich dir nicht eine ähnliche bereiten konnte. So wie ich das Geſchäft und den ſichern, gleichmäßigen Gewinn kenne, den es bringt, hoffe ich, mit der Zeit nicht nur all meine Verbindlichkeiten abtragen, ſondern auch ſo viel erwerben zu können, daß ich ſpäter die Handlung an die entfernten Verwandten von Bürners Frau abtreten kann, denen ſie zufällt, wenn ich ſie nicht behalte. Dann hoffe ich, ſo Gott will, mit reifern Erfahrungen und mehr Vorſicht eine Heimat gründen zu können, in die ich dich bitten darf, mir zu folgen.

„Sobald ich meine neuen Geſchäfte geordnet, beſuche ich dich, meine liebe Eugenie; bis dahin danke Gott mit mir, der mich und dich vor unendlichem Jammer bewahrt. Verzeih mir, wenn du kannſt, daß ich dich nicht glücklicher habe machen können, und bewahre mir deine Liebe!“ —

Eugenie ſaß gar lange allein mit ihrem Brief, allein mit ihrem Gott und ihrem Herzen, eh ſie ihn der Mutter gab und ſie bat, den Inhalt dem Vater mitzuteilen, deſſen Scheu vor eingehenden Beſprechungen, vor gemütlich angreifenden Mitteilungen ſie wohl kannte.

Spät erſt, beim Abendeſſen, traf ſie mit den Eltern zuſammen, die beide bewegt und ſehr ernſthaft ausſahen. „Wir haben nun alles beſprochen, liebe Eugenie,“ ſagte die Mutter; „wir wollen ſchweigen über den Jammer, den der liebe Gott gnädig an uns vorüberführt; auch hilft es jetzt nichts mehr, deinem Mann Vorwürfe zu machen, daß er unſer Vertrauen nicht beſſer belohnt und deine Zukunft ſo unverantwortlich aufs Spiel geſetzt hat. Es iſt ja jetzt im Verhältnis noch alles gut gegangen. Walters Vorſchlag, daß du zunächſt bei uns bleibſt, finde ich am vernünftigſten, auch der Vater hat mir darin endlich recht gegeben. Für jetzt, zumal bei deiner angegriffenen Geſundheit, iſt ja gar nicht daran zu denken, daß du in ſolch eingeſchränkte kümmerliche Verhältniſſe eintreten könnteſt. An deinem Manne wollen wir nobel handeln; ich habe ihm auf des Vaters Willen ſchon geſchrieben, daß er die ganze Ausſteuer vorläufig behält, damit es ja nicht wie eine Trennung ausſieht; bei uns brauchſt du ja nichts als deine eigenen Sachen. Bleibe hier, ich will dir's ſo gut machen als ich kann, armes Kind! Soll's ſein, daß ihr wieder zuſammenkommt, ſo wird der liebe Gott ja auch dazu verhelfen.“ Der Vater verhielt ſich ſtill zu dieſem mütterlichen Erguß.

„Verzeih, Mutter,“ ſagte Eugenie ruhig, „verzeih, wenn ich es anders anſehe. Ich gehe hin, wo mein Platz iſt, zu meinem Mann, dem ich verſprochen habe, in Freud und Leid ihn nicht zu verlaſſen.“

„Ach, das iſt wieder das überſpannte romantiſche Weſen,“ ſeufzte die Mutter. „Du kennſt dich ſelbſt nicht, liebes Kind; du übernimmſt alles in einer Aufwallung des Gefühls, aber du kannſt's nicht durchführen. Denke dir Tag für Tag dies Leben, wie du es ja ſelbſt mit angeſehen, in einem ſchmierigen Laden unter Oel- und Eſſigfäſſern, unter Käſe und Stockfiſch! In kürzeſter Zeit wäre dir alles zum Tode entleidet und du würdeſt deinen Mann nur unglücklich machen, ſtatt ihm eine Hilfe zu ſein. Viel beſſer, du bleibſt hier in aller Eintracht und Liebe. Dann ſeid ihr euch allemal wieder etwas Neues, wenn Hermann kommt, um dich zu beſuchen; wenn ihm daran gelegen iſt, ſo ſtrengt er ſich doppelt an, für eine anſtändige Zukunft zu ſorgen, und der Vater hilft euch dann auch ſeiner Zeit noch ſo viel als möglich. Du darfſt auch das Gerede der Leute nicht fürchten; ich lebe ſo ſtill mit dir, wie du willſt, und wer weiß, vielleicht kann der Vater einen angenehmen Tauſch treffen, und in eine andre Gegend ziehen, was freilich das beſte wäre.“

„Du haſt in vielem recht, Mutter,“ entgegnete Eugenie in demſelben feſten, ruhigen Ton. „Ich bin ſchwach und verwöhnt, und es hätte viel Jammer erſpart, wenn ich zu Anfang beſſer verſtanden hätte, mich in meine Lage zu finden. Aber ich will gut machen, was ich kann. Ich rechne auf kein Leben voll Annehmlichkeit, Freude und Genuß, nein, auf ein Leben voll Entbehrung und Entſagung; aber es ſoll ein Leben der Pflicht ſein, ein Leben,“ ſetzte ſie in Thränen ausbrechend hinzu, „das mich einſt wieder zu meinem Kindlein droben führt.“

„Und du haſt recht,“ ſagte der Vater aufſtehend, mit gewaltiger Stimme, „ja, Mädchen, du haſt recht. Ich wollt' nicht drein reden, wollt' nicht das Kind aus dem Elternhauſe weiſen; aber es freut mich, daß du's ſelbſt gefunden.“

„Aber ich bitte dich,“ ſagte kläglich die Mutter, „wenn man mich nun nach meiner Frau Tochter fragt, und ich muß ſagen: Sie hat einen Spezereikram in Dietmannsweiler!“

„Du ſagſt dann nur: Meine Tochter iſt ein rechtſchaffenes Weib, die ihre Schuldigkeit weiß und thut, und wenn ſie Schwefelhölzer verkauft!“

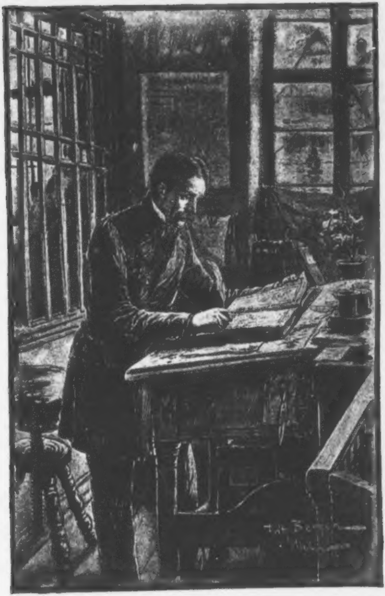
„Schwefelhölzchen verkaufen ſie gewiß auch in dem Laden zu Dietmannsweiler,“ ſeufzte die Mutter und brachte dadurch ſelbſt auf Eugeniens Lippen ein Lächeln.

„Und kurz und gut und zum letztenmal, Mädchen, du haſt recht,“ ſchloß der Vater, „ein Plaiſir wird's nicht ſein, aber deine Schuldigkeit iſt's, und wer die thut, den läßt unſer Hergott auch nicht im Stich.“

Das eine verlangte die Mutter, daß man Walter noch nichts mitteile und daß Eugenie bis zu völliger Wiederherſtellung ihrer Geſundheit im Elternhauſe bleibe.

Und doch zum Ziel.

Hermann Walter hatte ſich eingerichtet in der alten Heimat, die nun ſeine neue werden ſollte; heimatlich aber war ihm darum noch nicht zu Mut. Er ſelbſt war dieſer Art von kleinem



Aber wenn er ſo daſtand in dem Gitterkäſtchen des alten Vetters, an ſeinem Pult, da meinte er oft, er ſei verzaubert … (S. 357.)

Geſchäftsbetrieb ſeit lange entwachſen; die enge Umgebung drückte ihn, er fühlte ſich ſo gänzlich allein und hatte doch gar keine Luſt, irgend welche Verbindung anzuknüpfen. Die Schweigſamkeit des Herrn Eidenbenz, geſchäftliche Beſprechungen ausgenommen, war ihm wirklich erquicklich, er wäre zu keiner Art von Geſpräch aufgelegt geweſen; Chriſtian hatte ſeine Lehrzeit vollendet, ſo waren die beiden allein. Walter warf ſich mit großer Energie ins Geſchäft, war es doch das einzige, was er thun konnte. Aber wenn er ſo daſtand, in dem Gitterſtällchen des alten Vetters, an ſeinem Pult, deſſen einſt bläulicher Oelfarbenanſtrich überdeckt war mit Tintenflecken und Zahlen, und vor dem ein alter durchgeſeſſener Lederſtuhl ſtand, der hinaufgeſchraubt werden konnte: da meinte er oft, er ſei verzaubert und dürfe nur noch eine grüne Davidskappe aufſetzen, um ganz und gar der Vetter zu werden. Das Geſchäft ſtand vortrefflich; er war in den Augen der Dietmannsweiler Bürger ein beneidenswerter Sterblicher, — aber Freude war nicht dabei, und er konnte Eugenien mit ihrem Grauen vor einer Zukunft in des Vetters Laden nicht ſo ganz unrecht geben. Oben, da war es nun freilich ſchön und elegant; Jungfer Hannebine hatte wirklich mit Stolz die ſchönen Möbel Walters ausgepackt und oben eingeräumt, obgleich die alten Prachtſtücke deshalb in die Hinterſtube wandern mußten; ſie wußte auch, was ſchön und modern iſt!

„Und wann kommen denn die Frau?“ fragte ſie Walter zu wiederholtenmalen, „wir ſollten doch auch Kränze machen.“

„Meine Frau iſt zur Erholung bei ihren Eltern,“ ſagte er dann jedesmal; „es iſt noch unbeſtimmt, wann ſie kommen kann.“

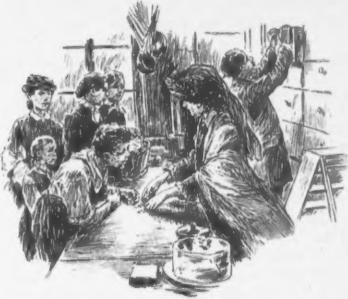
Jungfer Hannebine wurde mehr und mehr in dem entſetzlichen Verdacht beſtärkt, daß es der Frau nicht ſchön genug ſei in Dietmannsweiler, und ihr kaum beſchwichtigter Haß erwachte aufs neue.

Es war ein trüber Abend, ſo ein Abend mit unterdrücktem Regenwetter, als Walter nicht minder trübſelig unter ſeiner Ladenthür ſtand in einem freien Augenblick. Es war heute einer der Wirtshausabende des Herrn Eidenbenz, darum hatte er den Dienſt allein, der gerade abends gewöhnlich ſehr unruhig war, er ſelbſt hatte ſich bis jetzt noch zu keiner Art von Geſelligkeit in Dietmannsweiler entſchließen können, obgleich Herr Eidenbenz ihm Löwen, Adler und Engel als faſt gleich preiswürdig empfohlen hatte. Er dachte an ſeine Knabenzeiten, wo er auf dieſer Steintreppe geſpielt, an ſeine Jünglingstage und Wanderjahre; es gemahnte ihn faſt wie jenen Junggeſellen:

Wohl träumt mir oft, es hab' ein Weib
Sich an mein Herz geſchmiegt;
Ich hab' in ſüßem Zeitvertreib
Ein holdes Kind gewiegt.

Es ſchien ihm in der That wie ein Traum, daß er ein Weib habe draußen in der Welt; ein Weib, um die er mit Liebe und Sehnſucht geworben; die er heimgeführt in Glück und Freude und die ihn nun allein ließ im Unglück. Nun, im Unglück gerade nicht, aber doch in einem Spezereiladen.

„Ein halb Pfund Baumöl!“ ſagte ein Mädchen neben ihm. „Da iſt mein's Vaters ſein' Schnupftabaksdoſ', Sie ſollet's ihm füllen!“ rief ein kleiner Bube zwiſchen jene Gedanken hinein; er trat in den Laden, um dieſe Wünſche zu befriedigen. Da fuhr aber eben ein leichter Wagen vor der Thür an; wer konnte das ſein? Eine Dame ſtieg aus. „Eugenie!“ rief Hermann in höchſter Ueberraſchung, rannte die Steintreppe hinab und umfaßte und küßte ſie, vergeſſend des Publikums, das ſich anſammelte. „Eugenie, du biſt's, du kommſt!“ und er ſah ſie wieder an und umfaßte ſie wieder, bis ſie raſch und verlegen in den Laden trat; im Laden aber, ach! da war keine einſame Stelle für ein wiedervereintes Paar. „'s preſſiert mit meinem Oel,“ rief die Magd; „mein Schnupftabak!“ ſchrie der Bube; „zwei Lot Kaffee und zwei Lot Zucker; mei Frau hat Viſit!“ begehrte ein kleines Laufmädchen. „No für ein Kreuzer Schuhnägel!“ verlangte ein neueintretender Schuſterjunge. „Soll ich vielleicht mein Papier beim Buchbinder nehmen?“ fragte ſchnippiſch eine Bürgersjungfer. „Gleich, gleich, alles!“ rief der glückliche und betäubte Kaufmann; ſtieß gewaltig hinauf an die Decke, um Jungfer Hannebine zu rufen, und rannte vom Oel zum Kaffee, vom Kaffee zum Schnupftabak, vom Schnupftabak zum Papier, während neue Kunden in den Laden drangen, als hätte ſich ganz Dietmannsweiler verſchworen, ihn an dieſem einen



Abend reich und toll zu machen. Hannebine, die gut Beſcheid im Laden wußte, eilte zur Hilfe herbei. Im Keller beſchäftigt, hatte ſie den Wagen nicht gehört, — ſiehe, da ſtand an der einen Seite des Ladentiſches ihr bedrängter Herr, auf der andern eine ſchlanke Dame, etwas bleich, noch in Hut und Shawl und — zählte Schuhnägel; der aufgeweckte Schuſterjunge hatte ſie bedeutet, wo ſie zu finden ſeien, und belehrte ſie nun, wie viel er um einen Kreuzer bekomme.

„Was, um Gottes willen, d'Frau verkauft Schuhnägel!“ ſchrie ſie im höchſten Erſtaunen; Hermann ſah jetzt erſt auf und ſchrie beinahe auch. Eugenie ſah lächelnd herüber, und ein herzliches Lachen, eine abermalige Umarmung ſchloß die ſtürmiſche Scene.

Der Laden war geſchloſſen. Hannebine, deren Herz die junge Frau mit den Schuhnägeln im Sturme erobert, hatte Ruhe geſchafft, den Kutſcher bewirtet und belohnt; den Wagen abgepackt und hatte in der Ladenſtube auf ihres Herrn Wunſch Thee ſerviert, mit etwas Zimt verſetzt, wiewohl ihr ein ſimpler Thee viel zu gering erſchien zu einem Begrüßungsmahl.

Walter und Eugenie ſaßen zuſammen auf dem Sofa und ſie lehnte ihr Haupt an ihn. „O, gottlob, daß du gekommen biſt!“ ſagte er wieder und wieder; „aber,“ fragte er, plötzlich ängſtlich werdend, „du kommſt wohl nur als Gaſt? Bleibſt du bei mir?“

Eugenie blickte ihn freundlich an, die Freudigkeit der erſten Aufregung hatte ſich gelegt; ſie fühlte ſich müde, und ein leiſes Grauen überſchlich ſie doch beim Gedanken, daß ſie nun ganz und unwiderruflich in Dietmannsweiler ſei. „Gewiß, ich bleibe,“ ſagte ſie und reichte ihm die Hand; „ich will dein treues Weib ſein; ich will thun, was meine Pflicht iſt, und mit Gottes Hilfe gut machen, was ich gefehlt.“ ‚Ihre Pflicht‘, das Wörtchen gab ihm wieder einen leiſen Stich; ſo war es nur die Pflicht, die ſie zu ihm zurückführte, nicht ihr Herz?

Doch, in Gottes Namen! er wollte die unerwartete Freude aus ſeiner Hand nehmen und nicht weiter grübeln.

„Es iſt alles bereit,“ meldete eine Stunde ſpäter Jungfer Hannebine, die ſeither emſig droben gewaltet und gewirtſchaftet hatte. Hermanns Blick fiel, wie er eben aufſtehn wollte, auf ein großes Buch auf dem Kaſten; er holte es herüber. „Es iſt die Bibel,“ ſagte er mit halber Verlegenheit zu Eugenien, „aus der uns vor Zeiten der Vetter den Abendſegen geleſen hat; wollen wir nicht heute ihm zu Ehrern unſern erſten Abend damit beginnen?“ Eugenie nickte, er öffnete; das Buch, mit vielen Zeichen beſteckt, fiel gerade bei dem 128. Pſalm auseinander. Hermann las, zuerſt mit beklommener Stimme, dann immer ernſter und freier:

„Wohl dem, der den Herrn fürchtet, und auf ſeinen Wegen gehet.

„Du wirſt dich nähren von deiner Hände Arbeit; wohl dir, du haſt es gut.

„Dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus herum, deine Kinder wie Oelzweige um deinen Tiſch her.

„Siehe, alſo wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.

„Der Herr wird dich ſegnen aus Zion, daß du ſeheſt das Glück Jeruſalems dein Leben lang.

„Und ſeheſt deiner Kinder Kinder. Friede über Israel!“

Er ſchloß das Buch, ſie falteten die Hände zu ſtillem Gebet und gingen zuſammen hinauf.

Und abermals ſind Jahre vergangen und Eugenie, die arme Eugenie, nach all ihren ſüßen Mädchenträumen, nach ihrer romantiſchen Waldliebe, ſitzt noch im Spezereiladen zu Dietmannsweiler. Zwar iſt das alte Haus des alten Vetters freundlich und neu hergeſtellt; die erblindeten Ladenſcheiben ſind durch ſpiegelhelle neue erſetzt, und die verſchiedenen proſaiſchen Artikel dahinter äußerſt ſymmetriſch geordnet; die Steintreppe, die zum Laden führt, iſt auf beiden Seiten mit blühenden Oleandern und Lorbeerbäumen verziert, der Laden hübſch gelüftet und aufgeräumt, aber, — wir können's nicht verhehlen, — ſoviel auch an dem alten Burſchen gethan wurde, er kann's nicht verleugnen, daß Käſe und Schnupftabak, Eſſig und Oel in ihm verkauft wird; auch Stockfiſche und Heringe, die er hegt, haben durchaus noch nicht gelernt, balſamiſch zu duften.

In die Ladenſtube aber, da dürfen dieſe offiziellen Gerüche nicht eindringen; da blühen Hyacinthen, Roſen, Reſeden, Heliotrop und Levkoien, zwar nicht alle miteinander, aber doch jedes zu ſeiner Zeit, in ſolcher Fülle, und duften ſo ſüß, daß man gänzlich vergeſſen muß, daß es überhaupt Käſe in der Welt gibt.

Die vergitterten Arbeitsſtällchen beſtehen noch; das Gitterwerk des Prinzipals aber iſt mit grünem Epheu durchſchlungen; vor dem neuen hübſchen Pult, das ihm ſeine Gemahlin diktiert, ſtand ein eleganter Arbeitsſtuhl, mit Vögeln und Blumen geſtickt, und ſtatt der ehrwürdigen Davidskappe des ſeligen Vetters trägt er ein geſticktes Hauskäppchen, das faſt zu leichtfertig ausſieht für einen Prinzipal und Hausvater. Herr Eidenbenz machte keine poetiſchen Anſprüche auf Blumen und Epheuumrankung, doch hat er ſich einen hübſcheren Pult und ganzen Stuhl gefallen laſſen; an dem freien Tiſchchen ſitzt ſtatt des ſtummen Chriſtian Georg, ein freundlicher, ſchwarzäugiger Junge, der Sohn der Witwe oben, der freilich hie und da eine Zurechtweiſung braucht, in welchem aber der friſche fröhliche Knabengeiſt doch nicht gänzlich erſtickt wird in der Kontorluft. Walter gibt ſich viele Mühe mit ſeinem Unterricht und der Lehrling iſt der ſtillen Ueberzeugung, daß ſein Prinzipal der erſte aller Sterblichen ſei, der, wenn er wolle, ebenſogut Miniſter ſein könnte; die Prinzipalin aber, die ſchöne, heitre Frau, die ſo freundlich mit ihm ſpricht, ſo anmutig und ſo fröhlich im Hauſe waltet, dünkt ihm in Wahrheit faſt mehr als eine Sterbliche, der Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Hoheit, obgleich ſie an unruhigen Tagen nicht verſchmäht, ſelbſt an den Ladentiſch zu treten, was den Kunden jederzeit eine beſondere Ehre iſt. Zum Käſe allein hat ſie ſich noch nie herabgelaſſen, auch Stockfiſch und Hering fällt in das männliche Departement. Eigentlich freilich regiert ſie bloß im obern Stockwerk, aber doch hat ſie ihr Arbeitstiſchchen an das freundliche Fenſter der Ladenſtube geſtellt, — vielleicht um ihrem Mann nahe zu ſein, was ſie aber nicht recht geſteht; vielleicht auch, um im Falle der Not hilfreiche Hand zu leiſten. Darüber iſt der Georg doch klar, daß die Jugend des Hauſes, die muntern

Kreaturen, die hie und da den Ladentiſch umſchwärmen und Mandeln und Roſinen betteln, oder ihre Schelmengeſichtchen zu der Oeffnung oben herunterſtrecken und ihm neckiſche Worte zurufen, daß die dem ſterblichen Geſchlecht vollkommen angehören. Er iſt ihr liebſter Freund und beſter Spielkamerad, unermüdet, ihnen Schifflein, Käſtchen und Mützen von Papier zu verfertigen, oder die Schiffe zu zeichnen, auf denen er einſt in die weite Welt hinausfahren will.

In den obern Räumen, da iſt's nun freilich faſt zu ſchön für Dietmannsweiler, noch ſchöner, als ſelbſt bei der Frau Oberamtmännin, und die Leute „können in Wahrheit faſt nicht mehr“, nach dem Ausdruck der Mama; aber Eugenie iſt eine liebenswürdige und freundliche Wirtin, daß man ihr dieſe Pracht gern verzeiht, ſogar den Umſtand überſieht, daß ſie „aus der Reſidenz“ gekommen.

Auch ſie ſelbſt iſt zu der Einſicht gelangt, daß Kleinſtädter keineswegs eine ganz abſonderliche Menſchenraſſe ſind, in unverrückter Linie aus dem Samen der Kotzebueſchen Kleinſtädter erwachſen; daß es Menſchen ſind auf verſchiedenen Bildungsſtufen, lebendige Menſchenherzen, bewegt von Freude und Leid, in denen es möglich iſt anzuwachſen und Liebe zu finden durch freundliche Hilfe und liebevolle Teilnahme.

Jungfer Hannebine hatte ſich zur Ruhe geſetzt in Ehren und in Frieden. Vetter Bürner hatte ihr den Garten vor dem Thore mit dem alten Steinhaus vermacht; da den aber Walter wünſchte, der Erinnerung halber, ſo hat ſie ihm denſelben abgetreten und ſich für die Kaufſumme ein eigen klein Häuschen nebſt Gärtchen gekauft, wo ſie ſich höchſt zufrieden fühlt. Mit der Familie Walter ſteht ſie ſehr gut und verſichert Hermann oft, er ſei gewiß mit einer Glückshaube geboren, daß er eine ſolche Frau bekommen. Sie wird vom Laden aus zucker- und kaffeefrei gehalten, und ladet alljährlich im Winter einmal die Familie zu einem ausgezeichneten Kaffee ein, den Frau Walter ſelbſt nicht ſo delikat bereitet, obgleich Hannebine darauf beſteht, ihn nach alter Weiſe zu kochen und nicht in der Maſchine zu machen; die Kinder freuen ſich wochenlang auf die köſtlichen Schmalzküchlein, die ſie dazu backt.

Und die Welt, dieſe rätſelhafte, vielköpfige, ungreifbare Macht, vor der die Mama und Eugenie ſelbſt ſo großen Reſpekt, ſo heimliche Furcht gehabt bei dem Gedanken an die ſchreckliche Möglichkeit, daß ſie ihre Zukunft hinter einen Ladentiſch führen könnte? was ſagt die Welt dazu? wie ein Geſellſchaftsſpiel ſchließt.

O, die Welt iſt ſo dumm nicht, wie ſie ausſieht, ſie findet ſich in alle vollendeten Thatſachen; ſo wenig Gewicht auf das Urteil der Welt zu legen iſt, ſo habe ich doch nie gehört, daß ſie die verdammt hat, die feſt und gerade einen guten Weg gehen. Der größte Teil von Eugeniens Bekannten hatte ſie vergeſſen, eh' ſie noch wußten, ob ſie bei ihren Eltern blieb oder zu ihrem Manne ging; ein andrer Teil fand ihr Thun ganz vernünftig und natürlich, ſogar reſpektabel, als man erfuhr, wie ehrenvoll ihr Mann all ſeine Verpflichtungen erfüllt. Tante Obriſtin und Tante Präſidentin verſöhnten ſich vollſtändig und ſchickten ihre Söhne und Töchter alljährlich zu verſchiedenen Johannisbeer- und Traubenkuren nach Dietmannsweiler, und die Eltern verlebten da ihre liebſte Erholungszeit.

Eugenie ſelbſt hat ſich mit ſo vollkommener Ruhe und Sicherheit in den Stand der Dinge gefügt, in welchem ſie Frieden gefunden, daß ſie ſogar mit beſtem Mute Herrn von Plümer empfing, der expreß einen großen Umweg von einer Jagdpartie gemacht, nur um ſich im Laden zu Dietmannsweiler Cigarren und Zündhölzer zu kaufen und die ſtolze Eugenie hinter einem Ladentiſch zu ſehen. Er traf es inſoweit nach Wunſch, als er eben an einem Markttage kam, wo Eugeniens Hilfe nötig war; aber ſie nahm ſich vortrefflich aus, er mußte es geſtehen, als ſie mit dem Anſtand einer Königin, wobei daneben ein etwas ſchelmiſches Lachen aus ihren braunen Augen blitzte, ihm das Verlangte reichte; in der That, er verlor ſeine eigne Faſſung, mit der er die arme, heruntergekommene Frau hatte protegieren wollen, gänzlich über der ihrigen und zog ab, ohne eine Erkennungsſcene aufzuführen.

Gemeinſame Erholungen, Feſte und Luſtpartien ſind dem Paare freilich ſparſam zugemeſſen, aber ſie werden dann um ſo friſcher und freudiger genoſſen. Haben ſie nicht viele Tagesfeſte, ſo haben ſie dafür viele ſchöne Abendſtunden, wenn die Kindlein ſchlafen und Georg in Ruhe iſt, wenn der Laden geſchloſſen und Herr Eidenbenz Witze macht im Adler. Da kehren hie und da gute Freunde ein zur traulichen Nachtviſite, oder kommen die ſtillen Freunde, die Bücher an die Reihe, Dichterwerke, aus denen ein friſcher Hauch voll Jugend und Schönheit weht, heitere Studien oder ein ernſtes Vertiefen in die Worte voll ewiger Wahrheit, die ihrem Leben Licht gebracht und Frieden.

Heute aber iſt's Tag, ein ſonnenheller Tag, der alljährlich als Feſttag begangen wird im Hauſe Walter, — der Jahrestag von Eugeniens Einzug in Dietmannsweiler, zufällig zugleich der Jahrestag ihrer Hochzeit. Herr Eidenbenz und Georg haben heute den Laden allein zu verſehen, unterſtützt von Jungfer Hannebine, die an dieſem Tage aushilft und ihnen einen Extrakaffee bereitet.

Die Familie aber verbringt den Nachmittag im Garten, zu unendlichem Jubel der Kleinen. Eugenie und Hermann ſitzen unter der neuerbauten Veranda des alten Steinhauſes; die Kinder ſpielen auf dem Raſen unter den blühenden Gebüſchen des Gartens, deſſen nützlicher Teil ſich etwas in den Hintergrund zurückgezogen hat, — alles um ſie her atmet Friede und Freude. „Wo in der Welt könnte es ſchöner ſein,“ fragte Hermann mit einem innigen Blick in die immer noch ſo ſchönen Augen ſeiner Frau, „als vor dem alten Steinhäuschen des ſeligen Vetters in Dietmannsweiler?“ „Für mich nirgends,“ ſagte Eugenie mit voller Wahrheit; „aber du, liebes Herz, ſehnſt du dich nicht mehr hinaus in eine großartigere Umgebung, eine bedeutendere Thätigkeit? Biſt du ganz befriedigt hier?“ „Verachte mich nicht, Kind,“ ſagte Hermann lächelnd, „wenn ich dir geſtehe, daß ich's bin! Sieh, vielleicht ſind die Auserwählten am glücklichſten, denen ihr Beruf als Wiegengabe mitgegeben, ſo daß ſie ihn klar erkennen und ſich Bahn brechen, ſei's durch Sturm und Klippen.

Wenige, ſehr wenige kenne ich, die durch ihren Beruf an ſich glücklich ſind; vielen iſt er, und ob er den ſtolzeſten Namen trüge, ein Handwerk, betrieben um des täglichen Brotes, um der Ehre oder des Gewinnes willen; den meiſten ein Tagewerk, und wohl dem, der es als ſolches aus der Hand Gottes nimmt und im Aufſehen auf Gott vollbringt; doppelt wohl, wenn er daneben einen ſo lieben Ruhepunkt und Mittelpunkt für ſein Sorgen und Denken hat.“ Und er zog ſein Weib an ſich und ſah heitern Blicks auf die ſpielenden Kinder. „Das war doch unſer rechter Hochzeittag,“ flüſterte er Eugenien wieder zu, „als du damals zu mir gekommen biſt.“ Eugenie ſchüttelte leiſe den Kopf. „Das war noch lange nicht der rechte,“ ſagte ſie; „o, es ſind noch viele graue Stunden voll Kleinmut und Ueberdruß gekommen, eine um ſo tiefere Mutloſigkeit, je ernſter mir's war, meine Pflicht zu thun. Erſt im Sinken bin ich auf den Fels gekommen, auf dem nun unſer Haus gegründet iſt.“

„Das war auch mein Weg,“ ſagte Hermann leiſe. Sie ſprachen nicht weiter, aber über die duftenden Blumen und über die blühenden Kinder flogen ihre Gedanken weit weg zu einem kleinen halbverſunkenen Grabe, aus dem zuerſt die Blüte gekeimt, die ihnen nun ſo edle Früchte getragen.

Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin.

Ein außerordentlich praktiſch angelegtes und nützliches Werk iſt:

Stickmuſter

für Schule und Haus.

Entworfen und mit einer Anleitung zum Entwerfen verſehen
von

Dr. A. Stuhlmann,
Direktor der allgemeinen Gewerbeſchule in Hamburg

Zwei Bände. Jeder Band in eleganter Mappe 6 Mark.

* * *

Der Autor ſagt im Vorwort über das Werk:

Durch die vorliegende Sammlung von Stickmuſtern und die damit verbundene Anleitung zum Entwerfen ſolcher Muſter ſoll folgendes erreicht werden:

Erſtens ſollen der Stickerin Muſter zur unmittelbaren Nachbildung dargeboten werden.

Zweitens ſoll der Stickerin an einer Reihe von Beiſpielen gezeigt werden, wie ein gegebenes Muſter für einen beſtimmten Zweck, dem es nicht ohne weiteres genügt, einzurichten iſt, wie z. B. zu einer gegebenen Borte eine paſſende Ecke zu finden, zu einer mit Ecke verſehenen Deckenborte eine dazu ſtimmende Mittelroſette, zu einer Handtuchborte ein in deren Mitte zu ſetzender Kranz zu bilden iſt u. ſ. w.

Drittens ſoll die junge Stickerin, die ſich darin übt, ſelbſtändig einige Reihen von Muſtern nach dem hier befolgten Verfahren zu bilden, befähigt werden, alle für die gewöhnlich vorkommenden Fälle nötigen Muſter entwerfen zu können. — Es iſt hieraus alſo erſichtlich, daß das Werk für den praktiſchen Gebrauch eingerichtet iſt und den weitgehendſten Anſprüchen nach allen Seiten hin Genüge leiſten wird.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erſcheinung unter den Mädchenſchriften iſt:

Maienzeit.

Album der Mädchenwelt.

—»» Dritter Jahrgang. ««—

Mit Beiträgen von

Viktor Blüthgen, Martin Greif, Carl Becker,
Clementine Helm, E. Paulus, Johs. Proelß, Albert Roderich,
Otto Roquette, Auguſt Silberſtein, Julius Sturm,
Eva Treu u. v. a.

Reich illuſtriert und in Prachtband gebunden Preis M. 6.75.

Dieſes prachtvoll ausgeſtattete Album, in welchem eine Anzahl der hervorragendſten Dichter und Schriftſteller eine reiche Fülle koſtbarer dichteriſcher Blüten in allen Formen der Poeſie darbieten, ſoll das Lieblingsbuch der deutſchen Mädchen werden.

Das Kränzchen.

Illuſtrierte Mädchen-Zeitung.

Jährlich 52 Nummern (pro Quartal M. 2.—) oder 16 Hefte (pro Heft 50 Pfennig).

Erſchienen ſind:

Band 1—5. Preis elegant gebunden à M. 9.—

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Achter Band:

Zur Dämmerſtunde.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Zur Dämmerſtunde.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Vorrede zur erſten Auflage.

Zur Dämmerſtunde kündet ſich das aus ältern und neuern Geſchichten zuſammengefügte Büchlein an, mit dem ich nach längerer Pauſe einmal wieder bei meinen Freunden Einkehr halten möchte.

Es könnte dieſer Titel aber leicht Erwartungen erregen, die das Buch nicht erfüllt, wenn man ſich dächte, die Dämmerſtunde müſſe nur Duftiges, Träumeriſches, Geheimnisvolles bringen.

Solches iſt jedoch nicht die Art meiner Geſchichten. Dieſe Bilder ſind zu großem Teil nicht genommen aus der Zeit der leuchtenden Morgenfrühe, des ſonnenwarmen Tageslichts, ſind auch keine düſtern Nachtſtücke — eines oder zwei ausgenommen —; ſie ſtammen aus der Dämmerzeit, wo die lebhaften Farben verbleichen, wo das laute Geräuſch des Tages allmählich ſtille wird, wo man gerne beiſammen ſitzt und plaudert von alten Zeiten, oder allein in Ruhe den vergangenen Tag überdenkt. So mögen vielleicht dieſe Bilder aus der Dämmerſtunde da und dort ein Herz anſprechen, das weniger Gefallen mehr findet an ſtrahlenden Morgenbildern, an glühendem Lichte, tiefem Schatten und ſchweren Gewittern, wie der heiße Tag ſie bringt.

Ob die Zeit, in der ich ſie vollendet, auch für mich eine Dämmerſtunde war, der die Nacht nahe iſt, wo das Wirken aufhört — das ſteht in Gottes Hand. Jedenfalls mögen ſie all meinen Freunden fern und nah einen herzlichen Gruß ſagen und bitten um nachſichtige Aufnahme.

Tübingen, im Herbſt 1871.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

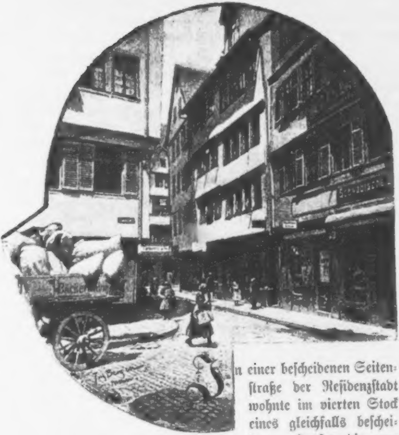
Alte Liebe roſtet nicht. Drei Bilder aus dem Leben 1
  I. Ein getreuer Verehrer 3
  II. Dennoch 30
  III. Im Garten vor dem Thor 84
Eine Schulmeiſterfamilie 131
Zwei Namensſchweſtern 167
  I. Fränzchen Sebaſtiani 169
  II. Franziska von Hohenheim 211
Dem Abgrunde zu 241
Im Sanitätsverein 297

Alte Liebe roſtet nicht.

Drei Bilder aus dem Leben.

I.

Ein getreuer Verehrer.



In einer beſcheidenen Seitenſtraße der Reſidenzſtadt wohnte im vierten Stock eines gleichfalls beſcheidenen Hauſes die verwitwete Frau Pfarrerin Dorn. Sie hätte vor Zeiten kaum geglaubt, daß ſie einſt ſo hoffärtig ſein und in der Hauptſtadt wohnen werde. Als Pfarrtöchterlein von Thalheim war ſie zwar je und je dorthin gekommen zu einer Frau Tante Konſulentin;

es war ihr aber dazumal alles ſo ſtolz und herrlich erſchienen, daß ſie zuerſt Bedenken getragen hatte, ob es nur auch recht ſei hinzugehen, da ſie doch in der Konfirmation „der Pracht und Eitelkeit der gottloſen Welt“ entſagt hatte.

So ängſtlich war ſie nun ſpäter nicht mehr geweſen; doch ſchien ihr einfacher Lebensweg ſie von ſelbſt weit abzuführen von den ſtolzen Straßen der Reſidenz.

Frau Pfarrer Dorn hatte nämlich vor Jahren als echtes Pfarrtöchterlein mit dem Vikar ihres Vaters ſich verlobt und nach bald erfolgter Anſtellung denſelben geheiratet, eine gute, alte Sitte, die jetzt etwas ſeltener zu werden ſcheint; vielleicht weil in unſern bedrängten Zeiten ein Pfarrer es ſo lange anſtehen laſſen muß, bis er einen Vikar nimmt, daß ſeine Töchter inzwiſchen über die Jahre hinausgekommen ſind, in denen man Herzen gewinnt.

Es iſt auch keineswegs ſo leicht und natürlich, wie es ſcheint, daß ein Vikar ſich in ein Pfarrtöchterlein verliebe. Iſt keine Kunſt, Gefallen an einer jungen Dame zu finden, die man etwa einmal im feenhaften Ballgewande oder bei einer Landpartie in reizender Toilette unterm blumengeſchmückten Hütchen mit wehendem Schleier geſchaut, wo ſie von ſelbſt auch gut aufgelegt, heiter und liebenswürdig iſt.

Aber wer um ein Mädchen iſt Tag für Tag, ſie ſieht und hört im Alltagskleid und Morgenrock, an Waſch- und Putztagen, im Verkehr mit Eltern und Geſchwiſtern, mit Dienſtboten und Leuten vom Volk, — wer ſie dann noch begehrenswert findet und Freudigkeit hat, ihr ſein Herzens- und Lebensglück anzuvertrauen, der muß gewiß ſein, daß ihre Tugenden echt und probehaltig ſind.

Nun, das hatte auch Pfarrer Dorn ſeiner Zeit erfahren dürfen, als er Karoline Ringler, das Töchterlein ſeines Herrn Pfarrers, aus dem Pfarrhauſe zu Thalheim in ſein eigen Pfarrhaus zu Zimmern eingeführt; ſie war ihm eine getreue und heitere Hausfrau geweſen, die verſtanden hatte, ihm das Herz friſch zu erhalten unter den Amtesmühen und bei den unvermeidlichen kleinen Aergerniſſen im Verkehr mit „Schultheiß und Schulmeiſter“.

Liebliche Kinder waren ihnen erblüht, ihr Glück aber war leider nicht von zu langer Dauer geweſen. Sechzehn Jahre hatten ſie die hellen und dunkeln Tage in Frieden und Treue zuſammen getragen, da kam der dunkelſte, — den Pfarrer raffte ein anſteckendes Fieber weg; er ſtarb in Erfüllung ſeines Berufs, und ſie gruben ihm ſein Grab an der ſonnigſten Stelle des Kirchhofs, ſo recht inmitten ſeiner Herde, wie es dem treuen Hirten gebührte.

Und die Frau Pfarrerin war doch nach S. gezogen, obgleich ihr durch Vermögen und Penſion nur ein überaus mäßiges Einkommen geſichert war. Es geſchah bloß der Kinder willen, deren ſie fünfe beſaß. Die vier Mädchen mußten etwas Tüchtiges lernen, um ſich ſpäter ſelbſt forthelfen zu können; auch gab es in der Reſidenz am eheſten Gelegenheit zu anſtändiger Beſchäftigung und Ausſicht zu künftiger Verſorgung. Guſtav, den einzigen Sohn, erbot ſich Profeſſor Wendler, ein Freund des verſtorbenen Pfarrers, in ſeinen Unterricht aufzunehmen, falls die Mutter ihn in Koſt und Wohnung behalten könne.

So kam es alſo, daß die Frau Pfarrer Dorn im vierten Stock im Sonnengäßchen bei Knopfmacher Schönhammel wohnte, ohne ſich um „die Pracht und Eitelkeit der gottloſen Welt“ viel zu kümmern, da ſie bei ihren beſchränkten Mitteln ſich mit dem Notwendigſten beſcheiden mußte. Die Wohnung, die ſie inne hatte, beſtand aus drei Zimmern, wovon das eine, das ihr Stammhalter bewohnte, kaum noch dieſen Namen verdiente. Dasſelbe war gar eng und hatte bloß eine einzige fenſterartige Oeffnung auf unterſchiedliche Winkel und unſchöne Partien der Nachbarſchaft, ſo daß der Fleiß des jungen Gymnaſiſten nicht durch Zerſtreuung gefährdet war.

Die Wohnſtube war jederzeit anſtändig gehalten mit ſchneeweißen Gardinen; der ſchwarz überzogene Sofa, mit einem geſtickten Schemel davor, ſtets ſauber gebürſtet; von den Wänden ſchauten ein paar Familienbilder herab nebſt einem etwas grobgemalten Doktor Luther mit einer koloſſalen Bibel in der Hand.

Mama ſaß bei einem ſelten verſiegenden Korb mit zu flickenden Strümpfen am Tiſche; an den beiden Fenſtern aber ſtanden Nähtiſchchen, daran die fleißigen Töchterlein ihren Platz hatten.

Marie, die jüngſte und kleinſte, ging noch zur Schule, und Emilie lernte eben das Kleidermachen. Sie alle waren nebſt der Mutter ſehr emſig in Verfertigung von allerlei feiner Nähterei, beſonders zu Ausſteuern, und fanden durch Vermittelung der Frau Profeſſor Wendler immer Arbeit genug. Pauline war eine geſchickte Blumenmacherin; da blühte oft in dem niedern Stübchen mitten im Winter ein farbenreicher Frühling und nur die Mutter wiegte in leiſer Wehmut den Kopf, wenn wieder ein blühender Myrtenkranz für eine Braut vollendet war.

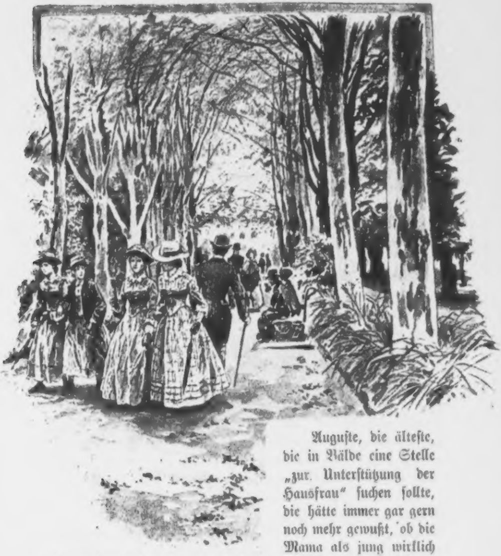
Von aller Herrlichkeit, all dem buntbewegten Treiben einer Reſidenz vernahm man auf der einſamen Höhe des Witwenſtübchens nur äußerſt wenig. Gegenüber wohnte ein Sattler und ein Bäcker, und die Mädchen machten in der Stille ihre beſonderen Beobachtungen; — beim Sattler wurden elegante Wagen repariert, vielleicht beſtimmt, um Damen in glänzender Toilette zu Promenaden und Bällen zu führen, prächtige Schlitten mit luſtigem Schellengeklingel, ſchön geſtickte Schabracken für flotte Reiter; — beim Bäcker daneben hatten nur Boten vom Lande ihr Abſteigequartier, verheißungsvolle Schachteln wurden ausgetragen, Pfarrtöchterlein ſchlüpften etwas verſchlafen unter dem Deckel des Wägeleins hervor und ſahen ſich ſchüchtern um, ob nicht höhniſche Blicke ſie um ſolcher Fahrgelegenheit willen bedauerten. Bauernweiber kehrten ein, die ihre Söhne in der Kaſerne beſuchten und ihnen Imbiß zuſteckten: — ſonſt aber war da auch gar nichts zu ſehen, höchſtens wandelte an Sonntagen eine geputzte Magd mit einem Freunde oder „Landsmann“ vorüber.

Mutter und Töchter hatten aber nicht viel Zeit zur Langeweile; ſie wunderten ſich oft, wenn die nahe Kirchenglocke ſchon wieder eine Stunde ſchlug, oder wenn ſie von ferne die Klänge der heimziehenden Militärmuſik hörten. Emilie verſorgte die Ihren bei der Heimkunft aus der Nähſtunde jederzeit mit allerlei Neuigkeiten aus Stadt und Land; auch Gäſte kehrten zuweilen bei ihnen ein; befreundete Pfarrfrauen, die Einkäufe zu machen hatten; eine zärtliche Mutter, die einen Sohn ins Landexamen begleitete. Ein Gaſtzimmer vermochte Frau Pfarrer Dorn freilich nicht zu erſchwingen; aber auf dem Sofa im Wohnzimmer ließ ſich zur Not immer noch ein Bett anbringen. Solche Gäſte vom Lande brachten dann jederzeit auch ein Küchengrüßlein in die magere Haushaltung.

An Gelegenheit zu Ausgängen fehlte es übrigens nicht, da Mutter und Töchter von ihren auswärtigen Freunden reichlich mit Aufträgen heimgeſucht waren. Bald kam ein Müſterchen Stickwolle, gerade ſo und nicht anders ſollte es aufgetrieben werden; die Frau Baſe Amtmännin wollte Haubenband, nicht zu breit und nicht zu ſchmal, recht freundlich in den Farben und doch nicht zu bunt; recht fein und ſchön, aber auch gewiß nicht zu teuer. Ein andermal mußten von wenigſtens vier Kaufläden ganze Pakete von Kleidermuſtern zuſammengeholt werden; die kamen dann regelmäßig, aber ganz durcheinandergeworfen mit der Weiſung wieder zurück, ſich eine Partie derſelben am Stück zeigen zu laſſen und nochmals Bericht darüber zu erſtatten; ſchließlich blieb nichts übrig, als daß die betreffende Frau Baſe in ſelbſteigener Perſon ſich zur endlichen Auswahl einfinden mußte. Dieſe Art von Unterhaltung war für die Mädchen nicht die angenehmſte, und oft wurde das Los darüber geworfen, welche von ihnen diesmal den Muſterpack in den Laden zurücktragen müſſe, da die kleine Marie widerſpenſtig wurde und ſich nicht mehr jedesmal dazu hergeben wollte. Zu dieſen Abwechſelungen kamen noch bei günſtiger Witterung ein ſonntäglicher Spaziergang in die königlichen Anlagen, alljährlich in großer Sommerhitze eine Landpartie zur Milchfrau des nahen

Dorfes; ſogar, wenn man Gäſte zu honorieren hatte, eine Luſtfahrt in einer alten Fiakerkutſche nach dem faſhionablen Badeſtädtchen K.; endlich hie und da ein Theaterbillet von der Frau Profeſſorin, welches dieſe billig aus zweiter Hand erſtanden hatte. Trotz all dieſer Genüſſe fanden die Mädchen ihr Leben doch etwas trocken und einförmig, und viel lockender dünkte ihnen das freie fröhliche Leben auf dem Dorfe, wie es bei aller Beſchränkung der Verhältniſſe die Mutter daheim geführt. — Gar zu gern hörten ſie die Mutter von dem Pfarrhaus und Pfarrgarten in Thalheim erzählen, wo ſie ihr eigenes Blumengärtlein gehabt mit den allerſchönſten Roſen und Nelken; wo ſie den Namen des Vikars, ihres nachmaligen Gatten, heimlich in Kreſſe geſät und dieſer, ehe ſie die Kreſſe abſchneiden konnte, zu ihrem Entſetzen den Namen entdeckt und ihr Herz erraten hatte, das dem ſeinigen dadurch auf halbem Wege entgegenkam und ihm ſein erſtes Liebesgeſtändnis in wonnigem Selbſtgefühl erleichterte. Dann erzählte ſie wieder von den ſchönen Pfarrkränzchen, wo ſich unter dem Präſidium des Herrn Dekans ſämtliche Pfarrfamilien der Gegend zuſammengefunden; wo im Grasgarten die geiſtliche Jugend ſich mit „Frau Mutter leih mir d'Scher" und andern unſchuldigen Spielen vergnügt hatte, bis dann am Abend jede Familie wieder ihre eigene Straße zog und jeder Vikar ſeiner auserwählten Pfarrtochter ehrbarlich den Shawl trug. — „Mama, du haſt's eigentlich doch beſſer gehabt als wir," meinte Auguſte; „und gemütlicher," ſeufzte Pauline; „ei was, wir haben hier auch manche Freuden zu genießen," getröſtete ſich die muntere Emilie. Die Mama ſelbſt hätte wohl von Herzen den Kindern eine ſonnigere Jugend gegönnt, aber es war ja nicht ihre Wahl, und die Zukunft der Kinder lag in Gottes Hand. Sie getröſtete ſich mit einem ihrer frommen „Waidſprüchlein", wie ſie Schubart nennt:

Geht's nicht heute, wie man will,
Sei man nur ein wenig ſtill;
Iſt doch morgen auch ein Tag,
Da die Wohlfahrt kommen mag.



Auguſte, die älteſte, die in Bälde eine Stelle „zur Unterſtützung der Hausfrau“ ſuchen ſollte, die hätte immer gar gern noch mehr gewußt, ob die Mama als jung wirklich nicht mehr erlebt habe, als daß ihr Vikar ſie vom Pfarrkranz heimgeführt, bis er ſie einführen durfte in ſein Pfarrhaus.

Sie ſelbſt, ach, ſie erlebten ja nichts in all der bewegten Hauptſtadt! Nur den Wechſel vom Nähtiſch am Fenſter bei

Tag bis zur Lampe auf dem Tiſch am Abend. Daß der junge Doktor Buſch, der Bruder der Frau Profeſſor Wendler, ſie einmal vom Theater heimbegleitet, ja ihr ſogar ſeinen Arm geboten hatte — du lieber Gott, das war für ſie wohl ein Ereignis geweſen; doch ſie war zu verſtändig, um die mindeſten Folgerungen daran zu knüpfen. Aber an dem friſchen und freieren Leben, wie es die Mutter geführt, konnte man ſich zur innigſten Teilnahme erwärmen. Am Abend ſammelte ſich die ganze Familie um den runden Tiſch, ſelbſt dem Gymnaſiſten konnte kein eigenes Licht verwilligt werden; Marie hatte ihr Strickzeug oder die Schularbeit, die Mutter ſaß etwas zur Seite mit Kunkel und Rädchen. Profeſſor Wendler hatte ihr längſt zu beweiſen verſucht, daß Spinnen keine nutzbringende Arbeit ſei; ſie aber ließ ſich's nicht nehmen, ſobald die Lampe angezündet war, ihr Rädchen zu holen. Da ſpann ſie, Abend für Abend, ihre ſeidenweichen Fädchen und hatte den Triumph, wenn ſie ihr geſamtes Garn dem Weber ablieferte, daß dieſer verſicherte: „Frau Pfarrerin, Ihr Garn iſt's fürnehmſt', ſo ſpinnt niemand mehr." Ganz in der Stille häufte ſie feine, ſchneeweiße Leinwandballen, da ſie auch auf dem Dorf noch ſpinnen ließ. Ob ſie eine Ausſtattung daraus zuſchneiden dürfe, das wußte ſie ja nicht; „aber ſie ſollen doch etwas finden, wenn ich nicht mehr da bin," dachte ſie.

An ſo einem Abend kehrte auch Emilie aus der Nähſtunde heim und verkündete mit großer Indignation: „Wißt ihr auch, daß des Bäckers Sohn da drüben eine Pfarrerstochter heiratet?"

„Geh, was ſchwatz'ſt du?" rief Auguſte empört, „eine Pfarrerstochter! die wird ſich doch nicht ſo heruntergeben!"

„Wenn's nur die Leute nicht erführen!" ſeufzte Pauline; „das iſt ja eine Schande für alle Pfarrerstöchter."

„Ei, Mädchen, ſeid nicht ſo übermütig!" warnte die Mutter; „Hochmut kommt vor dem Fall; wenn's nur ein rechtſchaffener Menſch iſt . . ."

„Ei was, dann ſoll er eine rechtſchaffene Bäckerstochter heiraten," meinte die ſtolze Auguſte; „ich wollte doch ſehen, Mama, was du geſagt hätteſt, als du jung warſt, wenn ein Bäcker ſich in dich verliebt hätte."

„Nun, das könnte ich euch vielleicht ſagen," entgegnete die Mutter mit leichtem Erröten; „was ſagt ihr dazu, wenn ich euch erzähle, daß mich einmal ein Bäcker heiraten wollte?"

„Nicht möglich, Mama!" rief Emilie; „du ſiehſt ja eigentlich noch vornehmer aus als eine Pfarrerstochter; die Hausfrau drunten hat neulich geſagt, in deinem ſchwarzſeidenen Kleid ſeheſt du aus wie eine Regierungsratswitfrau; — und iſt erſt noch ſo geflickt . . ."

„O bitte, Mama, erzähl doch, wie es geweſen!" ſagte Emilie; die Kleine war noch in der Schule.

„Na," begann die Mutter, „die nächſte Nachbarſchaft beim Pfarrhaus in Thalheim war das Haus des einzigen Bäckers im Ort, Moſer hat er geheißen. Moſers waren recht ordentliche Leute und vermöglich; die Mutter und die Bäckersfrau tauſchten Salatſamen und Nelkenſetzlinge miteinander aus; der Bäcker beſorgte meinem Papa ſelig den Wein vom Unterland, — man hielt gute Nachbarſchaft. Jakob, des Bäckers älteſter Bube, etwa fünf Jahre älter als ich, iſt mein Spielgefährte geweſen, ſo lang ich mir denken kann. Als ich ein kleines Kind war, hat er mich im Wägelchen geführt und iſt nie müd geworden; er hat mir Kuchen gebracht, ſo oft ſeine Mutter gebacken; hat mir Haſelnüſſe, Erdbeeren und Himbeeren im Walde geſucht, ſo bald es draußen gab; — kurz, er war allenthalben mein Beſchützer und mein guter Freund." — —

„Iſt's ein hübſcher Burſche geweſen?" fragte Pauline.

„Glaub' nicht," ſagte die Mama gleichmütig; „ſo viel ich mich erinnere, auch nicht häßlich; aber er trug nach Art der Dorfbuben ein ganz glatt geſchorenes Haar, ein blaues Wams und Zwilchhoſen. Ich war vielleicht acht Jahre alt; der Bäckerjakob hatte mir eben die ſchönſten Trauben aus ſeines Vaters Weinberg gebracht und ein Apfelbrötchen, das ihm die Mutter gebacken; ich ſchmauſte es mit großem Vergnügen, bot ihm aber doch auch davon an, denn er hatte nichts für ſich behalten.

„‚Pfarrkarline,‘ ſagte er dann plötzlich, ‚willſt du mich einmal heiraten?‘

„‚Nein,‘ ſagte ich mit größter Entſchloſſenheit, ohne mir im mindeſten Bedenkzeit auszubitten; ‚ich heirate keinen Bauernbuben.‘

„‚Aber ich bin kein Bauernbub,‘ ſagte er mit Selbſtgefühl; ‚und ich bau' ein großes neues Haus auf unſern Garten, laſſe mir eine ſo ſchöne Stube einrichten wie die deinige und kaufe einen Sofa.‘

„‚Thut nichts,‘ ſagte ich, ungerührt durch dieſe Herrlichkeiten; ‚ich nehm' dich doch nicht, ich will einmal einen Pfarrer, wie mein Papa iſt.‘ Jakob wurde abgerufen; mir hat dieſer frühe Heiratsantrag ganz und gar keine Gemütsbewegung gemacht, iſt mir überhaupt erſt lange Zeit nachher wieder eingefallen. Auch der Freundſchaft des Jakob hat dieſe Abweiſung keinen Eintrag gethan.

„Einige Zeit nachher kam der Bäcker zu meinem Vater und fragte ihn um Rat, ob er denn ſeinen Buben, wie dieſer begehre, in die lateiniſche Schule nach der Stadt ſchicken ſolle. ‚Ich thu's blutungern, Herr Pfarrer,‘ ſagte er, ‚und vom Buben iſt's auch dumm. Daheim in der Bäckerei, da iſt er Fuchs und Haſ'; ein Geſchick hat er trotz dem älteſten Bäckergeſellen, und mein Weib ſagt, Kuchen backen könnt' er, wie der ſchönſt' Konditor. Auch im Leſen und im Rechnen iſt er nicht ganz unrecht; aber ſonſt hat er d'Schenie zum Lernen nicht, das ſagte ſchon der Schulmeiſter. Warum ſoll ich dann das Heidengeld ausgeben und meinen älteſten Buben aus dem Geſchäft laſſen, und der Bub ſelber ſoll ſich plagen, käme am Ende erſt nichts heraus? und doch ſchiert mich der Schlingel Tag und Nacht!‘

„‚Nun, wenn ein ſo ſtarker Trieb zum Lernen da iſt, ſo findet ſich am Ende doch die Fähigkeit,‘ meinte mein Vater; ‚ich will einmal verſuchen, dem Jakob Unterricht zu geben, damit man ſieht, ob Ausſicht auf Erfolg iſt, wenn Ihr ihn fortthut.‘

„So kam denn der Bäckerjakob viermal in der Woche mit Büchern und Heften zum Papa und hatte Lektionen. Er kam nie, ohne daß er etwas für mich auf die Treppe legte; eine Traube, einen ſchönen roten Apfel, Birnen, Nüſſe, — immer nur ganz verſtohlen. Ich ſah dieſe Gaben als mein gutes Eigentum an, teilte ſie mit den Geſchwiſtern oder verſpeiſte ſie allein. In den Lehrſtunden aber war leider ſein guter Wille beſſer als ſeine Fähigkeit. Der Papa riet dem Bäcker entſchieden ab von jedem Verſuch, ihn ſtudieren zu laſſen; ‚der Bube iſt nichts weniger als dumm,‘ verſicherte er; ‚aber ſeine Fähigkeiten liegen nach einer andern Seite, und bei all ſeinem Fleiß wird nichts zuſtande kommen.‘ Und doch ſetzte es der Jakob durch, daß ihn ſein Vater in die lateiniſche Schule ſchicken mußte.

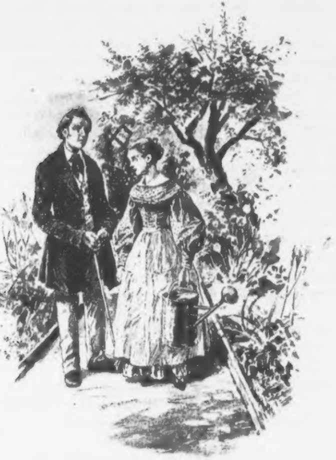
„Der Jakob aber war und blieb zum Gelehrten verdorben; in dem Landexamen iſt er mit Glanz durchgefallen; er nötigte ſeinen Vater, ihn auf ein Gymnaſium zu ſchicken; auch da wollt' es nicht beſſer gehen. ‚Er hat eben d'Schenie nicht,‘ klagte allemal der alte Bäcker; ‚es will nicht in ſein Kopf hinein, und ſonſt wär' er ein ganz geſcheiter Menſch. Hab' mein Lebtag keinen ſo dummen Kerl geſehen, der ſich ſo unnötig mit dem lateiniſchen und griechiſchen Zeug geplagt hat. Wenn er in der Vakanz iſt, da hilft er mir hehlingerweis beim Handwerk; da iſt er lauter Leben und hat einen Forſcht (force) und einen Schick wie keiner!‘

„So oft er daheim war, beſuchte uns der Jakob; aber er war ſtill und ſchüchtern und die wiſſenſchaftlichen Geſpräche, die der Vater mit ihm anknüpfen wollte, gingen nicht vorwärts; ich war mittlerweile auch mehr herangewachſen und ſpürte ein wenig, warum der Jakob ſich ſo vergeblich abplage mit Studieren. Er dauerte mich und ſeine traurigen Augen thaten mir weh; aber helfen konnte ich ihm nicht und hätte auch um keinen Preis etwas ſagen mögen.

„Ich war ſiebzehn Jahre alt, euer lieber Vater ſelig war vor kurzem als Vikar bei meinem Vater eingetreten. Ich machte mir noch keine Gedanken über ihn; aber es war mir doch recht wohl und warm ums Herz, ſeit er da war, und ich freute mich in der Stille auf jedes Mittag- und Abendeſſen, wo wir beiſammen waren. Von dem Bäckerjakob hörte ich gerade nicht viel, nur daß ihn ſein Vater um teures Geld vom Militär losgekauft habe. Einmal war ich allein zu Haus, Vater und Mutter waren mit dem Vikar zu einer Pfarrkonferenz; ich hatte im Garten zu thun, — da kam auf einmal der Bäckerjakob den Gang herunter. Er war ein ſauberer Burſch geworden, immer gut gekleidet wie ein Student; aber — ich weiß nicht warum — einem Studenten hat er doch nicht gleich geſehen; unſer Vikar in einem ziemlich abgeſchabten Röcklein hat mehr vorgeſtellt als der Bäckerjakob in ſeinem glänzend neuen Tuchrock. Ich grüßte ihn freundlich; aber ſo ganz ungeniert wie in der früheren Zeit konnte ich doch nicht mehr mit ihm reden, ſeine betrübten Augen brachten mich immer in Verlegenheit. ‚Liebe Jungfer Karoline,‘ ſagte er endlich nach gleichgültigen Reden, — Fräulein gab es damals in Pfarrhäuſern noch nicht, — ‚liebe Jungfer Karoline, mit dem Studieren wird's bei mir eben nichts. Ich mag mich plagen, wie ich will, ich bring' es zu nichts Rechtem; das hat mir unſer Herrgott nun einmal nicht beſchieden.‘

„‚Aber Jakob, warum plagſt du dich auch ſo?‘ fragte ich, — ich duzte ihn immer noch, — ‚zu deines Vaters Handwerk biſt du geſchickt; ihm machſt du damit die größte Freude, und vor Gott ſind ja alle Stände gleich,‘ ſetzte ich ſehr belehrend hinzu.

„‚Vor Gott, ja; aber vor Menſchen?‘ fragte der Jakob, und ſah mich ſo ſonderbar und ernſthaft an. ‚Jungfer Karoline,‘ fragte er langſam, er bohrte dazu den Stock, den er in der Hand hielt, tief in den Boden und ſah vor ſich hin, ‚wenn ich nun ein Bäcker würde, ein rechter, tüchtiger und geſchickter, wie noch gar keiner dageweſen, und ein reicher Mann dazu, ein rechtſchaffener verſteht ſich von ſelber, — und ich wollte überall hinziehen, wo Sie wollten, in die ſchönſte und größte



Stadt, und ein eigenes ſchönes Haus bauen: — Jungfer Karoline, könnten Sie dann meine Frau werden?'

„Ich war erſchrocken, daß mir faſt der Atem ſtille ſtand, und das Herz that mir recht weh; aber doch fühlte ich, daß ich gerade und ehrlich ſprechen müſſe. ‚Nein, Jakob, das könnte ich nicht,‘ ſagte ich traurig und gab ihm die Hand wie zur Vergütung.

„‚Oder wenn ich in die weite Welt gehe und erwerbe Geld genug, und Sie könnten damit anfangen, was Sie wollten, und ich wollte Ihnen alles zulieb thun, — es iſt ja doch ſchon mehr geſchehen, daß ein Menſch von geringer Herkunft . . .‘

„‚Jakob, das iſt's nicht,‘ ſagte ich, und ich glaube, ich habe Thränen in den Augen gehabt, ‚hochmütig bin ich gewiß nicht; mein Vater iſt ein armer Pfarrer und deiner ein reicher Bäcker, da iſt der Unterſchied ſo groß nicht. Sieh, wir ſind ja immer gut Freund geweſen; aber dich ſo lieb haben, wie das ſein müßte, wenn ich deine Frau werden ſollte, das kann ich nicht.‘

„‚Ja, ich merke wohl, wie's iſt,‘ ſagte er traurig; ‚behüt' Sie Gott, Jungfer Karoline, Gott laſſe es Ihnen gut gehen!‘

„So ging er fort, und ich war recht ſehr betrübt und hab' viel weinen müſſen. Am andern Tag hieß es, der Bäckerjakob ſei fort, nach Wien, oder nach England, oder nach Amerika.“

„Und man hat nichts mehr von ihm gehört?“ fragte Pauline geſpannt.

„Erſt bei meiner Hochzeit wieder. Da brachte der Bäcker einen ſchweren ſilbernen Suppenlöffel; ſein Jakob habe aus England geſchrieben, wo es ihm gut gehe, und habe Geld geſchickt, man ſolle mir ein ſchönes Hochzeitgeſchenk kaufen. Dann kam ich ja weit weg vom Elternhauſe; meine Eltern ſind auch nicht in Thalheim geblieben, — ich habe von dem Jakob nichts mehr erfahren.“

„Und dieſe rührende Treue,“ ſagt Pauline halb ernſt, halb ſcherzend, „iſt ſo ganz unbekannt geblieben, noch von keinem Dichter beſungen worden?“

„Iſt auch nicht nötig,“ ſagte die Mama ſehr beſtimmt. „Weiß überhaupt nicht, wie ich nur dazu gekommen bin, mit euch davon zu reden; habe mit niemand auf der Welt davon geſprochen. Aber er iſt ein redliches Gemüt geweſen, und ich hoffe, es ſei ihm gut gegangen.“ —

„Wär’ doch eigen, wenn unſer Vater ein Bäcker wäre,“ ſagte lachend Auguſte; aber ſie merkte, daß die Mutter nicht gerne darüber ſpaßen laſſe.

Nicht zu lange nach dieſer Erzählung, welche die neugierigen Töchter von ihr erpreßt, ſaß die Frau Pfarrerin einmal allein in ihrem Stübchen. Drei der Mädchen begleiteten Tante Amtmännin zur Poſt, die mit überquellenden Taſchen, Körben und Reiſeſäcken nach wohlvollbrachtem Tagewerk heimwärts zog; Guſtav und Marie waren in der Schule. Die Frau Pfarrerin hatte immer genug zu ſinnen und zu denken, wenn ſie allein war, und es that ihr recht wohl, wenn ihr einmal gelang, all die Sorgen der Gegenwart beiſeite zu ſchaffen und die alten lieben Bilder aus ihrer einfachen Vergangenheit heraufzurufen. Ganz unvermutet war der lang vergeſſene Bäckerjakob wieder dazu gekommen, ein Plätzchen in ihrer Erinnerung einzunehmen. „Ich möchte wiſſen, ob er noch lebt und wie es ihm geht?“ mußte ſie immer wieder denken, ſeit, zum erſtenmal eigentlich, die Geſchichte des ſtillen, beſcheidenen Verehrers über ihre Lippen gekommen war.

Da ſchellte die Gangthür draußen; konnten es ſchon die Kinder ſein? Nein, es war ein ſtattlicher fremder Herr, ein Herr in den beſten Jahren, ein überaus nobel gekleideter Herr, mit einer goldenen Kette und einer ſchönen Sammetweſte; die Frau Pfarrerin glaubte, er werde die Thür verfehlt haben.

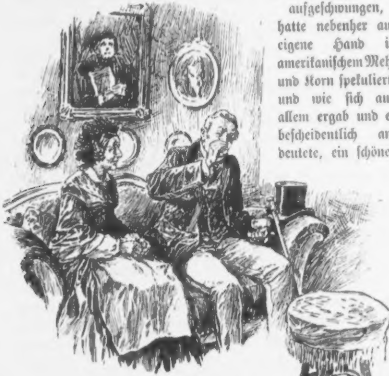
„Wohnt hier die verwitwete Frau Pfarrer Dorn?“ fragte der Herr in einem etwas fremden Accent.

„Freilich, aber — wen habe ich die Ehre?“ fragte ſie, indem ſie den Fremden ins Zimmer und auf ihren Sofa nötigte.

„Ein alter Bekannter wünſcht ſich Ihnen wieder vorzuſtellen,“ ſagte dieſer.

„Der Jakob am Ende!“ rief die Frau Pfarrerin, als ſie ihn noch einmal angeſehen, in höchſter Ueberraſchung. Es war ihr gleich zu Anfang ſo vorgekommen, als ſie in ſeine Augen geſehen; aber ſie hatte gemeint, das bilde ſie ſich nur ein, weil ſie gerade an ihn gedacht. Ja, das war in Wahrheit der Bäckerjakob, der da überaus erfreut und vergnügt über ihre herzliche Begrüßung bei ihr auf dem Sofa ſaß und ihr behaglich ſeine Erlebniſſe erzählte, während er den Stock mit ſchwerem goldenem Knopfe beiſeite lehnte und aus einer glänzenden ſilbernen Doſe ſchnupfte.

Zum Gelehrten hatte auch die Fremde den Jakob nicht gemacht wie es ſchien, aber in allewege zum gemachten Mann. Seine Wanderung war nicht weiter als nach England gegangen. Hier war er zum Backtrog ſeiner Väter zurückgekehrt und hatte in kurzem ausgezeichnetes Glück gemacht. Durch allerlei Verkettung günſtiger Umſtände hate er ſich bis zum Küchenmeiſter am königlichen Hofe aufgeſchwungen, hatte nebenher auf eigene Hand in amerikaniſchem Mehl und Korn ſpekuliert, und wie ſich aus allem ergab und er beſcheidentlich andeutete, ein ſchönes



Vermögen erworben. „Alles ehrlich und redlich, Jungfer Karoline — will ſagen Frau Pfarrerin,“ verſicherte er ſie und die Frau Pfarrerin glaubte es.

„Da iſt mir aber am Ende die Sehnſucht nach der Heimat zu mächtig geworden,“ ſchloß er ſeinen Bericht. „Ich kam herüber, um die Erbſchaft meines ſeligen Vaters, von der ich meinen Anteil den Geſchwiſtern abtreten will, bereinigen zu helfen; da habe ich denn erfahren, daß Sie Witwe ſind und hier wohnen und da wollte ich ...“

„Ihre alte Bekannte beſuchen; das iſt recht ſchön, Herr Moſer; man freut ſich ſo, wenn man Freunde aus der alten Zeit wieder ſieht, und für mich iſt ſo viel anders geworden ſeit jener Zeit,“ ſagte ſie mit naſſen Augen. „Werden Sie bald wieder nach England zurückkehren?“ fragte ſie weiter, um eine etwas peinliche Pauſe zu unterbrechen; das beſtändige, unverwandte Anſchauen des Herrn Küchenmeiſters war ihr unangenehm und ungewohnt; ſie war zwar eine recht ſaubere, wohlerhaltene Frau von vierundvierzig Jahren; aber es war ſeit langen Jahren gewiß keinem Menſchen eingefallen, ſie allein darauf anzuſehen.

„Das hängt von Ihnen ab, ob ich wieder nach England gehe,“ erwiderte er.

„Von mir?“ fragte ſie verlegen.

„Ja, von Ihnen,“ ſagte der ehemalige Bäckerjakob mit einem Ernſt und einer Wärme, die der guten Frau ganz bange machten. „Ich kenne die Welt nun ſchon genug, um zu wiſſen, daß man nicht ſo mit der Thür ins Haus fällt; aber, liebe Frau Pfarrerin, wenn man vierundzwanzig Jahre lang in Geduld und Stille gewartet hat, ſo iſt nicht mehr viel Zeit im Leben zum Warten übrig. Liebe Frau Pfarrerin, wenn Sie einwilligen, ſo gehe ich nicht mehr nach England und bleibe da, wo Sie gerne wohnen und Sie ſollen es gut bei mir haben und nicht mehr wiſſen, was Sorgen ſind.“

„Aber, Herr Moſer!“ rief in ungeheucheltem Erſtaunen über dieſen ſo gar raſchen und unvermittelten Antrag die Witwe, „bedenken Sie ...“

Ehe er aber bedenken konnte, brach die ſämtliche Familie der Frau Pfarrerin, die ſich vor dem Hauſe zuſammengefunden, durch die offen gebliebene Gangthür ins Zimmer ein, zu ungemeiner Erleichterung der Mutter, zu geringerem Vergnügen des Gaſtes; Auguſte, Pauline, Emilie und Marie zuſamt dem aufgeſchoſſenen Guſtav, der jederzeit lange Arme aus ſeinen Wamsärmeln ſtreckte.

„Grüß Gott, Mama!“ riefen ſie fünfſtimmig, verſtummten aber erſtaunt über einen ſo fremden Beſuch.

„Meine Kinder,“ ſtellte Frau Dorn die ſämtliche Schar per Bauſch und Bogen dem Gaſte vor, der ſeinerſeits auch etwas verblüfft ſchien über dieſe großgewachſene Völkerſchaft, lauter Sproſſen derjenigen, die er als ſchlankes, ſiebzehnjähriges Mädchen im Pfarrgarten verlaſſen. Zur Anknüpfung einer Unterhaltung mit den jungen Damen konnte er keinen Anlauf nehmen, ſo empfahl er ſich denn.

„Frau Pfarrerin,“ ſagte er langſam und bedeutſam, „ich logiere im König von England hier; wenn Sie erlauben, daß ich Sie noch einmal beſuchen darf, ſo haben Sie die Güte, es mich mit ein paar Worten wiſſen zu laſſen; ich werde morgen den ganzen Tag zu Hauſe bleiben.“

Somit ging er, die immer noch etwas betäubte Frau begleitete ihn. Sie gab ihm die Hand, konnte aber nicht viel reden.

„Ich hoffe morgen auf Ihre Antwort,“ wiederholte er; „alle Ihre Sorgen und Pflichten ſollen auch die meinigen ſein, wenn Sie mir das Recht dazu geben.“

„Mama, wer iſt der vornehme alte Herr? — Wie kommt er zu uns? — Was mag er nur wollen? — Habt ihr geſehen, was er für ſchöne Cachets an ſeiner Uhr hat?“ ſo erſcholl es in der Stube durcheinander. Mit der Faſſung der vielbeſtürmten Frau Pfarrerin war's aber rein vorbei und ſie platzte geradezu ohne alle Vorſicht und Zurückhaltung heraus: „Der ehemalige Bäckerjakob war's; er iſt in England ein wohlhabender Herr geworden, will mein Gatte und euer Vater werden.“

„Heiraten, die Mama? Nimmermehr! Nur keinen Stiefvater! Und gar fortziehen über Meer? Sie am Ende noch verlieren? Wir wollen arbeiten, daß du gewiß keine Not leiden darfſt.“ So ſcholl es noch einige Zeit durcheinander.

Die Mama bereute ſehr ihre unbedachte Eröffnung an dieſen ſtürmiſchen Familienrat, brachte denſelben auch zum Schweigen, indem ſie erklärte, daß gar nicht im Ernſt die Rede davon ſei. Die Mädchen waren ſtill, ſchielten aber doch hie und da noch bedenklich hinüber nach ihr, ob es denn wirklich möglich ſei, daß die Mama heiraten ſolle.

Die Frau Pfarrer Dorn hatte es nicht ſo gut wie jene zartbeſaitete Dame, die ſich allezeit ein eigenes Zimmer heizen ließ, um ihren Gefühlen darin nachzuhängen. Zum Glück war es aber gelindes Wetter zur Zeit, als die merkwürdige Erſcheinung des alten Verehrers mit dem goldenen Stockknopf auftauchte, und ſo konnte ſie ſich in das einäugige Stübchen ihres Guſtavs flüchten, um einen Augenblick Ruhe zu haben. Drüben im Wohnzimmer wurden die Debatten noch fortgeſetzt bei den Kindern, die in der Ueberraſchung des Augenblicks ſo ſchnell zu Vertrauten der Mutter geworden waren. Auguſte blieb dabei, es ſei unmöglich, daß die Mama noch einmal heirate, wäre auch eine Art Meſalliance, wenn eine Pfarrerswitwe einen ehemaligen Küchenmeiſter nähme. Pauline nahm es mehr ſentimental im Andenken an den ſeligen Vater. „Ich kann mir die Mama nicht vorſtellen als Frau eines andern, und denkt nur, wenn unſre Mutter einen andern Namen hätte als wir!“ Ueber dieſe Idee ſchlug Maria ein förmliches Geheul auf; die naſeweiſe Emilie aber ſchrie dazwiſchen: „Und ich ſage, wenn die Mama will, ſo geht's uns alle nichts an, gar nichts, und wenn ſie es beſſer bekommt als jetzt . . .“

„Die Mama ſoll's nicht ſchlecht bei uns haben, gar nicht!“ rief Auguſte eifrig; „wir wollen alles thun und arbeiten für ſie, und einen ſchönen Sonntagshut hab' ich ja auch ſchon zu ihrem Geburtstag beſtellt . . .“

„Und an unſrer Liebe ſollte ihr doch genügen!“ rief Pauline.

„Und wenn ich Pfarrer bin, kann ſie zu mir ziehen und ihr alle mit,“ tröſtete ſie Guſtav, von welcher Ausſicht die Mädchen nicht erſtaunlich erbaut waren.

Ohne dieſe Familienberatungen angehört zu haben, hatte die Mama drüben bereits an ihren alten Verehrer geſchrieben; ſo ernſtlich, ſo herzlich, ſo voll Achtung und Freundſchaft war der Brief, wie es nur ihr Herz eingab, für den alten Geſpielen ihrer Kindertage, aber ein Abſagebrief war es doch. Sie war bald ihres Entſchluſſes gewiß geworden, wenn auch dieſe lange, treue Liebe ihr Herz bewegte, wenn ſie auch einen Augenblick um ihrer Kinder willen die äußeren Umſtände erwogen, — ſie fühlte doch, daß eine Frau, die ihrem Gatten ganz zu eigen gehört hat, ſich nicht zweimal verſchenken, daß die Mutter erwachſener Töchter wohl kaum mehr Braut werden kann. Aber es hätte ſie gefreut, wenn ihr alter Kamerad in der Nähe geblieben wäre, ihr und ihrer Kinder guter Freund; wenn ſie in freundlicher häuslicher Pflege ihm einſt alte und kränkliche Tage hätte leicht machen können.

So kam es aber nicht. Herr Moſer ſchickte aus dem Gaſthof noch ein paar Worte zum Abſchied, freundlich, ohne Groll und Bitterkeit; aber er ſchien doch nicht ruhig genug, um als Freund in der Nähe ſeiner alten Liebe bleiben zu können; ſie hat ihn nicht wiedergeſehen und mit den Kindern nicht mehr von ihm geſprochen.

Die Frau Pfarrerin war der Meinung, daß man einen Entſchluß, den man mit Gott erwogen und in redlicher Meinung gefaßt hat, nicht beklagen und nicht berühren, ſondern nur durchführen ſoll, und das hat ſie auch gethan. Das Herz war hier nicht ins Spiel gekommen, nur ein natürliches Leid, daß ſie ein ſo treues Gemüt hatte ſo tief kränken müſſen. Ob ſie in dem Lauf von fünf Jahren voll Arbeit, Mühe und ſtiller Sorge hie und da mit leiſem Seufzer daran gedacht, wie ſie nun mit dieſer treuen Seele hätte ein Leben ohne dieſe leidigen Alltagsſorgen führen können? — ich weiß es nicht. Die Mädchen hatten das Mögliche gethan, der Mama das Opfer, wenn es eins war, zu vergüten; doch waren oft ſchwere Tage gekommen.

Mit dem Dienen wollte es bei Auguſten nicht recht glücken, ſo umſichtig und praktiſch auch das Mädchen war; die Nadel aber verſchaffte nur ſpärliches Brot; die Kinder wuchſen allmählich aus dem Alter heraus, wo Waiſengelder für ſie bezahlt wurden und der kleine Witwengehalt war nicht hinreichend.

Doch hatte nicht nur die Sorge den Weg gefunden hinauf bis zum vierten Stock ins Sonnengäßchen; nein, auch die Freude, echte, lebendige Freude und wahrhaftes Glück. Das bezeugte die Mutter dankbar, als ſie, fünf Jahre nach jener Begegnung mit dem Jugendgeſpielen, ihren Geburtstag im Kreis ihrer Kinder feierte.

Zwei fröhliche Bräute durfte das niedrige Witwenſtübchen beherbergen, und die Mutter fand es ſo viel ſchöner, ſich nun zu ſonnen in der Kinder Glück, in ihnen das eigene, das eine Brautgefühl wieder zu erleben, als wenn ſie hätte die Liebe, die ſie dem Gatten ins Grab gegeben, wieder aufwärmen ſollen für einen andern.

Es war bei den Töchtern, wie billig, der Altersordnung nach gegangen. Jener Doktor Buſch, der Auguſten damals vom Theater heimgeführt, hatte ihr wirklich auch ſeine Hand fürs Leben geboten. Man redete bereits von der Hochzeit; ein witziger Freund des Bräutigams arbeitete ſogar ſchon an einem Carmen, in dem die Vereinigung von Dorn und Buſch, von Röslein, die aus einem Dornbuſch erblühen, eine große Rolle ſpielte.

Pauline, die fleißige Blumenmacherin, hatte die Myrthenkrone der Schweſter bereits vollendet und arbeitete in der Stille an ihrer eigenen. Auf einem Beſuch bei der Tante Amtmännin hatte ſie Gelegenheit gefunden, ihr warmes Herzchen an einen tugendhaften Vikar zu verſchenken, der immerhin vielleicht in ſechs Jahren ſchon auf Anſtellung rechnen durfte, und der inzwiſchen ſeiner Braut Herz und ſein eigenes mit ſüßen Träumen von Patronatsdienſten und ſtändigen Amtsverweſereien, auf die man heiraten dürfe, einwiegte.

Mit welchen Mitteln ſie ihren Hausſtand begründen wollten, das machte dem jungen Paar nicht die allermindeſte Anfechtung; deſto mehr der Mutter, die auch hier wieder erfahren hatte, daß das Leben ein Kampf iſt, und daß die leichtbeſchwingte Freude nur dann auf Erden weilen darf, wenn ſie ſich bequemt, ein Bleigewicht irdiſcher Sorge mit zu tragen.

Bei Auguſten hatte es weniger Not. Doktor Buſch hatte eine ziemliche Praxis. Er beabſichtigte, ſich auf Kröpfe als Spezialität zu legen und ſich dann in einer gebirgigen Gegend niederzulaſſen; auch hatte er ſich als Junggeſelle recht anſtändig eingerichtet, und war ja der Leinwandſchatz der Mutter vorhanden; aber doch hätte ſie dem guten fleißigen Kinde, das ſo treulich mitgeſorgt und mitgearbeitet hatte, ſo gar gern wenigſtens auch nur ein eigen Zimmer im neuen Hauſe eingerichtet; denn das hatte ſie aus Hermann und Dorothea wohl behalten und ſchien ihr eines der vernünftigſten Worte, die je ein Dichter geſprochen:

Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Das ihr eig'nes Gerät in Küch' und Zimmern erkennet
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat. —

Aber dazu war keine Ausſicht; denn gerade jetzt ſollte auch Guſtav fürs Seminar ausgeſtattet werden. Und vollends Pauline und der Vikar, die jetzt noch glaubten, mit fünfhundert Gulden jährlich laſſe ſich einmal ein flotter Haushalt führen! Wo ſollte das Nötige für ihre Einrichtung herkommen! Denn das beſcheidene Kapital der Familie war Jahr um Jahr geſchmolzen. Eile hatte es da nun freilich noch nicht, aber es drückte doch das Gemüt der Mutter.

Auguſtens Hochzeit war vor der Thür, die Mädchen freuten ſich unbändig. Der Myrthenkranz für die Braut, Roſenzweige für die ſchweſterlichen Brautjungfern waren ſchon von Paulinen vollendet; aber die Mädchen ſollten auch neue Kleider haben, Guſtav einen neuen guten Anzug; das ſchwarzſeidene Hochzeitkleid der Mama war ſchon ſo vielfältig geſtürzt, gewendet, mit Sammet aufgebeſſert, mit alten Spitzen hergeputzt worden, daß es keiner Erneuerung mehr fähig war, wo ſollte das alles herkommen? — und vor der neuen angeſehenen Familie wollte man ſich doch auch anſtändig zeigen. Das Herz der Kinder wollte die gute Frau nicht ſchwer machen mit dieſen Sorgen, deren ſie ſich ſelbſt ſchämte, da ſie ja nur äußerliche Dinge betrafen; aber Sorgen waren es doch. Sie hatte Tage des ſchwerſten, tiefſten Leids überwunden in geduldiger Ergebung; ſie hatte am Sarge ihres Mannes in feſtem Gottvertrauen auf ihre fünf Waiſen ſchauen können — warum wurden ihr dieſe kleinen Kieſel ſo ſchwer, nachdem ſie der Herr ſchon über Berge und Abgründe geleitet?

Ach, das Menſchenherz hat verſchiedene Kämmerlein. Das tiefe, rechte Leid wohnt an einer andern Stätte als die kleinen Nöten und Drangſale des Lebens und man wagt oft nicht, die höchſten Troſt- und Hilfsquellen in Anſpruch zu nehmen für dies geringe Völkchen! Die Witwe hatte manchesmal in völligem Glauben geſprochen: „Herr, du wirſt mich und meine Kinder nicht verlaſſen!“ Das hätte ſie aber nicht gewagt, in demſelben Glauben zu bitten um die Mittel zu einem anſtändigen Hochzeitkleid und zu einer Zimmereinrichtung für ihre Auguſte, und doch fiel es ihr ſo ſchwer, es zu entbehren. Ging ihr vielleicht auch ein bißchen wie jener Witwe, die dem ſie tröſtenden Pfarrer Flattich antwortete: „Ach, ich glaub's ja, daß mich der liebe Gott erhalten wird; aber ob er mich auch als Frau Hauptmännin erhalten will?“

Nun, wie er uns erhalten will, dürfen wir freilich dem Herrn nicht vorſchreiben; aber derſelbe gütige Vater, der uns die Nahrung nicht eben nur zuwachſen läßt, wie es notthut, um nicht Hungers zu ſterben, nein, der ſie gewinnen läßt aus lieblichen Blüten, von goldenen Aehrenfeldern, von herrlichen Fruchtbäumen, aus ſchönen Trauben, — der wird auch nicht zürnen, wenn ſeine Kinder unter dem „täglichen Brot“, um das ſie bitten, gar mancherlei verſtehen, wie ja ſchon der ehrwürdige Doktor Luther gethan.

Ihre großen und kleinen Sorgen vergaß aber die gute Mama, oder verſchwieg ſie doch, als ſie an dem Geburtstagstiſche ſaß, den die Kinder und künftigen Schwiegerſöhne aufs ſchönſte ausgeſchmückt hatten; als ſie die Häupter ihrer Lieben zählte und mit Liebe und Wehmut des ſeligen Gatten gedachte. „Es iſt ſo gut gegangen bisher, es wird ja auch noch ferner gehen,“ dachte ſie getroſt.

* * *

Marie war hinausgegangen, um den Kaffee zu holen, kam aber atemlos und ohne Kaffeekannen wieder herein mit der ängſtlichen Meldung: „Mama, um Gotteswillen, ein Gerichtsdiener!“ Wirklich folgte ihr der Diener des Geſetzes auf dem Fuß mit der Frage: „Wohnt hier die verwitwete Frau Pfarrer Dorn? Selbige hat ſich morgen vormittag um neun Uhr auf dem Amtszimmer des Oberamtsgerichts einzufinden.“

Mehr als dieſen Beſcheid hatten auch die Schwiegerſöhne nicht von dem Gerichtsdiener erfahren können. Trotz ihres guten Gewiſſens konnte ſich die Frau Pfarrerin eines bänglichen Gefühls nicht erwehren, auch bei der jungen Geſellſchaft war die Freude geſtört; die Mama genoß wenig Schlummer in dieſer Geburtstagsnacht und war froh, als am andern Morgen die neunte Stunde ſchlug, wo ſich zeigen mußte, was denn das Gericht von ihr wolle.

In all der würdigen Haltung einer ehrbaren Matrone fand ſich die Witwe vor der hohen Obrigkeit ein, die denn auch gar nicht ſo fürchterlich ausſah, wie ſie ſich vorgeſtellt; nur war ihr unangenehm, daß nicht ein reſpektabler Herr Oberamtsrichter ſondern ein junger Aktuar mit Stutzbärtchen auf dem Richterſtuhle ſaß und das Verhör eröffnete.

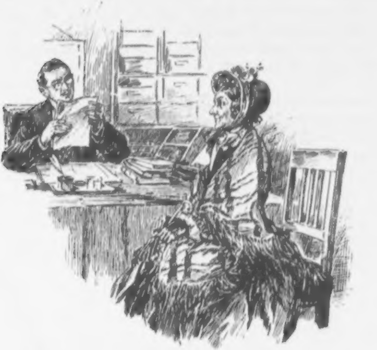
„Ihr Name?“

„Karoline Sophie Dorn, geborene Ringler, Witwe des Pfarrers Dorn zu Zimmern.“

„Ihr Alter?“

Das inkommodierte ſie doch wirklich; ſie machte ja kein Geheimnis daraus; aber ſo geradeaus zu fragen, das fand ſie doch zu unbeſcheiden. „Neunundvierzig Jahre,“ antwortete ſie zögernd.

„Noch nie gerichtlich beſtraft worden?“



Das war denn doch mehr als impertinent! Sie erwiderte ein kurzes und höchſt beleidigtes: „Nein“.

„Sind Sie in Ihrer Jugend in irgend welchem näheren Verhältnis zu einem gewiſſen Jakob Michael Moſer, gebürtig aus Thalheim, geſtanden?“

Nun aber war's über alles; eine tiefe Glut überzog das Antlitz der Matrone. So ſich vor Gericht ausfragen zu laſſen, nein, das war zu viel!

„Die Frage dient nur, um die Identität der Perſon feſtzuſtellen und die Beantwortung liegt in Ihrem eigenen Intereſſe,“ bemerkte der Aktuar, als ſie ſchwieg.

„Jakob Moſer, ein Nachbarsſohn aus meinem Heimatsdorfe, hat mir zu verſchiedenen Zeiträumen zweimal einen Heiratsantrag gemacht, den anzunehmen mir aber nicht möglich war,“ ſagte ſie endlich mit bebenden Lippen und innerer Empörung über ſolch unerwartetes und in ihren Augen unbefugtes Fragen.

„Dürften es bereuen,“ meinte ſarkaſtiſch der Aktuar und begann aus einem Aktenſtück zu leſen: „Jakob Michael Moſer, wohnhaft zu Liverpool in England, gebürtig aus Thalheim, Königreich W., iſt zu Liverpool mit Hinterlaſſung eines Vermögens von fünfmalhunderttauſend Gulden geſtorben, über das er zu Gunſten mehrerer wohlthätiger Stiftungen in England und in ſeinem Heimatsorte verfügt hat. Zuvor aber müſſen die Legate ausbezahlt werden, unter welchen ſich zwanzigtauſend Gulden für Pfarrerin Dorn, Witwe allhier, befinden.“

Das war der letzte Sturm auf die Faſſung der Frau Pfarrerin; all ihre Kraft mußte ſie zuſammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen, und den Kindern, die mit großer Spannung auf die Rückkehr der Mama warteten, konnte ſie zuerſt vor Weinen nichts antworten als: „Das treue gute Herz! Gott ſegne es ihm in der Ewigkeit!“

Als ſie nun die Geſchichte von dem Erbe verkündete, das für die beſcheidenen Begriffe der Familie ein unermeßlicher Reichtum ſchien, da brach ein wahrer Sturm der Begeiſterung und Dankbarkeit für den treuen Jugendfreund los.

Pauline, Emilie und Guſtav wetteiferten in Ausdrücken höchſter Bewunderung und Anerkennung. Mariechen leiſtete der Mutter treulich Geſellſchaft im Weinen; nur Auguſte blieb ſtill. „Aber Guſtchen, freuſt du dich denn nicht auch?“ rief Emilie; „dir kömmt's auch zu gute!“ „Eine halbe Million!“ ſagte Auguſte ſehr nachdenklich vor ſich hin: „die Mama hätte ihn doch vielleicht heiraten ſollen.“ Dies Bedauern erregte große Heiterkeit und half auch die Thränen der Mama trocknen.

Zwanzigtauſend Gulden bar und unverkürzt wurden der Frau Pfarrerin ausbezahlt. Es gab Leute, die da meinten, wenn der alte Verehrer ſo reich geweſen ſei, ſo hätte er ihr wohl das Zehnfache hinterlaſſen können. In das Herz der Pfarrerin aber, die von jeher aus aufrichtigem Sinn gebetet hatte: „Armut und Reichtum gib mir nicht!“ kam kein ſolcher Gedanke; es war ja mehr, als ſie je hätte hoffen können zu beſitzen. Sie nahm es als eine rechte Liebes- und Gottesgabe, die ihr möglich machte, ihrem Mutterherzen Genüge zu thun; ſie nahm es als ein neues Unterpfand von Gottes treuer Fürſorge. Eine fröhlichere Hochzeit als Auguſtens iſt gewiß nie gefeiert worden.

Und Segen und Gedeihen war in dem Erbe des Freundes; ſein Name iſt bei einem glücklichen Geſchlecht in dankbarer Erinnerung geblieben, und die ſtille Treue, die auf Erden nicht belohnt wurde, hat im Tode noch ihre volle Würdigung gefunden.

II.

Dennoch!

1.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vöglein ſangen,
Da hab' ich ihr geſtanden
Mein Lieben und Verlangen.
Heine.

Man ſagt, daß der altteſtamentliche Segen einer zahlreichen Familie in chriſtlichen Landen ganz vorzugsweiſe noch dem geiſtlichen Stande verblieben ſei. Das Pfarrhaus zu Reiſenberg wenigſtens war nicht daran verkürzt. Zwar hatte der neue Dekan einſt den Pfarrer recht ſalbungsvoll getröſtet über ſeine Kinderloſigkeit; das aber war nur ein Mißverſtändnis, weil derſelbige auf die Frage des Dekans: ob er Kinder habe? einfach mit „neun“ geantwortet hatte, was der Dekan als „nein“ verſtand. Der Pfarrer ließ ihn bei dem Glauben, nur um ſich an dem Erſtaunen des würdigen Herrn zu ergötzen, als dieſer einmal das Pfarrhaus beſuchte und aus allen Thüren Kinder in verſchiedenen Größen hervorbrachen, vom hübſchen, ſchlanken Töchterlein bis zu dem kleinen, rundköpfigen Kindlein im Wägelchen, ſo daß alle neun vollzählig beiſammen waren.

So humoriſtiſch faßte aber der Pfarrer ſelten ſeinen Kinderſegen auf. Er hatte gar ein ſorgliches Gemüt und ſeine Frau, die doch offenbar der zumeiſt geplagte Teil dabei war, hatte allezeit noch an ihm zu tröſten. Auch konnte man ſelten, wie der Dekan, die wirkliche Zahl ſeiner Kinder von ihm erfahren; er pflegte ſie, zur Vermehrung der Rührung, gewöhnlich zu multiplizieren, immer ſtärker, je mehr er gerade ſonſt unwirſch oder bedrängt war, ſo daß die Zahl ins Unendliche wuchs. Die armen Kinder wurden ſomit immer in der Demut erhalten, da ihnen ihre eigene unſchuldige Exiſtenz gewiſſermaßen zum Vorwurf gemacht wurde.

Sie trugen übrigens nicht ſchwer daran, da ſie wohl fühlten, daß es nicht ſo ſchlimm gemeint war und daß der Vater um alle Schätze der Welt doch keins von ihnen hergegeben hätte. Zumal Leonore, das älteſte Töchterlein, war ein frohherziges Geſchöpf und fühlte ſich ganz und gar nicht gedrückt von ihrem Daſein. Sie genoß freilich blutwenig von dem, was man Jugendfreuden nennt; aber ſie hatte das erfriſchende belebende Gefühl, eine Stelle im Leben auszufüllen, notwendig und geſchätzt zu ſein an ihrem Platze; ſie hatte eine blühende Geſundheit und den friſchen Mut ihrer ſechzehn Jahre, um all den Anſprüchen zu genügen, die an ſie gemacht wurden; ſie hatte den frommen, freudigen Glauben, daß ſie nicht um ihres eigenen Vergnügens willen in die Welt geſetzt ſei, ſondern um andern zum Segen und zur Freude zu werden. Ueber all das trug ſie eine verborgene Quelle junger Poeſie in ſich, unverſchüttet von all des Tages Laſt und Mühe, unausgeſprochen, unbewußt, darum aber nur um ſo friſcher und köſtlicher.

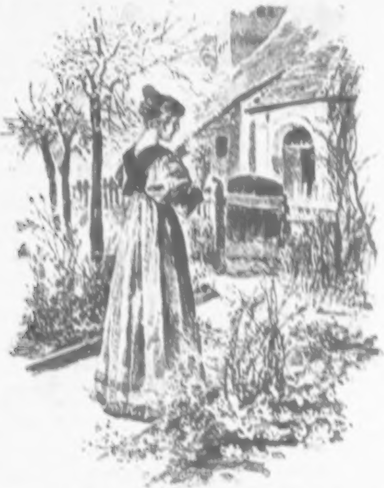
Lorchen fand nicht viel Nahrung von außen für dieſe Herzenspoeſie; es war noch nicht die Zeit der ſchön gebundenen, goldgeſchmückten Duodez-Litteratur, in welcher jede Jungfrau ihre dämmernden, ihre aufgegangenen oder bereits untergegangenen Gefühle, anmutig in Reimlein gebracht, leſen kann; außer den weltlichen Gedichten Martin Opitzens von Boberfeld hatte ſich von ſchöner Litteratur nichts in das Pfarrhaus verirrt, und ſo oft auch der Pfarrer ein kleines Sümmchen zur Anſchaffung eines Buches beſtimmt hatte, es wurde immer wieder verwendet für Tuch zu Bubenwämſern und andre nützliche Gegenſtände. Aber, der Hauch der Poeſie weht ſoweit der Himmel blau iſt; Lorchen blickte zu den lichten Sternen auf von den Wiegen der ſchreienden Geſchwiſter; ſie atmete die herrliche Morgenluft, wenn ſie früh ſchon im Garten geſchäftig war; ſie lauſchte dem lieblichen Geplauder der Kleinen, denen die freundliche, ſangluſtige Schweſter faſt noch lieber war, als die Mama ſelbſt, und die einfache, gewaltige Poeſie der Bibelworte, die erſte, die des Kindes Seele durchbebt, verlor ihre ergreifende und erhebende Macht nicht über den Geiſt des heranblühenden Mädchens.

An dem Freitag aber, an dem unſre Geſchichte beginnt, ſah es ganz und gar nicht poetiſch aus im Pfarrhauſe zu Reiſenberg; ein ſchweres Drangſal ſchien alle Räume zu verdüſtern, — der Papa hatte den Schnupfen. Das ſcheint nun eine äußerſt unbedeutende Sache; der Schnupfen des Pfarrers zu Reiſenberg aber war nicht wie der Schnupfen gewöhnlicher Menſchenkinder. Der gute Pfarrer war großgezogen worden mit der Idee, daß ſein Vater an einem vernachläſſigten Schnupfen geſtorben ſei; ſo oft ihn nun dieſes Uebel heimſuchte, trug er ſich jedesmal mit heimlichen Sterbensgedanken, die ſich zunächſt in überaus übler Laune äußerten. Zwar war es im Pfarrhauſe ſtreng verboten, das Wort Schnupfen auch nur auszuſprechen, aber das Unglück war ohne Worte leicht erkennbar. Wenn der Pfarrer, ſtatt ruhig in ſeiner Studierſtube zu verharren, alle Viertelſtunden mit eiligen, unruhigen Schritten herabſtieg, und durch alle Zimmer ſchritt, ſtatt des Gürtels ein Schnupftuch um den Schlafrock gebunden, die Mütze, die er immer im Hauſe trug, verkehrt auf, damit ihn der Schatten des Schildes nicht hindere; wenn er, ſo oft er kam, ein neues Taſchentuch verlangte und nach und nach eine ganze Reihe gebrauchter Tücher an der Stange vor ſeinem Fenſter zum Trocknen aufhängte; wenn er auf einmal alle alte Schäden im Hauſe bemerkte und ſich darüber ärgerte; nach einem Trinkglas fragte, das vor ſechs Jahren zerbrochen war, und über längſt zerſprungene Fenſterſcheiben aufs neue eine Totenklage hielt — dann ging das ängſtliche Flüſtern durchs Haus: „Der Papa hat den Schnupfen!“

„Weib, was fangen wir an?“ brach bei einer neuen Schnupfenwanderung der Pfarrer das unheildrohende Schweigen; „ſchon Freitag, und ich kann nicht predigen!“ — „Aber Papa,“ meinte ſchüchtern die Pfarrerin, „glaubſt du nicht, es könnte bis Sonntag vergehen? Wenn du brav Waſſer trinkſt mit präpariertem Weinſtein? Kalt iſt es nicht —“ — „Nein, kalt iſt es nicht,“ brach der erbitterte Pfarrer aus, „gar nicht kalt! — es weht nur der heimtückiſche Aprilwind, der am allerleichteſten Lungenentzündungen hervorruft, der meinen armen Vater ſelig dahinraffte, als dieſer in fanatiſchem Pflichteifer ſich nicht nehmen ließ zu predigen mit Schnupfen und Katarrh. Der hatte freilich gut ſterben; ich wollte ja heute noch mit allem Vergnügen heimgehen, wenn ich, wie mein Vater ſelig, nur zwei Kinder hinterließe! Aber mit ſiebenundzwanzig unverſorgten —“

„Nu, nu, Alter,“ bat gutmütig die Frau, „verſündige dich nicht! Und wenn deine Mutter kein einziges Kind gehabt hätte, ſo wäre ſie nur um ſo trauriger und einſamer geworden durch deines Vaters Tod. So ſchlimm ſieht's ja bei dir noch lange nicht aus, und am Sonntag haben wir den erſten Mai. Wir müſſen nun eben ſehen, wer für dich predigt.“ — „Ja, wer für mich predigt, da ſitzt's! Wo einen Prediger hernehmen? Der Seeburger hat keinen Vikar mehr. Der Audörfer iſt ſelbſt krank und braucht ſeinen Sohn; der Mühlheimer iſt auch allein —“ — „Ach ja, aber der Gevatter iſt ein ſo robuſter Mann; dem kommt's gar nicht darauf an, ſeine Predigt zweimal zu halten. Wenn er daheim um acht Uhr predigt und wir laſſen um zehn Uhr läuten, ſo kann er gut den kurzen Weg herüberkommen und er thut's gern.“ — „Thu's ungern, thu's blutungern,“ ſeufzte der bedrängte Pfarrer, „daß ich meinen Nebenmenſchen ſo drangſaliere und daß ich von der beſtimmten Gottesdienſtordnung abgehe. Gott weiß, wäre es nicht der Gedanke an meine ſechsunddreißig —“ — „Papa, ich will geſchwind dem Pfarrer zu Mühlheim ſchreiben, ſonſt werden wir noch zu zweiundſiebzig,“ meinte das ſchelmiſche

Lorchen und entſchlüpfte lachend einem Klaps mit der Fliegenklatſche für ihre naſeweiſe Bemerkung, während der Pfarrer mit



etwas gemilderter Bekümmernis im Abgehen ſeufzte: „Eine Sünde und eine Schande iſt's, daß das Konſiſtorium nicht für jede Diöceſe einen eigenen Krankenvikar hält, damit nicht geplagte Familienväter ihr Leben ſo oft aufs Spiel ſetzen dürfen!“

Der Sonntag war gekommen. Der Papa machte alle Anſtalt, ſein vielgefährdetes Leben noch einmal glücklich durchzubringen und behielt ſein Krankenkoſtüm nur noch zur eigenen Beruhigung bei, damit die Hilfeleiſtung des Nachbars von Mühlheim nicht gar zu überflüſſig erſcheine, denn zum Selbſtpredigen wäre es ja doch zu ſpät geweſen. — Er war darauf gefaßt, daß der Mühlheimer, wie ſchon mehr geſchehen, erſt beim Zuſammenläuten eintreffe. Er trieb Frau und Tochter an, rechtzeitig in die Kirche zu gehen und recht beruhigt auszuſehen, damit die Gemeinde nicht geängſtet werde durch das etwaige längere Ausbleiben des Predigers. Zuvor wurden Papas Winterſchlafrock und ſeine Pantoffeln erſter Klaſſe nebſt einer friſchgewaſchenen baumwollenen Zipfelmütze, die für den Sonntag für würdiger galt als die alte Reiſekappe mit dem Schild im Nacken, und auch ein warmer Kaffee bereit gehalten, da der Gaſt ja etwas früher als die Frau Pfarrerin nach Hauſe kommen wurde.

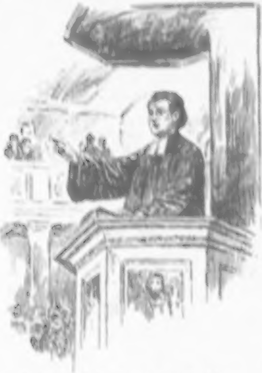
Lorchen ſtand noch im Garten, um ſich ein Sträußchen zum Kirchgang zu pflücken; die Blumenrabatten, welche die nüchternen Salat- und Krautländer einfaßten, waren ihre Pfleglinge, die dankbar ihre Mühe belohnten. Ein anmutiges Bild, das ſchlanke Pfarrtöchterlein, wie ſie ſo zwiſchen den blühenden Kirſchbäumen wandelte und mit innerer Herzensfreude ſich die lieblichſten unter ihren Lieblingen herausſuchte: Gartenvergißmeinnicht, ſo blau wie ihre Augen; dunkelbraune Aurikeln und eine zarte, kleine, blaßrothe Hyazinthe. Der Aprilwind, den der Vater ſo fürchtete, wehte ſie recht erfriſchend an, als wollte er ihr wunderbare, nie gehörte Märchen zuflüſtern, von einem Glück, das ſie nie gekannt, nie zu träumen gewagt. — Aber es läutete, die Mutter war ſchon voraus; eilig flog ſie aus dem Gärtchen, um dann ehrbar, in ſittigem Kirchenſchritt zwiſchen den Reihen grüßender Dorfbewohner in den Gitterſtuhl einzurücken, wo bereits die Mama ſaß in innerlicher Herzensangſt, ob doch der „Mühlheimer“ auch gewiß komme, ſich aber bemühte, erſtaunlich ruhig auszuſehen.

Der Gitterſtuhl der Pfarrfrau war gerade der Kanzel gegenüber. Lenore hatte nie die Gewohnheit, während der Predigt auf die Kanzel zu blicken; es hätte ſie in Verlegenheit gebracht, ihrem eigenen Papa ſo geradezu ins Angeſicht zu ſchauen; ſie konnte die Worte beſſer in ſich aufnehmen, wenn ſie vor ſich hinſah. So ſaß ſie auch heute mit niedergeſchlagenen Augen da. Welch reiche, junge, kraftvolle Stimme tönte da plötzlich an ihr Ohr? Das war nicht der etwas ſchnarrende Ton des Herrn Paten von Mühlheim! Ganz erſchrocken blickte ſie auf und fuhr faſt ſichtbar zuſammen, als ſie in ein Paar feurige ſchwarze Augen blickte; als eine ſchlanke, jugendlich kräftige Geſtalt da oben ſtand. — Jetzt erſt bemerkte ſie die leiſe Bewegung des Erſtaunens, welche durch die Gemeinde ging, die faſt ſo verwundert war als ſie ſelbſt; die Mama vollends, die ſaß ganz erſtarrt über dieſe unerhörte Verwandlung; es kam ihr faſt vor, als ſei dem Schnupfen ihres guten Mannes zulieb ein leibhaftiges Wunder geſchehen und ſei ein Erzengel in eigener Perſon zum Predigen herabgeſtiegen, da ſie der blühenden Jünglingsgeſtalt dort oben anſichtig wurde.

Lorchen ſchaute kein zweites Mal hinauf; ſie betete innerlich um die rechte Faſſung, da ſie ja doch in der Kirche war, und ſiehe, es wurde ihr leicht, den Worten des jungen Predigers zu folgen. Es war nun freilich wieder eine ganz andre Predigt als alle, die ſie bisher gehört: es war das ſchöne Evangelium von der Erſcheinung des Herrn am See Genezareth, und der Prediger ſchilderte die geheimnisvolle dämmernde Morgenfrühe, in der die ſtille, hehre Geſtalt des Herrn ans Ufer trat; das tiefe, ſelige Erkennen des Johannes; den raſchen Feuereifer des Petrus — mit einer Wärme, in einer ſo lebensvollen, blühenden Sprache, daß die guten Dorfbewohner ganz in Bewegung kamen und einander anſtießen, und Lenoren die Geſtalten der Bibel, die ſie ſonſt nur in dämmernder Ferne erblickt, friſch und lebensvoll vor Augen ſtanden. Die Mama ſchüttelte innerlich den Kopf dazu. „Das iſt keine rechte Predigt,“ meinte ihr regelrechtes Paſtoralbewußtſein; „der erzählt ja die

Bibel wie einen Roman und zieht gar keine Nutzanwendung! Nun," tröſtete ſie ſich, „man muß es eben der Jugend zugeben." —

„Na," lachte der Pfarrer, als ihn die Mutter und Lorchen daheim in recht erträglich guter Laune mit dem Fremden am Tiſch ſitzend fanden, „habt ihr recht aufgeſchaut, wie da ſtatt meines Gevatters ſo ein blutjunges Menſchenkind auf der Kanzel geſtanden iſt? Ich muß ſagen, ich bin nicht ſchlecht an ihm erſchrocken; aber er meint, es ſei ihm nicht übel gegangen. Mama, du kannſt's jetzt ſagen, wie die Predigt war." — „Oh, prächtig!" ſagte die höfliche Frau Pfarrerin, „ſo ganz auswendig geſprochen und für Ihre Jugend — und die kurze Zeit!" — „Es war mein Glück," meinte der junge Mann,

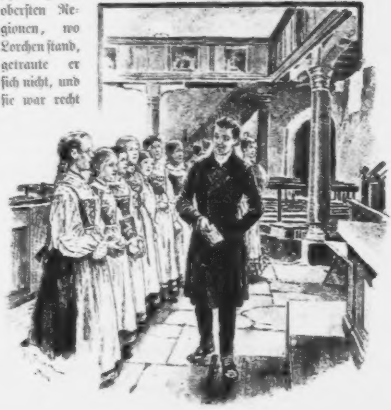


„daß mein Onkel in Mühlheim, bei dem ich in den Ferien bin, mich vorher, um mich nicht müßig zu laſſen, ermahnt hatte, auf allen Fall eine Predigt über das Sonntagsevangelium zu ſtudieren, ohne Ahnung, daß ſie noch notwendig würde.“ — „Nun, Mama, laß nur bald das Eſſen bringen!“ kommandierte der Pfarrer; „der Herr Studioſus will auch noch die Kinderlehre übernehmen; da muß er doch Zeit nach Tiſch haben, ſich vorzubereiten. Decke den Tiſch, Lorchen, und ſieh, wie du alle achtzehn Kinder zuſammenkriegſt! Wollen Sie ſich's nicht kommod machen?“ —

Lachend erblickte der junge Sommer die Bequemlichkeitsanſtalten, die für den erwarteten Herrn Gevatter bereit lagen. Er ſtülpte zu unendlichem Ergötzen der nach und nach herbeiſtrömenden Kinder die weiße Zipfelmütze auf, unter der ſein junges Geſicht mit der reichlichen Fülle braungelockten Haars wirklich höchſt komiſch hervorſah; er erregte ferner große Heiterkeit, wie er, als die ganze Familie beiſammen war, immer noch erwartungsvoll nach der Thür blickte und zuletzt die Pfarrerin fragte: wo denn die andern neun ſeien? Kurz, er ſtand bald mit Alt und Jung auf dem beſten Fuße; nur Lorchen wagte er nicht recht geradezu anzureden, wie auch ſie eilig ihre Blicke wieder heimrief, wenn ſie auf dem hellen, lebensvollen Geſicht des Gaſtes flüchtig geweilt. Und doch ſahen die beiden ſo ganz und gar nicht abſchreckend aus! —

In Reiſenberg mußten, wie allüberall Brauch und Sitte war, die jungen Burſche und Mädchen bis zum achtzehnten Jahr abwechſelnd in der Kinderlehre vorſtehen, und der Pfarrer hielt ſtreng darauf, daß Lorchen mit gutem Beiſpiel vorangehe. Aber heute? Die Mama meinte auch, während Sommer zur Vorbereitung auf die Studierſtube gegangen war: „Hör, Papa, heute könnte doch das Lorchen daheim bleiben von der Kinderlehre, oder in den Pfarrſtuhl ſtehen.“ — „Warum ſo?“ fragte der Pfarrer, deſſen gute Laune wieder bedeutend geſunken war, weil er einigemal hatte nieſen müſſen. — „Nun, das große Mädchen bei dem jungen Studenten, ſo vorſtehen!“ — „Was groß? Nachbar Eiſeles Peter iſt noch viel größer, und des Schulmeiſters naſeweiſes Mädchen wollte ſchon zweimal von mir dispenſiert ſein vom Vorſtehen in der Kinderlehre, weil es ſich nicht recht ſchicke. Was kirchliche Ordnung und Geſetz iſt, das ſchickt ſich auch! Das Mädchen geht, und ſie ſoll gut aufpaſſen; die andern Stöcke antworten nichts. Iſt der Guſtav fertig, und der Ludwig und Paul? Karolinchen iſt ja immer zuerſt dran; die andern fünfzehn ſollen ſich dann ruhig verhalten.“

Recht mit Herzklopfen und dunkelrotem Angeſicht ſtand Lorchen oben in der Reihe der ledigen Töchter, während der junge Student, von der Dorfjugend unverhohlen und mit offenen Mäulern angeſtaunt, eifrig fragend und docierend auf und ab ſchritt. In die oberſten Regionen, wo Lorchen ſtand, getraute er ſich nicht, und ſie war recht



froh; denn die Fragen, die er den Kindern ſtellte, fand ſie ſo ſchwer, daß ſie ſelbſt ſich das Antworten nicht getraut hätte; auch machte die Schuljugend dazu nicht die mindeſte Anſtalt, ſondern glotzte den jungen Mann nur immer unverwandter an, ſo daß dieſer wahrſcheinlich, aller Würde und der Heiligkeit des Orts vergeſſend, recht zornig geworden wäre, wenn ihn nicht eine holdſelige Geſtalt, die er aber, ſelbſt verlegen, nur wie durch einen Nebel ſah, in Schranken gehalten hätte.

Lorchen ging durch den Garten ins Haus zurück. Da ſtand der Gaſt noch an ihrem Blumenbeet. „Was Sie ſchöne Blumen haben!“ ſagte er bewundernd; „bei meiner Tante blüht noch gar nichts.“ — Oh, ich gebe Ihnen ein Sträußchen für die Frau Pate mit,“ ſagte Lorchen bereitwillig; erſt als ſie ihm die Blumen in die Hand gab und ſeine Augen ſo gar freundlich, ſo tief heraus, auf ihr ruhten, erſt da war ihr, als hätte ſie das eigentlich nicht thun ſollen, und tief errötend eilte ſie voraus, um den Kaffee zu rüſten.

Der gefährliche Schnupfen des Papa ging auch diesmal wieder glücklich vorüber und der junge Sommer kam während dieſes Ferienaufenthalts in ſo ehrwürdigem Beruf nicht wieder ins Pfarrhaus zu Reiſenberg, wohl aber mit Onkel und Tante als harmloſer Gaſt; denn die zwei Pfarrhäuſer hielten gute Nachbarſchaft. Der Pfarrer von Mühlheim war ſehr vergnügt mit dem Neffen, den er ſeit ſeinen Knabenjahren nicht mehr geſehen hatte, da deſſen Mutter ſehr entfernt wohnte und das Reiſen nicht zu den Paſſionen des Gevatters gehörte. „Er gibt einen rechten Pfarrer,“ verſicherte er den Nachbar, „wenn auch jetzt alles noch ein bißchen zu poetiſch und unvergohren bei ihm iſt. Es iſt ihm ernſt mit der Sache, und ein gut Gemüt hat er auch. Jetzt ſoll er noch zwei Jahre zu Leipzig ſtudieren.“ — „Haſt du nicht geſagt, Herr Gevatter, daß ſeine Mutter ohne zeitliche Mittel ſei?“ — „Allerdings, Herr Gevatter, aber er hat daſelbſt einen vermöglichen Onkel mütterlicherſeits, der ſich ſeiner annehmen, ihm Koſt und Wohnung und Information geben will.“

So gar ſchüchtern, wie am erſten Tage, ſtanden ſich Theodor und Lenore nicht mehr gegenüber; es war ganz allmählich anders gekommen. Wie es von jeher herkömmlich war, hatte Lorchen der Frau Pate über ihre große Hauswaſch geholfen; ſo vergnüglich war es aber noch bei keiner Wäſche zugegangen. Der Student verſicherte, er habe daheim ſeiner Mutter ein Töchterlein erſpart und könne vortrefflich mit der Wäſche umgehen. Auch erwies er ſich dabei äußerſt brauchbar; er zog die Leinen auf, reichte Lorchen die Waſchklammern und hängte die großen Stücke auf an den höchſten Punkten, wo Lorchen nicht hinreichen konnte. Am Bügeltag ſetzte er unter lautem Proteſt der Tante eine ihrer Dormeuſen auf und ſchickte ſich an, ganz ehrbar am Bügeltiſch mitzuhelfen; griff es dann freilich aber ſo verkehrt an, daß ihm das Handwerk gelegt werden mußte. Lorchen und die Frau Pfarrerin kamen gar nicht aus dem Lachen.

Da der Student als Büglerin abgeſetzt war, trat er als Vorleſer auf und brachte eine gar ſchöne Sammlung „neuer weltlicher Lieder“, die ſowohl der Frau Tante als Lorchen noch gänzlich unbekannt waren. Der Geſchmack der Tante und des jungen Patchens erwies ſich aber ziemlich verſchieden. Der Frau Pfarrerin gefielen die neueſten Gedichte ſehr gut; die „Klagen einer Liebhaberin beim fernen Getöſe einer Schlacht“ rührten ſie faſt zu Thränen, und ſelbſt ein ſchalkhaftes Gedicht:

„Damon klagt und iſt betrübet,
Seufzet täglich ach und weh
Wegen ſeiner Galathee,
Die er nur zu ſehre liebet —“

fand ſie noch ſchön, nur etwas leichtfertig; Lorchen dagegen blieb bei den „Klagen einer Liebhaberin“ ungerührt und fand die wenigen Lieder des Simon Dach ſo ſchön, daß Theodor Sommer verſprach, für ſie eins abzuſchreiben.

Abends, als Lorchen heimkehrte, war es ſchon etwas dunkel. „Theodor, du biſt gewiß ſo gut und begleiteſt das

Lorchen; es iſt doch ſchon ſpät," ſagte die Frau Pate. — Ach ja, Theodor war ſo gut. Seinen Arm nahm Lorchen nicht an, es war ihr etwas beklommen zu Mute an ſeiner Seite. Auch er redete nicht viel, aber doch war es ſo ſchön! Langeweile hatten ſie gar nicht; die Blüten dufteten ſo ſüß, der ſcharfe Aprilwind war zum weichen Mailüftchen geworden, die Welt war noch nie ſo wunderſchön geweſen.

Sie hatten noch kaum ein bedeutſam Wörtchen gewechſelt, die beiden jungen Leute, und doch dünkte es Lorchen, ſie komme aus einer fernen, fremden Welt, als ſie wieder in die Stube daheim trat. Aber nicht läſſig und träumeriſch machte ſie der goldene Hintergrund, auf dem ſich das Alltagsleben jetzt ſo eigentümlich abhob; viel freudiger und unverdroſſener als je trat ſie unter die Geſchwiſterſchar, half die Größeren überhören, die Kleineren füttern, das Allerkleinſte waſchen und einſchläfern; ſie ſang ihm leiſe Wiegenliedlein und verſenkte wieder ihre Seele in eine Welt voll märchenhafter Herrlichkeit und Lieblichkeit, ſo viel poeſiereicher als all die Lieder von Phyllis und Dorilis, die ſie heute gehört.

Theodor kam, um Abſchied zu nehmen. „Der Herr Pfarrer ſind in der Stadt bei einer Disputation, die Frau Pfarrerin ſind droben in der Kammer und zählen Wäſche," beſchied ihn die Magd; „Jungfer Lorchen iſt mit den Kindern im Garten." Im Garten, da fand er ſie in der weiten blühenden Laube, die ſich öffnete auf das grüne Wieſenthal; die letzten Veilchen und die erſten Mairöschen dufteten zuſammen, die Kleinen durften ungeſtört ſpielen, Theodor hatte das Lied „Aennchen von Tharau" mitgebracht. — Ob die zwei den Text ſo genau ſtudierten, ob ſie Variationen darüber machten — ſie haben es niemand vertraut. Lenore ſenkte tief ihr errötendes Geſicht auf das Papierblatt, darauf das Lied geſchrieben war; ſie fühlte, wie innig die Blicke des Jünglings auf ihr ruhten. „Wir ſind geſinnt, bei einander zu ſtahn?" flüſterte er endlich leiſe fragend, und Lorchen blickte auf; ach, ſo nahe, ſo ganz nahe hatte ſie noch nie in ein Paar Menſchenaugen geblickt!

„Lenore," fragte er wieder, ſo tief aus innerſter Seele, „liebes Lorchen, wollen Sie nicht mein Aennchen von Tharau ſein? — Ich gehe morgen," fuhr er in tiefer Bewegung fort, als ſie noch ſchwieg, „weit, weit fort; ich weiß nicht, wann ich wiederkomme. Leonore, iſt dir's nicht klar geworden, ſo wie es mir klar iſt, daß wir zuſammengehören für Zeit und Ewigkeit? — Leonore," bat er, als ſie immer noch ſchwieg mit tiefgeſenktem Blick, „kannſt du, willſt du mein werden?" — „Ach gern!" ſagte leiſe, halb ſchüchtern, halb glückſelig das aufrichtige Kind; „herzlich gern! Aber wir ſind ja noch ſo jung!" — „Um ſo beſſer!" rief in ſtürmiſcher Glückſeligkeit der Jüngling, und wagte den erſten Kuß auf die roſigen Lippen; „wir ſind jung genug, um warten zu können! Leonore, glaubſt du, einer rechten Liebe, einer Liebe, die halten ſoll über Tod und Grab hinaus, einer ſolchen Liebe ſei die Zeit gefährlich?"

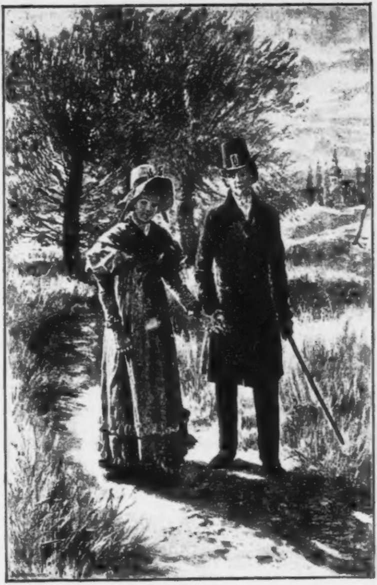
„O nein," verſicherte Lorchen in voller Ueberzeugung, während ſie, überwältigt von dem, was ſo ſchnell geſchehen, ſich ängſtlich, wie Hilfe ſuchend, an den ſchmiegte, der ſie in ſolche Herzensnot gebracht. „Aber," und wieder erhob ſie faſt bittend die blauen Kinderaugen zu ihm, „es iſt nicht recht, ich darf ſo etwas nicht zuſagen ohne der Eltern Willen." — „Das ſollſt du auch nicht!" rief Theodor. „Ich gehe zu deinem Vater und werbe um dich. Ich bin jung, bin arm, ohne Ausſichten; aber ich fühle Kraft und Mut, dich zu verdienen!"

„O, thu's nicht!" bat Leonore, indem ſie ihn zurückhielt; „wie oft ſchon hat der Vater geſagt, es gebe keinen größern Unſinn als Studentenverlobungen. Daß es bei uns anders iſt, daß wir uns treu bleiben und glücklich werden müſſen, auch wenn es noch ſo lange dauert, das kann er ja nicht wiſſen und glaubt es nicht, und ſieh, wenn er nein ſagt, dann wäre es ja erſt ganz aus!" — „Nun, ſo ſagen wir's denn deiner Mutter, wenn es dich beruhigt," ſagte Theodor, trotz aller tiefen Bewegung lächelnd über das naive Zugeſtändnis. — „O, der Mutter gar nicht! Abſchlagen könnte es uns die gute Mutter nicht; aber die Sorge um einen ſo ausſichtsloſen Brautſtand würde ihr bei ihrer ängſtlichen Gemütsart das Herz abdrücken, und dem Vater verſchweigen wollte und dürfte ſie's nicht.“

„Aber was fangen wir an?“ fragte Theodor, indem er ſie glückſelig anſchaute. „Lieb haben wir uns einmal, das können wir jetzt nicht mehr anders machen. Nun behalten wir uns eben in der Stille lieb!“ — „Und bleiben einander treu,“ vollendete Leonore. — „Aber kannſt du das?“ fragte er bänglich. — „O gewiß!“ verſicherte ſie zuverſichtlich. — „Siehſt du,“ fuhr ſie eifrig fort, „nach mir fragt kein Menſch, kein Menſch will mich; und wenn einer käme,“ entgegnete ſie auf ſein ungläubiges Kopfſchütteln, „ſo nehme ich eben keinen, und die Mutter braucht mich, die iſt froh, wenn ſie mich behalten darf. Dann, wenn ich ſchon ganz alt bin — o, ſo alt! — gewiß ſchon achtundzwanzig, — aber,“ fragte ſie, plötzlich erſchreckend vor einer ſo ungeheuren Zahl, „haſt du mich dann gewiß noch lieb?“ — „Will ich dich denn nicht dein ganzes Leben lang lieb behalten, und wenn du achtzig wirſt?“ fragte er, ſie innig umfaſſend.

„Nun ja,“ ſagte ſie, indem ſie ſich errötend losmachte, „wenn ich ſo ganz alt bin, und die Schweſtern groß, und die Brüder in der Welt draußen, und die Eltern vielleicht heimlich bekümmert um mich —“ — „Dann komme ich auf einmal,“ fiel Theodor ein, als ſie ſtockte, „und hole dich heim, und dann erſt erfahren die Eltern, wie wir uns immer lieb gehabt, und freuen ſich darüber, und wir, wir werden dann erſt wieder jung und glücklich und fangen neu an! Und es gibt ja auch Glücksfälle —“ — „O, und die Zeit geht ja ſo ſchnell!“ tröſtete Lorchen. „Die Mutter ſagt's oft, je älter ſie werde, deſto kürzer werden die Jahre.“

„Ich ſoll die Kinder hinaufnehmen, und Karolinele ſoll mit dem Kleinſten kommen,“ meldete die hereintretende Magd, „und Sie ſollen noch geſchwind mit dem Herrn Sommer, wenn er geht, hinüber nach Mühlheim und von der Frau Pfarrerin ein Muſter von der neuen Seife mitbringen; Sie können dann



Da wandelten ſie nun, Seite an Seite, durch die grünen Saatfelder, in denen die letzten Lerchenlieder tönten. (S. 47.)

mit dem Herrn Papa heimgehen, der ja über Mühlheim kommt.“ — Tief errötend fuhr Lorchen auf, beſorgte die Kleinen und ſchickte ſich zu dem Gang an. Die argloſe Mama, der ein Student, und dazu ein Student, der erſt noch zwei Jahre in Leipzig ſtudieren mußte, ſo ganz und gar nicht als ein herzensgefährliches Subjekt erſchien, die hatte keine Ahnung, welche glückſelige Stunde noch dieſer Auftrag ihrem Lorchen verſchaffte.

Da wandelten ſie nun, Seite an Seite, durch die grünen Saatfelder, in denen die letzten Lerchenlieder tönten, im goldenen Abendlicht, ſo ſelig im Gefühl des unendlichen Reichtums, den ihnen dieſe Stunde erworben, ſo vertrauend, ſo hoffnungsreich! Bald verſunken in ein glückliches Schweigen, bald wieder in fröhlichem Plaudern ſich ergehend, in allerlei lieblichen Zukunftsträumen. O, wie viel, wie viel kann man erleben in einer Stunde! —

Theodor trug den Trauring ſeines Vaters, den ihm die Mutter gegeben; er wollte ihn Lorchen geben gegen ein kleines Ringlein mit einem Vergißmeinnicht, ein Konfirmationsgeſchenk, das ſie am Finger trug. Der ſchwere goldene Reif war viel zu weit für ihre ſchlanken Finger. „Laß es lieber,“ bat Lorchen; „ſieh, ich möchte der Mutter nichts verbergen, und zeigen dürfte ich ihr's nicht; wir wollen's nur im Herzen behalten. Da, nimm meine Blumen!“ — Sie hatte, wie es ſo ihre Freude war, ohne Abſicht noch ein wunderliebliches Sträußchen im Garten gebrochen; das nahm er. Etwas hätte er ihr doch auch gerne gegeben. Er hatte in ſeinem Beutelchen eine alte Hochzeitsmünze, die ſein Vater einſt dem Onkel in Mühlheim zur Hochzeit geſchenkt und die dieſer ihm wiedergegeben; es war auf einer Seite Tobias im Gebet mit ſeiner jungen Frau, auf der andern die Hochzeit zu Kana abgebildet; die gab er ihr.

Es dunkelte, als ſie das Dorf erreichten, und der Weg war ſtill und leer; ſie ſelbſt waren gar ſchweigſam geworden. — „Drinnen kann ich nicht Abſchied nehmen,“ ſagte Theodor und zog ſie an ſein Herz, recht tief und innig, zum erſtenmal! „Gute Nacht, mein liebes Herz, Gott ſegne und behüte dich, bleib mein eigen und behalte mich lieb!“ — „Lebe wohl und Gott ſei mit dir!“ Mehr konnte Lorchen nicht ſagen, und ſie drückte tief ihre weinenden Augen in das Tuch, als ſie an ſeiner Seite dem Pfarrhauſe zuſchritt.

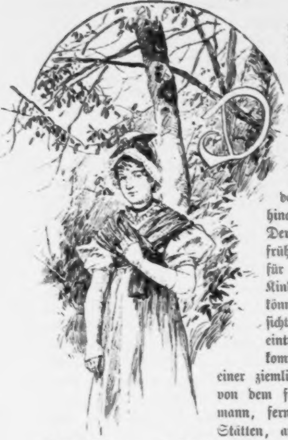
Wie war ſie froh, daß droben noch kein Licht brannte, daß die Frau Pfarrerin bereits die ſchon früher beſprochene Seife dem Vater in die Taſche geſchoben hatte, der ſehr nach Hauſe preſſierte, ſo daß der Abſchied kurz wurde; wie froh, daß es des Vaters Gewohnheit war, abends im Freien nicht viel zu reden! „Es freut mich recht, daß du doch auch vernünftig wirſt und dein Tuch vors Geſicht hältſt. Es geht ein ſcharfer kalter Wind den Abend; ich fürchte, wir bekommen noch Froſt.“ Daß ſie hinter dem Tuch ihr junges Abſchiedsweh ausweinte, das wußte der Papa freilich nicht. — O, wie gut war das eigene kleine Stübchen, wo ſie ſich doch recht, recht ausweinen konnte, nachdem ſie zum erſtenmal erfahren, was Scheiden heißt! —

„Es iſt ja gewiß ſchade um deine ſchönen Blumen; kein Menſch hätte gedacht, daß wir noch ſolchen Froſt bekämen,“ ſagte andern Morgens die Mutter; „aber daß du ſo gar bitterlich darum weinſt, Lorchen, das kommt mir doch zuviel vor!“ — Lorchen ſagte nicht viel darauf; die erfrorenen Blümlein machten ihr das Herz gar ſo ſchwer —

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die ſchönen Blaublümelein,
Sie ſind verwelket — verdorben.“

2.

Verblüht ſind lange die Bäume,
Der Herbſt iſt kommen geſchwind,
Die Träume, die ſchönen Träume
Verweht der Wind! —
Geibel.



Drei Jahre, und Leonore ſtand wieder in ihrem Blumengarten — nicht in demſelben niedlichen Gärtchen vor der Laube, wo man hinausſah ins grüne Thal. Der Vater hatte auf ſeiner frühern Pfarrei die Koſten für die Erziehung ſeiner Kinder nicht mehr erübrigen können und hatte in Rückſicht auf dieſe Familie eine einträglichere Pfarre bekommen; die aber lag in einer ziemlich öden Gegend, fern von dem freundlichen Gevattersmann, fern von all den lieben Stätten, an die ſich Leonorens goldene Erinnerungen knüpften. Es war nicht Frühlingszeit wie damals; ein recht kühler Herbſtwind wehte durch die bunten Blätter; der Papa hatte auch diesmal nicht den Schnupfen, obgleich er raſtloſer als je durch alle Zimmer lief, und die Mama viel ſorgenvoller als damals das Haupt in die Hand ſtützte; ſelbſt die Kinder — alle waren nicht mehr daheim — liefen verſtört im Hauſe herum und wichen namentlich dem Papa ſorgfältig aus.

Und doch war es kein Unglück zu nennen, das ſolche Verſtörung in dem Pfarrhauſe anrichtete. Es war nur ein ſchöngeſchriebener, wohlgeſetzter Brief an Seine Hochehrwürden den Herrn Pfarrer Gleich, nebſt einem Einſchluß auf Poſtpapier an die „Jungfer Tochter“, es war die Werbung eines braven Mannes um Leonore. Aber in ihrem ganzen jungen Leben hatte ſie noch nicht ſo viel geweint als in dieſen letzten Tagen, ſeit der Brief in des Vaters Pult und der Einſchluß, die Werbung um ſie ſelbſt, in ihrem Nähtiſchchen lag. Was ſie einſt dem Geliebten ſo zuverſichtlich verſichert, was die Mama mit leiſem Seufzen angenommen: „Niemand wird werben um ein armes Mädchen, die acht Geſchwiſter hat,“ — das war denn doch nicht ſo eingetroffen. Zwar nennt Schiller die beſte Frau die, von der man nicht ſpricht; aber, die Dichterworte in allen Ehren, man muß doch zugeben, daß auch die anſpruchsloſeſten Frauentugenden ſich mit der Zeit eine Art von ſtiller Anerkennung erwerben, die, wenn ſie auch nicht in große und weite Kreiſe dringt, doch ein ſichererer und dauernderer Beſitz bleibt, als das zweifelhafte Glück der Berühmtheit.

Die ſtille Treue, die freudige Hingebung, mit der Leonore der Mutter Sorgen tragen half, den Geſchwiſtern Geſpielin, Lehrerin, Pflegerin war, wurden weiter bekannt und genannt, als ſie je für möglich gehalten, zumal da dieſe Vorzüge verbunden waren mit einer anmutigen Geſtalt und einem lieblichen Geſicht. — Schon im vorigen Jahr, noch ehe die Pfarrfamilie von Reiſenberg auf die neue Pfarrei gezogen, hatte ein ehrſamer Vikar der Gegend um Lorchen geworben. Noch hatte ſie ihr liebes Geheimnis im Herzen bewahrt; ſie wußte, wenn die Eltern in ſie dringen würden, daß ſie es offenbaren mußte, und ihr ward bange auf den Sturm, den es geben würde; aber bei jener Werbung war alles in Stille und Frieden abgelaufen. Der geiſtliche Bewerber war ein grundbraver Menſch, aber armer Leute Kind; er trug zu geheimem Entſetzen der Pfarrerin baumwollene Hemden und goldene Ohrringlein, die man ihm in ſeiner Kindheit wegen böſer Augen eingeſetzt; auch ſtand es mindeſtens noch fünf Jahre an, bis er Ausſicht auf

Bedienſtung hatte: da war der Pfarrerin ein rechter Stein vom Herzen gefallen, als Lorchen erklärte, ſie habe durchaus keine Neigung. Dem Pfarrer war ohnehin die Sache mehr eine Schwulität. „Woher ſoll man eine Ausſteuer nehmen, wenn noch ſiebenzehn nachkommen?“ ſeufzte er. Nur hielt es ſehr ſchwer, ihn zu bewegen, daß er den Abſagebrief, mit aller Achtung und Freundſchaft verſetzt, die nur je das bittere Nein gemildert, dem unglücklichen Bewerber zufertigte. — Von da an war Leonore unangefochten geblieben, frei zu hoffen und zu träumen und ſich die raſtloſe Tagesarbeit zu verſüßen mit goldenen Bildern aus der Zukunft.

Nur zweimal hatte ſie Theodor wiedergeſehen ſeit jenem Abend. Er hatte, nachdem er ſeine Studien in Leipzig beendet, zu kurzem Beſuch bei dem Onkel in Mühlheim einkehren können; aber ſo reich, ſo ſchön und voll waren dieſe kurzen Stunden geweſen, daß Lorchen die langen Monde ſeitdem davon gelebt. Geſchrieben hatte er ihr nur ein einzigesmal. „Sieh, ich will und kann nichts heimlich thun, hinter der Eltern Rücken,“ bat das Mädchen, „und ſagen kann ich's noch nicht, die Mutter wird immer ſorglicher und ängſtlicher. Wir glauben ja doch einander, und denken aneinander, nicht wahr?“ Und ſo tief und innig ſah ſie ihn dabei an, daß er wohl fühlte, es brauche keiner geſchriebenen Worte, um den Bund feſt zu halten. „Sei's denn, Treue ohne Worte!“ rief er zuverſichtlich; „behüt dich Gott, mein ſüßes Lieb, zwei Jahre ſind ja nun doch ſchon vergangen —“ — „Aber nicht ſchnell,“ meinte Lorchen leiſe. — „Thut nichts, die andern müſſen auch noch vergehn; behüt mir dein Herzlein!“ — Er ſprach ſo ſicher und glaubensvoll, auch ſie war ihres Herzens ganz gewiß; warum mußte ſie doch ſo bitterlich, bitterlich weinen, als ſie ihn nicht mehr ſah und als ſie einen Bauernburſchen durchs Thal ſingen hörte:

Wär' ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht ſo betrübt!“

Der Mutter und auch der Frau Pate von Mühlheim war bei Theodors letztem Beſuch freilich das Gebaren der jungen Leute etwas aufgefallen. „Er läßt keinen Blick von ihr," flüſterte die Pate. — „O lieber Gott, die Kinder können ja nicht im Ernſt daran denken," tröſtete ſich die Mutter wieder. „Bedenken Sie, unſere Zeiten! Ja, zu meines Großvaters Zeiten, da war's noch anders; der mußte bälder von der Univerſität weg, um heiraten zu können! Das iſt nun nimmer ſo, wo die Ausſichten ſo gar ſchlecht ſind; da iſt nicht daran zu denken, und morgen geht ja der junge Menſch." — Ja, der junge Menſch ging, und es kamen Kinderkrankheiten und allerlei Drangſale, über denen die Mutter jene Sorge vergaß; es kam der Abzug in die neue Heimat. Niemand dachte mehr an den Theodor Sommer, als Eine, nur Eine, die nie entſchlummerte, ohne ihm gute Nacht zu ſagen; die nie erwachte, ohne ſein zu gedenken in ihrem Morgengebet; die all ihr Tagewerk, wie mühſam es war, in ſtiller Freudigkeit verrichtete, weil ihr war, als thue ſie das alles für ihn, um ſich ſeiner wert zu machen; Eine, der die Zukunft an ſeiner Seite ein ſolcher Himmel erſchien, daß ſie ihn gar nicht teuer genug erwerben könne, und ſei es mit noch ſo langem, geduldigem Harren. Und nun kam wieder ein Werbebrief!

Es war der Landrichter der nahegelegenen, kleinen Stadt, dem die ſtillen Tugenden, die herzgewinnende Güte und Freundlichkeit, die aus Leonorens blauen Augen ſprachen, begehrenswerter erſchienen als die glänzenden und klingenden Vorzüge anderer „Frauenzimmer", die ihm beſorgte Frau Baſen und Tanten ſeit lange ſchon empfohlen hatten. —

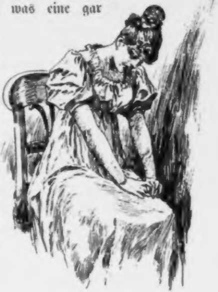
Der Pfarrer war höchlich überraſcht worden von dem Antrag des Beamten, der ihn von Anfang, ſeit er in ſeinem Bezirk war, nicht mit der nachläſſigen Herablaſſung behandelt hatte, die er ſonſt von weltlichen Beamten gewöhnt war. Bei einer Unterſuchung, die den Landrichter in des Pfarrers neuen Wohnort führte, hatte er eine Einladung zum Kaffee ins Pfarrhaus angenommen und da die Herzen der ganzen Familie gewonnen, nur das Eine Herz nicht, oder wenigſtens nicht ganz, an dem ihm doch am meiſten gelegen war. Er hatte der Frau Pfarrerin ſo gar gemütlich erzählt von ſeiner ſeligen Mutter und Schweſter, die bei ihm gelebt hatten und wohl auch die Urſache waren, daß er ſich nicht früher verheiratet; auch Lorchens Augen wurden feucht, als er ſchilderte, wie einſam er nun ſei ſeit deren Tod. Der Pfarrerin ſchwebten, dem Inſtinkt ihres Geſchlechts zufolge, bereits einige ganz annehmliche Heiratsvorſchläge auf der Lippe, als ihr noch einfiel, es paſſe ſich das doch nicht recht für die Mutter einer erwachſenen Tochter.

„Du wirſt ſehen,“ bemerkte ſie nach ſeiner Abreiſe gegen Lorchen, „der kommt an Doktors Ludovike.“ — „O Mama, was denken Sie, ſo ein alter Herr!“ — „Alter Herr? Dummes Ding, der iſt höchſtens hinten in den dreißig und ein ſauberer Mann! Haſt du geſehen, wie ſchneeweiß und feingefältelt ſein Jabot iſt?“ — „Aber den fältelt er doch nicht ſelbſt.“ — „Freilich nicht; aber es iſt ein Beweis, daß er ſeine Sachen in Ehren hält und daß ſeine Mutter ſelig ihn ordentlich gewöhnt hat; auch ein gar ſauberer Mann iſt er —“ — „Ach, er iſt ja ſchon ein bißchen dick!“ — „Eine ſchöne Stärke hat er,“ fuhr eifrig die erzürnte Mutter fort, „gerade wie ſie einem Mann wohl anſteht, kein ſo aufgeſchoſſener Hanfſtengel; und es ſoll auch bei ihm im Hauſe ſo nett und ſäuberlich ausſehn; eine Ausſteuer ganz fertig, wie für ein Mädchen. Das hat alles ſeine Mutter und Schweſter noch gefertigt und er ſelber hat als lediger Mann ſchon ſpinnen und weben laſſen; das iſt ja eine Solidität, wie ſie mir noch gar nie vorgekommen. Da darf eine Frau nur hineinſitzen!“

An die Möglichkeit, daß ihrer eigenen Tochter das beneidenswerte Los beſchieden ſein könne, da „hineinzuſitzen“, dachte die beſcheidene Pfarrerin gar nicht; erſt als der Landrichter noch einigemal, auch ohne Unterſuchung, im Pfarrhaus eingeſprochen hatte, konnte ſich ihr mütterliches Herz nicht verhehlen, daß es in Wahrheit ſcheine, er habe ein Auge auf ihr Lorchen geworfen; und doch war ſie noch überraſcht, als der Brief mit der Werbung ankam. Daß es Lorchen anders als das höchſte Glück anſehn könne, kam ihr gar nicht zu Sinne. „Siehſt du, Lorchen," ſagte ſie unter Freudenthränen, „einer Mutter Sorgen und Gebete ſind doch nicht vergeblich! Wie oft habe ich den Herrn gebeten, Er ſolle dir deine Kindestreue vergelten, und die Mühe und die Liebe, die du den kleinen Geſchwiſtern erzeigſt; jetzt ſollſt du ſo zu Ehren kommen, und ein ſolcher Mann! Wie fein deutet er dem Vater an, daß er treulich wolle ſorgen helfen für deine Geſchwiſter; wie er zwar nicht reich ſei, daß aber doch ſein Einkommen und ſeine Einrichtung ihm erlauben, auf all und jede Ausſtattung zu verzichten. — Aber ganz laſſe ich mir's doch nicht nehmen! Und es kommt ſo geſchickt, eben jetzt, wo Karolinchen ſo weit hergezogen iſt, daß ſie mir zur Hilfe ſein kann." —

„Und wo ich immer mehr fühle, daß meine Kraft abnimmt," fiel der Pfarrer ein. „Wie bin ich ſo froh, wenn ich doch eins von all den Fünfundvierzigen verſorgt weiß. Und den Chriſtian, aus dem doch nicht viel wird, kann er in die Schreibſtube nehmen, und den Fritzle und den Guſtav, die in die lateiniſche Schule müſſen, könntet ihr billig in die Koſt nehmen —" — „Nu, nu, Alter," ſagte die Frau abwehrend, „ſo weit wollen wir nicht denken. Zunächſt iſt's ein Gottesſegen, daß das Eine Kind ſo verſorgt iſt. Muß man das Jawort ſchreiben, oder holt er die Antwort in eigener Perſon? Du haſt doch eine Bedenkzeit ausgebeten, wie es ſchicklich und der Brauch iſt? Das Mädchen, das Lorchen, wird etwas unkeck ſein zu ſchreiben." — Jetzt erſt fielen ihre Blicke auf das Mädchen. Ach, die ſaß ganz und gar nicht da wie eine glückliche Braut — todesblaß, die Augen voll Thränen — und aus dem gequälten Herzen rang ſich jetzt erſt das Geſtändnis, daß ſie nicht mehr ſich zu eigen gehöre.

Es kam ganz ſo, wie es ſich Lorchen oft zuvor in bangen Stunden ausgemalt, wenn ſie ihr Geheimnis offenbaren müßte, eh' die rechte Zeit gekommen, wo der Geliebte ſie fordern dürfe. — Nicht viel Vorwürfe, aber der Mutter bittere Klagen und Thränen und liebevolle Vorſtellungen, des Vaters gänzliche Verſtörung! Das alles fiel ihr ſchwerer aufs Herz, als Gewalt und Härte je hätten können. Wohl hundertmal rechnete ihr der Vater vor und bewies es ihr aus Magiſterbüchern und ſtatiſtiſchen Notizen, daß es zum mindeſten noch neun bis zehn Jahre dauern würde, ehe Theodor eine Bedienſtung hätte. „Du biſt dann neunundzwanzig. Wenn dir der junge Menſch auch getreu verbliebe, was eine gar zweifelhafte Sache iſt, ſo nimmt er dich nur noch aus Pflichtgefühl, wie's meinem Onkel ſelig ging, den man fragte, ob er ſeine Jungfer Tante mitbringe, als er ſeine Brautviſite machte. — Ich wollt' ja gar nicht ſo um Gotteswillen mich zuletzt nehmen laſſen!“ — Dieſe Gründe fielen bei Lorchen nicht ſchwer ins Gewicht, ſie glaubte an den Geliebten, wie ſie an ſich ſelbſt glaubte. Aber in ihre Hand war es gelegt, die Eltern glücklich zu machen, der Mutter Seufzer in Lächeln zu verwandeln, des Vaters Stirn zu entwölken, den Geſchwiſtern eine treue Hilfe zu werden. — Dieſen Gründen war ihr weiches, ſelbſtloſes Herz nicht gewachſen.



Ach es war der alte Kampf zwiſchen Herz und Leben, zwiſchen Wunſch und Pflicht, der ſchon ſo oft, ſo oft gekämpft wurde! Manche Herzen ſind darob gebrochen, manche ſind untergegangen in bittrem Trotz und Grollen, viele ſind vertrocknet, nüchtern und kühl geworden in behaglicher Alltäglichkeit und haben nur ein vornehmes Lächeln für Liebe und Leid junger Herzen; aber viele haben auch einen guten Kampf gekämpft, ſie haben überwunden in der Kraft deſſen, der größer iſt als unſer Herz; ſie haben Frieden gefunden und ein warmes Herz bewahrt. Und ſehen ſie junge Herzen in demſelben Weh, das ſie einſt getragen, ſo zerfließen ſie nicht in Jammer, weil ſie wiſſen, daß man nicht zu Grunde gehen muß an ſolchem Leid: es gemahnt ſie nur wie jenes Liedeswort:

„Und ſeh' ich ſo junge Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen; —
Ach Gott, führ uns liebreich zu dir!“ —

Die Liebe, wo ſie nicht Täuſchung war — was einer erſten Liebe ſo leicht begegnet — hat heilige Rechte. Wehe dem, der ſie in eitlem, eigennützigem, weltlichem Sinne verletzt! Aber unſer Wünſchen mag noch ſo rein, noch ſo lieblich ſein, in keinem Rechte Himmels und der Erde ſteht geſchrieben: was du wünſcheſt, das mußt du dir zu eigen machen. — Eben ſo heilig aber ſind die Rechte der Ehe, und wer das Ja ſpricht ohne Liebe, ohne Freudigkeit, der verletzt dieſe heiligen Rechte und trägt eine unverheilte Wunde mit ſich, wenn er nicht vergeſſen lernt in der gemeinen Proſa des Lebens, die da zufrieden iſt, wenn ſie gut Eſſen und ſchöne Kleider hat. Aber es gibt eine Liebe, ſtiller, ſelbſtloſer, farbloſer vielleicht, als die Liebe der Jugend: einen tiefen, treuen Wunſch, glücklich zu machen, auch wo man verzichtete auf eigenes Glück. Dieſe Liebe iſt eine Gottesgabe; wem ſie geworden, der darf getroſt zum Altar treten, ſeine Ehe wird heilig ſein. —

Lorchen war erwacht aus einer ſchlummerloſen Nacht und ſuchte in der friſchen Morgenluft ihr müdes Haupt, ihre heißen Augen zu erfriſchen; da brachte ihr der kleine Bruder einen Brief — ach, ſie kannte die Hand ſo wohl, obgleich ſie nur einen von ihr geleſen in all den langen drei Jahren. — „Woher haſt du den Brief?“ fragte ſie den Kleinen. — „Der Bot' hat ihn dem Papa gebracht und der Papa hat ihn mir gegeben.“ — Es wurde Lorchen bänglich zu Mute, daß der Vater ihr nur ſo ohne weiteres gerade jetzt dieſen Brief ſchickte;

ſie wußte noch nicht, daß ohne ihr Wiſſen der Vater an Theodor Sommer geſchrieben habe. Sie ſetzte ſich nieder, erbrach ihn mit bebender Hand und las:

„Meine Geliebte!

„Dein Vater hat mir geſchrieben. Es iſt anders gekommen, als wir uns vor Zeiten ausgemalt. Einmal, ein einzigmal wird mir ein Recht auf Dich zuerkannt, das Recht, Dir zu entſagen. —

„Du weißt ja wohl, was Dein Vater mir geſchrieben; es iſt alles wahr, was er mir vorſtellt, nur das Eine nicht, daß er glaubt, es würde eine Zeit kommen, wo mir ſelbſt dies Band drückend wäre. Ich bin nicht der übermütige, fröhliche Knabe mehr, wie vor drei Jahren. Ich weiß, wie ich es damals geglaubt habe, daß ich nie eine andere lieben kann, ſo wie ich Dich liebe; aber ich wage nicht, Dir zu ſagen: bleibe feſt und warte auf mich, ich will Dir und den Deinen alles vergüten! O Lorchen, ich habe das Leben, das nüchterne Leben kennen lernen; ich kann nicht Deinem weichen Herzen zumuten, gegen den Wunſch der Deinen, Deine ſchöne Jugend in müdem Hoffen und Harren hinzubringen, um zuletzt ein Leben der Sorge und Entbehrung mit mir zu führen.

„Und wenn ich Dich doch hingeben muß, Du liebe, ſüße Hoffnung all meiner jungen Jahre, ſo will ich es auch ganz thun und Dir nicht das Herz ſchwer machen mit meinen Klagen. Der Herr ſegne Dich, mein liebes, liebes Lorchen, und gebe Dir Freudigkeit zu Deiner neuen Pflicht; Er ſegne auch Deinen Gatten, wenn er Dich glücklich macht und wert hält, wie Du es wert biſt. Meine Jugend iſt nun vorüber mit Dir; aber ich ſage Dir nicht, daß ich Gott grollen will und dem Leben, das uns nicht zuſammengeführt. Ich will meinem Herrn ein williges Herz bringen zu Seinem Dienſt, wenn auch kein freudiges, und wenn Du von mir hören wirſt, mein liebes, liebes Herz, ſo ſoll es ſo ſein, daß Du Dich nicht ſchämen darfſt, daß Du mich einmal geliebt haſt. — Und nun lebe wohl, meine ſüße Taube! Der Herr behüte Dich, geh Deine Wege im Frieden!" —

Lorchen legte den Brief leiſe zuſammen und ſie weinte, weinte, recht lange und innig. Es waren keine bitteren Thränen; ſie waren ihr gegeben, um die Liebe ihrer Jugend zu Grabe zu tragen. —

Im Garten war es auch, wo ſie ſpäter dem Landrichter ihr Jawort gab. Sie hatte ihm, wie ſie es für recht hielt, ihr ganzes Herz offen dargelegt, obſchon die Mutter das für unklug hielt. „Wenn Sie Vertrauen zu mir faſſen können, ſo will ich mit Gottes Hilfe ſuchen, Ihnen eine treue Frau zu werden," ſchloß ſie ihre kurze, leiſe Mitteilung. — Landrichter Stählin war kein Mann der Ideale, aber ein ſchmerzliches Gefühl zuckte durch die Bruſt des wackeren Mannes. Er hatte in ſeiner Unſchuld geglaubt, das arme Pfarrtöchterlein mit ſeiner Werbung auf den Gipfel irdiſchen Glückes zu heben; er war ſonſt eine beſcheidene Seele, aber Mutter und Schweſter hatten von Jugend auf dieſe Anſchauung in ihm genährt, — und nun war es ein Opfer, das ſie brachte. — „In Gottes Namen, liebe Jungfer Leonore," ſagte er endlich; „wenn Sie Vertrauen zu mir haben, ſo will ich mein möglichſtes thun, Sie glücklich zu machen. Der Herr gebe ſeinen Segen dazu!" — Wie Leonore ihre Hand in die ſeine legte, fühlte ſie, daß ihre Herzen ſich vereinen konnten zu ſtillem Gebet, und der Friede, den ihr Theodor gewünſcht, zog ein in ihre Seele.

3.

Wie ich nun angekommen im Norden,
Hab' ich auch an den Beruf gedacht;
Bin ein friedlicher Bürger geworden,
Früh und ſpät auf die Pflicht bedacht.
Hab' nicht gehadert mit dem Geſchicke,
Hab' nicht geklaget leiſe noch laut;
Ganz verloren im Augenblicke,
Vorwärts nicht und nicht rückwärts geſchaut.
Pfitzer.

Wie drängt ſich der Jugend der ganze Gehalt des Lebens zuſammen in ein einziges Gefühl; wie leicht iſt ſie fertig mit dem Abſchluß, wie ſtark und todesmutig in ihrer Entſagung, mit der ſie nicht etwa ein Glück, eine liebe Hoffnung, nein, das ganze Leben mit all und jeder Ausſicht auf Glück dahingibt, entſchloſſen, fortan ſtill, freudlos und geduldig den Weg der Pflicht zu wallen! — Und wie wunderbar iſt der Reichtum, den der gütige Schöpfer in das Leben gelegt, daß jede Lebensſtellung, jedes Alter, jede Seelenſtimmung wieder ihre eigenen Freuden und Genüſſe mit ſich bringt, — ja, Freude, wirkliche lebendige Freude, die uns den Tag hell machen kann und das Leben lieb, — glaubt das, ihr reſignierten Seelen! — ſo ihr nur nicht eigenſinnig die Läden ſchließt, um die liebe Sonne nicht hereinzulaſſen.

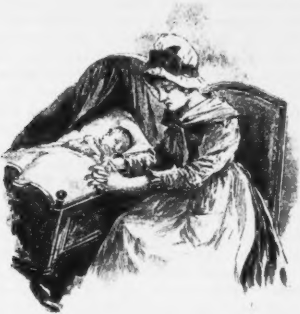
So gar ſtill und ergeben war Leonore eingezogen in die neue Heimat, die der Gatte ihr ſchön und behaglich eingerichtet hatte, und doch hatte von Tag zu Tag das Leben angeklopft mit leichtem, leiſem Finger, und um Einlaß gebeten, bis ſie geſtehen mußte, daß das Los, das ſie übernommen aus Kindespflicht, ihr viel gute, helle, friedliche Tage gebracht habe. Lorchen war daheim ſo gar beſcheiden gewöhnt geweſen; ſie konnte dem friedlichen Behagen nicht widerſtehen, das die Fülle eines wohleingerichteten Hauſes um ſich verbreitete. Tauſend kleine Dinge, die andre als ſelbſtverſtändlich hinnehmen, wurden ihr zu einer Quelle beſonderen Dankes und Vergnügens. Die Eltern, die arm ihren Hausſtand begonnen, hatten es nie weiter als zu einem hölzernen Kanapee gebracht; in der Frau Landrichterin großer, ſchöner Viſitenſtube ſtand nun ein moderner Sofa mit geblümtem Damaſt bezogen. Daheim war ein Familienjammer ausgebrochen, ſo oft der Mutter Geldſchächtelein leer war — ihr gab der Gatte neben ausreichendem Haushaltungsgeld noch eine beſcheidene Summe zu eigener, unverantwortlicher Verwendung.

Und die Freude, daß ſie die Eltern als Gäſte bei ſich empfangen und in ihrem ſchönen Gaſtzimmer beherbergen durfte, daß ſie den Geſchwiſtern kleine Geſchenke machen und fröhliche Ferien bereiten konnte; daß ſie Kranke erquicken und Arme beſchenken durfte, ohne Furcht, dadurch ihre Nächſten zu verkürzen! — ihr Gemüt war zu liebevoll und ſelbſtlos, als daß ſie nur um ihre eigene vereitelte Hoffnung hätte klagen mögen, wo ſie ſo viel für viele ſein konnte.

Die Mutter hatte ihr volles Vertrauen gegen ihren Gatten noch vor der Hochzeit für ſehr bedenklich gehalten. „Geh mir, das muß man nicht thun! es läßt den Männern gern einen Butzen zurück, wenn ſie um eine frühere Liebe der Frau wiſſen.“ Bei einer wirklich edlen Natur, wie die Stählins, war das nicht zu fürchten; vielleicht, da er ein wenig phlegmatiſch war, hätte er ſich bequem gehen laſſen im Glauben, daß er das arme Pfarrtöchterlein unbedingt glücklich gemacht. Nun wurde ihm das Mitgeteilte ein Sporn, etwas daran zu ſetzen, ſie dennoch glücklich zu machen. — Und Leonore war eine liebevolle, heitere, emſige und treue Hausfrau. Wenn noch ein verſchloſſenes Kämmerlein in ihrem Herzen war, ſo hatte ſie bald keine Zeit mehr, es je zu öffnen; denn allmählich füllten ſich all die weiten Räume des Landgerichts gehörig mit Knaben und Mägdlein. Da gab es Stoff genug zu Freude und Mühe, zu Sorge, Arbeit und Gebet, und der Herr Landrichter meinte doch hie und da, er hätte nicht geglaubt, daß ein Hausſtand ſo viel koſte. — Ein Glück, daß Lorchens Papa in Anſehung ſeiner Siebenundzwanzig auf eine noch beſſere Pfarre vorrückte und die Geſchwiſter über Erwarten nach und nach ihr Unterkommen fanden;

denn ſie hatte nun doch der eigenen Sorgen genug, da das ſchöne Dienſteinkommen den einzigen Reichtum ihres Mannes bildete.

Es war neun Jahre nach ihrer Verheiratung; Lorchen ſaß eben an der Wiege ihres ſechſten Kindes, da las ſie beim Durchblättern eines Zeitungsblattes, daß „Seine königliche Majeſtät vermöge höchſter Entſchließung geruht haben, dem Pfarrverweſer Sommer die erledigte Pfarrei Meßberg zu verleihen“; Meßberg war nahe bei der Stadt, wo der Sitz des Landgerichtes war. Eine leichte Röte flog über Leonorens Geſicht, ſie beugte ſich tief über den ſchlummernden Kleinen. Wenn ſie die Hände faltete und leiſe ſagte: „Gott gebe ihm Frieden und Segen und eine glückliche Heimat!“ ſo galt dies Gebet diesmal nicht dem Kinde.



Theodor hielt einen ſtillen Einzug in ſein einſames Pfarrhaus. Der Ruf eines treuen, eifrigen Geiſtlichen, eines ausgezeichneten Predigers ging ihm voraus, und er wurde von ſeiner Gemeinde mit vieler Liebe aufgenommen; Lorchen durfte ſich nicht ſchämen, daß ſie ihn einſt geliebt. Auch im Hauſe des Landrichters machte er ſeinen Beſuch. Er ſah die unvergeſſene Liebe ſeiner Jugend wieder, geliebt, zufrieden und heiter unter ihrer kleinen Schar — die Mädchenblüte war vorüber, aber ſie war noch lieblich und anmutig in ſeinen Augen. Kein ſündiger Gedanke ſtieg in ſeinem Herzen auf, — eine rechte Gattin, eine treue Mutter iſt geheiligt und gefeit, auch gegen den Blick der Leidenſchaft; — aber mit tiefem Herzweh betrat er doch ſein doppelt einſames Haus.

„Der Herr Pfarrer ſollten eben heiraten,“ dieſer Beſchluß ward einſtimmig über ihn gefaßt, von ſeinen Kollegen, vor allem von deren Frauen, von der Gemeinde; Leonore ſelbſt, die er jedoch nur ſelten ſah, legte es ihm ans Herz. Er fühlte wohl, wie not ſeinem Amt und ſeinem Herzen eine treue Pfarrfrau thue, und doch hätte er vielleicht nie vermocht, dieſem wohlgemeinten Rate zu folgen, wenn nicht eine ſtille Blume ſo nah an ſeinem Wege gewachſen wäre, daß er ſie nicht überſehen konnte. Es war Marie, die Tochter des verſtorbenen Pfarrers, die mit ihrer Mutter in tiefſter Zurückgezogenheit in einem Bauernhäuschen ſeines Dorfes wohnte. Er traf die ſtille Marie an Krankenbetten, in Armenhütten; er fühlte, wie in der Kirche ihre Augen, ihre Seele an ſeinen Lippen hingen, er gewöhnte ſich an ihre ſtille Nähe. Und als er die ganz Verwaiſte zu tröſten hatte am Sarge ihrer Mutter, da, er wußte kaum, wie es geſchehen — da ſchied er von ihr als ſeiner verlobten Braut.

Recht herzlich und liebevoll begrüßte Leonore die junge Pfarrfrau, die in ihrer Demut und begeiſterten Verehrung für ihren Gatten gar nicht wußte, wie ſie nur ſich dieſes Glückes würdig zeigen ſollte, und ſtand ihr treulich bei mit Rat und That.

Gefahr lag in dieſem Verkehr keine; für Leonore galt gewiß in vollem Sinne das ſchöne Wort: „Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen.“ Sie hatte ihr Herz nicht in eigene Hand genommen, ſie hatte es in Gottes Hut gegeben und ſo blieb ihr Denken und ihr Thun klar und fleckenlos bis auf den Grund. Ihr Gatte erkannte das wohl; doch aber hatte die Mama ſelig ſo ganz unrecht nicht gehabt, wenn ſie ſagte, es laſſe einem Mann immer einen „Butzen“ zurück, um eine frühere Liebe ſeiner Frau zu wiſſen. — Bei Frauen habe ich das oft anders gefunden, die haben gerade manchmal ein beſonderes Intereſſe für eine Frau, die früher ihrem Gatten wichtig geweſen; ſei's, daß es überhaupt ſo ſelten möglich iſt, ſeines Mannes erſte Liebe zu ſein, daß man vorweg reſigniert iſt; ſei's, daß ſie mehr vertrauensvoller Natur ſind. Nun, es ſei nur in Kürze bemerkt, daß der Landrichter dem Pfarrer Sommer äußerſt bereitwilligen Vorſchub that, als dieſer ſich nach einigen Jahren um eine beſſere, ſehr entlegene Stelle bewarb.

Leonore nahm Abſchied ohne Klage, wie ſie den Jugendgeliebten hatte nahe wiſſen können ohne Furcht und Kampf. Gleichgültig konnte er ihr nie werden, ſie dachte ſeiner und der Seinigen mit innigem, ſchweſterlichem Intereſſe; im übrigen, — es iſt vielleicht ſchade um der Poeſie willen, aber der Wahrheit zu liebe muß ich's doch ſagen, — war all ihr eheliches Leben nicht wie der Klang einer zerſprungenen Saite, ſondern eine klare, friedliche Melodie, wenn auch keine ſelige.

Es dauerte nicht zu lange. Vierzehn Jahre, nachdem ſie noch etwas ſchweren Herzens eingezogen war in das Haus, das ihr zur lieben Heimat geworden war, ſtand Leonore mit acht Kindern an der Leiche ihres Gatten, den eine langwierige, beſchwerliche Krankheit weggerafft hatte. Sie hatte ihn Tag und Nacht gepflegt mit unermüdlicher Geduld, ſie drückte ihm ſanft die Augen zu und ſagte leiſe: „Gott vergelte dir all deine Lieb' und Treue in Ewigkeit.“ — Bald verließ ſie mit ihren Kindern die ſtattliche Amtswohnung und zog aus, einer nicht ſorgenloſen Zukunft entgegen. Das Einkommen war reichlich geweſen, das Vermögen aber war nicht ſo groß, um die Erziehung von acht Kindern leicht zu machen.

Was iſt es um menſchliche Berechnungen! Um der Tochter eine glückliche, ſorgenfreie Zukunft zu verſchaffen, hatten die Eltern ſie einſt bewogen, ihrer Jugendliebe zu entſagen; nun aber war ihr Los kaum glänzender und geſicherter, als wenn ſie gewartet hätte auf den armen Vikar.

4.

Mein Frühling ging zur Rüſte,
Ich weiß es wohl warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Iſt worden kühl und ſtumm
Das eine Wort nur ſprach ſie klar:
Leb wohl, leb wohl auf immerdar!
Geibel.

In den beſcheidenen Räumen einer Manſardenwohnung in einer größeren Provinzialſtadt hatte ſich die verwitwete Frau Landrichter Stählin mit ihrer Familie angeſiedelt. Bei ihrer großen Vorliebe fürs Dorf hätte ſie ſich gern in ländliche Einſamkeit zurückgezogen, aber das ging nicht, der Kinder wegen. Mußte ſie doch Sorge tragen, ſie alle auf eigene Füße zu ſtellen und ſie lernen zu laſſen, was ſich nur immer lernen ließ. Nach außen führte Leonore ein gar ſtilles Leben; geſellige Genüſſe durfte ſie ſich keine geſtatten, und wenn ſie auch als regierende Frau Landrichterin recht mit Anſtand in Viſiten präſidiert hatte, ſo war es ihr nicht ſchwer geworden, dieſem flüchtigen Glanze zu entſagen und ihre Geſellſchaften nur im eigenen Kinderkreis zu halten.

An Leben und Bewegung im Innern des Hauſes fehlte es allerdings nicht, auch nicht an Abwechslung in der Beſchäftigung, — eine reichliche Variation im Flicken von Hemden, Strümpfen, Hoſen und Wämſern, der Kleider der Mädchen nicht zu gedenken; aber eine trübſelige Witwenheimat war die Leonorens nicht. Eingedenk der eigenen ſorgenvollen Jugend, hatte ſie ſich vorgenommen, ihren Kindern die ſchlichte Heimat trotz der beſchränkten Umſtände freundlich zu machen; auch die zahlreichen Schnupfen Guſtavs, ihres Zweiten, fanden nicht die geringſte Berückſichtigung, eingedenk der Schnupfen des Papa ſelig, obgleich ſonſt deſſen Andenken in hohen Ehren gehalten wurde. Eine recht anmutige Erſcheinung war die Frau Landrichterin noch mit achtunddreißig Jahren; ſie verſtand ſich ſo zierlich und nett zu kleiden bei aller denkbaren Sparſamkeit; ihrer leichten beweglichen Geſtalt ſah man nicht an, wie viel und ſchwer ſie ſchon getragen. An Hilfe und Beiſtand fehlte es ihr nicht bei der ernſten Lebensaufgabe, die ihr geworden. Wer ſich ſelbſt hilft, dem helfen auch andre gern: ihre beſte Hilfe aber war ein fromm und gläubig Herz und ein ſanfter ſtiller Geiſt, der den böſen Tag auch für gut nehmen konnte.

Zu den „guten Freunden“ in ihrem Witwenſtand hatte ihr der liebe Gott auch „getreue Nachbarn“ verliehen, die ja Doktor Luther ſchon zum täglichen Brote zählt, um das wir bitten dürfen. Gegenüber ihrer Manſarde wohnte in altväteriſch eingerichteten, etwas moderduftigen Stuben das gar alte Fräulein Kurbel, eine reiche, wunderliche alte Jungfer, wie alt, konnte kein Menſch mehr ſagen, und ſie ſelbſt ſagte es gar nicht. Die älteſten Leute hatten ſie ſchon als ein altes Fräulein gekannt. Sophie, das „junge“ Fräulein Kurbel, ihre Großnichte, die das dereinſtige Erbe mit ſaurem, langem Dienſt bei der Tante abverdienen mußte, war auch nicht mehr jung, älter als Frau Stählin; aber ſo herb und wunderlich die Tante war, ſo überaus gutmütig, ruhig und verſtändig war die Nichte. Ihre Bekanntſchaft, durch eine förmliche Nachbarſchaftsviſite begründet, ſetzte ſich fort durch den Beiſtand, den Sophie einſt dem kleinen Minchen leiſtete, das in den Schmutz gefallen und der Reinigung höchlich bedürftig war.

Das alte Fräulein hatte ſelbſt Gefallen gefunden an der anmutigen Frau Landrichterin, welche die acht Kinder ſo niedlich und ſauber hielt, und geſtattete gnädig ihrer Nichte den Umgang mit ihr, der bald den beiden zu einer Quelle des Troſtes und der Freude wurde. Sophie war äußerſt praktiſch, daneben eine leidenſchaftliche Kinderfreundin, inſoweit überhaupt etwas in ihrem ſteten Weſen leidenſchaftlich genannt werden konnte. Bald war ſie als Tante Sophie der Liebling von Lorchens Kindern groß und klein; unermüdlich mit den Kleinen ſpazieren zu gehen, wenn die Mutter nicht Zeit hatte; zerriſſene Schürzen und abgefallene Hemdknöpfchen feſtzunähen, wo es nötig war. Sie lehrte die Kleinen ſtricken, war die Geheimrätin der Größeren, wenn der Mutter Geburtstag nahte und mit möglichſt wenig Geld ein möglichſt ſchönes Geſchenk ſollte beſchafft werden; ſie war Lorchens Vertraute in all ihren kleinen und großen Sorgen. Ihr dagegen wurde das Witwenſtübchen mit dem friſchen, regen Leben, der geſunden, herzlichen Frömmigkeit, die unter ſeinen zahlreichen Bewohnern herrſchte, eine friſche Oaſe, nach dem trübſeligen, verknöcherten Einerlei bei der alten Tante.

Heute war ein Feiertag; verargt es Frau Lorchen nicht, wenn ihr die nicht allezeit die liebſten ſind. Es iſt gar ſchön, einen Tag ganz im Kreis der Seinen zu verleben, und für jede Mutter wird eine Zeit kommen, wo ſie mit Thränen an die Tage zurückdenkt, da ihre Kindlein noch um ſie, noch ganz ihr eigen waren; aber acht Kinder, darunter fünf Buben, einen ganzen Tag daheim in einer Manſardenſtube! Das kann dem zärtlichen Mutterherzen zu viel werden. — Frau Leonore ſchien heute wirklich von unmütterlicher Haſt getrieben, all ihre Kinder los werden zu wollen. Auguſt, der Aelteſte, ein gar ſtiller und geſetzter Menſch, war bereits fort, um ſeine Arbeiten mit einem Freunde zu beraten; Guſtav, der Kaufmannslehrling, hatte diesmal ohne Schwierigkeit Erlaubnis und ſogar Taſchengeld zu einem kleinen Ausflug erhalten; Karl und Fritz, die einen Tauſchhandel mit Knöpfen und Wappenſiegeln trieben, hatten eine Geſchäftsreiſe durch die Stadt angetreten; Minchen war zu einer Freundin geſchickt worden, und eben kleidete die Mutter die zwei Kleinſten, den ſchwarzäugigen Theodor und das zierliche kleine Jettchen an, um ſie unter Aufſicht der vierzehnjährigen Emma in die Allee zu ſchicken.

„Und du gehſt nicht mit, Mutter?“ fragte Emma verwundert. — „Heute nicht, ich habe etwas Kopfweh,“ ſagte die

Mutter, verlegen vor ihrem eigenen Kinde. „Ich möchte ein wenig Stille.“ Es brauchte erſtaunlich lange, bis dieſe Stille endlich eintrat. Jedes hatte noch etwas vergeſſen. Auguſt holte ein Buch; Fritz wurde bei dem freventlichen Beginnen ertappt, wie er einer Weſte des Papa ſelig mit einem alten Sackmeſſer die Knöpfe abſchneiden wollte; Minchen kam wieder ihre Puppe zu holen, und die Erforderniſſe für die Kleinen wurden gar zu lange nicht alle beigeſchafft.

Und doch erwartete Leonore, die geſetzte, verwitwete Frau Landrichterin, einen Beſuch, den ſie allein empfangen wollte; doch brauchte ſie zuvor Ruhe, um einen Brief noch einmal zu leſen, den ſie ſeit drei Tagen in ihrer Taſche trug und nur in ſtiller Nacht hervorzog, um ſeinen Inhalt zu erwägen mit Gott und ihrem Herzen. Sie war ſelbſt froh, daß Tante Sophie noch nicht gekommen war, — den Entſchluß, den dieſer Brief forderte, mußte ſie allein faſſen. Der Brief war von Theodor Sommer, und wenn ſie ihn ſo in Händen hielt und auf die Züge ſchaute, welche die alten waren, nur kräftiger und feſter, ſo wichen die Jahre zurück, die dazwiſchen lagen und die ein ganzes, reiches Leben in ſich ſchloſſen, und ihr war wieder, als ſtehe ſie als Mädchen im Blumengärtlein zu Reifenberg.

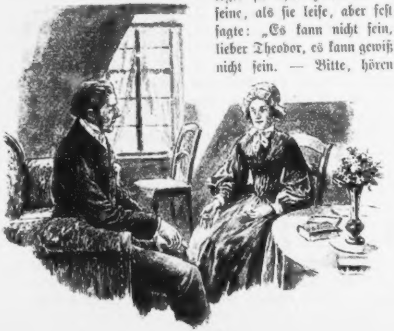
„Sie wiſſen ſeit Monden, Leonore,“ ſtand unter andrem in dem Briefe, „daß ich wieder allein bin; daß meine liebe, treue Marie bei der Geburt unſres jüngſten Kindes geſtorben iſt. Vielleicht habe ich dieſe edle, hingebende Seele nicht ſo geliebt, wie ich geſollt; aber Gott weiß, es war mein Streben, es zu thun, ihre Liebe zu vergelten und Treue zu halten im innerſten Herzen.

„Leonore, wir ſind nun frei, frei vor Gott und Menſchen. Wollen wir den Traum unſrer Jugend noch zur Wahrheit machen? Du, die ich immer geliebt und niemals vergeſſen, willſt Du jetzt noch die Meine werden?“

Das war der Hauptinhalt des Briefes, der in der gereiften Frau all die tiefe Bewegung ihrer jungen Jahre wieder wach rief. Kein ſtrenger Vater, keine ſorgenvolle Mutter ſtand mehr zwiſchen ihnen; ſie war vollkommen frei, Herrin ihrer Handlungen. Aber das Leben ſtand da, das kalte, ernſte Leben mit ſeinen Pflichten, ſeinen Forderungen, ſeinen Bedürfniſſen: — o, ſie hatte nicht geglaubt, dieſen Kampf noch einmal kämpfen zu müſſen! Und heute wollte Theodor kommen, um ihre Antwort zu holen. —

Da ſaß er ihr gegenüber in dem Stübchen, das bei aller Einfachheit den Stempel ihrer ordnenden Hand, ihres warmen, freundlichen Herzens trug, auf dem Sofa, das die Pracht jenes geblümten Ueberzugs nun mit einem beſcheidenen kattunenen vertauſcht hatte. Ein ſtattlicher, gereifter Mann war aus jenem aufgeſchoſſenen, ſchlanken Studenten geworden; nur die Blicke, mit denen er die ehrbare Dame im ſchlichten dunklen Kleid und dem zierlich gefältelten Morgenhäubchen anſah, die mahnten faſt an die alte Zeit.

Recht innig, aber traurig blickten Leonorens blaue Augen zu ihm auf, wie vergütend legte ſie ihre Hand in die ſeine, als ſie leiſe, aber feſt ſagte: „Es kann nicht ſein, lieber Theodor, es kann gewiß nicht ſein. — Bitte, hören



Sie mich!“ bat ſie, als er erglühend auffahren wollte. „Lieber Theodor, Umſtände ſind Gottes Boten. Sie brauchen eine Gehilfin, eine treue Mutter für Ihr verwaiſtes Haus; aber zu acht kleinen Kindern bedarf es einer Frau, die all ihre Sorge, all ihre Liebe für ſie mitbringt. Ich, lieber Theodor, ich habe ſelbſt zu ſorgen und zu denken für acht!“

„Wir würden gemeinſam ſorgen und lieben!“ rief der Pfarrer. „Leonore, könnten Sie meine Kinder nicht lieben wie die Ihren, trauen Sie mir nicht zu, daß ich den Ihren ein treuer Vater ſein würde?“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte ſie mit dem ſanften Ton, der nie ſeine Macht verfehlte, „aber —“ ſie mußte ſelbſt lächeln — „bedenken Sie, lieber Theodor, ſechzehn Kinder! Meine Kinder ſtehen im Alter von ſechzehn bis zu vier Jahren, — das iſt faſt ſo arg wie die Kinderzahl meines ſeligen Vaters, wenn er im Jammer war! Wir beide ſind eher arm als reich zu nennen. Mein Auguſt genießt Stipendien als Sohn einer Witwe; als den Sohn einer Witwe hat Kaufmann Meyer verſprochen, meinen Guſtav unentgeltlich in die Lehre zu nehmen; als Witwe genieße ich die anſtändige Penſion mit dem Gratial für meine Kinder, — das alles fällt, wenn ich mich wieder verheirate, und die ganze Laſt der Erziehung und Erhaltung von ſechzehn Kindern ſiele Ihnen zu, der Sie gewiß Mühe haben, mit dem Einkommen der guten Pfarrei die eigene Familie zu verſorgen. Ich weiß, daß Sie allen ein guter Vater ſein würden. Aber, Theodor, könnten Sie auch bei dem beſten Willen und redlichſten Streben für meine Kinder ſorgen, ohne die letzten Mittel für die Erziehung der Ihren zu opfern?“

Noch ehe Theodor ſie mit neuen Gründen beſtürmen konnte, brach ein Teil der kleinen Schar wieder ein. „Mutter, dürfen wir aus alten Schulheften einen Drachen machen?“ — „Mutter, der Theodor thut nicht mehr gut und das Jettchen huſtet!“ — Auguſt zog nach anſtändigem Gruß die Mutter beiſeite mit der Bitte: „Mutter, ich brauche ein griechiſches Wörterbuch, kannſt du mir das Geld geben?“ Ob es Theodor ſelbſt bange wurde vor dem immer zunehmenden Haufen, ob Leonore ihm das Herz ſo ſchwer gemacht, iſt ſchwer zu beſtimmen; er ging für heute und lehnte Leonorens Einladung zum Abendbrot ab.

Die Kinder wußten nicht, was dieſen Abend an der Mutter war, die ſie ſonſt immer geſund, immer heiter geſehen. Sie war ſo ſtill; ſie überließ der guten Tante Sophie die Leitung der Abendmahlzeit, ſie ſelbſt aß nichts und ging früh zur Ruhe.

Tief in der Nacht, als alle ſchliefen, ging ſie mit leichtem, leiſem Tritt an all den Betten ihrer Kinder vorüber, wie um ſich zu ſtärken zu dem Opfer, das ſie bringen wollte. Ueber jedes hauchte ſie einen ſtillen Segensgruß; dann erſt ſuchte ſie ihr Lager und weinte, weinte ſo lange und ſo ſchmerzlich, wie damals in ihren Mädchentagen. Der Morgen aber ſah in ein klares, ſtilles Auge und ſie ſprach mit beſonderer Innigkeit in dem Morgenliede, das ſie mit den Kindern las, die Worte:

„Herr, führe du mich deinen Weg,
Damit mir recht einleuchten mög'
All dein barmherz'ger Wille!
Damit der Geiſt, die Kraft von dir
All Ungeduld und Pein in mir
Mit Gotteskräften ſtille." —

Leonore wiederholte ihre Ablehnung gegen den Jugendgeliebten; aber es hielt ſchwer, ihn zu bewegen, von ſeinem Wunſche abzuſtehen. In ihm war das feurige Jugendblut noch nicht ſo ganz abgekühlt; Leonore aber blieb feſt, gegen ſein Drängen, gegen ihr eigenes Herz. Sie kannte Theodor, ſie wußte, daß er auch bei aller ungeminderten Liebe doch früher als ſie der Laſt erliegen würde, die ihre Verbindung ihm aufladen mußte.

Als beratende Freundin in den ſchweren Sorgen ſeines verwaiſten Hausſtandes blieb Leonore doch wenigſtens in brieflichem Verkehr dem Pfarrer nahe und es war wohl ihre leiſe, taktvolle Einwirkung, daß ſie ihm, vielleicht ein Jahr nach dieſer zweiten Werbung, eine Gefährtin zuführen durfte.

Das gar alte Fräulein Kurbel war nämlich geſtorben, und Tante Sophie, ihre einzige Erbin, ſtand nun ganz allein auf der Welt. Wie es Frau Leonore angegriffen, die getreue Freundin ihrer Witwenzeit und den Freund ihrer Jugend zuſammenzubringen, das weiß ich ſo genau nicht; genug, es wurde die Hochzeit dieſes beſagten Paares gefeiert, — gar ſtill, wenn nicht Leonorens acht lebendige Kinder nebſt vieren von den Kindern des Bräutigams das Feſt verherrlicht hätten.

Lorchen, obgleich noch ein paar Jahre jünger als die Braut, machte die ehrſame Brautmutter, und ſie hatte allen Grund, in ſelbſtloſer Freude über die Wahl glücklich zu ſein, zu der ſie ihrem Freunde verholfen. Es war nicht allein der reiche Beſitz Sophiens, der Wohlſtand und Ordnung brachte in des Pfarrers ſorgenvollen Haushalt, ſie war auch eine treue, herzgute Mutter und Pflegerin für ſeine verwaiſten Kinder, eine emſige, verſtändige Hausfrau und Gefährtin für ſein oft ungeduldiges, leicht gedrücktes Weſen.

5.

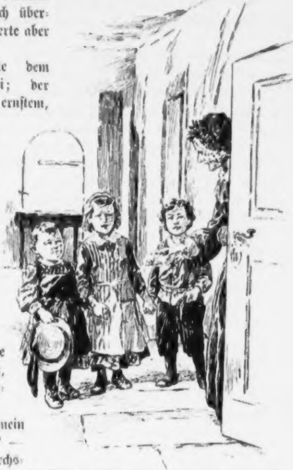
> Aber jetzt nahet die Todesſtunde,
> Und jetzt fühl' ich es hell und klar,
> Daß auf des blühenden Traumes Grunde
> Mein ganzes Leben ein Schatten war.
> Sechzig Jahre verhaltener Klagen
> Sind dahin wie ein kurzer Wahn,
> An der beglückten Jugend Tagen
> Schließt der erlöſende Tod ſich an.
>
> Pfitzer.

Viele Jahre ſind vergangen, ſeit wir Tante Sophie, die reiche Erbin der gar alten Großtante, mit Pfarrer Sommer an den Altar begleitet haben; das Witwenſtübchen der Frau Landrichterin, ein ſchöneres und geräumigeres als vordem, iſt noch mit den alten Möbeln, aber gar hübſch und behaglich eingerichtet; ihre Kinder laſſen ſie nicht Mangel leiden. Still, gar ſtill iſt es geworden um die alte Frau; nicht eins von all den acht Kindern weilt mehr bei ihr, nur muntere Enkelein, die Kinder ihres Minchens, die an den Stadtpfarrer im Ort verheiratet iſt, beleben manchmal den ſtillen Raum. So hat ſie recht wohl Zeit, zu leben in ihrer Vergangenheit, und wie das bei alten Leuten oft geſchieht, die Sommerzeit des Lebens mit ihren Gluten, ihren Mühen und Freuden, auch der ſegensreiche Herbſt mit ſeinen Früchten treten ihr mehr zurück, und es kommen Stunden, wo ihr der Frühling wieder erwacht, als wäre es erſt geſtern geweſen, daß ſie daheim in ihrem Blumengärtlein geſtanden und ſich ein Sträußchen gepflückt zu jenem Kirchgang.

Der Gegenwart vergaß ſie darum nicht; ſie lebte fort von ganzem Herzen mit den Kindern, die ihr noch geblieben, in kleinen Sendungen, in Briefen, und freudig, faſt wie eine junge Braut, hörte ſie den Schritt des Poſtboten auf der Treppe. Von ihrer guten Freundin Sophie, der Frau Pfarrer Sommer, da wußte ſie freilich ſeit langen Jahren nichts mehr. Sophie war eine Frau der That, nicht eben der Feder; ſie hatte bei der alten Tante ſo gar keine Uebung im Briefſchreiben gehabt, und als Mutter der acht kleinen Kinder, die ihr Pfarrer Sommer zugebracht, fand ſie natürlich noch viel weniger Zeit, die vergeſſene Kunſt zu üben. Da Pfarrer Sommer faſt am entgegengeſetzten Ende des Landes wohnte, hörten die Freundinnen nichts mehr voneinander.

Die Krone von Leonorens Kindern, ihr Liebling, war Auguſt, ihr älteſter Sohn, nun lange ſchon ein wohlbeſtallter Pfarrherr und Hausvater. „Vom Herrn Pfarrer,“ ſagte der Briefträger mit beſonderem Nachdruck, wenn er einen Brief von ihm überbrachte; denn er hatte längſt bemerkt, daß bei dieſer Handſchrift die Augen der alten Frau am hellſten glänzten. Sie waren alle gut und brav, ihre Kinder, aber Auguſt war ihr Freund, ihr Beichtvater, ihr Ratgeber, ihre Stütze, — nur ſchade, daß gerade er ihr am entfernteſten wohnte von allen. Er teilte aber der Mutter alles mit aus Amt und Leben, was ihr von Intereſſe ſein konnte. So ſchrieb er einmal unter andrem, daß er am nächſten Tage in den entlegenſten Ort ſeines Sprengels kommen werde, zur Beerdigung der Frau des dortigen

Pfarrherrn, des Seniors vom Sprengel. „Ich kenne den Mann ſelbſt noch nicht näher,“ ſchrieb er; „ſein Name klingt mir aber ſo bekannt. Sommer heißt er und ſoll ein ſehr würdiger Mann ſein.“ Der Mama klang der Name auch überaus bekannt, ſie äußerte aber nichts darüber.



Auguſt wohnte dem Leichenbegängnis bei; der Senior, von deſſen ernſtem, würdigem Weſen er ſich ſehr angeſprochen fühlte, lud ihn ein, bis zum nächſten Tage bei ihm zu verweilen, da er ſo weit nach Hauſe hatte. Erſt beim Abendeſſen erfuhr der junge Pfarrer, daß der alte Herr ein Bekannter ſeiner Mutter ſei und daß es die einſt ſo beliebte Tante Sophie geweſen, der er heute das Grabgeleite gegeben habe.

„Ihre Mutter, mein lieber junger Freund,“ — der junge Freund war ſechsundvierzig — ſagte der alte Herr, „habe ich vor Zeiten gar wohl gekannt. Bitte, ſagen Sie mir, wie geht es ihr und Ihren Geſchwiſtern allen?“ — „Meiner Mutter geht es gottlob wohl,“ ſagte Auguſt, der immer warm wurde, wenn er von der Mutter ſprach; „ihre Geſundheit iſt ſeit einigen

Jahren zart, ſie braucht Ruhe, aber ſie iſt immer heiter, immer thätig, überall geliebt und für alle ein Segen, die ihr angehören.“ — „Und Ihre Geſchwiſter?“ fragte der alte Mann mit einer Bewegung, die Auguſt allein dem tiefen Leid des heutigen Tages zuſchrieb. — „Alle verſorgt,“ ſagte Auguſt, „im Himmel oder auf der Erde. Zwei meiner Schweſtern, Emma und Jettchen, ſind jung geſtorben, auch mein jüngſter Bruder Theodor“ — — „Theodor?“ fragte der alte Pfarrer. — „Ja, Theodor,“ fuhr Auguſt arglos fort, „an einem nervöſen Schleimfieber. Guſtav, der zweite, iſt als Aſſocié bei ſeinem Schwiegervater, einem Fabrikbeſitzer in H., ſehr gut etabliert. Mein Bruder Karl iſt Mechanikus; Fritz, der Jüngere, iſt in Guſtavs Geſchäft getreten, und meine Schweſter Minchen iſt ſehr glücklich verheiratet.“ — „Alſo alle verſorgt, und Ihre Mutter hat ein glückliches Alter?“ — „Gewiß,“ ſagte Auguſt mit Wärme, „ſo glücklich es ihr ihre Kinder nur machen können.“

Der Senior blieb ſehr ſtill bis zum Gutenachtſagen. Auguſt aber konnte ſeiner Frau und dem lauſchenden Töchterlein daheim nicht genug rühmen, wie ſo gar herzlich und freundlich der alte gute Mann ihm begegnet ſei. —

Noch kein volles Jahr war ſeit dieſem Leichenbegängnis verfloſſen, als der Briefträger eines Morgens wieder mit höchſt beglückendem Angeſicht in das Stübchen der alten Frau Landrichterin trat. „Schon wieder einer vom Herrn Pfarrer!“ ſagte er triumphierend. — „Wirklich?“ fragte die alte Frau faſt erſchrocken; „wenn nur meinem Auguſt nichts geſchehen iſt! Er hat mir ja erſt vorgeſtern geſchrieben!“ — „Wird nichts geſchehen ſein,“ beruhigte der Briefträger; „es geſchieht ſelten etwas Trauriges, wenn ſich's die Leute vorher einbilden; wenn was Schlimmes geſchieht, das erfährt man gleich.“ —

„Liebe Mutter,“ lautete Auguſts Brief, „heute bin ich zum erſtenmal froh, daß wir nicht näher beiſammen ſind; denn ich wäre in Wahrheit verlegen, Ihnen die Mitteilung mündlich zu machen, die dieſer mein Brief enthält. — Sie erinnern ſich, was ich Ihnen vor einem Jahre von unſerm Senior, Pfarrer

Sommer, dem Gatten unſrer guten Tante Sophie, geſchrieben und wie ich ſeit der Zeit viel Liebes und Herzliches von dem alten Manne erfahren. Nun, liebe Mama, denken Sie ſich mein Erſtaunen, als er mir geſtern eine eigne Kutſche ſchickt, um mich zu ihm zu holen, da er mir etwas Wichtiges mitzuteilen habe.

„Liebe Mama, was meinen Sie, daß dies Wichtige geweſen ſei? Nichts andres als eine förmliche Werbung von ihm, dem bald ſiebzigjährigen Greiſe, um Sie, meine liebe, verehrte Mutter, die nun ſiebenundſechzig Jahre zählt! — Es wird Ihnen dies faſt lächerlich vorkommen; aber ich verſichere Sie, liebe Mutter, wenn Sie den ehrwürdigen Mann geſehen hätten, wie er mir mit feuchtem Auge die Geſchichte ſeiner erſten und einzigen Liebe erzählte, wie er mich bei der Hand faßte und ſagte: ‚Bitte, mein lieber, junger Freund‘ — (er heißt mich immer noch jung), führen Sie meine Sache bei Ihrer Mutter, ſchicken Sie ihr dieſe Blumen!‘ (das uralte, vertrocknete Blumenſträußchen liegt hier bei) nehmen Sie's nicht übel, Mama, ich mußte ihm doch den Willen thun! — ‚fragen Sie, ob nicht auch ſie glaubt, daß der Herr in Seiner Gnade uns, die das Leben ſo lang getrennt, noch vor unſrem Ende zuſammenführen wolle? — Aber fragen Sie bald, denn meine Tage ſind gezählt!‘ — Nun, liebe Mama, ich kann da nichts hinzufügen, als: lachen Sie lieber nicht, aber ſchreiben Sie, wenn Sie ablehnen, wie ich ja doch vermute, dem alten Manne ſchonend und freundlich.“ —

Sie lachte nicht, ganz und gar nicht, die alte Mama, als ſie den Brief fein ſäuberlich zuſammenfaltete und in ihr Schatzkäſtlein legte, ehe ſie den Enkelein die Thüre aufmachte, die draußen im Gang trippelten.

6.

Wenn durchgekämpft des Lebens Mühen
Und durchgeſeufzt die Erdennot,
Gott meiner Tage, laß erblühen
Mir noch ein ſelig Abendrot!
Gerok.

Es war vier Wochen nach der Abſendung dieſes Briefes. Der Pfarrer Auguſt Stählin ſaß mit Frau und Töchterlein in der Laube des Hausgärtchens, um die herrliche Frühlingsluft zu genießen und die Predigt für den nächſten Sonntag vorläufig zu überdenken. „Heute wieder kein Brief von der Mutter,“ ſagte die Pfarrerin. — „Freilich,“ ſtimmte ihr Mann bei, „ich hätte gedacht, ſie habe dem Senior ſelbſt geſchrieben, da ich von dieſem auch nichts hörte. Aber geſtern ſtand unter einem amtlichen Schreiben von ihm nur die kurze Frage; ‚Noch keine Nachricht von Ihrer Frau Mutter?‘ — Es thut mir doch leid, wenn Mama die Sache ſo übel nimmt, daß ſie gar nicht antwortet; er iſt ſonſt ſo ein ehrwürdiger Mann, wenn er auch in dieſer Sache ein bißchen kindiſch wurde; er ſollte doch rückſichtsvoll behandelt werden.“ — „Ich begreife es nicht,“ ſagte die Pfarrerin wieder; „Mama iſt doch ſonſt die Höflichkeit ſelbſt!“ — „Eine Kutſche!“ rief klein Lorchen, die auf die Gartenmauer geklettert war; „eine Kutſche mit einem Berg darauf!“

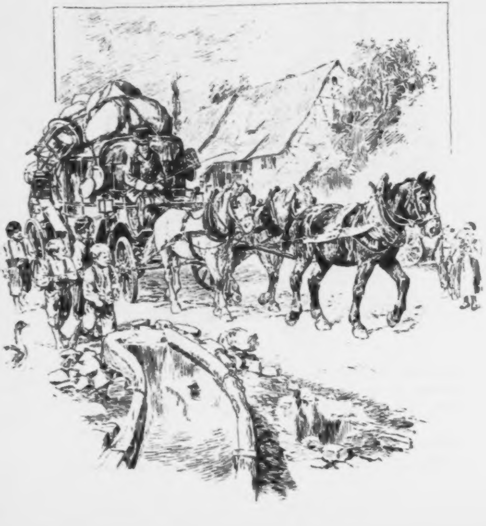
Nun ja, das war eine Kutſche, wohl wert, daß die geſamte Dorfjugend ſtaunend und bewundernd nachlief, wie ſie langſam, langſam den etwas ſteilen Weg durchs Dorf heraufſuhr, obgleich der Kutſcher noch ſeinen zwei Roſſen einen Ackergaul vorgeſpannt hatte. Das konnte man Gepäck nennen! Drei ſolide Koffer verſchiedener Geſtalt, rund, viereckig, länglich, mit Seehundsfell bezogen, mit Eiſen beſchlagen, waren hinten aufgepackt, drauf thronten noch ein paar leichte Schachteln; auf dem Dach des Wagens, querüber, war mit mannhaften Stricken ein ſogenannter Bettſack von Leder, einem runden Kamel gleich, feſtgebunden, ein gewaltiges Stück, darin allein ſchon eine Haushaltung Platz hatte; daneben ſchetterte noch beſcheidentlich ein rundes Nähtiſchchen. An Nägeln an den Seitenwänden der Kutſche hing allerlei Hausgerät, ein kupfernes Salatbecken, eine Bratpfanne, — wirklich eine merkwürdige Kutſche, und dieſes rare Stück hielt vor dem Pfarrhaus!

Der Pfarrer und ſeine Frau ſtanden bereits an der Hausthüre; klein Lorchen, das neugierige Töchterlein, ohnehin, in atemloſer Erwartung, was aus dieſer Arche noch alles hervorquellen würde. Inſaſſen des Wagens konnte man noch nicht unterſcheiden, nur Gepäck. Eine unſichtbare Hand bot nach und nach allerlei heraus: eine blanke Meſſingpfanne, einen Korb, darin feines Porzellan in Heu verpackt war, allerlei Schachteln, endlich kam die Geſtalt einer wohlerhaltenen alten Frau zum Vorſchein. „Die Mama!“ rief der Pfarrer und ſeine Frau, immer noch ſprachlos vor Erſtaunen, und halfen endlich der alten Frau heraus, die noch leicht, faſt wie ein Mädchen von dem hohen Wagentritt herabſtieg und nun ſelbſt herzlich mitlachte beim Anblick des unermeßlich vielen Gepäcks, das bereits die Straße vor dem Pfarrhaus bedeckte.

„Ja, ſo ſind alte Leute,“ ſagte ſie entſchuldigend zu Auguſt, „ſie können von nichts loskommen! Schafft alle die Sachen in die Pfarrſcheune,“ rief ſie freundlich den Leuten zu, „und zeigt meinem Kutſcher das Wirtshaus! Nun kommt, Kinder! mich verlangt recht nach eurer behaglichen Stube.“ — Die Pfarrerin hatte die Schwiegermutter ſehr lieb, und die gar ſeltenen Beſuche der Großmama waren immer ein Feſt geweſen; aber diesmal folgte ſie doch mit etwas verlegenem, kühlem Vergnügen. Kam denn die Mama wirklich mit Sack und Pack, ohne ſie auch nur vorher zu fragen? Und, liebe Zeit, wohin ſollte man mit all dem Gruſt? Wollte die Frau auch noch ihre eigene Wirtſchaft führen? —

Oben hatte ſich's die Mama bequem gemacht, hatte Lorchens Herz erfreut mit einer ſchönen Puppe und einem Bilderbuch aus alter Zeit; die Kleine fand groß Gefallen an der Großmama und verſicherte altklug: „Großmama, du biſt ſo eine nette alte Frau!“ Endlich aber hüpfte ſie fort, um den Dorfkindern ihre Schätze zu zeigen.

„Nun, Kinder, was meint ihr, warum ich gekommen ſei?“ fragte die Großmutter mit hellem Blick, doch mit einem leichten Erröten, das dem alten Geſicht gut ſtand. Die Kinder wußten nicht recht, was ſie meinen ſollten. — „Theodor Sommer hat



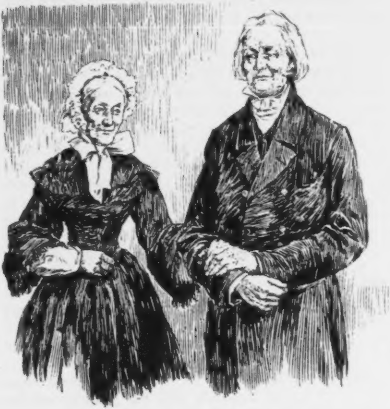
meine Hand begehrt zum drittenmal,“ fuhr die alte Frau ernſt, mit leiſe bebender Stimme fort; „ich habe ihn geliebt vor mehr als fünfzig Jahren und ich habe ihn nie vergeſſen können. Keine andre Pflicht bindet mich mehr, und ich glaube, es iſt Gottes Willen, daß wir die kurze Strecke Wegs, die noch vor uns liegt, gemeinſam gehen, daß wir einmal im Leben noch recht glücklich werden.“

Die Kinder ſchwiegen, die Schwiegertochter etwas betroffen, Auguſt tief bewegt; er begriff nicht mehr, warum er den Antrag des Seniors auch nur einen Augenblick habe lächerlich finden können.

„Viel Zeit haben wir nicht mehr miteinander zu verlieren,“ hub Frau Leonore wieder an: „darum habe ich daheim gleich alles aufgegeben, alles Entbehrliche verkauft, und bin nun hier mit meiner ganzen Habe, um meinem treuen Freund folgen zu können, ſobald er will. Viele werden es lächerlich finden: ich aber habe zweimal den Verhältniſſen mein Herz geopfert, das dritte Mal will ich dem Herzen ſein Recht laſſen. Sei du ſo gut, Auguſt, und ſende heute noch einen Boten mit dieſem Briefchen und dieſer Denkmünze an Theodor.“ Auguſt gehorchte; es kam ihm faſt ſeltſam vor, daß man einen ſo alten, ehrwürdigen Herrn noch Theodor heißen könne.

Niemand war zugegen, als die beiden, die das Leben ſo lang getrennt, ſich zum erſtenmal wiedergeſehen haben; aber als ſie aus der Stube der Großmutter herabkamen, da lag ein wunderbares Licht auf den beiden alten Angeſichtern. — War es ein Widerſchein der lang entſchwundenen Jugend, war es ein Hereinleuchten der nahen Ewigkeit, der ſie nun Hand in Hand entgegengehen wollten? Niemand lächelte, aller Augen wurden feucht, als ſie das alte Brautpaar bei einander ſahen.

Und niemand lächelte, als nach acht Wochen im Hauſe des Seniors die Hochzeit gefeiert wurde. Ein ſchönes Paar waren die zwei, obſchon ſie nahezu 140 Jahre zuſammen zählten: der hohe ſtattliche Greis mit dem ſilberweißen Haar, jetzt noch eine Stütze für die Matrone, deren helle Augen die weißen Haare faſt Lügen ſtraften, die glattgeſcheitelt unter dem ſchneeweißen Spitzenhäubchen lagen. Die Töchter hatten ihr weiße Blümlein in die Haube heften wollen, das hatte ſie nicht gelitten. „Die Blumenzeit iſt vorbei!“ Aber einen feinen grünen Epheuzweig, den ihr älteſter Stiefſohn, auch Pfarrer, von der Mauer des Pfarrgartens zu Reiſenberg geſchickt, den ließ ſie ſich gefallen. „Epheu ſchickt ſich für uns, der Epheu iſt der Treue Zeichen.“



Es war ein fröhliches Hochzeitsfeſt, weniger ſtill vielleicht, als das alte Paar gewünſcht, aber gar ſchön und heiter. Marie, die einzige noch unverheiratete Tochter Sommers aus ſeiner erſten Ehe, und der jüngſte Sohn, des Vaters Gehilfe, waren allein noch zu Hauſe. Sie und Auguſts Frau hatten den großen Saal in dem alten Kloſter, das Sommers Amtswohnung war, aufs ſchönſte geſchmückt mit jungem Grün und Frühlingsblumen, und eine ſtattliche Geſellſchaft ſaß um die lange Tafel, an der das ſchöne alte Paar präſidierte. Sieben Söhne und vier Töchter waren von den ſechzehn Kindern noch geblieben, die Theodors zweite Werbung hätte zuſammenführen ſollen; aber die fehlenden waren reichlich ergänzt durch ſechs Sohnsfrauen und drei Tochtermänner, nicht zu gedenken der ſechsunddreißig Enkel groß und klein, die den Saal füllten und belebten, in dem, ſeit das Kloſter ſtand, nie ein ſo fröhliches Leben widergeklungen hatte.

Die alten Leute ſaßen ſtill, Hand in Hand, in ſich vergnügt und ſelig; ſie blickten lächelnd auf das bunte Gewimmel und ſahen ſich dann wieder ſtill und tief in die Augen. Nur einmal ſagte Theodor lächelnd:

„Sieh, dir ſind ſechzehn Kinder einſt zu viel geweſen, nun haſt du ſiebenundfünfzig!“

Es wurde wieder ſtill in dem Haus, als alle die lieben Gäſte, deren Ueberzahl zum Teil von Freunden in der Nachbarſchaft beherbergt worden, abgegangen waren. Frau Leonorens Schätze an guten Betten, an feiner Leinwand, an ſchönem Geräte, von denen ſie ſich nicht hatte trennen können, wurden in dem alten Hauſe eingeräumt.

„Nimm's nur nicht übel,“ ſagte ſie freundlich zu der Stieftochter, „daß ich ſo viel bringe; ich weiß ja wohl, daß alles genug da iſt; aber du glaubſt nicht, was das für ein braves Meſſingpfännchen iſt, und ſo ſchön wie in der Bratpfanne werden die Braten doch nicht leicht; auch das engliſche Porzellan bekommt man heutzutage nicht mehr ſo gut!“

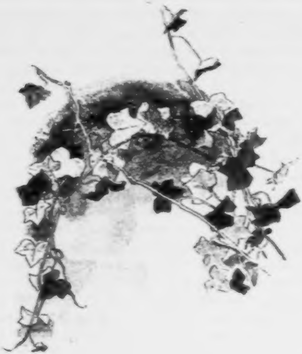
Marie war eine ſtille, treue Seele, das Abbild ihrer ſeligen Mutter. Willig und emſig hatte ſie ſchon während der letzten

Lebensjahre der zweiten Mutter und nach ihrem Tode den Haushalt beſorgt, aber immer im ſtillen ſchmerzlich empfunden, wie wenig ihr ſchüchternes Weſen dem Vater Erheiterung und Unterhaltung bieten könne, und recht mit erleichtertem Herzen ſah ſie nun dieſe Lücke ausgefüllt. — Ungekränkt in ihren Rechten durfte die treue Tochter fortan als Hausfrau ſchalten, nur unterſtützt von der fleißigen Hand, von dem klugen, freundlichen Rat der neuen Mutter.

Ihre meiſte Zeit aber, ihr ganzes Herz, all ihre Liebe und Sorgfalt widmete Leonore dem Gatten allein. Nicht die kindiſche Zärtlichkeit, die oft alte Leute zur Unzeit noch befällt, verletzte das Auge der gereiften Kinder; es wehte ein faſt heiliger Hauch durch die Räume des Hauſes, ſeit die alte Liebe wieder in ihre Rechte getreten war. Wer ſo das alte Pärchen beiſammenſitzen ſah, wie die Frau jeden Wunſch, jedes Bedürfnis des Mannes erriet und ihn leiſe ſorglich umgab mit Frieden und Behagen, wie ſie zuſammen ihren ruhigen Spaziergang machten durch die blühende Flur, wie das Mütterlein, deren Augen noch helle geblieben, dem Papa die Zeitung vorlas, wohl auch ein harmloſes Brettſpiel mit ihm machte, oder wie ſie an ſtillen Abenden zuſammen ſaßen, eh' das Licht ins Zimmer kam, und leiſe miteinander redeten von ihrer Vergangenheit, aus der ſie ſo viel noch nachzuholen hatten, von all ihren Kindern, bis die Rede ernſter wurde und ſich wandte auf die ſtille, heilige Ewigkeit, an deren Schwelle ſie ſtanden — wer ſo all ihr friedevolles Leben und Sein anſehen konnte, der mußte glauben, daß auf Erden ſchon ein Daſein möglich ſei voll von Harmonie und ſtiller Schönheit.

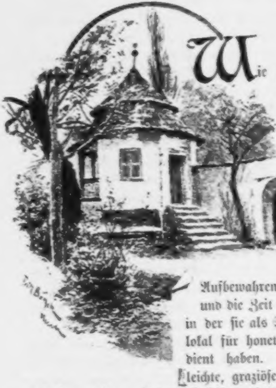
Aber nicht lange! Ein einziges Jahr war ihnen ſo vergönnt, in Frieden und ſtiller Freude zu leben, da ſtand der Senior am Grabe ſeiner dritten Gattin; ſie war ſanft entſchlafen, mit einem ſeligen Lächeln auf den Lippen. „Ich bin doch noch dein geweſen!“ war ihr letztes Wort. —

Man hörte keine Klage, man ſah nicht viel Thränen bei dem alten Manne; gar ſtill ging er fortan ſeines Weges, er war auf der Erde nicht mehr daheim. Nach wenigen Monden trugen ſie auch ihn hinaus. Jener ſtattliche Hochzeitszug geleitete ihn zum Grabe, das ihn auf immer vereinte mit der, die er ſo lange geliebt und ſo kurz beſeſſen. —



III.

Im Garten vor dem Thor.



Wie für alte Häuſer, ſo habe ich auch für alte Gärten eine Vorliebe, und es erſteht mir eine ganze verſunkene Welt aus den verwilderten Laubgängen und alten ſteinernen Gartenhäuschen, die jetzt nur noch zum Aufbewahren von Gerümpel dienen und die Zeit lange überlebt haben, in der ſie als Sammelplatz und Feſtlokal für honette Bürgerfamilien gedient haben. Unſre Zeit zimmert leichte, graziöſe Pavillons, die wieder verſinken werden mit dem Geſchlecht, das ſie bewohnt.

Ein ſolcher alter Garten liegt vor dem Thore der kleinen Stadt Steinberg, von ſoliden Mauern umſchloſſen, über welche alte, breitäſtige Apfelbäume herausſchauen, und deſſen ſtattliches

Portal, hüben und drüben mit einer ſteinernen Artiſchocke verziert, zeigt, daß der Garten einmal „jemand Rechtem“ gehört hat.

Es iſt gar lange her, daß ein fröhliches Kindervolk ſich hier getummelt, ſich umgetrieben und ergötzt hat unter den fruchtbeladenen Bäumen. Davon wiſſen wenige mehr, wohl aber erinnern ſich die Steinberger alle, daß man jahrelang jeden Sonntag Nachmittag ein ſtilles Paar nach dem Garten wandeln ſah, das, ohne ſich unterwegs viel mit Grüßen und Geſprächen aufzuhalten, hinter der Pforte verſchwand, die alsbald von innen wieder geſchloſſen wurde, bis es in der Dämmerſtunde wieder heimwärts wandelte.

Den Steinberger Leuten war das ſtille Paar ſo wohl bekannt, daß niemand mehr viel Notiz von ihm nahm, und für Fremde, wenn ſie ſich je dahin verirrten, hatte es nichts Auffallendes. Es war ein Mann von ſtattlicher Geſtalt, der zu keiner Zeit jung ausgeſehen hatte, in einem unſterblichen ſtahlfarbenen Rock, und eine Jungfrau mit glattgeſcheitelten braunen Haaren und ſtillblickenden, dunkelblauen Augen, meiſt in dunkle oder farbloſe Gewänder gekleidet; nur hie und da, an recht hellen Frühlings- oder Sommertagen, trug ſie ein kornblumenblaues Kleid, ſogar einen Strohhut mit einem Aehrenzweig, was dann ihr Begleiter immer mit ſtiller Bewunderung betrachtete, da ſolche Eleganz an ſeiner Pauline nur ſelten war.

Der ſtahlfarbene Herr und Beſitzer des Gartens war Herr Samuel Bauer, der Sohn des Bürgermeiſters und Gerberzunftmeiſters, welcher dereinſt dies ſolide Beſitztum gegründet.

Vor Zeiten war es lebendig und munter zugegangen in dem nun ſo ſtillen Garten. Franz und Fritz, die zwei älteſten Söhne des Stadtrats, waren gar wilde, aufgeweckte Burſchen, die den Raſenplatz recht geſchickt fanden, um Räuber zu ſpielen mit ihren Kameraden. Da wurden denn Pfähle ausgeriſſen in den Bohnenländern, bei Fluchtverſuchen Scheiben eingedrückt am Gartenhaus, wurden Aepfel abgeriſſen, eh' ſie reif waren; kurz, aller nur denkbare Unfug wurde verübt, zum Schrecken der alten

Urſel, der Hausmagd, die gar nicht zu Atem kam vor lauter Rufen: „Franzele, ſei Er nicht ſo bös!“ „Ach was hat aber der Fritzle wieder ang'ſtellt!“ „Geb Er acht, diesmal muß ich's 'm Papa ſagen!“ Der Papa, der fuhr dann mit Feuer und Schwert darein, wenn ſolche Unthaten zu ſeiner Kunde kamen. Deshalb ſuchte die Mama ſie zu verbergen, wo ſie nur konnte: die Scheibe hatte die Katze eingedrückt, die Blumenrabatten hatte Kronenwirts Hund verwühlt und die Aepfel „fremde Buben“ geſtohlen; denn der Fritzle und der Franzele, ſo unartig ſie waren, waren ihr doch ins Herz gewachſen, und eine väterliche Exekution ging ihr ſiebenfach durch die Seele.

„Mein Samawele, der iſt der Brav',“ ſagte Urſel, wenn Samuel auf der Gartenhausſtaffel ſaß und ſeinem kleinen Schweſterchen und ihrer Freundin, Amtspflegers Paulinchen, Ritter machte aus Mohnblumen, Guirlanden aus Syringenblättern und Kämme aus Haſelnußlaub, oder wenn er ein Handelsgeſchäft eröffnete, wo die Kleinen um Kieſelſteinchen Zucker und Kaffee kaufen durften, die er mit weißen und gelben Blumenblättchen darſtellte, oder wenn er mit ſeiner kleinen Gießkanne die Länder begießen half. Trotz all dieſer Bräve war aber Samuel der Mutter lange nicht ſo wichtig als die zwei unbotmäßigen Wildfänge. — Mag auch ſein, daß, wenn die wilden Reiſer früh von tüchtiger Hand gebogen und an einen geraden Stamm gebunden worden wären, etwas Tüchtiges aus ihnen hätte werden können: die Mutter aber vertuſchte und machte gut im ſtillen, bis — nichts mehr zu vertuſchen und nichts mehr gut zu machen war.

Das war nun ſchon lange her, und ein Wunder war's nicht, wenn Samuel Bauer ſtiller Natur war, wenn man ihn ſo ſelten fröhlich ſah unter Frohen, denn die Geſchichte ſeines Hauſes war keine heitere geweſen. Bruder Franz hatte Jus ſtudieren ſollen, und Vater und Mutter hatten ihn bereits in ihren heimlichen Gedanken wenigſtens als Oberjuſtizrat, wenn nicht gar als Miniſter geſehen; denn „der Schlingel kann, wenn er will“, war das feſtſtehende Urteil über Franz. — Der

Schlingel hatte aber nicht wollen; fünf Jahre lang ein flotter Student und dreimal ein kläglicher Examenskandidat, hatte er als einziges Reſultat ſeiner Studienjahre eine ruinierte Geſundheit und unzählige Schulden davongetragen. Der Vater hatte ihn nach Amerika ſpediert, wo man ihn zuletzt als Marqueur in einer Bierwirtſchaft geſehen hatte.

Bruder Fritz, von der Mutter zumeiſt wegen ſeiner Schönheit bewundert, hatte ſich mit Studieren nicht plagen wollen; er hatte es, vielleicht eben dieſer Schönheit wegen, zum Lieutenant gebracht, nachdem der Vater mit ſchwerem Geld hatte böſe Streiche zudecken müſſen, die er früher als Handelslehrling gemacht. Der hatte aber auch nicht wollen; er hatte es als Offizier noch toller getrieben, denn zuvor als Kaufmann, und nach einer unglücklichen Spielnacht hatte man ſeine Leiche mit zerſchmettertem Hirn gefunden.

Samuel war der einzige und letzte aus dem einſt ſo angeſehenen Geſchlecht, der in ſeiner Vaterſtadt nun ein gar ſtilles Leben führte.

Er war „der brave Samawele“ geblieben, als den ihn die alte Urſel ſchon geprieſen, die zwar mit tiefem Leid, aber doch auch mit geheimer Befriedigung noch erlebt hatte, welch klägliches Ende der Fritzle und der Franzele genommen. — „G'ſagt hab' ich's,“ wiederholte ſie gar oft, „aus den zwei wurd nichts, und dem Papa hätt' man's ſagen ſollen, was ſie all's bosget (Böſes gethan) haben; aber ich hab' nix golten, und mein Samawele, der iſt doch der Brävſt'.“

Samuel kam als Kaufmannslehrling zu Herrn Mezger, der in derſelben Stadt Steinberg ein Spezerei- und überaus gemiſchtes Handelsgeſchäft betrieb, wo vom Zuckerhut bis zum Hoſenknopf alle Bedürfniſſe des Lebens zu haben waren. Sein Lehrherr hatte nie eine Klage über ihn zu führen; „nur zu ſtill iſt er, nichts Viſes, nichts Alertes, kein Aufſchwung in dem Burſchen; im Geſchäft bringt er's nicht weit,“ meinte er bedenklich.

Ach, wie hätte der Aufſchwung in den ſtillen Samuel kommen ſollen, der daheim in all dem Jammer und Streit leben mußte, den das Treiben der Brüder hervorrief? So ging er eben ſtet und ſtille ſeinen Weg. Die Mutter hätte er gerne oft getröſtet; aber er wußte nicht recht, wie er's angreifen ſollte. Anerkennung für ſein geordnetes Betragen, für ſeine faſt ängſtliche Sparſamkeit, mit der er einbringen wollte, was die Brüder verſchleuderten, fand er nicht; er verlangte ſie auch nicht.

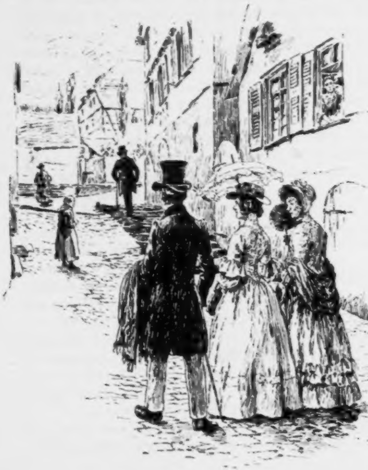
Seine Lehrzeit ging vorüber. Die weite Welt ſtand ihm offen, um als Commis ſein Glück zu ſuchen; er aber fragte beſcheidentlich bei Herrn Mezger an, ob er nicht in dieſer erhöhten Stellung bei ihm verbleiben könne. „Mangel an Aufſchwung,“ bemerkte der Kaufmann, ſich die Hände reibend, gegen die Frau Stadtſchreiberin, die damit unzufrieden war, „purer Mangel an Aufſchwung, an vifem und alertem Weſen; nicht daß er nicht genug Gelegenheit zur Ausbildung bei mir hätte: Kolonialwaren, Ellenbranche, Parfümerien, Quallerie (ſollte Quincaillerie heißen), Käſewaren, Eiſen und Steinſalz, alles kommt ja bei mir vor; aber 's iſt ſo gar geſund für junge Leute, wenn ſie auch draußen ein bißchen herumgepufft werden, und von mir iſt's das reine Opfer, wenn ich ihn nehme.“ Am Herumpuffen hatte es nun zwar bei Samuel nicht gefehlt; aber der Aufſchwung war dadurch nicht zu ſtande gekommen. Die hübſchen Töchter ſeines Prinzipals, die beide einen Bildungskurs in der Reſidenz durchgemacht, waren ſehr unzufrieden, daß ihr Vater nur den alten langweiligen Samuel ſtatt irgend eines gewandten neuen Commis genommen hatte, und Samuel bezeigte ſich allerdings ganz und gar nicht als galanter Hausgenoſſe. Zwar öffnete er gefällig den Fräulein die Thür, wenn ſie etwas hinaustrugen, und hob den Knäuel auf, der ihnen zu Boden gefallen war; aber er verſtand ſich nicht darauf, bei Landpartien den Shawl zu tragen, und vor allem, er war kein Tänzer! Und wie ſchwer ein Tänzer wiegt in einer kleinen Stadt, das weiß nur der, der einmal die lange Reihe weiß gekleideter, blumengeſchmückter Jungfrauen angeblickt, die mit leiſem Herzklopfen den erſten Ton der Muſik hören, bei dem ſich die Jünglinge aus der Nebenſtube heraus bewegen; die ſtill „die Häupter ihrer Lieben“ überzählen und finden, daß auf drei Damen kaum Ein Kavalier kommt! — Da war denn alſo auch mit dem Samuel nichts geholfen.

Ganz tot für's Frauenzimmer war übrigens der ſtille Samuel doch nicht; davon konnte Amtspflegers Pauline ein Wörtchen ſagen, die er jederzeit ſo gar freundlich begrüßte, wenn er ſie an ſeinen Ausgangsſonntag-Nachmittagen daheim bei ſeiner Schweſter traf. Die Fräulein Mezger riſſen die Fenſter auf, wenn ſie ihn mit den beiden Mädchen ſahen vorüberwandeln nicht nur in ſeines Vaters Garten, ſondern ſogar noch weitere Pfade, hinaus ins Enderſpacher Thälchen, von wo ſie ſchöne Vergißmeinnichtſträuße mit nach Hauſe brachten. Pauline war heiterer Natur und leicht zu amüſieren. Es war ihr am Gaſtmahl des Lebens ein beſcheidenes Couvert gedeckt; früh mutterlos, hatte ſie daheim ein mühevolles Tagewerk, und ſo ein Sonntagsſpaziergang erfriſchte ſie auf lange. Einmal hatten ſie ſich ſogar bis ins Eichenwäldchen hinausgewagt, und man hatte den ſtillen Samuel mit einem grünen Sträußchen am Hut heimziehen ſehen; das war aber ein unerhörtes Ereignis geblieben.

Pauline ließ ſich alle Neckereien über ihren ſtillen Verehrer gern gefallen; ſie wußte wohl, wie ſie mit ihm dran war, wenn er auch ſchwieg über ſeine Gefühle. Ihr vertraute er all das Herzeleid, das die ſchlimmen Brüder über ſein Elternhaus brachten; von ihr, obgleich ſie jünger war, ließ er ſich auch in betreff ſeiner Garderobe einen guten Rat geben, obgleich es ihr nie gelang, ihn wirklich modern zu machen. An Aufſchwung hat's auch da gefehlt, und früh ſchon zeigte ſich die Vorliebe für Stahlfarb' bei ihm. „Der Samuel muß jemand haben, der für ihn ſorgt,“ ſagte die junge Pauline oft weiſe zu ſeiner unbekümmerlichen Schweſter, wenn dieſe ſich aufließ, daß ſie ihm ſeine Handſchuhe ausbeſſerte oder ihn in der Wahl einer neuen Weſte beriet, und Samuel widerſprach dem nicht.

Pauline war auch ſeine Tröſterin, als nach und nach der Jammer größer wurde mit den Brüdern. Samuel übernahm in ſeinen freien Abendſtunden die Sorge für des Vaters Garten, und ſo lang Schweſter Luiſe noch daheim war, kehrte Pauline fleißig bei ihnen ein. Er ließ ſich ſo gern von ihr tröſten! Nur in einem Punkte konnte ſie nicht viel über ihn gewinnen.

Pauline hätte ihn gern zu größerer Energie aufgeſtachelt. „Siehſt du, Samuel,“ ſie duzten ſich noch von den Kindertagen her, „ſiehſt du, an deiner Stelle blieb ich nicht ſitzen in Herrn



Mezgers Laden, das hilft deinen Eltern nichts. Du biſt ſo geſchickt und weißt viel, wenn du nur ein bißchen hinausgingſt, fort auf Reiſen, in ein größeres Geſchäft in einer rechten Handelsſtadt, in Hamburg oder in Bremen, dann würde ein rechter Kaufherr aus dir. Gib acht, gewiß, dein Vater würde wieder ganz aufleben und die Mutter hätte dann erſt Reſpekt vor ihrem Samuel, der ihr vorher zu brav geweſen iſt.“

„Wird nicht gehen, Pauline,“ ſagte Samuel mit Kopfſchütteln; „weißt, ich tauge nicht unter Fremde. Aus mir wird niemand etwas machen da draußen, und zum Fortgehen gehört auch zuerſt Geld. Was ich aber erſpart, das habe ich alles daheim hergegeben, wenn man ſich nicht zu helfen wußte mit den Brüdern. Und — vielleicht iſt doch auch die Mutter einmal noch froh, wenn ſie mich da hat und — liebe Pauline, dich möcht' ich gern ſehen können alle Tage und über alles mit dir reden. Laß mich hier! es wird gewiß auch recht. Und Samuels Geſicht, das immer etwas farblos war, wurde zum erſtenmal rot, ganz dunkelrot, denn ſo keck war er noch nie in ſeinem Leben geweſen. Pauline ſah freundlich lächelnd zu ihm auf: „Du biſt eben der alte ſtete Samuel; weißt noch, wie wir als Kinder im Garten Haushaltung geſpielt haben und du allemal ſagteſt: ‚Ich will der Vater ſein und daheim bleiben, ich rufe euch dann, wenn ihr kommen müßt!‘ So bleib eben daheim, du alter Samuel!“ „Und du biſt mir nicht böſe drum?“ fragte er faſt ſchüchtern. „Nein, gewiß nicht,“ ſagte tröſtend Pauline und legte einen Augenblick ihre ſchmale Hand in ſeine breite große; „ich weiß ja wohl, du mußt jemand haben, der für dich ſorgt.“ Und ſie ſtand ſchnell auf, ging leichten Schrittes hinunter in den Garten und half Schweſter Luiſe Bohnen pflücken; auch Samuel ging langſam nach und band ſeine Roſenbäumchen auf.

Drei Jahre waren vergangen, und viel Leid und Freude geht in den Raum von drei Jahren. In Bürgermeiſters Haus war die Freude kurz geweſen, als der ſaubere junge Apotheker Ketteler von Mittelſtadt, der das rotwangige Luischen auf einem

Maientagsball hatte kennen lernen, um ſie warb und ſie heimführte. Sie hatte ihm ſo wohl gefallen, daß er's gerne glaubte, daß ſie des reichen Bürgermeiſters einzige Tochter ſei, und er hatte auf Treu und Glauben um ſie gefreit; auch ließ ſich die Frau Bürgermeiſterin nicht ſchlecht finden mit der Ausſteuer. Der Bürgermeiſter holte mit Seufzen noch ein paar Kapitalbriefe, einen um den andern, aus dem alten Geldſchrank, in dem durch die Söhne ſchon viel leerer Raum geworden, und vertröſtete den Schwiegerſohn auf einen jährlichen Zuſchuß, da er im Augenblick nicht ſo viel hergeben könne. „So machen's die reichen Käuze," ſagte Herr Ketteler profitlich und ſtrich den ſchön gewichsten Schnurrbart, an dem er alle neu angeprieſene Haar- und Bartſalbe zuerſt probierte, ehe er ſie in Kommiſſion nahm; „nachher wollen wir's von dem alten Herrn ſchon 'rauskriegen;" und die Bürgermeiſterin, der in der Stille das Herz oft recht ſchwer war bei den fröhlichen Vorbereitungen, rühmte ſehr, daß der neue Herr Schwiegerſohn zwar ein Apotheker, aber doch nicht intereſſiert ſei. „Werden's eben nicht nötig haben, der Herr Tochtermann," meinte die verwitwete Frau Schulmeiſter Binzwanger, die zu den Vaſallen gehörte, wie ſie jedes angeſehene Haus um ſich ſammelt. „Ja freilich," ſagte die Frau Bürgerſchreiber, „von ſeinem Vater hat er wohl die Apotheke teuer übernehmen müſſen; dafür hat aber ſein leiblicher Onkel, der Spezial, keine Kinder." Seltſam, daß man in der Regel zu kinderloſen Leuten im Geldpunkt ein ungemeſſenes Vertrauen hat, als ob Kinderloſigkeit an ſich ein Goldgrüblein ſei!

Es ſcheint mir oft ſonderbar, daß das Wort „Glück" keine Mehrzahl hat, wie „Freude", und doch iſt es vielgeſtaltig und mannigfaltig, ſo daß auch verſchiedene Arten von Glück beiſammen wohnen können, obgleich es immer ein ſeltener Gaſt iſt auf Erden.

Da iſt nicht nur das Glück, deſſen Symbol die launige Göttin Fortuna iſt, das plötzlich, oft ungeſucht, einzieht Reichtum, Ehre, Erfolg, und das nicht immer ſo gar unbeſtändig iſt, wie man es ſchilt; denn die launige Fortuna faltet manchmal ihre Schwingen zuſammen und läßt ſich nieder auf eine Schwelle. Solch ein Haus iſt vergnüglich anzuſchauen, obgleich ſelten das alte böhmiſche Sprichwort lügt: „Der Geldſack und der Bettelſack hängen nicht mehr als hundert Jahr an Einem Hauſe."

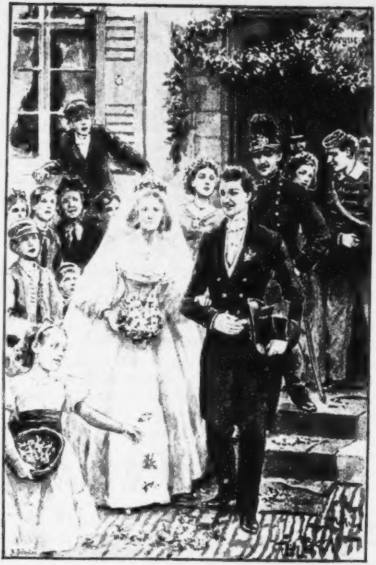
Ein andres als das ſtrahlende Feuerwerk des unverhofften Glücks iſt die ſtille, milde Leuchte des häuslichen Friedens; die kann gar ſtet und ſchön fortbrennen, wenn ſie ihre Klarheit aus der rechten Quelle des Lichts ſchöpft; thut ſie das nicht, ſo wird ſie unverſehens, ohne Sturm und Unfall, zur trüben Oellampe, die nicht auslischt, aber auch nicht mehr leuchtet und erfreut.

Wie ein gutes Ofenfeuer, zu dem man einen tüchtigen Holzvorrat erwerben und bereiten mußte, eh es warm gibt auf lange, erſcheint mir dagegen das Glück, das oft dauernd bei einer Familie ruht, wie hier bei Bürgermeiſters, wo zu Thätigkeit und Umſicht der Vorfahren günſtige Zufälle und Erfolge kamen. Unvergänglich iſt freilich auch das nicht, und eine unerwartete Ehre, ein glänzendes Familienfeſt iſt oft ſchon der Wendepunkt geworden für ſolch äußeres Glück eines Geſchlechts. Die Alten haben das den Neid der Götter genannt, und daher ſtammt wohl noch die abergläubige Scheu vor dem Berufen eines Glückes, während ein frommes Gemüt nur lernt, demütig zu werden gerade im Glück und ſich in der Stille auf den Wechſel gefaßt zu machen.

Bei Bürgermeiſters war nun freilich das Glück ſchon lange untergraben, wenn man es auch nicht ſah, und ein Abſchiedsfeſt der launigen Fortuna war wohl die glänzende Hochzeitfeier der Tochter Luiſe geweſen mit dem flotten, jungen Apotheker, wo der Stadtzinkeniſt ſchon morgens vom Turme blies: „Wie ſchön leucht' uns der Morgenſtern", das Haus mit Blumen und Tannenreis bekränzt war von unten bis oben; wo der forſche Bruder Student und der Lieutenant in blanker Uniform noch als ſchmucke Kavaliere die zwei vornehmſten Brautjungfern, Oberamtmanns Amalie und Oberförſters Edwine, die ſogar von Adel war, geleiten durften, während der ſtille Samuel in herzinnigem Vergnügen an der Seite von Amtspflegers Pauline einherſchritt. Er hatte bis dahin nicht gewußt, daß die Pauline ſo ſchön ſein konnte; — ſeit den Kindertagen, wo ſie Helfers Kindlein einmal zur Taufe getragen, im weißen Kleidchen mit einer roſa Schärpe und einem Roſenkränzchen im Haar, hatte er ſie nie mehr ſo feſtlich geſchmückt geſehen. Roſen trug ſie heute nicht; Tante Kontroleurin, ihres Vaters Schweſter, in der Familie vorzugsweiſe die geſcheite Tante genannt, war expreß gekommen, als ſie von der Einladung zur Hochzeit gehört, um die Toilette ihrer Nichte anzuordnen, und der Vergißmeinnicht-Kranz, den ſie ihr mitgebracht, ſtand wirklich ſchön zu dem blütenweißen Kleid, zu Paulinens dunklen Haaren und blauen Augen. Sie hatte ihn zuerſt nicht aufſetzen wollen. „Warum nicht, dummes Mädchen?" hatte ärgerlich die Tante gefragt, „haſt ja ſo gern Vergißmeinnicht in deiner Stube." „Ach, ich weiß ſelbſt nicht," ſagte ſchüchtern Pauline; „aber ich meine, Vergißmeinnicht ſind nicht zum Tragen vor aller Welt; man nimmt ſie heim vom Bach und hat ſie in der Stille in ſeinem Stübchen, da blühn ſie lange . . ."

„Einfältiges Ding, wenn man ſie von der Putzmacher Neubertin kauft, ſo blühn ſie an einem fort; ſei froh, wenn ich dich ein bißchen herausbringe; du kannſt ja doch nichts aus dir machen."

Nun, die Bemühung war nicht vergeblich geweſen, und die geſcheite Tante nickte wohlgefällig, wenn ihre Nachbarinnen in der Kirche ihr zuflüſterten: „Nein, aber ſo nett, wie Sie die Pauline herausgeputzt haben! man kennt ſie ja gar nicht mehr." „Weiß ſchon," flüſterte die Tante dagegen; das Mädchen verſteht nicht, etwas aus ſich zu machen, hätt' ſonſt wohl auch ſchon rechte „Anſtände" gegeben für ſie; ihr Vater freilich hat nicht viel, herentgegen von mir geht ſie nicht leer aus; preſſiert aber nicht." „Glaub's wohl," entgegnete die Nachbarin wieder; „wer weiß, was bei der Frau Kontroleurin ſelbſt noch paſſiert!"



. . . und ein Abſchiedsfeſt der launigen Fortuna war wohl die glänzende Hochzeitfeier der Tochter Luiſe geweſen mit dem flotten, jungen Apotheker. (S. 93.)

Pauline und Samuel, die flüſterten nicht; ſie ſtanden ehrbarlich in ihrem Kirchenſtuhl, er hüben und ſie drüben, und ſie lauſchte andächtig den feierlichen Worten der Einſegnung und dachte, es müſſe doch ſchön ſein, wenn man einen Menſchen für ſein ganzes Leben dürfe glücklich machen und ihm ſo ganz zu eigen gehören. Im Vaterhaus hatte ſie das rechte Gefühl der Heimat nie gehabt; es war keine Mutter da. Die Brüder ſuchten, ſobald ſie konnten, ihre Unterhaltung auswärts; der Vater wußte von ſeinen Abenden gar nichts, als, ob man heute ins Lamm gehe, oder in den Hirſch, oder in die Krone. Nicht einmal recht ſorgen für Vater und Brüder hatte ſie dürfen; das that Kathrine, die nach der Mutter Tode von der Hausmagd zur Haushälterin vorgerückt war, mit eiferſüchtiger Geſchäftigkeit, und die leicht davon träumte, ſich zur Mama aufzuſchwingen. Daß es ſo weit nicht gekommen war, dafür hatte freilich die geſcheite Tante geſorgt; die war immer von Zeit zu Zeit gekommen, hatte das Hausweſen beſichtigt und Hemden zugeſchnitten für die Jungen. Sie nahm auch wohl Pauline mit ſich auf einige Wochen, um ſie gehörig in Haus- und Handarbeiten zu unterrichten; aber das Gefühl von daheim, das Bewußtſein, daß ſie einer Seele auf der Welt nötig ſei, das hatte Pauline nicht gefunden.

Und ſo träumte ſie während der Trauung Luiſens vielleicht von einem eigenen Haus und Herd, wenn auch noch ſo klein, wo ſie recht in Liebe ſorgen dürfe für Einen.

Weiß nicht, ob ſie auch wußte, für was für Einen; und was Samuel Bauer dachte, das war vollends nicht zu erraten; der war ja ſo ſtill, daß man meinte, er wiſſe ſelbſt nicht, was er denke.

Aber andächtig war er, recht von Herzen, und als man zum Schluſſe der Trauung ſang: „Gott iſt getreu“, da wurden all ſeine Gedanken und Wünſche, ſeien ſie nun zuvor weltlicher oder geiſtlicher Natur geweſen, zu herzlichem Gebet.

Beim Hochzeitmahle ſaßen natürlich Samuel und Pauline beiſammen, war er doch ihr Kirchführer; und ſo ſtill zufrieden, faſt heiter, hatte man ihn noch nicht oft geſehen: „in ſich hinein vergnügt iſt er, wie ein Maikäfer,“ ſagte ſein Prinzipal, Herr Mezger, der auch unter den Hochzeitgäſten war. „Er wird ganz roſenfarb vor Plaiſir,“ meinte die Frau Apothekerin; aber nicht einmal ein Sträußchen haben Sie, Herr Bauer,“ rief ſie ihm zu über den Tiſch, „das hätte ſich doch geſchickt für einen Brautführer.“ Verlegen blickte Samuel auf den ſchönen Vergißmeinnicht-Kranz der Pauline, den er lange ſchon im ſtillen bewundert hatte. „Wenn du mir könnteſt ſo ein paar Vergißmeinnichtlein daraus geben, Pauline!“ ſagte er verlegen. „Ja das geht ſo geſchwind nicht,“ ſagte dieſe lächelnd; „die ſind nicht nur ſo am Bach gebrochen, die ſind feſt gebunden.“ „O, ich habe immer ein kleines Handwerkszeug in der Taſche; man weiß nicht, wo man's braucht,“ ſagte Doktor Müller, der Pate der Braut. Er öffnete eine ſolide Brieftaſche, worin ein chirurgiſches Beſteck war; mit der ſtarken Schere daraus zwickte Paulinens Nachbarin rechts etliche Vergißmeinnicht aus ihrem Kranz — Samuel hatte ſie ſelbſt nehmen wollen, aber ſeine Hand hatte ſo gezittert —, und Pauline fügte ſie zu einem niedlichen Sträußchen zuſammen, das ſie in ſeinem Knopfloch befeſtigte. Armes Kind! Es war ihr auch nicht ein Tröpflein Poeſie beſchieden; ſelbſt die erſten Blüten für ihren ſtillen Verehrer wurden ihr mit einer chirurgiſchen Schere aus den Locken geſchnitten! Es wurde viel geſungen, Trinkſprüche ausgebracht und angeſtoßen beim Hochzeitfeſt; die Bande des Stadtzinkeniſten kam ſogar noch, gratis, um den Herrn Bürgermeiſter zu überraſchen und zu einem Tänzchen aufzuſpielen. Es klang alles recht feſtlich und freudig, und die Eltern der Braut ſelbſt vergaßen auf eine Weile aller Sorgen, als der ſporenklirrende Lieutenant und der ‚forſche‘ Student, der freilich faſt über die Burſchenjahre hinaus war, als Zierden der Geſellſchaft ſich aufthaten. Samuel ſaß ſtill in der Ecke: er konnte nicht tanzen, und Pauline ſchützte Kopfweh vor und ſetzte ſich in ſeine Nähe.

„Du, Pauline, es zieht ein Gewitter herauf,“ ſagte Samuel, nach dem Fenſter blickend. „Glaube gern, es iſt ſo ſchwül," entgegnete dieſe. „Es kommt ein ſchweres Wetter," wiederholte Samuel; „wollte Gott, es wäre vorüber! O Pauline, wenn nur wir zwei fort könnten, weit fort, ganz allein miteinander!" Das war das kühnſte Wort, das er bis dahin gewagt hatte, und er erſchrak ſelbſt ein bischen darüber. Pauline ſah ihn freundlich an mit ihren blauen Augen. „Das können wir nicht machen," ſagte ſie ſanft; „aber wir wollen beten, daß das Wetter gut vorübergehe." Samuel ſprach nicht mehr viel, aber mutig war er doch geworden; er begleitete ſeine Dame am Abend nach Haus und gab ihr die Hand zur guten Nacht.

Das Gewitter brach in der Nacht noch furchtbar los mit Sturm und Schloßen, und all der ſchöne Obſtſegen in Bürgermeiſters Garten war am Morgen zerſchlagen.

Das war nicht das einzige Wetter, das über das Haus hereinbrach. Bald nach jener Hochzeitnacht war eine ſchlimme Kunde über die andre von den Söhnen gekommen, bis Franz' Auswanderung und das ſchauerliche Ende des Fritz dem Vater das Herz gebrochen hatten. „Drei Bremſen können ein Pferd umbringen und zwei Söhne einen Vater," ſagt der Volksmund.

Die Witwe war zu ihrer Tochter gezogen, und Samuel blieb allein in ſeiner Vaterſtadt; „am Aufſchwung" hatte es ihm immer gefehlt, und er kam nicht dazu, ſein Glück auswärts zu ſuchen.

Auch Pauline ſtand allein, vier Jahre nach jenem Hochzeitfeſt; kein plötzlicher Schreck, eine lange ſchwere Krankheit hatte ihren Vater weggerafft. Wohl that ihr Ruhe not nach viel bangen, ſchlafloſen Nächten, und dem Vater mußte ſie die Erlöſung gönnen von Herzen; aber es war ein unſäglich trauriges Gefühl, ſich nun ſo allein, ganz allein zu wiſſen; denn die Brüder hatte man ſchon vor zwei Jahren zu einem auswärtigen Lehrer in Penſion geſchickt auf Verordnung der geſcheiten Tante. „Der kranke Mann wird nur geärgert von den Burſchen, und Pauline kann ſich dann ſeiner Pflege beſſer widmen. Sie wurden erſt geholt am Tage der Beerdigung und hatten ein wenig ſtockhaft und blockhaft dreingeſehen; ſie hatten ſo wenig, ſo gar wenig von ihrem Vater gehabt. Ihre ganze Erinnerung an ihn war, daß man ſie aus dem Zimmer geſchickt hatte, wenn er in ſeinem blaugewürfelten Schlafrock und der weißen Zipfelkappe aus der Schlafſtube ins Wohnzimmer gekommen war. Der Amtspfleger hatte nie mit ſeinen Kindern gelebt in geſunden Tagen — in kranken lernt ſich das nicht mehr leicht. „Und du weinſt nicht einmal um deinen Vater, du roher Bub?“ zankte die Tante den jungen Ludwig an. „O, es wär' mir faſt gar heulerig worden!“ ſagte der entſchuldigend. Das Wichtigſte war den Knaben, daß ſie mit dem Trauerflor um den Arm als die Erſten im Zug hatten mit der Leiche gehen dürfen. Als ſie den Tag nachher Abſchied nahmen von Schweſter Pauline, die ſo gar bitterlich weinte, da wurde es ihnen erſt betrübt um's Herz, mehr, als wie man den Vater eingeſenkt hatte. „Du, Pauline,“ ſagte Ludwig, der ſonſt meiſt ſtill und mockig war, „wenn ich groß bin und Pfarrer, ſo darfſt bei mir wohnen.“ „Nein, bei mir,“ ſagte Rudolf, der jetzt auch nicht zurückſtehen wollte, „wenn ich Stadtſchreiber bin; du mußt mir dann immer Dampfnudeln kochen, unſre Frau Präzeptorin kocht nichts als Kartoffelſchnitz.“ Das war die erſte und letzte Aeußerung brüderlicher Zärtlichkeit geweſen, und Paulinen war's zum erſtenmal vergönnt, allein den Gang auf den Kirchhof zu machen; daheim ſaß Tante Kontroleurin im Lehnſtuhl des Vaters und ordnete an mit großer Sicherheit, wie es mit den Trauerkleidern, mit der Auktion, kurz mit allen zeitlichen Angelegenheiten des Hauſes ſollte gehalten werden. Das Beſinnen war Paulinen erſpart; die Tante wußte immer ſchon ſo ganz gewiß, was geſchehen mußte, daß ſie ſelbſt gar nicht zu eigenen Gedanken darüber kam.

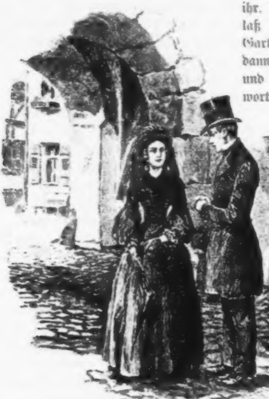
Es drückte ſie immer, daß ſie dem Vater nicht hatte mehr zulieb thun können; wohl hatte ſie ihn verſorgt und gepflegt Tag und Nacht, aber erheitern hatte ſie ihn nicht können. Er war krittlig und brummig geweſen bis zum Ende; nur in der letzten Stunde hatte er zu ihr geſagt: „Armer Tropf, du haſt nicht viel gute Zeit daheim gehabt; Gott ſoll dir's vergelten, was du an mir gethan!" Dies letzte Liebeswort war ihre Wegzehrung auf den einſamen Pfad. Da ſie nun dem Vater mit nichts hatte Freude machen können, ſo wollte ſie ihm jetzt ihre ſchönen Monatroſen, die ſie ſelbſt erzogen, auf ſein Grab pflanzen. Sie hatte das Gartengerät vergeſſen und kam nicht gut zurecht, als ſie ihre Blumen eingraben wollte. Nicht weit von ihres Vaters Grab ſtand Samuel, um ſich mit dem Werkmeiſter wegen eines Grabſteines für ſeinen Vater zu beſprechen. Er bemerkte ihre Verlegenheit; „wart, ich helfe dir, Pauline," verhieß er und beendete ſeine Verhandlungen. Wie es mit dem Helfen zu machen ſei, wußte er zwar erſt nicht recht. Pauline brachte ihn auf die Idee, Geräte vom Kirchhofgärtner zu entlehnen; mit der Arbeit ſelbſt konnte er wohl umgehen, die übte er daheim in ſeines Vaters Garten.

Die Roſenſtöcke waren eingegraben, auch Samuels Beſtellung gemacht. „Ich will nur einen einfachen Stein auf dem Grabe," ſagte er wie entſchuldigend zu Pauline; „nur daß ich weiß, wo ich meinen Vater zu ſuchen habe; 's kommt mir wie ein Stückchen Heimat vor, das Grab da, und der Stein gilt für Vater und Mutter zugleich."

Sie gingen miteinander zur Stadt zurück. Da, eh' ſie zum Thor eingingen, faßte ſich endlich Samuel ein Herz. „Du, Pauline," ſagte er, indem er vor ihr ſtehen blieb, „meinſt du nicht, wir zwei gehören eigentlich zuſammen? Siehſt du, meines Vaters Haus und Gut iſt alles verkauft, nur den Garten habe ich mir behalten und das Parterre vom Haus. Da will ich einſtweilen ein kleines Tabaksgeſchäft einrichten, das ich allein verſehen kann ohne fremde Leute. Du weißt, viel einſetzen kann ich nicht; aber wenn's der liebe Gott ſegnet, ſo kann man's ja ſpäter erweitern. Pauline, wenn dir's nicht zu gering wäre — ich wollte dich ja auf den Händen tragen . . ." Der gute Samuel ſtockte. Er war eine durchaus wahrhaftige Natur und wollte gewiß kein Wörtchen ſagen und verſprechen, das er nicht auch einhalten könnte, und es war ihm noch unklar, wie es zu machen ſei mit dem „auf den Händen tragen“. Pauline nahm das nicht ſo genau; ſie ſah ihn freundlich an mit ihren guten Augen und ſagte: „Sieh, verſprechen kann ich noch nichts, da muß ich die Tante fragen, die ja wie eine Mutter an uns handelt. Mein Vormund thut eben auch, was ſie will; aber — wenn's ihr recht iſt . . .“

Dem Samuel wurde es ſo warm ums Herz, und ſein Mut wuchs. „Soll ich ſelbſt zu deiner Tante?“ fragte er kühn; „aber da werde ich den Frack anziehen müſſen?“ fügte er bänglich hinzu.

„Eilt nicht ſo,“ ſagte lächelnd Pauline; „weißt was, ich ſpreche vorher mit ihr. Heut abend laß deines Vaters Gartenthür offen, dann komm' ich und ſage dir Antwort.“



Sie trennten ſich vor der Stadt. Pauline träumte ſich ſchon ihre neue Einrichtung aus im Parterre von Samuels Elternhaus, und wie ſie's ihm da gut machen wolle und behaglich; ob ſie ſeine Bitte gewähren wolle, darüber hatte ſie ſich eigentlich gar nicht beſonnen. „Der Samuel muß jemand haben, der für ihn ſorgt,“ das ſtand ihr ja lange ſchon feſt.

Die Tante ſchaute etwas verwundert auf, als Pauline mit ſo gar hellem Geſicht vom Kirchhof zurückkam; ſie hätte aber nicht die geſcheite Tante ſein müſſen, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß ſie in nicht zu langer Zeit ſicherlich auch den Grund dieſer Heiterkeit erfahren werde. So ſetzte ſie ſich mit ihrem Strickzeug — Tante Kontroleurin ſtrickte allezeit wollene Kinderkittel, da ſie ſo viel Patchen hatte — in eine erwartungsvolle Poſition. Und wirklich, Pauline nahm irgend etwas in die Hand, das einer Arbeit gleich ſah, aber offenbar nur ein Vorwand war, die Tante nicht anſehen zu müſſen, und ſetzte ſich zu ihr. „Ich habe heute morgen all deine Betten vollends in Ordnung gebracht,“ hub die Tante an; „jeder der Buben hat ſein vollſtändiges beim Präzeptor, einige kann man nun in der Auktion verkaufen. — Betten geben meiſt ein ziemliches Geld.“

„Tante,“ meinte Pauline etwas zögernd, „ich denke doch . . . wär's nicht beſſer, wenn ich mehr gute Betten und Möbel für mich behielte? . . . man weiß ja doch nicht . . .“

„Was weiß man nicht?“ fragte die Tante etwas ſcharf.

„Nun, wenn ich mich zum Beiſpiel verheiraten würde,“ entgegnete Pauline halblaut.

„So—o?“ ſagte die Tante gedehnt; „das iſt ja das Allerneueſte; darf man fragen, mit wem denn?“

„Ei nun,“ ſagte jetzt Pauline, indem ſie auf einmal all ihren Mut zuſammennahm, „mit dem Samuel Bauer! Eben vorhin hat er um mich angehalten; das wird doch keine Sünde ſein?“

„Nein, keine Sünde iſt's nicht,“ meinte die Tante in ihrem kalten, trockenen Ton, „eine Sünde nicht, aber eine

Schande, daß ihr zwei nicht geſcheiter ſeid und meinet, das gehe an. Auf was wollt ihr denn heiraten, wenn du nichts haſt und er nichts hat? Seines Vaters Vermögen iſt ja faſt ganz draufgegangen für die Schlingel, die Brüder; he?"

„Nun, er hat ja noch den Anteil an ſeines Vaters Haus und den Garten ..."

„Ja freilich, mit dem werdet ihr weit ſpringen! Mit dem elenden Lädle, das ihm vielleicht ſo viel einträgt, daß er ſeine grauen Röcke davon wenden laſſen kann, und dann löſt er etwa für Heu aus dem Garten ſo viel, daß es ein Paar neue Stiefeln reicht! Das iſt eben ſo etwas zum Herumtrümmeln, wie's für den Samuel paßt; kein Geſchäft, das eine Familie ernährt!" — „O, wenn er jemand hat, der für ihn ſorgt ..." — „So, und dazu wärſt du dann gut genug, dich abzumühen und zu ſcheren und dein bißchen Sachen dran zu geben? und die Tante, die ſich geplagt hat um euch ihr Leben lang, und für euch geſorgt und geſpart und geſchafft, die läßt man dann im Stich; die kann alt werden und krank und ſterben allein. Ja, Undank iſt der Welt Lohn!"

„Aber, Tante, wenn du zu uns ziehen wollteſt ..."

„Soho? In das einäugige Hinterſtübchen hinter dem Laden, und da ſitzen allein und warten, bis du unter Tags einmal Zeit hätteſt, geſchwind nach mir zu ſehen; und Platz machen, wenn 's kleine Betten zu ſtellen gibt!"

„Nein, weißt was, Pauline," fuhr ſie jetzt ruhiger und ernſt fort, „ich habe euer Haus immer angeſehen wie mein eigenes und dich wie mein Kind, und habe nie anders gewußt, als daß du bei mir bleibſt, wenn einmal dein Vater in ſeiner Ruhe iſt; — mit dem bin ich nie ſo recht ausgekommen. Willſt du nun bei mir bleiben, getreulich als meine Tochter, ſo ſollſt du's gut haben, und die Buben haben dann auch ihre Heimat bei mir; morgen noch mache ich mein Teſtament und was ich einmal hinterlaſſe, das iſt dann alles dein. Dann kannſt deinen Brüdern Gutes thun; und willſt du noch den Samuel bis dorthin, — wegſchnappen wird ihn dir niemand —, nun, dann könnt ihr ein andres Geſchäft anfangen, als jetzt das Schnupftabaksläble. Willſt du aber nicht, willſt du mich verlaſſen und heiraten, — ſo wird das Teſtament doch gemacht, auf euch fällt aber dann kein Kreuzer. Wenn ich mich muß pflegen laſſen von fremden Leuten, ſo ſollen auch Fremde mein Erbe haben. Wenn du mit dem Trümmeler dich plagen mußt und er mit, und kannſt nicht einmal deine Brüder kecklich bei dir haben, — dann wirſt du an die Tante denken, die du verlaſſen haſt in ihrem Alter. Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn."

Das war ein ſchwerer Kampf geweſen für Pauline. Ach, das Erbe der Tante hätte ſie ja gerne Fremden gelaſſen! Für ſie war Samuels Ladenſtübchen noch reich und ſchön genug. Aber mit der Tante zu brechen; ihre einzige Verwandte, zu der ſie all ihr Leben lang aufgeblickt hatte mit dem höchſten Reſpekt, nun zu verlaſſen, wo ſie alt und hilfsbedürftig wurde und den Unſegen mitzubringen auf Samuels beſcheidenes Erbe, das den Segen ſo nötig hatte, — nein, das vermochte ſie nicht.

So war's denn eine betrübte Zuſammenkunft mit Samuel am Abend im Garten vor dem Thor. Pauline ſagte ihm all ihre Gründe, warum ſie nicht zuſammenkommen könnten. Ach, ſie überzeugten ihn nicht; aber, — der „Aufſchwung" fehlte wieder; der Aufſchwung, die Macht der Ueberredung, deren es bedurft hätte, ſein Lieb heimzuführen trotz Erbteil und Tante und dieſe nachher doch zu verſöhnen mit der vollbrachten Thatſache.

Und ſie wandelten langſam und ſtill wieder heim zu, als es dunkelte. „Pauline," ſagte Samuel, eh ſie die Gartenthür öffneten, „Pauline, ich habe einen goldenen Ring mitgebracht. Ich habe ſo gewiß geglaubt, daß du mit mir heimgeheſt als meine Braut; den darf ich dir doch geben?" — Das war eine große That, daß Samuel ſchon für den Ring geſorgt hatte! Pauline aber ſagte traurig: „Lieber Samuel, verloben wollen wir uns lieber nicht. Sieh, es wäre mir ſo ſchauerlich, wenn wir uns ſagen müßten, wir warten auf der Tante Tod. Getreu bleibe ich dir doch; aber du ſollſt nicht gebunden ſein; denn ich kann und darf ſie nicht verlaſſen, ſo lange ſie lebt."

„Nun, liebe Pauline, ſo muß ich dir die gleiche Freiheit zugeſtehen,“ ſagte Samuel betrübt; „aber nicht wahr, den Ring behältſt du doch, nur wie ein Andenken von einem guten Freund?“

„Ich habe ja keinen dir dagegen zu geben.“

„O, ich habe das Vergißmeinnichtſträußchen von dir; gelt, Pauline, das darf ich behalten?“

So iſt denn weiter kein Wort der Verlobung und keines der Entſagung gewechſelt worden zwiſchen dem jungen Paar. „Wir wollen's in Gottes Hand legen, gute Nacht!“ war Paulinens Abſchiedsgruß, als ihre Wege ſich ſchieden.

Die Tante fand ſehr natürlich, daß ihr geſcheiter Wille entſchieden hatte. Sie ſiedelte nun über mit ihrer ſtattlichen Einrichtung nach Paulinens Wohnort; dieſe durfte ſich neben ihrem Schlafzimmer ein eigen Stübchen einrichten mit den beſten Möbeln aus ihrem Elternhauſe, und Tante ſorgte allezeit für anſtändige Garderobe.

„Die hat's gut hingebracht,“ meinten die Leute; „ſo ein ruhiges Leben neben der alten Frau, und zuletzt erbt ſie ſie noch!“

Nun, die Tante hatte es auch „gut hingebracht“. Eine ſo treue, geduldige Geſellſchafterin und Pflegerin, wie Pauline, hätte ſie unter den Fremden, mit denen ſie ſie bedroht hatte, wohl ſchwerlich gefunden. Ihre vielerlei körperlichen Gebreſte geſtatteten bald der Frau Kontroleurin das Ausgehen nicht mehr; da mußte auch Pauline verzichten auf allen Verkehr mit Freundinnen, auf alles, was nach dem beſcheidenen Maßſtabe einer kleinen Stadt für Vergnügen gilt.

Unbeſchäftigt blieb ſie darum nicht. Frau Kontroleurin hielt etwas auf ihr Aeußeres, auch in ihrem kränklichen Zuſtande; da galt es, immer neue Haubenmuſter aufzufinden und alte Morgenröcke mit ſchönem Beſatz wieder herauszuputzen. Auch die Küche ſpielte eine große Rolle, und das Kochbuch war ein vielgeleſenes Werk. Der leidende Magen der Tante verlangte ſtets etwas Beſonderes, und neue Rezepte zu ſeinen Suppenklößchen oder rare alte Müslein aus verjährten Kochbüchern der guten alten Zeit waren ſtets willkommen. Daß Pauline dieſe üppige Koſt teilen durfte, rechnete die Tante nicht zu den geringſten Vorzügen der Lage ihrer Nichte. Ach, ſie wußte nicht, in welch' beſcheidenen Genüſſen dieſe ſchwelgte an dem Tag, der ihr der glücklichſte, der einzig glückliche der Woche war.

Denn einen Tag hatte Pauline ſich frei und eigen zu erhalten gewußt von Anfang an, und er war unbewußt der Mittelpunkt all ihres Denkens und Schaffens die Woche durch, es war der Sonntag.

Früh ſchon wußte ſie die Küche ſo zu beſtellen, daß ſie ruhig zur Kirche gehen konnte. Nach der Kirche machte Samuel ſeinen regelmäßigen Beſuch und fragte, wie ſich die Frau Kontroleurin befinde? Es hatte einige Mühe gekoſtet, bis er ſich zu dieſem Gang entſchloſſen, bis er ſich auf dieſen höflichen Fuß geſetzt hatte mit ihr, die ſein Glück verhinderte; doch that er's Paulinen zu lieb, und es war beſſer ſo. Denn, gern oder ungern, die Tante ließ nun doch geſchehen, was Pauline ſchweigend als Recht an ſich genommen hatte und ſich nicht mehr nehmen ließ, den Spaziergang am Sonntag nachmittag.

Nach Tiſch, ſolang die Tante ihr Schläfchen machte, da rüſtete Pauline einen beſonders guten Kaffee, deckte den Tiſch aufs ſchönſte mit dem roten Teppich, drin weiße Tulipanen eingewoben waren, und den blaugeblümten Taſſen. Dann harrte ſie am Fenſter, nicht auf ihren Liebſten zunächſt, nur auf die verwitwete Frau Stadtpfarrer Küderlein, der Tante beſte Freundin, die Präſidentin des kleinen Hofſtaates von Witfrauen und alten Jungfern, der ſich meiſtens am Sonntag um die ſtattliche Kaffeekanne der Frau Kontroleurin ſammelte. Frau Küderlein meinte es auch gut mit Paulinen und flüſterte, wenn ſie kam: „Gehen Sie nur, Paulinchen! habe ſchon jemand warten ſehen; will ſelbſt den Kaffee hier einſchenken.“

Und Pauline ſtieg hinab mit Hut und Sonnenſchirm, mit dem Regenſchirm ſogar an trüben Tagen, wenn's nur nicht gar zu ſchlimm Wetter war; nicht verſtohlen, nein, ruhig und ſicher, wie's ihre Weiſe war; zu verbergen hatte ſie nichts. An der Ecke da ſtand ſchon die ſtahlgraue Geſtalt; ſie gaben ſich die Hand und wandelten zuſammen nach dem Garten vor dem Thor.

Da überkam es Paulinen wie ein Heimatgefühl, wenn ſie ſo miteinander zwiſchen den Beeten hingingen; wenn ſie ſich freuten an ſchönen Blumen, die aufgegangen waren, oder neue Pflanzen beobachteten, die anwachſen ſollten. Samuel hielt immer eine kleine Ueberraſchung bereit für ſie; war ja doch auch ihm der Sonntag die einzige Wonne ſeines Lebens, und ſein Garten bot eine unerſchöpfliche Quelle kleiner Freuden und lieber Sorgen.

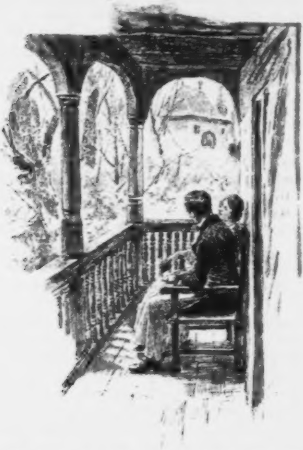
Wenn ſie dann alles ſo recht beſchaut und beſprochen hatten, was im Garten zu thun und zu beſorgen war, dann ſtiegen ſie die Treppe hinauf in das ſteinerne Gartenhäuschen und ruhten aus in dem behaglichen Stübchen oben. Es war noch von alten Tagen her eingerichtet, hatte ein Kanapee, mit gewürfeltem Kattun bezogen, einen runden Tiſch, ein paar Strohſtühle und einen Eckſchrank, der zugleich als Vorratskammer diente. Da hielten ſie denn ein beſcheidenes Mahl zuſammen. An kühlen Tagen bereitete Pauline einen guten Kaffee, dazu ſie die Brötchen mitbrachte und Samuel den Rahm in einem Fläſchchen in der Taſche ſeines Stahlgrauen; an heißen Tagen aber fand ſich in dem untern kellerartigen Raum des Häuschens ſchöne ſaure Milch, die Pauline mit ſchwarzem Brot köſtlich ſchaumig anrührte. Und ſie ſaßen und plauderten von den kleinen Begebenheiten der Woche, von allem, was ſie gehört hatten über Welt und Zeit; — nur Zukunftspläne mochten ſie keine entwerfen. Wenn das üppige Mahl beendet war, dann legte wohl Pauline wie mahnend ihre Hand auf Samuels Arm: „'s iſt Sonntag, Samuel, wollen wir nicht etwas leſen?“ Und an ſchönen Tagen ſetzten ſie ſich heraus auf die Bank oben an der Treppe, wo eine Art von Balkon war. Da überblickten ſie das kleine blühende Gebiet; Pauline zog ein Buch hervor, und ſie laſen zuerſt ein ſchönes, frommes Lied zuſammen, — Pauline wußte immer eines, das zum Schluß zu Geduld und Hoffnung mahnte; — eine Betrachtung über ein Schriftwort, merkwürdige Lebensgeſchichten frommer Männer und Frauen aus vergangenen Tagen, auch ſonſt eine neue Dichtung. So ſtill der Samuel war, er hatte doch ſeine heimliche Freude an allem Schönen und überraſchte manchmal Pauline ſelbſt mit einem neuen Buch. Nicht immer war ihre ſonntägliche Lektüre ſo ernſter Natur geweſen. Pauline, deren Teil an Wechſel und Freuden des Lebens ſo klein war, genoß ſie doch gern in Geſchichten, und Samuel hatte ſich ihr zulieb bei der Leihbibliothek abonniert, die ein unternehmender Buchbinder des Städtchens gegründet hatte. Da laſen ſie denn die immer neuen Variationen über das uralte und ſtets junge Thema von zweien, die einander gern haben, und lebten ſich tief ein in all die Schwierigkeiten und Mißverſtändniſſe, die dazwiſchen kamen. Es war oft ärgerlich, wenn die Scheideſtunde ſchlug, gerade wo ſie an einem recht kritiſchen Punkt waren. Wenn's traurig endete, mit Tod oder Trennung, ſo wurde Samuel ganz unzufrieden und ſagte: „Ach, ſo mag ich nicht mehr; es iſt im Leben ſo oft betrübt genug, warum ſoll man ſich auch noch in den Geſchichten plagen?“ Wenn es aber zuletzt doch noch gut ging, wenn die zwei glücklich zuſammen kamen, da konnte es geſchehen, daß Pauline erſt recht in bittere Thränen ausbrach, und wenn Samuel erſchrocken fragen und tröſten wollte, nur leiſe abwehrend ſagte: „Laß nur, laß; ach, wir kommen wohl nie ſo zuſammen!“ — „Kann's denn nicht ſein?“ fragte dann Samuel ernſtlich und dringend. — „Ach nein!“ erwiderte ſie: „denn jetzt kann ich die Tante nicht mehr verlaſſen. Fremde halten es nicht aus bei ihr, und allein darf ſie nicht bleiben.“

Sie mochten zuletzt nicht mehr darüber reden, auch die ſchönen Geſchichten laſen ſie immer ſeltener. Sie ſaßen freudig beiſammen und gingen getroſter auseinander, wenn ſie ſich recht verſenkt hatten in das Gefühl von Gottes Treue und weiſer Führung, als wenn ſie die verſchlungenen Liebesgeſchichten geleſen, die doch wieder nie ganz gleich waren mit ihrer Lage.

Oft auch ſaßen ſie lange ſtill, ohne zu leſen und zu ſprechen, und einen Augenblick mochten ſie dann wohl träumen, ſie ſitzen ſo beiſammen in ihrem Eigentum als Mann und Frau, um nie mehr voneinander zu gehen. Das war aber nicht lange; Pauline vergaß nie, wenn die Stunde ſchlug, wo Frau Küderlein aufzubrechen pflegte und die Tante ſie wieder erwartete. Dann räumte ſie ſorgſam alles Gerät zuſammen; Samuel ſchnitt ihr einen Strauß, ſo ſchön ihn eben der Garten bieten konnte; den pflegte ſie daheim in ihrem Stübchen ſorgſam mit immer friſchem Waſſer, daß er womöglich die ganze Woche hielt.

So wandelten ſie dann wieder zuſammen dem Städtchen zu. Die übrigen Sonntagsſpaziergänger waren lange ſchon das ſtille Paar gewöhnt und machten ſelten noch eine Bemerkung über ſie; höchſtens ſagte eins: „Stirbt denn die alte Kontrolleurin gar nicht?“ — „Bewahre!“ ſagte dann das andre, „ſie iſt noch gar nicht ſehr alt, und dann, — das iſt wie die beſte Lebensverſicherung, wenn man ſich ſo ein paar Seelenwärter hinſetzt; da ſterben die Leute erſt recht nicht.“ Pauline ſelbſt hatte ſchon ſolche Worte gehört, und ſie waren ihr wie ein ſcharfer Stich durch die Seele gegangen, — nicht deshalb, weil man der Tante ein ſo langes Leben prophezeite.

Die Tante ſah nicht eben freundlich zu den Gartenſpaziergängen; ſie war Sonntag abend meiſt unwirſch und ſprach von



unnötigem Geläuf, zumal wenn Pauline noch bis in den Spätherbſt hinein oder ſelbſt an trüben und regneriſchen Tagen unverändert ihren Gang antrat. Die ſonſt ſo gefügige und nachgiebige Pauline hielt aber dies eine beſcheidene Vorrecht ſo feſt, daß ſie ſich am Ende doch darein ſchicken lernte. Erkannte die Tante doch auch, ſelbſt wenn's ihr nicht die gutmütige Frau Küderlein geſagt hätte, daß ſie keine treuere, ſanftere und umſichtigere Pflegerin bei Tag und Nacht hätte finden können, als ihre Nichte. So ging ſie denn ſo weit, daß ſie in den Wintermonaten und an Regentagen, wo der Gang in den Garten unmöglich erſchien, Herrn Samuel Bauer zum Kaffee einlud, ihn auch zu Weihnachten mit einer Weſte oder einem ſeidenen Taſchentuch beſchenkte, wofür er dann die Ehre hatte, hie und da ihre Kapitalbücher durchzuſehen, läſſige Schuldner zu mahnen oder verfallene Staatsobligationen einzulöſen.

„Pauline wird einmal meine Erbin,“ ließ ſie dann wohl gelegentlich einfließen, „wenn ſie mich treulich verpflegt bis an mein Ende.“ — „Das ſieht er, daß es ſchon der Mühe wert iſt, zu warten,“ dachte ſie bei ſich dazu. Die geſcheite Tante hatte ein gutes Vertrauen in die Geduld der beiden.

* * *

Es war ein kühler und trüber Sommerabend, als Samuel und Pauline auch einmal wieder auf der Bank vor dem Gartenhäuschen ſaßen. Im Garten war diesmal nicht viel zu beſchicken; ein ſchweres Hagelwetter hatte geſtern erſt alles zerſchlagen, was ſo ſchön grün im Blühen und Wachſen geſtanden war, und niemand hatte noch Luſt und Mut, daran zu denken, was ſich etwa wieder retten oder neu pflanzen ließe! — es ſah unſäglich traurig aus in dem zerſtörten Garten. Ob das ſtille Paar nur deshalb ſo betrübt war, das konnte niemand wiſſen, denn ſie hatten noch kein Wort zuſammen geſprochen; geleſen hatten ſie auch nicht.

Endlich hub Pauline an: „Samuel, ich weiß, warum du in dieſer Woche bei deiner Mutter in Mittelſtadt geweſen biſt.“ — „Was kannſt du wiſſen?“ fuhr Samuel auf, faſt unfreundlich, wie ſie es nicht von ihm gewöhnt war; — „habe ich ſie doch ſonſt auch ſchon beſucht.“

„Ich weiß alles,“ ſagte Pauline wieder; „Luiſe hat mir's geſchrieben. Ich weiß, daß es drüben nicht gut geht; daß dein Schwager, ſeit auch ſein kinderloſer Onkel nichts hinterlaſſen, deiner Mutter das Leben ſauer macht mit Vorwürfen wegen ihres verlorenen Vermögens; daß ſie ſich ſo gegeneinander verbittert haben, daß es faſt unmöglich iſt für ſie, mit ihren Kindern zuſammen zu leben. Ich weiß,“ fuhr ſie zögernd fort, „daß die Witwe Bender in Mittelſtadt, die du von deiner Mutter her kennſt, ein ganz beſonderes Vertrauen zu dir gefaßt hat und dir gern Haus und Hof übergeben möchte als — ihrem Mann; ich weiß,“ ſchloß ſie wieder lauter und mutiger, „daß deine Mutter, die freilich nicht viel um dich verdient hat, nun all ihre Hoffnung auf dich ſetzt; daß du dort deinen Hausſtand gründen und ihr eine Heimat geben werdeſt, — das weiß ich, Samuel.“

„Und ich weiß,“ rief Samuel erregt, wie ſie ihn nie geſehen, „daß ich dir treu bleiben werde, der ich mein Wort gegeben, wenn du mich gleich ſo quälſt mit dem unnötigen Ausharren bei der Tante, bei der du keine gute Stunde haſt. 's iſt wahr, daß ſie mich drüben plagen Tag und Nacht, ich ſolle das ſchöne Haus und Vermögen übernehmen; 's iſt wahr, daß mir's hier oft trübſelig zu Mute iſt, — die Tante will uns ja auch unſre Sonntage verkümmern —, aber dem allem wäre ja abgeholfen, wenn du nur einmal zu ihr ſagteſt: ‚Ich brauche dein Geld nicht, Punktum! Ich nehme den Samuel; wir zwei ſind zufrieden mit dem, was wir haben.‘ Dann hätte alle Fehd' ein Ende; Pauline, willſt du das?“

Er war aufgeſtanden und ſtand vor ihr in ſo entſchloſſener Haltung, wie er ſie kaum je gezeigt; durch Paulinens Geſicht zog ein unausſprechlich ſchmerzlicher Zug. „Ich kann nicht,“ ſagte ſie leiſe, aber feſt, „ich muß ausharren bei der Tante. Warum? Das kann ich dir vielleicht erſt ſagen auf meinem Sterbebette. Geh du in Gottesnamen, lieber Samuel, und der Herr laſſe dir's gut gehen!“

„So, nun ſchickſt du mich erſt noch fort?“ ſagte er erbittert; „nun, ſo bleib eben bei der Tante und warte auf ihr ſchönes Vermögen! Ich will meines Weges allein gehen.“

Samuel ging, und Pauline blieb allein mit ihrem Herzweh, das tiefer war, als ſie ausſprechen konnte. Auch Samuel wollte allein bleiben, ganz allein ſein Leben lang, und wäre er dageblieben, ſo hätte er wahrſcheinlich dieſen Vorſatz gehalten bis — zum nächſten Sonntag, wo er dann doch wieder verſucht hätte, Pauline in den Garten zu bringen. Aber er ging zu ſeiner Mutter, die ihn jetzt mit Liebe und Vertrauen überhäufte. Er traf bei ihr zufällig mit der wohlerhaltenen Frau Bender zuſammen und — er war nicht der Stärkſte des ſtarken Geſchlechts, das gar oft ſchon durch Umſtände, durch Ueberredung in erregter und bitterer Stimmung zu einem Entſchluß kam, der ihm vorher unmöglich erſchienen war.

Es war am nächſten Sonntagvormittag, als Pauline ihren Samuel Bauer und die Witfrau Bender als ehelich Verlobte proklamieren hörte, und — ſelbigen Nachmittag iſt ſie nicht mehr in den Garten vor dem Thor gewandelt.

Dieſe Heirat wäre nun der Kontrolleurin ganz lieb geweſen, da ihr Paulinens geduldig ertragener Brautſtand immer unbequem und wie ein halber Vorwurf war; aber daß ſo etwas vorgehen ſollte, ohne daß man ſie, die geſcheite Tante, auch nur im mindeſten davon benachrichtigt und darum gefragt hatte, das war doch unerträglich. Sie machte ſich Luft in höhniſchen Ausfällen über die Männer im allgemeinen und Samuel insbeſondere, der's freilich geſchickter gefunden habe, den Spatzen in der Hand zu nehmen, als die Taube auf dem Dach, wenn's auch ſchon ein alter Spatz ſei. Pauline aber ſagte ruhig: „Tante, er hat's mit meinem Wiſſen gethan und auf meine Bitte, und er nimmt nun ſeine Mutter zu ſich.“ „So, dann iſt er erſt noch recht dumm! Sein Lebtag hat er ſich daheim laſſen im Sauerkraut eſſen . . .“

„Dann wär' er ja nicht mehr da,“ mußte Pauline mit Lächeln ſagen, ſo wenig ihr lächerlich zu Mute war.

„Iſt mir eins, die Schuh haben ſie geputzt an ihm! Und nun die Schlingel ihr Sach' all verthan haben und die Alte nicht ertragen kann, daß ihr der Schwiegerſohn das vorwirft und ihr den Biſſen nicht gönnt, jetzt iſt der gute Hammel, der Samuel, wieder gut genug, daß er's ihr bequem macht. Nun, tröſte dich nur, einen ſolchen Trümmeler möcht' ich ja nicht geſchenkt haben! Sei froh, daß deine Tante nicht ſo dumm geweſen iſt, wie die Witfrau Bender, und gemeint hat, ſie müſſe um ihren alten Keſſel einen neuen kaufen! Gib nur acht, ich will gerade nichts ſagen, aber ſo kannſt du's noch haben, wenn der Markt verlaufen iſt. Wenn du vollends mich einmal erbſt ..." Seltſam, die Tante konnte durchaus keine Mahnung an ihr Ende ertragen; aber doch betrachtete ſie Pauline als ihre Erbtochter mit gewiſſem Stolz und dachte mit heimlichem Vergnügen daran, wie die Leute ihre Nichte dereinſt reſpektieren werden, wenn ſie die Herrin ſolch ſchönen Beſitzes ſei.

In Samuels Lädlein trieb ein Seifenſieder ſein Geſchäft, der auch den Garten gekauft hatte; Pauline ging nicht mehr daran vorüber. Die Tante fand alle Dinge, bei denen ſie keine Hand im Spiel gehabt hatte, unangenehm und behandelte ſie geringſchätzig, vom Kochtopf ihrer Nachbarin bis zum däniſchen Krieg. So ſprach ſie auch vom Samuel nicht mehr und Paulinen war das lieb.

Die geſprächige Frau Küberlein, die allezeit auf dem Laufenden war mit den Angelegenheiten der ganzen Welt, die unterrichtete ſie ungefragt aufs genaueſte über all dieſe Verhältniſſe. Von ihr erfuhr ſie, daß die Frau Bender keinen braven Mann gehabt; er ſei ein galanter, gewichſter Herr geweſen, der ſie um des Geldes willen genommen und ſich dann nichts um ſie geſchoren habe; wenn ſie Wöchnerin geweſen, ſo habe er eine Luſtreiſe gemacht und ſei erſt daheim geblieben, als ſie ihn habe verpflegen müſſen in einem ſchlimmen Podagra, das er ſich nicht durchs Bravſein zugezogen. Sie habe zuerſt nicht mehr heiraten wollen; dann aber hätte ſie doch gern einen ordentlichen ſtillen Menſchen gehabt, nur damit ihr auch jemand einen freundlichen Gruß biete in ihrem Haus. Der Samuel habe ihr gefallen, weil er ſo „duhs" (ſanft) und geſetzt ſei; ſie leben auch jetzt recht im Frieden miteinander und ſie rühme oft, er ſei gerade das Gegenteil von ihrem Louis ſelig. Samuels Mutter ſei „arg vergnügt", daß ſie es jetzt ſo gut bei ihnen habe. Die Schwiegermutter und Schwiegertochter kommen ziemlich gut aus; ſie mögen beide gern etwas Gutes, und ſo laſſen ſie ſich's wohl ſein bei gutem Kaffee und bei feinen Brätlein.

Im übrigen ſprach aber ſelbſt Frau Küderlein nicht mehr oft von Samuel, und Pauline hörte erſt wieder von ihm, als nach wenigen Jahren ſeine Mutter ſtarb.

Paulinens Leben ging ſehr ſtille dahin; die Pflege der Tante wurde ſchwerer und ſchwerer; Pauline aber war unermüdet in ſelbſtloſer Geduld, die ſtille Bewunderung der ganzen kleinen Stadt. „Ich muß ſagen,“ äußerte die Tante einmal anerkennend gegen Frau Küderlein, „meine Pauline hat ſich immer brauchbar gezeigt — ſonſt wär' mir's nicht ſo um ſie zu thun geweſen; — aber ein ganz anderes iſt's erſt noch geworden, ſeit ſie den Schleppſack, den Samuel, los iſt. Es geht alles viel mehr von Herzen bei ihr, ich kann's gar nicht ſo ſagen; nun, 's ſoll ihr Schade auch nicht ſein, ſie kann erſt noch etwas viel Beſſeres bekommen . . .“

Daß die tiefe Herzenstreue, mit der Pauline bei Tag und Nacht ihren ſchweren Beruf erfüllte, ſo recht als einen Dienſt dem Herrn gethan und nicht den Menſchen, mit ſtillem Verzicht auf alle eigenen Anſprüche an das Leben; — daß dieſelbe nicht erſt daher kam, weil ſie nicht mehr an Samuel und an eine eigene künftige Häuslichkeit zu denken hatte; daß ſie vielmehr eine Errungenſchaft der Stunde eines unausſprechlich ſchweren Kampfes war: — das konnte auch die geſcheite Tante nicht wiſſen. Aber ſie wurde ſelbſt geduldiger und demütiger ſo viel hingebender Liebe gegenüber.

* * *

Die ſchweren Jahre gehen dahin wie die fröhlichen, und wenn ſie auch lange, unendlich lange gedauert haben. Wenn eine lange gleichförmige Zeit trüber Sorge und ſchwerer Mühe endlich vorüber iſt, ſo liegt ſie oft kürzer hinter uns, als fröhliche, farbige, wechſelvolle Tage, die mehr Haltpunkte für die Erinnerung bieten.

Pauline hatte nicht viel ſolch fröhlicher Anhaltspunkte, als die alte Tante nun endlich die bittere Hefe des Lebensbechers bis zum Grunde ausgetrunken hatte. Die Glorie einer Erbtochter, auf die ſich die Tante ſo oft zum voraus für ihre Pauline gefreut, war dieſer nicht ſo unverkümmert zu teil geworden. Die Frau Kontrolleurin, da ſie ſo gar geſcheit war, hatte ihren letzten Willen ſelbſt aufgeſetzt und dabei trotz aller Geſcheitheit manche Formen vergeſſen, ſo daß entfernte Verwandte noch einen Prozeß deshalb anhängig machten. Was Pauline durch Vergleich erhielt, war immerhin noch reichlich genug für ihre beſcheidenen Verhältniſſe; aber müde war ſie, todmüde und recht allein auf der Welt, als endlich alles abgeſchloſſen war und ſie das Haus verkauft und ſich ein paar Stübchen gemietet hatte, in denen ſie nun in Stille zu leben gedachte.

Sie war überraſcht, als ſie am erſten Morgen nach ihrem Einzug die Läden öffnete; ſie hatte ja nicht gewußt, daß ihre neuen Stübchen die Ausſicht hatten in den Garten vor dem Thore, auf das roſenrote Gartenhaus.

Sie war lange nicht mehr am Garten vorüber gekommen, gar lange nicht mehr; aber ſie wußte, daß ein halb Jahr vor dem Tod der Tante Samuels Frau geſtorben war. Da durfte ſie ja hinüberſehen nach der Stelle, wo ſie ſonſt ſo gern geweilt hatte; das ſchöne Grün that ihren Augen ſo wohl, die ſchwach und müde waren vom vielen Nachtwachen.

Sie ſah Läden und Fenſter am Gartenhauſe offen; die waren doch ſonſt immer geſchloſſen geweſen, ſeit der Garten dem neuen Beſitzer gehört, der ihn nie zum Vergnügen, nur zum Nutzen verwendet hatte. — Sie meinte auch jemand darin herumgehen zu ſehen zu Stunden, wo ſie wußte, daß keins von der Seifenſiederfamilie darin war — das gab ihr viel zu denken. Wer es war, konnte ſie aber nicht deutlich erkennen.

Durch die langen, ſchweren Krankenjahre der Tante war Pauline von geſelligem Verkehr abgekommen, und hatte wenig Neigung wieder anzuknüpfen, obgleich die Honoratiorenwelt des Städtchens ſehr geneigt war, ſie in ihre Kreiſe aufzunehmen. Ihre ehemalige Stellvertreterin, die getreue Freundin der Tante, die gute alte Frau Küderlein, die hieß ſie immer gar freundlich willkommen und hielt ihr heute einen Kaffee bereit, um ihr Stübchen einzuweihen.

„Iſt doch recht nett bei Ihnen, Jungfer Pauline,“ — Frau Küderlein gehörte zur alten Welt, wo's wenig Fräulein gab und Jungfer noch ein Ehrentitel war — ſagte die alte Frau behaglich, als ſie ſich auf das großgeblümte Sofa feſtgeſetzt hatte, das bei der Tante in dem unberührten Heiligtum der Staatsſtube geſtanden war. „Wenn's die Tante ſelig wüßt', daß wir jetzt nur ſo am hellen Werktag auf ihrem ſchönen Sofa ſitzen und aus den feinen Taſſen trinken! — Nun, ich glaub', ſie thät's Ihnen gönnen und Sie haben's wohl um ſie verdient,“ ſetzte ſie tröſtend hinzu. „Hören Sie, Jungfer Pauline,“ hub ſie nach einer Weile wieder an, „ich thät' mich erſt noch recht beſinnen mit dem Heiraten; Sie können's jetzt doch ſehr gut haben.“

„Hat gar keine Gefahr,“ ſagte Pauline lächelnd.

„Nun, an ‚Anſtänden‘ wird's gewiß nicht fehlen,“ meinte Frau Küderlein wieder; „mit dem Samuel, da hat die Tante ſelig drum nicht ſo unrecht gehabt, ein bißle ein Latſche iſt er doch.“

„So, warum denn?“

„Nun, daß ſeine Frau geſtorben iſt, das wiſſen Sie ja; er ſoll ſie auch gut behandelt haben — an der Bräve hat's gerad' nie gefehlt bei ihm. Mit dem Vermögen ſei's aber nicht ſo arg; wiſſen Sie, ‚keinen Aufſchwung‘, hat ſchon ſein ſeliger Lehrherr von ihm geſagt; er hat's eben ſo ane getrieben und zwei Söhne waren ja auch noch da. Aber es ſei ein nettes Geſchäft und er hätt's gut weiter treiben können, hätt' auch,“ hier lächelte Frau Küderlein etwas ſchlau, „hätt' auch am End' noch einmal eine ordentliche Heirat machen können — die Leute haben oft mehr Glück als Verſtand — was thut er aber?“

„Weiß nicht, was er thut,“ entgegnete Pauline.

„Alles hat er verkauft, Haus und Geſchäft, und zieht hierher! Meinen Sie, da kaufe er ein ordentliches Haus? Bewahre! Seines Vaters alten Garten kauft er wieder vom Seifenſieder; das Gartenhäusle dort läßt er ſich ein bißchen herrichten, und da lebt er jetzt, und da wohnt er. Wenn das nicht ein Latſche iſt, ſo gibt's keinen mehr.“

Frau Küderlein hielt, ſcheint's, den Samuel für einen überwundenen Standpunkt bei Pauline, daß ſie ſich ſo gar unumwunden über ihn ausſprach; auch zeigte dieſe wenig Intereſſe dafür, und Frau Küderlein fand höchſt natürlich, daß ſie nun gewiß nichts mehr wolle von dem, der ſie einmal im Stich gelaſſen.

Die beiden, die ſich einſt ſo nahe geſtanden, haben ſich auch recht lang nicht mehr geſehen, ſo klein das Städtchen war.

Es iſt in neuen Romanen jetzt Mode, daß zwei Leute, die beſtimmt ſind einmal zuſammen zu kommen, ſich zuerſt gar nicht leiden können, ja ſogar einander ingrimmig erklären: „Ich haſſe Sie!“ So ſchlimm iſt's nun bei den beiden nicht geweſen; aber eine Scheidewand hatte ſich doch zwiſchen ſie gelegt, und unwillkürlich wich Pauline jeder Gelegenheit aus, wo ſie ſich hätten begegnen können.

Ihren Arbeitstiſch hatte ſie aber nichtsdeſtoweniger an das Fenſter geſtellt, von dem ſie hinüber ſehen mußte, ſo oft ſie aufblickte, an das Gartenhaus, wo gar häufig der Samuel mit einem Buche auf dem kleinen Balkon ſaß. Er hätte ſich's wohl nicht geſchätzt, daß er ſo ſpät noch zum Ritter Toggenburg werden ſollte, der da

> Blickte nach dem Fenſter drüben
> Viele Stunden lang.

Und vielleicht wären ſie noch lange ſo aneinander vorbeigegangen, wenn ſie nicht an einem ſchönen Oſtermorgen auf dem Kirchhof zuſammengetroffen wären. Samuel hatte nach dem Denkſtein ſehen wollen, den er, nun er ein wohlhabender Mann war, auf ſeines Vaters Grab hatte ſetzen laſſen, und Pauline wollte ſich Primeln holen vom Hügel der Tante.

Sie waren allein da. Sie mußten ſich doch grüßen, und als die erſte Scheu überwunden war, als ſie ſich wieder ins Auge geſchaut, da hatten ſie ſich auch viel zu erzählen und mitzuteilen, und unverſehens wandelten ſie Hand in Hand zwiſchen den Gräbern in eifrigem Geſpräche, bis der Klang der zuſammenläutenden Glocken ihnen verkündete, daß die Stunde zum Kirchgang geſchlagen hatte.

„Du lieber Gott!“ rief Pauline und ſchlug die Hände zuſammen, „wie kann das ſein? Ich war doch ſo früh da! Wie kommen wir nur heim? Wenn wir jetzt miteinander aus der Kirchhofsthür gehen, ſo begegnen wir gerad' allen Kirchgängern! Weißt was, Samuel, ſteig du über die Mauer und geh hinten um die Stadt in deinen Garten, kannſt ja nachmittags in die Kirche; ich gehe dann allein.“

Sei's nun, daß es dem Samuel doch zu mühſam war über die Kirchhofmauer zu klettern; ſei's daß der Aufſchwung, der ihm ſo lange gefehlt, in anderer Weiſe mit einemmal über ihn kam: genug, er trat herzhaft auf Pauline zu, nahm ſie bei der Hand und ſagte: „Warum ſollen wir uns verſtohlen in die Stadt ſchleichen, wie Leute, die etwas Böſes gethan haben? Komm, Pauline, wir wollen miteinander in die Kirche gehen, wir ſind lange, lange nicht mehr zuſammen gegangen!“

„O, was denkſt du, das ſchickt ſich doch nicht!“ ſagte Pauline faſt mehr verlegen und errötend, als vor zehn Jahren; „wie ginge das?“

„Wie? Nun, als Braut und Bräutigam!“ ſagte Samuel immer mutvoller. „O Pauline, wir haben lange genug gewartet; wer weiß, wie lang oder wie kurz noch unſre Friſt iſt! Nicht wahr, wir wollen vollends unſern Weg zuſammen gehen?“ bat er ſie mit recht innigem Ton.

Und ſie legte ihre Hand in die ſeine und ſagte herzlich: „In Gottes Namen! Sein Segen möge gut machen, was wir verfehlt. Aber,“ fuhr ſie wieder erſchrocken auf, „in die Kirche geht's doch nicht mehr, es hat ausgeläutet; wir ſind auch noch gar nicht feſtlich angezogen und haben kein Geſangbuch, wir würden die Leute aus der Andacht bringen.“ „Nun ſo gehen wir in den Garten und beten aus dem Herzen,“ ſchlug Samuel vor.

Da ſind ſie in den Garten gegangen und haben aus dem Herzen gebetet und von Herzen, wie vielleicht nie zuvor, und Gott im Himmel hat's gehört.

* * *

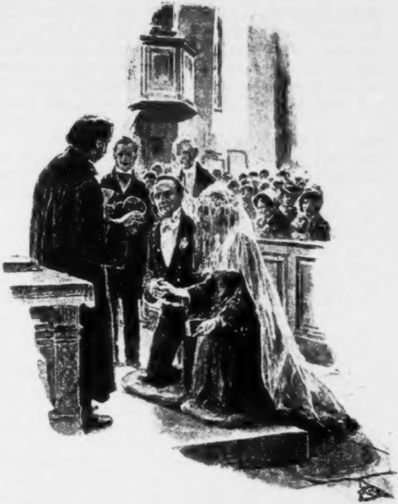
Man hat es nun freilich bald im ganzen Städtchen gewußt; hatte es doch der Totengräber geſehen und Apothekers Kindsmagd, daß Samuel Bauer mit der Pauline unter dem Gottesdienſte, noch gar nicht im Sonntagsſtaat, vom Kirchhof in ſeinen Garten gegangen ſei. Da aber gleich am folgenden Sonntag die beiden förmlich und feierlich aufgeboten wurden als Braut und Bräutigam, da konnten die Leute nichts mehr dazu bemerken, als: „Das hätten ſie ſchon lange thun können.“

Die Hochzeit ſollte ſtill gefeiert werden; aber die Kirche war gedrängt voll, und obgleich Pauline nicht mehr weiß gekleidet erſchien, ſo war ſie doch im langen ſchwarzſeidenen Anzug mit Myrtenkranz und Schleier eine ſchöne, jungfräuliche Geſtalt. Samuel trug am Knopfloch jenes Vergißmeinnicht-Sträußchen von der Hochzeit ſeiner Schweſter her. Der Schatten der verſtorbenen Frau iſt ihm niemals zürnend erſchienen, obgleich er ſie faſt ganz und gar vergeſſen im Gefühl, daß doch ſeine Pauline noch ſein eigen geworden.

Seine Einſiedlerwohnung im Gartenhaus mußte er nun freilich mit der Wohnung vertauſchen, die Pauline nett und behaglich in der Stadt eingerichtet hatte. Etwas von dem „Aufſchwung“, den er hatte nehmen müſſen, war doch geblieben; er übernahm zwar nicht mehr den alten Laden, aber einen ruhigen ſtädtiſchen Poſten, den er gut verſah, und neben dem er noch der treue Vormund und Verwalter manch einſamer Witwe und Waiſe ſein konnte.

Garten und Gartenhaus ſind nun erſt recht zu Ehren gekommen: Wände und Plafond des Stübchens wurden ſchön gemalt, die allerſchönſten Roſen und Geſträuche im Garten gepflanzt; ſelbſt Frau Küderlein wurde einmal zu einem Kaffee im Garten geladen, und konnte kaum glauben, daß Herr Samuel ihr verziehen habe, daß ſie ihn ſo oft einen Trümmeler genannt.

Die Welt iſt nicht ſo böſe und mißvergünſtig als man ihr nachſagt. Ich weiß wenigſtens gewiß, daß die meiſten Bewohner



des Städtchens es dem zufriednen Paar von Herzen gegönnt haben, wenn es nun, nicht nur am Sonntag, ſondern an jedem ſchönen Abend Hand in Hand zum Garten wandelte, und wenn man ſie ſo glücklich beiſammen auf dem Balkon ſitzen ſah. „Sie haben's wohl verdient,“ ſprachen ſie dann, bis ſie des Anblicks ſo gewöhnt waren, daß ſie gar nichts mehr ſagten.

Samuels Art war es nicht, je viel Worte zu machen in Glück und Unglück. Nur einmal, wie ſie am zweiten Oſterfeſt nach ihrer Verlobung ſo da ſaßen und aufſchauten zum klaren Abendhimmel, vor ſich ihr kleines Reich in jungem Grün und ſproſſender Blüte, und nichts, auf der ganzen Welt nichts mehr zwiſchen ihnen, da ging ihm doch das Herz auf und der Mund über: „O Pauline,“ ſagte er, „ſieh, ich hätt's nicht geglaubt, daß es einem Menſchen noch ſo um und um wohl werden könne auf der Welt!“

Sie ſah ihn liebevoll an, aber doch mit leiſem Bangen; war auch ſie nicht frei von der abergläubiſchen Furcht vor dem „Berufen“? Ach, es braucht nicht eben eine heidniſche Scheu vor der „Götter Neide“, nur eine einfache Kenntnis von dem Wechſel des irdiſchen Geſchickes, um uns bange zu machen in dem Augenblick, wo wir uns am glücklichſten fühlen. Nur wenn es uns gelungen iſt zu „werden wie die Kinder“, dann brauchen wir uns die gute Stunde nicht zu verkümmern mit der Furcht vor der trüben; dann nehmen wir die Freude ohne Bangen, ganz und voll als die Gabe des guten Vaters.

Auch Pauline gab nicht der bangen Ahnung nach, die ihr durch die Seele zog. „Gott ſei Dank für all unſer Glück!“ ſagte ſie herzlich; „es iſt mehr als wir verdienen, es mag nun kurz währen oder lang.“

Es währte nicht lang. Bald bemerkte man, daß der Schritt der Frau langſam und müde wurde. Sie ging nicht mehr Hand in Hand mit ihrem Mann, ſie mußte ſich ſtützen auf ſeinen Arm; ſie konnte die Gartenarbeiten, die ihre Freude geweſen waren, nicht mehr ſelbſt verſehen. Samuel ſchob ſie auf ihrem Rollſtuhle, daß ſie noch angeben konnte, was geſchehen ſollte.

„Die Kraft iſt untergraben durch die lange, ſchwere Krankenpflege,“ ſagte der Arzt, und er ſchlug vor, ſie ſolle ſich ihre Wohnung ganz im Gartenhäuschen einrichten laſſen, damit ſie ohne Mühe die geſunde Luft im Freien genießen könne. Das geſchah denn auch; es wurde unten noch ein Zimmer gebaut und Samuel war unermüdet ſie zu führen an liebliche, ſonnige Plätzchen; ſie zu erfreuen mit neuen Blumen, mit ſeltnen Früchten oder wertvollen Büchern. Sie nahm alles dankbar an, aber bleicher und ſtiller wurde ſie doch, und wie ſehr ihm auch davor graute, Samuel ſelbſt mußte ſich allmählich geſtehen, daß ſie nicht lange mehr beiſammen ſein werden.

Es war ein lieblicher Sommer geweſen, den ſie ſo ganz hatten miteinander im Garten verleben dürfen; „nun aber wird's bald kühl," ſagte Samuel an einem milden Septembermorgen, „da mußt du doch wieder in die Stadt ziehen."

„Ich glaube nicht," ſagte ſie mit müdem Lächeln; „ſie werden mich wohl von hier an ein ſtilleres Plätzchen tragen."

„O, ſag das nicht!" bat Samuel angſtvoll, „ich kann's nicht glauben. Wie, hätte uns denn Gott nur zuſammengeführt, daß wir ſehen konnten, wie glücklich wir miteinander ſind, um uns wieder zu trennen nach ſo kurzer Freude? Nein, ich kann's nicht glauben."

„So mußt du's auch nicht anſehen," bat Pauline herzlich; „ſieh, ich glaube, Gott hat uns über unſer Hoffen und Erwarten noch die gute Zeit miteinander beſchieden, damit wir verſtehen ſollen, daß wir zuſammen gehören und uns freuen auf die Zeit, wo wir nicht freien noch uns freien laſſen, aber wo uns nichts mehr trennen wird."

„Und ich kann mir's nicht verzeihen, daß ich dir nicht treu geblieben bin," ſagte Samuel düſter; „aber warum haſt du mich auch ſo gequält mit deinem Feſthalten an der Tante? Sie hätte ſicherlich jemand gefunden, den ſie hätte plagen und ſcheren können und wir wären gewiß glücklich geweſen, auch ohne ihr Erbe."

„Das Erbe war's nicht," entgegnete Pauline ernſt; „ſieh, jetzt, wo ich an dem Ziele bin, jetzt will ich dir ſagen, warum ich nicht von ihr gegangen bin, und ſelbſt wenn's unſer ganzes Glück gekoſtet hätte; nur Gott wußte darum bis heute. —

„Weiß nicht," fuhr ſie fort, „ob du noch daran denkſt, wie du in den langen Jahren des Harrens wieder einmal bei der Tante geweſen biſt und haſt ihr vorgeſtellt, wie du nun nicht länger warten könneſt: du wolleſt ihr für eine gute Pflegerin ſorgen und getreulich nach ihr ſehen, wenn wir nur beiſammen ſein dürfen?“

„Das weiß ich wohl noch,“ ſagte er mit einem Ausdruck von Grimm, der ſeinem ruhigen Weſen ſonſt fremd war.

„Die Tante ſchlug es ſcharf und entſchieden ab und am Sonntag darauf ließ ſie mich nicht einmal mehr in den Garten. — Damals iſt eine unſägliche Bitterkeit in mein Herz gezogen; ich habe meine Pflicht noch gegen ſie erfüllt, aber ohne alle Liebe und Freude.

„Bei ihrer Pflege,“ Pauline ſagte das mit leiſer Stimme, ohne Samuel anzuſehen, „gebrauchte ich zweierlei Tropfen, die einen zum Einreiben, die andern zum Einnehmen. ‚Verwechſeln Sie's ja nicht!‘ hatte mir der Doktor geſagt; ‚es könnte ſehr gefährlich werden, wenn ſie das falſche Mittel einnähme,‘ und ich hatte auch das gefährliche Fläſchchen immer ſorgſam im Schrank eingeſchloſſen, während die Magentropfen auf der Tante Nachttiſch ſtanden.

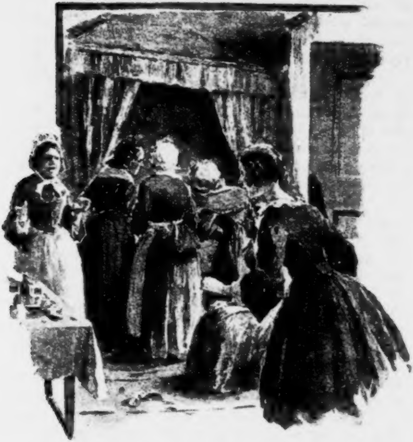
„Wenige Tage nach jenem Auftritt, der mein Herz ſo verbittert, mußte ich zum Waſchtrocknen auf die Wieſe hinaus. Tante nötigte und trieb mich ſelbſt fort in ihrer unruhigen Weiſe, ſo daß ich ihr nur eilig noch rüſten konnte, was ſie brauchte.

„Wie ich da draußen war, ſo recht eifrig im Geſchäft, da fiel mir plötzlich ein: Hab' ich auch die gefährlichen Tropfen wieder verſchloſſen? Die erſte Regung war, ſchnell heimzueilen und nachzuſehen, aber — ich ging nicht. Ich werde es gewiß verwahrt haben; Tante würde es auch nicht verwechſeln, ſie wäre nur ärgerlich, wenn ich von der Arbeit weg wieder käme, redete ich mir ein. — Ob neben dieſen äußern Gedanken noch ein verborgner Hintergedanke in meiner Seele war? — das hat der allwiſſende Gott allein geſehen.

„In einer Stunde war ich fertig und ging heimwärts.

Da kam mir Frau Küderlein atemlos entgegengeſprungen: ‚O Pauline, was iſt's mit der Tante? Drinnen liegt ſie wie tot!‘

„Das zuckte wie ein Blitz durch meine Seele. Das Fläſchchen! war mein erſter Gedanke, und: du biſt ſchuld! der zweite, der mir wie ein Dolchſtoß ins Herz drang. Die gute Frau Küderlein ſtimmte, während wir heimeilten, bereits eine Totenklage um die Verſtorbene an und eine Lobpreiſung meiner treuen



Pflege; ſie wußte nicht, wie weh ſie mir damit that; ich konnte den qualvollen Gedanken nicht mehr los werden: Haſt du auch wirklich gar nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß ſie das falſche Fläſchchen nehmen könnte?

„Atemlos eilte ich in die Krankenſtube, wo ein paar Frauen, die im Haus wohnten, in großer Aufregung das Bett umſtanden. Das Fläſchchen war nicht verſchloſſen! Ich ſah es auf den erſten Blick, es lag verſchüttet und zerbrochen auf dem Boden. — Da, Samuel, habe ich gefühlt, was es heißt, die Hölle im Herzen tragen.

„‚Hat ſie von dieſem genommen?‘ fragte entſetzt der eilig herbeigerufene Doktor.

„‚Ach nein!‘ verſicherte die Hausfrau, ‚das ſtand viel zu weit von ihrem Bett. Frau Küderlein und ich haben es erſt geſehen, als ſie ſchon wie tot dagelegen; ich wollte ſie damit ſpritzen, da war ich noch ſo ungeſchickt und hab's zerbrochen. Ach, da hätt' ich ſie vielleicht noch mit vom Tod erretten können,‘ rief ſie mit dem lauten Geheul, das dieſe Leute für unentbehrlich halten an einem Sterbebett.

„‚Na, mit dem Tode hat es noch keine Eile,‘ ſagte bedächtig der Doktor, der indeſſen Puls- und Herzſchlag unterſucht hatte; ‚es iſt nichts als ein heftiger Krampf und wird bald vorüber gehen. Die Tropfen da wollen wir aber ein andermal in ein ſchwarzes Fläſchchen füllen, damit gewiß keine Gefahr iſt, daß ſie verwechſelt werden.‘

„Die Tante kam bald wieder zu ſich; mir aber, Samuel, mir war es wie einem, der unter dem Richtſchwert noch das Wort der Gnade hört. Ob es nur Bequemlichkeit geweſen, daß ich nicht gleich heimgeeilt, ob in meinem Herzen tief verborgen doch noch ein ſündiger Gedanke geſteckt? — Der Herr hatte gnädig die ſchweren Folgen vorübergeführt, und ich gelobte mir, daß ich fortan in Liebe und ohne Klage die Kranke pflegen wolle und dauere es noch ſo lange.

„Als bald nach dieſer Zeit an dich der Brief und Wunſch deiner Mutter kam wegen der Witwe, da dachte ich, das ſolle noch ſein zur Sühne meiner Schuld, und ſo habe ich ſelbſt dich dazu bewogen . . ."

„Du arme Pauline," rief Samuel in tiefem Mitleid, „da haſt du dich gewiß vergeblich gequält und biſt viel zu gewiſſenhaft geweſen!"

„Weiß nicht," ſagte ſie mit ſanftem Lächeln; „aber ich weiß, daß ich habe von da an im Frieden mein ſchweres Tagewerk vollbringen können, und der Friede iſt mir geblieben, auch als ich denken mußte, wir ſeien geſchieden für unſer Leben lang.

„Daß wir nun doch zuſammen gekommen ſind und ein paar ſo gute und ſchöne Jahre haben verleben dürfen, das iſt mir erſt recht ein Zeichen, daß Gott, der da größer iſt denn unſer Herz und alle Dinge erkennet, mir ganz und voll vergeben hat, und nun wollen wir auch recht ruhen miteinander in Seiner Liebe und Gnade, ſolange es noch währt — und gar zu lang wirſt du ja nicht allein bleiben müſſen."

Es war zum letztenmal, daß Pauline ſo viel geſprochen; auch durfte ſie den lieben Garten nicht mehr verlaſſen. Ihr Leiden war nicht ſchmerzhaft, nur ein mähliches Hinſinken und Auslöſchen. Samuel wich nicht von ihr in treuer Pflege, und es waren ihnen noch recht ſchöne milde Tage draußen beſchieden, bis man an dem letzten klaren Herbſtmorgen die ſtille Frau hinaustrug im Sarge, bedeckt mit den letzten und ſchönſten Blumen des Gartens vor dem Thor.

Samuel blieb auch im Winter einſam in ſeinem Gartenhäuschen; er durfte aber nicht zu lange warten. Es war wieder ein Oſtertag, der ihn zuſammenführte mit ſeiner Pauline in dem Grab, das er ſich neben dem ihrigen gekauft hatte.

Seinen reichen Beſitz hat er zu großem Teil für milde Zwecke beſtimmt; auch der Ertrag des Gartens vor dem Thor gehört den Armen mit der Bedingung, daß das Gartenhaus abgeſchloſſen bleibe und unbetreten. Es iſt nun etwas zerfallen, im Sommer aber iſt es ſchön umwachſen mit wildem, grünem Geſträuch.

Die beiden aber, die hier ſo glücklich geweſen nach langem Harren, die ruhen draußen auf dem Kirchhof, wo ſie ſich zum zweitenmal gefunden, und warten auf den letzten Oſtermorgen, der ſie zuſammenbringen ſoll auf Nimmerſcheiden.

Eine Schulmeiſterfamilie.

Nach den Mitteilungen einer alten Frau.

Sie haben uns ſchon mancherlei erzählt, was den Unterſchied zwiſchen alter und neuer Zeit ins Licht ſetzt,“ ſagte mir einmal eine alte Frau; „am auffallendſten iſt mir, wenn ich ſo drüber nachdenke, die Verſchiedenheit der Erziehung der Mädchen gegen ſonſt und jetzt. ’s wird wohl ſo ſein müſſen, und ich gönne den Mädchen alles, was ſie lernen dürfen; ob ſie leiſten können, was die Frauen vor Zeiten geleiſtet haben, das iſt wieder die andre Frage.“

„Hat nicht Ihre ſelige Mutter auch ſchon gemeint, daß die Mädchen zu ihrer Jugendzeit weniger gelernt und mehr gethan haben, als zu der nachfolgenden?“ fragte ich.

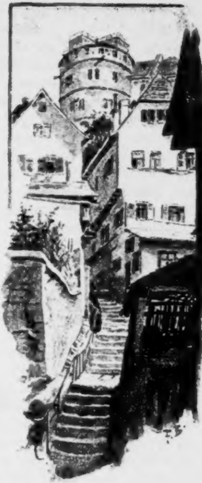
„Gewiß hat ſie das,“ gab Frau Mathilde lächelnd zu, „und ’s iſt auch wahr geweſen. Dazumal wußte man von bezahlten Wärterinnen nichts; zur Hilfe einer Wöchnerin kam die Mutter, eine Schweſter oder ein Bäschen; meine Mutter hatte in ihrem elften Jahr ſchon ein klein Brüderlein an ihrem Bette zu verſorgen. Leſen und Schreiben hatte ſie erſt im neunten Jahr lernen dürfen, und da noch hatte es eine Frau Pate mühſam von ihrem Vater herausgeſchlagen, der es für ganz unnötig hielt und meinte: ‚Wenn die Mädchen leſen können, ſo leſen ſie nur Romane, und wenn ſie ſchreiben können, ſo ſchreiben ſie nur Liebesbriefe.‘ Meine Mutter hat übrigens ſpäter noch viel andres geſchrieben. Sie hat einen geſcheiten Mann genommen, und um ihre noch mangelhafte Schreibkunſt zu verbeſſern, hat ſie alle Briefe ihres Mannes abgeſchrieben und ſich ſo Handſchrift und Stil gebildet.“

„Gewiß hat ſie dann aber auch ihren Kindern das Lernen leichter gemacht?“

„Ganz ſicherlich,“ ſagte Frau Mathilde mit feuchten Augen; „zu meiner Jugendzeit war's ſchon ſelbſtverſtändlich, daß die Mädchen zur Schule gingen, obgleich es noch keine höhere Töchterſchule gab, als des Herrn Tafingers Inſtitut in Stuttgart, das nur für die Allervornehmſten war. Mein Vater meinte auch, es ſei an dem genug, was wir in der Schule lernten; die Mutter aber, die hätte ihren Kindern gerne etwas vergönnt von dem geiſtigen Schmuck fürs Leben, der ihrer Jugend verſagt geblieben, und ſo wollte ſie mir, trotz des väterlichen Widerſpruchs, zu Klavierunterricht verhelfen, was mein höchſter Wunſch war.

„Schulmeiſter Berchthold, ſo hörte ſie, gebe gute Klavierſtunden und nicht zu teuer: vier Kreuzer die Lektion. Ein Groſchen zwar, meinte die Mutter, wäre auch ein Geld geweſen; doch fand ihr weiches Mutterherz, daß ſich acht Kreuzer für die Woche ſchon vom Haushaltungsgeld zu dieſem Kunſtzweck beſeitigen laſſen werden. ‚Beſtell dir einmal in Gottesnamen Klavierſtunde bei Berchthold!‘ entſchied ſie endlich. ‚Zuerſt gehſt in der Stille, damit wir den Vater nicht ärgern; wenn du 'mal hübſch ſpielen kannſt, ſo freut's ihn doch. 's iſt dazu noch ein gutes Werk,‘ fügte ſie bei zu ihrer eigenen Entſchuldigung; ‚die Leute haben faſt ein Dutzend kleiner Krabben, und die kleine Schulmeiſterbeſoldung!‘

„Meine Mutter hat mir und auch dem Vater ſpäter den kleinen Geldbetrug bekannt. In den ſchönen Büchern über weibliche Erziehung und Würde der Frau dürfte man's freilich nicht anführen, aber Frau und Mutter haben hie und da geteilte Pflichten. Wenn jede kleine Abweichung vom Wege voller Wahrheit unrecht iſt, ſo werden wunderliche Männer auch ihr Teilchen Schuld daran tragen müſſen. In der Legende iſt ja die fromme Lüge der heiligen Eliſabeth geweiht worden, indem ihre Armenſpenden, die der ſtrenge Gemahl nicht dulden wollte, in Roſen verwandelt wurden.“



So meldete ſich alſo die junge Mathilde bei Herrn Berchthold, der von Ausſehen und Manieren keineswegs ein anziehender Lehrer war, und ſtieg zu dieſem Zweck zu der hochgelegenen Schulmeiſterswohnung hinauf.

Dieſer Tempel der Wiſſenſchaft lag nämlich hoch oben am Schloßberg, eingepfercht zwiſchen zwei andre, etwas beſſer ausſehende Dienſtwohnungen. Wer die lange Fahrſtraße abſchneiden wollte, die zum Schloſſe hinaufführte, der konnte auch auf einer ſteilen Treppe zum Schulhauſe gelangen, die, aus rohen Steinen gebildet, den untern Teil der Stadt mit dem obern verband. Die Treppe wurde am Ende wahrhaft halsbrechend und konnte nur noch mit Hilfe einer Stange als Geländer erklommen werden, bis man das Schulhaus erreichte, das kaum den Namen Haus verdiente.

Es lehnte ſich mit ſeiner Hinterſeite an den ſteilen Schloßberg. Aus der engen Flur trat man auf einen kleinen Hofraum, über dem ſich terraſſenartige Erhöhungen auftürmten, eine Art von hängenden Gärten, die der fabelhafteſte Fleiß mit etwas Pflanzenerde überdeckt hatte, um ihnen einiges dürftige Küchengewächs, ein paar Ringelblumen und roten Fuchsſchwanz abzuringen. Dieſe Felſengärten wurden von der Schulmeiſterfamilie mit gewiſſem Stolz „unſer Berg“ genannt und mit großer Treue gepflegt; die Höhe war von Tannen gekrönt, die mit ihrem immergrünen Kranze den Fuß des Schloſſes umzogen, das, eine glänzende Krone auf beſcheidenem Haupt, das Städtchen überragte.

Durch die zweigeteilte Thür, deren oberer Flügel gewöhnlich geſchloſſen war, da die Schulkinder unten durchſchlüpfen konnten, betrat man die unterſte Etage, die nur den Ziegenſtall enthielt, durch deſſen Thürſpalte die vielgeliebte Ziege des Hauſes, in beſtändiger Sehnſucht nach goldener Freiheit, ihr meckerndes Haupt ſtreckte. Auf abermaligen ſteilen Treppenſtufen, die diesmal zur Abwechslung ein Geländer aus Stricken hatten, gelangte man zum erſten Stock, wo das Schulzimmer die ganze Länge und Breite des Hauſes einnahm. Von beſonderen Töchterſchulen wußte man dazumal in den untern Ständen noch nichts. Hundertundfünfzig Kinder, Knaben und Mädchen, ſtanden hier täglich ſechs Stunden unter dem ſtrengen Regiment Herrn Berchtholds, deſſen näſelnde Stimme ſich auch unter dem gewaltigen Lärm der hoffnungsvollen Jugend noch vernehmlich zu machen wußte.

Mathilde gehörte nicht zu Herrn Berchtholds Schülerinnen. Denn wenn es auch noch keine höhere Töchterſchule gab, ſo konnte ſie doch als Honoratiorenkind mit den Töchtern der fürſtlichen Beamten und der Geiſtlichen eine Privatſchule beſuchen, die ſich unter Herrn Proviſor Kröner gebildet hatte, wo hochdeutſch geſprochen und nicht geſchlagen wurde, ein Vorzug, deſſen Herrn Berchtholds Klaſſe ſich durchaus nicht rühmen konnte. Mathilde ſchritt deshalb mit einem unbewußten Gefühl der Ueberhebung an dem offenſtehenden, eben geleerten Schulzimmer vorüber, noch eine Treppe höher durch den kleinen Vorplatz, der zugleich als Küche diente, Küche in ihrer urſprünglichſten Geſtalt, wie der einfach gemauerte kleine Herd und wenige rein geſcheuerte Töpfe, Pfannen und Zinnteller anzeigten, in die niedere Wohnſtube, die keine Zierde hatte als die höchſte Sauberkeit, welcher Schmuck aber bei den Raum-

und Familienverhältniſſen des Hauſes Berchthold mehr als merkwürdig, wahrhaft wunderbar war.

Da ſaß denn Herr Berchthold im Kreis ſeiner Familie, was hier durchaus keine figürliche Redensart war; denn in dem kleinen Stübchen krabbelte und wimmelte es von Kindern und Kinderchen jeder Art, es ſchienen Mathilden wenigſtens zwanzig zu ſein. Erſt nachdem ſich ihr Auge an das Gewuſel gewöhnt hatte, konnte ſie einzelne Gruppen unterſcheiden und zuletzt zählen, daß es nur acht waren, ohne das Kleinſte in der Wiege.

Auf der Bank in der Ecke vor dem alten Tiſch mit einem ringsum laufenden Fußbänkchen ſaßen zwei Mädchen, mit Kartoffelſchälen beſchäftigt; ein größeres Mädchen knopperte an einem Wollſtrumpf, während ſie zugleich zwei kleine Kreaturen beaufſichtigte, die auf dem blankgeſcheuerten Boden ohne beſtimmten Lebenszweck herumpurzelten; ein Knabe liniierte Notenpapier für den Vater, ein andrer ſtudierte an einem Rechenexempel, ein kleinerer hülſte Bohnen aus, wobei er Hülſen und Bohnen ſorgſam in zwei abgeſonderte Körbchen legte. Lauter ſchöne Kinder! rotwangig und blondlockig, mit klaren Augen; es war die helle Luſt, ſie zu ſehen.

Herr Berchthold allein, der glückliche Papa dieſer blühenden Schar, hatte ganz und gar keinen Anſpruch an Schönheit; er machte im Gegenteil den ausgedehnteſten Gebrauch von dem Vorrecht der Männer, häßlich ſein zu dürfen. Er ſaß an einem kleinen Tiſchchen, nahe dem Klavier, und ſchrieb Noten ab, ein kleiner Nebenerwerb. Die Wiege mit dem Kleinſten ſtand ſo, daß ſein linker Fuß ſie in Bewegung ſetzen konnte, wenn die kleine rotbackige Kreatur darin nicht ſchlafen wollte; denn ſchlafen ſollte und mußte ſie.

Ehe Mathilde noch dazu kommen konnte, ſich dem neuen Lehrer in Ordnung vorzuſtellen, trat die Mutter des Hauſes ein, hoch aufgeſchürzt, den Seifenſchaum von den Armen wiſchend; denn ſie kam vom Waſchzuber, wo ſie im Hof draußen den Sonntagsbedarf der Familie in reinen Stand ſetzte. „Schön wie der klare Tag“ heißt die Prinzeſſin in einem Kindermärchen, und ſchön wie der klare Tag, ſelbſt wie ein liebliches Märchen, trat die junge Frau, die Mutter der neun Kinder, in die wimmelnde Stube. Die geſchäftige Frau kam ſo ſelten in das vornehmere Quartier der Stadt, wo Mathildens Eltern wohnten, daß dieſe ſie nicht einmal geſehen hatte und nun mit ſtillem Entzücken und Staunen dies blühende Angeſicht, dieſe ſtrahlend hellen Augen, dies reiche goldbraune Haar und den lächelnden Mund anſah: die ganze holdſelige Erſcheinung, von der es hell zu werden ſchien in der dürftigen, niedern Stube.

Die Jugend trägt, ſich ſelbſt unbewußt, ein Ideal der Schönheit im Sinn, das gar ſelten in der Wirklichkeit zum Vorſchein kommt. So hatte es auch Mathilde oft verlangt, nur einmal „eine rechte Schönheit“ zu ſehen, eine Schönheit, wie ſie in Romanen ſo häufig, im Leben ſo ſelten iſt. Hier nun war ihr Wunſch erfüllt.

Aber der entzückte Blick, mit dem ihre poetiſche Seele zum erſtenmal im Anſchauen voller, reiner Schönheit ſchwelgte, flog mit unverhohlenem Erſtaunen hinüber zu dem Schulmeiſter, einem in ſeiner Art faſt ebenſo vollkommenen Vorbilde der Häßlichkeit: eine dürre Geſtalt, ein pockennarbiges Geſicht, tiefliegende graue Augen, die finſter unter den buſchigen Brauen hervorſchielten. Wie kam dieſer Kobold neben eine ſolche Lichtgeſtalt? Und er ſchien gar nicht im mindeſten erſtaunt und entzückt über die anmutige Erſcheinung ſeines Weibes. Er hatte mit ſeiner näſelnden Stimme allerlei zu tadeln und zu brummen, und ſie ſuchte mit hellem Lachen all ſeinen Beſchwerden abzuhelfen, nahm den kleinen Schreier aus der Wiege und ſetzte ſich mit ihm beiſeite, um ihm ſeine Nahrung zu reichen. Dann legte ſie ihn mit Lächeln in die Wiege zurück, ſtrich mit ihrer ſchön geformten Hand, die freilich am Waſchfaß und Kochherd keine Schwanenhand geblieben war, keine von den Händen, die „Nachts auf krankem Herzen liegen“, über die eingefallene Wange des Schulmeiſters und ſagte heiter: „So, Alter, nun iſt der kleine Schreier zufrieden, nun kannſt du nach dem Fräulein ſehen; ich muß hinaus. Komm, Luiſe! du kannſt aufhängen helfen.“

Die Klavierſtunde wurde arrangiert, — eine wunderliche Muſikſtunde! — Sie ſchien kaum die vier Kreuzer wert, denn mehr oder weniger glichen die Stunden dem erſten Eintritt Mathildens in die Familie. Die Noten zeigte ihr Herr Berchthold ernſtlich und gründlich, und Reſpekt wußte er ſich ohne viele Worte zu verſchaffen bei ſeiner jungen Schülerin, wie in der Schule und in der Familie. Dann aber blieb ſie meiſt allein am Klavier, zu ihrer Erleichterung; denn ſie fürchtete ihn gewaltig und hatte ein heimliches Grauen vor ſeiner Häßlichkeit.

Die Frau war gewöhnlich draußen beſchäftigt, ſei's in der Küche, ſei's auf dem „Berg", den ſie mit rührender Treue und großem Eifer anpflanzte. Einkäufe in der Stadt beſorgte gewöhnlich eins der größeren Kinder, das dann ein kleines mit ſich ſchleppte. Bei ſchönem Wetter trieb ſich auswärts herum, was gehen konnte von der kleinen Schar; bei ſchlechtem fanden die Klavierſtunden unter neunſtimmiger Begleitung der Schulmeiſterskinder ſtatt. Unveränderlich ſaß der Vater an der Wiege des Kleinſten, um ſie gelegentlich zu ſchaukeln; dabei ſchrieb er Noten ums Geld, was ihn jedoch nicht abhielt, auf Mathildens Klavierſpiel zu hören und jeden falſchen Ton zu rügen. Freilich, wenn er eben mit ſeiner näſelnden Stimme die Töne des Klaviers begleitete, ſo ſummte er wieder dazwiſchen die Melodie der Noten, die er kopierte, ſo daß die arme Mathilde oft nicht mehr wußte, ob ſie nach ſeinem Geſang oder nach ihren Noten ſpielen ſollte. Mitunter wurde der Kleine in der Wiege laut und lauter; der Vater ſchaukelte immer gewaltiger, ſo daß alle rationellen Aerzte das Gehirn dieſes Kindes verloren gegeben hätten. Zuletzt, wenn alles nichts half, riß er das Kind aus der Wiege, rannte mit ihm wie beſeſſen auf und ab, immer lauter und gewaltiger ſeine Notenmelodie ſingend, oft die frömmſte Choralweiſe, die er aber ſchrie wie eine Marſeillaiſe; dazwiſchen kamen Flüche ins allgemeine, Schelten über unrichtiges Klavierſpiel, über die lärmenden Kinder, über zu dicke Kartoffelſchalen, über ſchiefe Notenlinien: — kurz, über alles, bis das Kindlein vor Schreck verſtummte, wieder einduſelte und aufs neue in die Wiege gebettet ward, deren allmählich ſanftere Schwingungen anzeigten, daß der Sturm ſich legte und den ſanfteren Klängen des etwas heiſern Klaviers, dem Summen der Kirchenmelodie und dem Kritzeln der Feder wich.

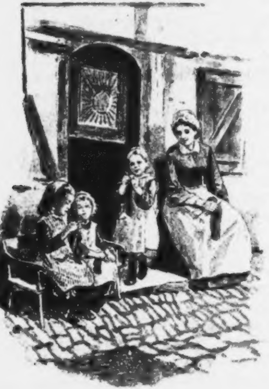
Ob Mathilde viel gelernt in dieſen Stunden, ob ſie wirklich den Batzen wert waren, den die Mutter im Haushaltungsbuch unter der Rubrik „Allerlei“ verrechnete, — das iſt ſchwer zu beſtimmen. Eine durch und durch muſikaliſche Natur war der Schulmeiſter, ſo unharmoniſch auch ſeine Stimme und ſein Ausſehen war. Seine alte Geige und das alte heiſere Klavier waren die Kleinodien ſeines Beſitztums, und ſeit er als Gehilfe des Organiſten mit einem Nebengehalt von zwölf Thalern angeſtellt war, ſeit er die herrliche Orgel der Stadtkirche ſpielen durfte, hatte der in ihm wohnende Genius erſt ſeine Schwingen entfaltet, und ſtaunend lauſchte die Gemeinde dieſen Tönen, die, nicht mehr wie von Menſchenhand angeſchlagen, das Gotteshaus durchbrauſten. Und der Schulmeiſter, — wie verwandelt, verklärt von der Macht der Töne, die er ſelbſt hervorgerufen, ſaß er da mit erhobenem Haupt und leuchtendem Auge; unbewußt kamen aus ſeinem Munde Laute des Entzückens, deren man dies immer brummende Organ nie für fähig gehalten hätte.

Auch ſeinen Kindern, die von der Mutter dazu die klare, glockenreine Singſtimme ererbt, hatte ſich ſein Talent mitgeteilt, und alle Diſſonanzen verſtummten, wenn der kleine Chor der blondlockigen Cherubsköpfe „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ oder „Wie ſchön leucht' uns der Morgenſtern“ anſtimmte. Die drei älteſten Knaben ſchritten ſchon ehrbarlich in den langen Mänteln und runden Hüten der Kurrendſchüler hinter dem Vater her, um noch ein paar Groſchen zu dem ſpärlichen Brot erſingen zu helfen.

Ob viel von dieſem Geiſt der Harmonie auf die junge Mathilde überging, läßt ſich, wie geſagt, nicht mehr beſtimmen; ſie iſt nun zu alt, um mit der Muſik der Zukunft noch konkurrieren zu lernen. Vom Leben im Schulmeiſterhauſe hat ſie jedenfalls viel gelernt, viel hilfreiche Liebesthätigkeit und Teilnahme an fremden Sorgen.

Es war ihr ein Feſt, nach beendeter Lektion den kleinen Schreier aus der Wiege zu nehmen, zu tragen und zu ſchweigen, bis die Mutter die fleißigen Hände getrocknet und das Kindlein holte, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Wie oft nahm ſie ſich der kleinen krabbelnden Kreaturen an und ſchützte ſie vor dem gewaltigen Haſelſtock des Vaters! Wie gern half ſie das ſchlichte Mahl bereiten, magere Mehlſuppe oder einen Brei von Ziegenmilch! Und die Genügſamkeit, die daheim die Mutter ſo oft vergebens gepredigt, ſie fand ſich von ſelbſt, wenn ſie zuſah, wie glücklich ſich die Familie um dies dürftige Gericht ſcharte: — die immer ſchöne, immer lächelnde Eva unter den blühenden Kinderköpfen, an der Seite des unſchönen, düſtern Ehegemahls, der die erſte und größte Portion, die ſie ihm zugeteilt, brummend und knurrend ſchon verſchlungen, ehe die Mutter nur die ganze Reihe der Kleinen befriedigt hatte, bis ſie endlich nach der Frage: „Alter, magſt gar nichts mehr?“ den kleinen Reſt auf ihren Zinnteller ſchüttete, von dem auch noch das Jüngſte koſten mußte, das, wie ſie mit bewundernder und beglückter Miene ausrief, „bald eſſen könne wie ein Großes“, was die entzückt zuſchauenden Geſchwiſter mit Bewunderung bejahten.

Wenn dann die Tafel beendigt war und der Hausherr ſich erhob, um ſeine Verdauungspromenade auf den Berg zu machen, wie luſtig war es anzuſehen, wie all das kleine Volk der Mutter half, Tiſche und Geräte zu reinigen und alles fein ſauber wieder an Ort und Stelle zu bringen! Wie Wichtelmännchen liefen, krochen, ſchleppten, trippelten und ſchafften ſie herum, bis alles vollbracht war, und dann kam die große Wäſche: — eine kleine Waſchgölte ſamt einem großen Familienſchwamm erſchien; unter Schreien, Kichern und Lachen wurden die roten Backen und friſchen Mäulchen, die runden Aermchen und Händchen abgeflößt und gereinigt; das kleine Volk wurde immer übermütiger, ſpritzte und puffte einander, und mancher Lockenkopf ſchüttelte einen Sprühregen auf das Heiligtum der Wiege, wo der Kleinſte lag wie eine Roſe im Maitau. Da war kein Ende des Lachens und Schwatzens, bis der geſtrenge Hausherr wieder eintrat und die wilde Schar zur Ruhe verwies. Nun kam jedes wieder auf ſeinen Poſten: ein paar zur Arbeit auf den Berg, ein paar in die Schulſtube; die Mädchen ſetzten ſich mit dem Strickzeug vor das Haus zu der Mutter, die unter hellem Geſang die ſtets ſaubere Garderobe der Kleinen in Ordnung brachte. Das kleinſte, noch nicht arbeitsfähige Volk kollerte ſich dann auf dem Berg herum und wurde gelegentlich, wenn ſie ſich nicht mehr aufhelfen konnten, von Schweſter Luiſe wieder heraufgelotſt.



Recht nachdenklich ging da oft die junge Mathilde nach Haus; ihre Arbeitsaufgaben, die jeweilige Strenge des Vaters, das Verſagen kleiner Wünſche dünkte ihr nicht mehr ſo hart wie früher. Sie hatte etwas von dem Ernſt des Lebens begriffen.

Was ſie nicht begriff und nie begreifen konnte, das war: wie hatte dieſe wunderſchöne Frau dieſen garſtigen, brummigen Mann nehmen können? Ja, gute Mathilde, das iſt ein Rätſel, das manchmal im Leben ungelöſt bleibt. Jean Paul ſagt:

„Beurteilt einen Mann nicht nach der Wahl ſeiner Freunde und eine Frau nicht nach der Wahl ihres Gatten.“ Ich hörte einmal, wie ein naſeweiſes junges Mädchen die kluge, ſchlanke, hochgewachſene Frau eines kleinen, dicken, einfältigen Männchens fragte: „Aber, liebe Frau Meier, warum haben doch Sie Ihren Mann genommen?“ — „Ja, nicht wahr?“ war die myſteriöſe Antwort der Frau Meier, über deren tiefen Sinn das wißbegierige Mädchen heute noch nachdenken kann.

* * *

„Wie kommt das ſchöne Mädchen zu dem garſtigen, brummigen Schulmeiſter?“ hatte man ſich ſchon vor Jahren in der Stadt gefragt, als die liebliche Eva noch daheim war, des alten Schuhmachers Töchterlein. Niemand hatte die Frage beantworten können; man hatte ſie vergeſſen und ſich daran gewöhnt, die unverwelklich ſchöne Frau mit immer heiterer Miene neben dem häßlichen Mann und unter den Mühen eines ſchweren Mutterberufs einhergehen zu ſehen. Mit noch größerem Rechte hätte man fragen können: woher kommt dieſe friſche Blüte, dies ſtrahlende Lächeln einem Weſen, das nie gekannt hat, was die Menſchen Glück und Freude heißen?

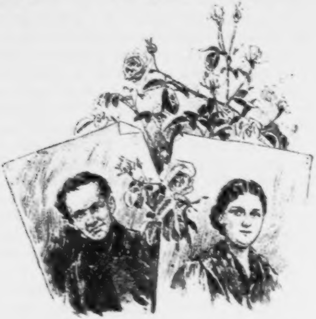
Denn auf einem rauhen und ſteinigen Bett war dieſe ſüße Roſe aufgeblüht. Ihr Vater, der Schuſter Daniel, war einer der Stillen im Lande, ein wahrhaft frommer, fleißiger, herzguter Mann. Aber zu böſer Stunde war er dem Rat wohlmeinender Freunde gefolgt und hatte eine vermeintlich wohlhabende, rechtſchaffene Witfrau, „ein alertes Weib“, wie man ſie rühmte, zur Nachfolgerin ſeines guten Weibes erwählt, die bei Evas Geburt geſtorben war. Mit zwei ledig erſparten Söhnen war ſie eingezogen in des Schuſters Haus und hatte Glück und Frieden dort ausgetrieben für immer.

Schlimme Stiefmütter gibt es zum Glück mehr in Geſchichten und Märchen, als im Leben; die Frau des Schuſters aber war eine von der echten Sorte, und wenn ſie ihre Stieftöchter nicht in papiernen Kleidchen in den Wald ſchickte oder in den tieſen Brunnen jagte, wie die böſen Stiefmütter in Grimms Märchen, ſo machte ſie dafür ihnen und dem Vater durch tägliche Quälerei und rohe Mißhandlung das Leben ſo blutſauer, daß ſie vielleicht gern von ſelbſt in den tieſen Brunnen geſprungen wären. Der Schuhmacher hatte ſich lange abgemüht, ſeine natürliche Stellung als Herr des Hauſes, als Schützer ſeiner Kinder zu erringen: — er gab es auf am Ende, er arbeitete und arbeitete; er ſuchte Troſt, wo er allein Troſt finden konnte. Kraft fand er nicht mehr; denn zu den Mitteln, die hier vielleicht allein noch gewirkt hätten, konnte er ſich nicht entſchließen.

Inmitten dieſer Trübſal und Drangſal, unter Streit und Scheltworten, Seufzern und Verdruß war die junge Eva aufgeblüht, roſig und lächelnd, ſchön und friſch, ein liebliches Wunder für aller Augen. „Die iſt nicht umzubringen,“ ſagte mit geheimem Ingrimm die Stiefmutter, wenn das Kind willig und geduldig die ſchwerſte Arbeit verrichtete, klaglos Schelte und Schläge aushielt und in den wenigen freien Augenblicken, die ſie ihr vergönnte, munter und flink wie ein Eichhörnchen ſich unter andern Kindern tummelte; „die iſt nicht umzubringen,“ ſagten bewundernd Nachbarn und Bekannte, wenn ſie ſahen, wie das Mädchen aufwuchs blühend und geſund in ſtrahlender Heiterkeit, wie nur je das geliebte und gehätſchelte Kind eines glücklichen Hauſes. Sie war des Vaters Augentroſt und Herzblatt, ſein Stolz und ſein Kleinod. Aber nur heimlich wagte er ſein Auge und Herz an ihr zu laben; der Stiefmutter erſchien ihre blühende Schönheit und Fröhlichkeit nur eine neue unverſchämte Anmaßung.

So hatte denn wohl Kummer und Verdruß des traurigen Elternhauſes die ſchöne Eva an die Seite des häßlichen Schulmeiſters getrieben? O, keineswegs. Der Schulmeiſter war nicht der einzige, dem ſie gefallen und der ſie hatte befreien wollen aus ihrer leidigen Heimat; ſie aber hatte mit Kampf und Thränen das Recht erkauft, ſich die Seine nennen zu dürfen. — Wer ergründet ein Frauenherz? Unter den vielen, die von dem wunderbaren Reiz des Kindes angezogen waren, fanden ſich freilich nur wenig rechte, ſolide Werber, die den Mut hatten, die Tochter eines Hauſes der Armut und des Unfriedens aus ihrer Drachenhöhle heimzuführen. Der ſolideſte unter dieſen war der achtbare Schneidermeiſter Naidwanger vom benachbarten Dorfe, wo er ein eigen Haus und Gärtchen beſaß; keine verkümmerte, leibarme Figur, wie man herkömmlicherweiſe ſeine Standesgenoſſen ſchildert; nein, ein wohlgebauter, ſtattlicher Mann, geſchickt in ſeinem Fach; denn er arbeitete ſogar für die Herren des Landgerichts, das ſeinen Sitz auf dem Schloß hatte, und blieb nur auf dem Dorfe, weil es, wie er ſagte, ſo anſtändig ausſah, wenn man Arbeit über Feld zu machen hatte.

Dieſer reſpektable Schneider und Grundbeſitzer bot nun der armen, mißhandelten Eva ſeine Hand und mit ihr eine ſichere, geborgene Heimat, und Eva — wollte nicht. „Aber, Kind,“ bat ſie der Vater, „wie kannſt du ſo verblendet ſein? Danke doch Gott, der dir einen ſo guten Weg aus dieſem Elend zeigt!“ — „Ich kann nicht, Vater,“ ſagte das Kind, das nie Widerſtand gezeigt. — „Ach was, kann nicht! Man kann alles; ſiehſt du denn nicht an mir, was man kann?“ — „Ach, ja!“ ſeufzte Eva mit naſſen Augen. — „Und jetzt könnteſt eine ſolche Frau werden! Ich bitte dich, ſag mir, warum nicht? Denkſt du denn an einen andern?“ — „Kann ſein,“ ſagte Eva und blickte ihn unter Thränen mit ſchelmiſchem Lächeln an. — „Aber an wen denn? Iſt's doch keiner von den Herren, die ſo tief den Hut abziehen, wenn ſie vorbeikommen? Kind, laß dich da nicht täuſchen!“ — „Bewahre!“ lächelte Eva zuverſichtlich. — „Oder des Poſthalters Sohn drüben? Iſt ein ſchöner Menſch, aber ſein Vater thät's nicht.“ — „O behüte!“ lachte Eva wieder. — „Aber wer denn? ſprich, Mädchen!“ rief endlich der Vater ungeduldig. — Da ſchlug Eva den ſonnenklaren, hellen Blick auf, während ihr Geſicht von tiefer Röte übergoſſen war: „Der Schulmeiſter Berchtold, Vater.“ Der Vater ließ den Pfriemen fallen und ſah ſie erſtarrt an. „Der? der garſtige Dings da, die trübſelige Nachteule, der keinem Menſchen ein gutes Wort gibt, der nichts iſt und nichts hat? Mädchen, du haſt mich zum Narren!“ — Und der war's, ſo wenig es ein Menſch begreifen konnte. Dem allein von allen jungen Männern begegnete Evas Auge in freundlichem Gruß und leuchtete hell auf, wenn er in der Kirche die Orgel anſchlug oder vorſang; um ſeinetwillen verſchmähte ſie den ſtattlichen Schneider und ſetzte ſich neuen Plagen der Stiefmutter aus. Wie der Schulmeiſter ihr Herz gewonnen, ob er ſie überhaupt liebte und wie er ihr ſeine Liebe zeigte, das war ſo rätſelhaft als ihre Liebe ſelbſt. Er grüßte ſie, wenn er an ihr vorüberging; man ſah ſie abends hie und da an der Kirchhofecke beiſammenſtehen, wenn er vom Abendläuten kam und ſie vom Brunnen, und es ſchien, als ob ſeine Stimme bei ihr gelinder brummte und ſanfter näſelte als bei andern; aber worin ſonſt ſein Zauber beſtand, blieb unergründet.



Allein der Schullehrer war bloß proviſoriſch angeſtellt, an

Heirat nicht zu denken. Dem Schimpfen und Quälen der Stiefmutter hätte Eva widerſtehen können, den Bitten des Vaters konnte ſie's am Ende nicht mehr: ſie wurde die Braut des Schneiders.

Das Lächeln auf Evas Lippen ſchien mit dieſer Zuſage erſtorben zu ſein. — Nie war ſie zu einem einſamen Spaziergang mit dem Bräutigam zu bewegen oder zu einem Beſuch in ſeinem Hauſe; ſtumm, wie ausgetauſcht, ſaß ſie dicht neben dem Vater, wenn Raidwanger einmal einen Beſuch in ihrem Elternhauſe machte. Der Bräutigam tröſtete ſich damit, daß ſie ſelbſt verlangte, die Hochzeit ſolle bald, recht bald ſein. Er hatte ein ſchwarzſeidenes Kleid für ſie in Arbeit genommen, obwohl er ſonſt nicht Damenſchneider war; aber „der Menſch kann alles, was er will,“ erklärte Herr Raidwanger, der von dieſem unerhörten Prachtſtück für das arme, zurückgeſetzte Schuſterskind die höchſte Wirkung erwartete.

Dieſe Wirkung ſchien nicht gleich einzutreten. Stumm, ohne Freudenbezeugung empfing Eva das Geſchenk; die Stiefmutter hätte ſie gar zu gern dafür geprügelt, wenn ſich's am Hochzeittage geſchickt hätte. Stumm, willenlos wie eine Puppe ließ ſie ſich ankleiden und zur Kirche führen; kein Ohr, auch das der Nächſtſtehenden nicht, hatte das Ja aus ihrem Munde gehört; nur als vor der Trauung die Orgel ertönte, in etwas abſonderlicher Weiſe geſpielt — mehr wie ein Schlachtgeſang als wie ein Kirchenlied —, da allein hatte ſie den Kopf in beide Hände geſenkt und bitterlich geweint. Weinen aber iſt bei einer Braut gar nicht unanſtändig, obgleich hier die Leute meinten, ſie hätte jubilieren ſollen, daß ſie von dem böſen Drachen von Mutter erlöſt werde.

„So iſt man ſie endlich glücklich los,“ ſagte die Schuhmacherin am andern Morgen in der Frühe zu ihrem Mann, der nicht geſtehen wollte, wie es ihm fehlte um ſein liebliches Kind, Roſe und Nachtigall des freudloſen Hauſes. Schweigſam öffnete der Schuſter den Fenſterladen. Da — er traute ſeinen Augen nicht — ja, da ſaß Eva, ſein Kind, auf der Schwelle des

Hauſes, bleich, verweint, vom Froſt geſchüttelt; — wie lang ſie ſo geſeſſen, wußte niemand. „Eva, Mädchen, was iſt's mit dir?“ fragte erſchreckt der Vater. „O Vater,“ bat ſie mit rührendem Ton, „behalt mich wieder, ich kann nicht ſein Weib ſein, ich kann eben nicht.“ Der Vater nahm ſie herein und ſuchte ſie vor der Wut der Stiefmutter zu ſchützen, die wie raſend über dieſe Tollheit wurde. Er hatte ſie in ſeinen ledernen Lehnſtuhl geſetzt, wo ſie bleich und ſtill alles über ſich ergehen ließ und keine Antwort hatte, als „ich kann nicht“.

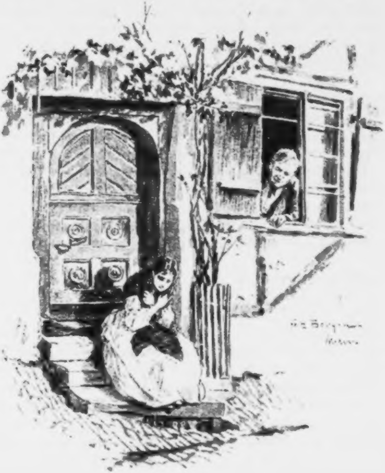
Nachbarn und Freunde kamen, der empörte Schneider ſelbſt kam, ſein Weib zurückzufordern, und verſicherte, er habe ihr nichts zu leid gethan. Der Pfarrer wurde geholt, um ſie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, — vergebens. „Ich habe geſündigt, daß ich ihm mein Wort gab,“ geſtand Eva; „ich war ein gedankenloſes Kind, ich wußte nicht, was es zu bedeuten habe; aber in der Kirche habe ich nicht Ja geſagt, ich kann ſein Weib nicht ſein.“ Vernünftige Vorſtellungen, Bitten, Drohen und Schelten, — alles glitt an Eva ab, die einfach bei dem Worte blieb: „Ich kann nicht ſein Weib werden.“

Herr Raidwanger ſelbſt war der erſte, der dem Spiel ein Ende machte, indem er erklärte, er habe ganz und gar nicht nötig, ſich einer Närrin an den Hals zu werfen; es gebe rechtſchaffene Frauenzimmer mit Mitteln, die noch froh an ihm ſeien. So kam denn die Scheidung zu ſtande, und von Stunde an, wo man ihr erklärte, daß ſie frei ſei, blühte die geknickte Roſe wieder auf; das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück; man hörte wieder ihre fröhlichen Liedchen; ſie trug geduldig, ohne Murren, den bittern Hohn und die harte Behandlung der Mutter und tröſtete, wenn's am ſchlimmſten war, den Vater: „Gib acht, es kommt doch noch beſſer.“

Es kam beſſer. Mit ihrem hellſten Lerchengeſang flog Eva einſtmals nach Haus, um dem Vater zu verkünden, daß der Schulmeiſter angeſtellt ſei, angeſtellt hier im Orte mit freier Wohnung, ſechzig Thaler bar Geld, drei Klafter Holz und vier Scheffel Roggen jährlicher Beſoldung!

„Jn Gottes Namen," ſagte der Vater; „ſchlaf, wie du dir betteſt! hättſt's beſſer haben können."

Wie und wo eigentlich der trutzige Schulmeiſter vollends geworben um das ſchöne Schuſterskind, blieb abermals ein Rätſel. Genug, eines ſchönen Morgens ſchritt ſie im dürftigen ſchwarzen Kleidchen, ſchön wie ein junger Maientag, an der Seite des häßlichen Mannes freudeſtrahlend zur Kirche, die ſie das Jahr zuvor in ſo heißen Thränen geſehen: „wie's Chriſtkindle und der Pelzmärte," rief ein naſeweiſer Bube. Und lächelnd unter



den Thränen des Abſchieds vom Vaterhaus ſtieg ſie abends mit dem Erkorenen den ſteilen Schloßberg hinauf in die beſcheidene, notdürftig eingerichtete Wohnung.

Wenn der Schulmeiſter verborgene Vorzüge und Liebenswürdigkeiten hatte, die die blinde Liebe ſeiner ſchönen Braut erklärten, ſo waren ſie ſehr verborgen. In den Augen der Welt blieb er nach wie vor ein rechtſchaffener, geſchickter Mann, aber unwirſch, hitzig und eigenſinnig; wenn er je ein Lächeln hatte, ſo mußte er es für ſeine junge Roſe allein, ganz allein geſpart haben.

Aber auch Eva blieb dieſelbe; nur ſchöner und fröhlicher ſchien ſie alle Tage zu werden, ein liebliches Wunder, mit unverwüſtlicher Geſundheit, mit der ſeltenſten Fähigkeit, glücklich zu ſein, begabt. Singend arbeitete ſie vom Morgen bis zum Abend, lächelnd ertrug ſie die mürriſche Laune des Gatten; ſie erlaubte ſich höchſtens, wenn er mitten im ſchönſten Knurren war, ſachte aus dem Zimmer zu ſchlüpfen. War das Gewitter zu Ende, ſo ſtreckte ſie dann lachend den Kopf wieder herein: „Gelt, Alter, allein zanken iſt auch ein Geſchäft?“ Wie ſpielend beſtellte ſie die ſteilen, ſteinigen Beete ihres „Bergs“, trug immer jeden Tropfen Waſſer, jedes Stückchen Holz, jedes Lebensbedürfnis die ſteilen Treppen herauf, eine halsbrechende Arbeit, zumal im Winter bei Schnee und Eis! Sie wußte ihr kleines Reich, die Stübchen mit den paar alten zuſammengekauften und geſchenkten Möbeln, in der ſauberſten Ordnung zu erhalten, ſelbſt dann noch, als der Kinderſegen ſich ohne alle Rückſicht auf die jährlichen ſechzig Thaler in erſtaunender Weiſe mehrte: — Knaben und Mädchen untereinander kamen, alle ſchön, blondlockig und rotbackig, belebten die kleine Wohnung, ergötzten die Mutter und ärgerten den Papa.

„Wie der Pelzmärte und das Chriſtkind“ blieb das ſeltſame Paar fortwährend anzuſchauen.

Als zum ſechzehntenmal Evas Hochzeittag wiederkehrte, bettete man das neunte Kindlein in die alte Wiege, in der Evas Großmutter ſchon den erſten Lebenstraum geträumt, und die

die Stiefmutter großmütig ausgeliefert, weil keine denkbare Möglichkeit war, ſie ſelbſt noch gebrauchen zu können.

Neun Kinder und ſechzig Thaler für ein Jahr von dreihundertundfünfundſechzig Tagen! Und Eva lächelte doch noch dem neuen Ankömmling entgegen, ſo liebevoll wie einſt dem erſten. Da lag ſie auf dem ſchmalen reinlichen Lager in der kleinen Kammer und ſchaute in der glückſeligen Mattigkeit einer jungen Mutter mit ihrem alten lieblichen Lächeln auf das Kindlein, das faſt eingehüllt war von dem Schleier ihrer aufgelöſten goldnen Haare. Draußen aber in der Wohnſtube ſtand der Schulmeiſter und ſah den eben gedeckten Tiſch an. Neun Teller und die eine Schüſſel mit dem ſpärlichen Mahl! So ganz konnte man ihm den unterdrückten Seufzer, das gelinde Knurren nicht verdenken, mit dem er von dem Bette ſeines ſchönen, glücklichen Weibes weggetreten war.

Und doch wuchſen und gediehen die Kinder bei Mehlſuppe und Brei von Ziegenmilch. — Außer dem Nebenerwerb der flottbezahlten Muſikſtunden à ein Batzen und dem Notenſchreiben erhielt der Schulmeiſter, wie ſchon bemerkt, für ſeine Leiſtung als Gehilfe des Organiſten eine Beſoldung von zwölf Thalern, — immerhin eine ſchöne Zubuße! Die Buben wuchſen auf unter dem Sonnenſchein des klaren Mutterangeſichtes, unter dem Sturm und Regen der väterlichen Püffe und Schelten. Auch der Mutter wuchs allmählich eine Hilfe heran in dem älteſten Töchterlein Luiſe.

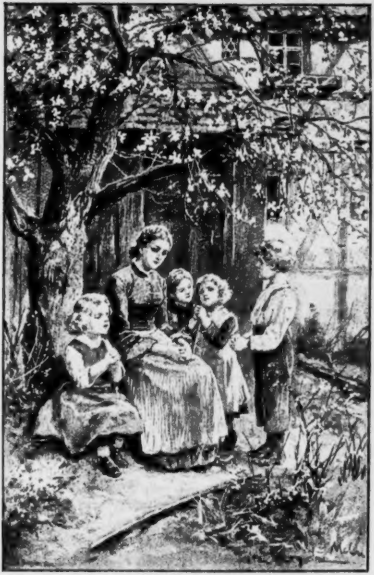
Es war ein eigentümliches Kind, dieſe Luiſe, von ſtillem und ſinnigem Weſen, „gar nicht wie die andern,“ meinte die Mutter oft kopfſchüttelnd, obſchon ihr die ſtille Weiſe dieſes Kindes inmitten des Lärms der andern wohlthun mußte. Der Mutter reiches Goldhaar hatte Luiſe wohl geerbt, nicht aber das ſtrahlende Lächeln und die glänzend ſchwarzen Augen. Ihre blauen Augen blickten ſo ſtill und ernſt, aufmerkſam auf den Wink der Mutter, auf jedes Bedürfnis der Geſchwiſter; aber daneben hatte das Kind eine Welt für ſich, in die keines der Ihrigen recht hineinſchauen konnte. So gar ſtill, wie in tiefen

Traum verſunken, ſaß ſie oft an der Wiege des Kleinen oder mit der Arbeit draußen unter dem alten Apfelbaum, dem Stolz der Familie, der einen Teil des „Berges“ beſchattete.

Dem Vater, obwohl ſie Ernſt und Stille mehr von ihm zu haben ſchien, war ſie ganz fremd und unverſtändlich, vielleicht eben weil ihre ſanfte Ruhe wie ein ſtiller Vorwurf für ſein heftiges, unwirſches Weſen war; trotz des beſten Willens konnte ſie ihm nie etwas zu danke machen. Die Mutter hatte das Kind lieb, wie ſie alle lieb hatte; aber ihrem klaren, heitern, durch und durch praktiſchen Sinne widerſtand Luiſens träumende Weiſe. Sie fühlte keine Sympathie für ſie, und das immer bereite Lächeln, mit dem ſie dem größten Unfug der Kleinen noch zuſehen konnte, ſchwand, wenn ſie in das ernſte Angeſicht, in den tiefen Blick des Kindes ſah, der ihr ſtets ein gewiſſes Unbehagen erregte.

Die Geſchwiſter aber, groß und klein, hingen mit voller Seele an ihrer Luiſe. Sie konnte ſo ſchöne Sträußchen binden, ſo herrliche Kränze flechten aus dem magern Ertrag des Berges, aus geſammelten Feldblumen; ſie konnte abends im Dämmerlicht mit ihrer leiſen Stimme ſo wunderbare Märchen erzählen; ſie konnte ſo ſanft tröſten und die Thränen trocknen, wenn der Vater gar ſo rauh geweſen und die Mutter nur lachend den leidigen Troſt wußte: „Ach was, das thut dir nichts; haſt's diesmal nicht verdient, ſo iſt's ein andermal.“

Mit Hilfe Chriſtophs, des älteſten Bruders, hatte Luiſe unter dem Apfelbaum eine Raſenbank gemacht und Veilchen und Reſeden darum gepflanzt; da ſaß ſie denn am Feierabend beim Betglockenläuten mit gefalteten Händen und ſchaute in den blauen Himmel. Wenn der Vater kam, ſprang ſie erſchrocken auf und faßte auf gut Glück irgend eine Arbeit an; die Mutter that, als ſehe ſie es nicht. Die kleinen Geſchwiſter aber kamen ſachte herzu; denn das war die Stunde, wo Schweſter Luiſe ihnen vom lieben Gott erzählte! — Die Mutter fand dazu keine Zeit, und der Vater meinte, er ſchulmeiſtere genug den ganzen Tag, abends wolle er Ruhe. — Dann faltete ſie ihnen



Dann faltete ſie ihnen die kleinen Hände und lehrte ſie ſchöne Gebetlein.
(S. 152)

die kleinen Hände, lehrte ſie ſchöne Gebetlein und ſagte ihnen von dem Himmel und den ſeligen Engelein. Und die Kinder wollten immer noch viel mehr wiſſen: Wie groß denn eigentlich die Welt ſei, auf der der Berg liege, und ob der liebe Gott auch unten hinunterſehe, wenn die Welt eine runde Kugel ſei? Was wohl die Engelein für Kleider trügen, weiße oder goldige? Und ob ſie denn nicht fallen, wenn ſie ſo auf den Wolken herumſteigen müßten? Das allein wollten ſie der Schweſter nicht glauben, daß das Singen und Harfenſpiel der Engel im Himmel noch ſchöner klinge, als die große Orgel, wenn ſie der Vater am Sonntag ſpiele.

So wurde Luiſe fünfzehn Jahre; die älteren Brüder waren alle draußen. Schulmeiſter ſollte keiner werden; das war des Vaters unabänderlicher Wille, als ob es in keinem andern Stande möglich wäre, ein kleines Einkommen und neun Kinder zu haben! Der eine war in der Lehre bei einem Muſikus, der andre bei einem Kaufmann, der dritte bei einem Buchbinder. Evas verſchmähter Gatte, der ſtattliche Herr Raidwanger, der längſt eine vermögliche Witwe geheiratet, aber kinderlos war, hatte ſich in ſeltener Großmut erboten, einen ihrer Jungen unentgeltlich in die Lehre zu nehmen. Wollte aber der Vater keinen Schulmeiſter, ſo wollte Eva keinen Schneider; Buchbinder hingegen erſchien ihr als ein ſehr anſtändiges Gewerbe.

Luiſe war ſtiller und ernſter als je, ſeit das Jüngſte, ihr Liebling, ihr Pflegling hinausgetragen worden war, und draußen auf dem Kirchhof unter einer blumigen Decke ſchlief, wo ſie ihm kein Wiegenliedlein mehr ſummen durfte. Mehr und mehr fühlte ſie ſich allein in der Heimat, und wenn ſie nach der Dämmerſtunde vom Apfelbaume hereinkam, ſah man beim Licht der kleinen Lampe oft Thränen in ihren Augen glänzen.

Nur eine Stätte fand das ſtille Kind, wo ſie ſich ſo recht am Platze fand, und das war eine trübſelige, freudloſe, ungute Stätte für jedes andre Auge; es war der hölzerne Schemel zu den Füßen des Lehnſtuhles in dem kleinen Häuschen, wo ihr Großvater, der alte Schuhmacher, ſeine gebrechlichen Glieder ausruhen ließ. Dieſer Lehnſtuhl und der Schemel in der Ofenecke war ihr eine Heimat des Friedens, unerreichbar ſelbſt für das Keifen und Schelten des unholden Weibes, die nicht genug ſchimpfen und klagen konnte über den alten Faulenzer, der ſein Brot mit Sünden eſſe.

Der Schuhmacher hatte nur einen Troſt, nur eine Zerſtreuung, nur eine Freude, den Troſt derer, die mühſelig und beladen ſind, — die Bibel, und Luiſen that ſich in den wenigen Stunden, die ihr zur Pflege des Großvaters vergönnt waren, eine Welt auf, in der allein ihre ſtillen Gedanken eine Heimat fanden.

Die Mutter freilich kam oft zum Großvater und bat ihn, „das Mädchen nicht noch zu beſtärken in dieſem duſeligen Weſen; ſie wiſſe wahrhaftig nicht, was ſie wolle, es thue ihr ja niemand was zu leide.“ — „Laß ſie gewähren!“ bat der Vater die Zürnende, die mit ihrem Kleinſten ihren heitern Sinn verloren zu haben ſchien, -- „ſie hat ein gutes Teil erwählt.“

Minder nachſichtig aber als die Mutter waren die Baſen, Evas Schweſtern, die zwar ihre ſchweſterliche Teilnahme bis jetzt nur in Klagen und Schimpfen über Evas unendlichen Kinderſegen dargelegt hatten, ohne daß ſie etwas zu ihrer Erleichterung gethan.

„Das Mädchen müßte mir aus dem Hauſe,“ entſchieden ſie, als Luiſe bald ſiebzehn war. „Dir wächſt die Marie heran; die Luiſ' ſoll in ein rechtes Geſchäft, wo ihr das duſelige Weſen vergeht und wo ſie etwas verdient; im goldenen Löwen ſucht man ein Stubenmädchen, da ſoll ſie ſich melden.“

Luiſe wurde dort gern angenommen. Trotz ihrer Jugend ſchien ſie ſehr geſetzt, war ſo hübſch, ſo nett gekleidet, in dem kinderreichen Haus gut hergeſchult, und die Sauberkeit und Ordnungsliebe der Schulmeiſterin war ſprichwörtlich.

Sie hatte daheim nie viel Lärm gemacht und doch war es, als ſei ein Licht im Elternhauſe erloſchen, ſeit das ſtille Kind fort war. Der Schulmeiſter knurrte, näſelte und prügelte nach wie vor, nur ein bißchen mehr, unten in ſeinem Reich. Die

Mutter wuſch, ſäuberte und ſchaffte oben nach wie vor, nur ohne Singen. — Schweſter Marie und drei kleine Blondköpfe trieben in dem kleinen, ſaubern Gemach ihr Weſen wie ſonſt auch, — aber es war doch anders geworden; die Geige hing mit drei Saiten an der Wand, das heiſere Klavier war verſtimmt und knurrig wie ſein Herr.

Wenn Luiſe zuweilen abends kam und den Kindern einen Leckerbiſſen aus dem Wirtshaus brachte, ſo kehrte die Freude wieder bei dieſen ein; die Mutter ließ ſie dann gern in der Schweſter Obhut, um nach dem alten Vater zu ſehen, deſſen freudloſem Hauſe ein dunkler Gaſt nahte.

Die Stiefmutter ſtarb, und jedermann beklagte den alten Mann nur deshalb, daß ſie nicht ſchon zehn Jahre früher geſtorben ſei; jetzt helfe es ihm nichts mehr. Die beigebrachten Söhne des böſen Weibes brachen wie Geier in die Wohnung ein, machten auf alles ihr Eigentumsrecht geltend, ſo daß dem alten Manne nichts blieb, wo er ſein Haupt in Frieden betten konnte.

„Komm du mit mir, Großvater!“ bat Luiſe, die gekommen war, nach ihm zu ſehen, und die den alten Mann mit gänzlich gebrochener Kraft in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend fand, wo er ſchweigend alles geſchehen ließ: „komm zur Mutter! die verläßt dich nicht, und ich will doppelt arbeiten, daß es deinem Alter nicht fehle.“

Einen langen, langen, mühſeligen Weg gingen die beiden, der alte Mann auf das junge Mädchen geſtützt, bis ſie endlich hinaufkamen zur Wohnung des Schulmeiſters und eintraten in die kleine Kammer, wo Eva, nicht mehr die rotwangige, blühende Eva, ſchon im Schlaf lag und der Schulmeiſter noch Noten ſchrieb.

War Luiſen wohl bang geweſen, wie der Vater aufgenommen werde daheim? Dann hatte ſie den Eltern unrecht gethan. „Der Vater, Eva!“ rief der Schulmeiſter, und Eva, die den leiſen Schlaf hatte, der ſich an Kinderwiegen lernt, ſprang auf, und als ſie den alten, müden Vater erkannte, fiel ſie ihm laut weinend um den Hals und führte ihn auf ihr eigen

Lager, wo ſie ihn mit ſorgſamer Hand entkleiden half und warm bettete.

Lang und tief war der Schlummer des alten Mannes, ſo lang, daß ſie alle glaubten, es ſei ſein letzter; als er aber endlich wieder aufwachte, da war ein ſeltſamer Wandel mit ihm vorgegangen.

Die letzte Vergangenheit, all die Trübſal ſeiner ſpäteren Jahre ſchien weggewiſcht aus ſeinem Sinn; lächelnd tändelte er mit den Enkeln, die, erfreut über etwas Neues, verwundert des Aehnes Bett umſtanden, gab Eva freundlich kurze, abgebrochene Antworten im Tone eines Kindes: er war wieder zum Kinde geworden.

Sein alter Lehnſeſſel war faſt das einzige, was ihm die Kinder von ſeinem Beſitztum retteten. Da ſaß er denn, zufrieden und vergnügt wie ein Kind, vom Morgen bis zum Abend. — War ſein Geiſt, der rechte, lebende, fühlende, bewußte Geiſt der Erde ſchon entrückt, oder lag er in tiefem Schlummer verwahrt bis auf den Tag des ewigen Erwachens?

Luiſe war zuerſt troſtlos, als ſie den verehrten Großvater ſo wieder ſah; ruhiger nahm es die ſonſt ſo lebhafte Eva, mürriſch, wie alles, der Schulmeiſter hin; doch fand er es natürlich und ſelbſtverſtändlich, daß der Vater bei ihnen blieb; daß in der Ecke, wo ſonſt die Wiege geſtanden, nun der Lehnſtuhl ſtand mit dem alten Kinde.

Die Schweſtern hielten es denn doch für ihre Schuldigkeit, etwas zum Unterhalte des alten Mannes beizutragen, und Luiſe fand in ihrer kindlichen Liebe die Energie, die ihr ſonſt gefehlt. All ihren Verdienſt brachte ſie der Mutter für den Großvater; jede freie Stunde, die andre Mädchen auf Tänze oder Spaziergänge führte, brachte ſie bei ihm zu, ſang ihm ſeine Lieblingslieder, ſagte ihm die Sprüche und Geſänge, für die er noch ein halbes Verſtändnis bewahrt hatte, hätſchelte und pflegte ihn, wie es ihm ſo wohl that.

Aber bleicher und bleicher wurde das Mädchen, und ihr ſonſt ſo ſtilles Weſen zeigte eine ſeltſame, haſtige Befangenheit.

Das bemerkte freilich nur die Mutter, und dieſe kaum. Sie, die die Tochter nie verſtanden, hielt auch dieſe Veränderung wieder für eine von den „ſeltſamen Launen“ des Mädchens, die man ihr baldmöglichſt aus dem Kopf bringen müſſe, und als Luiſe ſie einſt mit Thränen bat, ſie vom Gaſthof wieder heimzunehmen, wurde ihr Anſinnen kurz und trocken abgewieſen. Mit ſchwerem Herzen und naſſen Augen ſah Luiſe zu dem kindiſchen Großvater hinüber; der hätte ſie verſtanden, wo Vater und Mutter ſie verließen.

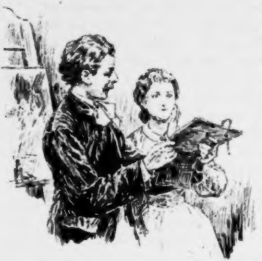
* * *

Im goldenen Löwen war ſeit einigen Wochen ein junger Maler eingezogen, der die ſchöne, noch wenig bekannte Gegend für ſeine Mappe ausbeuten wollte. Luiſe war im Dienſt je und je auf ſein Zimmer gekommen. Sein freies, fröhliches Weſen hatte allmählich ihre Schüchternheit beſiegt; bewundernd ſchaute ſie ſeine Skizzen an, aus denen ſie erſt ihre Heimat kennen lernte; ſie ſelbſt, das arme Kind, war ja kaum eine halbe Stunde weit vom Städtchen gekommen; gern lauſchte ſie den Erzählungen von ſeinem heitern Wanderleben. — In ihr mühevolles, arbeitſames Leben fiel es wie der bunte Schimmer einer Märchenwelt; es regte eine Fülle von Gedanken und Träume in ihr an, die ſie verbarg wie einen heimlich gefundenen, köſtlichen Schatz.

Und als der Maler länger und länger verweilte und die Gegend immer reicher und ausgiebiger fand, als er ihr abends manchmal ein Liedchen ſang zu ſeiner Guitarre, als er leiſe, ſüße Worte in ihr Ohr flüſterte — o wie wunderbar und ſchön war da das Leben und die Welt und die Zukunft!

Luiſe war ein einfaches Kind, gar ſtill und ſittig erzogen; ſie wußte nichts andres, als daß, der ſie liebe, ſie auch als Weib heimführen wolle; — freilich kam es ihr als eine unerhörte Herablaſſung vor: er, der ſchöne, begabte Künſtler, ſie das arme, ſchlichte Kind, ſo einfach, ſo unwiſſend! Und doch, er ſelbſt hatte ihr ja geſtanden, daß er arm ſei und armer

Leute Kind: er ſelbſt hatte oft geſagt, wenn ſie mit ihrer zierlich ordnenden Hand Licht brachte in das Chaos ſeiner kunterbunten Malerwirtſchaft, wie lieblich es ſein müſſe, ſo ein ſorgſames Weibchen daheim ſchalten und walten zu ſehen: — und war der Vater, der ſo herrlich die Orgel ſpielen konnte, nicht auch etwas wie ein Künſtler? war der Rangunterſchied zwiſchen einem Maler und einer Schullehrerstochter ſo gar groß? So füllte ſie in Gedanken allmählich die Kluft aus, die ſie von dem Geliebten trennte: ein Leben der Arbeit, der Armut, der Entbehrung fürchtete ſie nicht: ſie malte ſich ein kleines, zierliches Häuschen aus im Grünen, wo ſie ordnen und walten durfte, und alles freundlich bereit halten für den Geliebten, bis er heimkehrte von ſeinen Wanderzügen.



Die Träume des guten Kindes waren nicht alle die lautere Poeſie: ſie träumte nicht nur von goldenen Frühlingsmorgen und ſtillen Mondnächten an der Seite des Teuren, ſie dachte auch recht mit Genuß an ſelbſtgeſponnene Leinwand, mit der ſie dem mangelhaften Weißzeug des Malers aufhelfen wolle, das längſt ein Dorn in ihrem ſorgſamen Auge war: an heimliche Arbeit, aus deren Erlös ſie ihm ſeine Leibgerichte verſchaffen könne. Ach, welch' reiche Welt drängte ſich in die wenigen Minuten, die ſie ſich gönnen durfte für ihre Träume!

Und als ſein Werben dringender ward, ſeine Worte glühender und bedeutſamer — da gab ſie die unſchuldigen Gedanken ihres Herzens kund und meinte tieferrötend, mit niedergeſchlagenen Augen: „Der Vater werde am Ende die Heirat ſchon zugeben ...“ Die Verlegenheit des Künſtlers, die flüchtigen, halb ſcherzhaften Worte, „daß ein Wandervogel, wie er, noch lange nicht daran denken dürfe, ſein eigen Neſt zu bauen“; — das erneute Dringen und ſüße Flüſtern, „daß es auch eine Liebe gebe um der Liebe willen, ein heimlich verborgenes Glück, um das Vater und Mutter nicht zu wiſſen brauchten“: — das öffnete ihr die Augen, und ſie ahnte, wie er's gemeint.

Mit einem unſäglich traurigen Blick aus ihren tiefen Augen machte ſie ſich los von dem Arm, der ſie feſthalten wollte, und ſagte leiſe, trüb ihr Köpfchen ſchüttelnd:

„Wie Sie das meinen, weiß ich nicht; aber eine Liebe, die Vater und Mutter ſcheuen muß und das helle Tageslicht, die muß ſich auch fürchten vor dem heiligen Auge Gottes.“

Und ſie eilte in ihr Kämmerlein und weinte und weinte; ihr war, als ob ſie ſich tot weinen möchte.

Und die Liebe ſtarb doch nicht; eins der tauſend ungelöſten Rätſel des Frauenherzens! Sie konnte innerlich doch nicht von ihm laſſen, obgleich ſie ein Grauen empfand vor ſeiner Liebe; ein um ſo tieferes, je mehr ſie ahnte, daß dieſe Liebe, ſündhaft wie ſie in ihren Augen war, doch einen Bundesgenoſſen fand in ihrem eigenen Herzen.

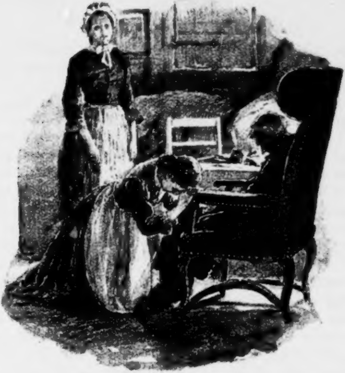
Der Maler fühlte ſich durch den ungeahnten Widerſtand des Kindes, das er für ſo leichte Beute gehalten, nur mehr gereizt. Ihre Unſchuld, ihre Trauer rührten ihn, aber nur als eine zufällige, anmutige Erſcheinung; ihr heiliges Gefühl für Sitte war eben auch ein Standpunkt, der überwunden werden mußte. Leichter Sinn, leichter Umgang und das Evangelium von der Emanzipation des Fleiſches hatten in ihm längſt jenes Gefühl untergraben; — jetzt, gerade jetzt erſt mußte das Kind gewonnen werden. Vielleicht — das wußte er freilich noch nicht — aber vielleicht, wenn ſich's thun ließe, belohnte er dann erſt ſpäter noch ihre Hingebung und führte ſie heim.

Luiſe rang mit ihrem Herzen und betete — und lauſchte dazwiſchen auf die Tritte des ſpät heimkehrenden Malers; ſie bat ihn abzureiſen — er blieb lachend; ſah er doch an ihrer angſtvollen Bitte, wie gefährlich er ihr war. Luiſe hatte von jeher zu viel, zu tief in ihrer Traumwelt gelebt; zu wenig eine Brücke geſucht, die ſie mit dem wirklichen Leben verbunden; zu wenig ſich bemüht, ſich mit der Mutter recht zu verſtändigen: darum ſtand ſie jetzt auch ſo allein mit ihrem ſchwachen Herzen, darum hatte dies Herz eine ſolche Gewalt über ſie, ſelbſt über ihre Gebete.

In dieſer Zeit, wo ſie kein Heil mehr ſah als die Flucht, hatte ſie zum erſtenmal die Mutter gebeten, ſie heim zu nehmen, und war abgewieſen worden. Bei der Wirtin, die eine etwas rohe, aber rechtſchaffene Frau war, konnte ſie ſich nicht entſchließen, Hilfe zu ſuchen. Sie hätte geradezu den Maler anklagen müſſen, vielleicht ſeine ſchimpfliche Ausweiſung aus dem Hauſe veranlaßt — denn ſehr großes Gewicht legte man nicht auf dieſen Gaſt: — das konnte ſie nicht. Und doch fühlte ſie mehr und mehr ihren klaren Sinn, ihre heiligen Vorſätze umnebelt und verdüſtert wie in ſchwüler Gewitterluft; ſie wußte auch, daß der Maler kein Mittel ſcheuen würde, ſie zu gewinnen: — da eilte ſie noch einmal in banger Flucht vor ihm, vor ihrem eigenen Herzen ſpät abends die ſteile Schloßtreppe hinauf. Sie wollte verſuchen, in dem kindiſchen Großvater, der ſie ſonſt ſo gut verſtanden, ein Verſtändnis ihrer Lage zu erwecken, und mit ſeiner Hilfe die Mutter bewegen, ſie heim zu nehmen.

Sie öffnet raſch die Hausthür; in der Wohnſtube iſt kein Licht. Da — in der Schlafſtube ſitzt der Großvater im Lehnſeſſel; aber er ſitzt unbewegt, die weinende Mutter, die Muhmen, die Enkelein, die jammerten um ihren alten, grauen Spielgefährten — der Großvater iſt tot! Mit einem Jammer, der den Muhmen übertrieben ſchien um den alten, kindiſchen Großvater, warf ſich Luiſe vor der Leiche auf die Kniee und legte ihr weinendes Haupt auf ſeinen Schoß. „Nun, nun,“ meinte Tante Marie, „der liebe Gott hat's wohl mit ihm gemacht; er war ein braver Mann und hat nicht viel Gutes auf der Welt gehabt; du brauchſt nicht ſo erbärmlich zu klagen, Luiſe, du haſt deine Schuldigkeit an ihm gethan.“

„Kommt jetzt herunter, Kinder, in die Schulſtube!“ ſagte die Mutter, „hier können wir doch nicht bleiben; komm mit, Luiſe!“



Luiſe kam nicht mit. Ihr war, als ſei bei dem Toten da ihre einzige ſichere Heimat auf Erden; ſie blieb auf den Knieen vor ihm liegen, wie ein müdes Kind.

Lange nachher kam die Mutter und rüttelte ſie: „Luiſe, liegſt ja da ſelber wie tot; das kommt von dem übertriebenen Weſen. Mach, daß du hinunter kommſt! der Wirt hat geſchickt, die Frau iſt ja verreiſt; der Wirt muß den Abend noch fort zu ſeinem kranken Sohn; die Mägde ſind bei der Wäſche, und ſo iſt niemand für das Haus da als du; ſpute dich!"

„Laß mich hier, Mutter!" bat Luiſe, „laß mich wachen bei dem Großvater!"

„Was fällt dir ein, Mädchen? Der Tote braucht dich nimmer, drunten biſt du nötig bei den Lebendigen. Gerade diesmal, wo die Frau verreiſt iſt, kannſt du zeigen, daß du ihr was nütze biſt."

„Mutter, behalte mich da, gerade heute nacht, behalte mich ganz!" bat das Mädchen wieder, ſich ein Herz faſſend; „du weißt nicht," fügte ſie zögernd hinzu, „von was ein armes Mädchen bedroht ſein kann."

„So, ich weiß nicht?" fragte die Mutter ärgerlich, ſie, die nur Einen Kampf im Leben gekannt, die Flucht vor dem ungeliebten Manne, die ſonſt mit kühlem, hellem Sinn in der rätſelhaften, unerſchütterten Liebe zu dem unſchönen Manne durchs Leben gegangen war.

„Das ſind mir die Rechten, die immer in Gefahr ſind! Einem rechtſchaffenen Mädchen kann kein Menſch nichts anhaben; ſelbſt wenn es ein Prinz iſt, der dir Unrechtes zufügen will, ſo gibſt du ihm eine tüchtige Ohrfeige und biſt in deinem guten Recht. Was Gefahr! Ich bin auch jung geweſen und vielleicht ſchöner als du. Aber das iſt dein überſpanntes Weſen, wie meine Schweſtern immer ſagen; mach nur, daß du fortkommſt! Im Löwen wartet man auf dich; geh, ich muß ja ſonſt nach dem Vater rufen!"

Luiſe ging. Noch einmal ſah ſie bange in das blaſſe Geſicht des Toten. „Es iſt wahr, du brauchſt mich nun nicht mehr," ſagte ſie leiſe. „Gut' Nacht, Mutter!"

Sie ging, und der Mutter war es, als ſolle ſie ihr nacheilen und ſie wieder holen, aber unten rief man ſie. — Sie war nicht gewöhnt, dunklen Gefühlen nachzuhängen, ſie ging zu ihrem Mann und den Kindern.

Luiſe ging hinunter, nicht die Treppen: leiſe, langſam ging ſie hinab die breite Straße. Es war eine laue, mondhelle Sommernacht, ſüßer Duft ſtrömte aus den Gärten am Wege; da und dort ſah man in einer Ecke des wenig betretenen Wegs ein junges Pärchen in geheimnisvollem Flüſtern ſtehen. Die Stadt lag ſtill, im klaren Mondlicht glänzte unten der See. — Luiſe ging weiter mit leiſe bewegten Lippen und gefalteten Händen.

* * *

Der Morgen ſteigt ſo eigen auf über einem Hauſe, wo ein Toter ruht. Wo nicht ein ſchlafloſes Auge die Nacht verweint hat, da erwacht man aus dumpfem Schlummer wie mit dem Gefühl einer ſchweren, noch unverſtandenen Laſt auf der Seele, bis uns das klare Bewußtſein des tiefen Leides aufdämmert, das uns geſchehen.

Zu dem alten Mann im Schulmeiſterhäuschen war der Tod als ein guter Bote gekommen, und ein friedliches Bild beleuchtete die klare Morgenſonne. Die Schulmeiſterin ſelbſt hatte den Vater bekleidet mit einem reinen weißen Hemd und ſeine Hände zuſammengefaltet. So lag er auf ihrem Bette wie ein Schlafender; ſie ſelbſt hatte in ſeinem Kämmerlein oben geſchlafen.

Still umſtanden Mutter und Kinder den ſtillen Toten. Da ſtieg es langſam, langſam, mit ſchweren Tritten die ſteile Treppe herauf. Unbeweglich, wie gebannt, lauſchten ſie oben dem unheilverkündenden Tritte: ſo konnte nichts Gutes kommen!

Es waren drei Männer, die eintraten, ſchweigſam, feierlich, mit einer ſtarren, verhüllten Geſtalt, die ſie leiſe, ſachte niederlegten auf das Bett neben dem toten Greiſe. In entſetzlicher Angſt riß Eva die Hülle von der lebloſen Geſtalt: — es war Luiſe, ihr Kind, die da lag ſtille und friedſam, wie mit einem leiſen Lächeln. Im See unten hatte ſie Schutz geſucht und Frieden; ein Vaterherz, das ſie aufnehme, wo Vater und Mutter ſie allein gelaſſen in dem ſchweren Kampf; Frieden und einen reinen Tod!

Niemand hätte wohl geahnt, was das ſtille Mädchen in den Tod getrieben, wenn nicht der Maler ſelbſt in der erſten gewaltigen Erſchütterung, eh' er hinauszog über die weite Erde wie Kain, ſeine eigene Schuld verraten hätte.

Da ward denn eine Weile viel geredet von dem Kinde, von dem im Leben niemand viel gewußt; ſie ward geprieſen und beſungen als eine Märtyrin der Unſchuld und faſt zur Heiligen erhoben.

Der Geiſtliche aber, der ein Gebet ſprach an ihrem Grabe, legte ihr Leid und ihren Irrtum an das Herz des barmherzigen Hohenprieſters, der da richtet, nicht nach der That, die vor Augen liegt, wohl aber nach des Herzens innerſtem Wollen.

Die Jungfrau ruht in demſelben Grabe mit dem Greis, wie beider Angeſicht derſelbe Strahl des Friedens verklärte, der alles Leid überdauert. Die Geſchwiſter haben die Veilchen und Reſeden darauf gepflanzt, die ſonſt unter dem alten Apfelbaum geblüht. Die Mutter aber hat niemand mehr lächeln ſehen.

Zwei Namensſchweſtern.

I.

Fränzchen Sebaſtiani.

Hiſtoriſche Erzählung.

Alles wiederholt ſich im Leben! Trotz der unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit der menſchlichen Geſchicke trifft ſich zuweilen in ganz verſchiedenen Zeiten und Lagen eine wunderbare Aehnlichkeit der innern Prüfungen und Lebensaufgaben, die denn freilich oft in ſehr verſchiedener Weiſe gelöſt werden.

So fand ich auf zufälliger Wanderung durch das Gebiet vergangener Tage zwei Frauen gleichen Namens. Jede hat auf ihrem eigentümlichen Lebensweg die gleiche Klippe getroffen; der Ausgang aber iſt bei beiden ein ſehr verſchiedener geweſen. Ich gebe ihr Bild, ſo wie ich es gefunden; wenn in der Darſtellung der zweiten Franziska manches wiederholt iſt, was ich in einer früheren Skizze erzählt, ſo war es nötig, um ihr Bild vollſtändig zu geben.

Glücklich, wem vergönnt iſt, in goldner Sommerzeit die blühenden Rheinlande zu bereiſen! Ich habe dies Glück noch nicht genoſſen, und ich freue mich deshalb, daß ſie ſo vielfach, ſo anmutig beſungen, ſo gründlich bereiſt und beſchrieben worden ſind; ich darf darum auch hoffen, es werde dem freundlichen Leſer noch leichter als mir ſelbſt werden, ſich auf den Schauplatz der einfachen, wahren Geſchichte zu verſetzen, die ich einem gelehrten Forſcher gern nacherzählen möchte.

Am Fuße des Berges, den die ſtattliche Feſtung Ehrenbreitſtein krönt, zieht ſich ein tiefes, romantiſches, mühlenreiches

Thal hin. Wie viel ſchöne Müllerinnen dort ſchon gehauſt und die Augen neugieriger Touriſten entzückt haben, weiß ich nicht. Eine aber, der vor Zeiten zwei dieſer Mühlen zu eigen waren, ſteht mir als ein liebliches, wehmütiges Bild vor der Seele; ihr Name war Fränzchen Sebaſtiani.

Ihr Vater, der Landrentmeiſter Sebaſtiani, war ein ſehr ſtattlicher Herr. Von einem untergeordneten Schreiberdienſt hatte er durch Fleiß und Talent ſich zu ſeiner jetzigen, ziemlich bedeutenden Stelle erhoben, und er ſchätzte dieſe Stelle nicht nur nach ihrer Bedeutung an ſich, ſondern auch nach all der Mühe und Anſtrengung, die ſie ihn gekoſtet. Einem ſchlichten, bürgerlichen Geſchlecht entſproſſen, war er von jeher der Prinz der Familie geweſen. Etwas durchaus Prinzliches lag nicht nur in ſeinen Manieren, ſondern auch in ſeinem Geſchmack für zierliche Kleidung und ſtattliches Hausgerät, in der freien, fürſtlichen Großmut, mit der er lieber geben als nehmen mochte, und in ſeiner Abneigung gegen genaues Rechnen, wenigſtens in eigenen Angelegenheiten. Gleich manchen Emporkömmlingen, beſonders wenn ſie viel Selbſtgefühl zeigen, fehlte es Sebaſtiani nicht an Neidern und Feinden, nicht an Böswilligen, die prophezeiten: Hochmut kommt vor dem Fall. Er ſelbſt ließ ſich das wenig kümmern. Er hatte die Waiſe eines wohlhabenden Kaufherrn heimgeführt, richtete ſich äußerſt anſtändig und behaglich in ſeinem Hausſtande ein und ſah recht in gemütlicher Zuverſicht dem Erblühen und Gedeihen ſeines Hauſes entgegen, deſſen wohlklingenden Namen, italieniſchen Urſprungs, er ſchon als verheißungsvoll für eine ehrenhafte Zukunft anſah.

Seine Söhne ſchienen aber den Vater, ſo hoffnungsvoller und ſanguiniſcher Natur er auch war, nicht zu glänzenden Erwartungen zu berechtigen, obgleich er ihnen, zum Aergernis der Mitbürger, um teures Geld einen eigenen Inſtruktor hielt. Eberhard, der Aeltere, fand viel mehr Freude am Hantieren im Feld und Garten draußen, als an der ruhigern Beſchäftigung eines Gelehrten oder Kaufmanns, und Gottfried, der ſtete Gottfried, der that alles, was man ihn hieß; er hätte verſucht

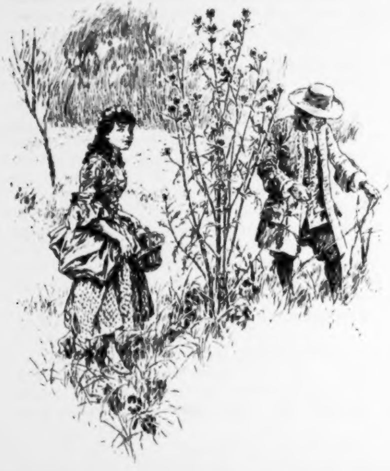
König zu werden, wenn es der Herr Vater befohlen hätte. Aber leider thut's der gute Wille nicht allein auf der Welt, wenn eine ſo gemächliche Natur damit verbunden iſt, und ſo war wenig Hoffnung, daß er es höher als zu einem gewöhnlichen Schreiber in der Kanzlei des Kurfürſten Johann Hugo bringen werde, in welche er als Lehrling eingetreten war.

Da war es denn kein Wunder, wenn Fränzchen, das einzige Töchterlein, des Vaters Stolz und Augapfel blieb, und das Beſte dabei war, daß des Kindes Weiſe ſich ſo holdſelig und freundlich zeigte, daß ihr niemand ob dieſes Vorzugs feind werden konnte, die Brüder am wenigſten, die doch zumeiſt die Zurückſetzung hätten empfinden können. Die Mutter, aus dem wohlhabenden Kaufmannshauſe an ſorgfältiges Zuratehalten des Kleinſten, an knappe, ſtrenge Sparſamkeit in den täglichen Ausgaben gewöhnt und von Natur ängſtlichen und ſorgenvollen Gemütes, ſeufzte oft, wenn dem Vater nichts reich und gut genug ſein konnte für ſein Töchterlein, das doch mit den tiefen himmelblauen Augen und den weichen, glänzend ſchwarzen Haaren am Ende im ſchlichteſten Kleid noch ſchön genug geweſen wäre; Fränzchen aber gehörte zu den glücklichen Naturen, die ſich nicht verwöhnen laſſen. Die Leckerbiſſen, die der Vater ihr mitbrachte, teilte ſie mit den Brüdern. Sie ging mit Eberhard auf die Felder hinaus und half ihm Raupen ableſen; ſie malte Gottfried zierliche Anfangsbuchſtaben auf ſeine Schreiben; ſie brachte der Mutter lachend die feinen Schürzen und zierlichen Spitzenkragen, mit denen ſie der Vater begabt. „Da, Mütterchen, nimm's, wenn du ſie gern trägſt; ſie ſind dir nur ein bißchen klein.“

„Will nur ſehen, zu was die noch beſtimmt iſt,“ dachte der Vater, wenn das Kind ſchon unter den Geſpielen ſein lockig Köpflein wie eine Königin trug. — „Schade, daß die nicht ein Knabe geworden, Herr Landrentmeiſter,“ meinte Magiſter Radius, der Fränzchen im Leſen, Schreiben und den Ziffern unterrichtet; „die hat einen Kopf zum Lernen, ſie könnte Biſchof werden!“ — „Ja, ſchade!“ ſtimmte ihm der Vater bei. „Und doch,“

dachte er für ſich hin mit feinem Lächeln, „und doch, wer weiß? Ein Mädchen kann noch über Schranken gehoben werden, die dem Manne unüberſteigbar ſind. Wer weiß?“

Fränzchen zählte bald ſechzehn Jahre. Die Mutter war ſehr geneigt, ihre Erziehung für vollendet anzuſehen und ihr die häuslichen Künſte beizubringen, die zur alten Zeit auch bei der unvergleichlichſten Anmut für unerläßlich gegolten haben. Nicht ſo der Vater. Bei den Urſulinerinnen in Metz, hatte er gehört, ſollen junge Fräulein, zumeiſt adeligen Standes, in allen, einem Frauenzimmer zuſtändigen Künſten und Wiſſenſchaften, hauptſächlich in der franzöſiſchen Sprache unterrichtet werden;



dahin beſchloß er ſein Fränzchen zu bringen. Die Mutter ſeufzte zu dieſem Plan. „Das geht über unſern Stand! Du wirſt ſehen, das thut nicht gut; ſind uns ja die Leute jetzt ſchon feind genug. Es geht nicht für unſer bürgerliches Haus.“ — „Dem Hauſe des Landrentmeiſters kann eine fein erzogene Tochter nur zur Ehre und Freude gereichen,“ ſagte der Vater ſtolz; „und weißt du denn, ob das Kind beſtimmt iſt, ſeine Lebenstage in einem bürgerlichen Hauſe zu verbringen?“ Es ging, wie es oft ſchon gegangen, wo die Anſichten der beiden Eheleute auseinanderliefen, — der gewaltige Strom ſeines Willens rauſchte über das leiſe Bächlein des mütterlichen Wunſches dahin, und das Bächlein ward nicht mehr gehört.

Und Fränzchen? O, Fränzchen war jung und leichten Herzens. Die weite Reiſe in das ſchöne Frankreich hinüber; der Aufenthalt in einem Kloſter, das immer für ſie mit dem romantiſchen Zauber bekleidet war, den das Kloſterleben, von ferne geſehen, für jede Mädchenphantaſie hat; das junge Blut, dem jeder Wechſel ein Glück dünkt: das alles lockte ſie hinaus; — ſie machte dem Vater die Reiſe gar nicht ſchwer. Nur als es an das Scheiden ging von daheim, als die Mutter wieder und wieder ſie umſchlang und in ihr Geſicht blickte, als wollte ſie es mit den Augen feſthalten: da ahnte ihr, daß ſie doch vielleicht an einem Wendepunkt ihres jungen Lebens ſtehe, und ihr Geſicht tief in das Tuch gedrückt, ſah ſie nicht die hämiſchen Blicke, mit denen die Nachbarn dem ſtattlichen Reiſewagen nachſchauten.

Aber die Welt draußen war ſchön; der warme Sonnenſchein trocknete bald die Abſchiedsthränen; es war alles ſo neu, ſo merkwürdig! Auch konnte man in Wahrheit dazumal auf einer Reiſe von Koblenz nach Metz faſt ſoviel erleben, wie heutzutage auf einer Reiſe um die Welt.

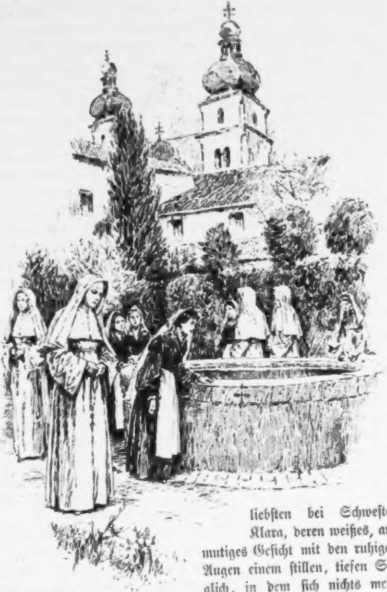
Das große, dunkle, kerkerähnliche Kloſtergebäude ſchaute aber doch das Kind etwas unheimlich an, und als die ſchweren Pforten ſich öffneten und wieder hinter ihr ſich ſchloſſen, als die kühle, kellerartige Luft ſie anhauchte und ſie die dunklen Gänge hinabſah: da hielt ſie ſich unwillkürlich feſt am Vater. Etwas wie leiſes Grauen, wie bange Ahnung zog durch das junge Herz: ſie wäre viel lieber mit dem Vater wieder zurückgegangen. Der aber tröſtete ſie mit allerlei ſchönen Verheißungen. „Gib nur acht, Kind, wie bald du hier daheim ſein wirſt, wo alle ſo gut ſind gegen dich! Du ſollſt ſehen, wie oft ich dich beſuche, und die Zeit geht unglaublich ſchnell. Im Mai nächſten Jahres wirſt du wiederkommen, und einen Einzug halten, wie eine junge Königin; die Brüder ſollen dir das Haus bekränzen.“ — „Ach ja,“ lachte Fränzchen hell auf unter Thränen; „der trutzige Eberhard und der ſtete Gottfried, das ſind mir die Rechten zum Kränze flechten!“ Und ſie überflog ſchon in Gedanken die trübſelige Kloſterzeit und ſah ſich einziehen daheim, wie eine junge Königin. — Wie gut iſt's, daß uns die Zukunft verborgen bleibt!

Das Kloſterleben war indeſſen gar ſo trübſelig nicht, wie Fränzchen ſich gedacht. Nach außen freilich ging die düſtere Mauer mit vergitterten Fenſtern, die innern Räume aber gegen den Garten waren freundlicher. Der Garten ſelbſt mit ſeinen dunklen Laubgängen, mit den zierlich gepflegten Blumenbeeten, mit dem tiefen Weiher von einer hohen Taxuswand eingefaßt, war eine kleine Welt für ihre junge Phantaſie. An Gefährtinnen ihres Alters fehlte es nicht. Die jugendlichen Zöglinge, die aus der Welt kamen und großenteils beſtimmt waren, wieder zur Welt zurückzukehren, wohnten beſonders und bildeten einen eigenen kleinen Staat, aus dem ſie nur mit geheimnisvoller Scheu hinüber blickten in die ſtille Welt der Nonnen, wenn ſie die weißen Geſtalten langſam in leiſem Geſpräch in den Laubgängen wandeln ſahen, oder noch tief um Mitternacht die feierlichen Töne ihres Geſanges aus der Kloſterkirche herüber vernahmen.

So hatte Fränzchen bald das Heimweh verloren, wenn ſie auch nie der lieben Heimat vergaß. Sie freute ſich der Lehrſtunden, wo ſie mit ihrem leicht erfaſſenden Geiſt bald bei den guten Nonnen für ein kleines Wunder von Talent galt; ſie freute ſich auch der Arbeitsſtunden, wo unter Anleitung der Schweſtern jene wunderbar zierlichen Schöpfungen unter ihren feinen Fingern hervorgingen, die heute noch als Kloſterarbeit in allen Landen geſchätzt und bewundert werden: jene buntfarbig mit Goldfaden und Seide geſtickten Bildchen; Schneckenhäuſer, daraus Kloſterfrauen oder geiſtliche Herren hinter Glasſcheiblein hervorſchauen; phantaſtiſch gekleidete Wachspüppchen; alle die Spielereien, die den Kloſterfrauen zum Erſatz dienen müſſen für den Wechſel und farbigen Schmuck des Lebens, dem ſie entſagt haben. Und die Herrlichkeit, wenn die langſame Uhr im großen Saale das Ende ſchlug der Lehr- und Arbeitsſtunden, und die junge Schar züchtig und ſittig abzog in den Garten, wo ſie in ungehinderter Fröhlichkeit endlich die quellende Lebenskraft durfte ausſprudeln laſſen!

Schön auch waren die Dramen aus der Legenden- und Heiligengeſchichte, welche die Mädchen zu feſtlichen Zeiten aufführen durften und die wochenlang ihre Phantaſie in Anſpruch nahmen; die vielen Heiligenfeſte, zu denen ſie Kloſter und Kirche bekränzten: — nein, es fehlte nicht an innerem Leben unter der ſtillen Hülle dieſer klöſterlichen Schule.

Fränzchens Heiterkeit hatte nie etwas Lärmendes. Wie fröhlich ſie ſich auch tummeln konnte mit den Genoſſinnen, die ſtille Welt ihrer Träume, zu der niemand den Schlüſſel hatte, war ihr doch noch lieber und eigener. Das Sanfte und Liebliche in all ihrer Fröhlichkeit machte ſie auch zum Liebling der Kloſterfrauen. Sie weilte gern in den Zellen, ſah durch das enge Bogenfenſterlein in den grünen Garten hinaus und träumte ſich, wie es wäre, wenn ſie nun ganz und im Ernſt hier bleiben müßte für immer, bis ſie mit innerem Jubel erwachte zum Bewußtſein, daß noch eine ſonnenhelle, fröhliche Heimat vor ihr liege, eine Zukunft voll wunderbaren, nur halb geahnten Glückes. Und doch mochte ſie immer wieder in der Zelle einſprechen, auf einem niedern Schemel zu Füßen einer ehrwürdigen Kloſterfrau in ihr ſtill gewordenes Angeſicht ſchauen und dem ſanften Ton ihrer Rede lauſchen. Das that ſie am



liebſten bei Schweſter Klara, deren weißes, anmutiges Geſicht mit den ruhigen Augen einem ſtillen, tiefen See glich, in dem ſich nichts mehr ſpiegelt als der ewige Himmel. Gar gerne hätte Fränzchen von ihrer Vergangenheit gewußt; Schweſter Klara mußte ſo ſchön geweſen ſein! Aber wenn ſie je wagte, daraufhin auch nur leiſe zu fragen, ſagte Klara mit ihrem ſtillen Lächeln: „Das laß du ruhen, Kind! Ich habe viel gelitten und geweint, durch eigene und durch fremde Schuld; ich habe die fremde mit meiner eigenen ins Meer der göttlichen Erbarmung verſenkt. O Kind, wie iſt's ſo gut, wenn es ſtille geworden iſt! Wie möchte ich dir wünſchen, daß du eines Tages zurückkehren dürfteſt in dieſen Ruheort! Gibt es denn ein köſtlicheres Los auf Erden, als hienieden ſchon den Frieden des Himmels zu koſten?“ — Dazu ſchüttelte Fränzchen denn doch im ſtillen das lockige Haupt. Sie dachte an das heitere, fröhliche Leben im Elternhaus, an das herrliche, ſonnige Land daheim am grünen Rhein, an allerlei noch nie empfundene und doch geahnte Herrlichkeit von Liebe und Liebesglück, die ihrer noch warten konnte, — und ſie liebte das Kloſter und die gute Schweſter, wie man eine ſtille, ſchöne Winterlandſchaft liebt, weil man weiß und ahnt, daß der blühende, goldene Frühling nachkommen muß.

Nicht ſo ſtillen Herzens war Schweſter Urſula, deren hohe Geſtalt und ſtolzer Schritt die andern immer mit geheimer Scheu erfüllte. Ein irdiſches Feuer brannte noch in dieſen düſtern Augen, die ſie mit eigentümlichem Ausdruck oft auf das junge Mädchen heftete, deſſen ſeltene Anmut und Schönheit ſich mit jedem Tage mehr zu entfalten ſchien. Schweſter Urſula war in der Welt draußen eine Dame hohen Ranges geweſen und hatte nach dem Höchſten getrachtet. Verlaſſen, verraten in dem Augenblick, wo ſie geglaubt am Ziel ihrer Wünſche zu ſein, hatte ſie in bitterem Trotz den Schleier genommen, nicht in Sehnſucht nach dem Frieden des Himmels, und ihr heißes Herz verzehrte ſich in glühendem Rachedurſt, in geheimem Verlangen nach den Genüſſen und Freuden, die ſie geglaubt für immer zu verachten. Fränzchen fürchtete ſich vor Urſula, obgleich dieſe ſich gegen ſie freundlicher als gegen alle andern bezeigte, und doch fühlte ſie ſich wieder zu ihr hingezogen, und doch lauſchte ſie aufmerkſam den Schilderungen von glänzenden Hoffeſten, von aller

Herrlichkeit des Weltlebens, die in unbewachter Stunde hie und da den Lippen der Kloſterfrau entſchlüpften.

Eine wahre Erholung von dem gefährlich düſtern Reiz, der im Umgang mit Schweſter Urſula lag, bot der harmloſe Verkehr mit Schweſter Roſalie, der Pförtnerin des Kloſters, einem Weſen von gewöhnlicherem Stoff, wie ſchon ihre breite, behäbige Geſtalt und der etwas lautſchallende Ton ihrer Stimme ankündigte. Zu Schweſter Roſalie in ihrem Amt als Pförtnerin drang doch ein Schimmer von der Außenwelt, und in grenzenloſer Neugierde ſuchte ſie ihre Kenntniſſe davon zu erweitern und ſchloß deshalb mit den jungen Zöglingen, die der Welt angehörten und zu ihr zurückkehrten, ganz beſondere Freundſchaft. Sie war als Kind ſchon ins Kloſter gekommen; eine vornehme Pate hatte ſie in dies Aſyl eingekauft und ſie fühlte ſich da vollkommen geborgen und zufrieden, ſo lüſtern ſie auch war, von den Verhältniſſen draußen etwas zu vernehmen.

„Ich hab's gut hier, Kind," verſicherte ſie Fränzchen; „denn ich war ein armes Mädchen, mir hätte das Leben nichts gebracht denn Sorge und Not. Die Eltern ſind früh geſtorben; meine Schweſter iſt draußen geblieben, die hat gedient, geſchafft, geſorgt, geheiratet, das iſt nichts als die liebe Mühe und Plage. Wie ruhig kann ich dagegen aufſtehen! Jeden Morgen iſt mein Tiſch gedeckt, und den Himmel habe ich nachher faſt umſonſt obendrein! Aber du, Kind, du haſt eine glückliche Heimat und einen guten Vater, auf dich wartet Glück und Freude genug; du darfſt dich wohl freuen, wieder herauszukommen. Meinſt du denn, Schelmchen, der Vater habe am Ende ſchon etwas für dich ausgeſucht, he?"

So weit dachte Fränzchen nicht; aber die Beſuche des Vaters fielen in ihr friedliches Kloſterleben wie ein frühlingverkündender Sonnenſtrahl auf das Schneefeld. Und er kam oft, der Vater, ſo oft, daß die Mutter, welcher ihre zarte Geſundheit ſolche Reiſen nicht erlaubte, darüber manchmal heimlich ſeufzte, da ſie wußte, wie er von ſeinen Neidern und Feinden ſcheel angeſehen wurde ob dieſer häufigen und koſtbaren Reiſen, während welcher er die Verwaltung ſeines Amtes in fremden Händen laſſen mußte. Fränzchen kümmerte das nicht; mit ſtrahlendem Angeſicht flog ſie dem geliebten Vater entgegen, ſo oft ſie den willkommenen Ruf ins Sprechzimmer erhielt, und entfaltete vor ihm all die Kunſtfertigkeiten, die ſie bei den Kloſterfrauen gelernt. Und mit welchem Entzücken und väterlichem Stolz betrachtete er ſein liebliches Kind und lauſchte den Tönen ihres Geſanges! Wahrlich, ſein Fränzchen deuchte ihm eine Perle, nicht zu gering, um eine Krone zu ſchmücken!

Er kam nie ohne allerlei Geſchenke zum Schmuck der Kirche, noch ohne Gaben für Fränzchen ſelbſt, obgleich Putz und Schmuck den jungen Kloſterzöglingen unterſagt war. Aber bald war es ein köſtliches Gebetbuch in Samt mit Gold verziert, ein Roſenkranz von beſonders feiner und kunſtreicher Arbeit, oder ein Kruzifix in Elfenbein geſchnitzt; bald waren es ſchön gemalte Bilder zum Schmuck ihrer Zelle: — nichts dünkte ihm zu ſchön und zu koſtbar für ſein Fränzchen; keine der ſtolzen Fräulein aus edlem Geſchlecht ſollte ſich bevorzugt fühlen vor ſeiner Tochter.

An einem ſonnigen Februartag kam er wieder vor die Kloſterpforte; auch in Fränzchens Herzen regte ſich unter dem Schnee das keimende, friſche, junge Leben, und ſehnſüchtiger als ſonſt fragte ſie den Vater, deſſen Stirn ihr diesmal etwas umwölkt ſchien, wie ſie ſonſt es nicht von ihm gewöhnt war, beim Wiederſehen: „Wann kommſt du denn, mich mitzunehmen?“ — „Bald, mein Herzchen, bald,“ tröſtete dieſer, „noch drei Monate vielleicht; dann, meint die Frau Oberin, habeſt du alles erlernt, was das Kloſter bieten kann. O Herzchen, du kannſt dich nicht halb ſo danach ſehnen, wie die Mutter und ich. — Siehſt du, ich kann nicht lange ohne dich ſein, und doch fühl' ich wohl, daß das viele Reiſen nichts taugt, ich muß gar zu oft das Amt in fremden Händen laſſen. Aber nur noch ein bißchen Geduld, es wird nachher um ſo ſchöner.“ — „O freilich,“ lächelte Fränzchen getroſt und fügte dann ſchelmiſch hinzu: „Der Gottfried ſoll nur anfangen Laub ſammeln, wenn es grün wird, ſonſt wird er nicht fertig mit den Kränzen, bis ich heimkomme.“ — Und ſie ſchied von ihm in Lächeln und in Thränen, in fröhlicher Hoffnung fröhlichen Wiederſehens. —

Wenige Wochen waren ſeit dieſem Beſuch verfloſſen, als Fränzchen aus der Lehrſtunde ins Sprechzimmer gerufen wurde. Was ſollte ein ſo unvermuteter Beſuch bedeuten? Die Jugend denkt von zwei Möglichkeiten gewiß nicht an die traurige. Erwartungsvoll, mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen eilte Fränzchen hinüber; kam denn jetzt ſchon der Vater, um ſie zu holen?

Es war nicht der Vater, nur der ſtete Gottfried, den Fränzchen nicht mehr geſehen, ſeit ſie das Vaterland verlaſſen. „Du biſt's, Gottfried?“ rief ſie erſchrocken, „iſt doch nicht die Mutter krank?“ — „Nicht gerade,“ ſagte Gottfried zögernd. — „Oder der Vater?“ — „Auch nicht eben,“ ſprach Gottfried wieder, „aber ich ſoll dich abholen.“ — „Warum ſo auf einmal, und warum denn du?“ fragte Fränzchen ängſtlicher, „warum der Vater nicht?“ — „Er kann nicht wohl, weil er eingeſperrt iſt,“ ſagte Gottfried traurig. — „Der Vater, unſer Vater?“ rief Fränzchen todesbleich und faßte Gottfried am Arm. „Aber warum?“ — „Drum iſt auf einmal eine Kommiſſion gekommen und hat den Stand der Kaſſe unterſucht, da haben fünftauſend Reichsthaler gefehlt; wo die ſind, weiß niemand. Der Vater war in letzter Zeit ſo oft abweſend. Jetzt iſt er in Unterſuchungshaft droben auf der Feſtung.“

Zitternd lehnte ſich Fränzchen an Schweſter Klara, die nach der Kloſterſitte als Aufſeherin bei der Unterredung war. „Erſchrick nur nicht ſo arg!“ bat Gottfried ängſtlich; „ich wollte dir's ja ſchonend beibringen, und ans Leben wird's ihm doch nicht gehen.“ — „Ans Leben wegen eines Kaſſenreſtes?“ fragte Fränzchen aufs neue erſchrocken. — „Deshalb gerade nicht; aber ſie haben ihn ja auch hochverräteriſcher Verbindung mit Frankreich beſchuldigt. Die vielen Reiſen nach Metz ...“ Fränzchen hatte ſich wieder aufgerichtet; ſie war noch todesblaß, aber ſie ſchien ruhig. „Es iſt gut, Gottfried! In einer Viertelſtunde bin ich bereit,“ ſagte ſie ruhig.

Schweſter Klara nahm ſanft das bleiche, geſenkte Antlitz in ihre Hände und ſah ſie mit ihren ſtillen Augen an. „Faſſe dich, mein liebes Kind!“ ſprach ſie mit ihrer immer gleichen, leiſen Stimme; „es geht alles vorüber, und iſt alles, was auf Erden geſchieht, nicht ſo viel Leid wert.“ — Fränzchen ſchüttelte wehmütig das Haupt und machte ſich ſanft los; dann ging ſie hinüber, thränenlos, betäubt, faſt wie im Traum, um ſich zur Reiſe fertig zu machen.

⁂

Das ſtattliche Wohnhaus des Landrentmeiſters Sebaſtiani hatte ſonſt ſchon von außen den Vorübergehenden gezeigt, daß hier Wohlſtand und Behagen wohnen. Durch geöffnete Fenſter erblickte man zur ſchönen Jahreszeit etwas von den heitern, geſchmückten Wohnzimmern; der zierliche Erker war reichlich mit Blumen geſchmückt, und durch die künſtlich geſchnitzte Pforte ſah man häufig fröhliche Beſuche ein und aus ziehen, vom Hausherrn mit gaſtlicher Höflichkeit geleitet.

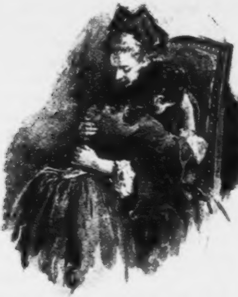
Heute aber hatte es all dies heitere Anſehen verloren. Kaum ſollte man denken, daß ſich dem toten, ſteinernen Gebäude eine Spur des Jammers aufdrücken könne, der durch ſeine Mauern gegangen, und doch war es ſo. Die Vorhänge und Fenſterblenden waren herabgelaſſen; die verwelkten, verdorrten Blumenſtöcke im Erkerfenſter zeigten, daß keine pflegende Hand ſich ihrer angenommen; die Hausthüre war verſchloſſen, das Haus ſchien wie ausgeſtorben. Vorübergehende ſchauten ſcheu, mit ängſtlicher Neugier hinauf nach den Fenſtern, an denen ſich keiner der Bewohner blicken ließ.

Einmal öffnete ſich die Pforte doch, nicht um einen Gaſt einzulaſſen, wohl aber das eigene Kind des Hauſes, das in der Abenddämmerung leiſe und verſtohlen, um der neugierigen Menge nicht aufzufallen, an des Bruders Seite ankam und an die Thüre der Heimat klopfte. Wo ſonſt alles ihr mit Jubel entgegen geeilt wäre, da ſchlürfte jetzt nur der ſchwere Tritt der alten Magd Sabine, die allein noch von der Dienerſchaft in dem Hauſe des Unglücks geblieben war; geräuſchlos öffnete ſie die Thüre und ließ die Längſterwarteten ein. „O Jungfer Fränzchen, Gott ſei gelobt, daß Sie da ſind! Die Mama kommt uns von Sinnen.“ — So war der Einzug Fränzchens in das Elternhaus!

Nicht als leichtes, fröhliches Vögelein, wie vor Zeiten, flog ſie die Treppe hinan; leiſe, mit müdem Schritte ſtieg ſie hinauf, durchſchritt die ungeordneten Gemächer, die alle ausſahen, als ob die Bewohner in plötzlicher Flucht vor einem Feinde ſie verlaſſen, — keine ordnende Hand war darüber gegangen, ſeit jenem Unglücksmorgen, wo der Herr des Hauſes in ſchmähliche Haft abgeführt worden war. Im innerſten Zimmer ſaß die Mutter in Trauerkleidern, in ſtumpfen Schmerz verſunken, der erſt bei Fränzchens Anblick in lauten Jammer ausbrach. „O du armes, armes Kind, ſo kehrſt du wieder!“ ſchrie ſie auf.

Lange hielten ſich Mutter und Tochter umſchlungen, ohne ſprechen zu können; endlich machte ſich Fränzchen ſanft los, ſtreichelte zärtlich und tröſtend die eingefallenen blaſſen Wangen der Mutter, und wagte leiſe zu fragen: „Und wie geht es dem Vater?“ — „Ich weiß nicht,“ antwortete die Mutter kurz und düſter. — „Gar nicht, Mutter?“ fragte Fränzchen dringend. „Die Feſte iſt ja nicht ſo fern; haſt du nicht erfahren können, wie er das Schreckliche überſtanden, ob er geſund geblieben, wie ſeine Haft iſt?“ — „Ich weiß nichts,“ wiederholte trübe die Mutter. — „Habt ihr denn gar nicht nach ihm gefragt, nicht verſucht, ihm etwas zur Erleichterung ſeiner Haft zu ſenden?“ — „O Kind,“ brach endlich die Mutter aus, mit einer Heftigkeit, die der zarten, ſchwachen Frau ſonſt fremd war; „Kind, quäle mich nicht mehr! Ich kann nichts davon hören, ich kann's nicht tragen, daß der Name, der jetzt der meine iſt, der Name meiner Kinder, mit Schuld und Schmach bedeckt ſein ſoll! Ein ehrenhaft Geſchlecht war das unſre, bis zu den fernſten Ahnen zurück, und er hat mich ſo betrogen! Ich habe ja all den Glanz und Staat nicht verlangt, mit dem er mich umgeben; ich wäre ihm willig gefolgt in Stille und Dürftigkeit, wenn's hätte ſein müſſen; aber mich zu täuſchen, daß man mit Fingern auf uns deutet, wo uns ein Chriſtenauge ſieht! Nein, ich trage es nicht, ich kann's ihm nicht verzeihen; o, ich wollte, die Erde thäte ſich auf, mich zu verſchlingen!“

Mit großen, erſtaunten Augen, die am Ende unſäglich traurig blickten, ſah Fränzchen die Mutter an. „Mutter,“ ſagte ſie endlich mit tiefem, innigem Ton, „liebe Mutter, du biſt krank, ſo könnteſt du nicht im Ernſte reden. Mutter, haſt du denn nicht verſprochen, ihm treu zu bleiben in Freud' und Leid?“ — „Ich ſage dir ja,“ entgegnete die Mutter, immer noch heftig, „ich hätte Armut und niedrigen Stand mit ihm geteilt —“. — „Ja, und wenn er krank geworden, ſo hätteſt du ihn gepflegt und wäreſt, wenn auch ſchwach und müde, nicht von ſeinem Bett gewichen!“ — „Krankheit iſt ein unverſchuldet Leid,“ fiel die Mutter ein. — „Und die Schuld, Mutter, iſt das nicht das größte Unglück von allem? Und in dem wollteſt du den armen Vater verlaſſen? Nicht bei ihm weilen wollteſt



du mit deiner Liebe, mit deinem Gebet, wenn du ihm nicht nahe ſein kannſt mit Pflege und Sorge? O liebe Mutter, du kennſt ja den Vater länger als ich; du mußt wiſſen, daß er abſichtlichen Betrugs, wiſſentlichen Unrechts nicht fähig iſt. Wenn er gefehlt hat, wenn es nicht fremde Schuld iſt, die er tragen muß, ſo hat er gefehlt durch die leichtherzige Großmut ſeines Weſens, in der er dich umgeben wollte mit allem Glanz und Behagen, wie du es gewöhnt warſt von Kindheit auf; in der er uns die Jugend froh machen wollte und das Leben leicht. Er hat ja nicht für ſich allein unrechte oder ſelbſtiſche Genüſſe geſucht; er ließ ſich verleiten durch ſeine prachtliebende, gaſtliche Natur, durch ſeine Scheu vor genauen Berechnungen, vor mühſeligen Geſchäften: — das war ſeine Schuld, die er jetzt ſo ſchwer büßt. Nun aber, wo alle Welt ihn verläßt, wo Reichtum, Ehre, Anſehen, Glück, alles unter ihm zuſammengeſunken, jetzt erſt iſt die Zeit, wo unſre Liebe ſich treu und ſtark zeigen muß. Sie ſoll um ihn weinen und für ihn beten, bis Gott ihm zur Freiheit hilft; ſie ſoll ihn aufrecht halten, ihn tröſten, ihn reich machen in tiefſter Armut, wenn er uns wiedergegeben iſt!"

Erſtaunt, beſchämt, ſah die Mutter auf ihr beredtes, begeiſtertes Kind, das einſt ſo heitere, ſorgloſe, leichtherzige Fränzchen. Sie wußte nicht, daß für ein ſtarkes, tiefes Herz eine Stunde des Unglücks zu einer gewaltigeren Lehrerin werden kann als Jahre des Glücks; ſie wußte nicht, wie viel Fränzchen innerlich durchlebt, durchkämpft, durchdacht hatte auf der traurigen Reiſe vom Kloſter in die Heimat. Aber ſie zürnte dem Kinde nicht, das nun ſchüchtern, faſt ängſtlich zu der Mutter aufſah, gegen die es ſolche Sprache gewagt. Sanft faßte ſie des Mädchens Hand: „Du haſt recht, Kind; ach, ich habe es im Herzen gewiß auch ſo gemeint! Aber du biſt noch jung, du kannſt noch nicht wiſſen, wie ſchrecklich es iſt, in Menſchenhände fallen. Gott helfe, daß nicht das Schwerſte erſt noch kommt!"

* * *

Nicht wie eine junge Königin war Fränzchen eingezogen! Ach, nicht als eine Königin, als eine demütig Bittende machte ſie die erſten Gänge wieder in der alten Heimat. Sie hatte nur einen Gedanken, der ſie bewegte Tag und Nacht: den Vater zu befreien oder ſein Los doch zu erleichtern. Sie ging von Thür zu Thür, von Haus zu Haus, zu Richtern und Schöffen, zu alten Bekannten und Freunden, — ein ſchmerzlicher Gang, ach, und ein fruchtloſer! Glücklich, wenn ſie noch Worte des Mitleids, gutgemeinte, leere Vertröſtungen hörte und nicht bittere, beißende Reden: — „daß man nun eben liegen müſſe, wie man ſich gebettet; daß man ſich den härenen Rock gefallen laſſen müſſe, wenn man zu früh im ſeidenen ſtolziert“. — Erleichterung für die Haft des Vaters, Erlaubnis, ihn zu beſuchen, konnte ſie nicht erlangen; das einzige, was ihr geſtattet wurde auf inſtändiges Bitten, war, daß ſie ſich ihm zeigen dürfe unter den Fenſtern ſeines Turmes, ohne jedoch ein Wort mit ihm zu reden.

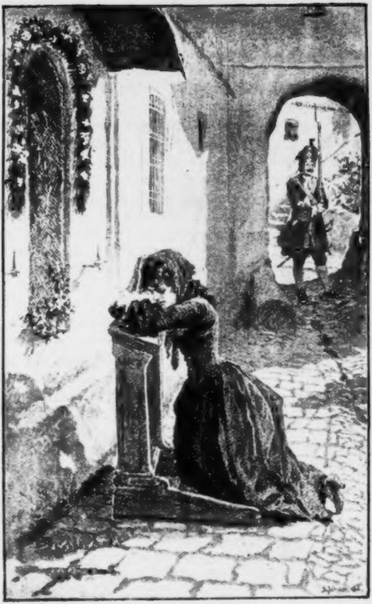
Die Familie hatte die ſtattliche Wohnung verlaſſen und ein kleines Häuschen der Vorſtadt bezogen. Seit die Geſchwiſter die Mutter in tiefer Nacht — denn ſie wollte ſich nicht bei Tage ſehen laſſen — in die neue Wohnung geführt, hatte ſie die Schwelle nicht mehr überſchritten; ſie lag krank und ſiech daheim, und Fränzchen verließ ſie nur einmal jeden Tag um eines Ganges willen.

Den Berg hinauf, auf dem die ſtattliche Feſte Ehrenbreitſtein liegt, recht als ſei ſie nur zum ernſten Schmuck der ſchönen Gegend hingebaut, ſchritt jeden Tag früh am Morgen eine jugendliche Geſtalt, nicht mit jugendlichen Schritten, ſondern müde, langſam, geſenkten Hauptes; die Liebe allein konnte ihr noch Kraft geben zu dem ſchweren Wege. Fränzchen Sebaſtiani, du junge Mairoſe, was hat dich ſo früh ſchon geknickt?

Am Fuß der Schlüſſelbergtreppe hielt Fränzchen an, dort vor dem Bilde des ringenden Erlöſers am Oelberg, „deſſ' Schweiß ward wie Blutstropfen,“ dort ruhte ſie aus in innigem Gebete, um Kraft zu ſammeln für den Gang. Sie hatte in früheren Tagen ſchon dies Bild angeſehen mit harmloſen Kinderaugen, in angewöhnter Andacht; ſie hatte nie zuvor den ganzen Sinn der Worte erfaßt: „Vater, iſt's möglich, ſo gib, daß dieſer Kelch vorübergehe!“ Jetzt faßte ſie ihn, aber die Schlußworte konnte ſie noch nicht beten.

Nur einen leiſen Ruf wagte ſie, wenn ſie oben am Fuß des Turmes angelangt war, wo ihr Vater gefangen ſaß; ſie durfte ja nicht mit ihm reden. Ach, es hätte keines Tones bedurft, ihm ihre Anweſenheit kund zu thun! War doch dieſer Augenblick Licht und Stern ſeiner öden Tage und Nächte, und er harrte von der erſten Dämmerung an bis zu der Minute, wo er ſein Fränzchen ſehen durfte. Das erſte Mal freilich, da hatte er nicht am Gitter verweilen können; in namenlos bitterer Scham und Demütigung hatte er ſich weggewandt von dem Kinde, das den Vater in ſo tiefer Erniedrigung ſehen mußte, und Fränzchen war in troſtloſes Weinen ausgebrochen, als ſie den Vater, zu dem ſie aufgeblickt wie zu einem höheren Weſen, in Ketten ſah. Aber ſie lernte ihr Herz bezwingen, ſie kehrte wieder und kehrte täglich wieder; ſie ſetzte ſich auf den Raſen, und wenn ſie konnte vor Weinen, ſo ſtimmte ſie leiſe ein Lied an, deſſen Töne der gefangene Mann einſog wie Himmelstau. Sie lernten beide ihr Schweigen verſtehen, und erſt wenn die liebe Geſtalt ſeines Kindes verſchwunden war, ſank der Vater wieder zurück in die troſtloſe Oede ſeines Gefangenenlebens.

Fränzchen ging ſo früh, daß ſie ſelten jemand anders begegnete als den auf- und abſteigenden Soldaten der Schloßwache; ſie ging ungefährdet durch, gefeit durch den doppelten Zauber der Unſchuld und Schönheit und des Unglücks. In ſtummer Ehrfurcht wichen die Kriegsleute zur Seite oder ſchlichen leiſe und ſchüchtern vorüber, wenn ſie die Jungfrau in ſtillem Gebet vor dem Chriſtusbilde ſahen. Auch wußten ſie wohl, daß keiner wagen durfte, ſie zu ſtören; der alte Korporal Gerlach, der die Aufſicht über die Feſtungswache hatte, behütete das Kind von ferne wie ſeinen Augapfel und hätte ſich ſchwer gerächt an jedem, der ſie gekränkt hätte.



In ſtummer Ehrfurcht wichen die Kriegsleute zur Seite, wenn ſie die Jungfrau in ſtillem Gebet vor dem Chriſtusbilde ſahen (S. 186.)

Einer aber, — kein Soldat, doch eine ſchöne, ritterliche Geſtalt — der ging nicht vorüber an der Betenden. Er weilte, ungeſehen von ihr, hinter einer Krümmung des Wegs, die ihn ihren Blicken verbarg, und verſenkte ſich tiefer und tiefer in den wunderbaren Anblick. Der Korporal bemerkte dies bald, eh Fränzchen etwas von dem Beobachter ahnte; er wußte aber wohl, daß der ſeinem Kinde nichts zuleide thun würde und ließ ihn ruhig gewähren.

Dieſer ſtille Zuſchauer war Kurfürſt Karl von Lothringen, der Nachfolger des Kurfürſten Johann Hugo; er hatte vor nicht langer Zeit die Regierung angetreten. Seiner raſchen lebendigen Natur widerſtand das ſteife, zwangvolle Hofleben; wo er konnte, machte er ſich los und ſtreifte einſam umher, um unbeläſtigt von Dienern die Schönheiten der Gegend zu ergründen. Die wunderſamſte Entdeckung war nun freilich die Jungfrau vor dem Chriſtusbilde; er ſcheute ſich, nach ihr zu fragen, wollte den ſüßen geheimnisvollen Reiz ihrer Erſcheinung erſt auskoſten, eh er ihr irgendwie näher trat. Ein geiſtlicher Fürſt war Kurfürſt Karl; aber das Malteſerkreuz hatte das junge, raſche Herz, das leichte franzöſiſche Blut, das in ſeinen Adern rollte, noch nicht ſo ganz zur Ruhe bringen können.

„Jungfräulein,“ redete eines Tages der alte Korporal Gerlach das ſtille Mädchen an, als ſie wieder ihre Morgenwanderung antrat, „Jungfräulein, auf wen ſetzt Ihr noch Eure Hoffnung für den Vater?“ — „Auf den allmächtigen Gott allein,“ ſagte Fränzchen mit tonloſer Stimme. „Alle Menſchenhilfe, den Beiſtand all unſrer Freunde habe ich vergebens angerufen; ich habe nur Hohn und Verachtung gefunden. Sie ſagen“ — und Fränzchens Stimme brach im Jammer — „es ſei auf zwanzigjährige Kettenſtrafe angetragen; helfen kann uns der Herr allein.“ — „Schön und gut, Jungfräulein! der Herr hilft aber gar oft durch Menſchenhand. Wollt Ihr meinem Rate folgen, ſo will ich Euch den Weg zu ſolcher Hilfe zeigen. Freilich,“ murmelte der Korporal für ſich, indem er wieder die hohe Schönheit des Mädchens betrachtete, „würd' ich ihr den

Rat auch geben, wenn es nun mein eigen Kind wäre in ſolch einſamer, ſchutzloſer Lage? Der Kurfürſt iſt ein junger, ſchöner Herr, franzöſiſch Blut! — Nun in Gottes Namen!“ ſagte er wieder laut, indem er in des Mädchens blaue Augen ſah, aus denen ihm ein Himmel von Unſchuld entgegenblickte, „in Gottes Namen, verſucht's!“ Und indem er langſam mit ihr den Berg hinunterſchritt, ſetzte er ihr den Plan auseinander, auf den er die Rettung ihres Vaters baute.

Es war in den ſonnigen Märztagen, und in alle Lande, auch in das ſchöne Rheingebiet hatte König Lenz ſeine Vorboten ausgeſandt, und der goldige klare Sonnenſtrahl goß in das traurige junge Herz, das wieder ſeinen alten, ſchweren Pfad ging, ein Fünklein Hoffnung und Leben. Fränzchen hatte ein Sträußlein früher Veilchen, ſie durfte es dem Vater nicht bieten; ſie wagte nicht, es hinaufzuwerfen zu dem Kerkergitter, aus Furcht, ſie gehe dadurch des einen ſchmerzlichen Rechtes verluſtig, das des Armen letzter Troſt war. Nur zeigen wollte ſie ihm die Blümlein, vielleicht daß ſie auch einen Hoffnungsſtrahl in ſein Herz brachten. Sie ſelbſt konnte ja heute nicht anders, ſie mußte glauben, daß es beſſer werde. Ihr Herz war bewegt vom Frühlingshauch, bewegt von dem großen Vorhaben, auf das ſie noch nicht wagte, ihre Hoffnung zu ſetzen. Und wieder kniete ſie nieder an dem Heilandsbilde, aber nicht wie ſonſt ſo ganz verſunken in Andacht und in Herzeleid; ſie wandte den Kopf nicht, ſie blickte nicht auf, und doch ſchien ſie zu lauſchen, bis ein leiſer Tritt hinter ihr hörbar wurde.

Fränzchen erhob ſich: ein ſchöner, ſtattlicher Mann, in ſeiner ſorgloſen Haltung und einfachen Kleidung doch den unverkennbaren Stempel fürſtlicher Würde tragend, ſtand vor ihr. Es war Kurfürſt Karl; ſie erkannte ihn nach einem Bilde, das ſie früher geſehen. Das Mädchen hatte ſich viel ſchöne Worte ausgedacht, mit denen ſie das Herz des Fürſten bewegen wollte: — es fiel ihr keines mehr ein, ſie konnte nicht reden, ihr Herz klopfte ſo gewaltig; ſtumm überreichte ſie dem Erſtaunten ein Gnadengeſuch für den Vater, das ſie ſelbſt aufgeſetzt in franzöſiſcher Sprache und mit der zierlichen Handſchrift, die der Stolz ihrer Kloſterlehrerin geweſen, reinlich geſchrieben hatte. — Und der Kurfürſt? Er hatte wohl auch ſchon in Gedanken ganze Reden mit dem ſchönen traurigen Kinde gehalten, ſich geſehnt nach paſſender Gelegenheit ſie anzuſprechen, — und jetzt blieb er ſelbſt ſtumm und wagte nicht, ihr nur die Hand zu bieten. „On fera réponse“, war ſeine einzige Antwort, mit der er ſich ins Gebüſch wandte. Ja, gewiß, es war etwas Wunderbares an dieſem Mädchen.

Bebenden Schrittes eilte Fränzchen hinauf, ſie konnte kaum. Warum klopfte ihr Herz ſo heftig? Atemlos und erſchöpft wie nie zuvor, ſank ſie auf den Raſen vor dem Turm, ſo daß der bleiche Vater oben ſorgenvoll ſich weiter als ſonſt herausbeugte. Fränzchen aber hob die Frühlingsblumen empor und grüßte ihn mit einem ſanften Lächeln, und der Vater vergaß das Kerkerelend und allen drohenden Jammer; auch in ſeine Seele war ein Hoffnungslicht eingezogen mit der Tochter Lächeln und mit den Veilchen, die ſie auf dem Raſen liegen ließ, ſo daß er den ganzen Tag noch das Sträußchen ſehen konnte, bis es welk war am Abend.

* * *

An demſelben Abend, als der Gefangene ſeine müden Augen von dieſen erſten Hoffnungsboten abwandte, zurück in die öde Nacht des Gefängniſſes — denn Licht wurde dem des Hochverrats Angeklagten nicht geſtattet — ſaß Fränzchen daheim bei Mutter und Brüdern. Sie konnte heute nicht wie ſonſt Verſuche machen, die trübſelige Mutter aufzuheitern mit einem frommen Liede oder mit Erzählungen aus der Stille ihres Kloſterlebens, ihr Herz war gar zu bewegt. Sie hatte ihr nichts geſagt von dem kecken Schritt, den ſie heute gethan, den Brüdern auch nicht; der ſtete Gottfried wäre viel zu ängſtlich geweſen, und Eberhard, der Aeltere, war gleich der Mutter ſeit des Vaters Unglück in dumpfen Trübſinn verſunken. Es geſchah ſo gar nichts mehr, das die Stille eines ſolchen Abends unterbrochen hätte; all die Freunde, die ſich ſonſt glücklich geprieſen, einen fröhlichen Abend im Hauſe des Herrn Landrentmeiſters zuzubringen, hielten ſich fern; nur hie und da ſprach in der Dämmerung etwas ſcheu eine gute Bekannte ein. Der ſchweigſamen Frau gegenüber verſtummte aber am Ende auch die wahre Teilnahme.

So ſaßen ſie denn wieder ſtill und traurig, wie ſo oft ſchon beiſammen; da tönte die Hausglocke. — Welch' ungewohnter Schall! Fränzchen eilte zu öffnen; ſie konnte in der Dunkelheit den fremden Mann nicht erkennen, der vor der Thür ſtand, ein ſchweres Käſtchen in ihre Hand gab und mit den Worten: „Von ſeiner kurfürſtlichen Gnaden“ verſchwand, eh Fränzchen Zeit gefunden zu Frage oder Dank.

Leiſe trat ſie in das Zimmer und ſtellte das wunderbare Geſchenk auf den Tiſch, an dem die trübſelige Familie ſaß. In ſtummem Erſtaunen ſtarrte dieſe auf das zierliche Käſtchen von Maſer mit Perlmutter eingelegt, daran ein glänzender kleiner Schlüſſel an feinem Kettchen hing. Fränzchen, immer noch das einzige bewegliche Mitglied der Familie, öffnete das Schlößchen, der Deckel ſprang auf: da lagen bare fünftauſend Reichsthaler, der Betrag des Kaſſenreſtes, der den erſten ſchweren Anklagepunkt gegen den Vater gebildet, in glänzend neuen ſpaniſchen Piſtolen. — Ein kleines Billet dabei verhieß, daß auch die weitere Unterſuchung werde zum beſten gewendet werden.

„Was iſt das?“ fragte die noch ganz erſtarrte Mutter — „Glück, lauteres, pures Glück!“ rief jubelnd Fränzchen; faßte in der hellen, überquellenden Luſt ihres Herzens den ſteten Gottfried und flog mit ihm um den Tiſch in einem Walzer eigenſter Erfindung, den ſie nicht bei Schweſter Klara im Kloſter gelernt. Dann aber fand die Seligkeit ihres vollen Herzens einen heiligeren Ausdruck; ſie ſetzte ſich ans Poſitiv und ließ in einem herrlichen Jubelpſalm, der an den höchſten Kloſterfeſten geſungen worden, ihren Dank gen Himmel ſteigen. Nicht mehr Hoffnung, volle frohe Erfüllung lag ihr ſchon in der wunderbaren Gabe. —

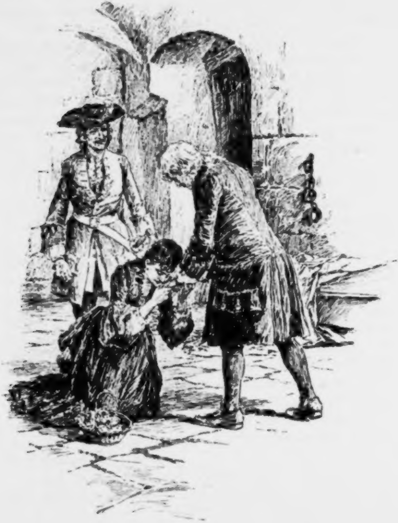
Ihr Glaube hatte ſie nicht getäuſcht; der Kurfürſt ſelbſt ſah die Anklageakten durch und erkannte die gänzliche Nichtigkeit der ſchwerſten Beſchuldigung. Der Kaſſendefekt war durch des Kurfürſten großmütiges Geſchenk vollſtändig gedeckt. Wie weit der Landrentmeiſter wirklich ſchuldig geweſen, ließ ſich nicht mehr ermitteln; er mußte ſich mit einer Losſprechung von der Inſtanz begnügen. Fränzchen, welcher der Kurfürſt zuerſt die Kunde davon ſandte, fragte nach der Form nicht, wenn nur der Vater frei war.

* * *

Nicht die Vorboten, der helle, goldne Frühling ſelbſt war eingezogen, als Fränzchen ihren letzten Gang machte hinauf zum Ehrenbreitſtein. Der Vater wußte noch nicht, was für ihn geſchehen war. Vielleicht hatte ihm die Weiſe, wie in letzter Zeit die Unterſuchung geführt worden, einige Hoffnung gegeben; auch Fränzchen war ihm heller, heiterer erſchienen; aber die ganze Mutloſigkeit eines lange Gefangenen lag auf ſeiner Seele; er wollte nicht mehr hoffen.

Die Veilchen waren verblüht; aber Roſen, die erſten blühenden Roſen trug Fränzchen, Roſen im Körbchen und auf den Wangen, als ſie früh, ganz früh wie immer und leichten fröhlichen Schrittes den Berg hinanſtieg. Kurz und lautlos, aber um ſo inniger, aus der Tiefe ihres jubelnden Herzens, war ihr Dankgebet vor dem Chriſtusbilde, das ſo oft ihre Thränen geſehen. Sie ging nicht ganz den alten Weg, durfte ſie doch diesmal eintreten durch die ſchauerliche Turmpforte, und der alte Korporal hatte ſich ausgebeten, ſie geleiten zu dürfen.

Der Gefangene lehnte am Gitter und ſah hinaus, ob nicht bald ſein Kind komme. Da klirrten hinter ihm die Schlöſſer zu ungewohnter Stunde; die Thür ging auf, und Fränzchen hell und fröhlich wie der Engel des Frühlings ſtand vor ihm und ſagte mit ſeligem Lächeln: „Ich will dich holen, Vater, du biſt frei!“ Sie ſank zu ſeinen Füßen und barg ihr Köpfchen in ſeinen Schoß, und der Mann beugte ſich über ſie und weinte, zum erſtenmal, aber ſo recht von Herzen; ihm war, als möchte er hier ſeine Seele ausweinen. — „Herr Sebaſtiani,“ meldete der Korporal, nachdem ihm endlich möglich, ſeine Rührung ſo weit zu bekämpfen, daß er ſprechen konnte, „Ihr habt die kurfürſtliche Erlaubnis, Eure Haft zu verlaſſen; die gerichtliche Losſprechung wird ſpäter erfolgen.“



Gar ſtill wandelten Vater und Tochter miteinander den Pfad hinab in der klaren Morgenfrühe. Die friſche, freie Luft, all das Licht und die Herrlichkeit draußen blendeten ſeine Augen; ſeine Kniee wankten: ach, er war nicht derſelbe mehr; drei Monate Gefängnis hatten ihn zum alten Manne gemacht!

Stille war auch der Einzug daheim. Fränzchen hatte mit der alten Sabine einen grünen Kranz über die Pforte gemacht; gedrückt, beſchämt traten die Söhne dem Vater entgegen, ſie, deren ſchwache Verſuche ſo machtlos geblieben waren. Die Mutter hatte ſich vergeblich angeſtrengt, ſich vom Bett zu erheben. Als er die matte, abgezehrte Geſtalt erblickte; als ſie den früh gealterten, tiefgebeugten Mann ſah, deſſen dunkle Haare in wenigen Monden ſchneeweiß geworden waren: da brach beider Herz in tiefem Weh. Lange waren Mann und Weib allein beiſammen; in tiefem, innigem Vergeben verſenkten beide ihre Schuld und ihr Leid, und als Fränzchen ſtrahlend und glühend, wie eine helle Feſtkerze, endlich eintrat mit dem Freudenmahl, das ſie bereitet, da ſaßen Vater und Mutter Hand in Hand beiſammen mit recht ſeligem Lächeln; ſie waren wieder Eines geworden, und ſelbſt die Tochter, die gute, treue Tochter, ihres Hauſes Ehre und Krone, war nur wieder die dritte im Bunde. Fröhlich flog ſie hin und her, um das Feſtmahl zu ordnen, die Eltern zu bedienen, den armen Vater wieder recht fühlen zu laſſen, was es iſt um das Behagen des eigenen Hauſes. Dann ſetzte ſie ſich und ſchaute mit glücklichem Lächeln zu den Eltern hinüber, nickte dem Vater zu und fragte immer aufs neue: „Nicht wahr, jetzt bleibſt du ganz bei uns, und biſt frei, recht frei?“

In der Abenddämmerung des zweiten Tages — der Gefangene war noch lichtſcheu und wollte nicht gern einem alten Bekannten begegnen — gingen Vater und Tochter zuſammen dem kurfürſtlichen Palaſt zu, um dem Herrn für ſeine Güte zu danken. Der alte Mann ging müde und gebückt, all ſeine ſtolze und elaſtiſche Kraft war gebrochen; auch Fränzchen, dem leichten Vögelein, ſchien es heute nicht ſchwer zu werden langſam zu gehen, ihr Herz klopfte wieder ſo gewaltig. „Soll ich denn wirklich mit, Vater?“ fragte ſie, wohl ſchon zum ſechſtenmale. „Und warum nicht, du einfältiges Kind? Hat doch durch dich Gott das Herz des ehrwürdigen Herrn gerührt, ſo daß du mir das Täublein mit dem Oelzweig werden durfteſt! Da iſt's ja billig, daß auch du mit mir dankſt für ſolch unerhörte Großmut.“ — „Des ehrwürdigen Herrn?“ lächelte Fränzchen vor ſich hin. Seltſam, unter dieſer Benennung hatte ſie nie an ihn gedacht! —

In all der fürſtlichen Anmut und Hoheit, die ein Erbteil ſeines Geſchlechts war, trat ihnen Kurfürſt Karl entgegen. „Laſſen Sie uns zuſammen Gott danken,“ unterbrach er die Dankesworte Sebaſtianis, „der mich zum Werkzeug gemacht, das Gewebe der Lüge und Bosheit zu zerſtören!“ Und mit der leutſeligſten Güte wußte er ihn wegzuführen über das peinliche Gefühl ſeiner wirklichen Schuld, über die ſchwere Erinnerung an die Kerkerzeit, auf den Einen Lichtpunkt ſeines Lebens, auf ſeine Tochter und ihre Treue.

Aber dies Kind ſelbſt, das heute die ſchlichten, dunklen Gewänder abgelegt hatte, die ſie während der Jammerzeit des Vaters getragen, und das lieblicher und anmutiger als je blühte in ihrer Herzensfreude und in dem weißen Feſtgewand; ſie, die den Mut der Liebe gefunden, vor den fremden Fürſten zu treten, um die Befreiung ihres Vaters zu erbitten: wie war ſie heute ſo gar ſtill und ſcheu und wagte kaum die Augen aufzuſchlagen und dem freundlichen Herrn zu antworten! Wenn eine Mutter und nicht ein Vater die Blicke beobachtet hätte, mit denen der „ehrwürdige Herr“ das Kind betrachtete, ihr hätte billig etwas bange werden mögen. Der Vater war ſehr arglos, obwohl ihn die Jugend und männliche Schönheit des Kurfürſten ſelbſt überraſchte; er war ſo glücklich in dieſer Freundlichkeit, die ihm jedes peinliche Gefühl erſparte, und eilte wieder nach Hauſe zu kommen, wie um das neue Gefühl der Freiheit in Sicherheit zu bringen.

Auf dem Heimweg noch floß der Mund des Vaters über vom Lobe des gnädigen Fürſten. Fränzchen blieb ſtill, doch lächelte ſie ſelig vor ſich hin. Wie ein warmer Sonnenſtrahl waren die Blicke des „ehrwürdigen“ Herrn, die ritterlich feine Sitte, mit der er ihr begegnet, in ihre Seele gedrungen. „Hat er ſeine Gemahlin bei ſich?“ war ihre erſte leiſe Frage an den Vater, und ſie wurde ſehr rot dabei; es war keine ganz ehrliche Frage, ſie glaubte ſelbſt nicht, daß der Kurfürſt verheiratet ſei. — „Du einfältiges Kind!“ ſagte der Vater, „weißt du denn nicht, daß Kurfürſt Karl, wie weiland der hochſelige Kurfürſt Johann Hugo, ein geiſtlicher Fürſt iſt, von der Wiege an zum geiſtlichen Stande beſtimmt, Prior des Malteſerordens, Domherr zu Köln und Trident? Wie kannſt du ſo frevelhaft ſein und nach ſeiner Gemahlin fragen?“ Fränzchen wurde rot wie eine Purpurroſe, dann wieder ſehr blaß; auch daheim verhielt ſie ſich ſtill bei all den beredten Lobpreiſungen des Vaters und ſuchte in den nächſten Tagen viel ihr einſam Kämmerlein.

* * *

Es iſt ſchwer, nach einer gewaltig bewegenden Zeit, ſei ſie nun traurig oder freudig, wieder ins rechte Geleiſe des Alltagslebens zu kommen. Für Sebaſtiani war das doppelt ſchwer, da es natürlich unmöglich war, daß er wieder in ſein vormaliges Amt zurückkehrte; auch unter ſeinen Mitbürgern konnte er doch nicht recht unbefangen und mit freier Stirn ſich bewegen; die Söhne waren noch nicht wieder in ihre vorigen Geſchäfte eingetreten, und die Mutter lag immer krank.

Da ſaßen ſie denn wohl abends wieder um den Tiſch, wie vor Zeiten, aber des Vaters Haupt ruhte müde und ſchwer im Lehnſtuhl; Fränzchen allein, wenn auch etwas blaß, blieb hell und heiter in ſorgſamer Liebe. Ihr liebliches Lied am Abend vermochte den trüben Geiſt zu bannen, der ſo oft den kleinen Kreis überſchlich. So ſtimmte ſie auch einmal wieder ein altes Troſtlied an, als die Thür ſich leiſe öffnete — Fränzchens Geſang verſtummte mit einemmale. Sie ſaß doch mit dem Rücken gegen die Thüre, hatte ſie denn geahnt, wer ein-

trat? — Es war Kurfürſt Karl, in einfacher Kleidung. Er kam, um ſelbſt nach ſeinen Schützlingen zu ſehen, und wußte bald mit ſeiner gewinnenden Weiſe allen Zwang und Druck von dem kleinen Kreis zu entfernen; er ſetzte ſich ſogar an das Bett der kranken Mutter, ließ ſich von ihr allen Jammer und alle Sorge der letzten Monate erzählen, und fühlte wohl aus ihren Worten, daß zwar der Jammer vorüber war, die Sorge aber noch nicht.

Beim Abſchied bot er Fränzchen, die ſich züchtig vor ihm verneigte, ſeine Hand. Sie zögerte einen Augenblick, dann aber reichte ſie ſie ihm und ſah ihn dabei an mit einem Blick ſo voll ernſten und heiligen Vertrauens, daß diesmal der „ehrwürdige Herr“ ſein Auge vor ihr ſenkte.

Der Beſuch des Kurfürſten, die Ehre, die damit ihrem Hauſe widerfahren, war die letzte irdiſche Freude der Mutter geweſen. Bald danach trug man ſie hinaus, um Sorge und Leid der Erde für immer zu verſchlafen. Dem Rentmeiſter ſchien ſein Leben nun noch leerer und zweckloſer, und der kleine Kreis ward noch ſtiller und trüber als zuvor. Der Kurfürſt hatte durch einen Abgeſandten ſein Beileid an dem Tode der ehrſamen Frau verſichern laſſen, geſehen hatten ſie ihn aber nicht wieder; nur Gottfried war zu jedermanns Erſtaunen in eine geheime Audienz zu dem Herrn berufen worden, hatte aber daheim nichts von ihrem Inhalt verlauten laſſen.

Nicht lange nach der Mutter Begräbnis war's, an einem ſchönen, klaren Sommerabend, als Gottfried den Vater und die Schweſter bat, mit ihm einen Gang ins Thal der Blind zu machen. „Es wird euch gut thun und ein bißchen zerſtreuen,“ ſagte er. Das war ein unerhörter Vorſchlag von dem ſteten Gottfried, dem es ſonſt am liebſten war, wenn er ungeſtört an ſeiner Schreiberei bleiben konnte. Sie folgten ihm gern und wandelten zuſammen durch das liebliche Thal; aufwärts, wo die ſtolze Feſte thront, blickte der Vater nicht ein einziges Mal. Gottfried ſchritt immer voran, immer das Thal hinauf. An der obern Mühle hielt der alte Mann endlich inne. „Laß uns hier ruhen!“ bat er, und ſetzte ſich mit Fränzchen auf eine Bank in dem Erlengebüſch des Ufers. All der Zauber der lieblichſten Einſamkeit, der tiefe Frieden der Natur kam über die Seele von Vater und Kind. „Oh, könnten wir hier bleiben!“ ſeufzte der alte Mann aus tiefſter Seele. — „So bleib, Vater!“ rief ſtrahlend wie nie zuvor der ſtete Gottfried, öffnete die

Thüre des freundlichen Wohnhauſes, das zur Mühle gehörte und nötigte Vater und Tochter einzutreten.

Ein kleines Paradies erſchien die wohnliche, traute Stube, blinkend rein, mit zierlichem, einfachem Gerät verſehen; das Murmeln des Bachs, das Rauſchen der Mühle gab eine einförmige, beruhigende Melodie und von der Welt ſchaute nichts herein als grüne Bäume, der blaue Himmel und ein Gärtchen in buntem Blumenſchmuck. „Das ſei eure Heimat,“ ſprach der Kurfürſt, der aus dem Nebenzimmer trat, während Gottfried, ganz unſtet geworden vor lauter Freude, ſich die Hände rieb und einen kunſtvoll geſchriebenen Kaufbrief auf dem Tiſche ausbreitete, in dem „die obere und untere Mühle an der Blind,“ die Loh- und Krebſenmühle ſamt dem dazu gehörigen Wäldchen, ingleichen mit den reichen und ſchönen Weinbergen, der ehrſamen Jungfrau Franziska Sebaſtiani als Eigentum zugeſchrieben war.

„Da mögt Ihr in der Tochter Hauſe Ruhe und Frieden finden, alter Freund,“ ſagte gütig wieder der Kurfürſt, „und auch die Söhne dürften wohl Beſchäftigung genug haben, wenn ſie nicht verſchmähen, die ſchönen Mühlen ſamt all den Gütern dazu in Stand und Ordnung zu halten.“ Der Kurfürſt entfernte ſich, eh Vater und Tochter Worte des Dankes finden konnten. Fränzchen hatte ihr Geſicht mit den Händen bedeckt; ſie konnte ſich noch nicht faſſen, es war ja wie ein Traum.

Es war aber kein Traum geweſen. Eine ſchöne, ſtille, friedenvolle Freiſtätte fanden Vater und Tochter in der neuen Heimat, in der Fränzchen als anmutig ordnende Hausfrau ſchaltete. Was die Welt ſagte zu dieſer unerhörten Großmut des Kurfürſten, das drang nicht in ihr ſtilles Leben, ſo nahe den Menſchen und doch ſo weit von der Welt! Dem Vater freilich mochte dieſe Großmut einiges Bedenken machen; aber die geiſtliche Würde des Herrn und die Reinheit und edle Haltung ſeines Kindes beruhigten ihn, wo er ſich ſo gern beruhigen ließ. Stolz und glücklich zog die alte Sabine mit ihrer Herrſchaft in das neue Beſitztum; ſie rühmte ſich, ſelbſt eine Müllerstochter zu ſein und zeigte ſich der jungen Herrin recht nützlich und hilfreich in allen Geſchäften, die der Beſitz mit ſich brachte. Und wie fröhlich wandelte der alte Herr von der einen Mühle zur andern, ſtudierte den geheimnisvollen Bau und freute ſich des Ertrags!

Was war das ein ſtilles, heiteres und glückſeliges Leben für Fränzchen! Wie viel hatte ſie nicht zu beſchicken und zu ſorgen vom frühen Morgen an! und welche ſchöne, liebliche Ruheplätzchen am Bach zwiſchen den grünen Erlen oder auf der Raſenbank in dem köſtlichen kleinen Blumengärtchen! So hell und glockenrein klang ihre Stimme wie nie zuvor; doch ſtimmte ſie alle ernſt und wehmütig, die ſie hörten; es lag ein Ton darin, der nicht von der Erde war. Fränzchen wußte wohl kaum, daß all ihr Thun und Schaffen und Sorgen vom frühen Tage an doch nur Ein Ziel hatte: — den Abend recht ſtill, recht friedlich und heimlich zu machen. Den Tag über ſtand ſie jedem freundlich Rede, am Abend aber war Sabine unumſchränkte Königin über das Mühlgeſinde. Fränzchen räumte und ordnete das Zimmer, ſchmückte es mit Blumen und rüſtete zierlich und mundlich das einfache Abendmahl; dann aber ſetzte ſie ſich dicht, dicht an des Vaters Lehnſtuhl, die feine Arbeit in der Hand und plauderte oder ließ ſich erzählen. Zwiſchen allem Reden und Plaudern vernahm ihr Ohr, und ihr Ohr allein, an gar manchem Abend einen leichten, männlichen Schritt durch die Weinberge herab: — es war das der Kurfürſt, der ſich einen eigenen Weg hatte erbauen laſſen, auf dem er von ſeinem Palaſte aus unbelauſcht und unbeachtet die ſtille Mühle erreichen konnte, deren Licht ihm durch die Bäume ſchimmerte wie ein klarer Freudenſtern. Wußte er doch, welch liebe, anmutige Geſtalt waltete bei dieſem Lichte, welch ſüße Lieder auch den trübſten Abend ſchön machen konnten und freudevoll.

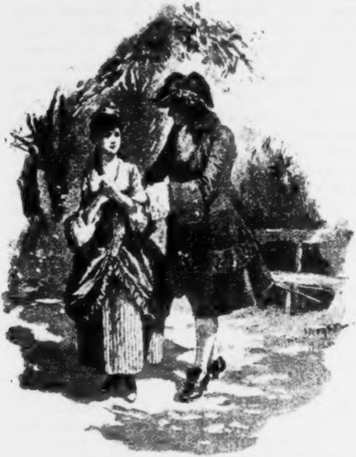
Er traf Fränzchen immer an der Seite des Vaters; nie hatte er ſie noch allein geſprochen, ſeit ſie auf der Mühle hauſte. Aber ſie grüßte ihn mit ihrem ſüßeſten Lächeln; die ſchönſten Lieder, die reichſten Töne ihres Inſtruments hatte ſie für dieſe Abendſtunde geſpart. Auch der Vater lebte wieder auf. Jetzt erſt frei von trocknen Amtsſorgen und Geſchäften, in die er nie recht getaugt, konnte er ſeinen Sinn für alles Bedeutende auf geiſtigem Gebiet nähren; ſein raſcher, lebendiger Geiſt, die friſche Darſtellungsgabe, die ihn früher, oft nicht zu ſeinem Beſten, zu einem geſuchten Geſellſchafter gemacht, entfalteten ſich erſt jetzt im ungeſtörten Frieden dieſer Zurückgezogenheit. Und der Kurfürſt fühlte ſelbſt ſich unendlich wohl in dem kleinen Kreiſe, enthoben alles Zwangs der Etikette, in lebendigem Wechſel von ernſten und heitern Geſprächen, in die der ſtete Gottfried ſogar ſeinen trocknen Witz, und der ernſte Eberhard hie und da eine geſunde Bemerkung miſchte, und denen Fränzchens wunderbarer Geſang zum Schluß die Weihe eines Engelgrußes gab, der den Fürſten geleitete auf ſeinem ſtillen Heimweg, zurück zum kurfürſtlichen Palaſt.

War dieſe fröhliche und friedliche Abendunterhaltung alles, was er wünſchte und ſuchte in der ſtillen Mühle draußen, alles, um deswillen er ſolche Opfer einer unerhörten Großmut gebracht? — Er war ein geiſtlicher Herr, daheim im Palaſt lagen die prachtvollen Abzeichen des heiligen Standes, dem er in der Wiege ſchon geweiht war: — das Großkreuz des Malteſerordens, die gold- und perlengeſtickten biſchöflichen Gewande. — Er hatte ſeine Gelübde bis jetzt heilig gehalten; aber ob er ſich je ſo in tiefſter Seele als Geweihten des Himmels gefühlt; ob der heilige Beruf, den er ja nur bei ganz beſonders feierlichen Gelegenheiten ſichtbar ausübte; ob er ſo ganz ſein Herz erfüllte, wie es ſein muß, wenn das Cölibat eine ernſte Wahrheit ſein ſoll, — das iſt ſchwer zu ſagen. Er war ein Mann mit warmem, leicht erregbarem Herzen, mit raſchem, feurigem Blut. Ohne Arg, ohne Abſicht, ohne Bedenken der reichen Großmut ſeiner Natur folgend, hatte er Güter und Gaben ausgegoſſen über das wunderbare Kind, deſſen Erſcheinung ſein Herz ſo mächtig ergriffen, glücklich im Anblick ihres Glückes.

Wie nun, dem Druck des Leides und der Sorge entnommen, das Mädchen in neuer, ſüßer Lieblichkeit aufblühte, wie er in dieſen tiefen blauen Augen oft mehr als bloße Dankbarkeit zu leſen glaubte — ach, da verlangte wohl auch ſein Herz oft mehr als den holden, leiſen Gruß, der ſich mit dem des Vaters miſchte! Den Vater ſelbſt, ſo arglos er war, mochte wohl oft ein leiſes Bangen faſſen, wenn er die dunkle Glut ſah, mit der des Fürſten Auge in unbewachten Augenblicken auf dem Kinde ruhte; aber er vermochte nicht, etwas zu ändern und den Herrn zu kränken, dem er alles dankte; er wagte nicht einmal mit der Tochter zu reden, ſie zu warnen. — Sie ſah mit ſo klaren und unſchuldigen Augen zu ihm auf! Er betete zum Herrn, daß er ſein Kind behüte und ihm den Segen ſeiner Errettung nicht in Fluch verwandeln laſſen möge.

Ein Herbſt und ein Winter waren über der ſtillen Mühle hingegangen. Der Frühling war ſo wunderbar ſchön in dieſem heimlichen Verſteck, ſo duftig die Blumen, ſo lieblich der Vogelgeſang, ſo köſtlich all dies tauſendfache Regen und Leben im Grünen. Fränzchen hatte ſich verſpätet mit allerlei Arbeiten in den Gärtchen, die ſie da und dort an beſonders lieblichen Plätzchen angelegt. Sie ruhte noch auf der Bank im Erlengebüſch, umfangen von dem Zauber der klaren Mondnacht; träumeriſch murmelte der Bach zu ihren Füßen und rauſchte die Mühle; ſie ſelbſt hätte nicht ſagen können, was ſie denke und träume. — Es war einer der Augenblicke, wo das Herz ſo ganz eins iſt mit der Natur, mit dem geheimnisvollen Geiſte, der über den Waſſern ſchwebt, daß nicht einmal mehr ein Gedanke dazwiſchen liegt.

Sie hörte diesmal ſelbſt den Tritt nicht, den wohlbekannten, der heute, an einem ſonſt ungewöhnlichen Tage, die Weinberge herab kam; ſie ſah den Kurfürſten erſt, als er vor ihr ſtand. „Der Vater iſt oben,“ ſagte ſie raſch, faſt ängſtlich aufſpringend; „wollt Ihr mir folgen, hochwürdigſter Herr?“ — „Bleibſt du gar nicht bei mir, Fränzchen?“ fragte mit weichem, innigem Tone, wie ſie ihn nie gehört, der Fürſt und legte leiſe ſeinen Arm um ſie. — Der lang gedämmte Strom hatte mit einemmale die Schleuſen geſprengt, und Worte, leiſe, glühend und tief geſprochene Worte tönten an des Mädchens Ohr; Worte von den ewig heiligen Rechten des Herzens, Rechten, älter, höher, heiliger als alle Rechte der Kirche. Das ſeien Dämme, von Menſchenhand aufgebaut, während die Liebe ewig ſei wie der Hauch des Geiſtes, der zwei Weſen erſchaffen, damit ſie Eins ſeien, — berauſchende, ſüße, gewaltige Worte, — die uralte Muſik aus dem Venusberg.



Das volle, klare Mondlicht fiel auf Fränzchens Angeſicht, wie ſie mit unwiderſtehlicher Macht ſich aufrichtete aus dem Arm, mit dem der Kurfürſt ſie gehalten. Es war todesblaß, aber unbeſchreiblich lieblich: ein Licht lag auf dieſen Zügen, höher noch und reiner als der lichte Mondſchein. „Das alles habe ich wohl auch einmal gedacht, geträumt vielleicht, wenn ich auch nicht Worte dafür fand, — von jener Zeit an, wo Ihr mir erſchienen ſeid, als eine Hilfe vom Himmel,“ ſagte ſie leiſe. „Es iſt ein Stich durch meine Seele gegangen, als ich gehört, daß Ihr der Kirche angelobt ſeid, und mein Herz hat ſich empört gegen dieſe Bande. Nicht in dieſem eigenen, ſchwachen und thörichten Herzen habe ich Kraft gefunden ſtille zu werden, Euch zu lieben ohne Sünde, alſo daß ich all mein Lieben im Gebet vor Gottes Thron mitbringen kann, daß ich es einmal hinüber nehmen darf ohne Reue: — ich habe dieſe Kraft von Gott errungen im Gebet. Ob das Geſetz, das uns auf Erden trennt, von Gott iſt oder von Menſchen, — ich weiß es nicht, ich kann es auch nicht entſcheiden; aber ich weiß, daß Ihr ein heilig Gelübde ausgeſprochen; ich weiß, daß Ihr geſetzt ſeid zum Licht und Führer für viele, und daß Ihr vielen zum Fall und Aergernis würdet, ſo Ihr davon weichen könntet. Und wer um des Herrn willen verläßt, was ihm teuer war hienieden, der wird es hundertfaltig wieder empfahen, dazu das ewige Leben.“

Erſtaunt, betroffen, beſchämt über die Kraft und den Ernſt aus den Worten des Kindes, hatte der Kurfürſt ſie losgelaſſen und ſtarrte finſter zur Erde. Wie er aber den Blick erhob und ſah ſie vor ſich ſtehen mit demütig geſenktem Haupt, ein ſchwaches Kind und doch ſtark in der Kraft deſſen, der mächtig iſt in den Schwachen, wie ſie nicht ſcheu, ſondern recht innig und vertrauensvoll ihr Auge ſenkte in das ſeine —

Da weicht von ſeiner Bruſt die Pein,
Da wird die Seele milde;
Sein Aug' wird ſtill, ſein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde. —

Einen leiſen Kuß drückte er auf des Mädchens Stirn; dann reichte er ihr die Hand, ehrerbietig wie einer Königin, und führte ſie hinein zu Vater und Brüdern.

Der Kurfürſt kam lange nicht nach dieſem Abend; der Vater machte ſich ſeine Gedanken darüber, aber fragen wollte er nicht. Endlich kehrte der Freund wieder. Mit ſanftem, zuverſichtlichem Lächeln, ohne Scheu, grüßte ihn Fränzchen. Manch traulichen Abend verlebte er noch in dem kleinen Kreiſe und ſtiller und ſtiller ward ſein ungeſtümes Herz in ihrer reinen Nähe.

Einmal kam der Kurfürſt am hellen lichten Tage und brachte einen Fremden mit, gar friſchen und heitern Anſehens. „Mein Freund, der weltberühmte Maler Baptiſta, möchte, lieber als die ſchönen Rheinthale, die anmutigen Bewohner des Thals auf ſeinen Bildern feſthalten; wollt Ihr erlauben, Vater, daß er Fränzchens Bild malt, für Euch und für mich?“

Sebaſtiani konnte nicht dem Wunſch widerſtehen, des ſchönen Kindes Bild zu beſitzen; der Maler ſchlug ſeinen Sitz in der untern Mühle auf und begann ſein Werk, das aber kein Auge ſehen durfte.

Das Bild wurde vollendet und der Vater erhielt es, ein liebliches kleines Gemälde, das Fränzchen darſtellte im kornblumenblauen Kleid, wie ſie es gewöhnlich im Hauſe trug. Vater und Brüder waren entzückt darüber.

„Ihr habt noch ein größeres Bild gemalt,“ ſagte Fränzchen zum Maler, als ſie allein mit ihm war.

„Gewiß, ſchönes Fräulein, dies zweite Bild, es iſt vielmehr das erſte, gehört dem Kurfürſten.“

„Bitte, laßt es mich ſehen!“ bat Fränzchen.

Der Künſtler zog den verhüllenden Vorhang weg, es war dasſelbe Bild, nur größer, in all ihrer blühenden Jugend und ſüßen Anmut, aber — die weiße Tracht der Urſulinerinnen umwallte ihre zarte Geſtalt. Still, viel ſtiller noch als ſonſt, blickte das liebliche Angeſicht aus den enggefalteten Schleiern und Tüchern, die es einfaßten.

Einen langen, tiefen, ſeltſamen Blick warf Fränzchen auf das Bild. „So meinſt du's?“ ſagte ſie leiſe und zog die Hülle wieder vor.

Das Bild begleitete den Kurfürſten, als er mit aller Entfaltung fürſtlicher Pracht zur Kaiſerwahl nach Frankfurt zog. Es war nun gar ſtill in der Mühle, wo kein Gaſt mehr einſprach. Fränzchen aber war darum nicht ſchwermütig und trübſelig; ſie blieb die emſige Biene, die duftende Roſe, die liederreiche Nachtigall des einſamen Hauſes. Die Briefe des Kurfürſten waren der lichte und liebliche Wechſel ihrer Einſamkeit. Sie las ſie allein im ſtillen in der Laube, wo ſie damals ſeinen Schritt gehört, dann legte ſie ſie zutraulich in des Vaters Hand; es war nichts darin, was des Vaters oder was Gottes Auge hätte ſcheuen dürfen. Aber ernſt, ſehr ernſt waren die Briefe aus der Mitte eines ſo bunten, reichbewegten Lebens, und überall ſprach ſich die innigſte Sorge um die ſchöne Blume aus, die er gelernt hatte mit ruhigen und reinen Augen anzuſchauen.

„Du biſt noch ſo jung, mein Kind; Dein Vater iſt frühgealtert und gebrochen, die Brüder ſind nicht geeignet, Deine blühende Jugend zu ſchützen in einer ſtürmiſchen, verderbten Zeit: — geh' ins Kloſter, mein Blümchen, da allein biſt du ſicher! Nenne dich Angela, ein Engel biſt Du den Deinen und mir geworden; geh' ins Kloſter! Ich werde nicht lange leben, um Dich zu ſchützen,“ hieß es mehr als einmal. Dieſe Todesgedanken ſchienen ſeltſam bei einem Herrn wie dieſer, in der Fülle der Jugendkraft, von deſſen fürſtlichem Auftreten und ritterlichem Weſen die Kunde ſelbſt in die Einſamkeit der Mühle drang.

Fränzchen ſprach wenig über den Rat ihres fürſtlichen Freundes; war ſie doch die treue Pflegerin, der einzige Troſt des Vaters, der von unerwartetem Siechtum befallen wurde, ſeiner Augen Licht und ſeines Herzens Freude: wie hätte ſie denken können, ihn zu verlaſſen!

Es war im Sommer des Jahres 1715, vier Jahre nach der ſchweren Haft, die ihn ins Lebensmark getroffen, als der ehemalige Landrentmeiſter Sebaſtiani begraben wurde. Sein Ende war ſanft geweſen, es hatte ja ein holdſeliger Engel an ſeinem Bette gewacht. Oft hatte er in tiefem Sinnen das Kind betrachtet, auf deſſen ſeltnen Reiz und hohe Gaben er ſo ſtolze Pläne gebaut, — was war nun das Ziel? Sanft und beſtimmt hatte Fränzchen jeden Werber abgewieſen, der die ſchöne Beſitzerin der reichen Mühlen auch in ihrer Verborgenheit gefunden und geſucht; der Vater ſelbſt hatte gefühlt, daß es nicht anders ſein konnte; aber was ſollte nun mit dem Kinde werden? Er fragte nicht mehr, als mit dem Scheiden ſein inneres Auge klarer wurde und er eine höhere Krone als eine irdiſche auf dem Haupte ſeines Kindes ſah: die Krone derer, die „überwunden haben, und haben ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod“.

Ein ſtilles Leichenbegängnis war das des von der Welt faſt vergeſſenen Mannes; aber eine laute Trauerkunde erſcholl im Dezember desſelben Jahres: — Kurfürſt Karl war in Wien plötzlich von der Blatternkrankheit hingerafft worden. Sein Tod war ſchnell gekommen; doch ſcheint er ja oft ſchon in der Fülle ſeiner Kraft an ein frühes Ende gedacht und Vorſorge darauf getroffen zu haben. Unter anderem war eine bedeutende Summe angewieſen „der Jungfrau Franziska Sebaſtiani zu ihrer Ausſtattung für den Eintritt ins Kloſter“.

Man hat von Fränzchen nicht viel Klagen und Weinen gehört, da die Kunde von dem Tode ihres Freundes zu ihr drang. Als unten das feierliche Hochamt für ſeine Seele gehalten ward, und alle Glocken im Thale zuſammentönten, da ſtieg ſie hinauf den alten Weg gegen den Ehrenbreitſtein, bis zu der Stelle, wo ſie zum erſtenmal den Kurfürſten geſehen; da ſetzte ſie ſich nieder, ſenkte ihr Haupt in die Hände und weinte wieder lange und ſchmerzlich um alles, was einſt in ihr gelebt und geblüht von irdiſchem Hoffen; ſie war ja noch jung! Und als ſie ſich recht von Herzen ausgeweint, da wandte ſie ſich zu dem Bilde, das ihr früher Troſt gegeben, und leiſe ſprach ſie die Worte nach: „Herr, nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe!“ Da ward ihre Seele wieder ſtille, und ſie dankte Gott, daß er ihre Liebe rein bewahrt, ſo daß ſie getroſten Herzens an den denken durfte, der ihr nie hätte zu eigen werden können.

Bruder Eberhard war fortgezogen und hatte durch des Kurfürſten Verwendung bei einem auswärtigen Fürſten eine Stelle erhalten; an Gottfried gab Fränzchen die Mühlen zu freiem Eigentum und freute ſich, daß er eine heitere, rührige Frau einführte, die in ſein Weſen rüſtige Bewegung brachte.

Einen Monat nach dem Tode ihres Freundes nahm Fränzchen, nun Schweſter Angela geheißen, den Schleier im Kloſter Allerheiligen zu Oberweſel. Sie hatte zuvor noch einen Beſuch gemacht bei den Urſulinerinnen zu Metz und den Schweſtern dort ihren Entſchluß verkündet. Bei ihnen eintreten wollte ſie nicht; ſie wäre ſo gerne der lieben Heimat nahe geblieben, dem ſchönen Rheinland, wo ſie alles Leid und Glück ihres jungen Lebens genoſſen.

„So iſt's gekommen!“ ſagte Schweſter Urſula mit düſterem Lächeln; „haſt gefunden, was es draußen iſt, und kehrſt nun wieder mit gebrochener Schwinge.“

„Ei, ei, das hätt' ich nicht gedacht, ſo ein ſchönes junges Kind!“ meinte Schweſter Roſalie; „Schätzchen, hätteſt du's nicht noch eine Weile draußen probieren mögen? Wär' ja immer noch Zeit geweſen.“

Klara aber ſah ſie freundlich an mit ihren ſtillen Augen: „Du haſt das gute Teil erwählt, mein Kind! Es wird dich nicht gereuen.“

Es hat ſie nicht gereut; das ſagte der ſelige Frieden auf dem Angeſicht der Schweſter Angela, ſo oft ſie an die Pforte kam, den Ihrigen ihren Gruß zu entbieten. Der Engel der Armen, der Troſt der Kranken, eine ſanfte Mutter aller bekümmerten Herzen, die im Kloſter eine Freiſtatt ſuchten, hat ſie noch lange da im Frieden gelebt. Faſt als Heilige verehrt, blieb ſie ſtillen, demütigen Herzens und wartete geduldig viele Jahre, bis die Stunde ſchlug, die ſie heimrief in eine Welt, „wo wir nicht freien werden, noch uns freien laſſen, ſondern ſein gleich den Engeln Gottes“.

II.

Franziska von Hohenheim.

1748—1811.

Franziska, „das Franzele des Karl Herzog ſelig,“ iſt ein Name guten Klanges für jeden Württemberger. Ihre weibliche Liebenswürdigkeit, ihre treue Liebe und echte Herzensgüte haben ſelbſt über den Flecken, der der unauslöſchlichſte in einem Frauenleben iſt, einen verſöhnenden Schleier gebreitet. Sie iſt im beſten Sinne die liebevolle Gefährtin, ſpäter das treue Weib eines reichbegabten, aber üppigen und übermütigen Fürſten geweſen; er hat in ihrer klaren Seele ſein beſſeres Selbſt, ſeine edlere Kraft wieder gefunden zu einer Zeit, wo das zügelloſe Geſpann ſeiner tollen Leidenſchaften im Begriff war mit ihm in den Abgrund zu rennen, und an ihrer Seite iſt ihm, ohne all ſein Verdienen noch das Glück einer treuen, ſteten, herzlichen Liebe, einer friede- und freudevollen Häuslichkeit zu teil geworden.

Franziska Thereſia von Bernardin wurde am 10. Januar des Jahres 1748 geboren, als die Tochter des Herrn von Bernardin, eines Freiherrn von altem Adel und ſehr beſchränkten Beſitz, der unweit der fränkiſchen Grenze bei Aalen das Schloß Adelmannsfelden bewohnte, an dem er einen Anteil beſaß.

Im Kreiſe ſchöner, begabter Schweſtern, unter der Leitung einer guten, aber weltunerfahrenen Mutter, verlebte Franziska ihre Kindheit und erſte Jugend in größter Zurückgezogenheit, ſo ſtill, daß uns keine nähere Kunde von jener Zeit mehr übrig iſt. Es geſchah das Möglichſte, den Töchtern eine gute, ihren Talenten angemeſſene Erziehung zu geben; der verderbliche Hauch leichter Sitten und franzöſiſcher Ueppigkeit, der damals durch die höheren Kreiſe der Geſellſchaft wehte, drang nicht in das ſtille Aſyl. „Es gab eine Zeit,“ ſchreibt Franziska in einem Brief aus ſpäteren Tagen, „wo in dem Hauſe meiner Eltern mein Herz nur für die Tugend ſchlug.“ Der Segen einer rein und einfach verlebten Jugend hat ſich an ihr nicht verleugnet. War er auch nicht ſtark genug, um ſie fleckenlos zu erhalten in ſchwerer Verſuchung, im Strudel einer vielfach verkehrten Zeit, ſo hat er ihr doch Kraft gegeben, ſich über den Strudel zu erheben und zum Segen des Landes zu werden in einer Stellung, die Tauſende vor ihr und nach ihr verderbt und zum Verderben gemacht hat.

Ihre Mutter war eine Frau von ſanfter, trauriger Gemütsart, die ſchwer trug an der Sorge um die Zukunft ihrer Kinder und an der düſtern, heftigen Natur des Gatten, der den Groll über den geſunkenen Zuſtand ſeines Hauſes nie unterdrücken konnte.

Als Beleg dafür, daß ein düſteres Verhängnis auf ihrer Familie ruhe, erzählte Frau von Bernardin eine Sage, die unter verſchiedener Form ſich öfters in herabgekommenen Geſchlechtern hoher Abkunft findet.

„Als das Haus Bernardin noch in Blüte ſtand, genoß eine Urahnfrau desſelben beſonderes Anſehen wegen ihres thatkräftigen Weſens und ihrer großen Einſicht in allem, was damals ins Gebiet einer erfahrenen Burgfrau gehörte. Beſonders geſchickt war ſie in der Pflege der Kranken, und wo einer Frau ihr ſchweres Stündlein ſchlug, glaubte ſie ſich geborgen, wenn Frau von Bernardin zugegen war.

„Da kam einſt in tiefer Nacht ein junger Mann von feinem, fremdartigem Ausſehen vor das Schloß und ließ die Edelfrau um Gottes willen bitten, ſie möchte ihm zu ſeiner Frau folgen. Die mitleidige Dame ging mit dem Fremden weite, unbekannte Wege, bis in ein einſames Haus am Berge, wo ſie in einem ſeltſam und köſtlich eingerichteten Zimmer eine wunderſchöne, ſehr junge und zarte Frau in ſchwerem Kampfe fand.

„Frau von Bernardin ſtand ihr getreulich bei; ihre glückliche Hand bewährte ſich wieder und die junge Mutter durfte ſich eines ſchönen Knäbleins freuen.

„Als ſie der geheimnisvolle Fremde in der Nacht noch zurückbegleitete, gab er ihr als Zeichen ſeines Dankes eine fein gearbeitete Spindel von purem Golde. ‚Bewahre ſie wohl,‘ mahnte er ſie: ‚ſo lange die Spindel im Beſitz deines Hauſes iſt, wird Glück und Segen nicht von ihm weichen.‘

„Frau von Bernardin hat das geheimnisvolle Ehepaar nicht mehr erblickt und nie erfahren, wer ſie waren und woher ſie gekommen ſind; die Spindel aber ward als Heiligtum verwahrt und vererbt, auch blühte das Geſchlecht im Segen, bis ein leichtſinniger Enkel der weiſen Ahnfrau nicht nur ſein väterliches Erbe vergeudete, ſondern zuletzt das Kleinod, die goldene Spindel, verkaufte. Von da an war Glück und Segen von dem Hauſe gewichen, und keinem der Nachkommen gelang es mehr, ſich zu heben.“

So natürlich der Zuſammenhang der verſchleuderten Spindel mit dem Ruin des Hauſes zu erklären war, ſo ließ ſich doch Herr von Bernardin nicht nehmen, daß eben damit ein unheilvolles, unabänderliches Verhängnis hereingebrochen ſei.

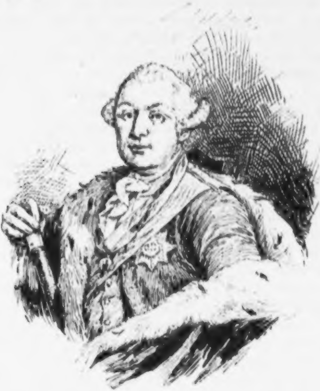
Als ſpäter ſeiner Tochter Name von tauſend Lippen mit Liebe und Segen genannt wurde, als aus ihrer milden Hand einem mißhandelten Lande Wohlfahrt und Gedeihen, ihrer eigenen Familie Glück und Ehre zufloß, — hätte er nicht glauben dürfen, die Spindel der Ahnfrau ſei wieder gefunden und ſpinne goldene Fäden für ſein Geſchlecht? Aber er dachte nicht ſo, der alte ſtolze Freiherr. Nie hat er ſich mit dem Weg verſöhnt, auf dem ſeine Franziska zu dieſer Höhe geſtiegen, nie eine Gunſt von ſeinem erlauchten Schwiegerſohn angenommen: — es galt ihm alles nur als der Fluch der verlorenen Spindel.

Im Jahre 1765 reichte die ſiebzehnjährige Franziska dem Freiherrn von Leutrum, Baireuthſchen Kammerherrn, ihre Hand; ob gezwungen, ob durch kindliche Rückſicht für die Eltern und Geſchwiſter bewogen, darüber hat ſie ſich nie ausgeſprochen; aus Liebe geſchah es in keinem Fall.

Friedrich Reinhard, Freiherr von Leutrum, Erbherr auf Würm, Heydach, Liebeneck und Neipperg, geboren 1742, war von auffallend häßlicher Geſtalt, ſo ſehr, daß er oft zum Geſpötte der Pforzheimer Straßenjugend wurde, wenn er am Fenſter ſtand und ſein unförmlich großer Kopf, der auf kleinem Rumpf mit breiten Schultern ſaß, kaum bis zum Geſims reichte. Daneben war er beſchränkten Verſtandes und, wie ſich ſpäter erſt zeigte, von heftiger, mißtrauiſcher Gemütsart. Aber — der Beſitz ſtand zu jenen Zeiten nicht niedriger im Wert als in den unſrigen, die man die materiellen ſchilt, und die Werbung des begüterten Freiherrn galt als ein ſeltenes Glück für das arme Fräulein, die nicht einmal durch glänzende Schönheit den Mangel an Reichtum ausgleichen konnte. Dazu war Franziska heitern und lebensluſtigen Sinnes und fühlte ſich bedrückt in der trüben Lebensluft des Elternhauſes, über dem des Vaters düſtere Gemütsſtimmung als beſtändige Wolke ſtand: ſie ſehnte ſich nach Wechſel der Scene. Ihr lebendiger, regſamer Geiſt war ſich der Kraft und Begabung zu reicherem Wirken bewußt; ſie hoffte an der Seite eines angeſehenen, begüterten Gatten dazu Gelegenheit zu finden, — es lag in ihrer Hand, den Eltern eine Sorge vom Herzen zu nehmen: ſo that ſie, jung und unerfahren, ohne ihr eigenes Herz und die Bedeutung der Ehe recht zu kennen, den Schritt, der ſo verhängnisvoll für ſie werden ſollte.

Wie ſehr ſie ſich auch getäuſcht fühlen mochte in ihren Erwartungen; was ſie auch im ſtillen zu leiden hatte an der Seite eines Gatten, der gar nicht fähig war, ihren Wert zu verſtehen und ihre junge Seele zu leiten; — ſie klagte nicht, ſie fügte ſich in die Umſtände ſo gut ſie konnte, und ihre Ehe war, nach außen wenigſtens, in den erſten Jahren eine friedliche und unbeſcholtene.

Im Jahre 1770 kam Herzog Karl Eugen von Württemberg auf der Durchreiſe nach Pforzheim. Unter dem Adel der Umgegend, der ſich verſammelte, um ihm ſeine Aufwartung zu machen, befand ſich auch Herr von Leutrum mit ſeiner jungen Gemahlin.



Franziska war nach dem Urteil aller Zeitgenoſſen keine Schönheit im eigentlichen Sinn; ihr Mund war etwas groß, ihre Augen nicht ſchön gefärbt, ihre Züge nicht regelmäßig. Eine ſchlanke, graziöſe Geſtalt im rechten Ebenmaß, reiche, blonde Haare, ein blendend weißer Teint und eine blühende Geſichtsfarbe waren alle ihre äußeren Reize. Aber es lag eine weibliche Anmut und Schmiegſamkeit, eine herzgewinnende Güte, feine Sitte und jugendliche Fröhlichkeit in ihrem Weſen, welche auf alle, die ihr nahe kamen, einen Zauber ausübten, und auf den Herzog mit wunderbarer Schnelle wirkten.

Von all den ſchönen, hochbegabten Damen der Verſammlung war es Frau von Leutrum, mit der er ſich ausſchließlich unterhielt und der er bald ſo auffallend ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte, daß es den Neid und die Verwunderung der Geſellſchaft und die maßloſe Eiferſucht Herrn von Leutrums erregte.

Daß ſich Franziska durch die Huldigung des Herzogs, die ihr harmlos ſchien, geſchmeichelt fühlte, daß ſie nichts that, um ihn zurückzuſchrecken, iſt ihr vielleicht zu verzeihen. Er war jetzt noch, in ſeinem zweiundvierzigſten Jahre, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, einer der ſchönſten Fürſten Europas, wie die Baronin Oberkirch in ihren Memoiren behauptet; von reichgebildetem Geiſt und hinreißender Liebenswürdigkeit. „Il avait tant d'esprit, et savait si bien s'en servir,“ rühmt dieſelbe Dame. Er war ein Fürſt, in Franziskas Augen noch mit all dem märchenhaften Nimbus der Herrſcherwürde umgeben, und ſie, das arme Fräulein, unbeachtet in der Dunkelheit beſchränkter Verhältniſſe erwachſen, das freudloſe Weib eines ungeachteten Gatten: — war es ein Wunder, wenn ſchon die erſte Annäherung überraſchend, faſt berauſchend auf ihr junges, lebenswarmes Herz wirkte, das ſich nicht klar und naturgemäß hatte entfalten können? — Sie ſelbſt ſpricht ſich in ihren ſpäteren Briefen nicht ganz frei von dem Vorwurf, daß der Weg zu ihrem Herzen teilweiſe auch durch ihre geſchmeichelte Eitelkeit ging. Doch war ſie weit entfernt zu ahnen, wie nahe ſie der Wendung ihres Geſchickes ſtand, wie gefährlich es ſei, von dieſem Manne eine Huldigung anzunehmen. Herr von Leutrum, gereizt durch die augenfällige Aufmerkſamkeit des Herzogs gegen ſeine Frau, noch geſtachelt durch die Neckereien der Anweſenden, machte Franziska die plumpſten Vorwürfe, und als ſie, noch ganz arglos, ihn mit einem Scherz begütigen wollte, vergaß er ſich ſoweit, daß er ihr einen Schlag ins Geſicht gab.

Der Herzog, darüber wütend, wollte Franziska ſogleich unter ſeinen Schutz nehmen. Die ſchwer gekränkte und zwiefach bedrängte Frau lehnte dies aber ab und willigte, um Aufſehen zu vermeiden, ein, ſogleich mit ihrem Gemahl abzureiſen.

Herzog Karl war aber nicht geſonnen, ſie aufzugeben. Durchaus nicht ſkrupulös in der Wahl ſeiner Mittel, ließ er heimlich die Räder am Wagen des Herrn von Leutrum durchſägen. Dieſer fuhr ab, unweit Pforzheim brach der Wagen; durch wunderbaren Zufall kam der Herzog unmittelbar hinten drein, nahm die betäubte und erſchrockene Dame in ſeinen Wagen und ließ Herrn von Leutrum allein mit ſeiner ohnmächtigen Wut und ſeinem zerbrochenen Gefährt.

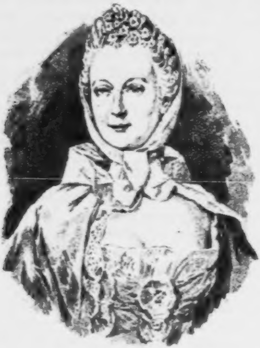
So erzählen einige die Geſchichte dieſer Entführung, über die freilich nur Privatquellen vorhanden ſind. Andre behaupten, Herzog Karl habe die Dame, der er bei öfteren Beſuchen ſchon länger den Hof gemacht, aus ihrem eigenen Hauſe, vor den Augen ihres beſtürzten Gemahls, entführt. Als ihn nämlich bei einem Beſuch Herr und Frau von Leutrum vor die Thüre begleiteten, habe ſein Leibheiduck Sigriſt, nach vorhergegangener Ordre, Franziska raſch und plötzlich in den Wagen des Herzogs gehoben, der in raſendem Galopp mit der Beute davonfuhr und den betrogenen Freiherrn vor der Thüre ſtehen ließ. — Welche Lesart die richtige iſt, läßt ſich nicht beſtimmen; faſt ſcheint die erſtere noch etwas minder nachteilig für den Herzog, als ein ſolch' überdachter Mißbrauch des Gaſtrechts.

Soviel ſteht gewiß, daß von einer Verabredung, von einem Mitwiſſen Franziskas bei dieſer Entführung durchaus keine Rede ſein kann. Sie ſelbſt wurde damit überrumpelt und ſoll ſich in der erſten Zeit ſehr unglücklich gefühlt haben. Welche Künſte der Gewalt und Ueberredung angewendet worden, um die Stimme der Pflicht zum Schweigen zu bringen, nachdem das Herz ſchon gewonnen war, das iſt nicht bekannt geworden.

Franziska blieb auf dem herzoglichen Schloß Hohenheim; die Wut des Herrn von Leutrum wurde durch Drohungen zum Schweigen gebracht, die Scheidung eingeleitet. Im Jahr 1772 wurde ſie gerichtlich vollzogen. Franziska ward zur Gräfin von

Hohenheim ernannt und blieb bei dem Herzog als ſeine Freundin und Geſellſchafterin.

Es iſt merkwürdig, daß ſich unter all ihren Zeitgenoſſen nicht eine Stimme der Anklage, der Geringſchätzung gegen Franziska erhebt. Freilich war es eine Zeit, in der viel geſchehen war, um das feine Gefühl für Recht und Sitte abzuſtumpfen; eine Zeit, die den Großen der Erde faſt noch die Vorrechte der alten Griechengötter zugeſtand. Doch hatte auch jene, wie jede verderbte Zeit, kräftige, lautere Seelen übrig gelaſſen, die ungeſcheut die Stimme der Wahrheit hören ließen. Aber ſelbſt die Beſten ihrer Zeit ſprechen mit Achtung und Anerkennung von Franziska. Der ſtrenge württembergiſche Staatsmann, der in ſeinen „Geheimniſſen“ ſo unverhohlen die Mißbräuche in Herzog Karls Regierung verurteilt, rühmt dieſe Frau



als einen Segen für Württemberg. Hermann Auguſt Niemeyer, der fromme, ernſte Pädagog, erwähnt ihrer in ſeinen Reiſen mit der wärmſten Teilnahme; Frauen der höchſten Stände von tadelloſem Ruf mieden ihren Umgang nicht und ſenkten die Waffe vor der anſpruchsloſen Liebenswürdigkeit und dem weiblichen Adel, den Franziska auch in dieſer zweideutigen Lebensſtellung zu bewahren wußte. „Herzog Karl," ſagt die Baronin Oberkirch in ihren Memoiren, „hat allen Weibern den Hof gemacht, mit vielen das Leben genoſſen, — geliebt hat er nur eine." — „Wenn etwas ein ſolches Verhältnis entſchuldigen kann, ſo ſind es die außerordentlichen Verdienſte dieſer Dame. Ihre Schönheit iſt der geringſte ihrer Vorzüge, ſie liebte den Fürſten mit einer Hingebung und Uneigennützigkeit ohnegleichen."

„Es ſteht mir nicht zu," bemerkt ſie ſpäter, „zu beſtimmen, in wie weit die Stellung der Gräfin Hohenheim eine ſchiefe und delikate für ihre nächſte Umgebung iſt; ſo viel iſt gewiß, daß die Achtung und Hingebung, mit der man ihr begegnete, jetzt ſchon die Weihe anzuerkennen ſchien, die ihre Verbindung erſt ſpäter erhalten hat."

So nachſichtig war ihre Zeit. Die Nachwelt ſieht klarer und richtet ſchärfer. Anmut und Liebenswürdigkeit können ihren Blick nicht beſtechen; ſelbſt Franziskas treue, uneigennützige Liebe zu dem Herzog, ihr wohlthätiges, ſegensreiches Wirken kann ſie, in den Augen ihres Geſchlechts wenigſtens, nicht rechtfertigen. Aber es gibt eine Sühne, die in den Augen des Himmels ſelbſt gültig iſt, — das iſt die Reue. In der Fülle ihres Glücks und Glanzes, angebetet von dem geliebten Manne, geſchmeichelt, geprieſen und geſegnet von allen Seiten, hat Franziska doch tief und ſchmerzlich die Schuld empfunden, die in ihrem Verhältnis zum Herzog lag. Sie hat dies wohl gegen niemand ſo offen ausgeſprochen, als gegen den oben erwähnten Doktor Niemeyer, in den Briefen, die er nach ihrem Tode veröffentlichte, und aus denen wir einige Stellen anführen wollen.

„Könnte, dürfte ich Ihnen nach ſo kurzer Bekanntſchaft meine ganze Geſchichte erzählen," ſchreibt ſie im Jahr 1783, „könnten Sie den Ernſt und die Reue ſehen, mit der ich darauf zurückblicke, Ihr Bedauern und Ihr Gebet würden mir nicht fehlen ... Hätte ich in meinem ſechzehnten Jahr, wo ich ohne Erfahrung, ohne Weltkenntnis, mir ganz allein überlaſſen, mit Scenen umgeben, die ich gar nicht kannte, in die Welt trat, — hätte ich da einen treuen, warnenden Freund zum Ratgeber gehabt, hätte ſeine Vernunft, ſein Herz, ſeine Sittenreinheit mir Achtung eingeflößt, — gewiß, ich wäre beſſer geworden." Später ſchreibt ſie von einem genußreichen Abend, den ſie bei der Fürſtin von Deſſau in Lavaters Geſellſchaft verlebt. „Unausſprechlich wurde ich durch die Verſicherung gerührt, daß auch Sie meiner im Umgang mit ſo würdigen Menſchen gedacht haben ... hätte ich mich ſelbſt in ſolcher Geſellſchaft würdiger gefühlt, ſo wäre freilich der Genuß reiner geweſen, aber ſo, — doch ich will nicht klagen." — „Ich wußte ja wohl," ſagte ſie noch, als ſie Riemeyer ihre endliche Vermählung ankündigt, „daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unſträflich iſt. Aber es bleibt doch ein großer Unterſchied, ob Ueberraſchung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langſam geſchah. Niemand weiß wohl beſſer als ich, was die Ueberredung der Leidenſchaft nach und nach für eine Gewalt hat."

Was dieſen innern Stachel, der ſie nicht zu vollem Gefühl des Glückes gelangen ließ, der ſie aber auch mild und demütig erhielt, am meiſten ſchärfte, das war der unverſöhnliche Groll ihres Vaters. In ſeinem finſtern Trotz bedachte er nicht, daß doch auch er ſelbſt einen Teil der Schuld trug, indem er ſeine Tochter in unerfahrener Jugend einem unwürdigen Gatten geopfert: — er brütete nur über der verletzten Ehre ſeines alten Hauſes. Franziska ließ ihn einmal demütig bitten, er möge ihr nur vergönnen, auf ſeinen Schloßhof zu kommen, damit ſie noch einmal ſein Angeſicht ſehe. Seine Antwort war: „Ja, ſie möge kommen! Ich will dann ans Fenſter treten und die ungeratene Tochter erſchießen!"

Alle dieſe Dornen trug ſie aber im ſtillen; klagen war ihre Sache nicht. Sie war keine La Vallière, die ſich in Thränen verzehrte; ſie war eine heitere, elaſtiſche Natur, voll des Triebes nach nützlichem Wirken, und in ihrer herzlichen Fröhlichkeit, die doch keinen Augenblick die Grenzen ſanfter Weiblichkeit überſchritt, lag wohl auch ein Teil des Zaubers, der den unbeſtändigen Herzog ſo unwandelbar an ſie feſſelte.

Der Herzog, auf den dieſe klare, liebevolle und feine Natur eine wunderbare Erneuerungskraft übte, quälte ſich und ſie nicht im mindeſten mit Skrupeln. Für ihn war dies Verhältnis ein heiliges, im Vergleich mit ſeiner wilden Vergangenheit. Wie unbefangen er ihre Verbindung anſah, beweiſt ein Billet, das er, lange vor der Vermählung, Franziska an ihrem Namenstage ſchrieb und deſſen Schluß lautet: „Lebe, Freundin, lebe der Tugend zur Zierde, der Menſchheit zur Ehre, und Deinem Freunde zum echten Vergnügen. Lebe, Freundin, lebe, bis zum entfernteſten Ziele, wo endlich Tugend jene über alles gehende Belohnungen erntet, die nur Edeldenkenden Deinesgleichen beſtimmt ſind!“

Er hatte die Genüſſe der Leidenſchaft, die ſich keine Schranke ſetzt, bis zum Uebermaß ausgekoſtet. Er war in ſeinem neunzehnten Jahr der Gatte der Prinzeſſin von Baireuth geworden, die ihm Staatsrückſichten zugeführt; die in ſeltener Schönheit, ſtolz, fremd und kalt, ſeiner feurigen Natur gegenüberſtand und ſich nach achtjähriger Ehe von ihm trennte, wozu ihr freilich die Gründe nicht fehlten.

Was ein gutes, treues, verſtändiges Weib einem Gatten ſein kann, das hatte er nie erfahren.

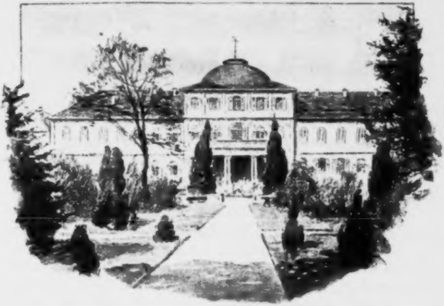
Bei Franziska fand er nicht nur weibliche Anmut und herzliche Liebe, er fand den lebendigſten Sinn für alles Schöne und Gute, ſeinen Geſchmack und ſichern Lebenstakt; er fand das warme, tiefeingehende Intereſſe für ſeinen Beruf, das dem klugen Rat aus ſanftem Frauenmund immer eine gute Stätte verſchafft; er fand ein Herz für ſein Volk. In Lieb und Leid, in Ernſt und Scherz, bei wichtigen Staatsangelegenheiten und bei den Genüſſen der Kunſt und Natur war ſie ihm zur Seite als die freundliche, liebevolle Gefährtin, voll innigen Verſtändniſſes für alles, was ihn bewegte.

Darum hat ſie auch einen tiefgehenden und ſegensreichen Einfluß geübt, wie es wenigen Frauen vergönnt war. Faſt als ein Wunder ſteht die Umkehr und Aenderung dieſes Fürſten in der Geſchichte. Sein üppiger, prachtvoller Hofhalt verſchwand; er begann jetzt erſt die einfache Wahrheit zu begreifen, daß ſein Volk nicht nur Pflichten gegen ihn, ſondern heilige Rechte auf ihn habe, die er bisher oft freventlich verletzt. Im Februar 1778 erließ er jene denkwürdige Erklärung an ſein Volk, in der er die bisherigen Fehler ſeiner Regierung bekannte und ſeinen Unterthanen eine beſſere Zukunft verhieß.

Daß er darin zugibt: „Maßen wir aber Menſch ſeind, und unter dieſem Wort von dem ſo vorzüglichen Grade der Vollkommenheit beſtändig weit entfernt geblieben . . . ſo hat es nicht anders ſein können ꝛc. ꝛc.“ iſt zwar ein ſehr mäßiges Zugeſtändnis, aber dennoch bleibt das ganze Bekenntnis eine That innerer Kraft für einen Fürſten im vollen Beſitz ſeiner Macht. Das Volk begann wieder ein Herz zu faſſen zu ſeinem Fürſten und erkannte auch hierin den Einfluß ſeiner guten und wahrhaften Gefährtin, wenn auch die unbeſtreitbare Wahrheit „maßen wir aber Menſch ſeind ꝛc.“ in dem ſpätern Leben des Herzogs noch oft genug zu Tage kam.

Der Herzog that, was er konnte, ſeinem Franzele zu Lieb und zu Ehren. Für ſie baute er das Schloß Hohenheim aus, das im Jahr 1768 ſchon begonnen war, das aber erſt unter Franziskas Augen mit der Pracht und dem Geſchmack vollendet wurde, die es zu einem kleinen Wunder der damaligen Zeit machten. Hier, unter den wunderbarlichen Tempeln, Kapellen und Denkmalen aller Zeiten und Völker; in den traumhaft ſchönen Wintergärten, wo man inmitten des Winters wie im Frühling luſtwandeln konnte unter prächtigen Blumen und den bunten Bogen üppig blühender Geſträuche: hier verlebte er die meiſte Zeit mit ihr in idylliſcher Zurückgezogenheit. An die Stelle der orientaliſchen Prunkfeſte traten ländliche Vergnügungen und mit Stolz zeigte Karl ſeinen Gäſten die neue Schöpfung und die anmutige Herrin derſelben.

Umgeben von der Ueppigkeit des Hofes, vergöttert von dem Herzog, der zum Beiſpiel um ihr einmal auf einen Hofball die feinſten Atlasſchuhe zu verſchaffen, einen Kurier mit unterlegten Pferden nach Wien ſchickte, alſo daß dort die geſamte Diplomatie in Alarm geriet, blieb Franziska doch einfach in ihrem Geſchmack und ihren Gewohnheiten. Nichts weniger als weichlich, war ſie gegen Kälte, Zugluft und ſchnellen Temperaturwechſel ſehr abgehärtet und geſtattete faſt nie, daß ihr Schlafzimmer geheizt wurde. Sie ſchlief am liebſten in einem ganz ſchmalen, niedrigen Bette; war in Speiſe und Trank ſehr mäßig und genoß in ſpätern Jahren nichts als einen Kinderbrei zum Frühſtück und als Deſſert nur etwas Obſt. Perſönliche Bedienung nahm ſie nur an, ſoweit es ihr Rang und die unſinnigen Moden damaliger Zeit durchaus erforderten.



Wie ſie mit herzgewinnender Güte verſtand, ſich den Aermſten zu nähern, ihnen ihre kleinen Bedürfniſſe und Leiden abzufragen, um helfen zu können, ſo fehlte ihr auch in andern Kreiſen der feine Takt angeborenen Adels nicht, der ihr den Höchſten gegenüber ihre Stellung ſicherte.

Die oben erwähnte Baronin Oberkirch war im Jahr 1780 mit dem Großfürſten Paul und ſeiner Gemahlin am württembergiſchen Hofe. Sie ſpricht mit hoher Anerkennung von der Gräfin von Hohenheim, und gewiß wird das Zeugnis einer Frau und einer Dame hohen Standes von unbeflecktem Ruf für ein unparteiiſches gelten können.

„Was die Gräfin auszeichnet,“ ſchreibt ſie unter anderm, „iſt eine edle, ſeltene Einfachheit. Die vorzüglichen Eigenſchaften ihres Herzens, ihr Geiſt und ihre umfaſſende Bildung ſtellen ſie höher als die Mehrzahl der deutſchen Frauen, deren Erziehung doch durchgängig eine vortreffliche iſt. Sie liebt und pflegt die Künſte und würde gerne aus Stuttgart ein neues Athen gemacht haben. Der Herzog liebt ſie mit einer treuen und uneigennützigen Liebe“ . . . „Wir gingen andern Tages zum Diner nach Hohenheim, wo die Gräfin von Hohenheim ihre Gäſte mit dem feinſten, vollendetſten Takt empfing. Sie wußte ihren Platz zu behaupten und andern den rechten einzuräumen. Sie zeigte ſich dankbar für die ihr erwieſene Ehre, ohne darüber erſtaunt zu ſein . . . Die Gräfin ſelbſt führte die Großfürſtin, nachdem dieſe ſie darum gebeten hatte, und nichts konnte angenehmer ſein, als ihre Unterhaltung ohne Pedanterie, ohne erkünſtelte Beſcheidenheit, — gerade ſo wie ſie ſein ſollte.“

Die kühlſten und nüchternſten Stimmen ihrer Zeit vereinen ſich in Anerkennung ihres inneren Wertes und ihrer Liebenswürdigkeit: „Es waren nicht die ſehr mittelmäßigen Reize ihres Körpers,“ ſagt der ſchon erwähnte württembergiſche Staatsmann, „wodurch dieſe Dame den Herzog gefeſſelt hatte, ſondern ihr gebildeter Verſtand, ihre angenehmen Sitten, und die Geſchmeidigkeit, womit ſie ſich ſeinen Launen anzuſchmiegen wußte, und denen ſie ſehr geſchickt das Gepräge der liebenswürdigſten weiblichen Tugenden aufdrückte.“

Darin liegt nun freilich ein verſteckter Vorwurf, der mir aber ein ungerechter ſcheint; denn wenn dies Gepräge der liebenswürdigſten Tugenden ein ganzes langes Leben durch im Wechſel der verſchiedenſten Schickſale aushält, ſo muß der Stoff ein echter und guter geweſen ſein.

Aufs lebendigſte intereſſierte ſich Franziska für die hohe Karlsſchule, das edelſte Steckenpferd des Herzogs. Sie beſuchte ſie faſt täglich mit ihm, wohnte in ſeiner Geſellſchaft den Deklamatorien und theatraliſchen Aufführungen der Zöglinge bei, ermutigte durch ihren freundlichen Anteil die jungen Leute und wußte mit ihrer ſanften, klugen Weiſe die üble Laune des Herzogs über kleine Vergehen der Schüler zu mildern.

Selbſt jugendlich und heiter, ſympathiſierte ſie mit der Jugend, und da ſie dazu noch die einzige Dame war, die die klöſterlichen Räume dieſer geiſtigen Bildungsanſtalt betrat, eine anmutige, reizende Dame dazu, ſo war es kein Wunder, wenn ſie von den Zöglingen leidenſchaftlich verehrt wurde.

Schiller namentlich, der erſte Juwel der Karlsſchule, ſoll ein begeiſterter Verehrer Franziskas geweſen ſein; auch ſie, wie es ſcheint, erkannte beſſer als der Herzog ſeine Bedeutung und nahm ihn unter beſondere Protektion. Sie hatte ihn aufgefordert, eine Geſchichte Württembergs zu ſchreiben, und das Manuſkript einer ſolchen fand ſich in Franziskas Nachlaß; es war von Schiller im Jahr 1778 geſchrieben und mit einem prachtvollen allegoriſchen Titelblatt geziert, das von andern Zöglingen gemalt war. Außer dieſer Arbeit fanden ſich unter Franziskas Papieren einige Gedichte Schillers an ſie, in denen er mit dem maßloſen Feuer ſeiner erſten Jugendergüſſe ſeine Verehrung für die hohe Dame ausdrückt.

Sie iſt der Dürft'gen Troſt, ſie gibt der Blöße Kleider,
Dem Durſte gibt ſie Trank, dem Hunger Brot,
Die Traurigen macht ſchon ihr Anblick heiter
Und ſcheucht vom Krankenlager weg den Tod.

So wandelt ſie dahin auf Roſenpfaden;
Ihr Leben iſt die ſchönſte Harmonie,
Umglänzt von tauſend tugendſamen Thaten:
Seht die belohnte Tugend — Sie!

Außer dieſem und einem ähnlichen, noch ſchwungvolleren Gedichte teilt A. von Keller in einer Einladung zur Schillerjubelfeier auch den Entwurf zu den Inſchriften mit, den Schiller für ein Hoffeſt gemacht, ganz im Geſchmack jenes Zeitalters der Inſchriften und Freundſchaftstempel.

Ueber die Pforte: „So thun ſich Ihr alle Herzen auf.“ Im Tempel: „Wo Franziska hineintritt, wird ein Tempel.“ „Tugend und Grazien wetteiferten, ſich ſelbſt zu übertreffen, und Franziska ward!“ „Die Tugend wollte geliebt ſein und nahm ihr Bildnis an“ ꝛc.

Dieſe Sprache jugendlicher Ueberſchwenglichkeit beweiſt vielleicht nicht viel; doch iſt an eine aufrichtige Verehrung Franziskas dabei zu glauben, und etwas liegt darin, das uns nachſichtig ſtimmen muß gegen das Kind einer Zeit, in der ſie, die Freundin eines Fürſten, öffentlich ſo geprieſen werden konnte.

Auf ihren Reiſen mit dem Herzog machte ſich Franziska mit auswärtigen Erziehungsanſtalten bekannt; ſetzte ſich mit Gelehrten andrer Länder in Briefwechſel, um tüchtige Lehrer für die Schulen zu gewinnen, und damit das weibliche Geſchlecht nicht in ſeinem Anteil an Geiſtesbildung verkürzt werde, gründete ſie eine Ecole de demoiselles.

Faſt zu bekannt, um ihrer noch zu erwähnen, iſt die Anekdote, daß Herzog Karl einſt, als er mit Franziska die Karlsſchule beſuchte, einen Zögling wegen grober Fehler tüchtig ausſchalt und zuletzt fragte: „Was thät' Er ſagen, wenn Er der Herzog wäre und ich der Wohlzogen?“ — „Ich würd' ſagen,“ entgegnete der Geſcholtene, „komm her, Franzel, laß den dummen Kerl ſtehen!“

Neben dem Feenſitz in Hohenheim beſaß die Gräfin noch ein Haus in der Stadt, das die Baronin Oberkirch ſchildert als

„ein wahres Schatzkäſtlein, mit ſeltener Kunſt und unerhörtem Reichtum ausgeſchmückt“. Am glücklichſten machte ſie der Herzog durch ſchöne Reiſen, hauptſächlich in die Schweiz, die er mit ihr unternahm. Da vergaß ſie wohl am leichteſten den ſcharfen Dorn in den Roſen ihres Glücks und träumte ſich als das, was ſie im Herzen längſt war: das treue liebende Weib eines glücklichen Gatten.

Endlich ſollte ihr auch dieſer Stachel aus der Seele genommen werden. Da der Herzog katholiſch war, hatte er, ſolange ſeine geſchiedene Gattin lebte, nicht an Wiederverheiratung denken können. Im Jahre 1780 ſtarb Friederike von Baireuth. Aber die Vermählung wurde aus Staatsrückſichten immer wieder hinausgeſchoben, bis endlich, am 2. Oktober 1784, Franziska dem Fürſten angetraut und ſie im Februar 1786 zur regierenden Herzogin erklärt wurde.

Rührend iſt der Ausdruck ihrer Freude darüber in ihrem Briefe an Niemeyer:

„Ich eile Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu ſeiner Gemahlin endlich das ſo lang gegebene Aergernis, wie ich wenigſtens hoffe, in den Augen der Welt ſein Ende erreicht hat.

„Wohl haben Sie mich oft bei der immer wiederkehrenden ſchmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältnis zu beruhigen geſucht, aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlaſſen . . .

„Je mehr Menſchen auf mich ſahen, deſto ſtrafbarer erſchien ich mir. Sie fühlen gewiß mit mir, wie drückend der Gedanke blieb, und wie gerecht meine Thränen noch jetzt darüber fließen, auch nur einem Menſchen zum Anſtoß geworden zu ſein. Für dieſen Schmerz gibt es eigentlich keinen ausreichenden Troſt, keine völlige Beruhigung. Ich finde indes eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu laſſen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen . . .

„Erbitten Sie mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreis noch ſo viel Gutes als möglich zu thun. Es iſt mein ernſter Wille, dadurch auch im Lande gut zu machen, was ich im Lande verſchuldet habe.

Franziska,
Herzogin in Württemberg."

Der Herzog zeigte ſeine Vermählung der Landſchaft an, die ihm Glück dazu wünſchte und ſowohl ihm, als der Herzogin ein Hochzeitsgeſchenk von je zweihundert Louisdor machte. Der Herzog gab ſeinen Teil dem Waiſenhaus für Soldatenkinder zu Ludwigsburg, die Herzogin verwendete den ihrigen zu milden Stiftungen an verſchiedene arme Gemeinden im Lande.

Nun der ſtille, ſchwere Druck von Franziskas Seele genommen war; nun ſie ſich mit freier Stirn zeigen durfte als das rechtmäßige Weib des geliebten Mannes: lebte ſie erſt recht auf in all der natürlichen Heiterkeit, der friſchen, lebendigen Regſamkeit ihres Weſens. Ihr feiner Geſchmack, ihre vielſeitige Bildung befähigten ſie vollkommen, in all die edleren Liebhabereien des Herzogs mit vollem Intereſſe einzugehen.

Mehr als zuvor noch war ſie die Genoſſin ſeiner Freuden, die Teilnehmerin ſeiner Regentenſorgen, ſeine ſanfte, kluge Ratgeberin und unermüdete Pflegerin. Von ganzer Seele freute ſie ſich des ſchönen Vorrechts eine Wohlthäterin der Armen, eine Beſchützerin der Unterdrückten zu ſein.

Welcher Segen auf Franziskas wohlthätiger Hand ruhte, zeigt uns eine früher ſchon in den Baſeler Sammlungen veröffentlichte liebliche Geſchichte aus dem Leben einer verwitweten Pfarrerin.

In Schorndorf lebte die Witwe des Pfarrers Sch., der in N., in der Nähe von Hohenheim, ſchon öfter Beweiſe von Franziskas Güte und Freundlichkeit erfahren hatte, in großer Dürftigkeit. In einem ſehr kalten Winter war ſie einmal in dringendſter Not, die ſie jedoch niemand als dem Herrn klagte. Als ſie unter bittern Thränen endlich eingeſchlafen war, träumte ihr, daß ihr verſtorbener Gatte zu ihr trete und ihr ſage: „Schlage nur die Stelle in meiner Bibel auf (die er ihr nach

Kapitel und Vers bezeichnete), du wirſt da ein Goldſtück finden.“ Beim Erwachen erinnerte ſich die Witwe der Stelle; ſie ſchlug ſie auf und fand kein Gold, wohl aber einen Spruch, der einen beſonderen Troſt für bedrängte Witwen enthielt. „Das iſt beſſer als Gold,“ dachte die etwas getröſtete Frau, doch nicht ohne einen leiſen Seufzer. In dieſem Augenblick trat ein Bote ein, der ihr einen eigenhändigen Brief der neuvermählten Herzogin Franziska brachte, dem dieſe, obwohl durch niemand von ihrer Not unterrichtet, einen Dukaten beigeſchloſſen hatte. Der Brief, der noch als Heiligtum in der Familie aufbewahrt wird, lautet:

„Meine liebe Frau Pfarrerin!

„Erinnern Sie ſich auch noch Ihrer alten Nachbarin? Wenigſtens will ich durch eine Kleinigkeit, die ich Ihnen hiermit überſchicke, beweiſen, daß ich noch Ihre nämliche teilnehmende Freundin bin, wie da, wo wir noch näher beiſammen wohnten; und iſt Ihnen das Zeugnis, daß mir Ihr Wohlergehen, Ihre Zufriedenheit nicht gleichgültig iſt, ſo ſchreiben Sie mir, wie Sie leben, was Sie mit Ihrer ganzen Familie machen und verſichern ſich aller guten Wünſche, ſowie der wahren Ergebenheit Ihrer,

meine liebe Frau Pfarrerin,
wohl affektionierten
Franziska.“

Von der Hand der Witwe iſt dieſem Brief ein Blättchen beigefügt mit den Worten: „Gott, der Vergelter jeder guten Handlung, wolle ihr mit ewigem Segen vergelten, was ſie auch uns Gutes erwieſen hat!“

Früher ſchon, als die Familie noch in ihrer Nähe lebte, hatte Franziska auf die zarteſte Weiſe kleinen Verlegenheiten abzuhelfen geſucht. In einer Krankheit des Pfarrers, die ſie zufällig erfuhr, ſchreibt ſie der Pfarrfrau ihr herzliches Bedauern und fügt bei: „Hiermit überſchicke ich ein wenig Himbeerſaft, vielleicht nimmt ſolchen der Herr Pfarrer gern mit Waſſer vermiſcht zu ſich. Ich weiß auch, daß man nicht immer bares Geld im Vorrat hat, und daß Sie ſolches, dem Herrn Pfarrer Gutes zu thun, doch brauchen könnten; alſo ſchließe ich eine Kleinigkeit bei und wünſche, daß Gott den Herrn Pfarrer wieder möchte vollkommen geſund werden laſſen.“ In einer ganzen Reihe von Briefen an dieſe Frau zeigt die Herzogin, daß ſie in jeder Lage die innige, rein menſchliche Teilnahme, das zarte Verſtändnis für die Zuſtände und die Gefühle andrer bewahrt hat.

Ihr Vater hatte ihre Erhebung zur Herzogin nicht mehr erlebt. Die Mutter, deren Herz längſt bei dem Kinde geweilt, vermochte nach ſeinem Tode keinen Groll mehr zu bewahren, und mit unausſprechlicher Freude durfte ſie Franziska bei ſich empfangen. Der Herzog behandelte ſeine Frau Schwiegermutter mit allem ſchuldigen Reſpekt und ſtellte ſich gut mit ihr. Sie willigte endlich ein, als Geſchenk des Schwiegerſohns das Schlößchen in Oberenſingen bei Nürtingen zum Witwenſitz anzunehmen und bewohnte es bis zu ihrem Tode. Und doch betrachtete ſie den Glanz und das Glück der Tochter ſtets mit einer gewiſſen Scheu, — auch ſie konnte den Weg nicht vergeſſen, der dazu geführt. Sie nannte ſie nie „die Herzogin“, nur „meine Tochter von Hohenheim“; ſie war nicht zu bewegen, ihren Wohnſitz in Stuttgart zu nehmen; ja, ſie fuhr nie in einem Hofwagen, ſondern beſuchte die Tochter nur in einer beſonderen Mietkutſche. Als einſt Herzog Karl mit glänzendem Gefolge zu einer Jagd in der Nähe von Nürtingen ritt, rief ihm ein Kutſcher aus dieſer Stadt zutraulich zu: „Euer Durchlaucht, d' Schwieger hab' i geſtern gut heimgebracht!“

Franziskas Schweſtern, ſchön und begabt wie ſie, verheirateten ſich alle ſtandesgemäß, — man ſagt der guten Herzogin nach, ſie habe überhaupt eine große Freude am Heiratſtiften gehabt, — und ſie verſorgte ſie glänzend in ihrer Nähe. Dieſe Fürſorge für ihre Verwandten iſt faſt der einzige indirekte Tadel, den der geſtrenge „württembergiſche Staatsmann“ gegen ſie aufbringt. „Freilich,“ ſagt er, „verſorgte ſie ihre Familie mit den einträglichſten Aemtern, aber,“ fügt er ſelbſt hinzu, „doch erdreiſte ſich niemand, deshalb einen Stein auf ſie zu werfen; er ſei denn gewiß, daß er in ihrer Lage nicht auch das nämliche gethan hätte. Dieſe Dame hat im ganzen ſehr große Verdienſte um Württemberg.“ Ich möchte wohl wiſſen, ob er es edler gefunden hätte, wenn ſie ihre Familie vergeſſen und in der Dunkelheit gelaſſen hätte!

Ihre und des Herzogs gegenſeitige Liebe, die an Herzlichkeit und ſteter Innigkeit immer den Charakter ehelicher Liebe getragen hatte, wurde nicht abgekühlt durch das volle Recht des Beſitzes.

Juſtinus Kerner teilt in ſeinem „Bilderbuch“ ein Billet mit, das der Herzog aus Kirchheim am Neckar an ſeine Gemahlin ſchrieb, und das ich mir nicht verſagen kann, hier wiederzugeben:

„Herzallerliebſtes Franzele!

Schon der Anfang meiner Fahrt war ſehr angenehm, um vier Uhr bin ich hier angekommen und habe bis dieſen Augenblick einen fatiguanten Augenſchein eingenommen. Jetzo ſtehen dreißig Perſonen vor meinem Tiſch, um einen Vergleich womöglich zu erzielen, welches noch lange dauern wird; doch werde ich mein möglichſtes thun, um nicht gar zu ſpät zu kommen. Aber ich laſſe nicht nach bis verglichen iſt, ich kann faſt nicht mehr reden. Aber ſchönſtes Weible! das Wichtigſte! Haſt Du mich auch gern? Ich habe hundertmal an Dich gedacht, auch daß Du meine Geduld belohnen würdeſt. Adieu, Engel! Ich küſſe Dich tauſendmal in Gedanken und bin von Herzen Dein bis in den Tod.

Der regierenden Herzogin
Meiner allerliebſten Frau in Stuttgart.“

Franziska kleidete ſich mit dem Geſchmack, der ihr eigen war, mehr zierlich als prächtig, übrigens aber ganz nach den Forderungen der damaligen Mode. Juſtinus Kerner erinnert ſich ihrer noch „in weitem Reifrock mit ſchlanker Taille, hoher, gepuderter Friſur, auf der hoch oben eine gelbe Schleife wie ein Kanarienvogel ſaß“. Uns ſcheint das freilich nicht ſonderlich geſchmackvoll; doch unſre jungen Damen, die ſich gern in Rokoko maskieren, wiſſen wohl, daß ein hübſches Geſicht nichts verliert bei der gepuderten Friſur, und wer weiß, ob ein ſpäteres Geſchlecht nicht am Ende die hohe Friſur der Herzogin ſamt Kanarienvogelſchleife noch hübſcher findet, als Coiffuren unſrer Tage, die mit falſch unterlegten Scheiteln den menſchlichen Kopf zur doppelten Breite ausbauchen oder mit großer Kunſt eine viereckige Kopfform zu ſtande bringen.

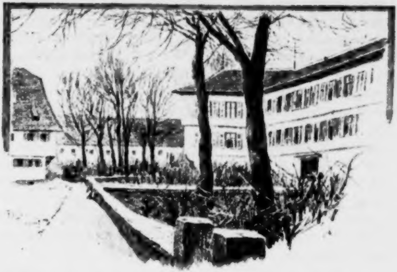
Die Liebe des gutmütigen Volks, das unter einer beſſeren, gerechteren, wenn auch lange noch nicht tadelfreien Regierung neu auflebte, wandte ſich wieder in vollem Maße dem angeſtammten Herrſcher zu, der freilich, wie wenige, die Gabe der Popularität beſaß, die bei einem Regenten in den Augen des Volkes ſo vieles bedecken kann. Das häusliche Glück des Herrſcherpaares wirkte wohlthuend und erwärmend in alle Kreiſe der Geſellſchaft; der Herzog und ſein Franzele, die faſt unzertrennlich waren, wurden, wo ſie zuſammen ſich zeigten, wohlbekannte, hochwillkommene Erſcheinungen, die das Volk mit Jubel begrüßte und die jetzt noch in freundlichem Andenken bei ihm ſtehen.

Aber nicht lange durfte Franziska dies ungetrübte Glück genießen. Das Geſchick forderte ſeine Sühne. Es hatte ihr die Mutterfreuden verſagt; es führte ſie, viel früher als ſie gedacht, von dem Glanze des Thrones in die ſtille Witwenkammer. Nach langer, beſchwerlicher Krankheit und einem ſchweren Kampfe, in dem er die Bitterkeit und den ganzen furchtbaren Ernſt des Todes empfinden mußte, ſtarb Herzog Karl am 21. Oktober 1793, ſieben Jahre nach Franziskas Ernennung zur Herzogin, zu Hohenheim in ihren Armen.

Dieſer ſchwere Wendepunkt im Leben einer Frau iſt gewiß am ſchwerſten für eine Fürſtin, bei welcher der Wechſel der äußeren Lage ein ſo ungeheurer iſt.

Es war Franziska nicht vergönnt, ihren geliebten Herrn im Frieden zu beweinen. Noch ſolange der Herzog tot auf ſeinem Sterbebette lag, wurden in den Nebenzimmern Tapeten herabgeriſſen und alle Schränke verſiegelt, „auf Befehl Sereniſſimi", wie man ſagte; höchſt wahrſcheinlich aber auf Befehl unverſchämter Hofherrn, die ſich der neuen Sonne zuwandten.

Franziska, die in der letzten Zeit Tag und Nacht an dem Schmerzenslager ihres Gatten zugebracht, mußte ſich von dem Hofgeſinde die Oeffnung eines Schranks mit ihrer Garderobe erbetteln, nur um Wäſche wechſeln zu können. Sie fügte ſich mit Würde und Sanftmut darein; ihr Leid war zu tief, als daß ſie ſich über Aeußerlichkeiten hätte betrüben können. Später, ſcheint es, hat der Regent beſſer eingeſehen, was er der edlen Witwe eines berühmten Vorgängers ſchuldig war. Es wurde ihr das Schloß in Kirchheim unter Teck als Witwenſitz angewieſen; ſie zog in aller Stille ein und lebte dort als „eine rechte Witwe" dem Andenken ihres lieben Karl in den Uebungen der Wohlthätigkeit und einer anſpruchsloſen Frömmig-



keit. Die Sommermonate verbrachte ſie in dem Schloſſe zu Sindlingen.

Sie bildete ihren Hofhalt zunächſt aus ihren Schweſtern und Verwandten, dann aus hohem und niederem Adel verſchiedener Art. Ihre große Güte und Wohltätigkeit zog auch blutarme adlige Familien nach, und die kleine Stadt Kirchheim erhielt durch dies adlige Element eine eigentümliche Färbung.

Daß die Frau Herzogin wirklich einen zahlreichen, ihrem Rang angemeſſenen Hofhalt beſaß, zeigt ein Auszug des Hof- und Staatshandbuchs vom Jahre 1809, wonach ſie noch achtundfünfzig Perſonen zu Dienſten hatte, unter denen ſich, außer einem Hofkavalier, zwei Hofdamen und zwei Hoffräulein finden; ferner ein Wittumsrat, der aus vier Beamten beſtand, auch ein Hoffourier, ein Kaffeeſieder, zwei Vorreiter, nebſt anderm uns entbehrlich dünkendem Geſinde, das ſich die ſonſt einfache Frau wohl nur im Gefühl ihrer nun berechtigten Würde gefallen ließ.

Die Trauergewänder um ihren ſeligen Herrn legte ſie nie mehr ab. Die Schleppkleider von ſchwarzer oder grauer Seide, das Witwenhäubchen, aus dem ihre blonden Löckchen hervorſahen, ließen ſie älter erſcheinen, als ſie war; hoben aber ihre feine, weiße Farbe und die fürſtliche Anmut ihrer Geſtalt vorteilhaft hervor.

Wie ſie immer frommen Sinnes geweſen war, ſo beſchäftigte ſie ſich jetzt mehr und mehr mit ernſten Dingen. Die Schriften Jakob Böhmes übten große Anziehungskraft auf ſie, ſie ſtudierte ſie mit vielem Eifer und ließ ſich gern darüber belehren.

Auch für den bekannten Myſtiker Michael Hahn intereſſierte ſich Franziska aufs lebhafteſte. Wegen ſeiner Erbauungsſtunden und der vielfachen Bewegung, welche ſie hervorriefen, wurde der fromme Mann öfters vor geiſtliche und weltliche Gerichte geſtellt. Herzogin Franziska gab ihm ein Aſyl, indem ſie ihn als untergeordneten Verwalter auf ihr Gut in Sindlingen berief, wo er bis zu ſeinem Tode unangefochten blieb und unter ihrem Schutze ſeine Verſammlungen hielt, ſeine Schriften ausarbeitete und die eigentümlichen Lieder dichtete, deren unendliche Länge wir ebenſo bedauern, als wir den Reichtum und die Feinheit der Gedanken darin bewundern müſſen.

Auch mit der Brüdergemeinde in Herrnhut lebte ſie in den letzten Jahren in lebhaftem Verkehr. Uebrigens hat ſie ihre Frömmigkeit nie zur Schau getragen oder ihrer Umgebung aufgenötigt; ſie blieb anſpruchslos, heiter und liebenswürdig und zeigte ſich nicht als eine Heldin, aber als eine gute und liebenswerte Dame, ſelbſt in den Augen ihrer Kammerfrauen.

König Friedrich, der dritte Nachfolger Herzog Karls, behandelte ſie mit aller Rückſicht; ſie erſchien aber nie mehr bei Hofe, ſtrebte nie mehr nach der vergangenen Herrlichkeit zurück, noch weniger nach einem Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten. Sie fügte ſich ohne Bitterkeit in das natürliche Los einer gefallenen Größe, da und dort überſehen und vergeſſen zu werden; aber ſie freute ſich herzlich jedes Zeichens von Beachtung und Anhänglichkeit. Als ſie einſt durch Cannſtatt fuhr, wurde ſie von den dortigen Beamten ehrfurchtsvoll begrüßt und junge Mädchen überreichten ihr feierlich die erſten frühreifen Trauben. Sie war darüber ſehr erfreut und gerührt; „ſolcher Attention ſind wir nicht mehr gewöhnt,“ ſagte ſie mit wehmütigem Lächeln.

An ihrem kleinen Hofe, in dem Kreiſe, deſſen Sonne ſie war, hielt ſie aber auf fürſtliche Etikette neben all ihrer natürlichen Güte und Freundlichkeit. Sie zeigte ſich ſelten anders als im Wagen von vier behäbigen Schimmeln gezogen, von einem Läufer und Heiducken begleitet, und bei den Geſellſchaften, zu denen ſie nicht nur den Adel, ſondern auch die bürgerlichen Honoratioren des Städtchens einlud, konnte man über der liebenswürdigen Wirtin nie die Frau Herzogin vergeſſen.

Die angeborene Friſche und Heiterkeit ihres Weſens verließen ſie auch in ſpätern Jahren nie. Sie umgab ſich gern mit der Jugend; beſonders liebte ſie es, verwaiſte adlige

Fräulein aufzunehmen und ſie zu erziehen. Ihre höchſte Freude ſoll geweſen ſein, wenn ſie ihre Schützlinge zuletzt noch glücklich unter die Haube bringen konnte. Ueber einen alten, ledigen, ſeltſamen Herrn von Bauz aus Sachſen ſoll ſie ſehr ungehalten worden ſein, weil ſich derſelbe zwei Winter hindurch an ihrem Hofe fetieren ließ und dann doch ſchnöderweiſe wieder ledig davon ging.

Obgleich ſie dem fürſtlichen Prunk entſagt hatte, ſo blieb ihr doch die Freude am Schaffen und Bauen. Sie liebte es ſehr, kleine Bauten, wenn auch in beſcheidenſtem Maße, unter eigener Aufſicht ausführen zu laſſen. So ließ ſie ſich im Schloſſe zu Kirchheim zwei Zimmer bauen und einrichten, deren Tapeten mit Blumen und grünem Gebüſch bemalt waren, zum Erſatz für den feenhaften Wintergarten, der ihr zu Hohenheim im Januar den Frühling hergezaubert hatte.

Auch ohne Muſik konnte ſie nicht leben. An der Stelle der weltberühmten Kapelle des Herzogs hielt ſie zwei Hofmuſiker. Wenn ſie Beſuch hatte, ſo gab ſie mit Hinzufügung der Kirchheimer Stadtmuſikanten Konzerte, kleine Bälle für ihre Gäſte und den Adel des Städtchens.

Wenn die Herrſchaften dann geendet hatten, wurde der geſchmückte Saal der Dienerſchaft geöffnet, welche nun ihren Nachball halten durfte, dem die Frau Herzogin mit herzlichem Ergötzen zuſah.

Kinder liebte ſie vor allem, und ihr Bild als das einer freundlichen Fee hat ſich viel jungen Herzchen eingeprägt. Gar oft nahm ſie ein paar kleine Lieblinge zu ſich in den Wagen; an Oſtern wurde in den grünen Büſchen des Schloßgartens eine reichliche bunte Beſcherung für die glückliche Jugend verborgen; auch einigemal des Jahres ſandte die Herzogin den gallonierten Hoflakaien, um die Honoratiorenkinder des Städtchens einzuladen, und ſolche Einladungen waren ein unvergeßliches Feſt für die Kleinen.

Mit welch ehrfurchtsvollen Schauern zogen ſie durch die Gänge des Schloſſes bis zu dem Staatszimmer, wo ſie die

Frau Herzogin empfing! Es war Etikette, den Rock der Dame zu küſſen; aber ſie verhinderte dies immer durch einen Kuß auf den Mund. Das Geſpräch beſtand aus einigen freundlichen Fragen und ſchüchternen Antworten; zuletzt aber überreichte eine Kammerfrau der Herzogin ein Käſtchen mit vielen Fächern, aus dem ſie den Kindern zierliche Geſchenke: goldene Kreuzchen, Ohrenglöckchen, gläſerne Herzchen ꝛc. verteilte, worauf ſie die kleine Schar zum Spiel in den ſchönen Schloßgarten entließ.

Am Geburtsfeſt der Frau Herzogin zogen ſie dann in beſonderem Staat ins Schloß, um mühſam erlernte franzöſiſche Gratulationsgedichte zu deklamieren. Sie wurden immer mit der gleichen Güte und Freundlichkeit aufgenommen, wenn auch einmal die ſchüchterne Ludovike ſtecken blieb, als ſie „qu'elle vivo“ rufen und dazu mit der Hand nach den Wolken fahren ſollte. Stadtſchreibers Lotte war herzhafter und deklamierte ſiegreich ihr Gedicht durch, wofür ſie extra mit einem goldenen Kettlein honoriert wurde.

* * *

Franziska hatte ſich durch lange Jahre einer blühenden Geſundheit erfreut; kleine Leiden und Beſchwerden verbarg ſie, da ſie nie liebte, daß viel Umſtände mit ihrer Perſon gemacht würden. Erſt im März 1810 berief ſie ihren Leibarzt, den nachmaligen Profeſſor Eſchenmayer, um ihn wegen eines beſchwerlichen und ſchmerzhaften Unterleibsleidens zu befragen. Aber alle verordneten Mittel brachten keine Erleichterung.

Allzugroßes Vertrauen ſetzte die Herzogin nicht in die Macht der ärztlichen Kunſt. Sie glaubte feſt, daß ihr Lebensziel von jeher beſtimmt und feſtgeſteckt ſei, und daß ärztliche Hilfe nur Linderung ihrer Schmerzen bringen könne, weshalb ſie auch ſchmerzſtillende Mittel viel häufiger gebrauchte, als die Aerzte für gut fanden.

Ihre Leiden wurden aber ſo beſchwerlich, daß ſie ſich im Sommer 1810 entſchloß, nach Karlsbad zu reiſen. Der Arzt in Karlsbad wies ſie an einen Doktor Stark in Jena. Von

Jena reiſte ſie, da man das Uebel immer bedenklicher fand, nach Leipzig; von dort wurde ſie an einen erfahrenen alten Arzt in Dresden gewieſen. Von Dresden ging die müde Frau nach Herrnhut, wo ſie einige Wochen ruhte und einen alten Doktor Schwertner brauchte, der ihr Uebel für minder gefährlich hielt.

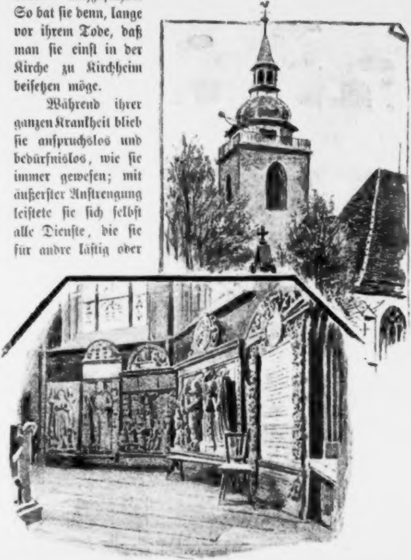
Nur langſam konnte ſie von da zurückreiſen und mußte in Nürnberg mehrere Tage verweilen. Sie berief dort den bekannten Doktor von Hoven, um ſich mit ihm über ihre Zuſtände zu beraten. Der Arzt erkannte ihr Uebel als ein unheilbares und konnte ihr nur Palliativmittel verordnen. Da ihr dieſe aber Erleichterung gewährten, ſo verweilte ſie länger in Nürnberg und hoffte, noch hergeſtellt zu werden. Doktor von Hoven war ein ehemaliger Zögling der Karlsakademie und die Herzogin lebte auf, wenn ſie ſich im Geſpräch mit ihm in die alten Zeiten zurückverſetzen konnte; er mußte täglich mit ihr ſpeiſen, und ſie war unerſchöpflich in immer neuen Reminiscenzen, die ihr aus dieſen Tagen ihres Glücks kamen.

Vom September bis November hatte ſie in Nürnberg verweilt. König Friedrich, der geſtrenge Herr, bemerkte — weiß nicht aus welchen Gründen — ſehr mißfällig den langen Aufenthalt der Herzogin im Ausland; Doktor von Hoven erhielt den Auftrag, ſie zur Rückkehr zu bewegen, und ſie entſchloß ſich dazu ohne Schwierigkeit. König Friedrich ſchickte ihr ſeinen eigenen Leibmedikus, Doktor Klein, bis Ulm entgegen, der ſie zurückbegleitete und ſich mit ihrem Arzt über die Krankheit beriet.

Am 6. Dezember kehrte die kranke und reiſemüde Frau in ihr liebes Kirchheim zurück. Ihre Umgebung, von der ſie mit großer Freude wieder empfangen wurde, fand die Frau Herzogin viel beſſer ausſehend, als ſie gefürchtet; ſie ſelbſt verhielt ſich ſtill zu den vielen lauten Freudenbezeugungen ihres kleinen Hofes und ihrer getreuen Stadt.

Sie hatte ſich in den letzten Jahren viel mit dem Gedanken an den Tod beſchäftigt und war damit vertraut. Sie hatte früher den ſehnlichen Wunſch geäußert, dereinſt an der Seite ihres geliebten Karl begraben zu werden; aber ſie fürchtete, es werde ihr, als einer nicht Ebenbürtigen, eine Stelle in der fürſtlichen Gruft verſagt werden und war zu beſcheiden, um darum nachzuſuchen. So bat ſie denn, lange vor ihrem Tode, daß man ſie einſt in der Kirche zu Kirchheim beiſetzen möge.

Während ihrer ganzen Krankheit blieb ſie anſpruchslos und bedürfnislos, wie ſie immer geweſen; mit äußerſter Anſtrengung leiſtete ſie ſich ſelbſt alle Dienſte, die ſie für andre läſtig oder



beſchwerlich hielt, und beharrte trotz aller Bitten darauf, bis es die zunehmende Schwäche ihr unmöglich machte.

Noch bis in die letzten Tage widmete ſie den ganzen Morgen bei geſchloſſenem Zimmer in tiefer Stille frommen Betrachtungen, der Lektüre religiöſer Bücher, und öffnete ihre Thüre nicht vor zwei Uhr dem erſten ärztlichen Beſuch; auch in Herrnhut hatte ſie immer, ſolange es ihre Kraft geſtattete, dem Gottesdienſt und Abendmahl beigewohnt.

Sie wollte nicht zugeben, daß jemand bei ihr wache und verlangte noch in der letzten Nacht, daß außer ihrem Leibarzt niemand bei ihr bleiben ſolle.

So gefaßt ſie längſt auf ihren Tod war, ſo glaubte ſie ihr Ende doch nicht ſo nahe und ſprach immer eine eigentümliche Furcht vor dem Neujahrstag aus: „Ich ſcheue mich vor der Unruhe und der Bewegung der vielen Gratulationen,“ ſagte ſie oft.

Sie hatte das nicht mehr zu fürchten. Am Morgen des Neujahrstags 1811 verſchied ſie ſanft, ergeben und freudig, in demütigem Glauben und ſeliger Hoffnung.

Sie wurde am 6. Januar in der Kirche zu Kirchheim beigeſetzt in einer dazu eigens gemauerten Gruft, tief und aufrichtig betrauert von allen, die ihr nahe geſtanden. Was ſie gefehlt, das ſei der ewigen Barmherzigkeit zur Sühne anheimgegeben, auf die ſie allein Vertrauen geſetzt; auf Erden iſt es geſühnt worden durch den Segen des dankbaren Landes, dem ſie ein guter Engel geweſen iſt.

◆

Dem Abgrunde zu.

Schickſalstragödien ſind nicht mehr „Mode“, nur die antiken werden noch als Merkwürdigkeit geleſen; das Leben aber führt ſie manchmal noch auf. Wenn wir aufmerkſam dem dunkeln Faden folgen, der ſich durch das Geſchick mancher Menſchen, ja ganzer Geſchlechter zieht, ſo finden wir die einfache Wahrheit wieder, die ſchon in den Tragödien der Alten, die in Millners einſt vielbewunderten Schickſalstragödien niedergelegt iſt: es gibt unverſchuldetes Leid; die Sünde aber und der Jammer und Fluch, den ſie bringt, iſt nie bloßes Verhängnis, ſondern Schuld des verkehrten Menſchenwillens.

Auf manchem Geſchick, ja ſelbſt auf gewiſſen Tagen und Orten ſcheint freilich oft der Unſegen zu liegen wie eine drohende Wolke, von der man nicht weiß, wenn ſie herabbricht, als vernichtendes Gewitter. Nun, auch das liegt in höherer Hand und ſoll dem achtſamen Gemüt nicht erſcheinen als unabwendbares Verhängnis, nur als Warnung, daß der Schlag, wenn er je treffen ſoll, doch nicht treffe als Strafe.

Da war denn auch ein hübſches kleines Landhaus in der Nähe einer Garniſonsſtadt, vom Volke das „Schlößchen“, mitunter auch — weiß nicht aus welchem Grunde — die „Unnot“ benannt, über dem ein beſonderer Unſtern zu walten ſchien, und doch hatte ein Hauptmann Stromberg es erworben, um ſeine Neuvermählte darin einzuführen.

Abergläubiſchen Gemütern dünkte es ein gewagter Kauf; denn von den bisherigen Bewohnern war noch keiner darin glücklich geweſen.

Das Schlößchen war ziemlich neu; vor etwa dreißig Jahren hatte es ein unternehmender junger Wirt erbaut zum Ziel der Ausflüge für die lebensluſtigen Stadtbewohner, und er verſprach ſich große Dinge davon, da es das erſte Café war, das in Stadt und Gegend errichtet wurde. Der halbfranzöſierte Herr Wirt verbat ſich den ſonſt üblichen frommen Zimmerſpruch bei Aufrichtung des Hauſes. „Das iſt nur alter Aberglaube, davon weiß man in Paris nichts.“ Er taufte es ſelbſt: „Zum angenehmen Pläſir“ und eröffnete es mit einem ſolennen Doppelball. Oben tanzten die Offiziere und Honoratioren nach der Trompetermuſik der Garniſon, unten Handwerker nach den gemiſchten Inſtrumenten des Stadtmuſikus. Ein alter Maurer, der an dem Hauſe mit gebaut, ſchüttelte bedenklich den Kopf dazu: „Das iſt ein leichtfertiger Anfang,“ meinte er, „das thut nicht gut; wo der Herr das Haus nicht bauet, da arbeiten umſonſt, die daran bauen.“ Man lachte ihn aus, und oben blieſen die Trompeter und unten geigten die Zinkeniſten, daß man ſeine Warnungsworte nicht mehr vernahm.

Ein junger Steinhauer, der ſich dünkte, ein halber Bildhauer zu ſein, weil er einmal einen Poſaunenengel auf einen Grabſtein ausgehauen hatte, wagte ſich eine Treppe höher auf den Ball erſten Ranges. Eines Finanzrats Töchterlein, das ihm einen Walzer bewilligt hatte, erfuhr in der Pauſe mit Entſetzen, daß ihr Tänzer ein Maurergeſelle ſei; ihr Anbeter, ein junger Referendarius, bewies dem kecken Burſchen ſchlagend, indem er ihn die Treppe hinunterwarf, daß er ſich vermeſſen in einen Kreis von höherer Bildung gedrängt habe. Der junge Menſch fiel unglücklich und brach das Genick; das gab große Empörung im Volke, und nur mit Mühe konnte eine blutige Schlägerei verhindert werden. Die beſtürzte Honoratiorenſchaft entfloh auf einer Leiter durchs Fenſter, während die wütenden Werkleute die verſchloſſenen Thüren oben einſchlugen, und der Wirt hatte die größte Not, ſein neues Eigentum vor gänzlicher Zerſtörung zu ſichern. Durch Militärgewalt wurde Ruhe geſchafft; aber es war eine unſelige Einweihung, und die Nacht, die mit Trompeten und Flötenlauten begonnen hatte, endete in Flüchen und Todesſtöhnen.

Allmählich verwiſchte ſich freilich der peinliche Eindruck jener Nacht. Vom Volke wurde zwar das Wirtshaus „zum angenehmen Pläſir“ beharrlich gemieden, aber Beamte und Offiziere brachten allein oder mit Familie manchen heitern Abend hier zu. Doch wollte kein rechtes Gedeihen in die Wirtſchaft kommen. Die Damen ſpeiſten mit den lieben Kleinen meiſt ſaure Milch, oder tranken Thee, den ſie ſelbſt mitbrachten und ſich vom Wirt nur Waſſer und Milch dazu ausbaten; die Herren tranken Bier, von dem er nur geringen Vorteil hatte, und die lieben Kleinen, die mitkamen, verderbten oft mehr an Haus und Garten, als die ganze Geſellſchaft verzehrte.

Als dann der Beſitzer einer romantiſch gelegenen Mühle der Nachbarſchaft, Vater einer hübſchen Tochter, eine Wirtſchaft eröffnete, da wurde es Mode, zum ſchönen Müllerstöchterlein zu luſtwandeln, und das „angenehme Pläſir“ ſtand verlaſſen. Nach einem Jahr wurde die Inſchrift über dem Portal abgenommen, das Haus verſteigert, und der Wirt ging mit den geringen Trümmern ſeiner Habe nach Amerika.

* * *

Ein ſtrebſamer Apotheker, der ſich Chemiker nannte und der ſein ſicheres Geſchäft aufgegeben hatte, um Seidenraupen zu ziehen, kaufte das angenehme Pläſir. Die Tiſche und Bänke im Garten wurden weggeſchafft; die Akazien, die eben anfingen Schatten zu geben, wurden ausgereutet, und der ganze Garten mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Die untern Räume wurden zum Quartier für die Raupen eingerichtet, oben war das Gelaß für Spinnereien und zum Abhaſpeln der Cocons; ja, es ſtanden ſchon die Webſtühle bereit, an denen ſpäter die Seide der zukünftigen Raupen gewoben werden ſollte, die ſich von den neugepflanzten Maulbeerbäumen dereinſt ernähren würden.

Solange die Maulbeerbäume die notwendigen Blätter nicht liefern konnten, ſollten die Raupen künſtlich ernährt werden.

Als der Chemiker dachte, jetzt werden ſie das neue Futter gewöhnt ſein, das er ſehr geſchickt nach den Grundbeſtandteilen der Maulbeerblätter präpariert hatte, waren die einfältigen Tiere ſämtlich krepirt. Es wurden andre angeſchafft, die bis zum Einſpinnen kamen; da wurden aber die Cocons im Haſpeln verdorben, und als endlich die Maulbeerplantage ins Gedeihen kam, da hatte der Herr des Hauſes ſelbſt gänzlich abgeſponnen und das Anweſen wurde zum zweitenmal verkauft.

* * *

Ein Kunſtgärtner wagte ſich an das Schlößchen. Der riß die Maulbeerbäume heraus und legte den Garten in ſchöner, geſchmackvoller Weiſe an; es ſchmückten ihn nun ſchöne Roſenbäume und blühende Geſträuche, auch ein anmutiges kleines Baſſin mit einem Springbrunnen in der Mitte von alter Zeit her. Der Garten wurde vielfach bewundert und der Gärtner hatte gute Zeit, wenn ein Ball, eine Hochzeit oder ein Leichenbegängnis in höheren Kreiſen einfiel, hatte auch wohl hie und da Blumenſtöcke zu einer Geburtstagsfeier zu liefern. Aber die Stadt war nicht groß und reich genug, um einen Kunſtgärtner zu ernähren; ein ſchweres Hagelwetter zerſchlug die Scheiben ſeiner Frühbeete, vernichtete Blumenflor und Gemüſe und bald hauſten in dem angenehmen Pläſir hinter den blühenden Roſen- und Granatbäumen der ſtille Mangel und die bittere Sorge.

Der Gärtner hoffte immer noch ſein Anweſen ins Blühen und Gedeihen zu bringen; da ſtürzte er im Frühling von einem hohen Baum und ſtarb nach langer Krankheit an den Folgen dieſes Falles. Seine troſtloſe Witwe ſuchte lange vergeblich das ominöſe Luſthaus zu verkaufen.

* * *

Heute aber, an einem herrlichen, ſonnenwarmen Tag im wunderſchönen Monat Mai ſchienen alle Spuren einer ſo traurigen Vergangenheit von dem Schlößchen verwiſcht zu ſein. Wie die verjüngte Erde ſelbſt prangte es in bräutlichem Schmuck, um ein glückliches junges Paar zu empfangen. Im Garten unten blühte und duftete es von allen Seiten um die Wette; am Schlößchen waren Blumengewinde von einem Fenſter zum andern geſchlungen; über dem Portal prangte ein „Willkommen“ von einem rieſigen Kranz eingefaßt, ſogar die breite Freitreppe war noch mit Blumen und Grün, den Ueberreſten von der Bekränzung, beſtreut.

Ein junger Hauptmann von Stromberg hatte ſich dieſen anmutigen Sitz für ſeinen neubegründeten Eheſtand erkoren und er hoffte, mit dem Sonnenſchein ſeines jungen Glückes alle Nebel trüber Vorbedeutungen zu zerſtreuen. Keine Wohnung war ihm ſonnig und freundlich genug erſchienen für ſeine junge Frau, die, obgleich früh verwaiſt, doch bis jetzt ein verwöhntes Kind des Glückes geweſen war. Er konnte ihr nichts bieten, als den ehrenvollen Namen eines tapfern Kriegers, eine ſchöne männliche Geſtalt; ſie aber gab ihm mit ihrer vielgeſuchten Hand, mit der ganzen Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Weſens ein reiches Vermögen mit freudigem Herzen hin. Sie hatte um ſeinetwillen mit ihrer ganzen Familie gebrochen, die in „ſpießbürgerlichem“ Vorurteil die Heirat mit einem Soldaten durchaus nicht zugeben wollte; — da ſollte es denn ſeine Sorge ſein, ihr Leben ſo ſonnig als nur möglich zu machen und ihr das tote Geld als lauter lebendige Glückſeligkeit und Lebensfreude zurückzugeben. Dies Landhaus ſchien ihm nun wie geſchaffen für ſeine Wünſche. Emiliens Vermögen war bedeutend genug, daß er den Ankauf und die Koſten einer eleganten Herſtellung wagen konnte; die Entfernung von der Stadt war nicht zu groß, und ſollte ihn ſeine Pflicht noch einmal ins Feld rufen, ſo war das eine allerliebſte Einſamkeit für eine junge Strohwitwe.

* * *

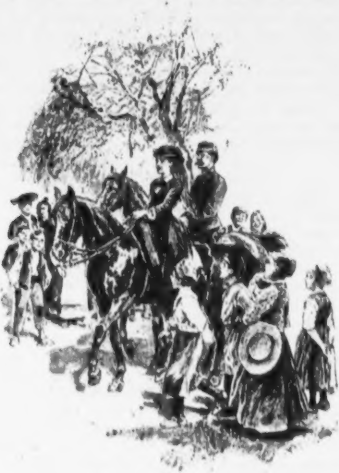
Heute nun ſollte das glückliche Paar nach einer kleinen Hochzeitreiſe ſeinen Einzug in den Feenſitz halten, und die großartigen Anſtalten, die Strombergs Freunde zum Empfang getroffen, hatten zahlreiche Zuſchauer aus dem Städtchen herbeigelockt: Buben und Mädchen jeden Alters, Mägde, die ſchauluſtiger waren als die ſchreienden Kinder, welche ſie als Vorwand mitgeſchleppt, und vor allem die ominöſen alten Weiber mit häßlichem Geſicht und zerlumpten Kleidern, die ſich überall am meiſten vordrängen, wo es was zu ſehen gibt — ſei es ein Hochzeitzug oder ein Sarg.

Der wartenden Menge wurde die Zeit lang, den Offizieren, die oben im Salon den Freund mit einer kleinen Collation empfangen wollten, noch länger, und bald hätten ſie einen Vorangriff auf die Champagnerflaſchen gemacht. Kein Wagen zeigte ſich weit und breit; — endlich ſah man zwei Reiter nahen. „Das werden die Vorreiter ſein!“ rief ein Bube. „Dummer Kerl, ein König iſt er grad noch nicht!“ fuhr ihn der andre an, „nur Könige haben Vorreiter!“ — „Eine Frau, eine Frau reitet mit!“ ſchrieen die erſten Vorpoſten, und die Maſſe drängte ſich mit Jubel und Verwunderung dem hier noch unerhörten Schauſpiel einer reitenden Dame entgegen.

Es war Stromberg und ſeine junge Frau, die im fröhlichen Uebermut des neuen Glückes auf der letzten Station eins ſeiner prächtigen neuen Reitpferde beſtiegen hatte und nun aber, überraſcht durch die unerwartete Zuſchauermenge, ſich doch etwas ſchüchtern näher an ihn drängte.

Es war ein anmutiges Bild, des ſchönen Maitags würdig. Die feine graziöſe Geſtalt der jungen Frau im grünſeidenen Kleid, dem ſchwarzen Hütchen mit wallenden Federn an der Seite des ſtattlichen Kriegers, der in ſeiner männlichen Haltung mit dem Ausdruck berechtigten Selbſtgefühls ſo recht ein paſſender Schutz für das zarte, ſchmiegſame Weſen ſchien.

Etwas beklommen durch den Zudrang der gaffenden Menge, ritt das ſchöne Paar voran. Als militäriſcher Gruß ſchallte ihnen vom Schlößchen ein luſtiges Pelotonfeuer entgegen; auf dem Balkon ſtanden in glänzendem Waffenſchmuck Strombergs Kameraden und riefen ihnen ein jubelndes Hurra zu. So zogen ſie ein durch die Allee blühender Bäume im goldenen Sonnenſchein, jung und ſchön, reich und glücklich, liebend und geliebt, voll zuverſichtlicher Hoffnung, keine Wolke am lichtblauen Himmel, keine trübe Ahnung in ihrer Seele; — wer weiß das Ende?



Die Kameradſchaft iſt eine ſchöne Beigabe des Militärſtandes und gedeiht in ihm mehr als in jedem andern Beruf, wo ſelten eine Männerfreundſchaft die Studienjahre überdauert. Auch bei Emilien ſchwand der letzte Reſt vom Vorurteil gegen den Soldatenſtand bei der offenen, herzlichen Begrüßung der Waffenbrüder; ſie fühlte ſich geſchätzt und gehoben als das liebende Eigentum des einen unter der treuen Hut des ganzen Kreiſes.

Kaum fand ſie Zeit und Muße, die ſchönen Zimmer, die freundliche Ausſicht ihrer neuen Heimat zu bewundern; zu Ruhe und innerer Sammlung konnte ſie hier ſo wenig kommen als auf der raſchen Hochzeittour durch die Herrlichkeiten einer glänzenden Reſidenz. Im Gartenſaal unten war das Feſtmahl bereit; der Oberſt ſelbſt führte ſie mit ritterlicher Galanterie an den Ehrenplatz und ſtellte ſie den Frauen der Offiziere vor, die ſich dazu eingefunden hatten.

Die Damen waren durch den auffallenden Einzug etwas eingenommen gegen die junge Frau; aber Emiliens anſpruchloſes Auftreten, ihre natürliche Munterkeit und leichte Unterhaltungsgabe gewannen ihr bald die Herzen. Die Heiterkeit ſtieg, es folgten ſich immer ſtürmiſchere Toaſte; die Liebe der Kameraden zu Stromberg ſteigerte ſich zu leidenſchaftlicher Begeiſterung; ſein Bild verklärte ſich von dem eines braven Offiziers zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel, bis ſich endlich um Mitternacht die Gäſte trennten.

So waren ſie nun allein. Ein Gedanke an die Bedeutung des Tages, an den Ernſt des neuen Lebenskreiſes, in den ſie nun eintrat, ſtieg in Emiliens Seele auf; ſie fühlte das Bedürfnis ruhiger Sammlung und ſuchte nach dem kleinen Teſtament, das ihr die alte Tante noch in die Reiſetaſche geſteckt hatte. Da ertönte drunten ſchmetternder Trompetentuſch; eine vollſtändige Militärmuſik brachte noch den Gruß der Kameraden, und in rauſchenden Allegros ging der letzte ernſte Gedanke Emiliens unter.

So wurde das Schlößchen zum viertenmal eingeweiht.

Ihre zierliche, bewegliche Geſtalt und die ganze Friſche und Lebendigkeit ihres Weſens gaben Emilien ein ſehr jugendliches Anſehen, und doch war ſie nicht mehr eine Dame in „ihren Zehen", wie der Engländer ſagt. „Das iſt dein größtes Glück, daß ich nicht mehr achtzehn bin," ſagte ſie ſcherzend zu ihrem Gemahl; „wenn ich nicht ſchon mündig wäre, wie hätt' ich den zehnſtimmigen Widerſpruch überwinden können, den Vettern und Baſen, Onkel und Tanten, ja meine Brüder ſelbſt gegen unſre Verbindung erhoben?" „Meinte ja doch deine Tante, dein ehrwürdiger Papa Kommerzienrat würde ſich im Grab umwenden, wenn er wüßte, daß ſeine Emilie nebſt ſeinen lang geſparten Thalern einem Offizier zu teil würde!" ſagte Stromberg halb ſcherzend, halb gekränkt; „wenn er vollends geſehen hätte, wie ſie zu Roß eingezogen in ein luſtiges Landhaus, da käme er am Ende wieder!"

Emilie ſchwieg; ſie wußte wohl, wie ihre Heirat gegen die Vorurteile ihrer verſtorbenen Eltern anſtieß, und es blieb ihr ein verletzbarer Punkt. Und doch, ſie war ja ihr lebenlang eine gute, treue Tochter geweſen; ſie, die heitere Königin der Bälle, die Zierde fröhlicher Geſellſchaften, hatte monatelang ohne Klage an der Eltern Krankenlager verweilt in unermüdeter Pflege: ſollte ſie nun nicht das Recht haben, ihrem Herzen folgen zu dürfen? Sollte ein ſpießbürgerliches Vorurteil ſeine Macht noch übers Grab hinaus üben? Sie hatte ſich immer von dieſen Schranken beengt gefühlt und gar nicht für nötig gehalten, gerade zu ſein wie alle Leute. Sie hatte ſich der ganzen natürlichen Lebhaftigkeit ihres Weſens hingegeben, doch mit ſo viel Verſtand und ſicherem Takt, daß ihr Ruf nie darunter litt, und gerade an der freien Sitte, dem leichten gefälligen Anſtand des Militärs hatte ſie ſtets beſonderen Gefallen gefunden.

Sie ſtand unter der Obhut einer Tante, als Hauptmann Stromberg unter ihren vielen Bewerbern den Preis davon trug, und ſie hatte ihre Wahl ritterlich verteidigt gegen die zahlloſen Angriffe ihrer Familie. „Weißt du denn, daß Stromberg von ganz geringer Herkunft iſt?" ſagte die Tante. — „Sein König hat ihm auf dem Schlachtfelde den Orden und den Adel verliehen!“ ſagte Emilie triumphierend; „was iſt ſchöner, Tante, den Adel erben oder den Adel erwerben?“ — „Er iſt arm; denkſt du denn nicht, daß er eine reiche Frau ſuchen mußte?“ — „Welch höhern Wert kann mein Reichtum haben, als daß er mir möglich macht, meinem Herzen zu folgen! zudem iſt er als einfacher Soldat an die frugalen Sitten des Feldes gewöhnt und ſchätzt meinen Reichtum nur, weil er ihm die Mittel gewährt, mir das Leben recht ſchön und freundlich zu machen.“

„Das wäre!“ lächelte die Tante ungläubig. „Dann aber denke, Kind, ein Soldat! Wir ſind ja gar nicht ſicher vor einem neuen Krieg!“ — „Ach, ſiehſt du, Tantchen, das eben denke ich mir ſchön! Ich meine, es müſſe ſchrecklich langweilig ſein, einen Mann zu haben, um den man nie ein bißchen Angſt haben darf, dem gar keine Gefahr droht, als wenn ihm etwa auf dem Heimweg von der Kanzlei ein Dachziegel auf den Kopf fiele. Wie ſchön dagegen, wenn ich meinen Mann mit Thränen begleite; wenn er hoch zu Roß bei hellem Trompetenklang ins Feld zieht; wenn mein Schickſal verflochten iſt mit dem ganzer Völker und Königreiche, und wenn er dann heimzieht mit Lorbeeren bekränzt und ich ihm entgegenfliege!“ Sie ſprang auf, als ob der Sieger ſchon vor der Pforte ſtünde und harrte auf ihren Gruß.

„Gott verzeih' dir den Leichtſinn!“ ſeufzte die Tante, die den Hauptſchlag auf die Letzte verſpart hatte; „Kind, ich weiß noch etwas.“ — „Was denn?“ fragte Emilie erſchrocken über die gar bedeutſame Miene der Tante.

„Er ſpielt,“ ſagte dieſe mit vielſagendem Ton.

„O, iſt's nur das?“ rief Emilie erleichtert; „das iſt auch ſo einer von den Popanzen, mit denen ſich der gute Papa, der keine Karte gekannt hat, plagte; als ob es nicht eine Menge reſpektabler Männer gäbe, die bis an ihr Lebensende ſpielen, ohne daß es mehr damit auf ſich hätte als das Brettſpiel, das der Papa alle Abend mit der Mama machte.“

„Er hat ſchon ſehr hoch geſpielt und ſich in bedeutende Verlegenheiten gebracht,“ fuhr die beharrliche Tante fort.

„Auch das hat er mir ſelbſt vertraut,“ entgegnete eifrig Emilie; „ſo offen und ehrenhaft iſt ſein Charakter. Aber gerade, daß er ſchon Unglück gehabt, iſt eine Warnung für ihn geweſen; es wäre viel bedenklicher, wenn er beſonders glücklich ſpielte.“

„Ich würde ihm wenigſtens als Bedingung ſein Ehrenwort abfordern, keine Karte mehr anzurühren.“

„Das wäre ein unedles Mißtrauen! Sie wiſſen gar nicht, Tante, was eine geſcheite Frau über einen Mann vermag! Ich will ihm ſchon ſein Haus ſo ſchön und angenehm machen, daß er von ſelbſt der Karten vergißt.“

Kurz, alle Pfeile prallten ab; man ließ geſchehen, was man nicht hindern konnte. Emiliens bräutliche Glückſeligkeit, das treuherzige und ehrenhafte Weſen Strombergs entwaffneten auch die Bedenklichkeiten in etwas. Ein Gelehrter war er freilich keineswegs; es fehlte ihm dazu nicht nur die Erziehung, ſondern auch Sinn und Begabung. Aber keinem Stande wird es ſo leicht wie dem ſeinen, geiſtige Lücken mit einem gewiſſen chevaleresken Anſtand zu überkleiden, der den Mann des Wiſſens weit in Nachteil ſtellt. Wenn Emilie am Fenſter ſaß und Stromberg an der Spitze ſeines Corps mit klingendem Spiel vorbeizog und zu ritterlichem Gruß den Degen neigte, oder wenn er auf dem edeln Roß — das er ſeit der Brautzeit hielt — an der Pforte anſprengte, ſich leicht aus dem Sattel ſchwang und die Zügel zur Seite warf; wenn dann der grundgelehrte junge Bibliothekar, der auch einſt um ihre Hand geworben, beſcheidentlich im ſchwarzen Röckchen mit ein paar Folianten unter dem Arm vorbeiging und ſeinen Filzhut zog: — da lachte ſie den Bruder aus, der ihr hohe Geiſtesbildung eines Mannes als weſentlich zum ehelichen Glück vorgeſtellt hatte, und trällerte aus Körners Nachtwächter:

Ich verlang' einen hübſchen Jungen,
Von offenem Sinn und geradem Verſtand.
Geliebt will ich ſein und nicht gezwungen,
Dann gebe ich fröhlich Herz und Hand.
— — — — — — — —

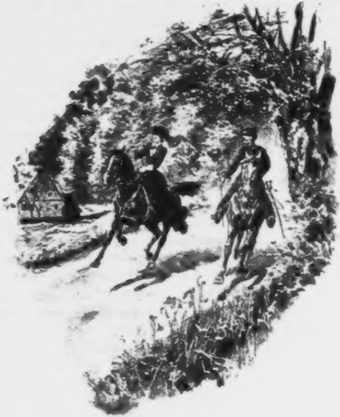
Auch religiös war Stromberg, wie Emilie der Tante verſicherte. Er ging nicht nur jedesmal in die Kirche, wenn des Königs Geburtstag war, auch ſonſt hie und da, wenn ein famoſer Prediger auftrat, und er hatte nichts dagegen, wenn ſie darein ging, ſo oft ſie wollte. „Viel Worte kann ich nicht darüber machen,“ ſagte er, „ich bin Soldat. Wenn aber einer nur ein ehrlicher Kerl iſt, das iſt die Hauptſache; mehr verlangt unſer Herrgott nicht.“

Es war kein Grund geweſen, die Hochzeit lang zu verſchieben. Strombergs liebende Ungeduld, und, ſei's geſtanden, die Unbeſcheidenheit einiger Gläubiger, drängten zum Ziel. Daß er in eine neue, entfernte Garniſon verſetzt wurde, war ihm und Emilien lieb; in der neuen Heimat ſollte ein neues Leben beginnen. Und ſo waren ſie beide voll fröhlicher Zuverſicht in das Schlößchen eingezogen, für das der junge Gatte den Namen „Emilienluſt“ vorſchlug.

Und ein fröhlicher Anfang war es für das junge Ehepaar, zumal für den Gatten eine Zeit voll angenehmer Ueberraſchungen und erfreulicher Entdeckungen. Der ſpießbürgerlichen Erziehung verdankte die junge Frau eine Fülle praktiſcher Tugenden, die eine ſehr erwünſchte Zugabe waren zu den leichten, anmutigen Gaben, die ſie zu einer ſo liebenswürdigen Geſellſchafterin machten. Sie war die beſte Köchin, wußte die beſcheidenſten Gerichte ſo ſchmackhaft und in ſo gefälliger Form zu geben, daß den „einfachen Krieger“ nie eine Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen der Table d'hote ankam; ſie war flink und emſig wie eine Biene, und die feinen Finger, die nur für zierliche Phantaſiearbeiten geſchaffen ſchienen, ſtellten ſein Weißzeug, das ſich unter der eleganten Uniform in einem unnennbar böſen Zuſtande befunden hatte, in kurzer Zeit auf den anſtändigſten Etat. Daneben zeigte ſie bei allem Sinn fürs Schöne und Elegante viel ökonomiſches Talent. Bald nach der Hochzeit war er genötigt, ihr den letzten und höchſten Beweis ſeines Vertrauens zu geben, indem er ihr ſeine Schulden offenbarte. Emilie nahm die Mitteilung auf als eine feinfühlende und liebevolle Frau und erleichterte ihm ein volles Geſtändnis durch die Entſchuldigungsgründe, die ſie ſelbſt für ihn fand. Bezahlt mußte alles werden, auch ſämtliche Koſten der Wohnung und Einrichtung; das Vermögen, das noch übrig blieb, war anſehnlich genug. Emilie entwarf einen Etat für die Zukunft, bei dem für die Wünſche und Bedürfniſſe des Mannes reichlich vorgeſehen war; ſie ſelbſt unternahm mit einer verhältnismäßig beſcheidenen Summe, den Haushalt anſtändig zu beſtreiten, und ſie zeigte, daß ſie durchführen könne, was ſie verſprochen. Jede Arbeit ſchien bei ihr Spiel zu ſein, und doch verſtand ſie jede, als ob ſie davon leben müßte; daneben war ſie ſtets friſch und munter, bereit zu jedem geſelligen Scherz ihre Hand zu leihen und unerſchöpflich in ſinnreichen Erfindungen.

Schon daheim war ihre Vielſeitigkeit anerkannt worden; nun aber fühlte ſie ſich durch die laute Bewunderung ihres Mannes erſt recht gehoben und zu neuen Leiſtungen angefeuert. In der Küche wie am Nähtiſch, als Wirtin wie als Gaſt, im Ballſaal wie zu Pferde, überall erſchien ſie gerade an ihrem Platz; es war nur eine Stimme über Strombergs ungeheures Glück in einer ſolchen Wahl, und mit einem nie gekannten Gefühl der Sicherheit und des Behagens ſah er mit dieſer Hausfrau ſein Haus auf Felſen gegründet.

Emilie that ihr Beſtes, ihn ohne allen Anſchein von Zwang ans Haus zu feſſeln. Die vielen Stunden, die ihm der Dienſt frei ließ, wurden auf Spaziergängen, in Geſellſchaft oder im Garten zugebracht. Emilie freute ſich, daß ſie ſchon als Braut zum Entſetzen der Tante reiten gelernt hatte; das Reitpferd, ſonſt ein Feind des ehelichen Glücks, weil es Mann und Frau unvermeidlich trennt, führte ſie gerade auf die angenehmſte Weiſe zuſammen. Wie herrlich, miteinander durch Wälder und Felder zu fliegen! Welche reizende Abhängigkeit, die den Mann zu beſtändiger zärtlicher Sorge und Aufmerkſamkeit nötigte! Emilie wünſchte die ganze bedenkliche Verwandtſchaft zu Zeugen ihres Eheglücks herbei, und recht ſtolz trug ſie ihre ungetrübte, fröhliche Häuslichkeit zur Schau, wenn ſie Beſuche von Angehörigen hatte; Onkel und Tanten konnten über die ſoliden, gemütlichen Eigenſchaften ihres Gatten gar nicht erſtaunter und gerührter ſein, als dieſer ſelbſt war. „Ich hab's ja immer geſagt, ich bin ein ungeheuer guter Kerl und habe den größten



Geſchmack für Solidität, wenn man mich recht behandelt," ſagte er mit behaglicher Verwunderung.

Immer konnte man nun freilich nicht reiten und im Garten ſpazieren, es gab auch Regen- und Wintertage. „Herrliches Wetter zum Daheimbleiben!" ſagte Emilie, als Stromberg vom

Exerzieren zurückkam; „nun wollen wir etwas Hübſches miteinander ſtudieren, Geſchichte zum Beiſpiel. Weißt du, der Papa wollte mich nichts lernen laſſen; er meinte, Leſen und Schreiben ſei ſchon zu viel für Mädchen, weil ſie dabei nur ihre Haushaltung vernachläſſigen; da habe ich mich denn immer gefreut, als Frau noch zu ſtudieren.“ — „Na, was haſt du denn Schönes?“ fragte der Gatte mit gelindem Gähnen. „Da hat mir Bruder Heinrich ein intereſſantes Geſchichtswerk mitgegeben; nun lieſt du mir vor, während ich nähe; nicht wahr, Liebſter? Und morgen repetieren wir uns das heut Geleſene, ehe wir weitergehen, da werden wir gelehrt im Umſehen.“ — „Iſt wirklich kommod, wenn's ſo leicht geht,“ ſagte Stromberg und ſchickte ſich gefällig dazu an. Er las auch eine Stunde unverdroſſen, mit einigem Stolpern über die fremden Wörter; dann aber ſagte er mit ganz gewaltigem Strecken und Gähnen: „Schatz, das iſt langweilig, die Kerls da ſind alle ſchon ſo lang tot. Wenn wir bei Babylon anfangen, ſo kommen wir heuer nimmer nach Leipzig; gib acht, morgen bringe ich einen hiſtoriſchen Roman, da lernt man Geſchichte in einem Nu.“

Emilie ließ ſich den Roman gefallen, wollte es aber doch mit einer andern Branche des Studiums verſuchen. „Was verſtehſt du denn für Sprachen, Lieber?“ — „Deutſch. Wenn ich das nicht könnte, ſo müßte ich bellen,“ war Strombergs prompte Antwort. — „Ich kann auch nichts, als ein klein wenig franzöſiſch,“ ſagte Emilie, ihren Verdruß über die naive Antwort verſchluckend; „wie wär's, wenn wir zuſammen eine franzöſiſche Stunde nähmen?“ — „Was, ich mich noch ſchulmeiſtern laſſen? Mein Schatz, das muteſt du mir nicht zu; wenn man einmal ſo gut deutſch dreingeſchlagen hat, fängt man in meinem Alter nicht erſt an, franzöſiſch zu lernen.“

„Weißt was, Kind,“ ſchlug er dagegen vor, „ich muß auch hie und da wieder abends ins Kreuz zu meinen alten Freunden. Es ſchadet ſonſt dir; man hält dich für eine gewaltthätige Frau, die den Mann einſperrt; ich beſtelle dir dann Frau von Neubert zur Geſellſchaft.“ Emilie konnte nichts dagegen haben; auch ohne Studien war dem emſigen Frauchen die Zeit nie lang, und es freute ſie, wenn Stromberg immer gut gelaunt und zu rechter Zeit zu ihr zurückkehrte.

Sie hatte kein Gelübde gefordert, das Spiel zu unterlaſſen. „Ich weiß, daß du mich zu lieb haſt, um mich je damit zu betrüben,“ ſagte ſie zuverſichtlich. Nun, betrüben konnte ſie's nicht, wenn er in Geſellſchaft hie und da ein Spielchen mitmachte; doch war ihr von der Tante und vom Vater her ein leiſes Grauen davor geblieben, und ſie freute ſich, daß er meiſt ihrer Bitte folgte, mit ihr nach Hauſe zu gehen, wenn die Spieltiſche aufgeſchlagen wurden oder wenn ſie fand, daß er beim Spiel begann eifriger und pikierter zu werden, als ſich mit leichter Unterhaltung vertrug. Sie lernte ihm zulieb leichte Kartenſpiele, und bald wurde dies ſtatt aller Lektüre zur häufigſten Abendunterhaltung des Ehepaars.

Strombergs gerühmte Religioſität bewährte ſich, indem er ſeiner Frau bei Religionsübungen durchaus nichts in den Weg legte; ſie durfte ſich erbauen, wie und wo ſie wollte. Sie fiel ihm auch damit in keiner Weiſe läſtig; ſie lachte über die ſchlechten Witze, mit denen er ſich vom Gottesdienſt und von erbaulicher Lektüre dispenſierte, und dispenſierte ſich allmählich ſelbſt. Sie hatte es zuvor für gar leicht gehalten, einen ſo braven, gutmütigen Mann für den Glauben zu gewinnen; nun aber gewann er ſie, eben weil er ſo brav und gutmütig war, unabſichtlich für die tolerante Lehre: „Wenn einer nur ein ehrlicher Kerl iſt,“ für den bequemen Glauben an den „Dieu des bonnes gens“.

* * *

Stromberg mußte noch einmal ins Feld ziehen, ehe er ſein erſtes Kind hatte begrüßen können. Emilie wurde das Herz doch etwas ſchwerer als ſie geglaubt, da ſie vom Balkone einer Freundin in der Stadt dem abziehenden Corps nachſah, das unter Trompetenklängen, mit wehenden Fahnen abzog. Aber die Zeit der Einſamkeit verflog ihr ſchnell in emſiger Sorge für das erwartete Kindlein, und als ihr Gatte aus dem raſch beendeten Feldzug nach wenigen Monden ſiegreich zurückkehrte, von leichten Wunden geheilt, zum Major befördert, mit neuen Orden geſchmückt, da konnte ſie ihm ſchon den neugeborenen Sohn entgegenbringen. Wieder erblühte ein fröhlicher Lenz im „angenehmen Plaiſir“ und ein wolkenloſer Himmel wölbte ſich darüber.

In den kurzen Erholungsſtunden während des Feldzugs hatte Stromberg wieder mehr und höher geſpielt als ſeit lange. Man ſetzt leichter den Beſitz aufs Spiel, da, wo man ſein Leben eingeſetzt; die ſpannenden Stunden des Wartens zwiſchen dem Kampf kürzt man am liebſten mit der angenehmen Aufregung des Spiels, und man zählt nicht mehr Gewinn oder Verluſt, wo vielleicht die Augenblicke des Lebens gezählt ſind.

In die Heimat zurückgekehrt, fand er ſelbſt natürlich, daß er auch wieder ins alte, ſolide Geleiſe zurückkehre, zumal er nun mit der Vaterwürde bekleidet war. Er hatte unbeſchreibliche Freude an dem kleinen Jungen. Es war ſo hübſch, mit der geneſenden jungen Mutter in der Laube neben dem kleinen Korbwagen zu ſitzen und des Kindes Erwachen zu belauſchen: ſo vergnüglich, das kleine Ding auf den Armen zu ſchaukeln, wenn die Händchen nach ſeinem Schnurrbart krabbelten. Nur abends, da war es minder angenehm, den Kleinen ſchreien zu hören oder als müßiger Zuſchauer im Wege zu ſtehen, wenn die Mutter mit tauſend zärtlichen Sorgen und Geſchäften um den kleinen Hausgötzen bemüht war. So brachte denn der glückliche Vater ſeine Abende regelmäßig in Geſellſchaft zu; daß dort geſpielt wurde, war natürlich, womit ſollte man ſonſt ſeine Zeit totſchlagen?

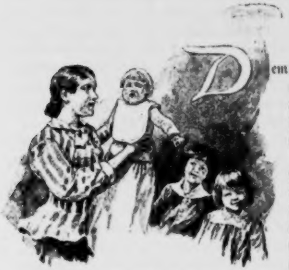
Anfangs kam er pünktlich nach Haus; aber die junge Mutter, deren Nachtruhe durch den kleinen Schelm geſchmälert wurde, traf er dann meiſt ſchlafend oder doch ſchläfrig; ſo hielt er für unnötig, das Spiel früher abzubrechen. Zudem fand er ſich, wie jeder gewiſſenhafte Hausvater neuerer Zeit, verpflichtet, ſich für ſeine Familie zu erhalten und darum ſeine

Nachtruhe zu ſchonen; deshalb bezog er ein ſtilles Hinterzimmer, wohin das Kindergeſchrei nicht drang und wo er unbemerkt heimkehren konnte, ſo ſpät er wollte.

Emilie war wieder vollkommen bei Kräften, faſt blühender als zuvor; auf Strombergs Wunſch lud ſie eine Theegeſellſchaft ein. Als der Theetiſch mit der gewohnten Zierlichkeit arrangiert war, kam der Gemahl herein und ſetzte mit triumphierender Miene ein prächtiges ſilbernes Theeſervice auf die Tafel. „Woher das?“ fragte Emilie, die ſorgſame Verwalterin der Einkünfte, faſt erſchrocken: „das iſt doch zu koſtbar für unſre ſonſtige Einrichtung!“ — „Es iſt Beute,“ ſagte Stromberg lächelnd. — „Vom Krieg?“ fragte ſie zweifelhaft. — „Nun, nimm es wie du willſt,“ beſchwichtigte er; „es iſt mein eigen, das erſte Geſchenk beinahe, das ich dir aus eigenen Mitteln bringe.“ — „Ein Spielgewinnſt!“ rief ſie jetzt und ſchob faſt mit Grauen das glänzende Geräte zurück. „O, das freut mich nicht.“ — „Und wenn ich nun einmal glücklich war im Spiel,“ ſagte er, nun ſeinerſeits gekränkt, „ſo hätte ich freilich wohl beſſer gethan, für meinen erſten Gewinn mich allein zu beluſtigen, ſtatt daß ich dir eine Freude damit machen wollte, nun du es ſo aufnimmſt.“ — „O, ich bitte dich, verdenk mir's nicht! Du weißt, die Furcht vor dem Spiel iſt mir anerzogen. Gewiß erkenne ich deine Freundlichkeit; aber, nicht wahr, du verſprichſt mir, nimmer ſo hoch zu ſpielen?“ — „Nun ja, du Närrchen, bilde dir nicht ſo einfältige Dinge ein! Da ſieh, das ganze Offiziercorps, vom General bis zum Lieutenant macht jeder zu Zeiten ſein Spielchen, und noch hat ſich keiner damit ruiniert; purer Aberglauben! Es haben auch ſchon Leute ihr Vermögen vertrunken oder in Spekulationen verloren: ſoll's darum gar keine Spekulanten mehr geben, oder niemand mehr Wein trinken?“

Emilie ſchwieg und ſuchte das peinliche Gefühl zu überwinden, mit dem ſie der Anblick des koſtbaren Gerätes durchzuckte; es iſt ſo viel angenehmer das Beſte zu hoffen, ſelbſt wo man Schlimmes ſieht! Man läßt den harmloſen Schmetterling fliegen; aber es kann eine Raupe daraus werden, die alle Blüten unſres Glücks zerfrißt, bis der Baum kahl ſteht.

* * *



Dem erſten Sohn folgte ein Töchterlein, dann noch ein Knabe, geſunde, helle, lebensvolle Kinder. Emiliens lebendiges Weſen förderte ihre frühe Entwickelung; ſie entſagte gern der Geſellſchaft, in der ſie ſich doch ſo leicht und heiter bewegte, um bei ihrem Kindervölkchen zu weilen und den Vater immer wieder mit ihren neuen Kenntniſſen und kleinen Künſten zu überraſchen. Stromberg war wieder avanciert. „Er trägt den General in der Taſche,“ ſagten ſeine Bekannten, und doch war der jungen Frau, als ob ſich allmählich mehr und mehr der Schatten ausbreite und über ihr freudenhelles Haus lege. Es war Regel geworden, daß der Vater jeden Abend außer dem Haus zubrachte; es wurde leider auch beinahe zur Regel, daß er verſtimmt oder unnatürlich aufgeregt nach Hauſe kam. Emilie blieb um ſo mehr daheim; ihr Wunſch war ja doch nicht mehr mächtig genug, ihren Mann vom Spieltiſch loszureißen, und ſpielen konnte ſie ihn nicht ſehen. Das unheimliche Feuer, das in ſeinen Augen aufging, ſobald die grünen Tiſche aufgeſchlagen waren, machte ihr weh ums Herz. Allmählich zog Stromberg die Verwaltung des Vermögens an ſich.

Emilie bemühte ſich noch mehr als zuvor, alles recht zweckmäßig einzuteilen; ihr Gatte belächelte oft die alte Sparſamkeit des Vaterhauſes, die wieder bei ihr auftauchte. Er brachte den Kindern koſtbares Spielzeug, ihr ſelbſt die reichſten Geſchenke zur Ergänzung ihrer einfachen, doch ſtets zierlichen Toilette; ſie konnte ſich nicht mehr darüber freuen: der Boden, auf dem ſie ſtand, kam ihr immer unſicherer vor. Sie bemerkte, daß Kapitalien heimbezahlt und nicht wieder angelegt wurden; daß ihr Mann bisweilen ſeinen Gehalt zum voraus einnahm; Bekannte neckten ihn hie und da in ihrer Gegenwart mit ſeinem hohen Spiel; endlich wagte ſie ihm Vorſtellungen zu machen. Stromberg nahm ſie mit dem aufbrauſenden Trotz des böſen Gewiſſens auf und ſchloß ihr für immer den Mund mit dem unedlen Wort: „Natürlich, es handelt ſich um dein Vermögen. Da ſteht dir das Recht zu, meine Ausgaben zu kontrollieren; willſt du mir vielleicht gefälligſt ein Taſchengeld ausſetzen?“ Emilie ſchwieg. Sie deckte die ſorgenvollen Falten, die ſich auf ihrer klaren Stirn zogen, mit heiterem Lächeln, zumal wenn ſie mit ihren Verwandten zuſammentraf; aber ſie ſagte ſich leiſe: „Es geht abwärts; ich will noch aufhalten, ſo viel ich kann.“

* * *

Es ging abwärts. Zehn Jahre nach der Geburt ihres jüngſten Sohnes finden wir Emilie nicht mehr in dem heitern Schlößchen mit dem blumengeſchmückten Balkon; ſie haben es um hohen Preis vermietet und eine Wohnung in der Stadt bezogen, eine von denen, die Stromberg vor fünfzehn Jahren viel zu eng und düſter fand. Emilie litt viel an Rheumatismen. „Es ſei ihr draußen zu luftig,“ ſagte ſie, „und Stromberg wolle wegen der Kinder näher bei dem Arzte ſein;“ ihre Freunde wußten wohl, was der Wohnungswechſel zu bedeuten habe. Doch verſtand Emilie auch die trübe Stadtwohnung nett und gefällig zu erhalten; man konnte noch keinen Mangel ahnen hinter dieſer hübſchen, geſchmackvollen Einrichtung. Emſig wie immer, ſaß ſie früh und ſpät an ihrem Nähtiſchchen; aber man hörte nicht mehr den fröhlichen Geſang, mit dem ſie ſonſt ihre Nadel beflügelt hatte; ſelbſt die munteren, wohlgeſtalteten Kinder konnten ihr nur noch ein wehmütiges Lächeln ablocken.

„Nun, was machen wir aus den Jungen?“ fragte Stromberg in einer der vertraulichen Stunden, die ſelten, ach, wie gar ſelten zwiſchen den Eheleuten geworden waren. „Ich denke Soldaten, das iſt das einfachſte.“ — „O, lieber nicht!“ bat Emilie ängſtlich und bewegt. „Na, warum nicht?“ entgegnete Stromberg aufbrauſend; „ich denke, der Stand, in dem ſich ihr Vater Adel und Orden geholt, wird auch für ſie gut genug ſein!“ — „O, ich bitte dich, ſei nicht böſe!“ bat Emilie mit ſtockender Stimme; „aber, ſiehſt du, ich fand die Knaben neulich ſpielend mit alten Karten, mit ſolchem Eifer! Meinſt du nicht, im Militärſtand ſei wirklich die Verſuchung dazu größer als in jedem andern? Wie meinſt du, wenn wir Julius, der ſo talentvoll iſt, das Gymnaſium fortbeſuchen ließen und für eine gelehrte Laufbahn beſtimmten? Wilhelm mit ſeinem gefälligen, lebhaften Weſen würde gewiß zum Kaufmann taugen; die Zucht und Aufſicht der Lehrzeit wäre ihm wohlthätig. Und wenn du es geſtatten wollteſt, würde ich Amelie in das Erziehungsinſtitut der Reſidenz ſchicken, ſo ungern ich ſie entbehre. Das Mädchen iſt ſehr begabt, ihr lebendiger Sinn iſt hier nicht beſchäftigt genug, meine eigene Bildung iſt zu mangelhaft. Lieber Mann, wir wiſſen ja nicht, wie ſich unſrer Kinder Zukunft geſtaltet, wollen wir ihnen nicht wenigſtens eine gute Erziehung ſichern?“ Sie ſprach ſo innig bittend, ohne Vorwurf und doch lag ein unausgeſprochenes, unſagbares Weh in ihrem Ton, das Stromberg tief erſchütterte. Aber er wollte keiner Bewegung nachgeben. „Nu, nu, nimm nicht alles gleich ſo tragiſch! Meinetwegen mach aus ihnen, was du willſt, an mir ſoll es nicht fehlen; wer weiß, ob ich nicht für ihre Zukunft noch brillanter ſorgen kann, als du denkſt!“ So geſchah es denn nach der Mutter Willen.

* * *

Emilie ſaß allein bei ihrer Arbeit; ſie ſtickte einen polniſchen Rock für Julius, ihren Aelteſten, ihres Herzens Stolz und Freude. Ein polniſcher Rock war das Eleganteſte, was dazumal ein aufblühender Jüngling tragen konnte; die Ausgabe dafür beim Schneider wäre ihr zu hoch geweſen, aber ihr Liebling ſollte doch nicht hinter andern zurückſtehen. Sie wurde immer heiterer, während ſie ſo mit geſchickter Hand die kunſtreichen Schnörkel ineinander verſchlang. „Es muß ihm prächtig ſtehen!“ dachte ſie, „und kommt eben noch recht zur Prüfung; gewiß erhält er wieder einen Preis! Er muß einmal eine gute Carrière machen als Juriſt, und wer weiß, wenn dann der Vater ſeinen Sohn ſieht in ehrenvoller Stellung, die er ſich durch eigene Tüchtigkeit erworben, ob ihn dies Gefühl nicht hebt und ihm leichter macht, den Spielteufel auszutreiben. Und Amelie! wie hübſch das Mädchen iſt, wie ſie ſingt und ſpielt und die netten kleinen Liedchen dichtet, und wie flink und gewandt, wenn ſie mir in der Ferienzeit im Häuslichen zur Hand geht! Und wenn wir ihr auch nicht viel mitgeben können, es müßte wunderlich gehen, wenn ſie nicht doch eine gute Partie machte, und eine ſchöne Ausſteuer muß ſie auf allen Fall haben, dafür bin ich noch da. Dann Wilhelm, der kleine Schelm, nun, der iſt nicht ſo begabt wie Julius, aber ſo ein netter Burſche, ſo freundlich und gewandt! Solche Leute machen am leichteſten ihr Glück, die Welt ſteht ihm ja weit offen!“

Eben war ſie fertig und betrachtete wohlgefällig ihr gelungenes Werk, da trat ihr Mann ein mit verſtörter Miene. Sie ging ihm heiter entgegen: „Da ſieh,“ ſagte ſie ſcherzend, „was du für eine geſchickte Frau haſt! Da habe ich nun wenigſtens vier Gulden erſpart; ſitze aber auch zwei volle Tage daran, und geſtern die halbe Nacht!“

Er hörte ſie zerſtreut an und ſtotterte verlegen und eilig: „Höre, haſt du nicht noch etwas bares Geld? Gib doch geſchwind her!“

„Noch zehn Gulden vom Haushaltungsgeld,“ ſagte ſie; „hab’ ich nicht gut Haus gehalten?“

Ohne, wie ſie gehofft, über ihre Sparſamkeit zu ſtaunen, ſagte er nur unruhig: „Zehn Gulden, das reicht nicht; haſt du ſonſt nichts? Gib doch raſch, ich kann nicht warten! Es iſt eine Ehrenſchuld an W., der in einer Viertelſtunde abreiſt! Haſt du nichts?“

„Gar nichts!“ ſagte die arme Frau, der jetzt erſt die Augen ganz aufgingen.

„Gar nichts?“ fragte er heftiger, „du ſollſt es ja ſchon morgen wieder haben!“ Sie ſchüttelte traurig den Kopf. „O doch!“ ſagte er nach einigem Beſinnen; „du haſt ja noch das große Goldſtück!“

„Meiner Mutter Hochzeitmünze, ein heiliges Erbſtück!“ ſagte ſie langſam.

„Ach, ſei nicht ſo kindiſch! Ich löſe dir es ſpäter ja wieder ein; iſt dir ein alter Dukaten lieber als deines Mannes Ehre?“

Emilie ſchloß ſchweigend die Kommode auf und holte aus einem verborgenen Fach, ſorgſam in feines Papier gewickelt und in einem Etui verwahrt, die alte, ſchwere Goldmünze; ſie trug auf einer Seite die Inſchrift: „Der Herr ſegne euch je mehr und mehr, euch und eure Kinder!“ Auf der andern: „Dein Weib wird in deinem Hauſe ſein wie eine Rebe und deine Kinder um deinen Tiſch wie Oelzweige,“ mit ſymboliſchen Bildern dazu nach alter Weiſe.

Emiliens Mutter hatte es als Hochzeitsgeſchenk von ihrer Großmutter erhalten. Stromberg wich dem Blick aus, mit dem ſeine Frau die Münze in ſeine Hand legte und eilte damit fort. Emilie ſetzte ſich nieder und legte das Haupt in beide Hände, das Herz war ihr zu ſchwer zum Weinen. Nun hatte ſie den Segen aus dem Hauſe gegeben.

Wenige Tage darauf erhielt ſie einen Brief von der Vorſteherin des Töchterinſtituts, wo Amelie war; ſie freute ſich ſtets auf dieſe Briefe, ſie waren eine der wenigen Freudenquellen, die der armen Mutter noch geblieben. Auch diesmal kamen gute Zeugniſſe. „Etwas flüchtig zwar, etwas eigenwillig; aber doch iſt ſie ein gutes Kind, voll der reichſten Gaben, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen.“ Das lockte wieder eine Freudenthräne in der Mutter Augen; aber weiter: „Ich bin genötigt, Sie aufmerkſam zu machen, daß der Penſionsbetrag für Fräulein Amelie vom letzten Jahre noch nicht bezahlt iſt, während bereits für das kommende Halbjahr vorausbezahlt werden ſollte. Nach den Geſetzen unſrer Anſtalt, die Ihnen bekannt ſind, wäre ſie dadurch ſchon entlaſſen, wenn wir nicht auf eine ſo talentvolle Schülerin beſondere Rückſicht genommen hätten.“ Emilie legte ſinnend die Hand an die Stirn; hatte ſie denn nicht ſchon vor drei Monaten das Geld verpackt und abgeſandt? Mit einemmal ging ihr ein trauriges Licht auf; ihr Mann ſelbſt hatte ja das Paket mitgenommen, als er Amelie zum letztenmal beſucht hatte. Alſo ſoweit war es ſchon gekommen!

Lange ſann ſie troſtlos über dieſe neue Entdeckung: was konnte ſie thun? Längſt ſchon hatte ſie ja alles erſchöpft: Bitten und Thränen, Vorwürfe und Klagen; ſie hatte oft heftige Entgegnungen, oft finſteres Schweigen, oft aber auch Beteuerungen und heilige Verſprechungen erhalten, daß alles anders werden müſſe. Von Jahr zu Jahr hatte ſie gehofft, das Landhaus wieder beziehen zu können; nun war es mit Schaden verkauft worden, um nötige Schulden zu decken. Stromberg konnte nie den Mut finden, ſeiner Frau zu geſtehen, bis zu welchem Grad ſeine Finanzen ſchon ruiniert waren. „Das wahnſinnige Unglück, das mich ſeit Jahren verfolgt, muß ſich wenden!“ dachte er: „es iſt nicht möglich, daß es ſo fortgeht! Hat ſich dann einmal das Blatt gewendet, kann ich auch nur die tiefſten Lücken ausfüllen, dann gute Nacht, Spiel! Wenn ſie nur nicht glaubte, ich ſpiele mir zur Freude! Mir zur Qual ſpiele ich; aber ich ſtecke zu tief drin, es führt kein andrer Weg mehr zurück.“

Er verrannte ſich ganz in dem Gedanken, daß er jetzt nur noch um ſeiner Kinder willen ſpiele, die er wirklich zärtlich liebte; er hoffte darum, Gott müſſe ſeinen Segen dazu geben. — Gottes Segen zum Spiel?!

Und leiſe, langſam, mit kleinem Gewinnſt und großem Verluſt zog ihn der Dämon tief und tiefer — bis zum Abgrund.

Endlich erhob ſich Emilie aus ihrem dumpfen Brüten; ſie öffnete ihren niedlichen Glasſchrank, nahm das ſilberne Theezeug und wickelte es ein. Sie hatte es ſtets mit Widerwillen betrachtet, und doch koſtete es ſie ſchmerzlichen Kampf; es war das erſte Stück aus dem Haushalt, das ſie verkaufte, und ihr, die in der geordneten Fülle eines reichen Elternhauſes aufgewachſen war, galt das für ein Zeichen ſchmählichen Herunterkommens. Aber ſie wußte ſonſt keinen Ausweg; wenn alles bereinigt wäre, ſo wollte ſie es Stromberg mitteilen. Sie hoffte das Letzte von ſeiner Beſchämung.

In der Dämmerung ging ſie zu einem bekannten Silberarbeiter. Wenn man auch bei Lampenlicht die glühende Röte ihres Geſichts nicht ſah, ſo mußte man an ihrer ſtockenden Stimme hören, daß ihr ein ſolches Geſchäft neu war. „Herr Berner,“ begann ſie, „ich möchte gern das Theezeug, das mir wirklich entbehrlich iſt, da ich bei meiner ſchwachen Geſundheit nie mehr größere Geſellſchaften ſehe, verwerten, um meinem Mann eine kleine Ueberraſchung zu bereiten; zu welchem Preis könnten Sie es übernehmen?“ Der Silberarbeiter betrachtete das Gerät und betrachtete die Frau zuerſt mit verwunderten, dann mit mitleidigen Blicken. „Gnädige Frau,“ ſagte er endlich, „das Silberſervice, das Ihr Gemahl vor etwa vierzehn Jahren bei mir kaufte, habe ich vor einem halben Jahre zum Silberwert wieder von ihm angenommen und bar bezahlt; dieſes Service hier, von ſehr ähnlicher Arbeit, iſt plattiert, und für mich ganz ohne Wert.“ — „Ah ſo!“ ſagte Emilie mit tonloſer Stimme, aber möglichſter Faſſung; „da beabſichtigt mein Mann ſcheint's dieſelbe Ueberraſchung; er weiß längſt, daß mir das Silbergerät zu koſtbar war. — Entſchuldigen Sie meinen Irrtum!“ Arme Frau, deine großmütige Lüge täuſcht niemand mehr!

Sie ging heim und legte ſich zu Bette, geſchüttelt vom Fieberfroſt; das war zu viel.

Am andern Tag legte ſie ihrem Mann den Brief der Vorſteherin vor und ſagte ihm ohne allen Zuſatz, in welcher Weiſe ſie die Schuld hatte decken wollen. Er ſtierte zu Boden und ſagte kein Wort. Zuletzt entſchied er mit dem unſichern Trotze der Schuld: „Man nimmt das Mädchen nach Haus; ſie hat genug ſtudiert, ich brauche keine Gelehrte zur Tochter.“ Die Mutter verkaufte ihren Schmuck, um die rückſtändige Penſion zu bezahlen und Amelie kam nach Hauſe.

* * *

Sechs Jahre ſind wieder hingegangen, lange, ſchwere Jahre mit bleiernen Flügeln, und ſie haben eine viel merklichere Veränderung in Strombergs Hauſe hervorgebracht. Sie waren nun in ein finſtres Hinterhaus gezogen, wo Emilie im Verein mit dem Töchterlein noch mit äußerſter Mühe und Sorgfalt aus den Reſten ihres Beſitztums eine anſtändige Wohnung herzuſtellen wußte. Sie hatte längſt aufgegeben, mit dem böſen Genius ihres Mannes zu ringen, und dieſer ſelbſt auch. Er ſpielte nicht mehr um ſich aufzubringen; er ſpielte nicht zu ſeinem Vergnügen, nicht zu ſeiner Qual: er ſpielte, weil er ſpielen mußte. Emilie ſorgte fort und fort für ſeine Bedürfniſſe, für ſeine häusliche Bequemlichkeit mit rührender Treue, — ob er es fühlte, das ſah niemand. Er erkundigte ſich ſorgſam jeden Morgen nach ihrer leidenden Geſundheit; er trug und legte ſie, wenn ſie zu ſchwach war zum Gehen; er brachte ihr je und je eine Erquickung nach Hauſe: aber Abend für Abend ſchlich er fort — zum Spiel.

Der Hausarzt, der die arme Frau bedauerte und bewunderte, nahm nie eine Belohnung; ſie aber verſchwieg ängſtlich ihre quälenden Gliederſchmerzen aus Furcht, er möchte ihr eine Badereiſe vorſchreiben, deren Koſten ſie nicht erſchwingen könnte.

Niemand hatte je eine Klage von ihren Lippen gehört; ſie hatte den Umgang mit ihren Brüdern aufgeben müſſen, ſeit dieſelben ihrem Mann einmal ernſtliche Vorſtellungen gemacht. Die Tante hatte ihr angeboten, ſie und die Kinder zu ſich zu nehmen und zu verſorgen, wenn ſie ſich von ihrem Manne trennen wollte: — ſie hatte das ein- für allemal dankend abgelehnt.

Den General hatte Stromberg noch nicht aus der Taſche gezogen. Er hatte ſchon ernſtliche Warnungen von ſeiner Behörde erhalten und war nur aus Rückſicht für ſeine Familie noch im Beſitz ſeiner Stelle und ſeiner Orden geblieben; ein Teil ſeines Einkommens war mit Beſchlag belegt und das Damoklesſchwert einer unfreiwilligen Entlaſſung hing beſtändig über ihm.

Julius hätte längſt die Univerſität beziehen ſollen — aber die Mittel fehlten. Die Tante hatte ſich erboten, die Koſten ſeiner Studien zu beſtreiten, wenn der Vater ſelbſt ſie darum bitte und ihr ſein Ehrenwort gebe, nie mehr eine Karte anzurühren: das hatte dieſer verweigert. So war Julius nun als Gehilfe bei einem Rechnungsbeamten eingetreten; der Prinzipal konnte ſeine Talente nicht genug rühmen und die Mutter trug ſich noch mit der leiſen Hoffnung, daß dieſe ihm doch einſt den Weg zu einer beſſeren Stellung bahnen werden. Wilhelm war noch Lehrling bei einem Kaufmann.

Strombergs Freunde und Waffengenoſſen hatten ſich allmählich von ihm zurückgezogen und er mußte ſeine Spielgeſellſchaft in niedrigeren Schichten ſuchen; es war nicht mehr ehrenvoll für einen höhern Offizier, mit ihm umzugehn. Natürlich! Ein ruhigeres Temperament, die Gunſt der Fortuna, je und je auch vernünftige Grundſätze machen es manchem möglich, gefahrlos mit dem Dämon zu ſpielen, dem ihre Ehre und Sitte Eingang in ihre Kreiſe geſtatten; wenn aber dieſer Dämon ſich einen unter ihnen zum Opfer erſieht, ihn feſter und feſter an ſich zieht, bis er ihn in den Abgrund ſtürzt — dann wenden ſich die Männer von Ehre nicht mit Grauen von dem Dämon ab, o nein, ſie zucken die Achſeln über das Opfer und — fahren fort, ihr anſtändiges Spiel zu machen.

Und doch war in dem freudloſen Hauſe eine helle Blume aufgeblüht, eine Blume, die in reiner Luft und gutem Boden die Zierde jedes Hauſes hätte werden können: Amelie, das einzige Töchterlein. Sie war ein eigentümliches Weſen, dieſe Amelie, ſo voll kindlicher Treuherzigkeit und neckiſcher Luſt, ſo flüchtig und ſo vielgeſtaltig, daß es ſchwer iſt, ihr Bild feſtzuhalten. Sie war nicht eben ſchön, ſie hatte nicht die zierliche Geſtalt und die feinen Züge ihrer Mutter, nicht die friſche Blüte ſchwäbiſcher Schönheiten, mehr den farbloſen Teint und die funkelnden Augen der Franzöſin; aber ein Hauch von Leben und Jugend, eine bewegliche Anmut, weibliche Schmiegſamkeit neben ſchelmiſchem Trotz lag auf ihrem Weſen, der ſie vor vielen anerkannten Schönheiten anziehend und geſucht machte.

Ein helles Element war ſie in der trübſeligen Heimat, und wie oft auch die Mutter auf ihren Leichtſinn ſchalt, ſie fühlte doch ſelbſt eine Regung der lange begrabnen Jugendluſt im Einfluß dieſes lebensfriſchen Weſens. Amelies Wiſſen freilich blieb lückenhaft; aber ſie war voll guter Einfälle, ſtets bei der

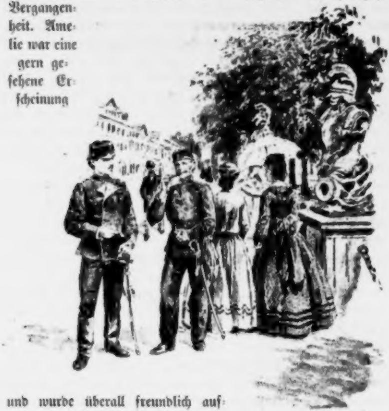
Hand mit einer drolligen Entgegnung und wußte die Reſte ihrer früh unterbrochnen Inſtitutsbildung mit beſtem Erfolg zu zeigen und zu benützen.

Ihre Finger waren zu allem geſchickt; namentlich zeigte ſie ein unübertreffliches Talent, Püppchen zu bekleiden und ſie mit reicher Phantaſie zu Gruppen zu bilden; ihre Schöpfungen waren fein und niedlich wie Werke von Elfenhand und wurden durch die wenigen Freunde, welche noch die Mutter beſuchten, bald in weitern Kreiſen bekannt und geſucht. So ward, was anfangs Spiel geweſen, bald eine reiche Erwerbsquelle für Amelie. Zu Weihnachtsgaben, zu geſelligen Scherzen, zu heiterem Schmuck von Hochzeitstafeln wurde ihr Talent benützt; ſie ſaß vom frühen Morgen bis tief nach Mitternacht in dem trüben kalten Zimmer und bildete mit unerſchöpflicher Phantaſie Räubergruppen, ländliche Scenen, idylliſche Bilder: — das ganze reiche, bunte Leben, für deſſen Freude ſie nicht beſtimmt war. Der Mutter, deren Lebensmut gebrochen war, wie ihre Körperkraft, die nur in raſtloſer Pflichterfüllung das Mittel fand, von einem Tag zum andern hinzuleben ohne vor- und rückwärts zu blicken, war es ein Rätſel, wie Amelie auf dieſen ſinkenden Brettern ſo leicht und heiter wie ein Vöglein hinhüpfen konnte.

„Sag mir, Mädchen, wo nimmſt du noch den Mut her zum Singen?“ fragte ſie ſeufzend, als Amelie morgens, ein heiteres Liedchen trällernd, ſich ans Fenſter ſetzte mit des Vaters alter Weſte, die anſtändig herausgeflickt ſein mußte, eh ſie an ihr zierliches Tagewerk ging. „Ach, lieber Gott, Mutter, beim Seufzen kommt auch nichts heraus!“ ſagte Amelie entſchuldigend; „da ſieh, ob nicht die Weſte jetzt wie geſtickt ausſieht, und ſpürſt du nicht, wie warm es iſt im Zimmer? Ein ganzes Klafter Holz liegt unten, alles von meinen Einkünften!“ — „Gott ſegne dich dafür!“ ſeufzte die Mutter; „aber haſt du denn gar nichts für dich übrig behalten?“ — „O gewiß,“ ſagte Amelie, triumphierend ihr Beutelein emporhaltend, „zehn ganze Gulden!“ — „Nun Gottlob! das reicht beinah für ein gutes Winterkleid.“ — „Ja, Mütterchen, du mußt nicht böſe ſein; ich habe mir einen roſa Atlashut beſtellt und dann reicht's noch zu einem kleinen Sonnenſchirmchen; das iſt allerliebſt jetzt im Herbſt. Weißt, wenn der Winter kommt, findet ſich wieder Rat!“ — „Es iſt deine Sache, Kind, ich kann dir nichts dreinreden; aber ich wollte, du lernteſt für deine Zukunft ſorgen, für die ich, leider Gottes, nicht ſorgen kann.“

„Nun, hab' ich nicht fünfzig Gulden bar von meinem Erwerb, die mir der Vater in die Sparkaſſe beſorgt hat?“ — „Hat er?“ fragte die Mutter und ſchämte ſich ſelbſt wieder des Argwohns, der in der Frage lag. „Freilich! und die tragen Zins auf Zinſen, das iſt in zwanzig Jahren weiß kein Menſch wie viel! Da darf ich mir ſchon einen Hut und ein Schirmchen zur Freude kaufen, roſa ſteht ſo gut!“ — „Ach, armes Kind, wer ſieht denn, was dir gut ſteht! Kommſt ja nirgends hin, wenn dich nicht die Couſine einmal nach Sensheim einladet!“ — „Je nun,“ lächelte Amelie ſchelmiſch, „der Beſuch der Promenade iſt gratis, und da begegnet man Leuten genug. Lach mich nicht aus, aber geſtern begegneten mir zwei, von denen einer noch lang den Kopf nach mir wandte und den andern fragte: Iſt das nette Kind wohl eine Fremde? Nachbars einäugiges Minchen, die ich zum Spaziergang abgeholt hatte, hat er ſchwerlich mit dem netten Kind gemeint.“ — „Was für zwei?“ fragte die Mutter argwöhniſch. „Offiziere, natürlich! Was gibt's denn ſonſt für Leute? Die Kanzleiherren und Kaufleute und was alles, ſieht man ja gar nicht in ihren dunklen Röcken!“ Gott helfe uns hinaus! dachte die Mutter bei ſich mit ſchwerem Herzen; die Buben ſitzen mit Karten beiſammen in der erſten Stunde, wo ſie heimkommen, und das Mädchen hat nichts im Kopf als Soldaten, wie ich, leider! in jungen Jahren. Weiß nicht, ob des Vaters oder der Mutter Erbe trauriger iſt für die Kinder!

Wer auf dem Schiff geboren iſt, hält ſeine Bewegung für Stillſtand. Die ſtille Sorge und der bittre Mangel, dem ein Spielgewinnſt nur für kurze Zeit abhelfen konnte, all dieſe kümmerlichen Verhältniſſe waren für Amelie ein Zuſtand, den ſie ſeit Jahren gewohnt war und den ihr die Freiheit, mit der ſie ſich hier bewegen durfte, weit aufwog im Gegenſatz zu der pedantiſchen Beſchränkung des Inſtituts; der Mutter war es ein qualvoller Gegenſatz zu einer behaglichen und ehrenhaften Vergangenheit. Amelie war eine gern geſehene Erſcheinung und wurde überall freundlich aufgenommen; ſo fühlte ſie die Geringſchätzung nicht, mit der ihr Vater behandelt wurde, und ſie war jung! Die duftige Ferne, — Zukunft, die geheimnisvolle Fee, ſtand noch vor ihr, die alles, alles wieder bringen konnte!



Wenn einmal die Mutter den lang verſchwiegenen Gram ihres Herzens ausſchüttete in des Kindes Herz, da umſchlang ſie ſie wohl bitterlich weinend, und als die Mutter bat: „Aber nicht wahr, Amelie, du behältſt deinen Vater darum doch lieb? Siehſt du, er hat ja auf der Welt niemand mehr als uns allein.“ — Da konnte ſie ihr nur unter Thränen zunicken; aber bald hob ſie wieder das Köpfchen: „Weißt du, es könnte aber alles noch gut werden, wenn Julius ſich gut hält und Wilhelm ſein Glück macht, und ich . . . Siehſt du, es gibt ja doch auch noch Männer, die ein Mädchen lieb haben und heimführen, auch wenn ſie nicht reich iſt. Dann würden wir von hier wegziehen, und alles würde vergeſſen, und alles noch gut!“ Und ſie ſchüttelte die ſchwarzen Locken zurück und ſah verſtohlen in den Spiegel, ob das Weinen ihre Augen nicht verdorben habe.

Sie war ein Elementargeiſt, dieſe helläugige Amelie, der nur auf der Oberfläche der Lebenselemente ſchwebt, eine Undine, ehe ſie eine Seele gewonnen hat. Weichen Herzens und leicht erregt weinte ſie mit der Mutter und pflegte ſie mit unermüdeter Treue; opferte die Freude ihrer Tage und den Schlaf ihrer Nächte, um durch ihre mühſamen Arbeiten den bittern Mangel fern von ihr zu halten und ihr kleine Erquickungen zu verſchaffen: — aber vom Krankenbett flog ſie ans Fenſter, wenn unten ein Säbel klirrte, und eine einzige Fenſterparade konnte ſie lange Sorgentage und Leidensnächte vergeſſen machen. Die Mutter ſuchte, wo ſie konnte, der Vorliebe zum Militärſtande entgegen zu wirken. „Um alles, Kind, häng mir dein Herz an keinen Soldaten! Bedenk nur, wie hoffnungslos und ausſichtslos eine Offiziersliebſchaft iſt mit einem vermögensloſen Mädchen!“ — „Ohne Zweifel, Mütterchen, du haſt recht!“ ſeufzte Amelie geſetzt und altklug und ſenkte das Köpfchen wie in ernſter Erwägung, um beſſer zwiſchen der Mutter und Tante, die eben zu Beſuch da war, auf den Exerzierplatz hinüberſehen zu können.

Oft freilich brach auch ihr der gute Mut zuſammen; ernſte und heilige Bewegungen zogen durch ihr flüchtiges Herzchen, — in der Undine regte ſich die Sehnſucht nach einer lebendigen Seele. Aber der ſchmale Weg iſt in keiner Lage leicht zu finden, und ſie, der ſo viel verſagt war, was die Jugend andrer ſchmückt, glaubte ſich doppelt berechtigt, die leichten Genüſſe zu pflücken, die ſich ihr noch boten.

An der Mutter wäre es nun geweſen, mit dem Kinde und für dieſes den Halt zu ſuchen, der die leichten Stützen ihrer Erdenhoffnungen überdauert hätte; aber, ach, wer am wolkenloſen Himmel nicht nach den Sternen geſchaut, der findet ſie ſchwer, wenn ſich der Himmel umzieht! Emilie hatte nicht gelernt, ihren Gott zu ſuchen und zu finden zur Zeit ihrer friſchen Kraft. Der Dieu des bonnes gens hatte ſie verlaſſen; die Flügel ihrer Seele waren gelähmt zum Aufſchwung, das Wort des Lebens wurde ihr nicht zum Leben und eine dumpfe Reſignation war die einzige Frucht ihres Gebets. Mehr konnte ſie auch der Tochter nicht geben.

Amelies lebhafter, bildungsfähiger Geiſt war brach liegen geblieben, ſeit ſie im zwölften Jahr die Schule verlaſſen hatte, ohne alle ernſte, geſunde Nahrung: was Wunder, wenn er ſeine Kraft vergeudete in Kinderſpiel, in den kleinlichen Künſten harmloſer Koketterie und ſich für die Zukunft luftige Traumſchlöſſer baute, ſtatt nach der einen Perle ohne Preis zu ringen!

Sie fing freilich auch Studien an, die ſie intereſſierten, ſo lang etwa der Lehrer ſie intereſſierte; aber es dauerte nie lange, es waren lauter Strohfeuer, die der Wind verwehte.

Und doch lebte ſie ſo gern! Selbſt wenn Tage kamen, wo ſie ihr heitrer Mut, ihr leichter Sinn, alle Hoffnung auf beſſere Tage verließen, konnte ſie nie an den Tod denken. Wenn ſie auf einem Gang mit einer Freundin, der ein beſſeres Lebenslos gefallen, dieſer ihr Herz ausſchüttete in heißen Klagen über den Jammer ihrer Mutter, über ihre verkümmerte Jugend, ſo wandte ſie ſich doch mit Grauen um an der Thüre des Totengartens, der der liebſte Spaziergang der glücklichen Freundin war; nie war ſie zu bewegen, einen Friedhof zu betreten, auch wenn er im herrlichſten Blütenſchmuck ſtand.

Unter den vielen, die gern in ihre ſchwarzen Augen blickten, die von dem Reiz ihres beweglichen Weſens gefeſſelt wurden, wäre wohl mancher geweſen, der das flüchtige Kind gern für immer feſtgehalten hätte, und ihr anſcheinend leichtes Gemüt war einer ſelbſtloſen, hingebenden Liebe fähig, die noch all die andern edlen Keime in ihm zur Entfaltung gebracht hätten; aber Armut — und mehr als Armut, ein Haus, deſſen Ruin, deſſen Schmach der noch lebende Vater iſt, dies zu überwinden war keine Liebe ſtark genug. Es ſchien, die Blume ſollte einſam verwelken.

Und doch war einer, auch ein Offizier, ein ehrliches Gemüt mit treuherzigen blauen Augen, der es ernſtlicher zu meinen ſchien als die andern. Sie unterſchied bald das Klirren ſeines Säbels von den andern allen, ſie grüßten ſich allmählich am Fenſter, ſie begegneten ſich höchſt zufällig auf Spaziergängen; Amelie hatte ihr Taſchentuch verloren, er war wunderbarerweiſe der glückliche Finder geweſen und beim Zurückgeben hatten ſie einige Worte getauſcht. Das blieben nicht die einzigen, und als grüne Oaſe tauchte dieſe junge Liebe in der troſtloſen Oede ihres Alltagslebens auf. In ihr Elternhaus konnte er nicht kommen, auch fürchtete ſie die Seufzer der Mutter über eine ſo hoffnungsloſe Liebe; aber es gab ſchon eine gefällige Freundin, die ihnen eine Zuflucht bot. Doch ach, was ſollte es werden! Vierzehntauſend Gulden Eigentum — fordert der unbarmherzige Staat — ſoll ein Lieutenant nachweiſen, ehe ihm geſtattet wird, einen eignen Herd zu gründen, und ſie waren beide arm! „Das Glück iſt uns doch vielleicht günſtig!“ meinte die immer hoffnungsreiche Amelie, „wir wollen's wagen mit der Lotterie!“ In der geheimnisvollen Sylveſternacht, während die Mutter ihr müdes Haupt ſchlummerlos und thränenlos aufs Kiſſen legte; während der Vater mit innerlichen Flüchen ſein letztes Geld wagte, ſaßen Amelie und Hugo, der junge Lieutenant, bei der gefälligen Freundin, die unter allerlei myſteriöſen Zeremonien ein Gefäß mit Nummern auf den Tiſch ſtellte, aus der ſie eine ziehen ſollten, um ihr Glück zu wagen. Amelie hatte lange geſpart und gearbeitet, um die Einlage zu erſchwingen.

Sie beteten vorher zuſammen, — Amelie hatte das Beten nicht ganz verlernt; aber ſie dachte ſich den Herrn etwa wie eine gütige Fee im Märchen, die ihre Gunſt und Macht nur dadurch zeigen kann, daß ſie uns Wünſche erfüllt; nicht wie einen weiſen Vater, der im Geben und Nehmen ſegnen kann. Hätte er durch einen Wunderſchlag ihren Vater zum General gemacht und ſie zur glücklichen Braut, — ſie wäre gewiß fromm und dankbar geweſen. Sie ſuchte den Herrn wie man einen reichen Gönner aufſucht, der wohl helfen könnte, wenn er wollte und den man gekränkt und unbefriedigt verläßt, wenn er es nicht thut; nicht wie einen Vater, an deſſen Herz man ruhen will, ſei es in Freud oder Leid.

Die verhängnisvolle Nummer war gezogen. Nun war dem Glück ein Pförtchen geöffnet, — es konnte ſeinen Einzug halten, wenn es wollte.

* * *

Bruder Julius war immer noch der Mutter Stolz und Hoffnung geweſen. Seine Gewandtheit und Geſchäftstüchtigkeit wurden fortwährend gerühmt; er erfreute ſie hie und da mit kleinen Geſchenken von ſeinem Gehalt. Sie erwartete keine glänzende Carriere mehr für ihn, wohl aber eine ſichere, ehrenvolle Laufbahn; bei ihm konnte doch vielleicht Amelie einſt eine Heimat finden, für ſich ſelbſt hoffte ſie bald auf eine andre Zuflucht.

Mit Stromberg war es immer dasſelbe, nur daß er allmählich zu immer niedrigerer Geſellſchaft herabſank. Er war penſioniert worden. Wo er noch die Mittel zum Spiel hernahm, war rätſelhaft; rätſelhafter faſt, wie die Familie doch noch leben konnte, da Penſion und Ordensgelder fortwährend mit Beſchlag belegt waren; Amelies verwachte Augen hätten davon ſagen können.

Sie ſaßen nach Tiſch beiſammen, der Vater dumpf vor ſich hinbrütend, — er ſah nicht gern in das bleiche, verhärmte Geſicht ſeines Weibes, — die Mutter und Amelie mit einer

Handarbeit. „Von Julius und Wilhelm wiſſen wir doch ſchon lang nichts mehr,“ ſagte die Mutter beſorgt. „Vielleicht kommt Julius bald,“ tröſtete ſie Amelie. Faſt in dieſem Augenblick trat er ein, bleich, mit verſtörtem Ausſehen.

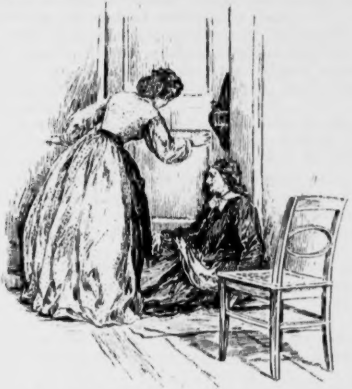
„Was iſt's mit dir, Julius? was haſt du? ich bitte dich!“ rief ängſtlich die Mutter. Er warf ihr einen Brief ſeines Prinzipals auf den Tiſch, aus dem ſie es nur zu bald erfuhr. Julius hatte die ihm anvertrauten Amtsgelder angegriffen; der Prinzipal verſprach um ſeiner bisherigen Tüchtigkeit willen Stillſchweigen und Schonung, wenn der Reſt augenblicklich gedeckt werde. Von ſeinem Wiedereintritt in die Stelle könne natürlich keine Rede ſein, auch könne er ihn Gewiſſens halber auf keine andre empfehlen.

„Aber um Gotteswillen, Julius, du haſt doch ſo einen ſchönen Gehalt, ſo manchen Nebenverdienſt: wozu haſt du denn all das Geld gebraucht?“ — „Verſpielt!“ ſagte Julius mit dumpfem Lachen. Ein ſchweres Stöhnen, ein faſt grauenvoller Ton drang aus des Vaters Bruſt, als er das Zimmer verließ. — Amelie hatte eine Summe geſammelt gehabt, um Holz und warme Kleider für den Winter zu beſtreiten: die reichte zur Deckung der Schuld hin. Julius nahm Dienſte als gemeiner Soldat.

* * *

Die grauen Tage gehen vorüber wie die ſonnenhellen; auch über Strombergs Haus zog manches Jahr, mancher Wechſel, aber keine Freude.

Noch einmal, nach dem neuen Jammer mit Julius hatte die Mutter einen Sturm auf ihres Gatten Herz verſucht; alle Kraft der innigſten Bitten, der eindringlichſten Vorſtellungen hatte ſie erſchöpft. Er war ohne ein Wort zu reden in heftiger Bewegung in ſein Zimmer gegangen und hatte die Thüre verſchloſſen; ſie hörte ihn raſtlos umhergehen und ſeine Piſtolen laden und bekam keine Antwort auf ihre Fragen und Bitten. Amelie fand ſie am andern Morgen halberſtarrt und ohnmächtig auf der Schwelle des Zimmers. Sie rief dem Vater, der — ſich nicht erſchoſſen hatte; er half ihr, die Arme auf ihr Bett zu tragen. Ob er auch nach dieſem ein paar Tage aufgehört zu ſpielen, was half's? Er mußte doch wieder ſpielen, und die Mutter ſagte nun nichts mehr.



Emſig wie immer, treu im kleinſten; vereint mit Amelie bemüht durch höchſte Ordnung und Sparſamkeit den äußern Anſtand noch zu erhalten, ſah ſie doch ihr untergrabenes Haus mehr und mehr zuſammenſinken. Ihr Geſchmeide, ihr Silberzeug, alles hatte ſie dahingegeben; ihr ſchönes Linnen, — ach, an dem Tage, wo ſie die langentwöhnte Gaſtlichkeit wieder üben und den Lehrherrn ihres Wilhelm bewirten wollte, mußte ſie das feine Tiſchzeug ſich für den einen Tag von der Trödlerin erbitten! Sie trug alles, ſie klagte jetzt noch bei keiner Seele ihren Gatten an, den das Gefühl ſeiner Schuld und Schmach tiefer beugte als die Laſt der Jahre; ein tiefes Mitleid, ein unendliches Erbarmen hatte alle andern Gefühle erſetzt, die ſie einſt gehegt für den Gatten ihrer Jugend.

Wilhelm hatte ausgelernt und war auf Reiſen. Sein Lehrherr rühmte ſeine Gutmütigkeit und Freundlichkeit; „nur hat der Junge eine deſperate Luſt zu Karten und Würfelſpiel! Ich habe ihn unter dem Daumen gehalten und keine Karten im Ladenſtübchen gelitten; aber wie's gehen wird, wenn er mehr Freiheit hat . . ?“ Auch hier alſo zog der ſchwarze Faden durch, auch hier wagte die arme Mutter nicht mehr zu hoffen.

Ein ſchweres Nervenfieber hatte Strombergs Leben in Gefahr gebracht. Die Welt meinte, der Verluſt wäre nicht ſo groß und der armen Frau ein ruhiges Witwenſtübchen zu gönnen; ſie aber und die Tochter pflegten ihn mit der höchſten Treue und rangen um ſein Leben, als ob er des Hauſes Stütz' und Krone wäre. Gott ließ ihm noch einmal Friſt, er genas wieder. Mit Freudenthränen begrüßten ihn Mutter und Tochter wieder im Leben; ſie hofften, mit der ſchweren Kriſis werde auch der Dämon überwunden ſein. Die Frau, die ſeit Jahren nicht mehr die Schwelle ihres Hauſes überſchritten hatte, ſuchte mit glückſeligem Lächeln die verblichenen Reſte ihres Sonntagsſtaats zuſammen, um ihn auf dem erſten Gang ins Freie zu geleiten. Er ging hinaus zwiſchen ſeinem treuen Weib und ſeinem guten Kinde; Blumen, Licht und Sonnenſchein grüßten ihn aufs neue, lauter freundliche Boten, die ihn zu einem edleren Leben locken wollten. Er begleitete Frau und Tochter nach Hauſe; auf der Schwelle kehrte er um, weil er, wie er ſagte, noch einen nötigen Gang zu machen habe — ins Spielhaus.

Julius trug das Joch des Dienſtes, ſeine niedrige Stellung mit männlicher Kraft. Seine Talente zeichneten ihn auch hier bald aus; man ignorierte gerne frühere nachteilige Gerüchte und machte ihn zum Offizierszögling, nach wenigen Jahren zum Offizier. Dieſe Rückkehr ihres Lieblings, ſeine raſche, ehrenvolle Beförderung war ein Lichtblick in dem Leben der Mutter. Der Abend, den der neuernannte Lieutenant zum erſtenmal im Kreis der Seinigen zubrachte, war der erſte frohe nach langer Zeit; auch der Vater blieb zu Hauſe.

Mit etwas weniger Sorge als früher ließ die Mutter ihren Julius in eine entfernte Garniſonsſtadt abgehen; ach, ſie mußte es natürlich finden, daß ihre Söhne wünſchten, möglichſt weit von der Heimat wegzukommen, an Orte, wo ihr Vater nicht gekannt war.

Amelie, ihre helle Blume, ſah die Mutter nach und nach an ihrer Seite verblühen; ſah dies leichte, lebensfrohe Gemüt mehr und mehr verkühlt und verbittert unter dem Druck der Sorge, der Zurückſetzung. Das Glück war nicht eingezogen durch das geöffnete Pförtchen; der blauäugige Lieutenant war fern, und ſie erfuhr, daß er, des langen Wartens müde, die Tochter eines wohlhabenden Reſtaurateurs heimgeführt habe. Ihre jugendlichen Hoffnungen — und ihr Herz war ſehr hoffnungsreich geweſen und beſaß eine wunderbare Erneuerungskraft — waren eine nach der andern geſunken; der Leichtſinn, der ſo reizend geweſen an dem jugendlichen Geſchöpf, war nun, wo er bei dem verblühenden Mädchen noch auftauchte, faſt unheimlich. Auf die Mutter war mit der Jugend des Kindes doch noch ein ſchwacher Abglanz ihrer eigenen Jugend gefallen; nun ſank ſie doppelt zuſammen.

Emiliens körperliche Leiden wurden zu groß, als daß ſie ſich länger hätten verbergen laſſen. „Sie müſſen in ein warmes Bad," entſchied der Arzt. — „Das kann ich nicht, Herr Doktor," erklärte ſie beſtimmt; „unſre Verhältniſſe erlauben das nicht." Stromberg, der dabei ſaß, ſtierte ſchweigend zu Boden und kaute an ſeinen Fingern; der Mann, der ſie einſt auf den Händen hatte durchs Leben tragen wollen, der ſie lieb gehabt hatte wie ſein Augenlicht,

. . . dem ſelbſt des Himmels Winde
Zu rauh für ſeiner Liebe Antlitz ſchienen,

der ſollte ſie nun elend hinſterben ſehen, weil er die Mittel verſchwendet, die ihr hätten Linderung verſchaffen können!

Amelie wandte ſich endlich an den einzigen noch lebenden Bruder ihrer Mutter, der fern im Ausland war. Er kam und ſah mit tiefem Erbarmen den Zuſtand ſeiner armen Schweſter und ihres Hauſes. Der Schwager imponierte ihm jetzt nicht mehr, machte auch keinen Verſuch dazu; er ſchlich ihm aus dem Wege, wo er nur konnte. Der Bruder nahm ſich nun mit Kraft und Umſicht der zerrütteten Verhältniſſe an, traf ein Abkommen mit den Gläubigern und ſtreckte die nötigen Summen vor, um das Haus wieder in ordentlichen Stand zu ſetzen. Er entwarf einen Etat für die Zukunft der Familie, der ihr, wenn er gewiſſenhaft eingehalten wurde, ein einfaches und ſorgenfreies Leben ſicherte. Die Kinder opferten zu dieſem Zweck ihren Anteil an dem Erbe der Großtante, das freilich geringer ausgefallen war, als ſie gehofft; vor allem verſchaffte der Bruder der armen Frau die nötigen Mittel zu der Badereiſe.

So war die Laſt der Verſchuldung und Schmach von ihnen genommen und für die Mutter geſorgt. Alle atmeten neu auf. Stromberg ſelbſt ſchien ein ganz andrer Menſch; er brachte die Tage und Abende daheim zu und verhieß das beſte. Schon halb geſund durch die Freude, reiſte die Mutter mit Amelie, ihrer unermüdet treuen Pflegerin, in das Bad ab.

Zwei Monate Aufenthalt in guter Luft und neuer Umgebung thaten ihr unbeſchreiblich wohl; heiter und geſtärkt kehrte ſie zurück: ſie traf ihr Haus faſt ausgeleert; die Summe, die auf ein Vierteljahr hätte reichen ſollen, voraus verbraucht; ihr Mann hatte faſt alles Verkäufliche verkauft, um neue Spielverluſte zu decken! „Was hätte ich inzwiſchen thun ſollen? Ich hatte gehofft, dich mit meinem Gewinn zu überraſchen,“ war ſeine einzige Entſchuldigung. Das brach ihr das Herz. Es fließt kein Heilquell auf Erden, der ſolche Leiden heilen könnte. Julius, der verſprochen hatte, ſobald als möglich die Opfer zu erſetzen, die die Schweſter für ſeine Equipierung gebracht, ließ lange nichts von ſich hören; ſo fürchtete ſie, daß auch ihn der Dämon wieder gepackt habe. Die Mutter legte ſich zum Sterben nieder mit wundem Herzen, mit todmüdem Haupte,

Das erſt noch mußte denken
Der Zukunft lange Not,
Eh' es ſich durfte ſenken
Beſchwichtigt in den Tod.

Ihr brechendes Auge war flehend nach oben gerichtet; ſie wußte nicht, was ſie beten ſollte. Das eine nur hatte ſie gelernt, ſich rückhaltlos als hilfeflehendes Kind in die Arme des Vaters zu legen, der ſeine Pforte offen läßt bis zur elften Stunde.

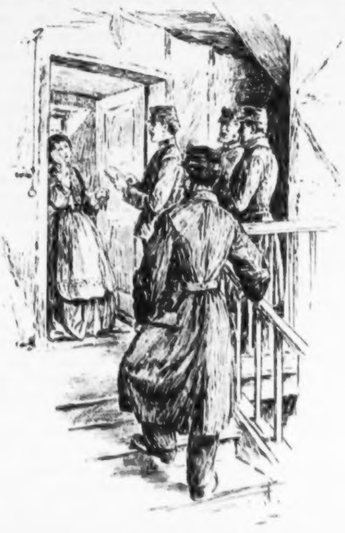
Kaum hatte man denken ſollen, daß ihr noch ein bitterer Tropfen vom Leidenskelch erſpart geblieben ſei, und doch war es ſo.

* * *

Amelie ſaß allein in tiefer Trauer in der Manſarde, die ſie nun mit dem Vater bewohnte; das Gewicht einer ſchweren, dumpfen, thränenloſen Trauer laſtete auf ihr. Die Mutter lag im Grabe; der Vater war mehr als je zuvor dem alten Fluch verfallen; die wenigen Freunde und Verwandten, die um der Mutter willen noch die Familie beſucht hatten, waren tot oder in der Ferne, oder mieden ſcheu das unglückliche Haus; alle ihre alten fröhlichen Pläne und Hoffnungen vernichtet auf immer! Nur der eine, ſchaurige Troſt war ihr geblieben: viel unglücklicher können wir nicht werden! Und der Troſt noch war zweifelhaft.

Es klopfte raſch an der Thür. So ungewöhnlich war eine Unterbrechung ihrer Einſamkeit, daß ihr Herz doch wieder ſchneller ſchlug in Erwartung, ob nicht etwas Gutes komme. Ach, nein! es war ein Unteroffizier mit einigen Polizeibeamten. „Hält ſich hier Ihr Bruder, Lieutenant Julius von Stromberg, auf?“ — „O nein, er iſt in P. in Garniſon.“ — „Nicht mehr; er iſt flüchtig; er hat anvertraute Gelder verſpielt und ſich mit Hinterlaſſung ungeheurer Schulden aus dem Staub gemacht. Sie müſſen uns erlauben, daß wir einige Nachſuchung nach ihm halten.“

Regungslos ließ Amelie alles geſchehen; die Nachſuchung blieb vergeblich. Von Holland aus ſchrieb er ihr noch: „Der



Fluch, der mir angeboren iſt, trieb mich ins Verderben. Ich habe nicht ernſtlich mit ihm gerungen, da es noch möglich geweſen wäre, ihn zu überwinden. Nun iſt er gewaltiger als ich; er treibt mich hinaus, wohin weiß ich nicht. Fluche Du mir nicht — dem Bruder, der Deine Stütze hätte werden ſollen!“

In den ſumpfigen Gegenden Guianas hat man Julius noch einmal geſehen; er iſt nun lange verſchollen.

Amelie opferte den letzten Reſt des Erbes von der Tante, um wenigſtens die Schulden zu decken, unter denen Unbemittelte gelitten hätten. Sie wollte die Zuflucht zu ihrem äußerſten Notpfennig nehmen, zu der kleinen Summe, die ſie vor langen Jahren in die Sparkaſſe gelegt; aber ſie ſuchte vergeblich den Schein, — ihr Vater hatte ihn lange ſchon abgelöſt und verſpielt.

Noch einige Jahre ſchleppte Stromberg ſein Daſein hin. Amelie hielt treulich bei ihm aus; war es noch Kindestreue und Liebe, war es Mitleid, war es Inſtinkt, mit dem ſie ſich an die letzte Stütze klammerte, die ihr noch geblieben? Ach, eine morſche Stütze!

Der Held der Schlachten, der mit Ehren bedeckt einſt von der blutigen Walſtatt heimgezogen war; der treue, fröhliche Kamerad; der zärtliche, aufmerkſame Gatte; der gutmütige, liebevolle Vater, der ſein Herzblut für ſeine Kinder gegeben hätte, nur nicht einen Spielabend: der ſchlich jetzt ſcheu, verſtört durch die Straßen und wich ängſtlich zur Seite, wenn er einem Soldaten, zumal wenn er einem alten Kameraden begegnete. In elenden Winkelkneipen ſuchte er noch ſeine Spielgeſellſchaft, und wenn ihm die Mittel auch zum niedrigſten Spiel fehlten, ſuchte er ſeine arme Tochter zu berauben. Jede edlere Kraft des Geiſtes und Herzens war längſt in ihm erſtorben; allein der Spielteufel noch blickte aus den erloſchenen Augen. So vegetierte er noch jahrelang, der jammervollſte Anblick auf Erden: ein Greis, der ſeine grauen Haare mit Unehre trägt, bis ſeine letzte Friſt verlaufen war und die einſame Tochter mit thränenloſen Augen die ſeinigen ſchloß.

Kein Säbel glänzt und kein Helmbuſch weht,
Kein Genoſſe der Schlacht mit der Leiche geht;
Die Träger tragen die Bahre ſo ſtumm,
Sie ſehen mit leiſem Grauen ſich um. . . .

* * *

Und Amelie war nun allein auf der Welt, ganz allein. Wilhelm, ihr jüngſter Bruder, war bald nach der Mutter Tode nach Amerika gegangen; ob ihn nur das Grauen forttrieb von ſeinem unheimlichen Vaterhauſe, oder ob auch ihn der Dämon gefaßt und ihn genötigt hatte, ſich übers Meer zu flüchten, ſie konnte es nie gewiß erfahren.

Sie empfand den Tod des Vaters doch als einen Verluſt! ihm war ſie noch nötig geweſen: nun gehörte ſie niemand mehr auf Erden, und niemand konnte ihr helfen. Es fehlte nicht an mitleidigen Freunden und entfernten Verwandten, die ſich ihrer angenommen hätten; eine alte Jugendfreundin ihrer Mutter bot ihr ihr Haus als Obdach an. „Ich danke, ich kann mich nicht aus Mitleiden erhalten laſſen.“ — „Aber du kannſt ja arbeiten!“ — „Meine Augen ſind faſt erblindet von Weinen und Nachtwachen, ich kann keine feinere Arbeit mehr verſehen.“ — „So wollen wir ein Plätzchen in einer Haushaltung für dich ſuchen.“ — „Ich verſtehe keine Haushaltung; ich habe nur gelernt, im Elend mich einen Tag um den andern hinzuſchleppen, aber nicht einen geordneten Haushalt zu führen. Meine Bruſt iſt auch zu ſchwach und angegriffen, für jede Art anſtrengender Arbeit, und gelernt habe ich nichts.“ — „Aber was willſt du denn thun, armes Kind?“ — „Fort will ich, weit fort, dahin, wo kein Menſch uns gekannt hat!“ ſagte ſie mit leidenſchaftlichem Weinen; Thränen kehrten ſonſt ſelten mehr ein in ihren erſtorbenen Augen.

„O, bleib hier!“ bat die gute Frau, „ich will dich nicht verlaſſen, und Gott wird gewiß ein Plätzchen für dich finden.“

„Gott!“ ſagte Amelie mit bitterem Lachen.

„Glaubſt du nicht an Gott?“ fragte Frau Berg erſchrocken. „O ja, er iſt ein ſtarker und eifriger Gott, der die Sünde der

Väter heimſucht bis ins dritte und vierte Glied," entgegnete Amelie düſter. — „Aber er thut wohl denen, die ihn fürchten bis ins tauſendſte Glied, und deine Mutter hat ſo brave Eltern und Großeltern gehabt; ſiehſt du, da muß ja der Segen viel länger halten als der Fluch," tröſtete ſie die gute Frau. — „Ich habe von dem Segen nichts empfunden," ſagte die Waiſe und ging zurück in ihre Manſarde, einſam, ſchweigend, geſenkten Hauptes, kein Schatten von der hellen Blume mehr!

Und doch wollte ſie noch nicht ſterben! Noch immer vermied ſie die Friedhöfe; das Grab der Mutter hatte ſie nur einmal beſucht; den Arzt, den ihr die treue Freundin zuſandte, verſicherte ſie, ihr Blutauswurf komme nur vom Naſenbluten, ihr trockener Huſten ſei bloßer Katarrh.

Fort trieb ſie's, nur fort, nun ſie keine Pflicht mehr band; fort, wo niemand ſie kannte und die Geſchichte ihres unſeligen Hauſes. Nach Amerika, war der erſte Gedanke. Sie raffte den dürftigen Reſt ihrer Habe zuſammen und ſuchte ſich vorzubereiten; da bot ſich Gelegenheit als Reiſebegleiterin, als Kammerjungfer mit einer Dame nach Paris zu gehen.

Das regte ſie einmal noch an, obgleich ſie längſt alle Hoffnung abgeſchloſſen glaubte für ſich noch Glück zu finden auf Erden. Paris, das war ihr in der Zeit der Mädchenträume erſchienen als eine Stadt der Wunder, wo am Ende jedes ſein Glück machen könne, und ſie nahm einmal noch die alte Kunſtfertigkeit zu Hilfe, ihre Toilette paſſend herzuſtellen für die Weltſtadt.

* * *

Wenn Amelie noch Hoffnungen und Illuſionen mitgenommen hatte, ſo waren ſie alle gründlich vernichtet worden. Das ſagte ihr todesbleiches Geſicht, ihr düſteres Auge, als ſie, wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Paris, auf einer abgelegenen Bank in dem Tuileriengarten ſaß, allein, ohne Heimat, ohne Freunde, das letzte Fünkchen ihres alten guten Mutes und leichten Sinnes erſtorben und erloſchen.

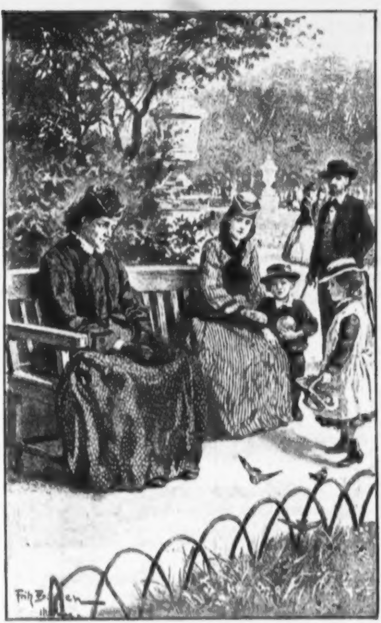
Die Dame hatte ſie bald nach der Ankunft in Paris entlaſſen, da ſie dort ihre frühere Dienerſchaft angetroffen. Amelie hatte verſucht bei einer Putzmacherin, als Caiſſière in einem Laden, als Kammerjungfer Dienſte zu finden: es war gar nicht oder nur auf kurze Zeit gelungen. Ihre Elaſticität hatte ſie verlaſſen; ihr mangelhaftes Franzöſiſch hätte man einer hübſchen, naiven Deutſchen oder Schweizerin gern verziehen; hier in dem bleichen Geſicht und bei der welken Geſtalt ward es auch zum Hindernis. „Vous ne nous convenez pas," war der einfache Beſcheid, den ſie erhielt, bis ſie mit ihrem ſchmalen Köfferchen in ein trübſeliges Kämmerlein zu einer Zimmervermieterin gezogen war.

Von dorther kam ſie ſoeben. Sie hatte nicht bleiben wollen, nicht bleiben können; denn die tiefſten Stufen, die am Ende jeder noch offen ſtehen, die konnte Amelie nicht hinabſteigen, ſei es ein Reſt von Glauben, von Gottesfurcht, ihr ſelbſt unbewußt, ſei es ein Schutzengel, der jeder Frau ins Herz gegeben iſt, ſei es der gute Geiſt des Ahnenhauſes. — Der Tod, der ſo gefürchtete Tod, erſchien ihr doch noch beſſer, als ſich ſelbſt aufzugeben.

Da ſaß ſie und ſann vielleicht, welcher Weg am leichteſten, am ſchmerzloſeſten zur endlichen Ruhe führe. Denn ins Vaterland zurück, wo ſie doch ſo hilflos nicht geweſen wäre, wollte ſie nicht; es fehlten ihr alle Mittel, und als Bettlerin wiederkehren, — das ſchien ihr unmöglich. „Der Spielverluſt eines Abends vom Vater daheim hätte mich gerettet," dachte ſie, und ein bitteres Lächeln überflog das blaſſe Geſicht.

Da ſaß ſie, von niemand beachtet. Eine Bonne, die ein paar ſpielende Kinder beaufſichtigte, ſaß neben ihr, rückte aber ſcheu ab, ſo weit ſie konnte; auch die Kinder blickten nur verſtohlen von der Seite nach ihr hin.

Doch, ſo wenig ſie geeignet ſchien, beſonders männliche Beachtung auf ſich zu ziehen, ein Mann, der nicht ferne von ihr ſtand, ſchien die Augen nicht abwenden zu können von dem zerfallenen Geſicht und dem düſteren Blick des verlaſſenen Weſens;



Da ſaß ſie und ſann vielleicht, welcher Weg am leichteſten, am ſchmerzloſeſten zur endlichen Ruhe führe. (S. 188.)

immer wieder, von verſchiedenen Seiten ſah er nur nach ihr hin, nicht nach den leichten Geſtalten, die ſich manchmal in ihre Nähe verirrten.

Der Beobachter ſah nicht gerade aus wie einer der edlen Menſchenfreunde, die durch Romane, hie und da auch noch durchs Leben gehen, die verborgene Not jeder Art aufſuchen, um ſie zu lindern; ſein Bart und Angeſicht und auch ſein Anzug ſah dazu etwas verwahrloſt und ſtruppig aus; doch war dies Geſicht wieder zu offen und gutmütig, als daß man einen verkappten Böſewicht hätte in ihm vermuten ſollen, der Gehilfen oder Opfer für verbrecheriſche Abſichten ſucht.

Eins der Kinder, die um die Bank ſpielten, ein kecker kleiner Knabe, wagte endlich, trotz ſeiner heimlichen Scheu, Amelie von hinten am Kleid zu zupfen, was bei dem vermürbten Stoff desſelben wohl gefährlich war. „Laß mich!“ rief ſie, heftig und ärgerlich auffahrend, ſo daß die Kinder erſchrocken fortſprangen und die Bonne Mühe hatte, ihnen zu folgen.

Der Fremde war raſch näher getreten. „Sie ſprechen deutſch?“ fragte er Amelie. — „Ja,“ ſagte ſie kurz. — „Nun, das freut mich immer, obgleich es hier öfter vorkommt,“ fuhr er fort, im augenſcheinlichen Wunſch, ein Geſpräch anzuknüpfen; „bin zwar Ruſſe von Geburt, aber deutſch iſt mir gewöhnter und geläufiger als meine Heimatſprache. Damit nicht wieder ſo ein kleiner Schlingel kommt, darf ich Sie begleiten, wenn Sie heimgehen?“ erbot er ſich gutmütig.

„Danke,“ ſagte Amelie, „ich habe keine Heimat.“

„So, ei, das iſt betrübt,“ ſagte er betroffen. „Nun, wenn's ſo iſt,“ fuhr er etwas mutiger fort, „möchten Sie nicht mit mir kommen in ein recht anſtändiges Quartier, wo Zimmer für Damen vermietet werden? Ich habe,“ begann er wieder verlegen, als Amelie ſich gänzlich abwandte, „Zimmer und Atelier bei einer honetten Waſchfrau, die ſich Ihrer annehmen würde und — ich will's lieber gerad heraus ſagen, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun. Ich bin Maler und habe Auftrag zu einem Freskobilde in eine Grabkapelle, die Hoffnung und die Verzweiflung einander gegenüber. Zur Hoffnung habe ich nun ein allerliebſtes Original gefunden, ein Gärtnerstöchterlein, nahe bei meinem Quartier; aber mit der Verzweiflung, da hat ſich's nicht ſchicken wollen, obgleich es verzweifelte Weibsbilder genug hier gibt, — die waren mir zu ſchlecht. Wenn nun Sie, — ich will Sie nicht beleidigen, — mir hätten ſitzen wollen mit dem Geſicht, wie Sie vorhin da geſeſſen ſind, — wir ſind ja geſetzte Leute; nach mir dürfen Sie fragen, — nu, erzwingen will ich's freilich nicht . . .“

Er erſchrak faſt, als ſein Verzweiflungsmodell hell auflachte, und es war nicht ganz das Lachen bitterer Ironie; es klang ein Fünklein alten Humors durch über das naive Anerbieten, das ihr da gemacht wurde.

„Ja, lachen dürfen Sie ohnehin nicht,“ ſagte er bedenklich, „da wär's nichts.“

„Ich will mit Ihnen gehen,“ ſagte nun Amelie, „das Geſicht von vorhin wird mir nicht ſchwer werden.“

Er trug ihr den Koffer und ſie folgte ihm. Sie hatte ein unwillkürliches Vertrauen gefaßt und — ſie war eine Ertrinkende; wenn ein Strohhalm auch nur einen Augenblick Aufſchub bot, warum ſollte ſie ihn nicht faſſen?

* * *

Die Hauswirtin räumte ihr ein Oberſtübchen ein; ſie ſchien wirklich ein ehrliches Weib, und bald ſaßen ſie im Atelier des Malers friedlich beiſammen und die Verzweiflung machte gute Fortſchritte, wenn auch ihr ſelbſt unbewußt wieder leichte Lichtblicke in Amelies verdüſtertes Herz eingezogen waren.

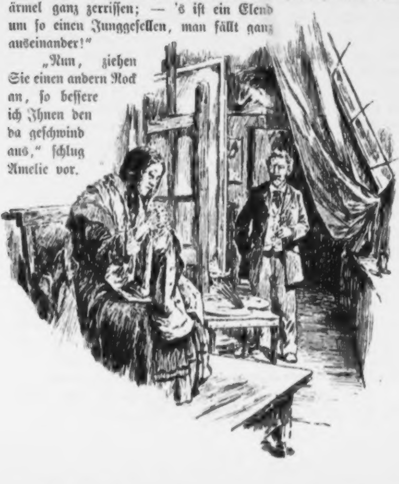
Es gab Ruhepunkte zwiſchen der Arbeit, die Hoffnung kehrte zuweilen ein im Atelier, das liebliche Gärtnerskind von drüben mit den klaſſiſchen Zügen und den blühenden Wangen. Sie war recht gut Freund mit dem Maler geworden, weil er ihr eine kleine Kopie ihres Bildes für ihren Liebſten verſprochen hatte, und ſie brachte manchmal einen friſchen Blumenſtrauß oder ein paar ſchöne Früchte zur Erquickung. „Plus tard, après,“

ſagte abwehrend der Maler in ſeinem gebrechlichen Franzöſiſch, „si vous venez, c'en est rien avec mon désespoir.“ — Doch er hätte nicht ſorgen dürfen, es war nicht ſchwer für Amelie, die düſtere Miene zu bewahren, angeſichts des fröhlichen Kindes.

Sie hatte ihren Koffer mit ſeinem ſpärlichen Inhalt vorläufig der Hausbeſitzerin verſetzt und verſprochen, ihr beim Ausbeſſern der Wäſche zu helfen; weiter hinaus wollte ſie nicht denken.

Es war die letzte Sitzung zu dem nun bald vollendeten Bild, die der Maler einmal plötzlich unterbrechen mußte: „Verzeihen Sie, ich kann nicht mehr weiter malen, da iſt mein Rockärmel ganz zerriſſen; — 's iſt ein Elend um ſo einen Junggeſellen, man fällt ganz auseinander!“

„Nun, ziehen Sie einen andern Rock an, ſo beſſere ich Ihnen den da geſchwind aus,“ ſchlug Amelie vor.



Und der Maler kam im Ausgangsrock aus ſeinem Kabinett und ſchaute bewundernd zu, wie ſeine Verzweiflung aus einem kleinen Täſchchen, das ſie anhängen hatte, das Nötige nahm, um nett und flink den Schaden an ſeinem Malerkittel gut zu machen. „Nein, was Sie noch nette Finger haben und ſo geſchickt! Ja, da ſind wir Männer doch ein hilflos Volk," ſagte er anerkennend.

Und er wurde immer zutraulicher und erzählte Amelie von ſeiner kümmerlichen Jugendzeit, wie er, der Sohn armer Eltern, mühſelig, unter ſchwerem Ringen ſich den Pfad zu der Kunſt gebahnt, zu der er frühe ſchon Liebe empfunden, und die ihm bis jetzt wenig Lorbeeren, aber doch Befriedigung für ſein inneres Streben und für ſeine beſcheidenen äußeren Bedürfniſſe gebracht hatte.

„Ich bin nicht jung mehr," gab er zu; „es iſt nicht viel Hoffnung, daß ich noch Höheres erreichen werde. Aber ich meine manchmal, wenn ich eine ordentliche Häuslichkeit hätte, eine brave Frau, die für mich ſorgen wollte, ich würde doch noch manches erringen können. Bin dazu aber noch nicht gekommen," ſchloß er ſeufzend.

Auch Amelie wurde allmählich mitteilend über ihre Vergangenheit, wenn ſie auch über das Trübſte und Schwerſte nicht gern reden wollte. Es lag ihr daran, daß der Maler nach jener eigentümlichen erſten Begegnung nichts Unrechtes von ihr denken ſollte; — einer leiſen Bemerkung von ihr, die dahin deutete, kam er aber mit der gutmütigen Verſicherung entgegen: „Sehen Sie, warum weiß ich nicht, aber von Ihnen hätte ich gleich vom erſten Augenblick an nichts Schlimmes denken können; nur recht Mitleid mußte ich haben. Weiß nicht, wie ich nur den Mut gehabt, damals Sie zu mir zu bitten; aber Sie haben mir ſo gar gut gefallen zu meiner Verzweiflung."

Nun, das Bild war vollendet und hatte dem Maler Beifall und reichen Lohn getragen; — eine Kopie, wie das Gärtnerskind, hatte Amelie für ſich nicht verlangt. Bei ihr konnte es wieder Ernſt werden mit der Verzweiflung, obgleich im gemütlichen Verkehr mit dem Maler die düſtere Miene faſt ganz geſchwunden war: — es galt aufs neue einen Weg zu ſuchen, um ihr Leben zu friſten, da ihre ſchwachen Augen das beſtändige Ausbeſſern ſeiner Wäſche, wie die Waſchfrau es verlangte, nicht ertragen konnten.

Eh' ſie dieſen neuen Ausweg erſonnen, trat der Maler zu ihr mit der einfachen Frage: „Glauben Sie jetzt nicht, daß es am beſten wäre, wenn wir zwei ganz beiſammen blieben? Ich glaube, wir würden gut zuſammen taugen. Sie wiſſen ja, was Sie mit mir übernehmen; es iſt kein glänzendes Los. Aber ſo viel ich kann, wollt' ich's Ihnen gut machen, daß Sie nicht mehr ſo viel an die ſchweren Tage denken dürften; mit der Verzweiflung ſind wir ja jetzt fertig. Wollen Sie nicht? Ich mein's gut."

Das war nicht ein Strohhalm im Sinken, es war eine treue, redliche Hand, die ſich ihr bot; es ging für einen Augenblick ein Licht auf in Amelies Augen, das lange ſchon, auf immer erloſchen geſchienen. Und doch, — ſie hielt plötzlich die Hand zurück, die ſie ſchon in die dargebotene Rechte des Malers legen wollte und fragte ſcharf, eindringlich: „Spielen Sie?"

„Spielen? Nein, das thu ich nicht," ſagte er gleichmütig. „Zu luſtigen Spielen, da bin ich zu alt; Kartenſpielen hab' ich einmal als Junge probiert; mein Vater aber, obwohl er ein milder Mann war, hat mir dermaßen Prügel darob gegeben, daß ich's mein Leben lang nicht wieder verſucht habe. Ich habe auch keine Freude d'ran, es ſind ſo häßliche Geſichter auf den Kartenblättern."

„Mit mir aber bekommen Sie auch kein ſchönes mehr," ſagte Amelie, unendlich erleichtert, als ſie mit einem hellen Lachen, wie ſie es lang nicht mehr gekannt, ihre Hand in die ſeine legte.

„Thut nichts," meinte der Maler ſeelenvergnügt. „In den Augen da ſitzt doch noch etwas außer der Verzweiflung; wollen ſehen, ob wir's nicht wieder herauslocken!"

Eine beſcheidene Häuslichkeit war's nun freilich, die ſich gründen ließ mit den Mitteln des Malers. In Amelie aber wachte das alte Geſchick wieder auf, das ſo lange noch das trübſelige Elternhaus etwas erhellt hatte, das Vogeltalent, auch aus Hälmchen ein zierliches Neſt zu bauen, und ſie wurde belohnt durch immer neue Bewunderung, mit der ihr Mann ſeine eigene Häuslichkeit ſtets wieder anſtaunte und nie begreifen konnte, wie ſich dies aus ſo wenigen Mitteln habe herſtellen laſſen.

Auch ihre Geſundheit hob ſich allmählich. „Taugſt nimmer zur Verzweiflung,“ ſagte der Maler, ſie vergnüglich betrachtend, „wenn du auch nicht mehr ſo ſchön wirſt wie meine Hoffnung.“

„Nun, vielleicht gebe ich doch noch eine Zufriedenheit,“ meinte ſie lächelnd. „Biſt faſt zu braun dazu,“ ſagte der Gemahl, deſſen Stärke gerade nicht die Galanterie war.

Wenn es der Genius des Malers auch jetzt, wo ihm ſein Haus ſo lieb und behaglich geworden, noch nicht zum höchſten Aufſchwung brachte, weil, wie er ſagte, die Photographie als ein brauner Strich durch alle farbenhelle Kunſt gekommen war: ſo reichte ſein Erwerb doch, den Herd warm zu halten durch die emſige Hand der ſo viel geprüften Frau; er reichte auch noch aus für einen ſchwarzaugigen Knaben, der Luſt und Leben, wie ſie es nicht für möglich gehalten, in die Künſtlermanſarde brachte.

Mit der Jugendheimat, mit der Vergangenheit, hat Amelie nicht viel Anknüpfung geſucht. „Wenn ich an meines Mannes Seite ſitze, mein Kind auf dem Schoß, ſo iſt mir alles frühere nur wie ein ſchwerer Traum,“ ſtand im letzten und einzigen Brief, den ſie einer Verwandten ſchrieb.

Ein ſehr langes Lebensziel war ihr nicht geſteckt; aber ſie hat vor ihrem Tod noch erkennen dürfen, daß der ſtarke und eifrige Gott, der die Sünde der Väter heimſucht an den Kindern, auch der erbarmende und treue Gott iſt, der Kindestreue ſegnet; der ſie, die letzte des unſeligen Hauſes, vom Rande des Abgrunds noch in einen Friedensport geführt.

* * *

Im Sanitätsverein.

Nicht zum erſtenmal iſt's, daß ich verſuche die kleinen Städte zu Ehren zu bringen, denen man ſonſt ſo wenig zutraut; ſind's doch meine liebſten Erinnerungen, die mich zurückführen in die alten Mauern einer kleinen Stadt, und mancher ſchon hat ſolch engumkränzten Kreis als beſſern Boden für das erſte Aufkeimen des innern Lebens erkannt, als die wechſelreichen, vielbewegten Kreiſe einer Großſtadt.

Auch die alte Stadt Sonderhauſen iſt, obſchon eine der kleinſten, ſo doch nicht die geringſte unter den deutſchen Städten, und wenn ſie gleich bis heute noch an keiner Eiſenbahn liegt, ſo iſt ſie doch nicht unangeregt geblieben vom Flügelſchlage großer Zeiten, der je und je über die deutſchen Lande geweht hat.

Wie leider in der Geſchichte der Völker die Zeitperioden ſelten nach Werken und Thaten des Friedens, ſondern meiſt nach Kriegen und Kämpfen abgeſteckt werden, ſo hat auch Sonderhauſen ſeine merkwürdigſten Erinnerungen vom Kriege her. Da ſtehen noch die Trümmer einer Kapelle, die vor Zeiten der Melac abgebrannt und gehen Sagen von allerlei Koſtbarkeiten und Schätzen, die ſelbiger Mordbrenner aus einem Rathauſe einſt geraubt haben ſolle, das auch durch ihn zerſtört worden iſt.

In die Napoleoniſchen und in die Befreiungskriege ſind ſeiner Zeit auch Sonderhauſer Bürgerskinder ausgezogen. Es wird noch erzählt von einem ſchönen Jüngling, dem Sohne des damaligen Stadtſchreibers, der in den ruſſiſchen Eisfeldern erfroren und verſchollen iſt, und auf dem ſtädtiſchen Kirchhof ruht ſeit wenigen Jahren ein alter Stadtpoßler und Invalide, der bis zu ſeinem Tod behauptet hat, er habe den Napoleon, — den alten, rechten Napoleon, — in ſeine eigenen Ohren hinein ſagen hören: „Mit zwölf Regimentern württembergiſcher

Kavallerie und zwölf Regimentern württembergiſcher Infanterie, da wolle er den Teufel aus der Höll' herausholen.“ Das hat nun, glaube ich, der Napoleon nicht probiert; aber patriotiſche Stadtkinder freuen ſich heutzutage, daß die württembergiſchen Regimenter doch wenigſtens geholfen haben, den Teufel zu verjagen.

Alſo teilgenommen an den großen Zeitbegebenheiten hat Sonderhauſen jeder Zeit, wenn auch, wie die alte Frau Stadtpflegerin meint, der Beiſtand, d. h. die Fürſorge von daheim für die Krieger draußen — dazumal noch nicht ſo Mode war wie jetzt.

Während der Befreiungskriege iſt, ſo viel mir bekannt, der Beiſtand allerdings nicht ſo allgemein geweſen, nicht ſo weit ausgedehnt worden, wie in unſern Tagen. Später, im Befreiungskampf der Griechen,

Als hinten tief in der Türkei,
Die Völker aufeinander ſchlugen,

da wurde auch bei uns ſchon Charpie gezupft und wurden Beiträge abgeſandt für die armen Griechen, von deren Mißhandlung durch die Türken man erſchreckliche Sachen erzählte.

Mehr noch geſchah für die Polen zu Anfang der dreißiger Jahre. Da zupfte man nicht nur Charpie in Maſſe, man ſtrickte Socken, je größer, je beſſer, nähte Hemden und Binden; es wurden auch Polenbazars und Polenlotterien veranſtaltet, darin viel unnütze Dinge, deren Zweck rätſelhaft geblieben, ausgeſtellt waren; es wurden Polenlieder geſungen bis in die ſpäte Nacht, bis — eben Polen doch verloren ging und die Polengeſänge verklungen und verſtummt ſind.

Anno achtundvierzig da ging's erſt gefährlich her und war zunächſt von Beiſtand keine Rede. Der Sturm, der in die Zeit gefahren iſt dazumal, der hat auch durch die Gaſſen von Sonderhauſen geblaſen und viel Staub aufgewühlt. Dem Oberamtmann wurden die Fenſter eingeworfen und dem Stadtſchultheiß brachte man eine Katzenmuſik; der dürre Huber hat vom Rathausbalkon aus verkündet, daß man „keinen König mai“ (mehr) brauche und ſich nachher ſinnreich damit ausgeredet, daß man ja ſchon einen habe; Jünglinge ſind zur Freiſchar ausgezogen und ruhige Bürger haben exerziert mit langen Musketen: iſt aber alles glücklich und friedlich vorübergegangen und die Glaſer haben dabei einen ſchönen Verdienſt gehabt, bis all die im Patriotismus eingeworfenen Scheiben wieder gemacht waren.

* * *

Dann iſt es ruhig geblieben in der Welt eine gute Weile, bis es im Jahre 1866 wieder Gelegenheit gab, für den Beiſtand zu ſorgen, wo auch Sonderhauſen nicht zurückblieb.

Da es nun aber beſſer iſt, dieſen Krieg mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, ſo hat man ihn auch zu Sonderhauſen patriotiſch vergeſſen.

Und nun es wieder Ernſt geworden war, gewaltiger Ernſt mit dem Kriege im Jahr 1870, da wurde es auch Ernſt mit „dem Beiſtande“ in Städten und Städtchen Land auf und Land ab.

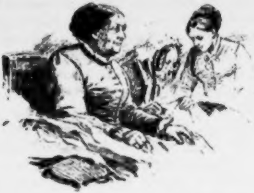
Auch in Sonderhauſen hat ſich ein Sanitätsverein gebildet; die Weißzeugſchränke und alten Kloſtertruhen wurden geöffnet, und geſpendet wurde, nicht nur was entbehrlich, nein alles, was nur zu brauchen war. Wer mußte und wer nicht mußte von den jungen Söhnen der Stadt, zog zum Kampf, und die Schweſtern nähten ſich faſt blind, um die unvermeidlichen Zigarrentaſchen zum Abſchied noch mit Perlen zu ſticken.

Der große Rathausſaal wurde bereit gemacht zum Arbeitslokal; die Frau Adlerwirtin hatte ein Leintuch und einen Plumeauüberzug geopfert, um eine rote Fahne mit weißem Kreuz herzuſtellen, die nun von den Zinnen wehte.

Da füllte ſich der Saal, wie wohl nie zuvor. Jungfrauen und Frauen jeden Alters pilgerten zum Rathaus und es war wohlthätig, daß von den Bäumen im Hofe friſche Luft wehte in den überfüllten Raum; denn es war gekommen, nicht nur was Füße, ſondern auch was nur Hände hatte, wie das alte, lahme Nähchriſtele, die mit ihrer langjährigen Erfahrung ein ſehr ſchätzbares Mitglied des Vereins wurde.

Am Tiſch in der Mitte, am Regententiſch, wie er im Scherz genannt wurde, da thronte die Frau Oberamtmännin; da ſaß Fräulein Wilhelmine Fiſcher, die Geheimrätin von Stadt und Umgegend; da wurde zugeſchnitten und Arbeit ausgeteilt an alle die vielen hilfbereiten Hände.

Es war keine leichte Aufgabe am Regententiſch. — Regieren iſt ein ſchwierig Stück Arbeit unter allen Verhältniſſen, und ohne den Beiſtand ihres erſten Miniſters Wilhelmine wäre Frau Oberamtmännin wohl ſchwerlich damit zu ſtande gekommen.



Da galt's, alle zu beſchäftigen und für jede die rechte Arbeit zu finden: die Frau Kameralverwalterin nahm's übel, wenn man ihr grobes Zeug zu nähen gab und doch konnte ſie das feine nicht mehr ſehen, konnte auch nicht leiden, wenn man ihr die Nadel einfädeln wollte; Frau Kaufmann Marz war ärgerlich, wenn ſie altes Linnen ausbeſſern ſollte, und ein paar Schulmädchen, die Baumwolle zu zupfen hatten, zerzauſten ſie dergeſtalt, daß man ſie ihnen wieder abnehmen mußte.

Da waren Bürgerstöchter, die empfindlich wurden, wenn die Honoratiorenfräulein ſich beſonders ſetzten oder zuſammenflüſterten; waren einige, die lechzten nach friſcher Luft und andre, die ſeufzten über Zugluft: — deutſche Einheit iſt allenthalben ſchwer zu erhalten. — Fräulein Wilhelmine aber, als tapfere

Führerin, hatte die Augen überall, obgleich ſie hinter einer Brille vorſchauten. Sie wußte alle zu begütigen, mit einem Scherz heiter zu ſtimmen und jedes auf die rechte Weiſe zu verwenden; ſie machte die vorteilhafteſten Einkäufe und wußte die älteſten Stücke noch nützlich herzurichten. Und merkwürdigerweiſe, von Wilhelmine ließ ſich jedermann alles gefallen, und doch war ſie keine Honoratiorentochter, nicht einmal ein Bürgerskind der Stadt; ſie war ein Landmädchen und erſt durch Erbſchaft in Beſitz des Ladens zu Sonderhauſen gekommen, den ſie mit vieler Umſicht betrieb.

Als jedoch das ganze, große deutſche Reich eins geworden war im Sturme, da waren auch die Frauenherzen zu Sonderhauſen zur Eintracht geneigt, und es war meiſt ein friedliches und fröhliches Schaffen in ihrem Vereine.

Die Männer, die nicht mit ausgezogen, die wollten doch nicht ganz zurückbleiben, wenn ſie auch nicht mit Nadel und Schere wirken konnten. Der penſionierte Amtspfleger Müller, Sekretär und Kaſſier des Vereins, erſchien jeden Morgen mit der Zeitung, um die neueſten Kunden vom Kriegsſchauplatz zu bringen, und gar emſig rührten ſich all die Frauenhände bei den Botſchaften der kühnen Waffenthaten, beim Gedanken, wie heiß jetzt die Männer im Feuer ſtehen.

Der junge Vikar Braun fing an zur Ermunterung und Belehrung der Damen die Geſchichte der Befreiungskriege vorzuleſen. Aber es kam gar zu viel Störung dazwiſchen durch geſchäftliche Fragen aller Art: „Säumt man die Tüchlein da mit Vorſtichen?“ — „Hier eine Ueberwendlingsnaht?“ — „Das Kopfnetz da iſt aber für einen kleinen Kopf!“ — „Dieſe Binde wäre für einen Falſtaff zu weit!“ Dazu klirrten die Nähmaſchinen ſo laut, daß der Vorleſer ſein Buch ſchloß, und die Mehrzahl der Damen wußten nach wie vor nicht viel mehr vom Befreiungskrieg, als daß man den Napoleon verjagt hatte, daß der alte Blücher ein biederer Degen war und Theodor Körner jung gefallen ſei als Sänger und als Held — war auch genug!

Vom jetzigen Kriege wußten ſie aber um ſo mehr. Ein lauter Jubel ging durch den Saal, ſo oft Herr Müller eine neue Siegesbotſchaft brachte, und wenn die Männer in patriotiſcher Freude abends eine unglaubliche Menge von Bier- und Weinflaſchen leerten, ſo zeigte das weibliche, — bekanntlich ſtets das edlere, das minder materielle und das ſelbſtloſere Geſchlecht, — ſeine Teilnahme nur durch vermehrte Liebesthätigkeit, ſo daß ganze Berge von wertvollen und nützlichen Gegenſtänden für die Kämpfer draußen gefertigt wurden.

Unter die Fleißigſten der Fleißigen gehörte ein junges Mädchen, das noch ſehr wenig im Orte bekannt war: Hermine Berg, ein liebliches, aber blaſſes Geſichtchen, die nie einſtimmte in die Heiterkeit der andern und meiſt von ihnen abgeſondert ihre emſige Nadel führte. Es war auch anfangs aufgefallen, daß ſie ihre gefertigten Sachen nicht zum allgemeinen Vorrat legte, ſondern ſie Herrn Müller oder dem Kaufmann Marz, der die Verpackung beſorgte, beſonders übergab. Die Herren wollten keine Sonderverpackung übernehmen. Als ihnen aber das junge Mädchen errötend zeigte, wie ſie, nur zum etwaigen Troſte wunder Krieger, in eine Ecke des Weißzeugs überall mit leichten Stichen die Worte eingenäht hatte: „Am Ende Sieg!“ da ließen ſie ſolch harmloſe Liebhaberei ungehindert paſſieren.

Die Opferfreudigkeit der Frauen zu Sonderhauſen konnte ſich gehörig bewähren. Nicht zur Herbſtzeit, wie man gehofft, konnten die ſiegreichen Truppen heimziehen; es wurde kühler und man brauchte bald eine neue Kollekte, um den Arbeitsſaal zu wärmen. Ganz allmählich verminderte ſich auch die Zahl der fleißigen Arbeiterinnen. Gatten und Söhne hatten ſich beklagt, daß während man die deutſche Reichsarmee mit Gaben überſchütte, ihnen kein Rockknopf angenäht, kein Strumpf mehr geflickt werde; die Hauswaſchen waren zu bedenklicher Höhe angewachſen, die Kinder ungebührlich verwahrloſt worden, ſo lange man für Verwahrung der vaterländiſchen Krieger geſorgt: — kurz, ohne daß die Herzen erkaltet wären, traf ſich's doch, daß ſich eines kühlen Morgens nur drei von dem einſt ſo zahlreichen Arbeitsheer eingefunden hatten, „die letzten Zehn vom vierten Regiment“, wie Herr Müller bemerkte, der ſehr ſtark, wenn auch nicht immer glücklich in Citaten war. Sie rückten den Regententiſch nahe zum Ofen, dieſe drei, die ſich bis jetzt noch nie näher gekommen, und die auch in ihrer ganzen Erſcheinung ziemlich verſchieden waren. Die treueſte unter den Treuen, Fräulein Wilhelmine, die durfte natürlich nicht fehlen, obgleich ihr eigner Haushalt der Herrin faſt am meiſten bedurft hätte. Sie war, wie ſchon erwähnt, kein Stadtkind, ſondern ſtammte aus einem entfernten Dorfe, und beſaß in einer abgelegenen Gaſſe der Stadt einen kleinen Kaufladen, der unſcheinbar und nicht einladend von außen, zu den verborgnen Goldgrüblein gehörte, die ihre Beſitzer reich machen, ohne daß man's vor deren Tode ahnt. Sie betrieb das anſcheinend kleine Geſchäft ſo ſchwunghaft und dabei mit ſo ſtrenger Rechtlichkeit und Loyalität, daß ſogar Herr Müller, der ſonſt gar nicht für Frauenemanzipation war, freundſchaftlich mit ihr verkehrte und, wie jedermann, den höchſten Reſpekt vor ihrer Einſicht hatte.

Dieſe Einſicht wurde vor dem Kriege ſchon von Stadt und Umgegend anerkannt; nicht leicht wurde ein Einkauf von Bedeutung gemacht, ohne daß Fräulein Wilhelmine befragt worden, und in ihrer etwas düſtern Ladenſtube wurden faſt jeden Tag wichtige Verhandlungen gepflogen. Sei's daß ſie einen Wagen Brennholz beſichtigen, ein Geſpinſt beurteilen, ein Dienſtmädchen vorſchlagen, oder einen neuen Wein koſten ſollte: Wilhelminens Ausſpruch war unentbehrlich und wurde meiſt unbedingt befolgt; ſelbſt zarte Angelegenheiten wurden flüſternd in der Ladenſtube beſprochen, und es war in der That ein ſo ſcharfer Feldherrnblick nötig, wie ſie ihn beſaß, daneben doch den Laden, den Lehrling und die Magd zu regieren und in tadelloſer Ordnung zu erhalten.

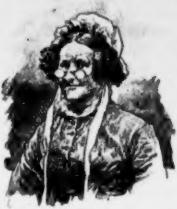
Erholungsſtunden fehlten ihr daneben nicht; unter ihre vielen ſchätzbaren Eigenſchaften gehörte auch die, daß ſie nicht nur Ratgeberin für jedermann, ſondern auch Herbergmutter für alle benachbarten Pfarrfamilien war.

Am Montag, dem Tage des großen Pfarrkranzes, an welchem ſich die geiſtlichen Herrn der Gegend im Ochſen zu

Sonderhauſen verſammelten, um ſich von der Anſtrengung des Sonntags zu erholen und über Welt und Zeit, Gegenwart und Zukunft ihre Anſichten auszutauſchen, da war in dem ſonſt ſehr geſchonten obern Staatszimmer der Fräulein Wilhelmine der große Tiſch auseinander gezogen, der rot- und weißgewürfelte Teppich aufgelegt und ein rieſiger Butterkuchen aufgeſtellt. Da kamen die Pfarrfrauen und Pfarrtöchterlein von Schneckenbach und Schnaith, von Reute und von Buzenberg: wer eben gerade Zeit hatte über Land zu gehen und wer in der Stadt einen Einkauf zu machen hatte. Die lieben Kleinen kamen auch mit, zu Fuß oder im Pfarrchaischen; die Knaben durften ſich beim Lehrling und bei der Magd im Laden amüſieren; die Mägdlein hatten an einem kleinen Tiſchchen ihre Puppenwirtſchaft und kleine Geſchirre zum Kochen, die im Laden reichlich gefüllt wurden mit Zucker, Mandeln und Roſinen. — Es war längſt ausgemacht, daß es nirgends ſo „brav“ ſei als bei Fräulein Wilhelmine. Dagegen ſtanden auch ihr die Pfarrhäuſer freundlich offen. Am Sonntag war der Laden nur früh morgens und ſpät abends ein Stündchen geöffnet für die geplagten Weiber, die an Wochentagen nicht Zeit fanden, ihre beſcheidenen Bedürfniſſe einzukaufen; für die abgeſchafften Männer, die ihre Schnupftabaksdoſen neu füllen mußten: aber er wurde ſo geſchloſſen, daß Wilhelmine Zeit fand, im ehrbaren Feſtgewand durch die ſchönen ſonntagsſtillen Fluren hinauszuwandeln in irgend ein benachbartes Pfarrhaus, zeitig genug, um mit dem Glockenläuten noch in die Kirche zu kommen, wo im Pfarrſtuhl ſtets ein aufgeſchlagenes Geſangbuch für ſie bereit lag. Die Pfarrherrn reſpektierten ihr geſundes Urteil über eine Predigt, das ſich durch viel innere und äußere Lebenserfahrung gebildet hatte und das ſie immer ſehr beſcheiden ausſprach; Pfarrfrauen und Kinder empfingen ſie immer ſehr freundlich beim Mahle und mochten gar zu gern ein paar heitere Plauderſtündchen mit ihr, bei ſchönem Wetter in der grünen Laube des Pfarrgartens.

Jetzt freilich war dieſer freundliche Pfarrverkehr etwas ins Stocken gekommen; Wilhelmine hatte Sonntags zu thun, bis ſie ihre eignen Angelegenheiten wieder in Ordnung brachte und die Pfarrfrauen mußten ſie Werktags im Rathaus aufſuchen, wenn ſie guten Rat bedurften.

Fräulein Wilhelmine war ſtets einfach, in ſtarke, dauerhafte Stoffe gekleidet; mit modernem Schnitt und Stoffen nahm ſie's nicht zu genau. Mit dem Spezereihandel war auch ein Ellenwarengeſchäft fürs Volk verbunden; da mußte hie und da ein Ladenhüter aufgebraucht werden, damit nichts umkomme, und zum Kleidermachen wurden bedürftige, einheimiſche Nähterinnen verwendet. Ihre allmählich ergrauenden Haare waren unter einem Häubchen geborgen und vorn in Locken aufgeſteckt, ein Haarputz, der eigentlich nie in und nie aus der Mode war.



Da ſtach denn die zweite im Kreiſe der letzten drei etwas von ihr ab, Blanka Peters, nicht eben jung mehr, doch viel jünger als Wilhelmine, die Nichte des alten Dekans von Sonderhauſen, bei dem ſie ſchon ſeit einigen Jahren ein ſtilles, ſehr unabhängiges Leben führte; auch ſie wurde hoch geachtet, freilich in andrer Weiſe als Wilhelmine, nicht weil man ſie ſo genau, ſondern weil man ſie ſo wenig kannte.

Blanka war nicht ſchön, aber es lag viel Harmonie in ihrem Weſen; ihre Kleidung, nie in auffallenden Farben und ohne allen modiſchen Firlefanz, ohne Tunika, Peplum, Schärpen und Umhänge, war ſtets von feinen Stoffen und tadelloſer Eleganz; ſie trug die Haare glattgeſcheitelt und es ſtand ihr gut, ſelbſt neben den hoch aufgetürmten Lockengebäuden junger Damen, die darauf ein unternehmendes Federhütchen wie einen krummen Säbel geſetzt hatten.

Blanka galt für eine Gelehrte, obwohl man wenig andre Beweiſe für dieſe Beſchuldigung hatte, als daß ſie ſich in ihres Onkels Garten ein hübſches Plätzchen eingerichtet unter der Veranda am Gartenhaus, mit herrlichen Blumen geſchmückt, wo ſie mit Büchern, Malgeräte und Schreibzeug jeden ſchönen Morgen zubrachte.

Doch lebte Blanka nicht für dieſe ſtille Welt allein; ſie war ihres Onkels treue Gehilfin bei der Armen- und Krankenpflege, wohl gekannt von allen armen Weiblein und Kindern der Stadt. Ihre feine, ariſtokratiſche Geſtalt war in Hütten und war an Krankenbetten zu ſehen, wohin die robuſten Honoratiorenfrauen der Stadt ſich wohl kaum getraut hätten. Sie ſcheute da vor nichts zurück und war nicht unpraktiſch, wie man hätte glauben ſollen: ſie ſchüttelte die verdumpften Kopfkiſſen; ſie bereitete kühlenden Trank; ſie flickte ſelbſt daheim mit ihren feinen Fingern Kindergewänder, welche Frau Kameralverwalter, wie ſie ſagte, nicht nur mit keinem Stecken, nein, nicht mit einer Meßſtange hätte anrühren mögen.

Man wußte von Blanka, daß ihre Mutter, die Schweſter des Dekans, bald nach der Trennung einer unglücklichen Ehe, in Norddeutſchland geſtorben war; daß der Vater, dem ſie ſich nicht anvertrauen konnte, in Amerika lebte und ſomit das Haus des verwitweten, kinderloſen Onkels ihre einzige Heimat war. Aber, obwohl man demnach klar darüber war, was ihre Mutter für eine Geborene ſei, — für Frauen, zumal in kleinen Städtchen, ein wichtiger Hauptpunkt, — ſo hatte ſie doch den Sonderhauſern ſtets etwas Fremdes, Unnahbares, vielleicht ſchon durch ihr reines Deutſch, das unwillkürlich die Leute nötigte, im Verkehr mit Blanka ihre gut ſchwäbiſchen Gedanken und Anſichten in die Schriftſprache zu überſetzen, was doch nicht immer bequem iſt. Auch daß man wußte, daß ſie ſchon mehrere ſehr gute Partieen ausgeſchlagen habe und überhaupt gar nicht heiraten wolle, trug dazu bei, ſie als vornehm und pretentiös erſcheinen zu laſſen, obgleich ihr niemand eigentlich feind ſein konnte.

Die bleiche Hermine, die als die dritte im Bunde getreu geblieben war und immer in alles Linnen, das ſie gefertigt, heimlich ihr Sprüchlein einſtickte, die war noch zu jung, zu kurz in der Gegend, als daß ein beſtimmtes Urteil über ſie hätte fertig ſein können. Der Landſitz ihres Vaters, des reichen Fabrikanten Berg, der daſelbſt noch eine kleine Oekonomie betrieb, im übrigen ſeine Coupons abſchnitt und in Staatspapieren ſpekulierte, war außerhalb der Stadt gelegen. Sie hatte noch mit keinem der jungen Mädchen nähern Umgang angeknüpft; ſie war ſo traurig und ſo unglücklich! Den Grund ihres Unglücks hatte man durch die Dienſtboten, die ſie aus ihrem frühern Wohnſitz, einer Stadt am Rhein, mitgebracht, bereits erfahren; eine alte Geſchichte, die leider zu Zeiten immer wieder neu wird: die Geſchichte von einem jungen, blutarmen Hofmeiſter, der, bei den Söhnen des reichen Fabrikanten angeſtellt, ſich in das ſchöne, junge Haustöchterlein verliebt hatte und eines Tags von dem Vater bei zärtlichem tête-à-tête mit ihr überraſcht worden war. Einige flüſterten, der Alte habe ihn totſchießen wollen und beinah auch totgeſchoſſen; andre behaupteten, er habe ihn nur weniger ſanft die Treppe hinunter befördert: — ſo viel hielt man für gewiß, daß alle und jede Hoffnung für das junge Paar verloren ſei. Der Vater hatte ſeine Fabriken verkauft, ſeine Knaben in Penſion geſchickt und war in das ihm ganz fremde Städtchen gezogen, nur um der Tochter jedwede Gelegenheit zum Verkehr mit dem Geliebten zu benehmen; wie man auch wußte, daß kein Brief weder in das Haus hinein- noch herausgehen durfte, der nicht zuvor durch ſeine Hand liefe.

Es ging ferner die Sage, daß der arme Jüngling jetzt mit einer ruſſiſchen Familie nach Sibirien oder Kamtſchatka, weit, weit fortgezogen und ſomit den jungen Leuten jede Ausſicht auf Wiederſehen abgeſchnitten ſei.

Die Frauen der Stadt waren alsbald fertig mit ihrem Urteil über den grauſamen Vater: er war ein „Untier“, ein „abſcheulicher, garſtiger Dings“ und die Männer durften gar nicht mehr den Mund aufthun, wenn ſie ihn zuweilen im Wirtshauſe getroffen und doch nicht ſo ganz übel gefunden hatten. Hermine wurde von Herzen bemitleidet, und wäre es noch mehr worden, wenn ſie nicht ihr Leid ſo gar allein für ſich getragen hätte.

Bis jetzt war gerade ſie dem Obergeneral Wilhelmine am meiſten fern geblieben, weil deren reſolutes, zuweilen vielleicht auch etwas derbes Weſen ihre Sympathie nicht beſonders weckte. Mehr angezogen fühlte ſie ſich von Blanka, in deren ſtillen, dunkelblauen Augen ſie eine Welt verſunknen Glückes zu ahnen glaubte.

Nun, wohl oder übel, wenn drei allein ſind in einem großen Saal, ſo müſſen ſie zuſammenrücken, falls es nicht ungemütlich werden ſoll, und Wilhelminens Feldherrnworte, wenn ſie den andern die Arbeit zurechtmachte, waren ſo gutmütig und taktvoll geſprochen, daß auch das zarteſt beſaitete Weſen ſich nicht abgeſtoßen fühlen konnte.

So bildete ſich, auch noch ohne vertraulichen Austauſch, doch bald eine ſtille Freundſchaft zwiſchen ihnen in den wenigen Tagen, wo ſie allein zuſammen arbeiteten, und Herr Müller brachte ſeine Neuigkeiten den letzten dreien ſo gewiſſenhaft, wie früher dem vollen Saale.

„Eine immenſe Verluſtliſte!“ ſagte er ſeufzend eines Morgens beim Abgehen, nachdem er die Siegespoſt von der Schlacht bei Champigny geleſen; „das gibt einen Riß durch die Männerwelt! Das Heiraten wird noch ganz aus der Mode kommen.“

„Schön,“ ſagte Wilhelmine, als er fort war; „dann bekommen wir Jungfrauen noch recht viel Kolleginnen.“

„Das thäte mir leid,“ ſagte Blanka lächelnd, „wenn das Nichtheiraten nur Sache der Notwendigkeit würde; es ſoll freier Wille ſein.“

„Iſt's, glaub' ich, in den wenigſten Fällen,“ ſagte

Wilhelmine trocken. „Entweder iſt der Rechte nicht gekommen oder gar keiner; es iſt noch gut, wenn nicht zuletzt der Unrechte genommen wird.“

„Das ſollte nicht ſein!“ rief Blanka, lebhafter als ſie ſonſt ſprach, „und ich hoffe, es iſt auch nicht ſo. Unſer Geſchlecht wird, beſſer noch als es bis jetzt geſchehen, begreifen lernen, daß der jungfräuliche Stand nicht nur keine traurige Notwendigkeit, ſondern, natürlich nicht für alle, aber für einzelne, ein von Gott geordneter Stand iſt, der ſeine eigenen Pflichten und ſeine eigene Schönheit hat, wohl wert, ihm ſein Leben hinzugeben.“

„Recht und ſchön; aber ich glaube, dieſe Anſchauung iſt noch rar,“ ſagte Wilhelmine wieder. „Mir zwar iſt's ganz wohl zu Mut, ſo wie ich bin, glaube auch, nicht umſonſt auf der Welt zu ſein; hat aber doch eine Zeit gegeben, wo ich nicht ganz ſo gedacht.“

„Haben Sie auch einmal geliebt und gelitten?“ fragte Hermine, ſie mit unverhohlenem Erſtaunen anſehend.

„Warum nicht?“ fragte Wilhelmine mit Humor, ergötzt durch dieſe Verwunderung; „kommt Ihnen das ſo gar unerhört vor?“

„Und auch Sie ſind bitter getäuſcht oder gewaltſam getrennt worden von dem, den Sie liebten?“

„Eigentlich keines von beiden,“ ſagte Wilhelmine ruhig; „'s iſt, ſo zu ſagen, mein eigener freier Wille, daß ich ſo allein bin, obgleich ich auch einmal geglaubt hatte, den Rechten gefunden zu haben.

„Es iſt lange vorüber und ich kann nun ſchon davon reden,“ fuhr ſie fort, „da wir hier ſo unter uns beiſammen ſind. Ihnen, liebes Fräulein Hermine, thut's vielleicht gut, wenn Sie ſehen, daß es allerlei Herzeleid gibt auf der Welt und — daß alles vorüber geht. Meines war freilich eigentlich ein ſelbſtgemachtes. — So, hier dürfen Sie nur mit Vorſtichen nähen, ziehen Sie aber den Faden nicht zu ſtark an. Hier, Fräulein Blanka, iſt die leichtere Leinwand zu Kompreſſen; die da iſt zu Hemden. — Und nun ſollen Sie in der Kürze meinen einfachen Lebenslauf hören.

„Weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, daß ſogar der beſcheidene Spezereiladen, den ich hier betreibe, für mich eine Standeserhöhung iſt. Ich bin ein Bauernkind aus einem Dorf auf dem Schwarzwald, habe meine Eltern früh verloren und wurde bei meinem Vormund, dem Schultheißen von dort, erzogen. Nun war ich nicht gerad, was man ein „Gottswillenkind“ nennt, da der Pfleger doch ein kleines Koſtgeld von mir bezog; ich bin aber demungeachtet gehörig in der Demut erhalten worden und der Frau Schultheißin habe ich's zu danken, wenn ich mich ſeither in alles auf der Welt habe ſchicken können. Man verlegt ſonſt die Ariſtokratie nur in hohe und vornehme Kreiſe, iſt aber ein Irrtum. Standesunterſchied gibt's bis in den Armenſpital hinunter, und keine Prinzeſſin wird höher herabſchauen auf ein Zimmermädchen als meine Frau Schultheißin auf mich, das Taglöhnerkind, deren Eltern nicht einmal ein eigen Häuschen beſeſſen hatten.

„Hat alles ſein Gutes. Ich hab' nicht viel Freuden genoſſen in meinem jungen Leben; aber ich habe gelernt Freude zu finden an der Arbeit: an den Hühnern, wie ſie alle Morgen ſo luſtig gackerten und pfluderten, wenn ich mit dem Futterkörbchen kam; an den Roſen und Nelken, die ich in unſerm Gemüſegarten pflanzen durfte; an meinen Schweinchen ſelbſt, wenn ich's ſagen darf, wie ſie unter meiner Pflege und Fütterung ſo wohl gediehen, daß der Schultheiß allemal am Metzeltag ſagte: ‚Na, das muß man der Mine laſſen, mit den Sauen kann's keine ſo wie ſie.‘

„Auch am Lernen hätte ich Freude gehabt, wenn ich dazu gekommen wäre. Ich war recht wohl dran bei unſerm alten Schulmeiſter und er ſagte manchmal: ‚Der Kopf iſt gar nicht 's Dümmſt' bei der Mine, nur lernt ſie nichts.‘ Ja, ich lernte freilich nichts, weil ich immer und immer die Schule verſäumen mußte und weil Pfarrer und Schulmeiſter ſich nicht ſtreiten wollten mit dem gewaltthätigen Schulzen und ſo die Verſäumniſſe paſſieren ließen.

„Eine Freude habe ich aber doch auch noch gehabt!“ Selbſt die reſolute Wilhelmine redete etwas leiſer und ſah auf ihre Arbeit, als ſie an dieſen Teil ihrer Vergangenheit kam. „Der Schultheiß hatte ein paar Buben; der älteſte, Johann, war zwei Jahre älter als ich, und wenn die andern zwei mich fortwährend geplagt, geneckt, mitunter ſogar geſchlagen haben, ſo iſt der Johann mir immer beigeſtanden und hat ſich meiner angenommen. Er hat mir manchmal heimlich einen ſchönen Apfel zugeſteckt, hat mir oft unbemerkt geholfen Kartoffeln heimtragen oder Waſſer holen, wenn's mir jungem Ding zu ſchwer wurde; ein arg braver Bub war der Johann! So recht herzhaft war er freilich nicht: er ſchämte ſich, wenn's die andern merkten, daß er ſich meiner annahm, und ihm ‚Mädlesgucker' nachſchrieen; aber er hatte ein treues Gemüt und wir zwei haben immer zuſammengehalten. Ich glaube, der Schultheiß hätte gern viel an ihn gewendet, um ihn zum Herrn zu machen; er wollte aber nicht hoch hinaus. Er hatte Freude an der Landwirtſchaft, lernte gut rechnen und ſchreiben und ſo dachte man, er könne einmal dem Vater im Schultheißenamt folgen und das Güterteil, das er erhalten würde, mit der Zeit noch erweitern.

„Wie wir zwei älter und größer wurden, war er noch weniger ſo keck, es merken zu laſſen, wie gut er's mit mir meinte, und doch hat mir's da erſt recht wohl gethan. Seine Mutter aber, die ein böſer Drach' war, merkte es gar wohl, und ob ich gleich erſt ſechzehn war und er achtzehn, ſo kam es ihr doch gefährlich vor, und ſie wurde immer zorniger gegen mich und ſuchte mich immer mehr hinunterzudrücken.

„Einmal war Kirchweihtanz. Daß ich dazu kommen könnte, davon war gar nicht die Rede; ich mußte gerad an dieſem Tag die härteſte Arbeit thun, und wenn ich es gleich gewohnt war zurückzuſtehen, habe ich doch kein kleines Herzweh gehabt, als ich ſo die geputzten Mädchen und Burſche hinüberziehen ſah in die Krone. Vielleicht wäre Johann auch daheim geblieben; aber ſeine Mutter, die wohl merkte, warum er keine Luſt zeigte, die nötigte ihn dazu, und ich hab's ihm doch ein wenig übel genommen, daß er gegangen iſt. Am andern Morgen aber, als ich eben vor dem Stall ſtand mit Futter, da kam er und ſchob mir einen Strauß zu und ein Stück gar ſchönen Kuchen, wie ihn nur die Kronenwirtin backen konnte, und ſagte: ‚Minele, da nimm's, daß du doch auch etwas Gutes haſt!‘ Die Alte aber war hinter der Stallthür geſtanden; ſie hatte es gehört und ſtürzte wütend hervor.

„Wie es da hergegangen,“ ſagte Wilhelmine nach einer Pauſe und ſchöpfte tief Atem, „das will ich Ihnen nicht erzählen, Sie würden's kaum glauben. In feiner gebildeten Familien ſind die Leidenſchaften wohl dieſelben, aber ſie äußern ſich doch nicht ſo roh.“ Hermine ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Johann hat nicht das Herz gehabt, ſeiner Mutter entgegenzutreten; er hatte noch weniger den Mut, es zu hindern, als auch der Vater dazu kam, daß ich aus dem Haus geſchickt wurde Knall und Fall, als hätte ich das Schlimmſte gethan, und doch durfte unſer Herrgott in mein Herz ſchauen bis auf den Grund; es war kein unreiner und kein eigennütziger Gedanke darin. Aber daheim iſt Johann auch nicht lang mehr geblieben; er ging fort in eine landwirtſchaftliche Lehranſtalt, wohin er früher gar nicht hatte gehen wollen, und ich habe ihn nicht mehr geſehen.

„Ja, ein klein wenig ſah ich ihn doch,“ gab ſie wieder errötend zu. „Nachdem mich 's Schultheißen ſo ſchmählich verjagt hatten, verdingte ich mich auf den roten Hof, wo ich gern aufgenommen wurde. Am Morgen, als er von daheim fortging, kam er am Hof vorüber und lugte an allen Fenſtern hinauf. Ich aber hatte das Fenſterlädlein zugezogen; er ſollte es nicht ſehen, wie ich ihm nachſchaute, ſo lang ich konnte und — wie bitterlich ich geweint habe. Ich war gekränkt bis ins innerſte Herz hinein!

„Auf dem Hof wäre mir's gut gegangen. Die Bäuerin war ein braves Weib und ließ mich etwas gelten; aber ich wäre gern fortgeweſen, weiter, viel weiter. — Nun, das ſollte auch noch erfüllt werden.

„Was glauben Sie, wie ich aufgeſchaut habe,“ fuhr Wilhelmine fort, die faſt vergeſſen hatte, mit wem ſie ſprach, nun ſie ſich nach langer Zeit einmal wieder vertiefte in die Vergangenheit, „wie ich aufgeſchaut habe, als man mich eines Morgens vor das Schultheißenamt beſchied? Ich wollte zuerſt gar nicht gehen; ich glaubte nicht anders, als es ſei wegen des Johanns, wenn ich mir auch nicht denken konnte, was da das Schultheißenamt noch zu ſagen habe. Als meine Bäuerin mir ſagte: ‚Du mußt!‘ da ging ich in meinem beſten Anzug und recht trotzig; ich glaube, damals hätte ich der ganzen Welt tüchtig die Meinung ſagen können, nicht nur dem Schultheißen.

„Es war jedoch etwas andres, was mir dieſer, der mich ganz höflich grüßte, aber ſonſt nicht anſchaute, zu eröffnen hatte. Ein leibliches Geſchwiſterkind meiner ſeligen Mutter, das ſich all ſein Lebtag nichts um mich gekümmert hatte, war verſtorben, und mir als ſeiner einzigen Verwandten war ein Wohnhaus, hier in Sonderhauſen, nebſt Spezereigeſchäft und dem übrigen Vermögen, das für mich armes Mädchen ein ſtaunenswerter Reichtum war, ganz und ungeteilt zugefallen.“

„Und waren Sie dann glücklich?“ fragte Blanka.

„Könnt's nicht ſagen,“ geſtand Wilhelmine; „aber recht als dankenswerte Gottesgabe iſt mir's doch gekommen und ich habe gefühlt, daß der unerwartete Beſitz mein Leben zu einem andern mache und mir neue Pflichten auflege, ſo gut wie das ein junger König empfinden mag am Tag ſeiner Krönung.

„Die Bäuerin auf dem roten Hof freute ſich mit mir von Herzen, wenn's ihr auch leid that, daß ich ging; denn ich reiſte bald ab, um mein neues Beſitztum in Empfang zu nehmen.

„Vorher aber,“ ſie ſprach hier langſamer, „hatte ich noch einen Beſuch vom Schultheiß, der in ſeinem Sonntagsrock und neuen ſchwarzen Hut zu mir kam, zu mir, dem armen verwaiſten Mädchen, das er und ſein Weib mit Schimpf aus ihrem Hauſe getrieben hatten, und er ſtand jetzt vor mir; verlegen, unbeholfen — nun, er hatte Grund ſich zu ſchämen.

„Sein Weib laſſe mich grüßen,“ berichtete er, „und es habe ſie auch gefreut, daß mir's ſo gut gehe; ich werde ihnen doch den kleinen Verdruß nicht nachtragen, den es da gegeben habe mit ihrem Johann. Gegen mich hätten ſie eigentlich nie nichts gehabt, es ſei ihnen nur wegen der Jugend geweſen, — und — wenn ich und der Johann einander gern haben, ſo wollen ſie gar nicht dawider ſein, daß wir zuſammenkommen.

Die Handlung werde Johann auch noch lernen können, ſo jung wie er ſei ... und“ — nun, er ſchämte ſich doch ſelbſt ganz zu Ende zu kommen, — „ich wiſſe ja, was er wolle ...“

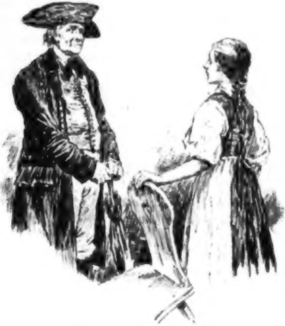
„Ja, das wußt' ich, und in aller Kürze ſagte ich ihm, daß ich danke für die Ehre. Seinem Sohn laſſe ich von Herzen alles Gute und Liebe wünſchen und ich werde ihm gern helfen, wenn er je einmal in Not kommen ſollte; ſein Haus werde ich aber in meinem Leben nicht mehr betreten, als Schwiegertochter am allerwenigſten.

„Ich war nur ein achtzehnjähriges, unerfahrenes Bauernmädchen,“ ſchloß Wilhelmine nach langer Pauſe, in der ihre Zuhörerinnen ſchwiegen, „aber ich glaube, daß ich heute nicht anders handeln könnte und daß ich recht gethan habe.“ Ein leiſer Zweifel, wie er ihrem ſichern Weſen kaum ähnlich ſah, ſchien doch durchzuklingen.

„Nein, Sie haben nicht recht gethan,“ rief lebhft wie ſonſt nie, Hermine mit glühenden Wangen; „wenn Sie den Schulzenſohn wirklich geliebt haben und er Sie, ſo hatten Sie in dem neuen Glück nichts zu ſehen als eine höhere Fügung, um Ihre Liebe zum Ziele zu bringen. Ob Sie reich waren oder arm, ob Sie ſeine Eltern lieben und ehren konnten oder nicht, das mußte für ein liebendes Herz gleich ſein; ja gibt es kein Geben und Nehmen, der Liebe iſt alles eigen; und war er ſo unglücklich, unedle Eltern zu haben, ſo that ihm Ihre Liebe nur um ſo mehr not. — Doch, verzeihen Sie, ich bin unbeſcheiden,“ fügte ſie ſchüchtern hinzu.

„Nehm' es nicht übel,“ ſagte Wilhelmine und bot ihr die Hand, „vielleicht trifft Ihr junges, warmes Hez das Rechte; ich glaube aber kaum, daß Sie ſich ſo ganz in meine Lage verſetzen können. Mich, ein ſchutzloſes, unſchuldiges Mädchen, hatten die Leute verjagt und Johann hatte dazu geſchwiegen; nun, wo ſie mich wollten um des Geldes willen, hätt' ich da dankbar zugreifen ſollen?

„Aber, geſchehen iſt geſchehen,“ ſchloß ſie nach langer Pauſe wieder mit ihrem alten, friſchen Ton; „ich habe mir nicht viel Zeit genommen zum Bereuen und zum Beſinnen. Ich kam hierher, man ſtand mir freundlich bei von allen Seiten; die Vormundſchaft wurde einem braven Lehrer hier übertragen; mit ſeiner Hilfe konnte ich bei tüchtigem Fleiß alles einholen, was ich im Lernen verſäumt, ſo daß ich, als ich mündig geworden, mein Lädlein gut übernehmen und verwalten konnte.



Ich habe ſeither Gelegenheit gefunden, vielen zu nützen, und mein Plätzchen in der Welt auszufüllen. Mir ſelbſt iſt es von Herzen wohl dabei; was Schönes und Gutes mir zugänglich geworden im geiſtigen Leben, das war mir eine neue Welt, die mir vielleicht noch mehr Glück gewährte, als ſolchen, denen ſie immer offen ſtand. Heiraten hatte ich nicht wollen, nachdem ich den Johann abgewieſen; aber ich befinde mich gut in meinem kleinen Reich und ich denke, es iſt für mich und für andre kein Schaden, daß ich allein geblieben bin.“

„Gewiß nicht,“ ſagte Blanka, wärmer als ſonſt. „Auch Sie haben erfahren dürfen, daß es Frauennaturen gibt, die ohne unnötigen Eingriff in Männerrechte doch berufen und begabt ſind zu wohlthätigem Wirken, und keiner männlichen Stütze dazu bedürfen.“

„Im Gegenteil!“ fiel Wilhelmine ein, „die männliche Stütze iſt oft ein rechtes Hindernis für das Wirken der Frau. Ich wollte, daß jede ſo, wie ich's bin, mit ſich im klaren wäre, was ſie will und was ſie ſoll.“

„Darin ſind wir einig,“ ſagte Blanka und reichte ihr die Hand.

„Und von Ihrem Jugendfreund haben Sie nichts mehr vernommen?“ fragte Hermine.

„Wenig; ich habe nicht gefragt. Ein bißchen iſt mir's doch ein wunder Fleck geblieben,“ geſtand Wilhelmine. „Sie ſagten, er ſei Soldat geworden, als er ausgehoben wurde, obgleich der alte Schulz ihn gern mit viel Geld loskaufen wollte; ich hab's dem Alten gegönnt. Seine Dienſtzeit wäre aber längſt vorbei und ſo habe ich ihn beim Heere nicht mehr zu ſuchen. Das iſt bei Ihnen wohl nicht ſo?“ fragte ſie halb neckend Herminen. „Sie würden nicht ſo ſchöne Sprüchlein ins Weißzeug nähen, wenn Sie nicht etwas Liebes wüßten in der Armee?“

„O nein,“ ſagte leiſe und traurig Hermine; „der, den ich geliebt und verloren habe, der iſt weiter, viel weiter fortgezogen als unſre Heere, und ein tödliches Klima mordet wohl ſchneller und ſicherer als der grauſamſte Krieg. Einen einzigen Brief habe ich von Albert, — von Herrn Selten, erhalten, eh' er mit einer ruſſiſchen Familie, die ihn als Hofmeiſter für ihre Söhne gewonnen, fortzog in ferne, ferne unwirtliche Gegenden, — den Abſchiedsbrief. Er war hoffnungsreicher als ich; er tröſtete mich zum Schluß mit den Worten: ‚Am Ende Sieg!‘ Das iſt mir nun immer durch den Sinn geklungen, und ſo kam ich dazu, es einzunähen für die Krieger draußen, denen es vielleicht Troſt geben könnte. Unſer Sieg wird wohl nicht mehr hienieden errungen!“

„Nun, ſo ganz gewiß wiſſen wir das nicht," ſagte beruhigend Wilhelmine, die nicht mehr an die Ewigkeit des Liebesleids glaubte; „zum Korps der freiwilligen Unvermählten dürfen wir Sie aber, ſcheint's, nicht rechnen?"

„Ja, in ſo weit doch," ſagte Hermine feurig, „als keine Macht und Ueberredung der Erde mich bewegen ſoll, einem andern die Hand zu geben, die ich nicht in die einzige treue, geliebte legen durfte. Wie ich die vielleicht ſo langen, langen Jahre hinbringen werde, bis das Grab uns wieder eint, — darüber will ich erſt einen Wink abwarten."

„Da thun Sie wohl dran," ſagte Wilhelmine; „Umſtände ſind Gottes Boten. Das habe ich immer mehr als ein goldenes Sprüchlein gefunden; werden auch bei Ihnen die rechten kommen zur rechten Zeit. Nun aber wird's bald Zeit ſein, Feierabend zu machen. Fräulein Blanka" — Wilhelmine redete immer etwas leiſer und mit gewiſſer Ehrfurcht, wenn ſie zu ihr ſprach, — „die erzählt uns wohl das nächſte Mal, warum ſie ſo allein bleibt, da wir nun doch einmal ſo unter uns auf dieſe zarten Herzensangelegenheiten gekommen ſind."

„Zu meiner Geſchichte braucht's keinen beſondern Tag," ſagte ruhig Blanka; „ich habe wenig erlebt, wenig mitzuteilen und nichts zu verſchweigen. — Ich war nicht ſo glücklich, meine Kindheit und erſte Jugend in einem Hauſe des Friedens verleben zu dürfen," fuhr ſie traurig fort. „Meine Mutter hatte, ſchon nicht mehr jung, nur weil ſie als Waiſe das Alleinſtehen oder ein abhängiges Los unter Fremden fürchtete, eine unglückliche Wahl getroffen. Niemand wird einem Kinde zumuten, über den Jammer des Unfriedens im Vaterhauſe zu ſprechen. Es war ja natürlich, daß da in mir keine Vorliebe für den Eheſtand erwachſen konnte. Doch dies war's nicht allein. Ein junges Herz, das in ſo traurigen Konflikten aufwächſt, verliert frühe den harmloſen Blick ins Leben und lernt bald ſeine Tiefen verſtehen. Ich habe nicht nur erkannt, daß meine arme Mutter, einſt ohne Neigung, ohne Herzensfreudigkeit eine Wahl getroffen, die ihrer nicht würdig war, nur „um ihre Beſtimmung zu erfüllen", „um nicht allein zu ſtehen"; ich ſah in andern Kreiſen, wieviel Schönes und Gutes durch Frauenſinn und Frauenhand gewirkt werden kann, wenn ſie nicht gebunden iſt durch die manchmal recht egoiſtiſchen Forderungen des Mannes, durch die ſchweren, oft ſehr äußerlichen Pflichten des häuslichen Lebens. Ich fand, wie ſchon nach dem einfachen Zahlenverhältnis, nach der Geſtaltung der ökonomiſchen Dinge, nicht alle Frauen zur Ehe berufen ſein können; ich ſah aber auch, wie unſer Geſchlecht leichtgeachtet, verſpottet, herabgewürdigt wird; wie man Frauen in den Zeitungen ſucht, ja ausbietet nur darum, weil das Vorurteil herrſcht, daß eine alleinſtehende Frau ihre Beſtimmung verfehlt habe; daß der erſte Wunſch und Lebenszweck eines Mädchens nur der ſein müſſe, einen Mann zu bekommen. Und ich dachte," ſie richtete ſich hoch auf, „daß der jungfräuliche Stand, den das Schriftwort ſchon beſonders heiligt, ein Beruf an ſich ſein könne, wohl wert, als ſolcher erwählt, nicht nur ertragen zu werden als traurige Notwendigkeit. Wie ſie dieſen Beruf erfülle, das muß die Jungfrau ſuchen und finden lernen, wie es der Mann bei dem ſeinigen auch muß, nur daß bei uns noch ganz beſonders Ihr Sprüchlein gilt, Fräulein Wilhelmine: Umſtände ſind Gottes Boten."

„Und ſo ſeh'n Sie," ſchloß Blanka, freundlich gegen Wilhelmine gewendet, „daß Sie mich ganz gewiß zum Korps der Freiwilligen rechnen dürfen."

„Ja, ja," ſagte dieſe anerkennend; „aber, — halten Sie's nicht für unbeſcheiden! — Ihr Entſchluß hat natürlich auch ſchon die Probe beſtanden?"

„Gewiß," lächelte Blanka, „ſonſt dürfte ich ihn keinen freiwilligen nennen."

„Aber ... der Rechte ſcheint's iſt doch nicht gekommen?"

„Mag ſein. Es hat mir vielleicht augenblicklich leid gethan, meinem Entſchluſſe treu bleiben zu müſſen; bereut habe ich es nachher nie."

„So ſcheiden wir denn heut als treue Verbündete," ſagte Wilhelmine, indem ſie die Arbeiten geordnet zurücklegte. „Das

Beſte zum Schluß bleibt auch für uns Fräulein Herminens Wahlſpruch: Am Ende Sieg!“

„Vielleicht auch noch vor dem Ende der Sieg über unſer Herz,“ ſagte Hermine mit einem Zug ſtiller Ergebung, und die drei ſo Verſchiedenen trennten ſich als Vereinte mit herzlichem Abſchiedsgruß.

* * *

Auch die letzten drei haben ſich nicht oft mehr im Arbeitsſaale vereinigt, der bald eine andre Beſtimmung erhielt. Die Vorräte wurden geborgen unter Wilhelminens Obhut, der Saal gelüftet und bereit gemacht für andre Gäſte. Es muß alles auf Erden bezahlt werden, der Sieg am teuerſten, mit Herzblut, mit Menſchenleben und mit Menſchenkraft. Sonderhauſen lag nicht weit ab von der Verkehrsſtraße und hatte ſich bereit gezeigt, Verwundete zur Pflege aufzunehmen. Und es war ein großer Tag für die kleine Stadt, als der erſte Wagen mit den kranken Gäſten leiſe, ſorgſam durch die alten Thore fuhr, als ſie ſo nacheinander auf der Tragbahre, die ſich im Armenſpital noch vorgefunden, hereingebracht wurden in den Rathausſaal, wo unter Leitung des Obergenerals Wilhelmine bereits die Betten, zu denen faſt aus jedem Haus ein Stück geſpendet worden war, ſorgſam und reinlich geordnet daſtanden.

Es iſt vielleicht ein trauriger Zug im Menſchen, vielleicht auch ein Stückchen der wunderbaren Ausgleichung, der wir oft im Leben begegnen, daß für die Schauluſt alles, ſelbſt das Traurigſte und Furchtbarſte, zum Genuß wird. „Was für 'ne ſchöne Wohnung, wo alle Leichen vorüber müſſen!“ ſagte eine Waſchfrau bewundernd beim Ausblick aus einem Fenſter, das dem Kirchhof zugeht. Mit einer Geduld, die man zu einem nützlichen oder menſchenfreundlichen Zweck oft vergeblich fordern würde, harrt die ſchauluſtige Menge ſtundenlang an den Straßenecken, nicht nur wo ein heiterer Aufzug erwartet wird, wo eine geſchmückte Braut mit feſtlichem Geleite einherzieht, — ach nein, ſondern auch, wo's ein trauriges, ein grauſiges Schauſtück gilt. — Als man, um nicht das Entſetzlichſte zur Komödie zu machen, die öffentlichen Hinrichtungen aufhob und die unglücklichen Verbrecher früh vor Tagesgrauen im geſchloſſenen Wagen hinausführte, da ſtanden ſchon an allen Fenſtern benachbarter Häuſer verſchlafene Geſichter, die ſich den Schlummer gebrochen, nur um wenigſtens dem Wagen nachſtieren zu können, in dem die dem Tode Verfallenen ſaßen. So waren auch die Straßen und war der Rathausplatz in Sonderhauſen belagert, um einen nie geſehenen Einzug anzuſtaunen; doch konnten die Leidenden auf allen Geſichtern herzliche Teilnahme, ſelbſt eine gewiſſe Bewunderung leſen, und das war auch Ausgleichung.

Von den Frauen aber, da war ein großer Teil nicht müßig beim Zuſchauen, und bald durften die Kranken wohlthätig empfinden, was es ſei um heimatliche Pflege. Der oberſte Leiter war der alte Oberamtsarzt; aber er hatte ſich bald als erſten Adjutanten Wilhelminen gewählt, die er als das „geſcheiteſte Weibsbild" bezeichnete, und unter ihrer ordnenden Hand fand wieder jede helfende Kraft ihre Verwendung, jeder Kranke ſeine rechte Pflege. Sie ſelbſt widmete ſich nur ſelten der perſönlichen Verpflegung; ihr Departement war die Küche, oft ein ſchwieriges, da ſie ſich den Anordnungen des Arztes und den Wünſchen der Kranken anpaſſen ſollte. Wo der Schwabe ſtöhnte nach Spätzlen und Sauerkraut, da ſeufzte der Norddeutſche nach wunderſchöner Fliederſuppe, und der Bayer wollte rechte Knödel. — Wilhelmine aber verlegte ſich nicht aufs Studium der Nationalküchen; was ſie heraufſandte, das war ſo gut bereitet, ſo appetitlich angerichtet, daß es allen ſchmeckte und auch hier ein Stückchen deutſcher Einheit vorgebahnt wurde.

„Zum Verbinden," meinte ſie, „ſei ihre Hand zu ſchwer;" aber das Verbandlinnen wurde mit ihrer Hilfe unter ihrer Aufſicht ſo rein gewaſchen, ſo geſchickt zugerichtet, daß ſie auch hier all den Kranken wohl that.

Die leichte Hand, um einen Verband zu löſen, einen kühlenden Umſchlag aufzulegen, einen Trank zu bieten, die hatte Hermine, und ihre liebliche Erſcheinung, vielleicht gerade weil ſie etwas bleich und wehmütig war, that den Kranken beſonders wohl. Wunderbar war auch, wie ſie die natürliche Scheu der Jugend vor Wunden und Krankenluft überwinden konnte und ſich willig zeigte zu jedem Dienſt. Es war einerſeits, weil unſre Hermine ſchon ſo fertig war mit dem Leben, ſo gleichgültig gegen Gefahr und dann, — ſie durfte ſich den Geliebten ja nicht verwundet denken von Feindeshand; aber ſie dachte ſich ihn ferne, einem rauhen Klima erliegend, einſam, heimwehkrank, und ſo that ſie alles, was ſie Fremden hier thun konnte, als hätte ſie es ihm gethan.

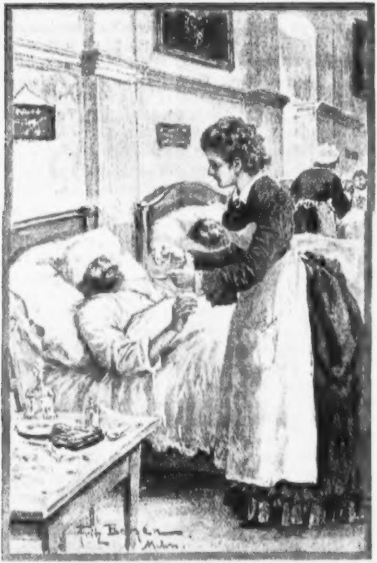
Uebrigens fehlte es keineswegs an Pflegerinnen, und Wilhelmine hatte wieder vollauf zu thun, bis ſie jeder das rechte Stück Arbeit gab und daneben den alten Doktor zufrieden ſtellte, dem die „unnötigen Weibsleute“ meiſt alle zu viel ſein wollten. Hie und da ſah ſie auch mit leiſem Seufzen, wie man die wunden Krieger, in der Mehrzahl einfache Landeskinder, mit Erquickungen überflutete; wie ihnen Bedürfniſſe aufgedrungen wurden, von denen ſie bis dahin keine Ahnung gehabt, und wurde ihr bange, wie es werden ſollte, wenn der Sturm der begeiſterten Teilnahme verrauſcht und die armen Leute daheim an ihrem oft ſo dürftigen Herd unbeachtet weilen müßten.

„Aber,“ getröſtete ſie ſich wieder, „wenn's einem auch nur einmal in ſeinem Leben recht gut gegangen iſt, ſo kann er lange dran zehren, und wenn ſie mit Gottes Hilfe wieder geſund ſind und daheim, ſo ſchmecken ihnen Schwarzbrot und Leberſpatzen wie jetzt Punſchtorte und Weincreme.“ Das große Hilfscorps drückte ſie auch oft; es war ſo ſchwer, die hilfebereiten Frauen und Fräulein alle zu beſchäftigen, ohne daß nicht zuletzt die Kranken ſelbſt beläſtigt wurden, und ſie dachte manchmal im ſtillen: „Wären's lieber wieder wir drei allein! Mit ein paar braven Dienſtmädchen würden wir auch fertig.“

Fräulein Blanka erſchwerte Wilhelminen das Feldherrnamt nicht. Sie zog ſich gerne zurück, wo ſie entbehrlich war, wirkte aber bei den Kranken zumeiſt als Gehilfin ihres Oheims, der durch Kränklichkeit und ein unruhiges Amt viel vom Lazarettdienſt abgehalten wurde. Sie hatte eine ſo ſanfte, klare Stimme zum Vorleſen, wußte ſo paſſend zu wählen, was jedem wohl that, daß ſie bald die allbeliebte und unermüdete Vorleſerin war. Auch ihr milder, freundlicher Zuſpruch wurde von manchem, der ſich vor „den Pfarrern“ noch etwas fürchtete, dankbar aufgenommen und hatte da und dort ein verſchloſſenes Herz aufgeriegelt, das freilich ſchon erſchüttert worden war vom gewaltigen Donner der Schlacht. Auch war ſie allezeit freundlich bereit, für die Kranken Briefe zu ſchreiben an Vater und Mutter oder Geſchwiſter daheim, wohl gar — im engſten Vertrauen — auch an ein Schätzchen, und die Leute waren oft hoch verwundert, wenn ſie ihnen die Briefe vorlas, wie die „Jungfer Pfarrerin“ doch alles ſo gar ſchön habe hinbringen können, gerade wie ſie's gemeint, nur viel ſchöner. Durch dies Amt wurde ſie natürlich auch die Vertraute an den Krankenbetten und ſie lebte ſich gerne mit den Leuten ein in all ihr Lieb und Leid, das ſo vielgeſtaltig und doch wieder ſo gleich iſt auf der weiten Erde.

Einen Pflegling bekam ſie, einen ſchwachen, hoffnungslos kranken, den keine feindliche Kugel, nicht franzöſiſche Bajonette, den nur die Strapazen des Krieges bis zum Tode erſchöpft hatten. Es war ein Feldprediger, etwas älter ſchon als die vielen, die auch auf dieſem Gebiet ihrer Kraft mehr zugemutet als ſie tragen konnten; von deſſen ſelbſtvergeſſener Aufopferung in Typhusſpitälern, bei einzelnen Sterbenden auf dem Schlachtfeld die Soldaten gar viel zu ſagen wußten. Jetzt war's vorüber mit ſeiner Kraft. Er hatte noch in ſeine Heimat am Rhein zurückkehren wollen; es hatte ſich aber gefügt, daß er mit einem Transport Verwundeter nach Sonderhauſen verſchlagen worden war; auch hier that ihm die Ruhe unbeſchreiblich wohl, und er freute ſich, ſeine letzten Tage in ſo guter Pflege, in dem wohlthuenden Verkehr mit dem Dekan und ſeiner Nichte zuzubringen.

Wo man den Fittich des Todesengels rauſchen hört, da treten Formen und Geſetze des gewöhnlichen geſelligen Verkehrs zurück; auch wenn der alte Wärter nicht zugegen ſein konnte, ſcheute ſich die ſtille Jungfrau nicht, in dem beſonderen Stüb-


Fritz Bergen
Mchn.

Die leichte Hand, um einen Verband zu löſen, einen Trank zu bieten, die hatte Hermine. (S. 322.)

chen, das man ihm eingeräumt, mit ihrem Buch am Bette des todkranken Mannes zu ſitzen, ihm zu leſen, oder ihn halblaut mit einer frommen, lieblichen Weiſe in Schlummer zu ſingen. Es war ja nicht für lange mehr, und in den Mitteilungen, die Paſtor Wild ſeiner treuen Pflegerin machte, ergab ſich eine wunderbare Aehnlichkeit ihrer Grundſätze.

* * *

Theodor Wild war zum Geiſtlichen erzogen worden, aber zum katholiſchen. Nach langen, ſchweren inneren Kämpfen war er den Pfad gegangen, auf den ihn innere Erfahrung und Ueberzeugung führte: er war Proteſtant geworden, und nur mühſam hatte ſich der ſchwere Bruch geheilt, zu dem ihn dieſer Schritt mit ſeiner Familie gebracht.

„Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“ war auch ſein tief empfundener Ausſpruch. „Aber ſie ſollen ſehen,“ hatte er hinzugefügt, „daß es nicht die Scheu vor Hingebung und Entſagung iſt, nicht die Luſt nach behaglichem, gemächlichem Leben mit Weib und Kind, was mich abgeführt vom Glauben meiner Väter; ich will ihnen zeigen, daß auch ein evangeliſcher Prieſter ganz und allein kann ‚ſorgen, wie er dem Herrn angehöre‘.“ Und ſo war er allein geblieben, wenn ihm auch da und dort ein Weſen begegnet war, das vielleicht eine anmutige Pfarrfrau gegeben hätte, und hatte ſeinen Beruf als Prediger und Seelſorger erfaßt und erfüllt mit einem Selbſtvergeſſen, das ihn nun an den Rand des Grabes geführt. Ob es nur Patriotismus und heiliger Berufseifer geweſen, was ihn zum Kriegsheer getrieben, ob nicht auch das Gefühl einer gewiſſen Leere in ſeinem Herzen und in ſeinem einſamen Pfarrhaus: — darüber hat ihn Blanka nicht befragt, der er ſeine innerſte Seele erſchloß in den Stunden, die ſie bei Tag und Nacht an ſeinem Schmerzensbett verweilte.

„Gibt's noch Platz, Fräulein Wilhelmine?“ fragte der Doktor eines Morgens bei ſeinem gewöhnlichen Beſuch im Rathaus. „Da ſoll heute ein Neuer kommen, ganz allein. Iſt eigentlich nicht in der Ordnung; er habe aber durchaus verlangt, daß man ihn hierher führe, und weil's ein Lieutenant iſt — und er ſei einer von den Tüchtigſten — ſo bringen ſie ihn ohne weiteres. Aber, haben wir Raum?"

„Warum nicht?" meinte Wilhelmine. „Der Pliezhäuſer iſt auf, ſchon ſeit ein paar Tagen; Frau Kameralverwalter hat ſich angeboten, ihn ins Haus zu nehmen, und dort geht ihm nichts ab. Aber, — wenn das ein Lieutenant iſt, wird der ein eigen Zimmer wollen und das werden wir ihm nicht geben können."

„Nun, dann jagen wir den alten Ratſchreiber, den Hummeler, aus ſeiner Stube," entſchied der Doktor; „er ſoll daheim ſchreiben! So ein ledigs Menſchenkind hat noch nicht viel Opfer fürs Vaterland gebracht; darf wohl auch anfangen!"

„Iſt der Lieutenant ſchwer verwundet?"

„Scheint nicht mehr ſo arg, nach dem Bericht vom Regimentsarzt. Dann kann ihm Fräulein Blanka ſchöne Geſchichten vorleſen. Die kleine Hermine dürfen wir nicht zu ihm hineinſchicken, es könnte gefährlich werden. Ihr Alter ſei ganz dahin und außer ſich vor Siegesjubel und Preußenbegeiſterung; hat neulich im Bierhaus ausgeſprochen, freilich erſt beim letzten Schoppen: einem deutſchen Krieger und Sieger könnte er ſelbſt ſein einzig Töchterlein nicht verſagen. Da müßte man ja am Ende noch ihr armes, getreues Herzlein brechen, wenn der kranke Lieutenant ſich in ſie verliebte."

„Ja, wenn man alles wüßte," ſeufzte Wilhelmine, die immer ein mitleidig Herz für getrennte Liebe hatte, „dann hätte der arme junge Menſch, der Hofmeiſter, nicht nötig gehabt, ſich nach Kamtſchatka zu verdingen!" . . . Und ſie ging eilig ab, um Anſtalten zur Aufnahme des Lieutenants zu treffen.

Herr Hummeler war noch nicht lange mit gelindem Brummen aus ſeiner Schreibſtube abgezogen und hatte ſeine Aktenſtöße in der Ecke ſeiner Dachkammer aufgebaut, Unglück und entſetzliche Verwirrungen prophezeiend, als der angekündigte Lieutenant ankam. Er war der erſte Offizier, der zu Sonderhauſen erſchaut wurde. Außer ſeiner etwas ſtrapazierten Uniform und dem eiſernen Kreuz war aber nicht viel für die neugierige Menge zu ſehen, auch die Tragbahre ſtand vergebens bereit. Er hatte den Arm in der Schlinge, ſtieg jedoch mit eigenen Füßen aus dem Wagen und die Treppe hinauf, wo der Doktor ihm ſein eilig bereitetes Stübchen anwies und Fräulein Wilhelmine alsbald mit einer Erfriſchung erſchien.

Die Wunde zeigte ſich als nicht gefährlich: ein Streifſchuß, der ſchon in der Heilung begriffen war; nur eine gewiſſe Unruhe und Raſtloſigkeit bei dem jungen Offizier ließ noch auf einen fieberhaften Zuſtand ſchließen. Der Doktor und Wilhelmine thaten ihr möglichſtes ihn zu beruhigen; die jungen Damen, auch Hermine, die alle ſehr geneigt geweſen wären zu zarter Pflege des Offiziers, blieben zunächſt ausgeſchloſſen. „Halt's einſtweilen für unnötig,“ meinte Wilhelmine. „Das gibt nur Verliebniſſe bei ſo jungen Mädchen und jungen Offizieren; die Leute ſollen vorher geſund werden.“

Ihr entſchiedenes ruhiges Weſen ſchien auch beruhigend auf den Verwundeten einzuwirken, und ſie fand ihn ganz aufgelegt zu vertraulicher Mitteilung, als ſie ihn gehörig verſorgt und auf Herrn Hummelers altem Kanapee gebettet hatte, das er dem Lager vorzog.

„Können wir irgendwie Botſchaft an die Ihrigen ſenden,“ fragte ſie ihn, „da Ihr Arm Sie noch am Schreiben hindert? Es iſt eine Dame hier, die vielen Verwundeten ſchon als Sekretär gedient.“

„Danke! Ich habe niemand, der ſich für mein Geſchick intereſſiert,“ ſagte traurig der junge Lieutenant. „Ich hatte zwar früher ſchon die militäriſchen Uebungen mitgemacht, bin aber nicht zum Soldaten erzogen und als Freiwilliger ins Heer getreten. Ich werde jedoch nun beim Regiment bleiben, wenn meine Wunde mir nicht den Tod bringt.“

„Nun damit hat's keine Gefahr,“ ſagte lächelnd Wilhelmine; „der Arm wird bald heil ſein. Erlauben Sie, daß ich eine bequemere Schlinge darum mache?“ Sie nahm ein reines Tuch aus dem Weißzeugvorrat und legte es geſchickt zuſammen zur Schlinge für den Arm. Erſtaunt ſah ſie auf, als der Kranke plötzlich ihre Hand mit Heftigkeit faßte. — „Woher iſt das Tuch?“ fragte er haſtig. — „Von den Vorräten, die wir noch haben,“ entgegnete ſie ruhig.

„Und dieſe Inſchrift?“ er deutete auf ein paar in der Ecke eingenähte Worte.

„Ach,“ ſagte lächelnd Wilhelmine, „das iſt eine Liebhaberei von einem jungen Fräulein hier, welche in die meiſten Sachen, die ſie ausgeliefert, dieſen tröſtlichen Spruch eingenäht hat, der nun ja auch zur Wahrheit geworden.“

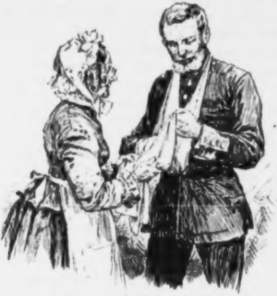
„Sollte es Zufall ſein?“ murmelte nachdenklich der junge Lieutenant, indem er noch immer das Tuch feſthielt. „Ich habe dieſelben Worte an einem Stück Linnen gefunden, das ſie mir im Felde ſchon umbanden, und brachte damals in Erfahrung, daß die Sendung, von der es genommen, aus dieſem ſchwäbiſchen Städtchen gekommen ſei. Ich bat, mich hierher zu bringen: … wiſſen Sie, wer dieſe Worte eingenäht?“ fragte er wieder raſch und heftig, Wilhelmine bei der Hand faſſend.

„Gewiß. Ich glaube, ſie wird kein Geheimnis daraus machen, wenn ſie auch die Ecken, wo ihre Inſchrift ſteht, immer ſorgſam eingebogen hat. Es iſt Fräulein Hermine Berg, die Tochter eines Fabrikanten von einer Stadt am Rhein, der ſich hierher auf einem kleinen Gütchen zur Ruhe geſetzt hat …“

„Iſt's möglich?“ rief der Kranke mit einem Ton höchſter Ueberraſchung und tiefſten inneren Jubels, wie die nüchterne Wilhelmine ihn nie gehört, und ſie vernahm mit herzlichem, faſt mütterlichem Anteil all die Mitteilungen, die er ihr nun aus überfließendem Herzen machte.

Ja, es war möglich. Der ſtattliche, ſonn- und wettergebräunte Lieutenant hier war der bleiche, ſchüchterne junge Philolog Albert Selten, der vor zwei Jahren bei Herrn Berg als Hofmeiſter für ſeine Söhne eingetreten war, verwaiſt, arm, ſo daß er nicht einmal ſeine Univerſitätsſtudien hatte gehörig vollenden können.

Wie er und das junge Töchterlein vom Haus, dem er auch Unterricht gab, ſich ſo allmählich innerlich nahe gekommen; wie er nie an die Reichtümer des Vaters, ſondern nur an die Lieblichkeit und Vortrefflichkeit der Tochter gedacht und ſich vorgenommen hatte, erſt um ſie zu werben, wenn er durch unerhörte Anſtrengungen eine Stellung errungen, ihrer wert: — das glaubte Wilhelmine ihm und ſeinem ehrlichen Geſicht aufs Wort. Wie aber der harte Vater zu früh die keimende Liebe entdeckt; wie er in ihm nur den Niederträchtigen geſehen, der heimlich des Kindes Herz geſtohlen, um zu des Vaters Beſitz zu gelangen; wie er ihn mit bitterer, tiefverletzender Härte aus dem Hauſe gewieſen, — davon hatte ſie ja ſchon gewußt und ſie ſuchte den aufregenden Bericht der erlittenen Kränkung möglichſt zu kürzen.



„Nur einen Brief, den Scheidebrief, konnte ich meiner Geliebten zuſenden,“ erzählte er weiter. „Ich kannte das Leben noch wenig; aber ich hatte den feſten Glauben, daß irgendwie durch eiſernen Fleiß ſich doch ein Los erringen laſſe, das mir möglich mache, noch einmal vor den harten Vater zu treten. So ſprach ich denn am Schluß meines Briefs die Hoffnung aus: ‚Am Ende Sieg!‘ dieſelben Worte, die ich auf dem Schlachtfeld, die ich nun hier, in das Linnen eingenäht, fand; ſollten ſie noch wahr werden?“

Wilhelmine, hoch überraſcht von dieſem wunderbaren Zuſammentreffen, erfuhr noch, was ſie teilweiſe ſchon wußte, daß Selten, ratlos wohin er ſich wenden und wie er ſein Glück ſchmieden ſollte, die hochbezahlte Stelle als Hofmeiſter bei einer ruſſiſchen Familie angenommen habe, die im Begriff geweſen, ins ſüdliche Sibirien abzureiſen.

Noch eh' es aber zur Abreiſe kam, hatte der Krieg, der deutſche Krieg, begonnen, und ihm nur noch einen Gedanken, noch einen Wunſch gelaſſen: den, ſich den Kämpfern anzuſchließen. So war er als Freiwilliger eingetreten; — der Geliebten konnte er keine Kunde davon zukommen laſſen, da er ihres Vaters Aufenthalt nicht erfuhr. — Er hatte zunächſt nur an den Tod fürs Vaterland gedacht, da ihm das Leben ſelbſt wertlos ſchien; Mut und Glück aber hatten ihm geholfen, ſich auch lebend auszuzeichnen. Nun war er hier mit ſo viel militäriſcher Auszeichnung, als in ſo kurzer Zeit nur hatte errungen werden können; hier, wo ſein eigenes, wiedergefundenes Abſchiedswort ihm Hoffnung gab, die Geliebte, Verlorene doch noch einmal zu ſehen.

„Und das ſollen Sie auch!“ rief in lauterer Herzensfreude Wilhelmine, die nicht mehr zweifeln konnte, daß dies der Rechte ſei für ihre junge Freundin. „Gleich rufe ich Herminen. Wegen des Verliebens brauche ich nicht mehr bange zu ſein, der Schaden iſt ſchon geſchehen.“

Wenn das Geſchick der guten Wilhelmine nicht viel Poeſie in ihrer Jugendliebe gewährt hatte, ſo durfte ſie ſich entſchädigen, nun ſie ſah, wie die zwei jungen Leute in aller Seligkeit des Wiederfindens beiſammen waren; wie Hermine mit ſtrahlenden Augen neben dem Ruhebette ſaß, darauf ſie den jungen Krieger gelegt; wie ſie ſich alles erzählten, was ſie indes erlebt und gelitten, ohne Furcht unzeitig überraſcht zu werden. Es war Herminen, als habe die Feuertaufe des Kriegs alle Hinderniſſe weggeſtrömt; ſie zagte nicht und fragte nicht. „C'est la guerre!“ ſagte mit komiſchem Achſelzucken Herr Müller, als er zur Thür hereinſchaute, um Wilhelmine zu einer wichtigen Beratung abzurufen, und das junge Paar erblickte.

Herrn Müllers Obliegenheiten hatten immer zugenommen in dieſer bewegten Zeit. Die Feldſendungen waren zwar ſiſtiert, aber er war noch Kaſſier und Finanzminiſter des Sanitätsvereins, Zeitungsvorleſer und Botſchafter jedes wichtigen Ereigniſſes.

Jetzt aber erzählte ihm Wilhelmine das wunderbare Ereignis von der Wiederkehr des verſtoßenen Hofmeiſters als bleſſierter Lieutenant und ſie verlangte von ihm, daß er all ſeine Diplomatie aufbiete, um ſolches Herrn Berg beizubringen und dem Liebespaare zu endlicher Vereinigung zu helfen.

Wohlunterrichtet von Wilhelminen, an deren Einſicht und Urteil er unbedingten Glauben hatte, begab er ſich am folgenden Tag zu Herrn Berg, dem als dem feurigſten all der feurigen Patrioten kein Opfer zu groß war für die große Sache, bei dem vom Hauseingang bis zum Dachboden alle Wände bedeckt waren mit Kaiſers- und Generalsbildern und Schlachtenſtücken, und der ſelbſt vor dem Kursblatt die Kriegstelegramme las.

„Etwas Neues vom Kriegsſchauplatz?“ rief er dem vielgeſchäftigen Amtspfleger entgegen.

„Zunächſt nicht,“ ſagte Herr Müller in beſonderer Erregung; „ich wollte nur um gütige Nachſicht bitten, wenn Ihre Fräulein Tochter nicht vor Abend kommen kann, es geht heute ungewöhnlich unruhig her. Die neuen Verwundeten, — der junge Offizier hauptſächlich, der doch gebildeter Pflege bedarf ...“ — „Der erſte Offizier, der hierher kommt, nicht?“ frug Herr Berg mit großem Intereſſe. „Der erſte; der erſte Ritter des eiſernen Kreuzes, der mit einer Schwadron, die man ſchon verloren geglaubt, noch Heldenthaten gethan und eine feindliche Standarte erbeutet hat; wird ſich glorios ausnehmen, wenn wir einmal feſtlichen Einzug feiern!“

„Soll alles geſchehen von meinem Hauſe aus, was möglicherweiſe dem jungen Helden Erfriſchung geben kann,“ verſicherte Herr Berg; „habe auch nichts dagegen, wenn meine Tochter noch weitere Dienſte leiſtet. Königin Luiſe ſelbſt hat einſt die Spitäler beſucht.“

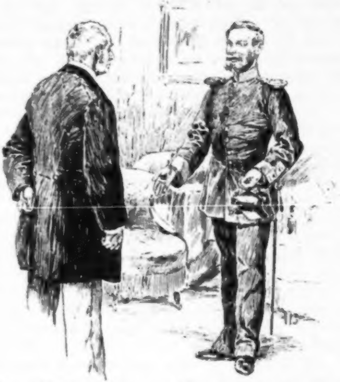
„Könnte nur . . . möchte nur . . .“ begann Herr Müller zögernd, „mit einiger Gefahr verknüpft ſein. Königin Luiſe ging auf als ein Stern, den niemand erreichen und faſſen konnte; aber ſo eine junge Dame, begeiſtert, wie es natürlich iſt, am Lager eines jungen Helden, — da möchten doch Verhältniſſe ſich anſpinnen, Hoffnungen geſchöpft werden . . .“

„Nun, vergeben wird ſich meine Tochter nichts. Zudem, fürchte ich, iſt ſie gegen jede Neigung geſchützt durch eine einfältige Leidenſchaft; ſonſt . . . ſähe ich kein Unglück darin. Einem Ritter des eiſernen Kreuzes würde ich mein Kind nicht verſagen, und wenn er ein Bettler wäre,“ erklärte Berg mit feſter Stimme. Herr Müller hielt noch zurück mit der vollen Erklärung; er zog ab, ſtolz auf ſeine diplomatiſche Vorarbeit, glücklich über das junge Glück, das er ſo fein angebahnt hatte.

Es ſollte nun alles aufs ſchönſte ausgeführt werden. Von einem perſönlichen Beſuch bei dem Offizier mußte man den Fabrikanten unter allerlei Gründen noch abhalten. Raſch aber, wie's ja im Kriege zugeht, mußte man ihm dann mitteilen, daß der junge Held Liebe gefaßt zu ſeiner Tochter, und ſeine Einwilligung im voraus gewinnen, ehe er noch wußte, daß der ſiegreiche Ritter der einſt von ihm ausgeſtoßene junge Hofmeiſter ſei.

Recht ſchön war es ſo ausgedacht. Der junge Held ſelbſt machte aber einen Strich durch den Plan, als er ihn erfuhr. Die Wunde war faſt heil, der Arzt hatte das Ausgehen geſtattet. — In voller Uniform, geſchmückt mit dem eiſernen Kreuz, ging er aus, ohne zu ſagen wohin, zu einer Stunde, wo er die liebe Straßenjugend in der Schule feſtgehalten wußte; mit feſtem, klirrendem Schritt trat er in das Haus und in das Zimmer Herrn Bergs, der atemlos vor Freude und Reſpekt den Gaſt begrüßte. Er erkannte in dem ſonn- und wettergebräunten Angeſicht nicht den blaſſen Jüngling, dem er ſo ſchweres Unrecht gethan; er ſah nur die preußiſche Uniform und das eiſerne Kreuz.

Der ſchüchterne Jüngling aber, der ſich wie ein Verbrecher hatte von der Thür jagen laſſen, der hatte Haltung gewonnen und Mut. „Sie kennen mich nicht mehr, Herr Berg,“ begann er mit feſter Stimme. „Ich bin Albert Selten, der ehemalige Hofmeiſter Ihrer Söhne, und wenn ich früher ein Unrecht gegen Sie begangen habe dadurch, daß ich unwillkürlich meine Liebe zu Ihrer Tochter eher gegen dieſe ausſprach als gegen den Vater, ſo haben Sie es gehörig gerächt. Ich habe hier über all mein Hoffen meine unvergeſſene Geliebte und ihr treues Herz wieder gefunden; wohlmeinende Freunde wollten durch Verheimlichung und Ueberraſchung Ihre Einwilligung zu unſrer Vereinigung gewinnen; ich will das nicht. Reichtümer habe ich auch im Kriege nicht gewonnen; man gibt mir Hoffnung,



daß meine Kenntniſſe ſelbſt in Friedenszeiten mir bald zu noch beſſerer Stellung im Heer helfen könnten; — ich weiß das nicht, ich kann nicht darauf zählen. Wollen Sie mir, ſo wie ich bin, Ihr Kind zuſagen, ſo haben Sie einen dankbaren Sohn gewonnen. Erſchleichen will ich ſie nicht; ich habe entſagen gelernt.“

So ſchön und ſo entſchieden konnte Herr Berg nun nicht ſprechen; aber auch aus den minder klaren Sätzen ſeiner Antwort vernahm der junge Mann, daß es ihm von Herzen leid thue, ihn ſo gekränkt zu haben; daß er ihm jetzt, ſchon um der großen, deutſchen Sache willen, ſein Kind mit Freuden gebe und daß die Geſtaltung ſeiner Zukunft ganz mit Ruhe erwogen werden könne, da er ſeine Tochter reichlich ausſtatten werde. „Wären die Franzoſen zu uns gekommen, dann wär's anders an mein Hab und Gut gegangen, als wenn ich jetzt mein Kind einem braven Offizier gebe, auch wenn er nichts hat,“ getröſtete ſich Herr Berg im ſtillen.

Und ſo kehrte der Verworfene zum Rathaus zurück, holte dort ſein Liebchen ab und trat mit ihr ins Vaterhaus als der Sohn des Hauſes, mit ſtolzem und freudigem Schritte. Neben aller teilnehmenden Freude war Herr Müller doch ein wenig gekränkt, daß es ſeiner Diplomatie gar nicht mehr bedurft hatte.

Wie Hermines junge Brüder, von der Penſion heimberufen, nun ganz ſtolz und glücklich waren, ihren vielgeliebten und vielbeklagten Hofmeiſter als Schwager und als Ritter des eiſernen Kreuzes wiederzufinden; welch freudigen Sturm die Neuigkeit im Städtchen Sonderhauſen erregte und wie gar wohl es Herrn Berg that, daß er die Glückſeligkeit ſeines Kindes und die Bewunderung der Welt für ſeine patriotiſche Uneigennützigkeit ſo mit einem Schlage gewinnen konnte: — das alles ſind helle Blumen in die Siegeskränze, die ſonſt ſo viel Schmerz und Jammer zudecken müſſen; die hellſte davon war das Glück des jungen Paares. Keines von den beiden Liebenden beſann ſich, welches das Gebende und welches das Nehmende ſei; ſie wußten nur, daß ſie ſich eigen gehören durften bis zum Tode.

Während dieſe freudige Neuigkeit zwiſchen allen Siegespoſten und Verluſtliſten die Gemüter beſchäftigte, ſetzte Blanka ihren Samariterdienſt fort in der ſtillen Kammer, wo der bleiche Feldprediger lag. Es waren Stunden eines Genuſſes, wie ſie ſich keiner erinnerte, wenn er, oft mit leiſer Stimme, ſich mit ihr über das Geleſene beſprach oder wenn er, da er zum Schreiben zu ſchwach war, ihr hie und da ſeine Gedanken über Offenbarung und Verheißung, über Schrift und Leben in die Feder ſagte. Was ſie in dem Verkehr mit dem Onkel, in ſeinen Predigten, ſo oft im ſtillen vermißt, das trat ihr hier lebendig entgegen: ein Geiſt, ein Gemüt, das als edelſte Perle aus allen Tiefen des Lebens und Wiſſens den Glauben gefunden, und das dieſen Fund hochhielt und bewahrte als eine wunderbare Gottesgabe, ein freies Geſchenk, auch wenn die Arbeit eines Lebens daran hing.

Der Dekan, der auch manchmal den kranken Amtsbruder beſuchte, war ein herzguter und redlicher Mann, der während ſeiner Studienzeit auch in den Kampf der Geiſter, in das Ringen zwiſchen Glauben und Wiſſen, hineingezogen worden war.

Bei allem redlichen Fleiß war aber Ringen und Kämpfen gerade ſeine Sache nicht. „Das mache ich nicht aus; ich predige einmal, worauf ich verpflichtet bin. Was mehr iſt, wird eines Tages ſchon klar werden.“ So hielt er erbauliche Predigten, umging aber in Reden und im Denken jede Tiefe, als ob er ſelbſt dem Grund nicht traue, auf den er ſich geſtellt. Das hatte der tiefer fühlenden Nichte manchmal leid gethan. Hier, bei ihrem Kranken, empfand ſie erſt, was rechte Ruhe iſt, um ſo mehr, als die Worte einer tiefen und feſten Ueberzeugung von einem kamen, der dem nahen Tod ins Auge ſah.

Dem Onkel wurde der innige Verkehr ſeiner Nichte mit dem Kranken doch bedenklich. „Ich gönn's ihm ja von Herzen, und man weiß, daß es ein hinſiechender Mann iſt,“ ſagte er zu Blanka. „Ich weiß auch, daß du's gerne thuſt; aber du opferſt dich zu viel auf, und wenn er gleich ſterbenskrank iſt und du nicht mehr ganz jung, — meinſt du nicht, die Leute könnten doch Anſtoß nehmen? —“

„Ich glaube nicht,“ ſagte Blanka ruhig, mit leiſer Stimme; „ich bin ſeine Braut . . .“

„Du, Blanka, du noch Braut! und mit einem Todkranken!?“

„Das iſt es,“ ſagte ſie feſt; „ich habe nie daran gedacht, mit einem Geſunden und Lebensvollen mich zu verbinden. Er hat mich gebeten,“ fuhr ſie mit leiſem Erröten fort, „ihm für die wenigen Tage, die er noch zu leben habe, den letzten, den einzigen Troſt zu geben, daß er nur einmal auf Erden glücklich geweſen ſei. Eine irdiſche Vereinigung iſt uns nicht beſchieden, iſt auch nicht unſer Wille; aber an der Pforte ſeines Grabes dürfen wir einen Bund ſchließen für die Ewigkeit, und für die kurzen Stunden, die ihm noch beſchieden ſind, darf ich ihm meine Liebe und Pflege, all mein Denken und Sorgen weihen. Das Urteil der Welt kümmert mich nicht mehr.“

„Na, die Welt wird am Ende auch ſo ſtreng nicht ſein,“ meinte gutmütig der Onkel, „ſelbſt wenn wir zunächſt noch ſtill ſind über dieſe ſeltſame Brautſchaft. Heiraten wollteſt du ja doch nicht; ſo iſt ihm und dir die kurze Freude des Brautſtandes wohl zu gönnen.“

* * *

Kampf und Sieg, Not und Hilfe, Jubel und Totenklage gingen ihren Weg durch die Welt; der Sieg war errungen, endlich der Friede geſchloſſen, das Deutſche Reich gegründet.

Nach all den Vorfeiern der einzelnen Schlachten und Siege ſollte nun das ſchönſte, das heimatlichſte Feſt, das Sieg und Frieden und die glückliche Heimkehr der Soldaten zugleich feierte, auch in Sonderhauſen glänzend und freudig begangen werden. Vor den alten Stadtthoren waren grüne Bäume eingepflanzt; Blumenkränze und Eichenguirlanden ſchlangen ſich um jedes Haus; Fahnen flatterten aus allen Fenſtern, ſchwarz-rot-weiße natürlich, nur hie und da noch dazwiſchen beſcheidentlich das alte Schwarz-rot-gold, das vor Jahren unſre Jugend hoch begeiſtert und die neuen Siege vorbereitet und mit errungen hat. Herrn Bergs hübſche Villa war gar nicht mehr zu ſehen vor lauter Reichsfahnen, Inſchriften und Kränzen, zumal da heute dort Doppelfeier war. Eine Feſtrede früh morgens auf dem Raſen vor der Stadt, Schulferien, feierlicher Ein- und Umzug der glücklich Wiedergekehrten, ein großes gemeinſames Mahl, gaſtliche Aufnahme der Krieger, die hier nicht ihre Heimat hatten: — alles war aufs ſchönſte angeordnet und die ganze Stadt in feuriger, freudiger Aufregung und Bewegung. Die Mehrzahl der Verwundeten war hergeſtellt oder doch im ſtande, an dem Zuge teilzunehmen; die Trauernden hielten ſich ſtille daheim, — man ſah und hörte nur Freude und Jubel.

Die Kirche war geöffnet und ihre Pforte bekränzt. Nicht die Feſtpredigt ſollte da gehalten werden, die war ja draußen auf dem Raſen, wo eine eigene Kanzel war errichtet worden; nein, der Altar war geſchmückt und durch das bekränzte Portal ſollte heute ein Brautpaar einziehen. Herr Berg hatte es ſo gewünſcht und durchgeſetzt trotz der Einwürfe ſeiner Tochter, die den Tag, der ſie zu ſolch nie gehofftem Glücke führte, viel lieber nicht ſo ganz mit dem allgemeinen Jubiläum gefeiert hätte. Herr Berg aber konnte ſich nichts Schöneres denken als ſeine patriotiſche Opferwilligkeit, die ſelbſt die einzige Tochter dem tapferen Krieger zum Lohne hingab, am Siegesfeſte ſo recht vor aller Augen darzulegen. Drum mußte im Feſtzug vor dem ziemlich kleinen Häuflein der zurückgekehrten Soldaten der offene Wagen fahren, darin der Bräutigam ſaß, noch etwas bleich und angegriffen, in voller Uniform mit dem eiſernen Kreuz, zu Seiten der geſchmückten Braut; er, der edle Vater, nahm den Rückſitz ein; die zwei ſtolzen und glücklichen jungen

Schwäger aber hatten ſich noch einen Einſpänner herausgeſchlagen, in dem ſie dem Brautwagen folgten. Wie ſehr es auch dem glücklichen Paare widerſtrebte, ſo als Feſthämmel zu figurieren, ſie waren zu glücklich, als daß ſie dem Vater hätten widerſtreben können. Der Jubel und das Glück des Volkes wurden allerdings noch erhöht durch den ſeltenen Anblick einer ſo lieblichen, geſchmückten Braut.

Ehe aber noch der feſtliche Umzug durch alle Straßen beendet war, gerade während die zweite, die bürgerliche Feſtrede durch den Stadtſchultheiß vom Rathausbalkone herab gehalten wurde, war durch die bekränzte Kirchenpforte leiſe ein Brautpaar getreten, das gerade im allgemeinen Freudenſturm hoffte ganz ſtille und unbemerkt die heilige Feier begehen zu können.

Ein ſtattliches Paar war es, wenn auch nicht ſo jung und ſo ſchön, wie das erſtere, das draußen im Siegeswagen dahinfuhr; der Bräutigam ſchritt langſam und müde einher und die ſchönen Augen der Braut waren mit ſtiller Sorge auf ihn gerichtet.

Es war Blanka, die Totenbraut, die nur als Verlobte ihrem Pflegling, der ja auch nie ein Weib heimzuführen dachte, hatte angehören wollen, bis ſie ihm die Augen zudrücken dürfe.

Sie hatten viel ſchöne Stunden zuſammen verlebt in dem einſamen Rathausſtübchen in ſtiller, geduldiger Erwartung des nahen Scheidens; das Scheiden aber war nicht gekommen. „Es iſt Schwäche, Erſchöpfung; Auszehrung iſt's nicht,“ hatte der Doktor von Anfang an geſagt, als der Prediger ſo gewiß das Vorgefühl des nahen Todes zu haben glaubte. Leiſe, langſam, ganz allmählich hatten ſich auch die Kräfte gehoben und zuletzt hielt es Wild ſelbſt für Pflicht heimzukehren, um dies letzte Aufflammen ſeiner Kraft, wie er noch immer glaubte, ſeinem Berufe daheim zu weihen.

Der Doktor wurde befragt. „Sie können gehen in Gottes Namen,“ entſchied dieſer; „in Tirol, wo Sie daheim ſind, iſt die Luft noch geſünder für Sie als hier. Nur ins Amt dürfen Sie nicht gleich wieder und,“ fügte der Doktor mit einem pfiffigen Seitenblick hinzu, „beſſer wär's auch, wenn Sie nicht allein gingen. So einſam in der Trübſal, da könnte es erſt noch ernſt werden mit dem nahen Ende, das Sie durchaus haben wollen; unter der Pflege einer vernünftigen Frau aber, — da kann's noch ganz anders kommen."

Lebensmut und Freudigkeit hatten dem Kranken noch immer nicht wiederkehren wollen; doch hatte er ſich aufgerafft zu der Frage an Blanka, in der er ſo ganz die gleichgeſtimmte Seele erkannt, ob ſie, die als Braut ſich ihm geweiht für ſeine letzten Lebenstage, ſich nicht entſchließen könnte, als Gattin ihm anzugehören, auch wenn es dieſer letzten Lebenstage noch einige mehr werden ſollten. — Er hatte doch ſelbſt beim Schluß ſeiner Anrede ein wenig lächeln müſſen.

Und nun, — was hatte Blanka thun wollen? Ein Herz nimmt ſich nicht mehr zurück. An die einſt ſo feurig ausgeſprochenen Grundſätze hatte das Paar ſich gegenſeitig nicht mehr erinnert und der zuerſt etwas beſorgte Onkel, durch den Arzt beruhigt, ſegnete heute den Bund mit einer Wärme und Innigkeit, die man oft in ſeinen Predigten vermißte.

Das neu eingeſegnete Paar hatte ſich ſtille in einen Seitenſtuhl zurückgezogen, da Blanka gern noch bei Hermines Trauung zugegen ſein wollte, der zweiten im Bunde der Freiwilligen. Auch Wilhelmine, die dritte, fehlte nicht. Hermine hatte nicht vergeſſen, ſie zu ihrer Hochzeit zu laden und der patriotiſche Papa Berg beabſichtigte ſogar, ihr bei der Tafel einen Eichenkranz zum Lohn ihrer Verdienſte aufzuſetzen.

Ein junges Brautfräulein konnte die ehrſame Jungfrau freilich nicht mehr vorſtellen, obwohl ſie, wie immer, gar anſtändig und anſprechend ausſah im ſchwarzſeidenen Kleide, der Hochzeit zu Ehren noch ein Zweiglein Immergrün in die ergrauenden Haare geheftet.

Auch hatte dieſe ehrbare Brautjungfer keinen jugendlichen Kavalier als Begleiter in Anſpruch genommen. Der ältere Mann an ihrer Seite war auch Soldat, Unteroffizier; zwar ohne das eiſerne Kreuz, — denn nicht alle Tapfern finden entſprechenden Lohn, — doch aber mit einer Ehrenmedaille geſchmückt; ein braunes, vernarbtes ehrenfeſtes Geſicht, gerade ſo, wie man ſich einen Invaliden denkt. Daß er etwas mühſam an der Krücke, mit einem hölzernen Bein an der Seite ſeiner rüſtigen Gefährtin einherſchritt, das galt heute mehr als Schmuck und Ehre, denn als Mangel und Verunſtaltung.

So hatte auch Jungfrau Wilhelmine gedacht, als vor wenigen Wochen der Freund ihrer Jugend, des Schulzen Johann, nach ſo langjähriger Trennung mit einemmal im Ladenſtübchen erſchienen war und ſich ihr vorgeſtellt hatte, ein ſchlachtenmüder, lahmgeſchoſſener Kämpfer, dienſtuntüchtiger, verabſchiedeter Unteroffizier.

Er hatte nicht den Mut gehabt, als junger Burſche das Mädchen ſeiner Wahl von ſeinen Eltern zu ertrotzen, und daß ſie ihn verſchmäht, als ſie reich geworden, als ſeine Eltern mit Freuden eingewilligt hätten, das hatte ihm ins Herz geſchnitten; er war Soldat geworden, gegen des Vaters Willen. Seine Jugendliebe hatte er nicht mehr geſehen, aber auch nicht vergeſſen.

„Kennſt mich noch, Minele?“ hatte er gefragt, als er in ihre Ladenſtube getreten war; „ich habe viel durchgemacht und meinte ein paarmal, ich werde ſterben. Als ich doch davon kam, da habe ich auch nach Haus gehen wollen wie die andern, die mir oft erzählt haben, wie Vater und Mutter, oder Weib und Kind daheim ſich auf ſie freuen; — für mich iſt aber niemand mehr daheim geweſen. Vater und Mutter ſind tot, die paar Geſchwiſter weit fort; der Eltern Gut ſchon lang verkauft in fremder Hand. Da iſt mir's gekommen, du ſeiſt der einzige Menſch auf der Welt, der ſich vielleicht noch ein bißchen um mich kümmere; ſchickſt mich fort?“

Nein, ſie ſchickte ihn nicht fort. Sie ſetzte ihn bequem auf ihren Sofa; ſie kochte ihm guten Kaffee, bewirtete ihn mit lang geſpartem Ehrenwein und ließ ſich erzählen, was er alles erlebt und gelitten von 66 bis auf heute; ſie hörte es gar nicht mehr, wenn die Ladenglocke ſchellte.

Es war ſpät geworden und Zeit zum Aufbruch. Der alte Invalide hatte ſich im Gaſthof in der Nähe einquartiert;

aber das Fortgehen ſchien ihm ſchwer zu werden. Er ſtand ſo lange unter der Thür, daß die allezeit fertige und handelnde Wilhelmine am Ende faſt ungeduldig wurde.

„Hör, Minele,“ ſagte er da plötzlich, „gewartet habe ich lang genug, ich ſag's lieber jetzt gleich heraus. Siehſt, ich habe niemand Eigenes auf der Welt, und wenn ich auch nicht arm bin, ſo bin ich doch mutterſeelenallein. Minele, wie ich noch jung geweſen bin und geſund und ſauber, da haſt mich nicht wollen; jetzt bin ich krumm und lahm und weiß nicht, was ich anfangen ſoll in der Welt; willſt mich jetzt?“

Ja, ſie hat ihn gewollt. Jetzt erſt freute ſie ſich recht von Herzen der Unabhängigkeit, die ihr volle Freiheit gab, ihrem Jugendfreund alles zu ſein, was nur ein treues und ſorgſames Weib einem hilfebedürftigen Manne ſein kann. Auch der Laden bot dem Invaliden Gelegenheit genug zu angenehmer und nützlicher Beſchäftigung; nur ſchade war's, daß die Papiere nicht alle ſchon im reinen waren, daß auch das dritte Paar ſich noch hätte am Siegesfeſt können einſegnen laſſen; es kam ihnen beiden recht die Luſt dazu.

Die zweite Trauung war vorüber; kaum konnte Raum gemacht werden durch die ſchauluſtige Menge bis zum offenen Wagen, wo Hermine einſtieg, deren liebliche Erſcheinung im weißen Atlaskleide und ſilberdurchwirkten Schleier ein bewunderndes „Ah!“ hervorrief. Das geſchloſſene Gefährt, in dem das zweite Paar zur Wohnung des Dekans fahren wollte, ſtand daneben; Blanka, die mit dem Bräutigam den geöffneten Weg benutzt, kam ſo einen Augenblick neben Hermine zu ſtehen und der Zufall oder die drängende Menge trieb faſt zugleich Wilhelmine, die ſich mit ihrem invaliden Begleiter hatte zur Seite flüchten wollen, auch an die Wagenpforte. So ſtanden denn die letzten Drei, die ſich ſo ernſtlich verbündet hatten zum Entſchluſſe allein zu bleiben, einmal noch beiſammen. Sie ſchauten ſich lächelnd in die Augen und dann jede in das Auge, das ihr nun zum Leitſtern der Zukunft geworden. Blanka bot Herminen die Hand und nickte Wilhelmine freundlich zu.

So ſchieden ſie, ohne Entſchuldigung und ohne Erklärung mit herzlichem Abſchiedsgruß.

„C'est la guerre!“ ſagte Herr Müller, der hilfreich einen Wagen auch für das Invaliden-Brautpaar beſorgt hatte.

Sie haben verabredet, die drei, ſich jedesmal zu treffen, ſo oft der Jahrestag der Siegesfeier wiederkehre. Wir wollen hoffen, es werde keine je bereuen, daß ſie in ſolch beſonderem Fall von ihrem Grundſatze abgewichen iſt; hoffen, daß des Deutſchen Reiches Heil und Frieden, wie das Glück dieſer drei Paare, immer mehr befeſtigt, geſichert und verklärt ſein werde bei jeder Wiederkehr des feſtlichen Tages.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Neunter Band:

Auguſte. — Beim Lampenlicht.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Auguſte.

Beim Lampenlicht.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

K. UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

R
Dk XI 3242 - 9

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Inhalt.

Auguſte. (Ein Lebensbild) 1

Beim Lampenlicht . . . . 129—331

Margaretens Sylveſterabend. — Die drei Schweſtern. — Onkel Gottliebs Jugendliebe. — Großvaters Brautwerbung. — Zweimal verkauft.

Ihren Kindern.

Ich gebe euch hier das Bild eurer Mutter, ihres Lebens und Sterbens, ſo wie es in meiner Erinnerung lebt. Es iſt unvollkommen und mangelhaft, aber auch ein unvollkommenes Bild kann uns an geliebte Verſtorbene erinnern und uns leichter machen, ſie uns zurückzurufen. Euch hat ſie ganz angehört mit all ihrem Leben und Lieben, euer eigener Schatz an Erinnerungen iſt unendlich reicher als der meine. Darum habe ich mehr die Züge aufbewahrt, die meinem Zuſammenleben mit ihr angehören, auch wenn es unbedeutende ſind. Euer eigen Herz wird euch ihr Bild ſchöner und vollſtändiger darſtellen, als ich es kann. Nehmt dieſe Züge als ſchwachen Beitrag dazu, als ein Denkmal, das ihr meine Liebe ſetzen möchte!

Auguſte.

Es war vorüber. Es war ein heller, lichter Sonntagsmorgen, als ich wußte, daß ſie vollendet habe, daß die müde Pilgerin eingegangen ſei zu der Sabbathruhe ihres Herrn, und ich dachte mir's ſchön, wie das klare Sonnenlicht nun auf den tiefen Frieden ihres bleichen Angeſichts ſcheinen werde. Ich habe ſie nicht mehr als Leiche geſehen, keine Blume in ihren Sarg legen können; ich habe nicht ſo viel geweint um ſie wie um andere, die mir ferner ſtanden, und doch habe ich ſie ſo innig lieb gehabt, doch haben wir uns verſtehen lernen in dem tiefſten, bedeutſamſten Augenblick unſres Lebens; — aber unſer letztes Scheiden iſt keine Trennung geweſen, es war eine Vereinigung, inniger, heiliger als zuvor. Ich habe kein Lied auf ihrem Grabe niedergelegt, wie ich ſchon auf ſo manchem Grabe gethan; ihr Lebensbild ſteht zu reich, zu vielgeſtaltig, ihr Sterben zu ſchön, zu heilig vor meinen Augen, als daß mir möglich wäre, es in den Rahmen einer Dichtung zu faſſen. Und ſo möchte ich denn verſuchen, in einfachen Worten das Bild ihres Seins und Lebens zu geben, ſo wie es vor meiner Seele ſteht.

Ein friſcher, ſonnenheller Morgen tagte dem Leben, für das ſo frühe der Abend einbrechen ſollte — ein trüber und ſchwerer Abend, wenn er nicht durchleuchtet geweſen wäre von dem Morgenſtrahl der Ewigkeit.

Am Fuß der ſchwäbiſchen Alb breitet ſich ein weites lachendes Thal aus, vom Neckar durchſtrömt, in dem die freundliche Stadt Nürtingen liegt; eine Stunde davon, in reichen Flachsfeldern von ſchönem Laubwald umgeben, liegt Auguſtens Heimatdorf.

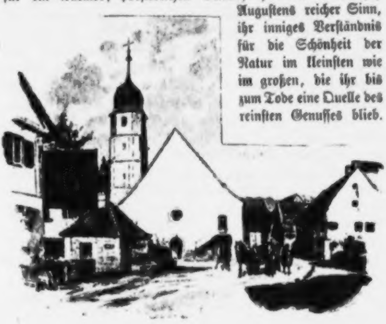
Es war mir früher ſchon vergönnt, ihr Elternhaus zu ſchildern als das humoriſtiſche Pfarrhaus; ich hätte es ebenſowohl das freundliche, das liebevolle, das poeſiereiche nennen können, ſo bunt und lieblich, ſo reich und mannigfaltig geſtaltete ſich das Leben des Hauſes durch den immer jungen Geiſt des Pfarrherrn.

Noch ſehe ich den Pfarrer lebendig vor mir: ſeine große ſtattliche Geſtalt, die ihm in den Studentenjahren den Namen Ajax erworben; die klugen hellen Augen, die friſche blühende Geſichtsfarbe und den Mund, den immer ein ſchalkhaftes Lächeln umſpielte. Neben ihm die freundliche Hausfrau mit dem Ausdruck der innigſten Herzensgüte, die mit unermüdeter Geduld in ſeine Ideen einging, ſeine zahlloſen Steckenpferde gewähren ließ und ihm überall herzlich ſorgend und helfend, ergänzend und mäßigend zur Seite ſtand, wo ſeine Phantaſie vielleicht zu bunte Sprünge gemacht hätte.

Ein heiteres, geſundes, erfriſchendes Leben führten die Kinder dieſes Hauſes, ein ganzes und volles Kinderleben, da der

Vater ſelbſt mit ihnen zum Kinde wurde und doch mit ſeinem reichgebildeten Geiſte dem leichteſten Spiel wieder Bedeutung zu geben wußte. Das Haus war bevölkert mit lebendigen Kaninchen, zahmen Vögeln, die in wunderſam gebauten luſtigen Vogelpaläſten hauſten, und mit allerlei Getier, das in Wald und Feld eingefangen und wieder freigegeben wurde; daneben war der Vater unerſchöpflich reich an wunderbaren Geſchichten, welche die Winterabende kürzten. Der kleine Garten am Hauſe, kaum achtzig Schritte breit, war auf die abenteuerlichſte und mannigfaltigſte Weiſe angelegt; jedes der Kinder hatte ſeinen Anteil, den es nach eigener Phantaſie bearbeiten durfte und auf dem gar wunderliche Schöpfungen entſtanden.

Und Freiheit, goldene Freiheit, ungehemmtes Umhertreiben in Wäldern und Feldern, herzlicher, zwangloſer Verkehr mit den Dorfbewohnern, die eine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit an ihre Pfarrfamilie hatten, alles nur leiſe überwacht von dem ſorgſamen Mutterauge; — das war die beſte Schule für ein warmes, poeſiereiches Gemüt; hier entwickelte ſich Auguſtens reicher Sinn, ihr inniges Verſtändnis für die Schönheit der Natur im kleinſten wie im großen, die ihr bis zum Tode eine Quelle des reinſten Genuſſes blieb.



Sechs Geſchwiſter wuchſen in dieſer glücklichen Heimat auf, in der durch lange Jahre kein ſchweres Leid einkehrte; vier Söhne und zwei Töchter, zu denen ſpäter noch eine verwaiſte Nichte kam. Auguſte, die Aelteſte, war vor allen des Vaters Tochter, die Erbin ſeiner jugendwarmen, phantaſiereichen Natur, ſeines elaſtiſchen heiteren Geiſtes, und dies Erbe wurde bei ihr zum köſtlichen Kleinod, verklärt in der Tiefe ihres reichen, liebevollen Gemütes, geläutert in der Glut ſchwerer Leidenstage.

Als Muttererbe blieb ihr die herzliche Güte, das liebevolle Eingehen in andere, der echte ſorgſame Hausfrauentakt, mit dem ſie bei aller Genialität ihres Weſens, in allen Körperleiden, bis an die Pforte des Todes auch die äußeren Angelegenheiten der Ihren auf treuem Herzen trug.

Eine ſyſtematiſche Erziehung hat ſie nicht genoſſen, wie denn überhaupt nichts an ihr ſyſtematiſch war ihr Leben lang. Der Dorfſchule wollte der Vater die Kinder nicht ausſchließlich anvertrauen; ſo wurden denn Hauslehrer angenommen, auf die Auguſte jedoch nie gut zu ſprechen war, und denen ſie in den Erinnerungen aus dem Vaterhaus, die ſie ſpäter für ihre Kinder niederſchrieb, kein Plätzchen einräumte. Die alte Fabel vom König Klotz und König Storch ſcheint ſich bei ihnen, nur in umgekehrter Weiſe, wiederholt zu haben. Der erſte war ein gewaltiger Herrſcher, der die armen Kleinen tyranniſierte und daneben in ſolchem Schuldbewußtſein zu erhalten verſtand, daß ſie nie wagten, den Eltern zu klagen.

Auf dieſen gefürchteten Herrſcher folgte ein allzu zahmer, den das mutwillige kleine Volk ſeinerſeits mißbrauchte und plagte, und von dem ſie ſich durch allerlei Drohungen Strafloſigkeit und gute Zeugniſſe erpreßten, was ihnen dann wieder heimliche Gewiſſensbiſſe verurſachte. Sehr beſorgt wachte der zahme Lehrer über Auguſtens Erziehung, als ſie allmählich heranwuchs. Er korrigierte ſogar ihre Notenbücher, wo der Text ihm gefährlich ſchien; in dem Liede: „Heute ſcheid' ich, morgen wandr' ich“ änderte er z. B. „Holder Schatz, ich denk' an dich“ in: „Treuer Freund, ich denk' an dich.“ — Mit der Zeit aber hielt es die Mutter doch für beſſer, dieſen treuen Freund zu entfernen.

Dieſe Drangſale waren jedoch nur Epiſoden in einer freudenreichen Kinderzeit. Auguſte aber blieb von da an eine tiefe, zarte Sympathie für die verborgenen Leiden der Kindheit, ein Verſtändnis der Kinderſeele in ihren feinſten Schattierungen.

Als leiſer, dunkler Faden zog ſich durch ihre frühe Kindheit ſchon das Herzleiden, das ihr ſpäter ſo viel bittere Tropfen in den Lebenstrank miſchte; ihr Herzſchlag als Kind war oft ſo ſtark, daß ſie ihre Puppen auf dem Herzen hüpfen ließ, ein luſtiges Spiel, deſſen ſie ſich gegen die Geſchwiſter rühmte, ohne zu ahnen, mit wie banger Sorge es die Mutter erfüllte. Ihr Ausſehen aber war nicht kränklich; ſie hatte immer die friſche, blühende Farbe, die ihre Erſcheinung auch ſpäter ſo erquicklich und anmutig machte.

Neben all der köſtlichen Freiheit des Umhertreibens wuchſen die Kinder doch nicht verborgen in ländlicher Einſamkeit auf. In Nürtingen, in den lieblichen Dörfern der Umgegend gab es Freunde und Bekannte genug, die gern zu dem heiteren, gaſtlichen Pfarrhaus pilgerten; in der Reſidenz, dem Paradies ſo mancher kindlichen Phantaſie, wohnte ein reicher Kreis lieber Verwandten. Der Pfarrer hatte elf Geſchwiſter, die zu großem Teil das höhere Alter erreichten; die reichſte Mannigfaltigkeit verſchiedener Charaktere, verbunden durch gleiche geiſtige Lebendigkeit, durch das Band der herzlichſten Familienliebe, machten dieſen Verwandtenkreis vor vielen ſchön und gehaltvoll. Da wurden fröhliche Fahrten angeſtellt und die Pfarrkinder frühe mit den Wundern des Reſidenzlebens bekannt gemacht; heitere Familienfeſte gefeiert, vor allem das Geburtsfeſt der verſtorbenen, hochverehrten Großmutter, das alle Kinder, Enkel und Urenkel verſammelte. Oefter noch erfriſchten ſich die Verwandten der Reſidenz in der herrlichen Waldluft des Pfarrdorfes und ſtolz führten die Pfarrkinder die Vettern und Bäschen aus der Stadt in die Herrlichkeiten des Landlebens ein.

In dieſem wechſelvollen Verkehr gewann Auguſte früh eine unbefangene Leichtigkeit im Umgang; ſie war keine Freundin äußerer Formen, aber ſie fühlte ſich nicht beengt davon; ihr Benehmen hatte nichts Abgeſchliffenes, aber nie und nirgends etwas Eckiges und Unbeholfenes.

Nicht beſſer wüßte ich die Periode ihrer Kinderzeit abzuſchließen, als indem ich einige ihrer eigenen Schilderungen gebe, die ſie unter dem Titel: „Der Pfarrkinder Jugendleben, in Bildern nach den zwölf Monaten geordnet“, in ſpäteren Jahren aus der Erinnerung niedergeſchrieben hat.

Das Gewitter.

Das Dorf iſt wie ausgeſtorben, nur ein paar alte kränkliche Leute ſitzen, kleine Kinder hütend, vor der Hausthüre; was Arme und geſunde Glieder hat, regt ſich draußen auf den Wieſen. Nach lang anhaltendem Regenwetter ſcheint die Sonne heute heiß, man kann das Heu trocknen und auf den Abend noch nach Hauſe bringen.

Im Pfarrhauſe iſt es auch ſtill, die Läden ſind geſchloſſen, um das Zimmer kühl zu halten; der Vater hält Mittagsruhe in ſeiner Stube, die Mutter nickt am Arbeitstiſchchen; da ſchlüpft der kleine Emil hinter ſie und zupft ſie am Kleid: „Mutter, Mutter, jetzt ſchiebt der Aette den Wagen heraus und fährt ins Heu! dürfen wir mit?“ (Aette und Amme waren die Nachbarsleute, deren Haus und Feld in Wahrheit den Pfarrkindern eine zweite Heimat war.)

Die Mutter ſchrickt ein wenig zuſammen, faßt ſich aber ſchnell und ſieht in das liebe bittende Geſicht ihres Emil. „Willſt du denn allein mit, Emil?“ — „O nein, Wilhelm und Guſtchen wollen auch mit, aber ſie haben nicht das Herz, zu fragen, und ſchicken mich.“

Die zwei Größeren ſehen im Nebenzimmer zum Fenſter hinaus und bedeuten mit allerlei Zeichen dem Nachbar, daß er ja nicht fortfahren ſolle, weil ſie vielleicht noch mit dürfen.

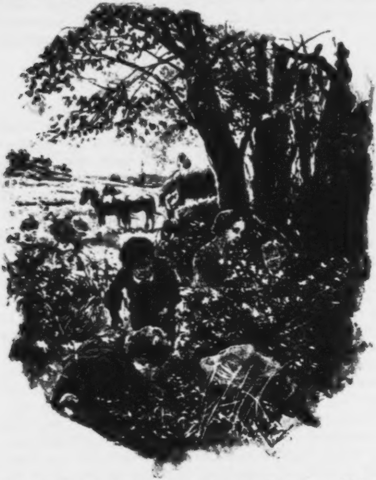
Mit Lachen erlaubt es die Mutter, und mit großem Jubel ſetzen ſich die Kinder auf den Wagen. Die Mutter macht zur Bedingung, daß der blinde Hansjörg nicht fahren dürfe, wiewohl er ſo ſicher fährt wie ein Sehender.

Dieſer Blinde war im Dorf eine wichtige Perſon und Auguſte hat ihn in den Dorfgeſchichten geſchildert, die ſie im Jahre 1847 herausgegeben; — er verſah faſt alle Geſchäfte eines Sehenden und wurde hauptſächlich als Nachtbote benutzt, weil Nacht und Tag gleich für ihn waren; von den Pfarrkindern war er ein beſonderer Freund.

Vater und Mutter ſehen oben aus den Fenſtern, wie unter Lachen und Jauchzen der Kinder mit Geraſſel und Gepolter der Wagen wegfährt.

So eine Fahrt iſt das Heiterſte, was es gibt; holpert und poltert es noch ſo arg, man fährt ſpäter nie mehr ſo ſanft; gelingt es dann noch erſt, heimzufahren auf dem vollen Wagen, wo man vergraben in friſchduftendem Heu liegt und die Sonne ſo recht warm auf ſich ſcheinen läßt — man ſollte meinen, es könne nach ſo einer Durchwärmung einen nie mehr frieren im Winterleben. Immer iſt aber eine ſolche Fahrt für die Kinder zu kurz, gar bald iſt man auf den ſogenannten Brunnenwieſen; ſanft und ſachte geht es hier noch ein Stück auf Wieſen fort, bis man die des Nachbars erreicht. Die Amme mit ihren Kindern ruht im Schatten einer friſch aufgeſchichteten Heumauer in der Nähe des Waldes. Die Sonne brennt entſetzlich; der nahe Wald iſt verführeriſch, das kleine Volk entwiſcht mit den herbeigekommenen Pfarrkindern in den Schatten der Bäume; an dem Saum des Waldes wachſen wilde Roſen und Erdbeeren in Menge.

Unterdeſſen ziehen Wolken am Himmel auf; ein verdächtiges Lüftchen bewegt das Laub der Buchen, unter welchem die Nachbarskinder mit Wilhelm emſig nach Erdbeeren ſuchen. Guſtchen hat einen Strauß wilder Roſen gebrochen und iſt im Begriff, einen Kranz für die Mutter daraus zu winden. Der kleine Emil iſt nicht in der Nähe. Wilhelm zeigt Guſtchen ſeinen Erdbeerenſtrauß, aber mit dem Bemerken: „Hörſt du, Guſtchen, es donnert!“ Es donnert wirklich, und mit Schrecken bemerkt Guſtchen eine große ſchwarze Wolke, welche über dem



Walde aufſteigt. Die Amme ruft von der Wieſe her: „Kinder, kommt eilig, es ſteigt ein Gewitter auf!“ Die Kinder laufen, was ſie können, Emil iſt aber nicht unter ihnen; Aette und der Blinde laden ſo ſchnell wie möglich den Wagen; die Kinder ſollen warten, Nette getraut ſich nicht, ſie bei der raſchen Fahrt mitzunehmen. „Nun iſt's genug," meint er, „es wird ſonſt alles naß. Hüo, Schimmele!" und mit einem Satz und Ruck iſt der Wagen im Gang, über die Wieſe hin, und den ſtaunenden Kindern bald aus dem Geſicht. „Kinder," ſagt die Amme, „vor dem Regen kommt ihr nicht mehr heim; Guſtchen und Wilhelm, ſchnell hierher unter dieſen Heuhaufen!" Ganz verſteckt wie Vöglein im Neſte ſitzen die Kinder im Heu; es tropft ſtärker. Bärbele, Gottlieb und Kathrinle ſind noch im Walde und rufen nach Emil, welcher ſich nirgends hören und ſehen läßt. Jetzt fängt es ganz nahe zu donnern an, ein Blitz nach dem andern zuckt über dem Walde; bald ſieht es aus, als wenn der ganze Wald ein großer ſchwarzer Zunder wäre, auf welchen der liebe Gott Feuer ſchlüge.

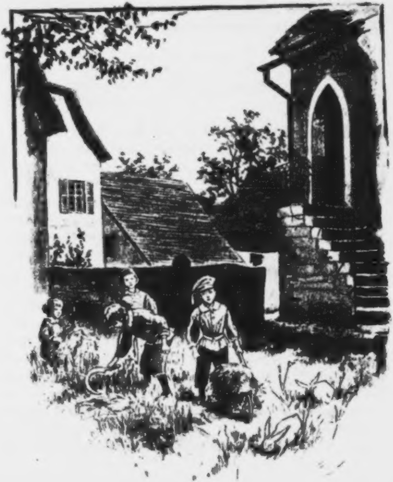
Die Kinder unter ihrem Heuhaufen ſehen das Zucken und Feuerſprühen über dem Walde ſehr deutlich. „O Emil, du armer Emil!" ruft Guſtchen. Wilhelm tröſtet ſie. „Es wird ihn gerade nicht treffen, jammere nur nicht ſo!" ſagte er; „ſiehſt du denn nicht? alle Bäume ſtehen ja noch, kein einziger brennt!" Jetzt fängt es an zu regnen, die Kinder unter ihrem Heu ſehen nichts mehr; zuerſt iſt's nur wie ein Schleier vor ihren Augen, jetzt ganz dicke Nacht. Das Waſſer ſchießt über ihre Köpfchen herunter, ohne ſie zu näſſen; wie ein Dach ſchützt das Heu, in welches ſie ſich immer tiefer hineinbohren. Blitz, Donner und das Rauſchen der Waſſer, alles dünkt ihnen ein Traum.

Es wird wieder leichter, der Regen läßt nach, hört endlich ganz auf; die Amme, bis auf die Haut durchnäßt, kommt jetzt, die Kinder aus dem Neſtchen zu holen. Kaum etwas feucht auf dem Rücken, ſonſt brottrocken, kriechen ſie hervor. „Wo iſt Emil?" ruft Guſtchen mit ängſtlicher Miene. — „O gutes Kind, ich hab' ihn nicht gefunden, wenn er nur nicht verirrt iſt!" Was war das für ein Wehklagen unter den Kindern! Laut weinend, des Moraſtes nicht zu gedenken, mit welchem ſie überzogen waren, kamen ſie vor dem Elternhauſe an. Oben geht klingend ein Fenſter auf und ein liebes Stimmchen ruft herunter: „Aber ihr ſeid ſchmutzig! ich bin ſchon lange wieder zu Hauſe und bin gar nicht naß geworden!“ Es war Emil. Die Sonne ſcheint gerade wieder helle; ein prachtvoller Regenbogen ſteht über dem Walde, über welchen vor einer Viertelſtunde der liebe Gott alle ſeine Blitze losließ.

Der Stuttgarter Theodor.

Wie der kleine Emil vor vierzehn Tagen die ſchwarze Wolke zuerſt hinter dem Walde aufſteigen ſah mitten im Erdbeerſchlag, war er unverſehens auf den Fußweg gekommen und unberegnet nach Hauſe gehüpft; den Eltern hatte es Spaß gemacht und Aerger zugleich, da ſeine Geſchwiſter und die gute Amme unnötig in Angſt gekommen waren. Der kleine Emil war ein ſinniges Kind, gedankenlos und gedankenvoll, deshalb machte er manchmal ſolchen Spuk. Kurz nach der Heuernte kam der kleine Vetter Theodor auf Beſuch aus der Reſidenz. Dem war alles neu; er ſah das ganze Leben und Treiben auf dem Lande wie die immer neu geformten Figuren und Bilder in einem Kaleidoſkop: jeden Tag neue Bilder und neue Figuren in dem ſo einfachen, eintönigen, ſich im Grunde immer gleichbleibenden Landleben. Hatte nicht der Aette einen nagelneuen ſchwarzen Bock? konnten die Kinder dieſen nicht alle Tage an eine andere Hecke treiben? durften ſie nicht hinter der Kirche auf dem alten Kirchhofe für den Bock Heu machen? Schon einen ganzen Stall voll hatten ſie eingeheimſt; es war auch ſehr trocken, aus Furcht aber, es könnte doch heimlicherweiſe noch feucht ſein, ſich ſelbſt entzünden und ſo eine Feuersbrunſt veranlaſſen, liefen die Kinder des Tages wohl zwanzigmal an den Stall, öffneten die Thür und ſteckten die Hände in das Heu, ob es nicht warm werde. Im Grunde hätte es ſie doch ein wenig gefreut, wenn das Heu angegangen wäre, war doch der Brunnen gleich dabei, und hatte doch der Theodor aus Stuttgart geſagt: „Er glaube gar nicht, daß Heu ſich von ſelbſt entzünden könne!“ da wär's immerhin ſchön geweſen, wenn der Stadtbube unrecht behalten hätte.

Auch Seidehaſen (Kaninchen) hatten die Pfarrbuben, ſie bewohnten eine untere Stube, in der der Vater zugleich eine Menge Vögel hielt. Brachte der Vater morgens den Vögeln Futter, ſo durften die Kinder den Kaninchen friſche Kohlblätter und Salat bringen. Das war eine Freude, wenn die Haſen dann aus den Gängen hervorkamen und ſo nette Männchen



machten, ihre Pfötchen leckten, herbeiſprangen und den Knaben die Blätter aus der Hand fraßen! Alle Tage machten die Haſen nettere Sprünge und drolligere Sachen. Wie nun gar eines Morgens die Entdeckung gemacht wurde, daß zwei weiße Häſinnen wenigſtens zuſammen acht bis neun junge Häschen bekommen hatten, ſtieg der Jubel der Kinder aufs höchſte. Der Ausbruch des Jubels über dieſes freudige Ereignis war ſo lebhaft, und die Vögel aller Gattungen im Zimmer pfiffen, zwitſcherten und krächzten zu dem Jubel der Kinder ſo laut, daß die armen Haſenwöchnerinnen gewiß darüber Kopfweh bekommen haben.

Das ſchönſte Stücklein aber vom Stuttgarter Theodor: wie er und der Emil geſchwind noch vor dem Eſſen auf die alte Burg laufen wollten, die doch faſt drei Stunden weit entfernt iſt, wie ſie aber verirrten und wieder verloren gingen, ſo daß die ganze Familie auszog, um ſie zu ſuchen, bis ſie am Ende von der Amme ſchlafend in einem Graben gefunden wurden, will ich aufs nächſte Mal aufſparen.

Der Mutter Geburtstag.

Im ſtillen Studierzimmer an einem der Fenſter, welches in den Garten hinausſieht, ſitzt der Vater und ſtudiert. Es iſt heute der 4. Juli, der Mutter Geburtstag, und morgen Sonntag. Gäſte werden erwartet; durch das offene Fenſter bringt Roſen- und Reſedenduft aus dem Garten ins Zimmer. Die Roſen ſtehen im ſchönſten Flor, auch hat die Schönheit des Sommers ihren Höhepunkt erreicht. Alle Vögel, Diſtelfinken, Meiſen und Zeiſige, pfeifen in dem Vogelzimmer zur ebenen Erde, daß man ſie oben hört. Alle dieſe aber übertönt ein Schwarzkopf, welcher hinten im Garten in der Nähe des Roſenhügels das Neſt mit Jungen hütet. Das Neſtchen mit den bald flüggen Kleinen iſt die Freude von Vater, Mutter und Kindern. Des Schwarzköpfchens melodiſches „Du Du“ macht Meiſen, Finken und Zeiſige ſchweigen, wie das Summen der

Fliegen übertönt wird vom ſchmetternden Schlagen eines Kanarienvogels im Zimmer. Die Gedanken zur morgigen Predigt fliegen dem Vater gleichſam zum Fenſter herein, im Blumenduft und Vogelſang. Wie glänzt alles draußen im Schmucke des Taues, nicht minder aber innerhalb des Zimmers, welches aufs lieblichſte geſchmückt iſt. Die ſchönſten Blumenguirlanden zieren die Vorhänge, die Bilder der Eltern und Großeltern und die Büſte Schillers, des Lieblingsdichters der Mutter. Eine geſchmückte Torte nebſt einem Teller voll Zuckermandeln, eingefaßt mit Roſenkränzen, ſtehen auf dem Tiſch. Auf den Mandeln liegt ein Gedicht von Wilhelm, das ſo ſchließt:

„Guſtchen meint, die Mandeln
Haben keinen Glanz;
Dafür, ſag' ich: ſtrahlt dir, liebe Mutter,
Doch der Roſenkranz.“

Kleine Arbeiten der Kinder liegen daneben, ſelbſt Emil hat mehrere Büſchelchen Zahnſtocher, ſehr zart geſchnitzelt, mit Roſabändchen umwickelt, ſeiner Hände Arbeit, hinzugethan, ſamt den erſten Schreibproben; Guſtchen einige Filethauben, Wilhelm, Meiſter ſchon in jeglicher Kunſt, eine große Pappſchachtel nebſt einem dicken Pack Seidenhaar, faſt ein Pfund, Ertrag der Haſenkultur, ein Präſent, das ihm beſonders anerkennungswert dünkte. Noch ſind die Kinder beim Lernen. Erſt wenn die Gäſte ankommen, wird das Zimmer geöffnet und die Mutter zugelaſſen.

Der Vater hat ſich nun zum Studieren eingeſchloſſen; durchs Schlüſſelloch ruft jetzt die Mutter: „Alter! ich gehe in den Garten!“ Sie wandelt mit ihrem Strickzeug zwiſchen den Blumenbeeten, ſieht hie und da lächelnd die Lücken ihres Blumenflors. Sie ſetzt ſich in der blühenden Jasminlaube, von der man den langen Gang hinunterſieht, mit den mannigfaltigſten Blumen rechts und links geſchmückt, im Hintergrunde das Roſenhügelchen mit der Hütte. So ein Stille- und Alleinſitzen in der belebten, voller Pracht ſtrahlenden Natur an einem für uns wichtigen Tage iſt ein Ruhepunkt, ein Stilleſtehen der Zeit. Lange ſitzt die Mutter, das Strickzeug im Schoße, und blickt ſinnend aus der Laube heraus in den morgenſchönen Garten. Mit dem Schlage neun Uhr hüpfen die Kinder herbei; überall im Hauſe haben ſie die Mutter geſucht und finden ſie endlich im Garten in der Laube mit Thränen in den Augen. „Warum weinſt du, liebe Mutter? Onkel und Tante kommen ja heute, und dein Geburtstag iſt!“ fragte der kleine Emil teilnehmend. In dieſem Augenblick hörte man ſchon das Rollen eines Wagens auf der Landſtraße. „Sie kommen, ſie kommen!“ rufen die Kinder, klatſchen in die Hände und ziehen die Mutter von ihrem Sitze auf. Vor der Hausthür ſehen ſie ſchon drüben über der Straße den blinden Hansjörg ſtehen. „Guten Morgen, Frau Pfarrerin!“ ruft er herüber, „ich glaube, der Herr Finanzrat kommen, den Wagen kenne ich am Raſſeln.“ Immer näher kommt das Gefährt, Onkel, Tante und Kinder ſteigen aus. Der Stuttgarter Theodor ruft noch vom Gefährt aus: „Nicht wahr, ich komme bald wieder, Hansjörg? Was macht Aettes Bock, deine Haſen, Wilhelm, und die Vögel?“ — „Alles nachher, lieber Theodor,“ entgegnete mit Ruhe der Vater, den das Wagengeraſſel aus dem Studierzimmer die Treppe heruntertrieb, die Gäſte zu empfangen, und der jetzt hilfreich am Wagen ſtand. Die Kinder ſtürmen voraus die Treppe hinan, ruhig folgen die Eltern.

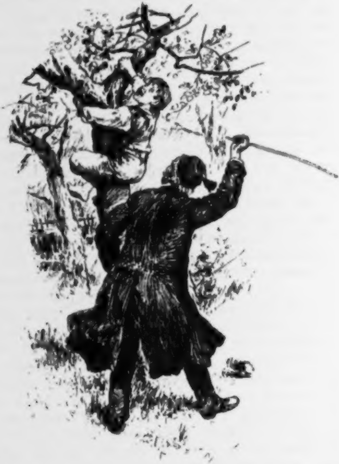
Wilhelm hatte des Vaters Zimmer geöffnet, hier im Feſtſaale des Tages wurden die Gäſte empfangen. Ein Oh! und Ach! aus aller Munde. Die Mutter war natürlich ſehr erſtaunt über die mannigfachen Geſchenke, zu welchen jetzt auch noch neue von Onkel und Tante hinzukamen. Am meiſten wurden Emils Zahnſtocher bewundert, wovon alsbald jedes aus der Geſellſchaft ſich einen aneignete, was Emil ſehr ſchmeichelte. Die Seidenhaare der Haſenkolonie freuten die liebe Mutter ganz beſonders, zumal, da jetzt im Sommer noch warme Strümpfe auf den Winter verfertigt werden konnten.

Das Feſtmahl wird unter allſeitiger Heiterkeit genoſſen, im kühlen Zimmer ſitzt mittags nach dem Kaffee die Geſellſchaft. Der Onkel von Stuttgart erzählt von den Feſtivitäten, welche man den königlichen Gäſten gegenwärtig veranſtalte; der liebe Vater von dem prächtigen Heuertrag und den glänzenden Ausſichten zur Ernte und von der Maſſe Kirſchen, welche heuer die Bäume tragen. Vater war auch ein Meiſter auf der Maultrommel; ein ſchmelzendes Adagio, welches wie Aeolsharfen durchs Zimmer ſchwebte, hielt die Geſellſchaft ganz ſtill, als ein Treppenheraufſtürzen und ein unartikuliertes Geſchrei aller Kinder, an ihrer Spitze der Theodor, dieſe feierliche Stille unterbrach. „Das Neſtchen iſt fort, das Neſtchen iſt fort!" ſchrieen alle zugleich. — „Das Neſtchen mit den jungen Schwarzköpfen?" — „Eben dieſes, und denke nur, Nettes Gottlieb hat ſie ausgenommen." — „Der böſe Bube," ſchrieen wieder alle Kinder durcheinander.

„Holt mir den Schlingel auf der Stelle!" ſagte Vater kurz und ſehr böſe. Unten an dem Baume, auf welchem die Schwarzköpfe brüteten, ſtand bald die ganze Geſellſchaft. Hier auf dieſer Stelle hatten die Eltern mit den Kindern die Tierchen oft belauſcht: wie das Männchen dem Weibchen durch die lieblichſten Töne das langweilige Geſchäft des Brütens verſüßte, wie die Jungen endlich ausſchlüpften, die Alten ſie fütterten; was war das für ein Schnäbeln und Zwitſchern geweſen!

Noch einige Tage und die Jungen wären ausgeflogen. Die ganze Familie war geſpannt auf dieſes Ereignis.

Jetzt lag das Neſtchen zerzauſt unter dem Baume; Wilhelm ſchleppte den Delinquenten herbei; Vater zog ihn mit einer Hand näher zum Baume, mit der andern hielt er etwas unter dem Rocke verborgen. „Hier alſo haſt du den armen Tierchen ihre Jungen genommen, du gottloſer Bube?" fragte der Vater. — „Ja," erwiderte dieſer zitternd. — „Wie haſt du es gemacht? Zeig mir, wie biſt du den Baum hinaufgeklettert?" Der Bube zitterte am ganzen Leibe, kletterte aber raſch zu, wie um Vaters Zorn zu beſchwichtigen. Noch war er zu erreichen, da zog der Vater ſchnell ein ſpaniſches Röhrchen unter dem Oberrock hervor und gerbte des Buben bockslederne Hoſen ſo derb durch, daß er ſein Leben lang gewiß daran dachte. „So, jetzt geh und denk an dieſe Züchtigung!“ fügte der



Vater mahnend hinzu. Heulend trottelt der Burſche ab. — Dunkle Wolken ziehen am Himmel auf, ein heftiger Sturm tobt in den Bäumen des Gartens, klagende Laute von den ihrer Jungen beraubten Vögeln tönen dazwiſchen. Onkel Finanzrat läßt ſchnell einſpannen, um vor dem Ausbruch des Gewitters die Stadt zu erreichen. — So ſchloß dieſer Tag, der wie ſo viele im Leben heiter begann und trübe zu Ende ging. Ueber den Verluſt der jungen Schwarzköpfe konnte ſich die Familie längere Zeit nicht tröſten; denn auch der Alten Geſang war ſeitdem verſtummt.

Der Kinder Puppenſtube.

Habt ihr auch ſchon der Kinder Puppenſtube geſehen? Heute iſt ein nebliger Tag, es läßt ſich nicht im Freien ſchwärmen, wir wollen dort einen Beſuch abſtatten. Die Schule iſt eingeſtellt wegen einer Lehrerkonferenz, weshalb die Kinder einen langen, langen freien Tag vor ſich haben. Morgens ſchon werden die Aufgaben verfertigt, Guſtchen hat ſich wieder hinter des Vaters Ofen geſetzt und hat mehr als ihre Aufgabe geſtrickt: ſchon um zehn Uhr ſind ſie frank und frei. Die Puppenſtube iſt nicht ein zierliches Haus, wie die meiſten Kinder heutzutage haben, mit Salon, Wohn- und Schlafzimmer, mit Fenſtern, Vorhängen und all den unzähligen Kleinigkeiten, deren ſie nie genug bekommen, und deren Beſitz ſie ungenügſam auf ihr ganzes Leben macht. Die Puppenſtube iſt ein alter Hühnerſtall; man geht die Hühnertreppe hinauf, die Thür iſt ſo erweitert, daß die Kinder auf den Knieen hineinrutſchen können. Drinnen ſieht es behaglich aus, etwas Dämmerung herrſcht vor, zumal bei dem dichten Nebel draußen; aber war man nur erſt ein Weilchen drinnen, da ſah man ſchon genug! Emil hatte in der Frühe hier geſcheuert und friſchen Sand geſtreut. Guſtchen erwartete heute nachmittag Frauen zum Kaffee; ſie war ſeit zehn Uhr mit Wilhelm auch im Hühnerſtall beſchäftigt und hatte gewirtſchaftet wie nur die Mutter, wenn ſie Beſuch erwartet. Es iſt mittags ein Uhr. Guſtchen rutſcht gerade durchs Thürchen hinein, Wilhelm ſteigt die Treppe hinauf, und Emil ruft unten: „Habe ich nicht den Boden ſchön gefegt?“ — „O! ſehr ſchön!“ ruft Luischen, im Zimmer angelangt. — Drinnen ſtand eine alte Kiſte, in welche die Hühner früher ihre Eier legten. Die Kinder hatten ſie umgeſtürzt und mit einem Tuch von der Mutter bedeckt, deſſen Franſen bis auf den Boden hingen. Sie rückten den Tiſch vor, ringsherum kamen ſechs runde Holzklötzchen, welche der Aette beſonders geſägt hatte, und die nett um den Tiſch ſtanden wie Höckerchen. Das Hauptſtück der ganzen Einrichtung iſt aber ein alter, abgängiger Nachttiſch; er liegt auf der Seite, iſt vorn offen und hat oben eine Wand. Alle Schönheiten und Raritäten, welche die Kinder beſitzen, ſind in demſelben aufgeſpeichert. Zur Zierde des ganzen Zimmers ſteht aber eine alte Lampe darauf. Nach und nach entdeckt man an der Wand des Gemachs einige ſchöne Gemälde, alle ſelbſt illuminiert und von Wilhelm angenagelt und aufgeklebt. Der beiden Knaben Armatur, Säbel und Flinten, hängen auch da, und die Puppen der Mädchen ſtehen und ſitzen an den Wänden umher. Viel Platz, ſich zu bewillkommnen, findet man nicht, deshalb iſt es am beſten, man ſetzt ſich gleich. Die Kinder ſitzen auch und erwarten die Beſuche. Bärbele und Kathrinchen kommen; Gottlieb iſt wegen ſeiner Unmanierlichkeit im Zimmer nicht wohl zu dulden, auch haben die Kinder das Neſtchenausnehmen nicht vergeſſen.

Jetzt kommt aber der Beſuch. Guſtchen ſtreckt eben den Kopf aus dem Thürchen. „Ei, das iſt recht ſchön, daß Sie kommen, Frau Schultheißin“ (es war aber nur das Bärbele); hinter dieſer kommt das Kathrinchen. „Ah, Frau Schulmeiſterin, Sie kommen auch, das iſt recht brav!“ Die Gäſte ſteigen die Treppe hinauf und kriechen ins Zimmer. Da ſitzt nun die kleine Geſellſchaft; Guſtchen holt aus der Etagere Taſſen, und Emil, der die Magd macht, kriecht ſchnell hinaus und das Treppchen hinunter und holt den Kaffee in der Küche über dem Hof drüben. Lieschen, die Magd, brummt immer etwas über die Kinderwirtſchaft; wenn aber Emil kommt und etwas begehrt, brummt ſie nicht und iſt ſehr freundlich. Sie gießt ihm ein wenig Cichorienbrühe in ein Näpfchen und Milch in ein anderes. Mit beiden Geſchirren kommt er gut die Treppe hinunter und über den Hof bis vor die Stiege des Hühnerſtalls. Guſtchen hat ihn ſchon hertrippeln hören und ſtreckt eben wieder das Näschen zur Thür hinaus. „Haſt du den Kaffee?“ — „O ja; aber ich kann ihn nicht mehr halten, er brennt mich ſo ſehr; bitte, komme doch ſchnell herunter!“ — „Stelle ihn nur auf den Boden!“ ſagte Guſtchen. Emil machte den Verſuch, ſich auf ein Knie niederzulaſſen, aber, o weh! in dieſem Augenblick wird's ihm zu heiß, Kaffee und Milch mit den Töpſchen liegen auf dem Boden. Ein Zetergeſchrei Emils und Guſtchens ruft die Eltern ans Fenſter, alle vier Kinderköpfe ſtrecken ſich oben durch das Hühnerloch und bedauern den guten Kaffee. „Diesmal aber warſt du doch recht dumm!“ ſchrie Guſtchen an den ganz verdutzten Emil hin. Die Mutter ruft aber oben zum Fenſter herunter: „Beruhigt euch und kommt doch aus eurem Ställchen heraus! ihr bekommt alle oben noch Kaffee.“ Eins ums andre kriecht jetzt heraus, klettert das Treppchen herunter, um oben im gemeinſamen Zimmer den Kaffee zu trinken. „Diesmal iſt doch Emil recht ungeſchickt geweſen,“ ſagt Wilhelm oben zum Vater. „Es war alles ſo ſchön arrangiert, wie du allemal ſagſt, und jetzt wirſt der dumme Geſelle den Kaffee hin und verdirbt uns ſo den ganzen Nachmittag.“

Noch gar manche Bilder aus dieſen lieblichen Erinnerungsblättern möchte ich geben: den abenteuerlichen Spaziergang der Pfarrfamilie in den Wald, wo eine Zigeunerbande lagerte, an deren gaſtlichem Feuer der Pfarrer und ſeine Frau ſich niederließen und ſogar von ihrer Abendmahlzeit koſteten, und wo ſie von der alten Zigeunermutter mit dem Segensſpruch entlaſſen wurden: „Iſt gut von dir geweſen, Pfarrer, daß du uns beſucht haſt, die Verachteten, Ausgeſtoßenen! Das Wetter wird in deinen Ort nicht ſchlagen, Kühe und Schafe werden Junge und Milch genug geben, deine Kinder werden groß und ſchön werden, und du und deine Frau werden alt und lebensſatt in die Grube fahren! Gut' Nacht." — Ich möchte gern den ſchönen Waldſpaziergang nacherzählen, den die Kinder mit der Amme machten, um Haſelnüſſe zu pflücken, wo ſie ein Fuchsloch entdeckten und die Amme ihnen ſchöne und grauſige Sagen erzählte; oder von der luſtigen Schlittenfahrt zur Faſtnachtszeit, wo eine freundliche Dorfwirtin die Kinder mit Faſtnachtsküchlein beglückte; von der Kirchweih, wo die Pfarrkinder, um den Backofen der Amme gelagert, die herrlichen Flammkuchen friſch von der Quelle ſchmauſen dürfen; oder von dem prachtvollen Luſtfeuer auf dem Kartoffelacker, bis eine Schilderung des herrlichen Weihnachtsfeſtes, des immer gleichen und doch ewig jungen und ſchönen, den Kreislauf des Jahres ſchließt.

Aber ich lebe immer noch der Hoffnung, dieſe friſchen und lebenswarmen Bilder, die auch einem Zeichner den reichſten Stoff geben würden, werden noch einmal der Kinderwelt als Bilderbuch gegeben — und ich will deshalb nicht das Beſte oben wegſchöpfen.

Die Blüte muß abfallen, um der Frucht Raum zu geben. Die goldenen Kindertage gingen vorüber. Der Abſchied von der Kindheit iſt vielleicht das traurigſte Scheiden des Lebens, und doch das ſchmerzloſeſte. Die meiſten ſehnen es herbei, und für die andern iſt der Uebergang ein ſo allmählicher, daß ſie ihn erſt fühlen, wenn er lange, lange vorüber iſt.

Der fröhliche Familienkreis im Pfarrhaus löſte ſich nach und nach; die Brüder kamen in auswärtige Koſtſchulen, Auguſte wurde zu weiterer Ausbildung in die Reſidenz geſandt.

Unter ſo einem Kurſus „Bildung“, den ein Landmädchen in der Reſidenz erhalten ſollte, wurde gar mancherlei verſtanden: Kleidermachen, Putzmachen, Kochen, Feinbügeln und Tanzen; wenn's hoch kam, auch Muſik, wo Talent vorhanden war, und von ſämtlichen Wiſſenſchaften höchſtens ein bißchen Franzöſiſch.

Wie Auguſte daheim den beſten und weſentlichſten Teil ihrer Bildung mehr der geiſtigen Lebensluft des Vaterhauſes verdankte als beſtimmtem Unterricht, ſo waren auch bei dem Reſidenzaufenthalt die vielen Lehrſtunden von minderer Bedeutung für ihre innere Entfaltung als der erweiterte Kreis der Familie, unter deſſen verſchiedenen Elementen ſie ſich frei und heiter bewegte, ohne juſt viel Politur anzunehmen.

In der Nähſchule war ſie der allgemeine Liebling; wie denn alt und jung ihre herzgewinnende Freundlichkeit rühmt, auch ſchon in den frühen Jahren, wo ſonſt die Jugend in unbewußtem Egoismus nur für ſich und für Jugendgeſpielen lebt.

Von allen Bildungselementen nahm ſie nur in ſich auf, was für ihre Eigentümlichkeit taugte; für Poeſie hatte ſie immer einen warmen, offenen Sinn, aber frei von aller Sentimentalität, und auch in der Zeit, wo man gar gern begeiſtert nachbetet, was eben an die große Glocke geſchlagen hat, hielt ſie ihr eigenes Urteil frei und unbefangen; die humoriſtiſche Ader des Vaters floß auch durch das warme, überwallende, junge Mädchenblut.

Ein Onkel nahm ſich ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung an und lehrte ſie Franzöſiſch. Sie hat ſich aber auf dieſem Gebiet keine Lorbeeren errungen; weder Talent noch Luſt für Sprachſtudien waren groß bei ihr, alle feſten, gegebenen Formen widerſtrebten ihrer freien Natur. Moden und Handarbeiten konnte ſie immerhin nach eigenem Geſchmack umformen, aber Sprachen — ach, die leidigen Deklinationen und Konjugationen fügen ſich keiner Individualität! Sie beſuchte pünktlich die Lektionen, arbeitete pflichtgetreu ihre Aufgaben um ſo lieber, als der Onkel eine geiſtig bedeutende, ihr imponierende Perſönlichkeit war; — aber als ſie eine Couſine fragte: „Machſt du auch progrès in deiner Stunde?“ antwortete ſie unſchuldig: „Nein, das läßt mich mein Onkel nicht machen.“ So iſt ſie denn bald wieder ganz und gar zur Mutterſprache zurückgekehrt, und ſo wie ſich ihr Leben geſtaltete, durften auch ſie und die Ihrigen den Mangel an Sprachkenntniſſen nicht beklagen.

Selbſt mit dem Deutſchen hat ſie's ſo genau nicht genommen. Die Kornblumen im Aehrenfeld, wie ein chevaleresker Dichter die Schreibfehler der Frauen nennt, fanden ſich in reichlicher Fülle in ihren ſchriftlichen Arbeiten; ihr raſcher und lebendiger Gedanke flog ſtets dem Wort voran. So ging ſie auf merkwürdige Weiſe mit der Orthographie um und behandelte und verwechſelte b und p, v und f, d und t ganz nach Belieben, ohne alle Rückſicht auf Sprachregeln.

Von der Reſidenz kehrte ſie wieder gern zur Heimat zurück mit einer Couſine, mit der ſie von da an bis zum Tode die herzlichſte Freundſchaft verband. Jetzt nahm ſich der Vater ernſtlich ihrer Studien an; er unterrichtete die Mädchen in Geſchichte, Geographie, und dieſer Unterricht, in des Vaters eigentümlicher, heiterer, friſcher Weiſe gegeben, fand denn auch leichten Eingang in ihren offenen Sinn und hat ihn geweckt für alles, was groß und bedeutſam iſt in Vergangenheit und Gegenwart.

Sie hat nie, wie andre junge Mädchen, die Leidenſchaft des Romanleſens gehabt; ſie konnte mit Wärme und Intereſſe ſich in ein Dichterwerk vertiefen, aber das ſchmachtende, ſchwärmeriſche Untergehen in dieſen erträumten Welten, das krankhafte Jagen von einer Unterhaltungslektüre zur andern blieb ihr fremd, auch noch ehe ein ernſter, ganz aufs Ewige gerichteter Sinn ſie von profaner Lektüre abwandte; ſie hatte früh gelernt, allein zu ſein mit ihren eigenen Gedanken und kam ſo nicht in die Gefahr, in einer fremden Phantaſiewelt unterzugehen.

Um ſo lebendiger war der Eindruck, den einzelne gute, oft geleſene Werke auf ſie machten; noch ſehr jung fand ſie einſt zufällig in einem Notenbuch Bürgers Ballade „des Pfarrers Tochter von Taubenheim“, die ſie auf ſo furchtbare Weiſe erſchütterte, daß ſie faſt krank davon wurde und ſich wochenlang nicht von dem Eindruck erholen konnte.

Die Herrlichkeiten der Welt: Bälle, große Geſellſchaften, hat ſie nur im Vorübergehen gekoſtet; jung und lebenswarm, wie ſie war, hat doch ihr Herz nie daran gehangen; von dieſer Seite her hat die Welt nie einen Halt an ihr gehabt. Ein ſtilles Morgenſtündchen im Garten, ein einſamer Gang oder ein fröhliches gemeinſames Hinausziehen in den ſchönen, grünen Wald, eine heitere Tafelrunde mit lieben Gäſten — das waren ihre liebſten Jugendfreuden; durch die gewöhnliche Gattung von Mädchenfreundſchaft mit ihrem nichtigen Geplauder, ihren kindiſchen Intereſſen ließ ſie ſich nie zerſplittern.

Jung iſt freilich ihr Herz auch geweſen und hat ſeine Träume und Ideale gehabt, Träume, von denen Uhland ſo ſchön ſagt:

Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein,
Und läßt vorübergehen
Den Wunſch zuſamt der Pein.

In welchem tieferen Gemüt iſt nicht einmal ein Vineta erträumten Glückes verſunken? Laßt ſie ruhen im Frieden!

Das geiſtige Leben im Pfarrhaus geſtaltete ſich immer reicher und lebendiger, je mehr durch die Kinder neue Elemente dazu kamen. Wunderſame Rätſel und Charaden wurden gedichtet, an denen ſich der Scharfſinn der Jugend erſchöpfte; gemeinſame Luſt- und Trauerſpiele verfaßt, zu denen jedes eine Scene lieferte; mit einer ſehr geliebten Schweſter des Pfarrers ging ein raſcher brieflicher Verkehr mit allerlei ſinnigen Rätſelaufgaben und Wortſpielen hin und her, und Auguſte verſtand am meiſten von allen Geſchwiſtern in des Vaters Art und Weiſe einzugehen.

Daneben aber ſorgte die gute Mutter, daß die Uebung häuslicher Fertigkeiten nicht verſäumt blieb. Der große Haushalt, die vielen Gäſte, die heranwachſenden Brüder gaben reichlichen Stoff zu Uebungen mit Kochlöffel und Nadel. Der Segen einer guten, feſten, häuslichen Erziehung hat ſich auch an ihr bewährt — nicht nur die Fertigkeit der Hand, auch der ſichere, richtige häusliche Takt, der Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit blieben eine feſte Grundlage bei ihr, neben all der freien, heiteren, oft genialen Weiſe, neben allen geiſtigen Intereſſen und Beſtrebungen, die ſie bewegten, und machten ſie zur guten Mutter ihrer Töchter, zur treuen, umſichtigen Hausfrau, ſelbſt als ihre fleißigen Hände ruhen mußten.

Das „Jungfer“ Guſtele war das Licht und die Blume des Dorfes, ein heller Sonnenſtrahl in den Hütten der Armen und in den Häuſern der Wohlhabenden, überall willkommen und geliebt in ihrer natürlichen, herzlichen Freundlichkeit, die rechte Hand der Eltern im Geben und Wohlthun. Sie war eine liebliche, anmutige Erſcheinung, ſo jugendlich und morgenfriſch mit den klaren, himmelblauen Augen, der blühenden Geſichtsfarbe, über deren reine Weiße Sonne und Luft keine Macht hatten, und den wunderſchönen langen, ſeidenweichen Haaren von glänzendem Lichtbraun, die ich nie in ſolcher Fülle und Schönheit geſehen habe. Sie wallten wie ein Mantel um ſie faſt bis zur Erde, wenn ſie aufgelöſt waren. Leid und Zeit haben dieſe ſchönen Flechten nicht geraubt und nicht gebleicht, nur dunkler iſt ihre Farbe geworden.

Einige Stunden von Auguſtens Heimatort entfernt, in dem Dorfe B., lebte als Pfarrherr ein Schwager ihres Vaters, wie dieſer ein gar heiterer, humoriſtiſcher Mann, und Auguſte war ein gern geſehener Gaſt in dem Pfarrhaus, wo ein junges Mädchen faſt gleichen Alters war. Auch lebte dort eine ältere unverheiratete Tante, eine der liebenswürdigen alten Jungfern, heiter, geſcheit, unverbittert, mit warmem Herzen, wie ſie oft zu Lieblingen und Vertrauten junger Mädchen werden. Mit der Tante plaudert man ſo manches, was man nicht den Mut hat, der Mutter zu ſagen.

Auguſte, nun achtzehn Jahre alt, war eben als Gaſt im Pfarrhaus, als mit andern jungen Leuten auch ein Repetent von Tübingen da war. An den Verkehr mit jungen Männern gewöhnt, blieb ſie auch dem Fremden gegenüber ganz und gar in ihrer unbefangenen Weiſe und ahnte nicht, wie ſehr eben dieſe ihn bezauberte; wie der ſonſt ſo ernſte junge Mann mit ſtillem Entzücken den Volksweiſen lauſchte, für die ihre liebliche Stimme wie geſchaffen war, und wie der Herr Repetent erſtaunlich gefällig gegen den Onkel wurde und ihm eine Predigt um die andre abnahm.

Ob ſie wirklich ſo ganz und gar nichts geahnt? ob überhaupt ein Mädchen, wie jung und unbefangen ſie auch ſein mag, je ganz blind bleibt für den Eindruck, den ſie auf einen Mann macht? — ich will es nicht entſcheiden; vielleicht war es doch nicht ganz zufällig, daß in den nächſten Tagen bei einer vertraulichen Beſprechung mit der Tante die Rede auf Verlieben, Verloben, Heiraten und dergleichen anziehende Materien kam. „Ach, wie käme ich in Verlegenheit!“ ſagte das junge Guſtele, „ſag' nur, Tante, was ſagt man denn, wenn ein Mann um einen anhält, in den man nicht gerade verliebt iſt, und den man doch auch nicht gern ganz fortſchicken möchte?“ — „Je nun,“ meinte die erfahrene Tante, „da ſagt man eben, man achte und ſchätze ihn, aber man könne ſich nach ſo kurzer Bekanntſchaft noch nicht entſchließen.“

Nach einigen Tagen, an einem Sonntag, kam der Repetent wieder, und diesmal ſeine Eltern mit ihm, und er hielt eine ſehr ſchöne und feurige Predigt über die chriſtliche Liebe, daß die Bauernweiber von B. die hellen Thränen vergoſſen. Am Nachmittag aber gelang es ihm, Auguſte allein zu treffen, und das arme Kind mußte wirklich die große Lebensfrage: willſt du mein ſein? aus ſeinem Munde hören. Alle ihre ſonſtige Unbefangenheit ging unter in dem natürlichen mädchenhaften Bangen bei dieſem großen Wendepunkt; es fiel ihr auch gar nichts ein, was ſie ſagen konnte, als das Sprüchlein der Tante vom Achten und Schätzen. Der Freier aber, der mehr wünſchte als nur eine Hoffnung, drang inniger in ſie. „Ach ſehen Sie, Herr Repetent,“ ſagte ſie, „ich kann unmöglich mehr ſagen, ich habe ſeither alle Menſchen gern gehabt . . .“ — „Mich auch?“ fragte ſein Vater, der von ganzem Herzen die liebliche Braut für ſeinen Sohn wünſchte, und der unvermerkt herzugetreten war. — „Freilich, Sie auch, Herr Special,“ ſagte ſie mit all ihrer wiedergekehrten kindlichen Unbefangenheit, und ſo unbeſchreiblich reizend erſchien ſie in dieſem Augenblick dem kühnen Werber, daß er ſie ohne weiteres auf die friſchen Lippen küßte.

„Das war doch ſchrecklich von ihm!“ meinte ſie nachher; „denn natürlich, nachdem er mich einmal geküßt hatte, mußte ich doch ja ſagen.“ Der Meinung waren auch die Eltern, die wohl wußten, in welche gute und treue Hand ſie ihr Kind gaben. Und ſie hat es nicht bereut, daß ſie ſich ſo überraſchen ließ; jener Kuß hat einen Bund beſiegelt, der wohl durch ſchwere Leiden geprüft und bewährt wurde, deſſen Segen aber auch noch über die Grenzen dieſes Lebens hinüberreicht in das Land der Verheißung.

Faſt möchte man beklagen, daß ein ſo lieblicher Mädchenfrühling ſo früh ſchon dem Stande ſommerlicher Reife zugehen ſollte; denn wie ſchön, wie reich und wie beglückend auch der Brautſtand ſein mag — der träumeriſche, unbewußte Reiz des Mädchenlebens iſt es nicht mehr. Auguſte ſelbſt aber verſicherte mich ſpäter oft: „Glaub' nur, es war mein größtes Glück, daß ich mich ſo jung verlobt! mein Weſen war viel zu lebhaft und zu erregbar, ich wäre in hundert Dummheiten gekommen."

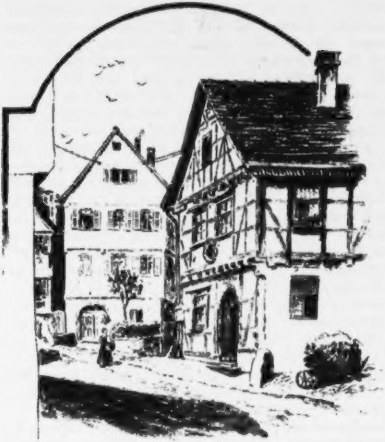
Der glückliche Bräutigam verſtand und erfaßte auch mit voller Seele die Aufgabe, welche ſo große Jugend der Braut dem Manne auflegt, dem ſie ſich zu eigen gegeben. Die reichliche Korreſpondenz, die während des zweijährigen Brautſtandes geführt wurde, enthielt nicht ein bloßes Liebesgekoſe, er ſuchte nach jeder Seite hin bildend und belebend auf ihre junge Seele zu wirken und ihren geiſtigen Geſichtskreis zu erweitern. Mit all ihrer Lebendigkeit ging ſie auf ſeine Idee ein und brachte ihr eigentümlich reiches Leben in jede anſcheinend trockene Aufgabe. Eine Schilderung des Mittelalters, die der Bräutigam von ihr wünſchte, kleidete ſie in einen Brief, den ſie als Ritterfräulein (das natürlich in einem Kloſter ſchreiben gelernt hatte) an den „ehrenveſten Ritter, ihr trautes Lieb", ſchrieb, und in welchem ſie Perſonen und Begebenheiten aus ihrer nächſten Umgebung auf die anmutigſte Weiſe in das Gewand des Mittelalters kleidete. Daneben arbeitete ſie gar emſig an der Ausſteuer, und ich verſichere meine jungen Leſerinnen, ſo jung ſie ſich verlobt und ſo viel und mannigfaltig ihre Beſchäftigungen waren, ſie verſtand fein Weißnähen, das Zeichnen des Weißzeugs und Strümpfe mit Maſchen zu ſtopfen ſo gut, wie ich es ſelten gefunden.

Daneben war ſie ein gehorſames Töchterlein, die ſich des

Vaters Willen fügte, auch da, wo ſie ihre bräutliche Selbſtändigkeit hätte wahren dürfen. Nach ſeinen älteren Begriffen von der Würde und Sitte des bräutlichen Verhältniſſes verlangte der Vater, daß ſich das Brautpaar Sie nennen müſſe; auch ſchrieb er vor, daß ſie zur Anrede an den Geliebten jederzeit in ihren Briefen „Teurer Freund“ ſetzen ſolle. Das wurde ihr mit der Zeit doch zu ſteif und ſie bat, ihn mit ſeinem Familiennamen „Lieber Eiſenlohr“ anreden zu dürfen; auch das wurde gnädig geſtattet. Zuletzt aber verſtieg ſie ſich noch höher und bat um „Lieber Theodor“ und das vertrauliche Du bei der Anrede; das hielt ſchon ſehr ſchwer, ging aber am Ende doch auch noch ſiegreich durch.

Im Herbſt des Jahres 1833 zog das junge glückliche Ehepaar in Marbach, der Geburtsſtadt Schillers, als ſeiner neuen Heimat ein. Die junge Frau hatte beim erſten Beſuch alle Herzen gewonnen, ſie gab ſich ſo ganz einfach, herzlich und natürlich, jedem dünkte ſie gerade recht; die Höchſtgebildeten fühlten ſich ihr nicht überlegen, die Einfachſten nicht untergeordnet; durchaus liebenswürdig und anſpruchslos, war ſie überall an ihrem Platze, und alles war bemüht, ihre Zuneigung zu gewinnen.

Wie es die löbliche ſchwäbiſche Sitte mit ſich bringt, wurde die Frau Diakonus der Reihe nach in jedes Honoratiorenhaus eingeladen, und es koſtet bei einem ſolchen Cyklus kein geringes Studium, immer wieder mit neuer Bewirtung aufzutreten. Wenn die Frau Speciälin Butterkuchen zum Eintunken hatte, die Frau Apothekerin Hefenkranz und die Frau Oberamtmännin Gugelhopfen — was blieb dann noch der Frau Oberamtsärztin übrig? In Kuchen gibt es ſchon größere Mannigfaltigkeit; da hat jede Frau ihr eigenes Bravourſtück, das ihr am beſten gerät und das ſie am liebſten macht. — Man mag über dieſe Viſiten denken wie man will, ſie ſind nun einmal Landesſitte und ſind der Hauptſchlüſſel, der zuerſt alle Thüren geſelligen Umgangs



aufſchließt, damit man ſich ſo allmählich ſeine Lieblingsſtübchen ausſuchen kann.

Auch Auguſte fügte ſich der Sitte und ließ ſich geduldig von Haus zu Haus einladen; wohin ſie kam, brachte ſie ein neues Element mit. Dieſe durchſichtige Klarheit, dieſe rückhaltloſe Offenheit, gemildert durch die Sanftmut eines liebevollen Herzens bei all der lieblich blühenden Jugend, war eine neue, faſt unerhörte Erſcheinung in den kleinen Kreiſen. Sie ließ ſich ihre Guitarre bringen und ſang mit ihrer ſüßen, anmutigen

Stimme unſre ſchönen Volkslieder; ſie half den Kindern zu fröhlichen Faſtnachtsſcherzen; ſie gab den jungen Mädchen guten Rat zu Balltoiletten, ließ ſich von den Frauen belehren über Haushaltungsgegenſtände und konnte recht geſetzt und ſachverſtändig mit ihnen plaudern über den vortrefflichen Flachs, den ihr Heimatsdorf erzeugt, über Handgeſpinſt und ſolches vom Spinnrad, über die beſten Spinnerinnen und die redlichſten Weber.

An geiſtigem Leben und an Reichtum des Gemüts einem großen Teil ihrer Umgebung überlegen, kannte ſie doch keine Art von geiſtiger Ariſtokratie und gab ſich jedem mit natürlicher Freundlichkeit hin.

Viſiten, Kaſinos, alles was zur Geſelligkeit kleinerer Städte gehört, waren übrigens nicht eben nach ihrem Sinne; es wurde ihr gar nicht ſchwer, nach dem Wunſch ihres Gatten ſich allmählich, ohne irgendwie zu verletzen, von all den größeren Anſtalten loszumachen und ſich auf einen kleinen Kreis gewählter Freunde zu beſchränken.

Ihr eigen Haus war ja die liebſte und ſonnigſte Heimat, belebt durch liebe Beſuche von Eltern, von Geſchwiſtern und Verwandten, beſonders den Eltern ihres Gatten, die in der Nähe waren, und an denen ſie, namentlich an der Mutter, mit kindlicher Innigkeit hing.

In den Verkehr mit dem Volke, ſeine richtige Beurteilung, die herzliche Teilnahme an Freud und Leid auch der Geringſten, war ſie von Kind an hineingewachſen, und verfiel ſo nie in den herablaſſenden, mitleidig wohlwollenden Ton, mit dem oft junge Pfarrfrauen beim beſten Willen die Leute mehr ärgern als erfreuen. Freilich begegnete ihr's, als eine Bürgersfrau in den erſten Tagen ein Küchengrüßlein brachte, daß ſie die Flaſchen verwechſelte und ihr ſtatt Wein ein Glas Eſſig vorſetzte. Ein Glück war's, daß ſie ihr ein Stück Biskuit, noch einen Reſt von der Hochzeit her, dazu gab; denn in pflichtſchuldigem Reſpekt vor der Frau Helferin tunkte das gute Weib den Eſſig rein aus und ließ kein Tröpflein übrig. Es war großer Jammer im Helferhaus, als der Irrtum nachher entdeckt wurde; die Frau ward durch eine ganze Flaſche guten Wein reichlich entſchädigt.

Ich war damals eben ſechzehn Jahre alt, ſeit kurzem zurückgekehrt von den Mädchenſtudien in Stuttgart, und betrachtete die junge Frau nur aus einer gewiſſen Ferne mit ſtiller Liebe und Zuneigung. So gering der Unterſchied unſrer Jahre, ſo jung und friſch ihr Weſen war, ſo ſchien mir doch der Abſtand von einer Frau und einem Mädchen gar zu groß. Ein Austauſch von Stickmuſtern führte uns allmählich näher, und endlich, gegen Weihnachten, als ich gern für die kleine Pflegeſchweſter Puppen gekleidet hätte und nicht gut damit zu ſtande kam, da ich die edle Kunſt in meiner eigenen Kindheit wenig geübt hatte, bot mir Auguſte ſehr freundlich ihre Hilfe an; ſie war ſelbſt noch Kindskopf genug, um recht mit Luſt ſich dieſer geſchäftigen Spielerei zu widmen. Hocherfreut zog ich mit dem ganzen Quark von Puppen und bunten Fleckchen zu ihr; wir ſchneiderten und ſchuſterten, ſchufen ganze Puppenfamilien, plauderten dabei ein gut Stück miteinander und fanden bald, daß wir zuſammen gehörten. In der Abenddämmerung an der Klavierecke kam's endlich einmal zu einer förmlichen Erklärung, daß wir uns beide herzlich lieb haben, und glücklich, o wie glücklich, zog ich mit dieſem unendlichen Gewinn nach Hauſe.

Ich konnte noch nicht wiſſen, wie reich und ſegensvoll dieſe Freundſchaft für mich werden ſollte, aber ſchon in ihrem Beginn war ſie glück- und freudebringend für mich — einer der hellſten Punkte eines heiteren Jugendlebens.

Selten wird wohl eine Frau, glücklich und zärtlich, wie ſie war, noch in der erſten Fülle des jungen Eheglücks viel für eine Freundin ſein können; aber ihr Herz war reicher als gewöhnliche Herzen, und ihr Gatte wurde ſicher nicht verkürzt durch alles, was ſie der Freundin gab. Für ein junges Mädchen hatte der Einblick in den ungetrübten Himmel ehelichen Glücks, auf dem noch der anmutige Duft der Flitterwochen lag, einen beſonderen Reiz.

Ich weile gern bei dieſen Tagen, die auch in ihrem Leben die von außen ungetrübteſten waren; es war ſo ſchön, wenn wir Spaziergänge und Entdeckungsreiſen auf den freundlichen Hügeln um die gute alte Stadt her, an den ſchönen, ſchattigen Ufern des Neckars machten; fröhliche Pilgerfahrten bei Tag und ſogar in mondhellen Nächten an den immer gaſtlich offenen Herd des „freundlichen Pfarrhauſes“; es war ſo ergötzlich, als wir von einem Regen überfallen wie gebadete Mäuſe nach Haus kamen, wo ich mich gänzlich in die Frau Helferin umwandeln mußte. Wie harmlos und freundlich waren ſelbſt die kleinen Gewitterſchauer, die auch der glücklichſten Ehe nicht erſpart bleiben!

So hatte einmal der Mann Tag für Tag den Wunſch ausgeſprochen: „Fraule, ich ſollte neue Pantoffeln haben.“ — „Ganz recht, Alterle!“ ſagte das Fraule, machte aber, wie es ſchien, nicht die mindeſte Anſtalt, für das Verlangte zu ſorgen. Die Geduld des Mannes war wirklich groß; endlich aber brach ſie, als nach Wochen eben immer noch die alten zerriſſenen Pantoffeln daſtanden. „Frau,“ ſagte er nun im Tone tiefgekränkter Würde, „wenn du auch nicht einmal dieſe kleine Aufmerkſamkeit für mich haſt, ſo muß ich mir ſelbſt verſchaffen, was ich brauche,“ und ſtürmend und ſchmollend zog er in ſeine Studierſtube ab.

Gerade heute aber waren die neuen Pantoffeln fertig geworden, die Auguſte insgeheim für ihn geſtickt und nur zum Geburtstag hatte aufheben wollen; ganz hübſche Pantoffeln, königsblau mit ſchwarz kariert, gerade wie das Muſter ſeines Schlafrocks. Sie ſtellte ſie fein ſacht an das gewöhnliche Plätzchen am Ofen und wartete mit leiſer Ungeduld, bis der ſchmollende Löwe ſich aus ſeiner Höhle herabbegeben werde.

Und er kam allmählich; gar zu lange konnte er's in der Einſamkeit doch nicht aushalten; er kam als leo magnanimus mit der großmütigen Abſicht, noch einmal zu vergeben gegen das Verſprechen der Beſſerung. Siehe, da ſtanden die Schuhe, die redenden Zeugen, daß ſie ſeinen Wunſch nicht vergeſſen,

daß ſie all die Zeit her ſich für ihn beſchäftigt hatte! Da ward der großmütig Verzeihende ſelbſt zum Bittenden, und der kleine Sturm löſte ſich in einen Frühlingsſchauer doppelter Liebe und Zärtlichkeit auf. — O, wie kurz war es dieſer Liebe vergönnt, ſich in ungetrübtem Morgenſchein, in ſolch leichtem Sonnenregen zu wiegen! Bald, gar bald ſollte ſie ſich bewähren als die Liebe, von der Auguſte in „Aennchen von Tharau“ ſo lieblich ſang:

Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt:
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Los.

Es kam eine ſchöne Zeit der Schillerbegeiſterung; wir Bewohner ſeiner Geburtsſtadt glaubten das Recht zu haben, das Denkmal des Dichters für dieſe zu gewinnen und ergriffen die Idee mit voller Begeiſterung. Wir ſchrieben Briefe an alle Welt, machten Gedichte, die wir nicht wagten drucken zu laſſen, und ſuchten Himmel und Erde zu bewegen für das Intereſſe der Geburtsſtadt.

Und als uns nicht der Sieg, aber doch ein ehrenvoller Rückzug zu teil wurde, die Mittel, wenigſtens einen Hain anzulegen, der dereinſt das Denkmal des Dichters ſollte aufnehmen können; als ein ſchön gelegenes Stückchen rauhes Heideland, „das Schelmengrüble“ genannt, zur Schillerhöhe umgeſchafft wurde, da luſtwandelten wir Tag für Tag unter den fleißigen Arbeitern, lobten und ermunterten ſie und erquickten ſie mit Wein.

Auch einen Liederkranz natürlich hatte die kleine Stadt, die Jugendheimat eines Dichterkönigs, und der Liederkranz wünſchte ſehnlich mit einer Fahne wie andre Genoſſen aufziehen zu können. Da verſtanden wir beide uns zur Ausführung des Kunſtwerks: auf meinen Anteil fiel die Lyra auf blauem Grund in Lorbeerzweigen, Auguſte war beſonders geſchickt in Plattſtickerei; die mehr freie und ſchaffende Art dieſer Arbeit, wo nur der äußere Umriß gegeben und Ausführung und Farbenwahl frei iſt, taugte am beſten für ihre lebendige, zwangloſe Weiſe. Nie konnte ſie ſich zu dem zahmen, mechaniſchen Nachbilden ganz vorgezeichneter Muſter bequemen. Sie hatte zu allen weiblichen Handarbeiten Geſchick, aber ſelten die Geduld; in der Regel fing ſie etwas nach dem Muſter an, geriet aber alsbald ins Phantaſieren und führte es gänzlich nach eigenem Geſchmack aus. Es fiel dann meiſt hübſch aus, wenn es zuerſt auch noch ſo unverſprechend ausſah.

An der Fahne alſo hatte ſie die Hauptpartie übernommen: einen bunten Kranz auf weißer Seide, deſſen Blumen in ihren Anfangsbuchſtaben den Namen der Stadt bildeten.

Das Kunſtwerk gelang vollkommen und die Fahnenweihe wurde mit einem gloriöſen Feſt begangen. Ein dichtendes Mitglied des Liederkranzes beſang die Fahne, wobei unter anderm der Kranz folgendermaßen geſchildert iſt:

Und des Blumenkranzes Teile
Reden ſinnreich ohne Wort,
Sieben Blumen ſchön bezeichnen
Sinnig Schillers Heimatort:

Maienblume und Aurikel,
Roſen, Buchs, des Kranzes Mittel,
Aſter, Crocus, Hyacinth
Schließen hübſch des Kranzes End'.

Dieſes, mindeſtens 8—10 ſolcher Strophen lange Gedicht wurde von dem Liederkranz vor jedem Hauſe der Spenderinnen abgeſungen. Abends wurde das Feſt im Saale des Hirſchwirts mit einer Feier beſchloſſen; dasſelbe Gedicht ward nochmals geſungen, ſodann unter der aufgepflanzten Fahne von einem jungen Lehrer äſthetiſcher Richtung abermals deklamiert, bis mit verſchiedenen zuerſt beſonderen und dann allgemeinen Hochrufen die erhebende Feier ſchloß.

Die Schlußſtrophe des Gedichts lautete:

Führen auch des Schickſals Gleiſe
Uns einſt fort vom Sängerkreiſe,
Leben uns die Namen doch,
Eiſenlohr und Rooſchüz*) hoch.

Da uns nun das Gedicht etwa viermal vorgeſungen und einmal vordeklamiert wurde, ſo prägte ſich natürlich dieſer ſchöne Schluß tief in unſer Gedächtnis ein und erinnerte uns immer auf ergötzliche Weiſe an unſre Verdienſte.

---

*) Der Mädchenname der Verfaſſerin.

Wir ſind aber nicht immer in Lachen und Scherz beiſammen geweſen, wir haben viel ernſte und erhebende Stunden zuſammen verlebt: ſtille Dämmerſtunden, wo ich mein eigenes Lauſcheckchen am Klavier hatte, wo ſie mit ihrer ſüßen Stimme meine Lieblingslieder ſang und ich meinen jungen Träumen und Thränen freien Lauf ließ. Dies geſtaltloſe Träumen, die ſüße unbeſtimmte Wehmut junger Herzen fand aber wenig Sympathie bei ihr. So warm ſie die Poeſie des Herzens zu wahren wußte — ſie wollte wahr und klar ſehen und lachte gutmütig zu dem Weltſchmerz ſchwärmeriſcher Gemüter, die ſo oft mehr unverſtändig als unverſtanden ſind.

Aber frühe, ſo lange ſie denken konnte, hatte ſich ihr Geiſt dem Ewigen, dem Ueberſinnlichen zugewandt, und an manchem ſtillen Abend, wo wir im Dunkel zuſammenſaßen, tauſchten wir unſre Gedanken aus über Zeit und Ewigkeit, über die heiligen Geheimniſſe der Zukunft. Ihre Gedanken ſchweiften damals gar frei und weit; ſie baute ſich gern eigene, luftige Syſteme, während mir immer Bedürfnis war, das Wort, das uns gegeben, mir im Glauben eigen zu machen; in vielem aber waren wir einig, und ſchon das gemeinſame Suchen iſt ja ein Segen.

Zum tiefſten Ernſt kam freilich auch oft wieder der Scherz, und wenn uns der Weg zum Himmel manchmal ſo hoch und ſchwer ſchien; wenn wir erwogen, welche ernſte Verleugnung, welches tiefe Erkennen dazu gehöre, um im Glauben das Ewige zu ergreifen, da kam uns oft, gar oft das Bedenken: ja, was fängt man aber drüben einmal mit den Gaſſenleuten an? Unter den „Gaſſenleuten" verſtanden wir nicht ſowohl die Armen und Geringen, als die Menge, wie ſie ſich von außen anſieht, die uns ſo ſtumpf und gedankenlos hinzuleben ſchien. — Sie lächelte ſpäter oft über unſern damaligen, dünkelhaften Irrtum; ſie, die gute Seele mit ihrem reichen und warmen Herzen hat verſtehen lernen, beſſer, viel beſſer noch als ich, was man mit den Gaſſenleuten anfängt; wie der Herr gerade unter den geiſtlich Armen ſeine verborgene Gemeine hat, und wie die demütige, herzliche, ſuchende Liebe da Seelen gewinnt, wo der geiſtliche

Hochmut ſich vornehm abwendet mit dem Gedanken: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieſer einer.

Eine der erſten Prüfungen des jungen Eheſtandes war die monatelange Krankheit der Dienerin, die immer wieder aufs neue, immer heftiger in immer andern Geſtalten auftrat, und indem ſie die arme Perſon launiſch und empfindlich machte, die Geduld der Herrſchaft aufs äußerſte prüfte. Auguſte bewährte dieſe Geduld in reichem Maße, ſie ſelbſt verſah die meiſten Arbeiten des Mädchens, pflegte ſie unermüdet mit eigener Hand, brachte mit der vollen Zuſtimmung des Gatten auch jedes pekuniäre Opfer, das die lange Krankheit forderte, und willigte erſt auf des Mädchens eigenen Wunſch ein, ſie zu entlaſſen. Wie hier, ſo führte ſie immer, im Verhältnis zu den Dienſtboten, ihr Herz den beſten Weg, den andre mit mühſeliger Ueberlegung und vernünftigen Grundſätzen nicht finden. Sie konnte vielleicht in den erſten Zeiten langer Kränklichkeit heftig und ungeduldig gegen ihre Leute werden, vielleicht auch augenblicklich ungerecht in der Beurteilung; aber ſie hatte ein Herz, ein wahrhaftiges und warmes Herz für ſie, ein wirkliches Verſtändnis ihrer Lage, ein lebendiges Eingehen in ihre Freuden und Leiden, eine mütterliche Wärme im Ermahnen — nie und nirgends ein innerliches Erheben über ſie. Sie iſt geärgert und getäuſcht worden wie vielleicht alle Frauen, aber Liebe hat ſie gefunden wie wenige.

Es kam der Gipfelpunkt ihres irdiſchen Glücks: die erſte Mutterfreude. Als ich ſie leiſe, leiſe, nur mit einem Blick und Händedruck begrüßte nach der Nacht, die ein Töchterlein gebracht, als ſie bleich und erſchöpft und doch aufgelöſt im Gefühle des Dankes und Glücks dalag, das Kindlein neben ſich — da habe ich meine erſten Freudenthränen geweint. Es fielen auch bittere Tropfen in dieſen Freudenbecher: nach vielen peinlichen, ſtandhaft ertragenen Schmerzen mußte die junge Mutter dem Glück entſagen, ihr Kind ſelbſt zu ſtillen; ein langes ſchmerzhaftes Leiden an der Bruſt folgte, das vielleicht ſchon begann, ihre zarte Natur zu untergraben.

Aber das Leiden ging vorüber und das Kindlein gedieh wie ein junges Röslein, ein fröhliches, kräftiges Kind. Mir war, mit dem Egoismus der Jugend, vorher oft bang geweſen, daß ein liebes Kind die Freundin zurückdrängen müſſe, daß die Sorge und Pflege des kleinen Geſchöpfes unſre gemütlichen Plauderſtündchen verkürzen werde. Da blieb kein beſſeres Mittel als das des Don Karlos:

Und ich beſchloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mir's an Mut gebrach, dir gleich zu ſein.

Ich hatte die kleine Marie ſo von Herzen lieb und konnte nun das Glück der Eltern teilen; wie lieblich war's, dieſe erſte Entfaltung zu belauſchen, das erſte bewußte Lächeln, das allmähliche Erkennen!

Ich durfte mit den Eltern und der Kleinen den erſten Beſuch in Auguſtens Elternhaus machen, das mir lange ſchon als ein wahres Eldorado vorgeſchwebt hatte, und es war eine ſchöne, freundliche Zeit in dem poeſiereichen Pfarrhaus. Ein heiterer Austauſch von neckiſchen Liedern und Charaden begann mit dem immergrünen Pfarrherrn; manchmal pilgerte ich in der lichten Morgenfrühe durch das herrliche Thal hinüber nach Nürtingen zu meiner alten Großmutter, oder wir nahmen das Kind im Wägelchen mit, hinaus auf die Wieſe oder in den Wald. Es ſah ſo wunderbar drein mit den großen braunen Augen; wir erkannten noch nicht in dieſem ernſten, geiſtigen Kinderblick das geheimnisvolle Siegel, mit dem es frühe ſchon zum Eigentum des Himmels geweiht war, und kehrten fröhlich mit dem noch geſunden Kind wieder nach Hauſe.

Es gibt nichts Schöneres als den Beſuch einer Frau mit den eigenen Kindern in ihrem Vaterhauſe. Die geſetzlichen Schranken des Gehorſams, der Kindespflicht ſind aufgehoben, weil die freie, bewußte, dankbare Kindesliebe ihrer nicht mehr bedarf. Wie ſüß iſt's zu ruhen von den erſten Mutterſorgen und Aengſten und ſie alle auf die gute Großmama zu werfen, die noch glücklich iſt in all der Mühe und Laſt, welche ſie über ſich nimmt! Ein ſüßes, ſüßes Ruhen im Vaterhauſe als Kind und Mutter zugleich! Glücklich, wem es lange vergönnt iſt.

Wenn ſich Auguſte auch, ſeit ſie das Kindlein zu pflegen hatte, noch mehr auf das eigene Haus beſchränkte, ſo blieb ſie darum doch von allen geliebt und allen zugänglich; ihr warmes Herz, ihre lebensvolle, feurige Natur konnte oft dem Kopfe voraneilen, und ſo war ſie manchmal gar raſch und voreilig in ihren Zuneigungen, und wie ſonſt Mädchen den Gegenſtand ihrer erſten Liebe, ſo konnte ſie die Gegenſtände ihrer raſchen Freundſchaften mit allerlei idealen Vorzügen eigener Fabrik ausſchmücken. Mir hat dieſe Beweglichkeit ihres Herzens bei aller Treue im Grunde früher viel Herzweh gemacht, ehe ich ſie recht verſtanden. Sie blieb freilich gleich liebevoll gegen mich, aber ich war ihr nicht gleich notwendig; manchmal mußte ich lächeln, manchmal that mir's weh, wenn ich ſie ſo im Feuer einer neuen Freundſchaft fand mit ſolchen, die ihrer nicht wert waren und gar nicht im ſtande, ſie zu verſtehen. Dann zog ich mich wohl ſachte ein wenig zurück mit dem ſtillen Troſte: „Ehrlich währt am längſten.“ Und ehrlich hat am längſten gewährt! Wir haben uns immer wieder zuſammengefunden und ſind eins geblieben bis zum Ende.

Und nur in der Liebe iſt ſie voreilig geweſen, nie im Haß oder Widerwillen — ſie hatte, wie alle lebhaften Naturen, ihre Sympathien und Antipathien, namentlich eine eingeborene Abneigung gegen alles Philiſterhafte und Langweilige, aber ich kann mich nicht eines harten oder ungerechten Urteils von ihr entſinnen. Und wenn ſie auch unüberlegt geliebt hat — wer kann wiſſen, wieviel dieſe überſtrömende Güte, die wie Gottes Sonne ſich oft ausgoß über Gerechte und Ungerechte, wieviel dieſer leichte Glaube an fremden Wert doch Gutes gewirkt hat? Der Inſtinkt eines guten Herzens greift ſelten ganz fehl, und der ihrige hat wohl oft höhere Funken geweckt in Gemütern, die mit der Liebe und Achtung andrer auch die Selbſtachtung verloren hatten. Auch wo ſolche raſche Freundſchaft keine bleibende ſein konnte, weil ſie nicht auf innerem Einklang beruhte, iſt ſie doch wohlthuend und ſegnend vorübergegangen wie ein warmer Sonnenſtrahl.

Aber Leid und Sorge kehrten bald ein in dem glücklichen Haus. Es kam die Weihnachtszeit, das erſte Weihnachtsfeſt mit dem Kinde. Es ſchaute noch gar verwundert hinauf an dem ſtrahlenden Weihnachtsbaum, das kleine Mariele, und ſtreckte noch wie andre Kinder die Händlein nach den Gaben; o Kindlein, dir ſollten nicht viel Weihnachtslichter auf Erden brennen!

Um dieſe Zeit fühlte die Mutter zum erſtenmal eine harte Stelle am Leibe des Kindes, der ſich mehr und mehr vergrößerte. Man ſuchte Hilfe aller Art, kein Arzt konnte ſo recht das Uebel ergründen (es zeigte ſich ſpäter als eine Speckgeſchwulſt); man zog ſtudierte und Naturärzte zu Rat, vergebens! Der Leib ward immer größer und größer, das blühende, friſche Kind dagegen zehrte ab; — o, wie viel, viel lange Tage und bange Nächte ſaßen die Eltern am Bette des leidenden Kindleins, deſſen hilfeflehender Blick in eigentümlich ergreifender Weiſe auf ſie geheftet war! Wie wehmütig klangen die Töne eines kleinen Flageoletts, mit denen der Vater allein noch das arme Weſen beruhigen konnte! Und doch wachte Auguſtens heiterer Mut immer wieder für Augenblicke auf; ganz konnte ihre freudige Seele nie gedämpft werden. Sie gab ſich ſo gern der Hoffnung hin aufs Beſſerwerden, und während ſie mit unermüdeter Sorgfalt und klageloſer Geduld Tag und Nacht am Bette des Kindes wachte, ſeine leiſeſten Wünſche und Bedürfniſſe erriet und immer auf neue Erleichterungen ſeines jammervollen Zuſtandes ſann, dichtete ſie daneben Idyllen aus den Bildern ihrer Vergangenheit oder heitere Lieder zu Hochzeitfeſten.

Aber die Hoffnung ſchwand immer mehr — der Leib des Kindleins ſchwoll furchtbar an, der übrige Körper zehrte zum Gerippe ab; die Aerzte waren ratlos — das arme Kindlein ächzte Tag und Nacht — o, ein leidendes Kind iſt eines der ſchwerſten Lebensrätſel! — Endlich mit dem Beginn des Frühlings fand der kleine Engel Erlöſung und entſchlief.

Das war ein ſchweres und tiefes Leid — lange nicht das letzte; der erſte Knabe, der im Herbſt nach Mariechens Tod dem verödeten Haus wieder geboren wurde, wuchs fröhlich und gedeihlich heran. Das Jahr darauf kam ein Töchterlein; — ein elendes Kindlein, nur ein Schatten von einem Kind, und zu derſelben Zeit, wo dies kümmerliche Pflänzchen mit größter Mühe und raſtloſer, unausgeſetzter Pflege gehegt werden mußte, erkrankte der Knabe an einem ſchweren Augenleiden. Es waren Stunden großer Bedrängnis, ohne den treueſten Beiſtand des Gatten hätte ſie nicht durchkommen können; aber auch ſie ſelbſt, obgleich ihre eigene Geſundheit ſchon zu wanken begann, war unermüdet in der beſchwerlichen Pflege, unerſchöpflich in Erfindungen, wie dem armen Tröpflein aufzuhelfen ſei. Wenn, nächſt Gottes Hilfe, menſchliche Sorgfalt ein Leben erhalten und retten kann, ſo hat ſie dies zarte Leben dem Tode abgezwungen. Das dürftige Pflänzchen iſt zur kräftigen Jungfrau erſtarkt, nun des Vaters Troſt und Stütze, die Mutter und Pflegerin der Geſchwiſter. — Und immer wieder heiter! Wie die Blume nach einem Frühregen, ſchüttelte ſie beim erſten Sonnenblick wieder die Tropfen ab und blickte heller auf als zuvor. — Wohl hatte der Herr die edle Frucht im Auge, die hier reifen ſollte, daß er ſo ſchwere Wetter über dieſe helle Blüte ſchickte!

Im Herbſt 1838 wurde ihr Mann an eine geiſtliche Stelle nach Tübingen berufen. Mir war dieſe Trennung ein Donnerſchlag. Auguſte freute ſich des Wechſels, der nach dem Wunſch ihres Gatten war. Sie hatten viel Trübes erlebt, dunkle Schatten lagen auf der erſten Heimat ihres jungen Glücks; und ſie, mit ihrer immer hoffnungsreichen Natur, erwartete von dem neuen Aufenthalt auch eine ganz neue glückliche Lebensperiode.

Mein einziger Troſt war noch, daß die Freunde in den letzten Tagen vor dem Umzug ganz bei uns wohnten; ich rüſtete ihnen ſelbſt das ſchönſte Zimmer und ſchmückte es aus mit allen Herrlichkeiten meiner Mädchenſtube. Auguſte legte auf ſolche Zierlichkeiten keinen überſchwenglichen Wert und lachte mich herzlich aus, daß ich ſie für die paar Tage mit Blumenkörbchen, Parfümfläſchchen und elegantem Schreibgeräte verſorgt und die proſaiſchſten Gerätſchaften vergeſſen hatte.

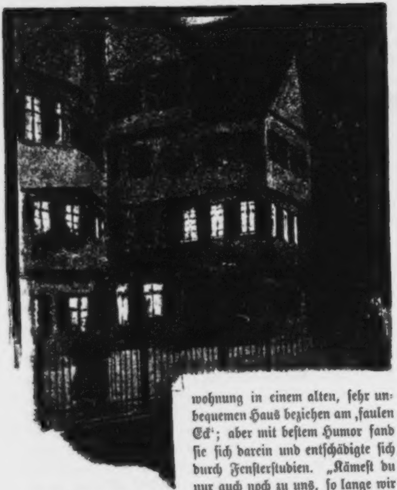
Man verlor ſie beide ſehr ungern, und in der letzten Nacht zog der Liederkranz noch vor unſer Haus, um ihnen ein Ständchen zu bringen. Der Gemahl ſchaute pflichtſchuldigſt gerührt aus dem Fenſter; ſie aber zog ihn angſtvoll am Rockzipfel: „Mann, Mann! ich bitte dich um Gottes willen, halt keine Rede!“

Ich zerfloß beim Abſchied in Thränen, ſie küßte und tröſtete mich lächelnd und liebevoll; ſie hat nie zu den thränenreichen Naturen gehört, ich habe ſie ſelten weinen ſehen. Ich konnte mich lange, lange nicht tröſten; wohl habe ich ſpäter treue Freundſchaft und lieben Umgang gefunden, aber nie wieder das Glück eines ſo innigen Seelenaustauſches in nächſter Nähe.

Der Briefwechſel freilich gab mir Erſatz und zeigte mir wieder neue Seiten ihres reichen, lebensvollen Weſens. Sie ſchrieb ſehr heiter ihren erſten Brief von Tübingen: „Im Augenblick iſt mir von unſrer Marbacher Zeit nicht viel im Gedächtnis als der viele Jammer und dann die viele Freundſchaft und Liebe, die wir dort genoſſen haben. Viele heitere, frohe Tage ſind mir jetzt gar nicht im Gedächtnis, alles tritt in Hintergrund vor dem vielen Trüben, das wir durchmachten. Daher kommt wohl, daß ich oft ganz leicht aufatme im Gedanken, daß wir nicht mehr dort ſind, und mich frei fühle von der Furcht, die mich verfolgte, ſobald es einmal wieder gut ging. Ich meine, was hier über uns kommen werde, müſſe ganz andrer Art ſein und müſſe hauptſächlich mich ſelbſt betreffen und nicht mehr meine lieben Kinder. Dieſe blühen jetzt wie das Leben, und ich trage alles leicht, was ich ſelbſt tragen kann.“

Mit dieſer Ahnung hatte ſie recht, das Schwerſte kam von nun an über ſie — und doch kam auch noch Not und Sorge genug mit den Kindern, ſo daß mir ſpäter bange wurde, ſo oft ſie einen heiteren und zufriedenen Brief ſchrieb.

Sie mußten zuerſt an dem neuen Wohnort eine Interims-



wohnung in einem alten, ſehr unbequemen Haus beziehen am ‚faulen Eck‘; aber mit beſtem Humor fand ſie ſich darein und entſchädigte ſich durch Fenſterſtudien. „Kämeſt du nur auch noch zu uns, ſo lange wir in dieſem Hauſe wohnen, es iſt in ſo mancher Hinſicht intereſſant und die Ausſicht höchſt unterhaltend. Unſer Wohnzimmer iſt eine Laterne mit lauter Fenſtern, meine alten Vorhänge paſſen nicht und neue kann ich für die kurze Zeit nicht machen, ſo leben wir mit unſern Nachbarn in einem Zuſtand gegenſeitiger Oeffentlichkeit; beſonders abends iſt es ergötzlich, ſich bei Licht zu betrachten.

„Das Haus vis-a-vis von uns iſt eine Kneipe; im Speiſeſaal, der gewöhnlich unbewohnt iſt, aber doch über Tiſch geheizt wird, ſitzt ein armer Student aus Holzerſparnis und ſtudiert über Kopf und Hals, wirft Hefte und Bücher durcheinander, daß es eine Art hat. Neben dem Speiſeſaal iſt eine leere Küche; hier ſitzen Köchin und Kellnerin in ſchönem Verein mit etlichen Gänſen, die ſie ſtopfen. Im oberen Stock hauſt eine Art von Rechtskonſulent mit zwei Frauensperſonen: eine macht den Schreiber, die andre hält Haus und ſteht zur Abwechslung am Fenſter und ißt Aepfel. Parterre ſchreien Schweine und Kälber, worunter auch einige Kneipgäſte geringerer Sorte gezählt werden können.

„In gleicher Front mit dem Wirtshaus ſteht das Stift, das uns aber nur die ſtark beſetzte Krankenſtube zukehrt; einem blaubeſchlafrockten Jüngling, der ſehr häufig nach meinem Dienſtmädchen herüberſah, habe ich, glaube ich, mit Vorhängchen, die ich nach dieſer Richtung aufmachte, ſeine hartnäckige Krankheit kuriert; er wird von nun an nicht mehr wahrgenommen. Nach hinten grenzt unſer Haus dicht an einen Mediziner, der aber unſichtbar iſt und nur hie und da zum Schreck der Nachbarſchaft ſein Skelett ans Fenſter rückt, das ſodann ſchauerlich heruntergrinſt. Faſt hätte ich noch einen Nachbar nach vorn, einen ſtudierenden Israeliten, vergeſſen, der uns ſehr intereſſant vorkam, bis er neulich in Thränen zerfließend mit einem ‚Stich‘ nach Hauſe getragen wurde. Die Obſthändlerin, die auch gegenüber ihr Quartier hat, iſt aber die einzige Perſon, der ich guten Morgen bieten kann, wenn ich morgens die Läden öffne.“

„Es iſt mir oft,“ ſchrieb ſie in gleicher Zeit, „wie wenn ich in meinem nächſten Wochenbett ſterben müßte, denn des Glücks wäre es mir ſonſt zu viel. Wenn ich in den nächſten Sommer hineinſehe, wartet zu viel Heiteres auf uns. Iſt meine Schweſter in Neckarthailfingen, meine Kinder alle ſo wohl, was würde es da für ein nettes Zuſammenleben geben, ein immerwährendes Wallfahrten, und dann die ſchöne Gegend, in der wir leben, was wird es da nett ſein, mit den Kindern ſpazieren zu gehen!“

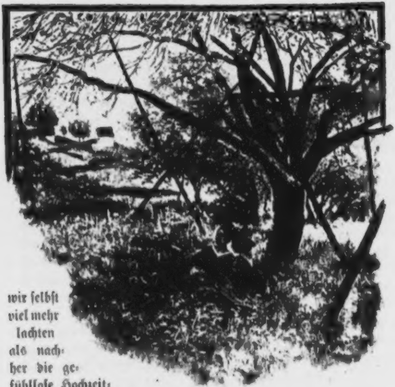
Eine heitere Feier im Freundeskreiſe ſchloß ihr dies ereignisvolle Jahr. „Mir iſt die Neujahrsnacht immer etwas gewaltig Ergreifendes,“ ſchrieb ſie, „aber Frau H. erheiterte uns durch Vorleſung einer netten Schilderung eines Weihnachtsabends in ihrem Elternhaus. Gegen zwölf Uhr ſangen wir: ‚Ach, wiederum ein Jahr verſchwunden!‘ Nach dem Geſang ſahen die Herren auf ihre Uhr — wir hatten über die zwölfte Stunde hinübergeſungen. Jetzt gab es einige nette Scenen, ich nahm meinen Alten am Kopf und verküßte ihn herzlich; Emma gab dem ihrigen lachend die Hand und ſagte: ‚Du bleibſt eben der Alte, nicht?‘ So ſchieden wir heiter, mir aber iſt der Schluß eines alten Jahres fürchterlich: Gedanken, Worte, Thatenheere, wie, dürft ihr Gottes Licht nicht ſcheuen? Wenn ich dies Jahr geſtorben wäre, wo würde meine Seele ſein? — So wimmelt es in meinem Kopfe von Zagen und Fragen, und woher kommt das? Weil ich keinen felſenfeſten Glauben habe und mit mir ſelbſt nicht ins reine komme . . .“

Doch ihre Sorge, daß ſie das Wochenbett nicht überleben werde, war grundlos; ein lieblicher Knabe, blond und blauäugig, mein erſtes Patchen, kam im Februar 1839 glücklich zur Welt. Ihr einziger Kummer bei dieſer Freude war, daß ſie eine Amme nehmen mußte. „Es wäre eine ordentliche Perſon,“ ſagt ſie, „doch iſt es immer betrübt, ein Mädchen dieſer Gattung um ſich zu haben . . . und bei Nacht! wo ſie ſtatt meiner das Kind aus dem Bette nimmt und verſorgt, und ich daneben ruhig liegen und ſchlafen kann und mich um das Schreien des Kindes gar nicht zu kümmern brauche . . . dies Gefühl kann ich dir gar nicht beſchreiben. Es iſt ein Aerger und Neid, ein Zorn und eine ſtille Betrübnis: Kinder mit Schmerzen gebären und doch nicht die Mutterpflichten im vollen Umfange erfüllen zu dürfen!“

Von den elf Kindern, die ſie geboren, iſt ihr ſpäter nur bei einem, dem ſechſten, dieſe Freude geworden, und ſie war ſo glücklich darüber, ſo innig dankbar.

„Mein kleines Mädchen iſt unter dem Kinderhäuſchen das erſte, dem ich ganz Mutter ſein kann: ich ſtille das Kind ſelbſt, und es findet zu aller Wunder Nahrung die Fülle. Du wirſt dieſen Segen auch mit mir als eine beſondere Gnade und Liebe Gottes betrachten, welche mir nach den vielen überſtandenen Leiden zu teil wird, und nicht als etwas rein Zufälliges. Es war mein innigſtes Gebet, mein Kind ſelbſt zu nähren, und es iſt erhört worden. Ich ſehe es als ein Wunder an, wenn mir das Kind an der Bruſt liegt, unter der das Herz vor wenigen Wochen noch ſo ſchmerzlich und krankhaft ſchlug."

Es war ein goldener, ſchöner Mai im Jahr 1839, als ich ſie zum erſtenmal in ihrer neuen Heimat beſuchte. Welch glückliche Reiſe und welch fröhlicher Willkomm! Der älteſte Knabe war ſchon ein rechter, kräftiger Burſch, der auf eigenen Füßen ſtand und ſein Schweſterchen tyranniſierte, das einſt ſo ſchwächliche Mädelein, nun ein nettes, rundes, braunes Dingelchen mit großen blauen Augen. Wie ſchwärmten wir zuſammen in der ſchönen Gegend, die Auguſte ſelbſt noch wenig hatte durchſtreifen können! Am Himmelfahrtsfeſt machten wir uns auf, um das ſogenannte Elyſium aufzuſuchen, und dachten uns ein zauberhaft liebliches Thal darunter. Aber als man uns ins Elyſium wies, da fanden wir's eben gar nicht ſchön genug für dieſen Namen: ein bißchen Bächlein und Büſchlein und Weglein und Steglein, hie und da ein philiſterhaftes viereckiges Gartenhäuschen — nichts von dem Zauberthal, das wir geſucht. Wir gingen und ſuchten lange vergeblich, zuletzt legten wir uns ins Gras unter einen blühenden Baum und ſahen zum blauen Himmel hinauf, wie wir vorzeiten in dem kleinen Eichenwalde bei Marbach gethan; nicht allen wird's auch nur ſo gut, die vergeblich ihr Elyſium geſucht haben. Auch ſaßen wir einmal einen ganzen Tag beiſammen, um zur Hochzeit ihrer Schweſter ſcherzhafte Verſe und Witze zu machen, über die



wir ſelbſt viel mehr lachten als nachher die gefühlloſe Hochzeitgeſellſchaft. — Dann ging's auf die fröhliche Fahrt zu dieſer Hochzeit, durch grünende Wälder, durch blühende Wieſen im wunderſchönen Monat Mai. Auguſte war in ihrer goldenſten Laune. Ihr Mann, der uns ſelbſt kutſchierte, mußte ſich's gefallen laſſen, daß ſie ihm eine himmelblaue Schleife an die Peitſche knüpfte, weil's zu einer Hochzeit ging. „Ach, um Gottes willen, bewundert doch auch!" rief ſie ein Mal über das andere, und ſo heiter auch die Hochzeit war, die Reiſe, das Vorgefühl des Feſtes war doch das Allerſchönſte.

Noch im Herbſt des Jahres 1839 ſchrieb ſie gar heiter über ihr Tübinger Leben. Eine geliebte Jugendfreundin hatte ſich dorthin verheiratet. „Komm nur bald wieder!“ ſchrieb ſie, „ich habe jetzt ein ſchönes, freundliches Zuſammenleben. Marie iſt von einer ſchönen Rheinreiſe zurück, freilich habe ich ſie noch nicht viel allein haben können. Du ſollteſt jetzt auch hier ſein, dann hätte mein Herz vollkommen, was es ſich wünſchte. Du glaubſt nicht, was mein Herz für ein Ding iſt. Hätte ich nichts mehr zu lieben, dann ſtürbe ich; ich nähre mich eigentlich von meiner ſogenannten Freundſchaft; du weißt, was ich ſo betitle, iſt Liebe, innige, uneigennützige Liebe.

„Mit meinem Schatz hatte ich einen Streit über eine Kleinigkeit, aber man kann ſich über eine Kleinigkeit durch gegenſeitige Reden verbittern. Von dort an hat jedes einſehen lernen, wie not das andre ihm thue, und wir haben alle Mißverſtändniſſe den Berg hinuntergeſchickt; auch habe ich meine ſtörriſche Selbſtändigkeit verbannt und bin Weib geworden im vollſten Sinne. Ich verſichere dich, ich bin glücklich wie nie ſeither; es ſoll der letzte Zank geweſen ſein, den meine barſche Weiſe hervorrief. Dieſe Weiſe hat mein Mann noch nicht verſtehen lernen, darum ade mit ihr. — Ich bin nun um ſo glücklicher; du glaubſt nicht, wie lieb mein Mann iſt, er hat mich noch nie ſo geliebt, und ich habe gelernt und gefühlt, was es heißt, ein Herz verlieren zu können, und habe es deshalb gepackt mit aller Macht. Eine Idee habe ich aufgeopfert, ich verſichere dich, mit Ideen kommt man nicht weit!“

Es war wohl zu viel geſagt, wenn ſie ihre Weiſe „barſch“ nennt, ſie war nie unweiblich; aber offen und geradezu war ſie, wie man es heutzutage ſelten mehr gewöhnt iſt; ſie konnte einem, wie man zu ſagen pflegt, die Wahrheit umſonſt ſagen; aber es war doch die *Wahrheit* und kam aus einem liebevollen Herzen, nicht wie bei andern, wo ſich oft verborgener Ingrimm hinter die Maske deutſcher Offenheit und Biederkeit ſteckt. Nur ein liebevolles Gemüt darf ſeine Meinung ſo gerade, ſo ganz ohne Mäntelchen herausſagen.

Im November desſelben Jahres ſchrieb ſie wieder: „Mache, daß du heraufkommſt, ich bin immer lieber hier, obgleich ich nur ganz ſachte thue mit Bekanntſchaften anzuknüpfen und gleichſam erſt zuvor meine Fühlhörner ausſtrecke. Daß Marie als Frau hier iſt, iſt freilich für mich ein ſehr großer Gewinn; es iſt jetzt ein ſtillſchweigender Wetteifer unter uns jungen Frauen, jede ſucht ihrem Mann das Leben ſo angenehm als möglich zu machen, auch äußerlich nicht zu kühl und lieblos zu erſcheinen; ich vermute ſogar, der Wetteifer dehnt ſich ſelbſt auf das Innere der Haushaltung aus.

„So unter Freundſchaft, Liebe und gegenſeitiger Anregung geht mein Leben hier ſehr vergnügt hin und ich fühle mich recht glücklich. — Wie lange wird es ſo fortdauern, bis ein Sturm kommt und das Leben wieder im Innerſten erſchüttert? In dieſen Gedanken ging ich neulich zu Frau Tafel aufs Schloß; es lag der erſte Schnee, die ganze Gegend war recht traurig anzuſehen, ſelbſt die Linde im äußeren Schloßraum dicht mit Schnee bedeckt: wie traurig, der noch ſo ſchön grüne Baum ſchon unter Schnee! Auf einmal kommt ein Windſtoß und ſchüttelt den Baum und wirft den Schnee herunter, und der Baum ſtand wieder ſchön grün da. Wie ein ſtiller Triumph hallte es in meiner Bruſt: der Kummer des Lebens iſt leicht abzuſchütteln, wenn das Leben grün iſt bis zur innerſten Wurzel. Auch mir hatte der Windſtoß das Herz wieder leicht geblaſen; das Herz war mir auch ſchwer geweſen von dem Schnee ſchnöder, kalter Geſinnung. Ich kam von der Auktion einer reichen Frau, da wurden Kleider von allen Größen und Gattungen verkauft, ſogar Schuhe. Iſt das nicht eine Schande? wie manches arme Herz wäre glücklich geworden von dem, was hier, vielleicht für einen Spottpreis, verſchleudert wurde! Ich weiß wohl, ich ſollte mich nicht ärgern über den Splitter in des Bruders Auge, aber Schnödheit und Gemeinheit der Menſchen thut mir weh, ich bin hier nur zu weich, aber Eindrücke von der Natur ſind immer heilſam.“

Sie hatte recht gehabt mit der Ahnung eines drohenden Sturmes — wohl hat er auch Schnee weggeweht, aber zuvor hat er ihr Leben, ihr friſches, grünes, warmes Leben erſchüttert bis zum innerſten Grunde. Im Winter 1840 wurde ſie zum erſtenmal von einer ſchweren Herzkrankheit befallen, die ernſtlich für ihr Leben fürchten ließ. Ich bot ihr meine Dienſte zur Pflege an, ſie meinte, das ſei nicht mehr nötig, es ſei ſchon wieder gut; ich ſoll aber nur kommen und ſie bei der Geneſung erheitern. Die Krankheit aber brach von neuem aus; Herzkrämpfe, die durch die geringſten Veranlaſſungen erregt, zuerſt mit ſchwerem Atem begannen und dann ſich zu ſo furchtbarer Bangigkeit ſteigerten, daß ich oft glaubte, ſie ſterbe in meinen Armen. Sie war dabei unendlich ſenſibel; ein ſchwerer Atem, ja das leiſe Kniſtern eines umgewandten Blattes, das Knuſpern der ſchreibenden Feder im Nebenzimmer konnte ſie ſtören. In guten Augenblicken war ſie voll Liebe und Freundlichkeit gegen die Ihren; doch konnte ſie ihre Kinder faſt nie um ſich haben und nur ſehr wenige ihrer Bekannten bei ſich ſehen, die bloße Nähe ſonſt gleichgültiger Menſchen war ihr oft unerträglich. — Wie wunderbar war dagegen ſpäter der Frieden ihres Sterbebettes, wo ſie alle zu ſich kommen ließ, die teil an ihr nahmen, und für alle, auch für Fremdere, ein liebevolles Wort hatte! So mächtig hat der Geiſt ſich durchgerungen zur Herrſchaft über den kranken Körper. — Kein ärztliches Mittel wollte mehr helfen, auch nur zur Linderung der heftigſten Anfälle; nur der Duft von Blumen, Hyacinthen, Reſeden ſtärkte ſie oft wieder in den furchtbarſten Bangigkeiten. Sie hat immer ſo ſehr die Blumen geliebt.

Endlich ſchritt ihr Arzt, Profeſſor Gmelin, dazu, ſie während des heftigſten Anfalls, der faſt einen Tag lang dauerte, zu magnetiſieren: darauf wurde ſie faſt augenblicklich beruhigt und erwachte aus einem geſunden Schlummer mit einem heiteren Scherz auf den Lippen.

Von da beſſerte es ſich allmählich, es kam zuerſt die reizbare, ungleiche Laune der Geneſenden, dann ihr alter, heiterer

Mut; an einem hellen Märztag fing ſie an, in übermütiger, kindiſcher Luſt ihre leeren Arzneigläſer entzweizuwerfen am Dach des gegenüberliegenden Pfleghofs; ihr Mann und ich leiſteten ihr dabei Geſellſchaft in lauter Luſt und Lachen. Ach, und man hätte die Straße pflaſtern können mit all den Gläſern, die ſie ſpäter noch ausleeren mußte!

Von da an kam ſie nie mehr zu vollkommener Geſundheit; das Herzleiden kehrte wieder in verſchiedenen Geſtalten, doch erlag ſie auch geiſtig nie ganz; war es ihr raſtlos thätiger Geiſt, der alles mit Feuer und Wärme ergriff, welcher den ſchwachen Körper untergrub und ihr vor der Zeit ihr Ziel ſteckte? Ich glaube nein! Es war dieſer lebensvolle Geiſt, ihr reiches, genußfähiges Herz, das den Körper aufrecht hielt, der ſonſt früher zuſammengeſunken wäre.

„Ich bin ein armer Tropf," ſchreibt ſie im Sommer 1840 vor der Geburt des kleinen Eugen, „dem es oft eiskalt den Rücken hinaufläuft, wenn ich denke an die grauſigen Schmerzen, die Sorgen . . . Oft überfällt mich ein Zittern und Zagen, die Worte des Heilands fallen mir ein: ‚Vater, iſt's möglich, ſo nimm dieſen Kelch von mir!' Und es muß durchgemacht ſein und wenn ich mich in die Hölle verkröche! Doch, Gott hat mir ein fröhlich Herz gegeben, das neben dem Schweren auch wieder die Freude ſieht, er wird mir durchhelfen und mich ſtärken. Es kommt immer wieder ein Sonnenblick in die Nacht, dann ſtrahlt gleich alles von Heiterkeit und Leben."

Im September 1840 wurde glücklich ein geſunder Knabe geboren, Eugen genannt. „Ach, es iſt mir noch keines von den Kindern ſo lieb geweſen wie dieſes mir ſo ſauer gewordene, deſſen Leben unter Schmerz und Kampf ſo wunderbar erhalten, und endlich ſtark und geſund ans Licht gekommene Kind! Ich glaube, über die ſchwerſte Stunde komme ich doch leichter als viele Frauen. Meine Stimmung in dieſer Zeit gebe ich mir nicht, es kommt ein Engel zu mir und tröſtet mich und führt mich linde über die angſtvollſten, ſchmerzlichſten Stunden hinüber . . . Mein Herz aber wird nicht mehr geſund, es brennt mich bei Tag und Nacht. O, was iſt es um eine vollkommene Geſundheit etwas Köſtliches!“

Eine Quelle des Troſtes und herzlicher Freude waren für ſie ihre heranblühenden Kinder. Jede Mutter freilich iſt glücklich im Beſitz ihrer Kinder; aber nicht jede kann ſich ihrer ſo ganz und von Herzen freuen, wie es Auguſten gegeben war. Sie ärgerte und ſtieß ſich nicht zu viel an den kleinen Störungen, die es bei jedem Werden und Wachſen gibt, und bei dem des Menſchen zumeiſt.

„Wie will ich mich hüten,“ ſagt ſie, „bei meinem guten Völkchen das Gemüt, wo es ſich äußert, durch Auslachen oder Nichtbeachten zu verſcheuchen! Könnte ich ihnen doch ihre Kindheit ſo ſonnig und licht machen, daß ſie im Alter mit mehr Freude daran zurückdenken können, als ich es auf die meinige kann. Wie viel Jammer habe ich nur mit ſchweren Träumen durchgemacht, und hätte es um alle Welt nicht geoffenbart, aus Furcht, ausgelacht zu werden, und doch iſt es ſo eine Erleichterung, ſeine Aengſten andern mitzuteilen! Die Eindrücke aus meiner Kindheit ſind bei mir noch ſo friſch und wiederholen ſich in dem immerwährenden Umgang mit meinen Kindern ſo lebhaft! Bei mir liegt viel Trübes in jener Zeit, was aber alles nur mein Innerſtes berührte, äußerlich iſt es unbemerkt vorbeigegangen, denn ſonſt hätten gewiß die lieben Eltern abgeholfen. Wie viele Gewiſſensbiſſe, ſchwere Sünden, die ich bußfertig abbetete oder mit Werkheiligkeit abzumachen glaubte, ſind mir noch jetzt im Gedächtnis! Wie viel Plagen von ſeiten des Lehrers, dem wir anvertraut waren und den wir nicht meinten anklagen zu dürfen! — Kann einem Mutterauge, einem treuen, liebevollen Mutterauge, all dies entgehen? wirſt du fragen. Ich ſage ja, wenn im Haus eine ſo recht vertraute Magd iſt, die ſeit zehn Jahren im Haus iſt, wenn ganz kleine Geſchwiſter da ſind, denen die erſte Sorge der Mutter gehört. Dieſe vertraute Magd legt die Kinder ins Bett, zieht ſie an, zankt ſie, beſorgt ſie aufs beſte, gibt ſich aber keine Mühe, zu erforſchen, was im Innern eines kleinen Geſchöpfes vorgeht.

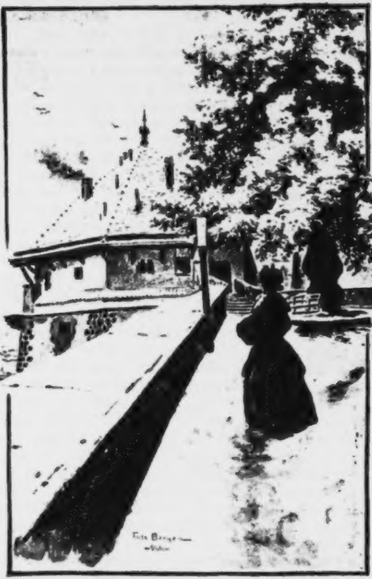
Den Tag über iſt man um die Mutter, viel und oft, ſie erzählt, ſpielt, zankt und lobt, aber nur morgens und abends ſchließt ſich bei ſolchen Pflänzchen das innerſte Herz auf, da nur kann man ſehen, was darin vorgeht. Doch ſtill von dieſer Nachtſeite, die noch jetzt die peinlichſten Saiten in mir anſchlägt!“

Nicht lange konnte Auguſtens Sonnenblumennatur bei ſolchen trüben Erinnerungen verweilen; aber es liegt tiefe Wahrheit darin, für die vielleicht jedes von uns in der eigenen Erinnerung Belege findet, ein ernſter Wink für treue Mütter.

Durch ihre Kinder und ihren oft leidenden Zuſtand immer mehr ans Haus gefeſſelt, fand ſie viel Genuß in Lektüre. Gewöhnliche Romane las ſie ſelten und liebte ſie nicht; ſie ſuchte ernſteren Stoff, Anregung für ihren lebendigen Geiſt, und behielt über alle neuen Erſcheinungen ihr eigenes Urteil frei, nie beſtimmt vom Beifall oder Tadel der Menge.

Viel Vergnügen bereitete ihr Rahel. „Sie iſt das offenſte, natürlichſte Weſen und thut mir wohl gegenüber der Ueberſchwenglichkeit der Bettine; das aber kann ich mir wohl denken, wie ein Geſchöpf, das ſo über alles reflektiert, ſo nervenſchwach und angegriffen ſein mußte. Sie maßt ſich über alles ein Urteil an, gefällt mir aber deshalb ſchon, weil ſie zu ihren Lebzeiten keinen Lebtag davon machte. Ihre religiöſen Anſichten ſind ſo verwirrt wie noch die meinigen, das heißt, ſie ſchwatzt über Religion, was ihr durch den Sinn fährt, ohne beſtimmt zu ſagen: dies iſt meine Anſicht. Aber ihr Sterben war ſchön, und ich denke, bei wahrhaftigen Menſchen kann dies der Probeſtein ſein, wie eines wirklich war und wandelte.“

Ihr Liebling war und blieb Jean Paul, den ſie zu allen Zeiten gern las. „In meiner jetzigen Abgeſchiedenheit von Viſiten ꝛc. habe ich mir zur Unterhaltung und Erfriſchung meinen alten guten Freund und Geiſtesverwandten Jean Paul citiert; ich bin äußerſt friſch geworden durch den Anfang ſeiner Selbſtbiographie, die ich heute begonnen. Es iſt etwas ganz eigenes, ſeine unausgeſprochenen Gefühle und Eindrücke in Worten verkörpert zu finden, und man iſt ſo erſtaunt, ſein eigen Weſen


Fritz Bergen
München

In dieſen Gedanken ging ich neulich zu Frau Jaſel aufs Schloß. (S. 82)

in einem andern wieder zu ſehen. Du verſtehſt mich und hältſt mich nicht für eitel.“

„Wenn alles in Ruhe iſt,“ ſchrieb ſie ſpäter, „leſe ich abends Schillers und Goethes Briefwechſel. Dies Buch hat mich bedeutend weiter gefördert wie nichts vor dieſem; ich habe denken gelernt und bin in vielem klarer geworden, nur nicht in meinen religiöſen Anſichten: hier iſt ein ſolcher Wirrwarr in mir, und an dieſem iſt der alte Goethe ſchuld. Du glaubſt nicht, was man für einen Eindruck von Goethe bekommt durch den Briefwechſel und wie ſehr Schillers großer Geiſt in den Hintergrund tritt, ſo daß es mir recht leid um ihn iſt. Dieſes Genie des alten Goethe zwingt einem Bewunderung ab, ja nicht um ſein ſelbſt willen, nein! daß Gott ein ſolches Geſchöpf machte, welches ſo abſolut daſteht und ſich bewundern läßt und anſtaunen und produziert aus dem Aermel ſchüttelnd, eigentlich mitten im Leichtſinn, und Menſchen gewinnt, das Herrlichſte denkt und ſchreibt, indes der Schiller unter fürchterlichem Aechzen und Jammern ſeine Produkte zur Welt bringt! — Wunderbare Gedanken ſteigen in mir auf, wenn ich mich ſo recht in dieſe beiden Geſchöpfe verſenke, wie ſie den Geiſt der Zeit lenkten, ſo daß ihnen unterthan iſt, faſt was gebildet ſein will auf dem ganzen Erdkreis. Du wirſt mir recht geben, wenn ich alle merkwürdigen Menſchen Gottes Werkzeuge nenne; inwiefern und inwieweit haben aber dieſe beiden den Willen Gottes erfüllt als Werkzeuge in ſeiner Hand? Sieh, ſolche Gedanken können mich oft tagelang beſchäftigen. Dieſe beiden haben doch unſere jetzige Philoſophie hervorgerufen — mittelbar den Umſchwung unſerer ganzen Theologie: Goethe, — Hegel — Strauß. Warum mußte es ſo kommen, daß der Menſch ſich dem Gängelbande Gottes entzieht und ſich für mündig hält, ſeine eigene Offenbarung macht und die Offenbarung Gottes für entbehrlich hält? . . . Und ich ſelbſt muß mich mit ſolchen Gedanken tragen, dieſe ‚Offenbarung Gottes im Geiſt‘, ſie können mich Tag und Nacht beſchäftigen, aber ſie kommen, ſeit ich mich ſo vertiefen muß in Goethe und

Schiller. Aber dieſe geiſtige Richtung bringt meiner Ruhe keinen Gewinn. Die Perſon Chriſti habe ich aus den Augen verloren, ſie ſteht nur noch als ein Traum meiner Kindheit vor mir. Seine Lehren ſind der göttliche Hauch in der Menſchheit, der durch ſeine Perſon geoffenbart wurde. Sein Sitzen zur rechten Hand Gottes und ſeine Herrſchaft von Ewigkeit zu Ewigkeit iſt das Göttliche, welches ewig im Menſchen ſein und bleiben wird und ihn von oben beherrſcht. Sein Verſöhnungstod iſt die höchſte Entwickelung des Guten und der Triumph über das Böſe und Haſſenswerte in der menſchlichen Natur. Wir ſind verſöhnt mit Gott, das heißt mit dem Guten, zu deutſch: wir haben jetzt einen Weg, auf dem wir zu dem Guten gelangen, das heißt zu Gott kommen können. Chriſtus iſt die höchſte ſittliche Entwickelung des Menſchen. Laſſet die Schale und genießet den Kern, den echt göttlichen! Sieh, liebe Ottilie, haſt du denn nie ſolche vertrackte, philoſophiſche Gedanken, welche dich beim Kochen und Nähen verfolgen? Das Betrübteſte iſt, daß man, wenn man ſich einmal mit den Gedanken ſo weit verirrt, nicht mehr recht beten kann, denn es kommt dann heraus, als ſei die Welt ein Uhrwerk, von Ewigkeit aufgezogen und gerichtet zum Abſpielen. Willſt du, ſo betet man auch mit dieſen Gedanken, denn ſie drehen ſich ja allein um Gott; aber die Hingabe fehlt und das Vertrauen fehlt, und kurzum, der Menſch ſteht wieder da als der Menſch im Paradieſe, der ſich Gott gleich machen will. Er iſt auch aus dem Paradieſe geworfen und verdient ſeufzend mit offenen Augen ſein Brot . . . Was für ein Geiſt iſt über mich gekommen, daß ich ſo viel grübeln muß? Erzähle du mir auch, wie es in dir ausſieht, vielleicht finde ich durch dich das Verlorene wieder. An meiner Beſſerung arbeite ich täglich, aber es iſt ein Sandkorn, das oft wieder zurückrollt. Das iſt mir gewiß, wir ſind zum *Gutwerden* auf die Welt gekommen, darum laßt uns nicht müde werden und arbeiten, ſolange es Tag iſt, ehe die Nacht kommt, wo niemand wirken kann. Was heißt denn eigentlich hier die Nacht?

„Lebe wohl, du haſt mich einmal ganz [illegible] [illegible], mein Mann thut es wohl auch zuweilen, aber [illegible] [illegible] beſchäftigt, und wie oft gibt es für Mann und Frau jene [illegible]ſamen, göttlichen Stunden, wo das Herz ſich aufthut und das Innerſte darlegt, wo der Geiſt zum Geiſte [illegible].“

Ich ſchrieb hier etwas von ihren Ideen über das Jüngſte, das ſie ſo oft beſchäftigte, „verwirrte“ Ideen nannte ſie ſie ſelbſt; ich ſchrieb ſie mit ihren eigenen Worten, weil ich ihrem Andenken nur gerecht werden kann, wenn ich Wahrheit gebe, wie ſie ſelbſt wahrhaftig war. Sie gehörte nicht zu den bevorzugten Johannesſeelen, die an der Bruſt des Herrn ruhen bleiben dürfen; der Glaube, der volle, beſeligende Glaube war ihr nicht als unveräußerliche Wiegengabe mitgegeben worden. Sie mußte das Kleinod aus tiefen, ach, oft ſehr tiefen und dunklen Schachten herausgraben, aber ſie hat es gefunden, ſie hat alles daran gegeben um die eine köſtliche Perle. Ich kann dem Gang ihres Glaubenslebens nicht ſo folgen, wie ich gern möchte. Das Höchſte wirkt Gott verborgen; ich kann nur den Anfang andeuten und das herrliche Ziel, ſoweit es Menſchenaugen ſichtbar war. Es iſt keine regelmäßig gegliederte innere Entwickelungsgeſchichte, die ich geben kann, und ich möchte hierüber die Worte des redlichen, erleuchteten Gotteszeugen, Ludwig Hofacker, anführen: „Es iſt wohl zu merken,“ ſagt er in ſeiner zweiten Predigt über die Offenbarung, „daß das Wort Gottes niemals regelrechte Bekehrungsmethoden aufſtellt, wie ſie Menſchen etwa denken oder ausbilden. Sehet in die ganze Bibel hinein, ihr werdet nirgends finden, daß der große Erzieher der Geiſter alle Seelen auf gleiche Weiſe geführt hat, oder daß es nur eine Form und ein Modell gibt, nach dem er ſie bildet. Auch wird uns der Gang der inneren Zuſtände nicht ſo ausführlich auseinander gelegt, wie es in unſern Lebensbeſchreibungen manchmal der Fall iſt, ſondern gerade in der heiligen Schrift iſt uns die Freiheit des Geiſtes, der da wirket in allen wie und was er will, auf die ſchönſte Weiſe dargelegt. Denn Gott hat ſich die Freiheit vorbehalten, der alleinige

Führer und Regierer der Seele, der alleinige Erzieher der Geiſter zu ſein, und jeden Menſchen wie Er will zu führen, nicht wie wir uns ausdenken, daß er geführt werden müſſe*)."

Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen, ein aufrichtiges und demütiges Herz macht Bahn dem, der da ſanft herfährt. Und es war ihr ernſt, von Herzen ernſt, das Rechte zu finden. Auch liegt ein Segen in dem Austauſch über die höchſten Angelegenheiten, ein Segen, ſelbſt da, wo zwei Suchende und Irrende ſich begegnen. „Wie freueſt du mich," ſchrieb ſie mir um Neujahr 1812, „daß du alle deine Freuden in Gott ſuchſt und daß du hier die innigſten und reinſten Freuden findeſt, welche kein irdiſches Leid trüben kann. Ich ſtehe auf einem andern religiöſen Standpunkte als du; der Glaube an Sachen, welche dir weſentlich ſind, fehlt mir, oder vielmehr, ich fühle kein Bedürfnis, ihn anzunehmen; aber doch ſind wir ſo nahe, ſo innig in dem Streben verknüpft, immer weiſer, immer beſſer zu werden, und dieſe innige Seelenverwandtſchaft iſt meine Freude; es durchzuckt mich oft ganz warm, wenn ich an dich denke, daß in einem und demſelben Augenblick ſich unſre Gedanken an das Höchſte, was der Menſch beſitzt, begegnen und zu Gott dem Allmächtigen ſteigen, der die Wünſche ſeiner Kinder beſſer verſteht als ſie ſelbſt und durch die Liebe des Heilandes uns die Sünden vergibt. Die Kraft des heiligen Geiſtes iſt das, um was ich bitte, denn ſie iſt es allein, die uns zum vorgeſteckten Ziele führen kann. Ach, ich fühle nie, daß ich beſſer geworden; je älter ich werde, je mehr iſt mir meine Sünde und Unvollkommenheit anſchaulich, und es wird mir immer ſchwerer, beſſer zu werden. Wo es fehlt, weiß ich, aber wie angreifen, um es abzulegen, weiß ich nicht. Ottilie, wie kann der Menſch beſſer werden, ohne inneren Stolz und Eigenliebe, in Demut und Einfalt? Kannſt du mir dies ſagen?"

Gar manchesmal beſchloſſen wir, weil wir über Glaubensſachen nicht ganz und vollkommen eins werden konnten, dieſen

---

*) L. Hofackers Predigten S. 634.

Punkt ruhen zu laſſen und jede für ſich in der Stille ihren Weg zu ſuchen, aber wir konnten nicht. „Du möchteſt wiſſen, was ich glaube?“ ſchrieb ſie ſpäter, „das heißt bei mir, welchen Weg ich zum Himmel einſchlage. Glaubſt du nicht, daß jeder Menſch nach ſeiner Eigentümlichkeit auch ſeinen Weg zum Himmel ſuche? Jeder Menſch, wenn wir in ſein Herz ſehen könnten, würde Gott auf andre Weiſe anbeten; ich glaube aber, daß jeder einzelne ſo lange nicht auf dem rechten Wege iſt, ſo lange ſein Herz nicht vollkommene Ruhe und Zufriedenheit hat, dann erſt hat er ſeinen rechten Weg. Mehr kann ich dir nicht ſagen, und du ſtaunſt vielleicht, daß ſo viel Leiden und Trübſal, die mich auf dieſer Welt ſchon packten, nichts Beſſeres herausbrachten. Aber glaube, mir iſt es gut und am beſten, und keine Welt kann mir rauben das teure Gut, welches ich feſt an mein Herz drücke, dieſe Religion der Gottheit, welche der Herr durch ſeine Erſcheinung und ſeinen Wandel uns verklärte und jetzt und immer noch uns ans Herz legt.“

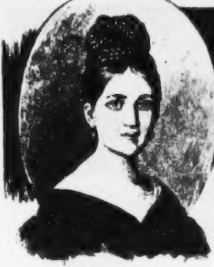
. . . .

„Was iſt mein Glaube? Der innigſte Umgang mit Gott, das herzlichſte Vertrauen zu ihm, das ausſchließliche Feſthalten der Anſicht, daß alles gut iſt, was aus ſeinen Händen kommt. Vor allem die Ueberzeugung, daß die Entwickelung und Erziehung des Menſchengeſchlechts von Erſchaffung der Welt an in ſeinen Händen liegt, daß das erſte und höchſte Mittel dazu die Erſcheinung unſres Herrn war, und daß er alles herrlich hinausführen wird. Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? Das iſt dann noch die beſondere Frage jedes einzelnen Herzens. Nun wollen wir es ruhen laſſen, ich möchte dich nicht betrüben, es kommt wohl noch die Zeit, wo wir uns ganz verſtehen.“

„Ich leſe gegenwärtig die Kirchengeſchichte von Hagenbach,“ ſchrieb ſie ſpäter; „es iſt ſo nach meinem Sinn, daß ich den Mann liebe, ohne ihn zu kennen. Meine krauſen Ideen ſind da ſo ſchön in Rahmen gefaßt, und ich werde mir ſelbſt ſo klar in meinem Glauben, Hoffen und Lieben, daß ich dieſem Buche recht zu Danke verpflichtet bin. Es iſt mir hier wieder klar geworden, daß ein nicht blind Gläubiger alle einzelnen Stadien von Glauben, Zweifel, Offenbarung und vom Ringen und Dringen nach Gewißheit durchzumachen hat, welche im großen die Menſchheit durchmacht und endlich nach einem Kreislauf über Hügel und Thäler wieder da anlangt, von wo man ausging. Dies Ziel aber, erreicht durch Kämpfen und Streben, ſtrahlt dann in höherem Lichte; es iſt uns ein Eigentum, ein feſter, ſicherer Beſitz, in dem wir uns wohnlich machen dürfen, bis ein höherer Ruf uns in die Wohnungen des ewigen Friedens führt.“

. . . .

„Ich bin feſt überzeugt, daß wir an ein Ziel wollen und an ein Ziel kommen mit der Barmherzigkeit des Herrn. Daß ich mir über das Geſchriebene meine eigene Auslegung mache, halte ich einmal für keine Sünde; es iſt nur das Wort, über den Geiſt ſtreite ich mit dir nie, da ſind wir einig. Daß du den Glauben haſt an das geſchriebene Wort, iſt ein Gnadengeſchenk Gottes; nimm es mir aber nicht übel, ich glaube dir nicht, wenn du ſagſt, du habeſt noch nie gezweifelt und dein Glaube an das Wort ſei ſo feſt wie an den Geiſt, der aus dem Wort ſpricht. — Wenn ich ſagte, es gehe jeder ſeinen eigenen Weg zum Himmel, ſo haſt du mich auch mißverſtanden; ich meinte nicht den einen Weg zum Leben, deſſen Pforte enge iſt und der Weg ſchmal, ſondern den Weg des Wiſſens und Erkennens, der uns auf den Weg des Lebens weiſen muß.“



Und nun folgen wir wieder dem Gang ihres äußeren Lebens, während der Zug des inneren wie ein Waldſtrom ſich ins Dunkel verbirgt, bis er am Ende klar und freudigen Zuges hinſtrömen darf in die tiefe, weite, unendliche See.

Im Sommer 1841 ſchickte man ſie nach Liebenzell, um dort in der Tannenluft ihr krankes Herz zu ſtärken. Sie war ſo glücklich dort mit ihrem reichen und offenen Sinn für Naturſchönheit: das Tannengrün und die lieblichen Thäler, die freundlichen Badinhaber und die Gäſte, alles war für ſie eine Quelle des Genuſſes oder ergötzlicher Studien; alle fühlten ſich wohlthuend berührt vom warmen Hauch ihrer Herzensfreundlichkeit. „Geſtern machten wir noch den herrlichſten Ausflug von allen,“ ſchrieb ſie gegen das Ende dieſes glücklichen Aufenthalts, „auf die Burg. Der Weg führt durch eines der wunderbaren Wieſenthäler, immer geſchloſſen, immer wie im letzten Eckchen der Welt, bis ſich bei Reichenbach ein breites Thal öffnet mit einem unüberſehbaren Reichtum von Holz, hoch aufgeſchichteten Brettern, Balken ꝛc.; nun geht es lange, lange den Berg hinauf, nicht zu erleben; auf einmal tritt man aus dem Wald, und nun denke dir die weiteſte Ausſicht! Weit in aller Ferne die Gebirge bei Heidelberg und Speier, dazwiſchen der Rhein wie ein Silberfaden, im Vordergrund die Ausläufer des Schwarzwalds mit Dörfern beſät, bis hinunter nach Heilbronn; der ergreifendſte

Anblick war mir der tiefe dunkle Schwarzwald; einmal ſieht man ihm bis ins Herz, wo ſich tief unten die Nagold ſchlängelt. Mir war in dem Augenblick, als ſchwebe ich über der Erde und all ihre Herrlichkeit liege unter mir. Heute noch kann ich faſt weinen, wenn ich daran denke, an dieſe göttliche Herrlichkeit; ich wünſchte nur meinen lieben Mann, meinen Vater, dich, alles was ich liebe, hierher, um mit mir niederzufallen und anzubeten. Wie oft wird mich noch in trüben Stunden die Erinnerung daran erquicken!“

Eine ihrer raſchen Freundſchaften faßte ſie dort für eine junge Frau aus S., mit der ſie und die Mutter anfangs die einzigen Badgäſte waren. Nach ihrer Rückkehr von Liebenzell ſchrieb ſie mir einmal: „Es iſt gar ein ſtiller Abend, ich fühle einen Zug nach dir, eine Sehnſucht, die ich nicht beſchreiben kann, ſo eine Sehnſucht, wie die Gegenwart ſie gar nie ſtillt. Du mußt bald zu mir kommen, da wird es doch auch ſolche glückſelige Stunden geben, wo man über der Zeit ſteht, Stunden, die uns ſättigen und eine innere Kraft zurücklaſſen, ein Wohlgefühl, welches dieſe Welt nicht kennt. — Lachſt du mich nicht aus? — ‚Ich bin ſo ſentimental,‘ ſagte einmal ein Proviſor zu meinem Vater. Das muß ich auch von mir ſagen; ſo habe ich mich zum Beiſpiel verliebt in die Frau St. Ich hatte auch einmal eine ſo glückliche Stunde mit ihr; wir gingen abends ſpazieren, der Mond kam hinter dem Tannenwald hervor und ſtreifte leicht durchs Thal hin; leichte weiße Wölkchen ſchwebten am Himmel, köſtlicher Heuduft durchs ganze Thal. Es war göttlich lieblich; ich war begeiſtert und ſie auch; wir ſprachen von dem Ewigen, dem Jenſeits, und dem Wiederſehen — ich wurde ſo ſentimental, daß ich mich in ſie verliebte. Es iſt etwas Schönes ums Verlieben, wie ich's meine; da iſt alles Gemeine fort, und zwei reine Geiſter ſchwingen ſich zugleich in das Unendliche — Große — Ewige! Warum habe ich immer ſo lieben müſſen? Ich ſchreibe es meinem kranken Herzen zu.

„Ich ſchrieb ihr einen verliebten Brief nach Liebenzell, ſie ſchrieb aber mir noch gar nicht; was ſoll ich davon

denken? Ich habe ſie aber doch noch lieb, nicht wahr, das iſt ſchön?“

Ich fühlte mich durch dieſe ſchwärmeriſche Freundſchaft denn doch etwas gekränkt und beeinträchtigt; ach, ich wußte noch nicht, daß ihr Herz doppelt ſo groß war als gewöhnliche Herzen, doppelt ſo reich an Liebe. „Daß du ſo eiferſüchtig biſt auf die Liebe, die ich zur Frau St. hegte, thut mir wohl,“ ſchrieb ſie auf meine leiſen Vorwürfe; „du mußt aber wiſſen, daß ich ein weites Herz habe, daß ich viele Menſchen liebe und lieb haben kann, jedes nach ſeinen ſchätzenswerten Gaben. Viele habe ich ganz lieb und ſie ſind mir unentbehrlich, noch mehrere aber mag ich nur ſo, und die andern, eine ganze Menge, gehören in die dritte Klaſſe. Man kann ſie eben leiden und thut ihnen zuliebe, was ſie wollen, ohne daß man ſein Herz dazu nötig hat.“

Gewiß, keiner ihrer Freunde hatte Grund zur Eiferſucht; hat ſie viele geliebt, ſo liebte ſie doch jeden ganz; ſie, die Aeltere, die Vielgeprüfte, ſtellte ſich mir nie als Ueberlegene gegenüber; zu jeder Stunde fand ich ihr Herz warm und offen, lebendiges Mitgefühl für Freude und Leid, liebevolle Sympathie bei großen und kleinen Schmerzen.

Und doch, ſo jung und überfließend warm ihr Herz war, ſo leicht es auch manchmal irren konnte in ſeiner Begeiſterung, blieb doch ihr Blick ins Leben klar, und ſie war nie eine gefährliche Ratgeberin für eine jüngere Freundin.

„Es iſt ein eigen Ding um ein junges Herz," ſchrieb ſie einmal, „und um die Ruhe, mit der man von vergangenen Stürmen ſprechen kann. Was habe ich nicht einmal geweint in Stuttgart in der Nähſchule, alles unter der Firma ‚Heimweh'! und was bleibt ſo ein junges Gefühl für die ſpätere Zeit? Ein buntfarbiges Nebelbild, das verdunſtet wie Rauch, oder im beſten Falle eine ſchöne Erinnerung, die ewig ſtill ſteht und der Liebe zu einem Dahingeſchiedenen gleicht. Denn wenn auch das Ideal ſolcher Träume noch lebt, es iſt nicht mehr dasſelbe Bild, das uns einſt ſo glücklich und ſo unglücklich gemacht hat. — Was iſt aber nun meine jetzige Liebe zu meinem Mann? Ein Bild mit hellen Farben, das nie bleicht, das aber auch ſeine Schatten hat, wie ein gutes Bild ſchattenlos nichts iſt. Ich könnte niemand gerner haben als ihn, und niemand hat mich lieber als er. Ich ſehe an ihm keinen Tadel; er kommt mir ſo vollkommen vor, wie nur irgend jemand vollkommen ſein kann. Aber an mir, ſo lieb er mich hat, ſieht er eher Fehler, welche ich oft gerade nicht glaube zu haben. Er wünſcht mich oft, wenn ich es ſagen darf, ſeiner grenzenloſen Liebe würdiger. Nun, er hat recht. Dagegen glaube ich aber, wenn man einander recht liebt, ſollte man auch die Fehler an einem lieben. Wenn zum Beiſpiel mein Mann oft bruttelt, kommt er mir gerade recht liebenswürdig vor, und ich habe ſchon manches Mal ſeinem Gebruttel dadurch ein Ende gemacht, daß ich ihm um den Hals fiel und ihn recht verküßte. Wir ſind jetzt acht Jahre verheiratet, aber abgenommen hat die Zärtlichkeit noch nicht. Im Gegenteil — anfangs hatte ich meinen Mann nicht einmal ſo lieb wie jetzt . . . Nun, was ſoll nun all mein Geſchwätz? Ich wollte nur ſagen, wie ſich alles oft ſo viel anders macht und beſſer als wir's verſtehen, und daß früher oder ſpäter eine Zeit kommt, wo wir alles anders anſehen und lächeln über unſer Herz, welches uns ſo viel Spuk machte und uns das heitere Leben vergällte.“

. . . .

„Deine Ideen hinſichtlich der Forderungen, welche wir an die Männer machen,“ ſchrieb ſie ein andermal, „ſind ſchöne Ideale; aber nun und nimmer werden wir gegenüber dem Manne, den wir einmal lieben, dieſe Forderungen geltend machen. Oder glaubſt du, wir werden vorher alles abwägen, ob er uns auch ſo liebt, wie es in unſrem Kopf und Herzen geſchrieben ſteht? Nein, gewiß nicht! Die da liebt, glaubt gewiß, daß ihr das andre alles zufallen wird!“

Aber bei dem klaren und nüchternen Blick ins Leben blieb ihr Herz und Fühlen jung und friſch. Obgleich ſie die Saiten ihrer Guitarre einmal abgeſpannt hat, um Seife damit zu ſchneiden, ſo iſt doch niemand mehr als ſie verſchont geblieben von dem froſtigen Hauch des Philiſtertums.

„Geſtern habe ich mit den Kindern einen Gang ins Elyſium unternommen; es war noch ſo ſchön wie dazumal, wo wir es ſuchten und nicht fanden und endlich doch göttlich ſchwärmten unter dem Blütenbaum. Es war ein wunderſchöner Tag, und die Freude der Kinder an jedem Blümchen hat mich bis ins Innerſte erquickt. Doch machte ich die Erfahrung, daß die Freude nicht mehr ganz ſo rein und hell bei mir iſt wie früher; ich habe vielleicht ſchon zu viel gelitten und es muß einige Zeit vorübergehen, um alle Schatten von der Seele zu ſtreifen. Doch war meine Bruſt ſo voll, daß es mir recht wohl that, als mir und meinem Mann der Mondſchein am Abend wieder eine Stunde bräutlichen Glückes brachte. Die Erfahrung habe ich hier gemacht, daß die Liebe immer gleich hell brennt; das Licht iſt nie ſchwächer, es ſteht nur manchmal ein Schirm davor; die Liebe aber hört nimmer auf.“

„Ich ſage dir,“ ſchrieb ſie ſpäter einmal, „laß dir die

Poeſie des Herzens nicht nehmen! Würdeſt du nach einer ſo romantiſch verträumten Jugend einmal eine ſo langweilige Frau, wie es ſo viele gibt, dann bleibe nur ledig! Wie danke ich Gott, daß ſich die göttliche Gabe Poeſie bei mir nicht unterdrücken läßt! es iſt eine Leuchte durch alle Widerwärtigkeiten und die ärmliche Proſa, die einen ſonſt erdrückt."

Ich klagte ihr einmal den Zwieſpalt, der durch den geſelligen Verkehr, wie er ſich gewöhnlich geſtaltet, durch das bedeutungsloſe Alltagsgeſchwätz in unſerem Innern entſteht. „Ja, Liebe," ſchreibt ſie, „wie wäre es ſchön, wenn wir die göttliche Wahrheit, welche unſer Inneres beſeelt, bei jeder Veranlaſſung ausſprechen könnten! Aber glaube mir, im Leben erſcheint das unnatürlich und geſucht. Man kann es in feſtem Ernſt thun und doch ſcheint es abſichtlich und andere lächeln hinterrücks. — Weißt du ein Mittel, dein innerſtes Herz und Leben, Fühlen und Denken, ohne affektiert und geſucht zu erſcheinen, mit voller Wahrheit auch vor die Augen der Welt zu legen und vor den Gleichgültigſten immer deine höhere Anſchauung zu äußern, um dem öden Alltagsgeſchwätz aufzuhelfen? Ich habe es noch nicht gefunden. Ich gewöhne mich, zu ſchweigen. Könnte ich es immer, wo unnützes Geſchwätz erniedrigt und nachher vor ſich ſelbſt erröten macht, daß man nicht geſchwiegen oder laut geſprochen hat, wie das Herz es forderte! Dies gegenſeitige Anlügen in der Welt, auch der Redlichſten, hat mich ſchon oft gequält; und wenn man dann einmal für Pflicht hält, andern eine unangenehme Wahrheit zu ſagen, warum hat man nachher doch ein böſes Gewiſſen, als ob man ein Verbrechen begangen hätte? Iſt es bloße Menſchenfurcht, die davor ſcheut anzuſtoßen, oder iſt es das Bewußtſein, daß uns doch die rechte Liebe und Demut gefehlt hat; daß ein geheimer Triumph darin liegt, wenn man einen Fehler der Freunde zu rügen hat?"

Der kleine Eugen, ein erſt gar blühendes, kräftiges Kind, wurde kränklich und ſtarb im November 1841 nach vielen ſchweren Leiden, die wohl den Seinigen ſo bitter zu ertragen waren als dem armen kleinen Weſen ſelbſt. Auguſte ertrug den Verluſt mit Faſſung, aber er ließ ihr einen tiefen, ſchmerzlichen Nachklang. „Die Sehnſucht nach meinem guten Kinde iſt oft ſo ſchmerzlich,“ ſchreibt ſie um Neujahr 1812: „warum mußte ich ſo viel Nächte durchkämpfen, warum ſo viele ſchwere Stunden durchmachen? Mit doppelter Liebe hing ich an dem guten Kinde, das ſo teuer erkauft war — und alles für das Grab gekämpft und gelitten!

„Es iſt nur ein Troſt: daß alles zu unſerem Beſten dient. ‚Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu ſeiner Zeit!‘ Das predige ich mir, wenn die Fragen: warum und warum? immer wiederkehren. Und was wird es wieder mit dem Weſen werden, das mir bereits ſchon manche Stunde erſchwert und mich wieder an das Scheiden von den Meinigen mahnt? Wie ſchwer wird es mir, ſeiner Ankunft entgegenzuſehen! Soll es ein Erſatz ſein für das Hingegangene, ſoll das alte Leid wieder neu mit ihm werden?“

Der dunkle Faden durch ihr Leben, das kranke Herz, regte ſich immer gewaltiger und verkümmerte ihr den harmloſeſten Lebensgenuß. „Ach, wie bin ich ein elender Tropf,“ ſeufzt ſie, „eine einzige Nacht Schlafloſigkeit bringt mich ins Bett! Du ſiehſt, daß unter dieſen Umſtänden mein Mut bedeutend ſein muß, wenn ich nicht jammere. Ich kann es meinem guten Mann aber nicht zuleide thun, denn er iſt nie liebenswürdiger, als wenn eines krank iſt. Du weißt, wie gut er immer gegen mich war! Keines kann ſo gut das Kopfkiſſen machen oder Arznei geben als er. Es wird ja mit mir auch vorbeigehen mit Gottes Hilfe!“

. . . .

„Wärſt du doch hier, um mich in den botaniſchen Garten zu begleiten,“ ſchrieb ſie im Frühling; „jeder Ausgang iſt wirklich ein Wageſtück, ich weiß nie, wann man mich heimtragen muß. Es iſt ein elendes Daſein, beſonders wenn die Sonne ſo ſchön ſcheint; wenn man mit der erwachten Sonne auch zu neuem Leben ſich ermuntern und ſo recht aufjauchzen möchte mit dem jungen Frühling, da fühle ich mich ſchwer gedrückt.“

So war es natürlich, daß ſie auch frühe ſchon der Gedanke an den Tod begleitete, und doch war ſie noch fern von der ſeligen Freudigkeit, die ihr verliehen wurde, als der ernſte Bote wirklich kam. „Emmas Tod thut mir ſehr weh,“ ſchreibt ſie bei dem plötzlichen Tode einer Freundin, „und doch iſt es ihr zu gönnen, daß ſie ſo ſchnell von der Welt ſcheiden durfte, wenn es doch ſein mußte. Wie herb iſt es für eine Mutter, den Tod lange vor Augen zu haben und denken zu müſſen, von allen den Lieben, Mann und Kindern ſich trennen zu müſſen! Der Schmerz muß faſt unüberwindbar ſein, auch wenn das Herz den vollen Glauben hat, die Seinigen einſt wieder zu finden . . .“ Und ein andermal wieder: „Mein lieber Mann und meine Kinder! O, wie ſchwer iſt's zu ſcheiden von dieſer Welt, welche noch ſo ſchön und grün vor unſern Augen liegt! Im ganzen bin ich aber gefaßt, ich denke: wie Gott will. Mein Troſt iſt, daß ein langer Todeskampf bei einem kranken Herzen ſelten ſtattfindet; das übrige ſtelle ich der Barmherzigkeit Gottes anheim. Ottilie, gedenke meiner in deinem Gebet! — Gott ſchenke jedem eine ruhige Todesſtunde! Dies iſt mein immerwährendes Gebet, daß wir, wenn auch nicht durch Glauben zum Schauen, ſo doch durch Zweifel zur Gewißheit, zu einer freudigen Gewißheit kommen mögen.“

Gott hat gethan über Bitten und Verſtehen. Dasſelbe Herz, das hier noch ſo bang erbebte vor dem Sterben, hat dem gewiſſen Tod zehn lange Tage ins Auge geſehen, im Kreis all der Lieben, an denen es ſo innig hing, in klarer, ſeliger Freudigkeit bis zum letzten Hauch. So ſtark iſt Gottes allmächtige Kraft in den Schwachen!

Eine magnetiſche Kur half ihren Herzkrämpfen, die ſich wieder heftiger als je eingeſtellt, auf faſt wunderbare Weiſe; doch war die Hilfe nicht von zu langem Beſtand. Was ſie aber immer wieder aufrecht hielt, das war nicht allein ihre elaſtiſche Natur, die hinter allen Wolken die Sonne ſah: es war ſchon der Beiſtand einer höheren Kraft, es war das Leben des Geiſtes in ihr, das ſtärker und mächtiger wurde, je ſchwächer die Hülle ward.

„Gott ſei Lob und Dank, daß die Heiterkeit in unſerem Gemüt die Oberhand gewinnen kann; daß immer wieder eine Zeit kommt, wo wir im Gefühl des tief überwundenen Seelenſchmerzes ausrufen können: ‚Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg?‘“

„Wie iſt heute ein ſo trüber Herbſtabend,“ ſchrieb ſie im November 1842; „mir war dieſe Zeit immer die traurigſte, wenn mit jedem Gang ins Freie die Natur kahler und öder ausſieht; wenn jeder Windſtoß uns etwas von dem letzten Blätterſchmuck der Bäume vor die Füße ſchüttelt und auch die Sonne nur durch graue Schleier ſcheint. Ich weiß wohl noch, wie ich zu Haus an einem ſo ſtürmiſchen Novemberabend, wo der Mond nur hie und da ſchwermütig zwiſchen den Wolken durchblickte, zu dichten anfing und am Ende zu weinen, ſo trübſelig war mir ums Herz. Aber nur das Sterben der Natur iſt ſo traurig; das Totſein, wenn ſie ihr weißes Kleid anhat, erhebt die Seele, ſtärkt und ermuntert und belebt die Hoffnung auf das Auferſtehen im Frühling. So iſt es ja auch bei unſerem Sterben: auf das ſchmerzliche Scheiden folgt eine Ruhe und die Grabesblume wächſt dem Himmel zu.“

„Ich weiß gewiß,“ ſchreibt ſie mir in einer Zeit tiefſten Leides, die ſie treulich mit mir geteilt, „es gibt eine Zeit, wo man ſich im herbſten Leid glücklich fühlt, wenn der rechte Punkt gefunden iſt; wenn wir im Hinblick auf Gott auch das Schwerſte betrachten können als Schickung von ihm, als Schickung, die uns löſt von der Erde, die uns der Vollendung näher bringt. Dann tritt eine gewiſſe Freudigkeit ein, wir fühlen die Nähe Gottes und ſagen mit Hiob: ‚Bei ihm iſt Weisheit und Gewalt, Rat und Verſtand.‘ Wohl kommen die ſchweren Gedanken wieder und die Sehnſucht nach den vorigen Tagen, ‚da mich Gott behütete, da ſeine Leuchte über meinem Haupte ſchien, da der Allmächtige noch mit mir war und meine Kinder um mich her.‘ Aber die trüben Gedanken vergehen wie Aprilregen, die Sonne der Gnade ſcheint um ſo freundlicher und der Troſt kommt immer milder in unſer Herz. So kämpfe nur getroſt fort, liebe Seele! Es kommen gewiß wieder Zeiten, wo die jetzigen trüben Tage hinter dir liegen als ein ſchweres Gewitter, das deinen Himmel gereinigt hat.“

Im Juli 1842 wurde ihr ein Töchterlein, Eugenie, geboren; das Kindlein erfreute ſie ſchon darum ſo unbeſchreiblich, weil es das erſte und einzige ihrer Kinder war, das ſie ſelbſt ſtillen durfte; das war doch wieder ein Blümlein nicht fürs Grab geboren, und obwohl auch dies Kind Mühe und Sorge genug mitbrachte, ſo lebte ſie doch neu auf in all der Freude und Lieblichkeit, die eben nur ein kleines Kind mit ſich bringt. „Wenn die kleinen Kinder aufhören, geht die Poeſie in der Familie aus,“ ſagte ſie oft.

Inmitten all der Unruhe, Mühe und Sorge, die nun vier Kinder mit ſich brachten und die ihrer zarten Geſundheit doppelt ſchwer wurden, fühlte ſie ſich angetrieben, ihre Ideen in die Welt hinauszuſchicken.

„Ich war auch einmal wieder krank,“ ſchreibt ſie im Auguſt 1842, „und das Unwohlſein hat mir gezeigt, daß ich noch weit vom Ziele bin; ich murrte und war ſehr aufgebracht, ſchon wieder krank zu ſein. Durch wieviel Leiden werde ich noch zum Leben eingehen müſſen! wie oft glaubte ich ſchon, auf alles gefaßt zu ſein und war geduldig in der Trübſal; brannte aber das Licht wieder heller und löſchte dann doch wieder aus, ſo war ich eigentlich ärgerlich, daß es wieder gebrannt hatte, und da war Undank ſtatt des Dankes. Nun habe ich zur Ader gelaſſen und ſitze wieder als Rekonvaleſcent da mit abermaligem Mut zum Leben, zum wievielten Mal?

„Dein Plan, einmal ein Erziehungsinſtitut zu gründen, überraſcht mich nicht, obwohl mich's lächert, daß er ſchon ſo weit ausgeſponnen iſt und biſt noch ſo jung! Ich dachte mir ſelbſt ſo etwas für dich aus, wenn du ledig bliebeſt. Aber du biſt mir doch zu gut, als daß ich dich in ſo einer Anſtalt ſehen möchte. Wenn's Gottes Wille iſt, ſo wird es nicht ſo weit kommen. Wenn ich dir gut zum Rat bin, ſo machſt du's anders und wirſt eine Frau wie andere Leute auch. Ich will dich zwar meinetwegen bewundern, wenn du eine ſo große, ſtarke Seele haſt, ohne Klage allein deinen Weg zu gehen; aber Mitleid habe ich dann eben doch mit dir, du magſt dich dagegen wehren, wie du willſt. Gott im Himmel! wie wäre es mir gegangen, wenn ich eine alte Jungfer geworden wäre! Dieſe Widerwärtigkeit meinerſeits! Da hätte ich nicht dabei ſein mögen.

„Nun ſollſt du auch meinen Plan hören. Nimm's für Spaß oder Ernſt, wenn ich dir mitteile, daß es jetzt zwei Jahre ſind, daß ich ein Buch zu ſchreiben anfing: ein Volksbildungsbuch, das anfangs ſchnell vorrückte und durch alle Unterbrechungen fortgeſetzt wurde, bis ich alle Augenblicke auf der Naſe lag, und das hauptſächlich ſtockte, weil mein Alter ihm nicht genug Intereſſe und Aufmerkſamkeit ſchenkte, was eigentlich abſcheulich von ihm iſt, da ich es habe ganz in ſeinem Sinne abfaſſen wollen. Das Buch ſollte nicht tadeln, nur erzählen. Ich weiß eine Menge Anekdötchen, kenne das Bauernleben durch und durch; es wäre ja ſchade, wenn dieſe Erkenntniſſe verloren gingen! Ich bin jetzt feſt entſchloſſen, das Ding zu Ende zu bringen. Außer dir ſoll es keine Seele erfahren; auch du hätteſt es nicht wiſſen ſollen, bis ich dir ein ſchön gebundenes Exemplar zugeſchickt hätte, betitelt: Das Leben des alten Melchior in X. Aber natürlich würde es zu lange bis dorthin, und ich könnte darüber ſterben, dann hätteſt du es ja nie erfahren."

Immer wieder und wieder, durch ſchwere eigene und Kinderkrankheiten tauchte der Plan in ihr auf.

„Die Idee, eine Volksſchrift zu ſchreiben, iſt noch nicht bei mir erloſchen; doch erleidet ſie immer Umarbeitungen, ſo daß ich nie ans Ziel komme,“ ſchrieb ſie lange nachher. „Meine Hauptidee iſt, zu zeigen, wie jeder Stand ſeine eigenen Freuden und Leiden hat, und ſomit alles gleich ausgeteilt iſt; wie überhaupt Reichtum und Anſehen nur Nebenſachen ſind und wie Haſchen nach Reichtum ins Verderben bringt . . . Ich will dir immer die Sache kapitelweiſe mitteilen; du mußt mir erſtens die Schreibfehler korrigieren und zweitens dich ganz in meine Idee verſetzen, daß es ein Volksbuch iſt, zum Teil in Ton- und Mundart des Volkes. Es ſpielt in Bauernſtuben, in Wald und Feld. Als Gegenbild der genügſamen Armut kommt Reichtum, nicht oder übel angewandt, Unzufriedenheit mitten im Ueberfluß ꝛc. Ich bin überzeugt, Mißgunſt macht das größte Unglück in dieſer Welt, Zufriedenheit das höchſte Gut. — Alltagsphraſe! — Ich kann mich nicht weiter verbreiten über den Zweck meines Buches. Nur dies kurz ausgedrückt: jeder Stand etwas poetiſch aufgefaßt iſt gut. Alles iſt gut! Poeſie iſt die Würze des Lebens! Heute abend haben wir den großen Herrenkranz! mein Alter ſcheucht! — Reiskuchen, Schinken mit einer Kruſte, Paſtete! — Thee! — Ade, du Liebe!“

Es kam nicht zu den verſprochenen kapitelweiſen Zuſendungen, überhaupt kam die Volksſchrift nicht in der beabſichtigten Weiſe zuſtande. Mehrere Jahre ſpäter aber vollendete ſie doch eine Sammlung von Dorfgeſchichten, meiſt kurze Erzählungen, unmittelbar dem Volksleben entnommen. Sie wurden als Eigentum des württembergiſchen Volksſchriftenvereins angekauft; ihre geſunde Tendenz, die außerordentliche Wahrheit und Lebenstreue, mit der ſie geſchrieben ſind, hätten mehr Beachtung verdient, als ſie gefunden haben. Ich hätte mir damals nicht träumen laſſen, daß mein Name je anders gedruckt würde, als einſt in meiner Leichenrede, und es war wunderbar und uns beiden überraſchend, daß wir uns ſpäter auch auf dieſem Felde noch getroffen haben.

Dieſe einmal erwachte geiſtige Lebensthätigkeit ließ ſich nicht mehr unterdrücken. Ihre geiſtreichen ſchriftſtelleriſchen Verſuche hatten zwar nicht das Weltglück; außer einigen Aufſätzen: „Zimmerpoeſie", „Eine ſchlafloſe Nacht", wurde nichts von ihren Sachen gedruckt; aber ſie ſchrieb fort und fort aus innerem Herzensdrang unter Umſtänden, wo es andern fabelhaft erſcheinen könnte, daß man Stimmung und Zeit finde, um Geſchichten zu ſchreiben. „Meine Schriftſtellerei war für mich in der letzten Zeit wieder eine Blume in der Wüſte," ſchrieb ſie einmal in beſonders ſchweren, bedrängten Tagen; „ich habe zu trübe Zeiten. Die Kinder alle hatten die roten Flecken, Emilie infolge davon böſe Augen und Tag und Nacht Schmerzen; auch die Jungfer lag krank und iſt noch ſchwach, und Ferdinand noch elend. Ich bin oft an Leib und Seele dahin und kann es nicht lange mehr ſo aushalten: einen Tag wie den andern ohne friſche Luft oder ſonſtige Erquickung. Wenn dann bei Tag die Kinder alle ruhten, ſo erfriſchte ich mich mit Schreiben. Jetzt geht es aber nicht mehr, ich bin zu matt von Sorgen."

„Ich muß ſchreiben," ſagte ſie ſpäter, „und wenn es keine Seele läſe; es iſt mir hoher Genuß, zu ſchreiben, im Grunde meine einzige Erholung in den engen Grenzen meiner Vergnügungen; mein Atem wird immer ſchwerer und macht mich untauglicher für die Geſellſchaft."

Sie ſchrieb Reiſeſchilderungen, Reminiſcenzen aus der Kindheit, Erzählungen, deren Stoff ſie aus dem Leben nahm; die Erfindung, wenn ſie erfand, iſt ſehr einfach, die Darſtellung wahr, warm und lebendig, aber wohl zu ungeſchmückt. Sie ſelbſt ſagt einmal: „Wenn ich meine Erzählungen mit andern vergleiche, ſo kommen ſie mir vor, wie Bauersleute mit ungewichſten Stiefeln." Obgleich ihr das Schreiben an ſich, als Erguß ihrer Gedanken, die Hauptſache war, ſo hätte ſie doch ſehr gewünſcht, ihre Geiſteskinder in die Welt zu bringen, nicht um des Ruhms und nicht um Gewinnes willen. „Es würde mir ſo viel Vergnügen machen, Honorar zu bekommen; ich möchte die armen Proletarier, die ich geſchildert, auch einmal außerordentlicherweiſe erfreuen, es müßte eine große Freude werden! — Ich ſollte ſchrecklich viel Geld haben für meine Gemütszwecke. Die Kinder brauchen alles; ſo bleibt mir für andere nichts, wenn ich mir nichts verdiene, obwohl mir mein guter Mann über ſeine Kräfte geſtattet. Mein Herz würde nicht ſo oft krank, wenn ich ihm mehr wohlthun dürfte; aber es wird nichts."

Unſere Freundſchaft war beſtimmt, auf die tiefſte und bedeutendſte Weiſe ins Leben einzugreifen. Ein Zufall, was man ſo Zufall nennt, oder vielmehr eine wunderbare Fügung der Vorſehung machte ſie zur Vermittlerin in der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens. Sie konnte ſich für das Glück ihrer Freunde intereſſieren, wie es wenige können; ſie hatte aber auch einen rückſichtsloſen Feuereifer, dies Glück zu fördern, und wollte dem Herzen nicht geſtatten, ſeinen eigenen ſtillen Weg zu gehen zu dem Ziel, an das ſie gern im Sturm führen wollte. Wir ſind uns aber bei aller Liebe doch immer ſelbſtändig gegenüber geſtanden, und ſo mußte ſie ſich gedulden, bis die Frucht reif war.

Es wurde ihr die Freude, daß unter ihrem Dach ſich alles vollendete, wie es gut und glücklich war; daß in ihrem Zimmer der Bund der Herzen geſchloſſen wurde, wie ſie es lange erſehnt, wenn auch nicht ſo raſch, wie ſie gewollt. O, mit welch ſtrahlender Glückſeligkeit begrüßte ſie das glückliche Paar! Wie hatte ſie in froher Vorahnung des großen Ereigniſſes unten in liebenswürdiger Geſchäftigkeit ein Feſtmahl bereitet, während oben ein Bund ſich ſchloß für Zeit und Ewigkeit. Wie lieblich ſchmückte ſie das Zimmer mit Blumen und zündete alle Lichter an in der Freude ihres Herzens und umarmte mich lachend und weinend! O, niemand konnte wie ſie die Sache der Freunde zur eigenen machen — niemand verſtand zu lieben wie ſie!

„Wie freue ich mich für euch des herrlichen Abends!“ ſchrieb ſie nachher. „Mein Mann ſagt: ich lebe gegenwärtig dreifach, mit jedem von euch beiden, in jedes einzelne denke ich mich hinein und fühle mit ihm. Es iſt aber auch ſo. Was kann ich machen? ich muß mich nach und nach in jedes von euch hineinleben; nur halte mir's zu gut, und erlaube, daß ich noch ein Weilchen mit euch ſchwärme und mich mit Leib und Seele über euch freue, daß ihr ſo glücklich ſeid!“

. . . .

„Bin ich der Bräutigam oder die Braut?“ ſchreibt ſie ein andermal. „Ich wollte leſen und ſtricken, es ging aber gar nicht, denn ich mußte immer an dich denken; da fuhren die Wörter hin und her ohne Sinn, ich legte das Buch zurück, ſteckte das Strickzeug auf und will nun wieder an dich ſchreiben. Unten iſt freilich eine Waſch, und du wirſt denken, da hätte ich noch nötig, dir zu ſchreiben bei ſolch häuslichen Geſchäften. — Du freilich ſchreibſt mir kurz und ſo, ich weiß nicht wie.

Da bin ich nun ſeither mit dir gegangen Schritt für Schritt, jetzt ſeid ihr miteinander drinnen in der Herrlichkeit und mir ſchlaget ihr die Thüre vor der Naſe zu; ich ſoll nicht mehr wiſſen, wie es darinnen ausſieht, und ich möchte doch auch noch mitleben und mitfühlen. Mir thut oft mein armes Herz ganz weh vor lauter Freude über euch. Sei alſo ſo gut und ſchreibe mir einmal, wenn auch nur *einmal* ſchwarz auf weiß, wie dir's ums Herz iſt. Willſt du denn alles für dich behalten, oder biſt du eiferſüchtig, daß ich euch beide gleich liebe? Du weißt ja, das iſt mein Element; ſoll man ſich denn in dieſer kalten, ſteinernen Welt nie ganz offen ſagen dürfen: ich liebe dich recht aus wahrhaftem Herzen, ohne Falſch und Selbſtſucht und alles Nebengezieſer? Gottlob, daß du mich verſtehſt und mein Herz, das nichts kühl anfaſſen kann; wenn man mich mißverſteht, mich ſo verwundert anſieht, ſo iſt's gleich einem kalten Umſchlag um mein warmes Herz, das dann ſein Blut nach innen ergießt und außen nur noch ganz leiſe ſchlägt.

„Gelt, du behältſt mich doch lieb?“ ſagt ſie ſpäter; „ich weiß wohl, es iſt ein undankbar Geſchäft, auch nur von weitem mit Herzensſachen anderer zu thun zu haben. Weiß wohl, wie es mir einſt mit der alten Tante ging, die mir ſo im voraus zu meiner Wahl geraten, da mußte ich nachher immer denken: ‚Glaub's nur nicht, daß du ſchuld ſeiſt, daß ich ihn nehme, ich habe ihn ſelbſt gewollt.‘ Es kommt mir immer vor, wie wenn das Brettergerüſt ſagen wollte zum Bau: Ohne mich hättet ihr doch nicht bauen können. Das Gerüſt aber wirft man weg und beſieht es nicht mehr, wenn das ſchöngelungene Werk vollendet daſteht. Nicht wahr, ich bin kein ſolches Brettergerüſt? . . . Ich ſollte aber nicht ſpaßen, ich ſchreibe in tiefer Nacht am Bett meines Blauäugleins, das krank iſt, und alle Nachtwachen meines Lebens gehen an mir vorüber; habe ſchon ſo viele Nächte verwacht und bin noch ſo jung, erſt dreißig! In meiner Kindheit habe ich gewacht, wenn mein Herz ſo klopfte, oder aus Freude vor Weihnachten oder Maientag, dann kamen auch Nachtwachen ſchon, wo mein Herz recht krank war. Dann ſollte ich einmal einem kranken Bruder wachen, war aber ſelbſt kerngeſund; zum Glück ſchlief der Bruder auch ein und die Mutter traf uns alle beide in ſüßem Schlummer. Später kamen die Nachtwachen im Eheſtand, am Bette des kranken Kindes die herbſten: hoffnungslos hinzuwachen von einer Nacht zu einem troſtloſen Tag, wenn die Dämmerung anbrach, wenn die Vögel zwitſcherten, wenn der ſchöne helle Morgenhimmel über uns ſtand, und keine Hoffnung! nur ſchwerer fiel die Laſt aufs Herz. Eine Nachtwache mit den Eltern am Bette des kranken Bruders, wo jede Sekunde der Tod einziehen konnte — Nachtwachen am Krankenbette der Mutter und an ihrer Leiche. — Und doch iſt wieder mancher fröhliche Abend und mancher heitere Morgen gekommen, auch nachdem meine Kindlein tot ſind und Mutter und Bruder im Grabe ſchlafen.“ Sie hat nicht viel ruhige Nächte mehr gehabt in den dreizehn Jahren, die ſie noch zu leben hatte.

In Scherz und Ernſt teilte ſie der Braut allerlei von ihren Lebenserfahrungen für den Eheſtand mit: „Das muß ich ſagen, du bringſt noble Grundſätze zur Ehe mit! Nichts erbitten und nichts erſchmeicheln vom Mann! Gib acht, daß du da nicht mit deiner Nobleſſe und Frauenwürde allein ſtehen bleibſt! Und dann auf der andern Seite nie deinen eigenen Willen geltend zu machen! — Eines iſt da ſo ſchlimm als das andere. Dein Mann gehört gewiß auch zu denen, bei denen man mit Bitte und Schmeichelei (wohlgemerkt beides der Liebe, der redlichen, wahrhaften Liebe, nicht der Liſt oder der Laune) alles ausrichten kann und ohne dieſelben nichts; denn er würde ohne Bitte und Schmeicheln gar nicht ahnen, daß er etwas hätte erweiſen ſollen, was doch der Liebe ſo wohl thut.

„Und dann, wenn du nicht bitten und ſchmeicheln willſt, wirſt du am Ende auch nicht um Verzeihung bitten wollen? Das, ſage ich dir, gehört immer uns zu; denn beim Mann geht aller Aerger tiefer und dauert länger an, was die Frau immer ängſtlich mitfühlt, wenn ſchon lange kein Aerger mehr in ihrem Herzen iſt. Dann iſt es ſchön und erhebend, wenn die Bitte um Vergebung ſo ſchnell wie die Sonne das Eis den letzten

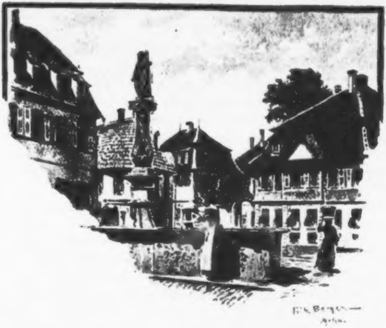
Groll des Mannes wegnimmt, und man ſich zuſammen beſinnt, warum man denn habe ärgerlich aufeinander ſein können. Ich rate dir, lerne das nur beizeiten! Du erſparſt dir viel unangenehme Augenblicke, ich will nicht ſagen Stunden. Ebenſowenig laß dir aber allen Willen nehmen; es iſt für den Mann ganz gut, wenn die Frau hie und da ihren Willen behauptet.

„Ich ſchwatze dir freilich von böhmiſchen Dörfern vor; als Braut kann man vieles gar nicht begreifen, was man nachher ſo ſchnell begreift, aber oft nicht begreifen will. Ich verſtehe daher nicht, was man für ein Leben hat mit den Flitterwochen; ich kann mir gar keine denken, denn es gehört doch längere Zeit dazu, bis man ſich ſo ganz kennt und ſich ſo ganz und gar, auch ſamt den Fehlern, liebgewinnt. Im Brautſtand ſieht man einander fehlerlos; in der Ehe glaubt man zuerſt, jeder kleine Fehler, der vom andern zum Vorſchein kommt, ſei eine Art von Liebloſigkeit, von Vernachläſſigung gegen uns. Solange man nicht die Fehler mit lieb hat, iſt man nicht ganz glücklich; dann erſt iſt's die Liebe, die alles duldet und alles trägt, und aus der muß die Liebe kommen, die alles überwindet."

„Wir Frauen ſind eben gar gutmütige Geſchöpfe," ſchrieb ſie ſpäter, „aber wir müſſen doch auch lernen an die Liebe glauben, auch wo ſie ſich nicht immer zeigt. Das Gute hat das Krankſein, man kommt ſich doch wieder näher; im gewöhnlichen Leben hat und will man oft zu wenig voneinander. Es iſt mir öfters ſchon ſo betrübt ums Herz geworden, wenn ich denke, man könnte auf einmal voneinander kommen und hätte ſo wenig voneinander gehabt! Geiſtig ſollte man doch immer auf dem Laufenden bleiben, ſo wie man's ja täglich iſt mit dem körperlichen Befinden. Ich habe wenigſtens in geſunden Tagen nichts von meinem lieben Mann, er ſteckt immer ſo ſehr in Geſchäften! Wüßte ich nicht ſo ganz beſtimmt, daß er mich über alles liebt, was mir auch ſeine Sorge um mich zeigt, ich käme mir oft überflüſſig vor. Ein bißchen geäußerte Liebe wäre öfters wahre Arznei."

Vielleicht iſt dieſer Mangel an innerem Zuſammenleben eine Klage aller Frauen, und gewiß in den meiſten Fällen nicht die Schuld der Männer, denen ein ernſtes Tagewerk nicht Stimmung und Muße läßt zu Herzensergießungen. Eine Kur für dieſes Leiden, eine Auffriſchung für die verblaßte Poeſie des ehelichen Lebens ſind gemeinſame Reiſen, kleine oder große, je nachdem es die Kaſſe erlaubt — wer nicht nach Italien reiſen kann, geht auf den Schwarzwald — wo allein in Gottes freier Welt draußen auch die Herzen wieder frei werden und der friſche Reiſewind den Alltagsſtaub von der Seele bläſt. Auch Auguſte wurde dieſe Freude auf kleinen Reiſen in die Schweiz, nach Heidelberg, und mit vollen Zügen genoß ihre heitere Seele jeden, auch den kleinſten Reiz des Reiſelebens.

Es war uns nicht beſtimmt, zuſammenzukommen; dasſelbe Jahr, das mich als Frau in ihren Wohnort führte, führte ihren Mann als Rektor an das Lehrerſeminar zu Nürtingen. Sie freute ſich des Wechſels. „Die Stellung iſt nach dem Herzen meines Mannes; für meinen Vater läßt ſich nichts



Schöneres denken, als in ſeinen alten Tagen ſeine Kinder noch ſo in der Nähe zu haben; ich ſonne mich in Gedanken ſchon in den hellen, freundlichen Zimmern, wo den ganzen Tag die Sonne hereinſcheint.“

So hatten die Freunde Tübingen verlaſſen, ehe wir unſern Herd dort gründeten. In den weiten Räumen des alten Seminargebäudes konnte ſich die Familie behaglich einrichten; ein heiterer Verkehr mit dem Vaterhauſe, mit der alten Heimat begann, und Auguſte hoffte von neuem auf beſſere Zeiten; aber ihr Himmel blieb nie zu lange ungetrübt. Im November 1843 wurde ihr ein Knäblein geboren, Guſtav getauft; „ein königlicher Burſche,“ ſchrieb ſie ſpäter von ihm, „munter und kräftig wie noch keines der Kinder“ — im Februar 1845 trug man ihn zu Grabe! Wenige Wochen nach dem Tode dieſes Kindes gebar ſie wieder ein liebliches Knäblein — es ſtarb, ehe es ganz ein Jahr alt war. Ein Töchterlein, im April 1846 geboren, blieb am Leben, ward aber durch ſeine zarte Geſundheit ein Kind vieler Sorgen. „Das kleine Weſen lächelt ſich ſchon wieder in die Herzen hinein,“ ſchrieb Auguſte mit wehmütiger Freude, „iſt auch ſie fürs Grab geboren?“

Ihre Geſundheit wurde natürlich von dieſen Stürmen mehr und mehr erſchüttert, aber doch gewann der freudige Geiſt immer wieder die Oberhand. Sie lebte auf mit den heranblühenden Kindern und nahm den lebendigſten Teil an ihrer inneren Entwickelung; ſie legte gemeinſame Tagebücher an, in denen jedes Kind die Ereigniſſe des Tages nach ſeiner Anſchauung niederſchrieb; auch junge Hausgenoſſen, Zöglinge ihres Mannes, nahmen teil an dieſen häuslichen Ergießungen. Die Mutter ſchrieb dann eine Art von Recenſion zum Schluß, wo ſie in heiterer Form dem jungen Volk manche gute Lehre ans Herz zu legen wußte.

Einen beſonders ſchweren Krankheitsanfall hatte ſie im März 1847: „Ich ſchreibe Dir wieder im Bette. Draußen ſcheint die Frühlingsſonne ſo lieblich, alles freut ſich, ich aber ſehe ſie nur an die Fenſter und an die Decke des Zimmers ſcheinen. Doch, Gott ſei Lob und Dank! Abermals darf ich hoffen, mich wieder zu erholen und Gottes Güte zu ſchmecken, ſeine Barmherzigkeit iſt groß und nimmt kein Ende.

„Vor acht Tagen ſtarb die gute Hermine (die Nichte und Pflegetochter ihrer Eltern); ich war längſt vorbereitet, doch erſchütterte die Nachricht mich ſehr.

„Ich wollte ihr den letzten Liebesdienſt erweiſen und ihr Sterbekiſſen verfertigen, Amalie mußte es nähen, das konnte ich nicht; ich ſchmückte es dann mit Schleifen und Blumen. Schon unter dieſem Geſchäft wandelte mich ein unbeſtimmter Schauer an, den ich durch Klavierſpiel zu vertreiben ſuchte. Da überwältigte mich aber auf einmal am Klavier ein entſetzliches Grauen; mein Herz fing ganz laut, hörbar an zu pochen und die fürchterlichſte Angſt vor dem Tode kam über mich. Ich konnte nicht weiter ſpielen, denn immer entſetzlicher wurde es mir zu Mute. Jetzt konnte ich nur noch aufſtehen und anordnen, daß man zum Doktor ſchicke, da ich fühlte, ich müſſe ſterben.

„Mein lieber Mann war bei meinem Vater in Wolfſchlugen, nur die Kinder um mich her; es war entſetzlich! Ich glaubte vor ihnen den Geiſt aufzugeben, noch ehe der Doktor kam. Zum Glück kam dieſer gleich. Ich war eiskalt an Händen und Füßen, ein eiſiger Schauer durchrieſelte mir den Körper; das gräßliche Gefühl läßt ſich mit nichts vergleichen, mein Leiden war aufs höchſte geſtiegen: ſo habe ich die Nähe des Todes nie gefühlt. Endlich brachten warme Hand- und Fußbäder mehr Leben in den Körper, dann trugen ſie mich ins Bett. Immer und immer wieder kam das Sterbensgefühl. Meinen guten Herrn Weber, den Muſiklehrer, ließ ich rufen; nur Muſik kann die Todesangſt etwas dämpfen, und unter den herrlichen Accorden der Choräle, welche er mir ſpielte, bekam ich einige Linderung. Gott ſei geprieſen für dieſen Troſt in meinen Leiden! Jetzt kam auch mein Mann und fand mich zwar ergeben, aber in einem hoffnungsloſen Zuſtande.“ In jener Nacht waren die Ihren um ihr Bett verſammelt in Erwartung ihres nahen Todes; ihr Herzſchlag wurde ſo laut, daß er im ganzen großen Zimmer hörbar war. Der Arzt hatte alle Mittel erſchöpft und glaubte gewiß nach ihrem Pulsſchlag, daß ihr Ziel auf wenige Stunden geſteckt ſei. Ihr Mann ſaß an ihrem Bette, betete mit ihr und las ihr Sterbelieder. Als dieſer Zuſtand lange — für die Ihrigen eine Ewigkeit — gedauert hatte, hub ſie an: „Herr Doktor, wollen Sie nicht doch noch einen Verſuch mit mir machen? Verordnen Sie mir einmal Castoreum.“ Der Arzt willfahrte ihr, das Mittel that aber wenig Wirkung: „Nun geben Sie mir noch eine ordentliche Doſis Laudanum.“ Auf dieſe bekam ſie etwas Schlummer, ihr Pulsſchlag war beſſer, und am andern Morgen konnte ſie der Arzt für gerettet erklären.

„Ach, liebes Herz!“ ſchrieb ſie am Schluß des Briefes, „von jetzt an werde ich ein angſtvolles Leben führen müſſen, wenn ich erträglich geſund bleiben ſoll; es wird mir oft ganz bange auf ſolch ein Leben, wie mir ſcheint ohne Zweck und Ausſicht, denn all und jede Arbeit iſt mir aufs ſtrengſte unterſagt. — Mein lieber Mann hat an ſeiner Frau nichts als eine ſchwache elende Perſon; ich aber an ihm einen überaus aufmerkſamen und liebevollen Krankenwärter; er thut mir nämlich allein alles. Es iſt eine dunkle, undurchſichtige Prüfung über uns ergangen; einſt wird auch dies klar werden, und einſtweilen dient auch dies zu unſrer Läuterung. Das Leiden ſtimmt ſo mild und demütig, ſo friedfertig und liebevoll gegen die ganze Welt.“

Auch von dieſem Schlag erholte ſie ſich wieder, obwohl er nicht ſpurlos an ihr vorüberging; ihre Geſtalt wurde etwas vorgebeugt, ihr Gang matter, auf der weichen Stirn, die einſt wie weißer Sammet ſich anfühlte, zogen ſich tiefe Falten.

Mit ganzer Seele teilte ſie die Not und Sorgen der Armut im Jahr 1847; ſie gab nicht nur ihr Geld, ſie gab ihr ganzes Herz, all ihr Sinnen und Sorgen der Armut hin, und dieſe tiefe, ich möchte ſagen leidenſchaftliche Sympathie war es wohl auch, die ſie ſpäter ſo mächtig hinriß auf die Seite derer, die ihr die Unterdrückten ſchienen.

Es kam das ſturm- und drangvolle Jahr 1848; ihre leichtbewegliche Natur wurde angeblaſen von dem Sturm, der in die Zeit gefahren; wie ſie alles mit ganzer Seele that, ſo gab ſie ſich auch mit ganzer Seele dem Strome hin, der ſo gewaltig einherbrauſte. Hier liefen denn unſre Anſichten weſentlich auseinander; bei aller Begeiſterung für Menſchenrechte und für ein einiges Deutſchland regte ſich bei mir ein angeborener Legitimitätsſinn, und gerade durch die entgegengeſetzte Strömung die Sympathie für die bedrängten Fürſten, für die beſtehenden Formen, ſo daß ich's höchſtens zum Standpunkt eines Märzminiſters brachte.

Auguſte ſah in all der neuen Glut die Morgenröte einer neuen, goldenen Zeit: „Soll es uns nicht wohlthun, wenn unſern Brüdern und Schweſtern auch der Tag des Lichtes anbricht? wenn die, welche verworfen und verachtet waren ihrem Stande nach, endlich auch Menſchen werden dürfen? Du erwarteſt alle Verbeſſerungen der Welt einzig vom Chriſtentum; ich aber ſage, zuvor müſſen ſie Menſchen ſein, ehe ſie Chriſten werden können. Daß ſie wirkliche Chriſten werden, dazu kann nur das freie Wort helfen, das wie zur Zeit der Reformation die Finſternis zerſtreuen und dem Lichte Bahn brechen muß. Wenn du aber meinſt, mit dieſem hereinbrechenden Licht verſinke vollends alle Religioſität, ſo ſage ich bloß: das iſt gar nicht möglich; vom äußeren Weſen vielleicht wird manches abgethan; dagegen zieht der Menſch aber wieder an den neuen Menſchen, der nach Gott geſchaffen iſt in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und jeder, welcher hat denken lernen, wird ſelbſt den Weg am beſten finden, wenn er anders will, den engen Weg, der zum Leben einführt! Zwingen kann man niemand, wäre auch dem lieben Gott kein großer Dienſt damit gethan.

„Noch einmal, du ſollteſt nicht ſo gleichgültig ſein gegen den jetzigen Umſchwung der Dinge, denn es handelt ſich um Größeres als Preßfreiheit, Geſchwornengerichte, Volksbewaffnung ꝛc. Es handelt ſich darum, daß der Menſch durchweg ſeine edelſten Güter, die Gott ihm ins Leben gab, wiedererhalte. Fürs erſte ſind es nur leibliche Güter, die geiſtigen fallen ihm dann von ſelbſt zu, und auf dem gereinigten Boden wird unſer herrlicher Glaube beſeligend wieder einziehen . . .

„Schickt nicht der Allmächtige jeden Wind und Sturm, im großen wie im kleinen? Wird nicht ſein Geiſt auch über dieſen Waſſern ſchweben und zur rechten Stunde rufen: es werde Licht? Du ſagſt, dieſe Bewegung wurde ohne Blick nach oben begonnen, ſie iſt ein Menſchenwerk und nicht ein Werk aus Gott. Das beſtreite ich dir: ich glaube, ſie ging von Gott aus und wird zu Gott führen; es wird manch blinde Werkzeuge geben, die nicht wiſſen, was ſie thun; aber viele werden ihr Tagewerk, das nicht leicht auf ihnen liegt, nur mit Gebet um Beiſtand von oben beginnen . . .

„Biſt du immer noch niedergedrückt von dem Lauf der Zeiten? Lerne doch beherzigen, was ein Weiſer ſagt — weiß nicht welcher —: Es iſt nicht deine Sache, die Schickſale der Völker zu beweinen oder zu belachen; deine Aufgabe iſt, ſie betrachten und verſtehen zu lernen.

„Nur ein Blinder kann gegenwärtig nicht ſehen, daß die ganze Geſchichte der Zeit einem verwirrten Garnſtrang gleicht, welchen die Kinder, die ihn abhaſpeln ſollen, durch beſtändiges Unterſchleifen immer mehr verwirren. Die Mutter der haſpelnden Kinder aber ſieht lächelnd zu: es iſt die Vorſehung, welche bald den Knäuel zur Hand nehmen und die Zeit gut und ſchön abhaſpeln wird, wenn ſie auch den ungeſchickten Kindern da und dort tüchtig auf die Hand ſchlägt.

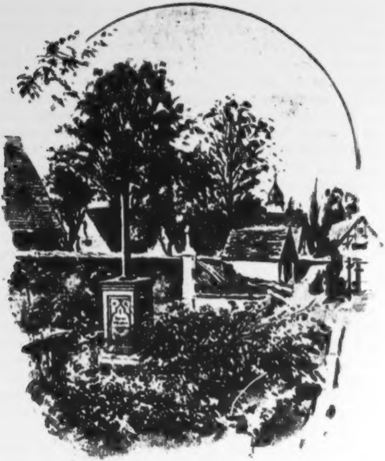
„Es geht dir natürlich wie mir, daß unſre Verſchiedenheit in dieſem Punkte weh thut. Ich trug letzthin mehrere Tage dieſen Gedanken in mir und war ſo traurig, daß ich hierin an dir nicht die gleichgeſtimmte Seele habe. Mein Herz iſt oft ſo voll, es umfaßt ſo Vieles und Großes und kann ſich niemand mitteilen, weil es unter den alten Freunden niemand hat, der es verſteht.

„Wer wird ſich denn durch die Bewegung der Zeit ſein heiligſtes Kleinod rauben laſſen? Wem ſolches geſchah, dem hat es nie recht zu eigen gehört. Wenn nicht Stürme und Regen darüber gehen dürfen, ſo iſt es ein Haus auf Sand gebaut; das Chriſtentum aber iſt auf einen Fels gegründet. Wenn auch Stürme wehen und Waſſerwogen kommen, das Haus ſtürzt nicht und wankt nicht, es hält ſich hoch über den Wellen, und wenn das Wetter vorübergezogen, ſteht es ſchöner und glänzender im Sonnenſchein als zuvor.“

Zahlreiche Noten, ſo ſtürmiſch wie die Zeit, wurden zwiſchen uns gewechſelt in jenen Tagen, wo auch ganz unpolitiſche Naturen nicht gleichgültig bleiben konnten. Ich gab weniges davon, abgeſehen von dem, was Wahrheit und was Irrtum darin ſein mag, nur um zu zeigen, wie rein und allein aufs Gute gerichtet ihr Sinn und Wollen von Anfang bis zu Ende blieb. Sie hat viele Täuſchungen erfahren, wie es nicht anders ſein konnte. „Roheit und gemeine Leidenſchaft haben wieder einmal der guten Sache einen Nagel in den Sarg geſchlagen,“ ſchrieb ſie traurig nach einer rohen Kundgebung der demokratiſchen Partei — das Beſte dabei, ihr warmes Herz fürs Volk, iſt ihr geblieben, auch nachdem die Waſſer verlaufen waren.

Es war nicht möglich, unſre Anſichten zu vereinigen, unſre Freundſchaft hat aber auch dieſe Probe ausgehalten; konnten wir die politiſchen Sympathien nicht teilen, ſo haben wir doch treulich Freud und Leid geteilt, und uns, als die Stürme vertobt waren, mit der alten Liebe und Freude wieder begrüßt.

Nun, abgeſehen von der Richtigkeit ihrer oder andrer politiſcher Anſichten — das iſt gewiß: ſie hatte ein Recht, liberal zu ſein. In keinem der beiden Lager, unter Männern oder Frauen, wird es viele geben, die ſo durch und durch, ſo wahrhaft und aufrichtig human ſind, ſo bereit, Opfer zu bringen mit eigener Entbehrung, ſo voll von innigem, liebevollem Ver-



ſtehen und Eingehen in die Not auch der Aermſten und Geringſten. Nie kannte ich eine edle, wahrhaft gebildete Seele ſo ganz frei von ariſtokratiſchem Hochmut, nie ſo im wahrſten Sinne ein Herz fürs Volk wie das ihre.

Im Jahre 1848 ſtarb auch ihr Vater, und mit ſeinem Tode ſchloß ſich ihr das liebe Vaterhaus mit all ſeinen freundlichen Erinnerungen.

„Nun ſteht unſer altes, gutes, trauliches Elternhaus leer und verlaſſen. Unſer letzter Gang war auf den Kirchhof; da ſind die drei Gräber beiſammen, der Bruder und die Eltern; Vater und Mutter haben ihr Kind in der Mitte. An der Mauer bei den Gräbern ließ ich eine kleine Bank machen, ein liebes, trauliches Plätzchen; dort ſitze ich oft im Geiſt und ſehe die drei lieben Gräber vor mir, das einzige, an was wir in der alten Heimat noch ein Anrecht haben.“

Wenn Gott ihr nicht den freudigen Geiſt gegeben hätte, der das Schwerſte überwinden konnte, nicht das häusliche Glück in der treuen Pflege eines geliebten Gatten und lieber Kinder — wohl hätte ſie mit dem Erzvater Jakob ſagen dürfen: wenig und böſe iſt die Zeit meines Lebens. Viele Jahre lang konnte ſie ſich nicht eines Tages voller Geſundheit, nicht einer Nacht ruhigen Schlafes freuen; ſchwere Krankheiten der Kinder erſchöpften noch mehr ihre ſchwache Kraft. Seit Jahren ſaß ſie am Tiſche des Lebens wie die Israeliten beim Oſterlamm: immer zur Reiſe gegürtet, den Stab in der Hand — und das iſt oft ſchwer für ein lebenswarmes Herz.

„Manchmal iſt es doch läſtig, daß ich mich fortwährend anſehen muß wie eine, die alle Stunden abſcheiden kann, ſtets im Begriff zu gehen. So beſinne ich mich immer, mir noch ein Kleid zu kaufen; es iſt nicht mehr der Mühe wert, tönt mir's immer wieder. Das ſtört mich oft und nimmt mir die Lebensfreudigkeit, was mich dann wieder ärgert. So fortwährend bereit zu ſein und doch nicht ſterben, iſt hart. Wer ſo oft nahe dabei war, bei ſich ſelbſt und andern, denkt: wäre es nur einmal vorüber! Dann iſt es auch immer ſo ein Druck, daß man eben nicht beſſer wird, eher ſchlechter, und weiß nicht wie anfangen, um eigentlich beſſer zu werden! Gott ſei mir Sünder gnädig! ſo muß ich fort und fort ſeufzen. In den Stand der Gnade, wie der fromme Moſer und ſeine Freunde, komme ich nie.“

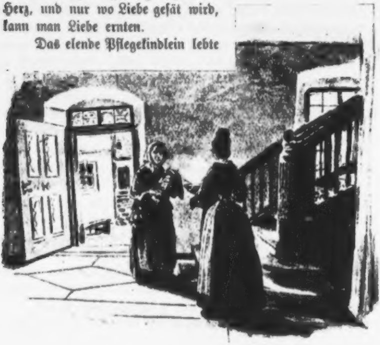
Ihr Herz aber blieb weich und offen, ſo jung und friſch mit den Jungen und Frohen, ſo herzlich teilnehmend für alle Not und Sorge der Gedrückten, auch wenn es Sorgen waren, die ihr, welche fortwährend an der Schwelle der Ewigkeit ſtand, kleinlich und unbedeutend ſcheinen mußten. Immer lebendiger wurde in ihr der Drang, nicht nur unter den Ihrigen, ſondern auch nach außen zu helfen und zu wirken. Sie gründete einen Verein für die Bekleidung Armer, und auch als ihre Hände nicht mehr thätig dabei ſein durften, war ſie doch mit ihrem Unternehmungsgeiſt, mit ihrer unverſieglichen Friſche die belebende Seele davon. Am eifrigſten war ſie bemüht, den Armen ihres Heimatdorfes Beſchäftigung und Unterſtützung zuzuwenden; ſo weich aber ihr Herz war und ſo offen ihre Hand, ſo war ſie doch dem blinden, gedankenloſen Geben feind; ſie hatte einen ſicheren, praktiſchen Blick in die Verhältniſſe der Armen und viel Feſtigkeit bei aller Liebe und Güte.

Von ganzem Herzen lebte ſie ſich in das Leben der Armen ein. „Ich bitte dich, ſieh die Armen nicht an mit dem phariſäiſchen Seufzer: Gottlob, daß ich nicht bin wie dieſer einer! und glaube und gib aber auch nicht jedem Herumläufer und Lungerer — ich will ſie nicht richten, aber ich gebe ihnen nichts, bis ich ordentliche unter ihnen finde, die ich dann fort unterſtütze. Ich will dir aber nur ein Beiſpiel erzählen, was Armut iſt. Eine alte, waſſerſüchtige Frau in W. ſpinnt für mich, ihre Tochter lebt bei ihr mit vier Kindern; deren Mann arbeitet ſeit einem Jahr im Bayeriſchen an der Eiſenbahn und ſchickt nach Hauſe, was er erübrigen kann. Seit vier Wochen kann er wegen Krankheit und ſchlechtem Wetter nichts verdienen, ſchickt alſo auch nichts. Die Frau nährt ſich mit Lumpenſammeln; da ſie aber nicht zwei Gulden aufbringen kann, um ihr Patent erneuern zu laſſen, darf ſie nur im Dorfe herumgehen. Geſtern brachte mir nun das junge Weib das geſponnene Garn von ihrer Mutter; ſie klagt nie, nur durch Fragen erfuhr ich, wie es ihr geht. Alle zwei Tage bekommt ſie Armenſuppe vom Rathaus, an den Zwiſchentagen kann ſie nichts kochen als Waſſerſuppe. Letzten Sonntag war es ſo wenig, daß ſie ihren alten Eltern und den Kindern nicht das bißchen nehmen wollte; ſo dachte ſie: weil es ja Sonntag iſt, wo man nichts ſchafft, kann ich ſchon faſten. Wie's Nacht geworden, hat ſie aber ins Bett müſſen, kalter Schweiß iſt ihr auf der Stirn und den Händen gekommen. Die Kinder und ihre Eltern ſind eingeſchlafen, ſie aber hat nicht ſchlafen können; ſie konnte gar nicht ſagen, wie ſchlecht es ihr geweſen ſei.

„Das Haus iſt das äußerſte im Ort; um acht Uhr klopfte etwas an die Hausthür, ſie ſah durchs Fenſter und fragte: ein Handwerksburſche ſtand draußen und bat um Nachtquartier. ‚Lieber Gott,‘ ſagte das Weib, ‚wir haben eine kalte Stube, kein Bett, nichts zu eſſen, und ich bin ſelber vor Hunger ſo elend, daß ich nicht mehr ſtehen kann.‘ Da bot ihr der Handwerksburſche zwei Stücke Brot durchs Fenſter und ging weiter. ‚Wie ein Engel vom Himmel iſt mir der gekommen; wie ich nur ein wenig davon gegeſſen, iſt mir's beſſer geworden, daß ich habe einſchlafen können.‘ Noch viel von dieſem Jammer könnte ich dir ſchreiben, was dir faſt unglaublich ſcheinen würde. ‚Rike, warum jammerſt denn nicht?‘ fragte ich ſie. — ‚Was ſoll ich jammern?‘ ſagte ſie, ‚es haben's ſo viele nicht beſſer, und wenn wir's nicht verdient hätten, ſo ließe es der liebe Gott uns nicht ſo hart gehen.‘ Siehſt du, da findeſt du auch noch Glauben bei der Armut, und ich ſage dir, die, welche die Armut nie berührt hat, wiſſen noch gar nicht, was es heißt, Glauben zu halten. Dies große Elend in meinem Geburtsorte geht mir Tag und Nacht nach, und ich kann nicht mehr thun. Denke ich zurück an die frühere Wohlthätigkeit und Freigebigkeit — Bettler hatte es gar keine im Ort, es kamen nur Fremde und man ließ keines ohne Mehl oder Brot gehen. Jetzt iſt alles tot. — Ein großes Gericht geht über uns; wie hart könnte der Fall ſein für die, welche noch ſtehen! Darum nur Demut, Demut!“

Im März 1851 wurde ihr jüngſtes Kind, Ludwig, geboren; auch dies Kind machte ihr bei ihren immer mehr geſunkenen Kräften viel Mühe und Sorge. Im Sommer desſelben Jahres kam eine Bettlerin mit einem ganz elenden kleinen Kindlein. „Könnt Ihr denn gar nichts verdienen?“ fragt Auguſte, während ſie die Mutter ſpeiſt und das arme Kindlein in trockene Tücher wickelt. — „O, ich könnte ſchon ins Aehrenleſen und etwas Schönes ſammeln, wenn mir nur ein Menſch das Tröpfle da behielte bis über die Ernte.“ — „Nun, ſo laßt es mir! ich will es in Gottes Namen ſo lange behalten,“ ſagt Auguſte und behielt und pflegte das Kind. Die Uebernahme war faſt zu ſchwer, das Kindlein ſchrie Tag und Nacht; Auguſte allein konnte natürlich die Pflege nicht übernehmen, und ſie ſtellte es ihrer Magd und einem jungen Mädchen, das ſie als Gehilfin im Hausweſen hatte, frei, ob ſie mit ihr die Aufgabe teilen wollten, die ſie nicht von ihnen fordern könne. Die Leute zeigten ſich willig, wie ſie denn überhaupt auch bei Dienſtboten eine perſönliche Liebe und Anhänglichkeit gefunden hat, die in unſern Tagen ſelten iſt; aber ſie hatte auch eine wahrhaft mütterliche Teilnahme und Fürſorge für ſie. In dieſe, wie in alle Verhältniſſe legte ſie das Herz, und nur wo Liebe geſät wird, kann man Liebe ernten.

Das elende Pflegekindlein lebte



auf, freilich langſam und mühſam; aber als nach der Ernte die Mutter kam, um es zu holen, konnte ſich Auguſte nicht entſchließen, es ins alte Elend zurück zu laſſen; ſie verſprach, es über den Winter zu behalten. Im Frühling aber kam das Weib bereits mit einem zweiten armen Tröpflein; es war kaum daran zu denken, ihr das erſte wieder mitzugeben. Der Arzt aber und der Gatte thaten den Machtſpruch, daß Auguſte bei ihrer immer mehr wankenden Geſundheit ſich nicht weiter mit dem ſchreienden Pflegling befaſſen dürfe; gern wollte der Mann einen Beitrag zu einem Koſtgeld geben, aber der reichte nicht — woher das weitere nehmen? Sie war in großer Herzensnot, bis zum Glück ein wohlthätiger Schwager noch ins Mittel trat, und das Kindlein mit ſeinem Koſtgeld noch einer andern armen Frau zur Wohlthat wurde.

Auch ſpäter, in dem Teurungsjahr 1854, nahm ſie ein armes Knäblein aus ihrem Heimatdorf über die Zeit der größten Not zu ſich, und nährte und kleidete es mit ihren eigenen Kindern.

Die Genüſſe und Bedürfniſſe ihres eigenen Hauſes beſchränkte ſie zu ſolchen Zeiten der Not auf das Einfachſte und Beſcheidenſte, obwohl es ſie ſehr glücklich machte, wenn ſie einmal wieder ſich geſtatten durfte, ihren jungen Leuten ein kleines Feſt zu geben. „Geſtern mußte ich ein junges Bäschen einladen, die hier iſt; da wurde denn einmal wieder etwas gebacken, was wirklich eine große Seltenheit iſt. Den Jubel bei den Kindern, groß und klein, hätteſt du ſehen ſollen! Das junge Volk vergnügte ſich zuſammen mit Sprichwörterſpielen und allerlei; ich konnte auch einmal wieder von Herzen lachen und mußte denken: gottlob, es gibt doch auch noch fröhliche Herzen in der Welt!“

„Meine jungen Leute ſind geſtern heiter nach Hauſe gekommen,“ ſchrieb ſie ſpäter nach einem kleinen Ausflug. „Einen ſo herrlichen Morgen, meinten ſie alle, habe es noch nie gegeben. Wie gönnte ich es dem jungen Volk! Das hat für mich etwas unendlich Wehmütiges, daß die Jugend ſo unbewußt verſchwindet.

Keinem war es klar, daß es eben ſo ſchön geweſen, weil ſie ſo jung ſind, und alle ſo hoffnungsvoll in die Welt hinaus ſchauten! Irdiſches Glück kann aber auch nur vollkommen ſein, wenn es unbewußt iſt.“ Neben dem herzlichen Eingehen in die harmloſe Freude junger Herzen mußte ſie ihnen doch in rechter Weiſe den Ernſt des Lebens, auch des äußeren Lebens ans Herz zu legen. So ſchrieb ſie ihrer Tochter zur Zeit der Konfirmation:

„Liebes Kind, Entſagung iſt die Loſung des Weibes. Laß dir dies an dem heutigen Tage beſonders geſagt ſein, und nimm einige wohlmeinende, ernſte Worte deiner Mutter in ein feines, gutes Herz. Du haſt eine harmloſe, freundliche Kindheit durchlebt und kennſt das Wort Entſagung kaum dem Buchſtaben nach. Ernſter tritt dir das Leben von heute an entgegen, und wenn du glücklich ſein und glücklich machen willſt, mußt du das Wort Entſagung ſeiner ganzen Bedeutung nach erfaſſen. Entſagung heißt im Leben des Weibes Pflichterfüllung: ein williges, freudiges Hingeben ſeiner eigenen Wünſche, ſeiner eigenen Genüſſe, ſeiner eigenen Freude und Behaglichkeit für das Wohl andrer. Alle Genüſſe des Lebens mußt du nicht als ſich ſelbſt verſtehend, als dein Recht hinnehmen, ſondern als eine Blume, die dir unverhofft am Wege blüht. Seufze nie nach Genuß, das ſind die unglückſeligſten Menſchen! Heitere Pflichterfüllung muß deine Lebensfreude ſein, dann wird Entſagung zum Genuß, mag nun dein ſpäteres Leben allein oder an der Hand eines Mannes dahingehen. Der einſame Lebensweg hat weniger Verantwortung: ‚Wem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern,‘ verlangt aber anſcheinend mehr Entſagung; ich ſage anſcheinend, denn wer kann unabhängiger ſein, als oft ein alleinſtehendes Mädchen; aber wer auch unglücklicher als eine ſolche, wenn ſie das Wort Entſagung nicht verſtand und beizeiten ihre Beſtimmung nicht richtig erfaſſen lernte!

„Welche Verantwortung ruht auf einer Mutter, daß der keines verloren gehe, die der Herr ihr ſchenkte! Wie lernt ſie

Entſagung üben, wenn ſie ihr Leben für das der Kinder einſetzt, wenn Sorge um die Kinder die Kraft der Mutter verzehrt! — Wie unglücklich würdeſt du, wenn du nicht beizeiten den Segen der Entſagung verſtehen lernteſt und des Lebens Genuß im Vergänglichen und Eiteln ſuchen wollteſt!

„Wende daher deine Sinne und Gedanken immer mehr ab vom Eiteln, denn die äußeren Freuden des Lebens ſind dem Weibe, welches ſeine Beſtimmung verſteht, ſpärlich zugemeſſen. Niemand kann zwei Herren dienen, und der ſchmale Weg iſt's, der zum Leben führt.“

In ihrem frohen, heiteren Eingehen in die Freude der Fröhlichen, neben all dem tiefen Ernſt im Grund ihrer Seele, lag wohl auch ein Teil ihrer wunderbaren Macht über junge Gemüter; ſie beſaß einen Zauberſchlüſſel zu den Herzen, wie ich ihn ſelten gefunden, wie man ihn gern mit Gold kaufen möchte, wenn man in der Lage iſt, mit vielen jungen Leuten zu verkehren. Nicht nur die weichen Herzen der Mädchen wurden gewonnen von ihrer offenen, geraden mütterlichen Freundlichkeit; auch junge Männer in dem Alter, wo ſie am reichſten an eigener Weisheit, am unzugänglichſten für den Einfluß Aelterer ſind, ſchloſſen ſich ihr mit eigentümlichem Vertrauen an. „Sie war die einzige Seele,“ ſagt einer ihrer jungen Freunde, „der ich mich (außer meinen Altersgenoſſen) rückhaltslos hingab; ihr verdanke ich aber auch die Fixierung meiner moraliſchen Kraft.“

„Sagen Sie mir nur immer unverhohlen die Wahrheit!“ ſchreibt ein andrer junger Mann, ſehr feurigen Geiſtes, dem ſie in freundlich mütterlicher Weiſe einiges ans Herz gelegt hatte; „ich laſſe mir freilich nicht von jedem alles ſagen, Sie aber möchte ich darum bitten. Aus dem Munde eines Menſchen, zumal einer Frau, die man verehrt und lieb hat, thut ſelbſt offener Tadel nur wohl.“

„Wie wir ihre Exiſtenz,“ ſchrieb ein früherer junger Hausgenoſſe nach ihrem Tod, „nur noch als eine geiſtige, ätheriſche betrachten durften, ſo lebt ſie geiſtig bei uns fort, und die Liebe, die ſie in ihrem Leben geſäet hat, wird auch nach ihrem Tode noch reiche Früchte bringen. Ihr Leben war ſegenſpendend, ihr Tod iſt ein Eingehen zur ſchönſten Ruhe, und ſie muß uns ein Segen bleiben.“

Für die Geſellſchaft, was man ſo nennt, für äußerliche Vergnügungen hatte ſie nie viel Sinn gehabt, und es war ihr kein Opfer, ſolchen Genüſſen zu entſagen, als ihre Liebesthätigkeit für andre und ihre zunehmende Körperſchwäche es forderten. Nur ihren Kindern zuliebe — um ſie mit ihrem treuen mütterlichen Auge zu leiten, wenn ſie ſich ihrer Jugend freuten — nahm ſie ſpäter wieder teil an heiteren, größeren Geſellſchaften. Sie war überall gern geſehen, allenthalben noch, ſelbſt ſchwach und müde, ein erfriſchendes Element; aber ihr, die im Angeſicht des Todes ſich immer mit ernſten Gedanken trug, war die kleine Münze unſres geſelligen Verkehrs zu leicht und unbedeutend; ihrer vollkommenen Offenheit und Geradheit widerſtrebten die langweiligen Formen des Philiſtertums. So, meiſt zu Hauſe, die treue Hüterin des heimiſchen Herdes, konnte ſie auch den Ihrigen unter allen Leiden und Gebrechen, neben dem Wirken und Sorgen für Arme noch ſo viel ſein. Dieſe immer wache Gegenwart des treuen Mutterblicks iſt ein großer Segen. Ihr eigenes Haus öffnete ſie in heiterer, zwangloſer Gaſtlichkeit alten Freunden wie den jungen Freunden und Freundinnen der Kinder; ſie lebte immer wieder auf in einer fröhlichen Tafelrunde und war der Jugend nicht nur eine liebevolle Mutter und eine nachſichtige Freundin, ſondern auch eine heitere Geſpielin faſt bis zum Tode. So legte ſie ſelbſt den beſten Balſam auf die Wunden, die ihre vielen Leiden den Herzen der Ihrigen ſchlugen. „Gott ſei Lob und Dank,“ ſchreibt ſie, „der Himmel hat mir zu all den Beſchwerden ein heiteres, leichtes Gemüt gegeben, weshalb, zu Seiner Ehre ſei es geſagt, meine nächſte Umgebung nicht viel darunter zu leiden hat.“

Dabei blieb ſie aber in ſtillem, innerem Ernſt, in ſtetem Ringen nach dem Licht, das allein durch das Thal der Schrecken leuchten kann. Noch immer erſchien ihr der Tod meiſt in dunkler

Geſtalt. „Du wirſt mich wieder elend ausſehend finden, es war ſo tief, ſo tief hinunter mit mir. Ich ſage dir, es iſt etwas Entſetzliches um das Sterben; oder iſt es nur bei mir ſo, weil ich immer klarer denken muß, je kränker ich werde? Du glaubſt nicht, wie wenig einem bleibt von allem Angelernten; in ſolchen Augenblicken wird bloß gegeben, wir ſind gar nichts mehr mit unſerm ganzen Sein; der Herr gibt ſeine allerbarmende Liebe; in dieſen feſten Grund allein können wir uns ſenken, nichts ſonſt gibt uns Halt; alles, alles ſchwindet!“

„Auch auf meinem Lebensweg ſteht das Kreuz, an welchem der Herr litt und ſtarb, es iſt mir kein Stein des Anſtoßes, ſondern ein über alles erhebender Anblick, welcher mich in den ſchwerſten Stunden der Anfechtung und der entſetzlichſten Körperſchmerzen allein aufrichtete. Ottilie, du kannſt noch nicht ſagen, was es heißt, unterm Kreuz faſt erliegen, da lernt man erſt recht den Herrn ſuchen und finden.

„Wie verzweiflungsvoll oft meine Nächte ſind, das weiß niemand als ich und der liebe Gott! Wollte ich auch nachher noch darüber ſeufzen, ſo wären ja die Tage auch vollends finſter, wo doch der liebe Gott immer aufs neue ſeine Sonne ſcheinen läßt: darum bleiben die Kämpfe der Nacht zwiſchen mir und Gott allein.“

Ihr Elternhaus war geſchloſſen, die Geſchwiſter alle auswärts im Beruf und am eigenen Herd; nur an ihren jüngſten

Bruder Wilhelm, das Sommerkind des ſonnigen Vaterhauſes, hatte ſie noch die mütterlichen Anrechte der älteſten Schweſter. „Wilhelm war noch bei uns, ehe er nach Italien ging, wo er ſeiner Geſundheit wegen den Winter zubringen ſoll. Sein Beſuch war eine ſo große Freude, er iſt ganz der Vater, wie er jung geweſen ſein muß; aber der Abſchied war tief wehmütig, freilich mehr innerlich: es iſt ein Erbe unſres Geſchlechts vom Vater her, daß wir äußerlich kühl ſcheinen. Er iſt ſo krank, daß ich ihn nicht mehr ſehen werde. Ich denke mir den Winter ſo ſchwer in all der Herrlichkeit von Italien; krank, unter Fremden, der Landesſprache nicht recht mächtig. Nachts wenn ich wache, wird mir oft ſo bang um ihn, und ein Seufzer ſteigt aus meiner Seele: Gott möchte ihn wieder in die Heimat rufen.“

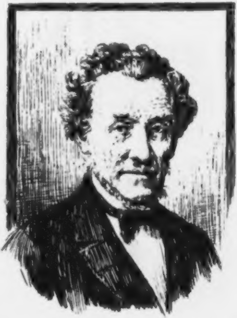
Dieſer Wunſch wurde erfüllt. Der Bruder kam aus Italien zurück, müde, krank, voll Heimweh, um in ihrem Haus ſeine Heimat und — ſein Sterbebette zu finden. Wie ſie nie einer Pflicht auswich, ſo hatte ſie auch, ohne ihrer eigenen Schwäche zu achten, mit liebevoller Sorgfalt alles für den Bruder bereitet, um ihm ſein Lager leicht zu machen, denn er kam ſehr krank. „Er war durch das lange Leben in der Welt draußen ſehr verwöhnt worden,“ ſchrieb ſie, „ein großer Liebhaber feiner Weine und feiner Speiſen; aber in Leidenstagen kehrt man, innerlich und äußerlich, zum Alten und Einfachen zurück. ‚Mach mir nur ſo braune Suppe, wie mir die Mutter gekocht hat!‘ bat er mich in den letzten Tagen, und lebte faſt allein davon und von Milch.“

Nicht zu lange durfte der Bruder im Schweſterhauſe ruhen, ehe er zur letzten Raſt kam; er verließ bald das Bett nicht mehr und ſchlief unter der Pflege der Schweſter ein.

„Wir Schweſtern und Julie (die Gattin ihres Bruders) haben ihn gepflegt . . . Das Heimweh nach ihm, der mir ſo kurz wieder gegeben und wie im Traum wieder genommen ward, überwältigt mich oft faſt ganz. So weit, ſo weit in der Welt iſt er herumgezogen und ſein Grab nun doch wieder ſo nahe bei der Heimat!“

Ihr überfließender Herzensdrang, überall zu helfen, zu tröſten, zu ſtützen, wo ſie Not und Sorge ſah, fand reiche Nahrung, als ſie die nähere Bekanntſchaft Guſtav Werners machte, den bald ein Freundſchaftsverhältnis der edelſten, geiſtigſten Art mit ihrem Hauſe verband.

„Ich möchte, daß du auch noch in dieſem Leben die Bekanntſchaft Werners machteſt,“ ſchreibt ſie mir; „gewiß iſt er



ein Chriſt, der nach dem lebt, was er predigt, ein dem Ewigen fortwährend zugewendetes Weſen und dabei ſo in aller Demut mit kindlichem Frohſinn und überſchwenglicher Liebe gegen jedes. Denkſt du noch an unſern Zweifel: ‚Was thut man mit den Gaſſenleuten im Himmelreich?‘ Ich glaube, Werner ſucht und findet die Antwort. Er lehrt dieſes Leben ſchon als ein Stück des ewigen zu betrachten, und die irdiſche Thätigkeit weiß er ſchön und erhebend mit der auf jene Welt gerichteten Thätigkeit in Einklang zu bringen, ſo daß alles eins wird, daß man nicht mehr lange ſuchen darf und grübeln, ſondern nur ſtet fortgehen auf dem ſchmalen Weg, der zum Leben führt.“

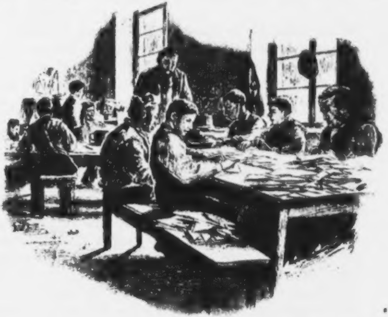
Ein ſo reiches, umfaſſendes, aufopferndes Wirken, das durch zweckmäßige Verwendung aller Kräfte im Geiſte chriſtlicher Liebesthätigkeit die Menſchheit reformieren und die ganze Erde zu einem großen Bruderhauſe machen möchte, mußte ſie mächtig anziehen. Sie lebte darin mit ganzer Seele; ſie betete, dachte und ſorgte für die Anſtalten, welche den Keim geben ſollen zu einem Bau, unter welchem die Vögel des Himmels niſten werden.

„Ich kann nichts thun,“ ſchreibt ſie Werner, „nehmen Sie meine Sorgen und Ratſchläge als Opfer für die mir ſo teure Sache, ich möchte durchaus einen Keim für eine beſſere Zukunft in ihr ſehen.“ Sie teilt Werner in demſelben Brief ihre Ideen mit über „eine Geſellſchaft, welche ſich verbrüdert für höhere Zwecke, für den Dienſt der Menſchheit“. Jedes wirkt nach ſeinen Gaben und Kräften; jedes erhält von dem gemeinſamen Erwerb ſeine Prozente, je nachdem er an Kapital, Kräften oder Kunſt einſetzt; denn ein Eigentum muß der Menſch haben, dann erſt fußt er auf der Erde. Dem einzelnen muß die Freiheit bleiben, zu geben, zu erſparen, zu genießen.

„Was aber innerhalb dieſer Geſellſchaft durch die Vereinigung der Kräfte gewonnen wird, das legt man in den Gotteskaſten, zu Erziehung armer Kinder, zur Hebung Geſunkener ꝛc. — Halten Sie mir zu gute, was vielleicht ein Bau der Phantaſie iſt! Von jeher habe ich ſolche menſchheitbeglückende Ideen in meinem Kopf herumtragen müſſen, bin auch vielfach damit ausgelacht worden. Laſſe mich gern damit auslachen: ‚Es jammerte ihn des Volks.‘“

Die Tage und Wochen, die ſie im Bruderhauſe in Reutlingen zubrachte, waren in den letzten Jahren ihre einzige Erholung und ſie zählte ſie zu ihren ſchönſten. Die ruhige und doch ſo emſige Geſchäftigkeit, die hier herrſcht, der Geiſt des Friedens und der Ordnung, der durch die Räume weht, wo

Menſchen der allerverſchiedenſten Art, meiſt Arme, Verlaſſene, von der Welt Verſtoßene, ſich in nützlicher Thätigkeit zuſammenfinden, that ihrem Herzen unendlich wohl. Mochte ſie nun in der Küche verweilen, deren ungeheure Töpfe für ſo Manchen Speiſe kochen, der draußen bitteren Hunger gelitten, oder in den Arbeitszimmern, wo in einem die Wäſche beſorgt wird, dieſe hundertköpfige Hydra, der immer wieder neue Köpfe wachſen, wenn die alten abgethan ſind; in dem andern alte Kleider zu neuen hergerichtet werden für die kleinen und großen Kinder des Hauſes; wo man hier die zierlichſten, eleganteſten Modearbeiten verfertigt, dort auch die unbeholfenſte Hand noch zu grober Strickerei verwendet — überall fühlte ſie ſich daheim, überall hin kam ſie, die müde, kranke Frau, wie ein Sonnenſtrahl, mit ihrem liebevollen Lächeln, ihrer herzlichen Teilnahme. Wo ihre Hände nicht helfen konnten, da ſetzte ſie ſich zu den



Kranken, zu den Betrübten, ließ ſich von ihnen erzählen und erheiterte ſie. Auch hier bewährte ſich ihr Wunderſchlüſſel zu den Menſchenherzen; allen war ſie lieb, vor allem aber ſammelten ſich die Mühſeligen und Beladenen um ſie und klagten ihr ihr Leid. Eine Probe für den echten Gehalt ihrer chriſtlichen Geſinnung war gewiß, daß ſie, ſo ganz ohne Herablaſſung, ohne die leiſeſte Erniedrigung, in wahrhaft ſchweſterlichen Verkehr mit Leuten jeder Bildungsſtufe treten konnte.

Beſonders herzlich und innig war ihre Freundſchaft mit Rösle B., einer einfachen frommen Bauersfrau, die unter der Leitung Guſtav Werners eine Anzahl armer verlaſſener Kinder zu einer Familie um ſich ſammelt und mit großer Aufopferung Muttertreue an ihnen übt. Sie beſuchte ſie, ſo oft ſie konnte, und teilte mit ihr, ſoweit ihr möglich war, die Aufſicht und oft ſehr beſchwerliche Pflege der Kleinen. „Haltet mir das Rösle in Ehren,“ ſagte ſie noch auf ihrem Sterbebett, „das iſt eine edle Seele, eine wahre Perle!“

Eine ſchwere Lebensaufgabe war ihr die äußere Unthätigkeit, zu der ſie ſich genötigt ſah. „Denken Sie ſich ein Geſchöpf,“ ſchreibt ſie an Werner, „dem Flügel angewachſen ſind, die es fortwährend fühlt und gebrauchen möchte; das aber durch ſchweres Atmen, Engſein, Herzklopfen, Schlafloſigkeit, Schmerzen auf der Bruſt, am Herzen, an der Seite immer gehindert wird, ſie zu entfalten — ſelten ein freundlicher, leichter Tag, wo nicht eine dieſer Beſchwerden an ſeine Hinfälligkeit mahnt. — Da haben Sie mich.

„Was mag es für etwas Köſtliches ſein, wirken zu dürfen wie Sie im Gebiete der Geiſter und des Lebens! Wie gewinnt das Leben da an Inhalt! Wie oft denke ich, wenn ich reiche, geſunde, alſo doppelt lebensfähige Menſchen ſehe: wie Unendliches würde ſich euch offenbaren, wenn euch das ewige Licht den Weg zeigen würde; wenn ihr wüßtet, zu was euch Mittel und Kraft gegeben! Würde eines meiner Kinder einmal in dieſer Beziehung ſehend werden, ich wollte gern ſterben!“

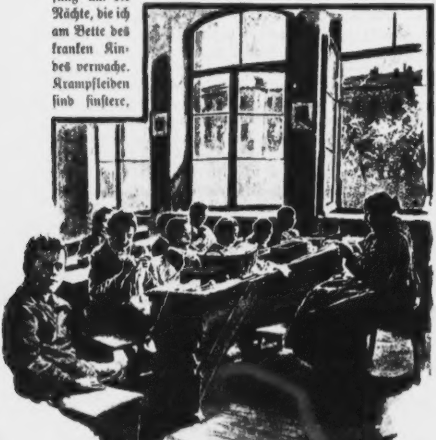
„Mein lieber Mann,“ ſchreibt ſie einmal mit gutmütiger

Ironie, „wird wohl mit einem Schulrat aus Weimar zu euch nach Reutlingen hinüber kommen; wenigſtens ſprachen die Herren angelegentlich davon. Die Unterhaltung eifriger Pädagogen anzuhören, iſt mir immer ein großer Genuß. Da wird alles ſo ernſtlich beraten, über was Sie gar nicht lange reden, nur handeln. Das iſt der Unterſchied, und es iſt ſehr bequem und angenehm für die Herren, bei ſolchem Geſpräch zu ihrem Kaffee gemütlich eine Zigarre zu rauchen, ſie werden dann immer eifriger.“

Neben all der ernſten Geiſtesarbeit an ſich ſelbſt, mit der ſie ſich unabläſſig unter Gottes Auge ſtellte und ſich durch keine geiſtige und körperliche Schwäche abhalten ließ, den Herrn von ganzer Seele zu ſuchen, neben all dem blieb ſie mild und nachſichtig im Urteil über andre, namentlich über die Jugend, deren unermüdeter Advokat ſie blieb bis zum Tode. „Du thuſt unrecht, wenn du den Grund der Jugendfehler in Irreligioſität ſuchſt; wenn du aus der anſcheinenden Gleichgültigkeit gegen die Religion gleich ſchließen willſt, ſie haben ihre Erſtgeburt, das heißt ihr Kindesrecht gegenüber von Gott verkauft um ein Linſengericht. Es iſt mir vieles bei der Jugend traurig, vieles unbegreiflich, aber ich komme immer mehr darauf, daß wir im Urteil milder ſein müſſen. Der Menſch bleibt ſehr lange ein Kind und taumelt an Abgründen hin, die er nicht ſieht, bis Beiſpiele oder eigene Erfahrung ſie ihm aufdecken. Ich möchte keines anklagen, als habe es ſein Erſtgeburtsrecht verkauft; ach! kein Tag vergeht bei uns Alten, an welchem wir es nicht auch aus den Augen laſſen! Gott ſei uns allen gnädig, und vor allem der Jugend!“

Schwere Leidenstage und Nächte durchkämpfte ſie noch im letzten Jahr ihres Lebens am Krankenbett ihres Töchterleins, das an heftigen Krämpfen litt. „Ich muß oft alles fürchten,“ ſchrieb ſie an Werner, „aber es iſt nicht ſo hart, Kinder dem Allvater in die Arme zu legen, als ſie an die Welt abgeben zu müſſen. Jedesmal, wenn mir eines meiner Kinder ſtarb, gab mir dieſer Gedanke eine unendliche Beruhigung, und die

Leute haben ſich gewiß oft ſtille und laut gewundert, wie ruhig ich an ihrem Todeslager und Begräbnistag ſein konnte. Mein Geiſt fühlte da jedesmal eine hohe Kraft, eine Erhebung wie nie ſonſt. Es that mir wohl, ſie ſicher geborgen zu wiſſen vor allem Uebel. Immer iſt auch der heftige Schmerz um Dahingeſchiedene ein ſehr ſelbſtſüchtiges Gefühl . . . Härtere Schmerzen gibt es, ein Geliebtes leiden zu ſehen. Es iſt eine ſchwere Prüfung um die Nächte, die ich am Bette des kranken Kindes verwache. Krampfleiden ſind finſtere,



dämoniſche Sachen, ich habe an mir ſelbſt hierin die größten Erfahrungen gemacht. Der Wille und anhaltendes Gebet ſind die alleinige Gegenwehr; die finſteren Mächte können dann nie ſo Gewalt über einen bekommen, mögen ſie nun allein in den Nerven, in dem angegriffenen Zuſtand des Körpers liegen, oder ſind es wirkliche Gewalten der Finſternis im Kampf mit dem Licht. — In ſolchen Stunden ſeufzt die Seele laut nach Erlöſung, ſie fühlt doppelt, wie es nur Bande ſind, welche ſie an den ſichtbaren Leib feſſeln.“

Während dieſer Leiden ihres Kindes, bei denen die ärztliche Kunſt am Ende ratlos ſtand, ſagte man ihr von einem Manne, der Kranke durch Gebet und Fürbitte heile, ſelbſt ohne ſie zu ſehen.

„Es hat mich das ſeither bewegt,“ ſchreibt ſie, „aber mein Glaube daran iſt ſchwach. Sollte der Herr ein geängſtetes Mutterherz weniger erhören, das Tag und Nacht zu ihm ruft, als das Gebet eines Fremden? und haben wir alle nicht nur einen Fürſprecher, nämlich Jeſus Chriſtus, und nur einen Hoheprieſter?“

Das Leiden des Kindes, unter dem die Mutter furchtbar mitlitt, ging allmählich vorüber. „O Ottilie, ich glaube unter all dem Schweren während meiner Ehe nie ſo Schreckliches durchgemacht zu haben! — Jetzt endlich wieder ein hoffnungsreicher Tag nach einer durchwachten Nacht; wenn doch nur einmal wieder die Sonne ſcheint! Was iſt es um den göttlichen Strahl des Lichts, der in die Seele und das Gemüt fällt! So iſt heute der äußere Sonnenſchein eine wunderbare Erquickung für meine Lebensnerven.“

Unter Lieben und Leiden aber löſte ſich ihre Seele mehr und mehr von allem, was an die Erde bindet. „Die Furcht des Todes liegt bei mir noch immer im Hintergrund, und mein einziges Beſtreben iſt, meine Seele ſo zu richten, daß der Tod mich nie überraſcht. Ich glaube, wir müſſen es ſo weit bringen, daß unſre Seele immer in der Faſſung iſt, abzuſcheiden, daß die Welt und ihr Treiben ſie nur äußerlich berührt, und daß die Seele alles immer aus höherem Standpunkt ſieht. Bei mir iſt die Seele, wenn ich ſo ſagen darf, ohne annaßend zu ſein, ohne allen Zwang fortwährend mit geiſtigen und göttlichen Dingen beſchäftigt. Ein ſolches fortwährendes Sinnen und Dichten über überirdiſche Sachen macht freilich auch das Leben traumartig und kann der Thätigkeit im Leben ſchädlich ſein, ſo daß ich mir ſchon gewünſcht, mehr im irdiſchen Daſein zu leben. Gott helfe mir zur rechten Mitte!“

Und doch trotz dieſer ernſten Richtung nach oben blieb unter den Leiden des Körpers und der Seele das Grauen vor dem Tode noch oft mächtig in ihr. „Was iſt dies entſetzliche Zittern vor dem Tode, das mich manchmal befällt? . . . Ich hatte mich ganz und gar in die Vaterarme des Herrn gelegt, ſeine unendliche Barmherzigkeit war mir ſo gewiß, und doch graut mir ſo entſetzlich vor dem Sterben, warum? . . . Geht es wohl jedem ſo? Ich möchte wohl wiſſen, ob wahrhaft fromme Menſchen ſich auch ſo fürchten vor dem Tode? . . . Die Meinigen nennen mich allemal geduldig und ergeben; aber im Innern iſt alles ganz anders. Ich habe zu kämpfen mit vielen und mancherlei Mächten der Finſternis. Wie ſichtbarlich aber hat der Herr mein Leben ſchon aus der Tiefe gezogen und erhalten! Deshalb drängt es mich fortwährend, ihm zu leben. Inwiefern dies aber in einer ſo beſchränkten Thätigkeit, wie die meinige iſt, ſein kann, drückt mich beſtändig. Wenn man allein nur auf die Geduld angewieſen iſt, das iſt das Schwerſte. Ich möchte gern an Seelen arbeiten, kommen aber ſolche in meine Nähe, ſo weiß ich nicht, wie es angreifen, und fühle mich ſelbſt noch ſo mangelhaft, ſogar gegenüber den eigenen Kindern. Mit dieſen iſt gar nichts zu machen, als daß man ihnen vorlebt.“

Auch noch ehe ihr die tiefen und heiligen Wege des Herrn ganz klar wurden, noch ehe ſie den herrlichen Sieg errungen, der ihr den Tod verklärte, hat ſie nie den Segen der Heimſuchung verkannt, nie gemurrt über die Laſt, die ihr doch ſchwer vor vielen aufgelegt war.

„Ich wollte,“ ſchrieb ſie an Werner, der ſie in einem ſchweren Krankheitsanfall beſucht hatte, „Sie hätten kein ſo teilnehmendes, betrübtes Geſicht gemacht zu meinem Elend, als Sie an meinem Schmerzenslager ſtanden; iſt es doch immer auch etwas Erhebendes und Freudiges, nach Gottes Willen zu leiden, den Körper und durch ihn die Seele hier ſchon auszuglühen; wäre ich katholiſch, ich hätte gewiß die Zuverſicht, mein Leiden erſpare mir ein Fegfeuer. So aber weiß ich doch beſtimmt, daß dies Leiden jedenfalls für mich gut iſt; deshalb kann ich nicht ſo betrübt darüber ſein, und es thut mir weh, wenn es andre ſind.“

„Was habe ich Urſache,“ ſchreibt ſie ſpäter nach einem beſonders ſchweren und heftigen Anfall von Herzkrämpfen und Beklemmungen, „dem Herrn zu danken in all dieſem Leiden für die unendlich zärtliche Pflege der Meinigen! Mein lieber Mann würde Nacht um Nacht bei mir wachen und würde nie ungeduldig. Erſt in ſolchen Nächten wird mir aber auch klar, was für ein verderbtes Weſen ich noch habe . . .

„‚Laſſet uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet iſt,‘ ſagte mir geſtern mein Mann in einer ſo ſchweren Stunde; das that mir ſo wohl. Wie vielen Geiſtlichen, iſt es auch ihm nicht gegeben, den Prediger im eigenen Hauſe zu machen; aber er findet immer zur rechten Stunde das rechte Wort. Ich erinnere mich, als er noch Geiſtlicher war, daß ihn da Kranke und Sterbende ſo gern hatten, weil er ihnen ſo herzlich zuſprechen und mit ihnen beten konnte.

„Leiden iſt ein großes Förderungsmittel des ehelichen Glücks; ich durfte das ſchon öfter erfahren und ſage es mit voller Wahrheit, daß ich die glückſeligſten Stunden in meinem Eheſtand, die Harmonie der Seelen, am reinſten in den tiefſten Leidensſtunden genießen durfte. Da fühlt man wahrhaft, was man gegenſeitig an ſich hat. Heitere, ſorgloſe Tage bringen einen leicht auseinander, man wird ſich fremd, ohne es zu wollen.“

„Ihr werdet mir's einmal nicht glauben, wenn ich im Ernſt ſterbe,“ hatte ſie früher halb im Ernſt, halb ſcherzend geſagt, als ſie von einem heftigen Anfall wieder erſtanden war. Und es war faſt ſo, man gewöhnte ſich, ſie immer wieder aufgerichtet zu ſehen.

Am Anfang des Winters 1856 ſchrieb ſie mir: „Ich fühle meine Kraft raſch abnehmen und glaube, daß dies mein letzter Winter ſein wird.“ Das ſtimmte mich ſehr wehmütig; aber es war oft ſchon ſo geweſen, und wir bauten wieder auf die Kraft ihrer elaſtiſchen Natur. Im Januar 1857 ſchrieb ſie wieder: „Ich ſpreche es nicht gern aus, aber ich kann mir's nicht verhehlen: meine Füße ſind geſchwollen und meine Kleider drücken mich. Gott erbarme ſich meiner!“ Das war freilich ein ernſter Vorbote des Endes, obwohl ich es noch nicht glauben wollte; zu ihren übrigen Leiden hatte noch die Waſſerſucht angeſetzt und führte ſie raſch dem Ende zu.

Freilich hatte dies Ende ſich lange ſchon vorbereitet. Seit Wochen war ſie ganz ſchlaflos und nur durch Morphium konnte eine kurze Ruhe für ſie gewonnen werden. Im Angeſicht des Todes regte ſich in ihr erſt wieder mächtig die Liebe zum Leben, die Trauer, von den Ihrigen zu ſcheiden; ſie ſollte nicht einen Schritt ohne Kampf vorangehen, aber ſie kämpfte ritterlich, in der Kraft deſſen, der den Tod überwunden hat. Neben allen Leiden blieb ihr Geiſt wunderbar klar, empfänglich für alle höheren, reinen Genüſſe. Muſik war immer ihre Freude geweſen, das belebende Element ihres Hauſes in guten Tagen, oft ihre Erquickung in ſchweren Stunden. Wie gern hatte ſie früher ihre Kleinen zu ſich ums Klavier verſammelt, wo die zarten Stimmchen ſo lieblich in Choralmelodien zuſammenklangen! Jetzt waren dieſe Kinderſtimmen zu reicher Fülle und Schönheit erſtarkt, und ſie blieben faſt bis in den Tod noch ihre Labung und Erquickung; auch ließ ſie ſich gern noch geiſtvolle Dichterwerke vorleſen, bis am Ende alle irdiſchen Klänge verſtummten vor dem gewaltigen Rauſchen der Todesflut.

Am 4. Februar 1857 hatte ſie ſich noch mit großer Lebhaftigkeit mit Freunden unterhalten, die zum Beſuche gekommen waren. In der Nacht kam ein heftiger Anfall von Aufregung und darauf folgender Schwäche, der ſich einmal gab, nach Mitternacht aber ſich ſtärker wiederholte. Als ſie in dieſer Nacht mit ihrem Mann allein war, ſagte ſie dieſem ganz ruhig, ohne alle heftige Bewegung: „Lieber Mann! ich ſterbe. Ich habe keine Sorge um euch, ihr ſeid des Herrn. — Aber grüße mir alle die Lieben, von denen ich ſo viel Liebe erfahren durfte!“

Von dieſem Augenblick an hatte ſie des Todes Bitterkeit überwunden. Wie das gekommen, wie das Herz, das oft in grauenvoller Angſt vor dem dunkeln Feind gebebt hat, ſo freudig und ſiegesſicher geworden — das iſt des allmächtigen Gottes Werk, das er an ihr vollführt in den dunkeln Nächten, wo ihre Seele geheimnisvolle Zwieſprach mit ihm hielt; wo ſie gerungen mit ihm mit dem Ruf: „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn!“ Und er hat ſie geſegnet. Schwere Stunden mußten durchkämpſt werden, bis die Hülle gebrochen war; die Seele aber feierte einen heiligen Vorſabbath, jetzt durfte ſie ruhen an der Bruſt des Herrn. Von dem Herrn iſt das geſchehen und iſt ein Wunder vor unſern Augen; ſie hat nichts dazu gethan und gegeben als ein redliches und treues Herz, eine Seele, die da hungerte und dürſtete nach Gerechtigkeit.

Von dieſer Stunde an war ihr Leben mit wenigen trüberen Pauſen nur Preis und Dank gegen den Herrn, nur ein Ausfluß der rührendſten Liebe gegen alle, Nahe und Ferne, die ihr je lieb geweſen waren.

Ihr Haus hatte ſie lange ſchon beſtellt und ſich auch hier in Umſicht und Fürſorge als eine treue Haushälterin bewieſen. Bis aufs kleinſte hatte ſie für alles Sorge getragen: für die künftige Ausſtattung ihrer Töchter, für die Bedürfniſſe der Söhne — alle Beſtimmungen getroffen, die der jungen Tochter und Pflegetochter die Führung des Hausweſens erleichtern mußten. Nun gab ſie ihr zeitliches Tagewerk ruhig mit wenigen Worten in die Hände ihrer Tochter und der Pflegetochter Lina, die ſie mit einer Liebe umfaßte, wie wohl ſelten eine Waiſe ſie gefunden; die Töchter hatten ſchon in den letzten Jahren unter ihrer Leitung ihr alle Arbeit und Mühe abgenommen. Emilie übergab ſie hauptſächlich das Hausweſen, Lina den Garten; ſie empfahl ihnen ſchweſterliche Liebe und Eintracht. „Liebes Kind!“ bat ſie Emilie, „halte dir immer unter den Sorgen der Haushaltung ein Stück blauen Himmels frei, ſieh nach oben! Ihr alle, meine Töchter, vergeßt nicht das Oel des Geiſtes in eure Lampen! denkt an die thörichten Jungfrauen! Ich weiß nicht, wie es euch geht; aber denkt daran, daß man in redlichem Fleiß und Sorge für andre am beſten inneren Frieden bewahrt und in jeder Lage glücklich iſt. Und du, lieber Mann, mache aus zu großer Sorgſamkeit nicht den Mädchen ihr Werk zu ſchwer! Zeige ihnen Vertrauen; ſieh nicht zu genau nach, daß die Kinder nicht erſchrecken, wenn ſie deinen Tritt hören!"

Am Samstag den 7. kam Werner und trafen ihre auswärtigen Söhne bei ihr ein. Mit unausſprechlichem Wohlgefühl ſah ſie ſich um im Kreis ihrer Lieben. „So darf ich ſterben wie ein Patriarch, umgeben von den Meinen." Jedem zeigte ſie noch ihre volle Liebe, jedem ſagte ſie ein treffendes Wort in Bezug auf ſeine Eigentümlichkeit, auf ſeine Beſtimmung.

„Du haſt einen ſchönen, ehrenvollen Beruf," ſagte ſie ihrem älteſten Sohn, dem Juriſten, „führe ihn recht und ehrenhaft vor Gott und Menſchen! nimm dich freiwillig der Unterdrückten an und erkenne auch im Verbrecher noch den Menſchen!"

Ihren zweiten Sohn, den Kaufmann, bat ſie, ſich nicht an den Dienſt des toten Geldes zu hängen: „Du biſt bloßer Haushalter über Gottes Güter; ſorge vor allem für deine unſterbliche Seele! Was du erwirbſt, ſoll dir und der Menſchheit dienen, laß es nicht zum Herrn über dich werden!"

Die kleinen Kinder ließ ſie öfters den Tag über an ihr Bett kommen; ſie gab ihnen nicht lange Ermahnungen, aber ſie ſuchte ihnen wenige Schriftworte einzuprägen, die ſie nie vergeſſen ſollten: „Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht." „Gott iſt der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden." „Liebet euch untereinander!" Auch den älteren Kindern wiederholte ſie oft die Worte: „Pfleget der Einheit des Geiſtes!" „Lebet nicht bloß euch, lebet der Sache Chriſti und der Menſchheit." „Nehmet euch der Notdurft an!" „Seid gaſtfrei ohne Murren."

Alle Furcht des Todes war von ihr genommen; eine ſelige Siegesfreudigkeit durchdrang ihr ganzes Weſen, während die körperlichen Beſchwerden faſt nie von ihr wichen.

„Ich bin unausſprechlich glücklich! Ich darf heimgehen!"

„Seht, jetzt ſchlüpft der Schmetterling aus der Puppe!"

„Das Sterben iſt nichts als das Eingehen von einer Thür zur andern."

Als die Leiden immer wieder heftiger wurden und die Umſtehenden ſie beklagten, ſagte ſie freundlich: „Ach, liebe Leute, ihr würdet mir gern meine Leiden abnehmen; — das darf nicht ſein, ihr wollt mir meinen Triumph nehmen.“

„Ach, daß du ſo leiden mußt!“ ſeufzte eines der Ihrigen. — „Ich *muß* nicht leiden, ich *will* leiden,“ ſagte ſie mit ſanftem Lächeln.

Nur klare, heitere Bilder umſchwebten ſie in dieſen ernſten Tagen, auch in den Nächten, wo ſie wenig Schlummer, aber auch nur vorübergehend bewußtloſe Zuſtände hatte.

„Ich glaubte, ich dürfe hinaus in die blaue Luft, hinauf zu den Sternen!“

„Wenn die Sonne ſo hell ſcheint und die Bienen um mein Grab ſummen, dann bin ich da.“

„In einer ſchönen, mondhellen Nacht, wenn ihr am Fenſter ſteht, kann ich euch vielleicht erſcheinen, aber ihr würdet zu ſehr erſchrecken.“

„Geht viel ins Freie, wenn ich geſtorben bin! geht oft auf den Hügel, wo man die weißen und ſchwarzen Kreuze ſo friedlich heraufwinken ſieht!“

„Fürchtet euch nicht vor mir, wenn ich geſtorben bin! es iſt ja nur mein Kleid.“

Die Herrlichkeit der zukünftigen Welt kleidete ſie ſich in die lieblichſten Naturbilder. „Wenn's im Himmel keine Blumen gäbe, wäre es nicht ſchön; ich glaube gewiß, es gibt.“

Ein heiterer Geiſt war ihr vom Herrn verliehen geweſen, eine echte, goldene Heiterkeit, die aushielt in Leiden und Tod. Ihrer Pflegetochter hatte ſie einſt ins Album geſchrieben: „Das höchſte Geſchenk Gottes ſind lichte, freundliche Wege, die er uns führt, und ein helles Auge, ſeine Wege zu ſehen und ſie mit dankbarem Herzen zu wandeln. Wenn du heiter und fröhlich dieſe Wege gehſt, nimmt dir die Welt das öfters übel und heißt es Leichtſinn. Gutes Kind, laß dich ſolches nicht anfechten! Ein Kind, welches murrt, wenn es der Vater mit Liebe zieht, kann ihm unmöglich gefallen. Darum wandle immerhin heiter deine Wege und genieße in Unſchuld den Duft der Blumen, die zur Seite blühen, vergiß aber darüber deine hohe Beſtimmung nicht! Und wenn nach vielen lichten Tagen ſich der Himmel umzieht, ſo ſei auch am trüben Tag fröhlich und guter Dinge und bedenke, daß unſre Schickſale unmittelbar aus der Hand Gottes kommen und uns in jeder Lage dem Ziel der Vollendung näher rücken ſollen.“

Wie ſie es mit der Heiterkeit meinte, hatte ſie früher in einem Brief an einen jungen Mann ausgeſprochen: „Wenn der wahre Frohſinn, die leichte Auffaſſung des Lebens Stich halten ſoll, ſo muß er auf feſtem Grunde ruhen. Treue Pflichterfüllung und innere Ruhe erhalten eine fortwährende Heiterkeit. Hat die Heiterkeit dieſen Grund nicht mehr, ſo iſt ſie nicht mehr unſchuldig, ſie wird Leichtſinn.“

Und ſo wie ihr dieſe Heiterkeit der Seele blieb bis zum letzten Hauch, ſo wünſchte ſie ſie auch den Ihrigen. „Seid nur heiter! Denket an mich in Liebe und Freude! Wenn's auf mich ankäme, ſo möchte ich euch an meiner Leiche am liebſten weiß kleiden; es iſt ja ein Freudenfeſt!“

Auf ihr Grab wollte ſie keinen Leichenſtein, nur Blumen. „Haltet es ganz rein wie ein ſchönes Gärtchen, kein Gräschen müßt ihr darauf leiden! Ihr dürft keinen beſonderen Platz für mich ausſuchen, ganz der Reihe nach; die Erde iſt überall des Herrn. An ſchönen Sonntagmorgen, wenn der Tau auf dem Graſe glänzt, werdet ihr gern mein Grab beſuchen.“

„Pflanze dein Gärtchen nett an!“ bat ſie die Kleine, „wenn dann der Mond ſcheint, ſchwebe ich als Engel darüber und ſehe danach.“

„Das ſind die ſchönſten Tage meines Lebens,“ ſagte ſie wiederholt mit inniger Freudigkeit.

Am Sonntag genoß ſie mit all den Ihrigen das heilige Abendmahl und fühlte ſich davon unausſprechlich geſtärkt und erquickt. Die ſtille Feier desſelben, ohne alle Zuthat nur im Kreis der Familie, hatte ihr beſonders wohl gethan. „So ſollte jeder Hausvater eigentlich ein Hausprieſter ſein," ſagte ſie. „Doch das mache ich nicht aus," ſetzte ſie hinzu. Alles Grübeln und Fragen hatte aufgehört — Maria ruhte zu den Füßen des Herrn.

Ihr Freund Werner beſuchte ſie, ſo oft ihm möglich war, und ſie erquickte ſich an ſeinen Geſprächen und Gebeten; auch den Beſuch der Geiſtlichen des Orts empfing ſie mit herzlicher Freude. Alle waren ihr willkommen, die ſie noch beſuchten; für alle hatte ſie noch ein liebevolles und bedeutſames Wort und trug die Sorgen von jedem auf treuem Herzen. Es war eine überſtrömende Liebe und Freundlichkeit in ihrem Weſen; allen hätte ſie gern mitgeteilt von der Segensfülle, die ihr geworden. „Kommt ihr auch in mein Kirchlein?" lächelte ſie den Freunden zu, die an ihr Sterbelager traten; ja, wohl war es ein Kirchlein voll Freude und Frieden.

„Wie freut es mich, daß Frau W. mich beſucht hat! ich weiß, ſie teilt nicht Werners Anſichten, allein ſie hat geſehen, daß man auch ſo ſelig ſterben kann," ſagte ſie einfach und freudig, aber mit der herzlichſten Demut, die ſie auch in der Siegesfreude nie verließ.

In der Nacht auf den 10. wachte eine Freundin bei ihr, ſie wünſchte ſo ſehr, daß ihr Mann ſchlummern möge: „O, er ſoll ausruhen, er muß noch ſo lange arbeiten!" Als ſie heftige Schmerzen hatte und die Freundin bedauernd ſagte: „Armer Tropf!" erwiderte ſie: „O, nicht arm, reich! reich! O, nicht weinen! Hat nicht Chriſtus geſagt: ‚Weinet nicht über mich, ſondern über euch ſelbſt?' Er nahm ſein Kreuz auf ſich, alſo mit dem Kreuz auf Golgatha!"

Als ihr Mann, der nicht ruhen konnte, fragte, ob er an ihr Bett kommen ſollte, ſagte ſie freundlich: „Wie du willſt, lieber Vater; o lies mir das ſchöne Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen!" Nach Leſung desſelben ſprach ſie mit ihren Töchtern darüber. „O, meine liebe Tochter!" lächelte ſie Emilie zu. „O, guter Mann, du mußt noch bleiben, du kannſt noch lange wirken in deinem Beruf und bei deiner

Familie, bei mir iſt das längſt vorbei. Nicht wahr, ihr haltet mich nicht auf, ihr gönnt mir die Ruhe?“

Sie ſtöhnte in ſchweren Schmerzen: „Ach, es iſt mir leid um euch, daß ich ſo ſtöhne; ich weiß, ſolche Seufzer eines Sterbenden tönen uns ſo ſchwer nach, aber denket dann nur: ſie ſind jetzt zu lauter Hoſianna geworden.“

Nach den vielen Schmerzen erquickte ſie ein kurzer Schlummer; als ſie erwachte, richtete ſie ihr mattes Haupt auf und ſprach: „Preis und Dank bin ich dem Herrn, Herrn ſchuldig für alles Gute, für jede Erquickung an Leib und Seele! Auch in den langen, ſchlafloſen Nächten durfte ich ſeine Güte ſo oft erfahren. Einmal ſtand ich in einer ſolchen Nacht auf und ſchlug meine Bibel auf; da lag eine prächtige Pfauenfeder, ſo klein und doch ein Beweis von der Allmacht und Herrlichkeit des Herrn — und ich war beſchämt über meinen Kleinmut. Und trotzdem, daß ich ſo viel und lange ohne Schlaf war, ließ er mich keinen Schaden nehmen an meiner Seele; viele Briefe habe ich in ſolcher Zeit geſchrieben und mein Geiſt iſt klar geblieben. Das kommt alles vom Herrn, Herrn, Dank und Preis ſei ihm!“

Am vierten Tage ihrer Krankheit war es mir vergönnt, noch an ihr Sterbelager zu eilen. Ich hatte nicht gewagt, die heilige Stille des Sterbebettes zu ſtören, und hatte ihr einen Abſchiedsgruß geſchrieben; aber ſie ließ mir durch ihren

Sohn ſchreiben, daß ſie mich ſo gerne noch geſehen hätte; ſo fuhr ich zu ihr in der Frühe eines friſchen, klaren Wintermorgens.

Sie lebte noch! ich durfte gleich an ihr Bett treten. Da lag ſie: ihrer Bangigkeiten wegen hatte man ſie in das große, behagliche Familienzimmer gebettet, wo ſich ſonſt ein ſo fröhlicher Kreis um ſie geſammelt. Ein anderes Bild als das jugendlich blühende, wie ich ſie zuerſt geſehen — und doch ein ſchönes Bild. Alle Blüte und Fülle des Angeſichts war geſchwunden, nur die ſchönen langen Flechten, nur der liebe, ſeelenvolle Ausdruck der Augen war geblieben. Ich konnte nicht ſprechen vor Weinen, als ich ſie begrüßte. „Mußt nicht weinen,“ ſagte ſie mit dem alten gemütlichen Ton. „Ich will nicht,“ ſagte ich, die Thränen gewaltſam unterdrückend, „wenn dir's weh thut.“ — „O, mir machſt du das Herz nicht ſchwer,“ ſagte ſie mit ſeligem Lächeln, „nur um deinetwillen will ich dich nicht traurig ſehen, ich bin ja ſelig.“

Und ſie war ſelig. Um dies Sterbebette wehte ein Hauch des Friedens, der ſich in alle Herzen ergoß — man hörte kein lautes Schluchzen und Weinen, keine Klagen, nur Worte der Liebe und des Segens. Die Welt mit all ihrer Luſt und Leid, ihrem Sorgen und Grämen lag draußen; — es war für alle, die ihr nahe kamen, eine Zeit tiefer und ſeliger Ruhe, wie ſie die Erde ſelten bietet, „der Ort, da du ſteheſt, iſt heiliges Land“. Der Tod, dem ſie ſo oft ins Auge geſehen, war ihr nicht mehr der König der Schrecken, nicht mehr der tiefverhüllte dunkle Führer, der ſie losriß von den Ihren und der ſchönen Erde — ſie ſah ihn als den leuchtenden Engel mit der Siegespalme, der ihr mit ſtrahlendem Lächeln die Pforten der Heimat öffnete.

„Ich habe meinen Heiland immer lieb gehabt und geſucht,“ ſagte ſie, „er war mir ein Lehrer, ein Führer, ein Tröſter, ein Vorbild; aber jetzt iſt er mein eigen geworden, als der lebendige Gottesſohn, und jetzt kann ich rufen: Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?“

„Der Herr will mich nicht im Sturm, ſondern in einem ſanften, ſtillen Säuſeln zu ſich nehmen.“

Sie mußte lange noch harren an der geöffneten Pforte. Sie hatte ihr Tagewerk geſchloſſen, ſie hatte Abſchied genommen; ihre Leiden nahmen zu, der Körper war geſchwollen, jede Bewegung machte ihr Schmerzen — und ſie mußte immer noch warten. Die jubelnde, triumphierende Siegesfreude, mit der ſie ſich am Ziel geſehen, war manchmal herabgeſtimmt; aber doch ruhte ihre Seele wie ein friedenvolles Kind ohne Klagen und Zagen in der Hand des Herrn. Mit unbedingtem Vertrauen war ſie gewiß, daß Gott es mit der Zukunft der Ihrigen wohl mache; in der Vergangenheit ſah ſie nur heitere Bilder, alles Trübe war wie weggewiſcht, allem Weh der Stachel genommen. „O, ich habe viel mehr Gutes als Schlimmes erlebt,“ verſicherte ſie.

Und dieſe Faſſung und Freudigkeit ihrer Seele hatte ſo gar nichts Geſteigertes, nichts Leidenſchaftliches; ſie war durchaus ruhig, klar und ſicher. Mit Dank und Liebe dachte ſie aller, die ihr je auch nur die kleinſte Freundlichkeit erwieſen; mit kindlicher Heiterkeit erinnerte ſie mich an viele kleine Begebenheiten unſeres früheren Zuſammenlebens; wer oft unſer herzliches Lachen gehört, hätte nicht geglaubt, daß es aus einem Sterbezimmer komme. Ueber all dem weilte aber ihre Seele unverrückt in der Heimat: wie ihr alle Leiden und Schmerzen der Erde den freudigen Geiſt nicht rauben konnten, ſo konnte auch alle Liebe und Freude der Erde, für die ſie ein ſo offenes und warmes Herz gehabt, ihre Sehnſucht nicht einen Augenblick mehr nach unten ziehen.

Auch war es kein Gefühl eigener Gerechtigkeit, auf das ſie ihre Hoffnung ſtützte. Wie ſie immer wahr geweſen gegen Gott und gegen ſich ſelbſt, ſo erkannte ſie auch jetzt klar, welch mangelhaftes Stückwerk unſer beſtes Thun iſt. „Es bleibt am Leben und für das Leben nichts übrig als Barmherzigkeit,“ wiederholte ſie oft in den letzten Tagen. „O, was bilden wir uns oft ein auf unſere Wohlthätigkeit!“ ſagte ſie, die ein ſo weiches Herz, eine ſo offene Hand gehabt hatte; „habe ich mir denn nur einmal das Brot vom Munde geſpart, um es den Armen zu geben? O, es bleibt nichts als Barmherzigkeit!“ Ein Geiſtlicher las ihr das ſchöne Lied „Endlich bricht der heiße Tiegel“; bei dem Schluſſe:

„Zu des Himmels höchſten Freuden
Werden nur durch tiefe Leiden
Gottes Lieblinge verklärt“

ſchüttelte ſie den Kopf: „Gefällt mir nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Ich will kein beſonderer Liebling Gottes ſein, wir ſind alle ſeine Kinder.“

Für jede kleine Erquickung war ſie herzlich dankbar; ſie fühlte ſich einmal ſo erfriſcht vom Selterwaſſer. „Danket doch recht dafür!“ ſagte ſie zu der Tochter. — „Wir haben's gekauft, Mutterchen.“ — „O, dankt tauſendmal dafür, auch wenn ihr's gekauft habt! es hat mir ſo wohl gethan.“ Als ſich immer wieder das Bedürfnis nach Speiſe und Trank zeigte, ſagte ſie lächelnd: „Ich glaube, die Natur meint, ſie habe auch das Recht, unſterblich zu ſein; geht aber nicht.“

Ihre Geduld wurde ſchwer geprüft durch das Verziehen der göttlichen Hilfe und die ſteigenden Beengungen. Die ſchönen Bilder, mit denen ihre Phantaſie ſich die Ewigkeit ausgeſchmückt, verbleichten in der Hitze der Leidensglut. „Ich kann mir gar keine Vorſtellung von der Ewigkeit mehr machen,“ klagte ſie, „aber es bekümmert mich nicht, ich überlaſſe alles dem Herrn.“ Ihr Troſt in den bangſten Stunden war das Vorſagen ſchöner Liederverſe und Bibelſtellen und hie und da der Geſang eines Chorals. Joh. 17 und Offenb. 21. 22 gehörten zu ihren liebſten Stellen. „Das verſteht man nur im Angeſicht des Todes: Und Gott nahet zu dir in Ewigkeit,“ ſprach ſie mit unendlicher Seligkeit aus. Ein ſchönes Bild des leidenden Heilandes, mit dem ſie in früheren Jahren einmal ihr Mann erfreut hatte, gereichte ihr zu wunderbarer Stärkung. „Ich möchte meinen Heiland ſehen!“ bat ſie, wenn ihr die ſchwere Beklemmung wieder ans Herz ſtieg. Man hielt ihr das Bild am Fußende des Bettes, und unter dem Stöhnen des beklommenen Herzens hielt ſie den ſchmerzgebrochenen Blick ſehnſüchtig feſt auf das erbarmungsvolle Auge deſſen, „der da verſucht war allenthalben, gleich wie wir“, bis die ſchwerſte Stunde vorüber war.

Nachher war ſie einmal angefochten: „Iſt es nicht katholiſch, daß mir ein Bild ſo wohl thut?“ Wir ſagten ihr aus Grund der Seele, daß der Herr, welcher dereinſt in menſchlicher Geſtalt unter uns gewandelt, gewiß auch hierin unſerer Schwachheit zu Hilfe komme und darum auch die Hand des Künſtlers geſegnet habe.

Das Irdiſche machte ihr keine Sorge mehr, nur bisweilen fragte ſie noch freundlich die Ihrigen: „Habt ihr mich nichts mehr zu fragen? Habe ich euch alles geſagt? — Es wird ganz gut gehen,“ ſagte ſie dann wieder beruhigt; „Emilie iſt ein gutes Hausmütterchen, und Lina wird ihr ſo treulich helfen.“ Immer inniger und ſehnſüchtiger verlangte ſie nach dem Tode. Am Abend des Mittwoch hatte ſie ein verwandter Arzt beſucht; er hielt ihren Zuſtand nach all den früheren Erfahrungen noch nicht für ſo gefährlich, er glaubte ſogar, daß nach ähnlichen Beiſpielen aus ſeiner Praxis eine vorübergehende Beſſerung noch möglich ſei. Das ſchien ihr ſchwerer zu ertragen als alle ihre Leiden — ſie hatte ganz abgeſchloſſen mit dem Leben, auch ihre Liebe war ſchon die einer ſelig Geſchiedenen — und nun noch einmal zurück in allen Kampf, in alles Weh eines leidenvollen Lebens! „Ach, nehmt mir's nicht übel!“ bat ſie; „aber ſeht, es iſt mir wie einem Kinde, das ſich auf eine Reiſe freut; alles iſt eingepackt, man hat ſich angekleidet und wartet und wartet vor der Thür, und der Wagen kommt immer noch nicht.

Wenn es dann zuletzt hieße: „Zieh dich nur wieder aus, du mußt da bleiben‘, ſeht, das iſt doch traurig.“ Wie man andere auf den Tod vorbereitet, ſo mußte man ſie auf die Möglichkeit längeren Lebens vorbereiten, und die höchſte Kraft des Glaubens war nötig, bis ſie lernte, auch in dieſe Aufgabe ſich mit Ergebung zu fügen. Man las ihr das Lied: „Der Himmel hängt voll Wolken ſchwer“, und ſie wiederholte mit beſonderer Innigkeit die Schlußzeilen:

„Bis er dir ruft: nun iſt mir's recht,
Nun kannſt du kommen, treuer Knecht!“

Was ihr dieſe Tage des Leidens und Sterbens unter allen Schmerzen zu einem ſo friedevollen Sabbath machte, das war vor allem die Ruhe in Gott, die ihre oft ſo unruhige Seele gefunden hatte, der feſte, zweifelloſe Glaube, in dem ſie nun geborgen war: eine Taube in den Felsritzen. Einem jungen Freunde, mit dem ſie früher oft Gedanken ausgetauſcht hatte über das geheimnisvolle Gebiet der Ewigkeit, rief ſie, als er an ihr Leidenslager trat, freudig zu: „Jetzt weiß ich's, es gibt eine Unſterblichkeit.“ Sie lebte der freudigen Hoffnung nicht nur der Fortdauer, ſondern auch des inneren Zuſammenlebens mit den Ihrigen. Ihrem Mann erklärte ſie aufs beſtimmteſte, ſie bleibe mit ihm in beſtändigem geiſtigen Verkehr. „Ich weiß nicht, ob ich auch auf fühlbare Weiſe erſcheinen darf, aber wir ſind nicht geſchieden.“

Von ihren ſchönen Haaren ließ ſie ſich noch einen Teil bei ihrem Leben abſchneiden zu Andenken für Freunde; ſie ſelbſt ordnete ihre Haare noch und war ſehr beſorgt, ihr Bett und ihre Kleidung rein zu erhalten: „Waſcht mich rein ab, wenn noch Blut aus meinem Munde kommt!“ bat ſie, „ich möchte auch äußerlich unbefleckt abſcheiden, als eine reine Braut.“ Eitelkeit hatte ſie nie gekannt, ſelbſt in den Tagen ihrer blühenden Jugend nicht, aber ſie wollte den Ihrigen keinen unfreundlichen Eindruck zurücklaſſen.

Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag wollte ich mit einer lieben Verwandten Auguſtens bei ihr wach bleiben; auch ſie bat, daß ſich die Ihrigen, die nun ſeit ſechs Nächten gewacht, zur Ruhe legen möchten. Es war eine wunderbare Nacht. Als all die Ihren noch um ſie verſammelt waren, ſangen die Töchter und einer der Söhne auf ihre Bitte noch die herrlichen Worte: „Ich harrete des Herrn“, und den Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden“. Die Welt draußen lag ſtill im Mondlicht; auch in unſer aller Herzen war die Welt ſtille geworden, und wie Engelsgeſang klangen in die helle Nacht hinaus die ſchönen jugendlichen Stimmen, die in der Kraft der Liebe das tiefe Weh des Herzens überwinden konnten, um der Mutter die letzte Erquickung zu bringen.

Schlummer hatte ſie in der Nacht keinen, viel Schmerzen und Beklemmungen, auch die Ruhe der Ihrigen war kurz. Emilie ließ ſich nicht von ihr entfernen, und auch ihre andern Lieben konnte ſie nicht lange entbehren. Sie war ſonſt ſo ſelbſtlos, konnte ſo viel in der Stille tragen, nur um niemand Mühe und Kummer zu machen, jetzt aber fragte ſie faſt jeden Augenblick: „Iſt's wohl Zeit, daß meine Söhne kommen und mein lieber Mann? Es könnte ja doch ſein, daß es nun zu Ende ginge!“ Jeden freien Augenblick benützte ſie wieder zu Worten der Liebe und des Segens. Sie wußte, daß Werner etwa um Mitternacht in einem Dorfe, eine halbe Stunde entlegen, eintreffen werde. Ihr Verlangen, den Freund noch zu ſehen, überwog das Bedenken, ihm den Reſt der Nachtruhe zu rauben; ſie ſandte nach ihm und empfing ihn mit herzlicher Freude, als er um ein Uhr kam. Mit der ſeltenen Kraft des Körpers und Geiſtes, mit der Gott ihn ausgeſtattet, verbrachte Werner mit uns und den Ihrigen die Nacht bei ihr; ſie lauſchte mit inniger Andacht dem ſchönen, einfachen Gebet, das er auf ihre Bitte ſprach, indem er dieſe ringende Seele aufs neue der Treue und Barmherzigkeit des Herrn befahl, damit er ihr Glauben und Geduld erhalte und ihr durchhelfe zu ſeligem Ende.

„O, warum muß ich ſo lange harren auf Erlöſung!“ klagte ſie ihm. „Schon am Sonntag, als ich mein Ende ſo nahe glaubte, quälte mich's immer, daß ich, ſo oft ich die müden Augen ſchloß, halb im Traum ein paar ſchmutzige Schuhe vor mir ſah, mit dem Gedanken, die müſſe ich noch reinigen, ehe ich fort dürfe. So war noch viel an meiner Seele zu reinigen. O, ſage du mir, was wohl jetzt noch alles an mir abzuthun iſt, ehe Gott mich würdig findet zum Heimgang?" — „Ein Werk ſcheint oft fertig vor Menſchenaugen," antwortete ihr Werner, „wenn der Meiſter ſelbſt doch immer noch etwas zu arbeiten daran findet, und es ſind oft die feinſten, ſchärfſten Werkzeuge, die er zur letzten Vollendung anwendet." Dieſe Antwort beruhigte und tröſtete ſie wieder zu neuem Harren.

Am Morgen war ſie ſehr matt von ſchweren Bangigkeiten, die in der Frühe gekommen waren. Mit rührender Freude ſah ſie ihren Mann wieder nach kurzer Ruhe, die er genommen; — lächelnd mit der alten Heiterkeit bat ſie ihn: „Kleide dich auch ordentlich an, lieber Alter! weißt du nicht mehr: wenn du faſteſt, ſo ſalbe dein Haupt und waſche dein Angeſicht." Sie ſah ſich um mit klarem Blick im Kreis ihrer Lieben: „Seid ihr jetzt alle da? Seid ihr bereit, neue Opfer mit willigem Herzen zu bringen? O, ich habe eine ſelige Hoffnung," ſagte ſie wieder, „ſo müde, wie ich jetzt bin, vergönnt mir Gott vielleicht einzuſchlafen ohne ſchweren Kampf. Nicht wahr, ich bin doch ein wenig geduldig geweſen? vielleicht gewährt er mir darum ein ſanftes Stündlein."

Mit wirklicher Freude fühlte ich, wie ich ſo an ihrem Bette ſaß und ihre blaſſe Hand in der meinen hielt, daß ſie erkalte. O, wir wollten ſie nicht mehr halten, wir hätten ihr die Ruhe unausſprechlich wohl gegönnt.

Aber ſie erwachte wieder und nahm mit kindlicher Freude einen Veilchenſtrauß, den ihr eine Freundin brachte. „O hätte ich nur jetzt die ſchönen Blumen, mit denen ſie meinen Sarg ſchmücken werden! wie habe ich mich immer ſo unausſprechlich an Blumen gefreut; pflegt nur recht die Blumen auf meinem Grab!"

Ich mußte an dieſem Morgen von ihr ſcheiden; ein Scheiden, wie ich noch keines gekannt. Wie gern wäre ich bis zum letzten Hauch bei ihr geblieben! aber es konnte nicht ſein. Ich glaubte ſie ſchlummernd, als ich ging, und wollte nur leiſe noch ihre Hand berühren, aber ſie wachte und ſah mich liebevoll an, ruhig, ſchmerzlos wie ein Kind. „Lebe wohl,“ ſagte ſie leiſe und innig, „du ſollſt es fühlen, daß ich dich nicht vergeſſe, auch droben nicht! Grüße die Deinen und alle, die an mich denken! Gott gebe dir ein langes, frohes Leben und ein ſo ſeliges Sterben wie das meine! Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr ſegne deinen Ausgang und Eingang bis in die Ewigkeit!“ Das war unſer Scheiden.

Noch drei Tage hatte ſie zu leben und zu leiden. Ihre liebe Jugendfreundin Marie wachte die nächſte Nacht bei ihr; auch mit ihr erging ſie ſich in heitern Bildern der Vergangenheit, in der Erinnerung an die früher Geſchiedenen. Als ſie auf die Prüfungen ihres ſpäteren Lebens kam, fügte ſie bei: „O, ich hätte ein äußerliches Leben geführt, wenn ich nicht ſo viel hätte leiden müſſen. O, wie über alle Maßen herrlich wird es drüben ſein!“ Auf einige Bangigkeit folgte kurze Erleichterung, wo ſie mit vernehmlicher Stimme den Vers beten konnte:

„Ich faſſe, Vater, deine Hände,“

dann ſchilderte ſie Marie die letztvergangenen Tage: „Ich habe früher oft gewünſcht, nur einſchlafen zu dürfen: aber es kam eine Zeit wunderbarer Begeiſterung über mich, eine gehobene Stimmung wie nie zuvor. Das iſt jetzt nicht mehr ſo; aber es war nötig, daß mein Glaube auch in ruhigerer Stimmung die Probe halte. Für dieſe Ruhe kann ich Gott nicht genug danken. Wie viele Fromme, Beſſere als ich ſind unter Angſt und Gewiſſensbiſſen geſtorben, und ich darf ſo freudig ſterben!“

Ein Lehrer aus dem Reutlinger Bruderhauſe beſuchte ſie noch. „Es wäre mir eine Gottesgabe, Werner noch einmal zu ſehen,“ ſagte ſie ihm, „aber ich ſage kein Wort dazu. Laßt die Toten ihre Toten begraben! er gehört den Lebendigen.“

Beim Abſchied ſagte ſie ihm mit tiefem Nachdruck: „Nicht Wernerianer wollen wir ſein, Chriſten! Chriſten!“

Noch bis auf die letzte Hefe mußte ſie den Kelch irdiſcher Leiden trinken, langſam, langſam rückte ihr die Stunde der Erlöſung näher: „Ich höre das Rad der Ewigkeit rauſchen, aber es iſt noch fern von mir.“ „Ach wie lange, wie lange!“ rief ſie oft ſchmerzlich, doch ohne Ungeduld. Sie blieb liebevoll, geduldig, ergeben, der Herr hat ſie nicht verlaſſen auch in der tiefſten Tiefe der Leiden. „Es thut mir ſehr leid um euch,“ ſagte ſie zu den Ihren; als ſie ihr aber ſagten, wieviel ſie an ihrem Krankenbette gelernt, ſagte ſie wieder getroſt: „Dann habe ich gern gelitten.“

Einmal, in namenlos ſchweren Leiden, ſtieß ſie in heißer Beklemmung die Worte aus: „Ach Herr, es iſt genug! O, ich bin grenzenlos unglücklich!“ — „Aber nicht wahr, liebe Mutter, doch ſelig in Hoffnung?“ fragte der Gatte, der ſie in den Armen hielt. — „O freilich,“ antwortete ſie, „fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an im Gebet!“ Das blieben ihre letzten Worte. Noch einen unausſprechlich liebevollen Blick auf die Ihrigen — dann ein ſanftes Entſchlummern.

An einem klaren Wintertag wurde ſie zur Ruhe getragen auf den ſchönen Gottesacker.

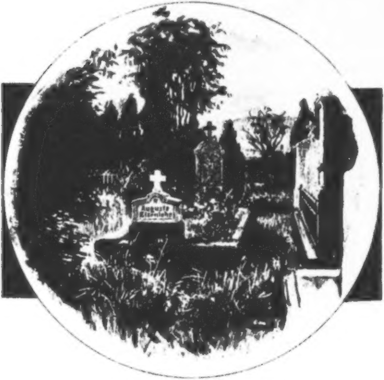
Wie ſie gewünſcht, wurde an ihrem Grabe nur ein Gebet geſprochen und die Lieder geſungen:

„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin.“
„O wie ſelig ſind die Seelen!“
„Mag auch die Liebe weinen.“

Viele, viele der Landleute aus ihrem Heimatdorf begleiteten den Sarg mit den Freunden, die ſie geliebt, mit den Armen, denen ſie wohlgethan hatte.

Ihr Grab iſt ein liebliches Blumengärtlein, und die grünen Berge der Alb, der ernſte Schmuck ihrer Jugendheimat, blicken nieder auf ihre Schlummerſtätte.

So leb' denn wohl, leb' wohl zu tauſend Malen. Wie oft, o wie oft haben wir uns miteinander verſenkt in Worte und Gedanken über das geheimnisvolle Gebiet jenſeits des Grabes, über die tiefverhüllte Pauſe zwiſchen Tod und Auferſtehung! Dir wurde nun vergönnt zu ſcheiden im vollen ſeligen Kinderglauben an ein unmittelbares Fortleben, ein Wirken und Lieben, dem Erdenleben ähnlich, in Liebe vereint mit allen, die dir nahe ſtanden auf Erden.



„Was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, was in keines Menſchen Sinn gekommen iſt, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." „Selig biſt du, die du geglaubt haſt." Wie das Bild des Erlöſers der Troſt deiner Sterbeſtunden war, ſo wirſt du ihn nun ſchauen, wie er iſt in unausſprechlicher Wahrheit, und zur Wahrheit werden wird an dir das Wort des Sängers: „Ich will ſchauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will ſatt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde!“

Beim Lampenlicht.

Margaretens Sylveſterabend. — Die drei Schweſtern. —
Onkel Gottliebs Jugendliebe. — Großvaters Brautwerbung. —
Zweimal verkauft.

Margaretens Sylveſterabend.

Es iſt ſelten, daß ein neues Jahr in finſteren, ſtürmiſchen Nächten ſeinen Einzug hält. Wenigſtens ſo weit ich zurückdenken kann, kam es meiſt in einer klaren, ſternenhellen, ſchneekalten Nacht. — Eine ſolche war denn auch heute, — nicht zu rauh, eben die friſche belebende Kälte, in der man ſich gern ein Weilchen umtreibt und die uns die warme Stube nachher recht lockend und behaglich macht.

Die Straßen der alten Univerſitätsſtadt waren ziemlich belebt und allerorten ſchien ſich eine fröhliche Neujahrsfeier vorzubereiten. Mutwillige Burſchen mit Piſtolen und alten Büchſen rotteten ſich zuſammen, um der klugen Polizei zum Trotze das Neujahr anzuſchießen; unaufhörlich ſchellten die Glöcklein der Kaufläden und Konditoreien: Punſcheſſenz, Arrak, Orangen, feines Backwerk für elegantere Zirkel, Kaffee und Brezeln für einfachere Kreiſe wurden noch geholt; alle Wirtſchaftslokale waren erleuchtet, da und dort rauſchte ſchon Ballmuſik; zu Fuß und zu Wagen kamen wohlverhüllte Damen an, und verräteriſch ſchimmerten die luftigen Ballgewänder unter dem dunkeln Ueberwurf.

Auf dem Marktplatz fing bereits Publikum dritter Klaſſe ſich zu ſammeln an; es war ſeit alter Zeit ſo, daß junge Leute aller Art hier den zwölften Schlag der großen Rathausuhr erwarteten, um ſich dann ſo geräuſchvoll als möglich „das neue Jahr abzugewinnen“, das heißt dem andern zuerſt „Proſit Neujahr!“ zuzurufen. Dieſer Zeitpunkt war zwar noch fern, der Zeiger ſtand noch nicht einmal auf neun; aber wer übrige Zeit hatte von dem jungen, warmblütigen Volk, der fand die

Promenade jetzt ſchon vergnüglich. Mit vornehmen Köpfchen ſchnurrten die Bürgerstöchterlein an Dienſtmädchen und ehrſamen Handwerksgeſellen vorüber, hatten dagegen viel zu kichern und zuſammen zu flüſtern, wenn ein Trüppchen luſtiger Studenten ihnen im Vorbeigehen neckiſche Worte zuwarf oder Miene machte, ſich dem Zuge anzuſchließen.

Ganz oben im Dachſtock eines der hohen Häuſer auf dem Marktplatz blinkte ein beſcheidenes Lichtlein hinter geſchloſſenen Jalouſien auf das leichtſinnige Treiben herunter; — es brannte in dem Stübchen der Frau Margaret Hauſer, einer vielgeſuchten Pflegerin für Kranke und Wöchnerinnen in der Stadt.

Das Stübchen war gar behaglich, und es war der Frau Margarete nicht übel zu nehmen, daß ſie ſo recht geruhig in dem alten Lehnſtuhl in der warmen Ofenecke ſitzen blieb und ſich wenig kümmerte um den fröhlichen Tumult auf der Straße. Auf dem Tiſchlein vor ihr hatte ſie den alten Arnd aufgeſchlagen, an deſſen frommen Betrachtungen und anmutigen Bildern ſie ſich immer wieder aufs neue erbaute.

Ein gewiſſer beſcheidener Luxus zeigte ſich in dem Stübchen: zwiſchen den zwei Fenſtern der Vorderwand ſtand ein Sofa mit zitzenem Ueberzug; davor ein altertümlicher eichener Tiſch mit ſchweren gedrehten Füßen; zur Seite eine gebohnte Kommode mit Aufſätzen, oben mit blauen Meißener Taſſen und einem Napoleon und Papagei von Gips verziert, die einträchtig nebeneinander ſtanden; Frau Hauſer war weder für den einen noch für den andern beſonders eingenommen; aber aus Pietät für den ſeligen Hauſer, der ſie einſt gekauft und aufgeſtellt hatte, ließ ſie dieſelben ſtehen.

Das Bücherbrett mit ihrer kleinen Bibliothek, meiſt geiſtliche Bücher, ſtand über dem reinlichen Bett im Alkoven; daß zwiſchen dem ehrwürdigen Scriver, Hiller und Spener ein altes Kommersbuch ſtand, hätte niemand der reſpektabeln alten Frau zugetraut; auch die grüne Studierlampe nahm ſich auf ihrem Tiſchchen etwas leichtfertig aus und wurde ihr von Baſen und Nachbarinnen als ein Hochmut ausgelegt.

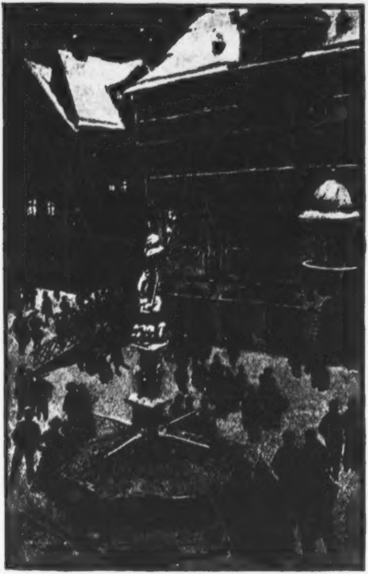
Frau Margarete ſchien aber weder leichtfertige noch hochmütige Gedanken zu haben, als ſie ſo da ſaß, recht andächtig in das oft geleſene Buch vertieft; eben hatte ſie unter den Gleichnisbildern eines aufgeſchlagen, das nach der Umſchrift darſtellt: „Eine Hand, ſo Zwiebeln ſchneidet,“ mit der Unterſchrift: „Nicht ohne Thränen.“ — „Nicht ohne Thränen,“ ſagte ſie vor ſich hin und nickte nachdenklich mit dem Kopf dazu, „jawohl, nicht ohne Thränen.“ Sie war ſo in ihre Betrachtung verſunken, daß ſie nicht einmal hörte, wie ihre Nachbarin, die Wäſcherin vom Hinterhaus, in ihr Stübchen trat, — ohne zu klopfen, denn „bei Nacht klopfen die Hexen an“, iſt die Volksmeinung.

„Wollt' nur mein Lämplein bei Ihr anzünden, Nachbarin; hab' keine ſo Dinger, ſo Zündhölzer, mehr im Haus; ſo ein Büchslein iſt auch viel leichter verlegt als vorzeiten ein ordentliches Feuerzeug.“ — „Sitzt Sie nicht ein bißchen, Nachbarin?“ fragte Frau Hauſer, obſchon ſie lieber allein geblieben wäre; „Sie wird's Sitzen ſchon leiden können.“ — „Da hat wieder Sie recht, Nachbarin,“ ſagte die Wäſcherin, ſich auf einen Stuhl niederlaſſend, von dem ſie ohne Umſtände die Katze mit einem Puff vertrieb; „zu waſchen gab's zwar heut nichts, aufs Neujahr richten die Leute doch nicht gern eine Wäſche an; war nur im Putzen bei Profeſſor Bullers, damit die faule Rike gewiß auch auf dem Markte herumſcharmutzieren kann.“ — „Nun, ſo hat Sie doch auch noch einen Verdienſt vor dem Feſttage,“ warf gutmütig Frau Margaret ein. „Da hat wieder Sie recht,“ gab die geſtrenge Frau Metzger zu; „aber ich ſag' nur: wenn's uns, oder meinetwegen mir allein — Sie hat ja nicht gedient —, aber wenn's mir in meinen Dienſten paſſiert wär', daß ich in der Neujahrsnacht auf dem Marktplatz hätte rumſpazieren wollen, meine Frau ſelig, weiß Sie, die ſelige Kreuzwirtin, der alte Drach', — ja, ich weiß nicht, was ſie mir gethan hätt'; die eiſerne Kachel an den Kopf werfen, wäre noch das Höflichſte geweſen.“ — „Nu, iſt gut, daß die Frauen nicht mehr ſo bös ſind,“ ſagte beruhigend Frau Hauſer;

„die Rike iſt ein junges Mädle, der iſt auch ein Vergnügen zu gönnen; uns ſelbſt gelüſtet's nicht mehr zum Spazieren, nicht wahr, Nachbarin? wir ſind froh, wenn wir am warmen Ofen ſitzen dürfen.“ — „Ja, ja, iſt ſchon wahr, da hat wieder Sie recht,“ bruttelte die Wäſcherin; „nun, Ihr Geſchäft iſt mehrenteils in der Stube; wäre aber nicht mein Geſchmack, bei den Kranken zu wachen; ich habe doch zuletzt meine Nachtruh' nach dem Waſchen, wenn's auch oft nur die halbe Nacht iſt: wird Ihr drum auch wohlthun, daß Sie einmal über die Feiertage daheim bleiben kann.“ — „Freilich, es iſt ſeit Jahren das erſte Mal, und wenn das liebe Bublein des Stadtpfarrers nicht geſtorben wäre, ſo wäre ich noch nicht daheim,“ ſagte Margarete mit einer Thräne im Auge: „o, Sie weiß nicht, Nachbarin, wie man eine Liebe faßt zu ſo einem Kindlein! Ich meine oft noch bei Nacht, ich müſſe zu ihm hinüberſehen. Gibt freilich oft auch ſchlimmere Nächte bei Kranken!“ — „Ja, ja, muß aber jetzt doch heim,“ ſagte die Wäſcherin, ſo gern ſie ſonſt Krankengeſchichten hörte; „habe der Magd drüben verſprochen, ich wolle für ſie einheizen, wenn ihr Herr heimkommt, der alte Bruttler von Doktor, der doch nirgends hingeht; hätt' ſonſt auch gar kein Licht mehr angezündet. Gut' Nacht, Hauſerin!“

Frau Margarete blieb zurück und ſchickte ſich an, zu Bette zu gehen; ſie hatte niemand, dem ſie das Neujahr abgewinnen konnte, nur fiel ihr noch ein gar ſchönes Lied zum Jahresſchluß ein, das ihr der fromme Herr Pfarrer, den ſie in der Schwindſucht verpflegt, eigenhändig aufgeſchrieben hatte; ſie ſchloß, um es zu ſuchen, die unterſte Schieblade ihrer Kommode auf, wo ſie all ihre Heiligtümer verwahrte.

Sorgfältig geordnet lagen da gar mannigfaltige Gegenſtände aus alter und neuer Zeit; ſie blieben oft lange unberührt, da Frau Margarete durch ihren Beruf monatelang fern gehalten ſein konnte. Es waren Andenken von Kranken, die ſie verpflegt; kleine Jäckchen und Mützchen von Kindlein, die der Tod ihrer Sorge entnommen; ein Leintuch und ein feines langes Hemd, das ſie ſchon ſeit Jahren bereitgelegt für ihr



Ganz oben im Dachſtock eines der hohen Häuſer auf dem Marktplatz blinkte ein beſcheidenes Lichtlein hinter geſchloſſenen Jalouſien. (S. 184.)

eigenes Begräbnis, — nur das Gedicht wollte ſie nicht gleich finden.

Aber etwas ganz andres als das fromme Lied des geiſtlichen Herrn hatte die Hand der alten Frau gefaßt, einen ganz leichtfertigen Gegenſtand: eine rote Studentenmütze, — ein Cereviskäppchen mit einer gewaltigen Troddel! — und Frau Margarete ließ die Schieblade offen ſtehen mit all den Heiligtümern und ſetzte das Mützchen vor ſich auf den Tiſch und ſah es an mit ſeltſamem Lächeln, bis ihr die Augen übergingen, bis ſie den Kopf auf den Tiſch legte in heißem Weinen.

Es war kein bitteres und troſtloſes Weinen; es waren Thränen, wie ſie als alte Jugendfreunde gar ſelten noch einkehren bei dem Alter; recht junge Thränen, die das Herz leicht machen, die den Schleier wegziehen, mit dem man vergangene Tage fein ſachte zugedeckt hat und ſie mit einemmal wieder friſch und lebendig vor die Seele ſtellen.

Die Mütze hatte nicht einem Sohne der Frau Margarete gehört; — ſie, die ſo viele Kinder gepflegt, hatte nie ein eigenes Kindlein auf den Armen gewiegt; — aber ein andrer, ein längſt vergangener, ein lange verhüllter und doch unvergeſſener Sylveſterabend war mit dieſem Anblick wieder vor ihrer Seele aufgetaucht.

Es war in derſelben Stadt geweſen, — Frau Margaretens Leben hatte nicht viel äußeren Wechſel erfahren; — auch damals war ſie in einer beſcheidenen bürgerlichen Stube, ſtatt des zitzenen Sofas nur mit einem hölzernen Kanapee verſehen. Und die reſpektable Frau Margarete Hauſer war damals Schloſſer Müllers Gretchen geweſen, eine recht friſche, roſige Knoſpe, ein unbefangen beſcheidenes Kind, häuslich, fleißig und im ſtillen daheim erzogen. Die Mutter hatte ſtreng darauf geſehen, das Mädchen fern zu halten von all dem Verkehr mit Studenten, der den Bürgerstöchtern einer Univerſitätsſtadt leicht einen gewiſſen Bildungsgrad, aber auch eine bewußte Koketterie gibt, die ſie verdirbt für das ſchlicht bürgerliche Leben. Darum war es ihr auch recht geweſen, daß ſeit Jahren ſchon der vermögliche ledige Secklermeiſter das hübſche obere Quartier ihres Hauſes bewohnte und ſie nicht genötigt war, es an Studenten zu vermieten. Seit einem Vierteljahr aber hatte der Seckler, dem das Treppenſteigen gar ſchwer fiel, ſich ein eigen Häuschen in der Nachbarſchaft gekauft; die Schloſſerin hatte nicht hindern können, daß ihr Mann die zwei hübſchen Zimmer an einen Studenten vermietete, und einiges Vergnügen machte ihr's, daß ſie die Stuben neu tapezieren und hübſch möblieren durfte; ſie zeigte des „Herrn“ Zimmer recht wohlgefällig ihren Nachbarinnen. Er war ſoweit auch ein recht ordentlicher Herr, vornehmer Leute Kind; die Frau Mama hatte ihm ſelbſt ſeine Sachen eingeräumt, hatte bei dieſer Gelegenheit einen Beſuch in des Schloſſers Stube gemacht und ihren Eduard der Sorgfalt der Hausfrau recht empfohlen. Gut war es vielleicht für die Ruhe der vornehmen Mama geweſen, daß die Schloſſerin das ſchöne Gretchen für die Zeit des Einzugs zu der Müllers-Baſe geſchickt hatte, um bei der Hopfenernte zu helfen; ganz beruhigt über die ordentlichen Leute reiſte die Frau Oberfinanzrätin ab.

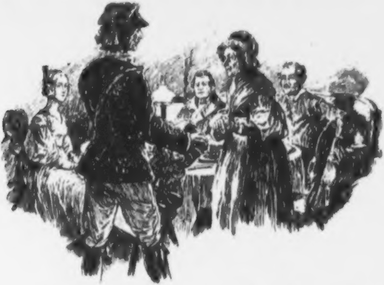
„Nun ſiehſt, Weib, daß es nichts ſo Arges um einen Studenten iſt,“ meinte der Schloſſer nach einigen Wochen, als der neue Hausgenoſſe nach einem freundlichen Geſpräch mit dem Meiſter unter der Thüre der Werkſtatt eben die Straße hinaufging; „es iſt ein ganz gemeiner Herr, manierlich und freundlich, kommt zur Zeit heim, geht in ſeine Stunden und zahlt gewiß auch ordentlich.“ — „Hab' nichts entgegen, wenn nur das Mädchen nicht wäre! Ich bedien' ihn zwar ganz allein, laſſ' ſie niemalen in ſeine Stube; aber ſiehſt du denn nicht, daß er ſie auf Wegen und Stegen begegnet und grüßt? und in das Mädchen, die ja ſonſt ſtill iſt, iſt jetzt eine Luſt und ein Leben gefahren, daß man ſie nicht mehr kennt.“ — „Ach was!“ ſagte der Schloſſer, „ſolche Geſchichten bilden ſich die Weibsleut ein. Ihr müßt geſorgt und gejammert haben: guckt man nicht nach eurem Mädle, ſo iſt's letz (unlieb), — guckt man nach ihr, ſo iſt's wieder letz; ihr heult, bis ſie einen Mann hat, und hat ſie einen, dann heult ihr erſt recht. Laß du's in Gottes Namen gehen und hüt' nicht zu viel! das Mädchen muß lernen ihren Weg in Ehren gehen und mit allerlei Leuten verkehren." — „Nun ja, ich will nichts geſagt haben, gar nichts," ſagte die Mutter; „aber umſonſt red't er nicht ſo mit ihr und zieht die Kappe ab wie vor einem Fräulein, und hat ihr neulich ein Sträußlein offeriert; will aber nichts geſagt haben, gar nichts, kein Bröſamle nicht . . . wenn nur der Seckler drüben nicht ſo gar kränklich wäre und ſo viel älter als das Mädchen; — rechtſchaffen iſt er, und das Häusle hat er, auch das Gütle, ſie könnten ein Schwein halten, nichts deſto ſchöners; — und gern hat er ſie, — ich wär' ſoweit wieder ruhig; aber ſie iſt doch noch ſo gar ſchrecklich jung . . . will aber nichts geſagt haben; im Gegenteil."

Sylveſterabend kam; die Mutter hatte es rundweg abgeſchlagen, als Gretchens Freundinnen ſie auf den Marktplatz abholen wollten. „Der Nachbar Seckler kommt herüber und wir trinken einen Kaffee zuſammen; ich habe einen dicken Kuchen gebacken, daß wir auch eine Luſtbarkeit haben; das Fortlaufen taugt nichts," war ihr kurzer Beſcheid, und Gretchen hatte ſich ohne Murren darein gefügt.

So ſaßen ſie denn um den eichenen Tiſch, der jetzt noch die Stube der Frau Margarete zierte; den Ehrenplatz auf dem hölzernen Kanapee nahm der Nachbar Seckler ein, der ehemalige Hausbewohner, ein kränklich und gutmütig ausſehender Mann mit einem bleichen, etwas aufgedunſenen Geſicht; er hatte ſich ſeiner ſchwächlichen Umſtände wegen zu dem Luxus eines blaugewürfelten Schlafrocks aufgeſchwungen, den er als ein höchſt elegantes Kleidungsſtück an dieſem feſtlichen Abend ohne Bedenken trug. Der Schloſſer neben ihm, (deſſen männlicher Schritt und aufrechte Haltung den ehemaligen Soldaten verkündeten,) hatte ſich möglichſt ſauber gewaſchen und das geſtrickte grauwollene Hauswams angelegt; er war ein langer, hagerer, robuſter Mann, verſicherte aber immer, daß ihm vom ruſſiſchen Feldzug ein Butzen geblieben ſei und er nicht zu alt werde. Auch die allzeit geſchäftige Hausfrau hatte ſich mit dem Strickzeug zur Ruhe geſetzt, und nun erſchien Gretchen mit dem glänzend braunen Kaffeegerät, — Gretchen, friſch und hell, ein Maienröslein mitten im kalten Winter.

Der dicke Kuchen war wie ein Taufſtein ſo groß. Der Lehrling, der am Ofen geſeſſen, hatte ſich mit ſeiner Portion ſchon davongemacht, um an dem Gaſſenunfug teilzunehmen. Eben kam Gretchen endlich daran, für ſich ſelbſt in die hübſche blaue Taſſe einzuſchenken, die ſie einmal zum Hochzeitſtrauß erhalten; da flog die Thüre auf, und mit einem heiteren „Guten Abend beiſammen!“ ſtürmte im Samtrock und roten Cereviskäppchen der Student herein; — ob jemand das helle lichte Freudenrot auf Gretchens Wangen geſehen, weiß ich nicht. — Frau Müller erhob ſich etwas ceremoniös: „Befehlen Sie etwas, Herr Henrichs? Ich wußte nicht, daß man heute einheizen ſoll!“ — „Man ſoll nicht einheizen, und ich befehle auch nichts!“ rief fröhlich der Studio; „ich bitte nur um ein Täßchen von Ihrem Kaffee, Frau Müller, und um ein Stückchen von dem gebackenen Mühlrad da; — es iſt ungemütlich, heut abend allein zu bleiben.“ Und in freier, doch nicht unbeſcheidener Weiſe ſchob er zwiſchen die Mutter und Gretchen einen der hölzernen Stühle, deren Lehnen künſtlich gewundene Schlangen bildeten. Halb geſchmeichelt, halb beunruhigt, ſagte Frau Müller: „Aber das iſt Ihnen nicht Ihr Ernſt, Herr Henrichs; heut ſind ja die jungen Herren überall beiſammen, im Lamm iſt Kommers und in der Krone iſt Ball.“ — „Wollen Sie mir's übel nehmen, wenn ich nicht zum Ball und Kommers gehe?“ ſagte mit einer Röte leichter Verlegenheit, die ihm gut ſtand, der junge Mann; „ich war ſonſt gewohnt, den Neujahrsabend mit meiner Mutter zuzubringen.“ Das bewegte der Frau das Herz, und der Schloſſer rief erfreut: „Das iſt ſchön, junger Herr, daß Sie mit uns vorlieb nehmen; ſo freut mich's! Sie werden dafür einmal recht ſchöne Neujahrsabende im eigenen

Hausweſen erleben, wenn Sie ſie in der Jugend nicht ſo in Rauſch und Bauſch zubringen." In dem Augenblick reichte Gretchen dem Studenten die blaue Taſſe, die zum Glück noch unbenutzt war; ſeine ſchwarzen Augen ſahen tief, tief in ihre blauen; die Liebe, die junge friſche Liebe, die da kommt ungeſucht, unbegehrt und unbewußt, zog in ihr junges Herz, und mit ihr der volle Glaube und die ſüße Hoffnung, alles müſſe gut gehen. Und da war kein Fragen, wie und warum?



Unbewußt, — denn Gretchen verlebte den Abend wie in einem goldenen Traum. Es war über ſie gekommen wie ein unerhörtes, nie geahntes Glück; — daß er, der ſchöne, geſcheite, vornehme Herr, dem alle Freude und Luſt offen ſtand, — daß er einkehrte in ihrer niedern Stube und unter ihnen vorlieb nahm; — ach, Gretchen war beſcheiden, aber ſie hätte denn doch kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie nicht gefühlt hätte, es geſchehe ihr zulieb; ſie fragte, ſie dachte, ſie ſorgte nicht; ſie fühlte ſich nur glücklich, unausſprechlich glücklich.

Bei Kaffee und dickem Kuchen blieb es aber nicht allein; Henrichs holte die Theemaſchine aus ſeinem Zimmer, um Punſch zu brauen; er brachte ganze Düten feinen Konfekts, das er in zierlicher Ordnung auf die Platte zu den Reſten des Kuchens legte. Die Mutter folgte ihm mit bedenklichen Blicken, wenn er mit dem beglückenden Ausſehen, das ſehr ſchwer zu unterdrücken iſt für einen, der etwas bringt, womit er andre zu überraſchen gedenkt, immer wieder neue Vorräte holte; — der Nachbar, der nicht daran gedacht hatte, auch etwas zum Abendſchmaus beizutragen, ſah ein wenig verlegen und unbehaglich aus; nur der Schloſſer nahm dieſe ungewöhnliche Generoſität in jovialer Weiſe auf. „Was unter den Augen von Vater und Mutter geſchieht, iſt nichts Unrechtes,“ flüſterte er beruhigend ſeinem Weibe zu; und als ſpäter die Punſchgläſer dampften und der Student fröhliche Geſundheiten ausbrachte, da ſchwanden allmählich alle Bedenklichkeiten; ſelbſt der Seckler brachte einen Toaſt aus auf alte Freundſchaft und gute Nachbarſchaft. Der Schloſſer kam mit oft vorgetragenen Schaudergeſchichten aus dem ruſſiſchen Feldzug, ohne zu bemerken, daß Gretchen dazwiſchen heiter auflachte über allerlei, was Henrichs ihr ins Ohr flüſterte; ihre Wangen glühten wie Purpurſamt, ihre unſchuldigen blauen Kinderaugen leuchteten in heller, junger Freude.

„Es geht ein Lumpidus an unſrem Tiſch herum!“ rief der Student mit einemmal und erklärte, was das zu bedeuten habe: — daß jedes ein Liedchen nach eigener Wahl ſingen müſſe. Zu ſprachloſem Erſtaunen der Schloſſersfrau ließ ſich der Nachbar Seckler ~~im~~ blauen Schlafrock gar nicht lange bitten, ſondern ſtimmte mit einem zierlichen Schnörkel und etwas ſchätteriger Stimme an:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Roſe,
Eh ſie verblü-hü-hü-hüt!

Auch der Schloſſer mit ſeinem gewaltigen Baß ſang ein altes Kriegslied mit dem Refrain:

Roſen ſo rot wie eine Glut,
Das bedeutet Soldatenblut.

Nun kam die Reihe an Gretchen; die aber wurde glutrot; ſie hatte in der Schule gut ſingen können und dort allerlei ſchöne Lieder gelernt; jetzt aber wollte ihr kein einziges davon einfallen. „Ei ſo mach! ſing 's nächſt' beſt' Schelmenliedlein!“ rief der aufgeheiterte Schloſſer. „Fällt Ihnen gar nichts ein?“ fragte Henrichs, ſie mit unverhohlenem Wohlgefallen betrachtend; da kam ihr, ſie wußte nicht wie, ein Reimlein zu Sinn, das ſie ſeit ihrer Kinderzeit nicht mehr geſungen:

Dort drunten im Thäle
Lauft 's Waſſer ſo trüb,
Und i kann dir's net ſagen .....

Hier blieb ſie aber ſtecken und brachte nicht weiter über ihre Lippen. „I hab di ſo lieb,“ ergänzte der Student und fing ohne weitere Aufforderung ſeine Reihe an mit dem Schluß eines Volksliedes, indem er mit leuchtenderen Augen als zuvor Gretchens geſenkte Blicke ſuchte und leiſe unter dem Tiſch ihre Hand faßte:

Bald gehſt du in dein Kämmerlein
Und beteſt ſtill, du Reine mein;
O bete auch für meine Ruh!
Mein ganzer Himmel biſt ja du.

„'s iſt an der Frau Mutter,“ ſagte der Nachbar, „und ſie darf ſich nicht weigern; ich hab's gehört, daß ſie einmal eine der beſten Kirchenſängerinnen geweſen ſei.“ — „Schelmenliedlein habe ich niemals gelernt,“ ſagte die Schloſſerin mit einem Ernſt, der nicht ſo recht in die fröhliche Stimmung der andern paſſen wollte; „aber ich will ſingen, was ich kann.“ — Und mit einer noch vollen und ſchönen Stimme hub ſie das alte Kirchenlied an:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten raten.

Die andern, zuerſt etwas ſtutzig über einen ſo ganz verſchiedenen Klang, ſtimmten bald auch mit voller Stimme in den Geſang ein; ſelbſt der Student, dem das vielleicht zwei Stunden vorher noch unendlich komiſch erſchienen wäre, ſang in gutem, herzlichem Ernſt mit. Gretchen aber war es, als ob all die ſtürmiſchen Wellen, die in der letzten Stunde ihr junges Herzchen faſt zum Zerſpringen geſchwellt hatten, ſich unter den Tönen des frommen Liedes glätteten und ebneten zu einem ruhigen, klaren Strom; all die halbbewußten Träume und Wünſche, das Glück und das Bangen verſenkte ſie darein. Und als ſie ſo recht aus voller Seele den Schluß mitgeſungen hatte:

So ſei nun, Seele, ſeine
Und traue dem alleine,
Der dich geſchaffen hat!
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen deinen Sachen Rat. —

war ihr ganz ſtill und ſelig zu Mute; da faltete ſie unwillkürlich die Hände zum ſtillen Gebet, als eben jetzt die zwölf bedeutungsvollen Schläge vom Turme erſchollen. Mit vollem, klarem Blick begegnete ſie Eduards Augen, als er ihr gute Nacht wünſchte und ein glückſeliges Neujahr; — und ſie wußte am andern Morgen nicht mehr, ob ihr Wachen ſchöner geweſen ſei oder ihre Träume.

Die Gedanken reiſen ſchnell; — in weniger als einer halben Stunde hatte Frau Margarete jenen glückſeligen Neujahrsabend wieder durchlebt, jeden Blick, jedes Wort, — ach und ſo viel ſchöne, liebe Grüße und Blicke und Worte, die jenem Abend gefolgt waren! und noch einen Abend, den ſchönſten und traurigſten von allen, wo die ſtille Liebe zum erſtenmal Worte gefunden; den erſten und einzigen, wo ſie ſich getroffen hatten, ganz heimlich und allein in dem alten ſteinernen Gartenhaus im großen Baumgarten, den Abend, ehe Eduard nach dem Willen ſeiner Mutter abreiſen mußte auf eine fremde Univerſität.

„Ich weiß alles, wie es iſt,“ ſagte Eduard, als er die Hand des zitternden Mädchens in der ſeinen hielt; „ſie wollen es nicht haben. Deine Mutter in ihrer übermäßigen Rechtſchaffenheit hat die meinige gewarnt, und ſo wurde ich mit einemmal überraſcht mit der Erfüllung meines lange vergeſſenen Wunſches, nach Berlin zu gehen, und der Vormund ſchreibt mir viel Schönes über die Opferwilligkeit meiner Mutter. Aber nur Geduld, es iſt nicht zu lange, ſo darf ich ſelbſt über mein Schickſal entſcheiden . . . . . .“ — „Doch nicht ohne deiner Mutter Segen?“ fragte Gretchen erſchrocken, in kindlicher Scheu die großen blauen Augen zu ihm erhebend. „O nein, nein, Kind!“ beruhigte er ſie; „die Mutter verſichert ja wieder und wieder, daß ſie einzig mein Glück wolle; ſie will nur nicht glauben, daß du mein Glück ſeieſt. — Wenn ſie aber ſehen muß, daß dem doch ſo iſt, daß wir uns treu geblieben, dann, Margarete, meine ſüße Perle . . . Wir leben nicht mehr in den alten grauen Zeiten, wo man Herzen gebrochen hat um Standesunterſchiede willen; mein Großvater ſelbſt, der Obertribunalrat, war eines Bäckers Sohn, — und mein Gretchen wird eine Perle ſein für jeden Stand. Komm, Kind, laß uns hier das heilige Wort der Treue austauſchen!“ — „Nein, o nein!“ bat Gretchen ängſtlich, „ohne Elternſegen iſt kein Glück dabei! Du mußt ganz frei bleiben; ich bleibe dir getreu, das weiß ich wohl; du aber darfſt thun, was du willſt.“ — „Nun, ſo bleibe ich dir auch getreu, und du darfſt auch thun, was du willſt!“ rief Eduard lachend.

Sonſt waren keine Gelübde ausgetauſcht, keine Ringe gewechſelt worden an jenem Abend; ſie waren geſchieden in all dem ſüßen Weh, dem vollen, ſeligen Glauben der Liebe.

Und Jahre flogen vorüber an der alten Frau, während ſie ſo daſaß, vor ſich das rote Mützchen, das er an jenem Neujahrsabend getragen und das er zurückgelaſſen, — Jahre, in denen ſein Bild der liebe, lichte Hintergrund von all ihrem Denken und Thun, von all ihrem Arbeiten und Ruhen geweſen war.

Er war nicht oft gekommen in dieſen Jahren. Zweimal nur hatte er flüchtig eingeſprochen in der alten Univerſitätsſtadt: einmal in den Ferien, und dann noch einmal, eh er eine große Reiſe antrat mit einem jungen Prinzen, der aus beſonderer Zuneigung den Bürgerlichen zu ſeinem Reiſebegleiter erwählt hatte. Eduards Mutter hatte klug zu arrangieren gewußt, daß er nicht öfter zum Beſuche kommen konnte. Im übrigen hatte ſie nie mit ihm über ſeine Herzensgeſchichte geſprochen, ſie war ſogar ſeinem Vertrauen ausgewichen und drückte zu den beiden Beſuchen ein Auge zu; die Frau Oberfinanzrätin war als eine ſehr geſcheite Frau berühmt.

„Thut gar nichts," erwiderte ſie, als Eduards Vormund mit bedenklicher Miene ihr mitteilte, daß dieſer bei ſeinen alten Philiſtersleuten und deren hübſcher Tochter einen Beſuch gemacht; „thut gar nichts, Herr Präſident. Ich habe mir erlaubt, wie mir als Mutter zuſteht, in Eduards Papieren ein wenig nachzuſehen; er korreſpondiert nicht mit ihr, aber er macht überſchwengliche Gedichte an ſie und betet das Mädchen an wie einen Engel; eine Liebe dieſer Art iſt eher ein Sporn als ein Hemmnis für ſeine Carriere; ſie bewahrt vor vielem. Eine Bekannte von mir, eine geſcheite Frau und Witwe, hat für ihren ſtudierenden Sohn abſichtlich eine Jugendliebe arrangiert, weil der Bengel ohne Vater ſonſt nicht zu bändigen geweſen wäre."

Dieſe beiden Beſuche waren kurz geweſen, doch reich genug, um Gretchen neuen Stoff zu langen glückſeligen Träumen zu geben. Nur das zweite Mal, — das konnte ſie nicht verſchmerzen, daß er ſie da gerade mit der Mutter am Waſchzuber getroffen hatte! Sie war freilich immer und überall ſauber und reinlich gekleidet; aber ſie hatte ihm ja nicht einmal gleich die Hand geben können, und ſein feiner ſchwarzer Anzug hatte doch gar zu ſehr gegen ihr Kattunkleidchen abgeſtochen! — Er war lieb und herzlich geweſen, als er mit ihr und dem Vater nachher im Zimmer ſaß; aber doch blieb ihr von dieſem letzten Beſuch ein peinlicher Eindruck zurück, den ſie lange nicht verwinden konnte.

Armes Gretchen, du haſt richtig gefühlt! der Menſch iſt von äußern, von augenblicklichen Eindrücken abhängiger, als er ſelbſt glaubt; und wer weiß, welch elegante, feenhafte Erſcheinungen vor dem Auge des jungen Mannes vorübergehen werden, gegen welche die aufgeſchürzte Geſtalt des Bürgermädchens am Waſchzuber, wie hell und blau auch ihre Augen, wie friſch und rot ihre Lippen waren, doch nicht recht ſtandhalten kann.

Gretchen quälte ſich nicht zu lange mit dieſen Gedanken; die Hoffnung, die ſüße, goldene Hoffnung tauchte wieder auf. Sie erfuhr, daß Eduards Mutter um dieſen Beſuch gewußt habe. Und welche glückliche Ausſicht knüpfte ſie an dies ſtille Gewährenlaſſen der ſtolzen Frau! welch heilige Vorſätze faßte ſie, wie ſie als liebende, demütige Tochter der Mutter des Geliebten dienen wolle und ihr Herz und ihre Liebe gewinnen! — Und das Herz der alten Frau klopfte noch einmal, wenn ſie an die ſelige Erwartung, an das ſchüchterne Bangen dachte, womit ſie eines Tages die ſtattliche alte Dame in die beſcheidene Stube der Eltern hatte eintreten ſehen.

Sie war ſehr freundlich, die Frau Oberfinanzrätin, ſehr herablaſſend gegen das arme Gretchen und ſprach außerordentlich verſtändig. „Ich weiß, mein liebes Kind, daß mein Sohn, wie das bei jungen Leuten oft ſo geht, großes Wohlgefallen an Ihnen gefunden; ich habe in Wahrheit nichts gegen Sie, liebes Kind, ich reſpektiere auch Ihre rechtſchaffenen Eltern; — aber — Sie wiſſen, jeder Stand legt Pflichten auf; — ich glaube, daß eine erzwungene Verbindung außerhalb Ihres Standes auch nicht zu Ihrem eigenen Glück ausfallen würde; —

und Sie würden gewiß nicht darauf beſtehen wollen, ſelbſt wenn Sie ein Recht dazu hätten, eine ſolche durchzuſetzen, wenn es dem Glücke meines Sohnes ſtörend in den Weg träte, eine Laſt, ein Hemmnis auf ſeiner Laufbahn würde . . . . Sie haben kein ſchriftliches Eheverſprechen?“ Das arme Gretchen war ſeither ſtumm und lautlos dageſeſſen, die Hand auf dem armen Herzen, das ihr ſo weh that; nun erhob ſie doch ihr Haupt und ſagte, ritterlich kämpfend mit ihren Thränen: „Ich habe das nie gefordert; aber ich habe Eduard — Herrn Henrichs, tauſend und tauſendmal in meinem Herzen Treue verſprochen!“ — „Und gehalten, Frau Oberfinanzrätin,“ fiel hier die Mutter ein, die Zeugin der Unterredung war, „ich kann Ihnen ſagen, mein Gretchen hat ſchon recht gute Anſtände ausgeſchlagen . . . .“ — „Das bedaure ich ſehr,“ ſchnitt Frau Henrichs ihr die Rede ab; „verlangt hat dieſes Opfer niemand, es wird auch ferner nicht verlangt werden. Sie ſind ein verſtändiges Mädchen,“ wandte ſie ſich zu Gretchen; „Sie werden die Geſinnung meines Sohnes am beſten aus der Stelle ſeines Briefes erſehen, die ich Ihnen hier mitteile,“ und ſie legte ſelbſt einen Brief Eduards in die zitternde Hand des Mädchens. Gretchen kannte ſeine Hand wohl; er hatte nicht mit ihr korreſpondiert, er hatte der Mutter ſein Wort gegeben, es nicht zu thun; aber ſie bewahrte kleine Blätter, die er zurückgelaſſen, Gedichte, die ſie nie gewagt hatte, auf ſich zu beziehen, — und mit dieſer Hand geſchrieben waren die Worte, die hier vor ihr ſtanden wie in Flammenzügen, ſo daß ſie dieſelben in ihrem Leben nie mehr vergeſſen konnte . . . . .

„Sie mögen recht haben, liebe Mutter; wenn man älter wird, lernt man das Leben und ſeine Verhältniſſe vielfach anders anſehen; ich ſelbſt wußte nicht, daß mein väterliches Vermögen durch die Studienkoſten ſo ganz aufgezehrt iſt, und ſehe allerdings den Zeitpunkt noch gar nicht voraus, wo mir möglich ſein würde, ein unbemitteltes Mädchen heimzuführen. Auch geſtehe ich, daß ich ſeither den Wert einer gebildet erzogenen Frau, die Annehmlichkeit und die Vorteile einer angeſehenen

Familie habe ſchätzen lernen; — aber, — trotz dem allem, liebe Mutter, obgleich ich kein beſtimmtes, bindendes Verſprechen gegeben, fühle ich mich doch durch meine Ehre gebunden, und nur wenn Margarete Müller ſich ſelbſt von mir losſagt, nur wenn ſie in andrer Weiſe gut und paſſend verſorgt iſt, werde ich mich als frei betrachten, als berechtigt, an eine andre Verbindung zu denken . . . . .“

„Haben Sie geleſen?“ fragte Frau Henrichs mit weicherer Stimme als zuvor, indem ſie das totenbleiche Geſicht, die bebenden Lippen des Mädchens ſah. „O ja, ich danke Ihnen,“ ſagte Gretchen tonlos und ließ ſich den Brief aus der Hand nehmen. „Meine Mittel ſind ſelbſt beſchränkt,“ ſagte die Dame zu der Schloſſersfrau gewendet; „aber wenn ich irgend etwas thun könnte, eine paſſende Heirat Ihrer Jungfrau Tochter zu befördern . . . . .“ „Dank Ihnen, Frau Oberfinanzrätin,“ ſagte die Mutter, „wir können zur Not unſer Mädchen noch verſorgen, wenn wir auch keine vornehme Braut hätten ausſteuern können.“ Und die Frau Oberfinanzrätin ging.

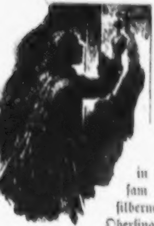
Sechs Wochen darauf war Gretchen, die nun allmählich zur Margaret wurde, mit dem Nachbar Secklermeiſter Hauſer verlobt; warum ſie ſo bald eingewilligt, und wieviel ſie der Entſchluß gekoſtet, das wußte Gott im Himmel allein. Der Seckler war ſo vergnügt darüber, als ſeine kränklichen Umſtände es nur immer zuließen, und verſicherte die Mutter: „Ich hab's immer gewußt, Nachbarin, daß es einmal ſo kommen werde, nur ſo bald hätte ich mir's noch nicht geſchätzt; aber ſie ſoll's gut bei mir haben, ſoviel an mir iſt.“

Gar einförmig wurden die Erinnerungen der Frau Margaret, als ſie einmal an dieſem Punkt angelangt war, — eine gleichmäßige Ebene, ſachte hinabſteigend; ihr Mann war gut gegen ſie, aber er war mehr und mehr ſchwächlich und krank geworden; wie ſie jahrelang geduldig neben ſeinem Lehnſtuhl geſeſſen, ſo ſaß ſie viele Jahre geduldig neben ſeinem Bett; ſie hob und legte, tröſtete und pflegte ihn. „Gott hätte es nicht beſſer mit mir machen können,“ verſicherte ſie oft die Mutter, die einzige, mit der ſie noch von den alten Tagen redete, „ein junger, lebensluſtiger Mann hätte nicht mehr für mich getaugt; dem Hauſer ſein ſtilles Weſen iſt eben gut für mich, und dem kann ich doch noch etwas zuliebe thun.“

Der vielen ſchweren Tage, der langen, langen, ſchlafloſen Nächte gedachte ſie jetzt nicht mehr; ſie dachte nur der Segensworte ihrer ſterbenden Eltern und der Nacht, wo ſie zum letztenmal mit ihrem ſeligen Mann gebetet hatte; er hatte ihr die Hand gegeben und geſagt: „Unſer Herrgott wird dir's noch vergelten, was du an mir gethan haſt!“ Und dieſe Worte hatten einen friedlichen, tröſtlichen Eindruck in ihrer Seele zurückgelaſſen.

Ihr Herz und Sinn war gar ruhig geworden in den langen Jahren an dem ſtillen Krankenbett, wo die Welt und ihr Treiben nur ſo fern an ihr vorüberzogen. Von Eduard Henrichs hatte ſie einmal gehört, daß er mit einer vornehmen Dame verheiratet ſei; wenn ſie ihrem Mann die Zeitung vorlas, ſo las ſie da je und je ſeine Beförderung zu einer höhern Stelle, — es klang ihr wie aus einer fremden Welt; ſie betete nur darum, daß ſie ihn im Himmel einmal wiederſehen durfe.

Sie war ſehr allein, als man ihren Gatten zu Grabe trug; die Eltern, denen ſie ein gutes, treues Kind geblieben, waren noch vor ihm geſtorben. Sie war nicht arm; aber, nicht gewöhnt, für ſich allein zu leben und zu ſorgen, gab es ſich faſt von ſelbſt, daß ſie Krankenwärterin wurde, zuerſt bei guten Freunden, ſpäter dann in immer weiteren Kreiſen; Frau Margarete Hauſer hatte wirklich eine Berühmtheit in ihrem Fach erlangt.



Es war ſpät geworden über dieſer Wanderung in vergangene Tage; Frau Margarete gedachte nicht den Schlag zwölf abzuwarten; ruhige Nächte waren ein ſo ſeltener Genuß für ſie. So öffnete ſie denn den Alkoven, damit ſich das bißchen Wärme hübſch hineinziehe, und ſchickte ſich an, zu Bette zu gehen. Ihr junges Glück und Herzeleid legte ſich allmählich zur Ruhe in ihrer Seele, und ſie fühlte das harmloſe Behagen, mit dem ſie immer wieder nach längerer Abweſenheit ihr eigen Stübchen, ihr eigen gutes Bett in Beſitz nahm.

Sie hatte das Mützchen wieder verwahrt in der Kommode, wo unter anderem auch, ſorgſam eingewickelt, verſiegelt und überſchrieben, ſechs ſilberne Löffel lagen, ein Hochzeitgeſchenk der Frau Oberfinanzrätin; ſie hatte ſie nicht zurückſenden wollen, aber ſie hatte ſie nie berührt; nach ihrem Tode ſollten ſie Eduard Henrichs oder deſſen Erben zugeſandt werden. Eben legte ſie auch die ſauber gefältelte weiße Haube ſachte in ein andres Fach, — da ſchellte es draußen, hell und durchdringend, es war ein wohlbekannter Ton. „'s iſt der Hauſerin ihr Glöcklein," ſagte die Familie im zweiten Stock, die der Ton einen Augenblick vom Glühwein aufgeſcheucht hatte; „'s iſt nur der Hauſerin ihr Glöcklein," ſagte der alte Junggeſelle im erſten und zog ſich die warme Decke beſſer hinauf.

Margarete kannte den Ton am beſten; ſie war nicht nervös und war gewohnt, ihr eigenes Behagen zu vergeſſen. „Komme gleich!“ rief ſie aus dem Fenſter und hatte ſchnell die wollene Haube aufgeſetzt, das warme Umſchlagetuch umgenommen, ihren Kaſten verſchloſſen, ihr Laternchen angezündet und die Lampe ausgelöſcht. „Sie iſt's, Bärbel?“ fragte ſie unten die Hausmagd aus dem Gaſthof zur Krone, die noch atemlos vom ſchnellen Lauf vor der Hausthür ſtand; „was gibt's denn bei euch, gerade heut nacht?“ — „O, Frau Hauſerin,“ keuchte die Magd, während ſie mit ihr vorwärts ſchritt, „gottlob, daß Sie da ſind! Man hätte ſchon früher nach Ihnen ſchicken ſollen, aber die Frau iſt eben nicht dazu gekommen vor Gethu'; bei uns geht's greulich her; der Ball und der Lärm und der Punſch und der Glühwein, und oben der kranke Herr, der geſchrieen hat im Trillirium (Delirium)!“ — „Ein fremder Herr, und was fehlt ihm?“ — „Ach, 's iſt ein vornehmer Herr, ein Juſtizrat oder was ſonſt von der Verſuchungs- (Unterſuchungs-) Kommiſſion, wo hier war. Der Herr wollte geſtern ſchon fort, iſt aber krank worden am Tubus (Typhus) oder ſo, und heut iſt's ſchrecklich.“ — Sie waren am Haus angekommen; der Oberkellner, der eben mit fliegenden Haaren und wehender Serviette aus dem untern Zimmer ſtürzte, erkannte die Krankenwärterin und flüſterte: „Nur leiſe, ganz ſtill, Frau Hauſer! Die Herrſchaften im Haus dürfen nicht geſtört werden. Sie können den kleinen Laufjungen mit hinaufnehmen, daß er beſorgt, was Sie brauchen; nur daß hier niemand etwas merkt!“ — Im untern Wirtszimmer, wo ſie vorbeiſchritt, ſaßen alte Herren, die ſich ſchon ein nettes Sylveſterzöpflein angetrunken; ſie ſtießen unaufhörlich miteinander an und ſangen: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben ....“ wobei ſie nie weiter kamen als: „hier unter dem wechſelnden Mo-ho-ho-hond“. Eine Treppe hoch rauſchte ihr die prächtige Tanzmuſik entgegen; ſtrahlender Lichtglanz ſtrömte aus der offenen Thürſpalte; luſtige, weiße Gewänder, blendende Nacken, mit Perlen geziert, blumengeſchmückte Lockenköpfchen ſchimmerten durch; — Margarete ging vorüber, ohne den Kopf zu wenden, hinauf nach Nummer zwölf, wie der Kellner noch nachrief.

In Nummer zwölf brannte ein Licht bei dem Bette des Kranken, der ſich in wilder Unruhe auf ſeinem Lager wälzte; die Wirtin, mit einer langen Kerze in der Hand, rannte ratlos vor der Thür hin und her; ein Zimmermädchen ſchleppte fort und fort noch Betten herbei, um den Kranken zu bedecken, als wüßte ſie ihm keine andre Gutthat anzuthun, obgleich ſchon qualmende Hitze im Zimmer herrſchte. „Gottlob, die Frau Hauſerin!“ riefen Magd und Wirtin erleichtert mit einer Stimme bei Margaretens Anblick. „Sie können ſich das Drangſal gar nicht vorſtellen,“ hub die Wirtin das alte Klagelied an; „die vielen Leute und der Ball, und dieſer Herr, — mit dem's zuerſt gar nicht gefährlich ſchien, und auf einmal iſt's ſo gekommen, und merken ſoll's kein Menſch, und,“ flüſterte ſie leiſe, „ſie ſagen, es iſt das Nervenfieber; ich kann ſchier nicht hinein; mein Mann wüßte ſich ja faſt nicht zu helfen, wenn ich wegſtürbe aus dem Geſchäft . . . .“ — „Gehen Sie ruhig, Madame Greiner,“ ſagte Margarete; „war der Doktor da?“ — „War da, kommt wieder, iſt ſelbſt preſſiert, hat Tropfen verordnet,“ beſchied ſie die Wirtin im Hinuntereilen.

Geräuſchlos trat Margaret ins Zimmer, ſchloß ſorgſam die Laden und ließ die Vorhänge herab, damit das Getümmel von unten weniger heraufdringe; dann entfernte ſie das Gebirge von Betten von dem bewußtloſen Kranken und öffnete vorſichtig ein Nebenzimmer, um die erſtickende Hitze zu mildern. Nun ſchüttelte ſie mit leichter Hand die Kiſſen des Lagers zurecht, half dem Kranken, der in dieſem Augenblick alles mit ſich anfangen ließ, zu einer bequemern Lage und reichte ihm die vorgeſchriebenen Tropfen.

Der Kranke, wenn auch nur halb bei Bewußtſein, ſchien doch mit Wohlgefühl die verſtändig pflegende Hand zu empfinden, bis er wieder in heftiges Delirium verfiel, bei dem auch die erfahrene Margarete ratlos ſtand.

Der Arzt kam wieder. „Nun, ſo iſt doch jetzt ein vernünftiger Menſch auf dem Platz!“ ſagte er zu der ihm wohlbekannten Margaret, indem er den Puls des Kranken fühlte, bei dem eben ein ruhiger Augenblick eingetreten war. „Der Fall iſt bedenklich, ich fürchte, hoffnungslos,“ flüſterte er ihr zu: „ich bin froh, daß Sie da ſind, denn lange kann ich nicht bleiben, — ein andrer, dringender Kaſus, ein neuer Weltbürger, Sie verſtehen mich, — das Leben muß dem Tode vorangehen; hier iſt nicht viel mehr zu machen, veritabler Typhus, obwohl er hier ganz vereinzelt auftritt und ſonſt in dieſem Alter ſelten iſt; es ſcheint, die Kraft war hier lange geſpannt und aufgerieben durch anhaltende geiſtige Arbeit, ſo iſt's oft bei Beamten, — keine Widerſtandskraft da.“ Er gab Margarete genaue Vorſchriften und ſchickte ſich an, wieder zu gehen. „Hat man den Angehörigen des Herrn etwas gemeldet?“ fragte Margaret. „Zweifle, ob es die Wirtin gethan, und ich habe, weiß Gott, nicht Zeit,“ ſagte ratlos der Doktor. „Darf ich zu einem Geiſtlichen ſchicken?“ fragte ſie etwas ſchüchtern. „Immerhin,“ meinte der Doktor ziemlich geringſchätzig, „verderben wird's nichts mehr; ob der Kranke noch was verſteht, iſt die andre Frage; der Pfarrer könnte dann auch die Familie benachrichtigen, den Namen des Patienten weiß die Wirtin. Ich komme wieder, ſobald ich kann; es wird vielleicht nach der jetzigen Betäubung noch ein Zuſtand klaren Bewußtſeins eintreten; das aber wäre dann wohl der Vorbote des nahen Endes.“

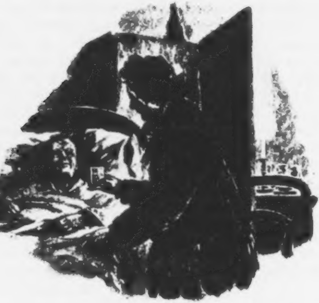
Eilig ging der Doktor die Treppe hinab, und Margarete, nachdem ſie den Knaben zum Geiſtlichen geſchickt, blieb bei dem Kranken, — ſie fürchtete ſich ſchon lange nicht mehr, allein an einem Sterbebette zu ſtehen. — Es war, als ob ihre ſanfte, erfahrene Hand die wilden Wogen der Krankheit zu beſchwichtigen verſtehe; ſie deckte ihn leicht und ſorgſam zu, ſchlang kühlende Tücher um die glühende Stirn, und als ſeine wilden Phantaſien wieder begannen, ſetzte ſie ſich ans Bett, legte leiſe ihre kühle Hand auf die fieberheiße des Kranken und ſummte halblaut eine Schlummerweiſe, deren beſänftigende Macht ſie früher ſchon erprobt. Und die unruhigen Träume und Phantaſien wurden ruhiger, während die ſtillen, blauen Augen der alten Frau klar und feſt in ſeine unſtet rollenden blickten. Und ſiehe! das Geſicht des Kranken, obwohl durch Fieber und Todeskampf entſtellt, kam der guten Margaret nicht ſo ganz fremd vor; eine Ahnung durchfuhr blitzartig ihre Seele, eine Ahnung, die ſich ihr bald durch Worte des Phantaſierenden als vollſte Wahrheit beſtätigen ſollte, — aber ſie nicht aus ihrer Faſſung, nicht aus ihrer geheiligten Wärterinrolle zu bringen vermochte.

„Gretchen," ſagte er unter anderm, „ſo, Gretchen, du kommſt auch? Warum ſiehſt du ſo traurig aus? Weißt, du biſt ja einmal ſo luſtig geweſen. Komm nicht mehr, Gretchen; ich habe ja Hochzeit gehabt, weißt du? — Sie hat ſchönere Kleider als du, — ja, aber ſie iſt doch nicht ſo ſchön, — kalt, kalt!" — und er hüllte ſich ſchaudernd in die Decke. — Und Margaretens Hand zuckte nicht; ruhig, leiſe, leicht wie immer that ſie dem Kranken die kleinen Dienſte zu ſeiner Erleichterung; nur inniger und tiefer blickte ſie ihn an, als wollte ſie ihm mit dieſem Blick in die Seele gießen, wie innig, wie von ganzem Herzen ſie ihm vergeben habe.

Und als er aufhörte zu reden und ſein Schlummer ruhiger wurde, da ward der alten Frau eigentümlich wohl zu Mute, wie ſie ſo an ſeinem Lager ſaß, ihre Hand in der ſeinen, den ſtillen Blick auf die zerſtörten Züge des alternden Mannes geheftet. So war ſie noch einmal allein mit ihm, ganz allein auf der Welt, — es war ihr einen Augenblick, als ſei ſie ſein Weib und ſitze hier in ruhiger Pflege des geliebten Gatten.

Ihrer Pflicht vergaß ſie darum nicht im mindeſten, und die ſtille, allgegenwärtige Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Bedürfniſſe, auf die leiſeſte Bewegung des Kranken, dieſe Eigenſchaft, die ſie immer auszeichnete, ſchien ſich noch zu verdoppeln.

Endlich erwachte der Kranke, und ſeine Augen ſahen mit bewußtem Ausdruck um ſich; er blickte Margaret nachdenklich an: „Wo bin ich denn?" fragte er, indem ſeine Augen im Zimmer herumſtreiften. „Sie ſind hier in Tübingen krank geworden, wo Sie eine Unterſuchung gehabt haben," berichtete ihm Margaret. „Ah ſo?" ſagte er, ſich müde zurücklegend, während Margarete mit einem kühlen Trank ſeine heißen Lippen netzte. „Und ich bin ganz allein und fremd hier?" fragte er wieder. „Nicht ganz," ſagte Margarete mit leiſe bebender Stimme; „aber bleiben Sie nur ruhig, Sie ſind ſehr krank."



Der Kranke aber ſchien unruhiger zu werden, je mehr ihm das Bewußtſein wiederkehrte. „Sehr krank bin ich?" fragte er mit eigentümlichem Tone. „Ja, ſehr krank," ſagte Margarete ſanft und feſt; „aber es iſt auch möglich, daß Ihnen Gott durchhilft." — „Es iſt möglich, nur möglich?" fragte er wieder mit durchdringender Stimme, richtete ſich auf trotz ſeiner Schwäche und faßte Margarete am Arm; „wo iſt der Arzt, und was ſagt er?" — „Er wird bald wiederkehren," ſagte Margaret, die, ſelbſt mit dem Tode lange vertraut und ohne Scheu davor, ſich nie zu den frommen Lügen an Kranken-

und Sterbebetten hatte verſtehen können, die viele für Pflicht halten; „aber er hält Ihre Krankheit für ſehr bedenklich.“ — „So?“ ſagte er mit demſelben ſeltſamen Ton und ſchien in tiefes Nachſinnen zu verfallen, während Margarete ſtill betete.

Es iſt eine eigene Sache um die Todesfurcht. Daß wir ſterben müſſen, iſt die gewiſſeſte aller Gewißheiten; wir ſind damit vertraut, ſeit wir leben und denken; wir denken daran, wir reden davon mit romantiſcher Sehnſucht oder mit übermütigem Leichtſinn in der Jugend, mit lebensmüdem Verlangen oder mit vernünftiger Ergebung in ſpätern Jahren; wir können für den Fall unſres Todes ſorgen und überlegen, ruhig und kühl, und doch gibt es Augenblicke, wo der Gedanke: du mußt ſterben, und was dann? die ſtärkſte, die ruhigſte Seele mit namenloſem Grauen erfüllt; wo wir den Tod als den König der Schrecken in ſeiner ganzen furchtbaren Geſtalt ahnen. Wohl der Seele, die ihre Lampe brennend erhalten hat für dieſe Stunde des tiefſten Dunkels! Wohl auch der Seele, die ſich durch dies Grauen noch treiben läßt zu der ernſten Herzensfrage:

Wen ſuchen wir, der Hilfe thut,
Daß wir Gnad' erlangen?

Es gibt freilich viele, die eine ſolche Umkehr und Einkehr in der letzten Stunde als „Galgenbuße“ verachten, obgleich der Herr ſelbſt dieſer Buße einen wunderbaren Troſt gegeben hat in dem ſeligen Wort: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.“ Es hat auch viele gegeben mit ſo ſtarkem oder ſo leichtem Sinn, daß ſie ruhig, feſten Schrittes der Stunde des Todes entgegengetreten ſind, ohne daß wir hoffen dürften, der Glaube an den, der dem Tode die Macht genommen, habe ihnen geleuchtet durch das finſtere Thal. Der Herr allein kennt die Herzen, und es ſei ferne, daß wir richten wollten; aber wir leſen auch von einem, der, ſoviel wir wiſſen, ohne ſchwere Schuld, in Freuden gelebt hat und leicht geſtorben iſt, und da er nun in der Hölle und in der Qual war, da hub er ſeine Augen auf. Laßt uns nicht verächtlich auf den blicken, der hienieden noch lernt, ſeine Augen aufzuheben, und ſei's in der letzten Stunde! „Etliche werden ſelig werden durch Furcht.“ Aber, um eine langbekannte Wahrheit und ein altes Gleichnis zu wiederholen: wartet nicht, die Fackel anzuzünden, die euch über den dunklen Abgrund leuchten ſoll; wartet nicht, bis ihr am Rande des Abgrunds ſeid! Es möchte ſonſt, ehe ihr Zeit dazu findet, geſchehen, daß ihr hinabſtürzet.

Der ſterbende Mann hier hatte ein rechtſchaffenes Leben geführt, all ſeine häuslichen und bürgerlichen Pflichten erfüllt. Er hatte als Juſtizbeamter verſtockten Sündern eindringlich, ſelbſt mit einer gewiſſen Salbung zureden können; er war, wenn er eben gut Zeit und Muße dazu fand, im Tempel geſtanden mit dem ernſtlich gemeinten Gebet: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieſer einer,“ im Gedanken an die Hefe der Menſchheit, mit der ihn ſein Beruf zuſammenführte; nichts auf der Welt hatte ihm weniger Kummer und Anfechtung gemacht, als die Vergebung ſeiner Sünden./ Warum ergriff denn der Gedanke an die unmittelbare Nähe des Todes ſein Herz mit ſo unausſprechlichem Grauen?

Margarete hatte ſchon in manch ſterbendem Auge geleſen; auch von dieſem verſtand ſie die ſtumme Sprache,-und während wie ein bitterer Hohn die verworrenen Töne der Muſik von unten herauf drangen, hub ſie mit ihrer ernſten, ſanften Stimme die Worte des uralten Kirchenliedes an:

Mitten wir im Leben ſind
Von dem Tod umfangen.
Wen ſuchen wir, der Hilfe thut,
Daß wir Gnad' erlangen? —
Das biſt du, Herr, alleine.
Heiliger Herre Gott, heiliger, ſtarker Gott,
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott,
Laß uns nicht verſinken in des bittern Todes Not,
Erbarm dich unſer!

Wo waren all die ſchönen ſtarken Worte von der Freiheit des Geiſtes, von der Würde des Mannes, von dem guten Gewiſſen, mit dem er vor Gott und Menſchen treten könne? Aus der tiefſten Seele des geiſtesſtarken Mannes rang ſich das Geſtändnis: „Ich habe nichts gethan, mir mein Kindesrecht dort oben zu ſichern,“ und tröſtlich wie aus Engelsmund klangen ihm aus dem Munde der einfältigen alten Frau die Worte: „Aber der Herr hat es gethan;

All' Sünd' hat er getragen,
Sonſt müßten wir verzagen.“

„Ich habe kein Recht daran,“ tönte wieder des Kranken ſchwache Stimme; „das Kreuz war mir ein Aergernis und eine Thorheit.“ — „Was der Herr uns gibt, iſt Gnade und kein Recht; wir brauchen ja nur Glauben.“ — „Was iſt Glauben?“ ſtöhnte der Kranke, vor deſſen verdunkelten Sinnen nur eine grauenvolle Wahrheit klar ſtand: „Nun iſt's ernſt mit dem Tode.“ — „Glauben iſt unſre zitternde Hand, die ſich in Gottes ſtarke Rechte legt,“ ſagte Margarete mit den Worten eines alten Kirchenlehrers, indem ſie an dem Sterbebette niederkniete und ein einfaches Gebet aus vollem Herzen ſprach. Und, — was den Weiſen und Klugen verborgen geblieben, das hat der Herr den Unmündigen geoffenbaret; — ihrem ſchlichten Worte ward es gegeben, einen ewigen Troſt und eine ſelige Hoffnung in die Seele des Sterbenden zu bringen. — Sie harrte ſo ſehnſüchtig auf den Geiſtlichen; er kam lange nicht, aber die Züge des Kranken waren ruhig geworden, er ſah ſie mit einem freundlichen, friedevollen Blick an.

„Haben Sie keine Botſchaft an die Ihrigen?“ fragte Margarete zögernd, „wenn es dem Herrn gefallen ſollte . . .“ — „Grüße meiner Frau und meinen zwei lieben Kindern,“ ſagte der Kranke mit ſchwacher Stimme: „ich weiß nicht — ich habe Julie vielleicht nicht Liebe genug gezeigt — es war nicht alles, wie es ſein ſollte — ſie ſoll verzeihen.“ — „Wenn unſer Herr Pfarrer kommt, haben Sie nichts dagegen, das heilige Abendmahl zu empfangen?“ — „Nein, o nein,“ ſagte der Kranke mit aufleuchtendem Blick, — „wie lange ſchon hatt' ich es daheim verſchoben — mit den Meinigen —“ murmelte er vor ſich hin, „und nun allein, unter Fremden!“ — Da faßte ſich Margarete Mut. „Nicht ganz unter Fremden,“ ſagte ſie, leiſe zu ihm gebeugt; — „ich bin einmal das Gretchen geweſen.“ — „Das Gretchen, du?“ fragte der Kranke, den jetzt, an der Pforte der Ewigkeit, nichts mehr heftig erſchüttern konnte; „und du weißt es, daß ich der Eduard bin?“ — „Ich habe Sie bald erkannt.“ — „Und du haſt alles verziehen? Daß ich dich vergeſſen und verlaſſen? Es iſt ſchon lange,“ ſagte er müde, wie halb im Traum, aber er hielt gern ihre Hand in der ſeinen. — „Alles,“ ſagte Margaret aus voller Seele, „ich habe für dich gebetet, jeden Abend.“ — —

Sie hörte Geräuſch außen, der Knabe kam endlich mit dem Geiſtlichen; er hatte lange keinen gefunden, da der erſte, zu dem er gegangen, krank war. Er brachte nach Margaretens Bitte die Abendmahlsgeräte mit.

Noch ein Lichtblick, ein Funken ſeiner alten geiſtigen Kraft kehrte vor dem Erlöſchen in Eduards Seele zurück, als er mit Margarete das heilige Mahl empfing und mit klarem Auge und aufmerkſamem Ohr den Worten des Geiſtlichen folgte. Dann legte er ſich zurück wie ein müdes Kind und winkte, daß alle gehen möchten; nur Margaretens Hand behielt er feſt in der ſeinen und ſagte leiſe: „Bleib du da, es wird ſo dunkel.“

Und Margarete blieb da; er hatte keine Wünſche, keine Bedürfniſſe mehr; ruhig ſaß ſie an ſeinem Lager, die ſtillen Augen auf den Frieden ſeiner Züge geheftet und mit leiſer Stimme betete ſie:

Wenn meine Kräfte brechen,
Mein Atem geht ſchwer auf,
Und kann kein Wort mehr ſprechen,
Herr, nimm mein Seufzen auf!

Es ſchlug zwölf Uhr; von drunten hörte man Gläſergeklingel und lautes Rufen von Hoch und Proſit! die Trompetenmuſik blies ſchmetternden Tuſch, vom Turm tönte die Muſik; — es ſtörte ihre Ruhe nicht, ſtörte nicht mehr den Frieden des Sterbenden, deſſen Seele den geheimnisvollen Pfad antrat, auf dem uns kein treues Herz mehr begleiten darf, den nur einer erhellen kann: der Erſtling unter denen, die da ſchlafen.

Wie lange ſie ſo geſeſſen, wußte Margarete nicht; erſt als der Arzt wieder eintrat, fühlte ſie, daß die Hand, die ſie in der ihren hielt, ganz erkaltet war. Leiſe breitete ſie ein Tuch über das erblaßte Angeſicht, der Friede des Todes hatte über die gefurchten Züge wieder etwas von dem Ausdruck des Jünglingsantlitzes zurückgeführt; aber dieſer Todesfriede war ihr zu heilig, als daß ſie gewagt hätte, ihn mit ihren Lippen zu berühren, — ſie nahm die kleine Bibel zur Hand, die ſie ſtets auf ihren Krankengängen bei ſich führte, und ſchickte ſich an, Wache zu halten bei der Leiche.

Der Geiſtliche hatte der Familie Nachricht gegeben. Die Frau Oberjuſtizrätin kam mit einem Sohne und einer Tochter in tiefer Trauer; eine hagere Frau mit etwas trockenem, ungemütlichem Ausſehen. Sie ſchien ſehr betrübt, fragte aber nicht viel nach den Einzelheiten der letzten Lebensſtunden ihres Mannes. — Es war ein ſtattliches Leichenbegängnis, wie es einem geachteten und angeſehenen Manne geziemte. Freunde und Verwandte aus der Reſidenz kamen dazu, auch die angeſehenſten Männer der Stadt gaben dem Fremden die letzte Ehre und fuhren mit ernſten Geſichtern hinter dem Leichenwagen her. Sie kamen von dem ſchnellen Todesfall auf die Unterſuchung zu reden, die den Verſtorbenen hierher geführt, auf den gelinden Winter und allerlei gleichgültige Dinge, und erſt als der Wagen an der Kirchhofspforte hielt, fiel ihnen wieder ein, daß ſie einen Toten zur Ruhe geleiteten.

Nach der Wartefrau fragte niemand mehr; die anſtändige Belohnung, die ſie erhalten, legte Frau Margaret in ihr Käßchen für arme Kranke. Für ſich nahm ſie nichts mit nach Hauſe, wo ſie ſtille, andächtige Totenfeier hielt, nichts als ein

Löckchen von den ſpärlichen ergrauten Haaren des Toten, die ſie fortan verwahrte bei dem roten Studentenmützchen.

Etwas ſtiller war Frau Margaret geworden ſeit dieſer Neujahrsnacht; aber freundlich und friedevoll war ihr ganzes Weſen noch mehr als zuvor, ſo daß den Kranken beſſer wurde, wenn ſie nur ins Zimmer trat.

Es kann durch ein ganzes Menſchenleben das Gefühl von etwas Unfertigem, einem unausgeſprochenen Wort, einer ungelöſten Aufgabe, gehen; — Margarete war ſie nun gelöſt, ihr Tagewerk war erfüllt, ſie hatte nichts mehr zu fragen und nichts zu klagen, nur warten mußte ſie noch.

Das Grab des Fremden hielt ſie ſorgſam ſchön grün wie ein Gärtchen mit den Gräbern ihrer Eltern und ihres Mannes, und es brachte ſie in keinen Konflikt der Pflichten; ſie wußte nichts mehr von unglücklichem Lieben und von getäuſchtem Hoffen; ſie hatte Frieden gefunden über ihr Bitten und Verſtehen.

Die drei Schweſtern

oder:

Der Herr behütet die Einfältigen.

Gar manchmal dünkte mir im Laufe dieſes unvollkommenen Lebens, als ſei es faſt noch leichter, bei eigenem Mißgeſchick Geduld und Gottvertrauen zu bewahren als bei fremdem.

Bei eigenem Leid fühlen wir meiſt bald den Schaden, den die ſchmerzhafte Kur heben ſoll; wir ahnen den verborgenen Segen, den es mit ſich bringt; wir haben zu denken und zu ſuchen, bis wir den Friedensweg finden, auf den der dunkle Weiſer zeigen ſoll. Aber es dünkt uns beinah lieblos und phariſäiſch, dieſe Gedanken auf andre anzuwenden, die in Sorge und Not ſind, während wir uns behaglich und glücklich fühlen.

Vor allem hat mich das Geſchick meines Geſchlechts oft betrübt und bekümmert, und ich hätte beinah auf den vermeſſenen Wunſch der Fiſchersfrau in dem alten Märchen verfallen können, die „werden wollte als wie der liebe Gott“, nur damit ich viel armen Mädchen, die, oft ohne daß ſie eine frohe Jugend gekannt, mühſam, ohne Liebe und Freude, ohne Heimatgefühl, ihren Weg durch die Welt ſuchen müſſen, hätte eine friedliche Heimat geben können.

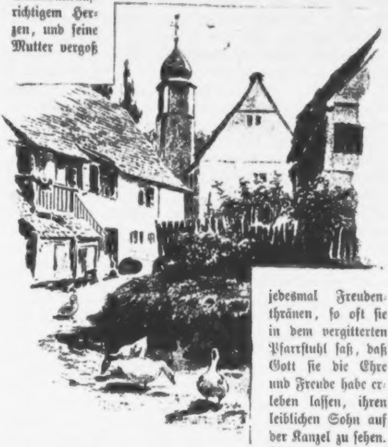
Recht zum Troſte für mein ungeduldiges Herz, das ſich zu tief bekümmerte über dieſe fremden Sorgen und Leiden, die es nicht heben konnte, ward mir die Geſchichte von drei Pfarrtöchtern kund, die mit keinem andern Kapital durch die Welt gekommen ſind, als mit einem einfältigen Sinn und frommen Herzen.

Mit ganz und gar keinem andern; denn mit all den Mitgaben, die ſonſt bei Frauen einigen, wenn auch ſchwachen, Erſatz bieten für Geld und Gut, mit Schönheit, Anmut, Verſtand, Talent, Handfertigkeit, waren ſie in keiner Weiſe bedacht worden; es waren das Luxusgegenſtände für ſie, an die ihnen nicht einfiel Anſprüche zu machen.

Sie waren aufgewachſen in der Stille eines verborgenen Pfarrdörfleins, deſſen Gegend ſchon eine überaus einfache war; den Schweſtern wie dem Vater ſelbſt war aber nie eingefallen, nach einer ſchöneren zu verlangen. Das Pfarrhaus ſtand inmitten des Dorfes mit Ausſicht auf verſchiedene Dunglegen der Nachbarn; ein kleines Gemüſegärtchen zur Seite, darin gelbe Rüben und Peterſilie, Salat und Schnittlauch in ziemlich gedeihlichem Zuſtand ſich befanden, auch Ringelblumen, rote Tulpen und weiße Narziſſen zur Zierat alljährlich wieder aufgingen ohne beſondere Verpflegung. Das Gärtchen lag ſehr offenherzig vor den Augen des geſamten Publikums; lauſchige Plätzchen zu ſtillen Mädchenträumen, ſchattige Lauben zu heimlichem Geplauder hatten die Schweſtern nicht darin, begehrten es auch nicht, denn ſie hatten nichts ſtill zu träumen und nichts heimlich zu plaudern.

Ein neuer Kritiker hat es ſehr unwahrſcheinlich und auffallend gefunden, daß in Erzählungen die Eltern, namentlich die Väter der Heldinnen, meiſt ſchon im Greiſenalter auftreten; unſerm Herrn Pfarrer, dem Vater der drei Schweſtern, iſt das nun nicht übel zu nehmen; denn er war ſchon in ſehr reifen Jahren geweſen, als er in den heiligen Eheſtand trat. Zwar hatte ihm ſeine Mutter zum Heiraten zugeſprochen, ſobald er die Pfarrei Waldangenloch erhalten hatte, bei deren Bewerbung er wenig Rivalen gehabt; aber er meinte damals, „es würde ihn genieren, wenn ſo ein fremdes Frauenzimmer um ihn herumliefe“. Das war gut für die Mutter ſelbſt; denn als bald darauf ihr Mann, der Hutmacher Pommer, zu ſeinen Vätern verſammelt wurde, ſo fand ſie und der Sohn es äußerſt behaglich, daß ſie zu ihm zog, ſeine Haushaltung führte und ſeine wollenen Wämſer und baumwollenen Schlafmützen ſtrickte, ihm auch nach väterlicher Weiſe allſonntäglich Sauerkraut, Dienstags Linſen und Freitags Erbſen kochte.

Sie hatte ein frommes Gemüt, die alte Pfarrmama; auch der Pfarrer war unbeirrt geblieben von „Philoſophie und loſer Lehre der Menſchen“; er diente ſeinem Herrn in Einfalt des Sinnes mit aufrichtigem Herzen, und ſeine Mutter vergoß jedesmal Freudenthränen, ſo oft ſie in dem vergitterten Pfarrſtuhl ſaß, daß Gott ſie die Ehre und Freude habe erleben laſſen, ihren leiblichen Sohn auf der Kanzel zu ſehen. Außer der Hausandacht, die ſie alle Morgen und Abend mit der Magd hielten und an der teilnahm, wer zufällig ins Pfarrhaus kam, ſpielte der Pfarrer alle Sonntagabend einen Choral auf dem etwas heiſeren alten Klavier, das ihm ſein Vater ſelig in der Auktion eines alten Schulmeiſters gekauft hatte, und die Mutter



ſang dazu mit etwas zitteriger Stimme, aber aus der Tiefe ihres andächtigen Herzens.

Umgang mit der Nachbarſchaft pflegten ſie gerade nicht; die Frau Pommerin hatte gar kurze Beine und das Gehen geſchah ihr ſauer; der Pfarrer ging zu ſeiner Erheiterung jeden Jahrmarkt in die Oberamtsſtadt, beſorgte da, was ſeine Mutter für nötig erachtete, auch alle vier Jahre Biber zu einem neuen Flaus, und verſäumte nie, von jedem Markttag ſeiner Mutter eine Laugenbrezel mitzubringen; ſpäter, als ihre Zähne gar zu ſchlecht wurden, ſogar ein Biskuittörtchen, das die alte Frau zu ihrem Schlückchen Wein mit dankbarem Herzen verzehrte.

Manchmal meinte ſie freilich, es wäre doch ſchön, wenn ihr Andreas heiratete, damit ſie auch Enkelein erleben würde, aber Andreas meinte: „Weiß Sie, Mutter," — ſo redete er ſie noch nach alter Weiſe an, — „ſo gewiß kann man's doch nicht wiſſen bei einer Schwiegertochter, ob Ihr zuſammenpaſſet, und Kindergeſchrei macht den alten Leuten Ohrenweh." — „Das iſt wahr," ſagte die Mutter; „wenn du zufrieden biſt, ſo bin ich's auch."

Als aber die alte Frau auf ihrem Sterbebette lag und ihr Stündlein nahen fühlte, da war's ihr doch leid, daß ſie ihren Andreas ſo allein auf der Welt zurücklaſſen ſollte. „Hör, lieber Andreas," ſagte ſie, „es iſt nicht recht von mir geweſen, daß ich dir nicht mehr zum Heiraten zugered't habe; ich hätte bedenken ſollen, daß eine alte Frau nicht ewig lebt; zu ſpät iſt's aber nicht. Du biſt noch ein Mann in deinen beſten Jahren, zweiundvierzig, da fangt der rechte Verſtand erſt an; ‚wer als ein Bub' heiratet, bleibt ſein Lebtag ein Bub',' ſagt man."

„O Mutter, red' Sie nicht ſo viel, es nimmt Ihr den Atem," bat der betrübte Sohn. — „Werd' doch auch für dich mein bißchen Atem noch übrig haben," ſagte die getreue Mutter; „gelt, du thuſt mir die Liebe und nimmſt eine Frau? Ein lediger Pfarrer iſt nichts nutz."

„Wird mir wohl ſauer geſchehen, aber Ihr zu lieb will ich's ja thun," ſagte der Pfarrer; „nur weiß ich nicht, woher eine nehmen."

„Nun, wenn dir ſonſt keine einfällt, ſo nimm 's Adlerwirts ſelig ſeine Mine, die hat's bös bei ihrer Schweſter und iſt eine brave Perſon; wenn du eine fürnehmere kriegſt, iſt mir's auch recht. Jetzt kann ich nicht mehr, jetzt ſprich mir den Segen!" Und der Pfarrer ſegnete mit vielen Thränen ſein ſterbendes Mütterlein ein, und fühlte ſich nach ihrem Tode gar einſam und trübſelig in dem öden Pfarrhaus.

Adlerwirts ſelig ſeine Mine führte er heim, ſchon weil ſie die nächſte war; ſie war eine rechtſchaffene Perſon und fleißig, aber beſonders „weltbös" juſt nicht; von „Bildung, Geſchmack und Delikateſſe" war auch hinfüro keine Rede im Pfarrhaus. Etwas couragierter war die junge Frau, — die übrigens nur im Vergleich mit der „gar alten" jung heißen konnte; ſie zog ſchöne Schweine groß und unterhielt einen reich bevölkerten Hühnerhof; im Dorf zeigte ſie ſich ſo wenig hochmütig, daß man ihr bald die Würde verzieh, zu der ſie ſich aufgeſchwungen; die Leute meinten, eine „g'meine" Frau ſei man ja ſchon im Pfarrhaus gewöhnt. Mit umliegenden Pfarrfamilien pflogen ſie noch weniger Umgang als zuvor; die Frau Pfarrerin hatte auch keine Zeit dazu, da ſie im Lauf von vier Jahren ihren Eheherrn mit drei Töchtern beſchenkte, wobei derſelbe ſich vorkam wie Vater Abraham in ſeinem Alter. „Iſt auch gut, daß es Mädchen ſind," bemerkte er gelaſſen, „mit Buben iſt's immer ſchwer, bis man weiß, was aus ihnen machen; Mädchen, die ſtehen geradezu in des lieben Gottes Hand." Es war noch nicht die Zeit, wo man auch bei Mädchen darauf dachte, ſie für einen beſonderen Beruf heranzubilden. — Solche Berufswahl für die Töchter wäre den guten Pfarrleuten ſchwer gefallen; geſchah es ihnen doch ſchon ſauer, einen Namen für die jüngſte zu wählen, nachdem die älteren mit dem Namen der Mutter und Großmutter, Mine und Chriſtine, verſorgt worden waren. „Philippine hat meine Baſe ſelig geheißen," fiel endlich die Pfarrerin ein, „und wenn ſie nicht vor ihrem

Mann, dem alten Anwalt, geſtorben wäre, ſo hätten wir ſie geerbt, und das wäre unſern Kindern doch recht wohl gekommen, weil von meinem Vater her ſo wenig übergeblieben iſt; meinſt nicht, wir wollen ſie Philippine heißen?“

„Hab' nichts dagegen,“ ſagte der Pfarrer; „Geld und Gut iſt zwar nicht die Hauptſache, unſer Herrgott kann unſern Kindern durchhelfen ohne das, aber wohl gekommen wär's ihnen immerhin.“ Und ſo wurde die jüngſte Philippine getauft zu Ehren der Baſe, die ſie beinahe geerbt hätten.

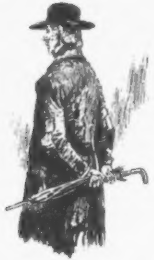
Wie ſich die Eltern beſcheidentlich erwieſen, ſo zeigten auch die Pfarrjungfern, als ſie zur Schule kamen, keine Art von Ueberhebung. Zwar wurden ſie höflichkeitshalber als die erſten geſetzt; aber ſie meinten keineswegs, daß ſie die ſchönſten Schriften geſchrieben und die ſchwerſten Exempel gerechnet haben müſſen; das überließen ſie getroſt den andern, und wenn der Schulmeiſter am Ende ärgerlich rief: „Ei, ei, Jungfer Mine! dreimal ſieben iſt einundzwanzig und nicht ſiebzehn,“ ſo ſagte ſie mit dem gutmütigſten Lächeln: „Glaub's Ihnen gern, Herr Schulmeiſter;“ oder wenn er ſagte: „Aber, Jungfer Chriſtine, iſt das gerad geſchrieben?“ ſo gab ſie ganz bereitwillig zu: „Nein, Herr Schulmeiſter, ein biſſele krumm.“ Böſe werden konnte man ihnen nicht, ſie waren ſtets ſo überaus zufrieden.

Spinnen lernten ſie bei der Mutter recht ordentlich; Stricken lehrte ſie Jungfer Beate, die Stricklehrerin im Dorf; Chriſtine brachte es ſogar ſo weit, daß ſie ſich ein Namentuch nähen konnte, und zur Verzierung darauf noch ein Obſtkörbchen mit gelben und roten Aepfelein. Mehr von den Fortſchritten ihrer Töchter konnte die Pfarrfrau nicht erleben; ſie ſtarb bei einer großen Nervenfieberepidemie, ehe ihre älteſte zwölf Jahre alt war.

Der Pfarrer vertrauerte ſie aufrichtig und hielt ihr Gedächtnis in Ehren; an eine zweite Heirat zu denken, fiel ihm nicht mehr ein; als ſeine Nachbarin im Jammer ſagte: „Aber, Herr Pfarrer, was ſoll aus Ihren drei Mädchen werden?“ ſo antwortete er getroſt: „Das weiß der liebe Gott viel beſſer als ich.“

Seine Mädchen ließ er aufwachſen, nicht gerade wie die Lilien auf dem Felde; denn fürs erſte hatten ſie nicht viel Lilienähnliches, und fürs andre mußten ſie denn doch, gut oder ſchlecht, nach und nach die beſcheidene Mahlzeit kochen und notdürftig nähen und flicken; aber im übrigen bekümmerte er ſich um ihre Erziehung und Ausbildung nicht viel mehr, als um die ſeiner Ringelblumen im Garten, die alle Jahre von ſelbſt wieder wuchſen. Das einzige, was er ſie lehrte, das waren ſchöne Gebete, Bibelſprüche und Lieder, die mußten ſie ihm Sonntags aufſagen; auch ſangen ſie alle Tage zu ihrer gemeinſamen Morgen- und Abendandacht mit heller, wenn auch nicht beſonders melodiſcher Stimme ein frommes Lied zuſammen und erbauten ſich gegenſeitig daran. Die Leute vom Dorf meinten: „Schön thut's grad nicht, wenn unſre Pfarrjungfern ſingen, aber ernſt iſt's ihnen; unſer Herrgott wird auch ſo vorlieb nehmen."

So wäre nun alles gut gegangen. Mine war die Köchin und kochte ihren einfachen Küchenzettel, der etwa fünferlei Gerichte fürs ganze Jahr enthielt, vom Anfang bis zu Ende. Daß es fein gekocht ſei, ließ ſich nicht behaupten; aber gegeſſen wurde es, und wenn Philippine, das Neſthäkchen, einmal bemerkte: „Ich meine, die Spatzen ſeien arg ſchwer," ſo gab Mine gutmütig zu: „'s iſt wahr, ſchwer ſind ſie, die Eier ſind gerade aus," und Chriſtine ſagte: „Aber ſie halten dann auch länger im Magen," womit ſich die Familie wieder beruhigte. Chriſtine konnte noch am leidlichſten das Nötigſte nähen und zuſammenflicken, obwohl die alte Dorfnähterin meinte, an die Nahtſtiche der Pfarrjungfer könnte man Pfannen aufhängen; beim Flicken machte ſie Gitter wie an einem Gartenhauſe und klopfte es nachher mit dem Kehrwiſchſtiel; aber ſie waren damit zufrieden und wenn der Papa in ſeinem geflickten Werktagsrock ſpazieren ging und man die Flicken von weitem ſah, ſo meinte Chriſtine wohlgefällig: „Man ſieht doch, daß wir den Papa ordentlich verſorgen und nicht zerriſſen gehen laſſen." Philippine war die Pflegerin des Schönen, obgleich dies in überaus beſcheidenem Maße im Pfarrhaus vertreten war; das Henkelglas, darauf „Wandle auf“ nebſt ziegelroten Röslein und handfeſten Vergißmeinnicht in ſtarken Farben aufgetragen war, — Papa hatte ihr's einmal vom Markte gebracht, — füllte ſie je nach der Jahreszeit mit Ringelblumen, Ritterſporn oder Aſtern und ſtellte es mitten auf den viereckigen Eßtiſch, ſchmückte auch die Kommode mit etlichen gemalten Porzellantaſſen und einer rotlackierten Zuckerbüchſe, ſo daß Mine mit beifälligem Lächeln ſagte: „Ja, die Kleine, die will's eben immer ſchön haben.“



Des Pfarrers Beſoldung war äußerſt mäßig, aber ſie reichte aus; — wie? beſann ſich niemand. Es wurden weder Einnahmen noch Ausgaben aufgeſchrieben; das Beſoldungsgeld wurde in ein Schiebfach in des Papas Schreibtiſch gelegt und daraus nahm man, ſolange da war. Ging es zu Ende, ehe wieder Beſoldung kam, ſo konnte man auch ein paar Tage ohne Geld leben; ein bißchen Fleiſch im Rauch, ein paar Eier in der Speiſekammer und etwas Brot in der Tiſchlade war immer vorhanden. Wollte das Geldſchieblädchen ſich immer noch nicht wieder füllen, ſo nahm der Pfarrer einen von den drei Lammdukaten, welche die Mädchen von ihrem verſtorbenen Onkel, ſeinem einzigen Bruder, als Patengeſchenk erhalten, und brachte ihn dem alten Merkes, dem Kaufmann des Dorfs, der in ſeinem Wohnſtübchen zugleich ſeinen beſcheidenen Spezereihandel trieb. „Könnten Sie mir vielleicht den Dukaten auswechſeln, Herr Merkes?“ fragte der Pfarrer in gleichgültigem Ton, als ob es eben eine Liebhaberei von ihm ſei, Dukaten wechſeln zu laſſen; denn es ſchickte ſich doch nicht zu zeigen, daß der Pfarrer in Geldverlegenheit ſei. „In alleweg, Herr Pfarrer,“ ſagte dienſtfertig der alte Merkes und zählte fünf Gulden ſechsunddreißig Kreuzer auf den Tiſch. „Wäre mir aber lieb, Herr Merkes, wenn Sie den Dukaten indes zurücklegen wollten,“ ſagte der Pfarrer beim Abſchied ebenſo gleichgültig, „könnt' ja doch ſein, daß ich ihn ſpäter gern wieder einwechſeln möchte.“ — „Soll geſchehen, Herr Pfarrer,“ ſagte der Krämer und legte ihn in ein beſonderes Schächtelein; „ſteht jederzeit wieder zu Dienſten.“ Gewöhnlich reichte dann ſchon die Münze vom erſten Dukaten, bis wieder Beſoldung kam oder der liebe Gott eine Taufe oder Leiche ins Dorf ſchickte, obwohl dieſe ſehr gering honoriert wurden. Manchmal ging's auch noch an den Dukaten der Chriſtine und in beſonderen Fällen, wenn etwa der Pfarrer einen Rock hatte anſchaffen müſſen oder neue ſchwarze Hoſen, ſogar an den der Kleinen. Sobald aber die Beſoldung kam, war es ſein Erſtes, die Dukaten beim alten Merkes wieder einzulöſen. „Will's doch wieder einwechſeln,“ meinte er ſo en passant, „es iſt immer kommod, wenn man für einen Notfall ein bißchen Gold im Haus hat.“ — „Steht zu Dienſten, Herr Pfarrer,“ ſagte der Alte, holte die Dukaten aus dem Schächtelein und ſah gutmütig lachend dem Pfarrer nach, wenn er ſo zufrieden mit dem geborgenen Schatz ſeiner Kinder davonzog. Dies Manöver war ſchon manch liebes Mal vollführt worden und der Pfarrer ſagte oft: „Es iſt ein wahrer Segen in dem Patengeld; wie oft hat's uns geholfen und iſt immer wieder da!“ Und die Schweſtern freuten ſich überaus, daß ihr Beſitz ſolche Wunder thun könne.

So wären die viere vergnüglich und zufrieden ihren Lebensweg miteinander getrottelt und hätten nichts Beſſeres begehrt, auch die Gemeinde hatte ſich an ihren Pfarrer gewöhnt; ſie wußten allmählich jeden Sonntag voraus, was für eine Predigt kommen werde, denn der Ideenreichtum des guten Pfarrers war nicht ſehr groß; aber es ging ihm von Herzen, und das fühlten die Leute. Auch mit den Töchtern waren ſie zufrieden. „Schön ſind unſre Pfarrjungfern grad' nicht, aber ſauber,“ meinten ſie; „Jungfer Mine iſt ſo ſtattlich wie ein Kaſten und die Jungfer Philippine hat rote Backen wie Ackerſchnallen, und chriſtliche Jungfern ſind's auch.“

Aber es nimmt alles ein Ende, auch der zufriedene Zuſtand im Pfarrhaus zu Waldangenloch, obgleich er möglichſt lange gewährt hatte. Der Pfarrer war nahe an achtzig und hatte noch nie einen Vikar gebraucht, als er unerwartet, ohne lange Krankheit, heimgerufen wurde. „Der liebe Gott wird's wohlmachen mit euch,“ ſagte er mit ſeiner brechenden Stimme, als er die drei Töchter gar bitterlich weinend an ſeinem Bette ſah. „Fürchtet euch nur nicht; was unſer Gott erſchaffen hat, das will er auch erhalten,“ und in dieſem Glauben ſchlief er getroſt ein.

Die Schweſtern waren ſehr betrübt, ſie weinten zuſammen recht herzlich, wenn ſie miteinander allein in der Pfarrſtube ſaßen; aber es war ein lauteres, pures Herzeleid, ohne Dorn und Stacheln. Sie plagten ſich mit keinen Gedanken, wie es hätte vielleicht anders kommen können, was man etwa an dem Kranken verſäumt habe, oder ob er nicht früher einen beſſeren Dienſt hätte erlangen können. „Schön iſt's eben doch, daß der Papa immer hier geblieben iſt,“ ſagte Mine, „daß man ihn neben die Mama ſelig hat begraben können.“ — „Und er iſt lange geſund geweſen,“ rühmte Chriſtine; „wie hat ihm nicht erſt vor vierzehn Tagen noch das Sauerkraut geſchmeckt!“ — „Und an dem Nelkenſträußchen, das ich ihm heraufgebracht, hat er auch noch gerochen,“ ſagte Philippine; und ſo rühmten ſie den Papa ſelig, ſeine ſchönen Predigten und ſein glückliches Leben, bis ſie wieder ins Weinen kamen.

Dem Amtsverweſer, der nun einzog, räumten ſie bereitwillig des Papas Stube ein; kochten ihm nach beſtem Wiſſen und waren verwundert, daß es ihm nicht allezeit ſo gut ſchmeckte wie dem Papa ſelig. Ein Netz nach ihm auszuwerfen, der Gedanke kam nicht in ihre einfältigen Seelen; als die Frau Schulmeiſterin gegen Jungfer Mine bemerkte: „Wenn aber der Herr Amtsverweſer an die Jungfer Philippine käm' und ſie noch Frau Pfarrerin hier würd', das wär' doch ſchön;“ da lächelte die getreue Schweſter freilich wohlgefällig, ſagte aber: „'s kommt mir gar nicht ſo vor, Frau Schulmeiſterin.“ Und als eines ſchönen Tags eine Braut des Amtsverweſers mit ihrer Mama Beſuch im Pfarrhaus machte, da kochte ihnen Jungfer Mine einen Kaffee von gelben Rüben, ſo gut ſie's verſtand, und ſagte gelaſſen: „Hab's gleich gedacht, daß der Amtsverweſer eine andre nimmt.“

Der Onkel, von dem die wunderthätigen Lammdukaten ſtammten, war lange ſchon tot; ſein Sohn, der einzige Verwandte der drei Schweſtern, war Pfarrer in Guggenbühl; er hatte nicht zur Beerdigung kommen können, aber er beſuchte nachher ſeine verlaſſenen Baſen, um zu hören, welche Pläne ſie für ihre Zukunft entworfen. Ja, Pläne hatten ſie ganz und gar keine; ſie hatten ſich noch gar nicht darüber beſonnen, was ſie anfangen wollten, wenn ſie das Pfarrhaus verlaſſen müßten. Die Teilungsbehörde hatte leichte Arbeit gehabt; nachdem alles gehörig bereinigt und bezahlt war und in Rechnung genommen, was etwa aus dem einfachen Hausgerät gelöſt werden könne, blieb für die Schweſtern ſo viel, daß ſie etwa hundert Gulden jährlicher Einkünfte zuſammen hatten. Der Vetter hatte ſelbſt ein kinderreiches Haus und war nicht in der Lage, ihnen eine Heimat zu bieten. „Ja, meine lieben Bäschen, was wollt ihr denn thun, wenn der Dienſt wieder beſetzt wird?“ fragte der Pfarrer ratlos. „Weiß noch nicht,“ ſagte Jungfer Mine;

„der liebe Gott wird's wohlmachen mit uns, hat der Papa ſelig geſagt.“ — „Gewiß,“ ſagte der Pfarrer ungeduldig, „aber ein bißchen ſelber regen muß man ſich doch auch; mit dem Daſitzen und Zuwarten fliegen einem keine gebratenen Tauben in den Mund.“

„Wir begehren auch gar keine gebratenen Tauben,“ verſicherte Chriſtine gutmütig; „wir bitten nur um unſer täglich Brot, und das wird uns der liebe Gott geben; wir wollen auch gern etwas arbeiten.“

„Nun, wie wär's, wenn du, Bäschen Mine, eine Stelle als Haushälterin ſuchteſt, Chriſtine etwa in einem Nähereigeſchäft unterkäme und Philippine ...“

„Ja,“ ſagte Mine, die noch die Ueberlegteſte war, „dem Papa habe ich die Haushaltung geführt, ſonſt bin ich noch in keiner geweſen, und Chriſtine hat wohl viel daheim genäht, aber ich weiß nicht, ob man's draußen nicht anders verlangt.“ — Der Pfarrer, obgleich er keine Nähmamſell war, hatte doch ſchon heute mittag das greuliche Flickwerk an dem Tiſchzeug angeſtaunt, und fürchtete faſt, man möge es draußen anders verlangen.

„Und unſre Kleine,“ hub Mine wieder an, „die haben wir alles gelehrt, was wir ſelbſt können, aber das iſt eben nicht ſehr viel.“ — „Nein, nicht ſehr viel!“ ſeufzte der Pfarrer im ſtillen, ratlos, wie den drei guten Bäschen zu helfen ſei.

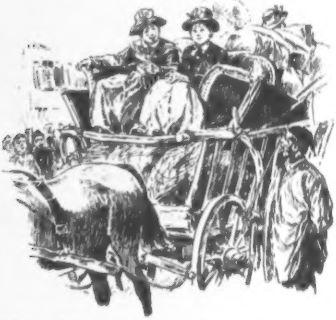
Da ſtreckte ein Nachbarjunge ſeinen ſtruppigen Kopf zur Thüre herein: „En ſchöne Gruß von meiner Muatter, und ob d' Jungfer Mine mi net a bißle b'hören woll; ich kann meine Fragen no net in d' Konfirmationsſtund.“ — „Komm nur her, Friederle!“ ſagte Mine, der es etwas bang geworden war bei dem Verhör des Vetters, und ſie überhörte dem Friederle ſeine Antworten; ohne ins Buch zu ſehen, konnte ſie ihm nachhelfen und die angegebenen Schriftſtellen ſagen, daß ſich der Pfarrer verwunderte. Da es bei dem hartnäckigen Friederle zuerſt nicht recht vorwärts wollte, half auch noch Philippine, und als er zuletzt die ſchwierige Antwort ohne Anſtand aufſagte, lehrte ſie ihn noch einen ſchönen Liedervers, ſo daß der Junge ganz vergnügt über ſeine Gelehrſamkeit abtrottelte.

„Aber ihr könnt's wie ein Schulmeiſter, Bäschen!“ ſagte bewundernd der Vetter. „Ja, Sprüche und Lieder hat uns der Papa ſelig viel gelernt,“ ſagte Chriſtine geſchmeichelt; „als er ſchon krank war, haben wir ihm immer herſagen müſſen, und unſre Kleine, die weiß noch am meiſten.“

Da ging dem Pfarrer mit einemmal eine lichte Idee auf. Sein Dorf war arm, und viele der Einwohner, die nicht eigene Güter hatten, ſuchten ihren Erwerb auswärts, ſo daß die kleineren Kinder gar verwahrloſt herumliefen und meiſt ſchon in ganz verdorbenem Zuſtande zur Schule kamen. Er hatte oft ſchon an eine Kleinkinderſchule gedacht, doch die Sache war ihm zu umſtändlich erſchienen; jetzt aber — ſicherlich zeigte ihm der liebe Gott hier einen Ausweg für die armen Mädchen. Er ſagte noch nichts von ſeiner Idee; indes beſchenkte er die Baſen mit Zucker und Kaffee, die dabei dankbar rühmten, daß die guten Leute im Ort ſie haben noch nie Mangel leiden laſſen; „allemal wenn's aus iſt, bringt ein Mädchen eine Milch oder ein Weib einen Korb Kartoffeln, oder die Nachbarin ein Schüſſelchen Mehl,“ erzählten ſie vergnügt, „und der Herr Amtsverweſer gibt uns ein Koſtgeldlein,“ ein Koſtgeld hätte freilich der beſcheidene Tiſch der Jungfer Mine wohl kaum ausgetragen.

„Macht euch nur keine Sorgen!“ tröſtete ſie der Pfarrer beim Abſchied, „der liebe Gott wird ſchon einen Weg zeigen.“ — „Das habe ich auch alleweil gemeint,“ ſagte Chriſtine vergnüglich; ſich Sorgen zu machen, war ihnen gar nicht eingefallen.

Das Gnadenquartal war um, die Schweſtern hatten das Pfarrhaus zu Waldangenloch verlaſſen müſſen. Sie waren mit vielen Thränen geſchieden; die Leute vom Dorf gaben ihnen das Geleit und hatten die große, alte Kloſtertruhe, die hinten auf Ochſenwirts Wagen ſtand, noch reichlich gefüllt mit Schmalztöpfchen und Mehlſäckchen, mit getrocknetem Obſt und geräuchertem Fleiſch, in die neue Haushaltung der Pfarrjungfern. Denn die Pfarrjungfern zogen nicht ins Blaue hinein; der liebe Gott hatte geſorgt und durch den Vetter zu Guggenbühl ihnen ein Plätzchen bereiten laſſen. Der Ochſenwirt führte ſie ſamt ihrer Habſeligkeit in ſeinem eigenen Fuhrwerk fort, und ohne Arg ſaßen die Jungfern Mine und Chriſtine einträchtig beiſammen auf des Papas Kanapee, das vorn auf dem Wagen angebracht war; der Kleinen hatte man hinten zwiſchen den Betten einen bequemen Sitz gemacht. „Das iſt wahr,“ hatte Mine vor dem Aufſteigen unter Thränen geſagt, „wir bringen doch unſre Sachen recht fort; drei gute, warme Betten, Gott Lob und Dank dafür!“ Dann aber faltete ſie ihre Hände und ſprach andächtig: „Der Herr behüte und bewahre unſern Ausgang und Eingang!“ — „Von nun an bis in Ewigkeit,“ vollendeten die zwei andern,



und die Leute, die herumſtanden, legten die Hände zuſammen und ſagten: „Amen.“ Dann ſtiegen die Pfarrjungfern auf und fuhren getroſt miteinander in die Welt hinein, die ihnen unermeßlich groß und weit vorkam von Waldangenloch bis Guggenbühl.

Nicht weit vom Rathaus in Guggenbühl ſteht das Häuschen, das ſich die alte Schulzin einſt zu einem Ruheſitz erbaute und darin ſie auch ihre Tage beſchloſſen hat. Ihr Sohn war nicht wieder Schultheiß geworden; aber er war ein reicher Bauer und wollte ſich das Häuschen aufbewahren, bis er einmal ſeinem Sohn „abgebe“. Das Haus war ſeither leer geſtanden, da jeder in Guggenbühl ſchon ſeinen „Unterſchlauf“ hatte; auch hielt der Beſitzer nicht viel vom Vermieten; er meinte, ein Haus vermieten, ſei wie Seife herleihen; an einem Haus ſei bald mehr verdorben, als die paar Gulden Miete eintragen. Des Pfarrers Vorſchlag, er ſolle es zu einer Kleinkinderſchule hergeben, kam ihm zuerſt erſtaunlich unnötig vor: „'s iſt vorher ſchon zu viel mit dem Lernen bei den großen Kindern, man wird, ſchätz wohl, auch noch mit den Kindbetterkindlein 's Buchſtabieren anfangen.“ Als aber die kleinen Kinder ſeines armen Nachbars einmal, als ſie allein gelaſſen waren, ein ſchönes Feuerchen in ſeiner Scheune anzündeten, was er noch zu guter Zeit entdeckte, ſo meinte er: „Da ſoll doch das Wetter dreinſchlagen,“ — was unter dieſen Umſtänden ein ſehr überflüſſiger Wunſch war, — „jetzt muß etwas geſchehen, daß die Kinder aufgehoben werden.“

So waren denn in kurzer Zeit die drei Pfarrjungfern in dem Häuschen eingerichtet, für das der Bauer nicht mehr als fünf Gulden jährlich Mietzins verlangte. Zimmermöbel und Küchengerät brachten ſie aus ihrer Heimat mit. Für die erſten Tage waren ſie Gäſte im Pfarrhaus, bald aber eröffneten ſie mit Beihilfe ihres getreuen Vetters ihre Kinderſchule, zwar nicht nach Fröbels Methode, aber doch nach ihrer eigenen. Es war viel Aufhebens im Dorf von der neuen Anſtalt; daß die Unternehmerinnen Pfarrtöchter waren, ehrbar ſchwarz gekleidet, mit ehrlichen breiten Geſichtern, „ſo ſchön wie 'ne Uhrentafel“, das brachte ſie im Dorf bald in Kredit. Frühmorgens, wenn der Gänſehirt ausfuhr, wurden auch ſchon die Kleinen zuſammengetrieben und trippelten in die große Stube zu ebener Erde, wo ſie freundlich von den Schweſtern empfangen wurden. Der Apparat war kein ſo reichlicher und mannigfaltiger wie in einem Fröbelſchen Kindergarten mit Stäbchen, Papierſtreifen, Quadraten, Bällen und Kugeln, daran dreijährige Kinder allmählich die Geſetze des Weltalls erlernen ſollen; nein, er beſtand nur aus einer Sammlung ſchöner „Helglein“, Bildchen aus der heiligen Geſchichte, die der Pfarrer geſtiftet hatte. Ein ſolches Bildchen wurde den Kindern vorgezeigt, und Philippine, die am beſten damit umgehen konnte, erzählte in gar ſchlichten Worten den Kindern die Geſchichte dazu.

Von den ſchönen Reimen der Kindergärten:

Wir haben froh uns hier gefunden,
Der Lebenstrieb hält uns verbunden,
Beſchäftigung iſt unſre Luſt,
Mit ihr kommt Freude in die Bruſt —

wußten die Jungfern noch gar nichts; es waren die uralten Reimlein:

Engelein, komm,
Mach mich fromm,
Daß ich einmal zu dir
In Himmel 'nauf komm'!

und:

Ich bin klein,
Mein Herzlein iſt rein,
Soll niemand drin wohnen
Als Jeſus allein —

mit denen ſie den Kurs begannen, um allmählich zu andern Sprüchlein und Liedern überzugehen. Es war auch ein Grasplätzchen hinter dem Haus, wo ſich an ſchönen Tagen die Kleinen umhertreiben durften; an Geſellſchaftsſpielen hatten die Schweſtern freilich für die Kleinen nicht viel Auswahl, „Schlupferles“ und

„Fangerles“ waren faſt die einzige Abwechſelung; hie und da „Ringe, ringe, Reihe“, wobei die guten Jungfern in aller Herzensfreude mit den Reihen ſchloſſen und ſich mit unterduckten, wenn die Kinder ſchrieen: „Muſch, muſch, muſch!“

Im Dorf waren ſie bald beliebt. „Gemeine, niederträchtige Jungfern,“ rühmte man von ihnen und freute ſich, daß die Kleinen ſo gern hingingen und ſo gut bei ihnen aufgehoben waren. Das Honorar, ein Batzen jeden Monat für das Kind, kam freilich den ärmeren Einwohnern ſchon ſehr hoch vor, eine Gans hütete ja der Gänſehirt um einen halben Kreuzer per Woche; es trat aber bei den ärmſten die Gemeindekaſſe ein, und die Schweſtern freuten ſich allemal ſehr am Schluß des Monats, wenn ſie ihr Schächtelchen voll Kreuzer und Groſchen zählen durften. Wie ſie damit ausreichten, das iſt ihr Geheimnis, über deſſen Löſung ſie ſich freilich gar nie beſonnen haben; genug, es reichte, und war von Hunger und Kummer nichts zu ſehen in ihren vergnüglichen Geſichtern.

Am Sonntag waren ſie mittags Gäſte im Pfarrhaus, und ſie freuten ſich allemal auf das gute Sauerkraut; wir wollen ſie nicht verachten darum, es haben ſchon Naturen von höherem Schwung mit Vergnügen an eine gute Mahlzeit gedacht; für Pfarrers war's auch eine Freude, zuzuſehen, wie's ihnen ſo gar wohl ſchmeckte. Nach der Kinderlehre, die ſie getreulich beſuchten, und nach dem Kaffee, während deſſen ſie ſich oft vergnügt in die Augen ſchauten, gingen ſie wieder heim, ſetzten ſich bei gutem Wetter auf die kleine Bank hinter ihrem Häuschen, das grüne Raſenplätzchen vor ſich, und laſen eine Predigt des Papa ſelig, die ſie alle in ſauberem Manuſkript beſaßen; daran ſchloß ſich manchmal ein Beſuch im Dorf, ein Plauderſtündchen mit einer Nachbarin, und ſchließlich ſangen ſie ihr Abendlied mit Begleitung des heiſeren Klaviers und gingen im Frieden ihres Herzens zur Ruhe.

Waren ſie in betreff ihrer Sonntagsmahlzeiten un peu gourmandes — was ja ſogar Rouſſeau ſeiner Julie geſtattet —, ſo waren ſie Werktags um ſo genügſamer, denn um zwanzig

Batzen per Monat kann man nicht viel Kuchen und Paſteten backen; aber — es reichte doch jedesmal; hie und da brachte eines der Kinder ein paar Eier von ſeiner Mutter oder eine dankbare Bäuerin kam mit einer Milch: „weil ihr Jakobele heut ſo gar ein ſchöns Versle aufgeſagt hab';“ es wurde ſelten ein Schwein im Dorf geſchlachtet, vom dem die „braven Jungfern“ nicht ihren Tribut erhalten hätten; wenn der Nachbar ſein Holz einführte, wurden ein paar Körbe voll zu den „braven Jungfern“ gebracht; — kurz, ſie legten ſich jeden Abend geſättigt nieder und wurden nicht müde, zu wiederholen: „Gott Lob und Dank! der Papa ſelig hat doch recht gehabt, es iſt für uns geſorgt worden.“

Aber auch dies friedliche Glück ſollte keinen Beſtand haben. Nach vielen ungeſtörten Nächten geſunden Schlafes kam eine Schreckensnacht für die Schweſtern und für das ganze Dorf. Der Blitz hatte eingeſchlagen, der Sturm trieb die Flamme weiter und ein großer Teil des Dorfes ging in der einen furchtbaren Nacht zu Grunde.

Geweckt vom Flammenſchein und Jammergeſchrei, hatten die Schweſtern ſich eilig angekleidet und waren auf die Straße geſtürzt, betäubt, ratlos, wie auch wohl klügere Leute von ſolch jähem Schreck werden. Da ſah Jungfer Mine ein ſchreiendes Kind an dem niedrigen Fenſter eines Nachbarhauſes. „O, das iſt Peterle, mein armer Peterle!“ rief ſie mitleidig und nahm das Kind in ſeinem dünnen Hemdlein auf die Arme. „Nimm mich auch mit, Jungfer Mine!“ rief ein andres kleines Mägdlein, das verſcheucht und verloren herumirrte, und ſo, ſie wußten nicht wie, hängten ſich ihnen da und dort kleine Kreaturen an, die im allgemeinen Tumult aus ihren Betten und Häuſern geflüchtet waren.

Das Feuer wütete furchtbar, die Löſchanſtalten waren mangelhaft und es gab nicht viel Waſſer in der Nähe; gegen Morgen wurden die Flammen gedämpft, aber es war ein troſtloſer Morgen. Jetzt erſt, neben allem Jammer um die Zerſtörung, ſuchten Eltern und Kinder ſich wieder zuſammen; es waren viel Verletzte, doch fand man keine Leiche: alte, hilfloſe Leute und Wiegenkinder waren alle gerettet worden; aber viele größere Kinder, zwei-, dreijährige wurden vermißt, und es erhob ſich unter den Müttern ein Jammergeſchrei: „O, mein Peterle! Wo iſt aber mein Madele? Ach, man hätt' beſſer nach den Kindern ſehen ſollen!“ Da kam mit einemmal Schulmeiſters großer Sohn geſprungen und ſchrie: „Da ſind ſie ja alle in der Kirche!“ Die Leute eilten hin, die Kirche war unverſehrt geblieben, die Kirchenthüre ſtand offen noch vom Sturmläuten in der Nacht; vorn auf den Stühlen ſaßen die drei Pfarrjungfern beiſammen und um ſie her ein Häuflein ihrer kleinen Schüler, zum Teil ſehr dürftig, zum Teil gar nicht bekleidet; die Schweſtern waren mit ihnen dicht zuſammengerückt und hatten alle entbehrlichen Kleidungsſtücke um ſie gewickelt; einige der Kleinen ſchliefen in ihren Armen und ſie winkten „Bſcht, bſcht,“ als die aufgeregten Leute hereinkamen. Das „Bſcht“ half nichts; mit lauten Freudenrufen begrüßten die Mütter ihre Kindlein. „O, Gretle, Gott Lob und Dank, daß du da biſt!“ — „O, mein Friederle! Gucket, er hat noch das Kugele in der Hand, wo er mit g'ſpielt hat beim Einſchlafen!“ — „Aber wie kommt's denn, daß ihr da ſeid bei den Jungfern? Ach, lieber Gott, wie gut iſt's, daß euch nichts geſchehen iſt!“ Wie es gekommen, daß all die Kindlein ſich zu ihnen gefunden, das konnten die Schweſtern ſelbſt nicht ſagen. „Wir haben gedacht, die Kirche werde doch gewiß nicht verbrennen,“ ſagte Chriſtine, „ſo ſind wir da hineingegangen mit den Kindlein und haben ſie ein bißchen warm gehalten und haben gebetet mit ihnen, daß der liebe Gott dem Feuer nicht wolle zu viel Gewalt laſſen. Und wie ſie geweint haben und ſind hungrig geworden, da hat ihnen Philippine ein Liedlein geſungen und ſie ſind faſt alle eingeſchlafen.“

So hatten die Schweſtern in der Einfalt ihres Herzens die Kindlein behütet und ihre Habe brennen laſſen. „Das war recht dumm,“ ſagten einige Leute vom Dorf, die keine eigenen Kinder hatten, „die Kinder haben ja gehen können, die wären ſchon davon geſprungen; hätten ſie doch ihre Betten geflüchtet! Wenn man ſo wenig hat, da wird man auch noch Kinder hüten, währenddem 's brennt!"

Die Schweſtern aber laſen aus den Haufen geretteter Sachen das Wenige heraus, was von ihrem Beſitztum dabei war: einige Stücke Betten, einige Kleider, einen alten Garnhaſpel, das heiſere Klavier, von dem kein Menſch wußte, wie das herausgekommen war, und — was ſie mit höchſter Freude begrüßten — des Papa ſelig ſeine Predigten! „Da iſt nicht mehr viel von Ihren Sachen," ſagte mitleidig der Schultheiß; Jungfer Mine aber faltete die Hände zuſammen und ſagte: „Der liebe Gott hat's gethan." — „Aber was fangt man an?" ſagte wieder ratlos das Ortsoberhaupt; „Ihr Häuslein iſt abgebrannt; an eine Kleinkinderſchul' iſt gar nicht mehr zu denken; wüßt' nicht, wo die Leute den Batzen noch auftreiben ſollten! Und im Ort iſt kein Platz mehr . . ." — „Der liebe Gott wird ſchon ein Plätzchen für uns finden," ſagte Chriſtine getroſt; „das hat ja ſchon der Papa ſelig geſagt," vollendete Philippine.

Inzwiſchen wurde Rat geſchafft ſo gut als möglich; die drei Schweſtern wurden auf dem Dachboden des Pfarrhauſes, das mehr von Löſchverſuchen als vom Brand gelitten, notdürftig untergebracht. Betten hatten ſie nicht mehr viel; aber mit Hilfe der Pfarrerin, die nichts von ihrer Habe verloren, machten ſie ſich ein Neſtchen zurecht. „'s iſt ſo ein Glück, daß es Sommer iſt!" ſagte Chriſtine vergnügt, und ſie beteten ihren Abendſegen in der Dachkammer, wo die Sterne hereinſchienen, ſo andächtig als vorher in ihrem Schlafkämmerlein und ließen ſich keine Sorge um ihre Zukunft drücken.

„Höret, da kommt etwas Prächtiges für euch!" ſagte der Pfarrer nach etwa acht Tagen, während welcher die Schweſtern genügſam das ſpärliche Brot geteilt hatten, das ihnen das Pfarrhaus bot. Sie hatten inzwiſchen der Pfarrfrau ihre Kinder gehütet und ihre Strümpfe geflickt, ſo gut oder ſo bös ſie's konnten, und geduldig gewartet, bis ſich ein Thürlein für ſie aufthun werde, weshalb ſie auch gar nicht ſehr verwundert waren über die Mitteilung des Pfarrers.

„Es iſt zunächſt nur ein Obdach,“ ſagte dieſer, „und bloß für die Sommermonate; aber ſpäter wird gewiß weiter geſorgt werden.“ — „O freilich,“ ſagte Mine beruhigt.

„Die Frau Profeſſor Müller in Nürnberg hat von unſrem Unglück hier gehört und daß ihr euer Obdach verloren habt; da ſie nun mit ihren Kindern im Sommer auf dem Land wohnt, der Herr Profeſſor aber wegen ſeiner Geſchäfte in der Stadt bleibt, ſo will ſie euch für den Sommer eine Wohnung in ihrem Hauſe einräumen, und ihr habt nichts zu thun, als achtzuhaben auf das Haus und die Hausthüre, daß der Herr vom Läuten der Glocke nicht geſtört wird; ſonſt wird ſich wohl auch noch ein kleiner Verdienſt finden; da iſt nun für die nächſte Zeit ſchön geſorgt!“ Und vergnügt rüſteten ſich die Schweſtern zur Abreiſe: „Der Papa ſelig hat's ja geſagt! es kommt immer wieder gut.“

Einſtweilen bereitete die junge Frau Profeſſorin, die ganz zufällig von der Not der Schweſtern gehört, dieſen ein freundliches Aſyl in der großen oberen Gaſtſtube ihrer Stadtwohnung, — es war noch die gute Zeit, wo man ſich eine ordentliche Haushaltung ohne Gaſtſtube gar nicht vorſtellen konnte. Auch im Wohnzimmer richtete ſie ihnen behagliche Plätzchen am Fenſter, damit ſie hübſch achthaben könnten auf die Hausthür; ſie freute ſich recht, den armen, obdachloſen Geſchöpfen, wenn auch nur für eine Weile, ein gutes Unterkommen bieten zu können.

Aber die Jungfern kamen lange nicht; man forſchte bei dem Pfarrer zu Guggenbühl nach, — dort waren ſie glücklich fortbefördert worden auf dem Wägelchen des Müllers; ein Kanapee hatten ſie diesmal nicht mitzunehmen gehabt. Sie hatten bis zu einem Dorfe in der Nähe von Nürnberg und dann mit Botengelegenheit weiter bis ans Ziel fahren wollen; man glaubte ſie dort längſt angekommen. Auf näheres Nachfragen geſtand endlich der Müllerbub, der zugleich Kutſcher war, daß er unterwegs in einem Dorf das Fuhrwerk umgeworfen habe; „die Jungfern ſeien bös herausgefallen; tot ſei aber keine geweſen; er hab' geglaubt, ſie ſeien ſchon lange weiter gereiſt." Der Pfarrer ſchrieb in das Dorf, wo das Unglück geſchehen, und erhielt einen ganz vergnügten Brief von Jungfer Mine: „Es iſt uns gut gegangen, obwohl der Knecht uns umgeworfen hat (wir haben ihm verſprochen, es nicht zu verraten); ich habe nur den Fuß ein bißchen verſtaucht und Chriſtine den Arm und Philippine hat ſich ein Loch in den Kopf gefallen; aber es heilt alles leicht. Eine brave Wirtin hat uns aufgenommen, und die Frau Pfarrerin von hier hat uns Eſſen geſchickt; wir werden gehen, ſobald der Bote wieder fährt."

Am nächſten Sonntag kam der Profeſſor zu ſeiner Familie, um den freien Tag dort zuzubringen. „Nun, deine Jungfern ſind jetzt angekommen," ſagte er zu ſeiner Frau.

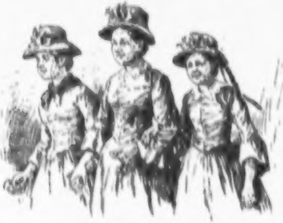
„Ach ſo! Wie ſind ſie denn? und haben ſie recht acht auf das Haus, daß du nicht geſtört wirſt?" — „Ich glaube, ja, es wird wenigſtens nicht mehr am Haus geläutet," ſagte der Profeſſor; „geſehen hab' ich noch nicht viel von ihnen, ſie ſcheinen aber vergnügt."

So ging denn am Montag die Profeſſorin zur Stadt, um zu ſehen, wie das Haus von ihren Gäſten behütet werde. Der Profeſſor war ausgegangen; aber ſiehe da; die Hausthüre ſtand weit offen! Es hätte jedermann Gelegenheit gehabt, ſich mitzunehmen, was da zu finden war, und keine Jungfern weit und breit! Etwas ratlos, was aus ihren Thürhüterinnen geworden ſei, ſchaute die Profeſſorin zum Fenſter hinaus. Siehe, da kamen drei Frauenzimmer Hand in Hand höchſt vergnüglich über den Marktplatz hergewandelt und ſchritten auf das Haus zu. „Sind Sie die Jungfern Pommerinnen?" fragte ſie. „Freilich, und Sie ſind gewiß die Frau Profeſſorin, die ſo gütig iſt und uns aufgenommen hat!" entgegnete Mine höchſt freundlich.

„Sie ſind lange nicht gekommen," hob die Frau Profeſſorin an. „Ja, und es iſt uns zu all dem Unglück hin unterwegs noch ſo gut gegangen; vorgeſtern ſind wir ganz ohne Unfall angekommen und haben ſo eine gar nette Stube hier."

„Was haben Sie denn ſoeben für einen Ausgang gemacht?“ — „Wir haben nur miteinander um einen Kreuzer Pomade geholt,“ ſagte Chriſtine; „die Kleine geht nicht gern allein aus, und mich haben ſie auch nicht allein daheim laſſen wollen.“

„Ja — aber, — Sie hätten doch die Hausthüre nicht offen laſſen ſollen,“ ſagte die Profeſſorin, die den argloſen Mädchen keinen Vorwurf machen wollte; „man hätte ſo leicht ſtehlen können.“ — „O, ſtehlen thut man gewiß nicht bei



Ihnen, und ſo am hellen Tage,“ ſagte Philippine; „da thäte man's ja ſehen.“ — „Nun, nun, ein andermal ſchließen Sie doch das Haus zu!“ ſagte die gutmütige Frau und half ihnen, ſich ordentlich einzurichten. Daß der Herr Profeſſor in keiner Weiſe durch Anſprüche der Schweſtern an ſeine Unterhaltung geſtört ſein werde, hatte er bald zu ſeiner großen Beruhigung bemerkt, und ſo hauſten ſie in Frieden und Stille nebeneinander.

Die Frau Profeſſorin hätte ihren Gäſten gerne auch einen Nebenverdienſt verſchafft, fand aber bald, daß ihre Kenntniſſe in Handarbeiten überaus gering waren. Nun kam damals gerade die Mode in Schwang, alte Seidenfleckchen aller Art und Farbe zu zerzupfen; die gezupften Fäden wurden mit Baumwolle geſponnen und ein Stoff daraus gewoben, der mehr dauerhaft ſein ſollte, als er ſchön war. Es gehörte das auch zu den Erſparniſſen, wie ſie von Zeit zu Zeit auftauchen und deren Profit ein äußerſt zweifelhafter iſt; ein alt ſchwäbiſches Wort bezeichnet ſolche Gewinne als „Lieſchingsnutzen“ (von welchem profitabeln Lieſching die Benennung ſtammt, weiß ich nicht); aber man hatte doch, indem man die alten Flecke verwendete, das beruhigende Bewußtſein, daß man eine nützliche Handlung verübe. — Es gab Familien, in denen eine wahre Manie auf Seidenflecke ausbrach; alte Kontuſchen, langgeſparte Prachtſtücke von Urgroßmüttern wurden geopfert und ich habe ganze Geſchlechter geſehen in den farbloſen Stoff gekleidet, der, wie das Tote Meer, eine Welt voll Pracht und Eitelkeit verſchlungen hatte, ohne daß man's ihm anſah. Das war nun eine Arbeit, die jedermann verſehen konnte; die Frau Profeſſorin ſuchte alsbald etliche alte ſeidene Kleidungsſtücke und zerriſſene Ueberzüge von Sonnen- und Regenſchirmen hervor und übergab ſie den Schweſtern zum Zerzupfen; die gewonnene Seide wollte ſie ihnen dann lotweiſe bezahlen, und freute ſich ſchon, ihnen den kleinen Erwerb zuzuwenden. „Wenn Sie fertig ſind, ſo bringen Sie ſie mir an einem Sonntag ins Landhaus, nur müſſen Sie dann das Haus hübſch abſchließen!“ ſagte ſie zu ihnen.

„O freilich,“ verſicherte Jungfer Mine bereitwillig, und ſie hauſten wieder im Frieden weiter in ihrer Stube, vergnügt mit der neuen Beſchäftigung.

Am Sonntag Nachmittag war die Profeſſorsfamilie im Garten verſammelt. „Mama, es kommen Beſuche!“ ſagte der Knabe. „Es werden Schauſpielersleute ſein,“ meinte das Mädchen, mehr erbaut als ihre Mama über dieſe Ausſicht.

Ach nein, Schauſpielerinnen waren es nicht; es waren die unverſtellteſten Menſchenkinder auf der Welt, unſre drei Pfarrjungfern, mit ganz freudeſtrahlenden Angeſichtern, allerdings in einem etwas ſeltſamen Aufzug. Außer ihren lila Zitzkleidern, in denen ſie noch den Papa ſelig vertrauert hatten, und den dünnen Sommerſhawls, die ihnen der Vetter Pfarrer aus den Beiträgen für die Abgebrannten verabfolgt hatte, trugen ſie noch ſeidene Hüte von abſonderlicher Form: Mine, als die Aelteſte und Geſetzteſte, trug einen ſchwarzſeidenen Hut, gefertigt aus ein paar alten Staatshoſen vom Vater der Profeſſorin; Chriſtine hatte aus einem Regenſchirmüberzug ein grünſeidenes Prachtſtück zuſtande gebracht und ſolches mit einem roten Band, das einſt des Profeſſors Wiege geſchmückt, ausgeputzt. Philippine aber, die Kleine, hatte ein ganz ſchalkhaftes, ſchäferartiges Hütchen aus einem Sonnenſchirmüberzug mit einer Art Schneppe ins Geſicht; auch war es noch mit ein paar Pumpelröschen geziert, die ſich an einem alten Aufſätzlein vorgefunden hatten, das unter den Seidenreſten geweſen.

„Du lieber Gott, meine Flecke!“ rief in unwillkürlichem Erſtaunen die Profeſſorin aus.

„Ja, nicht wahr,“ ſagte Chriſtine ganz beglückt, „das hätten Sie gar nicht gedacht, daß die alten Flecke noch ſolche ſchöne Hüte geben!“ — „Ich hätt's auch nicht geglaubt,“ ſagte Mine; „aber die Chriſtine, die hat's ſo ſchön hingebracht!“ — „Es freut Sie gewiß recht,“ bemerkte die Kleine triumphierend; „Baſe Pfarrerin ſagte, wenn wir in eine Stadt kommen, ſo werden wir uns neue Hüte anſchaffen müſſen, und die haben uns jetzt gar nichts gekoſtet! Deswegen wird's keine ſündliche Eitelkeit ſein.“ — „Und ſie thun's für Sommer und Winter, weil's ſeidene ſind!“ rühmte Chriſtine.

„Gezupfte Seide werden Sie jetzt keine haben,“ ſagte die Profeſſorin, die es nicht übers Herz bringen konnte, ihnen die unſchuldige Herzensfreude zu dämpfen. „O freilich! wir haben alle Reſtchen aufgezupft,“ ſagte Mine und brachte noch ein Päckchen hervor; die gutmütige Frau bezahlte ſie ihnen, als ob die ſchönen Hüte auch noch zum Opfer gefallen wären, und die Schweſtern zogen am Abend höchſt vergnügt ab mit ihrem Staat und mit ihrem Gewinn und dankten den braven Leuten und dem lieben Gott für ihre ſchönen Hüte und für den frohen Sonntag, den ſie wieder hatten verleben dürfen.

Wie allmählich der Herbſt nahte, wurde der Profeſſorin bang, was ſie mit ihren Gäſten beginnen ſollte. Ihre Stadtwohnung wurde durch eigene Hausgenoſſen und erwartete Gäſte reichlich beſetzt, — ſie hatte freilich von Anfang an den Schweſtern das Aſyl nur für kurze Zeit angeboten, bis ſie irgend eine bleibende Unterkunft hätten: aber dieſe hatten ſich ſo höchſt zufrieden angeſiedelt, ihre beſcheidenen Mahlzeiten in der Küche der Profeſſorin gekocht, — der Herr ſpeiſte im Gaſthof, — und nie mit einer Silbe der Möglichkeit gedacht, daß dieſer Zuſtand ein Ende nehmen könnte. So war es der gutherzigen Frau kaum möglich, ihnen zu ſagen, daß ſie ſich nach einer andern Wohnung umſehen müßten.

Mit recht ſchwerem Herzen ging ſie in nächſter Woche zur Stadt, um die Schweſtern vorzubereiten, und ſie wurde betrübt, als ſie die alten, vergnügten Geſichter begrüßten. „Jetzt denken Sie nur, wie's uns wieder ſo gut geht!“ hub Mine an; „wir haben ja wohl gedacht, daß Sie auf den Winter Ihre Stube wieder ſelber brauchen werden; aber wir wußten nicht, wo wir dann hin ſollten, und wir wollten derweil nicht ſorgen, weil der liebe Gott noch allemal geholfen hat. Da ſchreibt jetzt unſer Vetter Pfarrer, ob wir's denn wiſſen, daß wir von unſerem Papa ſelig her das Bürgerrecht und den Genuß eines Güterſtückleins in der Stadt Schneckenburg haben? Das haben wir gar nicht gewußt; mir iſt's erſt wieder eingefallen, daß der Papa oft davon geſagt hat. Dort ſei nun gerad eine ganz wohlfeile Wohnung frei mit zwei Stüblein bei einem Seifenſieder, wo andre Leute wegen des Geruchs nicht gern hinziehen; uns macht das aber nichts aus, wir haben keine feinen Naſen, und wir können einziehen, wenn wir nur wollen.“ — „Ja, uns geht's immer wieder ſo gut,“ ſage Philippine. „Gott ſei Lob und Dank!“ fügte Chriſtine hinzu und faltete die Hände.

Gerührt und erfreut, daß auch ihr die Sorge um die

Schweſtern abgenommen wurde, ehe ſie recht zu ſorgen begonnen, half ihnen die Profeſſorin im Verein mit andern gutherzigen Leuten zu bequemem Abzug und zu ordentlicher Einrichtung in der neuen Heimat. Die Jungfern mit ihren vergnügten Geſichtern waren ſo gar niemand läſtig gefallen; ihre verlaſſene Lage war allmählich bekannt geworden, ſo wollte jedes gern etwas zu ihrer neuen Haushaltung beitragen: da entdeckte man eine alte abgängige Kommode auf einem Dachboden, dort ein paar Stühle und einige Bettſtücke; die Frau Oberbürgermeiſter ſtiftete ſogar ein Kanapee mit zerriſſenem Polſter, und der alte Kaufmann Schnepf in der Nachbarſchaft, bei dem die Schweſtern ihre beſcheidenen Einkäufe gemacht hatten, verehrte ihnen außer einigen Tüten Zucker und Kaffee, Reis und Gerſte, noch einen Zitüberrock ſeiner verſtorbenen Frau, welcher, da ſelbige an der Fettſucht geſtorben, ſo weit war, daß Mine und Chriſtine daraus einen Ueberzug über das Kanapee zuſtande brachten.

Nach ehe die Profeſſorsfamilie vom Lande nach der Stadt überſiedelte, zogen die Schweſtern ab mit einem Herzen voll lauterer Dankbarkeit und Freude, daß ſie überall ſo gute, brave Menſchen gefunden und daß der liebe Gott immer wieder für ſie ſorge. Was ihnen allein ein bißchen leid that, das war, daß ein Fuhrmann ihre Möbel aufgepackt hatte und ſie mit dem Poſtwagen nachreiſen mußten; ſie wären ſo gar gern wieder auf ihrem Möbelwägelein, flott auf dem zitzenen Kanapee thronend, miteinander abgefahren.

In Schneckenburg, — bitte, es nicht im geographiſchen Handbuch zu ſuchen! — begannen die Schweſtern ihr friedliches Daſein wieder mit neuem Vergnügen. Die Fenſter ihrer zwei Stüblein gingen in einen Hühnerhof, deſſen Einwohner ſie bald alle perſönlich kannten; ſo oft Philippine, die als die Kleinſte den Tiſch abräumen mußte, das Tiſchtuch ausſchüttelte, kamen die zwei andern herbei, um ſich mit zu freuen, wie das Geflügel gackernd und ſchnatternd von allen Seiten zuſammenſprang, und Mine ſagte jedesmal dankbar: „Seht, wir haben immer noch übrig für die Tierlein!"

Es war in der größern Stadt etwas teurer zu leben, und doch ging's von einem Tage zum andern und war immer etwas da, ohne daß ſie viel ſorgten. Sie hatten Bekanntſchaft mit den kleinen Kindern der Hausbewohner gemacht, die hie und da zu den „braven Jungfern“ gingen und Verslein bei ihnen lernten; dafür that ihnen die Hausfrau auch wieder einen Gefallen. Die Vorräte, die ſie von dem guten Herrn Schnepf erhalten, zeigten ſich beinahe ſo dauerhaft, als das Oelkrüglein der Witwe von Sarepta; auch Baſe Pfarrerin ſpendete eine Sendung getrockneten Obſtes: kurz ſie waren, wie Mine oft mit dankbarem Herzen rühmte, „noch nie hungrig zu Bette gegangen“.

Aber frierend! — Der erſte Winter, den ſie in Schneckenburg verlebten, war ein grauſam kalter; ihr kleiner Holzvorrat, den ſie ſich auf dem Wochenmarkt gekauft, war nicht ſo dauerhaft, wie die Tüten des Herrn Schnepf, und eines Morgens, als Chriſtine wie gewöhnlich zuerſt aufgeſtanden war, um Kaffee zu machen, kam ſie traurig wieder herein: „Höret, Schweſtern, das Holz iſt ganz gar!“ — „Kann man keins kaufen?“ fragte Philippine. „Um weniger als einen Gulden nicht,“ ſagte Mine, welche die Kaſſe führte, „und wir haben nur achtundvierzig Kreuzer.“ — „Was fangen wir an?“ fragte ratlos die Kleine. „Nun,“ ſchlug Chriſtine vor, „Milch und Brot haben wir noch, das eſſen wir zum Frühſtück; dann wollen wir recht beten, daß der liebe Gott wieder hilft; nähen thun wir, ſo lang wir können und wenn's uns zu arg friert, ſo liegen wir ins Bett.“ — „Gott Lob und Dank, daß wir ſo gute Betten haben!“ ſagte Mine. So genoſſen ſie ihr kaltes Frühſtück; die Kleine hatte faſt Luſt, gleich wieder ein bißchen ins Bett zu liegen, um ſich zu wärmen für die Arbeit. Da klopfte es; ein Diener des Bürgermeiſters trat ein. Die Schweſtern hatten zu unſchuldige Herzen, um an einer amtlichen Perſon zu erſchrecken und fragten nur verwundert, was er wolle.

„Der Herr Bürgermeiſter haben bei der Verrechnung gefunden, daß Sie, die drei Geſchwiſter Pommer, die Ihnen zuſtehende Burgergabe an Holz noch nicht erhalten haben; drunten habe ich nun ein Klafter und bitte um Empfangsbeſcheinigung." Die ſchrieb ihm Jungfer Mine mit zitternder Hand und bat den Hausherrn zu helfen, den Gottesſegen vor ihrer Thür abzuladen; dann aber gingen die Schweſtern in ihr Stüblein und, was ſie ſonſt nur am Sonntag thaten, ſangen zuſammen aus vollſtem Herzen ihren Lieblingschoral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Ob ihr Geſang auch keine menſchlichen Zuhörer angelockt, er hat den Engeln im Himmel gewiß lieblich geklungen.

Aber blau waren ihre Angeſichter und ſteif ihre Hände, als ſie ſchloſſen mit den getroſten Worten:

„Denn wer nur ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht."

„Jetzt heizen wir aber ein?" fragte Philippine. „Die Scheiter ſind ſo groß," ſagte in einiger Verlegenheit Mine, „wir können kaum eins heraufſtragen; in den Ofen ſind ſie viel zu lang und ſelber ſpalten können wir's doch auch nicht." — „Aber ein Staatsholz gibt das, wenn's geſpalten iſt!" rühmte Chriſtine.

Da klopfte es wieder. Diesmal war's kein Amtsbote, ſondern ein elender, bleich und ſchlotterig ausſehender Handwerksburſche. Bereitwillig ging die mildherzige Mine nach dem leichten Geldſchächtelein. „Wenn S' nur was Warmes hätten, Madame!" ſagte der Burſche, „mich friert's in allen Gliedern; bin im Krankenhaus entlaſſen worden und hab' heut noch nichts zu eſſen gekriegt." Chriſtine hatte eben in einem ungebrauchten Ofenloch noch einen Haufen Reiſach entdeckt und ſchlug vor, ſie wollen einen guten Kaffee machen, um ſich ſelbſt und den armen Menſchen damit zu erquicken. Das geſchah; Milch kaufte man bei der Hausfrau und das Frühſtück wurde mit großem Appetit verzehrt; mit Herzensluſt ſahen die Schweſtern, wie's dem Armen ſchmeckte und nickten einander heimlich vergnügt zu.

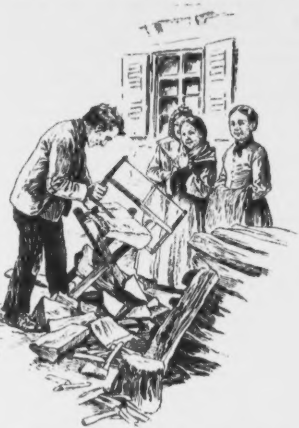
„Jetzt vergelt's Gott viel tauſendmal!" beſchloß dieſer ſeine Mahlzeit, als er den letzten Tropfen aus dem irdenen Schüſſelchen ausgeſtrichen hatte, und ſagte ſeufzend, indem er aufſtand: „Wenn ich jetzt nur ein Unterkommen gefunden hätt', bis die ärgſte Kälte vorbei wär', dann könnt' ich wieder weiter kommen! Eine Heimat hab' ich nicht mehr, bin aber guter Leute Kind, ein Färber meines Handwerks; nur das lange Krankſein hat mich ſo 'runter gebracht. Meine Schweſter iſt im Dienſt bei einem Fabrikherrn in der Schweiz; wenn ich bis dorthin komme, ſo thät' ich bei dem gewiß Arbeit finden; aber jetzt kann ich bei der Kälte nicht weit."

Da kam der Jungfer Mine eine nationalökonomiſche Idee: „Wie, guter Freund, könnt Ihr auch Holz ſpalten?"

„Warum nicht, wenn ich's Gerät dazu habe? nur wird's am Anfang etwas langſam gehen, weil ich noch ſo ‚liederlich' (ſchwach) bin."

„Nun, dann macht Ihr unſer Holz! Ihr könnt Euch ja Zeit nehmen," meinte die gute Mine, und alsbald ſuchte ſie mit den Schweſtern Bettſtücke zuſammen, aus denen ſie dem armen Burſchen in einem leeren Hinterkämmerlein ein ganz ordentliches Lager zurüſteten. Der Hausherr lieh eine Axt und Säge her und bald hatten ſie doch ſo viel geſpaltenes Holz, daß ſie eine Stube behaglich wärmen und ein frugales Mahl kochen konnten, von dem auch ihr Gaſt ſatt wurde.

Die Schweſtern waren im hellen Glück über die profitable Einrichtung, die ſie getroffen hatten. „Sonſt iſt das Holzſpalten ſo teuer," rühmten ſie dem Hausherrn, „und der gute Menſch da iſt noch ſo vergnügt und dankbar, wenn er's umſonſt thun darf. Und Sie ſollten ſehen, wie's ihm ſchmeckt! Das iſt eine tägliche Freude!" Der Hausherr lachte. „Na, das iſt eine teure Freude! Ich bin froh, daß wir hinten hinaus wohnen, ſo darf ich doch das miſerablige Holzgeſpalt nicht mit anhören. 's wird mir übel, wenn ich nur einmal ſehe, wie lotterig das geht, und bis Sie den da 'rausfüttern, hätten Sie drei rechte Holzſpälter haben können." — „O nein, das Eſſen ſpürt man gar nicht," verſicherte ihn Chriſtine, „wir brauchen nicht weiter, und der Menſch erholt ſich zuſehends.“ Das war richtig; in drei Wochen etwa war zum Entzücken der Schweſtern das wunderbarliche Holz nett und klein geſpalten, das ein Holzſpälter von Fach in einem Tag geliefert hätte, — der Hausherr hatte hie und da noch geholfen; — und trotz dieſer anſtrengenden Arbeit und bei der überaus einfachen Koſt, die er mit den Schweſtern teilte, war der elendige Handwerksburſche doch ſo weit gediehen, daß er getroſten Mutes ſeinen Wanderſtab weiter ſetzen konnte. Der Menſch ſah ſonſt nicht ſehr



weichherzig aus; aber er konnte vor Weinen faſt nicht reden, als er ſich von den Schweſtern verabſchiedete. „Gott vergelt's Ihnen viel tauſendmal, was Sie an mir gethan!" ſtammelte er, „und wenn mir der liebe Gott noch eine beſondere Güte thun will, ſo hilft er mir, daß auch ich Ihnen einmal etwas vergelten darf."

Den Schweſtern war's ebenfalls gar betrübt zu Mute, als ihr Hausgenoſſe ſchied und Jungfer Mine wäre faſt auf die luxuriöſe Idee gekommen, ihn als eine Art Jockey zu behalten; ſie meinte, es hätte doch allerlei Geſchäftlein für ihn gegeben.

Es wäre freilich nicht an der Zeit geweſen, einen Diener anzuſtellen; das ſchmale Einkommen der Schweſtern wollte immer weniger reichen. Hie und da hatten ſie Strümpfe zu ſtopfen oder zu ſtricken für Dienſtmädchen; aber das brachte gar wenig ein und es waren nur einfältige Kinder vom Lande, die ihnen Arbeit brachten; den Stadtmamſellen arbeiteten ſie zu grob. „Freilich," gab Chriſtine gutmütig zu auf diesfallſige Bemerkungen, „wir haben's nicht beſſer gelernt; beim Papa ſelig hat es keine Gelegenheit gegeben." Nun kam eine neue Sorge, wenn ſie überhaupt zum Sorgen wären aufgelegt geweſen. Der Sohn des Seifenſieders verheiratete ſich, und die zwei Stübchen, welche die Schweſtern bewohnten, wurden dadurch dem Hausbeſitzer unerläßlich nötig. Die Hausfrau, welche die braven Jungfern gar lieb gewonnen hatte, grämte ſich mehr darum als dieſe ſelbſt. „Wo nehmen wir eine geſchickte Wohnung her für Sie?" fragte ſie ratlos; „es wird wohl in dieſem Frühjahr viel gebaut, aber bis jetzt iſt die Miete teuer, und viel bezahlen können Sie nicht." — „Nein, das können wir nicht," geſtand Mine. „Ich weiß noch gar nicht, wo wir etwas finden," klagte die Hausfrau wieder, „und acht Tage nach Jakobi muß mein Fritz einziehen." — „Der liebe Gott wird ſchon ſorgen," ſagte Philippine hoffnungsvoll. „Und wir ſind ja begnügſam," meinte Chriſtine. Das waren ſie; aber ein Obdach mußten ſie doch haben, und Jakobi kam herbei, ohne daß man wußte, wo ſie hin ſollten. „Ein Dachkämmerlein gibt's gewiß für uns," tröſtete Chriſtine, als Mine doch anfangen wollte zu ſorgen. „Oder ein Gartenhäuschen," meinte die Kleine, „'s iſt ja ſchön warm Wetter." — „Ja, das iſt wieder ein rechtes Glück," rühmte Mine; „wenn wir auch einmal ins Unglück kommen, ſo iſt's erſt nicht ſo ſchlimm."

Da kam die Hausfrau freudeſtrahlenden Geſichts: „Nein, aber was das für ein Glück iſt!" — „Nun was?" fragten die Schweſtern erwartungsvoll. „Da iſt ja vorgeſtern die alte Frau Speziälin geſtorben . . ." — „Das iſt aber kein Glück," bemerkte zweifelnd Chriſtine. „O, ſie iſt ja ſechsundachtzig Jahr alt geweſen," entſchuldigte ſich die Hausfrau. „Ihr Sohn, der Herr Doktor von Sulzbach, iſt bei mir geweſen; ich habe als ledig lang dort gedient und kenne den Herrn gut; der ſagt, ſie können jetzt unmöglich die Teilung vornehmen, ſeine Frau liege im Wochenbett und bei ſeiner Schweſter ſei bald Hochzeit im Haus. Der jüngſte Sohn iſt im Ausland und es gibt da gar viel zu teilen. Weil ſie nun doch das Logis noch bezahlen müſſen, ſo wollten ſie am liebſten alles beiſammen laſſen, wenn ſie eine vertraute Perſon hätten, die im Haus wohnte; die Magd will gleich heiraten. Da hab' ich ihm geſagt, keine vertrauteren Perſonen als wie Sie könne er gar nicht finden und wie Sie ſo brav ſeien! Dem Herrn Doktor und ſeiner Schweſter iſt's recht und Sie können gleich nach dem Begräbnis einziehen. Ihre Sachen ſtellt man auf den Boden, in der Frau Speziälin Haus ſind Möbel genug; und der Herr Doktor ſagt, was von Schmalz und Mehl und dergleichen noch im Hauſe ſei, das können Sie aufbrauchen, da habe er nichts dagegen; nicht alle reichen Leute ſind ſo gutmütig. Aber ſie erben auch viel, mehr als ſie gewußt; man ſagt, die alte Frau hab' noch eine Schachtel Kapitalbriefe verſteckt gehabt."

So war nun alles im reinen und die Hausfrau erbaute ſich mit, als am Abend das heiſere Klavier wieder ertönte und die Schweſtern aus ihrem Lieblingslied den Vers anſtimmten:

„Denk' nicht in deiner Drangſalshitze,
Daß du von Gott verlaſſen biſt!"

In der anſtändigen Wohnung der alten Frau Speziälin lebten ſie ſich gar behaglich ein; die Speiſekammer- und Küchenvorräte, die ihnen der freigebige Erbe überließ, reichten für ihre beſcheidenen Bedürfniſſe faſt den ganzen Sommer, ſo daß ſie ihr „Geldlein" ſparen konnten. Das Hausgeräte und die Betten ſchonten ſie aufs beſte und kein Dieb und Räuber nahte dem friedlichen Aſyl, darin ſie nicht müde wurden Gott zu danken, daß er wieder ſo geſorgt für ſie.

Leider aber dauerte die Herrlichkeit nicht lange; vor Martini mußte die Wohnung geräumt werden und diesmal war's bedenklicher, da der Winter vor der Thür war und die Kälte ſchon begonnen hatte, und nirgends eine kleine Wohnung frei, wie die Schweſtern ſie brauchten! Mine hatte an einigen Orten nachgefragt: 's geht nirgends," ſagte ſie; „die Leute ſind überall brav und wollten uns gern aufnehmen; aber wohlfeiler können ſie's nicht geben, und viel zahlen können wir nicht." — „Ich bin jetzt nur begierig," ſagte Philippine unſchuldig, „wo diesmal etwas für uns herkommt." Da klopfte es wieder. „Es bedeutet allemal etwas Guts, wenn's klopft bei uns," hatte einmal Chriſtine geſagt.

Diesmal war's der Werkmeiſter Ziller, ein angeſehener Bürgersmann, der den Schweſtern ſeinen Beſuch machte.

„Sie wiſſen ja wohl," ſagte er nach kurzem Gruß, „daß ich ein neues Haus gebaut habe." — „Ach ja, das ſchöne Haus vor dem Thor," ſagte Chriſtine; die Schweſtern waren hie und da daran vorbeiſpaziert und hatten das Haus betrachtet, etwa wie des Königs Schloß, ſo bewundernd und ſo von ferne. „Das Haus wäre nun fertig und unſer Herr Oberamtsarzt, der mir auch der liebſte Mietsmann wäre, will's ganz mieten; aber der iſt ſo närriſch mit der Geſundheit — wiſſen Sie, 's iſt ſein Fach — und will nicht im Winter einziehen; bildet ſich überhaupt ein, es ſei ungeſund, in ein neues Haus zu ziehen, wo noch niemand gewohnt. Nun könnt' ich ſchon Leute kriegen, die mir derweil einziehen, aber ſolche, die mir das ſchöne neue Haus verderben würden, und doch laſſe ich einen ſo guten Mietsmann nicht gern hinaus, wenn ich auch vorher Schaden leide. Da habe ich gedacht — Sie ſind ja ſchon in geſetztem Alter und nicht ſchwächlich —, wenn Sie wollten inzwiſchen mein Haus beziehen, es ſollte Sie nichts koſten; ich wollte Ihnen noch etwas Zimmerſpäne und Gerümpel laſſen, mit dem Sie nach und nach die Zimmer heizen könnten, daß alles hübſch auftrocknet bis zum Frühjahr. So würde mir doch nichts verdorben in dem neuen Haus und Sie hätten einſtweilen eine Unterkunft."

„O freilich," ſagte Mine höchſt vergnügt, „uns thut das bißchen Feuchte gewiß nichts; jetzt iſt ja wieder ſo gut geſorgt!"

Es war zwar nicht ſo gemütlich in dem leeren neuen Haus, das ihre Gerätſchaften nur dürftig füllten, wie in den alten eingewohnten Stübchen der Frau Speziälin; aber die Schweſtern waren doch dankbar für das ſchöne Quartier und die prächtige Ausſicht, wie ſie ſie nie gehabt; auch ſind ſie geſund geblieben und haben gewiſſenhaft die neuen Räume der Reihe nach durchbewohnt. Die Tapeten ſind getrocknet, und der Herr Oberamtsarzt mit ſeiner Familie durfte im Frühjahr beruhigt einziehen.

Die Manſardenſtübchen, die ſich jetzt für die Schweſtern fanden, waren freilich nicht ſo ſchön hell wie die neuen Zimmer und nicht ſo behaglich wie die Stuben der Frau Speziälin, hatten auch nicht den Vorzug, daß ſie unentgeltlich waren wie dieſe beiden Wohnungen. „Aber man iſt ſo nah bei einander und man wird nicht ſo bald wieder fort müſſen," war das Gute, das ſie dieſem Aufenthalt nachzurühmen wußten.

Nur das Geld! das wollte eben trotz Bürgerſtück und Stadtholz nicht reichen, da die neue Wohnung teurer war als die bei Seifenſieders; vorderhand ging's ja wohl, wenn aber die Schweſtern gelernt hätten, zu rechnen und zu zählen, ſo hätte ihnen bange werden müſſen auf künftige Tage.

Der Winter in der kalten dunkeln Manſarde war etwas trübſelig vergangen und das Geld ſehr geſchmolzen. Da kam Chriſtine eines Morgens höchſt verwundert herein: „Höret, da iſt ja ein Brief an uns, und nicht vom Vetter Pfarrer, ſondern aus der Schweiz! Das wird ein Irrtum ſein.“ Aber da ſtand doch deutlich: „An die drei Jungfern Pommer, Pfarrerstöchter, bei Seifenſieder Buzenmaier in Schneckenburg.“ So öffneten ſie denn den Brief und laſen mit Erſtaunen:

„Meine liebwerten Frauenzimmer!

„Wenn dieſer Brief Sie geſund und wohl antrifft, ſo wird es mich freuen; was mich anbelangt, ſo geht mir's bereits wie dem König David: ‚Ich bin nicht wert der Treue und Barmherzigkeit, die der Herr an mir gethan.‘“

„Das iſt ja Erzvater Jakob geweſen,“ korrigierte Chriſtine.

„Ich bin ſo in der Elendigkeit zu Ihnen gekommen und wäre bereits Hungers geſtorben,“ fuhr Mine zu leſen fort, „wenn Sie mich nicht zum Holzſpalten angerichtet und als wie einen leiblichen Bruder verſorgt hätten.

„Und ich bin dazumal glücklich bis hierher gekommen, wo meine Schweſter im Dienſt geweſen iſt bei dem Fabrikherrn Walter und Komp., iſt aber keine Kompanie da, er hat's allein. Und vor anderthalb Jahr iſt die Frau geſtorben, und da meine Schweſter vorher ſchon über alles iſt geſetzt geweſen, ſo hat ihm der liebe Gott das Herz gelenkt, nämlich dem Fabrikherrn (er macht in türkiſch Garn), daß ſie jetzt die Frau iſt vom Haus und iſt in einem großen Reichtum, wo ihr der liebe Gott ein demütiges Herz erhalten wolle; und ich habe die Aufſicht in der Fabrik; es iſt eine große Färberei, wo ich nach allem ſehen kann, und bin ich nicht geſonnen zu heiraten, von wegen der Schwächlichkeit, indem meine Schweſter für mich ſorgt.

„Mein Schwager, der auch vom niedrigen Stande iſt, hat klein angefangen und war einer Witfrau Sohn geweſen, mit einem Bleichgeſchäft, dasjenige er auch beibehalten hat, und ſteht ein kleines Haus auf einer Inſel mit einem Gärtlein, daß jemand darin wohnen kann und die Aufſicht haben; das Geſchäft beſorgt aber der Bleichknecht. Da hat nun mein Schwager geſagt, wenn er eine brave, bedürftige Witfrau wüßte, ſo könnte die ihr Lebtag umſonſt in dem Bleichhäuslein wohnen, zum Dank, daß ihn der Herr ſo geſegnet. Und hierauf habe ich ihm geſagt, daß Sie keine Witfrau ſeien, aber bereits drei ledige Frauenzimmer, und wie Sie Barmherzigkeit und Treue an mir gethan haben. Und ſo iſt's ihm auch recht, und Sie können einziehen allhier in dem Bleichhäuslein, wenn Sie wollen, und ſollen Ihr Leben lang unvertrieben ſein, indem daß mein Schwager es ſchriftlich machen will, auch nach ſeinem Tod, wiewohl er übrigens ein rüſtiger Mann iſt, und verbleibe

Ihr getreuer

Johann Jakob Kinzeler."

„Unſere Adreß iſt: Herrn Walter und Komp., St. Gallen."

Dort haben denn auch die Schweſtern ſchließlich ihre friedliche und freundliche Heimat gefunden. Philippine hat Ringelblumen und Aſtern in dem Gärtlein gepflanzt, Mine gekocht und Chriſtine geflickt; die Fabrikkinder aber haben Sprüche und Lieder bei ihnen gelernt, und ihr ehemaliger Holzſpalter iſt ihnen bis zu ſeinem frühen Tode treu ergeben geblieben.

Auch an ihre Thüre hat, obwohl ſpät, der ſtille Bote geklopft, und auch der hat „was Gutes" gebracht, wie früher Chriſtine gemeint; er hat ſie zu der Ruhe geführt, die denen beſchieden iſt, die lautern und einfältigen Herzens ſind, und auf ihrem Sterbebette noch hatte Mine mit dankbarem Munde bekannt: „Der Herr hat uns niemals verlaſſen, der Papa ſelig hat recht gehabt."

In alten Zeiten hat man jeder Geſchichte eine Moral beigefügt, damit der geneigte Leſer ſich nicht die Mühe nehmen durfte, ſie ſelbſt herauszuſuchen. Soll nun dieſe wahrhaftige Geſchichte auch eine ſolche haben, ſo ſei es ja nicht die, daß fromme Eltern ihre Töchter ſollen aufwachſen laſſen wie das liebe Gras auf der Wieſe, gleich dem Pfarrer zu Waldangenloch. Nur wenn ſie das Ihrige redlich gethan und dennoch ihre Kinder mit ſtiller Sorge betrachten, ſo möge ſie ihnen zurufen: „So denn Gott das Gras auf dem Felde alſo kleidet, wie wird er viel mehr euch thun? — O ihr Kleingläubigen!“

Onkel Gottliebs Jugendliebe.

In der großen gemütlichen Eckſtube der Oberamtei, die man heutzutage Salon nennen würde, die aber dazumal, vor etwa vierundzwanzig Jahren, noch die Viſitenſtube hieß, ſaßen, in emſiges Arbeiten und Plaudern vertieft, drei junge Mädchen, zwei Gäſte und ein Töchterlein des Hauſes.

Es war ein vergnügliches Geſchäft, zu dem man ihnen diesmal aus beſonderer Vergunſt dieſes Staatszimmer eingeräumt hatte; der große runde Tiſch vor ihnen, die Stühle, ſelbſt der Fußboden, der ſonſt mit ſeiner alten getäfelten Arbeit ſo hübſch ausſah: alles war überſät mit leichtem, weißem Stoff, Bandſtückchen, farbigen Bändern, Blumen, kurz mit all dem luftigen Apparat eines Ballſtaates.

Ein beſcheidener Ballſtaat zwar möchte es erſcheinen im Vergleich mit den Forderungen der Neuzeit: der Stoff, der damals für drei Mädchen hinreichte, würde heute nicht mehr genug ſein, die breite Grundlage einer einzigen zu überziehen; die weiße und rote Roſe und der Kornblumenzweig, mit dem Eugenie und Hedwig hier eine wundervolle Toilette herſtellen wollten, hätten nicht den zehnten Teil einer der dicken laubloſen Blumenkronen gegeben, mit denen unſre jungen Damen heutzutage als ein Mittelding zwiſchen Prieſterin und Opferlamm die Bälle beſuchen.

Nun, wie geſagt, die drei Mädchen, die hier an ihrem Ballſtaat ſchneiderten, thaten es mit großer Befriedigung; in der Stille gewiß, daß ſie in dieſem Schmuck, wenn nicht bezaubernd und unwiderſtehlich, — ſo hoch verſtieg ſich die Phantaſie nicht, — ſo doch recht nett und anmutig ausſehen würden, ſo gewiß, als dies unſre Mütter in ihren glattanliegenden Kleidern mit ſpannenlanger Taille, unſre Groß- und Urgroßmütter in Reifröcken und Schleppkleidern, Poſchen und Haartouren auch geglaubt haben.

Eugenie, die Tochter vom Hauſe, putzte ſich ein hübſches, gewaſchenes Muſſelinkleid, in dem ſie ſchon einmal als Brautjungfer aufgetreten, mit kornblumenblauen Schleifen aus; Hedwig nähte Spitzen um das nagelneue Kleidchen von ſchottiſchem Battiſt, das diesmal eingeweiht werden ſollte; Jeannette aber ſaß etwas abgewendet von den andern, wühlte und ſuchte in altem und neuem Kram von Bändern und Blumen, und niemand durfte fragen oder wiſſen, was ſie that, wodurch die Neugier der andern in nicht geringem Maße gereizt wurde.

„Höret!“ begann die kleine Hedwig bedenklich, „ich mag nun zählen wie ich will, ſo bringe ich nicht mehr als neun Tänzer heraus. . . .“

„Ach geh!“ rief ungläubig Jeannette aus ihrem Schlupfwinkel hervor.

„Gewiß,“ verſicherte die Kleine ernſthaft, und rechnete an den Fingern; „da iſt der eine Aktuar, der andre hat eine Frau, die dazu noch krank iſt; der Buchhalter, der Apothekergehilfe und zwei Commis. . . .“

„Nur einer tanzt,“ warf Eugenie ſachverſtändig ein.

„Und der Doktor,“ fuhr Hedwig fort.

„Iſt verheiratet,“ bemerkte Jeannette mit aufgeworfenem Mäulchen.

„Das geniert mich gar nicht,“ verſicherte die Kleine genügſam; „ich plaudere eigentlich viel behaglicher mit Ehemännern; nur wundert mich, daß er noch tanzluſtig iſt.“

„Ach, weißt du, der tanzt um Kundſchaft,“ meinte Jeannette. „So ein junger Praktikus muß alles probieren; hie und da wird einem übel auf dem Ball, da gibt's immerhin Gelegenheit, ſich nützlich zu machen. Aber Eugenie, nein, wie ſie daſitzt und phantaſiert! freilich, die hat ihr Schäfchen im Trocknen.“

Eugenie war glühend rot. Sie hatte allerdings nicht gezählt und gerechnet, obwohl ſie ſich auch kindiſch freute auf das ſeltene Vergnügen. Einen wußte ſie, der heut kommen würde, einen, den die Mädchen nicht gezählt, und den ſie ſich wohl hütete, zu nennen, — es war der junge Gutsbeſitzer, der ſeit kurzem dort drüben auf dem Rauhenſtein hauſte und allerlei menſchenbeglückende Pläne ins Werk zu ſetzen begann. — Ihr guter Hausfreund, der Doktor, hatte ihr anvertraut, daß er die Einladung der Honoratioren zu ihrem Königsball angenommen habe. Sie kannte ihn ſelbſt noch nicht genau; aber bei einer Landpartie in die Thalmühle war ſie neben ihn zu ſitzen gekommen und ſie hatten allerlei ſchöne Ideen über Menſchenwohl und Völkerglück miteinander ausgetauſcht. Es waren ihr indes noch ganz neue, vortreffliche Gedanken über dieſes Thema eingefallen, und während ſie hier ihre Schleifen und Blumen ordnete, dachte ſie ſich allerlei lange und intereſſante Geſpräche aus, die ſie wahrſcheinlich mit ihm führen würde, wenn er, was gar nicht zu bezweifeln war, auf dem Balle ſie alsbald erkennen und auffordern würde.

Ehe die mutwillige Jeannette ſie noch weiter plagen konnte, ehe die kleine Hedwig dazu kam, ihren catalogue raisonné von der Tänzerwelt zu vollenden, kam die Mutter, die gute Mutter, die in ſolchen Fällen gewöhnlich des Tages Laſt und Hitze über ſich nahm und dem jungen Volk freie Zeit ließ für ſeine Angelegenheiten. Sie ſah aber diesmal ernſt und bekümmert aus. „Leg die Sache indes beiſeite, Eugenie,“ ſagte ſie; „rühre etwas Waſſer mit Johannisbeerſaft an und trag's hinunter, bis ich einen Trank koche! die junge Frau unten iſt gar nicht gut auf.“

Eugenie legte willig ihre Herrlichkeiten beſeite und ging mit der Erquickung in den untern Stock, wo ſeit einiger Zeit, in Ermangelung einer andern Wohnung, der Aktuar mit ſeiner jungen Frau wohnte. Die Frau war Wöchnerin; das Kindlein, erſt mit ſo unendlichem Jubel begrüßt, ſchlummerte nun faſt unbeachtet in ſeiner Wiege; um das Bett der jungen Mutter aber, die bewußtlos in glühender Fieberhitze lag, ſtand angſtvoll der Gatte, der Arzt und die Wärterin. Leiſe und ſchüchtern ſetzte Eugenie den Trank auf ein Tiſchchen; ſie wagte nicht der kranken Frau näher zu kommen und wußte, ſo gern ſie gewollt, hier nichts zu helfen; ſie ſah nach dem ſchlummernden Kindlein und ſchlich leiſe wieder herauf.

„Nicht wahr, die Frau iſt ſehr krank?“ ſagte die Mutter.

„Ich meine doch nicht,“ verſicherte Eugenie eifrig, „die hat ja ganz rote Wangen.“

„Eben dieſe Hitze iſt das Aengſtliche,“ meinte die Mutter.

„O bewahre! Weißt du, wie Tante Karoline einmal ſo krank war, die jetzt wieder ganz geſund iſt! Gib nur acht, die Frau Waldmüller wird gewiß wieder geſund!“

Die Mutter ſchüttelte bedenklich den Kopf und ging ſelbſt zu der Kranken hinunter, während Eugenie nicht mit demſelben fröhlichen Herzen wieder ihre anmutige Arbeit aufnahm. Freilich kamen die drei Mädchen ſehr bald in dem Beſchluß überein, daß die Krankheit der Frau Waldmüller gar nicht gefährlich ſei und dieſelbe wahrſcheinlich morgen wieder hergeſtellt ſein werde. Sie kannten ſelbſt nicht den Egoismus ihres jungen Herzens, das nicht gern den Schatten fremden Leides auf ſeiner Freude leiden wollte.

Es war Nachmittag, der Ballſtaat war fertig; ausgebreitet lagen die drei Gewänder mit ihrem Zubehör auf dem Sofa der Viſitenſtube, von ferne umkreiſt von den bewundernden jüngern Geſchwiſtern, die Hedwig, die Hüterin der Schätze, immer wieder davon wegſcheuchte. Etwas ernſt, aber recht anmutig ſahen die blauen Kornblumen zu Eugeniens weißem Kleid aus; ſie trugen die Farbe ihrer Augen und mußten hübſch ſtehen zu der reinen, blühenden Geſichtsfarbe und den dunklen Haaren. Die kleine Hedwig verſtand ſich nicht auf Toilettenkünſte; ſie hatte eine ziemlich handfeſte Schleife von ſtarkem Roſa an ihrem Kleid vorne befeſtigt, eben ſolche an den Achſeln, die ihrer etwas kurzen, runden Geſtalt das Anſehen einer auffliegenden Taube geben mußten; ſie baute aber getroſt auf die rote und weiße Roſe im Haar, auf ihre ſiebzehn Jahre und ihr friſches blühendes Geſichtchen.

Die Mutter, die ſonſt ſo freundlich teilnahm an aller Jugendluſt, war wieder unten bei der kranken Frau. Das ältere Knäblein, das man heraufgebracht, um das Krankenzimmer ſtill zu erhalten, ſpielte in einem kleinen Gebirge abgängiger Spielſachen, mit denen ihn Oskar, Eugeniens jüngſter Bruder, reichlich verſorgte.

Da erſcholl außen ein Freudengeſchrei der zwei jüngern Kinder: „Onkel Gottlieb, Onkel Gottlieb!“ und mit dem überraſchenden Lächeln eines Gaſtes, der ſich willkommen weiß, ließ ſich der Onkel ins Zimmer ſchieben, wo er von den Großen mit demſelben Jubel wie von den Kleinen empfangen wurde und nach ſeiner gewohnten Weiſe mit ruhigem Lächeln ſtehen blieb, bis der Begrüßungsſturm vorüber war.

Onkel Gottlieb war Verwalter eines freiherrlichen Gutes, etwa ſechs Stunden entfernt, ein Junggeſell, mit dem löblichen Ehrgeiz, ſo geliebt und ſo nützlich zu ſein, als ob er Weib und Kind hätte. Da der Beſitzer ſeines Gutes im Auslande lebte, ſo war er vollkommen unbeſchränkt und fand in dem alten Schloſſe Raum genug zu den höchſt wertvollen Gegenſtänden, mit denen er ſeine verſchiedenen Sammlungen bereicherte und die er alle ſeiner Meinung nach um lauter Spottpreiſe, eigentlich geſchenkt, erhalten hatte.

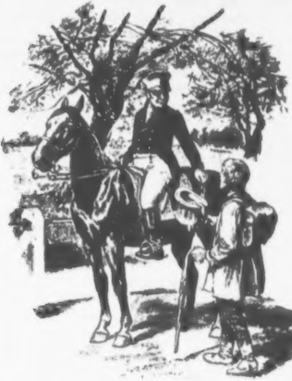
Das Schloß, wo Onkel Gottlieb hauſte und in ſtillem Vergnügen ſeinen Liebhabereien lebte, war das Eldorado für die Kinder der Familie; die alten großen Räume, die weitläufigen Gärten, die reiche Bibliothek, die vielen Gemälde, das alles war die reichſte Nahrung für junge Phantaſie. Sie konnten aber dies Glück ſelten genießen; der Onkel mochte nicht zu oft Gäſte empfangen in dem Schloß, das nicht ſein Eigentum war. Dagegen war er ein häufiger, ein gern geſehener und ein äußerſt freigebiger Gaſt, der bei ſeinen kurzen Beſuchen, mit denen er liebte zu überraſchen, ſchöne Geſchenke mitbrachte und fröhliche Partien veranſtaltete. Seine kleinen Reiſen zu Verwandten machte er immer zu Pferd, da er behauptete, es ſei eine Schande, daß dieſe männliche und ſchöne Art zu reiſen ſo abgekommen ſei, und ſich etwas darauf einbildete, ein vortrefflicher Reiter zu ſein und prächtig zu Pferde zu ſitzen.

Da ritt er denn auf einem wohlgenährten Braunen ſeinen ſteten Trott, eine willkommene Erſcheinung für alle alten Weiber, Handwerksburſche und barfüßigen Jungen auf der Landſtraße; denn er hielt geduldig an bei jeder Bitte und ließ keinen Armen unbeſchenkt ziehen. Der bewundernde Jubel, mit dem ein paar arme Kinder ſich in den Regen von halben Kreuzern teilten, das aufleuchtende Geſicht eines müden Handwerksburſchen, dem er ſtatt des landesüblichen Kreuzers einen Dreibätzner verabreicht hatte, konnten ihm auf dem ganzen Wege noch wohlthun.

Er kam, wie geſagt, immer unvorhergeſehen und wollte ja niemand läſtig fallen. „Ich kann mich mit dem dümmſten Kerl noch gut unterhalten,“ rühmte er oft und nicht ganz mit Unrecht: er hatte Intereſſe für alles und ein Herz für alle. Daß alſo auch heute ſein Bruder, der Oberamtmann, noch in der Amtsſtube, die Schwägerin bei der kranken Frau war, kümmerte ihn gar nicht; er wußte ſich bei den Kindern ſo willkommen als bei den Alten. Nachdem der erſte Begrüßungsſturm vorüber war und er auch von den zwei jungen Gäſten mit einigen Scherzen Notiz genommen hatte, ſetzte er ſich recht bequem in den Lehnſtuhl am Fenſter, „des Onkels Seſſel“ genannt; überlieferte dem jungen Volke, das beutegierig in einiger Entfernung lauerte, eine vielverſprechende Düte und ließ ſich ohne Umſtände gefallen, daß Eugenie, die ſeinen Geſchmack ſchon kannte, ihn mit klarem rotem Landwein und ſehr anſtändigen Reſten des Mittagsbratens bediente.

„So, ſo, das iſt leichtes Geſchütz für den Königsball?“ ſagte er, indem er wohlgefällig lächelnd die Ausſtellung auf dem Sofa betrachtete, vor der Hedwig immer noch als Hüterin ſtand. „Nu, ſei nur ruhig, Kleine! du wirſt etliche Tänzer bekommen; ich habe einige Herren, denen ich unterwegs begegnete, ſchon ein gutes Wort gegeben und ihnen einen guten Schoppen Elfer verſprochen, wenn ſie fleißig mit euch tanzen."

„Aber Onkel, nein, ich bitte dich!" rief Hedwig, die ſeine Späße noch nicht ſo kannte, in tugendhafter Entrüſtung; „meinſt du, ſo wollen wir uns ausbieten laſſen?"



„So, ſo, ihr meint wohl, ihr bekommt von ſelbſt Tänzer genug," lachte der Onkel, „weil ihr ſo ſchön ſeid? Ich ſag' euch, ihr ſeid noch lange nicht ſo ſchön, wie die jungen Frauenzimmer zu meiner Zeit geweſen ſind. Alle Wetter, ihr hättet ſollen die Gertrud Engelmann ſehen!"

„War das nicht eine Verwandte, Onkel?“ fragte Eugenie.

„Freilich war's eine, und was für eine! Ja, ja, Mädchen, ich habe nichts gegen euch, aber der dürft ihr alle zuſammen das Waſſer nicht reichen! Wißt ihr denn, Mädchen,“ und der Onkel nahm dazwiſchen eine Priſe, um ſeine weichgewordene Stimme zu verbergen, „wißt ihr, daß es heute gerade ſiebenunddreißig Jahre her ſind, daß ich hier von dieſem Hauſe aus als ein junger, ſchmucker Menſch auch meine Dame auf den Ball geholt habe? Ihr wißt ja, unſer Vater war Oberamtmann hier, wie jetzt mein Bruder, Eugeniens Vater.

„Ein andrer Burſch war ich damals als jetzt, das kann ich euch ſagen, ſchlank und gerade wie ein Grenadier — hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte mich der alte König einmal zum Reiter gemacht — und friſch und geſund; kein Waſſertropfen wär' auf mir ſtehen geblieben. Ich war in den Ferien daheim, hatte den Preis für eine Arbeit bekommen, Ordnung gehalten mit meinem Geld wie in meinen Studien, obſchon ich überall ein flotter Kerl war. — Merkt's euch, ihr Buben da! dann kommt man anders nach Haus, als ſo ein Lump und Nichtswiſſer von Student, der ſich daheim in allen Ecken herumdrückt und dem Vater nicht mehr kecklich vors Geſicht darf, wenn der in ſeine unbezahlten Rechnungen geſchaut hat. Ich durfte meinem Vater unter die Augen treten! Und als ich zum erſtenmal wieder zu Hauſe am Tiſche ſaß, nach der Preisarbeit, da machte mir der Vater Platz neben ſich, ſchenkte mir ein mit eigener Hand und ſagte: ‚Frau, daß du's weißt, der Gottlieb trinkt von nun an aus meiner Bouteille‘! — Na, Buben, was meint ihr? glaubt ihr nicht, daß einem das heute noch wohl thut?

„Aber um auf den Ball zu kommen, ſo wurde an dieſem ſelbigen Tage, unſer Herr war eben erſt zur Regierung gekommen, hier ein feſtlicher Ball veranſtaltet zu Ehren ſeines Geburtstages. — ‚Gottlieb,‘ ſagte meine Mutter zu mir, ‚Gottlieb, jetzt gehſt du hinauf auf den Rauhenſtein und ladeſt die gnädigen Fräulein von Schleppengrill auf den Ball!‘ — Dazumal wohnte nämlich auf dem Rauhenſtein ein alter, lahmer

Baron von Schleppengrill mit Familie, ſie ſind jetzt alle ausgeſtorben; an wen iſt wohl das Gut verkauft?“

„An einen Herrn Oswald, glaub' ich,“ antwortete Eugenie, die es ſehr wohl wußte, zögernd und hocherrötend.

„Alſo die Fräulein von Schleppengrill ſollt' ich holen,“ nahm der Onkel ſeinen Faden wieder auf. ‚Frau Mutter, das thu' ich nicht,‘ ſagt' ich — das braucht ihr nicht nachzuahmen, Buben, es war das ein Ausnahmsfall — ‚das thu' ich nicht; die Fräulein ſind alt und wüſt, und die ganze Familie hat mich immer hochmütig behandelt.‘ — ‚Ei was, jetzt werden ſie höflich ſein,‘ meinte meine Mutter; ‚der alte Herr hat von deiner Preisarbeit gehört, und daß du ſo geſchickt ſeieſt; er hat ſelber den Vater nach dir gefragt; gib nur acht, ſie ſind diesmal gewiß artig.‘ — ‚‚Iſt mir eins,‘ ſagte ich, ‚jetzt will ich erſt nicht, warum ſind ſie nicht vorher höflich geweſen! — Seien Sie nur ruhig, Mama,‘ — damals war's noch nicht der Brauch, daß man die Eltern ohne weiteres duzte, iſt erſt mit der Revolution aufgekommen — ‚ſeien Sie nur ruhig,‘ ſagte ich, ‚ich will ſchon eine Tänzerin bringen.‘

„So hetzt' ich denn meines Vaters Amtsſubſtituten hinüber auf den Rauhenſtein; — dem war's noch eine Ehre, und ich wußte, wenn die Fräulein gern tanzen wollten, ſo gingen ſie auch mit dem. Ich aber ging hinaus in die Vorſtadt, Hagenau zu.

„In der Vorſtadt da wohnte in einem kleinen Häuschen der Herr Vetter Extraprobator. Wie wir eigentlich verwandt geweſen ſind, weiß ich ſo genau nicht; ich glaube, ſeine Mutter war ein zugebrachtes Kind aus der erſten Ehe meiner nachmaligen Stiefgroßmutter; — genug, man hieß ihn eben Herr Vetter. Der Herr Vetter war von jeher etwas ſchwach im Geiſte geweſen; ſeit dem Nervenfieber, wie ſeine Frau behauptete, war er immer noch ſchwächer geworden, und lebte nun von einem kleinen Ruhegehalt allhier, wo es damals wohlfeil zu leben war und wo ſie den Genuß eines Bürgerſtückchens hatten.

„Die Frau Baſe, des Herrn Vetters Frau, war eine grundgeſcheite Frau; ſie erhielt ihren Mann in Ehren, ſo dumm er war, und machte ihm ſeine alten Tage behaglich mit ſparſamen Mitteln. Ihr einzig Kind, die Gertrud, war fort geweſen als Hausjungfer; im Dienen, ſagte man dazumal noch, heutzutage würde man ſagen ‚in einer Stelle zur Unterſtützung der Hausfrau‘. Wie dem auch ſei, die Gertrud war mir und auch andern Leuten ſo reſpektabel wie eine Königin. Daheim bei uns hatte gar niemand an ſie gedacht, da die Frau Baſe in noblem Stolz ſich immer zurückhielt von den vermöglichen Verwandten. Ich aber dachte an ſie; ich hatte ſie ſchon etlichemal im Vorbeigehen geſehen, ſeit ich in der Vakanz war.

„Hinter des Herrn Vetters Hauſe war ein ganz kleines Gärtchen, ſo ſchön gepflegt und erhalten wie ein Paradiesgärtchen; es blühte da prächtig zuſammen mit ſpäten Nelken, Levkojen und Herbſtroſen. Gertrud aber ruhte nicht in einer Geisblattlaube, wie's in den Romanen der Brauch iſt; nein, ſie ſtand in einem alten Barchentkleidchen an einem Waſchzuber, den ſie, weil's im Häuschen ſo eng war, herausgeſtellt hatte, und wuſch. — Das that aber nichts zur Sache — nichts für ungut, Mädchen! aber ſo eine kommt nur alle hundert Jahr einmal auf die Welt; — eine prächtige Geſtalt, wie eine Herzogin, ſolche wundervolle Haare, Augen wie Sonnen, und Gott weiß, wie ſie's angegriffen hat, daß ſie mit all dieſer hellen Pracht von Schönheit doch ſo ſanft und ſo demütig ausgeſehen hat!

„Sie wandte ſich um, als ſie mich kommen hörte, und blickte mich an. — So kann einen niemand mehr grüßen auf dieſer Welt wie ſie. ‚Gertrud,‘ ſagte ich, ‚heute abend iſt Königsball, und du mußt meine Ballkönigin werden.‘ — ‚Iſt's dein Ernſt?‘ fragte ſie, und gab ſich gar keine Mühe, ihre helle Freude zu verbergen. Das arme Kind war achtzehn Jahre alt und hatte noch ſelten erfahren dürfen, daß ſie jung war. Mit der Mutter hatten wir einen ſchweren Stand, bis ſie's erlaubte. ‚Ich zweifle wirklich,‘ ſagte ſie endlich nach ihrer klugen Weiſe, „ob's der Papa zugibt, er iſt ſo eigen in dieſen Sachen.‘ Der Papa, du lieber Gott, der war froh, wenn man ihn in Ruhe ließ. Als ich ihm den Fall vortrug, ſagte er ſehr bedächtig: ‚Ich habe über die Sache bereits der Mutter meine Anſicht mitgeteilt.‘ — Nun kurz und gut, ſie mußten nachgeben.“

„Aber, Onkel, wie war's möglich, daß die Gertrud noch einen Ballanzug herrichten konnte?“

„Das war ihre Sache; ich ſage euch, wenn ihr heut in dem euren nur den zehnten Teil ſo ſchön ausſeht, wie ſie ausgeſehen hat, ſo dürft ihr Gott danken.

„Kam alſo der Abend; ich ließ die Mama auf dem Glauben, daß ich die Fräulein von Schleppengrill abhole, und putzte mich.“

„Recht ſchön, Onkel?“

„Will's meinen; anders als die Burſche heutzutage, die ſich nicht entblöden, im Ueberrock zu tanzen; da hätte zu meiner Zeit ein Frauenzimmer mehr auf ſich gehalten, als daß ſie mit ſo einem getanzt hätte. Milchweiße ſeidene Strümpfe hatte ich an und kurze Suwarowſtiefel mit roten Kappen, und kurze Hoſen von echtem Nanking; eure Burſche jetzt, die Waden haben wie eine kranke Lerche, die können freilich ſo etwas nicht riskieren, — und eine geſtickte Weſte nebſt einem blauen Frack vom feinſten Tuch, die Elle hat neun Gulden gekoſtet, und ich hatte ihn mir ſelbſt angeſchafft von dem Preis.“

„Aber die Gertrud?“

„Nun, ein weißes Kleid brauchte damals keinen ſolchen Umſtand und war nicht ſo weit wie ein Kirchenrock; aber ſchön geſtickt war das Kleid der Gertrud von ihrer eigenen fleißigen Hand; ſie hatte es mit grünen Epheublättern garniert, und grüne Epheublätter trug ſie in ihren prächtigen Haaren, die griechiſch aufgewunden waren, dazwiſchen eine echte Perlenſchnur, und Perlen um den Hals — ſo ein Schmuckſtück fand ſich damals in jeder honnetten bürgerlichen Familie — es kann gar nichts Schöneres mehr geben als dieſe Jungfrau . . .“ Der gute Onkel mußte wieder eine Priſe nehmen und konnte lange nicht mehr fortfahren; er bemerkte auch nicht, wie bei ſeiner langen Erzählung mit den vielen eingeſchalteten Sätzen da und dort eins von ſeinen jungen Zuhörern ſich fortgeſchlichen; nur Eugenie hörte ihm noch mit wahrem, lebendigem Intereſſe zu.

„Meine Eltern und Schweſtern waren ſchon im Saal,“ hob er endlich wieder an, „auch die Schleppengrillen mit dem Subſtituten waren bereits angerückt in unmäßigem Staat, mit Schäferhütchen und Turbanen; — wie aber die Thür aufging und ich hereintrat mit meiner Dame in all der hellen Pracht ihrer Jugend und Schönheit, da hättet ihr ſehen ſollen, wie ſie aufſchauten!“

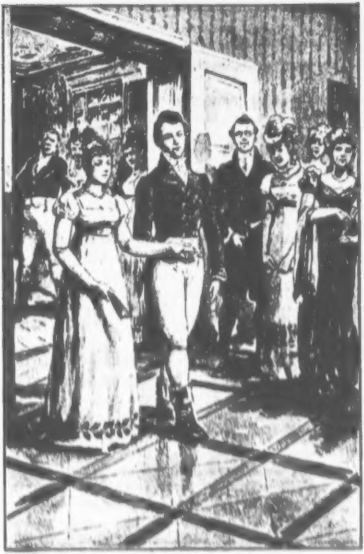
„Wie in dem Märchen vom Aſchenbrödel, Onkel?“

„Meinetwegen, ja; — ‚iſt das des Extraprobators Gertrud?‘ — fragte eins das andre. Ja, die war's! Und wir tanzten Menuett und Ecoſſaiſe, nichts Schöneres, und die Mama hatte auch nichts mehr dagegen . . .“

Eugenie bemerkte jetzt, daß Jeannette ſich weggeſchlichen, um den Anfang ihrer Toilette zu machen. Da trat die Mutter mit ſehr ernſtem, trübem Geſicht herein, das nicht ausſah wie eine Ballvorbereitung. „Es iſt keine Hoffnung mehr bei der Kranken,“ ſagte ſie, als ſie den Onkel kurz und herzlich gegrüßt, und brach in Thränen aus, „es kann heute nacht noch zu Ende gehen; die armen Kindlein, der arme Mann!“

„O, iſt's möglich?“ fragte beſtürzt Eugenie, deren Gedanken eben wieder von dem Ball aus den alten Tagen zu dem heutigen Balle gewandert waren, und die ſo ziemlich die kranke Frau vergeſſen hatte.

„Es iſt gewiß,“ ſagte die Mutter traurig; „ich werde die Nacht bei ihr wachen.“ In dem Augenblick kamen Hedwig und Jeannette, um mit Vorſicht den Ballſtaat zu holen. Die Mutter teilte ihnen den traurigen Stand der Krankheit mit. „Daß von uns nicht die Rede ſein kann auf einen Ball zu gehen, ſolange eine Hausgenoſſin in den letzten Zügen liegt, werdet ihr natürlich finden,“ fuhr ſie fort. „Frau Lenz war ſo freundlich mir anzubieten, daß ſie euch mitnehmen wolle; ich ſtelle es euch frei; von dir, Eugenie, nehme ich an, daß du ſelbſt nicht daran denkſt, zu gehen.“



— ‚iſt das des Exprokurators Verlobte?' — fragte eins das andre. (S. 218.)

„Ich würde ſehr gern zurückſtehen, Tante,“ verſicherte Jeannette geläufig; „ich kann dir verſichern, die Freude iſt mir eigentlich ganz genommen; — nur denke ich — da ich die Frau ſo gar nicht näher kenne, — es — es könnte ſie alterieren, wenn ſie zufällig erfahren ſollte, daß ſie uns um das Vergnügen gebracht hat . . .“

„Na, gnad' Gott deinem Mann!“ brummte der Onkel für ſich; „um Ausreden biſt du nicht verlegen, wenn ſie auch diesmal etwas dumm ſind.“

„Ich bliebe auch gern da, Tante,“ begann Hedwig einen Entſchuldigungsverſuch, „wenn — wenn ich mich nicht ſo gefreut hätte.“

„Geh immer hin!“ ſagte die Mutter lächelnd, ihre Stirn ſtreichelnd. „Katharine bringt einen großen Korb zu euren Kleidern; ihr könntet euch auch ankleiden bei Frau Lenz.“

Eugenie legte ſchweigend ihre Schleifen und Kornblumen in ein Körbchen und trug ihr Kleid hinaus; ſie hätte ſich geſchämt ſehen zu laſſen, wie nahe ſie dem Weinen war; ſie ſchämte ſich auch, als in ihrem Stübchen die Thränen nun doch unaufhaltſam floſſen, aber ſie konnte nicht anders.

Die Fenſter des Ballſaals im Gaſthof zur goldenen Krone waren hell erleuchtet; man konnte von den Fenſtern der Oberamtei aus noch die Helle ſehen und den fernen Klang der Tanzmuſik hören. Unten vernahm ſie niemand, wo hinter geſchloſſenen Läden das trübe Lichtchen der Krankenſtube hervorſchimmerte; auch oben brannte noch ein Licht in dem großen Zimmer, von dem man hinunter ſehen konnte nach dem Gaſthof. Da ſaß Eugenie, die unmöglich ſchon zu Bette gehen konnte, obgleich der Vater ſich zur Ruhe gelegt hatte und der Onkel noch ein wenig ausgegangen war, um einige Bekannte in der Krone zu ſprechen.

Wir können es nicht leugnen, Eugenie, obwohl ein vernünftiges Mädchen, hatte lange an dem offenen Fenſter gelehnt;

hatte nach den Lichtern geſpäht, nach den flüchtigen Tönen der Muſik gelauſcht, ſogar getrachtet, ob ſich unter den Schatten, die dort am Fenſter vorbeihuſchten, nicht eine Geſtalt unterſcheiden ließe. — Die Tanzmuſik ſelbſt ließ ihr junges Blut nicht ganz unbewegt, es war ein Vergnügen, das ſie ſelten genießen konnte; aber mächtiger war doch die Frage: war er da? mit wem wird er reden? wird er mich wohl vermiſſen? Endlich hatte ſie das Fenſter geſchloſſen und ſich geſetzt; es war gar ſtille um ſie. Sie dachte, wie ihr ſo nahe eine Seele vielleicht den letzten Kampf kämpfe, den furchtbar ernſten Schritt thue in die dunkle, unendliche Ewigkeit. Es war eine gute, ſtille Frau geweſen, die Kranke unten; ſie hatte ihrem Manne, ihrem Kindlein, ihrer Pflicht gelebt, frommen und einfältigen Herzens; wie ſeltſam, wie unheimlich faſt kam Eugenien der Ballſaal vor, wenn ſie ihn im ſtillen verglich mit dem Sterbekämmerlein, wo die Kranke, die ſie heute abend geſehen, ſo ſtill mit gefalteten Händen dalag.

Sie dachte an ihn, den ſie gehofft zu ſehen; man ſagte, er habe ſein Gut verpachtet und gehe auf ein paar Jahre nach England; dann ſah ſie ihn vielleicht nie wieder. Sie blätterte in dem Geſangbuch, in dem die Mutter dieſen Abend geleſen, eh' ſie ihre Nachtwache antrat; ſie ſchlug auf und traf die Worte:

Der beſte Will' iſt Gottes Will',
In dieſem ruht man ſanft und ſtill;
Begib dich allzeit friſch hinein,
Begehre nichts als nur allein,
Was Gott gefällt.

Wie hatte ſie denn ſo vergeblich ſich grämen können? Wenn es Gottes Wille war, daß ſie ihn wieder ſehen ſollte — weiter wollte ſie noch nicht denken — lag es dann nicht in Gottes Hand, ſie zuſammen zu führen? Es wurde gar ſtille in ihr; das Leben der jungen Frau unten, all ihr eigenes Sein und Leben konnte ſie recht zuverſichtlich in Gottes Hand legen, und ein Frieden zog durch ihre Seele, ein ſtilles, herzinniges

Glück, wie ſie es nie empfunden in Licht und Glanz des Ballſaals. — Draußen tönte die Klingel; ſie fuhr auf und eilte hinaus; war es die Mutter mit der Todeskunde? Es war der Onkel, der vom Gaſthaus zurückkam.

„Es war nichts,“ ſagte er etwas verdrießlich; „vernünftige Leute können einander nicht recht ſprechen neben ſolchem Gethu; aber wenn du nicht ſchläfrig biſt, und du bringſt mir ein Gläschen von deiner Mutter Stachelbeerwein, ſo bleibe ich noch bei dir.“

Eugenie bediente den Onkel und ſaß gemütlich neben ihm auf dem Sofa; wer da drüben geweſen, das konnte ſie trotz aller Mädchendiplomatie nicht herausbringen, — der alte Herr lebte in vergangenen Zeiten.

„Es war mir ſeltſam zu Mute da drüben,“ geſtand er dem jungen Mädchen; „es iſt noch derſelbe Saal.“

„Und haſt du noch oft mit der Gertrud dort getanzt?“ fragte Eugenie etwas ſchüchtern.

„Nie mehr,“ ſagte der Onkel faſt feierlich. „Siehſt du,“ hob er wieder an, „heut nacht iſt mir's nun gerade, als ſollt' ich dir alles erzählen. — Es iſt kurz beiſammen — und wenn dir ein verlorener Ball ein bißchen weh gethan hat, ſo kannſt du ſehen, daß man oft auf mehr verzichten muß als auf einen Ball.

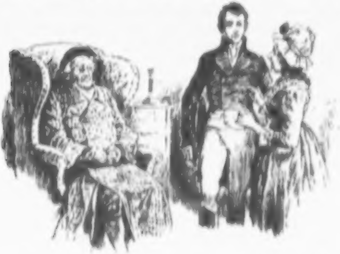
„Noch eh' ich die Gertrud auf den Ball geführt, an welche bei mir daheim überhaupt niemand dachte, hatte mir mein Vater ein feierliches Ehrenwort abgenommen, daß ich mit keinem Mädchen vom Verlieben und Verloben ſprechen wolle, bis ich mein eigen Amt und Brot habe, — ‚frühe Verlobungen taugen den Kuckuck nichts,‘ meinte er — ‚wenn du aber ſo weit biſt, daß du auf eigenen Füßen ſtehen kannſt,‘ hatte er geſagt, ‚ſo wähl' mit Gott! Du ſollſt einen guten Rat haben, wenn du willſt; aber ich verſpreche dir, daß ich auch deine freie Wahl ehren will, und die Jungfrau, die du mir bringſt, ſoll uns als Tochter willkommen ſein.‘ — Mein Vater hatte oft etwas Feierliches in ſeiner Redeweiſe.

„So hatte ich denn mit der Gertrud kein einziges Wort geſprochen, als was Vetter und Baſe zuſammen reden dürfen. Die Ausſichten auf Anſtellung waren dazumal auch lang, und man dachte gar nicht daran, daß ſich ein Student verloben könnte. Auch wir dachten nicht ſo weit; nur eine rechte Freude hatten wir aneinander, ſo oft wir uns ſahen. Als ich auf die Univerſität zurückkehrte, gab ſie mir ein Wanderſträußchen mit auf den Weg: Immergrün und ein Spätröschen. In den Oſterferien ſagte mir die Mutter, Gertrud ſei wieder fort als Weißzeugverwalterin in eine große Fabrik. Das wird auch anders werden, dacht' ich bei mir, und ſtudierte und ſchaffte, als gält's, Miniſter zu werden. — Wenn dir einmal einer ſagt, er habe dich gern, Mädchen, ſo paß zuerſt auf, ob er daneben ſein Studium recht und tüchtig betreibt, oder was ſonſt ſein Geſchäft iſt auf der Welt; thut er das nicht, ſo laß ihn laufen; eine Liebe, die einen faul macht, die iſt nichts nutz.

„Als ich im Herbſt wiederkam, brachte ich einen Brief mit vom Profeſſor Schemmeler, des Vaters Jugendfreund und Faktotum; der ſtrich mich ſo heraus, daß der Vater mir ſeine goldene Uhr ſchenkte. Ich war voll lauter froher Hoffnung und konnte es diesmal faſt nicht erwarten, bis ich zu dem Häuschen in der Hagenauer Vorſtadt hinauskam. Noch ein Jahr, und ich hatte abſolviert und doktoriert; wer weiß, ob nicht da ſchon der Vater ein bißchen weich gab, denn das eigene Brot konnte dann in keinem Falle mehr weit ſein. Auch fiel mir erſt ein, daß ich nur verſprochen, mit keinem Mädchen vom Verloben zu reden; wenn ich gegen eine Mutter ein Wörtchen fallen ließe, ſo war's am Ende keine Sünde.

„Unter ſolchen Gedanken kam ich zum Häuslein des Vetters. Alle Wetter, war's da aufgeputzt! Es ſtand ein neuer Lehnſeſſel im Zimmer mit grünem Saffian und goldenen Nägeln; in dem ſaß der Herr Vetter in einem prachtvollen Schlafrock von geſtepptem Kupferzitz; kam die Frau Baſe in einer Spitzenhaube und einem ſeidenen Kleid. ‚Was iſt bei Ihnen los, Frau Baſe?' fragte ich, war mir aber nichts Gutes vor.

— ‚Wiſſen Sie's denn noch nicht, Herr Vetter? Unſre Gertrud iſt ja Braut mit Herrn Huzelberger, dem Aſſocié des Herrn Fehringer, bei denen ſie im Hauſe war. Nicht wahr, ſo ein Segen kommt nicht oft über ein armes Mädchen! Und da ſehen Sie, wie generös der neue Herr Tochtermann iſt! Und unſer Fritzle kann jetzt ſtudieren, und unſern Gottloble nehmen ſie ins Geſchäft. Heute abend noch erwarten wir ſie.' — Sie fand gar kein Ende. Ich aber machte, daß ich weiter kam. Ob ſie etwas gemerkt hatte, weiß ich nicht; ich glaub's, denn ſie war ein geſcheites Weib. Meine Mutter hat's gemerkt, das ſah ich an ihrem Geſicht, als ich wieder heim kam; aber ſie that mir die Liebe und ſagte nichts." Der Onkel war lange ſtill.



„Haſt du ſie nicht mehr geſehen?" fragte Eugenie ſchüchtern.

„Warum nicht?" ſagte der Onkel in faſt rauhem Ton; „hat ſie doch Brautviſite gemacht bei meinen Eltern in einem grünſeidenen Kleid und einem langen weißen Shawl, der ſechzig Gulden gekoſtet, und einer goldenen Uhr mit Perlen eingefaßt, und einer goldenen Erbſenkette!"

„Und wie war der Bräutigam?"

„Wie wenn ihn der Dreher von verlegenem alten Buchsbaumholz gedreht hätte; nicht jung und nicht alt, nicht warm und nicht kalt, der langweiligſte Kerl auf Gottes Erdboden.“

Nach einer Pauſe fragte Eugenie ſchüchtern, wie um den Onkel zu beſänftigen: „Aber brav und rechtſchaffen war Gertrudens Bräutigam?“

„Brav und rechtſchaffen? nun ja meinetwegen, das iſt ſeine verfluchte Schuldigkeit!“ brummte der Onkel immer noch ungnädig. „Aber langweilig war er, auch in ſeinem Geſchäft war kein friſches Regen und Bewegen. Als meine Mutter erwähnte, daß Gertrud ſo ſchön ſinge, und fragte: ‚Der Herr Vetter werden auch ein Inſtrument ſpielen?‘ da ſagte er mit einiger Verlegenheit: ‚Ich trommle zuweilen zu meinem Vergnügen auf dem Dachboden; es iſt das ein Inſtrument, das ſich ſelten verſtimmt und bei dem man zugleich Motion hat.‘ — Habt ihr auch ſchon einen Kerl geſehen, der zu ſeinem Vergnügen trommelt?“

„War Gertrud glücklich?“

„Dummheit! wie kann denn ſo ein Mädchen glücklich ſein mit ſo einem hirſchbeinernen Langweiler, wenn ſie einen Burſchen wie *mich* gekannt hat!“

„Aber zufrieden?“

„Ja, ja, ſie war immer wie ein Engel!“ rief der Onkel, ungeduldig, daß er ſeine Weichheit nicht unterdrücken konnte; „ſie ſah mich an mit dem ſanften, ſchönen Blick, mit dem nur ſie einen anſehen konnte; ſie bot mir die Hand und ſagte: ‚Nicht wahr, du wünſcheſt mir Glück und meinem Bräutigam auch, der ſo gut iſt und meinen Eltern das Alter ſo leicht macht?‘ — Nun, das hätt' ich ja meinetwegen auch gethan; dem alten Extraprobator hätte nichts ſollen abgehen, wenn ich auch nicht gleich Saffianſtühle hätte polſtern laſſen können; auf einem Barchentüberzug wäre er nicht ausgerutſcht! Aber freilich, warum hatt' ich nicht reden dürfen!“

Der Onkel ging raſch im Zimmer auf und ab, und Eugenie mußte im ſtillen denken, der Mama Stachelbeerwein gehe gewaltig auf die Neige; ganz in Gedanken ſchenkte er das zierliche Gläschen einmal ums andre voll.

„Iſt's gut gegangen?" fragte endlich Eugenie leiſe.

Der Onkel ſetzte ſich ruhig neben ſie und ſagte langſam, faſt feierlich: „Das will ich dir ſagen, Mädchen, wie's gegangen iſt. Was ich da erzähle, war im Herbſt; im Frühling ſollte die Hochzeit ſein. Der Bräutigam, der Herr Huzelberger, wollte zuvor noch ein neues Haus bauen. Ich arbeitete nun erſt wie toll, Tag und Nacht, um mein Examen noch ein halbes Jahr früher zu machen; ich hatte mich engagiert, den jungen Baron von Holſt auf Reiſen zu begleiten — ich wollte gern recht weit fort ſein. Das Examen war glücklich vorüber, und ich ſchickte mich an, nach Hauſe zu gehen, um mich zur Reiſe zu rüſten; es freute mich nichts auf der Welt recht — da klopft's an meine Thür, wer meinſt du, daß hereinkam?"

„Gertrud!?" rief Eugenie erſtaunt.

„Warum nicht gar!" brummte der Onkel; „der Bräutigam war's, der Herr Huzelberger; er ſah aber nicht ſo gebügelt aus wie ſonſt, hatte auch nicht ſeine ſieben Cachets an der Uhr hängen. Was in aller Welt wollte er bei mir? Seine Fabrik lag freilich nicht weit von der Univerſitätsſtadt, aber er hatte mich noch nie beſucht und ich ihn noch ſeltener.

„‚Herr Vetter,' hub er an, ‚ich wende mich an Sie in einer traurigen Familienangelegenheit, wo ich ſelbſt nicht den Mut habe zu reden.' — Was konnte das ſein? — ‚Mein Aſſocié hat Bankerott gemacht,' fuhr der Mann mit ruhiger Deſperation fort; ‚er hat mich betrogen wie alle Welt. Alle meine Erſparniſſe, das Reſultat meines ganzen Lebens, ſind verloren, ich muß von Grund wieder anfangen. Der Chef eines Handelshauſes in H., der weiß, wie unſchuldig ich bei der Sache bin, hat mir eine Stelle als Buchhalter mit 800 Gulden Gehalt angeboten; ich nehme ſie an — aber das iſt keine Zukunft, die ich meiner Braut anbieten darf. Sehen kann ich ſie nicht mehr!' — Ich muß ſagen, dem armen Mann war das Herz recht ſchwer, als er das ſagte, — ‚aber ich hörte, daß Sie nach U. reiſen; wollen Sie, Herr Vetter, in eigener Perſon oder durch Ihren Herrn Vater Gertruden und ihren Eltern mitteilen, daß ich ſie ihres Wortes förmlich und feierlich entbinde; daß ich unſre Verbindung als aufgelöſt betrachte und mich aller weiteren Anſprüche enthalten werde; daß ich fernerhin‘ — daran mußte der Kaufmann natürlich denken — ‚ſie bitte, alle die kleinen Pretioſen und ſonſtigen Wertgegenſtände, die ich ihr in der Zeit unſres Brautſtandes verehrt, als Andenken zu behalten, da es mir auch ohne dies möglich ſein wird, ſämtliche Paſſiva zu decken, die noch an meiner Perſon haften möchten.‘

„Gott weiß, der arme Mann dauerte mich von Herzen; ich ließ vom beſten Markgräfler kommen und wartete ihm auf; er wollte aber nichts nehmen. Ich verſprach ihm, alles ins reine zu bringen, und hatte nie zuvor ſo freundlich und reſpektsvoll von ihm Abſchied genommen wie jetzt, wo er bankerott war. Ich hatte zuerſt kein fröhliches Herz und mußte viel an den armen Mann denken, wie ich ſo heimwärts ritt. Aber es war herrliches Frühlingswetter, grüne Wieſen und Felder und Lerchengeſang; nach und nach kam mir denn doch alles anders vor. Es war ja ſichtbar Gottes Finger, daß Gertrud frei wurde von dem Mann, der ſo gar nicht zu ihr paßte; für ihn war es auch beſſer, wenn er frei und allein blieb, eine Familie hätte ja nur ſeine Sorgen vermehrt.

„Und als ich daheim mein Pferd durch einen Buben in die Stadt führen ließ und dem Häuschen zuging in der Hagenauer Vorſtadt, und als ich Gertrud allein daheim traf und ſie bat, mit mir in die Laube zu kommen; als ſie ſo neben mir ſaß in all ihrer Schönheit — o, da war mir's ſo leicht, ihr alles darzuſtellen als eine Schickung vom Herrn, der ihr Herz wieder frei gebe, das ſie nur aus Pflicht hingegeben; und nur ſo leiſe und nebenher erzählte ich von meinen eigenen günſtigen Ausſichten und wie ich ihr wollte das Leben leicht machen und ihre Eltern auf den Händen tragen. Ach, ich ſagte viel mehr, als ich hatte ſagen wollen! mein Herz war ſo voll, und ſie blieb ſo lange ſtill und hatte ihr Angeſicht tief geſenkt.

„Endlich ſah ſie auf und ſchaute mich an ganz ſtill und lange mit dieſen ſchönen, tiefen, dunkelbraunen Augen. — ‚Du glaubſt, ich ſolle ſein Anerbieten annehmen?‘ fragte ſie langſam. ‚Gewiß!‘ ſagte ich, ‚es iſt ſein eigener Wunſch und Wille.‘

„‚Glaubſt du das?‘ — Ich konnte nichts darauf antworten; ſie fragte ſo tief ins Herz hinein. — ‚Und glaubſt du, daß es recht ſo wäre?‘ fragte ſie wieder.

„‚Und möchteſt du,‘ ſagte ſie weiter mit ihrer ſanften innigen Stimme, ‚möchteſt du ein Mädchen lieb haben, um ein Mädchen werben, die einem Manne ihr heiliges Wort gegeben hat, als er reich war und glücklich; die ſeine Güte und ſeine Gaben angenommen, und die ihn allein ließe und verlaſſen, wenn er im Unglück iſt?‘

„Weiß Gott, ich ſaß da wie ein Schulknabe und konnte nichts mehr erwidern. ‚Aber deine Eltern werden nicht mehr wollen,‘ ſtotterte ich endlich, ‚und für ihn ſelbſt wird eine Frau mehr eine Laſt ſein . . .‘ — ‚Das iſt meine Sache zu ſorgen, daß ich ihm keine Laſt werde,‘ ſagte ſie, ‚und die Eltern werden ſich nicht weigern zu geſtatten, was recht iſt.‘ — ‚Und ich gelte dir nichts dazu?‘ rief ich endlich heftig; ‚und daß ich dich ſeit Jahren im Herzen getragen, lang eh' dich dieſer Handelsmann gekauft hat, das rechneſt du für nichts?‘ Da hat ſie lange und ſtill geweint. — ‚Das alles,‘ ſagte ſie endlich leiſe, ‚habe ich überwinden müſſen, eh' ich das erſte Ja geſprochen. Für dich wie für mich möchte ich Gottes Segen und Frieden, der denen wird, die thun, was ſie für Gottes Willen halten.‘

„Wie lange wir da noch beiſammen geſeſſen, weiß ich nicht; ihr Kopf lag an meiner Schulter; ſie weinte und weinte, und ich dachte immer, vielleicht dürfen wir miteinander ſterben. Aber man ſtirbt nicht ſo nach Belieben. Sie ſtand auf und legte den Ring wieder in meine Hand, den ich ihr von dem Bräutigam gebracht, und ſagte: ‚Bringe ihm den zurück und ſag ihm, daß ich ſein treues Weib ſein wolle, auch in Sorge und Not. Und du, lieber Gottlieb, nicht wahr, du wünſcheſt mir Gottes Segen?‘

„Daß ich's gethan habe, weiß Gott, wenn ich auch nicht mehr reden konnte.“

Es war ſehr ſtill im Zimmer; niemand hörte auf die fernen Muſiktöne; der alte Mann und das junge Mädchen lebten bei lange vergangenem Lieben und Leiden.

„Daß ich dem jungen Ding da ſo viel ſagen mußte!“ begann endlich faſt ärgerlich der Onkel; „ſo iſt's aber, wenn alte Leute ins Schwatzen kommen.“

„Aber du ſagſt mir doch, wie es vollends geworden iſt?“ bat Eugenie.

„Nun, was iſt da noch viel zu ſagen! Die Alten hätten es gern wieder rückgängig gemacht; wer aber feſt blieb, das war Gertrud. Sie verkaufte ihren Schmuck und den koſtbaren Shawl — ich war ſchon außer Landes, als ſie Hochzeit hatte — und zog mit ihrem Mann in eine Manſardenwohnung; da arbeitete ſie heimlich um Geld. Ich blieb wohl ſechs Jahre fort und verſprach dann dem Baron, die Verwaltung ſeiner Güter zu übernehmen; an einem Amt hatte ich keine Freude mehr. Als ich zurück war, beſuchte ich Gertrud. Wie eine ſchöne Königin in der Verbannung kam ſie mir vor in ihrer Manſarde. Aber wie ich die Treppe hinaufſtieg, hatte ich ſie mit ihrer lieblichen Stimme ein heiteres Liedchen ſingen hören; ſie hatte viele Blumen am Fenſter und ein Vögelein, und zwei ſchöne Kinder ſpielten bei ihr auf dem Boden; da ſah ich denn, daß ſie nicht unglücklich war, noch eh' ich in ihre klaren Augen geſchaut, die ſtill waren und rein und unſchuldig wie Kinderaugen. Ihr Mann kam eben mit ſeiner Trommel vom Boden herunter, wo er ſich vergnügt hatte. Sein Anblick hat mich weniger erquickt, obgleich er ſeelenvergnügt war und ſeine Frau über alle Himmel hinaus pries und mir rühmte, wie er wieder ein paar ganz nette Geſchäftchen gemacht habe, und wie es ſichtbar vorwärts gehe mit ihren Umſtänden.

„Ich habe ihnen ihren Frieden recht von Herzen gegönnt; aber (Gott verzeih mir, wenn es eine Sünde war!) als man die ſchöne junge Frau ein Jahr nachher hinaustrug mit einem Geleite, wie es nicht viele Gräfinnen gehabt haben; als ich wußte, wo ſie ſchlief in der grünen Ecke vom Kirchhof, da war mir's doch noch friedlicher ums Herz. Es iſt vorüber. Aber gute Nacht, Mädchen, gute Nacht! Leg dich zur Ruh! ſonſt wirſt du müder, als wenn du beim Balle geweſen wäreſt.“

Einen Abend lang währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude. Die junge Frau unten war nicht geſtorben; der Arzt gab wieder Hoffnung; durch das geöffnete Fenſter des Nebenzimmers durfte die friſche Morgenluft in das Krankenzimmer eingelaſſen werden, und das ältere Knäblein ſpielte im Garten.

Eugeniens Mutter hatte ſich zur Ruhe gelegt; der Onkel, dem es heute eine gewiſſe Verlegenheit war, mit der jungen Nichte zuſammen zu ſein, der er ſein Herz ſo ganz aufgeſchloſſen, hatte einen Spazierritt unternommen; die drei Mädchen aber ſaßen in der Gartenlaube, wo der geſtrige Ball gründlich durchgeſprochen wurde.

„Wie ſchade, Eugenie,“ meinte Jeannette, die heute ziemlich bleich und verwacht, ganz und gar nicht wie eine Flora ausſah, „wie ſchade, daß die Frau jetzt erſt nicht geſtorben iſt und du ſo vergeblich dabliebeſt!“

„Nun, Gott ſei Dank, daß ſie beſſer iſt!“ ſagte lächelnd Eugenie; „ich kann euch verſichern, mir thut's nicht leid um den Ball.“

„Ach, das iſt dir nicht ernſt,“ rief ungläubig Hedwig „es haben ſo viele Leute nach dir gefragt.“

„Iſt's möglich, wer denn?“ erwiderte Eugenie, bei der jetzt trotz aller Herzensſtille doch eine Neugier aufwachte.

Sie ſchrak zuſammen, als ſie beim Schall von Männertritten aufblickte und, als ſichtbare Antwort auf ihre ſtille Herzensfrage, an der Seite ihres Vaters einen jungen Mann von einnehmendem Aeußern den Gang herabkommen ſah. Jeannette war unglückſelig, daß ſie mit aufgewickelten Haaren und ſo überwachtem Teint überraſcht wurde. Der Fremde ſchien ſie nicht beſonders zu beachten und grüßte zunächſt Eugenie.

„Der Herr Gutsbeſitzer Oswald von Rauhenſtein intereſſiert ſich ſehr für meine kleine Baumſchule,“ erklärte der Oberamtmann etwas eilig ſeiner Tochter, ohne zu beachten, daß der Herr Gutsbeſitzer rot wurde; „Onkel Gottlieb, der ſich am beſten darauf verſteht, iſt leider nicht da und ich bin im Augenblick ſehr preſſiert. Sie verzeihen gütigſt, Herr Oswald, wenn ich inzwiſchen meiner Tochter überlaſſen muß, Sie zu der Baumſchule hinüber zu führen, bis ich wiederkommen kann.“

Herr Oswald hatte ein verſöhnliches Gemüt und war geneigt zu verzeihen; das junge Paar ging in einiger Verlegenheit nach der Baumſchule hinüber, von dem leiſen Kichern der zwei Mädchen begleitet.

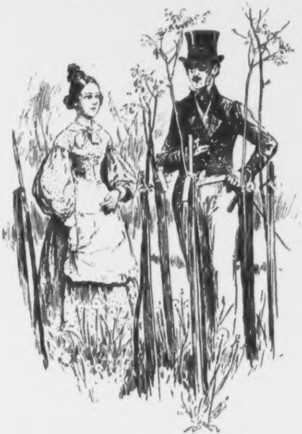
„Haben Sie ſich auf dem Balle gut unterhalten?“ begann Oswald das Geſpräch.

„Das wollte ich Sie fragen,“ entgegnete Eugenie, „ich war nicht dort.“

„Auch ich nicht,“ ſagte er etwas erfreut, wie es ſchien, und Eugenie bemerkte jetzt erſt den Flor um ſeinen Hut; „vor wenigen Tagen iſt mein Bruder geſtorben, ſo war ich nicht zum Balle aufgelegt. Da ich mich aber lange ſchon auf eine kleine Reiſe hierher gefreut hatte, ſo beſchloß ich doch“ — hier wurde er etwas konfus — „die Baumſchule Ihres Herrn Vaters in Augenſchein zu nehmen.“

Es war wirklich merkwürdig, daß der vielgereiſte Landwirt noch nichts Sehenswerteres in dieſem Fache gefunden hatte als die vierundzwanzig Stämmchen des Oberamtmanns.

Eugenie erzählte ihm, warum auch ſie nicht beim Balle geweſen, und ſie vertieften ſich in ein recht intereſſantes Geſpräch über den geringen Wert ſolcher Vergnügungen und wie leicht ſie zu entbehren ſeien im Genuß der ſchönen Natur und nützlicher Thätigkeit, wobei Herr Oswald übrigens doch noch erheiternde Gäſte und kleine Ausflüge als Schmuck des Landlebens gelten ließ.



Sie ſchraken ordentlich zuſammen, als der argloſe Oberamtmann hinter ſie trat und meinte: „Nun, Herr Oswald, das iſt eine Ehre für meine Baumſchule, daß Sie ſie ſo gründlicher Inſpektion wert halten. Mein Bruder Gottlieb verſteht ſich aber noch viel beſſer darauf. Sie müſſen zu Mittag mit uns vorlieb nehmen; dann iſt er zurück und Sie können ſich ſelbſt mit ihm darüber beſprechen."

Herr Oswald machte einige Umſtände; aber es war ihm freilich vom allergrößten Intereſſe, die Bekanntſchaft des Herrn Verwalters zu machen. Die jungen Mädchen hatten jetzt genug zu flüſtern und zu kichern, während Eugenie, ſtocktaub gegen ihre Anſpielungen, emſig den Tiſch beſchickte.

Ein Jahr war vergangen, und wieder wurde rings im Lande des Königs Geburtstag gefeiert mit Böllerſchüſſen, patriotiſchem Gänſebraten und Feſtbällen. In der alten Erkerſtube auf Rauhenſtein ſaß ein junges Paar und ſtieß zuſammen an auf die Geſundheit des Landesherrn.

„Nun, ſoll ich einſpannen laſſen," fragte der junge Ehemann, „und dich zum Balle hinüber führen, zur Entſchädigung für den verfehlten Ball vom vorigen Jahr? Der diesjährige Sprößling des Oberamtsaktuars ſoll ja mit ſeiner Mama ſo gut gedeihen, daß keine Gefahr iſt, wieder geſtört zu werden."

„Wir brauchen keinen Ball," ſagte Eugenie mit hellen Augen; „glaub mir, es war mir wohler ums Herz in der ſtillen Stube voriges Jahr, als auf allen Bällen; und wie viel ſchöner iſt's heute! Ich habe Onkel Gottlieb als Feſtgaſt geladen. Er beſucht uns heut zum erſtenmal; da ſoll er ſehen, daß die lang begrabene Saat ſeines Jugendglücks bei uns in hellen goldenen Aehren aufgegangen iſt."

⁂

Großvaters Brautwerbung.

Ein Familienfeſt.

Umſonſt iſt nichts auf der Welt. Das iſt eine alte Binſen- oder Benſenwahrheit (weiß nicht, was die richtigere Schreibart iſt) und doch wollen ſich die Leute nicht immer dieſer Thatſache fügen; ſie ſeufzen und wundern und beſchweren ſich, daß gar nichts umſonſt ſein ſoll, nicht einmal der Tod, wie doch das Sprichwort behauptet. Muß ja ſelbſt dieſer ſchaurige Gaſt teuer genug bezahlt werden, nicht nur mit Kampf und Thränen, nein, mit klingender Münze für Doktor und Apotheker, für Leichenkutſcher, Leichenbitter und Stolgebühren, für Totengräber und Trauerkleider, für Traueranzeigen und Kränze und Blumen aufs Grab.

Aber auch die Freude, die helle lichte Freude iſt ſelten ein unentgeltliches Geſchenk, wenigſtens wenn ſie mit materiellem Genuß verbunden iſt; ſie muß meiſt erkauft werden mit allerlei Sorgen, Mühe und Schweiß. Sei es nun eine Hochzeit, ein Tauffeſt, ein „angenehmer Abend“, irgend eine frohe Familienfeier, — wie viel Rennen und Laufen, Beraten und Beſinnen, wie viel Seufzer der Hausfrau und — Knurren des Hausherrn, wenn er den Beutel ziehen muß, iſt vorangegangen, ehe die feſtlich geſchmückten Gäſte einziehen dürfen in ſchön bereitete Räume und ſich niederſetzen zum fröhlichen Mahl! Der beſten Hausfrau kann der Preis nicht erſpart werden, der nun einmal an jedem irdiſchen Genuſſe hängt; nur iſt das Geheimnis einer guten Hausfrau, das mehr im Herzen liegt als im Kopf oder in der Hand, — daß man wenigſtens reine Ware für den

Preis bekommt, lautere Feſtfreude, nicht getrübt durch finſtere Blicke des Hausherrn, durch halblautes Anzanken der dienſtthuenden Tochter oder durch Gewitter in der Küche.

Denn die leidige Wahrheit, „es iſt nichts umſonſt", hat ja auch eine erfreuliche Seite: keine Arbeit und Mühe in freundlicher Abſicht und mit gutem Willen aufgewandt, wird vergeblich ſein. Und wie die Hausfrau mit wohlgefälligem Blick ihren ſchön geordneten Tiſch, die heitern Geſichter und den guten Appetit ihrer Gäſte überſchaut und ſich leiſe ſagt: „Gottlob, wir haben uns nicht umſonſt ſo geplagt!" ſo hoffen wir, daß einſt mit Gottes Hilfe all unſre Müh und Arbeit hienieden, unſer Leben und Streben nicht umſonſt geweſen ſei.

Umſonſt auch war es nicht, daß die Frau Doktor Wächter in Rothenfels ſamt ihrem erwachſenen Töchterlein Julie, ihren zwei Dienſtmädchen und einer noch beſonders aufgebotenen Nähterin genäht und gebügelt, gekocht, gebacken und gegärtelt hatte, alles in Vorbereitung auf den Beſuch ihres Papa, des Herrn Konſiſtorialrat Bornſtedt, der ſeinen ſiebzigſten Geburtstag mit ſeinen Kindern feiern wollte.

Nein, umſonſt war's nicht geweſen. Wie einladend wehten im leichten Sommerwind die ſchneeweißen Vorhänge an den offenen Fenſtern des Gaſtzimmers! wie war das Bett des alten Herrn ſo gut gelüftet und geſonnt und bereitet, wie er es liebte! die ſchön geſtickte Vorlage davor und die kleine gewählte Bibliothek auf dem zierlichen Bücherbrett nicht zu vergeſſen. Julie war den ganzen Tag unermüdet, noch etwas Neues herbeizutragen in Großvaters Stube: eine Vaſe mit friſcherblühten Monatroſen auf den Tiſch, einen Flacon mit Eau de Cologne, — der Großvater war ſo ein ſeltener Gaſt. Theodor, der Gymnaſiaſt, der zweite Sproſſe des Hauſes, brachte die Schweſter faſt zur Verzweiflung, indem er ihr immer andre Gegenſtände zutrug, die der Großvater möglicherweiſe auch noch brauchen könnte: einen alten Naſenklemmer, wenn er etwa ſeine Brille vergeſſen hätte, einen Hammer und eine Beißzange nebſt etlichen Nägeln, falls er die Bilder an den Wänden anders hängen wollte, eine Mausfalle zur Sicherheit ſeiner Nachtruhe, einen alten Huſarenſäbel und ſchließlich noch einen zerbrochenen Himmelsglobus, wenn vielleicht der Großvater aſtronomiſche Studien zu machen wünſchte.

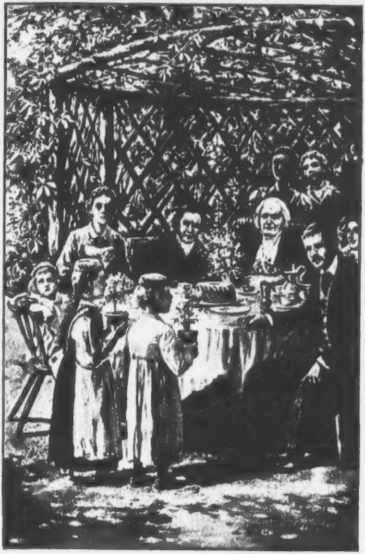
Auch im Wohnzimmer war es ſchmuck und hell; die Bilder der Großeltern mit blauen Kornblumenkränzen verziert, der kleine Hausgarten unten blühte wie ein Paradiesgärtlein, die Wege waren friſch beſtreut mit feinſtem Kies und die große Laube, durch deren grünumwachſene Oeffnung man weit hinausſah in das friedliche Gefilde, ſchön gereinigt, damit man dort Frühſtück und Nachmittagskaffee einnehmen könne, was der Großvater ſo beſonders liebte.

Man würde aber dem Konſiſtorialrat unrecht thun, wenn man ihn für ungewöhnlich anſpruchsvoll und vornehm von Geſchmack halten wollte; er war bei all ſeiner ſichern Haltung, ſeinem für einen alten Mann noch beſonders geordneten, faſt zierlichen Aeußeren ein ſehr beſcheidener und ernſter Mann, der nie überwiegenden Wert auf die Schale des Lebens legte. Aber das iſt wahr, er hatte viel Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit, für harmloſen Schmuck des Alltagslebens, und ſeine Kinder ſuchten, noch mehr als er es verlangte, ſeinen Wünſchen zuvorzukommen.

Es war alles ſo gern geſchehen; allerdings in Abweſenheit des Doktors, der zwar nichts dagegen hatte, wenn man dem Schwiegerpapa alle Ehre erzeigte, der aber ſeinerſeits nicht eben viel auf beſondere Eleganz hielt; er liebte die geſtickten Pantoffel erſt, wenn ſie hübſch hinuntergetreten waren, und den Schlafrock, wenn er ein bißchen ſchmierig und zerriſſen war; ſeine Stube durfte nur einmal des Jahres ordentlich geputzt werden, wenn er auf länger abweſend war, und da noch gab's einen Hauptſpektakel, wenn der Fußboden noch naß war bei ſeiner Heimkunft und die Stühle im Gang ſtanden. Aber wie geſagt, er gönnte dem alten Herrn von Herzen alle Lieb' und Ehre, die man ihm erwies, wenn nur er ſeinerſeits nicht davon beläſtigt wurde. Die einzig rebelliſche Perſon im Hauſe war die alte Nähterin, die bei den Gardinen hatte hilfreiche Hand leiſten müſſen. Sie war etwas wunderlich, die alte Gret, und von der Sorte ſtrenger Frömmigkeit, die nicht begreift, daß, der die Blumen wachſen ließ, auch von uns nicht fordert, daß wir das Leben in düſteres Grau kleiden. „Iſt eine rechte Unnot, daß ſie noch ſo viel Anſtalten machen für den alten Mann, der mit anderthalb Füß' im Grab ſteht,“ bruttelte ſie, „ſo wir aber Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns genügen; iſt ja, als ob der Großmogul käm'!“

Aber ſelbſt die krittliche Gret verſöhnte ſich, als der alte Herr ankam, der ſo würdig und ernſt ausſah bei all ſeiner Freundlichkeit, der für jedes einen guten Gruß hatte und ſo herzlich und ſchön die Abendandacht hielt im Familienkreiſe.

Am folgenden Tag, da mußte freilich das ganze Haus früh bereit ſein, nur die Stube des alten Herrn war mit einem gefeiten Zauberkreis von „Bſcht!“ umgeben. Morgens wurden nämlich die Schmekenbacher erwartet; das war der älteſte Sohn des alten Herrn, Pfarrer in Schmekenbach, mit ſeiner Familie, und die Schmekenbacher waren berühmt dafür, daß ſie das Fabelhafte leiſteten im Frühkommen, obgleich ihr Dörflein in einem ziemlich verborgenen Erdwinkel lag, etliche Meilen entfernt. Richtig, als eben der Doktor aufgeſtanden war und Julchen noch die Zöpfe der kleinen Emilie behandelte, ſiehe da rumpelte ſchon die grasgrüne Pfarrkutſche herbei — das Eiſenbahnnetz erſtreckte ſich nicht bis nach Schmekenbach, — und heraus kam der Pfarrer, eine kräftige, würdige Geſtalt, heraus zwei halberwachſene Mädchen, bei deren Toilette die Mama das Aeußerſte gethan, um ſie den Stadtbäschen ebenbürtig zu machen, heraus der kleine Emil, der ſich durch Geſchrei ankündigte, noch ehe er geſehen wurde, heraus endlich die Frau Pfarrerin, deren rundes blühendes Geſicht ganz wohlhäbig aus dem radförmigen Hut nach der vorjährigen Mode hervorblickte. Lottchen, die älteſte Tochter, die als letzte im Wagen blieb, reichte nun Körbe, Päckchen und Säckchen aller Form und Größe heraus: getrocknete Birnſchnitze für die Frau Schwä-



Noch eh' der köſtlich duftende Kaffee eingeſchenkt wurde, erſchienen zwei allerliebſte Geſtalten vor der Laube in der zierlich nachgebildeten Bauerntracht. (S. 243.)

gerin vom vorigen Jahr, aber noch delikat, Haſelnüſſe für die jungen Vettern, Uebergewänder für den neugekleideten Emil, die Staatshaube der Mama, die ſie den ganzen Weg über auf einer Art Spieß gehalten hatte, damit ſie nicht zerknittert werde. Es wollte kein Ende nehmen mit dem Segen, bis endlich das Lottchen ſelbſt herausſchlüpfte; und nun all das Begrüßen und das Danken und das Erſtaunen, wie das Jettchen ſo groß geworden ſei und das Lottchen ſo ſauber und der Emil ſo brav, alſo daß ſich ſelbſt der Großvater verwundern werde.

Der war ſchon lange wach und angekleidet, aber er hielt ſich wohlweislich droben im Stillen, bis alle die Freudenwellen ſich gelegt hatten und die Geſchenke ſchön geordnet in der Laube lagen. Dann erſt erſchien er, grüßte und ließ ſich begrüßen und wurde endlich von den zwei großen Enkeltöchtern im Triumph an ſeinen reich mit Gaben bedeckten Platz geführt.

Der liebe Gott hatte recht ſchönes klares Wetter zum Geburtstagsmorgen geſchickt, und ſelbſt die Gret mußte ſich freuen, als der blühende, fröhliche Familienkreis um den ſchneeweißgedeckten, blumengeſchmückten Frühſtückstiſch in der Laube ſaß; auch der Doktor hatte nichts dagegen, daß alles ſo friſch, duftig und ſauber war; nur klopfte er zum heimlichen Greuel ſeines Schwiegervaters ſeine Zigarre allzeit neben dem zierlichen Aſchenbecher auf das weiße Damaſttuch aus und ſpuckte auf den Boden. Noch eh' der köſtlich duftende Kaffee eingeſchenkt, der rieſige Hefenkranz zerſchnitten wurde, erſchienen zwei allerliebſte Geſtalten vor der Laube, die zwei jüngſten Doktorskinder, Hans und Linchen, in der zierlich nachgebildeten Bauerntracht des ſchwäbiſchen Unterlandes, aus dem der Großvater ſtammte; ſie ſahen allerliebſt aus mit den friſchen runden Geſichtchen und trugen Blumenſtöcke in den Händen. Die Schweſter hatte hübſche Gratulationsreimlein für die Kleinen verfaßt, und Linchen hatte das ihre gut gelernt; an Hans aber, ſo luſtig und aufgeweckt er unter ſeinem Lederkäppchen vorſchaute, da war alle Müh vergeblich geweſen, ihm auch nur das kleinſte

Reimlein beizubringen; er ſchien den ſchmuckloſen Sinn ſeines Vaters geerbt zu haben. Endlich hatte ihn die Mutter ſo weit gebracht, daß er rufen ſollte: „Vivat Großvater!“ „Wenn du das recht nett ſagſt, ſo bekommſt du ein Kaffeeküchle,“ hatte ſie ihm verheißen. Linchen, das kleine Bauernmägdlein, ſagte denn ganz niedlich ihr Reimlein her und ſtupfte den Bruder, der nun auch ſeine einfache Produktion los laſſen ſollte, aber, — o weh, ſelbſt das war ihm entfallen; „ruf Vivat!“ flüſterte Linchen. „Vivat, ein Kaffeeküchle!“ ſchrie der kleine Kerl, höchſt vergnügt, daß er's gefunden. Nun, der Zweck war auch erreicht, inſofern er allgemeine Heiterkeit erregte, ein Kaffeeküchlein bekam er, die Pfarrkinder ſagten ſiegreich ihren Glückwunſch her, und das Frühſtück nahm ſeinen fröhlichen Verlauf.

Der Feſtkönig ſelbſt, der Großpapa, war ganz ſtill, ſo freundlich er auch den blühenden Kreis ſeiner Kinder und Enkel überſchaute mit dem leiſen Dankgebete: „Mit einem Stab bin ich über den Jordan gezogen, und nun ſiehe, ich bin zu zwei Heeren geworden“; ſein Auge weilte doch noch öfter weit draußen auf dem friedlichen Landſchaftsbilde vor ihm, als ſuche er in der Ferne die eine, die des Feſtes Krone geweſen wäre.

Am Nebentiſchchen, auf dem man die Geſchenke ausgebreitet hatte, um an der Feſttafel frühſtücken zu können, drohte ſich ein Streit zu entſpinnen zwiſchen Julchen, dem Doktorstöchterlein, und ihrem Bäschen vom Land, die beide, ohne voneinander zu wiſſen, dem Großpapa Hausſchuhe geſtickt hatten, über die Vortrefflichkeit ihrer beiderſeitigen Geſchenke. „Schön ſind deine Pantoffeln freilich,“ gab das Lottchen von Schmekenbach zu, „mit dem roten Samtgrund, den ſchwarz und weißen Palmen und der ſchmalen Einfaſſung von Schwanenpelz, aber viel zu elegant für einen alten Herrn, die kann er nur zum Staat vor ſein Bett ſtellen, aber die meinen ſind gut, dauerhaft und warm, braun ſchattiert und mit Wolle gefüttert; die Mama ſagte, das tauge recht für einen alten Herrn.“ — „Ihr kennt aber den Großpapa nicht!“ ſchrie Julchen in großem

Eifer, „der mag nicht nur alles recht und gut, er mag's auch ſchön und zierlich, ſieh ihn nur einmal an! Ich weiß es ja von der Mutter, daß der Großpapa am Feinen und Schönen immer eine Freude gehabt hat!“

„So, ſo,“ ſagte mit einemmal die tiefe, weiche Stimme des Großvaters, der unbemerkt hinter die Mädchen getreten war, „ſo, mein Julchen will mich zu einem eitlen, anſpruchsvollen alten Mann machen!“ — „Ach nein, Großpapa,“ ſagte Julchen tieferrötend, „das gerade iſt ja ſo ſchön von dir, daß du alles um dich und an dir ſo nett und ſauber haſt, deswegen iſt jedermann ſo gern bei dir; du biſt's ja wohl dein Leben lang ſo gewöhnt geweſen!“

„Nein, Kind, das bin ich nicht,“ ſagte der alte Mann mit ernſtem Lächeln, „meine Wiege hat in einem dürftigen Stübchen geſtanden, und die Freude an einer ſchönen Umgebung, am Schmuck des Lebens, hätte mir nahezu gefährlich werden und mich um das köſtlichſte Kleinod meines Lebens bringen können.“

„O Großvater, wie das?“ fragte Julchen verwundert; erſt jetzt fiel ihr ein, wie ſie doch ſo gar nichts von des Großvaters Geſchlecht und Herkunft wiſſe, während die Vorfahren des Vaters, eine lange Reihe von Pfarrers- und Dekansfamilien, oft und viel genannt wurden.

„So, ſo, mein neugieriges Mäuschen möchte gern wiſſen, wie der Großvater die Großmutter nahm?“ fuhr der alte Herr in beſter Laune fort, „nun, dazu kann einmal Rat werden, nur jetzt nicht, wo die Kleinen noch nicht alle ihr Frühſtück haben.“

„Aber auf den Abend, Papa,“ bat die Doktorin; „wir alle wiſſen kaum ſo recht, wie du und Mama zuſammengekommen ſind, die Mama hat mir's nie genau erzählt.“

„Nun, das ſollt ihr wiſſen,“ verſicherte der Vater, „auf den Abend, wenn die Kleinſten, auch unſer Bauernpärchen, zur Ruhe gegangen ſind; der Eltern Geſchichte gehört zum Vermächtnis für die Kinder, und bei mir iſt's ſeit lange ſchon

Zeit, daran zu denken; ihr ſollt erfahren, wie wir zuſammengekommen.“

Die Augen der jungen Mädchen glänzten; auch das Pfarrlottchen hatte ſchon Romane geleſen und hätte gar zu gerne gewußt, ob ſich denn in Wirklichkeit auch ſo etwas begebe, wie's in den Geſchichten ſtand. Bei Vater und Mutter, da wußte ſie's freilich auswendig, da war es gar zu einfach hergegangen. Er war Vikar geweſen im Pfarrhauſe zu Oppelspohn, wo die Mama als beſcheidenes Veilchen aufgeblüht; nach des Vaters Tode war er Amtsverweſer geworden, und es hatte ſich gewiſſermaßen von ſelbſt verſtanden, daß er ſie heimgeführt. Aber beim Großvater, da mußte etwas Beſonderes geweſen ſein! Die Mädchen hatten ſchon allerlei munkeln hören, wie er gleichſam beinahe einmal mit einer Gräfin verlobt geweſen ſei; ſie konnten kaum erwarten, bis der Abend kam.

Morgengewölke.

Der Tag war fröhlich vergangen, der alte Herr hatte die Seinen zum Teil das Feſt allein feiern laſſen und ſich zurückgezogen; jetzt ſaß er heiter in der Sofaecke unter dem Bild ſeiner lieben Frau, das gar ſanft und freundlich aus dem Kornblumenkranz hervorblickte.

Die Kleinen waren zur Ruhe, Töchter und Enkeltöchter ſaßen um den Greis, Julchen auf niedrigem Tabouret zu ſeinen Füßen, Pfarrer und Doktor im Hintergrund, die ganze Scene in blauliche Rauchwolken hüllend. Der Doktor verſchmähte beharrlich den Thee, der heute, dem Großvater zu Ehren, zu beſonderem Vergnügen der jungen Welt, mit reichlichen Zuthaten die Tafel zierte, er labte ſich dafür an Schinken und Bier; die Patienten hoffte er für heute beſorgt zu haben, und war, wie die andern, in allerbehaglichſter Laune, den Bericht des Großvaters zu hören.

„Ich glaube nicht, Kinder,“ begann der alte Herr, „daß ich euch je ein Geheimnis daraus gemacht habe, daß ich meine

Jugend in gar dürftigen Verhältniſſen verlebte. Meinen Vater, der Schulmeiſter geweſen, habe ich kaum mehr gekannt; ſoweit meine Erinnerung geht, lebte ich mit der Mutter in der oberen Stube eines Bäckerhauſes zu Sondlingen, wo der Vater Schulmeiſter geweſen. Verwöhnt bin ich ſomit nicht geworden, und doch kann ich nicht leugnen, daß die Freude am Schönen und Feinen, ein Sinn für den Schmuck des Lebens, was mein Julchen dort an mir bemerkte, mir eigen war, ſolange ich denken kann. Wo hat der Bube aber den vornehmen Gout her! ſeufzte oft meine gute Mutter, und ſo wenig dieſem ‚Gout‘ Nahrung geboten wurde, ich ſah doch, wo ich ihn in etwas befriedigen konnte. Ich brachte Blumen in der Mutter Stube, ich wichſte eigenhändig unſre große Kommode, daß ſie ſchön glänzend wurde, ich gab die wenigen Kreuzer, die ich hie und da vom Schultheißen für einen Botengang erhielt, dafür aus, von wandernden Italienern eine Gipsfigur zu kaufen. Das Pfarrhaus, das ſonſt den Dorfkindern die äußeren Formen gebildeten Lebens darſtellt, bot mir nichts dergleichen. Unſer Pfarrer war ein alter kinderloſer Witwer, von einer trutzigen Magd regiert, die wenig Wert auf Schmuck und Zier des Lebens legte; er war ein guter Herr, der mir auf Bitten der Mutter auch lateiniſche Stunden gab, aber es geſchah nichts bei ihm zur Ausbildung meines Geſchmacks.

„Meine Freundin war die Nähmadel, die alte, bucklige Nähterin, die von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf mit ihrem Nähkiſſen und ihrem Naſenklemmer ein unterhaltendes Wanderleben führte, die eine Menge zu erzählen wußte, und die, was mir noch viel mehr wert war, mir Bücher lieh, allerlei alte wunderbarliche Volksgeſchichten, die mich aus der oft trübſeligen Wirklichkeit in wunderbare Zeiten und Welten verſetzten. Mein liebſtes Plätzchen war ein Holunderſtrauch an der Kirchhofsmauer oder die Rinne zwiſchen unſerm und des Nachbars Dach; da ſaß ich mit meinem Buch und ließ mich die Sonne anſcheinen und träumte mir die wunderbaren Dinge, die ich alle herzaubern wollte, wenn mir des Fortunatus Wünſchhütlein zu teil würde. In den tiefen Sinn der alten Märchen bin ich damals nicht gedrungen, ſonſt hätte ich die Warnung wohl verſtanden, mit der ſie alles ungeheuerliche Glück begleiten, wie in dem tragiſchen Geſchick von Fortunatus' Söhnen und den Kindern der ſchönen Meluſina.

„Es ſchien vorderhand auch die Gefahr nicht zu drohen, daß mir ein abenteuerliches Glück zu teil werden ſollte. Wohl meinte der Pfarrer nach dem Reſultat unſrer lateiniſchen Studien, es könnte am Ende bei mir zum Studieren reichen; meine Wange glühte, mein Herz ſchlug lauter, wenn ich an dieſe Möglichkeit dachte; ich weiß nicht, ob es damals tiefer Wiſſensdrang war, was mir dieſen Gedanken ſo lockend machte, es war wohl mehr der Wunſch, das Leben der Gebildeten zu führen, mein ‚hehlinger Hochmut', wie es meine gute Mutter nannte. Die Mutter aber war zu ängſtlich, es zu wagen, mit ihren dürftigen Mitteln mich ſtudieren zu laſſen. ‚Ich könnte die Kleidung ſchon nicht auftreiben,' meinte ſie, und allerdings in den Röcken vom Vater ſelig, die ſie mir eigenhändig einnähte und kürzer machte, und die ich zu meiner Qual tragen mußte, machte ich keine elegante Figur.

„Das einzige, was ich erlangte, war, daß ich zum Schulſtand beſtimmt wurde.

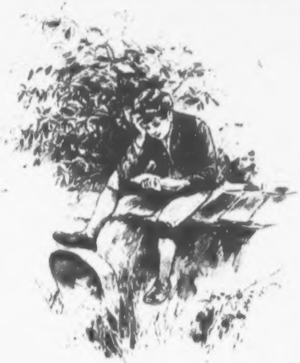
„Mit den erſten, wenn auch mäßigen Zügen aus dem Born des Wiſſens erwachte in mir eine brennende Sehnſucht nach mehr, und Pfarrer zu werden ſchien mir das ſchönſte Erdenlos, noch ehe ich das Pfarrtöchterlein zu Rebhalde erblickt, wohin ich als Schulgehilfe kam.

„Es war zur Zeit des Spätſommers, als ich bei dem wohlmeinenden alten Schulmeiſterspaar eintraf, dem ich zugewieſen worden.

„‚Kommen Sie nur mit, Herr Proviſor!' ſagte der alte Mann, ‚der Herr Pfarrer ſind im Garten, da kann ich Sie gleich vorſtellen; ich habe ohnehin etwas auszurichten.'

„Ich hatte gewaltigen Reſpekt vor einem geiſtlichen Oberhaupte. Auf der Alb, wo ich bei einem Schulmeiſter meine

Lehrzeit gemacht, war der Pfarrer ein zorniger, gewaltthätiger Herr geweſen, vor dem ich ſtets in ſtiller Angſt begriffen war, weil er mich bei jeder Gelegenheit anſchnauzte und immer von dem Gedanken ausging, man könne die Schulmeiſter gar nicht genug ‚drunten halten‘. Da hat mir's denn in der Seele wohlgethan, wie mir im Pfarrgarten zu Rebhalde ein blaſſer, ſanft ausſehender Mann mit freundlichem Gruß entgegenkam. Ein Gruß iſt ſo flüchtig, ſcheint ſo unwichtig, und doch kann ein ſolcher ein Menſchenherz erwärmen oder erkälten für lange Jahre. Ich habe jene erſte Begrüßung des Pfarrers nicht wieder vergeſſen.“



„Das war alſo unſer Großpapa,“ ſagte die Frau Doktorin, „hat die Mama auch ſo freundlich gegrüßt? Wie alt war ſie denn damals?“

„Wohl kaum ſechzehn,“ ſagte der Papa; „ſie ſaß bei der Mutter in der Laube; ob ſie andern ſo ſchön vorgekommen iſt, weiß ich nicht, — mir iſt ſie erſchienen wie ein Engel in dem himmelblauen Kleide, als die Sonne durch die blonden Löckchen ſchien, die wie ein Heiligenſchein ihr zartes, blühendes Geſicht umgaben. Mich dünkte, ich habe nie zuvor ein ſo anmutiges Frauenbild geſehen, — hatte freilich bis dahin auch noch wenig Zeit und Gelegenheit gehabt, in Frauengeſichter zu ſchauen.

„Das Pfarrtöchterlein aber gebärdete ſich wie ein gewöhnliches Menſchenkind, fröhlich und freundlich; die Taſſe Kaffee, die ſie mir bot auf Geheiß ihres Vaters, ſchmeckte freilich wie ſelten eine; ſpäter durfte ich ihr und den Geſchwiſtern helfen beim Obſtabnehmen; es war ein glücklicher Nachmittag. Klärchen war das Herzblatt der alten Schulmeiſterin, keine Spur bei ihr von dem Standeshochmut, der ſich oft gerade bei Pfarrkindern bildet, die ſich unweigerlich als die erſten ihrer Umgebung anſehen lernen.

„Ich habe das Pfarrklärchen immer ſo gefunden, ſanft und herzensgut, einfach und freundlich gegen jedermann; ich glaube nicht, daß ſie ſich je einmal beſonnen hat, wie ſie ſich benehmen wolle, ſie iſt nie ſchnippiſch, ſpritzig und ſpröde geweſen wie manche junge Mädchen, und doch hat ſich nie ein Mann eine kecke Rede oder einen frechen Blick gegen ſie erlaubt, obgleich ſie ſpäter noch unter allerlei Leute gekommen, mein armes Klärchen! Aber ſie war gefeit vor vielen durch den ſtillen Zauber reiner Weiblichkeit.

„Es gab nun manche Gelegenheit, das Pfarrtöchterlein zu ſehen, da ich oft Geſchäfte im Pfarrhauſe hatte; ich ſah ſie auch ohne den Heiligenſchein im ſchlichten Hausgewand, — am ſchönſten aber erſchien ſie mir am Sonntag früh, wenn ſie mir aus des Vaters Stube das Lied brachte, das geſungen werden ſollte, ſchon geſchmückt im roſenroten oder himmelblauen Sonntagskleid im Sommer, an Pfingſten und Himmelfahrt im ſchneeweißen. Von der Orgel, wo ich vorſingen mußte, ſah ich gerade hinunter auf den Gitterſtuhl der Frau Pfarrerin und ſah das helle Kleid heraufſchimmern. Ich glaube nicht, daß ich darüber meine Andacht verloren, — ich konnte von Herzen für ſie beten. — Ich habe damals nicht gewagt, zu bitten, Gott ſolle uns zuſammenführen, — ich war ein blutarmer Menſch, und wie beſcheiden Pfarrers Verhältniſſe auch ſein mochten, die Pfarrtochter ſtand doch unerreichbar hoch über mir.

„Der Pfarrer war immer freundlich gegen mich, und da er bald mein ernſtes Streben erkannte, weiter zu kommen, ſo half er mir in jeder Weiſe durch Bücher und durch Anleitung. Auch durfte ich im Pfarrhaus Lektionen geben: Rechenſtunde den jüngeren Söhnen und der Klara; die Pfarrerin, die ſonſt wenig auf weibliche Gelehrſamkeit hielt, meinte, Rechnen ſei allewege nützlich für Mädchen. Dienstag und Freitag gab ich die Stunden, und ich ſpürte immer ſchon morgens an der beſonderen Freude beim Erwachen, wenn Dienstag oder Freitag war. Ob ich jederzeit ein pünktlicher Lehrer war? — ich weiß es nicht, es kam manchmal, daß ich Klara ihre Tafel zurückgab mit einem ‚ganz recht‘ und die naſeweiſen Buben dann ſchrieen: ‚Iſt erſt nicht recht! Die Klara hat den Bruch nicht recht! Der Herr Proviſor hilft Klara!‘ Im ganzen aber hütete ich meine Augen und meine Lippen ſorgfältig; nur das Glas Wein, das die Frau Pfarrerin mir hinſtellte in jeder Lektion, konnte ich nicht berühren, ſo wohl mir's gethan hätte, da im Schulhaus nur Apfelmoſt getrunken wurde; ich konnte mich nicht ſo wie eine dienende Perſon bewirten laſſen. Auch freute es mich, daß mich Klara immer mit meinem Namen, nie Herr Proviſor anredete wie die andern. Aber die Frau Pfarrerin hatte, wie es ſchien, doch Verdacht geſchöpft; ich war ſehr betrübt und erſchrocken, als ſie mir eines Tages ſagte: ‚Klara kann nicht mehr an den Stunden teilnehmen, es gibt ſo viel im Hauſe zu thun.‘ Ich hatte ein etwas böſes Gewiſſen dabei und nahm mich nun gewaltig zuſammen, damit die Buben nicht merken ſollten, wie langweilig jetzt die Lehrſtunde für mich war.

„Aber,“ unterbrach ſich der alte Herr plötzlich, indem eine Röte faſt jugendlicher Verlegenheit ſein Geſicht überflog, „ich vergeſſe mich und plaudere euch zu lange von der alten Zeit.“ Er hatte bemerkt, mit wie atemloſem Intereſſe die Mädchen, zumal das Pfarrlottchen an ſeinen Lippen hing; da mochte es ihm bedenklich ſcheinen, ob nicht beſagtes Lottchen auch die jungen Schullehrer von Schmekenbach darauf anſehen könnte, ob nicht etwa ein zukünftiger Konſiſtorialrat unter ihnen ſei.

„O nein, Großpapa,“ riefen beide Mädchen eifrig, „jetzt kommt's ja gerade am ſchönſten!“ und die Doktorin legte freundlich ihre Hand auf den Arm des alten Mannes: „Jetzt, Papa, iſt dir einmal das Herz aufgegangen,“ bat ſie, „jetzt laß es heraus, es thut den Mädchen nichts; ſie ſind geſcheit genug, um zu wiſſen, daß nicht jede Idee, die in ein junges Herzchen kommt, gleich der rechte Grundgedanke für die Zukunft iſt.“

„Nun, meinetwegen,“ ſagte der alte Herr, der in Wahrheit jetzt ſelbſt nicht gern abgebrochen hätte, „auf alle Fälle, Kinder, bedenkt, daß ich meinen Herzenswunſch in tiefſter Stille hegte, und daß Klara die heilige Schranke, die um ihr Geſchlecht gezogen iſt, nicht mit einem Wort, mit einem Blick überſchritten hat. Lange Jahre nachher habe ich erſt erfahren, daß auch ihr die Rechenſtunden lieb und wichtig geweſen ſind, daß ſie mir allemal gern das Kirchenlied gebracht, und daß es ſie Thränen gekoſtet, wie die Mutter verſicherte, ſie könne jetzt genug rechnen.

„Es war doch eine glückliche Zeit für mich; das Dachſtübchen im Schulhaus, das mir zugewieſen war, ſchmückte ich mir allmählich ſo ſchön wie nur möglich aus, das Fenſterchen ſchaute hinüber in den Pfarrgarten, und an ſtillen Abenden blies ich Flötenſoli, die wahrſcheinlich ſehr rührend anzuhören waren.

„Da ging mir ein Glücksſtern auf in Geſtalt meines Herrn Vetters und Döte, des Bäckermeiſters Zwieſeler, der mir immer gewogen geweſen war und oft rühmend verſichert hatte: ‚Ich ſag's euch, kein Menſch thät's glauben, was für ein Kopf in dem dürren Hering ſteckt.‘ Dieſer hatte durch eine ſpäte zweite Heirat ein Haus mit Bäckereigerechtigkeit in der Univerſitätsſtadt erworben; er meinte, wenn ich's riskieren wollte und ſtudieren, ſo ſolle es ihm nicht auf ein Kämmerlein in ſeinem Hauſe und auf ein Plätzchen an ſeinem Tiſche ankommen; im übrigen, meinte er, würde ſich's ja wohl vollends erſchwingen laſſen.

„Das meinte ich auch, mir ging die Zukunft goldig weit auf, die hohen Hallen des Wiſſens, der traulich ſüße Garten häuslichen Glücks — nichts ſchien mir unerreichbar.

„Kaum konnte ich reden vor innerer Bewegung, als ich in der Studierſtube des alten Pfarrers ſtand, um Abſchied zu nehmen. Er war ſo herzlich und väterlich mit mir, es mußte doch heraus, was noch nie auf meine Lippen getreten war. Ich mußte ihm ſagen, wie lieb ich ſeine Tochter habe, und wie mein höchſtes Ziel ſei, ſo weit zu kommen, daß ich einmal um ſie werben dürfe. Ich war ſelbſt verwundert über meinen Mut und wagte nicht mehr aufzuſchauen, als ich geſprochen.

„Was der alte Herr, der zu jeder längeren Rede eine Extrabrille aufzuſetzen pflegte, nun zu mir ſagte, das haben ſchon gar viele wohlmeinende Väter und Mütter geſagt, wenn junge heißklopfende Herzen ihre glühenden Wünſche vor ihnen ausgegoſſen, und ſie haben wohl recht gehabt damit, wenn's den jungen Herzen auch weh gethan.

„Es war die alte traurige Geſchichte: wie ſchwer es ſei, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, wenn man ſich zu früh gebunden, wie drückend ein vorzeitig gegebenes Wort für einen Mann werden könne, und wie bitter für ein Mädchen, wenn dies Wort ihn gereue, wenn ſie ſich verlaſſen ſehe oder als eine Laſt für den Mann betrachten müſſe, und wenn nur Pflichtgefühl das Wort löſe, das junge Liebe gegeben. ‚Zudem iſt meine Klara arm, und eine Verſorgung könnte nötig für ſie werden, wenn ich bald ſterben ſollte,‘ ſchloß er.

„Er hat nicht hart und nicht hoch herab mit mir geſprochen, der alte Pfarrer, er hat mich einmal lieber Sohn genannt, und das hat mir wohlgethan im innerſten Herzen. Aber er hat mein heiliges Verſprechen verlangt, daß ich Klara kein Wort über meine Liebe ſagen und ſchreiben dürfe. ‚Wenn Ihnen Gott durchhilft zum Ziel, wenn er Ihnen einen Herd beſchert, an den Sie eine Frau führen können, und Ihr Herz fühlt noch wie heute und meine Klara iſt noch frei, ſo ſollt ihr meinen Segen zuſammen haben, auch wenn ich ihn nicht mehr ausſprechen kann. Bis dahin aber geht eures Weges in der Stille!‘

„Alſo kein Wort und keinen Brief! Ob ich den Mut gehabt hätte, das Wort zu ſprechen, glaube ich kaum. Aber ich beſaß ein himmelblaues Heft, darin hatte ich ſeit Jahren ſchon mit meiner allerſchönſten Schrift ſchöne Gedichte geſchrieben, wo ich ſie gefunden, auch meine eigenen dazu, die ich beſcheiden nur mit Anon. unterzeichnete.“

„Was ſoll das Anon heißen, Großpapa?“ fragte Julchen.

„Das heißt Anonymus, der Namenloſe. Klärchen hat mir ſpäter geſagt, daß ſie öfters gefragt habe, wo denn wohl die geſammelten Gedichte des Herrn Anon zu finden ſeien, ſie haben ihr ſo gar wohl gefallen.

„Das Heft nämlich durfte ich auf des Pfarrers Erlaubnis der Klara als Abſchiedsverehrung anbieten. Ich habe es ihr im Garten gegeben, ſie wünſchte mir Glück für meine Zukunft recht von Herzen; es war früh im Jahre um die Oſterzeit; ſie gab mir das Aurikelſträußchen, das ſie eben in der Hand hielt, ‚daß Sie doch auch ein Andenken haben an unſer Gärtchen‘. Ich habe dem Pfarrer Wort gehalten und bin, ohne mich auszuſprechen, von ihr geſchieden.

„Das tiefe Herzeleid des Abſchieds hat nicht lange angehalten; die neue Welt, in die ich eintrat, der Pfad, auf dem ich mein Glück gewinnen wollte, lag gar zu lockend und ſchön vor mir; ich meinte, in einem Jahr müßte ich die Geliebte verdienen können, und die härteſte Arbeit ſchien mir eine Luſt.“

„Aber Großpapa, du haſt ja erſt das Maturitätsexamen machen müſſen," erinnerte der Gymnaſiaſt, des Doktors Aelteſter, der ſich eigentlich als Contrebande eingeſchlichen hatte.

„Haſt recht, Junge," ſagte lachend der Großvater, „und wer ſeine Braut in einem Jahre verdienen will mit Studieren, der hat nicht bedacht, was es heißen will, mit mangelhafter Vorbildung ein Maturitätsexamen zu machen. Ihr, denen man das Wiſſen bequem in den Mund ſchiebt und die ihr euch noch beſinnt, ob ihr ihn aufmachen wollt, ihr habt keinen Begriff, wie ſauer es mir geworden. Doch hatte ich zu Rebhalde mit Hilfe des guten Pfarrers fleißig vorgearbeitet und ſchrieb ihm mit Stolz und Freude im Herbſt, daß ich nun als Student inſkribiert ſei."

„Warum biſt du nicht ſelbſt in der Herbſtvakanz hingegangen, Großpapa?" fragte Julchen, „weißt, jetzt als Student hätteſt du es ſchon können!"

„So, gnädiges Fräulein, hätteſt du's gütigſt erlaubt?" fragte der Großvater in guter Laune. „Ja, Kind, ich war krank, hatte mich zu ſehr abgearbeitet und noch eine Erkältung geholt, als ich, ſchon in den kühlen Tagen, einen Studenten aus dem Waſſer zog, der in Gefahr war, beim Baden zu ertrinken.

„So mußte ich dableiben und mich von des Vetters Frau in gutmütiger, wenn auch etwas roher Weiſe verpflegen laſſen.

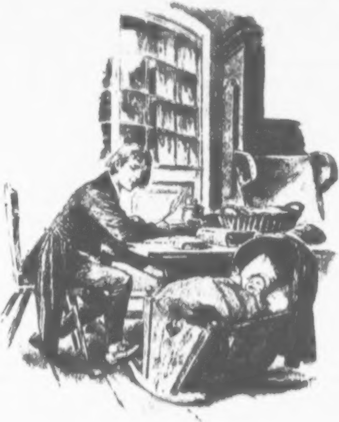
„Nicht weich und blumig ließ ſich der Pfad der Wiſſenſchaft für mich an, als der Winter begann. Vetter Zwieſeler meinte es gut mit mir und hielt große Stücke auf ſeinen ‚Schorſch' — er war nie zu bewegen, mich Georg zu nennen, Schorſch kam ihm ſo viel feiner und gebildeter vor — aber an die Aufmerkſamkeit dachte er doch nicht, mir ein eigenes geheiztes Zimmer zu geben. Neben der großen Bäckerſtube war noch eine Art von Familienſtübchen, da ſtand mir's frei, an einer Ecke des langen Tiſches mich anzuſiedeln mit meinen Büchern und Papieren, während der junge Sprößling des

Vetters in der Wiege daneben ſeine erſten Träume träumte und ſeine erſten Schreiübungen anſtellte: der Vetter meinte, es würde mir nicht ſchaden, wenn ich unter dem Leſen und Schreiben ‚iebodd‘ (bisweilen) der Wiege einen Stoß gebe. Draußen in der großen Stube ging der lebhafte Verkehr der Bäckerei fort, trank hie und da einer ein Gläschen Branntwein; es war ein erquickliches Studieren. Ins tiefſte philoſophiſche Problem tönte die ſchrille Bemerkung eines Dienſtmädchens: ‚Die Brezeln ſind aber auch nicht neubacken!‘ oder ‚Mein Herr will röſche Weck, keine ſo weiche Dinger!‘ — ich hatte vielfach Gelegenheit, Geiſt und Stoff zu vergleichen.

„So ſaß ich denn einmal ſeufzend zwiſchen den Gedanken des alten Kant und dem Geſchrei des jungen Zwieſeler, als der Vetter Zwieſeler mit überaus beglückendem Geſicht hereinkam.

„‚Was meinſt, Schorſch,‘ ſagte er, ‚was ich ſoeben beim Herrn Univerſitätsamtmann vernommen? Weißt, wer der junge Menſch geweſen, den du im Sommer aus dem Neckar gerettet haſt, wo ich gleich g'ſagt hab', das muß ein Dummer g'weſen ſein, ſonſt wär' er da nicht 'neingegangen? Ein Graf iſt's g'weſen, und das ein reicher! ein biſſele dumm freilich, deswegen ſoll er gerade ſtudieren, daß er nicht noch dümmer wird. Und ſein Herr Papa will ihm einen Studenten einthun, der umſonſt bei ihm wohnen und mit ihm eſſen und ihm ſtudieren helfen ſoll; ſie kriegen zuſammen drei ſchöne Stuben. Da hat der junge Herr denjenigen verlangt, der ihn aus dem Waſſer gezogen hat, und der Amtmann hat mich gefragt, ob du's ſeiſt und wie du dich ſonſt aufführeſt. Da iſt er an den Rechten gekommen! Verſteht ſich, daß ich dich nicht ſchlecht herausgeſtrichen. Hab' zwar geſagt, du ſeieſt noch ein dürrer Hering, und auch unſer fettes Eſſen wolle nicht anſchlagen, aber einen Weltskopf habeſt du, es ſei dir nichts verborgen. Da lachte der Herr Univerſitätsrat und ſagte, man wolle dich ja zum Studieren, nicht um dich zu metzgen — und heut nachmittag ſolleſt zum alten Grafen auf die Poſt kommen.‘

„So war's, — jene ſo natürliche, in raſchem Inſtinkt vollbrachte That hat mir reiche Frucht getragen. Was ich opfern mußte an Zeit, an perſönlicher Freiheit, das gewann ich doppelt wieder an innerer Freiheit, nun die ſchwere tägliche Sorge von mir genommen war, nun das äußere Behagen mich umgab, auf das ich vielleicht immer etwas zu viel Wert gelegt.



„Der junge Graf Palfy war allerdings ſehr ſchwach begabt, aber ein nobler Charakter und ein herzensguter Menſch; ſeither vielfach gehänſelt und mißbraucht, ſchloß er ſich mir, der ich ihn mit natürlicher Achtung wie einen rechten Menſchen behandelte und im Notfall nach außen vertrat, mit rührendem Vertrauen an, mir aber gab dies Verhältnis eines Leiters und Schützers einige Sicherheit, wie ich ſie nie gekannt. Meine gute Mutter hat noch dieſe günſtige Wendung meines Schickſals erlebt und ſchloß beruhigt ihre Augen, nun ſie ihren Liebling doch als künftigen Pfarrherrn ſehen konnte; auch der Pfarrer zu Rebhalde freute ſich über mein Glück.“

„Aber in den Oſterferien biſt du dann nach Rebhalde gegangen?“ fragte Julchen.

„Wäre gern,“ ſagte der Großvater, und faſt war's, als ob noch jetzt eine leichte Röte der Verlegenheit, des Schuldgefühls ſein ehrwürdiges Antlitz überziehe, „aber ich mußte den jungen Grafen nach Ungarn auf das Gut ſeiner Großmutter, der Stiefmutter ſeines Vaters, begleiten.“

„Mußteſt du?“ fragte Julchen, die zu Zeiten ein bißchen impertinent und naſeweis ſein konnte.

„So, geſtrenges Fräulein,“ ſagte, noch nicht ohne jene leiſe Verlegenheit lächelnd, der alte Herr, „ſtellſt du den Großvater zur Rede im Intereſſe der Großmama? Ja, meine Begleitung für den jungen Grafen wurde gewünſcht, aber es war auch der Zauber der Ferne, der weiten, weiten Welt, der lockende Reiz neuer Verhältniſſe, der mich, deſſen Jugend in ſo einförmigem, dürftigem Kreiſe verfloſſen, hinauszog. Ich dachte treulich an Klärchen, aber ich wollte ſie überraſchen, verwandelt wie Aladin aus dem Wunderbad.“

„Und iſt's dann ſo ſchön geweſen?“

„Das erzählen wir morgen,“ ſagte der Großvater aufſtehend, „ſiehſt, deinem Papa iſt ſchon im Schlafe die Pfeife aus dem Munde gefallen, — auf morgen im Garten!“

Abendlicht.

Julchen und das Pfarrbäschen hatten das Frühſtück im Garten ſo lockend und ſchön bereitet, wie nur möglich, und freuten ſich ſehr auf den Schluß von Großpapas verſprochener Geſchichte.

„Du, ich bin neugierig, ob er dem Klärchen getreu bleibt; je nachdem er da drin eine geſehen hat, geht's ſchlimm!“ meinte bedenklich das Lottchen.

„Dumm's Ding!“ ſagte Julchen herabſehend, „das wiſſen wir ja ſchon; vergißt du denn, daß Klärchen unſre Großmutter geweſen iſt?“

„Ja ſo!“ ſagte Lottchen, der jetzt erſt ein Licht aufging, etwas überraſcht, „aber wie's ſo gekommen iſt, müſſen wir doch erſt hören.“

Nun, das ſollten ſie, obgleich dem alten Herrn ſeine Mitteilungen nicht ganz ſo leicht wurden als abends zuvor, wo die Vergangenheit wie von ſelbſt in ſeiner Seele wieder aufgelebt war. Es wird wohl wenige ſo Glückliche geben, für die ihre Selbſtgeſchichte nicht ein Selbſtgericht iſt.

„In Ungarn alſo bin ich geweſen,“ hob er an, „und Herz und Auge ging mir weit auf bei dieſem erſten Flug in die Welt. Die friſche helle Luſt am Leben, die unter dem Druck der Armut und ſpäter der angeſtrengten Arbeit ſich nie hatte regen können, entfaltete nun mächtig die Schwingen. Die Wahrheit eines neueren Schriftſtellerwortes: ‚Lehrer ſind die Stiefkinder der Welt,‘ hatte ich früher reichlich erproben dürfen; auch als Student in meinem Verhältnis zum Grafen hatte ich mich der übermütigen Studentenjugend gegenüber oft gedrückt gefühlt, und Benennungen wie: ‚Gräfliche Kindsmagd‘, ‚herrſchaftlicher Bärenführer‘, hatten mich oft peinlich verletzt.

„Hier nun, auf dem Gute der alten Dame, fühlte ich mich nicht als Stiefkind der Welt. Niemand fragte nach meiner Herkunft und früheren Laufbahn. Meine Verdienſte um den jungen Grafen, in dem die Großmama einen Kretin gefürchtet und den ſie nun über Erwarten kultiviert fand, wurden überſchätzt; in der Einſamkeit des Landlebens war bei den lebhaften Damen, der Gräfin und der ſchwarzäugigen Komteſſe Katharina, ihrer Enkelin, jede Unterhaltung willkommen, und ich ſah mich mit einer Auszeichnung behandelt, die mich in Wahrheit in einen beſtändigen gelinden Rauſch verſetzte. Mir war zu Mute wie dem verzauberten Königsſohn, der unverſehens in ſeines Vaters Erbe wieder eingeſetzt iſt; es war mir, als ſei ich zu ſolchem Leben geboren, und bald bewegte ich mich auf dieſen weichen Teppichen, in dieſer vornehmen Atmoſphäre wie in meinem Elemente. Vetter Zwieſeler hätte ſich gefreut, zu ſehen, wie der ‚dürre Hering‘, wie er mich betitelte, nun blühend und gedeihlich wurde.

„Viel heimliche Angſt machte mir zu Anfang das Reiten auf dem feurigen Roſſe, das zu meiner Verfügung geſtellt wurde; doch war ich als Dorfkind des Verkehrs mit Pferden nicht ungewohnt; der Stallmeiſter der Gräfin, ein Landsmann, gab mir Privatlektionen in der Früh, und bald konnte ich mit meinem Zögling und Gräfin Katharina dahinfliegen über das weite Heideland, wie ich mir's wohl oft geträumt in meinen Knabenjahren, wenn ich mit einem erbeuteten Märchenbuch hinter dem Holunderbuſch an der alten Kirchhofsmauer oder in der Dachrinne ſaß.

„In einem ſchwäbiſchen Zeitungsblatt, das ſeinen Weg nach Ungarn fand, las ich den Tod des Pfarrers von Rebhalde, und mit ſchmerzlichem Vorwurf ſtieg mir das Bild des blondlockigen Pfarrtöchterleins auf, das etwas verblichen war vor den brennenden Farben neu aufgegangener Bilder.

„Es wurden allerlei Stimmen in meinem Herzen laut. ‚Die Pfarrfamilie iſt arm,‘ ſagte mir die eine, ‚wenn du auch Klärchen noch nichts bieten kannſt, ſo iſt es doch wohl der Mutter ein Troſt, wenn du die Hoffnung ausſprichſt, die Tochter erwerben zu können, ihr Halt und Stütze zu werden.‘

„Dann erhob ſich eine andre, eine gar wohl überlegte

Stimme, die mich an die Bedenken des alten Pfarrers gegen eine zu frühe Verlobung mahnte und wie ich ihm eigentlich verſprochen, mich nicht zu erklären, ehe ich ſeiner Tochter einen ſicheren Herd bieten könne, und Klara könnte ja eine beſſere Verſorgung finden. Dieſer Gedanke zog mir nicht mehr das Herz ſo heiß und ſchmerzhaft zuſammen, wie vor wenigen Wochen. Es iſt erſtaunlich, wie an die Stelle junger, unbedachter Liebe ſo auf einmal kindlicher Gehorſam und verſtändige Ueberlegung treten kann, wenn — das Herz ſich etwas abgekühlt hat.

„So ſchrieb ich der Pfarrfrau einen Brief voll Teilnahme, voll Herzensdank für alle Güte, die mir der Verſtorbene erwieſen; ich bot mich zu jedem Dienſt an, den ich ihr und ihrer Familie leiſten könne, und bat, Fräulein Klara meine teilnehmende Empfehlung zu ſagen. Es war ſo ein ſchöner Brief, ſo ganz nach dem Wunſch des ſeligen Pfarrers — aber — es gibt ein Gewiſſen der Vernunft und eins des Herzens, — mein Herzensgewiſſen war mit dieſem ſchönen Kondolenzbrief denn doch nicht ſo recht zufrieden.

„Spät erſt erhielt ich eine kurze Rückantwort der Frau Pfarrerin, in der ſie für meine Teilnahme dankte und mir mitteilte, daß ſie zu einer entfernt wohnenden Schweſter ziehen werde, — von Klara kein Wort."

„Aber nachdem du mit dem Grafen zurück warſt, haſt du ſie beſucht, nicht wahr, Großvater?" fragte das allezeit vorlaute Julchen.

„Ich kam nicht dazu, die Reiſe war umſtändlich und beſchwerlich, ich hatte viel zu arbeiten, ſollte meinen Zögling nicht verlaſſen, — wußte nicht, ob ich die Pfarrfrau noch treffen würde, — ich will's kurz machen, Kinder. Ich habe glücklich ſamt meinem Grafen meine Studienzeit vollendet und wurde in die Reſidenz berufen als Pfarrgehilfe. Man ſagte, daß mir eine glückliche Gabe des Vortrags verliehen ſei, — es iſt mir Ernſt geweſen mit meinem heiligen Beruf, — und doch — Gott allein weiß, ob ich mehr vor ihm geſtanden oder vor meinen Zuhörern, wenn ich die Herzen hinriß mit begeiſterter Beredſamkeit.

„Ich wohnte nahe der Kirche, — es war ein wunderlich Gefühl, mit dem ich, ſchon Stunden vor Beginn des Gottesdienſtes, Scharen, namentlich Damenſcharen, der Kirche zuſtrömen ſah . . ."

„Großpapa iſt gewiß auch ein recht ſchöner junger Mann geweſen," flüſterte Julchen dem Pfarrlottchen zu.

„. . . Ein wunderlich Gefühl, wenn ich der Zeiten gedachte, wo ich als beſcheidener Lehrgehilfe beim Pfarrer nach dem Kirchenlied gefragt, und nun die gedrängte Menge, auch aus der höchſten Ariſtokratie, überblickte, deren Augen an meinen Lippen hingen. Gott weiß, es war mein Wille, demütig zu bleiben und aufrichtig, aber es war nicht lauter ſeelſorgerliches Intereſſe, was mein Herz bewegte, wenn der Meßner in der Sakriſtei mir zuflüſterte: ‚Ihre Majeſtät die Königin und die

Prinzeſſin ſind vorgefahren,‘ es war nicht lauter heiliges Feuer, das meiner Rede den Schwung gab, der die Seelen meiner Zuhörer und Zuhörerinnen ſo mächtig hinriß. Es liegt etwas Berauſchendes in jedem Erfolg; das Wort: ‚Seid wachſam und nüchtern zum Gebet,‘ hat ſeine tiefe Bedeutung.

„Die Tournüre, die ich mir im Salon der Gräfin Palfy erworben, iſt mir jetzt wohl zu ſtatten gekommen, denn bald wurde ich mit Einladungen aller Art überhäuft; die ausgezeichnetſte war in die Abendzirkel der Frau Medizinalrätin Lambert. Der Medizinalrat war der erſte Arzt der Stadt, ſeine Frau eine feine Dame von adeliger Herkunft, die gnädige Frau genannt wurde. Der Medizinalrat machte, wie jener Rittmeiſter, ‚keinen Gebrauch von ſeiner Religion, wenn er auch welche hatte,‘ ſeine Frau aber ließ er gewähren, wenn ſie gern Abendthees arrangierte, deren Würze eine gewiſſe vornehme Frömmigkeit war.

„Dieſe Geſellſchaften waren ſehr geſucht, zum Teil von Perſonen der höchſten Stände; man fand es angenehm, in dem äußerſt geſchmackvoll arrangierten Salon vortrefflichen Thee zu trinken, eine religiöſe Vorleſung anzuhören und mit dem äußerſt behaglichen Gefühl nach Hauſe zu gehen, daß man dem Ziel ſeiner Vollendung weſentlich näher gerückt ſei.“

„Und war das nicht recht?“ fragte das nachdenkliche Pfarrlottchen und heftete ihre dunklen Augen auf den Großvater, „ſollen ſeine Leute in ſchönen Zimmern nicht fromm reden dürfen? Oder müſſen ſie alles Behagen und allen Glanz von ſich werfen, wenn ſie fromm ſein wollen?“

„Nein, Kind, das ſollen ſie nicht. Ein gebildeter Geiſt, eine reine ſchöne Umgebung, die reicher Beſitz uns verſchaffen kann, ſind gute Gottesgaben, und ſie werden erſt recht geweiht, wenn der Hauch echter Frömmigkeit ſie durchweht. Ein Geſpräch, das ſich natürlich aus innerem Drang um das Heiligſte und Höchſte des Lebens bewegt, wiegt viel tauſend leere Unterhaltungen auf, und traurig iſt's, wenn man im geſelligen und freundſchaftlichen Verkehr nicht mehr wagt, dieſe tiefſten und heiligſten Intereſſen auch nur zu berühren. Aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß die eine köſtliche Perle nicht beſtimmt iſt, als Prunkſtück nach außen getragen zu werden, daß es ein Heiligtum geben muß, wo die Seele allein iſt mit ihrem Gott; es liegt Gefahr in der Andacht auf dem Sofa, die ſich den ſchmalen Pfad ſo gar weich und bequem macht, und durch fromme Reden und Bekenntniſſe wiegt man ſich leicht in Täuſchung über ſich ſelbſt. So war auch die Frau Medizinalrätin, die ſo mild und ſchön über geiſtliche Herzenserfahrungen redete, ſo demütig ihre Mangelhaftigkeit bekannte, oft hart und unbillig gegen ihre Dienerſchaft, und doch bin ich gewiß, ſie war keine bewußte Heuchlerin, ſie war nur durch ihre eigenen ſchönen Reden und durch die Bewunderung ihrer Freunde in Selbſttäuſchung gewiegt.

„Auch ich ſah damals keine Gefahr darin, als ich mich dem Zauber eines Verkehrs hingab, deſſen Formen ſo wunderbar abſtachen gegen meine ſchmuckloſe, dürftige Jugend. Aber das Bild des blonden Klärchens und der beſcheidenen Zukunft, die ich an ihrer Seite hoffen konnte, trat mehr und mehr in den Hintergrund. Und die Herrlichkeit der Welt, auf die ich unbewußt ſo großen Wert legte, ſollte mir noch näher gerückt werden, ſo nah, daß ich nur die Hand ausſtrecken durfte, um ſie zu faſſen.

„Graf Palfy mit meinem ehemaligen Zögling brachte den Winter in der Reſidenz zu. Das vermehrte meine vornehmen Bekanntſchaften, und mehr und mehr fühlte ich mich heimiſch in dieſen Kreiſen, empfand aber auch peinlich die Armut, die es mir ſchwer machte, überall gleichen Schritt zu halten mit den feinen Zirkeln. Wenn ich meine Glacés mit Gummielaſtikum reinigte, um ſie wieder ſalonfähig zu machen; wenn meine Wäſcherin vertraulich ſagte: ‚Die feinen Halsbinden ziehen Sie nur pfiffig an, Herr Stadtvikar, daß man das Geflickte nicht ſieht,‘ — ſo ergriff mich eine drückendere Unzufriedenheit mit meiner Lage, als in früheren Zeiten wirklicher, bitterer Entbehrung, und in einem Anfall ſolcher Ungeduld und falſcher

Scham bewarb ich mich um einen erledigten Patronatsdienſt, ohne recht zu fragen, wie und wo? ohne eigentliche Luſt zum Wirken auf dem Lande, freilich auch ohne Hoffnung, ihn zu bekommen; nur im Gedanken: lieber draußen aus aller Welt, als ſich bewegen in feinen Zirkeln, in beſtändiger Angſt, ſich zu blamieren.

„Gräfin Katharina begegnete mir jederzeit artig und zuvorkommend; ſie war vielleicht etwas älter als ich, aber eine ſchöne, ſtattliche Dame, die ich nur in dem Nimbus ihres leichten, vornehmen Benehmens, ihrer glänzenden Toilette ſah. Der Medizinalrat war Hausarzt bei dem Grafen, und ich traf das Geſchwiſterpaar manchmal dort in großen Geſellſchaften; für die frommen Theeabende hatte Gräfin Katharina gedankt.

„Am Vorabend vor Weihnachten aber ſollte große Feier mit Chriſtbaum, Geſang und Vortrag bei der Frau Medizinalrätin ſein, und die gräflichen Geſchwiſter hatten zugeſagt, zu kommen. ‚Nun, lieber Bornſtedt,‘ ſagte die Dame vom Haus, die mich am Morgen vorher zu einer vertraulichen Beratung über das Feſtarrangement geladen hatte, ‚helfen Sie mir nur, daß alles recht wird; ich bin ohnehin im Gedränge, mein Zimmermädchen droht krank zu werden, — es ſcheint mir eine Art Bosheit von dieſen Leuten, daß ſie immer zur Unzeit erkranken, — da muß ich an ſo vieles denken. An den Chriſtbaum hängen wir nur Lichter und Bonbons, letztere mit ſchönen, aufs Feſt bezüglichen Deviſen, die müſſen Sie mir auswählen und ſchreiben; dann denke ich, ſollten ſich die Gäſte mit kleinen Andenken unter ſich beſchenken; beſinnen Sie ſich auch auf einige hübſche Geſchenke, namentlich für Gräfin Katharina!‘

„Das war nun gerade etwas für meine Pfarrgehilfenkaſſe, die durch neue Kleider und eine Sendung für eine arme alte Baſe bis zum Grunde erſchöpft war! ‚Erlauben Sie, gnädige Frau,‘ ſagte ich dunkelrot, ‚daß ich überhaupt für Ihre gütige Einladung danke, ich habe am Feſt zu predigen . . .‘

„‚Und ich habe den Drang, mich überall nobel zu zeigen,‘ fuhr die Dame fort, indem ſie vertraulich die Hand auf meinen

Arm legte, ‚und dazu reichen meine Mittel nicht immer, da will ich lieber all meine geſelligen Talente in obſkurer Verborgenheit untergehen laſſen; nicht wahr, das iſt der Sinn Ihrer Rede? Warum ſich nicht einer Freundin anvertrauen, die leider nur zu gut die Konflikte kennt, in die uns geſellige Pflichten bringen? Nun, aus der augenblicklichen Verlegenheit können Sie ſich leicht helfen. Sie wählen in der Buchhandlung ein paar elegant gebundene neue Dichterwerke, die können Sie auf Rechnung nehmen, das ſind ja die paſſendſten Gaben für Damen. Dann aber, — ahnen Sie denn gar nicht, wie ein freundliches Geſchick Sie mit einemmal über alle Nöten dieſer Art auf die ſonnige Höhe ruhigen Behagens, in das Element heben will, für das Ihre eigentliche Natur geſchaffen iſt?‘

„Und ſo erfuhr ich denn, was ich freilich ſchon geahnt, daß das Herz der Gräfin Katharina mir ſeit lange gewogen ſei, daß die ſehr ſelbſtändige und willenskräftige Dame geſonnen ſei, ſobald ſie meiner Neigung gewiß, ihren Willen durchzuſetzen, trotz aller Standeshinderniſſe, was ihr auch möglich, da ſie durch Beſitz eines eigenen Gutes ganz unabhängig geſtellt war.

„‚Der Graf freilich hat anfangs ſauer dazu geſehen und die Sache unmöglich gefunden,‘ gab die Medizinalrätin zu, ‚doch iſt er Ihnen dankbar wegen ſeines Sohnes, er kennt Gräfin Katharina als heftig und eigenwillig und der excentriſchſten Streiche fähig, wenn man ihren Willen kreuzt; dazu iſt er ein vernünftiger Mann, der weiß, was die Glocke der Zeit geſchlagen hat, ſo wird er kein Hindernis in den Weg legen, auch die alte Komteſſe nicht, die allen Reſpekt vor der Willenskraft ihrer Enkelin hat, — und ſo ſehen Sie, welch' ungeahnten Segen der Herr Ihnen zugedacht, — es iſt in Ihre Hand gelegt.‘

„‚Und mein Beruf?‘ rief ich, halb betäubt von der Lebensfrage, die mir ſo unerwartet nahe trat. ‚Nun,‘ ſagte die Dame etwas verlegen, ‚Gutes thun, Segen ſtiften läßt ſich ja auch als Gutsherr, Sie können daneben für Gottes Reich wirken, — der Graf denkt ſogar an die Möglichkeit, bei ſeinem Hof eine

Standeserhöhung für Sie zu erlangen. Nun, beraten Sie es mit dem Herrn! Nach fünf Uhr, bitte, kommen Sie, da Sie mir Ihre Hilfe verſprochen; Ihren Vortrag haben Sie doch ſchon ausgearbeitet? Der heutige Abend wäre ungemein günſtig, ein paſſendes Wort anzubringen.‘ — Ich entfernte mich, habe aber an dem Tage nicht viel an meiner Weihnachtspredigt ſtudiert.

„‚Und er zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit,‘ ſo ungefähr erſchien mir's, als ich alles an mir vorübergehen ließ, was mit der ſchönen, weißen Hand der Gräfin, an der allezeit Brillanten und Rubinen funkelten, mir geboten werden ſollte. Die Sicherheit, die der Beſitz gibt, die volle Freiheit von den peinlichen Sorgen und Verlegenheiten beſchränkter Lage, der Schmuck und das Behagen des Lebens, den Reichtum verſchaffen kann, das verwunderte Staunen ſo mancher, die mich in demütiger Lage herabſehend behandelt, — das alles zog an mir vorüber in lockendem Licht.

„Und ſollte ich meine ganze, volle Macht üben über das leidenſchaftliche Weſen, deſſen Willensſtärke ihre ganze Familie ſo reſpektierte? Sollte ſie herabſteigen von ihrem ſtolzen Schloß und mit mir einziehen in ein Pfarrhaus, das freilich reich und anmutig ausgeſtattet werden mußte für ſeine edle Herrin? oder wollte ich ihr folgen in die ſtolze Heimat, die mir ihre Liebe bot?

„Ob ich ſie liebte, ob nicht zwiſchen allen glänzenden Zukunftsbildern Züge von Härte, von Stolz, von unweiblicher Heftigkeit der Gräfin mit leiſem Bangen vor mir auftauchten, — ich wurde mir darüber nicht klar, und ſchon fingen da und dort an, Weihnachtslichter zu brennen, als ich eintrat in des Medizinalrats Haus.

„Dort herrſchte noch das unerquickliche Durcheinander, das häuslichen Feſten voranzugehen pflegt. Suſanne, die alte Köchin, das Faktotum des Hauſes, empfing mich ziemlich unwirſch: ‚So, Sie kommen ſchon? Die Herrſchaften ſind erſt auf ſieben Uhr eingeladen,‘ und mit halblautem Knurren leuchtete ſie mir die naſſe Treppe hinauf, auf der tiefgebückt ein Mädchen kniete, mit Aufwaſchen beſchäftigt. ‚Sachte, ſachte, Herr Vikare,‘ rief die Köchin, ‚treten Sie die Klara nicht auf d' Hand! Sie machen aber auch ewig lang!‘ ſchnauzte ſie das Mädchen an, ‚haben Sie Ihr Lebtag noch nie eine Stiege gefegt?‘

„‚Nein,‘ lautete die ſehr leiſe Antwort.

„‚Na, und wenn auch,‘ brummte Suſanne weiter; ‚was ſein muß, muß ſein, und g'ſtorben iſt noch niemand d'ran. Die Babett iſt krank, die gnädig' Frau will heut alles recht ſchön, und ich kann in Gottes Namen nicht überall ſein, da hat gnädig' Frau g'meint, es ſei für Sie auch kein Unglück. Aber wenn Sie nicht flinker ſind, trocknet's nicht mehr.‘

„Ich war ſchon einige Stufen höher geſtiegen und wandte mich unwillkürlich, als das Mädchen eben aufblickte und der volle Schein des Lichts auf ihr Geſicht fiel. Nein, das war kein Traum! das war dasſelbe Geſicht, das ich zuerſt geſehen im goldnen Sonnenlicht, das damals roſig blühende Mädchen, blondlockig im himmelblauen Kleide, das mir erſchienen war wie ein Engel; und hier kniete ſie und ſcheuerte die Treppe! Sie mußte mich wohl erkannt haben, eine tiefe Röte überzog ihr Geſicht, als ihr Blick den meinen traf; ſie ſenkte tief, tief den Kopf wieder nieder auf ihre kalte Arbeit am Chriſtabend! Und es war Klara, und ſie fuhr fort in ihrem Geſchäft, indes ich wortlos, wie im Traum, die Treppe hinaufſtieg.

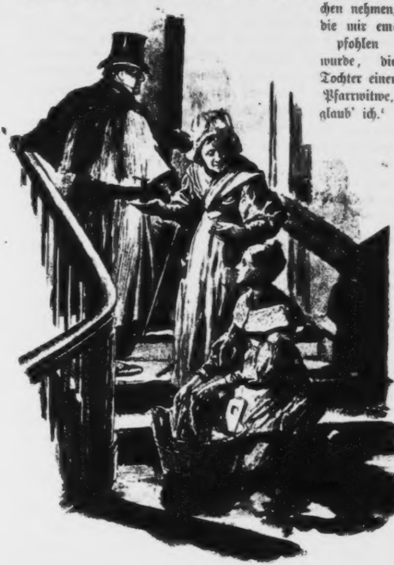
„Noch tief in Gedanken trat ich ins Wohnzimmer. ‚Eben gut, daß Sie kommen, Herr Vikar!‘ rief mir die Frau Medizinalrätin entgegen, ‚Ihre Hilfe iſt ſehr nötig, ich bin heute ſchlimm daran. Unſer Stubenmädchen mußte ins Krankenhaus, Klara, die Bonne, muß nun ihre Stelle verſehen, ſo bin ich faſt ohne Hilfe.‘

„‚Iſt das das Mädchen, das draußen die Treppe aufwäſcht?‘ fragte ich.

„‚Wahrſcheinlich,‘ ſagte die Dame gleichgültig, ‚möchten Sie mir vielleicht das Körbchen mit den Bonbons geben?‘

„‚Ich habe die Bonne nie bei Ihnen geſehen,‘ fuhr ich fort.

„‚Möglich,‘ entgegnete ſie, ‚ich habe ſie noch nicht lang; die Franzöſin, die ich erwartete zu Näharbeiten und zur Aufſicht für die Kinder, kam nicht, ſo mußt' ich ein andres Mädchen nehmen, die mir empfohlen wurde, die Tochter einer Pfarrwitwe, glaub' ich.‘



„‚Aber ſie ſcheuert die Treppe draußen? . . .‘

„‚Nun, was dann?‘ ſagte die Dame etwas ſcharf, ‚dünkt Ihnen das ein Unglück für ein Mädchen, die nun einmal aufs Dienen angewieſen iſt? Arbeit entehrt nie, und jede Arbeit in der Demut iſt ein Segen Gottes,‘ fügte ſie ſalbungsvoll hinzu. ‚Suſanna,‘ rief ſie der Köchin draußen, ‚ſtellen Sie mir den Fußſchemel dort von dem Sofa unter den Fauteuil, ich muß einen Augenblick ausruhen; auch könnten Sie die Aepfel für den Chriſtbaum abreiben, ich mache mir nicht gern die Finger ſchmutzig. Weiß nicht, Herr Vikar, ob ich Sie damit bemühen darf, die Wachslichter zuzuſchneiden?‘

„Ja, ich ſchnitt die Wachslichter zu und half den Chriſtbaum ſchmücken; den poetiſchen Weihnachtsabendgruß, den ich vortragen wollte, hatte ich längſt aufgeſchrieben; — aber meine Gedanken waren nicht viel bei der anmutigen Beſchäftigung, ich mußte an das blonde Mädchen denken bei der harten Arbeit in der kalten Winternacht.

„‚Glauben Sie nicht,‘ ſagte die Dame, die zum Teil wenigſtens meine Gedanken zu erraten ſchien, als ich ſo ſchweigſam blieb, ‚daß unſre Dienſtboten, die heute natürlich ſehr in Arbeit ſind, ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollen von der Freude des heiligen Feſtes! Morgen abend wird ihnen der Baum noch einmal angezündet, und Herr Zeeb, unſer Hauslehrer, der jetzt die Kinder bei ſich hat, weil Klara draußen beſchäftigt iſt, hält ihnen dann noch eine kleine Andacht.“

„Noch hatte ich nicht meine Bewunderung dieſer Andacht zweiten Ranges ausgeſprochen, als ſich im Empfangzimmer draußen nach und nach die glänzende Geſellſchaft einfand. Auch Gräfin Katharina erſchien, ſie trug eine offene Robe von dunkelrotem Samt, unter der ein weißes Atlaskleid ſchimmerte; vielleicht war ſie nie ſo ſchön geweſen, — ich bemerkte es kaum.

„Zum Thee, der vor der Beſcherung getrunken wurde, fand ſich der Medizinalrat ein. ‚Da, Bornſtedt,‘ rief er, ‚ein ſchönes Weihnachtsgeſchenk für Sie, das unſre frommen Damen hier in Verzweiflung bringen wird!‘ Ich öffnete das Schreiben, das er mir überreichte, es war die Ernennung auf die Patronatspfarrei, um die ich mich vor Wochen ſchon beworben, — ich hatte die Meldung faſt vergeſſen.

„‚Na, Glück haben Sie,‘ rief der Herr des Hauſes, ‚das Ding liegt zwar ein bißchen aus der Welt und ſoll eine verwahrloſte Gemeinde ſein, aber die Gegend iſt ſchön und der Dienſt nicht von den ſchlechteſten. Bin gewiß, daß ſich ſiebenundzwanzig verlobte Vikare darum beworben haben.‘

„‚Und wer weiß, ob es dieſer achtundzwanzigſte annimmt?‘ ſagte die Frau Medizinalrätin bedeutſam. Gräfin Katharina blickte mich durchdringend an mit ihren brennend ſchwarzen Augen, — ſie zündeten nicht. ‚Ich kann mir nicht möglich denken,‘ ſagte ſie zu mir, als das Geſpräch wieder allgemein wurde, ‚wie ein Mann von Geiſt ſein Leben mit der zweckloſen Arbeit eines Landpfarrers verbringen kann; auch ein Gutsherr lebt auf dem Lande, aber er hat den Winter frei; das geht doch wohl bei Geiſtlichen nicht?‘ — ‚Nein, Komteſſe; aber zwecklos nennen Sie die Arbeit eines Geiſtlichen?‘ — ‚Nun ja, die Leute müſſen einen Prediger haben, eine Sonntagsfeier, das würde ich ſelbſt nie anders einrichten; aber ob dieſer Prediger irgend ein armer Kandidat iſt, der in Gott froh iſt, die Stelle zu bekommen, oder ein geiſtvoller Mann, der mit ſeinen Gaben in andern Kreiſen Glück machen und Anklang finden kann, dem ein ſchöneres Glück winkt . . .‘ ſie errötete und hielt inne. ‚Glauben Sie nicht an innere Berufung, Komteſſe?‘ fragte ich, ‚gälte es Ihnen nicht für treulos, einen Beruf, der Ihnen einſt als höchſtes Ziel vorgeſchwebt, im Augenblick aufzugeben, wo Ihnen erſt die rechte Bahn geöffnet wird?‘ — ‚Kommt darauf an, ob mir nicht eine noch ſchönere, mehr beglückende Zukunft eröffnet würde,‘ ſagte die Gräfin.

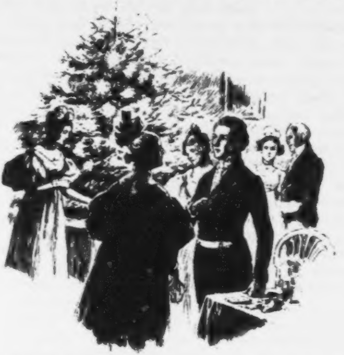
„Ich ſchwieg und war froh, als die Frau Medizinalrätin mich aufforderte, meine Weihnachtsabendbetrachtung vorzuleſen, ſie ſollte die Lücke zwiſchen dem Thee und der Beſcherung ausfüllen.

„Es waren ſchöne Worte, die ich ſprach von der tiefen Bedeutung der heiligen Nacht, wo das Höchſte und Größte, Gottes Herrlichkeit und Engelglanz, aufgegangen war in der tiefſten Niedrigkeit der Erde, im Stalle und bei den armen Hirten auf dem Felde — aber die volltönenden Worte wollten mir nicht wie ſonſt von den Lippen fließen; — war mir die rechte Ahnung aufgegangen von dem ewigen Licht, das in ſolche Tiefe herabgeſtiegen, um zu enden nach tiefſtem Weh im Glanze der Himmelfahrt? Ich bin ſehr ſtille geblieben unter all dem ſchön ausgeſprochenen Beifall, der meinem Vortrag folgte.

„Es wurde ein Choral geſpielt und geſungen, ehe der lichtſtrahlende Salon geöffnet, die Kleinen herbeigeholt und die ganze glänzende Geſellſchaft zur Beſcherung eingelaſſen wurde. Die gegenſeitigen Gaben, die, auf die feine Andeutung der Hausfrau, Herren und Damen füreinander mitgebracht, wurden von dieſer geſchickt im grünen Moos unter dem Weihnachtsbaum verſteckt; ſie wurden ausgetauſcht, die Bonbons aus den Zweigen gelöſt, die Mottos vorgeleſen — es war ein großes Getümmel, und die Freude der Kinder, die bei dieſem Feſte doch ſonſt die Hauptperſonen ſind, ging darin unter.

„Sehr gemiſcht waren dieſe Gaben — zierliche Damenarbeiten, Fächer und Bonbons, Apoſtelſtatuetten, fein geſchnitzte Kruzifixe, elegante Bücher mit Goldſchnitt und gepreßter Decke und geiſtlichen Liederverſen. Mich überkam in all dem Geſchwirre ein tiefes Heimweh. Die Herrlichkeit der Welt, die mich hier ſo lockend umgab, die mir winkte aus den leuchtenden ſchwarzen Augen der Gräfin — ſie trat mir mit einemmal zurück als etwas Fremdes, das nicht zu mir gehörte; es war nicht die Liebe meiner Jugend allein, die wieder in mir erwachte, nicht das Pflichtgefühl, das mich zu dem vergeſſenen Kinde zog, es war eine innige Sehnſucht nach Frieden, nach Einheit des Lebens und Strebens, die mir blühen ſollte aus ſtiller, treuer Uebung meines Berufs, an einem ſchlichten, häuslichen Herd.

„Allerlei zierliche Gaben waren mir ſchon von ſchönen Händen geboten worden, geſtickte Gegenſtände zu unbekanntem Gebrauch: ein Hausſchlüſſelfutteral von Perlen, ein geſticktes Etui zu einem Zigarrenabzwicker, ein niedliches Schloß von Dragant, mit bedeutſamem Lächeln von der Dame des Hauſes überreicht — es ſollte ein Modell ſein vom Schloß der Gräfin Katharina — ich legte alles auf ein Seitentiſchchen.



„‚Nun, verzeihen Sie, lieber Bornſtedt, ein ſo hölzerner Michel, wie heute, ſind Sie doch noch nicht geweſen,‘ flüſterte mir die Frau Medizinalrätin zu; ‚iſt's die Ahnung eines nahen Glücks, was Sie ſtumm macht, braucht's einen Schlüſſel, um Ihre Lippen zu erſchließen?‘ und geheimnisvoll deutete ſie hinüber zum Baum, wo Gräfin Katharina ſtand, um noch eine

Gabe aus dem grünen Mooſe zu holen, die ſie, wie mir deuchte, ſelbſt erſt hineingelegt hatte — es ſchien ein Ring mit funkelndem Rubin.

„‚Ich bin ſchon zu reich beſchenkt, gnädige Frau,‘ ſagte ich und freute mich, daß in dem Augenblick Otto und Margot, die Kleinen des Hauſes, herkamen, um mein Schloß zu bewundern.

„‚Wo iſt Klara?‘ fragte ich leiſe das Mädchen, als die Mutter ſich wieder im Gedränge verloren.

Etwas verwundert blickte mich das Kind an: ‚Hör, ſagte ſie leiſe, ich glaub', ſie iſt ein wenig zu ihrer Mutter; als man uns herübergerufen hat, habe ich ſie nur geſchwind hinausſchlüpfen ſehen; ſag aber lieber nichts zu meiner Mutter, ſie könnte bös werden, und Klara kommt gewiß bald wieder.‘

„‚Wo wohnt denn ihre Mutter?‘

„‚In einem kleinen Stübchen im Hinterhaus dort drüben in der Gaſſe, wo vorn ein Blumenladen iſt,‘ ſagte die Kleine, ſtolz, daß ſie's ſo gut wiſſe, ‚ich bin auch ſchon mit bei ihr geweſen; aber Mama leidet's nicht mehr, ſie ſagt, die Luft ſei ungeſund in der kleinen Stube.‘

„‚Sag der Mama, ich ſei abgerufen worden,‘ ſagte ich dem Kinde und eilte hinaus in die kalte, friſche Luft, hinaus in die ſternenklare Nacht, wo auch mir klar wurde, was ich wollte, was ich hoffte. Bald fand ich den Blumenladen, der zu Ehren des Weihnachtsabends noch feſtlich erleuchtet war. Ich mußte ja doch etwas kaufen, ſo nahm ich ein blühendes Myrtenbäumchen mit, ‚eine große Rarität in dieſer Jahreszeit!‘ verſicherte die Ladenjungfer.

„‚Wohnt hier die verwitwete Frau Pfarrer Seger?‘

„‚Ja, ich glaub', es wohnt oben im Hinterhaus eine alte Frau, die Kittelchen und Strümpfe ſtrickt zum Verkauf.‘

„So ſtieg ich die enge Treppe hinauf und trat in das Stübchen. Noch ein Lichtlein brannte an dem Bäumchen, das die alte Frau ihrem großen Kinde angezündet hatte; es wehte ein friedlicher Geiſt in dieſen Räumen; hüben und drüben an dem kleinen Tiſch, darauf die Gaben lagen, ſaßen Mutter und

Tochter und hatten ſtill die Hände ineinander gelegt. Sie hatten ſich auch beſchenkt, auf der Tochter Seite lag eine warme Jacke, ſchön kornblumenblau, wie es zu den blonden Haaren paßte, und ſonſt allerlei geſtrickte Gegenſtände, vor der Mutter aber lag ein warmer Shawl und eine hübſche ſchwarze Haube. Mein Myrtenbäumchen hatte ich vor der Thür gelaſſen, ſo ganz wollt' ich doch nicht mit der Thür ins Haus fallen.

„Eine lange Geſchichte kann ich hier nicht mehr erzählen," fuhr der Großpapa fort; „wie es gekommen, könnt ihr euch denken" — das gerade hätten die Mädchen gerne gewußt — „die alte Frau war hochverwundert über meinen plötzlichen Eintritt in ſo ſpäter Stunde, und es brauchte eine gute Weile, bis ſie nur begriffen hatte, wer ich war. Klara war tief errötet; aber ſie ſchaute mich an, ohne zu reden, mit einem ſo eigentümlichen Blick, faſt wie man aus einem Traume erwacht und ſieht das Geträumte nun lebendig vor ſich. Ihr Vater hatte ihr nie von meiner früheren Werbung geſagt, wohl aber nach des Vaters Tode die Mutter, die tief gekränkt geweſen war über mein Verſtummen. ‚Wie nun auf einmal ſo ein Leben hier war von einem Vikar Bornſtedt,' berichtete mir die alte Frau, ‚da ſagte ich zu meiner Klara, das iſt am Ende unſer Bornſtedt; geh doch einmal in die Kirche, wenn er predigt, meine Augen ſind ſo ſchlecht, ich würde ihn doch nicht kennen.'

„‚Und ſind Sie gegangen?' fragte ich Klara.

„‚Ich durfte nicht,' ſagte ſie lächelnd, ‚in Ihre Predigten ging die gnädige Frau, ‚Stadtpfarrer Strobels Predigten ſind ganz verſtändlich und erbaulich für Sie, liebe Klara,' ſagte ſie mir, ‚auch die des Helfers Schmauder, der am kürzeſten predigt, da ſind Sie bald wieder daheim; auf dem Lande werden Sie nicht ſo viel Auswahl gehabt haben.'

„‚Und ſo Gott will und Sie wollen, liebe Klara, ſollen Sie in Zukunft gar keine Auswahl mehr haben!' rief ich mutig und ſuchte in ihren Augen zu leſen, ob ſie mich verſtanden habe.

„So leicht, wie ich hoffte und wünſchte, ward mir nun freilich mein ſtürmiſches Werben nicht. Klara fürchtete, es ſei nur Mitleid oder Pflichtgefühl, was mich zu ihr führe, nur als ich ihr aus tiefſter Seele ſagte: ‚Klara, es iſt nicht die Liebe meiner Jugend allein, es iſt der Weg zum Herzensfrieden, den ich von Ihrer Hand erhoffe,‘ da erſt begegnete mir wieder jener tiefſinnige Blick, der mich nicht in Zweifel ließ, auch als ſie ängſtlich forteilte, um nicht zu ſpät nach Hauſe zu kommen.

„Bei der Mama habe ich meine Sache noch ſo gut geführt, daß ſie mir treuliche Fürſprache bei ihrer Tochter verhieß, ſo daß ich noch wagte, das Myrtenbäumchen ihrer Obhut zu übergeben, und ſie hat es ganz ſorgſam im warmen Stübchen verwahrt.

„So hatte denn ich, den ſie oft neckten mit ſeinem Schönheitsſinn und ſeinen Geſchmack, mit ſeinem Wohlgefallen an vornehmer Eleganz — ich hatte mir meine Braut erwählt, wie ſie die Treppen aufwuſch!

„Bei der Frau Medizinalrätin gab es nun freilich ein großes Erſtaunen und einen überaus kühlen Glückwunſch, als ich ſie bat, ihre Dienerin zu entlaſſen, die nun meine liebe Braut geworden war; die Demut ſchien ihr in dieſem Fall von meiner Seite keine ſo natürliche und ſo beglückende Tugend — auch war meine Wahl keine demütige, ich hatte ein Weib genommen, das edler war als Gold und köſtliche Perlen.

„Auch von Gräfin Katharina wurde mir's ſchwer, mich zu verabſchieden, und ein leiſes Gefühl der Verſchuldung ihr gegenüber habe ich nie überwinden können, obwohl die düſtere Glut ihrer Blicke mich mit neuer Seligkeit an das Friedenslicht denken ließ, das mir in Klaras frommen Augen aufgegangen war. Ich habe von Herzen gebetet um ihr Glück, und es war mir bange darum, als ich hörte, daß ſie, noch ehe ich meine Klara heimführte, einen armen ungariſchen Edelmann von altem Geſchlecht geheiratet habe. Doch erfuhr ich ſpäter, daß der ſo in Sturm und Aerger Gewählte ein braver Mann war, der noch ihre Liebe gewonnen habe.

„Ich aber führte mein ſüßes Weib und ihre Mutter glückſelig in die neue, ſtille Heimat. An ihrer Seite habe ich den Frieden gefunden und den echten Sinn für meinen Beruf, auf den der Herr ſeinen Segen gelegt. Die Mutter hat nicht lange unſer Glück geteilt, aber ſie ſagte fröhlich beim Scheiden: ‚Ich ſterbe wie Moſes mit dem Blick ins gelobte Land.‘

„Aeußerlich waren's keine glänzenden Zeiten, mit denen wir unſern Eheſtand begannen; unſer beider Erſparniſſe waren gering, um damit ein Neſtchen auszubauen. Aber Klara wußte durch ihre zierlich ordnende Hand zu erſetzen, was an Komfort fehlte, und ſie war eine unermüdliche und fröhliche Schaffnerin! Einmal habe ich ſie auch angetroffen, wie ſie eine Treppe aufgewaſchen, ‚aber Klara, ich bitte dich, das ſchickt ſich nicht für dich,‘ rief ich erſchrocken, ‚ſollſt du dich ſo plagen bei mir?‘ Sie aber ſah mit fröhlichen Augen zu mir auf, anders als in jener Nacht. ‚Die Madlin hat Wäſche, und ich möchte es gerne hübſch rein zum Feſte haben,‘ ſagte ſie entſchuldigend, und fügte lachend hinzu: ‚Mein Dienſt iſt nicht ſo ſchwer, ich ſehe mehr auf gute Behandlung als auf großen Lohn; will's aber nicht wieder thun!‘ Ich glaube faſt, ich bin damals ein bißchen naß geworden.

„Und Gottes Segen war mit uns in allen Dingen, ſo daß ich mein liebes Weib noch einführen durfte in ſchönere Räume und behaglichere Verhältniſſe, auch noch ehe ſie als Frau Konſiſtorialrätin mit mir in die Reſidenz zog.

„Lange habe ich ſie dort nicht mehr beſeſſen, und das Heimweh nach dem Dorfleben hat ſie nie ganz verloren.

„Frau Medizinalrätin Lambert lebte damals noch als Witwe in etwas zurückgekommenen Umſtänden und ziemlich vergeſſen von der Welt. Manchen Abend hat Klara der alten Frau gewidmet, und ſie hat es ihr mit Thränen gedankt. Welt und Leben hatte ſie anders anſehen lernen, und ihre Frömmigkeit war ſtiller geworden.

„Und nun, Kinder,“ ſagte der alte Mann und ſtand auf, „nun habe ich mehr geplaudert, als ich gewollt und je für möglich gehalten. Wie der Großvater die Großmutter nahm, — das wißt ihr nun gründlich. Meine treue Gefährtin ſchläft in Frieden, und ſo Gott will, habe ich nicht mehr weit zu ihr. Nun kommt herauf, es iſt warm hier unten, und du, Julchen, ſingſt mir oben noch zum Schluß meinen Lieblingschoral:

So führſt du doch recht ſelig, Herr, die Deinen,
Ja ſelig, und doch meiſtens wunderbar."

◆

Zweimal verkauft.

I.

Armut und Reichtum gib mir nicht!“ iſt eine gar wohl begründete Bitte, wenn auch die Mehrzahl der Menſchenkinder den zweiten Teil davon wegläßt und denkt: „Behüt mich nur vor Armut! mit dem Reichtum wollt' ich's ſchon aufnehmen, wenn ich ihn nur erſt hätte.“

Es iſt der Unterſchied von arm und reich in den Extremen faſt leichter zu ertragen oder war es wenigſtens in den alten guten Zeiten, wo die Leute ruhiger verharrten an der Stelle, an die ſie geſetzt waren, leichter als in der Mitte; die Straßenkehrerin ſieht wohl mit weniger Erbitterung eine glänzende Karoſſe an ſich vorüberfahren, als ein Krämer, der kümmerlich ſein täglich Brot verdient, den ſtattlichen Laden eines reichen Kaufherrn, die reich gefüllte regſame Werkſtatt eines Zunftgenoſſen betrachtet, der, gleichen Herkommens mit ihm, vielleicht einſt dieſelbe Lehrzeit genoſſen hat.

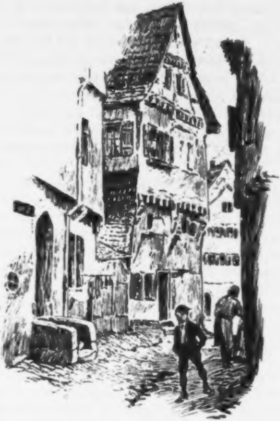
So etwas dachte auch oft wohl der Secklermeiſter Kreß, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in einer alten Reichsſtadt mühſelig und kümmerlich im Erdgeſchoß eines alten Hauſes in einer düſteren Gaſſe ſein Handwerk betrieb, wie man das an ein paar ledernen Neſteln und verblichenen Hoſenträgern erſehen konnte, die an dem niedrigen Fenſterlein heraushingen und die leider gar wenige Kunden anlockten.

Still war's nicht da drinnen in der trübſeligen Behauſung; es war faſt nicht zu begreifen, wie's denn möglich ſein ſolle, daß all die kleinen Kreaturen hier Raum hatten, zu denen faſt in jedem Frühling ein neues Exemplar kam, das in einem ärmlich zuſammengezimmerten Wägelchen vor der Schwelle lag, während das vorjährige mühſam daneben herumkrabbelte.

„Bin gar nicht zum Profitieren in der Welt,“ vertraute der Secklermeiſter einmal einem guten Freund an, deren er nicht viele hatte, indem er ſich verdrießlich hinterm Ohr kratzte; „da haben ſie mir weis gemacht, als ich mein Geſchäft hier anfing und es nicht ſo recht gehen wollte, ich ſolle nur heiraten, auch wenn ich keine Reiche krieg'; man erſpar' ſo viel. Ja, profit! was hab' ich erſpart? Vier kleine Krabben, und ich wußte nicht, wo Futter hernehmen und Kleider, als mein Weib am fünften ſtarb. Jetzt mußt eben wieder heiraten, ſagten ſie; da iſt die Baumanns Mine, die hat geerbt von dem alten Herrn, bei dem ſie ſo lang gedient; daß ſie ein bißchen älter iſt, ſchad't nichts. Das iſt der lautere Profit. Ja, was war's? Das bißchen, was ſie geerbt, es war ein Bett und ein Kaſten und ein klein Kapitälchen, das iſt 'neingeſchlupft, man ſieht nichts mehr davon. Jetzt ſind vier neue Krabben da, und 's Handwerk geht immer ſchlechter, das iſt der Profit!“

„So! Und hab' denn ich profitiert?“ ließ ſich die ſcharfe Stimme der Hausfrau hinter der Thür hervor vernehmen. „Hab' mein Sächlein eingebüßt, mit dem ich noch einen Ledigen hätte haben können, und mußt' mich plagen mit dem kleinen Pack und mit meinem eigenen dazu, und weiß nicht, wo's Brot hernehmen, und hab' dazu in Schulden hineingeheiratet, um die ſie einen zu Tode plagen.“

„Ja, das weiß Gott!“ ſeufzte Kreß und zog ſich ſcheu in ſeine Höhle zurück. Dem ehelichen Zwiſt war plötzlich ein Ende gemacht durch die Erſcheinung eines ſtattlichen, wohlgekleideten Bürgersmannes, den ſie am oberen Ende der Straße bemerkten. Die Kinder, die noch auf der Schwelle ſpielten mit Papierchen, die ſie im Straßenkot gefunden, wurden eilig hereingezogen, die Hausthür zugeſchlagen, der Laden drinnen geſchloſſen, um den Anſchein zu geben, als ſei niemand zu Hauſe; doch war die



Sorge diesmal vergeblich geweſen; der Gefürchtete war vorübergegangen, und brummend ſtieß Kreß ſeinen Laden wieder auf, um knurrend an einer alten Lederhoſe zu flicken.

Der Bürgersmann, vor dem das Ehepaar ſo ſcheu geflohen, erſchien gar niemand ſonſt ſo fürchterlich; es war der ehrbare, wohlbeleumundete Secklermeiſter **Friederich** aus dem benachbarten Wallerſtein, der Reſidenz des Fürſten von Wallerſtein-Oettingen.

Die beiden Zunftgenoſſen waren einſt zuſammen in der Fremde geweſen und hatten bald nacheinander ihren Hausſtand gegründet. Was den Kreß gegen Friederich beſonders erbitterte, war, daß dieſer ſich's all ſein Lebtag hatte nicht einmal beſonders ſauer werden laſſen. Er hatte eine leichtere und geſchicktere Hand für die feinere Arbeit gehabt; aber er hatte ſich gern flott gekleidet und Sonntags bei einer Muſik amüſiert, ſo daß er von ſeinem reicheren Lohn vielleicht nicht mehr erübrigt hatte, als der allezeit etwas unſaubere Kreß, der nur in dem Winkel irgend einer obſkuren Schenke je und je ſeine Erholung ſuchte.

Auch Friederich hatte, als er zur Heimat zurückgekehrt, Herz und Hand, oder wenigſtens die letztere, an eine gereifte Frauensperſon verſchenkt, die kinderloſe Witwe eines Secklermeiſters zu Wallerſtein, die ihm nicht nur die einträgliche Kundſchaft des Fürſten, ſondern dazu noch ein Haus und einen ſchönen Garten zubrachte, der, mehr als ſein Gewerbe, ſeines Herzens Luſt und Freude war.

Frau Barbara hielt ihren Eheherrn gut, ſorgte ihm ſtets für reines Weißzeug und ſaubere Kleidung, auf die er ſo viel hielt, und daß ſie die Zügel des Hausregiments alsbald erfaßt, das war ſein Schade nicht. Er war, wie man ſo zu ſagen pflegt, ein „umtriebiger“ und dabei ein recht lebensluſtiger Mann, der gerne etwas Neues probierte, und hätte vielleicht nicht ausgehalten bei ſeinem Gewerbe, zumal da ſeine Ehe kinderlos blieb und er ſo nicht für die Zukunft zu ſorgen hatte, wenn nicht ſeine Frau mit dem wiederholten Sprüchlein: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“ ihn dabei feſtgehalten hätte. Nun, er ließ ſich halten, und es freute ihn auch, wenn er für die Herren Bedienten und Reitknechte des Fürſten ſo ſchöne und elegante Arbeit fertigen durfte.

Warum denn aber war der wohlhäbige Bürgersmann ſo zur Plage und zum Schrecken ſeines armen Handwerksgenoſſen geworden? Das erklärte auf Befragen der Secklermeiſter Friederich mit den Worten Sirachs: „Mancher meinet, es ſei gefunden, was er borgt, und redet ſo demütig um des Nächſten Geld; aber wenn er's ſoll wiedergeben, ſo verzeucht er's und klaget ſehr, es ſei ſchwere Zeit, und ob er's wohl vermag, gibt er's kaum die Hälfte wieder, und der ihm geliehen, hat ihm ſelber einen Feind gekauft mit ſeinem eigenen Gelde.“

Kreß dagegen konnte auch dienen mit ſchönen Sprüchlein von „hartherzigen Reichen, die den Nächſten drücken um ſeine Schuld“. Daß ſie beide in derſelben Schrift, aus der ſie Waffen nahmen, um ſich zu bekämpfen, hätten finden können, was den Armen willig und zufrieden, den Reichen freundlich und barmherzig machen konnte, das haben ſie freilich außer acht gelaſſen.

Sie waren ja einſt, trotz ihrer großen Verſchiedenheit, gute Kameraden geweſen, und Friederich hatte dem armen Kreß, der elternlos und wandermüde bald nach ihm in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen, willig hundert Gulden vorgeſtreckt zum Beginn ſeines Gewerbes. Kreß hatte nach und nach mit Mühe und Not fünfzig Gulden davon abbezahlt; als aber das Kinderhäuflein zu- und der Erwerb abnahm, da gab es einen Stillſtand, und die fünfzig Gulden blieben ſtehen. Er wollte Arbeit liefern für Friederich; die wurde aber nicht pünktlich und ſchön genug erfunden, und je weniger er im ſtande war, etwas abzuzahlen, deſto dringender wurde ſein Gläubiger.

Ein hartherziger Mann war Friederich ſonſt nicht; aber es war ihm ſo gut gegangen, daß er ſein Lebtag nicht gelernt hatte, ſich einen Wunſch zu verſagen, und einen unerfüllten oder unerfüllbaren Wunſch trägt doch faſt jedes Menſchenkind mit ſich herum, warum nicht auch der Secklermeiſter Friederich?

Dieſer große Wunſch war nämlich ein eigenes Gefährt, ſo ein Chaischen, wenn auch nur ein einſpänniges, mit dem man nach Gefallen im Lande herumkutſchieren könnte. Der Wunſch erſchien nun leicht erreichbar für den wohlhabenden, kinderloſen Mann; aber — Frau Barbara hielt die große Ausgabe für eine höchſt überflüſſige. Vielleicht fürchtete ſie, der Mann werde dann gar zu wenig ſtill ſitzen beim Gewerbe, an dem er ohnehin keine beſondere Freude hatte, und dann hielt ſie viel darauf, den Verwandten ihres erſten Mannes, welche dereinſt ihren

Nachlaß mit dem Ehemann teilen ſollten, noch etwas Rechtes zu hinterlaſſen, und ſuchte deshalb den Grundſtock ihres Vermögens in der Stille immer noch zu vermehren und ſomit jeden unnötigen Luxus zu verhindern.

Dennoch und obgleich die Gemahlin ein wachſames Auge auf alle Einnahmen und Ausgaben des Hauſes hielt, hatte Herr Friederich ſich doch ſo allmählich in der Stille ein Sümmchen zurückgelegt, und er dachte, wenn er dereinſt Frau Barbara mit der vollendeten Thatſache überraſchen, das heißt, wenn er eines ſchönen Morgens mit ſeiner Kaleſche vorfahren und ſie zu einer Spazierfahrt einladen würde mit dem Bemerken: „Das hab' ich mir ſelber erſpart," nun da würde ſie ſich wohl auch darein fügen.

Aber ganz wollte es eben nicht zureichen, obgleich Anno 1797 ein Chaischen und Pferd noch wohlfeiler zu erlangen war als heutzutage; die fünfzig Gulden, die er von Kreß ja mit gutem Recht verlangen konnte, die hätten die Summe vollgemacht, und ſo mahnte, plagte und drängte er ſeinen Schuldner fort und fort, alſo daß denſelben ein wahres Grauen faßte, wenn er ſein Angeſicht erblickte.

Es iſt ein wunderlich Ding um das Menſchenherz, um ſeine Ecken und Winkel, um die Macht und Gewalt, die äußerliche Kleinigkeiten darüber gewinnen können. Ein Geiſtlicher, der einer ſterbenden alten Frau den letzten Troſt zu ſpenden hatte, meinte, es werde ihr nicht ſchwer werden, ihr Herz zum Heimgang bereit zu halten, da ſie ja allein ſtehe auf der Welt, nachdem all ihre Lieben vorangegangen. „Ach ja!" ſeufzte die Frau, „wollt' ſchon gern ſterben, wenn nur das Kommödle net wär'!" — „Ein Kommödle?" fragte der Pfarrer und meinte, ſie rede irre. „Freilich, da hab' ich ſo ein nettes poliertes Kommödle billig in einer Auktion gekauft und meine Sachen ſchön drin eingeräumt und alle Tag' meine Freud' daran, und ſoll jetzt ſchon ſterben!"

Wie nun das Kommödle der alten Frau die Sterbensfreudigkeit nahm, ſo nahm der Wunſch nach dem Chaislein dem

Friederich all ſeine ſonſtige Gutmütigkeit. Es war ja nur ſein volles gutes Recht, was er verlangte, und war großmütig genug, daß er nicht auch noch Zinſen wollte. Er vergaß, daß für uns Menſchen die Barmherzigkeit noch ein höheres, königlicheres Recht iſt als der Buchſtabe des Geſetzes, und ſo wurde er zum unbarmherzigen Dränger, der im Hauſe des Kreß gefürchtet war wie der böſe Feind.

Es war Lichtmeß. Die Familie Kreß beſaß nicht einmal die Höhlenwohnung eigen, in der ſie hauſte; ſie hatte am Morgen all ihr bares Geld aus Büchschen, aus Kleider- und Hoſentaſchen zuſammengeſucht, um fünf Gulden Hauszins aufzubringen; die Frau kochte knurrend gebrannte Suppe, zu der das Material noch im Hauſe war. Da klopfte es wieder an der niedrigen Thüre, und der allezeit ſauber und herrenmäßig gekleidete Friederich trat ein.

Scheu und trotzig wandte ſich Kreß um von ſeiner Arbeit und puffte die Kinder auf die Seite. „Was iſt gefällig?“ fragte er knurrend.

„Ihr wißt recht wohl, was ich will,“ begann Friederich. „Ich will fragen, wann ich endlich einmal die fünfzig Gulden haben ſoll, die Ihr vor zehn Jahren ſchon verſprochen habt mir heimzuzahlen.“

„Sobald als ich's habe!“ knurrte der Schuldner.

„Wann Ihr's habt! So laſſe ich mich jetzt ſeit Jahren vertröſten,“ ſagte heftiger der Gläubiger. „Iſt's nicht genug, daß ich in all der Zeit keinen Zins aus meinem Gelde geſehen und verlangt habe; daß ich fünfzig Gulden in elenden Abſchlagszahlungen angenommen, Euch extra zehn Gulden zum Begräbnis Eures erſten Weibes gratifiziert und allemal bei der Zahlung noch etwas geſchenkt habe? Jetzt iſt meine Geduld zu Ende! Meine Schuld iſt's nicht, daß es im Handwerk mit Euch nicht vorwärts will, daß Ihr nicht lernen könnt, die elegantere Arbeit zu machen, wie ſie jetzt verlangt wird. Ich brauche ſelbſt mein Geld, und wenn Ihr diesmal nicht bezahlt, ſo bin ich genötigt, ſo leid es mir thut, Euch pfänden zu laſſen.“

„Iſt's meine Schuld,“ ſchrie Kreß jetzt wütend, „daß ich als ein armer Teufel geboren bin, gelernt habe um Gottes willen, wo ich der Poſſelbub der Meiſtersfrau ſein mußte und kein Menſch mich unterrichtet hat, die galante Arbeit zu fertigen, wie ſie ſo ein Herr verlangt wie Ihr, dem ſein Weib Geld und Haus und Garten zugebracht hat, und der jetzt andre Leute totſchindet? Und wenn Ihr mich pfänden wollt,“ fügte er höhniſch hinzu, „da, nehmt was da iſt! Geld habe ich nicht, Hausrat auch nicht; das Bett unterm Leib und das Handwerksgerät dürft Ihr mir nicht nehmen. Da, ſucht Euch eins von meinen Kindern 'raus; das hab' ich genug!“

Und mit einem Ruck riß er ein paar von ſeinen Kindern, die ängſtlich vor der heftigen Rede ſich in der Ecke zuſammengedrängt hatten, hervor und warf ſie dem erſchreckten Friederich vor die Füße.

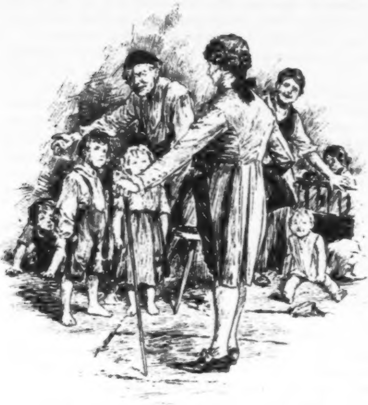
„Die Meinen nicht! Du Unmenſch, du Rabenvater!“ ſchrie das Weib, das unter die Thür getreten war, und warf ſich wie eine Löwin vor die elende Bettſtatt, wo auf ſchmutzigen Kiſſen das kleinſte Kind ſchlief, ein größeres ſaß und vor der ein drittes herumkroch, welche alle drei, mit Schmutz und Ausſchlag bedeckt, nicht ſehr lockend ausſahen für einen Menſchenkäufer.

Die vier älteren Kinder, die der Vater hervorgeriſſen, ſchauten mit ängſtlichen, verſtörten Blicken nach dem harten Gläubiger, der doch gar nicht ſo furchtbar ausſah; Chriſtian, der älteſte Bube, ſah trotzig und wild nach ihm hin, die ſechsjährige Rebekka ſchaute ihn wie bittend an aus ihren großen blauen Augen, ſo daß dem kinderloſen Manne ſeltſam ums Herz wurde.

„Wollt Ihr mir die Kleine da überlaſſen?“ fragte er ſeinen Schuldner. „Die fünfzig Gulden ſollen erlaſſen und ausgeſtrichen ſein, und ich will redlich und chriſtlich für ſie ſorgen.“

„Meinetwegen!“ ſagte finſter Meiſter Kreß, doch ſelbſt etwas erſchrocken, daß er ſo ſchnell bei dem Worte genommen wurde, das er in Zorn und Aufregung geſprochen; „dann ſind wir doch der Plage los, und das Kind wird's beſſer kriegen als daheim."

„So meinſt? Das iſt geſtichelt, weil ich die Stiefmutter



bin!" ſchrie zornig das Weib. „Na, haben's meine eigenen vielleicht beſſer? Da guck, wie ſie im Moraſt liegen! kannſt nicht ſagen, daß ich ſie herausputze. Und das Mädchen, die geb' ich erſt nicht gern her, die kann mir ſchon ein bißchen die Kleinen hüten; die Buben ſind kein nütze, die ſind mir alle feil!"

War's Furcht vor der rohen Stiefmutter, oder ein unbewußtes Vertrauen zu dem ſonſt ſo gefürchteten Mann, — die Kleine faßte ihn mit ihren Händchen und drängte ſich an ihn; ſein Herz wurde weich wie noch nie, er ſah ſeinen vielgeplagten Schuldner an und ſtreckte ihm die Hand hin: „Schlagt ein, Meiſter! ich erlaſſe Euch die fünfzig Gulden, und die Kleine ſoll's gut haben.“

Etwas verwirrt, halb erleichtert, denn ſchuldenfrei ſein dünkte ihm ein unerhörtes Glück, halb mit böſem Gewiſſen, denn er ſelbſt hatte noch nie gehört, daß einer um fünfzig Gulden ſein Kind verkauft, ſchlug Kreß ein, und ſchnell, ehe es noch zu einem Abſchied kommen konnte, führte Friederich ſein erkauftes Töchterlein mit ſich fort.

Still, wie betäubt, folgte ihm die Kleine, die noch nicht recht wußte, was mit ihr geſchehen. An der Ecke der Marktſtraße trat er mit ihr in einen Laden; den kannte Rebekka gar wohl, obgleich ſie nie den Mut gehabt hatte, hineinzugehen. Da wohnte ja Herr Lebküchner Müller, ihr Pate, von dem ſie alljährlich zu Neujahr ein Päckchen ausgeſchoſſener Lebkuchen und eine neue Schürze bekam, worauf ſie ſich das ganze Jahr freute; im übrigen bekümmerte ſich der Herr Pate nicht um die Kleine und erklärte dem Herrn Diakonus, der ihm deshalb Vorſtellungen gemacht, warum: „Ja, ſehen Sie, in dem Hauſe, da kann man nicht helfen mit Beiſtand, da fangt man alſo lieber gar nicht an.“

Herr Friederich kaufte der Kleinen ein ganz ſchönes Lebkuchenherz, wie ſie es ſonſt nur am Schaufenſter von weitem mit ſehnſüchtigen Augen betrachtet hatte; es war ein weißes Zuckerlämmlein darauf mit einer roten Kreuzesfahne. Die Ladenjungfer gab's her; Herr Müller ſelbſt, der Lebküchner, kam ganz verwundert aus der Ladenſtube heraus; er kannte ja das ſchlimme Verhältnis zwiſchen Schuldner und Gläubiger. Kreß hatte ihn oftmals um Hilfe gebeten, damit er ſeinen Dränger nur auch wieder auf eine Weile befriedigen könne, und Müller hatte ihm gar ſchöne Reden gehalten, wie über die

Unbarmherzigen ein unbarmherzig Gericht ergehen werde, aber er hatte nie ein paar Gulden vorrätig gehabt, um dem bedrängten Manne damit auszuhelfen. Jetzt traute er ſeinen Augen kaum, wie er da den unbarmherzigen Gläubiger mit dem Töchterlein des Schuldners ſtehen ſah, das ganz ſtrahlend die ungewohnte Herrlichkeit in ſeiner eigenen Hand betrachtete.

„Verkaufe ſonſt die Kreuzlämmlein nicht gern, iſt ſo katholiſch,“ bemerkte er. „Aber die Leute verlangen's, und ein Kreuz iſt ja auch chriſtlich.“

„Ach ja, ſolche Lämmlein hat man ſchon gehabt in den alten heidniſchen Zeiten, wo noch alles katholiſch g'weſen iſt,“ meinte eine Frau, die eben ein halb Lot Gewürz holte. Ehe der Lebküchner noch die unwiſſende Frau gehörig belehrt oder Herr Friederich ſeine Neugier befriedigt hatte, verließ dieſer den Laden mit der glücklichen kleinen Rebekka, die noch nicht wagte, ihren prächtigen Lebkuchen anzubeißen.

Herr Friederich ging aber nicht heim mit ſeinem neu erkauften Gute, das willenlos noch immer in ſtummer Verwunderung an ſeiner Hand dahinging; in einem engen, dunklen Hauſe, das in einer engen, dunklen Gaſſe ſtand, ſtieg er mit ihr hinauf viele Treppen und Stieglein, hinauf bis unters Dach und klopfte an eine enge Pforte, wo von innen ein verwundertes „Herein!“ erſcholl.

Dem Kinde war bang, und es drückte ſich feſt an ſeinen neuen Beſitzer, als er die Thüre öffnete und mit ihr in das Dachkämmerlein trat. War aber keine Urſache zur Furcht; es war wie manchmal im Leben: wenn man einen ſteilen und dunklen Pfad hoch, recht hoch ſteigt, ſo wird's wieder hell.

Das Kämmerlein, das ſie betraten, lag ſo hoch, daß man von da nicht nur den blauen Himmel ſah, der in den unteren Stockwerken unſichtbar war, ſondern auch eine merkwürdige Ueberſicht und Einſicht über Häuſer und Giebel, in ſonſt verborgene Höfe, Winkel und Gärtchen hatte. Die bucklige Nähterin, die mit einem Klemmer auf der Naſe an dem einen hellen Fenſter des Dachſtübleins ſaß, hätte gewiß merkwürdige

Studien machen können, wenn ſie nur Zeit und „'s Schenie“ dazu gehabt hätte.

Sie aber ſaß eifrig über ihre Arbeit gebeugt, die ſie trotz des Naſenklemmers noch vor die Augen halten mußte, und ſchaute nun erſtaunt nach der Thüre, denn es war ſelten, daß ſie Beſuch erhielt. „Was, Sie ſind's, Herr Friederich? Hätt' ja gar nicht geglaubt, daß Sie nur mein Stübchen fänden; mit was kann ich dienen?“

Herr Friederich war ſelbſt faſt ſo überraſcht wie ſein erkauftes Töchterlein, daß er ſo geſchwind ein Kind zu eigen gewonnen; aber, wie er immer ein reſoluter Mann war, ſo wußte er gleich, was er zu thun hatte, ehe er die Kleine ſeiner Frau heimbrachte.

„Felizitas,“ ſagte er (die Nähterin konnte nichts dafür, daß ſie einen ſo glückſeligen Namen führte; 's war nur, weil er an ihrem Tauftag im Kalender geſtanden war), „Felizitas, ich hab' mich geſchwind entſchloſſen, ein Kind von dem armen Kreß zu mir zu nehmen. Nun ſieht's aber ein bißchen ſchmierig aus, und Sie weiß, meine Frau hat alles gern ſauber; könnt' Sie das Kind nicht ein wenig ordentlich herrichten, ehe ich's heimbringe?“

Friederichs Haus war ein gutes Kundenhaus für Felizitas, da ſie allwöchentlich drüben einmal nähte und außer einem Batzen Lohn noch ihre gute Verköſtigung nebſt zwei Gläslein Wein täglich erhielt, auch hie und da des Sonntags zu Gaſt geladen wurde; ſie war geſchmeichelt, daß ein ſo vermöglicher Herr wie der Seckler Friederich in eigener Perſon zu ihr heraufſtieg. „Ja freilich, Herr Friederich, wollen ſehen, was man machen kann; anders kleiden kann man freilich die Kleine nicht ſo geſchwind; aber ein Schürzel hab' ich noch aufgehoben von meiner Schweſter ihrem Kind ſelig — warten Sie nur, wollen's ſchon machen.“

Während die kleine Perſon eifrig herumlief, um Seife und Waſſer, Schwämme und Kämme zu holen, beſchaute die Kleine erſtaunt und wohlgefällig das ſäuberliche kleine Gemach, die vielen Heiligenbildchen und gemachten Blumenkränzchen, vor allen aber ein etwas größeres Bild der knieenden Jungfrau Maria, zu welcher der Engel mit dem Lilienſtengel ſchwebt; davon konnte ſie den Blick nicht abwenden.

Dem Seckler war das beſtändige Schweigen des Kindes faſt unheimlich geweſen, und es war ihm nun eine Art Erleichterung, daß ſie tüchtig aufſchrie, als die Nähterin ſo mit Kamm und Schwamm an ihr herum hantierte.

„Nur z'frieden,“ tröſtete die gutmütig, „gib acht, wie d' ſo ſauber wirſt!“ Und wirklich ſah Rebekka ganz nett aus, als die Nähterin ſie nun triumphierend vor ihren neuen Eigentümer hinſtellte; das friſch gewaſchene Geſichtchen hell wie der klare Tag, wenn es auch in dem armen trübſeligen Elternhaus nicht gerade ſehr blühend geworden; das ſeidenweiche blonde Haar ſchön glänzend und glatt gekämmt, in zwei Zöpfe geflochten, die freilich wie Wegzeiger hinausſtanden, da ſie noch kurz waren, mit der reinen friſchen roſenfarbenen Schürze, lang genug, um das zerriſſene ſchmutzige Kleidchen zu verdecken.

„Nu, jetzt läßt ſich's ſehen!“ ſagte Friederich beifällig, und Rebekka ſelbſt lachte hell auf, als ihr die Nähterin den kleinen Spiegel vorhielt und ſie ſich ſo rein wie nie zuvor darin erblickte.

„So, und nun wollen wir zu einer neuen Mama gehen!“ ſagte Herr Friederich und — eine unerhörte That! — ließ der Nähterin einen ganzen baren Gulden zurück als Entgelt für die Mühewaltung und für die neue Schürze. Felizitas ſandte ihm noch viele Komplimente und Dankſagungen nach, ſolang ſie die Thür offen hielt, damit er den Weg hinunterfinden könne. Den Gulden legte ſie ſorgſam in ein Schächtelein, darin ſie ſich einen Sparpfennig ſammelte zu anſtändigem Begräbnis. Erſt als ſie wieder an ihrer Arbeit ſaß, begann ſie ſich zu verwundern und zu beſinnen, wie denn das Kind des gering geachteten Kreß auf einmal zu Herrn Friederich komme.

Die Kleine aber wandelte gar nicht mehr ſo ängſtlich wie zuvor an der Hand ihres Beſchützers; ſie ſchaute ganz vergnüglich um ſich, ob ſie nicht in der neuen Schürze und den friſch geflochtenen Zöpfen auch von einer Schulkamerädin geſehen werde, ehe ſie in die Allee eintraten, die nach Wallerſtein führt.

* * *

Frau Barbara Friederich wußte nicht, daß ihr Mann nach der Stadt gegangen; ſie dachte, es ſei ein Geſchäftsgang aufs Schloß geweſen, und argwöhnte ſtark, daß er ſich bei einem Frühſchoppen verſpätet, da er ſo lange nicht kam, und Frühſchoppen hielt ſie für höchſt überflüſſig.

Schon war die Suppe fertig und reichlich geſchmälzt, und es drohte Gefahr, daß die Dampfnudeln zu lange im Ofen ſtehen müßten; da erſchien der Gemahl auf der Treppe mit ſeinem neu erkauften Töchterlein an der Hand.

Herr Friederich hatte ſich unterwegs allerlei ſchöne Reden ausgedacht, mit denen er das Herz ſeiner Frau für die Kleine gewinnen wollte; ſie waren ihm alle entfallen. Aber herzlicher als ſonſt das Ehepaar miteinander verkehrte, ſagte er: „Nun, Alte, haſt ja immer geſagt, nach einem Buben verlang' dich's nicht, ſie ſeien ſo unnötig und machen ſo viel Gruſt; aber ein Mädle hätt'ſt ſchon mögen, die du dir hätt'ſt herziehen können. Da bring' ich dir nun eins, das ſoll uns einmal helfen, wenn wir alt werden."

Verwirrt und zweifelhaft ſchaute Frau Barbara auf die Kleine, die indes mit ihren großen blauen Augen verwundert ſich in der Stube umgeſchaut hatte. Rebekka war noch nie in eine Herrenſtube gekommen, höchſtens etwa in eine dumpfige Bäckerſtube, und ſo erſchien ihr das reine helle Zimmer, die Fenſter mit ſchneeweißen Vorhängen davor, vor deren einem ein Kanarienvöglein im Käfig hüpfte, der Boden mit weißem Sand beſtreut, die Kommode mit einem roten Teppich bedeckt, darauf ein gar ſchönes geſchnitztes Muttergottesbild zwiſchen zwei Töpfen mit überaus roten künſtlichen Roſen ſtand, das Kanapee mit glänzendem ſchwarzen Leder überzogen: — das alles erſchien ihr ſo prächtig, daß ſie verwundert die Händchen zuſammenſchlug und ausrief: „Aber da iſt's ſchön! ſo wird's im Himmel ſein!“

Das gewann ihr das Herz der Frau Barbara, die gar viel auf ihre ſchöne Stube hielt, und ſie ſah freundlich auf die Kleine, während der Mann ihr erzählte, wie ſo gar wüſt ſich der Kreß gebärdet, und wie es ihn erbarmt habe, als er ihm ſeine Kinder wie die Hunde vor die Füße geworfen, ſo daß er nun eben in Gottes Namen das Mägdlein mit heimbringe. Wie edelmütig er ſei, daß er das Kind über ſich genommen, außerdem aber auch ſeine fünfzig Gulden und damit wohl alle Ausſicht auf die gewünſchte Kaleſche hingegeben habe, das kam ihm jetzt erſt recht zu Sinn.

Auch Frau Barbaras Herz ward bewegt beim Blick auf das Mägdlein mit den unſchuldigen Augen, das von den eigenen Eltern ſo weggeworfen worden; faſt hätte ſie geweint, fielen ihr aber rechtzeitig noch die Dampfnudeln ein, die ſchnell vom Feuer mußten.

„Setzt euch nur gleich, wir müſſen eſſen!“ befahl ſie. „Komm, Kleine, iß mit!“

Und Rebekka aß mit ſo gutem Appetit und mit ſolcher Herzensluſt, daß das bloße Zuſehen dabei ein Vergnügen war.

„Na, ſchmeckt dir's?“ fragte Frau Barbara.

„O ja!“ verſicherte das Kind mit lachenden Augen. „Ißt ſo der König? Aber,“ fragte ſie etwas ſchüchtern, als eben der Pflegevater noch eine große Dampfnudel auf ihren Teller legte, „darf ich das nicht aufheben für meine Kleinen daheim?“

Friederich war gerührt über des Kindes Gutherzigkeit; bei Frau Barbara hätte es aber faſt den guten Eindruck wieder verdorben. „Na, das ging' mir ab, daß man das ganze Volk auf den Hals kriegte!“ murmelte ſie ärgerlich. „Iſt doch nichts, ein Kind von Lumpenleuten ſo aus der Nähe zu nehmen!“

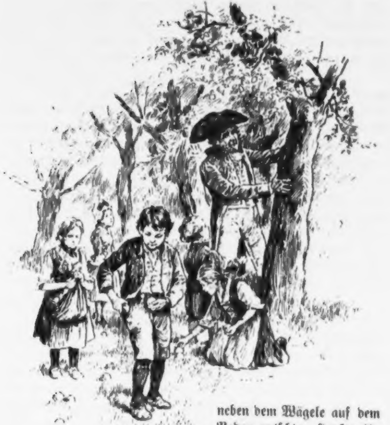
„Na, ſie ſollen dir nicht läſtig fallen,“ beruhigte ſie der

Mann; „da, ſieh nur, wie's dem Tröpfle ſo wohl iſt! ſchickſt ſie doch nicht wieder fort.“ Und die Kleine blieb da ohne weitere Umſtände.

Leichter, als ſie es für möglich gehalten hätte, gewöhnte Frau Barbara ſich daran, die kleine Rebekka um ſich zu haben. Das Kind zeigte geſchickte Händchen bei den kleinen Dienſtleiſtungen, zu denen ſie es brauchen konnte, und ſprang flink wie ein Wieſel, wo es einen Ausgang zu machen gab.

Die mütterliche Ader, die doch wohl in jeder Frauenbruſt ſchlummert, kam in Fluß, wenn auch die Pflegemutter immer ein bißchen kühl gegen die Kleine blieb und faſt eiferſüchtig wurde auf die große Zuneigung, die ihr Mann zu dem Kinde gewann. Dem Friederich war das Kind ſeine tägliche Freude, ſeine Augen- und Herzensluſt, wenn ſie ihm ſo munter entgegenſprang, wenn er heimkam, oder wenn ſie ihr Händchen ſo zutraulich in ſeine Hand legte, wann er ſie mitnahm zu einem Spaziergang oder hinaus in ſeinen ſchönen großen Obſtgarten. Er dachte gar nicht mehr an die ſehnſüchtig begehrte Kaleſche; ſein neues Töchterlein war ihm ſo viel lieber!

Zu Anfang nahm er die Kleine auf ihr Begehren mit, wenn er nach Nördlingen ging, da ſie nach den Geſchwiſtern, mehr als nach Vater und Mutter, begehrte; ſie wollte aber nicht mehr bei ihnen bleiben, und er ſah, daß ihm ſein Pflegkind da nicht abſpenſtig gemacht werde. Die Mutter, neidiſch, daß Rebekka ſo viel hübſcher gekleidet war als ihre Kinder, gab ihr biſſige Reden, die die Kleine kaum verſtand; dem Vater, obgleich er ſah, daß es ſeinem Kinde nun viel beſſer erging, blieb doch ein Dorn und Stachel im Herzen im Bewußtſein, daß er ſein Kind verkauft habe, ſo leicht ihm auch das Herz war, daß er jetzt keine Schuldforderung mehr zu fürchten hatte; er grüßte ſie nur kurz und wandte ſich ab, um das bittere Herzweh zu verbergen, mit dem er ſie als das Eigentum eines andern ſah. Die Geſchwiſter ſtellten ſich zuerſt auch etwas ſcheu und fremd zur Seite, wenn das ſchön gewaſchene, ſauber geputzte Schweſterlein unter ſie trat; nur das allerkleinſte, das



neben dem Wägele auf dem Boden rutſchte, ſtreckte ihr ſeine Aermlein entgegen. Sie verſöhnten ſich aber alle bald mit der Standeserhöhung der Schweſter, als ihnen die gutherzige Rebekka ſo viel ſie konnte und durfte, von allem Guten mitteilte, das ihr in der neuen Heimat zu teil wurde. Einmal nahm Herr Friederich alle die Geſchwiſter ohne Vorwiſſen ſeiner Ehehälfte mit hinüber nach Wallerſtein in ſeinen ſchönen Obſtgarten vor dem Thor, und da durften ſie nicht nur gefallenes Obſt aufleſen, Herr Friederich ſelbſt ſchüttelte ihnen ſo reichlich, daß ſie noch volle Taſchen mit heimbrachten; doch wurde der Verkehr ſeltener und ſeltener. Die Kleine entwöhnte ſich nicht ſchwer von ihrer trübſeligen Heimat.

* * *

In der Stadt hatte man ſich nach einigem Gerede hin und her auch bald in die Thatſache gefunden, da im ganzen jedermann es vernünftig fand, daß der wohlhabende kinderloſe Mann eines von dem armen kinderreichen annahm.

Nicht ſo war es bei den Verwandten der kleinen Rebekk mütterlicherſeits. Dieſe hatten ſich ſeither blutwenig um ſie bekümmert, aber ſie waren gute Proteſtanten; Herr Friederich war ſtrenggläubiger Katholik, und es verlautete bald, daß er auch ſein Adoptivtöchterlein werde zu ſeinem Glauben hinüberziehen. Da erhob ſich denn der Vater ihrer Mutter, der alte Jakob Mezger, und Lebküchner Müller, ihr Pate; die legten bei der Stadtbehörde energiſchen Proteſt ein gegen ſolchen Verkauf eines Kindes, der dazu noch deſſen Religionsänderung nach ſich ziehen werde.

Vater Friederich wurde durch den Widerſtand erſt recht erpicht darauf, ſein Töchterlein zu behalten; auch ſeiner Frau erſchien es unmöglich, das Kind wieder in das alte Elend zurückzuſtoßen. So ſetzte er denn einen förmlichen Adoptionsvertrag auf, darin er verſprach, dem Kreß außer den erlaſſenen fünfzig Gulden noch fünfzig nach und nach bar zu bezahlen, und ferner verhieß: „daß er das Kreßſche Mädchen ebenſogut, als wenn ſelbiges ein eigenes Kind von ihm wäre, erziehen, behandeln und verſorgen wolle, und daß die adoptata dereinſt von ſeinem Vermögen noch hundertfünfzig Gulden zu einem Heiratsgut erhalten ſolle.“ Sodann nahm er den ſehr geſchickten und rechtserfahrenen Rechtskonſulenten Dolz zu Hilfe, um bei den Reichsſtadtbehörden ſeine Sache durchzuſetzen.

Ein Heiratsgut von hundertfünfzig Gulden, wenn es auch Anno 1797 mehr beſagen wollte als jetzt, war freilich kein ſehr ſplendides Verſprechen von einem wohlhabenden Manne wie

Seckler Friederich; aber er konnte zunächſt gerichtlich nicht mehr verſprechen ſeiner Frau und hauptſächlich deren Verwandten willen, die ſchon ſo ſicher auf die Erbſchaft von der kinderloſen Tante zählten und die deshalb gar nicht gut zu der Adoption ſahen.

Nun, es war eine tolerante Zeit dazumal, eine Zeit, wo mehr die Sittenlehre des Chriſtentums in den Vordergrund geſtellt wurde als die tieferen Glaubenswahrheiten, in denen die Konfeſſionen auseinander gehen; eine Zeit, wo Proteſtanten und Katholiken friedlich beiſammen wohnten, wo man auch ſchöne Geſchichten von edelmütigen Juden, Türken und Heiden in Umlauf ſetzte und nach Friedrichs des Großen Ausſpruch „jeden in ſeiner Faſſon wollte ſelig werden laſſen“. Zu ſolcher Zeit waren denn auch die Väter der alten Reichsſtadt nicht allzu ſkrupulös darüber, ob ein armes Stadtkind durch einen Proteſtanten oder Katholiken gut verſorgt werde. So ließ denn der wohllöbliche Magiſtrat ein Gutachten von dem Dr. jur. Dolz ausſtellen, das dahin lautete:

„Daß der fragliche Fall ein obrigkeitliches Aufmerken eigentlich gar nicht verdiene und daß man weder die Beweggründe des Kreßen weiter auszuforſchen und zu ahnden, noch weniger etwa daran ſich zu ſtoßen brauche, daß das Kreßſche Kind, weil der pater adoptivus ein Katholik iſt, mit der Zeit etwa der katholiſchen Kirche einverleibt werden möchte, indem ſolches niemand und inſonderheit dem Kreßſchen Kinde gar nichts ſchadet, folglich kein ſträfliches Vergehen involvieret und die Beſorgnis wegen der künftigen Religionserziehung leicht erachtlich eine Sache iſt, worüber man nach den Grundſätzen einer vernünftig chriſtlichen Toleranz ohne Bedenken herausgehen kann, und welche bloß dem Gewiſſen des einwilligenden Vaters, der wohlbefugt freiwillig ſein Kind an einen fremden Ort hingethan und dort Leuten von einer andern Religion an Kindesſtatt übergeben hat, anheimgeſtellt bleiben muß.

„Darum wird ein wohlweislicher Rat gebeten, zu entſcheiden, daß der Adoption der Rebekka Kreß nichts im Wege ſteht, und daß beſagter Vorgang ohne weiteres ganz auf ſich beruhen laſſen werden kann und ſoll.

„Ausgefertigt am 2. Febr. 1797.“

Der wohllöbliche Magiſtrat war einverſtanden; Rebekka verblieb den Pflegeeltern und wurde ohne beſondere Umſtände und Feierlichkeit in den Schoß der katholiſchen Kirche aufgenommen. Die Taufe hat ja für beide Konfeſſionen gleiche Bedeutung; von ſeinem Glauben wußte das Kind noch nicht viel, als ein paar Gebetlein; die katholiſche Kirche, in die ſie die Pflegemutter einführte, gab ihr genug zu ſehen und zu bewundern. Nur daß ſie ihren Namen Rebekka, weil derſelbe zwar im Alten Teſtament, aber nicht im katholiſchen Kalender ſteht, mit Eliſabetha vertauſchen ſollte, das konnte ſie nicht recht begreifen, und es brauchte gar lange, bis ſie auf den Ruf Eliſabeth ging. Die arme Nähterin Felizitas aber, die noch häufiger als zuvor zu Frau Barbara hinüberkam, um die Kleine anſtändig herauszukleiden und den ſtets tadelloſen Linnenbeſtand noch tadelloſer zu erhalten, die wußte ihr gar ſchön zu erzählen von Eliſabeth, der frommen Mutter des Johannes, von der barmherzigen Landgräfin Eliſabeth, und ſchenkte ihr auch ein ſchönes „Helgle“, darauf die holdſelige Frau abgebildet war mit der Schürze voll Roſen neben dem bärbeißigen Gemahl; Rebekka dagegen wurde ſchlechtweg nur als „ſo eine alte Jüdin“ bezeichnet, und ſo ließ ſich die Kleine den Wechſel gerne gefallen.

Felizitas wurde dem Kinde bald eigener und lieber als die neue Mutter, obſchon Frau Barbara nicht unfreundlich gegen ſie war. Auf dem kleinen Stuhl, den der Pflegevater ihr geſchenkt, ſaß ſie gerne zu den Füßen der Nähterin, und dieſe erzählte ihr ſchöne Geſchichten und „Sagmärlein“, während ſie ihr das mühſelige Stricken, dieſen Dorn und Diſtel auf dem Acker der Kindheit, beibrachte; ſie ließ ſie auch Püppchen machen und bekleiden, und gab ihr allerlei ſanftmütige und kluge Unterweiſungen, wie ſie das Herz der Pflegemutter, die allezeit etwas Scharfes behielt, ſich gewinnen könne. Dem Vater blieb ſie ſein

Herzblatt, und als ſie größer wurde und mehr als in der erſten gedankenloſen Kinderzeit an den Vater und die Geſchwiſter in Nördlingen dachte, da half er ihr gern dazu, ihnen da und dort eine Gutthat zu erweiſen; das wußte er, daß es ſie nicht mehr verlangen würde, zurückzugehen.

So hat denn das verkaufte Mägdlein eine gute und fröhliche Kinderzeit verlebt und iſt zu einer ſchönen und blühenden Jungfrau erwachſen.

II.

Zwölf Jahre waren vergangen, ſeit Secklermeiſter Friederich ſein Töchterlein erkauft, und zwölf Jahre können gar viel anders geſtalten in einem Menſchenleben.

An der trübſeligen Werkſtatt des Secklers Kreß hingen nicht mehr die alten Neſteln und Hoſenträger. Jakob, ſein älteſter Sohn, betrieb allda das Schuſtergewerbe mit nicht viel mehr Glanz als früher der Vater das ſeine; doch hatte er keinen drängenden Gläubiger zu fürchten, da Herr Friederich ihm das Nötige zum Beginn ſeines Handwerks nicht vorgeſtreckt, ſondern geſchenkt hatte. Kreß, der Vater, war geſtorben, die größeren Buben fortgewandert in die Fremde; die Witwe war mit ihren Kindern ins Badiſche gezogen, wo ein Bruder ſich ihrer annehmen wollte.

Zu Wallerſtein, da war's erſt noch recht anders geworden. Es war keine fürſtliche Hauptſtadt mehr; das Fürſtentum war mediatiſiert, der fürſtliche Hofhalt eingegangen; die Stadt hatte ihren Mittelpunkt verloren, wenn auch der Fürſt noch zu Zeiten da war. Kein Hofkontingent mehr! Wallerſtein war eine entthronte Königin.

Da war es wohl natürlich, daß auch der Secklermeiſter Friederich nicht mehr daſelbſt hatte bleiben wollen; ſollte er, der fürſtlicher Hoflieferant geweſen, ſich nun begnügen, lederne Seckel und Knieriemen für geringes Bauernvolk zu machen? Nimmermehr! Frau Barbara war heimgegangen; ihren ſparſamen Sinn, der ihm im Leben oft gar ungeſchickt geweſen, den lernte er erſt recht ſchätzen, als ihm, auch nach der Teilung mit ihren Verwandten, doch ſo viel blieb, daß er ſich ein nettes Beſitztum in der Stadt Donauwörth erwerben konnte, das ihm ſchon vor Jahren auf einer kleinen Reiſe lockend in die Augen geſtochen hatte.

Es war ein kleines Kaffeehaus mit Billard in der Nähe des Landgerichts daſelbſt. Nach ſo etwas hatte von jeher Friederichs Sinn geſtanden; am Handwerk war nie ſein Herz gehangen, und der Beruf eines Wirtes dünkte ihm immer der angenehmſte von allen, weil bei keinem andern Pläſir und Berufsarbeit ſo gar nett ineinander griffen. Ueberall ſonſt gilt es, tüchtig arbeiten, wenn man ſich's nachher will wohl ſein laſſen; beim Wirt aber, da iſt's ja gerade ſeine Pflicht, die er erfüllt, wenn er behäbig und freundlich unter ſeinen Gäſten ſitzt und den Neuen oder Alten ſelbſt probiert, um den Gäſten ein gutes Beiſpiel zu geben. Zu dem großartigen Umtrieb eines Gaſthauſes mit Ställen und Nachtquartier, da hätten ſeine Mittel nicht gereicht, und es wäre ihm zu mühſam und umſtändlich geweſen; aber ſo ein nettes Anweſen, wo anſtändige Herren einſprachen, wo er allezeit Neues erfuhr und nicht viel zu ſorgen hatte, das war ſo recht nach ſeinem Sinn.

Ob wohl dieſer neue Beruf auch gut ſei für die junge Eliſabeth, darüber beſann Herr Friederich ſich nicht, oder vielmehr wollte ſich nicht beſinnen, weil es ihm unbequem geweſen wäre, in ſeinem Plan geſtört zu werden. Es war niemand mehr da, der ein Recht gehabt hätte, Einſprache zu thun; die alte Felizitas allein, die immer noch pünktlich zu ihrem Flicktage von Nördlingen herüberkam, die hatte das Herz, ihm vorzuſtellen: „Aber, Herr Friederich, meinen Sie nicht, es ſei gefährlich für ein junges und ſchönes und ſo frohherziges Mädchen wie die Eliſabeth, wenn Sie ſie in eine Wirtſchaft nehmen, zumal wo keine Mutter und Hausfrau mehr da iſt? Küche und Keller kann ſie ja wohl verwalten, auch das Weißzeug hab' ich ſie gelehrt, im Stand zu halten; aber kann ſie auch ihr eigen Herz verwalten und ihren jungfräulichen Ruf?"

Herr Friederich verſtand noch ebenſogut mit ſeinem Gewiſſen zu akkordieren wie dazumal, als er ſeinen Schuldner bedrängt, ſo gut, ach, wie wir Menſchenkinder alle. „Sie iſt eine unverſtändige Perſon, Felizitas, und Sie weiß nicht, wie gut ich's mit dem Kinde meine, das ich ja aus bitterem Elend herausgeriſſen und mit ſaurer Müh' aufgezogen habe, und von dem es die erſte Pflicht iſt, daß es mir folgt, wohin ich gehe!"

„Ja, aber Herr Friederich —"

„Nichts aber!" fiel er ungeduldig ein. „Iſt nicht die Eliſabeth ein ſittſames Mädchen? Gibt es nicht genug reſpektable und unbeſcholtene Wirtstöchter auf der Welt? Bin ich nicht da und kann zum Rechten ſehen? Und kann ſich nicht in der Stadt drüben eine viel anſtändigere Partie für das Mädchen finden, als in dem Neſt hier, wenn's je geheiratet ſein muß?"

Felizitas ſchwieg mit einem Seufzer; ſie wußte ja wohl, daß ſie kein Recht hatte, darein zu reden; der Großvater war tot, der Pate Lebküchner wollte nichts mehr von dem Mädchen wiſſen, ſeit es katholiſch geworden war; die getreue Nähterin aber mußte Tag und Nacht die Gefahren des neuen Standes für ihr Pflegetöchterlein in Gedanken bewegen und erwägen. „Gehſt denn gern, Eliſabeth?" fragte ſie wehmütig, als das junge Mädchen ſo flink und wohlgemut die Anſtalten traf zur nahen Ueberſiedlung.

„Ei, warum denn nicht?" fragte mit lachenden Augen Eliſabeth. „Von Euch thut mir's gewiß leid zu gehen," ſetzte ſie freundlich hinzu, als ſie die traurige Miene der Alten ſah, „aber wir ſind ja nicht aus der Welt! Ihr müßt ſchon manchmal hinüberkommen und mir helfen bei der großen Wäſche und beim Flicken! Und ſonſt geh' ich gern. In Donauwörth drüben gefällt mir's viel beſſer als in dem langweiligen Neſt hier, wo's gar nichts mehr iſt, ſeit wir nicht mehr fürſtlich ſind."

„Aber, Kind," ſagte Felizitas zögernd — ſo klug war ſchon die alte einfältige Nähterin, daß ſie wußte, manche Gefahren nennt man lieber nicht, wenn man davor bewahren will. — „Kind, nicht wahr, das verſprichſt mir, daß du brav bleiben willſt und züchtig und ſittſam?“

„Warum denn nicht?“ ſagte Eliſabeth ſelbſtverſtändlich und gab ihr die Hand darauf mit leichtem Erröten. „Warum ſollt' ich das nicht wollen?“

„Ach, es haben's alle einmal gewollt,“ ſagte Felizitas mit einem Seufzer (obgleich ihre Tugend keiner Gefahr war ausgeſetzt geweſen), „aber wenn der liebe Gott nicht hilft, ſo können wir's doch nicht vollbringen.“

„Und warum ſoll der liebe Gott nicht dazu helfen?“ fragte Eliſabeth unſchuldig; „dem iſt's ja ſelber recht, wenn wir brav bleiben!“

„Ja, aber wollen müſſen wir doch!“

„Nun, ich will ja!“ ſagte das junge Mädchen, am Ende ungeduldig. „Was ſeufzt Ihr denn ſo unnötig?“

„Nun ſieh, du kommſt jetzt in ein Wirtshaus.“

„Kein gemeines Wirtshaus, ein Kaffee mit Billard!“ ſagte Eliſabeth mit Selbſtgefühl.

„Nun ja', ich weiß eben nicht, wie die Teufeleien alle heißen. Aber da haben doch Herren und junge Leute freien Zutritt.“

„Und was dann?“

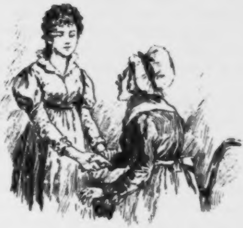
„Nun ſieh, da könnteſt du auch einem und dem anderen wohl gefallen.“

„Iſt auch möglich!“ ſagte Eliſabeth errötend, aber nicht gerade mißvergnügt, und guckte ſo ein klein wenig ſeitwärts in den Spiegel.

„Und er kann dir's ſagen —“

„Und was dann?“ rief das Mädchen zuletzt ärgerlich. „Hört, Felizitas, ſo dumm, wie Ihr meint, bin ich gerade auch nicht; aber ich weiß, wenn ein Mädchen etwas auf ſich hält, ſo iſt gar keiner ſo keck, ihr unziemlich zu nahen; ich wollt's ihm ſchon ſagen!“ Und trotzig warf ſie ihr Köpflein in die Höhe.

„Will ja nichts mehr ſagen, Kind,“ ſprach reſigniert die Nähterin, „und glaub's gern, daß du den beſten Willen haſt und daß der Herr dich behüten wird; nur eins verſprich mir,“ und ſie überreichte ihr das Marienbild, das der Kleinen bei ihrem erſten Beſuch ſchon ſo wohlgefallen; „willſt du das behalten zum Angedenken von mir und aufhängen in deinem Kämmerlein? Sieh, als der Gruß des Engels kam an die heilige Jungfrau, da hat ſie's nicht faſſen können und nicht deuten, was ſie ſollte, aber ſie hat ihr Haupt geneigt und geſprochen: Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt! Und es iſt alles ſelig geworden und herrlich, und ſolche Botſchaft kommt an kein Menſchenkind mehr auf Erden. Aber willſt du mir nicht verſprechen: wenn etwas an dich kommt, wo du nicht weißt, was du thun ſollſt und was recht iſt, dann ſieh das Bild an und beſinne dich, ob du darauf ſagen kannſt: Siehe, ich bin des Herrn Magd! Und wenn du das nicht kannſt, dann iſt's auch nichts Gutes.“



„Ja, das will ich gern, Felizitas,“ ſagte Eliſabeth beruhigend. „Ihr ſeid eine gute, liebe alte Felize, daß Ihr mir das ſchöne Bildl ſchenkt, und ich will's in Ehren halten.“

Gute Felizitas, es können auch Fragen und Wünſche an ein junges Herz kommen, ſo raſch, daß man nicht Zeit hat, zuvor ein Marienbild zu beſchauen! Aber die Stimme Gottes können wir wach halten im Herzen, daß wir ſie vernehmen mögen zu jeder Stunde.

* * *

Die Ueberſiedlung war vollbracht, und dem alten Mann und dem jungen Mädchen gefiel es gar wohl in der größeren Stadt und bei dem neuen Geſchäft, das ihnen immer nette Geſellſchaft ins Haus brachte und dabei doch nicht zu viel Arbeit und Mühe.

Herr Friederich war gar kein Freund von feierlichen Redensarten und ernſten Verhandlungen; doch hatte er einmal vor dem Umzug eine Beſprechung mit ſeinem Pflegekind.

„Du weißt's ja, Eliſabeth,“ ſagte er, faſt verlegen über ſeine Rolle als ernſter Vater, „daß ich gar niemand auf der Welt habe als dich. In dem Adoptivvertrag vor Zeiten ſind dir hundertfünfzig Gulden Heiratsgut zugeſchrieben; das war nur ſo wegen meiner Seligen. Denn ihre Leut' haben jetzt reichlich alles, was ihnen gehört, und mehr. Was jetzt noch da iſt, das iſt alles mein; 's iſt nicht arg viel, aber genug iſt's, und du ſollſt es haben ſeiner Zeit; aber eins mußt mir verſprechen.“

„Alles, was du willſt, Vater,“ ſagte Eliſabeth bereitwillig. Sie konnte auch nicht recht die gerührte Tochter vorſtellen, ſie hatte ſeither alles ſo ſelbſtverſtändlich angenommen.

„Nun ſiehſt, am liebſten wär' mir's eigentlich, du thäteſt gar nicht heiraten und immer bei mir bleiben; ſollteſt's gut haben.“

„Aber wenn du ſtirbſt, Vater?“ fragte etwas betreten Eliſabeth.

„Na, ſei zufrieden, ich verlang's ja nicht, wenn ich auch gerade nicht bin wie die Weibsleut', die in der Stille heulen, bis ihr Mädchen einen Mann hat, und dann erſt recht laut heulen, wenn ſie einen hat. Nein, ich weiß wohl, daß man ſich ſchicken muß in den Lauf der Welt; nur das verſprich mir feierlich, daß du keinen willſt einmal, den ich nicht will."

„Das verſteht ſich ja von ſelber, Vater! Wen du nicht willſt, der kriegt mich nicht; das iſt ja ſo in der ganzen Welt."

„Weiß wohl, iſt väterlich's Recht; weiß aber auch, wie's oft die Mädchen machen, bitten, weinen und wollen ſterben, bis ſo ein Datte ja ſagen muß, er mag wollen oder nicht."

„Ich weine nicht und will auch nicht ſterben wegen einem Mannsbild; das darfſt gewiß ſein, Vater."

„Siehſt auch nicht ſo aus!" ſagte der lachend und beſchaute mit Freuden das taghelle Mädchengeſicht. „Aber verſprich mir's doch: wenn mir einer nicht gefällt, der dich will, daß du mir mit keinem einzigen Wörtlein darob in den Ohren liegſt."

„Das verſprech' ich gern," ſagte Eliſabeth und ſchlug ein, „und wenn mir einer nicht gefällt, nachher läßt du mich auch in Ruh, nicht wahr? Aber," fiel ihr noch ein, als ſchon der Vertrag geſchloſſen war, „woher weißt du's dann, wann mir einer gefällt, wenn ich gar nichts ſagen ſoll?"

„Na," lachte der Vater, „ſo grimmig iſt's nicht gemeint; weißt, ſo ein netter junger Mann, der einmal das Geſchäft übernehmen könnt', wo ich bei euch bleiben und auch noch ein Wörtlein mitreden dürfte, oder auch meinetwegen ein Herr, ein rechter Herr, vom Landgericht oder ſo, das wär' juſt keine Unmöglichkeit — will dir aber ja keinen Floh ins Ohr ſetzen."

„Sticht mich auch keiner drin!" rief fröhlich Eliſabeth und ging an ihr Tagewerk.

* * *

Der Gedanke an einen Herrn vom Landgericht ſchien in der That kein ſo unerhörter, wenn man ſah, wie das neue Kaffee und Billard aufkam, das vorher ein ſchon halb verdorbener Wirt mit einer ſchlumpigen Frau geführt hatte. Eliſabeth war nicht umſonſt in der Zucht der Frau Barbara und der pünktlichen Nähterin aufgewachſen; reinlich, zierlich und ſäuberlich war es allenthalben, wo ſie ihre geſchickte Hand anlegte: ſo ſchneeweiße Servietten auf den kleinen Tiſchen, ſo blinkendes nettes Kaffeegerät auf den Brettchen, ſo reiner feiner Kaffee und guter Rahm war den Herren noch nie ſerviert worden. Die Hausfrauen, die ihre Familiencichorie jetzt oft allein trinken mußten, waren etwas ungnädig darauf zu ſprechen, wiewohl niemand der jungen Eliſabeth etwas anhaben konnte.

Vater Friederich hatte zuerſt einen Marqueur bei ſeinem Billard angeſtellt; der windige naſeweiſe Burſch aber, der gleich von ſeinem Eintritt an dem Fräulein vom Hauſe die Cour machte, hatte Vater und Tochter gleich mißfallen und war alsbald entlaſſen worden.

„Das wollt' ich beſſer verſehen als der ungeſchickte Bub!“ meinte Eliſabeth beim zweiten, einem verwahrloſten Kind aus dem Volke, der nach dem Naſeweiſen verwendet wurde.

„Iſt auch wahr,“ fand der Vater. Er that ihr eine ordentliche Dienſtmagd zur Hilfe ein; Eliſabeth verrichtete die leichten Dienſte eines Marqueurs, und die alten und die jungen Herren meinten, einen ſo flinken und gewandten habe das Billard nie geſehen.

Daneben aber lag in dem Weſen des jungen Mädchens nicht eben „eine Würde, eine Höhe“, aber doch eine lautere Seelenreinheit und Argloſigkeit, daß ſich keiner eine unziemliche Vertrautheit erlaubte, ſelbſt wenn der Vater einmal nicht zugegen war. Und wenn je einmal einer einen mißfälligen Scherz wagen wollte, ſo wußte Eliſabeth ihr Köpfchen ſo hoch aufzuwerfen, ihn ſo kurz abzufertigen, daß er's nicht leicht wiederholte.

Es ſchien auch lange nicht, daß Eliſabeth irgend einen der zahlreichen Kaffeegäſte bevorzuge. Ja, einer, ein täglicher Gaſt, der zwar nicht Billard ſpielte, aber unabänderlich ſein ſtilles Plätzchen oben in der Ecke einnahm, der wurde allerdings am flinkſten und aufmerkſamſten von ihr bedient; zu dem ſetzte ſie ſich auch in ruhigen Viertelſtunden, um mit ihm zu plaudern. Gefährlich war der aber nicht, das war ja der alte Herr, zu dem ſie, faſt mehr noch als zu ihrem Vater, Vertrauen faſſen konnte.

Er war nicht einmal ein ſo gar alter Herr, der Kaufmann und Weinhändler, der ſo gern den guten Kaffee der Jungfer Eliſabeth trank (zum „Fräulein“ war damals die Tochter eines Cafetiers noch nicht avanciert), er war etwa zweiundvierzig Jahre, ein ſauberer, hochgewachſener Mann; aber es gibt Erlebniſſe, die einen Mann innerlich ernſt und alt machen können in wenig Wochen, wie braune Locken bleichen können in einer Nacht.

Wen der Tod einmal berührt hat, ſo recht berührt mit ſeiner eiſigen Hand, der kann wohl nie mehr dem Leben ſorglos ins Auge ſchauen wie zuvor. Nicht der Tod auf dem Krankenbett, der meiſt uns unbewußt ſo nahe vorübergeht und ein erhöhtes Lebensgefühl zurückläßt; nicht der Tod auf dem Schlachtfeld, dem man offen ins Auge geſehen hat, und nachher, wenn er vorbeigeſtürmt, das Leben wieder ergreift wie eine errungene Beute, der man ſich nun erſt recht freuen will: — nein, der grauſigſte von allen, der Tod aus Henkers Hand.

Und ein ſolcher war es, dem der friedliche Kaufherr aus der Stadt Donauwörth mit Not entgangen war, wenige Jahre, bevor Friederich dorthin übergeſiedelt war.

Es war eine vielbekannte traurige Geſchichte aus den Tagen von Deutſchlands Schmach. In demſelben Jahre, wo der Buchhändler Palm unter franzöſiſchen Kugeln ſein Leben auf dem Richtplatz laſſen mußte, geſchah es, daß der Kaufmann von Donauwörth von franzöſiſchen Gendarmen verhaftet und fortgeſchleppt wurde, angeklagt, eine kleine Schrift: „Genealogie der kaiſerlichen Majeſtäten und Hoheiten,“ darin allerdings die Familie Napoleon nicht mit tiefſtem Reſpekt behandelt wurde, an einen Pfarrer verſandt zu haben. Er war zum Tode verurteilt, und nur den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen eines Freundes, des Stadtſchreibers Kremer, war es gelungen, noch ſeine Begnadigung zu erwirken. Der Kaiſer Napoleon, „deſſen Güte nur ſeiner Größe gleich war“, wie die damaligen Zeitungen poſaunten, ſprach die Begnadigung aus, nachdem das Todesurteil ſchon aller Orten verkündet war, und der Kaufmann wurde auf artige Weiſe von drei Gensdarmen in ſeine Heimat zurückgeleitet. Ein Wunder aber war's nicht, wenn ein Ernſt auf ſeinem Geſicht geblieben, der ihn noch älter erſcheinen ließ als ſeine Jahre.

Seine Hausfrau, die treulich die ſchwere Zeit mitgetragen und eifrig für ſeine Rettung mitgewirkt hatte, war vor wenigen Jahren geſtorben, und der Kaufmann ſtand ganz allein. Ob ihm bei der jungen Eliſabeth ſein Töchterlein einfiel, das in zartem Alter geſtorben, oder ob er — ſo fertig er ſich mit dem Leben gedäucht — auf eigene Hand Freude fand an der blühenden Jugend des Mädchens? Ich weiß es nicht; die Augen, mit denen er ſie oft ſo nachdenklich betrachtete, waren faſt mehr die eines Vaters als eines Liebhabers, und gerade das machte Eliſabeth ſo zutraulich gegen ihn.

Bei Herrn Friederich aber war der Kaufherr nicht ſonderlich beliebt, obgleich er als reicher, wohlangeſehener Mann ſeinem Hauſe nur Ehre bringen konnte.

Friederich war ein heiterer, leichtlebiger Mann, und der Ernſt des ſtillen Gaſtes, der über ſeine Witze nicht oft lachte, der niemals ein Kartenſpielchen mit ihm machen oder einen Extraſchoppen „herausraten" wollte, erſchien ihm faſt wie ein leiſer Vorwurf; dazu kam, ihm ſelbſt unbewußt, der leidige Neid, weil ihm durch den Kaufmann ein längſt begrabener und faſt vergeſſener Jugendtraum mit einemmal wieder lebendig vor die Seele getreten war: das Kaleſchlein. Er hatte an dieſen früheren Wunſch lange nicht mehr gedacht, auch als die geſtrenge Hausfrau nicht mehr lebte; nötig hatte er's nicht, die Ueberſiedlung nach Donauwörth und das neue Geſchäft hatten ſeine Mittel, ſeine Zeit und ſeine Gedanken gehörig in Anſpruch genommen; aber ſiehe da, am zweiten Sonntag, den er in Donauwörth zubrachte, fährt ein Einſpänner an ſeinem Hauſe vorbei, funkelnagelneu, ſchön blau lackiert, ein Apfelſchimmel dran geſpannt, ein ſchön getupftes, wohlgenährtes und dabei doch ſo flinkes, raſches Rößlein mit blank geputztem meſſingbeſchlagenen Geſchirr, ſchöner als ſich's Herr Friederich je in den Tagen ſeiner begehrlichſten Jugend geträumt — ja, das war es! So ein Gefährt, ſo ein Rößlein dran, das möcht' er noch haben; dann ſollte ihm kein Wunſch mehr übrig bleiben!

Und der beneidenswerte Beſitzer der Equipage, das war eben der ſtille Kaufherr, den er nachher ſo oft in ſeiner Wirtſchaft ſah; war ſie wohl nicht zu kaufen, wenn einmal ſeine Mittel reichten?

„O bewahre!“ verſicherten die Freunde des Kaufmanns. Gerade weil er ſonſt ſo ein ſtiller Mann ſei, der nicht ſpiele, nicht trinke, gerade deshalb ſei's ſein Vergnügen, mit dem Chaischen in der Gegend herumzureiſen, und mit dem Rößlein da gehe er um wie mit einem Kameraden.

Herr Friederich aber konnte das Chaischen nicht vergeſſen; was ihm ſonſt von Gefährten angetragen wurde, das durfte ſich nicht ſehen laſſen neben dem Chaislein des Kaufmanns; es zu kaufen, daran durfte er nicht denken, und ſo beſchaute er ſeither den argloſen Gaſt mit heimlichem Ingrimm und konnte nicht leiden, daß Eliſabeth ſich ſo zutraulich zu ihm ſtellte.

„Biſt geſtern Abend gar nicht gleich zur Hand geweſen, wie der Herr Aſſeſſor noch Kaffee gewollt,“ warf er einmal Eliſabeth vor; „der Herr hat dreimal geklingelt.“

„Nu, Lotte war gerad' am Brunnen, und ich dachte nicht, daß ſo ſpät noch einer Kaffee trinke,“ entſchuldigte ſich das Töchterlein. „Der Herr Schoderer hat mir ſo merkwürdige Bilder gezeigt vom letzten Krieg.“

„So, alleweil der?“ ſagte der Vater mürriſch. „Hör, Liſabeth, der trutzig Kerl wird doch nicht ein Aug' auf dich geworfen haben?“

„Der?“ lachte Eliſabeth hell auf. „Könnt' ja mein Vater ſein!“

„Bährig“ (kaum), knurrte der Alte. „Die Alten ſind gerad' die Dümmſten; weißt's wohl: Wenn unſer Herrgott 'n Narren machen will, ſo macht er 'n Witwer.“

„Ei, wär' er denn ſo ein arger Narr, wenn er mich wollte?“ fragte das Mädchen ſchelmiſch. Es hatte daran im Traume nie gedacht.

„Er nicht, aber du!“ polterte der Vater. „Du kannſt's noch anders treffen als ſo 'n alten Kracher, den man ſchier ſchon totgeſchoſſen hätt', und der jetzt in einem flotten Kütſchlein herumfährt wie ein Prinz!“

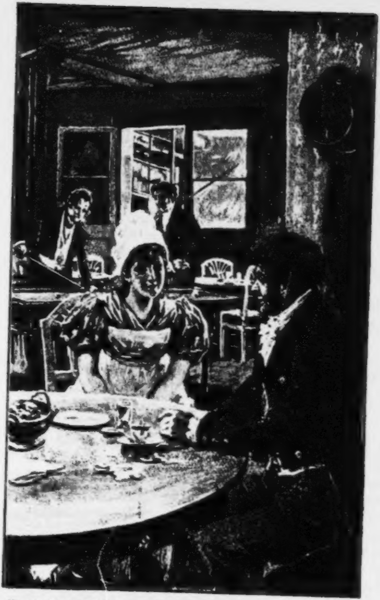
„Nun, da dürft' ich ja 'neinſitzen und du mit,“ neckte Eliſabeth, „das wär' ja erſt flott!“

„So meinſt, um Gott's willen? Das ging' mir ab! Und hat ja erſt nur Platz für zwei,“ knurrte er weiter; „das ſag' ich dir, mit dem darfſt du mir nicht kommen! Weißt wohl, was du mir verſprochen haſt.“

„Hat keine Gefahr,“ ſagte Eliſabeth unbekümmert, und mußte in der Stille über des Vaters unnötigen Eifer lachen. Der alte Herr! Und ſie hatte auch ſchon „Geſchichten“ geleſen, da ſtand's in keiner einzigen, daß ein Mädchen gegen ihres Vaters Willen einen alten Witmann erzwungen hätte; die mußten ganz anders ausſehen, für die man ſo etwas that!

⁂

Hatte denn wohl Eliſabeth ſchon „ſo einen“ geſehen? Nun, junge Herren ſah ſie ja genug und war unbefangener und ruhigeren Herzens dabei, als vielleicht irgend ein Kind vom Lande, das zum erſtenmal in die Welt, und ſei's auch eine kleine, in den Kreis junger Männer tritt, und das leichter befangen und erobert werden kann als das Wirtstöchterlein, dem junge Männer ſo gar nichts Neues ſind. Aber der Neue, der Herr Volontär, wie ſie ihn nannten, und der dazu noch adelig war, der war denn doch ein ganz andrer als alle die Herren zuvor! So ſchön und fein angezogen, immer wie zum Ball, und ſo artig und manierlich! Noch keiner hatte ſie bis jetzt Fräulein genannt und ihr einen Stuhl herbeigetragen, wenn ſie gerade nichts zu thun hatte, und ſie gebeten, ſich doch auch auszuruhen, und ſie ſo ſchön unterhalten. Es freute ſie, daß die andern Herren



Es war nicht einmal ein ſo gar alter Herr, der Kaufmann und Weinhändler, der ſo gern den guten Kaffee der Jungfer Eliſabeth trank. (S. 309.)

ſahen, wie man ſie eigentlich behandeln ſollte; nur die Augen des alten Herrn, die ihr allenthalben folgten, die waren ihr jetzt bisweilen unbequem, während ſie ſich ſonſt wie behütet vorgekommen war unter dem Schutz derſelben.

Der Vater, der war höchſt arglos; der freute ſich, wenn ſein Mädchen allezeit ſo nett und flink und doch mit gutem Anſtand ſich bewegte; wenn ſie, falls je einer der Herren nicht reſpektvoll einen Dienſt von ihr begehrte, nur kurzweg der Dienſtmagd rief: „Lotte, bedien den Herrn da!“ Er war ganz ſicher, daß ſeine Eliſabeth ſich nichts vergeben werde.

Etwas verwundert war er, als ſein Töchterlein eines Abends, nachdem ſie ihm gute Nacht geſagt, noch ſtehen blieb und zögernd begann: „Vater —“

„Na, Kleine, was gibt's?“

„Vater,“ begann ſie wieder verlegen und leiſe, „du kennſt ja den Herrn von Zabern?“

„Den Volontär? Ja freilich, ein charmanter Herr! Der hat mehr Manier im kleinen Finger als die andern im ganzen Leib! Na, was iſt's?“

„Ja, Vater, und — gegen mich iſt er auch ſo höflich.“

„Will's hoffen! Wär' der erſt', der gegen dich grob wär'.“

„Ja,“ rückte ſie endlich herzhafter heraus, „weißt du, er iſt ja verreiſt geweſen —“

„So? Hab's nicht mehr gewußt.“

„Und da ſagte er, er hab' mir was mitgebracht, daß ich auch ſehe, wie man in Nürnberg ſo ſchöne Arbeit mache. Da ſieh!“ und ſie zeigte in einem niedlichen Etui ein ſilbernes Kreuz von feiner Filigranarbeit, das ſich gar ſchön auf ſchwarzem Samtgrunde abhob. Verlangend ruhten Eliſabeths Augen darauf; ſo etwas Schönes hatte ſie nie beſeſſen, wenn ihr's auch der Vater an nichts fehlen ließ. Doch fuhr ſie fort: „Er hat es da gelaſſen und iſt ſo ſchnell fortgegangen, daß ich's ihm nicht wiedergeben konnte; aber — behalten darf ich's doch wohl nicht? Willſt du ihm's nicht wiedergeben? Mir iſt's ſo eine Verlegenheit.“

Ja, dem Vater Friederich war's auch eine. Er war gar ein gutherziger Mann, der dem Kinde die Freude gönnte; er war ein eitler Mann, der ſelbſt Freude hatte an etwas ſeinem, und dem die Aufmerkſamkeit des adligen Herrn ſchmeichelte; er war auch ein ſchwacher und bequemer Mann, der gar ungern irgend einen Schritt that, der ihm Unannehmlichkeit machen konnte. So drehte er denn verlegen das Etui zwiſchen den Händen. Den Fauſt hatte Vater Friederich nicht geleſen, ſonſt wäre ihm vielleicht Gretchens Schmuckkäſtchen dabei eingefallen.

„Nu hör, Kind,“ ſagte er endlich, um ſeiner Vaterwürde doch zu genügen, „ſag, hat ſich der junge Herr irgendwie unmanierlich, will ſagen zudringlich, gegen dich benommen?“

„Bewahre!“ rief Eliſabeth mit tiefem Erröten. „Du ſelber ſiehſt ja, wie er ſo reſpektvoll iſt wie gegen ein vornehmes Fräulein.“

„Ja, ſiehſt du,“ fuhr er nach einiger Ueberlegung fort, „unhöflich wär's doch, dem Herrn das Präſent zurückzugeben; er könnte ja erſt meinen, man denke an etwas Unrechtes dabei, wo's doch nur eine Höflichkeit iſt für deine viele Müh', weil er dir doch nicht ein Trinkgeld geben kann wie einer Kellnerin. So behalt's nur und bedank dich ſchön und benimm dich recht anſtändig und ſag mir nur immer alles, was vorkommt, dann iſt's recht! Und hör, Eliſabeth,“ ſagte er noch plötzlich vor der definitiven Gutnacht, „ich mein' faſt, ich woll' dir noch Klavierſtund' geben laſſen, willſt nicht?“

Eliſabeth verſtand den inneren Zuſammenhang dieſer Schlußbemerkung nicht, und Herr Friederich war denn doch ſo weit ein beſonnener Vater, daß er noch keine kühnen Hoffnungen in dem Kinde erregen wollte; aber er ſelbſt dachte in der Stille, etwas ganz Unmögliches wär's ja nicht, daß ein adliger junger Herr ſeine Eliſabeth, ſein einzig Kind, zur „gnädig' Frau“ machen würde. Seit der franzöſiſchen Revolution ſeien noch ganz andre Dinge vorgekommen — und eine ſchöne Sache wär's doch! Das arme Mägdelein, das er, der Herr Friederich, aus Not und Elend erlöſt und zu ſo einem ſchönen Mädchen hergezogen hatte, — prächtig wär's! Da würde am Ende ſeine Eliſabeth noch in ganz andern Kutſchen fahren als in dem Kaleſchle des Kaufmanns!

Ob die junge Eliſabeth auch ſchon ſo weit dachte? Sie hat's niemand vertraut; aber ſo ſchön auch das Kreuz war, ſo recht vergnügt und zufrieden war ſie doch nicht, als ſie es in das Schiebfach ihres Nähtiſchchens legte. Das Tiſchchen ſtand gerade unter dem Marienbild, das ihr die alte Felizitas geſchenkt, die zu gebrechlich war, um noch zu ihr zu kommen; die Ermahnungen der alten Nähterin fielen ihr ein; das war ja eine Sache, wo ſie nicht recht gewußt hatte, was thun. Konnte ſie denn da ſagen: Siehe, ich bin des Herrn Magd? Ach, aber wegen ſo einem Kreuzle war das ja gar nicht der Müh' wert! und der Vater hatte ſie's ſelbſt behalten heißen — und Eliſabeth ſchlief ein, und die Skrupel gingen unter in allerlei lieblichen Träumen.

* * *

Es war Samstag abend; Lotte hatte Haus und Zimmer ſchön reingemacht; Eliſabeth legte die letzte Hand an, ordnete und räumte auf, ſtellte friſche Blumen ins Glas, dem Sonntag zu freundlichem Einzug; dazu ſang ſie leiſe vor ſich hin ein Liedlein, das dazumal noch neu war, das jetzt noch manchmal alte, das heißt ganz alte Frauen wieder jung macht, wenn auch die jungen darüber lachen:

„Du, du liegſt mir im Herzen,
Du, du liegſt mir im Sinn,
Du, du machſt mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin,
Ja, ja, weißt nicht, wie gut ich dir bin!“

„So fleißig, ſchönes Fräulein?“ ertönte mit einemmal eine Stimme. Eliſabeth fuhr zuſammen, ſie war ganz allein, und um dieſe Zeit kam ſonſt gar nie mehr ein Gaſt. Wer dieſer aber war, das wußte ſie, noch ehe ſie ſich nach ihm umgewendet. „Und ganz allein?“ fragte Herr von Zabern.

„Freilich,“ erzählte Eliſabeth, die ſich die Verlegenheit wegplaudern wollte, „der Vater iſt verreiſt auf zwei Tage; er hat noch immer einen Erbſchaftshandel mit den Verwandten der Pflegemutter ſelig. Ich glaubte, es ſei ſchon lange alles im reinen; weiß nicht, warum er jetzt auf einmal reich werden will!“ und ſie lachte etwas befangen. „Wir ſchließen aber morgen das Kaffee und Billard,“ fügte ſie eifrig hinzu.

„Und Sie werden den ſchönen Sonntag ganz einſam verbringen?“

„Gewiß, unſre Lotte geht auch nach Hauſe. Es thut mir aber nicht leid,“ verſicherte das Mädchen; „ich hab' ja ſonſt nie Zeit, etwas für mich zu leſen.“

„Aber, ſchöner wär's doch, bei dem herrlichen Wetter einen kleinen Ausflug zu machen. Sie kennen ja die Gegend noch gar nicht.“

„Ei, Vater vertröſtet mich immer auf ſein zukünftiges Chaischen!“ lachte das junge Mädchen.

„O, da iſt's noch lange hin!“ rief der junge Mann und rückte ſeinen Stuhl näher zu dem, den er Eliſabeth gebracht hatte. „Wie wär's, wenn Sie mir morgen die Freude machen wollten, eine kleine Ausfahrt mit mir zu machen? Ein ganz reizendes Plätzchen, wohin ich Sie führen werde; ich verſichere Sie, auf Ehre! Wir werden da einen köſtlichen Tag zubringen. Sie müſſen auch lernen, ſchöne Eliſabeth, ſich bedienen zu laſſen, ſtatt daß Sie andre bedienen; dazu ſind Sie viel zu gut. Ein ſo ſüperbes Mädchen, das eine Prinzeſſin vorſtellen könnte, auf Ehre!“

„Ja, aber das würde ſich doch nicht ſchicken?“ ſagte Eliſabeth erfreut, geſchmeichelt und doch in lauterer Herzensnot. „Die Nachbarsleute —“

„Ja, da haben Sie recht, Fräulein!“ gab Herr von Zabern zu. „Von nicht ſchicken iſt keine Rede; ich verſichere Sie, jedes Fräulein in München würde eine ſolche Einladung von einem bekannten Kavalier ohne Bedenken annehmen — und mich kennen Sie doch?“ Er ſah ihr ſehr tief in die Augen bei dieſer Frage. „Aber die Leute hier ſind allerdings noch unwiſſend und beſchränkt. Nun ſind Sie ſo freundlich und machen morgen früh um acht Uhr einen Spaziergang vor's Thor, wo ja Ihres Herrn Vaters Obſtgarten iſt, es iſt ſehr ſtill dort Sonntags zu dieſer Stunde. Da warte ich mit der kleinen Equipage; ich verſichere Sie, wir werden einen herrlichen Tag haben! Abends begleite ich Sie in aller Stille wieder zurück, niemand braucht ſeine Naſe drein zu ſtecken; Sie haben nicht einmal nötig, es dem alten Herrn zu ſagen, wenn er heimkommt.“

Ach, Eliſabeth hätte ihm gern geſagt, wie ſehr ihm der Vater gewogen ſei, ſo daß gar kein Heimlichthun nötig wäre; aber das konnte ſie nicht.

„Nein, Herr von Zabern, es ſchickt ſich doch nicht —,“ begann ſie wieder.

„Sie thun mir weh, recht weh, durch ſolche Unfreundlichkeit,“ ſagte der junge Herr in gekränktem Tone, indem er aufſtand. „Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?“

„O, gewiß! Aber —“

„Kein Aber mehr!“ rief er ſiegesſicher und griff zu ſeinem Hut. „Liebe Eliſabeth,“ ſagte er ſcheidend in einem Tone, den ſie noch nie gehört, „ich warte morgen früh um acht Uhr; nicht wahr, Sie laſſen mich nicht vergeblich warten?“

Fort war er, und da ſaß das junge Mädchen betäubt, überraſcht und doch mit ſo ſchwerem Herzen, wie ſie nie zuvor gehabt. Was ſollte ſie jetzt thun? Wunderſchön müßte ſo eine Fahrt ſein in die weite Welt hinaus mit ihm! Und etwas Unrechtes war es wohl nicht; er ſagte ja, daß ſo eine Einladung bei vornehmen Leuten gewöhnlich ſei, und der Vater ſelbſt hatte geſagt, ſie dürfe wohl freundlich und artig ſein gegen den jungen Herrn, nur den Reſpekt ſolle ſie ſich nicht vergeben, und das wollte ſie nicht, bewahre! Und ſie machte ſchon ein ganz ſtolzes Köpfchen und dachte ſich, wie ſie anſtandsvoll wie eine Prinzeſſin im Wagen ſitzen wolle neben dem jungen Herrn, beileibe ſich nichts vergeben!

Und trotz all dieſer ſchönen Gründe kam ſie doch nicht zur Ruhe und war ſo tief in Gedanken, daß ſie gar nicht bemerkte, wie Lotte zu dem Milchſüpplein, das die junge Herrin kaum anrührte, ſich noch extra einen Pfannkuchen verfertigte. Und ſo ſtill auch ihr Stüblein war, als ſie darin zur Ruhe ging, in ihrem Herzen wollte es nicht ſtill werden.

* * *

Es war ein prächtiger goldiger Sonnenſchein, der in das Kämmerlein fiel, als Eliſabeth aus kurzem und unruhigem Schlummer in der Frühe erwachte. Nicht lange durfte ſie ſich beſinnen, bis ihr einfiel, was ihr denn ſo ſchwer auf dem jungen Herzen liege; es war die große Wahl!

Ihr Blick fiel wieder auf das Marienbild; ſie hatte ſeither nichts da zu fragen und zu beſinnen gehabt, als neulich wegen des Kreuzchens; ſie hatte vor dem Bild und dem Kruzifix alle Morgen ihre Gebete geſagt, wie Felizitas und der Herr Kaplan ſie's gelehrt hatten; ſie war bei der allmonatlichen Beichte oft recht in Verlegenheit geweſen, was ſie denn dem hochwürdigen Herrn bekennen ſolle, und war ganz froh, wenn ihr eine Unfreundlichkeit gegen den Vater, ein raſches Wort gegen die Dienſtmagd einfiel, daß ſie doch etwas zu beichten wußte. Hätte ſie denn heute etwas Unrechtes zu bekennen gewußt, daß ihr das Herz ſo gar ſchwer war? Sie hatte ja nichts gethan!

Soll ich gehen oder nicht? Das war ja jetzt eine dringende Frage; konnte ſie darauf antworten: „Siehe, ich bin des Herrn Magd?“ Ach, das wäre eine Sünde, ſo wichtige Worte wegen einer ſolchen Kleinigkeit zu ſprechen! Eine Spazierfahrt, das war nicht viel mehr als ein ſilbern Kreuzchen!

Da draußen, da ſchien die goldene Sonne und wehte der laue Wind und lockte die blaue Ferne, und da drinnen, da klang ihr noch die ſchmeichelnde Frage: „Nicht wahr, Sie laſſen mich nicht vergeblich warten?“

„Und ſie ſahe an den Baum, daß er luſtig ausſah und gut davon zu eſſen wäre,“ ſie hing ihr Werktagskleidchen an die Wand — hatte ſie es ſonſt auch ſo aufgehangen, daß gerade das Marienbild davon verhängt war? — und ſie legte das ganz ſchöne neue, himmelblaue Sonntagskleid an und band das Silberkreuzchen um am ſchwarzen Samtband — ſie hatte es noch nie getragen — und kämmte und ſtrich und kräuſelte das blonde Lockenhaar ſo ſorgſam wie nie zuvor; ſie ſah ſchön aus im Spiegel, aber warum mochte ſie doch ſich ſelbſt nicht recht in die Augen ſchauen? Und ſie nahm das Strohhütchen und den Sonnenſchirm — zum Frühſtück hatte ſie nicht recht Zeit und Luſt — und ſah auf die alte Schwarzwälder Uhr, ob es nicht bald acht Uhr ſei.

„Wohin ſo früh, Eliſabeth?“ fragte da hinter ihr eine tiefe, wohltönende Stimme, die ſie gut kannte und bei der ſie doch zuſammenfuhr, als hätte ſie einen Geiſterruf gehört; es war „der alte Herr“.

„Ich wußte, daß Sie allein ſind, und wollte Sie einladen zu meiner Baſe Müller.“

„Ach, guten Morgen! Ich — ich will nur in unſern Obſtgarten.“

„Jetzt, nun es bald in die Kirche läutet?“ fragte der Kaufmann anſcheinend verwundert.

„O, man kann in der Natur draußen oft andächtiger ſein als in der Kirche,“ verſicherte Eliſabeth mit dunkelrotem Geſicht; das Lügen verſtand ſie noch nicht.

„So—o? Andächtig wollen Sie ſein da draußen? Darf ich Sie begleiten?“

Es ging nicht und ging nicht! Lügen konnte Eliſabeth nicht, zumal wenn dieſe treuen tiefen Augen ſie ſo ernſthaft und ſo wehmütig anſchauten. Bald hatte der „alte Herr“ alles erfahren, und während ihm Eliſabeth die höchſt reſpektvolle Einladung des jungen Herrn mitteilte, freilich ohne ihn dabei anzuſehen, und ihm höchſt eifrig darlegte, wie da ganz und gar nichts Unrechtes dabei ſei, ſo fühlte ſie doch daneben im innerſten Herzen, daß ſie das ſelbſt nicht recht glaube.

„Und glauben Sie, Eliſabeth, daß er es redlich mit Ihnen meint, der Sie heimlich, hinter des Vaters Rücken, zu ſolcher Ausfahrt allein mit ihm verleiten will?“

„Ach, da handelt ſich's doch nicht um redlich Meinen und nicht ums Verleiten,“ verſicherte Eliſabeth. „Es iſt eine einfache Einladung.“

„Und warum macht er die am erſten und einzigen Tage, wo er weiß, daß der Vater fort iſt? Sie wiſſen recht wohl, Eliſabeth, daß dieſer nichts einzuwenden hätte gegen die offene ehrliche Werbung eines ſolchen Kavaliers.“

Eliſabeth ließ das Köpfchen hängen.

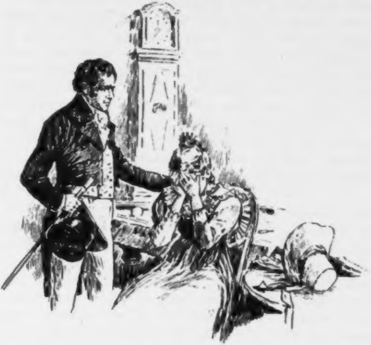
„Eliſabeth,“ fing der Kaufmann etwas zögernd an, „Sie wiſſen, ich ſitze hier meiſt allein und in der Stille und höre da manches an, ohne ein Horcher zu ſein. Es ſind wenige Tage, da neckte der Aſſeſſor von drüben den Herrn von Zabern mit ſeinem Wohlgefallen an der ſchönen Eliſabeth; er meinte, was wohl ſeine gnädige Mama zu ſolcher Mesallianz ſagen werde. Der junge Herr lachte laut auf: ‚Nein, damit hat's gar keine Gefahr! Da müßte der Alte ein dutzendmal reicher ſein oder mehr, eh' man ſeinen Stammbaum dran ſetzte! Aber warum ſoll man ſich und der Kleinen nicht eine Weile das Vergnügen gönnen? Du lieber Gott, was kann man anfangen in ſo einem langweiligen Neſt!‘ Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, Eliſabeth, daß das buchſtäblich ſeine Rede war. Wollen Sie's nun drauf wagen, dem Herrn Baron ſeine Langeweile zu verkürzen?“

Es that dem Manne ſelbſt von Herzen leid, daß er dem fröhlichen Kinde ſo bitterlich weh thun mußte.

Leiſe, langſam legte Eliſabeth den Hut ab, den Sonnenſchirm und den leichten Sommerſhawl, den ſie am Arme gehabt, beiſeite, ſetzte ſich nieder und begrub ihr Geſicht tief in die Hände. Ernſt und wehmütig betrachtete ſie der Freund.

„Aber er wartet," ſagte ſie endlich halblaut, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich will hinausgehen und ihm ſagen, daß Sie in des Vaters Abweſenheit keinen größeren Ausflug machen können. Hat er's gut gemeint mit ſeiner Einladung, ſo kann er ſie wiederholen, wenn der Vater zurück iſt."



„Aber, Herr Schoderer, es gibt doch keinen Verdruß?" fragte Eliſabeth und ſchaute ihn ängſtlich an.

„Sei ruhig, Kind!" ſagte er mit gutmütigem Lächeln. „Mit mir will der Herr Baron ſich nicht duellieren, und du und dein guter Name ſind mir zu heilig, als daß ich's wollte laut machen.“ Es begegnete ihm manchmal, er wußte ſelbſt nicht wie, daß er „du“ zu Eliſabeth ſagte, und ſie hatte es ihm noch nie übel genommen.

* * *

Der Herr von Zabern fuhr allein aus, und der Kaufmann bewog Eliſabeth, daß er ſie zu ſeiner Baſe führen dürfe. Das war eine gutherzige, geſprächige alte Jungfer, bei der Eliſabeth beſonders wohl dran war; ſie plauderte und erzählte ſo viel, daß ſie gar nicht merkte, wie bitteres Herzweh das junge Mädchen zu verwinden hatte; auch machte ſie ihrem Liebling zu Ehren ſo viel Umſtände, küchelte und brotzelte, daß dieſer wohl Zeit blieb, ſich dazwiſchen auszuweinen. Nur ſchade, daß der Gaſt nicht beſſeren Appetit zu den leckeren Gerichten mitbrachte! Der Kaufmann hatte ſo viel guten Takt, daß er erſt zum Abend wiederkam und auch da nicht viel Worte machte.

Der Vater kam zurück, ohne daß er bei dem nachträglichen Teilungsſtreit viel erbeutet hätte; Herr von Zabern ließ ſich im Kaffeehaus nicht wieder blicken, und es erſchollen nach und nach ſo mancherlei Gerüchte über ſeine Vergangenheit, ſeine Schulden und über die Geſellſchaft, mit der er ſich an jenem verfehlten Sonntag noch vergnügt hatte, daß Herr Friederich ſelbſt ſagte: „Du, Liſabeth, ich wollt' am End' doch lieber, du hätteſt ſelbigs Kreuzlein nicht behalten; hab's ja auch nie an dir geſehen.“ Das Kreuzlein war durch Vermittlung des Kaufmanns längſt in der Stille an den Baron zurückbefördert worden, der bald darauf die Stadt verließ.

Es that dem „alten Herrn“ in der Seele weh, als er ſah, daß es nicht mehr die alte fröhliche Eliſabeth war, die jetzt wie ſonſt ihre kleinen Geſchäfte und die Bedienung der Gäſte pünktlich beſtellte, und daß ſie ſich nicht mehr ſo zutraulich plaudernd an ſeine Seite ſetzte. Es war etwas zwiſchen ſie getreten ſeit jenem Sonntag, und er hatte es doch ſo gut mit ihr gemeint!

Einmal aber ſaß er noch bei ſeiner leeren Taſſe, als die andern Herren ſchon das Billard verlaſſen hatten und auch Herr Friederich ausgegangen war. Da kam Eliſabeth zu ihm; etwas müde, wie er ſie früher nie geſehen, ſetzte ſich an ſeine Seite und ſah ihn wieder einmal an mit dem alten zutraulichen Blick ihrer blauen Augen, nur etwas trauriger als früher.

„Ach, Herr Schoderer,“ ſagte ſie mit einem Seufzer, „es iſt doch traurig, wenn man keine Mutter hat!“

Da zog eine ſeltſame Bewegung durch das ſonſt ſo ruhige Antlitz des ernſten Mannes; er blickte ihr ins Auge, wie er nie zuvor gethan, und ſagte warm: „Eine Mutter kann ich Ihnen nicht geben, Eliſabeth; aber einen Freund möchte ich Ihnen geben, einen recht guten, getreuen Freund, dem Sie ſich dürften anvertrauen mit Seel' und Leib; der Sie wollte auf den Händen tragen und behüten und beſchützen vor allem Leid, ſoweit das ein Menſch kann; Eliſabeth, wollen Sie?“

Erſtaunt, mit weit offenen Augen ſah ihn das Mädchen an; ſie begriff noch nicht recht, wie es „der alte Herr“ eigentlich meine. „Ja, vom Vater kann ich doch nicht weg,“ ſtammelte ſie verlegen.

„Nein, das kannſt du nicht,“ ſagte der Kaufmann, nun ſelbſt etwas befangen wie ein junger Freier. „Deinen Vater verlaſſen darfſt du nur an der Hand des Mannes, dem du dich zu eigen gibſt dein Leben lang. Dünkt dir das ſo gar ſchwer, Eliſabeth? Ich komme mir freilich ſelbſt oft ſchon wie ein alter Mann vor, wenn ich auch meine, daß manch verſäumtes Stück Jugend vielleicht noch in mir ſchläft; aber ich wollte deine Jugend ſchirmen und hegen; du dürfteſt mich lieben als deinen Vater, als deinen Freund, bis du mich lieben kannſt als deinen Ehegatten. Eliſabeth, kannſt du? willſt du?“

Und wieder einmal überzog ſich des Mädchens Angeſicht mit tiefem Rot, und wieder deckte ſie es mit beiden Händen; als ſie aber das Köpfchen erhob, da ſchauten wieder die blauen Augen dem Freunde ins Angeſicht, ſo hell und voll in kindlichem Vertrauen, wie nur in den erſten beſten Zeiten, und zutraulich legte ſie ihre Hand in die ſeine.

„Ja, ich wollt' am End' ſchon," ſagte ſie leiſe mit mädchenhaftem Zagen, „und 's iſt viel von Ihnen, wenn Sie's wagen wollen mit einem ſo einfältigen Mädchen, wie ich's bin. Aber," fiel ihr plötzlich ein, „der Vater wird nicht wollen! Ich hab' es ihm heilig verſprechen müſſen, daß ich ihn gar nie plagen wollt' um einen Mann, der ihm nicht angenehm ſei, und — ich muß es grad' heraus ſagen — auf Sie hat er eine Piek', weiß ſelber nicht warum?"

„Ich hab's auch ſchon gemerkt," ſagte der Kaufmann und hielt faſt zu väterlich warm Eliſabeths Hand in der ſeinen; „glaub' aber nicht, daß das ſo gar tief ſitzt; ich habe vielleicht den Grund erraten, laß mich's nur verſuchen. Gott Lob und Dank, daß du willſt, Eliſabeth; es ſoll dich nicht gereuen!"

Einen leiſen Kuß auf ihre Stirn, mehr erlaubte der „alte Herr" ſich nicht, als er von dannen ging mit tief bewegter Seele und hellen Blickes. Eliſabeth aber, über die's gekommen war ſo ſchnell wie im Traum, die eilte hinauf in ihr Kämmerlein, um zu bedenken, was ſie gethan. Der lichte Abendſonnenſchein fiel auf das Bild der demütigen Jungfrau; durch des Mädchens Seele zog ein tiefer Friede, und freudigen Herzens konnte ſie ſprechen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd."

Aber der Vater! Das blieb ein ſchweres Bedenken. Eliſabeth hatte gar nicht gewagt, ihm davon zu ſagen; kam ihr auch ſelbſt mitunter faſt ein bißchen komiſch vor, daß der „alte Herr" ſollte ihr Bräutigam ſein, und als der Kaufherr ſich in den nächſten Tagen Herrn Friederich einmal anſchloß, wie dieſer, nachdem das Billard geſchloſſen, in ſeinen Obſtgarten wandelte, da ſah ſie ihnen recht mit Herzklopfen nach.

Herr Friederich wußte gar nicht, wie er zu der Ehre dieſer Begleitung kam, und ſchien nicht beſonders erbaut davon.

„Ich bin froh," ſagte zutraulich der Kaufmann, der im Handel und Wandel der Welt doch auch etwas Pfiff gelernt hatte, „ſo froh, wenn ich einmal Gelegenheit zu einer Motion habe; ich finde, meiner Konſtitution thut eben das Fußgehen viel beſſer als das Fahren."

„So?“ fragte Friederich etwas ironiſch; „hätt's kaum gedacht, wenn man ſich ein ſo flottes Gefährt hält.“

„Ach, das iſt's ja eben,“ fuhr der Kaufmann fort mit dem ehrlichſten Geſicht, „das iſt's gerade; ich hab' mir da das Ding angeſchafft, wie ein einſamer Mann zu allerlei kommt; nun ſoll der Gaul alle Tage hinaus, das Fahren aber bekommt mir nicht gut. Ich ſage Ihnen, wenn ich einen Liebhaber dazu wüßte, bei dem der Schimmel ordentlich gehalten würde, ich gäbe heute noch die ganze Geſchichte weg.“

„Mit dem Gaul da wollt' ich's gut machen,“ ſagte Herr Friederich, deſſen Augen glänzten bei der Ausſicht auf das lang begehrte Gefährt; „ich verſtehe mich ganz beſonders auf die Behandlung; aber — der Preis! Ich weiß wohl den Wert von ſo einer „Equipage“, und wenn ich auch kein armer Mann bin, viel Bares kann ich eben nicht flüſſig machen, wo ſo viel im Geſchäft ſteckt, ſchon wegen meiner Eliſabeth.“

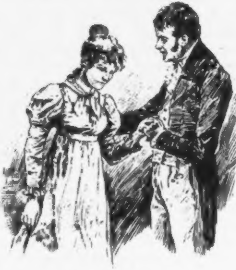
„Herr Friederich,“ meinte der Kaufmann nun etwas weniger ſicher, „da hätte ich eine Bitte an Sie auf dem Herzen. Werden Sie mich auslachen, wenn ich Sie frage, ob Sie mir Ihre Eliſabeth nicht zur Hausfrau anvertrauen wollten? Ich wollte ihr's gut machen, ſoviel in meinen Kräften ſteht. Und wenn Sie einwilligen wollten, dürft' ich dann doch meiner Jungfer Braut ein Präſent machen. Wenn ich anſtatt deſſen dem Vater mein Gefährt und Pferd als ein Andenken —“

Da hatte er's aber doch zu handgreiflich gemacht.

Zornig fuhr Friederich auf: „So meinen Sie, ich werd' mein Kind verkaufen um einen Gaul und ein Chaischen? Nein, ſo iſt's nicht, wenn es mir gleich wohl gefällt und Eliſabeth nicht mein leiblich Kind iſt. Nein, daß ich ſie darum hergeben ſollte —“

„Das ſollen Sie auch nicht,“ ſagte der Kaufmann, der ſeinen Fehler einſah, und ſetzte ihm ernſtlich und redlich ſeine treue Liebe zu Eliſabeth auseinander und wie er glaube, daß ſie mit vollem Zutrauen die Seinige werde, wenn der Vater es zugebe; die Antwort wolle er ſich ſpäter erbitten.

Und neben dem Schimmel und neben dem Chaischen, das vielleicht immerhin auch eine Rolle dabei ſpielte, kamen dem Pflegevater bei ſtiller Ueberlegung alle die Bedenken, die ihm in letzter Zeit ſeit der Entfernung des Herrn Barons aufgeſtiegen, ob er auch gut gethan, das junge ſchöne Mädchen mutterlos und allein gerade in ſolch eine Lage zu bringen, und ob er im ſtande ſei, ſie zu beraten und zu beſchützen und ihr zu einer glücklichen Zukunft zu helfen. Und als er heimkam von dem Gange, ſah er ſeiner Eliſabeth lachend in die Augen: „Du willſt den alten Herrn nehmen und haſt doch einmal geſagt, er könnte dein Vater ſein? Ei, ei, Mädchen, iſt's wahr? Und iſt er dir nicht zu alt?“



Und nicht lange hat's gewährt, ſo erfreute ſich die edle Stadt Donauwörth der verwunderlichen Neuigkeit, daß der geſetzte Kaufmann und die junge Eliſabeth vom Billard Braut und Bräutigam ſeien.

* * *

Die Stadt mit ihren verwunderten, ſpöttiſchen und tadelnden Bemerkungen gab ſich allmählich zufrieden, nachdem ſie geſehen, wie die holdſelige Braut mit klarem Auge und fröhlichem Angeſicht an der Seite des würdigen Kaufherrn zur Kirche gewandelt, und wie ſie ſich nachher als eine emſige, tüchtige und ſittige Hausfrau bewährte und es auf dem ernſten Angeſicht ihres Mannes nach und nach aufging wie ein freundlicher Nachſommer.

Herr Schoderer hatte ſeine junge Braut nicht in einen Zaubergarten geführt voll märchenhafter Blüten und wunderbarem Duft, wie ihn ſich oft junge Herzen träumen; aber in ein freundliches, ſonniges Hausgärtchen, wo die Nelken aufgehen, wenn die Roſen abgefallen, und freundliche Aſtern, wenn die Nelken verduftet ſind; wo man, wenn's mit aller Blüte vorbei iſt, ſich noch gute Frucht eingethan, um ſich zu erfriſchen im Winterſtübchen.

Eliſabeth war auch nie eine träumeriſche Natur geweſen, die ſich mit Idealen und Zukunftsbildern getragen. Das bittere Weh und die tiefe Demütigung jenes einen Irrtums waren wie ein ſcharfer Schnitt durch ihr junges Herz gegangen; aber rein war es geblieben, und verblutet hatte es ſich auch nicht daran.

Es war ihr von Herzen wohl, ſich geborgen zu wiſſen an einem treuen Herzen, zu ſchalten und zu walten in behaglichem Beſitz und Gutes thun zu dürfen, wie ihr Herz ſie trieb, das der armen freudeloſen Kindheit nicht vergeſſen hatte.

Das Chaisſchen und Pferd wollte Herr Friederich nicht gleich an ſich nehmen; es ſollte ja nicht ausſehen wie ein Kaufpreis. Zuvor holte Herr Schoderer damit noch in eigener Perſon die alte halbgelähmte Felizitas ab, der Eliſabeth bei ſich das allernetteſte Oberſtübchen eingerichtet hatte, wo ſie nun ihre alten Tage in guter Pflege bei mäßiger Arbeit verbringen ſollte. Die arme Nähterin war in ſo großer Verlegenheit, in einem ſolchen „Staatskütſchle“ zu fahren, daß ſie ſich noch kleiner zuſammenzog, als ſie vorher ſchon war. Als ſie ſich aber ſo recht erfreuen durfte des behaglichen Heims, das ihr Liebling ihr gegründet, da meinte ſie, ſie habe doch den Namen Felizitas mit Recht getragen.

Herr Friederich hatte kein Glück mehr mit den Marqueuren, ſeit ſeine Eliſabeth ſo avanciert war. Darum gab er ſein Geſchäft auf und war der tägliche Kaffeegaſt ſeiner Eliſabeth, an deren friedlichem, glücklichem Hausſtand er ſich von Herzen erfreute. Er bebaute ein paar Güterſtücklein und machte häufige Ausfahrten in dem blauen Chaislein, nächſt Eliſabeth ſeines Herzens Stolz und Freude. Nur ſchade, daß er nicht gar lange darin herumkutſchieren konnte, daß ihn nach fünf Jahren ſchon ſein Apfelſchimmel, mit ſchwarzem Flor verziert, in langſamem Trabe ſeiner letzten Ruheſtatt zuführte.

Dem Kaufherrn war es länger vergönnt, ſich ſeiner Eliſabeth zu freuen, die ihm das Leben, das einſt faſt durch ein Wunder gerettet worden, wieder recht von Herzen lieb gemacht. Sie war mit heiterem Gemüt und freundlichem Sinn begabt, und die Güter, mit denen ihr Mann ſo reich geſegnet war, ließ ſie gerne auch guten Freunden und der Armut zu gute kommen. Man hatte ſonſt dem Kaufmann nachgeſagt, er halte ein bißchen zu feſt, was er erworben; ſein getreuer Freund und Lebensretter Kremer machte ſelbſt in der Darſtellung jener ernſten Geſchichte eine etwas anzügliche Bemerkung über die „Großmut des Herrn Schoderer". Eliſabeth aber zeigte ihm einmal das Bildchen ihrer heiligen Namensſchweſter und meinte, da jetzt doch wohl keine ſolchen Wunder mehr geſchehen, daß Würſte und Brot ſich in Roſen verwandeln, ſo ſolle er ihr lieber gar nicht in die Schürze ſehen, wenn ſie Arme beſchenke, und er lachte und ließ ſie gewähren.

Mit Kindern war die Ehe nicht geſegnet. „'s iſt in der Familie," ſagte Baſe Müllerin; „ihr Vater, der Secklermeiſter Friederich ſelig, hat auch niemalen keine Kinder gehabt." Patenkinder aber hatte ſie mehr, als jemalen die kinderreichſte Mutter gehabt, und vor allen hat ſie ſich an den Kindern ihrer armen Geſchwiſter als treue Mutter bewieſen.

So hatte ſie auch nach ihres Gatten Tode noch manches Jahr im Segen und in gutem Anſehen gelebt, bis ſie in dem ſtürmiſchen Jahr 1848 mit großen Ehren und herzlichem Bedauern zu Grabe geleitet wurde.

Von den Erlebniſſen ihrer erſten Kinderzeit hat ſie nicht oft geſprochen, auch nicht von dem Chaischen, das ihres Pflegevaters Herz geneigt gemacht hatte, ſie von ſich zu laſſen; aber bei einer ganz guten Freundin hat ſie zugegeben: „Wenn ich auch zweimal verkauft worden bin, 's iſt doch allemal ein guter Handel geweſen!“

Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin.

Ein außerordentlich praktiſch angelegtes und nützliches Werk iſt:

Stickmuſter

für Schule und Haus.

Entworfen und mit einer Anleitung zum Entwerfen verſehen

von

Dr. A. Stuhlmann,

Direktor der Allgemeinen Gewerbeſchule in Hamburg.

Zwei Bände. Jeder Band in eleganter Mappe 6 Mark.

◆

Der Autor ſagt im Vorwort über das Werk:

Durch die vorliegende Sammlung von Stickmuſtern und die damit verbundene Anleitung zum Entwerfen ſolcher Muſter ſoll folgendes erreicht werden:

Erſtens ſollen der Stickerin Muſter zur unmittelbaren Nachbildung dargeboten werden.

Zweitens ſoll der Stickerin an einer Reihe von Beiſpielen gezeigt werden, wie ein gegebenes Muſter für einen beſtimmten Zweck, dem es nicht ohne weiteres genügt, einzurichten iſt, wie z. B. zu einer gegebenen Borte eine paſſende Ecke zu finden, zu einer mit Ecke verſehenen Deckenborte eine dazu ſtimmende Mittelroſette, zu einer Handtuchborte ein in deren Mitte zu ſetzender Kranz zu bilden iſt u. ſ. w.

Drittens ſoll die junge Stickerin, die ſich darin übt, ſelbſtändig einige Reihen von Muſtern nach dem hier befolgten Verfahren zu bilden, befähigt werden, alle für die gewöhnlich vorkommenden Fälle nötigen Muſter entwerfen zu können. — Es iſt hieraus alſo erſichtlich, daß das Werk für den praktiſchen Gebrauch eingerichtet iſt und den weitgehendſten Anſprüchen nach allen Seiten hin Genüge leiſten wird.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erſcheinung unter den Mädchenſchriften iſt:

Maienzeit.

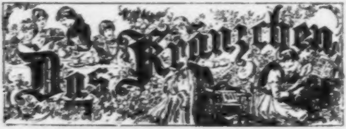
Album der Mädchenwelt.

Band I—IV mit Beiträgen von

Victor Blüthgen, Martin Greif, Carl Hecker,
Clementine Helm, E. Paulus, Johs. Proelß, Albert Roderich,
Otto Roquette, Auguſt Silberſtein, Julius Sturm,
Eva Treu u. v. A.

Reich illuſtriert und in Prachtband gebunden Preis M. 6.75.

Dieſes prachtvoll ausgeſtattete Album, in welchem eine Anzahl der hervorragendſten Dichter und Schriftſteller eine reiche Fülle koſtbarer dichteriſcher Blüten in allen Formen der Poeſie darbieten, ſoll das Lieblingsbuch der deutſchen Mädchen werden.



Illuſtrierte Mädchen-Zeitung.

Jährlich 52 Nummern (pro Quartal M. 2.—) oder 16 Hefte (pro Heft 50 Pfennig).

Erſchienen ſind:

Band 1—6. Preis elegant gebunden à M. 9.—

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das neue Univerſum.

Die intereſſanteſten
Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.
Ein Jahrbuch für Haus und Familie
beſonders für die reifere Jugend.

Mit zahlreichen Tondruckbildern und vielen in den Text gedruckten Illuſtrationen.

In Prachtband gebunden Preis M. 6.75.

Jedes Jahr erſcheint ein neuer Band in gleicher Ausſtattung.

Der Gute Kamerad

Illuſtrierte Knaben-Zeitung.

Jährlich 52 Nummern (pro Quartal M. 2.–) oder 16 Hefte (pro Heft 50 Pfennig).

Erſchienen ſind:

Band 1. Preis elegant gebunden à M. 8.—
„ 2–8. „ „ „ „ „ 9.—

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der Jugendgarten.

Eine Feſtgabe für Knaben und Mädchen
(von 9 bis 15 Jahren).
Gegründet von **Ottilie Wildermuth.**
Fortgeführt von ihren Töchtern **Agnes Willms** und **Adelheid Wildermuth.**
Mit zahlreichen farbigen und Tondruckbildern.
Preis elegant kartoniert M. 6.—, in Prachtband M. 6.75.
Jedes Jahr erſcheint ein neuer Band in gleicher Ausſtattung.

Gut Freund.

Erzählungen von Adelheid Wildermuth.
Mit 6 Farbdruckbildern
nach Aquarellen von Eugen Klimſch und Fritz Bergen.
Oktav-Format. Preis elegant gebunden in neunfarbigem Einband M. 4.50.

Inhalt: Das erſte Kreuz. — Lukas und die Wieldorfer. — Wer hat recht? — Der Flug in die Welt. — Von der klugen Sophie und dem Regiſtrator. — Was auf dem Kirchberg paſſiert iſt.

Ottilie Wildermuths

Jugendſchriften.

Volksausgabe.
16 Bändchen kartoniert à 75 Pf.
Jedes Bändchen enthält 2—3 Erzählungen mit 4 Abbildungen.

Inhalt der Bändchen:

Bdchn. 1. Ein einſam Kind. — Die Waſſer im Jahre 1824.
" 2. Drei Schulkameraden. — Der Spiegel der Zwergin.
" 3. Eine ſeltſame Schule. — Bärbeles Weihnachten.
" 4. Eine Königin. — Der Kinder Gebet.
" 5. Spätes Glück. — Die drei Schweſtern im Walde.
" 6. Die Ferien auf Schloß Bärenburg. — Der Sandbub'.
" 7. Cherubino und Zephirine. — Kann ſein, 's iſt auch ſo recht.
" 8. Brüderchen und Schweſterchen. — Der Einſiedler im Walde.
" 9. Der Peterli von Emmenthal. — Zwei Märchen für die Kleinſten.
" 10. Emmas Pilgerfahrt. — Krieg und Frieden.
" 11. Das braune Lenchen. — Des Königs Patenkind.
" 12. Nach Regen Sonnenſchein. — Frau Luna. — Das Bäumlein im Walde.
" 13. Die Nachbarskinder. — Kordulas erſte Reiſe. — Balthaſars Apfelbäume.
" 14. Die wunderbare Höhle. — Das Steinkreuz. — Unſere alte Marie.
" 15. Der kluge Bruno. — Eine alte Schuld. — Heb' auf, was Gott dir vor die Thüre legt.
" 16. Eliſabeth. — Die drei Chriſtbäume. — Röschens Geneſung. — Das Feenthal.

Ottilie Wildermuths

Geſammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Zehnter Band:

Perlen aus dem Sande.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Perlen aus dem Sande.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Illuſtriert von Fritz Bergen.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Vorwort zur erſten Auflage.

Echte Perlen wachſen tief auf dem geheimnisvollen Grunde des Meeres, und der Taucher, der dieſe Schätze der Tiefe heraufholt mit Gefahr ſeines Lebens, gibt Geſundheit, Lebensluſt und Lebensblüte daran um den koſtbaren Gewinn.

So gefährlich erworben ſind nun die Gaben nicht, die ich hier biete, und es kann vermeſſen ſcheinen, daß ich doch wage, ſie Perlen zu nennen. Nicht an gewaltige Klippen, nicht an die Geſtade des unermeßlichen Meeres hat mich mein Lebenspfad geführt; er ging an den grünen Ufern des Neckars entlang, und es iſt heute zum erſtenmal, daß ich von ferne am blauen Horizont wie einen Silberſtreifen die Nordſee ſchimmern ſehe: und ſo hat auch mein inneres Leben nicht allzuviel von ſchwerem Leid, keine gewaltigen Kämpfe und ſchmerzlichen Konflikte zu tragen gehabt, wie ich denn ſchon vor Jahren ſagen mußte, als ein Albumblatt zum Gedächtnis eines berühmten Feldherrn von mir gefordert wurde:

Des klaren Neckars friedlich Rauſchen
Umtobte nicht der Völker Streit,
Und nur von ferne konnt' ich lauſchen
Dem Flügelſchlag bewegter Zeit.

Aus der Meerestiefe alſo vermag ich keine Perlen zu bieten.

Aber es werden auch Perlen im Flußſande gefunden, und wenn ſie nicht glänzend genug ſind für ein Königsgeſchmeide, nicht wertvoll genug, um ſich als Hausſchmuck auf ferne Geſchlechter zu vererben, ſo erfreuen ſie doch wohl des Finders Auge und Herz, weil er kaum gehofft hatte, im Sande noch Perlen zu finden.

Solche Perlen habe ich nun all mein lebenlang gerne geſucht: Perlen der Freude aus dem Sande ungünſtiger Geſchicke; Perlen menſchlichen Wertes aus dem Sande farbloſer, unerquicklicher Verhältniſſe, und es ſollte mich freuen, wenn, was ich gefunden, auch von andern als des Suchens wert erkannt würde.

Eine der Annahmen über die noch nicht erklärte Entſtehung der Perlen iſt: daß Sandkörner von außen in die Schale der Perlenmuſchel eindringen und die Inwohnerin drücken; um den Druck weniger ſchmerzlich zu machen, umkleidet ſie das Sandkorn mit weichem Saft, der nach und nach feſt wird und ſo die Perle bildet.

Solche Körner, die ſchmerzen und drücken, fallen wohl in jedes Herz und Leben; möge jedem die milde Kraft gegeben werden, ſie umzubilden zu edlen Perlen!

Meldorf in Holſtein, im Juni 1867.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Aus trüben Waſſern. (Ein Lebensweg) 1

Die Schule der Demut. (Eine ſtille Geſchichte aus bewegter Zeit) 111

Marie und Maria. (Eine Novelle) 163

Taube Blüten 285

Aus trüben Waſſern.

Ein Lebensweg.

Adele an Ida.

Schloß Rhöneck,
10. April 1840.

Wieder daheim! Oder wieder draußen? Weiß ich denn ſo recht, wo ich daheim bin? Doch nein, ich will nicht unbillig gegen meine alte, liebe Heimat ſein, wie düſter auch die grauen Mauern ausſehen, wie trüb und verſtimmt, ach, zu Zeiten mein Vater iſt. Meine Heimat iſt's doch! Das Epheu an der alten Turmmauer, und die wilden Roſen an dem verfallenen Gartenzaun und mein Erkerſtübchen, das weit hinausſchaut in unſer herrliches Land: — das alles iſt doch noch mehr mein eigen, als das zierliche grüne Kabinettchen bei der Tante in der Reſidenz, in dem noch die Schachteln mit den Sommerhüten, die Sonnenſchirme, die Mückenfenſter und allerlei Dinge für die ſchöne Jahreszeit verwahrt werden; wo es auf der Straße raſſelt mit Wagen bis tief in die Nacht, ſo daß man nicht einmal gemütlich plaudern und träumen kann. Es wäre ja nicht recht, zu klagen, wenn die gute Tante mir mutterloſem Kinde ihr Haus öffnet; aber ich darf meinem guten, lieben, alten Raubneſt, wie Du's nennſt, auch nichts zuleide geſchehen laſſen.

Weißt Du, wie ich mir vorkam, als ich heut früh aus meinem Erkerſtübchen hinausſchaute? Denkſt Du noch an die ſchönen Märchen von Muſäus, welche Du erbeutet haſt von dem alten Doktor, der in Eurer Manſarde wohnte? Es iſt ſchon lange her, und Deine Mutter meinte nachher, es ſei unnötig, daß wir die ſchon geleſen, — ſie waren aber ſo ſchön! denke nur an die Geſchichte von der türkiſchen Königstochter, und an die von der Waſſernixe, die dem Kind den hölzernen Apfel ſchenkte, aus dem ſeidene Gewänder herausquollen! Was mir aber heute einfiel, das war das Märchen von dem alten Grafen, der ſeine drei ſchönen Töchter nacheinander an einen Bären, einen Adler und einen Walfiſch verkaufte, und die von dieſen wilden Getieren in Rittergeſtalt heimgeholt werden. Da lebt die eine im Wald in der Bärenhöhle, die andere auf dem Felſen im Adlerneſt und die dritte tief im See in einem gläſernen Haus. Nach ſieben Tagen, ſieben Wochen oder ſieben Monden erwacht die Dame jedesmal in einem herrlichen Schloſſe, wo ihr Gemahl ſie als ſtattlicher Ritter begrüßt, mit dem ſie in Glanz und Ehren lebt, bis die Friſt abgelaufen iſt, und ſie aufwacht in der Bärenhöhle oder auf dem Adlerhorſt.

Faſt ſo himmelweit verſchieden wie das Leben der Grafentöchter im Palaſt und der Bärenhöhle kommt mir das meine vor, wenn ich hinunterſchaue auf den blauen Fluß ſtatt auf die heiße ſtaubige Luiſenſtraße und hinaus wandle in unſern Wald, ſtatt im Schloßgarten ſpazieren zu gehen, den geraden Weg hinauf und zweimal um den See.

Zwar läßt mich Fräulein Dobler, die aus einer Gouvernante jetzt zu meiner Geſellſchafterin avanciert iſt, auch hier nicht gern allein gehen; doch drückt ſie manchmal ein Auge zu, weil ſie ſelbſt ſo ungern an Bergen herumſteigt; aber ſie ermahnt mich, ich ſoll Dich hieher einladen, es ſei dann anſtändiger. O bitte, komm bald, liebſte, beſte Ida, es wird dann erſt recht ſchön! Laß Dir's nicht bange ſein, als ſei es hier zu trübſelig; es iſt jetzt ſo herrlich, ach, ſo herrlich draußen, und dann haben wir ja die Nachbarſchaft: die alte Frau von Ellingen hat uns ſchon eingeladen, und Herr von Marlitz, der hat einen eigenen Kahn. Ob mein Vater uns viel begleiten wird, bezweifle ich; er ſitzt wieder faſt den ganzen Tag im obern Zimmer und macht Berechnungen, welche weiß ich nicht; es müſſen geheimnisvolle Sachen ſein, etwa wie bei Wallenſtein, er ſagt mir's nie. Nur hie und da, wenn Frau Schenk, unſere Haushälterin, ſo bitterlich klagt, daß es im Schloß überall fehle, daß die Pumpe im Hof nicht mehr gehe, daß alle Tonnen und Körbe ſchadhaft ſeien, ſpricht er rätſelhafte Worte, wie noch Ueberfluß und Glanz bei uns einkehren werden, und wie er das alte Schloß wieder herrlich herrichten laſſe. — O, das muß wunderſchön werden! Bis jetzt will mir's nicht recht gelingen, den Vater aufzuheitern, und in den Büchern, da erheitern doch immer die Töchter ihre Väter! aber wenn er ſo ſelten kommt und ſo finſter drein ſieht, beſonders wenn man ihm Briefe bringt, — dann vergeht mir der Mut und ich bin ganz ſtill.

Auch Fräulein Dobler iſt meiſt etwas trübſelig; ich möchte wiſſen, was die auf dem Herzen hat. Bitte, komm nur bald, liebe Ida! miteinander ſind wir dann immer luſtig; o Du glaubſt nicht, wie ſchön jetzt die Welt iſt! Komm bald zu

Deiner

Adele.

Mein Bruder Udo iſt aus der Penſion zurück, die ſich aufgelöſt hat, ein unbändiger Burſch, der lieber im Stall bei den Reitknechten verweilt, als bei Fräulein Dobler, die ſich alle erſinnliche Mühe mit ſeinem Unterricht gibt.

Ida an Adele.

Karlsruhe, 16. April 1840.

Ja, ja, ich komme bald, und ich freue mich ſehr, beſonders auf das Kahnfahren mit dem Herrn v. Marliz. Aber anſehen darfſt Du mich dann nicht, ſonſt muß ich lachen; bekanntlich iſt ſeine Naſe ſchief; da ſieht er denn von einer Seite ganz ſanftmütig und von der andern ſchalkhaft aus. Du darfſt dann auf die zahme Seite ſitzen. — Gleich kann ich noch nicht kommen; Frau v. Feder, die immer zu ſpät dran iſt, gibt jetzt erſt ihren Ball; ſie würde mir's nimmer verzeihen, wenn ich wegbliebe. Du weißt ja die ſchauerliche Geſchichte von dieſem Winter, wo ich mit Lieutenant Soden tanzte und Lieutenant Gröben trat ihn auf den Fuß, und das war gewiß nur in der bösartigen Abſicht, ein Duell herbeizuführen; o, wie viel Mühe hat mich's gekoſtet, das zu hintertreiben, wie viele ſchlafloſe Nächte! wenigſtens weiß ich, daß ich den Nachtwächter ein paarmal zwölf Uhr rufen hörte. Wenn nun einer gefallen wäre! Ich hätte ja mein lebenlang keine Ruhe mehr bekommen. Da hoffe ich, auf dem Ball der Frau v. Feder ſoll's vielleicht zu einer Verſöhnung kommen, wenn ich etwa mit Gröben den erſten Walzer tanze und mit Soden aus der Tour. — O Adele, es iſt gar zu mühſelig und künſtlich, ſich durch die ſchwierigen Verhältniſſe der Welt durchzuwinden! Man ſagt von dem ſorgloſen Glück der Jugend, und wie ſchwere Sorgen habe ich ſo jung ſchon getragen!

Will ſehen, wie ſich das Geheimnis mit Deinem Vater noch löſt; dieſe Sommerreiſen, auf die er Dich nie mitnimmt und von denen er oft ſo verſtimmt zurückkehrt; dieſer kleine Unbekannte, der hie und da auf Eurem Schloſſe einſpricht, mit dem er ſich einſchließt und von dem die Volksſage allerlei ſchauerliche Dinge vermutet: — ich ſage Dir, es iſt zu intereſſant, und wenn man nächſten Herbſt hier ein wenig davon redet, ehe die Bälle anfangen, glaub's nur, dann bekommſt Du Tänzer genug, auch wenn Du kein ſo ſonnengoldnes Haar und ſo dunkelblaue Augen hätteſt, „das Erbe ihrer engliſchen Mutter“, wie das ſo intereſſant lautet! So ein armes Menſchenkind wie ich, deſſen Vater aus Karlsruhe und deſſen Mutter aus Durlach ſtammt, kann dagegen gar nicht aufkommen.

Nun, Du Kind der Rätſel, ſoll auch die Fräulein Dobler noch geheimnisvoll ſein? Wie jemand, der eine unglückliche Liebe gehabt, ſieht ſie eigentlich gar nicht aus; der Menſch, der ſich in ſie verliebte, hätte gar nicht aufs Aeußere geſehen, oder müßte ſie ſich gewaltig verändert haben.

Beſieh ſie einmal genau, ob Du in ihrem Geſicht noch Spuren ehemaliger Schönheit findeſt, das gehört ſonſt dazu; ich geſtehe, mich mahnt ihr Ausſehen immer an einen alten baumwollenen Regenſchirm; — ferner gib acht, wenn ſie allein iſt, ob ſie aus einem Käſtchen getrocknete Blumen holt, oder eine Haarlocke in Seidenpapier gewickelt, und lange darüber weint; das ſind ſo Kennzeichen einer ehemaligen unglücklichen Liebe. Wenn ich zu Dir komme, wollen wir's ſchon herausbringen!

Aber ich hoffe, Ihr unterhaltet noch einigen Verkehr mit den Leuten im Städtchen unten; ſo ganz von altem Epheu und wilden Roſen können wir doch nicht leben. Und den ungeſchlachten Burſchen, Deinen Udo, kann Fräulein Dobler allein nicht überwältigen; da muß Dein Vater einen Hofmeiſter nehmen, das wäre immerhin ein Wechſel; ſchwärme zwar nicht mehr für die Hofmeiſter, ſeit meine Tante v. Ellerhauſen einen hatte, der im Winter einen blauen Flaus trug und beim Abendbrot Käſe aus ſeiner Taſche zog, den er ſich ſelbſt beſorgt, um es zu würzen.

Weißt, in unſerer Puppenſtube war eine etwas ſchiefe Puppe, die erſt den Papa der kleinen Familie vorſtellte; als Tante Minna einen hübſchen neuen Papa ſpendierte mit einem Schnurrbart und Jabot, da wurde der Alte zum Hofmeiſter degradiert; er machte ſich auch ganz gut in dieſer Eigenſchaft, nur hatte er den fatalen Umſtand, daß er immer Kleie aus ſeinen Füßen verlor, weil ſein Körper etwas defekt war; ſeither habe ich eigentlich eine etwas klägliche Vorſtellung von allen Hofmeiſtern.

Denk, ich habe erſt entdeckt, daß unſere Putzmacherin, die heute da iſt, um der Mama Hauben herzurichten und mir eine reizende Ballcoiffure zu verfertigen, eine leibliche Couſine Deiner trübſeligen Fräulein Dobler iſt; will ſehen, ob ich ihre nähere Bekanntſchaft machen und bei der Gelegenheit das dunkle Geheimnis entdecken kann, das auf der Vergangenheit der Gouvernante ruht. Ich kann's noch nicht glauben, daß ſie ſollte eine Liebesgeſchichte gehabt haben, höchſtens eine ſolche wie unſer Stubenmädchen. Die ſchrieb in letzter Zeit ſo viele Briefe. „Nannette,“ ſagte meine Mutter, „ich hoffe, daß du keine Liebſchaft haſt; du weißt, ich leide das nicht in meinem Hauſe.“ — „Ach, Frau Geheime Hofrätin,“ ſagte das Mädchen feuerrot, „ich, — ich habe freilich eine Liebſchaft; aber nur eine, wo der Herr nichts davon weiß.“

Nun, fang nicht auch ſo eine an, Adelchen! ich komme ſo bald ich kann; aber Du ſchreibſt mir doch vorher noch einmal? In alter und junger Freundſchaft

Deine

Ida.

Adele an Ida.

Schloß Rhönek, 30. April 1840.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag;
Das Blühen will nicht enden.

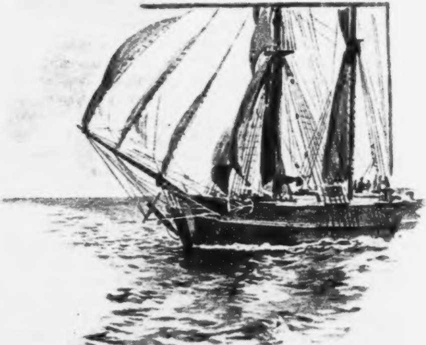
Jetzt komm, liebe Ida, o jetzt komm! es iſt ſo ſchön hier, daß es gar nicht ſchöner mehr werden kann, und doch wird's alle Tage noch ſchöner. Du kennſt ja mein kleines Gärtchen an der Schloßmauer? in dem blühen ſchon Primeln und blaue Gartenvergißmeinnicht, und es iſt ſo köſtlich, in der Mauerlücke zu ſitzen und hinauszuſchauen in die weite Welt! O Ida, ich möchte doch wiſſen, wo wir wohl in zehn Jahren ſind!

Mit Fräulein Dobler iſt's noch dasſelbe; ſie iſt immer trübſelig, und ich ſtelle ihr doch ſo ſchöne Sträußlein in ihr Zimmer; ich bin wirklich begierig, was Du von ihrer Jugendgeſchichte erfährſt, ſie muß ſchon Schweres gelitten haben.

Udo iſt gegenwärtig ganz zahm und ordentlich; er hilft mir in meinem Gärtchen und will mit dem Knecht eine Laube machen an mein Lieblingsplätzchen bei der Mauerlücke; da ziehen wir dann das Epheu von der Mauer herüber, — das ſieht ſo ehrwürdig aus! Der neue Hofmeiſter, der ſeit einigen Tagen hier iſt, hat ganz guten Einfluß auf ihn; er iſt ſelbſt noch jung und weiß ihm hübſche Seemannsgeſchichten zu erzählen, — er ſtammt aus Schleswig. Nun, ſchöner iſt er gewiß, als unſer trauriger Herr Hofmeiſter Zwieſeler aus der Puppenſtube, der Dir das Vorurteil gegen ſeinen Stand eingeflößt hat. Er hat ſo ſanfte, edle Züge, eine ſchlanke, männliche Geſtalt und etwas ſehr Ernſtes in ſeinem Weſen. Fräulein Dobler erfuhr im Pfarrhaus, daß er ein eigentümliches Unglück hat. Er iſt nämlich zum Prediger gebildet, hat ſchon ein Examen gemacht und Stellen geſucht; ſo oft er aber verſucht zu predigen, ſo verſagt ihm die Stimme und wird ſo leiſe, daß ihn niemand verſteht. So bekommt er natürlich keine Pfarrei. Jetzt iſt er zwar noch jung; aber wie das werden ſoll, wenn er älter wird und immer älter, und er ſoll fortwährend Hauslehrer bleiben! — O, ich kann nicht ſagen, wie er mich dauert!

Bei uns, da ſpricht er verſtändlich, laut gerade nicht; ſeine Stimme iſt tief und weich, ganz wunderbar angenehm und klar in jedem Wort. Ich ſitze gern mit meiner Arbeit daneben, wenn er Udo Stunden gibt, man lernt da noch immer etwas: er hat jetzt der Fräulein Dobler den Geſchichtsunterricht abgenommen, den teile ich mit Udo; freilich ſollte ich mehr wiſſen als der Knabe, aber — ich kann's wohl brauchen, noch einmal anzufangen.

Ich will ſehen, ob aus Deinem Kommen endlich Wahrheit wird! Aber, liebe Ida, das mußt Du mir verſprechen,



daß Du mir den Hofmeiſter — Jeſſen heißt er — nicht auslachſt und nicht über ihn ſpotteſt. Ich meine zwar, man könne das gar nicht, aber Dir iſt alles möglich; haſt Du ja doch dem Herrn Inſtitutsdirektor einen Ballorden mit einem Amor drauf hinten an den Rockkragen geheftet; iſt heute noch ein Glück, daß es nicht entdeckt worden iſt. Sieh, Du darfſt es wirklich nicht! darfſt ihn auch nicht necken mit dem Leiſereden; das iſt ja gerade ſo traurig, — und er hat auch keine Eltern mehr.

Der Vater ſpricht ſelten mit ihm, und ich bin auch immer in Sorge, Jeſſen könnte irgendwie verletzt werden. Du kennſt ja die Art und Weiſe meines Vaters; ich glaube, er ſieht ſtolzer aus als er iſt, und es iſt vielleicht nur jenes Geheimnis, das auf ſeiner Seele laſtet, was ihn oft düſter und abſtoßend macht; aber wer ihn nicht kennt, könnte doch alles für Stolz halten.

Der kleine Mann iſt auch wieder da geweſen; niemand weiß, woher er kommt, und was er beim Vater will; mir iſt er ganz unheimlich.

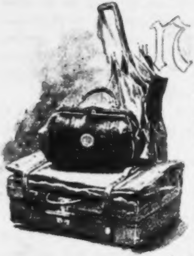
Nun, auf Wiederſehn! nicht wahr, liebe Ida? Immer und immer

Deine

Adele.

N.S. Bring auch hübſche Bücher mit, wenn Du haſt oder entlehnen kannſt, beſonders Gedichte! Herr Jeſſen lieſt ſo wunderſchön vor; freue Dich nur, bis Du es hören kannſt!

Ida an Adele.



12. Mai 1840.

Nun wird's ganz gewiß wahr, daß ich komme; ich ſende als Pfand ſchon meinen Koffer voran, darfſt ihn aber nicht öffnen; ja ſo, Du haſt ja den Schlüſſel nicht!

Der Ball hatte ſich nämlich noch etwas verſpätet und — denke nur, Soden konnte erſt nicht kommen. Ich weiß nicht gewiß, hat ihn wirklich ſein Pferd geſchlagen oder war's nur eine fürchterlich boshafte Intrigue von Gröben. Da konnte ich ſo recht empfinden, was das Leid der Liebe iſt; mußte immer an den Vers von Goethe denken:

Schön in Kleidern muß ich kommen;
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt.
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Ich hatte nur halbe Freude beim Tanzen; denn natürlich, tanzen mußte ich doch! mein Cotillontänzer berief mich ein paarmal wegen meiner Zerſtreutheit.

Heute aber höre ich, daß Soden nicht gefährlich verletzt iſt und bald wieder ausgehen kann.

Ueber das Schickſal der Fräulein Dobler hat mir die Putzmacherin gebeichtet. Die weiß alles aufs genaueſte und erzählt ſehr ins Detail; ich habe die tragiſche Geſchichte zu Deiner Erbauung niedergeſchrieben, ſie iſt zu köſtlich. Weißt, wir haben als Kinder oft beſchloſſen, daß wir ſpäter Romane ſchreiben wollen; das ſoll nun mein erſter Verſuch ſein. Um eine paſſende Ueberſchrift fehlt mir's, ich nenne ſie eben einfach:

Die Liebesgeſchichte eines armen Tropfen.

Fräulein Dobler iſt eigentlich ihr lebenlang ein armer Tropf geweſen. Früh verwaiſt, wurde ſie durch die Fürſorge eines Onkels um halbes Koſtgeld in einer Töchterpenſion untergebracht, ein klöſterliches Leben ohne Freude, ohne Wechſel, ohne fröhliche Ferien; ſie wurde da von früh auf reichlich benützt und beſchäftigt und hat wahrſcheinlich nie gewußt, daß ſie jung geweſen iſt. Erſt beim Tod der Vorſteherin iſt ihr eingefallen, daß ſie auch einen Ausflug in die Welt wagen könne; das Alter hatte ſie dazu; ich glaube, ſie war nahe an dreißig. Zum Verblühen hatte ſie wohl keine Gelegenheit gehabt, denn ſie hatte nie geblüht.

Sie fand eine Stelle in der Familie eines wohlhabenden Arztes auf dem Land. Schlecht behandelt iſt ſie wohl dort nicht worden, aber auch nicht gut; ſie hat ſich bald mit leidlicher Zufriedenheit in die unbeachtete Rolle gefunden, die ihr zugeteilt war, und verſchwand als fünftes Rad am Wagen, ſobald man ihrer Dienſte nicht bedurfte. Der ganze Ton im Hauſe muß ein höchſt unerquicklicher geweſen ſein.

Da war's denn einige Erfriſchung, als der älteſte Sohn des Hauſes von der Univerſität und einer Reiſe nach Wien zurückkam, um ſich daheim auf den Doktor zu präparieren; es war ein etwas maſſiv geſtalteter, ſehr blühender junger Mann. In die Tiefen der Wiſſenſchaft iſt er wohl nicht eingedrungen; aber er war meiſt guter Laune und zum Plaudern aufgelegt; erzählte Studentengeſchichten, neckte ſein klägliches Schweſterlein und brachte durch ſchlechte Witze die Tiſchgeſellſchaft zum Lachen. Es war wohl dazumal ſchon verwunderlich für Fräulein Dobler, ſich ſelbſt lachen zu hören.

Vieler Artigkeit hatte ſie ſich gerade nicht zu rühmen von dem jungen Mann. „Ja ſo, Sie ſind auch da!“ ſagte er, wenn er bei Tiſch ſich vor ihr bedient hatte, und wenn er ſie aus Verſehen auf den Fuß getreten, ſo rief er „oha!“ ſtatt weiterer Entſchuldigung; — aber Fräulein Dobler war nicht verwöhnt und konnte trotz des Mangels an Galanterie dem Jüngling nicht feind ſein.

So war ſie eines Abends allein zu Hauſe, als Wilhelm beſonders freudig aufgeregt heim kam und ihr im Triumph ſein eben erhaltenes Doktordiplom zeigte; ſeine Augen leuchteten wie nie. „Da ſehen Sie,“ rief er, indem er das rieſige Blatt entfaltete, „was das für ein elefantenmäßig großes Tiſchtuch iſt! und,“ fuhr er zutraulich fort, indem er ſich neben ſie ſetzte, „es freut mich erſt noch ungeheuer, daß ich Sie allein treffe. Hören Sie, ich glaub', daß Sie's ſehr gut mit mir meinen; ich halte Sie für ungeheuer gutmütig und Sie glauben gar nicht, wie wohl mir das thut, wenn ich ſpüre, daß man's ſo gut mit mir meint.“ Immer heller leuchteten ſeine Blicke, immer näher rückte er der verlegenen Fräulein Dobler, der ſo etwas in ihrem Leben noch nicht vorgekommen war, immer eifriger verſicherte er ſie ſeines Wohlgefallens. „Und, hören Sie,“ begann er aufs neue, „ich ſag' Ihnen, auf Jugend ſehe ich nicht, auf Schönheit auch nicht; meine Frau Mama, die jetzige meine ich, iſt einmal jung und ſchön geweſen, und jetzt hunzt ſie meinen Vater; ich ſage Ihnen, eine gutmütige Perſon, die den Leuten ordentlich Beſcheid gibt und die freundlich iſt, auch wenn ich ein bißchen ſpät heimkomme, die wäre mir ganz recht und ſchön genug.“

Fräulein Dobler in immer ſteigender Verlegenheit meinte, Spätheimkommen ſei einem Arzte ja gar nicht übel zu nehmen . . .

„Nun ſehen Sie, das freut mich ungeheuer!“ fuhr der zuthuliche Jüngling fort, „ich habe noch gar nicht ſo gewußt, wie liebenswürdig Sie ſind, und Chriſtiane heißen Sie? der Name hat mir immer ungeheuer gefallen, laſſen Sie ſich nur nicht Nane nennen! Wenn ich mich, was bald geſchieht, als Praktikus ſetze — Sie hätten ganz gewiß auch nichts dagegen, Frau Doktorin zu werden?“

„Gegen den Wunſch Ihrer Eltern? . . .“ erwiderte ſtockend und ganz ratlos Fräulein Dobler.

„O, den Wunſch meiner Eltern!“ rief Wilhelm wieder, „ſehen Sie, um die brauch' ich mich nur auch gar nichts zu bekümmern! Ich bin mündig in einem Jahr und habe ganz eigenes großmütterliches Vermögen; da kann ich heiraten von Stund an; und, hören Sie, gegen einen Hund im Hauſe würden Sie gewiß nichts haben? er gehört eigentlich in ein Doktorhaus; vom Chaischen, da könnten Sie ja auch profitieren . . .“

Fräulein Dobler wußte in Wahrheit nicht mehr, was ſie ſagen ſollte, und als die Eltern mit dem Elischen heimkamen, eilte ſie, nachdem die Kleine endlich zur Ruhe gebracht war, auf ihr Zimmer, um nachzudenken über das Erlebte.

Es muß ihr wohl wunderbar vorgekommen ſein, daß ſie dem Jüngling ſo raſch eine ſolche Neigung eingeflößt. War auch ihr ſelbſt bisher noch nicht eingefallen, eine zu ihm zu faſſen; aber — das erſte Wort der Liebe wiegt ſchwer (wirſt's auch noch erfahren, Adelchen!), ſelbſt wenn's etwas ſpät kommt.

Auch konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß der Jüngling jünger ſei als ſie; — aber es fielen ihr allerhand Exempel ein von derartigen Verbindungen, die doch glücklich ausgefallen waren. War ja die berühmte Rahel ſechzehn Jahre älter geweſen als ihr Gemahl, und ſie zählte höchſtens fünf Jahre mehr als der junge Doktor. Gegen den Willen der Eltern wollte ſie's freilich nicht erzwingen; doch was ſollten ſie am Ende dagegen haben?

Etwas roh und formlos hatte er ſeine Zuneigung ausgeſprochen, aber als eifriger Mediziner hatte er bis jetzt wohl noch nicht viel Gelegenheit gehabt zu feinerer Ausbildung; ſie wollte ihm an den Abenden vorleſen, — — in lauter Bildungsplänen ſchlief Fräulein Dobler ein; ſie ſchaltete im Traum als Frau Doktorin im eigenen Hauſe und fuhr im leichten Chaischen hinaus ins Land, ſo daß ſie zum erſtenmal erſt erwachte, als die kreiſchende Eliſe ein andres Röckchen begehrte.

Sie hatte nach langer Wahl das blaue Tibetkleid angelegt, das ſie ſonſt nur Sonntags trug, und ihre Scheitel tiefer gekämmt; in ſtiller Verlegenheit ging ſie zum Frühſtück hinüber, — denn wie ſollte ſie dem jungen Mann begegnen, wie ſeinen Eltern, nach der bewegten Scene von geſtern? Die Verlegenheit war ihr erſpart; der Doktor war ſchon ausgegangen, der Jüngling aber noch gar nicht da, was ſie wunderte; doch dachte ſie: auch er wird ſich faſſen müſſen. Sie zögerte etwas lange beim Frühſtück; als endlich die Stunde der erſten Lektion ſchlug und ſie ſich langſam erhob, da trat die Magd ein: „Der junge Herr läßt bitten, daß die Frau Doktorin hinüberkomme; ich glaube, er hat etwas auf dem Herzen,“ ſetzte ſie mit pfiffigem Lächeln hinzu. Die Doktorin ging; Fräulein Dobler vergaß die Lektion, ihr Herz klopfte laut; ja wohl wird er etwas auf dem Herzen haben!

Nach einer langen Viertelſtunde, während welcher Fräulein Dobler am Fenſter die Geraniumſtöcke ſorgſam von allen welken Blättern reinigte und die kleine Eliſe alle Frühſtücksbrötchen aufaß, kehrte die Frau Doktorin zurück. „Eliſe, Kind, geh auf die Lehrſtube!“ befahl ſie; „bitte, Fräulein Dobler, bleiben Sie noch einen Augenblick!“ bat ſie dieſe, die mit hochklopfendem Herzen und niedergeſchlagenen Augen ſich ſetzte; wie tief ſie errötete, konnte man nicht wohl ſehen, weil ihr Geſicht allezeit etwas bräunlich war.

„Der dumme Burſch, der Wilhelm drüben,“ begann die Mama, „iſt in einer rechten Verlegenheit. Er hat geſtern nachmittag mit ſeinen Freunden ſo eine Art Doktorſchmaus im Adlergarten gehalten, und Sie wiſſen ja, wie's da zugeht . . .“ — Ach, woher ſollte Fräulein Dobler wiſſen, wie's bei Doktorſchmäuſen zuging! — „Und der Menſch kann eben den Wein nicht vertragen,“ jammerte die Frau Doktorin, „er macht da die allerdummſten Sachen; ein gewöhnlicher Rauſch, wo ſie johlen und ſchreien und nachher ſchläfrig werden, wäre mir faſt lieber;

aber unſer Wilhelm, der ſonſt ſo ungeſchlacht iſt, wie Sie wiſſen, der bekommt auf einmal ein liebreiches Gemüt, wenn er zu viel hat, und macht ſich an die Frauenzimmer. So hat er einmal ſeiner Hauswirtin zu Heidelberg, einer Schuſterswitib mit drei Buben, einen förmlichen Heiratsantrag gemacht; wir haben nachher unſre liebe Not gehabt, bis wir die Frau zufrieden geſtellt.“ Fräulein Dobler blickte noch nicht auf; aber heiß war's ihr nicht mehr, es überlief ſie eiskalt.

„Nun fürchtet der dumme Geſell,“ fuhr die Doktorin fort, „er habe geſtern abend auch an Sie allerlei Unſinn hingeredet, an den er ſich natürlich heut nicht mehr recht erinnert; er ſieht erbärmlich aus und ſchämt ſich jämmerlich und will ſich gar nicht ſehen laſſen vor Ihnen. Ich habe ihn getröſtet und ihm geſagt, daß Sie eine vernünftige Perſon ſeien, der's im Traum nicht einfalle, ein Geſchwätz von ſo einem unvergorenen Menſchen für Ernſt zu nehmen; aber er hat recht, daß er ſich ſchämt; er ſoll heut hinübergehen nach Gabelſtein zu ſeinem Onkel, da kann er ſeinen wüſten Kopf verlüften; mein Mann kann ſo etwas nicht leiden, wenn er diesmal auch ein Auge zudrückt, weil's mit dem Doktorieren gelungen iſt.“

Ja, das war ein kurzer Traum geweſen! vielleicht kindiſch, aber nicht göttlich ſchön. — Eine Weile hatte ſich Fräulein Dobler noch mit dem Gedanken getragen, es ſei vielleicht alles eine Intrigue der Mutter, welche die Heirat nicht gern ſehe; aber der junge Herr hielt ſich beharrlich von ihr fern. Später ſah ſie ihn wieder in völlig unbefangener Luſtigkeit, nur ihr ſelbſt gegenüber ſtumm und verlegen, und ſie mußte dieſe letzte Illuſion aufgeben. Der Austritt aus dem Hauſe des Doktors iſt ihr nicht erſchwert worden.

Nun, iſt das nicht eine tragiſche Geſchichte, dieſes Liebesleid der Fräulein Chriſtiane Dobler?

Aber, liebſtes Kind, mit Eurem Hofmeiſter kommt mir's eine gefährliche Sache vor! Muß nur in eigener Perſon nachſehen, daß Du mir nicht dumme Sachen machſt. Wenn ich mir Deinen Vater vorſtelle, der mir — ſei mir nicht böſe, Herzchen, über den Vergleich! — immer erſcheint wie ſo ein alter düſterer Raubgraf aus einem Ritterroman, und einen armen Kandidaten, der das Auge erhebt zu ſeiner ſchönen Tochter! ich glaube, er wäre im ſtande und ließe ihn an den Schweif eines wilden Roſſes binden, oder was ſolch alte furchtbare Potentaten ſonſt für grauſige Dinge ausgeſonnen haben.

Schreiben kannſt Du mir ſchon noch einmal, denn acht Tage ſteht's immerhin an, bis ich reiſefertig bin. Dann aber umarmt Dich

Deine

Ida.

Adele an Ida.

16. Mai 1840.

Nun, liebſte Ida, das iſt der aller- allerletzte Brief vor Deiner Ankunft, und ich würde den vielleicht nicht ſchreiben, wenn ich Dich nicht bitten wollte, daß Du doch, wenn Du da biſt, in Gegenwart der Fräulein Dobler keine Anſpielungen machſt auf ihr trauriges Geſchick.

Du haſt es ja ſehr anſchaulich und komiſch erzählt; ich zweifle, ob die Putzmacherin alle Geſpräche ganz wörtlich berichtet hat, — aber, ſiehſt Du, gerade das kommt mir ſo unſäglich betrübt vor dabei, daß es ſo lächerlich iſt, daß niemand davon ſingen und ſagen kann.

Es wundert mich nicht mehr, daß ſie ſo trübe und verdroſſen war alle Zeit und ich meine, ich müſſe erſt recht gut und freundlich gegen ſie ſein, um ihr's zu vergüten. Daß ſie mich nicht an einem fort erzogen hat wie andre Gouvernanten thun, das danke ich ihr gerade; hart oder eigentlich unfreundlich iſt ſie nie gegen mich geweſen, und ich habe dann um ſo mehr in Gedanken an meine liebe, ſchöne Mutter gelebt, die ich ſo kurz gekannt.

Ich meine oft, liebe Ida, die Liebe, wie ſie in Gedichten und Geſchichten lebt, die gebe es auf der Welt gar nicht mehr; vielleicht hat es nie eine ſolche gegeben. Ich weiß, daß mein Vater der Tante Hofrätin ihre bürgerliche Heirat nie vergeben hat; ich dachte, das werde doch eine Liebeswahl geweſen ſein, und wagte einmal ſie darum zu fragen. „Na, das nicht gerade, mein Kind,“ erzählte ſie mir; „ſiehſt du, wenn ich auf unſrer alten Stammburg ſitzen geblieben wäre und hätte auf einen Baron gewartet, da hätte ich eingeräuchert werden können wie ein's der alten Kamine dort droben, und zuletzt einfallen. Mein Vater war geſtorben; der deine, der als Halbbruder eigentlich kein Recht hatte über mich zu verfügen, war auf Reiſen; da meldete ſich mein Mann, der mir die Geldgeſchäfte hatte beſorgen helfen, als Freier. ‚Ein Spatz in der Hand iſt beſſer, als ein Pfau auf dem Dache,‘ dacht' ich, und ſagte ja; muß auch geſtehen, daß ſich mir nicht einmal auf dem Dache ein Pfau

präſentiert hatte. Ob mir's dein Vater verziehen, das weiß ich nicht; trutzig iſt er faſt immer geweſen."

Das iſt die Herzensgeſchichte meiner Tante; ſie kommt mir faſt noch trauriger vor, als die der Fräulein Dobler.

Bei meiner Mutter, da iſt's wohl Liebe geweſen, daß ſie mit dem düſteren Fremden, — ich kann mir meinen Vater nie jung und heiter denken, — übers Meer gezogen iſt; ich weiß ſo wenig von ihr. Schön iſt ſie geweſen, das ſagt mir ihr Bild und meine Erinnerung, und zart und lieblich. Die Tante erzählt mir auch nicht viel von ihr, und thut es in ihrer trocknen, nüchternen Weiſe: „Ja, ſie war eine zarte, ſchöne Dame, vornehm gewöhnt; ich glaube, mein Bruder hat in dem Wunſche, ſie nichts vermiſſen zu laſſen, gar zu viel gebraucht. Verwandte hatte ſie, ſo viel ich weiß, keine, wenigſtens hat man keine geſehen; ſie werden in der Schweiz von Gletſchern heruntergefallen ſein, wie das Engländern öfters paſſiert." Das iſt alles, was ich von meiner Mutter erfahren; der Vater ſpricht nie von ihr, und ich habe oft eine ſolche Sehnſucht nach ihr!

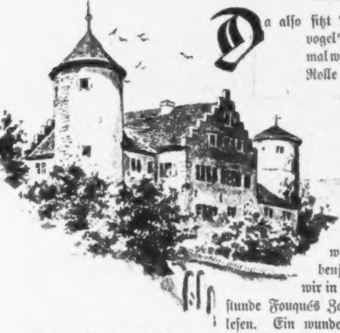
Wegen Herrn Jeſſen darfſt Du nicht Sorge haben, und ich bitte dich, mach, wenn Du da biſt, keinen Scherz, keine Anſpielung, die mich oder ihn in Verlegenheit bringen könnte! Er lebt ſo ſtill für ſich hin; dem fällt es gewiß nicht ein, an ein Mädchen zu denken, am wenigſten an

Deine

kindiſche Adele.

Kandidat Jeſſen an Guſtav Leiſing.

Schloß Rhöneck,
im Mai 1840.



Da alſo ſitzt Dein „Pechvogel", der diesmal wirklich aus der Rolle gefallen zu ſein ſcheint, auf einem Schloß am Neckar, ſo romantiſch als wir nur geträumt in den halbwüchſigen Knabenjahren, wenn wir in der Dämmerſtunde Fouqués Zauberring geleſen. Ein wunderſchöner Sitz in Wahrheit, mit allen Eigenſchaften einer mittelalterlichen Burg ausgeſtattet, — graue Türme und Zinnen, ein wunderliebliches Burgfräulein und ein finſterer Schloßherr, der in den alten Prunkgemächern hauſt; — der junge Erbe, der meiner Obhut anvertraut iſt, der hat gerade nichts Mittelalterliches an ſich; das iſt ein Junge, wie man ſie wohl immer und überall finden kann, — gutmütig, etwas roh und wild daneben; aber er iſt mir von Herzen anhänglich, und ich habe ihn lieb gewonnen.

„Und biſt du nun zufrieden?" wirſt Du fragen. Die Frage iſt zu allen Zeiten, von allen Menſchen ſchwer zu beantworten. Ich lebe in der Gegenwart; ich freue mich des herrlichen Landes, in dem ein freundliches Geſchick mir wenigſtens einen temporären Beruf angewieſen und — lache, wenn Du willſt, ich darf es wenigſtens nicht hören, — ich ſonne mich im Lichte der ſchönſten blauen Augen, die ich je geſehen. — Sei ſtill und predige mir nicht! rede mir nicht von meiner ausſichtsloſen Lage, von dem unſeligen Bann, welcher auf mir liegt und der mir den Eintritt in den Beruf wehrt, der mein Leben und meine Seele ausfüllen würde! — Ich weiß alles, mehr als Du mir ſagen kannſt, und habe mir zum Lieblingsmotto die Worte erkoren:

Die Sterne, die erreicht man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,

und ich bin glücklich in dieſer ſtillen Freude.

„Und wie heißt der Stern?“ fragſt Du wieder; nun, außer dem Grafen und ſeinem Sohn weilt hier das einzige Töchterlein des Hauſes, Adele. Beſchreiben kann ich ſie nicht, es iſt die verkörperte Anmut und Lieblichkeit, ſo recht wie eine ſüße, tiefe Melodie, — ich kann nicht viel Worte über ſie machen; „die Sterne, die erreicht man nicht,“ man ſchildert ſie auch nicht, man läßt ihr mildes Licht nur tief, tief ins Herz hineinſcheinen.

Das anmutige Kind iſt nicht ganz und immer in dieſe alte Feſte gebannt, ſie bringt den Winter bei einer Tante in der Stadt zu. Sie iſt vielleicht in ihrem Sein und Thun wie ein andres heiteres, junges Mädchen; aber es liegt ein ſüßes ungelöſtes Rätſel in dieſen blauen Augen, um dieſen weichen Mund. Warum ſollt' ich ihrer begehren? Kann ich nicht meine ſtille Freude an ihr haben, wie an allem Reinen und Schönen? Udo, mein Zögling, iſt kaum dreizehn; drei Jahre vielleicht wird er meiner Leitung noch bedürftig ſein, ehe er in ein Gymnaſium eintritt, — drei ſchöne, ſelige Jahre. — Soll ich nicht glücklich ſein und die Augen ſchließen vor der Zukunft? oder vielmehr, — ſoll ich nicht dieſe Zukunft in die eine ſtarke Hand legen, die mich bisher ſo wohl geführt und die nun dieſen klaren Sonnenſchein in mein Herz leuchten läßt?

So denke denn auch einmal nicht mit Bedauern an mich! Glücklich wage ich mich nicht zu nennen, aber zu klagen habe ich nichts mehr.

Dein

Theodor.

Fräulein Dobler an ihre Schweſter.

Juni 1840.

Du weißt ſchon lange nichts von mir, liebe Mine; ich wollte warten, bis ich die Söckchen für Deinen Karl fertig geſtrickt. Sollte der einſtweilen zu groß geworden ſein dazu, ſo nimm ſie für das Rickchen; wird nicht zu lang anſtehen, ſo kann ſie der Fritz brauchen, und der andre kleine Nachfolger wird auch nicht lange auf ſich warten laſſen.

Ich weiß Dir nicht viel mitzuteilen von meinem Leben. Du, in Deiner engen Manſardenwohnung, wo an jeder Wand eine Kinderbettlade ſteht, mit dem ſchmalen Eßtiſch, wo die Leute ſo nah beiſammen ſitzen, daß immer eins warten muß, bis das andre den Löffel in den Mund geſchoben, — Du denkſt Dir's freilich wunderbar ſchön, auf einem Schloß am Neckar zu wohnen; die Herrlichkeit iſt aber ſo groß nicht. Die Zimmer ſind nicht ſehr bequem; die Bedienung iſt mangelhaft, und daß der alte Graf ein hochmütiger, finſterer Menſch iſt, der außer der kurzen Begrüßung bei der Ankunft im Frühling kein Wort für mich hat, — das weißt Du. Adele, mein Zögling, die iſt freilich ein liebes Kind und hat mir eigentlich noch keinen Verdruß gemacht, wenn ſie gleich an geordnetem Lernen nicht viel Freude hat, und wenn auch ihre leichtſinnige Freundin, die Ida, ſie hie und da zu kleinen Unarten angeſtiftet hat. Udo, der wilde Junge, iſt jetzt etwas zahmer, ſeit er einen Hofmeiſter hat, und ich bin froh, daß ich den Bengel nicht mehr unterrichten und hüten darf. Hätte nicht geglaubt, daß Herr Jeſſen, der neue Hofmeiſter, dem Burſchen gewachſen wäre; er ſieht ſo timid aus. Aber er hat doch große Gewalt über ihn, er weiß ihn gut zu unterhalten, ſteigt in den Freiſtunden mit ihm auf den Bergen herum und legt Sammlungen von Steinen, von Mooſen und Gräſern mit ihm an; das unterhält den Jungen und macht ihn gefügig zum Lernen. Herr Jeſſen iſt ſehr artig in ſeinem Benehmen, er lieſt auch ſchön vor; ſeltſam, daß er nicht predigen kann, da verſagt ihm jedesmal die Stimme, und beim Vorleſen iſt ſie doch ganz wohltönend.

Die Tante in Karlsruhe meinte, es ſei gefährlich, einen jungen Hofmeiſter auf ein Schloß zu ſenden, wo er faſt allein ſei mit einem jungen, ſchönen Mädchen. Ich kann nicht glauben, daß da etwas zu fürchten iſt. Wie ſtolz der Graf iſt, das hat er auf den erſten Blick ſehen können, und ſie weiß auch, wie ſo gänzlich ausſichtslos der junge Menſch iſt, der nicht einmal auf eine gewöhnliche Pfarre hoffen darf; dem Kind ſteht ja die Welt und das Leben noch weit offen, zumal wenn der Graf ſo reich iſt, wie man nach ſeinen kurzen Andeutungen oft glauben ſollte, obwohl man im Haus nichts davon ſieht, und auch mein Gehalt, wie Du weißt, nicht beſonders groß iſt.

Viel beiſammen ſind die jungen Leute eben nicht, nur eine Lektion teilt ſie mit dem Bruder bei dem Kandidaten, und da bin ich immer zugegen, ebenſo abends, wo der Graf den Udo mit ſich nimmt zum Ausreiten, und wo Herr Jeſſen uns vorlieſt, an warmen Abenden im Gärtchen. Ich meine überhaupt, es ſei eine Einbildung der Romanſchreiber, daß Schloßfräulein und Hofmeiſter ſich ineinander verlieben, oder ſich gar heiraten; es iſt mir kein ſolcher Fall bekannt. Das kam ſchon vor und iſt höchſt natürlich, daß die Erzieherin und der Hofmeiſter nach näherer Bekanntſchaft ſich haben verſtehen lernen und ſich verbunden haben; das iſt ja auch viel ſchicklicher und zweckmäßiger. Du meinſt natürlich nicht, Mine, daß ich da an mich ſelbſt denke; ich weiß ſchon lang, was von den Männern zu halten iſt; es war nur eine Bemerkung.

Doch, ich vergeſſe, daß Du nicht Zeit und Luſt haſt, ſo lange Briefe zu leſen; aber wenn man ſo allein ſteht auf der weiten Welt wie ich, hat man doch hie und da das Bedürfnis, ſich auszuſprechen.

Das wilde Ding, die Ida, iſt jetzt hier, da iſt nirgends Ruhe und Ordnung.

Nun, ich hoffe, daß ihr alle geſund ſeid; grüße die Kinder und Deinen Mann! Deine

treue Schweſter

Chriſtiane.

Ich lege meine alte Brille bei; ſei ſo gut und laß mir durch Deinen Mann eine andre beſorgen, zwei Nummern ſchärfer als die alte. So muß ich jetzt ſteigen und das Alter kommt allmählich; wäre mir gleichgültig, auch ſterben wollte ich meinetwegen heute noch, wenn ich auf der Welt nur *einmal* glücklich geweſen wäre, — nur ein einzig Mal!

Ida an Adele.

Karlsruhe, Juli 1840.

So ſchnell iſt ſie vorübergegangen, die ſchöne romantiſche, idylliſche Zeit, die ich wieder auf eurer reizenden Höhe habe verleben dürfen! Ich verſichere Dich, es iſt mir wie ein Traum, wenn ich jetzt das Fenſter öffne und unſre weiten, ſonnenheißen Straßen vor mir ſehe und denke mir dagegen Dein ſtilles, ſchattiges Gärtchen und die tiefe, weiche Stimme, die uns Schillers bezaubernde Dramen vorträgt. Daß wir diesmal weniger Verkehr mit dem umliegenden Adel und mit dem Städtchen gehabt, habe ich gar nicht vermißt, und das war ſehr edelmütig von mir; denn Du mußt geſtehen, daß der Kandidat für andre Menſchenkinder nur ein halbes Auge hat, für Dich womöglich vier.

O, liebe Adele, wenn ich nicht diesmal Mama ins Bad begleiten dürfte, und nicht noch ſo gar viel Zurüſtungen zu machen hätte, — nicht ein einziges meiner vorjährigen Kleider kann ich tragen, ohne die Aermel zu verändern, und Du weißt, in der Stadt hält man nicht viel auf Negligés, und in dem Bad, früh morgens am Brunnen iſt das eine Hauptſache, — ja, was wollt ich denn ſagen? Ja, ſo, wenn alle dieſe Geſchäfte nicht wären, und — Du verargſt mir das nicht, — wenn nicht das Erkranken Deines Udo mich etwas ängſtlich gemacht hätte, — ich bin nun einmal ſo zartnervig, — ich würde mich wohl den ganzen Sommer nicht haben losreißen können.

Iſt Dein Vater ſchon abgereiſt auf ſeine geheimnisvolle Tour? Hör, ich glaube, das Geheimnis iſt ſo groß nicht; er wird einfach in ein Bad reiſen und ſich's wohl ſein laſſen; ich meine auch, es habe ihn einmal einer unſrer Bekannten in Homburg geſehen. Was ſollte er ſonſt thun? Zu geheimen diplomatiſchen Sendungen braucht man ihn ſchwerlich, nimm mir's nicht übel! Geheim genug wäre Dein Papa ſchon zu einem Diplomaten, aber nicht höflich genug; er nimmt ja auf keinen Menſchen in der Welt Rückſicht.

Wenn Du ihn nur diesmal begleiten könnteſt! Ich fürchte immer, bei Deinem Bruder brechen die Pocken noch aus oder Scharlach, da wärſt Du doch lieber vorher fort. Fräulein Dobler wird ihn ſchon verſorgen, und die braucht nicht mehr zu fürchten für ihren ſchönen Teint.

Und eine andre Gefahr, mein Herzchen, noch größer als Blattern und Scharlach bedroht Dich. Du weißt wohl, was ich meine, wenn Du mich auch noch ſo unſchuldig anguckſt. Meinſt Du, ganz ohne Gefahr werden zwei ſo junge Menſchenkinder von ſo ſchwärmeriſcher Natur wie du und Herr Jeſſen, inmitten des ſchönſten Frühlingswetters auf einem alten Eulenneſt zuſammenſitzen? Meinſt Du, ich habe nicht verſtanden, warum der timide Kandidat, der nicht einmal laut predigen kann, mit ſolchem Feuer und Pathos las von

Der Liebe heil'gem Götterſtrahl,
Der in die Herzen ſchlägt und trifft und zündet.

Und warum ein gewiſſes Fräulein mit ſo hellem Erröten und mit ſo lichten Blicken emporſchaute, als er Theklas Worte deklamierte:

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen ...

weiß gerade nicht weiter auswendig und habe keinen Schiller da, — Du wirſt's ſicher wiſſen.

Ein Unſinn freilich iſt's; denn es würde ſich ja da nicht um eine ſimple Mesalliance handeln, die man in unſern Tagen nicht mehr ſo hoch anſchlägt, — es handelt ſich um eine pure Unmöglichkeit, und ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß ich Dir noch Vernunft predigen müßte, die Du ſonſt allezeit die Brave warſt.

Aber das muß ich geſtehen, hübſcher, viel hübſcher iſt der Kandidat, als ich mir gedacht; inſoweit iſt es begreiflich, aber auch nötig, daß Du fliehſt.

Höre, ermutige ihn nur einmal zu predigen! Eurem Pfarrer drunten wird's nicht unlieb ſein; gib acht, wenn er Dich zur Zuhörerin hat, dann geht's ſicher; wie konnte er ſo feurig leſen in Deiner Gegenwart!

Deine Frau Tante hat mich auch ausgefragt über den neuen Hofmeiſter; „ein ganz blöder, ſtiller, junger Menſch“, ſagte ich ihr; die braucht nicht alles zu wiſſen; bedank Dich bei mir, Adelchen!

Und nun adieu! Ich habe ſchauderhaft lang geſchrieben und ſo wenig Zeit; ſo iſt's mit der Freundſchaft, da iſt kein Opfer zu groß. Lebe wohl, Adelchen!

Deine
Ida.

Und ich habe nicht einmal von mir ſelbſt geſprochen, nicht geſagt, daß ich fürchte, mich in Soden getäuſcht zu haben! Es iſt zu tragiſch, um davon zu reden; ſieh, ſo ſelbſtlos macht die Freundſchaft!

Adele an Ida.

August 1840.

Nein, liebe Ida, es iſt doch nicht gegangen mit dem Predigen, und ich kann nicht ſagen, wie unbeſchreiblich leid es mir thut um Jeſſen, der ſo tiefe Liebe, ſo heilige Begeiſterung hat für ſeinen ſchönen Beruf.

Unſer Pfarrer ſelbſt hat ihn gebeten, eine Predigt zu übernehmen; er that es zögernd, ich glaube nur auf meine Bitte, und ſah nicht ohne Bangen dem Tage entgegen. Ich that das Mögliche, ihm Mut zu machen, als wir am Abend vorher noch beiſammen ſaßen. Ich ging am Sonntagmorgen in unſer altes kleines Kirchlein hinunter, faſt mit ſo viel Herzklopfen, als ob ich ſelbſt predigen ſollte. Die Leute ſahen beifällig auf den „jungen, ſchönen Herrn“ — ich hoffte, es müſſe gut gehen. Der erſte Auftritt war mit feſter, klarer Stimme geſprochen, auch das Gebet; dann aber, als die Predigt beginnen ſollte, ward ſeine Stimme plötzlich ſchwach, kaum vernehmlich; das verwunderte Aufblicken der Zuhörer ſchien noch lähmender auf ihn zu wirken, — nie habe ich in ſolcher Seelenpein eine Predigt zu Ende gehört, oder vielmehr nicht gehört wie dieſe. — Ich eilte am Schluß fortzukommen, nur damit ich keine Bemerkungen der Leute hören durfte.

Er war ſo tief niedergeſchlagen, als wir uns abends ſahen! Wie gerne hätte ich ihm ein freundliches, ermutigendes Wort geſagt! Ich fand es nicht gleich.

Die gute Fräulein Dobler, die ſich nicht gerade beſonders aufs Aufheitern verſteht, verſuchte ihn zu tröſten, indem ſie ſagte, es gebe eben oft ſolche Naturfehler, die ſich durchaus nicht überwinden ließen. So habe ein Vetter von ihr, auch ein Theologe, die unglückliche Eigenſchaft gehabt, daß er ſich unter dem Predigen fortwährend habe ſchneuzen müſſen, und das habe jedesmal getönt wie eine Trompete, ſo daß es die Gemeinde aus der Andacht gebracht, „und er hat's nicht leis lernen können,“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „wie viel er ſich auch Mühe gegeben; er hat trompetet bis an ſein Ende.“

Diesmal erreichte ſie den Zweck; wir mußten beide herzlich lachen, — o, es thut mir ſo wohl, wenn ich Jeſſen lachen höre, und es ſteht ihm ſo gut! — „Was hat denn der Arme angefangen?“ fragte er noch lachend, „eine Pfarrſtelle wird er nicht bekommen haben.“

„O, warum nicht?“ ſagte Fräulein Dobler, „das Konſiſtorium hat ihn angeſtellt und ſeine Gemeinde hat ſich an ihn gewöhnt; ein altes Weib hat ſelbſt einmal zu mir geſagt, der Poſaunenton ſei ihr ganz erbaulich. Aber das geht nur hier, wo das Konſiſtorium anſtellt; da fragt man die Leute nicht vorher, was ſie für einen Pfarrer wollen.“

„Nun, ich könnte vielleicht auch noch eine Stelle bekommen; auf einer Hallig etwa,“ ſagte Jeſſen trübe.

„Was iſt denn eine Hallig?“ fragte ich; ich hatte das Wort nie gehört.

„An der Weſtküſte von Schleswig, meiner Heimat, hat die Nordſee allmählich größere Strecken Landes verſchlungen. Die Ueberreſte davon bilden kleine, flache, nur wenig über das Waſſer erhöhte Inſeln und dieſe nennt man Halligen,“ ſagte mir Jeſſen.

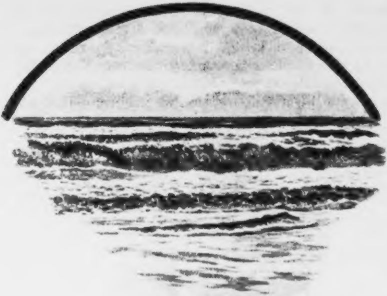
Nun weißt Du, daß ich ſchon in der Geographieſtunde für ein Leben auf einer reizenden Südſeeinſel geſchwärmt und einſt mit Freude die Strophen von Byron überſetzt habe:

Ein liebliches Eiland ſoll eigen uns ſein
In tiefblauer Südſee, ſo fern und allein.

Und ſo dachte ich mir auch hier eine grüne Inſel vom blauen Meer umwogt, von Klippen geſchützt gegen die Brandung, einen heimlichen, ſtillen Aufenthalt; aber Jeſſen hat mich anders belehrt. „Das Waſſer, Comteſſe, das die Halligen umgibt, iſt graugelb und trübe; weicht es bei der Ebbe zurück, ſo legt es den ſchlammigen Grund bloß, den man Schlick nennt. Auf dieſen Inſeln grünt kein Baum, ſingt kein Vogel und blüht keine Blume. Wohl hört man zu Zeiten das Meer gewaltig rauſchen, dann aber iſt es die Sturmflut, die die ganze Inſel überſchwemmt und oft Häuſer und Bewohner mit hinabreißt in die Tiefe.“

Mir ſchauderte bei dieſer Beſchreibung und bei dem Gedanken, daß dort Menſchen wohnen müſſen, die erſt noch, wie mich Jeſſen verſichert, ihre traurige Heimat lieb haben ſollen. Ich bat ihn, uns etwas vorzuleſen, damit man ſich vergeſſe.

Es waren Gedichte, von Schwab, die Jeſſen von einem Freund erhalten; er hatte uns ſchon früher daraus vorgeleſen, viel anmutige Sagen und Lieder aus unſrem ſonnigen Schwabenland. Was er aber heute las, das ſtimmte uns nur wehmütig; es war, als ob es anknüpfte an unſer Geſpräch. „Des Fremden Königreich“ hieß die traurige Mär, weiß nicht, ob Du ſie kennſt: Ein fremder Jüngling führt die ſchöne Königstochter, die er ſich im Kampfe errungen, meerüber in ſeine Heimat. Sie kommen an eine düſtere Inſel und die Jungfrau bittet:



O, ſchiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber am alten, verfallenen Bau! ....

der Jüngling aber ſpricht mit Bangen:

O Lieb, mein Lieb, was wirſt du bleich?
O Lieb, das iſt mein Königreich;
Hier mußt du Königin werden,
Kein andres hab' ich auf Erden.

und wie ſie näher und näher kommen und der Jüngling erkennt mit Grauen:

O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Eiland ergötzen:
Du ſchauſt es an mit Entſetzen.
Und eh' du verfluchſt das Leben dein,
Eh' wollen wir beide begraben ſein!

Da ſchifft er mit ihr hinunter in die Tiefe und das Meer deckt die beiden.

Es war gewiß kindiſch, daß mich das fremde Lied ſo gar tief traurig ſtimmte; aber ich fühlte, daß es Jeſſen ebenſo ging. Ich konnte nicht zu ihm aufſehen und bedeckte meine Augen mit den Händen; ich wußte ja wohl, daß es einfältig ſei zu weinen.

Es iſt ſelbſt der Fräulein Dobler zu viel geworden, deren Element doch ſonſt der Trübſinn iſt. „Ich muß ſagen,“ hob ſie an, „Sie hätten etwas Geſchickteres zur Erheiterung finden können, als eine ſo dumme Geſchichte, die erſt noch ſehr unwahrſcheinlich iſt. Wo wird denn ein König einem fremden Menſchen ſeine Tochter mitgeben, allein ins Meer hinaus? Der Fremde hätte ja mit in ſeines Schwiegervaters Schloß leben können.“

„Oder auch in die öſterreichiſche Armee eintreten,“ ſagte Jeſſen mit Lachen.

Mir wollte das Lachen nicht mehr gelingen und ich mußte immer an die traurige Geſchichte denken. Meinſt Du nicht, die Jungfrau wäre doch glücklich geworden, wenn ſie mit ihm gegangen wäre in ſein altes Schloß? Gute Nacht, meine Ida!

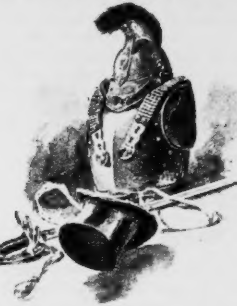
Wegen Udo hätteſt Du nicht fliehen dürfen, der Fieberanfall ging diesmal ſchnell vorüber; der Knabe hat aber ſolche Anfälle öfter; ich mache mir Vorwürfe, daß ich in letzter Zeit mich weniger um ihn gekümmert, und ich ſollte ihm doch die Mutter erſetzen!

Ida an Adele.

Baden, Auguſt 1840.

Nun ja, Kind, Du haſt's gut mit mir vor, wenn Du mich auch noch zur Schiedsrichterin über Balladen und Romanzen ernennſt; meinſt Du, hier habe man ſonſt nichts zu thun? Das ſieht Dir aber gleich, daß Du über ſolche Dinge Dein Herzlein brichſt, und konnteſt doch ſonſt ſo fröhlich ſein! Habe übrigens doch das Gedicht geleſen; es wohnt hier im Hauſe ein ſehr gebildeter, etwas ältlicher Herr, der alle möglichen neuen Bücher hat. Diesmal gebe ich der Fräulein Dobler recht und halte das Ganze für einigen Unſinn; gib nur acht, daß Dich nicht auch ein fremder Jüngling in eine ſolche Einöde führt!

Zeit zum Leſen habe ich kaum, noch weniger zum Schreiben. Du glaubſt nicht, wie viel man hier zu thun hat mit den verſchiedenen Toiletten und Promenaden und Abenden im Konverſationsſaal; dann begegnet man ſo vielen Bekannten. Ich habe geſtern gemeint, Deinen Vater zu ſehen abends, in der Nähe des Konverſationsſaals, – und wir glaubten ihn fern weg auf irgend einer geheimen Miſſion! Hätt' er Dich nur mitgenommen!



Denke, es wird mir immer klarer, daß ich in Soden mich furchtbar getäuſcht! Sie ſchreiben mir, daß er ſich um die Tochter einer Metzgerswitwe bewirbt, die vierzigtauſend Gulden zur Ausſteuer bekommt. Iſt das nicht entſetzlich? Ein Glück, daß ich hier nicht Zeit habe, meinem Leid nachzuhängen, es könnte mir das Herz brechen. Adieu! Heute iſt Konzert. Lies mir keine ſo traurigen Lieder mehr und ſei gegrüßt von

Deiner

Ida.

Der gebildete Herr heißt Decker, ein Privatdozent oder ſo etwas, er iſt ſehr artig; aber Lieutenant Ehrenfeld iſt auch hier und braucht eine Kur. Erinnerſt Du Dich ſeiner nicht mehr? Höre, das ſcheint mir ein Phönix von einem Offizier! — und einer in Uniform iſt doch wieder ganz was andres als ein Ziviliſt!

Adele an Ida.

Schloß Rhöneck, September 1840.

Ich habe lang nicht geſchrieben, liebe Ida, ich meine es wenigſtens, und ich weiß kaum, ob ich Dir ſchreiben kann, oder was ich ſchreiben ſoll.

Und doch, es wäre ja unrecht; wir ſind Freundinnen geweſen von den früheſten Kinderjahren, da muß ich Dir doch alles ſagen, nicht wahr?

Der Vater iſt ſchon lange fort, er ging früher als ſonſt, ſagte aber, er komme bald zurück. Ach Ida, es iſt wohl Sünde, daß mir iſt, als ob ein Druck von meiner Seele genommen wäre, wenn der Vater fort iſt. So ſoll's nicht ſein!

Udo iſt wieder krank geworden, derſelbe Anfall von Hitze und Betäubung; es that mir ſo leid um den Knaben und wie ich ſelbſt in letzter Zeit ſo viel Heimweh nach meiner Mutter hatte, ſo kam er mir jetzt beſonders verlaſſen vor. Fräulein Dobler ſah am Abend, als er erkrankt war, noch einmal nach ihm und meinte, wir könnten beruhigt ſchlafen gehen, da er ganz ſtill liege. Mir aber ließ es keine rechte Ruhe; es war ſchön mondhell, ſo ſtand ich denn auf und ging noch einmal hinauf. Es war gut, daß ich's gethan; der Kammerdiener, der ſonſt im Vorzimmer von Papas und Udos Zimmer ſchläft, war am Abend noch ins Städtchen gegangen, um den Arzt zu fragen und nicht zurückgekommen, wie er verſprochen. Udo lag in großer Hitze und wälzte ſich unruhig hin und her, ich brachte ihm Zuckerwaſſer und ſetzte mich zu ihm; er wurde erſt ruhig, als ich ſeine heiße Hand in meiner kühlen hielt und ihm halblaut ein Schlummerliedchen ſang; ich weiß es noch von der Zeit her, wo Mutter es ihm geſungen.

Es war mir traurig und doch wohl an meines Bruders Bett, liebe Ida; ich fühlte jetzt erſt, daß ich bisher zu viel für mich ſelbſt, zu wenig für andre gelebt habe; es liegt doch ein Segen in der Mühe der Liebe.

Wie ich nun ſo ſang aus der Mutter Schlummerlied:

Und ſchläfſt du einmal einſam ein
Und tief im Grab dein Mütterlein,
Dann grüße dich in deinem Traum
Dein Mütterlein vom Sternenraum!
Dann höre leis noch den Geſang,
Der von der Mutter Lippe klang!

da hörte ich einen leiſen Tritt und Jeſſen ſtand am Fußende des Bettes; er war auch unruhig wegen des Knaben geweſen. Da mir ſo allein etwas bange war, ſo ließ ich's gerne zu, daß er noch blieb und er ſetzte ſich auf die andre Seite des Bettes. Es war ſo wunderbar, der Mond ſchien durch das hohe Fenſter und leiſe, leiſe ſäuſelten die Bäume draußen im Nachtwind.

Ich weiß nicht, wie's gekommen; aber, liebe Ida, Du darfſt mich nicht verachten, — auf einmal lagen ſeine Hand und meine ineinander auf der Decke des Knaben und er flüſterte mir leiſe Worte zu, Worte wie ich ſie nie gehört: daß er mich unausſprechlich lieb habe; daß er nicht wagen wolle mich zu begehren als ſein Eigentum, nur an mich denken wolle er, als an das Schönſte und Liebſte, das er kenne auf Erden.

O Ida, bin ich's denn wert, daß mich ein Menſch ſo lieb hat? Was wir noch geſprochen, ich weiß es nicht; ich habe ja auch nicht leugnen können, daß ich an ihn gedacht, mehr als ich ſelbſt gewußt, — daß wir uns nie eigen ſein können auf Erden, das wiſſen wir beide. Es war ſo traurig, und doch ſo ſchön; immer und immer hätte ich ſo ſitzen mögen, meine Hand in der ſeinen, ſo hören auf ſeine lieben, treuen Worte im klaren, hellen Mondenlicht.

Da ging aber geräuſchlos die Thüre auf; der Kammerdiener kam und brachte Tropfen von dem Arzt. Ach, ich hatte den kranken Bruder eine Weile ganz vergeſſen, obgleich meine Hand auf ſeiner Decke lag. Jeſſen blieb mit dem Kammerdiener bei dem Knaben; ich ging hinunter wie im Traum; ob ich die Nacht gewacht oder geſchlafen, das weiß ich nicht.

Du kannſt nicht wiſſen und glauben, Ida, wie wunderſchön die Welt iſt ſeit jener Stunde. Wir ſind ſchüchtern uns nur anzuſehen, und doch trägt jedes einen goldenen Schatz von Glück im Herzen neben all der ſtillen Sorge, daß es nicht dauern werde.

Am Morgen nach jener Nacht war Fräulein Dobler bei Udo oben, der wieder beſſer war, und las ihm vor. Ich ſaß in meinem Gärtchen in der Mauerniſche, wo man den herrlichen Blick hinaus hat. Wie ſich Jeſſen gerade dahin gefunden, — das weiß ich nicht. Er bat mich leiſe um Vergebung, daß er ausgeſprochen, was er doch hatte verſchweigen wollen; wenn ich es gebiete, wolle er ſcheiden ohne ein Wort; aber wenn ich ihm geſtatte zu bleiben, ſo dürfe ich ſicher ſein, daß er nie ein weiteres Wort wage ohne meinen Willen.

Ich weiß nicht, Ida, woher mir, die ich doch ſonſt ſo ängſtlich bin, diesmal der Mut gekommen. Es war ſo ein ſchöner, klarer, blauer Himmel über uns, da fühlte ich mich ſo recht vor Gottes Angeſicht und ich konnte mein innerſtes Herz ausſprechen ohne Zagen. So ſagte ich Jeſſen, daß ich ihn auch lieb habe, und daß ich nicht glaube, daß das Sünde ſei, wenn wir uns daran freuen in der Stille. O, Du glaubſt nicht, wie ſelig er ausſah; ach, wie iſt es doch ſchön, wenn man einen Menſchen ſo glücklich machen kann, und iſt's auch nur für einen Augenblick! Ich muß mein Geſchick ſelbſt in die Hand nehmen, weil ich ganz allein ſtehe auf der Welt und keine Mutter habe. So ſagte ich ihm, wir wollen unſre Liebe dem Herrn befehlen, dann werde ſie uns nie gereuen, auch wenn wir uns ſpäter trennen müßten fürs ganze Leben.

O wenn Du nur wüßteſt, wie ſchön es jetzt iſt, obgleich wir uns faſt nie allein ſehen! Ich denke, das ſchicke ſich nicht, und ich will gewiß nichts thun, was unrecht iſt, ſonſt könnten wir ja nicht mehr ſo glücklich ſein.

Der guten Fräulein Dobler kann ich nichts ſagen. Weißt Du, es brächte ſie nur in Verlegenheit, weil ſie als Gouvernante es ja doch nicht leiden dürfte. Und ſie verſteht's auch nicht, wie das iſt, wenn man ſich ſo lieb hat. Von der einen traurigen Geſchichte her, die Du mir erzählt haſt, kann ſie das nicht wiſſen; da iſt ihr's gegangen wie jener dritten von den drei unglücklichen Schweſtern:

Und ſtill noch ſaß die dritte Maid;
So ſage, Jungfrau, was war dein Leid?
Und ruhig ſie zur Antwort gibt:
„Ich ward auf Erden nie geliebt".

Ich glaube, Du weißt's auch nicht ſo recht, liebe Ida, obgleich Dir ſchon allerlei Lieutenants gefallen haben.

O ſieh, ich freue mich auf jeden Morgen, und in der Nacht muß ich, ehe ich einſchlafe, ſtundenlang an alles denken, was wir am Tage geſprochen haben. Gelt, es iſt nicht falſch, daß ich zu Fräulein Dobler ſagte, ich habe ſo eine Freude am Latein und möchte gern an allen Lektionen Udos teilnehmen? Ihr iſt das lieb, weil ſie gegenwärtig ſo oft Zahnweh hat, und viel kann ich ja doch nicht mehr bei ihr lernen. Es iſt ſo nett, als ein Schulkind Jeſſen gegenüber zu ſitzen! Er tadelt mich oft

recht im Ernſt, und ich bin ſo demütig. Aber dann begegnen ſich unſre Blicke und wir fühlen wieder das heimliche Kleinod im Herzen.

Und die Wanderungen mache ich auch mit, wenn er und Udo Pflanzen und Steine ſammeln; ich werde eine ganz gelehrte Botanikerin, glaub's nur! Es iſt ſo hübſch, wenn wir an einem mooſigen Rain ſitzen und die Schätze ausleſen, die Udo uns zuträgt. Die Vorleſungen am Abend, die ſind viel ſchöner noch als vorher; ſo vieles verſtehe ich jetzt erſt recht, und anſehen darf man ſich ja immer wieder dazwiſchen. Es iſt, als ob auf allem in der Welt ein ganz eigener Sonnenſchein liege.

Aber was ſoll daraus werden? fragſt Du. O, liebe Ida, ich weiß ja wohl, daß es nicht bleiben kann. Aber ein wenig, ein klein wenig glücklich ſein darf man doch!

Manchmal träume ich freilich auch, es könnte alles noch ſchön werden und gut, und ich könne einmal mit ihm ziehen als ſein treues Weib! Eine Pfarrfrau! o, wie ich mir das reizend denke! ein Pfarrhaus, beſchattet von grünen Bäumen in einer anmutigen Gegend, mit einem lieblichen Gärtchen dahinter. Ich helfe jetzt heimlich oft in der Haushaltung; ich kann ſchon einiges kochen, und in meinem Gärtchen pflanze ich alles ſelbſt; ich glaube, ich würde gar keine ungeſchickte Pfarrfrau ſein, mein Idchen!

Dann aber kommt wieder ein ſchwarzer Strich dazwiſchen, noch trauriger als die Kluft unſres Ranges, die mir gerade nicht ſo ſchlimm vorkommt: die unſelige Stimmloſigkeit beim Predigen! Theodor hat mir vertraut, daß dies Nervenleiden von ſeiner Kinderzeit herſtammt, von einem tyranniſchen Lehrer, dem er untergeben war, und der ihn ſo erſchreckt und eingeſchüchtert hat. Es hätte ihm faſt auch unmöglich gemacht, ein Examen zu beſtehen; aber ich glaube, daß die Profeſſoren gerne gehorcht haben, auch auf leiſe Antworten, weil alle ſeine ſchriftlichen Arbeiten ſo ausgezeichnet waren.

Nun, ich will nicht fragen und nicht klagen; ich will glücklich ſein, ſolang ich kann.

Du mußt's für ein großes Freundſchaftszeichen erkennen, daß ich Dir ſo viel geſchrieben, ich habe darum eine Lektion unten verſäumt. Lebe wohl, liebe Ida!

Jeſſen an ſeinen Freund.

Heidelberg, Oktober 1840.

Es iſt vorüber. Einen Sommer lang ſollte ich glücklich ſein, einen ganzen Sommer lang! Es gab Zeiten, wo ich nicht ſo viel gehofft; ich habe kein Recht zu klagen.

Du weißt aus den kurzen Andeutungen in meinem letzten Brief, daß ich das Glück hatte, die Liebe des reinſten ſchönſten Herzens zu gewinnen. Es war mein Vorſatz geweſen, meine Liebe zu ihr zu verſchweigen; daß ich ihn gebrochen, kann ich nicht bereuen, denn wir haben eine unausſprechlich ſchöne Zeit gehabt. Wir haben uns ſelten allein geſehen, ich habe nie ihr Wort vergeſſen: „Wir wollen unſre Liebe in Gottes Hand legen!“ und habe ſie hoch und heilig gehalten; aber auch ſo, im Entbehren und Entſagen, war es eine ſelige Zeit.

Was ſoll ich Dir viel erzählen? Es iſt die alte Geſchichte; Du kannſt ſie in den Romanen wieder finden, die uns als Gymnaſiſten gefeſſelt und bewegt. Der alte Graf kehrt unverſehens zurück; der Kammerdiener muß geplaudert haben, und was ſo ſtill und heilig begonnen, das wird zertrümmert mit roher Fauſt.

Du meinteſt in Deinem Brief, die mittelalterlichen Zeiten ſeien vorüber, wo die Liebe eines bürgerlichen Kandidaten zu einer Grafentochter ein ſo furchtbares Attentat geweſen ſei, — Guſtav, Dir vielleicht wären die Wutausbrüche des Alten, ſeine Drohung mich niederſchießen zu laſſen, wenn ich mich im Bereich des Schloſſes noch einmal blicken laſſe, mehr lächerlich als furchtbar erſchienen; — ich konnte alles ſchweigend mit anhören, weil es Adelens Vater war, — vergeſſen kann ich es nicht mehr.

Adele wurde zu ihrer Tante geſchickt; mein Zögling Udo auf ein Gymnaſium; die Gouvernante, die ſo ſehr unſchuldig an allem war, in Ungnade verabſchiedet; ich habe das Schloß verlaſſen, ein einſamer gebrochener Mann.

Ich ſchreibe Dir von Heidelberg aus, wo Profeſſor B., mein Landsmann und alter Freund und Gönner, mir ein Aſyl in ſeinem Hauſe angeboten. Eine Hofmeiſterſtelle, fern von hier, wie ich's wünſche, kann er bei ſeinen vielen Verbindungen mit Norddeutſchland mir leicht verſchaffen; das will ich denn annehmen, will ſuchen, mein Leben zu ertragen und mit meiner gebrochenen Kraft noch zu nützen, ſoviel ich kann.

Wohl gibt es Tage, an denen ich mich abquäle mit Planen, wie ich doch noch die edle Perle mir erringen könnte, die mein gehört vor den Augen Gottes, der die reine Liebe unſrer Herzen geſehen. „Wenn Sie noch eine Profeſſorenſtelle erwerben könnten!“ hatte Fräulein Dobler, die in ihrer Weiſe gewiß herzlich Mitleid mit uns hatte, beim Abſchied geſagt; „ich ſag' Ihnen, ein Univerſitätsprofeſſor kommt ſich ſo vornehm vor wie ein Graf; für den iſt keine Partie zu hoch, und die Frau Tante, die ja auch einen bürgerlichen Hofrat hat, würde am Ende ein Fürwort einlegen.“

Da dachte ich wohl daran, mit höchſter Anſtrengung all meiner Kräfte dieſem Ziele zuzuſtreben. Aber, — die Grenzen meiner Begabung ſind mir bald klar geworden. Mein Beruf liegt im Amte eines Predigers; ich möchte mit einfachen Worten verkünden, was mir ſelbſt klar geworden als ewige Wahrheit; möchte mir ſelbſt mehr und mehr zum Lichte helfen, indem ich andre dem Lichte zuführe; möchte einkehren als Freund und Tröſter in der Hütte der Armen; unter der Jugend mir ein Geſchlecht heranbilden, das zu mir aufblickte mit Vertrauen: das denke ich mir ein ſchönes Los!

Aber neue Bahnen zu brechen auf dem Gebiet des Wiſſens, neue Waffen zu ſchmieden für den Kampf der Geiſter, dazu kann ſelbſt die Liebe mir nicht Kraft und Gaben verleihen. Und ich, der ich nicht wage, mich um die beſcheidenſte Pfarrſtelle zu bewerben, weil jener Bann aus den Tagen meiner verkümmerten Kindheit her auf mir liegt, — wie könnte ich daran denken, nach einem höheren Ziele zu ſtreben?

Von Adele bin ich geſchieden, ganz und für immer. Ich will keinen Zwieſpalt in ihre junge Seele werfen, und ſie hat ihrem Vater verſprechen müſſen, mir nicht zu ſchreiben. All die tiefe Bitterkeit, die das Verfahren des Grafen in mir geweckt, iſt zurückgetreten vor der ſüßen, wehmütigen Erinnerung an unſern Abſchied.

Ich wollte das Schloß verlaſſen, düſter, gebrochenen Mutes; da rief mir Udo, der mit Adelen im Mauergärtchen ſtand: „Bitte, Herr Jeſſen, Sie werden uns doch adieu ſagen!“ der ſonſt ſo unbekümmerliche Knabe weinte bitterlich. „Ich weiß nicht, Komteſſe, ob wir uns noch ſprechen dürfen,“ ſagte ich.

„Wir dürfen uns lebewohl ſagen und wenn mein Vater daneben ſtünde,“ ſagte Adele mit dem Mute, der dem zarten Kind nie fehlt zur rechten Stunde. Und ſie ſagte mir ihren Scheidegruß ſo innig, ſo herzlich, ſo ſtill ergeben in das ſchwere Leid und ſo voll reicher tiefer Liebe, — diesmal, Guſtav, war ſie ſtärker als ich, und ſie hat mir Mut gegeben, daß ich vermochte, von ihr, die hier nicht mein ſein ſoll, zu ſcheiden, reich in der Liebe, ſelig in der Hoffnung auf Wiederſehn.

Sollte es ſich nicht ſchicken mit der Hofmeiſterſtelle, die Profeſſor B. jetzt für mich in Vorſchlag hat, ſo komme ich zuvor zu Dir; ſonſt erhältſt Du wohl einmal Nachricht von dort aus.

Leb wohl! der Himmel führe Dich freundlichere Wege als

Deinen

Theodor.

Adele an Fräulein Dobler.

Karlsruhe, November 1840.

Liebe Fräulein Dobler!

Es verlangt mich recht zu wiſſen, wie es Ihnen geht, und thut mir ſo ſehr leid, daß es meine Schuld war, daß wir ſo raſch und auf ſo unfreundliche Weiſe getrennt worden ſind.

Nicht wahr, Sie ſind mir nicht mehr böſe darum, daß wir unſre Liebe vor Ihnen verborgen hatten? Ach, wir haben ſie ja kaum gegen uns ſelbſt ausgeſprochen! und Sie hätten es wohl gar nicht zugeben dürfen, daß wir uns lieb haben, nicht wahr? Sie gönnen es uns gewiß, daß wir doch ein wenig, ein klein wenig glücklich geweſen ſind. Ich muß ja daran zehren mein ganzes Leben lang.

Tante hier iſt gut gegen mich; ſie hat mir auch zu Anfang nie harte Vorwürfe gemacht, ſie ſagte nur: „Kind, für ſo gar dumm hätte ich dich nicht gehalten.“

Wie Theodor iſt, Herr Jeſſen, will ich ſagen, — wie edel und rein und gut, daß ſelbſt eine Königin ſich ſelig preiſen dürfte, wenn ſolch ein Herz ihr eigen wäre: das kann die Tante freilich nicht wiſſen; ich glaube, auch Sie wiſſen's kaum, liebe Fräulein Dobler.

Ich bin ſehr, ſehr traurig geweſen die erſte Zeit; es that mir weh, wenn ich unter die Menſchen ſollte; tanzen kann ich um keinen Preis, ich wäre am liebſten daheim in meinem Stübchen geblieben, wenn man bei der Tante ein Stübchen hätte. Aber ſie hat ſo viel andre ſchöne Zimmer. „Eine Gaſtſtube iſt nicht mehr Mode, Kind,“ ſagte ſie, „du kannſt ganz gut auf dem Ruhebett im Empfangzimmer ſchlafen.“ Da hab' ich denn keine ſo rechte Heimat und ſehne mich oft nach meinem Erkerſtübchen daheim; aber ich darf ja nicht heim, ſolange der Vater noch abweſend iſt.

Udo ſchreibt mir manchmal von ſeiner Schule aus; der Junge ſcheint nicht recht geſund und vergnügt.

So betrübt wie in der erſten Zeit bin ich jetzt nicht mehr; ich denke oft, es ſei unrecht, daß ich wieder heiterer ſein kann; aber ſie ſind alle gut und freundlich gegen mich. — Mein tiefes Heimweh, das wacht auf in der Nacht, wenn alles ſtill iſt; zuletzt ſchlafe ich ein, und träume dann viel von Theodor. Wiſſen Sie gar nicht, wo er iſt und wie es ihm geht?

Nun bitte ich, liebe Fräulein Dobler, verzeihen Sie, daß Sie durch mich ſo viel Verdruß gehabt! Ich kann nichts dafür, aber ich möchte Ihnen gern etwas zuliebe thun. Wenn Sie einmal von ihm erfahren ſollten, ſo ſchreiben Sie mir, nicht wahr? nur ein ganz klein wenig!

Meine Freundin Ida ſehe ich oft, aber — ſo ganz recht verſtehen wir uns nicht; ſie iſt jetzt beinahe Braut mit einem Lieutenant; aber ſie haben noch nicht ſo viel Geld, als ein Offizier haben muß, um zu heiraten. Wenn ich nur gewiß wüßte, ob mein Vater wirklich ſo reich iſt, wie viele Leute meinen! Ich möchte ihn gern bitten, Ida zu geben, was ſie braucht; mich freut ja doch nichts mehr.

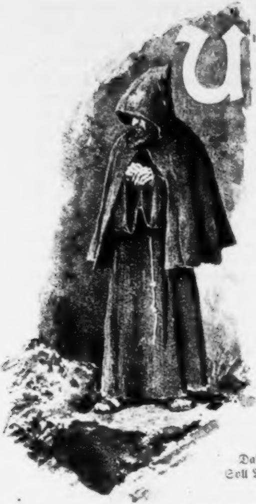
Nun leben Sie wohl, liebe Fräulein Dobler; laſſen Sie mich wiſſen, ob es Ihnen nicht ſchlecht geht! Ich weiß, daß Ihre Schweſter ſo viele Kinder hat; da werden Sie meine alten Puppen und Bilderbücher wohl brauchen können, die ich Ihnen ſchicke; ich bin ſo kindiſch geweſen, daß ich alle dieſe Sachen aufgehoben und heimlich oft noch eine Freude daran gehabt habe; jetzt iſt das lange vorbei. Denken Sie manchmal an

Ihre

Adele.

Jeſſen an ſeinen Freund.

(Zwei Jahre ſpäter.)



Gut Reezow in Holſtein,
im Sommer 1842.

Und Du kümmerſt Dich noch um den Einſiedler, der hier hauſt, ſo abgetrennt von der Vergangenheit, daß mir oft iſt, als ſei es nicht dasſelbe Leben mehr, — wenn ich nicht zu tief fühlte, daß ich ein Leben gelebt, das man nicht zweimal leben, — das man auch nicht vergeſſen kann.

Auch Dich habe ich nicht vergeſſen, mein alter Guſtav; nicht der ſchönen Stunden auf den Höhen von Alt-Heidelberg mit dem Blick auf den rauſchenden Neckar, nicht all der Pläne und Ideen, in denen wir gelebt. Die liebſte Stelle unſres Lieblingsdichters bleibt mir die:

Sagt ihm,
Daß er für die Träume ſeiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann
ſein wird!

Ich thue es, Guſtav, wenn ſie auch alle zunichte geworden ſind. Wie ich lebe, willſt Du wiſſen. Nun ich lebe hier auf dem Gut des Herrn von Reezow und unterrichte ſeine Söhne; eine Tochter iſt nicht hier, es hätte auch keine Gefahr. Die Knaben haben mich lieb; ich glaube, daß ich Gutes bei ihnen wirken kann; die Herrſchaft begegnet mir gütig, es geht ſo ein Tag hin wie der andre; oft dünkt mir alle die Zeit, die ich hier bin, wie ein Tag, oft wie unermeßlich lange Jahre. Die Sonntage widme ich meinen theologiſchen Studien.

Ich habe mit andern Augen forſchen und ſuchen gelernt als vordem; die Reichen und Satten, die Klugen und Großen der Welt ſind es nie geweſen, denen das göttliche Geheimnis ſich erſchloſſen; es ſind die Armen, die Dürſtenden, denen ſich der ewige Quell des Segens öffnet, der in dem Gotteswort verborgen iſt.

Die ſpäten Abende, die gehören der Vergangenheit, oder vielmehr dem, was immer gegenwärtig in meinem Herzen lebt. All mein ſchlichtes Leben und mein Lieben, mein Fühlen und Denken gieße ich da aus in Briefen an Adele. Sie wird ſie nie ſehen, dieſe Briefe, ich will ihren Frieden nicht ſtören; ich habe kein Recht, einzugreifen in ihre Zukunft, aber es iſt mir zur lieben Gewohnheit worden, ſo mit ihr fortzuleben. Ich ſage das Dir, denn es kann ja ſein, daß Du eines Tages berufen wirſt, den Nachlaß Deines Freundes in Empfang zu nehmen. Die Mühe wird klein ſein, mein lieber Guſtav. Meine Briefe an Adele findeſt Du in dem verſchloſſenen Fach meines Schreibtiſches. Iſt ſie vermählt bis dorthin, dann, Guſtav, verbrenne ſie ungeleſen! das verſprichſt Du mir. Iſt ſie aber allein geblieben, dann ſende ſie ihr mit meinem letzten Gruß!

Darfſt nicht bange ſein zunächſt; ich glaube, ich muß mit dem Einſiedler auf Salas y Gomez ſagen: „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu ſterben.“ Man ſtirbt ſo leicht nicht am Herzweh.

Du fragſt, ob ich nicht wieder Verſuche mit Predigen gemacht. Ich habe es nicht wieder gethan; ich kann das eine Mal nicht vergeſſen, wo ſelbſt der Gedanke an ihre Gegenwart den unſeligen Bann nicht hat brechen können.

„Aber was ſoll es weiter werden mit Dir?“ fragſt Du. Ich weiß es nicht, Guſtav, ich kann mich jetzt nicht zu Planen und Unternehmungen aufſchwingen: aber ich bin nicht müßig und ich hoffe, zur rechten Zeit und Stunde wird mir der rechte Weg gezeigt werden. Freilich hat mich's eigen berührt, als ich geſtern zufällig ein Geſpräch meiner Knaben im Garten belauſchte.

„Höret, ich mag den Herrn Jeſſen gern; bleibt er immer bei uns?“ fragte Hugo, der jüngſte. „Wir bleiben nicht immer bei ihm,“ ſagte der weiſe Richard, der zweitälteſte; „wenn wir gelernt haben, was er uns lehren kann, ſo kommen wir in eine große Stadt und er geht fort.“ Wohin? wußte freilich der Knabe nicht zu ſagen. „Er braucht nicht zu gehen,“ ſagte gnädig der älteſte, der ſich ſchon als künftiger Gutsherr fühlt. „Er könnte mir allerlei helfen, raten und ſchreiben, wenn ich hier auf dem Gut bin, und wenn ich dann auch Söhne bekomme, ſo kann er die wieder unterrichten.“

„Bis dorthin iſt Herr Jeſſen aber ganz alt,“ ſagte lachend Richard, das humoriſtiſche Element in dem Kleeblatt, „mit einem langen, weißen Bart; dann kann er deinen Jungen nicht nachſpringen, wenn ſie ihm davonlaufen.“ Und die Kinder malten ſich in großer Harmloſigkeit das Bild eines alten, ganz uralten Herrn Jeſſen aus, wie er fort und fort auf Schloß Reezow ſitze und immer neue Generationen von Knaben unterrichte, — mir ging das ſeltſam durch die Seele. Ich hatte einmal auf einem Gut in Holſtein ſo ein altes Inventarſtück von einem Hauslehrer geſehen, in einem ſchmierigen Flaus mit einer endlos rauchenden Pfeife im Mund, — ſollte dies das Ende ſein? Und ich bin doch ins Leben getreten mit Planen und Hoffnungen auf ein lebendiges, ehrenvolles Wirken, mit der tiefen Herzensſehnſucht, mein eigen Teil an Erdenglück zu finden, ein eigenes Herz und ein eigenes Haus mir zu gewinnen! — dies wäre das Ziel?

Bleibe Du froh und geſund in Ausſicht auf feſten Beruf und auf eigenen Herd! — Auch mir wird mein Weg noch klar werden.

Dein

Theodor.

Er iſt mir klar geworden. Ich öffne den Brief noch einmal, um Dir zu ſagen, daß ſich mein Geſchick entſchieden.

Es kam geſtern eine Anfrage unſrer oberſten Kirchenbehörde, ob ich nicht geneigt ſei, die Pfarrſtelle auf einer Hallig zu übernehmen, um die ſich ſcheint's kein Bewerber gefunden.

„Sie werden nicht Luſt haben in ſolche Einöde,“ ſagte lachend Herr v. Reezow. „Nach allem, was ich von dieſen Inſeln weiß, iſt das der trübſeligſte Aufenthalt; dazu muß man noch Schullehrer ſein und Küſter; ſagen Sie ab, ohne weiteres! ſie werden ſchon einen Strafpfarrer finden für die Stelle; für Sie gibt es immer noch etwas Beſſeres.“ Mich hat dies Anerbieten ſeltſam getroffen. Freilich iſt mir alles, was ich von dieſen Inſeln weiß, ſeither wie ein trauriges Märchen erſchienen; — ich habe einmal von Föhr aus hinübergeſehen über die trübe bewegungsloſe See, wo die Inſeln liegen; ich habe bei meiner Tante vor acht Jahren ein bleiches, ſtilles Mädchen geſehen, von der man mir als Merkwürdigkeit erzählte, daß ſie von einer Hallig ſtamme, und hier inmitten des blühenden, fruchtbaren Landes krank ſei vor Heimweh nach jener Einöde, — und dort ſoll meine Heimat ſein? — In Gottes Namen. Dort vielleicht, wo nur eine kleine Schar von Zuhörern iſt, werden ſie mein Wort vernehmen können; dort wird die rechte Stätte ſein für einen, der verzichtet hat auf Glück und Lebensfreude.

Ich habe zugeſagt.

Dort alſo, Guſtav, haſt Du mich in Zukunft zu ſuchen.

Gott gebe mir Kraft, den neuen Beruf hinzunehmen, nicht als eine Laſt, die ich tragen muß, ſondern als ein Pfund, von dem ich Rechenſchaft zu geben habe!

Eile hat es mit dem Eintritt nicht: ich habe Zeit bis zum Spätjahr, mich vorzubereiten, und Herr von Reezow hat freundlich verſprochen, mir die Einöde drüben menſchlich herſtellen zu helfen.

Meine Knaben ergehen ſich bereits in Mutmaßungen, was wohl für ein neuer Hofmeiſter kommen werde. Sie wollen mich auch einmal beſuchen auf Schlittſchuhen, wenn die See zugefroren iſt.

Und nun lebe wohl! Wenn ich dort drüben bin, ſo darfſt Du mein wohl denken als eines Geſtorbenen.

Graf von Rhönek an Theodor Jeſſen.

September 1842.

Herr Kandidat!

Sie werden eines Briefs von mir keineswegs gewärtig ſein; ich glaube auch, daß Sie Grund zu haben meinen, an mich, als Ihren Beleidiger, mit Groll zu denken; übrigens habe ich damals nach feſten Grundſätzen gehandelt, nicht aus perſönlichem Uebelwollen. Jetzt ſchreibe ich Ihnen als ein Sterbender. Mein einziger Sohn, Ihr früherer Zögling, iſt ſchon vor einem halben Jahre an Gehirnentzündung geſtorben. Meine Tochter hat bis jetzt jede angemeſſene Verbindung, die ſich ihr bot, beharrlich zurückgewieſen. So ſehr ſie mich dadurch gekränkt, ſo glaube ich doch in väterlicher Nachſicht ſo weit gehen zu dürfen, Ihnen die Zuſicherung zu geben, daß von meiner Seite Ihrer Verbindung mit meiner Tochter kein Hemmnis im Wege ſteht, im Fall Sie in der Lage ſind, ihr eine Verſorgung zu bieten.

Achtungsvoll

Udo, Graf von Rhönek.

Adele an Fräulein Dobler.

30. September 1842.

Liebe Fräulein Dobler!

Wenn Sie Ihre jetzige Stelle auf einige Zeit verlaſſen können, bitte, ſo kommen Sie zu mir! ich habe einer Freundin ſo nötig, ich bin ſo allein und habe Schweres erlebt. Geſtern hat man meinen Vater begraben. Ach, ich weiß, mein armer Vater iſt auch gegen Sie nicht freundlich geweſen, aber Sie werden keinen Groll mehr auf ihn haben; glücklich war er ja gewiß nicht und der Tod meines lieben Udo hat ihm einen Herzſtoß gegeben, von dem er ſich nicht mehr erholt hat, wenn ich auch äußerlich nichts an ihm wahrnahm, als daß er ſtiller und düſterer geworden.

Der Anfall iſt ſehr ſchnell gekommen, ich weiß nicht einmal den Namen der Krankheit; ſie dauerte kurz, aber mein armer Vater hat viel Schmerzen gelitten; ich that, was ich konnte zur Linderung und er faßte immer nach meiner Hand, auch als er nicht mehr ſprechen konnte. O, liebe Fräulein Dobler, er hat mich doch lieb gehabt! Aber Sterben iſt furchtbar.

Sie haben alle viel Mitleid mit mir, der Arzt und die Herrn vom Amt, die bald nach dem Tod heraufkamen. Auch Tante von Karlsruhe war hier und wollte mich gleich mitnehmen, da ſie nicht lange bleiben konnte. Von den Herren aus der Nachbarſchaft, die zu Vaters Leichenbegängnis kamen, haben einige mich freundlich eingeladen; aber ich kann noch nicht unter Fremde, und Tante gab zu, daß ich hier bleibe, als ich ihr verſprach, daß ich Sie zu mir bitten wolle.

Ganz verlaſſen dürfen Sie natürlich Ihre Stelle meinetwegen nicht; ich werde ſelbſt heimatlos ſein und kann niemand eine Heimat bieten. Es iſt hier alles verſchloſſen und verſiegelt worden; nur mein Erkerſtübchen und ein andres ſind frei. Da das Schloß und Gut Mannslehen iſt, ſo wird ein ferner Verwandter kommen, der es übernimmt. Ich weiß nun, daß ich ganz, ganz allein auf der Welt bin; o, ich wollte, ich dürfte mich niederlegen bei meiner Mutter!

Ich werde ſpäter wohl zur Tante gehen müſſen. Sie war mir lange böſe, weil ich die Heirat abgelehnt, die ſie für ein ſo großes Glück für mich gehalten; aber ſie trägt mir's nicht mehr nach. Ich möchte nur Ruhe, nur Stille.

Da Sie ja in einer Stadt ſind, ſo finden Sie gewiß eine Stellvertreterin für Ihre Lektionen am Inſtitut, und kommen ſo bald Sie können zu

Ihrer
betrübten Adele.

Theodor Jeſſen an ſeinen Freund.

Schloß Rhönek,
4. Oktober 1842.

Aus beigelegtem kurzem Brief des nun verſtorbenen Grafen Rhönek kannſt Du ſehen, lieber Guſtav, was mich bewogen, Schloß Reezow ſo ſchnell zu verlaſſen und hierher zu eilen an die alte Stätte, die mein kurzes Glück und mein tiefes Leid geſehen.

Erklären konnte ich mir den Brief des Grafen nur aus einer Gewiſſensregung, die ihm gekommen, als er ſich krank und ſterbend gefühlt. Warum nicht ein Wort von Adele, wenn ihr Vater nun ſelbſt die Schranke gehoben, die er zwiſchen uns geſtellt? Ich wußte es nicht; ich reiſte ſo eilig ich konnte direkt nach Schloß Rhöneck.

Daß der Graf geſtorben, ſchnell geſtorben am Tag, wo er den Brief an mich abgeſandt, erfuhr ich unterwegs; ich hörte noch viel, was Adele nie erfahren ſoll. Das arme Kind war noch allein auf dem alten Schloß; nur ihre ehemalige Gouvernante, die der Graf damals ſo plötzlich entlaſſen, war hier; eine traurige Tröſterin für die Waiſe!

In dem Mauergärtchen, wo wir vor zwei Jahren geſchieden, habe ich Adele zuerſt wiedergeſehen. Wie ſie über all dieſe Zeit in meinem Herzen gelebt, ſo fand ich ſie wieder, nur lieblicher als zuvor; und ſo fand ich die junge Liebe in ihrem Herzen, unberührt, unverletzt durch Zeit und Leid; dasſelbe tiefe, kindliche Vertrauen, das mir zum erſtenmal Vertrauen zu mir ſelbſt gegeben.

Ich glaubte, Jahre der Einſamkeit und Entbehrung haben mich kühl gemacht und beſonnen, in dieſem Augenblick war ich es nicht. Ich wußte nur, daß Adele viel gelitten; wußte, daß ſie traurig war und allein, und — ich erbat mir das ſüße Recht, ſie tröſten zu dürfen, ganz und voll, wie nur Liebe tröſten kann; ich fühlte, Gott ſelbſt habe mir das Recht dazu gegeben. — Wie ich geworben, was ſie erwidert, — ich weiß es nicht mehr; ich weiß nur, daß wir in der alten Mauerlücke ſaßen und hinausſchauten auf das reich belebte Land, — ein ſeliges Paar.

Nach und nach erſt, mit Mühe, habe ich die näheren Umſtände vom Leben und Tod des alten Grafen erfahren. Es ſcheint, daß die Verhältniſſe ſchon nicht geordnet waren zur Zeit, als er gegen den Willen ihrer Verwandten Adelens Mutter von England gebracht, in der er, mit dem Gegenſtand ſeiner leidenſchaftlichen Liebe, eine reiche Erbin zu gewinnen glaubte. Sie war zart, liebevoll, aber vornehm und luxuriös gewöhnt und — mittellos; ſie hatte geglaubt, dem deutſchen Grafen zu folgen in ein Land, wo Milch und Honig fließt, in ein Leben ſorgloſen Behagens. Der Graf konnte es nicht über ſich gewinnen, auch als ihm ihre Verhältniſſe klar geworden, ſie über die ſeinigen zu enttäuſchen. So wurde, ſcheint's, damals durch unverhältnismäßigen Aufwand allmählich ſein Vermögen erſchöpft, ſein Gut verſchuldet. Er war mit der zarten, leidenden Dame in Baden, der Arzt hielt Italien als die einzige Rettung für ſie. In ſtiller Verzweiflung, wie er die Mittel zur Reiſe beſchaffen ſolle, wagte der Graf zum erſtenmal in ſeinem Leben den Reſt ſeiner Reiſekaſſe am Spieltiſch. Er gewann unmäßig und — es iſt die alte Geſchichte; dies war das Handgeld des Dämons. Der Aufenthalt in Italien konnte die leidenſchaftlich geliebte Frau nicht auf lange retten; ſie ſtarb kurz nach Udos Geburt.

Es ſcheint, daß bald nach ihrem Tode der Graf wieder den Verſuch gemacht, ſeine zerrütteten Verhältniſſe auf dieſem verzweifelten Wege zu heben. Seine geheimnisvollen Sommerreiſen gingen nur in Bäder, wo Spielbanken waren; in Städte, wo er Spielhöllen fand, immer unter fremdem Namen. In der Zwiſchenzeit hat er ſich allem nach meiſt mit Berechnungen und Verſuchen beſchäftigt, durch die er glaubte den launiſchen Dämon des Spiels feſt in ſeinen Dienſt bannen zu können; — ſie haben ſich vergeblich erwieſen, wie bei Tauſenden vor ihm.

Der rätſelhafte kleine Mann, den das Volk für den Böſen hielt, dem er ſich verſchrieben, war ein Jude, der ihm immer wieder Mittel beſchaffte, — das Gut iſt aufgezehrt und Adelen wird nichts bleiben, als ein kleiner Reſt ihres Muttererbes. Es iſt kaum ein Zweifel, daß der Graf durch Gift von eigener Hand geſtorben iſt, — ich habe ihm alles verziehen, um der einen That willen, daß er mir ſterbend ſein Kind vertraut. Gott gebe, daß Adele nie die ſchaurige Wahrheit erfahre!

Es war wohl natürlich, daß ich im tiefen Eindruck von Adelens trübem Geſchick, im erſten Augenblick des Wiederſehens an nichts dachte, als daß ſie nun mein eigen werden dürfe, daß ich ſie tröſten und tragen und lieben wolle ein ganzes Leben lang.

Aber, war es wirkliches Vergeſſen, oder war es eine mir ſelbſt unbewußte Feigheit, — welche Zukunft ich ihr bieten kann, das habe ich ihr noch nicht geſagt; — ich habe ſeither den Mut nicht dazu gefunden. Verachte mich darob, wenn Du willſt! Du mit Deiner friſchen, freien Natur, mit dem glücklichen Gefühl, daß Du eben recht biſt, wo Dich das Schickſal hinſtellt, — Du wirſt mich hierin nicht verſtehen.

Nun aber ſoll's geſchehen, ich will Adelen nicht täuſchen; in dieſer Stunde noch ſoll ſie alles erfahren, und — wenn ſie das Opfer zu groß findet — ſo ſoll ſie frei ſein, zu bleiben in ihrem ſchönen Heimatland! Ich will ſie ſegnen für die kurzen Stunden unausſprechlichen Glückes, die ich ihr danke; will in meiner tiefen Einſamkeit von der Erinnerung leben, daß ſie einmal mein geweſen. Ich ſchließe den Brief nicht, bis ich Dir Adelens Entſchluß geſchrieben.

Sollte man denken, daß es ſo ſchwer ſei, dem Liebſten, das man auf Erden hat, die einfache Wahrheit zu ſagen! Ich traf Adele im Erkerzimmer, ans Fenſter gelehnt, wie ſie ſo recht die Schönheit der herbſtlichen Landſchaft in ſich ſog. „Nicht wahr, es iſt doch wunderſchön hier?“ ſagte ſie lächelnd. „Du glaubſt nicht, wie mir in den ſchwerſten und trübſten Zeiten dieſer reiche, ſchöne Anblick wohlgethan hat! Es iſt ein ſo ſtiller, friedlicher Troſt, den die Natur bietet; all die Lieblichkeit von draußen hat zu mir hereingeſchaut, wenn ich zu müd und traurig war, um hinauszublicken.“

„Aber kannſt du dieſen Reichtum und dieſe Schönheit vertauſchen gegen den flachen und trüberen Norden?“

„Wo du hingehſt, da will ich auch hingehen, dein Volk ſoll mein Volk ſein,“ ſagte Adele mit zuverſichtlichem Lächeln; „es iſt gewiß auch ſchön im Norden.“

„Ja, Kind,“ ſagte ich, und ich konnte das innere Beben kaum überwinden; „der Norden hat ſeine tiefen, wunderbaren

Schönheiten; aber, wenn nun mich mein Geſchick auf eine Hallig führte?"

„Eine Hallig? was iſt das? es iſt mir, als habeſt du ſchon einmal davon erzählt."

„Ja, Adele; an jenem Abend, wo wir die Mär geleſen von des Fremden Königreich, damals habe ich dir geſagt, was eine Hallig iſt. Erinnerſt du dich noch?"

„Ich weiß," ſagte ſie nun, und es ſchien mir, als ob ihr ſüßes Angeſicht erbleiche, als das Bild wieder vor ihr aufſtieg; „aber warum ſollteſt du gerade dorthin? Wir können ja warten."

„Ich habe keine andre Heimat, dahin ich dich führen könnte," ſagte ich; ich hatte nun wieder Feſtigkeit gefunden. „Man hat mich dorthin berufen, und auch dort ſind Seelen, denen das Gotteswort verkündet werden muß: dort allein in der kleinen Gemeinde kann ich annehmen, daß meine klangloſe Stimme vernommen werde; ich habe mich bereit erklärt, dem Rufe zu folgen, zur Zeit, als ich nicht mehr hoffen durfte, dich mein zu nennen. Adele, liebe Adele, du biſt frei in deiner ſchönen Heimat zu bleiben, ich darf dich nicht bitten, mir dort hinüber zu folgen; es war ein Unrecht, daß ich es dir nicht gleich mitgeteilt."

Ich war darein ergeben, ſie wieder hinzugeben, und ich wollte es tragen ohne Klage. Das heldenmütige Kind aber ſah auf mit klaren Augen und ſagte: „In Gottes Namen, lieber Theodor; dort gerade thut dir ja ein Herz not, das dich lieb hat, recht lieb; wir wollen's miteinander verſuchen."

O Guſtav, wie hätte ich je träumen können, noch ſolch ſelige Stunde zu erleben?

Nun will ich einmal eine Weile an gar nichts denken als an mein unausſprechliches Glück, daß ſolch ein Herz mir zu eigen geworden. Behüt dich Gott, Guſtav!

Adele an Frau Hofrat Lange.

November 1842.

Liebe Tante! ich komme in den nächſten Tagen und werde unſer liebes, ſchönes, trauriges, altes Schloß verlaſſen auf immer. Es ſind ſchon Werkleute da, um zu ändern und zu bauen; geſtern kam der neue Beſitzer ſelbſt. Er war ſehr artig und rückſichtsvoll und ſagte, wir dürfen uns ja nicht beeilen, aber mich zieht's ſelbſt fort; ich fühle wohl, daß ich kein Heimatrecht mehr hier habe.

Ich bin ſo froh, daß Fräulein Dobler, die mir zulieb ihre Stelle aufgegeben, nun wieder ein gutes Plätzchen bei der alten, blinden Frau von Mauer hat; die ſieht ihr trübſeliges Geſicht nicht, und iſt ſelbſt ſo beredt, daß ſie nur geduldige Zuhörer braucht; dazu paßt Fräulein Dobler vortrefflich.

Liebe Tante! ich werde dieſen Winter noch bei Dir bleiben, im Frühling aber, — nun, ſei mir nur nicht böſe! — da werde ich Frau Paſtorin; Du weißt ja, das iſt mir immer ſchön vorgekommen. Ja, Tante, ich habe mich verlobt mit Theodor Jeſſen; mein armer Vater ſelbſt hat es noch gewünſcht, und mein Bräutigam will mich bald heimführen, wohl ſchon im März. Der liebe Onkel, der mein Vormund iſt, wird ſicherlich nichts dagegen haben.

Alles Nähere mündlich! ich komme vielleicht ſchon morgen und Theoder kommt bald nach. Alſo auf Wiederſehen!

Deine

Adele.

Theodor an ſeinen Freund.

November 1842.

So wäre der letzte Sturm nun beſtanden! Es iſt mir nichts mehr ſchwer erſchienen, ſeit ich der ſtarken Liebe Adelens gewiß bin.

Der Onkel, Adelens Vormund, der ſcheint's immer ſehr abgezogen von der Menſchheit unter Akten und Staatspapieren hauſt, gab mir auf meine förmliche Werbung kurzen Beſcheid: „Ich halte das Heiraten im allgemeinen für Unſinn, bei jetzt zunehmendem Steigen der Lebensmittelpreiſe. Wenn Sie aber genügenden Nahrungsſtand nachweiſen und, wie Adele ſagt, mein verſtorbener Schwager ſelbſt noch die Sache gut geheißen hat, ſo habe ich nichts dagegen.“

Die Frau Tante, die ſich zuerſt freundlich und geneigt bewieſen, fand es die reine Unmöglichkeit, als ſie durch beharrliches Fragen genau erfahren hatte, wohin mein Beruf mich führe. „Nein, höret,“ meinte ſie, „das muß ja eine ſchauderhafte Geſchichte ſein! noch ärger als ein Miſſionär auf einer Heideninſel in der Südſee, wo ſie doch wenigſtens Kokosnüſſe zu eſſen haben, wenn ſie nicht ſelbſt von den Wilden gefreſſen werden.“

„Nun, gefreſſen werden wir dort nicht, Frau Hofrätin,“ ſagte ich, um ſie zu beruhigen; „es wohnen lauter Chriſtenmenſchen dort.“

„Und wenn auch, ſo iſt es eine greuliche Einſamkeit, eine Wildnis und Wüſtenei, und kein gebildeter Umgang! das können Sie einem zarten Weſen, wie Adele iſt, nicht zumuten. Und, Adele, daß ich's nur gleich ehrlich ſage: Herr von Rhöneck, der neue Beſitzer von eurem alten Schloß, hat ſich gegen meinen Mann ſo ſchmeichelhaft über dich geäußert, daß es mir ſehr wahrſcheinlich iſt, daß du noch Schloßfrau dort werden könnteſt; dann bliebeſt du an deinem lieben Neckar und könnteſt im Winter in die Stadt ziehen. Sie, lieber Herr Paſtor, werden gewiß für ſolche Verhältniſſe, wie ſie dort ſind, ein taugliches, robuſtes Frauenzimmer finden . . .“

Ein robuſtes Frauenzimmer war es nun freilich nicht, die leiſe an meine Seite trat und zum erſtenmal vor dritten mir ihre Hand bot und ſie feſt in die meinige legte. „Ich habe alles überlegt, Tante,“ ſagte ſie mit fröhlicher Zuverſicht, „laß mich nur gehen! — es reut mich gewiß nicht.“

„O Kind, das bildeſt du dir jetzt ſo ein,“ meinte die Tante; „aber nimm mir's nicht übel, du biſt noch ſehr dumm, wenn du auch ſchon zwanzig Jahre alt biſt. Gelt, du ſtellſt dir vor, ihr werdet da drinnen an einer Raſenbank lehnen und Lämmer weiden laſſen an roſenfarbenen Bändern? O, gib acht, das Gelüſten vergeht dir, wenn du ſo allein draußen biſt und nichts als Meer um dich herum und kein ordentlicher Menſch, den du beſuchen kannſt; o überleg dir's doch! Und für den Herrn Paſtor biſt du zuletzt nur eine Laſt, zart erzogen wie du biſt.“

„Mit Gottes Hiſe und Segen will ich keine Laſt für ihn ſein,“ ſagte meine Adele mit ihrer ſüßen Innigkeit, und alle Einwürfe und Bedenken ſind geſcheitert an ihrem feſten, freudigen Willen.

Mir ſelbſt will freilich oft das Herz ſchwer werden beim Bedenken, ob ich nicht unrecht thue, die zarte Blume in ſo ödes, rauhes Land zu verſetzen; aber „in deiner Bruſt ruhn deines Schickſals Sterne“; ſollte die Liebe nicht reich genug ſein, auch die Armut jener Inſel zu ſchmücken?

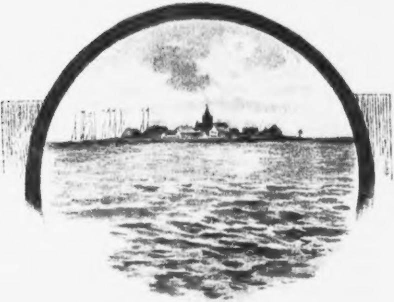
Ich will allein Bahn brechen und im Frühling erſt meine Adele heimführen. Es wird mir bange, wenn ich an die Trennung denke; es liegt ein langer, einſamer Winter zwiſchen der Wiedervereinigung; wird Adele, nun in die Mitte heitern Lebens geſtellt, noch den Mut finden, das alles, alles aufzugeben für mich? Eine eifrige Gegnerin hat unſre Liebe an ihrer Freundin Ida, die, ſo recht ein fröhliches Kind des leichten Pfälzer Stammes, keinen Begriff hat, wie Adele alles, was Welt und Weltfreude heißt, hingeben kann um der Liebe willen.

Verlange ich auch wirklich nicht zu viel von ihr? Und dieſer Baron, der neue Beſitzer von Schloß Rhönek, — ich kann nicht ſagen, wie viel Zweifel und Bangen durch meine Seele ziehen; — Adele aber blickt mich zuverſichtlich an mit ihren treuen, blauen Augen, wenn ich all meine Befürchtungen vor ihr ausgieße. „Ich kann dir nicht mehr verſprechen und nicht mehr ſagen, als daß ich dich lieb habe,“ ſagt ſie, „und wenn menſchliche Liebe und Treue allein nicht ſicher genug iſt, daß wir darauf bauen, ſieh, wir haben ja lange ſchon unſre Liebe in Gottes Hut gegeben; darauf mußt du trauen.“

Und ſo ſei's denn in Gottes Hand gelegt. Wenn ich kann, ſo ſpreche ich bei Dir ein, Guſtav, auf dem Weg nach meiner Inſel; wird ſie mir noch eine Heimat des Glückes, oder ein Grab für jede Lebenshoffnung? Auf Wiederſehen!

Dein

Theodor.



Adele an Theodor.

Karlsruhe, April 1843.

Lieber Theodor!

Es muß ja wohl trübſelig ſein bei Dir, daß Du jetzt, wo der Frühling naht und das Wiederſehen, erſt wieder niedergeſchlagen biſt, daß Du irre wirſt im Glauben an meine Liebe und daß Du mit ſchönen, tragiſchen Worten mir freiſtellſt, Herrin von Rhöneck zu werden, wenn ich mich fürchte vor unſerm Eiland.

Lieber Theodor, es wird ſich wohl nicht ſchicken, daß die Braut den Bräutigam herbeiruft; aber das werde ich Dir doch ſagen dürfen, daß ich mit Dir gehe, wenn Du kommſt, trotz aller Warnungen meiner Tante und aller Befürchtungen meiner Ida.

Es wird mir ſchwer werden, unſer ſchönes Land zu verlaſſen, ich werde da drüben vieles lernen müſſen, und Du mußt viel, viel Geduld mit mir haben; aber — ich gehe doch gern und nicht einmal allein nur Dir zuliebe; — Du darfſt mir das nicht übel nehmen, lieber Theodor.

Siehſt Du, ſeit dem Tod meines armen Vaters ſind ſo viel ernſte Mahnungen an mein Herz gegangen; ich fühle eine ſo tiefe Sehnſucht nach Frieden und Freude, die gegründet ſind da wo allein rechtes Leben quillt, und ich möchte ſo reich an dieſem Frieden ſein, daß ich ihn auch Dir bringen könnte, als die beſte Mitgabe in unſre Einſamkeit. Aber dieſer Frieden iſt hier ſchwer zu bewahren; zwiſchen der ſtillen Stunde am Morgen und am Abend liegt ein zerſtreuter Tag mit tauſend kleinlichen Intereſſen und flüchtigem Geſchwätz, und frage ich am Abend:

> Was haſt du in dem Spiel gewonnen?
> Was blieb der müden Bruſt?

o ſieh, da kann ich nichts erwidern, und habe nicht das Gefühl, daß ich als Kind zur Ruhe gehe in meines Vaters Haus; ich muß als irre Pilgerin jeden Abend wieder neu um Einlaß bitten. Nun weiß ich wohl, wir ſollen unſer rechtes Ziel finden eben auf dem Wege, den der Herr uns führt, und viele ſchon haben gelernt, zwiſchen allen Erdenlichtern durch, den ewigen Stern nicht aus dem Auge zu verlieren; — wenn aber mir ſchwachem Kinde der Herr einen Pfad anweiſt, der ſicherer zum Ziele führt, wenn er auch nicht ſo luſtig ausſieht, und wenn er mich dazu in eine treue Hand gibt, der ich folge mit Liebe und Freude, glaubſt Du dann, daß ich ſie nicht gerne faſſen werde?

Drum, lieber Theodor, komm, wenn Du willſt und kannſt! auch die Tante ſieht jetzt, daß mir's ernſt geblieben, und ſie wird mich ziehen laſſen. Komm und glaube an

Deine

Adele.

Adele an Ida.

Hallig 2., Juni 1843.

So iſt's nun wahr geworden, was Du bis zum Augenblick unſres Scheidens nicht recht glauben wollteſt; hier bin ich in meiner neuen Heimat, und ich kann Dir und der guten Tante doch die Verſicherung geben, daß ich nicht, wie ihr gefürchtet, gleich beim erſten Anblick vor Schreck geſtorben bin.

Ihr habt die Stätte ja nie geſehen, die nun mein Vaterland iſt; aber, — um die Wahrheit zu ſagen, man hat mir nicht zu viel, oder vielmehr nicht zu wenig davon geſagt. Ja, liebe Ida, es iſt öde hier und traurig für ein Auge, das unſer ſchönes Vaterland gewöhnt iſt, den heitern Wechſel von Wald und Wieſe, Berg und Thal, Garten und Fluß; — es iſt traurig, aber nicht zu traurig für zwei Herzen, die ſich zu eigen gehören.

Als wir unſre letzte Fahrt beendet hatten, als das flache, farbloſe Land ſich dehnte vor unſrem Blick, da ſah ich Theodors Auge mit banger Sorge auf mir ruhen; ich wußte, daß jetzt wieder die Worte jenes traurigen Liedes in ihm auftauchten; leiſe ſprach er ſie vor ſich hin:

O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Eiland ergötzen,
Du ſchauſt es an mit Entſetzen.

Mich aber überkam ein tiefes Mitleid, daß er allein hier geweſen war, den ganzen trüben Winter lang, und ich fühlte eine rechte, helle Freudigkeit im Gedanken, daß wir hier glücklich ſein wollen, ob's nun trübe ausſieht oder hell. Auch mir kam ein alter Reim zu Sinne, den ich ihm fröhlich zuflüſterte:

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feu'rwurm nicht liegt,
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht,
Ueber Fluten, über Seen
Und der Abgründe Steg,
Ueber Felſen, über Höhen
Find't Liebe den Weg.

Da ſchaute er mich freudig an, und wir haben getroſten Mutes zuſammen das ſtille Land betreten.

Das habe ich gar nicht gewußt, liebe Ida, daß man einen Menſchen ſo glücklich machen kann nur damit, daß man zufrieden iſt und heiter. Aber ich hatte auch noch gar nicht mit dem Heimweh zu kämpfen; es iſt alles ſo neu und eigentümlich, oft wie ein Traum. Daß der Traum Wahrheit iſt, daß es ſo bleiben wird um mich, wie es jetzt iſt, immer, immer, alle Tage, das kann ich mir freilich noch nicht recht denken.

Ein lachender Anblick iſt es nicht, ſelbſt die Liebe kann es nicht dazu machen, aber ein eigentümlicher. Seltſam, wie Burgen, ſtehen die Häuſer, zum Teil feſt und ſtattlich erbaut, auf den hohen Werften, wo ſie allein vor Ueberſchwemmung geſchützt ſind, — unſer Pfarrhaus und die alte Kirche ſind auf einem Damme beiſammen. Selbſt der Anblick des Meeres, auf den ich mich ſo ſehr gefreut, hat ſelten etwas Friſches, Belebendes, meiſt iſt es ein trübes, faſt unbewegtes Waſſer. Nur hie und da nach ſtarkem Regen und Sturm iſt das Waſſer in den Rillen, den Abflüſſen des Meeres, die das Land durchziehen, lebendig und glänzt und blitzt, wenn die Sonne darein ſcheint. Sonſt nichts Lebendes auf der grünen Fläche vor unſern Augen als Schafe, der einzige Reichtum unſrer armen Inſelbewohner.

Es iſt alles, wie Theodor damals geſagt hat: es rauſchte kein Baum, es ſang kein Vogel, es rieſelte kein Bächlein zu unſrem Willkomm; aber der liebe Gott hatte uns klaren blauen Himmel und hellen Sonnenſchein beſchert, das macht immer die Herzen fröhlich.

Die Inſelbewohner, mehr Frauen als Männer, da dieſe meiſt auf der See draußen ſind, kamen herbei, uns zu grüßen; gute Geſtalten, etwas farblos von Angeſicht wie ihr Land. Ihre Sprache, ſie reden ein eigenes Plattdeutſch, verſtand ich nicht; ich verſtand aber ihren treuherzigen Gruß, den ernſten Blick ihrer dunkelblauen Augen, ich ſah, daß ſie mit Verehrung und Liebe an Theodor hingen. Es iſt ein alter Seemann darunter, der ſich von vielen Fahrten hier zur Ruhe geſetzt hat, der ſagte feierlich: „Gott ſegne Euren Eingang, junge Frau,“ und ich ſchritt an meines Gatten Hand freudigen Mutes über die Schwelle unſres Hauſes.

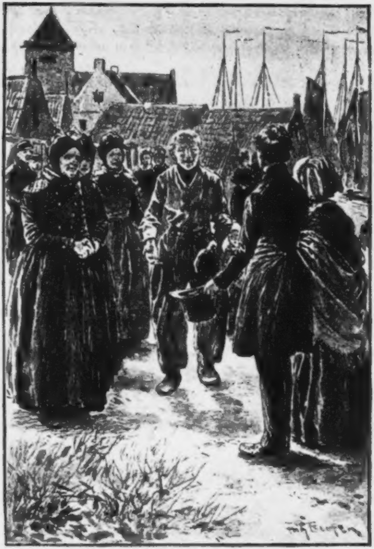
Meine Sachen ſind noch nicht hier; ich habe nur, was die Reiſekoffer faßten; doch iſt Theodor mit Geſchenken des Herrn von Reezow und einigen Stücken, die zum Hauſe gehören, ſchon notdürftig eingerichtet. Die Leute haben uns allerlei Vorräte und kleine Geſchenke gebracht, und das iſt gut; denn wie ich hier haushalten ſoll, das weiß ich noch nicht. Daß ein Tönnchen Trinkwaſſer das wertvollſte der Geſchenke iſt, war mir wunderlich; ſind wir hier inmitten der See und ſollen nicht einmal Waſſer haben?

Karen heißt das Dienſtmädchen, die Theodor für uns gemietet, auch wie die andern etwas bleich und ſtill, aber willig und geſchickt. Sie hat ſchon draußen gedient, iſt aber, von Heimweh getrieben, wieder zurückgekommen, — wie man gerade nach hier das Heimweh haben kann, das begreife ich noch nicht recht, — ſo verſtehe ich mich leichter mit ihr als mit den andern.

Etwas bange war mir zuerſt in der ungewohnten Umgebung; ich mußte mich immer an Theodor halten wie ein furchtſames Kind, und doch durfte ich ihn nicht merken laſſen, daß ich mich fürchte; ich fühlte die liebevolle Sorge, mit der er mich heimlich anſah. Aber als es Abend wurde, als Karen den alten eichenen Tiſch, der in der Mitte der Wohnſtube ſteht, gedeckt hatte und die Lampe brachte; als wir bei dem traulichen Lichte unſern erſten Thee am eignen Tiſche tranken, allein, das erſte Mal ſo ganz allein miteinander, allein auf der Welt: o Ida, da überkam uns ein ſo tiefes, ſüßes Heimatgefühl, wie wir beide es nie zuvor im Leben genoſſen. In unſer Stübchen ſchien der klare Mond und die hellen Sterne; da und dort ſahen wir die Lichter glänzen von den andern Werften herüber; da habe ich mich nicht mehr gefürchtet: Ida, liebe Ida, ich bin daheim.

Jetzt darf ich Dir's ſchon ſagen, daß ich dem erſten Sonntag mit heimlichem Bangen entgegengeſehen. Ich hatte nie gewagt, Theodor zu fragen, wie es ihm mit dem Predigen ergangen; nicht wahr, Du begreifſt, daß es Dinge gibt, die man ſich ſcheut, gerade mit den Nächſten und Liebſten offen zu beſprechen? Ich dachte, die kleine Gemeinde werde hier ſich an ſein leiſes Wort gewöhnt haben und — wenn ihnen auch die Predigt nicht ſo viel bietet, ſo werden ſie ihn ſchätzen und lieben um ſeines Wertes, um ſeiner Güte willen.

Recht feierlich geſtimmt ſah ich nach unſrem kleinen Kirchlein hinüber und wartete auf den Ruf der Kirchenglocken; — es tönten keine, und doch ſah ich von allen Werften herab in ſonntäglicher Tracht die Leute kommen: Frauen, Kinder, Greiſe; die Witwen, die hier die Trauer nie mehr ablegen, beſonders kenntlich in ihrer ſchwarzen Tracht; es konnten wenige von unſrer kleinen Gemeinde daheim geblieben ſein. Theodor erſchien in ſeinem kirchlichen Ornat, — Du glaubſt nicht, Ida, wie ſchön und ehrwürdig er darin ausſieht! — „Liebes Kind, du



Die Inſelbewohner, mehr Frauen als Männer, kamen herbei, uns zu grüßen.
(S. 63.)

mußt dich eilen zur Kirche zu kommen!“ — „Es läutet ja noch nicht,“ meinte ich. — „Was ſollte denn läuten?“ fragte Theodor lächelnd, „wir haben keine Glocken. Sieh, die weiße Fahne, die ſie auf dem Kirchtürmlein aufgezogen haben, die ruft zum Gottesdienſt.“

Nicht einmal Kirchenglocken! das machte mich doch etwas niedergeſchlagen; recht mit Bangen ging ich hinüber und gedachte der früheren Predigtverſuche meines armen Theodor, von denen ich kein Wort hatte vernehmen können.

„Ich vergaß, liebes Kind, dir zu ſagen, daß ich hier auch Küſter bin,“ hatte mir Theodor noch geſagt; „ich habe den Kirchengeſang zu leiten, da ich aber kein Sänger bin, hoffe ich, meine Adele mit ihrer ſchönen Stimme werde mir künftig helfen. Heute geht's noch mit unſrer alten Vorſängerin, einer blinden Seemannsfrau, die man in ihrer Jugend wegen ihrer ſchönen Stimme einmal fürs Stadttheater in Hamburg gewinnen wollte; ſie freut ſich aber, bis eine junge Stimme für ſie eintritt.“ Ich vorſingen in der Kirche! Denk Dir das, Ida!

Nun, ich wandelte an meines Gatten Seite über den kleinen Friedhof, der das Kirchlein umgibt und an unſer Gärtchen anſtößt, und ſaß recht mit Herzklopfen in meinem Kirchenſtuhl; die einſt ſo berühmte Stimme der alten Vorſängerin tönte allerdings etwas „ſchätterich“, wie die Schwaben ſagen; nun war's ſtill und — eine tiefe, wohllautende Stimme rief klar und vernehmlich „Friede ſei mit euch!“ zu der andächtig lauſchenden Gemeinde.

Das klang mir wie ein Friedensgruß von oben aus dem Munde des Liebſten, was ich auf Erden habe; mit tiefer, innerer Herzensfreude, die ich Dir nicht beſchreiben kann, lauſchte ich den Worten, die vom erſten bis zum letzten klar und kraftvoll geſprochen wurden, und ſah die ernſten Geſichter der kleinen Gemeinde, die erloſchenen Augen der alten Frau mit großer Andacht auf den Prediger gerichtet. Liebe Ida, ich weiß nicht, ob Du das verſtehſt; aber jetzt erſt iſt er mir aufs neue gegeben, nicht nur der Mann, den mein junges Herz lieb gewonnen, dem ich gefolgt bin übers Meer, weil ich ſo unendliches Mitleid hatte mit ſeiner Einſamkeit und weil meine Seele bei ihm ihre Heimat fand, — nein, auch ein Prieſter des Herrn, geweiht, um in dieſer farbloſen Einöde die Herzen aufwärts zu wenden, zu den hellen Lichtern der Ewigkeit.

Du weißt ja, Ida, ich habe mir's immer ſchön gedacht, eine Pfarrfrau zu ſein, noch als Grafenkind auf unſrem Schloſſe und in den fröhlichen Zirkeln der Reſidenz; damals dachte ich freilich an ein freundliches Pfarrhaus mit einer Linde davor und einem blühenden Gärtchen daneben in ſchöner, anmutiger Gegend. Jetzt weiß ich, was das Schöne daran iſt: ein Leben, deſſen Kern und Zielpunkt die Beziehung auf das Ewige iſt. Was andre mit Mühe aus dem Schutt ihres Berufslebens, ihrer kleinen Tagesarbeit ſuchen und ſich retten müſſen, das iſt des Predigers Amt und tägliche Beſchäftigung; er muß ſein Angeſicht gewendet haben gen Jeruſalem. Es weht mich ein eigner, feierlicher Hauch an, wenn Theodor am Sonntagmorgen eintritt in ſeinem Prieſtergewande; wenn er, indem er zur Gemeinde ſpricht, auch die Bitten und Fragen meines ſchwachen Herzens emporſendet zum rechten Vater über alles; wenn ich fühle, wie ihm ſelbſt, indem er Licht ſucht für die Blöden und Troſt für die Bekümmerten, klarer und klarer der Schein des ewigen Lichtes aufdämmert, — o liebe Ida, wie iſt es möglich, nachher wieder ſich mit dem Staub und Schmutz kleiner Verdrießlichkeiten zu beflecken, nachdem man ſo angehaucht wurde von der Luft der Ewigkeit! Jetzt erſt weiß ich, wie ſchön es iſt, Pfarrfrau zu ſein, und ich gebe den Lindenbaum und das blühende Gärtchen gerne auf um dies ſelige Gefühl. Theodor ſagte mir, daß bei der erſten Predigt, die er hier gehalten, bei dem Blick auf dieſe kleine einſame Herde, ſo fern von aller Welt, jener traurige Bann wie Schuppen von ihm gefallen und ſeine Stimme vom erſten Wort an frei und klar geblieben ſei. Darum war's doch wert, auf eine Hallig zu ziehen!

Mußt Dir freilich nicht denken, es ſei mein Leben nun ein ganz wolkenloſes. Ach nein, das Alltagsleben hier iſt oft gar mühſam; einerſeits meine eigene häusliche Unvollkommenheit, — die kurzen Küchenſtudien, die ich auf Schloß Rhönek und bei der Tante noch gemacht, wollen nicht viel helfen, — andrerſeits der gänzliche Mangel an ſo vielem, was mir unentbehrlich erſcheint, machen mich oft mutlos; nur Theodors Geduld und Nachſicht bei den oft ſehr wunderlichen Gerichten, die ich mit Karen präpariere, tröſtet mich wieder und ſpornt mich zu neuem Eifer. Manchmal ſchon wollt' ich die Flügel hängen und alles gehen laſſen, wie es geht; dann kam mir das Schriftwort zu Sinn vom tugendhaften Weibe: „Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen und Nahrung wird ihm nicht mangeln,“ und ich denke, es iſt ja hier doppelt und dreifach meine Sache, den Herd warm zu halten.

Ich freue mich wie ein Kind, bis meine Sachen kommen; dann kommt auch wieder Waſſer mit, — vor dem Ciſternenwaſſer hier graut mir ein wenig, und es iſt ein Glück, daß mich nicht ſo oft dürſtet wie daheim. Adieu, liebe Ida, beklage mich ja nicht; grüße Tante und teile ihr von meinem Brief mit, ſoviel Du gut findeſt! Als das Beſte, was ich Dir von meiner Lage ſagen kann, laß mich das freudige Wort wiederholen: ich bin daheim. Möchteſt auch Du das bald von Dir ſagen können! ich möchte ſo gern, daß Du ans Ziel Deiner Wünſche kämeſt; aber biſt Du auch gewiß, daß es Dein Glück ſein wird?

Von Herzen

Deine

Adele.

Ida an Adele.

Oktober 1843.

Keinem andern Menſchen auf der Welt fände ich Zeit zu ſchreiben; aber Dich, Du armer, lieber, guter Tropf, kann ich doch nicht im Stich laſſen auf Deiner Einöde.

Beklagen ſoll ich Dich nicht? Na, 's iſt mir ja ungeheuer lieb, wenn Du zufrieden biſt; es war mir immer heimlich bang, es werde Dich ſo gereuen, und dann müſſe ich betrübt um Dich werden, und Du weißt, ich bin nicht gern traurig. Es iſt auch immerhin ſehr intereſſant, daß Du einen ſolchen Entſchluß gefaßt haſt; die Leute würden es gar nicht glauben, wenn es gedruckt in einer Geſchichte ſtände; — aber wenn es nur nicht für immer wäre! das kann ich mir noch nicht vorſtellen. Wenn Dein Liebſter jetzt laut predigen kann, was mich ſehr freut, ſo wird er doch auch nicht ſein Lebtag auf der Wüſtenei da draußen bleiben müſſen.

Warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben? — ja, liebe Adele, das errätſt Du nicht; es iſt nicht mehr Deine Ida Döring ſchlechtweg, ſondern Frau Ida von Ehrenfeld, die Dir ſchreibt; — Oskar meint ſogar, ich könnte mich Freifrau ſchreiben; weißt, der Adel, den Du ſo leicht aufgegeben, iſt hierzulande immer noch in Geltung.

Du kennſt ja die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ſich gegen unſre Verbindung aufgetürmt hatten, — die leidige Kaution! Was iſt das eine unnötige Fürſorge vom Staat! man ſoll doch die Leute heiraten laſſen, ſie mögen nachher ſelbſt ſorgen, wie ſie zurecht kommen. Wie viel Zeit und Mühe und Koſten machten Oskar nicht die Nachforſchungen nach einem halb verſchollenen Onkel in Amerika, von dem wir hofften, er ſei drin als Millionär geſtorben, und wir werden doch wenigſtens Hunderttauſend von ihm erben. Was war's? — Geſtorben iſt er freilich, hatte aber unnötigerweiſe geheiratet, eine geborene Kühbeis, irgend eine obſkure eingewanderte Perſon, — die wollte noch Vermögen von uns heraus haben; das wäre uns eben recht! wir könnten vielleicht noch ein paar braungelbe Couſins und Couſinen heraus bekommen. Wir haben auch in vier Staatslotterien geſetzt, in einer ſollte es doch gelingen! — endlich haben ſich mein Schwager und Oskars Vetter verſtanden, uns ſo viel Kapital abzutreten, — freilich leider nur zum Schein, — daß es endlich zu der verwünſchten Summe reichte, und ſo haben wir ſchließlich vor einem Monat Hochzeit gefeiert. Wie ſchade, daß Du nicht mehr dabei ſein konnteſt! in ganz Karlsruhe hätte ich keine ſo liebliche Brautjungfer finden können wie Dich.

Wir haben es ſehr kurz und einfach gemacht, wenn ich auch nicht ſo nonnenhaft ſchlicht gehen konnte, wie Du in Deinem weißen Gewand und Schleier; Oskar iſt immer noch ſo entzückt von Deinem damaligen Anblick, daß ich wahrhaftig eiferſüchtig werden könnte. Das Modejournal brachte eine reizende Brauttoilette, und meine Schneiderin hat ſie mit Glück nachgemacht. Ziviltrauung, wie Oskar verlangt, wollte ich doch nicht, das thun meiſt nur Wiedertäufer und Juden; aber wir hörten, daß es viel weniger koſte, wenn man keine Traurede, ſondern nur die kurze, vorgeſchriebene Formel verlange; nicht wahr, wir haben bald zu ſparen angefangen? Die Trauung war früh; mit ein paar Flaſchen fremdem Wein und etwas feinem Backwerk wurde die Hochzeitsgeſellſchaft bewirtet; dann reiſten wir ab — eine Hochzeitsreiſe iſt doch unerläßlich — nicht weit, wir blieben ganz in der Stille ein paar Tage in Baden; braucht's niemand zu wiſſen, daß wir nicht weiter geweſen ſind, man müßte ſich faſt ſchämen, nur ſo in die Nähe zu reiſen; es iſt jetzt ſehr neu und elegant, ſeine Hochzeitsreiſe nach Spanien zu machen.

Unſre Wohnung iſt hier zwar klein, — ſiehſt Du, wir können auch Raum finden in der kleinſten Hütte, — aber der Salon reizend eingerichtet; Küchengerät brauche ich nicht viel, wir laſſen uns mittags ſpeiſen aus der Reſtauration, abends gehen wir bei ſchönem Wetter in einen öffentlichen Garten; das Dienſtmädchen bekommt dann daheim etwa einen Rettich und kann ſich ein Stück Brot abſchneiden: ſo ſpare ich das Abendeſſen. Zu einer kleinen Geſellſchaft reicht's dann doch von Zeit zu Zeit; das iſt ſo unprofitabel nicht, man lebt lange von den Reſten.

Auch wir verſtehen uns nach den Umſtänden zu richten und mit wenigem glücklich zu ſein, ob's gleich hie und da eine kleine Verſtimmung gibt, wenn Oskar 'eine Ausgabe für ſich für nötiger hält, als ein neues Kleid für mich; aber wir verſöhnen uns immer wieder.

Ich gönne Dir's recht, daß Du Dich ſo erbauſt, Deinen Mann im Prieſtertalar anzuſchauen; mir haben die Pfarrer gerade nie gefallen; da iſt's ein andres, einen Oberlieutenant in ſchöner Uniform mit ſeinem Regiment zur Parade vorüberziehen ſehen, — ich begreife nicht recht, warum du das nicht gewollt. Hauptmann von Behr, der um Dich geworben, wäre erſt noch reich geweſen, und der Herr von Rhönel! Nun: „Des Menſchen Wille, das iſt ſein Glück.“

Darfſt deshalb nicht glauben, daß wir nur ſo gottlos in den Tag hinein leben. In die Kirche kommen wir zwar nicht oft; weißt, Oskar iſt nicht dazu aufgelegt, und am Sonntag ſchläft man gern aus. Aber denke, er hat mir zu meinem Geburtstag die Stunden der Andacht gekauft, acht Bände um zwei Gulden! ſie haben früher zweiunddreißig Gulden gekoſtet, — da leſe ich, wenn ich dazu komme, am Sonntag eine Betrachtung und finde ſie ſehr ſchön.

Haſt Du jetzt Deine Sachen? Wenn Du nur ſäheſt, wie geſchmackvoll unſer Salon iſt! Meine Mutter hat aus all ihren

Möbeln das Pferdehaar verkauft; man nimmt jetzt nur Seegras und dafür einen eleganten Ueberzug; wenn man auch nicht gut darauf ſitzt, es ſieht doch ſchön aus. Und dieſe Etagère und ſo reizende coins de chambre! Mit dem Weißzeug habe ich's einfach, man kann ja oft waſchen.

So alſo wäre jedes von uns glücklich nach ſeiner Weiſe. Arme Adele, einmal wirſt Du doch aus Deiner Verbannung erlöſt werden und wieder kommen zu

Deiner Ida.

Theodor an Guſtav.

November 1843.

Du haſt zum voraus auf viele Briefe von mir verzichtet; einmal aber mußt Du doch wiſſen, daß ich glücklich bin. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Neſt!

Aber was für ein Neſt! wirſt Du ſagen; nun ja, lieber Guſtav, ich gebe Dir zu, daß keine Illuſion reich genug iſt, meine jetzige Heimat ſchön zu machen; die Erde iſt farblos hier und trübe, und wer geboren iſt in einer glücklicheren Zone, der wird es nie vergeſſen können. Keine Illuſion kann das Leben hier ſchön machen, ſage ich; aber eine ſüße, liebliche Wirklichkeit kann es, und die nenne ich mein eigen; ein Weib, die edler iſt denn Gold und köſtliche Perlen, und wenn ich ſie auch gern, — o wie gerne! — in eine lieblichere Gegend führen möchte, ſo weiß ich doch keinen Zauber der Natur, keinen Reiz menſchlichen Verkehrs, den wir tauſchen möchten um das ſelige Gefühl, daß wir uns eigen gehören.

Du weißt, wie tief ich in dem letzten einſamen Winter die Oede des hieſigen Aufenthaltes empfunden; wie bange mir war, mein ſüßes, zartes Kind hierherzuführen; wie ich ihr feierlich ihr Wort zurückgegeben habe und ihr freigeſtellt, ſich in ihrem ſchönen Heimatlande eine glücklichere Zukunft zu gründen. Du weißt auch, wie ſie feſt geblieben iſt in ſtarker Treue!

Noch bei unſerm Anlanden hier, wie ich ſie erbleichen ſah beim Anblick dieſes farbloſen Landes inmitten der trüben Waſſer, wurde mir todesbang und jene Worte klangen mir wieder:

Und eh' du verfluchſt das Leben dein,
Eh' wollen wir beide begraben ſein!

aber ihr liebes, treues Auge ſagte mir: Du ſollſt nicht ſterben, ſondern leben. Und ich lebe, das weiß Gott, dem ich es täglich danke, ein volles und ſchönes Leben, wenn es auch arm und öde erſcheint nach außen.

Das eine laß Dir im Vertrauen ſagen, Guſtav: menſchliche Liebe, wie reich ſie auch ſei, wie warm und treu, ſie iſt doch nicht reich genug, um ein Leben, wie wir hier es finden können, inhaltreich und froh zu machen; aber menſchliche Liebe, die ſich in Gottes Hand gegeben, die aus der ewigen Quelle immer neuen Reichtum ſchöpft für ihre Armut, die iſt ein Licht, das uns nie im Dunkeln läßt.

Du fragſt, ob es nicht ohne Heimweh gegangen. Ja, Guſtav, wir haben es beide gehabt, nachdem das erſte ſelige Gefühl, ſich eigen zu gehören, ein rechtes Heim zu haben eines in dem andern, uns nicht neu mehr war. Wir haben's uns lange nicht geſtanden; Adele hatte immer ein freundliches Lächeln, wenn ich mich trübſelig zurückzog in die Kammer, die meine Studierſtube vorſtellt. Einmal kam ich von einem Krankenbeſuch etwas ſpät heim; ſie hatte die Lampe angezündet und hörte diesmal mein Eintreten nicht; ſie ſaß mit aufgeſtützten Armen über ein Buch gebeugt; verwundert, welche Lektüre aus unſrer wohlgekannten kleinen Bibliothek ſie ſo feſſeln könne, trat ich näher und hob ihr Köpfchen auf; ich hatte ihre Augen nie ſo verweint geſehen, — das Buch, das vor ihr lag, war ein Kalender; wir hatten den 18. Oktober. Sie verſuchte zu lächeln und ſagte: „Am Neckar daheim, da haben ſie jetzt Herbſt.“ Wir hatten heute eben mit Mühe unſer dürftiges Heu heimgebracht; es galt Eile, um es vor den bald drohenden Waſſern zu ſichern, — da freilich war's ein Gegenſatz, wenn man ſich das Bild einer fröhlichen Weinleſe am grünen Neckarſtrand vorſtellte. Ich nahm ſie ſtille an mein Herz, da blickte ſie wieder auf und fragte leiſe: „Theodor, wenn wir auch hier leben müſſen, meinſt du nicht, es wäre doch ſchön, drüben einmal zu ſterben, begraben zu liegen unter einem grünen, ſonnigen Hügel, unter einem Baum, darauf die Vögelein ſingen?“ Ich drückte ſie feſt an mich und ließ ſie ſich recht ausweinen; ich war ſelbſt zum Sterben betrübt und wußte keinen Troſt.

Sie war ſo müde; ich beredete ſie, ſich bald zur Ruhe zu legen; ich aber ging lange noch in meiner Kammer auf und ab. Da ging leiſe meine Thür auf und Adele trat ein; ich erſchrak zuerſt im Gedanken, daß das Heimweh ſie ſo ruhelos mache.

Es war aber ein klarer, lichter Blick, mit dem ſie mich anſah aus ihren verweinten Augen und ſie ſagte mit getroſter Stimme: „Lieber Theodor, der Herr hat geſagt: ‚wo zwei oder drei eins werden, warum ſie bitten wollen, das will ich euch geben‘; wollen wir ihn jetzt nicht recht von Herzen bitten um freudigen Mut und um die rechte Liebe zu unſrer neuen Heimat?“

Guſtav, ich habe mich nie mit ſo innigem ſüßem Frieden zur Ruhe gelegt, als in jener Nacht.

Gott hat unſer Gebet erhört; er hat Adelen ein freudiges Herz gegeben, an dem ſich oft mein düſterer Mut aufgerichtet hat; und das tiefe Gefühl, wie viel ſie mir geopfert, wie ich alles thun muß, was Mannesliebe und Treue thun kann, um es ihr zu vergüten, läßt mich nicht erſchlaffen im täglichen Schlendrian; ich glaube nicht, daß wir je ſo kühl und gleichgültig nebeneinander hingehen könnten, wie ich es oft bei ſonſt getreuen Ehegatten geſehen.

So ganz ohne Wechſel iſt doch auch unſer Leben nicht geblieben. Es war ein Ereignis, als Adelens Ausſtattung ankam, als wir mit all dem zierlichen Geräte unſer ſchlichtes Haus ſchmücken durften. Unſre Inſelbewohner waren über dieſe Herrlichkeit nicht ſo verwundert, wie wir geglaubt. Ob auch viele von ihnen kaum je die heimatliche Inſel verlaſſen, ſo wiſſen doch die heimgekehrten Seeleute immerhin, wie's in der Welt draußen hergeht, und da und dort findet ſich in den Häuſern manch ſchönes, ſeltenes Gerät, das ſie von der Fahrt heimgebracht.

Mein Kind war ſo glücklich und fröhlich in ihrer Geſchäftigkeit, bis ſie alles hübſch geordnet und eingerichtet hatte, und als ſie an ihrem zierlichen Nähtiſch ſaß und anfing eine Brieftaſche fertig zu ſticken, die ſie noch in der alten Heimat für mich angefangen hatte, da tönte zum erſtenmal wieder eines der fröhlichen Liedchen von daheim von ihren Lippen und wir dünkten uns die reichſten Herren der Welt.

Das Piano, das vorher nicht erſten Ranges war, hatte vom Transport gelitten; wie froh war ich, daß ich als Student bei meinem Hauswirt, dem Inſtrumentenmacher, Privatſtudien in ſeinem Geſchäft gemacht hatte! Ihr habt mich oft darüber verhöhnt; ich aber dachte damals, wo ſchon der unſelige Bann auf meiner Stimme lag, es könne das ſpäter im Notfall zur Hilfsquelle für mich werden, wenn alles fehlſchlage; — daß ich auf einer Hallig noch meiner Frau ihr Klavier einrichten werde, das freilich hätte ich nicht gedacht.

Wir freuen uns wie Kinder auf Weihnachten, wo wir ſchon Mittel finden werden, einen Baum anzuzünden; Karſten, der alte Seemann, hat mir verſprochen, für einen zu ſorgen. Adele thut ſehr geheimnisvoll mit der Brieftaſche, „dem Kind zweier Welten", wie ſie ſie nennt, die fertig werden ſoll auf das

Feſt; ich gebe ihr als Weihnachtsgeſchenk mein Tagebuch, alle die Briefe, die ich in jenen Tagen der Trennung an ſie geſchrieben; auch habe ich überall, wo ich früher verweilt, Skizzen aufgenommen; die will ich nach und nach für ſie ausführen, das gibt noch manches Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk.

Und, lieber Guſtav, bis wir zum zweitenmal Weihnachten erleben, werden wohl noch zwei kleine Aeuglein nach den Lichtern ſchauen; — kannſt Du Dir größern Reichtum denken, und wär's auf einer armen Hallig?

Die gefürchtete Zeit der Ueberſchwemmung iſt diesmal gnädig vorübergegangen und unſer Heu haben wir glücklich eingebracht, unſre Schafe ſind in gedeihlichem Zuſtand. Ob wir an eine Aenderung denken können? ich weiß es nicht, aber beklagen darfſt Du mich nicht. In aller Freundſchaft

Dein

Theodor.

Adele an Ida.

Herbſt 1844.

Nun, das war ja freundlich, liebe Ida, daß Du auch wieder mein gedachteſt und eine Kunde in unſre Einſamkeit ſchickteſt. Daß ſo unerwartet das Glück bei euch eingekehrt iſt, und der Lotteriegewinnſt euch ſo mancher Sorge enthoben hat, gönne ich euch von Herzen; mögeſt Du recht und wirklich glücklich werden, liebe Ida! Denn, nimm mir's nicht übel, etwas mühevoll kommt mir doch Dein Leben vor. All dieſe vielen Geſellſchaften, Einladungen zu Leuten, die Du nicht magſt, Bälle, auf die Du mit Vergnügen gehſt und Dein Mann nicht gern; Leute, die er einladet und die Dir läſtig ſind: — ſieh, das macht mich müde nur beim Drandenken, und iſt mir wie ein Traum, daß ich auch einmal eine Weile in ſolchem Strudel gelebt habe. Aber freilich, ſolang man ganz jung iſt, nimmt man nur die ſorgloſe Seite der Sache, und jetzt werde ich, wie Du und Tante fürchten, verſauert und verbauert ſein.

Von der Säure ſpüren wir zwar nichts, und wenn Dein Kleiner nur halb ſo goldig und ſo köſtlich iſt wie der unſre, ſo dauerſt Du mich, Du arme Ida, daß Du ſo wenig bei ihm ſein kannſt. Hat denn der Deine auch ſo ein paar prächtige ſchwarze Augen, die Dich weit offen und lachend anſchauen, wenn Du leiſe das Wiegentuch lüfteſt und meinſt, er liege noch im Schlaf? Und ſpielt er auch ſo köſtlich mit ſeinen Füßchen und jauchzt dazu hell auf? Wie Deiner heißt, weiß ich nicht einmal mehr, weiß es kaum von dem meinen; er bekommt hunderterlei Namen an einem Tag; kleine Kinder haben noch gar keinen ordentlichen Namen.

Ich hab's ja immer gehört und geglaubt, daß ſo ein kleines Kind unbeſchreiblich viel Freude mit ſich bringe; aber daß es eine ſolche Herrlichkeit und Lieblichkeit iſt, das habe ich nicht gewußt.

Nun wirſt Du freilich nicht allein von meinem kleinen Prinzen und Goldvogel hören wollen, — wahrſcheinlich bildeſt Du Dir ein, der Deine ſei noch viel lieblicher und köſtlicher, was aber unmöglich iſt, — ſondern auch, wie ich hier lebe und ob ich überhaupt hier leben kann, was ihr ſo oft bezweifelt habt.

Meiner Tante habe ich bereits ein Lebenszeichen gegeben, nachdem ich die Sendung kleiner Sachen erhalten hatte, die mir ſo große, große Freude gemacht.

Einmal, im Frühling, haben wir eine Reiſe gemacht nach Tondern mit einem jungen Seemann, der ſeine Eltern hier beſuchte. Da habe ich denn auch wieder ein Stückchen Welt geſehen, das Regen und Leben draußen, grüne Saaten und blühende Gärten, — das war nun freilich wunderbar, und ich möchte wohl gern auch mit meinem Knaben einmal unter grünen Bäumen ſitzen, — aber es war mir doch ein heimatlich Gefühl, als ich bei der Heimkehr von ferne ſchon das Licht ſcheinen ſah, das die treue Karen angezündet. Wir hatten damals in Tondern die Wiege beſtellt.

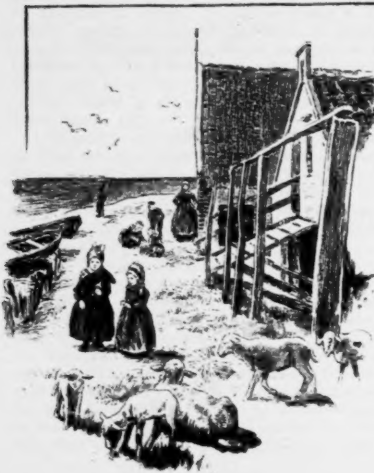
Lernen mußt' ich freilich gar viel ſeit ich hier bin und ich bin noch lange nicht fertig; aber das macht ja eben das Leben reich und erhält uns jung, wenn wir noch immer zu lernen haben. Plattdeutſch verſtehe ich nun ziemlich gut, beſſer als ich es reden kann; doch habe ich Theodor zu ſeinem Geburtstag mit einer kleinen plattdeutſchen Rede erfreut, hatte vorher heimlich Privatſtunden bei Karen genommen. Wie ich ihre Sprache beſſer verſtehen lerne, ſo werde ich auch mit den Leuten hier bekannter; zwar haben ſie faſt alle etwas Stilles, für ſich Abgeſchloſſenes in ihrem Weſen; aber durch die Kinder bin ich ihnen zuerſt freundlich nahe gekommen.

Am meiſten beſuche ich die blinde Martha und laſſe mir von ihr erzählen; wunderbare Seemärchen und ſchauerliche Sagen von Wiedergängern: Ertrunkenen, die den Ihrigen wieder erſcheinen, bleich, triefend von Waſſer, wie eben der See entſtiegen. Am liebſten redet ſie von ihrem Mann und ihren Söhnen, die alle nach und nach auf die See hinausgezogen und nicht wiedergekommen ſind. „Geſehen hab' ich ſie nicht,“ ſagt ſie, einigermaßen getröſtet; „ſie müſſen im Frieden ruhen; es träumt mir auch nicht von ihnen; nur Jan, meinen Jüngſten, den ſehe ich oft im Traum; ich meine immer, der müſſe noch leben.“

Junge Mädchen ſind wenige hier, und ihre Tracht dient eben nicht zur Hebung der Schönheit; aber ſie haben etwas Anziehendes in ihrem ſtillen, züchtigen Weſen. Ich höre ſie gern ſingen an ſtillen Abenden, ſeltſam traurige Volksweiſen; ſie klingen wie Schlummerlieder für die, welche in der Tiefe ruhen.

Auch von der letzten furchtbaren Flut, die vor vielen Jahren die ganze Inſel begraben mit allen Häuſern und aller Habe, erzählt die Alte; die Geretteten, denen man draußen ein andres Aſyl anbot, ſind alle wieder hierher gezogen, haben ſich mühſam ihre Werfte wieder aufgerichtet, ihre Häuſer wieder aufgebaut. Dieſe tiefe Liebe zu der armen Heimat habe ich noch nicht ganz begreifen lernen.

Im Sommer iſt's auch nicht ſo farblos und öde auf unſerm Inſelein, wie ich Dir's zuerſt geſchildert. Nicht nur die Schafe beleben die grüne Flur; Vögel aller Art fliegen ans Ufer oder trippeln am Rande der Waſſer umher und bauen ihre Neſter und zwitſchern durcheinander; die Kinder ſpielen hier ſo fröhlich, wie draußen in der Welt, und ich freue mich ſchon, bis unſer kleiner Edward mit ihnen über die Brücklein



hüpfen kann, die über die Waſſer gelegt ſind; auch die See iſt nicht immer trübe und farblos; wenn die Sonne drein ſcheint, ſo funkelt es wie Brillanten.

Am traulichſten und gemütlichſten iſt's aber hier in unſrer großen Wohnſtube mit dem behaglichen Kachelofen, die ich geſchmückt habe mit den kleinen Schätzen aus unſern Mädchentagen, mit den Bildern aus der Heimat, die mir Theodor gemalt. Auch ein kleines Gärtchen hat Raum gefunden auf unſrer Werft; der junge Seemann hat mir Samen gebracht, und meine Blumen ſind ein Wunder der Inſel, die ſonſt nur wenig ſpärliche Blümchen hat; auch haben wir eine Bank vor dem Haus, da ſitzen wir an ſchönen Abenden, in mondhellen Nächten, und weil nicht viel zu ſchauen iſt auf unſrer Inſel, ſo blicken wir hinauf zu den Zügen der Wolken, ins leuchtende Abendrot, zu den funkelnden Sternen. Weißt Du nicht mehr das ſchöne Lied vom „Gärtner auf der Höhe“ das uns Theodor einmal vorgeleſen hat? Der Wanderer beklagt den Gärtner, der auf der kalten Höhe in dem blumenloſen Garten weilt.

Doch der blieb träumend ſtehen,
Bis daß voll Glut die Höhen
Im letzten Abendſtrahl.

Dort, Fremder, ſteht mein Garten,
Sprach drauf der Gärtnersmann.
Wo ſind die kalten Mooſe?
Sieh Hyazinth und Roſe
Auf himmelblauem Plan.

Und ſieh, von Gold erbauet,
Ein herrlich Königshaus!
Die Sterne drüber ſtehen,
Glutrot die Wimpel wehen;
Da geh' ich ein und aus.

Siehſt Du, dieſer herrliche Garten ſteht auch uns offen.

Wie oft habt ihr mich geneckt über meine Neigung, Lieder zu ſagen; jetzt, liebe Ida, iſt mein Verſegedächtnis, das Fräukein Dobler ſehr gering angeſchlagen, eine geſchätzte Eigenſchaft; es erſetzt uns eine halbe Bibliothek, und allemal und überall fällt mir das rechte Lied ein.

Wir haben unſern Tag recht ordentlich eingeteilt. Am Vormittag, da habe ich immer eine Menge zu ſorgen und zu thun, bis der Kleine gewaſchen oder gebadet iſt, und die Küche angeordnet; — vom Frühſtück bis Mittag ſehe ich Theodor ſelten, wenn er nicht mit dem Kleinen hie und da ein halb Stündchen vertändelt. Denn neben ſeinem geiſtlichen Amt, das freilich nicht zu anſtrengend iſt, hat er auch noch den Schulunterricht der Inſelkinder zu beſorgen; die Zahl der Schüler iſt ſelten mehr als zehn und die Anſprüche an Bildung ſind beſcheiden. Zu unſerm Mittagsmahl nehmen wir uns aber Zeit, und nachher machen wir einen kleinen Gang oder Beſuch; dann widmet ſich der Papa ſeinem Sohn, und der Schelm ſtrebt gleich nach ihm hin, obgleich ich viel mehr Mühe und Arbeit mit dem kleinen Burſchen habe.

Einigemal in der Woche kommen die kleinen Mädchen der Inſel mit ihren Arbeitskörbchen zu mir; ich lehre ſie ſtricken und nähen und ſinge mit ihnen oder erzähle etwas; es freut mich, wenn die ausdrucksvollen Geſichtchen ſo andächtig auf mich geheftet ſind. Es iſt eine Belohnung für die artigſte, wenn ſie nachher den Kleinen im Wägelchen führen darf.

Der Abend aber, das iſt wieder die allerbeſte Zeit. Da hat der Kleine endlich ſeine immer wachen Augen geſchloſſen, und nicht wahr, liebe Ida, ſo lieb und köſtlich die Kleinen ſind, wenn ſie wachen, es iſt doch auch eine recht behagliche Ruhe, wenn ſie endlich eingeſchlafen ſind?

Die kleine Wiege ſteht nah der offenen Thür im Schlafzimmer, da kann ich immer nach ihm ſehen; ich höre faſt die tiefen Atemzüge, wenn's recht ſtill iſt. O, wie ein friedevolles, behagliches Gefühl iſt's, wenn wir beide ſo ſtille miteinander da ſitzen; alles ſo nah beiſammen, was uns lieb iſt auf Erden; unſre Welt ſo klein, und ſo unermeßlich reich und herrlich die

Welt, die unſer wartet, die wir ahnen in den leuchtenden Sternen, den „vielen Wohnungen in des Vaters Hauſe!“

Unſre Abendunterhaltungen ſind mancherlei. Oft lieſt mir Theodor etwas vor, — unſre eigene kleine Bibliothek wird recht gründlich genoſſen; da und dort findet auch ein Buch von draußen den Weg zu uns. Weil wir die Lektüre aber ſparen müſſen, ſo wird manchmal „Dichters“ geſpielt; da ſagt eins irgend eine ſchöne Stelle aus einem deutſchen Dichter und das andre muß erraten, wo ſie ſteht; in dieſem Wettſtreit bleibe ich meiſtens Siegerin. Auch Sprachſtudien werden getrieben; Theodor lehrt mich Engliſch, Franzöſiſch lernt er bei mir. Er wollte mich ſogar ins Griechiſche einweihen; ſeit aber der Kleine da iſt, finde ich nicht mehr viel Zeit zum Studieren.

Mein Klavier, das aber nicht das einzige auf unſrer Hallig iſt, — Johanna, die Tochter des alten Kapitäns, beſitzt eins, — bringt viel Freude: der Kleine jauchzt laut und zappelt mit den Händchen, wenn ich ihm luſtige, fröhliche Weiſen ſpiele. Abends ſinge ich die alten, lieben Lieder, die ich daheim am Neckar geſungen; der Kleine wacht nicht auf davon. Theodor begleitet mich manchmal, aber noch lieber mag er in einer Ecke ſitzen und zuhören. Ich freue mich ſo, wenn mir wieder ein neues Lied einfällt, mit dem ich ihn überraſchen kann, und ich glaube, die erſte Sängerin der Welt dürfte nach keinem ſchöneren Lohn verlangen, als mein ſchlichter Geſang erntet. Theodor meint, es wäre gar nett, wenn wir auch noch ein Töchterlein hätten, das ich meine Lieder lehren könnte, — mir iſt der Junge indes Freude genug.

Am ſchönſten ſind die Sonntagabende; da ſinge ich einen Choral, und Theodor, der erſt bei mir recht ſingen gelernt, begleitet mich mit ſeiner prächtigen Stimme. Unſre ſtillen Nachbarsleute, die ſonſt wenig Zeichen von Intereſſe und Beifall geben, kommen dann oft von ihrer Werft herab zu uns herauf und lauſchen vor unſrer Thür. Und wenn mir nachher Theodor lieſt aus den Schriften Luthers und andrer Gottesmänner, oder wenn er mir Stellen der Schrift klar macht, die ich nicht ganz verſtehe, — o, Du glaubſt nicht, welch ſeliges Gefühl der Demut mich da überkommt, daß ich ſo zu ihm hinaufſehen darf, der mir doch ſo nahe ſteht; wie gehen dann alle kleinen Klagen und Beſchwerden unter im tiefen Gefühl, daß mir ein ſchönes Los gefallen, und in der ſeligen Hoffnung auf ein noch ſchöneres! Möchteſt auch Du fühlen, liebe Ida, wie ein rechter Sonntag ſo friſch macht für die Wochentage!

Siehſt Du, unſer farbloſes Leben iſt nicht ohne Wechſel und nicht ohne Freude. Auch nicht ohne Heimweh? wirſt Du fragen. Nein, das kann ich nicht ſagen, wenn ich wahr ſein will. Es gibt viele Seufzer der Ungeduld im Alltagsleben, wenn mir ſo manches fehlt, was die Häuslichkeit leicht und bequem machen könnte; ſtille Seufzer, wenn mich einmal verlangt, ein befreundetes Menſchengeſicht aus der alten Zeit zu ſehen; Seufzer des Heimwehs nach den Bergen meines Jugendlandes, nach dem klaren, blauen Neckarfluß, wenn ich das ewige Einerlei unſrer Umgebung überblicke. Aber dann ſieht mich Theodor ſo innig an, ſo ermutigend, er weiß mein Heimweh ſo ſchön hinauf zu lenken nach der rechten Heimat. Und wenn wir an unſern Sonntagabenden an das geheimnisvolle Buch der Offenbarung kommen; wenn wir leſen von der leuchtenden Gottesſtadt, durch die ein lauterer Strom lebendigen Waſſers fließt, klar wie Kryſtall, an deſſen Ufer die ewig grünen Lebensbäume wachſen, wo die Durſtigen ſchöpfen werden des lebendigen Waſſers umſonſt: — dann dünkt uns die Zeit der Entbehrung hier nicht mehr zu lang und zu ſchwer; wir wiſſen, daß der Herr das, was wir um ſeines Friedens willen gerne hingeben hienieden, uns hundertfältig vergüten wird.

Man ſchwebt ja freilich nicht immer in der Höhe; auch Theodor hat ſeine Zeiten des Heimwehs, wo ihn verlangt nach regerem Leben, nach geiſtigem Verkehr; wo er ſich anklagt, daß er mich in dieſe Einöde geführt, zumal in den Sturm- und Regenzeiten, wo wir kaum hinausblicken können und nicht wiſſen, ob nicht die Flut hereinbricht und uns fortſchwemmt ſamt Haus und Hof. Aber gut iſt's, daß wir abwechſeln; wenn das Heimweh an Theodor iſt, dann bin ich wohlgemut und kann ihn tröſten, und ſo wollen wir auch dieſe Wartezeit nicht anſehen als eine Zeit der Verbannung, zumal ſeit die Einſamkeit hier durch ſo ein paar liebe, klare Aeuglein aufgehellt iſt.

Aber das war ein langer Brief! Nun, es wird ſo bald nicht wieder geſchehen. Einmal mußt' ich doch Dich und die gute Tante beruhigen über mein Los. Möge Dir's ſo gut gehen wie mir! Ida, meine liebe Ida, haſt Du denn auch etwas, was Dich ſo recht von Herzen freut?

Ob wir Ausſicht haben, auf eine andre Stelle zu kommen, weiß ich nicht. Es ſcheint, man iſt ſo ſehr froh, einen Pfarrer hier zu haben, und *wie* Theodor iſt, welch ein Schatz und Segen für jede Gemeinde, — das können ſie draußen nicht wiſſen. Lebe wohl! Von Herzen

Deine

Adele.

Theodor an ſeinen Freund.

Winter 1854.

Nun ſind es zwölf Jahre, ſeit ich auf die Inſel gezogen, die ich zunächſt für das Grab eines lebendig Toten und als ich eine holde Gefährtin mitnehmen durfte, für ein vorübergehendes Exil betrachtete.

Es iſt keines von beiden geworden. Unſre Kinder, die keine Heimat kennen, als dieſe Waſſeröde, blühen luſtig um uns auf. Meine Verſuche, eine andre Stelle zu erlangen, ſind noch nicht gelungen, und wenn ich an frühere Zeiten denke, voll Herzensnot und tiefer Demütigung, und ſehe hier, wie ernſt und andächtig aller Herzen auf das Wort gerichtet ſind, das mir jetzt leicht und freudig von den Lippen quillt: dann verlange ich nicht mehr ſo ungeduldig nach Aenderung, und Adele hat ſich hier ſo tief und innig mit mir eingelebt, daß ich kaum glaube, ſie begehrt danach.

Um der Kinder willen möchte ich freilich nicht, daß dieſe öde Scholle unſre Heimat bliebe. Sie wiſſen's zwar nicht anders, aber doch regt ſich in ihnen der Drang hinaus und hinüber. Edward, der kleine Burſche, — meine Frau hat ihn ſo genannt, weil der einzige ſchon lange verſchollene Bruder ihrer Mutter ſo geheißen, von dem dieſe noch ein Bild bewahrte, — Edward, der treibt ſich am liebſten am Ufer herum, läßt ſich von den heimgekehrten Seeleuten grauſige Seemärchen und Schiffbruchsgeſchichten erzählen, hat auch ſchon lebensgefährliche Verſuche gemacht, durch den Schlick — das ſumpfige Waſſer zwiſchen den Inſeln — hinüberzuwaten ans Land.

Ein recht kalter Winter iſt hier geſellige Zeit, wenn das Waſſer ſo gefroren iſt, daß Freunde oder Verwandte von andern Inſeln oder gar vom Lande herüberkommen können auf Schlitten oder Schlittſchuhen. Dann geht in den Häuſern ein fröhliches Leben an; langgeſparte Schätze der Seeleute werden auf dem gaſtlichen Herd geopfert. Zu uns fährt niemand herüber; unſer Junge aber, der iſt daheim in jedem Haus und weiß eine Menge zu erzählen, wenn er abends heim kommt. Seemann will er werden, darauf ſteht ſein Sinn feſt; nun, Gott lenke das, wie's recht iſt. Jedenfalls nehme ich Dein Anerbieten, ihn zu Dir zu nehmen und auf eure Schule ſchicken zu wollen, mit herzlichem Dank an. Der Unterricht eines verroſteten Halligpfarrers kann nicht mehr genügen; bis jetzt ging's gut und hatte er mehr von mir zu lernen, als dem wilden Burſchen lieb war.

Bei Mary, unſerm Töchterlein, — nach der engliſchen Großmutter genannt — denken wir noch an keine Trennung. Das Kind hat von der Mutter noch genug zu lernen und es iſt gar zu nett, ſo ein jung Mägdlein ſchon geſchäftig um ſich herumtrippeln zu ſehen. Die ſtreift nicht viel draußen herum, es ſei denn, daß der wilde Bruder ſie hie und da mitſchleppt; ſie ſitzt daheim bei der Mutter und bittet: „Mütterchen, erzähl mir von draußen, wie du noch klein warſt!“ und ſie kann nicht genug hören von der Welt jenſeits der Waſſer, wo blaue Berge ſind und große Gärten voll Blumen und luſtige Bächlein. „Komme ich da auch einmal hin, Mütterchen?“ fragt ſie, und Edward ruft luſtig dazwiſchen: „Ich fahre hinaus auf einem großen Schiff, weit, weit hinaus in alle Länder’, und wenn du recht artig biſt und gar nicht ſchreiſt, und dich nicht fürchteſt, ſo darfſt du mit und der Mutter bringen wir viel, viel ſchöne Sachen mit.“

Viel Luſt und Leben haben die Kinder ins Haus gebracht von jenem Tage an, wo noch vor der Ankunft des erſten zu unendlicher Freude meiner Adele von ihrer Tante das Kiſtchen mit niedlichen Kinderjäckchen und Häubchen

kam, — bis heute, wo morgens und abends die jungen Stimmchen ſich miſchen mit der noch immer ſüßen, melodiſchen Stimme meiner Adele.

Und eine Hausfrau iſt ſie geworden! Wie erfinderiſch, immer neue Gerichte zu konſtruieren aus dem einfachen Material, das uns hier zu Gebote ſteht; ich rate ihr ſchon lang, in einem ganz neuen Zweig der Schriftſtellerſchaft aufzutreten und ein Kochbuch für Halligbewohner zu ſchreiben.

Zu einer Reiſe aufs Land, obgleich die Entfernung nicht groß iſt, kommen wir ſelten; es zeigt ſich nicht oft eine paſſende Schiffsgelegenheit; wir haben nicht viel Bekannte draußen und können kaum Gegenbeſuche einladen. Auch braucht es immer eine Weile, bis ſich das Auge wieder an den einförmigen Raſen gewöhnt, nachdem es blühendes Land geſehen.

Einmal im letzten Sommer iſt auch der farbige Glanz von der Welt draußen in unſre Einſamkeit gedrungen.

Es war eine glänzende Geſellſchaft von einer der benachbarten Inſeln, auf denen Seebäder gebraucht werden, darunter der älteſte meiner ehemaligen Zöglinge: Albert von Reezow mit ſeiner jungen Braut. Da rauſchten ſeidene Gewänder, ſchimmerten hellfarbige Muſſelinſtoffe, wehten Schleier und Hüte mit Blumen und Aehren geſchmückt; ſie nahmen ſich wunderbar aus, dieſe farbenreichen Geſtalten auf unſerm ſtillen Inſelein. Da ein Gaſthof hier nicht iſt, ſo lud ich ſie ein, in unſerm ſchlichten Pfarrhaus einzukehren. Unſer Junge war gleich gut Freund mit allen und ergötzte ſie mit ſeinen naiven Fragen; klein Mary, die hielt ſich feſt an ihrer Mutter Kleid und betrachtete die Fremden mit glänzenden Augen, wie Weſen aus einer andern Welt.

Meine Adele war nun freilich des Weltverkehrs lange entwöhnt; aber ſie ſah in ihrem ſchlichten dunklen Kleide nicht aus wie eine verkommene Pfarrfrau, ſie erſchien wie die ſtille Fee dieſer einſamen Stätte; ſo unverwelkt iſt die Lieblichkeit ihrer ſanften Züge, ſo geſchmückt iſt ſie mit dem ſanften und ſtillen Geiſte, der köſtlich iſt vor Gott und Menſchen. Auch hat meine

Adele, einſam und weltabgeſchieden wie wir ſind, ſich nie eine Vernachläſſigung ihres Aeußeren erlaubt, und wenn Du, wie Du verheißen, einmal kommſt, um Deinen künftigen Zögling ſelbſt zu holen, ſo findeſt Du ſie wohl nicht mehr ſo jung und blühend, aber anmutig wie zu der Zeit, wo ſie mir gefolgt aus ihrer ſchönen Heimat.

Von Mode wiſſen wir nicht viel, aber ihr Gewand iſt immer die reine Hülle einer reinen Seele.

Wegen meines Jungens können wir uns noch beſprechen. Adelens Augen werden naß, wenn ſie an Trennung von dem Knaben denkt; es wird ſein, als löſche ein helles Licht aus, wenn ſeine fröhliche Stimme verſtummt iſt und ſein Kämmerlein verſchloſſen, das er ſich angefüllt hat mit Sammlungen aller Art, mit Muſcheln und Korallen, meiſt Geſchenke unſrer Seeleute. Ich glaube, daß es allen hier leid thun wird, wenn der Burſche fort iſt; unſer Töchterlein gilt ihnen mehr wie ein Weſen aus anderm Kreiſe, der Knabe iſt ihnen eigen und vertraut.

Jetzt freilich iſt eine Reiſe zu uns oder von uns nur denkbar für die kühnen Leute, die ihren Weg zwiſchen dem Eis hindurch finden, das unſre Werft oft wie eine Vormauer umgibt; der Anblick iſt wunderbar, ich ſelbſt aber habe mich noch nicht weit auf ſolche Eiswanderung gewagt. Im Frühling, da werden unſre Waſſer wieder fahrbar, und kommſt Du nicht hierher, ſo können wir uns da leicht auf dem Lande treffen. Alſo auf Wiederſehen!

Fräulein Dobler an ihre Schweſter.

Hallig L., im Sommer 1859.

Meine liebe Mine!

Sicher meinſt Du, ich ſei geſtorben, und von dem Ort, der auf meiner Briefadreſſe ſteht, haſt Du wohl kaum Dein Lebtag gehört, wenn ich Dir nicht vor Zeiten erzählt habe, daß mein ehemaliger Zögling, die Gräfin Adele von Rhönek, einen Pfarrer hier geheiratet habe. Wenn Du es nicht geglaubt hätteſt, könnte ich's Dir nicht übelnehmen. Du würdeſt es noch viel weniger glauben, wenn Du das traurige Stückchen Erde anſehen könnteſt.

Und doch iſt es wahr, und doch muß ich ſagen, es iſt mir nie in meinem Leben ſo wohl ums Herz geworden wie hier; Gott vergelte den guten Leuten, was ſie an mir gethan! Du weißt ja, wie mir's all mein lebenlang traurig gegangen iſt, — Dir auch nicht viel beſſer, obgleich Du einen Mann haſt. — Wo ich in der Welt einmal geglaubt habe, jetzt ſei mir wohl, da bin ich wieder vertrieben und verſtoßen worden.

Das Haus der Baronin Brokdorf, wo ich zuletzt war, iſt ein anſtändiges geweſen; aber ich merkte bald, daß ich ihnen zu alt war. Wie nun meine Magenleiden ſich wieder einſtellten, da redeten ſie mir erſtaunlich zu, ein Seebad zu brauchen, ſorgten mir für eine Begleitung und borgten mir einen Bademantel. Das Seebad aber konnt' ich gar nicht ertragen und bin erſt recht krank davon geworden. Ich ſchrieb noch um einige wollene Leibchen und warme Kleider; da ſandte mir die Frau Baronin all meine Sachen, ein ſcharmantes Briefchen und ein paar Louisdor. „Sie ſehe wohl ein, daß die Stelle für mich zu anſtrengend ſei, die Heimreiſe gleich von Föhr aus wäre einfacher ꝛc.“, kurz, ſie wollten mich los ſein.

Ich kann Dir nicht ſagen, Mine, wie verbittert ich war gegen Gott und Welt; ich hätte nur hinliegen mögen und ſterben.

So ſaß ich vor dem Haus in meinen Mantel gewickelt und dachte, ob's denn ſo eine große Sünde wäre, in das Seebad zu gehen und nicht mehr heraus, wenn doch niemand auf der Welt etwas von mir wolle: da — rief man mir, ein Herr wolle mich ſprechen.

Das verwunderte mich; es iſt ſchon gar lange nicht mehr vorgekommen, daß mich ein Herr hat ſprechen wollen! Wer war's? der Pfarrer Jeſſen, der einſt Hofmeiſter war auf Schloß Rhönek und nicht laut predigen konnte, der dann die junge Gräfin heiratete und ſie mit hieher nahm. Wie ein Engel vom Himmel iſt er mir erſchienen; und ich ſage Dir, der trübſelige und ſchüchterne Hofmeiſter von dazumal iſt ein ganz würdiger, anſtändiger Pfarrherr geworden, wenn er gleich nur auf einer Hallig lebt.

„Wie geht's, Fräulein Dobler? Ich komme, Sie zu uns einzuladen,“ ſagte er.

„Mich! ja wiſſen Sie denn von mir? Ich dachte wohl manchmal, Ihre Inſel müſſe nicht zu weit von hier ſein; aber — ich wußte nicht wie hingelangen und — ich wußte auch nicht, ob Sie nur noch an mich denken.“

Nun, das war bald erklärt; ein Mädchen von der Hallig hatte im Bade hier gedient und war wieder nach Haus gekommen. Im Täſchchen einer alten Schürze, die ich dem Mädchen geſchenkt, war meine Karte geblieben; die zeigte ſie der Pfarrfrau, mag ihr auch wohl geſagt haben, daß ich einſam hier lebe und trübſelig.

Da iſt denn der gute Pfarrer herübergekommen und hat mich geholt. Verwundert hab' ich mich nun freilich, daß eine Gräfin v. Rhönek, die trotzdem, daß ſie arm war, doch noch andre Partien hätte machen können, auf ſo einem Stückchen Erde vorlieb nehmen kann; — ein Neſt kann man's nicht nennen, dazu iſt es zu luftig und zu offen. Aber das muß ich auch wieder ſagen: ſo viel Frieden und Eintracht habe ich in meinem Leben nie gefunden; auch viel geſunder bin ich hier geworden, obgleich von einer ordentlichen Fleiſchbrühe keine Rede iſt.

Es freut mich, daß ich mich doch nützlich machen kann, indem ich die Kinder hier unterrichte. Der Junge wollte mir nicht parieren; das Töchterlein aber iſt ſo lieblich, wie einſt ſeine Mutter war, nur noch etwas friſcher; die hab' ich gar zu gern. Sie ſcheint mir nicht für eine Hallig geboren; ich wollte, es holte ſie einer weg!

Daß man einem Menſchen ſo viel zulieb thun kann, wie die Frau hier ihrem Mann, hätte ich nie geglaubt. Denke, ſogar das garſtige Ciſternenwaſſer hat ſie ihm zulieb trinken lernen, weil ſie ſah, daß es ihn ſo betrübte, wenn ſie lieber Durſt litt. Die Kocherei hier iſt eben, wie man's hat; hie und da bringt ein Schiff wieder Vorrat; es iſt eine Art von Krämer da, der in Verbindung mit dem Lande ſteht. Thee hat man immer und Schafsmilch, ſonſt oft nichts als geſalzenen Fiſch und ſteinalten Zwieback. Aber ſie ſitzen ſo heiter um ihren Tiſch, ſind ſo fröhlich, wenn einmal wieder etwas Beſonderes kommt, daß man's faſt vergißt, wie wenig man hat. Seltſam! von meinem Magenleiden und meinem Rheumatismus ſpüre ich gar nichts mehr, und doch iſt die Luft ſo feucht, und die Inſel ſteht unter Waſſer, ſo oft's ihr einfällt. Das ſind aber die Leute gewöhnt; ſie ſehen kaum mehr zum Fenſter hinaus, ſelbſt wenn das Waſſer ſo ſteigt, daß jedes Haus auf ſeiner Werft ein Inſelein iſt.

Der Pfarrer ſagt: gegen gewöhnliche Ueberſchwemmung ſeien die Häuſer durch feſte Balken geſichert, und ſehr ſelten komme eine große Sturmflut, die dann freilich die ganze Inſel begraben könne. Muß ſagen, ſo gern ich hier bin, für ſo eine Seltenheit würd' ich mich doch bedanken.

Aber es iſt mir faſt bange, wieder in die Welt hinaus zu gehen; die Ruhe hier und der Frieden iſt ein Seelenbad, das mir Seele und Leib geheilt hat. Reich können die Pfarrleute nicht ſein bei einer ſo kleinen Gemeinde, aber ſie haben ja auch keine Gelegenheit viel zu brauchen. Ich glaube nicht, daß ich ihnen läſtig bin und erſpare ihnen etwas durch den Unterricht des Töchterleins. Von all den Häuſern, wo ich in meinem Leben war, iſt dies das erſte, in dem nicht viel geredet wird und gejammert über Geld und Geldverbrauch. Wovon ſie eigentlich leben, weiß ich nicht; vielleicht iſt doch auch von dem Muttergut der Frau noch ein Reſtchen vorhanden.

Ich denke nun hier zu bleiben, bis wir zwei einmal zuſammenziehen können, liebe Mine; ſehr lang lebt doch Dein armer Mann ſchwerlich mehr. Nicht daß ich ihm das Ende wünſche, beileibe nicht! aber die Ruhe wäre ihm ja zu gönnen. Mit meinem bißchen Erſparnis und Deinem Witwengehalt können wir dann im Frieden leben. Wunderlich und anſpruchsvoll, wie Du früher oft geklagt, wirſt Du mich nicht mehr finden; man kann auch in alten Tagen noch in die Schule geſchickt werden. An Kreuzſchulen hat mir's nie gefehlt, aber ich habe mehr gelernt in der Schule demütiger Liebe. Nun weißt Du wieder von mir; ich grüße Dich und die Deinen.

Deine getreue Schweſter.

Adele an Ida.

Herbſt 1862.

Lebſt Du auch noch, liebe Ida? Du, nahezu die einzige, die noch von mir weiß in der Heimat drüben? Du warſt nie eine fleißige Korreſpondentin, und ſeit meine Tante nicht mehr lebt, biſt Du ja ganz verſchollen. Nun aber, liebe Ida, ſchicke ich Dir einen lebendigen Boten, der Dir dieſe Zeilen bringt, das iſt mein Sohn Edward; nicht wahr, Du hätteſt nicht gedacht, daß ſo ein netter, friſcher Junge aus der „Waſſerwüſte", wie du unſre jetzige Heimat benennſt, hervorgegangen ſei? Es ſind nun mehr als drei Jahre, ſeit wir uns von unſerm einzigen Sohne getrennt, — ein ſchweres Opfer; aber ſeine friſchen fröhlichen Briefe ſind ein immer heller Morgenblick in unſer ſtilles Leben geweſen.

Der Knabe iſt in Wahrheit ein Kind der Hallig; er hat neben ſeinem friſchen, kräftigen Weſen etwas von der tiefen Liebe, der leiſen Sehnſucht, die die Eingeborenen hier immer wieder zu ihrem Eilande zieht. Der Jugendfreund meines Mannes, Juſtizrat Leiſing, hat ſich durch treue Fürſorge Vaterrechte an Edward erworben, und wünſcht, daß er die Rechte ſtudiere; den Jungen aber zieht ſein ganzes Herz, Seemann zu werden; noch wiſſen wir nicht, wie wir ihm die Wege dazu ebnen ſollen. Bis wir uns nun darüber verſtändigt, macht er nach dem Wunſch unſres Freundes gründliche Gymnaſialſtudien und darf in dieſen Ferien das ſchöne Land meiner Jugendheimat bereiſen; auf dieſer Reiſe iſt's, wo er bei Dir einkehren und mir Kunde von Dir bringen wird; denn nachher kommt er hieher, und meine Mary fängt jetzt ſchon an, das Haus zu ſchmücken für des Bruders Wiederkehr.

Von mir, liebe Ida, iſt nicht viel zu ſchreiben. Mein Leben geht ſeinen ſtillen Gang, ohne viel Wechſel, nicht ohne Freude. Wir ſind nun verwachſen mit allen Gliedern unſrer kleinen Gemeinde; was von Leid und Freud über die ſtille Inſel zieht, das leben wir mit. Ich habe alle Kindlein auf den Armen gehalten, die heranwachſenden Mägdlein ſind meine Zöglinge; wenn ein Schiff landet, ein Seemann heimkehrt, ſo teilen wir die Bewegung, die es bringt. Der Sonntagsfriede, der unſer Kirchlein umweht, bringt uns jedesmal eine Ahnung von dem ewigen Sabbath ins Herz, und Sorge und Mühe der Arbeitstage ſind mir nicht zu ſchwer. Es iſt wohl natürlich, daß hier, wo man gewiſſermaſſen an der Pforte des Todes wohnt, das Daſein ſich ernſter geſtaltet, als draußen im bewegteren Leben, wo der dunkle Abgrund mit ſo viel farbigen Bildern zugedeckt iſt. Aber, liebe Ida, die Teilung auf Erden iſt doch gleicher, als es den Anſchein hat. So vieles, was ihr als alltäglich und ſelbſtverſtändlich hinnehmet, wird hier zu beſonderer Freude, — und wo die Kerzen irdiſchen Genuſſes matter glänzen, da ſcheint um ſo heller das klare Licht der Ewigkeit durch. Gott weiß, wir haben nie Mangel gehabt an Friede und Freude.

Bei euch draußen iſt ja in dieſen Jahren viel Lärm und Bewegung geweſen; in unſre Stille iſt bis jetzt nicht viel davon gedrungen, und Du ſchiltſt mich vielleicht langweilig, wenn ich Dir geſtehe, daß mir ungeſtörter Frieden die liebſte Idee von allen iſt und daß ich mich über die nicht hinaufſchwinge.

Daß wir ſo ſchrecklich hier verſauert ſind, wie Du es vor Zeiten gefürchtet, das glaube ich doch nicht. Wie mein Theodor bei dem ſtets gleichen, kleinen Kreis ſeiner Zuhörer immer voller, immer tiefer ſchöpfen muß aus dem Born des Gottesworts, aus dem Schacht eigener Herzenserfahrung, damit friſch bleibe und lebendig wie die Wahrheit ſelbſt, was er den Seelen bietet; ſo haben wir auch ſchon um der Kinder willen all unſer bißchen zeitliches Wiſſen und Können ſorgſam zuſammenhalten und auffriſchen müſſen. Wie habe ich mich gefreut, mit meinen Kindern die alten lieben Dichter zu leſen, meiner Mary unter der Arbeit die Lieder zu ſagen, die im Schatz meines Gedächtniſſes ruhen! All die trauten Sangesweiſen aus jungen Tagen wachen mir wieder auf, nun ich ſie mit meinem Kinde ſingen kann.

Und was ſagſt Du dazu, daß unſre alte Fräulein Dobler noch ein Aſyl bei uns hier gefunden hat, und meine Mary dieſelben franzöſiſchen Fabeln von ihr lernt, wie ich vor Zeiten?

Wir erfuhren ganz zufällig, daß ſie krank liege auf der Inſel Föhr, allein und verlaſſen von der adligen Herrſchaft, bei der ſie zuletzt in Dienſten geſtanden. Theodor ſelbſt fuhr hinüber und brachte ſie zu uns. Wir haben ſie mit aller Treue gepflegt und jetzt iſt ſie geneſen an Leib und Seele und hat ihr Wiſſen treulich unſerm Töchterlein mitgeteilt.

Ob ſie ſich in alle Entbehrungen des hieſigen Lebens ſo leicht finden kann, wie wir es gelernt, das bezweifle ich; um ſo leichter wird es ihr werden, künftig mit ihrer Schweſter zu leben, zu der ſie bald zurückkehren will. Es geht ihr ein bißchen wie Dir; ſie meint ein Geſellſchäftlein hie und da, wohl auch ein „Kalbsbrätle“ möchte ſie doch 'mal wieder genießen.

Ein Glück, daß ſie ſo gar kein Gegenſtand iſt, der die

Eiferſucht reizt; ſonſt müßte mir bange werden bei der unbegrenzten Verehrung, die ſie für meinen Mann hegt.

Von meinem Töchterlein, meiner Mary, habe ich Dir noch nichts geſagt; ich denke, ich darf ohne Muttereitelkeit ſagen, ſie iſt eine liebliche Blume, aber, — ich fürchte oft, eine Blume, die nicht recht daheim iſt in dem Grunde, wo ſie erwachſen. Schon als Kind hörte ſie nichts lieber erzählen, als wie es ausſehe in der Welt draußen und wie die Mutter gelebt habe, als ſie noch klein geweſen ſei und jung.

Als die Badegeſellſchaft von Föhr vor einigen Jahren hier war, da war's, als ob dem Kinde erſt recht ſeine Welt aufginge; es zog auch nicht als flüchtige Erſcheinung an ihr vorüber; ſchon damals lebte ſie in Gedanken, in all ihren kindiſchen Spielen, fort mit „den ſchönen Leuten draußen", und jeden Sommer wartete ſie mit ſtiller Sehnſucht, ob ſie nicht wiederkommen.

In dieſem Sommer kamen ein paar Reiſende hieher, eine ſeltene Erſcheinung! dabei ein junger Mann, der aus der Nähe unſrer Heimat ſtammt. Er ſchien ſich gar ſehr für unſre Inſel zu intereſſieren und — für die zarte Blume, die darauf erwachſen. Mary mußte ihm viel erzählen von unſerm Thun und Leben hier, und ſie lauſchte dann wieder mit glänzenden Augen auf ſeine Schilderung vom grünen Rhein und den Schlöſſern und Burgen an ſeinen Ufern. Sie ſpricht nie von ihm, ſeit er fort iſt, wie ſie früher von den Badegäſten geſprochen, aber, — ich fürchte, er hat mehr mitgenommen von hier, als die Blumen, die er ſich zum Andenken erbat aus unſerm Gärtlein.

Ich habe bis jetzt noch nicht verſucht, Mary in eine größere Stadt oder überhaupt in die Welt hinauszubringen; bei Fräulein Dobler und mir konnte ſie ja lernen, was ihr not that; — ich fürchtete, es werde ihr zu ſchwer, ſich nachher wieder bei uns zu gewöhnen, — es wird aber am Ende doch unſre Pflicht ſein. Du biſt ja bekannt in der Welt draußen; ſage mir, liebe Ida, wo Du ein paſſendes Plätzchen für ſie wüßteſt.

Und nun haſt Du viel gehört auf einmal, ſo viel als ſich von einer Hallig nur erzählen läßt.

Erfreue Du uns nun mit einem farbenhellen Bilde von Deinem Leben draußen! Freilich habe ich mehr Zeit, alter Freunde und alter Zeiten zu gedenken als Du. In treuer Liebe

Deine

Adele.

Ida an Adele.

1862.

Ein farbiges Bild willſt Du von mir und meinem Leben? und was Du mir ſchreibſt aus Deiner Einſamkeit, das kommt mir vor wie einer der Romane, die wir geleſen in unſrer Mädchenzeit, und mein Leben erſcheint mir dagegen die trockene, nüchterne Proſa.

Du darfſt nicht meinen, daß ich gar nicht mehr an Dich gedacht habe; nein, gerade in der letzten Zeit mehr als je; aber zum Schreiben wäre ich wohl nicht gekommen, wenn nicht der nette, friſche junge Burſch, Dein Edward, mich beſucht hätte.

Er hatte mir viel von eurem Leben erzählt; das ſollte man nicht meinen, daß man ſo vergnügt zuſammenleben könnte, wenn man die Sache nur von weitem anſieht; aber ſeinem Bericht nach lebſt Du heiterer auf Deiner Einöde, als ich inmitten der Stadt.

Dein Töchterlein aber ſollteſt Du doch ein wenig in die Welt laſſen, das biſt Du dem armen Kind ſchuldig; nimmt mich nicht wunder, wenn's ihr bei euch hie und da entleidet iſt. Wie gerne würde ich Dir anbieten, ſie aufzunehmen! aber — ich ſorge, ſie würde in meinem Haus keine angenehme Heimat finden, und meine Hermine fürchtet, ein junges Mädchen, die nicht einmal tanzen gelernt, könne hier unmöglich fortkommen; wir wollen ſchon eine taugliche Penſion für ſie erfahren.

Von meinen Kindern weiß ich gerade nicht viel zu erzählen; die zwei Buben ſind mir längſt aus der Hand gewachſen. Alfred, der ältere, iſt Kadett; Otto ſoll Kaufmann werden und iſt in der Lehre; zum Studierenlaſſen reicht's nicht. Hermine iſt ſchon ein nettes Frätzchen; aber hier werden die Mädchen nicht fertig mit Tanzunterricht und franzöſiſchen Konverſationsſtunden, und wenn die zu Ende ſind, ſo fangen Tanzkränzchen und Sprechkränzchen an; für ſich hat man ſeine Kinder nicht, und ſeit dem Unfall, der mich betroffen, komme ich mir hier wie auf einer Einöde vor, ärger als Du auf Deiner Inſel.

Ich habe nämlich durch eine heftige Erkältung bei einer Schlittenfahrt im vergangenen Winter mein Gehör beinahe verloren. Sie nennen es rheumatiſch, oder ſkrofulös, und ſetzen mir ſpaniſche Fliegen und geben mir Thran zu trinken und legen mir Gichtpapier auf, — alles umſonſt! Ich glaube, mir wäre beſſer, ich wäre geſtorben, denn wozu bin ich eigentlich auf der Welt? Was thue ich in Geſellſchaft, wenn ich die Leute um mich herum lachen und plaudern ſehe und verſtehe ſie nicht! Von all meinen Freundinnen, denen ich mit Einladungen die größten Opfer gebracht, nimmt ſich kaum eine die Mühe, mir laut zu wiederholen, was um mich her geſprochen wird. Gerade zur Unzeit höre ich oft, was ich nicht hören ſoll, ein: „Bitte, ſetzen Sie mich nicht neben die Ehrenfeld! das laute Sprechen greift mich ſo an;“ oder „die übelhörigen Leute ſind ſo neugierig“ ꝛc. — und die nächſte rückt auf die Seite, — da bleibe ich lieber daheim; aber was daheim thun? Immer leſen mag ich nicht, was ſoll ich denn leſen? arbeiten, das iſt auch langweilig. Meine Hermine leiſtet mir ſchon Geſellſchaft, — wenn ſie muß; aber „weißt, Mutterchen, alles kann man einem doch nicht in die Ohren ſchreien," heißt es dann und ich erfahre — nichts, und ſehe, wie es das Mädchen zupft an allen Enden, fortzukommen, und wie ſie mich, wo ſie kann, beim Stubenmädchen allein läßt; „die Liſette hat ein viel deutlicheres Organ als ich, Mutter, die verſtehſt du viel beſſer." Oskar, — mein Gemahl, nun ja, der hält ſich jetzt ein Pferd, was lang ſchon ſeines Herzens Sehnſucht war, und wozu es nicht reichen wollte, ſo lange ich auch noch billige geſellige Anſprüche machte. Da kommt er denn heim, meiſt gut aufgelegt, ſchreit mir etwas in die Ohren und findet dann, daß es alle Zeit iſt, in ſeinen Klub zu gehen. Er vertröſtet mich fortwährend, daß er beim nächſten Pferdemarkt eine leichte Droſchke kaufen wolle und ein Pferd, das auch zum Fahren gehe, damit wir miteinander ausfliegen können; — aber der Einkauf läßt lange auf ſich warten, und indes roſte ich vollends ein.

Sonſt war ich es, die Dir berichtete von dem Leben draußen, von dem fröhlichen Treiben der Welt; jetzt mußt Du es ſein, die mir erzählt, was Leben heißt; Du lebſt doch in Deinen Kindern. Was iſt Dein Sohn ein netter, friſcher Junge, und wie glänzten ſeine Augen, wenn er von Mutter und Schweſter ſprach, und von dem Vater, wie er in dem kleinen Kreis wirke in Liebe und Segen! — Ich habe ihn jedes Wort verſtanden, obgleich er mir nicht ſo löwenhaft in die Ohren brüllte, wie die andern thun; ſeine Stimme hat ſo einen klaren, friſchen Klang.

O Adele, laß Dir's nicht leid thun, daß Du dort draußen geblieben! — „Der Dienſt der Welt iſt ein dankloſer Dienſt," hat unſer alter Pfarrer einmal geſagt; erſt jetzt verſtehe ich, wie er's gemeint. Ich habe gar nichts auf Erden, was mir ſo recht Freude macht, und Du würdeſt Deine alte, luſtige Ida nicht mehr erkennen.

Lebe wohl, Adele.

Adele an ihren Sohn.

1864.

Lieber Edward!

Ob die Zeitungen ſo viel Notiz nehmen von unſerm Eiland, daß ſie Dir Kunde gebracht von dem, was uns befallen, weiß ich nicht. Jedenfalls darfſt Du von mir hören, daß wir leben und geſund ſind, wenn auch Schweſter Mary noch etwas bleich ſieht; — der barmherzige Gott hat uns gnädig errettet aus großen Waſſern.

Diesmal, alter Junge, hätteſt Du zufrieden ſein können mit der Ueberſchwemmung! Es wollte Dir nie genug ſein, wenn alljährlich die Waſſer wiederkehrten und die Gefahr mit ihnen; wenn wir in der Stube um unſern Theetiſch ſaßen, wie auf einem Schifflein mitten im Meer; wenn ringsum die Häuſer nur noch wie kleine Inſelchen herausragten und wir geduldig warten mußten, bis die Waſſer ſich verlaufen. Du wußteſt dann immer alte Seemannsgeſchichten von furchtbaren Sturmfluten, wo ganze Inſeln mit Mann und Maus von den Wellen verſchlungen wurden.

Diesmal, mein Edward, iſt es ernſt geworden und beinahe wäre es ſo furchtbar gekommen wie damals. Die Sturmflut wurde gewaltiger als je. Ein Glück, daß unſre gute, alte Fräulein Dobler vorher eine Reiſegelegenheit benützt hat, um zu ihrer Schweſter zu gehen, die Witwe geworden.

Sie ſchreibt von dort jetzt zufrieden und vergnügt; nirgends auf der Welt ſeien zwar ſo gute Menſchen wie wir; allein es ſei doch beſſer zu leben, wo man alle Tage ſein friſches Fleiſch und neugebackene Wecken haben könne; aber ſie verdanke mir's ihr lebenlang, daß ſie bei uns ſo viele Liebe erfahren und geſehen habe, was rechte Liebe iſt.

Du weißt, lieber Edward, wie wenig ſich die Waſſergefahr auf unſrer Inſel vorherſehen oder abwehren läßt; unſer Kapitän kann Dir einmal deutlicher ſagen, wie es kam, daß in einer Nacht Sturm und Flut zuſammentrafen, — das war ein gewaltiges Steigen und Rauſchen und Toben der Waſſer! Von allen Seiten her, wie von Bergen herab ſtrömten die Fluten auf uns ein; in einem Augenblick war die ganze Inſel bedeckt; wir konnten uns mit niemand mehr beraten, keine Rückſprache nehmen; wir flüchteten uns, die Schafe und was wir von wertvoller Habe noch retten konnten, auf den obern Boden.

Deine arme Schweſter Mary hat ſich zuerſt nicht als Heldin gezeigt. Aber als wir oben beiſammen waren, die treue Karen mit uns; als der Vater in wenigen Worten innigen Gebetes ſich an den Herrn wandte, dem Wind und Meer gehorſam ſind, und unſer Leben und Sterben in ſeine allmächtige Hand befahl: — da wurde es uns allen ruhig ums Herz; wir konnten miteinander dem Herrn danken für die ſchönen friedevollen Jahre, die er uns hier in dieſer Einſamkeit hat erleben laſſen. — Es dünkte mir ſchön, zuſammen zu ſterben; aber vor dem Ertrinken fürchtete ich mich doch ſehr, zumal für unſre liebliche Mary, die ſtill und bleich mit gefalteten Händen daſaß. Ich dachte mir's ſo furchtbar, wenn wir von der Flut auseinandergeriſſen und hinausgeſchwemmt würden. Da ward das Toben ſtiller; ich ſah einen Stern durch die Dachluke, — es war mir wie ein Gruß von oben; der Sturm ließ nach, faſt plötzlich; ganz, ganz allmählich ſchien auch das Brauſen und Rauſchen der Wogen abzunehmen, die unten teilweiſe die Mauern ſchon durchbrochen hatten und mit unſerm ſorgſam geſchonten Hausgerät ein luſtiges Spiel trieben. Die ſtarken Balken aber, die das Dach halten, ſind nicht gewichen; der Herr hat den Fluten Stillſtand geboten zur rechten Zeit.

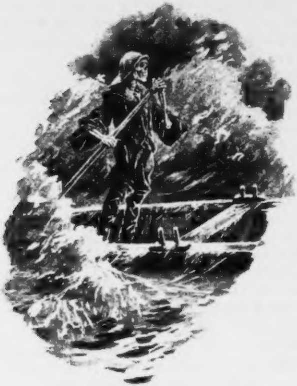
Traurig ſah es nun freilich aus, als wir wieder hinunterſtiegen; Sofa und Polſterſtühle, mein zierlicher Arbeitstiſch, den ich Mary abgetreten, faſt alles, was mir im Gedanken an die Heimat lieb geweſen, iſt zum Teil zerſtoßen, zum Teil treibt's auf den Wogen. Aber, lieber Edward, wem der Tod in dieſer Geſtalt nicht ſchon nahe getreten, der weiß nicht, was es heißt, das Leben wieder gerettet haben! Gott weiß, wir waren ergeben zu ſterben; es iſt uns ernſt geweſen, wenn wir uns früher geſehnt und gefreut in manch ſtiller Stunde nach der Heimat droben; — aber als wir wieder auf notdürftig geretteten Stühlen um unſern alten Eichentiſch ſaßen, — der polierte Ovaltiſch ſchwimmt draußen auf dem Meere, — als wir uns ſo recht labten an dem guten warmen Thee, — der Kapitän hier, der ſeine Vorräte beſſer geborgen, hat uns mit Thee, Zucker und Zwieback verſorgt, — da durchdrang uns mit inniger Freude das Gefühl des Daſeins: wir ſahen einander glückſelig in die Augen und gaben uns die Hand, und hatten große Sehnſucht, daß Du bei uns ſein möchteſt.

O lieber Edward, es muß ein heiliges und teures Gut ſein um das Leben, ſonſt hätte uns der Herr nicht ſo tiefe Liebe dazu ins Herz geſenkt! Du kennſt das alte Gleichnis, nach dem die Lebensſtunden Samenkörner ſind; der eine ſchüttet ſie nutzlos aus, der andre wirft ſie unter Unkraut, daß ſchlimme Saat aufgeht; ſäe Du ſie in guten Grund; es muß ſo fürchterlich ſein, mit dem Leben alles zu verlieren.

Nun unſre Inſel wieder zugänglich iſt, kommen Leute von nah und fern, um den Jammer zu beſchauen und Hilfe zu bringen. Wunderliche Dinge kommen freilich als Gaben hier an: eine Bibliothek aus lauter Rechenſchaftsberichten von Waiſenhäuſern und Armenanſtalten, ein kunſtvolles Inſtrument, um Haſen zu tranchieren, — ich glaube nicht, daß viele auf der Hallig wiſſen, wie ein Haſe ausſieht, — aber es wird auch viel Schönes und Nützliches hergeſandt und man darf hoffen, die zerſtörten Wohnungen wieder zu füllen.

Ein Menſchenleben hat die Flut verſchlungen, nur eines dürfen wir mit Dank ſagen, nachdem wir das grauſige Toben von Sturm und Flut gehört; es war der Junge des Fiſchers Klas, der ſeine Aepfel noch retten wollte, die er von der letzten Fahrt aus Tondern mitgebracht. Die alte blinde Martha war allein, hat allein ihren Weg auf den Dachboden gefunden und iſt dort verſchont geblieben. „Jetzt weiß ich gewiß, daß mein Jan noch lebt,“ ſagte ſie zuverſichtlich: „mich alte müde Frau hätte der Herr nicht übriggelaſſen, wenn er nicht noch eine Freude für mich aufgehoben hätte," und ſie läßt ſich dieſen Glauben nicht nehmen.

Wir haben viel freundliche Einladungen erhalten, auf dem Feſtland zu verweilen, bis das Haus wieder hergeſtellt iſt. Wir gedenken die einer Predigerfamilie in H. anzunehmen und wollen Mary, die ſich freut wie ein Kind, längere Zeit dort laſſen. Ob es ihr nicht ſchwer wird, ſich wieder hier heimiſch zu fühlen, wenn ſie ſo lange das bewegtere Leben, die reichere Natur draußen geſehen hat?



Dir, mein Junge, würde es wohl leichter, die Hallig als Deine Heimat anzuſehen, wenn Dir der Weg in die weite See offen bliebe. Es ſcheint mir nach Deinen Briefen, daß auch Du etwas fühlſt vom Heimweh der Halligbewohner und es freut mich, daß Du erfahren, wie man dies ſtille Fleckchen Erde lieb gewinnen kann.

Es wird uns wohl gelingen, Dir die Laufbahn auf die See zu öffnen, nach der Dein Herz verlangt. Bedenke aber wohl, mein Sohn, welch wechſelvolles Leben Du ergreifſt! Indes benütze recht treu Zeit und Gelegenheit, Dir inneren Reichtum zu ſammeln für die Jahre, wo Du auf dem weiten Meere ſchwimmſt! Jeder, der es kann, ſoll ſich neben ſeinem Wohnhaus ein Gärtchen anlegen, ein geiſtiges Gebiet, darin er ſich gerne ergeht, nicht um ſich den Beruf zu entleiden, ſondern um ſich friſch dafür zu erhalten.

Und nun Gott befohlen, mein Edward! ob der Vater heute Zeit findet, Dir zu ſchreiben, zweifle ich. Da der Weg zur Kirche noch nicht frei iſt, ſo hat er um ſo mehr zu thun, bis er nach jedem einzelnen ſieht, alle tröſtet, die die Flut beſchädigt hat und bis er die geſandten Gaben verteilt.

Behüt Dich Gott, mein Junge! denk an die Heimat Deiner Eltern mit dem ſichern Troſt: „Gott iſt bei ihr drinnen, darum wird ſie wohl bleiben, Gott hilft ihr frühe.“

Deine

treue Mutter.

Schluß.

Adele an Fräulein Dobler.

1866.

Meine liebe, alte Freundin!

Es war mein Wunſch und meine Abſicht, auf der Reiſe, die ich nach ſo langer, langer Zeit wieder in das Heimatland meiner Jugend gemacht habe, auch bei Ihnen einzuſprechen, da ich aus Ihrem letzten Brief geſehen, wie Sie jetzt manches von den Beſchwerden des Alters zu leiden haben. Es kam nicht dazu; ich habe mich ſo ſpät von meinem Kinde losreißen können, daß kein Umweg mehr möglich war. Zum Erſatz ſollen Sie jetzt einen recht genauen Bericht über all unſre Schickſale haben, ſeit wir uns zum letztenmal geſchrieben.

Sie wiſſen ja, um weit auszuholen, daß unſre Mary, Ihr Zögling, von klein auf immer Verlangen trug nach dem farbenreichen Leben der Welt draußen, auch ſo lange ſie es nur aus Büchern und Erzählungen kannte. Die Erſcheinung eines jungen Mannes, der unſre Inſel beſuchte und ſich ſehr für das eigentümliche Leben auf derſelben und — für das ſiebenzehnjährige Paſtorstöchterlein intereſſierte, hat wohl dieſe Sehnſucht noch lebendiger gemacht; wir dachten aufs neue ernſtlich daran, eine andre Stelle zu ſuchen, wenn ich auch wohl wußte, daß kein reiches und blühendes Land des Kindes ſtilles Herzweh heilen könne, mit dem ſie oft hinüberſah über die trübe Flut.

Jener Fremde war ein junger Landwirt geweſen, der aus den Rheinlanden ſtammte und der auf einer Reiſe in Norddeutſchland als Kurioſität die Halligen kennen lernen wollte. Ob auch auf ihn das ſtille Inſelkind einen ſo tiefen Eindruck gemacht, oder ob das Leben der Welt draußen in ſeinem Wechſel und ſeiner Bewegung das Bild meiner blonden Mary wieder in ihm verlöſcht hatte, — ich weiß das nicht; der Herr hat über dunkle Fluten den Weg gebahnt zu meines Kindes Glück.

Als ich mich mit dem Gedanken trug, Mary für einige Zeit in eine größere Stadt zu ſenden, da kam im Herbſt die gewaltige Sturmflut, der Sie, liebe Freundin, noch glücklich entgangen ſind. Unſer Edward hat Ihnen damals in unſerm Namen Bericht davon gebracht. Wir glaubten an Ueberſchwemmung und Gefahr gewöhnt zu ſein; aber was die Schrecken des Todes ſind, das habe ich in jener Nacht erfahren. Der Herr hat gnädig der Flut Halt geboten, im Augenblick, als ſie drohte, die letzten Pfeiler unſres Hauſes zu ſtürzen.

Es war ein trauriger Anblick nachher; die halbzerſtörte Inſel, zertrümmertes Geräte, beſchädigte Häuſer und der Grund mit Schlamm bedeckt! Ihnen, liebe Freundin, die Sie ſich nie recht an unſre Hallig gewöhnen konnten, als ſie noch in blühendem Zuſtand war, würde ſie wohl ganz troſtlos erſchienen ſein. Man half ſich notdürftig; bald kamen viele teilnehmende Leute vom Land herüber, um die Zerſtörung zu ſchauen und Hilfe zu bringen. Wir ſchickten uns an, die Einladung einer Predigerfamilie zu H. anzunehmen, unſre Mary ſah gar bleich aus nach dem Schrecken; — da landete wieder ein Schiff mit teilnehmenden und neugierigen Fremden. Wir waren eben unweit der Landungsſtätte; Mary hatte, wie ſie immer that, wenn ein Schiff ankam, ihre blauen Augen mit ihrem eigenen tiefen Ausdruck auf die Ankommenden geheftet; da überflog ein lichtes Freudenrot das liebe Geſicht meines Kindes, — unter den Fremden war der junge Rheinländer.

Er war fern von hier auf einer landwirtſchaftlichen Akademie und die Kunde von unſerm Unfall wäre wohl ſchwerlich ſo weit gedrungen, wenn nicht ein junger Hamburger, der ihm nah befreundet war, ihm die Geſchichte von der überſchwemmten Hallig erzählt hätte. Da, ſcheint's, hat er erſt wieder des Mädchens gedacht, und feurig und ungeſtüm wie die Jugend iſt, bewog er den Freund, da er eben ſeine Studien beendet, mit ihm die Reiſe hierher zu machen, — nur der Merkwürdigkeit wegen.

Nun, liebe Fräulein Dobler, wenn Sie noch an jenen Sommer denken auf Schloß Rhönek, ſo wiſſen Sie vielleicht auch noch, wie ein paar verliebte junge Menſchenkinder ausſehen. Wir Alten ſahen dies glückſelige Wiederſehen, all das ſtille junge Glück, das daraus keimte, mit leiſer Wehmut an, als uns der Hamburger die Verhältniſſe ſeines Freundes gelegentlich erzählt. Es handelte ſich hier freilich nicht um ein Grafenkind und einen Paſtor ohne Stimme, aber um einen Landwirt ohne Gut und ein armes Paſtorstöchterlein, und wie weltfremd wir auch in unſrer Einſamkeit geworden ſind, wir wußten doch, daß man draußen in der Welt, nach der unſres Kindes Sinn verlangte, nicht von der Liebe allein leben kann.

Aber — die Wunder waren noch nicht zu Ende; ſchade, daß Sie nicht mehr da waren; ich weiß, wie oft Sie geſeufzt: „es geſchieht eben ſo gar nichts hier!“ Diesmal iſt Wunderbares genug geſchehen.

Denken Sie noch an die blinde Marthe? ſie iſt uns immer alt erſchienen, ſieht aber jetzt, wo ſie vierundachtzig iſt, nicht viel anders aus, als vor zweiundzwanzig Jahren. Wiſſen Sie nicht, wie oft ſie von ihren ertrunkenen Söhnen ſprach, beſonders von einem, ihrem Jan, auf deſſen Wiederkehr ſie noch hoffte? Nun, dieſer Jan hat alle Länder und Meere durchſchifft, hat in der Südſee Schiffbruch gelitten und dort auf einer Planke auf weitem Meer und einſam auf einer öden Inſel Freundſchaft geſchloſſen mit einem Engländer, der ſich mit ihm gerettet und der ihn ſpäter bewogen, mit ihm auf ſeine Beſitzungen in Indien zu gehen. Jan hat ſcheint's nicht die tiefe Heimatliebe der Halligbewohner, war auch wenig des Schreibens kundig, und ein Brief, den er ſeiner Mutter durch einen Seemann zuſchickte, iſt verloren gegangen; ſo kam's, daß ſie keine Kunde von ihm erhielt.

Geſundheitsrückſichten veranlaßten Mr. Seyton, mit ſeinem treuen Freunde nach Europa zurückzukehren. Da wachte in Jan die Sehnſucht nach der Heimat auf, und Seyton entſchloß ſich, mit ihm ſein Eiland zu beſuchen; ſo kamen die beiden einige Zeit nach der Sturmflut an.

O, ich wollte, Sie hätten die Glückſeligkeit der Mutter geſehen, die den wettergebräunten Seemann, der allen fremd geworden, beim erſten Laut ſeiner Stimme erkannt hat; wie ſie mit ihren mageren Händen über ſein Geſicht fuhr und lachte und weinte und ihm erzählte vom Vater und den Brüdern, die lange tot ſind, und wie ſie von ihm geträumt und nie habe glauben können, daß er auch tot ſei! Er hat nun der alten Mutter ihr Haus wieder aufbauen helfen und will nicht mehr von ihr gehen, ſolange ſie lebt.

Aber ich bin noch nicht zu Ende mit Ueberraſchungen. Der Engländer hielt ſich viel zu uns, weil er mit uns gut ſprechen konnte; da kam es denn bald zu Tag, daß ich die Tochter einer engliſchen Mutter bin, und er — der einzige Verwandte, den ich auf Erden habe, der Bruder meiner ſeligen Mutter, der ſich vor vielen Jahren im Verdruß von ihr getrennt hatte. Er war nicht, wie Tante Hofrätin gemeint, von einem Gletſcher herunter gefallen, hatte ſich aber großen Expeditionen angeſchloſſen und endlich in Indien niedergelaſſen. Ich leide nicht mehr, daß man die Engländer ſtolz und kalt nennt; die Freude und Liebe, mit welcher der alleinſtehende Mann die neugefundenen Verwandten begrüßte, war rührend. Auch ich habe ihn lieben lernen, ſo herzlich, ſo ohne Scheu, wie ich leider meinen armen Vater nicht lieben konnte, und dieſe Liebe iſt ein neues Glück für mich.

Und nun, liebe, alte Freundin, haben ſich die Wege für mein Kind wunderbar geebnet, leichter als einſt die meinigen. In der reizendſten Gegend der ſchönen Rheinlande ſteht das Schlößchen und ein blühendes Landgut, das meine Mary, nun ehrbare Frau Neuland, mit ihrem Gatten bewohnt. Er nennt ſich den Verwalter des Onkels Seyton, aber ſie fühlen ſich wohl und behaglich wie in ihrem Eigentum, und ſie dürfen das wohl auch.

Zu lernen hat mein Inſelkind freilich inmitten des geſegneten Landes faſt mehr, als ich vor Zeiten auf unſrer dürftigen Hallig; und auch ihr junger Gemahl, der aus lauter Freiheitsliebe ſich in kein Amtsjoch ſpannen wollte, erfährt reichlich, daß es ohne ein „Muß“ nicht geht auf Erden. Aber ein ſchönes, reiches Leben führen die Kinder, und wenn ich meine Mary ſo gar lieblich erblüht ſehe in der milden Luft, ſo bin ich doch froh, daß ſie kein weißes Seeröslein geblieben.

Meine arme Ida, die ich taub, verſtimmt und früh gealtert gefunden habe, hat früher immer auf einen Onkel aus Amerika gewartet, der Millionär geworden ſein ſollte. Daß mein Onkel ſo reich iſt, glaube ich nun nicht; doch muß ſich ihm Indien immerhin als Goldgrube gezeigt haben, denn die Leichtigkeit, mit der er Geldfragen behandelt und erledigt, hat für mich etwas Fabelhaftes. — Mein armer Vater!

Unſer junger Edward, ſchon des Namens wegen des Onkels Liebling, ſchifft ſeit bald einem Jahr nach Herzensluſt auf der See. Wir ſind nicht ängſtlich mehr, da wir an den Anblick des Meeres ſo gewöhnt ſind, und wir freuen uns ſchon von Herzen auf ſeine frohe Wiederkehr.

Nachdem mein Mann vor einem Jahre unſre Tochter in unſrer alten Kirche getraut, und wir das Kind haben ziehen laſſen mit unſrem Segen, haben wir zwei Alten gar ſtille zuſammengelebt; unſer Haus iſt durch die Güte des Onkels und die Fürſorge unſrer Tochter ſtattlich hergeſtellt, die Zimmer ſind heiter und behaglich eingerichtet. Unſer „Garten in der Höhe“ leuchtet noch immer in unvergänglicher Schönheit und wechſelndem Glanze, und unſer kleines Gärtchen iſt nicht blumenleer. Wir haben genug zu ſinnen und zu reden, bis wir alle Wege durchgehen, auf denen der Herr uns ſo wunderbar geführt.

Aber ſeit wir in dieſem Frühling unſre Kinder beſucht und die reiche Schönheit meiner Jugendheimat uns Auge und Herz aufs neue erfreut hat, ſeither denken wir doch allen Ernſtes daran, uns eine andre Heimat zu ſuchen. Ein Nachfolger für Theodor iſt gefunden: ein Enkelſohn unſres Kapitäns, der, ſobald er ſeine Studien vollendet, auf ſeiner Mutter Heimatinſel kommen will, wird gewiß der Gemeinde ein Erſatz ſein. Onkel Edward macht uns die freigebigſten Anerbietungen. Theodor denkt an eine Pfarrſtelle in ſeiner Heimat, obgleich er geheime Scheu fühlt, in einer andern Gemeinde zu predigen. Mein Ideal iſt ein Häuschen im Grünen, „wo die blauen Berge ſtehen“, in der Nähe unſres Kindes; unſer junger Seemann würde uns auch da finden. Da könnte Theodor ſeinen lieben Studien leben, und Gelegenheit zu geſegnetem Wirken gäbe es auch ohne Pfarramt. Wo wir hinkommen, liebe Fräulein Dobler, ein Stübchen, wo eine alte Freundin ihr Ruheplätzchen findet, das gibt es gewiß bei uns.

Theodor meint, er ſei doch noch zu jung, um ſich ſo zur

Ruhe zu ſetzen; andre aber denken, zweiundzwanzig Jahre auf einer Hallig ſei wie fünfzig draußen.

Ob nun einer unſrer Pläne ſich erfüllt, oder ob uns eine Ruheſtätte werden ſoll hier einſam mitten im Meer, — Gott weiß es. Er ſegne unſer liebes Eiland! es iſt uns eine Friedensheimat geweſen. Der Herr, der uns ſo treu geleitet durch trübe Fluten zu ſtiller See, der wird uns einſt finden, wo wir auch ruhen, und möge uns alle zuſammenführen zu ewiger Freude.

Ihre

Adele.

Die Schule der Demut.

Eine ſtille Geſchichte aus bewegter Zeit.

Was in aller Welt kann es bei Ihrer Herrſchaft noch Neues einzurichten geben," fragte die Ladenjungfer in dem Spezereigeſchäft an der Ecke das Stubenmädchen von Bankier Kamphauſen, „daß Sattler- und Schreinerjungen den ganzen Tag mit Möbel aus und ein gehen? Iſt's denn bei euch noch nicht ſchön genug?"

„Drum kommt heut unſer Fräulein aus der Penſion zurück," entgegnete dieſe; „da kann's dem Papa wieder einmal nicht genug werden, bis ihr Zimmer neu eingerichtet iſt. Aber ſchön wird's!" ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu. „Möchte wohl auch einmal ſo heimkommen!" — „O, gehn Sie, Jungfer Luiſe," ſagte die Ladenjungfer, „Sie kommen ſchon noch zu rechter Zeit heim! Man weiß wohl, warum der Herr Zimmermaler Möbele ſein neues Logis ſo ſchön ausmalt mit Engelein und Blumen; da können Sie auch einmal zufrieden ſein!" Mit vergnüglichem Lächeln, ohne Widerſpruch zu erheben, eilte das Dienſtmädchen weiter, um noch Blumen zum Schmucke des neueingerichteten Zimmers zu holen.

Ehe Herr und Frau Kamphauſen ſich anſchickten, die Tochter auf der Poſt abzuholen, betrachteten ſie noch einmal wohlgefällig das gelungene Werk, ein wahres Ideal von einem Mädchenſtübchen, obgleich jene Zeit noch nicht ſo viel verfeinerten Luxus kannte wie die unſre. Aus dem Schnabel einer vergoldeten Taube wehten lichte Muſſelinvorhänge über das Bett mit den ſeidenen Decken und geſtickten Ueberzügen; der niedliche Arbeitstiſch, mit Perlmutter eingelegt, war das Meiſterſtück eines Kunſtſchreiners geweſen; auf dem Blumentiſche zwiſchen den ſeltenſten Blüten und Blättern ſpielten Goldfiſchchen in einem Kryſtallglas; darüber ſchwebte ein Vögelchen in einer Luftgondel, einem wahren Wunder von Käfig. Das prachtvolle Oval des Ankleideſpiegels, Sofa und Stühle mit himmelblauem Damaſt bezogen, — es war alles wie ein Märchen aus „Tauſend und eine Nacht“, ins Moderne überſetzt. Und dieſer kunſtvoll geſchnitzte Bücherſchrank! Ein neuer Schriftſteller ſagt als Beweis gegen die Behauptung, daß Frauen bei der Liebe nur auf Geiſt ſähen: es habe noch nie ein Frauenzimmer ein Verhältnis angefangen mit Schillers ſämtlichen Werken. Schillers ſämtliche Werke waren auch dazumal noch nicht erſchienen, aber bei dieſen Prachtbänden ſeiner neueſten Dichtungen hätte einem wahrhaftig die Luſt dazu kommen können!

Thusnelda, die einzige Tochter des Hauſes, die junge Herrin dieſes Zauberreiches, zog ein und nahm Beſitz davon mit Freude und dankbarer Ueberraſchung; aber doch leicht und natürlich, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde. Die Mutter begrüßte ihr neugeſchenktes Kind mit Freudenthränen; in dem Blick, mit dem der Vater die ſchön erblühte Tochter anſchaute, lag neben der natürlichen Freude des Vaterherzens noch etwas von der Gier, mit welcher der Spieler die Karte anſieht, auf die er ſeine letzte Hoffnung geſetzt.

Die Mutter hatte geglaubt, Thusnelda werde nach den einfachen Schlafſälen der Penſion monatelang noch außer ſich ſein über die Schönheit und Eleganz ihrer Umgebung; dem war aber keineswegs ſo, ſie war durchaus daheim, als habe ſie ſich ſchon genug verwundert im Leben und ſich darum in das Gute und Angenehme äußerſt leicht gefunden.

Auch die Mutter war es bald gewöhnt, das halbwüchſige unfertige Töchterlein, von dem ſie ſich vor zwei Jahren ſo ſchweren Herzens getrennt, nun ſchlank und hochgewachſen, mit leichter ſicherer Haltung, als ob ſie vollkommen fertig wäre, wieder um ſich zu haben; aber ſie war ein wenig niedergeſchlagen, als ſie auch alle Fehler ihrer Thusnelda ſamt ihren guten Eigenſchaften wieder fand.

Es iſt ein eigen Ding um die Elternliebe; man nennt ſie gemeinhin blind, ich glaube aber, daß ſie viel häufiger ſchwach iſt. Man ſieht die Fehler ſeiner Liebſten am meiſten, weil man am ſchwerſten darunter leidet; aber man hat nicht Kraft und Beharrlichkeit, ſie zu unterdrücken, und der kleine Kampf mit Ermahnungen und Zurechtweiſungen iſt ſo ermüdend. Da getröſtet man ſich, irgend eine andre Einwirkung ſolle gut machen, was die zu weiche Liebe verſäumt. „Gib acht, draußen wirſt du den Kopf ſchon verſtoßen!“ iſt der letzte Troſt, mit dem man die Waffen ſtreckt, und dann iſt man verwundert, wenn draußen nicht in wenigen Monden beſeitigt worden iſt, was man jahrelang hat wachſen laſſen. Das Leben freilich iſt der beſte Lehrmeiſter, aber meiſt ein langſamer und oft ein ſehr teurer.

Für Knaben, da gibt es Koſtſchulen, Lehrherren, Militär- oder Seminarzucht, um den Kopf zu verſtoßen; für Mädchen gab es in der guten alten Zeit faſt in jeder Familie berühmte „böſe Frauen“, ſogenannte Mädchenſtriegel, die als Popanz bei jedem Fehler auftauchten. „Gib acht! ich muß dich doch noch zur Tante Speziälin oder zur Frau Stadtſchreiber Maierin ſchicken!“ Unter dem ſtrengen Regiment dieſer böſen Frauen wurden dann die gewöhnlichen Mädchenfehler: Nachläſſigkeit, Eitelkeit, Zerſtreutheit ꝛc., gar gründlich bekämpft; ob nicht auch manche zarte und liebenswürdige Eigenſchaft, manch leichter Duft der Mädchenblüte mit „weggeſtriegelt“ wurde? — danach fragte die gute alte Zeit nicht viel; und dieſelben Frauen, die in dieſer Schule hergezogen waren, ſeufzten nachher bei ihren Töchterlein: „Wenn nur die Tante Speziälin ſelig noch lebte! gleich morgen müßteſt du zu ihr!“ Jenes energiſche Geſchlecht der „böſen Frauen“ iſt jetzt ausgeſtorben, und wenn es noch welche gibt, ſo haben ſie in unſern raſtloſen Tagen nicht Zeit mehr, ihre Talente nach außen anzuwenden.

Frau Kamphauſen hätte nun freilich ihr Töchterlein keinesfalls einer ſo rauhen Kur unterworfen; das „hatte ſie nicht nötig“, das Kind des reichen Bankiers, der wohl geſonnen war, wie Wallenſtein, ſeinen Eidam auf Europas Thronen zu ſuchen.

Aber in eine Penſion hatte man ſie geſchickt, die teuerſte und doch mit einfachen Erziehungsgrundſätzen, ein Inſtitut, wo ſchon auf dem Programm ſtand, „daß die Zöglinge vor allem in liebevoller Selbſtverleugnung und hingebender Demut geübt werden ſollen“.

Dieſer ausgezeichneten Anſtalt hatte die Mutter ihre Thusnelda anvertraut, gewiß, daß ſie aus derſelben als ein neues Weſen hervorgehen werde, und ſie war nun höchlich verwundert, daß es die alte Thusnelda wieder war. Dieſelbe Gutmütigkeit und Freundlichkeit, wo ſie kein ſchweres Opfer zu bringen hatte, aber auch derſelbe hochfahrende Ausdruck, wo man ihr zu nahe trat; die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der ſie alles zu thun verſtand, und doch die koſtbaren Fingerchen, die ja nichts anrühren wollten, „was ſich nicht ſchickt für mich“; bei aller Gutmütigkeit fehlte ihr die liebevolle Allgegenwart, die freundliche Achtſamkeit auf andrer Wünſche, die zum ſchönſten Frauenſchmuck gehören.

Die Mutter fand es nun noch ſchwieriger als zuvor, dem Kinde, das ſo mit einemmal aufgeblüht vor ihr ſtand, tadelnde Bemerkungen über ihre Fehler zu machen: ſo ergab ſie ſich denn darein, freute ſich des Mädchens, wie ſie war, und befahl ihre Mängel in der Stille der weiſen Leitung des Herrn, der ſie ſchon noch in die Schule ſchicken würde, die ſie brauchte — es war ja genug an ihr, über das ſie ſich freuen konnte.

Einen Fehler ihrer eigenen Jugend fand ſie bei Thusnelda nicht, ſie hielt das für gut, und doch bedauerte ſie es faſt: es war in dem Kinde nicht das ſinnende, träumeriſche Herzensleben, das ihr, der Mutter, die Jugendzeit in ein farbiges Dämmerlicht gehüllt, ſo daß ſie jetzt kaum mehr wußte, was damals Glück geweſen war und was Leid, ſo ſüß waren die Thränen, ſo wehmütig die Freude! Es hatte ihr dieſe Gewohnheit, nur in ihrer eigenen Herzenswelt zu leben, freilich den ſpätern Lebensweg oft ſchwer gemacht; darum wollte ſie nicht beklagen, daß ihr Kind mehr in der Wirklichkeit daheim war.

Die Penſionserziehung, die dem jungen Weſen keine Einſamkeit geſtattet, mit der feſten, beſtimmten Zeiteinteilung, mit den Spaziergängen Paar um Paar, wie bei einem Regiment Soldaten, begünſtigt dieſe träumeriſche Richtung junger Gemüter nicht, und es wird wohl gut ſo ſein, wenn ihnen dagegen der Sinn für die rechte eigentliche Bedeutung des Lebens erſchloſſen wird. Sonſt aber mag wohl auch, wie früher in andrer Weiſe bei den böſen Frauen, viel eigenes, eigentümliches, friſchquellendes Leben bei zu regelrechter Erziehung verloren gehen und Gefahr ſein, daß manche auf der Oberfläche des Lebens den Genuß ſucht, den ſie nie in ſeinen Tiefen finden konnte.

Thusnelda ſah friſch und hell ins Leben, ſie träumte niemals von „einer Hütte, einſam tief im Walde“; ſie trat mit vollem Bewußtſein in die Vorteile ihrer äußern Stellung ein, ſie achtete den Beſitz keineswegs gering, aber ſie ſchätzte ihn auch nicht an ſich, ſondern weil es ſehr angenehm iſt, immer genug zu haben. Die Mutter konnte ihr eigen Mädchenherz mit ſeinen Träumen nicht ſo recht bei der Tochter wiederfinden; aber dies eigene Herz hatte ſie auch früher oft irre geführt, ſo wollte ſie nicht darüber klagen.

Herr Kamphauſen beſann ſich nicht auf die Schattenſeiten ſeiner Tochter; er ſuchte nur vor allem ihre Lichtſeiten gehörig hervorzuheben und freute ſich ungemein, daß ſie ſehr bald die geſellige Gewandtheit entwickelte, für die ihm die Inſtitutsbildung nicht genug gethan.

Thusneldas eifrigſter Bewunderer war der kleine kränkliche Bruder Ewald, das einzige ihrer Geſchwiſter, das noch zu Hauſe war; Adolf, der älteſte Bruder, war in einem Handlungsinſtitut am Genfer See; Alfred und Eugen hatte man bei einem Profeſſor in Penſion gegeben; dem Kleinen, der meiſt in die Kinderſtube gebannt war, ſchien es wie ein Wunder, daß die ſchöne große Schweſter ſein eigen ſein ſollte, und er war glücklich mit der im ganzen geringen Aufmerkſamkeit, die ſie ihm ſchenkte.

Herr Kamphauſen gedachte ſeine Tochter nicht nur ſo gelegentlich in der Welt auftreten zu laſſen, nein, ſie ſollte in aller Form eingeführt werden.

„Man meint wahrhaftig, der Herr ſei ein Bräutigam und nicht ein Vater,“ bemerkte Luiſe, das Stubenmädchen, gegen den Zimmermaler Möbele, der ihr auf einem Gang zum Juwelier begegnete; „nichts iſt ſchön genug für unſer Fräulein zu der Geſellſchaft, die wir heute abend geben in unſerm eigenen, leiblichen Hauſe. Bei Regierungsrats, die doch auch nicht von Stroh waren, da haben die Fräulein weiße Schürzchen angezogen und Thee ſerviert, wenn wir Geſellſchaft hatten, und unſer Fräulein ſoll man herausputzen wie eine Herzogin! Schön iſt ſie ja, meinetwegen, wiewohl, wenn ein andres den Staat hätte . . .“ — „So wär's noch ſchöner,“ ergänzte der artige Zimmermaler. — „Da hat der Herr geſtern,“ fuhr Luiſe fort, mit einer Handbewegung das Kompliment ablehnend, „ſelbſt einen Schmuck von Korallen für ſie geholt, jetzt findet er, Türkiſe mit Perlen ſeien viel nobler, ſo muß ich jetzt noch einmal zum Juwelier laufen.“ — „Und ich finde es erſt dazu unchriſtlich, ſo türkiſches Zeug zu tragen,“ bemerkte der ſolide Maler. — „Ach, das kommt nicht von Türken,“ belehrte ihn Luiſe, „es iſt nur ſo der Name vom Edelſtein.“ — „Aber Ohrringe mit Granaten,“ meinte Herr Möbele wieder, indem er einen wohlgefälligen Blick auf den Schmuck warf, den Luiſe ſeiner Freigebigkeit verdankte, „ſind doch auch nicht zu verachten, und zu einem ſchönen Anhänger dazu muß es auch noch langen; man hat ſie jetzt billiger, hinten mit Silber.“

Beſchwichtigt durch dieſe Ausſicht, eilte Luiſe, den Schmuck für ihre junge Herrin zu beſorgen, die denn auch in Wahrheit „wie eine Herzogin“ im Glanze ihres Schmuckes und ihrer blühenden Jugend abends an ihres Vaters Seite den glänzend erhellten Salon betrat, wo Frau Kamphauſen längſt wie auf Nadeln ſaß, um in geſchmückter Ruhe die Gäſte zu empfangen, während ihr beſorgtes Hausfrauenherz ſie immer trieb, in der Küche nach dem Rechten zu ſehen. Zu ihrer Zeit wäre Frau und Tochter emſig mit Bedienung der Gäſte beſchäftigt geweſen; ſie hatte ſich nie recht gewöhnen können, die Dame zu ſpielen, was ihrer ſchönen Tochter ſcheint's außerordentlich leicht wurde.

Und doch freute ſich unwillkürlich das Mutterherz all des Schönen, das man ihr über ihr aufgeblühtes Töchterlein ſagte, das die unbeholfene Schüchternheit der Penſionärin bald abgeſtreift hatte und ſich mit unbekümmerter Anmut in dem zahlreichen Kreis bewegte, in dem ſie meiſt alte Bekannte wieder fand.

„Thusnelda, Herr Braun wünſcht dir vorgeſtellt zu werden,“ ſagte der Vater, indem er einen mit etwas nachläſſiger Eleganz gekleideten jungen Mann vor ſie führte; „ich denke aber, bei Arthur, dem Geſpielen deiner Kindheit, wird es keiner förmlichen Vorſtellung bedürfen.“

Ja, das war ihr ehemaliger Geſpiele und Hausgenoſſe, Arthur Braun! Die Perſon hätte ſie nicht mehr gekannt, aber den Namen, und wie ſie ihn lächelnd begrüßte, ſo wäre wohl hier die ſchönſte Illuſtration geweſen zu den oft angeführten Dichterworten:

Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn ꝛc.

Herr Arthur Braun ſchien aber zunächſt noch nicht von einem „namenloſen Sehnen“ erfaßt, es brachen keine Thränen aus ſeinen Augen; er irrte auch nicht allein, ſondern er blieb nach einer tiefen Verbeugung aufrecht ſtehen und unterhielt die junge Dame mit derſelben vornehmen Gleichgültigkeit, die ſein ganzes Weſen ausdrückte, und die vorauszuſetzen ſchien, daß jeder Unterhaltungsgegenſtand für andre ebenſo langweilig ſein müſſe, als er für ihn ſelbſt ſei.

Auch waren die Erinnerungen Thusneldas an ihn „aus der Kindheit Roſenzeit“ nicht beſonders ſüßer, ſchwärmeriſcher Art; er war ſchon als Knabe, obwohl nicht dumm, doch ein langweiliger, verdrießlicher Burſche geweſen, der zur Zeit, als Kamphauſens und Brauns noch aſſociiert waren und dasſelbe Haus bewohnten, ſie und ihre Brüder meiſt ſehr ungaſtlich empfangen hatte. Aber Kamphauſens Verhältniſſe waren damals noch einfacher, die Kinder beſcheiden gehalten; darum übten die Spielſachen, mit denen das verwöhnte einzige Söhnlein des reichen Braun überſchüttet war, große Anziehungskraft auf die kleinen Kamphauſen; ihre Beſuche hatten zunächſt dem Theater, den ſchönen Bilderbüchern, all den zahlreichen Gedulds-, Lege- und Moſaikſpielen gegolten, nicht dem mürriſchen Beſitzer dieſer Herrlichkeiten.

Eine raſche, glückliche Spekulation, auf eigene Fauſt unternommen, hatte Kamphauſen ſchnell zu einem reichen Manne gemacht, zugleich aber auch die Verbindung der beiden Männer gelöſt, die nie recht zuſammen paßten. Aeußerlich war das Verhältnis der beiden Familien ein freundſchaftliches geblieben; die jungen Leute aber hatten ſich bis heute nicht wieder geſehen, da Arthur indes den Vorrat ſeiner verdrießlichen Weltanſchauung auf Reiſen noch vermehrt hatte.

Arthur, der keineswegs der Vorſtellung entſprach, die wir uns von dem heimgekehrten „Jüngling“ aus der Glocke machen, war in großer Verlegenheit, woher er Kindheitserinnerungen nehmen ſollte, und war ſehr erleichtert, als Thusnelda ihn lachend daran mahnte, wie ſie und die Brüder einſt eine große Ueberſchwemmung verurſacht, als ſie den Springbrunnen in ſeinem Weihnachtsgarten zu ſtark angeſtrengt; wie ihr Bruder Adolf den Schwanz von Arthurs prächtigem Wiegenpferd abgeſchnitten, um damit als Paſcha mit Roßſchweifen aufzutreten, und beſagtem Wiegengaul dagegen einen flächſernen eingeſetzt, was zu großem Gebrüll von ſeiten Arthurs und zu einer gefährlichen Unterſuchung geführt; wie ſie, die Geſchwiſter Kamphauſen, einſt alle Törtchen aufgezehrt, die Mama Braun zu gemeinſamem Genuß vorgeſetzt hatte, während Arthur ſich in einen Schmollwinkel geſtellt, und wie ihm dann Adolf weisgemacht, Thusneldas große Puppe habe ſo ſtarken Appetit gehabt.

Herr Arthur Braun war wirklich unterhalten, was ihm nicht allzuoft begegnete, und Papa Kamphauſen beobachtete von ferne mit ſtillem Vergnügen die lebhafte Unterhaltung der beiden.

Mit dieſem Abend war für Thusnelda die Pforte eröffnet in die große, gebildete Welt, die ihr von der klöſterlichen Einſamkeit des Penſionslebens aus in ſo buntem, ſtrahlendem Lichte erſchienen war.

Ich habe vor Zeiten gar ſchöne Schilderungen geleſen von gefeierten Heldinnen, die, wo ſie in Geſellſchaft erſcheinen, beſtändig von einem Schwarm von Anbetern umringt ſind, habe mir auch eine ganz eigene Vorſtellung von ſolchen „Anbetern“ gemacht, die ich mir immer in tiefer Verbeugung begriffen, in ſchwarzen Fräcken mit langen Schößen vorſtellen mußte, und hätte gar zu gerne einmal eine ſolche umringte und umſchwärmte Heldin geſehen; bin aber nie ſo glücklich geweſen.

Auch bei Thusnelda war es ſo gefährlich nicht, obgleich ſie in Wahrheit ein ſchönes Mädchen war, mit ihrer ſchlank aufgerichteten Geſtalt, der tadellos reinen Geſichtsfarbe und den glänzenden ſchwarzen Haaren und Augen. Doch wurde ihr, die für eine reiche Erbin galt, immerhin Aufmerkſamkeit genug erwieſen, um ſie in dem ſicheren unbefangenen Selbſtgefühl zu beſtärken, mit dem ſie ihr vornehmes Köpfchen durch die Welt trug.

Dem Vater ſchien ungemein viel an dem freundlichen Einverſtändnis mit der Familie Braun zu liegen, und er begünſtigte die Annäherung des jungen Arthur, ſo viel ſich dies nur mit anſtändiger Zurückhaltung vertrug. Die Mutter erſchien mehr leidend als genießend an der Seite ihrer anmutigen Tochter; es lag ein Druck, eine bange Ahnung auf ihrer Seele ohne beſtimmten Grund; ſie nannte dies Gefühl Heimweh nach dem verlaſſenen Ewald, und ihre glücklichſten Stunden waren die ſeltenen Abende, die ſie mit Thusnelda bei dem Kleinen zubringen konnte.

Nicht immer war dieſe eine freundliche, geduldige Geſpielin für den Bruder — Toilettenſorgen nahmen ihr zwar nicht viel Zeit, ſie war über ihre Einkäufe ſehr raſch entſchloſſen und ordnete und trug alles mit dem ihr eigenen Geſchmack, ſicher, daß es ihr gut ſtand; aber ſie mochte viel lieber behaglich ausruhen, in einem Journal blättern, einen Roman leſen, als auf die Fragen des Kleinen hören, in ſeine Spiele eingehen und ſeine phantaſtiſchen Zeichnungen bewundern; doch konnte ſie der faſt leidenſchaftlichen Liebe des Kindes nicht widerſtehen. „Es iſt wahr, Mutter," gab ſie eines Abends zu, „wir ſollten mehr zu Hauſe bleiben bei dem Kleinen; er hat mehr Herz, als all das Volk in den Salons."

„Nun," ſagte die Mutter lächelnd, „ihr Herz tragen die Leute gerade nicht auswendig im Salon ſpazieren; wenn du ihnen näher kommſt, ſo wirſt du bei manchem Gemüt und Gefühl finden, wo du es nicht geſucht."

„Auch bei dem Freunde meiner Kindheit, Herrn Arthur Braun?" fragte Thusnelda ſchelmiſch.

„Ich hoffe," ſagte die Mutter, „und der Vater ſcheint zu wünſchen, daß du eben bei dem das Herz ausfindig machſt."

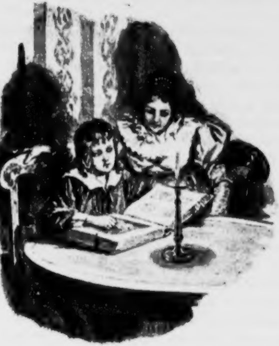
„Das wäre eine Kunſt!" rief Thusnelda lachend. „Nein, Mutter, ich glaube, wenn man den nimmt, ſo muß man ſehen, wie man auch ohne Herz auskommen kann. Das Gähnen iſt anſteckend: ich fürchte, es gäbe eine ſchläfrige Partie, wenn ich dieſen geſättigten Jüngling erwählte."

„Verhüte Gott, daß du's thuſt, Kind, wenn du ihn ſo anſiehſt!" ſagte die Mutter erſchrocken, „aber — ich denke, er hat gewiß mehr Gehalt und Tiefe, als es ſcheint! Seine Mutter iſt eine geſcheite und gute Frau, wir haben lange freundlich zuſammengelebt . . . der Vater ſcheint es ſo ſehr zu wünſchen — und du, mein Kind, du biſt verwöhnter, als du glaubſt; es würde dir ſchwer, dich in eine einfachere Lage zu finden — und Brauns ſind reich und ſtehen ſehr ſicher; ich fürchte, ſicherer als wir," ſetzte ſie leiſe mit einem Seufzer hinzu.

„Nun, dann müßte man ſich eben tröſten mit einem recht unterhaltenden Leben," ſcherzte Thusnelda; „Arthur müßte einen reizenden Landſitz anſchaffen, eine Villa mit einer Terraſſe! Du zögeſt mit Ewald hinaus in den Sommermonaten, da der Vater, ſo ſcheint es, nicht Luſt hat, dieſen Sommer ein Landhaus zu mieten. Ich würde es mit ein paar Freundinnen bewohnen, und Herr Arthur dürfte manchmal zum Beſuch kommen."

„So ſprichſt du nicht im Ernſt, Kind," ſagte die Mutter, ihr bekümmert in das lachende Geſicht ſehend, „deine Wahl wäre Sünde mit ſolchen Geſinnungen."

„Aber, Mama, du führſt Papas Sache ſchlecht, wenn ich eine gehorſame Tochter ſein will,“ ſagte Thusnelda, „und nimmſt es überhaupt zu ernſthaft. Ich dachte nur, da Arthur nicht gerade ſchlimm iſt, ſo könnte ich ihn ja nehmen, wenn Papa ein ſo großer Gefallen damit geſchieht. Aber er hat mich, ſoviel ich weiß, noch gar nicht ausdrücklich begehrt, und ich bin nicht ganz achtzehn; ſei zufrieden, Mama! wir wollen's inzwiſchen ruhen laſſen.“



Der Mutter ließ es innerlich keine Ruhe. Sie hatte immer ſchwer getragen an der glänzenden Stellung ihres Mannes. Als Tochter eines Beamten an regelmäßiges Einkommen, an klaren Ueberblick der ökonomiſchen Verhältniſſe und durchaus geordnete Einteilung der Einnahmen und Ausgaben gewöhnt, hatte ſie ſich nie ganz wohl gefühlt bei Verhältniſſen, die ſie nicht verſtand, in die ſie keine volle Einſicht hatte; es bedrückte ſie, wenn gerade zu Zeiten, wo ſie wußte, daß ihr Mann Verluſte gehabt, mehr geſchehen ſollte für äußeren Glanz, um zu verbergen, daß man vielleicht Grund zur Einſchränkung hätte. Ein unruhiges, heftiges, gereiztes Weſen ihres Mannes in den letzten Jahren ließ ſie fürchten, daß viel für ihn auf der Wage ſtand, und doch wich er all ihren Fragen aus, wollte nichts von ihren Vorſchlägen zu Erſparniſſen wiſſen. Thusnelden wollte ſie indeſſen das Herz nicht unnötig ſchwer machen; ſo flüchtete ſie ſich denn in die Kinderſtube zu ihrem Ewald, — es war nicht das erſte Mal, daß ſie bei dem ſtillen, nachdenklichen Kinde Troſt und Verſtändnis, auch ohne Worte, gefunden hatte.

Ewald ſaß an der großen Bilderbibel, ſeiner liebſten Beſchäftigung, als die Mutter eintrat, ſich neben ihn ſetzte und ihren Kopf an ſeine ſchwache Geſtalt lehnte; er ſah ſie an mit ſeinen dunklen Augen und blickte wieder in ſein Buch. „Mama,“ ſagte er leiſe, „in der Welt habt ihr Angſt; aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden!“ Sie zog das Kind an ſich, und es wurde ſtill in ihrem Herzen, ſo ſtill und friedevoll, daß ihr bange wurde, wieder hinauszugehen aus dieſem friedlichen Kämmerlein in die Welt voll Unruhe, die ſchon an der Schwelle desſelben anfing.

Hatte ſie doch dieſen Abend ſchon wieder Geſellſchaft; zwar nur einen kleinen Zirkel mit Brauns und einigen andern Familien, doch durfte ſie nicht allzulange die Ruhe bei ihrem Kinde genießen. Eben ſtand ſie auf, als ihr Mann eintrat, — eine ziemlich ſeltene Erſcheinung in der Kinderſtube; — der verſtörte Ausdruck ſeines Geſichtes ängſtigte ſie. „Guten Abend, Ewald,“ ſagte er haſtig und zerſtreut. „Wie geht dir's? Geh mal ein bißchen hinunter und hilf Luiſe die ſilbernen Leuchter im Saale anzünden!“ Ewald mochte gar gerne ſolch kleine Geſchäfte beſorgen; er hatte noch nicht wie ſeine Schweſter ſo hohe Begriffe von dem, was ſich für ſeinen Stand ſchicke.

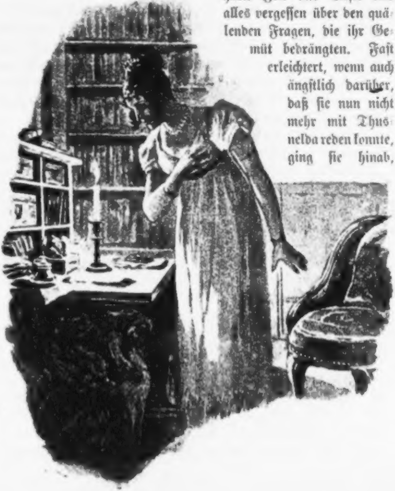
„Maria,“ fing der Bankier an, heftig auf- und abgehend, „es iſt nicht lange Zeit zu Erwägungen; der junge Braun war heute morgen bei mir. Obgleich er eine verwünſcht vornehme und undeutliche Art hat, ſich auszudrücken, ſo waren doch ſeine Worte ſo gut wie ein Antrag für Thusnelda; die Sache ſoll dieſen Abend ins reine kommen . . .“

„Du willſt doch nicht, daß wir ihm entgegenkommen?“ fragte die Frau.

„Nicht handgreiflich, natürlich!“ fuhr er zornig auf. „Sein Entſchluß ſteht ja feſt; es handelt ſich nur darum, bei ſeiner verdammt läſſigen Weiſe es zu einem Abſchluß zu bringen; und das wird ein hübſches, geſcheites Mädchen wie Thusnelda, doch zu richten wiſſen.“ Gereizt durch das traurige Schweigen ſeiner Frau, fuhr er wieder heftiger fort: „Es braucht übrigens durchaus keiner weinerlichen Familienſcene; der Braun iſt ſo übel nicht, er hat ſeinen wilden Hafer geſät. Ich kenne die Brauns; der Junge mag ſich ſo gleichgültig ſtellen als er will, in Geldſachen iſt er nicht ſo dumm und verſteht das Geſchäft wohl. Für mich iſt eine erklärte Verbindung mit Brauns die einzige Rettung, die einzige, verſtehſt du?“ ſchloß er mit immer geſteigerter Heftigkeit; „eine Rettung, bei der Braun ſelbſt am Ende nicht einmal verliert,“ murmelte er zu ſeiner eigenen Beruhigung; „es handelt ſich bei meinem Unternehmen nur um das Einſetzen ungeheurer Mittel . . . Du weißt, was du zu thun haſt,“ wandte er ſich an die bleiche Frau; „ich bin gewiß, daß es bei dem Mädchen gar nicht ſchwer hält, ſie zu beſtimmen, und daß die Mucken gegen dieſe Verbindung eher von dir kommen.“

Schweigend und ſchweren Herzens blieb die Mutter zurück; ſie hörte kaum, wie Ewald wieder herauf kam und ſich endlich, da die Mutter ihn nicht beachtete, ſtill zu Bett legte. Sie zweifelte nicht, daß Thusnelda einwilligen würde, um ſo eher, wenn ſie wußte, daß ihre Exiſtenz auf dem Spiele ſtand, — aber durfte ſie als Mutter eine Verbindung ohne Liebe zugeben? — Konnte nicht dies jetzt noch ſo ruhige Herz einſt erwachen, wenn es zu ſpät wäre; erwachen an der Seite eines Mannes, den ſie nicht achten, nicht lieben konnte? — War es ein gottgefälliger Bund, den die Tochter einging in Unkenntnis ihres eigenen Herzens und der heiligen Bedeutung der Ehe? — Und die „einzige Rettung“ hatte ihr Mann geſagt! —

„Madame, Herrn Kommerzienrat Mayers ſind bereits unten; das Fräulein hat ſie empfangen,“ meldete das eilig heraufſtürzende Zimmermädchen. Raſch und erſchrocken erhob ſich Frau Kamphauſen; ſie hatte Zeit und Gäſte und alles vergeſſen über den quälenden Fragen, die ihr Gemüt bedrängten. Faſt erleichtert, wenn auch ängſtlich darüber, daß ſie nun nicht mehr mit Thusnelda reden konnte, ging ſie hinab,



und als ſie dieſe ſo blühend und heiter, mit ſo viel Ruhe und Leichtigkeit ſich unter den Gäſten bewegen ſah, wurde ſie ruhiger. War nicht ihres Kindes Natur eine ganz andre als die ihrige? War nicht vielleicht Thusnelden ein ebener Lebensweg beſchieden ohne tiefes Herzensglück, aber auch ohne ſchwere Kämpfe, leicht, gerade und ſicher?

Alle Gäſte hatten ſich eingefunden; Brauns allein nicht, auch der Herr des Hauſes ließ ſich nicht blicken. Frau Kamphauſen ſchalt auf ihr eigenes ängſtliches Gemüt, daß ſie heut alles ſo ſchwer bedrücke, ja, daß ihr ſchien, als ob auf ihren Gäſten ſelbſt ein ſtiller Druck liege; als ob die Männer leiſe miteinander flüſterten und die Frauen ſie und die Tochter bedenklich anblickten.

Der Thee war getrunken; man ſollte ſich zum Souper in den Speiſeſaal begeben, — der Herr des Hauſes war noch nicht da. Länger hielt es die bedrängte Frau nicht aus; ſie ſchlich ſich hinaus und fragte bei der Dienerſchaft. „Sind denn der Herr nicht drinnen?“ erwiderte Luiſe verwundert. „Ich habe ihn, bald nachdem das Abſagebriefchen von Herrn Braun gekommen war, ſchon im Dunkel aus ſeiner Stube ins Gartenhäuschen hinaufgehen ſehen; ich glaubte, er ſei ſchon lange wieder herunter.“

Frau Kamphauſen nahm ein Licht und ging hinab in ihres Mannes Zimmer. Sein Pult ſtand offen, was ſie ſonſt nie geſehen; oben auf ſeinen Papieren lag ein Billet von Herrn Braun, deſſen Hand ſie wohl kannte:

„Verehrter Freund!

„So glücklich es uns machen würde, Ihre Fräulein Tochter für unſern Familienkreis zu gewinnen, ſo halte ich doch das Wort, das mein Sohn in dieſer Beziehung heute zu Ihnen geſprochen, für etwas übereilt; er ſelbſt ſieht dies ein und ermächtigt mich daher, Sie zu bitten, dieſes Wort vorderhand als nicht geſprochen zu betrachten.

„Ueberzeugt, daß unſer freundſchaftliches Verhältnis dadurch nicht im mindeſten benachteiligt wird, bitte ich, unſer Ausbleiben für dieſen Abend gütig zu entſchuldigen und grüße Sie in ausgezeichneter Hochachtung.

Ergebenſt

W. Braun."

Nachſchrift. „Bei etwa eintretenden Verlegenheiten in nächſter Zeit bedauern wir bei dem dermaligen Stand der Geſchäfte Ihnen keine Vorſchüſſe anbieten zu können; dagegen dürfen Sie auf alle denkbare Nachſicht unſrerſeits rechnen."

Sonſt fand Frau Kamphauſen nichts, das ihr zunächſt Aufſchluß geben konnte. Mit der eiſigen Ruhe, die oft das ſchwächſte Gemüt bei der beſtimmten Ausſicht auf eine furchtbare Thatſache erringen kann, nahm ſie das Licht und ſtieg langſam, mit bebenden Knieen die Stufen hinauf zu dem Gartenhaus in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe.

Aergerlich über das Ausbleiben der Eltern, that Thusnelda ihr beſtes, ihre Gäſte gut zu unterhalten; die Tafel war ſehr ſchön arrangiert, Rehbraten und Sulzen vortrefflich, die Kerzen und Lampen ſtrahlten hell, edle Weine funkelten in den Gläſern, und die Unterhaltung begann lebendig zu werden. Da trat mit dem Licht in der Hand, totenblaß und ſtarr wie ein Steinbild, die Hausfrau unter die Thüre. „Ich bedaure, die Geſellſchaft ſtören zu müſſen," klang es von ihren bleichen Lippen; „meinen Mann hat ſoeben der Schlag getroffen!"

Das waren lange, ſchwere, dunkle Tage über dem einſt ſo glänzenden Hauſe. Das Leid fragt nicht erſt, ob es eintreten darf, es kommt meiſt ungemeldet; ſelten, ſehr ſelten von der Seite, wo man darauf gefaßt war. An eine Kriſis der Geſchäftsverhältniſſe hatte Frau Kamphauſen wohl gedacht; ſie hatte ſelbſt einen traurigen Umſchlag ihrer Lage gefürchtet und doch nicht geglaubt. Nun war alles noch viel grauſenhafter gekommen, als ſie je gedacht, und mit dem ſchweren Jammer kam ſein allertraurigſtes Geleite, die Vorwürfe, die quälenden Gedanken: „Hätteſt du das Schwerſte nicht verhüten können? Hätteſt du doch deinem Mann mehr Liebe, mehr Zärtlichkeit gezeigt, dir mehr Intereſſe und Einſicht in ſein Geſchäft erworben, mehr geſucht, die Ausgaben zu beſchränken!“

Es gibt keine Hilfe, wo ſolch traurige Gäſte ſich einſchleichen, die den Schlaf vom Lager ſcheuchen; die ſich am Morgen mit uns erheben, einen dunklen Schatten legen auf jede unſchuldige Freude, die das Leben noch gelaſſen, und ein Gewicht auf jede Erhebung der Seele, — keine Hilfe, wenn man nicht verzweifelnd erliegen will, als ſie zu verjagen in wilder Zerſtreuung, in raſtloſer Mühe und Arbeit, in dumpfem Vergeſſen, oder — als die ganze Laſt, Leid, Gram und Reue niederzuwerfen zu den Füßen deſſen, der ein barmherziger Hoheprieſter iſt; der das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen wird und den glimmenden Docht nicht auslöſchen, — der da heilen will, die zerbrochenen Herzens ſind.

Thusneldas Herz war nicht von Vorwürfen gequält; die Jugend iſt minder ſtreng gegen ſich, leichter geneigt, das Unglück als ein entſetzliches Unrecht anzuſehen, das gerade ihr widerfahren, und für das ſie Anſpruch auf Erſatz hätte; ſie ſelbſt hat keine Schuld dabei, o gar nicht! Aber die edlen, ſelbſtſuchtsloſen und ſtarken Seiten in ihrer Natur wurden durch dies Unglück zu Tage gebracht; ſie war der Mutter Troſt und Stütze, vor allem ihre Hilfe in den äußeren Mühen und Geſchäften, die vielleicht ſpäter zur wohltätigen Ableitung werden, die aber zuerſt für ein wundes Herz peinlich und qualvoll ſind. Das ſonſt gedankenloſe unbekümmerliche Mädchen hatte in dieſen Tagen eine Kraft und Umſicht entfaltet, die den Sachwalter der Familie, den alten Advokaten Sauer, in Erſtaunen ſetzten, während der Mutter Kraft ſeit dem entſetzlichen Anblick im Gartenhaus, der ihr den Gatten tot, mit zerſchmettertem Hirn gezeigt, wie gelähmt war, ſo daß ſie nur unter den ſanften, kindlichen Troſtworten ihres Ewald zu einiger Ruhe kam.

Die ſchwerſten Tage waren vorüber; die kleine Familie ſaß beiſammen in dem ehemaligen Geſindezimmer des großen Hauſes, das ihnen nebſt zwei kleinen anſtoßenden Stübchen eingeräumt war, während in den vorderen Zimmern gemalt und tapeziert wurde für den neuen Beſitzer. Dieſer Beſitzer hatte ſich beim Kauf nicht genannt; man vermutete, es ſei Herr Arthur Braun, deſſen Braut, eine reiche Erbtochter, nichts in dem eleganten Hauſe ſchön genug und nach Geſchmack gefunden hatte. Thusnelda ſchien darüber nicht ſehr bekümmert, ſie ſaß neben dem kleinen Kanapee, in deſſen Kiſſen der bleiche Ewald ſchlief; die Mutter hatte ein Andachtsbuch vor ſich liegen, aber ſie wandte kein Blatt um, ſie ſtützte ihr müdes Haupt in die Hand.

„Und nun, Mutter,“ fing Thusnelda an, einen eben geleſenen Brief beiſeite legend, „nun müſſen wir einmal ernſtlich überlegen, was aus uns werden ſoll.“

Die Mutter, die ſo ſchnell die Rolle mit dem Kinde gewechſelt hatte, die ſich nun leiten und beraten ließ von dem ſonſt ſo unbedachten ſorgenloſen Weſen, blickte mit matten Augen auf. „Du haſt den Brief der Tante geleſen?“ fragte ſie.

„Gewiß, Mutter, und ich denke, wir müſſen ihren Vorſchlag mit Dank annehmen. Die Brüder können natürlich nicht mehr hier in Penſion bleiben; der Lehrer aber in S., wo Tante iſt, nimmt ſie um das halbe Koſtgeld wie hier: das kann man noch aufwenden, ich habe ſchon mit Herrn Sauer geſprochen. Adolf iſt alt genug, um ſelbſt eine Stelle zu ſuchen; Ewald nimmſt du mit dir zur Tante; die Schule dort iſt gut, und ſo ſeid ihr vier doch beiſammen.“

„Und du, Thusnelda?“ fragte die Mutter ſchmerzlich.

„Um mich ſei nicht bange, Mutter; aber bitte, laß mich meinen eigenen Weg gehen!“

„Wenn du mit zur Tante gingeſt, — wir hätten gewiß noch Platz; vielleicht könnten wir miteinander durch Handarbeit etwas erwerben; du haſt ja dazu ſo viel Geſchick . . .“

„Nein, Mutter, das geht nicht. Für dich vielleicht, wenn du es kannſt, ohne dich anzuſtrengen, iſt ein ſolcher Erwerb eine kleine Nachhilfe; aber du weißt, Handarbeit allein nährt nicht, und ich kann mich nicht mit euch in ein Stübchen zwängen und der Tante dazu noch läſtig werden."

„Ich dachte mir's wohl," ſagte die Mutter ergeben. „Vielleicht findeſt du durch Vermittlung unſrer Freunde eine angenehme Stelle als Gouvernante oder als Geſellſchafterin . . ."

„Das thue ich nicht, Mutter," ſagte Thusnelda ſehr beſtimmt. „Unſre Freunde ſind gewiß herzlich teilnehmend, es iſt ihnen vollkommen ernſt damit, — ſolang wir ihnen nicht läſtig fallen. Sie machten mir auch derartige Vorſchläge, aber — ‚es ſei ſchwer, eine Stelle zu finden,' — ‚ich ſei zu jung,' — ‚zu vornehm gewöhnt,' — ‚werde mich auf Enttäuſchungen gefaßt machen müſſen.' Das habe ich nun längſt gethan, aber nicht auf dieſem Wege. Ich will nicht bedauert ſein, nicht mitleidig betrachtet als das verwöhnte Bankierstöchterlein, das nun dienen muß. Zur Gouvernante tauge ich nicht. Ich habe nicht genug Geduld und Zärtlichkeit in meiner Natur, um fremde Kinder an mich zu feſſeln. Ich habe nicht Kenntniſſe genug. Ich habe nie für einen Zweck gelernt; mein Wiſſen iſt weniger als Stückwerk, das iſt mir klar geworden, ſeitdem ich mich in den letzten Tagen geprüft; auch habe ich keine Lehrgabe, ich fand das bei meinen Verſuchen mit Ewald, der noch dazu ein geduldiger, freundlicher Schüler iſt. Man nennt mich ſtolz; nun, ich will zu ſtolz ſein, eine Stelle zu ſuchen, die ich nicht ausfüllen kann. Ich will hin, wo mich niemand kennt, niemand nach mir fragt; wenn ich dienen muß, ſo will ich es auch ganz und gar."

„Aber was willſt du denn?" fragte die Mutter, erſtaunt auf das Mädchen ſehend, das ihr ſo plötzlich aus den Händen gewachſen war.

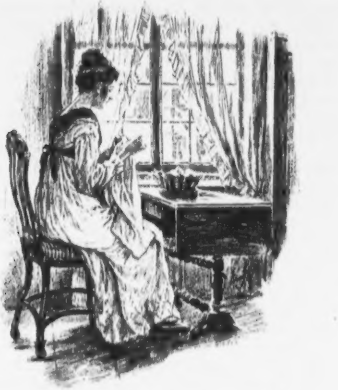
„Du weißt," begann Thusnelda mit etwas weniger Sicherheit, da ſie wohl den Widerſpruch ahnte, „daß unſre Luiſe heiratet; kürzlich erhielt ſie den Brief einer Freundin, die mit ihrer Herrſchaft Berlin verläßt und die ihr dort eine Stelle als Jungfer bei einer Generalin anträgt . . ."

„Du, Thusnelda! du denkſt an eine Stelle, die unſre Stubenjungfer annehmen ſollte?"

„Warum nicht?“ ſagte lächelnd Thusnelda, innerlich vielleicht nicht ſo ſicher, als ſie äußerlich ſchien, „ich hoffe ſie beſſer auszufüllen als Luiſe. Du weißt, ich habe mir meine eigenen Sachen immer am liebſten ſelbſt gemacht und habe ſchon in der Penſion viel Komplimente gehört über mein Kammerjungferntalent. Luiſe klagte mir, wie ſauer ihr der Abſagebrief an die vornehme Frau geſchehe, da Schreiben nicht ihre Stärke iſt. Ich erbot mich dazu und bekam bei dieſer Gelegenheit Luiſens Dienſtbuch, das jetzt für ſie wertlos iſt. Da habe ich mich nun bei der Frau Generalin von Paulſen als Luiſe Lindemaier verdingt und werde zu Oſtern dort eintreten.“

Was Troſt und Zuſpruch, was alles eigene Vornehmen nicht vermocht, das bewirkte dieſer raſche ſelbſtändige Entſchluß der Tochter: er riß die Mutter auf aus der trüben Verſunkenheit in ihr Leid; er zeigte ihr, daß ihr noch Pflichten geblieben, um derenwillen ſie leben mußte mit all ihren Kräften. Sie hatte ſeit dem furchtbaren Schlag ihre Kinder geliebt mit Leidenſchaft, mit der Angſt, die alles zu verlieren fürchtet, wenn ihr der Boden wankt unter den Füßen; aber ſie hatte eine Art von jammervollem Genuß darin gefunden, ſo hinzuleben in ſtumpfer Ergebung, im Bewußtſein, daß ja doch alles für alle verloren ſei und keinem mehr ein Glück beſchieden: — jetzt auf einmal gingen ihr die Augen auf dafür, daß vor ihren Kindern wenigſtens noch eine lange Zukunft liege, für welche, ſoweit dies menſchlicher Liebe zukommt, zu denken und zu ſorgen ihre Pflicht ſei.

Sie konnte Thusnelden nicht zu ſehr zürnen ob dem eigenmächtigen Schritt, war ſie ja doch in der letzten Zeit keiner Beſprechung zugänglich geweſen, und als dieſe trotz alles Widerſpruchs auf ihrem Entſchluß beharrte, tröſtete ſich die Mutter mit dem Gedanken, die Tochter ſelbſt werde bald der freiwillig erwählten Niedrigkeit ſatt ſein; einem ſo begabten Mädchen müſſe es dann leicht werden, eine beſſere Stelle zu finden, wenn man nur erſt ihren Wert erkannt habe; daß man ſie bald erkennen würde als zu gut für dieſe Stellung, daran zweifelte ſie nicht. Das letzte, ſchwerſte Bedenken wegen des falſchen Namens, unter dem Thusnelda auftreten wollte, hob Advokat Sauer. Ein hochgeſtellter Polizeibeamter in Berlin war ein Jugendfreund von ihm; dem wollte er im Vertrauen mitteilen, wie ſich die Sache verhielt, und war gewiß, daß dieſer, ein milder, einſichtsvoller Mann, unter ſolch bewandten Umſtänden die Augen zudrücken und im Notfalle das Fräulein vor Unannehmlichkeiten ſchützen werde.



So waren zunächſt die Wege geebnet und Thusnelda arbeitete eifrig an Vereinfachung ihrer Garderobe für die neue Stelle; es war die Spannkraft der Jugend, der Reiz einer neuen Lage, der Zauber der Ferne, der ihr den Wechſel von dem verwöhnten Töchterlein eines reichen Hauſes zur Dienerin, den die Mutter noch gar nicht ins Auge faſſen konnte, nicht ſo bitter erſcheinen ließ. Sie ging der Sache mit einer Art geheimen Vergnügens entgegen, das ſie ſich nur nicht geſtehen wollte in ſo trauriger Zeit, faſt wie einer Maskerade. Dazu kam noch ihr Mädchenſtolz gegenüber von Arthur Braun, deſſen Mutter ihnen unter der Hand Unterſtützung angeboten hatte. Thusnelda wollte zeigen, daß ein Mädchen ohne die Hilfe und Gnade eines Mannes ehrenvoll durchs Leben kommen könne. Wohin ſie gehe, ſollte niemand erfahren, und es war nicht ſchwer, es verborgen zu halten, da auch ihre Mutter die Stadt verließ. Der Gehalt ihrer neuen Stelle war groß; ſie wollte ihre Bedürfniſſe aufs äußerſte beſchränken, und hoffte ſo für ihre Familie ſorgen, den Brüdern zu ehrenvollem Fortkommen in der Welt helfen zu können; — die Mutter hatte alle ihr möglichen Opfer gebracht, um aus dem ausgebrochenen Konkurs wenigſtens den Namen ihres Gatten unbefleckt zu retten; — dann, wenn auch die Zukunft der Familie geſichert war, wenn der Name Kamphauſen wieder mit Ehren genannt werden konnte, dann wollte ſie aus der Verborgenheit hervortreten und nicht mehr namenlos, wenn auch in der Stille, ſich ihres Werkes freuen. Mit ihren Anſprüchen auf eigenes Glück, auf eine Zukunft ihres Herzens glaubte ſie rein fertig zu ſein und war doch kaum achtzehn Jahre alt! Ob in der verborgenen Tiefe des Herzens, auf dem dunklen Grunde, in den nur ſelten das Licht klaren Erkennens und Bewußtſeins fällt, — ob da nicht doch verſchwommene Bilder auftauchten von wunderbarem Glück, das hie und da armen Mädchen zu teil geworden? Märchen von dem fremden Königsſohn, der die verzauberte Prinzeſſin erlöſt und in ſein Reich voll Glanz und Herrlichkeit führt? das hat ſie nicht geſtanden, — wenn es ſo war, ſo wußte ſie es ſelbſt nicht; ſie gehörte, wie ſchon bemerkt, nicht eben zu den träumeriſchen Naturen.

Es war ein recht anſtändiges, hübſch eingerichtetes Vorzimmer, wo an einem Fenſter, das freilich nur auf einige Hinterhäuſer ging, die Jungfer der Frau Generalin von Paulſen an einem Tiſchchen ſaß und nähte. Sie ſaß und nähte da Tag für Tag, alle die Zeit, wo ſie nicht ihrer Dame bei der Toilette half, oder mit ihr ausfahren durfte; es ſchien ihr bald, als habe ſie ſchon Jahrzehnte lang da geſeſſen, — ſo lang ſie wußte, — und als ſei ihr ganzes früheres Leben nur ein Traum geweſen. Sehr wenig Wechſel bot ihr Leben in dieſer großen, geiſtig belebten, wechſelvollen Stadt; ſie hatte nicht viel von den Leiden und Bedrückungen der Dienſtbarkeit, der Fremde erfahren dürfen; aber auch nichts, gar nichts von den Abenteuern und unerhörten Begebenheiten, mit denen ſich eine junge Phantaſie, bewußt oder unbewußt, dieſe Fremde belebt.

So leicht, wie ſie ſich gedacht, war ihr das ſelbſterwählte Los nicht geworden, und ſie hatte begreifen lernen, warum dem Brahmanenvolke der Verluſt der „Kaſte“ als unermeßliches Unglück erſcheint. Ganz und gar ausgeſchloſſen zu ſein von dem Kreis, für den ſie erzogen war; ganz und gar ohne alles Anrecht auf die einfachſte Rückſicht, die einer Dame gebührt, — denn Aufmerkſamkeiten aus ihrem jetzigen Kreiſe wies ſie natürlich entſchieden zurück, — in ſo tiefer, völliger Herzenseinſamkeit zu leben: es war ſchwerer, als ſie geglaubt, und die Lage einer Gouvernante, ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, hätte wohl kaum ſo gänzlich einſam und freudlos ſein können.

Das Bitterſte war ihr die Vertraulichkeit mit ihren jetzigen Standesgenoſſen geweſen, bis ſie es durch ihr vornehmes Köpfchen und durch beharrlich kühle Zurückhaltung ſo weit gebracht hatte, daß es im Dienerkreiſe hieß: „Das ellig hochmütige Ding läßt man laufen.“ Thusnelda hatte nicht den liebevollen Blick, der auch im Sande noch Perlen ſucht und findet, nicht die vertrauenerweckende Weiſe, der ſich ungeſucht die beſte Seite andrer erſchließt; ſie wußte nicht, daß ſie nie hochmütiger geweſen war als jetzt, zur Zeit ihrer tiefſten Erniedrigung, — ſie hielt das nur für notwendige Selbſtachtung.

Einen Troſt hatte ſie: den, daß ihr Opfer kein vergebliches war. Ihre Stelle war in Wahrheit ſehr einträglich. Die Mutter brauchte zwar im Augenblick die Unterſtützung nicht, da ſie bei der Schweſter nicht teuer lebte und mit Handarbeiten erwarb, was ſie und Ewald bedurften; aber für die Ausbildung der zwei älteren Brüder war der Zuſchuß, den Thusnelda ſenden konnte, von größtem Wert.

Adolf, der älteſte, hatte zwar eine gute Stelle in Genf gefunden, aber er bedauerte unendlich, nichts für die Seinen thun zu können, — „das Leben in Genf ſei wirklich ſehr teuer; er wiſſe kaum, wie er es möglich machen ſolle, mit ſeinem Gehalte zu reichen; müſſe ſich ungemein einſchränken, ſo ohne allen Zuſchuß von Haus ꝛc.“: die Mutter aber pries und ſchätzte Thusneldas opferfreudiges Gemüt um ſo höher und beſchwor ſie, wenn ſie ſich nicht glücklich fühle, doch eine andre Stelle zu ſuchen . . . Thusnelda klagte nicht, ſie hatte in Wahrheit wenig zu klagen, ihre Stelle war eine vielbeneidete und galt für die beſte in ihrer Art.

Da ſaß ſie und nähte. Sie hatte das Träumen und Sinnen beſſer gelernt als in früheren Tagen, hier, wo ſie mit ihrem Herzen ſo ganz allein ſtand, und, ſeltſam, die Erinnerung trug ſie nicht oft zurück in die kurze Glanzperiode ihres jungen Lebens, in die Zeit, wo ſie, eine bewunderte Erſcheinung, in glänzenden Räumen ſich bewegt: es war unter all den vielen Geſtalten, die dort an ihr vorübergegangen, nicht eine, bei der ihr Herz verweilen mochte. Auch die Penſionserinnerungen kehrten nicht oft ein bei ihr; ſie war nicht ungern dort geweſen, hatte auf gutem Fuß geſtanden mit all den Mädchen: aber ſie war nie von dem Freundſchaftsraptus befallen worden, der ſonſt das Glück und den Reiz junger Jahre bildet. Sie gehörte überhaupt nicht zu den leicht entzündlichen Gemütern; ſie hatte von Liebe geleſen und gehört, ſie hätte wohl ſelbſt gern gewußt, ob ſie denn auch einmal lieben könnte; aber ſie hatte bis jetzt noch nie eins der vielgeſchilderten Symptome der Liebe an ſich gefunden, — „ein Glück, wenn ich nicht liebefähig bin.“

ſagte ſie mit leiſem Seufzen, „es wäre ja doch vergebens.“ Sie gedachte am liebſten der frühen Kinderjahre, wo die Eltern noch kein Haus gemacht; wo ſie beſcheidentlich in Brauns Parterre gewohnt; wo ſie mit den Brüdern auf der Terraſſe geſpielt und die Mutter aus der Laube zugeſehen: — dieſe Bilder allein machten ihr das Herz warm.

Eine eintretende Dame, Frau von Raknitz, unterbrach ihr Sinnen. „Bitte, melden Sie mich bei der Frau Generalin! Doch, halt! das iſt wohl bei mir kaum nötig. Sie ſind aber ſo gut und befreien mich von meinen Ueberſchuhen, der Schmutz war bodenlos und ich bekam keinen Wagen.“ Thusnelda war noch nicht ſo weit vorgerückt in der Schule der Demut, daß nicht ihr Blut gekocht und ihre Wange geglüht hätte, als die Dame graziös vornehm den Fuß auf einen Schemel ſtreckte und ſich ſehr paſſiv bei der Sache verhielt, dann aber mit einem flüchtigen Dank ins innere Zimmer ſchritt.

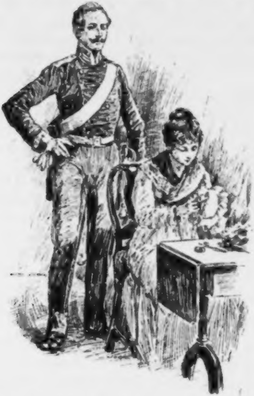
„Sie haben da wirklich eine nette Perſon,“ äußerte im Verlaufe des Geſprächs Frau von Raknitz zu der Generalin. „Sie macht einen etwas vornehmen Kopf; dies Privatvergnügen kann man ihr ſchon gönnen, aber äußerſt anſtändig, auch nicht ungewandt, nur faſt etwas zu hübſch.“

„Hat nichts zu ſagen bei der,“ beruhigte ſie die Generalin; „ſie hält etwas auf ſich. Gerade der vornehme Kopf iſt ein Glück in meinem Hauſe, wo ſo viel Mannsperſonen aus- und eingehen und wo männliche Bediente ſind. Woher ſie dieſes Air hat, weiß ich nicht; denn laut ihres Dienſtſcheins war ihr Vater ein Buchbinder . . .“

„Vielleicht vom Leſen, wozu Buchbinderstöchter viel Gelegenheit haben.“

„Mag ſein; daran hat ſie viel Geſchmack; ich habe ihr auch Erlaubnis erteilt, meine Bibliothek zu benützen. Geſchickt iſt ſie, ein wahrer Schatz; ſie muß etwas drunten gehalten werden, das iſt wahr; auch iſt mir ihr ſchweigſames, vornehmes Weſen hie und da läſtig; aber es hat, wie geſagt, ſein Gutes. Es wird ſich nicht leicht ein Bedienter oder ein junger Mann von Stande zum zweitenmal eine zudringliche Aeußerung gegen ſie erlauben, — ſelten zum erſtenmal. Nur mit dem Wachtmeiſter, der gar oft zum Rapport zu meinem Mann kommt, unterhält ſie ſich etwas mehr; das iſt aber ein ſolider, geſetzter junger Mann. Er ſteht in Geſchäftsverkehr mit ihr; da Luiſe wirklich gut in der Feder iſt, ſo muß ſie in meines Mannes Abweſenheit notieren, was er zu rapportieren hat. Er iſt, ſo ſcheint es, ihr ſtiller Bewunderer, und wir hätten nichts dagegen, wenn die Leutchen zuſammenkämen. Das Mädchen kann etwas Schönes zurückgelegt haben: ſie iſt äußerſt ſparſam, und Sie wiſſen, ich bezahle ſtets hohen Lohn, um perfekte Leute zu bekommen; verlieren würde ich ſie freilich ungern.“

Der „Herr Wachtmeiſter“, über den hier verfügt wurde, hatte ſoeben im Vorzimmer der „Fräulein Luis“ ſeinen Bericht an den General diktiert. Die Generalin hatte nicht unrecht; er war der einzige unter den Männern hohen und niedern Standes, die in dem Hauſe aus- und eingingen, mit dem Thusnelda, hier Luiſe genannt, freundlich und natürlich verkehrte. Es lag eine unwiderſtehliche Herzensgüte in ſeinen ehrlichen, blauen Augen; er begegnete ihr, die er nur als das Kammermädchen, als die arme Buchbinderstochter kannte, mit einem ernſtlichen, ungeheuchelten Reſpekt, der ihr wohl thun mußte, gerade weil ſie ihn ausſchließlich ihrer eigenen Perſönlichkeit verdankte. Er hatte ſie gegen Unbeſcheidenheit und Spöttereien, die ſich anfangs die Dienſtboten des Hauſes gegen ſie erlaubten, ſo kräftig und nachdrücklich verteidigt, daß ſie ſeither für immer in Ruhe gelaſſen wurde, und ſie mußte ihm dafür dankbar ſein. Er ſelbſt hätte einer Königin nicht achtungsvoller begegnen können. Der Wachtmeiſter war faſt ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt; er berichtete ihr die Tagesneuigkeiten der Hauptſtadt, von denen ſie, da ſie allein im Vorzimmer, nicht mit der andern Dienerſchaft ſpeiſte, nie etwas erfahren hätte. Er war auch ein ſtrebſamer junger Mann; hie und da brachte er ihr wirklich anziehende Bücher, die er dem blutarmen Kandidaten, der neben der Kaſerne wohnte, aus



Mitleid abgekauft, und ließ ſich von ihr darüber belehren. Wie ſehr Thusnelda es auch innerlich für Herablaſſung ihrerſeits anſehen mochte, dieſer einzige menſchliche Verkehr that ihr doch wohl, und ſie freute ſich unwillkürlich, wenn ſie den feſten, klingenden Tritt des Wachtmeiſters auf dem Gang hörte. Auch war dieſer ein verſtändiger und gefälliger Beiſtand in allen Dingen des täglichen Lebens, wo ſie eines ſolchen bedurfte; ſie war ſeine Vertraute in all ſeinen Angelegenheiten. Er brachte ihr die Zeitung und las ihr die politiſchen Neuigkeiten vor, die damals, als die Stürme der franzöſiſchen Eroberungskriege die Welt bewegten, merkwürdig und ſpannend genug waren; er teilte ihr alle Befürchtungen für ſein Vaterland mit, alle ſeine kriegeriſchen, patriotiſchen Pläne. Da konnte ſie auch, wenn ſie in ſein glühendes Geſicht, in ſeine funkelnden Augen ſah, den Unterſchied der Bildung vergeſſen und ſich mit ihm und für ihn intereſſieren wie für einen Freund.

Heute nun ſtand er nach beendigtem Rapport hinter ihrem Stuhl und betrachtete aus reſpektvoller Entfernung das zierliche Häubchen, das ſie für ihre Dame garnierte. „Aber thun Ihnen nicht die Augen weh, Fräulein Luis, von all dem feinen Zeug da?“ fragte er endlich.

„Manchmal; doch thue ich es gern.“

„Glaub's wohl; was man verſteht, thut man immer gern: ehe ich zum Militär kam, war ich Stubenburſch bei zwei ledigen Herren. Gelehrte waren's, ich glaube, ich hab' daher noch die Freude an den Büchern; denen wichſte ich die Stiefel — wiſſen Sie, Suwarow mit Quäſtchen daran — ſo blank, daß es in der ganzen Stadt eine Pracht war. Nun ſehn Sie, Fräulein Luis, ſo oft ich einen Kerl ſo ungeſchickt Stiefel putzen ſehe, ſo faßt mich die Luſt, ſie ihm aus der Hand zu reißen und ſelbſt zu wichſen, aus purer Freude daran; ſo geht's Ihnen wohl mit den Sachen, die Sie ſo hübſch machen.“

Thusnelda war nun eben nicht ſonderlich erbaut von dem Vergleich mit einem Stiefelwichſer; doch konnte ſie dem Wachtmeiſter nicht böſe werden, der bei ſeiner Treuherzigkeit nie die Achtung verletzte.

„Sie ſollten mehr ins Grüne gehen, Fräulein Luis,“ hub er wieder an; „es iſt wirklich prächtig draußen, und wär's auch nur unter den Linden.“

„Ich fahre ja hie und da mit der Dame aus,“ ſagte Thusnelda, „allein gehen kann ich doch nicht.“

„Ja, da haben Sie freilich recht,“ ſagte er nachdenklich; „ich begreif's wohl, daß Sie keine Freundin haben können unter den Mädchen da, die ſind alle ſo ganz anders wie Sie; aber ausfahren, ſo mit der gnädigen Frau und dem Schoßhund, das thut's doch auch nicht.“

„Wiſſen Sie,“ fuhr er mit großer Wärme, nicht ohne einige Verlegenheit daneben, fort, „ich meine oft, obgleich Sie's hier ja gut haben und die gnädige Frau nicht bös iſt, — und das Haus ſchön, — ich meine doch, wenn Sie eine eigene Heimat hätten, nur vier niedliche Stübchen, vielleicht mit einem Gärtchen am Hauſe, — und jemand, der recht Sorge zu Ihnen trüge, — Sie ſo recht von Herzen lieb hätte, — wenn er auch nicht gerade reich wäre, oder vornehm, — ich meine nur ſo, — dann würde es Ihnen gewiß erſt recht wohl ums Herz, und Sie würden wieder ganz ſchöne, rote Backen bekommen und öfter lächeln, wie es Ihnen ſo gut ſteht . . .“

Mädchen haben ſonſt einen ganz feinen „Merks“, — wie es der Schwabe nennt, — aus den Worten oder dem Weſen eines Mannes ein tieferes Herzensintereſſe für ſich zu leſen; ja, ſie ſehen oft mehr, ſelten weniger, als wirklich vorhanden iſt. Thusnelda Kamphauſen, die ſich aber denn doch im ſtillen vorkam, wie die verbannte Prinzeſſin im Märchen, die eine Weile als Gänſemagd dient, — die dachte ganz und gar nicht daran, aus den Worten eines Wachtmeiſters eine tiefere Beziehung zu leſen; ſie war, während er ſein beſcheidenes Zukunftsgemälde für ſie entrollte, ganz auf eigene Hand verſunken in Gedanken an jene Villa, die ſie ſich einſt ausgemalt; — freilich hatte Herr Arthur Braun nie eine Stelle in jenem Bilde eingenommen; die Geſtalt, die ſie ſich hineindachte, war noch in unbeſtimmten Umriſſen.

Ein Glück, daß die heraustretende Frau v. Rakniz den Wachtmeiſter unterbrach, eh' er bemerkte, wie ganz und gar nicht „Fräulein Luis“ in ſeine Ideen eingegangen war.

„Ah, eine Unterredung!“ lächelte die Dame, nicht achtend auf die glühende Röte des Unwillens, die auf Thusneldas Geſicht aufſtieg, „bedaure zu ſtören; ich muß Ihre Hilfe, mein Kind, zu meinen fatalen Ueberſchuhen wieder in Anſpruch nehmen.“ Bereits hatte ſie Platz genommen und die Füße bequem auf dem Schemel ausgeſtreckt.

„Erlauben gnädige Frau, daß ich Sie bediene,“ fiel raſch der Wachtmeiſter ein, indem er die betreffenden Schuhe herbeibrachte.

„Aber, Herr Wachtmeiſter, was fällt Ihnen ein?“ fragte verwundert und ſehr beluſtigt die Generalin, die ihre Freundin begleitet hatte. Und wirklich nahm ſich die ſtattliche, ſonſt ſo gerade und aufrechte Geſtalt des Wachtmeiſters höchſt eigentümlich aus bei der Dienſtleiſtung, die er übrigens ſehr geſchickt verrichtete.

„Bitte,“ ſagte er mit unverminderter Würde aufſtehend, „einer Dame kann man wohl einen ſolchen Dienſt erweiſen; das war ſchon vor alten Zeiten ſo.“ Frau v. Raknitz wurde oft ſeitdem von der Generalin mit dem ſtattlichen, ehrenfeſten Anbeter geneckt; ſie konnte die Neckereien beſſer ertragen, als es Thusnelda möglich geweſen wäre, der eigentlich jener Dienſt gegolten.

Wenige Tage darauf hatte Thusnelda eine Beſorgung für die Generalin zu machen; noch war ſie nicht weit vom Hauſe, als der Wachtmeiſter in ſeiner gewöhnlichen ſtrammen Dienſthaltung auf ſie zuſchritt; ſie wollte mit kurzem, freundlichem Gruße vorüber, aber er hielt ſtille.

„Fräulein Luis,“ ſagte er im Tone einer dienſtlichen Meldung, aber ſo tief traurig zugleich, daß ſie erſtaunt aufſah; er machte ein wahres Leichenbittergeſicht. „Was haben Sie?“ fragte ſie erſchrocken.

„Fräulein Luis,“ fuhr er in demſelben traurigen Tone fort, „ich ſoll Ihnen ein Billet übergeben.“

„Mir?“ fragte Thusnelda verwundert, „von wem?“

„Von einem Herrn, der im Hotel zur Krone wohnt,“ antwortete er, wo möglich noch gewichtiger und trauriger als zuvor.

„Ich kenne keinen Herrn, der mir zu ſchreiben hätte, und begreife nicht, Herr Wachtmeiſter, wie Sie zu dieſer Beſorgung kommen,“ ſagte Thusnelda, nun ihrerſeits kurz angebunden.

„Der Kellner vom Hotel kennt mich,“ berichtete, etwas erleichtert wie es ſchien, der Wachtmeiſter; „er ſagte mir, er ſei in Verlegenheit, wie er das Briefchen unbemerkt an ſeine Adreſſe bringen ſoll, und wußte, daß ich im Hauſe ſeiner Excellenz, des Herrn Generals aus- und eingehe.“ Zugleich überreichte er Thusnelden das Briefchen, das, eilig zuſammengefaltet, kaum das Anſehen einer gefährlichen Botſchaft hatte. Um nicht Aufſehen zu erregen, ging ſie mit dem Wachtmeiſter langſam vorwärts und öffnete, noch immer betroffen, den Brief. „Bruder Adolf!“ rief ſie erſtaunt; ſie hatte nicht einmal ſeine Handſchrift gleich erkannt, weil ſie nie mit ihm brieflich verkehrte, und die Geſchwiſter immer nur durch Vermittlung der Mutter voneinander gehört hatten.

„Liebe Schweſter!“ lautete der Brief, „ich befinde mich in Geſchäften hier und möchte, vorzüglich auf den Wunſch unſrer Mutter, Dich, liebe Schweſter, bei ſolcher Gelegenheit begrüßen. Da mir aber beſondere Umſtände, die ich mündlich erläutern will, nicht erlauben, Dich in Perſon aufzuſuchen, ſo bitte ich Dich, mich hier im Hotel zur Krone auf meinem Zimmer Nr. 27 im Laufe dieſes Vormittags zu beſuchen, ohne jedoch Deiner Herrſchaft von meiner Anweſenheit Mitteilung zu machen. Frauenzimmer wiſſen ſo etwas ſchon einzurichten, und es iſt hier Fürſorge getroffen, daß Du ganz unbemerkt in mein Zimmer gelangen kannſt.

In angenehmer Hoffnung, Dich bald zu ſehen,

Dein treuer Bruder

Adolf.“

„Es iſt mein Bruder, der hier iſt,“ ſagte Thusnelda ziemlich ratlos zu dem Wachtmeiſter, „und der mich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, ohne Vorwiſſen der Generalin zu ſprechen wünſcht. Aber kann ich ihn ſo allein im Hotel aufſuchen?“

„Ich begleite Sie, Fräulein Luis,“ ſagte der Wachtmeiſter mit dem berechtigten Selbſtgefühl eines Mannes, der weiß, daß man ſich ihm anvertrauen darf. „Ich gehe etliche Schritte hinter Ihnen oder auf der Seite,“ ſetzte er beruhigend hinzu, als er einige Verlegenheit bei ihr bemerkte, „wenn es Ihnen lieber iſt; im Gaſthof kennt man mich und denkt, daß ich Sie im Auftrag der Herrſchaft begleite. Ich erwarte Sie dann unten, um Sie wieder nach Hauſe zu führen.“

So kam denn Thusnelda unter dem reſpektvollen Schutze ihres Begleiters wohlbehalten am Ziele an. Nicht ohne tiefe

Bewegung begrüßte ſie den Bruder, den erſten von all den Ihrigen, den ſie nach der Trennung von der Heimat wieder ſah; freilich war er ihr durch die langen Jahre der Entfernung innerlich und äußerlich etwas fremd geworden.

„Schön, liebe Schweſter!“ begrüßte er ſie; „freut mich ungemein, dich geſund und ſo hübſch wieder zu ſehen. Wäre eigentlich meine Schuldigkeit geweſen, dich aufzuſuchen . . .“

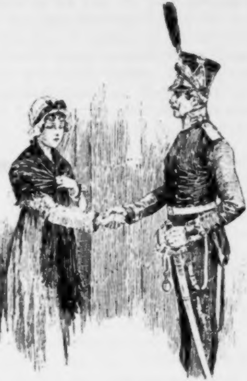
„Ich wäre dir dankbar dafür geweſen,“ ſagte Thusnelda etwas beleidigt; „es war nicht angenehm für mich, in den fremden Gaſthof zu gehen.“

„Gewiß, gewiß, that mir auch leid um deinetwillen. Aber ſieh, Schweſterchen,“ — er ging etwas verlegen auf und ab, — „meine Geſchäfte führen mich hieher zu dem Onkel meines Prinzipals, — Herrn Baruch — er hat zwei Töchter. — Ich könnte, falls es mir gelingt, günſtigen Eindruck zu machen, möglicherweiſe Ausſicht auf eine ſehr vorteilhafte Verbindung haben, — mein Prinzipal iſt kinderlos; — Fräulein Lea, die ältere, iſt nicht eben ſchön, aber ein geſcheites Geſicht, — höchſt orientaliſch. — Auch die Religion iſt kein Hindernis, die Töchter laſſen ſich taufen in jeder beliebigen Konfeſſion. Nun verſteht ſich, daß ich meine Familie nie verleugnen werde, — im Gegenteil, — aber die Familie Baruch hält ungemein viel auf ariſtokratiſche Verbindungen; — ich fürchte, wenn man gerade erfährt, daß du hier als Jungfer in Dienſt biſt, obgleich es ungeheuer ehrenvoll von dir iſt, daß du den Entſchluß gefaßt, — es könnte doch für den Augenblick einen unangenehmen Eindruck machen. Daher wollte ich dich nicht ſelbſt aufſuchen und dachte, — du haſt ja wohl allerlei Ausgänge zu machen, — du würdeſt es leichter unbemerkt einrichten können.“

Es brauchte lange, bis Herr Adolf ſeine ſehr unterbrochene Rede zu Ende brachte, und noch länger, bis Thusnelda das Gefühl tiefer Kränkung über ſeine herzloſe Eigenſucht in etwas zurückdrängen konnte. „Und an mich haſt du nicht gedacht,“ ſagte ſie mit einiger Bitterkeit, „nicht an alles, dem ich mich ausſetze, wenn ich ohne Vorwiſſen der Generalin (das Wort

‚Herrſchaft‘ oder ‚meine Herrin‘ wollte nie über ihre Lippen) in einen Gaſthof zu einem Herrn gehe?“

„Ach, das kann ja nicht auffallen, hier in der großen Stadt, und ſpäter, weißt du, wenn alles gut gehen ſollte, werde ich wohl Wege finden, dich der Familie Baruch vorzuſtellen; warum haſt du auch gerade eine derartige Stelle gewählt?“



„Weil ich Geld verdienen wollte, um Mutter und Brüder nicht Not leiden zu laſſen,“ entgegnete Thusnelda kurz und ſcharf.

So viel ſich auch Adolf bemühte, die Schweſter zu beſchwichtigen, ſo viel dieſe ſuchte, ihre gerechte Empfindlichkeit zu überwinden, — das Beiſammenſein der Geſchwiſter blieb ein ziemlich unerquickliches.

Thusnelda brach bald auf, um die koſtbare Zeit des Bruders nicht zu beſchränken; ſein Anerbieten, ſie im Wagen bis in die Nähe ihrer Wohnung bringen zu laſſen, lehnte ſie dankend ab. Und doch, im Augenblick, wo ſie tief und bitter gekränkt war über den Hochmut ihres Bruders, der ſich ihrer ſchämte, — empfand ſie ſelbſt eine peinliche Verlegenheit über die Begleitung des redlichen Wachtmeiſters, der freilich nicht ihr Bruder, aber doch ihr getreuer Freund war, und der ſie abermals in reſpektvoller Ferne ſicher nach Hauſe begleitete, wo ihre lange Abweſenheit nicht bemerkt worden war.

Nach einigem Kampf mit ſich bot ſie ihm beim Abſchied die Hand und ſagte: „Danke, Herr Wachtmeiſter, und — nicht wahr, Sie glauben mir, daß ich bei meinem Bruder war?“ Die tiefe Röte ihres Geſichtes hätte erſt ihre Worte verdächtigen können; wie peinlich empfand ſie die Lage, die ſie zu einer ſolchen Erklärung nötigen konnte! aber ſie konnte nicht ertragen, daß der Wachtmeiſter unrecht von ihr denken ſollte. „Sei'n Sie ruhig, Fräulein Luis,“ ſagte dieſer würdevoll, „warum Ihr Bruder es ſo gemacht, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß ich Ihnen glaube. Guten Tag, Fräulein Luis!“

Nicht zu lange nach dieſem ritterlichen Dienſt des Wachtmeiſters ſaß Thusnelda ſpät abends in dem erkalteten Vorzimmer, um auf ihre Dame zu warten, die noch in Geſellſchaft war. Die übrigen Dienſtboten, mit Ausnahme des Portiers, waren ſchon zur Ruhe gegangen; ſie war ganz allein in dem fremden Haus, — allein in der Welt. Doch nein, ſie hatte heute eben einen Brief von der Mutter erhalten, einen Brief voll Liebe und Dank für ihre kindliche Hilfe; aber ſie fühlte ſich doch einſam und unbefriedigt in tiefſter Seele. Sie hatte ihren Dienſt angetreten wie eine Maskerade; ſie hatte ihren Stolz dareingeſetzt, ihn mit äußerſter Pünktlichkeit zu verſehen: aber wie ſie ihn verſah unter fremdem Namen, ſo war auch ihr Herz nie dabei geweſen: ſchweigſam, im Gefühl tiefer Herabwürdigung, wie eine beleidigte Unſchuld hatte ſie ſtreng und ſorgſam ihre Pflicht gethan; eine Pflicht aber, ſie ſei auch anſcheinend noch ſo äußerlich, muß mit dem Herzen gethan werden, ſonſt bleibt ſie drückend und innerlich unbelohnt.

So fühlte ſie ſich denn ſehr allein und nicht glücklich trotz des großen und nicht vergeblichen Opfers, das ſie den Ihrigen gebracht. Sie war im Zweifel, ob ſie den rechten Weg gewählt; ſie ſah die Gegenwart freudlos, die Zukunft ohne Hoffnung; es war eine ſchwere Stunde. Da klang raſcher als ſonſt der feſte, dienſtliche Schritt des Wachtmeiſters auf dem Gang, unwillkürlich klopfte ihr Herz und richtete ihr Haupt ſich auf; es war doch ein Menſch, der einzige Menſch ihrer Umgebung, mit dem ſie ſozuſagen auf rein menſchlichem Verkehrsfuße ſtand. „Was führt Sie ſo ſpät noch her, Herr Wachtmeiſter?“ fragte ſie, als er etwas außer Atem, mit erregter Miene, wie ſie ihn nie geſehen, vor ihr ſtand. „Haben Sie noch einen Rapport? Der Herr General iſt abweſend.“

„Mein Rapport lautet an Sie, Fräulein Luis,“ begann er, und ſeine ehrlichen blauen Augen glänzten in einem Feuer, das ſie nie geſehen. „Ich habe all meine Wünſche erreicht. Durch des Herrn Generals Vermittelung iſt mir für beſondere Leiſtungen auf der Kanzlei eine anſehnliche Zulage verwilligt und Heiratserlaubnis erteilt worden; durch den Tod meines Vaterbruders, des Bürſtenbinders Steinhuber, iſt mir ein gar nettes, kleines Wohnhaus mit Gärtchen in der Vorſtadt zugefallen, und ich habe die Vergünſtigung, daſelbſt und nicht in der Kaſerne meine Wohnung nehmen zu dürfen. Fräulein Luis,“ ſeine Stimme ſtockte vor innerer Bewegung, „wollen Sie das mit mir teilen? — Es iſt freilich,“ hub er wieder an, als ſie ſchwieg, „jetzt kaum eine Zeit, wo ein Soldat daran denken ſollte, ein Bündnis zu ſchließen, und ich werde auch nicht zurückbleiben, wenn's los geht, aber — ich denke, gerade weil man nicht weiß, wie's kommt, iſt doch ein rechtſchaffenes Frauenzimmer geſchützt bei einem braven Mann, — und wenn ich fallen ſollte, iſt auch für Sie geſorgt.“

Noch immer ſaß Thusnelda ſtill, das Haupt in die Hände geſenkt. „Ich weiß wohl,“ ſagte er, etwas weniger ſicher, „ein ſo feines und vorzügliches Frauenzimmer wie Sie hätte wohl noch etwas Beſſeres abwarten können; aber ſehen Sie, ich mein's redlich, und — gewiß und wahrhaftig, Sie ſollten es gut bei mir haben.“

Die Rednerkunſt des ehrlichen Mannes war zu Ende und Thusnelda war noch immer ſtill; einen Augenblick empfand ſie das wohlthuende Gefühl, das jedes Mädchenherz empfinden muß, das ſich von einem rechten Mann in ehrenhafter Weiſe geliebt und geſucht weiß. Dann aber zuckte ein tiefes, ſchmerzliches Weh durch ihr Herz, und erſchrocken ſah der redliche Werber den traurigen Ausdruck ihres Geſichtes. „Wie gut ſind Sie, lieber Herr Steinhuber!“ ſagte ſie, ihn zum erſtenmal bei ſeinem Namen nennend, mit bewegter Stimme, „Sie wählen ein armes, dienendes Mädchen, deren Familie, deren Vergangenheit Sie nicht einmal kennen . . .“

„Bitte, Fräulein Luis,“ ſagte er beruhigend, „das darf Sie nicht kümmern. Sie ſind tugendhaft und rechtſchaffen, ich frage nur nach Ihnen, ſonſt nach gar nichts; meine Eltern und Voreltern ſind zwar lauter rechtſchaffene Leute von ſtrengen Sitten geweſen, aber meine ſelige Mutter ſelbſt könnte kein beſſeres Frauenzimmer für mich wünſchen als Sie.“ Ihre feine, gebieteriſche Erſcheinung hatte wohl den Gedanken in ihm erregt, als ſei ſie vielleicht ein nicht geſetzmäßiger Sproſſe aus vornehmem Stamm.

„Sie meinen es ſo herzensgut, ſo redlich mit mir,“ ſagte Thusnelda, wieder errötend über die Vermutung, die in ſeinen Worten lag; „aber ich kann nicht — gewiß, beſter Herr Steinhuber, ich kann nicht.“

„Ich bin,“ fuhr ſie etwas zögernd fort, als er ſie mit trauriger Ueberraſchung anblickte, „ich bin nicht ganz, für was Sie mich halten. Meine Name iſt Thusnelda Kamphauſen, mein Vater war der Bankier dieſes Namens; nach ſeinem Tode habe ich Dienſte unter fremdem Namen genommen, um meine

Familie, über die viel Unglück gekommen war, zu unterſtützen ... O, hätte ich es nicht gethan! Ich ſehe jetzt, daß ſich jede Unwahrheit rächt. — Sie meinen es ſo gut; aber — ich kann wirklich nicht .... um meiner Familie willen ...." Ihr ſonſt ſo ſtolzes Auge ſenkte ſich tief vor dem ernſten, unſäglich traurigen Blick, den der ſchlichte Mann auf ſie heftete. „Das ſehe ich nun wohl," ſagte er langſam, „daß Sie nicht können, und ich fühle auch, daß es nicht Stand und Familie allein iſt, was zwiſchen uns ſteht. Ich wollte freilich, daß ich's gewußt hätte; ich habe mich ſo ſehr, ſo ſehr gefreut, als ich glaubte, daß ich Sie glücklich machen könne; — das iſt nun alles vorbei."

Er wandte ſich zum Gehen. „O, Sie müſſen nicht ſo fort von mir!" bat Thusnelda. „Es thut mir ſo von Herzen leid, bitte, verzeihen Sie mir!"

„Wenn Sie glauben, daß ich etwas zu verzeihen habe, ſo ſei es Ihnen recht von Herzen verziehen," ſagte der Wachtmeiſter und reichte ihr ſeine Hand. „Ich trage Ihnen nichts nach, wahrhaftig nicht, und es ſoll doch nicht vergeblich geweſen ſein, daß wir uns gekannt haben! Leben Sie wohl, Fräulein Luis!"

Nicht ſo feſt und klingend wie ſonſt tönte diesmal ſein Schritt den Gang entlang. War es Fräulein Thusnelda Kamphauſen, die ſtolze, fein erzogene Tochter des Bankiers, die gerade im Unglück ihr Haupt noch ſtolzer erhoben hatte, dies Fräulein, um die ein Wachtmeiſter, ein Mann, der vom Gemeinen auf gedient, der einſt Stiefel gewichſt hatte, zu werben gewagt? Und ſie erglühte nicht vor Aerger und Scham, und ſie lachte nicht höhniſch über den ſeltſamen Mißgriff, ſie warf auch nicht verächtlich ihr Haupt in die Höhe? Nein, ſie ſenkte den Kopf auf die Arme, und weinte lange und bitterlich; weinte, als ob ſie ein Glück unwiederbringlich verloren, weinte, ohne daß ſie recht wußte, warum; nicht eben aus Reue; denn als ſie ſchweigend ihre heimgekehrte Herrin entkleidet hatte und ſich todmüde niederlegte, ſagte ſie ſich doch noch: „Ich konnte nicht."

Und der Wachtmeiſter griff nicht nach einer Piſtole, um ſeinem Leben und ſeinem Leide ein Ende zu machen; er ſchloß ſich nicht ab in finſterem Trotz gegen das hochmütige Geſchöpf, dem er vergebens ſein Beſtes zu Füßen gelegt; er ſuchte auch nicht mit luſtigen Kameraden ſein Herzeleid zu vergeſſen und zu ertränken: — er ſtieg hinauf zu der Dachkammer des armen Kandidaten neben der Kaſerne, und länger als ſonſt ſah man von da an dort oben das nächtliche Licht brennen.

Zehn Jahre waren vorübergegangen ſeit jenem Abſchied, zehn ſchwere, inhaltreiche Jahre; ſchmachvolle und glorreiche Jahre für Deutſchland, in denen wohl ein kleines Menſchengeſchick in Vergeſſenheit kommen konnte. Jetzt, im Jubel der Friedensfeier war Schmach und Leid der Heimat vergeſſen, und ein Strahl der allgemeinen Freude drang auch in ein ſtilles, dunkles Zimmer, wo ein einſames, vergeſſenes Mädchen ſaß — Thusnelda Kamphauſen.

Ihr Leben in all dieſer Zeit war kein ſehr wechſelreiches geweſen. Die unglückliche Werbung des Wachtmeiſters war damals nicht verborgen geblieben; ſie ſelbſt hatte nicht mehr vermocht, den fremden Namen beizubehalten und ihr Verhältnis zu der Generalin war dadurch ein unhaltbares geworden, obwohl man ſich in gutem Frieden und mit den beſten Wünſchen trennte. Den Wachtmeiſter hatte ſie nicht mehr geſehen, er hatte auf einige Zeit Urlaub genommen.

Thusnelda war zu ihrer Mutter zurückgekehrt und das Ausruhen am Mutterherzen, die Liebe Bruder Ewalds, das gänzliche Losgebundenſein von einer immerhin etwas ſchiefen Stellung hatten ihr unbeſchreiblich wohlgethan.

Allzulange hatte es ſie aber nicht in dieſer Ruhe gelitten. Die äußere Lage der Mutter war ſehr beſchränkt; die Abhängigkeit von der Tante, ſo gut und wohlmeinend dieſe war, doch drückend. Thusnelda hatte wohl gewußt, daß hier nicht ihre

Heimat war; auch ſah ſie, daß ihre Unterſtützung hauptſächlich um Ewalds willen noch ſehr von Bedeutung ſei; denn immer und immer noch hoffte die Mutter von einer neuen Kur, von einem andern Arzte Geneſung und Erſtarkung für den Sohn. Bruder Adolf, der ſeine Lea noch nicht errungen, hatte Ewald einmal ſeine abgelegte ſilberne Uhr geſchickt und verſichert, es ſei ihm gerade jetzt unmöglicher als je, ſeine ökonomiſchen Kräfte zu zerſplittern: — ſo trieb es Thusnelda um der Mutter und ihrer ſelbſt willen wieder hinaus zu lohnender Thätigkeit.

Eine der wenigen getreu gebliebenen Freundinnen der Mutter, die dieſe in ihrer Verbannung noch beſuchte, half ihr zu einer Stelle, „wie geſchaffen für Sie, eine ſo nette Stelle, ſo vortreffliche Behandlung, ſo ſehr gutes Gehalt — bei zwei alten Leutchen, Baron und Baroneſſe von Heim auf einem entlegenen Gute in Bayern, — gleichſam nur als Tochter, als Pflegerin, und alt ſind die Leutchen — iſt zwar ein entfernt verheirateter Sohn vorhanden, mit vielen Kinderlein behaftet — aber, Sie verſtehen, ein anſehnliches Legat kann da nicht ausbleiben . . .“

Thusnelda trat dieſe Stelle an, und die Beſchreibung, die ſie der Mutter nach den erſten vier Wochen von ihrem Aufenthalte auf Schloß Heimburg machte, hätte ſo ziemlich nach zehn Jahren noch gepaßt. Es waren ihr, ſo ſcheint es, nicht zu ſchwere Prüfungen zugedacht; ſie hatte auch hier nicht viel zu leiden von Stolz und Härte; es war ein ſtilles, im ganzen friedliches Leben, das ſie führte; aber die Windſtillen des Lebens ſind oft viel ſchwerer zu ertragen als ſeine Stürme. Regelmäßigkeit iſt eine ſchöne Sache, wo ſie Hand in Hand geht mit geſunder, lebendiger Thätigkeit; die ſpiegelglatte Stille des Sees iſt gar anmutig, wenn im Grunde friſche Waſſer quellen: die Stille des Sees, der keinen lebendigen Zufluß hat, wird zum Sumpfe.

Das alte Paar, das ſie töchterlich zu bedienen hatte, hatte längſt den Verkehr mit der Außenwelt abgebrochen wegen der Taubheit des Herrn Barons und der allgemeinen Kränklichkeit der Frau Baronin. Ihre verſchiedenen Leiden bildeten das Hauptthema des Geſprächs bei der Dame des Hauſes. Thusnelda wußte, daß die Antwort auf ihre Frage am Morgen: „Wie haben die Frau Baronin geruht?“ zwiſchen „ganz ſchlecht“, „erbärmlich“ und „miſerabel“ wechſelte; die Detailausführung folgte dann beim Frühſtück, wo ſie dem Gatten zu ſeiner Erbauung ihre Drangſale ins Ohr ſchrie: „Die Stiche heute nacht! Es ſitzt jetzt wieder mehr im Rücken.“ — „Bei mir im Fuß,“ brummte der Baron in tiefem Baß. „Im Magen iſt's bei mir auch nicht ganz richtig,“ gellte wieder die Frau; „bei mir im Kopf,“ brummte er.

Es wurde dieſe Dienſtzeit, deren Forderungen in der That nicht ſchwer waren, da der Baron noch einen Diener zu ſeiner perſönlichen Hilfe hatte — dies Leben ohne Wechſel, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Genuß zum unerträglichen Joch für Thusnelda. Jetzt erſt fühlte ſie, welche Wohlthat in dem gleich freudloſen, wenn auch bewegteren Leben bei der Generalin der Wachtmeiſter geweſen war, der doch noch ihr Vermittler geweſen mit der Außenwelt; die alte Bötin, mit der ſie hier eine Art von Freundſchaft ſchloß, konnte jenen biedern Freund nicht erſetzen. Sie dachte in der Stille ihres jetzigen Lebens gar viel an ihn, und ſo oft ſie ſich auch ſagte: „Ich konnte nicht,“ ſo oft fühlte ſie doch einen leiſen Stich im Herzen, wenn ihr ſeine traurigen Augen beim Abſchied einfielen.

Und doch lernte Thusnelda in der freudloſen Stille, die über Schloß Heimburg lag, ein Kleinod ſuchen und finden, das ſie vermißt, aber kaum gekannt hatte in aller früheren Bewegung von Freud und Leid; ſie lernte ein ſtilles Herzensleben führen mit dem Herrn, nicht in ſüßer Schwärmerei, die aus reiner Quelle kommen kann, aber doch nur bunter Schaum iſt, — nein, in tiefem Ernſt und geſunder Wahrheit.

Das Tagesleben ſo vieler Menſchenkinder, die auch gern fromm ſein wollen, gleicht einem ſchlechten oder doch mittelmäßigen Bilde in edler Faſſung. Zwiſchen dem Morgen- und Abendgebet, das ſie oft mit wirklicher, herzlicher Andacht ſprechen, liegt ein Tag mit ſeinen Mühen und Freuden, ſeinem Schaffen und Sorgen, ohne Licht von oben: ein Tagewerk, wie es ein ordentlicher Heide ebenſo gut vollbringen könnte. Iſt dann der Tag zu Ende, ſo muß man recht wie aus einer andern Welt wieder zurückkehren, um ſich zu ſammeln zum Gebet, das, wenn auch ernſtlich gemeint, doch nur ein Samenkorn bleibt auf Stein geworfen oder unter Dorn und Diſtel geſtreut, das nicht Wurzel faſſen, nicht edlen Samen tragen kann: man kehrt nicht heim wie ein Kind ans Vaterherz, man klopft als Fremdling immer wieder an die Thore.

Hier, in ihrer Herzenseinſamkeit, lernte Thusnelda erſt, wie ſüß es iſt, als Kind im Vaterhauſe zu leben, unter den Augen des Vaters, aus ſeiner Hand das tägliche Brot zu nehmen, zu ihm aufzuſehen in jeder kleinen Herzensnot; wie ſo viel ſüßer, als ein Leben, ſei es auch nicht das des verlorenen Sohnes, der dem Vater und der Heimat den Rücken gewandt und in Sünde und Schande lebte, ſo doch das des Tagelöhners, der harte Arbeit thut um einen Groſchen bezahlten Lohns, ohne darum ein Kindesanrecht zu haben auf das Vatererbe.

Und mit dieſem Kindesgefühl, das über ſie kam wie ein wunderbares Glück, fand ſie, was ihr immer gefehlt hatte: den Blick für die kleinen Blumen, die am Wege wachſen, auch auf dürrer Heide, wo nie die volle Blüte und Herrlichkeit des Frühlings aufgeht; ein Herz für die kleinen Leiden und Freuden ihrer Umgebung, den Sinn für die beſcheidenen Genüſſe, die doch auch ihre jetzige Lage bot.

Der Schloßgarten zu Heimburg war in ſehr verfallenem Zuſtand, ſeit die gnädige Herrſchaft die freie Luft nicht mehr ertragen konnte; aber Thusnelda machte Entdeckungsreiſen in dem verwilderten Grunde, fand hie und da noch Trümmer ehemaligen Glanzes; fand noch Roſen und Hyazinthen unter den Grasblumen, und Jean, der Diener, half ihr in ſeinen ſeltenen Freiſtunden ein feines Blumengärtchen anlegen. Jean vertraute ihr ſeine Liebesſorgen und Hoffnungen an in Bezug auf das

Bauerntöchterlein, das Butter und Eier aufs Schloß brachte, die freilich ihre Erfüllung nur finden konnten in dem „dereinſtigen ſeligen Ableben des gnädigen Herrn“, wo er auf ein hübſches Vermächtnis hoffte; ſie wurde die Freundin der kleinen Kinder vom Dorfe, die ſich hie und da an die Pforte des Schloßgartens wagten, der ihnen immer noch als eine Art von Zaubergarten erſchien: kurz, wie das Auge ſich an die Dunkelheit eines Kerkers gewöhnt und allmählich neue Gegenſtände entdeckt, ſo hatte ſich ihr die Einförmigkeit ihrer Exiſtenz belebt, und ſie konnte kaum glauben, daß es ſchon zehn Jahre ſeien, ſeit ſie hier weilte.

Nicht, daß nicht hie und da neben allem innern Frieden, den ſie gefunden, der natürliche Wunſch nach menſchlichem Leben, Lieben und Freuen ſich in ihrem Herzen geregt hätte, nach einer eigenen Heimat. Aber während ihr oft ſchien, als ſei bei dieſem „ermüdenden Gleichmaß der Tage“ die Zeit ſtille geſtanden und ſie nicht älter geworden als damals, wo ſie von der Generalin gegangen, ſo kam ſie ſich zu andern Zeiten ungeheuer alt vor und war ganz und gar verzichtend auf alles, was Glück heißt hienieden.

Mich hat der Herbſt betrogen,
Der Mutter ſei's geklagt;
Die Schwalb' iſt weggeflogen
Und hat mir's nicht geſagt.

Selbſt die Zeit, die große bewegte Zeit voll gewaltiger Ereigniſſe, die zu jenen Tagen ſo ganz andern Schwunges dahinbrauſte, als in Tagen zahmen Friedens, war nur wie von ferne an ihr vorübergerauſcht. Zwar las oder vielmehr ſchrie ſie dem Baron die Zeitungen vor; da dies aber bei ſeiner Taubheit ſehr ſchwierig war, ſo beſtand ſeit alter Zeit die Einrichtung, daß der geiſtliche Herr im Dorfe alle überflüſſigen Blätter zurückbehielt und nur das Nötigſte mit Rötel anſtrich; auch hatte ſie immer reichlich genug, wenn ſie mit dieſem Nötigſten fertig war; die Zeitungen ſelbſt behielt aber der Herr Baron zur Hand, und ſie lernte ſich bald mit den allgemeinen Umriſſen begnügen, die ihr auf dieſe Weiſe bekannt wurden und die freilich noch bewegend und großartig genug waren. Das Schloß ſelbſt blieb durch große Opfer des Herrn Barons von Einquartierung und Kriegslaſten verſchont. Doch ihr Herz hatte mitgeſchlagen bei der Erhebung ihres Volkes und ſie mußte oft an ihren alten getreuen Freund denken, der gewiß nicht zurückgeblieben war, wenn er nicht ſchon in den erſten Kämpfen als Opfer gefallen. Sie hatte nie wieder von ihm gehört, und glaubte ihn nun unter den Toten.

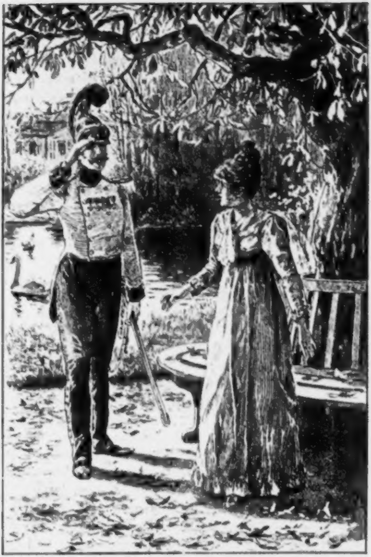
Viel patriotiſches Mitgefühl fand ſie freilich nirgends. Die Mutter war viel zu ſehr in eigenem Leid und Sorgen befangen, um ein Herz für ihr Volk zu finden. Ewald war geſtorben, nachdem Mutter und Schweſter die äußerſten Opfer gebracht, um das zarte Leben zu kräftigen und zu erhalten. Bruder Adolf hatte endlich ſeine Lea errungen; aber ſeine Dienſtjahre ſchienen damit nicht zu Ende zu ſein, wenigſtens ſchrieb er immer mit großem Bedauern, daß ſeine Verhältniſſe, gerade weil ſie jetzt ſo ſehr günſtig ſeien, ſo viele Geldmittel in Anſpruch nähmen, daß ihm noch nicht möglich ſei, mehr für die Mutter zu thun, als ſeine liebe Frau bereits gethan; — dies „Thun“ der lieben Frau beſchränkte ſich auf ein ſeidenes Kleid, das ſie bei ihrem erſten und letzten Beſuch der Schwiegermama mitgebracht hatte. Thusnelda, deren Vorname der Schwägerin ſehr gefiel, war in Gnaden zur Hochzeit geladen worden, hatte aber dankend abgelehnt.

Alfred und Eugen hatten mit Hilfe von Stipendien ihre Studien ordentlich beendet. Alfred war Referendarius und Eugen hatte eine Stelle als Unterarzt beim Militär gefunden. Die Mutter, ſchwer gebeugt durch ihres Lieblings Tod, ſchien das Gnadenbrot bei ihrer Schweſter oft etwas bitter zu finden, und Thusnelda ſehnte ſich danach, irgendwo in einem ſtillen Winkel der Erde mit der Mutter zuſammen zu leben und ihr den Lebensabend leichter zu machen. Aber dazu fehlten die Mittel nach ſo großen Opfern, die für Ewald gebracht worden waren; auch hätte Thusnelda nicht gerne die alten Leute verlaſſen; ſie fühlte, daß ſie ihnen faſt unentbehrlich war, wenn auch mehr ein Band der Gewohnheit als wirkliche Zuneigung ſie zuſammenhielt, und ſo war ihr Zukunftsplan beinahe wie der des Jean auf das „vereinſtige ſelige Ableben des gnädigen Herrn“ ausgeſetzt.

An einem der goldigen, ſonnigen Tage im Spätherbſt, die da ſind wie ein Abſchiedsgrüßen der Sonne an die Erde, einem Tage, wo ſich auch im Menſchenherzen der Trieb und die Sehnſucht regt, noch einmal hinauszuziehen, ſich des Lebens und der Erde zu freuen, ehe der Winter ſeine Decke breitet über Farbe und Leben, ſaß Thusnelda einſam im Schloßgarten. Der Herr Baron hielt ſein Mittagsſchläfchen; die Frau Baronin, die, wie ſie ſagte, wegen ihres Magenleidens zu beſtändigem Hungertode verurteilt war, genoß ihre kleine Privatmahlzeit, die ſie jederzeit allein zu ſich nahm. — Thusnelda ſaß an ihrem Lieblingsplätzchen, einer alten Bank unter einem breitäſtigen Nußbaum. Die Sonne ſchien herrlich, aber ſie ſchien auf buntes Laub; auch der Boden war mit welken Blättern bedeckt. Es war Thusnelden recht herbſtlich zu Mut. Sie ließ ihr ganzes vergangenes Leben an ſich vorüberziehen, ſie konnte es im Frieden thun; ſie hatte gelernt, das Leben in höherem Lichte zu ſehen und die Schatten darin waren nicht zu dunkel.

Auch der „biedere Freund“ tauchte wieder auf in ihren Gedanken und ſie gedachte ſeiner in herzlicher Freundſchaft als eines Geſchiedenen. Einmal hätte ſie ihn gerne noch auf Erden ſehen mögen, einmal ihm recht herzlich die Hand bieten und ihn bitten mögen, ihr zu verzeihen, daß ſie ihn, wenn auch unbewußt, getäuſcht hatte, und ihm ſagen, daß ſie ihm doch in treuer Freundſchaft zugethan geblieben ſei; auf Erden aber, glaubte ſie, werde es wohl nicht mehr dazu kommen.

War ihr Träumen Leben geworden? Hörte ſie nicht wirklich den alten, feſten, klingenden Tritt durch den Gang? Sie blickte raſch auf, — nein, das war nicht der Wachtmeiſter! Dieſe ſtattliche Mannesgeſtalt in vollem militäriſchem Schmuck eines Offiziers, die Bruſt mit Orden bedeckt! Verlegen erhob ſie ſich,



Verwirrt, betäubt, wie im Traume ſah Thusnelda hinauf an dem wirklich ſchönen, hochgewachſenen Manne. (S. 159.)

und doch, wie er ihr näher trat — freilich zog ſich eine Narbe über ſein Geſicht — erkannte ſie wieder die alten, ehrlichen, blauen Augen des Wachtmeiſters, und wie in alter Zeit legte er zu militäriſchem Gruße die Hand ans Kaskett und ſagte: „Guten Abend, Fräulein Luis!“

Verwirrt, betäubt, wie im Traume ſah Thusnelda hinauf an dem wirklich ſchönen, hochgewachſenen Manne. Ja, es war der Wachtmeiſter; aber ihr dünkte, er habe jenes geheimnisvolle Bad Aladdins genommen, aus dem der Jüngling nicht nur neu gewaſchen, in glänzenden Gewändern, ſondern auch mit erleuchtetem Geiſte und geöffnetem Verſtändnis für das Leben und für ſeine künftige Hoheit emporgeſtiegen: es war ein andres Licht aufgegangen in dieſen treuherzigen Augen.

„Nun, Fräulein Luis, oder Fräulein Thusnelda,“ begann er wieder, denn ſie blieb ſtumm, „Sie werden doch Ihren alten Freund wieder erkennen, den Wachtmeiſter, nun Oberſt Steinhuber? Ich habe der Herrſchaft droben meine Karte hinterlaſſen, hoffte aber, ich dürfe Sie hier ungeſtört begrüßen; bitte, laufen Sie mir nicht davon! laſſen Sie uns ein wenig reden von alten und neuen Zeiten!“ — und er führte ſie mit ritterlichem Anſtande zu der Bank zurück und ſetzte ſich neben ſie.

Ja, das war in der That eine märchenhafte Verwandlung und die Rollen waren getauſcht. Es lag eine beſchirmende Sicherheit, ein ruhiges Selbſtgefühl ohne Ueberhebung in dem ganzen Weſen des Mannes, der ſich Fuß für Fuß ſeinen Weg durch die Welt erkämpft hatte, ſo daß Thusnelda, die einſt hochfahrende, im Unglück noch ſo ſtolze Thusnelda, ſich ſchüchtern wie ein Kind, und doch wieder gehoben und geborgen an ſeiner Seite fühlte.

„Zunächſt laſſen Sie mich geſtehen, gnädiges Fräulein,“ begann der Oberſt, „daß ich Ihnen alles verdanke, was ich geworden bin: jenem Nein, das mir ſo bitter weh gethan, das ich aber damals ſchon wohl verſtanden. Ich fühlte bald, daß es nicht der Unterſchied der äußeren Stellung war, der ſich ja bei einem Soldaten möglicherweiſe aufheben konnte, was uns trennte, und ich wurde von dieſem Tage an fleißiger Schüler meines armen Kandidaten. Es war keine leichte Schule, Fräulein Luis! aber — um ehrlich zu ſein — was ich zuerſt nur erlernen wollte, um Ihrer würdig zu werden, das that ich ſpäter gern um der Sache ſelbſt willen. Nachdem die erſten ſchweren Schritte gethan waren, fand ich herzliche Freude an dem neu eroberten Gebiet des Wiſſens, wenn auch freilich die Eroberungen eines ſo alten Knaben ſehr beſcheiden geblieben ſind, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hatte ich die Kugelbuchs mit der Feder vertauſcht. Das kam nun freilich anders, als die Wetter von allen Seiten losbrachen; als ich die Waffen, die ich mit Zähneknirſchen getragen, ſolange das fremde Geſindel bei uns hauſte, nun ſchwingen durfte für mein Vaterland. Ich denke, ich bin nicht dahinten geblieben; aber das Wiſſen, das ich mir um Ihretwillen erworben, wie lückenhaft es auch war und bleiben wird, — das hat mir den Weg zur Beförderung mit gebahnt, ſo gut wie mein Arm und mein Säbel. Ich hatte mir gelobt, nicht mehr vor Sie zu treten, bis ich es könne als ein Würdigerer; ich mußte es darauf wagen, Sie nicht mehr frei zu finden: dann, dachte ich, ſei es nicht der Wille des Herrn geweſen, daß wir zuſammen kommen, und ich hätte es tragen können als ein Mann, wie ich dazumal Ihr Nein getragen. Nun erſt, wo der Friede mir geſtattete, mich frei zu machen, ſuchte ich Ihre Spur; wer weiß, ob ich ſie gefunden, wenn der Zufall mir nicht den jungen Militärarzt, der meine letzte Wunde verbunden, zum Freunde gemacht und mich durch dieſen auf die Spur ſeiner Schweſter geführt hätte, die er liebte und ehrte als den guten Engel ſeines Hauſes. Da bin ich nun endlich, Fräulein Luis; Thusnelda, werden Sie wieder nein ſagen?“

Thusnelda ſaß noch immer unbewegt, geſſenkten Hauptes wie im Traum. War denn wirklich der Königsſohn gekommen, um die Prinzeſſin heimzuführen aus der Knechtſchaft? Ach, ſie hatte das Prinzeſſinbewußtſein längſt verloren. Und doch ging es nicht ſo raſch, als der ſieggewohnte Kriegsmann ſich gedacht; der Mädchenſtolz flüchtete ſich in allerlei Schlupfwinkel. War der Wachtmeiſter zu niedrig geweſen für Fräulein Thusnelda, ſo ſtand nun der Oberſt, der ſchöne, ſtattliche Mann in der rechten Kraft und Blüte des Mannesalters, zu hoch für das arme, verblühte, dienende Mädchen; — er ſolle ſich eine jugendliche, blühende Braut heimführen, — ſie wolle ſeine treue Freundin bleiben; es war ihr ſo ernſt mit ihrer Weigerung, mit dieſem Vorſchlag, daß der arme Oberſt nahe daran war, ihr zu glauben und abzuziehen in Traurigkeit und Herzeleid.

Was er verſucht und unternommen, um die Langerſehnte doch zu erwerben; wie er es angegriffen, um auch den Stolz der Demut zu beſiegen: — das iſt des näheren nicht bekannt geworden.

Nur das eine wurde mir erzählt, daß eines kalten Morgens, als die Witwe Kamphauſen recht allein und trübſelig in ihrem ſonnenloſen Stübchen ſaß, das ſie nicht wagte, wärmen zu laſſen, weil die Schweſter ſo klagte über den teuren Holzverbrauch, die Thüre des Stübchens unverſehens aufging, und, gebückt wegen des niederen Eingangs, im hellen Glanz der Winterſonne, die durch das Gangfenſter hereinſtrömte, ein ſchönes ſtattliches Paar eintrat. Der Kavalier war ein preußiſcher Oberſt, ſo ſtolz und ritterlich im Schmucke ſeiner wohlverdienten Ehrenzeichen, wie die beſte Zeit Deutſchlands nur je einen hervorgebracht. Die ſchlanke Dame im grauen Seidenkleide an ſeinem Arm blühte freilich nicht mehr im erſten Jugendglanze; Frau Kamphauſen aber fand ſie doch ſchön, weil ihre ſchwarzen Augen in ſo ſeelenvollem Lichte glänzten, wie ſie es nie in ihren jüngſten Tagen geſehen, und — weil es ihr eigen liebes Kind Thusnelda war, das ſie mit Lächeln und mit Weinen in den Armen hielt.

Es war alles gut geworden. Die unerhörte Begebenheit, daß Fräulein Kamphauſen, ihre geduldige Pflegerin und Geſellſchafterin, als Braut eines ſo ſtattlichen Oberſten vor ſie trat, hatte die alte Frau Baronin dermaßen überraſcht, daß ſie einen ganzen Tag lang weder Reißen, Drücken, noch Stechen verſpürt hatte, und das geheimnisvolle „Es", das allenthalben herumzog, ganz und gar verſchwunden ſchien. Es kam nun freilich wieder, als vielerlei Kreuz über die alte Dame hereinbrach und das ſelige Abſcheiden des alten Herrn in Wahrheit erfolgte. Doch trat bei dieſem traurigen Ereignis eine Verſöhnung ein mit ihrem Sohne, der wegen einer Mißheirat ſeit langen Jahren vom Schloß ſeiner Väter verbannt geweſen, und die Schwiegertochter und die älteſte Enkelin wurden noch ſanftere und geduldigere Pflegerinnen, als Fräulein Thusnelda geweſen.

Die Mutter Thusneldens durfte nun ruhen von Leid und Sorgen und ſich freuen an dem Glück ihrer Kinder. Selbſt der arme Kandidat wurde noch aufgefunden und erhielt durch des Oberſten Verwendung im Spätherbſt ſeines Lebens eine einträgliche Patronatspfarre, alſo daß er, dem Beiſpiel ſeines Schülers und Beſchützers folgend, noch in irgend einem Winkel Deutſchlands ein verſchollenes, etwas eingeſchrumpftes Bräutchen hervorholen und zur glückſeligen Pfarrfrau machen konnte.

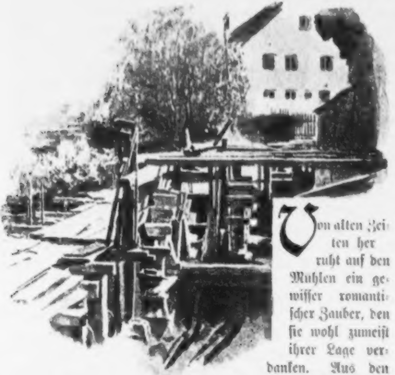
Die Frau Obriſtin nahm ſich ſeiner mit beſonderer Fürſorge an, weil ſie ſo gern von ihm erzählen hörte, welch eifriger und ernſtlicher Schüler der Herr Oberſt vor Zeiten geweſen, und welch unglaublich raſche Fortſchritte er gemacht.

Und wenn ſie in glücklicher Unterordnung gern anerkannte, wie Ernſt und Beharrlichkeit des männlichen Geiſtes bald und ſiegreich überholen kann, was bei Frauen als Wiſſen und hohe Bildung gilt; ſo durfte ihr Gatte dagegen ihr freudig zugeſtehen, auch als ſie den Rang ihrer ehemaligen Herrin, der Frau Generalin, eingenommen, daß ſie nicht vergebens gelernt in der Schule der Demut.

* * *

Marie und Maria.

Eine Novelle.



Von alten Zeiten her ruht auf den Mühlen ein gewiſſer romantiſcher Zauber, den ſie wohl zumeiſt ihrer Lage verdanken. Aus den langweiligen Häuſerreihen der Städte, aus dem Schmutz der Dörfer an raſche Flüſſe oder einſame Bäche verwieſen, zwiſchen Erlen und Weidengebüſch, mögen ſie in einer regen Phantaſie all die lieblichen und wehmütigen Bilder wecken von ſchönen Müllerstöchtern, getreuen Mühlburſchen und rauſchenden Mühlbächen, die eine ganze Mühlenlitteratur bilden.

Freilich dürfte es für poetiſche Gemüter meiſt ratſam ſein, ſich in mäßiger Entfernung von der Mühle am grünen Rain zu lagern und „dem Waſſerſpiele und den Wellen" zuzuſehen; denn die Inſaſſen ſelbſt und ihr Leben und Treiben möchten manchmal nicht gut taugen zu der reizenden Idylle, die der maleriſche Anblick der Mühle hervorgerufen hat, wenn auch vielleicht hie und da die abgeſchiedene, beſchauliche Lage in den

Mühlbewohnern ſelbſt ein ſinniges poetiſches Element geweckt hat.

Die Buſchmühle nun, die in irgend einer Gegend des geſegneten Schwabenlandes ſteht, vereinigt in ihrer Lage Proſa und Poeſie. Die Vorderſeite bietet nicht die geringſte Nahrung für ein romantiſches Gemüt; ſie zeigt die tüchtige reelle Seite, welche gerade die Mühlen in den Augen des Volkes zu einem ſo beneidenswerten Beſitztum machen, daß zu den Glanzzeiten des erſten Napoleon ein Bäuerlein gemeint: „Jetzt, wenn ich der Napoleon wär', thät' ich mir zuſammenſparen zu einer Mühle,“ — woran, beiläufig geſagt, der Napoleon vielleicht nicht übel gethan hätte.

Von vorne alſo, da führt ein holperiger Fahrweg von dem nahen Dorf und der etwas entlegeneren Stadt in den Mühlhof, in deſſen Mitte ein ſtattlicher Düngerhaufen, der Neid aller Landwirte, prangte. Da ſchnatterte eine ſchneeweiße Gansherde; da watſchelte eine Truppe fetter Enten herbei, die ſich mäſteten von dem nahrhaften Mühlenſtaub; da wieherten in den Ställen die ſtarken Roſſe, die muntern Füllen; da grunzten aus niedrigen Gehäuſen die „fürnehmen Säue“, der Stolz des Müllers, in deren Ankauf und Maſtung er beſonders berühmt war. Die benachbarte Gutsbeſitzerin hatte ihm deshalb einmal, als er zu Markte fuhr, aufgetragen: „Bitte, Herr Gevatter, wenn Sie ein recht nettes, junges Schwein auf dem Markt ſehen, ſo denken Sie auch an mich!“ — Das alles war gute, reelle Proſa, nicht ganz zu verachten in unſern magern Zeiten, jedoch nicht anregend zu Mühlenromanzen.

Geht man aber die beſtäubte Treppe hinauf, durch die große Vorderſtube, wo an reingefegten Tiſchen auf hölzernen Bänken das Geſinde und die jeweiligen Mahlkunden ſitzen, die je nach Rang und Stand bewirtet wurden; kommt man durch dies Empfangzimmer in die etwas kleinere Wohnſtube: dann erſt offenbart ſich die heimliche, poetiſche Seite der Mühle.

Weite Fernſicht bietet ſie nicht, aber unter den Fenſtern rauſcht wild und luſtig der Bach vorüber und geht das Mühlenrad, ſo daß der Fußboden beſtändig in angenehm zitternder Bewegung iſt, als ob man ſegelte auf hoher See. Ueber den Bach führt ein luftiger Steg auf eine ganz kleine buſchige Inſel, die, vom Waſſer umrauſcht, immer im friſcheſten Grün prangt. Weiter hinab ſenkt ſich ein weicher Wieſengrund, den ein melancholiſches Wäldchen abgrenzt; ein Ausblick nicht zum Genießen, aber ſo recht zum Ausruhen, zu deſſen tiefer Stille das Rauſchen des Waſſers und des Rades keine unharmoniſche Begleitung iſt.

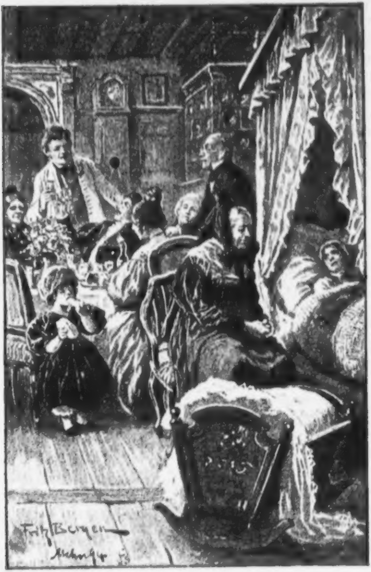
Das Ehren- und Beſuchzimmer des Hauſes war nun freilich nicht ſehr ſymmetriſch in ſeiner Einrichtung. Der Müller hatte eine kleine Vorliebe für Auktionen, und brachte von jeder Fahrt in die Stadt, zum geheimen Schreck ſeiner Frau, irgend ein neues Stück Geräte mit. So ſtanden Kanapee und Stühle nicht in der mindeſten Beziehung zu einander; die Standuhr, darauf ein ſchlummernder Amor lag, der im Drang der Zeitläufte ſeine ruhenden Füße abgeſtoßen hatte, ſtammte, ſamt dem Ovalſpiegel in Goldrahmen, aus dem Nachlaß einer gnädigen Frau; an der Wand hing ein farbenreicher Herzog Ulrich von Württemberg in ewigem Kampf mit einem Sturmfeder in blauem Waffenrock; daneben ſehr gutgemeinte, aber etwas unſchöne Lithographieen aus der Reformationsgeſchichte, auch eine belle Africaine und Américaine, deren leichtfertige, höchſt ſparſame Toilette der Müllerin ein ſteter Dorn im Auge war.

Behaglich war aber die Stube doch; denn ſie wurde rein und in guter Ordnung gehalten, obgleich keine Symmetrie möglich war bei dem vielgeſtaltigen Geräte. Wenn die Müllerin die ſchöne, rot und weiß gewürfelte Decke über ihren alten Tiſch breitete und die große Kaffeekanne nebſt dem köſtlichen Rahm in weißem Porzellangeſchirr und einen ſelbſtgebackenen Butterkuchen auftrug, ſo ſetzte man ſich recht gern und gemütlich auf die verſchiedenen Stühle und vermißte durchaus keine elegantere Einrichtung.

Gäſte waren nicht eben häufig in der Mühle außer den Kunden, die täglich im Hauſe bewirtet wurden, die aber ſelten

in ein näheres Verhältnis zu der Familie traten. Die Müllerin gehörte zu den Stillen im Lande; ihr war nichts lieber, als ein ruhiger Sonntag, wo ſie ſich mit ihrem Arndt und Bogatzky und mit Riegers Predigtbuch in ihrer Wohnſtube erbauen konnte; ſie war auf der Mühle geboren und noch nicht weiter als drei Stunden im Umkreis über ſie hinausgekommen.

Der Müller, der war ſchon in der Welt draußen geweſen; er war der Sohn eines Holzhändlers vom Schwarzwald und in ſeiner Jugend öfters bis Holland mit ſeinen Stämmen gefahren. Ein hartnäckig kalter Winter hatte ihn einmal mit ſeinem Floß in der Nähe der Buſchmühle wochenlang feſtgehalten; ob es nun die frommen Augen der ſtillen Müllerstochter waren, was ihn wünſchen ließ, für immer da zu bleiben, oder die nüchterne Erwägung, daß die Mühle ein ſchönes, ſicheres Beſitztum ſei und beſſer als der Holzhandel im Unfrieden mit ſeinen Brüdern: — das wollen wir im Intereſſe feinfühlender Leſer unerörtert laſſen; genug, die Müllerstochter gab dem ſtattlichen Flößer ihre Hand, und der Bund, im Eiſe geſchloſſen, zeigte ſich auch im Sonnenſchein als ein guter und probehaltiger. Der Müller, munterer und oft ſehr geräuſchvoller Natur, ließ ſeine Frau in ihrer ſtillen Weiſe gewähren, und wenn die luſtigen Kameraden, die er da und dort auf ſeinen Geſchäftsreiſen traf, ihn neckten, daß er eine „Fromme“, eine „Depiſtin“ daheim habe, ſo ſagte er: „Laſſet ſie zufrieden! Rechtſchaffen iſt ſie, und wenn ſie zehnmal fromm wäre. Daheim iſt alles in Ordnung und wird gehörig geſchafft und iſt kein Geſchrei mit dem Geſinde; da kann ich ihr die Freud' ja ſchon laſſen mit ihren Gebetbüchern und Depiſtenſtunden.“ Er ſelbſt ging ſeine luſtigen, zum Teil auch wilden Wege und ſein Weib machte ihm keine Vorwürfe; nur ganz allmählich lernte er ſich vor dieſen ſtillen Augen fürchten, die ihn ſo ſanft und ſo traurig anſchauten, wenn er mit „etwas zu viel“ heimkam. Nach und nach wurden ihm die Sonntage lieb, wenn er ſo am lichten, goldenen Morgen mit ſeinem Weib durch die grünen Wieſen, zwiſchen den hohen Kornfeldern, ins Dorf hinauf zur Kirche wandelte; ſie dagegen


Fritz Bergen

Die Baſe ſaß neben ihr im ruhigen Geſpräch, als der Taufjubel und das Gläſerklingen lauter wurden. (S. 173.)

brachte ihm manchmal ihren ſtillen Sonntagnachmittag zum Opfer, um auf dem blauangeſtrichenen Bernerwägelein einen Beſuch bei guten Freunden mit ihm zu machen, oder um ſolche bei ſich zu empfangen. So wuchs das Paar mit den Jahren immer beſſer ineinander hinein, und dem Müller kam ſogar oft der Gedanke, ſein Weib ſei ſo brav und ſo tüchtig, nicht nur *obgleich*, ſondern *weil* ſie fromm ſei.

Seine wilden Kameraden verloren ſich nach und nach von ſelbſt, die Müllerin verkehrte mit ihren ſtillen Freunden meiſt im Dorf; ein ſteter und freundſchaftlicher Verkehr wurde von Anfang an unterhalten mit Gevatters vom Tannenhof.

Die Frau Gutsbeſitzer Rau, obgleich eine Baſe der Müllerin, hielt es zwar für einige Herablaſſung, daß ſie ſo auf gleichem Fuß mit ihr verkehrte. Ihr Vater freilich war nur Bauer auf dem Tannenhof geweſen; aber ſie hatte ſich nach ſeinem Tode bei Verwandten in der welſchen Schweiz aufgehalten und wußte heutzutage noch einige Phraſen von daher; auch kleidete ſie ſich nach neuem Geſchmack, während die Müllerin ihre ehrbare, dunkle Bauerntracht beibehielt. Herr Rau, der Gutsbeſitzer, hatte einige Zeit in Hohenheim ſtudiert, trug einen Schnurrbart, und hatte das alte Bauernhaus auf dem Tannenhof einreißen und neu aufführen laſſen.

Trotz dieſes Standesunterſchieds hatte ſich die Müllerin von Anfang an den Nachbarsleuten als eine getreue, hilfreiche Freundin mit Rat und That bewieſen. Gutsbeſitzer Rau war eine etwas phlegmatiſche Natur, ſehr froh, an dem Müller eine praktiſche Stütze zu haben und manches, was er nicht in Hohenheim gelernt hatte, von ſeiner Erfahrung zu profitieren. Und ſchließlich, die Nachbarn „mochten einander"; ſie hatten ſich im Lauf der Jahre zuſammengewöhnt in Freud und Leid.

Es kann bei menſchlichen Verhältniſſen von tiefſter Bedeutung, man weiß nicht wie, die Seele abhanden kommen, ſo daß ſie nur äußerlich noch fortbeſtehen. Es gibt aber auch Freundſchaften, nur vom Zufall zuſammengewürfelt, die allmählich, faſt unbewußt, am Herzen feſtwachſen. Der Müller gab ſich gern und offen hin, die Müllerin ließ alles an ſich kommen; aber was ihr freundlich nahe kam, das hielt ſie feſt, mit der ganzen Treue ihres Weſens.

Müllers hatten einige Jahre früher als Naus ihren jungen Hausſtand gegründet, das erſte Tauffeſt aber wurde auf dem Tannenhof gefeiert; Müllers waren Gevattersleute und der Bube wurde nach ſeinem Paten Georg getauft; Hansjörg, wie eigentlich der Müller hieß, konnte man ihm doch nicht zumuten.

Zwei Jahre nach des kleinen Georgs Geburt kam der Müllerburſch von der Buſchmühle, ſtattlich angethan, auf den Tannenhof herüber, um zur Taufe zu laden; es war ein klein winziges Mägdlein drüben angekommen.

Die Mädchen thun viel beſſer, ſich etwas ſpäter einzufinden; ſie werden dann mehr geſchätzt, als wenn es gleich zu Anfang heißt: „nur ein Mädchen.“ Auch der Müller ließ ſich nicht nehmen, ein Tauffeſt anzuſtellen, wie die Gegend noch keines geſehen hatte. Während der Taufzug zur Kirche wallte, krachten ſo gewaltige Schüſſe, daß die Nerven des Kindleins für ſein ganzes Leben abgehärtet werden konnten. Mühlknappen und Knechte, alte und neue Kunden, wer da Luſt hatte, heute in die Mühle zu kommen, wurde in der vordern Stube ſo reichlich bewirtet mit Braten und Wein, daß er ſein Lebtag an der Erinnerung zehren konnte. Ueberall hin ins Dorf wurden Kaffeetöpfchen nebſt großen Stücken Butterkuchen geſchickt; ſelbſt eine Geſellſchaft Korbflechter und Keſſelflicker hatte ſich oben unter dem Nußbaum gelagert und durch Geſandtſchaft ſich einen Abfall vom Schmaus erbitten laſſen, der auch verabfolgt wurde.

In der Herrenſtube hatte ſich der Müller auf Bitten ſeiner Frau auf eine kleinere, gewählte Geſellſchaft beſchränkt: Gevatter Naus, der Herr Pfarrer, der wenigſtens ein Täßchen Kaffee mittrank, Schulmeiſters und eine Baſe der Müllerin, die in der ſtillen Bürgergemeinde zu K. ihre Witwentage verlebte. Der Müller hatte zwar immer geheime Angſt, die Baſe könnte ſein Weib „noch frömmer“ machen; aber am Tauftag hatte er ihr die Bitte nicht abſchlagen können, ſie zu Gaſte zu laden.

Nach altem Brauch ſtand im Zimmer, wo geſchmauſt wurde, die Wiege und das ſchön weiß und roſenrot bezogene Himmelbett der Wöchnerin, die mit gefalteten Händen ſchwach und müde dalag und den Gäſten mit freundlichen Blicken zunickte. Die Baſe ſaß neben ihr im ruhigen Geſpräch, als der Taufjubel und das Gläſerklingen lauter wurde.

Der kleine Georg vom Tannenhof, ein ganz netter Burſch, der zu allſeitiger Bewunderung rüſtig auf eigenen Füßen herumſprang, war auch mit herübergebracht worden in einem Samtröckchen und einem ſeltſamen, turbanartigen Kopfputz, „wie ein junger Prinz“, meinte ſeine Mutter; „wie ein Aefflein“, meinte das Mühlenperſonal. Dem kleinen Taufkindlein wandte er wenig Aufmerkſamkeit zu, deſto mehr den Biskuittorten und Gugelhopfen der Tafel, bis er, weinend vor Ueberfülle, dem Kindsmädchen übergeben wurde, die ihm die Füllen und Schweine im Hofe zeigte und dadurch eine wohlthätige Pauſe herbeiführte.

Das Taufkindlein, das ebenfalls weiß und roſenrot im ſchönſten Täuflingsſtaat in ſeiner Wiege lag, entwickelte die höchſte Vortrefflichkeit, die man von einem Kindlein erwarten kann; es ſchlief den ganzen Tag, die zuſammengeballten Händlein zu beiden Seiten des Köpfchens gelegt. Als der Kleine, etwas erleichtert, von ſeinem Ausflug zurückkam, wurde ihm auch als beſondere Vergnüglichkeit das Kindlein gezeigt, das eben erwachte und ſeine niedlichen Fingerchen weit auseinander breitete; „'s iſt lebig!“ rief er in höchſter Verwunderung, und wagte ſogar das weiche, warme Geſichtchen zu ſtreicheln.

„Das gäbe gerade ein nettes Pärchen,“ meinte lächelnd die Frau Schulmeiſterin.

„Iſt erſt noch wahr!“ rief der Müller, aufgeregt von Feſtwein und Vaterfreude; „die würden eben recht füreinander; was meinſt, Gevatter?“

„Warum nicht? hab' nichts dagegen," ſagte Rau, und ſchlug in die dargebotene Hand.

„Bleib's dabei!" rief der fröhliche Gevattersmann; „eingeſchlagen, Frau Gevatter! Angeſtoßen! Ihr Georg und unſre Marie! Ihr Frauensleute habt doch nichts dagegen?"

„Im Gegenteil, keineswegs," ſagte höflich Frau Gevatter Rau, die in der Stille dachte, es werde noch nicht ſo ernſt ſein. — „Sie haben ja die Mittel, Herr Gevatter, dem Töchterlein eine gute Erziehung zu geben."

„Will's meinen," rief der Müller. „Spaniſch und türkiſch ſoll die lernen, wenn's not thut! Na, will ſehen, ob wir bei der Hochzeit auch einmal alle beiſammen ſind! Weib, du ſchwätzſt ja gar nichts! Was ſagſt du dazu? — wie, da trink!"

„In Gottes Namen, ſo es Sein Wille iſt," ſagte die Müllerin und nippte aus dem dargebotenen Glaſe.

Nun wurde in ſehr heiterer Weiſe des jungen Brautpaares Geſundheit getrunken und ſeine Zukunft beſprochen; man erzählte auch unterſchiedliche Beiſpiele von ſo früh beſchloſſenen Heiraten, die ſpäter glücklich zu ſtande gekommen. Die Baſe und die Müllerin ſchlugen in der Stille miteinander Sprüche im Loſungsbüchlein auf; der junge Bräutigam aber, der ſchon wieder im Eſſen des Guten zu viel gethan hatte, verlangte ungalanterweiſe mit Geheul nach Haus. Das Bräutchen, das ſchlief, und ſchlief den ganzen Tag und die Nacht.

Georg blieb der einzige Sproſſe auf dem Tannenhof, in der Mühle aber wurde nach längerem Zwiſchenraum noch ein pausbäckiger Knabe geboren. Das kleine Pärchen kam in den erſten acht Jahren ziemlich oft zuſammen; übrigens wuchſen ſie ganz ohne Ahnung ihrer künftigen Beſtimmung auf; es wurde jener ſcherzhaften Uebereinkunft nie mehr gedacht, als höchſtens vom Müller, wenn er recht guter Laune war. Frau Rau hoffte bei aller Freundſchaft denn doch, ihr einziger Sohn werde einmal andre Anſprüche machen als auf eine Müllerstochter.

So lang die kleine Marie noch getragen wurde, nahm ihr Zukünftiger ein ſehr flüchtiges Intereſſe an ihr; als ſie aber einmal neben ihm hertrippeln konnte, da bildete ſich wirklich eine Art zärtlichen Verhältniſſes zwiſchen den Kindern, und das Dienſtperſonal der beiden väterlichen Häuſer fand wiederholt, daß es ein ganz nettes Pärchen geben würde. Beruhigt zwar konnte die Müllerin keinen Augenblick ſein, wenn ſie ihr Töchterchen in Geſellſchaft des Knaben wußte; denn er ſchleppte ſie einmal in den Stall, dann wieder in die Mühle oder an den Entenkanal; die Kleine folgte ihm überall hin in blindem Gehorſam, ſo daß Leib und Leben und Kleidchen in beſtändiger Gefahr waren.

Hie und da, als ſie etwas größer wurden, ſaßen die Kinder auch einträchtig beiſammen im Gärtchen, machten Jungferlein aus Mohnknoſpen und führten ſie ſpazieren im kleinen Puppenwägelchen, oder ſteckten Kaſtanienblüten in die Erde und freuten ſich, bis große Bäume daraus wachſen würden. Vor den Käfern, deren Georg nicht genug zuſammenſchleppen konnte, behielt Marie ein unbeſiegliches Grauen; aber als er einmal bei einem großen Knaben eine Steinſammlung geſehen hatte und anfing rare Steine aufzuleſen, da wollte Mariechen auch eine „Steinerverſammlung" anlegen, und trug ihr Schürzchen voll Kieſelſteine zuſammen. Eins ihrer liebſten Spiele war, ſich miteinander an den Uferrain zu ſetzen, da wo der Mühlbach am ſchnellſten floß, und Blumen hineinzuwerfen, denen ſie dann nachſahen, welche wohl am weiteſten ſchwimmen. „Die ſchwimmen jetzt in die Donau, und bis ins Meer hinaus," belehrte Georg, der bereits Unterricht beim Herrn Proviſor genoß, die Kleine. „Iſt aber ſchad', wenn die Walfiſche dann die ſchönen Blumen freſſen," meinte Mariechen, die vom Meere noch nichts wußte, als daß es Walfiſche darin gebe. „Dummes Ding," ſagte

Georg, „Walfiſche freſſen keine Blumen! Die ſchwimmen vielleicht bis auf eine Inſel, wo Wilde wohnen, die noch gar keine Blumen geſehen haben, oder ſie fangen ſie auf auf einem großen Meerſchiff.“ — „Wenn du einmal groß biſt und weit verreiſt,“ ſagte Marie, die er oft von ſeinen Plänen unterhielt, „dann laſſ' ich auch Blumen zu dir ſchwimmen.“ — „Lieber Aepfel!“ meinte Georg, „aber die könnten verfaulen unterwegs.“

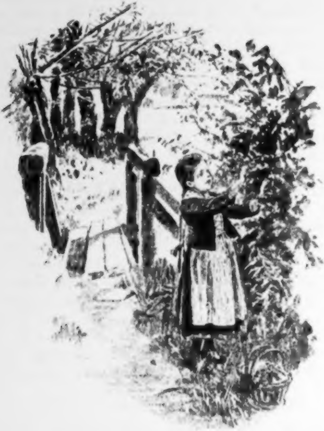
Als Georg acht Jahr alt war, da kam er mit ſeinem nagelneuen Schulranzen auf dem Rücken, um ſich zu verabſchieden, da er nun in eine lateiniſche Koſtſchule kommen ſollte. Er war beſtimmt, des Vaters Gut zu übernehmen; da er aber gute Anlagen zeigte, ſo wollte der Vater nichts verſäumen, ihm „einen tüchtigen Schulſack“ zu ſichern, da Herr Rau ſelbſt oft mit Beſchämung empfand, daß der ſeinige ſehr mäßig war.

Im Gefühl ſeiner künftigen Würde als Koſtgänger verbiß Georg mutig das aufſteigende Bangen vor der Fremde und that ſchon ſehr groß mit ſeiner künftigen Gelehrſamkeit. Auch Marie nahm den Abſchied noch gar nicht ſentimental; ſie ſchlug die größere Entfernung nicht hoch an und betrachtete den kleinen Geſpielen mit gewiſſem Reſpekt, daß er jetzt Koſtgänger werde, was ihr ſchon wie eine Art von Beruf vorkam. Sie opferte ihm auch ihr ganzes „Maugeneſt“, den Vorrat von Aepfeln und Birnen, den ſie heimlich vom Herbſt her in einem leeren Stall im Heu verborgen hatte. Da der Weg gerade etwas ſchmutzig war und die Pferde daheim, ſo ließ ſich's der Müller nicht nehmen, den Gevatter mit dem Kleinen auf dem blauen Bernerwägelchen nach Haus zu führen. Georg erſtieg den hohen Sitz etwas mühſam, die wohlgefüllten Taſchen machten ihn faſt ſo ungelenk wie eine Boa Conſtrictor, die zum Benefiz des Publikums ſich vollgegeſſen; als er aber oben war, zog er den ſchönſten ſeiner geſchenkten Aepfel heraus und biß beim Abfahren mit vollen Backen hinein, — es war das unbewußt eine Art Huldigung für die kleine Marie, — eine Anerkennung ihrer Liebesgabe; auch freute ſich Marie ſehr darüber und kehrte ganz befriedigt ins Haus zurück mit dem kleinen dicken Brüderlein, das kaum anfing zu gehen, Chriſtian hieß, und bis jetzt noch keineswegs zu den vielverſprechenden Kindern gehörte.

Nun war's ein andres mit dem Verkehr der Kinder, und wenn Marie hie und da vielleicht noch des Kameraden dachte, ſo ſpielte er doch ganz und gar keine Rolle in ihren Träumen. Sie mußte jetzt früh morgens hinauf ins Dorf zur Schule und nachher gleich mit ihrem Strickkörbchen bei der Frau Schulmeiſterin bleiben, die eine Induſtrieſchule hielt. Damit ſie den mühſeligen Weg nicht wieder zurückmachen durfte, war ihr Körbchen ziemlich mit Proviant verſehen, zudem teilte ſie des Schulmeiſters beſcheidenes Mahl.

Bei ſchönem Wetter war das ein ganz vergnüglicher Tageslauf für die Kleine; kein luſtigeres Leben als ſo ein tägliches Wandern zur Schule an ſonnigen Tagen! Da ging der Weg zwiſchen Hecken, an denen ſich die erſten grünen Blättchen vom Stachelbeerbuſch loswickelten, bis man ſpäter die roten Beeren ſchmauſen durfte; da wuchſen die weißen Palmkätzchen, die erſten Frühlingsboten, Weißdornblüte und ſpäter die wunderlich geformte Frucht der Berberitze, aus der ſich die Mädchen Korallenſchnüre machten, — jeden Tag gab es etwas Neues in die Schule mitzubringen.

Dann führte der Weg über des Vaters große Wieſe, und die Birn- und Apfelbäume ſtreuten im Frühling die weißen Blütenblättchen und im Herbſt die ſaftigen Früchte auf den Pfad. So ein roter Apfel, der unverſehens im Graſe blinkt, ſchmeckt viel beſſer, als einer, den man daheim bekommt. Und nun ging's durchs Aehrenfeld; die Aehren waren im Sommer ſo hoch, daß man Mariechen gar nicht dazwiſchen ſehen konnte; da pflückte ſie blaue Kornblumen, aus denen ſie mit den Mädchen Zöpfe flocht; rote Stecknelken, die ins Näschen ſtechen, wenn man daran riechen will; purpurrote Mohnknoſpen, aus denen ſie mit Georg ſchon die ſchönen Prinzeßlein gemacht, und Ritterſporen, deren innere Blüten man zu ſo zierlichen Kränzlein



ineinanderſchieben kann. Auf dieſen ſtillen Schulpfaden, allein mit Wächter, dem getreuen Hund, führte das Kind ein reiches, wechſelvolles Naturleben voll immer neuer Genüſſe.

Zur Gelehrten zeigte ſie wenig Anlage; ſie lernte mehr dem guten, freundlichen Schulmeiſter zulieb, als aus eigenem Trieb.

Viel lieber waren ihr die Nachmittagsſtunden, wo in der großen Schulſtube die Frau Schulmeiſterin ihre Arbeitsſtunden gab, großartigerweiſe Induſtrieſchule genannt.

Da herrſchte minder ſtrenge Disciplin als in den Schulſtunden; wenn man nur ſeine „Mal rum“ von dem bunten eingeſtrickten Seidefädlein an ordentlich geſtrickt hatte, ſo war dazwiſchen Lachen, Singen und Plaudern geſtattet; man hielt Wettkämpfe im Stricken; „Haſenjagen, Garnmeſſen, Zählerles,“ und wie ſie alle hießen. Wenn die Frau Schulmeiſterin fort war, erzählte man mit halblauter Stimme ſchauerliche Spuk- und Hexengeſchichten: von dem grünen Männlein, das in der Schule ſelbſt umging; von dem Pfarrtöchterlein, das von einer böſen Hexe das Hexen gelernt hatte, alſo, daß es aus dem Handtuch Milch melken konnte und das ſein Vater dann einſchläferte mit Mohn, daß es nimmer erwachte, damit er vielleicht ſeine Seele noch retten könne. O, was war das ein behagliches Gruſeln, mit dem ſich die kleinen Mädchen zuſammendrängten und kaum mehr zu flüſtern wagten, zumal wenn es ſchon dämmerig wurde! Dann kam zum Glück oft der Schulmeiſter ſelbſt dazwiſchen und las ihnen ein Geſchichtchen von Chriſtoph Schmid vor, darin ein klareres und freundlicheres Element ſpielte; von den Oſtereiern oder dem Blumenkörbchen, wo ſie über das Los der unſchuldig angeklagten Marie bittere Thränen vergoſſen und ſich gar zu gern in die ſchönen Gemächer verſetzten, wo lauter grundedle Gräfinnen und Grafen walteten.

Mariechen fühlte immer am tiefſten mit. „Dui heult glei,“ bemerkten ziemlich roh die andern Kinder, als Marie faſt in Thränen zerfloß über Genovefa und Schmerzensreich, namentlich über die rührende Botſchaft der totkranken Gräfin an ihren ungerechten Gemahl. „O, Herr Schulmeiſter, nur auch bis ſie wieder beiſammen ſind!“ bat ſie flehentlich, ſo oft er aufhören wollte, „ich kann ja ſonſt nicht heim.“ — „Dummes Ding, die wären jetzt eineweg geſtorben, all miteinander,“ ſagte Lammwirts Roſine, „um die heulſt jetzt nimmer!“ — „Ich kann's eben nicht vertragen, wenn Leute voneinander kommen, die einander lieb haben." — „Mußt noch allerlei lernen, was du nicht kannſt," ſagte gutmütig der alte Schulmeiſter.

Bei Sturm, Schnee und Regenwetter, da durfte Marie nicht zu Fuß in die Schule, da führte ſie der Müllerburſch auf dem Bernerwägele hinüber, — war's gar zu ſchlimm, ſo blieb ſie daheim und ſetzte ſich mit dem Strickkörbchen zu der ſpinnenden Mutter; auch kam der Schulmeiſter wohl am Sonntagnachmittag herüber, trank ein Schälchen Kaffee mit Müllers und bemühte ſich, mit Marie nachzuholen, was ſie etwa in der Schule verſäumt hatte. Ein Gelehrter war der gute Schulmeiſter auch nicht, in keinem Seminar gebildet und keineswegs auf der Höhe der Zeit. Aber er war ſo unrecht nicht: er hatte außer der Bibel, aus der er all ſeine Lehren und Grundſätze ſchöpfte, nur ein weltliches Bildungsmittel, deſſen Früchte auch ſeiner Schülerin zu gute kamen; er las, wie er ſelbſt ſehr wohlgefällig erzählte, ſeine Zeitung mit der Landkarte und mit dem Konverſationslexikon; da ſuchte er alle Länder, alle Fremdwörter und alle hiſtoriſchen Namen, und weil in ſeinem ſtillen Leben nicht viel Gelegenheit zum Zerſtreuen und Vergeſſen war, ſo hatte er ſich allmählich einen ganz netten Vorrat allgemeiner Kenntniſſe geſammelt und konnte faſt bei allen Gelegenheiten mit einer Notiz aushelfen. Marie ging der Schulmeiſter über alles; er war zugleich ihr Freund und Vertrauter und als Lehrer nicht eben ſchwer zufriedenzuſtellen.

Es wurden auf beſondern Rat der Frau Patin Rau ſogar Verſuche mit Muſikunterricht bei Marie angeſtellt. Der Müller erſtand in einer Auktion ein „Staatsklavier", wie er rühmte, um das „Heidengeld" von drei Kronenthalern; aber Maries muſikaliſche Leiſtungen: die Ecoſſaiſe und der Walzer, nebſt der Arie „Schmückt euch, Blümchen auf der Wieſe", die ſie bei Herrn Fingerle, dem Proviſor, einſtudierte, waren ſo ſchwach, als der Ton des „heidenteuren" Inſtruments. Frau Rau brachte einſt mit großem Staat eine Frau Pfandkommiſſär, die bei ihr zu Gaſt war, als Beſuch herüber, und Mariechen ſollte eine Probe ihres Talents ablegen. „Wer hat denn dies Stück komponiert?“ fragte die Frau Pfandkommiſſär, die ihre Kenntniſſe zeigen wollte, bei den zweifelhaften Klängen, die Marie hervorbrachte. „Ich glaube, der Herr Andante,“ ſagte Mariechen unſchuldig.

Thut nichts, Mariechen, wenn auch die muſikaliſchen Verſuche mangelhaft bleiben! An Harmonie fehlte es doch dem Leben des Kindes nicht: das muntere Rauſchen des Baches, das raſtloſe Getöſe der Räder, die goldnen Frühmorgen, allein auf Feld und Wieſe, die ſtillen Abende neben der Mutter mit der großen, alten Familienbibel, — das alles waren einzelne Töne, die in der jungen Seele zu lieblichem Wohllaut zuſammenklangen, um ſo lieblicher vielleicht, weil ſie ihn unbewußt in ſich trug.

Georg, der äußerſt befriedigende Schulzeugniſſe nach Haus ſchickte, kümmerte ſich ſehr wenig um den Bildungsgrad ſeiner Zukünftigen. Er kam in den Ferienzeiten immer noch mit ſeinem Vater in die Mühle herüber, weil er ſo gern auf den Mühlgäulen reiten mochte; er freute ſich an dem Gehämmer, Geklipper und Geklapper in der Mühle und verſchmähte auch die ſchmalzgebacknen Küchlein und Fiſche nicht, mit denen die Müllerin werte Gäſte bewirtete. Aber mit Marie wußte er nicht viel anzufangen; er kam ſich ſo viel geſcheiter vor als das Schulmädchen, das in eine Dorfſchule ging. Nur hie und da ließ er ſich noch herab, in ihrem eigenen Gärtchen mitzuarbeiten; er brachte ihr einen Epheuzweig vom Wald, um ihn an ihrer Mauer hinaufzuziehen, und machte mit ihr Verſuche, gemeine Gänſeblümchen durch ſorgfältige Verpflegung zu gefüllten zu machen, was zu großem Vergnügen der Kinder gelang. Marie hatte denn doch eine heimliche Freude, wenn der hochaufgeſchoſſene Schuljunge ſich mit ihr befaßte, obgleich ſie mit unbewußter Mädchenliſt ſich höchſt unbekümmerlich anſtellte. Wenn die Mutter ſagte: „Heut kommen wohl Raus, wollen ſehen, ob ſie den Georg mitbringen,“ ſo meinte ſie ganz gleichgültig: „Iſt mir eins, ob der wilde Bub' kommt; er verſcheucht nur allemal unſre Hühner und Enten.“

Der Verkehr mit dem Tannenhof war aber nicht ſo gemütlich mehr als er geweſen, — ein ſchlimmer Wurm hatte ſich in dem harmloſen Leben dort eingeniſtet: ein Familienprozeß. Ein dereinſt durchgegangener Bruder der Frau Rau war wieder aufgetaucht und machte Anſprüche an das Gut geltend, die Raus nicht geneigt waren, ihm zuzugeſtehen. Das gab nun wöchentliche Reiſen in die Stadt zum Advokaten, gab täglichen Aerger und Verdruß. So oft Rau wieder auf die Mühle kam, war ſeine Stimmung reizbarer, ſeine Haltung ſchlaffer, ſelbſt ſein ſonſt ſo wohlgepflegter Schnurrbart verwahrloſter. Seine Frau gab alle vornehme Haltung auf und weinte bitterlich im Oberſtübchen bei der Müllerin über das viele Geld, das der Prozeß koſte, und den ſchweren Aerger und Verdruß, den ihr Mann dafür eintauſche. „Vergleichen, Gevatter, vergleichen!“ rief der Müller; „werft dem Kerl in die Rippen, was er haben will, eh' Euch der verfluchte Prozeß das Herz abfrißt und Haus und Hof ruiniert!“ und Frau Rau nickte ihm beifällig zu.

„Soweit ſind wir noch lange nicht,“ ſagte Rau; „wollen ſehen, wer's länger aushält, er oder ich; wo ich recht habe, da geh' ich keinen Vergleich ein.“

„Gevatter, 's reut Euch,“ warnte der Müller.

„Iſt mir eins,“ ſagte der Gutsbeſitzer.

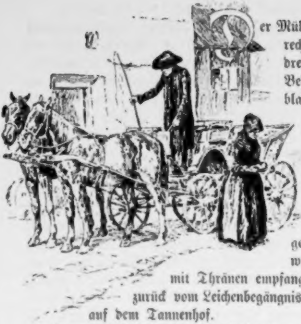
„Selig ſind die Friedfertigen,“ ſprach in ihrer ruhigen Weiſe die Müllerin dazwiſchen, „denn ſie werden Gottes Kinder heißen.“

„Alles zu ſeiner Zeit, Frau Gevatterin,“ meinte der Gutsbeſitzer; „habe gar nichts gegen die Religion; im Gegenteil, ich wollte, mein Schwager hätte mehr, ſo hätte er den Unfug nicht aufgebracht. Der ſoll friedfertig ſein! der hat's nötig. Ich habe keine Händel angefangen, ich will mein Recht; es ſteht auch in der Bibel, daß Recht und Gerechtigkeit ſein ſoll auf Erden. Meinem Buben muß der Hof bleiben. Punktum!“

„Und du wirſt ſehen, es frißt ihm noch das Herz ab," ſagte der Müller, als er am Abend nach einem ſolchen Geſpräch mit ſeiner Frau im Hof ſtand und der abfahrenden Kaleſche nachblickte; „das habe ich meinem Vater ſelig zu danken, daß ich mich in keinen Prozeß einlaſſe; der hat geſagt: ‚An dem Tag, wo du zuerſt vor Amt gehſt, um einen Prozeß anzufangen, da kauf auf dem Heimweg beim nächſten Seiler einen Strick und häng dich dran, ſo iſt's mit einem Verdruß abgemacht.'"

Der Müllerin war dies eigentümliche Rezept gegen Prozeßärger nicht eben einleuchtend; ihr Rezept aber war Schweigen, ſo ſagte ſie nur: „Mit dem Nau kannſt du recht haben," und ging nachdenklich in das Haus zurück.

Georg war heute mit dageweſen; er hatte ſich verabſchiedet, da er nun auf das Gymnaſium einer größeren Stadt kommen ſollte; er und Marie hatten wenig Notiz voneinander genommen: er fühlte ſich bedeutend als angehender Gymnaſiaſt, und der Abſchied war ziemlich kühl und verlegen geweſen. Des Vaters bedenkliche Worte über Georgs Vater fielen Marie aber ſchwer aufs Herz; — ſie hatte bei dem Schulmeiſter einmal eine Abbildung des gefeſſelten Prometheus geſehen, und ſie mußte ſich nun, ſolang ſie ihn nicht ſah, den Gutsbeſitzer fortwährend vorſtellen mit ſo einem großen, ſchwarzen Vogel, der ihm auf dem Herzen ſaß und daran fraß.



Der Müller hatte nicht unrecht gehabt. Es war drei Jahre nach dieſem Beſuch, da kam das blaue Wägelein langſam und traurig heimgefahren; der Müller und ſeine Frau, ganz ſchwarz gekleidet, ſtiegen langſam ab und wurden von Marie mit Thränen empfangen, — ſie kamen zurück vom Leichenbegängnis des Gutsbeſitzers auf dem Tannenhof.

Traurig und ſtill ſaßen ſie miteinander oben in der inneren Stube um den Tiſch, an dem der Freund ſo oft mit ihnen geſeſſen. Der Müller wußte vielleicht kaum, was ihn denn eigentlich mit dem Gutsbeſitzer verbunden, und doch war's ihm, als ſei ein Stück von ſeinem Leben mit ihm gegangen: ſie hatten ſo lange Jahre Freud und Leid miteinander geteilt!

„Und ich ſag' doch, es hat ihm das Herz abgefreſſen! ſag' ich," ſagte der Müller, ohne daß jemand zuvor etwas andres behauptet hätte; „man hat's ja all die drei Jahre her geſehen, wie er zuſehends abgenommen, ſein Rock iſt nur ſo an ihm herumgeſchlottert." — „Auch ſein Haar war nie mehr recht gekämmt," ſagte Marie. „Und der ſchöne Schnauzbart war auch ſo zottelig," fiel Kathrine, die langjährige Hausmagd, ein, die eben die Abendſuppe auftrug, und die ſich ſchon erlaubte, ein Wörtchen drein zu reden. „Dummes Ding," zankte der Müller durch all ſeine Wehmut, „was Schnauzbart! das iſt das Unnötigſte an ihm geweſen; um den wär's auch nicht ſchade geweſen, wenn er zu Grund gegangen. Da ſagen ſie nun, er habe das Gallenfieber in Weilburg geerbt; ja, geerbt! das Gallenfieber kommt von innen heraus ...“ — „Freilich, mein Vater ſelig hat ſchon zu uns g'ſagt: ‚Ueber euch krieg' ich's Gallenfieber,‘“ warf die unermüdliche Kathrine dazwiſchen, „hat's aber nicht gekriegt.“ — „Kathrine, ſei Sie ſo gut und halt Sie 's Maul!“ rief der Müller ärgerlich, in ſeiner Trauerandacht geſtört.

Die Müllerin war ſtill; ſie hatte die letzten Tage ganz auf dem Tannenhof zugebracht, hatte Pflege und Nachtwachen mit der armen Frau geteilt, die der Jammer ganz unfähig zu allem gemacht, — ſie hatte den Ernſt des Todes wieder in furchtbarer Nähe geſehen. Der Kranke hatte ſie gern um ſich gehabt. Früher hatte er oft gemeint: „Wär' mir ja alles recht an der Müllerin, nur das Frommſein nicht! Obwohl ſie einem nicht beſchwerlich damit fällt, ſo ſieht man's doch ihren Augen an, was ſie denkt, wenn man's einmal nicht genau nimmt im Reden und Thun.“ Jetzt aber war ihm nicht nur ihre leichte Hand lieb und ihre ruhige, aufmerkſame Pflege, auch die ſtillen Augen thaten ihm wohl und die wenigen ſanften, tröſtenden Worte, die ſie ſprach; er fühlte, daß ſie es ſo recht von Herzen gut mit ihm meinte, und wenn er nun mit leiſem Grauen empfand, daß es gewagt iſt, ſich auf den „Gott der guten Leute“ zu verlaſſen, auf den bequemen Glauben: „Wenn einer ein ehrlicher Kerl iſt, ſo kann ihm Tod und Teufel nichts zuleide thun,“ dann lauſchte er gerne den einfachen Sprüchen und Liederverſen, die ihr faſt unbewußt auf die Lippen traten.

Es war zu ſpät zu Beſprechungen und Erörterungen, zu ſpät, um eine Bekehrung in Form herbeizuführen, wie ſie geiſtliche Geſchichten melden; — wie lange die Pforte der Heimat offen bleibt für den Sohn, der ſein Gut ferne vom Vater verzehren wollte, wenn auch nicht in ſündigem Praſſen; — ob ihm der Vater entgegengeht, auch wenn er ſelbſt die Kraft nicht mehr hat, den Rückweg einzuſchlagen: das iſt das Geheimnis, das zwiſchen Gott und der Seele bleibt.

Einmal, als die Müllerin dem Kranken eines der ſeligen Verheißungsworte geleſen, das den Ueberwindern die Krone des Lebens verheißt, da ſchüttelte er leiſe ſein müdes Haupt und ſagte mit einem Anflug ſeines alten Humors: „Gevatterin, von Kronen wollen wir ja nicht ſprechen; wollen froh ſein, wenn ich droben in einem Ecklein unterkomme.“ Das war das letzte Wort, das er geſprochen, und daran hielt ſich die ſtille Hoffnung der Müllerin, während eine glänzende Leichenrede die vielfachen häuslichen und bürgerlichen Tugenden des Vollendeten rühmte und die Frau Schultheißin die troſtloſe Witwe mit dem baldigen, ſeligen Wiederſehen tröſtete: „Und was nur mein Mann ſelig für eine Freude haben wird, wenn er den Herrn Rau ſelig ſo bald wieder ſieht! er hat immer ſo viel auf ihn gehalten. Viel durchgemacht hat Ihr lieber Mann ſelig in der letzten Zeit, 's iſt wahr, viel Aerger und Verdruß mit dem Prozeß da; aber der Herr wird's ihm reichlich vergelten in der Ewigkeit: die mit Thränen ſäen, die werden mit Freuden ernten. Wie wird ſich nur mein Mann ſelig verwundern, wenn der Herr Rau ſelig ihm alles erzählt, wie Ihr Bruder, mit Reſpekt zu melden, es ihm ſo wüſt gemacht hat. Aber: alsdann wird der Gerechte ſtehen mit großer Freudigkeit!“

Es wäre komiſch, wenn es nicht ſo traurig wäre, wie ſo gar leicht manche Menſchen ſich die Verheißungen der Schrift zu eigen machen.

Es war Sonntag, wenige Wochen nach dem Begräbnis auf dem Tannenhof. Marie hatte heute für Haus und Küche zu ſorgen, da die Mutter mit den Mägden und Chriſtian zur Kirche gegangen war. Ihre Geſchäfte droben waren geordnet, und ſie hatte ſich auf ihre Bank im Weidengebüſch auf der Inſel geſetzt mit der Mutter Bibel und dem Predigtbuch. Das Predigtbuch war noch gar nicht geöffnet, die Bibel hatte ſie aufgeſchlagen auf ihrem Schoße, aber nur das erſte weiße Blatt lag offen; was Marie da gefunden, das ſchien ihre Aufmerkſamkeit ſo zu feſſeln, daß ſie noch nicht dazu gekommen war, im heiligen Buche ſelbſt zu leſen.

Sie hatte gar manchmal ſchon der Mutter oder beiden Eltern aus der alten Familienbibel vorgeleſen, — zum eigenen Gebrauch hatte ſie ein kleines Teſtament, — und es war ihr oft aufgefallen, daß das erſte Blatt mit einer Oblate an den Deckel geklebt war. „Was ſteht denn darauf?“ hatte ſie die Mutter einmal gefragt, „und warum iſt's zugepappt?“ — „Ach laß!“ ſagte die Mutter, „das hat nichts zu bedeuten, wird nur ſo zufällig hängen geblieben ſein.“ Sie war aber rot geworden, weil ſie ſo gar nicht gewöhnt war, eine Ausrede oder gar eine Unwahrheit auszuſprechen.

Nun, heute hatte Marie zufällig mit dem Predigtbuche die alte Bibel mitgenommen und war ein bißchen neugierig, was denn wohl auf dem verklebten Blatte ſtehe. Es konnte kein Unrecht ſein, wenn ſie es mit einer Haarnadel leiſe und ſachte löſte.

Das Blatt war alt und vergilbt, ſo wie es die Bibel war. Mit lang verblichener Tinte ſtanden oben, in wenigen Worten von der Hand des alten Müllers, Maries Großvater, geſchrieben die Geburts- und Tauftage und die Namen ſeiner Kinder, immer mit einem Spruch dabei. Die hier geſchrieben ſtanden, die waren nun alle geſtorben außer der Müllerin.

In etwas neuerer Schrift ſtand unten von der Hand der Mutter: „Am 12. Mai 1820 iſt uns ein Töchterlein geboren, das am zwanzigſten in der heiligen Taufe den Namen Marie Chriſtine erhalten hat. Der Herr gebe ihm Segen und Gedeihen und laſſe es erwachſen zu Seiner Ehre und unſrer Freude! Am Tage der Geburt habe ich den Spruch gezogen: ‚Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt!‘ am Tauftage: ‚Durch Stilleſein und Hoffen werdet ihr ſtark ſein.‘

„Es haben am Tauftage mein Mann und unſer Nachbar Nau in fröhlichem Mute beſchloſſen, daß Naus Söhnlein und unſer neugeboren Töchterlein in ſpäteren Jahren ein Paar werden ſollen. Ich habe des Mägdleins Zukunft in die Hand des Herrn gelegt. Iſt es Sein guter und gnädiger Wille, daß dereinſt die beiden ſollen zuſammenkommen, ſo möge Er es ſo fügen zu Seinem Preis und ihrem Heil. ‚Des Menſchen Herz ſchlägt ſeinen Weg an, der Herr aber gibt, daß er fortgehe.‘“

Das alſo war's, warum die Mutter, ſonſt eine ſo einfältige, gerade Seele, das Blatt zugeklebt hatte, als ihr Töchterlein herangewachſen! Und das war's, warum die ſechzehnjährige Marie ſo gar nachdenklich auf der Bank im Weidengebüſch ſaß und trotz Sonntagmorgen und Glockengeläute von Bibel und Predigt noch nichts geleſen hatte, als das erſte weiße Blatt.

Wie ganz wunderbarlich erſchien ihr dieſer Gedanke! Wie aus dem Himmel gefallen, und doch wieder, als ob ſie das ſelbſt heimlich ſchon lange gewußt. Es kam ihr wie ein Unrecht vor, faſt als ob ſie ſich ſchämen müſſe, daß ſie, das kleine, junge Mädchen, überhaupt nur vom Heiraten wiſſe und daran denke (wir hatten dazumal noch nicht das weiſe Geſetz, welches Mädchen vom vierzehnten Jahr an für heiratsfähig erklärt); und doch — wenn Vater und Mutter ſchon vor ſechzehn Jahren daran gedacht, — warum ſollte ſie es nicht auch ein bißchen thun?

Sie hatte freilich in den letzten Jahren Georg, den hochgewachſenen Jüngling, mit andern Augen angeſehen als in der Kinderzeit, aber an ſo etwas hatte ſie im Traume nicht gedacht. Sie hatten eher eine gewiſſe Scheu voreinander gehabt und waren ſich etwas fremd geworden, ſeit ſie nicht mehr miteinander Gänſeblümchen gepflanzt und Blumen hatten den Bach hinunterſchwimmen laſſen; doch hatte ſie ſich immer einigermaßen geehrt gefühlt, wenn ſich Georg mit ihr befaßte. Aber jetzt! Eigentlich kam er ihr wieder viel zu jung vor, um an ihn als künftigen Gemahl zu denken, obgleich ſie erſt ſechzehn war. Wenn das Müllerkind, deſſen Leben bisher ein zu geſundes und ausgefülltes geweſen war, um allzuviel Tagesträumereien nachzuhängen, ſich doch ſchon ein Ideal entworfen hatte, ſo war es eher ein gereifteres, männliches geweſen, ein Halt und eine Stütze; nicht ſo ein aufgeſchoſſener Junge, der wohl nicht viel klüger war als ſie.

Und doch ſah ſie dieſen Jungen jetzt in ganz anderm Lichte, — es war eben gar zu wunderbar, daß ſie, ſie, das Müllermariele, ſollte ſchon für jemand zur Frau beſtimmt ſein!

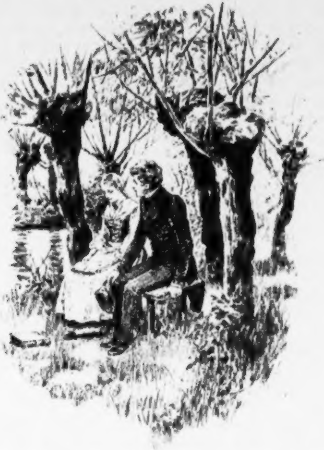
Aber Georg wußte ja nichts davon, und wenn er je davon erfahren ſollte, ſo wollte er gewiß nicht, natürlich! und ſeine Mutter auch nicht, höchſt natürlich! Naus waren ja im ganzen doch viel vornehmer als ſie, und Georg wurde wahrſcheinlich noch vornehmer, als ſein Vater geweſen war; er ſah ſchon jetzt feiner aus. Und merken durfte er ja nicht, daß ſie davon wußte, — lieber ſterben; es ſtirbt ſich ja ſo leicht mit ſechzehn Jahren! — Ach, wie ſchnell reiſen die Gedanken! Wie viel hin- und herſtreitende Pläne und Träume und Beſchlüſſe zogen im Raum einer einzigen Viertelſtunde durch Maries Seele! Die Bibel ruhte noch auf ihrem Schoße; ſie dachte nicht daran, daß ſie in dem heiligen Buche die ſchönſte Löſung für alle ihre ſtreitenden Gedanken finden könnte, — nicht eben, indem ſie es gebrauchte wie eine Art Orakel und einen Spruch aufs Geratewohl aufſchlug, wiewohl einfältig fromme Gemüter auch ſo ſchon wunderbar zu dem geführt worden ſind, was ihnen gut that; — wohl aber, indem ſie daraus lernte, alle Rätſel des Herzens und Lebens im Lichte der Ewigkeit anſehen. Sie hörte einen raſchen Tritt über die Brücke; wie wunderbarlich, daß gerade in dieſem Augenblick Georg kam! — Und, wie betroffen ſie auch von dieſem ungeahnten Beſuch war, ſie hatte doch augenblicklich das Predigtbuch zur Hand und war darin ſo eifrig vertieft, daß ſie anſcheinend gar nichts ſah und hörte von dem Näherkommenden. Sie war gewiß nicht kokett, auch nicht unwahr, es war das nur der unbewußte Inſtinkt eines Mädchenherzens; und das tiefe Erröten, mit dem ſie aufblickte, als Georg vor ihr ſtand und ſagte: „Guten Morgen, Marie; aber das iſt eine Andacht!“ — das war gewiß aufrichtig und echt.

„Iſt der Döte nicht daheim?“ fragte Georg; er nannte den Müller ſo noch von den Kinderjahren her; „ich ſollte mit ihm ſprechen.“ — „Die Eltern ſind alle beide in der Kirche,“ ſagte Marie, immer noch befangen. Georg kam ihr heute älter, gereifter, bedeutender vor, — es war nicht die Trauerkleidung allein, es war das Leid der letzten Tage, das über ſeine junge Seele gegangen; es war ein gewiſſes Gefühl der Verantwortlichkeit, ſeit er wußte, daß er nun in die vorderſte Reihe gerückt ſei, was ihn männlicher erſcheinen ließ. So oft ſie ihn etwas ſcheu von der Seite anſah, mußte ſie die Augen wieder ſenken, verwundert, daß er ſo gar anders geworden. Aber auch Georg erſchien dieſe halb kindliche Mädchengeſtalt mit den tiefgeſcheitelten blonden Haaren und den braunen Kinderaugen anders als je zuvor. Er hatte daheim in keiner alten Bibel geleſen, — ſie lag auf dem Tannenhof leider zu tief im Staub, als daß ſie nur zu finden geweſen wäre; aber in den ſtillen Tagen der erſten Trauerzeit hatte er im Auftrag der Mutter die alten Hauskalender des Vaters durchgeſehen, und dort neben den Notizen über Käufe und Verkäufe allerlei tagbuchartige Aufzeichnungen gefunden.

Da fand ſich denn auch unterm Mai des Jahres 1820: „Der Metzger wollte die zwei großen Kälber holen, war aber nichts, weil wir zur Taufe bei Müllers drüben waren. Habe bei dieſer Gelegenheit unſern kleinen Schlingel mit dem neugeborenen Töchterlein drüben verlobt; ſo iſt der auch ſchon verſorgt! Der Frau Gemahlin iſt's nicht vornehm genug; mich ſollt's freuen, wenn es wahr würde.“

Wenn nun auch dieſe flüchtige Notiz keinen ſolchen Sturm von nie gekannten Gefühlen und Gedanken in Georg erweckte, als in Marie die Worte in der Mutter Bibel, ſo gaben ſie ihm doch zu denken. Er hatte die kleine Marie ſeit Monaten nicht mehr geſehen, nun war er in Wahrheit begierig, wie ſie wohl ausſehe; natürlich dachte er gar nicht im Ernſt an jene elterliche Verabredung, — welcher Unſinn! er ſich verloben!

Mit dem Müller, da hatte er freilich auf einmal höchſt



notwendig zu reden; der war ja nach des Vaters letztem Willen zu ſeinem Vormund ernannt. Frau Rau war damit nicht recht zufrieden geweſen: ſie meinte in all ihrem Leid, es wäre doch beſſer, wenn die Familie ſuchen würde ſich zu heben durch die Wahl eines gebildeten Vormunds; doch wollte ſie keine Einrede thun, der Müller hatte ſich als treuer Freund in der Not bewährt.

„Ich warte gern; gibt's da noch Platz für mich?“ fragte Georg etwas kecker als er je zuvor geweſen. Die Bibel ward ſorgſam ins grüne Gras gelegt; die beiden ſaßen beiſammen, ſie ſahen nicht viel vor ſich als die grünen Gebüſche und den blauen Himmel drüber und hörten die Vöglein zwitſchern und ſingen; aber dem Georg war's ein bißchen ſeltſam zu Mute, der Marie vielleicht auch. Diesmal fing ſie an zu reden, von ſeinem Vater zuerſt, wie er immer ſo freundlich gegen ſie geweſen und wie leid es ihr um ihn gethan; dann kamen ſie auf die alten Zeiten, — man hat bereits alte Zeiten, wenn man ſechzehn oder achtzehn Jahre alt iſt, — auf ihre Waſſerfahrten, die ‚Steinerverſammlung‘ und die Blumenſendungen ins Meer. Sie waren recht gut im Geſpräch, als die Magd von oben rief: „Jungfer Marie, ſie ſind da, und 's Feuer iſt aus, und 's Fleiſch kocht nicht!“

Glühend rot ſprang Marie auf, ſie hatte Küche, Fleiſch und Feuer droben rein vergeſſen.

In einem neuen Roman ſagt die Heldin, als ſie in die Küche muß: „Ich muß Sie verlaſſen, die unſcheinbare und doch ſo gebietende Pflicht ruft mich.“ Ach, Mariechen war nicht ſo beleſen, daß ihr ſo ſchöne Phraſen eingefallen wären; ſie hatte an die „unſcheinbare und doch ſo gebietende Pflicht“ eben leider gar nicht gedacht und ging mit recht böſem Gewiſſen hinauf.

Bis nun durch ein wahres Höllenfeuer in der Küche der Verſäumnis nachgeholfen wurde, wandelte Georg lange in eifrigem Geſpräch mit dem Müller im Hausgärtchen auf und ab. Es handelte ſich um ſeine Zukunft. Der Prozeß des Vaters war nach deſſen Tode endlich mit einem Vergleich beendet worden; aber das Gut hatte durch Koſten und durch Vernachläſſigung in letzter Zeit ſo viel gelitten, daß es kaum ratſam war für die Witwe, es zu behalten. Georg wäre jedenfalls zu jung geweſen, es zu übernehmen; ſeine Pläne waren aber auch andre, und er ſetzte ſie dem Müller auseinander, der zunächſt nicht ſehr viel darauf geben wollte, am Ende aber ſich doch herbeizulaſſen ſchien.

Marie, die nun mit ganz beiſpielloſem Eifer in der Küche ſchaltete, lugte ſo ein wenig durchs Küchenfenſter hinaus; es war ihr ein eigentümliches Bangen und Behagen, die zwei ſo vertraulich und angelegentlich miteinander reden zu ſehen: der ſchlanke Jüngling im modernen kurzen Röckchen, ihres Vaters breite Geſtalt in dem hellblauen Müllersrock, den er ſich durchaus nicht abſprechen ließ: ſie ſchienen ihr ganz gut zuſammen zu taugen. Georg ſprach raſch und eifrig in den Müller hinein, der ſehr gemächlich zuhörte und nur hie und da ſachte den Kopf ſchüttelte.

„Nun, 's iſt Eſſenszeit," ſagte endlich der Müller laut; „du ißt mit uns, Georg, deine Mutter erwartet dich doch nicht mehr; willſt ja nachmittags ohnehin in die Stadt hinüber. Heut wird jetzt nichts mehr gered't; morgen früh kannſt wieder herüber kommen, da ſollſt dann Auskunft haben; muß mir's heute nachmittag noch überlegen."

Bei Tiſche war Georg ſchweigſam; er ſprach nicht mehr mit Marie, die ihm ſtill gegenüberſaß und nicht recht aufblickte; die Müllerin war mit dem Chriſtian beſchäftigt, der bei Tiſche nie viel redete, aber deſto mehr aß und womöglich mit beiden Händen hineinſchob; der Müller war gut aufgelegt, er blickte hie und da nach ſeinem aufblühenden Töchterlein mit einem pfiffigen Lächeln hinüber, das der Müllerin etwas unbehaglich war. Nun, das Müllerkind war ſchon ein herzerfreulicher Anblick, und war einem Vater nicht übel zu nehmen, wenn er ſeine Augen weidete an ihr; über das kornblumenblaue Kleid, das ſo recht ihre friſche, blühende Farbe, das blonde Haar, die klaren Augen hob, hatte ſie, dem verſtorbenen Döte zu Ehren, ein ſchwarzſeidenes Schürzchen gebunden; der ganze liebliche Duft der reinen, erſten Jugendblüte lag über der jungen Geſtalt, — es war Georg vordem noch kein einziges Mal aufgefallen, daß das Müllermariechen ſo hübſch ſei.

Die einfache Mahlzeit war beendet, obgleich ſie etwas länger gewährt hatte, da das Fleiſch, durch Mariechens Schuld, ziemlich hart zu beißen war. Georg hatte einen Freund in die Stadt beſtellt, ſo ging er nach Tiſch fort. Er nahm mit wenig Worten Abſchied, behielt aber Mariechens Hand länger in der ſeinen als nötig war.

So recht ſonnenwarm und ſtill lag der Sonntagnachmittag über der Mühle; das Geſinde hatte ſich nach allen Seiten hin verlaufen; Marie war zum Schulmeiſter hinaufgegangen, ihrem beſten Freund noch von den Schultagen her; ſeine Frau war etwas invalid und keine Freundin vom Spazierengehen, da war's ihm denn gar lieb, wenn ſeine alte Schülerin mit ihm einen gemächlichen Gang durch die Felder machte. Er that ſein Beſtes, ſeinen ganzen Vorrat von Schul- und Lebensweisheit in ihre empfängliche Seele niederzulegen, und es war ihm oft, als ob bei verwickelten Fragen, die ihm lange zu denken gegeben hatten, die kleine Marie mit ein paar einfachen Worten das Rechte gefunden habe.

Chriſtian trieb ſich draußen mit Kameraden um, ſo ſaßen der Müller und ſeine Frau in ihrem Stübchen allein. Die ungewohnte Stille, — nur ſelten konnte die Mühle am Sonntag ganz ſtill ſtehen, — das warme tiefe Sonnenlicht, das Summen und Singen der Käfer und Vögel vom Inſelein her: das alles gab ihnen ſo recht das Gefühl einer Feiertagsſtunde, wie ſie ſelten einkehrt bei älteren Leuten, die ſich in regem Geſchäftsleben umtreiben.

Weite Spaziergänge ſind nicht im Geſchmack der Landbewohner: ein langſames Wandeln um die eigenen Wieſen und Felder, die man gern ſieht im Licht der Sabbathruhe, nachdem man ſie die Woche durch bearbeitet im Schweiß des Angeſichts, oder ſolch ein Stilleſitzen daheim, das lieben ſie, und das brachte auch der Müllerin das friedlichſte Sonntagsgefühl. „Es gibt Zeiten," pflegte ſie zu ſagen, „wo man den Herrn ſuchen muß, oft recht mit Müh und Sorge; aber es gibt auch Tage, und das ſind die beſten, wo man nur ganz ſtille halten und reinen, freien Raum machen muß, damit er hereintreten kann.

So iſt er zu den Jüngern getreten am See Genezareth, ſo zu der Maria im Garten,“ — und ſo ſaß die gute Müllerin mit einem recht ſonntagsſtillen Herzen, ließ die goldene Sonne hineinſcheinen und hörte gelaſſen auf die Mitteilungen ihres Mannes.

„Alſo ſiehſt, Weib,“ fuhr der Müller fort, „ſo ſteht's. Der Rauin ihr Bruder hat nun einmal ſeinen Sinn auf den Hof geſtellt, und ſie thut am beſten und läßt ihn ihm, ſolange er noch einen ordentlichen Preis dafür zahlt . . .“

„Aber ihrer Eltern Gut und Sitz!“ ſeufzte die Müllerin; „es iſt noch eine G'ſchrift da, wie ihr Urähne nach dem Dreißigjährigen Krieg das Haus hat wieder aufgebaut.“

„Iſt einerlei,“ ſagte der Müller, „wär' mir auch nicht lieb; aber beſſer den Hof laſſen, als daß er vollends zu Grund geht. Mein Vater ſelig hat g'ſagt: ‚Wenn d' ein Gut haſt, und läßt einen guten Baum drauf umhauen, ſo geh am ſelbigen Tag hin und laß dein Gut ins Wochenblatt ſetzen zum Verkauf; denn hin iſt's und der Segen fort, wenn's an die Obſtbäum' geht.‘ Und drüben auf dem Tannenhof haben ſie ſchon manch ſchönen Baum abg'ſchlagen; 's geht 'runter, Weib, 's geht 'runter!“ Die Müllerin machte nie eine Einrede, wo die Autorität des Vaters ſelig ins Spiel kam.

„So kann ich's alſo dem Georg nicht verdenken,“ ſprach der Müller weiter, „wenn er an dem Hof keine Freude hat und etwas andres werden will. Bin zwar nicht arg fürs Studieren, ‚ung'ſtudierte Leute ſind auch keine Eſel,‘ hat mein Vater ſelig g'ſagt, ‚und um das Geld, was einer verſtudiert, könnt' man die ſchönſten Aecker kaufen und hätt' zu eſſen ſein Lebtag.‘

„Bin einmal in Tübingen geweſen, wo ſie ſtudieren, noch wie ich ledig war, und bin in einem Wirtshaus geweſen; haben da die jungen Herrn geſchrieen und geſungen und gerandaliert und Bier hinuntergeſchüttet, daß es ein Graus war! ‚Höret, ihr Herrn,‘ hab' ich g'ſagt, ‚macht man's ſo, wenn man ſtudieren und g'ſcheit werden will?‘ — ‚Das verſtehſt du nicht, Knot,‘ hat der eine g'ſagt — er muß nicht recht verſtanden haben, daß ich Roth heiße —, ‚wenn man in Tübingen ſtudiert, ſo wird man von ſelbſt geſcheit.‘ — ‚Hab's nicht gewußt,‘ ſagt' ich wieder, ‚hab' zwar geleſen: Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf, war mir aber unbekannt, daß er's ihnen auch im Saufen gibt. Der Menſch muß freilich etwas voraus haben vor dem lieben Vieh; das ſauft nur, wenn's Durſt hat, der Student herentgegen auch ohne Durſt.‘“

„Wegen dem Georg?“ warf die Müllerin ein, die dieſem Ausfall gelaſſen zugehört hatte. „Ja ſo,“ beſann ſich der Müller wieder, „nun, ſo arg wird's der einmal nicht treiben; ich kann ihm nicht ſo ganz entgegen ſein, wenn er ſtudieren will; man braucht nun einmal auch mitunter g'ſtudierte Leut', und ein Doktor, wenn er geſchickt iſt, iſt ſo übel nicht dran.“

„Alſo Doktor will er werden?“

„Ja, Weib, und 's iſt ihm recht ernſt mit dem Studieren, und,“ hier ſtieg das liſtige Lächeln auf ſeinem Geſicht auf, „er hat auch ſchon an eine Frau Doktorin gedacht . . .“

„An unſre Marie?“ fragte die Müllerin erſchrocken und doch vielleicht im tiefſten Grunde heimlich geſchmeichelt; „das kannſt du nicht im Ernſt denken — das Kind!“

„Mag ſein, Weib; preſſiert ja auch nicht, aber — was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl. Hat ja doch kein Menſch mit den Kindern von ſelbiger Abrede an der Taufe geſprochen, und iſt ihnen nun von ſelbſt ins Herz gekommen, oder doch dem Georg. Sei's um ſechs Jahr, ſo kann er ſein eigen Brot haben, denn bälder thu ich's nicht; dann iſt ja die Marie noch blutjung und eben recht. Du ſiehſt doch ſonſt allenthalben Gottes Finger.“

„Gottes Leitung wollen wir walten laſſen und nicht vorgreifen,“ ſagte die Frau; „ich bitte dich nur um das eine: mach nichts feſt, und leid nicht, daß der Georg etwas zu dem Mädchen ſagt und ſich durch ein Verſprechen bindet; ſie ſind zu jung, ſie kennen ihr eigen Herz noch nicht; es ſoll ihm kein Treubruch und keine Sünde ſein, wenn's ihm wieder anders kommt; laß es im ſtillen!“

„Na, meinetwegen," bruttelte der Müller, der gar ungern etwas auf dem Herzen behielt. „Mein Vater ſelig hat zwar geſagt, wenn er von einem Eheverlöbnis hörte: ‚Machet voran, eh's der Teufel erfährt!' aber voran machen könnte man ja doch nicht; drum mag's meinetwegen noch in aller Stille bleiben, damit 's dem Mädchen nichts ſchadet: ich mein' aber als, der muß in Gott froh ſein, wenn er ſie nur kriegt."

„Und ſeine Mutter?"

„Na, die nun erſt recht! Ich hab' von unſerm Doktor gehört, daß es ſeine fünf- bis ſechshundert Gulden jährlich koſtet, wenn einer ordentlich ſtudieren will, und fängt er ſeine Praxis an als Doktor, ſo muß er auch wieder viel zuſetzen, — das kann die Nauin drüben derweil gar nicht aufwenden, bis ihre Sachen in Ordnung ſind: dafür iſt der Müller da. Ich meine, ſie müßte Gott danken, und unſre Marie gibt eine Frau wie eine, und ſchlecht iſt's doch auch nicht, wenn ſie Frau Doktorin iſt; auf die Mühle iſt ja der Chriſtian da."

„Es ſei dem Herrn befohlen!" ſagte die Müllerin. Es war ihr nicht unlieb, daß ein Bäcker drunten war, der den Müller ſprechen wollte und daß ſie allein blieb mit ihren Gedanken und mit ihrer Bibel.

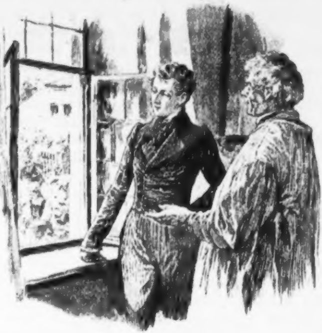
Georg machte ſein Examen und kam, ehe er die Univerſität bezog, noch einmal auf die Mühle, um Abſchied zu nehmen. Die Müllerin hatte ihn gebeten, vorher nicht zu kommen. Es wurde überhaupt von Marie und von der Verlobung nicht geſprochen; die beiden Mütter ſchienen ſchweigend einverſtanden, ein Alleinſein der jungen Leute möglichſt zu verhindern. Bei der Müllerin war es Gewiſſenhaftigkeit, bei Frau Nau der ſtille Hintergedanke: „Mein Georg könnt's auch noch beſſer treffen!"

Der Müller hatte in ſehr unumwundener Weiſe, die für das Selbſtgefühl des jungen Mannes einiges Verletzende hatte, ſeine Vermögensverhältniſſe mit ihm beſprochen: „Bei deiner Mutter iſt noch alles durcheinander; kein Menſch kann ſagen, ob ihr etwas bleibt oder nichts; ſo ſchieß' ich derweil vor, was nötig iſt, nicht weil du von dem Mädchen da drüben geſprochen haſt, — zu verkaufen brauch' ich das Kind nicht, — aber weil dein Vater mein guter Freund und Gevattermann geweſen iſt und das Zutrauen zu mir gehabt hat, daß ich für ſeinen Sohn ſorgen werde. Dreihundert Gulden kriegſt für ein halb Jahr, das muß aber für alles auslangen, — ein Heidengeld!" brummte der Müller für ſich dazwiſchen, — „Schulden werden nicht bezahlt. Zuerſt zahlſt deine Profeſſor, denen wirſt geben müſſen, was ſie verlangen; ich denke, ſolche Herren werden ein armes Burſchlein, wie du biſt, nicht überfordern," — Georg biß ſich auf die Lippen — „dann," fuhr der Müller in ſeiner nützlichen Anweiſung fort, „dann thuſt du alles beiſeite, was du für Koſt und Wohnung brauchſt."

„Bedienung?" warf Georg ein.

„Nun ja, was braucht ſo ein junger Menſch für Bedienung! Ich weiß einen Student, der hat ſich am Feierabend allemal ſeine Stiefel ſelber gewichſt und ſeinen Rock gebürſtet, will's dir aber nicht zumuten. Mit der Kleidung da montiert man dich neu, dann brauchſt du ſo bald nichts; Bücher wirſt dir auch etliche anſchaffen müſſen, wiewohl ich gemeint habe, deſſenthalben ſtudiere man, daß man auswendig wiſſe, was in den Büchern ſteht. Was du dann noch übrig haſt, von dem kannſt du dir eine Güte thun, und hie und da abends ein Schöpplein trinken oder am Sonntag wo 'nausſpazieren und einkehren; es ſollte noch zu allerlei reichen, muß ja mancher mit Weib und Kind von ſechshundert Gulden leben! Abgehen darfſt dir nichts laſſen.

„Vier Jahr', ſagen ſie, ſei nötig, wenn einer auf den Doktor ſtudiert," fuhr der Müller fort, der das traurige Schweigen ſeines Mündels für vollkommenes Einverſtändnis hielt; „das will ich mir alſo auch gefallen laſſen, wiewohl's ein Heidengeld koſtet, und ſoll mich gar nichts dauern, wenn du etwas Rechtes lernſt; karteln (Kartenſpielen) thuſt mir nicht, auch nicht ſo wüſt ſaufen wie ſelbige Studenten. ‚Wenn d' zum erſtenmal gekartelt haſt,‘ hat mein Vater ſelig geſagt, ‚ſo geh heim und ſchäm' dich, daß d' ſo ein dummer Kerle biſt, der nichts Geſcheiteres zu thun weiß; wenn d' aber zum zweitenmal hingehſt und 's gelüſtet dich ſchon nach den Karten, ſo gehe vorher aufs



Amt und laſſe dich mundtot machen, damit noch etwas übrig bleibt für dein Weib und Kind.‘“

„Na, für Weib und Kind hab' ich doch nicht zu ſorgen,“ fiel Georg ein, deſſen achtzehnjährige Geduld nicht mehr Stich halten wollte. „Haſt's noch nicht,“ ſagte der Müller in unerſchütterter Ruhe, „aber was du thuſt von Jugend an, ob du dein Sach' verpraßt in Leichtſinn und Sünden, oder ob du fleißig biſt und rechtſchaffen, dein' Leib und Seele rein hältſt und in Ehren: — das haſt doch für Weib und Kind gethan, und wenn dein künftiges Weib noch nicht auf der Welt wäre, — du wirſt's einmal inne werden mit bitterem Herzeleid oder mit Dank und Herzensfreude.“

Während des Müllers Rede lehnte Georg am Fenſter; im Garten unten da ſtand Marie zwiſchen Spätroſen und Reſeden und ſchien halb zögernd ein Sträußchen zu pflücken; dazwiſchen erhob ſie hie und da die Augen und ſenkte ſie raſch, als ſie Georgs Blick begegnete. „Um eines ſo lieblichen Töchterleins willen,“ dachte dieſer, „kann man ſich ſchon eine Predigt von ihrem Vater gefallen laſſen, auch wenn ſie knotenhaft langweilig iſt.“

„Nun, weil wir doch ſchon daran ſind,“ ſagte der Müller zum Schluß, „wegen unſrer Marie, da möchte meine Frau gern, daß noch gar nichts darüber geredet würde, weil ihr alle zwei noch ſo gar jung ſeid. Einſtweilen ſoll das Kind gut auferzogen werden und behütet, daß ſie eine rechtſchaffene Frau gibt für jeden rechten Mann. Haſt du dein Sach' recht gelernt und kannſt einmal dein eigen Brot eſſen, — verſtehſt mich, bälder nicht! — und du willſt ſie noch und ſie will dich, dann ſollſt du ſie haben und wenn zehn Reichere kämen. Derweile kein Gelöffel und kein Briefgeſchreibe, nichts dergleichen! Und jetzt b'hüt dich Gott und werd ein rechtſchaffener Mann!“

Spät in der Nacht, als der Müller noch unten war, um in der Mühle nachzuſehen und die Müllerin ſich zur Ruhe gelegt hatte in dem alten großen Himmelbett, da kam Marie noch leiſe herein: „Mutter, ich habe von dem Georg noch allein Abſchied genommen, drüben auf der Inſel; iſt das eine Sünde?“

„Haſt du ihn denn heißen hinüberkommen?“

„Nein, Mutter; ich habe geſpürt, daß er noch kommt, und ich habe auch geſpürt, daß du nicht gern haſt, wenn wir allein ſind. Aber verboten hatteſt du mir's nicht, Mutter, nicht wahr?“

„Nein, Kind. Was hat er ſonſt noch geſagt?“

„Das Sträußchen hat er mir genommen, das ich vorher im Gärtchen angeſteckt habe, und dann hat er noch ein Vergißmeinnicht gefunden am Bach drunten, das hat er mir gegeben und geſagt, ich ſoll ihn gewiß nicht vergeſſen, er wolle an mich denken allezeit. Mutter, darf ich's behalten?“

„Behalt's in Gottes Namen, Kind, und leg's in deine Bibel! Wenn du es anſiehſt und an den Georg denkſt, ſo bete dabei, daß Gott ihn behüten möge und rein bewahren! Gib dein Herz dem Herrn! dann wird es ein köſtliches Kleinod, ob du es nun für den Georg aufheben darfſt oder nicht. Denk an das Sprüchlein, das ich an deinem Geburtstag gezogen: ‚Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt,‘ das bete von Herzen! Dein Herz und deine Zukunft gib in Gottes Hut und nicht in die eines Menſchen, und wenn's der beſte wäre. Gute nacht, Marie!“

Und Marie legte das Vergißmeinnicht in ihre Bibel und ihr Herz und ihre Zukunft in Gottes Hand und ſchlief ein in Frieden.

So überaus genau die Vorſchriften geweſen, mit denen der Müller „ſeinen Studenten“, auf den er ſich heimlich nicht wenig zu gute that, zur Univerſität entlaſſen hatte, ſo ließ er ihn doch mit vollſtem Vertrauen die neue Laufbahn gehen. Dies Vertrauen und das Bewußtſein, der einzige Sohn, die künftige Stütze einer Witwe zu ſein, gaben Georg einen gewiſſen Halt, ſo daß er ſich von dem ungewohnten Studentenleben, von dem Reiz unbedingter Freiheit nicht zu viel hinreißen ließ. Mitunter fand er freilich die Geldeinteilung, wie der Müller ſie vorgeſchrieben, etwas ſchwierig, auch blieb's nicht eben bei dem „Schöpplein Bier“ am Abend, er war darin nicht überſkrupulös: „Der Mann verſteht's nicht beſſer; wenn ich nur ſolid bleibe und ſchließlich mein Examen mache, ſo iſt das andre meine Sache.“

Das blonde Kind mit den braunen Rehaugen vergaß er nicht, — nicht daß ſie ihm als Kampfpreis vorgeſchwebt wäre, der zu erringen ſei mit Mühe und Arbeit, — ach nein, für gewonnen hielt er ſie ſchon; aber lieblich und anmutig, faſt mehr noch als ſie in Wahrheit war, malte ſie ihm ſeine Phantaſie, wie das bei einer jungen Liebe leicht zu gehen pflegt. Wenn er ſich auch bei dem mitunter etwas derben Treiben der Gefährten oft mit gutem Humor beteiligte, ſo that es ihm doch wohl, etwas für ſich ganz eigen, heimlich in ſeinen Gedanken zu haben. Romantiſche Freundſchaften unter Jünglingen waren dazumal ſchon ſelten. Die Freundſchaften auf Leben und Tod ſind ſamt den Jünglingen mit den Nachklängen der Befreiungskriege zu Grabe getragen worden; es gibt nur noch junge Männer, Geſellſchaftsmitglieder und Bekannte, — ſo hatte er keinen Vertrauten ſeiner Liebe; er ſchrieb nicht an Marie; an den Müller, der ſelbſt nicht ſtark in der Feder war, ſehr ſelten; aber ſo oft er ſeiner Mutter ſchrieb, ſandte er Grüße, Bücher oder ſonſt einen kleinen Auftrag an Marie.

Frau Rau war im Begriff, ihre Heimat zu verlaſſen. Sie hatte den Hof verkauft und wollte zu ihrer Schweſter ziehen, die „Hotelbeſitzerin“, zu deutſch Gaſtwirtin in einer belebten Handelsſtadt war. „Ich habe da natürlich mit dem Geſchäft gar nichts zu thun,“ verſicherte ſie die Müllerin, „nur vielleicht hie und da die gebildeteren Gäſte zu unterhalten; hier bleiben kann ich nicht, der Kummer frißt eigentlich an mir.“

„Thu's in Gottes Namen!“ ſagte die Müllerin, die noch wenig Spuren dieſes „freſſenden Kummers“ bei der Gevatterin bemerkte; „mir würd' es angſt und bang mit einem betrübten Herzen in ſo einem Gethue.“

„Vor das habe ich mein eigenes Zimmer,“ belehrte ſie Frau Rau. „O, da werde ich noch Zeit genug haben, betrübt zu ſein an den Abenden, wo kein Geſellſchaftstag iſt! Tanzmuſik iſt freilich oft ſtörend, aber das iſt nur alle vier Wochen beim Kaſino . . ."

„Hätteſt nicht lieber wollen in die Univerſitätsſtadt ziehen, daß dein Georg eine Heimat bei dir gehabt hätte?"

„Weißt, Chriſtine," ſagte vertraulich, wenn auch immer etwas herablaſſend, Frau Rau, „einesteils langt mein Vermögen, was mir vom Hof übrig bleibt, nicht recht, einen eigenen Haushalt zu führen, anſtändig, wie es doch ſein müßte; anderuteils hab' ich gehört, daß bei der Univerſität niemand, auch die allervornehmſten und reichſten Leute nichts gelten, wenn ſie keine Profeſſor ſind; das könnte ich doch auch nicht ertragen."

Frau Rau hatte ſich mehr und mehr in den Gedanken ergeben, die liebliche Müllermarie als Zukünftige ihres Georgs zu ſehen, namentlich als ihr die Augen aufgegangen waren über den beſcheidenen Stand ihrer eigenen Verhältniſſe. Aber dringend legte ſie Müllers die Pflicht ans Herz, etwas für Maries Ausbildung zu thun; was ſie beim Schulmeiſter und ſeiner Frau gelernt, das ſei ganz und gar unzulänglich für ihren möglichen künftigen Stand, „wenn ſich mein Georg nicht noch anders beſinnt," — „oder auch unſre Marie," ſagte trotz all ihrer Sanftmut etwas ſpitzig die Müllerin. — Auf den Punkt verſteht eine Mutter keinen Spaß.

Der Müller, der ſeine Marie, ſeinen Augapfel, gern recht vollkommen, ein ganz begehrenswertes Gut wiſſen wollte, ſtimmte der Frau Rau bei und die Mutter gab nach, obwohl ſie ein unbeſtimmtes Grauen vor der Reſidenz empfand, dem einzigen Orte, wohin ein junges Mädchen zur Ausbildung, „zum Schnellbleichen" oder „Feinſchleifen" geſchickt werden konnte.

Töchterpenſionen galten damals noch für Ausnahmen; aber Frau Bäcker Huſchwadel, die Geſchäftsfreundin des Müllers in der Reſidenz, wußte eine Witwe von Stand, die jungen Fräulein, die „Bildung erlernen" wollten, mütterliche Leitung, Ueberwachung und Gelegenheit zu franzöſiſcher Konverſation zuſicherte, und es wurde beſchloſſen, dieſer Mariechen zur Politur zu übergeben.

So wurde denn unter ſtillem Seufzen der Müllerin eine erfahrene Nähterin ins Haus genommen, um Marie für die Reſidenz herauszuſchneidern. Der Müller entlehnte die Kutſche des Sonnenwirts im Dorf droben und das Ehepaar im ſchönen ehrbaren Sonntagsputz ſamt dem dicken Chriſtian, der nagelneu montiert und mit einem rotſeidenen Halstuch geſchmückt war, brachten ihr Kleinod in eigener Perſon in die Hände der Frau Regiſtrator Riederich.

Frau Regiſtrator Riederich war ſo recht, was man eine reſolute Frau nennt; ſie hatte den Kampf mit dem Leben rüſtig aufgenommen und war bis jetzt damit fertig geworden. Das Schickſal hatte ſie nie weich gebettet; man hatte ſie nie darüber klagen hören, ſie war weder fröhlichen noch melancholiſchen Temperaments; ſie gehörte nicht zu den jammernden, nicht zu den empfindlichen und nicht zu den ergebenen Witwen, — ſie war bloß reſolut. Ein armes, früh verwaiſtes Mädchen, hatte ſie bald lernen müſſen, ſich unter Fremden „durchzuſchlagen“; ſie hatte überall ihre Schuldigkeit gethan und ſich ſelbſt nicht zu viel geſchehen laſſen; einen Lebensfrühling mit Lieben, Hoffen und Träumen hatte ſie nicht gekannt; ſie war Küchengewächs, keine Gartenblume, — Kohlraben haben keinen Blütenmond.

In ſehr gereiften Jahren war ſie Haushälterin bei dem kränklichen Regiſtrator Riederich geworden. Er hatte ſie zu ſeiner Gattin erhoben; ſie hatte dieſe Ehre dankbar erkannt, hatte die Würde einer Hausfrau übernommen, etwa wie ſie eine neue Stelle übernommen hätte, und war ihm eine getreue, aufopfernde Dienerin und Pflegerin geblieben. Sein Andenken hielt ſie in Ehren, obgleich ſie keine roſigen Tage an ſeiner Seite verlebt hatte. Denn eine glänzende Stelle war auch dieſer neue Poſten nicht; der Herr Regiſtrator war nicht geſonnen, um ſeiner Pflichten als Gatte und Vater willen ſeine eigenen Bedürfniſſe zu beſchränken; Rauch- und Schnupftabak, ſowie ſein allabendliches Schöpplein in einer anſtändigen, ſtillen Kneipe nahmen unverhältnismäßig viel von dem kleinen Einkommen weg. Drei Töchter wuchſen heran, ohne daß das Einkommen mit ihnen wuchs, ein Umſtand, auf den Herr Riederich nicht gerechnet: er hatte zunächſt ſeine Haushälterin nur *geheiratet, um jeden Wechſel der Bedienung und das Salär zu* erſparen.

Die Frau aber blieb reſolut unter allen Umſtänden; ſie arbeitete in die Induſtrie, ſie beſorgte Kommiſſionen für Pfarrfrauen gegen ein kleines Honorar an Butter, Eiern und dergleichen; ſie fand Mittel und Wege, in ihrem ſehr engen Logis auch noch einen leibarmen Gymnaſiaſten unterzubringen, und trotz des billigen Koſtgeldes und anſtändiger Ernährung noch an ihm zu profitieren. Die älteſte Tochter Mine, gleich der Mama eine vorherrſchend praktiſche Natur, wurde vorzugsweiſe im Kochen und Nähen ausgebildet; die zwei jüngſten, die talentvoller waren, brachte man in eine höhere Töchterſchule zweiten Ranges; die praktiſche Frau machte es möglich, das mäßige Kapital, das Herr Riederich in die Ehe gebracht, unberührt zu erhalten bis zu ſeinem Tode.

Auch nach dieſem traurigen Ereignis hatte der reſolute Geiſt bald wieder die Oberhand gewonnen. „Etwas muß angefangen werden,“ ſprach ſie zu einer Bekannten; „die Penſion und meine Zinslein reichen nicht, Nähen und Stricken trägt nicht viel; wir müſſen ſehen, was wir thun, um das Kapitälchen nicht anzugreifen.“

„Halten Sie einen Koſttiſch,“ ſchlug Frau Verwalter Mezger vor mit pfiffigem Lächeln, „für junge Kaufleute und ledige Kanzleiherren! wer weiß, wie ſich's da ſchickt; iſt ſchon ſo manche angekommen . . .“

„Geht nicht, Mezgerin,“ entſchied Frau Riederich, „das führt zu nichts Solidem mehr in unſrer Zeit; ein Mädchen ohne Geld, die einen Mann kriegt, iſt ſo rar wie ein weißer Hirſch. Hab' mich anders reſolviert. Die Eliſe iſt die ſäuberſte und geſcheiteſte von meinen Mädchen; der will der Inſtitutsvorſteher einen Platz als Gouvernante verſchaffen. Die Nane iſt kränklich und die Mine wüſt, Männer kriegen ſie nicht; aber die Nane hat Franzöſiſch gelernt und die Mine kann gut kochen und nähen. Da will ich's denn probieren, ſie daheim behalten und Koſtjungfern nehmen. Viel trägt das nicht; aber mag leicht ſein, ſo ſchlägt man das Maul 'raus (welcher ſchöne Ausdruck bedeuten ſoll: man beſtreitet die Koſten für den eigenen Tiſch) und die Mädchen können immer daneben etwas verdienen."

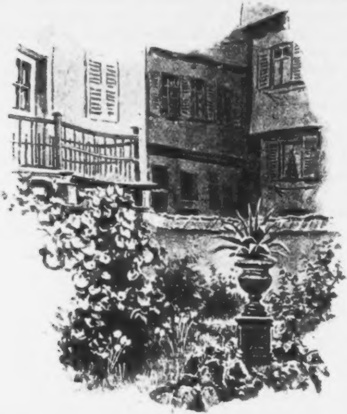
So geſchah's. Eliſe, ein nettes, gewandtes Mädchen, fand eine Stelle als Gouvernante; zwar verſtand ſie von den zahlreichen Fächern, die ſie lehren ſollte, nicht eben viel; aber ſie hatte etwas von dem reſoluten Weſen der Mutter geerbt und dachte ſich ſchon durchzuſchlagen. Der Gymnaſiaſt wurde entlaſſen; in derſelben Wohnung, wo es ſchon ein Kunſtwerk war, den Jüngling unterzubringen, wurde jetzt Raum geſchafft für vier Koſtfräulein; es war ſo künſtlich, wie die Spinnrädchen in einer Glasflaſche: wie ſie hineingekommen, begreift niemand, aber drinnen ſind ſie.

Wie manches hatte Marie ſo von weitem gehört und geleſen von dem verlockenden Glanze und von den Gefahren eines Lebens in der Reſidenz! — ſie wurde von keinem von beiden etwas gewahr.

Frau Riederich bewohnte ſamt ihren zwei Töchtern und vier Koſtfräulein den vierten Stock eines ſauberen Hauſes in einer anſtändigen Straße, einer ſtillen Straße, in der Gras wuchs; in der ſelten der Tritt eines Menſchen und niemals der Hufſchlag eines Roſſes gehört wurde, außer wenn der Doktor einmal vorfuhr bei dem alten Archivrat drüben.

Wie einſam kam ſich das Kind vom Lande vor da oben, an ſtillen Sonntagen, wo die andern Mädchen ausgeflogen waren zu Beſuchen bei Bekannten und Verwandten! — ſie hatte keine einzige bekannte Seele in der Stadt und blieb am liebſten zu Haus, wenn nicht an beſonders ſchönen Sonntagen Frau Riederich zum Vergnügen ihrer Pflegebefohlenen einen Spaziergang in den Schloßgarten oder gar einen Ausflug in ein benachbartes Dorf machte.

Werktags, da führte Marie ein geſchäftiges Leben: — ſie hatte Freude an Handarbeiten und flinke, geſchickte Finger; hatte aber genug zu thun, um andern, beſſer geübten Mädchen gleichzukommen. So war ſie denn früh ſchon mit ihrer Nadel geſchäftig am Fenſter ihres Stübchens, wenn die andern noch ſchliefen. Das Stübchen, auf der Rückſeite des Hauſes, ſchaute auf ein großes Viereck von Häuſern; in der Mitte dieſes Carrés lag ein melancholiſches, ſonnenloſes Gärtchen; wenig Blumen



ſproßten aus dem ſchattigen Boden; im Hintergrund war eine große Geißblattlaube, dicht verwachſen und umrankt wie Dornröschens Schloß; in der Mitte ein künſtlicher Hügel aus Tuffſteinen, dazwiſchen ſpärliche Blümlein wuchſen und auf deſſen Gipfel in einer alten Steinvaſe eine Aloe prangte. Von wannen das Gärtchen ſtammte und wem es gehörte, das wußte Marie nicht, hatte auch nie danach gefragt. Sie hatte nie eine Seele darin geſehen; aber es hatte einen geheimnisvollen Reiz für ſie hinunterzuſchauen, und oft bildete ſie ſich ein, die verſchlungenen Ranken der Laube müßten ſich auf einmal voneinander thun, und irgend eine liebe, bekannte Geſtalt daraus hervortreten, — weiß nicht, ob ſie ſich ſagte, welche. Mariechen hatte den redlichen Willen, nach der Mutter Geheiß zu warten, nicht nur mit Brautkleid und Kranz — das gab ſich ja von ſelbſt —, aber auch mit Herz und Gedanken.

Und Marie hatte gar viel zu thun und nicht zu lange Zeit zum Träumen; ſie mußte ihre franzöſiſchen Lektionen einüben, die oft blutſauer gingen, — ſie hatte Stunden genommen bei dem alten Herrn Mercier, einem herabgeſetzten Sprachmeiſter; und ehe ſie ſich's verſah, ſchlug's ſieben und rief man zum Kaffee. Fräulein Mine präſidierte am Frühſtückstiſch und ſchenkte ein, Punkt ſieben, Kaffee mit Sirup und bläulicher Milch für Anweſende und Abweſende; wer zu ſpät kam, den beruhigte ſie mit dem immer gleichen Troſt, daß kalter Kaffee ſchön mache.

Nun kamen die Nähſtunden. Vormittags fein Weißnähen und Sticken; darin unterrichtete eine Dame, „die einſt beſſere Tage geſehen“. Die Lektionen waren zumeiſt beſucht von Fräulein der Reſidenz; da wurden neue Kleider und unmoderne Hüte unbarmherzig beſpöttelt und kritiſiert, und meiſt vom Theater und von Konzerten geſprochen, ſogar vom Hof; denn es kam ein junges Mädchen her, deren Tante die Jugendfreundin einer Hofdame war.

In dieſem Kreis war es dem ſchüchternen Landkind angſt und bang; ſie ſchaute nicht auf von der Arbeit und nähte mit einer faſt krampfhaften Emſigkeit; auch machte keine der jungen Fräulein einen Verſuch, ihr näher zu kommen: „ein Müllersmädchen“, hatte eine mit etwas geringſchätzigem Ton mitgeteilt; da war's ja natürlich, daß Keine Anknüpfung mit ihr ſuchte. Die Jugend iſt ſelten berechnend, aber häufig rückſichtslos.

Nachmittags aber, da ging's in die „Kleidernähet“; da präſidierte die freundliche Frau Kern, die auch ein trübes Geſchick nicht vergeſſen gemacht hatte, daß ſie einſt jung geweſen war, und die ſich ſelbſt wohl fühlte in dem Kreiſe junger Mädchen, die, von allen Teilen des Landes zuſammengewürfelt, in der Reſidenz Kleidermachen, Bügeln und Bildung erlernen ſollten.

Da flogen die Nadeln auch emſig, es gab allerlei Wetten, wer zuerſt fertig ſei, — aber noch viel flinker regten ſich die Zünglein mit Plaudern und Lachen, bis wieder die gutmütige Stimme der Frau Kern mahnend dazwiſchen rief: „Ei, macht's nicht gar zu bunt! Ihr arbeitet mir ja nichts mehr, wenn ihr ſo viel ſchwatzt.“

„So? Frau Kern, wiſſen Sie nicht mehr:

Wenn gute Reden ſie begleiten,
So fließt die Arbeit munter fort?“

rief da ein naſeweiſes Stimmchen, und unter fröhlichem Lachen gingen die Nadeln doppelt flink, um die Warnung der Lehrerin zu widerlegen. Da wurde erzählt und mitgeteilt aus den verſchiedenen Gegenden und Lebenskreiſen, aus denen die Mädchen ſtammten; die Stände waren hier etwas mehr gemiſcht, und die Lehrerin ſelbſt zeigte ſo freundliches Intereſſe für alle, daß kein vornehmes Herabſehen auf das „Müllersmädchen“ Mariechens warmes Herz verkühlte. Es wurde geſungen und geſpielt, ſoweit ſich's mit dem Nähen vertrug, und wenn wieder das Kommando der Frau Kern erſchallte: „Jetzt aber ſeid auch ein bißchen ſtill!“ ſo wurde alsbald eine „Stillſtunde“ ausgerufen, und wer ohne Not das Schweigen brach, der mußte einen Kreuzer Strafe bezahlen, und die ſo geſammelte „Schwätzkaſſe“

wurde ſpäter, wenn es hinreichte, zu einem gemeinſamen Spaziergang verwendet.

Es war ein fröhliches Schaffen in der Nähſtube. Das Haus lag in einem noch nicht ausgebauten Stadtteil; da gab's friſche Luft, grüne Bäume und Vogelſang und die grünen Rebenhügel, welche rings die Stadt umgaben, ſchauten herein.

Hier taute Maries Herz auf und ſie vergaß das Heimweh. Die gute Frau Kern hatte ihr ganzes Herz gewonnen, und wenn ſie allein ins innere Zimmer zum Anprobieren zu ihr kam, da redete die ſo freundlich, mütterlich mit ihr, beriet ſie in allerlei Verlegenheiten und zeigte ſo herzlichen Anteil an all ihrem Leben und den Ihren, daß Marie zuletzt ihr ſchüchtern errötend ſo halb und halb geſtand, wie ſie beinahe und faſt gar Braut ſei; es dürfe es aber noch gar kein einziger Sterbensmenſch wiſſen. „Nun, Sie ſind noch ſo jung, Marie," ſagte die freundliche Frau, „da kann freilich noch allerlei kommen; ſammeln Sie ſich nur indes eine ſchöne Ausſteuer: ein frommes Herz, gute und reine Gedanken, Fleiß und Geſchicklichkeit! dann wird auf allen Fall Ihre künftige Heimat freundlich werden."

Die „Kleidernähet" nimmt gewiß einen untergeordneten Rang in der Reihe der ſtädtiſchen Bildungsanſtalten ein, und Frau Kern war eine einfach gebildete Frau, und doch wurde gerade hier Maries Blick geöffnet für Welt und Leben, hier allein fühlte ſie ſich daheim und jung und fröhlich. Ein gebildetes Herz und freundliches Gemüt verbreiten eine heitere Lebensluft um ſich, mögen ſie nun walten, wo ſie wollen, und manch dankbare, frohe Erinnerung aus der Jugendzeit weilt wohl auf jener ſchmuckloſen Stube der „Kleidernähſtunde", wo der Boden mit Flecken aller Farben bedeckt war und wo das alte Klavier nur noch dazu diente, daß man Kleider darauf zuſchnitt.

Monſieur Mercier, der franzöſiſche Sprachlehrer, machte ſich ſeine Aufgabe nicht zu ſchwer. „Konverſation iſt die Hauptſache," wiederholte er oft, ließ ſeine Schülerinnen ein paar

Verbes und eine Fabel von Lafontaine aufſagen; — da ſie dieſe nie recht behielten, ſo war es immer wieder dieſelbe:

La cigale avait chanté
Tout l'été —

reichte für einen ganzen Sommer aus; dann begann Monſieur Mercier die Konverſation, erzählte von ſeiner eigenen Familie, von ſeiner patrie und von allen Dingen zwiſchen Himmel und Erde; dazwiſchen fragte er immer wieder gewiſſenhaft: „Comprenez-vous, Mesdemoiselles?“ ob Sie verſtanden? — „Un peu, Monsieur,“ antwortete ſehr ſchüchtern Marie, weil ſie nicht wußte, was „nichts“ auf franzöſiſch heißt; „bien, gut,“ ſagte vergnügt Mr. Mercier, „das iſt genug für die Anfang, conversation, c'est die Auptſach.“

Auch im Piano waren Maries Fortſchritte nicht glänzend, obgleich ſie und eine Lehrerin einander jämmerlich quälten mit Fingerſatzübungen und mit einer Sonate von Herz; nur ihre wirklich liebliche Singſtimme gewann noch unter guter Leitung. Muſik und Franzöſiſch waren von Frau Rau angeordnet worden, — es that Mariechen leid, daß ſie gerade darin nicht mehr leiſtete; aber — Georg werde es am Ende damit ſo genau nicht nehmen, hoffte ſie.

Wo die Pracht und Herrlichkeit, und wo die großen Gefahren des Reſidenzlebens liegen ſollten, das begriff Marie nicht recht; ſie ſah wohl hie und da mit namenloſem Reſpekt eine Hofequipage mit ſcharlachroten, betreßten Dienern vorüberfahren und im Schloßhof halten; ſie ſah einmal, als ſie ſpät durch den Schloßgarten nach Hauſe ging, in dem kleinen See, der vor dem Schloſſe liegt, den Schimmer der Kerzen widerſtrahlen, und malte ſich ein unbeſtimmtes Bild aus voll zauberhaften Glanzes: den König mit Zepter, Krone und Purpurmantel auf goldenem Seſſel und prächtige Herren und Damen um ihn her. Sie durfte ſich auch mit Erlaubnis der Frau Riederich je und je ein billiges Theaterbillet aus zweiter Hand kaufen und ſchaute aus der Tiefe einer Parterreloge mit groß offenen Augen in die Wunderwelt des Schauſpiels, — es waren das alles aber nur vorüberziehende Lichtſtreifen, die nicht eindrangen in ihr ziemlich einförmiges Alltagsleben, und Heimweh hatte das Müllerkind gar oft und viel; ſie ſtieg manchmal in der Stille auf den obern Boden, von wo ſie den Weg ſehen konnte, der nach ihrer Heimat führte, und ſchaute da hinüber wie nach einem unerreichbaren Paradies.

Alle Schattenſeiten der Heimat traten zurück: die tägliche, oft recht ſaure Mühe und Arbeit, der durchaus nicht ideale Verkehrston des Vaters mit dem Geſinde, die unvermeidlichen Roheiten, die man da und dort durch die ab- und zugehenden Mühlkunden zu hören bekam, — alles, was ſie früher oft verletzt und ihr eine faſt unbewußte Sehnſucht nach idealeren Lebensformen erregt hatte, das trat jetzt in den Hintergrund. Ihr ſtilles Plätzchen auf der Inſel, die feierlichen Sonntagsſtunden an der Seite der Mutter daheim, die traulichen Lichtabende im Schulhaus und ihre Spaziergänge mit ihrem alten Freund — das alles erſchien ihr jetzt im ſchönſten Lichte, und ſie zählte, ſo oft ſie es unberufen thun konnte, ſehnſüchtig auf dem Wandkalender, wie viele Wochen und Tage die Zeit ihrer Verbannung noch währen ſollte. Sie hatte auch Heimweh nach ſich ſelbſt, wenn ſie dachte, wie einſam jetzt die Mühle ſei, wie allein Vater und Mutter und der dicke Chriſtian und der Schulmeiſter, wenn ſie keine Marie haben; ſie konnte faſt weinen aus Mitleid mit ihnen. Auch ganz beſcheidene Menſchen können ſich manchmal in der Stille für unerſetzlich halten, da, wo ſie in ein Verhältnis ihr ganzes Herz, ihr beſtes Sein und Streben gelegt haben, und wenn das Täuſchung iſt, ſo iſt es eine Täuſchung des Herzens, nicht der Eitelkeit. Was wahrhaftige Liebe thut, iſt wirklich unerſetzlich, — unvergeſſen freilich nicht immer.

Wie ſo ganz anders, wie ſo viel langweiliger war ein ſtiller Sonntagnachmittag in der Stadt, als er in der Mühle geweſen! Heiß und unbeweglich brütete die Sonnenglut über den Dächern; geputzte Männer, Frauen und Kinder zogen durch die ſchattenloſen, blank gepflaſterten Straßen; die vornehmere Welt hielt ſich noch in den Zimmern oder war ſchon zu Wagen ausgeflogen, — elegante Livreebedienten und unnötige Schildwachen ſahen gähnend und verdrießlich dem Menſchenſtrom nach, der ſich's in der Hitze blutſauer werden ließ um ſein Pläſir, — kein Sabbatfrieden, aber auch nicht einmal eine recht fröhliche, friſche Sonntagsfreude lag über dem Ganzen.

So ſaß Mariechen an einem Sonntagnachmittag allein oben in dem trübſeligen Dachſtübchen in der einſamen, grasbewachſenen Straße, ganz allein am Fenſter, wie „das arme vergeſſene Kind“ in der verſunkenen Meerſtadt von Heine. Frau Niederich und ihre Töchter waren unerhörterweiſe heute verreiſt zu einer Zuſammenkunft mit Eliſe, dem Stolz des Hauſes, die mit ihrer Herrſchaft in der Nähe vorüberkam, aber nicht ſo lange Urlaub erhielt, um nach Haus reiſen zu können. Die drei andern Koſtfräulein machten dreierlei langweilige Spaziergänge mit dreierlei verwandten Familien; ſelbſt die Magd war zu Beſuch in ihrer Heimat, was Frau Niederich gern erlaubte, da das Veſperbrot damit erſpart wurde.

Es hatte ihnen leid gethan, die arme Marie ſo allein zu laſſen. Bertha Tiegel, eines der Koſtfräulein, ein gutmütiges Mädchen, das ſich ſelbſt als „etwas ſchwärmeriſch“ bezeichnete und die ſich am meiſten an Marie anſchloß, hatte ihr angeboten, ſie mit zu ihrer Tante zu nehmen, auf eine Partie zu ihrem Buttermann nach Bothnang; aber Marie hatte ſich heute auf einem Frühſpaziergang in den Anlagen den Fuß ein wenig übertreten und verſicherte mit voller Wahrheit, daß ſie gern allein bleibe. „Du haſt auch recht,“ ſtimmte ihr Bertha bei; „ſo recht gefühlvoll kann man eigentlich doch nur ſein, wenn man allein iſt. Wenn ich nicht meiner Tante meine Geſellſchaft verſprochen hätte und nicht heute abend zu meiner Baſe, der Frau Kammerlakei, zum Thee geladen wäre, ich würde auch viel lieber in Einſamkeit bleiben. O Marie, du biſt glücklich, daß du nicht ſo im Strudel der Welt leben darfſt!

Wohl dem, denn ſelig muß ich ihn preiſen,
Der auf der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur!

„O, ich möchte auch kindlich an der Bruſt der Natur liegen! Aber der Buttermann von Bothnang iſt ja doch auch eine Art von Natur.“

Emilie und Karoline Meiler, zwei Schweſtern, die auch bei Frau Niederich der weiblichen Vollendung entgegenreifen ſollten, und die eben an dem einzig brauchbaren Spiegel im Wohnzimmer ihre etwas kokette Toilette vollendeten, lachten ſpöttiſch über den „Strudel der großen Welt“, in den ſich Bertha bei der Frau Kammerlakei ſtürzte; ſie gingen heute mit ihrer Tante, der Frau Geheimenoberfinanzrätin, an den Kurſaal nach K.; da verlohnte ſich's noch eher, ſich zu putzen!

Endlich war Marie allein. — etwas wehmütig war's ihr doch, als es ſo gar ſtill um ſie wurde, — ſo allein war ſie ſich zu Haus nie vorgekommen. Das Haus gegenüber, dem man aus unverſchämter Nähe unwillkürlich in die Fenſter ſehen mußte, war auch ganz leer und verlaſſen; ſelbſt das ſteinalte Witfraueli im oberen Stock hatte, geführt von ſeiner alten Dienerin, ein Spaziergänglein gewagt. Dieſe Stadteinſamkeit kam Marie unheimlicher vor als die Stille auf dem Lande; ſie flüchtete ſich lieber in ihr Hinterſtübchen, dort hatte ſie wenigſtens den Blick auf das verlaſſene Gärtchen mit der geheimnisvollen Laube, es war doch etwas Grünes.

Sie hatte auch wieder Bibel und Andachtsbuch vor ſich, getreu der frommen Gewohnheit daheim; ſie verſäumte ihre Bibel nie und las am Morgen und am Abend, wie ſie der Mutter verſprochen. Sie freute ſich manchmal eines ſchönen Spruches und bemühte ſich, ihn zu behalten im Tagesleben; ſie war mitunter ängſtlich gewiſſenhaft, ob dies oder jenes, was ſie thue und ſage, auch recht ſei; ſie klopfte oft und immer wieder an die Thür des Vaterhauſes, aber als ein Gaſt, — als Kind war ſie noch nicht daheim, als ein fröhliches Kind, das am liebſten beim Vater weilt, nicht weil es ſoll, ſondern weil es da am glücklichſten iſt. Sie hatte beim Aufſchlagen in der Bibel das getrocknete Vergißmeinnicht gefunden, das ihr Georg einſt beim Abſchied gegeben. Dies Blümchen — und ein Strauß ſchöner friſcher Vergißmeinnichte, die ſie von dem Frühſpaziergang mitgebracht hatte, — lockten ihre Gedanken auf andre Wege; — wie am Morgen daheim, ruhte die Bibel ungeleſen auf ihrem Schoß, und ſie blickte, in allerlei Sinnen und Träumen verſunken, hinunter in das verlaſſene Gärtchen.

Das ſchien aber nicht ſo verlaſſen wie ſonſt; Marie traute ihren Augen und Ohren nicht, als ſie eine Magd mit einem anſehnlichen Bierkrug auf die Laube zuwandeln ſah; als ſie aus der Laube ſelbſt fröhliche Lieder ſingen und Gläſer klingen hörte.

„Herzige Frau Nachtigall,
Grüß mein' Schatz viel tauſendmal!“

ertönte eben ein kräftiges Solo, — die Stimme klang ihr bekannt. Und ſiehe! aus der Laube, aus der alten, verfallenen, verwachſenen Laube, die ausſah, als ob ſeit hundert Jahren kein Menſch ſie betreten, — aus der trat eine Geſtalt hervor, kein Dornröschen und kein Königsſohn, wohl aber ein lebendiges Menſchenkind in kurzem Studentenröckchen und roter Cervismütze, mit langer Pfeife und mit einem Bierglas in der Hand. Und — gewiß und wahrhaftig, das war der leibhaftige Georg! Aber konnte er's denn ſein, und wie kam er daher?

„Hört, in der Bude da iſt's dumpfig," rief einer der andern Studenten, die noch in der Laube ſaßen, „tragt die Sitze heraus!"

„Aber mein Onkel . . ." ſagte bedenklich ein dritter, der auch hervorkam.

„Ach was! Deinem Onkel iſt's eine Ehr', wenn man fidel iſt in dieſem Trübſalsloch von einem Garten," rief der zweite wieder; „marſch, heraus mit den Bänken!"

Und ſie trugen einen Tiſch und ein paar hölzerne Bänke an die einzige freie Stelle des Gärtchens, ganz nahe unter Maries Fenſter, und fingen an zu ſingen, daß da und dort an dem Hinterfenſter eines der umgebenden Häuſer ein einſamer Kopf verwundert herausſchaute.

Marie ſaß noch wie im Traum mit glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen. Es war ja doch zu wunderbar, daß der Georg gerade hier ſein ſollte! Und ſollte ſie ſo nahe, ſo ganz nahe bei ihm ſein, ohne daß er nur auch von ihr wüßte? Aber rufen konnte ſie ihn doch nicht, wenn er nicht allein war. Jetzt gingen die andern wieder in die Laube zurück, um vergeſſene Cigarren zu holen und — in dieſem Augenblick, — ſie hatte ſich nicht lange beſonnen, — fiel ein Strauß der ſchönſten Vergißmeinnichte gerade vor Georg nieder. Ueberraſcht ſah er hinauf; einen Augenblick, einen flüchtigen Augenblick noch ſah er Maries Köpfchen, die, glühend errötet, beide Hände vor dem Geſicht, ſich in der fernſten Ecke des Stübchens verbarg.

„Ach, hatte ich das thun ſollen? hatte ich das thun dürfen? Es war doch keck und zudringlich von einem Mädchen; Georg ſelbſt muß mich ja verachten, wenn er mich erkannt," dachte Marie.

Ohne langes Beſinnen, in plötzlicher Erregung hatte ſie die Blumen hinabgeworfen, als ſie ihn allein ſah; ſie hatte an die Vergißmeinnichte gedacht, die ſie als Kinder hatten den Bach hinabſchwimmen laſſen. Nun aber, ſeit er ſie aufgehoben, fühlte ſie ſich nicht mehr als Kind; ſie war ein Mädchen, das ſich nicht den Schatten eines unweiblichen Entgegenkommens verzeiht, — o, hätte ſie doch die Blumen wieder!

Da klopfte es leiſe an die Thür, — ſie wagte nicht „herein“ zu ſagen, aber er kam doch; es war Georg, und ſo friſch und freimütig bot er ihr die Hand, ſo fröhlich und freundlich ſagte er: „Guten Tag, Marie! ſo, da oben ſteckſt du?“ daß ſie doch wagte, ihr Köpfchen wieder zu heben und ihn zu grüßen. „Aber Georg, wo kommſt denn du her? und wie kommſt du denn in das Gärtchen? Wie findeſt du mich hier? und — was haſt du von mir gedacht? Die Blumen, — ich weiß nicht, — ſie ſind mir ſo hinuntergefallen, — und — ich dachte, es wäre doch ſchad', wenn du hier wäreſt und wüßteſt gar nichts von mir . . .“

„Freilich, freilich, Mariechen,“ ſagte in beinahe väterlich tröſtender Weiſe Georg, der ſich an des Mädchens lieblicher Verwirrung weidete. Der Student, ohnehin ein wenig aufgeregt, ſprach mit ſo viel mehr Leichtigkeit und Sicherheit, als der Gymnaſiaſt vor acht Monden. — „Ich wußte ja, daß du hier biſt; aber wie hätte ich deine Madame, deren Namen ich nicht einmal mehr weiß, je auffinden können, wenn du nicht ſo freundlich geweſen wäreſt, mir ein Zeichen zu geben, daß wir uns ſo nahe waren!“

„Ja, wie kommſt du denn hierher?“ fragte Marie, noch immer verwirrt.

„Siehſt du, heute abend wird bekanntlich der Don Juan gegeben, das weißt du vielleicht nicht einmal, du Täubchen vom Lande; da bin ich denn mit einigen Freunden heute früh von Tübingen herabgehaudert, um die herrliche Muſik zu hören . . .“

„Aber das Gärtchen drunten, in dem doch nie ein Menſch war?“

„Das gehört dem alten Herrn Archivrat, dem leiblichen Onkel meines Freundes, der ſo ſcharmant war, uns alle vier einzuladen," belehrte ſie Georg in fröhlichem Ton. „Der alte Herr lebt allein und iſt gichtkrank, ſo daß er ſelbſt nicht viel mehr luſtwandeln wird in ſeinem Gärtchen; da wir aber etwas reiſemüd waren von der Fahrt des Morgens und es zu heiß fanden zu einem weiteren Ausflug, ſo beſchloſſen wir, in dem kühlen Gärtchen ein wenig zu kneipen. Da ward mir ſo ein lieblicher Gruß und . . ."

„Wiſſen ſie's alle drunten?" fragte Marie ängſtlich und aufs neue tief errötend.

„Bewahre, Mariechen! ich allein hatte dich geſehen, verbarg eilig mein ſchönes Sträußchen und ſagte, daß ich noch einen Beſuch machen müſſe. Daß hier im Haus eine Dame wohnt, die Koſtfräulein hält, konnt' ich leicht erfragen; da bin ich denn im Hauſe herumgeſtiegen, bis ich dich gefunden, meine liebe, herzige Marie!"

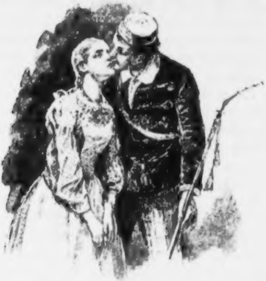
Der etwas burſchikoſe Ton wich einer viel herzlicheren, innigeren Stimmung, wie er das liebliche Kind vor ſich ſah, ſo ganz allein, die in jungfräulicher Scheu und doch ſo herzlich und vertrauensvoll zu ihm aufblickte. Er ſetzte ſich neben ſie, erzählte ihr von ſeinem jetzigen Sein und Leben, von ſeinen Plänen für die Zukunft: wie er bald hoffe, ſie ſein nennen zu können; er zog ſie an ſich und küßte ihre Lippen zum erſtenmal.

Marie war in heimlicher Angſt und ſtillem Herzklopfen, ſo glücklich ſie auch war. „Du kannſt nicht da bleiben, lieber Georg," ſagte ſie ſchüchtern; „wenn Frau Niederich kommt, oder Nane . . ."

„Nun, das Unglück wäre ſo groß nicht!" ſagte Georg fröhlich, „biſt du nicht meiner Eltern Patchen, alſo meine nächſte Verwandte in gewiſſer Art? Wird dich doch auch dein leiblicher Vetter beſuchen dürfen! Weißt du was? komm den Abend ins Theater! Ich begleite dich heim, da gewinnen wir ein köſtlich Plauderſtündchen."

„Ich bin noch nie am Sonntag im Theater geweſen," ſagte Marie zögernd; „ich glaube, die Mutter hätt' es nicht gern."

„Gehſt ja nicht dem Theater zulieb, Schätzchen," ſagte Georg, „gehſt mir zulieb, der ich künftig einmal dein Herr und Gebieter ſein werde; und zu Frau Niederich ſagſt du, es ſei bloß wegen der ſchönen Muſik, das ſei ſo bildend."



„Nein, Georg," ſagte Marie nach einigem Nachſinnen, „ich will nicht. Warum ſollen wir heimliche Wege gehen, wenn wir bald offen einander gehören ſollen? Nicht wahr, du gehſt jetzt, lieber Georg?"

„Wie du befiehlſt, Madonna," rief er lachend, glücklich, trotz dem Scheiden. Bei der unvermuteten Begegnung hatte ihn Maries Lieblichkeit überraſcht; was er ſeither als einen Beſitz angeſehen, nach dem er nur die Hand auszuſtrecken brauche, erſchien ihm nun auf einmal als ein begehrenswertes Gut. „Leb wohl denn, Liebchen, auf Wiederſehen daheim!" ſagte er und umſchlang ſie noch einmal. Marie blieb ſtill; nur als er ſchon auf der Schwelle war, ſagte ſie, tief errötend, mit leicht bebender Stimme: „Georg, wir ſind allein beiſammen geweſen und du haſt mich geküßt; das darf ich nur leiden von dem, dem ich eigen gehöre für das ganze Leben. Ich muß der Mutter ſchreiben, daß wir jetzt Braut und Bräutigam ſind, obgleich ſie's noch nicht gewollt hat; der liebe Gott gebe ſeinen Segen! Wir ſind ja ſchon verlobt worden, wie ich in der Wiege war," ſetzte ſie leiſe, wie zu ihrem eigenen Troſt, hinzu. Sie hatte ſeither in mädchenhafter Scheu die Augen geſenkt; jetzt erhob ſie ſie, ſah Georg ſo recht tief und vertrauensvoll an und ſagte: „Nicht wahr, Georg, du haſt es ernſt gemeint?"

„Von ganzer Seele, du liebliches Lieb!" rief er, überraſcht von dem ſeltſamen Ernſt des ſonſt ſo harmloſen Kindes; „ich wünſche nichts Beſſeres und Schöneres, als daß du bald mein eigen wirſt, je früher je lieber." Er beugte ſich noch einmal zu ihr, leiſe berührten Maries Lippen die ſeinen; ſie legte ihre Hand in die ſeine und ſagte: „Lebe wohl!" Lange noch klang ihm der tiefe, ſüße Ton ihrer Stimme im Herzen nach.

Sechs Jahre waren hingegangen, ſeit Georg ſein Bräutchen im Sturm erobert. Marie war längſt heimgekehrt von dem Bildungsaufenthalt und die Verlobung war anerkannt. Manchmal wunderte ſich der junge Doktor, wie dem Erzvater Jakob ſeine ſieben Jahre hatten kurz dünken können; ihm kamen die ſechs gewaltig lang vor, und doch war er noch ſo jung! Die „ledigen Jahre", ſonſt ſo ſehr gerühmt, hatten manches Peinliche und Drückende für ihn gehabt; er ſah dem eigenen Herd mehr als einer Befreiung, denn als einer Beſchränkung entgegen.

Bei ſeiner Mutter konnte er ſich nicht mehr heimiſch fühlen. Sie hatte freilich ein eigenes Zimmer in dem großen Gaſthof; aber ſie fand das Alleinſein langweilig und angreifend, weil, wie ſie ſagte, der Kummer noch ſo an ihr nage. So hielt ſie ſich denn lieber in dem ſogenannten Familienzimmer der Schweſter auf, wo man in Gemeinſchaft mit den „Kochjungfern“, jungen Fräulein, die hier ihre Küchenſtudien machten, leichte Geſchäfte für Küche und Tafel beſorgte und wo alte Stammgäſte und junge Handelsreiſende Zutritt hatten und die Damen mit mäßigem Aufwand von Geiſt unterhielten.

Er konnte nicht klagen über die Aufnahme bei ſeiner Tante. Sie war ſtolz auf ihren ſtattlichen Neffen; er hatte ſein Couvert an der Table d'hote, er durfte das Zimmer des Herrn Kolb, eines langjährigen Hausgaſtes und ſoliden Handelsreiſenden, in deſſen Abweſenheit einnehmen (und ein ſo reinlicher und geordneter Menſch war der Herr Kolb, wie die Tante verſicherte, daß der Neffe ſein Bett und Zimmer unverändert in Beſitz nehmen konnte). Aber trotz dieſer Wohlthaten fühlte er ſich nicht daheim und freute ſich auf das Dachſtübchen, das ihm in der Mühle aufbehalten war und dem Marie mit einigen Auktionseinkäufen des Vaters, einem alten Himmelsglobus, einem Kompaß und ein paar Kupferſtichen, ein gelehrtes Ausſehen gegeben.

Sein Freund, ein junger Referendär, der mit einer reichen Kaufmannstochter in der Stadt verlobt war, der traf es freilich noch komfortabler, wenn er ſeine Braut beſuchte. Der wurde ſtets mit beſonderer Ehre empfangen, mit einem Feſtmahl begrüßt, machte morgens Spaziergänge und Beſuche mit der Braut am Arm und nachmittags fröhliche Luſtfahrten zu Wagen oder zu Schiff, mit dem ganzen Familienkreis.

In der Mühle da ging es ſtiller zu; ein langer Brautſtand iſt auf dem Lande überhaupt ſelten und ein bräutlicher Verkehr wird da nicht günſtig angeſehen, was nicht für die Reinheit und Zartheit der Geſinnung bei den „harmloſen Bewohnern der Hütten“ ſpricht.

So durfte Georg nicht viel anders mit ſeiner Braut verkehren, als ob er bloß der Pate der Eltern, der Georg vom Tannenhof wäre; er durfte Sonntags mit ihr zur Kirche wandeln ehrbarlich zwiſchen Vater und Mutter, auch einen Spaziergang mit ihnen machen durch Feld und Wieſe. Einen einſamen Gang mit Marie geſtattete die Mutter ſchon nicht gern. „Meidet allen böſen Schein! die Leute ſind nun eben einmal ſo,“ ſagte ſie entſchuldigend. „Ihr könnt einander noch lang genug am Arm führen,“ meinte der Müller. Zu gemeinſamen Fahrten mit der Braut und dem Schwiegerpapa, zu denen dieſer manchmal ſchon willig war, hatten Marie und Georg ſelbſt weniger Luſt; an dritten Orten wußte er ſich dem Müller gegenüber nicht ſo in den rechten Ton zu finden.

Marie ſelbſt blieb freilich die lieblichſte Erquickung der Ferienzeiten, in der holdſeligen Freundlichkeit, mit der ſie ihn begrüßte, in der ſorglichen Geſchäftigkeit, mit der ſie auf all ſeine Bedürfniſſe Rückſicht nahm, und in der kindlichen Fröhlichkeit, mit der ſie auch in ſeine luſtige Studentenlaune einging. — Nur Zukunftspläne wollte ſie nicht mit ihm ausmalen, ſo ſchön er auch zu ſchildern wußte, wie dereinſt die Frau Doktorin im traulichen Stübchen daheim ihn erwarten werde, wenn er von nächtlichen Reiſen heimkehre, oder wie luſtig ſie miteinander im eigenen Chaiſchen durchs Land fliegen würden; ſie ſchüttelte leiſe den Kopf dazu. „Lieber nicht ſo vorausdenken!“ bat ſie, „ich meine ſonſt, es komme gar nicht zum Ziel. Wenn ich ſo weit denken will, ſo iſt mir's, wie wenn ein ſchwarzer Strich mitten durch gemacht würde, und ich muß immer weinen.“

Die Studienzeit hatte in einem guten Examen ihren Abſchluß gefunden; aber die Abhängigkeit von dem Müller, die ihm immer peinlich geweſen, war damit noch nicht zu Ende.

Wieviel Mühe hatte Georg gehabt, dem Vormund begreiflich zu machen, daß es gut und nötig für ihn ſei, nach Vollendung ſeiner Studien zu reiſen! „Kann mir nicht recht denken, zu was ſelbiges dienen ſoll,“ ſagte der Müller bedächtig. „Ich laß mir's gefallen, wenn ein Handwerksburſch reiſt, will ſagen ein Schuſter oder ein Schreiner; der ſieht allenthalben wieder eine neue Mode, eine andre Manier, wie ſein Handwerk betrieben wird, ein geſchickteres Holz oder ein beſſeres Leder, das er dann verwenden kann, wenn er wieder heimkommt. Krankheiten herentgegen ſind immer das nämliche, und wie man ſie kurieren ſoll, das lernt man ja auf der Univerſität und hernach eben, wenn man's ſelber probiert. Wenn einer zum Beiſpiel in Berlin einen Fuß bricht, ſo muß er accurat ſo eingerichtet werden, als ob er ihn in meiner Mühle gebrochen hätte, nur daß der eine Doktor oder Chirurg eine geſchicktere Hand hat als der andre; da thut aber das Reiſen nichts dazu. Unſer alter Barbier Mauſer drüben, der richtet gebrochene Glieder ein wie keiner, am allerbeſten wenn er einen Rauſch hat, und er iſt nicht zum Ort hinausgekommen."

„Aber die innerlichen Krankheiten, Fieber und dergleichen, treten in andern Gegenden oft in verſchiedener Geſtalt auf," ſagte Georg ungeduldig.

„Hilft dir wieder nichts!" entgegnete phlegmatiſch der Müller, „denn g'ſetzt den Fall, ein Nervenfieber in Paris ſei anders als eins bei uns, was nutzt das dich, wenn du doch vaterländiſche und keine Pariſer Nervenfieber kurieren ſollſt?"

Endlich hatte ſich der Müller doch bereden laſſen und hatte dreihundert Gulden zur Reiſe verwilligt, „ein Heidengeld", mit dem man nach ſeiner Meinung ſollte bis ans Ende der Welt reiſen können; daß das nur zu ein paar Monaten in Wien ausgereicht hatte, wollte er nun und nimmermehr begreifen; er war doch auch gereiſt ſeiner Zeit und das nicht ſchäbig.

Nach ſeiner Rückkehr wollte Georg ſein Heil als Praktikus in einer kleinen Stadt verſuchen. „Sobald du dein eigen Brot ißt, ſobald du als lediger Mann von deinem Einkommen auch nur zweihundert Gulden jährlich zurücklegen kannſt, ſobald kriegſt die Marie," ſagte ihm der Müller. „Wenn's dem Mann wohl ſein ſoll in ſeinem eigenen Haus, ſo muß er wiſſen, daß er ſein Weib ernährt. Was mein Mädchen einmal mitbringt, das wirſt du doch nicht wegwerfen und wirſt froh daran ſein; aber wiſſen muß ich vorher, ob du ſie auch ohne mich erhalten kannſt."

Marie war kein Kind des Dorfes in dieſer Beziehung.

Es fiel ihr nicht ein, ſich deshalb einen Wert beizulegen, weil ſie ein reiches Mädchen war. Georg ſtand in ihren Augen ſo hoch, ſeine Liebe erſchien ihr als ein ſo wunderbares Glück, daß alles, was ſie dagegen bieten konnte, ihr gering und klein vorkam.

Der Müller hätte am liebſten gehabt, wenn Georg in der allernächſten Stadt ſich geſetzt hätte. Die verwandtſchaftliche Liebe auf dem Land, die in der Regel ganz und gar nicht ſentimental iſt, hat etwas Pflanzenartiges, ſie kann kein Lostrennen ertragen: aus demſelben Haus, aus dem man erſt noch zwiſchen den nächſten Angehörigen die gröbſten Schimpfreden austauſchen hörte, ertönt ein herzzerreißendes Jammergeſchrei, wenn die Tochter mit ihrem Neuvermählten etwa zwei Stunden weit wegzieht.

Bei dem Müller, dem ſein Töchterlein wirklich ſeiner Augen Licht und ſeines Herzens Freude war, war es um ſo natürlicher, daß er wünſchte, ſie nahe zu behalten. Er machte auch Georg den Vorſchlag, eine Zeitlang ganz in der Mühle zu bleiben; unter den vielen Mahlkunden ſtoße doch da und dort einem etwas zu, und er könne ſich da ſo ganz beiläufig eine gute Praxis in der Gegend erwerben. Georgs Wunſch war das gerade nicht. Er war zwar nicht ſo anſpruchsvoll wie jener Lieutenant, der nur dahin heiraten wollte, von wo aus der Brief an ſeine Schwiegermutter einen Thaler koſte; doch wünſchte er keine zu unmittelbare Nähe ſeines Schwiegervaters; er fürchtete, ſonſt gar nicht aus der Vormundſchaft zu kommen. Wohl war der Müller ein geſcheiter Mann, führte auch öfters als Diktum ſeines Vaters an: „Man kann den Leuten faſt bei allem helfen, aber hauſen (ſeinen Eheſtand führen) und zäh Fleiſch beißen, das muß man ſie allein thun laſſen;“ trotzdem fürchtete Georg, der Schwiegervater werde es einmal nicht ganz unterlaſſen können, den jungen Haushalt nach ſeiner Anſchauung leiten zu wollen.

Auf den Rat ſeines Freundes, der nun als Aktuar ſeine Braut heimführte, hatte er ſich in der kleinen Stadt Pulver-

dingen niedergelaſſen. Die Verhältniſſe ſollten dort gar nicht ungünſtig ſein: der Oberamtsarzt war vornehm und ſtand nicht bei Nacht auf; der Wundarzt, der auch praktizierte, war ſehr grob, was bei alten Aerzten zwar zu Zeiten eine geſchätzte Eigenſchaft iſt, bei jungen aber doch nicht gerade empfiehlt; auch fanden ſich ſtehende Waſſer in der Nähe, die öfters Fieber erzeugen; ferner lag ein Judendorf im Bezirk, und Juden gelten für überaus wünſchenswerte Kunden für einen Arzt, da ſie ſich ſehr vor dem Sterben fürchten, deshalb bald ärztliche Hilfe ſuchen und nicht zu Quackſalbern gehen.

Unter ſo günſtigen Auſpizien bezog denn Georg zwei beſcheidene Zimmer im Hauſe eines Kaufmanns und bot im Pulverdinger Wochenblatt dem verehrten Publikum — hoher Adel war nicht vorhanden — ſeine Dienſte an.

Ach, aber das verehrte Publikum war gar nicht beeilt, dieſe ſchätzbaren Dienſte in Anſpruch zu nehmen! Es ſchien, als ob ſich der Geſundheitszuſtand zu Pulverdingen ohne ärztliches Zuthun weſentlich gebeſſert habe, als ob der vornehme Arzt leutſelig und der grobe fein geworden ſei; — niemand pochte an die Pforte des jungen Doktors, als die Magd, wenn ſie ſein Frühſtück brachte.

Er hatte, ebenfalls auf den Rat ſeines erfahrenen Freundes, einen grinſenden Totenſchädel und ein paar ſchauerliche Armknochen auf ſeinem Büchergeſtell aufgepflanzt, um ſeinem Zimmer ein recht ärztliches Anſehen zu geben; er blieb den ganzen Tag zu Haus, damit er gewiß zu finden ſei; er ging abends, um ſich bekannt zu machen, regelmäßig in den Stern, wo die Honoratioren der Stadt ehrbarlich kneipten — vergeblich. Zwar unterhielt ihn jedermann, mit dem ihn ſein Geſchick zuſammenführte, äußerlich freigebig von ſeinen körperlichen Beſchwerden: der Oberamtsrichter von ſeiner Gicht, der Gerichtsnotar von ſeinem Magen, der Kameralverwalter von ſeiner Leber; Frau Mezger, ſeine Hauswirtin, regalierte ihn nicht nur mit der Geſchichte ſämtlicher Krankheiten und ſchweren Wochenbetten, die ſie ſelbſt durchgemacht, ſondern auch mit allen abnormen Zuſtänden und ſchrecklichen Operationen, die bei ihren „Geſchwiſtrigkindern“ und ſonſtigen Familiengliedern ſchon vorgekommen ſeien. Aber, was half's ihm, daß er ſehr ſachverſtändig und teilnehmend über dieſe Leiden ſprach! — die Leute hörten ſeine Vorſchläge herablaſſend an, hatten ſelbſt wohl die vorgeſchlagenen Mittel gebraucht, aber rufen ließ ihn kein Menſch, und manch offenherzige Seele ſagte ihm geradezu, es ſei eben unmöglich, ſich mit dem Oberamtsarzt zu verfeinden, wenn man auch mehr Glauben an einen jungen Doktor hätte. Auch die Juden, auf deren Todesſcheu man ſo viele Hoffnungen gebaut, wollten ſich nicht einfinden; mit der ihnen eigenen Loyalität hielten ſie doch den obrigkeitlich angeſtellten Oberamtsarzt für den ſicherſten, und Georgs einzige Patientin war nach Monaten noch die Ladenjungfer der Frau Mezger, ein älteres, etwas unterdrücktes Frauenzimmer, die ihn eines Morgens um Erlaubnis gebeten hatte, ob ſie ihm nicht „ihre Leidenſchaften offerieren dürfe“; die ſeine Salbe gegen den Fluß im Fuß mit großer Pietät gebrauchte und ihm als Honorar die Henkel an ſeine Röcke und Knöpfe an die Beinkleider feſtnähte.

Georg fühlte ſich ſehr gedrückt von dieſer Lage der Dinge; er ſah ſich im ſtillen nach einem andern Ort um und machte nicht gern Beſuche in der Mühle, ſo ſehr ihn oft verlangte, in Maries treue Augen zu ſehen. Marie fragte ihn nie, wie es gehe; ſie hatte ſtets ein fröhliches Lächeln, eine kleine Ueberraſchung für ihn bereit und beruhigte ihn über jedes Mißlingen; aber der Müller brachte ihn faſt außer ſich mit der jedesmaligen Frage: „Nun, wie viel Patienten? will's noch nicht gehen?“ Die Mutter wußte immer ein tröſtliches Sprüchlein; der dicke Chriſtian, allmählich ein großer Bengel geworden, erhielt vom Schwager eine tüchtige Ohrfeige, als er ihn mit dem Schulverslein verhöhnte:

Doktor, wenn d' kurieren mußt,
Brich d'r z'erſt dein' eignen Fuß.

Er hätte freilich jetzt die ſchönſte Muße zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten, zu allgemeinen Studien gehabt, — aber es fehlte der rechte Trieb, die rechte Freudigkeit dazu. Nur ſehr wenige und beſonders berufene Geiſter finden Freude und Luſt zu geiſtigem Streben und Schaffen ohne den Boden eines feſten Berufs, ohne unmittelbaren Zweck; auch dieſe vielleicht nicht, wenn ſie zunächſt das Verlangen nach Unabhängigkeit und einer eigenen Heimat umtreibt. Ja, mit Marie einmal ſeine Lieblingsdichter zu leſen, freute er ſich, mit ihr, die für das einfach Schöne einen ſo offenen Sinn hatte: — jetzt, ſo allein, fand er keine Freude daran, und ſein Zimmer mit der Ausſicht auf Dächer war ſo langweilig, ſo wenig anregend; er ärgerte ſich über ſich ſelbſt, daß er in der Stille fortwährend auf Patienten wartete — kurz, er wurde jeden Tag verdrießlicher und minder liebenswürdig. Die Müllerin hatte gut predigen:

Thu das Deine und wart in der Still',
Zur rechten Stund' g'ſchicht Gottes Will'.

Die ſaß ruhig in ihrer Mühle und war froh, ihr Töchterlein noch zu haben; er aber, ein Mann, ſeiner Kraft und ſeiner Kenntniſſe ſich bewußt, er ſollte müßig daſitzen, elenden Philiſtern den Hof machen und ſich wie ein Schuljunge die Kreuzer vorzählen laſſen; denn er war noch nicht mündig und wußte nicht einmal genau, wie es um ſein Vermögen ſtand.

Einmal wieder beſuchte er ſeine Mutter; er wollte ſehen, ob ſich nicht in der größeren Stadt etwas machen ließe, vielleicht mit der Protektion der Tante Gaſtwirtin, — er lachte höhniſch über den niedrigen Standpunkt, auf dem er angekommen. Er traf die Mutter in ſeltſamer Aufregung und konnte ſich ihr Weſen nicht recht erklären; zärtlicher als ſonſt in den letzten Jahren, ſchien ſie doch eine gewiſſe Scheu vor ihm zu haben und verhindern zu wollen, daß er mit ihrer Schweſter allein blieb. Es war ihm lieb, daß ſie ihn nach Tiſch bat, mit ihr ſpazieren zu gehen, was ſonſt nicht ihre Gewohnheit war; bei der Mutter konnte er doch wenigſtens ſein Herz ausſchütten über alles, was ihm drückend und verdrießlich war; er mochte das nicht einmal bei Marie.

„Nun bedenk, wie erſtaunlich jung du biſt!“ tröſtete ihn die Mutter auf ſeine Klagen. „Müßteſt ja noch Altersdiſpens haben, wenn du jetzt ſchon heiraten wollteſt. Preſſier's doch ja nicht, lieber Georg! die Marie iſt mir lieb wie ein eigen Kind; aber jetzt iſt's doch deine beſte Zeit; die Sorge und Mühſal des Eheſtandes kommt früh genug.“

„Ei, du haſt's gut gehabt, Mutter,“ warf Georg ein.

„Wenn's köſtlich geweſen iſt, ſo iſt's Mühe und Arbeit geweſen,“ erwiderte Frau Rau ſalbungsvoll; „ja, in ſpäteren Jahren,“ ſetzte ſie mit einer gewiſſen Verlegenheit hinzu, „da ſpürt man oft, daß man eine Prüfung nötig hat durch den Eheſtand; aber ſo jung wie du, da darf man in andern Ständen noch gar nicht ans Heiraten denken; laß du dir's nur recht wohl ſein! Ledige Haut ſchreit laut.“ Georg ſchrie nicht laut, er ſchwieg verdroſſen.

„Es iſt eben betrübt, wo kein Vater iſt,“ begann die Mama wieder mit einem Seufzer. „Wenn du jetzt zum Exempel einen Vater hätteſt,“ — hier ging's etwas zögernd, „und wenn's auch nicht dein leiblicher wäre, — einen geſetzten Mann, der Bekanntſchaft in der Welt hat — und mehr Einſicht als der Müller, welcher ja übrigens ein rechtſchaffener Mann iſt, — der würde gewiß einen paßlicheren Ort für dich auffinden . . .“

„Na, dazu braucht's keinen Vater,“ murrte Georg, noch immer verdroſſen, „muß es eben wo anders probieren.“

„Georg,“ fing jetzt die Mutter ohne weitere Umſchweife an, „was wirſt du dazu ſagen, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, mir noch einmal einen Lebensgefährten zu erwählen?“ Georg war wie aus den Wolken gefallen; beſonders erfreut ſah er gerade nicht aus. „Du glaubſt nicht, wie ſchwer ich es genommen habe,“ verſicherte die Mutter, — Georg hatte doch ſo viel Selbſtbeherrſchung und kindlichen Reſpekt, um nicht herauszuplatzen: „Warum haſt du's dann nicht bleiben laſſen?“ wie ihm allerdings auf der Zunge lag.

Trotz der nicht ſehr ermutigenden Aufnahme ihrer Mitteilungen begann Frau Rau wieder in etwas kläglichem Ton: „Du glaubſt nicht, wie allein und ſchutzlos eine Witfrau eben in der Welt ſteht, und wie der Kummer um deinen Vater an mir genagt hat; ich wäre wahrhaftig noch ausgezehrt, der Doktor ſagte es ſelbſt, wenn ich mich nicht zu einer kleinen Zerſtreuung entſchloſſen hätte. Und der Herr Kolb iſt auch ſo ein geſetzter, braver Menſch,“ verſicherte ſie, immer noch in einem klagenden Ton, „gar nicht wie ſo ein junger Schuß; kein Menſch würde ihm anſehen, daß er etliche Jahre jünger iſt als ich, und da iſt die ſchöne Gelegenheit, ein Weißwarenlager billig zu übernehmen, wo der Eigentümer durchgegangen iſt, und du wirſt gewiß nichts dagegen haben, uns dein Reſtchen Väterliches in der Handlung zu laſſen, wenn du vollends mündig biſt; es wird dir da gut verwaltet, und eine Heimat haſt du dann auch wieder bei deiner Mutter, und du machſt mir gewiß das Herz nicht noch ſchwerer, wo ich es ohnehin ſo gar ſchwer genommen habe.

Ein ehrenvoller Stand iſt es doch auch, ein Kaufmann; Gutsbeſitzer nennt ſich jeder Bauer; nicht als ob ich deines Vaters Gedächtnis nicht hoch in Ehren hielte!" Der Atem ging ihr endlich aus von der langen Rede, und ſie hielt, mit oder ohne Notwendigkeit, ihr Taſchentuch vors Geſicht, als paſſenden Schluß der Mitteilung.

„Mutter," ſagte Georg nach einer Pauſe, „du haſt gewählt. Gott gebe, daß du gut gethan haſt, ich wünſche dir Glück dazu; um das Geld werde ich nicht mit dir rechten, möge es dir Glück bringen! Aber jetzt rede nicht mehr davon! Ich muß Zeit haben, mich daran zu gewöhnen."

Georg wartete nicht mehr die Rückkehr Herrn Kolbs ab, der nach Haus gereiſt war, um ſeine Papiere zur Hochzeit zu holen. Von der Mutter ſchied er in Frieden; es that ihm wohl, ſich uneigennützig gegen ſie zu zeigen. So hatte ihn doch die letzte Zeit nicht ſo ganz heruntergebracht! Aber um ein gut Teil ärmer kam er ſich vor, als er wieder heimwärts reiſte, wenn auch nicht wegen des Vaterguts, das er dem Herrn Kolb anvertrauen ſollte.

Es wurde ihm ſchwer, die Neuigkeit in der Mühle mitzuteilen. Der Müller war nicht ſehr überraſcht darüber. „Wundert mich nur, daß ſie ſo lange gewartet hat," ſagte er gleichmütig; „eine Witfrau, die freiwillig in ein Wirtshaus zieht, die hat ſchon 's Wiederheiraten im Sinn; habe bereits davon gehört, und der Kolb ſoll kein unrechter Mann ſein."

„Nun iſt's an mir, des Vaters Gedächtnis lebendig und in Ehren zu halten," ſagte Georg, nicht ohne Bitterkeit, „wenn die Mutter einen andern Namen führt."

„Wegen dem hab du gute Ruh," ſagte lachend der Müller; „alles, was dein Vater Guts gehabt und nicht gehabt, wird reichlich auferſtehen und gehörig gerühmt werden, wenn deine

Mutter einmal den zweiten hat! ‚Nimm keine Witfrau,‘ hat mein Vater ſelig geſagt, ‚wenn nicht der erſte Mann am Galgen geſtorben iſt.‘“

„Wir wollen's der Mutter gönnen, wenn ſie zufrieden iſt,“ ſagte Marie, die ſich ſelbſt erſt hatte an den Gedanken gewöhnen müſſen. Die Müllerin allein war diesmal weniger tolerant; ſie murmelte vor ſich hin: „Der jungen Witwen aber entſchlage dich! und wie es weiter heißt erſten Timotheum am fünften, Vers elf;“ doch wollte ſie nichts laut ſagen, was dem Sohn den kindlichen Reſpekt vor der Mutter nehmen konnte.

„Wegen dem Vermögen will ich, als dein Pfleger, einige Sicherheit verlangen, und iſt um ſo beſſer, daß du noch nicht mündig biſt,“ ſagte der Müller; „verfeinden kannſt du dich mit deiner Mutter und dem künftigen Stiefvater nicht wegen dem Geld, zugereicht hätt's doch nicht. Haſt um ſo nötiger, dich tüchtig zu tummeln, daß du dein eigen Brot bekommſt; geſetzt den Fall, unſre Marie käme einmal zu dir ins Haus, ſo bringt ſie auch ſo viel mit, daß du ſie damit erhalten kannſt.“ Der Müller wollte nie die Verlobung recht ausdrücklich anerkennen; ein ſo lange dauerndes Verhältnis widerſprach nun einmal ſeinen ländlichen Anſtandsbegriffen; es ſchickte ſich nicht, ſo lange „einander nachzulaufen“.

Marie redete nicht viel darein, ihre Augen waren die beſten Tröſter. „Mutter, heute begleit' ich Georg bis zum Weidenbuſch,“ ſagte Marie ſehr beſtimmt, als ſich Georg am andern Morgen zur Abreiſe rüſtete. Sonſt hatte ſie ſchüchtern um Erlaubnis gebeten, ihn auch nur zwanzig Schritte weit zu begleiten. Als ſie aus dem Geſichtskreis der Mühle waren, gab er ihr ſeinen Arm; mit tiefgeſenktem Haupt ging ſie ſtill und langſam an ſeiner Seite.

„Nun, Marie, was haſt du? warum ſo traurig? wir haben ja, leider Gottes, oft genug ſchon Abſchied genommen!“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie und erhob ihre Augen zu ihm, die voll Thränen ſtanden, „es iſt mir, als ob das ein Abſchied wäre zum allerletztenmal, als ob wir uns gar, gar nicht mehr ſehen ſollten; ich habe auch heut nacht ſo ſchwer geträumt . . ."

„Ach, Kindskopf!" ſagte er leichthin. Marie redete nicht, ſie fühlte, daß ſie hätte weinen müſſen. „Nun, kein Wunder," fing Georg wieder an, „wenn du heruntergeſtimmt wirſt; es iſt freilich eine miſerable Geſchichte, dieſes lange Herumziehen, und dein Alter — nun, dein Vater — brauchſt mir nicht ſo ängſtlich die Hand zu drücken — könnte wohl beſſer dazu helfen. Thäte bald not, ich ſpränge jedem Kaffern, der ein bißchen ein krummes Geſicht macht, mit einem Arzneiglas nach und klopfte an die Thüren, ob kein Kranker drin ſei, nur um Patienten zu gewinnen. Sei aber nur getroſt, Kind! geht's da nicht, ſo muß es wo anders gehen; gib acht, ich komme doch noch in der Kutſche und hole dich!"

Sie waren an dem Weidengebüſch angekommen, wo der Weg auf die Landſtraße führte. „Komm, bleib noch ein wenig!" bat Marie und ſetzte ſich mit ihm auf die hölzerne Ruhebank, die bei den Büſchen ſtand. Zum erſtenmal ſeit jenem Abende in der Penſion lehnte ſie ihr Köpfchen an ſeine Bruſt und ſah ihn voll an mit den treuen, klaren Augen, die ganz in Thränen ſtanden.

„Aber, Kind, was haſt du?" fragte er, ſeltſam bewegt.

„O nichts, ich möchte dich nur noch einmal ſo recht anſehen; lach mich nur nicht aus!" Und recht tief und innig blickte ſie zu ihm auf; ihre Augen ſagten ſo viel mehr, als je ihre Lippen hätten ſagen können.

Georg teilte ihre bangen Ahnungen nicht; aber er hatte den Druck und die Verſtimmung der letzten Zeit noch nicht ganz überwunden; ſo wußte er kaum, womit er ſie beruhigen konnte: denn viele Zärtlichkeit, was man ſo nennt, mit Küſſen und Umarmungen, hatte Marie nie geliebt: ſie mochte gern neben ihm ſitzen, ihre Hand in der ſeinen ruhen laſſen, ihn herzlich anſehen; wo er ungeſtümer ward in ſeiner Zärtlichkeit, da ſchob ſie ihn leiſe zurück und bat ſo bringend, ſo demütig: „O, nicht ſo! nicht wahr? du weißt ja doch, daß ich dich lieb habe," daß er nicht widerſtehen konnte, und das einfache Kind aus der Mühle hatte ihn ſeither in Reſpekt gehalten wie eine Königin.

Nun ſtand ſie auf. „Es wird ſpät, du mußt gehen, behüt dich Gott!“ — „Behüt dich Gott und behalte mich lieb!“ waren ſonſt immer ihre Abſchiedsworte in den kurzen Brieſchen, die ſie nur ſchrieb, wenn es beſondere Veranlaſſung gab; den Nachſatz ließ ſie diesmal weg; warum? Georg beſann ſich nicht darüber, aber ſpäter, lange nach dieſem Morgen, fiel es ihm wieder ein.

Kurz nach ſeiner Rückkehr hatte Georg den Freund geſprochen, der ihm den erfolgloſen Rat gegeben, ſich in Pulverdingen niederzulaſſen, und ihm erklärt, daß er keine Woche mehr in dem Neſt bleiben wolle.

„Ei was,“ meinte der, „du biſt zu ſehr obenhinaus und zu vornehm; das darf einmal ein Anfänger nicht ſein.“

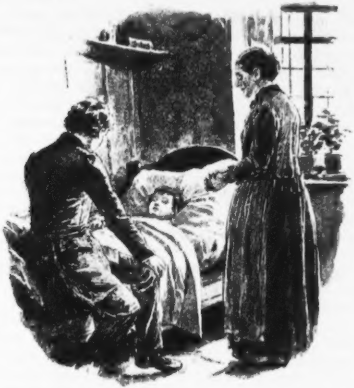
„Vornehm!“ lachte Georg bitter; „habe, weiß Gott, dieſen Philiſtern nur zu viel den Hof gemacht!“

„Nun, in der Stadt hält's ſchwer, Praxis zu kriegen; ſie ſind feig und fürchten den dicken Oberamtsarzt; wiewohl ich dir ſage, der wird nicht alt, ſieh nur ſeinen kurzen Hals an; der ſtirbt am Schlagfluß: dann würde dich's ſchön reuen, daß du nicht dageblieben. Such du vorderhand mehr Landpraxis! geh mir nur ein einzigmal hinaus nach Grundlingen; da hab' ich dich kürzlich der Wirtin empfohlen und ſie meinte, der Stadtarzt ſei ihr ſchon lang entleidet; auch glauben die Leute, der müſſe teurer ſein, weil er ſo viel eſſe und noch zwei ſtarke Gäule erhalte. Wenn ein jüngerer und dünnerer Herr hinauskäme, ſo von ſelbſt, ohne daß man ihn beſonders rufen ließe, ſo würde er gewiß Kundſchaft bekommen. Probier's einmal, ſpaziere hinaus, kannſt gleich die neue Villa unterwegs betrachten, und kehr im Adler ein!“

Georg ging hinaus; es war ein herrlicher Morgen, duftig, tauig und friſch, ſo recht, um fröhlichen Mut für den Tag anzuregen, — er empfand nichts davon. Er wollte ſich ſelbſt weismachen, er gehe nur ſo hinaus für ſein Vergnügen, da er noch ſelten dieſen Weg gemacht, und er wolle ſich die Villa beſehen, die unweit von Grundlingen neu hergeſtellt worden war; — er glaubte ſich's doch nicht und wurde den peinlichen Gedanken nicht los: „Du gehſt hinaus, um bei der Adlerwirtin von Grundlingen nach Kundſchaft zu fiſchen."

Er ſah die neue Villa etwa eine Viertelſtunde ab vom Weg — er ging nicht hinüber. „Deshalb biſt du ja doch nicht da," ſagte er ſich mit einer gewiſſen ſelbſtquäleriſchen Bosheit. Das Gebäude hatte früher das Schlößchen geheißen und war im Beſitz einer altadeligen Familie geweſen. Der letzte des Geſchlechts, ein geiziger, cyniſcher Hageſtolz, hatte es verfallen und verderben laſſen und war endlich darin geſtorben. Einer ſpaniſchen Gräfin von einer Seitenlinie war nun das Schloß zugefallen; es war ein Baumeiſter mit Arbeitsleuten gekommen, die das alte Fledermausneſt von Grund aus reinigten, neu und glänzend herſtellten, obgleich noch ganz ungewiß war, ob die neue Beſitzerin es je ſelbſt beziehen würde; ſeither hatten es die gebildeten Stadtbewohner die Villa getauft. Die landſchaftliche Umgebung des Schlößchens war nicht bedeutend; aber es hob ſich anmutig aus den alten hohen Bäumen, die es umgaben: in den neueingefügten gotiſchen Fenſtern ſpiegelte ſich die Morgenſonne; vom Eckturm wehte eine Flagge. „Nun ja, das iſt einem im Schlaf zugefallen," dachte Georg in höchſt unberechtigtem Aerger, „und ich kann noch zehn Jahre umherſtiefeln um das tägliche Brot."

Die Wirtin zu Grundlingen erkannte ihn, ſie hatte ihn ſchon mit ſeinem Freund geſehen. „Sie kommen ja wie gerufen, Herr Doktor," ſagte ſie freundlich, indem ſie ihm den verlangten Schoppen einſchenkte; „mein Karlchen liegt ſeit geſtern in einer Hitze; ich weiß nicht, was an dem Buben iſt, und hätte gern ſchon einen Doktor gefragt; aber wiſſen Sie, zu einem Doktor mit Kutſch' und Pferden ſchickt man nicht gern zwei Stunden weit wegen ſo einem Buben; nun ſtärken Sie ſich nur und dann ſind Sie ſo gut und ſehen nach ihm; in der Küche haben ſie auch allerlei Anliegen, meine Bäbel und der Hausbub; wenn Sie doch ſchon da ſind, ſo ſchauen Sie nachher auch nach ihnen.“



Das Karlchen lag ſehr betäubt und heiß da; der junge Doktor fühlte ihm den Puls, betrachtete die Zunge, ſchloß auf ein nahendes Scharlachfieber, und da die Wirtin durchaus eine „Mixtur“ für das Büblein wollte, bat er um Feder und Papier, um zunächſt ein ſchweißbeförderndes Mittel aufzuſchreiben.

Kaum war er fertig, als die Magd höchſt aufgeregt hereinſtürzte: „Frau, was fangen wir an? Der Dick' iſt drunten ang'fahren, der recht' Doktor aus der Stadt, der unſern Herrn ſelig kuriert hat, bis er g'ſtorben iſt, und jetzt iſt ein andrer drin! was fangen wir aber an? er ſchnauft ſchon d'Stieg 'rauf!" Auch die Wirtin ſchien in großer Verlegenheit. „Herr Doktor," bat ſie eilig und ängſtlich, „wenn Sie vielleicht nichts dagegen hätten, — gehen Sie doch ein bißchen da neben hinein, — 's iſt zwar nur unſer Rauchkämmerlein, — aber man wird nicht rußig darin, — es könnte doch Verdruß geben . . ." — „Danke, ich werde bleiben," ſagte Georg ſehr beſtimmt. Angeſteckt von der allgemeinen Haſt wäre er beinahe einen Augenblick in Verſuchung gekommen, in das Rauchkämmerlein zu flüchten.

Sehr vornehm, ſehr dick und ſehr ſchnaufend trat in dieſem Augenblick der gefürchtete Oberamtsarzt herein. „Ich höre, Sie haben einen Patienten; ah," ſagte er mit vornehmem Lächeln, „da ſind der Herr Kollega! Bitte, will ja nicht ſtören; haben ja bereits verordnet. Sie erlauben?" Mit derſelben unverſchämt ironiſchen Miene legte er das Rezept wieder hin und ſagte: „Scharmant! wollen wünſchen, daß es beſte Wirkung thut. Der Herr Kollega wollen auf Schweiß wirken; rechnen, ſcheint's, auf eine ſtarke Natur; iſt dem Herrn Kollega vielleicht in ſeiner jungen Praxis noch nicht vorgekommen, daß bei Fieber zu ſtark ſchweißtreibende Mittel abſolut tödlich wirken können!" — Die Mutter des Doktors war vorzeiten Kammerfrau an einem Hof geweſen, ſein Vater Leibchirurgus daſelbſt, weshalb ſich der Doktor beharrlich einbildete, feine Hofſitten zu haben.

„Bitte Ihnen, Herr Doktor," bat die Wirtin, in tödlicher Verlegenheit hin und her laufend, „es war nur ganz zufällig: der Herr Doktor Rau haben . . ." Innerlich kochend vor Aerger, zerriß Georg ſeine Verordnung und warf der Wirtin ein Halbguldenſtück für die Zeche hin. „Ich bin weit entfernt, älteren Rechten entgegenzutreten," ſagte er, ſich mühſam bezwingend; „guten Tag!"

„Thut mir leid, Herr Kollega," ſagte der dicke Doktor, der vor der Thüre ſtand, mit der kühlen Ruhe des Weiſen, die einen Erzürnten geradezu wütend machen kann; „bedaure, daß ich Sie nicht einladen kann, mit mir zurückzufahren; aber mein Freund, der Arzt des ſpaniſchen Geſandten, hat mich gebeten, mich der Frau Gräfin Rovera vorzuſtellen, die in dieſen Tagen wahrſcheinlich ihre neue Villa bezogen hat. Ich wollte nur zuvor meine Pferde hier füttern, wo ich leider den Herrn Kollega geſtört habe."

„Ganz und gar nicht," brachte endlich Georg hervor, ohne vor Aerger zu erſticken, und machte ſich mit einer ſtummen Verbeugung Platz zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, wo er noch glaubte die Mägde und den Bedienten des Doktors hinter ſich kichern zu hören; hinaus zum Dorf, wo er zufällig auf die rechte Seite kam: — ihm wäre in dieſem Augenblick gleich geweſen, wenn er den großen Steinbruch auf der andern Seite des Dorfs hinuntergerannt wäre.

Die Gedanken voll tiefer Herzensbitterkeit, mit denen er heimwärts ſchritt, raſch und eilig, um von dem verhaßten Doktor nicht eingeholt zu werden, ließen ſich ſchwer in Worte faſſen. Sein Aerger über den Freund, der ihm den fatalen Rat gegeben; über ſich ſelbſt, der ihn befolgt; über den Dicken, über die Wirtin, — erweiterte ſich zum Aerger über die Menſchheit im allgemeinen und über die ganze Miſerabilität ihrer Verhältniſſe. Selbſt der Gedanke an Marie verſtärkte nur ſeinen Haß über die Erbärmlichkeit, in der auch dies liebe Kind zu Grunde gehen müſſe. „Kannſt recht gehabt haben mit deiner Ahnung," murmelte er vor ſich hin; „wer weiß, ob ich nicht in Bälde der ganzen elenden Geſchichte ein Ende mache, mein eigener, beſtkurierter Patient!"

Raſches Pferdegetrappel trieb ihn inſtinktmäßig, ſchnell zur Seite zu ſpringen im Augenblick, wo er die ſchönſte Gelegenheit gehabt hätte, ſich überreiten zu laſſen und ſo vielleicht mit einemmal die ganze Miſerabilität los zu werden.

Eine junge Dame auf einem prachtvollen ſchwarzen Roß ſprengte vorüber; lang herab floß das dunkle Reitkleid, mit ſchwarzem Samt ausgeſchlagen; auf dem ſchwarzen Hütchen wehte eine hochrote Feder; im Fluge glaubte er ein wunderſchönes junges Geſicht, von ſchwarzen Locken umwallt, zu erkennen, — aber ſie war vorüber wie ein Traum, ein wunderbarer, feenhafter Traum.

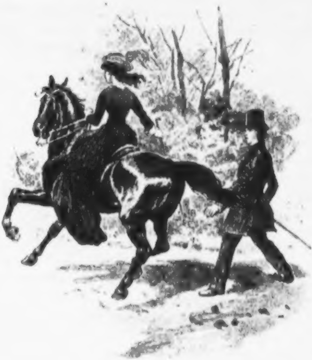
Ein minder traumartig ausſehender Reitknecht folgte im flinken Ritt der Fee, die ihn weit hinter ſich ließ. Aus dem leichten Wagen mit weißen Roſſen beſpannt, der nachfuhr, beugte ſich ängſtlich eine verſchleierte Dame, und eine Dienerin vom Rückſitz ſtieß in fremder Sprache einen Schreckensruf aus; Georg wußte nicht, weshalb.

Wie ein Traum war die glänzende Erſcheinung verſchwunden, ſo ungewohnt in den nüchternen, hausbackenen Umgebungen der kleinen Stadt.

Unwillkürlich hatte der Anblick der leuchtenden Geſtalten Georgs Aerger etwas abgekühlt; aber ein tiefes Grollen ſtieg wieder in ihm auf, im Gedanken, daß alle Schönheit und Poeſie des Daſeins denn doch an den Beſitz, den leidigen, materiellen Beſitz gebunden ſei. „Glück und Liebe in der Hütte iſt ein lächerlicher Traum,“ fuhr er fort in ſeinen bitteren Betrachtungen; „dasſelbe Geſetz, das dem Sumpfkraut nicht geſtattet, ſich zur königlichen Höhe der Pappel zu erheben; nach dem ſich der Vogel frei und leicht in den Lüften wiegt, während der Hamſter im Boden wühlt: dasſelbe gilt auch in der Menſchenwelt und hat die Loſe abgegrenzt. Muß ungemein leicht ſein, edel zu ſein und feinfühlend, auch ſanft und heiter, wenn man in einem ſolchen Wagen hinfliegt,“ murmelte er; „es gibt freilich auch eine tugendhafte Zufriedenheit, eine beſcheidene Art von Vergnügen für den Wurm, wenn er ſich ringelt im Sonnenſchein, und für den Froſch, wenn er quakt im Sumpfe, — ich bin dazu nicht organiſiert!“

In vollem Galopp ſprengte ein Reiter ihm entgegen. Es war der Reitknecht von vorhin. „Iſt nicht ein Doktor von der Stadt dieſen Weg gefahren?“ rief er in höchſter Eile. „Dort, gegen das Dorf zu,“ ſagte Georg lakoniſch und deutete nach der Richtung. „Kann ich ihn nicht verfehlen?“ rief der Diener angſtvoll, „unſre Komteſſe iſt geſtürzt und liegt im Sterben.“

— „Führt mich raſch hin!“ ſagte Georg, im natürlichen Drange zu helfen, alles andre vergeſſend; „ich bin ſelbſt Arzt, Ihr könnt den andern immer noch holen, wenn Ihr wollt.“ — „Können Sie reiten?“ fragte der bedrängte Diener. — Will's meinen.“ Der Diener ſtieg ab und half ihm aufs Pferd. „So reiten Sie hin, grad' aus auf der Landſtraße, können nicht fehlen! — ich komme nach.“



Georg hatte ſeine erſten Reitſtudien vorzeiten in der Mühle gemacht und als Student nicht vernachläſſigt. Er durfte nicht zu weit reiten; — an der Stelle, wo ſich der Weg gegen die neue Villa wandte, da lag die Feengeſtalt, die er ſoeben bewundert und beneidet: den blutenden Kopf, der beim Sturz vom

Pferd auf einen Steinhaufen geſchleudert worden war, auf dem Schoß der Kammerfrau, das lange Reitkleid im Staub der Straße, das Hütchen mit der hochroten Feder weit weggeflogen, das ſchöne junge Antlitz totenbleich, die Augen geſchloſſen; das Pferd war fortgerannt, zur Seite hielt der Wagen; die Mutter war ausgeſtiegen und gebärdete ſich wie unſinnig. „Hebt um Gottes willen das Kind in den Wagen und fahrt dem Schloſſe zu,“ ſchrie ſie, „damit ihr Hilfe werde!“ Der Kutſcher und die Kammerfrau verſuchten die Blutende aufzuheben; ſie ſtöhnte ſchwer. „Ihr bringt ſie um!“ rief die Gräfin wieder, „laßt das Kind ruhig, ganz ruhig!“

„Und kein Arzt in dieſem verfluchten Lande!“ ſchrie ſie auf franzöſiſch, als zu unendlicher Erleichterung der ratloſen Dienerſchaft Georg angeſprengt kam und raſch abſtieg.

Die Not des Augenblicks hatte alle ſchlummernde Energie in ſeiner Seele wachgerufen. „Sie eilen zum Schloß,“ befahl er der Kammerfrau, „richten ein Bett und ſenden mehr Leute, die Kranke muß getragen werden! Sie, Frau Gräfin, ſetzen ſich hier an den Rain, ganz ruhig, daß ich den Kopf der Kranken an Sie anlehnen kann!“ Eine entſchiedene Stimme im Augenblick ſchwerer Not iſt immer ein Segen. Willenlos folgte die Gräfin; ſachte, ſorgfältig wurde das blutende Haupt an die Bruſt der Mutter gelehnt, die auf den ernſten Wink des jungen Arztes unbeweglich ſtillehielt.

Ein Glück, daß Georg mit der Sorgfalt junger Doktoren vollſtändiges Verbandzeug bei ſich trug, und daß er es nicht vorhin in ſeinem Unmut in den Bach geſchleudert hatte. Die Gräfin zuckte nur, als er mit ſcharfer Schere die prächtigen langen Haare abſchnitt, um die Wunde bloßzulegen; ſie ſchien ruhiger zu werden, als ſie ſah, wie er mit geſchickter Hand mit der Leinwand und Charpie in ſeinem Verbandzeug, mit ſeinem Tuch und dem Batiſttuch der Kranken für den Augenblick das Blut ſtillte und die Wunde verband. Mit eben der Sicherheit, die ſo plötzlich über ihn gekommen, kommandierte er die Leute, welche die Kammerfrau herbeigebracht; es lag noch Baumaterial nicht allzuweit entfernt, aus dem eine Tragbahre zuſammengefügt werden konnte; aus Kiſſen vom Wagen und aus dem türkiſchen Shawl der Gräfin wurde ein möglichſt bequemes Lager gebildet, die Bewußtloſe darauf gelegt und vorſichtig unter der Leitung des Doktors dem Schloſſe zugetragen. Zum erſtenmal, ſeit ſie das neue Gut in Beſitz genommen, war die junge Herrin heute ausgeritten, licht und leicht und lebensfroh, — und ſo ſtill, nur von den Jammertönen der Mutter begleitet, hielt ſie ihren Einzug.

Welch ein raſcher Wechſel der Scene in Georgs Leben! Geſtern war er verhöhnt, gedemütigt, verſchmäht aus einem Bauernwirtshaus abgezogen, um in ſeine nüchterne und notdürftig eingerichtete Wohnung zurückzukehren und ſehnſüchtig zu warten, ob nicht vielleicht ein erkälteter Marktbauer ſeine Dienſte in Anſpruch nehme. Heute wandelte er auf prächtigen Teppichen, wurde bedient wie ein Prinz; ſeine Wohnung hatte er im Schloſſe nehmen müſſen; er ſaß auf einem weichen Fauteuil zu Seiten des Lagers, wo auf feinen, ſchneeweißen Kiſſen unter purpurrotſeidener Decke die ſchönſte Mädchengeſtalt lag, bei der ſelbſt Krankheit und Wunde in anmutiger Form erſchienen.

Wenn er einer Demütigung ſeines Beleidigers noch bedurft hätte, um ſich über jene Niederlage zu tröſten, ſo hätte er dies befriedigte Rachegefühl genießen können. Kaum eine halbe Stunde, nachdem ſie die verunglückte junge Gräfin ins Schloß gebracht hatten, war der vornehme Oberamtsarzt vorgefahren, der auf ſeinem Heimwege ſchon von dem Unfall gehört, und hatte keuchend und ſchnaubend ſich bei der Gräfin melden laſſen, um das Empfehlungsſchreiben des Medizinalrats aus der Reſidenz zu präſentieren.

Der furchtbar aufgeregten Dame, die mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihres Weſens in dem jungen Arzt bereits einen hilfreichen Gott erblickt, war nun der dicke, ſchnaubende Doktor, ſo vornehm er auch ausſah, ſo hell die goldene Uhrkette auf ſeinem Bauch blinkte, keineswegs eine erwünſchte Erſcheinung. In ihrem gebrochenen Deutſch, in ihrer fieberhaften Ungeduld konnte ſie gar nicht nach höflichen Formen ſuchen und kaum hervorbringen: „Sie nicht brauchen, ſchon ſehr gute Doktor, — nur fort, meine Tochter nicht ſtören! Jean, zeigen Sie dem Herrn den Weg!“ und höchſt dienſtbefliſſen nahm der Diener den dicken Herrn beim Arm und führte ihn buchſtäblich zum Hauſe hinaus, alſo, daß ſein Schnauben nachher furchtbar anzuhören geweſen ſein ſoll.

Georg war zu tief und gewaltig von ſeiner jetzigen Aufgabe hingenommen, als daß er lange in dem heimlichen Triumphgefühl hätte ſchwelgen können, das der Bericht des Dieners über dieſe Scene einen Augenblick in ihm erregt hatte.

Nachhängen wollte und konnte er dieſem Gefühle nicht. Das Intereſſe des Arztes und des Menſchen, alles Denken und Wollen ſeiner Seele konzentrierte ſich jetzt in dem einen Wunſch und Streben, ſeine Kranke zu retten. Da ſaß er, lange, lange Stunden, Tag und Nacht, den Blick auf das ſchöne bleiche Angeſicht geheftet, und forſchte und dachte und ſuchte, ängſtlich tief, wie er nie in ſeinen Studienzeiten geſucht, nach allem, was Hoffnung zur Rettung geben konnte.

Wie war er nun froh, daß er als Student im Austauſch mit ſeinem Zimmernachbar, einem luftigen Franzoſen, ſich die franzöſiſche Sprache, dieſen Hauptſchlüſſel für den Weltverkehr, zu eigen gemacht hatte! ſo war ihm nun doch möglich, ſich mit der Gräfin zu verſtändigen, die mangelhaft deutſch ſprach.

Freilich mußte er auch die wilden Ausbrüche ihrer Verzweiflung anhören. Alle ſeine vorgefaßten Begriffe vom Geographieunterricht im Gymnaſium her wurden hier umgeworfen. Immer hatte er doch gehört und geleſen: „Der Spanier iſt in ſeinem äußerlichen Gebaren feierlich, ſtolz und kalt; er wird nie den Anſtand verletzen, auch nicht bei heftiger Erregung ſeiner inneren Gefühle.“ Das paßte nun nicht auf dieſe Dame, die oft maßlos heftig alles in den Aeußerungen ihrer Mutterangſt, ihrer Zärtlichkeit gegen das todkranke Kind vergaß. Ihre leidenſchaftlichen Klagen, all ihren Jammer, mit dem ſie das Kind ſchon zum voraus betrauerte, hörte er; aber er hatte auch die Worte gehört, die ſie ihm ſchon am erſten Tage zugerufen, als man die Bewußtloſe ins Haus getragen, und die ſie ſeither oft wiederholt hatte: „Retten Sie mein Kind und ſie iſt die Ihre!“ und ſie hatten ihn wunderbar durchſchauert. Wie oft er ſich auch ſagte: „Unſinn! das ſagt ſie in ihrer Aufregung und weiß es nachher nicht mehr, und wenn's ihr Ernſt wäre, ſo hat es für mich keinen Sinn,“ die Worte hörte er doch wieder und und wieder in den ſtillen Stunden, wenn er den Blick in dieſe traumartigen, wunderbaren Augen ſenkte, die bewußtlos noch in ſüß verlockendem Glanze ſtrahlten, und wenn er die feine, heiße Hand in der ſeinen hielt.

Die junge Gräfin lag in heftiger Fieberglut, als auch die Gefahr einer Verblutung vorüber war. Sie war nie bei Bewußtſein, ihre Phantaſien verſtand er nicht, ſie ſprach ſpaniſch; er ſuchte es auch nicht zu verſtehen, aber mehr als für ſein ärztliches Studium nötig, verſenkte er ſich wieder und wieder in dieſe märchenhaften Augen. Da war die ganze Glut des Südens und doch wieder das tiefe Sehnen nach einer Welt, die nicht Süd und Nord kennt, — Augen, wie er ſie nur an den wunderbaren Marienbildern Murillos geſehen; — Maria hieß ja auch dies zauberhafte ſchöne Weſen, das ihm die Mutter zu eigen gab, — wohl nur um ſie ins Grab zu legen! Maria! wie matt klang das deutſche Marie, Mariechen dagegen! Er hatte jetzt nicht viel Zeit zu Vergleichungen; er hatte noch nicht einmal daran gedacht, Marie zu ſchreiben, bis ihm aus Pulverdingen Kunde zukam, daß man nach ihm gefragt. Man hatte dort natürlich bald die verwunderliche Geſchichte erfahren, daß der junge Doktor Rau, der gar nichts zu thun gehabt, jetzt Leibarzt bei der ſpaniſchen Gräfin ſei. Nun ſchrieb er Marie flüchtig die Geſchichte der letzten Tage; es war wahr, wenn er ſagte, daß er nicht Muße und nicht innere Ruhe habe, ihr öfter zu ſchreiben, — er hatte ſie wirklich nicht.

An Hilfsmitteln fehlte es ihm nicht; mediziniſche Bücher, Arzneien und Erquickungen für die Kranke, — alles wurde aufs ſchnellſte herbeigeſchafft; eine ſo gänzliche Nichtachtung der Geldmittel wie hier war ihm bis jetzt als ein unmöglicher Zuſtand erſchienen. Nur eines geſchah nicht, — wie oft auch die Andeutungen und Fragen der Dienerſchaft, wie oft vielleicht ſein eigen Gewiſſen ihn mahnen mochte, es zu verſuchen: es wurde kein andrer Arzt berufen. Die Gräfin verlangte es nicht. Sei's, daß ſie ein abergläubiſches Vertrauen in den jungen Arzt ſetzte, der ihr zur rechten Stunde wie ein Engel erſchienen war; ſei's, daß ſie glaubte, alle andern deutſchen Aerzte glichen dem dicken Oberamtsarzt, vor dem ſie nun einmal ein Grauen gefaßt hatte, — ſie forderte es nicht, und Georg unterließ es auch. Es war wohl kaum der Ehrgeiz eines jungen Doktors, der ſein erſtes Meiſterſtück allein machen will; es war mehr ein verzweifeltes Spiel auf Leben und Tod, das er mit dem Schickſal einging und deſſen Motive er ſich wohl ſelbſt nicht klar machte. Das iſt gewiß, daß er ſein eigenes Leben, alle Kraft ſeiner Seele und ſeines Leibes daran ſetzte, das Mädchen zu retten, das mehr und mehr dem Tode zu verfallen ſchien; er gönnte ſich keine Ruhe bei Tag, keinen Schlummer bei Nacht; keine Erholung, kaum die nötigſte Speiſe; er kannte kein Streben und Wünſchen mehr, keine Hoffnung und keine Furcht als die für ſeine Kranke.

Wie lange Zeit er ſchon in ſeinem verzauberten Schloſſe weilte, ob es draußen Regen war oder Sonnenſchein, ob Frühling oder Winter, davon wußte Georg nichts. In der Außenwelt und in der Buſchmühle war's aber Herbſt, ein geſegneter Herbſt, in dem ſich fleißige Hände tüchtig regen mußten. Marie, die Marie in der Mühle, hatte von Herbſtfreuden nicht viel genoſſen. Sie wurde zwar öfter von Honoratioren der Stadt zu kleinen Feſtlichkeiten geladen, — war ſie ja doch mit einem Doktor verſprochen, hübſch, wohlhabend und „auf der Bildung" in der Reſidenz geweſen, und man kehrte auch gern wieder in der Mühle ein, — Marie dankte für alles; ſie kam ſich vor wie eine Blume ohne Stengel, wenn ſie ohne Georg, ohne Vater und Mutter ſich in dieſen Kreiſen bewegen ſollte. Sie war in der letzten Zeit überhaupt etwas ſtille geworden, gar emſig in allen Hausarbeiten, — an der Ausſteuer nähte ſie nicht mehr oft.

Sie war heute fleißig und rührig geweſen allenthalben, im Garten, auf dem Flachsfeld und kam müde, mit einem Körbchen getrockneten Obſtes im Arm, abends nach Hauſe. „Iſt ein Brief für dich da,“ ſagte ihr Bruder Chriſtian, der nun ſchon in der Mühle tüchtig zu brauchen war.

„Herr, behüte meine Ohren vor trauriger Botſchaft!“ hatte die Müllerin heute früh in ihrem Morgengebet geleſen; warum fiel ihr gerade dieſe Stelle ein, als ſie ſah, wie Maries Hand zitterte, indem ſie den Brief erbrach; wie ſie ſich den andern abgewandt ans Fenſter ſetzte, um ihn zu leſen?

Den Müller, der eben ſeinen Veſpertrunk zu ſich nahm, bewegte durchaus keine traurige Ahnung. „So, iſt von dem Schlingel, dem Georg?“ ſagte er, nicht unzufrieden; „iſt Zeit, daß er einmal wieder ſchreibt! Will ſehen, ob er ſeine Gräfin jetzt fertig kuriert und ihr begreiflich gemacht hat, daß ein Weibsbild nicht auf einen Gaul gehört. Iſt ein kecker Burſch, daß er gar keinen andern Doktor hingelaſſen hat! Wundert mich nur, daß es die Alte gethan hat! Na, zahlen wird ſie ihn nicht ſchlecht, und einen guten Namen macht ihm die Kur. Alte, wirſt 'raus müſſen mit deinen Tuchballen.“

Während ſo der Müller behaglich plauderte, hatte Marie ihren Brief geleſen, wieder zuſammengelegt und war hinaufgegangen in ihr Stübchen. Die Mutter hatte es wohl bemerkt, war ihr aber nicht gefolgt. Spät erſt, als der Vater fragte: „Wo iſt die Marie? und was ſteht denn in dem Brief?“ da ſtieg ſie hinauf. Marie lag auf den Knieen vor dem Stuhl, das Geſicht tief in die Hände gedrückt; die Mutter kam ſachte hinter ſie: „Marie, weißt du noch die Antwort der Maria? — Es kann auch ein Engel zu uns kommen, der keine Freudenbotſchaft bringt.“

„Siehe, ich bin des Herrn Magd,“ ſagte Marie ohne aufzuſehen mit tonloſer Stimme, „mir geſchehe ...“ — ihre Stimme brach im Weinen.

„Sag's noch nicht,“ bat die Mutter, „ſag's nicht, bis du's von Herzen ausſprechen kannſt! Es gibt noch ein ander Sprüchlein: ‚Vater, hilf mir aus dieſer Stunde! doch darum bin ich in dieſe Stunde gekommen. Vater, verkläre deinen Namen!‘ Und ſtill ging ſie zu ihrem Mann und Sohn hinunter und ſagte: „Laßt die Marie nur droben! Sie iſt gar müde. Den Brief kannſt ja morgen ſelbſt leſen, Alter.“

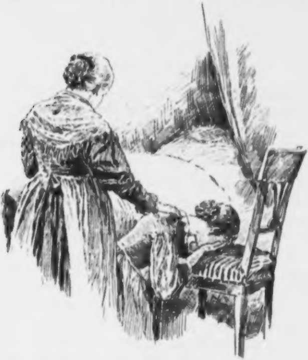
In Georgs Brief ſtand zuerſt die ganze Geſchichte ſeiner Begegnung mit der Gräfin, ihrer Krankheit und der Verheißungen ihrer Mutter.

„So hab' ich Dir nun alles erzählt, liebe Marie,“ fuhr er fort, „und Du ſiehſt, wie wenig ich ſelbſt die Umſtände herbeigeführt habe, die mich jetzt in eine ſo eigentümliche Stellung bringen.

„Maria, die junge Gräfin, iſt außer Gefahr, über all mein Hoffen und Erwarten, und ich bin tauſendfach dankbar dafür; es war ein gewagtes Spiel, daß ich, mit meiner jungen Erfahrung, die Kur allein unternommen habe. Noch iſt Maria todmüde, zeigt aber ein rührendes Vertrauen zu mir, von dem ſie freilich in dieſen letzten Wochen auch alle Hilfe faſt allein empfangen hat.

„Ich habe Dir geſagt, Marie, welch ſeltſames Verſprechen die Gräfin in der erſten Aufregung ihres mütterlichen Jammers gegen mich ausgeſprochen. Ich ſchrieb es ihrer heftigen, leidenſchaftlichen Natur zu, der Mutterangſt, die mich durch eine ungeheure Verheißung zu ungeheurer Anſtrengung treiben wollte. Das habe ich ihr auch geſagt, nun die Comteſſe der Geneſung nahe iſt, und habe ihr ihr Wort zurückgegeben. Die Mutter will in ihrer feurigen Dankbarkeit nichts davon hören; ſie verſichert mich: auch Maria ſei ſchon eingelebt in den Gedanken, daß ſie ihrem Lebensretter zu eigen gehöre, und ich würde durch ein plötzliches Losreißen das zarte Kind töten.

„Und nun, was ſoll ich thun? Soll ich Maria, die ſich mir wirklich in kindlicher Hingebung zuzuneigen ſcheint, ſoll ich ihr jetzt, wo ein rauher Hauch, komme er von außen oder von innen, die zarte Blume knicken und töten könnte, — ſoll ich ihr ſagen: ‚du biſt getäuſcht worden, ich habe dich nie geliebt, ich gehöre einer andern?‘ oder ſoll ich ſie in der Täuſchung laſſen, geſtatten, daß dieſe junge, unberührte Seele, — ſie iſt kaum ſiebzehn, — ſich mir erſchließe in Liebe und Hingebung? Wann iſt dann der rechte Zeitpunkt, mich gewaltſam loszureißen; wann weiß ich gewiß, daß dieſe zartbeſaitete Natur nicht zerſtört wird von ſolchem Riß? — Fliehen, ſogleich und für immer fliehen, wäre vielleicht das einzige; aber ich kann, ich darf ſie nicht



verlaſſen; ſie braucht noch beſtändiger, ſchonender, ſorgfältigſter Aufſicht und Pflege; ſie wird meiner Begleitung nicht entbehren können, wenn ſie jetzt, ſobald ſie reiſefähig iſt, nach Italien ſoll, um unſre rauhe Herbſtluft zu vermeiden.

„Marie, liebe Marie, Du mit Deinem klaren, ſichern Gefühl, die Du mir immer mit ſchweſterlicher Liebe nahe wareſt, ſage Du mir, was ſoll ich thun? Ich weiß, Du verſtehſt dieſe Verhältniſſe, obgleich Du Dich ja faſt immer nur in Deinem kleinen Kreis bewegt haſt. Dein Vater kann mich nicht verſtehen. Er würde glauben, ich ſuche nur nach Vorwänden, um wortbrüchig zu werden. Der Himmel weiß, wie ſchrecklich mir der Gedanke an Treubruch iſt. Nur mit Deinem vollen, freien Willen ſoll ein Band gelöſt werden, das Dir leider bis jetzt ſo gar kein Glück geben konnte, meine liebe, arme Marie.

„Alſo in Deine Hände ſei die Zukunft von uns drei Menſchen gelegt! ich will mich Deinem Spruche fügen und denken, daß es Gottes Wille iſt, der aus Deiner kindlich einfachen Seele ſpricht. Ach, je nachdem Deine Entſcheidung ausfällt, wirſt Du nicht nur Schiedsrichterin, Du wirſt auch meine Verteidigerin ſein müſſen bei den Deinen, die dieſe ungewöhnliche Geſtaltung der Verhältniſſe nicht recht verſtehen können.

„Mißverſtehe Du mich nicht, liebe Marie! Ich werde mich Deinem Ausſpruch fügen in jedem Fall; ich werde nach Umſtänden vielleicht Zeit brauchen, mich aus ſo ganz andern Verhältniſſen wieder in all die Erbärmlichkeiten zu finden, durch die ich mich nach Deines Vaters Meinung durchſchlagen ſoll, — es wird ja auch zum Ziele kommen, und ich würde bei Dir ein ſchweſterlich treues Herz finden, obgleich unſer Bund beſchloſſen worden iſt, ehe wir ſelbſt Wiſſen und Willen dazu geben konnten.

„Alſo, liebe Marie, ſprich ganz offen aus, was Du für recht und gut hältſt, und ſo ſoll es geſchehen! Glaube, daß ich in all und jedem Fall ſein und bleiben werde

Dein
treuergebener
Georg.

„Ich wollte, Du könnteſt Maria ſehen in ihrer zarten, wunderbaren Schönheit, in all der Hilfsbedürftigkeit ihres Weſens; gewiß, Du haſt nie etwas Aehnliches erblickt. Gott gebe, daß die zarte Blume nicht im Geneſen noch welke! Ich fürchte auch das aufgeregte Weſen ihrer Umgebung, vor allem der Mutter.“

Mariens Antwort.

„Es thut mir leid um Dich, mein lieber Georg, daß Du Dich ſo viel mit Fragen und Zweifeln geplagt haſt in dieſer letzten Zeit. Wenn Du Dein eigen Herz und wenn Du mich recht gekannt hätteſt, ſo hätteſt Du Dir viel Mühe erſparen können. Vielleicht hätteſt Du auch allem Zwieſpalt begegnen können gleich zu Anfang mit einem einfachen Wort gegen die alte Gräfin. So, wie alles gegangen, iſt es natürlich, daß Du das ſchöne Fräulein lieb gewonnen haſt, die der Herr durch Deine Hilfe ſo wunderbar gerettet. Und daß ſie auch Dich lieb hat, das iſt ja noch viel natürlicher, wo Du ſo viel an ihr gethan haſt. Daß auch ihre Mutter ſo gern eingewilligt hat, das achte ich für wunderbar; ſonſt ſollen ſolche Leute ja ſehr ſtolz ſein und auf den Stand ſehen.

„Das weißt Du wohl, daß mich alles von Herzen freut, was Dich glücklich macht. Es iſt mir immer leid geweſen, daß Du Dir's haſt ſauer werden laſſen müſſen, und hat mich oft bekümmert, ob es nicht beſſer für Dich wäre, wenn Du ganz frei Deines Weges gingeſt. So geh denn nun in Gottes Namen, lieber Georg, und Gott ſegne und behüte Dich und Deine ſchöne Braut!

„Um mich darfſt Du keine Sorge haben, und wegen der Eltern auch nicht. Du weißt ja, daß die Mutter nie dafür geweſen iſt, etwas ſo weit voraus zu beſtimmen, und der Vater meint's nicht bös, wenn er auch jetzt zornig iſt; er wird ſchon wieder zufrieden, wenn ich zufrieden bin.

„Noch einmal wünſche ich Dir recht von Herzen Gottes Segen und daß er Deine Braut wieder ganz geſund und Euch glücklich machen möge.

„Lebe wohl, lieber Georg! ich danke Dir für alles Liebe und Gute, und wenn wir uns in dieſem Leben nicht mehr begegnen ſollten, ſo helfe Gott, daß wir uns im Himmel fröhlich wiederſehen! Dann wirſt du gewiß wiſſen, daß ich Dir gar nie etwas nachgetragen habe.

Deine
getreue Marie.“

Der Müller freilich hatte den Bruch nicht ſo ſanftmütig und ergeben hingenommen, wie Marie; er hatte geflucht wie in ſeinem ganzen Eheſtand noch nie über den wortbrüchigen Schuft, an dem man ſo viel gethan: Maries Thränen, die Bitten ſeiner Frau und die einfache Erwägung, daß man im Grunde doch nichts machen könne, hatten ihn aber am Ende bewogen, ſtill zu bleiben.

Während Stadt und Gegend wiederhallten von der wunderbaren Mär von dem armen Doktor, der eine Prinzeſſin, — eine Gräfin war der Fama noch zu gering, — vom Tode errettet habe, und ſie ſamt ihren ſieben Millionen heiraten werde; während der dicke Doktor vor Aerger einen gelinden Schlaganfall bekam und die Hotelbeſitzerin in H. ſich beſann, ob ſie nicht außer dem wilden Schwein, das ſie um teures Geld verſchrieben hatte, auch noch illuminieren ſollte an dem feſtlichen Abend, wo ihrer leiblichen Schweſter leiblicher Sohn mit einer leibhaftigen Gräfin durchreiſen werde; während Herr Kolb, der glückliche Stiefpapa, daran dachte, ſein Weißwarenlager noch durch ein Korſettgeſchäft zu erweitern auf die glorioſe Verwandtſchaft hin, und Frau Kolb abwechſelnd in Freudenthränen ſchwamm ob ihres Sohnes Glück, und in Thränen des Mitleids um die arme Marie, der man freilich nicht habe helfen können, — während all dieſer Bewegung war es in der Mühle recht ſtill hergegangen. Marie und ihre Mutter hatten ſo viel über den Müller vermocht, daß er nach außen ſchwieg über die ganze Sache, wie gewaltig er auch in den erſten Tagen daheim getobt hatte. Er hatte gar nicht Luſt, viel unter andre zu gehen, nachdem er einmal ausgeſprochen, ſein Mädchen habe ſelbſt nichts mehr von dem Burſchen gewollt und ihm geſagt, er könne gehen, wohin er wolle, — und ſeitdem er das höhniſche Lächeln der Leute darauf geſehen. Es gab ſolche, denen es ſchon als eine Ehre für die Müllerstochter vorkam, daß ſie nur mit einer ſo hohen Dame hatte in Vergleich kommen können, — der Müller ſelbſt ſah es freilich anders an.

Marie erhielt Erlaubnis, ihre alte Patin in Kornthal zu beſuchen, für die, ſchwach, hinfällig und faſt ganz erblindet, ein Beſuch des ſtillen Mädchens gar wohlthätig war.

Georg war ſo eilig als möglich mit ſeiner jungen Braut, die noch immer mit unendlicher Sorgfalt gehütet und gepflegt werden mußte, mit ihrer Mutter und all dem Gefolge nach Italien gezogen. Wunderbar leicht hatte er ſich an den fürſtlichen Luxus ſeiner Umgebung, an die ehrfurchtsvolle Bedienung der Domeſtiken gewöhnt, — hie und da war ihm freilich, als ſei er gleich dem Aſchenbrödel in dieſe glänzende Welt nur hineingezaubert und der prachtvolle Reiſewagen werde ſich unverſehens in eine Nußſchale mit Ameiſen verwandeln; aber der Traum war äußerſt behaglich, und er hielt es für das Beſte, ſich ihm ganz und gar hinzugeben.

Die Schwiegermama, die zuzeiten noch immer Anfälle von leidenſchaftlicher, faſt wahnſinniger Angſt um ihrer Tochter Leben hatte und von Georg allein zu beſchwichtigen war, hatte eine für ſeinen Maßſtab ungeheure Summe in ſeine Hand gelegt, damit er ſich raſch aller alten Verbindlichkeiten entledigen könne. „Auf der Reiſe wird der Kurier die Hauptausgaben beſtreiten,“ ſagte ſie zu ihm; „verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie unbeſchränkt über meine Kaſſe verfügen; wann der Zeitpunkt kommt, wo mit meiner Tochter alles Ihnen eigen wird, das wiſſen wir ja noch nicht; vielleicht werden Sie mir auch dann die Verwaltung des Vermögens überlaſſen, da das meiſte in

Spanien ſteht, bis Sie unſre Sprache, unſre Papiere und das alles verſtehen.“ Er ſagte natürlich zu; es war ihm peinlich, über dieſen Punkt zu reden, wenn's auch nicht eben unangenehm war, wie ein Märchenprinz eine ſeidene Börſe, mit wirklichem, wahrhaftem Gold gefüllt, in der Taſche zu tragen.

Der koſtbarſte Beſitz, den er mit ſeiner Kur gewonnen, Maria ſelbſt, war ihm noch am wenigſten eigen. Auch fürchtete er ſich ſehr vor allem, was das zarte Leben, das kaum dem Tode abgerungen war, hätte aufregen und dadurch gefährden können. Maria übte von Anfang an einen tiefen Zauber auf ihn, und doch ſcheute er ſich, ein Wort der Liebe auszuſprechen; ſie erſchien mehr wie ein wundervolles Kunſtgebilde, an dem er die Augen weiden mochte, denn als lebendes, liebendes Weſen, das ihm als Weib und Hausfrau zu eigen werden ſollte; er begnügte ſich, ſie mit immer innigerer, zarterer Sorgfalt zu umgeben, und ſie nahm es dankbar hin mit der weichen, rührenden Sanftmut Geneſender. Sie fing an, Deutſch bei ihm zu lernen; gar zu lieblich klangen die heimiſchen Laute mit dem fremden Accent von dieſen weichen Lippen, immer tiefer und klarer wurde das Licht ihrer wunderbaren Augen, — immer mehr und mehr verbleichte ihm die ſchmuckloſe Geſtalt des Mädchens aus der Mühle.

Sie hatten ein reizendes Landhaus am Comerſee gemietet. Maria ruhte auf weichen Polſtern auf dem Balkon und Georg ſaß neben ihr; in all dem Zauberglanze des durchſichtig klaren italieniſchen Himmels lag die Landſchaft vor ihnen; ein leichtes Lüftchen vom See her kühlte die Glut des ſonnigen Tages; — ſchön wie nie erſchien Maria, wie ſie ſo dalag, das Haupt zurückgelehnt; die glänzend ſchwarzen Haare, die der grauſamen Schere hatten fallen müſſen, umgaben in kurzen Locken das ſchöne Angeſicht und hoben wunderbar die ſüdliche Bläſſe der Züge. Mit der glückſeligen Müdigkeit einer Geneſenden ſog ſie die köſtliche Luft ein, die vom See herüber wehte; lächelnd, dankvoll blickte ſie auf Georg, der neben ihr ſtand und verzückt in ihre leuchtenden Augen ſchaute. „Haſt du mich lieb, Maria?“ fragte er zum erſtenmal. Eine leichte Wolke zog über das ſchöne Geſicht, ſie legte die Hand über die Augen. Dann aber blickte ſie auf; noch etwas matt, aber mit lieblichem Lächeln ſah ſie ihn an. „Das Leben iſt ſo ſchön,“ ſagte ſie leiſe, „du haſt mir's wieder gegeben; ja, ich will dein ſein.“ Und zum erſtenmal ſchlang er den Arm um ſie und ließ das ſchöne Haupt an ſeinem Herzen ruhen; das volle, faſt berauſchende Gefühl ſeines traumhaften Glückes kam über ihn, — und doch, warum kam ihm im Augenblick des höchſten Jubels die oft gehörte, langvergeſſene Weiſe des deutſchen Volksliedes in den Sinn:

Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

Er hat ja nie förmlich Treue gelobt, ſo hatte er auch keine brechen können, beredete er ſich, und inniger und wärmer umſchlang er ſein wunderbares Lieb; — aber es war doch wie Traum, nicht wie Leben.

An dieſem ſelben Abend trugen ſie in der ſtillen Gemeinde zu Kornthal eine müde Pilgerin zu Grabe. Es war Maries alte Pate, der nun wohl das Licht wieder aufgegangen war, das ihren Augen lange ſchon erloſchen geweſen. Es iſt in dieſer ſtillen Gemeinde nicht Sitte, Trauerkleider an Begräbniſſen zu tragen, und lauten Jammer hat man dort nie gehört. Sie hatten lange ſchon gelernt, den Tod als einen Heimgang anzuſehen und ſangen ruhig und gefaßt:

Eins geht hier, das andre dort
In die ew'ge Heimat fort. . . .

Um ſo auffallender war es, daß die junge Verwandte, die nicht einmal lang um die Verſtorbene geweſen, in ſo gar ſchmerzlichen Thränen an dem Grabe ſtand. Ach, die gute alte Pate hatte nicht zu viel Teil an Mariens Thränen! Es war all ihr lang zurückgehaltenes Herzeleid, ihr Scheiden von Jugend und Liebe und Hoffnung, von Freude und Lebensglück, das aufwachte neben der Entſchlafenen, die ſie ſo treu gepflegt; es war der tiefe, ſehnſüchtige Wunſch: „O, dürft' ich neben ſie mein Haupt niederlegen und einſchlafen und nimmer, gar, gar nicht mehr aufwachen!“ Verſunken in dieſe Gedanken, in all dies zum erſtenmal freigegebene Leid, vernahm ſie kaum die erbaulichen Worte der Leichenrede, die ſich über Leben, Leiden und Hoffen der Heimgegangenen ausſprach. Ein einziger Spruch von allem, was ſie hörte, fiel in ihr Herz und in ihr Ohr: „Unſre Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich; was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.“ Ach, ihre Trübſal erſchien ihr augenblicklich nicht zeitlich und nicht leicht, und doch mußte ſie an den Spruch denken und ihre Thränen floſſen nicht mehr ſo heftig und gaben der frommen Gemeinde keinen Anſtoß mehr.

Kaum vom Sarge zurückgekehrt, erwartete ſie die traurige Botſchaft: „Jungfrau Marie, es iſt ein Knecht aus Ihrer Heimat da mit einem Wägelein; Ihr Vater hat Unglück gehabt und iſt von einem wilden Farren geſtoßen worden; er liegt auf den Tod.“ — „Ein Unglück kommt nie allein,“ dachte Marie in trüber Reſignation, als ſie heimwärts fuhr in die dunkle ſternloſe Nacht hinein; keine Leuchte als den Spruch in ihrem Herzen, den ſie gar nicht vergeſſen konnte.

Wenn man die ſchöne Erde anſieht in ihrer Herrlichkeit, wenn man hört und lieſt von all dem Prächtigen, Großartigen und Anmutigen, das ſie in den verſchiedenſten Gauen bietet: von Italiens lachenden Fluren, von den Schneebergen und ſmaragdgrünen Thälern der Schweiz, von Schottlands tiefblauen Seen und den wechſelnden Ufern des Rheins; von dem Glanz, dem Leben, dem mannigfaltigen Verkehr großer Städte, und wenn man vielleicht daneben in irgend einen beſcheidenen Erdwinkel, in eine Manſarde oder eine ſonnenloſe Stadtwohnung gebannt iſt: — dann dünkt es uns wohl ein herrliches Los, wenn uns nun auf einmal die Freiheit gegeben wäre, unſern Wohnſitz zu wählen da, wo es uns am allerbeſten gefiele, mit vollſter, unbeſchränkter Macht über den Dämon der Erde, das Geld, der ein ſo bequemer Diener und ein ſo tyranniſcher Herrſcher ſein kann. Und doch kann dieſe unbedingte Freiheit auch recht peinlich werden; denn „leider oder zum Glück“, es iſt in der That oft recht ſchwer zu beſtimmen, wo es am allerſchönſten und am allerbeſten zu leben iſt.

Davon wußte auch Georg und die Frau Gräfin von Rovera zu ſagen, die vor der Vermählung einen feſten Wohnſitz wählen wollten. Maria ſelbſt gab keine Stimme dazu. Obgleich ſie täglich mehr erſtarkte, obgleich ein zartes Rot unter den bleichen

Wangen durchſchimmerte und ihre Augen tiefer leuchteten, ſo ſchien ſie doch gar matt und lächelte beiſtimmend zu allem, was die beiden beſchloſſen.

Nach Spanien wollte die Gräfin entſchieden nicht; auf das ererbte Schloß bei Pulverdingen zu ziehen, das mit ſo großen Koſten hergeſtellt worden war, dazu hatte Georg nicht Luſt, er ſtimmte für deſſen Verkauf; auch die Gräfin ſcheute den Ort, wo ſie ſo ſchwere Angſt erlebt. Italien bot zu wenig Komfort für den Winter; nach einer größeren Stadt hatte Maria kein Verlangen: — es wurde endlich ein reizendes Landhaus am Genfer See gewählt, und während die Gräfin und Maria in einem Hotel der Stadt verweilten, beſorgte Georg die Vollendung der inneren Einrichtung.

Er freute ſich ſelbſt ungemein ſeines praktiſchen Talents zum vornehmen Herrn; er, der in der etwas geſchmackloſen und ſehr lückenhaften Eleganz des Tannenhofs aufgewachſen war; dem der rote Teppich und der ovale Spiegel in der Mühle lange Zeit als der ſchönſte Zimmerputz erſchienen war; der als Student daheim und auf Reiſen ſich mit dem Beſcheidenſten hatte begnügen müſſen: — er beſorgte und arrangierte jetzt Teppiche, Fauteuils, Diwane und alle Erforderniſſe des raffinierten und bequemen Luxus, als ob er ſein Leben lang unter dieſen Dingen ſich bewegt hätte. Selbſt der gewiegte Kammerdiener der Gräfin, der ihm freilich bei den Anſchaffungen unentbehrlich war, bewunderte den Geſchmack und die Sicherheit ſeines neuen Herrn. Es ſchien Georg jetzt erſt, als ob ſein Glück, das ſeither in den Lüften geſchwebt, Fundament und Boden gewinne: jetzt erſt, auf dieſem blauſeidenen Diwan, dort in der heimlichen Roſenlaube, in jenem lauſchigen Kabinett konnte er ſich Maria recht als Frau an ſeiner Seite denken; der prachtvollſte Flügel, die koſtbarſte Laute wurden angeſchafft; damit wollte er Maria überraſchen und hoffte, dann wieder die wunderbaren Töne ihres Geſanges zu hören, den er nur ein einziges Mal belauſcht. Nie ſeitdem hatte er ſie bewegen können, wieder zu ſingen — ſie war noch zu müde.

Es war ihm wohl bei dem geſchäftigen Leben, das er führte in der Stadt und außerhalb der Stadt, bis die Einrichtung vollendet war; bei den kleinen Ueberraſchungen, die er für Maria bereiten konnte, wenn auch von ihren eigenen Mitteln. Ihr gegenüber war es ihm nicht drückend, daß er nur der Nehmende ſein ſollte; für niemand war das Geld ſo gänzlich wertlos als für Maria. Entbehrt freilich hatte ſie es nie.

Was er beginnen wollte, wenn dieſe Geſchäfte vollendet waren, wenn er die ſchöne Blume aus der Fremde ganz ſein eigen nennen durfte, — das wußte er noch nicht. Als Arzt praktizieren, das ging nun einmal nicht für den Gemahl der Gräfin von Novera. Ein Landgut bewirtſchaften, dazu hatte er in ſeinem Leben nie Luſt und Talent gehabt, es fehlten ihm auch alle Kenntniſſe dazu. Nun, er wollte ſehen: zunächſt richtete er ſich das prächtigſte Bibliothekzimmer mit dem ſchönſten und bequemſten Schreibtiſch ein; die Büſten berühmter Dichter und Schriftſteller ſtanden in Niſchen zwiſchen den ſchönen Bücherſchränken; dunkelſeidene Vorhänge dämpften das Licht, und eine prachtvolle Hängelampe erhellte das ganze Gemach angenehm, ehe noch die kunſtvolle Lampe auf dem Schreibtiſch angezündet wurde. Da wollte er alte Lieblingsſtudien wieder aufnehmen, zu denen ihm das Brotſtudium und ſeine beſchränkte Lage nicht Zeit gelaſſen, — es mußte ſich alles finden. Wie oft hatte er ſich geſehnt nach Freiheit in der drückenden Beſchränkung ſeiner letzten Jahre! nun hatte er goldne, unbeſchränkte Freiheit, mit ſeiner Zeit, mit ſeinen Mitteln zu ſchalten, und darüber noch das ſüße Feenkind, das alle Wundergaben in ſeinen Schoß ſchüttete und ſein eigen war in demütiger Liebe. Die Schwiegermama erſchien ihm zu Zeiten in minder idealem Lichte, — ihr Weſen kam ihm oft nicht ganz lauter vor, ihre maßloſe Heftigkeit konnte Grauen einflößen; — aber er hoffte, es werde wenig Veranlaſſung mehr kommen, dieſe hervorzurufen, und dann ſie, die ſtolze, reiche Gräfin gönnte ihm mit Freuden ihr Kind und allen Glanz und alles Glück, das ſich daran knüpfte, während der Müller mit ihm gerechtet hatte um einen zu viel ausgegebenen Groſchen!

Sie hatten ihre neue Villa bezogen, und die Schwiegermama hatte Georg reiches Lob geſpendet über den Geſchmack und Komfort der Einrichtung. Georgs Papiere waren von Haus gekommen, und der Hochzeitstag war feſtgeſetzt; die Gräfin und der Kammerdiener hatten alles Geſchäftliche beſorgt. Er ſaß in ſeiner reichen, ſchön eingerichteten Bibliothek; er wußte noch nicht, wo er mit ſeinen Privatſtudien beginnen ſollte, und ruhte indes in behaglichem Nichtsthun; ſelbſt ſeine Gedanken ließ er lieber in unbeſtimmten reizenden Zukunftsplänen ſchweifen, als daß er ſie ſich ſammeln ließ zu ruhigem Ueberblick: da meldete ihm der Kammerdiener den hochwürdigen Herrn Brion, den katholiſchen Vikar aus Genf. Der Prieſter, ein feiner Mann von ruhigem, angenehmem Benehmen, ſtellte ſich ihm als den Geiſtlichen vor, bei dem die Frau Gräfin die Trauung beſtellt habe. „Es ſind bereits alle Förmlichkeiten beſorgt,“ ſagte er; „die Frau Gräfin weiß, daß Sie proteſtantiſcher Religion ſind und legt Ihnen hierin keinen Zwang auf. Sie haben bloß noch als letztes Erfordernis dieſen Revers zu unterzeichnen, in dem Sie ſich verpflichten, die Kinder aus Ihrer Ehe katholiſch erziehen zu laſſen.“

Daran hatte Georg bis jetzt nie gedacht, und unwillkürlich fuhr er von ſeinem Stuhle auf und zurück. „Ich glaubte, hier von ſolchem Zwange frei zu ſein . . .“ ſagte er betroffen.

„Von Zwang iſt keine Rede,“ ſagte der Geiſtliche mit einem ruhigen, höflichen Lächeln. „Sollte dieſe Erklärung ein kleines Opfer für Sie ſein, ſo war es vielleicht nicht vermeſſen von der Frau Gräfin anzunehmen, daß Sie auch ein Opfer nicht zu teuer finden würden um den Preis, den ſie Ihnen unbedingt zu eigen gegeben.“

„Es handelt ſich hier nicht um ein perſönliches Opfer,“ begann Georg.

„Gewiſſermaßen nicht,“ fiel der Geiſtliche ein; „es iſt die Rede von Ihren künftigen Kindern; ſollte es aber für dieſe ein Opfer ſein, in dem Glauben ihrer Mutter erzogen zu werden, in der ſie frühe ſchon werden das Urbild aller Lieblichkeit und Vortrefflichkeit verehren lernen?" Georg fand nicht gleich eine Antwort. „Ich konnte mir kaum denken," fuhr ſehr ruhig der Vikar wieder fort, „daß Sie, verehrter Herr, es überhaupt für ein Opfer oder Unrecht anſehen können. Sind Sie, wie ich glaubte annehmen zu dürfen, ein Mann von philoſophiſcher Bildung, dem die Konfeſſion als die temporäre Form gilt, in die gewiſſe unvergängliche Wahrheiten ſich gekleidet haben, — nun dann kann die Form, in der dieſe Ihren dereinſtigen Kindern gegeben werden, von wenig Bedeutung für Sie ſein. Sollten Sie aber," hier ſchwebte ein feines Lächeln um die Lippen des Prieſters, „ſollten Sie ſein, was man einen gläubigen Proteſtanten nennt, nun, ſo iſt für Sie die Seligkeit nicht durch die Konfeſſion bedingt, ſondern durch den Glauben, deſſen Grundzüge Sie auch in unſrem Bekenntnis finden. Wenn unſre Kirche gewiß zu ſein glaubt, daß nur in ihr das Heil gefunden werden kann, ſo kann das für Sie, deſſen Konfeſſion toleranter iſt, doch kein Grund ſein, Ihre möglichen Kinder von dieſer Kirche auszuſchließen und deshalb eine ganze ſchöne, reiche Zukunft hinzuwerfen. Uebrigens bin ich ſehr gern bereit, mit Ihnen in jede Erörterung über die Konfeſſion, — denn um den Glauben handelt es ſich hier nicht, das ſehen Sie als Mann von Geiſt ſelbſt ein, — in jede Beſprechung einzugehen; es iſt gar keine Rede von Zwang oder Ueberliſtung."

Mit wahrer Beſchämung fühlte Georg, daß er ſeit dem, was er im Konfirmationsunterricht gehört und ohne tiefes Nachdenken angenommen, gar nichts gethan hatte, um für ſich ſelbſt feſten Grund des Glaubens zu ſuchen, in dem er erzogen war. Die Bibel ſtudieren, — nun, das hatte er für eine Sache der Theologen gehalten. Es war etwas in ſeiner Seele, das entſchieden der durchaus materialiſtiſchen Richtung widerſtrebte, die gerade damals in der Medizin anfing platzzugreifen; es war ihm lieb geweſen, daß Marie frommen Herzens und von einer

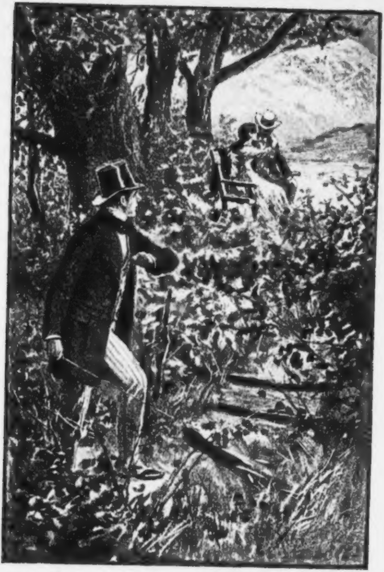
frommen Mutter erzogen war; er hatte auch im Sinn gehabt, **als** Hausvater einmal ordentlich mit ſeiner Familie **zum** Abendmahl und zuzeiten zur Kirche zu gehen; aber **zu** ernſtem Nachdenken über ſeinen Glauben war er nie gekommen.

Das einzige, was ihn noch zurückhielt, dem Prieſter zu willfahren, war der Gedanke: was deine Väter erkämpft mit Gut und Blut, an was ſie ihr Leben geſetzt, das verſchleuderſt du deinen Kindern mit einem Federzug? Und als er nun doch die Feder nahm, um den Revers zu unterſchreiben, da mußte er, er wußte nicht wie, an die Worte denken, die er als Knabe ſchon in einem Drama geleſen:

„Mit dieſem Zug verpfänd' ich meine Ehre,
Mit dieſem Zug verkauf' ich mein Gewiſſen."

Das war aber Unſinn; von unten hörte er zum erſtenmal wieder ſeit lange die Zaubertöne von Marias Geſang. — Sollte er zögern bei dem erſten Opfer, das er zu bringen hatte, um dieſes herrlichen Weſens willen? das erſte Opfer? fragte ſein Gewiſſen — er hatte unterſchrieben.

Während ſich ſo alle Wege für Georg ebneten zum freudigen Ja, hatte Marie, nicht Maria, nur Marie, das ſchlichte Müllerkind, in der Heimat draußen ein Nein geſprochen, das ihrem weichen Herzen wohl mehr gekoſtet, als Georg ſeine Unterſchrift. Ihr Vater war tot, ſie wohnte mit der Mutter noch in der Mühle bei Chriſtian; ein junger Pfarrer, der Neffe ihres lieben alten Schulmeiſters, der frühe zum Witwer geworden, hatte um ſie geworben, — ein redliches Herz, das ihr und der Mutter eine freundliche Heimat bot. Marie hatte ihm gedankt, ſo herzlich und demütig, daß er ſie im Verſagen erſt recht lieb gewann. „Nimm mir's nicht übel, Mutter!" hatte ſie dieſe gebeten, die in der Werbung des Pfarrers ein ungeahntes Glück ſah; „ſiehſt du, es wäre eine Sünde, Ja zu ſagen mit einem andern Andenken im Herzen."



Dunkelglühend vor Wut und doch ſprachlos ſtand Georg hinter dem Gebüſch und ſtarrte auf das ſchöne Paar, das ſeine Nähe nicht ahnte. (S. 265.)

„Und ſollteſt du das Andenken, das dir nur zu Leid und Aergernis geworden, nicht ausreißen und von dir werfen?“ fragte die Mutter.

„Liebe Mutter, Gott weiß, an den Gatten einer andern denke ich nicht mit einem Gefühl, das Sünde wäre; aber es iſt mir immer, als komme eine Zeit, vielleicht nach langen, langen Jahren, wo ich Georg wiederſehen werde und wo er meiner bedürftig iſt; wie, kann ich nicht ſagen, krank und elend vielleicht. Du weißt ja, ich habe ſchon öfter ſolch eine Ahnung gehabt, die mich nicht getäuſcht hat; damals, als ich mich mit Georg verlobt habe, hab' ich's im innerſten Herzen ſchon geſpürt, daß er mir nicht eigen bleibe. Siehſt du, Mutter, dann möchte ich freie Hand haben, daß ich ihn pflegen dürfte und ihm Gutes thun, und einſtweilen wird mir ja der liebe Gott auch ein Tagewerk geben, daß ich nicht unnütz bin.“

Die Mutter ließ ſie gewähren, obgleich ſie wohl fühlte, daß ſie ſelbſt nicht lange mehr bei dem Kinde ſein werde.

Die Villa am Genferſee war feſtlich geſchmückt und nahm ſich aus wie ein Feenpalaſt; morgen ſollte die Trauung des jungen Paares ſein. Alle Schwierigkeiten waren weggeräumt; was Georg in Geld- und Geſchäftsangelegenheiten noch zu unterzeichnen hatte, das hatte er leichter und lieber gethan, als jenen Revers, den er ſich aus dem Sinn zu ſchlagen ſuchte. Seiner Mutter hatte die Gräfin einen prächtigen Schmuck zum Gruße geſandt und ſie zu einem ſpäteren Beſuch eingeladen, da in gegenwärtiger Jahreszeit die Reiſe nach der Schweiz doch nicht angenehm ſein würde.

Auch das junge Paar wollte keine Reiſe machen, — Maria war noch immer müde, obgleich nun mehr als ein Jahr vergangen war ſeit ihrem Unfall. Die Mama wollte gleich nach der Hochzeit für längere Zeit nach Spanien reiſen, um ihre

Angelegenheiten dort zu ordnen, und darüber war Georg nicht eben bekümmert.

„Wirſt du kein Heimweh haben nach deinem ſonnigen Vaterlande, wenn die Mutter dorthin geht?“ fragte er zärtlich Maria.

„O nein! es iſt hier auch ſchön,“ ſagte ſie mit ſanftem Lächeln.

Und es ſollte recht ſchön werden, hoffte er, wenn er erſt ſeine ſchöne Blume allein, ganz allein hegen und pflegen durfte! Die Mutter mit ihrem leidenſchaftlichen Weſen, vor dem das zarte Kind ſelbſt Furcht zu haben ſchien, die war gewiß allein das Hindernis, daß ſie noch nicht ſo recht friſch und freudig wieder aufgeblüht war.

Es war der Vorabend der Hochzeit. Die Gräfin war in die Stadt gefahren, um noch manches für ihre Abreiſe zu beſorgen. Georg hatte heimlich einen Pavillon an einer entlegenen Stelle des Gartens zu einem reizenden Blumentempel umgeſchaffen, das obere Zimmerchen darin aber mit den ſchönſten Anſichten aus Spanien geſchmückt; damit wollte er nach der Mutter Abreiſe Maria überraſchen.

Nun ging er nach ihrem Zimmer, um ſie zu einer kleinen Fahrt auf dem See abzuholen: — da lagen in fürſtlichem Glanz die Brautgewänder für morgen ausgebreitet; die ſchwere, ſchimmernd weiße Atlasrobe, der duftige Schleier mit der Krone von Myrten- und Orangeblüten, der Schmuck von Perlen und Brillanten, alles wie von Elfen und Feen zuſammengetragen.

„Die gnädige Comteſſe ſagten, daß ſie eine Strecke weit mit der gnädigen Frau fahren wollten,“ meldete ihm die neuangenommene Kammerfrau, „ſie wollen nachher zu Fuß nach Hauſe gehen.“ Das war ein ſeltener Entſchluß von Maria, die ſeit jenem Sturz all ihre jugendliche Keckheit verloren zu haben ſchien. Er beſchloß, ſie aufzuſuchen; ſie konnte von der Landſtraße aus nur einen Weg gegangen ſein, einen reizenden Fußpfad durch Gebüſch, den er ſie früher ſchon geführt. Raſch ging er hinaus, um ihr dort zu begegnen.

Und er verfehlte ſie nicht. Auf einer Bank unter Bäumen, auf einer leichten Anhöhe, die, lieblich abgegrenzt, einen Blick auf den blauen See und den Montblanc gewährte, wo er in den letzten Wochen einmal mit ihr geſeſſen; da ruhte ſie wieder, Maria, ſeine anverlobte Braut, innig angeſchmiegt an einen fremden Mann, einen ſchönen jungen Mann mit ſchwarzem Bart und dunklem Angeſicht, und ſie blickte zu dem Fremden auf mit ſo ſtrahlenden Blicken, wie Georg ſie nie von ihr geſehen; ihr Auge hatte ſeinen Glanz, ihre Wange ihre Blüte wieder, ihre Stimme ſo ſüßen, innigen Klang. — der dort war ein beſſerer Arzt als der deutſche Mediziner.

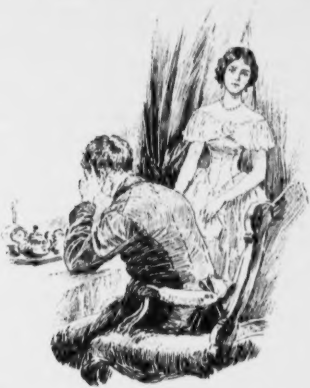
Dunkelglühend vor Wut und doch ſprachlos, wie an allen Gliedern gelähmt, ſtand Georg hinter dem Gebüſch, durch das er heraufgekommen, und ſtarrte auf das ſchöne Paar, das ſeine Nähe nicht ahnte. Sollte er hervorſtürzen und den fremden Schuft zur Rechenſchaft ziehen? — er war freilich nur mit ſeinem Spazierſtöckchen bewaffnet; neben dem Spanier dort — denn dafür hielt er ihn — lag, wenn ihn nicht alles täuſchte, eine Piſtole, eine ſeltſame Waffe zum Stelldichein mit einer Dame. Nun, die fürchtete er nicht; er fühlte in dieſem Augenblick der Wut Kraft genug in ſich, den Burſchen ſamt ſeiner Piſtole zu packen, zu erwürgen, in den See zu ſchleudern: — aber es war etwas in ihm, das ihn zurückhielt. Es war nicht Feigheit; es war der Blick auf Marias ſtrahlendes Angeſicht, der ihn mit Wut und mit unſäglicher Trauer erfüllte und doch ſeinen Arm zurückhielt. Hatte er ihr Leben gerettet, um ſie elend zu machen?

Er wandte ſich und ging zurück mit Gefühlen unbeſchreiblicher Bitterkeit. So war ſie, die er geliebt, verehrt wie ein höheres Weſen, auch eine Spanierin, wie man ſie ſonſt ſchildert, die den Geliebten einläßt, wenn der Ehemann den Rücken wendet, und die Madonna verhüllt, damit ſie nicht zuſehe? ein Weib aus dem Lande, wo die vermählte Frau noch eine Schutzwache braucht für ihre Tugend! Aber warum hatte ſie ihn betrogen, ihn, den armen deutſchen Doktor, der ihr ja nichts bieten konnte, als ſein dummes, redliches Herz? — ſein redliches Herz? Es war nur eine leiſe Stimme in ſeinem Innern, die ſo fragte, die ihn mahnte an eine Liebe, die auch er von ſich geworfen, — die er betrogen, wollte er ſich nicht gern ſagen; der bittere, heiße Groll über die, die ihn ſo ſchmählich getäuſcht, ließ keine andere Stimme laut werden. Fort wollte er, fort, dieſe Nacht noch, hinaus in die weite Welt, in den Tod vielleicht! Was kümmerte ihn das Leben! Oder wollte er den Morgen kommen laſſen und die Stunde der Trauung und ſie dann erſt niederſchmettern mit der Anklage ihres Verrats? Schonung war er ihr nicht ſchuldig, ſie hatte ihn auch nicht geſchont.

Er war zu faſſungslos, um überhaupt etwas bedenken oder unternehmen zu können; er warf ſich angekleidet aufs Bett und lag ſchlummerlos oder in ſchweren, unheimlichen Halbträumen, die ſchlimmer ſind als Schlafloſigkeit.

Der Morgen dämmerte; matt und ſchwer erhob er ſich aus ſeiner dumpfen, unerquicklichen Ruhe, immer noch zu müde, zu betäubt, um einen Entſchluß zu faſſen. Die Trauung ſollte früh ſtattfinden, auf acht Uhr war der Wagen beſtellt, der ſie nach Genf in die katholiſche Kapelle führen ſollte. Georg hatte den Kammerdiener fortgeſchickt und ſaß, gebrochen an Seele und Leib, in ſeinem Fauteuil, das prachtvolle Dejeuner in Silber unberührt vor ſich. O, daß alles ein Traum geweſen wäre! Daß er in ſeinem Rohrſtuhl ſäße in ſeinem beſcheidenen Doktorlogis zu Pulverdingen, und Frau Hartung träte ein mit der eingeſchenkten Kaffeetaſſe und dem Brötchen! Er hätte freilich nicht mehr hinausziehen mögen und um Praxis werben; aber er war ja ſo jung geweſen, — jetzt freilich kam er ſich alt vor, — gealtert in einer Nacht! — Das Warten wäre am Ende nicht ſo ſchwer geweſen [illegible] an das ſanfte Angeſicht, dem ein helles Freuden[illegible] aufging, ſo oft er kam … Das war nun alles vorüber.

Es klopfte leiſe an ſeiner Thür; — Maria trat ein im weißen Atlasgewand, noch ohne Schmuck und Schleier, etwas bleich, aber unausſprechlich lieblich; nie war ihm ihre Schönheit wunderbarer, zauberhafter erſchienen. Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl ihm gegenüber und ſagte mit der leiſen und doch klaren Stimme, in den deutſchen Lauten, die ſie von ihm erlernt, die ihn ſo entzückt hatten, als ſie ſie zum erſtenmal verſucht: „Willſt du mich ganz ruhig anhören, Georg? Ich muß dir viel ſagen, aber ich will nicht lange Worte machen.“ Er nickte nur mit finſterem Blick, froh, daß er nicht reden durfte. „Es ſind drei Jahre, daß mein Vater tot iſt,“ hub ſie wieder an. „Er hat mich ſehr lieb gehabt; warum er aber mit meiner Mutter nicht in Liebe leben konnte, weiß ich nicht; ich dachte oft, ſein Freund,



der Graf Fuentos, auf den er alles hielt, habe ſein Herz von der Mutter abgewandt, und ich glaube nicht, daß der Graf ein guter Mann iſt. Felix aber, ſein Sohn, iſt gut und edel, und wir haben uns immer lieb gehabt," — eine helle Röte flog über das blaſſe Geſicht; Georg ſah nicht auf. „Als mein Vater ſtarb, hat er der Mutter einen Jahrgehalt beſtimmt, der nicht groß iſt. Unſer ganzes Vermögen aber, und das iſt ſehr viel, ſollte vom Grafen Fuentos verwaltet und meinem Gatten übergeben werden, wenn ich heirate. Ich habe das früher nicht gewußt; Felix aber habe ich lieb gehabt ſchon als Kind, und wir haben uns verlobt im Hauſe ſeines Vaters. Meine Mutter war darüber ſehr unglücklich und weinte, und ſagte, ſie werde durch dieſe Heirat arm und elend; Graf Fuentos ſei ein böſer Mann, ſei ihr Feind, ſeine Güter ſeien alle verſchuldet; wenn ich Felix' Frau werde, ſo werde er das Meine nehmen und ſie werde verlaſſen von ihrem einzigen Kinde. Ich wußte wohl, daß Felix gut war und ſie nichts entbehren laſſen würde; aber er war ſehr jung und ſein Vater heftig und gewaltthätig, er hätte wohl nicht viel eigene Macht gehabt. So reiſte die Mutter mit mir durch allerlei Länder, um mich von Felix zu entfernen; zuletzt nach Deutſchland, wo uns das Gut zugefallen war, und ſagte mir immer, Felix habe mich nie lieb gehabt, er habe nur meine Hand begehrt, weil ſein Vater mein vieles Geld brauche. Ich habe es nicht geglaubt; aber ich hörte gar nichts von Felix mehr; ich dachte am Ende, es ſei alles vorüber, und die Mutter that mir zulieb, was nur mein Herz begehrte.

„Da bin ich vom Pferd geſtürzt, das weißt du ja, und war ſo ſehr krank, und habe lang nichts von mir gewußt; ſo oft ich aber aufblickte, habe ich dich geſehen, und du haſt mir jeden friſchen Trank gegeben und die kühlen Tücher, die mir ſo wohl gethan haben an meiner heißen Stirn, und ich habe dich ſehr lieb gewonnen, aber nicht ſo wie Felix.

„Da ſagte mir die Mutter, wie ich wieder etwas verſtehen konnte, du habeſt mich über alles lieb, und habeſt mich in dem ſchlimmen Fieber gepflegt mit Aufopferung deines eigenen Lebens; ſie habe dir verſprochen, daß ich dein werde, wenn du mein Leben retteſt; Felix wiſſe und wolle nichts mehr von mir; wenn ich es erzwinge, die Seine zu werden, ſo ſei ſie auf immer von ihrem Kinde getrennt und in Armut verbannt.

„Da habe ich denn nachgegeben; ich war auch ſo müde und wußte kaum, was ich that; ich war nicht glücklich, aber ich wollte dein treues Weib werden, weil dir's die Mutter verſprochen.

„Nun kam aber Felix, der mich ſchon durch alle Länder geſucht; geſtern abend, als ich ſpazieren ging, ſah ich ihn zum erſtenmal wieder. Er hat in Liebe an mich gedacht all dieſe Zeit; ſein Vater iſt indes geſtorben, und er will gern unſer Gut teilen mit der Mutter und ſie in Ehren halten ihr Leben lang. Da habe ich vergeſſen in meines Herzens Freude, daß ich noch deine Braut bin. Aber nicht wahr," — nie hatte ſie ſo in innigen Tönen zu ihm geſprochen — „nicht wahr, du gibſt mich dem Felix? So lieb, wie er, kannſt du mich doch nicht haben; du kennſt mich nicht ſo lang und ſprichſt nicht unſre Sprache und biſt nicht unſres Glaubens. Nicht wahr, Georg? Felix ſagt, wenn du nicht wolleſt, ſo werde er kämpfen mit dir um meinen Beſitz; aber, lieber Georg, dies Herzeleid thuſt du mir gewiß nicht an!"

Groll und Bitterkeit waren aus ſeinem Herzen gewichen, als ſie ſo einfach und offen wie ein Kind ihr Herz und Leben dargelegt in dem mangelhaften Deutſch, das ihr ſo lieblich ſtand; — ein tiefes, unſäglich ſchmerzliches Herzweh war ihm geblieben.

„Thu, wie du willſt, Maria! ich habe kein Recht an dich," ſagte er mit trauriger Stimme; ihr noch Segen wünſchen, wie ihm einſt Marie, das konnte er nicht.

„Aber du grollſt mir nicht, und haſt keinen Haß auf Felix?"

„Er hätte zu mir kommen und als Mann mit dem Manne reden können, ehe er mir hinter dem Rücken die Braut geſtohlen,“ entgegnete Georg finſter; „doch ich will nicht mehr rechten, ich gehe noch heute.“

„Aber er wollte offen zu uns kommen; es war Zufall, daß er mir begegnete,“ verſicherte angſtvoll Maria. „O, verſprich mir, daß du nicht im Groll von uns gehſt! nicht jetzt gleich in alle Weite, daß wir uns gar nicht mehr ſehen können; bitte, verſprich mir's!“

„Ich gehe zunächſt nach Genf und bedenke dort meine nächſte Zukunft; ſehen wollen wir uns nicht mehr. Behüt' dich Gott, Maria!“ Er gab ihr die Hand. Einmal noch ſah er tief in das wunderbare Antlitz, einmal noch berührte er ihre Lippen, dann verließ er das Zimmer und das Schloß.

Der Zauber war vergangen, — der Feenwagen Aſchenbrödels war zur Nußſchale geworden; ein einſamer Wanderer, ging er die Straße, die nach Genf führt; wohin weiter? Das wußte er noch nicht; er fühlte ſich gänzlich ratlos, Mut und Thatkraft waren erſchlafft und gebrochen.

Der Gräfin Kammerdiener hatte ſeine Wohnung in Genf erkundet; alle ſeine Effekten wurden ihm nachgeſandt nebſt einem franzöſiſchen Brief der Gräfin, den er ungeleſen zerriß. Was von Geld und Pretioſen dabei war, das ſandte er zurück und behielt bloß die nötige Summe für den nächſten Unterhalt zurück; er fühlte, daß es kindiſcher Trotz geweſen wäre, als Bettler fortzuziehen. So viel durfte er von der Gräfin annehmen für die Rettung ihres Kindes.

Er hatte noch Gelegenheit, den Großmütigen zu ſpielen; denn ſo leicht und einfach, wie ſich Maria gedacht, ging der Tauſch der Bräutigame nicht vor ſich. Georgs williges Verzichten, die reichen Spenden der Mutter, welcher jetzt, da ihr nicht mehr der Verluſt ihres Beſitztums drohte, ein ebenbürtiger katholiſcher Schwiegerſohn natürlich lieber war als der deutſche

Doktor, und die emſigen Bemühungen des katholiſchen Vikars ebneten endlich die Wege.

Der Geiſtliche hatte eine gewiſſe Zuneigung zu dem Deutſchen gefaßt und lernte ihn achten, als er ihm im Auftrag der Gräfin eine glänzende Summe in zarteſter Form hatte übergeben ſollen, als Entſchädigung für die Praxis, die er um ihretwillen aufgegeben.

„Ich danke,“ hatte Georg kurz und entſchieden geſagt; „meine Dienſte ſind belohnt, die Praxis, die ich verloren, iſt nicht der Rede wert.“

„Könnte ich nicht irgend welchen Plänen für Ihre Zukunft förderlich ſein?“

„Ich habe keine Pläne.“

„Aber Sie ſind jung, kenntnisreich, begabt; Sie können nicht in dieſem Hinbrüten verharren, zumal, wenn Sie alle Hilfe zurückweiſen. Eine große wiſſenſchaftliche, nicht ganz gefahrloſe Expedition geht demnächſt von Frankreich in den Orient ab; es wird ein junger, geſunder Arzt zur Begleitung geſucht. Wie, wenn meine Verbindungen dazu dienen könnten, Ihnen dieſe Stelle zu verſchaffen?“

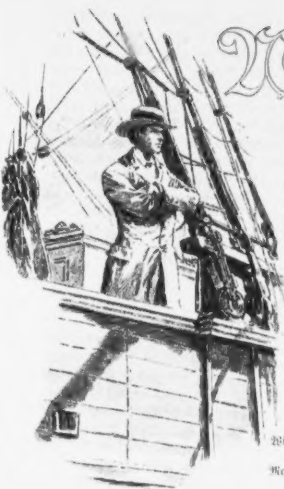
Das war es. Fort, weit übers Meer, fort von allem, was ihn an die Vergangenheit mahnte, an ſeine verlorene Heimat, an ſein verſchleudertes Leben — fort in die weite, weite Welt! Mit faſt leidenſchaftlicher Wärme bat er den vielvermögenden Prieſter, ſich für ihn zu verwenden; er wollte geduldig in Genf warten, bis es zur Entſcheidung gekommen.

Er wandelte eines Tags in gedankenloſem Brüten im Freien; all die Herrlichkeit der umgebenden Natur hatte noch keine Sprache für ſein Herz; aber andre, ernſte Stimmen waren in dieſen ſtillen Tagen laut geworden in ſeiner Seele. Hätte er dieſe herbe Täuſchung erlebt, wenn er einfach Treue gehalten hätte wie ein Mann? — Daß es ſchlaue Berechnung geweſen, was er bei der Gräfin für die glühende Hingabe eines dankbaren Mutterherzens gehalten, das erkannte er jetzt wohl; aber

Marias Bild ſtand wieder, wenn nicht ohne Irrtum, ſo doch rein und ohne Flecken vor ſeiner Seele.

„Prenez garde!“ rief's, und nicht eine ſchöne Reiterin, wohl aber ein prächtiger Wagen, der anfuhr, zwang ihn, raſch auf die Seite zu ſpringen. Eine leichte weiße Geſtalt in Kranz und Schleier ſaß darin. Es war Maria, einſt ſeine Maria; er ſah ſie einen Augenblick, — dann war die Erſcheinung vorüber.

„Das war der letzte Akt des Dramas,“ ſagte er mit tiefem Weh.



Wenige Wochen nach dieſer letzten Begegnung ſtand Georg auf dem Verdeck des Schiffes, auf dem die Expedition von Marſeille abfuhr. Er hatte niemand in der Heimat lebewohl geſagt, er konnte ſcheiden wie Child Harold:

Nun bin ich in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See;
Was ſollt' ich andern Seufzer weihn,
Wenn keinen rührt mein Weh?

Willkommen Wind und Wogen ihr!
Und — wenn die Fahrt vollbracht,
Willkommen Wüſt' und Höhle mir!
Mein Heimatland, gut Nacht!

Man hält den Frühling ſo recht für eine wanderluſtige Zeit; die liebliche Zeit, wo die Blumen ihre Aeuglein wieder aufſchlagen und das bedächtigere Laubwerk ſich leiſe entwickelt in friſchem Hoffnungsgrün; die fröhliche Zeit, wo die Bächlein wieder rinnen und die Kindlein ſich ſonnen; die gefährliche Zeit, wo nach dem alten Volkswitz der Salat ſchießt und die Bäume ausſchlagen.

Mich dünkt aber, im Frühling iſt gut daheim bleiben, wenn einem eine freundliche Heimat beſchieden iſt, eine Heimat mit einem Blick ins Grüne, mit einem Pfad hinaus ins Freie. Auch die einfachſte Gegend iſt lieblich zu beobachten, wenn ſie allmählich ihr Feſtgewand anlegt; es thut wohl, die langverſchloſſenen Fenſter zu öffnen für die laue Frühlingsluft und behagliche philiſterhafte Spaziergänge zu machen mit den Seinen an den grünenden Hecken vorüber, über den neubeblümten Raſen; Schneeglöckchen und die erſten Veilchen ſucht man gern daheim, nicht auf Reiſen.

Aber der Herbſt iſt eine wanderluſtige Zeit! Die erſten goldenen Herbſttage, wo die Erde noch ihre ſchönſten Gewänder anlegt, wie eine Nonne vor der Einkleidung, ehe ihre goldenen Locken unter der Schere fallen und ſie die glänzenden bunten Gewänder vertauſchen muß mit dem farbloſen Nonnenkleid. Im Herbſt iſt's luſtig hinauszuziehen, die letzte Schönheit des ſcheidenden Jahres zu genießen in vollen Zügen und dann zurückzukehren in eine trauliche, friedliche Heimat, wo ein gemütliches Stübchen, wo warme Herzen und freundliche Augen unſer warten.

Am Abend des ſchönen Herbſttags ſchritt unter den reich geſegneten Fruchtbäumen, zwiſchen den vielgeſchäftigen Menſchen, ein Wandersmann, der keine freundliche Heimat wußte, die ſich ihm aufthun würde für die Winterszeit. Sein Angeſicht war gebräunt von der Sonne ferner Länder und älter als ſeine Jahre; er trug ſelbſt ſein leichtes Reiſegepäck und ſchien ziemlich planlos zu wandern, nicht mit dem geraden beſtimmten Schritt deſſen, dem ein gewiſſes Ziel im Sinne liegt, das er heute noch erreichen will. Die Gegend, durch welche er ging, war nicht eine, wie ſie Touriſten aufzuſuchen pflegen; es war ein Stückchen Schwabenland, nicht ſo reizend und maleriſch, als man es an manchen andern Punkten dieſer ſchönen Gaue finden kann.

Zur Rechten lagen weitgedehnte Kornfelder, längſt abgemäht; nur blaßrote Winden und verſpätete Kornblumen blühten noch zwiſchen den Stoppeln; der Blick war begrenzt durch einen ſanften Hügelzug. Zur Linken zog ſich leiſe abwärts Wieſenland, nicht mehr bunt durchwoben mit Blumen wie das erſte luſtige Gras, aber in weichem ſtillem Grün, das dem Auge wohl thut, wie friedliche Entſagung dem Herzen. Prächtige Obſtbäume faßten die Straße ein zu beiden Seiten; gebrochen und geſchüttelt ward ihnen der reiche Segen abgenommen; luſtige Kinder trieben ſich unter den Bäumen umher, um aufzuleſen, zu ſchmauſen und wieder ſchreiend davon zu ſpringen, wenn der neckiſche Burſch, der oben zwiſchen den Aeſten ſaß, ihnen ein paar Aepfel auf den Rücken warf.

Der Wanderer war Georg Rau und die Gegend war nicht allzufern vom Hofe ſeines Vaters; aber er war nicht eingekehrt in ſeiner alten Heimat.

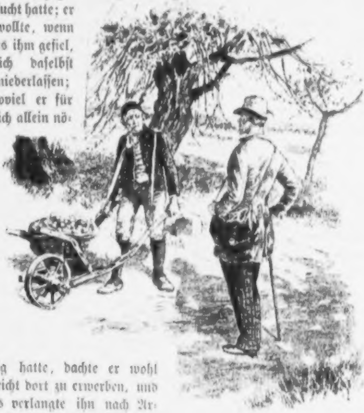
Er kam von langen und mannigfaltigen Wanderzügen zurück; er hatte ſich nach Beendigung ſeiner Reiſe noch in Frankreich aufgehalten, um ein Werk über die Expedition vollenden zu helfen. Nun ſuchte er wieder ſein kleines Vaterland auf, obwohl er jetzt auch in der Fremde eine ſichere Exiſtenz gefunden hätte, — warum? das wußte er ſelbſt kaum; hatte er doch nichts mehr dort, was er ſein eigen nennen konnte.

Bei ſeiner Abreiſe vor drei Jahren hatte er niemand Kunde von ſich gegeben und ſpät erſt, von der Reiſe aus, ſeiner Mutter geſchrieben. Ihre Briefe hatten ihn nicht getroffen, und erſt bei ſeiner Rückkehr erfuhr er, daß ſie mit ihrem zweiten Gatten nach Amerika ausgewandert ſei.

Nach langem Bedenken hatte er ſich entſchloſſen, bei einem alten Univerſitätsfreund, der Arzt in der kleinen Stadt unweit der Mühle war, nach der Familie des Müllers zu fragen. Er hörte, der dicke Chriſtian habe, noch ſehr jung, eine rüſtige Witwe geheiratet und hauſe mit ihr auf der väterlichen Mühle; die Witwe des alten Müllers ſei mit der Tochter in die Brüdergemeinde zu Kornthal gezogen und dort vor einem Jahr geſtorben; die Tochter lebe nicht mehr dort, ſoviel er gehört, man ſage, ſie habe einen Pfarrer geheiratet; bei

dem Pfarramt zu Kornthal werde er dies gewiß leicht ermitteln können.

Georg hatte nicht weiter nachgefragt. Er war nun auf dem Weg nach einer Stadt, die in den öffentlichen Blättern einen Arzt geſucht hatte; er wollte, wenn es ihm gefiel, ſich daſelbſt niederlaſſen; ſoviel er für ſich allein nötig hatte, dachte er wohl leicht dort zu erwerben, und es verlangte ihn nach Arbeit, nach einem Beruf.



Da er nicht zu eilen brauchte, hatte er ſich Zeit zur Wanderung genommen; jetzt war er müde, die Sonne neigte ſich und er ſah noch keinen Ort in der Nähe. „Wie weit iſt's bis zum nächſten Dorf, wo man gut übernachten kann?“ fragte er einen Mann, der ſeine Aepfel auf einem Handkarren vor ſich herſchob.

„Nach A.? da iſt's noch gute dreiviertel Stunden."

„Das iſt weit," ſagte der müde Reiſende, „geht Ihr denn auch' noch bis dahin mit Euren Aepfeln?"

„Ich? nein, ich geh da 'nunter auf den Hof, aber da iſt kein Wirtshaus." Und er ſchob ſeinen Karren ſeitwärts ab auf einen lockenden grünen Pfad zwiſchen Hecken, der hinunter auf den Hof führte, deſſen weiße Häuſer hinter grünen Bäumen vorſchimmerten.

„Arabiſche Gaſtfreundſchaft, wo man jeden Fremden in ſein Zelt lädt, herrſcht nicht in meiner lieben Heimat," dachte Georg; — er erwog nicht, daß der Bauer wohl gar nicht ſo keck geweſen wäre, den feinen Herrn zu ſich einzuladen, an einem ſchönen Abend, wo er noch eine Stunde guten Wegs hatte in ein Wirtshaus; daß bei uns die Bauern keineswegs auf unvorhergeſehene Gäſte eingerichtet ſind, und die Fremden in der Regel nicht damit zufrieden wären, Kamelsmilch zu trinken und ſich auf einer Matte auszuſtrecken, wie im Zelt eines Arabers.

Georg aber hatte gelernt, ſich auf Reiſen zu behelfen; die Landſtraße lag mit einemmale ſo langweilig und ſtaubig vor ihm, ſeine Müdigkeit nahm zu, der Hof ſchien ſo einladend heraufzuwinken, daß er beſchloß, es doch zu verſuchen, dort ein Nachtquartier zu finden. „Mag ſein, ich bekomme wenigſtens ein Glas Milch und einen Altvaterſtuhl zum Ausruhen," dachte er; „im ſchlimmſten Fall laſſe ich mich auf irgend einem Ochſenwagen zum nächſten Wirtshaus führen." So ging er den Weg hinunter, auf dem der Bauer ſchon verſchwunden war.

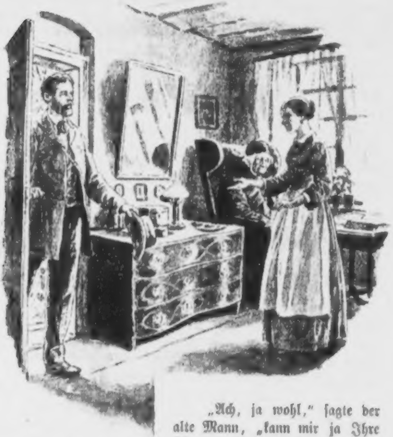
Die wenigen, ſtattlichen Häuſer, die zum Hofe gehörten, lagen einzeln in Gärten oder Gehöften, reichlich umgeben mit den Spuren landwirtſchaftlichen Betriebs. ‚Ein viel kleineres Häuschen ſtand ſeitab von den andern in einem Obſtgarten, der mit einer niedrigen, ſauber gepflegten Hecke eingefaßt war. Gerade dies kleine niedrige Häuschen war das einladendſte; es war ſchneeweiß getüncht, mit ſpiegelhellen Scheiben und grünen Fenſterladen, rings um das Haus das lieblichſte Blumengärtchen, deſſen blühende Levkoien und Reſeden herrlichen Duft ausſtrömten. Unter der Linde, die das Häuschen überragte, ſtand eine Bank und ein Tiſchchen. Auch vor den Fenſtern waren Blumenbrettchen, und ein Kanarienvögelchen, ein ſeltener Gaſt auf dem Dorfe, hüpfte in ſeinem Käfig dazwiſchen.

Von allen Hütten und Paläſten, die er je geſehen, war keine Behauſung auf der Welt Georg noch ſo freundlich erſchienen, wie dies Häuschen; wenn auf der weiten Erde noch der Friede wohnte, ſo mußte es hier ſein. Kecklich trat er durch das Pförtchen in der Hecke ein und ſchritt auf die Hausthür zu, die ſich leicht öffnete.

Die Hausthür war aber zugleich die Zimmerthür: unmittelbar aus dem grünen Gärtchen, aus Gras und Blumen trat man in die helle Stube, durch deren Fenſter der letzte Sonnenſtrahl hereinfiel, und die den halben Raum des Häuschens einnahm. Ein Großvaterſeſſel ſtand am Fenſter; in dem ſaß ein alter Mann, deſſen ſchneeweiße Haare unter einem ſchwarzen Samtkäppchen hervorſahen; ein ſchlankes Mädchen in grauem Kleid mit glatt geſcheitelten blonden Haaren ſaß auf einem niedrigen Stuhl ihm gegenüber und las ihm vor: auf dem Tiſchchen zwiſchen beiden lag eine Landkarte und ein dickes Buch. Das Mädchen blickte verwundert auf, als die Thür ſich öffnete; ein paar klare braune Augen ſchauten den Eintretenden an, feſt und tief, nicht wie man einen Fremden, nein, wie man einen Langerwarteten anſieht. Leiſen Schrittes kam ſie ihm entgegen, bot ihm die Hand und ſagte mit dem herzinnigen Ton, den er nie ganz vergeſſen: „Grüß dich Gott, Georg! biſt du endlich gekommen?“

„Marie, du biſt's! Marie?“ rief er wie im Traum, „wie kommſt du hierher, und wie konnteſt du wiſſen, daß ich komme?“

„Es iſt mir immer ſo vor geweſen,“ ſagte ſie mit ihrem alten traulichen Lächeln, „du werdeſt noch einmal da zur Thür hereinkommen, und werdeſt froh ſein, daß du mich findeſt. Ich bin hier ſchon lang bei meinem alten, lieben Lehrer. — Der Herr Doktor Rau,“ ſtellte ſie ihn jetzt dem alten Schulmeiſter vor, der nicht recht wußte, was vorging, und ſich etwas mühſam von ſeinem Sitz erhob. „Du wirſt dir ihn wohl noch denken können, den Georg vom Tannenhof, weißt du?“



„Ach, ja wohl,“ ſagte der alte Mann, „kann mir ja Ihre Eltern noch gut denken; aber wie kommen Sie denn da her, auf unſer Höflein? Das hat ja der Franzos in den Kriegszeiten nicht einmal gefunden!“

„Das erzählt dir der Herr Doktor, ſolang er ſich ein bißchen erfriſcht.“ Marie eilte hinaus und kam bald zurück mit einem ſteinernen Krüglein; dazu brachte ſie ein kryſtallhelles Glas und ſchön weißes Brot auf einem grünen Porzellanteller. „Wir haben einen guten,“ rühmte ſie lächelnd, als ſie ihm den goldklaren perlenden Wein einſchenkte; „der Großpapa — ich heiße ihn jetzt ſo, weil ich meinen eigenen nie gekannt habe, — der Großpapa trinkt wenig, da muß er guten und reinen Wein haben.“

Da ſaß Georg auf Mariens Stuhl dem alten Mann gegenüber, behaglich, als ob er jeden Abend da ſitze und erquickte ſich und ließ ſich von dem Schulmeiſter erzählen, wie er zum Dienſt zu alt geworden ſei und von ſeinem ledigen Bruder das Häuschen hier ererbt habe. „Da hab' ich mich zuerſt plagen müſſen mit einer böſen, alten Haushälterin,“ klagte er ihm, „und es ſah bei uns aus, daß es eine Schande war, nachdem mein braves Weib geſtorben war. Nun ſtarb auch die Müllerin in Kornthal und als ich bei ihrer Leiche war, hab' ich dem lieben Kind, der Marie, geklagt, wie ich ſo allein ſei auf der Welt, und ſie iſt zu mir gekommen und bei mir geblieben. Herr Doktor, was das für ein geſegnetes Kind iſt, das weiß der liebe Herrgott allein.“

Während der Alte kein Ende finden konnte im Lobe ſeines Lieblings, waltete Marie draußen in der kleinen Küche, zu der eine Thür und ein Schiebfenſterchen von der Stube führte; ihr kleines Dienſtmädchen war vom Brunnen heimgekommen und hocherſtaunt, einen fremden Gaſt vorzufinden. Draußen kochte und praſſelte das Feſtmahl, Suppe und Pfannkuchen, und dazwiſchen wandelte Marie geräuſchlos aus und ein, deckte den eichenen Tiſch in der Mitte des Zimmers, ſagte den beiden mitunter ein freundliches Wort und bat ſich aus, daß der Herr Doktor erſt von ſeinen Reiſen erzähle, wenn ſie auch da ſei.

Wie war es dem Georg doch auf einmal ganz unbeſchreiblich wohl geworden! So daheim hatte er ſich ja in ſeinem ganzen Leben noch nie gefühlt.

Das war keine künſtlich gemachte Rückſicht und Freundlichkeit Mariens, unter der ſich die verhaltene Bitterkeit eines gekränkten Stolzes birgt; es war die lautere Güte eines treuen

Herzens, das nie eine Bitterkeit genährt, oder das ſich jeden Stachel ausgezogen in der Kraft frommer Hingebung.

Wie gemütlich ſaßen ſie zu drei um den Tiſch mit der ringsum laufenden Fußbank, die ihn an die Tafel in der Mühle erinnerte; wie fand er Marie ſo blühend in unverwelkter Lieblichkeit; wie zerrannen jetzt erſt wie Nebel alle die Bilder, die ihn berückt und beglückt und ſo unausſprechlich elend gemacht hatten!

„Aber wo finde ich ein Unterkommen für die Nacht?“ fragte Georg, als er der Mahlzeit mit beſtem Appetit alle Ehre angethan, „darf ich hier in Großpapas Armſeſſel bleiben? Ich kann überall ſchlafen.“

„Ei nein, wir haben ein Gaſtſtübchen,“ rühmte Marie mit Stolz, „oben neben des Großvaters Schlafſtube. Der Herr Pfarrer, Großvaters Neffe, kommt manchmal hierher; auch die Frau und die Kinder haben uns ſchon beſucht.“

Und es war ein ganz komfortables Gaſtſtübchen; das Mühlenmariele hatte immer gewußt, was ſich ſchickt. Georg ſchlief darin herrlich bis an den lichten Morgen, wo er in die ſonnige, grünumrankte Stube trat, in der Marie bereits auf dem Tiſchchen am Fenſter auf ſchneeweißer Serviette ein lockendes Frühſtück bereit hielt.

„Haben Sie gut geſchlafen?“ fragte der heitere alte Mann, ganz ſtolz und vergnügt, einen Gaſt zu haben. Ja, das hatte er! So tief war ſein Schlummer geweſen, ſeine Träume ſo friedlich und ſein Erwachen ſo friſch, — ſeit ſeinen Knabenjahren hatte er ſo herrlich nicht geruht.

Drei Tage ſüßer Raſt gönnte er ſich auf dem Hof, und Marie führte ihn all die ſtillen, friedlichen Wege, die ſie ſonſt allein oder mit dem alten Schulmeiſter wandelte, zwiſchen den grünen Wieſen und hohen Kornfeldern hin, an dem klaren Bach und in dem kleinen Buchenwäldchen.

Da legte er ſeine ganze Vergangenheit, jede Verirrung und jede Täuſchung ſeines Lebens vor ihrer klaren Seele nieder, und es that ihm wohl, es zu thun. Marie hatte keine

Beichte und keine Abbitte verlangt. „Ich habe dir längſt vergeben,“ ſagte ſie mit ſchweſterlicher Innigkeit. „Ich weiß, daß du mir nicht haſt weh thun wollen und daß du damals geglaubt haſt, du könneſt nicht anders. Wenn du im Irrtum geweſen biſt, ſo haſt du dir ſelbſt am weheſten damit gethan.“

„Aber ich habe dir doch auch weh gethan, Marie, du haſt auch gelitten?“ fragte er; — er wollte nicht, daß ſie ihn zu leicht verſchmerzt.

„Ich bin ſehr traurig geweſen, lieber Georg, und recht unglücklich, bis ich gelernt mit demütigem Herzen ſprechen: ‚Siehe, ich bin des Herrn Magd!‘ die Magd hat Kindesrechte erlangt,“ fügte ſie leiſe hinzu, und das Licht des ſüßen, tiefen Gottesfriedens, der all ihr Weſen umfloß, brach klar und voll aus ihren freudigen Blicken.

„Ich habe es immer gewußt,“ hub ſie wieder an, „daß du einmal wieder kommen werdeſt. Freilich bildete ich mir ein, du kommeſt krank und müde und hilfsbedürftig, und ich habe nur deshalb eine Freude gehabt, mein Elterngut zu ſparen. — Aber das brauchſt du nun nicht.“

„Das brauch' ich nicht!“ rief Georg. „Wohl habe ich keine Schätze geſammelt auf meinen Reiſen und kehre nicht viel reicher zurück, als ich gegangen bin; doch fühle ich Kraft in mir und Mut, meine Zukunft auszubauen. Aber arm bin ich doch, arm an Frieden und Herzensfreude, und ein Herz brauch' ich, das mir mein Haus zur Heimat macht. Nicht wahr, Marie, du haſt verziehen? — und wenn ich mein Haus gegründet habe, ſo darf ich dich einführen als mein beſtes Gut?“

Da ſchüttelte Marie den Kopf. „Du weißt ja,“ wiederholte ſie, „daß ich dir nie etwas nachgetragen habe. Sieh, ich will für dich ſorgen wie eine Schweſter; es freut mich von ganzer Seele, wenn du all das Meine mit mir teilſt wie ein Bruder, denn der meine braucht es nicht; wenn du nicht eine andre Frau wählſt, ſo will ich einmal zu dir kommen und dich pflegen im Alter, und will bei dir bleiben bis zum Tod, aber . . .“

„Mein Weib willſt du nicht werden, das habe ich verſcherzt,“ ſagte Georg mit bitterer Traurigkeit.

„Sieh,“ fuhr Marie leiſer fort, und ein tiefes Erröten zog über ihr Angeſicht, „zur Frau ſollſt du mich nicht wählen, weil du es für Pflicht hältſt gegen die Marie, der du einmal verlobt geweſen und die du verlaſſen haſt; auch nicht, weil du nun müde biſt von der Welt und ausruhen möchteſt bei einem eigenen Weibe. Deine treue Schweſter will ich ſein, für dich ſorgen und für dich leben, ſoviel ich kann: aber deine Frau kann ich nur werden, wenn du gewiß weißt, wenn du mir vor Gott bekennen kannſt, daß du mich über alles lieb haſt, nächſt Gott; daß du dir keine Freude auf Erden denken kannſt ohne mich, und kein Leid, das du nicht tragen könnteſt mit mir, und bis du das weißt, mußt du zuvor wieder in der Welt leben und mußt dein eigen Herz prüfen.“

So ſtolz war die demütige Müllermarie und ſie blieb bei ihrem Worte, auch beim Abſchied, wo Georg ſo gern eine Gewißheit mitgenommen hätte.

Als er aber wiederkehrte nach Monden und ihr ſagte, daß er einen nützlichen, lohnenden Berufskreis gefunden, das eigene Brot, auf das der Müller ſelig ſo großen Wert gelegt; als er ſie vor Gott verſichern konnte, daß er kein Gut auf Erden ſo innig begehre als ihre Liebe, als ihr frommes, treues Herz, das ihm helfen möge, ſeinen Weg zum Himmel zu ſuchen, — da konnte ſie in ſeliger Demut ſagen: „Ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt.“

Marie wollte den alten Lehrer ſo bald nicht verlaſſen. „Haſt lange genug gewartet,“ ſagte ſie ſcherzend zu Georg, „nun warte noch ein Weilchen länger! Der Großvater kann nicht ſein ohne mich.“ Warten wollte aber der Georg nicht mehr; der Alte ſollte die neue Heimat ſeiner Marie teilen, und er willigte ein, um kein Hindernis zu ſein für ihr Glück. Dazu kam es aber nicht. Wenige Tage, nachdem er ſie in ſeinem ſchönſten Staat zum Altare geleitet, fand ihn das Enkeltöchterlein, das bis zu ſeiner Ueberſiedlung bei ihm bleiben ſollte, entſchlummert in ſeinem Lehnſtuhl. In ſeiner Bibel, die vor ihm lag, war das Kapitel aufgeſchlagen von Moſes, der vor ſeinem Tode noch hinüberſieht in das Land der Verheißung.

Von Gräfin Maria hat Georg nichts mehr gehört; nur wie im Traum ſchweben manchmal jene Tage voll Glanz und Glück und Herzeleid an ihm vorüber. An Mariens Seite aber hat er das Beſte und Schönſte gefunden, was ein Mann auf Erden begehren kann: einen Beruf, in dem er oft im Schweiß ſeines Angeſichts, aber im Segen arbeitet mit ſeiner gottgeſchenkten Kraft; ein eigen Haus, auf das er ſich freut, ſo oft es heimwärts geht, das ihm die Erde lieb macht und das ihn doch lehrt in fröhlicher Hoffnung aufſehen zum Himmel.

Taube Blüten.

Taube Blüten nennen wir am Baume die kleinen verkommenen Blümchen, die nie zur rechten Entfaltung ihres Blütenlebens kommen, die abfallen, ohne den Keim zur Frucht zurückzulaſſen, die vergebens entſtanden und vergangen ſind.

Auch das Menſchenleben hat ſeine tauben Blüten, Rätſel, welche ſchwachen oder grübelnden Gemütern leicht zum Stein des Anſtoßes, zum Grund des Zweifels werden können.

„Wir begreifen,“ ſo hören wir ſagen, „daß die liebliche Blüte abfallen muß, um der Frucht Raum zu geben; wir begreifen auch die Blumen, die nie Früchte tragen oder Nutzen bringen, — ihr Lebenszweck iſt die Schönheit, ſie haben Herzen und Augen erfreut durch Duft oder Farbe; ſelbſt das unſcheinbare Blümchen am Rain, das Kinderhand im Spiel gepflückt, hat Vergnügen gemacht; die Blume der Wildnis noch, die kein Menſchenauge erblickt, ſie hat Honig gegeben für das Bienchen draußen, ein Ruheplätzchen für den irren Schmetterling, und ſie hat ſich ſelbſt geblüht und gelabt in Sonnenſchein und Morgenduft: — die alle haben nicht vergebens gelebt. Aber Blüten in der Natur und im Menſchenleben, die kein Herz beglücken, kein Auge ergötzen konnten, deren Daſein für ſie ſelbſt nie Genuß und Freude war, die nie etwas ſein oder thun konnten für andre, — wozu waren die erſchaffen? Wenn es einen allweiſen, allliebenden Vater gibt, warum hat er einen ſo matten Funken ſeiner allbelebenden Kraft auf dieſe armen Weſen fallen laſſen, zu wenig zum Leben, zu viel zu der glücklichen Unbewußtheit der Pflanze, die uns wenigſtens nicht weh thut, auch wenn wir keinen Zweck ihres Daſeins erkennen?

Das gläubige Gemüt iſt gewiß, daß der Herr einſt Antwort geben wird auf dieſe Frage; daß Freunden und Feinden dereinſt die wunderbare Harmonie all ſeines Thuns ſo klar erſcheinen wird, daß ſie hinfort nicht mehr fragen. — Einige ſolcher tauben Blüten habe ich am Wege aufgeleſen, und ich möchte zeigen, wie weit mir auch hier ſchon die Bedeutung ihres farbloſen Daſeins klar geworden.

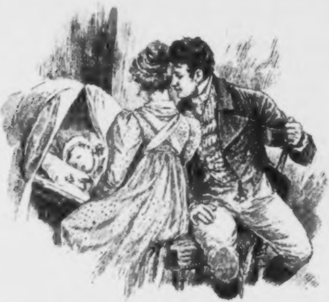
1.

Es war eine ſchwache Knoſpe, die abgefallen iſt, ehe ſie geblüht; aber ſie ſchien in ihrem erſten Aufkeimen zu lauter Luſt und Herzensfreude geſchaffen: das erſte Kind einer glücklichen Verbindung, mit Sehnſucht erwartet, mit Thränen des Dankes und der Freude begrüßt.

Wie wunderbar und wie lieblich kam das kleine Weſen den Eltern vor! wie ſchienen ihnen die Aeuglein ſchon ſo klug und in dem runden Geſichtchen die Familienähnlichkeit ſo ausgeprägt! Vater und Mutter waren geſund, glücklich begabt an Geiſt und Körper, verbunden in herzlicher Liebe, in einträchtigem Glauben und Streben, in innigem Verſtehen, da mußte ja dieſer erſte Sproſſe ein halbes Wunder werden an geiſtiger und leiblicher Blüte!

Und ſie ſaßen an der Wiege und wurden nicht müde, das ſchlafende Geſichtchen zu ſtudieren, in dem andre Leute eben nur das eines ſehr gewöhnlichen Menſchenkindes erblickten; ſie machten im Scherz glänzende Plane, wie lieblich dies Mägdlein erblühen werde und wie es dereinſt alle Herzen gewinnen müſſe. — Es ging ſehr langſam mit dem Erblühen. Das erſte Lächeln, auf das die Mütter ſo ſehnlich hoffen, das ſie oft ſo wunderbar bald ſchon erblicken, wollte nicht recht kommen: das Kind ſpielte nicht mit den Händchen wie andre; das „Krägeln“, jene lieblichen halbbewußten Töne, die der Sprache vorangehen, ſo ſüß dem Mutterohr, — ſie ließen ſich nicht hören; das Kind gab kaum ein Zeichen, daß es die Mutter kannte.

Fremden fiel das bald auf, ſie bemerkten den toten Blick, die ausdrucksloſen Züge des langſam wachſenden Kindleins; die Mutter wollte es nicht ſehen, ſie wollte nicht, daß ihr Kind nicht ſein ſollte wie andre Kinder; gern wollte ſie, ja gern, verzichten auf Schönheit und glänzende Gaben für den Liebling; es ſollte ſich nur entfalten wie das gewöhnlichſte Kindlein, nur lernen und leben und ſich ſeines jungen Lebens freuen! „Es iſt nur etwas langſam in ſeiner Entwickelung, weil es körperlich ſo viel zu leiden hat,“ vertröſtete ſie ſich.



Ach, und ſie wußte es doch wohl! Das Mutterauge ſieht ſchärfer und tiefer als ein fremdes, und was uns Mutterblindheit ſcheint, iſt oft nur ein Vorhang, den die beſorgte Liebe ſich ſelbſt vor eine Wahrheit zieht, die ihr allzu weh thun würde. Sie ſah es wohl, daß dies Kind nicht war wie andre, und ihr Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen, wenn ſie Kinder ſah, um Monate jünger und doch blühender, lebensvoller und geiſtig aufgeweckter als ihr armes Mägdlein, das vom Schlummer nur erwachte zu unruhigem Aechzen.

Sie ſah es und ſie wollte lange nicht, daß es ſo ſei; ihr Herz erhob ſich in heißer Bitte, in ungeduldiger Klage, aber zum Murren wurde die Klage nicht; ſie fragte nicht: Herr, warum haſt du uns das gethan? ſie lernte ihre Seele ſtillen vor Gott. Wenn die dankbare Freude, einem angeſehenen, geachteten, geiſtig begabten Geſchlechte anzugehören, ſich zu verzeihlichem Stolze geſteigert hatte, ſo ward ihr Herz jetzt allmählich ſtille und demütig; ſie fühlte erſt recht, wie ſo gar nichts unſer eigen, wie wir alles, alles von Gott empfangen haben, und es ward ihr gegeben, mit neidloſem Herzen auf andre Kinder zu ſehen, die glücklich und fröhlich heranwuchſen.

Die Freude an dem Kinde war zu Leid geworden. Der unausſprechliche Jubel, mit dem Eltern jeden Tag eine neue Entdeckung machen, einen neuen Faden finden zu dem Bande, das das Kind ans Leben knüpft und ans Elternherz; die Hoffnung, daß das gebundene Leben doch noch ſich befreien, noch erwachen werde in der kranken Hülle, ſchwanden mehr und mehr; nur das Leid war geblieben um das getäuſchte Hoffen, nur Sorge und mühevolle Pflege bei Tag und Nacht, denn das arme kleine Geſchöpf wurde mehr und mehr kränklich und leidend, und — die Liebe war geblieben: geduldige, ſelbſtvergeſſende, hingebende Liebe, der nicht eine Freude, nicht ein Dank, nicht ein Lächeln zum Lohne wird, und die doch unermüdet bleibt in zarter Sorge, innig und klaglos, Liebe, die allein aus dem reinſten Quell der Gottesliebe ſtammt.

„Und wenn es ein elendes Kindlein bleibt, ſchwach am Körper und arm am Geiſte, überſehen, gemieden von den Frohen, Blühenden und Lebensvollen, es ſoll doch reich ſein in unſrer Liebe, und was ſeinem armen Leben werden kann, das wollen wir ihm geben!“ Zu dieſem Gelübde gaben ſich die Eltern die treue Hand, in dieſem Vorſatz fanden ſie Frieden.

Das arme Kind ſollte nicht lange dieſer Liebe genießen, die es doch wohl unbewußt empfand, wie ein krankes Vögelein das Sonnenlicht. Die trüben Aeuglein ſchloſſen ſich für immer; die Mutter, die es nie hatte ſchmücken dürfen für ein fröhliches Maienfeſt, hüllte es in ſein weißes Sterbekleidlein, und es that ihr wohl, die ſtillen Züge unter den lieblichen Blumen zu ſehen, die ihr Kindlein im Tode ſchmückten, das im Leben ſich keiner Blüte hatte freuen dürfen.

„In unſers Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen“; da mag es auch noch mildere Himmelsſtriche geben, wo geſchloſſene Knoſpen, die keine Erdenſonne entfalten konnte, ſich öffnen dürfen in Licht und Freude. Andre fröhliche, geſunde und glücklich begabte Kinder ſind in dem Hauſe aufgeblüht, aus dem man jenen kleinen Sarg getragen; heiteres Lachen und Scherzen füllt ſeine Räume; mit inniger Freude ſehen die Eltern, wie junges, friſches Leben um ſie aufblüht, wie neue geiſtige Elemente die traute Heimat beleben und ſie ſelbſt jung erhalten und heiter. Das kleine Grab draußen liegt ſtille und niemand weiß mehr, wen es deckt.

Niemand? — Doch ja, ein Vater- und ein Mutterherz weilen in ſtiller Wehmut an der vergeſſenen Stätte. Sie kommen nicht oft dazu, den kleinen Hügel zu beſuchen und zu bepflanzen; das Leben macht ſo viele Anſprüche. Aber wenn ſie mit tiefem, demütigem Danke ihre Kinder erblühen ſehen, geſund an Geiſt und Körper; wenn ſie gelernt haben, jede kleine Freude unmittelbar aus Gottes Hand zu nehmen; wenn ſie ſtreben, ſich immer feſter, immer inniger zu gründen im Glauben an die ewige Liebe, in deren unermeßlichem Reiche nichts verloren geht und nichts vergeblich iſt; wenn ſo alle ihre Freude gehoben und geheiligt worden iſt durch frühes Leid mit Gott getragen: — ſo ſind das alles Blumen von jenem kleinen Hügel, unter dem das Kindlein ſchläft, das vor Menſchenaugen abgefallen iſt als eine taube Blüte.

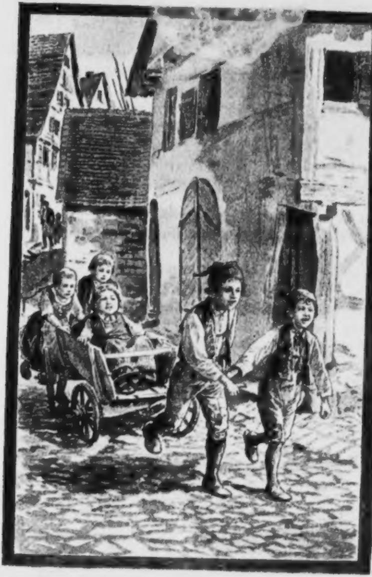
2.

In einem bitterarmen Hauſe, das kaum Raum und Brot hat für ſeine geſunden Kinder, iſt neben dieſen eines jener armen, verkürzten Weſen aufgewachſen, die uns komiſch erſcheinen würden, wenn es nicht ſo unendlich traurig wäre, die edle Menſchengeſtalt, das ſchöne Menſchenantlitz, das Ebenbild Gottes in ſo jämmerlicher Karikatur zu ſehen.

Groß und plump, mit ungefügen Gliedern, die zu keinerlei Gebrauche tauglich ſind, ohne die leiſeſte Fähigkeit, etwas zu begreifen oder zu thun, mit einem geſunden Appetit, der zwei Taglöhnern Ehre machte, ſcheint das unglückliche Weſen nur gerade zur Plage der Eltern geſchaffen zu ſein, die mit ſaurer Mühe das Brot für die geſunden Kinder erwerben und ſehnſüchtig warten, bis dieſe im ſtande ſind, auch nur das Salz zu ihrer ärmlichen Suppe mit zu verdienen. Faſt iſt es ſchade um den ſchönen Namen Marie, den das arme Geſchöpf führt, das mit ſtierem Blick und blödem Lachen auf der Bank vor der Thüre ſitzt, wohin ſie am Morgen der Vater getragen. Gar mancher Vorübergehende ſeufzt bei ſich: „Wozu iſt denn auch die erſchaffen! Wie ſind doch die armen Leute geſtraft mit der Kreatur!“

Die armen Leute ſelbſt ſcheinen nicht ſo zu denken; es hat ſie noch niemand klagen hören über dieſe wahrhaft ſchwere Heimſuchung. Der Vater muß früh fort an die Arbeit, die Mutter hat nicht viel Zeit, ſich um die Blödſinnige zu bekümmern; aber ſo oft ſie an ihr vorbeigeht, hat ſie ein freundliches Lächeln, ein gutes Wort für ſie oder ſteckt ſie ihr ein Stückchen Brot, eine Kartoffel oder ein wenig dürres Obſt in die Hand und freut ſich des beifälligen Lachens, mit dem jederzeit der kleinſte wie der größte Biſſen aufgenommen wird. „Du liebe Zeit, ſie hat ja ſonſt nichts Gutes!“ ſagt ſie entſchuldigend zu den Nachbarsweibern, denen das Luxus dünken könnte; „man muß ihr zulieb thun, was man kann.“

Gegen elf Uhr ſcheint ſich einiges Leben in den ſtumpfen



Nun aber lacht die Blöde und die Kinder mit, wenn ſie im Wägelchen ſitzt; zwei ſchieben und zwei ziehen. (S. 296)

Zügen der Blöden zu regen und mühſam dreht ſich der ungefüge Kopf nach der Seite des engen Gäßchens, von wo der Weg aus der Schule führt. „Wer iſt z'erſt bei der Marie?“ hört man den kleinen Chriſtian von ferne ſchreien. „Ich! ich!“ rufen dreierlei Stimmen, und in atemloſem Wettlauf rennen drei Buben und ein Mädchen herbei; triumphierend hält ſich das erſte an der Schürze der Marie, die in unartikulierten Tönen ihre Freude zu erkennen gibt.

Selten kommt eines der armen Kinder nach Hauſe, ohne etwas für die Marie mitzubringen, ſei es ein Apfel oder ein Stückchen Oelkuchen, das ſie von einem wohlhabenderen Kameraden erbeutet; ſei's ein Streifen buntes Papier, ein Bildchen oder nur ein farbiger Glasſcherben. „Die Marie verſteht's gerade nicht, aber es freut ſie doch!“ belehren ſie einander mit überlegener Einſicht, und die Blödſinnige iſt vergnügt darüber, ſpielt eine Weile damit und läßt es dann fallen. „Und ſie weiß, was zum Eſſen iſt und was zum Spielen,“ rühmt Chriſtian als einen Beweis ihres Verſtandes, „ſie hat nur ein einziges Mal einen Glasſcherben ins Maul geſchoben; es gibt viel rechte Kinder, die das noch nicht wiſſen: der Schuhmacherin ihr Kätherle hat einmal, wie's dunkel war, ihren Brei auf den Kopf geſchmiert ſtatt in den Mund!“

Die Kinder wiſſen wohl, was jetzt die Marie will, wenn ſie den Kopf nach einer andern Seite dreht. „Sie merkt's! ſie merkt's!“ rufen ſie wieder, als ob ſie eine beſondere Probe von Scharfſinn abgelegt hätte; auf dieſer Seite ſteht nämlich ein Kinderwägelchen, das der Vater ſelbſt ziemlich roh zuſammengezimmert, gerade ſtark genug, um die plumpe Geſtalt der Blödſinnigen zu tragen.

Nun handelt ſich's darum, einen mitleidigen Nachbar oder Vorübergehenden zu gewinnen, daß er die Schweſter hilft ins Wägelchen heben; denn die Kinder, ſelbſt wenn die Mutter mithilft, kommen damit nicht zu ſtande. „Sie iſt gar ſchwer, wie der ſchwerſt' Mann,“ ſagt Bruder Gottlieb wichtig, als ob ſogar das noch eine Art von Ruhm wäre.

Nun aber lacht die Blöde und die Kinder mit, wenn ſie im Wägelchen ſitzt; zwei ſchieben und zwei ziehen, und je ſchneller es geht, je ärger das mangelhafte Fuhrwerk über die Steine holpert und poltert, deſto lauter und fröhlicher wird das Lachen, als ob da ein beſonderes Glück eingekehrt wäre; unermüdet ziehen und ſchieben die kleinen Buben, und nur die mächtige Stimme des Vaters vermag ſie zum Eſſen zu rufen.

Wer aber auch ſonſt mit Ekel und Widerwillen ſich von der Blödſinnigen abwendet, der muß doch eine Freude haben, ſie zu beobachten, wenn ſie den Vater kommen hört, deſſen Schritt ſie aus allen kennt, beſſer als die geſunden Kinder. Da lacht das ganze Geſicht, da verſucht ſie die lahmen Arme zu heben, um ihre Freude auszudrücken, und einmal, meint man, müſſen die Freudentöne, die ſie ausſtößt, zu wirklichen menſchlichen Lauten werden. Der Vater iſt ein rauher Mann; aber dieſe rührende Freude des armen Geſchöpfes iſt der beſte Beweis, daß ſie, die er mit ſeinem ſauren Schweiß nähren muß, ohne je den kleinſten Dienſt, die geringſte Hilfe von ihr hoffen zu dürfen, nie ein hartes Wort, eine rohe Begegnung von ihm erfahren durfte; — er lacht ſelten, aber ſein Auge wird oft feucht, wenn er ſeine arme Marie liebkoſend auf den Kopf patſcht, wie unbegreiflich auch andern hier eine Liebkoſung erſcheinen mag.

Der Vater trägt ohne Mühe die ſchwere Laſt hinein und ſetzt ſie an den Tiſch, den ſie abermals mit wohlgefälligem Lachen begrüßt. Es geht oft ſchmal her an dieſer Tafel, auch ſind die Kinder des Hauſes keineswegs Engel, und man hört manchmal ſchreien: „Der Chriſtian hat mehr als ich! Die Hanne hat ſchon zweimal gehabt und ich erſt einmal! Der Peterle hat von mei'm Brot genommen!“ wie denn ein ſolch mißtönendes Konzert zu Zeiten von Kindern ſehr gebildeter Häuſer aufgeführt wird, die ganz und gar keinen Mangel leiden. Aber wie ſparſam auch die Biſſen ſein mögen, die Marie hat jederzeit ihren Teller voll. „Seht, ihr ſeid geſund, ihr könnt laufen und ſpringen,“ ſtellt die Mutter den Kindern vor, „ihr könnt euch an allerlei freuen; die Marie hat gar nichts auf der Welt, was ſie freut, als das Eſſen!“ Und die Kinder ſehen das vollkommen ein, nicht ein einzigmal hat eines von dem Anteil der Schweſter begehrt oder neidiſch danach geſehen.

Auch mit der Kleidung der Familie iſt es überaus ſparſam beſtellt: geflickt werden die Kleider, aber auf dieſelbe Couleur kann man durchaus keine Rückſicht nehmen: die Beinkleider der Buben ſind oft eine wahre Muſterkarte, und an dem Werktagsröckchen der Hanne iſt der Urſtoff kaum mehr zu erkennen; die Ellbogen der Wämſer werden nach guter alter Sitte mit ledernen Herzen etwas geſichert und Schuh und Strümpfe im Sommer nur am Sonntag getragen; die Marie aber hat jederzeit ein ſauberes Gewand von ſtarkem Barchent, im Winter ſogar von grobem Biber, und gute Schuhe und Strümpfe. „Nu, das kommt mir unnötig vor, Nachbarin,“ meinte die Schloſſerin von drüben, „bei dem ‚Dackel‘ (Kretin) — Sie nimmt mir's nicht übel — iſt's ja doch nicht angelegt; da würd' ich das neue Zeug doch lieber an meine geſunden Kinder wenden.“ — „Sieht Sie, Nachbarin,“ entſchuldigt ſich die arme Frau, indem ſie die Kränkung verbeißt über dieſe verächtliche Benennung ihres armen Kindes, „ſo ein arm Geſchöpf iſt ohnedem von jedermann gering angeſehen und die Leute haben einen Daulen (Ekel) davor; da will ich ſie doch ordentlich kleiden, daß ihr Anblick nicht noch widerlicher wird; meine andern ſind geſund und ſauber, gottlob; und wenn ſie groß gewachſen ſind, ſo fragt kein Menſch mehr, was ſie zerriſſen haben, wie ſie noch klein waren; und die Marie merkt's, Nachbarin, wenn ſie ein neues Gewand anhat; ſie ſtreicht dann ganz vergnügt daran hinunter.“

„Nun, es iſt ſchön von Euch, daß Ihr's ſo geduldig annehmet,“ ſagte die Nachbarin mit der rückſichtsloſen Geradheit, mit der das Volk wunde Flecke berührt; „eine ſchwere Heimſuchung bleibt's doch, ſo ein Kind zu haben!“

„Mag ſein, Nachbarin,“ gibt die Mutter zu; „aber das Aergſte iſt's noch lange nicht. Da hat der Herr Regierungsrat drüben einen Sohn, das iſt ein ſchöner junger Herr, ſtattlich und wohlgeſtalt mit ſeinem guten Verſtand. Von dem haben ſie aber nichts als Jammer, ſeit er zum Studieren fort iſt: das eine Mal kommt er heim mit einer Schmarre im Geſicht, das andre Mal kommt er gar nicht; Schulden ſoll er haben, daß es ein Graus iſt, und kein Examen kann er nicht machen. Nein, Schloſſerin, ſo bittere Thränen, wie ich die arme Frau habe weinen ſehen, da drüben an dem hinteren Fenſterlein, das zu uns herüber geht, ſo hat mich meine arme Marie noch keine gekoſtet. Unſer Leid iſt eins von Gottes eigener Hand; das iſt leichter zu tragen."

„'s iſt wahr," gab die Schloſſerin zu, „Ihr könnet nichts dafür; wiewohl's auch Leute gibt, die meinen, man müſſe ſich beſonders verſündigt haben . . ."

„Hat mir auch gewurmt im Anfang," ſagte die Mutter, „wie ich geſehen hab', daß das arme Ding nicht wird wie andre Leute; aber da verdank' ich's dem lieben Heiland tauſendmal, daß er das Wort von dem Blindgeborenen geſprochen hat: ‚Es hat weder dieſer geſündigt noch ſeine Eltern, ſondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.‘ Wie nun der liebe Gott an dem armen Tropfen dereinſt ſein Werk offenbaren wird, das iſt ſeine Sache, da brauch' ich mich nichts darum anzunehmen."

„Iſt alles noch gut, ſolange Ihr lebet," war wieder das Bedenken der Nachbarin, „aber wenn Ihr vor dem Mädle ſterben müßtet . . ."

„Am liebſten möcht' ich ſie freilich einmal mit mir nehmen," ſagte die arme Mutter mit naſſen Augen; „aber das weiß ich auch, ſolange meine andern ein Stück Brot haben, ſo lange kriegt die Marie auch ihren Teil daran. Ich hab's ihnen ſchon oft geſagt: wer einmal die Schweſter nimmt, der übernimmt den Segen mit ihr. Und ſie haben's auch ſchon miteinander ausgemacht: der Chriſtian, der lernt ein Handwerk und nimmt ſie zu ſich, die andern legen dann zuſammen zu einem Koſtgeld, ſo thun alle etwas an ihr."

Ein Segen unter dem niedrigen Dache iſt in Wahrheit dies arme Geſchöpf, das ſo vielen erſcheinen könnte als ein Fluch; wenn auch nicht ein Segen, der ſich zählen und meſſen läßt. Ein Segen iſt ſchon die Uebung uneigennütziger Liebe, und ſelbſt in den kümmerlichſten Zeiten haben die armen Leute das Vertrauen auf Gottes Durchhilfe nicht verloren. „Der liebe Gott thät's doch der armen Marie nicht zuleid, daß wir notleiden müſſen," war ihr getroſter Glaube, „die kann ja nichts dazu thun."

„Ich möchte ſo gern auch oft ein beſonderes Gebet ſprechen für unſer armes Kind beim Morgen- und Abendſegen," hatte die Mutter einmal ihrem Beichtvater geklagt, „aber ich finde kein paßliches Gebet; den Habermann und das Starkenbuch habe ich ſchon aus und ein geſucht, doch da kommt nichts für unſre Umſtände." Der Geiſtliche ſetzte ihr ein kurzes Gebet auf; das wurde nun mit beſonderer Andacht jedesmal nach dem Abendſegen geſprochen: „Lieber Heiland, nimm unter die Flügel deiner ewigen Erbarmung auch unſer armes Kind, das Herz und Hände nicht zu dir erheben kann! Dein Geiſt wolle ſie vertreten mit unausſprechlichem Flehen und Seufzen. Uns aber laß nicht müde werden in Geduld und Liebe, auf daß wir freudige Herzen haben am Tage deiner Zukunft, wenn uns dein verborgener Rat dereinſt offenbar wird!"

Und ſo oft ſie dieſe Worte ſprechen hören, zieht durch die einfältigen Herzen eine Ahnung der ſeligen Zukunft, wo auch die ängſtlich harrende Kreatur wird erlöſt werden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Und wenn dieſe taube Blüte einſt abfallen wird vom Lebensbaume, können wir dann ſagen, daß das arme Weſen, das nie ein Lebensgefühl gekannt, das nie geblüht und keine Frucht getragen, können wir ſagen, daß es vergebens gelebt?

3.

In goldener Sommerfrühe führten ſie einen Sarg hinaus, reich bedeckt mit Blumen und Kränzen, all das traurige Schwarz war überkleidet mit der bunten Herrlichkeit; ein Zug blühender junger Mädchen folgte dem Sarge; es war ein Mägdlein von ſechzehn Jahren, das ſie zur Ruhe geleiteten.

Sechzehn Jahre! wer denkt ſich da nicht eine liebliche Roſenknoſpe, ein blühendes, fröhliches Geſchöpf, ſo recht in der erſten hellen Luſt und Freude des Daſeins, und blickt mit tiefer Wehmut der Schlummernden nach, die ſo frühe ſcheiden mußte, ſolange ihr das Leben noch ſo ſchön war?

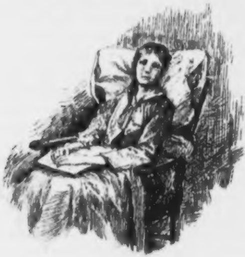
Ach, dem iſt nicht ſo, und wer das Kind gekannt hat, der ſeufzt: „Wie gut hat's doch der liebe Gott gemacht, daß er das arme Geſchöpf heimgerufen hat!“

Wer den Wert des Lebens nur in dem ſucht, was er genoſſen und was er gethan hat, für den iſt dies Leben ein vergebliches geweſen; denn die, die ſie nun einſenken unter dem Geſang:

„Ei wie ſo ſelig ſchläfeſt du
Nach manchem ſchweren Stand,“

die hat nichts genoſſen hienieden und nichts gethan, — ſie hat nur gelitten. Doch nein, das wäre zu viel geſagt; ſie hat auch geliebt und hat Liebe genoſſen, darum iſt ſie freilich kaum eine taube Blüte zu nennen. So früh hatte die Leidensſchule begonnen für die arme Gertrud, daß ſie ſich nie einer Zeit erinnerte, wo ſie geſund und fröhlich geweſen wäre, nie einer Stunde ganz frei von Schmerzen. Solange ſie wußte, lag ſie im Bette oder ſaß im Lehnſtuhl, gekrümmt, gelähmt, von Gliederweh oder von Bruſtſchmerzen gequält. Die Mutter wußte wohl, daß ſie einſt ein liebliches kleines Kindlein geweſen, weiß und rot mit blauen Aeuglein, denſelben klaren blauen Augen, die auch bis zum Tode noch die einzige Schönheit des ſchmerzverzogenen Geſichtchens blieben. Aber früh war das Leiden eingetreten; die engliſche Krankheit und wer weiß was für andre Krankheiten noch hatten gar bald das zarte Kind befallen, und das einzige Wunder war nur, wie es ſo lange hatte leben können.

Und doch hat ſie nicht geklagt, und doch hatten die ſchmalen Lippen ein Lächeln, die blauen Augen einen freundlichen Blick für jeden, der an ihr Schmerzenslager trat. Nicht einmal hatte ſie gefragt: „Mutter, warum muß ich ſo viel leiden?“ ſie fragte nur: „Mutter, warum ſind denn alle Leute ſo gut gegen mich?“ Und wenn die Mutter fragte: „Warum klagſt du denn nie, arme Gertrud, wenn du ſo viel Schmerzen haſt?“ da antwortete ſie lächelnd: „Ei, das wäre langweilig für euch, wenn ich immer ſeufzen wollte! da käme niemand mehr gern zu mir. Dir allein ſag' ich's wohl, Mütterlein,“ und ſie ließ das müde Haupt an der Mutter Bruſt ſinken, „du bleibſt doch bei mir.“



Die Mutter freilich, die wachte über ſie mit doppelter

Liebe und war unermüdet, alles aufzufinden, was ihr Leiden lindern, die einförmigen Tage erheitern konnte. Fröhlich konnte nun die arme Kranke wohl nicht ſein und ein lautes Lachen hatte man nie von ihr gehört; aber heiter konnte ſie werden, und ihr Lächeln hatte etwas unbeſchreiblich Liebliches, wenn es einem auch die Thränen in die Augen trieb.

Auch einförmig dünkte ihr das Leben nicht, das andern ſo unendlich troſtlos erſchien; ſie erlebte gar viel und mancherlei: eine neue roſenrote Bettdecke ſchon war ein erfreuliches Ereignis; alle kleinen Familienfeſte wurden vor ihrem Bette gefeiert; ſie ſelbſt mit ihren ſchwachen Händchen ordnete die Geburtstagsbeſcherung und lächelte glückſelig über die Ueberraſchung des Beſchenkten. Zu Oſtern wurden die bunten Eier in ihrem Stübchen verſteckt; ſie ſaß dann meiſt ſchneeweiß angekleidet in dem bequemen Lehnſtuhl, den ihr die Großmutter geſchickt, und vergaß für eine Weile ihre Schmerzen in dem Intereſſe, mit dem ſie den kleinen Geſchwiſtern zuſchaute beim Suchen, bis endlich die verborgenen Schätze gefunden waren. Auch für ſie ſelbſt fanden ſich immer noch kleine Ueberraſchungen, obſchon der Schmuck des Lebens, all die kleinen Bedürfniſſe, um die ſich Mädchenwünſche ſonſt drehen, für ſie nicht vorhanden waren. Sie brauchte kein neues Kleid, keinen Sommerhut mit Roſabändern, keine künſtlichen Blumen und ſeidenen Schleifen, kein Sonnenſchirmchen, kein Arbeitstiſchchen mit zierlichem Gerät — aber ſie brachten ihr ſchöne Blumengläſer mit immer friſchen Blumen, Kleinigkeiten zum Schmuck ihres Zimmers, ein goldgelbes Kanarienvögelchen in einem glänzenden Käfig, hübſche Bilder und Bücher. Vor allem Bücher! Da glänzten ihre blauen Augen und das lieblichſte Lächeln erhellte ihr mattes Geſicht, wenn ein neues Buch kam. „Ach, lieber Gott,“ konnte ſie aus tiefſter Seele ſagen, „wie gibt es doch ſo viel Gutes und Schönes!“

Aber all dieſe kleinen Freundlichkeiten können doch nur kurze Sonnenblicke werfen in ein ſo trauriges Daſein; von ihnen konnte das Friedenslicht nicht ausgehen, das über dieſem kranken Antlitz lag. Es war auch nicht immer ſo geweſen. Die Krankheit hatte früher noch Zwiſchenräume gelaſſen, in denen die Hoffnung auf Gedeihen und Geneſung wieder auflebte, und die Mutter hatte Liebe und Zärtlichkeit, hatte aufopfernde Pflege für ſie, — Ergebung in des Kindes Leiden hatte ſie nicht. Sie wollte dies Leben gewaltſam dem Leiden abringen; ſie gebrauchte Aerzte, Hausmittel, Wundermänner, Kuren aller Art, in jede ſetzte ſie wieder ihre Hoffnung und weckte dieſe Hoffnung bei dem Kinde ſelbſt; ſie kaufte ihr hübſche Kleider und legte ſie bereit, daß ſie darin ausgehen könne, wenn es nun bald beſſer werde; ſie erzählte ihr von allen Freuden der Welt, die für die Geſunden blühen, um ſie zu erheitern und ihre Hoffnung zu beleben, — vergeblich! Auf gute Tage folgten wieder ſchlimme Wochen und Monate; ſie mußte Kleid und Hütchen wieder in den Kaſten tragen, damit ihr Anblick das arme Kind nicht betrübe. Das alles erhielt die Kranke nur in peinlicher Aufregung und die Mutter war nahe daran, die Vorſehung anzuklagen, die dem armen Kinde auch nicht die kleinſte Freude gönne; Gertrud ſelbſt wurde mitunter verſtimmt und übellaunig, verbittert gegen die Frohen und Geſunden.

„Wir wollen beten, Gertrud, recht ernſtlich beten," ſagte endlich die bekümmerte Mutter; „ach, ich habe ja ſo oft ſchon vergeblich gebetet um deine Geſundheit, nun wollen wir es miteinander thun; iſt ja doch verheißen in der Bibel: wenn zwei unter euch eins werden, um was ſie bitten wollen von meinem Vater, das wird er euch geben — ſo muß er's doch gewähren." Und ſie beteten heiß und inbrünſtig, Mutter und Kind; von der Zeit an begann Gertrud, deren Geiſt ſich unter allen Leiden früh entwickelt hatte, ſelbſt in dem heiligen Buche zu leſen und zu forſchen, aus dem ſie gern bis jetzt den einzelnen Geſchichten und frommen Sprüchen gelauſcht hatte.

Auf kurze Beſſerung folgte wieder ein trauriger Rückfall. Mit unſäglicher Herzensbitterkeit ſaß die arme Mutter, als der heftige Anfall vorüber war, an dem Schmerzenslager des

Kindes. „Es iſt alles vergeblich, auch das Beten iſt umſonſt!“ ſagte ſie mit tonloſer Stimme und ihr trüber Blick ſah erſtaunt auf dem bleichen Geſichtchen ein ſo liebliches, friedevolles Lächeln wie nie zuvor.

„Iſt dir's beſſer, arme Gertrud?“ fragte ſie.

„O viel beſſer in meinem Herzen,“ ſagte die Kranke leiſe; „es war doch nicht vergeblich gebetet, Mutter.“

„Aber du biſt ja ſchwächer als je, du armes Kind!“

„Der Herr hat mir doch keinen Stein gegeben für Brot,“ ſagte Gertrud mit ſanftem Lächeln; „ich weiß nun, daß er mir etwas Beſſeres geben kann als Geſundheit; es iſt mir ſo wohl im Herzen, o Mutter, jetzt kann ich gerne warten, bis ich geſund werde, oder — bis. ich heim darf!“

„Aber er hat unſer Gebet doch nicht erhört!“ warf die Mutter ein, die für das ſanfte, geduldige Kind noch viel heißeres Mitleid fühlte als zuvor für das klagende.

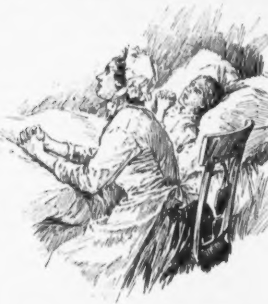
„Wir haben nicht ſo gebetet wie der Heiland ſelbſt, mit dem Schluſſe: nicht wie ich will, ſondern wie du willſt!“ ſagte Gertrud, die in den letzten Tagen gar viel über das alles nachgedacht.

„Aber der Herr hat alle Kranke geheilt, die zu ihm kamen, alle! kann er das nicht jetzt noch?“ beharrte die Mutter mit dem Eigenſinn eines kranken Herzens, während es ihr doch ſüß und wunderbar klang, ſich tröſten, ja belehren zu laſſen von dem Kinde, das ſo ſchwach und hilflos vor ihr lag.

„Das war ja zu der Zeit, wo ſie alle noch nicht wußten, daß es der Herr war,“ ſagte Gertrud mit der zweifelloſen Sicherheit eines gläubigen Herzens; „da mußten ſie ihn erſt erkennen lernen; wir wiſſen das jetzt alles gewiß und brauchen kein neues Wunder mehr; wir können wohl Geduld haben, wir ſind ja ſicher, daß ein ſeliger Himmel auf uns wartet.“

Und dieſer ſüße Friede blieb dem Kinde eigen durch alle Leidenstage, die es noch zu durchleben hatte; jetzt erſt, nun ſie ihre Seele und all ihr ſchmerzliches Geſchick ganz in Gottes Hand gelegt, fand ſich auch die Fähigkeit, ſich am Kleinſten zu freuen, und die Geſchwiſter, die ſonſt nur aus Pflichtgefühl mit einer gewiſſen Scheu ſich der kranken Schweſter genaht hatten, fühlten unbewußt die reine höhere Lebensluft, die das kranke Kind umwehte, und ihr Stübchen wurde allmählich der liebſte Sammelplatz der kleinen Familie.

Arbeiten konnte ſie ſelten; die wenigen Kleinigkeiten aber, die ihre verkrümmten Fingerchen mühſam zu ſtande gebracht, wurden mit bewunderndem Jubel aufgenommen und wie Kleinode verwahrt. „Das hat unſre Gertrud gemacht!“ rühmten die Geſchwiſter und konnten nicht begreifen, daß andre nicht in gleiches Erſtaunen über dieſe kümmerlichen Arbeiten gerieten. Aber lernen wollte ſie, mehr als für ihre ſchwache Kraft zuträglich war; mit ihren hellen klugen Augen ſah ſie ſo verſtändig in die Augen des Lehrers, machte ſo eingehende, ernſte Fragen, daß der meinte: „Man muß ſich wahrhaftig zuſammennehmen bei dem kleinen Mädchen.“ Man geſtattete ihr nur



wenige Lehrſtunden mit Rückſicht auf ihre zarte Geſundheit; aber ſie hatte ſo gut Zeit zum Nachdenken und that das in jedem etwas ſchmerzfreien Augenblick. „Warum plagſt du dich denn mit Lernen, Gertrud?“ fragte der Bruder, dem Grammatik und Wörterbuch keineswegs als Genußmittel erſchienen; „du brauchſt's ja nicht, du kommſt doch nicht unter die Leute, an deiner Stelle thät' ich nur unterhaltende Geſchichtenbücher leſen!“

„Weißt du,“ ſagte Gertrud, „ich habe einmal geleſen, all unſre Stunden ſeien Fruchtkörner, uns gegeben, daß ſie verarbeitet werden zu Brot, das uns nähre und ſtärke in Zeit und Ewigkeit; da denke ich denn, wenn ich gar nichts thue, ſo iſt's, wie wenn ich das Korn auf den Boden werfen würde, wo es verdirbt; darum will ich lieber probieren, Brot daraus zu gewinnen.“

Neben all der kindlich rührenden Freude, mit der ſie an den kleinſten Gaben des Lebens ſich ergötzen konnte, lebte eine tiefe, geduldige Sterbensſehnſucht in dem Kinde. Das war natürlich, aber es iſt nicht ſo bei allen Leidenden; Gertrud jedoch war ganz und vollkommen daheim mit ihren Gedanken in der ſeligen Heimat, die ſie erwartete; war fertig, in jedem Augenblicke zu gehen. Und doch wurde ſie nicht ſo bald gerufen.

Der Tod kehrte ein in dem Hauſe. Er nahm nicht das müde, ſterbensfreudige Kind; die Mutter war es, die heimgerufen wurde inmitten ihres Tagewerks, die mit ſchwerem, ſorgenvollem Herzen den Kreis ihrer Kinder überblickte, vor allem ihr Schmerzenskind, dem ſie noch ſo nötig war. „O, ich wollte, ich könnte dich mit mir nehmen!“ ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzen, wenn die arme Gertrud ſich mühſam an ihr Lager geſchleppt hatte und durch die ſtrömenden Thränen ſie ſo innig liebevoll anſah. „Bitte Gott, daß ich bald kommen darf!“ war alles, was Gertrud erwidern konnte. So wie die andern konnte ſie nicht klagen und jammern an der Leiche der Mutter; ſie mußte es ihr gönnen, daß ſie ſchon heim durfte, ſterben dünkte ihr ſo ſchön! Sie klagte nie über das Vermiſſen all der kleinen Liebesdienſte, die ihr die Mutter geleiſtet; auch war ein freundlicher Wettſtreit unter den Geſchwiſtern, ſie nichts vermiſſen zu laſſen, und das kranke, ſchwache Kind wurde allmählich zur geiſtigen Autorität des Hauſes. „Gertrud iſt ſo geſcheit," wurde oft mit Stolz gerühmt, wenn ſie einen ihrer Ausſprüche erzählten. In Gertruds Stübchen wurde die Morgen- und Abendandacht gehalten; Gertrud überhörte geduldig alle Schulaufgaben und half nach bei Aufſätzen. „Zu viel darfſt du mir nicht helfen," meinte zwar die Schweſter, „weißt, was du mir ſagſt, iſt gleich ſo ſchön; dann merkt der Herr Maier, daß ich's nicht ſelbſt gemacht!" Alle kleinen Anliegen und Sorgen des mutterloſen Hauſes wurden Gertrud vorgetragen, weil Gertrud ſo geſcheit war. „Sagt mir's nur am Abend," bat ſie, „dann kann ich mich bei Nacht darüber beſinnen." Das arme Kind genoß ſelten eine Stunde ruhigen Schlafs. Und am Morgen hatte ſie ſich dann beſonnen, gab lächelnd ihre Meinung ab und freute ſich innig, wenn ihr Rat gut und brauchbar gefunden wurde. Sie redete nicht viel von der verſtorbenen Mutter; aber ſie ſchien in ſtetem Verkehr mit ihr zu leben, in geduldiger Hoffnung, ihr bald zu folgen; nichts machte ſie ſo betrübt, als die Bemerkung des Doktors, die ſie einſt gehört, daß kranke Leute, wie ſie, noch ſteinalt werden können.

Eine zweite Mutter kam in das verwaiſte Haus; ein jugendlich anmutiges Geſicht beugte ſich über die arme Kranke und verſprach, mit mütterlicher Treue ihrer zu warten. Sie hat Wort gehalten und mit inniger Liebe rankte ſich das ſchwache Pflänzchen an der neuen Stütze empor. Mit friſchem Mute begann die junge Mutter allerlei Verſuche, dem Kinde aufzuhelfen, — es war vergeblich; aber Gertrud empfand die Liebe darin und ſchmiegte ſich glückſelig an die ſchöne junge Mutter, wenn ſie hie und da an ihrer Seite ins Freie fahren durfte. „Es iſt ſo ſchön, daß du da biſt," ſagte ſie; „ſo haben wir eine Mutter im Himmel und eine auf Erden, und wenn ich ſterbe, ſo ſind die andern nicht allein."

Es blieb nicht lange ſo. Die junge blühende Frau mußte ein neues Leben mit ihrem eigenen erkaufen, und das leidensvolle Daſein der armen Gertrud ſollte noch nicht enden! Sie war faſt noch ſchmerzlicher betrübt als bei dem Tode der erſten Mutter: ſie konnte es diesmal viel ſchwerer begreifen, warum es ſo kommen mußte: „aber ich werde es bald erfahren,“ ſagte ſie endlich in ſtiller Ergebenheit.

Allzulange durfte ſie nicht mehr warten, obwohl ſie noch den Kelch des Leidens bis auf die unterſte Hefe leeren mußte. Aber ſie blieb geduldig und ergeben, freudig in ihren lichten Augenblicken, in ſeliger Erwartung des nahen Zieles.

Die ſchönſte der Blumen, die Grandiflora, die Königin der Nacht, die nur wenige Stunden inmitten der Nacht ihre ſtille Schönheit enthüllt, ſchließt die weißen Blätter über dem goldenen Kelch vor Tag, ehe ſie welkt, und nie hat ein irdiſcher Morgen ihre ſtrahlende Lieblichkeit geſehen.

Dieſe Blüte, deren verborgene Schönheit kein irdiſches Auge erblickte, ſchloß ſich auch noch vor dem Welken; ihre letzten Stunden waren unbewußt, unbewußt wenigſtens der Leiden, der ſchweren Kämpfe, welche endlich die ſchwache Hülle ſprengten; ob die Seele in dieſen dunklen Stunden geheime Zwieſprach gehalten mit dem Herrn, der ihr nun die Pforten der ewigen Heimat öffnete — wir wiſſen es nicht.

Wird ſie nun wohl ihr trübes Daſein beklagen, wird ſie eines der jungen Weſen beneiden, die in friſcher Blüte und geſunder Kraft, in fröhlichem Genuſſe des jungen Lebens, in heiterer Erwartung künftiger Freuden neben ihr aufgeblüht ſind? — ich glaube nicht.‘

„Ach, wie gut iſt's, daß der arme Tropf endlich geſtorben!“ meinten ſo viele, „wozu hat ſie aber gelebt? War doch ihr Leben nichts als Leiden für ſie ſelbſt und Plage und Mühe für andre!“

Die werden nicht ſo fragen, die den verborgenen Reichtum dieſes Herzens, den tiefen Frieden dieſes leidensvollen Daſeins erkannt; die nicht, denen an dieſem Schmerzenslager die Wahrheit einer höheren Welt klar geworden, die an dieſem ſtillen Grabe um Kraft gebetet, auch ſolchen Frieden zu erringen.

Sie hat nie geblüht in Lebensluſt und Freude, ſie hat nie wirken und ſchaffen können für ſich und andre — eine taube Blüte in Menſchenaugen, und doch hatte der Herr den Keim zu köſtlicher Frucht in ſie gelegt.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Gut Freund.

Erzählungen von Adelheid Wildermuth.

Mit 6 Farbendruckbildern
nach Aquarellen von Fritz Bergen und Eugen Klimſch.

Oktav-Format. In Prachtband gebunden M. 4.50.

Die Herausgeberin des „Jugendgarten“ bietet hier für Knaben und Mädchen eine Reihe von Erzählungen. Die lebendige Friſche, die dieſen Geſchichten innewohnt, die einfache, edle Sprache, in der ſie geſchrieben ſind, dürfte ihnen bald einen Platz neben den Schriften der gefeierten Ottilie Wildermuth, der Mutter unſrer Autorin, einräumen und das Buch zu dem machen, was der Titel ſagt: zu einem guten Freunde.

Mädchenjahre

in Luſt und Leid.

Eine Erzählung für junge Mädchen

von

Marie Beeg.

Mit einem farbigen Titelbild. Oktav-Format.
Elegant gebunden M. 5.

Lebenswahre Darſtellung, liebenswürdiger Humor, verbunden mit tiefem ſittlichem Ernſte — dies ſind die Eigenſchaften, die dieſer Erzählung der ſinnigen Jugendſchriftſtellerin in beſonderem Maße innewohnen, und welche das Buch zu Geſchenkzwecken vorzüglich geeignet machen.

Zu haben in den meiſten Buchhandlungen.

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Leben.

Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zuſammengeſtellt
von ihren Töchtern

Agnes Willms und **Adelheid Wildermuth.**

Dritte Auflage.

Preis eleg. broſch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Ottilie Wildermuths Leben, das ſie bis zu ihrer Verlobung ſelbſt erzählt und nachher in Briefen und Tagebüchern weiter ſchildert, wird hier vor dem Leſer wahrheitsgetreu entrollt. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne die edle Frau noch lieber gewonnen, ohne einen Gewinn fürs eigene innere Leben daraus gezogen zu haben.

Das erſte Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geſchichte in Briefen
von

R. Artaria.

Mit einem Titelbilde in Heliogravüre von R. Reinicke.

Elegant gebunden 5 Mark.

In dieſem Buche werden die Erlebniſſe eines jungen Ehepaares in mittleren Verhältniſſen während eines Jahres in Form eines Briefwechſels zwiſchen der jungen Frau und ihrer Freundin geſchildert. Alle die Kleinigkeiten des Lebens, die ernſten und heiteren Seiten desſelben werden in anſprechender Weiſe beleuchtet, wodurch das Leſen des Buches höchſt genußreich wird. Durch die elegante Ausſtattung eignet ſich das Buch vorzüglich zu Geſchenkzwecken.

Zu haben in den meiſten Buchhandlungen.